image
not
available

B 1,420,018

B 1,420,018

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES 1817

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES 1817

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES 1817

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES 1817

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

Digitized by Google

Digitized by Google

ENCYKLOPÄDIE.

ERSCH & GRUBER.

VOL. XX.

F — Ferc.

U. S. PATENT OFFICE.

By transfer from
Pat. Office Lib.
April 1914.

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wiſſenſchaften und Künſte

in alphabetiſcher Folge

von genannten Schriftſtellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Erſch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erſte Section.

A — G.

Herausgegeben von

J. G. Gruber.

Einundvierzigſter Theil.

F — FARVEL.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1845.

AE
27
.A41
V.20

LIBRARY OF CONGRESS
DUPLICATE
EXCHANGED

F.

F. 1) Als Sprachlaut. F iſt in mancherlei Hinſicht ein merkwürdiger Sprachlaut, obgleich nur wenig beachtet: er iſt gleichſam das Schiboleth, wodurch ſich nicht nur einzelne Mundarten, ſondern ganze Völker von einander unterſcheiden. In unſerer Sprache iſt er nicht ſowol ein angehauchter, als angeblaſener Lippenlaut, welcher bei ſeiner Ausſprache nicht ſofort verſtummt, ſondern ſich den fließenden Sprachlauten l, m, n, r gleich fortſetzen läßt, obwol die Fortſetzung ſeines Lautes nur in einem ſtimmloſen Blaſen durch die Zwiſchenräume der obern Vorderzähne beſteht, ſowie der Sauſelaut s bei ſeiner Fortſetzung nur ein ſtimmloſes Geziſch hören läßt. Er wird darum nicht nach Art der ſtummen Sprachlaute fe, ſondern, wie die fließenden, ef genannt; daß er jedoch weder ein fließender, noch ſtummer Sprachlaut, ſondern nur ein Blaſelaut ſei, erhellet daraus, weil er zwiſchen beide geſtellt werden kann, wie in Pflaume, Pfrieme, und in helft, werft. Sowie er aber als Lippenlaut von ſtummen Buchſtaben faſt nur das p ſowol im An- als Auslaute vor ſich annimmt, z. B. Pfropf, und nach ſich faſt nur einen Zungenlaut zuläßt, wie in pfropft und Fthia ſtatt des griechiſchen Phthia; ſo findet man auch von den fließenden Buchſtaben meiſt nur l, n, r im Anlaute nach, im Auslaute vor demſelben, z. B. Flucht, Frucht, althochteutſch fnehan für das griechiſche πνεῖν, ſanſkritiſch dhmâ, lateiniſch flare (wehen); hilf, wirf und fünf für das griechiſche πέμπε. Ein m findet ſich nur im In- und Auslaute vor ph und pf, wie Triumph und Trumpf, wo wie Nymphe auch Jungfer geſprochen zu werden pflegt. Auf ein anlautendes ph und pf kann aber, wie auf w und b, kein anderer fließender Laut als l und r folgen, weshalb ſich auch nach f das n in unſerer Sprache verloren hat. Obgleich auch in funfzehn und funfzig das n ausgeſtoßen zu werden pflegt, wie der Engländer überhaupt nur five für fünf ſagt; ſo hat man es doch in sanft für das niederteutſche soft oder sacht erſt eingeſchoben. Wie gern man mit dem auslautenden f ein n verbindet, beweiſen die Subſtantive Vernunft von vernehmen, Kunft, wofür man im Althochteutſchen auch chumft, wie samft für sanft ſchrieb, von quemen oder kommen, und Zunft von zähmen, verwandt mit zäumen und ziemen. Dennoch hat ſich das n auch in Duft, ſchwediſch doft, engliſch dust, für Dunst, wie im niederſächſiſchen duff für dumpf das m, verloren, obwol n vor f ebenſo ſehr geliebt wird, als m vor ph und pf. Statt daß der Teutſche empfeblen für anbefehlen und empfahen für das althochteutſche antphahan oder intphahan, enphahan oder inphahan ſpricht, ſchrieb der Römer confero und infero für das griechiſche ξυμφέρω und ἐμφέρω, pflegte aber nach Cicero (Orat. 48) das n vor f, wie vor s, auszuſtoßen, und dafür den vorſtehenden Selblaut zu verlängern, wie wir Coblenz für Confluentes und Coſtanz für Constantia ſagen, oder auch koſten (couter) für constare. Eben hieraus ergibt es ſich, daß, wenn auch im Teutſchen f, v und ph auf völlig gleiche Weiſe ausgeſprochen zu werden pflegen, doch das griechiſche φ vom lateiniſchen f ebenſo verſchieden war, als das Digamma Ϝ oder das lateiniſche v, und darum mit Recht die Schreibung Filoſof für Philoſoph ebenſo wenig Anklang gefunden hat, als Perſpektif für Perſpectiv geduldet werden darf. Denn ſowie wir die Perspective ganz nach römiſcher Weiſe auszuſprechen pflegen, der zufolge das v unſerm w entſpricht; ſo darf man auch denen, welche das ph nach römiſcher Weiſe auszuſprechen für gut finden, nicht durch deſſen Vertauſchung mit f entgegenſtreben, wenngleich in eingebürgerten Wörtern, wie Faſan für Phasiana avis und Elfenbein von Elephanten, das f in die Stelle des griechiſchen φ tritt.

Wer wollte ſich Difthong für Diphthong zu ſchreiben erlauben, während er Erichthonius unverändert läßt? Hätten die Römer das griechiſche φ wie ihr f ausgeſprochen, ſo würden ſie kein ph dafür eingeführt haben; aber es weiſet ſich auch das ph der Römer durch die Schreibung triumphus für das alterthümliche triumpus als eine labiale Aſpirate aus, welche der Pfälzer hören läßt, wenn er uns ſein Vaterland nennt, da er das pf in Pfalz faſt ebenſo ausſpricht, wie wenn das ph in Diepholz in Eine Sylbe zuſammengezogen würde. Obwol Quintilian (XII, 10, 27 sq.) das griechiſche φ zu den lieblichen Buchſtaben zählt, wogegen das f der Römer ein rauher Blaſelaut ſei, welchen nach I, 4, 14 ein Grieche nicht auszuſprechen vermochte, und obgleich das φ bei den Griechen nur als einfacher Laut galt, wie ϑ und χ, welcher nur ſelten, wie in αἰόλον ὄφιν. Homer (Il. XII, 208) einem kurzen Selblaute vor ſich die Dauer einer langen Sylbe mittheilte; ſo kam doch das griechiſche φ, wie ſchon deſſen Verbindung mit einem μ beweiſet, in ſeiner Verdoppelung, wie in Σαπφώ, unſerm pf näher, als in ſeiner Einfachheit dem b, womit es die Makedonier

vertauſchten, welche Bryges für Phryges (Freie nach Heſychius) und Berenike, woraus Veronica ward, für Pherenike ſagten. Kein Wunder demnach, daß bei den Griechen, bei welchen das äoliſche Digamma zu einem Hauchlaute, wie b zu bh oder w, ward, auch das φ mehr gehaucht, als geblaſen, oder, wie Priscian (I, 4, 14) ſchreibt, mit feſtgeſchloſſenen Lippen gleich dem f geſprochen ward. So widrig jedoch den Griechen der Laut eines römiſchen f ſein mußte, ſo ſehr liebten ihn nach Apulejus (de nota aspirationis ed. *Osann.* p. 125) die Sabiner, welche fircus für hircus, vefere für vehere ſprachen, ſtatt daß nach Scaurus (de orthographia ed. *Putsch.* p. 2252) die Falisker, deren Stadt ein Haleſus erbaut haben ſollte, haba für faba ſagten. Nach Paulus Diaconus ſetzten die alten Römer faſt ebenſo oft ein f in die Stelle eines h, als ein h in die Stelle eines f, daher ſie nach dem griechiſchen *φορβεα* ebenſo wol die Speiſe forbea nannten, als nach dem äoliſchen *φέρβα* das Kraut herba. Auch in v oder w, das bei den Umbriern ſo oft mit f wechſelte, ging bei den Römern das f zuweilen über, wenn anders vates dem griechiſchen *φήτης* von fari entſpricht. Statt daß die Römer an die Stelle des griechiſchen *ϑ* häufig ein f ſetzten, wie die Ruſſen Feodor für Theodor und die Teutſchen fliehen für das gothiſche thliuhan oder finster für Willeram's thimster (althochteutſch dinster, neuhochteutſch düster) ſagen, iſt das f lateiniſcher Wörter in der ſpaniſchen Sprache faſt immer, und nicht ſelten auch in der franzöſiſchen Sprache, in h übergegangen, z. B. hijo für filius, *υἱός*, und hors für foras, *ϑύραζε*. Hiernach kann es nicht befremden, wenn die Römer, welche den Hauchlaut vor oder nach r auszuſtoßen pflegten, ebenſo wol frigeo als rigeo für *ῥιγέω*, und frango für *ϝρήγνυμι* (brechen), aber, ſowie wir aus truncus ſowol Rumpf als Strumpf gebildet haben, rumpo für *ϑρύπτω* ſagten, während *ταρφής* von *τρέφω* für *ϑρέφω* in frequens und tremor in formido überging. Bei den Teutſchen ging, wie Vater oder Father für pater beweiſt, ſchon in den älteſten Zeiten das p in f über, und konnte daher auch f in die Stelle eines qu oder k treten, wie in den gothiſchen Zahlwörtern fidwor und fimf für die kymriſchen pedwar und pump, lateiniſchen quatuor und quinque, gaeliſchen ceithar und coig, ſanſkritiſchen çatur und panç, griechiſchen *τέσσαρα* und *πέντε*. Kein Wunder, wenn man hiernach auch an eine Verwandtſchaft zwiſchen carrus und currus mit fahren und Fuhr gedacht hat: im Auslaute wenigſtens ſind zucken und zupfen für das niederteutſche tocken ebenſo wenig unterſchieden, als tunken und tupfen von taufen oder tauchen, wiewol im Auslaute die Buchſtaben ſo ſehr wechſeln können, daß man mit Knauf und Knopf nicht nur Knobbe und Knospe, wie labium, Lippe, Lefze, perſiſch lab, altteutſch Lepse, Lespe, Lesfe, ſondern auch Knote, Knolle, Knorre und Knochen verwandt glauben darf. Mit ch wechſelt f beſonders vor t, wie in Schluft oder Schlucht, after oder achter, und Nichte für Niftel von Neffe; daher auch sichten durch das engliſche sift auf sieve oder Sieb, wie lichten oder lüften durch das engliſche lift auf das franzöſiſche lever oder das lateiniſche levare zurückgeführt wird. Durch die Verbindung, in welcher hoh und hoch mit heben, Hefen, Haufen, hüpfen ſtehen, wird es begreiflich, wie die Engländer für lachen laugh (läf) und für genug enough (enoff), im Plural enow (enau) ſagen können, ſowie durch saufen für saugen, lateiniſch sugere, engliſch suck, wie der Teutſche Saft für succus bilden konnte. Daß ein in- und auslautendes f auch mit m wechſeln könne, beweiſet Kiefer für Kieme, und Ruhm für Ruf neben Rüge, ruchlos, ruchtbar, verrucht und Gerücht.

Mit s wechſelt f im ſchwediſchen doft und engliſchen dust nur ſcheinbar: denn das f iſt in Duft, wie das s in Dunst, nur eingeſchaltet, ſowie man von gebären nur Geburt, aber von verlieren zuerſt Verlurst, dann Verlust gebildet hat. Werden auch Brunft und Brunst faſt in gleichem Sinne gebraucht, ſo ſcheinen ſie doch, von brummen und brennen abgeleitet, verſchiedenen Urſprungs zu ſein. In Nothdurft von bedürfen iſt das f zwar radical, aber in getrost vom gothiſchen gadaursta (er unterſtand ſich) iſt das s nur eingeſchaltet, da noch Luther ich tar für ich darf (*ϑαῤῥῶ*) ſchrieb. Wie hier das f nur ein hinzugetretener Buchſtab iſt, ſo ſcheint er es auch in scharf zu ſein, da bei den Jägern schärfen ebenſo wol als schären und schüren für schneiden geſagt wird, und schürfen ſich mit schüren und scheuern, wie schlürfen mit dem niederſächſiſchen slüren verbinden läßt. Gleichwol ſtellt die regelmäßige Conjugation dieſer Wörter ſie ebenſo wol als abgeleitet dar, als stopfen von stauen, wie stemmen und stauchen, oder zupfen von ziehen, wie zerren und zausen. Mag daher auch prüfen, gleich dem engliſchen prove, nur dem lateiniſchen probare nachgebildet ſein; ſo darf man doch ſelbſt Wörter mit umlautender Conjugation, wie kneifen für knippen von Knie, gleich knebeln, knicken, und helfen von Heil als abgeleitet betrachten. Selbſt in Stammwörtern, wie im althochteutſchen krifjan für das neuhochteutſche kriechen, niederteutſch krupen, ſanſkritiſch srip, lateiniſch serpo, griechiſch *ἕρπω*, diente das f zur Abſchattung des Begriffs, da ſowol das hochteutſche werfen, als das niederteutſche weifen, wie weben und wenden, vom Wurzelworte wehen oder wegen gebildet wurde. Schaffen und schöpfen ſtammen ebenſo wol, als schicken, von geschehen, und wie zweifeln von zwei gebildet ward, darf auch impfen auf ein oder in zurückgeführt werden, ſowie streichen durch Ableitung entſtand, ſo auch das damit wechſelnde streifen. Zuweilen iſt das f an die Stelle eines b getreten, wie in schnaufen und schnaupfen von schnauben; gewöhnlich entſpricht aber das hochteutſche f dem niederteutſchen p, wie in schlaff für schlapp. Ein pf kennt der Niederteutſche in ſeiner Sprache nicht; der ebenſo gern blaſende, als hauchende und ziſchende Oberteutſche dagegen ſpricht pf nicht nur für ein verdoppeltes p im In- und Auslaute, ſondern auch für ein einzelnes p im Anlaute eines Wortes, z. B. Pfeffer für piper, franzöſiſch poivre, Pfaffe für papa, pfeift auf für das niederteutſche pipet-up; Kufe für cu-

pa, Kübel wie Koffer für Kober, aber Kupfer für cuprum, und Kopf für Caput (Haupt). Eben weil pf im Auslaute die Stelle eines doppelten p vertritt, hat pf gewöhnlich einen kurzen Selblaut ſtatt des langen Vocales oder Diphthongs vor ſich, wie in rupfen von raufen, Tropfen von Traufe, Gipfel von Giebel, schlüpfen von schleichen oder schleifen. Obgleich maleriſche Wörter nur auf pp oder ff auslauten, wie happ! happ! hepp! hepp! hopp! hopp! piff, paff, puff! ſo haben doch die Oberteutſchen das phui der Römer für das franzöſiſche fi zu pfui verhärtet, um den höchſten Abſcheu auszudrücken, während der Römer durch vae, der Franzoſe durch bah, der Grieche durch παπαί nur wegwerfend ſich äußert, mit ὢ πόποι ſich verwundert und mit φεῦ jammert. Wenn auch in dieſen Interjectionen, mit ha! heu! hui! verglichen, die Anlaute w, b, p, f, pf, eine Steigerung des Unwillens zu malen ſcheinen, ſo zeigt doch das ſchwediſche hviska und engliſche whisper für das holländiſche luystern und das teutſche flüſtern, daß ſich der Oberteutſche vom Niederteutſchen durch ein ſtärkeres Blaſen unterſcheidet, und daher auch vor l und r zuweilen ein f nur vorſetzt, wie in flau für lau, angelſächſiſch hleow oder bliw, und frisch für risch. Sowie der Niederteutſche, dem ein Hieb aus dem ff ſchon für das Höchſte gilt, für ein in- und auslautendes pf nur pp ſpricht, ſo für f meiſt p und zuweilen ſogar b, wie Haber für Hafer (avena), oder w, wie Duwel für Teufel (Diabolus). Wenn der Niederteutſche umgekehrt f für b zu ſprechen ſcheint, wie half für halb; ſo zeigt die Flexion halwe, daß dieſes nur Täuſchung ſei, wenngleich der Engländer vom Plural wives und lives, welcher den Verben weave und live (weben und leben) entſpricht, den Singular wife und life bildet. Doch ließ der Niederteutſche ein anlautendes w auch in f übergehen, wie er aus dem lateiniſchen Deminutiv viola für das griechiſche ἴον oder Ϝίον ein neues Deminutiv Fieulken (Veilchen, ſchwediſch Fiol für das engliſche violet) bildete, weshalb ſich auch Volk vom lateiniſchen vulgus für ὄχλος, wie Fisch von piscis für ἰχθύς ableiten läßt. Umgekehrt vertauſcht der Hochteutſche zuweilen ein anlautendes pf mit f, wie wenn er ebenſo, wie Tacitus framea für Pfrieme, niederſächſiſch preem, ſchrieb, Flaume für pluma von Pflaume für prunum unterſcheidet.

Obgleich im Hochteutſchen die ſanften Lippenlaute am Ende der Wörter meiſt mit dem vorhergehenden Selblaute zu einem Diphthong umgeſchaffen werden, wie Pfau für pavo oder pavus, ſchwediſch päfogel, engliſch peacock, plattteutſch pageluhn, und Donau für Donowe oder Danubius; ſo wird doch gar oft den fließenden Buchſtaben im Auslaute noch ein Lippenlaut zugegeben, und dabei ein langer Selblaut verkürzt, wie falb für fahl und gelb für gehl, engliſch yellow, obwol das lateiniſche calvus zu kahl ward, wie helvus oder gilvus zu gelb. So ward gerben aus gahr und färben aus dem engliſchen fair gebildet, ſowie hieraus wieder Farbe, althochteutſch farawa, und fairhwus bei Ulfila für Κόσμος. Nach einem m ging aber das b bei dem Niederteutſchen auch in p, bei dem Hochteutſchen in pf über, wobei dann auch wol die Selblaute a und u mit einander wechſelten, wie dumm, dumb für dämisch, und stumm, stumpf, niederſächſiſch stump; dämmen, dämpfen (engliſch damp), dumpf und Stamm, Stummel, Stumpf für das niederſächſiſche Stubbe oder Stuke. Sowie das m dabei oft ausfiel, z. B. duffig im Niederſächſiſchen für dumpig, dumstig oder dumpstig, hochteutſch dumpfig, und engliſch deaf für taub und dumm; ſo zuweilen auch das l, z. B. franzöſiſch dupe für Tölpel, engliſch dolt und dupe von dull oder dolpish für täppisch oder Tapps, bei Pictorius Törpel oder Turpel, im Böhmiſchen Telpl oder Tulpa. So gern man nun auch ein f mit n verbindet, wie in Hanf (cannabis) und Senf (sinapi) für das niederſächſiſche Hamp und Semp; ſo findet man doch für mpf nicht ſowol nf als ns, wie Duns, engliſch Dunce, oder auch ng, wie Kring für Kranz, ſchwediſch Krans von krumm, engliſch crump, verwandt mit Krampen, krempen, krimpen. Sowie aber das engliſche youngth für juventus in youth verkürzt ward, ſo fiel auch n vor s gewöhnlich aus, wie in Kreis für Kring und kraus für krumm. Auf ebendieſe Weiſe wurde ſowol der engliſche Ring als Rim und Rime zum Reif, und Kiefer wurde ſowol aus Kien als aus Kieme oder Kinn gebildet, ſowie man streifen, streichen, stripsen für striemen ſagte. Ebenſo lautet die griechiſche Drachme im Kurdiſchen ſowol draf als drahm für das perſiſche direm, und das zendiſche taokhma (Same) wird im Kurdiſchen zu tove, wie das zendiſche çasman (Auge) zu tschaf. Bei den Aſiaten iſt das f ein ſo gewöhnlicher Laut, daß der 17. Buchſtab des hebräiſchen Alphabetes nicht Pe, ſondern Phe genannt wird, wie denn auch für Joppe der Araber Jaffa und für die perſiſche Benennung des Pfeffers pilpil der Araber fulfal ſpricht, und nach den Münzen von Nephelis zu urtheilen auch im lykiſchen Alphabete das phrygiſche Digamma wie ein lateiniſches F geſprochen wurde. Dagegen ſind in Amerika die meiſten Sprachen ſo gutturaal und naſal, daß ihnen das f ebenſo wol als b und d, auch wol r und s, gänzlich fehlen. Den Grönländern mangelt nur der Hauch- und Blaſelaut, den Huronen aber jeder Lippenlaut, weil ſie den Mund bei dem Sprechen nicht ſchließen.

2) Als Schrift- und Kürzungszeichen. F iſt ſowol nach ſeiner Stelle im Alphabete, als nach ſeiner Geſtalt das Vav des Uralphabetes, deſſen Benennung im Hebräiſchen einen Nagel, Haken oder Pflock bezeichnet, und daher wol urſprünglich die Geſtalt des hebräiſchen ו hatte. Wie ſich dieſes Zeichen in der Semitiſchen Paläographie verſchieden geſtaltete, ſehe man in Kopp's Bildern und Schriſten der Vorzeit. 2. Bd. S. 382. Sowie der Haken am obern Ende in der ſyriſchen Eſtrangeloſchrift nach Unten ausgeſchweift wurde, woraus das einem hebräiſchen ס ähnliche Zeichen der kufiſchen Schrift entſtand; ſo wurde derſelbe in der phönikiſchen Schrift etwas nach Oben ausgeſchweift, und im althebräiſchen Alphabete mit einem kleinen Striche durchzogen, wodurch das tuskiſche oder pelasgiſche Digamma entſtand, deſſen Umkeh-

rung im äoliſchen Alphabete das lateiniſche F erzeugte. Statt daß die Umbrier und Osken den kleinern Strich des tuskiſchen Digamma's bis an das Ende des ſenkrechten Striches hinunter rückten und dem obern Querſtriche an Länge gleich bildeten, verlängerte man in der Curſivſchrift des Mittelalters den ſenkrechten Strich des lateiniſchen F in beliebiger Ausdehnung, und verkürzte dagegen den obern Haken mit dem kleinen Querſtriche ſo, daß das Zeichen einem Pfeifenrohre glich. In der griechiſchen Curſivſchrift ging dagegen das Digamma in der umgekehrten Geſtalt eines oskiſchen Vau in das ſogenannte Stigma (ς) oder das Zahlzeichen 6 über. Dieſes Zahlzeichen nannte man, wie das Koppa für 90 und das Sampi für 900 ein Epiſema, weil das äoliſche Vau im attiſchen Alphabete als ungebräuchlich wegfiel, und von den Alexandrinern nur zur Vervollſtändigung der durch ſie eingeführten Zahlzeichen wieder eingeſchaltet wurde. Aber auch im griechiſchen Uralphabete wurde das Digamma ſo wenig, als der Hauchlaut, den übrigen 16 Buchſtaben zugezählt, ſondern dem in einen ſcharfen und linden getheilten Hauchlaute um ſo mehr zugeſellt, als der Attiker den ſcharfen Hauchlaut an die Stelle des äoliſchen Digamma's ſetzte, wie in ταὼς, für ταϝώς, chaldäiſch טוס, Pfau. Statt daß das äoliſche Digamma unſerm w gleich geſprochen wurde, legten ihm die Römer, wie die Lykier, die Geltung eines ſtarken Blaſelauts bei, gleich unſerm f, und ließen dafür den Selblaut u zugleich die Stelle des Conſonanten v vertreten. Um nun nicht einerlei Zeichen in einer Sylbe zweimal zu gebrauchen, ſchrieb man vo für vu, z. B. volgus für vulgus; und obgleich der Teutſche das v wieder zu f verhärtete, und deshalb für den weichen Laut des v deſſen Verdoppelung w einführte, ſo ahmte er doch dem Römer darin nach, daß er bei aller Willkür im Gebrauche des f und v doch gern ein v mit o verband, wie von, vor, voll, Volk, neben fromm, für, füllen, Fürst. Im Teutſchen bezeichnen f, v, ph, völlig gleiche Laute, welche nur in fremden Wörtern unterſchieden zu werden pflegen. Der dem Teutſchen eigenthümliche Laut pf iſt ſo hart, daß er die Stelle eines Doppellautes pp vertritt, und daher im In- und Auslaute, nach der Analogie des griechiſchen πφ, eigentlich ppf geſchrieben werden ſollte.

Als Abkürzungszeichen bezeichnet f. meiſt das Particip folgend, wie ff. deſſen Plural, womit u. ſ. f. für und ſo fort oder ferner ſtatt u. ſ. w. für und ſo weiter zuſammenſtimmt; doch kann auch für in f. abgekürzt werden, wie Fürſt, Frau, Figur, Futur, Februar, Freitag, nach Umſtänden in F. In der lateiniſchen Sprache kann F. gar vielerlei bezeichnen. So wird in der römiſchen Nomenclatur gewöhnlich F. für filius, und ꟻ für filia geſchrieben, demgemäß F. F. Q. als filiis filiabusque erklärt wird. Weil aber auch für frater zuweilen nur F. geſchrieben wurde, ſo ſchrieb man oft Fi. für filius, wie Fr. für frater, und ſo auch F. Fi. für fratris filius. Dagegen wurde flamen und flaminica nebſt dem Namen Flavius in Fl. abgekürzt, wie Floralia in Flo., während F. L. für favete linguis oder auch feminae lectissimae geſchrieben ward. FF. kann filii und fratres geleſen werden, aber auch fecerunt, ſofern F. für fecit geſchrieben zu werden pflegte, wie F. C. für faciendum curavit und F. J. für fieri jussit. F. F. erklärt man durch filius familias oder vor Imp. durch felicissimus fortissimus; hinter A. A. A. bedeutet es aber flando feriundo. Eine figlina wird durch F. oder Fi. oder Fig. bezeichnet, ſtatt daß wir fig. für figura zu ſchreiben pflegen. Im römiſchen Kalender galt F. als dies fastus, wie N. als dies nefastus; aber Q. R. C. F. wird durch Quando rex comitiavit fas oder oder quando rex comitio fugit erklärt. PF. F. heißt Praefectus fabrum; aber P. F. pius felix (Imperator) oder pia fidelis (legio). Von andern Abkürzungen mag nur F. F. für Fausti filius, und Fl. F. für Flavii filius, wie F. F. für Flavia fidelis oder firma und Fl. fel. für Flavia felix (legio) bemerkt werden, mit dem Zuſatze, daß man auch FF. LL. für Flaviis und FFF. LLL. für Flaviis tribus, aber Fl. LS. LIBVSQUE für filiis libertis libertabusque geſchrieben findet. (*G. F. Grotefend.*)

FA heißt bei Allen, welche die muſikaliſche Skala noch mit den Sylben, ut, re, mi, fa, sol, la, si bezeichnen, der vierte Ton der diatoniſchen Leiter, alſo die reine Quarte einer jeden diatoniſchen Reihe, ſie mag einen Grundton (Tonica) ſetzen, welchen ſie will. Da aber alle diatoniſchen Skalen nach der Normaltonleiter von C gleichmäßig feſtgeſtellt werden, ſo nennt man auch wol unſern Ton f, weil er die vierte diatoniſche Stufe der Normaltonleiter bildet, fa. Es iſt dies aber blos dann richtig, wenn eben nur auf die Normaltonleiter C geſehen wird. Im Grunde bedeutet fa jede reine Quarte einer jeden diatoniſchen Leiter, ſowie der unter ihr liegende Ton, alſo in jedem Dur die große Terz, ſtets mi heißt. Das ganze Verhältniß der Töne der diatoniſchen Leiter, worunter mi, fa und umgekehrt fa, mi eine wichtige, obſchon ſonſt zu hoch angeſchlagene Rolle ſpielt, wird unter dem Artikel Solmisation, beſonders unter Mutation derſelben deutlich gemacht, um einer allgemein gültigen Anſicht willen, die für jeden beliebigen Grundton Alles auf einmal erklärt. (*G. W. Fink.*)

FAABERG (ſprich Foberg), Pfarrei in Norwegen, Chriſtians-Amt, Totens Voigtei, Stift Agerhuus, beſtehend aus der Muttergemeinde Faaberg, im J. 1815 mit 2050, und dem Filial Lille-Hammer, im J. 1815 mit 1768 Seelen; im ſüdlichſten Gulbrandsthale, an den beiden Seiten des Fluſſes Lougen, und am Nordende des Sees Mjöſen; breit faſt $^{3}/_{4}$ Meile, lang an der Weſtſeite des Lougen $2^{1}/_{2}$ Meilen, an der Oſtſeite nur $1^{1}/_{2}$ Meile. Die Pfarrei, ein Gerichtsſprengel, bildet ein ebenes und wohl bebautes, von waldreichen Bergen eingeſchloſſenes Thal, deſſen Seitenthal der niedere Theil von Gusdalan und Sarumdal iſt. Das Areal beträgt vier □Meilen, und liegt die Mutterkirche $17^{1}/_{2}$ Meilen von Chriſtiania entfernt. Die Einwohner ſind fleißige Ackerbauer, doch gewinnen ſie noch nicht den ganzen Bedarf, wiewol ſie Gerſte, Hafer, Roggen, Mengkorn und etwas Sommerweizen ſäen; die Saaten leiden oft durch Dürre. Kartoffeln werden jetzt allgemein gepflanzt; auch Flachs und

Hanf, Kohl- und Gemüſegärten findet man; Äpfel-, Pflaumen- und Kirſchbäume gewähren guten Ertrag. Mit der Bienenzucht hat man begonnen. Aus Wald und Viehzucht wird nichts Bedeutendes gewonnen. Schafzucht iſt durch engliſche und ſpaniſche Widder verbeſſert worden. Im Lougen iſt beträchtlicher Fiſchfang. Am Ausfluß des Rinda-Elv in den Mjöſen ward 1792 die Glashütte Jeone angelegt, deren Fabrikat im J. 1815 einen Werth von 62,000 Rbkthlr. betrug. Das Überhandnehmen des Handelsgeiſtes wirkt übel in Beziehung auf Sittlichkeit, ebenſo die neueingerichteten Jahrmärkte in Faaberg. Wohlhabenheit herrſcht; die Frauen ſpinnen und weben viel; auch gibt es hier, ſeit Alters, viele geſchickte Handwerker, deren Arbeiten weit vertrieben werden. Beide Kirchen ſind hölzerne Kreuzkirchen 1727 und 1733 von der Gemeinde erbauet. *(v. Schubert.)*

FAABORG (ſprich Foborg), eine kleine Stadt an der ſüdlichen Küſte der däniſchen Inſel Fühnen, unter 27° 41′ 12″ L. und 55° 7′ Br., mit 260 Häuſern und über 1500 Einwohnern. Ihr Alter reicht bis ins 12. Jahrhundert hinauf; ſie hat zu verſchiedenen Malen durch Feuersbrünſte gelitten. Die kurz vor der Reformation erbaute Kirche ſchmückt ein ſchönes Altargemälde aus dem Jahre 1511. Durch ihre herrliche Lage in einer fruchtbaren Gegend iſt ſie eine der anmuthigſten kleinen däniſchen Städte. Auf der nordöſtlichen Seite umgibt ſie der ſogenannte Süßwaſſerſee (Ferskvandsſö), an deſſen gegenüberliegendem Ufer ein niedlicher kleiner Hain, der, wie der nahe Wald mit ſeiner ſchönen langen Allee zur Baronie Holſteenshuus gehört. Die Stadt hat einen vorzüglichen Hafen mit vortrefflicher Ausſicht auf das Meer. Die Einwohner nähren ſich hauptſächlich von Schiffahrt und Handel, und beſitzen über 40 größere und kleinere Fahrzeuge, einſchließlich zweier Weſtindienfahrer. Man findet eine Bürgerſchule, ein Hoſpital, eine Gärberei, eine Reiſerbahn, und vor dem Weſterthore eine holländiſche Windmühle. Eine Leſegeſellſchaft beſteht. Ein angenehmer Spaziergang iſt nach dem Walde von Holſteenshuus; von der einen Seite erblickt man die Stadt und den Meerbuſen, von der andern die Inſeln Björnöe, Avernaköe und Dyreborg; auf letzterer iſt ein Thiergarten, wo man von der Bank eine der weiteſten und ſchönſten Ausſichten in Dänemark genießt. 1¼ Meile nordöſtlich von Faaborg liegt Brahetrolleborg, einſt das reiche Benedictinerkloſter Holmekloſter, das ſeine erſten Mönche 1172 von Herrevadskloſter in Schonen erhielt; jetzt findet man hier das fühnenſche Schullehrerſeminar, das Flachsbauinſtitut Lykkensſäde, eine Gärberei und eine Eiſenfabrik. Etwas weſtwärts von Brahetrolleborg, in einer romantiſch ſchönen Gegend erhebt ſich die alte Burg Arreskov am gleichnamigen See; hier iſt eine Papierfabrik.

Bei der kleinen Inſel Lyöe, eine Meile von Faaborg, nahm 1223 der Graf Heinrich von Schwerin Waldemar II. gefangen, der erſt nach zweijähriger Gefangenſchaft in Schwerin wieder in Freiheit geſetzt wurde. *(v. Schubert.)*

FAABROE (Faa ſprich Fo), eine Nagelfabrik in Norwegen, Kirchſpiels Ager, am Fluſſe Lyſager, ½ Meile von Chriſtiania, mit zwölf Nagelhämmern, einem Reckhammer und 30 Arbeitern; etwa 300 Schiffspfund norwegiſches Eiſen werden jährlich verſchmiedet. *(v. Schubert.)*

FAAK, ein zur gräflich Dietrichſteiniſchen Herrſchaft Finkenſtein im villacher Kreiſe des Herzogthums Kärnthen gehöriges Dorf, ſüdöſtlich von der Kreisſtadt gelegen, mit einer katholiſchen Filialkirche und einem ſehr romantiſchen See, in deſſen Mitte eine kleine Inſel liegt; durch ihn nimmt die Worounitza ihren Lauf, welcher Bach ſein Waſſer mittels des Gailfluſſes in die Drau abführt. *(G. F. Schreiner.)*

FAAL, eine beſonders an Waldungen reiche Bezirksherrſchaft im marburger Kreiſe des Herzogthums Steiermark, im Bachergebirge gelegen. Die Bewohner dieſer Herrſchaft treiben einen großen Holzhandel ſelbſt bis in die Gegend von Semlin, und liefern auch das nöthige Brennholz für die in der Nähe befindliche Glashütte. *(G. F. Schreiner.)*

FAASKRUDSFJORD (Faa ſprich Fo), ein anſehnlicher Meerbuſen im Munle Sönder Syſſel, Öſter-Fjerding der Inſel Island. Außerhalb des Buſens liegt die ſehr hohe Inſel Skrud. *(v. Schubert.)*

Faba *Tournef.*, ſ. Vicia.

Fabae *Pichurin*, ſ. Ocotea (Laurus).

Fabae *Sti. Ignatii*, ſ. Strychnos.

Fabago *Tournef.*, ſ. Zygophyllum.

FABARA (Marquis de la), einer der Anführer der Spanier gegen die Mauresken in Granada, bekannt durch die Niederlage, welche er im J. 1570 bei ſeinem beſchwerlichen Marſch von Urijar durch die Gebirge nach Calahorra dadurch erlitt, daß ſeine Truppen, welche ſich vereinzelt hatten, in einen Hinterhalt der Feinde fielen *). *(Ferdinand Wachter.)*

Fabaria, ſ. Burchana.

Fabaria *Matthiol.*, ſ. Sedum Telephium.

FABARIUS, hieß ſonſt jeder Sänger, weil es unter ihnen Sitte geworden war, am Tage vor ihrem öffentlichen Auftreten nichts Anderes als Bohnen zu eſſen, im Wahne, es ſei dies das beſte Mittel, die Stimme rein und geſchmeidig zu machen. Iſidorus (de divinis officiis. Lib. II. c. 12) ſchreibt: Antiqui, pridie quam cantandum erat, cibis abstinebant, psallentes tamen legumine in causa vocis assidue utebantur. Unde et Cantores apud gentiles Fabarii dicti sunt. Vorzüglich galt dies von den Theaterſängern, was man aus Bulenger (de theatro Lib. II. c. 9) ſieht, wo auch Iſidor als Gewährsmann angeführt wird. Auch nachdem dieſe Gewohnheit ſchon längſt abgelegt worden war, behielten die Sänger zu Scherz und Schimpf dieſen Namen. Endlich iſt er vergeſſen worden, wie Alles, was aus dem Leben geſchieden iſt. *(G. W. Fink.)*

FABBRA (Luigi della), geb. zu Ferrara am 25. Nov. 1655, und ebendaſelbſt geſtorben am 5. Mai 1723,

*) ſ. das Nähere über dieſes Kriegsereigniß bei Joh. v. Ferreras, Allgemeine Hiſtorie von Spanien. 10. Bd. (Halle 1760.) S. 179 fg.

war der Sohn eines Chirurgen und ſtudirte Medicin. Der Ruhm ſeines Lehrers Girolamo Nigriſoli ſcheint ſich ſpäter auf ihn übertragen zu haben. Nachdem er im J. 1678 zu Ferrara promovirt hatte, berief ihn der Marquis von Bentivoglio in ſeine Reſidenz. Nach einer ſechsjährigen Praxis wurde ihm eine Profeſſur der Medicin in Ferrara übertragen, und als Profeſſor war er bei ſeinen Zeitgenoſſen ſehr angeſehen. Als Schriftſteller iſt er weniger bekannt; er hat nur akademiſche Abhandlungen hinterlaſſen, die unter dem Titel: Dissertationes physico-medicae (Ferr. 1712. 4.) geſammelt erſchienen. Er war ein großer Verehrer des reinen Waſſers, daſſelbe wirke in vielen Fällen ganz ebenſo, wie manches vielgerühmte Mineralwaſſer. Ein Sohn deſſelben wurde ebenfalls Profeſſor der Medicin in Ferrara. (*Fr. Wilh. Theile.*)

FABBRICA. 1) Eine überaus anmuthig auf einem Hügel, in der Nähe des lieblichen Sees von Alſerio zwiſchen den Höhen der Brianza gelegenes Gemeindedorf (Commune), in dem nach Erba benannten Diſtricte XIV. der lombardiſchen Provinz Como, mit fünf dazu gehörigen kleineren Ortſchaften (Frazioni) und einem Gemeindevorſtand. Die Gegend iſt an Reben und Maulbeerbäumen reich. 2) Ein großer Marktflecken (Borgo) in der päpſtlichen Delegation Viterbo, 10 Miglien vom Hauptorte derſelben entfernt und nur etwas abſeits von der alten Via Caſſia gelegen, mit 130 Häuſern, gegen 1000 Einwohnern, mehren Kirchen und Kapellen und einer an Getreide und Wieſen reichen Umgegend. 3) Ein Dorf im Compartimento fiorentino des Großherzogthums Toscana, zwiſchen Serravezza und Pietraſanta, in einer an Getreide, Oliven und Wein fruchtbaren Gegend, mit ungefähr 510 Einwohnern. 4) Ein Schloß im Compartimento fiorentino des Großherzogthums Toscana, im Vicariate von Piſtoja, in hoher und mithin früher ſehr feſter Lage, deren ungeachtet es doch am 31. Juli 1537 durch Alexander Vitelli eingenommen wurde. Gegenwärtig iſt es nur ein kleines Dorf von ungefähr 222 Seelen, welche mit der Gemeinde von Piſtoja vereinigt ſind *). (*G. F. Schreiner.*)

FABEL. Apolog. Das lateiniſche Wort Fabula, von fari, reden, bedeutet urſprünglich Rede überhaupt, Erzählung; im engeren Sinn, erdichtete Erzählung, weßhalb auch der Begriff des Unwahren damit verbunden wird. Erdichtet aber iſt etwas Andres als Gedichtet, und in der Dichtung kommt Fabel in doppelter Bedeutung vor, einmal als eine beſondere Dichtungsart, wo man die Fabel gemeiniglich als äſopiſche bezeichnet, und dann als Grundlage epiſcher und dramatiſcher Dichtungen.

I. Die äſopiſche Fabel oder der Apolog iſt eine allegoriſch didaktiſche Dichtung [1]). Daß ſie zur didaktiſchen Poeſie gehört, unterliegt keinem Zweifel, denn ſie hat allezeit den Zweck der Belehrung — nicht des Lehrens —; denn wenn auch die, gewöhnlich aber unrichtig, ſogenannte Moral derſelben von dem Dichter ſelbſt nicht hinzugefügt wird, ſo iſt doch ſeine Abſicht, daß jeder die erhaltene Belehrung herausziehe. Dies muß geſchehen, weil er ſie nur indirekt gibt, nämlich auf allegoriſche Weiſe, wodurch ſich eben dieſe Dichtung von jeder andern didaktiſchen unterſcheidet. Allegorie zeigt ſchon durch ihren Namen an, daß die vorgetragene Rede noch einen andern Sinn in ſich ſchließt, als die Worte eigentlich beſagen. Dieſe Worte ſollen aber bei ihr auf kein Entgegengeſetztes hindeuten, denn ſonſt wäre Ironie da, ſondern auf ein Ähnliches; es muß Analogie zwiſchen beiden ſtattfinden. Auf unſrer Vorſtellungsweiſe nach der Analogie beruht alles Allegoriſiren, welches auf eine zweifache Weiſe möglich iſt, 1) wenn die Einbildungskraft überhaupt ein Bild an die Stelle des Weſentlichen eines Gegenſtandes ſetzt, und 2), wenn ſie auf Gegenſtände der Natur oder Kunſt die innern Zuſtände des Menſchen überträgt, ihnen ſein Bewußtſein, Gefühl, Sprache leiht, ſie nicht blos als belebt, ſondern auch als freihandelnd darſtellt, oder Gegenſtände des bloßen Denkens, nicht des Anſchauens, alſo aus der überſinnlichen Welt, in Weſen, ähnlich denen der ſinnlichen Welt, verwandelt. Die erſte Art kann man die metaphoriſche, die zweite die anthropomorphiſtiſche (vermenſchlichende) nennen. Jene und dieſe entſpringt aus dem Bedürfniß des Menſchen zu erkennen, welches er anfangs nur dadurch zu befriedigen vermag, daß er den Maaßſtab der Analogie anlegt, ein Unbekanntes durch ein bekanntes Ähnliche ſich zu erklären ſucht. Um die in ſeinem geiſtigen Leben ſich offenbarenden Kräfte, Thätigkeiten und Wirkungen ſich erklärbar zu machen, fing er an das Innere mit dem Äußeren zu vergleichen, ſuchte Ähnlichkeiten auf, und aus ſolchen von dem Äußeren entlehnten Ähnlichkeiten nahm er Merkmale für das Innere ab, und daher kommt es, daß faſt alle Wörter, womit wir innere Thätigkeiten und Zuſtände bezeichnen, metaphoriſch ſind, Übertragung aus der Sphäre des Geiſtigen in die Sphäre des Sinnlichen. Wir finden nichts als Verſinnlichung, bildliche Vorſtellung. Hatte nun aber der Menſch auf dieſe Weiſe ſein geiſtiges Leben und Wirken durch Beachtung der Außenwelt ſich begreiflich zu machen geſucht, ſo ſuchte er im Gegentheil die Natur ſich dadurch begreiflich zu machen, daß er ſeine Natur in ſie hinübertrug. Die Welt und ihre Gegenſtände erſchienen ihm in dem Wiederſchein ſeiner Sele, als Analogon ſeines eignen Lebens. Dadurch erhielten ſie menſchliche Bedeutung und Charakter, wurden aber auch geradezu in

*) ſ. Corografia dell' Italia di *G. B. Rampoldi.* (Milano 1833.) Vol. II. p. 5.

1) Nicht als ob Äſopos der Erfinder dieſer Dichtungsart geweſen wäre, heißt ſie die äſopiſche, ſondern weil ſie unter deſſen Namen bei den Griechen, bei denen ſelbſt er an Heſiodos, Archilochos, Steſichoros Vorgänger gehabt hatte, vorzugsweiſe bekannt waren. Die Erfindung gehört ohne Zweifel Aſien an. ſ. Hitopadeſas, Lokmann, Pilpai. Apolog wird nur dieſe Art von Fabeln genannt, angeblich von *λόγος ἀπολόγου*, weil darin Eins offen geſagt, ein Andres aber angedeutet wird. Cicero (de invent. I, 17) ſtellt apologum und fabulam zuſammen, fabula als Märchen. Quintilian (V, 11) ſagt: Illae quoque fabulae, quae, etiamsi originem ab Aesopo non acceperunt, nomine tamen Aesopi maxime celebrantur, ducere animos solent, praecipue rusticorum et imperitorum: qui et simplicius, quae ficta sunt, audiunt, et capti voluptate facile iis, quibus delectantur, consentiunt. — — *Αἶνον* Graeci vocant, et *αἰσωποποιητόν, λόγους μυθικούς*, nostrorum quidam, non sane recepto in usum nomine, *apologationem*.

den Kreis der Menſchheit herübergerückt und in Perſonen verwandelt, die auf menſchliche Weiſe wirkten. Dies Letztere nahm man mehr in den Fällen an, wo man Wirkungen wahrnahm, deren Urſachen man nicht kannte, bei allen Kräften der Natur, die ſich der Anſchauung entziehen. An Gegenſtänden aus dem Bereich der Anſchauung konnte man leicht das der menſchlichen Natur Analoge auffinden, und aus dieſem Geſichtspunkte zeigt ſie uns dieſe Fabel, die man auch als Thierfabel oder Naturfabel bezeichnet.

Dieſe hat den Zweck zu belehren; anſtatt aber die Lehre ſelbſt vorzutragen, ſtellt ſie zur Belehrung einen analogen Fall auf, welchen dann der zu Belehrende auf ſich anwenden mag. Sie hat aber dabei das Eigenthümliche, daß ſie dieſen analogen Fall nicht aus dem Menſchenleben hernimmt, weder als geſchichtlichen, denn dies iſt ein *Beiſpiel*[2]), noch als gedichteten, als *Parabel*, ſondern von Gegenſtänden der Natur, hauptſächlich aus der Thierwelt. Geſchah dies wol ohne Grund? Leſſing ſagt: „Die wahre Urſache, warum der Fabuliſt die Thiere oft zu ſeiner Abſicht bequemer findet, als den Menſchen, iſt die allgemein bekannte Beſtandheit ihrer Charaktere. Weil aber von dieſen Weſen die wenigſten ihrer Natur nach geſchickt waren, die Rolle freier Weſen über ſich zu nehmen, erweiterte man lieber die Schranken ihrer Natur, und machte ſie unter gewiſſen Vorausſetzungen dazu geſchickt." Leſſing hatte ohne Zweifel die *Kunſtdichtung* der Fabel vor Augen, und inſofern iſt ſein Grund ganz richtig; man hat aber hiebei auch auf die Veranlaſſung zu dieſer Kunſtdichtung zu ſehen, und dann ſtellt die Sache ſich noch anders dar. Die Veranlaſſung war in dem früheren Naturleben des Menſchen gegeben, und Herder hat dieſen Punkt mit Recht hervorgehoben. „Der Araber," ſagt er, „ſpricht mit ſeinem Roß, der Hirte mit ſeinem Schaf, der Jäger mit ſeinem Hunde, der Neger mit ſeiner Schlange. Je mehr der Menſch eine Thiergattung kennen lernt und mit ihr vertraulich umgeht, deſto mehr gewöhnen ſich beide an einander und theilen einander von ihren Eigenſchaften mit. Er glaubt ſie zu verſtehen, und wähnt, daß ſie ihn verſtehen; alſo iſt der Grund der kühnſten äſopiſchen Fabel, dem Wahn der Menſchen nach, beinah als Erfahrung, als hiſtoriſche Wahrheit gegeben." — „Viele Eigenſchaften des Thiercharakters waren ihm lehrreich, da ja der ganze Habitus der Thiere, eines jeden nach ſeiner Art, der Lebensart des Menſchen, zumal in ſeinem früheren Zuſtande, ſehr ähnlich war, mithin auch ſeiner Anſchauung ſehr nahe lag. Dieſe Ähnlichkeit, dies durchgängige analogon rationis humanae, das auch der eigenſinnigſte Philoſoph anerkennen muß, drängte ſich dem Menſchen auf, und ſo war die fabelnde Dichtung dem anſchauenden Naturweiſen von der Natur ſelbſt vorgezeichnet. Wollen wir dies Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit nennen, ſo war dieſe *Wahrheit der Analogie* mit der ihr beiwohnenden Lebhaftigkeit und Klarheit die *Urſache* der Fabel." Hienach iſt anzunehmen, daß Belehrung durch Fabel, in welcher Thiere die Lehrmeiſter ſind, lange vorher ſtatt gefunden haben muß, ehe ſie als Kunſtdichtung ausgebildet wurde, wozu es wol wieder eine beſondere Veranlaſſung gab, wenn man es etwa mit einem Mächtigen zu thun hatte wie der Prophet Nathan (2 Sam. 12) in einer Parabel, und Heſiodus in den Hauslehren 202 in einer Fabel, oder mit einem aufrühreriſchen Volke wie Jotham (Richter 9) und Menenius Agrippa (*Liv.* II, 32) in Fabeln, denen man mit Recht eine größere überzeugende Kraft zutraute als der direkten Lehre, weil hiedurch jeder die Belehrung ſich ſelbſt gab, und zwar mittelſt anſchaulicher Erkenntniß, die überall von vorzüglicher Wirkſamkeit iſt. Hierauf war es nun aber in jedem Falle abgeſehen. „Menſchen," ſagt Herder, „wollen nicht immer gern von andern belehrt, geſchweige zurechtgewieſen werden."

Leicht wird ſich nun hieraus ergeben, wie die Fabel, die als Äſopiſche bezeichnet wird, beſchaffen ſein müſſe, wenn ſie ihren Zweck erreichen ſoll. Man unterſcheidet bei der Fabel zwei Theile, die Belehrung und die allegoriſirende Darſtellung, aus welcher jene ſoll gefolgert werden können. Soll dies geſchehen, ſo muß vor allem eine ſolche Darſtellung anſchauliche Erkenntniß gewähren, und das, was in dieſer enthalten iſt, muß genau nur den Gedanken erregen, welchen der Dichter erregen will; es darf aus ſeiner Darſtellung keine andre, als die beabſichtigte Belehrung folgen können. Zu dieſem Behuf erfodert die Fabel Einheit, Übereinſtimmung aller Theile zu dem Zweck des Ganzen. Je klarer, je einleuchtender dieſe hervortritt, deſto wirkſamer iſt ſie für die Erreichung des Zweckes, und deßhalb erfodert ſie die möglichſte Kürze und Einfachheit; ſie bedarf keines andern Schmuckes als den, den ihr ihre allegoriſirende Darſtellungsweiſe ſelbſt darbietet. In dieſer ſtellt ſie Situazionen des menſchlichen Lebens dar, aber nicht handelnde Menſchen, ſondern als Repräſentanten derſelben Natur- und Kunſtgegenſtände, denn jedes Ding in der Welt hat einen Charakter, dem etwas Analoges in dem Charakter und Leben des Menſchen entſpricht, ſelbſt das Lebloſe, denn wenn mit dem Topfe von Eiſen der Topf von Thon auf Reiſen geht und zerbricht, jener aber nicht, ſo erinnert dies doch wol an die Unklugheit des Schwachen, der mit dem Starken ſich zu meſſen wagt. Die Natur bietet jedoch in ihren lebenden Weſen die meiſten Analogieen dar, von dem Mooſe bis zur Zeder, von dem Rohr bis zur Eiche: werden jedoch die meiſten Repräſentanten aus der Thierwelt gewählt, ſo geſchieht dies nur wegen ihrer größten Analogie zu dem Menſchen. In jedem Falle gewinnt die Fabel dadurch den Reiz des Neuen, ja ſelbſt des Wunderbaren, und dieſes Wunderbare liegt nicht etwa blos darin, daß Bäume und Thiere ſprechen, was man ſeit der Schlange im Paradieſe vorauszuſetzen hat, ſondern in etwas, das Herder hinter der ganzen Fabelwelt entdeckt hat. „Daß uns allenthalben," ſagt er, „unter allen Veränderungen, Beſtandheit, Ordnung, Folge der Dinge vor- und einleuchtet, daß die Veränderungen ſelbſt erkennbaren Geſetzen und Regeln unterworfen ſind, und der Menſch, das hilfsbedürftige Geſchöpf, von allen Seiten getrieben ward, dieſe

2) Im Mittelalter nannte man freilich eine ſolche Fabel *Biſpel*, Beiſpiel.

Geſetze auszuſpähen, dieſer Ordnung, wenn er nicht unterliegen wollte, zu folgen; dieſer ſchöne Naturzwang hat den menſchlichen Verſtand gebildet. Die äſopiſche Fabel ſtellt ihn dar. Sie beruht ganz auf der ewigen *Beſtandheit* und *Konſequenz* der Natur; einestheils wie jedes in ſeinem Charakter handle, anderntheils wie aus *dieſem das* folge. Die ſchönſten und eigentlichen Fabeln ſind alſo herausgeriſſene Blätter aus dem Buch der Schöpfung; *ihre* Charaktere ſind lebendigfortwährende ewige Typen, die vor uns ſtehen und uns lehren." Damit die Fabel dieſer Schilderung entſpreche, hat der Dichter den Naturcharakter des Thieres, welches er in einem beſondern Falle zum Repräſentanten des Menſchen wählt, nicht nur im Allgemeinen treu zu beobachten, ſondern auch zu berückſichtigen, wie die Lage deſſelben und die Umſtände zu dem beſondern Falle paſſen. Das Thier darf nie aus ſeinem Naturcharakter heraustreten, und darf nur in ſolche Lagen und Umſtände verſetzt werden, welche dieſem Charakter zukommen und in welche der Menſch, inſofern er in dieſer Hinſicht dieſem Thiere ähnlich iſt, ebenfalls kommen kann. Jede Gattung von Thieren hat etwas dem Menſchen Ähnliches, in dem Menſchengeſchlecht aber findet ſich Ähnliches von allen Gattungen, wenn auch der eine Menſch mehr von dieſer, der andere mehr von jener hat. Es kann daher nur zwiſchen Thiergattungen und einzelnen Menſchen, bei denen der Charakter einer ſolchen Gattung hervorſticht, Analogie ſtatt finden, nie aber zwiſchen Thier und Menſchen an ſich, woſern ſich nicht der Menſch ſeiner Menſchheit begibt, in welchem Falle jede Belehrung an ihm verſchwendet wäre.

Dieſes zu bemerken iſt wichtig für die Beantwortung der Frage, welche Belehrung denn eigentlich die Fabel, in welcher Thiere als Menſchen handeln, geben könne. Dieſe Frage ſetzt die andre voraus, in wieſern der Natur der Thiere in der Fabel Antheil an der menſchlichen Natur zu geſtatten *ſei*. Leſſing war der Meinung, daß, *wenn man den Thieren einmal Freiheit und Sprache* zugeſtanden, man ihnen zugleich *alle* Erkenntniſſe zugeſtehen müſſe, die aus jenen Eigenſchaſten folgen, auf welchen unſer Vorzug vor ihnen einzig und allein beruht. Mit Recht aber hat Herder bemerkt, dies könne nicht anders als einer ſo erhöhten Fabel alle ſinnliche Anſchauung und gefühlte Wahrheit rauben. „Iſts," ſagt er, „allenthalben nur der verkappte Menſch, der geiſtreiche, witzige Sittenlehrer, der unter dem Gewande der Thiere ſpricht; ſo mag dies Maskenſpiel freilich ergötzen, man kann auch in ihm viel Gutes lernen und hören; die eigentliche äſopiſche Fabel aber iſt damit zerſtört. Nach dieſer ſpricht jedes Thier genau *in ſeinem Kreiſe*, nach *ſeinem Charakter*; nicht als Menſch, ſondern menſchenähnlich." Da nun dieſe Ähnlichkeit blos mit *einer* der Eigenſchaften ſtatt findet, welche der Menſch mit einer Thiergattung gemein hat, deren ganze Lebens- und Handlungsweiſe dadurch bedingt iſt, ſo kann hieraus eine Belehrung für den Menſchen nur inſofern entnommen werden, als ſie ſich hierauf bezieht. Hat man nun die aus der Fabel zu ziehende Belehrung die *Moral* derſelben genannt, ſo darf dies nicht in ſtrengem Sinne genommen werden, wie denn auch Leſſing ſeinen Satz, daß die Fabel einzig und allein der Moral zuſtehe, dahin beſchränkt, daß hier dieſes Wort nicht unmittelbar auf die Beſtimmung unſers Thuns und Laſſens gehe, ſondern „inſofern ein großer Theil moraliſcher Sätze nur Erfahrungsſätze ſind, die uns nicht ſowol von dem, was geſchehen ſollte, als vielmehr von dem, welches wirklich geſchieht, unterrichten." Mit dieſer Einſchränkung könnte man es zugeſtehen; doch wird es immer beſſer ſein, des Moraliſchen hiebei nicht zu gedenken, denn dieſes kann dem Thiere nie beigelegt werden oder man müßte es aufgeben daſſelbe treu nach ſeinem Naturcharakter zu ſchildern. Nur ein einzelner *praktiſcher* Fall wird in dieſer Fabel durch einen ähnlichen, nicht aus der Menſchenwelt hergenommenen, anſchaulich gemacht, und was dadurch an Belehrung gewonnen wird, iſt *Lebensklugheit*, zwar nicht der höchſte Gewinn für den Menſchen, aber nöthig und nützlich.

Anders verhält es ſich aber vielleicht mit einer andern Art von Fabel, denn man unterſcheidet mehrere Arten. Bei dem Unterſchiede zwiſchen *einfachen* und *zuſammengeſetzten* kann ſich dieſes nicht zeigen. Man nennt einfache diejenigen, worin nur Eine Analogie zum Behuf der Belehrung aufgeſtellt wird, zuſammengeſetzte aber die, bei denen aus zwei aufgeſtellten analogen Fällen, der letzte gewöhnlich ſchon mit Anwendung auf den Menſchen, nur dieſelbe Belehrung folgt. Dieſer Unterſchied iſt kein weſentlicher. Aphthonius aber hatte die Fabeln bereits eingetheilt in vernünſtige, worin Menſchen handeln, in ſittliche, worin vernunftloſe Weſen handeln, und in gemiſchte, worin ſowohl jene als dieſe auftreten. Leſſing verwarf dieſe Eintheilung, weil in der erſten Klaſſe der Gottheiten und allegoriſchen Perſonen nicht gedacht und überhaupt keine freiere Einſicht in das Weſen der Fabel eröffnet wird; er ſelbſt behielt zwar dieſe Benennungen bei, veränderte aber deren Bedeutung. Vernünſtige Fabeln nennt er diejenigen, deren einzelner Fall ſchlechterdings möglich iſt, und bei ihnen gibt es keine Unterabtheilungen, dagegen aber bei den ſittlichen, in denen der einzelne Fall nur nach gewiſſen Vorausſetzungen, unter gewiſſen Bedingungen möglich iſt. Die Vorausſetzungen betreffen entweder die Subjekte der Fabel, die Exiſtenz dieſer Weſen — *mythiſche* Fabeln —, oder die Prädikate derſelben, worin nur erhöhtere Eigenſchaſten wirklicher Subjekte angenommen werden, *hyperphyſiſche* Fabeln. Die gemiſchte theilt er ein in *vernünſtig-mythiſche* und *hyperphyſiſch-mythiſche*. Herder gründete eine neue Eintheilung, nicht auf die Verſchiedenheit der in der Fabel auftretenden Perſonen, ſondern auf die Verſchiedenheit der beabſichtigten Lehren. Hienach nimmt er drei Klaſſen an. Die Lehre iſt entweder *theoretiſch*; das Faktum der Natur ſoll als Geſetz und Weltordnung den Verſtand üben, und Fabeln dieſer Art nennt er *intellektuelle*, d. i. den Verſtand bildende; oder ſie iſt *praktiſch*, und die Fabel eine *ſittliche*, *ethiſche*, die auf dem tiefen Grunde eines Naturſittengeſetzes beruht, und die große Haushaltung des Strebens und der Liebe in einzelnen ausgeſuchten Fällen und Momenten darſtellt. „So manche Fabel von der Erziehung der Jungen, vom geſelligen Bei-

ſtande, dem häuslichen Leben der verſchiedenen Geſchlechter unter einander, von ihrer Treue, Wachſamkeit, ihrer Freundſchaft und Großmuth ſind, da dieſe Sitten aus dem ewigen Naturcharakter und Inſtinkt der Geſchlechter ſtammen, *Fabeln des großen Naturethos*." Von beiden Arten unterſcheidet er die, welche den höheren Gang des Schickſals unter den Lebendigen bezeichnen, und dieſe nennt er *dämoniſche* oder *Schickſalsfabeln*, Fabeln der Adraſtea. „Nicht immer," ſagt er, „kann im Naturgange ſelbſt anſchaulich gemacht werden, wie aus dieſem ein Anderes durch innere Konſequenz folge; da tritt nun die große höhere Folge der Begebenheiten, die wir bald Zufall, bald Schickſal nennen, ins Spiel und zeigt, wie dies und das, wo nicht *aus*, ſo *nach* einander folgt, durch eine höhere Anordnung. Natürlicher Weiſe iſt ſie *vermiſcht*, theoretiſch und praktiſch." Es wäre wol möglich, beide Eintheilungen in eine gewiſſe Einſtimmung zu bringen; hier genügt es aber zu bemerken, daß jede Art, wie beſondre Weſen, ſo auch einen beſondern Vortrag erfodert. Herder hat dies von ſeiner Eintheilung nachgewieſen, und namentlich ſagt er von der dämoniſchen Fabel, welche Götter und das Schickſal ſelbſt auf den Schauplatz bringt, daß ſie ſich ohne allen geſuchten Pomp oft zu einem kleinen Epos erhebe. „Jene Erzählung bei Gellert über den Lauf und die Vergeltung des Schickſals: Als Moſes einſt vor Gott auf einem Berge trat; findet ſich, das Feierliche hinweggerechnet, an erhabner Zuſammenordnung faſt in jeder Schickſalsfabel wieder." Iſt nun aber die hieraus zu entnehmende Belehrung nicht mehr als Lebensklugheit? Wo höhere Weſen, den Menſchen zur Belehrung über das Schickſal auftreten, da iſt anzunehmen, daß der Menſch die Stimme der *Weisheit* vernehme.

Hat man dann aber auch noch eine *äſopiſche* Fabel? Gellert in der angeführten Erzählung ſagt ſelbſt, er wolle durch ein *Beiſpiel* lehren. Dies hat er auch gethan, aber ohne demſelben auch nur die entfernteſte Ähnlichkeit mit der äſopiſchen Fabel zu geben. Nicht als ob es daran läge, daß der Dichter ſeine Belehrung nicht durch Thiere oder andre Naturweſen herbeigeführt hätte, denn unter den ſogenannten äſopiſchen Fabeln findet ſich eine Menge, die als bloße Anekdoten zu betrachten ſind, aber bei paſſender Gelegenheit angebracht daſſelbe leiſten konnten, was bei der Thierfabel beabſichtigt wurde. Wir finden daher auch Menſchen in ihr eingeführt, ja ſelbſt Götter, die hier aber auch nur Menſchen ſind, welche durch das, was ſie thun oder ſagen, nur auf Lebensklugheit hindeuten, in moraliſcher Beziehung nur über Fälle von Recht und Unrecht anſchauliche Erkenntniß zu geben ſuchen, aber von einer höheren Anſicht des Lebens, von dem, was wahrhaft den Namen der Weisheit verdient, ſo wenig etwas enthalten, als von dem, was zu einer allgemeinen Betrachtung über den Gang des Schickſals und die Verhängniſſe der Gottheit führen könnte. Das Höchſte, was man in dieſer Beziehung findet, iſt, daß man die Götter nicht verachten dürfe, denn ſie rächen ſich und ſtrafen durch Ausübung des Vergeltungsrechts. Dies zeigt ſich gleich in der erſten äſopiſchen Fabel, die eine Vergleichung mit der Gellertſchen inſofern wol zuläßt, als in beiden die Gottheit das Vergeltungsrecht ausübt, und das Schickſal ſich dabei als ein gerechtes zeigt. Iſt es aber in der äſopiſchen Fabel abgeſehen auf Erlangung größerer Kenntniß von dem *ewigen* Rathe der göttlichen Schickſalslenkung, von der *Weisheit der Gründe* dazu? Und konnte da, wo allem Anſchein nach Zeus die Wiedervergeltung ausübt mehr um ſich an ſeinem Verächter zu rächen, als weil es zufolge ſeiner Gerechtigkeit nothwendig iſt, und nicht anders geſchehen kann; konnte da die Erkenntniß anſchaulich werden, daß *alles in der Welt ſich billig fügt*? Daß das Schickſal *überall gerecht* ſei?

Durfte man aber auch von der äſopiſchen Fabel ſolches erwarten? Das Zeitalter, in welches ſie fallen, iſt das der ſieben Weiſen Griechenlands; und was ſind deren ſo berühmt gewordene Sprüche anders als aus Beobachtung des praktiſchen Lebens für daſſelbe abgezogene Klugheitsregeln? Nicht als Philoſophen in ſtrengem Sinne hießen ſie die Weiſen, ſondern hauptſächlich wegen der klugen Berathung ihrer Mitbürger und der praktiſchen Geſchicklichkeit in politiſchen Angelegenheiten. Äſop ſtand mit dieſen ſeinen Zeitgenoſſen auf derſelben Stufe der Bildung, und Agathias preiſt in einem Epigramm den Lyſippos, daß er das Bild deſſelben vor die der ſieben Weiſen geſtellt, weil er nicht durch ſchwere Sprüche, ſondern fabelnd gelehrt habe[3]); alſo noch eindringlicher, noch überzeugender. Dieſes aber mußte um ſo mehr der Fall ſein, da man annehmen muß, daß er ſeine Fabeln nur auf Veranlaſſung eines gegenwärtigen Falles vortrug, von denen dann die Anwendung ſofort einleuchtete, in welcher die Belehrung, die man ſich zu geben hatte, enthalten war. Die Wirkung hievon konnte den öffentlichen Rednern nicht verborgen bleiben, ſie benutzten dieſelbe als Mittel der Überzeugung oder Überredung, und ſo wurde dieſe Fabel ein Gegenſtand der Rhetorik.

Alles dieſes mußte ſich ändern mit den Fortſchritten der Philoſophie, die nach wahrer Weisheit ſtrebte und auf den Weg derſelben hinleitete, und mit dem Einfluß reinerer Anſichten der Religion. Hiedurch mußte ſich der Kreis der Fabel erweitern und über die Grenze hinausgehen, innerhalb deren zwiſchen Thier und Menſch Analogie ſtatt findet. Innerhalb derſelben konnte und kann ſie noch immer vielfach belehrend wirken, jenſeit aber läßt ſich dieſe Analogie nur ironiſch und ſatiriſch anwenden wie im Reineke Fuchs, dieſem Fabelepos, welches die menſchliche Geſellſchaft darſtellt, wie ſie zwar auch iſt, aber nicht ſein ſollte. Das wirklich Moraliſche konnte nun erſt in der Fabel hervortreten, und dieſe nicht lediglich eine *äſopiſche* bleiben. Aber auch deren *Darſtellungsweiſe* konnte nur unter der Bedingung dieſelbe bleiben, daß ſie wirklich ſo erfunden und angewendet wurde wie damals, da ſie noch Naturdichtung und dann der Beredſamkeit dienſtbar war. Dies änderte ſich, ſobald die Fabel zu wirklich *poetiſcher Kunſtdichtung*

3) *Brunkii* Analecta III, 45. XXXV. Vgl. *Philostr.* Icones 1, 3.

wurde. Hiezu hatten die Alten nur den erſten Schritt dadurch gethan, daß ſie die proſaiſche Rede der Beredſamkeit in metriſch gemeſſene umbildeten, wodurch ſich aber im Weſentlichen der Charakter der Fabel gar nicht veränderte. Dies konnte erſt dann ſtatt finden, wenn die Fabel wirklich der von Leſſing gegebenen Erklärung entſprach. „Wenn wir," ſagt er, „einen allgemeinen moraliſchen Satz auf einen beſondern Fall zurückführen, dieſem beſondern Falle die Wirklichkeit ertheilen, und eine Geſchichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anſchaulich erkennt, ſo heißt dieſe Erdichtung eine Fabel." Hier iſt nun aber alles anders, als früher. Abgeſehen von dem allgemeinen moraliſchen Satze, den man bei erweitertem Kreiſe der Fabel nun annehmen kann, wird dieſer hier umgekehrt die Veranlaſſung zur Erfindung eines beſondern Falles, anſtatt daß früher der beſondre Fall zur Aufſtellung eines analogen veranlaßte, der dazu dienen ſollte, jenen in ſein rechtes Licht zu ſtellen. Bei dieſem beſondern Falle hatte man auch beſondre beſtimmte Perſonen, an welche man den Vortrag richtete, um eine Selbſtbelehrung bei ihnen zu bewirken. Dieſen Vortheil entbehrt der, unter ganz andern Lebensverhältniſſen dichtende, Fabuliſt, gewinnt aber dagegen einen andern. „Der Gebrauch der Fabel bei beſtimmten Fällen," ſagt Jacobs, „deren Anſicht durch eine Verſetzung in eine andre Welt an Klarheit gewinnen ſollte, beſchränkte die Wirkſamkeit der Phantaſie auf das Nothwendige. Die Fabel glich den trockenen Umriſſen der alten Malerei, die für die Kenntniß des Gegenſtandes hinreichten, aber durch kein gefälliges Spiel des Lichtes und der Farben zu ſchönen Körpern emporſchwollen." In der That erſt dadurch, daß die Fabel von ihrer Beſchränkung ſowol des Inhalts als des Umfangs befreit wurde, konnte dies möglich werden; die dichteriſche Einbildungskraft konnte nun erſt Einfluß auf die Darſtellung gewinnen; die zu dem Zweck einer Belehrung erdichtete Geſchichte erhielt größere Anſchaulichkeit und Lebendigkeit, ſodaß ſie auch durch ſich ſelbſt intereſſiren konnte. Selbſt ihre Form konnte ſie nun verändern, denn was ſie früher nur erzählend vorzutragen vermogte, das konnte ſie jetzt auch dialogiſch vortragen; nur darauf mußte ſie ſtets bedacht ſein, den Geſichtspunkt für die Lehre nicht zu verrücken, und den der jedesmaligen Lehre angemeſſenen Ton richtig zu treffen, denn nun blieb ſie auch nicht auf Einen Ton beſchränkt. War es ihr wirklich darum zu thun, einen „allgemeinen moraliſchen Satz durch einen beſondern Fall anſchaulich zu machen," ſo blieb ihr jetzt auch die Freiheit, jenen Satz — alſo die eigentlich herauszuziehende Belehrung — voran zu ſtellen, was bei der äſopiſchen Fabel nicht thunlich geweſen wäre. Zur Aufſtellung eines ſolchen Satzes war ſie aber überhaupt nicht fähig; und wie hätten da Thiere Repräſentanten des Menſchen ſein können! Die Thierfabel mußte auf die Sphäre beſchränkt bleiben, die ſie als Naturdichtung und als rhetoriſches Überzeugungsmittel einnahm, und ihre Wirkſamkeit mußte bleibend ſein, weil der Menſch doch fortwährend auch der Klugheit bedarf, und in dieſer von den Thieren belehrt werden kann. Nachdem aber die Kunſtdichtung ſich der Fabel bemächtigt hatte, blieb die Darſtellungsweiſe auch dieſer Fabel nicht unverändert, auch ſie geſtaltete ſich poetiſch. „Sie iſt nun," wie Jacobs ſagt, „ein wahres Spiel der Einbildungskraft, welche die von dem Witze entdeckten Analogieen der vernunftloſen Welt mit der vernünftigen frei bearbeiten darf. Sie leiht dann ihr Intereſſe nicht von ihrer Beziehung auf einen Lehrſatz, ſondern von der Ähnlichkeit der in ihr dargeſtellten thieriſchen Handlung mit menſchlichen Handlungen; und dieſe Ähnlichkeit wird uns um deſto mehr überraſchen, je mehr wir durch die Lebhaftigkeit des Vortrags und der Darſtellung in die Fabelwelt hineingezogen werden. Dieſes aber wird nur durch eine dichteriſche Behandlung möglich ſein. Der Fabuliſt muß nicht blos als witziger Kopf eine Ähnlichkeit zu entdecken wiſſen; er muß die erfundene Handlung als Dichter beleben können. Iſt es nur nicht unmöglich, daß er an der Welt, die er beſelt, ein begeiſterndes Intereſſe finde, ſo muß es auch möglich ſein, die Fabel, unabhängig von der Moral, zu einem intereſſanten Gedichte zu verarbeiten." An dieſer Möglichkeit iſt nun aber nicht zu zweifeln ſeit der Erſcheinung der Fabeln Lafontaine's, denen ſelbſt Leſſing und Herder die Anerkennung nicht verſagen konnten, ungeachtet ihre Theorieen denſelben entgegen ſind. Lafontaine's Art und Weiſe laſſen ſie gelten, nur deren verfehlte Nachahmung nicht, die freilich, wie alles Verfehlte nichts taugt. Das Verfehlte liegt aber hauptſächlich darin, daß ſie meinten, Lafontaine habe mit der Thierfabel blos Scherz getrieben, und ſie könnten deſſen nicht genug treiben, wodurch ſie nicht ſelten aus dem kindlichnaiven ins Kindiſche, aus dem Natürlichen ins Platte, aus dem leichten Weltton des Franzoſen ins Spielende verfielen, bei allem dem aber doch in unweſentlichem Schmucke ſich gefielen. Übrigens war es in den modernen ſocialen Verhältniſſen wol kaum zu vermeiden, daß ſich in die Thierfabel nicht auch Scherz hätte einmiſchen ſollen. Und warum nicht, da man auch lachend die Wahrheit ſagen kann? Hier aber nur lächelnd?[4])

II. Fabel als Grundlage epiſcher und dramatiſcher

---

4) *Priscianus*, De praeexercitamentis rhetoricae. Gellerts Abhandlungen von den Fabeln u. ſ. w. a. d. Latein. überſ. Lpz. 1773. Nachricht und Exempel von allen teutſchen Fabeln, vor deſſen Fabeln. Leſſings Abhandlungen über die äſopiſche Fabel, bei deſſen Fabeln, worin er auch die Erklärungen von De la Motte, Richer, Breitinger und Batteux geprüft hat. Anmerkungen über den Äſopus, in den Kollektaneen 2. Bd. Herder, Älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts 1. Bd., über Bild, Dichtung und Fabel, aus den Zerſtreuten Blättern, S. W. z. ſch. Lit. u. K. 20 Bd. Fabel 17. Bd., aus der Adraſtea. Jacobs Jean de la Fontaine, in den Charakteren der vornehmſten Dichter aller Nationen. V, 1. Griechiſche Fabuliſten. V, 2. Lateiniſche Fabuliſten, daſ. VI, 1. Meiners, Geſch. des Urſprungs u. ſ. der Wiſſenſchaften in Griechenland und Rom. 1. Bd. S. 70 fg. Gebhard, über den Urſprung der äſop. Fabel. Teutſches Muſeum, 1784. 2. Bd. S. 553 fg. Jakob, über die äſop. Fabel der Alten. Berl. Monatſchr. 1785. April S. 330 fg. Bardili, Was iſt die Eigenthümlichkeit einer äſop. Fabel, eine pſychol. Unterſuchung. Ebendaſ. 1794. Jul. S. 54 fg. Über die allmälige Ausbildung der Fabel in der teutſchen Literatur, ſ. Gervinus Geſch. d. poet. Nationallit. II, 158 fg. 379 fg. III, 45 fg. Neuere Geſchichte I, 98.

Dichtungen enthält Begebenheiten, welche der Dichter als Stoff für ſeine Dichtung benutzt; er ſtellt ſie als Handlung dar. Ariſtoteles erklärte Fabel (*Μῦθος*) als Darſtellung (Nachahmung) einer Handlung, dieſe aber als Verknüpfung von Begebenheiten. Leſſing erklärt ſo: „Die Handlung iſt das Ganze; die Begebenheiten ſind die Theile dieſes Ganzen; und ſowie die Güte eines jeden Ganzen auf die Güte ſeiner einzelnen Theile und deren Verbindung beruht, ſo iſt auch die tragiſche Handlung mehr oder weniger vollkommen, nachdem die Begebenheiten, aus welchen ſie beſteht, jede für ſich und alle zuſammen, den Abſichten der Tragödie mehr oder weniger entſprechen.“ (Dramaturgie St. 37.) Die Hauptfrage bleibt hiebei immer, wie es der Dichter anzufangen habe, um Begebenheiten in Handlung zu verwandeln, oder auf welche Weiſe er die Begebenheiten zu dieſem Behuf zu verknüpfen habe. Leſſing ſagt bei Gelegenheit von Corneille's Rodogune (Dramat. St. 32.): „Der Poet findet in der Geſchichte eine Frau, die Mann und Söhne mordet. Aber die Geſchichte ſagt ihm weiter nichts, als das bloße Faktum. Was thut nun der Poet? Er wird vor allen Dingen bedacht ſein, eine Reihe von Urſachen und Wirkungen zu erfinden, nach welcher jene unnatürlichen Verbrechen nicht wohl anders als geſchehen müſſen. Unzufrieden, ihre Möglichkeit bloß auf die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit zu gründen, wird er ſuchen, die Charaktere ſeiner Perſonen ſo anzulegen; wird er ſuchen, die Vorfälle, welche die Charaktere in Handlung ſetzen, ſo nothwendig einen aus dem andern entſpringen zu laſſen; wird er ſuchen, die Leidenſchaften nach eines Jeden Charakter ſo genau abzumeſſen; wird er ſuchen, dieſe Leidenſchaften durch ſo allmälige Stufen durchzuführen: daß wir überall nichts als den natürlichſten, ordentlichſten Verlauf wahrnehmen; daß wir bei jedem Schritte, den er ſeine Perſonen thun läßt, bekennen müſſen, wir würden ihn, in dem nämlichen Grade der Leidenſchaft, bei der nämlichen Lage der Sachen, ſelbſt gethan haben; daß uns nichts dabei befremdet, als die unmerkliche Annäherung eines Zieles, vor dem unſre Vorſtellungen zurückbeben u. ſ. w.“ An einer andern Stelle ſagt er: „Das Genie können nur Begebenheiten beſchäftigen, die in einander gegründet ſind, nur Ketten von Urſachen und Wirkungen. Dieſe auf jene zurückzuführen, gegen jene dieſe abzuwägen, überall das Ungefähr auszuſchließen; alles was geſchieht, ſo geſchehen zu laſſen, daß es nicht anders geſchehen können: das, das iſt ſeine Sache, wenn es in dem Felde der Geſchichte arbeitet.“ Der Stoff, gleich viel ob ein hiſtoriſcher oder erfundener, worin der Dichter die ihm angemeſſene äſthetiſche Idee erkannt hat, wird alſo in Handlung dargeſtellt durch echt organiſche Gliederung aller ſeiner Theile, durch die ſtets motivirte Verknüpfung lebendig ausgeführter Situazionen, die in einander wirkend in ſtetigem Fortſchreiten dem Ziele zuführen, auf welches die äſthetiſche Idee hinweiſet.

Leſſing hatte in ſeiner Abhandlung von der äſopiſchen Fabel an Batteux gerügt, daß er die Handlung in dieſer viel zu ſehr mit der Handlung im Epos und Drama verwirrt habe, und er gab den Unterſchied zwiſchen beiden an. In der Dramaturgie (St. 35.) wendet er dieſes auch auf die moraliſche Erzählung an, welche die Abſicht hat, einen allgemeinen moraliſchen Satz zur Intuition zu bringen. „Wir ſind zufrieden,“ ſagt er, „wenn dieſe Abſicht erreicht wird, und es iſt uns gleichviel, ob es durch eine vollſtändige Handlung, die für ſich ein wohlgerundetes Ganze ausmacht, geſchieht oder nicht; der Dichter kann ſie abbrechen, wo er will, ſobald er ſich an ſeinem Ziele ſieht; wegen des Antheils, den wir an dem Schickſale der Perſonen nehmen, durch welche er ſie ausführen läßt, iſt er unbekümmert; er hat uns nicht intereſſiren, er hat uns unterrichten wollen; er hat es lediglich mit unſerm Verſtande, nicht mit unſerm Herzen zu thun; dieſes mag befriedigt werden oder nicht, wenn jener nur erleuchtet wird. Das Drama hingegen macht auf eine einzige, beſtimmte Lehre keinen Anſpruch; es geht entweder auf die Leidenſchaften, welche der Verlauf und die Glücksveränderungen ſeiner Fabel anzufachen und zu unterhalten vermögend ſind, oder auf das Vergnügen, welches eine wahre und lebhafte Schilderung der Sitten und Charaktere gewährt, und beides erfodert eine gewiſſe Vollſtändigkeit der Handlung, ein gewiſſes befriedigendes Ende, welches wir bei der moraliſchen Erzählung nicht vermiſſen, weil alle unſre Aufmerkſamkeit auf den allgemeinen Satz gelenkt wird, von welchem der einzelne Fall derſelben ein ſo einleuchtendes Beiſpiel gibt.“

Bei den Römern war Fabula, wie bei den Griechen Drama, bei uns Schauſpiel, die allgemeine Benennung für Tragödie und Komödie mit allen Unterarten der letzteren. Die Fabel eines Stücks war argumentum Fabulae, welche der Prologus vortrug, der es in den Brüdern von Terenz nicht that, den Grund aber ausdrücklich angibt. (*H.*)

FABEL (Georg Leopold), geboren am 1. Nov. 1715 zu Münſteroppel in der Unterpfalz, der Sohn eines Predigers, ward nach dem frühzeitig erfolgten Tode ſeines Vaters 1732 Zögling des Waiſenhauſes in Halle. Auf der dortigen Univerſität widmete er ſich der Theologie. Baumgarten, Knapp, die beiden Michaelis waren ſeine vorzüglichſten Lehrer. Den entſchiedenſten Einfluß auf ſeine Bildung gewann Baumgarten. Noch in ſpäten Jahren erinnerte ſich Fabel des trefflichen Mannes mit Hochachtung und Liebe. Doch gewann er auch der damals viel geltenden Wolfiſchen Philoſophie ein bleibendes Intereſſe ab. Am Schluſſe ſeiner dreijährigen akademiſchen Laufbahn ward er 1736 Hauslehrer des jungen Rheingrafen Philipp von Dhaun, und 1739 Diakonus zu Greiz im Voigtlande. Der Beifall, den eine von ihm zu Salfeld 1742 gehaltene Gaſtpredigt fand, verſchaffte ihm eine Predigerſtelle zu Crölpa im Saalfeldiſchen. Einen größern Wirkungskreis erhielt er 1756 als Superintendent und Oberpfarrer in Saalfeld. Ihm ward zugleich die Aufſicht über die dortigen Schulen übertragen. Seine Predigten zeigten, daß er mit der Aufklärung ſeines Zeitalters fortgeſchritten war. Er ſuchte das echte Chriſtenthum von kirchlichen Zuſätzen zu reinigen, daſſelbe unter ſeinen Zuhörern durch erbauliche und zweckmäßige Vorträge zu fördern. Hiſtoriſche Studien, die er durch Baum-

garten liebgewonnen, blieben ihm eine willkommene Erholung nach drückenden Berufsarbeiten. Seine vielſeitigen Kenntniſſe machten ihn zu einem angenehmen Geſellſchafter. In ſeinem Hauſe war er ein zärtlicher Gatte und liebevoller Vater ſeiner zahlreichen Familie. Er ſtarb an einem Blutſchlagfluſſe am 5. Nov. 1791 im 76. Lebensjahre. Noch wenige Tage vor ſeinem Tode war er raſtlos thätig geweſen und gab ſeinen Freunden, die ihm abriethen zu predigen, die gefaßte Antwort: Doctorem decet docentem mori. Zu ſeinen wenigen Schriften gehören die nachfolgenden: Parentation auf den Collaborator Edler. (Saalfeld 1753. 4.) Leichenpredigt auf den Kammerherrn von Könitz. (Ebend. 1758.) Friedenspredigt, nebſt hiſtoriſchen Nachrichten von den Vorfällen des ſiebenjährigen Krieges im ſaalfeldiſchen Lande. (Ebend. 1763.) Predigt, bei der Einweihung der Kirche zu Graba, bei Saalfeld. (Ebend. 1777.) *) (*Heinrich Döring.*)

FABER (Basilius), vielleicht die latiniſirte Form ſeines eigentlichen Namens Schmidt, gehört, wie viele ausgezeichnete Schulmänner des 16. Jahrhunderts, ſeiner Geburt nach der Niederlauſitz, nicht Schleſien an. Sorau war ſeine Vaterſtadt, wo er, wie es ſcheint, von ehrſamen bürgerlichen Ältern geboren wurde, die mit dem Krämer und Kaufhändler Hans Neumann durch verwandtſchaftliche Bande zuſammenhingen. Denn deſſen berühmter Sohn Michael Neander heißt Neffe Faber's, dieſer nennt jenen sobrinum suum. Als Geburtsjahr läßt ſich nur vermuthungsweiſe 1520 annehmen, das mit den wenigen ſichern chronologiſchen Beſtimmungen ſich am beſten vereinigen läßt. Auf der Schule ſeiner Vaterſtadt mag er durch den Rector Heinrich Theodor, einen Schüler Trotzendorff's, unterrichtet ſein. Ob er nachher die in hohem Rufe ſtehende Schule zu Goldberg beſucht hat, läßt ſich nicht nachweiſen, iſt aber bei dem ähnlichen Bildungsgange Neander's wol kaum zu bezweifeln. Die Univerſität Wittenberg bezog er zu Oſtern 1538 unter Melanthon's Rectorate; in dem Album (vergl. S. 172 der Ausgabe von Förſtemann) ſteht ſein Name unter den pauperes gratis inscripti. Seine Thätigkeit als Lehrer, die er über 40 Jahre fortgeſetzt hat, begann er in Nordhauſen als Hauslehrer der Söhne Johann Spangenberg's. Da der jüngſte von dieſen 1542 nach Wittenberg ging, ſo muß es natürlich vorher geſchehen ſein; Förſtemann meint etwa 1535, was nach der vorigen Angabe ſich als unbegründet erweiſt. Da nun in derſelben Zeit dort ein Gymnaſium in dem Dominikanerkloſter eröffnet wurde, ſo mag er dort, wenn ſchon Jüngling von nur 16 bis 17 Jahren, zuerſt öffentlich unterrichtet und die Stelle eines Unterlehrers verwaltet haben. Wie lange er in dieſer Stellung geblieben; ob er ſie neben Neander gehabt, oder ob er nach der Sitte jener Zeit bald hier, bald dort als Lehrer aufgetreten ſei, iſt ganz unſicher; wahrſcheinlich nur, daß er nach Neander's Berufung nach Ilefeld im J. 1550 das Rectorat der nordhäuſer Schule übernahm und vielleicht bis 1555 verwaltete. Die Zueignung des Buches de synonymia Terentii an zwei ſeiner Schüler iſt vom 19. April 1553, die de genuina ratione latine dicendi et scribendi vom 28. und die der Loci observationum an des Bürgermeiſters Mosshauer in Eisleben Sohn vom 30. Nov. 1553 aus Nordhauſen datirt. Wenn er die dortige Schule nur scholam suam genannt hat [1]), ſo mag dies auf die großen Verdienſte um die Einrichtung und Verbeſſerung derſelben und die dadurch bedingte Vorliebe für ſie bezogen werden. Daß er durch das in Nordhauſen eingeführte Interim bewogen worden ſei, die Stelle aufzugeben, iſt nicht glaublich; 1554 übernahm ſie Johann Andreas Fabricius aus Chemnitz, der jüngſte Bruder des berühmten Rectors zu Meißen [2]).

Sein nächſter Aufenthaltsort muß Tennſtädt geweſen ſein, von wo er ſich nach Magdeburg wendete, bis er zu dem Rectorate der Schule in Quedlinburg berufen wurde. Im J. 1563 war er dort, wie Dedicationen ausweiſen, ſchon im Amte [3]). Als aber 1569 kirchliche Streitigkeiten ſich entſpannen und die Äbtiſſin verlangte, daß die Geiſtlichen und Schullehrer das corpus doctrinae Melanchthonis unterſchreiben und als Lehr- und Glaubensnorm annehmen ſollten, weigerte ſich mit einigen andern auch Faber, warnte vor ſogenannten kryptocalviniſtiſchen Neuerungen, wollte nichts von der veränderten augsburgiſchen Confeſſion wiſſen und zog ſich dadurch den Zorn der Äbtiſſin zu. Daher wurde er mit den übrigen am 5. Dec. 1570 abgeſetzt und „ins Elend verjaget." Zunächſt fand er bei Andreas von Meyendorf in Ummendorf gaſtliche Aufnahme, erhielt aber bald den Ruf nach Erfurt, wo er dem Rathsgymnaſium im Auguſtinerkloſter ſeit 1571 (denn 1569 oder 1570, was Andere angeben, iſt nach den obigen Angaben nicht möglich) vorſtand bis an ſeinen Tod, der im J. 1575 oder 1576 erfolgt ſein muß. Der Kinder muß er mehre gehabt haben, indeſſen ſind nur die Namen zweier Söhne Philipp und Chriſtoph bekannt. Den Namen ihrer Mutter habe ich noch nirgends gefunden.

Faber war ein ganzer Schulmann in dem Sinne ſeiner Zeit. Den theologiſchen Studien, aus denen er hervorgegangen war, wurde er nicht entfremdet, obſchon man von ihm nicht weiß, daß er gepredigt habe; auf ſie bezog ſich zum Theil ſeine ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit, in der er ſich als treuer Anhänger Luther's und der Reformation bis zu einſeitigem Starrſinn bewährte. Vierzig Jahre hat er in dem damals wahrlich nicht bequemen Lehramte verlebt und alle Mühe und Noth deſſelben mit Freudigkeit ertragen. Seinen Schülern muß er ſehr zugethan geweſen ſein, das zeigen mehre Dedicationen an einzelne derſelben, obgleich dabei mit auf das übliche Geldgeſchenk von Seiten der angeſehenen und einflußreichen Väter Rückſicht genommen ſein wird. Auf die Bedürf-

*) ſ. Schlichtegroll's Nekrolog f. 1791. 2. Bd. S. 336 fg. Meuſel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 251.

1) In der Dedication der Loci observationum. 2) Vergl. E. G. Förſtemann's Geſchichte der Schulen in Nordhauſen. S. 28. 29. 3) ſ. Kettner's Hiſtorie des Stiffts Quedlinburg. S. 244 u. 264.

niſſe der Schule beziehen ſich auch die meiſten ſeiner Schriften, die zunächſt die Ausbildung einer guten Latinität — das Hauptziel der damaligen Schulbildung — im Auge haben.

Betrachten wir zunächſt die theologiſchen Werke, ſo iſt die teutſche Überſetzung von Luther's Commentar zur Geneſis zu nennen, deren Vorrede aus Magdeburg vom 29. Sept. 1557 datirt iſt. Er hat aber ſeinen Antheil nicht über die erſten 25 Capitel erſtreckt [4]; der Prediger Guden vollendete das Werk. In dieſelbe Zeit mag auch die Mitwirkung an den vier erſten magdeburgiſchen Centurien fallen. Selbſtändig iſt die Schrift „Chriſtliche, nötige vnd nützliche vnterrichtungen, von den letzten hendeln der Welt," welches er als eine Troſtſchrift für ſich und ſeine Kinder 1563 zum erſten Male veröffentlicht und ſchon 1574 in einer fünften vermehrten und verbeſſerten Ausgabe zu Leipzig herausgab [5]. Es bezieht ſich in nicht eben ſtrenger Folge auf den Tod, die Auferſtehung, den jüngſten Tag und das jüngſte Gericht, Himmel und ewiges Leben, Hölle und Fegefeuer. Das „Tractetlein von den Seelen der verſtorbenen, vnd allem jhrem zuſtand vnd gelegenheit, durch Baſilium Fabrum," hat noch eine beſondere Dedication vom Jahre 1569. In dieſelbe Zeit ſeines Aufenthaltes zu Quedlinburg fällt auch die „Saxonia von Albert Kranz in Hamburg, aus dem Latein trewlich, deutlich vnd fleiſſig verdeutſcht, erkleret vnd gebeſſert, durch Baſilium Fabrum Soranum," welche zuerſt 1563 zu Leipzig in Folio und 1582 in vermehrter [6] Ausgabe erſchien. Das Verlangen, auch dem gemeinen Manne den Inhalt jenes Buches zugänglich zu machen, hatte ihn zur Übernahme der gewiß nicht leichten und ſehr mühſeligen Arbeit getrieben. Eine von ihm beabſichtigte Fortſetzung, denn das Original geht nicht über das Jahr 1504 hinaus, und eine ähnliche Chronik für die nordiſchen Reiche iſt nicht erſchienen.

Zwei ſeiner pädagogiſchen Schriften Elenchus legum et disciplinae scholasticae 1571 und de disciplina scholastica libellus 1572 habe ich nicht aufgefunden, was um ſo mehr zu bedauern iſt, als ſie gewiß eine Einſicht in die Grundſätze ſeiner Schulzucht gewährt haben würden, zumal er ſie nach faſt vierzigjähriger Amtserfahrung herausgab.

Phraſeologiſche Kenntniſſe bezwecken drei ſeiner Schriften: 1) Libellus de synonymia Terentii et copiosa phrasium ac locutionum commutatione (Lipsiae 1553. 1556 und 1562), wo auch aus Plautus Material zu allerlei ſtiliſtiſchen Übungen hinzukam. 2) Loci observationum atque expositionum indices numerosissimi in M. Tullii Ciceronis epistolas familiares omnes (Lipsiae 1553. 1554. 1561. 1576), wo nach alphabetiſcher Ordnung die verſchiedenen Ausdrucksweiſen unter beſtimmten Rubriken verzeichnet werden, um durch die Vergleichung der ähnlichen die Mannichfaltigkeit des Ausdrucks zu fördern. 3) Libellus de ratione genuina dicendi et scribendi, monstrata ex Terentio et Cicerone. (Lips. 1554.) Ähnlichen Inhalts iſt vielleicht auch das Buch: Mantuani sententiae argumentis et scholiis illustratae (Quedlinburgi 1569), das ich nicht geſehen habe.

Doch ſein Hauptwerk bleibt der Thesaurus eruditionis scholasticae, der ſo ziemlich zwei Jahrhunderte hindurch ſein Anſehen behauptet hat. Dieſe Frucht zehnjähriger angeſtrengter Arbeit (ſie fällt zum großen Theil in die Zeit des Aufenthalts zu Quedlinburg) erſchien zuerſt Leipzig 1571 in Folio. Er beabſichtigte damit nicht eigentlich ein Lexikon der lateiniſchen Sprache, denn die Angaben des Geſchlechts, der Conjugation und anderer grammatiſcher Dinge vernachläſſigte er abſichtlich, ſondern eine wirkliche Schatzkammer, die für Sprache wie für Sachen und Gedanken gleich reiche Hilfsquellen darbieten ſollte. Daher wurde auf Muſtergültigkeit geſehen, eine für die damaligen Zeiten geſchmackvolle Überſetzung hinzugefügt, Phraſen zuſammengeſtellt, allerlei gnomiſche Weisheit zur Lehre und Beſſerung hinzugethan und als Würze historiolae, physica, adagia, quae in examine discentibus proponi et inculcari possunt nicht verſchmäht. Auch war es dabei gar nicht auf ein gelegentliches Benutzen, wo man nur ein teutſches Wort für das lateiniſche ſucht, abgeſehen, ſondern er drang auf ſorgfältiges und wiederholtes Leſen des ganzen Buches von Anfang bis zu Ende. Die bedeutendſten Schulmänner begrüßten das Werk freudig und feierten den Verfaſſer in allen Zungen. Die Sorgfalt, welche ſpäter A. Buchner in Wittenberg, Thomaſius in Leipzig, Chriſt. Cellarius und Joh. Matth. Gesner (Männer, wie Grävius, Falſter, Facciolati, Mencken u. a., die in beſondern Schriften oder handſchriftlich Nachträge gaben, nicht zu erwähnen) dem Werke widmeten, hat es erhalten [7], bis des Letztern und der Italiener vorzüglichere Leiſtungen ſeit der Mitte des 18. Jahrh. es verdrängten.

Über das Leben dieſes Mannes handelt noch am vollſtändigſten *Ludovici* Historia rectorum etc. T. I. p. 24—31; Schätzbares gibt auch Förſtemann, Geſchichte der Schulen in Nordhauſen. S. 28. Aber weder Motſchmann in der Erfordia literata noch Otto in dem lauſitziſchen Schriftſtellerlexikon haben des verdienten Mannes gedacht. (*Eckstein.*)

FABER (Felix), ein als Geſchichtſchreiber bemerkenswerther Dominikanermönch. Er wurde geboren zu Zü-

4) Ich habe, ſagt er, meinem geringen Verſtande nach die erſten zwey Theil ſolcher Auslegungen auffs einfältigſte und treulichſte verteutſcht.

5) Die Ausgabe von 1565 erſchien zu Eisleben. Später iſt das Buch zu Leipzig 1584 und zu Helmſtedt 1598 wieder gedruckt.

6) Ich vermuthe, daß die Vermehrung blos in dem ausführlichn Regiſter und einem neuen Titelblatte beſteht.

7) Die Ausgaben, ſoweit ich ſie kenne, folgen alſo: 1) 1571, von dem Verfaſſer ſelbſt beſorgt. 2) 1587, von den Söhnen herausgegeben. 3) 1623, Franckiana. 4) 1625, Buchneriana zu Wittenberg. 5) 1668, durch denſ. 6) 1672, durch Thomaſius und Herrichen. 7) 1680, mit Buchner's nachgelaſſenen Zuſätzen. 8) 1692, Cellarius. 9) 1696, durch denſ. 10) 1700, durch denſ. 11) 1710, durch denſ. 12) 1717, Andr. Stebel. 13) 1726, Joh. Matth. Gesner. 14) 1735, durch denſ. 15) 1749, durch denſ und Joh. Heinr. Leich, von welchem Letztern eine völlige Überarbeitung des Werkes vorgenommen wurde, ſodaß es von einem ſchmächtigen Foliobande zu zwei ſtarken Folianten anwuchs. Auszüge gibt es Viteb. 1594 und Heidelb. 1608.

rich 1441 oder 1442 aus dem adeligen Geſchlechte der Schmied. Da ſein Vater in dem einheimiſchen Kriege der Zürcher mit den übrigen eidsgenöſſiſchen Orten 1444 in einem Gefechte fiel, ſo nahm ſich ſein Oheim Oswald Schmied, der 20 Jahre lang Voigt von Kyburg war, des Knaben an, der nun einen Theil ſeiner Jugendjahre auf dieſer Burg zubrachte. Um das Jahr 1454 wurde er den Dominikanern zu Baſel zur Erziehung übergeben; 1457 findet man ihn zu Pforzheim, wahrſcheinlich auf der dortigen Schule; 1467 machte er eine Reiſe nach Aachen, um die dortigen Heiligthümer zu ſehen; 1476 beſuchte er Rom. In welchem Jahre er in den Orden eintrat, iſt nicht bekannt; gewiß iſt aber, daß er zu Baſel und nicht, wie gewöhnlich behauptet wird, zu Ulm eingekleidet wurde. Im J. 1477 oder 1478 wurde er durch die Ordensobern von Baſel als Hauptprediger ins Dominikanerkloſter zu Ulm verſetzt, was zu dem Schluſſe auf ein nicht geringes Rednertalent berechtigt; ſpäter erſcheint er zugleich als Leſemeiſter in dieſem Kloſter, d. h. als Lehrer der Philoſophie und Theologie. Indeſſen trug er ſich ſchon lange mit dem Wunſche, eine Reiſe nach Paläſtina unternehmen zu können; Frömmigkeit und Neigung zum Reiſen wirkten bei ihm zuſammen. Nachdem bei Sixtus IV. und dem Ordensgeneral die Erlaubniß ausgewirkt war, gelang es ihm von dem Abte des Kloſters zu Elchingen und einigen reichen Bürgern zu Ulm das erſoderliche Reiſegeld zu erhalten. Ein junger bairiſcher Edelmann, Georg von Stein, ſchloß ſich mit einigen Dienern an ihn an. Von Venedig ſchifften ſie den 2. Juni 1480 nach Paläſtina, hielten ſich dort zehn Tage auf und kamen glücklich nach Venedig zurück, wo aber Faber in eine ſchwere Krankheit verfiel, ſodaß er erſt den 16. November wieder in Ulm ankam. Indeſſen war durch dieſe Reiſe ſeine Neigung noch nicht befriedigt. Er ſagt, wegen Kürze der Zeit habe er die heiligen Stellen nur eilig beſuchen können, und auf der Rückreiſe habe er gelobt, noch ein Mal Paläſtina zu ſehen. Ein Ordenscapitel, welches 1482 zu Colmar gehalten, und wohin er von dem General berufen wurde, gab ihm Gelegenheit, bei dieſem die Erlaubniß zu einer zweiten Reiſe auszuwirken; die Bewilligung des Papſtes verſchaffte ihm ein befreundeter Franziskaner, welcher nach Rom reiſete. Vier ſchwäbiſche Edelleute, welche grade eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe unternahmen, erbaten ſich ihn von dem Prior des Kloſters als Kaplan und Beichtvater. Den 14. April 1483 verließ er Ulm, und den 12. Juli kam die Geſellſchaft über Venedig zu Jeruſalem an. Bethlehem, Nazareth, der Berg Tabor, der Jordan, das todte Meer ꝛc. wurden beſucht. Als aber jene vier Edelleute wieder abreiſten, blieb Faber mit ihrer Einwilligung zurück, und reiſte dann mit 19 andern Pilgern, unter denen ein Graf von Solms und andere teutſche Edelleute waren, durch die arabiſche Wüſte nach dem Sinai und Horeb, ans rothe Meer, nach Kairo und Alexandrien. Den 29. Jan. 1484 kam er endlich wieder zu Ulm an, nun völlig erſättigt; denn er ſagt ſelbſt, wenn er vorher gewußt hätte, wie ſehr ſein Geiſt und Körper durch dieſe Reiſe ermüdet würden, ſo hätte er ſie nie unternommen; er ſei dadurch allzu ſehr von nützlichern Beſtrebungen entfernt worden. Er erſcheint nun wieder als Prediger und Leſemeiſter ſeines Kloſters zu Ulm. Die Schriften, die er ausarbeitete, zeugen von ſeinem Fleiße. Zwei Male, 1486 und 1487, erſcheint er als Wähler auf den allgemeinen Ordenscapiteln zu Venedig; dagegen findet ſich für die Behauptung Goldaſt's, daß er Provinzial des Ordens geworden, kein Beweis. Faber ſtarb in dem Predigerkloſter zu Ulm den 14. März 1502, wie ſein im J. 1734 zufällig gefundener Grabſtein beweiſt. Sein Hauptwerk iſt die Historia Suevorum, zuerſt von Goldaſt in ſeiner Sammlung (Francof. 1604. 4.) bekannt gemacht. Er ſcheint indeſſen keine vollſtändige Abſchrift gehabt zu haben, indem ſich unter Faber's Handſchriften noch mehre, beſonders die Stadt Ulm betreffende, Abſchnitte finden, die in den gedruckten Ausgaben fehlen. Leichtgläubigkeit und Mangel an kritiſchem Sinne, dieſe Fehler theilt er mit der Mehrzahl der Geſchichtſchreiber ſeiner Zeit: deſſen ungeachtet enthält das Werk viele wichtige Nachrichten und zeichnet ſich durch große Freimüthigkeit aus. Auch für die Geſchichte der Schweiz verdient es bei aller Abneigung des Verfaſſers gegen die Eidgenoſſen Berückſichtigung. Eigentliche Beſchreibung der hin und Widerfahrt zu dem heyligen Landt gen Jeruſalem und furter durch die groſſe Wüſteney zu dem heyligen Berge Horeb Sinay ꝛc. 1556. 4. Mehre andere Schriften von Faber ſind nie gedruckt worden. Man findet das Verzeichniß in *Häberlin*, Dissert. sistens vitam, itinera et scripta fratris Felicis Fabri (Goetting. 1742. 4.) und abgedruckt in *Wegelini* Thesaur. rerum Suevicarum. Tom. IV. p. 177.

(*Escher*.)

FABER (Johann), eigentlich Heigelin, nannte ſich Faber, weil ſein Vater ein Schmied war. Zu Leutkirchen in Schwaben 1478 geboren, trat er früh in den Dominikanerorden. Er ward zu Freiburg im Breisgau Doctor des kanoniſchen Rechts, nach Andern Doctor der Theologie. Hierauf war er eine Zeit lang Pfarrer in Lindau, und kehrte nach vier Jahren wieder dahin zurück, während er in dieſer Zeit biſchöflicher Official zu Baſel und Kanonikus an der dortigen Hauptkirche geweſen war. Im J. 1518 ward Faber Vicar des Biſchofs von Koſtnitz. Von Rom aus erlangte er noch die Würde eines apoſtoliſchen Protonotars. Der Franziskaner Bernhard Samſon, der um dieſe Zeit in mehren Orten der Schweiz den Ablaß predigte, fand an ihm einen heftigen Gegner. Faber wandte ſich an Zwingli, und bat ihn dringend, dieſem Unweſen Einhalt zu thun. Offen geſtand er, daß die Kirche allerdings einer Reformation bedürfe. Bald nachher aber änderte er ſeine Anſichten. Er ging 1521 nach Rom, und bot dem Papſte ſeine Dienſte an gegen die Reformatoren. Um ſeine Gegner zu widerlegen, ließ er 1522 ſeinen Malleum Haereticorum drucken. Auf Befehl des Biſchofs von Koſtnitz hatte Faber 1523 zu Zürich ein öffentliches Colloquium mit Zwingli, in welchem er jedoch die Lehrſätze der katholiſchen Kirche nur ſchwach vertheidigte. Doch hatte er ſich allmälig ein ſo großes Anſehen erworben, daß er zum Controversprediger im römiſchen Reich ernannt ward. Ferdinand I. zog

ihn an ſeinen Hof, und wählte ihn zu ſeinem Secretair, ſpäterhin zu ſeinem Rath und endlich zu ſeinem Beichtvater. Durch ſeine Bemühungen brachte er es 1527 endlich dahin, daß die Proteſtanten in Öſterreich hart verfolgt wurden. In gleicher Abſicht begab er ſich mit kaiſerlichen Aufträgen 1528 nach England. Im J. 1529 befand er ſich auf dem Reichstage zu Speier und 1530 zu Augsburg. Er zeigte ſich als ein heftiger Gegner der Lutheriſchen Lehre, und bot ſeinen ganzen Scharfſinn auf, die augsburgiſche Confeſſion zu widerlegen. Schon 1529 war er von Ferdinand I. zum Propſt in Ofen ernannt worden. Im J. 1531 hatte er der kaiſerlichen Huld die biſchöfliche Würde in Wien zu danken. Er ſtarb am 21. Mai 1541, im 63. Lebensjahre.

Unter ſeinen jetzt wenig mehr geleſenen Schriften verdienen erwähnt zu werden: De fide et bonis operibus, libri III.; Praeparatoria futuri universalis Concilii; Opus adversus nova quaedam dogmata *Martini Lutheri;* de potestate Papae contra Lutherum; propugnaculum Ecclesiae adversus Lutherum; pro coelibatu contra conjugium; responsa duo: 1) de antilogiis Lutheri, 2) de sacramentis scripturisque et fide u. a. m., auch vier Bände Predigten, und andere theologiſche, exegetiſche und polemiſche Schriften, die zu Cöln 1537, 1539 und 1541 zuſammengedruckt worden ſind. Die mitunter ihm beigelegten juriſtiſchen Schriften haben den Rechtsgelehrten Johann Faber Roncinus zum Verfaſſer *). (*Heinrich Döring.*)

FABER (Ärzte und Naturforſcher). 1) Johann, etwa im J. 1570 in Bamberg geboren, ſtudirte auf mehren teutſchen Univerſitäten Medicin, und beſuchte dann zu weiterer Ausbildung Italien, wo er unter Cäſalpin Botanik ſtudirte und ſich außerdem eifrig mit anatomiſchen Unterſuchungen beſchäftigte. Er erlangte in Rom die mediciniſche Doctorwürde, wurde bald nachher ebendaſelbſt Profeſſor der Medicin und ſpäter Arzt des Papſtes Urban VIII. Einer der erſten trat Faber der vom jungen Fürſten Ceſi im J. 1603 gegründeten und hauptſächlich einer gründlichen Naturforſchung beſtimmten Academia dei Lyncei als Mitglied bei. Der bekannte Scioppius hatte zu Orſini's Werke (Imagines et elogia virorum illustrium et eruditorum ex antiquis lapidibus et numismatibus expressa) einen Commentar zu liefern verſprochen, an deſſen Vollendung ihn andere Arbeiten behinderten. Faber, obwol wenig in der Archäologie bewandert, verfaßte mit Benutzung der hinterlaſſenen Notizen Orſini's und der Bemerkungen von Scioppius dieſen Commentar, und beſorgte ſo die geſuchteſte Ausgabe von Orſini's Werk. (Antwerp. 1606. 4.) Wahrſcheinlich ebenfalls unter des Scioppius Einfluß, deſſen Animoſität gegen Scaliger den höchſten Grad erreicht hatte, gab Faber im folgenden Jahre die kleine Schrift heraus: De nardo et epithymo adversus Joannem Scaligerum. (Romae 1607. 4.) Unter den heftigſten Angriffen auf Scaliger handelt er darin über die Namen verſchiedener Pflanzen bei den Alten. Das Hauptverdienſt Faber's iſt aber ſeine Mitwirkung an dem Werke: Rerum medicinalium novae Hispaniae thesaurus T. I. 1648. T. 2. 1651. Romae Fol. Mit Philipp's II. Unterſtützung nämlich hatte Franz Hernandez reiche Materialien für die Naturgeſchichte Neuſpaniens geſammelt und aus Mexico nach Madrid gebracht. Nach Hernandez' Tode bearbeitete Nardo Antonio Recchi, Leibarzt Philipp's II. und ſpäterhin in Neapel lebend, dieſe Materialien, um einen ſyſtematiſchen Auszug zu liefern; allein er ſtarb ebenfalls, bevor er dieſen Auszug publiciren konnte. Der Gründer der Academia dei Lyncei entriß Recchi's Manuſcript und Copien der Vergeſſenheit; Mitglieder der Akademie übernahmen ſeit 1612 die Bearbeitung des Werkes, und 1628 lag es zum Drucke bereit. Dieſer wurde aber durch beſondere Umſtände verzögert, und bald nachher (1630) ſtarb der Gründer der Akademie. Endlich gelang es Stelluti, den ſpaniſchen Geſandten in Rom für das Werk zu intereſſiren, deſſen Materialien von einem Spanier auf Koſten der ſpaniſchen Regierung geſammelt worden waren, und es erſchien ſolchergeſtalt faſt 100 Jahre nach Hernandez' Tode. Faber, der mittlerweile (1640?) ebenfalls geſtorben war, commentirt das Buch über die mexicaniſche Fauna, und knüpft dabei hier und da ſeine zootomiſchen Unterſuchungen an, ohne grade ängſtlich auf den Zuſammenhang mit dem grade vorliegenden Gegenſtande Rückſicht zu nehmen. So kommen denn, gleichſam als Excurſe, vor: Beſchreibung eines monſtröſen zweiköpfigen Kalbes; über Bewegung des Herzens, der Galle; über den Kaiſerſchnitt; über das bebrütete Hühnchen; über die Verdauungswerkzeuge der Wiederkäuer. Gegen Ariſtoteles beweiſt Faber, daß die Halswirbel des Wolfes beweglich ſind.

2) Johann Matthias, von Augsburg, würtembergiſcher Leibarzt, Mitglied der Akademie der Naturae Curiosorum, in deren Sammlungen ſich einige Abhandlungen von ihm befinden, geſt. am 21. Sept. 1702. Er beſchrieb eine zu Neuſtadt am Kocher an 13 Perſonen vorgekommene Vergiftung durch Belladonnabeeren unter dem Titel: Strychnomania explicans strychnomaniaci antiquorum, vel Solani furiosi recentiorum historiae monumentum etc. (August. Vindel. 1677. 4. Ebendaſ. 1683. 4.) Außerdem verfaßte er: Beſchreibung des Wilt- oder Heilbrunnen zu Rogheim. (Frankfurt 1669. 4.), ſowie: Pilae marinae anatome botanologica. (Norimb. 1692. 4.) (*Fr. Wilh. Theile.*)

FABER (Johann), geb. am 19. Febr. 1566 zu Rodach, der Sohn eines Predigers, ſtudirte zu Zerbſt und Jena, ward auf der obengenannten Univerſität 1588 Magiſter, und 1591 Rector zu Schleuſingen. Gleiche Lehrämter verwaltete er, doch immer nur kurze Zeit, in den Jahren 1597—1598 zu Nordhauſen, Jena und Coburg. Im J. 1606 ward er Superintendent zu Eisfeld in Franken. Er ſtarb dort am 2. März 1625. Unter ſeinen Schriften verdienen Erwähnung: Grammatica Melanchthonis cum adnotationibus; Synopsis grammaticae

*) Vergl. *C. E. Kettneri* Diss. de J. Fabri vita et scriptis. (Lipsiae 1737. 4.) Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 466 fg. Baur's neues hiſtor. literar. biograph. Handwörterbuch. 2. Bd. S. 133 fg.

hebraeae D. *Avenarii*, eine Hiſtorie der teutſchen Bibel, ein Bibelkalender, ein Paſſionalbüchlein u. a. größtentheils aſcetiſche Schriften. Vielen Fleiß und einen großen Theil ſeiner Zeit verwandte Faber auf ein Lexicon graeco-biblicum, von welchem jedoch nur einige Specimina gedruckt worden ſind *). (*Heinrich Döring.*)

FABER (Johann Adam), geboren am 31. Dec. 1623 zu Baireuth, ward 1634 Zögling des Lyceums zu Culmbach, und bezog dann 1645 die Univerſität Wittenberg. Er ſtudirte dort Theologie, erhielt 1653 die Magiſterwürde, nach Vertheidigung einer theologiſchen Abhandlung [1]). Sein Fleiß erlag nicht unter dem Kampfe mit dem Mangel an den nöthigſten Bedürfniſſen. Auch nach Beendigung ſeiner akademiſchen Laufbahn erwarteten ihn trübe Schickſale. Drückender Mangel nöthigte ihn, geringe Hauslehrerſtellen anzunehmen und ſelbſt ſeine Bücher zu verkaufen. Seine Lage verbeſſerte ſich nicht ſonderlich, als er Cantor zu Heilsbrunn und 1658 Conrector ward. In günſtigere Verhältniſſe trat er erſt im J. 1663. Er ward um dieſe Zeit zu Ansbach Conſiſtorialaſſeſſor und Archidiakonus. Ungeachtet ſeiner raſtloſen Thätigkeit und fortwährender Geiſtesanſtrengung erreichte er ein hohes Alter. Er ſtarb am 17. Jan. 1706, allgemein geſchätzt wegen ſeiner Kenntniſſe und unbeſcholtenen Rechtſchaffenheit. Als Prediger war er beliebt durch die moraliſche Wärme, die ſeinen Vortrag beſeelte. Außer mehren Caſual-, beſonders Leichenpredigten, ſchrieb er eine Diss. de intelligentiis. (Viteb. 1648.) Indissolubile fidelis animae cum Deo foedus. (Norimb. 1682.) Verum ac sincerum veri Christiani sub cruce symbolum ac solatium. (Ibid. 1695.) u. a. m. [2])

(*Heinrich Döring.*)

FABER (Johann Gottlieb), am 8. März 1717 zu Stuttgart geboren, ſtammte aus einer Familie, deren Mitglieder größtentheils anſehnliche geiſtliche Ämter bekleidet hatten. Sein Urgroßvater, Superintendent zu Stuttgart und Abt zu Herrenalb, hatte ſich durch eine Harmonie der Evangeliſten auch als Schriftſteller einen geachteten Namen erworben. Faber's Vater, Johann Friedrich, fürſtlicher Caſſirer zu Stuttgart, bekleidete ſpäterhin die Stelle eines herzoglichen würtembergiſchen Kirchen- und Kammerraths. Der Sohn legte den Grund zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung in dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt. Im J. 1733 bezog er die Univerſität in Tübingen und wurde dort Mitglied des theologiſchen Seminars, ſtudirte aber auch Geſchichte, Phyſik und Philoſophie. Mit dem Leibnitziſchen Syſtem ward er durch den Profeſſor Canz bekannt, unter deſſen Vorſitz er auch 1735 die Magiſterwürde erlangte. Nach Beendigung ſeiner akademiſchen Laufbahn ward er 1739 kurze Zeit Hauslehrer in Stuttgart, bald nachher in Tübingen, wo er dann eine theologiſche Repetentenſtelle erhielt. Im J. 1744 ward er Vicar zu Stuttgart und zwei Jahre nachher Pfarrer zu Dußlingen, und folgte im Auguſt 1748 einem Ruf nach Tübingen als ordentlicher Profeſſor der Geſchichte, Beredſamkeit und Dichtkunſt. Sein Lehramt eröffnete er im November des genannten Jahres mit einer hiſtoriſchen Abhandlung [1]), welche Wippermann, ſpäterhin Profeſſor zu Rinteln, unter ſeinem Vorſitz vertheidigte. Die Profeſſur der Geſchichte vertauſchte er 1750 mit dem Lehrſtuhle der Moral, wurde dann 1752 außerordentlicher und 1755 ordentlicher Profeſſor der Theologie und Stadtpfarrer. Um dieſe Zeit erhielt er auch die theologiſche Doctorwürde. Einen Ruf nach Frankfurt am Main als Senior des geiſtlichen Miniſteriums lehnte er 1761 ab. Im J. 1767 ward er Conſiſtorialrath und Abt zu Alpirſach, einige Jahre ſpäter (1772) zu Herrenalb, und erhielt zugleich die Stiftspredigerſtelle zu Stuttgart. Im J. 1773 ward er Oberhofprediger, Prälat zu Adelberg, Generalſuperintendent und Mitglied der Univerſitätsviſitationsdeputation. Er ſtarb am 18. März 1779. Die Univerſität Tübingen beklagte aufrichtig ſeinen Verluſt. Mit gründlichen philoſophiſchen und theologiſchen Kenntniſſen vereinigte er eine ungemeine Beleſenheit in mehren wiſſenſchaftlichen Fächern. Als Kanzelredner empfahl ihn die moraliſche Wärme ſeines Vortrags. Sittliche Veredlung war der Hauptzweck, den er ſowol in ſeinen Predigten [2]), als in mehren Diſſertationen und Programmen [3]) unabläſſig verfolgte. Eine von ihm verfaßte Dogmatik blieb unvollendet [4]). Meuſel [5]) hat ein vollſtändiges Verzeichniß ſeiner Schriften geliefert [6]).

(*Heinr. Döring.*)

FABER (Johann Karl Chriſtoph), geb. zu Sachſenberg im Waldenburgiſchen am 2. Jan. 1729, ſtudirte Theologie, erhielt eine Predigerſtelle in ſeiner Vaterſtadt, ſpäter zu Berndorf im Waldeckiſchen. Er ſtarb dort am 3. Dec. 1792. Außer einigen Predigten ließ er vermiſchte Oden und Lieder drucken. (Magdeburg 1775.) Auch die Verſuche in den ſchönen Wiſſenſchaften von einigen Wal-

---

*) Vergl. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 466.

1) Diss. theol. de Scriptura sacra, ex dicto classico 1 Tim. 3, 16 adornata. (Viteb. 1653. 4.) 2) Vergl. Troſtmann's Leichenpredigt auf J. A. Faber. (Ansbach 1706.) Ludovici's Schulhiſtorie. 2. Bd. S. 423. Bocke's ansbachiſchen Geburts- und Todtenalmanach. 2. Bd. S. 423. Fikenſcher's gel. Fürſtenth. Baireuth. 2. Bd. S. 118 fg. 11. Bd. S. 33. C. A. Baader's Lexikon verſtorbener bairiſcher Schriftſteller. 1. Bd. 1. Th. S. 156 fg.

1) *De Leone* III, Pontifice Romano. (Tub. 1748. 4.) 2) Außer mehren einzeln gedruckten Predigten iſt hier vorzugsweiſe zu nennen ſeine Einleitung in die heilige Geſchichte des erſten Weltalters, als Grundriß der göttlichen Haushaltung unter den Menſchen, von den Anfangszeiten der Welt her, zur Beſchämung des Unglaubens und zur Beförderung einer lebendigen Erkenntniß in den Wegen Gottes, vorgetragen in Wochenpredigten über 1 Moſ. 1. 2. 3. (Tübingen 1757.) Späterhin gab Faber von dieſem Werke zwei Fortſetzungen. (Tübingen 1770 u. 1772.) 3) Diss. I. et II. de naturalismo morali. (Tub. 1752. 4.) Systema virtutum christianarum pragmaticum. (Ibid. 1754. 4.) Akademiſche Reden über die Moraltheologie. (Ebend. 1757—1759.) 2 Theile. De rigore virtutis christianae. (Ibid. 1760. 4.) u. a. m. 4) Theologiae dogmaticae loci V priores. (Stuttg. 1780.) 5) In ſ. Lexikon d. vom J. 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 254 fg. 6) Vergl. Neues gel. Europa. 17. Th. S. 110 fg. J. J. Moſer's würtembergiſches Gelehrtenlexikon. S. 13 fg. Bök's Geſchichte der Univerſität Tübingen. S. 206 fg. Haug's ſchwäbiſches Magazin. 1777. 4. St. S. 290 fg. Adelung in d. Fortſetzung von Jöcher's Gelehrtenlexikon.

deckern (Corbach 1756. 2 Theile) enthalten mehre poetiſche Beiträge von ihm. Raßmann (in ſ. literar. Handwörterbuch d. verſtorb. teutſchen Dichter. S. 252) nennt unter Faber's Schriften auch noch eine, von Meuſel nicht erwähnte, Sammlung von geiſtlichen Liedern, der Religion gewidmet. (Magdeburg 1775.) (*Heinrich Döring.*)

FABER (Johann Karl German), geb. am 24. Juni 1730 zu Weimar, geſt. am 3. Juni 1799 als Amtsadjunct zu Sonnenberg im Fürſtenthume Hildburghauſen, machte ſich als Schriftſteller durch mehre antiquariſche Unterſuchungen verdient. Dahin gehören: Kurzer periodiſch-hiſtoriſcher Unterricht von dem Urſprung, Fortgang und den Veränderungen des römiſchen Rechts und der Geſetze. (Coburg 1777) [eigentlich 1776.] Mit Urkunden begleitete er ſeine hiſtoriſch-topographiſch-ſtatiſtiſchen Nachrichten zur ſächſiſchen Geſchichte. (Hildburghauſen 1793. 4.) Ähnliche Nachrichten gab er von dem ehemaligen Ciſtercienſer-Nonnenkloſter und dem ſachſen-hildburghauſiſchen Amte Sonnenfeld. Dieſe Nachrichten, zu Hildburghauſen 1793 in 4. gedruckt, erſtrecken ſich vom Jahre 1260—1792, und erhalten einen erhöhten Werth durch eine hinzugefügte Sammlung von 160 Diplomen und anderen Urkunden *). (*Heinrich Döring.*)

FABER (Johann Ernſt), geb. 1746 zu Simmershauſen im Hildburghauſiſchen, legte den Grund zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung auf dem Gymnaſium zu Coburg. Schon damals hatte das Studium der morgenländiſchen Sprachen für ihn ein überwiegendes Intereſſe. Auch auf der Univerſität zu Göttingen beſchäftigte er ſich, neben dem Streben nach einer allgemeinen wiſſenſchaftlichen Bildung, vorzugsweiſe mit der orientaliſchen Literatur. Durch Vertheidigung ſeiner gelehrten Abhandlung: Descriptio commentarii in septuaginta interpretes erwarb er ſich zu Göttingen 1769 die Magiſterwürde, und ward um dieſe Zeit dort theologiſcher Repetent. Das nächſte Jahr führte ihn nach Kiel, wo er eine ordentliche Profeſſur der morgenländiſchen Sprachen erhielt. In gleicher Eigenſchaft kam er 1772 nach Jena, wo er am 15. April 1774 ſtarb. Er war für ſeine Zeit ein vorzüglicher Orientaliſt und die meiſten ſeiner Schriften bezogen ſich auf das Studium der morgenländiſchen Sprachen, das er ſchon in einem zu Göttingen 1769 gedruckten Programm angelegentlich empfohlen hatte. Gleichzeitig entwarf er den Plan zu einer Encyklopädie der bibliſchen Philologie, und gab Anmerkungen heraus zur Erläuterung des Talmudiſchen und Rabbiniſchen (Göttingen 1770. 4.), eine Historia Mannae inter Hebraeos. [Sect. I. Kilon. 1770 Sect. II. Jenae 1773] [1]), eine Archäologie der Hebräer, von der jedoch nur der erſte Theil (Halle 1773) erſchien; eine arabiſche Grammatik (Jena 1773) und eine Chrestomathia Arabica. (Ibid. 1773.) Von ſeiner neuen philoſophiſchen Bibliothek, deren Herausgabe ſpäterhin J. C. Hennings beſorgte, erſchien nur das erſte und zweite Stück. (Leipzig 1774.) Von Wichtigkeit waren ſeine aus dem Engliſchen überſetzten Beobachtungen über den Orient aus Reiſebeſchreibungen zu Aufklärung der heiligen Schrift. Nur der erſte Theil dieſes Werkes aber (Hamburg 1772) iſt von ihm, die Überſetzung des zweiten Theils (1775) übernahmen F. A. K. Werthes und D. C. Seybold. Außer einzelnen Diſſertationen und Programmen lieferte er Recenſionen, beſonders in den Commentariis Bremensibus, und gab 1771 mit J. H. Fricke und C. C. L. Hirſchfeld die kieler gelehrte Zeitung heraus. Als Docent empfahl ihn die Gründlichkeit ſeiner Kenntniſſe und ſein anmuthiger Vortrag [2]). (*Heinrich Döring.*)

FABER (Johann Melchior), geb. am 18. Jan. 1743 zu Simmershauſen im Hildburghauſiſchen, der Sohn eines Predigers, bildete ſich in dem Gymnaſium zu Coburg und bezog 1764 die Univerſität Göttingen. Schon 1765 ward er Mitglied des philologiſchen Seminars. An Willamov's Stelle ward er 1768 Profeſſor der hebräiſchen und griechiſchen Sprache an dem Gymnaſium zu Thorn. Im J. 1770 ging er nach Coburg als Profeſſor der griechiſchen Sprache und Rhetorik. Nach Schrebel's Tode ward er 1774 nach Ansbach berufen, als Profeſſor und Rector des dortigen Gymnaſiums. Im J. 1795 ward er Kirchen- und Conſiſtorialrath, mit Sitz und Stimme. Er ſtarb am 31. Jan. 1809, nachdem er zwei Jahre zuvor ſeines herannahenden Alters wegen penſionirt worden war. Er hinterließ den Ruhm eines tüchtigen Schulmannes, der ohne Geräuſch im Stillen viel Gutes wirkte. Ausgerüſtet mit gründlichen Kenntniſſen machte er ſich beſonders um das Studium der Bibel verdient durch ſeine Bemerkungen über einzelne Propheten und die Apokryphen, in mehren ſeiner Schulprogramme [1]) und im Repertorium für bibliſche und morgenländiſche Literatur [2]). Auch die griechiſchen und römiſchen Profanſcribenten erläuterte er in einzelnen Programmen [3]). Seit dem Jahre 1797, in wel-

*) ſ. Meuſel's Lexikon der v. J. 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 259 fg.

1) Auch gedruckt in *J. J. Reiskii* et *J. E. Fabri* Opuscula medica ex monumentis Arabum et Ebraeorum iterum recensuit, praefatus est, vitasque auctorum indicemque rerum adjecit *C. G. Gruner.* (Halae 1770.)

2) Vergl. C. G. Gruner in der Vorrede zu den vorhin angeführten Opusculis medicis p. XXV sq. *Saxii* Onomast. P. VII. p. 234. Meuſel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 252 fg.

1) Progr. in 2 Reg. 23, 4—7. (Thorun. 1769. Fol.) Observationes in Epist. Jacobi ex Syro. (Coburg 1771. 4.) Progr. II. Literas olim pro vocibus in numerando a scriptoribus V. T. esse adhibitas. (Onold. 1775. 4.) Pr. VI. super libro Sapientiae. (Ibid. 1776—1777. 4.) Partis II. Sect. I—IV. (Ibid. 1786—1789. 4.) Pr. II in loca quaedam Habacuci Prophetae. (Ibid. 1779. 4.) Pr. quo Eusebianae de Jacobi, fratris Jesu, vita et morte narrationis partes quaedam explicantur et defenduntur. (Ibid. 1793. 4.) u. a. m. 2) ſ. unter andern im I. Theil eine aus dem Syriſchen überſetzte Chronik von Edeſſa; und im 6. Theil: Abweichungen der griechiſchen Überſetzung des Propheten Amos vom hebräiſchen Texte, nach der Waltoniſchen Polyglottenbibel. 3) Observationes in loca quaedam obscuriora Xenophontis memorabilium Socratis. (Coburg. 1772. 4.) Progr. ad Quinctil. Lib. II. c. 12. (Onold. 1774. 4.) Progr. super Lucretii prooemio. (Ibid. 1781. 4.) Progr., in quo nonnulla, quae in *Homero* leguntur, disputantur. (Ibid. 1784. 4.) Progr. Interpretatio quorundam in Xenophontis memorabilibus Socratis. (Ib. 1790. 4.)

chem zu Ansbach der zweite Abſchnitt ſeiner Harmonia Maccabaeorum erſchien, iſt nichts durch den Druck von ihm bekannt geworden [4]). (*Heinrich Döring.*)

FABER (Johann Heinrich), geb. 17.. zu Straßburg, widmete ſich in ſeiner Vaterſtadt der Jurisprudenz und ward D. der Rechte. Späterhin lebte er als kurmainziſcher Hofgerichtsrath zu Mainz, wo er zugleich eine Profeſſur der Rechte und der ſchönen Wiſſenſchaften bekleidete. Als Secretair des kaiſerlichen Geſandten in den Rheinkreiſen, Grafen von Neipperg, hielt er ſich zu Frankfurt am Main auf. Er ſtarb zu Mainz ohne Amt 1791. Zum Behuf ſeiner Vorleſungen auf der Univerſität zu Mainz ſchrieb er Anfangsgründe der ſchönen Wiſſenſchaften. (Mainz 1767.) Beſcheiden äußert er in der Vorrede: „Dieſe Blätter ſollen mir keinen Weg zur Unſterblichkeit bahnen; ſo hoch ſchwingen ſich meine Wünſche nicht. Sie ſollen eine Anleitung ſein, unſern Jünglingen das wahre Schöne fühlen zu lehren und ſie zur Kenntniß guter Schriftſteller zu führen. Ich möchte lieber ihren Geſchmack gebildet, als mich verewigt wiſſen. Aus ebendieſem Grunde ſchäme ich mich nicht zu geſtehen, daß meine Lehrſätze Sammlungen aus den beſten neuern Werken ſind, und was wäre es, wenn man ſie auch zuweilen Auszüge aus denſelben nennen wollte. Nützen uns wol die Bienen weniger, weil ſie ihren Honig aus den Blumen ſaugen?“ [1]) Für den jetzigen Standpunkt der Wiſſenſchaft hat allerdings dieſes Werk nur noch ein hiſtoriſches Intereſſe, indem es zeigt, wie tief die Äſthetik um das Jahr 1767 ſtand. Bei allem, was zum Lobe des Werkes geſagt wird, läßt ſich nicht leugnen, daß die Begriffe oft ſo weit gefaßt ſind, daß ſelbſt das Entgegengeſetzte in ſie hineingeht.

Sehr thätig war Faber durch Bearbeitung dramatiſcher Werke der Ausländer, beſonders der Franzoſen, für die teutſche Bühne [2]). Er ſchrieb außerdem: über Gellert's Abſterben. (*Frankf.* a. M. 1770.) Winterabende, oder Sammlungen unterhaltender Geſchichten, Erzählungen u. ſ. w. (Ebendaſ. 1781—1785. 3 Theile), und gab die Monatsſchriften: der Sammler (Ebendaſ. 1788. ſechs Hefte) und der Illuminat (Ebendaſ. 1788. 12 Stücke) heraus. Mit dem Roman: Louiſe oder der Sieg weiblicher Tugend, im Contraſte zweier Schweſtern (Frankf. a. M. 1792. zwei Theile) ſchloß er ſeine literariſche Laufbahn. Seit dem Jahre 1775 war er Redacteur der kaiſerlichen Reichspoſtzeitung [3]). (*Heinrich Döring.*)

FABER. Muſiker und muſikaliſche Schriftſteller dieſes Namens, nach der Zeitfolge, ſoviel möglich, geordnet.

1) Nicolaus Faber, ein Prieſter und Orgelbauer des 14. Jahrh., einer der allerälteſten, die in ſo alter teutſcher Bauart namhaft gemacht werden. Hätte ſein Werk, die Orgel zu Halberſtadt, ſeinen Namen nicht erhalten, ſo wäre uns auch dieſer verloren. Die Aufſchrift des Werkes, die Prätorius mittheilt, war folgende: Anno Domini MCCCLIX completum in Vigilia Matthaei Apostoli per manus *Nicolai Fabri* Sacerdotis. Anno Domini MCCCCXCV renovatum est per manus *Gregorii Kleng* etc. Darauf liefert Prätorius eine Beſchreibung dieſer merkwürdigen Orgel, deren Wiederholung nach Gerber hier um ſo nöthiger ſcheint, da beiweitem den Meiſten die Einſicht in dies immer ſeltener werdende Buch nicht vergönnt iſt, die Sache ſelbſt aber manche vorgefaßte Meinung berichtigen wird. Es heißt: Das Werk hatte für Fäuſte und Füße vier Taſtaturen. Die beiden oberſten in der Lage der gegenwärtigen, aber jede Taſte auf drei Zoll breit und einen halben Zoll von der neben ihr ſtehenden entfernt, fingen an von H und gingen bis a, an's Ende der zweiten Octave. Das dritte Manual hatte die Lage, als ob es mit den Knieen hätte tractirt werden müſſen, fing ebenfalls von H an durch eine Octave, und ſchloß mit dem folgenden c. Das Pedal enthielt nur eine Octave, von H zu h. Die beiden mittelſten Manuale waren nur für die Principale, das oberſte hingegen und das Pedal für's volle Werk, d. h. für das Principal mit der großen Mixtur verbunden, welche auf mancher Taſte bis 56 Pfeifen auf einmal hören ließ, und Hinterſatz genannt wurde, weil ſie hinter den Principalen ſtand und aus lauter Quinten und Octaven beſtand. Der Hinterſatz des Pedals hatte nur 16—24 Pfeifen, aber größer, das größte H dieſes Werkes im Geſichte war 32 Fuß lang und 3½ Fuß im Umfange. Hierzu 20 Bälge in der Größe unſerer gewöhnlichen Schmiedebälge, wozu zehn Balgtreter gehörten. Von der Manier, wie dieſes und andere ähnliche Werke zu damaliger Zeit tractirt worden ſind, gibt Calviſius in einem an Prätorius geſchriebenen Brief einen Begriff, welchem die Unbehilflichkeit dieſer Werke vollkommen entſpricht. Er erklärt ſich ſo darüber: Ich bin der Meinung, wenn man jetzt die alte Harmoniam gern hören wollte, und wie die alte Muſik geklungen habe, ſo dürfte man nicht mehr, als das ganze volle Werk (nämlich Principalen, Octaven, Superoctaven, Quinten, Zymbeln, Mixturen und Subbäſſe, und was ſonſt zur alten Mixtur gehörte) nehmen, und alsdann im Pedal mit beiden Füßen eine Quinte, als C. G. zu-

4) Vergl. Meyer's Nachrichten von ansbachiſchen Schriftſtellern. S. 78 fg. Vocke's Almanach ansbachiſcher Gelehrten. 1. Bd. S. 49 fg. Meuſel's gel. Teutſchland. 2. Bd. S. 276 fg., nebſt Nachträgen in den folgenden Bänden.

1) Ein kurzer Auszug des Faber'ſchen Werkes erſchien unter dem Titel: D. Johann Heinrich Faber's erſte Grundſätze der teutſchen Sprachkunſt. (Mainz 1768.) Vergl. Kloß, Teutſche Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. 1. Bd. 4. St. S. 148 fg. 2) Inkle und Yariko, ein Trauerſpiel. (Frankf. a. M. 1768.) Die Schnitter, nach Favart. (Ebendaſ. 1769.) Zemire und Azor. (Ebendaſ. 1772.) Der Zauberer. (Ebendaſ. 1772.) Der betrogene Kadi, nach le Monier (Ebendaſ. 1772.) Lucilie. (Ebendaſ. 1772.) Röschen und Colas. (Ebendaſ. 1772.) Die Fee Urgele. (Ebendaſ. 1772.) Die beiden Geizigen. (Ebendaſ. 1772.) Der Hofmann, nach Chaureau. (Ebendaſ. 1772.) Silvain. (Ebendaſ. 1773.) Die Pilgrime von Mekka, nach Dancourt. (Ebendaſ. 1773.) Der Faßbinder. (Ebendaſ. 1774.) Die ſchöne Arſene. (Ebendaſ. 1776) u. a. m. ſ. Meuſel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verſtorb. teutſch. Schriftſteller. 3. Bd. S. 256 fg.

3) Vergl. Kloß, Teutſch. Bibliothek d. ſchön. Wiſſenſchaften. 1. Bd. 2. St. S. 34 fg. Jördens' Lexikon teutſch. Dichter und Proſaiſten. 6. Bd. S. 79 fg. Jeitteles' Äſthetiſches Lexikon 2. Bd. S. 459.

ſammenhalten, und führen den Choral eines Responsorii, Introitus oder teutſchen Geſanges, im Manual, allein in dem unüberſtrichenen Buchſtabenclavier (im Tenor, denn in den alten Orgeln kleinere Pfeifen nicht vorhanden geweſen), ſo würde man der alten Art und Harmony ziemlich nahe kommen. Wiewol ſie es Anfangs ſo gut nicht werden gehabt haben.

Ein Anderer gleiches Namens und Vornamens

2) Nicolaus Faber, mit dem Beinamen Wolzanus. Über ihn ſchrieb J. Gottfr. Walther in ſeinem muſikaliſchen Lexikon: „hat Rudimenta Musicae geſchrieben, welche Joan. Aventinus im J. 1516 zu Augsburg in 4. drucken ließ. ſ. *Gesneri* Biblioth. Er mag vielleicht aus Botzen im Etſchlande, welcher Ort auf Italieniſch Bolsano, und auf Lateiniſch Bolzanum genannt wird, gebürtig geweſen ſein." Dabei verweiſt er auf Bolicio, welcher von Lipenio (in ſ. Biblioth.) Wollicius genannt wird. — Dagegen berichtet Gerber in ſ. neuen Lex.: „Faber (Nic.) Wolazanus illustrissimi Principis Ariovisti Boiariae Cantor et a Sacris. Dieſem ſind bisher Rudimenta Musicae (Augsburg 1516) zugeſchrieben worden. Daß er aber wahrſcheinlich keinen weitern Antheil an dieſem Werke hat, als die Compoſition der Worte auf dem Titelkupfer: Crede mihi, melius nihil est quam Musica, quae te efficiet doctum magnificumque virum; und daß das Werk ſelbſt dem Aventinus zugehört, iſt in deſſen Artikel erwieſen worden." — Nachdem Gerber unter Johannes Aventinus den weitſchweifigen Titel des genannten Werkes nach Zapf (Annal. Typogr. Aug. S. 63) angeführt hat, wovon uns nur der Anfang wichtig iſt, der ſo heißt: Nicolai Fabri Wolazani (u. ſ. w. wie oben) Musicae Rudimenta etc. — und der Schluß: Joannes Aventinus Thurinomarus edidit —, fährt er fort, es folge im Buche eine Epiſtel, in welcher der Herzog von Baiern, Arioviſtus, den Joh. Aventin zur Ausgabe dieſes Werkes in folgenden Worten aufmuntert: Obsecro igitur, Musicam, quam fecisti, in officinam chalcographorum tradas, atque me eam doceas etc. Am Ende des Werkes iſt noch ein Lobgedicht mit der Überſchrift angehängt: *Leonardus de Eck, Juris Doctor, Illustrissimi utriusque Boiariae Ducis Ariovisti aulae praefectus et Moderator, in Musicam Domini Joannis Thurinomarii Aventini, Amici amicissimi.* — Das ſind nun die Beweiſe, dem Nicolaus Faber den Antheil am genannten Werke bis auf die Titelcompoſition abzuſprechen. — Wir finden es in der Ordnung, daß der trefflich gefaßte Artikel Aventinus im 6. Bande dieſer Encyklopädie auf dieſen Nebengegenſtand für den Gelehrten, der aber den Muſikfreunden von Bedeutung ſein muß, keine Rückſicht nimmt, mehr auf den Vater der bairiſchen Geſchichte und auf den freimüthig tüchtigen Mann ſehend, deſſen Kraft der teutſchen Sprache neben Luther geſetzt wird. Wir haben daher die Sache hier näher zu betrachten. Forkel in ſeiner allgemeinen Literatur der Muſik ſchreibt, ohne irgend einen beigefügten Grund, die Rudimenta Musicae, nach Anführung der Annal. Typogr. Aug. von Zapf, gleichfalls dem gelehrten Aventinus zu, deſſen Geburtsjahr er 1466 ſetzt, anſtatt 1477. Dagegen ſchreibt er unter Nicolaus Faber, daß Gesner in ſ. Biblioth. ihm dieſe Rudimenta zugeſtehe, Zapf dagegen in ſ. Annalen das Werk Faber's S. 64 unter dem Titel: Institutiones Musicae aufführe. Forkel erklärt ſich nicht, ob der zweite Titel ein eigenes von jenem verſchiedenes Werk bezeichne oder nicht. Sein Überſetzer ins Italieniſche, Dr. Peter Lichtenthal (Dizionario e Bibliografia della Musica. Milano, per *Antonio Fontana* 1836. 4 Bde.), der ſonſt Manches ergänzt, hat hier nur überſetzt, auch die Fehler. — Karl Ferd. Becker in ſ. Syſtematiſch-chronologiſchen Darſtellung der muſikaliſchen Literatur u. ſ. w. (Leipzig bei Rob. Frieſe 1836) hat unſerm Nicolaus Faber gar keinen eigenen Artikel gewidmet, auch nicht in dem Nachtrage 1839; er ſpricht ihm vielmehr nach Gerber's Vorgange allen Antheil an dem Werkchen, das auf 32 Quartſeiten in 10 Capiteln Alles beendet, rein ab, und zwar unter Joan. Aventinus, dem auch er daſſelbe Geburtsjahr gibt, wie Forkel, der dem Hieronymus Ziegler folgte. Den Titel des fraglichen Buches hebt er ſo an: Musicae Rudimenta admodum brevia etc., fortfahrend: „dem höchſt intereſſanten Werkchen iſt ein Holzſchnitt beigegeben, worauf Aventinus abgebildet iſt, wie er dem Herzoge von Baiern, Arioviſtus, in Gegenwart verſchiedener Hofherren das Werk überreicht. Die Überſchrift iſt: Illustrissimo Principi Ariovisto utriusque Bojariae Duci dedicatum. Darunter ſtehen die Worte: Nicolaus Faber Vuolazanus illustrissimi Principis Ariovisti utriusque Bojariae cantor et a Sacris. Ad lectorem und nun folgt ein einſtimmiger Geſang über die Worte: Crede mihi etc. — wahrſcheinlich von dem Nicolaus Faber." — Dadurch wird zwar allerdings der Grund, warum das Buch dem Aventinus als dem Verfaſſer zugeſchrieben wird, viel gewichtiger, als bei Gerber, welcher den Anfang des Titels, wie er ihn angibt, immerhin gegen ſich haben würde: dennoch iſt auch durch die letzte Angabe noch lange nicht ſchlagend erwieſen, daß unſerm Nicolaus Faber aller Antheil an dem Buche mit Recht abgeſprochen werden müßte. Denn erſtlich wäre nicht abzuſehen, warum dem Cantor ein offenbarer Antheil an der Dedication oder doch am Werke durch die Unterſchrift eingeräumt worden ſei, wenn er gar nichts weiter dafür gethan, als eine geringe einſtimmige Compoſition dazu verfertigt hätte, die wenig oder nichts zur Sache beiträgt. Dann aber iſt Aventinus ſelbſt wol einer der ausgezeichnetſten Gelehrten ſeiner Zeit, deſſen Beruf es war, ſich mit Erforſchung der Geſchichte überhaupt und der bairiſchen beſonders, ferner mit alten Sprachen, ſodaß er die griechiſche lehrte, mit Mathematik und akademiſchen Vorträgen über römiſche Literatur, endlich mit Erziehung der beiden bairiſchen Prinzen, Ludwig und Ernſt, zu beſchäftigen. Dazu hatte er ſich allen Wiſſenſchaften geweiht, „welche des edeln Namens der Humaniora werth ſind." Will man nun auch die Muſik unter die letzten rechnen, ſo konnte der Geſchichtsforſcher, Mathematiker, Sprachkenner, der auch die teutſche Sprache hoch pflegte, der Profeſſor und Prinzenerzieher ſich doch kaum ſo tief mit der Tonkunſt beſchäftigen, daß ihm nicht die Hilfe eines

erfahrenen und bewährten Muſikers vom Fache hätte lieb, wenn nicht ſogar nothwendig ſein müſſen. Dazu kommt, daß alle ſeine Zeitgenoſſen und Lebensbeſchreiber eher alles Andere, als ſeine Kenntniſſe in der Muſik, rühmen, oder auch nur beſonders mit unter ſeinen Vorzügen aufzählen. Denn wenn Hieronymus Ziegler in ſeiner Lebensbeſchreibung Johann Aventin's (eigentlich Thurmair's) berichtet, er habe ſich in der letzten Zeit ſeines Lebens daheim gern mit einigen Freunden durch Abſingung Horaziſcher Gedichte erheitert, ſo wird wol Niemand darin ein Zeugniß muſikaliſcher Gelehrſamkeit ſuchen, wol aber der Liebe zur Muſik. Des Mannes Neigung zur Muſik mußte aber, grade damals, als die Rudimenta gedruckt wurden, durch ein für ihn ſehr glückliches Lebensereigniß ſehr geſteigert worden ſein. Aventinus begleitete nämlich ſeinen Zögling Ernſt 1515 und 1516 auf einer Reiſe nach Italien, wo er, außer dem Wunderblute Chriſti in Mailand, auch mit vielen bedeutenden Männern der Zeit Bekanntſchaft machte. Man wird ſich nun auch nicht mehr wundern, warum ſchon in dem langen Titel des kurzen Buches Franchinus Gaforus für den einzigen rechten, aber oft falſchverſtandenen Lehrer unter den Neueren gehalten wird. — Was ihn alſo, als Dilettanten in der Muſik, bewog, eine Schrift von den Anfangsgründen der Tonkunſt aufzuſetzen, ergibt ſich leicht; er glaubte den Teutſchen mit italieniſcher Art zu nützen, wobei er jedoch den herzoglichen Cantor nach ſeiner Zurückkunft zu Hilfe zog, was auch verſtändig genannt werden muß. Auf dieſe Art rettet ſich Geßner's Angabe, die doch nicht ganz aus der Luft gegriffen ſein kann, da hier etwas Gleichzeitiges angegeben wird, nicht etwas Fernliegendes, wenngleich nur ſoweit, daß dem Aventinus zu wenig Arbeit am Buche ſelbſt zugeſtanden wird. Zugleich ergibt ſich auch ein haltbarer Grund, warum Nicolaus Faber auf dem Titel mit genannt wird. Es heißt doch den Zweifel zu weit treiben, wenn Becker es ſogar nur wahrſcheinlich nennt, daß ihm die folgende kleine Compoſition zugeſprochen werden müſſe. Der Name Nicolaus Faber's würde ja *völlig* grundlos genannt worden ſein, wenn er weder einen Antheil am Buche, noch an der Compoſition gehabt hätte! Geßner gibt den Titel des Buches ſo an: *Nicolai Fabri Wolzani* Rudimenta Musicae, per *Joannem Aventinum* edita. (Augustae 1516. 4.) — Nehmen wir nun dieſe Angaben zuſammen, ſo ergibt ſich, daß Aventinus, welcher wahrſcheinlich nach ſeiner Vorliebe für den Gafurius (ſ. d.) die Lehre des Italieners hoch rühmte, von ſeinem Fürſten aufgemuntert wurde, dieſen Kunſtgewinn auch den Teutſchen nützlich zu machen und das Buch ihm zu widmen, allein für ſich aber der Arbeit ſich nicht gewachſen fühlte, nichts Beſſeres thun konnte, als daß er den herzoglichen Cantor Nicolaus Faber zu Rathe zog, dann aber, als dieſer ſeine Gedanken niedergeſchrieben, den Styl verbeſſerte und vielleicht die teutſchen Kunſtausdrücke, als Erklärungen und aus Liebe zur teutſchen Sprache, dazu ſetzte. Während alſo der Antheil beider Männer an dem Werkchen auf ganz natürlichem Wege, übereinſtimmend mit allen Eigenthümlichkeiten und Fertigkeiten Beider, dargethan werden kann, kommen auch zugleich die verſchiedenen Titel, von anerkannt tüchtigen Literatoren angezeigt, in völlige Übereinſtimmung mit einander. Und ſo iſt denn in Wahrheit kein gültiger Grund vorhanden, den Antheil Nicolaus Faber's an dieſem Buche wegzuleugnen. Ich bin daher völlig überzeugt, daß Faber das Weſentliche, den Inhalt der Kunſtlehre in Bezug auf Gafurius, den Liebling des Aventinus, dieſer dagegen den Styl und die Verteutſchungen beſorgt habe. Wenn nun Rafael Georg Kieſewetter in ſeiner gekrönten Preisſchrift: Die Verdienſte der Niederländer um die Tonkunſt (Amſterdam 1829) S. 99 ſchreibt: „In Leipzig finde ich im Jahre 1533 die Druckerei des Nicolaus Faber, der ſchon früher ſich als muſikaliſch-theoretiſcher Schriftſteller hervorgethan hatte. Er gab in dieſem Jahre heraus: Melodiae Prudentianae et in Virgilium“ —, ſo iſt dies ein Zeugniß mehr, den Nicolaus Faber für den Hauptverfaſſer des genannten Werkes zu halten. Denn einen dritten Nicolaus Faber, der von dem bairiſchen Cantor verſchieden und doch ein namhafter Muſiktheoretiker ſei, und dazu völlig ein Zeitgenoſſe deſſelben, kennt bis jetzt Niemand. Es iſt kaum anders möglich, als daß unſer bairiſch herzoglicher Cantor ſich von dort weggewendet, vielleicht mit aus dem Grunde, weil dem Aventinus viel zu viel Ehre wegen der Herausgabe eines Buches gegeben wurde, deſſen weſentlichen Inhalt er, der Cantor, geliefert hatte. Die Geſchichte des Mannes und des beſprochenen Buches iſt alſo in vielfacher Hinſicht wichtig. Es war daher wol eine Übereilung, den Nicolaus Faber aus der Reihe der theoretiſchen Muſiker zu ſtreichen und einen Gelehrten dafür an ſeine Stelle zu ſetzen, der zwar viele und bedeutende Vorzüge hat, nur nicht dieſe. Nicolaus Faber muß alſo jedenfalls unter den Förderern der Tonkunſt in mehr als einer Hinſicht einen rühmlichen Namen behaupten.

3) Jacob Faber, Stapulensis, gebürtig aus Etaples, einem Städtchen in der Niederpicardie. Walther berichtet kurz: Er war Doctor der Sorbonne zu Paris und ſtarb nach Einigen 1537, nach Andern 1547, in einem Alter von 101 Jahren. Von ſeinen vielen Schriften, die unter dem zweiten Artikel dieſes Mannes als Gelehrten anzugeben ſind, gehört hierher: Introductio in Arithmeticam speculativam Boëthii, dann Elementa Musicae, gedruckt zu Paris 1514, 1551 und 1552. Seine Lehrer in der Muſik waren Jac. Labinius und Jac. Turbelinus. Auch ſeine muſikaliſchen Schriften wurden von Vielen ſehr geſchätzt. Werkmeiſter führt in ſ. Paraboral-Diſcurſen S. 79 eine Ausgabe der Elementa von 1496 an. — Gerber bringt in ſ. alten Lex. daſſelbe und ſetzt in ſeinem neuen Lex. nichts Neues hinzu, es wäre denn, daß er die Ausgabe von 1496 noch durch die Autorität Martini's erhärtet. Auch Baini in ſeiner Schrift über Paleſtrina beſtätigt das Daſein derſelben, ſodaß ſie unbezweifelt ſteht. — Zu ſeiner Zeit wurde das Buch, deſſen Titel auch Elementa musicalia etc. (in 4 Büchern) angegeben wird, ſehr hoch geachtet, z. B. von Joſeph Blancanus, welcher es vortheilhaft findet, zuvor dieſe Lehren ſich bekannt zu machen, ehe man ſich an den Boëthius wagt und an die Alten überhaupt. Und dieſer

Rath war ebenſo gut, als ſchon oft, nur in anderer Beziehung, gegeben. Vielen ſagte auch der Verfaſſer darum beſonders zu, weil er die alte Art der Muſik vertheidigte und wenigſtens von den kurzen, neu gebrauchten Noten, als unſeren Vierteln, Achteln und Sechszehntheilen, nichts wiſſen wollte. Dies iſt aber grade der Grund, warum der Unterricht des Mannes in der Muſik von ſpäteren Schriftſtellern getadelt wurde. So ſchreibt Matthiſon in ſeinem Vollkommenen Capellmeiſter S. 65: Faber von Etaples war zwar ein gelehrter franzöſiſcher Theolog, allein ſeine muſikaliſche Einſicht taugte nicht viel; ſeine irrigen Grundſätze in der Theorie hielten ihn ab, die Hand anzulegen, oder ſeine falſch abgetheilten Terzen und Sexten in die Ausübung zu bringen. Er hilft die alte gute Lehre von den Tonarten verderben (was jedoch ſo verſtanden oder umgeſtellt werden muß: Er hängt an der alten Lehre von den Tonarten und der Eintheilung der Intervalle). Baini iſt ebenſo wenig mit ihm zufrieden und zählt ihn unter die Ariſtarchen a. a. O. Man ſieht daraus, daß am Ende des 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts die alte und neue Muſikart noch im Kampfe ſtand, obſchon ſich der Sieg auch der Reformation in der Tonkunſt in der Meinung und Liebe des Volkes auf die Seite hellerer Begründung neigte, trotz allem Widerſtreben der Alterthumsfreunde.

4) **Gregor Faber, Luzoensis,** hat in lateiniſcher Sprache eine Institutionem Musices oder Musices practicae Erotematum Lib. II. geſchrieben, ſo Anno 1553 zu Baſel bei Henr. Petri gedruckt worden. Soviel berichtet Walther in ſeinem Lexikon und beruft ſich dabei auf *Lipenii* Bibl. philos. und *Gesneri* Bibl. univers. Bei Lipenius, der nur den erſten Titel anzeigt, heißt der Vorname Georg. So nennt ihn auch Gerber im alten Lexikon, im neuen verwandelt er ihn in Gregor, welcher ordentlicher Profeſſor der Muſik zu Tübingen war, hinzufügend, das Buch enthalte auf 230 Seiten noch verſchiedene Compoſitionen von Josquin, Ant. Brumel, Okenheim und Andern jener Zeit. Die letzte Angabe iſt die richtige.

5) **Heinrich Faber,** über welchen lange genug die Nachrichten ungewiß geblieben ſind. Walther meldet: Henricus Faber, ein von Lichtenfels in Franken gebürtig geweſener Magiſter, hat eine Introductionem ad musicam practicam geſchrieben, ſo Anno 1558 und 1571 zu Leipzig, auch 1608 zu Mühlhauſen in 4. gedruckt worden. ſ. *Draudii* Bibl. class. p. 1642. *Gesneri* Bibl. und *Hyde*, Catal. Bibl. Bodlejanae. Ob das lateiniſche Compendium Musicae, welches nach Lipenii Bericht Anno 1552 zu Leipzig, 1593 zu Magdeburg, 1596 zu Straßburg und 1609 zu Erfurt in 8. ans Licht getreten (Lipenius gibt wirklich S. 977 dieſe Ausgaben an, was darum beglaubigt zu werden verdient, weil in *Lip.* Bibl. im Regiſter Henr. Faber grade unerwähnt gelaſſen worden iſt), mit der vorigen Introduction einerlei ſei, iſt mir unbekannt. Nurgedachtes Compendium Musicae pro incipientibus iſt auch zu Frankfurt a. d. O. bei Joh. Eichhorn ohne Jahrzahl in 8. herausgekommen; die an Doctor Medler's Söhne gerichtete Zuſchrift aber iſt 1548 den 29. Juli zu Braunſchweig datirt. Das ganze Werkchen beträgt 2 Bogen und iſt fragweiſe geſtellt. Daß übrigens M. Henr. Faber Anno 1570 Rector zu Quedlinburg geworden und daſelbſt 1598 den 27. Aug., 55 Jahre alt, an der Peſt geſtorben ſei, iſt aus dem in der Benedictinerkirche ihm zu Ehren vom Magiſtrat aufgerichteten ſteinernen Epitaphio zu erſehen (welches abgedruckt dort zu leſen iſt). Walther fährt fort: ſ. Ludovici's Schulhiſtorie 2. Th. S. 277, woſelbſt ſowol dieſes gemeldet, als auch aus Dr. Joh. Gerhardt's Praefatione Exegeseos suae noch Folgendes angeführt wird: Compertum nondum habeo et cognitum, an alius ab hoc fuerit M. Henricus Faber, quem Lichtenfelsae in Variscis natum fuisse me legere memini, et de quo Nicolaus Medlerus, Antistes Brunsuicensis, in dedicatione Rudimentorum Rhetorices, ad filios, tunc Alumnos Curienses, ita scripsit: Dominum M. Henricum Fabrum, sincerum amicum nostrum, hortatus sum, ut eadem brevitate quoque Musicae praecepta vobis traderet. Hieraus und dem Obigen erhellet, daß, da dieſer quedlinburgſche Rector nur 55 Jahre alt, und gedachtes Muſiktractätchen ſchon Anno 1548 gedruckt worden, nicht dieſer, ſondern ein Anderer gleiches Namens und Tituls Autor davon ſein müſſe, indem jener Anno 1548 nur fünf Jahre alt geweſen. — Soweit Walther. Dagegen fußte Gerber in ſeinem neuen Lexikon auf dieſe Angaben, und führt zwei Männer dieſes Namens auf. Den Magiſter aus Lichtenfels, den er aus dem Voigtlande geboren ſein läßt, nennt er Verfaſſer der Introductio ad Musicam practicam etc., hinzufügend, daß er wahrſcheinlich Schullehrer zu Naumburg geweſen. Die erſte Ausgabe ſetzt er 1550 in 4. gedruckt zu Nürnberg u. ſ. w.; ſein Todesjahr läßt er wahrſcheinlich erſt (?) 1571 fallen (ohne Grund anzuzeigen als dieſen, daß auf der Ausgabe vom Jahre 1571 zu Mühlhauſen der Beiſatz zu leſen iſt: et jam ab innumeris typographicis mendis ex Authoris piae memoriae autographo repurgata, welche Handſchrift der Cantor Kirſten in Naumburg beſaß, beſchrieben von Walther 1735; — und die letzte Ausgabe des Buches zu Mühlhauſen 1608 in 4. wird beinahe ein Alphabet ſtark angegeben. — Das Compendiolum Musicae pro incipientibus, conscriptum ac nunc denuo, cum additione alterius Compendioli, recognitum. Brunsuigae 1548 in 8.; Leipzig 1552; Norimb. 1564; kurz, es werden 16 verſchiedene Auflagen angeführt. Dabei wird Walthern Unrecht gethan, als habe er angenommen oder „behauptet," der Verfaſſer ſei jener braunſchweigiſche Rector geweſen, der zu Quedlinburg an der Peſt 1598 geſtorben ſei: im Gegentheil gibt Walther den Grund der Unmöglichkeit ſelbſt an, den hier Gerber für ſich in Anſpruch nimmt. Gerber vermuthet, der Verfaſſer dieſes Compendiums ſei wahrſcheinlich derjenige, welcher ſich 1551 zu Wittenberg als Muſiklehrer befand. — Dies macht Alles, was über den Verfaſſer eines ſo vielfach gebrauchten und nachgedruckten Buches mit Grund feſtzuhalten iſt oder nicht, nur noch verworrener. Dieſe Unſicherheit wird auch durch die Herausgeber muſikaliſcher Literaturwerke nicht gehoben;

auch Karl Jul. Adolf Hoffmann in ſeinen Tonkünſtlern Schleſiens (Breslau 1830) bringt nichts zur Aufklärung der Sache. Am nächſten kommt der Wahrheit eine Mittheilung aus Wien von A. Schmid, Scriptor an der k. k. Hofbibliothek zu Wien, für die Nachträge der muſikaliſchen Literatur von K. F. Becker, die zwar im Grunde nichts Anderes bringt, als was Walther ſchon angeregt und glaublich gemacht hatte, ſo widerlegt ſich doch daraus die Annahme Gerber's durch folgenden Zuſatz zu der Schrift: Ad Musicam practicam Introductio etc. „conscripta a Fabro Lichtenfelsensi.“ (Nürnberg 1550.) Die Zueignung iſt an den Rath von Naumburg, datirt vom Jahre 1549. Die Zeit und der Ort der Wirkſamkeit des Verfaſſers beider Werkchen ſind alſo dieſelben, folglich werden auch beide Werke wol einem und demſelben Verfaſſer angehören. A. Schmid fährt fort: Von einem Magiſter Henr. Faber ſpricht Schamelius in ſeiner Beſchreibung des ehemaligen Benedictinerkloſters zu St. Georgen vor der Stadt Naumburg an der Saale und in ſeinem Numburgum Literatum. Von dieſen Werken konnte ich nur das erſtere einſehen. Dieſem zufolge war H. Faber von 1538 bis zur Verwüſtung des Kloſters zu St. Georgen durch die Spanier nach der Schlacht von Mühlhauſen 1547 zuerſt Schulmeiſter, dann Rector der Schule dort (sic!), lebte nach ſeiner Vertreibung eine kurze Zeit zu Braunſchweig und befand ſich, wie aus der Zueignung zur Introductio etc. hervorgeht, ſchon im Jahre 1549 wieder zu Naumburg in Wirkſamkeit. In der oben genannten Beſchreibung befindet ſich auch ein an den damaligen Kurfürſten gerichtetes Geſuch um Schutz wider die Verfolgungen, welche die Schulleute des gedachten Kloſters (von den Mönchen und den Anhängern des Papſtes) in jener Zeit erdulden mußten. In dieſem Geſuche wird auch des Superintendenten Dr. Nic. Medler, des Vaters der drei in der Zueignung des Compendiolum genannten Schüler, erwähnt. (Es iſt nicht unwichtig, aus dem Geſuche noch beizufügen: „Dieweil aber die Pfaffen merken, daß wir des Orts wenig Defenſion haben und unſer lieber Herr und getreuer Präceptor und Superintendens Dr. Nic. Medler [ſeit 1536] auch nit vorhanden, der bis daher der Pfaffen Muthwillen ganz väterlich vielfältig vorkommen und vernommen: derhalben weiß ich mit ſammt meinen Mitgeſellen zu Niemand auf Erden, denn“ u. ſ. w.) Die Unterſchrift lautet: Henricus (Heinricus) Faber, Mag. und Schulmeiſter auffm Stifft vor Naumburg. Im Folgenden beſtätigt dieſe Meldung nur noch, daß der M. Heinrich Faber, Rector zu Quedlinburg, weder Verfaſſer der einen noch der andern in Frage ſtehenden Schrift ſein kann, was ſchon Walther bewieſen hat. — Berichtigen muß ich noch, daß unſer Mag. Heinrich Faber zu Naumburg nicht erſt Schulmeiſter und dann Rector der Schule geworden iſt, ſondern vom letzten Abte des St. Georgenkloſters, Thomas Hebenſtreit, welcher ſich zum Lutheriſchen Glauben bekannte, die Laienmönche aus dem Kloſter vertrieb und von 1538 an eine Schule daraus machte, an welcher der erſte Rector „oder Schulmeiſter (nach damaliger Redensart) M. Henr. Faber geweſen“ war, ſogleich zum Rector der Schule ernannt worden iſt. Thom. Hebenſtreit ſtarb am 8. April 1542, und ſeine Schulanſtalt dauerte bis 1547. Darüber heißt es gleich nach der oben erwähnten Bittſchrift an den Kurfürſten, „welche „am Freitag nach Kilian Anno 1545“ unterzeichnet iſt: „Allein die Hilfe des Kurfürſten dauerte nicht lange: allermaßen die gute Schule bald wiederum ganz und gar zergangen iſt, als die Spanier 1547 mit dem gefangenen Kurfürſten hierher kamen und das Kloſter verwüſteten, worauff es nur ein Amt geblieben iſt. (Alſo kann H. Faber 1549 auch nicht wieder in ſein Amt eingeſetzt worden ſein. Was er nachher that und wohin er ſich wendete, iſt nur Vermuthung. Schamelius ſchreibt ſelbſt in ſ. Numburgum literatum p. 40: M. Henr. Faber, Rector Scholae coenobialis ad D. Georg. extra pomoerla Numburg., scripsit instinctu Medleri Compendiolum Musicae pro incipientibus filiis Medleri, Martino, Nicolao et Josuae, Scholae Curiens. (Hof) Alumnis dicatum, Brunsuig. 4 Calend. Aug. 1548. Ipsum ergo Numburgo Brunsuigam secessisse *suspicor*. Das Compendiolum iſt alſo erwieſen von dem (damals geweſenen) Rector der St. Georgenſchule zu Naumburg an der Saale. Gleich darauf heißt es noch: Compendium hoc cum alio Compendiolo Wolffg. Figuli prodiit Lipsiae 1602. 8. plag. 3. — In einer Anmerkung bringt er Alles vom Rector zu Quedlinburg, was wir ſchon wiſſen, und verſichert, daß dieſer ein ganz Anderer iſt, als der naumburgiſche gleiches Namens, welcher auch nicht ſo lange wie jener gelebt haben werde. — Nehmen wir Alles zuſammen, ſo ergibt ſich, daß allerdings der Mag. Henr. Faber, Rector Numburg., der Verfaſſer beider muſikaliſchen Schriften iſt. Nur daß von ſeinem Leben nach Vernichtung der St. Georgenſchule nichts Sicheres weiter vorzubringen iſt, als daß er wahrſcheinlich 1571 bereits zu ſeinen Vätern gegangen war.

6) Joseph Faber wird in Stetten's Kunſtgeſchichte S. 159 als ein geſchickter Orgelbauer in Augsburg um 1570 gerühmt. Nach Gerber.

7) Petrus Faber, oder auch Pierre du Four, geb. zu Sanjoro bei Toulouſe, wo er Rath und Parlamentsmitglied wurde, als griechiſcher Alterthumsforſcher damals berühmt, ſtarb am 20. Mai 1600 am Schlage in einem Alter von 60 Jahren. Unter andern derartigen Schriften ließ er drucken: Agonisticon, sive de re athletica, ludisque veterum gymnicis, musicis atque circensibus, spicilegiorum tractatus III. libris comprehensi etc. 1592 Lugduni, apud Franciscum Fabrum; eine vermehrte ebendaſelbſt 1595 sumpt. Thomae Soubran et Mosis a Pratis (beide in 4.). Man findet das Werk auch im T. 8. *Gronovii* Thesaur. antiquit.; und dies iſt zugleich die ſchönſte Ausgabe. Von den Muſikern wird am Ende des 2. Capitels gehandelt, und das 3. und 4. Capitel gibt Etwas von der Muſik der Griechen und ihren Muſikfeſten. Dazu kommen noch manche einzelne Bemerkungen, z. B. Lib. III. c. 26. p. 2228 (b): Musicum quidem sive poeticum agonem apud Thebas aliam Boeotiae civitatem olim editum. In quo

ambitiosus imperitorum judicum decretis eximius poeta Pindarus a Corinna quinquies superatus fuerit etc. Ferner: Ad Dium quoque Macedoniae oppidum scenicos sive musicos ludos ab Archelao rege institutos Jovi et Musis sacros, quos per novemdium Musarum numero totidem honori, Alexander peractis itidem sacrificiis celebraverit etc. — Ferner: Sane in magna, seu majori Graecia cum esset Neapolis, ibi quoque sacrum musicum et gymnicum in plures dies quinquenale ludicrum celebratum etc. Es waren aber Pithaulae und Tibicines, Schauſpieler und Dichter, die mit einander wetteiferten; ſ. *Seneca*, Ep. 76 ad Lucilium. — Kurz, Muſiker werden aus dem ganzen Buche für ihre Kunſt keinen großen Nutzen ziehen. Das Werk iſt für die Geſchichte der Alterthumsforſchung, nicht für Muſiker.

8) Benedict Faber, gebürtig aus Hildburghauſen, war Hofmuſiker zu Coburg und veröffentlichte nicht wenige ſeiner Compoſitionen. 1602 wurde der 148. Pſalm (des lateiniſchen Textes) für acht Stimmen gedruckt, und zwar auf des Diakons zu Eisfeld, M. Michael Seltii, am 9. Febr. gehaltene Hochzeit. Es war damals Sitte, Gönner und Freunde auf dieſe Weiſe beſonders zu ehren. Der Componiſt hat öfter davon Gebrauch gemacht. Man nahm aber bei Bearbeitung ſolcher Gelegenheitscompoſitionen gleich auf die Bekanntmachung Rückſicht. 1608 erſchien der 51. Pſalm Miserere mei, Deus etc. auch achtſtimmig. 1610 kamen heraus 29 vier- bis achtſtimmige Cantiones sacrae. 1620 ein aus dem 9. Pſalm genommenes Gratulatorium musicale für acht Stimmen, ein anderes für ſechs Stimmen 1631 zu Coburg. (Nach Walther.)

9) Daniel Tobias Faber, ein Organiſt zu Creylsheim, einem im Ansbachſchen an der Jaxt liegenden Städtchen, wird um 1725 als erſter Verfertiger eines durchaus bundfreien Claviers mit drei Veränderungen gerühmt: Es klang wie eine Laute, mit der Verſchiebung wie ein ungedämpftes, und mit der zweiten Verſchiebung wie ein gedämpftes Glockenſpiel. Gewährsmann iſt Walther. Man ſieht zugleich daraus die noch beſtehende Liebhaberei der Zeit für die Laute, deren Ton allerdings ſehr lieblich geweſen ſein muß. Noch ein

10) Faber, deſſen Vorname uns unbekannt geblieben iſt, hat nach Gerber um 1770 ſechs Sonaten für Clavier, Violine und Violoncell zu Amſterdam und ein zweites Werk mit ſechs andern für die genannten Inſtrumente zu Paris ſtechen laſſen. Noch ein Anderer, wahrſcheinlich ein Sohn des eben genannten,

11) Faber, oder franzöſirt Fabre, André, machte zu Paris bekannt: Romances avec accompagnement de Piano ou de harpe, um 1800.

In neueren Zeiten iſt der Name, bis auf einige nicht ausgezeichnete Sänger und Inſtrumentaliſten, erloſchen.

(*G. W. Fink.*)

FABERT (Dominicus), Vorſteher der herzoglichen Druckerei zu Nancy, wie er denn für ſeine Perſon einem Buchdruckergeſchlechte aus Strasburg entſproſſen, wurde von ſeinem dankbaren Gebieter, Herzog Karl III., in den Adelſtand erhoben. Sein Sohn, Abraham Fabert, auf Moulins, bei Metz, bekleidete ſeit 1610 zu Metz die Stelle eines Maître-échevin, beſaß auch daſelbſt eine Buchdruckerei. Aus ſeiner Officin gingen hervor ſeines Freundes Boiſſard Emblêmes (1587), ein ſchönes, mit ſaubern Holzſchnitten verziertes Missale (1597), le Voyage du Roi Henry IV. (à Metz, en 1603, fol. 1610) und iſt eine dem letzten Werke vorausgeſchickte, an den Herzog von Epernon gerichtete Dedication, aus des Bibliopolen eigener Feder gefloſſen. Auch der 1657 zu Metz erſchienene Commentaire de la Coutume de Lorraine ſoll ſeine durch des Kindes Pietät veröffentlichte Arbeit ſein, und trägt das als Frontiſpice dienende Bildniß die Umſchrift: Abraham Fabert, Seigneur de Moulins, Conseiller du Roy, Chevalier de son Ordre, et Maistre-Echevin de Metz; gleichwol hat D. Calmet den Ruhm dieſer Schrift einem Advocaten, Namens Thiriet, vindicirt. Mit Anna des Bernards ſeit dem 18. Febr. 1595 verheirathet, ward Abraham Vater zweier Söhne. Der ältere, Franz Abraham, Artillerielieutenant und Maître-Echevin zu Metz, beſaß Moulins und war mit Magdalena de Fors verheirathet, auch Vater von vier Kindern. Deſſen jüngerer Bruder, Abraham Fabert, geb. zu Metz, 11. Oct. 1599, verrieth von Kindheit an eine entſchiedene Neigung für das Kriegshandwerk, wie dann auch den noch nicht 14jährigen Knaben der Herzog von Epernon bei den Gardes-françaiſes eintreten ließ. Sechstehalb Jahre währte die ſtrenge, durch des Jünglings eiſernen Willen noch geſchärfte Lehrzeit, dann gelangte er zu einer Fahne und bald zu dem Grad eines Majors bei dem Regiment Rambures. Als der Herzog von Epernon nicht weiter den Günſtling fördern konnte, überwies er ihn ſeinem Sohne, dem Cardinal von la Valette, und es verdankte Fabert dem neuen Gönner die Auszeichnung, daß er in der Armee am Rhein, 1635, eines Aide-de-camp Dienſte that, auch als ſolcher in dem ſchrecklichen Rückzuge von Mainz über den Hundsrück, 14—27. Sept. um die Erhaltung eines Fragments wenigſtens der Armee ſich weſentliches Verdienſt erwerben konnte. Gallas ſetzte die Verfolgung bis in das Herz von Lothringen fort, mußte aber am 23. Nov., von Hunger und Krankheit heimgeſucht, den Rückzug nach dem Rheine antreten. Unter den Befehlshabern, welche die Bewegung zu beunruhigen angewieſen, erzeigte ſich Fabert als einer der thätigſten, daß ihm unter andern ein großer Transport von Verwundeten und Kranken in die Hände fiel. Die Wehrloſen ſollten der Wuth der Bewaffneten als Opfer fallen, aber ſolcher Niederträchtigkeit widerſprach Fabert mit aller Macht, es mußten die Unholde von ihrem Beginnen abſtehen, und die Geretteten empfingen Speiſe und Trank, nachmals auch, auf Fabert's Veranſtaltung, in Mezières treue Verpflegung, ſodaß die meiſten der Geneſenen aus Dankbarkeit bei den Franzoſen Dienſte nahmen. Im Februar 1636 wirkte Fabert zu der Rettung des hart bedrängten Hagenau, dann zu der Einnahme von Zabern, wo er dem von neun Schüſſen getroffenen Grafen von Guiche das Leben rettete; im Spätjahre dem Heere zugetheilt, welches gegen Gallas die Grenzen von Burgund

vertheidigte, ſoll er in mondheller Nacht als Bauer verkappt, das feindliche Lager beſucht und nach ſeiner Stärke und Schwäche ausgekundſchaftet haben. Immer noch in ſeiner Anhänglichkeit zu dem Cardinal von la Valette verharrend, folgte er demſelben 1637 zu den Belagerungen von Landrecies und la Capelle, ſowie 1638 zu dem italieniſchen Feldzug. Er diente bei der Einnahme von Chivaſſo, bei dem Succurs von Caſale, und bei dem Gefechte von Chieri, am 20. Nov. 1639, wo er eine Schwadron von des Cardinals la Valette Regiment zum Einhauen führte. Dieſen warmen und einflußreichen Beſchützer ſelbſt hatte er am 28. Sept. durch den Tod verloren, aber der Eindruck, den er auf des Cardinals Gemüth gemacht, zeigte ſich auch nachträglich wirkſam. Richelieu mit la Valette ſo eng befreundet, nahm des Freundes bewährten Diener mit offenen Armen auf, verlieh ihm eine Compagnie in den Gardes-françaiſes, und ſchickte ihn nach Piemont zurück, damit er daſelbſt die Verrichtungen eines Maréchal-de-Bataille ausübe, und zugleich den Grafen von Harcourt in ſeinem Armeecommando überwache. Er erntete hohen Ruhm bei der Einnahme von des Marques von Leganez Linien vor Caſale und in der Belagerung von Turin, wo er jedoch von einem Musketenſchuß ſchwer am Schenkel verwundet wurde. Das Bein ſollte ihm abgenommen werden, aber er meinte, es ſei unehrlich, ſtückweiſe zu ſterben, der Tod ſolle ihn ganz oder gar nicht haben, und die in dieſen Worten ausgeſprochene Hoffnung täuſchte nicht. In der Schlacht von la Marſée, 6. Juli 1641, konnte er bereits den Dienſt eines Aide-de-camp verrichten, gleichwie er zu der Einnahme von Bapaume den 18. Sept. wirkte. Richelieu, der bereits eine Ahnung von neuen, ſeine Exiſtenz bedrohenden Intriguen hatte, fand es zweckmäßig, einen Mann, zuverläſſig wie Fabert, um ſich zu behalten. Seine Dienſte bei der Garde zu verrichten, wurde dieſer befehligt. Er folgte demnach dem königlichen Hoflager in dem Zuge nach den Pyrenäen. Die Intrigue verwickelte ſich beſonders im Verlauf der Reiſe. Der Cardinal foderte die Entfernung von Cinq-Mars, dem Großſtallmeiſter. Dazu wollte der König ſich nicht verſtehen, eben weil es eine Foderung des Cardinals war, denn die Neigung für Cinq-Mars war vorlängſt erkaltet. Richelieu wendete ſich nach Narbonne, vorgebend, da könne er ſeine Krankheit beſſer abwarten; Fabert aber mußte um den König bleiben, denn Ludwig XIII. hielt etwas auf den unerſchrockenen Ritter, hatte ihm ſogar einſt vertraut, wie er auf ihn zähle, wenn die Stunde gekommen ſein würde, ſich des Cardinals zu entledigen. Auch Cinq-Mars ſpeculirte auf Fabert's Entſchloſſenheit. De Thou wurde hierzu der Mittelsmann. Der Kriegsmann gab ihm zu verſtehen, daß er mehr von der Sache wiſſe, als ihm lieb, und daß er fernern Mittheilungen zu entgehen wünſche, um nicht zu einer Anzeige genöthigt zu werden. „Aber," hob de Thou wiederum an, „Sie haben ja noch keine Belohnung empfangen, denn die Gardecompagnie mußten Sie erkaufen." — „Und Sie," entgegnete Fabert, „ſchämen Sie ſich nicht, der dienſtbare Geiſt eines Jünglings zu ſein, der kaum der Pagerie entlaſſen. Sie ſpielen ein Spiel, gefährlicher als Sie wähnen." Sehr ungünſtig nahm Cinq-Mars die ausweichende Antwort. Gleich darauf fiel, in des Königs Gegenwart das Geſpräch auf Feſtungen und Belagerungen. Cinq-Mars widerſprach mit Heftigkeit den Äußerungen Fabert's. „Cinq-Mars," unterbrach ihn der König, „Sie, der niemals eine Erfahrung gewinnen konnten, Sie haben Unrecht, es mit einem Manne, der ſeinen Beruf zu dem Handwerke ſattſam bewährte, aufnehmen zu wollen," und es folgte dieſen Worten eine derbe Lection um des Großſtallmeiſters Jactanz: Votre Majesté se seroit bien passée de me dire tout ce qu'elle m'a dit," entgegnete Cinq-Mars, hiermit aber den König zu der äußerſten Heftigkeit herausfodernd. Als der Sturm einigermaßen beſchwichtigt, nahm Cinq-Mars ſeinen Abtritt zu demjenigen, der ihm die Mercuriale zuzog, flüſternd: „je vous remercie, M. Fabert." Der König wollte wiſſen, was er geſagt habe, dazu war Fabert nicht zu bringen. „Il vous menace peut-être," fragte der Monarch. — „Sire, on ne fait point de menaces en votre présence et ailleurs on ne le souffriroit pas." Der König fuhr fort: „il faut vous dire tout, monsieur Fabert, il y a six mois que je le vomis," und alle Sünden des vormaligen Lieblings wurden aufgezählt. Alles berichtete Fabert getreulich an den Cardinal, der hieraus neuen Muth ſchöpfend, die Kataſtrophe von Cinq-Mars einleitete. Einige Monate ſpäter entſchied Fabert durch einen glänzenden Angriff auf die vor Collioure aufgeſtellten Spanier das Schickſal dieſes Platzes, gleichwie er zu der Einnahme von Perpignan beitragend, nun endlich die Belohnung ſeiner langwierigen Dienſte empfing. Es wurde ihm das Gouvernement von Stadt und Citadelle von Sedan übertragen, zuſammt der Befugniß innerhalb der Grenzen des Gouvernements alle Ämter zu vergeben. Bei der Belagerung von Piombino und Portolongone, 1646, diente Fabert als Maréchal de camp, und in den Unruhen der Fronde hielt er unverbrüchlich zu dem König. Im J. 1654 befehligte er als Generallieutenant, unter den Augen Ludwig's XIV. die Belagerung von Stenay, und die Stadt mußte ſich am 6. Aug. ergeben, 32 Tage nach Eröffnung der Laufgräben. Zu Anfang des Auguſtmonats 1658 empfing Fabert den Marſchallſtab und am 3. Dec. 1601 wurde ihm der heilige Geiſtorden verliehen, eine Gnade, die er jedoch, wegen der zu beſtehenden Ahnenprobe, verbitten mußte. Man bedeutete ihn, er möge nach Belieben ſich die Ahnen wählen, indem von Prüfung ſeiner Eingaben keine Rede ſein ſolle. Da ſchrieb er zurück, er könne ſich nicht entſchließen, auf ſeinem Mantel das Kreuz zu tragen, während ſein Name durch eine Unwahrheit befleckt ſein würde. Das gefiel. Ludwig XIV. ſagt in ſeinem eigenhändigen Schreiben an den Marſchall, er empfinde mehr Achtung für denjenigen, der in ſolcher Weiſe die ihm gebotene Auszeichnung ausſchlage, als die Welt dem Empfänger der Ordenskette Beifall zuzujauchzen pflege. Auch gegen Mazarin hat Fabert ſeine Würde zu behaupten gewußt. Der Miniſter wollte ihn als einen Späher für die eigne Armee gebrauchen; höflich entgegnet der Krieger: „Ein

Miniſter bedarf der Leute, die ihm mit ihrem Degen dienen, und nicht minder derjenigen, die durch ihre Berichte die amtlichen Angaben ergänzen. Erlauben Sie mir, daß ich in der erſten Kategorie verbleibe." Der Cardinal fand ſich nicht beleidigt, vielmehr äußerte er gegen einen jener Führer von Conduitenliſten, welcher die Handlungen des Marſchalls zu verdächtigen ſuchte: „wahrlich, wenn ich ihm mistrauen ſollte, es bliebe kein Menſch mehr übrig, auf den man bauen könnte." Mazarin's Verkehr mit Fabert ſchrieb aber auch von langer Zeit ſich her; ihm hatte der Cardinal, aus Frankreich verwieſen, Nichten, Geld und Koſtbarkeiten anvertraut, ihm das Commando des Volks übertragen, ſo dem zu dem Schauplatze ſeiner Größe heimkehrenden Verbannten folgte, ihm den jungen König in die Lehre gegeben für das Fach der Kriegskunſt. Der Marſchall ſtarb zu Sedan, den 17. Mai 1662, und wurde daſelbſt ſeiner Frau zur Seite in der Kirche des durch ihn erbauten Capucinerkloſters beerdigt. Es iſt dieſes Kloſter nicht das einzige von Fabert herrührende Bauwerk in Sedan. Mehre Werke wurden durch ihn der alten Befeſtigung hinzugefügt, zum Theil auf ſeine eigne Koſten. Der große Hauſe in ſeinem Gouvernement wußte viel von einem Kobolt zu erzählen, welcher ihm alle Geheimniſſe offenbaren, auch die Straße zu ſeinem ſeltenen Glücke gebahnt haben ſollte. Den Wahn mag der Mann zu Zeiten ſehr nützlich befunden haben, wie desgleichen der Soldaten Glauben, daß er gefroren ſei. Viel gelernt hatte er nicht, aber ein natürlicher Verſtand und ein richtiges Urtheil erſetzten reichlich den Abgang. In ſeiner Rede bündig und deutlich, ſchrieb er auch die Mutterſprache in ziemlicher Correctheit, wie das ſeine in der königlichen Bibliothek bewahrte Briefe vom 21. Oct. 1634 — 12. Sept. 1652 bezeugen. Seine relation de la bataille de la Marfée findet ſich in den Memoiren von Montréſor, Leyden 1663, abgedruckt. Eine Geſchichte ſeiner Zeit, durch ihn ſelbſt geſchrieben, übergab er vor ſeinem Tode den Flammen. Das Eiſenwerk zu Moyeuvre-la-grande, in dem Amte Briey, wurde durch ihn wieder hergeſtellt und zu einer Vollkommenheit gebracht, der kein einziges Werk in Lothringen vergleichbar. Außerdem beſaß der Marſchall das Marquiſat Eſternay, in Brie, und in derſelben Landſchaft Viviers, Beauvais, Lanharrée, Sézanne, Chantemerle und Trefolles, desgl. in Lothringen die Herrſchaft Pagny-ſur-Moſelle, in Burgund endlich das im Mai 1650, auf Larey und Seriſſi, im Chatillonnais, radicirte Marquiſat Fabert. Gatien de Courtilz hat la vie du maréchal de Fabert geſchrieben (Amsterdam 1697, Rouen 1698, 12). Auch von dem Chorherrn Barre, dem unſeligen Geſchichtſchreiber der Teutſchen, hat man eine vie du maréchal Fabert (Paris 1752, 12. 2 Bde.) ſchlaff und werthlos, wie denn namentlich keiner dieſer Biographen begriff, daß der eigentliche Hebel für Fabert's Größe nicht ſeine Tüchtigkeit, ſondern vielmehr das Patronat des Hauſes Epernon geweſen. Des Marſchalls Hausfrau, Claudia Ricardis von Clevant, verm. 12. Sept. 1631, ſtarb den 13. Febr. 1661. Sie hat ſechs Kinder geboren. Der Sohn, Ludwig, Marquis von Fabert, Graf von Sézanne, Gouverneur von Sedan, Oberſt des Regiments Lorraine, fiel in der Vertheidigung von Candia, den 23. Juni 1669. Er zählte nur 18 Jahre und wurde von ſeinen drei Schweſtern beerbt. (*v. Stramberg.*)

FABIA GENS. Das Geſchlecht der Fabier in Rom gehört jedenfalls zu den älteſten und berühmteſten, welche der römiſche Freiſtaat überhaupt aufzuweiſen hat. Schon in den erſten Anfängen Roms, bei der Gründung der Stadt durch Romulus, tritt uns der Name dieſes Geſchlechtes entgegen, das dann insbeſondere ſeit dem dritten Jahrhundert der Stadt in der Geſchichte des römiſchen Freiſtaates glänzt, und von hier bis in die Zeiten der erſten Kaiſer herab ſich verfolgen läßt; ſo hat daſſelbe, in dem Laufe von etwa ſechstehalbhundert Jahren, nach der Berechnung eines neueren Forſchers [1]), nicht weniger als 7 Dictatoren, 5 Magiſter Equitum, 48 Conſuln, 8 Cenſoren, 10 Kriegstribunen mit conſulariſcher Gewalt dem römiſchen Staate geliefert und nicht weniger als 13 Triumphe errungen! Der Urſprung des Geſchlechtes verliert ſich ganz in das Dunkel der Geſchichte, und nur ſoviel wird als ſicher anzunehmen ſein, daß es unter die patriziſchen Geſchlechter zu zählen ſein dürfte, welche ſchon bei der erſten Anlage Roms erſcheinen, daß es mit Romulus, ſowie mit dem älteſten römiſchen Cultus in Verbindung ſteht und ebendeshalb wol nicht für ein Sabiniſches [2]), das von dort aus nach Rom eingewandert, angeſehen werden darf. Auch die mythiſche Abkunft, die man den Fabiern, ſo gut wie den Juliern und andern der älteſten Geſchlechter gab, die alleſammt aus einer Verbindung einer ſterblichen und einer göttlichen Perſon hervorgegangen waren, mag darauf hinweiſen. Hiernach iſt Herkules der Ahnherr dieſes Geſchlechtes [3]): auf ſeinen Wanderungen Italien berührend, ſoll er am Tiberſtrom mit Vinduna, der Tochter des Evander, wofür Andere bald im Allgemeinen eine Nymphe, bald eine einheimiſche Jungfrau nennen, ſich verbunden und mit ihr den Fabius, den Stammvater des Geſchlechts, erzeugt haben [4]). So reicht alſo die Genealogie der Fabier ſelbſt noch über Romulus auf den erſten Anſiedler der Gegend Roms, den bald mythiſchen, bald hiſtoriſchen Evander, hinaus, und mag auch damit die Fabier als ein altlateiniſches Geſchlecht uns bezeichnen, das darum auch die Tradition mit den Gründern Roms, mit Romulus und Remus, in Verbindung bringt, und an dem uralten Feſte der Lupercalien Antheil nehmen läßt. Denn bei der erſten Feier dieſes Feſtes theilen beide Häuptlinge ihre Hirten in zwei Theile; die auf Seiten des Remus befindlichen heißen

1) ſ. *Onuphrius Panvinius*, De nominib. Romm. in *Graevii* Thes. Antiqq. Romm. II. p. 2000. 2) So meint Göttling, Röm. Staatsverfaſſ. S. 194 mit Niebuhr, Röm. Geſch. I. S. 328. 2. Ausg. 3) ſ. *Silius Italic.* II, 4 und daſelbſt die übrigen von Ruperti angeführten Stellen, insbeſondere VI, 627 fg. *Ovid.* Fast. II, 237 sq. *Juven.* VIII, 14 sq. Daher *Tirynthia* gens, proles bei dieſen Dichtern genannt; ſ. auch *Plutarch.* Vit. Fabii Maxim. I. 4) Bei Plutarch (l. l.) heißt es: *Νυμφῶν μιᾶς λέγουσιν, οἱ δὲ γυναικὸς ἐπιχωρίας, Ἡρακλεῖ μιγείσης περὶ τὸν Θύμβριν ποταμὸν, γενέσθαι Φάβιον, ἄνδρα πολὺ καὶ δόκιμον ἐν Ῥώμῃ τὸ Φαβίων γένος ἀφ᾽ ἑαυτοῦ παρασχόντα.*

Fabier, die auf Seiten des Romulus Quinctilier [5]), welche Benennung, ſo wird ausdrücklich bemerkt, ſich auch fortwährend bei den heiligen Opfern erhalten [6]): was allerdings auf den prieſterlichen Charakter hinweiſt, mit welchem das altpatriziſche Geſchlecht der Fabier ſo gut wie andere patriziſche Geſchlechter, in der frühern Periode, bekleidet waren. Nach einer in des Paulus Excerpten aus Feſtus [7]) vorkommenden Notiz hätten ſie zunächſt Fovii geheißen, welcher Name auf die Mutter des Geſchlechts bezogen wird, welche Herkules in einer Grube (in *fovea*) umarmt, oder auch auf die Jagd, von den Gruben (*foveis*), in welchen das Fangen des Wildes, der Bären und Wölfe, die Hirten — denn als ſolche erſcheinen die älteſten Fabier, auch durch ihre Beziehung auf die Lupercalien und deren erſte Feier — gelehrt worden. Alſo nach dem Graben der Gruben, zum Fang des Wildes, ſeien ſie Fodii (*Φόδιοι*), nach Fossa und Fodere genannt worden, woraus denn nachher Fabii geworden [8]). Neben dieſen etymologiſchen Spielereien erſcheint aber auch noch eine andere Ableitung, die uns nicht auf einen Hirtenſtamm, ſondern auf ein angeſeſſenes, dem Land- und Ackerbau ergebenes Geſchlecht führt und mithin eins der älteſten Geſchlechter des römiſchen Landadels darin erkennen läßt: in ſofern nämlich Fabii abgeleitet wird von Faba die Bohne, mit deren Anpflanzung das Geſchlecht ſich beſonders beſchäftigt, oder deren Pflanzung es auch vielleicht ſelbſt zuerſt eingeführt habe [9]). Für die Bedeutung und das Anſehen dieſes Geſchlechts ſchon in der früheſten Zeit mag auch der Umſtand ſprechen, daß wir unter den älteren Tribus auch eine nach ihm benannte [*Fabia tribus* [10])] antreffen, welche wahrſcheinlich die Gegend, wo die ausgebreiteten Güter und Beſitzungen dieſes Geſchlechts, ſammt den dazu gehörigen Clienten oder Hörigen u. ſ. w., lagen, urſprünglich umfaßte: nicht minder auch wol der Umſtand, daß noch zu Cicero's Zeit das Wort Fabius als allgemeine Beiſpiels halber angewendete Bezeichnung eines freien Römers gebraucht ward [11]).

Welche Stellung dies Geſchlecht in den Zeiten des königlichen Roms ſonſt eingenommen, darüber ſchweigt die Geſchichte; die ſpärlichen Nachrichten, welche aus dieſer Periode überhaupt auf uns gekommen ſind, erwähnen wenigſtens keiner beſondern That deſſelben: aber nach dem Sturze des Königthums tritt mit der nun ſich emporhebenden Ariſtokratie, neben andern patriziſchen Geſchlechtern, insbeſondere auch das Fabiſche hervor. Die ſpäteren Annaliſten Roms, welche jene frühere Periode behandelt hatten, ſind ſämmtlich untergegangen, und namentlich haben wir hier wol den Untergang des älteſten Annaliſten, der, ſowie mehre andere Annaliſten deſſelben Namens und deſſelben Geſchlechts aus ſpäterer Zeit, die Urzuſtände Roms, ſeine Gründungsgeſchichte und was daran ſich weiter knüpfte, näher behandelt hatte [12]), doppelt zu beklagen, da es ſich wol erwarten läßt, daß dieſer erſte und älteſte Annaliſt, wir meinen den Fabius Pictor (ſ. unten), gewiß auch auf die Geſchichte ſeines Geſchlechts in der von ihm abgefaßten, noch griechiſch geſchriebenen Chronik beſondere Rückſicht genommen hatte.

Bald nach Vertreibung der Könige, nach dem kurzen Verlaufe von etwas mehr als 20 Jahren (244 bis 269 u. c.) tritt uns der erſte Conſul aus dem Fabiſchen Geſchlechte in der Perſon des Q. Fabius Vibulanus entgegen, deſſen patriziſch-ariſtokratiſche Geſinnung ſchon daraus ſich bemeſſen läßt, daß unter ihm Spurius Caſſius, der zu Gunſten der ärmeren Bürger (die er in Grundeigenthümer durch Antheil an den zu vertheilenden Staatsländereien umzuwandeln trachtete) mit einer lex agraria, der erſten in Rom, auftrat, aber deshalb den patriziſchen Standesgenoſſen verhaßt, von dieſen eines hochverrätheriſchen Strebens angeſchuldigt, verklagt und auch zum Tode verurtheilt ward, nachdem ein Bruder des Conſuls, Käſo Fabius Vibulanus, mit L. Valerius als ſein Ankläger aufgetreten war [13]). In dieſem Sinn und Geiſt war es auch, daß er, nachdem er ſiegreich gegen Volsker und Äquer geſtritten, die Beute nicht unter die — aus armen Bürgern, Plebejern zum namhaften Theil beſtehenden Soldaten ſeines Heeres vertheilte, ſondern verkaufte und den daraus erzielten Gewinn in die patriziſcher Aufſicht allein unterſtellte Staatscaſſe legte, was ihn und ſein Geſchlecht, zumal nach der durch den Tod des Spurius vereitelten Ausſicht auf eine Ackervertheilung, zwar verhaßt bei dem Volke machte [14]), den Patriziern aber empfahl, die es daher auch durchſetzten, daß ſein Nachfolger im Conſulat aus demſelben Geſchlechte genommen ward, in der Perſon ſeines Bruders, des ebengenannten Käſo Fabius nebſt L. Ämilius. Und nach

5) *Ovid.* Fast. II, 375 sq. *Aurelius Victor*, De orig. gent. Rom. 22. 6) „*quorum utrumque nomen etiamnum in sacris manet*" heißt es bei Aurelius Victor a. a. O. In den Excerpten des Paulus aus Feſtus ſteht S. 66 (*Lindem.*): „*Faviani* et Quintiliani appellantur luperci a *Favio* et Quintilio praepositis suis," wo Lindemann die Lesart einer leydener Handſchrift Fabiani und Fabio für richtiger hält. 7) p. 65 ed. *Lindem.*: „*Fovii*, qui nunc *Fabii* dicuntur, dicti quod princeps gentis ex ea natus sit, cum qua Hercules in fovea concubuit. Alii putant, eum primum ostendisse, quemadmodum ursi et lupi foveis caperentur." 8) So bei Plutarch (l. l.): *Τινὲς δὲ τοὺς ἀπὸ τοῦ γένους τούτου, πρώτους τῇ δι' ὀρυγμάτων χρησαμένους ἄγρᾳ, Φοδίους ἱστοροῦσιν ὀνομάζεσθαι τὸ παλαιόν. Οὕτω γὰρ ἄχρι νῦν αἱ διωρυγαὶ φόσσαι, καὶ φόδερε τὸ σκάψαι καλεῖται. Χρόνῳ δὲ τῶν δυοῖν φθόγγων μεταπεσόντων, Φάβιοι προσηγορεύθησαν!* Bei Feſtus S. 66 ſteht auch: „*Fabi* a *favendo*." 9) ſ. *Plinius*, Hist. Nat. XVIII. 2 (3). 10) ſ. die Stellen über dieſe Tribus bei Manutius ad Cicer. ad Divers. VIII, 8. Vgl. auch Göttling a. a. O. S. 238 fg. *Orelli*, Inscriptt. Collect. II. p. 14. Grotefend, Zeitſchrift für Alterthumswiſſ. 1836. S. 915 fg. 11) *Cicero*, De Divinat. II, 34. De Fato 6 (und daſelbſt Turnebus) 7. Topic. 3.

12) Dies ſieht man unter Anderm aus den Anführungen des Dionyſius von Halicarnaß. Antiqq. Romm. 79. 80 oder 83 fin. 13) ſ. *Livius* II, 41. *Dionys. Halic.* VIII, 77. 78. 14) *Dionys. Halic.* VIII, 22. *Livius* II, 42 und daſelbſt unter Anderm die Worte: accensaque ea cupiditas est malignitate Patrum, qui, devictis eo anno Volscis Aequisque militem praeda fraudavere. Quidquid captum est hostibus, vendidit Fabius consul ac redegit in publicum. *Invisum* erat *Fabium nomen* plebi propter novissimum consulem: tenuere tamen patres, ut cum L. Aemilio *Kaeso Fabius* consul crearetur.

Ablauf eines weitern Jahres ſehen wir im Jahre 272 wiederum den Qu. Fabius [15]) zum Conſul erwählt, und Veji's Gebiet durch einen Einfall verheerend; bei einem ähnlichen Angriff auf die Etrusker, zwei Jahre nachher (274), unter ſeinem Bruder Marcus dienend, fand er den Tod [16]). Käſo Fabius handelte als Conſul in dem Jahre 270 [17]) wie bei ſeiner zweiten Erhebung zu dieſem Amte 273 u. c. in keinem andern Sinn und Geiſt; und da auch im Jahre 271 der dritte Bruder, Marcus Fabius Vibulanus, zum Conſulat erhoben ward, das er 274 zum zweiten Male erhielt, während Käſo in dem folgenden, für die Fabier ſo verhängnißvollen Jahre 275 ebenfalls an die Spitze des Staats als Conſul geſtellt ward, ſo ſtieg dadurch Anſehen und Macht des Fabiſchen Geſchlechts ungemein [18]), das in einem ſiebenjährigen Zeitraume ununterbrochen drei Brüder an die Spitze Roms geſtellt ſah. Käſo Fabius [19]) widerſetzte ſich in den beiden Jahren ſeiner conſulariſchen Verwaltung dem von den Tribunen von Neuem in Anregung gebrachten Ackergeſetze, er kämpfte rühmlich gegen die Volsker (270), ſchlug die Vejenter (273) und trug durch ſeine Tapferkeit nicht wenig zu dem Siege bei, den im folgenden Jahre (274) ſein Bruder Marcus über die Vejenter errang, nachdem ſein anderer Bruder Quintus in derſelben Schlacht gefallen war. Bei dem Feldzuge gegen die Vejenter 273, der mitten in die Streitigkeiten mit den Tribunen über das Ackergeſetz fiel, welches durch Verhinderung der Aushebung ertrotzt werden ſollte, zeigte Käſo ein ſolches Feldherrntalent, daß er blos durch ein Cavaleriemanöver den Feind zum Weichen brachte; als aber das Fußvolk zur Verfolgung aufgefodert ward, verweigerte es den Gehorſam und kehrte eiligſt nach Rom zurück: ein in der Geſchichte des römiſchen Kriegsweſens bei der bekannten Strenge römiſcher Disciplin allerdings auffallendes und unerhörtes Beiſpiel, das aber theils durch die dem Feldzuge vorausgegangenen Streitigkeiten wegen des Ackergeſetzes, theils auch durch Berückſichtigung des Umſtandes, daß in der hier ſiegreichen Reiterei zunächſt die patriziſche Jugend diente, ſich vielleicht erklären läßt, zumal da wir von keiner Strafe hören, welche die ungehorſamen plebejiſchen Krieger getroffen [20]). Im Gegentheil, es ſcheint dieſer Umſtand, zu dem auch vielleicht noch manche andere Rückſichten ſich geſellen, zu größerer Mäßigkeit und Milde in den bisher befolgten ſtreng ariſtokratiſchen Grundſätzen geführt zu haben, die bei der Widerſetzlichkeit des Volkes zum Kriegsdienſt und bei dem Treiben der Tribunen leicht die Sache der Ariſtokratie aufs Äußerſte bringen und ihr gefährlich werden konnte. Man lenkte ein, und Marcus Fabius, der Conſul des folgenden Jahres (274), zeigte nach dem blutigen und theuer erkauften Siege [21]), in dem freilich die Tapferkeit der Fabier ſich beſonders bewährt hatte [22]), Mäßigung des ariſtokratiſchen Stolzes in der freiwilligen Ablehnung des angetragenen Triumphs [23]); die Sorge für die verwundeten plebejiſchen Soldaten, die er zur Heilung in die Häuſer der Patrizier vertheilte [24]), zog ihm die Liebe des Volkes wieder zu, die auf ſein ganzes Geſchlecht überging, und bei der Wahl ſeines Bruders Käſo zum Conſul für das nächſte Jahr 275 gewiß mitwirkte [25]). Der Rath, den er dem Senat gab: noch bevor die Tribunen ihre Anträge wegen einer lex agraria erneuert, von freien Stücken unter die ärmeren Bürget eroberte Landesſtrecken zu vertheilen, zeigt die Klugheit des Mannes, der, obwol ſein Vorſchlag nicht durchging, um ſo mehr nun in der Gunſt des Volkes ſteigen mußte, als er den Widerwillen der Standesgenoſſen erregt hatte [26]). Und wirklich war durch ihn die Unruhe des Volkes beſchwichtigt und der Streit geſchlichtet. Die Fabier bildeten fortan, wie ein neuerer Schriftſteller [27]) ſich ausdrückt, eine Art Mediationspartei, die beſonders auf das materielle Wohl der untern Volksclaſſen bedacht, damit den Staat ſelbſt vor gewaltſamen Änderungen — Revolutionen — zu bewahren und die Verfaſſung zu erhalten bedacht war.

Willig folgte das Volk dieſem Fabius in einem Zuge gegen die Äquer; mit demſelben Heere befreite er den andern Conſul, den ſammt ſeinem Heere die Vejenter eingeſchloſſen hatten, aus der Gefahr [28]). Bei der von Veji aus in ſtets ſich wiederholenden Einfällen drohenden Gefahr, während von der andern Seite Äquer und Volsker ebenſo gefährliche Feinde für Rom waren, bewährte ſich aber noch mehr der edle Patriotismus des Fabiſchen Heldengeſchlechts. In ſeinem Namen trat der Conſul im Senat mit dem Anerbieten auf, den Krieg mit Veji auf

15) *Livius* II, 43 init. 16) *Livius* II, 46. 17) *Livius* II, 42 sq. 18) Schon bei der erſten Erwählung des Marcus Fabius zum Conſulat ſagt Livius II, 42: „Fabium inde nomen ingens post tres continuos consulatus unoque velut tenore omnes expertos tribuniciis certaminibus, habitum. Itaque ut bene locatus mansit in ea familia aliquamdiu honos;" und in ähnlicher Weiſe alsbald II, 45 fin. „Fabium nomen, Fabia gens maximo enituit. Multis civilibus certaminibus infensos plebis animos illa pugna sibi reconciliare statuunt." 19) ſ. *Livius* II, 42. 43. 46. 20) Livius, der II, 43 den Vorfall berichtet, ſetzt, merkwürdig genug, hinzu: „Nec *huic tam pestilenti exemplo remedia ulla ab imperatore quaesita sunt.* Adeo excellentibus ingeniis citius defuerit ars, qua civem regant; quam quâ hostem superent. Consul Romam rediit, non tam belli gloria aucta, quam irritato exacerbatoque in se militum odio." ſ. auch *Valer. Maxim.* IX, 3. §. 5 und vgl. *Dionys. Halic.* Antiqq. Romm. IX, 1 sq.

21) Man leſe nur die Schilderung der Schlacht bei Livius II, 45 fg. 22) In dieſer Hinſicht ſind auch die Worte des Livius bemerkenswerth II, 45 fin.: „Fabium nomen, Fabia gens maxime enituit; multis civilibus certaminibus infensos plebis animos illa pugna sibi reconciliare statuunt." 23) *Livius* II, 47 fin. *Valer. Maximus* V, 5. §. 2. 24) *Livius* l. l. „Neque immemor ejus, quod initio consulatus imbiberat, reconciliandi animos plebis, saucios milites curandos dividit Patribus. Fabiis plurimi dati: nec alibi majore cura habiti. Inde populares jam esse Fabii: nec hoc ulla, nisi salubri rei publicae arte." 25) *Livius* II, 48 init., woraus wir ſehen, daß das Hauptſtreben des Käſo Fabius auf eine Verſöhnung des Senats und der Plebs und einer Wiederherſtellung der frühern Eintracht gerichtet war. 26) Livius ſagt II, 48: „Aspernati Patres sunt, questi quoque quidam, nimia gloria luxuriare et evanescere vividum quondam illud Kaesonis ingenium. *Nullae deinde urbanae factiones fuere.*" 27) Kortum, Röm. Geſch. S. 81. 28) *Livius* II, 48.

ſich zu nehmen, und gleichſam als Hauskrieg auf eigene Rechnung der ganzen Gens zu führen, damit Rom, von dieſer Seite frei und gedeckt, ſeine übrige Kraft ungetheilt gegen die andern Feinde richten könne. Der Antrag ward mit Beifall und Dank aufgenommen. Den Conſul begleitete, als er den Senat verließ, die ganze Sippſchaft, die in dem Vorſaale den Ausgang ihres Antrags abgewartet hatte, ehrenvoll nach Hauſe. Und gleicher Dank ward überall laut, als man das edle Anerbieten der Fabier vernommen hatte. Des andern Tages fand ſich die ganze Schar, aus lauter Fabiern beſtehend, vor dem Hauſe des Conſuls ein, um unter ſeiner Anführung, begleitet von den Segenswünſchen der Angehörigen, den Zug gegen Veji zu unternehmen. Durch das carmentaliſche Thor zogen ſie einige Meilen weit zu dem Flüßchen Cremera, wo ſie an einem gelegenen Punkte ſich feſtſetzten, um von hier aus das Land gegen plötzliche Einfälle der Vejenter zu ſchützen, als eine Art von Grenzpoſten, wie ihn allerdings die Umſtände nöthig machten. Auch ward der Zweck erreicht; Roms Grenzen waren geſchützt, ſelbſt öftere Streifereien wurden in das feindliche Gebiet von dem Poſten bei Cremera unternommen. Die Vejenter, dadurch zum Frieden genöthigt, bereuten dies jedoch bald, ſodaß im Jahre 277 der Krieg ſich erneuerte, die Fabier in einen Hinterhalt gelockt und hier von einer weit überlegenen Anzahl Feinde von allen Seiten angegriffen, nach tapferer Gegenwehr unterlagen. Auch nicht ein Einziger der ausgezogenen 306 Fabier kam mit dem Leben davon: Alle ſtarben den Heldentod fürs Vaterland; nur ein einziger Knabe, der an dem Auszuge keinen Antheil genommen, überlebte den traurigen Ausgang und ward dadurch der Stammvater der ſpäteren, in Roms Geſchichte nicht minder berühmt gewordenen, Fabier. So erzählt Livius [29]) und mit ihm im Ganzen übereinſtimmend, Einzelnes bald mehr bald minder ausſchmückend oder verändernd, die meiſten andern Schriftſteller, die dieſer in den Annalen Roms ſo denkwürdigen Aufopferung der Fabier gedenken, oder, wie Ovidius [30]), ſie im Liede verherrlicht haben. Daß es der Zahl nach 306 Fabier geweſen, iſt eine ſo ziemlich allgemeine und übereinſtimmende Angabe. Livius beſchränkt darauf die ganze, aus Rom ausgezogene Heeresmacht [31]), während nach Andern [32]) die ganze zahlreiche Schar der Clienten, Hörigen u. ſ. w., ja ſelbſt das Hausgeſinde gefolgt war und eine Schar von 4 bis 5000 Mann bildete. Welches Aufſehen das Schickſal der Fabier machte, zeigt nicht blos die Art und Weiſe, in der die ſpäteren Schriftſteller dieſes Ereigniſſes gedenken, es zeigt ſich dies auch in der Anklage [33]), welche von Seiten der Tribunen das Jahr darauf gegen den abgetretenen Conſul Menenius erhoben ward, der, obwol in der Nähe von Cremera gelagert, nicht zu Hilfe geeilt und das Unglück abgewendet, daher auch zu einer Geldbuße verurtheilt ward. Nur wird man nicht ſoweit gehen dürfen, den ganzen Auszug der Fabier nach Cremera nicht blos als ein zum Schutze des Landes und zur Deckung der Grenze unternommenes Werk, ſondern als die Folge des Zwieſpaltes anzuſehen, der zwiſchen den Fabiern und den übrigen patriziſchen Geſchlechtern, in Folge der oben erwähnten vermittelnden Politik des Käſo Fabius, eingetreten und die Fabier zu einer Auswanderung mit Weib und Kind, Clienten und Sklaven nach Cremera, wo ſie ſich angeſiedelt, bewogen [34]). Nirgends ſprechen die Alten von einer ſolchen Seceſſio, ſie reden nur von einem Kriegszuge, der einen ſo tragiſchen Ausgang genommen, ſodaß der Tag der Niederlage als ein Unglückstag (dies religiosus), ſo gut wie der Tag der unglücklichen Schlacht bei der Allia, für alle folgenden Zeiten angeſehen und in den Faſten verzeichnet ward: und eben daraus läßt ſich wol auch die Abweichung in der näheren Beſtimmung dieſes Tages ſelbſt erklären, welcher nach Ovid [35]) auf die Iden des Februar, alſo zwei Tage vor das Feſt der Lupercalien, an welchem das Fabiſche Geſchlecht, wie wir oben geſehen, beſondern Antheil hatte, fiel, nach Livius und Andern [36]) aber mit dem Unglückstag an der Allia zuſammentraf, alſo mit dem 15. Tage vor den Kalenden des Sextilis, welche Angabe wir keineswegs ſo unbedingt, wie von Manchen geſchehen, der des Ovidius vorziehen, oder die letztere als aus einer

---

29) ſ. die ſchöne Erzählung II, 48 und 49, welche mit den Worten ſchließt: „*Fabii* caesi ad unum omnes, praesidiumque expugnatum. *Trecentos sex perisse satis convenit: unum prope puberem aetate relictum*, stirpem genti Fabiae, dubiisque rebus populi Romani saepe domi bellique vel maximum futurum auxilium." Auch ebenſo *Ovid. Fast.* II, 236—240. Ausführlich berichtet auch über den Vorfall Dionyſius v. Halicarnaß (Antiqq. Romm. IX, 19—22) nach einer doppelten, theilweiſe von einander abweichenden Erzählung, welche ſich, die eine wie die andere, *ἐν γραφαῖς Ῥωμαίων ἀξιοχρέοις*, finde (Cap. 21 fin.). Die Angabe von dem einen Fabier, einem Knaben, der allein übriggeblieben und Stammvater der folgenden Fabier geworden, findet er unwahrſcheinlich, ja unmöglich, und ſucht ſie daher Cap. 22 als irrig und falſch zu widerlegen; ſ. dagegen die Widerlegung des Perizonius, Animadverss. historr. cap. 5. p. 191 sq. ed. *Harl.* Vgl. auch *Florus* I, 12. *Eutrop.* I, 16. *Gell.* N. Att. XVII, 21. 30) *Fast.* II, 195 sq. ſ. auch Silius Italicus, Punicc. VI, 637 sq. VII, 39 sq. II, 4 sq. Über die Localität von Cremera ſ. Müller, Röm. Campagna. I. S. 34.

31) *Livius* II, 49: „Nunquam exercitus neque minor numero neque clarior fama et admiratione hominum, per urbem incessit. Sex et trecenti milites, omnes patricii, omnes unius gentis, quorum neminem ducem sperneret egregius quibuslibet temporibus senatus, ibant, unius familiae viribus Vejenti populo pestem minitantes." Wenn Livius nun fortfährt: Sequebatur turba, propria alia cognatorum sodaliumque etc., ſo ſieht man bald aus den folgenden Worten, daß hier blos von einem ehrenvollen Geleit die Rede iſt, das den Ausziehenden bis zu den Thoren der Stadt von den zurückgebliebenen Freunden und Verwandten ertheilt ward. 32) So z. B. in den Excerpten aus Feſtus S. 148. *Lind.* s. v. Scelerata porta: „cum clien*tibus millibus quinque;*" bei Gellius a. a. O. sex et trecenti patricii Fabii *cum familiis suis.* Ebenſo bei Servius ad *Virgil. Aen.* VI, 846: conjurati cum *servis suis.* 33) ſ. *Livius* II, 52 init. *Dionys. Halic.* Antiqq. Romm. IX, 23. 34) So meint Göttling, Röm. Staatsverfaſſ. S. 308. Auch Niebuhr, Röm. Geſch. II. S. 221. Die in den angeführten Stellen des Gellius und Servius vorkommenden Worte cum familiis suis und cum servis suis darauf zu beziehen, oder vielmehr daraus einen ſolchen Auszug des Fabiſchen Geſchlechts, mit Weib und Kind, Hausgeſinde und Sklaven, erweiſen zu wollen, geht nicht wohl an. 35) Fast. II, 195. 36) *Livius* VI, 1. *Plutarch.* Camill. 19. *Tacit.* Hist. II, 91.

Verwechſelung mit dem Tage des Auszugs hervorgegangen betrachten möchten. Aber nicht blos der Tag der Niederlage ward fortan ein Tag des Unglücks und allgemeiner feſtlicher Trauer, ſogar das Thor, durch welches die Fabier nach Cremera ausgezogen waren, ward ein Thor des Unglücks, ein Thor des Fluchs; Porta scelerata ward es nunmehr benannt und von Jedem der Durchgang gemieden, wie noch Ovidius ausdrücklich bemerkt[37].

Auf den allein am Leben gebliebenen Knaben, den Stammhalter des Fabiſchen Geſchlechts, ſcheint Anſehen und Bedeutung des Geſchlechts ſich vererbt zu haben. Quintus Fabius Vibulanus, der Sohn des vorhergenannten Marcus Fabius Vibulanus, erhielt die conſulariſche Würde zehn Jahre nach der unglücklichen Schlacht bei Cremera, im Jahre 287 u. c.[38]; gemäß der oben bezeichneten Politik ſeiner Vorgänger ſchlug auch er in den Streitigkeiten des Senats mit der armen Plebs über Ackervertheilung, einen vermittelnden Weg ein[39], ſiegte draußen über die Äquer und ward 289 wieder zum Conſul erwählt, ſchirmte als Präfectus urbis[40] im Jahre 292, als beide Conſuln ins Feld gezogen waren, die Stadt, und ſiegte, als Conſul zum dritten Male 295 erwählt[41], über Äquer und Volsker. So kann ſeine Erwählung unter die Decemvirn, an deren Spitze er mit Appius Claudius erſcheint[42], nicht befremden (304 u. c.); hier ſcheint er inzwiſchen den früheren Grundſätzen einer vermittelnden Milde entſagt und mehr der ſtreng ariſtokratiſchen Partei ſich angeſchloſſen zu haben, was ihn ins Verderben ſtürzte. Er fiel mit den übrigen Decemvirn, und theilte mit ihnen die Strafe des Exils und der Confiscation ſeiner Güter[43]. Seinen Sohn, Marcus Fabius Vibulanus[44], ſehen wir inzwiſchen doch wieder ſchon 312 u. c. als Conſul und 321 als unter den Kriegstribunen mit conſulariſcher Gewalt, ſowie 317 u. c. unter dem Dictator Ämilius im Kriege mit den Vejentern, und 323 u. c. unter dem Dictator Poſthumius in dem Kampfe mit Äquern und Volskern befehligend; auch war er wol der Fabier, der als Pontifex Maximus bei dem Eindringen der Gallier in Rom (363 u. c.) den in der Stadt zurückgebliebenen Römern die feierliche Formel, durch die ſie ſich dem Tode weiheten, vorgeſprochen haben ſoll[45]: lauter Beweiſe des fortdauernden Anſehens, in welchem das Fabiſche Geſchlecht ſich erhielt. Zwei jüngere Brüder dieſes Fabius erſcheinen in gleichen Würden, wie der ältere Bruder; der eine, Numer. Fabius Vibulanus[46], erſcheint als Conſul 333 u. c., als Kriegstribun mit conſulariſcher Gewalt 339 und 347; der andere, Q. Fabius Vibulanus Ambuſtus[47], als Conſul 331 und 342 u. c., ebenſo zwei Mal als Kriegstribun mit conſulariſcher Gewalt in den Jahren 338 und 340. Auch die drei Söhne des älteſten dieſer drei Brüder folgten der gleichen Laufbahn; der eine von ihnen, Numerius Fabius Ambuſtus[48], war Kriegstribun mit conſulariſcher Gewalt 348 u. c., eroberte Anxur und bewirkte die Vertheilung der Beute unter das Heer, was, wie Livius[49] ausdrücklich bemerkt, ſehr beitrug, die Plebs dem Senate und den Patriziern geneigt zu machen. Mit ſeinen beiden Brüdern, K. Fabius (der 350, 353 und 359 ebenfalls Kriegstribun geweſen und im Felde ſich ausgezeichnet) und Qu. Fabius Ambuſtus, ward er 363 u. c. an die Cluſium bedrohenden Gallier als Geſandter abgeſchickt[50], kämpfte aber, nach den fehlgeſchlagenen Unterhandlungen, mit ſeinen Brüdern in den Reihen der Etrusker gegen die Gallier, dem beſtehenden Völkerrecht zuwider, und ward ſogar, nebſt ſeinen Brüdern, bei der Rückkehr nach Rom zum Kriegstribun für das folgende Jahr erwählt. Nur das Anſehen, die Macht und der Einfluß des Fabiſchen Geſchlechts läßt dies Verfahren, ein nach den Begriffen und Anſichten jener Zeit offenbar geſetzwidriges, uns erklären; die Folgen deſſelben ſind zu bekannt, um hier näher erörtert zu werden. Die Gallier, nachdem ſie vergeblich vom römiſchen Senat die Auslieferung der Fabier verlangt hatten, rückten erzürnt in der Eile gen Rom, es erfolgte die unglückliche Schlacht bei der Allia, die mit einer totalen Niederlage der Römer ſich endigte und den Einzug der Gallier in die verlaſſene Stadt, deren wehrhafte Mannſchaft auf das Capitol ſich geflüchtet, zur Folge hatte. Kaum aber hatten die Gallier ſich wieder zurückgezogen und die Amtsverwaltung des Fabius ein Ende erreicht, als ihn der Tribun C. Marcius wegen ſeines geſetzwidrigen, für Rom ſo verderblich gewordenen Verfahrens vor Gericht zog; ein unerwarteter Tod, den Manche für einen freiwilligen hielten, entzog jedoch den Fabius der weitern gerichtlichen Verhandlung[51].

Auch die Söhne dieſer drei Brüder erſcheinen in gleicher Laufbahn, in gleichem Anſehen und in gleichen Würden. Der Sohn des oben erwähnten Siegers von Anxur, M. Fabius Ambuſtus, bekleidete drei Mal das Conſulat, 394, 398 und 400; er war zwei Mal Interrex (399 und 402) und leitete als ſolcher die Conſulswahlen im Intereſſe der patriziſchen Partei, der er auch ſeine Erhebung zur Dictatur (403 u. c.) zu verdanken hatte, in der jedoch keineswegs erreichten Abſicht, die Ausführung des Liciniſchen Geſetzes hinſichtlich der plebejiſchen

37) Fast. II, 202: „Ire per hanc [Carmentem portam] noli, quisquis es, omen habet.“ Über den Namen Scelerata porta ſ. die Excerpte des Feſtus S. 148 Lindemann. 38) *Livius* III, 1 sq. *Dionys. Halic.* IX, 59. 61. 39) Bedeutſam ſagt Livius l. l.: „Atrox certamen aderat, ni Fabius *consilio neutri parti acerbo rem expedisset.*“ 40) *Livius* III, 9. 41) ſ. *Livius* III, 22 sq. 42) ſ. *Livius* III, 35 fin. und insbeſondere III, 41: „*Principes inter decemviros erant Q. Fabius et Ap. Claudius.* Bellum domi majus quam foris apparebat. Appii violentiam aptiorem rati ad comprimendos urbanos motus: *in* Fabio minus *in bono constans, quam navum in malitia ingenium* erat. Hunc enim virum, egregium olim domi militiaeque, decemviratus collegaeque ita mutaverant, ut Appii quam sui similis mallet esse.“ Vgl. auch *Dionys.* X, 53. 43) Nach *Livius* III, 58. 44) ſ. *Livius* IV, 11 sq. 25 sq. 45) ſ. *Livius* V, 41.

46) ſ. *Livius* IV, 43. 49. 58. 47) ſ. *Livius* IV, 37 sq. 49. 52. 48) ſ. *Livius* IV, 57 sq. 49) *Livius* IV, 59: „eaque primum benignitas imperatorum plebem Patribus conciliavit.“ 50) ſ. die Erzählung bei Livius V, 35 fg. *Diodor. Sic.* XIV, 113. 51) ſ. *Livius* VI, 1.

Conſulswahlen zu verhindern[52]). Ein anderer M. Fabius Ambuſtus, Kriegstribun 373 und 385 u. c., ſpielt in dieſen ſo berühmt gewordenen Liciniſchen Rogationen eine Rolle. Denn, ungeachtet C. Licinius Stolo eine Tochter dieſes Fabius geehelicht hatte, welche, im Gefühl einer verletzten Standeseitelkeit, ihren Gemahl zu den ſo berühmt gewordenen Rogationen, welche die Würde des Conſulats auch den Plebejern zuführten, verleitet haben ſoll, ſo ſcheint doch Fabius hier ſtreng die Sache des Senats und Adels vertreten zu haben[53]). Ein anderer C. Fabius[54]) war Conſul im Jahre 396, ein anderer C. Fabius Dorſo[55]) hatte ſich als Jüngling bei der Belagerung des Capitols durch die Gallier durch eine kühne That ausgezeichnet; weitere Nachrichten über beide Fabier beſitzen wir nicht; ein Mehres dagegen läßt ſich von dem Sohne des ebengenannten Dictators M. Fabius Ambuſtus anführen, dem Q. Fabius Maximus Rullianus, welcher zuerſt als Ädile 423[56]), dann als Magiſter Equitum des Dictators L. Papirius Curſor im Jahre 429 u. c. erſcheint, und hier durch den glänzenden Sieg, den er über die Samniten errang, ſich bemerklich machte, aber, da er wider den Befehl des abweſenden Dictators und Oberfeldherrn in den Kampf ſich eingelaſſen, von dieſem zur Rechenſchaft gezogen und hingerichtet werden ſollte, bis es den Bitten des alten Vaters, des geſammten Senates und des Volkes gelang, den ſtrengen Papirius zur Nachſicht zu bewegen und dem jungen Sieger das Leben zu ſchenken, was Livius[57]) in ſeiner bekannten rhetoriſch-tragiſchen Weiſe näher ausgeführt hat. Und ſchon wenige Jahre nachher, im Jahre 432 u. c., ſehen wir dieſen Fabius als Conſul an der Spitze des Staats[58]), im folgenden Jahre als Interrex (433) und im Jahre 439 als Dictator gegen die Samniten aufgeſtellt, ohne jedoch, wie es ſcheint, beſonders glücklich in ſeinem Feldzuge gegen dies tapfere und kriegeriſche Bergvolk geweſen zu ſein. Ganz anders ging es in den Kämpfen mit den Etruriern in den Jahren 444 und 445, wo er als Conſul und Dictator die römiſchen Heere befehligte und namhafte Siege gewann[59]), wie dies auch mit den Samniten der Fall war, welche er in der nächſtfolgenden Zeit (446—447 u. c.) beſiegte[60]). In den innern Angelegenheiten Roms erſcheint Fabius als Gegner des Appius[61]), der die Volkspartei für ſich zu gewinnen und für ſeine Standesintereſſen zu benutzen bemüht war, und in dieſem Sinn und Geiſt ward von Fabius, als er 450 u. c. mit Publius Decius Cenſor geworden war, die reactionaire Maßregel genommen, wornach die durch den frühern Cenſor Appius in alle Tribus aufgenommenen und vertheilten Libertinen, durch welche, wie Livius[62]) ſich ausdrückt, Forum und Campus Martius (d. i. Tribut- und Centuriatcomitien) verdorben worden waren und eine totale Spaltung in der Bürgerſchaft eingetreten war, wieder ausgeſchieden und zu vier eigenen, fortan mit dem Namen der ſtädtiſchen (urbanae) bezeichneten Tribus gebildet wurden. Wenn er dies, wie Livius ſagt, ebenſo wol um der Eintracht willen, als um zu verhindern, daß die Wahlen in die Hände der niederſten Claſſen fielen, that, ſo erſcheint er darin allerdings derſelben vermittelnden Politik folgend, welche ſeine Vorfahren eingeſchlagen hatten, um durch verſtändige Nachgiebigkeit von der einen und Beſchränkung demokratiſch-revolutionairen Treibens von der andern Seite der Ariſtokratie Roms ihre Stellung im Staate und damit ihr Anſehen zu erhalten. Daß dieſes allerdings wichtige und folgenreiche, damals mit großem Dank aufgenommene Ereigniß ihm den Beinamen Maximus verſchafft, den er durch alle ſeine Siege ſich nicht habe erringen können, bemerkt derſelbe Livius ausdrücklich; in Abſicht auf den Ritterſtand ſchreibt er ihm auch die Einführung des feierlichen Aufzugs zu[63]), welchen die Ritter fortan an den Iden des Quinctilis (15. Juli) in voller Pracht und Rüſtung hielten.

Daß ein Mann von ſolcher Bedeutung die untergeordnete Stelle eines Magiſter Equitum bei dem 452 u. c., alſo kurze Zeit nach der Cenſur, wegen der drohenden Kriegsgefahr zum Dictator ernannten M. Valerius Maximus bekleidet, findet darum Livius[64]), dem dieſe Angabe in ſeinen Quellen aufſtieß, nicht wahrſcheinlich; wenige Jahre nachher (455) lehnte Fabius das ihm von den Centurien angetragene Conſulat mit der Erklärung ab, dieſe Würde ihm auf eine gefährlichere Zeit aufzuſchieben. So erzählt Livius[65]), auf die Annaliſten Macer Licinius und Tubero ſich berufend, nicht ohne einiges Bedenken, da der ältere Annaliſt Piſo der doch ſo bemerkenswerthen Sache durchaus nicht gedenke. Indeſſen, ſo berichtet derſelbe Livius[66]), vermochte Fabius bald darauf (457) den eindringlichen Bitten des Volkes nicht zu widerſtehen, das ihm, ohne daß er ſich darum beworben, das Conſulat antrug und den P. Decius mit gleicher Stimmeneinheit zum Collegen gab. Wol mag man den Grund davon in der Mäßigung des hochgeſtellten Mannes und der vermittelnden Rolle, in der er ſchon früher mehrmals aufgetreten, ſuchen. Siegreich kämpften beide Conſuln mit den Samniten; Beide wurden auch 459 u. c. von Neuem zu Conſuln erwählt, auch dies Mal nicht ohne Widerſpruch des zuletzt nachgebenden Fabius[67]). Der Zwiſt, der unter Beiden anfänglich ſich erhob, wie es ſchien, von Parteiintereſſen angeregt, und vom Senat, der mehr auf Seiten des Fabius war, an das Volk kam,

52) ſ. *Livius* VII, 11 sq. 17 sq. 22 sq. VIII, 33. 53) ſ. *Livius* VI, 22. 36. 54) ſ. *Livius* VII, 12. 15. 55) ſ. *Livius* V, 46. 52. *Valer. Maxim.* I, 1. 11. *Florus* I, 13: welche in den Einzelnheiten des Berichts über den Auszug dieſes Fabius aus dem Capitol mitten durch die Feinde und ſeine glückliche Rückkehr ebendahin nach vollbrachtem Opfer nicht ganz übereinſtimmen. 56) ſ. *Livius* VIII, 18. 57) ſ. beſonders VIII, 29 fg. Die neugefundenen Fragmente des Dio S. 159. *Eutrop.* II, 8. 58) ſ. *Livius* VIII, 38. *Aurel. Vict.* De viris illustr. 33. 59) ſ. das Nähere bei Livius IX, 33 fg. 60) Ebendaſelbſt IX, 41. 42. 61) Dies ſieht man ſchon aus den Worten des Livius IX, 42 init.: „*Maxime Appio adversante.*“

62) IX, 46. 63) ſ. oben XXXV. Bd. dieſer Encyklopädie I. Sect. S. 124. 64) ſ. *Livius* X, 3 mit dem Zuſatz: „Ceterum ex Maximi cognomine ortum errorem haud abnuerim.“ 65) ſ. *Livius* X, 9. 66) ſ. *Livius* X, 13. 67) ſ. *Livius* X, 22 und wegen des Folgenden X, 24 fg. bis 32.

ward ausgeglichen, und der glänzende Sieg bei Sentinum über die Samniten und Gallier, freilich nicht ohne die edle Aufopferung des Decius, aber auch zum großen Ruhme des Fabius errungen, der auch nachher noch die rebelliſchen Peruſiner hart züchtigte. Nach ſolchen Thaten ſcheint Fabius ſich zurückgezogen zu haben, da wir bald darauf (462 u. c.) ſeinen Sohn, Q. Fabius Maximus Gurges, zum Conſul erwählt ſehen[68]), was gewiß mit durch das Anſehen ſeines Vaters erwirkt war, ſo ſehr auch die von Valerius Maximus[69]) als Beiſpiel edler Mäßigung berichtete Anekdote, welche den Vater gegen die Wahl des Sohnes auftreten läßt (wenn dies anders nicht ein abſichtlicher Kunſtgriff war), dagegen zu ſprechen ſcheint. Denn als dieſer wegen der im Kampfe mit den Samniten erlittenen Niederlage vom Oberbefehle des Heeres abberufen werden ſollte, legte der Vater im Senate Fürbitte ein und verſprach, als Legat den Sohn auf dem Feldzuge zu begleiten, der auch von den glücklichſten Erfolgen begleitet war und dem Sohne die Ehre des Triumphs zuwendete[70]). Dies iſt die letzte Nachricht, die wir über Fabius Maximus, den Vater, beſitzen. Bei ſeinem Tode ſoll das Volk mit vieler Freigebigkeit zu einer glänzenden Leichenbeſtattung beigeſteuert, der Sohn aber dieſe Summen zu einer allgemeinen Bewirthung des Volkes verwendet haben[71]): was allerdings im Geiſte derſelben Politik war, die, obwol die Standesintereſſen fördernd, doch auch das Volk und die niedern Stände ſtets ſich geneigt zu erhalten, bedacht war. Ebendieſer Sohn, dem ein üppiges Jugendleben den Beinamen Gurges verſchafft haben ſoll[72]), erſcheint noch zwei Mal ſpäter als Conſul, 478, wo er die Samniter, Lucaner und Bruttier beſiegte und die Ehre des Triumphs zum zweiten Male ſich gewann, und 489, wo er bei der Belagerung von Volſinii den Tod fand[73]); daß er Princeps Senatus geweſen und ſomit eine gleich hohe und einflußreiche Stellung, wie Vater und Großvater, behauptet, bezeugt Plinius[74]).

Ein Bruder des Fabius Maximus, C. Fabius Ambuſtus, kommt als Magiſter Equitum 439 u. c. vor[75]); ein anderer, weiter nicht bekannter, M. Fabius Dorſo, verſchieden von dem oben genannten Fabius Dorſo, der bei der Belagerung des Capitols durch die Gallier ſich ausgezeichnet, als Conſul 409 u. c.[76]); ein ebenfalls nicht näher bekannter Q. Fabius Ambuſtus[77]) als Magiſter Equitum 410 u. c. und als Dictator 433 u. c., ein anderer M. Fabius Ambuſtus[78]) war Magiſter Equitum 432 u. c. und diente im Kriege mit den Samniten. Ein angeſehener Fabier bemalte den Tempel der Salus 450 u. c., und erhielt, als der erſte Künſtler der Art in Rom, den Beinamen Pictor, der nun auf ſeine Nachkommen überging. Im Jahre 485 erſcheint zum erſten Male ein C. Fabius Pictor[79]) als Conſul; dadurch, daß unter ihm zum erſten Male Silbermünzen geprägt worden, erhielt ſein Conſulat allerdings auch einige Bedeutung; ein anderer N. Fabius Pictor iſt als Conſul 488 u. c. aufgeführt.

Im ſechsten Jahrhundert Roms, während des erſten puniſchen Kriegs, kommt ein Fabius Buteo[80]) als Conſul 507, ein anderer dieſes Namens[81]) 509 u. c., M. Fabius Buteo, ebenfalls als Conſul vor, ein M. Fabius Licinus 508 u. c.[82]), ſodaß alſo drei Jahre nach einander Glieder des Fabiſchen Geſchlechts mit der höchſten Würde bekleidet waren. Später, 538, vor der unglücklichen Schlacht bei Cannä, kommt ein M. Fabius Buteo noch einmal als Dictator vor[83]). Zu neuem Glanze erhob daſſelbe Q. Fabius Maximus, mit dem Beinamen Verrucoſus (von verruca, einer Warze) und Ovicula (wegen ſeines milden, ſchafsmäßigen, aber in dieſer Beziehung verkannten Charakters)[84]), unſtreitig nächſt dem oben genannten Fabius, der den Namen Maximus zuerſt erhielt, der bedeutendſte Mann, den dieſes Geſchlecht überhaupt hervorgebracht hat, auch uns noch näher bekannt durch die anziehende, beſonders ſeine Kriegsthaten ſchildernde Lebensbeſchreibung des Plutarch. Fünf Mal zum Conſul, zwei Mal zum Dictator erwählt, als Princeps Senatus nicht minder ausgezeichnet, errang er ſchon in ſeinem erſten Conſulate, 521, einen Sieg über die Ligyer[85]), der ihm die Ehre eines Triumphes zuwendete, verwaltete 524 die Cenſur und das Conſulat wieder 526[86]), in welchem Jahre die Römer ihre erſte Geſandtſchaft nach Griechenland ſchickten und mit Hasdrubal einen Vertrag abſchloſſen; auch ſpäter, als der zweite puniſche Krieg drohte und auch bereits mit dem Zuge Hannibal's (536) ſeinen Anfang genommen hatte, blieb er unerſchrocken[87]) bei den Unglückszeichen, welche nach dem

68) *Livius* X, 47. 69) IV, 1. 5. „Fabius vero Maximus, cum a se quinquies et a patre, avo, proavo majoribusque suis saepenumero consulatum gestum animadverteret, comitiis, quibus filius ejus summo consensu consul creabatur, quam potuit constanter, cum populo egit, ut *vacationem aliquando hujus honoris Fabiae genti darent:* non quod filii virtutibus diffideret (erat enim illustris), *sed ne maximum imperium in una familia continuaretur.*" 70) ſ. *Livius*, Epitome XI. ſ. auch Plutarch, Vit. Fabii Maxim. 24 und die dort mitgetheilte Anekdote von der Theilnahme des Vaters an dem Triumphzuge. ſ. *Aurelius Victor*, De vir. ill. 32. 72) *Macrob.* Saturn. 9. Seiner Strenge gegen römiſche Matronen, die er ihrer Zucht wegen zu einer Geldbuße verurtheilte, aus welcher ein Tempel der Venus erbaut ward, gedenkt Livius X, 31. 73) Zonaras VIII, 7. *Florus* I, 21. 74) Hist. Nat. VII, 41 (?): „Una Fabiorum, in qua tres continui principes Senatus, Fabius Ambustus, Fabius Rullianus filius, Q. Fabius Gurges nepos." 75) *Livius* X, 23.

76) ſ. *Livius* VII, 28. 77) *Livius* ibid. 78) ſ. *Livius* VIII, 38 sq. Über den erſten Fabius Pictor ſ. *Plinius*, Hist. Nat. XXXV, 7. *Dionys. Hal.* XVI, 6; vgl. *Cic.* Tusc. I, 2. Es iſt hier an Wandmalerei zu denken. 79) ſ. *Eutrop.* II, 16. *Plinius*, Hist. Nat. XXX, 13; vgl. *Livius*, Epit. XV. 80) Vgl. Zonaras VIII, 16. 81) ſ. *Florus* II, 2, 20. 82) ſ. *Gell.* N. Att. X, 6 fin. 83) ſ. *Livius* XXIII, 22 fin. 84) Über beide Beinamen ſ. *Plut.* Fab. Max. vita cap. 1 und daſelbſt die ſchöne Schilderung ſeines perſönlichen Charakters und ſeiner edeln Eigenſchaften. 85) ſ. *Plutarch* l. l. cap. 2 init. Zonaras VIII, 18. 86) Vgl. *Cic.* de Senectute 4. 87) ſ. beſonders Plutarch Cap. 2 und daſelbſt die Worte: *Φάβιος δὲ τὰ μὲν σημεῖα καίπερ ἁπτόμενα πολλῶν, ἧττον ὑπέδραττε διὰ τὴν ἀλογίαν κ. τ. λ.* Dieſer Wunderzeichen gedenkt auch Livius XXII, 1.

Siege Hannibal's an der Trebia und deſſen Anmarſch gegen Rom, ſich ereigneten, ein kluges Vermeiden jedes offenen Kampfes mit dem in Manchem ſo überlegenen Gegner, und Vorſichtsmaßregeln jeder Art anempfehlend. Allein man verſchmähte ſeinen Rath[88]), bis der Sieg des Hannibal über Flaminius am traſimeniſchen See die Blicke Aller auf Fabius richtete[89]), der, zum Dictator erwählt (537), bedächtig und mit kluger Vorſicht jeden Kampf in offenem Felde vermied, ſich auf eine ſtrenge Defenſive beſchränkte, dem Gegner überall auswich und doch alle ſeine Schritte ſorgfältig beobachtete, ihn auch beinahe umzingelt hatte, als die Liſt des Hannibal das eingeſchloſſene Heer rettete. Ein ſolches, den Feinden ſo gefährliches, Verfahren erregte jedoch, weil ſeine Vortheile nicht vor Aller Augen in glänzenden Siegen alsbald vorlagen, wie es ſcheint, Mistrauen bei den Römern, welches ſein ungeduldiger Magiſter Equitum, M. Minucius Rufus, unter Mitwirkung des Volkstribunen Metilius, gegen den nur die Adelsintereſſen, wie es ſchien, berückſichtigenden Fabius anzuſchüren ſuchte, während auch der Senat unzufrieden war. Ein glückliches Treffen, das Minucius, während der Abweſenheit des nach Rom geeilten Dictators, der ihm die ſtrengſten Befehle ertheilt hatte, in keinen Kampf ſich einzulaſſen, davongetragen, ſteigerte dieſe Unzufriedenheit bis zu dem Grade, daß man, in der Unmöglichkeit, dem Fabius vor dem Ablaufe ſeines Amtes den Befehl zu entziehen, zu dem bis dahin unerhörten Mittel ſchritt, dem Magiſter Equitum gleiche Vollmachten zu ſelbſtändiger Führung des Krieges zu ertheilen. Bald zeigten ſich die nachtheiligen Folgen eines ſolchen von dem ſchlauen Gegner wohl beobachteten Verfahrens; Minucius, der ſich, unklug genug, mit Hannibal in ein Gefecht einließ, wäre verloren geweſen, wäre nicht Fabius, der in der Nähe gelagert war, zeitig genug mit ſeinem Heere herbeigeeilt, ſodaß Hannibal ſich zum Rückzug genöthigt ſah und Minucius, den Edelmuth des Fabius anerkennend, ſich gerettet fand[90]). Nach dieſer ruhmvollen, mit allgemeinem Beifall aufgenommenen That legte Fabius ſeine nun abgelaufene Dictatur nieder; es wurden wieder zwei Conſuln in der Perſon des Terentius Varro und Paulus Ämilius gewählt, und als das von dem Letztern befolgte Syſtem der Kriegsführung des Fabius durch die ungeſtüme Hitze des Terentius verlaſſen ward[91]), erfolgte die unglückliche Schlacht bei Cannä im folgenden Jahre (538) und die Zernichtung des römiſchen Heeres. Bei dieſer bedenklichen Lage ward Fabius (zum vierten Male) mit dem kühnen und raſchen Marcellus 540 zum Conſul erwählt und an die Spitze des Heeres geſtellt[92]); zwei Männer von ganz entgegengeſetzten Eigenſchaften, von deren Verbindung und gegenſeitigem Zuſammenwirken man das Erſprießlichſte hoffte und alle Erwartungen daran knüpfte; wie man den kühnen und raſchen Marcellus das Schwert Roms nannte, ſo war Fabius der Schild[93]). Fabius führte den Krieg dem von ihm ſchon früher erprobten Syſteme gemäß und hemmte auf dieſe Weiſe die Fortſchritte ſeines Gegners; die Gunſt des Volks erhob daher auch im folgenden Jahre (541) ſeinen Sohn, der in dem vorhergehenden bereits curuliſcher Ädil geweſen war[94]), zum Conſul[95]); außer dem, was Plutarch von dieſem erzählt, wiſſen wir wenig von ſeiner Amtsführung: er ſtarb jung zum großen Leidweſen des bejahrten Vaters, der mit männlicher Ruhe und Ergebung den ſchweren Verluſt ertrug, und ſchon wenige Jahre nachher (545) zum fünften Male als Conſul an der Spitze eines römiſchen Heeres erſcheint[96]), mit welchem es ihm gelang das verlorene Tarent wieder zu erobern, und noch einmal die Ehre des Triumphs als Greis zu gewinnen. Von nun an ſcheint er jedoch vom Kriegsſchauplatze ſich zurückgezogen, an den Berathungen des Senats aber fortwährend lebhaften Antheil genommen zu haben. Daß dem ſchon in jüngern Jahren ſo bedächtig und ängſtlich vorſichtigen Manne nun, als er Greis geworden war, ein Unternehmen, wie das des Scipio, der den noch in Italien weilenden Feind im eigenen Mutterlande anzugreifen und demgemäß nach Afrika ein Heer überzuſchiffen gedachte, zu kühn, zu ungewiß und bedenklich erſchien, und daß er daher im Senat als Gegner des Scipio auftrat, auch durch ſeine Beredſamkeit und durch ſeinen Einfluß Alles aufbot, die Ausführung dieſer Plane zu hemmen[97]), läßt ſich wol begreifen und mit dem Charakter des Mannes vereinigen, der jedoch ſtarb[98]), ohne den glücklichen Ausgang des Kriegs und die Beſiegung des Hannibal zu

88) Plutarch Cap. 3: *οὐ μὴν ἔπεισε (ὁ Φάβιος) τὸν Φλαμίνιον κ. τ. λ.* 89) ſ. die ſchöne Darſtellung bei Plutarch Cap. 3 und über ſeine Art der Kriegsführung Cap. 4 fg; ſ. auch Livius XXII, 8 fg. vgl. 31. — Eine frühere und erſte Dictatur des Fabius ſetzt Pighius (Annall. Rom. II. p. 131 sq.) in das Jahr 533 u. c. In den capitoliniſchen Faſten kommt ſie nicht vor. 90) ſ. die ausführliche Darſtellung dieſer Ereigniſſe bei Plutarch Cap. 4—13 incl. Livius XXII, 11—30 und hier insbeſondere den Schluß des Capitels. 91) ſ. *Livius* XXII, 38 sq., der dem Fabius eine Rede wider Terentius in den Mund legt. Plutarch Cap. 14.

92) *Liv.* XXIV, 9. *Plutarch* cap. 19, wo der entgegengeſetzte Charakter beider Männer ſchön gezeichnet iſt; von Fabius heißt es unter Anderm: *Φάβιος δὲ τῶν πρώτων ἐχόμενος λογισμῶν ἐκείνων ἤλπιζε μηδενὸς μαχομένου μηδ᾽ ἐρεθίζοντος τὸν Ἀννίβαν, αὐτὸν ἐπηρεάσειν ἑαυτῷ καὶ κατατρίψεσθαι περὶ τὸν πόλεμον, ὥσπερ ἀθλητικοῦ σώματος, τῆς δυνάμεως ὑπερτόνου γενομένης καὶ καταπόνου, ταχύτατα τὴν ἀκμὴν ἀποβάλλοντα.* 93) So Poſidonius bei *Plutarch* l. l. ſ. auch *Livius* l. l. Beide Schriftſteller geben im Verfolg nähere Nachricht über der eigentlichen Kriegsführung. Über den entgegengeſetzten Charakter beider Männer ſ. außer Plutarch auch die in Note 3 und S. 33 angeführten Stellen. 94) ſ. *Livius* XXIV, 9. ſ. *Livius* XXIV, 43. *Plutarch* cap. 24. 96) ſ. *Livius* XXVI 5 sq. 15 sq. *Plutarch* cap. 21—23. 97) ſ. die ausführ Darſtellung bei *Plutarch* cap. 25. 26, wo Plutarch ſelbſt mit Bezug auf dieſes Verfahren bemerkt: *ταῦτα μὲν οὖν ἐδόκει πε… γενέσθαι πρὸς τὴν ἑαυτοῦ φύσιν ὁ Φάβιος.* Daß er inzwiſchen durch ſeine fortgeſetzte Einſprache bei dem glücklichen Erfolge, mit Scipio's Zug begleitet war, am Ende doch bei dem früher durch ihn in Angſt geſetzten Volke angeſtoßen, bemerkt Plutarch ebenfalls: *οὕτω προσέκρουσεν ἤδη πολλοῖς, ὡς δύσκολος ἀνὴρ καὶ βάσκανος ἢ πάμπαν ὑπὸ γήρως ἄτολμος γεγονὼς καὶ δυσελπις περαιτέρω τε τοῦ μετρίου κατατεθαμβημένος τὸν Ἀννίβαν.* auch *Livius* XXVIII, 40 sq., der nach Gewohnheit dem Fabius lange Reden in den Mund legt. 98) ſ. *Plutarch* cap. *Livius* XXX, 26. *Plin.* Hist. Nat. VII, 48.

erleben, im Jahre 551, nachdem er noch das Jahr zuvor der Annahme der Lex Cincia das Wort geredet hatte [99]), alſo grade ein Jahr vor der Schlacht bei Zama (552), jedenfalls in ſehr hohem Alter, da er unter Anderm, wie ausdrücklich bemerkt wird, zwei oder dreiundſechszig Jahre lang das Amt eines Augurs bekleidet haben ſoll, in welche Würde nun einer ſeiner Söhne eintrat. Mit ihm ſchließt ſich die Reihe der großen Staatsmänner und Feldherren, welche das Fabiſche Geſchlecht Rom geliefert hat; wie ſehr aber ſein Anſehen bei der Nachwelt fortgelebt, mag ſchon daraus entnommen werden, daß Plutarch ſein Leben zum Gegenſtand einer eigenen biographiſchen Schilderung ſich gewählt; auch ſprechen dafür die ſchönen Worte, mit welchen Livius [1]) die Nachricht von dem Hinſcheiden des Mannes in hohem Alter begleitet hat: Vir certe fuit dignus tanto cognomine vel si novum ab eo inciperet. Superavit paternos honores, avitos aequavit. Pluribus victoriis et majoribus proeliis avus insignis Rullus: sed omnia aequare unus hostis Hannibal potest. Cautior tamen quam promptior hic habitus fuit: et sicut dubites, utrum ingenio cunctator fuerit an quia ita bello proprie, quod tum gerebatur, aptum erat; sic *nihil certius* est, quam *unum hominem nobis cunctando rem restituisse*, sicut Ennius ait. Und allerdings liegt in dieſem ſchönen und kräftigen Spruche des Ennius, den daher auch andere römiſche Schriftſteller anführen [2]), das enthalten, was den Mittelpunkt ſeines Feldherrnruhmes, den Glanzpunkt ſeines politiſchen Wirkens ausmacht. Fabius, ebendaher auch Cunctator, der Zauderer, genannt, war der erſte römiſche Feldherr, der durch Ruhe und Beſonnenheit den Schrecken, den Hannibal's Siege unter die Römer geworfen, zu dämpfen, durch ein kluges Syſtem der Defenſive dem weiteren Vordringen Hannibal's Grenzen zu ſetzen und dieſen ſelbſt durch ſtetes fruchtloſes Herumziehen zu ermüden [3]) und damit in eine Lage zu bringen wußte, die ihm nachtheiliger war, ſelbſt als der Verluſt einer offenen Feldſchlacht, während die Römer Zeit gewannen, ſich zu ſammeln und den Muth und die kräftige Ausdauer wieder zu gewinnen, wodurch in ähnlichen Lagen ſchon früher ſich das römiſche Volk ausgezeichnet hatte. So bereitete er vor, was der rüſtigere Scipio mit jugendlicher Kraft ſo raſch und ſo glücklich ausgeführt hat. Sein Gegenſatz zu dieſem läßt ſich aus den oben angeführten Gründen wohl erklären; überhaupt ſcheint Fabius bei aller Mäßigung, Ruhe und Beſonnenheit ſeines thatkräftigen und unbeugſam feſten Charakters [4]) doch mehr der älteren und ſtrengeren Partei des römiſchen Adels ſich angeſchloſſen zu haben, was ihn vielleicht der durch Mittel der Volksgunſt ſteigenden Partei der Scipionen abgeneigt gemacht haben mag. Übrigens hat ſtrenge Rechtlichkeit ſeinen Charakter ausgezeichnet, und die Worte des Plutarch [5]), wie das römiſche Volk in ihm ſeinen Vater zur Erde beſtattet, zeigen, daß ariſtokratiſcher Stolz und anmaßende Härte gegen die untern Volksclaſſen ſeinem Leben und ſeinem Charakter fremd geblieben iſt. Für ſeinen Kunſtſinn mag der von Plutarch [6]) berichtete Umſtand ſprechen, daß er bei der Eroberung der Stadt Tarent von da das koloſſale Standbild des Herkules wegführen und zu Rom auf dem Capitol, ſowie in der Nähe ſein eigenes Standbild zu Pferd aus Erz aufſtellen ließ, was, wie es ſcheint, einiges Aufſehen machte, wie denn ſein hartes und ſelbſt grauſames Verfahren bei der Eroberung dieſer Stadt auch in den Augen des Plutarch [7]) als ein Flecken an ſeinem ſonſt edlen Charakter erſcheint. Selbſt geiſtige Bildung ſcheint dem Manne, der in einer Zeit lebte, in welcher ein Anderer ſeines Geſchlechts zuerſt die Geſchichtſchreibung in Rom einführte, nicht fremd geblieben zu ſein; Plutarch [8]) ſpricht namentlich von ſeiner redneriſchen Bildung und der eigenthümlichen, dem Thukydides, wie man behauptete, ähnlichen Weiſe ſeiner Beredſamkeit, welche auf das Volk ihren Eindruck nicht verfehlte; ja er erwähnt ſogar [9]) noch einer, zu ſeiner Zeit noch vorhandenen, Leichenrede, die er auf den oben erwähnten, früh geſtorbenen Sohn gehalten und, niedergeſchrieben, unter das Publicum gebracht habe; eine Angabe, die übrigens bei Dem Bedenken erregen wird, der die Bildungsſtufe Roms in jener Zeit, den Zuſtand der Literatur und die wiſſenſchaftliche Bildung in einer ſo frühen Zeit in Erwägung zieht und bedenkt, daß die von Cicero [10]) als Redner im eigentlichen Sinne des Worts bezeichneten Männer, welche ein kunſtmäßiges Studium der Beredſamkeit zuerſt getrieben haben, grade in die Zeit fallen, welche dem Todesjahre des Fabius unmittelbar vorhergeht. Wir möchten daher in der von Plutarch erwähnten Rede ſo gut wie in den dem Fabius von Livius mehrfach bei verſchiedenen Gelegenheiten in den Mund gelegten Reden Producte der ſpäteren Schulberedſamkeit erkennen, die ſich in der Behandlung ſolcher Themen ganz beſonders gefiel.

---

99) *Cic.* Senect. 4. vgl. *Liv.* XXIX, 20.

1) ſ. *Livius* XXX, 26. 2) ſ. *Cicero*, De offic. I, 24 u. daſelbſt die weiteren Nachweiſungen von C. Baier, insbeſondere auch *Florus* II, 6, 27. — Schön auch Silius Italicus Punic. VI, 638 fg. 3) Daher Cicero in bezeichnender Ausdrucksweiſe De Republ. I, 1: „nec id (incendium belli Punici secundi) excitatum majoribus copiis aut Q. Fabius Maximus *enervisset* aut M. Marcellus contudisset etc.“ 4) Daher Cicero, De Rep. V, 8: „Marcellus ut acer et pugnax, Maximus ut *consideratus et lentus*; De Off. I, 30 *callidus*. Mehr bei *Plutarch* cap. 1 und hier unter Anderm die Worte: *ὀλίγοι δ᾽ ἦσαν οἱ τὸ δυσκίνητον ὑπὸ βάθους καὶ τὸ μεγαλόψυχον καὶ λεοντῶδες ἐν τῇ φύσει καθορῶντες αὐτοῦ.* 5) cap. 27: *Φάβιον δὲ Ῥωμαῖοι δημοσίᾳ μὲν οὐκ ἐκήδευσαν· ἰδίᾳ δ᾽ ἑκάστου τὸ σμικρότατον αὐτῷ τῶν νομισμάτων ἐπενεγκόντος, οὐχ ὡς δι᾽ ἔνδειαν προσαρκοῦντος, ἀλλ᾽ ὡς πατέρα τοῦ δήμου θάπτοντος, ἔσχε τιμὴν καὶ δόξαν ὁ θάνατος αὐτοῦ τῷ βίῳ πρέπουσαν.* 6) cap. 22, wo er freilich auch dem Schreiber, der ihn nach der Eroberung und Plünderung der Stadt hinſichtlich der Gemälde und Statuen fragt, die echt römiſche Antwort gibt: *ἀπολείπωμεν τοὺς θεοὺς Ταραντίνοις κεχολωμένους.* 7) a. a. O. *ἐνταῦθα μέντοι δοκεῖ φιλοτιμίας ἥττων γενέσθαι κ. τ. λ.* 8) cap. 1: — *ἤσκει — τὸν λόγον, ὄργανον πειθοῦς πρὸς τὸν δῆμον, εὖ μάλα πρεπόντως τῷ βίῳ κατακεκοσμημένον, οὐ γὰρ ἐπῆν ὡραϊσμὸς, οὐδὲ κενὴ καὶ ἀγοραῖος χάρις, ἀλλὰ νοῦς ἴδιον καὶ περιττὸν ἐν γνωμολογίαις σχῆμα καὶ βάθος ἔχων, ἃς μάλιστα ταῖς Θουκυδίδου προσεοικέναι λέγουσι.* 9) cap. 1 und 24 fin. 10) Brut. s. de clar. oratt. 15.

Gleichzeitig ungefähr [11]) mit dieſem Feldherrn und Staatsmanne fällt ein anderer Fabius aus einer andern, ſchon oben erwähnten, Branche dieſes Geſchlechts: Q. Fabius Pictor, von Plutarch (Vit. Fabii Maxim. 18) ein Verwandter (συγγενής) des eben erwähnten genannt; an ihn knüpfen ſich die Anfänge einer römiſchen Literatur, zunächſt der Geſchichtſchreibung; Livius [12]) bezeichnet ihn gradezu als den älteſten dieſer erſten römiſchen Geſchichtſchreiber (wenn man anders dieſen Ausdruck hier gebrauchen kann), oder Annaliſten, ohne jedoch genauer ſeine Lebenszeit zu beſtimmen. Doch geht aus der Vereinigung mehrer Nachrichten ſoviel mit ziemlicher Sicherheit hervor [13]), daß er 529 u. c. im galliſchen Kriege und vermuthlich auch ſpäter im zweiten puniſchen Kriege gedient, insbeſondere im Jahre 535 die Stelle eines Proquäſtor bekleidete. So erſcheint auch er als ein angeſehener, die höhere Staatslaufbahn, wie dies ſeine Abkunft aus einem der erſten Geſchlechter des damaligen Roms wol natürlicherweiſe mit ſich brachte, einſchlagender Staatsmann, der nach der unglücklichen Schlacht bei Cannä (538 u. c.) eine Sendung nach Delphi an das Orakel erhielt [14]), was immerhin für die Bedeutung und das Anſehen des Mannes ſpricht, und ſelbſt auf einen gewiſſen näheren Zuſammenhang mit Griechenland und griechiſcher Bildung ſchließen läßt, ſei es, daß, eben weil er dieſe in höherem Grade als ſeine übrigen damals lebenden Standesgenoſſen beſaß, darin der Grund ſeiner Erwählung zu dieſer Sendung lag, oder daß ebendieſe Sendung ihm Veranlaſſung gab, mit griechiſcher Wiſſenſchaft und Literatur ſich näher bekannt zu machen. Seine weiteren Lebensſchickſale ſind nicht bekannt; ebenſo wenig ſein Lebensende, welches man um 587, wo ein Prätor Fabius Pictor im Kriege mit Antiochus als ſterbend genannt wird [15]), feſtſetzen zu können glaubte; indeſſen iſt dies aller Wahrſcheinlichkeit nach ein jüngerer Anverwandter des hier in Rede ſtehenden Geſchichtſchreibers geweſen. Dieſer, wahrſcheinlich in ſpäteren Jahren ſeines Lebens, nach jener Sendung nach Delphi [um 560—570 u. c., wie man jetzt vermuthen will [16])], ſchrieb eine Geſchichte Roms, und zwar, nach der ausdrücklichen Angabe des Dionyſius von Halicarnaß [17]), in griechiſcher Sprache, was den, der die Zuſtände der römiſchen Bildung, insbeſondere den geringen Bildungsſtand der römiſchen, für eine ſolche Darſtellung noch nicht einmal gehörig gebildeten Sprache bedenkt, im Ganzen kaum wird befremden können; daher auch mit Recht jetzt die früher herrſchende Anſicht verlaſſen iſt, als wäre dieſe erſte römiſche Geſchichte, von einem Römer ſelbſt verfaßt, auch in römiſcher Sprache abgefaßt, oder gar, wie theilweiſe ſelbſt vorgeſchlagen worden, in beiderlei Sprache, in griechiſcher und römiſcher, geſchrieben, oder auch wol zuerſt in griechiſcher Sprache, aus der es dann ſpäter ins Lateiniſche übertragen worden. Fabius ſchrieb alſo in griechiſcher Sprache eine mit des Äneas Ankunft auf italiſchem Boden beginnende und bis auf ſeine Lebenszeit herabreichende Geſchichte Roms, welche die früheren Ereigniſſe kürzer, etwa in mehr annaliſtiſcher oder chronikartiger Form, die ſpäteren, insbeſondere die in die eigene Lebensperiode des Mannes fallenden, alſo namentlich auch die Geſchichte des zweiten puniſchen Krieges, mit mehr Ausführlichkeit behandelt hatte [18]). Livius [19]) hat dieſes Werk, ebenſo wie Dionyſius von Halikarnaß, vielfach benutzt und ſcheint dem Fabius ſelbſt da, wo er deſſen Angaben mit denen anderer Annaliſten im Widerſpruche fand, ein größeres Gewicht beizulegen, was allerdings für die Glaubwürdigkeit dieſes älteſten römiſchen Geſchichtſchreibers ſpricht, deſſen uns noch erhaltene Bruchſtücke [20]) aber freilich zu unbedeutend ſind, um uns ein eigenes Urtheil über den hiſtoriſchen Gehalt und Werth dieſes Werkes zu erlauben, und insbeſondere auch die wichtige Frage nach den Quellen zu beantworten, aus welchen Fabius ſeine Nachrichten, namentlich über die ältere Geſchichte Roms, deſſen Gründung u. ſ. w. geſchöpft hat. Iſt es wahr, was Plutarch [21]) erzählt, daß Fabius die Kindheitsgeſchichte des Romulus aus einem Alexandriniſchen Geſchichtſchreiber, der etwa 100 Jahre vor ihm gelebt, aus Diokles von Peparethos entnommen, ſo wird man dadurch allerdings verleitet, auf eine Benutzung fremder Quellen und damit auf ein Hereinziehen griechiſcher Sagen zu ſchließen, wenn dieſer Schluß nicht allzu gewagt, bei dem gänzlichen Mangel aller anderweitigen Nachrichten, erſcheinen dürfte. Wol mag Fabius, wie wir ſchon oben angedeutet, bei ſeiner Darſtellung insbeſondere auf ſein Geſchlecht, und deſſen in einzelnen Männern beſonders hervorragende Wirkſamkeit im politiſchen wie kriegeriſchen Leben Roms Rückſicht genommen, Einzelnes vielleicht auch ſelbſt verſchönert haben, und es mögen daher auch die Nachrichten, die wir oben aus Livius zumal, über die einzelnen ausgezeichneteren Glieder des Fabiſchen Geſchlechts mitgetheilt haben, in letzter Quelle auf dieſen Fabius und ſein Werk zurückzuführen ſein. Es liegt dies zu ſehr in der Natur der Sache, als daß

11) Schon nach der Äußerung des Livius XXII, 7: *Fabium aequalem* temporibus hujusce belli (des zweiten puniſchen Kriegs) potissimum auctorem habui." ſ. auch *Polybius* III, 9. *Dionys. Halic.* Antiqq. Romm. I, 6. 12) I, 44 ſagt er von Fabius: *scriptorum antiquissimus*, desgleichen I, 55. II, 40: *„longe antiquissimus auctor."* 13) ſ. in den (unten näher noch anzugebenden) Schriften von Krauſe S. 40 fg., Baumgart S. 1 fg. die desfallſigen näheren Erörterungen. 14) ſ. *Livius* XXII, 57. XXIII, 11. *Plut.* Fab. Max. 18. 15) ſ. *Livius* XLV, 44 vgl. mit XXXVII, 47. 50 sq. 16) Vgl. Baumgart S. 6. 17) Antiqq. Romm. I, 6. ſ. auch die ausführlicheren Unterſuchungen dieſes viel beſtrittenen Gegenſtandes bei Krauſe S. 42—46, Baumgart S. 7 fg. 10 fg.

18) Dies geht aus den Äußerungen des Dionyſius a. a. O. deutlich hervor. Vgl. auch die oben Note 11 dieſ. S. angeführte Stelle des Livius, der eben in der Darſtellung dieſes Krieges ihn beſonders zum Führer gewählt zu haben verſichert. 19) Vgl. *Lachmann*, De fontibb. Livii I. p. 26 sq. 50. II. p. 14 … 20) Sie ſind am beſten zuſammengeſtellt bei Krauſe S. 52 … und bei Baumgart S. 26 fg. 21) Vit. Romul. 3. vgl. und dazu *Heeren*, De fontib. Plutarch. p. 109. 122. — Über die daran ſich knüpfende Streitfrage vgl. Niebuhr, Röm. Geſch. S. 215. 385 der zweit. Ausg. Blum, Einleit. in Roms Geſch. S. 94. 109, insbeſondere aber auch *Hertz*, De Cincio p. 15. — Über die Abſichten und Tendenzen des Werkes vgl. noch Baumgart S. 19 fg.

dem Fabius daraus ein beſonderer Vorwurf erwachſen könnte; und es mag dies ebenſo ſehr von einem andern ähnlichen Vorwurfe gelten, als wenn eine beſondere Vorliebe für Rom ihn geleitet, die bis zur Parteilichkeit ſich geſteigert, damit der Glaubwürdigkeit ſeiner Nachrichten Abbruch gethan und ihn ſelbſt dem Mangel hiſtoriſcher Treue bloßgeſtellt habe, wie man dies in Abſicht auf eine Äußerung des Polybius[22]), aber ſchwerlich mit genügendem Grunde, ſelbſt in neuerer Zeit zu thun verſucht hat. Von andern Schriften dieſes Fabius läßt ſich durchaus nichts Sicheres angeben, denn eine einem Fabius Pictor zugetheilte Schrift, De jure pontificio[23]), kann nicht wohl für ein Product des älteſten Annaliſten gelten, ſondern dürfte mit mehr Recht einem jüngern Autor, dem zu Anfange des ſiebenten Jahrhunderts lebenden Servius Fabius Pictor, beizulegen ſein, der von Cicero[24]) als ein im Recht und in der Alterthumskunde wohlerfahrener Mann bezeichnet wird, und auch als der Verfaſſer der Reſte lateiniſcher Annalen, die unter dem Namen eines Fabius Pictor angeführt werden und eben wegen der lateiniſchen Abfaſſung von dem älteren, griechiſch ſchreibenden Fabius nicht wohl herrühren können, angeſehen werden mag, wiewol auch außer ihm noch ein Q. Fabius Maximus Servilianus[25]), welcher 612 u. c. das Conſulat bekleidete, als Verfaſſer von Annalen vorkommt, von denen jedoch nichts Näheres zu unſerer Kunde gelangt iſt, ebenſo wie auch von den griechiſch geſchriebenen Annalen eines Numerius Fabius Pictor, welche in einer Stelle des Cicero[26]) vorkommen, wenn anders hier keine Verwechſelung mit dem oben genannten Geſchichtſchreiber obwaltet. Das Nähere über alle dieſe Punkte ſ. in meiner Geſch. d. Röm. Lit. §. 194 und 196 d. dritt. Ausg., wo §. 194 Note 1 die übrige Literatur angeführt iſt, insbeſondere *Krause*, Vitae et fragm. historic. Romm. p. 38 sq. und *Baumgart*, De Q. Fabio Pictore antiquiss. Romm. histor. P. I. (Wratislav. 1842.).

Gehen wir von dem ſechsten Jahrhundert der Stadt Rom, aus welchem etwa noch ein Enkel des Fabius Cunctator, Q. Fabius Labeo[27]), der 571 u. c. (dem Todesjahre des Hannibal) das Conſulat bekleidete, auf das ſiebente über, ſo finden wir zwar noch immer mehrfach Glieder dieſer Familie in der Geſchichte des römiſchen Staats genannt, zumal in der erſten Periode dieſes Jahrhunderts, ohne daß jedoch nachher, grade in der denkwürdigſten und letzten Periode der römiſchen Republik, die in die zweite Hälfte dieſes Jahrhunderts fällt und ihrem Übergange in die Monarchie zunächſt vorausgeht, Männer aus dem Geſchlechte der Fabier, es ſei als Feldherren oder als Staatsmänner, bedeutenden und nachhaltigen Einfluß auf den Gang der Ereigniſſe geübt hätten oder beſonders hervorgetreten wären. Einen Adoptivſohn des Q. Fabius Maximus, den natürlichen Sohn des L. Ämilius Paulus, den älteren Bruder des jüngeren Scipio Africanus, daher Q. Fabius Maximus Ämilianus[28]) genannt, finden wir als Conſul im Jahre 609 u. c., wo es ihm gelang, den Aufſtand der Luſitanier zu unterdrücken und deren ganzes Land zu beſetzen; auch Cicero[29]) ertheilt ihm großes Lob. Sein Sohn (Q. Fabius Maximus Allobrogicus), ein nach Verſicherung des Cicero[30]) in der griechiſchen und römiſchen Literatur ſehr gebildeter Mann, welcher 633 zum Conſulat kam, gewann ſich durch ſeine Siege über das kriegeriſche Volk der Allobroger neben der Ehre eines Triumphs auch den Beinamen Allobrogicus[31]); daß er ſich auch mit Literatur beſchäftigt, mag die Angabe[32]) zeigen, wonach er in einer Lobſchrift auf den jüngeren Scipio, ſeinen Oheim, die Leichenrede, welche Lälius zu Ehren des Scipio hinterließ, benutzt haben ſoll. Für ſeinen Kunſtſinn ſpricht die Nachricht, welche ihm, als er Cenſor geworden war, im Jahre 646, die Erbauung des Fabiſchen Bogens (Fabianus fornix oder arcus) auf der Via Sacra, da, wo man aus dieſer Straße auf das Forum heraustrat, neben der Regia oder Wohnung des Rex sacrorum, nachher der Veſtaliſchen Jungfrauen, wahrſcheinlich zum Andenken an den erfochtenen Sieg über die Allobroger, zuſchreibt und dort auch ſeine Statue aufſtellen läßt. Aber ſein in den Geſichtszügen zwar dem Vater ähnlicher, ſonſt aber ganz unähnlicher Sohn wird von Cicero[33]) als einer der verworfenſten Menſchen bezeichnet.

Neben dieſen läßt ſich noch der ſchon oben als Schriftſteller erwähnte Q. Fabius Maximus Servilianus anführen, der, wie ſein Beiname andeutet, aus der gens Servilia in die Fabiſche Gens durch den oben genannten Q. Fabius Maximus Ämilianus adoptirt worden war, und 612 das Conſulat, wie 628 die Cenſur, ehrenvoll verwaltete, ferner Q. Fabius Maximus Eburnus[34]), Prätor 635 und Conſul 638 u. c. Aber von nun an finden wir, auffallend genug, keinen Fabier mehr in den Liſten der Conſuln aufgeführt oder ſonſt durch rühmliche Thaten ausgezeichnet; daher auch Cicero[35]) den Q. Fabius Maximus, welcher 695

---

22) ſ. insbeſondere I, 14. III, 8. 9, und vgl. die Vertheidigung des Fabius durch Erneſti, Opuscc. philolog. p. 102 sq. nebſt Krauſe S. 50 fg. 23) ſ. darüber meine Geſch. der röm. Literat. §. 196 Note 1 und 3 d. dritt. Ausg. die weiteren Nachweiſungen. 24) Brut. 21. vgl. De Divinat. I, 26. De Oratt. II, 12. 25) ſ. *Cicer.* ad Att. XII, 5. *Macrob.* Saturn. I. 16 und meine Geſch. der röm. Lit. §. 196 Note 8. 26) De Divinat. I, 21 mit der Note von Moſer und Creuzer. Krauſe S. 83. Baumgart S. 29. 27) ſ. *Livius* XXXIX, 45. Cicer. De Off. I, 10.

28) *Livius*, Epit. LII. *Appian.* Iber. 65. 29) im Laelius s. de amicit. 19: „(Scipio) Q. vero Maximum fratrem, egregium virum omnino, sibi nequaquam parem, quod is anteibat aetate, tanquam superiorem colebat suosque omnes per se esse ampliores volebat." 30) Brut. 28. Pro Fontej. 12. 31) ſ. *Vellej. Paterc.* II, 10. *Livius*, Epit. LXI. über ſeinen Triumph ſ. *Florus* III, 2. 32) ſ. den (falſchen) Asconius zu den Verrinen I, 7, 19 S. 133 der Ausg. von Orelli T. VI. *Plin.* H. N. VII, 50. *Cic.* De Orat. II, 66. über die Lage des Fabiſchen Schwibbogens ſ. Sachſe, Beſchreib. d. Stadt Rom. I. Nr. 311 und 638. 33) Tuscull. I. 33. *Valer. Maxim.* III, 5, 2. 34) Vgl. *Cicer.* De Orat. I, 26, pro Muren. 17 mit den Auslegern. 35) in Vatin. 11. „— Nam *Maximi* quidem summa laus est, sumptis inimicitiis, suscepta causa, quaesitore consilioque delecto commodiorem inimico suo conditionem rejectionis

u. c. zugleich mit M. Cölius Rufus als Ankläger des C. Antonius, Cicero's bekannten, aber ſchlechten Collegen im Conſulat, auftrat und deſſen Verurtheilung bewirkte, als einen Erneuerer des Ruhms ſeiner Ahnen begrüßt. Als Conſul erſcheint derſelbe 708 u. c., ſtarb aber während ſeiner Amtsführung. Auch ein Legat des Cäſar, bei ſeinen Kriegen in Gallien und Spanien, C. Fabius [36]), kommt einige Male vor, und ſo findet ſich noch einige Male in der Periode des Cicero der Name Fabius von Perſonen, die aber ſonſt weiter keine Bedeutung anzuſprechen vermögen [37]). Es läßt dies allerdings vermuthen, daß das altpatriciſche Geſchlecht der Fabier, deſſen Urſprung, wie wir geſehen, in die erſten Zeiten der Gründung Roms zurückgeht, in dieſer letzten Periode der römiſchen Republik herabgekommen und das Anſehen und den Einfluß, den man bei einem ſo alten und ſo berühmten Geſchlechte hätte erwarten ſollen, nicht mehr behauptet hat. Daher verſchwinden auch in der kaiſerlichen Geſchichte Roms nach und nach die Fabier; ein Paulus Fabius Maximus, aus dem alten Fabiſchen Stamme, erſcheint in den Conſulsliſten für die Jahre 743 und 744; einen Fabius Maximus finden wir auch in den nächſten Umgebungen des Auguſtus von Tacitus [38]) genannt, und ſterbend 767 u. c.; ſpäter (787 u. c.) wird noch einmal ein Paulus Fabius Perſicus als Conſul aufgeführt [39]). Ein Fabius Romanus, einer von Lucan's Freunden, erſcheint in der wenig ehrenhaften Rolle eines Anklägers bei Tacitus [40]), ebendaſelbſt ein Legat, Fabius Priscus [41]), als Führer der 14. Legion, die Nervier und Tungrer bezwingend im Jahre 824 u. c., und der in den Hiſtorien öfters genannte, 823 hingerichtete Legat Q. Fabius Valens, der, aus Anagnia gebürtig, einer Ritterfamilie angehörte, als Anhänger des Vitellius, ſonſt übrigens von ſchlechten Sitten, bekannt geworden iſt [42]).

Auf dem Gebiete der Literatur kann aus dieſer Zeit neben dem berühmten Rhetor M. Fabius Quintilianus, dem Verfaſſer der Institutio oratoria noch der Geſchichtſchreiber Fabius Ruſticus genannt werden, welcher unter den Kaiſern Claudius und Nero lebte und dem Philoſophen Seneca ſehr befreundet war. Sein die Geſchichte ſeiner Zeit befaſſendes Werk iſt leider faſt ſpurlos verſchwunden und nur aus einigen Anführungen des Tacitus [43]) bekannt, welcher ihn als den ausgezeichnetſten Hiſtoriker ſeiner Zeit hinſichtlich der Darſtellung bezeichnet und mit einem Livius der vorhergehenden Zeit zuſammenſtellt [44]). In dieſer ehrenvollen Erwähnung liegt der Grund, warum man auch auf ihn die Stelle Quintilian's [45]), die in neuerer Zeit ſo vielfach und in ſo verſchiedenem Sinne beſprochen worden iſt, beziehen wollte, was jedoch immerhin ſehr ungewiß bleiben wird. Ein wiſſenſchaftlich gebildeter, dem jüngeren Plinius, wie man aus deſſen Briefen erſieht, wohlbefreundeter Mann, war auch der Fabius Juſtus [46]), an welchen die dem Tacitus gewöhnlich beigelegte und ſeinen Werken auch meiſt beigedruckte Schrift De oratoribus s. de causis corruptae eloquentiae gerichtet iſt; zwei noch ſpätere Geſchichtſchreiber der römiſchen Kaiſerzeit, ein Fabius Cerilianus [47]) und Fabius Marcellinus [48]), welcher insbeſondere die Geſchichte Trajan's geſchrieben hatte, ſind uns wenig mehr als dem bloßen Namen nach bekannt; einen Fabius Veſtalis nennt Plinius der Ältere unter den von ihm Buch VII. XXXV. XXXVI über die Malerei benutzten Schriftſtellern.

In der Geſetzgebung ſcheint ſich das Geſchlecht der Fabier wenig hervorgethan zu haben, wenigſtens ſind uns keine beſondern oder bedeutenden Geſetze bekannt, welche den Namen der Fabiſchen tragen, in der Weiſe, wie uns dies doch von ſo manchen andern gleichſtehenden Geſchlechtern (man denke nur an die Corneliſchen, an die Juliſchen und andere Geſetze) bekannt iſt. Noch kennen wir eine Lex Fabia de plagiariis [49]), über die Seelenverkäufer, wie man etwa jetzt ſich ausdrücken würde, ein Geſetz erlaſſen gegen diejenigen, welche freigeborene Römer in feſtem Verwahr verborgen hielten, wie Sklaven behandelten oder ſelbſt verkauften und dafür in einzelnen Fällen mit den härteſten Strafen bedroht waren. Auf weſſen Antrag die Lex erlaſſen, wiſſen wir nicht mit Sicherheit anzugeben: die Vermuthung, daß es der oben genannte Q. Fabius Labeo im Jahre 571 u. c. geweſen, entbehrt eines ſicheren Grundes. Noch weniger läßt ſich von der *Lex Fabia* de numero sectatorum ſagen [50]), die uns eigentlich nur noch aus einer Stelle des Cicero bekannt iſt und offenbar gegen Wahlumtriebe gerichtet war, da ſie die Zahl der Begleiter (sectatores) des um die Wahl ſich bewerbenden Candidaten auf eine beſtimmte Zahl, wie es ſcheint, reducirte, um dadurch die Wahlhandlung gegen unerlaubte und ſelbſt gewaltſame

---

dare noluisse. Nibil Maximus fecit alienum aut sua virtute aut illis viris clarissimis, Paulis, Maximis, Africanis; *quorum gloriam hujus virtute renovatam non modo speramus, verum etiam jam videmus.*" Vgl. dazu die Scholia Bobbiensa. p. 321 ed. *Orell.*

36) ſ. *Caesar*, Bell. Gall V, 24. Bell. Civ. I, 37. 40. 37) Vgl. die im Onomasticon Tullianum ed. *Orelli* et *Baiter*. p. 245 sq. aufgeführten. 38) ſ. Annall. I, 5. 39) ſ. *Tacit.* Annall. VI, 28. 40) ſ. Annall. XVI, 17. 41) *Tacit.* Hist. IV, 79. 42) ſ. beſonders die Schilderung bei *Tacit.* Hist. III, 72 bei Gelegenheit ſeines Todes. 43) ſ. *Tacit.* Ann. XIII, 20. XIV, 2. XV, 61.

44) *Tacit.* Agricol. 10 und daſelbſt beſonders die Worte: „Livius veterum, *Fabius Rusticus recentium eloquentissimi auctores.*" 45) Inst. Orat. X, 1. §. 104 mit *Sarpe*, Quaest. philologg. p. 9 sq., der hier an den Fabius Ruſticus denken will. Über die Stelle Quintilian's und ihre vielfache Deutung ſ. meine Geſch. d. röm. Lit. §. 238. Note 3 der dritt. Ausg. 46) ſ. Dialog. de orat. 1. und dazu Schulze in den Prolegg. ſeiner Ausg. cap. III. p. XXXVII sq. 47) ſ. *Vopiscus* in Car. 4. 48) ſ. *Vopisc.* Prob. 2. *Aelius Lamprid.* in Alexand. Sever. 48. 49) ſ. *Cicero* pro Rabir. 3 und die Institutt. IV, 18, 10 mit den Noten in Tafel und Schrader's Ausgabe. *Bach*, Hist. Jurispr. II, 2. sect. 1. §. 95. und die dort Note a angeführten Abhandlungen von Krappanger (Disp. ad legem Fabiam de plagiariis [Lugdun. Batav. 1244. 4.]) und G. Deyling (Diss. de lege Fabia [Lips. 1745. 4.]). 50) ſ. die Hauptſtelle des *Cicero* pro Muren. 34. Über das Geſchäft der Sectatores vgl. *Quint. Cicero*, De petic. consul. 9.

Schritte von Seiten der Bewerber und ihres Anhanges ſicher zu ſtellen.

Über die verſchiedentlich noch auf uns gekommenen Münzen der Gens Fabia kann Raſche, Lexic. rei numar. II, 2. p. 871 sq. und *Eckhel*, Doct. Num. P. II. Vol. V. p. 207 sq. verglichen werden. (*Baehr.*)

FABIANA. So nannten Ruiz und Pavon zu Ehren des Spaniers Franz Fabiano, welcher ſich um die Cultur ausländiſcher Bäume verdient gemacht hatte, eine Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Nicotianeen der natürlichen Familie der Solaneen. Char. Der Kelch fünfſpaltig; die Corolle trichterförmig, mit gefaltetem zurückgerolltem Saume; zwei von den fünf Staubfäden ſind länger als die übrigen; die Narbe ausgerandet; die Kapſel zweifächerig, zweiklappig, vielſamig. Es ſind zwei Arten bekannt: 1) F. imbricata *R.* et *P.* (Fl. per. 2. p. 12. t. 122), ein äſtiger, harziger Strauch, mit kleinen ſchuppenförmigen, dachziegelartig über einander liegenden Blättern und endſtändigen, blaßvioletten Blumen; an ſandigen Flußufern in Chile. 2) F. thymifolia *Aug. de St. Hilaire* (Mém. du Mus. 12. t. 9), ein drüſig behaarter Halbſtrauch mit zerſtreuten, linienförmigen Blättern und einzeln in den Blattachſeln ſtehenden, nickenden Blumen; am Rio grande in Südamerika.

(*A. Sprengel.*)

FABIANUS, S., Biſchof zu Rom, vom Jahre 236—251, unter den Kaiſern Maximin, Gordian, Philipp und Decius. Daß über die römiſchen Biſchöfe ſo früher Zeiten von verſchiedenen Schriftſtellern meiſt Verſchiedenes erzählt, oder unter das Beglaubigte und Nichtbeglaubigte geſetzt wird, iſt hinlänglich bekannt. Fabian's Leben und Thaten machen von dieſer Regel keine Ausnahme. Selbſt die Angaben der Römiſchkatholiſchen, ja ſogar in ſolchen Werken, die von der Kirche beſtätigt worden ſind, berichten verſchieden über ihn. Wir wollen die Umriſſe ſeines Lebens zuerſt nach folgendem Werke erzählen: Vitae et res gestae Pontificum Romanorum et S. R. E. Cardinalium ab initio nascentis Ecclesiae usque ad Clementem IX. etc. Alphonsi Ciaconii Ordinis Praedicatorum et aliorum opera descriptae etc. (Romae 1677 in fol.). — T. 1. p. 153 S. Fabianus Pontifex XXI. Anno Domini 238. S. Fabius Fabianus, Sohn des Fabius, ein Römer, Presbyter unter den Kaiſern Jul. Maximinus, Cölius Balbinus und Clodius Pupienus, Ant. Gordianus, Jul. Philippus und Meſſ. Quint. Trajan. Decius. Er ſaß auf dem päpſtlichen Stuhle 15 Jahre und 4 Tage, bald nach des Antheri (Anteri) Märtyrertode, wie Euſebius und Andere berichten. Gewählt wurde er am 17. Januar (nach Andern am 16.), als plötzlich vor Aller Augen in voller Verſammlung der chriſtlichen Gemeinde eine Taube ſich aus der Höhe herab auf ſein Haupt ſetzte, wodurch der ganze Klerus einmüthig entflammt, ihn ohne Verzug wählte. Da Jul. Maximin zu Aquileja ermordet worden war, hatten die Chriſten Ruhe, die Fabius 245 ſogleich benutzte und beſonders viele Gebäude auf Gottesäckern errichten ließ, denn ſie waren unterirdiſch in Sandgrüften. Die Gräber der heiligen Märtyrer ließ er mit prächtigen Gebäuden verherrlichen, damit Jeder ſie zu ſeiner Andacht benutzen könnte. Die Chriſten fingen nun auch wirklich an, ſich oft auf den Gräbern der Märtyrer zum Gebete zu verſammeln. Im J. 249 bekehrten ſich die beiden Philippi (Vater und Sohn) als Cäſaren und wurden von Fabius getauft, bei welcher Gelegenheit ſich viel Volks bekehrte. Als nun der Kaiſer Philippus am letzten Tage des Pfingſtfeſtes mit der Gemeinde an den Segnungen der Kirche Theil nehmen wollte, ließ Fabius den Sünder nicht zu den Gläubigen, ſondern verwies ihn an den Ort der Büßenden, was ſich Philipp auch willig gefallen ließ. Es war aber zur Zeit, als der Kaiſer das 1000jährige Beſtehen Roms feierte, als er ſich bekehrte, kein heidniſches Opfer mehr brachte, die Verleumder des Chriſtenthums und alle Sektirer unterdrückte, das Chriſtenthum dagegen begünſtigte durch gute Einrichtungen. Unterdeſſen theilte Fabius die Stadt unter ſieben Diakonen, ernannte auch noch ſieben Unterdiakonen, denen ſieben Notarien zugeſellt wurden, die Thaten der Märtyrer vollſtändig zu ſammeln und zu beſchreiben, was von S. Clemens I. begonnen und von Antherus erneuert worden war. Er verordnete auch, daß jedes Kirchenjahr beim heiligen Abendmahl das Chrisma neu gemiſcht (aus Öl und Balſam) und das alte verbrannt werden ſollte. Origenes, welcher nach Hieronymus' Zeugniß gegen 2000 Bücher geſchrieben hatte, die er unmöglich alle verbeſſern konnte, ergriff das beſte und einzige Mittel für ſich zu ſorgen, indem er ſein Glaubensbekenntniß an den Fabius ſandte, als an den Vorſteher der wahren Kirche. Als dieſer ihn nach Rom berief, in einer ſo wichtigen Angelegenheit Red und Antwort zu geben, kam Origenes auch gehorſam unter Philipp's Regierung. Darauf, heißt es in dieſem Werke weiter, ordinirte Fabius im December fünf fremde Biſchöfe; in Rom ſelbſt wählte er 23 Presbyter und 8 Diakonen. — Als hernach die beiden Philippe getödtet worden waren, brach unter Decius die allerſchärfſte Chriſtenverfolgung aus und Fabius wurde umgebracht, am 20. Januar 253, welchen Tag die Kirche feiert. Sein Leib wurde begraben in der Gruft des Caliſtus, an der Appiſchen Straße, 3000 Schritte von der Stadt. Von hier ließ Sergius der Jüngere den Leib des Märtyrers in die Kirche der Heiligen, des Sylveſter und Martinus, ſchaffen. Es ſtarben aber mit Fabius zugleich viele der angeſehenſten Kleriker und ſo ſtand nach Fabius der päpſtliche Stuhl ein Jahr und vier Tage ledig, nicht ſechs Tage oder Monate, wie Einige ſchreiben. Denn die wenigen noch übrigen Geiſtlichen Roms wollten aus Beſcheidenheit nicht Papſt werden, weil zu viele der Ihrigen im Gefängniſſe ſchmachteten, oder zerſtreut worden waren. — Merkwürdig genug heißt es noch ausdrücklich: Die Gläubigen hatten an den meiſten Orten ſehr unternehmend Haine, Götzenbilder und Tempel der Heiden zerſtört, und ſo war denn der angeborene Haß und die eingewurzelte Wuth der Heiden, welche unter Philipp im Zaume gehalten worden war, jetzt unter Decius um ſo heftiger hervorgebrochen.

Nach dieſem Berichte des genannten Werkes folgen noch Zuſätze vom Jeſuiten Auguſtinus Oldoinus, unter welchen das Wichtigſte: Fabianus oder nach Andern Flavianus, oder auch Fabius und Fabius Fabianus, ein Römer u. ſ. w. Er ſoll ſchon vor ſeiner Wahl mit eigenen Händen Märtyrer begraben und auf das Fleißigſte für ſie geſorgt haben. Nach Andern hat Fabius 14 Jahre, 11 Monate und 12 Tage regiert; und abermals nach Andern nur 13 Jahre u. ſ. w. Selbſt der Tag ſeiner Verehrung iſt verſchieden. Desgleichen iſt die Art ſeines Todes ungewiß, ſodaß die Meiſten nichts darüber zu beſtimmen wagen. Seine Reliquien ſchreiben ſich viele Kirchen zu. Er ſoll drei Decretalſchreiben verfaßt haben, die im erſten Theile der Briefe der Päpſte und im erſten Theile der Concilien ſtehen. Doch geben Mehre das Verdächtige derſelben zu. Unter ihm werden vier Concilien angegeben, aber die Zeit der Haltung derſelben iſt ungewiß, wie faſt Alles. (Es iſt aber im Allgemeinen anzumerken, daß alle Angaben von Concilien, die vor das nicäniſche fallen, ſich blos auf Traditionen gründen.)

Ein anderes katholiſches Werk, das gleichfalls, wie das eben benutzte, mit Genehmigung der Behörden gedruckt worden iſt, nämlich: Les Vies des Saints, composées sur ce qui nous est resté de plus authentique et de plus assuré dans leur Histoire, disposées selon l'ordre des Calendriers et des Martyrologes. Avec l'histoire de leur Culte, selon qu'il est établi dans l'Eglise catholique, et l'histoire des autres Festes de l'année. T. I. (Januar bis April mit) Seconde édition, revue et augmentée (Paris, chez Louis Roulland. 1704. Fol.) — liefert dagegen folgende Angaben S. 258:

S. Fabian iſt entweder von Geburt ein Römer, oder doch ein Italiener, der ſich mit Andern zur Wahl einfindet, auf deſſen Haupt ſich die Taube niederläßt u. ſ. w. Hier wird, wie von den Meiſten und den Beſten das Jahr 236 geſetzt, nachdem der päpſtliche Stuhl acht Tage lang unbeſetzt geblieben war. Fabian kommt hier vom Lande zur Stadt. Nach dem Wunderzeichen wird er ſogleich auf den Biſchofsſtuhl getragen ohne alle weitere Feierlichkeiten als die Auflegung der Hände.

Wir wiſſen im Allgemeinen, heißt es hier weiter, daß er vollkommen dem entſprach, was die Kirche von ihm wollte. Allein das Alterthum hat uns nicht hinterlaſſen, was er Wichtiges in ſeinem Amte gethan hat. Er erlitt den Tod in Folge ſeiner Treue gegen ſeinen Herrn und Meiſter, und gab Beweiſe ſeiner Wachſamkeit zur Erhaltung der Reinheit des Evangeliums durch die Art der Beſtrafung und Zurechtweiſung eines Ketzers, der ein auffälliges Leben führte, nämlich des Privatus, Biſchofs von Lambeſe in Afrika, welcher ſchuldig befunden worden war durch den Spruch von 90 Biſchöfen dieſer Provinz. Seiner Hirtenfürſorge verdankt auch die franzöſiſche Kirche einen Theil der Erleuchtung, die ſie durch Sendung von Biſchöfen erhielt, welche die chriſtliche Religion hier verbreiteten. Wenigſtens ſcheint es natürlicher, ihm dieſe Miſſion zuzuſchreiben, als ſeinem Nachfolger Cornelius. Er überlebte aber dieſe große Miſſion nicht ſo lange, daß er die Ankunft der neuen Apoſtel in Gallien hätte vernehmen können. Denn der Anfang der Regierung des Kaiſers Decius, in welcher Zeit Fabius die Geſandten abſchickte, war auch der Anfang einer blutigen Verfolgung der Chriſten, in welcher er zuerſt den Hirten ergriff, damit ſich die Heerde deſto leichter zerſtreue. Es geſchah dies aber nach einer beſondern Schickung der Vorſehung, in Barmherzigkeit gegen die, welche vor dem Abfall geſchützt werden ſollten. Denn das Beiſpiel des Muthes und der Ausdauer des Fabianus an der Spitze der Bekenner trug viel bei, die Gläubigen zu befeſtigen. Er empfing die Märtyrerkrone am 20. Januar des Jahres 250, nachdem er die Kirche 14 Jahre und 8 Tage regiert hatte. Anfangs erwies man ihm geheime Ehrenbezeigungen, die in der Folge in einen öffentlichen Cult verwandelt wurden. An demſelben Tage wurde mit dem heiligen Fabian auch der heilige Sebaſtian mitgefeiert und zwar nach der Zeitordnung, was noch zu Gregor's des Großen Zeiten ſo geſchah, wie man aus Gregor's Sacramentarium ſieht. Kurze Zeit darauf erhielt aber der letzte den Vorrang, als der vorzüglichſte Heilige des Tages, da er die Peſt vertrieben hatte und als Schirm gegen ſie angeſehen wurde.

In der unparteiiſchen Hiſtorie der römiſchen Päpſte von Archibald Bower, überſetzt von Friedrich Eberhard Rambach (Magdeburg und Leipzig 1751. 4.) iſt Fabius der 19. Biſchof zu Rom, von 236—251 unter den früher genannten Kaiſern. In der alexandriniſchen Chronik wird er Flavian genannt und bei den Griechen Fabius. Im ſechsten Buche Cap. 29 erzählt Euſebius die Wahl des Fabianus zum Papſt, wie unerwartet ſie einem Manne gekommen ſei, der kein Bürger Roms, ja nur Laie geweſen ſei. Nur die Taube, das Bild des heiligen Geiſtes, habe ihm zu dieſer Würde verholfen. Die Römiſchkatholiſchen nahmen daher in der Folge an, daß alle Päpſte vom heiligen Geiſte gewählt würden, ob man ihn auch nicht ſtets mit leiblichen Augen, ſondern mit den Augen des Gemüths zu ſehen im Stande ſei (*Cusanus*, de methodo consistorii c. 7. p. 85.). — Baronius (Annales ad an. 246. n. 9.) und Bollandus (acta Sanctorum p. 253) ſchreiben ihm die Bekehrung Philipp's und ſeines Sohnes zu; laſſen ihn auch nach den Acten des Märtyrers Pontius den großen Tempel Roms niederreißen und die ganze Stadt zur Annahme des Chriſtenthumes bringen, obgleich alle alte Schriftſteller nichts davon wiſſen. Wegen der ſieben Subdiakonen erinnert Bower nach Pearſon, daß zur Zeit des Cornelius, des Nachfolgers Fabian's, die römiſche Kirche wirklich ſieben Subdiakonen gehabt, daß dieſen aber von Cyprian (ep. 37) der Auftrag gegeben wurde, den Todestag und das Leben der Märtyrer mit möglichſter Zuverläſſigkeit aufzuzeichnen. Dies ſei auch ſogar bis auf die Worte und Reden der Märtyrer thunlich geweſen, da die Geſchwindſchreibekunſt ſeit den Tagen des Cicero durch deſſen Freigelaſſenen Tiro weit verbreitet und bekannt geweſen ſei, was Euſebius im Chronikon bemerkt. Dio aber ſchreibt die Erfindung dem Mäcenas zu, der ſeinem Freigelaſſenen

Aquila die Bekanntmachung befohlen. Auch Martialis gedenkt dieſer Kunſt im Epigramm. I, 14. — Die Bekehrung des Sohnes Philipp's hält er für falſch und des Vaters für ungewiß, oder jedenfalls wenig Ehre bringend. Nachdem Philipp von ſeinen Soldaten 249 zu Verona erſchlagen worden war und Decius an ſeine Stelle kam, begann die Verfolgung und Fabius wurde das erſte Opfer am 20. Jan. 250, nachdem er die Kirche 14 Jahre, 1 Monat und 10 Tage regiert (*Buckerius*, De cyclo Paschali p. 267). Dann blieb der römiſche Stuhl wenigſtens 16 Monate unbeſetzt, der heftigen Verfolgung wegen, binnen welcher Zeit die Älteſten und Diakonen die Beſorgung der Kirchenangelegenheiten übernahmen. Sie ermahnten auch die Geiſtlichkeit Carthago's, da Cyprian flüchtig geworden war, daſſelbe zu thun. Im 31. Briefe der Werke Cyprian's (editio Oxoniens. 1682) wußten die römiſchen Geiſtlichen auch noch nichts von der Untrüglichkeit des Papſtes, ſondern ſchrieben, daß ein Verbrechen, wie der Abfall, der jetzt von ſo vielen begangen würde, nicht von einem Einzigen gerichtet werden könne, und daß ein Decret ohne Zuſtimmung Anderer nicht verbindlich ſein könne.

Chriſtian Wilh. Franz Walch berührt ihn in ſeinem Entwurfe einer vollſtändigen Hiſtorie der römiſchen Päpſte (zweite verbeſſerte und vermehrte Ausgabe, Göttingen 1758) auf S. 59, Fabian's Verordnung der ſieben Diakonen zur Armenpflege als unverbürgte Annahme, die Verordnung der ſieben Subdiakonen zur Abfaſſung der Märtyreracten als unbegründet bezeichnend; ſein Schreiben wegen des Ketzers Privatus iſt verloren, und ſeine Verordnungen, die zum Theil Gratianus aufgenommen, über Meineid, Ehegrade, Eheſcheidung, über die Verbindlichkeit der Laien, jährlich wenigſtens drei Male das heilige Abendmahl zu feiern u. ſ. w., ſind untergeſchoben. Die acta Pontii, T. I. mart. act. sanctor. p. 750, ſind unecht. Deſto glaubwürdiger ſind ihm, wie Allen, Cyprian's Briefe über Fabian, der ein vortrefflicher Mann vom carthaginenſiſchen Biſchofe genannt wird. Man ſehe Ep. 4 und 31.

Schröckh in ſeiner chriſtlichen Kirchengeſchichte ſchreibt über Fabian im vierten Buche S. 204—206. Auch er zählt die Ernennung der ſieben Diakonen ſeiner Gemeinde, deren jedem die Aufſicht über die Armen in einem gewiſſen Theile der Stadt gegeben worden ſei, unter die Ungewißheiten, nicht minder die Abſendung der chriſtlichen Lehrer nach Gallien zur Bekehrung der Heiden, weil Gregor von Tours (Hist. Francor. L. 1. c. 31), abgeſehen davon, daß er 300 Jahre ſpäter lebte, nicht einmal meldet, daß Fabian dieſe Apoſtel geſandt habe. Tillemont in ſeinin Mémoires pour servir à l'histoire Eccl. des six premiers Siècles T. IV. p. 182 etc. ſchreibe auch ſchon weniger zuverſichtlich davon, ob er gleich zuweilen zu viel zugegeben habe.

Man vergleiche noch Acta Sanctorum T. II. Januar. p. 252. (*G. W. Fink.*)

FABIRANUM (Φαβίρανον), ein Ort in Germanien, welchen Ptolemäus 31° 30′ und 55° 20′, etwas nordweſtlicher als Tekelia, anſetzt, und von Mannert *) in Bremen nahe an der Weſtküſte vermuthet wird. (*Ferdinand Wachter.*)

Fabius, ſ. Fabia gens.

FABLEOURS. Eine der vielen Claſſen, in welche man die eintheilte, welche ſich mit der Jonglerie oder Meneſtraudie befaßten (ſ. meine literar. Geſch. 2. Bd. 2. S. 1065). Sie dichteten die Romane und Fabliaux und reimten die Stoffe, welche die Chanterres oder Menetriers hernach abſingen mußten; zuweilen waren ſie aber auch ſelbſt die Sänger ihrer eigenen Gedichte. (Dr. *Grässe.*)

FABLIAUX (fabliau, von fable, fabler, fabellare, fabulari, fabulas narrare). Dieſe kleinen Gedichte, welche faſt allein den größten Theil der franzöſiſchen Literatur des 12. und 13. Jahrhunderts ausmachten, haben ihren Namen nach dem Fabliau de la vieille Truande (bei *Barbazan* Fabl. T. III. p. 153) daher:

De *fables* fet — l'en les *fabliaus*
Et des notes les sons noviaux
Et des materes les chançons

und kommen nicht blos bei den nordfranzöſiſchen Trouveres, ſondern auch bei den provençaliſchen Troubadours vor, wie denn Americ de Peguillan ein Gedicht, Flabels betitelt, hinterlaſſen hat (ſ. *Galvani*, Osservaz. sulla poesia de' Trovatori. Modena 1829. 8. p. 229 sqq.). Ihr Stoff waren Tagesgeſchichten, Anekdoten, Mährchen, Neuigkeiten, Tagesgeſpräche (fables), zuweilen auch Volkslieder, jedoch faſt immer unſtrophiſch und nicht zum Abſingen beſtimmt. Ihr Charakter war gewöhnlich heiter, wodurch ſie ſich von den Lais, den geſungenen eigentlichen Volksliedern ernſter Art, unterſchieden, welchen letztern Namen ſie jedoch zuweilen erhalten, wenn ihnen einſt wirklich abgeſungene, eigentliche Volkslieder zu Grunde lagen. Die größte Zahl derſelben iſt galanter, erotiſcher oder frommer Gattung; nur ſehr wenige haben hiſtoriſches Element. Was ihre äußere Form betrifft, ſo ſind ſie meiſtens in Stanzen oder Couplets von neun-, gewöhnlich achtfüßigen Verſen getheilt, deren letzter größtentheils nach dem Refrain irgend eines bekannten Volksliedes gedichtet iſt, wie denn auch das letzte Wort eines jeden Couplets dem nächſten zum Anfangsworte dient. Größtentheils liegen ihnen einheimiſche, nordfranzöſiſche Stoffe zum Grunde, ſehr viele aber ſind der heiligen Schrift (ſo Le lai de Courtois, der Parabel vom verlorenen Sohne), dem Apulejus, Ovidius, Petronius und orientaliſchen Quellen (ſo das Fabl. des deux bons amis aus der 1001 Nacht (T. IX. p. 1. 55. ed. *Coussin;* dann De celui qui enferma sa femme dans une tour ou De la femme qui ayant tort parut avoir raison, die Quelle des Georges Dandin aus den ſieben weiſen Meiſtern). Die Art der Erzählung iſt allerdings etwas frivol, aber keineswegs Zeichen von atheiſtiſchen Geſinnungen, wie man geglaubt hat, denn es fehlt nicht an Stellen, wo die tiefſte Religioſität und beſte Moral ausgeſprochen iſt (ſo in Rutebeuf's Voie du Paradis),

*) Geogr. d. Griechen u. Römer. Germania. 3. Th. S. 516.

ſodaß zuweilen hierin etwas zu viel geſchieht (ſo in den Contes dévots), aber allerdings werden alle Gegenſtände und Sachen bei ihrem wahren Namen ohne Umſchweife genannt, ſodaß man Wörter wie con, vis etc. ſehr häufig findet, da man zu jener Zeit weit einfacher, aber auch weit weniger ſchlecht als ſpäter war, wo man ſich nicht ſchämte Dinge zu thun, die zu nennen, man für unanſtändig hielt (ſ. *Barbazan* et *Méon*, Contes et Fabl. T. III. p. XXI sqq.). Wirklich unzüchtige Stücke gibt es nur ſehr wenige, wie z. B.: Le dit de la Gageure (bei *Cohen*, Anciennes poësies françaises. [London 1818.] Nr. II.), Fabliau des quatre souhaits St. Martin (bei *Barbazan* et *Méon*, Fabliaux et Cont. T. IV.), L'histoire du chevalier, qui fait parler les cons et les culs (bei *P. P. Gudin*, Contes précédés de recherches sur l'origine des contes [Paris 1805.]. T. II.) und Le roman du meunier d'Arleux (en 413 vers du XIII. siècle par *Enguerrand d'Oisy*, publ. p. la prem. f. p. *Fr. Michel.* [Paris 1833.]) Eine Unterart der Fabliaux waren die Contes und nach Caylus in den Mém. de l'acad. d. Inscr. T. XX. p. 258 [T. XXXV. p. 85. ed. in 8.] alſo verſchieden: „le Fabliau renferme le recit d'une action inventée, petite, plus ou moins intriguée, quoique d'une certaine étendue, mais agréable et plaisante et dont le but est d'instruire ou d'amuser — le conte simplement dit porte sur la vivacité d'une repartie sur un mot plaisant ou à propos.“ Die Dichter dieſer Dichtungsart ſind äußerſt zahlreich, die bedeutendſten aber Enguerrand d'Oiſy, Gue de Labavie, Jean Bidel d'Arras, Courtebarbe, Renaut, Jean de Boves, Rutebeuf, Audefroy le Batard, Adam de la Hale, Baude Faſtoul, Baudouin de Condé, Durant, Gautier de Coincy, Guerin, Henri d'Andely, Hugues de Cambray, Huon le Roy, Jean le Gallois d'Aubepierre, Marie de France und der Verfaſſer der bekannten franzöſiſchen Bearbeitung der Disciplina clericalis, der 28 Geſchichten des Castoiement. Sammlungen ſind: *Fabliaux* et Contes des poëtes françals des XI. XII et XIII. XIV et XV. siècles, tir. des meilleurs auteurs, publ. p. *Barbazan*, (Paris 1756.), III Voll. 12. Nouvelle Edit. augm. et revue p. *Méon* (Paris 1808.), IV Voll. und Nouveau Recueil de Fabliaux et contes inédits des poëtes français des XII. XIII. XIV et XV. siècles publié p. *Méon* (Paris 1823.), II Voll. Dazu Nouv. Recueil de contes, dits fabliaux et autres pièces inédites des XIII. XIV et XV. siècles, publ. p. la prem. f. p. *Ach. Jubinal.* (Paris 1839—43.) II Voll. Auszüge enthält: Fabliaux et Contes des XII et XIII. siècles traduits ou extraits p. *le Grand d'Aussy* (Paris 1779.). III Voll. Dazu: Fables, Contes dévots, romans anciens p. *le Grand* (ib. 1781.). Nouv. Edit. (ib. 1781.) V Voll. (Engliſch als: Fabliaux or tales abridged from the french manuscr. by *le Grand.* Select and translat. into English verse by *Gr. L. Way*, with a preface, notes and append. by *G. Ellis* [London 1796—1800.]. II Voll. [ib. 1815.] III Voll. Teutſch überſ. v. S. Sp. Abr. Lütkenmüller [Halle 1795—97. 4 Bde.]). Nouv. édit. considerabl. augmentée p. des poës. originales p. *A. A. Renouard* (Paris 1829.). V Voll. Zuſätze in: *P. P. Gudin*, Contes précédés de recherches sur l'origine des contes (Paris 1805.). II Voll. und Recueil de fabliaux précédé d'une introduction p. *M. A.*** faisant partie de la bibl. chois. de Laurentie. (Paris 1829. 18.) Im Allg. ſ. üb. d. Weſen d. Fabliaux: *Caylus*, Mém. sur les fabliaux, in den Mém. de l'acad. des inscr. T. XX. p. 352. sq. (T. XXXV. p. 75 sq. ed. in 8.) *Le Grand*, Cont. et Fabl. T. I. Préface p. 32 sq. *Chenier*, Discours sur les vieux fabliaux, im Mercure de France T. XL. und in ſeinen Fragments du cours de litérat. (Paris 1818.) p. 119 sq. *Daunou* in der Hist. litt. de la France. T. XVI. p. 224 sq. *Duval* ib. T. XIX. p. 790 sq. (Dieſer verwechſelt aber hiermit die Lais.) *Michel*, Chanson des Saxons. T. I. p. LXXVII sq. Ideler, Handbuch der altfranz. Liter. S. 147 fg. *Dunlop*, Hist. of fiction. T. II. p. 153—180. *Du Méril*, Hist. de la poes. Scand. Proleg. p. 295 sq. (Dr. *Grässe.*)

FABOVA, ein beträchtlicher Berg im oberen Gerichtsſtuhle (Bezirk, Processus) der ſohler Geſpanſchaft Niederungarns, welcher ſich an der zweifachen Grenze dieſes Comitats mit der gömörer Geſpanſchaft ausbreitet, ſich in drei Äſte verzweigt und die Waſſerſcheide zwiſchen dem Gran- und Sajófluſſe bildet. Es bildet ſomit dieſer ausgedehnte Bergrücken einen Gebirgsknoten und eine nicht unintereſſante Waſſerſcheide in den genannten Theilen des Königreichs Ungarn. (*G. F. Schreiner*).

FABRATERIA (auf der Peutinger'ſchen Tafel Fabrateriae, bei Strabo *Φαβρατερία*), ein Ort im Gebiete der Volsker, zwiſchen Fregellä (3 Mill.) und Aquinum, am rechten Ufer des Trerus, der ſich nicht weit davon in den Liris ergießt. Unter dem Conſulate des Caſſius Longinus und Sextius Calvinus 126 v. Chr. führten die Römer dorthin eine Colonie; nach Mannert lag dieſe auf einer Anhöhe, während das alte Städtchen unmittelbar am Fluſſe ſtand. Es beruht dieſer Schluß indeſſen nur auf dem Umſtande, daß bei Plinius und in einer Inſchrift bei Gruter Fabraterni, Novani und Veteres vorkommen*). (Über die wechſelnde Schreibart eines nomen gentile vergl. Drakenborch zu Livius VIII, 19.) Zu einiger Bedeutung kam der Ort nie und bei Juvenal III, 224. rangirt er unter den Reſtern von Latium:

— Fabrateria bietet
Sora und Fruſino dir das vortrefflichſte Haus zu erkaufen
Um den Preis wie anjetzt du ein Loch hier miethest für ein Jahr.

Fälſchlich bemerkt Iſ. Grangäus zu dieſer Stelle, unſer Städtchen heiße jetzt Fabraterno; man nimmt ziemlich übereinſtimmend an, daß der Ort Falvaterra im Kirchenſtaate, vier Meilen von Aquino, die Stelle der alten

*) Andere helfen ſich durch die Annahme einer nochmaligen Colonieſendung.

Colonie einnehme. Wenigſtens paßt die Situation, und Überbleibſel des Alterthums können jene Annahme nur unterſtützen. (*Daniel.*)

FABRE (Pierre Jean), der ſeine mediciniſchen Studien in Montpellier gemacht hatte, lebte als praktiſcher Arzt in ſeinem Geburtsorte Caſtelnaudary in Languedoc. Als Arzt, beſonders aber als Schriftſteller, wußte er ſich großen Ruf dadurch zu erwerben, daß er hauptſächlich Arzneimittel anrühmte, die nach den geheimnißvollen Grundſätzen der höhern Chemie, nach der von den Paracelſiſten ſogenannten Spagyrie bereitet wurden. Vom Jahr 1624 bis gegen 1650 gab er in Toulouſe zahlreiche in dieſem Geiſte verfaßte Schriften heraus, die meiſtens mehre Auflagen erlebten, anderwärts nachgedruckt und überſetzt wurden, z. B. Palladium spagyricum, Chirurgia spagyrica, Myrothecium spagyricum, Alchymista christianus, Hydrographum spagyricum etc. Es erſchienen ferner Ausgaben der geſammelten Werke: Opera medico-chymica (Francof. 1652. 2. voll. 4. Ib. 1656. 4.). Ja der Ruf von Fabre's Schriften erhielt ſich noch ins 18. Jahrhundert hinein, indem teutſche Überſetzungen der geſammelten Werke (Hamburg 1713 und 1730.) beſorgt wurden. (*Fr. Wilh. Theile.*)

FABRE (Johann Claudius), ward 1668 zu Paris geboren, wo ſein Vater Wundarzt war, trat in die Congregation de l'Oratoire, wo er mit großem Beifall als Lehrer thätig war, mußte dieſelbe aber wieder verlaſſen, weil er in ſeine Ausgabe des Dictionnaire de Richelet unkanoniſche theologiſche Anſichten und ſatiriſche Bemerkungen eingefügt hatte, ward indeſſen endlich 1715 wieder zugelaſſen und ſtarb 1753 zu Paris, 85 Jahre alt. Er hinterließ: Le dictionnaire de Richelet revu, corrigé et augmenté (Amsterdam [Lyon] 1709). II. Voll. fol Petit dictionnaire Latin et François. (Paris.) Traduction des Oeuvres de Virgile avec des dissertations, des notes et texte latin. (Lyon 1721.) IV Voll. 12. 1741. IV Voll. 12. Dieſe Überſetzung erſchien in Proſa anonym und wird ſehr getadelt von *Goujet*, Bibl. Franç. T. V. p. 187. Les Fables de Phèdre et Les Sentences de P. Syrus en vers françois avec le texte Latin et des notes. (Paris 1728. 12.) Anonym, ſ. *Goujet*. T. VI. p. 121. Continuation de l'histoire ecclésiatique de Fleury depuis 1414—1595. (Paris 1738.) XVI Voll. 4. und 12. (ib. 1777.) XIII Voll. 4. Weder im Styl noch in der Erzählung, welche ſehr breit iſt, erreicht er ſeinen Vorgänger, daher ſcheint er auch hier liberal, weshalb er ſeine Fortſetzung nicht weiter fortführen durfte und die zwei letzten Bände von fremder Hand interpolirt und verbeſſert wurden. Sein Abregé der ganzen Hist. Eccl. ward nie gedruckt. Entretiens de Christine et de Pelagie sur la lecture de l'Ecriture. (Paris 12.) Das Regiſter zu der franzöſiſchen Überſetzung der Hist. de de Thou. (Paris 1734. 4.) Les Métamorphoses d'Ovide. (Paris 1725.) II Voll. 12. (Dr. *Grässe.*)

FABRE (Pierre), 1716 in Taraſcon geboren, Arzt und Phyſiolog in Paris, wo er am Ende des vorigen Jahrhunderts geſtorben iſt. Vom Jahre 1741 an gehörte er acht Jahre lang zu den emſigſten Schülern von J. L. Petit. Im J. 1744 concurrirte er um den von der Akademie der Chirurgie ausgeſetzten Preis über das Thema: Darſtellung der Natur, der Wirkungsweiſe und der chirurgiſchen Anwendung der Anodyna. Zwar gewann Petit dieſen Preis; es geſchah aber der Arbeit von Fabre wenigſtens ehrenvolle Erwähnung, und 1751 wurde er in die Académie des Chirurgiens de Paris aufgenommen. Im Recueil de l'Acad. royale de Chir. finden ſich von ihm Abhandlungen über die Remedia anodyna und über die Remedia detersiva, und in einer andern Abhandlung beweiſt er, daß bei Wunden und Geſchwüren mit Subſtanzverluſt keine Regeneration des Fleiſches ſtattfindet. Fabre trat verhältnißmäßig erſt ſpät als ſelbſtändiger Schriftſteller auf: er ſchrieb aber dann noch mehre Werke, unter denen jedoch das erſte über die Syphilis das bedeutendſte iſt und wol noch hin und wieder benutzt wird.

Schriften: 1) Essai sur les maladies vénériennes, où l'on expose la méthode de feu M. Petit dans leur traitement, avec plusieurs consultations du même auteur sur ces maladies. (Paris 1758. 12.) (Die folgenden Ausgaben erſcheinen als: Traité des maladies vénériennes. 2. éd. [Paris 1765.] 2 voll. 12.; 3. éd. [Paris 1773.] 8.; 4. éd. [Paris 1782.] 8. Theils auf dieſes Werk ſelbſt, theils auf den darin behandelten Gegenſtand bezogen ſich folgende Schriften Fabre's: Lettre sur les différens jugemens que quelques médecins ont portés sur le livre de M. Fabre etc. [Paris 1759.] (Anonym.) — Nouvelles Observations sur les maladies vénériennes. [Paris 1779.] — Réflexions sur divers ouvrages de M. Mittié, touchant les maladies vénériennes etc. [Paris 1780.] — Lettre à M. D., étudiant en chirurgie, pour servir de supplément à son traité des maladies vénériennes. [Edinbourg (Paris) 1786.] Gegen Peyrilhe gerichtet.) — 2) Essai sur divers points de physiologie, de pathologie et de thérapeutique. (Paris 1770.) — 3) Recherches sur la nature de l'homme, considéré dans l'état de santé et dans l'état de maladie. (Paris 1776.) — 4) Recherches sur différents points de physiologie, de pathologie et de therapeutique, pour servir de base à un cours de pathologie. 2 voll. (Paris 1783.) (Réflexions sur la chaleur animale, pour servir de supplément à la seconde partie des recherches etc. (Paris 1784.) — 5) Essai sur les facultés de l'âme, considérées dans leurs rapports avec la sensibilité et l'irritabilité de nos organes. (Paris 1785. 12.) [Deuxième Ed. Amsterd. et Paris 1787. 12.] — 6) Recherches sur les vrais principes de l'art de guérir. (Paris 1790.) (*Fr. Wilh. Theile.*)

FABRE D'EGLANTINE [1]) (Philippe François Nazaire), geb. am 28. Dec. 1755 zu Carcaſſone, wid-

1) Fabre erhielt einſtmals für ein Sonett auf die gekrönte Jungfrau in den toulouſer Blumenſpielen als Preis eine goldene

mete ſich der theatraliſchen Laufbahn und war eine Zeit lang Schauſpieler, dann Theaterdichter. Als Deputirter des Nationalconvents bereicherte er ſich zur Zeit der Revolution, deren eifriger Beförderer er war. Durch Robespierre, dem er verdächtig geworden, endete er ſein Leben auf der Guillotine am 5. April 1794. Er verfertigte den neuen franzöſiſchen Kalender der Republik. Als dramatiſcher Dichter war er nicht ohne Talent. Seine Luſtſpiele empfehlen ſich durch eine richtige Charakterzeichnung und glückliche Entwicklung. Doch ſchrieb er zu viel und zu ſchnell und legte nicht die gehörige Feile an ſeine dramatiſchen Arbeiten. Unter ſeinen Luſtſpielen: l'Intrigue epistolaire, les deux précepteurs u. a. fand vorzüglich ſein Philinte großen Beifall. Huber lieferte eine teutſche Bearbeitung dieſes Stücks im zweiten Bande ſeines neuen franzöſiſchen Theaters. Aus F—s Nachlaſſe erſchienen: Oeuvres mêlées et posthumes (Paris 1802 2 voll.)[2]). (*Heinrich Döring.*)

FABRETTI (Rafael), einer der namhaften Gelehrten Italiens, welche das 17. Jahrhundert hervorgebracht hat, und zwar zunächſt auf dem Gebiete der Kunde des römiſchen Alterthums und der römiſchen Literatur. Er war geboren im Jahr 1618 als der jüngere Sohn eines angeſehenen, adeligen Geſchlechts zu Urbino, das um dieſe Zeit, oder vielmehr bald nach der Geburt Fabretti's in das Beſitzthum der Päpſte gelangt war. Fabretti erhielt ſchon in früher Jugend eine äußerſt ſorgfältige Erziehung; ſie ſcheint ſeine Vorliebe für wiſſenſchaftliche Studien, zunächſt für ſolche, die in das Gebiet der alten claſſiſchen Literatur und namentlich der Alterthümer einſchlagen, geweckt und damit ſeinen Studien in der Folge die beſtimmte Richtung gegeben zu haben, die er während ſeines ganzen Lebens, oft mitten unter andern Berufsgeſchäften und Beſtimmungen, vorzugsweiſe verfolgt hat. Zu Cagli, einem Städtchen in der Nähe von Urbino, erhielt er ſeinen erſten Unterricht in den alten Sprachen, im Lateiniſchen, wie im Griechiſchen, unter einem Lehrer, der mit Manutius und Muretus, den Koryphäen jener Zeit, in näherer Verbindung ſtand und auf den jungen Fabretti einen äußerſt wohlthätigen Einfluß äußerte. Nach vollendeten Gymnaſialſtudien begab er ſich nach Urbino zurück, betrieb dort die Studien des Rechts, wozu ihn ſeine Familie beſtimmt hatte, und ward in einem Alter von 16 Jahren Doctor der Rechte. Um jedoch in dieſer Wiſſenſchaft ſich noch beſſer auszubilden, ward er von ſeiner Vaterſtadt aus nach Rom geſchickt, wo ſein Bruder, Stephan, ein angeſehener Advocat war, unter deſſen Leitung er weiter in die Rechtswiſſenſchaft eingeführt werden ſollte. Seine in dem frühern Jugendunterricht angeregte Liebe für Alterthümer und claſſiſche Literatur fand hier neue Nahrung und erfüllte ihn mit einem Eifer, der auf die Erforſchung des Alterthums, insbeſondere der Denkmale deſſelben, die er täglich vor ſeinen Augen ſah, gerichtet war. Doch wurden darüber ſeine Studien des Rechts keineswegs vernachläſſigt; er zog dadurch die Blicke des Cardinal Lorenzo Imperiali auf ſich, der ihn, mit einer Miſſion zu Erledigung mehrer wichtigen ihn betreffenden Angelegenheiten nach Spanien beauftragte. Fabretti täuſchte die in ihn geſetzten Erwartungen nicht: er entledigte ſich ſeines Auftrags in einer ſolchen Weiſe, daß auf die Verwendung des genannten Cardinals der Papſt Alexander VII. ihn der päpſtlichen Legation in Spanien zutheilte, zuerſt als Schatzmeiſter derſelben, dann in dem wichtigeren Poſten eines Aſſeſſors oder Auditors der Nunciatur. So weilte Fabretti dreizehn Jahre lang in Spanien, wo ihm ſeine Berufsgeſchäfte noch Zeit genug übrig ließen, ſeinen Lieblingsſtudien nachzugehen, und dieſe mit allem Eifer zu verfolgen. Ebendieſe Neigungen waren es auch, welche in ihm den Wunſch einer Rückkehr nach Rom, zu näherer Erforſchung der dortigen Alterthümer, erregten: er kehrte mit dem zum Cardinal erhobenen Nuncius Karl Bonelli nach Rom zurück, auf der Rückreiſe zu Lande Spanien, Frankreich, wo er unter andern auch Paris beſuchte, und das obere Italien berührend und mit den angeſehenſten und namhafteſten Gelehrten, einem Mabillon, Harduin, Montfaucon, perſönliche Bekanntſchaft anknüpfend, auch wo er konnte, Denkmale des Alterthums, Inſchriften u. dgl. aufſuchend und unterſuchend; wie er dies auch in Spanien, während ſeines längern Aufenthaltes daſelbſt gethan hatte. In Rom erhielt er eine angeſehene Richterſtelle: er ward Judex Appellationum in Capitolio; nach kurzer Zeit gab er jedoch dieſe Stelle auf, um in der Eigenſchaft eines Auditors den der Legation von Urbino vorgeſetzten Cardinal Cerri in dieſe ſeine Vaterſtadt zu begleiten; hier verweilte er drei Jahre, die er zugleich benutzte, um die während ſeiner längern Abweſenheit in Zerrüttung gekommenen Angelegenheiten ſeiner Familie wieder zu ordnen, im Übrigen aber durch ſeine wichtige Stellung und ſein bedeutendes Amt ſo in Anſpruch genommen, daß er ſeinen Lieblingsſtudien nur wenig nachgehen konnte, und ebendeshalb gern nach Verlauf dieſer Zeit nach Rom zurückkehrte, einem Antrage des Cardinals Kaspar von Conpegna, dem Vicar des Papſtes Innocenz XI., folgend, und in die Dienſte dieſes gelehrten, Wiſſenſchaft wie Kunſt fördernden Prälaten tretend, der ihm die Abfaſſung der päpſtlichen Breves übertrug. Von nun an konnte er ganz den erwähnten, auf die Unterſuchung der Alterthümer Roms gerichteten Lieblingsſtudien nachgehen, begünſtigt in jeder Weiſe durch den genannten Cardinal wie durch den Papſt. Er durchwanderte Rom und ſeine Umgebungen in allen Richtungen, um hier alle Reſte des Alterthums aufzuſuchen, zu beſchreiben, zu copiren, abzuzeichnen u. dgl. und dieſe durch öftere Wanderungen genährte Vorliebe hatte ſich, ſo erzählt man, ſelbſt dem Pferde mitgetheilt, auf dem er reitend dieſe antiquariſchen Züge unternahm: es hielt unwillkürlich bei jeder Ruine, bei jedem Reſt alterthümlichen Bauwerks an, und machte darauf ſeinen Herrn, ſelbſt wenn dieſer es nicht bemerkt hatte, aufmerkſam: ſodaß die Freunde Fabretti's ſeinem Pferde den Namen des berühmten venetianiſchen Reiſenden Marco Polo gegeben haben ſollen.

Heckenroſe und legte ſich ſeitdem den Beinamen d'Eglantine bei, d. i. Heckenroſe.

2) ſ. Dictionnaire des Poëtes français. (Paris 1805.) p. 179 sqq.

Und dieſe Liebe für die Erforſchung römiſcher Alterthümer erloſch auch nicht, als er unter den Nachfolgern des Innocenz XI. zu höhern Würden emporſtieg. Insbeſondere war es Alexander VIII., der zunächſt auf Innocenz folgte, und als Cardinal Ottoboni den Fabretti, der bei ihm eine Zeit lang als Auditor geſtanden, näher kennen, aber auch hochſchätzen gelernt hatte; nicht blos, daß er den Fabretti zu der wichtigen und bedeutenden Stelle eines Secretario de' Memoriali erhob, er gab ihm auch ein Kanonikat bei der Kirche der heiligen Jungfrau Maria Trans Tiberim und dann bei der Peterskirche im Vatican; er übergab ihm weiter die Aufſicht über die Reliquien zu Rom ſelbſt wie in deſſen Umgebung und die Beſorgung aller dahin einſchlägigen Angelegenheiten: eine Stelle, die den perſönlichen Neigungen Fabretti's und ſeinen antiquariſchen Forſchungen ganz beſonders zuſagte. Der Nachfolger dieſes nur kurze Zeit regierenden Papſtes, Innocenz XII., wußte auf gleiche Weiſe die Gelehrſamkeit und die ausgebreiteten Kenntniſſe des Mannes zu ſchätzen, dem er die Aufſicht über die auf der Engelsburg befindlichen Archive übertrug: was bei der Bedeutung dieſer Archive und der darin niedergelegten geheimen Urkunden und Documente gewiß als ein Poſten des höchſten Vertrauens anzuſehen war, der zugleich der eigenen Richtung Fabretti's ſo ganz entſprach und ihn andern, ſeinen Studien minder zuſagenden, praktiſchen Geſchäften entzog. Er miethete ſich ein in der Nähe einſam gelegenes, aber ſchön gebautes, Haus, das Werk des berühmten Baumeiſters Balthazar Peruzzi, und verlebte darin den Reſt ſeiner Tage, hochgeehrt von Allen, die ihn kannten oder in nähere Berührung mit ihm kamen, vielbeſucht von allen Gelehrten und Freunden in und außerhalb Rom, dabei ununterbrochen beſchäftigt mit antiquariſchen Studien: wovon das in dieſe Periode fallende, wenige Monate vor ſeinem Tode vollendete große Werk einer Sammlung alter lateiniſcher Inſchriften, worüber wir alsbald noch etwas Weiteres bemerken werden, der beſte Beweis iſt. Obwol in jüngeren Jahren bis zu den dreißig hin kränklich, hatte er doch in ſpäteren Jahren ſeine Geſundheit in ſolcher Weiſe befeſtigt, daß er ein Alter von 81 Jahren und 6 Monaten erreichte. Er ſtarb am 7. Januar 1700, betrauert von Allen in und außerhalb Roms; ſeine Beiſetzung erfolgte ſeiner eigenen Beſtimmung gemäß, in der Kirche der h. Jungfrau Maria della Minerva, wo auch ſein geraume Zeit vor ihm verſtorbener Bruder Stephan ruhte, und wo ein Denkmal mit ſeiner von dem berühmten Bildhauer Camillus Rusconi verfertigten Büſte geſchmückt, ihm zu Ehren errichtet ward, das links am Eingange in das Schiff der Kirche noch jetzt zu ſehen iſt: es erhielt eine vom Dominicus Riviera, einem ſeiner Freunde und Beamten am Archive, nachherigen Cardinal, verfertigte ehrenvolle Inſchrift[1]). Auch in ſeiner Vaterſtadt Urbino ward eine glänzende Leichenfeier ihm zu Ehren veranſtaltet. Die Sammlung von römiſchen Alterthümern, insbeſondere Inſchriften, die er während ſeiner antiquariſchen Wanderungen angelegt und in ſeiner Wohnung zu Rom aufbewahrt hatte, erwarb ſpäterhin der Cardinal Stoppani, der unter Papſt Benedict XIV. zu Urbino als Legat ſtand, von den Erben, und ließ ſie dann in der Heimath Fabretti's im herzoglichen Palaſte daſelbſt aufſtellen[2]). Auch an andern Ehren, außer den ſchon erwähnten, fehlte es dem gelehrten Manne nicht, er war Mitglied der Akademie der Aſſorditi zu Urbino, ſowie der Arkadier in Rom, an deren Sitzungen und Verhandlungen er unter dem angenommenen Hirtennamen Jaſitheus regen Antheil nahm. Dem geiſtlichen Stande ſcheint er nicht geneigt geweſen zu ſein: erſt in hohem Alter nahm er das Subdiakonat an; ohne die höheren prieſterlichen Weihen ſich ertheilen zu laſſen: ſo ſehr er auch ſich die gewiſſenhafte Beſorgung aller der, zum Theil kirchlichen, ihm anvertrauten Ämter während ſeines längern Lebens hatte angelegen ſein laſſen, und, ſoweit wir wiſſen, alle Pflichten eines Chriſten redlich erfüllte[3]). Von ſchlanker, hoher Geſtalt, war ſein äußeres Auftreten würdevoll und Achtung einflößend, erhöht durch die lebendigen Augen und einen ernſten, würdigen Gang; ſelbſt die nachläſſig auf die Augen fallenden Haare erhöheten dieſen Ernſt, der in ſeinen Geſichtszügen und in ſeinem ganzen äußern Weſen ſich ausſprach; ſein Charakter war, wie ſein Biograph[4]) verſichert, liebenswürdig und einnehmend[5]), durchaus frei von niedrigem Geiz und gemeiner Habſucht, ſelbſt oftmals reiche Gaben, von Fürſten ihm angetragen, verſchmähend. Nur dann, wenn er gereizt war, zeigte er eine Schärfe und Bitterkeit, die nicht von einer gewiſſen Leidenſchaftlichkeit frei war, wie dies in ſeinen Streitigkeiten mit Gronovius insbeſondere bemerklich geworden iſt. Perſönliche Neigungen, ſchon in früher Jugend, wie wir geſehen, genährt, hatten ſeinen regen Geiſt, der von einem trefflichen Gedächtniß unterſtützt war, zu dem Studium der römiſchen Alterthümer geführt; und dieſem gehören auch die Werke an, die ſeinen Namen auf die Nachwelt gebracht und dieſer gezeigt haben, daß das Urtheil[6]), welches die Zeitgenoſſen über Fabretti und ſeine gelehrte Bildung fällten, indem ſie ihn den erſten Alterthumsforſchern gleichſtellten, nicht unbegründet war, da hier die angeſtrengteſte und ſorgfältigſte Erforſchung der alten Denkmale ſelbſt mit einer umfaſſenden Gelehrſamkeit in der geſammten alten Literatur

1) Sie ſteht in Marotto's Biographie am Schluß S. 228 abgedruckt.

2) ſ. Marotto's Biographie S. 217 fg. 3) Marotto ſchreibt a. a. O. S. 223: — optimis moribus atque integerrimis fuit, et Christiano homine ac pio dignis. Omnibus religionis officiis cumulatissime satisfecit nec quidquam a se desiderari passus est, quod ab homine ecclesiasticis ministeriis addicto requirebatur. Praeter subdiaconatum nullos alios sacros suscepit ordines eodemque senex initiatus est etc. 4) ſ. Marotto S. 224; dem wir dieſe Schilderung ſeiner Perſönlichkeit entnommen haben. 5) Marotto S. 224 ſchreibt unter Anderm: Prudentia ac dexteritate fuit singulari; fide, probitate et humanitate mirifice excelluit. Grata in loquendo festivitas, amoena comitas, non arte quaesitus lepos, pudor autem quidam ingenuus maxime hominem commendabant: ex quo fieret, ut non solum aequalium animos sibi facile demereret, verum etiam apud viros principes multum valeret gratia etc. 6) Marotto a. a. O.: „Hac in scientia (antiquitatum) ut omnes fatentur, neminem superiorem, vix aliquos pares habuit.“

verbunden war. Das erſte Werk, durch welches Fabretti die Aufmerkſamkeit der Zeitgenoſſen erregte [7]), war: De Aquis et Aquaeductibus veteris Romae Dissertationes tres Romae 1680. 4. (auch Parisiis 1680. 4.), auch aufgenommen in den vierten Band des Thesaurus Antiqq. Romann. von Grävius. Dieſes Werk liefert eine vollſtändige Darſtellung dieſes wichtigen Zweiges der römiſchen Baukunſt, es verbreitet ſich über die Anlage und Ausführung der Waſſerleitungen des alten Roms, beſchreibt genau die noch vorhandenen Reſte, und verknüpft damit noch eine Reihe von andern antiquariſchen Erörterungen, welche dem Ganzen einen bleibenden Werth verleihen, und es namentlich zu dem richtigen Verſtändniß der noch auf uns gekommenen Schrift des römiſchen Baumeiſters Frontinus über derartige Bauwerke als unentbehrlich betrachten laſſen. Einige darin vorkommende tadelnde Äußerungen über den berühmten holländiſchen Philologen Jacob Gronovius, hinſichtlich einiger, zunächſt die Topographie von Latium berührenden, von dieſem falſch erklärten oder irrig verbeſſerten Stellen des Livius erregten den Unwillen dieſes Gelehrten, der in einem ſehr empfindlichen Tone darauf antwortete, in einer eigenen kleinen Schrift, welche zu Leyden 1685 in 8. unter dem Titel: Responsio ad Cavillationes R. Fabretti erſchien; Fabretti war unter andern darin mit dem Namen eines Faber rusticus bezeichnet. Dieſer antwortete auf der Stelle in einem gleichen, wo möglich den Gegner, deſſen Namen er aus Gronovius in Grunnovius (mit Anſpielung auf das Grunzen der Schweine: grunnitus) umwandelte, noch überbietenden Tone, in einer die Anſichten und Behauptungen des Gronovius als einfältige Träumereien und Abgeſchmacktheiten darſtellenden und zugleich ſeine eigenen Behauptungen vertheidigenden Schrift, welche den Titel führt: Jasithei ad Grunnovium Apologema, in ejusque Titivilitia sive somnia de Tito Livio Animadversiones, und obgleich ſie zu Rom gedruckt war, doch, der Täuſchung halber, von Neapel aus datirt war, mittels der Aufſchrift Neapoli 1686 (in 4.). Der Name Jaſitheus war derſelbe Name, den Fabretti in der Akademie der Arkadier führte, deren Mitglieder ſämmtlich ſolche Hirtennamen angenommen hatten: es iſt übrigens derſelbe nichts weiter als die griechiſche Überſetzung ſeines hebräiſchen Taufnamens Raphael. Der Streit zwiſchen zweien der angeſehenſten Alterthumsforſcher jener Zeit erregte allgemeines und großes Aufſehen: die allgemeine Stimme ſprach ſich mehr zu Gunſten des gelehrten Italieners wie des holländiſchen Philologen aus [8]). Mittlerweile aber war auch ein anderes Werk erſchienen, welches den Ruhm Fabretti's nicht wenig erhöhete: De columna Trajani Syntagma cum explicatione veteris tabulae anaglyphae Homeri Iliadem et ex Stesichoro Arctino et Lesche Ilii excidium continentis et Emissarii Lacus Fucini descriptione. (Romae 1683. fol.) Die von Pietro Santi Bartoli kurz zuvor gelieferten bildlichen Darſtellungen der Trajansſäule, welche jedoch an Treue der Abbildung den älteren des Spanier Alphons Chacon vielfach nachſtanden, ſowie manches Irrige, was in den dazu gehörigen Erklärungen enthalten war, gaben ihm die erſte Veranlaſſung [9]) zur Anlage dieſes Werkes, welches, ſowie es hier ausgeführt vor uns liegt, die vollſtändigſte und umfaſſendſte, aus den Schriftſtellern des Alterthums unter Benutzung der alten Monumente ſelbſt entnommene Erklärung dieſes herrlichen Denkmals römiſcher Architektur und Kunſt nach allen ſeinen Details enthält, und durch ſeinen gelehrten Commentar auch in geſchichtlichen, wie antiquariſchen und künſtleriſchen Beziehungen ſo wichtig geworden iſt. Eine ſchätzbare Zugabe aber war die hier zum erſten Male erfolgte Mittheilung eines andern merkwürdigen, im capitoliniſchen Muſeum zu Rom jetzt befindlichen Kunſtdenkmals, das ſeitdem mehrfach die Blicke der Archäologen wie der Philologen auf ſich gezogen hat [10]), nämlich die auf dem Titel auch erwähnte iliſche Tafel, eine eherne, viereckige Platte, welche uns die einzelnen in der Geſchichte des trojaniſchen Krieges vorkommenden und die daran ſich knüpfenden weiteren Begebniſſe in kleinern Bildern und vielen Figuren mit beigeſetzten Namen (in griechiſcher Schrift) darſtellt, und, einer beigefügten Inſchrift zufolge, eine Darſtellung der Zerſtörung Iliums nach Steſichorus, der Homeriſchen Ilias, der Äthiopis, und der kleinen Ilias des Leſches liefern ſoll. Auch hier zeigte Fabretti dieſelbe Gelehrſamkeit und dieſelbe Gewandtheit in der Behandlung des archäologiſch-hiſtoriſchen Stoffes. Die andere, auch auf dem Titel angeführte Zugabe war eine Abhandlung über das große hydrauliſche Werk des Kaiſers Claudius, mittels eines unterirdiſchen Kanals, den Waſſern des fuciner Sees einen Abfluß zu verſchaffen: es iſt dieſe Abhandlung auch nach dem Urtheil des neueſten Forſchers [11]), über dieſen ſchwierigen Gegenſtand vortrefflich, zumal in den hiſtoriſchen und philologiſchen Theilen, zu nennen. Aber das Bedeutendſte, was Fabretti geliefert hat, iſt ſeine kurz vor ſeinem Tode herausgekommene Sammlung lateiniſcher Inſchriften, die Frucht, kann man wol ſagen, der Studien ſeines ganzen Lebens und aller ſeiner vielfachen antiquariſchen Wanderungen und Forſchungen. Es führt den Titel: Inscriptionum antiquarum, quae in aedibus paternis asservantur, explicatio et additamentum (Romae 1699. Fol.), und enthält nicht weniger als 4682 Inſchriften, von denen allein 433 ſeiner eigenen Sammlung angehörten, und auf Grabſtätten, oder ſonſt in den Umgebungen Roms durch ihn ſelbſt ausgegraben worden waren, während die übrigen theils aus Mittheilungen gelehrter Freunde aus Rom ſowol und Italien, wie aus andern Ländern ihm zugekommen, theils auch aus gedruckten Werken entnommen waren, indem Fabretti auf dieſe Weiſe etwas Vollſtändigeres als Gruter zu liefern beabſichtigte [12]). Auch beſchränkte er ſich nicht blos auf die

7) Vgl. Marotto S. 193—197. 8) ſ. über dieſen Streit und den Inhalt des Apologema Marotto S. 196—199.

9) ſ. Marotto S. 200. 10) ſ. nur K. W. Müller, De epico cyclo p. 150 sq. Spätere Abdrücke der Tafel finden ſich im Muſeum Pio-Clementinum T. IV. tab. 68, in Millin's Galer. mythol tab. CI und bei Müller a. a. O. 11) ſ. G. Kramer, Der fuciner See. (Berlin 1839. 4.) S. 4 Note. 12) über Anlage dieſes Werkes, Inhalt und Ausführung ſ. Marotto

Maſſe — und hier grade iſt ſeine Sammlung kaum von dem Verdachte frei zu ſprechen, manche von dem bekannten Fälſcher Ligori gefertigte Inſchrift zu enthalten [13]); es war ihm ebenſo ſehr auch um diplomatiſche Treue des Abdrucks, um mögliche Ergänzung des Lückenhaften, Berichtigung des Fehlerhaften und dabei auch um ſorgfältige Erklärung des geſammelten Inſchriftenſchatzes zu thun: ein Beſtreben, dem er die beſten Kräfte und die längſte Zeit ſeines Lebens gewidmet hat. Daher fand ſein Werk, unſtreitig das bedeutendſte und umfangreichſte jener Zeit, das nur durch die ſpätere Inſchriftenſammlung des Grävius in ſeiner Ausdehnung übertroffen worden iſt, allerwärts gerechte Anerkennung und großes Lob, wie dies die Äußerungen eines Hagenbuch, Mabillon, Grävius, Montfaucon u. A. [14]) erweiſen können.

Außer dieſen größeren Werken, die ſeinen Namen verewigt haben, beſitzen wir noch zwei kleinere Schriften oder Abhandlungen, die eine in italieniſcher Sprache und im dritten Band der Abhandlungen der Akademie von Cortona (Saggi di Dissertationi dell' Academia Etrusca di Cortona T. III. p. 221 sq.) abgedruckt und auf die Topographie des alten Latiums bezüglich, worüber Fabretti ein größeres Werk (Latium vetus illustratum) herauszugeben gedachte, das jedoch, durch ſeinen Tod unterbrochen, unausgeführt blieb; ſie führt den Titel: Dissertatione, in cui si emendano alcuni errori seguiti nella descrizione del Lazio antico fatta dal *P. Atanasio Kilker*. Die andere Dissertatio de aetate Codicis Biblici, qui apud Monachos S. Callixti Romae asservatur, iſt nur handſchriftlich bekannt und nie im Druck erſchienen [15]); dagegen findet ſich eine, in Form eines Briefes eingekleidete, Abhandlung (De lege regia ad Janum Vinc. Gravinam Epistola) in das größere Werk dieſes Gravina: De origine et progressu Juris civilis aufgenommen, wie denn auch ein anderer Brief der Art, welcher die Erklärung einer Inſchrift zum Gegenſtande hat, im Journal des Savans vom 17. Dec. 1691 abgedruckt: auch ſtehen von ihm noch einige italieniſche Sonette bei Creſcimbeni; mehre lateiniſche von ihm verfaßte Inſchriften finden ſich an einigen Bauwerken Roms.

Die Hauptquelle für die Kenntniß ſeines Lebens bildet die Biographie, welche ſein Landsmann, der ſpätere Cardinal Dominicus Riviera, ſein Nachfolger in dem Amt eines Archivars der Engelsburg, in italieniſcher Sprache abgefaßt hat; ſie findet ſich in Creſcimbeni's Sammlung: Vite degli Arcadi illustri T. I. Daran ſchließt ſich die ſehr ſchön in lateiniſcher Sprache geſchriebene Lebensgeſchichte, welche den Abbate Marotto zum Verfaſſer hat und in dem ſechsten Volumen der Vitae Italorum doctrina excellentium, qui saeculo XVII. et XVIII. floruerunt, auctore *Angelo Fabronio* (Pisis 1780.), p. 169 sq. abgedruckt iſt. Ferner ein darnach zum Theil abgefaßter Artikel von Visconti in der Biographie Universelle T. XIV. p. 27 sq. Vergl. auch J. P. Niceron's Nachrichten u. ſ. w., herausg. von Siegm. Jac. Baumgarten. (Halle 1751.) 5. Th. S. 118 fg. *Saxe*, Onomastic. liter. P. V. p. 278 sq. [16]). (*Baehr.*)

FABRI (Dionysius), der älteſte livländiſche Rechtsgelehrte, aus Pommern [1]) gebürtig, war zur Zeit Plettenberg's Ordensſyndikus und ſtand in dem größten Anſehen. Der genannte Ordensmeiſter, der gern einige Ritter aus dem Lande entfernt wünſchte, gab vor, er habe in der Schlacht wider die Ruſſen bei der heiligen Jungfrau Maria gelobt, eine Wallfahrt nach Jeruſalem zu thun; da jedoch ſeine Schwächlichkeit ihm die Unternehmung der Reiſe nicht erlaube, wolle er dieſelbe den älteſten Rittern auflegen und anpreiſen. Aber ſie waren zu der fernen Reiſe nicht geneigt. Nur der einzige Komthur Rupert zu Vellin erbot ſich, dieſelbe unter dem Titel eines Ordensgeſandten unternehmen zu wollen. Da ihm dieſes bewilligt ward, brach er im J. 1504 aus Livland auf, und nahm Fabri'n als Worthalter mit ſich. Mit einer Bedeckung von 50 Reitern begaben ſich beide an den kaiſerlichen und an den päpſtlichen Hof, erhielten hier Päſſe, gelangten glücklich nach Jeruſalem und von da wieder nach Livland zurück. Hier war Fabri nun wieder thätig als Juriſt. Als Procurator und Vormünder, wie er ſich nennt [2]), diente er denen in Livland, dem gemeinen Adel, in den Stiften und Harrigen und Wirland ſeit vielen Jahren her in Rechtsgängen [3]), im Ritterrechte, und lernte hierbei auf den Gerichtstagen die Verlegenheit und Noth kennen, welche die Gudemannen [4]) um Procuratoren, welche ſie in ihren Rechten vertheidigen ſollten, hatten und wie ſie aus Mangel an gehöriger Verwahrung oft Habe und Gut verloren. Um daher den in Proceſſe Verwickelten ein Hilfsmittel, ſich ſelbſt helfen zu können, an die Hand zu geben, verfaßte Fabri, welcher Forſchungen bei den alten Räthen angeſtellt, und ſich Rechtskenntniß erworben hatte, und gab heraus: Formulare Procuratorum Proces unde Rechtes Ordeninge, rechter arth und Wise der Ridderrechte in Lifflande so wol yn den Stifften, alse yn Harien und Wirlande, unde gemennichlicken ym gebruke aver ganzem Lifflande, mutatis mutandis. Dith Bock ys yn viff dele gedelet, unde leret ſyn, wo me saken, ym rechten anvangen, middelen, unde endigen, Klage unde

S. 203 fg. Vgl. auch Journal des Savans 1699 S. 627 und die Acta Eruditt. deſſelben Jahres S. 337.

13) ſ. in *J. C. Orelli*, Inscriptt. Collect. T. I. p. 35. 14) ſie ſtehen bei *Saxe*, Onomastic. lit. V. p. 280, wo auch noch andere Verweiſungen zu finden ſind. 15) ſ. *Ciampini*, Vet. monum. I. p. 135.

16) In der Centuria Fabriciorum des berühmten Joh. Albert Fabricius ſollte auch Fabretti vorkommen, indeſſen unterblieb daſſelbe, da die dritte Centuria, in welcher Fabretti ſeine Stelle erhalten ſollte, nicht erſchien.

1) Er unterſchreibt ſich Dionyſius Fabri, Pamer. 2) in ſeiner Zueignung ſeines Formulare Procuratorum an die ehrbaren, erenfeſten und feſten Junker und Gudemannen des ganzen Adels in Livland bei *Gerh. Oelrichs*, Dat Rigische Recht und de gemenen stichtischen Rechte ym Sticht van Ryga geheten dat Ridder-Recht nebst Dionysii Fabri Formulare Procuratorum. (Bremen 773.) S. 155. 3) Proceſſen. 4) Vaſallen.

Andwerde, Vnde alle andere nödige Dinge vm rechten schicken, formeren, unde stellen schölle, Vnde vs vm XXXVII jare, angevangen, unde vm XXXVIII[5]) geendiget, und se thor Prente[6]), den Lifflendischen Junckeren, Armen unde ricken ock anderen des Rechten, nodtrofftich, thom besten uthgesandt, Gott geve syne gnade, dat recht, recht gefordert unde gerichtet werde, darup de name des Heren, gepriset unde ewlich gebenediet werde, Amen. So lautet der Titel; am Ende des Werkes lieſt man: Gedrucket und vullendet yn dem MDXXXIX yare am dörteinden Dage des Hervestmaens. Dieſes Formulare beſteht aus funfzehn Bogen in 4. und ſechs Büchern, von welchen das erſte von der Vorladung, Anklage und Verantwortung, das zweite von dem Rechtsgang in den Niedergerichten und der Appellation; das dritte von dem Rechtsgange und der Appellation, das vierte von Execution und Ausrichtung, und das fünfte von der Bekreuzung handelt. Das ſechste Buch, welches vom peinlichen Rechtsgange handeln ſollte, hat der Verfaſſer nicht geliefert. Zwei Jahre früher, als das Formulare im Drucke erſchien, hatte er ſich durch Herausgabe des Ritterrechts verdient gemacht, welches im J. 1537[7]) in 4. gedruckt wurde unter dem Titel: De gemenen Stichtischen Rechte, ym Sticht van Ryga, geheten dat Ridderrecht. Mit Einynge unde uthanwerdinge der Buren, dorch den hochwerdigen unde Grothmechtigen Försten unde Heren Heren Michaelem Ertzbisschop tho Ryga, unde Wolthern van Plattenborch Meister dudesches Ordens tho Lyfflandt gemaket unde vorsegelt. Da die Drucke ſowol des Ritterrechts als auch des Formulare ſo ſelten geworden, daß ſie Handſchriften gleich zu achten waren, gab Ölrichs beides zu Bremen 1773 in 4. mit einem Gloſſar verſehen heraus. (*Ferdinand Wachter.*)

FABRI (Heinrich), aus Höningen (d. h. Hüningen) gebürtig und teutſcher Schullehrer zu Hausberg, bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts, hinterließ einen teutſchen Briefſteller unter dem Titel: Ein güldin Epiſtelbüchlein dergleichen nit geſehen worden. (Cöln 1565. Frankfurt 1590.) (Dr. *Grässe.*)

FABRI (Gregor), proteſtantiſcher Superintendent, augsburger Confeſſion, dieſſeit und jenſeit der Theiß zu Eperjes und gekrönter kaiſerl. Dichter, geb. zu Hruſſowa (ſpr. Chruſchowa) in der gömörer Geſpanſchaft am 6. März 1718. Er ſtudirte im Vaterlande zu Rimabánya, Padár und Osgyán (wo er die ungariſche Sprache erlernte) und zu Käsmark in der zipſer Geſpanſchaft (wo er die teutſche Sprache erlernte) unter den Rectoren Georg Buchholtz und Georg Sartoris. Zu Käsmark wurde er auch zum Subrector des evang.-luth. Lyceums ernannt, welche Stelle er drei Jahre lang bekleidete. Dann begab er ſich, nach erhaltener königl. Erlaubniß, nach der Univerſität zu Jena, wo er am 23. Nov. 1747 durch den Pfalzgrafen (Comes Palatinus) Karl Friedrich Kaltſchmied mit dem Lorbeerkranze zum kaiſerl. Poëta laureatus gekrönt wurde. Nach einem vierjährigen Aufenthalte zu Jena beſuchte er noch die Univerſitäten zu Leipzig, Wittenberg, Halle, Erlangen. Auf der letzten verweilte er ein ganzes Jahr lang. Dann reiſte er über Ansbach, Nürnberg, Altdorf, Regensburg, Wien, in ſein Vaterland zurück, wo ihm die Rectorſtelle an dem evangeliſch-lutheriſchen Collegium zu Eperjes angeboten wurde, welche Stelle er 18 Jahre lang mit Ruhm zum Nutzen der Schuljugend bekleidete, bis er zum ſlawiſchen Prediger ernannt wurde. Endlich erwählte man ihn im J. 1774 zum evang. Superintendenten A. C. in dem Diſtricte dieſſeit und jenſeit der Theiß. Außer mehren lateiniſchen Gelegenheitsgedichten und Reden gab er heraus das ſchätzbare pädagogiſche Werk: Considerationes rei scholasticae ad publicum juventutis patriae emolumentum in melius vertendae. (Wien 1773.) In der Handſchrift hinterließ er mehre ſchätzbare gelehrte Arbeiten. (*Rumy.*)

FABRI (Stephan), Profeſſor der Philoſophie und der Geſchichte von Ungarn und Statiſtik in dem evangeliſch-lutheriſchen Lyceum zu Presburg, geſt. am 20. März 1817. Er war in der gömörer Geſpanſchaft geboren und ſtudirte in dem evangeliſch-lutheriſchen Collegium zu Eperjes in der ſcharoſcher Geſpanſchaft, wo um ſeine Erziehung und Unterſtützung der daſige gelehrte Superintendent Gregor Fabri (ſ. d.), ſein Oheim, ſich viele Verdienſte erwarb, in dem Lyceum zu Presburg und auf der Univerſität zu Jena. Nach ſeiner Rückkunft von der Univerſität wurde er zuerſt Rector des evangeliſch-lutheriſchen Gymnaſiums zu Modere in der presburger Geſpanſchaft 1783, von wo er aber nach zwei Jahren nach Presburg berufen wurde. Er war ein gelehrter Mann und beſaß vorzüglich in der vaterländiſchen Geſchichte und Statiſtik ausgezeichnete Kenntniſſe. Durch eine leichte Lehrmethode und durch ſeine raſtloſen Bemühungen um die Vermehrung der Bibliothek und das Beſte des Alumneums und des Convicts des presburger evangeliſch-lutheriſchen Lyceums erwarb er ſich um dieſe Lehranſtalt ausgezeichnete Verdienſte. Eine einfache eingezogene Lebensweiſe, Liebe zu den Seinigen und zur Schuljugend, treue Freundſchaft, Liebe zur Natur, raſtloſer Fleiß in ſeinen Amtsgeſchäften, fortgeſetzte Lectüre, um in den Wiſſenſchaften mit der Zeit fortzuſchreiten, Geduld in ſeinen langwierigen körperlichen Leiden, bei geſchwächter Geſundheit und Gleichmuth bei widrigen Schickſalen, Kränkungen und Verfolgungen zeichneten ſeinen Charakter aus. Unter andern griff ihn ein undankbarer und rachſüchtiger Schüler nicht nur mündlich und ſchriftlich, ſondern auch im Intelligenzblatte der Jenaiſchen Literaturzeitung 1807 auf die niedrigſte und unwürdigſte Weiſe an, und gab dadurch gleichſam das Signal, daß ſpäter auch andere undankbare Schüler in Ungarn ſich ähnliche Ausfälle auf verdiente proteſtantiſche Lehrer mündlich und in öffentlichen Blättern erlaubten. Im Druck erſchienen von ihm nur einige Gelegenheitsſchriften, er ſammelte aber vie-

5) nämlich 1538, wie aus dem Dato der Zueignung hervorgeht. 6) Druck. 7) über den nicht genannten Druckort herrſchen verſchiedene Angaben; ſ. Gadebuſch, Livländiſche Bibliothek. 1. Th. S. 312.

les zur Geſchichte und der kirchlichen Statiſtik von Ungarn, was des Druckes würdig wäre. In dem Jahre, in welchem er ſtarb, bekleidete er grade die Rectorſtelle. Seinen Charakter und ſeine Verdienſte um das presburger Lyceum A. C. hat ſein würdiger College, der beredte Profeſſor Johann Groß (Profeſſor der praktiſchen Philoſophie, Weltgeſchichte und claſſiſchen römiſchen Literatur) treffend geſchildert in Parentale sacrum in honorem ac memoriam Stephani Fabri, Professoris et Rectoris Lycei A. C. Posoniensis, viri virtutibus meritisque de re scholastica immortalis, oratione habita a *Joanne Gross*, ejusdem Lycei Professore et h. t. Rectore. (Posonii, typis Sim. Petri Weberi 1817. 4.) (*Rumy.*)

FABRI (Johann Ernst [1]), ward zu Öls in Schleſien am 16. Juli 1755 geboren. Sein Vater Johann Ehregott Fabri war Prorector an dem dortigen Gymnaſium, ein vielſeitig und gründlich gebildeter Mann, der ſich die Erziehung ſeiner beiden Söhne ſehr angelegen ſein ließ. Frühzeitig kam dieſer ältere Knabe auf das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, verdankte jedoch hauptſächlich ſeine Bildung den Bemühungen des Vaters, der ihn nicht blos in Sprachen und Mathematik, ſondern auch in der Muſik ſorgfältig und mit glücklichem Erfolge unterrichtete. Beſonders hatte ſich derſelbe große Fertigkeit in lateiniſchen und griechiſchen Verſen erworben und beſaß bereits als Schüler ſoviel Vertrauen, daß ihm nicht blos der Unterricht jüngerer Mitſchüler, ſondern ſogar das Predigen auf benachbarten Dörfern übertragen werden konnte. Wenn er trotz ſichtbarer Fortſchritte bis zum Jahre 1776 auf der Schule blieb, ſo lag der einfache Grund in der Dürftigkeit des Vaters, dem ſeine Stellung die Unterhaltung des Sohnes auf der Univerſität erſchwerte und nur durch anderweitige Unterſtützungen möglich machte.

Fabri war bereits 21 Jahre alt, als er nach der Sitte jener Zeit mit mehren ſeiner Landsleute (unter ihnen befand ſich Fleck, deſſen Name ſpäter in ganz anderm Gebiete glänzte) von Breslau aus die Reiſe nach Halle antrat. Theologie ſollte ſein Studium ſein, da die Armuth von der Wahl jeder andern Wiſſenſchaft zurückſchreckte. Unter den theologiſchen Lehrern in Halle ragte damals Semler hervor, neben ihm machte ſich bereits Nöſſelt geltend; dieſe und aus der philoſophiſchen Facultät Schütz, Eberhard, Thunmann und Goldhagen, als Arzt und Naturhiſtoriker gleich ausgezeichnet, zogen den angehenden Studirenden beſonders an. Da er ſich durch anhaltenden Fleiß und reges Streben auszeichnete, erregte er die Aufmerkſamkeit Semler's, der ihn ſchon im zweiten Halbjahr in das theologiſche Seminar aufnahm und bald darauf zum Senior dieſes akademiſchen Inſtituts machte.

Dies Seminar war durch Semler weſentlich umgeſtaltet worden; aus einer bloßen Beneficienanſtalt war eine wirkliche Pflanzſchule beſonders für Lehrer gemacht, deren Mitglieder durch Chr. G. Schütz, der ihm als Inſpector beigegeben war, Vorleſungen über die alte Literatur, Übungen in ſchriftlichen Aufſätzen und im Diſputiren erhielten. Auf des Miniſters von Zedlitz Wunſch wurde im April 1777 eine kleine Schule damit verbunden, in welcher die Seminariſten Gelegenheit erhielten, bewährte Methode theils anwenden zu ſehen, theils ſelbſt in Ausübung zu bringen, und ſo dem damals allgemein verbreiteten Geſchrei nach Baſedow'ſcher Erziehungsweisheit entgegenzuarbeiten. In dieſem Erziehungsinſtitute (denn ſo hieß es amtlich), das ſich der beſondern Gunſt des Miniſters erfreute, erhielt Fabri den geographiſchen Unterricht. Dieſer ſcheinbar unbedeutende Umſtand hat ſeinem ganzen Leben eine beſtimmte Richtung gegeben. Denn wie es ihn einerſeits der Theologie, die bei den damaligen Bahrdt'ſchen Händeln und ihren verdrießlichen Folgen für den verdienten Semler ohnehin wenig Anziehungskraft haben konnte, immer mehr entfremdete und zum gänzlichen Aufgeben dieſes Studiums ſelbſt wider den Willen des 1780 erſt verſtorbenen Vaters veranlaßte, ſo hat es ihm andererſeits die Bahn zu einem Lehramte eröffnet und ſeine wiſſenſchaftliche Thätigkeit auf ein Gebiet gewieſen, auf dem damals ſelbſt neben Büſching noch außerordentlich viel zu thun war.

Nachdem er bereits 1778 die kleine Schrift de ἀοσδοῖς verfaßt und darin eine Probe ſeiner philologiſchen Kenntniſſe gegeben hatte, erhielt er 1781 das Inſpectorat der königlichen Freitiſche und dadurch einen kleinen Gehalt, der ihm das, was er vorher aus Seminariengeldern bezogen hatte, zu erſetzen ausreichte. Bereits ein Jahr vorher, hatte er ſich als Privatdocent habilitirt und 1781 durch die einflußreiche Mitwirkung ſeines Freundes und Lehrers Schütz, der kurz vorher dem Rufe nach Jena gefolgt war, von der dortigen philoſophiſchen Facultät die Magiſterwürde honoris causa erhalten. Im Winterhalbjahre 1781—82 begann er Vorleſungen bei der Univerſität zu halten, bei denen man zunächſt ſeinen Fleiß bewundern muß, da fünf Vorleſungen (denn ſoviel pflegte er in jedem Halbjahr zu halten) neben den ſich immer mehr ausbreitenden wiſſenſchaftlichen Arbeiten einen außerordentlichen Aufwand von Zeit und Kraft in Anſpruch nehmen mußten. Es bezogen ſich dieſelben zunächſt auf Geographie; die des Alterthums lehrte er nach Oberlin's Compendium, neuere Geographie zuerſt nach Gatterer, bald aber nach den eigenen Lehrbüchern; dazu kam ſeit 1784 ein ſogenanntes Zeitungscollegium in zwei, nachher in einer Stunde wöchentlich und eigentlich philologiſche Vorleſungen bald über Homer's Iliade, bald über Cicero's Orator, die er auch nach F. A. Wolf's Berufung noch fortzuſetzen pflegte. Nicht minder nahm die naturforſchende Geſellſchaft ſeine Zeit in Anſpruch. Er war einer der Mitſtifter derſelben am 3. Juli 1779 und ſchon im Herbſt 1780 wurde er ihr Secretair, was er bis zum Jahr 1786 [2]) unausgeſetzt blieb. Seinen Bemühungen hauptſächlich war die Herausgabe des erſten Bandes

1) Meuſel und Alle, die ihm nachſchreiben, führen noch einen dritten Vornamen, Ehregott, an, der aber weder in ältern noch in neuern Schriften ſich findet und auf einer Verwechſelung mit dem Namen ſeines Vaters zu beruhen ſcheine.

2) Die nachläſſige Geſchichte dieſer Geſellſchaft von Schmieder gibt fälſchlich das Jahr 1784 an.

der Schriften dieſer gelehrten Geſellſchaft zu verdanken, der 1783 erſchien und erſt ſpät einen Nachfolger erhielt. Dieſe Geſellſchaft brachte ihn in nähere Verbindung mit dem eifrigen Naturforſcher Leyſer, der ihr Präſident war, mit dem fleißigen geographiſchen Sammler Stuck, dem Kämmerer der Stadt Halle, mit dem Weltumſegler Johann Reinhold Forſter und andern, die ſeine wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen auf das Freundlichſte unterſtützten.

Während Fabri „mit der größten Treue, mit dem lebhafteſten Fleiße und recht aus eigenem Geſchmacke³)" in dem Erziehungsinſtitute unterrichtete und dabei ein vorzügliches Lehrtalent entwickelte, das auch Gedicke's Aufmerkſamkeit erweckte und ſeinen öffentlich ausgeſprochenen Beifall fand, war es wieder Schütz, der ihn zu der erſten Arbeit auf dem Felde der Geographie veranlaßte. Das neue Elementarwerk, welches derſelbe begann, verlangte auch eine neue Bearbeitung der Geographie nach einem neuen, mit dem für alle andern Unterrichtszweige entworfenen genau zuſammenhängenden Plane. Dieſer war von Semler und Schütz gegeben, nur die Ausführung wurde Fabri übertragen. Um ſich dazu geſchickter zu machen, unternahm er zwei Reiſen. Das Ziel der einen war Göttingen, oder vielmehr die ausgezeichnete Bibliothek dieſer Univerſität, deren Schätze ihm auf die bereitwilligſte Weiſe von Heyne und Dieze zur Benutzung eröffnet wurden. Wie viel er in dieſer kurzen Zeit ſeines Aufenthalts, der nicht viel länger als ſechs Wochen dauerte, geleſen und ausgezogen hat, kann man aus der Anzeige der bei dem geographiſchen Lehrbuche gebrauchten Hilfsmittel (p. XXXV—XXXXIV) am leichteſten erſehen. Die Bekanntſchaft mit Blumenbach, Gatterer, Schlözer, Käſtner, Lichtenberg, Beckmann u. a. erhöhte den Reiz dieſes an wiſſenſchaftlicher Ausbeute reichen Aufenthalts. Die andere Reiſe ging nach Berlin, wo damals Rath Büſching die Bearbeitung der Geographie mit dem beſten Erfolge unternommen hatte und ihrer Fortbildung einen großen Theil ſeiner Zeit widmete. Die freundliche und herzliche Aufnahme, die Fabri bei ihm fand, die eindringliche Aufmunterung, Mühe und Arbeit nicht zu ſcheuen, hatte die beſten Folgen und beſtärkte ihn noch mehr in ſeinem Eifer für die Wiſſenſchaft, der er ſein Leben zu widmen ſchon feſt entſchloſſen war. Die erſte Frucht war das „geographiſche Lehrbuch für die erſten Anfänger, oder die unterſte Claſſe," der zweite Theil des Elementarwerks (Halle b. Gebauer 1780), dem 1782 der zweite, viel umfangreichere Curſus folgte und 1790 mit drei Bänden vollendet war. Hier war nicht ängſtliche Abhängigkeit von ſeinem großen Vorgänger, ſondern das Ergebniß eigener mühevoller Arbeit, der auch die wohlverdiente Anerkennung nicht fehlte. Denn bereits 1788 erſchien die zweite und 1799 die dritte, vielfach vermehrte und neu umgearbeitete Ausgabe; ſelbſt in Frankreich wurde das Werk durch eine Überſetzung verbreitet. Das Verdienſt dieſes Werkes beſtand darin, daß Fabri mit kluger Wahl das für die zartere Jugend Geeignete beſonders behandelte, von den nächſten Umgebungen ausging und durch allmäliges Fortſchreiten den Geſichtskreis des Schülers erweiterte und durch anſchauliche Lebendigkeit ihn für dieſe Kenntniſſe empfänglicher machte.

Neben dieſer größern Arbeit beſchäftigten ihn mehre kleinere. So erſchien 1782 Johann Heinrich Zopf's Grundlegung der Univerſalhiſtorie verbeſſert und bis zum Jahre 1782 fortgeſetzt, von welchem Buche er auch 1786 die neunzehnte Ausgabe beſorgte. In demſelben Jahre begann er das geographiſche Leſebuch zum Nutzen und Vergnügen, von dem bis 1787 ſieben Bändchen erſchienen ſind, welche Nachrichten von beſondern Sitten und Gewohnheiten, von Luſtbarkeiten, Religionsgebräuchen und dgl., umſtändlichere Beſchreibungen verſchiedener Gegenden, einzelner Städte enthalten, zu denen theils gedruckte Quellen, theils ſchriftliche Berichte ſeiner Freunde benutzt wurden. 1791 begann er ein neues geographiſches Leſebuch, das jedoch nicht über den erſten Theil gediehen iſt. Während dieſes Werkchen mehr der Jugend zu belehrender Unterhaltung beſtimmt war und Einzelnes, das in der Elementargeographie nur kurz berührt war, weiter entwickeln ſollte, dachte er auch an den Gelehrten und eröffnete für wiſſenſchaftliche Zwecke als Repertorium 1783 das geographiſche Magazin, von dem in dem Verlage der Gelehrten-Buchhandlung zu Deſſau 14 Hefte oder vier Bände erſchienen ſind. Eine Fortſetzung dazu bildet das „Neue geographiſche Magazin" im Verlage des Waiſenhauſes zu Halle (1785—1789) in vier Bänden. 1784 erſchien der erſte Band der „Sammlung von Stadt-, Land- und Reiſebeſchreibungen mit Kupfern und Karten, zu dem 1786 noch ein zweiter kam. Es bedarf keiner Erinnerung, daß Fabri hierbei die Mitwirkung ſeiner gelehrten Freunde in Anſpruch nahm; unter ihnen war auch ſein Landsmann, Joh. Sam. Erſch, der in jener Zeit die halle'ſche Univerſität bezog und beſonders durch Fabri zu ſeinen erſten ſchriftſtelleriſchen Arbeiten in jenen Zeitſchriften aufgemuntert wurde. Größere Werke anderer Freunde führte derſelbe durch Vorreden ein, wie er ſie zur teutſchen Überſetzung von Hartſink's Beſchreibung von Guiana (Berlin 1784) und zu Stuck's Verzeichniß von ältern und neuern Reiſebeſchreibungen (Halle 1784) geliefert, und in demſelben Jahre ſeines Vaters „hiſtoriſches Tagebuch nebſt einer kurzen Erzählung der darin angeführten Begebenheiten" herausgegeben hat.

Die erſte Darſtellung der Geographie, welche er für das Elementarwerk unternahm, war nach einem vorgezeichneten Plane für engere Kreiſe beſtimmt; wollte er ſelbſtändig auftreten, ſo mußte er ebenſo für die erſten Anfänger als für die Gereifteren noch beſondere Werke herausgeben. Das Letztere geſchah bereits 1784 in dem „Handbuch der neueſten Geographie in zwei Abtheilungen," welches 1787, 1790, 1793, 1795, 1797, 1800, 1803, 1806⁴) und endlich 1819 in der zehnten Ausgabe erſchien. Der „kurze Abriß der Geographie" erſchien zuerſt 1785, dann 1786 (worauf zwei ungerechte wiener Nachdrücke folgten), 1789, 1791, 1794, 1796, 1799, 1800, 1802 (wovon Doll in Wien einen Nachdruck mit

3) Worte von Schütz.

4) Zu dieſer Ausgabe erſchien 1808 ein beſonderer Anhang.

der Jahrzahl 1804 lieferte), 1804, 1805, 1806, bis 1817 die funfzehnte Auflage keine weitere Nachfolgerin gefunden hat. Dieſe beiden Werke hauptſächlich haben ſeinen Ruf begründet, da das letztere in den meiſten Schulen eingeführt und durch mehrfache Überſetzungen auch ins Ausland verpflanzt wurde. Daneben begann er in der Geographie für alle Stände, von der 1786—1808 der erſte Theil in fünf Abtheilungen erſchienen iſt, eine Darſtellung, die an Reichhaltigkeit des Stoffes und gründlicher Sorgfalt der Behandlung alle vorhandenen Werke übertraf, leider aber nicht über die allgemeine Geographie und den größern Theil Teutſchlands hinausgekommen iſt, weil die kriegeriſchen Unruhen und häusliche Misverhältniſſe und andere nicht in des Verfaſſers Gewalt liegende Umſtände die Fortſetzung hinderten.

Alles dies war in Halle theils ausgeführt, theils begonnen, und trotz dem fand er noch Zeit, im April 1786 die Direction der halle'ſchen politiſchen Zeitung zu übernehmen, die er als „Allgemeine politiſche Zeitung für alle Stände" 1787 und 1788 mit Hammerdörfer und Erſch, 1789 und 1790 wieder allein auch in Jena fortſetzte, mit dem letztern Jahre aber aufhören ließ.

Mehre Berufungen zu einem Schulamte lehnte er ab; eine Stellung an der petersburger Akademie wollte er nur unter Bedingungen annehmen, welche den Curatoren nicht genehm waren. Und doch geſchah in Halle, wo viele Profeſſoren, aber wenig und ſpärliche Gehalte waren, nichts für ihn, da grade in jener Zeit die Fächer der Geſchichte und Statiſtik vollſtändig beſetzt waren. Unter ſolchen Verhältniſſen war es ihm nicht zu verargen, daß er 1786 eine außerordentliche Profeſſur der Geographie und Statiſtik in Jena ſelbſt ohne Gehalt annahm und die ihm lieb gewordene Stadt verließ.

Seine Vorleſungen in Jena fanden vielen Beifall, namentlich das Zeitungscollegium, das er bei ſeinen gründlichen Kenntniſſen, bei ſeinen ausgebreiteten Bekanntſchaften und ſeinem unausgeſetzten Briefwechſel ebenſo belehrend als durch angenehme Erzählung anziehend zu machen verſtand. Schon 1787 verheirathete er ſich mit einer Tochter des Conſiſtorialpräſidenten Eccard in Eiſenach, Suſanne Charlotte, die ſich gern und leicht an die Beſchränkungen des neuen Hausſtandes gewöhnte und Leid und Freud getreulich mit ihm getheilt hat. Sieben Jahre hatte er bereits in Jena gelehrt, ohne einen Gehalt erhalten zu haben oder zu einer ordentlichen Profeſſur befördert zu ſein, ja die Ausſicht dazu wurde immer ferner gerückt. Wenn auch das lebendige geiſtige Treiben, das damals jene Univerſität auszeichnete, ihn anzog, wenn die Freundſchaft eines Schütz, Loder, Bertuch u. a. ihm reichen Erſatz für Zurückſetzung und Entbehrung bot, ſo reichte dies doch nicht aus, die Bedürfniſſe der wachſenden Familie zu beſtreiten und die ſchriftſtelleriſchen Arbeiten mußten beeilt werden, um nur Subſiſtenzmittel zu ſchaffen. Daher begann er 1788 mit Hammerdörfer die neue hiſtoriſch-geographiſche Monatsſchrift, die 1789 als hiſtoriſch-geographiſches Journal fortgeſetzt wurde und ſchon mit dem zweiten Stücke des Jahres 1790 einging. Es folgten dann „Beiträge zur Geſchichte, Geographie und Staatenkunde" (1793—1796) in ſechs Stücken, und ſchloſſen als Magazin mit drei Bänden im Jahre 1797.

1794 erhielt er einen Ruf zur Redaction der erlangiſchen Realzeitung. Er beſann ſich nicht lange, ihn anzunehmen, da das Redactionsgeſchäft ihm immer noch Zeit zu wiſſenſchaftlichen Arbeiten und ſelbſt zu akademiſchen Vorleſungen übrig ließ. Im Juli trat er dies Amt an, das er zehn Jahre lang mit dem günſtigſten Erfolge für den Abſatz der Zeitung bekleidet hat. Er begann auch wirklich daneben akademiſche Vorleſungen und wurde gern gehört, ja ſeine Verdienſte fanden auch bei den vorgeſetzten Behörden Anerkennung, aber dieſe beſtand eben nur in Lobſprüchen und in Klagen, daß man noch nichts für ihn thun könne. Zwei Rufe, nach Heidelberg und nach Würzburg, veranlaßten die Studenten, um Erhaltung ihres geliebten Lehrers unmittelbar bei dem Könige ſelbſt einzukommen. Jetzt erſt wird ihm ſichere Hoffnung zu einer Profeſſur gemacht und endlich auch 1805 erfüllt, aber wieder ohne Gehalt, deſſen Größe in Kurzem beſtimmt werden ſollte. Da mußte der verhängnißvolle Krieg ausbrechen; das ganze baireuthiſche Gebiet wurde von den Franzoſen beſetzt, die Univerſität in ihrer Frequenz verringert, die Ausſicht auf literariſchen Gewinn entzogen. Und doch hatte Fabri in der beſtimmten Hoffnung auf Beſoldung die Zeitungsredaction aufgegeben, wodurch er ſich nun aller Hilfsmittel beraubt und dem Mangel bloßgeſtellt ſah. Zwar hatten ihm 1809 die Franzoſen einen jährlichen Gehalt von 800 Gulden ausgeſetzt, aber die Einkünfte der Univerſität reichten nicht aus, ſie zu zahlen, und ſelbſt die neue bairiſche Regierung nahm Anſtand darauf einzugehen, bis König Max 1812 die Auszahlung aller Rückſtände ſeit 1809 befahl und dadurch auf einige Zeit die Noth linderte, und endlich 1815 die monatliche Auszahlung des feſtgeſetzten Gehalts angeordnet wurde. Seit 35 Jahren hatte er geleſen, ſeit 28 Jahren war er Profeſſor, im 60ſten Lebensjahre erhielt er endlich eine feſte Beſoldung! Aber damit war das Maß ſeiner Leiden noch nicht erfüllt; auch die Kränkung der Zurückſetzung kam hinzu, als 1821 die durch Meuſel's Tod erledigte Profeſſur der Geſchichte, die reichlicher ausgeſtattet war, nicht ihm, ſondern wider alles Erwarten einem Andern zufiel. Das wirkte auch auf ſeine Geſundheit nachtheilig, denn ſeine Kräfte nahmen ſeitdem immer mehr ab, bis er am 30. Mai 1825 ſanft und ruhig einſchlief.

In Erlangen hatte er nur zwei ſelbſtändige Werke verfaßt, 1800 einen Abriß der natürlichen Erdkunde, beſonders Geognoſtik und 1808 eine Encyklopädie der hiſtoriſchen Hauptwiſſenſchaften und deren Hilfsdoctrinen, welches Buch in ſeinen künſtlichen Eintheilungen und ſeiner ungleichmäßigen Durchführung zwar getadelt wurde, aber doch zu ſeiner Zeit als das brauchbarſte galt.

Mit ausgezeichneten Anlagen verband Fabri eine ſeltene Ausdauer bei anſtrengenden Arbeiten, ſodaß er oft ganze Monate nicht das Haus verließ, am frühen Morgen zu arbeiten begann und dies bis in die Nacht hinein fortſetzte. Die Frucht ſolcher Anſtrengungen waren ſeine gründlichen und mannichfaltigen Kenntniſſe. Nicht

blos auf die Geographie waren dieſelben beſchränkt, in deren Geſchichte er nach Büſching den erſten Platz einnimmt, auch ſeine hiſtoriſchen Kenntniſſe, ſeine Bekanntſchaft mit den alten und mit vielen neuern Sprachen war ausgezeichnet. Seine akademiſche Thätigkeit beſchränkte ſich nicht auf die Vorleſungen, die mit manchem heitern Scherze gewürzt waren; auch als väterlicher Freund und Berather ſtand er den Studirenden nahe. Freundlich und mild in ſeinem Urtheil, heiter und fröhlich im Umgang, treu und feſt als Freund und Vertrauter, gottergeben in allen Leiden, hat er ein Andenken bei denen, die ihn kannten, zurückgelaſſen, das die Zeit nicht leicht vernichten wird.

Über ſein Leben gibt einige Nachricht der neue Nekrolog der Teutſchen 3. Bd. S. 1462—1464, aber dieſe iſt in nachläſſiger Weiſe aus den verſchiedenen Bänden von Meuſel compilirt. Das Beſte iſt die auch durch ihre claſſiſche Form ſich auszeichnende Memoria *Joannis Ernesti Fabri*, in academia Erlangensi P. P. O. (Norimbergae 1826.) 19 p. 4., welche der Sohn, Joh. Wilh. Fabri (jetzt Rector des Gymnaſiums zu Nürnberg), dem Andenken ſeines Vaters gewidmet hat. Dieſes Schriftchen habe ich beſonders benutzt. (*Fr. A. Eckstein.*)

FABRI (Steffano), ein Componiſt, lebte um das Jahr 1648 zu Rom als Muſikdirector an der franzöſiſchen Nationalkirche des heil. Ludwig's (ſ. *Kircheri* Musurgia lib. 7. p. 614), war aber ſchon 40 Jahre früher durch ſeine Werke bekannt geworden, von denen eins in Teutſchland nachgedruckt wurde unter dem Titel: Tricinia sacra juxta duodecim modorum Seriem concinnata. (Nürnberg bei Dan. Kauffmann 1607.) (ſ. *Draud.* Bibl. Class.) — Soviel berichtet Gerber in ſ. neuen Lexikon der Tonkünſtler. Baini in ſeinem von Franz Sales Kandler überſetzten Werke: „Über das Leben und die Werke des G. Pierluigi da Paleſtrina" nennt zwei Brüder gleiches Vornamens, deren jüngſter ein Schüler Bernardini Nanini's war und zu ſeinem Schüler den D. Franc. Beretta hatte. Nach der chronologiſchen Reihenfolge der Kapellmeiſter der drei Hauptkirchen Roms war der Älteſte vom 26. April 1599 bis zum letzten Sept. 1601 Kapellmeiſter im Vatican, der Kirche des heil. Petrus, und 1603 Kapellmeiſter der St. Johanniskirche im Lateran, wo ihm 1607 Curzio Manzini folgte. — Der jüngere, aus der römiſchen Schule, war einige Jahre Maeſtro an der Kirche di S. Luigi, ſpäter zu S. Maria Maggiore von 1657—1658, wo er im 52ſten Jahre ſeines Alters ſtarb. (Die beiden Brüder müſſen alſo den Jahren nach ſehr weit aus einander geweſen ſein.) Das oben von Gerber nach der Bibliothek des Draudius angeführte Werk muß folglich den ältern Steffano Fabri zum Verfaſſer haben. Es iſt alſo falſch, daß keine Compoſitionen des ältern mehr bekannt wären. Von dem jüngeren ſind zwei-, drei-, vier- und fünfſtimmige Motetten in Rom 1650 bei Fei gedruckt worden, und 1660 ebendaſelbſt concertirte, d. h. mehrſtimmige, Pſalmen.

Im Jahre 1700 machte ſich in Italien eine Sängerin, Anna Maria Fabri, berühmt und erhielt ſich in Anſehen bis 1730. Sie war aus Bologna. Aus demſelben Orte ſtammte auch einer der berühmteſten Tenoriſten jener Zeit, deſſen Blüthe in das Jahr 1730 fällt, wo die Sängerin aufhörte. Er hieß Annibale Pio Fabri. In welchem Verhältniſſe Beide zu einander geſtanden haben, iſt unbekannt. Händel nahm den Tenoriſten im Jahre 1730 mit nach London, wo er als Opernſänger großen Beifall fand. Von hier wurde er zum fürſtlichen Sänger in Heſſen-Darmſtadt gemacht, wo er ſich verliert, wie der Rhein im Sande.

Des Honoratus Fabri Abhandlung de vibratione chordarum mag nach Mattheſon mit erwähnt werden. Sie ſteht in ſeinem tractatu physico. Der Mann wurde in Belay 1607 geboren, wurde Jeſuit 1626, Lehrer am Gymnaſium zu Lyon und endlich Pönitentiarius zu Rom. (*G. W. Fink.*)

FABRIANO, Ort des Kirchenſtaates, in der anconitaniſchen Mark, Delegation Macerata. Die Stadt liegt an den Abhängen des Apennin, umfloſſen vom Flüßchen Giano (links in den Eſenio), von dem Arme durch den Ort gehen und viele Papiermühlen treiben. Mit Recht ſagt das Novum Theatrum Italiae von Fabriano: Quamquam Castelli duntaxat titulo censeatur, multis tamen non minimis urbibus majus est et elegantius *). Beſonders haben die Päpſte Nicolaus V. und Alexander VI. viel für Verſchönerung der Stadt gethan; man findet eine Menge ſchöner Kirchen und Klöſter, die mit werthvollen Gemälden von Gentili, Guido u. A. geſchmückt und auch an Bildhauerarbeit reich ſind. Außer der Collegiatkirche zu St. Venantius zählt man neun Mönchs- und neun Nonnenklöſter, unter ihnen iſt die Kirche S. Francesco von Bernhard Roſſelin erbaut und in dem Convente der Kamaldulenſer ruht der Körper des Ordensſtifters Romuald. Die Zahl der Einwohner ſchätzt man über 8000; in der Bereitung von Papier und Pergament hat der Ort faſt durch ganz Italien Ruf. Das Bisthum, was manche Geographen nach Fabriano verſetzen, iſt eine bloße Erfindung. Fabriano gehört zur Diöceſe von Camerino. Die Stadt iſt die Heimath einiger namhaften Theologen und des Malers Gentile da Fabriano, der zu Anfange des 15. Jahrhunderts hier geboren ward. (*Daniel.*)

FABRICENSIS. Um Sinn und Bedeutung dieſes Ausdrucks zu verſtehen, muß vor Allem an das Stammwort Fabrica gedacht werden, welches im ſpäteren römiſchen Reich die Benennung für die großen kaiſerlichen Werkſtätten iſt, welche zur Verfertigung von Kriegsbedürfniſſen jeder Art, wie ſie zur Ausrüſtung der Heeresmacht nöthig waren, dienten, in welchen daher Panzer, Harniſche, Spieße, Schilde, Sturmhauben, Bogen u. ſ. w. verfertigt wurden, und zwar daß jede Fabrica einen beſtimmten Gegenſtand dieſes Kriegsmaterials lieferte, und darnach auch benamt war, wie die Ausdrücke scutaria, loricaria, balistaria, arcuaria, clibanaria (sc. fabrica) und ähnliche zeigen können. Solche Fabricä befanden ſich, nach Angabe der Notitia Dignitatum [1]) im Orient funfzehn,

*) Dies Werk zählt in Fabriano auf: 30 aedes sacrae, septem portae, tria palatia, decem fontes, duo maxima fora et decem porticus.

1) ſ. Panciroli im Commentar zur Notitia Dignitatt. imper. orient. cap. 67 sq. imper. occident. cap. 30 sq. (p.

Digitized by Google

im Occident neunzehn, und zwar ſämmtlich in Städten, unfern der Reichsgrenzen, an welchen die Heeresmacht ſtationirt war. Von jenen funfzehn waren drei in Pontus, eine in (Klein-)Aſien, zwei in Thracien, vier in Illyrien; von dieſen ſechs in Italien und acht in Gallien. Diejenigen nun, welche in dieſen Fabricis arbeiteten, erhielten den Namen Fabricenses; ſie bildeten, wenn auch nicht grade ein eigenes militairiſches Corps (Ouvriers militaires), ſo doch eine eigene Art von Innung, über deren ganzes Verhältniß, wie über deren Stellung und Leiſtungen noch einige merkwürdige Nachrichten und geſetzliche Beſtimmungen ſich erhalten haben. Nur von ſolchen Handwerkern und Waffenſchmieden durften überhaupt Waffen, welche zum kriegeriſchen Gebrauche dienten, verfertigt, von ihnen ſelbſt aber an keinen Privaten verkauft werden [2]), indem ſie für den Staat allein, der ſie dafür mit einem beſtimmten Salarium honorirte, arbeiteten. Ebendeshalb aber, und um Unterſchleife oder Betrügereien zu verhüten, mußte man darauf ſehen, zu den Fabricenſes ebenſo wol brave und redliche Männer, als tüchtige und geſchickte Arbeiter zu erhalten. Es werden daher an die Aufnahme unter dieſes Corps militairiſcher Arbeiter beſtimmte Bedingungen geknüpft, und über ihr Verhalten ſogar von ihren Behörden Zeugniſſe oder eine Art von Ausweis verlangt, insbeſondere, was ihr Verhältniß zu den Curialen, und die, ihnen als Curialen etwa obliegenden Leiſtungen und Laſten betrifft [3]): ihnen ſelbſt wird, waren ſie einmal aufgenommen, die Übernahme anderer Geſchäfte oder Verwaltungen ſchwer unterſagt [4]), ebenſo auch verboten, ſtatt des Materials in Natura, das die Provincialen zu liefern hatten, den Betrag in baarem Gelde dafür zu nehmen [5]): aus dem natürlichen Grunde, weil ſie dann das Geld einſteckten, und ein wohlfeileres, aber ebendarum auch ſchlechteres Material dann ſich kauften und verarbeiteten. Selbſt über das, was monatlich an Arbeit zu liefern war, kommt eine geſetzliche Beſtimmung vor [6]); und, um Deſertion oder Austritt zu verhüten, erhielten dieſe Arbeiter, gleich den Recruten, ein Zeichen auf den Arm eingebrannt [7]). Denn waren ſie einmal in das Corps aufgenommen, ſo blieben ſie zeitlebens ſammt ihren Kindern dabei, unzertrennlich von der Werkſtätte, an der ſie arbeiteten. Ebendarum wurden ſie bei der Aufnahme förmlich in Pflicht genommen, und, wie ſchon bemerkt, ward insbeſondere darauf geſehen, daß es keine Curialen waren, welche auf dieſe Weiſe durch den Eintritt in die Fabricenſes ſich anderen läſtigen Verpflichtungen zu entziehen ſuchten [8]). Daß ſie für ihre Arbeit aus der Staatscaſſe bezahlt wurden, haben wir bemerkt; von andern, auf den Bewohnern der Städte und Provinzen haftenden, Laſten waren ſie frei, namentlich von der Einquartirungslaſt, nur der Magiſter Officiorum, unter deſſen Oberaufſicht dieſe Werkſtätten ſammt dem Arbeitercorps ſtanden, hatte, wenn er kam, um die gefertigten Waffen abzuholen und in die Kriegsarſenale oder Depots einzuliefern, Aufnahme und Verköſtigung zu fodern [9]). Sonſt finden wir an die Spitze einer jeden, bei einer Fabrica dienenden, Abtheilung einen Primicerius geſtellt, der wahrſcheinlich von dem Praepositus Fabricae und von dem Tribunus Fabricae — wahrſcheinlich lauter Benennungen derſelben Würde — [10]) nicht verſchieden war: ſein Amt hatte, wie dies bei ähnlichen Stellen auch der Fall war, eine zweijährige Dauer, nach deren Ablauf er, unter Befreiung von ſeinem beſchwerlichen Dienſte, durch die Aufnahme unter die Protectores ausgezeichnet ward [11]). Bezeichnend für den Charakter dieſes Corps militairiſcher Arbeiter iſt der Umſtand, daß, wenn Einer aus demſelben Schulden machte und davonlief, dann das geſammte Corps oder die Abtheilung, bei der er diente, die Schulden deſſelben zu zahlen hatte, ebenſo aber auch, daß, wenn Einer derſelben kinderlos ohne Teſtament ſtarb, ſeine Erbſchaft Allen zu Gute kam [12]). Ein Mehres über dieſes militairiſch organiſirte Corps von Arbeitern oder Waffenſchmieden ſ. bei Panciroli im Commentar zur Notit. dignit. imper. orient. 67 und imper. occident. 30., im Codex Theodosianus X, 22. mit den Noten von Gothofred, Ritter und Andern, *Jac. Guther.* De officiis domus August. III, 12.

(*Baehr.*)

FABRICIA. Eine Pflanzengattung, aus der erſten Ordnung der 12. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Leptoſpermeen der natürlichen Familie der Myrteen, welche Gärtner ſo benannt hat, wahrſcheinlich zu Ehren von Philipp Konrad Fabricius (Profeſſor zu Helmſtedt, Verfaſſer einer Flora butisbacensis, 1743, und eines Hortus helmstadiensis, ed. 1. 1759., ed. 3. 1776.), oder auch nach dem berühmten Entomologen Johann Chriſtian Fabricius (Profeſſor zu Kopenhagen), deſſen Heft Giſeke bei ſeiner Herausgabe der Linné'ſchen Vorleſungen über die natürlichen Pflanzenordnungen mitbenutzte. Char. Der Kelch ſteht halb über dem Fruchtknoten und iſt fünfſpaltig; fünf ungeſtielte Corollenblättchen; die pfriemenförmigen Staubfäden im Rachen des Kelches eingefügt, mit rundlichen Antheren; der Griffel einfach, mit knopfförmiger Narbe; die Kapſel acht- bis zehnfächerig; in jedem Fache ein oder zwei geflügelte Samen. Die beiden bekannten Arten, F. myrtifolia *Gärtn.* (De fruct. 1. p. 175. t. 35. f. 4., Bot. mag. t. 1304.) und F. laevigata *Gärtn.* (l. c. in einer Anmerkung, Philadelphus laevigatus *Solander*) ſind neuholländiſche Sträucher mit abwechſelnden, umgekehrt-eiförmigen, ſchimmel-grünlichen, punctirten Blättern und

1507 sq. 1865 sq. T. VII. Thes. Antiqq. Romm. *Graevii*), der ausführlich von dieſen verſchiedenen Fabricis handelt; ſ. auch das Paratitlon zum Cod. Theodos. lib. X. tit. 22. p. 551. T. III. ed. *Ritter*.

2) ſ. Novell. 85. 3) ſ. Cod. Theodos. X, 22, 6. 4) ibid. 5. 5) ibid. 2. 6) ibid. 1. 7) ibid. 4. 8) ibid. 6.

9) Novell. 13. 10) ſ. Cod. Theod. X, 22, 3 und daſelbſt die Noten bei Ritter S. 554 fg. Vgl. auch *Ammian. Marcell.* XIV, 7. 9. XV, 5. 11) Die betreffende Lex im Cod. Theodos. l. l. lautet: Primicerium fabricae post biennium non solum vacatione, verum etiam honore donari praecipimus; ita ut inter Protectores adoraturus aeternitatem nostram suo quisque tempore dirigatur. 12) ſ. Novell. 13

einzeln in den Blattachſeln ſtehenden, kurzgeſtielten, weißen Blüthen. — Fabricia *Adanson* iſt Lavandula; Fabr. *Scopoli* = Alysicarpus (ſ. Desmodium) und Fabr. *Thunberg* = Hypoxis. (*A. Sprengel.*)

FABRICIUS. FABRICII. I. Im Alterthume. Dieſer Name kommt zuerſt in Rom um die zweite Hälfte des fünften Jahrhunderts der Stadt vor; das Geſchlecht ſcheint demnach nicht zu den älteren latiniſch-ſabiniſchen, oder patriziſchen Geſchlechtern Roms gehört, ſondern erſt ſpäter in Rom Aufnahme gefunden zu haben. Da nun noch zu Cicero's Zeiten in dem dem Gebiete der Herniker zugehörigen Municipium Alatrium oder Aletrium zwei Zwillingsbrüder, C. und L. Fabricius, Beides freilich höchſt ſchlechte und nichtswürdige Menſchen, wie Cicero ſie ſchildert[1]), vorkommen, ſo will man allerdings vermuthen, daß von dorther die Familie der Fabricier, die im fünften, ſechsten und ſiebenten Jahrhundert Roms dieſem Staate einige angeſehene, zu den höchſten Würden emporgeſtiegene Männer geliefert hat, abzuleiten ſei, in ſofern ſie, ſo gut wie uns dies ja auch von andern, auswärtsher in Rom eingewanderten und dort aufgenommenen Geſchlechtern — man denke z. B. nur an die Appii, an die Fulvii und andere patriziſche Geſchlechter — in früheren Zeiten verſichert wird, in ähnlicher Weiſe aus ihrer Heimath nach Rom gezogen und hier unter die plebejiſchen Geſchlechter aufgenommen war. Es möchte dies aber wol jedenfalls nach dem Jahre 448 u. c. geſchehen ſein, wo die gegen Rom ſich auflehnenden Herniker, von dem römiſchen Conſul Q. Marcius Tremulus, dem ſogar deshalb die Ehre des Triumphs zu Theil ward[2]), beſiegt wurden, in Folge deſſen die Anagniner, von welchen der Aufſtand ausgegangen war, ſammt den Andern, die ihnen ſich angeſchloſſen hatten, die Civität ohne Stimmrecht erhielten; drei andere Städte aber, darunter Alatrium, ihre alte Verfaſſung beibehielten, ohne das ihnen aufgedrungene römiſche Bürgerrecht anzunehmen[3]). Nach dieſem Vorfalle eher, als in früherer Zeit, mag das Geſchlecht der Fabricier nach Rom ſich überſiedelt haben.

Der erſte bedeutende Mann, der uns aus dieſem Geſchlechte entgegentritt, und zugleich der bedeutendſte von Allen dieſes Namens, die wir kennen, iſt C. Fabricius Luscinus, deſſen Beiname Luscinus auf einen körperlichen Fehler, zunächſt auf ein ſchwaches Geſicht oder einen Fehler an den Augen[4]) bei einem ſeiner nächſten Ahnen ſchließen läßt; von ſeinen früheren Verhältniſſen wiſſen wir nichts, da wir ihn zum erſten Male im Jahre 469 oder 470 u. c. genannt finden, als Abgeſandter Roms[5]) an die Tarentiner und einige andere Völkerſchaften Italiens, um dieſe mit Rom verbündeten Städte von einem Bruche ihres Bündniſſes abzuhalten, was jedoch nichts fruchtete, Fabricius ſelbſt ward vielmehr feſtgenommen, und die Bemühungen der Tarentiner, auch andere Völker, wie Etrusker, Gallier, zum Abfall zu bewegen, gelangen nur zu ſehr. Aber ſchon bald darauf, im Jahre 422 u. c., finden wir den C. Fabricius zum Conſul erwählt und an die Spitze eines Heeres geſtellt[6]), welches die Samniter, Lucanier und Bruttier in bedeutenden Schlachten überwand und Thurium, welches von dieſen belagert war, entſetzte. Die Legende[7]), welche den Mars bei dieſer Gelegenheit erſcheinen und als Jüngling in ungewöhnlicher Größe dem römiſchen Heere das feindliche Lager erſtürmen hilft, ſpricht immerhin für die Bedeutung des Kampfes. Thurii, das gerettete, bewies durch Errichtung einer Statue ſeine Dankbarkeit dem Sieger[8]), welcher bei dieſem Kriegszuge bedeutende Beute gewonnen und, obſchon er ſein Heer reichlich beſchenkt, doch noch 400 Talente bei dem Triumpheinzuge, den er um dieſer Siege willen in Rom hielt, in den Staatsſchatz einlegen konnte[9]). Über ſeinen Antheil an den bald darauf nachfolgenden Kämpfen mit dem durch die Tarentiner aus Griechenland zur Hilfe herbeigerufenen Pyrrhus ſchweigt die Geſchichte; namentlich wiſſen wir nicht, ob er der blutigen, ſelbſt für den Sieger Pyrrhus nachtheiligen Schlacht bei Heraclea unter dem Conſulat des Valerius Lävinus im Jahre 474 u. c. beigewohnt; die Äußerung, die er nach der Schlacht gethan haben ſoll, daß nicht die Römer von den Epiroten, wol aber Lävinus von Pyrrhus geſchlagen worden, ſpricht für eine Theilnahme. Plutarch[10]), der uns dieſelbe aufbewahrt, knüpft daran die weitere Angabe, daß die Römer deſſenungeachtet dem Lävinus das Commando nicht entzogen, daß ſie vielmehr ihr Heer zu ergänzen geſucht und dabei eine ſolche furchtloſe, unerſchrockene Stimmung an den Tag gelegt, daß Pyrrhus, der inzwiſchen Rom näher gerückt war, in Staunen gerieth und, das Mißliche ſeiner Lage und den Kampf mit einem ſo gefährlichen Gegner wohl fühlend, lieber durch diplomatiſche Unterhandlungen als durch Kampf in offener Feldſchlacht dem Kriege ein Ende zu machen gedachte. Es erfolgte die Abſendung des gewandten und ſchlauen Cineas, die aber, wie derſelbe Plutarch uns weiter ausführt, fruchtlos blieb und an dem geſunden Verſtande der durch die Rede des alten Appius befeuerten Senatoren Roms ſcheiterte. Nach dieſem Ereigniß, ſo erzählt Plutarch[11]) weiter, ſchickten die Römer eine Geſandtſchaft, die wegen Auslöſung der römiſchen Gefangenen mit Pyrrhus unterhandeln ſollte; ſie wählten dazu drei der angeſehenſten

---

1) ſ. *Cicero* pro Cluent. 16, auch 20. 21. 2) ſ. *Livius* IX, 43. 3) Die Worte des Livius, der uns dieſen Vorfall berichtet, lauten: Hernicorum tribus populis, Alatrinati, Verulano, Ferentinati, quia maluerunt quam civitatem, suae leges redditae: connubiumque inter ipsos, quod aliquamdiu soli Hernicorum habuerunt, permissum — Anagninis, quique arma Romanis intulerant, civitas sine suffragii latione data: concilia connubiaque adempta: et magistratibus praeterquam sacrorum curatione, interdictum. 4) ſ. *Plinius*, Hist. Nat. XI, 37 (55), und, nachdem er die auf ähnlichen Urſachen beruhenden Namen der Strabones, Päti u. A. erwähnt hat, die Schlußworte: „Luscini injuriae cognomen habuerunt.“

5) ſ. *Dio Cassius*, Fragm. Nr. CXLIV. T. I. p. 60 ed. *Reimar*. Vgl. Zonaras VIII, 2. 6) ſ. *Dionys.* (Excerptt.) XVIII, 5. *Valer. Maxim.* I, 8. 6. 7) bei Valerius Maximus l. l. 8) ſ. *Plinius*, Hist. Nat. XXXIV, 6 (15). 9) ſ. die Excerpte des Dionyſius bei *Ang. Mai*, Nov. Collect. II. p. 515. 10) Vit. Pyrrh. cap. 18 init., dem auch das Folgende entnommen iſt, Cap. 18 und 19. 11) Vit. Pyrrh. 20 init.

Männer des Staates aus, den Quintus Ämilius Papus, den Collegen des Fabricius in ſeinem eben erwähnten Conſulate, den Publius Cornelius Dolabella, der ein Jahr vor Fabricius (471) das Conſulat verwaltet und durch einen mit den Senonen geführten Vernichtungskrieg ſich einen Namen gewonnen hatte, und drittens den Cajus Fabricius. Dieſe drei nennt Dionyſius[12]) ausdrücklich, während Plutarch nur den einen Fabricius namentlich bezeichnet, mit dem Zuſatze, daß Cineas dieſen als den einflußreichſten Mann in Rom, ſowol von Seiten ſeiner Redlichkeit wie ſeines Feldherrntalentes, bei völliger Armuth, angeſehen habe[13]). Daher auch die Bemühungen des Pyrrhus zunächſt darauf gerichtet waren, dieſen Mann perſönlich zu gewinnen und an ſeine Perſon zu ziehen[14]). Nachdem er ihn vergeblich durch Geld, das er ihm als ein Zeichen perſönlicher Huldigung und Freundſchaft anbot, zu gewinnen verſucht, erfolgte andern Tags die bekannte Scene mit dem Elephanten[15]), der auf ein gegebenes Zeichen plötzlich nach Wegnahme eines Vorhangs ſeinen Rüſſel über das Haupt des Fabricius brüllend erhob, aber dadurch doch nicht dieſen in Schrecken ſetzen oder ſeine innere Ruhe erſchüttern konnte. An dieſen Vorfall knüpft Plutarch noch einige andere Anekdoten, die immerhin bezeichnend genug ſind für den Charakter und die Geſinnung des Mannes, ſowie für ſeine Sitteneinfalt, die in der bald darauf folgenden Zeit um ſo mehr Aufſehen machen und bei den ſpäteren Römern um ſo mehr Bewunderung erregen mußte, je ſeltener eine ſolche Redlichkeit und ein ſo durch und durch feſter Charakter von echt römiſchem Gepräge in der Folge angetroffen wird. Ebendieſe veränderte Richtung der ſpäteren Zeit in der Redlichkeit und Sitteneinfalt der höheren Stände und der aus ihnen hervorgehenden Häupter und Beamten des Staats mag den Gegenſatz deſto auffallender gemacht haben und der Verbreitung dieſer charakteriſtiſchen Anekdoten ſo förderlich geweſen ſein, daß man noch ſpäterhin den Fabricius mit einem Curius und Andern ſtets als ein Beiſpiel altrömiſcher Sitteneinfalt, Tugend und Redlichkeit, neben dem Lobe politiſcher Einſicht eines Staatsmannes und großem Feldherrntalent anzuführen pflegt. So läßt z. B. Plutarch[16]) den Fabricius bei einem Gaſtmahle, als der geſchmeidige und gewandte, in griechiſcher Philoſophie wie Rhetorik wohl erfahrene Diplomat Cineas die Vorzüge der Epicureiſchen Philoſophie für das praktiſche Leben in beredter Sprache auseinanderſetzte, ausrufen: Möchte doch den Grundſätzen dieſer Lehre ein Pyrrhus und die Samniten immerhin huldigen, ſo lange ſie mit uns im Kriege begriffen ſind! Alles dies erfüllte den Pyrrhus mit einer ſolchen Bewunderung, daß er ſich um die Freundſchaft des Mannes bewarb, dem er das Anerbieten machte, nach erwirktem Frieden mit Rom, mit ihm in ſeine Heimath zu ziehen und dort mit ihm, als der erſte ſeiner Freunde und Feldherren, zu leben. Fabricius verſchmähte auch dieſen Antrag des Pyrrhus ſo gut wie die andern Anerbietungen. Diesmal legt ihm Plutarch die allerdings ſtolz klingende Antwort in den Mund: Das würde für dich, Pyrrhus, wenig vortheilhaft ſein; denn eben die, welche dir jetzt alle Ehre erweiſen, werden, wenn ſie mich kennen gelernt, lieber von mir, als von dir ſich beherrſchen laſſen wollen. Und ſelbſt dieſe Antwort, ſetzt Plutarch hinzu, habe den König nicht irre machen können in ſeiner nur immer ſteigenden Bewunderung für Fabricius, ſodaß er die römiſchen Kriegsgefangenen ihm eingehändigt, damit ſie, auch wenn der römiſche Senat ſich nicht zum Frieden entſchließe, doch die Ihrigen begrüßen, mit ihnen die Feier der Saturnalien begehen und dann wieder zurückkehren könnten. Und wirklich wurden Alle, unter Androhung der Todesſtrafe für den Unfolgſamen, nach dem Feſte wieder zurückgeſchickt[17]).

Nachdem auf dieſe Weiſe ſich die Friedensunterhandlungen zerſchlugen, erfolgte 475 die Schlacht bei Asculum, an der Fabricius ohne Zweifel Antheil nahm; eine freilich ſpätere Nachricht läßt ihn darin ſogar verwundet werden[18]). Im nächſten Jahr 476 u. c. mit Q. Ämilius Papus zum Conſul gewählt, zog er dem durch ſeine Siege mehr als die Römer durch ihre Niederlagen geſchwächten und entmuthigten Pyrrhus entgegen, und benahm ſich dieſem gegenüber mit der in ſeinem Charakter liegenden Offenheit und Redlichkeit, indem er den König Pyrrhus von dem verrätheriſchen Anerbieten ſeines Arztes, ihn durch Gift aus der Welt zu ſchaffen und damit dem Kriege ſelbſt ein Ende zu machen, ſogleich in Kenntniß ſetzte und zur Vorſicht mahnte[19]). Pyrrhus, von dem Edelſinn ſeines Gegners gerührt, ſandte ſogleich die römiſchen Gefangenen, die er in Händen hatte, ohne Löſegeld zurück, was die Römer, welche von ihrem Gegner Nichts umſonſt annehmen wollten, durch Rückſendung ebenſo vieler Samniter und Tarentiner, die als Gefangene in ihrer Gewalt ſich befanden, erwiederten; dann aber die Gelegenheit, wie es ſcheint, benutzend[20]), ſendete er von Neuem den Cineas

12) XVIII, 5 und dazu Mai's Excerpte in der Coll. Nov. II. p. 510 sq. *Cicer.* Brut. 14. Der Widerſpruch zwiſchen Plutarch und Dionyſius iſt wol nur ſcheinbar, indem Erſterer nur den bedeutenderen, an der Spitze der Geſandtſchaft ſtehenden, *τὸν τῆς πρεσβείας ἡγούμενον*, wie Appian ſich ausdrückt, nennt. Vgl. meine Note zu Plutarch Pyrrh. l. l. pag. 203. 13) οὐ (Φαβρικίου) *πλεῖστον ἔφη Ῥωμαίους λόγον ἔχειν ὁ Κινέας, ὡς ἀνδρὸς ἀγαθοῦ καὶ πολεμικοῦ, πένητος δὲ ἰσχυρῶς*, ſagt Plutarch l. l. 14) ſ. über dies und das Folgende Plutarch l. l. Auch Appian (De rell. Samn. pag. 66. *Dionys.* XVIII, 6 sq.) gibt ausführliche, von ihm in rhetoriſcher Form ausgeführte und ausgeſchmückte Reden darüber. 15) ſ. außer *Plut.* Vit. Pyrrh. 10 auch die Apophthegm. Regg. p. 195 A. Ein neuerer Geſchichtſchreiber (Kortum, Röm. Geſch. S. 147 Note 402) will das Ganze lieber für ein Mährchen anſehen. 16) Vit Pyrrh. 20. Auch *Cicer.* De senect. 13. *Valer. Maxim.* IV, 3, 6 fin.

17) ſ. *Plutarch*, Vit. Pyrrh. 20 mit meinen Noten S. 206. Die von Mai neu aufgefundenen Excerpte aus Dio (Coll. Nov. T. II. p. 173 sq.) und Dionyſius (ibid. II. p. 519 sq.) enthalten ausführliche Reden und Verhandlungen dieſer Gegenſtände, im Sinne und Geiſte der ſpäteren Rhetorik ausgeführt, jedoch auf hiſtoriſcher Grundlage, wie wir glauben, beruhend. 18) ſ. *Orosius* IV, 1 vgl. mit Florus I, 18. 19) ſ. über dieſen Vorfall *Plutarch*, Vit. Pyrrh. 21 init., wo in meiner Note S. 207 die zahlreichen übrigen Schriftſteller angeführt ſind, die dieſes in den Annalen Roms ſo denkwürdigen Ereigniſſes erwähnen. Vgl. auch Kortum, Röm. Geſch. S. 148 Note 405. 20) *Plutarch* l. l. vgl. mit Niebuhr, Röm. Geſch. III. S. 594.

nach Rom, um dort einen Frieden zu unterhandeln, den jedoch die Römer dem Pyrrhus nur unter der Bedingung eines völligen Abzugs aus Italien zuerkennen wollten. Plutarch [21]), der uns dieſe Nachrichten mittheilt, läßt nun den Krieg wieder beginnen und die Schlacht bei Asculum erfolgen, was eine irrige Verbindung und Aneinanderrückung der Thatſachen iſt, indem die bemerkte Schlacht ſchon das Jahr zuvor, ehe Fabricius wieder ans Conſulat gekommen, vorgefallen war und die Verlegenheiten des Pyrrhus insbeſondere vermehrt hatte, der nun, als die von Neuem wieder angeknüpften Friedensunterhandlungen ſich ebenfalls zerſchlugen, gern, da ihm ſeine eigene Feldherrnehre wol nicht erlaubte, ſo gradezu in die Bedingungen Roms einzugehen, die ſich darbietende Gelegenheit eines Abmarſches nach Sicilien ergriff, wohin ihn eine von Agrigent, Syracus und Leontium eingetroffene Geſandtſchaft eingeladen hatte, um dieſen Staaten in der Vertreibung der Carthager und der heimiſchen Tyrannen beizuſtehen [22]). Ob mit den Römern wirklich, bei dem nun wahrſcheinlich Ende des Jahres 476 erfolgten Abzuge des Pyrrhus, ein Waffenſtillſtand, wie Einige vermuthen, zu Stande gekommen, bezweifeln wir, da dieſes Umſtandes keine weitere Erwähnung geſchieht und Pyrrhus auch, nachdem er nach Ablauf von nicht drei Jahren Sicilien wieder geräumt hatte und nach Tarent gelangt war, von da mit 20,000 Mann Fußvolk, 3000 Reitern und der beſten Mannſchaft, die er in Tarent ausheben konnte, ſogleich den Römern, die im Samniterland gelagert waren, entgegenrückte [23]), noch in demſelben Jahre ſeiner Rückkehr nach Italien 479: worauf bekanntlich die Schlacht bei Benevent erfolgte, in der Curius, der römiſche Feldherr, einen Sieg errang, welcher den Epirotenkönig veranlaßte, im nächſtfolgenden Jahr Italien gänzlich zu räumen und in die Heimath zurückzukehren. In wie weit Fabricius an allen dieſen Ereigniſſen thätigen Antheil nahm, wiſſen wir nicht, da die dieſen Theil der römiſchen Geſchichte behandelnden Bücher des Livius verloren gegangen und ein gleiches Schickſal auch die übrigen geſchichtlichen Werke betroffen hat, welche uns darüber nähere Auskunft ertheilen könnten. Soviel ſehen wir aus einer ſpätern Nachricht [24]), daß er noch in demſelben Jahre ſeines Conſulats, wahrſcheinlich nachdem Pyrrhus aus Italien nach Sicilien abgezogen war und die Römer dadurch freier geworden waren, mit den übrigen Völkern Italiens, welche gegen Rom die Waffen ergriffen hatten, einen glücklichen Kampf beſtand: und daß er in demſelben Jahre ein Bündniß Roms mit der Stadt Heraclea vermittelt, iſt ebenfalls aus Cicero erſichtlich. In dem folgenden Jahre 477 unterſtützte er die Erwählung des als habſüchtig bekannten Rufinus zum Conſulat [26]) wegen ſeiner Feldherrntalente, ſtieß ihn aber zwei Jahre nachher 479, als er zugleich mit ſeinem früheren Collegen im Conſulat, dem Ämilius Papus, die Würde eines Cenſors bekleidete, aus dem Senate [27]), angeblich wegen des Beſitzes von ſilbernen Geräthſchaften von zehn Pfund, eines ſtrafbaren Zeichens von Luxus und Üppigkeit. Von nun an verſchwinden alle Nachrichten über Fabricius; wir wiſſen nicht, in welchem Jahre und in welchem Alter er geſtorben: nur die Nachricht iſt auf uns gekommen, daß der Senat bei ihm, um ſeine Verdienſte zu ehren, eine Ausnahme von dem Zwölftafelgeſetz gemacht und ihm wie ſeinen Nachkommen ein Begräbniß in der Stadt angewieſen [28]): was aber auch in der Dürftigkeit des Mannes ſeinen Grund haben kann, deſſen Töchter nach ſeinem Tode vom Staate ausgeſtattet wurden [29]). Da nun im Jahre 494 u. c. ein Verbot der Beerdigung Geſtorbener innerhalb der Stadt vom Senat erlaſſen ward [30]), ſo mag wol der Tod des Fabricius, dem die Ehre eines Begräbniſſes innerhalb der Stadt noch zu Theil wurde, vor dieſer Zeit noch erfolgt ſein. Die Armuth, wie die Redlichkeit des Mannes, die mit der Habſucht römiſcher Staatsmänner und Feldherren in der ſpäteren Zeit in ſo grellem Widerſpruch ſteht, ſeine Einfachheit der Sitten, ſeine Genügſamkeit und Enthaltſamkeit wird daher von ſpäteren Schriftſtellern mehrfach erwähnt [31]), auch werden einzelne Züge, welche darauf ſich beziehen, berichtet, wie z. B. die Antwort, die er den eine namhafte Geldſumme (grandem pecuniam) als Geſchenk ihm anbietenden Samniten, die in ſeine Clientel getreten waren, ertheilte, und die uns ganz in den Geiſt und die Sitte altrömiſchen Lebens verſetzt [32]). Von den Nachkommen des Fabricius ſind uns nur Wenige bekannt, und ſcheint demnach das Geſchlecht zu keiner weitern Bedeutung oder beſonderm Anſehen in den folgenden Zeiten gelangt zu ſein: wie dies auch ſelbſt die wenig zahlreichen Münzen [33]), die von demſelben auf uns gekommen ſind, beurkunden mögen. Ein C. Fabricius Luscinus erſcheint als Praetor urbanus im Jahre 559 u. c. und als Legat des Conſul L. Scipio Aſiaticus im Jahre 564 u. c. [34]), ohne durch beſondere

21) a. a. O. 22) ſ. *Plutarch*, Vit. Pyrrh. cap. 22 und dazu die übrigen in meiner Note S. 211 nachgewieſenen Stellen. 23) *Plutarch*, Vit. Pyrrh. cap. 24 fin. und cap. 25 sq. wegen des Folgenden. 24) ſ. *Eutropius* II, 14. In der Epitome *Livii* 13 heißt es nach Angabe der vom Conſul Fabricius verſchmäheten Vergiftung des Pyrrhus blos ganz kurz: „Res praeterea contra Etruscos, Lucanos, Bruttios et Samnites prospere gestas continet.“ 25) *Cicer.* pro Balb. 22. 26) ſ. *Cicer.* De orat. II, 66. *Gell.* N. Att. IV, 8.

27) ſ. *Livius*, Epitom. XIV. *Dionys. Halic.* XX, 1. *Valer. Max.* II, 9, 4. (der IV, 4, 3 von der Einfachheit und Genügſamkeit des Fabricius in dieſen Dingen ſpricht, vgl. mit *Plin.* Hist. N. XXXIII, 12, 54.) *Gell.* N. Att. IV, 8 vgl. XVII, 21 u. ſ. w. 28) ſ. *Cicer.* De Legg. II, 23. 29) *Valer. Max.* IV, 4, 10 fin. 30) Nach *Servius* ad *Virgil.* Aen. XI, 206. 31) ſ. z. B. *Cicero*, Paradox. I, 2. VI, 2. Tuscc. III, 23. De leg. agrar. II, 24; vgl. pro *Plancio* 25 und andere Note 27 ſchon angeführte Stellen nebſt *Valer. Max.* IV, 3, 6. 32) Gellius hat aus Hygin's Schrift De vita rebusque illustr. virr. uns den Vorfall berichtet Noctt. Att. I, 14, vgl. mit *Valer. Maxim.* l. l. Bei Gellius lautet die merkwürdige Antwort folgendermaßen: „tum Fabricium planas manus ab auribus ad oculos et infra deinceps ad nares et ad os et ad gulam atque inde porro ad ventrem imum deduxisse et legatis ita respondisse; dum illis omnibus membris, quae attigisset, obsistere atque imperare posset, nunquam quidquam defuturum; propterea pecuniam, qua nihil sibi esset usus, ab iis, quibus eam sciret usui esse, non accipere.“ Ähnliches bei *Frontin.* Strategg. IV, 3, 2 und *Servius* ad *Virgil.* Aen. VI, 845. 33) ſ. *Rasche*, Lexic. Rei numar. II, 1. p. 882 sq. 34) ſ. *Livius* XXXIII, 42 und XXXVII, 4.

Thaten oder Ereigniſſe uns näher bekannt zu ſein. Ob er ein Enkel oder ein Seitenabkömmling jenes berühmten Fabricius geweſen, läßt ſich wohl ſchwerlich mit Sicherheit beſtimmen.

Ein anderer L. Fabricius, unbekannt, in wie weit er von den bisher genannten abſtammte, war Curator Viarum und führte die vorher hölzerne Brücke, welche zur Tiberinſel führte, in einem neuen Bau von Steinen im Jahre 692 u. c. auf[35]): weshalb nun die Brücke den Namen der Fabriciſchen erhielt, der jetzt in die Benennung Ponte dei quatro capi übergegangen iſt. Ein Volkstribun Q. Fabricius[36]) kommt im Jahre 697 u. c. in Rom vor auf Seiten Cicero's gegen Clodius und ſogar einen Antrag auf Cicero's Zurückberufung aus dem Exil ſtellend, den jedoch Clodius durch gewaltſame Mittel unterdrückte: ob es derſelbe Q. Fabricius iſt, der als Consul suffectus im Jahre 717 genannt wird[37]), wollen wir nicht entſcheiden. Endlich kann noch der unter Nero eines Preßvergehens halber, das in der Abfaſſung von Codicillen ſchimpflichen Inhalts für den Senat und die Geiſtlichkeit, alſo einer Art von Pasquillen, beſtand, angeklagte, und auch mit der Ausweiſung aus Italien und Verbrennung ſeiner Schriften beſtrafte Fabricius Vejento hier genannt werden[38]). *(Baehr.)*

FABRICIUS (Theodor), geb. am 2. Febr. 1501 zu Anholt, einem Städtchen an der Yſſel, ernährte ſeine Mutter, die von ſeinem Vater verlaſſen worden, faſt acht Jahre durch Handarbeit und Betteln. Er ward hierauf Lehrling bei einem Schuhmacher. Unter ſo ungünſtigen Lebensverhältniſſen hatte er gar keinen Unterricht genoſſen. Er war ſchon 17 Jahre alt, als er die Schule zu Emmerich, und fünf Jahre nachher die zu Cöln beſuchte. Unter den drückendſten Verhältniſſen, oft mit dem bitterſten Mangel kämpfend, ſtudirte er zu Wittenberg, wo er Luther, Melanchthon und Bugenhagen hörte. In Cöln ertheilte er ſpäterhin Unterricht im Hebräiſchen, ward aber als Lutheraner hart verfolgt von den katholiſchen Theologen. Auf den Rath ſeiner Freunde flüchtete er nach Jülich zu einigen Adligen, welche die evangeliſche Lehre begünſtigten. Wider ihre Gegner ſchrieb und disputirte Fabricius aufs Heftigſte, als er 1529 wieder nach Cöln zurückgekehrt war. Er ward zu einer ſiebenwöchentlichen Gefängnißſtrafe verurtheilt. An dem Landgrafen von Heſſen, Philipp dem Großmüthigen, fand er 1532 einen Beſchützer. Von dieſem Fürſten ward er zum Diakonus in Caſſel ernannt, mehrmals in kirchlichen Angelegenheiten gebraucht, und nach Brabant zu den kaiſerlichen Räthen geſandt, ſpäterhin auch nach Münſter zur Stillung der anabaptiſtiſchen Unruhen. Während ſeines viermonatlichen Aufenthalts in Münſter predigte und disputirte er, unter manchen Verfolgungen und Drangſalen, die ihn endlich nöthigten, die Stadt zu verlaſſen[1]). Auch an den Herzog von Cleve ſandte ihn der Landgraf von Heſſen. Unterwegs ward er von den Katholiken gefangen genommen, doch wieder freigelaſſen. Er begleitete hierauf den Landgrafen im würtembergiſchen Kriege, und nachher auf einer Reiſe nach Öſterreich zu dem König Ferdinand, in der Eigenſchaft eines Feld- und Reiſepredigers. 1536 ward er Pfarrer zu Allendorf an der Werra in Heſſen. Als er aber dem Landgrafen Philipp und deſſen Hofprediger Dionyſius Melander heftige Vorwürfe machte wegen der Polygamie, kam er 1540 um ſein Vermögen und ins Gefängniß. Nach ſeiner Befreiung ging er 1543 nach Wittenberg. Er ward dort 1544 Profeſſor der hebräiſchen Sprache und unter Luther's Dekanat Doctor der Theologie. Mit dem großen Reformator, mit Melanchthon, Bugenhagen, Cruciger und andern gelehrten Männern lebte er in freundſchaftlichem Verhältniſſe. Noch im Jahre 1544 folgte er einem Rufe nach Zerbſt. Er ward dort Paſtor an der Nicolaikirche und 1545 Superintendent[2]). Bei der Kirchenvereinigung im Brandenburgiſchen war er ſehr thätig. Auch in Zerbſt blieb ſeine amtliche Wirkſamkeit nicht unangefochten. Er ſtarb dort am 15. September 1570. Im Druck erſchienen von ihm: Institutiones grammaticae in linguam sanctam (Col. 1528. 1531. 4.). Articuli pro evangelica doctrina (ibid. 1531. 4.). Tabulae duae, de nominibus Hebraeorum una, altera de verbis (Bas. 1545.); außerdem 16 Schriften in teutſcher Sprache, von denen es aber ungewiß iſt, ob ſie gedruckt ſind; darunter ſieben von der zwiefachen Zukunft Chriſti, eine von der Trinität, und die übrigen von der Kirchenlehre und den Sacramenten[3]). *(Heinrich Döring.)*

FABRICIUS (Jacob), am 28. Aug. 1577 zu Roſtock geboren, ſtudirte Medicin und Mathematik. In letzterer war Tycho Brahe ihm Lehrer. Nachdem er Holland, England und Teutſchland bereiſt hatte, erlangte er in Jena die mediciniſche Doctorwürde. Er wurde weiterhin herzoglich mecklenburgiſcher Leibarzt, ſodann Profeſſor der Medicin und Mathematik in Roſtock, zuletzt erſter Leibarzt bei den däniſchen Königen Chriſtian IV. und Friedrich III., als welcher er am 14. Aug. 1652 ſtarb. Unter den wenigen von ihm verfaßten Schriften befindet ſich: Uroscopia s. de urinis tractatus (Rostock 1605. 4.) *(Fr. Wilh. Theile.)*

FABRICIUS (Franz), 1) geb. zu Ruremond, daher auch zum Unterſchiede von Andern dieſes Namens

35) ſ. *Dio Cass.* XXXVII, 45 und die alte an der Brücke ſelbſt befindliche Inſchrift bei *Martiani* Urbis Rom. Topograph. V, 17 in *Graevii* Thes. Antiqq. Romm. III. p. 184. *Donatus*, De urb. Rom. III, 21. *Nardini* vet. Roma. VIII, 3. ſ. jetzt auch Becker, Handbuch d. römiſch. Alterthümer. 1. S. 699. 36) ſ. *Cicer.* Post redit. in senat. 8. Pro Milon. 14, pro Sest. 35. 36. 37) ſ. Onomastic. Tullian. p. 248, wo auf *Dio Cass.* 48, 35 und auch Giornal. Arcadic. XXXII. p. 104 verwieſen wird. 38) ſ. *Tacit.* Annall. XIV, 50 mit den Auslegern und den dort von Ruperti angeführten Stellen des jüngern Plinius, Epp. IV, 22. IX, 13 und des Juvenal III, 185. IV, 113. VI, 113. Auf ihn iſt wol auch *Dio Cass.* LXI, 6 zu beziehen.

1) ſ. v. Kroſſenbroith's Geſchichte d. Wiedertäufer. S. 443 fg. 2) Sein Testimonium ordinationis, Wittenberg vom 3. Aug. 1544 datirt und von Luther, Bugenhagen und Melanchthon unterzeichnet, iſt abgedruckt in der Bibl. Brem. p. 165 sqq. Fasc. I. Cl. 4. p. 106. 3) Vgl. Theodor v. Haſe in der Bibl. Brem. l. c. p. 65 sqq. Dunkel's hiſtor. krit. Nachr. von verſtorbenen Gelehrten. 3. Bd. S. 500 fg. Strieder's heſſiſche Gelehrtengeſchichte. 4. Bd. S. 20 fg. Schmidt's anhallſches Schriftſtellerlexikon. S. 88 fg.

mit dem Beinamen Ruraemondanus bezeichnet, um 1510, kommt als Arzt zu Aachen um 1545 vor, wo er auch noch jedenfalls um 1550 lebt und ſoll 1572 geſtorben ſein. Wir verdanken ihm eine Beſchreibung der Heilquellen zu Aachen, ihrer Beſtandtheile und Eigenſchaften, wie ihrer Wirkſamkeit, immerhin eine der erſten Schriften, die Teutſchland auf dem Gebiete der Balneographie aufzuweiſen hat. Thermae Aquenses s. de Balneorum naturalium, praecipue eorum, quae sunt Aquisgrani et Porceti, natura et facultatibus. (Coloniae 1546 in 4. und 1564. 12.) Außerdem werden noch Consilia *de arthridite*, welche in der von Henricus zu Frankfurt 1592. gelieferten Sammlung: Consilia de arthritidis praeservatione et curatione ſich befinden, von ihm angeführt. Aber außerdem hat er ſich auch auf dem Gebiete der älteren claſſiſchen Literatur verſucht, indem er eine lateiniſche Überſetzung eines, dem Gregor von Nazianz (aber irrthümlich)*) beigelegten, aus Verſen des Euripides zuſammengeſetzten griechiſchen, und zwar chriſtlichen Drama's, welches die Leidensgeſchichte Chriſti zu ſeinem Gegenſtande hat und die Aufſchrift: *Χριστὸς πάσχων* führt, auch zu Rom 1542 und zu Paris 1544 in 8. gedruckt erſchien; die lateiniſche Überſetzung dieſes Fabricius kam unter folgendem Titel heraus: Divi Gregorii Nazianzeni tragoedia Christus patiens, latino carmine reddita (Antverp. 1550. Vgl. Saxe (Onomastic. P. III. p. 633) in den Analect.

2) Verſchieden von dieſem iſt Franciscus Fabricius, gebürtig aus Düren im Herzogthume Jülich, daher auch Marcoduranus zum Unterſchiede von dem ebengenannten genannt, um 1524; er wandte ſich den Studien der claſſiſchen Literatur zu und ging deshalb auch nach Paris, wo er am Collège de France die Vorträge eines Adrianus Turnebus und Ramus beſuchte, kehrte dann aber in ſeine Heimath zurück und erhielt im Jahr 1550 das Rectorat des Gymnaſiums zu Düſſeldorf, wo er im Jahre 1573 auch ſtarb. Er hat ſich durch eine Reihe von Schriften, theils Überſetzungen griechiſcher Autoren in lateiniſcher Sprache, theils Ausgaben einzelner Schriften oder Bemerkungen zu denſelben u. dgl. bekannt gemacht. Dahin gehört u. a. eine Ausgabe zweier Reden des Lyſias (der Leichenrede und der Rede de caede Eratosthenis) mit einer von ihm gefertigten lateiniſchen Überſetzung zu Cöln 1554., eine lateiniſche Überſetzung von Plutarch's in früheren Zeiten (namentlich auch auf Schulen) viel geleſenen Schrift: De liberis educandis zu Antwerpen 1563.; dann eine Ausgabe der Geſchichte des Oroſius nebſt deſſen Schrift wider Pelagius über die Willensfreiheit, zu Cöln 1561, 1574 und 1582, zu Mainz 1615. 12. Auch Annotationes in sex *Terentii* comoedias, in quibus et vera lectio ratione subjecta constituitur et multa interpretatione explicantur; erſchienen 1574. Lipsiae in 8., eine Disciplina scholae Düsseldorpiensis im Jahre 1566 in 12. Insbeſondere aber ſcheint Fabricius ſeine Studien dem Cicero zugewendet zu haben, wozu ihn wol ſeine pariſer Lehrer zunächſt geführt haben mochten; er gab im Jahre 1562 einen Commentar zu Cicero's Rede pro Ligario, und ebenſo Bemerkungen zu Cicero's Reden pro Fontejo, Milone, und De provinciis consularibus; ferner zu den Verrinen (1572. 12.), zu den Tusculanen (1569) heraus; bedeutender jedoch iſt ſeine noch immer brauchbare und geleſene, vielfach bis in die neueſte Zeit abgedruckte *Historia Ciceronis* per consules descripta et in annos LXIV distincta, welche zuerſt zu Cöln 1564, 1570 und 1587, dann auch zu Frankfurt 1590 und Helmſtedt 1620 erſchien, überdies auch in die Ausgaben Cicero's von Aldus Manutius und Gruterus überging, darauf wieder beſonders von J. M. Heuſinger zu Eiſenach und Büdingen 1727. herausgegeben ward, und hiernach noch unlängſt von J. C. Orelli und Baiter in einem correcten, auch hie und da mit einzelnen, berichtigenden Noten verſehenen Abdruck ihrer Ausgabe des Cicero (im Onomastic. Tullianum Voll. VI. P. I. zu Anfang) beigefügt ward. — *J. T. H. Andreae*, de Franc. Fabricio Marcodurano (Heidelberg. 1763. 4.) Andere Nachweiſungen giebt Saxe, Onomastic. liter. P. III. p. 332 sq.

3) Ein dritter Franciscus Fabricius, der in den letzten Theil des ſiebzehnten und in die erſte Periode des achtzehnten Jahrhunderts fällt, iſt der gelehrte holländiſche Theolog, welcher zu Amſterdam 1663 geboren ward. In einem Alter von fünf Jahren verlor er Vater und Mutter, fünf Jahre nachher ſeinen Großvater, der ſeine Erziehung nach dem Tode der Ältern übernommen hatte. So ſich ſelbſt überlaſſen, gab er ſich mit allem Eifer ſeinen auf die Theologie, und insbeſondere auch auf die orientaliſchen Sprachen gerichteten Studien hin, die er, zu Amſterdam begonnen, mit dem Jahr 1681 zu Leyden fortſetzte. Im Jahr 1687 ward er Prediger zu Valzen, neun Jahre nachher (1696) Prediger zu Leyden, wo er 1705 nach dem Ableben von J. Trigland, in deſſen Stelle als Profeſſor der Theologie an der Univerſität Leyden erwählt ward, aber dabei, wenigſtens zum Theil ſein Predigeramt beibehielt. Seine feierliche Antrittsrede, welche 1717. 4. zu Leyden in Druck erſchien, war: Christus unicum ac perpetuum fundamentum Ecclesiae. In dieſer Stellung blieb er, als Lehrer ſehr geachtet und (1722) ſelbſt mit dem bis dahin nicht bekannten Titel eines Profeſſor Eloquentiae sacrae beehrt, auch viermal in den Jahren 1708, 1716, 1724 und 1736 das Rectorat der Univerſität führend, bis an ſein Lebensende am 27. Juli 1738. Von ſeinen mehr in das Gebiet der dogmatiſchen und praktiſchen Theologie einſchlägigen Schriften mag außer der eben angeführten Rede hier noch genannt werden die Schrift: De sacerdotio Christi juxta ordinem Melchizedec, zu Leyden 1720. 4., und: De Christologia noachica et Abrahamica, XII. Dissertat. philologg. exeg. ad selecta V. et N. Testamenti loca (Lugd. Bat. 1727. 4.). Ferner: Fides Christiana patriarcharum ac prophet. IX Dissertat. exeget. in V. et N. Testam. (ibid. 1730. 4.) Vereinigt finden ſich dieſe

*) ſ. Eichſtädt's Programm zu Jena 1816. 4.: Drama Christianum quod *Χριστὸς πάσχων* inscribitur num Gregorio Nazianzeno sit tribuendum.

Schriften in einer ebendaſelbſt 1740 in vier Quartbänden erſchienenen Sammlung: Opera omnia philol. theol. exegetica.

S. Saxe (Onomastic. P. VI. p. 88.) mit den dort gegebenen Nachweiſungen. Saxe legt ihm auch die zu Leyden 1725 erſchienene Rede: Oratio in natalem centesimum et quinquagesimum Academiae Batavae, quae est Lugduni Batavorum bei. *(Baehr.)*

FABRICIUS (Johann). Der erſte dieſes Namens, der uns in der Literargeſchichte entgegentritt, iſt ein nürnberger Theolog, der 1560 geboren, ſich bis an ſein Lebensende 1636, als einen eifrigen Anhänger Melanchthon's und ſeiner Lehren zeigte und ſein Pfarramt an der Sebalduskirche zu Nürnberg mit gleichem Eifer beſorgte. Sein Sohn, der den gleichen Namen

Johannes Fabricius führt, war 1618 zu Nürnberg geboren, ſtudirte dann die Theologie auf den Univerſitäten zu Jena, Leipzig, Wittenberg und Altorf, wo er ſelbſt in der Folge Profeſſor der Theologie ward, welche Stelle er aber nach ſieben Jahren (1649) mit einer Predigerſtelle an der Sebalduskirche zu Nürnberg vertauſchte. Er iſt Verfaſſer mehrer Schriften, die freilich für unſere Zeit keine beſondere Bedeutung mehr beſitzen: Ecclesiae Norimbergensis pastorum responsio ad literas ministerii Berolinensis (1666); ferner Conciones in Augustanam confessionem cum annot. lat. (Norimberg. 1653), Conciones in librum Jobi (ibid. 1681), Praelectiones s. systema theologicum (durch ſeinen Sohn zu Altorf 1681 herausgegeben); eine Commentatio de bonorum operum ad salutem necessitate (Helmſtedt 1709.), mehre Predigten und andere Schriften von mehr erbaulichem Inhalt. Bedeutender durch ſeine wiſſenſchaftlichen Leiſtungen, und durch ſeine Stellung im Leben erſcheint deſſen Sohn, der ebenfalls den Namen

Johann Fabricius führt. Er war geboren zu Altorf 1644; begann auf der dortigen Univerſität ſeine Studien, auf dem Gebiete der Theologie und Philologie, die er darauf in Helmſtedt fortſetzte: wie er denn auch auf Reiſen durch Teutſchland und Italien ſich weiter auszubilden ſuchte und daher auch 1678, als er eine Profeſſur der Theologie zu Altorf erlangt hatte, dieſe mit einer Rede: De utilitate, quam theologiae studiosus ex itinere capere possit Italico, adjectis figuris, notis et nonnullis Inscriptionibus, die auch im Druck (ibid. 4.) erſchien, eröffnete. Im Jahre 1690 erhielt er die theologiſche Doctorwürde; einige Jahre darauf (1697) ward er als Profeſſor der Theologie nach Helmſtedt berufen; im Jahre 1701 ward er Abt zu Königslutter und 1703 braunſchweig-lüneburgiſcher Conſiſtorialrath, 1709 Generalinſpector der braunſchweigiſchen Schulen und ſtarb emeritirt am 29. Jan. 1729. Außer dieſen angeſehenen Würden und Stellen, die er bekleidete, war er auch im Jahre 1702 Mitglied der berliner Akademie der Wiſſenſchaften geworden.

Als gelehrten Theologen hat er ſich unter Andern auch durch ſeine Dissertatio de altaribus (Helmstaedt 1698. 4.) und durch die ebendaſelbſt 1699. 4. erſchienenen Amoenitates *theologicae* vortheilhaft bekannt gemacht; die im Jahre 1704 von ihm herausgegebene Consideratio variarum controversiarum, quae inter Evangelicos et Catholicos Reformatosque agitantur, verwickelte ihn in einen heftigen theologiſchen Streit, inſofern man in jener Schrift eine allzu große Geneigtheit und Toleranz für die von der Lutheriſchen Lehre abweichenden Reformirten, wie für Katholiken finden und ihren Verfaſſer ſelbſt für einen Syncretiſten halten wollte, ſodaß Fabricius ſich in einer eigenen Defensio pro Consideratione etc. zu erklären und ſeine milderen und wohlgemeinten Anſichten und Rathſchläge wider ſeine Gegner zu vertheidigen genöthigt ſah: wiewol der Streit, der noch im J. 1709 aufs Lebhafteſte in mehren Schriften, Abhandlungen und Sendſchreiben geführt ward, erſt im Jahre 1712 ſein Ende erreichte. Wichtiger als dieſe und andere theologiſche Schriften, die, wenn auch für ihre Zeit von Belang, doch jetzt kaum noch eine beſondere Beachtung anſprechen werden, war die Herausgabe der von ihm geſammelten, berichtigten und mit einzelnen Bemerkungen begleiteten Aufſätze und Abhandlungen des Octavius Ferrarius, welche meiſt über Gegenſtände der claſſiſchen, insbeſondere römiſchen Alterthumskunde ſich verbreiten; es erſchienen dieſe Prolusiones Octavii Ferrarii zu Wolfenbüttel 1718. 8., nachdem 1714. 8. (ebendaſelbſt) deſſelben Octavius Ferrarius Abhandlung: De Pantomimis et Mimis von Fabricius herausgegeben worden war mit einem orthographiſchen Anhang: Joannis Fabricii ad non neminis de Orthographia Latina dubia Responsiones, worauf C. A. Heumann in der Meditatio Orthographica antwortete; ſ. Act. Erudit. (Lips. 1715 p. 16 sq.) Ein bedeutendes literar-hiſtoriſches, die alte Literatur und deren auf uns gekommene Erzeugniſſe berührendes Werk iſt die Historia Bibliothecae Fabricianae, welche zu Wolfenbüttel 1717 bis 1724 in ſechs Quartbänden erſchien. Fabricius durchgeht darin die einzelnen Werke alter Autoren, welche in ſeiner reichen, nach ſeinem Tode leider unklug verſchleuderten Bibliothek ſich befanden, in der Weiſe, daß er über jeden einzelnen Autor ausführliche literar-hiſtoriſche Erörterungen und Beſprechungen beifügt, welche ebenſo wol die Perſon des Autors, ſein Leben und ſeine Schriften, als auch die Ausgaben der letzteren betreffen, und dadurch, zumal in jener Zeit, einen bleibenden Werth gewannen. — Vergl. die Nachweiſungen bei Saxe, Onomastic. T. V. p. 253 sq.

Gänzlich verſchieden von den bisher genannten iſt:

Johann Fabricius, der 1608 zu Danzig geboren ward, und die in ſeiner Vaterſtadt begonnenen Studien dann auf mehren Univerſitäten Teutſchlands, zu Roſtock, Leipzig, Wittenberg, Königsberg fortſetzte, dann aber nach Leyden ſich begab, wo er anderthalb Jahre lang ſich beſonders mit orientaliſchen Studien, insbeſondere mit dem Arabiſchen und Perſiſchen unter Leitung des berühmten Golius, beſchäftigte. Von da nach Roſtock zurückgekehrt im Jahre 1635 nahm er dort die Würde eines Magiſters und lehrte daſelbſt während eines mehrjährigen Aufenthalts die orientaliſchen Sprachen; er ſuchte ſelbſt eine arabiſche Druckerei daſelbſt anzulegen, und empfahl

das Studium dieſer Sprache in einer eigenen akademiſchen Rede, welche 1636 im Druck erſchien (De dignitate et commendatione linguae Arabicae). Längere Reiſen, durch Holland, England, Frankreich, Dänemark und Schweden, hielten ihn von Roſtock, wie von ſeiner Heimath entfernt, in die er erſt im Jahre 1642 wieder zurückkehrte, auch eine Predigerſtelle daſelbſt und ſpäter eine Lehrſtelle der Theologie und der hebräiſchen Sprache, an des berühmten Calov's Platz 1650 erhielt, aber ſchon 1653 an der Peſt ſtarb. Unter ſeinen Schriften können, außer der erwähnten Abhandlung, noch angeführt werden eine Dissertatio philologica de nomine Jehovah, welche 1636 und eine andere: Diascepsis de incarnatione λόγου, summi et supremi Dei Christi, welche 1637 zu Roſtock erſchien, ein Carmen arabicum gratulatorium M. Joann. Rauum de professiore eloquentiae in acad. (Rostoch. 1637). insbeſondere: Specimen arabicum, quo exhibentur aliquot scripta Arabica partim in prosa, partim ligata oratione composita, jam primum in Germania edita, versione Latina donata, analysi grammatica expedita, notisque necessariis illustrata (Rostoch. 1638. 4.) und Mahomedis testamentum sive pacta cum Christianis in oriente inita und einige andere Abhandlungen, wie die Dissertatio de matrimonio comprivignorum, De admirabili vi eruditionis etc. Ein Mehres ſ. in Ephraim Prätorius: Athenae Gedanenses (Lubec. 1713.). (*Baehr.*)

Fabricius, Johannes, Montanus, ſ. Fabritius.

Fabricius ab Aquapendente, ſ. Fabrizio.

FABRICIUS (Georg), lateiniſcher Dichter und ſächſiſcher Geſchichtſchreiber, Rector an der Fürſtenſchule zu Meißen, ward den 24. April 1516 zu Chemnitz geboren. Sein Vater Georg Goldſchmidt, ein frommer und wohlthätiger Mann, wünſchte den Sohn gut unterrichtet, und vertraute ihn dem Johann Schultetus an der chemnitzer Schule an. Ungeachtet Fabricius ſolche Fortſchritte in den Wiſſenſchaften gemacht hatte, daß er alle Mitſchüler übertraf, ſo beſtimmte ihn ſein Vater doch zu einem Handwerke. Zwar folgte er ungern, doch ward er Lehrling. Gegen den Willen des Vaters ward er jedoch durch das Anſehen des Schultetus zu den Wiſſenſchaften zurückgeführt und dem Johann Rivius an der annaberger Schule übergeben. Als dankbarer Schüler ſetzte Fabricius demſelben nachmals in der Vorſtadt zu Meißen ein öffentliches Denkmal und zierte es durch ein daſelbſt erbautes Grabmal mit Inſchrift. In ſeinem 20. Lebensjahre ging Fabricius nach Leipzig, und ward dem Kaspar Borner, welcher ſich um die leipziger Univerſität durch Zuſammenbringung und Ordnung der Bibliothek ſo große Verdienſte erwarb, zum Collegen gegeben. Von da in die Vaterſtadt berufen, verſah er, in Verbindung mit Hertel, eine Zeit lang den Lehrerdienſt. Von Chemnitz ging er nach Freiberg und zeigte dem Johann Rivius in der Schule nicht nur ſeinen Fleiß und ſeine Gelehrſamkeit, ſondern fing auch an berühmt zu werden. Hierauf von Mehren zugleich verlangt, reiſte er mit Wolfgang von Werther im J. 1539 nach Italien und verblieb zwei Jahre zu Padua. Im J. 1541 ward er in Bologna als Student inſcribirt und weilte daſelbſt ein Jahr hindurch. Von da ging er nach Rom und endlich im J. 1548 nach Neapel. Von hier begab er ſich wieder nach Rom und kehrte über Padua und Venedig nach Teutſchland zurück. Endlich reiſte er mit Philipp und Anton von Werther nach Straßburg, und kam in die innigſte Freundſchaft mit Johannes Sturmius, dem Rector perpetuus dieſer Univerſität, welcher von ihm mittels eines vollkommenen Anagramms Animus nestorius [1]) genannt ward. Hier brachte er zwei Jahre zu und gab viele Denkmäler ſeiner Gelehrſamkeit und ſeines Fleißes heraus. Als ſchon der teutſche innerliche Krieg flammte, ward er im J. 1546 nach Meißen als Rector der daſigen Fürſtenſchule berufen. Im J. 1567, zur Zeit des Kriegs, welchen die Achtserklärung des Herzogs Johann Friedrich des Mittlern von Gotha wegen der Grumbach'ſchen Händel veranlaßte, ward Fabricius von ihm ungünſtig geſinnten Hofleuten bei dem Kurfürſten Auguſt von Sachſen angeklagt, daß er es mit der Partei des genannten Herzogs halte, und ſeinen Schülern unterſagt habe, für den Kurfürſten zu beten. Aber ihn vertheidigte geſchickt Chriſtoph von Carlowitz. Auch Fabricius ſelbſt ermangelte nicht, zu thun, was er konnte, und beglückwünſchte in einem zugleich in die Geſchichte früherer Zwiſte im Fürſtenhauſe Wettin zurückgehenden Brief den Kurfürſten wegen ſeines Siegs [2]). Fabricius kam, wegen ſeiner Verdienſte um die Fürſtenſchule zu Meißen, bei dem Kurfürſten Auguſt in große Gunſt, und erhielt deshalb von ihm einen außerordentlichen Gehalt. Der Kurfürſt ſchrieb bisweilen eigenhändig an den Rector von Meißen lateiniſch und bemerkte, was er wolle, daß geſchehe. Auf den Reichstag, welchen Kaiſer Maximilian II. im J. 1570 nach Speier ausſchrieb, ſchickte der Kurfürſt Auguſt ſeine Geſandten. Auf denſelben ward Fabricius durch kaiſerlichen Befehl zum Poëta Laureatus erklärt, und in den Ritter- und Adelſtand mit Ertheilung eines Wappens für ſich und ſeine Nachkommen erhoben. Aber das Diplom kam etwas verſpätet, erſt nach dem Tode des Fabricius, nach Meißen, und ward nach demſelben öffentlich verleſen. Seine Anſtrengungen hatten ſein Leben verkürzt. Während der vielen Reiſen und Schularbeiten verfaßte er doch immer etwas. Die Zeit, in welcher er nicht ſchrieb oder lehrte, war er unabläſſig mit Leſen von Büchern beſchäftigt, ſodaß es ſchien, als wenn er durch ſeine unermüdlichen Studien ſeinen Körper zu entkräften abſichtlich beſchleunigen wollte. Ihn rührte, als er den 13. Juli [3]) 1571 vom heiligen Abendmahle nach Hauſe zurückkehrte, ein tödtlicher Schlagfluß und ward in der Afrakirche begraben, und ihm ein Grabmal aus

1) Anagramm von Joannes Sturmius. 2) ſ. den Brief des Fabricius bei *Leutingerus*, De Marchia Brandenburgensi. Lib. XVI. §. 14. ap. *Krausium*, Scriptt. de reb. March. Brand. p. 558—560. 3) über ſeinen Todestag herrſchen verſchiedene Angaben. Nach Leutinger (Lib. XVIII. §. 22. p. 635), welcher als dankbarer Schüler ihn verehrte, und deshalb Nachrichten von ſeinem Leben gibt, ſtarb Fabricius den 13. Juni, nach *Guill. Budaeus*, Thanatologia (ap. *Leuckfeld*. Scriptt. Rer. Germ. p. 246), den 13. Juli, indem er bemerkt: 13. Julii (al. Junii).

Quaderſteinen erbaut. Anſtatt eines Epitaphs hatte er ſich dieſes Diſtichon verfaßt:

Fabricius studuit bene de pietate mereri.
Sed quidquid potuit, gloria, Christe, tua est.

Der Superintendent von Meißen, Kaspar Eberhard, Profeſſor der hebräiſchen Sprache an der meißner Schule, nachmals Doctor, Paſtor und Profeſſor in Wittenberg, hatte ſich über Fabricius ſo ausgeſprochen: Hic Poëta Christianus bene cantat (er componirte auch gut), bene docet, bene vivit, hujus laus decora atque jucunda Domino nostro Jesu Christo et omnibus piis grata et posteritati salutaris erit. Als Fabricius ſeine Gedichte revidirte, ſuchte er in ihnen das Profane wie Farnkräuter und Brennneſſeln auszurotten, indem er von dem Ausſpruche des Hieronymus ſich bewegen und leiten ließ, es ſolle aus einem chriſtlichen Munde nicht Jupiter omnipotens tönen, nicht me Hercule, ſowie nicht me Ecastor, ſowie nicht die übrigen Ungeheuer, welches ſie eher als Gottheiten ſeien, gehört werden. Er ahmte dem Auguſtinus nach, welchen ernſtlich gereute, daß er als Jüngling die Muſen ſcherzend Göttinnen genannt hatte. Wegen dieſer vermeintlichen Verbeſſerungen, welche Fabricius machte, konnte er dem Spotte des Johannes Major nicht entgehen, welcher ihn beſonders durch folgendes Diſtichon durchzog:

Fabricius Veneres omnes e carmine tollit,
Miror, qui potuit tollere, nulla fuit.

Auch im Übrigen erröthete Major nicht, den Fabricius durch Verleumdungen häufig anzugreifen. Ihm antwortete der Verfolgte nichts anderes, als, er halte den Johannes Major und deſſen Ruhm, den er ſich thörichter Weiſe beilege, nicht ab, zu beten, daß er ex Majore Maximus an Frömmigkeit und Tugend werde, und endlich reuig in ſich kehre, nach dem Lobe deſſelben trachte er (Fabricius) wahrhaftig nicht, da er wiſſe, daß deſſen Verſe ſehr gut, aber das Leben ſehr ſchlecht ſei. Alles, was Fabricius ſchrieb und ſagte, bemerkt ſein ihn verehrender Schüler Leutinger, war ſo beſchaffen, daß es eine ausgezeichnete Gelehrſamkeit, Geiſtesſchärfe und merkwürdige Geſchicklichkeit eines genauen Urtheils athmete. Im vertraulichen Geſpräche bediente ſich Fabricius der lateiniſchen Sprache ſelten. Auch wollte er, daß ſich ſeine Schüler mehr an das lateiniſch Schreiben als Sprechen gewöhnten. Für Gelehrſamkeit hochbegeiſtert, pflegte er ſeinen Zuhörern oft vorzuſtellen, daß ſie ſich nicht durch Armuth abhalten laſſen ſollten, den Studien freudig und wohlgemuth obzuliegen, er habe in ſeiner Jugend niemals geglaubt, daß ihm Gott zu dieſem Gebrauche bei den Herren von Werther 2000 Kronthaler niedergelegt gehabt[4]). In den 25 Jahren, welche Fabricius der Fürſtenſchule zu Meißen vorſtand, bewirkte ſein berühmter und geprieſener Name, daß nicht nur viele Söhne von Baronen, Edeln und großen Männern dahin geſandt wurden, ſondern daß auch, um den Mann in Perſon kennen zu lernen, Fürſten, Grafen, Äbte und durch Würde und Gelehrſamkeit ausgezeichnete Männer aller Art aus Italien, Frankreich, England, Dänemark, Polen, Böhmen und andern Reichen wie um die Wette nach Meißen kamen. Von den zahlreichen Schriften, welche Fabricius herausgegeben hat, bemerken wir: Disticha etc. (Argent. 1546.); Epithalamia (Lips. 1549—1551.); Roma, Itinera, monumenta antiqua (Basil. 1550.); Poëmatum sacrorum libri 25. (Basil. 1567.); Poëmatum veterum ecclesiasticorum Alcimi, Prudentii, Draconii et aliorum opera christiana, collecta a *G. F.* (Basil. 1574.). Beſonders ließ ſich Fabricius die Verbeſſerung der Scholiaſten angelegen ſein, und er gab heraus: Horatii Flacci Opera, grammaticorum antiquissimorum Helenii Acronis et Porphyrionis commentariis illustrata, admixtis interdum C. Aemilii Jul. Modesti et Terentii Scauri annotatiunculis: edita p. *G. F.* (Basil. 1545; vollſtändiger ebendaſ. 1555, wiederholt ebendaſ. 1570 oder 1580) und *Virgilii Maronis* Opera, quae quidem extant, omnia, cum veris commentariis Donati et Servii, a *G. F.* emendatis. Adjecto etiam ab eodem rerum et verborum indice. Quibus accesserunt etiam Probi, Pomponii, Sabini, Ph. Beroaldi, J. Hartungi, Jod. Willichii, G. Fabrici, Bonfinis Adr. Barlandi et alior. annotatt. (Basil. 1551 oder 1561, dann ebendaſ. 1575, ferner ebendaſ. 1586.) Bei ſeinen, die ſächſiſche Geſchichte betreffenden, Werken iſt zu bemerken, daß ſie blos für die Zeit wichtig ſind, welcher Fabricius näher ſtand. Für die ältere Zeit ſind ſie durch Aufnehmung von Sagen und Vortragung von Muthmaßungen als Thatſachen ſehr wenig zu gebrauchen. Eine ſächſiſche Geſchichte zu ſchreiben, hierzu kam er auf folgende Weiſe. Der Arzt und Bürgermeiſter, Georg Agricola, zu Chemnitz, war beauftragt worden, eine ſächſiſche Geſchichte zu ſchreiben und die Bergwerke zu unterſuchen, und bekam, wie Fabricius in einem Briefe[5]) von 1553 angibt, 200 Thaler. Nachdem er viele Jahre damit zugebracht, übergab er endlich eine ſächſiſche Geſchichte in vier Büchern, in welcher er zugleich die Genealogie der ſavoyiſchen und montferrat'ſchen Herzoge abgehandelt hatte. Nach ſeinem Tode erhielt Fabricius den Auftrag, das von Agricola teutſch geſchriebene Werk lateiniſch zu überſetzen[6]), unterdrückte jedoch dieſe ganze Arbeit, weil Agricola die andere Religionspartei zu ſehr begünſtigte und von Religionsſtreiten zu viel eingemiſcht hatte[7]), arbeitete auf Befehl des Kurfürſten Auguſt die ganze Geſchichte des Agricola um. Fabricius wollte ebenfalls eine Belohnung für dieſe Arbeit ausgeſetzt haben, erhielt aber, wie aus ſeinen Briefen an Morbeiſen und Chriſtoph von Carlowitz hervorgeht, von dem Kurfürſten nur 30 Thaler, die nöthigen

4) Fabricius erhielt von den Werthern 2000 Kronthaler als Stipendium.

5) in M. *Jov. Schreberi* Ge. Fabricii, rect. Misn. (Lips. 1717.). ſ. Act. erud. 1717. M. Febr. No. 13. Teutſche Act. erud. 47. Th. S. 825 und Miscell. Lips. T. VI. p. 330. Schreber hat das Leben des Fabricius mit vielem Fleiß beſchrieben. 6) Fabricius erzählt dieſes in ſeinen Briefen von 1556 und 1558. Merkwürdige Stellen aus den Briefen des Fabricius enthält auch der von deſſen Geſchichtswerken handelnde *Struve*, Bibliotheca Saxonica. 7) ſ. *Albini* Progymn. hist. Sax. p. 31.

Bücher kommen zu laſſen. Sechszehn Jahre brachte er damit zu und ſchonte, wie er in vielen Briefen und beſonders in dem [8]) an Wolfgang Meurer, Profeſſor in Leipzig, vom J. 1564 erzählt, weder Geſundheit noch Koſten. Bis auf ſieben Bücher wuchs das Werk an, und ging bis zu dem J. 1539 und bis zu dem Tode des Herzogs Georg. Aber es blieb ganzer 25 Jahre in der Handſchrift liegen, bis endlich die Erben des Fabricius einen Theil des Werkes von dem Dekan Johann von Cracau, und das Original ſelbſt von den Erben des Kaspar Eberhard, welchen es Fabricius kurz vor ſeinem Tode anvertraut hatte, erhielten. Nun gab es ſein Sohn, Jacob Fabricius, nachdem es von Nicolaus und Elias Reuſam durchgeſehen worden, unter dem Titel: *Ge. Fabricii* Originum Saxonicarum libri VII. (Jen. 1597.[9]) F.) heraus. Es enthält zuerſt die Zueignungsſchrift des Herausgebers an den Kurfürſten und die übrigen Herzoge von Sachſen, dann die Vorrede des Verfaſſers an den Kurfürſten Auguſt, ſein Bildniß, das Diplom des Kaiſers Maximilian II., wegen Erhebung in Adelſtand und Ertheilung des poetiſchen Lorbeers, des Verfaſſers Begräbniß, Hinr. Weller's Urtheil über ihn und andere Trauerſchriften, hierauf das Geſchichtswerk ſelbſt, von welchem das erſte Buch die Geſchichte der älteſten Sachſen, ihre Wanderung nach Britannien, die daſelbſt errichteten Königreiche und ihre Könige, und die Sagen von dem Könige Sieghardt, dem angeblichen Stammvater des ſächſiſchen Fürſtenhauſes, darbietet. Das zweite Buch umfaßt die Geſchichte Bruno's, eines Bruders Wittekind's, und die Begebenheiten unter den ſächſiſchen Kaiſern. Das dritte Buch handelt von den Herzogen von Baiern, den Markgrafen zu Meißen, den Herzogen zu Schwaben und Kärnthen aus der ſächſiſchen Familie; das vierte von der Nachkommenſchaft Wittekind's, von deſſen Sohne Wigbert, von welchem die Markgrafen zu Montferrat und die Herzoge von Savoyen herkommen ſollen. Das fünfte Buch iſt der Geſchichte der Burggrafen von Budſez und Zörbig, der Grafen von Landsberg und Wettin und der Markgrafen von Meißen gewidmet. Das ſechste hat die Landgrafen von Thüringen zum Gegenſtande, erläutert zuerſt die älteſte Verfaſſung Thüringens und zeigt dann, wie die Landgrafſchaft an die Markgrafen von Meißen gekommen und bietet ihre Geſchlechtsfolge dar. Das ſiebente endlich beſchäftigt ſich mit der Geſchichte der erſten Kurfürſten aus dem Wettin'ſchen Hauſe, nämlich Friedrich's des Streitbaren, Friedrich's des Sanftmüthigen und Ernſt's, ſowie mit der der Herzoge zu Sachſen, Albrecht und Georg. In der neuen Ausgabe, welche auch ſein Sohn unter dem Titel: Saxoniae illustratae libri novem (Lips. 1607) beſorgte, ſind aus den väterlichen Handſchriften die beiden letzten Bücher, welche die Geſchichte Friedrich's des Weiſen, Johann Friedrich's, Moritzen's und Auguſt's, ſowie auch Heinrich's des Frommen enthalten, hinzugekommen. Außerdem beſchäftigte den Georg Fabricius auch Meißen insbeſondere und, von ſeinem Sohne

8) er findet ſich in den Act. lit. Fasc. I. p. 5 eingerückt. 9) einige Exemplare haben 1597.

beſorgt, erſchien Rerum Misnicarum libri septem (Jen. 1598.). Das erſte Buch handelt von den Kurfürſten zu Sachſen, das zweite von den Markgrafen zu Meißen, und die übrigen enthalten die Annalen der Stadt Meißen [10]) und Epitome Siffridi Misnensis presbyteri. Die Jahrbücher der Stadt Meißen von Georg Fabricius finden ſich auch in den von ſeinem Sohne, Jacob Fabricius, herausgegebenen Rerum Germaniae magnae et Saxoniae universae memorabilium mirabiliumque volumina duo (Lips. 1609), welches beinahe daſſelbe Werk als die Rerum Misnicarum libri septem iſt. Der Herausgeber hat eine Fortſetzung bis 1609 beigefügt. Da Fabricius eine Zeit lang Lehrer an der Schule zu Freiberg geweſen war, ſo ſchenkte er auch dieſer Stadt ſeine beſondere Aufmerkſamkeit, und hierdurch haben wir erhalten: *Georgii Fabricii* Freybergi descriptio atque annales a. 1564 collecti, a M. *Bart. Heiderich*, Frib. publicati (Lips. 1573.) ex edit. M. *Gottfr. Wagneri*, Iuterb., cum serie collegarum Gymnasii ab ao. 1514—1709. (Viteb. 1710. 4. 1717. 8.). An der erſten Ausgabe jedoch zweifelt Wagner in der Zueignungsſchrift, ſowie auch Schreber in der Vita Fabricii. p. 162. Reich war Fabricius auch an Gelegenheitsſchriften [11]). (*Ferdinand Wachter.*)

FABRICIUS (Otto), lateiniſcher Dichter des 16. Jahrh., war aus Huſum gebürtig, ward Anfangs in der gottorpiſchen Kanzlei des Herzogs Adolf gebraucht, und erhielt nachher in Dithmarſen einen Dienſt, und zwar als königlicher Quäſtor [1]), ſodaß er, wie man [2]) ſchließt, Landſchreiber im königlichen Antheile geweſen ſein muß, ward aber, nachdem er dieſes Amt nur kurze Zeit verwaltet hatte, wie er gegen den König Friedrich II. von Dänemark behauptet, unverdienterweiſe [3]) abgeſetzt, und verwaltete endlich in den Jahren 1582—1584 die Stelle eines Stadtſecretairs zu Huſum [4]). Er gab verſchiedene lateiniſche Schriften [5]) heraus, welche mit Beifall aufgenommen wurden. Erwähnung verdient beſonders ſeine Danias, von welcher jedoch nur der erſte Theil erſchienen und die übrigen nicht, da bald nach der erſten Ausgabe ihn der Tod erreichte. Sein dem vierten Buche dieſes

10) *Ge. Fabricii* Annales urbis Misniae finden ſich auch in Saxonia illustr. Vol. II. p. 1—140. Nach einer kurzen Beſchreibung der Gegend, ihrer alten Bewohner und der Flüſſe, fangen ſich die Jahrbücher von 888 an, und der Urſprung der Stadt wird ins Jahr 930 geſetzt. Sie gehen bis zu 1571, dem Jahre des Todes des Fabricius. Neben vielen guten Nachrichten fehlt es auch an kleinlichen und ſagenhaften nicht. 11) Wir bemerken nur beiſpielsweiſe die, welche *Joannis Boceri* Fribergum in Misnia, carm. heroic. (Lips. 1577.) beigefügt ſind, nämlich: Epicedion *Georgii Fabricii* in obitum *Nicolai Hausmanni*; *Valerii Cordi*, *Georgii Fabricii* et *Adami Siberi* epitaphia in eundem; Carmina *Fabricii* in Henricum principem et ducem Saxoniae; *Ge. Fabricii* in spem excelsam Severini, ducis Saxoniae; *Ge. Fabricii* et *Adami Siberi* epitaphia in Mauritium ducem et electorem Saxoniae.

1) Er ſagt dieſes in ſeiner dem erſten Theile ſeiner Danias vorgeſetzten Zueignungsſchrift an König Friedrich II. 2) Vgl. Bolten, Dithmarſiſche Geſchichte. 1. Th. S. 142. 143. 3) indigne. 4) ſ. Moller, Genealogiſche Nachricht von der Valentiner'ſchen Familie. S. 1 u. 2. Vgl. Bolten a. a. O. S. 143. 5) ſ. *Molleri* Cimbr. lit. I, 594.

Werkes einverleibtes Gedicht über den merkwürdigen dithmarſiſchen Krieg vom J. 1500 hat Weſtphalen den Ruſſeſchen Fragmenten [6]) anhangsweiſe beigefügt.

(*Ferdinand Wachter.*)

FABRICIUS (Vincenz), ward den 28. Aug. 1612 zu Hamburg geboren, ſtudirte zu Leyden, wo er mit Nic. Heinſius Bekanntſchaft machte, ward 1640 zu Bourges Licentiat der Rechte, 1643 Rath bei dem Biſchofe zu Lübeck, 1644 Syndicus und 1666 Bürgermeiſter zu Danzig. Als ſolcher war er auf dem Reichstage zu Warſchau 1667 gegenwärtig, ſtarb aber daſelbſt bereits den 11. April im 55. Lebensjahre. Er war zu gleicher Zeit Arzt, Redner, Dichter, Juriſt und Numismatiker und hinterließ Positiones medicae, considerationes monetales, Orationes, sermo de obsidione et liberatione urbis Leidensis, Poemata, Epistolae, welche nach ſeinem Tode von ſeinem Sohne, Friedrich Fabricius, mit Ausnahme der in der Sylloge Burmanniana T. III. p. 787 befindlichen Epistolae herausgegeben wurden, als: *Vinc. Fabricii* Orationes, Epistolae etc. (Lips. et Frcft. 1685.). Ausgaben ſeiner Poemata ſind noch Leyd. 1632. 12. Ed. II. aucta et emend. ib. 1638. 12. Im Allg. ſ. *Bayle*, Dict., *Crenii* Animadv. Philol. P. XVII. p. 59 sq. *Moller*, Cimbr. Litt. T. III. p. 243—249. (Dr. *Grässe*.)

FABRICIUS (Wilhelm, Hildanus), einer der berühmteſten teutſchen Chirurgen im erſten Drittel des 17. Jahrhunderts, der auf die Entwickelung der teutſchen Chirurgie durch Aufſtellung rationeller Anſichten etwa ebenſo eingewirkt hat, wie Paré auf die franzöſiſche. Er wurde am 25. Juni 1560 in dem Dorfe Hilden bei Cöln geboren, von dem er den Zunamen Hildanus angenommen hat; ſein Vater, den er im 10. Lebensjahre verlor, war daſelbſt Gerichtsſchreiber. Der eigentliche Geſchlechtsname iſt wol nicht Fabricius, obwol er ſich auf den Titeln aller ſeiner Schriften ſo nennt, und in der teutſchen Vorrede zum Spiegel des menſchlichen Lebens ſeinen Vater als Petrus Andreas Fabricius aufführt. Denn in den Gedichten von Gönnern und Freunden, die nach damaliger Sitte ſeinen Schriften vorgedruckt ſind, wird er, wenn ſie in franzöſiſcher Sprache abgefaßt ſind, immer Guillaume Fabri de Hilden genannt, und in der Dedication ſeines Traité de la dysenterie an den Stadtrath von Payerne unterſchreibt er ſich Guill. Fabry de Hilden. Ebenſo wird er in einem teutſchen Gedichte, vom Prediger Graſſer in Baſel, welches in der Schrift: Anatomiae praestantia et utilitas (Bern 1624.) p. 165 ſteht, Fabry genannt. Der Beiname Hildanus hat in der Literatur zu einer andern Verwirrung Anlaß gegeben; denn 100 Jahre ſpäter nennt ihn Heiſter in ſeiner Chirurgie immer nur ſchlechthin Hildanus, und unter dieſem Namen wird er auch in neuern Schriften (z. B. in Ruſt's Handb. d. Chir. 3. B. S. 215. Anm. 2.) citirt. In der franzöſiſchen Literatur wird er als Fabrice aufgeführt; in der teutſchen hin und wieder als Fabriz von Hilden.

Nachdem er ſeine medicíniſchen Studien in Cöln gemacht hatte, begab er ſich 1586 nach Lauſanne zu dem als tüchtigen Chirurgen bekannten Jean Griffon, der, wie Fabricius Hildanus ſelbſt berichtet, die am Lebenden vorzunehmenden Operationen am Leichnam auszuführen pflegte, und der ſchon 1590, auf die Mittheilung eines italieniſchen Arztes hin, die Rhinoplaſtik nach Tagliacozzi's Methode ausführte, obwol des letztern Schrift erſt 1597 erſchien. Nachdem er Teutſchland und Frankreich bereiſt hatte, prakticirte er einige Zeit in Lauſanne und nahm dann ſeinen Wohnſitz in Payerne, wo er neun Jahre lang wohnte. Im Jahre 1615 erhielt er das Bürgerrecht von Bern und wurde Stadtarzt, und hier wirkte er bis zu ſeinem Tode, der in Folge zurückgetretener Gicht am 15. Febr. 1634 erfolgte. Wie geehrt Fabricius Hildanus in Bern war, mag daraus entnommen werden, daß er auf dem kleinen, in der Mitte der Stadt neben der Bibliothek befindlichen Kirchhofe begraben wurde, auf welchem die Rathsherren und ſonſt ausgezeichnete Leute beigeſetzt zu werden pflegten. Dieſer Kirchhof iſt in dieſem Jahrhundert in den jetzigen botaniſchen Garten Berns umgewandelt worden, deſſen ſüdliche Mauer noch gegenwärtig einen, dem Fabricius geſetzten Denkſtein einſchließt, auf welchem der 15. Februar als Todestag genannt wird, während die Biographen fälſchlich immer den 17. Februar angeben. Nach dieſem Denkſteine hätte Fabricius ein Alter von 74 Jahren 5 Monaten 8 Tagen erreicht, und dieſe Angabe würde auf den 7. Sept. 1559 als Geburtstag des Verſtorbenen hinweiſen.

Fabricius Hildanus wies auf die Unentbehrlichkeit der Anatomie für den Chirurgen hin; er handelte in beſondern Schriften über die wichtigſten chirurgiſchen Kapitel (Brand, Verbrennungen, Steinſchnitt, Schußwunden) und trug weſentlich zur Förderung der Chirurgie bei, wenngleich man ihm den Vorwurf machen kann, daß er das Armamentarium chirurgicum bisweilen unnöthiger Weiſe vermehrte. Aber auch im Felde der Pathologie und Therapie hat er Erhebliches geleiſtet, und Phyſiologie, ja ſelbſt vergleichende Anatomie blieben ihm nicht fremd. Seine Schriften erfreuten ſich daher bei den Zeitgenoſſen einer großen Verbreitung und erlebten meiſtens mehre Ausgaben; ja ſeine chirurgiſchen Beobachtungen wurden 170 Jahre nach dem erſten Erſcheinen nochmals ins Teutſche überſetzt.

Schriften: Von dem heißen und kalten Brand, welcher Gangraena et Sphacelus oder S. Antonii und Martialis Fewr genannt wird u. ſ. w. (Cöln 1593.) (Außerdem wol noch 10 verſchiedene teutſche, lateiniſche und franzöſiſche Ausgaben. Gegen die Amputation in den todten Theilen.) — Traité de la dysenterie. (Payerne 1602.) (Mehre Ausgaben.) — Observationum et curationum chirurgicarum Cent. I. 1606. Cent. II. 1611. Cent. III. 1614. Cent. IV. 1619. Cent. V. 1627. (Erſchienen vereinigt und mit Cent. VI. ver-

6) *Jo. Russe*. Lund. *Fragmenta* XXXV rerum *Dithmarsicarum* ab a. 1040—1542, quorum selectiora argumenta produnt ex autographo; accedunt e codice recentiori Supplementa IV. usque ad a. 1595 N. XXVI. col. 1461—1464 ap. *Ern. Joach. de Westphalen*, Monumenta ined. Rer. Germ. T. IV.

mehrt: [Lyon 1641. 2 Voll. 4.] Davon eine franzöſiſche Ueberſetzung durch Th. Bonnet. (Genève, 1669. 4.) Ferner: Fabriz v. Hilden, 600 chirurg. Beobachtungen und Curen, aus dem Lateiniſchen von F. A. Weiz. 3 Theile. 1780 — 1783. Die Sammlung enthält auch eine gewiſſe Anzahl Beobachtungen, die dem Fabricius Hildanus von andern Ärzten mitgetheilt wurden.) — De ambustionibus, quae oleo et aqua fervidis, ferro candente, pulvere tormentario, fulmine et quavis alia materia ignita fiunt (Basil. 1607. Oppenh. 1614.). — De vulnere quodam gravissimo et periculoso ictu sclopeti inflicto observatio et curatio singularis (Oppenh. 1614.). — Von geſchoſſenen Wunden und derſelben gründlichen Curen und Heilung. (Baſel 1615.) — Reiskaſtenverzeichniß der Arzeneien und Inſtrumente, mit welchem ein Wundarzt im Feldlager ſoll verſehen ſein. (Baſel 1615.) (Mehre Ausgaben.) — Epistolarum ad amicos eorumdemque ad ipsum Centuria I., in quibus passim medica, chirurgica aliaque lectione digna continentur. (Oppenheim 1619. 4.) — Spiegel des menſchlichen Lebens u. ſ. w. (Bern 1621.) (Dieſes im Schriftenverzeichniſſe des Fabricius Hildanus gewöhnlich übergangene Werk iſt in gereimten vierfüßigen Jamben abgefaßt. Es ſchildert in chriſtlicher Auffaſſung auf 447 Seiten die leiblichen und geiſtigen Gefahren, denen der Menſch von der Empfängniß bis zum Greiſenalter unterworfen iſt. Das unbedeutende Machwerk verdient in ſofern Erwähnung, als der Verfaſſer, der in der Vorrede den Reichthum der teutſchen Sprache rühmt, im Texte ſelbſt die bekannte franzöſirende Manier auch möglichſt vermeidet. Er bezieht ſich darin (S. 73) auch auf eine von ihm erſchienene Schrift über die Bräune. Angehängt ſind dem mir vorliegenden Exemplare: Geiſtliche Lieder und Geſänge u. ſ. w. Guilielmi Fabricii, zum andern Mal in Druck gegeben. [Bern 1621. 92 S.]) — Anatomiae praestantia et utilitas, das iſt: Kurtze Beſchreibung der Fürtrefflichkeit, Nutz und Nothwendigkeit der Anatomy u. ſ. w. (Bern 1624.) — Gründlicher Bericht von dem Blaſenſtein (Baſel. 1626.) (Lat. ed. *Schobinger*. [Bas. 1628. 4.]) (De conservanda valetudine, item de thermis valesianis et acidulis griesbachensibus etc. (Francof. 1629.)

Fabricius Hildanus beabſichtigte eine Geſammtausgabe ſeiner Schriften, als ihn der Tod ereilte. Doch beſorgte *P. Beyer*, Opera omnia. (Francof. 1646. Fol. ib. 1682. Fol.) Teutſch v. Friedrich Greif. (Frankf. 1652.) Auf der berner Stadtbibliothek wird noch eine drei Bände füllende Sammlung von Briefen, 437 an der Zahl, aus des Fabricius Nachlaß aufbewahrt, über welche bereits Haller in der Bibl. anat. I. p. 296 berichtet hat.

(*Fr. Wilh. Theile.*)

FABRICIUS (David). Von dem Leben dieſes oſtfrieſiſchen Gelehrten und ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit, die ſich beſonders auf Aſtronomie und auf die zu ſeiner Zeit noch im Rufe ſtehende Aſtrologie bezog, wiſſen wir nur das, was Reershamius (Prediger-Denkmal [Aurich 1796.]), Tjaden (Gelehrtes Oſtfriesland, 1. Bd. [Aurich 1785.]), Wiarda (Oſtfrieſ. Geſchichte, 4. Bd. [Aurich 1794.]), Oltmanns (Gemeinnützige Nachrichten für Oſtfriesland, Jahrg. 4.) und einige andere einheimiſche und auswärtige Schriftſteller darüber berichten, von denen letztere ſich jedoch größtentheils mehr oder weniger nur ausgeſchrieben haben. Von ihm ſelbſt beſitzen wir zwar einige, theils gedruckte, theils ungedruckte aſtronomiſche und geographiſche Werke, aber keine Selbſtbiographie, die uns das reiche, der Wiſſenſchaft zugewandte Leben und die Ergebniſſe ſeiner aſtronomiſchen Forſchungen darſtellte.

In der Stadt Eſens, in der zu Oſtfriesland gehörigen Herrſchaft Harlingerland, ward er 1564 geboren; jedoch iſt weder das Datum bekannt, noch auch, wer ſein Vater geweſen iſt. Von dieſem findet ſich blos die Nachricht von ſeinem im J. 1608 erfolgten Abſterben und Begräbniſſe auf dem Gaſthauskirchhofe zu Emden [1]). Ebenſo wenig weiß man, wo unſer David in ſeiner früheren Jugend Unterricht erhalten habe. Wahrſcheinlich legte er den erſten Grund ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung in Eſens ſelbſt, indem dort bereits zu der Zeit eine lateiniſche Schule beſtand [2]); nachher mag er freilich auch, wie ſein früherer Biograph Tjaden meint [3]), die in jener Zeit in Oſtfriesland ſchon ſehr berühmte Gelehrtenſchule in Norden beſucht und ſich dort auf das akademiſche Studium vorbereitet haben. Welche Univerſität er jedoch bezogen und wie lange er daſelbſt ſtudirt habe, weiß man nicht. Tjaden vermuthet, ohne irgend einen Grund davon anzugeben, daß er in Heidelberg ſtudirt habe, ſagt aber nicht, welcher Facultätswiſſenſchaft er ſeinen Fleiß zugewendet habe. Der Umſtand, daß er nachher, und zwar bereits im zwanzigſten Jahre ſeines Alters, Prediger geworden, ſpricht indeſſen dafür, daß er ſich der Theologie gewidmet habe, wenngleich der für die Wiſſenſchaft leider zu früh verſtorbene berühmte Oſtfrieſe, der Profeſſor Oltmanns, berichtet, D. Fabricius habe einige Zeit bei Tycho de Brahe auf deſſen Uranienburg auf der däniſchen Inſel Hween gelebt und ſich mit großem Eifer auf die praktiſche Sternkunde gelegt. „Doch da dieſe," fährt derſelbe fort, „bekanntlich nur den Geiſt, und karg den Körper nährt, Fabricius vielleicht auch nicht von andern Mitteln leben konnte, ſo war er genöthigt, ein anderes Studium zu ergreifen. Er legte ſich auf die Theologie, wozu vielleicht der Umgang mit dem theoſophiſchen Tycho, vielleicht auch die nicht entfernte Verwandtſchaft beider Materien die Hauptmotive waren; der melancholiſche Young müßte ſich denn irren, wenn er ſagt: devotion daughter of Astronomie [4])." Auch ſoll, nach Tjaden's Bericht, unſer Fabricius von dem berühmten Aſtronomen Hinr. Lampadius in Braunſchweig Unterricht in mathematiſchen und namentlich aſtronomiſchen Wiſſenſchaften und

---

1) In D. Fabricius' Calendarium historicum etc. heißt es: „1608 1. Oct. pater meus circa 8 hor. ſſi — illico aegrotus cepit deficientib. sensib. non locut. — 3. Oct. — inter 2 et 3 expiravit sepultus Embdae op dat Gaſthuß Kerkhoff 6. Oct. inter 8 et 9 hor. aet. 82 annorum." 2) ſ. Jahrbüchlein zur Unterhaltung und zum Nutzen, zunächſt für Oſtfriesland und Harlingerland. (1840.) S. 71. 3) Gelehrtes Oſtfriesland. 1. Bd. S. 207. 4) Gemeinnützige Nachrichten für Oſtfriesland. 4. Jahrg. S. 257.

beſonders auch in allen theologiſchen Disciplinen erhalten haben, woraus man, wenn dieſe Angabe gegründet iſt, faſt ſchließen ſollte, daß er entweder gar nicht in Heidelberg geweſen ſei, oder wenigſtens das Studium der Theologie dort nicht getrieben habe. Allein aus des Fabricius eigenen Bemerkungen in ſeinem Calendarium geht nur ſoviel hervor, daß Lampadius ihm nur in den Anfangsgründen der Aſtronomie Unterricht ertheilt habe. Auch läßt ſich nicht wohl begreifen, wie er bald zu Braunſchweig, bald auf der Uranienburg bei Tycho längere Zeit zum Studium aſtronomiſcher und theologiſcher Wiſſenſchaften habe zubringen können, da er bereits in ſo früher Jugend als Geiſtlicher angeſtellt wurde. Denn ſowol Tjaden als Reershamius[5]) laſſen ihn ſchon im Jahre 1584, mithin in ſeinem zwanzigſten Jahre, die Pfarrſtelle zu Reſterhaſe, in der oſtfrieſiſchen Herrlichkeit Dornum, antreten.

Hier auf dem ſtillen, einſamen Kirchenhügel zu Reſterhaſe, mitten in der offenen, von allen Seiten umher grünenden, blühenden und reifenden Natur, hatte unſer Fabricius bei der geringen Seelenzahl ſeiner Gemeinde hinreichende Muße, ſich ganz ſeinem Lieblingsſtudium, der Aſtronomie, hinzugeben. Die Lage der Kirche, auf einem Hügel von ungefähr 30 Fuß Höhe über die Umgegend, in deren aus dem Dache hervorragenden Thurmſpitze er, einer noch zur Zeit des Verfaſſers dieſes Artikels[6]) bekannten Sage nach, ſeine aſtronomiſchen Obſervationen anſtellte, begünſtigten dieſe letzteren. Allein die Inſtrumente, deren er bei dieſen Beſchäftigungen mit Gegenſtänden höherer Regionen bedurfte, mußte er ſich größtentheils ſelbſt verfertigen, indem es ihm an hinreichenden Geldmitteln fehlte, um ſich dieſelben anderweit zu verſchaffen. Jedoch das wahre Genie bahnt ſich durch die größten Schwierigkeiten hindurch ſeinen Weg und gelangt oft ſicherer zum Ziel, als der an der Begeiſterung der Idee Mangel Leidende bei allen Mitteln, die demſelben zu Gebote ſtehen.

David Fabricius lebte zu einer Zeit, worin die Namen eines Harriot, Scheiner, Galilei, Tycho Brahe und Kepler als Sterne erſter Größe an dem Gelehrtenhimmel Europa's glänzten und mit Bewunderung von ihren Zeitgenoſſen gefeiert wurden. Wenn auch die oben erwähnte, von Oltmanns nach Weidler mitgetheilte Nachricht, daß Fabricius einige Zeit bei Tycho verlebt habe, einigem Zweifel Raum geben ſollte, ſo geht doch aus ſeinen eigenen Anmerkungen in ſeinem noch vorhandenen Calendar. historicum hervor, daß er ſowol mit dieſem, als auch mit Kepler in einem literariſchen Briefwechſel geſtanden habe. Auch die von Kepler hinterlaſſenen, in der Bibliothek der ruſſiſch-kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften in St. Petersburg liegenden Handſchriften beweiſen dieſes. Wir werden auf dieſe Handſchriften weiter unten zurückkommen.

Fabricius machte ſich bald durch mehre aſtronomiſche Obſervationen und namentlich durch die Entdeckung des veränderlichen Sterns im Walfiſche berühmt. Seine Obſervationen verdienen immer in die Reihe derer geſetzt zu werden, welche in den Zeiten der aſtronomiſchen Wiedergeburt für die beſten galten, wenn ſie auch durch ſpätere Berichtigungen in ihrem Werthe etwas verlieren mochten. Unwiderſprechlich erwarb er ſich das Verdienſt, durch ſeine Beobachtungen und Entdeckungen das Feld der wiſſenſchaftlichen Sternkunde erweitert zu haben. Namentlich ſoll er auch in der Mondstheorie ein ſchwieriges Problem auf eine ſehr einfache Weiſe gelöſet haben, wodurch er ſich (nach Kepler) den Namen eines „Astronomi tamquam excellentissimi“ erwarb. „Aller Bemühungen ungeachtet," ſagt Oltmanns[7]), „haben wir aber von dieſem Problem die nähern Umſtände nicht erfahren können. Wenigſtens fanden wir nichts in den Büchern, worauf uns die Literatoren verwieſen hatten. Vielleicht daß in Fabricius' Manuſcripten[8]), welche noch in St. Petersburg liegen ſollen, Aufklärung zu finden iſt. Wir gingen — fährt Oltmanns fort — grade damit um, uns in St. Petersburg darnach zu erkundigen, als ſich die ſchüchternen Muſen, obgleich ohne Grund, beim Anblick der furchtbaren Legionen flüchteten, feindliche Heere den Oſten überſtrömten und alſo auch die Correſpondenz mit daſigen Akademikern unmöglich machen mußten." — Fabricius' Biograph Tjaden ſchreibt ihm auch die wichtige Entdeckung der Sonnenflecken und die Rotation der Sonne zu[9]). Allein Profeſſor Oltmanns will dieſe doch lieber ſeinem Sohne, Johann Fabricius, vindiciren, der ſolche zuerſt 1610, und alſo früher als der Jeſuit Scheiner, beobachtete, und darüber im folgenden Jahre den Traktat: de maculis in sole observatis et apparente earum cum sole conversione (Witeberg. 1611.) ſchrieb[10]). Auch von Littrow[11]) war, wenn auch ſeiner Meinung nach die Ehre der erſten Entdeckung der Sonnenflecken dem Engländer Harriot gehört, doch dieſes Werk des Johann Fabricius das erſte, welches über dieſen Gegenſtand erſchien. Der Verfaſſer erzählt darin, daß er eines Morgens einen ſchwarzen, auf der einen Seite grauen Flecken in der Sonne bemerkt und denſelben Anfangs für eine Wolke gehalten habe. Nachdem er ihn aber wiederholt an demſelben Tage und mit verſchiedenen Fernröhren immer an derſelben Stelle gefunden hätte, habe er angefangen, an der wolkenartigen Natur dieſer Erſcheinung zu zweifeln. Bald darauf habe ſich die Sonne ſchon zu ſehr über den Horizont erhoben und er ſie, ohne Beſorgniß für ſeine Augen (ihm waren alſo die mit Lampenruß deräucherten Gläſer noch unbekannt) nicht mehr anſehen können. Nicht ohne Furcht habe er die folgende Nacht zugebracht, da ihn der Argwohn, daß es nur eine vorübergehende Wolke ſein könnte, nicht ganz verlaſſen hätte. Deſto größer ſei ſeine Freude geweſen,

5) Oſtfrieſiſches Predigerdenkmal. (Aur. 1796.) S. 213. 6) von 1803 bis 1813, in welchen Jahren der Verfaſſer die dortige Pfarrſtelle bekleidete.

7) Gem. Nachr. f. Oſtfr. 4. Jahrg. S. 258. 8) Epistolae ad Keplerum cum responsionibus. 9) Gelehrt. Oſtfriesland. I. S. 213. 10) Gemeinnütz. Nachr. f. Oſtfr. 4. Jahrg. S. 244. 11) Die Wunder des Himmels. (Stuttg. 1837.) S. 277 fg.

als er am folgenden Morgen ſeinen Gaſt wieder und beinahe an derſelben Stelle der Sonnenſcheibe erblickt hätte. Jetzt habe er die Sonnenſtrahlen durch eine kleine Öffnung ſeines Fenſterladens in dem verfinſterten Zimmer auf eine weiße Tafel fallen laſſen und auf dieſe Weiſe das Bild der Sonne und des Fleckens auf dieſer Tafel den ganzen Tag durch beobachten können. Er habe bald bemerkt, daß der Flecken ſich von Oſt nach Weſt langſam fortbewegte. Auch ſeien in den nächſten Tagen noch mehre andere Flecken zu dem gekommen, die alle dieſelben Erſcheinungen gezeigt hätten. Etwas ſpäter ſei der erſte Flecken an dem weſtlichen Rande der Sonne verſchwunden, und nach etwa zwei Wochen habe er ihn an dem öſtlichen Sonnenrande wieder eintreten ſehen. Er ſchließe daraus mit Recht, daß dieſe Flecken ſich um den Mittelpunkt der Sonne bewegen. Seine Freude über dieſe Entdeckung ſei aber dadurch etwas vermindert worden, daß er die Veränderlichkeit dieſer Flecken, ja ſogar ihr völliges Verſchwinden in der Mitte der Sonnenſcheibe bemerkt habe, und daß alſo dieſe Flecken keine permanente Körper wären. Deſſenungeachtet zieht der Verfaſſer aus dieſen Beobachtungen den Schluß, daß die Sonne ſich um ſich ſelbſt drehen müſſe, wie dies ſchon Jordan Bruno (der im Jahre 1600 wegen ſeiner zu liberalen religiöſen Geſinnungen lebendig verbrannt wurde) und ſpäter auch Kepler behauptet hatte. — Wir haben dieſen Bericht des Johann Fabricius ſo ausführlich mitgetheilt, weil ſich noch immer einige Gelehrte der Meinung hingeben, daß Johann Fabricius dieſen Tractat nur herausgegeben, die Schrift ſelbſt, folglich auch die darin erwähnte Entdeckung von dem alten David Fabricius gemacht worden ſei [12]).

Neben den aſtronomiſchen Obſervationen beſchäftigte ſich unſer David Fabricius, der Richtung des damaligen Zeitgeiſtes gemäß, auch mit aſtrologiſchen Forſchungen und Deutungen, welche die jetzige Zeit nur belächelt. Wer glaubt jetzt noch daran, daß die Schickſale eines Volks, oder gar eines einzelnen Menſchen auf dieſem, neben den großen flammenden Firſternen nur ſo kleinen Planeten von der Conſtellation der Geſtirne beſtimmt werden? Wer möchte ſich jetzt noch im Ernſt ein Horoſkop ſtellen laſſen? Fabricius, ſowie ſein großer Zeitgenoſſe Tycho Brahe, waren darüber anderer Meinung. Das von ihm handſchriftlich nachgelaſſene Calendarium enthält davon einige intereſſante Data. So ſtellt er nämlich unter anderm ſeinem neugeborenen dritten Kinde Hinrich folgendes Horoſkop: „Hinricus, natus 1590, 22. Dec. die ♂, *inani hora.*“ Es muß ihm alſo gleich die Conſtellation der Geſtirne bei der Geburt dieſes Sohnes, hinſichtlich der Geiſtesgaben deſſelben, nicht viel Gutes angedeutet haben; denn achtzehn Jahre ſpäter, nämlich 1608, findet ſich in dem Kalender die Bemerkung, daß aus dem Sohne nichts anderes als ein ehrlicher Schuſter habe gemacht werden können. Er ſchreibt davon: „Den 12. Apr. A. m. iß min Sohne Hinrick na Norden in de Lehre gegan, dat ſchomaker Handwark (dar he ganz ſo tho geſtimmet geweſen) tho leren bi M. Harmen. er ſchal 2 Jar leren vnd dar uor geven 40 Daler vnd 2 Rdal. der frowen, god geve ehm ſegen dartho amen.“ — Auch ſich ſelbſt ſoll er, nach dem Bericht des Hofpredigers J. F. Bertram [13]), aus den Geſtirnen das Prognoſtikon geſtellt haben, daß der ſiebente Tag des Monats Mai 1617 für ihn ein lebensgefährlicher (dies fatalis) ſein würde. Er war damals Prediger zu Oſteel, einem Dorfe in dem Amte Aurich in Oſtfriesland, wohin er im Jahr 1603 von Reſterhafe verſetzt war. Wunderbarer Weiſe hatte auch ſein damals abweſender Sohn Johann kurz vorher in einem Schreiben ihn auf dieſen gefährlichen Tag aufmerkſam gemacht und ihn gebeten, ſich an demſelben ſorgfältig in Acht zu nehmen. Um nun alſo, wo möglich, der drohenden Gefahr auszuweichen und ſomit das von ihm ſelbſt und ſeinem Sohne geſtellte Prognoſtikon als unrichtig darzuſtellen, hielt er ſich den Tag ruhig in ſeinem Arbeitszimmer, verhinderte auch, daß irgend Jemand, außer ſeinen Hausgenoſſen, zu ihm gelaſſen wurde, und dennoch — traf ihn ein tödtliches Geſchick. Schon hatte er im Cirkel der Seinen zu Abend gegeſſen und freute ſich, daß der ominöſe Tag glücklich vorübergegangen war, als ihn die Luſt anwandelte, an dem warmen Maiabend nun noch — es war bereits 10 Uhr, jedoch der Kalendertag noch nicht vergangen — ſeiner Gewohnheit nach einige Minuten auf dem hinter dem Kirchhofe ſich hinziehenden Wege ſpazieren zu gehen. Aber kaum hatte er dort, durchaus keine Gefahr mehr ahnend, einige Schritte gemacht, als ein Bauer aus ſeiner eigenen Gemeinde ſich von Hinten zu heranſchleicht und ihm mittels eines Torfſpatens den Kopf ſpaltet, ſodaß er noch an demſelben Abend ſeinen Geiſt aufgibt. Der Mörder, Namens Henrick Hover, war ein Feind unſers Fabricius, wie denn oft derjenige, der die Wahrheit ſagt und vermöge ſeiner Stellung ſagen muß, ohne daß er es weiß und will, ſich die bitterſten Feinde zuzieht. Fabricius hatte nämlich kurz vorher über das Verbrechen des Diebſtahls gepredigt, und da ihm nun einige Tage zuvor Gänſe geſtohlen worden waren, ſo meinte der Mörder, Fabricius habe ihn als Thäter davon bezeichnet, und beſchloß die blutige Rache, die dem Leben des thätigen und namentlich um die Sternkunde hochverdienten Mannes plötzlich ein Ziel ſetzte (1617) [14]).

---

12) Dies iſt auch Tiaden's Meinung; ſ. Gel. Oſtfriesl. I. S. 213.

13) in deſſen Parergis Ostfr. p. 196.

14) Ein ähnliches Horoſkop ſoll ſich auch der berühmte däniſche Aſtronom Tycho Brahe geſtellt haben. Als dieſer 1567 zu Roſtock die Aſtronomie ſtudirte, zog er ſich die Feindſchaft ſeines Landsmanns Manderup Parsberg zu. Nun hatte er aus der Conſtellation der Geſtirne geſehen, daß ein gewiſſer Tag für ihn ein gefährlicher ſein würde, und daß er ſich an demſelben namentlich vor einem böſen Feinde zu hüten habe. Er nahm ſich auch an demſelben ſorgfältig in Acht, ging am Abend deſſelben aus, nachdem, wie er glaubte, der ominöſe Tag und mit ihm die Gefahr vorüber war. Indeſſen ward er im Finſtern von ſeinem Feinde überfallen, gegen den er ſich mit dem Degen wehren mußte, verlor aber dabei einen Theil ſeiner Naſe, ſodaß er Zeitlebens eine ſilberne Naſe tragen mußte (ſ. Hanoverſches Magazin 1841. Nr. 17. „Der verhängnißvolle Tag. Eine Parallele aus dem Leben des Dav. Fabricius und des Tycho Brahe“ von dem Verfaſſer dieſes Artikels).

David Fabricius war ein Mann von großer Gelehrſamkeit, beſonders in den mathematiſchen Wiſſenſchaften und namentlich in der Aſtronomie, der er die ſchönſten Weiheſtunden ſeiner Muße widmete. Aber auch als Theolog und Kanzelredner ſtand er ſowol bei dem Publicum, als auch bei dem damals regierenden Grafen von Oſtfriesland, Enno III., in großem Anſehen. Im Jahr 1601 ward er von demſelben nach Friedeburg, einer vormaligen Grenzfeſtung im Amte gl. Nam., gefodert, um dort vom 20. Aug. bis zum 11. Oct. in der Schloßkapelle zu predigen, obgleich die gräfliche Hofpredigerſtelle durch M. Wigand beſetzt war. Eine ähnliche Auszeichnung widerfuhr ihm durch den von dem Grafen ihm gewordenen Auftrag, die jüngſte Tochter deſſelben, die Comteſſe Agnes, mit dem Freiherrn Gundacker von Lichtenſtein auf dem Schloſſe zu Eſens (19. Febr. 1604) zu copuliren. Er erwähnt dieſer Handlung in ſeinem Calendarium in ſeiner naiven, halb plattteutſchen und halb lateiniſchen Schreibart, wobei nur zu bedauern iſt, daß man, der verblaßten Tinte wegen, nicht alles mehr leſen kann, und ſetzt am Schluſſe hinzu, daß ihm der Graf dafür 60 emder Gulden in 12 Goldſtücken (ungefähr 75 Reichsthaler, damals eine bedeutende Summe) gegeben habe [15]).

Doch nicht blos als Geiſtlicher, ſondern auch als ein Mann von gründlichen und umfaſſenden politiſchen Kenntniſſen und diplomatiſcher Gewandtheit genoß er eine ausgezeichnete Achtung bei dem gräflichen Hofe. Der Graf und ſeine Gemahlin Anna, eine geborne Fürſtin von Holſtein, die kaiſerlichen Geſandten in Aurich und mehre hochgeſtellte Hofbediente wetteiferten, ihm durch werthvolle Geſchenke die Anerkennung ſeiner Verdienſte kund zu geben, worüber ſein Calendarium verſchiedene Vermerke enthält. Ja, ſelbſt in den wichtigſten Landesangelegenheiten und namentlich in den Streitigkeiten zwiſchen dem Landesherrn und den Ständen, beſonders der Stadt Emden, bediente ſich Erſterer ſeines Rathes und — ſeiner Feder. Fabricius ward auch mitunter zu wichtigen politiſchen Sendungen an andere Höfe gebraucht, unter Anderm im J. 1601 nach Prag, dem damaligen kaiſerlichen Hoflager, woſelbſt der Kanzler Thomas Franzius, als gräflich oſtfrieſiſcher Geſandter, ſich aufhielt, um demſelben neue Inſtructionen zu überbringen [16]). Als der Kanzler im folgenden Jahre von ſeiner Geſandtſchaftsreiſe zurückgekommen war, ſtattete er dem Fabricius in Reſterhafe einen Beſuch ab. Fabricius war aber abweſend, reiſte jedoch bald darauf nach Aurich, wovon er in ſeinem Calend. bemerkt: „den 29. July bin Ick zu Aurich mit den Hern Kaiſerlichen geſanten, als Minquitz, Lichtenſtein, Dietrichſtein, Graff Guſtauus vnd andern zu Diſche geſeten ad lucem Lichtenſtein, wie auch des andern Dages zu mittag und habe mit dem F. Lichtenſtein des abents nur ein ſtund geredet — — — mit H. Minquitz ein ſehr lange rede gehabt. Bin ock 30. Jul bei H. Nutzel geweſt.“ —

Aus den angeführten Daten geht hinreichend hervor, welch eine bedeutende Rolle unſer Fabricius bei dem Grafen Enno III. und deſſen Hofe geſpielt, und wenn er auch über den Zweck der von dem Grafen ihm aufgetragenen diplomatiſchen und politiſchen Reiſen nach Prag, Holland u. ſ. w., ſowie über den Gegenſtand ſeiner Conferenzen mit den kaiſerlichen Geſandten und den gräflichen Räthen, und ſeines fortgeſetzten Briefwechſels mit dem Kanzler Franzius in ſeinem Calend. nichts vermerkt hat, ſo iſt doch kaum zu zweifeln, daß er, wenngleich ohne Titel und förmliche Anſtellung, des Grafen geheimer Rath geweſen ſei und namentlich an den Schriften, welche der Kanzler Franzius in den damaligen Streitigkeiten zwiſchen dem Grafen und der Stadt Emden herausgegeben, einen wichtigen Antheil gehabt, wo nicht, wie auch in den Zuſätzen zur Tjaden'ſchen Biographie des Fabricius vermuthet wird [17]), ſelbige ganz verfaßt habe. Die Sitte der damaligen Zeit brachte es mit ſich, daß häufig gelehrte Geiſtliche zur Berathung in Staatsgeſchäften mit gebraucht wurden. Fabricius war mit der Geſchichte und Verfaſſung ſeines Vaterlandes innig vertraut, dabei dem gräflichen Hauſe ſehr zugethan; — überdies beſaß er höchſt wahrſcheinlich, neben einem geſunden Verſtande und umfaſſender Gelehrſamkeit, einen richtigen Blick in Sachen, die das öffentliche Wohl betrafen, und eine in damaliger Zeit vielleicht hervorragende Gewandtheit in ſeinem Benehmen gegen höher Geſtellte, ſodaß es uns nicht wundern darf, daß er, ein bloßer Landprediger, zu den geheimſten Conferenzen des Hofes mit zugezogen wurde.

Von ſeinem häuslichen und Privatleben iſt wenig bekannt. Daß er verheirathet geweſen, geht vielfach aus ſeinem Calend. hervor; aber den Namen und die Herkunft ſeiner Frau erſieht man nicht daraus. Von ſeinen ſieben Kindern, unter denen ſich ſein Sohn *Johann* gleichfalls als Aſtronom bekannt und, wenn auch nicht als *erſter Entdecker* der Sonnenflecken, doch als *erſter Schriftſteller* darüber berühmt gemacht hat, iſt ein Sohn in noch zartem Alter in Reſterhafe geſtorben und in der dortigen Kirche, zu Folge eines noch vorhandenen Monuments, begraben worden.

Schließlich bemerken wir noch, daß Fabricius Verfaſſer folgender literariſchen Werke iſt: 1) Karte von dem alten Emden (1599). Dieſe wird noch jetzt auf dem Rathhauſe zu Emden aufbewahrt. 2) Ein aſtronomiſches

15) Gel. Oſtfriesl. III. S. 300 u. 301. Fabricius ſchreibt wörtlich darüber Folgendes: Den 19. Febr. hora 3½ p. m. hebbe Ik Frowlin agnes grave Enno Dochter mit Hern Gundacker von Lichtenſtein tho Eſens im groten Saal copuleret, na welcher copul. ſe ins Bedde geſatt, und de — — neben Hrn. van Kniphuſ. de Brut den Lichtenſtein ſce commendeert — p. Nutzel het — — paucis Xbis ad comitē gratias agat de 12 — — vor de Frowlin — — (— —) alß ſe upt Sal kamen — — — in der Copulat. geben ſe ſich trowringe un de Hand, de Ick mit miner Hand beſalen mußte un ſe inſegenen. gab mir 23. Feb. hora 5 p. m. 60 Emder Gulden in 12 ſtücken Gold. 16) Fabricius reiſte am 1. Mai nach Prag ab und kam am 1. Juli zurück. Er bemerkt darüber in ſeinem Calendarium: „Am 1. Mai nach Prag gezogen, God helpe mit Laue (Lob) wedder to Huß.“ Auch bemerkt er, daß ihm zu dieſer Reiſe am 16. Apr. von dem Grafen 100 Gemeinthaler (55 Thlr. 13 gGr. 4 Pf.) gegeben ſeien. Welch einen hohen Werth hatte damals noch das Geld! —

17) Gel. Oſtfriesl. III. S. 301.

Werk (1605). 3) Chronica von etlyken beſondern Geſchiedeniſſen, de ſeck in Oſtfriesland un den benachbarden Orden thogedragen (1609). Dieſe von Fabricius handſchriftlich nachgelaſſene Chronik, die jedoch von geringer Bedeutung iſt [18]), wurde mit einer Fortſetzung von einer andern Hand im J. 1640 zu Emden gedruckt. 4) Eine Karte von Friesland. 5) Ein Kalender (1617). 6) Epistolae ad Keplerum. Dieſe befinden ſich zu St. Petersburg unter den von Kepler nachgelaſſenen handſchriftlichen Werken. Letztere lagen über ein halbes Jahrhundert zu Frankfurt a. M. in Verſatz, und da der Eigenthümer ſie nicht einlöſen konnte, ſo ließ die Kaiſerin Katharina von Rußland dieſelben im J. 1773 für 15,000 Reichsgulden ankaufen und nach St. Petersburg in die Bibliothek der dortigen ruſſiſch-kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften bringen. Darunter ſind Nr. 7 Epistolae Davidis Fabricii, August. Confess. in Orientali Frisia ministri, cum responsionibus. 7) Calendarium Historicum Earum rerum, quae ministerij mei tempore in Europaeo orbe hinc inde contigerunt. Nam praeteritorum (quorum Calendaria multa ac varia reperiuntur) hic nulla mentio fit. A me Davide Fabricio Esensi, pastore Resterhafensi, collectum Anno 1590 et sequ. Handſchrift. Klein-Folio. — Es fängt dieſer Kalender eigentlich mit dem Jahre 1585 an und endigt ſich mit dem Monat Januar 1613. — Der Band ſelbſt (ſo wird in den Zuſätzen zur Tjaden'ſchen Biographie des Dav. Fabricius bemerkt) [19]), ſtammt aus einem Minoritenkloſter von Gent her, wo er zu einem Sterberegiſter der Kloſterbrüder beſtimmt geweſen iſt. Auf jeder Blattſeite iſt ein rother Initialbuchſtabe, der in 32 Linien ſchwarz zu Anfang unter einander ſteht, ſodaß die erſte Seite A, die zweite B, und ſo weiter bis zu dem Buchſtaben G jede Seite damit verſehen iſt. Nach G wird wieder mit A angefangen und auf ähnliche Art mit dieſen ſieben Buchſtaben, als den ſieben Tagen der Woche, fortgefahren. Gegen jeden rothen Buchſtaben ſtehet das Datum des Monats, und wo ein neuer Monat anfängt, zuerſt mit römiſchen Buchſtaben R. L. und dann der Name des Monats, beides mit rother Tinte. Der Kalender iſt in dem gedachten Kloſter im J. 1550 angefangen, und da zu jedem Datum eine ganze Seite genommen, ſo machen die 12 Monate einen bedeutenden Band aus, worin leider im Febr. vier Blätter (vom 6. bis 13.), im März zwei Blätter (vom 12. bis 15.) und im Dec. ſieben Blätter (vom 19. bis 31.) fehlen. Auf jeder Seite oben iſt mit Mönchsſchrift der Tod eines der Brüder vermerkt; alles Übrige iſt rein gelaſſen. Dieſes Sterberegiſter war für mehre Jahre beſtimmt, wie denn auch die von 1550 bis 1577 verſtorbenen Mönche darin verzeichnet ſind. Zu jedem Datum ward deshalb eine ganze Seite genommen, damit, wenn in folgenden Jahren etwa an ebendem Tage ein Bruder verſterben würde, ſolcher nur mit Bemerkung des Jahres nachgetragen werden konnte. — Wie dieſer Kalender in Fabricius' Hände gerathen ſein mag, iſt unbekannt. Er hat ihn zu ſeinem Zwecke dahin abgeändert, daß er auf jeder Blattſeite oben das Jahr und den Monat, in jeder Linie das Datum und dagegen die an jedem Tage geweſene Witterung, aſtronomiſche und andere Bemerkungen, auch ſonſtige Merkwürdigkeiten verzeichnet hat. Überdies finden ſich bei jedem Monat allerlei meteorologiſche, aſtrologiſche, hiſtoriſche, politiſche, genealogiſche und ökonomiſche Bemerkungen, und am Schluſſe des Kalenders ſind einige Tabellen von aſtrologiſchen Obſervationen angehängt, die vorzüglich 1595 niedergeſchrieben ſind. Die Überſchriften derſelben ſind folgende:

Observationes aliquot stellar. planetarumque factae a me ao. 1595. Observationes aliquot astrologicae D. Fabr. ab exper. sumptae. Declinationes asc. r. longit. et latitud. stellar. p̃cipuar. a me Davide Fabricio culculo inventae. Distantiae praecipuar. stellar. diligenter Semisextante sumptae, ex quibus decl. et asc. r. eruitur. Observation. motus ♂ exactae et diligenter anno 1595 factae p. Sext. et Quadr.

Dieſes merkwürdige Manuſcript, aus dem ſich leider wegen der äußerſt unleſerlichen Handſchrift des Verfaſſers und der erblaßten Tinte nicht Alles im Zuſammenhange herausbringen läßt — wenngleich Dr. Olbers in Bremen, nach einem Schreiben deſſelben an den Landſyndicus Telting in Aurich, Alles darin hat wollen leſen können — befand ſich früher in der Bibliothek des oſtfrieſiſchen Hiſtoriographen, Hofrath Wiarda. Bei dem nach deſſen Tode eingetretenen öffentlichen Verkaufe dieſer Bücherſammlung wurde es von der oſtfrieſiſchen Landſchaft erſtanden und wird jetzt in der landſchaftlichen Bibliothek zu Aurich aufbewahrt. (*Rud. Christoph Gittermann.*)

FABRICIUS (Johann Albert), geb. am 11. Nov. 1668 zu Leipzig, war der Sohn des Werner Fabricius, eines geborenen Holſteiners aus Itzehoe [1]), welcher in Leipzig als Director der Muſik in der Paulinerkirche und als Organiſt in der Nicolaikirche angeſtellt war, und der Martha Corthum, einer Predigerstochter aus Bergedorf. Nach dem frühen Tode der Ältern (die Mutter ſtarb am 20. Nov. 1674, der Vater am 9. Jan. 1679) nahm der berühmte leipziger Theolog, Valentin Alberti, des Waiſen als Vormund ſich wacker an, ließ ihn erſt durch Wenzeslaus Buhl unterrichten und vertraute ihn dann dem gelehrten Rector der Nicolaiſchule, Johann Gottfried Herrichen, an, unter deſſen Leitung und Unterricht, an dem auch andere Lehrer der Anſtalt, insbeſondere der Conrector Poltzius, Theil nahmen, der junge Fabricius ſich bald ungemein durch ſeine für ein ſo frühes Alter vorzüglichen Kenntniſſe auszeichnete. Zwei Jahre, die er noch auf Alberti's Veranlaſſung auf dem Gymnaſium zu Quedlinburg unter dem damaligen

18) Wiarda, Oſtfr. Geſchichte. IV. S. 9 in der Anm. 19) Gel. Oſtfriesl. III. S. 293 fg.

1) Es wird von ihm eine Schrift: Deliciae Harmonicae, welche zu Leipzig 1654 in 4. erſchien, angeführt. Sein Vater war Organiſt zu Flensburg, deſſen Vater Prediger im Holſteinſchen: ſ. Reimarus in der gleich (ſ. Note 15) zu nennenden Schrift. §. 5. S. 9.

Rector Samuel Schmid zubrachte (1684—1686), vollendeten ſeine akademiſche Vorbildung [2]. Im September 1686 bezog er die Univerſität Leipzig; ſein Vormund, der ſich auch jetzt wie ein zweiter Vater gegen den hoffnungsvollen Jüngling bewies, nahm ihn in ſein Haus auf und ließ ſich die Sorge für ſeinen Mündel in jeder Hinſicht höchſt angelegen ſein. Unter einem Carpzow, Olearius, Menke, Cyprian, Ittig und Andern der nahmhafteſten Lehrer der Univerſität betrieb er ebenſo ſehr theologiſch-philoſophiſche, als philologiſche Studien, welche die Schriftſteller Griechenlands und Roms, insbeſondere auch die Kirchenväter, für welche, ſowie für Kirchengeſchichte, ihn zunächſt Ittig mit beſonderer Liebe erfüllt hatte, zum Gegenſtande hatten. Am 27. Nov. 1686 hatte er die Würde eines Baccalaureus empfangen, am 26. Jan. 1688, alſo nach einem verhältnißmäßig ſehr kurzen Zeitraume, ward er ſchon Magiſter Artium. Die Abhandlung, die er bei dieſer Veranlaſſung ſchrieb, führt den Titel: *Σύμμικτα περὶ τῶν ἑβδομήκοντα*, respondente *Godofredo Böhnigk*, Lipsiensi. (Lipsiae 17. Mart. 1688. 4.) Aber auch die Abfaſſung und Herausgabe anderer Schriften fällt in dieſes Jahr, wie in das folgende; es zeigt ſich ſchon darin die auf die Behandlung literarhiſtoriſcher oder antiquariſcher Gegenſtände vorzugsweiſe gerichtete Neigung des Mannes, deſſen unermüdliche Thätigkeit auf dieſem Gebiete des menſchlichen Wiſſens ſo Ungeheures zu Stande gebracht hat. Es erſchien im J. 1688 zu Hamburg (nicht Leipzig 1689, wie auf dem Titel ſteht): Scriptorum recentiorum Decas, ohne Angabe des Verfaſſers, enthaltend eine Beurtheilung der Leiſtungen von zehn der angeſehenſten Gelehrten jener Zeit, eines D. Morhof, Chr. Cellarius, Ch. Thomaſius u. ſ. w., und noch in demſelben Jahre als eine Art von Vertheidigungsſchrift wider eine gegen jene Decas gerichtete Kritik: Defensio Decadis adversus hominis malevoli maledicum judicium justis de causis ab Auctore suscepta, in 4., woran ſich noch die 1689 in 4. zu Halle erſchienene Decas Decadum s. Plagiariorum et Pseudonymorum Centuria, welche den Nachweis einer Reihe von gelehrten Diebſtählen oder Plagiaten enthält, ſowie die zu Leipzig 1689 in 8. erſchienene Bearbeitung der griechiſchen Grammatik von F. Weller anreiht [3]. Zwar hatte der junge Fabricius, nach Verſicherung ſeines Biographen [4], ſich am Anfange der Medicin zugewendet, entſagte jedoch nach Berger's Abgange von Leipzig dieſer Richtung, um ſich deſto mehr den theologiſchen Studien zu widmen; er predigte öfters und nahm an theologiſchen Diſputationen lebhaften Antheil. Von dieſer Verbindung theologiſcher und philologiſch-philoſophiſcher Studien zeugen auch zwei in dieſe Periode fallende gelehrte Abhandlungen, die eine: De antiquorum philosophorum, Stoicorum maxime cavillationibus (Lips. 1692. 4.), die andere, noch immer werthvolle De Platonismo Philonis Judaei (Lips. 1693. 4.) Auch in der ſpäter erſchienenen Opusculorum critico-literariorum Sylloge (Hamburg 1738. 4.) abgedruckt.

Mit dem Jahre 1693 verließ Fabricius ſeine Vaterſtadt [5] hielt ſich zuerſt einige Zeit bei ſeinem Großvater, dem Pfarrer Corthum zu Bergedorf, auf und kam von da 1694 nach Hamburg, wo er in dem Hauſe des berühmten Theologen Johann Friedrich Mayer eine Aufnahme fand, die ihm, da, wie er inzwiſchen erfahren, ſein Vermögen aufgezehrt und ſelbſt noch mit einer kleinen Schuld belaſtet war, um ſo erwünſchter ſein mußte, als er hier ungeſtört ſeinen gelehrten Neigungen und Studien nachgehen und zugleich mit den verſchiedenen Gelehrten dieſer Stadt näher bekannt werden konnte. Fünf Jahre lang weilte er auf dieſe Weiſe in dem Hauſe des gelehrten und befreundeten Theologen, und in dieſer Zeit kamen mehre größere Arbeiten zu Stande, unter denen vor Allen die Bibliotheca Latina anzuführen iſt; dabei unterließ Fabricius nicht zu predigen und beſorgte über vier Jahre lang die Frühpredigt jeden Mittwoch in der Jacobskirche. Im Auguſt 1695 hielt er zu Kiel, unter dem Präſidium ſeines Gönners, eine Diſputation De Alogo s. irrationali Logica Pontificiorum, in Anweſenheit eines Herzogs von Holſtein und eines Herzogs von Braunſchweig. Im folgenden Jahre nahm ihn Mayer auf einer Reiſe nach Schweden mit und ſtellte ihn dem König Karl XI. vor, auch machte er die Bekanntſchaft vieler andern angeſehenen Gelehrten dieſes Landes. Als nun nach ſeiner Rückkehr durch den Abgang des Profeſſors der Logik und Metaphyſik, Gerhard Meier, nach Quedlinburg eine Lehrſtelle an dem akademiſchen Gymnaſium zu Hamburg erledigt war, beabſichtigte, beſonders auf Verwendung Mayer's, das Schulcollegium, dieſe Stelle dem Fabricius zuzuwenden, welcher zu dieſem Zwecke auch, der Sitte gemäß, eine Abhandlung: Specimen elencticum historiae Logicae cum quinquaginta thesium Logicarum et Metaphysicarum herausgab. Neben Joh. Chr. Ferd. Stollbergk und M. Auguſt Wolf fand er beſonders an M. Sebaſtian Edzard einen Mitbewerber, der gleichen Beifall erhielt, ſodaß das Loos zwiſchen Beiden entſcheiden ſollte. Dies fiel zu Gunſten Edzard's zwar aus, indeſſen rückte Fabricius noch in demſelben Jahre in die durch den Tod des Vincentius Placcius erledigte Lehrſtelle der Beredſamkeit und praktiſchen Philoſophie an dem (akademiſchen) Gymnaſium ein [6], was er mit der Verwendung und dem Einfluſſe ſeines Gönners Mayer zu danken hatte, auf deſſen Rath er ſich auch von Kiel die theologiſche Doctorwürde hatte ertheilen laſſen. Am 29. Juni 1699 trat er ſein neues Amt mit einer Rede De eloquentiae Epicteti ratione et praestantia feierlichſt an. Die in demſelben Jahre zu Kiel erſchienene, nachher mehrmals abgedruckte (Kiel 1714. Leipz. 1701. Wittenberg 1709, 1714.) Diſſertation, die er zur Erlangung der theologiſchen Doctorwürde geſchrieben hatte,

2) ſ. Reimar. a. a. O. §. 6. S. 10—13. 3) ſ. das Nähere über Veranlaſſung und Inhalt dieſer Schriften bei Reimar. S. 20 fg., insbeſondere S. 99—109. 4) Reimar. a. a. O. S. 20.

5) über das Folgende ſ. Reimar. §. 11 fg. S. 24 fg. 6) ſ. Reimar. S. 29 fg.

handelt: De recordatione animae humanae post fata superstitis. 4.

So war Fabricius bleibend für eine Stadt gewonnen, der er auch, aller ihm auswärts zugekommenen Anträge ungeachtet, bis an ſein Lebensende treu geblieben iſt, da ſie ihm auf dieſe Weiſe zu einer zweiten Heimath geworden war, zumal als ſchon früher ſein Urgroßvater mütterlicher Seits in Hamburg eine Predigerſtelle bekleidet hatte. Unermüdlich bald mit ſeinen gelehrten Studien, bald mit ſeinem Lehramt beſchäftigt, entwickelte er in beidem eine Thätigkeit, die uns auch jetzt noch ebenſo ſehr wie die Zeitgenoſſen in Staunen ſetzen muß. Nach ſeiner eigenen Äußerung, wie ſie uns ſein Biograph [7]) mittheilt, waren in den erſten zehn Jahren ſeines Amtes täglich ungefähr zehn Stunden dem Lehrberufe gewidmet, in dem folgenden Decennium zwiſchen zehn und acht, im dritten ſieben bis acht Stunden, bis im vierten die Abnahme der Kräfte ihn nöthigte, ſie auf vier bis fünf Stunden zu beſchränken. Es iſt in der That zu verwundern, wie bei einer ſolchen angeſtrengten Lehrthätigkeit, bei ſo vielen zeitraubenden Beſuchen von Seiten einheimiſcher Freunde [8]), deren er nicht wenige zählte, wie auswärtiger Gelehrten, die ihn perſönlich kennen zu lernen wünſchten, Fabricius noch Zeit finden konnte, ſo ungeheuere und umfaſſende Werke ſeiner gelehrten Thätigkeit uns zu hinterlaſſen, zumal wenn wir auch die ausgebreitete Correſpondenz meiſt wiſſenſchaftlichen und literariſchen Inhalts bedenken, in die er mit den angeſehenſten Gelehrten ſeiner Zeit getreten war, wie dies zur Genüge aus dem hervorgeht, was Reimarus, ſein Biograph (S. 212 fg.), aus dieſem brieflichen Schatze beigefügt hat. So ſtieg ſein Anſehen von Tag zu Tag, ſein Ruhm verbreitete ſich immer mehr. Schon im Jahre 1701 erhielt er einen Ruf als Profeſſor der Theologie an die Univerſität Greifswalde [9]), mit einem Gehalt von 500 Thalern. Geſundheitsrückſichten, da er kurz zuvor erſt von einem ſchweren Fieberanfall geneſen war, ließen ihn den Ruf ablehnen. Geneigter war er Anfangs einem andern Rufe, der ihm von Kiel aus im Jahre 1708 zukam, zu deſſen Annahme ihm auch viele Freunde, namentlich ſein Gönner und Freund Mayer, ſehr gerathen hatten. Indeſſen gelang es doch den Bemühungen der Schulbehörden und des Senats, den Fabricius für Hamburg zu erhalten, und ihn zur Ablehnung dieſes Rufes zu bewegen; Familienrückſichten ſcheinen mit dazu beigetragen zu haben, insbeſondere die Ausſicht, dem kränklichen Schwiegervater, Johann Schultze, dem Rector des Johanneums, eine Erleichterung zu verſchaffen durch Übernahme dieſes Rectorats, welches ihm auf die ehrenvollſte Weiſe angetragen ward, und das er auch annahm, in der Erwartung, ſpäterhin das mühevolle und beſchwerliche Amt wieder abgeben zu können. Im Mai 1708 trat er das neue Amt an; ſchon am 26. Jan. 1709 ſtarb ſein Schwiegervater, und obſchon Fabricius ſich nun vielfach Mühe gab, des neuen Amtes durch Ernennung eines Nachfolgers wieder los zu werden, gelang es ihm doch erſt im Jahre 1711, in welchem Rector Hübner von Merſeburg zu dieſer Stelle berufen ward. So konnte Fabricius nun wieder ſeine ganze Lehrthätigkeit dem akademiſchen Gymnaſium zuwenden: eine, mehre Jahre darauf, 1719 an ihn von dem Landgrafen von Heſſen ergangene Berufung nach Gießen, als erſter Profeſſor der Theologie und Superintendent, ward, ſo ſehr er auch anfänglich zur Übernahme geneigt war, doch in Folge der dringenden Bitten der Behörden, der zahlreichen Freunde Hamburgs, und der vielfachen Bande, welche ihn an die neue Heimath nun ſchon mehr als zwanzig Jahre gefeſſelt hatten, abgelehnt und damit der Entſchluß ausgeſprochen, Hamburg nicht mehr zu verlaſſen. Daher blieb auch eine ſpätere Berufung (1726) an die Univerſität Wittenberg zur Übernahme einer theologiſchen Profeſſur, ohne Erfolg, und wir finden Fabricius, neben ſeiner ununterbrochen fortgeſetzten literariſchen Thätigkeit in ſteter Wirkſamkeit für ſein Lehramt, für die öffentlichen Anſtalten Hamburgs, namentlich auch für die ſtädtiſche Bibliothek, während er ſelbſt einen bedeutenden Bücherſchatz, der bei ſeinem Tode auf 20,000 Bände ſich belief, geſammelt hatte [10]). Übrigens fehlte es dabei dem Fabricius auch nicht an vielfacher Anerkennung ſeiner großen und ausgebreiteten Leiſtungen: er ward Mitglied der königlichen Akademie zu Paris, ſowie anderer gelehrter Geſellſchaften, ſelbſt eine Münze ward von Michael Richey zu ſeinem ehrenden Gedächtniß im Jahre 1722 geſchlagen [11]), viele Gelehrte beeiferten ſich, durch Zueignung ihrer Werke ihm die Beweiſe ihrer perſönlichen Hochachtung an den Tag zu legen [12]). In dieſer allgemeinen Achtung, in dieſem großen Anſehen blieb Fabricius bei ungetheilter, unermüdeter Thätigkeit bis an ſein Lebensende [13]), am 30. April 1736, alſo in ſeinem ſieben und ſechszigſten Jahre, nachdem fünf Monate zuvor auch ſeine Frau, eine Tochter des oben genannten Rectors Schultze, die er im Jahre 1700 geehlicht hatte, verſchieden war: ein Umſtand, der bei dem Alter und der durch Arbeiten erſchöpften Lebenskraft des Mannes ſeinen Tod beſchleunigt hat. Ein aus dieſer Ehe entſproſſener Sohn [14]), Juſtus Friedrich, geboren am 16. Aug. 1711, ſtarb einige Monate darauf am 26. October; zwei Töchter blieben am Leben, die eine, Katharina Dorothea, geboren am 26. Mai 1705, und ſpäter 1723 an Johann Dietrich Evers Dr. jur. verheirathet; die andre, Johanna Friederica, geboren am 5. Juli 1707, heirathete im Jahre 1728 den Profeſſor Hermann Samuel Reimar, der die Biographie ſeines Schwiegervaters geſchrieben hat, welcher wir hauptſächlich dieſe, das Leben des Fabricius betreffenden, Angaben entnommen haben [15]). Von ſeinem liebenswürdigen, freund-

7) ſ. Reimar. §. 14. S. 32. 8) ſ. Reimar. §. 15. S. 33 fg. 9) ſ. das Nähere bei Reimar. §. 28. S. 65 fg.

10) Ein gedruckter Katalog erſchien davon nach dem Tode des Fabricius: Bibliotheca b. J. A. Fabricii 1738 et 1739 auctionis lege distrahenda. III Partes. 8. 11) ſ. das Nähere bei Reimar. §. 30. S. 72 fg., nebſt den dort abgedruckten Epigrammen auf Fabricius. Daraus auch bei Niceron. XX. S. 332. 12) ſ. die Zuſammenſtellung bei Reimar. §. 29. S. 68 fg. 13) Das Nähere über Krankheit und Tod bei Reimar. §. 34. S. 91 fg. 14) Über ſeine Familienglieder ſ. Reimar. §. 36. S. 97. 15) Sie führt den Titel: *Herm. Sam. Reimari* De vita et scriptis *Joannis Alberti Fabricii* commentarius. Accedunt argumenta

lichen Charakter, von ſeiner Bereitwilligkeit, Jedem zu dienen, und Jeden mit Rath und That zu unterſtützen, von der Milde ſeiner Geſinnung, der herzlichen und innigen Theilnahme an ſeinen Freunden, dann aber auch von ſeiner reinen und lauteren Frömmigkeit, und Gott ergebenen Sinn, der ihn auch in den letzten Stunden ſeines Lebens und in der Zeit ſeines Krankenlagers nicht verließ, hat ſein Schwiegerſohn[16]) ein äußerſt vortheilhaftes Bild entworfen, auf das wir die Leſer verweiſen. Wir haben es hier zunächſt mit der gelehrten Thätigkeit des Mannes zu thun, wodurch er ſeinen Namen allerdings verewigt hat, da wir in ihm einen der größten Polyhiſtoren des verfloſſenen Jahrhunderts verehren[17]).

Das Verzeichniß ſeiner Schriften, ſowol der größeren Werke und Bearbeitungen alter Autoren, wie der kleineren Gelegenheitsſchriften, der einzelnen Abhandlungen, Reden, Aufſätze, Vorreden u. dgl., die aus ſeiner Feder hervorgegangen ſind, zählt 139 Nummern, wozu noch eine namhafte Anzahl von handſchriftlich hinterlaſſenen Aufſätzen, von denen auch Einiges, wie z. B. die Bemerkungen zu Dio Caſſius, ſeitdem im Drucke erſchienen iſt, hinzukommen. Sein Schwiegerſohn hat von dieſen Schriften das vollſtändigſte und genaueſte, mit Nachweiſungen jeder Art begleitete Verzeichniß geliefert[18]); ihm folgt Niceron in ſeiner überſichtlichen Zuſammenſtellung derſelben[19]). Wenn wir ſie hier auch nicht alle nennen, ſo müſſen wir um ſo mehr von den bedeutenderen derſelben reden, an welche der große Ruf des Mannes in der gelehrten Welt, und mit allem Recht, geknüpft iſt. Man ſieht daraus, wie neben theologiſchen, zunächſt Kirchengeſchichte und Kritik der Quellen, betreffenden, ſowie neben philoſophiſchen, auf die Geſchichte der alten Philoſophie und deren Quellen gerichteten Forſchungen, die literarhiſtoriſchen Unterſuchungen den Mittelpunkt ſeiner gelehrten Thätigkeit und damit auch den Glanzpunkt ſeines literariſchen Ruhmes ausmachen, wie ſeine Gelehrſamkeit und Beleſenheit, ſein bewundernswürdiger, ausdauernder Fleiß die alte und neue Welt, wie das Mittelalter und deren Literatur umfaßt, und hier allerdings Rieſenwerke zu Stande gebracht hat, wie ſie ein ewiges Denkmal teutſchen Fleißes und teutſcher Gelehrſamkeit ſein und bleiben werden. Die Reihe dieſer Werke beginnt mit der Geſchichte der römiſchen Literatur, dem erſten und ſelbſt jetzt noch unentbehrlichen Werke der Art, welches die neuere Zeit aufzuweiſen hat, ein Werk, das darum auch bei ſeinem erſten Erſcheinen ſo freudig begrüßt und mit ſo großem Beifall und ebenſo großer Anerkennung allerwärts aufgenommen ward. Es erſchien daſſelbe zuerſt (Hamburg 1697) in einem Octavbande mit der Dedication an Joh. Friedr. Mayer unter dem Titel: ***Bibliotheca latina*** **sive notitia Auctorum veterum Latinorum, quorumcumque scripta ad nos pervenerunt. Accessit duplex Appendix, qua de fragmentis et collectionibus veterum scriptorum Latinorum, monumentis antiquis, Poetis Christianis, Jureconsultis, Medicisque et scriptis quibusdam Hypobolimaeis disseritur. Obiter suppleta ingens lacuna, aliquot paginarum in scholiis Eustathii ad Dionysium Periegetem**[20]). Schon im Jahr 1703 ward das Buch in London wieder abgedruckt mit einigen wenigen Zuſätzen in den Angaben der Ausgaben, aber mit Hinzufügung der von Fabricius kurz zuvor (im Jahre 1700) zu Hamburg herausgegebenen ***Vita Procli*, philosophi Platonici, scriptore *Marino***[21]). Indeſſen bald darauf, 1708, gab Fabricius ſelbſt eine neue, vielfach verbeſſerte und erweiterte, auch nach Bücher und Capitel abgetheilte (was bei der erſten Ausgabe nicht geſchehen war) Ausgabe, die mit einem weitern Supplement 1712 wiederholt ward. Ein dritter, mit einem neuen Supplementband vermehrter, Abdruck in drei dicken Octavbänden, erſchien 1721; der dritte Band trägt das Datum 1722; auch davon ward ein Nachdruck zu Venedig 1728 in zwei Quartbänden veranſtaltet, in welchem zugleich die in der Originalausgabe ſpäter hinzugekommenen und beſonders gedruckten Supplemente gehörigen Ortes eingeſchaltet ſind: was dieſem Nachdruck, in dem nur Weniges verändert oder weggelaſſen, den Vorzug der bequemeren Benutzung vor dem Original gibt. An eine Literaturgeſchichte, die uns in einem ſyſtematiſchen Zuſammenhange die Erſcheinungen der römiſchen Literatur vorführt, den Gang, den dieſe ſelbſt genommen, in ihren Urſprüngen und Anfängen, in ihrer Blüthe und Vollendung, wie in ihrer Abnahme und in ihrem Verfall verfolgt, und dabei jedem Schriftſteller die ihm in dem Ganzen gebührende Stellung anweiſt, dadurch aber eine Totalanſchauung des Ganzen zu gewinnen und ein lebendiges Bild der geſammten geiſtigen Entwicklung Roms,

---

historico-critica ex Epistolis virorr. clarr. ad Fabricium, praeterea Christiani Kortholti Parentatio Lipsiensis et Variorum Epicedia. (Hamburgi 1737.) Hier iſt auch ein Bild des Fabricius, dem Titel gegenüber, beigefügt, ein anderes, größeres, findet ſich in Reimar's Ausgabe des Dio Caſſius vorn bei dem Titelblatte. Was bei Niceron (Nachricht. von berühmt. Gelehrt. u. ſ. w. XX. S. 326 fg.) ſich findet, ebenſo was bei Schröckh (Abbildd. und Lebensbeſchreibb. berühmt. Gelehrt. I. S. 320 fg.) erzählt wird, iſt zunächſt dieſer Quelle entnommen. Vgl. auch Biograph. Universelle. XIV. p. 15 sq.

16) ſ. Reimar a. a. O. die Abſchnitte §. 31 bis 35 incl. S. 75 fg. 17) So nennt ihn Needham (Praefat. ad Hierocl. p. 5) „*maximum antiquae eruditionis thesaurum*," um unter vielen anerkennenden Zeugniſſen nur eins anzuführen. Man vgl. übrigens die zahlreichen Epicedien und Epigramme auf Fabricius in teutſcher, lateiniſcher und griechiſcher Sprache bei Reimar a. a. O. als Anhang circa 100 Seiten füllend, abgedruckt. 18) a. a. O. Cap. II. S. 99 fg. 19) a. a. O. S. 335 fg.

20) ſ. Reimar. Cap. II. §. 5. S. 110 fg. *J. A. Nolten.* Lexic. Antibarbar. Pars poster. p. 180 sqq. 21) Der vollſtändige Titel dieſes, dem Richard Bentley dedicirten, für die Geſchichte der Platoniſchen, zunächſt der neuplatoniſchen Philoſophie, und deren Verhältniß und Beziehung zur chriſtlichen Lehre wichtigen Buches lautet: *Vita Procli*, philosophi *Platonici*, Scriptore *Marino* Neapolitano [in Paläſtina], quam altera parte de virtutibus Procli theoreticis ac theurgicis auctiorem et nunc demum integram primus edidit, versionem, breves notas atque elenchum scriptorum Procli adjecit. Praemissa sunt Prolegomena de Marino, de aetate, gente, magistris et successoribus Procli, tum de septem generibus sive gradibus virtutum, quas in praeceptore suo celebrat Marinus. (Hamburgi apud *Godofredum Liebezeit.* 1700. 4.) — Eine neue Ausgabe dieſer Schrift lieferte J. F. Boiſſonade zu Leipzig 1814 in 8.

ſeiner wiſſenſchaftlichen und literariſchen Zuſtände und Beſtrebungen, wie ſie in den einzelnen Schriftſtellern in ihren noch hinterlaſſenen oder auch nur fragmentariſch auf uns gekommenen Werken vorliegen, zu geben ſucht — an ein ſolches Werk, wie es jetzt, nach Verlauf von mehr als einem Jahrhundert von der immer weiter fortſchreitenden Wiſſenſchaft gefodert wird, darf man hier freilich noch nicht denken, wo es vor Allem nöthig war, erſt das Material und den geſammten Apparat zuſammenzubringen, der zu Ausführung eines ſolchen Werkes nöthig iſt. Fabricius ſuchte bei jedem Schriftſteller (welche in chronologiſcher Reihe auf einander folgen) alle Angaben und Nachrichten aus alter und ſpäter Zeit zuſammenzuſtellen, damit die Forſchungen der neuern Zeit ſeit dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften zu verbinden, die Ausgaben, Erläuterungsſchriften, und ſelbſt Überſetzungen genau zu verzeichnen und zu claſſificiren, was Alles, wenn man die Zeit bedenkt, in welcher Fabricius an die Löſung einer ſolchen Aufgabe ſchritt, ein ebenſo ſchwieriges als mühevolles Unternehmen war, das indeſſen der weiteren Forſchung den Weg bahnen mußte. Bei der chronologiſchen Anordnung des Ganzen befaßt das erſte Buch die Schriftſteller vor Tiberius, das zweite die von Tiberius bis zu den Antoninen, das dritte reicht von da bis zum gänzlichen Verfall der Sprache und Literatur, während ein viertes Buch den Fragmenten und Sammlungen gewidmet iſt. Bekanntlich lieferte ſpäterhin der berühmte Theolog und Humaniſt Johann Auguſt Erneſti[22]) eine neue Ausgabe dieſes Werkes, das durch ihn eine ungleich beſſere Geſtalt in beſſerer Anordnung des Stoffs und vielfachen Berichtigungen und Verbeſſerungen, auch Zuſätzen im Einzelnen erhielt, aber, da mehre Abſchnitte gänzlich ausgefallen ſind, die wahrſcheinlich Erneſti der Herausgabe eines beſondern Bandes (der aber nie erſchien) vorbehalten hatte, die ältere Ausgabe, welche Fabricius ſelbſt beſorgt hatte, noch immer unentbehrlich macht. Erneſti nämlich behielt zwar die eben bemerkte Abtheilung des Ganzen nach vier Büchern bei, aber er ließ im dritten Buche die Abſchnitte über Sidonius Apollinaris, Boethius, Caſſiodor, Jornandes (Cap. 16 und 17) weg, und machte dafür aus dem zwölften Capitel (Ammianus Marcellinus, Vegetius und Macrobius) drei Capitel (12, 13, 14); im vierten Buche fiel ebenfalls das zweite und dritte Capitel: De poetis christianis und De scriptoribus antiquis christianis ganz aus, desgleichen der Abſchnitt: De scriptis quibusdam suppositis; zwei andere Abſchnitte (De auctoribus linguae Latinae und De grammaticis a Putschio editis) wurden in einen vereinigt, auch bei den anderen Abſchnitten Einzelnes hinzugeſetzt, Einzelnes geſtrichen. Dieſe, auf dem bemerkten Wege vielfach gereinigte, verbeſſerte und erweiterte, darum noch immer ſo brauchbare Ausgabe führt den Titel: *Jo. Alb. Fabricii Bibliotheca Latina* nunc melius delecta, rectius digesta et aucta diligentia *Jo. Aug. Ernesti.* Lipsiae apud *Weidmanni* heredes et *Reichium* MDCCLXXIII in drei Großoctav-Bänden.

Wir reihen unmittelbar daran das andere, noch weit großartigere, Unternehmen einer ähnlichen Geſchichte der griechiſchen Literatur, das bis auf dieſen Tag einzig in ſeiner Art daſteht, unübertroffen und unentbehrlich für einen Jeden, der auf dieſem Gebiete beſchäftigt iſt. In ſeiner äußern Anlage war dieſes Werk dem früheren gleich, und was wir dort über die Art und Weiſe, in der Fabricius jenes Werk ausarbeitete, ſowie über den Standpunkt, von welchem aus man daſſelbe zu betrachten hat, bemerkt haben, das gilt faſt noch mehr von dieſem Werke, je umfangreicher und ausgedehnter daſſelbe, bei dem größern Reichthume der griechiſchen Literatur werden mußte und auch in der That, in der Ausführung, die ihm der Verfaſſer, den Heumann deshalb mit dem Ehrentitel Museum Graeciae bezeichnete, gab, geworden iſt. Unter allen Werken des Fabricius iſt daher auch dieſe Bibliotheca Graeca, wie er es, analog dem erſteren, bezeichnete, dasjenige, was ihn am meiſten berühmt gemacht, was die meiſte Anerkennung auch bei der Nachwelt gefunden und Ruhm und Beifall aller Orten gebracht hat. Wir wollen nicht die lange Liſte der Elogien und günſtigen Urtheile der Zeitgenoſſen wie der Nachwelt hier wiederholen, deren bloßer Nachweis bei Reimarus[23]) mehr als ſechs Octavſeiten füllt, noch in Lobeserhebungen über ein Werk uns auslaſſen, das ein ungeheures Material über eine ſo reiche Literatur in einer Weiſe geſammelt und vereinigt hat, die unſer gerechtes Staunen und unſere volle Bewunderung der Gelehrſamkeit und der ausdauernden Thätigkeit erregen muß, die, auch ohne Vorarbeiten, wie ſie doch in ähnlichen Fällen oft vorhanden ſind, zu einer ſolchen Rieſenarbeit ſich entſchloß und dieſelbe auch bis zu Ende geführt hat. Dieſes Verdienſt wird daher Jeder gern anerkennen, der dieſes nothwendige und unentbehrliche Hilfsbuch kennen gelernt und gebraucht hat. Der Mangel an Ordnung und Methode, die Schwierigkeit, den unendlichen Stoff und die ungeheure Maſſe des Details zu bewältigen, und auch kritiſch zu ſichten, manche daraus hervorgegangene Verwirrungen, Irrthümer und Widerſprüche; dies und Anderes ſind Fehler, die von einem ſolchen Werke faſt unzertrennlich ſind und, in ſofern ſie in der Natur ſolcher Arbeiten und in den Grenzen menſchlicher Kräfte überhaupt liegen, auch darum nicht dem Fabricius zu einem beſondern Vorwurfe, als Mangel an Sorgfalt, Genauigkeit, oder als tadelnswerthe Nachläſſigkeit gereichen können, vorausgeſetzt, daß man auch bei dieſem Werke keine ſolche

22) Erneſti, ſo ſehr er auch den Tribut der gerechteſten Anerkennung den verdienſtvollen Leiſtungen des Fabricius durchaus nicht verſagt, hebt doch insbeſondere zwei Mängel an demſelben hervor, erſtens den rein compilatoriſchen Charakter des Werkes: — nimis compilatorem olebat (opus): hoc est, qui nihil fere nisi collegisset undecunque quod ad quemque scriptorem pertineret et per omnes occasiones saepe intempestive captatas, collatas a se copias super aliqua re effunderet: unde multa superflua, multa aliena et si per se non omnia spernenda auctorum eandem rem tractantium, levium graviumque promiscue, magnus numerus etc. Zweitens vielfache Verſehen und Irrthümer in den Ausgabenverzeichniſſen; ſ. die Praefatio ſeiner Ausgabe p. XXI.

23) a. a. O. S. 127 fg.

Foderungen ſtellt, wie ſie wol jetzt, wie wir eben bemerkt, an Werke der Art geſtellt werden. Es galt auch hier zunächſt und vor Allem die Maſſe des Stoffs und des Materials vollſtändig zuſammenzubringen und damit weiterer Forſchung eine gründliche Unterlage zu geben. Wie bei der Bibliotheca Latina, ſo folgte auch hier Fabricius der chronologiſchen Ordnung und Abtheilung, indem er in ſechs Büchern, die jedes in mehre Capitel zerfallen, ebenſo viele Perioden der griechiſchen Literatur unterſchied, und darnach die einzelnen Schriftſteller, die noch vorhandenen wie die verlorenen, auf die er um ſo mehr ein beſonderes Augenmerk gerichtet hatte, als dieſelben im Ganzen bisher minder beachtet waren, behandelte. Das erſte Buch enthält die vorhomeriſche Literatur, das zweite die Schriftſteller von Homer an bis Plato, das dritte von da bis auf Chriſti Geburt, das vierte von da bis auf Conſtantin den Großen, das fünfte von hier bis zur Eroberung Conſtantinopels durch die Türken, das ſechste die kirchenrechtlichen Sammlungen, die Geſetze und Rechtslehrer mit ihren Schriften, ſowie die Ärzte. So erſchien das Ganze unter dem Titel: *Bibliotheca Graeca* sive notitia scriptorum veterum Graecorum quorumcunque monumenta integra aut fragmenta edita exstant. tum plerorumque e manuscriptis ac deperditis. (Hamburgi sumtu *Christiani Liebezeit.* 1705. 4.) Vol. I., welcher Buch I und II. enthält, auch zwei Mal, 1708 und 1718, wieder abgedruckt ward in theilweiſe verbeſſerter Geſtalt; Vol. II. (mit Buch III.) 1707 und wiederholt 1716. Vol. III. (mit dem einen Theile von Buch IV.) 1708 und 1717. Vol. IV. (mit dem andern Theile von Buch IV.) 1711 und 1722. Vol. V. (mit dem Anfang von Buch V., das bis zu Vol. X. inclus. fortgeht) 1712 und 1722. Vol. VI. 1714 und 1725. Vol. VII. 1715 und 1726. Vol. VIII. 1717 und 1729. Vol. IX. 1719. Vol. X. 1721. Vol. XI. (den Anfang von Buch VI., das bis Vol. XIV. reicht) 1722. Vol. XII. 1724. Vol. XIII. 1726 und Vol. XIV. 1728[24]). Die Wichtigkeit und Bedeutung dieſes Werkes, die immer mehr zunehmende Seltenheit der Exemplare bei den in gleichem Grade zunehmenden Studien der griechiſchen Literatur, ebenſo wie der Wunſch, manche Irrthümer im Einzelnen zu berichtigen, Anderes hinzuzuſetzen u. dgl. m., veranlaßten den erlanger Philologen und gelehrten Literaten Gottlieb Chriſtophorus Harles (ſ. in dieſer Encyklopädie 2. Sect. 2. Bd. S. 287) eine neue Ausgabe zu veranſtalten, welche zu Hamburg in den Jahren 1790 bis 1812 in zwölf ſtarken Quartbänden erſchien, aber nicht vollendet iſt, indem dieſe zwölf Bände nur den Inhalt der zehn erſten Bände und eines Theils des eilften der früheren Ausgabe liefern, jedoch in einer ganz andern, ungleich verbeſſerten, berichtigten Geſtalt und mit Zuſätzen jeder Art reichlich ausgeſtattet, zumal da auch andere Gelehrte, außer dem auf dem Titel genannten Ch. A. Heumann, den Herausgeber mit Beiträgen unterſtützten und aus den hinterlaſſenen Papieren des Fabricius ebenfalls Manches entnommen ward. Während einzelne Inedita, welche Fabricius in ſein Werk aufgenommen hatte, in der neuen Ausgabe wegfielen, ward dafür auch vieles Andere aufgenommen, was den bedeutend ſtärkeren Umfang der neuen Ausgabe ſattſam erklärt, bei welcher übrigens auf jeder Seite oben auch Seiten- und Capitelzahl der früheren ſich bemerkt findet. Es führt dieſelbe den gleichen Titel mit der älteren Ausgabe, wie wir ihn oben angegeben haben, nur mit dem Zuſatze: *Editio quarta* Variorum curis emendatior atque auctior, curante *Gottlieb. Christophoro Harless,* cons. aul. et P. P. O. in univers. liter. Erlang. Accedunt b. *J. A. Fabricii* et *Christoph. Augusti Heumanni* Supplementa inedita. (Hamburgi apud *Carolum Ernestum Bohn* A. C. MDCCLXXXX. Lipsiae, ex officina *Breitkopfia.*) Vorher hatte ſich der neue Herausgeber in einem eigenen Programm (De nova Bibliothecae Graecae *Joann. Alberti Fabricii* editione adornanda), das zu Erlangen 1785 in 4. erſchien und dann auch wieder im erſten Bande der neuen Ausgabe nach der Vorrede von Harles p. XV sq. abgedruckt iſt, über Plan und Anlage, wie Einrichtung ſeiner neuen Bearbeitung ausgeſprochen. In dieſer noch nicht vollendeten Geſtalt iſt die neue Ausgabe bis auf den heutigen Tag geblieben, ohne einen Mann zu finden, der, einer ſolchen Aufgabe gewachſen, in gleicher Weiſe das zu einem ſo namhaften Theile nach ausgeführte Werk auch bis zum Abſchluß und zur gänzlichen Vollendung geführt hätte; nur ein bei dieſem Zuſtande der neuen Ausgabe doppelt nothwendiger Inder erſchien in einem Quartbande zu Leipzig im J. 1838; er hat die Benutzung des Werkes, deſſen ungemeinen Nutzen bei allen ſonſtigen, in der Natur der Sache ſelbſt liegenden und ebendaher auch kaum vermeidlichen Mängeln Niemand verkennen wird, zumal wenn man dieſe neue Ausgabe mit der älteren vergleicht, ungemein erleichtert. Denn auch Harles, ſo Vieles er im Einzelnen berichtigte und verbeſſerte, arbeitete im Ganzen doch auch mehr, in gleichem Geiſte, wie Fabricius, auf maſſenhafte Anhäufung des Stoffs und derartige Vollſtändigkeit mehr, als auf kritiſche Sichtung und Ordnung des zuſammengebrachten Stoffes bedacht, ſodaß, was dem Fabricius vorgeworfen wird, in dieſer Hinſicht ſeinen Nachfolger nicht minder treffen kann, deſſen ausgebreitete Beleſenheit und ausgedehnte Gelehrſamkeit gewiß die gleiche Anerkennung verdient.

Ein drittes, dem Inhalt und Gegenſtand nach ſich an die beiden genannten gewiſſermaßen anſchließendes, in die letzte Lebensperiode des Fabricius fallendes, von ihm ſelbſt nicht einmal vollendetes Werk iſt die Bibliotheca Latina mediae et infimae aetatis[25]); eine Art von lateiniſcher Literaturgeſchichte des Mittelalters, wenn man anders dieſen Namen von einem Werke gebrauchen kann, das mehr den Charakter eines nomenclatoriſchen Wörter-

24) ſ. dazu auch *Jo. J. von Einem*, Succincta introductio in lat. et Graec. Biblioth. *J. A. Fabricii.* (Magdeburg 1734.) Der Inhalt der einzelnen Bände iſt genau verzeichnet bei Reimar S. 121 fg.

25) ſ. Reimar. Cap. II. §. 28. S. 180 fg.

buchs oder Repertoriums an ſich trägt, als eine eigentliche Geſchichte der Literatur bietet; denn es ſind auch hier nur die einzelnen Schriftſteller, die Angaben ihrer Lebensumſtände, die Notizen über ihre Schriften und deren Ausgaben, ſowie die ganze, darauf bezügliche neuere Literatur, was Gegenſtand und Inhalt dieſer Bibliotheca Latina bildet, und dieſe einzelnen Schriftſteller ſind nicht, wie in den ebengenannten Werken über die griechiſche und römiſche Literatur, nach der Zeitfolge, wie ſie gelebt, nach einzelnen beſtimmten Zeitperioden, hier behandelt, ſondern in alphabetiſcher Reihe nach einander, alſo in lexikologiſcher Form, aufgeführt. Der erſte und zweite Band erſchien 1734, der dritte und vierte 1735, der fünfte 1736 in 8. Während des Druckes des letzten Bandes ſtarb Fabricius, indem er bis zu dem Worte Poggius gekommen war, den Reſt des Buchſtabens P, ſowie die übrigen noch fehlenden Buchſtaben, lieferte ſpäter, auf dringendes Bitten des Joh. Chriſt. Wolf, auch unterſtützt durch einige, im Ganzen freilich nicht bedeutende, Papiere, welche Fabricius hinterlaſſen hatte, Chr. Schöttgen, in einem eigenen ſechsten Bande, der erſt nach zehn Jahren (1746) herauskam. Einen neuen Abdruck des Werkes, der ſich auch von Seiten der typographiſchen Ausſtattung vortheilhaft vor dem erſten Abdrucke empfiehlt und mit einzelnen Zuſätzen des neuen Herausgebers ausgeſtattet iſt, beſorgte J. D. Manſi (ed. prima Italica a P. *Joanne Dominico Mansi* correct. illustrat. auct.) zu Padua in ſechs (oder drei) Quartbänden im J. 1754. Das Verdienſtliche dieſes Unternehmens wird insbeſondere derjenige zu würdigen wiſſen, welcher in der Literatur des Mittelalters ſich nur einigermaßen umgeſehen und, zumal bei dem gänzlichen Mangel an ähnlichen Werken, den Werth eines ſolchen Führers ſchätzen gelernt hat, womit jedoch einzelnen Mängeln oder Irrthümern und Verſehen, welche auch hier mit unterlaufen, das Wort keineswegs geredet werden ſoll, da wahrhaftig auch dieſes Rieſenwerk, daß nur ein Mann von dieſer unendlichen Gelehrſamkeit, wie Fabricius, zu Stande zu bringen vermochte, unſern Dank und unſere gerechte Anerkennung anzuſprechen hat.

Ein ſehr brauchbares und ſchätzbares Hilfsmittel, ebenfalls eine Art von Repertorium, das ſich über alle Zweige und Theile der Alterthumskunde erſtreckt und über jeden einzelnen Gegenſtand die betreffende Literatur in Nachweiſungen jeder Art, wohlgeordnet, aufführt, iſt die *Bibliographia Antiquaria* sive Introductio in Notitiam scriptorum, qui Antiquitates Hebraicas, Graecas, Romanas et Christianas scriptis illustrarunt. Accedit Mauricii Senonensis de S. Missae ritibus Carmen, nunc primum editum (Hamburgi 1713) und in einer zweiten vermehrten und berichtigten Ausgabe 1716. 4. einem ſtarken Quartbande [26]). Eine dritte Ausgabe beſorgte nach dem Tode des Fabricius P. Schaffshauſen zu Hamburg 1760, ebenfalls in Quart; in beiden Ausgaben, der zweiten und dritten, iſt jedoch das Gedicht des Mauricius weggelaſſen. Mehr in das Gebiet der neuern Literargeſchichte gehört die noch in die frühere Periode ſeines Lebens fallende und wenn man will, an ſeine Decas (ſiehe oben) ſich gewiſſermaßen anſchließende *Centuria Fabriciorum* scriptis clarorum, qui jam diem suum obierunt (Hamburgi 1700.), nebſt der Fortſetzung in der *Centuria Fabriciorum secunda* cum prioris supplemento. (ibid. 1727.) Eine dritte und vierte Centuria ſollte noch folgen, blieb aber unausgeführt [27]). Alle in der Literatur in irgend einer Weiſe bekannt gewordenen Perſonen, welche den Namen Fabricius tragen, ſowie auch alle die, welche mit irgend einem ähnlichen Namen, wie z. B. Faber, Le Fevre, vorkommen, oder einen in dieſe Ausdrücke zu überſetzenden Namen tragen, wie z. B. den teutſchen Namen Schmidt, oder andere ähnlich klingende Namen (wie z. B. Le Fevre de la Boderie = Fabricius Boderianus oder Fabri de Peiresc = Fabricius de Peiresc, oder Gui du Faur Pibrac = Fabricius Pibracius) ſollten hier aufgeführt werden, und ſind auch, ſoweit die erſchienenen Theile reichen, in der Weiſe aufgeführt, daß auf den Namen meiſt kurze Angaben über Leben und Schriften der betreffenden Perſonen folgen. In dieſe Reihe von Schriften gehören die *Memoriae Hamburgenses*, s. Hamburgi et Virorum de Ecclesia, Reque publica et Scholastica Hamburgensi bene meritorum Elogia et Vitae in ſieben Quartheften, welche zu Hamburg 1710, 1711, 1715, 1723 und 1730 erſchienen ſind [28]); ferner der beſondere Abdruck der Münzbibliothek des Banduri unter dem Titel: D. *Anselmi Bandurii* monach. Bened. etc. Bibliotheca nummaria sive Auctorum, qui de re nummaria scripserunt, in *νομισματοφίλων* gratiam cum notulis et indicibus recusa (Hamburg. 1719. 4.) [29]); ferner der Conspectus thesauri literarii Italiae praemissam habens, praeter alia, notitiam Diariorum Italiae literariorum, thesaurorumque ac corporum historicorum et Academiarum, subjuncto Peplo Italiae Jo. Matthaei Toscani. (Hamburgi 1730.) Für die Reformationsgeſchichte iſt zu bemerken: Centifolium Lutheranum s. notitia literaria scriptorum omnis generis de Luthero, ejusque vita, scriptis et reformatione ecclesiae, in lucem ab amicis et inimicis editorum, digesta sub titulis CC atque in memoriam saecularem divini beneficii ante hos CC annos repurgatis sacris Hamburgo praestiti, grato et memori animo consignata (Hamburg. 1728.) nebſt einer Pars altera (ibid. 1730.) [30]). In daſſelbe Gebiet der Literargeſchichte, mit der beſondern Beziehung auf Theologie, gehört auch noch der *Delectus argumentorum* et syllabus scriptorum, qui veritatem religionis Christianae adversus Atheos,

26) ſ. Reimar. Cap. II. §. 13. S. 141 fg.

27) Es fanden ſich, wie Reimarus S. 135 verſichert, nur einige, kaum die Namen, und weiter Nichts enthaltende Blätter zu den fehlenden Theilen bei dem Tode des Fabricius vor. 28) ſ. Reimar. II. §. 10. S. 135 fg. 29) Aus dem Werke: Numismatum Imperatorum Romanorum a Trajano Decio ad Palaeologos Augustos. (Lutetiae Paris. 1718. Fol.), wo es am Schluß beigedruckt iſt. Ein Mehres darüber ſ. bei Reimarus S. 165 fg. 30) Vgl. Reimar. II. §. 22. S. 172 fg.

Epicureos, Deistas s. Naturalistas, Idololatras, Judaeos et Muhammedanos lucubrationibus suis asseruerunt. Praemissae sunt Eusebii Caesariensis Prooemium et capita priora Demonstrationis Evangelicae, quae in editionibus hactenus desiderantur, deprompta ex bibliotheca celss. et sapp. Walachiae principis, Joannis Nicolai Alexandri F. Maurocordati et latine reddita. (Hamburg 1725. 4.) Dieſe Schrift [31]) bildet in ihrem Haupttheile eigentlich eine weitere Ausführung, Ergänzung und Vervollſtändigung eines in der Bibliotheca Graeca (bei Gelegenheit des Julianus) gegebenen Verzeichniſſes der verſchiedenen zur Vertheidigung chriſtlicher Religionswahrheiten wider Gegner der verſchiedenſten Art aufgetretenen Schriftſteller, indem hier Vieles Neuere aus dem Felde der chriſtlichen Apologetik und Polemik neben dem Alten hinzugefügt, und bequemer und überſichtlicher geordnet iſt. Ebenſo bedeutend in manchen Beziehungen, und als verwandten Inhalts ſelbſt gewiſſermaßen ſich anſchließend iſt das Werk [32]): Salutaris Lux Evangelii toti Orbi per divinam gratiam exoriens, sive notitia Historico-chronologica literaria et geographica propagatorum per orbem totum Christianorum sacrorum. Accedunt Epistolae quaedam ineditae Juliani, Gregorii Habessini theologia Aethiopica nec non Index geographicus Episcopatuum orbis Christiani, addita notitia scriptorum, e quibus plerorumque historia et successio Episcoporum peti potest (Hamburgi 1731. 4.). Fabricius führt nämlich darin die Weiſſagungen und Zeugniſſe über die Bekehrung der Juden und Heiden zur chriſtlichen Religion, über die Verbreitung der letztern im Allgemeinen wie im Beſondern durch die verſchiedenen Länder Europa's, nebſt den dabei angewendeten Mitteln u. dgl. an, wobei auch eigene Abſchnitte den Kreuzzügen, den geiſtlichen Orden, den verſchiedenen Miſſionen in andere Welttheile u. dgl. m. gewidmet ſind. Auch das auf dem Titel genannte, ſehr vollſtändige Verzeichniß der aller Orten, wohin die chriſtliche Lehre verbreitet ward, geſtifteten Bisthümer verdient Beachtung, ebenſo auch die gleichfalls auf dem Titel genannten Inedita. In den Kreis dieſer kirchlichen Literatur gehört auch das Werk, deſſen Inhalt der ausführliche Titel genau verzeichnet: *Bibliotheca Ecclesiastica*, in qua continentur de Scriptoribus Ecclesiasticis S. Hieronymus, cum veteri versione graeca quam vocant *Sophronii*, et nunc primum vulgatis editoris notis, Hieronymum cum Eusebio accurate conferentibus; adjunctis praeterea castigationibus Suffridi Petri et Jo. Marcianaci, nec non integris Erasmi, Mariani Victorii etc. annotatt.; *Appendix* de vitis Evangelistarum et Apostolorum, graece et latine; Appendix altera, quae fertur jam sub titulo *Hieronymi* de XII doctoribus, jam sub nomine *Bedae* de luminaribus Ecclesiae: *Gennadius* Massiliensis, annott. lectt. cod. Corbej. et subjunctis variorum nott. *S. Isidorus* Hispalensis: *Ildefonsus* Toletanus: *Honorius Augustodunensis; Sigebertus Gemblacensis:* Appendices *Juliani* ac *Felicis Toletani* et tertia Anonymi ad Isidorum et Ildefonsum: *Henricus Gandavensis: Anonymus Mellicensis*, a Bern. Pez nuper vulgatus: *Petrus Casinensis*, de viris illustr. monast. Casinensis cum supplem. *Placidi Romani* et *Jo. Bapt. Mari* annott. *Jo. Trithemii*, Abb. Spanhem. liber de S. E. cum nott. *Aub. Miraei*, auctarium de S. E. et de scriptoribus seculi XVI et XVII libri duo (Hamburg. 1718. Fol.). In dieſem Werke hat Fabricius in neuen, zum Theil auch berichtigten Abdrücken die Texte aller derjenigen Schriftſteller vereinigt, welche ſeit Hieronymus eigene Schriften über die chriſtliche Literatur und die in derſelben thätigen Schriftſteller, mit Einſchluß der Evangeliſten, abgefaßt haben [33]), und zwar nicht blos die älteren, aus der auf Hieronymus zunächſt folgenden und in die Anfänge des Mittelalters hineinreichenden Zeit, ſondern auch die der neueren, welche zum Theil nach ältern Quellen und Traditionen gearbeitet haben, wie der bekannte Abt Johann von Trittenheim; ſo bildet das Werk des Fabricius die vollſtändigſte Quellenſammlung der Art für die Geſchichte der chriſtlichen Literatur, wobei zugleich der Text der älteren Schriftſteller, eines Hieronymus, Gennadius, Iſidorus, Honorius und der andern auf dem Titel genannten, in weſentlich verbeſſerter Geſtalt und mit erläuternden Anmerkungen jeder Art begleitet erſcheint, indem auch die Bemerkungen der früheren Herausgeber, zunächſt des Suffridus Petri (der im J. 1580 den Hieronymus, Gennadius, Iſidorus, Honorius, Sigebertus und Heinrich Gandavenſis herausgegeben hatte) und des Aubertus Miräus, der eine Ausgabe derſelben ſechs Schriftſteller, unter Beifügung des Ildefonſus Toletanus, im Jahre 1639 zu Antwerpen geliefert hatte. Ein ſehr verdienſtliches Werk iſt der *Codex Apocryphus Novi Testamenti* collectus, castigatus testimoniisque censuris et animadversionibus illustratus (Hamburg. 1703.) in zwei Bänden, welche 1719 wieder aufgelegt und mit einem dritten Bande (Pars tertia nunc primum edita) vermehrt erſchienen ſind.

Die verſchiedenen, irrig für kanoniſch ausgegebenen, an die neuteſtamentlichen Schriften zunächſt ſich anreihenden, in ihrer Echtheit mehr oder minder beanſtandeten Schriften ſind in dieſem Werke theils in berichtigteren Abdrücken, theils auch zum erſten Male abgedruckt, vereinigt, dabei mit weitern Erörterungen über ihren Urſprung, ihre Abfaſſung u. dgl. verſehen. Im erſten Bande ſtehen die unechten und apokryphiſchen Evangelien, die Acta Pilati und Andres, im zweiten die auf die Apoſtelgeſchichte bezüglichen apokryphiſchen Bücher, die Briefe der Maria mit andern den Apoſteln Paulus, Petrus und

31) ſ. Reimar. II. §. 20. S. 168 fg. 32) ſ. Reimar. II. §. 27. S. 178 fg.

33) ſ. über dieſe Schriftſteller und ihre hier zuſammengeſtellten Schriften mein Supplem. I. d. Geſch. d. röm. Liter. (chriſtl. Dichter und Geſchichtſchreiber) §. 65—71.

Johannes beigelegten Briefen u. dgl.; der dritte handelt von den den Apoſteln fälſchlich beigelegten Liturgien, dem Evangelium des Barnabas u. dgl., gibt auch den Hermas Pastor am Schluſſe in einem berichtigten Abdrucke und Anderes [34]). Das Seitenſtück dazu iſt der *Codex Pseudepigraphus Veteris Testamenti* collectus, castigatus, testimoniisque, censuris et animadversionibus illustratus (Hamburg. 1713.); wieder aufgelegt 1722 und mit einer beſonders gedruckten Beigabe verſehen, welche den Titel führt: Codicis Pseudepigraphi V. T. Volumen alterum. Accedit Josephi veteris Christiani Hypomnesticon nunc primum in lucem editum cum versione ac notis (Hamburg. 1723.) [35]). Auch in dieſem Werk ſind die verſchiedentlich auf uns gekommenen, das alte Teſtament betreffenden Schriften ähnlicher Art zuſammengeſtellt und mit einigen neuen, vorher nicht bekannten (wie z. B. das vierte Buch Esra) vermehrt. An dieſe reihen ſich die Ausgaben zweier Kirchenväter von gleichem Werthe und gleicher Bedeutung, eines Griechiſchen und eines Lateiniſchen; wir meinen die Ausgaben der Werke des Hippolytus und des Philaſtrius. Von den Werken des Erſtern war zwar ſchon Manches einzelweiſe bekannt geworden, aber noch nicht in eine Sammlung vereinigt worden, wie dies hier Fabricius that, nachdem er vergeblich den in den Händen des Profeſſor Johann Wilhelm Janus befindlichen Apparat des Joh. Mill, den dieſer Behufs einer Ausgabe des Hippolytus zuſammengebracht hatte, ſich erbeten [36]). Die Ausgabe enthält daher nicht blos die bereits bekannt gewordenen Schriften des Hippolytus, vielfach verbeſſert und mit den Bemerkungen der früheren Herausgeber, wie der eigenen des Fabricius begleitet, ſondern auch eine Anzahl von unedirten, hier zum erſten Mal ans Tageslicht gezogenen Stücken, wodurch das Ganze allerdings ſehr gewonnen hat, zumal da die unterbliebene Benutzung des Mill'ſchen Apparats im Ganzen keine Nachtheile dem Unternehmen gebracht hat [37]). Der Titel des Ganzen iſt: *S. Hippolyti* Opera non antea collecta et partem nunc primum e Mss. in lucem edita, graece et latine. Accedunt virr. doctt. notae et animadversiones ac praeter aliorum commentarios in Monumentum paschale S. Martyris, tabula triplici aenea expressum, Dissertationes integrae Fr. Blanchini, et Jo. Vignolii atque ex Virginii Valsechii et Phil. a Turre scriptis excerpta S. Hippolytum spectantia. Subjuncta Appendix Scriptt. dubiorum suppositiorumque nec non quaecunque reperiri potuere ex lucubrationibus Hippolyti junioris Thebani. (Hamburg. 1716. Fol.) Wozu noch ein zweiter Band 1718 unter dem Titel hinzukam: Vol. II inedita hactenus nonnulla illius complexum: graece alia cum Lat. interpretatione; alia arabice etc. etc. Accedit Spicilegium Patrum quorundam aliorum III a C. N. saeculi atque in hoc Leonis Allatii diatribe de Methodiis ac Methodiorum scriptis et Claudii Salmasii Commentt. in Arnobium, denique appendicis loco Chalcidnis in Timaeum Platonis emend. et nott. illustratus.

Die Ausgabe der Schrift des Philaſtrius [38]) über die Ketzereien, gab dem Fabricius Gelegenheit zu vielfachen, erläuternden Bemerkungen, welche der Ausgabe, der auch die *Vita Philastrii* von Gaudentius, ſeines Nachfolgers, ſowie die Schrift des Rampertus: *De translatione Philastrii* beigefügt iſt, einen beſondern Werth verleihen. Der Titel lautet: S. Philastrii Episcopi Brixiensis De Haeresibus liber cum emendatt. et nott. additisque indicibus locupletissimis (Hamburg. 1721.). Ein Abdruck davon befindet ſich auch (cum spicilegio Pauli Galeardi) in *Ang. Mar. Quirini*, Collect. Brixiens. Eccles. 1738 (Brixiae Fol.). ſ. auch *Gallandi*, Bibl. Patr. VII. p. 480 sq.

Wichtig für die Geſchichte der alten Philoſophie iſt die Herausgabe der Schriften des Sextus Empiricus, welche bisher nur in einem einzigen mangelhaften Abdrucke vorlagen, hier aber nicht blos in einem durch die Benutzung von drei Handſchriften mehrfach verbeſſerten Texte geliefert, ſondern auch mit reichhaltigen, erklärenden Bemerkungen ausgeſtattet ſind, wie ſie ein für die Kenntniß der verſchiedenen Schulen und Lehren alter Philoſophie ſo wichtiges Werk hervorrief. Die Ausgabe führt den Titel: *Sexti Empirici Opera Graece et Latine.* Pyrrhoniarum Institutionum Libri III cum Henr. Stephani versione et notis: Contra Mathematicos s. Disciplinarum professores libri VI. Contra Philosophos libri V cum versione Gentiani Herveti. Graeca e Mss. Codd. castigavit, versiones emendavit supplevitque et toti operi notas addidit *J. Alb. Fabricius* (Lipsiae 1718. Fol.). Die Seltenheit und Wichtigkeit dieſer Ausgabe veranlaßte erſt neuerdings einen Wiederabdruck derſelben zu Leipzig 1842, der in zwei Octavbänden Alles vollſtändig enthält, was in der älteren Ausgabe ſich befindet. Auch die Monographie über den Kaiſer Auguſtus, zu welcher den Fabricius das Studium des Dio Caſſius führte, gehört in dieſen Kreis der zunächſt die claſſiſche Literatur berührenden Schriften: daß ſie durch die den Gegenſtand allerdings in ganz anderer Weiſe behandelnde Schrift Weichert's jetzt überboten worden iſt [39]), kann dem Verdienſt, das ſie in der

34) ſ. über den Inhalt das Nähere bei Reimar. II. §. 7. S. 115 fg. 35) ſ. ebendaſelbſt II. §. 11. S. 137 fg. 36) ſ. die darauf bezügliche Correſpondenz, welche bei Reimar. S. 149 fg. und daraus auch bei Niceron XX. S. 354 fg. abgedruckt iſt. über Hippolytus ſ. dieſe Encyklop. 2. Sect. 8. Bd. S. 351 fg. 37) Fabricius ſelbſt ſchreibt in der Vorrede zu Vol. II. unter Anderm darüber Folgendes: „Hoc tamen propemodum jam satis mihi constat, neutiquam tanta esse, quae ex S. Hippolyti scriptis ille mihi praeterita possidet, quae vel unicum folium totum impleant Itaque rogo, ut proferat in lucem si habeat plura atque publico bono me coarguat.“

38) ſ. darüber mein Supplement II. d. Geſch. d. röm. Liter. (chriſtl. Theologie) §. 68. S. 139 fg. 39) ſ. *A. Weichert*, De Caesaris Augusti scriptt. eorumque reliquiis. (Grimmae 1835 und 1836.) II Commentt. 4. ſ. Weichert's Urtheil über des Fabricius Schrift in der Comment. I. p. 4.

Zeit ihres Erſcheinens anſprechen konnte, keinen Abbruch thun; ihr Titel iſt: *Imp. Caes. Augusti temporum notatio, genus, et scriptorum fragmenta.* Praemittitur Nicolai Damasceni liber de institutione Augusti cum versione Hug. Grotii et Henr. Valesii notis (Hamburg. 1727. 4.). Eine kleine Zuſammenſtellung liefert das 1712 zu Hamburg erſchienene Büchlein: Menologium sive libellus de mensibus centum circiter populorum menses recensens, atque inter se conferens, cum triplici indice gentium, mensium et scriptorum [40]). Aufſehen machten auch einige rein theologiſche Schriften, deren Werth und Bedeutung für unſere Zeit nicht mehr in gleichem Grade anzuſchlagen iſt; ſo die gegen L. Ch. Sturm und deſſen Auffaſſung der Abendmahlslehre gerichtete mathematiſche Remonſtratio, welche nebſt einer ferneren Ausführung zu Hamburg und Leipzig 1714 erſchien [41]); ferner die aus dem Engliſchen des William Derham überſetzte Aſtrotheologie [42]), oder himmliſches Vergnügen in Gott bei aufmerkſamem Anſchauen des Himmels und genauerer Betrachtung der himmliſchen Körper u. ſ. w. (zu Hamburg 1728 und 1732.) und ebendeſſelben Phyſikotheologie oder Naturleitung zu Gott, durch aufmerkſame Betrachtung der Erdkugel und der darauf ſich befindenden Creaturen u. ſ. w. (Hamburg 1730. 1731 und 1736.); desgleichen die Hydrotheologie [43]) oder Verſuch durch aufmerkſame Betrachtung der Eigenſchaften, Austheilung und Bewegung der Waſſer, die Menſchen zur Liebe und Bewunderung ihres gütigſten, weiſeſten, mächtigſten Schöpfers zu erkennen. Nebſt einem Verzeichniß von alten und neuen See- und Waſſerrechten, wie auch Materien und Schriften, die dahin gehören, unter XL Titul gebracht (Hamburg [1730.] 1734.). Ähnlicher Art iſt die zwei Jahre zuvor (Hamburg 1732.) erſchienene *Pyrotheologiae Sciagraphia*, oder Verſuch, durch nähere Betrachtung des Feuers die Menſchen zur Liebe und Bewunderung ihres gütigſten, weiſeſten, mächtigſten Schöpfers anzuflammen. Man mag aus dieſen Schriften, an die ſich noch eine in ähnlichem Geiſt ausgeführte, aber nicht erſchienene Aerotheologia Sciagraphia in zehn Büchern anſchließen ſollte, Geiſt und Weſen der damals herrſchenden Theologie abnehmen, in welcher ſelbſt ein Fabricius in dieſer Weiſe Etwas zu leiſten ſuchte, zumal da mit ſeinen praktiſchen Beſchäftigungen und dem früheren Beruf eines Predigers allerdings dieſe Schriften einen gewiſſen Zuſammenhang erkennen laſſen.

Noch manches Andere, von geringerem Umfang und Ausdehnung, meiſt durch beſtimmte Gelegenheiten und Veranlaſſungen hervorgerufen, könnte noch angeführt werden, wenn nicht das bereits Bemerkte genügen dürfte, ein Bild von der ungeheuren Gelehrſamkeit des Mannes, wie nicht minder von ſeinem ungemeinen Fleiß und einer in beiſpielloſer Weiſe ausdauernden Thätigkeit zu geben, der wir auf dem Gebiete der Literarhiſtorie, welche, wie wir ſchon oben bemerkt und jetzt auch bewieſen zu haben glauben, den Mittel- und Glanzpunkt ſeiner Studien und ſeiner literariſchen Wirkſamkeit bildet, ſo Vieles und ſo Großes verdanken. Wir übergehen daher die Reihe ſeiner Diſſertationen und Programme [44]), von welchen wir einige oben gelegentlich angeführt haben, ebenſo die verſchiedenen Vorreden [45]), welche er zu neu von ihm oder auch von Andern herausgegebenen Werken lieferte, die auch zum Theil nicht ohne bleibenden wiſſenſchaftlichen Werth ſind, wie z. B. die Vorrede *Vincentii Placcii* Theatrum Anonymorum et Pseudonymorum (Hamburg. 1708. Fol.), wegen der Angabe über die Veranlaſſung der Sitte, unter fremden oder unter gar keinem Namen zu ſchreiben, über Sammlungen der Art u. dgl., oder die Vorrede zu Morhof's Polyhiſtor (Lübeck 1732. 4.), über die verſchiedene Art und Weiſe, die Literargeſchichte zu behandeln u. ſ. w. Die Vorrede zu der Ausgabe der Praefationes et Epistoll. CXX. *Jo. Georg. Graevii* (Hamburg. 1707 und 1713.) zu *G. J. Vossius*, De historicc. Graecc. et Latin. (Hamburg 1706.) Und nach allen dieſen unendlichen Leiſtungen fand ſich bei ſeinem Tode doch noch ein nicht unbedeutender handſchriftlicher Nachlaß vor, welchen ſein Biograph [46]) genau verzeichnet hat. Einzelnes davon, wie z. B. die handſchriftlichen Bemerkungen zu Dio Caſſius, welche Reimarus ſeiner Ausgabe dieſes Schriftſtellers einverleibte, iſt inzwiſchen gedruckt worden. Den handſchriftlichen Nachlaß zu einer von Fabricius beabſichtigten und auch in drei Bogen gedruckten, aber nicht weiter fortgeſetzten Ausgabe des Eunapius ſuchte Wyttenbach [47]) vergeblich für ſeine Bearbeitung zu gewinnen. (*Baehr.*)

FABRICIUS (Johann Andreas), geb. am 18. Juni 1696 zu Dodendorf bei Magdeburg, ſtudirte zu Helmſtedt, Leipzig und Jena. Zu Leipzig ward er 1716 Doctor der Philoſophie, nach Vertheidigung ſeiner Diſſertation: de nimio in linguis studio. Er hielt dort als Privatdocent öffentliche Vorleſungen. Einige Jahre ſpäter habilitirte er ſich zu Jena. Als Adjunct der dortigen philoſophiſchen Facultät gründete er 1729 die teutſche Geſellſchaft. 1740 ging er nach Braunſchweig. Er erhielt dort eine Profeſſur an dem Carolinum, und ward zugleich Rector an dem Katharinum. Seit 1753 bekleidete er die Rectorſtelle an dem Gymnaſium zu Nordhauſen. Er ſtarb dort am 28. Febr. 1769.

Von ſeinen mannichfachen und gründlichen Kenntniſſen zeugen mehre ſeiner theologiſchen und philoſophiſchen Schriften. Unter jenen iſt vorzugsweiſe zu nennen ſein Conspectus Theologiae thetico-polemico-

40) ſ. darüber Reimar. II. §. 12. S. 140 fg. 41) ſ. Reimar. II. § 14. S. 144 fg. 42) ſ. Reimar. II. §. 23. S. 173 fg. 43) ſ. Reimar. II. §. 26. S. 177 fg.

44) ſie ſind bei Reimar. S. 186 fg. genau verzeichnet. 45) ſ. ebendaſelbſt S. 193 fg. 46) a. a. O. S. 203 fg. Handſchriftliche Hefte über Vorleſungen aus dem Gebiete der Philoſophie am Gymnaſium gehalten, finden ſich auf der hamburgiſchen Stadtbibliothek; ſ. Peterſen, Geſch. d. hamb. Stadtbibl. S. 224. 47) ſ. Annotatt. in Eunap. p. 4. 5. ed. *Boissonad.* Vgl. auch Reimar. S. 209.

moralis (Francohusae 1766. 4.) und die ſchon früher erſchienenen Regeln der geiſtlichen Beredſamkeit. (Leipzig 1748.) Als einen denkenden Kopf zeigte er ſich in ſeiner Anweiſung zur theoretiſchen Philoſophie (Wolfenbüttel 1746.), in ſeinem Auszuge aus den Anfangsgründen der allgemeinen Gelehrſamkeit und Weltweisheit (Ebd. 1746.) und in der Kritiſchen Bibliothek, von welcher zu Leipzig 1748—1759 vier Bände erſchienen. Sein Hauptwerk bleibt der Abriß einer allgemeinen Hiſtorie der Gelehrſamkeit (Leipzig 1752—1754. 3 Bde.). Von Joh. Hübner's kurzen Fragen aus der Kirchenhiſtorie (Jena 1734. 12.) gab Fabricius den erſten Theil heraus *). Sein Bildniß von Bernigeroth befindet ſich vor dem erſten Bande der allg. Hiſtorie der Gelehrſamkeit. (*Heinrich Döring.*)

FABRICIUS (Philipp Konrad), Profeſſor der Medicin, wurde am 2. Oct. 1714 zu Butzbach in der Wetterau geboren, wo ſein Vater, der heſſen-darmſtädtiſche Leibarzt Jacob Fabricius, Phyſikus war. Er ſtudirte Medicin und Naturwiſſenſchaften in Gießen und Strasburg, wurde aber zwiſchendurch auch unter ſeines Vaters Anleitung in die Praxis eingeführt. Nachdem er 1738 in Gießen promovirt hatte, wurde er ſeinem Vater als Phyſikus von Butzbach adjungirt und nach deſſen im Jahre 1747 erfolgtem Tode übernahm er das Phyſikat. Aber ſchon im folgenden Jahre wurde er auf Heiſter's Empfehlung als Profeſſor der Anatomie, Phyſiologie und Pharmacie nach Helmſtedt berufen, woſelbſt er am 19. Juli 1774 ſtarb. Als Profeſſor in Helmſtedt hat er einige 30 Diſſertationen und Programme anatomiſchen und ſonſtigen Inhalts verfaßt. Seine wichtigeren Schriften aber ſind: Idea Anatomiae practicae, exhibens modum cadavera humana rite secandi (Wetzlar. 1741.) (Neuer Abdruck in verändertem Formate ebend. 1743. Ferner: Halae 1774. und: Ins Teutſche überſetzt von Schröder. Kopenhagen 1776.). — Primitiae florae Butisbacensis s. Sex Decades plantarum rariorum inter alias circa Butisbacum sponte nascentium etc. (Wetzlar 1743.) (Enthält die um Gießen wildwachſenden Pflanzen, welche von Dillen übergangen worden waren. Die Einleitung berichtet von den gelehrten geborenen Butzbachern.) — Sciagraphia historiae physico-medicae Butisbaci ejusque viciniae, cum sylloge Observationum anatomico-chirurgico-medicarum minus vulgarium. (Wetzlar. 1746.) — Commentatio historico-physico-medica de animalibus quadrupedibus, avibus, amphibiis, piscibus et insectis Wetteraviae indigenis. (Helmstad. 1749.) — Sammlung einiger mediciniſcher Reſponſorum und Sectionsberichte. (Helmſtedt 1754.) Zweite Sammlung. (Ebend. 1760.) (Beide vereinigt: Sammlung medic. Reſponſ. u. Sectionsberichte. [Halle 1772.]) Enumeratio methodica plantarum horti medici Helmstadiensis. (Helmstad. 1759. Ed. 2. 1763. Ed. 3. 1776.) — Nach Fabricius' Tode erſchien noch: Animadversiones varii argumenti ex scriptis Fabricii minoribus collegit notisque adjectis edidit *G. Rud. Lichtenstein.* Fasc. I. (Helmstad. 1783. 4.) (*Fr. Wilh. Theile.*)

FABRICIUS (Friedrich Daniel), geb. am 19. Nov. 1760 zu Schönfeld bei Calau, in der Niederlauſitz, verlebte ſeine Jugend in Altdöbern, wohin ſein Vater als Pfarrer verſetzt worden war. Auf der Gelehrtenſchule zu Lübben kämpfte er oft mit Mangel an den nöthigſten Bedürfniſſen. Gleichwol erſparte er ſich eine Summe von 70 Thalern für ſeine akademiſche Laufbahn, da er nach ſeines Vaters Tode wenig Unterſtützung erwarten konnte. 1780 bezog er die Univerſität Leipzig, wo er ſich 1784 die Magiſterwürde erwarb. Er war eine Zeit lang Hauslehrer bei dem Kammerrath Frege, ſpäterhin, als er Leipzig verlaſſen, in der Familie des Landeshauptmannes von Carlowitz. Auf das Paſtorat zu Steinitz bei Drebkau verzichtete er im Jahr 1788, und übernahm eine Lehrerſtelle im Hauſe des Barons von Lorenz zu Mitweida. Eine Zeit lang war er hierauf Vorſteher einer von ihm errichteten Penſionsanſtalt zu Calau. 1795 ward er dort Hilfsprediger, und 1797 Primarius und Schulinſpector. Als mit dem Jahre 1816 Calau an Preußen kam, ward Fabricius Superintendent. Er ſtarb am 4. Jan. 1832.

Fabricius war auch literariſch thätig. Die Bildung des Volks lag ihm am Herzen, und er hatte daher in ſeiner Ephorie eine ziemlich bedeutende Leſebibliothek errichtet. Einen ähnlichen Zweck verfolgte er in dem größten Theile ſeiner Schriften. Schon 1787 hatte er zu Leipzig eine Schrift über den Religionsunterricht drucken laſſen. Ausführlicher behandelte er dieſen Gegenſtand in ſeinem Religionsunterricht für Kinder (Leipzig 1792—1793. 2 Theile. Neue Auflage. Ebend. 1795). Auch noch in ſpätern Jahren kam er auf dies Lieblingsthema zurück in ſeinem Religionsunterricht für die Jugend (Leipzig 1805—1806. 3 Bde.). Er ſchrieb ferner eine Anleitung zur Vorbereitung der Confirmanden. (Ebd. 1806.) Dem erſten Leſebuch für Landſchulen (zu Lübben 1822 gedruckt) ließ er ein zweites Leſebuch folgen (Ebd. 1827.); ein drittes hinterließ er handſchriftlich *).

(*Heinrich Döring.*)

Fabricius (Johann Christian), ſ. Entomologie 25. Bd. S. 110 fg.

FABRICIUS (Johann Gottfried Andreas), geb. am 30. Juni 1738 zu Jena, widmete ſich dort in den Jahren 1754—1759 dem Studium der Rechte. Mit einem akademiſchen Freunde, dem nachherigen heſſen-darmſtädtiſchen Geh. Rath und Kanzler Koch, begab er ſich um dieſe Zeit nach Gießen. Er habilitirte ſich dort als Privatdocent, und hielt ſich dann einige Zeit in Wetzlar

*) Vgl. *Saxii* Onomast. P. VI. p. 684 sqq. Zuſätze zu dem von Mylius herausgegebinen blühenden Jena S. 138 fg. Meuſel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 262 fg.

*) Vgl. das erſte Heft des Neuen lauſitziſchen Magazins vom Jahre 1833; den Neuen Nekrolog der Teutſchen. X. Jahrg. 1. Th. S. 7 fg. Meuſel's gel. Teutſchl. 2. Bd. S. 281 nebſt Nachträgen in den folgenden Bänden.

auf, um ſich in der Praxis des Reichskammergerichts zu üben. In den Jahren 1761—1765 bekleidete er die Stelle eines Secretairs und Bibliothekars, bei dem Reichshofrath von Senkenberg in Wien. Dadurch fand er mehrfache Gelegenheit, ſeine Kenntniſſe zu erweitern in dem Umgange mit Gelehrten und andern ausgezeichneten Männern. 1765 ward Fabricius fürſtlich Hohenlohiſcher Regierungs- und Conſiſtorialrath zu Langenburg. Dieſe Stelle legte er jedoch ſchon im nächſten Jahre nieder und übernahm 1766 das Syndikat der mittelrheiniſchen Ritterſchaft zu Friedberg. 1768 ward er wirklicher ritterſchaftlicher Conſulent des fränkiſchen Rittercantons Baunach, Anfangs zu Rentweinsdorf, dann zu Nürnberg. Schon 1767 hatte er den Charakter als herzoglich ſachſen-gothaiſcher Hofrath erhalten. Einen gleichen Titel verlieh ihm 1771 der Kurfürſt von Mainz. 1778 ward er fürſtlich fuldaiſcher Geh. Rath. Er ſtarb am 10. Jan. 1798. Er war ein Mann von gründlichen Kenntniſſen und einer vielſeitigen Bildung. Während ſeines Aufenthalts in Wien verwandte er ſeine Muße zu mannichfachen literariſchen Arbeiten, die aber meiſt ungedruckt geblieben ſind. Mit ſeinem Schwager, dem Geh. Rath Tabor zu Friedberg, beſchäftigte er ſich mit einem umfaſſenden Werk über die Reichsritterſchaft, und verfertigte ein vollſtändiges Regiſter über *Antonii Matthaei* Tract. de nobilitate. Gedruckt iſt von ihm nur das nachfolgende, ſeiner Gründlichkeit wegen ſehr geſchätzte, Werk: „Die wahre teutſche Erbfolge nach der Nähe des Grades durch Verträge und Herkommen des hochgräfl. Limpurgiſchen Hauſes beſtätiget, zu näherer Erläuterung des in Camera rechtshängigen Proceſſes in Sachen des Herrn Grafen Friedrich Karl von Pückler und Limpurg, filiae minorennis nomine, entgegen des Herrn Fürſten Auguſt Wilhelm zu Hohenlohe-Ingelfingen Durchl. uxorio et contutorio nomine derer drei minorennen Herren Grafen von Rechtern, Joachim Adolf Friedrich, Ludwig Chriſtian, und Friedrich Reichard Burkard, Citat. das Erbfolgerecht in die Halbſcheid des, durch den Tod der letztern Limpurgiſchen Erbtochter, Frau Chriſtiane Wilhelmine Henriette, vermählte Gräfin von Gravenitz erledigten Landesantheils an den Gräfl. Limpurg-Speckfeld- und Sontheimiſchen Landen betreffend." Mit Beilage Nr. I—XII. 1767. Fol. *).

(*Heinrich Döring.*)

FABRICIUS (Karl August), geb. am 17. Dec. 1803 zu Lübeck, legte den Grund zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung in der St. Katharinenſchule. Dem Studium der Theologie ſich widmend, bezog er die Univerſität Jena, und ging zu ſeiner weitern Ausbildung von da nach Göttingen. 1826 kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück, und ward unter die Zahl der Candidaten des Predigtamtes aufgenommen. Mit Beifall betrat er mehrmals die Kanzel. Überall empfahl er ſich durch ſeine gründlichen Kenntniſſe, durch ſeinen liebenswürdigen Charakter und durch ſein lebendiges Intereſſe für alles Gemeinnützige. Dies zeigte er beſonders durch die tüchtige Leitung eines Privatinſtituts für Knaben. Er ſtand dieſer Anſtalt bis zu Anfang des Jahres 1831 vor. Um dieſe Zeit ward er in ſeiner Vaterſtadt Diakonus an der St. Jacobikirche. Auch in dieſem Wirkungskreiſe zeichnete er ſich aus durch gewiſſenhafte Berufstreue, durch raſtloſe Thätigkeit und durch den redlichen Willen zu nützen. Davon zeugt unter Anderm auch ſeine Schrift: Der Confirmandenunterricht, um des Wohls der Gemeine willen, eine Sache der Geiſtlichen (Lübeck 1832.) und ſeine Vorſchläge zur Verbeſſerung des Kirchengeſanges. (Ebend. 1832.) An mehren gemeinnützigen Anſtalten zeigte er ſeine fördernde Theilnahme, die ſich oft weit hinaus erſtreckte über die Grenzen ſeines nächſten Berufs. Die kaum gegründete Verwahrſchule verlor in ihm ihren Mitſtifter, der mit unermüdeter Sorgfalt für die Verbeſſerung des Volksunterrichts geſorgt hatte. So raſtloſen Anſtrengungen erlag ſein ohnehin ſiecher Körper am 20. Jan. 1835 *).

(*Heinrich Döring.*)

FABRICIUS. Muſiker und muſikaliſche Schriftſteller dieſes Namens, vorzüglich mit Berückſichtigung der Zeitfolge, ſoweit ſie den anderweitigen Zuſammenhang nicht ſtört.

1) Albinus Fabricius, ein Componiſt gegen das Ende des 16. Jahrhunderts, von welchem Draudius in ſ. Bibl. Class. folgende Ausgabe anmerkt: Cantiones sacrae 6 voc. (Grätz in Steyermark 1595.) Derſelbe Draud. nennt

2) Bernhardus Fabricius zu Straßburg: Tabulaturae organis et instrumentis inservientes (Straßburg 1577. Fol.), ein Buch, das in den bisherigen Literaturſchriften über Muſik übergangen worden iſt, ob es gleich Gerber ſchon genannt hat.

3) Hieronymus Fabricius, geb. zu Aquapendente 1537, ſtarb als ein berühmter Arzt zu Padua den 23. Mai 1619. Unter Anderm ſchrieb er: De Voce, de gula, de respiratione et ejus instrumentis. Forkel ſetzt hinzu: Wahrſcheinlich iſt dieſe Schrift mit folgender de locutione et ejus instrumentis (Venedig 1601. 4.) einerlei, oder ein darin enthaltenes Capitel. Daſſelbe muthmaßt auch Jöcher in ſ. Gelehrtenlex., wo man auch ſeine übrigen ärztlichen, chirurgiſchen und anatomiſchen Werke anführt, von ihm meldend, daß er vierzig Jahre zu Padua gelehrt und von der Republik Venedig einen Jahrgehalt von 1000 Goldkronen erhalten und eine goldene Ehrenkette empfangen habe. Der Mann iſt alſo genauer von einem gelehrten Arzt zu behandeln, welcher ſich auch um die Muſiker verdient machen würde, wenn er das Ungewiſſe in der letzten Schriftausgabe feſtſtellte.

*) Vgl. von Holzſchuber's Deductionsbibliothek. 2. Th. S. 1103 fg. Weidlich's biograph. Nachrichten von jetztlebenden Rechtsgelehrten. 1. Th. S. 172 fg. Meuſel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorbn. teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 265.

*) Vgl. Neue lübeckiſche Blätter. 1835. Nr. 4. Heinſius Bücherlexikon (fortgeſetzt von O. A. Schulz). 8. Bd. 1. Abth. S. 220.

theſon, Georg Phil. Telemann, Quirin v. Blankenburg (elementa musica [Hagae 1739.]), Leonhard Euler (tentamen novae theoriae musicae [Petersb. 1739.]), Rouſſeau, Rameau und viele andere." — Das iſt Alles. Der Muſiker wird ſich alſo keine weitere Mühe um das Buch zu geben haben; es iſt nichts für ihn darin zu finden, was ihm irgend einen Aufſchluß geben könnte, den er nicht anderwärts beſſer hätte. Es iſt nöthig, daß man ſich unnützes Nachſuchen wenigſtens verringert. In Literaturwerken ſollte dies jedenfalls mit allem Fleiße geſchehen; man wird ſonſt nicht im Stande ſein, ſich durch den Wuſt der Anführungen hindurch zu arbeiten.

Aus unſern Zeiten haben wir nur eine muſikaliſche Abhandlung von C. F. Fabricius, einem Advocaten, zu nennen: Über die Töne und Tonarten unſerer Muſik, welche in einem Extrablatte zur muſikaliſchen Zeitung Leipzigs S. 145—152 vom Jahre 1832 zu leſen iſt. Sie enthält manches Belehrende über das Verhältniß der Töne zu einander, über unſer Dur und Moll, ſowie über die Temperatur. (*G. W. Fink.*)

Ende des vierzigſten Theiles der erſten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

FABRIK.

FABRIK. Dieſer Ausdruck iſt aus der lateiniſchen in die teutſche Sprache übergegangen, und bezeichnete im Mittelalter vornehmlich den Bau von Gebäuden, beſonders von Kirchen. Daher erklärt es ſich, daß dieſes Wort auch noch jetzt im Engliſchen unter andern Bedeutungen die von Bau, Gebäude hat, und daß man in England unter Fabrick-lands ſolche Grundſtücke verſteht, deren Ertrag zur Ausbeſſerung der Kirchen beſtimmt worden war. Im Teutſchen hat aber jetzt Fabrik die Bedeutung alles deſſen, was abgeſehen von der menſchlichen Arbeit und dem umlaufenden Capitale erfoderlich iſt, um ein verarbeitendes Gewerbe, wobei mannichfaltige Thätigkeiten beſchäftigt werden, im Großen zu betreiben. Das Gebäude, worin ſich dieſe Thätigkeiten entwickeln, mit den erfoderlichen Einrichtungen, Geräthen, Werkzeugen und Maſchinen, oder das ganze ſtehende, zu dem vorher angegebenen Zwecke mit allen ſeinen Beſtandtheilen zuſammenwirkende Capital bildet mithin die Fabrik. — Man kann füglich das Handwerk von der Verarbeitung im Großen unterſcheiden, aber die letztere wieder in Fabrication und Manufactur zu trennen, iſt nicht wohl zuläſſig. Das Handwerk hat ſeine Eigenthümlichkeit darin, daß es ſich hauptſächlich der Arbeit des Menſchen und zu ihrer Unterſtützung der Geräthe und Werkzeuge bedient, und eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Kräften beſchäftigt, alſo von der Arbeitstheilung nur wenig Gebrauch macht. Wird dagegen ein Gewerbe im Großen betrieben, ſo bedient es ſich immer einer mehr oder minder getheilten Arbeit, oder neben dieſer noch der Maſchinen. Man würde daher auch ſagen können, eine Fabrik ſei eine gewerbliche Anſtalt, welche ihre Producte mit Hilfe der Arbeitstheilung oder vermittels dieſer und der Anwendung von Maſchinen zu Stande bringt. Indeſſen wird man, wenn man dieſen Unterſchied zwiſchen beiden Arten, ein Gewerbe zu betreiben, auch gelten läßt, und ein anderer dürfte nicht wohl aufzuſtellen ſein, doch zugeben, daß es eine Grenze gibt, auf welcher ſich Handwerk und Fabrication ſo begegnen, daß es kaum möglich iſt, ſie beſtimmt von einander zu trennen. Das Mehr und das Weniger der Arbeitstheilung oder der Maſchinenanwendung, als Merkmal ihrer Unterſcheidung, macht dieſe dann ziemlich willkürlich. — Früher hat man die Fabrication gewöhnlich dadurch von der Manufactur unterſchieden, daß man bei jener die Anwendung des Feuers, oder des Feuers und Hammers annahm, bei der letztern aber nicht. Dieſes Merkmal iſt jedoch ein ſo zufälliges und wenig durchgreifendes, daß kein Gewicht darauf gelegt werden kann, wenn man auch nicht zugibt, daß mit der weitern Ausbildung des Gewerbsweſens das, was heute als Manufactur gilt, ſich vielleicht in einiger Zeit in Fabrication verwandeln dürfte, und umgekehrt. Betrachtet man deshalb beide Ausdrücke als gleichbedeutend, ſodaß man in der eben angegebenen Bedeutung immer von Fabrik oder Manufactur ſpricht, ſo iſt damit doch die Frage nicht ausgeſchloſſen, ob nicht zwiſchen Fabriken und Fabriken ein Unterſchied zu ſtatuiren ſei? — Man kann als Merkmal der Unterſcheidung entweder den zu verarbeitenden Stoff, oder das Fabricat, oder die Art des Verfahrens annehmen. In dem erſten Falle würde man von den drei Reichen der Natur ausgehen, drei Gattungen von Fabriken erhalten und eine Einſicht in den Zuſammenhang der Stoffgewinnung und der Verarbeitung bekommen, die nicht ohne großen Nutzen iſt. In dem zweiten Falle dagegen gewönne man eine Vorſtellung von dem Zuſammenhange zwiſchen den Gewerben und den menſchlichen Bedürfniſſen, wenn nicht manche Gewerbe Producte lieferten, denen eine ſehr verſchiedene Beſtimmung gegeben werden kann. In dem dritten Falle erlangt man eine Einſicht in die Technik, alſo ein Urtheil über die Fabrication an und für ſich. Offenbar iſt daher da, wo die Fabrication als Entwickelung techniſcher Kräfte betrachtet wird, wie hier, die dritte Art zu claſſificiren, die wichtigſte. Aber ein genügendes Reſultat gibt ſie nicht; denn wenn man mechaniſche, chemiſche und mechaniſch-chemiſche Gewerbe von einander unterſcheidet, ſo wird man einräumen müſſen, daß es oft ſehr ſchwer iſt, anzugeben, ob in einem Gewerbe die mechaniſchen oder die chemiſchen Kräfte überwiegend ſind, oder ob beide ſich in ihm im Gleichgewichte neben einander befinden.

Die Entſtehung und Erweiterung der Fabriken in einem Lande ſetzt immer drei Bedingungen voraus: 1) die Einſicht in die anzuwendende Arbeit und in die Mittel zu ihrer Unterſtützung, ſowie den Beſitz der Geſchicklichkeit bei der Anwendung der arbeitenden Kräfte; 2) den Beſitz von größern Capitalien, als das Handwerk in Anſpruch nimmt; und 3) die Möglichkeit einer freien Bewegung der Gewerbe. — Um die Arbeit paſſend zu vertheilen, muß man ſie auf das Genaueſte kennen, und

um ſie gehörig durch andere Kräfte zu unterſtützen, muß man auch mit dieſen vertraut ſein. Sie ſind aber die in der Natur und ihren Erzeugniſſen vorhandenen Kräfte, oder die Kräfte, welche den zur Arbeit geſchickten Thieren oder denjenigen künſtlichen Producten, welche man Maſchinen nennt, beiwohnen. Naturwiſſenſchaft, und insbeſondere Chemie, ſowie Mechanik ſind daher die Kenntniſſe, deren Beſitz vornehmlich die Fortſchritte des Fabrikweſens bedingt. An der Fähigkeit, ſich die nothwendige Geſchicklichkeit zu verſchaffen, fehlt es keinem Volke. Fühlt es den Trieb, ſie zu erwerben, und wird es nicht gehindert, ihm zu folgen; ſo wird es auch bald in ihrem Beſitze ſein. — Weil nun aber durch die Arbeitstheilung, durch die Anwendung chemiſcher Operationen, und durch die Benutzung von Maſchinen das Product einer gewerblichen Unternehmung außerordentlich vermehrt wird; ſo iſt eine Fabrik, abgeſehen von der größeren Menge von Arbeitern, die ſie beſchäftigt und die zu bezahlen ſind, von den ausgedehnteren Gebäuden, die errichtet und unterhalten werden müſſen, und von den Maſchinen, die ſie etwa in Anſpruch nimmt, nicht ohne eine bedeutende Maſſe von Haupt- und Hilfsmaterialien zu unterhalten. Wer alſo eine Fabrik errichten und betreiben will, bedarf eines weit beträchtlicheren Capitals, als wer ſich auf ein Handwerk beſchränkt. Wenn alſo in einem Lande der Fabrikenbetrieb aufkommen und gedeihen ſoll, ſo darf es demſelben nicht an Capitalen fehlen, welche demſelben zugewandt werden können. Indeſſen werden ſolche Capitale doch auch nur dann unbedingt ein Hebel für die Induſtrie eines Landes ſein, wenn man daſſelbe als für ſich beſtehend betrachten kann. Sieht man dagegen auf das Verhältniß, worin es in Rückſicht des Verkehrs mit andern Ländern ſteht, ſo wird man zugeben müſſen, daß, wenn ſonſt alle Umſtände gleich ſind, nicht die abſolute, ſondern die relative Größe der Capitale über das Gedeihen der Fabriken entſcheidet. Denn da meiſtentheils mit dem Umfange der Fabriken ihre ökonomiſchen Vortheile zunehmen, ſie alſo auch im Verhältniß zu denſelben ihre Erzeugniſſe wohlfeiler zu liefern im Stande ſind, ſo wird ein Land, welches andern in Rückſicht der Capitale überlegen iſt, unter der vorhergemachten Vorausſetzung, in dieſen die Fabriken nicht aufkommen laſſen, oder ſie unterdrücken, wenn ihnen nicht ein künſtlicher Schutz zu Theil wird. Weil aber die Maſchinen noch einer beſondern Kraft bedürfen, um in Bewegung geſetzt zu werden, und ſich eine ſolche Kraft unmittelbar in der Natur vorfinden kann; ſo iſt das Capital nicht immer allein zu berückſichtigen, ſondern auch zu unterſuchen, ob die zur Bewegung von Maſchinenwerken erfoderliche Kraft als ein Geſchenk der Natur vorhanden iſt, oder erſt künſtlich erzeugt werden muß. Ein Land daher, welches alle andere Bedingungen der Fabrication mit andern Ländern gleichmäßig theilt, hat eine Überlegenheit über dieſe, wenn es z. B. im Beſitze von fließenden Gewäſſern, zum Treiben von Mühlen geeignet, iſt, welcher denſelben fehlt. — Endlich iſt es auch begreiflich, daß zum Gedeihen der Fabriken eine freie Bewegung der induſtriellen Kräfte gehört. Wo die Arbeiter ſich ihre Beſchäftigung nicht frei ſuchen dürfen, ſondern ſich in einem abhängigen Zuſtande finden, wie da, wo Gutshörigkeit, Leibeigenſchaft oder Sklaverei beſteht; oder wo die Unternehmer an eine beſtimmte Weiſe der Betreibung ihrer Gewerbe gebunden ſind, wie da, wo die Zunftverfaſſung herrſcht, und Fabriken nicht geduldet, oder durch gewiſſe, ihnen gegebene Vorſchriften an einer freien Benutzung ihrer Kräfte gehindert werden, iſt an eine gedeihliche Entwickelung der Induſtrie nicht zu denken. In dem erſten Falle werden zwar die großen Grundeigner Fabriken anlegen und die perſönlich von ihnen abhängigen Leute darin beſchäftigen können, aber, wie leicht zu begreifen, werden ſolche Unternehmungen ſtets an dem Mangel von Regſamkeit leiden, welcher die Folge der Unfreiheit iſt. Fragt man nach den unmittelbaren wirthſchaftlichen Wirkungen der Fabriken, ſo wird man folgende unterſcheiden können: 1) Sie liefern gleichmäßigere Waaren als die Handwerke; denn mögen nun Maſchinen in ihnen thätig ſein, oder blos der Menſch bei getheilter Arbeit Beſchäftigung finden, immer müſſen in ihnen gewiſſe Regeln weit ſtrenger beobachtet werden, als in den Handwerken, wo ſelten ein Arbeiter dem andern in die Hände arbeitet, und kein genaues Anſchließen der Thätigkeit des Menſchen an den unveränderlichen Gang einer Maſchine gefodert wird. Wenn man aber meint, es ſei dies zwar richtig, aber auch die Fabrikwaare ſchlechter, als die Handwerkswaare, ſo läßt ſich dem mit Recht widerſprechen. Eine ſolche Vorſtellung verbreiteten die Zunftgenoſſen aus Misgunſt, und die geringeren Fabrikwaaren dienten zu ihrer Beſtätigung. Aber man vergaß, indem man dieſe mit den gleichen Handwerkswaaren verglich, an den auffallenden Unterſchied im Preiſe beider zu denken. Was man zugeben kann, iſt, daß nicht jedes neue Verfahren ſogleich alle Vortheile gewährt, die es zu gewähren vermag, und daß daher der Fabrikenbetrieb Entwickelungsſtufen überſchreiten mußte, die nicht zu ſeiner Empfehlung dienten. Auch mag es einzelne Arbeiten geben, welche die Hand des Menſchen vollkommener zu Stande bringt, als eine Maſchine. 2) Ebenſo einleuchtend iſt, daß die Fabriken ihre Waaren viel, und zum Theil unendlich viel wohlfeiler liefern, als die Handwerke. Schon die ökonomiſchen Vortheile, welche mit Unternehmungen im Großen verbunden ſind, machen dies klar. Abgeſehen davon aber iſt es bekannt, daß die getheilte Arbeit beiweitem mehr producirt, als die nicht getheilte; daß in den meiſten Fällen auch die koſtbarſten Maſchinen, wenn ſie nur zweckmäßig eingerichtet ſind, ungleich weniger koſten, als die dadurch erſetzte menſchliche Arbeit koſten würde; und daß in den Fabriken auch Kinder beſchäftigt werden können, die nicht ſoviel zu unterhalten koſten, als erwachſene Perſonen, denen man faſt alle Arbeit in den Handwerken übertragen muß. 3) Die Fabriken geſtatten, indem ſie zu einer ſpeciellen Arbeitstheilung Veranlaſſung geben, die Benutzung einer Menge von Kräften, welche außerdem verloren gehen würden; denn wo der Menſch alle Theile einer Arbeit, ſchwere, wie leichte, übernehmen muß, da muß er auch ſämmtliche Kräfte beſitzen, welche dazu erfodert werden, und kann, wenn dies nicht der

Fall iſt, keine Beſchäftigung erhalten. In das Eigenthümliche des Fabrikweſens dürften vielleicht folgende zwei Schriften am beſten einweihen: Über das Maſchinen- und Fabrikweſen von Charles Babbage. Aus dem Engliſchen von Friedenberg. (Berlin, 1833.) Das Fabrikweſen in wiſſenſchaftlicher, moraliſcher und commercieller Hinſicht von Dr. A. Ure, aus dem Engliſchen von Diezmann (Leipzig 1835.) (*Eiselen.*)

FABRIK, beſonders in Beziehung auf kirchliches Bauweſen und Vermögen. Da im Mittelalter die Kirchen die wichtigſten Gebäude waren, ſo verſtand man unter Fabrica vorzugsweiſe die Kirche. In der Lex Bawariorum Tit. VIII. Cap. I. §. 1 heißt es: Et si in Ecclesia, vel infra curtem Ducis, *vel in fabrica, vel in molino* aliquid furaverit ter *niungeldum* componet, hoc est ter novem reddat: quia istae quatuor domus casae publicae sunt et patentes. Für vel infra basilicam vel in molino haben andere Handſchriften, und darnach die lindenbrogiſche Ausgabe vel infra basilicam vel in molino. Der Capitularium Additio quarta ſagt Cap. 58: Quod in unaquaque Ecclesia, cui Episcopus praeest, quatuor tam de reditibus quam de oblationibus fidelium fieri debeant portiones; ut una sit Episcopi, alia Clericorum, tertia pauperum et quarta *fabricis ecclesiasticis* adplicetur. Im Engliſchen, wo Fabrick, eine Fabrik, ein Gebäude bedeutet, wird Fabrik-Land ſpeciell von dem Land oder den Gütern gebraucht, welche zu Ausbeſſerung und Unterhaltung der Hauptkirchen gewidmet ſind. Im Franzöſiſchen, wo Fabrique Fabrik, Verfertigung, Erbauung bedeutet, hat es die ſpecielle oder beſondere Bedeutung von der Erbauung einer Kirche und von den Einkünften derſelben, und Fabricien hieß derjenige, welcher mit der Sorge für das Zeitliche der Kirche beauftragt war. Im Spaniſchen, wo Fabrica, das Fabriciren, den Ort, wo etwas fabricirt wird, das Bauen, ein Gebäude, Palaſt und fabrica de armas Waffenſchmiede, fabrica de anclas Ankerſchmiede, fabrica de vaxeles Schiffsbau, Schiffswerft bedeutet, wird ſpeciell und ohne Zuſatz fabrica oder derecho (das Recht) de fabrica für die Einkünfte einer Kirche gebraucht, wenn ſie in Bau und Beſſerung erhalten wird, und mayordomo de fabrica bedeutet Vorſteher einer Kirche, Altarmann, und Fabriquero einen Werkmeiſter, und die Perſon, welche die Aufſicht über das Gebäude einer Kirche hat. (*Ferdinand Wachter.*)

FABRITIUS (Johannes), zugenannt Montanus, ein für die politiſche und Kirchengeſchichte Graubündtens, beſonders in Beziehung auf den mislungenen Verſuch, das Hochſtift Chur zu ſäculariſiren (1558—1561), wichtiger reformirter Prediger zu Chur. Er wurde geboren zu Berken (Bergheim), einem Städtchen im Elſaß an der Ill, im Jahre 1526 oder 1527. Seine Mutter war die Schweſter von Leo Judä (ſ. Judae, Leo), die an einen Fleiſcher, Namens Schmied, verheirathet war; daher der Name Fabritius; den Zunamen Montanus gab ihm Capito wegen des Geburtsortes. (Sein Bruder, Jacob Schmied, zuerſt den Studien beſtimmt, widmete ſich aus innerer Neigung der Baukunſt und zeichnete ſich als Steinhauer und Baumeiſter aus; zu Bingen, am Rhein, wo er ſtarb, und in der Kirche ein Grabmal erhielt, ſind vielleicht noch von ſeinen Arbeiten aufzufinden.) Noch als kleiner Knabe ſtürzte Fabritius einſt in einen tiefen Brunnen, von deſſen Bedeckung ſich Tags vorher ein Balken abgelöſt und hinuntergefallen war. Glücklicherweiſe fiel er neben den Balken, wurde dann aber durch die Bewegung des Waſſers auf denſelben gehoben und zuletzt unbeſchädigt wieder heraufgebracht. Dieſe glückliche Rettung machte auf das Kind und deſſen Ältern einen tiefen Eindruck; ſie ſahen darin eine unmittelbare Leitung der Vorſehung, und in dem Knaben wurzelte immer feſter der Vorſatz, das ihm beinahe wunderbar erhaltene Leben bereitwillig im Dienſte Gottes wieder hinzugeben. Im ſiebenten Jahre wurde er zu ſeinem Oheim Leo Judä nach Zürich geſandt, wo er die öffentliche Schule beſuchte. Bald jedoch riefen ihn die Ältern nach Baſel, theils um ihm näher zu ſein, theils weil ein naher Verwandter, Namens Winkel, der von Solothurn wegen der reformirten Lehre war vertrieben worden, nach dem Tode ſeines einzigen Sohnes ihn zu ſich zu nehmen wünſchte. Er ſcheint indeſſen nur 1—2 Jahre in Baſel geweſen zu ſein. In dieſer Zeit ſtarb Erasmus (11. Juli 1536). Winkel ſandte dann den Knaben, nach Leo Judä's Rath zu Buzer nach Straßburg; allein die von dem Letztern in einem Briefe an Leo als ſchon vollendet dargeſtellte Errichtung eines Gymnaſiums war noch nicht einmal vom Rathe angenommen. Buzer las daher mit ihm zu Hauſe im Terentius; daneben beſuchte Fabritius die Schule des Daſypodius (ſ. d.). Allein ſchon nach drei Monaten, als ſeine Geſundheit litt, riefen ihn die beſorgten Ältern nach Hauſe. Über ein Jahr war er nun jedes Unterrichtes beraubt, weil die eifrig reformirten Ältern nicht zugeben wollten, daß er die Schule ſeiner Vaterſtadt beſuche, was ihn genöthigt hätte, an dem Kirchengeſange beim katholiſchen Cultus mit den übrigen Schülern Theil zu nehmen. Die Mutter indeſſen, welcher Fabritius viel Beleſenheit zuſchreibt, bezeichnete ihm täglich einen Abſchnitt in der lateiniſchen Bibel, auf den er ſich durch Vergleichung mit dem Teutſchen vorbereiten mußte; dann nahm ſie die teutſche Bibel, und der Knabe überſetzte ſeiner Lehrmeiſterin, die nicht Latein verſtand, das Penſum. Da aber die Ältern ſelbſt fühlten, daß auf dieſe Weiſe keine großen Fortſchritte zu machen ſeien, ſo wandten ſie ſich wieder an Leo Judä, der den Knaben zu ſich nahm und ihn gemeinſchaftlich mit ſeinem Sohne, der ein Jahr jünger war, im Griechiſchen, Lateiniſchen und Hebräiſchen unterrichtete. Nach Leo's Tode (1542) erhielt er zu Zürich ein Stipendium und beſuchte nun die öffentlichen Schulen. Im Jahre 1545 ſandte ihn der Rath auf öffentliche Unkoſten mit drei andern Studirenden nach Marburg, wo er mit großem Fleiße das Verſäumte nachholte. Im Spätjahre 1546 reiſte er nach Wittenberg und fand bei Melanchthon ſehr günſtige Aufnahme. Die übrigen Profeſſoren hatten beinahe alle wegen des Einfalls von Herzog Moritz ins Kurfürſtenthum die Stadt verlaſſen. Dagegen hörte er zu Leipzig, wo

er mehre Tage blieb, Camerarius und andere Gelehrte. Die Rückreiſe nach Marburg war wegen der überall umherſchwärmenden Truppen nicht ohne Gefahren; doch entging er denſelben mit ſeinem Reiſegefährten glücklich. Im März 1547 kam er nach Zürich zurück und erhielt bald eine Anſtellung in der Schule, nebſt der kleinen Pfarre Schwamendingen, die eine Stunde von Zürich gelegen, von der Stadt aus beſorgt werden mußte. Im J. 1551 wurde er Vorſteher des Convictes für Studirende. Er bekleidete dieſe Stelle ſechs Jahre, und es wird die Ordnung, welche er mit großem Ernſte handhabte, und der Fleiß der Schüler unter ſeiner Leitung ſehr gelobt. Als aber Comander (ſ. d.) 1557 ſtarb und der Rath von Chur von den Zürchern einen andern tüchtigen Mann verlangte, der an die Spitze der reformirten Kirchen in Bündten geſtellt werden ſollte, wurde Fabritius auf dieſen, wegen der innern Kämpfe äußerſt ſchwierigen Poſten geſandt. Eine Darſtellung ſeines kirchlich politiſchen Wirkens in dieſer Stellung wäre eine Geſchichte dieſer Bewegungen, wozu hier nicht der Ort iſt. Man findet dieſelben aus den Quellen dargeſtellt in dem Aufſatze: Mislungener Verſuch, das Hochſtift Chur zu ſäculariſiren in den Jahren 1558—61. Von Ferdinand Meyer *). Große Entſchiedenheit, klare Auffaſſung der Verhältniſſe und unermüdliche Thätigkeit für die Behauptung und Beförderung der Reformation in Bündten zeichnen Fabritius aus. Auch unter den ſchwierigſten Verhältniſſen und bei einem ſo geringen Einkommen, daß er ungeachtet der größten Sparſamkeit doch von ſeinem geringen Vermögen zuſetzen mußte, um nur ſeine Familie zu ernähren, verlor er doch nie den gottergebenen Muth. Geſchenke, die ihm der franzöſiſche Geſandte zu wiederholten Malen ſchickte, wies er immer zurück. Wohl ſehnte er ſich, wie ſich aus ſeinen Briefen an Bullinger, mit dem er beſtändig über die bündtneriſchen Angelegenheiten correſpondirte, ergibt, nach Zürich zurück, und erinnerte nach achtjährigem Aufenthalte zu Chur auch daran, daß man ihn, als er zuerſt die Stelle ablehnte, gebeten habe, dieſelbe doch nur für zwei bis drei Jahre zu übernehmen. Aber je tüchtiger er ſich auf ſeinem Poſten bewies, deſto weniger war man in Zürich geneigt, ihn von demſelben abzurufen. Da verbreitete ſich im Sommer 1566 die Peſt mit fürchterlicher Wuth von Italien her in Bündten: zu Chur ſtarben 1400 Menſchen. Auch Fabritius, der unermüdlich die Kranken getröſtet hatte, wurde von derſelben ergriffen. Er ſtarb am 5. Sept. 1566, noch nicht 40 Jahre alt. — Die politiſche Rolle, die er in Bündten ſpielen mußte, hinderte ihn nothwendig an Fortſetzung ſeiner Studien und literariſchen Beſchäftigungen; was indeſſen von ihm bekannt geworden iſt, zeigt, daß er auch hier Nützliches hätte leiſten können. Dahin gehört: Historica Oratio, qua et vita Conradi Pellicani et temporis illius res continentur (Marpurgi, 1608. 4.) und in Miscell. Tigur. 3. p. 413. — *Jo. Fabr. Montani* poëmata (Tiguri. 1556.) ſehr ſelten. — **Orationes tres contrariae, in quibus disquiritur, an libera gens aliqua se communi foedere cum extero principe possit aut debeat conjungere; editae per** ***Joh. Pontisellam.*** **(Insulis Aeroniis 1615.)** Veranlaſſung zu dieſen Reden gaben die Bemühungen des franzöſiſchen Geſandten, die Bündtner zu einem Bund mit Frankreich zu bewegen. Indem in der erſten ein Soldat, in der zweiten ein Theolog und in der dritten ein Staatsmann auftritt, werden Gründe und Gegengründe ausführlich entwickelt. — Seine lateiniſche Selbſtbiographie, eine andere in lateiniſchen Verſen, beide im Jahre 1565 abgefaßt, und einige Gedichte finden ſich in Miscellanea Tigurina. Tom. 3. p. 373 sq. (Zürich 1724.) (*Escher.*)

FABRITIUS (Karl), zu Delft 1624 geboren, und 1654 geſtorben, war Bildniß- und Geſchichtsmaler. Von letzterer Gattung iſt uns nur ein Gemälde bekannt †), welches Petrus darſtellt, wie er die ganze Familie des römiſchen Centurio Cornelius in Cäſarea, der ihn in ſein Haus eingeladen hatte, und alle bei ſeinem Eintritt auf die Kniee fallen, ſegnet (Apoſtelgeſch. 10). Dieſes Gemälde iſt ſchön behandelt, obwol die Figuren als Holländer erſcheinen. Es wurde 1806 nebſt vielen andern Kunſtſchätzen nach Paris gebracht. Wir finden von dieſem Meiſter weiter keine Kunſtwerke aufgezeichnet, wahrſcheinlich iſt ſein früher Tod daran ſchuld, der durch das Auffliegen eines Pulvermagazins, wodurch die nahe liegenden Häuſer beſchädigt wurden, verurſacht wurde. (*A. Weise.*)

FABRITIUS (Ludwig), geboren 1648 im Fort Oranien in Braſilien, geſtorben zu Stockholm 1729. Sein Vater, Johann Georg Fabritius, war Med. Dr. und Profeſſor an der Univerſität Leyden, verehelicht mit Eliſabeth Funk. Der Jüngling trat in ruſſiſche Kriegsdienſte, gerieth beim Übergange von Aſtrachan 1665 in Gefangenſchaft, ward zwei Mal als Sklave verkauft, doch 1671 in Ispahan vom holländiſchen Geſandten v. Heynitz losgekauft. Als Oberſtlieutenant nahm er 1677 Abſchied aus ruſſiſchen Dienſten und begab ſich nach Schweden. Hier ernannte ihn 1679 Karl XI. zu ſeinem Geſandten in Rußland, worauf er drei Handelsreiſen nach Perſien unternahm; ſchon 1687 war er vom Könige in den Adelſtand erhoben worden. Zum letzten Male kehrte er 1700 aus Perſien nach Schweden zurück (ſ. die über ihn 1762 zu Stockholm erſchienene Lebensbeſchreibung). (*v. Schubert.*)

FABRIZIO (Hieronymus), ein ausgezeichneter Anatom und Chirurg zu Ende des 16. und zu Anfange des 17. Jahrhunderts, wurde im Jahre 1537 in dem römiſchen Städtchen Acquapendente geboren, weshalb er gewöhnlich als Fabricius ab Aquapendente bezeichnet wird. Seine Abſtammung aus einer vornehmen, wenngleich unvermögenden, Familie verſchaffte ihm zuvorkommende Aufnahme in patriziſchen Häuſern, namentlich bei den Loredanos, als er die Univerſität Padua beſuchte. Nachdem er hier den philoſophiſchen Curſus abſolvirt

*) ſ. Schweizeriſches Muſeum für hiſtoriſche Wiſſenſchaften. (Frauenfeld 1838.) 2. Bd. S. 198—242. 275—298. 3. Bd. S. 50—72.

†) Fioritto. 3. Th. S. 282.

hatte, wandte er ſich dem Studium der Heilkunde zu. Der berühmte Fallopio war dem, durch treffliche Geiſtesanlagen und ein ausgezeichnetes Gedächtniß begünſtigten, Jüngling Lehrer in der Anatomie und Chirurgie, ſowie am Krankenbette. Kaum 25 Jahre alt, wurde Fabrizio bei Fallopio's Tode im Jahre 1562 mit den anatomiſchen Demonſtrationen beauftragt, und 1565 erhielt er die Profeſſur der Chirurgie. Für Anatomie beſtand noch kein beſonderer Lehrſtuhl; Fabrizio ſetzte aber die anatomiſchen Vorleſungen neben den chirurgiſchen fort, und ließ auf eigene Koſten ein anatomiſches Gebäude herſtellen. Erſt ſpäter wurde er auch ausdrücklich als Profeſſor der Anatomie beſtellt; er las im Frühjahre Anatomie, die übrige Zeit des Jahres hindurch Chirurgie. Auch ließ die Republik Venedig im Jahre 1593 ein größeres anatomiſches Theater in Padua erbauen, welches mit einer für den Fabricius ehrenvollen Inſchrift verſehen wurde.

Des Fabricius anatomiſche und chirurgiſche Vorleſungen gehörten wegen des großen Rufes des Mannes zu den beſuchteſten. In Betreff dieſer Vorleſungen wird die Anekdote erzählt, daß im Jahre 1588 auf ein Mal alle teutſche Studenten ſeine Schule verließen, weil er bei Erklärung des Mechanismus der Zungenmuskeln das teutſche Idiom ins Lächerliche zu ziehen bemühet war. — Die Republik Venedig erkannte aber auch vollkommen die Verdienſte des berühmten Profeſſors an: ſeine Beſoldung wurde allmälig von 100 auf 1100 Dukaten erhöht, er erhielt Privilegien in der akademiſchen Rangordnung, wurde Ritter des St. Marcusordens. Die Stadt Padua ertheilte ihm das Bürgerrecht. Später wurde ihm, unter Beibehaltung ſeines vollen Gehaltes, die Erwählung eines Nachfolgers geſtattet, und er erkor hierzu im Jahre 1609 den Caſſerio. — Fabrizio pflegte als praktiſcher Arzt kein Honorar zu fodern. Natürlich erhielt er aber von den Vornehmen Geſchenke für ſeine Bemühungen, und dieſe bewahrte er in einem Cabinette auf mit der Inſchrift: Lucri neglecti lucrum. — An den Ufern der Brenta hatte er ein liebliches Landgut erworben, wo er in heiterem Lebensgenuß die letzten Lebensjahre zu verbringen gedachte; ein Wunſch, der nicht ganz in Erfüllung ging. Denn obwol er im hohen Alter, im 82. Jahre, am 21. Mai 1619 ſtarb, ſo erfolgte doch ſein Tod ſo plötzlich unter Erbrechen, daß der Verdacht einer Vergiftung durch undankbare Anverwandte nahe lag. Eine Bruderstochter war die Erbin ſeines anſehnlichen Vermögens, welches ſich auf 200,000 Dukaten belief.

In der Anatomie befolgte Fabrizio den von ſeinem Lehrer Fallopio betretenen Pfad, nämlich die menſchliche Anatomie durch die vergleichende zu erläutern. Er beſchrieb (um von unbedeutenderen Dingen zu ſchweigen) die Venenklappen genau, und wenn er auch nicht grade als Entdecker dieſer Klappen gelten kann, ſo hat er doch durch ſeine Kenntniſſe über die Venen ſeinen Schüler Harvey in deſſen Begründung der Lehre vom Kreislaufe weſentlich unterſtützt; er beſchrieb das Netz genauer, als ſeine Vorgänger; er ſah die Vasa omphalo-mesaraica beim Hunde und bei der Katze; er unterſuchte die Entwickelung des Hühnchens u. ſ. w. Mehrfache Verbeſſerungen führte er in der Chirurgie ein. So erklärte er ſich nachdrücklich gegen die damalige Sitte der Hebammen, den Neugebornen mittels ihrer Nägel, die ſie zu dieſem Zwecke lang wachſen ließen, das Zungenbändchen zu zerreißen, und überhaupt wies er auf das Nutzloſe der Einſchneidung des Zungenbändchens hin. Er war ſehr für die Operation des Empyems eingenommen, und empfahl dazu den Raum zwiſchen der fünften und ſechsten Rippe, vier bis fünf Zoll vom Bruſtbeine entfernt. Seine Verdienſte um die Chirurgie können nicht beſſer charakteriſirt werden, als durch den Ausſpruch eines vollgültigen Zeugen, nämlich Boerhaave's Superavit omnes et nemo illi hanc disputat gloriam.

Sonderbarer Weiſe kam Fabricius ab Aquapendente erſt beim Eintritte ins Greiſenalter dazu, ſich auch literariſche Denkmäler zu ſetzen, und vielleicht wurde er jetzt auch zunächſt nur dadurch angeſtachelt, daß ſeine chirurgiſchen Vorleſungen, namentlich die Capitel über die Geſchwülſte, Wunden, Geſchwüre, Fracturen, Luxationen von Joh. Hart. Beyer herausgegeben wurden, unter dem Titel: Pentateuchum chirurgicum, publicis in academia patavina lectionibus ab authore propositum; jam vero contractiori forma capitibus distinctum lucique datum opera *J. H. Beyeri*. (Francof. 1592.) (Ibid. 1604.) Denn ganz unbegründet iſt es wol, wenn Conring dieſes ſpäte Auftreten als Schriftſteller einer ungenügenden Kenntniß des Lateiniſchen zuſchreiben will. Fabricius ſchreibt ſogar ein ziemlich elegantes Latein; er kennt das Griechiſche, und ſeine Schriften zeichnen ſich durch große Klarheit aus.

Schriften: De formato foetu. (Patav. 1600. Fol. Ib. 1603. Venet. 1620.) — Tractatus de visione, — de voce, — de auditu. (Venet. 1600. Fol. Patav. 1603. Francof. 1605. Ib. 1614.). — De venarum ostiolis. (Patav. 1803. Fol. Ib. 1805.) — De brutorum loquela. (Patav. 1603. Fol. Ib. 1625.) — De locutione et ejus instrumentis. (Venet. 1603. 4. Patav. 1625. Fol.) — De musculi artificio, ossium de articulationibus etc. (Vicentiae 1614. 4.) — De respiratione et ejus instrumentis libri duo. (Patav. 1615. 4.) — Opera chirurgica in duas partes divisa: quarum prior operationes chirurgicas per totum corpus humanum a vertice capitis usque ad imos pedes peragi solitas, plurimis rarisque observationibus et novis inventis chirurgiae dexteritatem et jucunditatem spectantibus refertas comprehendit; altera libros quinque chirurgiae jam ante in Germania impressos et sub nomine pentateuchi chirurgici divulgatos complectitur. (Patav. 1617. Fol.) (Davon noch ſechs lateiniſche Ausgaben, ſowie Überſetzungen ins Franzöſiſche, Teutſche, Holländiſche, Italieniſche.) — De motu locali animalium secundum totum. (Patav. 1618. 4.) De gula, ventriculo, intestinis. (Patav. 1618. 4.) — (*Hieronymi Senis*) de totius animalis integumentis. (Patav. 1618. 4. Milan. 1672. 4.)

Nach des Fabricius Tode erſchien: De formatione ovi et pulli cur. *J. Prevot*. (Patav. 1621. Fol.) — Opera omnia anatomica et physiologica etc. c. praef.

Joa. Bohnii. (Lips. 1687. Fol.) (Opera omnia anatomica et phys. etc. ed. *B. Siegfr. Albinus.* [Lugd. Batav. 1737. *Fol.*]) — Ein von Bourdelot unter Fabrizio's Namen herausgegebenes Werk: Medicina practica, nec non Aemilii Campolongi tractatus de vermibus etc. ex Bibl. *Joa. Bourdelotii* (Paris 1684. 4.) iſt nach dem Zeugniß des Th. Bartholinus untergeſchoben. — Fabrizio hatte für ein größeres Werk, das unter dem Titel Totius animalis fabricae theatrum erſcheinen ſollte, mehr denn 300 Tafeln in Bereitſchaft. Der Text davon iſt nach Haller (Bibl. anat. I. p. 288) verloren gegangen; die Tafeln kamen nach Belgien, die myologiſchen jedoch waren in des Th. Bartholinus Beſitz.

(*Fr. Wilh. Theile.*)

FABRONIA. So nannte Raddi nach ſeinem Landsmanne, dem toscaniſchen Naturforſcher Fabroni eine Gewächsgattung aus der zweiten Ordnung der 24. Linnéſchen Claſſe und aus der Gruppe der Bryaceen der natürlichen Familie der Laubmooſe. Char. Die Kapſel eiförmig oder umgekehrt-eiförmig, mit acht doppelten, einwärts gebogenen Zähnen der Mündung; die Fruchtborſte ſeitlich; das kegelförmige Deckelchen mit einem Nabel verſehen; die Mütze ſeitlich geſpalten. Es ſind ſechs Arten dieſer Gattung bekannt: 1) F. pusilla *Radd.* (Atti di Siena 9. p. 231. [1]), Grimmia inconspicua *Bertoloni*) in Oberitalien, Toscana, bei Rom und in Sardinien; 2) F. major *de Notaris* (Syll. musc. p. 85.) in Piemont; 3) F. octoblepharis *Schwägr.* (l. c.) [2]) in der Schweiz und in Piemont; 4) F. Persoonii *Schwägr.* (l. c.) auf den Maſcarenhas-Inſeln; 5) F. polycarpa *Hooker* (Musc. exot. 3.) und 6) F. australis *Hook.* (l. c. t. 140) in Neuholland.

(*A. Sprengel.*)

FABRONIUS (Angelus), ſchrieb als Curator der Akademie zu Piſa: Vitae Italorum doctrina excellentium, qui Saeculis XVII et XVIII floruerunt (Romae et Pisae. 1766—1783.) T. 1—10. Im neunten Buche eine ausführliche Lebensbeſchreibung des Benedetto Marcello mit vollſtändigem Verzeichniß ſeiner gedruckten und ungedruckten Werke. Dieſe Biographie iſt von Francesco Fontana, Profeſſor der Dichtkunſt und der griechiſchen Sprache am kaiſerlichen Collegio zu Mailand. Überſetzt ins Italieniſche erſchien ſie zu Venedig 1788. — Eine neue Auflage des Fabronius erſchien in 19 Bänden in Piſa, 1778—1799; zu Lucca 1804. (*G. W. Fink.*)

FABROTTUS (Karl Hannibal), war zu Aix in Frankreich 1580 geboren, ſtudirte fleißig und mit großem Erfolge die Humaniora, Geſchichte und Rechtswiſſenſchaft, und ward frühzeitig, nachdem er Doctor der Rechte geworden, zum Advocaten beim Parlament der Provence zu Aix gemacht, erhielt auch ſehr bald die Profeſſura juris daſelbſt, worauf er durch ſeine Gönner, den Siegelbewahrer Duvain, den Kanzler Segnier u. ſ. w. in Paris mit großem Gehalte zur Herausgabe griechiſcher Autoren angeſtellt ward. Er überſetzte im Jahre 1615 bereits des Raym. Solier Antiquitates Massilienses ins Franzöſiſche als: Antiquités de la ville de Marseille où il est traité de l'ancienne République des Marseillois et des choses les plus remarquables de leur Etât (Mars. 1615. Lyon 1632.) und machte ſich dann um das römiſche Recht durch ſeine Notae ad Tit. Cod. Theodosiani de paganis, sacrificiis et templis, Exercitationes XII de justo partu, numero puerperii (dieſe zwei auch zu Aix 1625. 4.), errore qualitatis matrimonium non dirimente, aegritudine corporis testandi facultatem non adimente, morte voluntaria, amatorio poculo, marito adulterii reo, admissis in ebrietate, delictis impuberum, filio familias patris imperio uxorem ducente, consensu matris ad nuptias filii, de L. transigere 18. C. de transact. und vorzüglich Replicatio adversus Salmasii refutationem de mutuo (zuſammen bei *Otto* Thesaur. Jur. Civ. T. III. p. 1101—1136. 1137—1236. 1237—1304) und ſeine Ausgaben des Theophilus (Gr. et Lat. [Paris. 1638. 1657. 4.]) und der Baſilica (Gr. et Lat. [Paris. 1647. Fol.]) verdient. Aber auch für die alten Claſſiker und Hiſtoriker leiſtete er viel durch ſeine Ausgaben des *Theophili Simocattae* Historiae (Paris 1647. Fol.), denen er ein Glossar. Graeco-Barbarum beifügte, des *Leonici Chalcondylae* de origine ac rebus gestis Turcarum (Paris 1650. Fol.), des Constantini Manassis Synopsis historica (Paris 1655. Fol.) und der Panegyrici Veteres (Paris 1655. II Voll. 12.) nicht Unbedeutendes, wie er denn auch noch die Historia Anastasii bibliothecarii de vitis Romanorum pontificum a Petro ad Nicolaum I. (Paris 1649. Fol.) und des *Jac. Cujacii* Opera (Paris 1658. X Voll. Fol.) edirte, für kanoniſches Recht aber eine Praelectio in Titulum Decretalium Gregorii IX. de vita et honestate Clericorum (Paris 1651. 4.) und bei *Struve*, Bibl. libror. rarior. Theca II. 206—238 und *Meermann*, Thes. Nov. Jur. Civil. et Eccl. T. IV. p. 499—508) und Juris Canonici Selecta I. P. de Maurice cum *Car. Annib. Fabrotti* Recitationibus in quosdam Titulos Decretalium ([Paris 1659. 4.] und bei *Meermann*, Thes. T. III. p. 509—583) hinterließ. Auch die Notae in *Theod. Balsamonis* collect. constitut. eccles. bei *Justell.* Bibl. Jur. Canon. ſind von ihm, ſeine Commentaria in Institutiones und Annotationes in Gellium, welche ſein Sohn Wilhelm herauszugeben verſprach, ſind noch ungedruckt. Er ſtarb den 16. Jan. 1659. III Briefe von ihm an Dan. Heinſius ſtehen in der Sylloge *Burmann.* T. V. p. 582. Im Allg. ſ. über ihn *Ev. Otto*, praef. ad Thes. Jur. T. III. p. 55 sq. *Terrasson*, Hist. de la Jurisprud. P. IV. §. IX. p. 480 sq. *Meermann*, Praef. ad Thes. Nov. T. IV. p. 7 sq. Jugler, Beitr. z. Juriſt. Biogr. 2. Bd. 8. Th. S. 114 fg. *Papon*, Hist. de Provence T. IV. p. 162 sq. Lambert, Geſch. Frankreichs unter Ludwig XIV. 1. Bd. S. 366. (d. teutſch. Überſ.) Heidelberg. Jahrb. 1813. 10. St. S. 145 fg. (gegen Hugo's Civiliſt. Liter.-Geſch. §. 245. S. 327 fg. Tadel) *Niceron*, Mém. T. XXIX. p. 355 sq.

(Dr. *Grässe.*)

1) *Schwägrichen*, Musc. suppl. 2. t. 99. f. 1—10. 2) Hypnum ciliare *Bridel*.

FABULUS (von fari, reden), eine angebliche Gottheit der Römer, welche die Kinder ſprechen lehrte. *Non. Marcellin.* de Propr. Serm. 12. (*Richter.*)

FABYAN, oder Robert Fabian, nach Einigen zu London, nach Andern aber in Eſſer geboren, widmete ſich frühzeitig dem Kaufmannsſtande, gehörte mit zur Gilde der Tuchhändler von London, wo er auch die Stelle eines Aldermans und 1502 die eines Lord Mayors bekleidete, nachdem er 1493 auch Sheriff geweſen war. Seit 1503 zog er ſich von allen Geſchäften zurück und ſtarb 1511—1512 zu London und liegt in der Kirche zu St. Michael in Cornhill begraben. Er hinterließ eine Art hiſtoriſcher Compilation Chronicle oder Concordance of Histories betitelt von Brutus bis 1485 gehend, welche in Bezug auf engliſche Geſchichte, auf Galfred von Monmouth (ſ. meine Sagenkreiſe des Mittelalters S. 107) und rückſichtlich der franzöſiſchen auf Gaguin und das Mer des histoires baſirt iſt. Die Chronik ſelbſt iſt in ſieben Bücher eingetheilt und ſo eingerichtet, daß jedem ein verſificirter Prolog vorgeſetzt und andere gereimte Stücke eingefügt ſind. Das Beſte davon iſt die Complaint of King Edward the Second, welcher ziemlich dramatiſch ſein eigenes Unglück beklagend eingeführt iſt (T. II. p. 171. ed. 1533), aber leider nicht von ihm herrührt, ſondern lediglich eine Überſetzung des von William von Wyrceſter verfaßten lateiniſchen Gedichtes Lamentatio gloriosi regis Edwardi de Kaernarvon quam edidit tempore suae incarcerationis, die handſchriftlich in der Bibliothek des Heraldscollege liegt, iſt. In der Ed. Pr. von 1516 findet ſich noch als Epilogus: The Seven Foys of the Blessed Virgin, in English Rime, unter dem Jahre 1325 ein Poem to the virgin und unter dem Jahre 1409 ein anderes an einen Lollharden Babby, welche ſämmtlich in den ſpätern Ausgaben fehlen. Ausgaben ſind: *Rb. Fabyan*, The new chronicles of England and France. (Lond. 1516. II Ptes. Fol.) (ſ. *Dibdin*, Typogr. Antiq. T. I. Notes on Herberts preface p. 57. T. II. p. 471.) *Fabyans* Cronycle, newly prynted, with the cronycle, actes and dedes done in the tyme of Kynge Henry the VIIth. (Lond. 1533. Fol.) — *Rb. Fabyans* Chronicle which he hym selfe nameth the concordaunce of Historyes. (ib. 1542. 1559. Fol.) *Rb. Fabyans* Chron. reprinted from *Pynson's* edition of 1516, the first part collated with the edition of 1533 and 1559 and the second with a ms. of the authors own time, with a biograph. and literary preface by *H. Ellis*. (Lond. 1811. 4.) Im Allgemeinen kann man ſagen, daß dieſe Chronik ganz ohne Urtheil und Verſtand gemacht iſt, ſodaß man ſich nur wundern kann, wenn *Tanner*, Bibl. Britann. Hibern. p. 272 ihn einen „poeta haud infelicis ingenii“ nennt. Cf. *Warton*, Hist. of Engl. poetry T. II. p. 382 sq. (ed. I. p. 191 sq.) *Strowe*, Survey with *Strype's* Addit. T. II. p. 1263 sq. *Nicholson*, Hist. Librar. p. 69. Biogr. Britan. (ed. II.) T. V. p. 643 sq. *d'Israeli*, Amenities of Literature (Paris 1841.) T. I. p. 216—222. (Dr. *Grässe.*)

Façade, ſ. Gebäude.

FACARDINS, les quatre (Geogr.), bilden eine beſondere Gruppe der niedrigen Inſeln (Isles basses oder l'Echiquier), welche Bougainville entdeckte. Sie ſind noch wenig bekannt. Ihre Bewohner, welche nackt gehen und kriegeriſch ſein ſollen, werden zu dem Stamme der Malaien gerechnet. (*Eiselen.*)

FACCINI (Giov. Battista), ein Componiſt, von deſſen Arbeit Salmi concertati a 3, 4 voci 1644 zu Venedig gedruckt wurden. Es iſt nichts weiter über ihn zu finden. Da aber der Mann von Einigen, die gern Namen häufen, als wichtiger Componiſt mit unter die Reihen der Italiener des 17. Jahrhunderts aufgenommen wird, iſt die kurze Notiz nicht zu übergehen, damit man ſich nicht täuſche*). (*F. W. Fink.*)

FACCINI oder **FACINI** (Pietro), geboren zu Bologna 1562, geſtorben 1602. Erſt in ſpäteren Jahren begab ſich dieſer Künſtler in die Schule des Annibale Caracci, und machte hier ſolche Fortſchritte, daß er die Eiferſucht des Meiſters erregte, wodurch es endlich zu Streitigkeiten kam, und Facini ſich entfernen mußte. Bei alle dem erkannte Annibale die Vorzüge ſeines Schülers, indem er ſagte, ſein Schüler miſche Menſchenfleiſch unter ſeine Farben. Faccini errichtete in der Folge eine eigene Malerſchule, die viele Schüler beſuchten, wodurch die Feindſchaft ſeines früheren Meiſters noch mehr befeſtigt wurde. Das Gemälde der Schutzheiligen zu Bologna in St. Francesco iſt eine von Faccini's Hauptdarſtellungen, und mehre Gemälde von Kindergruppen im Geſchmack des Albano werden gerühmt. In der Galerie zu Dresden befinden ſich zwei Gemälde von ihm, die Vermählung der heiligen Katharina. Übrigens iſt ſeine Zeichnung ſchwach, ſie verräth Mangel an Kenntniß der Anatomie, ſeine Figuren aber ſind lebendig, und erinnern an die Darſtellungen des Tintoretto, die Köpfe haben Leben und die Carnationen ſind vortrefflich [1]). Drei von ihm radirte Blätter hat Bartſch beſchrieben [2]). (*A. Weise.*)

FACCIOLATI (Jacopo) [1]), wurde am 4. Jan. 1682 [2]) zu Toreglia, einem Flecken bei Padua, geboren. Sein Vater hieß Matteo, ſeine Mutter Maria Superantia, beide aus niedrigem Geſchlecht und von geringem Vermögen. Da ſich aber ausgezeichnete Fähigkeiten und ſeltener Fleiß ſchon früh bei dem Knaben herausſtellten, ſo glaubten die Ältern für eine ſorgfältigere Erziehung Sorge tragen zu müſſen. Die Schule zu Treſte ward zuerſt von ihm beſucht und weil er ſich in derſelben vor allen Mitſchülern auszeichnete, ſo nahm ihn der Cardinal Gregor Barbadigo, unter deſſen Aufſicht auch jene Schule ſtand, in das Seminar zu Padua auf. Er ſtand damals erſt im dreizehnten Lebensjahre. Die Einrichtung dieſer Anſtalt geſtattete eine freiere Bewegung in der Wahl der wiſſen-

*) Concertirte Pſalmen hießen aber damals ſoviel, als mehrſtimmige, mehrſtimmig geſetzte.

1) Lanzi, überſ. 3. Th. S. 150. 2) Peintre Graveur. 18. Th. S. 272.

1) Blos die Biogr. univ. nennt ihn Facciolato. 2) Strodtmann, der die Nonae Januariae falſch berechnet hat, meint „den 6. Januar“ für prid. Non. Januar.

ſchaftlichen Beſchäftigungen; ein ſo lebhafter Geiſt, wie Facciolati, machte auch davon Gebrauch und betrieb bald dieſe, bald jene Wiſſenſchaft [3]), obſchon die Vorbereitung zu den theologiſchen Studien und zu dem Prieſterberufe die Hauptaufgabe blieb. Je mehr aber die Beſchäftigung mit den alten Sprachen bei ſeinen Landsleuten damals vernachläſſigt wurde und je tiefer und gründlicher er von der Nothwendigkeit dieſes Studiums ſich überzeugte, um ſo mehr hielt er feſt an denſelben und ſtudirte, wo die öffentlichen Lehrer nicht ausreichten, mit unermüdetem Eifer für ſich weiter. Unter ſeinen Lehrern nennt er (Fasti gymn. Patav. p. LXI.) Sebaſtian Melchiori, einen guten Lateiner, der ſich aber von der Leitung des Seminars ganz zurückzog und für ſich ſtill und eingezogen lebte. Michael Veri war ſein Lehrer in der Theologie und beſonders ſtark im Disputiren, daher Facciolati grade hierin beſonders ſeinen Unterricht benutzte, wie alle, die akademiſche Würden zu erwerben beabſichtigten (Fasti gymn. Patav. p. 299). Im Jahre 1704 erhielt er die theologiſche Doctorwürde.

So ausgezeichnete Fähigkeiten und Kenntniſſe durften nicht unbenutzt bleiben und mußten ſchnell im Dienſte der Wiſſenſchaft angewendet werden. Der Nachfolger ſeines Gönners in der biſchöflichen Würde, der Cardinal Gregor Cornelius, berief ihn 1704 als Lehrer an das Seminar und übertrug ihm in dem erſten Jahre als Stellvertreter des vielbeſchäftigten Rectors das Lehramt der Theologie. Aber ſchon im folgenden Jahre erhielt er die erledigte Profeſſur der Philoſophie, bei deren Verwaltung er weniger auf ſpitzfindige Sophiſtereien ſah, als auf eine klare und überſichtliche Darlegung der Anſichten der verſchiedenen Philoſophen ſich einließ und ſomit von der Geſchichte aus den philoſophiſchen Curſus begann [4]). Inzwiſchen bekleidete er dieſe Profeſſur nur drei Jahre. Die Vorliebe für die claſſiſchen Studien, welche er nie verſteckt hatte, bewog den Cardinal, ihm 1707 die Leitung des Seminars zu übertragen und damit das Studiendirectorat zu verbinden. Damit war ſeiner Wirkſamkeit ein Feld geöffnet, auf dem er reichen Samen ausſtreuen konnte. Vor Allem wollte er die Luſt an der Beſchäftigung mit den Alten wecken und heben; fleißiges und vieles Leſen ſollte dazu dienen, der ſtrenge grammatiſche Unterricht, der an unbedeutenden Fragen hängt und kleinliche Dinge weitläufig behandelt, wurde verbannt [5]), aber zugleich auch ein Maß für die Lectüre feſtgeſetzt. Die längſt beſtehenden öffentlichen Disputationen der Seminariſten wurden durch Belohnungen und Preiſe neu belebt. Seine literariſche Thätigkeit war in dieſer Zeit hauptſächlich auf die Befriedigung der Bedürfniſſe der ſtudirenden Jugend gerichtet und bezog ſich auf Lehrbücher, Schulausgaben, Wörterbücher und Grammatik. Die Reden, welche er jährlich im Monat December vor dem Biſchof bei der Eröffnung des neuen Lehrcurſus zu halten hatte, entwickelten ſeine pädagogiſchen und didaktiſchen Anſichten und erwarben ihm, ſchnell in einzelnen Drucken verbreitet, großes Anſehen. Unter dieſen Umſtänden mußte der Ruf der Anſtalt wachſen und eine große Anzahl Schüler drängte ſich zu derſelben. Um ihre wiſſenſchaftlichen Bedürfniſſe zu befriedigen, legte er eine Bibliothek an und bereicherte ſie vorzüglich in dem Fache der alten Literatur mit einer Menge der koſtbarſten Werke.

Dieſe ebenſo angenehme als nützliche Wirkſamkeit ſtörte der plötzliche Tod des Cardinals, ſeines Gönners, im Jahre 1722. Ohne daß er darum nachgeſucht hatte, übertrugen ihm die drei Reformatoren der Univerſität Padua an derſelben nach Cervini's Rücktritt im April 1723 die zweite Profeſſur der Logik mit einem Gehalte von 200 Gulden [6]). Er beſchränkte ſich dabei nicht auf die Erklärung von zwei Büchern der Analytica posteriora des Ariſtoteles, wozu er bei ſeinem Amte allein verpflichtet war, ſondern erläuterte noch in ſeinem Hauſe den Studirenden die ganze Dialektik nach dem eigenen Lehrbuche, das in ſeiner Kürze und Beſtimmtheit ſchnell wohlverdienten Beifall fand. Schon 1724 wurde ſein Gehalt um 100 Gulden vermehrt und ſtieg 1730 bis auf 500 Gulden. Hierdurch gehörte er dem philoſophiſchen Collegium, d. h. der Facultät, an, wie er ſeit längerer Zeit der theologiſchen angehörte, aber auch die mediciniſche nahm ihn unter ihre Mitglieder auf, nachdem die Republik Venedig, welcher Padua unterworfen war, dies ausdrücklich beſchloſſen und befohlen hatte. Am 1. Sept. 1733 folgte er ſeinem Lehrer Veri in der erſten Profeſſur der Logik mit einem Gehalte von 500 Gulden, der im März 1737 auf 700 erhöht wurde. Im Anfange des Jahres 1740 gab er die Profeſſur der Logik, welche ſchon im vorhergegangenen Jahre mit der der Metaphyſik verbunden war, auf, behielt aber das Recht, der Facultät auch ferner zugerechnet zu werden und Vorleſungen nach ſeinem Belieben zu halten (vergl. Fasti gymn. Patav. p. 299.). Es wurde ihm nun der ehrenvolle Auftrag, die Geſchichte der Univerſität, welche Pappadopoli begonnen, fortzuſetzen und zu vollenden. Da er aber in der Arbeit ſeines Vorgängers viele Unrichtigkeiten bemerkte, ſo beſchloß er, das Werk von Neuem zu beginnen und unternahm ſehr gründliche und genaue Durchforſchungen der Archive. Je unvollſtändiger und nachläſſiger er dieſelben fand, deſto größer wurde ſein Eifer, die Documente zu ſammeln, zu ordnen und Verzeichniſſe derſelben zu verfertigen. So ſchuf er ſich ſelbſt das reiche Material, aus welchem die zwei, für die Literargeſchichte ſo wichtigen Werke hervorgegangen ſind. Erſt im Juli des Jahres 1755 erhielt er in den ehrenvollſten Ausdrücken ſeine völlige Entlaſſung als emeritirter Profeſſor mit Beibehaltung ſeines ganzen Gehalts und aller Facultätsrechte. (Vergl. Fasti gymn. Patav. p. 249.) Noch im vorgerückteren Alter ſollte er die Leitung einer Anſtalt für Adelige in Liſſabon übernehmen, welche ihm der König von Portu-

3) Oratt. p. 77: Ab ipsa adolescentia ex loci huius (des Seminars) institutis in omnes disciplinas excurri. 4) Die vierte ſeiner Reden zeigt nullam adolescentibus tradendam esse philosophiam nisi historicam. 5) Vergl. ſeine erſte Rede: Latina lingua non est ex grammaticorum libris comparanda.

6) Vgl. *Pappadopoli*, l. c. 53. nr. 9. *Facciolati*, Fasti gymn. Patav. p. 305.

gal unter ſehr glänzenden Bedingungen hatte antragen laſſen. Aber die Rückſicht auf ſeine Jahre beſtimmte ihn, nicht darauf einzugehen, wol aber ſchriftlich ſeine Anſichten und Rathſchläge mitzutheilen. In Anerkennung dieſes Verdienſtes erhielt er ein prachtvolles Service von chineſiſchem Porzellan, das er als Freund äußerer Pracht und glänzender Einrichtung zu ſeinem täglichen Gebrauche beſtimmte. In ähnlicher Weiſe war ſein Garten voll der koſtbarſten und ſeltenſten Pflanzen und ein Geſchenk weniger Früchte aus ſeinem Beſitze galt ſchon als etwas Bedeutendes. Der Ernſt und die Würde ſeiner äußeren Erſcheinung war mit milder Freundlichkeit der Geſinnung gepaart, daher er gegen Freunde ſich dienſtfertig, gefällig und aufopfernd, gegen Arme und Hilfsbedürftige freigebig und wohlthätig, gegen die Angriffe der Gegner und Feinde, an denen es dem ſcharf urtheilenden Manne nicht fehlte, gleichgültig zeigte. Im Ganzen erfreute er ſich guter Geſundheit bis zu ſeinem am 26. Aug. 1769 erfolgten Tode.

Die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit dieſes Gelehrten war hauptſächlich durch ſeine amtliche Stellung bedingt und auf die Bedürfniſſe des heranwachſenden Geſchlechts namentlich in Betreff der claſſiſchen Studien gerichtet. Zuerſt muß hier das bekannte Büchelchen des Horatius Turſellinus de particulis linguae latinae genannt werden. Der leipziger Profeſſor Jacob Thomas und Johann Konrad Schwartz hatten es in den Jahren 1682 und 1709 zu Leipzig mit zahlreichen Zuſätzen herausgegeben und die letztere Ausgabe auch in den Schulanſtalten Italiens Eingang gefunden. Aber grade dieſe Bereicherungen erregten das Misfallen des italieniſchen Gelehrten. Isti Germani, ſagt er, sibi potius suique similibus consuluerunt, quam primae illi aetati, cuius gratia scripsit Tursellinus. Obliti enim epigraphen illam *de vi atque usu eleganti* omnia promiscue ex toto Latio collegerunt magnumque volumen non ex Cicerone solum, sed ex omni scriptorum turba veluti lexicon aliquod concinnarunt. Si copiam quaerimus, nihil aptius, si delectum, vereor ne non satis ad stilum formandum iuventuti provisum sit: solet enim aetas illa peiora imitari. Dieſe Grundſätze befolgte er bei der zu Padua 1715 in 12. erſchienenen Ausgabe, die den Titel hat: Particulae linguae latinae ab Horatio Tursellino collectae, nunc ex aliis scriptoribus purgatae et auctae. Die Zuſätze des letzten teutſchen Herausgebers wurden vielfach geſtrichen, anderes getadelt und dabei viel Neues und Scharfſinniges gegeben. Da Schwartz ſich in der Vorrede der neuen Auflage von 1719 gegen jene Angriffe vertheidigte, ſo ſchrieb Facciolati unter falſchem Namen und Verlagsort eine Epistola *Christophori Meyeri* ad *J. Conradum Schwartzium*, in qua sententiam *J. Facciolati* de postrema libelli H. Tursellini — ei aperit (Eleutheropoli 1724. d. h. Bremen), worin er die erſten Capitel des Buches einer ſcharfen Kritik unterwirft und namentlich die Maſſe der aufgeſtellten und doch ganz überflüſſigen Regeln tadelt. Der Streit, der auch in den Zeitſchriften jener Tage nicht unerwähnt blieb (m. vgl. Nova Literaria m. Augusto 1723. Leipz. Gel. Zeit. 1723. N. 104), wird ausführlicher erzählt von Walch in der Historia critica lat. ling. p. 388 und in Hands Tursellinus Tom. I. p. VII sq.

Hierauf wendete er ſeine Thätigkeit einem Werke zu, das trotz ſeines Alters und ſeiner großen Mängel noch immer in großem Anſehen ſtand, dem ſogenannten Calepinus, d. h. dem lexicon latinum variarum linguarum interpretatione adjecta. Dies von dem Auguſtinermönch Ambroſius 1500 compilirte Werk, das ſchon an P. Manuzzi, Konrad Gesner, Budé und Paſſerat Bearbeiter und Verbeſſerer gefunden hatte, war dadurch zu einer großen, aber auch rohen und ungeordneten Maſſe angeſchwollen, die beſonders einer Ausmerzung aller barbariſchen und nicht muſtergültigen Latinität, einer Berichtigung verkehrter Etymologien und einer größeren Beſtimmtheit in der Angabe der Bedeutungen bedurfte. Faber's Theſaurus und vor allen die Mitwirkung ſeines ausgezeichneten Schülers Forcellini leiſteten dabei treffliche Dienſte und die am 1. April 1715 begonnene Umarbeitung ward in grade vier Jahren vollendet, ſodaß ſie 1719 zu Padua in Folio erſcheinen konnte. Hier war noch den erſten Buchſtaben weniger Sorgfalt zugewendet worden, daher zu den 1128 Seiten des Textes noch 20 Seiten Addenda; 52 Seiten mit voces barbarae und 110 Seiten mit einem italieniſch-lateiniſchen Regiſter kommen. Eine neue und namentlich auch in Bezug auf Papier und Druck ungleich ſchönere Ausgabe erſchien 1762 der Bequemlichkeit wegen in zwei Theilen; die ſiebente im Jahre 1752.

In gleicher Abſicht ward ein zweites, nicht minder mühſeliges, Werk unternommen, die neue Bearbeitung von *Nizolii* Lexicon Ciceronianum, das 1734 zu Padua gleichfalls in Folio erſchien. Auch hierbei hatte er ſich fremder Mitwirkung zu erfreuen, was beſonders in der Änderung der Citate, welche nicht mehr nach den Seitenzahlen der Aldine, ſondern nach den Paragraphen geſchehen, durchaus nothwendig war. Ein verdienſtlicher Zuſatz ſind Dolet's phrases et formulae latinae, welche 87 Folioſeiten füllen. Facciolati hätte auch hier mehr leiſten können, wenn er den Zweck des Buches, bei den eigenen Compoſitionen in lateiniſcher Sprache zu dienen, feſter im Auge behalten hätte. Illud etiam, ſagt Erneſti in der Vorrede zur Clavis Ciceron., dum opus excutimus, infinitis locis observavimus, in nova hac editione corruptas lectiones veterum editionum, etsi doctorum hominum opera dudum sublatas, tamen esse servatas, neque ad illud opus emendandum adhibita esse, quae post Nizolii tempora rectius intellecta sunt et explicata. Multis verbis multisque formulis alienae ab iis locis, quae laudantur, potestates tribuuntur, diversi significatus confunduntur, quaedam etiam ad cognoscendam omnem Latinitatem Ciceronianam necessaria praetermittuntur.

Da er inzwiſchen ſchon den Plan zu einem großen Lexikon entworfen und ſeinem Schüler Forcellini 1718 zur Ausführung übertragen hatte, womit er erſt im J. 1761 fertig wurde, ſo wendete er ſeine Aufmerkſamkeit

auch ähnlichen Unternehmungen zu. 1731 erſchienen in Padua Animadversiones criticae in I literam Latini lexici, cui titulus: Magnum Dictionarium Latino-Gallicum collegit Petrus Danetius und neun Jahre ſpäter folgten ähnliche Bemerkungen über den Buchſtaben X in den Opusc. scientif. Calogerà T. XIX. Er zeigt, wo ſich der Verfaſſer entweder in der Bedeutung, die er den Wörtern gibt, oder in den Anführungen, die ſich überall auf den bloßen Namen des Schriftſtellers beſchränken, oder in der Art, den Text zu leſen, geirrt hat. Auch zu der Ausgabe von Faber's Theſaurus, welche der Buchhändler Thomas Fritſch in Leipzig durch Gesner beſorgte und zu dem Lexicon rusticum wichtige Beiträge verſchafft. Auch für die griechiſche Grammatik ließ er eine neue Ausgabe von Schrevel's Lexikon durch ſeine Schüler beſorgen.

Schüler hatte Facciolati auch bei ſeinen Text-Ausgaben zunächſt im Auge. Schon 1720 gab er zu Padua *Ciceronis* de Officiis libri III., it. de amicitia, de senectute, paradoxa et de somnio Scipionis, adiecta est margini lectio Transalpina et breves ad calcem annotationes, die 1747 in einer verbeſſerten Ausgabe zu Venedig erſchienen. In dieſer zweiten Ausgabe hat er die Lesarten einer alten Handſchrift und mehrer alten Ausgaben benutzt; für die Erklärung aber den Grundſatz aufgeſtellt: Egomet Ciceronem in Cicerone quaesivi saepiusque cogitavi, quid ipse scripserit quam quid alii post alios exscripserint. In quo tamen modum tenui monendo saepius quam mutando: ac de meo si quid aspergere ausus sum, ingenue significavi, ut quivis statuere pro arbitrio possit. Allein ſeine Kritik iſt nicht ſehr glücklich und ziemlich verwegen, beſonders wo er glaubt, eingeſchobene Stellen aufgefunden zu haben [7]). Dieſer Fehler iſt theils veranlaßt durch eine nicht grade genaue Bekanntſchaft mit Cicero's Denk- und Schreibweiſe, theils durch Willkürlichkeiten in der Conjecturalkritik. Wenn er die Ordnung der Gedanken und in den einzelnen Sätzen ſtreng logiſche Schärfe vermißt, ſo will er darin nicht einen Fehler ſeines Schriftſtellers, ſondern der Abſchreiber finden, und iſt zufrieden, wenn ſeine Verbeſſerung einen beſſern Sinn gibt. Verdienſtlicher ſind die durch bündige Kürze ausgezeichneten erklärenden Anmerkungen, welche die Gedanken mit deutlicheren Worten angeben, philoſophiſche Sätze einfach erläutern und den Zuſammenhang darlegen. Sie verdienten die wiederholten Abdrücke, welche ſie bei Olivet (freilich nicht vollſtändig) und beſonders in Gernhard's Ausgabe (Leipzig 1811) gefunden haben. Die venetianiſche Ausgabe enthält auch die Schrift des Quintus Tullius Cicero de petitione consulatus, welche bereits 1732 zu Padua auf 75 Seiten von ihm herausgegeben war. Den Inhalt von ragionamento ad un amico sopra il dialogo di Cicerone intitolato Cato Maior (Padua 1724) kenne ich nicht.

7) Vgl. Heuſinger, Praef. off. p. XVI. Beier, ad Cic. Offic. T. II. p. 454. Günſtiger urtheilt Gernhard in der Vorrede zu ſeiner Ausgabe S. VII fg.

1723 erſchienen Exercitationes in M. T. Ciceronis orationes II. pro P. Quinctio et pro Sex. Roscio Amerino, typis seminarii Patavini 1723 und wiederholt 1731. Er erzählt ſchon vor 10 Jahren den Plan zu einer Ausgabe der Ciceronianiſchen Reden gefaßt zu haben, mußte ihn aber bei der Menge anderer Geſchäfte aufgeben, ja er gedenkt auch einer früheren Ausgabe der Rede pro Quinctio, die er wegen übereilter Angriffe auf ausgezeichnete Gelehrte lieber habe vernichten wollen [8]). Argumente und Entwickelungen des Inhalts und kurze, den Gedanken erklärende Bemerkungen ſind das Vorzüglichſte; längere Anmerkungen bilden Excurſe; einige Realien ſind in den Index verwieſen. Die Ausgabe ſcheint wegen ihrer Seltenheit in Teutſchland ebenſo wenig beachtet, als die Vita M. T. Ciceronis literaria, welche zu Padua 1760 erſchien und wegen ihrer Kürze gerühmt wird.

Als ihm ein naher Anverwandter des Dogen Piſani zur Erziehung anvertraut wurde, gab er Monita Isocratea ad privatorum et principum institutionem 1737 heraus. Nach einer literarhiſtoriſchen Einleitung folgen die Erinnerungen aus der Schrift an Demonikos in griechiſcher und lateiniſcher Sprache mit ſprachlichen und ſachlichen Anmerkungen. Die 1741 erſchienene vermehrte Auflage enthält noch die dritte Rede als Richtſchnur, wie ſich der Menſch als Menſch, als Fürſt und Unterthan aufzuführen habe.

Die im Seminar alljährlich gehaltenen Reden, welche ſich auf die verſchiedenſten Wiſſenſchaften beziehen und an didaktiſchen Winken reich ſind, haben eine einfache und verſtändliche Sprache, hätten aber im Ausdruck und Satzbau mehr Ciceronianiſches Colorit erhalten können. Seit 1713 waren ſie in einzelnen Abdrücken erſchienen und mehre auch in Teutſchland wiederholt. Zehn Jahre darauf veranſtaltete er die erſte Sammlung: Orationes X de optimis studiis, accedunt laudatio funebris, commentariolum de lingua latina et exercitationes aliae zu Padua, und zwei Jahre ſpäter, 1725, erſchien ein leipziger Nachdruck, den Sigismund Jacob Apinus beſorgt hat. Eine zweite Sammlung: Orationes et alia ad dicendi artem pertinentia mit acht neuen Reden, vielen Zueignungsſchriften und Briefen vermehrt erſchien 1744 und eine dritte mit 27 Reden im Jahre 1767; wo auch die oratio pro funere Aloisii Pisani 1741 und die de Alexandro Zeno equite, 1746 und einige andere panegyriſtiſchen Inhalts nicht fehlen.

Von ſeinen Briefen ſtehen viele in Zeitſchriften, ſelbſt in teutſchen, zerſtreut; eine Sammlung der lateiniſchen, 171 an der Zahl, wurde 1765 in Padua gedruckt und erſt im vorigen Jahre (1843) erſchienen aus ſeiner Correſpondenz zu Venedig Clarorum Germanorum, Hungarorum etc. ad Facciolatum epistolae ex autographis apud *C. Rover* extantibus editae auf 36 Seiten.

8) Ac primam quidem orationem, quae pro Quinctio est, alias edidi: sed quia aetatis aestu nonnihil abreptus magnos interpretes lacessivi, totum illud consilii nimis calide monumentum obliterandum puto, ut quem mihi totius vitae modum proposui, eius quoque exemplum posteritati relinquam.

Sein akademiſches Lehramt verpflichtete ihn zunächſt zu Vorleſungen über die Logik. Behufs derſelben gab er 1728 zu Venedig Logicae disciplinae rudimenta ex optimis fontibus ducta et latine explicata heraus, in denen die Ariſtoteliſche Methode befolgt und in einfacher Weiſe die Hauptlehren vorgetragen werden. Das Buch fand in Italien großen Beifall und mußte 1737 wiederholt werden. Gleicher Gunſt erfreuten ſich die Institutiones logicae Peripateticae, welche zuerſt 1729 und dann 1737 erſchienen. Die in jedem Jahre bei Eröffnung der Vorleſungen gehaltenen Acroases erſchienen einzeln, wie 1725 de enthymemate, 1726 de sophismatis veterum logicis, 1728 de ignava ratione, 1729 de inexplicabilibus, de Electra, de scientia et inscitia, wurden jedoch, eilf an der Zahl, zugleich mit den Rudimenta und den Institutiones 1750 in Venedig zuſammengedruckt unter dem Titel: *J. F.* logica tria complectens.

Seine theologiſchen Schriften ſind: Vita et acta Jesu Christi secundum utramque generationem divinam et humanam; accedit Italicus Christi sermo ex monte habitus (Patavii 1761 in Halb-Duodez) und dazu 1764 Vita et acta b. Mariae V., Jesu Christi matris, ex evangeliorum libris excerpta und von beiden auch in demſelben Jahre eine italieniſche Überſetzung. Schon 1763 hatte er Viatica theologica decem, quibus adversus religionis dissidia catholicus viator munitur. Der Titel der Schriften zeigt, daß ſie aſketiſchen Inhalts ſind.

Es iſt bereits erwähnt, in wie ehrenvoller Weiſe ihm der Senat die Abfaſſung einer Geſchichte der Univerſität übertragen habe. Mehr als zehn Jahre verwendete er darauf, ehe er 1752 mit den syntagmata XII de gymnasio Patavino ex eiusdem gymnasii fastis excerpta und 1757 mit den Fasti gymnasii Patavini J. F. studio atque opera collecti hervortrat. Während das Erſtere die Verfaſſung und Einrichtung der Hochſchule in der größten Kürze behandelt, gibt das zweite, ſehr ſauber gedruckte, größere Werk eine allgemeine Ueberſicht der wichtigſten Begebenheiten und ganz kurze Nachrichten über die Profeſſoren der verſchiedenen Facultäten. Dieſe Kürze, welche zur Dürre wird und daneben die ſcharfen Urtheile, die noch dazu nicht immer wahr waren, erregten großen Unwillen; ja das mit großen Hoffnungen erwartete Buch täuſchte die Leſer. In der Genauigkeit der chronologiſchen Angaben iſt ihm zu trauen und darum das Buch für Literargeſchichte wichtig.

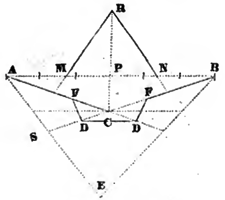
In ſeiner Mutterſprache ſchrieb er eine Ortografia moderna Italiana con qualche cosa di lingua per usu del Seminario di Padova aggiunti in fine gli avvertimenti grammaticali 1721, wovon 1727 die dritte, 1731 die fünfte, 1742 die achte Auflage in Quart erſchien. Er hat darin mit großem Fleiße über 3000 Wörter geſammelt, die in den Wörterbüchern fehlten und am Schluſſe nach alphabetiſcher Ordnung die nöthigſten Regeln der Grammatik für diejenigen hinzugeſetzt, welche richtig und ſchön ſchreiben wollen. Die Schrift il giovane cittadino instruito nella scienza e nelle leggi dell' amicizia (Padova 1740 und 1741 mit des Verf. Namen) enthält die Pflichten eines rechtſchaffenen Unterthanen und zeigt die Regeln der Höflichkeit, durch welche man ſich die Freundſchaft anderer Menſchen erwerben und beſtändig erhalten kann.

Über das Leben dieſes Mannes gibt es von dem Abbé Ferrari, ſeinem Nachfolger im Seminar, eine Vita Jacobi Facciolati (Patavii 1799), die ich leider nicht habe benutzen können. Wichtig ſind außerdem die Beiträge in *Fabronii* Vitae Italorum doctrina excellentium, qui saeculo XVIII. floruerunt dec. III. p. 211—221, *Jacob. Bruckeri* Pinacotheca (1747) dec. VI., Joh. Kaſp. Strodtmann's Beyträge zur Hiſtorie der Gelahrtheit I. S. 54—88, *Saxii* Onomastic. VI. p. 661—664 und *Carol. Natusch*, narratio de Jacobo Facciolato grammatico, ein Programm des Blochmann'ſchen Inſtituts zu Dresden vom Jahre 1836.

Ein Bildniß, von J. J. Haide geſtochen, findet ſich in Brucker's Pinakothek; ein anderes vor der venetianer Ausgabe der Officien. Beide zeigen einen Mann von langer Statur, hagerem und ernſtem Geſicht.

(*Fr. Aug. Eckstein.*)

FAÇE, oder Geſichtslinie iſt in der Fortification die gegen den Feind gerichtete Seite jedes Befeſtigungswerkes: der Baſtione, Ravelinen, Tenaillen u. dgl. deren zwei in dem beſtrichenen Winkel zuſammenſtoßen, wodurch bei dem Bollwerke der Baſtionswinkel gebildet wird. Die alten Kriegsbaumeiſter, die ſeit dem 16. Jahrhundert die Baſtionsform, theils aus Gründen, theils aus Indolenz, jeder andern Form vorgezogen haben, machten ihre Façen nur kurz, um dem Feinde nur eine



kleine Angriffsfläche zu bieten. Später aber erkannte man die Vortheile weiter Bollwerke, man vergrößerte deshalb die Bollwerkswinkel bei A und verlängerte die Façen AF und BF, die man nun allgemein den kürzeren vorzog. Die Franzoſen, deren Grundſätze man faſt allgemein befolgte, ſetzten ſie nach Cormontaingne auf 60 Toiſen (116,942 Mètres). Iſt nun der äußere Umfang auf jeder Seite des Vielecks nach Vauban (die Polygonſeite) AB = 180 Toiſen, ſo gibt ⅓ der Polygonſeite das angenommene Maß der Façenlänge, oder welches ebenſo

viel iſt: die Hälfte der Streichlinie, die man allgemein auf den noch wirkſamen Schuß der alten Muskete, 120 Toiſen geſetzt hat. Seitdem man jedoch die neuere Flinte an die Stelle jener Muskete geſetzt hat, iſt eine Streichlinie von 120 Toiſen oder 300 Schritt für dieſelbe zu lang, weil ſie die Weite des wirkſamen Schuſſes überſteigt, ſie aber durch dieſe (200 Schritt) zu beſtimmen, würde die Größe des Polygons zu ſehr verringern und den innern Raum der übrigen Werke zu ſehr verkleinern. Man hat daher in der neuern Zeit die Streichlinie mit Grund auf 200 — 300 Toiſen beſtimmt, und ſich mit der Beſtreichung durch das Geſchütz begnügt, deſſen Kartätſchſchuß auf 400 — 700 Schritt noch völlig wirkſam iſt. Nach den metzer Verſuchen waren:

Die Schußweiten.	250 Schritt.		375 Schritt.		500 Schritt.		620 Schritt.		700 Schritt.	
Geſchütze.	Pulv.-Ladung	Aufſatz	Ladung	Aufſatz	Ladung	Aufſatz	Ladung	Aufſatz	Ladung	Aufſatz
24pfündige Kanone	4 ℔	—	4 ℔	8‴	6 ℔	1″ 6‴	6 ℔	2 3/4″	8 ℔	3″
16 — —	2,66 =	—	2,66 =	11‴	4 =	1″ 6‴	4 =	2 5/6″	4 3/4 =	2 1/2″
12 — —	2 =	2‴	2 =	11‴	1 1/2 =	1 5/6″	1 1/4 =	2 5/6″	4 =	3″
8 — —	1 1/2 =	Viſir	1 1/3 =	Viſir	2 =	2″	2 =	2 1/4″	2 1/4 =	3″
8zollige Haubitze	Ladung und Richtung waren hier veränderlich.									
6zollige Haubitze										

Obgleich nun frühere und ſpätere Ingenieure ihre Façen, folglich auch die Länge der Polygonſeite vergrößert haben, hat man doch in Frankreich nicht aufgehört Cormontaingne's und St. Paul's Werke für claſſiſch zu achten und — mit nicht zureichenden Modificationen, beim Feſtungsbau zu befolgen. Selbſt d'Obenheim, der wegen ſeiner von den gangbaren Ideen abweichenden Lehrſätze in Metz den Unterricht in der Fortification verlor, ſetzte die Streichlinie auf 255 Mèter (130 Toiſen), was für das kleine Gewehr zu viel und für das Geſchütz zu wenig iſt. Er nahm zugleich 390 Mèter als Maximum und 350 Mèter als Minimum der Polygonſeite an, zwiſchen denen 180 Toiſen in der Mitte liegen.

Unter dieſer Vorausſetzung gab Vauban zur Länge der Senkrechten PC im Viereck 1/8 der Vielecksſeite AB
im Fünfeck 1/7 — — —
in allen größern Polygonen 1/6 — — —

Nach Cormontaingne iſt die Façe 60 Toiſen, AB = 180ᵗ; die Streichlinie 120 Toiſen und der kleine Winkel PAC = 18° 26′, die Erfüllung des Bollwerkswinkels zu dem halben Polygonwinkel, der durch das Vereinigen der Seiten des Vielecks entſteht. Durch die entſprechenden Berechnungen bekommt man unter jenen Vorausſetzungen:

Zahl der Seiten.	Polygonwinkel.	Winkel am Mittelpunkt.	Baſtionswinkel.
6	120°	60°	83° 8′
7	128° 34″	51° 25 5/7′	91 42′
8	135	45	98 8′
9	140	40	103 8′
10	144	36	107 8′
11	147	32 43 6/7	110 23′
12	150	30	113 8′
13	152	27 41 7/13	115 26′
16	157	22 30	120 38′
18	160	20 —	123 8′
20	162	18	125 8′
24	165	15	128 8′
40	171	9°	134 8′
42	171 25 5/7	8 34 2/7	134 33′

Den letzteren bekommt man durch Abziehen des doppelten kleinen Winkels von dem Polygonwinkel; jene haben, mit Cormontaingne, viele auf 18° 26′ beſtimmt, Prof. Hennert in Utrecht aber hat bewieſen (Dissertation sur la Fortification permanente), daß dieſer Winkel B veränderlich iſt und für größere Polygone zunehmen muß. Er ſetzt ihn daher für das Sechseck auf 21°, für das Siebeneck auf 22° und für das Achteck auf 22° 30′; wodurch die Flanke 23; 24 und 24, 8 Toiſe wird. Das äußere Polygon iſt ihm jedoch nur 176 Toiſen.

Die Franzoſen haben übrigens bei Vergrößerung des Ravelins, durch Verlängerung ſeiner Façen auf 50 Toiſen und mehr, die möglichſte Vergrößerung der Zahl der Polygonſeiten für das Maximum des Widerſtandsvermögens erklärt, weil dadurch die Façen der Bollwerke dem Rikoſchetſchuß des Belagerers — ſeit Vauban's Zeiten, dem Schreckbilde ſehr vieler Ingenieure, entzogen werden. Man ſiehet jedoch leicht, daß eine ſolche Form des Umriſſes nur bei Befeſtigungen von ungeheuerm Umfange, etwa wie ſie an Paris, oder in einem ſolchen Falle anwendbar iſt, wo die Beſchaffenheit der Lage einen Theil der Feſtung unzugänglich macht und den feindlichen Angriff auf einen oder zwei beſtimmte Punkte hinweiſt. Vauban's Zeitgenoſſe, Cöhorn, ging bei ſeinem Feſtungsbaue von andern Grundſätzen aus, denn er beſtimmt (Versterkinge des vijf-hoeks, met alle zijne Buitenwerken [Leeuwarden 1682.]): 1) Jedes Polygon muß unabhängig

von den übrigen, nach dem Terrain befeſtigt werden. 2) Die Außenwerke müſſen von einander geſchieden ſein, damit 3) die Eroberung des Einen nicht auf die übrigen Einfluß hat. 4) Sie müſſen zugleich die Fauſſebrayflanken gehörig decken, dann 5) ſind die Flanken ganz vorzüglich zur Vertheidigung geeignet, um 6) den Feind immer zwiſchen zwei Feuer zu bringen. Daher beſteht die Stärke einer Feſtung 7) in ihren gut beſtrichenen Werken, und es iſt 8) vortheilhafter große Flanken als längere Façen zu haben; in ſofern es ohne Nachtheil der Bollwerkswinkel und der Kehlwinkel geſchehen kann. 9) Wegen Erſparniß der Baukoſten können die Graben von verſchiedener Tiefe ſein. Cöhorn's Baſtionen haben daher kleinere Façen von nur 35 Toiſen, welche auf der 124 Toiſen langen Streichlinie ſenkrecht ſtehen. Der kleine Winkel iſt 18° und der Baſtionswinkel 72°. Die durch einen Orillon geſchützten Flanken ſind krumm, mit einem Bogen von 6° zurückgezogen, der 14 Toiſen zur Sehne hat. Die Façen des Bollwerks ſind durch eine Contregarde geſchützt, die hier nur einen ſehr ſchmalen Wallgang hat und daher von den Franzoſen mit dem Namen einer Couvreface belegt ward. Bousmard, dem die Mängel des neu franzöſiſchen Umriſſes nicht entgangen waren, ſchlug eine Abänderung deſſelben vor, um die ausſpringende Linie dem beſtreichenden Schuſſe zu verſagen, indem er die Bollwerksfaçen bei einer Länge von 50 Toiſen convex machte und zu dem Ende die Spitze des Baſtions 9 Toiſen zurückrückte. Die auf dieſe Weiſe durch eine beſondere, etwas mühſame Conſtruction gekrümmten Façen werden durch concave Flanken an die Curtine geſchloſſen, deren Länge durch die Größe der Polygonſeite beſtimmt wird und in den verſchiedenen Befeſtigungsarten von 48 bis zu 100 Toiſen abwechſelt. Sie ward in der neuern Zeit durch das weit und immer weiter vorſpringende Ravelin gedeckt und verborgen, das Anfangs halbmondenförmig nur klein (mit 20—30 Toiſen langen Façen) und blos zum Schutze des Thoreinganges in der Mitte der Curtine beſtimmt war. Die Baumeiſter machten nachher ſeine Façen 30—40 Toiſen lang und ließen ihre Verlängerung in den Flankenwinkel fallen. Pagan rückte ſie bis auf den Schulterpunkt, Vauban und nach ihm Cormontaingne noch 15 Toiſen vor demſelben auf die Façen der Bollwerke. Man hielt es daher für beſſer, nach d'Obenheim, 324 Fuß von den ausſpringenden Punkten des Polygons AB nach M und N einwärts abzutheilen, und das gleichſeitige Dreieck MRN zu beſchreiben, welches die Feuerlinie des Ravelins gibt. 99 Fuß hinter dieſer liegt die Feuerlinie des Reduits, das 54 Fuß lange Flanken, ſeiner Capitale gleichlaufend hat. Aus den beiden Schulterpunkten des Ravelins MN mit 111 Fuß beſchriebene Bogen beſtimmen die Richtung der Façen der Bollwerke, deren Graben, ihnen parallel, eben aus jenen Schulterpunkten gezogen wird. Dieſe Façen endigen ſich an der Verlängerung der Façen des Ravelin-Reduits, um den Raum vor demſelben rein beſtreichen zu können. Die Flanke des Bollwerkes ergibt ſich dann als die Sehne eines Bogens, der mit der Länge der Façe als Halbmeſſer, und der Bollwerksſpitze auf die Streichlinie AD oder BD gezogen wird. 15 und 42 Fuß hinter der Feuerlinie der Bollwerks-Façen liegen die Contreſcarpe und die Escarpe des Cavaliers (Katze) der nach Vauban's Vorbilde ſich im Baſtion befindet.

Dieſem hat Vauban die doppelte Beſtimmung gegeben: das Terrain zu überhöhen und die feindlichen Laufgräben zu beſchießen, zugleich aber im Bollwerke als Abſchnitt zu dienen. Der ſeit Vauban's Zeit vermehrte und verbeſſerte Gebrauch der Wurfgeſchütze tritt aber dieſem Zwecke entgegen, wenn auch die durch Cormontaingne verbeſſerte Einrichtung des Cavaliers im vollen Bollwerke das Einſchießen der niedrigern, durch die Bruſtwehr des Bollwerks geſchützten Futtermauer von den Feldbatterien verbietet. Einige, in den engen Raum des Cavaliers vom intelligenten und geübten Artilleriſten geworfene Bomben werden unfehlbar die auf demſelben ſtehenden Rohrgeſchütze zerſtören und die Trümmer ſeiner Futtermauer die Benutzung als Abſchnitt im Baſtion verhindern. Es ſcheint daher, wenn die Nothwendigkeit eines mehr erhöhten Geſchützſtandes durch die Localbeſchaffenheit der Umgegend bedingt wird, vortheilhafter, denſelben auf die Curtine zu legen, oder unabhängig vom Abſchnitte im Bollwerke, hinter demſelben anzubringen, wozu ſich die, nach Bousmard's Vorſchlag, in der Kehle befindlichen, bombenfeſten Wohnkaſematten, oder die von Montalembert angegebenen Vertheidigungsthürme eignen. Die alten Baumeiſter: Micheli (Fabbriche, diseguate et incise da *Rionzani* e *Luciolli*. 1823—1830. fasc. 1—9. Architett. civile; fasc. 10—16. Architett. ecclesiastica; fasc. 17—24. Architett. militare. *Marchi* [Architettura militare Fol. 1599. *Tartalea*] Quesiti ed invenzioni. 1546. 4.), Errard de Bar-le-duc u. A. haben den Cavalier gewöhnlich auf die Curtine geſetzt, ſodaß vor ihm hinreichender Raum zur Verbindung der Walltheile blieb, oder zu dem Ende ein halbrunder Vorbau angebracht war. Von den Neuern hat ſie der erfindungsreiche Schwede Virgin in ſeine Entwürfe aufgenommen, um auf dieſe Weiſe überall ein Flanken- und Rückenfeuer gegen die Außenwerke abgeben zu können. (La defense des places, mise en Equilibre avec l'attaque furieuse d'aujourd'hui 4. 1781.

Es iſt hierbei zu erwähnen, daß vorgenannter Baumeiſter, San Micheli, zuerſt die noch jetzt übliche Form der Bollwerke erfand und bei der Befeſtigung von Verona anwandte. Das Bollwerk delle Madelene iſt klein und ſpitz, mit geraden Façen und einfachen Flanken, die Gewölbe mit Schußlöchern für Kanonen unter ſich haben, wie ſie ſich auch ſchon unter den Rundelen von früherer Bauart finden (Allgemeines Wörterbuch der Kriegsbaukunſt. 1. Thl. Tab. V. Fig. 51) und man an der alten Moritzburg in Halle u. ſ. w. ſiehet. Bald ahmten mehre dieſe auffallend zweckmäßigere Form der Baſtionen nach, denn Busca führt, nächſt dem Spanier Scriva, 13 Italiener auf, Angiari, Caſtriotto, Pietro und Hieronymo Cataneo, dieſer aus Novara und jener von Siena, Graga, Algbiſi, da Carpi, Carlo Tetti, Savorgnani, Lurecini, Pallavicini, Serbellone und Paciotto von Urbino, der mit den Spaniern nach den Niederlanden gegangen, wo-

ſelbſt er die Citadelle von Antwerpen bauete, nachher aber mit andern Spaniern in Vliſſingen von den Niederländern gehenkt ward. Dieſe Form ward nachher ſo beliebt, daß die von vielen guten Ingenieuren, nach Marchi, empfohlene Tenaille ſo gut als keinen Eingang fand, und ſchon Landsberg ſagt: „Ich weiß wohl, daß man von die Bollwerke nicht gern abläßt, weil es eine Manier unter den Ingenieurs iſt, ſo mit Fortgang der Zeit ſtabiliret worden.“ — Auch in der neuſten Zeit, wo der Kaſemattenbau in Teutſchland vorzüglich aufgekommen, hat man ſich dennoch immer auf das Baſtionsſyſtem beſchränkt, obgleich durch die vollſtändige Bedeckung gegen Wurffeuer jede Furcht vor der Bombe und dem Schleuderſchuß verſchwindet, auch durch die zwei Stockwerke der Kaſematten eine Überlegenheit gegen das feindliche Feuer erlangt wird, die bei offenen Erdwällen niemals ſtattfinden kann. Um ſie bei einerlei Länge der Façen zu gewähren, muß man die, durch die Frontmauer gebrochenen Scharten, bei zuläſſiger Verkleinerung ihrer äußern Breite und Höhe, möglichſt zuſammenrücken. Wenn die Breite des Rähmens der Lafette, wie bei der preußiſchen Kaſematten-Laffette, und bei der von einem ungenannten Franzoſen angegebenen (Mémoire sur le Material de l'artillerie des places 1838.) nur drei Fuß iſt, kann man ohne Bedenken die von Montalembert empfohlenen gekoppelten Scharten in jeder 15—16′ weiten Kaſematte anbringen, die 10′ von Mitte zu Mitte abſtehen. Unter den 60 Toiſen langen Façen ſind auf dieſe Weiſe $^{360}/_{20} = 18$ Gewölbe mit 5′ ſtarken Widerlagern anzubringen, die demnach 36 Kanonen aufnehmen können, von denen ⅓ oder beinahe die Hälfte gegen die mit etwa fünf Kanonen beſetzte Brechbatterie auf dem Glaçis oder der Contreſcarpe wirken kann, um ſchon ihren Bau und ihre Armirung durch ein anhaltendes Kartätſchenfeuer — von drei oder vier 10- bis 20pfündigen Mörſern unterſtützt, — zu verhindern, und ſelbſt im entgegengeſetzten Falle, den Geſchützkampf für den Belagerten ſiegreich zu beendigen.

Schon der praktiſche Landsberg *), der beinahe ſein ganzes Leben im Kriege hinbrachte, und einer Menge von Belagerungen beiwohnte, dringt auf die Überlegenheit des Feſtungsgeſchützes gegen das feindliche Feuer, durch die allein eine kräftige Gegenwehr zu erzeugen iſt. Nicht zufrieden mit der Gegenwehr ſeiner Façen, durch 8 bis 12 Kanonen, zur Beſtreichung der vorliegenden Werke, gibt er ſeinen Baſtionen große, doppelte Flanken FD zur Vertheidigung des Neben-Ravelins, das ſeinerſeits wieder von zwei Kameraden, d. h. neben ihm liegenden Ravelins, beſtrichen iſt. Dadurch bekommt er gegen die angegriffene Façe des Ravelins 20 Kanonen auf der doppelten Flanke des Neben-Ravelins, 18 auf der Contregarde hinter demſelben und 12 auf der Baſtionsflanke, zuſammen 50 Kanonen gegen einen Angriffspunkt!

So auffallend wichtig dieſe Überlegenheit iſt, auf die in neuerer Zeit auch Montalembert dringt; iſt man dennoch öfter auf andere Mittel gefallen, die Gegenwehr eines befeſtigten Ortes zu verlängern, das Niederlegen des Hauptwalles der Willkür des Belagerers überlaſſend. d'Obenheim (vielleicht richtiger Taubenheim) wollte den Bollwerksfaçen eine ſo dicke Bruſtwehr geben, daß nach dem Einſturz der Futtermauer noch eine hinreichende Dicke derſelben dem feindlichen Geſchütz Widerſtand leiſten könnte. Dieſelbe Abſicht ſucht Choumara durch Zurückziehen der Hauptbruſtwehr der Façe zu erreichen, vor der eine ſchwächere Bruſtwehr mit einem Auftritt für Schützen liegt, um über den Graben gegen die Scharten der Brechbatterie ein gut gezieltes Feuer zu unterhalten, das jedoch durch Abkämmen der vorderen Bruſtwehr und durch Kartätſchenſchüſſe mit ſchwacher Ladung, im Bogen, ſehr bald gedämpft ſein wird. Die Behauptung: „daß die Artilleriſten ganz vorzüglich ein nahes Infanteriefeuer gegen ihre Scharten fürchten, daß daher unbezweifelt jenes das wirkſamſte Mittel gegen die letzten Belagerungsbatterien iſt,“ — findet nur bedingungsweiſe ſtatt; wird unnütz, ſobald ein überlegenes Kanonenfeuer gegen jene Batterien vorhanden iſt. Montalembert hat zuerſt den Satz wieder in Erinnerung gebracht, daß alles übrige gleich, drei Kanonen, ja ſelbſt zwei ein feindliches Geſchütz ſehr bald zum Schweigen bringen müſſen.“ — Er rückte deshalb ſeine Futtermauer 12 bis 18 Fuß vor den eigentlichen Wall, und ſchuf ſie durch Überwölben der Strebepfeiler in bombenfeſte Geſchützſtände um (S. 123. 1. Thl. der teutſchen Überſetzung) deren nahes Feuer gegen die im Bau und nachher in der Armirung begriffene Brechbatterie wirkt, und beide ſo gut als unausführbar macht. Käme ſie dennoch gegen alle Schwierigkeiten und den großen Verluſt des Belagerers zu Stande, darf der Artilleriſt in der Feſtung den nun erfolgenden Geſchützkampf nicht ſcheuen, wo er die doppelte Kanonenzahl gegen den Angriff aufſtellen und durch einige gut bediente Mörſer von nicht zu großem Kaliber unterſtützen kann.

Der niederländiſche Ingenieur Camp hatte dieſe Idee aufgenommen, und ebenfalls ſeine Futtermauern von dem Walle 12′ vorgerückt, um durch Überwölben der Strebepfeiler, oder wol auch nur durch Bedecken derſelben mit Holz und Erde eine bombenſichere Batterie — an der Spitze für 12 und am Schulterpunkt für neun Rohrgeſchütze zu verſchaffen. (*F. W. Camp*, capit. du génie, Mémoire sur la fortification. Paris 1840.) Seine gemauerten Façen ſind demnach 180 Mètres (47½ Ruthen) und die Flankenmauern 78 Mètres (20 Ruthen). Eine dazu eingerichtete Lage des Abſchnittes im Neben-Baſtion gibt eine überlegene Menge Kanonen- und Wurffeuer gegen die Capitale, die Contregarde und das Innere des angegriffenen Bollwerkes, wenn es dem Feinde dennoch gelingen ſollte, ſich darin feſtzuſetzen. Der Erdwall hinter der Futtermauer bildet ein erhöhtes Bonnet, das 34 Mètres von der Spitze neun Mètres zurückgezogen iſt, daß eine kleine Flanke gegen den Graben

*) Im Jahre 1680 geboren, wohnte er als Ingenieur im niederländiſchen Dienſte allen Belagerungen des ſpaniſchen Succeſſionskrieges in den Niederlanden und am Rheine bei. 1733 trat er in ſächſiſche Dienſte, ward als Generalmajor 1745 von den Preußen bei Keſſelsdorf gefangen und ſtarb 1746.

vor der Schere entſteht, deren Curtine gegen die Ravelinfaçen ſenkrecht liegt, um ſie und ihre Graben zu beſtreichen.

Das Ravelin beſteht aus drei Theilen: 1) der vorgeſchobenen Contregarde mit einer Façenmauer von 140 Mètres, die 25 Mètres von ihrem Ende durch eine crenelirte Mauer, mit zwei kaſemattirten und zwei offenen Scharten hinter ſich abgeſchnitten iſt. 2) Dem durch einen Graben von 20 Mètres abgeſonderten Ravelin, deſſen Façe 22 Mètres vor der Feuerlinie des Erdwalles liegt, der nun mit ſeinem bedeckten Geſchützſtande eine Art Reduit macht, das eigentlich 3) durch einen zangenförmigen Abſchnitt gebildet wird, der auf den Façen 80 Mètres von der Spitze, einen Winkel von 120° macht, und dem — wie bei dem ganzen Syſtem, die vorgerückte Futtermauer als Fauſſebray dient. Seine Kehle liegt im Feuer der Flanke des Bonnets im Bollwerke, und in dem des Abſchnittes der Contregarde vor letzterem. Die Grabenſohle iſt, nach Choumara, mit einem Rücken gehalten, wodurch dem Feinde die untere Linie der Mauer entzogen, derſelbe gezwungen wird, ſeine Brechbatterie in den Graben ſelbſt zu legen.

Sowol in dieſem Syſtem, als in dem des Capitain Merkes, iſt die Form des von Bousmard angegebenen Ravelins zum Grunde gelegt und mit Hinzufügung des Gewölbebaues verſtärkt worden. Auch bei dieſem bildet das eigentliche Ravelin das Reduit, mit rückwärts gebogenen Flanken, um den Wallbruch im Bollwerke beſchießen zu können. Die durch einen Graben abgeſonderten Façen ſeiner Contregarde ſind hinter den vordern Theil zurückgezogen, um ſie gegen den Ricoſchetſchuß zu ſchützen. Ein zweites kleines Reduit liegt unmittelbar hinter dem Ravelin im bedeckten Wege, und vermehrt Arbeit und Baukoſten, ohne die Vertheidigung zu verſtärken. Andere Syſteme, zu denen auch die Zangenwerke (Tenaillen) gehören, bei den Façen und Flanken in eins zuſammenfallen, entfernen ſich mehr von den gewöhnlichen Formen, haben bis jetzt keine Ausführung gefunden, es wird unter dem Artikel Feſtungen von ihnen die Rede ſein.

(*v. Hoyer.*)

Facelis Cassin, ſ. Phacelis.

FACENO, eine Ortſchaft (Frazione) der Gemeinde Pedevena in dem nach Feltre benannten Diſtricte VII der venetianiſchen Provinz Belluno mit manchen für den Botaniker und Mineralogen und nicht minder auch für den Geognoſten wichtigen Punkten. (*G. F. Schreiner.*)

FACETIAE, d. h. kurze witzige Einfälle, Stichelreden. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß bei allen Völkern dergleichen von witzigen Leuten gefallen ſind, wie denn eine Menge einzelner z. B. unter den Griechen bei Diogenes Laertius, Athenäus und Lucianus vorkommen; aber daß zu jener Zeit ſchon förmlich Sammlungen von ſolchen Schnurren angelegt worden ſind, muß billig bezweifelt werden, in ſofern die Luſtigmacher und Paraſiten ſelbſt immer einen bedeutenden Vorrath derſelben im Kopfe hatten und ſolche bei paſſenden Gelegenheiten zur Erheiterung ihrer Patrone vorzutragen nicht verſäumten. Auch haben wir als einziges Beiſpiel dieſer Art blos noch die dem Philoſophen Hierokles zugeſchriebenen XXVIII ἀστεῖα[1]), worin ebenſo viele Albernheiten ſogenannter σχολαστικοὶ referirt werden, aber eben jenes Wortes wegen und der ſonſtigen Gräcität halber noch ſpäter als aus der Mitte des 5. Jahrhunderts ſein müſſen. Unter den Lateinern ſcheint ein ſolches Buch von M. T. Cicero[2]) verfaßt worden zu ſein, denn *Quinct.* de Inst. Orat. VIII, 6, 73 führt eine Stelle aus deſſen liber quidam jocularis an, aus welchem Macrobius verſchiedenes in ſeine Saturnalia übergetragen zu haben ſcheint. Bleiben wir nun bei der lateiniſchen Sprache, ſo haben wir aus dem folgenden Mittelalter zu nennen eines gewiſſen Egbert, der um 1060 als Geiſtlicher in Lüttich beſchäftigt war, zwei Bücher lateiniſcher Verſe: de aenigmatibus rusticanis (ſ. *Trithem.* descript. eccl. c. 380. *Siegebert. Gemblac.* c. 146), welche jedoch verloren ſind. Ziemlich aus gleicher Zeit ſtammen des Poggius Bracciolinus berühmte Facetiae, die jedoch in ihrer gegenwärtigen Geſtalt nicht alle mehr von ihm herrühren können, da wir dermalen 273[3]) haben, *Saxe*, Hist. Typogr. Mediol. p. CXVIII aber erzählt, er habe ein 1459 alſo im Todesjahr Poggio's, geſchriebenes Manuſcript derſelben geſehen, worin nur 114 geſtanden hätten. Was übrigens dieſes Buch für Epoche gemacht hat, kann man aus des Poggius eigenen Worten in ſeiner Invectiva II. in *Laur. Vallam.* Op. p. 826 ſehen, wo er alſo von ihnen ſpricht: invehit in meas confabulationes ut scurras et bono viro indignas, homo austerus et severus nimium: ut alterum Zenonem Stoicum credas aut Catonem tertium, non bestiarum quendam bubulcum omni plenum rusticitate. Sed quid mirum facetias meas, ex quibus liber constat, non placere homini inhumano, vasto, stupido, agresti, dementi barbaro rusticano? Ab reliquis aliquanto quam te doctioribus probantur: leguntur et in ore et manibus habentur ut velis nolis, rumpantur licet tibi Codro ilia: diffusa fuit per Universam Italiam: et ad Gallos usque, Hispanos, Germanos, Britannos, caeterasque nationes transmigrarint, qui sciant latine loqui. Libet enim et mihi Valleam jactantiam prae oculis habenti paululum gloriaris. Wahrſcheinlich ſcheint der Erfolg der Poggianiſchen Facetiae nur die noch erhaltenen unechten Facetiae des Königs Alphons von Aragonien († 1458) und eines gewiſſen Teutſchen,

1) Ed. Pr. *Hieroclis* Facetiae de priscorum studiosorum dictis et factis ridiculis nunc primum editae (gr. et lat.) c. not. et var. var. anot. characteribus et notationibus scholasticorum Lubduni l. e. Lupoduni (1605.) And. Ausg. ꝛc. bei *Hoffmann*, Lex. Bibl. T. I. p. 407 sq. 2) Komiſch iſt es, wie Vavaſſor (De ludicra dictione. [Lips. 1722.] p. 367—409) alle Stellen aus den Werken des Cicero zuſammengeſucht hat, wo ein Scherz oder Witz vorkommt, um dieſen als einen abgefeimten Spaßmacher zu erweiſen. 3) Ed. Pr. *Poggii*, Florentini Secretarii Apost., Facetiarum liber s. l. et a. (Rom. 1470. 4.) s. l. et a. (Venet. 1470. 4.) und in ſ. Operib. p. 157—184. *Poggii* Facetiarum libellus unicus, notulis imitatores indicantibus et nonnullis sive latinis sive gallicis imitationibus illustr. (a *A. Fr. J. Noeli*) Lond. (Ultraj.) 1798. II Tom. 18. über d. Ausg. u. überſ. ſ. meine Allg. Lit.-Geſch. Bd. II. S. 681 fg.

Namens Adolphus, hervorgeruſen zu haben (cf. *Bebelii* Facet. [Tubing. 1570. 8.] p. 149—153 und c. *Frischlin.* Facetiae [Amstelod. 1660. 12.] p. 359—367); wie denn auch aus derſelben Zeit noch ſtammen des Franciscus Philelphus libri X epigrammatum de jocis et seriis (cf. *Phil.* Epist. XXVI. 1.), des franzöſiſchen Karmeliters Johann Noblet Autiloquium aenigmatum (ſ. *Trithem.* c. 783. cf. *Schelhorn.* Amoen. Lit. P. II. p. 473) und des zu Nürnberg geborenen frankfurter Arztes Henricus Euticus (um 1495, ſ. *Trithem.* de ser. eccl. c. 931. *Fabricii* Bibl. Lat. Med. Aet. T. III. p. 639.) Scommata s. urbani et lepidi juvenum joci, wie erſtere nicht mehr vorhanden. Dagegen ſind auf uns gekommen des Antonius Cornazzano aus Piacenza (bis gegen 1500 am Leben, ſ. meine Lit.-Geſch. Bd. II. S. 683 fg.) Opus de proverbiorum origine, in elegiſchen Verſen (Mediol. 1503. 4. Milano s. a. Ger. da Ponte. 4.), worin er zehn italieniſche Sprüchwörter in luſtigen Geſchichten zu erklären ſucht, ſowie das dem Rainerius Alemannus, einem ganz unbekannten Manne, zugeſchriebene, von der Hist. Lit. de la France T. VIII. p. 91 sq., aber dem bekannten Johannes de Garlandia vindicirte, alſo ins 12. Jahrh. zurückzuverſetzende Gedicht Facetus, oder Liber morati Faceti docens mores hominum praecipue juvenum in supplementum illorum, qui a Cathone erant omissi juvenibus utiles (Ed. Pr. s. l. et a. [Antwerp. 4. Daventr. 1494. 1496. 4.] Üb. d. Ausg. u. Überſ. cf. meine Lit.-Geſch. 2. Bd. II. S. 706 fg. und *Hain*, Repert. T. I. 2. p. 352 fg.), welches nachher Sebaſtian Brant in gereimte Verſe brachte (Liber Faceti docens mores hominum — per *Sebast. Brant.* in vulgare noviter translatus. [Tuderstat. s. a. 4. Lips. 1513. 4.] cf. meine Lit.-Geſch. ebd. S. 707) und mit einer Fortſetzung als Liber Moreti, docens mores juvenum (in Supplementum qui a Cathone erant omissi. s. a. 1509. 4.) verſah. Mehr verbreiteten ſich jedoch noch des bekannten Heinrich Bebel Facetiae. (In ſ. Opuscula nova. [Argentor. 1508. 4.] Facetiarum *Heinrici Bebelii* poetae A. D. Maximiliano laureati libri III. [Tubing. 1542. 1544. 1570. u. mit *Frischlini* Facet. [Amstel. 1660. 12.] p. 37—221), ſowie die weniger umfangreichen des Nikodemus Friſchlin) *Nicod. Frischlini* facetiae; accéd. sales s. facetiae ex *Poggii* libro selectae, nec non Alphonsi et Adelphi Facetiae. [Lips. 1600. 8. Argentor. 1609. 8. 1625. 12. Amstelod. 1660. 12.]) Mehr aus den Alten ſchöpften jedoch Adrian Barland (1488 zu Barland in Seeland geboren und 1542 zu Löwen als Profeſſor der Rhetorik geſtorben) in ſeinen Jocorum veterum et recentiorum libri III. (in *Adr. Barlandi* Historica [Colon. 1603. Fol.]) und Antonius Mizaldus (aus Montluc in Bourbonnois und 1578 als Arzt zu Paris geſtorben) in ſeinen Memorabilium utilium ac jucundorum Centuriae XII (Norimberg. 1631. 12. Colon. 1574. 12.), desgleichen der neapolitaniſche Juriſt aus derſelben Zeit Lucius Dautius Brusonius in ſeinen Rerum memorabilium, sententiarum, historiarum, miraculorum, apophthegmatum, exemplorum, facetiarum libri VII (ed. *Conr. Lycosthenes.* [Basil. 1559. 4. Lugd. 1560. Frcft. 1600. 8.]), ferner jedoch mehr ſelbſtändig der bekannte Ottomar Luscinius in ſeinen Joci etc. Sales mire festivi (ab *Oth. Luscinio*, selecti, auditi et in centurias digesti. [Argent. 1524. 1529.]) Ebenſo gehören hierher des Predigers zu Baſel Johannes Gaſt Sermones convivales (conviv. Serm. liber ex optimis auctoribus, collectus a *Joa. Gastio.* [Basil. 1543. 1566.]). des Konrad Peutinger Sermones convivales de mirandis Germaniae antiquitatibus (Argent. 1506. 4. Jen. 1683. 4. Aug. Vindel. 1781.) und des Johannes Peregrinus Petroſelanus (um 1541 ſ. *Simler*, Biblioth. p. 404) Convivalium sermonum liber, meris jocis et salibus, non impudicis nec lascivis sed utilibus et seriis refertus (Acc. libellus De variis moribus urbium, virorum et mulierum. Adjectae sunt Forcianae quaestiones, in quibus varia Italorum ingenia explicantur. Auct. *Philalethe*, Politopiense Cive [Basil. 1542.]), ſämmtlich nach dem Muſter der Tiſchreden Martin Luther's (Eisleben 1566. Fol. 1569. Fol. 1577. Fol. Leipzig 1581. 1621. Fol. Jena 1591. Fol. Herausgegeben von L. Fr. Bahrdt 1791. 8. Lat. vert. *A. Lauterbach*, ed. *H. P. Rebenstock.* [Frcft. 1571. 1583. II. Ptes. weichen von der teutſchen Ausgabe ab]) gearbeitet, die allerdings manches Unſchickliche enthalten. Eine ähnliche Arbeit, jedoch mehr dem Ph. Melanchthon verdankend, ſind des Johannes Mandius, eines Zeitgenoſſen deſſelben, Locorum communium collectanea a Jo. Mandio per multos annos, pleraque tum ex lectionibus D. Ph. Melanchthonis, tum ex aliorum doctiss. viror. relat. excerpta et nuper in ordinem ab eodem redacta. (Basil. 1563.) Teutſch, vermehrt durch J. Huldreich Nagor. (Frankf. 1574. Fol.) Unbedeutend iſt des Johannes Heidtfeld, der zu Anfange des 17. Jahrh. Paſtor zu Ebersbach im Naſſauiſchen war: Sphinx theologica philosophica. (Herborn. 1612. 8.) Teutſch als theologiſcher und philologiſcher Zeitvertreiber (Frkft. 1624. 4.), jedoch nicht zu verwechſeln mit des Predigers zu Gleichen, Michael Sago, Chriſtlichem Zeitvertreiber oder Geiſtliches Räthſelbuch (Dresden 1597. Leipzig 1602.) 2 Thle., wogegen ganz im Geiſte der alten Facetiae geſchrieben iſt, wenn auch nicht mit Poggioniſchem Witze ausgeſtattet der beiden Melander, d. h. des Dionyſius und Otto, Jocorum atque seriorum cum novorum, tum selectorum atque memorabilium libri II. (Muhlhus. 1600. 12. Frcft. 1603. 12. Lichae 1604. 8. Marpurg. 1609. 8. Schmalcald. 1611. 8. Frcft. 1617. 12. 1626. 12. Norib. 1643. 12.), welche zwar in den Index libror. prohib. (Rom. 1640.) p. 284, kamen, aber für die Kenntniß der damaligen Sitten ſehr wichtig ſind (ſ. J. v. Müller's Werke, 6. Bd. S. 105.). Aus der folgenden Zeit, wo man dergleichen Bücher lieber in jegliches Landes Nationalſprache zu ſchreiben pflegte, ſind noch zu nennen des bekannten Philologen und Bürgermeiſters zu Regensburg Joh. Ludw.

Preſch Facetiae (Ratisbon. 1689.) in der Bebel'ſchen Manier geſchrieben; ferner eines gewiſſen, ſonſt unbekannten, Würtembergers, Johann Peter Lang Democritus ridens sive narrationum Eddicatarum centuria (Ulm. 1667. 12.) und als Democritus ridens s. lampas recreationum honestarum cum exorcismo melancholiae (Amstelod. 1649. 12. ib. 1655. 12.) und die vier anonymen Collectionen größerer Späße ridicularia atque bili vel melancholiae exhalandae apta nata horisque subcesivis legenda (s. l. 1632.) Nugae venales sive Thesaurus ridendi et jocandi ad gravissimos severissimósque viros patres melancholic. conscriptus (s. l. 1644. 1663. 1681. [hier fehlen die Theses de Hasione, aber dafür findet ſich hier die Pugna porcorum] 1689 [hier iſt noch der Certamen canum cum cattis] (acced. pugna porcorum et crepundia poetica) (Leoburgi 1703.) s. l. 1710. 1720. Lond. 1741. 12. [dieſe beiden Ausgaben ſind die vollſtändigſten.]. Nur ſieben Stücke ſtehen in Nugae venales sive ut cum Plauto loquamur, ridicularia quae bili vel melancholiae expellendae apta. 1632. 12.) Praxis jocandi h. c. jocorum s. facetiarum in conversationibus hominum rite adhibendarum via ac ratio [Frcft. 1602.] und Facetiae facetiarum, hoc est Joco-Seriorum fasciculus ([Frcft. 1615. 12.] [als Fasciculus novus] [Pathopoli 1645. 12. 1647. 1657. 12. [als Le Petit Thresor latin de ris et de la joye.] [Londris 1741. 12.]). In allen dieſen Sammlungen kommen mit wenigen Ausnahmen die Mönche wegen ihrer Unwiſſenheit und Sittenloſigkeit am Schlechteſten weg, welches vorzüglich der Fall iſt in dem viel ältern Buche des Jacob Wimpheling, welches er jedoch nicht unter ſeinem Namen edirt hat, nämlich De fide concubinarum in sacerdotes quaestio accessoria causa joci et urbanitatis in quodlibeto Heidelbergensi determinata a Mag. *Paulo Oleario*, Heidelbergensi. De fide meretricum in suos amatores quaestio minus principalis, urbanitatis et facetiae causa in fine quodlibeti Heidelbergensis determinata a Magistro *Jacobo Hartlieb*, Landoiensi. (s. l. et a. [Sletstadt 1501. 4. August. Vindel. 1505. 4. Mogunt. s. a. 4.] Bacchi et Veneris facetiae, ubi agitur de generibus ebriosorum et ebrietate vitanda ac de meretricum in suos amatores et concubinarum in sacerdotes fide s. l. 1617. 12.]

Auch bei den Italienern finden ſich dergleichen Sammlungen, jedoch ſind die älteſten weniger allgemeiner Natur, ſondern enthalten im Allgemeinen nur die Späße und Bonmots einzelner Perſonen. Dergleichen ſind des Arlotto Mainardi, eines Pfarrers zu Creſci bei Fieſole (geb. 1396 und geſt. 1483) Motti e Facezie (Firenze s. a. 4. Venez. 1520. 8. 1729. 12. Über die Ausgaben und Überſetzungen ſ. meine Allg. Lit.-Geſch. 2. Bd. III. S. 682 fg.), des Gonella, eines Hofnarren des Markgrafen Nicolaus von Eſte († 1441) und ſeines Sohnes Borſo, Herzogs von Ferrara († 1471) und eines Ausrufers zu Florenz, Barlacchia Facezie (beide in ſ. Scelta di Facezie. ([Trento 1585.] p. 306—315 u. p. 44 — 52.) Allgemeiner ſind dagegen gehalten die unter des ſchon genannten Cornazzano Namen nach deſſen Tode gemachte und keineswegs mit der obigen zu verwechſelnde Compilation: Proverbi in facetie con tre proverbi aggiunti e dui dialoghi nuovi in disputa. (Venez. 1526. 8. Parigi 1812. 12.) Über die Ausgaben ſ. *Gamba*, Bibliogr. delle Novelle Ital. p. 51 sq., des Ludovico Domenichi Facetie et Motti arguti di alcuni excellentissimi ingegni. ([Firenze. 1548.] Del settimo libro ampliate [ib. 1564. Venez. 1609.] Über die Ausgaben ſ. *Gamba*, p. 96 sq.), des Doctors Cynthio Fabrizi aus Venedig († 1526) Libro della origine delli volgari Proverbi ([Vineg. 1526. Fol.] Dazu Satyra nel proverbio chi prima va al molino primo macina. Di Aloyse Cynthio degli Fabritii [Paris. 1812. Fol.]), worin er 45 (46) italieniſche Sprüchwörter in ebenſo vielen höchſt ſchmutzigen, verſificirten Erzählungen zu erklären ſucht, des Ludovico Guicciardini: Le hore di recreazione, contenente detti et fatti piacevoli (Anversa. 1585. s. a. *Gamba*, l. l. p. 127), des modeneſer Hiſtorikers Ludovico Vedriani, unter dem erdichteten Namen des Dionigi Filadelfo da Modena gelieferte Cento avvenimenti ridicolosi (Modena 1665. 8. 1675. 12. Modena et in Bologna 1678. 12.), ſowie aus dem 17. Jahrhundert noch des bekannten Carlo Dati Lepidezzi di spiriti bizarri e curiosi avvenimenti. (Firenze 1829.) Das Buch des Bernardino Rhino Apologi nelle quali si scuoprano li abusi, schiocheze, superstitioni, errori, idolatrie et impieta della sinagoga del Papa et specialmente de suoi Beti Monaci et Frati (s. l. [Geneva 1554.] Mehr bei Flögel, Geſch. d. com. Liter. 11. Bd. S. 131), enthält zwar eine Menge ſpaßhafter Geſchichten und Anekdoten, gehört aber, wie das Wimpheling's, weil es mehr eine Satire gegen den Papſt und Klerus iſt, nicht hierher. In der franzöſiſchen Literatur iſt ebenfalls kein Mangel an dergleichen Schriften, denn erſtlich haben wir da eine Perſon, der man, wie bei den Italienern, eine Menge dergleichen Schnurren in den Mund gelegt hat, den franzöſiſchen Eulenſpiegel oder den Pierre Fairfeu, deſſen Leben und Thaten beſungen ſind von Charles Bourdigné in ſeiner Légende de Maistre Pierre Fairfeu (Paris 1724.), dann aber auch eine Menge von Sammlungen allgemeinerer Art. Unter dieſen ſtehen oben an eines Anonymus gegen die Ehe gerichteter Mattheolus (Paris 1493. Fol.), des Henri Eſtienne Apologie pour Hérodote ou Traité de la conformité des merveilles anciennes et modernes (Nouv. Edit. augm. de remarques p. *M. Leduchat*, à la Haye 1733. III Voll.), ferner Le facetieux reveil matin des esprits mélancoliques ou recueil préservatif contre les tristes, auquel sont contenues les meilleurs rencontres de ce temps, capables de réjouir toutes sortes de personnes (Rouen 1526. 8. s. a. 12. 1654. 1656. 1664. 1668. 1699. 12. Leyde 1643. 12. Utrecht 1654. 12. 1662. 12. Nimègue 1678. 1681. 12.), desgleichen des Gabriel Chappuis ſchmutzige Facétieuses journées

contenant cent certaines et agréables nouvelles recueillies et choisies de tous les plus excellents auteurs étrangers (Paris 1584.), ferner des Noel du Fail, Sieur de la Heriſſaye Propos rustiques de maistre Leon Ladulfi champenois [Lyon 1547. 8. 1548. 1549. 16.] auch als: Les ruses et finesses de Ragot jadis capitaine des gueux de l'hostière et de ses successeurs. Avec plusicurs discours plaisans et recreatifs pour s'entretenir en toute honeste compagnie. [Paris 1573.] und als: Baliverneries ou contes nouveaux d'Eutrapel, autrement dit *Leon Ladulphi.* [Paris 1548. ib. 1732.] Vollſtänd. Ausg. als: Propos rustiques, baliverneries, contes et discours d'Eutrapel, édition annotée; precéd. d'un essai sur la vie et les écrits de *Noel du Fail* p. *J. M. Guichard.* ib. 1842. Üb. die Ausg. ſ. *Brunet* T. II. Ed. IV. p. 244 sq.), ferner das nach den neueſten Unterſuchungen von Rabelais herrührende, früher dem François Beroalde de Berville (geb. 1558, geſt. 1612) zugeſchriebene berühmte ſatiriſche Buch Le moyen à parvenir (s. l. et a. [Paris 1610.] 16. ib. [1690.] 12. ib. [1732.] II Voll. 12. avec un comment. histor. et philol. p. *P. Jacob*, bibliophile. [Paris 1842. 8.] Üb. d. Ausg. u. Geſch. d. Buches ſ. meine Lit.-Geſch. 2. Bd. 3. S. 686 fg.), desgleichen des Antoine le Metel Sieur d'Ouville Contes aux heures perdues ou le Recueil de tous les bons mots, reparties, equivoques etc. non encore imprimées (Paris 1643—44. IV Voll. 16.), welche eigentlich von Boisrobert herrühren, der ſie unter ſeines Bruders Namen edirte; ferner des Guillaume Bouchet Sérées (Paris 1608. 12. Rouen 1635. III Voll. 8.), desgleichen Le cabinet satyrique ou Recueil parfait des vers piquants et gaillards de ce temps, tiré des secrets cabinets des sieurs Sigognes, Regnier, Motin Berthelot, Maynard et autres des plus signalés poëtes de ce siècle (Paris 1666. II Voll. 18.), Le courrier facétieux ou recueil des meilleurs rencontres de ce temps (Lyon 1650. 1668.), ferner des Th. Agrippa d'Aubigné Aventures du baron de Foenesie (s. l. Au Désert. 1630. 8. av. de not. p. *J. le Duchat.* Cologne [Paris] 1729. II Voll. 8. Amsterdam 1731. II Voll. 12.), der Recueil général des oeuvres et fantaisies de Tabarin (Rouen 1664. 12.), ferner L'enfant sans souci, divertissant son père Roger-Bon-Temps et sa mère Bonte-tout-Cuire (Villefranche 1680. 12.), desgleichen des Tallemant des Reaux Historiettes (Mém. pour servir à l'histoire du XVII. siècle. Sec. édit. p. Montmerqué. [Paris 1840. X Voll. 18.]), ſowie das dem Herzog von Roquelaure († 1738) zugeſchriebene berühmte Buch Roger Bontemps en belle humeur (Amsterd. 1670. 12. 1732. II Voll. 12.) und endlich die freilich auch bibliographiſche Notizen enthaltende L'art de desopiler la rate (à Gallipoli de Calabre. L'an des folies 175884 [Paris 1754—56] Nouv. édit. annot. [Caen 1773.] II Voll. 12.), wahrſcheinlich von dem Buchhändler Panckoucke herrührend. Halb fantaſtiſch, daher weniger hierher zu ziehen, ſind des Deslauriers, eines Schauſpielers im Hotel de Bourgogne zu Paris Fantaisies de Bruscambille (Paris 1615. 8. 1668. 12.) und Facétieuses Paradoxes de Bruscambille et autres Discours comiques, le tout nouvellement tiré de l'escarcelle de ses imaginations. (Rouen 1615. 12. Caen 1617. 12.) Eine ganze Sammlung älterer Schriften dieſer Art enthalten die: Joyeusetez, facecies et folastres imaginacions de Caresme-Prenant, Gauthier Garguille, Guillot Goyn, Roger Bontemps, Turlupin, Tabarin, Arlequin, Moulinet. (Paris Lechener 1829 sq. XVI Voll. 16. (d. Inhalt im Bullet. du Biblioph. 1834. Nr. I. p. 1 sq. Nr. XII. p. 9 sq. u. *Brunet* T. II. Ed. IV. p. 738 sq.) Lediglich gegen die Geiſtlichkeit iſt gerichtet das bekannte Buch Le passe-partout de l'église romaine (ou histoire des tromperies des prêtres et des moines en Espagne par *Ant. Gavin*, prêtre séculier de l'église romaine; trad. de l'anglais par *Janiçon.* [Londr. 1726—27. III Voll. 12.]) — Wenden wir uns nach Teutſchland, ſo hätten wir hier auch ſowol ſpecielle als allgemeine Schriften dieſer Art gar viele zu nennen, doch können wir aus ihnen nur die bedeutendſten anführen. Zu erſtern gehören des Minneſängers Nidhart Fuchs Schwänke mit den Bauern (ſ. meine Liter.-Geſch. 2. Bd. 2. S. 962), des bekannten Vincenz, des Pfaffen von Kalenberg, um 1350, Späße (in Proſa, Der Pfaff von Kalenberg [s. l. 1582. Augsb. 1602.] ſ. mein'e Lit.-Geſch. l. l. S. 963), ferner des Peter Lewen, des andern Kalenbergers (in Reimen durch Achilles Jaſon [m. erſt.] s. l. 1613. s. l. 1620.), das bekannte Buch vom Eulenſpiegel (ſ. dieſen Artikel), des Klauß Narr (1486—1522 Hofnarr bei den Kurfürſten von Sachſen) Hiſtorien (s. l. 1551. Frkft. a. M. 1573. 1579. 1587. 1602.), wozu man noch die Geſchichten vom Finkenritter und den Schildbürgern oder das Lalenbuch zählen kann, eines Anonymus Scherz mit der Wahrheit (Frkft. 1501. Fol.), des Johann Pauli Schimpff und Ernſt (Straßb. 1525. Fol. Augsb. 1536. 1544. Fol. Frkft. s. a. Weigand Han. 8. s. l. 1618. 8.) aus 700 Erzählungen und Schnurren beſtehend, des Eucharius Eyering, eines Predigers im Mansfeldiſchen um 1578, Proverbiorum Copia, etlich viel hundert lateiniſcher und teutſcher Sprüchwörter in Hiſtorien und Fabeln (Eisleben 1601—1603. 3 Thle.), des Ägidius Albertinus, eines Secretairs des Kurfürſten von Baiern (geb. um 1560, geſt. 1610), aus Deventer, Hirnſchleifer (Cöln 1645. 12. ebd. s. a. 16.) und von Gaſtereien und Zutrinken, ſchöne luſtige Hiſtorien (Leipz. 1621.), Jacob Frey's New Gartengeſellſchaft (Ein new hübſches vnd ſchimpffliches Büchlein [Straßb. 1557. 8. 1593. 12. Magdeburg 1618. 8.] und als 2. Th. des Rollwagens [Frkft. 1573. 8. Magdeb. s. a. 8.]), des Stadtſchreibers zu Burkheim, Georg Wickram, Rollwagen von Schimpf und Ernſt (Straßb. 1557.), eines Anonymus Wegkurtzer (iſt 3. Th. des Rollwagens [Frkft. 1590. Fol.]), des Georg Philipp Harsdörfer Heraclitus und Democritus, d. i. 100 fröhliche und traurige Geſchichten (Nürn-

berg 1652. 12.) und Schauplatz luſt- und lehrreicher Geſchichtlein [200] (Hamburg 1703.), des Matth. Abele von und zu Lilienberg Seltſame Gerichts-Händel (Nürnberg 1668.) und Vivat Unordnung (Sulzbach 1669. 2 Thle. 12.), des Samuel Gerlach Eutrapeliae oder anmuthige Geſchichten und Reden (Lübeck 1647. 12.) Verſchieden ſind Eutrapeliarum libri tres, d. i. 3000 ſchöne, luſtige und nützliche Hiſtorien [Leipz. 1762.]), des Timotheus Polus Luſtiger Schauplatz (Lübeck 1651. 16.), des Jan Rebhun Artlicher Pokazi (s. l. 1679—1680. 3 Thle. 16.), des Lauremberg 400 auserleſene Hiſtorien (Amſterd. 1654. 16.), des Peter de Memel Wieder erneuwerte luſtige Geſellſchaft (s. l. 1659. 12.), der Unluſtvertreiber oder 2000 lehrreiche Sprüche aus Laron Chaſſe-Ennuy (Strasb. 1643. 1669.), Hans Wilhelm Kirchhof's, eines Caſtellans zu Spangenberg in Heſſen, Wendunmuth, darin allerhand (550) höflicher und luſtiger Hiſtorien, gezogen aus alten Skribenten und facetiis Bebelii ſampt etlichen newen wahrhaftigen Geſchichten (Frkft. 1581. 1601. 2 Thle.), Lieblicher Sommerklee und anmuthiges Wintergrün, d. i. allerhand Schwänke, Schnaken, Schimpf- und Scherzreden für Maulhenkoliſche Köpſe durch Ernſt Immerluſtig (s. l. 1670. 12.), Luſt- und Schatzkammer kurzweiliger Hiſtorien und Poſſen (Schnatterburg 1670. 12.), die Ausbündigen guten Poſſen (s. l. 1610.) und des Simon Dach Kurzweiliger Zeitvertreiber. (s. l. 1618.) In den Literaturen anderer Nationen findet ſich nichts Ähnliches, höchſtens noch das däniſche Buch: Tobacksdiscurſer, eller Tolv lyſtige Hyſtorier om adſkillige artige Händelſer og kortvillige Bedriſter. (Kjöbhven. 1733.) Aus dem Orient könnte man die Sprüche des Salomon und Marcolf, welche in alle Sprachen übergingen (ſ. meine Allg. Lit.-Geſch. 2. Bd. 3 S. 466—471), ferner aus der tamuliſchen Literatur die Abenteuer des Paramarta und endlich des Chodſcha Mohammed Naßreddin, des bekannten türkiſchen Eulenſpiegels unter Bajaſid I. im 8. Jahrh. d. Heg. oder d. 14. n. Chr. allerdings viel ſpäter niedergeſchriebenen, größtentheils alberne Schwänke oder Lathaif (Conſtantinopel 1253. [1837.] Bulacq 1254. [1838.] Im Allg. ſ. über ihn Flögel, Geſch. d. Hofnarren. S. 176 fg. Hammer, Geſch. der Osmanen. 1. Bd. S. 645) hierher ziehen. Überhaupt ſchlagen aus ſpäterer Zeit durchaus in dies Feld ein die ſogenannten Bücher auf ana. (ſ. Ludewig, Le livret des Ana [Dresde 1837.] und Supplement 1839. daraus: *Namur*, Bibliographie des ouvr. publ. sous le nom d'ana. [Bruxell. 1839.]) (Dr. *Grässe.*)

Facetus, ſ. unter Facetiae.

Fachbaum, ſ. Wehr.

FACHGERTEN, Fachholz, das Holz, womit man die Fächer eines Fachwerkgebäudes ausſteckt, um dem Lehme, womit man ſie ausklebt, den nöthigen Halt zu geben. Die Fachgerten werden aus 1½ — 2 Zoll ſtarken geraden, 4 — 5 Fuß langen Schüſſen des Ausſchlagwaldes genommen, die bei hinreichender Stärke einmal aufgeſpalten werden. Gewöhnlich nimmt man Haſeln, Saalweiden, Aspen, Birken und ähnliches Holz zu Fachgerten, doch kann man beinahe jedes dazu benutzen, da im Lehme ſich alle Holzarten gut halten. Das geſpaltene Fachholz liefert im Laubholze vorzüglich die Aspe, im Nadelholz nimmt man faule und rindſpälige ſpaltige Bäume dazu, die ſonſt kein anderes Nutzholz mehr geben, und aus denen man das geſunde Holz herausſpaltet. Es wird häufig auch Staakholz genannt. (*Pfeil.*)

FACHINGEN, Dorf in der frühern Grafſchaft Diez, jetzt im Amte Diez, des Herzogthums Naſſau, unter 25° 39′ 20″ Länge und 50° 21′ 50″ Breite, am linken Ufer der Lahn, von hohen, waldigen Bergen umgeben in einem romantiſchen Thale. Mit dem angrenzenden Orte Birkenbach hat Fachingen etwa 650 Einwohner. Im Jahre 1745 wurde auf einer Wieſe bei dem Dorfe ein alkaliſch-ſaliniſches, der ſelterſer Quelle ähnliches, Mineralwaſſer entdeckt, das viel kohlenſaures Gas und Eiſentheile enthält und beſonders gegen Verdauungsſchwäche in Gebrauch kam. Die Verſendung des ſehr gut ſich haltenden Waſſers geht bis nach Oſtindien, dem Cap und Amerika; im Jahre 1803 wurden über 300,000 Krüge verſandt. Der im Jahre 1823 neugefaßte Hauptbrunnen hat vier Quellen. In der Nähe von Fachingen liegen auch die Ruinen der Schlöſſer Schaumburg und Balduinſtein. (*Daniel.*)

FACHREDDIN (Ebn Scheich, Sohn des Scheichs), Ägyptiſcher Emir, ging als Geſandter des Sultans Kamel im Jahre 1227 an den Hof des Kaiſers Friedrich II. und trug ihm ein Bündniß wider den Sultan an, welcher zu jener Zeit ſich mit Dſchelaleddin Mankberin, dem mächtigen Fürſten der Charismir, zur Bekriegung des Sultans von Ägypten vereinigt hatte. Als Kaiſer Friedrich auf ſeinem Kreuzzuge ſich im Jahre 1228 in Syrien befand, beſuchten die im Namen des Sultans Kamel unterhandelnden Emire Fachreddin und Schemseddin das chriſtliche Lager oftmals, und unterredeten ſich mit dem Kaiſer über wiſſenſchaftliche Gegenſtände. Mit beſonderer Auszeichnung und Vertraulichkeit ward der gelehrte Fachreddin vom Kaiſer behandelt. Von dem Sultan Ejub von Ägypten erhielt der Emir Fachreddin den Auftrag, die Burg von Askalon, welche ſchon der Emir Bibors einzunehmen vergebens ſich bemüht hatte, zu belagern. Die Muſelmänner beſchoſſen nun die Burg von Askalon mit Katapulten (Tſcheruch) und Sambureks, und untergruben die Mauern derſelben. Auch ließ der Sultan Ejub durch eine Flotte von 23 Schiffen die Zufuhr von der Seeſeite ſperren. Aber vor einer weit zahlreichern chriſtlichen Flotte, welche erſchien, zogen ſich die ſarazeniſchen Schiffe zurück, und als ſie dem Kaiſer vor Askalon ſich ſo nahe als möglich vor Anker gelegt hatten, wurden ſie ſämmtlich von einem heftigen Sturme zertrümmert. Die chriſtliche Flotte verſah die Beſatzung von Askalon mit Lebensmitteln, und kehrte, weil ſie wegen des ſtürmiſchen Wetters nicht länger in dieſem Meere zu bleiben wagte, nach Ptolemais zurück. Der Emir Fachreddin ließ aus den eichenen Bretern und Balken der von dem Sturme zertrümmerten ſarazeniſchen Schiffe Sturmkatzen und Sturmdächer bauen, und aus den Maſtbäumen Schwengel machen, um in das Caſtell zu werfen. Durch die noch größere

Heftigkeit, mit welcher nun die Belagerung der Burg von Askalon betrieben ward, ermüdeten endlich die ſie auf das Tapferſte vertheidigenden Hoſpitaliter. Mehre Thürme waren durch Unterminiren eingeſtürzt. Die Sarazenen drangen durch die Öffnungen der Mauer in die Burg, und metzelten die Beſatzung nieder, von welcher nur wenige Ritter, welche zur rechten Zeit die Burg verließen, und ſich auf die Schiffe retteten, nach Ptolemais entkamen [1]). Auch eroberte der Emir Fachreddin die Stadt Tiberias; doch iſt ungewiß [2]), ob vor oder nach der Einnahme von Askalon. Durch ſeine glückliche Bekämpfung der Kreuzfahrer in Syrien erwarb ſich der Emir Fachreddin das Vertrauen der Sarazenen, und beſonders des Sultans Ejub von Ägypten, welcher daher, als er im Jahre 1249 Anordnungen zur Vertheidigung ſeines Landes gegen die Flotte der Kreuzfahrer unter dem König Ludwig IX., dem Heiligen, von Frankreich traf, dem Fachreddin den Befehl über ein Heer von auserleſenen Truppen ertheilte. Es ward dieſes an der Küſte aufgeſtellt, daß es die Landung der Kreuzfahrer verhindern, oder wenn die Landung der Feinde nicht abgewehrt werden könnte, die Beſatzung von Damiette in der Vertheidigung der Stadt unterſtützen ſollte. Doch bewerkſtelligten die Pilger die Landung, ohne daß der Emir Fachreddin einen kräftigen Widerſtand leiſten konnte; denn ſelbſt ſeine Reiterſcharen, durch die Kühnheit der Franken und den ſeltſamen Anblick der aus dem Waſſer hervorragenden Helme geſchreckt, wagten nur einzelne Angriffe. Nach und nach verſammelte ſich das ganze chriſtliche Heer ohne weitere Hinderniſſe auf der von den Arabern Dſchiſeh genannten, weſtlich von Damiette gelegenen, durch das Meer, den Nil und einen Kanal gebildeten Inſel. In dem Kampfe, welcher noch im Laufe dieſes Tages (den 5. Juni 1249) entbrannte, verlor die chriſtliche Ritterſchaft nur einen Waffengefährten, während mehre ſarazeniſche Emirs erſchlagen wurden, und viele andere Sarazenen den Tod oder Verwundung fanden. Der Emir Fachreddin zog ſich mit ſeinem Heere über die die Inſel Dſchiſeh mit Damiette verbindende Schiffbrücke, auf das öſtliche Nilufer zurück, und verfügte ſich unverzüglich zu dem Sultan Ejub nach Aſhmum Tanah. Dieſer empfing ihn mit den heftigſten Vorwürfen darüber, daß er, welcher bisher kriegeriſchen Ruhm genoſſen, jetzt nicht nur höchſt ſchimpflich geflohen, ſondern auch mit ſtrafbarer Fahrläſſigkeit die Schiffbrücke bei Damiette, welche den Kreuzfahrern den Übergang auf das öſtliche Nilufer erleichterte, zu zerſtören unterlaſſen hatte. Zum Glück für Fachreddin's Leben jedoch befand ſich der Sultan damals in einer ängſtlichen Stimmung, da er ſich blos mit dem Gedanken an ſeinen nahen Tod beſchäftigte, und um ſein Gewiſſen zu beruhigen, ſeine Unterthanen in Ausſchreiben auffoderte, alle Klagen, zu welchen er Veranlaſſung gegeben haben möchte, vorzubringen, um Genugthuung zu empfangen. So ward Fachreddin mit der Todesſtrafe verſchont [3]). Der ſterbende Sultan Ejub hinterließ einen Sohn, Namens Malek al moaddhem Turanſchah, welcher abweſend war, indem er als Statthalter von Harran und Edeſſa und andern Städten von Meſopotamien ſeinen Sitz zu Heſn Kaifa hatte. Auch ermangelte er als ein höchſt leichtſinniger Jüngling des Vertrauens ſeines Vaters ſo ſehr, daß dieſer ihn nicht zu ſeinem Nachfolger ernannte, ſondern den Statthalter Huſameddin beauftragte, wenn er (der Sultan) ſtürbe, das Reich von Ägypten der Verfügung des Khalifen anheimzuſtellen, welcher das bedrohte Land der Gewalt eines würdigen und fähigen Fürſten übergeben möchte. Dieſe Verhältniſſe benutzte der von Ehrgeiz getriebene Emir Fachreddin zur Befriedigung ſeiner Herrſchſucht, begnügte ſich nicht mit der ihm von der Witwe des Sultan Ejub übertragenen Würde und Macht eines Atabek oder Reichsverweſers, ſondern ſtrebte Ejub's Sohn, Turanſchah, von der Thronfolge auszuſchließen, und hatte vor, dem jungen Prinzen Omar, aus der Nachkommenſchaft des Sultans Malek al Adel, welcher zu jener Zeit in Kahirah erzogen ward, den Titel eines Sultans zuzuwenden, und in deſſen Namen mit unbeſchränkter Gewalt zu herrſchen. Aber der Statthalter Huſameddin von Kahirah bemächtigte ſich der Perſon des Prinzen Omar, und die verwitwete Sultanin foderte durch einen abgeſandten Boten den Turanſchah auf, daß er eilig nach Manſurah kommen ſollte und bewog auf eine geſchickte Weiſe ſelbſt die Truppen, dem Turanſchah den Eid der Treue zu ſchwören, ohne das Geheimniß von dem Tode des Sultans Ejub zu eröffnen. Selbſt der Statthalter Huſameddin wurde erſt durch die Anmaßungen und willkürlichen Handlungen des Emir Fachreddin zu der Muthmaßung gebracht, daß Ejub nicht mehr lebe. Nur ein Theil der morgenländiſchen Nachrichten [4]) gedenkt der herrſchſüchtigen Abſichten des Emirs Fachreddin. Abulfeda [5]) dagegen ſagt nichts davon, ſondern erzählt vielmehr, Fachreddin habe an Malek al moaddhem Turanſchah geſchrieben und ihn aufgefodert nach Manſurah zu kommen. Joinville erzählt Folgendes, welches man am Wahrſcheinlichſten auf den Fachreddin bezieht. Wegen des Todes des Sultans und während ſeiner Krankheit

1) Wilken, Geſchichte der Kreuzzüge. 6. Th. S. 421. 422. 475. 476. 650 – 652. 2) Nach der franzöſiſchen Fortſetzung der Geſchichte des Wilhelm von Tyrus in *Edm. Martène* et *Urs. Durand.* Collect. ampl. T. V. p. 731 und *Marinus Samitus*, Secreta fidel. Crucis in *Bongarsii* G. D. p. F. T. II. p. 218 wurde die im Beſitze Odo's von Montbeliard befindliche Stadt Tiberias nicht lange vor der Eroberung der Burg von Askalon von den Sarazenen eingenommen; nach den morgenländiſchen Angaben dagegen bei Abulfeda, Ann. Mosl. arab. et lat. op. *Reiskii.* T. IV. p. 490 und Makriſi im Anhange zu Joinville S. 531 bemeiſterte ſich der Emir Fachreddin der Stadt Tiberias ſpäter, als der Burg von Askalon.

3) So nach den morgenländiſchen Berichten. Nach Matthäus Paris dagegen ließ es der Sultan bei den Vorwürfen, die er dem Emir Fachreddin machte, nicht bewenden, ſondern ihn, ungeachtet der Entſchuldigungen, welche er vorbrachte, an einen Galgen aufhängen, was, wie Wilken a. a. O. 7. Th. I. Abth. S. 109 bemerkt, eine Verwechſelung des Emirs Fachreddin mit den Kenaniten iſt, welche der Sultan, ungeachtet ſeiner Gedanken an den nahen Tod, nach dem Ausſpruche der Rechtsgelehrten mit dem Strange beſtrafen ließ, weil ſie treulos aus Damiette geflohen und alſo ihren Poſten ſchändlich verlaſſen hatten. 4) Bei *Renaud*, Extraits des Historiens Arabes relatifs aux guerres des Croisades. p. 455. 456. 5) a. a. O. S. 506.

hatten ſich die Sarazenen einen Anführer gewählt, mit Namen Secedin [6]), Sohn des Scheiks. Man ſagt, Kaiſer Friedrich ſolle ihn zum Ritter geſchlagen haben. Secedin gebot einem Theile ſeines Heeres, das fränkiſche unter den Mauern von Damiette anzugreifen, welches ſie auch thaten; denn ſie zogen ſich, am Weihnachtstage gegen eine Stadt an dem Arme von Rexi, mit Namen Sormoſac. Um die Franken vor ferneren Neckereien durch die Sarazenen zu ſichern, ließ König Ludwig das chriſtliche Lager von Damiette bis an den Arm von Rexi ringsum mit Gräben umziehen. Secedin, der Anführer der Sarazenen, beſaß die größte Achtung im ganzen Heidenthum. In ſeinen Fahnen führte er das Wappen des Kaiſers, der ihn zum Ritter geſchlagen hatte. Dieſe Fahnen waren mit Binden belegt; in der einen Binde befand ſich das Wappen des Kaiſers, von dem er zum Ritter geſchlagen worden war; in der andern das Wappen des Sultans von Babylonien. Sein Name war Secedin, Sohn des Scheiks, welches ſoviel als Sohn des Alten ſagen will, galt viel im ganzen Heidenthum; denn die Sarazenen ſind das Volk, das die alten Leute am meiſten in Ehren hält, wenn ſie Gott vor Schmach und Schimpf bewahrt hat bis an ihr Alter. Secedin, der wackere Türke [7]), rühmte ſich, nach der Ausſage der Kundſchafter: er werde am Sebaſtiansfeſte im Zelte des Königs eſſen. So Joinville. Das Vordringen der Chriſten in das Innere von Ägypten erregte in dem Heere der Sarazenen und im ganzen Lande um ſo größeres Schrecken, da auch der Tod des Sultan Ejub allgemein bekannt worden war. Die einſichtsvollen Männer unter den Sarazenen hegten die Überzeugung, daß ganz Ägypten verloren ſein würde, ſobald das muſelmänniſche Heer in die Nothwendigkeit verſetzt würde, auch nur den Marſch eines Tages ſich gegen Kahirah zurückzuziehen; daher erließ der Emir Fachreddin ein Ausſchreiben, welches mit den Worten des Koran [8]) begann: „Kommt heran, Arme und Reiche, um für den Dienſt Gottes zu kämpfen, opfert euer Gut und Blut, denn ein größeres Glück kann euch nicht zu Theil werden." Weiter ſagte Fachreddin: „Die Franken, welche Gott verfluche, ſind gekommen, um unſer Land zu verwüſten, und trachten Herren deſſelben zu werden; es iſt daher die Pflicht der Gläubigen, ſich wider ſie zu bewaffnen und ſie zu vertreiben." Dieſes mit eindringlicher Beredſamkeit verfaßte Ausſchreiben, welches am nächſten Freitage von den Kanzeln der Moſcheen zu Kahirah verleſen wurde, rührte alle Anweſenden bis zu Thränen, und bewirkte durch den Eifer für die Vertheidigung des Landes, welchen es entflammte, daß aus der Hauptſtadt ſowol als aus den Provinzen eine unzählige Menge nach Manſurah zog, um mit dem Heere wider die Kreuzfahrer zu kämpfen [9]). Bei dem ſchwierigen Bau eines Dammes, welchen die Franken mit großem Eifer unternahmen, vertilgte der Emir Fachreddin durch die Wachſamkeit und Thätigkeit, welche er den Beſtrebungen der Kreuzfahrer entgegenſetzte, den Schimpf, den er durch ſeinen unrühmlichen Rückzug von Damiette nach Manſurah auf ſich geladen hatte. Täglich ließ er die Franken in ihrem Lager beunruhigen. Faſt jeden Tag wurden mehre Chriſten von den Leuten Fachreddin's gefangen oder getödtet. Manche kecke Muſelmänner, welche ſich in das Lager der Kreuzfahrer ſchlichen, ſchleppten einzelne Franken aus ihren Zelten als Gefangene hinweg, und retteten ſich, wenn ſie entdeckt wurden, mittels Schwimmens über den Fluß. Ingleichen ließ der Emir durch 16 große am ſüdlichen Ufer des Kanals aufgeſtellte Wurfmaſchinen das Lager der Wallbrüder und ihre Werke und Verſchanzungen ununterbrochen mit der heftigſten Wirkung beſchießen. Nicht minder beſchädigte die bei Manſurah aufgeſtellte Flotte der Muſelmänner die Schiffe der Franken, welche dem Heere derſelben gefolgt waren, und nahm ein mit 200 Mann beſetztes Schiff, und verbrannte ein anderes einige Tage ſpäter. Als König Ludwig durch Kundſchafter erfuhr, daß der Emir wieder einen Angriff auf das chriſtliche Lager zu machen vorhätte, ordnete der König alles dergeſtalt an, daß der Graf von Artois, ſein Bruder, die bedeckten Gänge und die Maſchinen unter ſeiner Aufſicht haben ſollte; der König und der Graf von Anjou, nachheriger König von Sicilien, übernahmen die Aufſicht des Lagers gegen die Seite von Babylon. Der Graf von Poitiers mit dem Herrn von Joinville und den andern von der Champagne erhielten die Beſchützung des Lagers aufgetragen. Der Emir zog ſeine Leute auf die Inſel, zwiſchen dem Arme von Damiette und dem von Rexi, da wo das chriſtliche Lager war, und ſtellte ſein Treffen von dem einen Arme bis zum andern. Gegen dieſes Heer rückte der nachmalige König von Sicilien und ſchlug es. Viele davon ertranken in beiden Flußarmen; und dennoch blieb noch ein großer Theil übrig, den die Chriſten nicht anzugreifen wagten, wegen der zwiſchen den Flußarmen ſpielenden Maſchinen der Sarazenen. Die Muſelmänner kamen auch gegen den Grafen von Poitiers und den Herrn von Joinville und die andern aus der Champagne, und ſie gingen ihnen entgegen, und trieben ſie weit in die Flucht, und viele von den Sarazenen fanden den Tod [10]). Doch verließen die Muſelmänner, welche im Haupttreffen gegen den Grafen von Anjou ſtanden, das Schlachtfeld nicht als völlig Geſchlagene, ſondern führten außer dem Verluſt, welchen ſie den Chriſten durch Tödtung mehrer Franken beigebracht, andere als Gefangene hinweg, und am folgenden Tage (im Ja-

6) Wilken a. a. O. S. 130 ſagt: Joinville nenne den Emir Fachreddin Seecedine le fils au Seic (Ebn-al-Schaich). Dagegen wird in den Anmerkungen zu der Überſetzung des Joinville von H. E. G. Paulus, bei Schiller und Woltmann, Allgem. Sammlung hiſtor. Memoires. 1. Abth. 4. Bd. S. 287 bemerkt zu S. 65 Secedin: „Schaik-eddin, Fürſt des Geſetzes. Daß Friedrich II. ihn zum Ritter geſchlagen habe, war wol nur Schlußfolge aus ſeinem Fahnenwappen; oder war er Renegat? — Mit dem erſten Anführer Fekrdin (Fachreddin) war der Sultan wegen ſeines Rückzuges von Damiette höchſt unzufrieden. Vermuthlich war deswegen Secedin an der Spitze des Heeres." 7) Dieſes ſtimmt zu dem Umſtande, daß Fachreddin den Bezeichnungsnamen Othman hat; ſ. Überſetzung der Allgem. Welthiſt. herausgeg. von Semler. 21. Th. S. 204. 8) Koran Sure IX. V. 41 (43).

9) Dſchemaleddin bei Reinaud S. 457. Vgl. Wilken S. 133. 134. 10) Joinville a. a. O. S. 65. 66.

nuar 1250) wurden 67 Gefangene, unter welchen man drei Tempelherren bemerkte, nach Kahirah, der Hauptſtadt, als Zeichen des gewonnenen Siegs gebracht [11]). Wie Matthäus Paris zum Jahre 1250 erzählt, rief der Emir Huſameddin, Statthalter von Kahirah, einige in der Schlacht bei Gaza gefangene Tempelherren, Hoſpitaliter und andere Kreuzfahrer, welche zu Kahirah in Sklaverei ſchmachteten, heimlich zu ſich, gab ihnen die Freiheit und ſandte ſie zu dem Könige von Frankreich mit dem Auftrage, ihm zu melden, er (Huſameddin) ſei bereit, dem Könige, ſobald er mit ſeinem Heere anlangen würde, die Städte Kahirah und Misr mit allen darin befindlichen Schätzen zu übergeben, und ſich ſelbſt zu dem chriſtlichen Glauben zu bekennen; der König möchte nur eilen, den Marſch gegen Kahirah fortzuſetzen und ſich durch die Anſtalten des Anführers des ſarazeniſchen Heeres nicht abſchrecken laſſen, da der König der Franken in Kahirah in jedem Falle Sicherheit finden würde und auf jede Unterſtützung rechnen könnte. Dieſe Verrätherei ward entdeckt, der Emir Huſameddin büßte dafür mit dem Verluſte ſeiner Freiheit und Kahirah und Misr wurden mit ſtärkerer Beſatzung, auf deren Treue der Anführer des Heeres ſich verlaſſen konnte, verſehen. So nach Matthäus Paris. Aber nach beglaubigten morgenländiſchen Nachrichten [12]) war der Emir Huſameddin noch ſpäterhin im Beſitze ſeiner Statthalterſchaft. Zwar erfuhr er von dem leichtſinnigen Sultan Turanſchah einige Kränkungen, ſtand jedoch deren ungeachtet bei ſeinen Glaubensgenoſſen in großem Anſehen. Nach Matthäus Paris, welcher den Emir Fachreddin als den Bruder des Statthalters von Kahirah bezeichnet, ward Huſameddin zu jenem Antrage, den er dem Könige Ludwig gemacht haben ſoll, dadurch bewogen, daß der Sultan den Emir Fachreddin habe hinrichten laſſen. Aber dieſes iſt erweislich falſch. Hat Huſameddin jenen Antrag wirklich gemacht, ſo hat er es am wahrſcheinlichſten deshalb gethan, weil er mit dem Atabek oder Reichsverweſer Fachreddin im Zwieſpalte lebte. Den 7. Febr. 1250 am frühen Morgen drangen die Kreuzfahrer über den Kanal, überraſchten die Sarazenen, welche in dieſer frühen Zeit des Tages größtentheils in den Armen des Schlafes lagen, in ihrem, an der ſüdlichen Seite von Manſurah errichteten, Lager, und ſandten viele Muſelmänner in ihren Zelten in den Tod. Zur Zeit, als das Geſchrei erhoben wurde, daß die Chriſten das Lager erobert hätten, befand ſich der Emir Fachreddin im Bade, beſtieg in der größten Haſt ſein Roß, eilte an den Ort der Gefahr und fand den Tod [13]). Nach dieſem Ereigniß war die größte Planloſigkeit in den Angriffen der Muſelmänner ſichtbar und die Chriſten gewannen in der Schlacht von Manſurah, welche von der Frühe des Morgens bis zum Sonnenuntergang währte, den Sieg. (*Ferdinand Wachter.*)

11) Dſchemaleddin a. a. O. S. 458. Vgl. Wilken a. a. O. S. 140. 12) *Renaud*, Extraits p. 459. 467. 469. 473 fg. 13) Dſchemaleddin bei demſelben S. 458; *Abulfeda*, Ann. mosl. T. IV. p. 506. Epistola S. Ludovici de captione et liberatione sua (bei *Du Chesne*, Scriptt. Rer. Franc. p. 428), welcher den Emir Fachreddin durch Capitaneus Saracenorum bezeichnet. Relation manuscripte bei *Michaud*, Hist. des Croisades. T. V. p. 571, welcher den Emir Fachreddin Lachardin, wofür wahrſcheinlich Fachardin zu leſen iſt, nennt; Joinville S. 86, Vgl. Wilken a. a. O. S. 159.

FACHWERK, nennt man im Bauweſen diejenige Art Wände, deren Gerippe aus Holz beſteht und Fache bildet, die mit Steinen oder Lehm u. ſ. w. ausgefüllt oder mit Bretern benagelt ſind; gegenſätzlich zu den Wänden, die ohne Holz, gänzlich aus unverbrennlichen Stoffen beſtehen und die man maſſiv nennt. Der Fachwerksbau iſt unſtreitig der allerälteſte, wenngleich in ſeinen erſten Anfängen nur die Keime zu der Ausbildung liegen mochten, die er ſpäter erlangte. Aber es gehörten zu jenen Anfängen auch nur grade ſoviel Hilfsmittel und Geſchicklichkeiten, als den erſten Unternehmern derſelben zugeſchrieben werden können, während zur Überwindung der Schwierigkeiten beim Steinbau ſchon diejenige Erfahrung und Übung vorangegangen ſein mußte, welche die Beſchäftigung mit dem näher liegenden Holzbau erlangen ließ.

Das Gerippe einer Fachwerkswand beſteht nun hauptſächlich aus vier verſchiedenen Theilen: 1) der Schwelle (Sohle), 2) den Stielen (Säulen, Pfoſten, Ständern), 3) dem Rahmſtück (Blattſtück, auch wol Pfette), 4) den Riegeln, welche die Fache zu der gedachten Ausfüllung oder Übernagelung bilden. Die Schwelle liegt wagerecht, durch einen über dem Erdboden erhöheten gemauerten Grund der Feuchtigkeit entzogen; darauf werden die Stiele, mittels Zapfen, ſenkrecht aufgeſtellt, und in derſelben Art wird wieder das Rahmſtück in wagerechter Lage mit den Stielen verbunden. Die Entfernung dieſer, unter einander, bei einem ganzen Gebäude, richtet ſich nach mancherlei Verhältniſſen, zunächſt nach der Breite der Thüren und Fenſter, da dieſe an beiden Seiten durch Stiele begrenzt werden, und dann nach der Stellung der innern Scheidewände, die ſtets auf einen Stiel treffen müſſen. Dazwiſchen, oder wenn eine Wand herzuſtellen iſt, bei der weder Öffnungen noch andere Maßgaben zu berückſichtigen ſind, iſt die Vertheilung der Stiele willkürlich, nur muß man des guten Anſehens wegen dafür ſorgen, daß die Zwiſchenräume gleich breit, und der Dauer wegen, daß ſie nicht zu groß, d. h. nie über ſechs Fuß breit, werden. Die gewöhnliche Breite iſt drei bis vier Fuß. Zwiſchen den Stielen werden die Riegel, auch etwa in drei- bis vierfüßigen Zwiſchenräumen der Höhe — je nachdem der Raum zwiſchen Schwelle und Rahmſtück bei gleichmäßiger Vertheilung es erfodert — wagerecht eingezapft und die Zapfen mit Holznägeln befeſtigt. Jede Reihe ſolcher Riegel heißt gewöhnlich eine Riegelbahn. In dieſer Art wird alſo das ganze Viereck der Wand in viele kleine Vierecke eingetheilt, die indeſſen alle möglicher Weiſe durch äußere Gewalt verſchoben werden können. Dieſem ſucht man nun entgegenzuwirken durch Anbringung ſchräg geſtellter Holzſtücke in den Fachen, welche man Bänder nennt. Dieſe Bänder werden entweder, wie es früher geſchah und noch jetzt in holzreichen Gegenden geſchiehet, in allen, oder doch in mehren Fachen angebracht, und zwar entweder ſo, daß

ſie abwechſelnd in entgegengeſetzter Richtung ſtehen, oder daß je zwei in jedem Fache ein liegendes Kreuz (Andreaskreuz), oder mehre irgend eine andere zierliche Figur bilden. Wo man aber eine vernünftige Holzerſparung eintreten läßt, wendet man nur an jedem Ende derjenigen Wand, die jenen nachtheiligen Wirkungen ausgeſetzt ſein kann, ein Strebeband, beide in entgegengeſetzter Richtung, an, das unten in der Schwelle, und oben im Rahmſtücke ſtehend, durch alle Riegel des erſten Stielzwiſchenraums hindurchgeht, und vorzugsweiſe Sturmband (Schubband, Strebeband) genannt wird. Die Wirkſamkeit aller dieſer Anordnungen gegen das Verſchieben erklärt ſich, wenn man bedenkt, daß durch die ſchrägen Bänder, mit den wagerechten und ſenkrechten Hölzern, Dreiecke gebildet werden, die nicht verſchiebbar ſind. Doch darf man die theoretiſch allerdings begründete Anſicht über die Verſchiebbarkeit der viereckigen Fache ohne Bänder nicht eben ängſtlich in der Ausführung berückſichtigen, da es in der That beinahe nicht möglich iſt, daß eine ordentlich gearbeitete, in viele Fache getheilte und in dieſen ausgemauerte, ausgeklebte oder mit Bretern benagelte Wand ſich verſchieben könne.

Auf dieſe Art nun ſind bei einem aus Fachwerk beſtehenden Hauſe die Wände verbunden. Das Holz dazu nimmt man gewöhnlich fünf bis ſechs Zolle, d. h. ſo dick als die Steine breit ſind, mit denen man die Fache vermauern, oder als man die Ausklebung mit Lehm machen will. Sehr wohl thut man aber, wenn man den Stielen eine größere Breite gibt, damit die aufeinanderſtoßenden Zapfenlöcher der Riegel erſtere nicht zu ſehr ſchwächen, was beſonders auch bei den Eckſtielen, und um ſo mehr zu berückſichtigen iſt, als dieſe an zweien Seiten den nachtheiligen Wirkungen der Witterung ausgeſetzt ſind. — Kann man aber durchgängig nur ſchwaches Holz nehmen, ſo muß man die Riegel, umwechſelnd in jedem Fache, einmal höher und einmal tiefer ſetzen, damit die Zapfenlöcher gar nicht auf einander treffen. Bei demjenigen Stiel, auf den eine Querwand trifft, der alſo an dreien Seiten gelocht wird (er heißt *Bundſtänder* oder *Bundſtiel*) dürfen die Riegelbahnen der Querwand keinenfalls in der Höhe der Frontriegel liegen. Werden die Riegel, der Erſparung wegen, von weniger dickem Holze als die Stiele gemacht, ſo muß das Zimmerwerk dennoch ſo angeordnet werden, daß außen die Holzflächen alle in einer und derſelben Verticalebene liegen — nach der Zimmerſprache *bündig* ſind; — immer kann der Unterſchied leicht und ohne Nachtheil ausgeglichen werden. Auf den Rahmenſtücken erhalten die Deckenbalken ihr Auflager. Bekommt das Gebäude noch ein Geſchoß, ſo legt man auf die Balken eine zweite Schwelle, die man Saumſchwelle nennt und in die wieder, wie unten, die Stiele verzapft werden u. ſ. w.

Es iſt nicht räthlich, das Holzwerk von Außen mit Mörtel zu überziehen (zu putzen); denn da ſich derſelbe nicht mit dem erſtern verbindet, ſondern blos mechaniſch daran hängt, ſo kann leicht Feuchtigkeit dazwiſchen dringen und dem Holze ſo beiweitem mehr ſchaden, als wenn es frei iſt und alſo unbehindert austrocknen kann. Auch ſpringt der Putz gewöhnlich ſehr bald ab, da das Holzwerk ſich mit der Zeit mehr und mehr zuſammendrückt (ſich ſetzt) und der Putz an den Ausmauerungen oder ſonſtigen Ausfüllungen der Fache ſich anders verhält als an dem Holze. Im Innern iſt er einmal eine Nothwendigkeit (wenn die Wände nicht wie in einigen holzreichen Gebirgsgegenden getäfelt werden) und hält ſich auch dort länger, da er weniger den nachtheiligen Wirkungen äußerer Umſtände ausgeſetzt iſt.

Mehres über die Technik des Fachwerkbaues iſt in dem Artikel über die *Zimmermannskunſt* im Allgemeinen nachzuleſen.

Die älteſten Wohn- und Prachtgebäude der Griechen und Römer waren, wie wir aus ihren Schriftſtellern wiſſen, von Holz, und im Weſentlichen wahrſcheinlich in der vorbeſchriebenen Art zuſammengeſetzt, da ſchon Vitruv dieſelbe kennt. Ebenſo waren in den erſten Jahrhunderten des Mittelalters in unſerm Vaterlande ſämmtliche Baue nur Fachwerk. — Bis ins 9. und 10. Jahrhundert hinein waren ſogar ſteinerne Kirchen eine Seltenheit, und Wohnhäuſer von Stein noch in viel ſpäterer Zeit ſo ungewöhnlich, daß ſie nach dieſem Stoff, zum Unterſchied von den anderen aus Holz, benannt wurden. Daher kam es, daß ſich die Kunſt des Fachwerkbaues bei dem Reichthume der Städte im Mittelalter und dem Sinne der Bürger für Schönheit und Zierlichkeit, beſonders da ausbildete und zu achtungswerther Höhe aufſchwang, wo das Holz im Überfluß vorhanden und paſſendes, leicht bearbeitbares Geſtein ſchwieriger anzuſchaffen war. Noch jetzt ſehen wir in Nordteutſchland, beſonders in dem Weſtfäliſchen, Hanover'ſchen und den Harzgegenden die tüchtigſten und zierlichſten Fachwerksgebäude aus dem 15. und 16. Jahrhundert, und hin und wieder ſogar wol noch ältere. Auch in England und dem ſcandinaviſchen Norden finden wir ſie und zwar auch ſolche, die noch ein Paar Jahrhunderte höher hinaufreichen als bei uns. Die merkwürdigſten Dorfkirchen aus Holz beſtehen noch in den innern Landſchaften Norwegens, wo man ihrer einige findet, die wol aus dem 12. Jahrhundert und früher herſtammen können, und in denen der Holzbau, ſowie auch die Holzbildnerei in einem höchſt eigenthümlichen Gepräge aufs Bewunderungswürdigſte ausgebildet iſt.

In neuerer Zeit hat man ſich in den teutſchen und übrigen europäiſchen Flachlanden, im Allgemeinen, für beſſere, und beſonders für öffentliche Gebäude gänzlich und mit Recht von dem Fachwerksbau abgewendet. In den Alpengegenden wird er noch jetzt, dem Lande angemeſſen, und eigenthümlich zierlich ausgebildet für Wohn- und Wirthſchaftsgebäude ausgeübt; in den Mittelgebirgen weniger durchgängig und ohne beſonderes Gepräge. Im Ganzen möchte der Dauerhaftigkeit und Sicherheit wegen der Steinbau ohne Frage dem Fachwerksbaue vorzuziehen ſein. Auch wird es bald Zeit, daß der einreißenden Holznoth allerwärts durch feuerſichere Häuſer geſteuert werde.

Schließlich mögen des Altmeiſters Vitruv bezügliche Worte (2. B. Cap. 8) ſeines Werks über die Baukunſt,

hier Platz finden. Er ſagt: „Fachwerk möchte ich wünſchen, wäre nie erfunden worden; denn je vortheilhafter es in Anſehung der Geſchwindigkeit und des Raums iſt, um deſto mehr iſt es in Rückſicht der Feuersgefahr dem gemeinen Weſen nachtheilig, da es ſich gleich Fackeln entzündet. Es ſcheint mir daher weit rathſamer, lieber die Koſten der brandſteinernen Wände nicht zu ſcheuen, als der Erſparniß wegen bei Stockwerkswänden beſtändig in Feuersgefahr zu ſchweben. Überdies berſtet auch die Bekleidung in der Gegend der Stiele und Riegel u. ſ. w."
(*Stapel.*)

Facio ut des etc., ſ. Vertrag.

FACIUS (Johann Friedrich), geb. am 26. Jan. 1750 zu Coburg, der dritte Sohn des herzoglichen Raths und Secretairs Daniel Wilhelm Facius, verlor früh ſeinen Vater. In ſeinem dreizehnten Jahre ward er Zögling des Gymnaſiums zu Coburg. Frommann, Gruner, Feder, Harles, Bartenſtein und Prätorius waren dort ſeine vorzüglichſten Lehrer. Eine entſchiedene Vorliebe zeigte Facius für Philologie. Er beſaß gründliche Sprachkenntniſſe, als er 1767 nach Göttingen ging. Auch dort blieb ihm, neben ſeinen theologiſchen Studien, ein ungeſchwächtes Intereſſe für Philologie. Durch Heyne ward in ihm die Liebe zur Alterthumskunde geweckt und ſein Geſchmack geläutert. Jener berühmte Mann unterſtützte den wißbegierigen Jüngling mit Rath und That. Er nahm ihn in das philologiſche Seminar auf und verſchaffte ihm dadurch neue Gelegenheit und eine gründliche Bildung. Als er Göttingen im Herbſte 1769 verließ, um in Hanover eine Hauslehrerſtelle anzutreten, die ihm Heyne verſchafft hatte, blieb er mit dieſem Gelehrten in faſt ununterbrochenem Briefwechſel, nicht nur über die Wahl ſeiner literariſchen Arbeiten, auch über alle wichtigen Angelegenheiten ſeines Lebens erbat er ſich ſeinen Rath und ſeine Belehrung. Die noch vorhandenen Briefe Heyne's zeigen den für Freundſchaft empfänglichen, von reger Theilnahme beſeelten Mann, wie ihn ein Zeitgenoſſe geſchildert [1]). Als Facius ſich in ſeine Lage als Hauslehrer nicht recht zu finden wußte, und aus Mangel an Nachgiebigkeit mit dem Vater ſeiner Eleven in mannichfache Irrungen gerieth, ſprach ihm Heyne Muth ein, äußerte aber doch, „bei aller Gelehrſamkeit der Welt werde er ein unbrauchbarer Mann bleiben, wenn er nicht mit Andern umzugehen lerne."

Aus ſeiner ungünſtigen Lage befreite ihn ſein Jugendlehrer Harles, der ihn nach Erlangen rief, wo er Profeſſor geworden war. Facius ſah ſich jedoch getäuſcht in der Hoffnung, durch ihn eine Anſtellung auf der Univerſität zu erhalten. Heyne tröſtete ihn in einem Briefe vom 19. Auguſt 1770 mit den Worten: „Die Vorſehung wird Ihnen gewiß anderswo ihr Unterkommen verſchaffen, und vielleicht fügt ſich dies eher, als Sie glauben. Ihr Wohl, Ihre Ruhe und der Nutzen, den Sie durch Erweiterung Ihrer Kenntniſſe und Fähigkeiten der Welt leiſten können, wird mir ſtets gegenwärtig ſein, und ich werde nichts verſäumen, wo ich Ihnen zu dienen das Glück haben könnte." Als Facius bald nachher zum erſten Mal als Schriftſteller auftrat, urtheilte Heyne ſehr günſtig über dieſe Jugendarbeiten. Die erſte war die 1772 zu Erlangen gedruckte Epistola critica in aliquot Orphei et Apollonii Rhodii Argonaut. loca; die zweite Schrift war eine antiquariſche Abhandlung [2]). Über die Epistola critica ſchrieb Heyne:

„Ich wünſche Ihnen zu dieſer Probe ihrer Fähigkeiten und Kenntniſſe von Herzen Glück, und verſpreche mir die erfreulichſten Folgen davon. Ich freue mich, etwas von Ihnen in Händen zu haben. Daß ich es zu Ihrem Vortheil gebrauchen werde, können Sie verſichert ſein." Auch für die ihm zugeſandte Abhandlung über die Ägis dankte Heyne freundlich. „Die Schrift," äußerte er in ſeinem Briefe, „wird bei Kennern gewiß einen guten Begriff von Ihren gelehrten Kenntniſſen und den Erwartungen erwecken, welche die gelehrte Welt ſich noch künftig von Ihnen machen kann, wenn Sie ſich in einer ruhigern Lage befinden werden. Freilich ſcheint Sie die Vorſehung erſt gegen Mittag in den Weinberg berufen zu wollen." Auch in Kloſterbergen, wohin ihn ſein Jugendlehrer, der dortige Abt Frommann, im Jahre 1773 gerufen, ſchien Facius ſich nicht ſonderlich zu gefallen in der ihm übertragenen Lehrerſtelle. „Den Zuſtand und die Verfaſſung von Kloſterbergen," ſchrieb ihm Heyne, „hätte ich mir kaum ſo ſeltſam gedacht." Er äußerte ſein Bedauern darüber, meinte aber doch, es ſei gut, daß Facius eine gewiſſe Übung im Dociren und im Umgange mit jungen Leuten gewönne, was ſein Fortkommen erleichtern möchte. Nach Frommann's Tode (1774) ging Facius nach Coburg, und übernahm dort den Privatunterricht mehrer adeligen Zöglinge des Gymnaſiums. Daneben ſetzte er ſeine philologiſchen Studien fort. Auf Heyne's Rath beſchäftigte er ſich mit einer kritiſchen Ausgabe des Trauerſpiels Oreſt von Euripides. Heyne äußerte ſeine Zufriedenheit mit den ihm zur Beurtheilung geſandten Proben. Auf die Bitte, ihn in die gelehrte Welt einzuführen, antwortete Heyne mit rühmlicher Beſcheidenheit: „Sie wünſchen eine Vorrede zum Oreſt von mir. An meiner Bereitwilligkeit dazu können Sie nicht zweifeln. Allein ich zweifle daran, daß bei dem jetzigen Orte ihres Aufenthalts mein Name Ihnen von einigem Vortheil ſein dürfte. Wären Sie noch in hieſigen Gegenden, ſo würde ich nichts dagegen einwenden. Ich ſollte glauben, eine Empfehlung vom Herrn Hofrath Harles müßte Ihnen zuträglicher ſein." Indeſſen verſprach Heyne doch die Vorrede zu liefern, und tröſtete ihn über ſeine noch immer ungewiſſe Lage mit den Worten: „Leben Sie der Gewißheit, daß das männliche Alter für Sie gewiß heiterer ſein wird, als Ihre Jugend. Es iſt Ihnen noch nicht ſo übel, noch lange nicht ſo übel gegangen als mir. Ich machte meine Rechnung mit dem Glück auf Nach-

1) G. G. Heyne, biographiſch dargeſtellt von A. H. L. Heeren. S. 403 fg.

2) Über die Ägis (Erlangen 1778.); ſpäterhin in den Collectaneen zur griechiſchen und römiſchen Alterthumskunde. (Coburg 1811.) S. 124 fg. gedruckt.

ſicht von zehn bis zu zehn Jahren, und kam bis in das dritte Decennium, ehe es ſich mit mir ausſöhnte."

Die Ausgabe des Oreſt erſchien nicht lange nachher, als Facius außerordentlicher Profeſſor am Gymnaſium zu Coburg geworden war. Der guten Aufnahme ſeiner Schriften und den Fortſchritten ſeiner Zöglinge hatte er dies Lehramt zu verdanken gehabt. Heyne dankte ihm für das überſandte Exemplar [3]) mit den Worten: „Sie haben mich mit Ihrem Oreſt erfreut. Ich hoffe, er ſoll Ihnen Ehre machen, und auch zu Ihrem fernern Glücke beitragen. Ich meines Theils will ihn ſofort durchlaufen und in den gelehrten Anzeigen in unſerm gewöhnlichen Ton, alſo ohne unmäßige Lobeserhebungen, aber mit gegründetem Beifall anzeigen. Haben Sie noch ein oder zwei Exemplare, ſo wollte ich ſie nach Holland befördern."

Zufrieden mit ſeinem Wirkungskreiſe nöthigten ihn doch ſeine beſchränkten Einkünfte, Heyne's Verwendung für eine einträglichere Stelle in Anſpruch zu nehmen. 1779 zeigten ſich Ausſichten zu einer etwas vortheilhaftern Veränderung. Es war eine Hauslehrerſtelle in Siebenbürgen, die ihm unter nicht verwerflichen Bedingungen angetragen ward. Aus Liebe zu ſeiner unabhängigen Lage wies er die Stelle von ſich. „Daß Sie nicht nach Siebenbürgen gegangen," ſchrieb Heyne, „billige ich auf alle Weiſe. Im Hofmeiſterſtande machen Sie ohnedies nie Ihr Glück; das müſſen und werden Sie ſich durch Ihre humaniſtiſchen Studien erwerben."

Im Jahre 1783 war es Heyne endlich gelungen, eine Stelle zu finden, die, wenn ſie auch ſonſt ſeines Freundes Wünſchen nicht ganz entſprach, doch ſeine Lage in ökonomiſcher Hinſicht verbeſſerte. Es war die zweite Profeſſur an dem Archigymnaſium zu Dortmund. Den von ihm verlangten Lehrgegenſtänden der Philoſophie, Mathematik und den Anfangsgründen der Jurisprudenz glaubte er nicht gewachſen zu ſein. Er benutzte dieſe Gelegenheit, um einen erhöhten Gehalt nachzuſuchen, den er auch mit dem Charakter eines ordentlichen Profeſſors erhielt. Doch irrte er ſich, als er glaubte, Heyne werde ſeine ablehnende Antwort auf dies unter vortheilhaften Bedingungen ihm gemachte Anerbieten übel aufnehmen. Sein Gönner ſchrieb ihm vielmehr am 3. Nov. 1783: „Sie können vollkommen unbeſorgt darüber ſein, daß Sie den Ruf nach Dortmund ausgeſchlagen. Die Abſicht war allein auf Ihre Verſorgung gerichtet, und da dieſe nun erfolgt und durch den von hier erhaltenen Ruf beſchleunigt worden iſt, ſo haben Sie nun alles, was wir wünſchten. Es bleibt nun nichts übrig, als daß Sie in Ihrer Stelle glücklich ſind, und den Nutzen ſtiften, der von Ihnen erwartet wird. Zeit haben Sie in der Welt genug gehabt, um ſich dazu vorzubereiten. Auch an Ihrem Beiſpiel ſehen Sie nun, daß man die gute Vorſehung walten laſſen, und das, was ſich darbietet, bis das Beſſere kommt, nutzen muß. Laſſen Sie's ſich nicht gereuen, daß Sie trübe Tage gehabt haben; die guten genießen ſich nun deſto beſſer. Daß Sie dort Liebe zum Griechiſchen erwecken, iſt mir von einer ſehr glücklichen Vorbedeutung für das Fernere, das, wie ich hoffe, Ihnen viele frohe Tage bringen ſoll."

In ſeinem Briefe hatte Heyne auch den Wunſch ausgeſprochen, daß Facius ſich einer großen und gründlichen literariſchen Arbeit widmen möchte. Es ward darüber viel hin und her geſchrieben. Er entſchied ſich endlich 1794 für eine Ausgabe des Pauſanias, worüber er ſeines Freundes Rath und Belehrung einholte. „Das Beſte wäre," ſchrieb Heyne, „Sie arbeiteten den Pauſanias erſt völlig aus; es darf ja nichts übereilt werden. Haben Sie ihn für ſich erſt ganz durchgearbeitet, ſo legen Sie ihn einige Zeit hin, und leſen ihn dann von neuem durch. So werden Sie ſehen, daß ein Drittel der erſt flüchtig bemerkten Emendationen dahin fällt. Nun bereiten Sie ein Exemplar völlig zum Abdrucke. Erſt dann iſt es Zeit, den Verleger zu ſuchen, und der ſoll gefunden werden. Sind Sie ſoweit, daß Sie ſelbſt den Pauſanias ausgearbeitet haben, und nun ein Exemplar für den Druck einrichten wollen, ſo melden Sie mirs. Ich will Ihnen dann einen Anfang der Arbeit mittheilen, den ich einmal gemacht habe."

Faſt hätte Facius Heyne's Gunſt verſcherzt, als er während dieſer Zeit für ihn mit einem Verleger unterhandelte, mit einer leipziger Buchhandlung einen Contract abſchloß. Nicht ohne Empfindlichkeit äußerte Heyne in einem ſeiner damaligen Briefe: „Mein Wunſch, gemeinnützig zu ſein, und das Gute, wo es ſich darbietet, zu befördern, läßt mich leicht künftige Entwürfe, die ich ſelbſt noch hatte, Ihnen zu Liebe aufgeben. Ich thue etwas, was nicht leicht ein Anderer thun wird, ich ſende Ihnen hierbei zwei Collationes zu: 1) e Codice Mosinensi, 2) e Codice Vindobonensi. Noch mehr, ich ſende Ihnen den Anfang der Ausgabe, wie ich ſie zu veranſtalten gedachte, und wie ſie veranſtaltet werden muß, wenn ſie nützlich und brauchbar werden ſoll. Aber das, werden Sie ſehen, iſt eine Sache von vielem Nachdenken, und kann nicht ſo hingeeilt werden, wie Sie das Ding ſich vorgenommen haben. Faſt wird es eine Gewiſſensſache, denn in den nächſten zwanzig Jahren kann weiter keine beſſere Ausgabe zu Stande kommen. Pauſanias iſt kein claſſiſches Buch zum Leſen, ſondern zum beſtändigen Nachſchlagen, Vergleichen, Befragen und Erläutern. Auf überlegte Abſätze und Abtheilungen, auf richtige Lemmata am Ende, auf richtige und ausführliche Regiſter kommt dabei das Meiſte an. Ein Bischen Emendatt. und Conjectur iſt das Geringſte bei einer neuen Ausgabe, die für den wirklichen Gebrauch eingerichtet ſein ſoll, zumal da Pauſanias ſelbſt wenig Muſter von gutem Styl, von Deutlichkeit und von Ordnung hat; die verdammten Epiſoden machen es immer ſo ſchwer. Die vorgeſetzten Summaria taugen nichts, ſowie ſie dem Buche voranſtehen. Was Sie in Anſehung der Überſetzung thun werden, weiß ich nicht; ſie muß ſehr verbeſſert werden, wenn ſie hinzukommen ſoll. Wäre es mir möglich, den Pauſanias wieder durchzugehen, ſo wollte ich wol einige Beiträge liefern. Ich will ſehen, ob ich noch einmal einige Tage finde.

3) *Euripidis* Orestes ex recensione *J. Barnesii*, varietate lectionis et animadversionibus illustravit *J. F. F.* (Coburgi 1778.)

Es iſt noch gar zu viel an dem Schriftſteller zu thun. Den Wuſt von unbedeutenden Var. Lect. und bloßen Schreibfehlern notiren Sie doch nicht mit. Über das, was Sie erhalten, erfolgt hier das Verzeichniß, das Sie mir unterſchrieben wieder zuſenden. Der Himmel ſegne Ihre Arbeit!"

Mit dem erſten Bande des Pauſanias, der im Herbſt 1794 die Preſſe verließ, erklärte ſich Heyne vollkommen zufrieden. „Ich muß Ihnen," ſchrieb er, „meinen Dank und zugleich meinen Glückwunſch abſtatten, daß die Unternehmung ſo gut ausgefallen iſt, und daß wir nun eine gute bequeme Handausgabe von einem Schriftſteller erhalten, aus welchem ſich eine Menge gelehrter Kenntniſſe des Alterthums weiter verbreiten werden." Als 1796 das Werk vollendet war, rühmte Heyne „den darauf verwandten Fleiß, die geſunde, beſcheidene Kritik und die große Beleſenheit." „Nun hoffe ich," ſchloß er ſeinen Brief, „ſollen junge Gelehrte erweckt werden, den Pauſanias beſſer zu gebrauchen, als es bisher geſchehen iſt[4]). Die Indices ſind eine ſchwere, aber gewiß ſehr verdienſtliche Mühe, welche Ihrer Ausgabe erſt die rechte Brauchbarkeit verſchaffen kann."

Außer Heyne bezeigten auch andere Gelehrte, wie Jacobs in Gotha, Böttiger in Weimar, ſelbſt Millin in Paris der Ausgabe des Pauſanias ihren Beifall. Auch die Beurtheilungen des Werkes in den göttinger und leipziger gelehrten Anzeigen, lauteten günſtig. Späterhin (1805) gab er noch heraus: Ex Plutarchi operibus excerpta, quae ad artes spectant. Es geſchah auf Heyne's Rath, der ihn aufgefodert, aus Plutarch's Werken das zu ſammeln, was Kunſt, Künſtler und Kunſtwerke beträfe. Einzelne Programme und mehre kleine Schriften, eine Anleitung zum Styl (Coburg 1781) ein Studienplan (Ebd. 1782), eine griechiſche Blumenleſe (Ebd. 1783) waren nicht unbeachtet geblieben. Seinen Schülern ward er durch ſeine kurzgefaßte Grammatik (Coburg 1793) nützlich, die zu einer Zeit erſchien, wo ſich beſonders von Göttingen aus mehr Licht verbreitete über die philologiſchen Studien. Die Stunden der Muße benutzte Facius zur Herausgabe einer Quartalſchrift Pözile. (Coburg 1800—1801.) Auch ließ er einige Romane drucken, von denen Aleſtio (Hildburghauſen 1810) am bekannteſten geworden. Seine in teutſcher Sprache geſchriebenen gelehrten Abhandlungen ſammelte er unter dem Titel: Collectaneen zur griechiſchen und römiſchen Alterthumskunde. (Coburg 1811.) Schon früher hatte er Miscellen zur Geſchichte der Cultur und Kunſt des Alterthums herausgegeben. (Coburg 1805.) Eine zweckmäßige Auswahl des Intereſſanteſten geſtanden öffentliche Beurtheilungen auch ſeinem zu Coburg 1807 gedruckten Taſchenbuch für junge Reiſende zu, die Kunſtgalerien, Muſeen u. ſ. w. mit Nutzen beſuchen wollen.

Als Profeſſor am Gymnaſium, mit dem Charakter eines herzogl. ſachſen-coburgiſchen Raths erklärte Facius in der erſten Claſſe gewöhnlich einen römiſchen und einen griechiſchen Autor. Er wechſelte mit Salluſt, Plautus, Cicero's Reden, Curtius, der curſoriſch geleſen ward, dann mit Iſokrates, Xenophon, Thucydides u. A. Zugleich übte er die Schüler der erſten Claſſe im lateiniſchen Styl durch Ausarbeitungen, die ſie zu Hauſe machen, oder auch dadurch, daß ſie das teutſch Dictirte auf der Stelle lateiniſch nachſchreiben mußten. Die zweite Schulclaſſe unterrichtete er in der griechiſchen Grammatik, und erklärte in derſelben einen lateiniſchen Autor und zwar in ſtetem Wechſel *Plinii* Epist. und *Ciceronis* Epist. ad Famil. Bei ſeinen Schülern, beſonders der zweiten Claſſe, ſetzte er gewöhnlich zu viele grammatiſche Kenntniſſe voraus; wer ſie nicht beſaß, blieb zurück. Überhaupt gehörte, nach dem Urtheil eines ſeiner vertrauteſten Freunde, viel Eifer für die Sache dazu, um den gehörigen Nutzen aus ſeinen Vorleſungen zu ziehen, da er das Exponiren und Vorleſen der Extemporalien nach einer beſtimmten Ordnung fortgehen und abwechſeln ließ, ohne außer der Reihe einen Schüler aufzurufen, was zur Erhaltung der Aufmerkſamkeit und des Privatfleißes ſo unerläßlich ſcheint. Die Zahl ſeiner Schüler war übrigens während ſeiner 50jährigen Thätigkeit als Lehrer meiſtens ſehr groß. Selbſt mehre Ausländer zog der Ruf des Kaſimirianums nach Coburg. Die Feier ſeines Geburtstages, am 26. Januar 1821, von ſeinen Freunden veranſtaltet, wiederholte ſich ſeitdem bis zu ſeinem Tode[5]). Seinen vorletzten Geburtstag (1824) verherrlichte das von Göttingen ihm geſandte philoſophiſche Doctordiplom[6]). Die Abnahme ſeiner Kräfte ward ihm um dieſe Zeit ſehr fühlbar. Er glaubte ſelbſt, daß er bald ſterben werde. Dem Tode ſah er mit ruhiger Faſſung entgegen. „Meine Uhr iſt abgelaufen," ſagte er zu einem Freunde; „es iſt nöthig, daß ich mein Haus beſtelle." In ſeinem Teſtament verfügte er über ſein nicht beträchtliches Vermögen, über ſeine Bibliothek und Gemäldeſammlung.

Er ſtarb am 21. Juni 1825. Einige Worte an ſeinem Grabe, von dem Regierungsrath Georg Habermann geſprochen, würdigten beſcheiden ſeine Verdienſte, die er ſich als Gelehrter überhaupt und beſonders um das coburger Gymnaſium erworben. Die ebengenannte Lehranſtalt betrauerte ſeinen Verluſt in einem von dem Director Dr. Wendel verfaßten Programm. Von kleinem Körperbau, äußerſt lebhaft, dabei nach der Mode des vorigen Jahrhunderts gekleidet, hatte Facius durch eine einfache und ſehr geregelte Lebensweiſe ſich einer feſten Geſundheit zu erfreuen gehabt. Den Verluſt einer Jugendgeliebten, glaubte er, könne ihm kein anderes weibliches Weſen erſetzen. Er war daher unverheirathet ge-

---

4) *Pausaniae* Graeciae descriptio; graece recensuit, emendavit et explanavit *J. P. F.* Tom I–III. (Lipsiae 1794—1796.) Schon früher, in den Jahren 1789–1793, hatte Facius Prolusiones IV ad Pausaniam emendandum et explanandum zu Coburg drucken laſſen.

5) ſ. die Beſchreibung in Sebode's kritiſcher Bibliothek. (Februar 1823.)

6) In dem „honoris atque observantiae testandae causa" ausgefertigten Diplom wird Facius anerkannt als ein „omnis antiquitatis artisque subtilissimus judex, cujus indefesso studio ac solertiae literae antiquae permulta eaque praeclara ornamenta debent."

blieben. Seinem Charakter fehlte es nicht an liebenswürdigen Zügen. Er war ſtreng rechtſchaffen, von unbeſcholtenem Lebenswandel, gefällig gegen Jedermann und wohlthätig gegen Arme. Seiner Freunde Wohl lag ihm wie ſein eigenes am Herzen; doch ſchloß er ſich nicht leicht an Andere an. Immer blieb ihm eine gewiſſe an Mistrauen grenzende Zurückhaltung, vielleicht eine Nachwirkung ſeiner früheren ungünſtigen Glücksumſtände. Er war ſehr nachſichtig in der Beurtheilung Anderer. Aber manche ſeiner kleinen Eigenheiten ſtörten mitunter das Verhältniß zu ſeinen Freunden. Er fühlte das, und war immer bereit, zu Verſöhnung die Hand zu bieten. In ſeinem Herzen war kein Falſch. „Wenn Sie," ſchrieb er einſt einem Freund, „mir alle gute Eigenſchaften abſprechen, ſo laſſen Sie mir die Aufrichtigkeit, die ich noch nie verleugnet habe." Ungeachtet aller ſeiner kleinen Eigenheiten war er ein achtungswerther Mann, der ſich unter ſeinen Freunden und Schülern ein dauerndes Andenken geſtiftet [7]). (*Heinrich Döring.*)

FACIUS (Bartholomäus), aus Spezzia, im Gebiete von Genua, ſtammend, ward von dem bekannten Guarinus im Griechiſchen und den Humanioribus unterwieſen, lebte dann einige Zeit zu Genua, wo er ſeine Beſchreibung des Krieges von Chioggia ſchrieb (ſ. *Barth. Facii* Epist. hinter ſ. Liber de vir. illustr. p. 84), ſtudirte zu Florenz die griechiſche Sprache, kam endlich an den Hof des Königs Alphons von Neapel und ſtarb kurze Zeit nach ſeinem Todfeinde, dem Laurentius Valla, 1457 daſelbſt. Seine Schriften zerfallen:

α) in hiſtoriſche. Zu dieſen gehören ſeine De rebus gestis ab Alphonso primo Neapolitanorum rege commentariorum libri X. (*J. M. Bruti* opera nunc prim. in luc. edita ac summo stud. vetust. coll. exempl. emend. [Lugd. 1560. 1562. 4.] c. vers. lat. hist. Ital. Guicciardini, quam elab. Cod. Sec. Curio. [Basil. 1566. Fol.] und bei *Burmann*, Thes. Vol. IX. P. III. *Barth. Facii*, De rebus gestis Alphons. regis Libri VII. Ad Caesarem Gonzagam Melfit. Princ. Philoterpses et Clidanus Philoponi fratres. [Mantuae 1563. 4.] Beſt. Text ſ. a. Clement. T. VIII. p. 230—234. u. *Meusel*, Bibl. Hist. T. VI. p. 259 sq.), ſeine Schilderung des Krieges von Chioggia zwiſchen Genua und Venedig im J. 1377 oder De bello Veneto Clodiano liber ut et aliud parvi temporis bellum Venetum (bei *Burmann*, Thes. Antiq. Italiae T. X. p. IV. Einzeln ohne letztern [Lugd. 1568.]) und ſeine Geſchichte des franzöſiſch-engliſchen Krieges von 1415, (bei *Camusat*. Additam. ad Ciaccon. Biblioth. p. 883 sq.) als ad Car. Vintimilium de origine inter Gallos et Britannos belli historia.

β) in biographiſche, ſein Liber de viris illustribus. (nunc primum ex Mscr. in lucem erutus. Recensuit, praefat. vitamque autoris add. *L. Mehus*, qui nonnullas Facii aliorumque ad ipsum epistolas adjecit. [Florent. 1745. 4.])

γ) in philologiſche, wozu man ſeine lateiniſche Überſetzung der Indica und der Libri de rebus Alexandri M. des Arrian, (suppl. per Jacobum Carolum. [Pisauri 1508. Fol. Lugd. 1552. 12. Bern 1554. 8.]) ſeinen Liber de differentiis verborum latinorum (c. [Pseudo] Ciceronis libro Synonymorum et differentiarum ad L. Victorium [Rom. 1491. 4.] u. d. *Saxe*, Onom. Litt., T. II. p. 576—590. ſ. ebd. p. 428 sq.]) noch von *Mehus*, Praef. ad B. Fac. Lib. de vir. illustr. p. XIX für verloren angeſehen, und ein Carmen latinum (in d. Anecd. Romana T. III. p. 425 sq.) zählen kann.

δ) in Briefe. (Acht hinter ſ. Liber de vir. illustr., andere b. *Mittavelli*, Catal. mscs. bibl. S. Michaelis Venet. p. 372 sq.)

ε) in rhetoriſch-philoſophiſche. Hierher gehört ſein Dialogus inter Antonium Panormitam, Guarinum Veronensem et Johannem Lamolam ad Alphonsum Regem de vitae felicitate ac praestantia hominis seu de summi boni fructione (Antverp. 1556) und *Felini Sandei* De Regibus Siciliae et Apuliae epitome ed. *Freher*. (Hanov. 1611. 4.) und ſ. IV Invectivae in Laurentium Vallam (in eine zuſammengezogen und ſehr verſtümmelt in d. Miscell. di varie Operette. (Venez. 1743.) T. VII. p. 331 sq., als Antwort auf die gleiche Anzahl von Schmähſchriften deſſelben gegen ihn.

Im Allg. ſ. *Jovii* Elog. nr. 109. p. 252 sq. M. Toscani Peplus Italiae p. 395. *Cave*, Scr. Hist. Eccl. T. II. R. II. p. 268. *Fabric*. Bibl. Scr. Med. Aevi T. II. p. 427 sq. (p. 138. *Mansi*) *Burmann*, Praef. ad Thes. Ant. Ital. T. IV. p. (28. 29) Giorn. de' Letter. T. IX. p. 189 sq. XI. p. 324 sq. *Zeno*, Diss. Voss. T. I. p. 64 sq. *Niceron*, T. XXI. p. 316 sq. (Bd. XVI. p. 59 sq. Teutſch. Überſ.) *Camusat*. l. l. 891 sq. Libreria di Caproni p. 156 sq. *Tiraboschi* (ed. in 18.) T. XVI. p. 167 sq. *Mehus*, Vita Barth. Facii, vor ſ. Ausg. d. Lib. de vir. ill. (Dr. *Grässe*.)

Fackeldiſtel, ſ. Cactus und Echinocactus.

FACKELJAGD, auch Abend- oder Nachtjagd genannt, iſt wol nirgends mehr gebräuchlich. Man ſtellte dazu des Abends, nachdem das Wild auf die Felder gewechſelt war, an einem Holzrande oder hinter einer Anhöhe Fangnetze auf und jagte dann gegen Morgen daſſelbe durch Treiber, welche mit brennenden Kienfackeln verſehen waren, in die Netze, um es darin zu tödten. Ludwig XIV. jagte mit Fackeln im Walde von St. Germain Hirſche parforçe. (*Pfeil*.)

Fackelkraut, ſ. Verbascum Thapsus.

FACKELLAUF. Zu den verſchiedenen Spielen und Wettkämpfen feierlicher Art, welche mit dem Cultus der Hellenen in Verbindung gebracht, zur Verherrlichung der einzelnen Gottheiten gewidmeten feſtlichen Feier dienten,

7) Vgl. L. A. Bartenſtein's biographiſche Skizze des Profeſſors Facius in dem Progr. Lunulae Hippocratis Chii descriptio. (Coburgi 1784.) Eduard von Gruner in dem Neuen Nekrolog der Teutſchen. III. Jahrg. 1. Hft. S. 724 fg. Meuſel's gel. Teutſchl. 2. Bd. S. 284 fg. nebſt Nachträgen in den folgenden Bänden.

und bei dem nationellen Charakter, der alle dieſe Feſte auszeichnete, ſelbſt eine politiſche Beziehung und Bedeutung gewannen, gehört auch der Fackellauf, eine eigene Art des auch ſonſt bei den meiſten Feſten vorkommenden Wettlaufes, von dieſem jedoch darin verſchieden, daß er bei Nacht ſtattfand, mit brennenden Fackeln von edlen Jünglingen geübt ward, auch nur bei einzelnen beſtimmten Gottheiten, an den ihnen zunächſt veranſtalteten Feſtlichkeiten vorkam, mithin beſchränkt auf einen gewiſſen engern Götterkreis, aus dem er auch nicht herausgetreten zu ſein ſcheint, um eine allgemeinere Anwendung auch auf Feſte anderer Gottheiten, und damit eine weitere Ausdehnung zu erhalten. Dieſer engere Kreis, dem der Fackellauf angehört, iſt aber kein anderer, als der der Licht- und Feuergötter des alten Hellas: und es tritt grade hier das ſideriſche Element der griechiſchen Naturreligion in einer ſehr bezeichnenden Weiſe hervor: zumal als die Beziehungen deſſelben hier an die höchſten Gottheiten ſelbſt und ihr tiefſtes und innerſtes Weſen, das den letzten Grund ihrer ganzen Erſcheinung bildet, geknüpft ſind. Und dieſer Umſtand gibt allerdings dem Fackellauf eine höhere Bedeutung und einen tiefern ſymboliſchen Sinn, welcher die Anwendung deſſelben bei einzelnen beſtimmten Feſten und Gottheiten ebenſo ſehr erklärt, als er die Ausdehnung deſſelben und die Übertragung auf andere Feſte und Gottheiten nicht wohl möglich machte. Wenn uns nun dieſes ſideriſche Element in ſeinen verſchiedenen Verzweigungen, in denen es in Griechenland ſich erweislich vorfindet, in letzter Quelle auf den Orient zurückführt, wo wir die Grundbegriffe der Gottheiten zu ſuchen haben, in welchen auch in Hellas ein ſolches Element hervortritt, ſo würde es doch jedenfalls zu weit gegangen ſein, wenn wir auch den Urſprung dieſes Feſtes, das in ſeinem Charakter einer gymnaſtiſchen Übung doch ganz auch das nationell-helleniſche Element bewahrt, im Orient ſuchen oder daraus in irgend einer Weiſe ableiten wollten. Denn es findet ſich hier, unſeres Wiſſens, keine Spur vor, die uns als Anknüpfungspunkt dienen könnte: weder die gymnaſtiſchen Spiele und Übungen der alten Ägyptier, wie ſie uns Wilkinſon's [1]) Werk jetzt im Bilde vorführt, noch das Lampenfeſt zu Sais, von dem Herodot (II, 62) ſpricht, werden hierher gezogen werden können; noch weniger finden ſich Analogien in den Götterdienſten des mittlern und vordern Aſiens, Analogien, auf welche wir hinblicken könnten, um darin Quelle und Urſprung des helleniſchen, zunächſt und insbeſondere attiſchen, Fackellaufs zu erkennen. Wir haben demnach das Ganze wol als eine helleniſche Sitte auf helleniſchem Boden entſproſſen und gepflegt, zu betrachten, ohne daß wir die erſte Veranlaſſung und den letzten Urſprung derſelben näher und beſtimmter nachzuweiſen vermöchten. Immerhin erſcheint jedoch Athen als der Ort, wo vorzugsweiſe der Fackellauf mit der Feier von gewiſſen, nicht allen, Gottheiten verbunden war, wo er eine beſtimmte Einrichtung und Anordnung erhielt, auch mit den andern Arten gymnaſtiſcher Übung in eine nähere Verbindung und Zuſammenhang gebracht, daher auch unter die Aufſicht beſtimmter Beamten geſtellt war, welche zugleich, wie bei den die Götterfeſte verherrlichenden Chören für die ganze Ausſtattung der Fackelläufer u. dgl. zu ſorgen hatten. Es erſcheint nämlich die ganze Lampadarchie [2]), die ganze Anordnung und Einrichtung dieſes feſtlichen Fackellaufes als ein weſentlicher Theil der Gymnaſiarchie, ja, wenn wir der keineswegs jedoch, wie uns ſcheinen will, hinreichend begründeten Anſicht eines neuern Gelehrten [3]) folgen, beſteht die letztere eigentlich nur in der Lampadarchie, die, wie man auch darüber denken mag, gewiß einen Haupttheil der den Gymnaſiarchen obliegenden Verbindlichkeiten und Leiſtungen ausmachte: zumal wenn man die von ihnen zu dieſem Zwecke zu tragenden Koſten in Berückſichtigung zieht. Sie hatten zuvörderſt Sorge zu tragen, daß in den Gymnaſien die attiſchen Epheben gehörig zu dieſer Art des feſtlichen Wettlaufes vorbereitet und eingeübt, ſowie auch bei dem Eintritt des Feſtes ſelbſt, würdig und paſſend, mit Allem, was zur feſtlichen Feier und dem feſtlichen Auftreten ſelbſt gehörte, ausgeſtattet wurden [4]): und da von jedem der zehn Stämme Attika's Einer für jedes Feſt gewählt wurde, ſo entſtand unter den ſo Erwählten ſelbſt wieder ein auf die Erhöhung der Feſtlichkeit und den Glanz derſelben gerichteter Wetteifer, durch die von ihnen glanzvoll ausgeſtatteten, und durch die vorausgegangene ſorgfältige Übung wohl vorbereiteten und in dem Fackellauf eingeübten Epheben den Sieg zu erringen und damit ſich ſelbſt wie ihren Epheben eine Ehre und einen Ruhm zuzuwenden, auf welche der alte Hellene ſo großen Werth und ſo große Bedeutung gelegt hat. Der Name des Siegers, der den gebührenden Ehrenlohn empfing, wie der des Gymnaſiarchen oder Lampadarchen, ward mit Auszeichnung genannt und in Inſchriften [5]), zu dieſem Zweck aufgeſtellt, verewigt; eben weil das Ganze zugleich als ein politiſcher Act, als eine vaterländiſche, den patriotiſchen Sinn auszeichnende Handlung betrachtet ward, als ein Zeichen des edlen und würdigen Strebens tüchtiger Jünglinge, die dadurch auch zugleich zu den beſten Erwartungen für die Zukunft berechtigten. In ſofern iſt es allerdings bedeutſam, wenn Ariſtophanes [6]), im Hinblick auf die aus dem Mangel gymnaſtiſcher Übungen hervorgehende Erſchlaffung

1) Vgl. insbeſondere in deſſen Manners and Cust. sec. ser. II. p. 293 sq. mit Bezug auf Herodot's Stelle II, 91 und ſ. auch *Rosellini*, Monum. civil. III. p. 223 sq.

2) Böckh, Staatshaushalt d. Athener I. S. 496 fg. J. H. Krauſe im Theagenes S. 219 fg. und nachher, noch genauer: Hellenica I, 1 S. 201 fg. Vgl. auch C. F. Hermann, Griech. Staatsalterth. §. 161. Note 3 der dritten Ausg. — Die verſchiedenen griechiſchen Ausdrücke, womit dieſer Fackellauf (*λαμπάς, λαμπαδηφορία, ἀγὼν λαμπάδος* etc.), und was dazu weiter gehört, in Inſchriften und Stellen der Schriftſteller bezeichnet wird, hat Krauſe an den beiden angegebenen Stellen aufgeführt. 3) Haaſe in dieſer Encykl. III, 9. S. 388 fg. Vgl. dagegen Krauſe, Hellenic. I, 1. p. 188 sq., auch mit Bezug auf Böckh a. a. O. S. 495. 4) ſ. die Belege bei Böckh a. a. O. Krauſe a. a. O. S. 123. 203. 5) Vgl. z. B. Corp. Inscriptt. Graecc. von Böckh. Nr. 243. 244. 250. Anderes auch *Van Dale*, Diss. VIII, 1. p. 587 sq., den Krauſe a. a. O. S. 203 Note 3 (vgl. auch S. 201 Note 3) anführt. 6) Fröſche 1087: *λαμπάδα δ' οὐδεὶς οἷός τε φέρειν ὑπ' ἀγυμνασίας ἔτι νυνί.*

nnd Entartung der Jugend, und den daraus zu erwartenden Verfall des Staats, dem Äſchylus die Klage in den Mund legt: es finde ſich faſt keiner mehr, der im Stande ſei die Fackel zu tragen. Dies zeigt ſattſam Anſehen und Bedeutung des Feſtes von der politiſchen und nationellen Seite, welche auch nicht minder in den Leiſtungen der Gymnaſiarchen hervortritt; denn nur dieſe Rückſicht läßt es erklären, wie man den Gymnaſiarchen eine ſolche Laſt und den damit verknüpften Koſtenaufwand aufbürden konnte, der immerhin dem für die Chöre bei den Bakchiſchen Feſten gleich kam, wo nicht ihn überbot und dadurch die Lampadarchie zu einer der bedeutendern Liturgien erhob [7]); wie denn dieſelbe auch in mehren Stellen der Alten [8]) neben der Triarchie und Choregie als eine koſtſpielige Sache angeführt wird, der man ſich eben nur in der Ausſicht auf die hohe Ehre und den bleibenden Ruhm, der daraus für den Einzelnen hervorging, unterziehen mochte. Zwölfhundert Drachmen, alſo immerhin eine Summe von circa fünfhundert Gulden, war nach Lyſias [9]) der Betrag der Koſten einer ſiegreichen Gymnaſiarchie an den Prometheen: womit wol auch die Koſten der Bewirthung bei dem auf den Sieg folgenden Feſtmahl eingerechnet ſein mögen. Hier ſteht alſo die Lampadarchie ſo ziemlich gleich mit der Choregie [10]), und was von dieſer in Hinſicht auf ihre politiſche Bedeutung und Stellung gilt, mag daher auch von jener angenommen werden, um ſo mehr als bei jener noch eine tiefere religiöſe Rückſicht zu Grunde zu liegen ſcheint. Dies zeigt ſich insbeſondere in den Feſten ſelbſt, mit welchen allein ein Fackellauf verbunden war. Wenn nämlich gymnaſtiſche Übungen, Wettkämpfe, Wettläufe u. dgl. jedes Feſt begleiteten, das zu Ehren irgend einer Gottheit oder irgend eines Heros gefeiert, eben damit zugleich einen echt nationellen Charakter neben der religiöſen Feier angenommen hatte, ſo fand der Fackellauf nur bei den Feſten derjenigen Gottheiten ſtatt, in welchen der über die nächſte äußere Erſcheinung des Gottes und ſeines Feſtes wegblickende, etwas tiefer ſchauende Hellene die urſprünglich zu Grunde liegende Beziehung auf **Licht** und **Feuer** nicht verkennen mochte, welche Beziehung aber Sinn und Bedeutung der ganzen Feſtfeier, wie insbeſondere des Fackellaufs, in ſich ſchließt, und in den einzelnen Momenten, ſoweit wir ſie kennen, ſich nachweiſen läßt. Als ein ſolches Feſt treten aber zuvörderſt die **Panathenäen** [11]) hervor, dieſes Nationalfeſt, zu Ehren der großen Landesmutter Athene veranſtaltet, die auch hier in ihren tiefſten und urſprünglichſten Beziehungen als Lichtgottheit, gleichſam als das verkörperte Himmelslicht, das Alles, in der natürlichen wie in der geiſtigen Welt, in der Sphäre der Natur, der äußern Welt wie in der innern Welt des Gedankens erleuchtet und erhellt, aufzufaſſen iſt. Aus dieſem Grunde ebenſo wie auch aus der Bedeutung und dem Anſehen des Feſtes ſelbſt, das unter allen zu Athen die erſte Stelle einnahm, und mit ſonſtigen Feierlichkeiten jeder Art, als öffentlichen Aufzügen, Opfern, Wettſpielen u. dgl. verbunden war, wird es leicht erſichtlich, warum grade bei dieſem Feſte der Fackellauf nicht fehlen durfte [12]). Wenn wir hier allerdings an die **großen Panathenäen** und deren große Feſtfeier in jedem vierten Jahre zu denken haben, ſo ſcheint es doch darum keineswegs erwieſen, daß an den **kleinen Panathenäen**, welche jedes Jahr, mit Ausnahme des Jahres der großen Panathenäen, gefeiert wurden, der Fackellauf nicht ſtattgefunden: wir finden vielmehr keinen beſtimmten Grund, den Fackellauf blos auf die großen Panathenäen zu beſchränken und von den kleinen auszuſchließen [13]), zumal da Suidas [14]), und mit ihm Andere, in einer Notiz von einer jährlichen Vornahme des Fackellaufs reden, der demnach ebenſo gut an den kleinen, wie großen Panathenäen geſchah, und zwar in dem äußern Keramikus: die Fackel ward am Altar des Eros angezündet und der Lauf ging bis zu dem Altar des Anteros [15]); von der Fackel des Siegers ward das Feuer zum Opfer der Athene genommen [16]): ein gewiß nicht unbedeutſamer Zug, den wir wol mit andern zuſammenſtellen können, welche uns in dieſer Gottheit die Idee des Himmelsfeuers, des himmliſchen, göttlichen Lichtes, das aber auch wieder in andern Beziehungen als irdiſches, auf der Erde unmittelbar wirkſames, und bald als Feuer, bald als Wärme Einfluß übendes ſich darſtellt, verſinnlicht erkennen laſſen [17]). In dieſer Beziehung tritt Athene in der attiſchen Mythe bekanntlich dem Hephäſtos näher und verbindet ſich ſelbſt mit ihm [18]), die Vereinigung des himmliſchen Lichtes und des ätheriſchen Feuers mit dem irdiſchen, ſichtbaren Feuer, deſſen Repräſentant Hephäſtos iſt, darſtellend, und es wird darum auch gar nicht befremden können, daß wir die **Hephäſteen** ausdrücklich als ein Feſt erwähnt finden, an wel-

7) ſ. **Böckh** a. a. O. S. 497 und die dort ſchon angeführten Stellen. 8) ſ. insbeſondere **Iſäus** in der Rede *περὶ τοῦ Φιλοκτήμονος κλήρου* §. 60, wo er insbeſondere hervorhebt: *οὑτοσὶ δὲ Χαιρέστρατος τηλικοῦτος ὢν τετριηράρχηκε, κεχορήγηκε δὲ τραγῳδοῖς, γεγυμνασιάρχηκε δὲ λαμπάδι.* Vgl. auch *Aristotel.* Polit. V, 8. Darauf gehen auch wol die Worte deſſelben Iſäus in der Rede *περὶ τοῦ Ἀπολλοδώρου κλήρου* §. 36: *γεγυμνασιάρχηκα γὰρ εἰς Προμήθεια τουδὲ τοῦ ἐνιαυτοῦ φιλοτίμως ὡς οἱ φυλέται πάντες ἴσασιν.* Denn mit den Prometheen war, wie wir gleich näher ſehen werden, ein Fackellauf verbunden. 9) *Ἀπολογία δωροδοκίας* cf. 3: — *ἐγυμνασιάρχουν εἰς Προμήθεια καὶ ἐνίκων ἀναλώσας δώδεκα μνᾶς κ. τ. λ.* Vgl. **Böckh** a. a. O. S. 491. 497. 10) Bei **Lyſias** a. a. O. folgt daher auch unmittelbar auf die bemerkte Angabe die Aufzählung der Koſten für eine Choregie bei den komiſchen Chören von **ſiebzehnhundert** Drachmen, von **ſiebenhundert** Drachmen bei den kleinen Panathenäen u. ſ. w.

11) Über dieſes Feſt ſ. M. H. E. **Meier** in dieſer Encyklopädie III, 10. S. 277 fg., beſonders in Bezug auf den Fackellauf S. 284. 12) ſ. *Harpocrat.* s. v. *λαμπάς.* Schol. ad *Aristoph.* Ran. 129—133. **Suidas** am gleich anzuführenden Orte. *Hermias*, Commentt. in *Platonis* Phaedr. p. 78. Schol. *Platon.* p. 143 *Ruhnk.* *Bekker*, Anecdd. II. p. 395. 13) Dies ſcheint **Böckh** a. a. O. S. 496 fg. Note 677 und 678 anzunehmen geneigt. 14) s. v. *Κεραμεικὸς τόπος τῆς Ἀττικῆς ὑψηλός, ὅπου ἐπετέλουν οἱ Ἀθηναῖοι κατ᾽ ἔτος λαμπαδοῦχον ἀγῶνα.* Vgl. auch Etymolog. magn. s. v. *Κεραμεικὸς* und die Note 12 citirten. 15) ſ. *Plutarch.* Solon. 1. *Hermias* l. c. 16) *Hermias* l. c. 17) Über dieſe Auffaſſung der Athene in dem alt-attiſchen Cultus ſ. **Welcker**, Äſchyl. Trilogie S. 277 fg. 279 fg. K. O. **Müller** in dieſer Encyklop. III, 10. S. 115 fg. 18) ſ. **Welcker** und **Müller** an den angeführten Orten. **Meine** Abhandlung De Apolline Patricio (Heidelberg. 1820. 4.) §. 9. p. 19 sq.

chem ebenfalls der Fackellauf ſtattgefunden [19]). Und wenn das Gleiche an den **Prometheen** geſchah, wo man von dem Altar des Prometheus aus, bei der Akademie, zur Stadt lief, wie Pauſanias angibt [20]), ſo werden wir uns noch weniger wundern, wenn wir bedenken, daß Prometheus es iſt, der für die Sterblichen das Feuer aus den himmliſchen Sphären raubt und dadurch zum Wohlthäter des Menſchengeſchlechts, zum Vater aller Civiliſation und aller das Leben fördernden und verherrlichenden Künſte wird? Und an dem Altar dieſes um die Menſchheit ſo verdient gewordenen Heros ward die Fackel angezündet, deren die wettlaufenden Epheben ſich bedienten. Außer dieſen drei attiſchen Feſten, welche daher auch in einer Stelle des Xenophon (De republ. Athen. III, 4) nebeneinandergeſtellt und mit den Dionyſien und Thargelien in Verbindung gebracht ſind, finden wir auch mit dem Feſte des **Pan**, dem die Athener auf der Akropolis einen Tempel, auf deſſen Mahnung, erbaut hatten, neben den jährlichen Opfern auch einen Fackellauf in Verbindung gebracht [21]), der die Bedeutung dieſes Gottes und ſeine Stellung, als Wächter und Hirt der Heerden des Himmels, als ätheriſches, befruchtendes Princip, als Sonnenkraft und Himmelsfeuer, nicht verkennen läßt [22]). So tritt alſo auch hier die gleiche Grundlage, wie bei den übrigen Gottheiten, an deren Feſten ein Fackellauf ſtattfand, hervor: und daß auf der attiſchen Burg, wo die höchſten Licht- und Feuergötter, als Schirmvoigte des Landes und deſſen Segen und Gedeihen fördernd, ihre Wohnungen, ihre Tempel hatten, auch der arkadiſch-ägyptiſche Licht- und Sonnengott ſeinen Tempel und ſeinen Cultus haben mußte, wird nicht auffallend ſein können und die an Athen ergangene Mahnung, wie ſie, durch eine beſondere Veranlaſſung hervorgerufen, von Herodot erzählt wird, ſattſam zu erklären im Stande ſein. Endlich iſt uns durch Plato [23]) noch ein anderes Feſt bekannt geworden, an welchem ein Fackellauf und zwar nicht zu Fuße, wie bei den übrigen Feſten, ſondern zu Pferde (*ἀφ' ἵππων λαμπάς*), alſo ein nächtliches Wettrennen, ſtattfand. Es war das Feſt der **Bendidien**, zu Ehren einer thraciſchen, in Athen aufgenommenen und verehrten Gottheit, der **Artemis Bendis**, gefeiert. Aber auch hier iſt wol an nichts anderes zu denken als an das himmliſche Licht des **Mondes**, das in dieſer Göttin verkörpert und verehrt, auch durch gleiche Weiſe verherrlicht ward, wie bei den andern Feſten anderer Gottheiten das Himmelslicht der **Sonne**. Ob dieſe Art der Feier aus Thracien nach Athen mit der Göttin verpflanzt worden, wiſſen wir ebenſo wenig, als ob in Thracien überhaupt bei den Götterfeſten ein Fackellauf ſtattgefunden; Böckh [24]) vermuthet das Letztere. Merkwürdig aber mag es immerhin ſein, daß in einer Inſchrift zu Byzanz [25]) ein Olympiodorus, Sohn des **Bendidorus** (ein Name von **Bendis** gebildet, ſo gut Herodorus, Herodotus und ähnliche von Here) als Sieger in einem Fackellauf der Knaben (*ἄνηβοι*) an dem Feſte der Bosporien genannt wird. Was aber die Athene betrifft, ſo hatte ſie, die erwärmende Licht- und Feuergöttin, als **Athene Hallotia** zu Korinth verehrt, ebendaſelbſt einen Fackellauf mit ihrer Feſtfeier verbunden [26]); auch der Fackellauf der Jünglinge zu Koreſſia auf der Inſel Kos galt, wie Böckh [27]) vermuthet, der Athene, welche auf dieſelbe Weiſe auch durch Fackellauf zu Neapolis geehrt ward [28]), ebenſo wie auch zu Teos [29]), und in dem ſpätern Ilion, auf deſſen Münze die **Athene Ilias** mit einer Fackel oder Lampe in der Hand erſcheint [30]). Selbſt bei einem Feſte der Demeter auf der Inſel Scyros, einer der Cycladen kommt der Fackellauf vor [31]), alſo zu Ehren der Demeter, die hier wol in einer ähnlichen Beziehung wie **Artemis** gefeiert war: und ſogar der als **Dionyſos Lampter** zu Pallene verehrte und durch ein ähnliches Fackelfeſt verherrlichte Gott [32]) erſcheint, wie ſchon der Beiname andeutet, hier auch in anderer Beziehung wie ſonſt, als ein höheres Lichtweſen, als einer aus dem Kreiſe der Licht- und Feuergötter. Für die Ausbreitung dieſer Sitte und ihre Bedeutung bei dem Cultus ſpricht gewiß auch der Umſtand, daß Alexander der Große in Suſa neben andern Wettkämpfen auch einen Fackellauf aufführen ließ [33]). Auch geht daraus ſoviel mit Sicherheit hervor, daß, wenn uns gleich hauptſächlich von Athen aus über den Fackellauf mehr Nachrichten zugekommen ſind, doch derſelbe keineswegs auf dieſe Stadt und die dort verehrten Licht- und Feuergötter beſchränkt erſcheint, ſondern ſo gut, wie andere Arten ſolcher feſtlichen Spiele und Wettkämpfe, auch in andern Städten begangen ward, von welchen uns jedoch weniger Nachrichten zugekommen ſind, die Allgemeinheit der Sitte mithin nicht wohl zu beſtreiten iſt.

---

19) *Herodot.* VIII, 95 und die weiteren Nachweiſungen in **meiner** Note zu dieſer Stelle. T. IV. p. 134. 20) I, 30. §. 2., nebſt **Welcker** a. a. O. S. 120 fg. 21) ſ. die Erzählung bei *Herodot* VI, 105 mit **meiner** Note (T. III. p. 374) und den daſelbſt gegebenen weiteren Nachweiſungen. 22) über dieſe Bedeutung des Pan ſ. **Creuzer** in der Symbolik IV, 1. S. 69 fg. der dritten Ausg. 23) ſ. Polit. I. zu Anfang und I, 24 mit den Auslegern, von denen Einige früher hier, im Widerſpruche mit Plato ſelbſt, an den Fackellauf bei den Panathenäen denken wollten; ſ. Aſt's Note S. 315. 321 fg. über die **Bendis** ſ. *Hesych.* s. v. *δίλογχον*: — *τὴν γὰρ σελήνην Βένδιν καὶ Ἄρτεμιν νομίζουσιν.*

24) ſ. Corpus Inscriptt. ad Nr. 2034. Hiernach hätten attiſche Coloniſten nach Thracien das Feſt gebracht. 25) im Corp. Inscriptt. Gr. Nr. 2034. 26) ſ. Schol. ad *Pindar.* Olymp. XIII, 56. **Krauſe**, Hellenica I, 1. p. 204. Note 9 und **Creuzer**, Zur Gemmenkunde S. 60 fg., vgl. 168 fg. Note 113. Symbolik III, 2. S. 435 fg. der dritten Ausg. 27) ſ. ad Corp. Inscriptt. Nr. 2360. Vol. II. p. 289. 28) ſ. Corp. Inscriptt. ad Nr. 287. Vol. I. p. 397. **Krauſe** a. a. O. II, S. 753. 754. Note 112. 29) ſ. Corp. Inscriptt. ad Nr. 3088. Vol. II. p. 575. 30) *Eckhel*, Doctr. Num. II. p. 84. Vgl. auch **Creuzer**, Zur Gemmenkunde S. 169. 31) ſ. Corpus Inscriptt. Nr. 2347. (Vol. II. p. 276 sq.) 32) Ein eigentlicher **Fackellauf** (*λαμπάς*) ſcheint es kaum geweſen zu ſein, ohne daß jedoch in Sinn und Bedeutung des Gottes und der ihm gewidmeten Feier dadurch eine Veränderung hervorgerufen iſt. Pauſanias nämlich ſpricht ſich (VII, 27. §. 3) darüber ſo aus: *τοῦ δὲ ἄλσους τῆς Σωτείρας ἱερὸν ἀπαντικρὺ Διονύσου Λαμπτῆρός ἐστιν ἐπίκλησιν· τούτῳ καὶ Λαμπτήρια ἑορτὴν ἄγουσι καὶ δᾷδάς τε ἐς τὸ ἱερὸν κομίζουσιν ἐν νυκτὶ καὶ οἴνου κρατῆρας ἱστᾶσιν ἀνὰ τὴν πόλιν πᾶσαν.* 33) ſ. *Arrian.* Exped. Alex. III, 16.

daß andere Zwecke, als die oben bemerkten religiöſen, bei der Einführung der Sitte vorgewaltet, oder auch auf ihre Verbreitung Einfluß geübt, bezweifeln wir: es fehlen dazu die erfoderlichen Beweiſe; und eben der Umſtand, daß die Sitte ſelbſt, ſo ausgedehnt ſie immer geweſen ſein mag, doch immerhin in dem engern Kreiſe der Licht- und Feuergötter ſich hielt, möchte dies beſtätigen. Denkt man ſich dieſe Lichtgötter aber in ihrer nähern Beziehung auf die beiden großen Lichter des Himmels, Sonne und Mond, zumal die erſtere, und ihren die ſternbeſäeten Bahnen des Himmels durcheilenden, Licht und Helle in der Dunkelheit verbreitenden Lauf, ſo wird man auch bald dahin kommen, in dem Fackellaufe der feſtlich geſchmückten Jünglinge und Knaben an den Feſten dieſer Licht-, Feuer- und Sternengötter, eine Andeutung, eine Nachbildung und Verſinnlichung dieſes unabläſſig fortgehenden und nie erlöſchenden Laufes der Himmelsgeſtirne an dem Firmament zu erblicken; wodurch die ganze Sitte eben erſt ihre wahre Bedeutung und den tiefern Sinn erhielt, der, wenn auch von der Menge ungeahnt, doch den Blicken der tiefer Schauenden ſchwerlich verborgen lag und blieb. Wie übrigens auch hier bald auch Allegorien anderer Art ſich anknüpften, zeigt eine Inſchrift [34]), in welcher mit dem Fackellauf ein kürzeres Leben bezeichnet wird, im Gegenſatz zu dem Dolichos, dem längern Leben. Denn eine allgemeine Beziehung auf Leben und Tod und den Wechſel beider in der brennenden und erlöſchenden Fackel tritt auch in andern, faſt ſprüchwörtlich gebrauchten Redensarten hervor [35]): wo der im Menſchen wohnende Lebensfunke unter dem Bilde einer ſolchen Fackel aufgefaßt iſt.

Was endlich die Art und Weiſe betrifft, in welcher der Fackellauf veranſtaltet ward, ſo bietet auch dieſe Abweichungen von der Art und Weiſe, in welcher ſonſt der Wettlauf geſchah, dar, obwohl es ſchwer wird, hier zu völliger Klarheit und Gewißheit zu gelangen, da die Nachrichten der Alten über die Art und Weiſe des Laufes weder umfaſſend und ausführlich, noch völlig mit einander übereinſtimmend ſind, und auch die Bildwerke des Alterthums zwar einigen, aber doch keinen völlig befriedigenden Aufſchluß darüber uns bringen. Nach der Angabe des Pauſanias [36]) kam es insbeſondere darauf an, die Fackel im ſchnellen Lauf (während des Dunkels der Nacht) brennend bis zu dem Ziele zu erhalten: erloſch die Fackel, ſo konnte der zweite Läufer, und ebenſo der dritte den Sieg erringen, falls die Fackel in ſeinen Händen nicht erloſch: denn ohne die Fackel brennend zu erhalten, war kein Sieg. Da nun mehrfach von einer Übergabe der Fackel von dem einen Läufer an den andern, von einer Art von Wechſel [37]) die Rede iſt, in ſofern einer aus den Händen des Andern die brennende Fackel erhielt, ſo möchte man allerdings vermuthen, daß die Läufer nicht allzumal, und zuſammen mit brennenden Fackeln nach einem Ziele gelaufen, ſondern daß ſie in gewiſſen Entfernungen von einander aufgeſtellt waren, und ſo immer aus den Händen des einen Läufers die Fackel in die des Andern überging, mithin es vor Allem darauf ankam, die Fackel noch brennend einem Andern zu reichen. War die Fackel freilich erloſchen während des Laufes, ſo durfte aber — denn dies anzunehmen nöthigt die Stelle des Pauſanias — der, welcher nun folgte, die erloſchene Fackel wieder anzünden. Auch läßt dieſelbe Stelle nur auf drei Epheben ſchließen, welche den Fackellauf beſtanden: was, wenn es auch bei dem Fackellauf der Prometheen, von dem Pauſanias zunächſt ſpricht, wirklich der Fall war, doch ſchwerlich allgemeine Sitte bei dem Fackellaufe überhaupt war, an welchem wol mehr Epheben Theil nahmen, die entweder gemeinſam nach einem und demſelben Ziele mit brennenden Fackeln liefen, oder doch ſo, daß ſie dreifach abgetheilt, in den drei Entfernungen von einander aufgeſtellt, den Fackellauf beſtanden, die Fackel brennend ſich gegenſeitig überliefernd: und daß das Letztere ſelbſt bei dem Fackellaufe zu Pferde geſchehen, wie er am Feſte der Bendidien ſtattfand, bezeugt derſelbe Plato [38]), dem wir überhaupt dieſe Nachricht von dem Fackellauf zu Pferd an den Bendidien verdanken. Wie ſehr es daher einerſeits auf Schnelligkeit, die als ein weſentliches Moment dabei ebenfalls hervorgehoben wird [39]), andrerſeits aber auf Geſchicklichkeit und Gewandtheit in dem Halten der brennenden Fackel während des nächtlichen Laufes — denn von einer Erleuchtung des Kampfplatzes, wie ſie Böckh (a. a. O. S. 496) vermuthen möchte, iſt wenigſtens nirgends ausdrücklich die Rede — ankam, mithin eine ſorgfältige Einübung dazu um ſo nöthiger war, iſt begreiflich, zumal auch wenn wir den feierlichen, öffentlichen Charakter, den das Ganze durch ſeine Verbindung mit Götter- und Nationalfeſten an ſich trug, in Betracht ziehen, und die Ehre ebenſo wie die Schmach erwägen, welche den Sieger, wie den, der im Laufe unterlegen war, traf. In der letztern Beziehung werden wir dann auch die Nachricht verſtehen, wonach bei dem Fackellauf an den Panathenäen die Kerameer (die im Keramikus, wo der Lauf ſtattfand, wohnenden Töpfer) am Eingang der Bahn den Säumigen mit Schlägen der flachen Hand — *Κεραμεικαὶ πληγαί* — empfangen [40]). Von der Ehre, die an

34) ſ. Corp. Inscriptt. Nr. 2237. 35) Lucretius (II, 78) ſingt:

Inque brevi spatio mutantur saecla animantum,
Et *quasi cursores vitaï lampada tradunt.*

In einer andern Stelle aus Varro, die nach Rhodiginus Krauſe (I. p. 370. Note 2) anführt, heißt es: *non cursu lampada tibi trado.* 36) Die Worte ſelbſt, auf die es hier zunächſt ankommt, lauten: *τὸ δὲ ἀγώνισμα ὁμοῦ τῷ δρόμῳ φυλάξαι τὴν δᾷδα ἔτι καιομένην ἐστίν· ἀποσβεσθείσης δὲ οὐδὲν ἔτι τῆς νίκης τῷ πρώτῳ. δευτέρῳ δὲ ἀντ' αὐτοῦ μέτεστιν· εἰ δὲ μηδὲ τούτῳ καίοιτο, ὁ τρίτος ἐστὶν ὁ κρατῶν· εἰ δὲ καὶ πᾶσιν ἀποσβεσθείη, οὐδείς ἐστιν ὅτῳ καταλείπεται ἡ νίκη.* Vgl. Krauſe a. a. O. I. S. 370 fg.

37) Z. B. bei *Plato*, Polit. I, 1: *λαμπάδια ἔχοντες διαδώσουσιν ἀλλήλοις ἁμιλλώμενοι τοῖς ἵπποις. Aristotel.* Physic. V, 4, 10. Vergleicht doch deshalb Herodot (VIII, 98) die perſiſche Sitte, Depeſchen durch Couriere von Station zu Station zu befördern — eine poſtähnliche Einrichtung — ebendeshalb mit dieſem Fackellauf am Feſte des Hephäſtos. Vgl. auch Auct. ad Herenn. IV, 46. 38) ſ. am Note 37 angeführten Orte. 39) ſ. *Aristoph.* Vesp. 1203. 40) ſ. *Hesych.* s. v. Schol. ad *Aristoph.* Ran. 1093.

den Sieg ſich knüpfte, und eben die ſorgfältige Vorübung und die Auswahl der tüchtigſten Epheben in den Gymnaſien durch den Gymnaſiarchen veranlaßte, iſt ſchon oben die Rede geweſen, ebenſo von der Ausſtellung und den Koſten derſelben, die der Gymnaſiarch, als eine ihn ſelbſt zum Ruhm und Anſehen bringende, in die Gunſt der Mitbürger ſetzende, patriotiſche Ehrenausgabe zu tragen hatte. Noch bemerken wir, daß nach einer Angabe [41]) der Archon Baſileus bei dem Fackellauf ſelbſt die Aufſicht führte: was gewiß als ein Zeichen des alt-religiöſen Charakters des Ganzen mit anzuſehen iſt; auch finden wir in Inſchriften [42]) ſolche Fackeln, mit denen ein Ephebe den Sieg gewonnen, den Göttern — zunächſt dem Hermes und Hercules, den beiden Vorſtehern der Gymnaſien, geweiht. Wie dieſe Fackeln ſelbſt beſchaffen geweſen, läßt ſich aus bildlichen Darſtellungen entnehmen; auf einem Vaſengemälde bei Tiſchbein (II, 25. III, 48), das auch Krauſe (Hellenica II, Fig. 16) hat abbilden laſſen, ſehen wir die Fackeln auf Tellern, die mit einer Hebe von Unten verſehen ſind und an dieſer getragen werden, befindlich, ebenſo wie derſelbe Krauſe [43]) bemerkt, auch auf Münzen von Amphipolis: wodurch natürlich das Halten der brennenden Fackel im Schnelllauf erſchwert ward; eine andere bildliche Darſtellung, welche nach Gerhard (Antik. Bildw. Cent. I, 4) Krauſe ebenfalls Fig. 17 wiedergegeben hat, zeigt dagegen Jünglinge in ſchnellem Lauf, die brennende Fackel in der einen Hand und den Schild in der andern feſthaltend: was demnach auf eine zwiefache Art, wie der Fackellauf gehalten ward, muthmaßlich führen dürfte.

Schließlich haben wir noch darauf aufmerkſam zu machen, wie von dieſem Fackellauf, als einem mit der Feſtfeier gewiſſer Gottheiten verbundenen Wettſpiel aus dem Kreiſe der gymnaſtiſchen Übungen ſehr zu unterſcheiden iſt, der Gebrauch der Fackeln bei den Myſterien, wo die Eingeweihten ebenfalls bei Vornahme gewiſſer heiligen, zur Weihe gehörigen Handlungen in der Nacht mit Fackeln die ſie tragen und ſchwingen, vorkommen. Dieſe Sitte ſteht jedoch mit dem hier beſprochenen Fackellaufe in keinem näheren Zuſammenhang oder in näherer Verbindung: ebenſo wenig auch das Tragen der Fackeln bei den Braut- und Hochzeitfeſten der Griechen und Römer. (*Baehr.*)

Fackeltanz, ſ. Tanz.

Facken, ſ. Schiff.

FACTION. Das Wort Factio kommt bei den Römern ſowol im guten als im ſchlimmen Sinne vor. Urſprünglich heißt es nichts anderes als ein Thun, ein Machen, dann aber insbeſondere das vereinigte Thun mehrerer zu einem gemeinſamen Zwecke und eine ſolche Vereinigung ſelbſt. Dieſe iſt entweder eine natürliche, ein Familienverband, oder eine politiſche, Statsverband. So lange in beiden wahrhaft ein Verein zur Verwirklichung des gemeinſamen Zweckes ſtatt findet, gibt es nur eine allgemeine Faction, ſobald aber unter den Mitgliedern ein Streben nach beſondern Intereſſen eintritt, findet eine Trennung des Vereins ſtatt, und Verſchiedene verfolgen verſchiedene Zwecke; es entſteht Parteiung, und in dieſer liegt der Grund, warum Faction eine ſchlimme Bedeutung erhielt. Salluſt ſagt: „wenn alle daſſelbe begehren, daſſelbe haſſen, daſſelbe befürchten, ſo iſt es unter den Guten Freundſchaft, unter den Schlechten Faction." Dieſe iſt hier offenbar der Vereinigung zu gemeinſamem Zweck entgegengeſetzt, und deutet auf ein Streben gegen das Allgemeine, woraus indeſſen noch keineswegs folgt, daß ein ſchlechter Zweck zum Grunde liege, denn es kann ſehr wohl ſein, daß Factionen zum Vortheil des Allgemeinen beſtehen. So iſt es der Fall in dem, was Cäſar von Gallien berichtet (B. G. 6, 11), daß nicht nur in allen Orten, ſondern ſelbſt in allen Häuſern Factionen ſeien, zufolge einer alten Einrichtung, damit keiner aus dem Volke gegen den Mächtigeren der Hilfe entbehre, keiner dulde, daß einer von den Seinen unterdrückt oder umſtrickt werde, und wenn es geſchieht, ſo verlieren die Häupter derſelben ihr Anſehen (auctoritatem). Wie war es aber in der römiſchen Republik, worin ſich ariſtokratiſche Patricier und demokratiſche Plebejer, Adel und Volk, gegenüberſtanden? War, oder wenn ſie war, blieb hier eine Vereinigung Aller zu einem gemeinſamen Zwecke? Salluſt ſagt: „Alles zerfiel in zwei Parteien, und die Republik in deren Mitte wurde zerriſſen. Der Adel vermochte mehr durch ſeine Faction, die Kraft des Volkes, in der Menge zerſtreut, weniger." (B. Jug. 37.) Hier ſtehen ſich Parteien gegenüber, aber nur eine wird als Faction bezeichnet, d. i. als diejenige Partei, die etwas zu thun, auszuführen, vermag, weil ſie mit vereinter Kraft auf einen gemeinſamen Zweck hinwirkt. An der Spitze einer ſolchen Partei ſteht ein Haupt derſelben, deſſen Anſehen ſo einflußreich iſt, daß ſich viele anſchließen und ſeinen Anhang bilden. Inſofern dieſer berathend und beſchließend zuſammen kommt (coitio), läßt ſich factio als Klubb bezeichnen. Gilt es ſich zu verſtärken, ſo müſſen andere Parteien in das Intereſſe der Faction gezogen werden, welche dann konſpiriren, d. i. mit ihr einſtimmen und ſich mit ihr vereinigen. Durch die Art und Weiſe, wie in Rom Factionen gegen den allgemeinen Zweck der Republik ſich bildeten und beſondere Zwecke verfolgten, die auf den Sturz der Republik gerichtet waren, erhielten alle jene Bezeichnungen eine ſchlimme Bedeutung, und man hat dafür die Ausdrücke Partei, Rotte, Verſchwörung und das franzöſiſche Complot gewählt. Eberhard hat richtig folgende Unterſchiede angegeben. „Faction," ſagt er, „unterſcheidet ſich von Partei 1) dadurch, daß eine Partei auch ruhig und unthätig ſein kann, eine Faction hingegen immer unruhig und thätig iſt. Die Parteien können ſich auch durch bloße ſpekulative Meinungen unterſcheiden, die Factionen wirken gegen einander um politiſcher Zwecke willen. 2) Die Parteien können auch zu erlaubten und löblichen Zwecken gemeinſchaftlich handeln, und ſie ſind

---

41) ſ. *Pollux* VIII, 90. 42) ſ. z. B. Corp. Inscriptt. Nr. 250. vgl. 243. 43) am oben angef. O. S. 371. Note 3. K. O. Müller, Handb. d. Archäolog. §. 423. Note 3 führt noch weiter an die bildliche Darſtellung bei Van Dale (Marm. Antiq. VI. p. 504 sq.) und Caylus (Recueil I. p. XVII, 117). Auch Krauſe (a. a. O. II. S. 907) führt noch die Darſtellung eines Fackelläufers mit brennender Fackel auf einem Lichtträger an, welche im Cabinet des Herrn von Pourtales (Tav. V) ſich findet und der auf Fig. 16 bei Krauſe abgebildeten gleicht.

nur Parteien, ſo lange ſie ſich dazu erlaubter Mittel bedienen; den Factionen gibt man überhaupt Zwecke Schuld, die ſie durch unerlaubte Mittel zu erreichen trachten. — Eine Faction unterſcheidet ſich von einer Partei und bloßen Rotte dadurch, daß ſie 1) eine regelmäßig eingerichtete oder organiſirte Vereinigung Mehrerer iſt, die ihr beſtimmtes Haupt und ſolche Glieder hat, die einander bekannt ſind, die zu ihren Abſichten dienenden Arbeiten unter ſich vertheilt haben, und zu dem Ende auch regelmäßige Verſammlungen halten, worin ſie ihre Maaßregeln mit einander verabreden. Eine Rotte hingegen kann ein zuſammengelaufener Haufen ſein, wovon Wenige einander kennen, ob ſie gleich alle zu einerlei Zwecke thätig ſind. Eine Faction kann ſich einer oder mehrerer Rotten zu ihren ſtrafbaren Abſichten bedienen; aber darum wird die Rotte keine Faction. Man hat in den Unruhen zu Paris oft geſehen, daß die verſchiedenen auf einander folgenden Factionen ſich der nämlichen Rotten bedient haben, um ſich einander zu Grunde zu richten. 2) Eine Faction hat zur Abſicht, ſich der höchſten Gewalt zu bemächtigen. Die Verfaſſer politiſcher Tageblätter ſind in Parteien getheilt, wovon keine eine Faction iſt, obgleich ein jeder in den Dienſten einer Faction ſtehen kann. 3) Die Faction ſtützt ſich auf die Gewalt Mehrerer, die an der öffentlichen Macht Theil nehmen. Die Partei des Catilina war eine Faction, ſie hatte mehrere Senatoren und ſelbſt einen Conſul in ihr Intereſſe zu ziehen gewußt." Wir haben alſo im Teutſchen kein entſprechendes Wort für Faction. In einem einzigen Falle kann factio durch Rotte überſetzt werden, in ſeinem Gebrauch nämlich bei dem Wagenrennen in den Spielen des Circus, wo die Abtheilungen der Wagenlenker *factiones* genannt wurden (ſ. Circenses. 17. Bd. S. 283). Dieſe entſprechen den Rotten in militairiſchem Sprachgebrauch, in welchem es nur in gutem Sinne genommen wird. (*H.*)

FACTOR. Man verſteht in Teutſchland und zum Theil auch in andern Ländern, wo dieſer Ausdruck vorkommt, unter einem Factor einen Beamten, welcher irgend ein Geſchäft zu leiten hat. So findet man Factore in Fabriken, bei Hütten- und Salzwerken, bei Buchdruckereien, bei Handlungen. In Frankreich heißen auch die Botenmeiſter und Briefträger bei den Poſtämtern Factore (Facteurs). Nur in England hat Factor eine abweichende und beſtimmtere Bedeutung; denn man bezeichnet dort damit Jemanden, der mit ſeinen eigenen Fonds Commiſſions- und Speditionsgeſchäfte betreibt, und bei uns Commiſſionair genannt werden würde. Ein ſolcher Factor erſcheint in einem eigenthümlichen Verhältniſſe, indem er theils von den ihm gegebenen Aufträgen abhängig, theils in der Art der Vollziehung derſelben frei iſt, und ſich in der Lage befindet, ſich durch ſeine Umſicht Vortheile zu verſchaffen, welche nicht in den Gebühren enthalten ſind, die er ſeinem Bevollmächtiger oder Principal berechnet. Das rechtliche Verhältniß zwiſchen beiden Perſonen ergibt ſich aber nur näher, wenn wir uns die Commiſſions- von den Speditionsgeſchäften getrennt denken (ſ. die Artikel: Commissionair, Spediteur). Wie es ſich damit in England verhält, das erfahren wir am beſten aus folgenden Schriften: *Beaves*, Lex mercatoria; *Chitty's* Commercial Law; *Woolrych*, On commercial Law. Das Dictionary of Commerce and commercial Navigation by *J. R. Mac Culloch*, Esq., behandelt den Gegenſtand nur nach ſeinen weſentlichſten Punkten in dem Artikel Factor. (*Eiselen.*)

Factor (mathem.), ſ. Product.

FACTOREI. In der Handelsſprache, worin dieſer Ausdruck vorzugsweiſe gebraucht wird, verſteht man unter Factoreien ſolche Plätze im Auslande, vornehmlich an der Küſte von Afrika, in Oſtindien und andern Gegenden Aſiens, welche man gewählt oder eingerichtet hat, um dort oder von dort aus große Geſchäfte oder Einkäufe mit mehr Vortheil bewirken zu können. Sie ſind theils von Handlungshäuſern, wie von holländiſchen auf Borneo, Celebes, Macaſſar u. ſ. w., theils von Handlungsgeſellſchaften, wie der engliſch-oſtindiſchen, errichtet, und ſtehen unter beſondern Beamten, Factoren, ein Umſtand, welcher offenbar zu ihrer Benennung Veranlaſſung gegeben hat. Wie man aber ſolche Handelseinrichtungen Factoreien nennt, ſo auch viele Gewerbsetabliſſements, die von einem Factor geleitet werden. (*Eiselen.*)

Factorielle, ſ. Facultät.

FACTUR (Fattura), die Waarenrechnung. Man verſteht darunter diejenige Waarenrechnung, welche jeder Sendung von Waaren, die Kaufleute auswärts hin machen, beigegeben wird, oder die ſie bei dem Avis des Abganges der Sendung, der Verſicherung gegen Seegefahr, der Zollabgaben und anderer Zwecke wegen einſchicken. Sind die Facturen zugleich Verkaufsrechnungen, ſo pflegen ſie die Bemerkung für Rechnung und Gefahr des Beſtellers oder eine andere zu enthalten, wodurch der Abſender ſich gegen Verluſt ſicher zu ſtellen ſucht. Was außerdem ihre Abfaſſung betrifft, ſo hängt ſie von der Gattung der abgeſandten Waaren, von der Geſchäftsart und von den beſondern Einrichtungen und der Verfahrungsweiſe eines jeden Handeltreibenden ab. (*Eiselen.*)

FACULTÄT (numeriſche). Unter einer numeriſchen Facultät verſteht man ein Product aus Factoren, die in arithmetiſcher Progreſſion fortſchreiten, alſo etwa Folgendes: $a(a+d).(a+2d)(a+3d)\ldots..(a+(n-1)d)$, und nennt dabei *a* die Baſis oder Grundzahl, *d* die Differenz und *n* den Exponent der Facultät. Euler hat zuerſt ſolche Producte in ſeiner Differentialrechnung näher betrachtet, wo er ſie *functiones inexplicabiles* nennt, weil in einer Reihe ſolcher Producte

$$\overbrace{a}^{1},\ \overbrace{a(a+d)}^{2},\ \overbrace{a(a+d)(a+2d)}^{3},\ \overbrace{a(a+d)(a+2d)(a+3d)}^{4},$$

$$\ldots\ldots\ \overbrace{a(a+d)(a+2d)\ldots.(a+(n-1)d)}^{n}$$

nicht jedes Glied unmittelbar eine Function der Stellenzahl iſt, und man nicht Glieder einſchalten kann, ohne die Art der Bildung durchaus umzuſtoßen. Eine ordentliche Theorie der Facultäten findet ſich zuerſt bei Kramp in ſeiner Analyse des réfractions astronomiques et

terrestres (Leipzic 1799.) und in ſeinen Élémens d'arithmétique universelle. (Cologne 1808.) Eine ganz neue Geſtalt jedoch und eine echt analytiſche Behandlung haben dieſe Functionen erſt erhalten in: „Verſuch einer allgemeinen Theorie der analytiſchen Facultäten nach einer neuen Entwickelungsmethode," von Crelle (Berlin 1823.), und in dem „Mémoire sur la théorie des puissances, des fonctions angulaires et des facultés analytiques," von demſelben Verfaſſer im ſiebenten Bande des von ihm herausgegebenen „Journals für reine und angewandte Mathematik." Nach dieſer letzten Abhandlung iſt das Folgende großentheils bearbeitet.

Kramp führte für ein Product

$$a(a+d)(a+2d)\dots(a+(n-1)d)$$

die Bezeichnung $a^{n|d}$ ein, oder, wie Klügel es in ſeinem mathematiſchen Wörterbuche that: $a^{n,d}$. Paſſender iſt aber jedenfalls die Bezeichnungsart von Crelle: $(a,+d)^n$, welche auch Grunert in der Fortſetzung des Klügel'ſchen Wörterbuchs angenommen hat. Sowie Crelle in der zuletzt erwähnten ausgezeichnet ſchönen Abhandlung nicht von der Erklärung einer Potenz als eines Products aus mehren gleichen Factoren ausging, ſondern dieſelbe ganz allgemein als eine Function zweier Quantitäten, oder, wenn man will, zweier Variabeln darſtellt, welche den beiden folgenden Bedingungen genügen müſſen, nämlich:

$$f(u,y)\,.\,f(u,k)=f(u,y+k)$$

und

$$f(f(u,y),k)=f(u,yk),$$

was nach der gewöhnlichen Bezeichnungsart mit folgenden Gleichungen zuſammenfällt:

$$u^y\,.\,u^k=u^{y+k}$$

$$(u^y)^k=u^{yk};$$

ebenſo erklärte er auch die analytiſche Facultät nicht als ein Product aus mehren Factoren, die in arithmetiſcher Progreſſion fortſchreiten, ſondern als eine Function, die gewiſſen Bedingungen unterworfen iſt; nämlich er ſagt, jede Function der drei Variabeln u, x, y, welche dieſen drei Bedingungen:

$$f(u,x,y+k)=f(u,x,y)\,.\,f(u+yx,x,k)$$

$$f(ku,kx,y)=k^y\,.\,f(u,x,y)$$

$$f(u,\ x,\ 1)=u$$

genügt, heißt eine **analytiſche Facultät**; u heißt die **Baſis**, x die **Differenz** und y der **Exponent** der Facultät. Er bezeichnet dieſe Facultät, um das Functionszeichen zu vermeiden, durch

$$(u,+x)^y,$$

ſodaß die drei Fundamentalgleichungen der analytiſchen Facultäten folgende Geſtalt annehmen:

$$(u,+x)^{y+k}=(u,+x)^y(u+yx,+x)^k\dots\ (1)$$

$$(ku,+kx)^y=k^y(u,+x)^y\dots\dots\dots\ (2)$$

$$(u,+x)^1=u\dots\dots\dots\dots\dots\dots\ (3)$$

§. 1. Aus dieſen, die Erklärung der Facultäten enthaltenden, Gleichungen laſſen ſich unmittelbar, nur mit Hilfe der vier Grundoperationen und der Potenzenrechnung, die weſentlichſten Eigenſchaften der Facultäten ableiten.

Setzt man nun zunächſt in Gleichung (1) der Reihe nach

$$\begin{array}{lll} y=1 & \text{und} & k=1, \\ \ \ =2 & „ & \ \ =1, \\ \ \ =3 & „ & \ \ =1, \\ \dots & & \\ \ \ =n-1 & & \ \ =1, \end{array}$$

ſo ergeben ſich dieſe Relationen:

$$(u,+x)^1=(u,+x)^1$$

$$(u,+x)^2=(u,+x)^1(u+x,x)^1$$

$$(u,+x)^3=(u,+x)^2(u+2x,x)^1$$

$$(u,+x)^4=(u,+x)^3(u+3x,x)^1$$

$$\dots\dots\dots\dots$$

$$(u,+x)^n=(u,+x)^{n-1}(u+(n-1)x,x)^1,$$

oder, wenn man jeden Werth in den folgenden einſetzt:

$$(u,+x)^n=(u,+x)^1.(u+x,x)^1.(u+2x,x)^1.(u+3x,x)^1\dots\dots(u+(n-1)x,x)^1$$

oder, vermöge der Gleichung (3):

$$(u,+x)^n=u(u+x)(u+2x)(u+3x)\dots\dots(u+(n-1)x)\dots\dots\dots\ (4)$$

für den Fall, daß n eine **poſitive, ganze Zahl** iſt.

Es ergibt ſich alſo, daß die analytiſche Facultät $(u,+x)^y$, für den Fall, daß y eine poſitive ganze Zahl iſt, ein Product aus Factoren bedeutet, welche eine gewöhnliche arithmetiſche Progreſſion der erſten Ordnung bilden. Ein ſolches Product nennt man eine **Factorielle** (nach **Arbogaſt**). Iſt noch $u=1$ und $x=1$, ſo wird die Factorielle das Product aus allen natürlichen Zahlen von 1 bis n, welches man durch ein hinter n geſetztes Ausrufungszeichen auszudrücken pflegt, nämlich:

$$1\,.\,2\,.\,3\,.\,4\dots\dots n=n!$$

und **Facultät von n** ausſpricht.

Setzt man in der Gleichung (4) noch $x=0$, ſo wird

$$(u,+0)^n=u^n,\dots\dots\dots\dots\ (5)$$

d. h. für $x=0$ geht die Facultät in die gewöhnliche Potenz über, und es werden die obigen Fundamentalgleichungen der Facultäten (1), (2) und (3) die Fundamentalgleichungen der Potenzen, nämlich:

$$u^{y+k}=u^y\,.\,u^k,$$

$$(ku)^y=k^y\,.\,u^y,$$

$$u^1=u.$$

Hieraus ergibt ſich die Analogie der Facultäten mit den Potenzen und daraus die Zweckmäßigkeit der von Crelle eingeführten Bezeichnungsart.

Unter derſelben Bedingung, daß y poſitive ganze Zahlen von 1 bis n bezeichnet, geht die Gleichung (2), vermöge der Gleichung (4), über in:

$$ku(ku+kx)(ku+2kx)(ku+3kx)\ldots\ldots(ku+(n-1)kx)$$
$$= k^n.u(u+x)(u+2x)(u+3x)\ldots(u+(n-1)x),$$

welches eine identiſche Gleichung iſt.

Es wird mithin, wenn n eine poſitive ganze Zahl iſt, durch die Gleichung (4) allen drei Fundamentalbedingungsgleichungen (1, 2, 3) genügt.

Als Beiſpiel für die Anwendbarkeit dieſer Bezeichnungsart und für die Leichtigkeit, mit welcher man durch deren Hilfe manche elegante Sätze beweiſen könne, mag Folgendes dienen:

Es iſt offenbar $1 \,.\, 2 \,.\, 3 \,.\, 4 \ldots\ldots 2n = [1.3.5\ldots\ldots(2n-1)].[2.4.6\ldots\ldots 2n]$, oder, nach der angenommenen Bezeichnung:

$$(1,+1)^{2n} = (1,+2)^n.(2,+2)^n.$$

Nun iſt aber nach Gleichung (1):

$$(1,+1)^{2n} = (1,+1)^n.(1+n,+1)^n,$$

und nach Gleichung (2):

$$(2,+2)^n = 2^n.(1,+1)^n,$$

mithin:

$$(1,+1)^n.(1+n,+1)^n = (1,+2)^n.2^n.(1,+1)^n,$$

d. h.

$$(1+n,+1)^n = 2^n.(1,+2)^n,$$

oder nach der ausführlichen Schreibart:

$$(1+n).(2+n).(3+n)\ldots 2n = 2^n.[1.3.5\ldots\ldots(2n-1)].$$

§. 2. Setzt man in Gleichung (1) $y = 0$ und $k = 1$, ſo wird

$$(u,+x)' = (u,+x)^0.(u,+x)',$$

mithin:

$$(u,+x)^0 = \frac{(u,+x)'}{(u,+x)'} = 1, \ldots\ldots\ldots (6)$$

d. h. wenn bei einer Facultät von beliebiger Baſis und beliebiger Differenz der Exponent $= 0$ iſt, ſo iſt die Facultät $= 1$.

Setzt man ferner $-y$ für y und y für k in derſelben Gleichung (1), ſo gibt ſie, mit Hilfe der eben gefundenen Gleichung (6):

$$1 = (u,+x)^{-y}.(u-yx,+x)^y,$$

oder

$$(u,+x)^{-y} = \frac{1}{(u-yx,+x)^y}, \ldots\ldots (7)$$

d. h. man kann eine Facultät mit negativem Exponenten in eine andere mit demſelben, aber poſitiven Exponenten verwandeln, wenn man nur die Baſis um das Product aus Differenz und Exponent verringert und dieſe neue Facultät in die Einheit dividirt.

Iſt daher y eine poſitive ganze Zahl n, ſo ergibt ſich aus (4):

$$(u,+x)^{-n} = \frac{1}{(u-x)(u-2x)(u-3x)\ldots(u-nx)}, \quad (8)$$

und im ſpeciellen Fall für $n = 1$:

$$(u,+x)^{-1} = \frac{1}{u-x}, \ldots\ldots\ldots\ldots (9)$$

oder, wenn man $-x$ für x ſetzt:

$$(u,-x)^{-1} = \frac{1}{u+x}. \ldots\ldots\ldots\ldots (10)$$

Anm. Setzt man die Baſis $u = 0$ in Gleichung (4), ſo wird

$$(0,\pm x)^n = 0, \ldots\ldots\ldots\ldots\ldots\ldots (11)$$

und ſetzt man $u = 0$ in Gleichung (7), ſo wird

$$(0,-x)^{-n} = \frac{1}{1.2.3\ldots n.x^n} = \frac{1}{n!x^n}, \quad (12)$$

und

$$(0,+x)^{-n} = (-1)^n.\frac{1}{n!x^n}. \ldots\ldots (13)$$

Hieraus ſieht man ſchon, daß nicht jede Facultät, deren Baſis $= 0$ iſt, ſelbſt $= 0$ wird.

Und ſetzt man in Gleichung (8) die Differenz $x = 0$, ſo wird

$$(u,+0)^{-n} = \frac{1}{u^n} = u^{-n}. \ldots\ldots (14)$$

§. 3. Wenn man die Gleichung (1) wieder aufnimmt:

$$(u,+x)^{y+k} = (u,+x)^y.(u+yx,+x)^k,$$

hierin y mit k vertauſcht, wodurch man erhält:

$$(u,+x)^{y+k} = (u,+x)^k.(u+kx,+x)^y,$$

ſo ergibt ſich durch gegenſeitige Vergleichung:

$$\frac{(u+kx,+x)^y}{(u,+x)^y} = \frac{(u+yx,+x)^k}{(u,+x)^k}. \ldots\ldots (15)$$

§. 4. Setzt man der Gleichung (1) nach einander

$$y = \frac{p}{q} \text{ und } k = \frac{p}{q},$$
$$= \frac{2p}{q} \qquad = \frac{p}{q},$$
$$= \frac{3p}{q} \qquad = \frac{p}{q},$$
$$\ldots\ldots\ldots\ldots\ldots$$

worin p und q ganze Zahlen ſein ſollen, ſo erhält man:

$$(u,+x)^{\frac{2p}{q}} = (u,+x)^{\frac{p}{q}}\left(u+\frac{p}{q}x,+x\right)^{\frac{p}{q}}$$

$$(u,+x)^{\frac{3p}{q}} = (u,+x)^{\frac{2p}{q}}\left(u+\frac{2p}{q}x,+x\right)^{\frac{p}{q}}$$

$$(u, + x)^{\frac{4p}{q}} = (u, + x)^{\frac{3p}{q}} \left(u + \frac{3p}{q} x, + x\right)^{\frac{p}{q}}$$

. . . .

und daher durch allmäliges Einſetzen, wenn n eine poſitive ganze Zahl iſt, allgemein

$$(u, + x)^{\frac{np}{q}} = (u, + x)^{\frac{p}{q}} \cdot \left(u + \frac{p}{q} x, + x\right)^{\frac{p}{q}} \cdot \left(u + \frac{2p}{q} x, + x\right)^{\frac{p}{q}} \ldots\ldots \left(u + \frac{(n-1)p}{q} x, + x\right)^{\frac{p}{q}},$$

oder, wenn n = q geſetzt wird:

$$(u, + x)^{p} = (u, + x)^{\frac{p}{q}} \cdot \left(u + \frac{p}{q} x, + x\right)^{\frac{p}{q}} \cdot \left(u + \frac{2p}{q} x, + x\right)^{\frac{p}{q}} \ldots\ldots \left(u + \frac{(q-1)p}{q} x, + x\right)^{\frac{p}{q}}.$$

Für $x = 0$ wird dieſe Gleichung:

$$(u, + 0)^{p} = \left[(u, + 0)^{\frac{p}{q}}\right]^{q},$$

alſo nach (5) und (14) für ein poſitives ſowol, als negatives p:

$$\left[(u, + 0)^{\frac{p}{q}}\right]^{q} = u^{p}, \text{ oder}$$

$$(u, + 0)^{\frac{p}{q}} = u^{\frac{p}{q}} \quad \ldots\ldots\ldots\ldots \quad (16)$$

Aus den drei Gleichungen (5), (14), (16) ergibt ſich daher, daß eine Facultät, deren Differenz $= 0$ iſt, mag der Exponent poſitiv oder negativ, ganz oder gebrochen ſein, wenn er nur rational iſt, ſtets in eine Potenz derſelben Baſis und deſſelben Exponenten übergeht.

§. 5. Die Gleichung (2) geht, wenn man darin

$$k = \frac{1}{u} \text{ ſetzt, in } (u, + x)^{y} = u^{y} \cdot \left(1, + \frac{x}{u}\right)^{y} \quad \ldots\ldots\ldots \quad (17)$$

$$\text{und für } k = \frac{1}{x} \quad \text{in } (u, + x)^{y} = x^{y} \cdot \left(\frac{u}{x}, + 1\right)^{y} \quad \ldots\ldots\ldots \quad (18)$$

über; vertauſcht man zuerſt in Gleichung (2) das $+x$ mit $-x$, ſo erhält man durch dieſelben Subſtitutionen

$$(u, - x)^{y} = u^{y} \cdot \left(1, - \frac{x}{u}\right)^{y} \quad \ldots\ldots\ldots \quad (19)$$

$$\text{und } (u, - x)^{y} = x^{y} \cdot \left(\frac{u}{x}, - 1\right)^{y} \quad \ldots\ldots\ldots \quad (20)$$

Wenn man aber in Gleichung (1): $u = 1$, $x = 1$, $y = \frac{u}{x} - 1$ und $k = y$ macht, ſo ergibt ſich daraus

$$(1, + 1)^{\frac{u}{x} - 1 + y} = (1, + 1)^{\frac{u}{x} - 1} \cdot \left(\frac{u}{x}, + 1\right)^{y},$$

und ſetzt man den hieraus zu ziehenden Werth von $\left(\frac{u}{x}, + 1\right)^{y}$ in die Gleichung (18), ſo ergibt ſich folgendes merkwürdige Reſultat:

$$(u, + x)^{y} = x^{y} \cdot \frac{(1, + 1)^{\frac{u}{x} - 1 + y}}{(1, + 1)^{\frac{u}{x} - 1}} \quad \ldots\ldots\ldots \quad (21)$$

d. h. jede Facultät mit beliebiger Baſis und Differenz läßt ſich ſtets durch zwei andere Facultäten ausdrücken, die ſowol zur Baſis als zur Differenz die Einheit haben.

§. 6. Wenn man in der erſten Fundamentalgleichung $y = \frac{v}{x}$ ſetzt, ſo wird daraus:

$$(u + v, x)^k = \frac{(u, + x)^{\frac{v}{x} + k}}{(u, + x)^{\frac{v}{x}}}, \qquad (22)$$

welche Gleichung zeigt, wie durch zwei Facultäten von gleicher Baſis und Differenz eine andere Facultät ausgedrückt werden kann, welche dieſelbe Differenz und eine beliebige Baſis hat.

Wenn man ferner in der zweiten Fundamentalgleichung $k = \frac{w}{x}$ macht, ſo gibt ſie

$$(u, + x)^y = \left(\frac{x}{w}\right)^y \cdot \left(\frac{wu}{x}, + w\right)^y;$$

da aber nach Gleichung (1), wenn man darin $y = \frac{u}{x} - \frac{v}{w}$, $k = y$, $u = v$, $x = w$ ſetzt:

$$(v, + w)^{\frac{u}{x} - \frac{v}{w} + y} = (v, + w)^{\frac{u}{x} - \frac{v}{w}} \cdot \left(\frac{wu}{x}, + w\right)^y$$

oder $\left(\frac{wu}{x}, + w\right)^y = \frac{(v, + w)^{\frac{u}{x} - \frac{v}{w} + y}}{(v, + w)^{\frac{u}{x} - \frac{v}{w}}}$ iſt, ſo wird

$$(u, + x)^y = \left(\frac{x}{w}\right)^y \cdot \frac{(v, + w)^{\frac{u}{x} - \frac{v}{w} + y}}{(v, + w)^{\frac{u}{x} - \frac{v}{w}}}, \qquad (23)$$

d. h. man kann jede Facultät durch zwei andere ausdrücken, welche ganz beliebige, aber unter ſich gleiche Baſes und gleiche Differenzen haben.

Macht man in dieſer letzten Gleichung $v = u$, $x = x + k$ und $w = x$, ſo wird ſie

$$(u, + x + k)^y = \left(1 + \frac{k}{x}\right)^y \cdot \frac{(u, + x)^{-\frac{uk}{x(x+k)} + y}}{(u, + x)^{-\frac{uk}{x(x+k)}}}, \qquad (24)$$

oder, wenn man $x = 1$ und $k = x - 1$ ſetzt:

$$(u, + x)^y = x^y \cdot \frac{(u, + 1)^{\frac{u}{x} - u + y}}{(u, + 1)^{\frac{u}{x} - u}}. \qquad (25)$$

§. 7. Wenn man in der zweiten Fundamentalgleichung $k = 1$ ſetzt, ſo wird

$$(u, + x)^y = 1^y \cdot (u, + x)^y,$$

welche Gleichung ausſagt, daß eine Facultät ſo viele verſchiedene Werthe hat, als 1^y, welche nach einem ähnlichen Raiſonnement, wie bei den Potenzen, wenn man mit Crelle irgend einen ſpeciellen Werth der Facultät durch $|u, + x|^y$ bezeichnet, ausgedrückt werden kann durch:

$$(u, + x)^y = |u, + x|^y \cdot 1^y. \qquad (26)$$

Verſchiedene Reihenentwickelungen der analytiſchen Facultäten.

§. 8. Für den Fall, daß der Exponent y = n = einer ganzen poſitiven Zahl iſt, gibt ſchon Kramp die Entwickelung einer Factorielle mit binomiſcher Baſis in eine Reihe, deren Glieder Facultäten enthalten, die zu ihrer Baſis die Summanden der gegebenen Baſis haben, indem zugleich die Exponenten der Facultät der einen Baſis fallen, während die der andern ſteigen; alſo eine Entwickelung dieſer Form:

$$(u+v,+x)^y = A_0.(u,+x)^y + A_1(u,+x)^{y-1}.(v,+x)^1 + A_2(u,+x)^{y-2}.(v,+x)^2 + \ldots \quad (27)$$

Um die Coëfficienten A zu beſtimmen, nehmen wir mit Kramp verſchiedene ſpecielle Werthe für v an, und zwar ſetzen wir nach einander v = — x, — 2x, — 3x ..... Für jeden dieſer Werthe wird nämlich die präſumirte Reihe endlich werden, weil ſie nach den Facultäten (— mx, + x) mit wachſenden Exponenten fortſchreitet, dieſe aber = 0 wird, ſobald der Exponent = m + 1 wird, oder da $(-mx,+x)^{m+1} = 0$ iſt. Setzt man alſo ſucceſſive v = 0, — v, — 2v, ..., ſo ergeben ſich dieſe Gleichungen:

$$(u,+x)^y = A_0(u,+x)^y$$
$$(u-x,+x)^y = A_0(u,+x)^y + A_1(u,+x)^{y-1}.(-x,+x)^1$$
$$(u-2x,+x)^y = A_0(u,+x)^y + A_1(u,+x)^{y-1}.(-2x,+x)^1 + A_2(u,+x)^{y-2}.(-2x,+x)^2$$
$$(u-3x,+x)^y = A_0(u,+x)^y + A_1(u,+x)^{y-1}.(-3x,+x)^1 + A_2(u,+x)^{y-2}.(-3x,+x)^2 + A_3(u,+x)^{y-3}.(-3x,+x)^3$$
$$\ldots\ldots\ldots\ldots$$

oder, da im Allgemeinen nach Gleichung (4)

$$(-mx,+x)^n = (-1)^n.m.(m-1).(m-2)\ldots\ldots(m-n+1).x^n$$

iſt, ſo wird

$$\left.\begin{array}{l}
(u,+x)^y = A_0(u,+x)^y \\
(u-x,+x)^y = A_0(u,+x)^y - A_1x.(u,+x)^{y-1} \\
(u-2x,+x)^y = A_0(u,+x)^y - 2.A_1x(u,+x)^{y-1} + 2A_2x^2(u,+x)^{y-2} \\
(u-3x,+x)^y = A_0(u,+x)^y - 3.A_1x(u,+x)^{y-1} + 3.2A_2x^2(u,+x)^{y-2} - 3.2A_3x^3(u,+x)^{y-3} \\
\ldots\ldots\ldots\ldots \\
(u-px,+x)^y = A_0(u,+x)^y - pA_1x(u,+x)^{y-1} + p(p-1)A_2x^2(u,+x)^{y-2} - \ldots \\
\qquad + (-1)^p.p(p-1)\ldots.2.1.A_px^p(u,+x)^{y-p}
\end{array}\right\} \quad (\delta)$$

Die erſte dieſer Gleichungen gibt unmittelbar $A_0 = 1$; um jeden der übrigen Coëfficienten zu beſtimmen, kann man ſo verfahren:

Wenn man unter $p_1, p_2, p_3, \ldots$ den erſten, zweiten, dritten u. ſ. w. Binomialcoëfficienten der pten Potenz verſteht, und die (p + 1)te der letzten Gleichungen mit 1, die pte Gleichung mit $-p_1$, die (p — 1)te mit $+p_2$, die (p — 2)te mit $-p_3$ u. ſ. w. multiplicirt und dann alle Gleichungen zuſammenaddirt, ſo wird die linke Seite der neuen Gleichung:

$$(u-px,+x)^y - p_1(u-(p-1)x,+x)^y + p_2(u-(p-2)x,+x)^y - \ldots + (-1)^p.(u,+x)^y, \ldots (\odot)$$

um die Summe hiervon zu beſtimmen, ſchreibe man ſie zunächſt:

$$\begin{array}{l}
[(u-px,+x)^y - (u-(p-1)x,+x)^y] \\
-[(u-(p-1)x,+x)^y - (u-(p-2)x,+x)^y].(p_1-1) \\
+[(u-(p-2)x,+x)^y - (u-(p-3)x,+x)^y].(p_2-p_1+1) \\
-[(u-(p-3)x,+x)^y] - (u-(p-4)x,+x)^y].(p_3-p_2+p_1-1) \\
\ldots\ldots\ldots\ldots
\end{array}$$

Nun iſt aber nach dem bekannten Grundgeſetze für die Binomialcoëfficienten:

$$p_m - (p-1)_{m-1} = (p-1)_m,$$

mithin:

$$\begin{array}{l}
p_1 - 1 = (p-1)_1 \\
p_2 - p_1 + 1 = p_2 - (p-1)_1 = (p-1)_2 \\
p_3 - p_2 + p_1 - 1 = p_3 - (p_2 - p_1 + 1) = p_3 - (p-1)_2 = (p-1)_3 \\
\ldots\ldots\ldots\ldots;
\end{array}$$

die in Klammern beigeſchloſſenen Glieder ſind alle von der Form:

$$(u - mx, + x)^y - (u - (m-1)x, + x)^y;$$

ſetzt man daher in Gleichung (1): $u = u - (m-1)x$, $y = -1$ und dann $k = y$, ſo wird:

$$(u - (m-1)x, + x)^{y-1} = (u - (m-1)x, + x)^{-1} . (u - mx, + x)^y,$$

oder, da nach Gleichung (9)

$$(u - (m-1)x, + x)^{-1} = \frac{1}{u - mx}$$

iſt, ſo wird:

$$(u - mx, + x)^y = (u - mx) . (u - (m-1)x, + x)^{y-1};$$

ſetzt man aber in (1) wieder $u = u - (m-1)x$ und $k = 1$, $y = y - 1$, ſo wird:

$$(u - (m-1)x, + x)^y = (u - (m-1)x, + x)^{y-1} . (u - mx + yx, + x)^1:$$

ſubtrahirt man nun dieſe beiden Gleichungen von einander, und beachtet dabei, daß nach Gleichung (3) $(u - mx + yx, + x)^1 = u - mx + yx$ iſt, ſo erhält man:

$$(u - mx, + x)^y - (u - (m-1)x, + x)^y = - yx . (u - (m-1)x, + x)^{y-1}; \quad \ldots\ldots (28)$$

mithin wird der Ausdruck (⊙) in folgenden übergehen:

$$- yx . \Big[(u-(p-1)x, + x)^{y-1} - (p-1)_1 (u-(p-2)x, + x)^{y-1} + (p-1)_2 (u-(p-3)x, + x)^{y-1} \ldots + (-1)^{p-1} (u, + x)^{y-1}\Big],$$

auf ganz analoge Weiſe verwandelt ſich dieſes wieder in:

$$(-1)^2 y(y-1) . x^2 . \Big[(u-(p-2)x, + x)^{y-2} - (p-2)_1 (u-(p-3)x, + x)^{y-2} + \ldots + (-1)^{p-2} (u, + x)^{y-2}\Big]$$

u. ſ. w. f., bis man endlich für den Ausdruck (⊙), d. h. für den linken Theil der Gleichung, die durch Summation der Gleichungen (♁) nach gehöriger Multiplication entſtanden iſt, erhält:

$$(-1)^p y(y-1)(y-2) \ldots . (y - p + 1) x^p (u, + x)^{y-p}.$$

Auf der rechten Seite der Summationsgleichung derſelben Gleichungen wird der Coëfficient des allgemeinen Gliedes $(-1)^m A_m x^m (u, + x)^{y-m}$ offenbar =

$$p(p-1) \ldots . (p-m+1) - p_1 . (p-1)(p-2) \ldots (p-m) + p_2 . (p-2)(p-3) \ldots (p-m-1) - \ldots + (-1)^{p-m} . p_{p-m} . (p-(p-m))(p-(p-m+1)) \ldots . 1$$

oder, wenn man das erſte Glied als gemeinſchaftlichen Factor heraushebt und für die angedeuteten Binomialcoëfficienten ihre Werthe geſchrieben denkt:

$$p(p-1) \ldots . (p-m+1) \Big[1 - \frac{p-m}{1} + \frac{(p-m)(p-m-1)}{1.2} - \ldots . + (-1)^{p-m}\Big]$$

$$= p . (p-1) \ldots (p-m+1) . (1-1)^{p-m},$$

welcher Ausdruck nur für den einzigen Werth $m = p$, nicht $= 0$ wird, ſondern in $p(p-1)(p-2) \ldots . 2 . 1 = p!$ übergeht.

Es verſchwinden alſo bei der genannten Summation auf der rechten Seite alle Glieder, mit Ausſchluß desjenigen, welches A_m enthält; man erhält alſo als endliche Summe:

$$(-1)^p . y(y-1)(y-2) \ldots (y-p+1) x^p (u, + x)^{y-p} = (-1)^p p(p-1) \ldots . 2 . 1 . A_p x^p (u, + x)^{y-p},$$

und hieraus:

$$A_p = \frac{y(y-1)(y-2) \ldots (y-p+1)}{1 . 2 . 3 \ldots . p} = y_p;$$

mithin wird die allgemeine Entwickelung der Facultät mit binomiſcher Baſis, wie ſie in Gleichung (27) angenommen wurde, jetzt folgende werden:

$$(u + v, + x)^y = (u, + x)^y + y_1 (u, + x)^{y-1} (v, + x)^1 + y_2 (u, + x)^{y-2} (v, + x)^2 \ldots\ldots (29)$$

ein Reſultat, welches, wegen ſeiner außerordentlichen Analogie mit dem binomiſchen Lehrſatze, höchſt merkwürdig iſt.

§. 9. In ſofern der Exponent $y = n =$ einer ganzen poſitiven Zahl iſt, laſſen ſich noch manche intereſſante Sätze und Entwickelungen hier auffinden.

Setzt man z. B.

$$u^n = A_0 + A_1(u-1,-1)^1 + A_2(u-1,-1)^2 + A_3(u-1,-1)^3 + \dots\dots,$$

ſo findet man die Coëfficientenbeſtimmung auf ganz ähnliche Weiſe, als im vorigen §. Nimmt man nämlich nach einander $u = 1, 2, 3 \dots$, ſo ergibt ſich:

$$1^n = A_0$$
$$2^n = A_0 + 1 . A_1$$
$$3^n = A_0 + 2 . A_1 + 2 . 1 . A_2$$
$$4^n = A_0 + 3A_1 + 3 . 2A_2 + 3 . 2 . 1A_3$$
$$5^n = A_0 + 4A_1 + 4 . 3 . A_2 + 4 . 3 . 2 . A_3 + 4 . 3 . 2 . 1 . A_4$$
$$\dots\dots\dots\dots\dots\dots$$
$$(p+1)^n = A_0 + pA_1 + p(p-1)A_2 + p(p-1)(p-2)A_3 + \dots + p(p-1)\dots 1A_p,$$

multiplicirt man nun die $(p+1)$te dieſer Gleichungen mit 1, die $p$te mit $-p_1$, die $(p-1)$te mit $+p_2$, die $(p-2)$te mit $-p_3$ u. ſ. w. bis die erſte mit $(-1)^p . p_p = (-1)^p$ und addirt alle zuſammen, ſo erhält man für die allgemeinen Coëfficientenbeſtimmung folgendes Geſetz:

$$p!.A_p = (p+1)^n - p_1.(p)^n + p_2.(p-1)^n - p_3.(p-2)^n \dots + (-1)^p \dots\dots \quad (30)$$

Setzt man zweitens

$$u^n = B_1(u,-1)^1 + B_2(u,-1)^2 + B_3(u,-1)^3 + \dots\dots$$

und nimmt ebenfalls, wie vorhin, ſucceſſive $u = 1, 2, 3, \dots$, ſo ergibt ſich analog:

$$1^n = B_1$$
$$2^n = 2 . B_1 + 2 . 1 . B_2$$
$$3^n = 3B_1 + 3 . 2 . B_2 + 3 . 2 . 1 . B_3$$
$$4^n = 4B_1 + 4 . 3 . B_2 + 4 . 3 . 2B_3 + 4 . 3 . 2 . 1 . B_4$$
$$\dots\dots\dots\dots\dots\dots$$
$$p^n = pB_1 + p.(p-1)B_2 + p(p-1)(p-2)B_3 + \dots + p(p-1)\dots 2 . 1 . B_p.$$

Multiplicirt man hier analog mit dem Frühern die $p$te Gleichung mit 1, die $(p-1)$te mit $-p_1$, die $(p-2)$te mit $+p_2$, die $(p-3)$te mit $-p_3$ u. ſ. w., die erſte mit $(-1)^{p-1}p_{p-1}$ u. ſ. w. und addirt, ſo erhält man:

$$p!B_p = p^n - p_1.(p-1)^n + p_2 . (p-2)^n - \dots + (-1)^{p-1} . p \dots\dots \quad (31)$$

§. 10. Alle die bisher behandelten Facultäten haben eigentlich nur dann eine auf gewöhnliche Weiſe zugängliche Bedeutung, wenn der Exponent eine ganze Zahl iſt. Wenn man aber einmal über die ganzen Zahlen hinausgeht, ſo muß man von der gewöhnlichen Anſchauung abſtrahiren. Es geht hier, wie bei den Potenzen. Wenn man eine Potenz in dem erſten anfänglichen Sinn, als ein Product aus einer gewiſſen Anzahl gleicher Factoren, feſthalten wollte, ſo würde man natürlich gleich bei den Potenzen mit negativen und gewiß noch mehr bei den mit gebrochenen oder gar irrationalen und imaginären Exponenten in die unüberwindlichſte Verlegenheit kommen, da es natürlich keinen Sinn geben kann, wenn man ſagt, es ſolle eine gewiſſe Zahl ſo oft als Factor geſetzt werden, als eine andere, und zwar gebrochene, oder irrationale, oder imaginäre Zahl angibt. Man hat daher ſchon längſt die Potenz als eine beſondere Function, welche gewiſſen Bedingungen unterworfen iſt, erklärt, und nur noch für den Elementarunterricht verſchiedene ſpecielle Erklärungen für die Potenzen mit ganzen und gebrochenen, mit poſitiven und negativen Exponenten aufbehalten. Ebenſo verhält es ſich aber mit den Facultäten. Man verſtand urſprünglich unter dem Ausdrucke **analytiſche Facultät** durchaus nur ein Product aus äquidifferenten Factoren, deren Anzahl man den Exponenten der Facultät nannte, welcher bei dem Nullwerden der Differenz der Factoren in den gewöhnlichen Potenzexponenten überging. Aus der Analogie nun der Facultäten mit den Potenzen kam man auch, wie bei letztern, auf Facultäten mit andern als ganzen reellen, rationalen Exponenten, zunächſt alſo auf reelle gebrochene. Man verſuchte, ſich dadurch zu helfen, daß man den Facultäten mit gebrochenen Exponenten den Namen von **eingeſchalteten** Gliedern gab, indem man nämlich den Gliedern eine Reihe von der Form:

$$a, \quad a + d, \quad a + 2d, \quad a + 3d, \quad \dots\dots \quad a + nd$$

reſpective die Stellenzahlen oder Indices

$$0, \quad 1, \quad 2, \quad 3, \quad \dots\dots\dots\dots \quad n$$

gibt, ſo kann man ſich offenbar jede Diſtanz zwiſchen zwei aufeinanderfolgenden Gliedern in irgend eine beliebige Anzahl gleicher Theile getheilt denken, ſodaß etwa $\left(a + \frac{m}{n}d\right)$ eine beſtimmte Stelle in der durch die neue Theilung entſtandenen neuen Progreſſion

$$a, \; a + \frac{1}{n}d, \; a + \frac{2}{n}d, \; \dots \; a + \frac{n-1}{n}d, \; a + d, \; a + \frac{n+1}{n}d, \; a + \frac{n+2}{n}d, \; \dots \text{ etc.}$$

einnimmt; dergleichen Glieder nannte man eingeſchaltete und gab ihnen analog die Indices

$$0,\ \frac{1}{n},\ \frac{2}{n},\ \ldots\ \frac{n-1}{n},\ 1,\ \frac{n+1}{n},\ \frac{n+2}{n},\ \ldots$$

Wenn man nun dieſelbe Interpolationsmethode auf Facultäten anwenden will, ſo hat man zunächſt die gewöhnlichſte Facultätenreihe mit den darüber geſchriebenen Indices in folgender Weiſe:

$$\overset{0}{\overbrace{1}};\ \overset{1}{\overbrace{u}};\ \overset{2}{\overbrace{u(u+x)}};\ \overset{3}{\overbrace{u(u+x)(u+2x)}};\ \ldots\ \overset{n}{\overbrace{u(u+x)(u+2x)\ldots(u+(n-1)x)}}\ \ldots \quad (32)$$

Denkt man ſich nun an irgend einer Stelle ein Glied eingeſchaltet, deſſen Index etwa w ſein mag, ſo werden die Indices derjenigen Glieder, welche durch die ganze Reihe hindurch eingeſchaltet werden müſſen, um die gleichförmige Bildung beizubehalten, folgende ſein:

$$w,\quad 1+w,\quad 2+w,\quad 3+w,\ \ldots\ m+w.$$

Die dieſen Indices entſprechenden Glieder der Reihe ſelbſt mögen

$$v,\quad \alpha.v,\quad \beta.v,\quad \gamma.v\ \ldots\ \mu.v$$

heißen, dann wird man bei Beobachtung deſſelben Bildungsgeſetzes, wie in der vollſtändigen Reihe (31), welches offenbar, wenn T_n das nte Glied bedeutet, durch die Gleichung:

$$T_n = [u+(n-1)x].T_{n-1}$$

ausgedrückt wird, folgende Bedingungen erhalten:

$$\begin{aligned}
\alpha.v &= (u+wx).v\\
\beta.v &= (u+wx)(u+(w+1)x).v\\
\gamma.v &= (u+wx)(u+(w+1)x)(u+(w+2)x).v\\
&\ldots\\
\mu.v &= (u+wx)(u+(w+1)x)(u+(w+2)x)\ldots(u+(w+m-1)x).v.
\end{aligned}$$

Dieſes letzte allgemeine, eingeſchaltete Glied liegt offenbar zwiſchen folgenden beiden Gliedern der Reihe (31):

$$u(u+x)(u+2x)\ldots(u+(m-1)x)$$
und
$$u(u+x)(u+2x)\ldots(u+mx),$$

oder es findet folgende Ungleichung ſtatt:

$$u(u+x)\ldots(u+(m-1)x) \lessgtr (u+wx)(u+(w+1)x)\ldots(u+(w+m-1)x).v \gtrless u(u+x)\ldots(u+mx)$$

oder

$$\frac{u(u+x)\ldots(u+(m-1)x)}{(u+wx)(u+(w+1)x)\ldots(u+(w+m-1)x)} \lessgtr v \gtrless \frac{u(u+x)\ldots(u+mx)}{(u+wx)(u+(w+1)x)\ldots(u+(w+m-1)x)},$$

d. h. es wird:

$$v = \frac{u(u+x)(u+2x)\ldots \text{in infinitum}}{(u+wx)(u+(w+1)x)\ldots \text{in infinitum}}.$$

Dieſes iſt eine Bedeutung einer Facultät mit gebrochenem Exponenten, aber keine Verſtändigung.

§. 11. Wenn man die Gleichungen $\sin x = 0$ und $\cos x = 0$ auflöſt, indem man die verſchiedenen Wurzeln derſelben aufſucht, und das Product aus den Differenzen zwiſchen den einzelnen Werthen der Variabeln und dieſer Variabeln ſelbſt der urſprünglichen Function gleichſetzt, ſo erhält man:

$$\sin x = x\left(1-\frac{x}{\pi}\right)\left(1-\frac{x}{2\pi}\right)\left(1-\frac{x}{3\pi}\right)\ldots\left(1+\frac{x}{\pi}\right)\left(1+\frac{x}{2\pi}\right)\left(1+\frac{x}{3\pi}\right)\ldots$$

$$\cos x = \left(1-\frac{2x}{\pi}\right)\left(1-\frac{2x}{3\pi}\right)\left(1-\frac{2x}{5\pi}\right)\ldots\left(1+\frac{2x}{\pi}\right)\left(1+\frac{2x}{3\pi}\right)\left(1+\frac{2x}{5\pi}\right)\ldots$$

oder

$$\sin x = \frac{x(\pi-x)(2\pi-x)(3\pi-x)\ldots(\pi+x)(2\pi+x)(3\pi+x)\ldots}{\pi\,.\,2\pi\,.\,3\pi\ldots\pi\,.\,2\pi\,.\,3\pi\ldots}$$

$$\cos x = \frac{(\pi-2x)(3\pi-2x)(5\pi-2x)\ldots(\pi+2x)(3\pi+2x)(5\pi+2x)\ldots}{\pi\,.\,3\pi\,.\,5\pi\,.\ldots\pi\,.\,3\pi\,.\,5\pi\,.\ldots}$$

oder

$$\left.\begin{aligned}
\sin x &= \frac{x\,.\,(\pi-x,+\pi)^n\,.\,(\pi+x,+\pi)^n}{(\pi,+\pi)^n\,.\,(\pi,+\pi)^n}\\
\cos x &= \frac{(\pi-2x,+2\pi)^n\,.\,(\pi+2x,2\pi)^n}{(\pi,+2\pi)^n\,.\,(\pi,+2\pi)^n}
\end{aligned}\right\}\ \text{für } n=\infty\ \ldots \quad (33)$$

Nun iſt aber nach Gleichung (21):

$$(u,+x)^y = \frac{x^y.(1,+1)^{\frac{u}{x}-1+y}}{(1,+1)^{\frac{u}{x}-1}},$$

und ſetzt man in Gleichung (1):

$$u=1,\ x=1,\ k=\frac{u}{x}-1,$$

ſo wird

$$(1,+1)^{\frac{u}{x}-1+y} = (1,+1)^y\,(1+y,+1)^{\frac{u}{x}-1},$$

oder, wenn man in Gleichung (2) ſetzt:

$$k=y,\ u=\frac{1}{y},\ x=\frac{1}{y},\ y=\frac{u}{x}-1,$$

ſo wird

$$(1+y,+1)^{\frac{u}{x}-1} = y^{\frac{u}{x}-1}.\left(\frac{1}{y}+1,+\frac{1}{y}\right)^{\frac{u}{x}-1},$$

mithin

$$(1,+1)^{\frac{u}{x}-1+y} = y^{\frac{u}{x}-1}.\left(\frac{1}{y}+1,+\frac{1}{y}\right)^{\frac{u}{x}-1}(1,+1)^y,$$

und wenn man dieſes in die vorhin angezogene Gleichung (21) einſetzt, ſo geht dieſe in

$$(u,+x)^y = \frac{x^y.y^{\frac{u}{x}-1}.\left(\frac{1}{y}+1,+\frac{1}{y}\right)^{\frac{u}{x}-1}.(1,+1)^y}{(1,+1)^{\frac{u}{x}-1}}$$

über. Setzt man hierin $y=\infty$, alſo $\frac{1}{y}=0$, ſo wird $\left(\frac{1}{y}+1,+\frac{1}{y}\right)^{\frac{u}{x}-1} = (1,+0)^{\frac{u}{x}-1}$, oder nach (5), $=1$, daher:

$$(u,+x)^y = \frac{x^y.y^{\frac{u}{x}-1}.(1,+1)^y}{(1,+1)^{\frac{u}{x}-1}}, \text{ für } y=\infty \quad (34)$$

Indem man dieſe Formel auf die verſchiedenen in (32) enthaltenen Facultäten anwendet, findet man zunächſt:

$$(\pi-x,+\pi)^n = \frac{n^{-\frac{x}{\pi}}.\pi^n.(1,+1)^n}{(1,+1)^{-\frac{x}{\pi}}},$$

$$(\pi+x,+\pi)^n = \frac{n^{\frac{x}{\pi}}.\pi^n.(1,+1)^n}{(1,+1)^{\frac{x}{\pi}}},$$

$$(\pi-2x,+2\pi)^n = \frac{n^{-\frac{x}{\pi}-\frac{1}{2}}.(2\pi)^n.(1,+1)^n}{(1,+1)^{-\frac{x}{\pi}-\frac{1}{2}}},$$

$$(\pi+2x,+2\pi)^n = \frac{n^{\frac{x}{\pi}-\frac{1}{2}}.(2\pi)^n.(1,+1)^n}{(1,+1)^{\frac{x}{\pi}-\frac{1}{2}}},$$

$$(\pi,+\pi)^n = \pi^n.(1,+1)^n,$$

$$(\pi,+2\pi)^n = \frac{n^{-\frac{1}{2}}.(2\pi)^n.(1,+1)^n}{(1,+1)^{-\frac{1}{2}}};$$

und wenn man dieſes einſetzt, wird:

$$\left.\begin{aligned} \sin x &= \frac{x}{(1,+1)^{-\frac{x}{\pi}}.(1,+1)^{\frac{x}{\pi}}} \\ \cos x &= \frac{(1,+1)^{-\frac{1}{2}}.(1,+1)^{-\frac{1}{2}}}{(1,+1)^{-\frac{x}{\pi}-\frac{1}{2}}.(1,+1)^{\frac{x}{\pi}-\frac{1}{2}}} \end{aligned}\right\} \quad (35)$$

oder, wenn man in Gleichung (1) noch $u=1$, $x=1$, $y=-\frac{1}{2}$ und k zuerſt $=-\frac{x}{\pi}$ und dann $=\frac{x}{\pi}$ ſetzt, wodurch man erhält:

$$(1,+1)^{-\frac{x}{\pi}-\frac{1}{2}} = (1,+1)^{-\frac{1}{2}}.(\tfrac{1}{2},+1)^{-\frac{x}{\pi}}$$

und

$$(1,+1)^{\frac{x}{\pi}-\frac{1}{2}} = (1,+1)^{-\frac{1}{2}}.(\tfrac{1}{2},+1)^{\frac{x}{\pi}},$$

ſo wird der Ausdruck für cos x:

$$\cos x = \frac{1}{(\frac{1}{2},+1)^{-\frac{x}{\pi}}.(\frac{1}{2},+1)^{\frac{x}{\pi}}}, \;\ldots\ldots \quad (36)$$

und hieraus, in Verbindung mit (34):

$$\operatorname{tang} x = \frac{\sin x}{\cos x} = \frac{x.(\frac{1}{2},+1)^{-\frac{x}{\pi}}.(\frac{1}{2},+1)^{\frac{x}{\pi}}}{(1,+1)^{-\frac{x}{\pi}}.(1,+1)^{\frac{x}{\pi}}}, \quad (37)$$

Setzt man in dem Ausdrucke für $\sin x$, $x = \frac{1}{2}\pi$, so wird

$$\tfrac{1}{2}\pi = (1,+1)^{-\frac{1}{2}}.(1,+1)^{\frac{1}{2}},$$

oder da man aus Gleichung (1), wenn man darin $u = 1$, $x = 1$, $y = -\frac{1}{2}$, $k = 1$ setzt,

$$(1,+1)^{\frac{1}{2}} = (1,+1)^{-\frac{1}{2}}(\tfrac{1}{2},+1)^{1} = \tfrac{1}{2}.(1,+1)^{-\frac{1}{2}}$$

erhält:

$$\pi = 4.\left[(1,+1)^{\frac{1}{2}}\right]^2 = \left[(1,+1)^{-\frac{1}{2}}\right]^2,$$

also

$$\sqrt{\pi} = 2.(1,+1)^{\frac{1}{2}} = (1,+1)^{-\frac{1}{2}} \quad \ldots\ldots \quad (38)$$

Schreibt man ferner in (34) πx für x, so wird

$$\sin \pi x = \frac{\pi x}{(1,+1)^{-x}(1,+1)^{x}};$$

wenn man aber in (1) $k = -1$ setzt, so wird

$$(1,+1)^{x-1} = (1,+1)^{x}(1+x,+1)^{-1},$$

oder, vermöge (9),

$$(1,+1)^{x-1} = \frac{(1,+1)^{x}}{x},$$

folglich:

$$\sin \pi x = \frac{\pi}{(1,+1)^{x-1}.(1,+1)^{-x}} \quad \ldots\ldots \quad (39)$$

oder

$$(1,+1)^{x-1}.(1,+1)^{-x} = \frac{\pi}{\sin \pi x}.$$

Setzt man hierin der Reihe nach $x = \frac{1}{z}, \frac{2}{z}, \frac{3}{z}, \ldots$ bis $x = \frac{z-1}{2}.\frac{1}{z}$, wenn z ungerade, oder bis $x = \frac{z-2}{2}.\frac{1}{z}$, wenn z gerade ist, und multiplicirt die so erhaltenen Gleichungen, so ergibt sich für ein ungerades z:

$$(1,+1)^{-\frac{1}{z}}.(1,+1)^{-\frac{2}{z}}.(1,+1)^{-\frac{3}{z}}\ldots\ldots(1,+1)^{-\frac{z-1}{z}} = \frac{\pi}{\sin\frac{\pi}{z}}.\frac{\pi}{\sin\frac{2\pi}{z}}.\frac{\pi}{\sin\frac{3\pi}{z}}\ldots\ldots\frac{\pi}{\sin\frac{(z-1)\pi}{2z}}, \quad \ldots\ldots \quad (40)$$

und für ein gerades z:

$$(1,+1)^{-\frac{1}{z}}.(1,+1)^{-\frac{2}{z}}.(1,+1)^{-\frac{3}{z}}\ldots\ldots(1,+1)^{-\frac{z-1}{z}} = \pi^{\frac{1}{2}}.\frac{\pi}{\sin\frac{\pi}{z}}.\frac{\pi}{\sin\frac{2\pi}{z}}.\frac{\pi}{\sin\frac{3\pi}{z}}\ldots\ldots\frac{\pi}{\sin\frac{(z-2)\pi}{2z}}, \quad \ldots\ldots \quad (41)$$

wo noch auf der linken Seite, zur Vervollständigung der Factorenreihe, der Factor $(1,+1)^{-\frac{z}{2z}}$ hinzugefügt werden mußte; dieser wird aber $(1,+1)^{-\frac{1}{2}}$ und nach (37) $= \sqrt{\pi}$, daher auf der rechten Seite $\pi^{\frac{1}{2}}$ hinzukommen muß.

Nun ist aber nach dem Cotesischen Lehrsatze:

$$x^{2n} - a^{2n} = (x^2 - a^2)\ \Pi\left(x^2 - 2xa.\cos\frac{2m\pi}{2n} + a^2\right)$$

und

$$x^{2n+1} - a^{2n+1} = (x - a).\ \Pi\left(x^2 - 2xa.\cos\frac{2m\pi}{2n+1} + a^2\right),$$

wenn man unter Π das Product aus allen Factoren versteht, die man erhält, wenn man ſucceſſive in der erſten Formel $m = 1, 2, 3, \ldots (n-1)$ und in der zweiten Formel $m = 1, 2, 3 \ldots n$ ſetzt.

Nun läßt ſich aber $x^{2n} - a^{2n}$ durch $x^2 - a^2$ und $x^{2n+1} - a^{2n-1}$ durch $x - a$ ohne Reſt dividiren, daher erhält man:

$$x^{2n-2} + x^{2n-4}a^2 + x^{2n-6}a^4 + \ldots + a^{2n-2} = \Pi\left[x^2 - 2xa.\cos\frac{2m\pi}{2n} + a^2\right] \text{ für } m = 1, 2, 3, \ldots n-1$$

und

$$x^{2n} + x^{2n-1}a + x^{2n-2}a^2 + \ldots + a^{2n} = \Pi\left[x^2 - 2xa.\cos\frac{2m\pi}{2n+1} + a^2\right] \text{ für } m = 1, 2, 3, \ldots n.$$

Setzt man hierin $x = 1$ und $a = 1$ und beachtet, daß $1 - 2\cos\varphi + 1 = 4\sin^2\frac{1}{2}\varphi$ iſt, ſo ergibt ſich, nach Ausziehung der Quadratwurzel:

$$\frac{n^{\frac{1}{2}}}{2^{n-1}} = \sin\frac{\pi}{2n}\cdot\sin\frac{2\pi}{2n}\cdot\sin\frac{3\pi}{2n}\cdots\sin\frac{(n-1)\pi}{2n}$$

und

$$\frac{(2n+1)^{\frac{1}{2}}}{2^n} = \sin\frac{\pi}{2n+1}\cdot\sin\frac{2\pi}{2n+1}\cdot\sin\frac{3\pi}{2n+1}\cdots\sin\frac{n\pi}{2n+1},$$

mithin nach (39) und (40) für ein ungerades z:

$$(1,+1)^{-\frac{1}{z}}\cdot(1,+1)^{-\frac{2}{z}}\cdot(1,+1)^{-\frac{3}{z}}\cdots(1,+1)^{-\frac{z-1}{z}} = \frac{(2\pi)^{\frac{z-1}{2}}}{\sqrt{z}}$$

und für ein gerades z:

$$(1,+1)^{-\frac{1}{z}}\cdot(1,+1)^{-\frac{2}{z}}\cdot(1,+1)^{-\frac{3}{z}}\cdots(1,+1)^{-\frac{z-1}{z}} = \frac{(2\pi)^{\frac{z-1}{2}}}{\sqrt{z}}.$$

§. 12. Wir haben ſchon in §. 8 eine Entwickelung der Facultät mit binomiſcher Baſis in eine Reihe gehabt, aber nur für den Fall, daß der Exponent eine poſitive ganze Zahl iſt. Hier ſoll nun noch die Entwickelung einer analytiſchen Facultät folgen, wenn man entweder die Baſis, oder wenn man den Exponent variirt, wodurch man Reihen erhält, die dem Taylor'ſchen Satze analog ſind. Crelle hat dieſe in der oben angezogenen Abhandlung im ſiebenten Bande ſeines mathematiſchen Journals gegeben.

Wenn man $(u,+x)^y = f(u)$ ſetzt, ſo wird nach der Taylor'ſchen Reihe:

$$f(u+h) = (u+h,x)^y = (u,+x)^y + \frac{h}{\alpha}\cdot\Delta(u,+x)^y + \frac{h(h-\alpha)}{1.2\,\alpha^2}\cdot\Delta^2(u,+x)^y + \cdots$$
$$+ \frac{h(h-\alpha)\ldots(h-(n-1)\alpha)}{1.2.3\ldots n.\alpha^n}\,\Delta^n(u,+x)^y + R_n,$$

wenn $R_n = \frac{h(h-\alpha)\ldots(h-n\alpha)}{1.2.3\ldots n.\alpha^n}\cdot\Delta^n\left(\frac{(u+h,+x)^y-(u,+x)^y}{h}\right)$,

und wenn $\Delta(u,+x)^y = (u+\alpha,x)^y - (u,+x)^y$.

Da α ganz willkürlich iſt, ſo kann man es entweder $= -x$, oder $= +x$ ſetzen.

1) Sei zunächſt $\alpha = -x$, ſo wird $\Delta(u,+x)^y = (u-x,x)^y - (u,+x)^y$, oder, nach Gleichung (28),

$$\Delta(u,+x)^y = -\,y.x(u,+x)^{y-1},$$

und hieraus, wenn man wieder die Differenz nimmt und beachtet, daß bei der Variation des u, das x und y conſtant ſind:

$$\Delta^2(u,+x)^y = +\,y(y-1).x^2.(u,+x)^{y-2}$$
$$\cdots\cdots\cdots\cdots$$
$$\Delta^n(u,+x)^y = (-1)^n.y(y-1)\ldots(y-(n-1)).x^n.(u,+x)^{y-n} \quad\ldots\ldots\ldots\ldots (42)$$

Wenn man aber in Gleichung (1) $y-1=y$ und $k=1$ ſetzt, ſo wird, mit Berückſichtigung von Gleichung (3):

$$(u,+x)^y = (u-x+yx).(u,+x)^{y-1},$$

alſo rückwärts:

$$(u,+x)^{y-1} = \frac{(u,+x)^y}{u-x+yx},$$

und indem man ſucceſſive $y = y-1,\ y-2,\ y-3,\ldots$ ſetzt:

$$(u,+x)^{y-2} = \frac{(u,+x)^{y-1}}{u+(y-2)x} = \frac{(u,+x)^y}{[u+(y-1)x].[u+(y-2)x]}$$
$$\cdots\cdots\cdots\cdots$$
$$(u,+x)^{y-n} = \frac{(u,+x)^y}{[u+(y-1)x].[u+(y-2)x]\ldots\ldots[u+(y-n)x]}, \quad\ldots\ldots\ldots (43)$$

alſo, vermöge (42):

$$\Delta^n(u,+x)^y = \frac{(-1)^n.y(y-1)(y-2)\ldots\ldots(y-(n-1)).x^n.(u,+x)^y}{[u+(y-1)x].[u+(y-2)x]\ldots\ldots[u+(y-n)x]}, \quad\ldots\ldots (44)$$

und ſomit wird die Entwickelung von $f(u+h)$ folgende:

$$(u+h,x)^y = (u,+x)^y.\Big[1 + \frac{hy}{u+(y-1)x} + \frac{h(h+x)y(y-1)}{1.2.[u+(y-1)x][u+(y-2)x]} + \frac{h(h+x)(h+2x).y(y-1)(y-2)}{1.2.3[u+(y-1)x][u+(y-2)x][u+(y-3)x]} + \dots + \frac{h(h+x)(h+2x)\dots(h+(n-1)x).y(y-1)\dots(y-(n-1))}{1.2.3\dots n[u+(y-1)x][u+(y-2)x]\dots[u+(y-n)x]}\Big] + R_n \quad (45)$$

Setzt man hierin $x = 0$, ſo erhält man unmittelbar die binomiſche Reihe für Potenzen.

2) Wenn man $\alpha = +x$ ſetzt, dann wird $\Delta(u,+x)^y = (u+x,x)^y - (u,+x)^y$. Um dieſe Differenz zu beſtimmen, ſetze man in Gleichung (1) $y = 1$ und $k = y$, ſo wird

$$(u,+x)^{y+1} = u.(u+x,+x)^y,$$

und ſetzt in derſelben erſten Gleichung $k = 1$, ſo wird

$$(u,+x)^{y+1} = (u+yx).(u,+x)^y,$$

mithin durch Vergleichung dieſer beiden Ausdrücke:

$$(u+x,+x)^y = \frac{u+yx}{u}.(u,+x)^y,$$

alſo

$$\Delta(u,+x)^y = \frac{yx}{u}.(u,+x)^y$$

und hieraus

$$\Delta^2(u,+x)^y = \frac{y(y-1)x^2}{u(u+x)}.(u,+x)^y$$

. . . .

$$\Delta^n(u,+x)^y = \frac{y(y-1)(y-2)\dots(y-(n-1))x^n}{u(u+x)(u+2x)\dots(u+(n-1)x)} \quad \dots\dots (46)$$

Setzt man dieſe Werthe in die Entwickelung von $f(u+h)$, ſo wird:

$$(u+h,x)^y=(u,+x)^y.\Big[1+\frac{h.y}{u}+\frac{h(h-x)}{1.2}.\frac{y(y-1)}{u(u+x)}+\frac{h(h-x)(h-2x)}{1.2.3}.\frac{y(y-1)(y-2)}{u(u+x)(u+2x)}+\dots+\frac{h(h-x)\dots(h-(n-1)x)}{1.2.3\dots n}.\frac{y(y-1)\dots(y-(n-1))}{u(u+x)\dots(u+(n-1)x)}\Big]+R_n \quad \dots (47)$$

§. 13. Was nun endlich die numeriſche Berechnung der Facultäten betrifft, ſo entlehn' ich die Vorſchrift dazu, wie es auch ſchon bei mehren Dingen im Bisherigen geſchehen iſt, aus dem Artikel Facultät in dem „mathematiſchen Wörterbuche von Klügel, zweiter Supplementband S. 305 fg. von Grunert." Dieſes iſt wieder entnommen aus einer Abhandlung von Beſſel in dem königsberger Archiv für Naturwiſſenſchaften. 3. St. S. 241. Da dieſes Archiv nicht in Vieler Händen ſein dürfte, ſo bin ich dem Beiſpiele von Grunert gefolgt, und habe ebenfalls die von Beſſel berechnete Tafel am Ende des gegenwärtigen Artikels mit abdrucken laſſen.

Nach Gleichung (15) iſt:

$$(u,+x)^y = \frac{(u,+x)^n}{(u+yx,+x)^n}.(u+nx,+x)^y,$$

nach Gleichung (2) aber wird:

$$(u+nx,+x)^y = (u+nx)^y.\left(1,+\frac{x}{u+nx}\right)^y.$$

Denkt man ſich hier das n beſtändig wachſend, ſodaß es zuletzt unendlich groß wird, ſo wird $\frac{x}{u+nx}$ beſtändig abnehmen und zuletzt $= 0$ werden, mithin $\left(1+\frac{x}{u+nx}\right)^y = (1,+0)^y$ nach Gleichung (5) $= 1$ werden, alſo für ein unendlich großes n, iſt

$$(u+nx,+x)^y = (u+nx)^y$$

und

$$(u,+x)^y = \frac{(u,+x)^n}{(u+yx,+x)^n}.(u+nx)^y;$$

nun iſt aber $\log[(u+nx)^y] = y\log(u+nx) = y\log x + y\log n + y\log\left(1+\frac{u}{nx}\right)$, oder für $n=\infty$:
$\log[(u+nx)^y] = y\log x + y\log n$, daher

$$\log[u,+x)^y] = y\log x + y\log n + \log[(u,+x)^n] - \log[(u+yx,+x)^n] \quad \dots\dots (48)$$

Nun iſt aber, vermöge Gleichung (4):

$$(u, + x)^n = u(u + x)(u + 2x)(u + 3x) \ldots (u + (n-1)x)$$
$$= x^n \cdot \frac{u}{x}\left(\frac{u}{x} + 1\right)\left(\frac{u}{x} + 2\right)\left(\frac{u}{x} + 3\right) \ldots \left(\frac{u}{x} + n - 1\right),$$

und ebenſo:

$$(u + yx, + x)^n = x^n\left(\frac{u}{x} + y\right)\left(\frac{u}{x} + y + 1\right)\left(\frac{u}{x} + y + 2\right) \ldots \left(\frac{u}{x} + y + n - 1\right),$$

alſo wird:

$$\log[(u, + x)^y] = y \log x + y \log n + \log\frac{u}{x} + \log\left(\frac{u}{x} + 1\right) + \log\left(\frac{u}{x} + 2\right) \ldots + \log\left(\frac{u}{x} + n - 1\right)$$
$$- \log\left(\frac{u}{x} + y\right) - \log\left(\frac{u}{x} + y - 1\right) \ldots - \log\left(\frac{u}{x} + y + n - 1\right).$$

Führt man nun eine Function Ω der Bedingung gemäß ein, daß

$$(z + n - \tfrac{1}{2}) \log n - n - \log z - \log(z + 1) - \ldots - \log(z + n - 1) = \Omega(z) \ldots\ldots \quad (49)$$

iſt, ſo wird, nach gehöriger Reduction:

$$\log[(u, + x)^y] = y \log x + \Omega\left(\frac{u}{x} + y\right) - \Omega\left(\frac{u}{x}\right) \ldots\ldots \quad (50)$$

Aus dieſer Gleichung ergibt ſich offenbar, daß die Berechnung des Zahlenwerthes einer Facultät nur von der Beſtimmung der durch Ω bezeichneten Function abhängt. Setzt man aber in Gleichung (49) $z = 1$, ſo wird:

$$\Omega(1) = (n + \tfrac{1}{2}) \log n - n - \log(1 \cdot 2 \cdot 3 \ldots n).$$

Es iſt aber nach einem bekannten Satze aus der Theorie der beſtimmten Integrale

$$\log(1 \cdot 2 \cdot 3 \ldots n) = (n + \tfrac{1}{2}) \log n - n + \tfrac{1}{2} \log 2\pi,$$

mithin:

$$\Omega(1) = -\tfrac{1}{2} \log 2\pi. \ldots\ldots \quad (51)$$

Setzt man nun in (50) $x = 1$, ſo folgt:

$$\Omega(u + y) = \Omega(u) + \log[(u, + 1)^y], \ldots \quad (52)$$

und ſetzt man hierin $u = 1$ und y nach einander $= 1, 2, 3, \ldots$, ſo findet man:

$$\left.\begin{aligned} \Omega(2) &= -\tfrac{1}{2} \log 2\pi \\ \Omega(3) &= -\tfrac{1}{2} \log 2\pi + \log(1 \cdot 2) \\ \Omega(4) &= -\tfrac{1}{2} \log 2\pi + \log(1 \cdot 2 \cdot 3) \\ \Omega(5) &= -\tfrac{1}{2} \log 2\pi + \log(1 \cdot 2 \cdot 3 \cdot 4) \end{aligned}\right\} \ldots (53)$$

. . . .

Ebenſo leicht kann man $\Omega(\tfrac{1}{2})$ und $\Omega(-\tfrac{1}{2})$ finden. Setzt man nämlich in (50) $x = 1$ und $y = -y$, ſo iſt

$$\Omega(u - y) = \Omega(u) + \log[(u, + 1)^{-y}],$$

oder, vermöge der Gleichung (7):

$$\Omega(u - y) = \Omega(u) - \log[(u - y, + 1)^y], \quad (54)$$

und ſetzt man hierin $u = 1$ und $y = \tfrac{1}{2}$, ſo wird

$$\Omega(\tfrac{1}{2}) = \Omega(1) - \log\left[(\tfrac{1}{2}, + 1)^{\frac{1}{2}}\right].$$

Setzt man aber in Gleichung (1) $u = 1$, $x = 1$, $y = -\tfrac{1}{2}$ und $k = \tfrac{1}{2}$, ſo wird

$$(1, + 1)^0 = (1, + 1)^{-\frac{1}{2}} (\tfrac{1}{2}, + 1)^{\frac{1}{2}},$$

oder, vermöge (6) und (38):

$$(\tfrac{1}{2}, + 1)^{\frac{1}{2}} = \sqrt{\frac{1}{\pi}},$$

mithin:

$$\Omega(\tfrac{1}{2}) = -\tfrac{1}{2} \log 2\pi + \tfrac{1}{2} \log \pi = -\tfrac{1}{2} \log 2 \quad (55)$$

Setzt man nun wieder in (50) $x = 1$, $u = \tfrac{1}{2}$ und y der Reihe nach $= 1, 2, 3, \ldots$, ſo findet man

$$\left.\begin{aligned} \Omega(\tfrac{1}{2}) &= -\tfrac{1}{2} \log 2 \\ \Omega(\tfrac{3}{2}) &= -\tfrac{1}{2} \log 2 + \log(\tfrac{1}{2}) \\ \Omega(\tfrac{5}{2}) &= -\tfrac{1}{2} \log 2 + \log\left(\frac{1 \cdot 3}{2 \cdot 2}\right) \\ \Omega(\tfrac{7}{2}) &= -\tfrac{1}{2} \log 2 + \log\left(\frac{1 \cdot 3 \cdot 5}{2 \cdot 2 \cdot 2}\right) \\ \Omega(\tfrac{9}{2}) &= -\tfrac{1}{2} \log 2 + \log\left(\frac{1 \cdot 3 \cdot 5 \cdot 7}{2 \cdot 2 \cdot 2 \cdot 2}\right) \\ &\ldots\ldots \end{aligned}\right\} \ldots (56)$$

und ſetzt man in (53) $u = \tfrac{1}{2}$ und y der Reihe nach $1, 2, 3, \ldots$, ſo erhält man

$$\left.\begin{aligned} \Omega(-\tfrac{1}{2}) &= -\tfrac{1}{2} \log 2 - \log(-\tfrac{1}{2}) \\ \Omega(-\tfrac{3}{2}) &= -\tfrac{1}{2} \log 2 - \log\left(\frac{1 \cdot 3}{2 \cdot 2}\right) \\ \Omega(-\tfrac{5}{2}) &= -\tfrac{1}{2} \log 2 - \log\left(-\frac{1 \cdot 3 \cdot 5}{2 \cdot 2 \cdot 2}\right) \\ \Omega(-\tfrac{7}{2}) &= -\tfrac{1}{2} \log 2 - \log\left(\frac{1 \cdot 3 \cdot 5 \cdot 7}{2 \cdot 2 \cdot 2 \cdot 2}\right) \\ &\ldots\ldots \end{aligned}\right\} \ldots (57)$$

Aus dieſen Gleichungen (52) und (54) erhält man, wenn y eine poſitive ganze Zahl iſt, u aber ganz beliebig:

$$\Omega(u + y) = \Omega(u) + \log[u \cdot (u+1)(u+2) \ldots (u+y-1)]$$

und

$$\Omega(u - y) = \Omega(u) - \log[(u-1)(u-2)(u-3) \ldots (u-y)].$$

§. 14. Setzt man in (35) und (36) πx für x, ſo iſt:

$$\sin\pi x = \frac{\pi x}{(1,+1)^{-x}.(1,+1)^{x}}$$

und

$$\cos\pi x = \frac{1}{(\tfrac{1}{2},+1)^{-x}.(\tfrac{1}{2},+1)^{x}},$$

mithin

$$\log\frac{\sin\pi x}{x} = \log\pi - \log[(1,+1)^{-x}] - \log[(1,+1)^{x}],$$

oder, nach (50) und (51):

$$\log\frac{\sin\pi x}{x} = -\Omega(1+x) - \Omega(1-x) - \log 2,$$

und ebenſo

$$\log\cos\pi x = -\Omega(\tfrac{1}{2}+x) - \Omega(\tfrac{1}{2}-x) - \log 2,$$

oder umgekehrt:

$$\left.\begin{array}{l}\Omega(1+x)+\Omega(1-x) = \log\dfrac{x}{2\sin\pi x}\\ \Omega(\tfrac{1}{2}+x)+\Omega(\tfrac{1}{2}-x) = -\log 2\cos\pi x\end{array}\right\} \quad (58)$$

und ſetzt man

$$\tfrac{1}{2}[\Omega(1+x) - \Omega(1-x)] = U$$

und

$$\tfrac{1}{2}[\Omega(\tfrac{1}{2}-x) - \Omega(\tfrac{1}{2}+x)] = U',$$

ſo wird:

$$\Omega(1+x) = \tfrac{1}{2}\log\frac{x}{2\sin\pi x} + U,$$

$$\Omega(1-x) = \tfrac{1}{2}\log\frac{x}{2\sin\pi x} - U,$$

$$\Omega(\tfrac{1}{2}+x) = -\tfrac{1}{2}\log(2\cos\pi x) - U',$$

$$\Omega(\tfrac{1}{2}-x) = -\tfrac{1}{2}\log(2\cos\pi x) + U'.$$

Nach dem Taylor'ſchen Lehrſatze iſt aber:

$$U = \frac{d\,\Omega(x)}{dx}\cdot\frac{x}{1} + \frac{d^3\,\Omega(x)}{dx^3}\cdot\frac{x^3}{1.2.3} + \frac{d^5\,\Omega(x)}{dx^5}\cdot\frac{x^5}{1.2.3.4.5} + \ldots.$$

$$U' = -\frac{d\,\Omega(x)}{dx}\cdot\frac{x}{1} - \frac{d^3\,\Omega(x)}{dx^3}\cdot\frac{x^3}{1.2.3} - \frac{d^5\,\Omega(x)}{dx^5}\cdot\frac{x^5}{1.2.3.4.5} - \ldots,$$

wenn man in den Differentialquotienten der erſten Reihe $x = 1$, und in denen der zweiten Reihe $x = \frac{1}{2}$ ſetzt. Nun war aber nach (49):

$$\Omega(x) = (x+n-\tfrac{1}{2})\log n - n - \log x - \log(x-1) - \ldots - \log(x+n-1);$$

differentiirt man dieſes wiederholt, ſetzt dann für x die genannten Werthe und ordnet, ſo wird:

$$\begin{aligned}U = {} & \frac{1}{1}x\left[\log n - 1 - \frac{1}{2} - \frac{1}{3} - \frac{1}{4}\ldots - \frac{1}{n}\right]\\ & - \frac{1}{3}x^3\left[1 + \frac{1}{2^3} + \frac{1}{3^3} + \frac{1}{4^3} + \ldots + \frac{1}{n^3}\right]\\ & - \frac{1}{5}x^5\left[1 + \frac{1}{2^5} + \frac{1}{3^5} + \frac{1}{4^5} + \ldots + \frac{1}{n^5}\right]\\ & - \frac{1}{7}x^7\left[1 + \frac{1}{2^7} + \frac{1}{3^7} + \frac{1}{4^7} + \ldots + \frac{1}{n^7}\right]\\ & - \ldots\ldots\ldots\end{aligned}$$

$$\begin{aligned}U' = {} & \frac{1}{1}x\left[-\log n + 2\left(1 + \frac{1}{3} + \frac{1}{5} + \frac{1}{7} + \ldots + \frac{1}{2n-1}\right)\right]\\ & + \frac{1}{3}(2x)^3\left[1 + \frac{1}{3^3} + \frac{1}{5^3} + \frac{1}{7^3} + \ldots + \frac{1}{(2n-1)^3}\right]\\ & + \frac{1}{5}(2x)^5\left[1 + \frac{1}{3^5} + \frac{1}{5^5} + \frac{1}{7^5} + \ldots + \frac{1}{(2n-1)^5}\right]\\ & + \frac{1}{7}(2x)^7\left[1 + \frac{1}{3^7} + \frac{1}{5^7} + \frac{1}{7^7} + \ldots + \frac{1}{(2n-1)^7}\right]\\ & + \ldots\ldots\ldots\end{aligned}$$

Die Reihe für U wird nur convergent, wenn x poſitiv und $\leqq 1$, die für U' wird nur convergent, wenn x poſitiv und $\leqq \frac{1}{2}$ iſt.

Wenn die Summen der Potenzen der reciproken Zahlen von 1 bis $n = \infty$ durch $S_1, S_2, S_3, \ldots$ bezeichnet ſind, ſo wird:

$$U = \frac{1}{1}x[\log n - (S_1 - 1) - 1] - \frac{1}{3}x^3[(S_3 - 1) + 1] - \frac{1}{5}x^5[(S_5 - 1) + 1] - \ldots,$$

oder da $-\frac{1}{1}x - \frac{1}{3}x^3 - \frac{1}{5}x^5 - \ldots = \frac{1}{2}\log\frac{1-x}{1+x}$ iſt,

$$U = \frac{1}{2}\log\frac{1-x}{1+x} + \frac{1}{1}x[\log n - (S_1 - 1)] - \frac{1}{3}x^3(S_3 - 1) - \frac{1}{5}x^5(S_5 - 1) - \ldots\ldots \quad (58)$$

für jedes poſitive x, welches < 1 iſt.

Setzt man nun für die Summen ihre durch beſtimmte Integrale entwickelten Werthe, wobei

$$S_1 = \log n + 0.57721\ 56649\ 02$$

iſt, ſo wird:

$$U = \frac{1}{2}\log\frac{1-x}{1+x} \left.\begin{aligned} &+ x\ .\ 0{,}42278\ 43350\ 98\\ &- x^3.\ 0{,}06735\ 23010\ 53\\ &- x^5.\ 0{,}00738\ 55510\ 11\\ &- x^7.\ 0{,}00119\ 27539\ 12\\ &- x^9.\ 0{,}00022\ 31547\ 58\\ &- x^{11}.\ 0{,}00004\ 49262\ 37\\ &- x^{13}.\ 0{,}00000\ 94402\ 57\\ &- x^{15}.\ 0{,}00000\ 20392\ 16\\ &- \ldots\ldots\ldots\ldots \end{aligned}\right\} (59)$$

Um ebenſo U' zu finden, wird zunächſt:

$$-\log n + 2\left(1 + \frac{1}{3} + \frac{1}{5} + \frac{1}{7} + \ldots + \frac{1}{2n-1}\right)$$
$$= -\log n + 2\left(1 + \frac{1}{2} + \frac{1}{3} + \frac{1}{4} + \ldots + \frac{1}{2n}\right) - \left(1 + \frac{1}{2} + \frac{1}{3} + \frac{1}{4} + \ldots + \frac{1}{n}\right)$$
$$= -\log n + 2[C' + \log(2n)] - C' - \log n$$
$$= C' + 2\log 2,$$

wenn C' die obige Conſtante 0.57721 56649 02 bedeutet; ähnlich iſt:

$$2^\alpha\left[1 + \frac{1}{3^\alpha} + \frac{1}{5^\alpha} + \frac{1}{7^\alpha} + \ldots\right] = (2^\alpha - 1)S_\alpha,$$

wofür Beſſel, um die Reihe ſchneller convergirend zu machen, ſchreibt:

$$(2^\alpha - 1)(S_\alpha - 1 - 2^{-\alpha}) + 2^\alpha - 2^{-\alpha};$$

hierdurch wird:

$$U' = \frac{2x}{1} + \frac{(2x)^3}{3} + \frac{(2x)^5}{5} + \frac{(2x)^7}{7} + \ldots$$
$$- \frac{1}{1}\left(\frac{x}{2}\right) - \frac{1}{3}\left(\frac{x}{2}\right)^3 - \frac{1}{5}\left(\frac{x}{2}\right)^5 - \ldots$$
$$+ \frac{1}{1}x\left(C' + 2\log 2 - \frac{3}{2}\right) + \frac{7}{3}x^3\left(S_3 - \frac{9}{8}\right) + \frac{31}{5}x^5\left(S_5 - \frac{33}{32}\right) + \frac{127}{7}x^7\left(S_7 - \frac{129}{128}\right) + \ldots$$
$$= \frac{1}{2}\log\frac{(1+2x)(2-x)}{(1-2x)(2+x)} + \frac{1}{1}x\left(C' + 2\log 2 - \frac{3}{2}\right) + \frac{7}{3}x^3\left(S_3 - \frac{9}{8}\right) + \ldots$$

oder wenn man die Zahlenwerthe einſetzt:

$$U' = \frac{1}{2}\log\frac{(1+2x)(2-x)}{(1-2x)(2+x)} \left.\begin{aligned} &+ x\ .\ 0{,}46351\ 00260\ 21\\ &+ x^3.\ 0{,}17979\ 94407\ 06\\ &+ x^5.\ 0{,}03520\ 20816\ 63\\ &+ x^7.\ 0{,}00973\ 86754\ 43\\ &+ x^9.\ 0{,}00313\ 79843\ 47\\ &+ x^{11}.\ 0{,}00109\ 93049\ 02\\ &+ x^{13}.\ 0{,}00041\ 14623\ 37\\ &+ x^{15}.\ 0{,}00015\ 43504\ 29\\ &+ \ldots\ldots\ldots\ldots \end{aligned}\right\} \ldots\ldots\ldots\ldots \quad (60)$$

Da die in (59) und 60) vorkommenden Logarithmen aber offenbar natürliche Logarithmen ſind, ſo bedeute M den Modul des Briggiſchen Syſtems, dann erhält man:

$$MU = \frac{1}{2}\log\text{brig}\frac{1-x}{1+x} \begin{aligned} &+ x\ .\ 0{,}18361\ 29037\ 68\\ &- x^3.\ 0{,}02925\ 07326\ 91\\ &- x^5.\ 0{,}00320\ 75040\ 54\\ &- x^7.\ 0{,}00051\ 80063\ 42 \end{aligned} \quad \begin{aligned} &- x^9\ .\ 0{,}00009\ 69148\ 80\\ &- x^{11}.\ 0{,}00001\ 95112\ 17\\ &- x^{13}.\ 0{,}00000\ 40998\ 52\\ &- x^{15}.\ 0{,}00000\ 08856\ 20 \end{aligned}$$

für jedes poſitive x, das < 1, und

$$M\,U' = \frac{1}{2}\,\log \text{brig.}\,\frac{(1+2x)(2-x)}{(1-2x)(2+x)} + x\,.\,0{,}20129\;98466\;08$$
$$+\,x^3\,.\,0{,}07808\;59049\;48$$
$$+\,x^5\,.\,0{,}01528\;80598\;18$$
$$+\,x^7\,.\,0{,}00422\;94530\;06$$
$$+\,x^9\,.\,0{,}00136\;28092\;86$$
$$+\,x^{11}.\,0{,}00047\;74220\;53$$
$$+\,x^{13}.\,0{,}00017\;86958\;23$$
$$+\,x^{15}.\,0{,}00006\;70335\;40$$
$$+\;\ldots\ldots\ldots\ldots\ldots$$

für jedes poſitive x, das $< \frac{1}{2}$ iſt.

§. 14. Um $\Omega(x)$ zu berechnen, wenn x eine bedeutende Größe hat, haben wir aus Gleichung (49):

$$\Omega(x) = (x+n-\tfrac{1}{2})\log n - n - \log x - \log(x+1) - \ldots\ldots - \log(x+n-1).$$

Nun aber hat man aus der Theorie der beſtimmten Integrale:

$$\log 1 + \log 2 + \log 3 + \ldots + \log x = \log\sqrt{2\pi} + (x+\tfrac{1}{2})\log x - x$$
$$+ \frac{\overset{1}{B}}{1.2.x} - \frac{\overset{3}{B}}{3.4.x^3} + \frac{\overset{5}{B}}{5.6.x^5} - \ldots\ldots$$
$$\log 1 + \log 2 + \log 3 + \ldots + \log(x+n-1) = \log\sqrt{2\pi} + (x+n-\tfrac{1}{2})\log(x+n-1) - (x+n-1),$$

wo $\overset{1}{B}, \overset{3}{B}, \overset{5}{B}, \ldots$ die Bernoulli'ſchen Zahlen ſind. In der zweiten Gleichung fehlen die Glieder, welche mit dieſen behaftet ſind, weil ſie alle $(x+n-1)$ im Nenner enthalten müßten, welches aber, da n unendlich groß iſt, ſelbſt unendlich groß wird.

Durch Subtraction dieſer beiden Gleichungen von einander hat man

$$\log(x+1) + \log(x+2) \ldots + \log(x+n-1) = (x+n-\tfrac{1}{2})\log(x+n-1) - (x+n-1) - (x+\tfrac{1}{2})\log x + x$$
$$- \frac{\overset{1}{B}}{1.2.x} + \frac{\overset{3}{B}}{3.4.x^3} - \frac{\overset{5}{B}}{5.6.x^5} + \ldots\ldots,$$

mithin:

$$\Omega(x) = (x+n-\tfrac{1}{2})\log n - n - \log x - (x+n-\tfrac{1}{2})\log(x+n-1) + (x+n-1) + (x+\tfrac{1}{2})\log x - x$$
$$+ \frac{\overset{1}{B}}{1.2.x} - \frac{\overset{3}{B}}{3.4.x^3} + \frac{\overset{5}{B}}{5.6.x^5} - \ldots\ldots$$

Nun iſt aber

$$\log(x+n-1) = \log n + \log\left(1 + \frac{x-1}{n}\right) = \log n + \frac{x-1}{n} - \frac{(x-1)^2}{2n^2} + \frac{(x-1)^3}{3n^3} \ldots\ldots,$$

multiplicirt man dieſes mit $(x+n-\frac{1}{2})$, ſo wird dieſes Product $= (x+n-\frac{1}{2})\log n + x - 1$, da die übrigen Glieder wegen des unendlich großen n im Nenner verſchwinden. Es wird demnach, nach gehöriger Reduction:

$$\Omega(x) = (x-\tfrac{1}{2})\log x - x + \frac{\overset{1}{B}}{1.2.x} - \frac{\overset{3}{B}}{3.4.x^3} + \frac{\overset{5}{B}}{5.6.x^5} - \ldots\ldots\ldots\ldots \quad (61)$$

welches eine bequeme Formel iſt, wenn x nur einigermaßen groß iſt.

§. 15. Wenn man in Gleichung (50) $n = 1$, $x = 1$, $y = x - 1$ ſetzt, ſo wird

$$\log\left[(1, +1)^{x-1}\right] = \Omega(x) - \Omega(1),$$

oder, vermöge (51):

$$\Omega(x) = \log\left[\frac{(1, +1)^{x-1}}{\sqrt{2\pi}}\right],$$

mithin:

$$M\,.\,\Omega(x) = \log\text{brig}\left[\frac{(1, +1)^{x-1}}{\sqrt{2\pi}}\right] \ldots\ldots\ldots\ldots\ldots\ldots\ldots\ldots \quad (62)$$

Tafel der tranſcendenten Function $M\Omega(x)$.

x	M Ω (x)	Differ. I.	II.	III.
1,00	— 0,39908 99342	— 247 12693	+ 7 04106	— 10030
1,01	— 0,40156 12035	— 240 08587	6 94076	— 9770
1,02	— 0,40396 20622	— 233 14511	6 84306	— 9517
1,03	— 0,40629 35133	— 226 30205	6 74789	— 9275
1,04	— 0,40855 65338	— 219 55416	6 65514	— 9042
1,05	— 0,41075 20754	— 212 89902	6 56472	— 8813
1,06	— 0,41288 10656	— 206 33450	6 47659	— 8597
1,07	— 0,41494 44086	— 199 85771	6 39062	— 8389
1,08	— 0,41694 29857	— 193 46709	6 30673	— 8183
1,09	— 0,41887 76566	— 187 16036	6 22490	— 7987
1,10	— 0,42074 92602	— 180 93546	6 14503	— 7799
1,11	— 0,42254 86148	— 174 79043	6 06704	— 7616
1,12	— 0,42430 65191	— 168 72339	5 99088	— 7438
1,13	— 0,42599 37530	— 162 73251	5 91650	— 7267
1,14	— 0,42762 10781	— 156 81601	5 84383	— 7102
1,15	— 0,42918 92382	— 150 97218	5 77281	— 6940
1,16	— 0,43069 89600	— 145 19737	5 70341	— 6789
1,17	— 0,43215 09537	— 139 49596	5 63552	— 6635
1,18	— 0,43354 59133	— 133 86044	5 56917	— 6489
1,19	— 0,43488 45177	— 128 29127	5 50428	— 6352
1,20	— 0,43616 74304	— 122 78699	5 44076	— 6212
1,21	— 0,43739 53003	— 117 34623	5 37864	— 6080
1,22	— 0,43856 87626	— 111 96759	5 31784	— 5954
1,23	— 0,43968 84385	— 106 64975	5 25830	— 5825
1,24	— 0,44075 49360	— 101 39145	5 20005	— 5709
1,25	— 0,44176 88505	— 96 19140	5 14296	— 5589
1,26	— 0,44273 07645	— 91 04844	5 08707	— 5476
1,27	— 0,44364 12389	— 85 96137	5 03231	— 5363
1,28	— 0,44450 08626	— 80 92906	4 97868	— 5260
1,29	— 0,44531 01532	— 75 95038	4 92608	— 5153
1,30	— 0,44606 96570	— 71 02430	4 87455	— 5052
1,31	— 0,44677 99000	— 66 14975	4 82403	— 4953
1,32	— 0,44744 13975	— 61 32572	4 77450	— 4859
1,33	— 0,44805 46547	— 56 55122	4 72591	— 4764
1,34	— 0,44862 01669	— 51 82531	4 67827	— 4674
1,35	— 0,44913 84200	— 47 14704	4 63153	— 4587
1,36	— 0,44960 98904	— 42 51551	4 58566	— 4499
1,37	— 0,45003 50455	— 37 92985	4 54067	— 4419
1,38	— 0,45041 43440	— 33 38918	4 49648	— 4334
1,39	— 0,45074 82358	— 28 89270	4 45314	— 4258
1,40	— 0,45103 71628	— 24 43956	4 41056	— 4179
1,41	— 0,45128 15584	— 20 02900	4 36877	— 4104
1,42	— 0,45148 18484	— 15 66028	4 32773	— 4033
1,43	— 0,45163 84507	— 11 33250	4 38740	— 3961
1,44	— 0,45175 17757	— 7 04510	4 24779	— 3889

x	M Ω (x)	Differ. I.	II.	III.
1,45	— 0,45182 22267	— 2 79731	+ 4 20890	— 3824
1,46	— 0,45185 01998	+ 1 41159	4 17066	— 3759
1,47	— 0,45183 60839	5 58225	4 13307	— 3692
1,48	— 0,45178 02614	9 71532	4 09615	— 3630
1,49	— 0,45168 31082	13 81149	4 05985	— 3570
1,50	— 0,45154 49935	17 87132	4 02415	— 3509
1,51	— 0,45136 62803	21 89547	3 98906	— 3451
1,52	— 0,45114 73256	25 88453	3 95455	— 3396
1,53	— 0,45088 84803	29 83908	3 92059	— 3336
1,54	— 0,45059 00895	33 75967	3 88723	— 3286
1,55	— 0,45025 24928	37 64690	3 85437	— 3232
1,56	— 0,44987 60238	41 50127	3 82205	— 3179
1,57	— 0,44946 10111	45 32332	3 79026	— 3130
1,58	— 0,44900 77779	49 11358	3 75896	— 3080
1,59	— 0,44851 66421	52 87254	3 72816	— 3031
1,60	— 0,44798 79167	56 60070	3 69785	— 2986
1,61	— 0,44742 19097	60 29855	3 66799	— 2937
1,62	— 0,44681 89242	63 96654	3 63862	— 2894
1,63	— 0,44617 92588	67 60516	3 60968	— 2849
1,64	— 0,44550 32072	71 21484	3 58119	— 2806
1,65	— 0,44479 10588	74 79603	3 55313	— 2767
1,66	— 0,44404 30985	78 34916	3 52547	— 2721
1,67	— 0,44325 96069	81 87463	3 49826	— 2683
1,68	— 0,44244 08606	85 37289	3 47143	— 2643
1,69	— 0,44158 71317	88 84432	3 44500	— 2605
1,70	— 0,44069 96885	92 28932	3 41895	— 2566
1,71	— 0,43977 57953	95 70827	3 39329	— 2529
1,72	— 0,43881 87126	99 10156	3 36800	— 2495
1,73	— 0,43782 76970	102 46956	3 34305	— 2457
1,74	— 0,43680 30014	105 81261	3 31848	— 2421
1,75	— 0,43574 48753	109 13109	3 29427	— 2393
1,76	— 0,43465 35644	112 42536	3 27034	— 2354
1,77	— 0,43352 93108	115 69570	3 24680	— 2321
1,78	— 0,43237 23539	118 94250	3 22359	— 2294
1,79	— 0,43118 29288	122 16609	3 20065	— 2257
1,80	— 0,42996 12679	125 36674	3 17808	— 2231
1,81	— 0,42870 76005	128 54482	3 15577	— 2197
1,82	— 0,42742 21523	131 70059	3 13380	— 2170
1,83	— 0,42610 51464	134 83439	3 11210	— 2140
1,84	— 0,42475 68025	137 94649	3 09070	— 2112
1,85	— 0,42337 73376	141 03719	3 06958	— 2083
1,86	— 0,42196 69657	144 10677	3 04875	— 2058
1,87	— 0,42052 58980	147 15552	3 02817	— 2028
1,88	— 0,41905 43428	150 18369	3 00789	— 2005
1,89	— 0,41755 25059	153 19158	2 98784	— 1977

x	M Ω (x)	Differ. I.	II.	III.
1,90	— 0,41602 05901	+ 156 17942	+ 2 96807	— 1952
1,91	— 0,41445 87959	159 14749	2 94855	— 1928
1,92	— 0,41286 73210	162 09604	2 92927	— 1903
1,93	— 0,41124 63606	165 02531	2 91024	— 1879
1,94	— 0,40959 61075	167 93555	2 89145	— 1856
1,95	— 0,40791 67520	170 82700	2 87289	— 1832
1,96	— 0,40620 84820	173 69989	2 85457	— 1811
1,97	— 0,40447 14831	176 55446	2 83646	— 1787
1,98	— 0,40270 59385	179 39092	2 81859	— 1765
1,99	— 0,40091 20293	182 20951	2 80094	— 1746
2,00	— 0,39908 99342	185 01045	2 78348	— 1723
2,01	— 0,39727 98297	187 79393	2 76625	— 1702
2,02	— 0,39536 18904	190 96018	2 74923	— 1682
2,03	— 0,39345 62886	193 30941	2 73241	— 1664
2,04	— 0,39152 31945	196 04182	2 71577	— 1641
2,05	— 0,38956 27763			

(*Sohncke.*)

Facultät, ſ. Universität.

FACUNDUS, Biſchof zu Hermione, in der Provinz Bizacena, in der Mitte des 6. Jahrh., aus Afrika gebürtig, brachte mehre Jahre ſeines Lebens in Conſtantinopel zu, als einer der vorzüglichſten Vertheidiger der ſogenannten drei Capitel, für welche ſich die afrikaniſche Kirche im Ganzen lebhaſt erklärte. Den vermeintlichen Vortheil ſeiner Kirche zu ſichern, ſchrieb er 12 Bücher pro defensione trium capitulorum Concilii Chalcedoniensis, und ein Buch contra Mutianum Scholasticum. Seine Werke hat zuletzt Philipp Priorius zu Paris 1676 nebſt Optati Millevitani Schriften herausgegeben. *Isidorus*, De viris illustr. — Das iſt, was man gewöhnlich über dieſen Mann angeführt findet; alles Übrige, was zum Verſtändniß der Wirkſamkeit deſſelben gehört, muß aus größern Werken, die über jene Verhältniſſe ſprechen, zuſammengeſtellt werden. Des Facundus Geſchichte fällt beſonders mit dem Leben des römiſchen Biſchofs Vigilius zuſammen. Die Kirche befand ſich in der größten Zerrüttung grade zur Zeit, als Kaiſer Juſtinian den Herrn des Glaubens ſpielte und Alle durch Strenge rechtgläubig machen wollte. Die verſchiedenſten Parteihäupter benutzten klug des Kaiſers Glaubenseifer zum Sturze ihrer Feinde, und Juſtinian war immer um ſo mehr ein von verſchlagenen Geiſtlichen Gegängelter, je mehr er ſich überredete, unabhängig ſeiner Überzeugung, zum Beſten der Glaubenseinheit (!), zu folgen. Nach vielen Ränken der Patriarchen und Biſchöfe gegen einander erfolgte endlich das Edict: „Des Kaiſers Juſtinian Glaubensbekenntniß, überreicht an die Verſammlung der katholiſchen und apoſtoliſchen Kirche." Darin waren verdammt Arius, Eunomius, Macedonius, Apollinaris, Neſtor, Eutyches und die drei Männer Theodor von Mopsveſtia, Theodoret von Kyros in ſeinen Büchern gegen den heil. Cyrill, und der Brief des Ibas von Edeſſa an den Perſer Maris, welcher Schriften ſchon das Concil zu Chalcedon verworfen habe (was falſch war). Man nannte dies die drei Capitel. Der Kaiſer hatte aber Allen den Bann gedroht, welche nicht gehorchen und beſonders den Brief des Ibas, wenn auch nur zum Theil, für rechtgläubig erklären würden. Der ſtrenge Befehl an alle Patriarchen, das Edict ohne Weigerung anzunehmen, erregte die ganze Kirche. Da hatte Facundus den Muth, die Verdammung des Ibas beſonders für einen Widerſpruch gegen das chalcedoniſche Concil, das den Ibas für orthodox erklärt habe, auszugeben. Die morgenländiſchen Patriarchen machten dem Kaiſer Vorſtellungen und gaben endlich nach, da Alles an des Kaiſers Beharrlichkeit ſcheiterte. Das Abendland widerſetzte ſich, Vigilius mit. Er wurde daher nach Conſtantinopel beordert, wie Facundus berichtet, was der römiſche Bibliothekar und Papſtgeſchichtſchreiber Anaſtaſius freilich anders darzuſtellen ſeine Urſachen hat. Auch Vigilius gab den kaiſerlichen Drohungen nach und ſchrieb jenes Decret zur Verdammung der drei Capitel, was das Judicatum genannt wird. Allein die abendländiſchen Biſchöfe verwarfen auch das Judicatum, und Facundus, damals in Conſtantinopel, nannte den Papſt ins Angeſicht einen meineidigen Verräther des Glaubens aus Eigennutz. Das Übrige gehört unter den Artikel Vigilius, und wir haben nur noch zu erwähnen, daß Facundus auch die zwei wichtigen Briefe des Vigilius vom J. 547, an den Kaiſer und die Kaiſerin Theodora, beſtätigt. Auf dem nächſten Concil ſetzte es Juſtinian durch, daß Alle, die nicht unterſchrieben, verdammt, ihrer Ämter entſetzt und verwieſen wurden. Unter dieſen waren namentlich die beiden afrikaniſchen Biſchöfe, die einzigen Afrikaner, die zum Concil gekommen waren, Victor Tunnenſis und Facundus Hermianenſis. Der Letztgenannte ſchrieb fünf Bücher zur Vertheidigung der drei verdammten Capitel, worin dem

Kaiſer die bitterſten Vorwürfe wegen ſeiner unberufenen und für einen Laien ungebührlichen Einmiſchung in Glaubensangelegenheiten gemacht wurden. Der kühne Schriftſteller wäre ſicher der härteſten Strafe nicht entgangen, wenn er ſich nicht ins Verborgene zurückgezogen hätte. Vorzüglich muß an ſeine Vertheidigung des nun verketzerten Theodor von Mopsveſtia (des mit Chryſoſtomus befreundeten) erinnert werden. Er meldet von ihm, daß dieſer Kirchenlehrer, welcher 10,000 Schriften verfaßt habe, bis auf die Verdammung des Neſtor im Morgenlande in ſo großem Anſehen geſtanden, daß man ſagte: Credimus sicut Theodorus. Indem nun Facundus die dem Theodor gemachten Beſchuldigungen zurückweiſt, vertheidigt er unter Anderem auch den Satz, daß Chriſtus ein an Kindes Statt angenommener Sohn Gottes ſei. Er ſagt davon, Chriſtus hat das Sacrament oder das Zeichen der Annahme an Kindes Statt, welches man die Adoption nennen kann, empfangen, wie von den Gläubigen, wenn ſie das Sacrament oder die Zeichen des Leibes und Blutes Chriſti empfangen, geſagt wird, daß ſie ſeinen Leib und ſein Blut empfangen; nicht als ob das Brod eigentlich ſein Leib und der Kelch eigentlich ſein Blut wäre, ſondern weil ſie die Geheimniſſe von beiden in ſich faßten. — Und ſo erwies ſich denn Facundus überall als einen treuen, furchtloſen und nur, ſeiner Überzeugung nach, der Wahrheit und dem Rechte dienender, edler Mann, der ſich lieber verbannt ſehen, als ein Unrecht dulden wollte, das man an bereits Verſtorbenen und an einer ganzen Verſammlung der Väter (zu Chalcedon) beging.

Außer den Schriften des Facundus vergleiche man über ihn Bower, Hiſtorie der Päpſte, überſetzt von Fr. Eberh. Rambach; Schröckh 15. Bd. S. 22 und 193—197 zerſtreut; 18. Bd. S. 575. 579. 585 und 588. (*G. W. Fink.*)

FACZEBÁJA, ein Dorf im zaránder Comitate des Landes der Ungarn, im Großfürſtenthume Siebenbürgen, bei welchem reiche Goldbergwerke im Betriebe ſtehen. (*G. F. Schreiner.*)

FADEEWSKOI, gehört zu der aus vier großen und mehren kleinern Inſeln beſtehenden Gruppe Neuſiberien im Polarmeere, und iſt die mittlere der drei größten Inſeln. Von der Inſel Neubirda, oder, wie die ganze Gruppe, Neuſiberien genannt, wird ſie durch die Wißkoi, und von einer andern dieſer Inſeln, Katelnoi, durch einen ſchmalen Sund geſchieden. Sie erſtreckt ſich von 161° bis 166° 30′ öſtl. L. und von 74° 30′ bis 75° 55′ nördl. Br., hat in der Mitte und im Weſten anſehnliche Berge, die mit dem Kreſtowoi-Noß bis ins Meer reichen, mehre kleine Flüſſe und außerdem eine ähnliche Beſchaffenheit, wie die Inſelgruppe, zu der ſie gehört. (*Eiselen.*)

FADEN, ein Holzmaß von ſehr verſchiedener Größe, vorzüglich in Niederſachſen gebräuchlich. In Hamburg iſt ein Faden 6⅔ hamb. Fuß breit und hoch; ein Faden mißberger Maß 6⅔ Fuß breit und 8 Fuß hoch. Der Kubikinhalt bleibt ſich aber nicht gleich, da die Scheitlänge unbeſtimmt iſt. In Bremen enthält ein Faden 72 br. Kubikfuß = 0,522394 preuß. Klaftern. In Lübeck iſt ein Faden 6⅔ Kubikfuß hoch und breit bei unbekannter Scheitlänge. Ein mecklenburger Faden iſt 7′ hoch, 7′ breit, 3′ tief und 147 oder 1,034429 preuß. Klaftern. In Dänemark hat der Faden in den eigentlich däniſchen Landestheilen 72 preuß. Kubikfuß, in Schleswig und Holſtein a) das Deputatholz 90 hamb. Kubikfuß, b) für das Pflug- und Radholz 108 hamb. Kubikfuß Raum, c) der Seekaufsfaden Brennholz 78 hamb. Kubikfuß. Im Lauenburgiſchen der Deputatfaden 168 hamb. Kubikfuß, der Seekaufsfaden gewöhnlich 112 Kubikfuß Raum. (*Pfeil.*)

FADEN als Rechtsſymbol in Beziehung auf Bindung und Einhegung. Dieſes Symbol hat wol ſeinen Urſprung darin, daß die älteſten Schlöſſer mehr oder weniger künſtlich geknüpfte Knoten waren. So verſchließt Odyſſeus, damit ihm, wenn er ſchliefe, Niemand etwas von den Geſchenken der Phäaken entwende, die dieſelben enthaltende Truhe oder Lade mit einem vielfach verſchürzten Knoten, den ihm Kirke gelehrt [1]). Das Verſchließen der Hausthüren mittels eines Stückes Strick oder eines Riemens iſt jetzt noch bei Völkern gewöhnlich, deren Culturmittel ſo ſchwach ſind, daß ſie keine eiſernen Schlöſſer haben. An das Zuknüpfen und an das, mit welchem zugeknüpft ward, band ſich dann der Begriff von Feſtmachen, ſo daß der Gegenſtand, mit welchem geknüpft ward, nur noch als Symbol galt, und deshalb ein bloßer Faden ſein konnte. Daher kommen in altdäniſchen Volksliedern folgende Stellen [2]) vor: ſo zog er einen ſeidenen Faden [3]), warf den rothen über den Helm; ſo zog er einen ſeidenen Faden, band den rothen um ſeinen Helm; ſo legte er um ſeinen rothen Helm den rothen Seidenfaden, da dachte Fidrik Werlandſen, ich habe das, was nicht bluten ſoll. Aus dem Symbol des Verſchließens oder Feſtmachens ward dann das Sinnbild des Einhegens. Legten z. B. die Parſen einen Todtenacker (Dakmeh) an, ſchlugen ſie in vier Ecken vier große Nägel ein und zogen eine Schnur von hundert goldenen oder baumwollenen Fäden drei Mal darum [4]). Nach dem Liede vom Roſengarten zu Worms hatte Chriemhild einen mit Roſen wohlbekleideten Garten [5]), der war eine Meile lang und eine halbe breit; darum ging eine Mauer mit einem ſeidenen Faden. Sie ſprach: „Trotz ſei allen Fürſten, daß keiner darein komme." So nach der Bearbeitung des Roſengartenliedes in der münchener Handſchrift Str. 5 [6]). Nach der Bearbeitung des großen Roſengar-

1) Odyssea VIII, 443—448. 2) ſ. die betreffenden Stellen in der Urſchrift zuſammengeſtellt bei Jac. Grimm, Teutſche Rechtsalterthümer. S. 182. 183. 3) Silketraad. 4) Kleuker, Zendaveſta III. S. 250—258. Majer, Mythol. Lexik. I. S. 417. Vergl. Grimm a. a. O. S. 183. 5) Nach der Bearbeitung in den alten Drucken einen Anger (ſ. Das Heldenbuch. [Frankf. 1560.] Bl. 143. S. 2. Sp. 1). 6) Bei Fr. H. v. d. Hagen, der Helden Buch. I. Bd. (Berlin.) S. 4. Vergl. die Bearbeitung in dem Heldenbuche des Kaspar v. d. Rön Str. 5 (bei demſelben, Büſching und Primiſſer, Teutſche Ged. des Mittelalters. [Berlin 1820.] S. 188). Chriemhild hatte einen mit Roſen wohl durchlegten Garten, den zog ſie ſo zart, der war eine Meile breit, darum ging eine Mauer, das war ein ſeidener Faden u. ſ. w.

tens in der heidelberger und ſtrasburger Handſchrift ging um den Roſengarten zu Worms eine ſpannenbreite Borte, in welche viel rothes Gold und viel edles Geſtein eingewirkt war [7]. Nach dem Liede von König Laurin zierte dieſer ſeit 32 Jahren oder auch länger einen Anger, wie ein lichtes Gärtchen [8]; um daſſelbe geht ein ſeidener Faden; vier Thüren ſind an dem Garten; wenn man ſie verſchloſſen findet, ſo ſah ich nie einen ſo kühnen Mann, der nicht die Roſen ſtehen ließe; wer ſie zerſtören wollte oder den Faden zerbräche, der König rächte das hart, und nähme ſchweres Pfand, den linken Fuß, die rechte Hand. So brachte er manchen Mann in Noth um die lichten rothen Roſen, und verſchließt ſo ſein Land. Das ſelterſer Weisthum vom J. 1455 ſagt von einem gebannten Grundſtücke: Dieſer Bann ſtößt an dreier Herren Land, nämlich an die Grafſchaft Wied, an die Herrſchaft von Iſenburg und an die Grafſchaft von Diez, und in welcher der dreien Herren Land dieſer Bann ſtößt, als fern daß es ginge ein ſeidner Faden darum, und ſoll als frei ſein, daß ihn der Bannherr nicht zerbrechen ſoll. Das ſymboliſche Binden mit dem Faden ward auch auf Perſonen angewendet. Die roter Hofmarksfreiheit führt als ein altes Herkommen Folgendes auf: Das Gotteshaus zu Rot [9] hat auch die Rechte, ob Sache wäre, daß ein ſchädlicher Menſch herein in die Hofmark käme, es ſei Frau oder Mann, ſo mag des Gotteshauſes Richter nach ſeinem Leib und Gut greifen und ihn annehmen und bewahren, und ſoll das dann dem Landrichter kund und zu wiſſen thun, wie er einen ſolchen Menſchen habe, daß er käme, er wolle ihm den antworten [10] aus der Hofmark und Freiheit des Gotteshauſes; und in dreien Tagen ſoll er den ſchädlichen Menſchen dem Landgericht oder ſeinen Amtleuten, als er mit Gürtel umfangen iſt, an die außerfalter Säule mit einem ſeidenen oder zwirnen Faden binden. Holte ihn der Landrichter nicht ab, ſo ließ des Gotteshauſes Richter ihn gebunden ſtehen. Das ſeligenſtädter Sendrecht von 1359—1390 ſchreibt vor: Wäre es, daß ein Schuldheiß ausbliebe und die Gerichte verſäumte, ſo ſoll er ein Pfand geben, und man ſoll ihn ſetzen in unſres Herrn, des Abtes, Hof, und ihn binden mit einem ſeidenen Faden, und ihn ſchatzen für ein Pfund Pfennige und ein Hälbeling. Hier ſind Beiſpiele, wo die Perſonen ſelbſt mit dem Faden gebunden wurden. Folgendes ſind Beiſpiele, wo Menſchen durch Ziehung eines Fadens ſymboliſch eingeſchloſſen wurden. Das hildesheimer Stiftsrecht beſagt: Wäre auch, daß ein Dienſtmann des Biſchofes Huld verlöre, er ſoll an ſeine Kämenade [11] kommen, die ſoll man verſchließen mit einem ſeidenen Faden, daraus ſoll er nicht kommen, er entträte ſich denn der Schuld mit Minne [12] oder mit Rechte. Der Cölner Hofrecht aus dem 12. Jahrh. ſchreibt vor: Wenn einer den andern nach ſeinem Belieben ohne gerechten Grund erſchlagen hat, ſoll der Überwieſene in die Gewalt ſeines Herrn geurtheilt werden; kann er ſich dann binnen Jahr und Tag mit des Getödteten Freunden nicht abfinden, dann ſoll ihn der Cölner Voigt und der Kämmerer in der Kammer, welche der Kapelle zunächſt iſt, einſchließen. Er ſoll aber ſo eingeſchloſſen werden: ein Faden ſoll von dem Pfoſten zum Pfoſten mitten über die Thüre gezogen, und an beiden Enden ein wächſernes Siegel angehängt, und wenn des Morgens die Sonne aufgegangen iſt, die Thüre der Kammer geöffnet werden und bis zum Untergange der Sonne offen ſtehen, und des Nachts von Innen geſchloſſen werden. Beſuchende können zugelaſſen werden, doch ſo, daß wenn ſie hinein- und hinausgehen, den Faden und die Siegel weder zerreißen, noch beſchädigen [13]. (*Ferd. Wachter.*)

FADENDREIECK. Man bedient ſich in der Aſtronomie zur Beobachtung der Culmination eines Sterns einer Ausſpannung von Fäden, die einen dreiſeitigen Raum einſchließen, und daher den Namen Fadendreieck führen. Nachdem man nämlich die Mittagslinie gezogen hat, wird oberhalb derſelben eine Rolle befeſtigt, über welche ein Faden gelegt iſt. Das eine Ende dieſes Fadens wird durch ein Bleigewicht in ſenkrechter Spannung gehalten, und zwar ſo, daß das Loth über der Mittagslinie ſchwebt und die Linie des Fadens genau in dieſelbe eintrifft. Das andere Ende des um die Rolle gehenden Fadens wird bis zu einem etwa 3 Fuß weiter entfernten Punkt der Mittagslinie ausgeſpannt und in derſelben befeſtigt. Jetzt hat man alſo ein Dreieck gebildet, deſſen Baſis der Theil der Mittagslinie zwiſchen den Fadenenden und deſſen Schenkel die über die Rolle geſpannten Fäden ſelbſt ſind. Da nun alle Seiten eines Dreiecks ſich in einer Ebene befinden, ſo liegt jenes Dreieck genau in der Mittagsebene. Wird alſo bei der Beobachtung ein Stern durch die beiden Faden, welche die Schenkel des Dreiecks bilden, genau gedeckt, ſo befindet er ſich in der Meridianebene, d. h. er culminirt, und die Zeit dieſer Culmination wird das Chronometer angeben. (*Richter.*)

Fadenkraut, ſ. Gnaphium germanicum.

FADENKREUZ. Darunter verſteht man in der Aſtronomie eine Vorrichtung im Fernrohr, bei der ſich zwei ſeine Fäden rechtwinkelig durchkreuzen, ſodaß der eine eine horizontale, der andere eine perpendikulare Lage hat. Man nimmt zu ſolchen Fäden ſehr feinen Silberdraht oder Haare, oder auch wol den von einer Kreuzſpinne geſponnenen Faden. Geht ein ſolcher genau durch den Brennpunkt der beiden Linſen des Fernrohrs, ſo ſieht man ihn ganz rein und ſchwarz, überhaupt ſchon deſto reiner und ſchwärzer, je näher ſeine Lage dem Brennpunkte iſt. Stellt man nun das Fernrohr ſo, daß z. B.

---

7) Der grosse Rosegarte Z. 29—36 bei Fr. v. d. Hagen, Büſching und Primiſſer a. a. O. S. 1. 8) gartelîn ſteht des Reimes wegen Z. 195, denn in der andern Stelle weiter unten Z. 216 heißt es: Zu Tyrol in dem wilden Tanne (Wald) zog er einen zarten und ſchönen Roſengarten und zierte ihn wohl mit Fleiße. Trotz dem, der ihm den je zerriſſe. Was die Mauer ſein ſollte, das iſt ein ſeidener Faden. Wer nun den zerbräche, der König es hart rächte, und nähme ſchweres Pfand, den linken Fuß, die rechte Hand. Vergl. Kunech Luarin. Nebſt Bemerken von L. Ettmüller. (Jena 1829.) S. 18 und den alten Druck. 4. Th. d. H. Bl. 171. S. 1. Sp. 1. 9) in Baiern. 10) überantworten.

11) Kammer. 12) durch gütlichen Vergleich. 13) Vgl. Grimm a. a. O. S. 182. 183.

die wohl begrenzte Ecke eines irdiſchen Gegenſtandes oder auch ein Firſtern den perpendikular oder horizontal ausgeſpannten Faden eben berührt, bewegt man dann das Auge vor dem Ocularglaſe ſoweit als möglich rechts und links, oder auf- und abwärts, und bleibt nun in allen dieſen Lagen des Auges der Faden genau die Tangente oder Berührungslinie des Gegenſtandes, ſo iſt dies ein Zeichen, daß er genau durch den Brennpunkt des Fernrohrs, alſo durch die Stelle im Innern deſſelben, geht, wo die Brennpunkte des Objectiv- und Ocularglaſes in einen Punkt zuſammenfallen. Sind nun durch dieſen Brennpunkt zwei Fäden im Fernrohre ſo ausgeſpannt, daß jeder in einer auf die Axe der beiden Linſen ſenkrechten Ebene ſich befindet, der eine alſo eine verticale, der andere eine horizontale Lage hat, ſo werden ſich dieſelben im Brennpunkte rechtwinkelig durchkreuzen und das genannte Fadenkreuz bilden. Auf dieſe Art hat man einen feſten und unveränderlichen Punkt im Felde des Fernrohrs erlangt, mit dem man die Lage der zu beobachtenden Sterne bequem und ſicher vergleichen kann, indem man nämlich den Stern immer genau in den Durchſchnittspunkt der Fäden zu bringen ſucht. Um denſelben die erfoderliche Lage zu geben, wird im Fernrohre ein Ring angebracht, der die beiden Fäden trägt, während er ſelbſt durch äußere kleine Schrauben nach allen Richtungen bewegt und in jeder derſelben feſtgehalten werden kann. — Die Idee zu dieſer einfachen Vorrichtung hat zuerſt der Engländer Gascoigne im J. 1640 gehabt, wie aus den Phil. Transact. XXX, 603 ſich ergibt. Indeſſen blieb ſeine Entdeckung ſelbſt in England lange Zeit unbekannt, und es iſt daher wol möglich, daß Picard und Huygens, welche für die erſten Entdecker gehalten werden, jeder für ſich und ohne fremde Hilfe auf den Gedanken gekommen ſind, ſodaß Huygens ganz Recht haben kann, wenn er in ſeinem 1659 herausgekommenen Systema Saturnium von dem Fadenkreuze als von einer neuen Sache und von ſeiner eigenen Erfindung ſpricht. Da durch dieſe Vorrichtung das Fernrohr erſt genau auf den zu beobachtenden Gegenſtand gerichtet werden kann, ſo ſind auch dadurch erſt die genauern Beobachtungen der neuern Aſtronomie möglich geworden, mithin bildet ſie eine Epoche in der Geſchichte der beobachtenden Sternkunde. *(Richter.)*

Fadennetz, ſ. Mikrometer.

Fadenpilze, ſ. Hyphomycetes.

Fadenwürmer, ſ. Nematoidea.

FADHAIL (vom arabiſchen Fadhilah, Tugend), nach den Ausſprüchen der Weiſen unter den Bekennern des Islam Perſonificationen der fünf Haupttugenden des Menſchen. Sie werden als wohlthätige Genien gedacht, die in Schiffen auf den ſtürmiſchen Meeren des Lebens umher fahren und uns ihren Schutz gewähren. Dieſe Meere ſind das Meer der Sorgen und Beſchäftigungen im Leben, das Meer der Leiden und Schmerzen, die den Menſchen quälen, das Meer der Leidenſchaften und der Begierden nach dem Böſen, das Meer der Unwiſſenheit und Vergeßlichkeit und das Meer der Zerſtreuung, welche die Mannichfaltigkeit und Verſchiedenheit der Gegenſtände herbeiführt. Um auf dieſen Meeren mit Sicherheit zu ſchiffen, läßt uns die Gottheit fünf Schiffe mit den Genien der Tugenden begleiten. Dieſe Schiffe heißen: Tauuvakkul, das Schiff des Vertrauens auf die göttliche Vorſehung, welches uns glücklich durch alle Sorgen des Lebens zur Ruhe führt; das Schiff Ridha, die Übereinſtimmung mit dem göttlichen Willen, welches uns aus dem Meere der Leiden an das Ufer der Freude bringt; das Schiff Kanaal, die Tugend der Verleugnung ſeiner ſelbſt und der weiſen Entſagung, welches eben durch die Übung eines ſtrengen und bußfertigen Lebens uns ſicher durch das Meer der Leidenſchaften und Begierden hindurchführt; das Schiff Dhekr, die Tugend des Gebets, durch welches man in kurzer Zeit über das finſtere Meer der Unwiſſenheit in das Land des göttlichen Lichtes gelangt; endlich das Schiff Tauhid, die Betrachtung der Einheit Gottes, denn wenn man lange auf dem Meere der Vielheit der Weſen umhergeworfen worden iſt, ſo gelangt man durch Übung dieſer Tugend zu der Überzeugung, daß Alles, mag es auch noch ſo verſchieden ſcheinen, endlich in Gott ſich zur vollkommenen Einheit vereinigt. *(Richter.)*

FADINBIGVI FRYGGIAR (sinus Friggae inhabitator), ein Beiname Odin's als Gemahl der Frigga. *(Richter.)*

FADIR (nord. Mythol.), Vater, heißt der nominelle Stammvater des herrſchenden oder edlen Geſchlechtes. Er iſt der Gatte der nur auf ſchönes Äußere bedachten Modir mit ſchneeweißer Haut. Seine Beſchäftigung ſind der Bogen und Pfeile und das Waidwerk. Zu ihnen kommt der Gott Heimdallr als Rigr und zeugt mit Modir heimlich den Sohn Jarl, welcher der Vater von Konr wird, der ein Eroberer wird. Fadir und Modir machen zu Afi (Großvater) und Amma (Großmutter), mit welcher Heimdallur den rothen Karl (Bauer), den Stammvater des Bonden- oder Bauerngeſchlechtes, und zu Ai (Urgroßvater) und Edda (Urgroßmutter), mit welcher Heimdallr als Rigr den Thraell (Sklaven) mit häßlichem Ausſehen zeugt, den Gegenſatz. Das Herrſchergeſchlecht wird als das jüngſte und ſchönſte, das Sklavengeſchlecht als das älteſte und häßlichſte und das Bondengeſchlecht als das in der Mitte ſtehende gedacht *). *(Ferdinand Wachler.)*

FADISEN, eine Ortſchaft (hier Landesweiler oder Riedel genannt) im Landgerichte Landeck, im oberinnthaler Kreiſe Tyrols, im Stanzerthale gelegen, nach Pezneu eingepfarrt. Die Gegend iſt für den Mineralogen und Geognoſten von Intereſſe. *(G. F. Schreiner.)*

FADSETZEL, ein Gebirge, welches nach dem gleichnamigen Dorfe auch Fádſáczel genannt wird, in der hunyader Geſpanſchaft, im Lande der Ungarn des Großfürſtenthums Siebenbürgen liegt, dem ſüdlichen Höhenzuge des Landes angehört und ſich durch fette Gebirgswieſen und gute Waldbeſtände auszeichnet. *(G. F. Schreiner.)*

---

*) ſ. Rigmál in der großen Ausgabe der Edda Sámundar. 3. Bd. S. 170—190.

FÄCHER (Orden vom). Louiſe Ulrike, Gemahlin König Adolf's Friedrich von Schweden, geborene Prinzeſſin von Preußen (Schweſter König Friedrich's II. von Preußen), ſtiftete als Kronprinzeſſin im J. 1744 für die Damen ihres Hofes den Orden vom Fächer, den jedoch ſpäterhin auch Herren des Hofes erhielten. Sein Wahlſpruch war: La raison fait ma valeur, la division me perd. Auf einem goldenen Schilde mit goldenem Reife ſtand dieſer, und dieſes Schild lag auf einem Andreaskreuze von Gold, deſſen vier Spitzen darunter hervorſahen, ſowie der Fuß eines goldenen, ſenkrechten Balkens. Über dem Schilde war eine Königskrone.

Von langer Dauer ſcheint der Orden nicht geweſen zu ſein. Wann er einging, weiß man nicht. Er war mehr ein Privat-Hoforden, deren zu jener Zeit — es war dies Mode an den Höfen — mehre hervorgingen, mit ihren Stiftern, oder durch veränderte Verhältniſſe aber gewöhnlich wieder der Vergeſſenheit anheimfielen. (*F. Gottschalck.*)

Fächergerſte, ſ. **Hordeum Zeocrithon.**

Fächerpalme, ſ. **Borassus**, **Corypha**, **Rhapis** und **Sabal.**

Fächertang, ſ. **Cystosira.**

FÄDIS, 1) ein nach dem gleichnamigen Orte benannter Diſtrict, in der Provinz Udine (Friaul) des venetianiſchen Königreichs, welcher auch mit der Nummer XIV bezeichnet wird, ſich über das Gebiet von fünf Gemeinden erſtreckt, einen Flächenraum von 21,410 Tornature 89 Centeſimi einnimmt, 12,472 Einwohner zählt, deren Grundſtücke auf 225,211 Scudi 5 Lire Capitalwerth angenommen werden. Das Gebiet des Diſtrictes iſt hügelig, der Boden mittelmäßig fruchtbar, die Gegend freundlich. 2) Ein großes Gemeindedorf und Diſtrictshauptort des nach ihm benannten Diſtrictes, am Grivo-Torrente, über den hier eine Brücke geht, im Thale gelegen, mit einem Gemeinderathe (Consiglio senza officio), einer eigenen katholiſchen Pfarre, welche zum Bisthume Udine gehört, einer der Beata Vergine assunta geweihten Hauptkirche, zwei Sanctuarien, einem Diſtrictscommiſſariate, einer Prätur, einem Steuer-Einnehmeramte, drei Mühlen und zwölf dieſem Gemeindedorfe einverleibten kleineren Ortſchaften (Frazioni), unter denen Canal di Grivo, Ronchis und Compeglio die bedeutendſten ſind. (*G. F. Schreiner.*)

FÄDLEIN, nennt man den ſchmalen, erhöhten Streifen Erde, welcher im weichen Boden bei der Hirſchfährte zwiſchen den beiden Schalen ſtehen bleibt, wenn der Hirſch ruhig ziehet. Es gilt als ein gutes, ſicheres Kennzeichen. (*Pfeil.*)

FÄEVAAG (ſprich — vög), ein guter Hafen in Foſen's Voigtei, Amts und Stifts Trondhjem im nordöſtlichen Norwegen. (*v. Schubert.*)

FÄGRED, eine Pfarrei in der ſchwediſchen Provinz Weſtgothland, Skaraborgs Län, 2¼ Meilen von Marieſtad, um 1830 mit 1775 Seelen, einſchließlich des Filials Träſtena. Beide Kirchſpiele haben ſteinerne Kirchen und Schulen des wechſelſeitigen Unterrichts. Hier läuft der Göthakanal. (*v. Schubert.*)

FÄGREMON, ein großer Wald in der ſchwediſchen Provinz Weſtgothland, der viel Holz zu Maſten liefert; hier trifft man die Seen Tänningen, Oklängen, Olofsſjön, Velen und Unden. (*v. Schubert.*)

FÄHNA oder FÖHNA, ein großes Gut in Ehſtland, oder der revalſchen Statthalterſchaft, von 41 revalſchen Haken, d. i. von etwa 300 männlichen Köpfen, der freiherrl. Familie von Stakelberg gehörig. Es liegt im kegelſchen Kirchſprengel der Provinz Harrien (des revalſchen Kreiſes) und hat gute Appertinenzien. Vor einigen Jahren fing nicht weit von dem Hofe ein kleiner Berg an zu rauchen. Der Rauch nahm zu, und man glaubte ſchon, in Ehſtland einen feuerſpeienden Berg zu haben; allein die Sache ward bald als ein Erdbrand erklärt. Nach geſchehener Unterſuchung und Anzeige in St. Petersburg erſchien ein Akademiker aus der Reſidenz, welcher dieſe Erſcheinung auch für einen unterirdiſchen Brand erkannte. (*J. C. Petri.*)

FÄHNLEIN, hießen in früherer Zeit die Compagnien der Infanterie, weil jede derſelben gewöhnlich eine Fahne führte. Ein Gebrauch, der nach und nach mit den Söldnern und Lanzenknechten der Vorzeit verſchwunden iſt. (*v. Hoyer.*)

FÄHNRICH, hieß ehemals der jüngſte Officier einer Infanteriecompagnie, wie der Kornet bei den Reitern. In den früheſten Zeiten war, außer dem Hauptmann und ſeinem Stellvertreter, Luogo tenente oder Lieutenant, der Fähnrich, „dem die Fahne gleichſam zur Ehe gegeben, und auf der ſeine Ehre und guter Name beruhet, daß er für ſie Leib und Leben daran zu ſetzen ſchuldig iſt. Denn verliert oder verläßt er die Fahne, bringt er ſich und ſeine Compagnie zu Unehr und Schande." Er hatte früher über die Soldaten kein Commando, außer in Abweſenheit des Lieutenants, in deſſen Beiſein er keinen mit Stockſchlägen oder Fuchteln-ſtrafen konnte. Später ward er den übrigen Officieren gleichgeſetzt, und verſchwand endlich gänzlich aus dem Heere. In der neuern Zeit hat man nur Porte d'Epéefähnriche, junge gebildete Leute, die auf Beförderung dienen und mit dem Feldwebel in gleichem Range ſtehen. Sie werden nach abgelegtem Examen zu Officieren befördert, oder bleiben, bei mangelhaften Kenntniſſen, in der Reihe der Unterofficiere. (*v. Hoyer.*)

FÄHRTE, der Eindruck, den das Wild durch ſeine Tritte auf dem Boden macht. Fährtengerecht iſt der Jäger, der daran beſtimmt erkennen kann, welche Art von Wild dieſen Eindruck gemacht hat. Fährtenlaut iſt ein Hund, welcher anſchlägt, wenn er auf der Fährte jagt, ohne das Wild im Auge zu haben, wogegen wieder weidelaut iſt, wenn er ſelbſt ohne Fährten laut wird. (*Pfeil.*)

FÄHSE (Gottfried), geboren am 24. Aug. 1764 zu Radis bei Wittenberg, legte den Grund zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung in den Schulen zu Radis, Gräfenhaynichen und Zeitz. Von 1782 an ſtudirte er zu Wittenberg Theologie, Philoſophie, Philologie und Mathematik. Auch die neuen Sprachen blieben ihm nicht

fremd. Das Jahr 1786 führte ihn nach Ungarn. Er übernahm dort zu Nay=Ida bei Kaſchau eine Hauslehrerſtelle bei dem Herrn v. Szirmay. Drei Jahre blieb er in dieſen Verhältniſſen. Er ward hierauf ebenfalls in der Nähe von Kaſchau Privatlehrer in dem Hauſe des Grafen von Török, Oberſtudiendirectors in Oberungarn. Im J. 1792 ward er dort Rector der Schule zu Göllnitz. Die Liebe zum Vaterlande führte ihn, obgleich er mit ſeiner bisherigen Stellung völlig zufrieden war, wieder im Auguſt 1795 nach Sachſen zurück. Er habilitirte ſich zu Leipzig durch ſein Progr. de ideis Platonis. (Lipsiae 1795.) Bis zum Herbſte 1798 hielt er Vorleſungen über Pädagogik, Philoſophie und Philologie. Um dieſe Zeit vertauſchte er ſein akademiſches Lehramt mit einer Anſtellung am königlichen Pädagogium zu Halle. Er blieb dort jedoch nur kurze Zeit. Bereits zu Oſtern 1801 ward er zu Annaberg im ſächſiſchen Erzgebirge Conrector und 1806 Rector. Er glaubte einen bleibenden Wohnſitz in Sachſen gefunden zu haben. Als er indeſſen im April 1809 einen Ruf an die neuorganiſirte Hauptſchule zu Zerbſt erhielt, begab er ſich dorthin. Erſt am 2. Oct. trat er ſein Lehramt an, nach der Rückkehr von einer Reiſe durch einen Theil Teutſchlands, Frankreich und die Schweiz. Er verband damit einen wiſſenſchaftlichen Zweck. Mehre Monate verweilte er in Paris und benutzte die Schätze der dortigen Bibliothek. Die Reſultate ſeiner gelehrten Forſchungen machte er durch den Druck bekannt [1]). In Paris lernte er mehre der berühmteſten Gelehrten kennen und bereicherte in ihrem Umgange ſeine Kenntniſſe. Überhaupt machte er auf jener Reiſe mehre intereſſante Bekanntſchaften. Beſonders gefiel er ſich zu Lenzburg in der Schweiz im Umgange mit Peſtalozzi. Nach der Rückkehr von jener Reiſe benutzte er, ohne ſeinem Lehrerberuf dadurch Eintrag zu thun, ſeine Mußeſtunden zu einem fortgeſetzten Studium der Alten. Schon früher hatte er durch mehre gelungene Überſetzungen der griechiſchen Claſſiker ſich vortheilhaft bekannt gemacht: durch Platon's Republik (Leipzig 1800. 2 Bde.), Pindar's Siegeshymnen (Penig 1804—1806. 2 Bde.), Sophokles' Trauerſpiele (Leipzig 1804—1809. 2 Bde.), Äſchylos' Trauerſpiele (ebend. 1809. 1. Bd.) u. a. m. Auch hatte er 1807 zu Annaberg Observationes criticae in Aeschylum et Euripidem drucken laſſen. Späterhin ſchrieb er noch: Observationes criticae in *Plutarchi* opera moralia (Servestae 1819.) und ein Lexicon graecum in Tragicos [2]). Immer blieb die ſtille Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften ſein höchſtes Glück, ſelbſt zur Zeit, wo der Blick auf die Befreiung Teutſchlands von fremder Botmäßigkeit ſeinen Patriotismus entflammte.

Seine feſte Geſundheit war durch wiederholte Krankheitsanfälle und ununterbrochene Geiſtesanſtrengung in ſeinen letzten Lebensjahren heftig erſchüttert worden. Im J. 1830 mußte er ſein Lehramt niederlegen. Er hoffte Geneſung von einer Reiſe. Seine Kräfte waren jedoch völlig erſchöpft. Er ſtarb zu Jüterbogk bei Wittenberg am 29. Mai 1831, allgemein betrauert von ſeinen Freunden und geſchätzt von ſeinem Fürſten, der ihm mehrfache Beweiſe der Anerkennung ſeiner Verdienſte gegeben hatte. Ohne allen gelehrten Pedantismus beurkundete Fähſe die Gründlichkeit und Vielſeitigkeit ſeines Wiſſens durch die geiſtvolle Auffaſſung des Alterthums in ſeinen vorhin erwähnten Schriften. In ſeinem Berufe kam ihm überall die Liebe und Achtung der übrigen Lehrer entgegen, von denen er die meiſten ſelbſt gebildet hatte, und die unter ſeinen Augen in der Erfüllung ihrer Pflichten mit ihm wetteiferten. Seiner Schüler Zuneigung hatte er ſich durch Milde und Freundlichkeit erworben. Beide gehörten, verbunden mit echter Religioſität, zu den Hauptzügen ſeines Charakters. Mit ſtiller Reſignation ertrug es die trüben Tage des Lebens, von denen auch das ſeinige nicht frei war. In Allem, was ihn traf, erkannte er die Wege der Vorſehung, und mit nie wankendem Vertrauen überließ er ſich ihrer Führung [3]). (*Heinrich Döring.*)

FAEK (Erik), ein gelehrter und vorſichtiger ſchwediſcher Theolog des 16. Jahrh. Von der Stelle eines Hofpredigers ward er 1547 zum Biſchofe in Skara und, dort unſchuldig angeklagt, zum Biſchofe in Linköping befördert, wo er ſehr ernſt auf evangeliſche Lehre und ihr gemäßen Wandel der Geiſtlichkeit und auf Ordnung in den Gemeinden hielt. Im J. 1561 ward er mit Andern in einer wichtigen Angelegenheit zu Iwan Waſiljewitſch, Großfürſten von Rußland, geſandt. Er ſtarb 1569 in hohem Alter. (*v. Schubert.*)

FAEKH und deſſen Bruder Abu Ali Ebn Simjur empörten ſich gegen Nuh Ebn Manſur Al Samani, den Herrſcher von Khoraſan und Mawaralnahr, bewogen den Kaſhgar, Balaſagun und den ganzen großen Strich Landes bis an die Grenze von China beſitzenden Khan Bagra, in das Gebiet des Nuh einzufallen, welches im 383. Jahre der Hejira, welches mit dem 26. Febr. des Jahres Chriſti 993 anhob, geſchah. Zu ihm ſtießen die genannten Brüder mit einem beträchtlichen Truppencorps. Samarkand und Bokhara, die damalige Hauptſtadt von Mawaralnahr, wurden genommen. Nuh mußte über den Orus entfliehen. Nach Bagra's Tode nahm Nuh zwar Samarkand, Bokhara und alle Orte ſeines Landes, deren Bagra ſich bemeiſtert hatte, wieder in Beſitz; aber den Aufruhr, deſſen Oberhäupter Faekh und der Bruder deſſelben waren, konnte er nicht dämpfen. Da ſie in der Empörung beharrten und, um ſich zu behaupten, ein zahlreiches Heer aufſtellten, ſo rief Nuh im 384. Jahre der Hejira, welches mit dem 15. Febr. des Jahres Chriſti 994 begann, einen ſeiner berühmteſten Generale, den damals im Triumph aus Indien zu-

1) In ſ. Sylloge lectionum graecarum, glossarum, scholiarum in Tragicos Graecos atque Platonem ex codd. Msc. qui in Bibliotheca Imperiali Parisiis adservantur erutorum. (Lipsiae 1813.) 2) Vel collectio interpretationum veterum ex scholiis et glossis grammaticorum lexicographorumque extractarum suisque locis insertarum. Accedunt interpretationes principum recentioris aetatis. Utrumque instituit, collegit, in ordinem redegit. (Primislaviae 1829—1830.) 2 Voll.

3) Vergl. J. G. Eck's Leipziger gel. Tagebuch. 1796. S. 6 fg. A. G. Schmidt's Anhaltiſches Schriftſtellerlexikon. S. 90 fg. Den neuen Nekrolog der Teutſchen. Jahrg. IX. 1. Th. S. 482 fg. Meuſel's gel. Teutſchl. 9. Bd. S. 322 fg., nebſt Nachtr. in den folgenden Bänden.

rückkehrenden Sabektekin, Herrn von Gaznin, zu Hilfe, und, um ihn dazu deſto willfähriger zu machen, beſtimmte er ihn an die Stelle des Abu Ali zum Statthalter von Khoraſan und übertrug ihm die gänzliche Verwaltung dieſer Provinz. Mit vereinigter Macht zogen jetzt Nuh und Sabektekin gegen Faekh und deſſen Bruder, welche ſich in der Provinz Herath gelagert hatten. In der heftigen Schlacht, zu welcher es nach einigen Bewegungen kam, ward das Lager der Empörer mit ſtürmiſcher Hand angegriffen und eine große Anzahl ihrer Truppen niedergemetzelt. Die Niederlage, welche Faekh und deſſen Bruder beſonders durch die Anführung des Sabektekin und die Tapferkeit ſeiner Truppen erlitten, ſtellte die Sache des Nuh wieder her. Faekh und ſein Bruder flohen nach Niſabur. Sabektekin's Sohn Mahmud zog gegen ſie. Sie verließen daher die Stadt, in welche ſie geflüchtet waren, fanden jedoch deſſenungeachtet bald Mittel, andere Truppen zuſammenzubringen, und zwangen mit denſelben den Mahmud, zurückzugehen. Sabektekin jedoch ſandte ſeinem Sohne Verſtärkung, und Faekh und deſſen Bruder wurden nochmals geſchlagen. Nun hielt es Abul Ali für räthlich, ſich dem Nuh zu unterwerfen, und Faekh floh zu dem Herrſcher der Türken, Ilek Khan. Mit dieſem beabſichtigte Faekh im 385. Jahre der Hejira, welche mit dem 5. Febr. des Jahres Chriſti 995 begann, einen Einfall entweder in Khoraſan, oder Mawaralnahr. Nuh jedoch, hiervon benachrichtigt, befahl dem Sabektekin, ihn zu begleiten, und dem Mahmud, alle nur mögliche Truppen zuſammenzubringen und ſich mit ihm zwiſchen Kaſh und Nakhſchab, in der Nachbarſchaft von Samarkand, zu vereinigen. Doch ward endlich ein die langen Mishelligkeiten zwiſchen Faekh und Nuh beendigender Vertrag abgeſchloſſen, vermöge deſſen Faekh die Statthalterſchaft von Samarkand und allem dem erhielt, was dazu gehörte. Faekh unternahm nun nichts mehr gegen Nuh. Dieſer ſtarb im J. 997 der chriſtlichen Zeitrechnung, und ſein Sohn Abul Hareth Manſur Ebn Nuh erhielt die Regierung von Khoraſan und Mawaralnahr. Im folgenden Jahre ward Faekh Urheber und Lenker folgender Unternehmungen. Mit ihm und Bekturun verſchworen ſich die Befehlshaber der in Khoraſan und Mawaralnahr befindlichen Truppen wider Abul Hareth Manſur Ebn Nuh, den Oberherrn dieſer Länder, beraubten ihn des königlichen Namens und der Macht, ſtachen ihm auf Befehl des grauſamen Bekturun mit glühenden Eiſen die Augen aus und ſetzten Manſur's noch ganz jungen Bruder, Abdalmalek Ebn Nuh, auf den Thron. Mahmud Ebn Sabektekin, der Gasnewite, beſchwerte ſich erſt ſchriftlich bei Faekh und Bukturun, den Oberhäuptern der Zuſammenrottungen, wegen ihrer Undankbarkeit und Grauſamkeit gegen Manſur, und zog hierauf mit Heeresmacht gegen ſie. Hiervon benachrichtigt, rückten ſie mit allen ihren Truppen ins Feld und ſchlugen die heftigſte Schlacht, erlitten jedoch eine entſetzliche Niederlage, und waren genöthigt, Khoraſan, deſſen ſich Mahmud bemächtigte, gänzlich zu verlaſſen und ſich mit der größten Eile nach Bokhara zu flüchten, wo ſie ſich nunmehr eine Zeit lang aufhielten. Im Namen Abdamalek's, den ſie mit ſich herumführten, begannen ſie wieder, Truppen zu werben; aber bevor ſie im Stande waren, ein hinlängliches Heer, das vermocht hätte, dem Mahmud den Beſitz von Khoraſan zum andern Male ſtreitig zu machen, zuſammenzubringen, ſtarb der Urheber und Leiter dieſer Bewegungen im nämlichen Jahre (998) zu Bokhara. Hierdurch wurden die Empörer in großen Verdruß geſetzt und ihre Abſichten gänzlich vereitelt. Doch kam dieſes der ſummaniſchen Dynaſtie, welche über Khoraſan, Bokhara und einen beträchtlichen Theil von Perſien geherrſcht hatte, nicht zu Gute, denn der Herrſcher der Türken, Ilek Khan, kam nach Bokhara und machte der genannten Dynaſtie dadurch ein Ende, daß er ſowol den Abdamalek Ebn Nuh, als auch deſſen Bruder und Vorgänger auf dem Throne, Abul Hareth Manſur Ebn Nuh, ins Gefängniß ſetzte, wo ſie bis zu ihrem Tode ſchmachteten *). (*Ferdinand Wachter.*)

Fällen, Fällung (chemiſche), ſ. Praecipitatio.

FÄLLFORS, einer der großartigſten Waſſerfälle Schwedens, in Weſterbotten, Pfarrei Umeå, Filial Wännäs und Holmö. Der nächſte Weg dahin führt vom Dorfe Wännäs aus über die nach Wännäs gehörigen Sennhütten. Bei günſtigem Winde 2—4 Meilen weit hörbar, ſtürzt die gewaltige Waſſermaſſe des Fluſſes Umeå unter furchtbarem Krachen über nackte Felſen herab. In der Mitte des Geſammtfalles erhebt ſich eine hohe Felſenwand, über und neben welcher ſich der Strom ſein Bette bricht. Der anſehnlichſte Fall iſt der öſtliche; von Weſten nach Norden aus unergründlicher Tiefe wirbeln dichte Staubwolken gen Himmel; die Waſſermaſſe iſt ſo groß, daß ihr ſelbſt die des Rheinfalles bei Schaffhauſen nicht gleich kommt; der zweite Fall, an der weſtlichen Seite, von Oſten nach Süden, hat weniger Waſſer, fällt minder tief, ſendet aber auch mächtige Staubwolken empor; der dritte Fall iſt weniger bedeutend, als der öſtliche; eine mit Nadelwald bewachſene kleine Felſeninſel gewährt einen freundlichen Anblick. Der öſtliche niedere Fall zeigt ſich am ſchönſten von einer Landzunge; da ſieht man von einer ſchrägen Felſenwand die ungeheuere Waſſermaſſe in die Tiefe ſtürzen, aus welcher ſie, in dichte Staubwolken aufgelöſt, wieder aufwärts ſteigt; mitten in dieſe Staubwolken hinein ſtürzt ſeitwärts aus einer Felſenecke ein anderer mächtiger Waſſerſtrahl, drängt ſie zurück und ſtürzt ſich mit ihnen weiter in die Länge fort. Erſteigt man von jener Landzunge aus den nahen Waldberg und folgt dann am Rande deſſelben einem Fußpfade, ſo erreicht man einen herrlichen Standpunkt, wo man den zweiten Fall, nebſt dem unterſten oder dritten Fall überſchaut, der ſich in zwei Fälle theilt, in einer Ausdehnung von etwa 200 Klaftern, wovon der dritte Fall etwa 130 Klaftern einnimmt. Dem Fällfors am nächſten liegt der Coloniſtenhof Nygård. Entfernter iſt

*) *Abulfedae* Annales Moslemici latinos ex arabicis fecit *Jo. Jac. Reiske.* (Lipsiae 1754.) p. 310—311. 316. 317. Überſetzung der Allgem. Welthiſtorie, die in England durch eine Geſellſchaft von Gelehrten ausgeführt worden, herausgegeben von Semler. 20. Th. S. 445—447. 449. 460. 461.

das Dorf Fällfors, welches aus den einzelnen Coloniſtenhöfen Fällforsſelet und Fällforsliden und dem vier Höfe enthaltenden Fällforsſiö beſteht. (*v. Schubert.*)

Fällgeld, ſ. Gefälle.

Fällungstafeln, ſ. Verwandtschaftstafeln.

FÄLSCHER und FÄLSCHUNG, im Lateiniſchen jenes falsarius, im Mittelalter auch falsator, und dieſes falsum und falsatio. Da falſch vielfache Bedeutungen hatte und noch hat, nämlich einmal das bedeutete, was nicht iſt, ſondern ſo ſcheint, wie falſche Freude, trüglichen Schein habend, und zweitens das, was nicht ſo iſt, wie es ſein ſoll, z. B. falſch geſchlagen, falſch gemünzt, betrügeriſch, heuchleriſch (wie falſcher Freund), ſchlecht, bösartig, und das Falſch Bosheit, Betrug (falsum), ſchlechtes, unechtes Metall, falſches Geld, falſchhaft mit Falſche behaftet, trügeriſch, trugvoll, ſo haben auch fälſchen[1]) und Fälſcher mannichfache Bedeutungen. Fälſchen bedeutet verfälſchen, betrüglich machen, für falſch, d. h. ſchlecht, erklären, Jemanden anders darſtellen, als er iſt, verleumden, einer falſchen Meinung, eines Irrthums überzeugen, des Gegentheils überweiſen, Lügen ſtrafen[2]). So hat auch das lateiniſche falsare verſchiedene Anwendungen. Außerdem, daß falsare in den Pandekten und in den Schriften des Mittelalters verfälſchen bedeutet, ſteht in den Gloſſen des Iſidorus falsatus sum, deceptus sum. In den fränkiſchen Geſetzen wird falsare für für falſch erklären gebraucht, z. B. falsare chartam, eine Urkunde für falſch erklären; in den Geſetzen Edgar's acusationem falsare, eine Anklage für falſch erklären[3]). Curiam falsare hieß von dem Hofgerichte, und judicium falsare von dem Gerichte appelliren[4]). Fälſcher[5]) bedeutete Lügner, Verleumder und Falſchmünzer. Fälſchung hat eine weitere und eine engere Bedeutung. Die erſtere umfaßt jede mit Abſicht, dem Andern Schaden zuzufügen, unternommene, rechtswidrige Unterdrückung der Wahrheit, die zweite jede durch Veränderung einer Sache abſichtlich hervorgebrachte ſchädliche Täuſchung des Andern. Die Fälſchung im weitern Sinne kann entweder durch Mittheilung falſcher oder Vorenthaltung wahrer Thatſachen geſchehen, und wird in dieſer weitern gemeinrechtlichen Bedeutung auch Betrug[6]) genannt. Die Fälſchung in eigentlicher oder engerer Bedeutung erſtreckt ſich auf Perſonen, welche ſich für eine andere ausgeben, auf Siegel und Urkunden, auf Sachen, beſonders Münzen und Waaren, ſowol in Beziehung auf ihre Subſtanz, als auf Gewicht und Maß. Der Größe des durch Fälſchungen angerichteten Unheils und der Leichtigkeit, mit welcher es geſchehen konnte, waren als Abſchreckungsmittel die Strafen angemeſſen. Friedrich Holſtuch, oder nach Andern Tile Kolup, welcher ſich für den wiedergekommenen noch lebenden Kaiſer Friedrich ausgegeben und Unruhen in den Rheinlanden erregt hatte, ward auf Befehl des römiſchen Königs, Rudolf von Habsburg, in Wetzlar im J. 1285 verbrannt[7]). Die nämliche Strafe verhängten die Hamburger im J. 1511 über den D. Vitus, welcher eine Zeit lang die Rolle einer Magd der in der Badeſtube ſich badenden Weiber und einer Hebamme der kreißenden Frauen geſpielt hatte[8]). Das Verbranntwerden war damals die gewöhnliche Strafe der Fälſcher. Doch hatten auch andere Strafen ſtatt, und fallen nach der Criminalconſtitution Karl's V. Art. 13 die Fälſcher des Maßes, des Gewichtes und der Waaren einer arbiträren Beſtrafung anheim. Doch auch vorher wich man an mehren Orten von der Strafe des Verbrennens, beſonders im ſiedenden Öl, ab. So ward ein Nichtswürdiger, welcher ſich für einen Grafen ausgegeben und hier und da erſtaunliche Betrügereien verübt, und endlich in Nürnberg im Namen der Augsburger mittels falſcher Handſchriften ſehr viel Geld erborgt hatte, auf Anſuchen des Rathes von Nürnberg in Tübingen vor Gericht gezogen und im October 1445 auf Befehl des Grafen von

1) Das Mittelalter hat neben *velschen* auch die Form ohne Umlaut, valschen, ſich falſch zeigen, falſch handeln, falſch ſein. 2) ſ. die Nachweiſungen bei Ziemann, Mittelhochteutſches Wörterbuch. S. 531 und 538. 3) Die Nachweiſungen und Mehres ſ. bei Du Fresne unter Falsare. Vergl. daſelbſt Falsificare, welches auch für falſch erklären, oder als falſch erweiſen bedeutet, während es eigentlich und urſprünglich den Sinn von verfälſchen hat. Vergl. in letzterer Beziehung das franzöſiſche falsificateur, Verfälſcher, falsification, Verfälſchung, das italieniſche falsare, falsificare, verfälſchen, falsificatore, falsario, falsardo, falsatore, Verfälſcher der Münzen und Schriften, das ſpaniſche falsar, verfälſchen, betrügen, falsario, falseador, Verfälſcher u. ſ. w. Das mittelalterlich lateiniſche falsificare, das ſpaniſche falsear, das franzöſiſche fausser bedeutet auch bildlich durchbohren, zerbrechen, z. B. eine Waffe, ſo auch das engliſche falsify (verfälſchen, lügen, widerlegen) bildlich verletzen, durchbohren, z. B. die Schilde. Außer der Form falsify und falsifier, Verfälſcher, falsifiable, verfälſchbar, hat das Engliſche auch to false, verfälſchen, betrügen, Finten machen, falser, Betrüger, Heuchler, falsification, Verfälſchung, Widerlegung. Vergl. false, falſch, unwahr, unecht, treulos, vergeblich. Mit dem Teutſchen falſch, fälſchen und Fälſcher hat das Schwediſche falsk, förfalska, förfalskari und das Däniſche falsk und falskne (verfälſchen), falskner (Verfälſcher) gemein, und ſelbſt das Isländiſche hat *falskr*, falſch, betrügeriſch. Eccardus (Leg. Franc. Salic. p. 65) macht es, indem er, wie aus Gregor von Tours (Hist. Lib. IX. c. 28) hervorgeht, den als Scheltwort gebrauchten Namen Ballomer, Baldomer, von welchem es in der Vita S. Baldomeri Diaconi heißt: O virum beatum Baldomerum, in quo nunquam dolus apparuit, in Anſpruch nimmt, höchſt wahrſcheinlich, daß die altteutſche Benennung für falsator bal geweſen, ſowie nach der Vita Dagoberti Cap. 14 der Sachſenherzog Bertoald den Frankenkönig Klothar durch die Anrede: tu hic eras bale jumentum? auf das Äußerſte erbitterte. Falsator war aber ein hart verpöntes Scheltwort, denn der Pactus Leg. Sal. Tit. 23. §. 2 ſchreibt vor: Si quis alterum falsatorem et mulier alteram mulierem meretricem clamaverit, *Malb. Extrabo*, DC den. qui faciunt, solid. XV culpabilis judicetur.

4) ſ. das Nähere bei *Du Fresne*, Gloss. Lat. unter *Falsare curiam* und unter *Falsare* judicium. 5) Außer der Bedeutung Fälſcher hatte falsarius auch eine eigenthümliche, nämlich es bedeutete eine Art von Dolch, altfranzöſiſch faussart; das jetzige faussaire bedeutet Fälſcher. 6) ſ. den Art. Dolus. 7) Historia Australis ap. *Freher*. Rer. Germ. Script. T. I. p. 332. 333. *Albertus Argentinus*, Chron. ap. *Urstitium*, Germ. Hist. T. II. p. 104. *Siffridus Presbyter*, Ep. Lib. II. ap. *Pistor*. Rer. Germ. Scriptt. ex edit. *Struvii*. T. I. p. 1049. Jac. v. Königshoven, Elſ. Chron. Cap. II., Ausgabe von Schilter. S. 118. Paraleipomena Rer. Memor. Historiae Abbatis Urspergensis annexa. p. 259. 8) ſ. *de Westphalen*, Monum. ined. p. 1393.

Würtemberg enthauptet[9]). Eucharius von Moſen hatte ſich hin und wieder für einen von Bünau ausgegeben. Die Frau von Bünau zu Tannroda hatte einen Sohn außerhalb des Landes. Mit dem Namen deſſelben nannte ſich Eucharius von Moſen an vielen Orten, ließ ſich das Inſiegel des von Bünau'ſchen Geſchlechtes fälſchlich nachgraben oder nachſtechen, brauchte es, als wäre es ſein angeborenes Petſchaft, ſchrieb an die Frau von Bünau, als wäre ſie ſeine Mutter, um Geld, Pferde und Ketten und dergl., und betrog ſie darum. Unter dem Namen und dem Siegel derer verübte er noch viele Betrügereien. Der Schöppenſtuhl zu Leipzig ſprach um das Jahr 1549 gegen ihn das Urtheil, daß er „zur Staupen geſchlagen" (geſtäupt) und ihm zum Abſcheu der Andern das Bünau'ſche Siegel auf die Hände gebrannt werde[10]). Nach früherem, oder wenigſtens anderortigem Rechtsbrauche wäre er in Öl geſotten worden. So z. B. erlitt im J. 1376 in Laugingen Utz Ring wegen geſtochener falſcher Siegel auf die Anklage und die Koſten des Rathes von Augsburg die Strafe mittels des ſiedenden Öls[11]). Während das Edictum Theoderici Regis 41 die Todesſtrafe gegen Fälſchung verhängte, war nach den andern älteſten Geſetzen die Beſtrafung der Fälſcher die Abhauung der rechten Hand, als der, womit ſie geſündigt. Nach dem weſtgothiſchen Geſetze verlor eine geringere Perſon, welche eine königliche Befehlsſchrift verfälſchte, die Hand, und eine angeſehenere Perſon die Hälfte des Vermögens[12]). Bei Fabricirung anderer falſchen oder Verfälſchung anderer Schriften[13]) mußte die mächtigere Perſon mit dem Verluſte des vierten Theiles ihres Vermögens büßen, und wenn dieſes zum Erſatze des angerichteten Schadens nicht zureichte, verlor ſie die Freiheit und ward, ſowie eine geringere Perſon, dem durch die Fälſchung Beſchädigten in die Sklaverei oder Dienſtbarkeit gegeben. Überdies erhielten ſowol die Mächtigen, als die Geringeren hundert Geißel- oder Peitſchenhiebe zur Züchtigung. Wie die Fälſcher der Urkunden, wurden auch die von Teſtamenten beſtraft. So auch waren die der Fälſchung ſchuldig, welche ſich einen falſchen Namen gegeben und das Geſchlecht verändert, oder die Ältern fingirt, oder einen Betrug[14]) gemacht. Wie die Weſtgothen die Falſchmünzer ſtraften, werden wir weiter unten ſehen, nachdem wir von der häufigſten Fälſchung, nämlich der Urkundenfälſchung, beſonders im Mittelalter, das Weitere bemerkt haben. Ungeachtet der harten Strafen und der Gegenvorkehrungen[15]), welche man traf, nahm doch die Fälſchung oder Erdichtung von Urkunden immer mehr zu. Das eilfte und die darauf folgenden Jahrhunderte waren am fruchtbarſten an falſchen Urkunden[16]). Beſonders die Mönche und andere Geiſtliche machten welche, weil außer ihnen Niemand, oder doch nur Wenige, ſchreiben konnten[17]). Um ſich Freiheiten oder Privilegien und Beſitzungen zu erwerben, ſcheuten die Mönche und andere Geiſtliche kein Mittel, und falſche Urkunden war ihnen das Bequemſte. Sie ſchämten ſich eines ſolchen Betrugs nicht, und hielten ihn, weil er frommen Zwecken galt, für erlaubt. So rechnete Gerronius, ein Glied des Kloſters des heiligen Medardus zu Soiſſons, es ſich nicht als Schande, ſondern zum Ruhme an, und erwähnte, als er dem Tode nahe war, in Gegenwart ſeiner Genoſſen ſeine Großthaten, nämlich die falſchen oder erdichteten Documente, durch welche er dem Collegium des heiligen Medardus unermeßliches Vermögen erworben[18]). Eines ausgezeichneten Fälſchers in der Mönchskutte gedenkt auch Kaiſer Friedrich II. bei *Petrus de Vineis* Lib. V. Ep. 22[19]). Das Unweſen war ſo arg, daß ſelbſt der Papſt Leo IX. die falſcheſten Urkunden des ſublacenſer Kloſters tadelte und einen großen Theil derſelben in ſeiner Gegenwart verbrennen ließ[20]). Gabriel Naudäus[21]) wälzt die ganze Schuld der Fabricirung falſcher Urkunden auf die Benedictiner, und von Joh. Launoius[22]) wird das Tabularium der benedictiner Mönche zu St. Denys spuriarum chartarum et privilegiorum

9) *Gassarus*, Annales Augsburgenses ap. *Mencke*, Scriptt. Rer. Germ. T. I. col. 1600. 10) ſ. *Haltaus*, Glossarium Germanicum. p. 424. 11) *Gassarus* l. l. p. 1517. 12) Lex Wisigothorum. Lib. VII. T. V. *De falsariis scripturarum I. De his, qui regias auctoritates et praeceptiones falsare praesumserint.* Hi qui in auctoritatibus nostris vel praeceptionibus aliquid mutaverint, demerint, subtraxerint aut interposuerint, vel tempus aut diem mutaverint, sive designaverint, et qui signum adulterinum sculpserint vel impresserint: persona honestior mediam partem facultatum suarum amittat, fisco modis omnibus profuturam: minor vero persona manum perdat, per quam tantum crimen admisit. 13) Lex Wisigothorum. Lib. VII. Tit. V. Cap. II. *De his, qui scripturas falsas fecerint, vel falsare tentaverint.* Si quis scripturam falsam fecerit, aut recitaverit, vel supposuerit sciens, vel in judicium protulerit et qui veram suppresserit et designaverit aut diluerit, et quisquis signum adulterinum sculpserit, fecerit vel impresserit, talium scelerum rei, eorumque conscii, dum fuerint publicati: si potentiores sunt, quartam partem facultatum suarum amittant etc.

14) Lex Wisigothorum. Lib. VII. Cap. VI. *Si quisque sibi nomen falsum imponat, aut parentes vel genus mutet.* Qui sibi nomen falsum imponit, vel genus mutat aut parentes finxerit aut aliquam imposturam fecerit, reus falsitatis habeatur. Gleiche Strafe, wie die eigentlichen Fälſcher, traf auch die, welche ein falſches Zeugniß abgelegt, oder Jemanden dazu verführt hatten. ſ. Lex Wisigothorum. Lib. II. Cap. VI. ap. *Georgisch*, Corp. Jur. Germ. Ant. col. 1898. 1899. 15) Schon zu Nero's Zeit ward die wichtige Vorkehrung gemacht: Adversus falsarios tunc primum repertum, ne tabulae, nisi pertusae, ac ter lino per foramina trajecto, obsignarentur. *Suetonius* in Nerone. Cap. 17. Dieſes erläutern die Tafeln der von dem Kaiſer Galba gegebenen Urkunde bei *Scip. Maffei*, Istoria diplomatica. §. 13. p. 33. *Paullus*, Recept. Sent. V, 25. 6. 16) *Dan. Papebrochius*, Propylaeum antiq. n. 103. Cf. *Chr. Henr. Eckhardi* Introd. in Rem Diplom. p. 5. 17) *Beat. Rhenanus*, Rer. Germ. Lib. I. p. 79. 18) *Lud. Raguet*, Histoire des contestations sur la diplomatie. p. 77. 19) Andere Beiſpiele von Geiſtlichen, welche falſche Urkunden und Siegel fabricirt, finden ſich bei *Steph. Baluzius*, Capitular. T. II. p. 52 und im Cap. 3. X. de crimine falsi. Cf. *Ern. Joach. de Westphalen*, Praef. T. II. Moniment. ineditor. Rer. Cimbr. p. 9. Vielfältige Verſuche ſind jedoch auch gemacht worden, unechte Urkunden zu retten, ſ. z. B. *Justus Fontanini*, Vindic. antiquor. diplomat. und das Chron. Gottwic. hat manche unechte Urkunden benutzt. 20) *Baronius*, Annal. Eccles. ann. 1051. §. 6. T. XI. p. 199. 21) Bei *Herm. Conringius*, Censura diplomat. Lindau. p. 305. 22) Discuss. Cap. IV. p. 227.

officina genannt. Doch ſind faſt keine Collegien, faſt keine Klöſter von falſchen Urkunden frei [23]). Dem Geſchichts- und Alterthumsforſcher machen die gleichzeitigen oder kurz nachher lebenden Fälſcher weit mehr zu ſchaffen, und ſetzen ihn öfter in peinliche Ungewißheit, ob ſie eine echte oder unechte Urkunde vor ſich haben, als die ſpäteren. Zwar ſuchen auch dieſe möglichſt den Betrug durch Nachahmung echter Urkunden liſtig zu verbergen; aber dennoch erkennt man die Fälſchung leicht, weil die Verfertiger entweder im Betreff des öffentlichen oder Privatrechts, oder der Kirchendisciplin, oder der Geſchichte und der Chronologie, Dinge, welche jener Zeit, in die ſie die Urkunde verſetzen, widerſprechen, in ihre Erdichtungen einweben. So z. B. hat der Verfertiger der lindauer Urkunde zwar die Schreibweiſe, die Form des Siegels, die kleinen Formeln des Anfanges und die Unterſchriften aus einem echten Diplome Ludwig's des Frommen genommen; aber es enthält doch weit mehr, was dem öffentlichen Rechte jener Zeit und der Geſchichte widerſpricht. So z. B. erwähnt es eines Herzogs im Sinne von einem Regenten, welcher für das damalige Teutſchland und für Schwaben beſonders für lange Zeit nicht paßt. Es erdichtet Untervoigte (subadvocatos), welche weit jünger als das Karolingiſche Zeitalter ſind. Es führt den Rhabanus als Erzbiſchof von Mainz auf, welcher es erſt acht Jahre ſpäter ward [24]). Beſonders ſind es die Verſtöße gegen die Zeitrechnung [25]), welche bei den falſchen Urkunden leicht in die Augen ſpringen. Vornehmlich geben hierzu die Veranlaſſung die angeführten Zeugen, welche zwar wirklich lebten, aber in Beziehung auf die betreffende Urkunde fingirt ſind, und häufig nicht paſſen, da den Fälſchern nicht ſolche Hilfsmittel zu Gebote ſtanden, als wir jetzt haben. Zunächſt machten die falſchen Urkunden den Gerichten viel zu ſchaffen. Da Fälſchungen ſo gewöhnlich waren, ſo war es natürlich, daß man auch echte Urkunden nicht ſelten in Zweifel zog. Die Gegenſtände der Streitigkeiten betrafen vorzüglich den Beſitz von Sklaven und Grundbeſitz. Nach den Geſetzen des Kaiſers Guido mußte, wenn die Echtheit einer Urkunde in Zweifel gezogen ward, wenn der Notar und die Zeugen noch lebten, der Notar mit zwölf Eideshelfern ſchwören. Entzog ſich der Notar dieſem, ſo verlor er die Hand und der Vorzeiger der Urkunde ſein Vermögen. Über den Proceßgang bei Fällen, wenn eine Urkunde für falſch erklärt worden war, führen die Leges Guidonis Augusti Cap. VI. alte Formeln an [26]). Kaiſer Otto II. bemerkt, es ſei eine alte Satzung, daß, wenn eine Urkunde in Betreff von Grundſtücken von dem Gegner falſch genannt würde, von dem Vorzeiger der Urkunde durch Berührung der Evangelien als wahr erwieſen wurde, und er ſich ſo das Landgut ohne weitere Berathſchlagung der Richter zueignete. Furchtbar artete dieſer Rechtsbrauch in Italien aus, und die Gottloſen verſchafften ſich unter dem Scheine der Geſetze durch Eidſchwur Grundbeſitzungen. Kaiſer Otto II. ſchaffte daher, in Verbindung mit dem Papſte Johann XIII. und einer Univerſalſynode, dieſes Unweſen ab; aber ſie wußten keine andere Aushilfe, als den Zweikampf. Ward der Fälſcher beſiegt, ſo verlor er die Hand. Über den Rechtsgang oder den Proceß, welcher vorherging, ſ. die Leges Ottonis II. Augusti [27]). Über das Rechtsverfahren bei Fälſchungen haben die Geſetzgebungen bis auf die neueſten Zeiten nicht einig werden können; während z. B. das preußiſche Recht die Erörterung der Echtheit oder Fälſchung einer Urkunde, ſoweit privatrechtliche Folgen davon abhängen, innerhalb des Civilproceſſes und unabhängig von der den Umſtänden nach einzuleitenden Criminalunterſuchung geſtattet, jedoch hierdurch nicht ausſchließt, daß, wenn die Criminalunterſuchung ſchneller zu einem Reſultate führt, dieſes auch in dem Civilproceſſe benutzt werde, ſo beſtimmt dagegen das ſächſiſche Recht, daß, wenn im Civilproceſſe von einem Theile die Behauptung, der Gegner ſtütze ſich auf eine verfälſchte Urkunde, und für eine ſolche Behauptung ſprechende Verdachtsgründe beigebracht werden, vor allen Dingen die Criminalunterſuchung wegen des Verbrechens der Fälſchung eingeleitet, der Civilproceß aber bis zur Entſcheidung in der Criminalſache ausgeſetzt werden ſoll. Man macht auch zwiſchen den Arten der Fälſchungen Unterſchiede. So z. B. werden ſie in Öſterreich entweder als ſchwere Polizeiübertretungen, wenn ſie geringer ſind, behandelt und beſtraft, oder als Verbrechen, und zwar als letztere folgende: 1) die Nachahmung oder Verfälſchung einer öffentlichen Urkunde, oder einer als öffentliche Anſtalt eingeführten Bezeichnung mit Stempel oder Probe; 2) der Gebrauch eines falſchen Maßes und Gewichtes [28]); 3) die Ausfertigung falſcher oder Verfälſchung echter Privaturkunden [29]); 4) die Verfälſchung der öffentlichen Creditspapiere und 5) die Fälſchung der Münze. Nach der Lex Ripuariorum wurden falſche Urkunden durchbohrt [30]), ähnlich wie bei uns falſche Mün-

23) *Jo. Mabillon*, De Re Diplomat. Lib. I. Cap. VI. et Lib. III. Cap. III. 24) Mehres, aus welchem die Unechtheit der lindauer Urkunde erhellt, ſ. bei *Eckardus* l. c. p. 16. 25) Vergl. denſelben S. 183. 26) Bei *Muratori*, Rer. Italic. Scriptt. T. I. P. II. p. 167. 168, bei *Georgisch* p. 1256.

27) Bei *Muratori* p. 170, bei *Georgisch* p. 1261. 1262. 28) Dieſe beiden mit 1) und 2) bezeichneten Fälle werden, ohne Rückſicht auf den Betrag des verurſachten Schadens, als Verbrechen beſtraft. 29) In allen dieſen dreien mit 1), 2) und 3) bezeichneten Fällen iſt die Strafe des ſich dadurch des Verbrechens des Betrugs ſchuldig machenden Verfälſchers insgemein Gefängniß von ſechs Monaten bis zu einem Jahre, welches nach dem Grade der Gefährlichkeit, der öfteren Wiederholung und der Größe des Betrages bis auf fünf Jahre, und bei ſehr erſchwerenden Umſtänden bis auf zehn Jahre ausgedehnt werden kann. 30) Lex Ripuariorum Tit. 59. De venditionibus §. 3: Quod si charta in judicio perforata idonea fuerit, tunc ille, qui causam prosequitur, dupla repetitione culpabilis judicetur; et insuper ad partem Cancellarii quadraginta quinque solidis culpabilis judicetur, et unicuique de testibus quindecim solidis culpabilis judicetur, et ipsum testamentum inviolatum perseveret. Si autem testamentum (nämlich das testamentum venditionis, die Verkaufsurkunde) falsatum fuerit, tunc ille, qui causam prosequitur, rem quam repetit, cum sexaginta solidis recipiat, *et insuper Cancellario pollex dexter auferatur*, aut eum cum quinquaginta solidis redimat, et unusquisque de testibus quindecim solidis multetur.

zen durchbohrt und angeſchlagen werden. Dem Falſchmünzer wurde nach den fränkiſchen Capitularien [31]), nach den langobardiſchen Geſetzen des Königs Rotharis [32]) und nach den angelſächſiſchen Geſetzen des Königs Äthelſtan's die rechte Hand abgehauen. Das zweite Geſetz Äthelſtan's ſagt 17. Von Münzern: Drittens, daß eine Münze [33]) ſei im ganzen Reiche des Königs, und Niemand münze außerhalb des Thores. §. 1. Und wenn der Münzer ſchuldig wird, ſchlage man die Hand ab, mit welcher er deſſen ſchuldig ward, und ſetze ſie auf die Münzwerkſtatt. §. 2. Und wenn es eine Inzicht iſt, und er ſich reinigen will, dann gehe er zum heißen Eiſen, und ledige die Hand, mit der, den Betrug begangen zu haben, man ihn beſchuldigt. §. 3. Und wenn er dann in dem Ordal ſchuldig wird, dann thue man daſſelbe, wie es vorher beſtimmt iſt, nämlich man haue ihm die rechte Hand ab. Nach dem Geſetze der Weſtgothen verlor der, welcher die Solidos beſchnitten oder beſchabt, und der, welcher eine falſche Münze geſtochen oder gebildet, wenn es ein Sklave war, die rechte Hand durch Abhauen, und wenn es ein Freier war, die Hälfte ſeines Vermögens, und wenn es ein geringerer Freier war, den Stand der ihm angeborenen Freiheit, und ward zum Sklaven dem gegeben, dem der König befahl. Damit die Falſchmünzer deſto leichter entdeckt würden, war nicht verboten, wegen falſcher Münze die Sklaven zum Behufe von Ausſagen gegen den Herrn oder die Frau zu foltern, daß durch die Martern die Wahrheit deſto leichter gefunden werden könnte. Hatte ein fremder Sklave es verrathen, und ward es für wahr befunden, ſo ward er, wenn der Herr wollte, frei gelaſſen und ſeinem Herrn von dem Fiscus der Kaufpreis gegeben; wenn er aber nicht wollte, ſo erhielt der Sklave vom Fiscus drei Unzen Gold. War es aber ein Freigeborener, ſo verdiente er für die enthüllte Wahrheit ſechs Unzen Gold. Goldſchmiede, Silberarbeiter und alle und jede Künſtler, wenn von den ihnen anvertrauten oder übergebenen Sachen etwas hinweggenommen, wurden für Diebe gehalten. Wer Gold zur Fertigung von Schmuckſachen empfangen und es gefälſcht, oder durch Zumiſchung von Erz, oder Silber, oder jedes geringere Metall ſchlechter gemacht, ward als Dieb angeſehen [34]). Nach dem Edictum Theoderici ward jede Fälſchung mit dem Tode geſtraft [35]), und daher auch die des Goldes und Silbers [36]). Die ſpecielle Todesſtrafe für Fälſcher war im Mittelalter an vielen Orten verbrannt oder im Öle geſotten zu werden. So z. B. ſagt das hamburger Recht: Einen Fälſcher ſoll man ſieden um falſche Pfennige [37]) und das Falſche auf dem Markte verbrennen [38]). Das Falſche ward ſpeciell für falſche Münze gebraucht. So heißt es in des Erzbiſchofs Günther von Magdeburg Privilegium der Juden vom J. 1410 [39]): es wäre denn eine offenbare Sache und eine handhaftige That Falſches, Deube [40]), Mordes oder Brandes. Der Sachſenſpiegel oder das ſächſiſche Landrecht ſagt Buch II. Cod. Lips. Art. 24. Cod. Quedl. Art. 71: Pfennige (Münze) ſoll man verneuern [41]), wenn neue Herren kommen. Bietet der Münzer einen falſchen Pfennig aus, ſodaß er damit kaufen will, es geht ihm an den Hals. Dagegen beſtimmt der Schwabenſpiegel Cap. 186: Und bietet der Münzer einen falſchen Pfennig aus, ſodaß er damit kaufen will, oder damit gelten (bezahlen) will, oder ihn Jemandem für gut geben will, und ſind ihrer zwölf oder mehr, es geht ihm an die Hand, „er habe ir dann sinen schup“ (er habe denn welche, auf die er die Schuld ſchieben kann); und dennoch muß er ſchwören, daß er nicht wüßte, daß ſie falſch wären. Iſt ihrer ein halbes Pfund oder mehr, es geht ihm an den Hals. Iſt er aber derſelben Unthat eh (vorher) überſagt (überwieſen) vor Gerichte, man ſoll ſeinen Eid nicht nehmen. Man ſoll ihn dreimal verurtheilen, das heiße Waſſer zu tragen auf bloßer Hand, oder in einen wallenden Keſſel zu greifen bis an den Ellbogen, „oder die wazzer urtail“ (oder ihn der kalten Waſſerprobe unterwerfen). „Gerichtet“ (ſiegt) er nicht mit derer einem, man ſoll ihm die Hand abſchlagen. Das Recht iſt nur der Münzer. Wer an ſeinen Rechten vollkommen iſt, und findet man bei dem einen Schilling falſcher Pfennige minder oder mehr, man zerſchneide ihm die Pfennige, und gibt ihm die Stücke wieder. Sind ihrer mehr als fünf Schillinge, es geht ihm an die Hand, „er hab ir denn sinen schup“ (er habe denn welche, auf die er die Schuld

31) Capitulare datum circa annum 744 Cap. 22. *De falsa moneta.* De falsa moneta jubemus, ut qui eam percussisse comprobatus fuerit, manus ei amputetur. Et qui hoc consensit, si liber est, sexaginta solidos componat. Si servus, sexaginta ictus accipiat. 32) Rotharis Leges Cap. 246: Si quis sine jussione Regis aurum signaverit, aut monetam confinxerit, manus ejus incidatur. 33) Bezieht ſich auf das Gemünzte, nicht auf die Münzſtätte; denn Münzen gab es an mehren Orten im angelſächſiſchen Reiche; ſ. Die Geſetze der Angelſachſen, herausgegeben von Dr. R. Schmid. 1. Th. S. 75. Der König hatte nicht nur Münzen, ſondern auch die Biſchöfe und Äbte. Daher unterſagen die Leges Henrici primi (bei Schmid a. a. O. S. 230) Cap. 10. De jure, wo aufgeführt wird, bei welchen Fällen der König allein das Recht der Beſtrafung hatte: falsaria monetae *suae.* 34) Lex Wisigothorum. Lib. VII. Tit. VI. §. 1—4 ap. *Georgisch* p. 2069. 2070. 35) Edictum Theodorici regis Cap. 41: Qui falsum fecerit, vel sciens falso usus fuerit, aut alterum facere suaserit, capitali poena feriatur.

36) Daſſelbe Cap. 90: Qui testamentum, codicillum, tabulas, rationes, gesta, libellos, cautiones, epistolas in fraudem alterius, quocunque loco deleverint, mutaverint, subjecerint, subrepserint, incenderint, raserint; aut aes, argentum, vel ferrum inauratum scientes pro auro dederint, vel vendiderint, vel supposuerint; quique pro argento stannum subjecerint, vel exteriorem circulum solidi praeciderint, quive, ut id fieret, jusserint, operamve dederint, poenam sustineant falso crimini constitutam. 37) Steht für Geld überhaupt. 38) ſ. die Stelle in der Urſchrift bei Tiling, Verſ. eines bremiſch-niederſächſiſchen Wörterbuchs. 1. Th. S. 340, und den Cod. des hamburger Rechts, Art. XII. Nr. 7 bei *de Westphalen* l. c. T. IV. p. 1017. 39) Bei v. Dreyhaupt, Beſchreibung des Saal-Creyſes. 1. Th. S. 98. 40) Diebſtahl. 41) Der Schwabenſpiegel oder das ſchwäbiſche Landrecht ſagt Cap. 186 (bei *Schilter*, Thes. Antiq. Teuton. T. II. p. 110): Alte Pfennige ſoll man nicht verſchlagen, außer, wenn ein neuer Herr kommt. Stirbt aber der Herr, oder wird er verwandelt (ein anderer an ſeine Stelle geſetzt) vor drei Jahren, die Pfennige ſollen doch ſtehen, bis drei Jahre vorkommen (vergehen).

ſchieben kann). Der Sachſenſpiegel ſagt: Wer ſein Recht verwirkt hat mit Deube (Diebſtahl), oder mit Raube, findet man unter (bei) ihm viertehalben Pſennig, es geht ihm an die Hand, „her ne moge ir gewere haben“ (d. h. wenn er nicht einen als Gewährsmann hat, von dem er ſie empfangen habe). Wer an ſeinem Rechte vollkommen iſt, findet man bei ihm einen Schilling falſcher Pfennige, die Pfennige hat er verloren, und nicht mehr[42]), „her ne moge ir gewere haben“ (d. h. wenn er nicht ſeinen Gewährsmann als Geber derſelben hat). Fälſchet der Münzer ſeine Pfennige, und hält er ſie nicht nach ihrem Rechte, ſo kann er indeſſen Niemanden Falſches zeihen, daß er Wandel darum thun ſolle[43]) (deshalb büßen ſolle). Pfennige ſoll der Münzer halten pfündig (d. h. wichtig) und eben (gleich) ſchwer und gleich weiß (d. h. von gleichem Silbergehalte). Der Schwabenſpiegel ſagt: Pfennige ſoll der Münzer behalten (halten) alſo gut und alſo ſchwer, als man ſie ſetzt, und thut er das nicht, man ſoll über ihn richten als über einen Fälſcher. Niemand ſoll einen Pfennig (Münze) ſchlagen, der dem andern gleich ſei, ſie ſollen haben Sonder-Gepräg[44]) (beſonderes Gepräge), wer es darüber (darwider) thut, er ſei Herr (reich) oder armer Mann, der iſt ein Fälſcher. Niemand mag (kann) erheben (errichten) neuen Markt, noch neue Münze, außer mit des Herrn Willen[45]), in deſſen Gericht es liegt. Wenn man die Pfennige verbietet, vierzehn Tage darnach ſoll man mit den alten Pfennigen gelten (zahlen) und Pfand löſen. Wer darnach mit kauft und verkauft, dem ſoll man die Pfennige zerſchneiden und die Stücke wiedergeben[46]). In *Besoldi* Docum. Monast. Wurt. p. 335 aus einem alten Lagerbuche vom J. 1454 heißt es: ausgenommen Mord, Diebſtahl und Falſch gehören nach Achalm. Biſchof Friedrich von Merſeburg ſagt in einer Urkunde vom J. 1273[47]): dictus monetarius etc. quemlibet deprehensum in *Falso* judicandi potestatem habebit, juris ordine non obmisso. Das alte Stadtrecht von Goßlar ſagt Buch II. Cap. 57[48]): Bei welchem Manne, der Bürger zu Goßlar iſt, falſche Pfennige[49]) gefunden werden, den, der ſie ihm gegeben hat, ſoll er beweiſen, wenn er kann, und mit denſelben Pfennigen zu dem gehen, der ſie ihm gegeben hat; kann er das nicht thun, ſo ſoll er ſchwören, daß er an den Pfennigen nichts Falſches wußte zu nehmen und zu geben, ſo ſoll man ſie zerſchneiden und ihm wiedergeben. Das ſoll nicht öfter

42) Die Gloſſa zum Sachſenſpiegel (Gärtner'ſche Ausgabe S. 227) bemerkt hierzu: Hie merke, daß einer nichts verwirkt, der falſche oder böſe Münze ausgibt, indem er anders nicht weiß, denn daß ſie gut ſei. Der es aber gewußt, hat damit nichts vergelten, noch bezahlen mögen. Als ob der Käufer für Silber oder Gold verkauft hätte, L. 33 ff. de sol. u. ſ. w. 43) Mit dem Sachſenſpiegel a. a. O. S. 226 vergl. Schwabenſpiegel §. 12. S. 111. Die Gloſſa zum Sachſenſpiegel bemerkt S. 227: Hier ſagt er, daß, wenn ein Münzer ſeine Pfennige hätte gefälſchet, ſo mag er fortan Niemanden anders daran zeihen; denn jener möchte leicht zu ihm ſprechen: die Pfennige ſind, wie ihr ſie gemacht habt, oder er wäre ſelbſt ein Fälſcher, und wäre daran bruchhaftig. Wer aber ſelber bruchhaftig iſt, mag (kann) einen andern deſſelben nicht zeihen. Cod. h. q. l. c. h. et L. ult. de testib. 44) Der Sachſenſpiegel (S. 228) hatte dafür geſagt im leipziger Coder „sunderlich (beſondere) bescheidunge,“ und im quedlinburger Coder „sunderlich bescheid.“ 45) Im Sachſenſpiegel (S. 228), mit welchem der Schwabenſpiegel dieſelbe Geſetzesvorſchrift gemeinſam hat, ſteht dazu die Gloſſe: Dieſes haſt du auch in den Kaiſerrechten tot. tit. Cod. de fals. mon. Und dieſe Leges ſetzte Kaiſer Conſtantinus und ſagt alſo: Weil etliche Münzer können mit heimlicher Behändigkeit die Münzen fälſchen, darum ſollen alle Leute wiſſen, daß ihnen die Erkundigung und Ausforſchung ſolcher Leute wohl gebühre. Wenn aber etliche darüber betroffen werden, ſoll man ſie dem Richter überantworten, auf daß man ſie peinige, daß ſie auch andere ihrer Mithelfer anzeigen müſſen, und wenn ſie die Leibesſtrafe verwirkt haben, daß man ihnen dieſelbe zufüge. Wir wollen auch ſolches denen genugſam belohnen, die ſolche falſche Münze rügen. Weil aber die Leute, bei welchen man ſie finden mag, ungleich ſein mögen, darum wird eines jeden Stande nach ein beſonderes Recht hierin gehalten. Das erſte iſt, daß welcher Richter einen ſolchen Ergriffenen aus ſeiner Verwahrung entweichen ließe, man dem das Haupt abſchlagen ſoll. Das andere, man gibt auch ſolchen Fälſchern nicht zu, das Urtheil, welches über ihn geht, zu ſchelten (zu appelliren). Wäre es auch, daß ein Richter ſolcher That ſelbſt ſchuldig befunden würde, ſolches kündiget man dem Oberrichter an. Auch ſollſt du wiſſen, wenn ein Richter oder ein anderer Herr mit dieſer Miſſethat beſchuldigt würden, ſo ſoll man es dem Oberſten des Landes ankündigen, welcher dann vor deſſelben Haus oder Wohnung, worin gedachte Falſchheit getrieben worden iſt, gehen ſoll, und die, welche darin betroffen werden, in die Acht thun. Iſt es nun dem Herrn wiſſentlich, ſo befleißige er ſich, das zu melden auf das allererſte, ſobald er es vernimmt. Denn ſo er das thut, ſo ſoll die Wohnung oder das Haus unter der Acht nicht begriffen ſein. Sonſt ob er gleich auch der Falſchheit keinen mitbewußt gehabt hätte, ſoll er gleichwol das Haus verlieren. Wäre er aber fern davon geſeſſen, ſo mag er deſſen keinen Schaden leiden. Die Verwalter aber und Inhaber des Hauſes, und Mägde und Knechte, die es geſtatten, ſoll man mit dem Münzer zu der Strafe des Enthauptens überſenden. Witwen aber und Waiſen glauben wir wohl, daß ſie auch ſonderlicher Gnaden würdig ſind, damit ſie nicht ihrer Wohnungen entbehren müſſen. Derſelbe Kaiſer ſagt: Welcher Pfennige macht mit falſchem Eiſen oder falſchem Gießen, über dieſen gebieten wir, daß er zuhand all ſein Hab und Gut ſoll verloren haben. Denn bei den Münzen wollen wir, daß allein unſere Münzer ſein ſollen. Andere aber, welche falſche Münzen machen, ſind der kaiſerlichen Gewalt verfallen. Darum, wenn man bei einem ſolchen einen böſen Schilling findet, und er von Jemandem, wer er auch ſei, gerügt oder angegeben wird, den ſoll man ohne alles vorhergehende Zeugniß zu des Feuers Strafe überantworten und verbrennen. Auch ſpricht der Kaiſer Valentinianus: Wem alſo zu münzen vergönnt worden, es ſei durch unſere Briefe oder andere Gunſt, handelt er worin dawider, er verliert damit nicht allein ſeine erlangte Bitte, ſondern ſoll auch ſeine verdiente Pein und Strafe dafür empfangen. Dieſes haſt du auch L. 1. 2 et 3. Cod. de falsa moneta. So der Gloſſator zum 26. Art. des Sachſenſpiegels S. 228. 229.

46) Das Zerſchneiden der alten verbotenen Münzen war das Geſchäft des Münzers; ſ. Sachſenſpiegel S. 228. Der Schwabenſpiegel Cap. 186. S. 111 hat nach der Stelle des §. 20: Alle Pfennige, die man zu teutſchen Landen ſchlägt, die ſollen zu Recht pündig (wichtig) ſein, und weiß den traurig merkwürdigen Schlußparagraph 21: Nun geſtatten die Könige, daß man ſie anders ſchlägt, und thun daran wider Recht. 47) Bei Kreyßig, Von denen Blechmünzen. S. 25. In der Confirmatio privilegiorum Archiepiscopi Coloniensis a Ruperto Imp. facta 7. die Jan. anno 1401 regni I. (bei *Schilterus*, Cod. Juris Alemann. Feudal. Comment. ad Cap. 42. p. 244) heißt es: Salvis poenis, quibus Imperiales leges et antiquae consuetudines laudabiles Monetarum falsarios puniendos decreverunt taliter delinquentibus puniendis etc. 48) Bei *Leibnitz*. Rer. Brunsv. Scriptt. T. III. p. 500. 49) für gemünztes Geld überhaupt.

geſchehen an einem Manne, als drei Mal. Geſchieht es ihm zum vierten Male, ſo iſt er des Falſches überwunden, und man ſoll über ihn richten, als über einen Fälſcher. Cap. 59: Werden bei einem Münzer falſche Pfennige gefunden, da er ſie ausgibt, und kann er den nicht haben, der ſie ihm gegeben hat, ſo ſoll man um das Falſch über ihn richten, und er hat ſeine Hand verloren, er könne denn an dem Richter Gnade finden, daß er ſich löſe. Die Gnade ſoll ihm nicht öfter geſchehen, als ein Mal. Dieſe Gefahr trägt Niemand, als der Münzer, der von ſelbſt Pfennige machen kann. Cap. 60: Wird bei einem Gaſte[50]), der vollkommen an ſeinem Rechte iſt, ein Schilling falſcher Pfennige gefunden, die Pfennige hat er verloren, und nicht mehr; ſind ihrer aber mehr, es geht ihm an die Hand, er habe denn einen Menſchen, den er vorbringen könne, oder finde Gnade bei dem Richter. Cap. 61: Werden bei dem Gaſte, der ſeine Rechte verloren hat, anderthalb falſche Pfennige gefunden, er verliert die Hand, er habe denn einen Menſchen, den er vorbringe. Cap. 62: Behält der Fälſcher die Hand, er iſt doch rechtelos „unde tügeren los[51]), unde van tügen[52]) irleget." Die freiberger Statuten[53]) beſtimmen im Betreff derjenigen, welche falſche Münzen führen: und ſollen denſelbigen Mann oder Weib damit bringen in die Handhaft, und ſollen den[54]) Falſch antworten einem biderben Manne, der gemein ſei, und der Richter ſoll ihn beſcheiden in das nächſte Geding[55]) u. ſ. w. So mag man eines Urthels fragen, ob er ihm die Pfennige oder den Falſch in die Hand icht binden ſolle, das ſoll man ihm theilen[56]). So mag er fragen, in welche Hand er ſie binden ſoll? So mag man theilen, in die Rechte. Er darf aber über ihn nicht ſchreien, weil er ein Fälſcher iſt. In einer erfurter Urkunde vom J. 1289[57]) heißt es: Ein jeglicher Fälſcher, der da begriffen wird mit falſchen Pfennigen, mit einem Schilling oder mehr, dem ſoll man die Hand abſchlagen; wird aber begriffen Falſch bei dem Münzmeiſter oder bei den Hausgenoſſen, oder bei andern, die münzen können, denen geht es an den Leib. Die leipziger Schöppen ſchrieben an die coburger Regierung des Kurfürſten Johann von Sachſen im Betreff eines, welcher falſche Münze ausgegeben hatte: 20 Fl. falſcher Pfennige, ſo mag man ihn, nach Ordnung ſächſiſcher Rechte, zur Staupe ſchlagen und dazu ein Ohr abſchneiden. Man ſuchte nicht blos durch über bereits begangene Fälſchungen verhängte harte Strafen von dem Verbrechen abzuſchrecken, ſondern war auch bemüht, durch prophylaktiſche Maßregeln das Publicum vor Schaden zu bewahren. So ließ z. B. der Stadtrath zu Augsburg im J. 1429 die neuen böhmiſchen Groſchen wegen des Betrugs, welchen ſie in das Geldweſen gebracht hatten, prüfen, auf das Genaueſte probiren und die erprobteren mit gewiſſen Punkten bezeichnen, damit ſie das Volk deſto leichter von den falſchen unterſcheiden konnte[58]). Nächſt den falſchen Münzen hatte das Mittelalter mit verfälſchten Waaren und unrechten Maßen und Gewichten zu kämpfen. So ſtarben im J. 1245 viele Menſchen in Frankreich an vergiſtetem Pfeffer, und in den engliſchen und franzöſiſchen Städten wurden öffentliche Warnungen vor dem Genuſſe des vergifteten Pfeffers bekannt gemacht. Nach der einen Erzählung waren die Sarazenen von dem Vorhaben der Franzoſen, einen Kreuzzug zu unternehmen, unterrichtet, und vergifteten deshalb den Pfeffer, den ſie an die Abendländer verkauften. Andere ſagten jedoch wahrſcheinlicher, die Kaufleute hätten dieſes gethan, daß der alte lange aufbewahrte Pfeffer ſich beſſer verkaufen ließe[59]). Wegen zu Augsburg verkauften verfälſchten Safrans war ein fremder Händler 1429 zum Feuer verurtheilt, jedoch auf Verwendung der angeſehenſten Männer mit dem Leben beſchenkt, und ging der Buße wegen in ein Kloſter[60]). Nürnberg ordnete 1441 und 1443 förmliche Safran- und Würznelkenſchauen an[61]). Der Rath zu Barcelona gab im J. 1372 eine Verordnung[62]) gegen die Verfälſchung, unter Andern der Gewürze, als des Pfeffers und des Ingwers, und der Färbeſtoffe, als des Safran und des Indigo. Auch Regensburg machte zu Gunſten des echten Safrans und Nürnberg wegen des Waid eine Verordnung. Die Verfälſchung des Weines mit Kalk und Alaun ſuchten London im J. 1329, Zürich in dem Rechtsbriefe vom J. 1300, Frankfurt und Bologna durch ihre Statuten[63]) zu verhindern, und die Verfälſchung des Weines mit gebranntem Wein[64]) verbot Frankfurt 1360. Daß ohne vorhergegangene, durch vereidete Sachkundige angeſtellte Prüfungen gar kein Wein verkauft werden durfte, ward in den flandriſchen Städten 1360, in Stendal 1285, in Regensburg 1320, in Wien 1368, ſowie auch in Nürnberg[65]) verordnet. Den Bierbrauern gaben die Regensburger Vorſchriften. Ziegen- und Bockfleiſch durfte nach den Statuten von Montpellier daſelbſt nicht in den Fleiſchbänken feilgeboten werden, damit es nicht fälſchlich für Hammelfleiſch ausgegeben würde, und um dieſes noch gründlicher zu hindern, war die Haltung der genannten Thiere in den Statuten von Bologna verboten[66]). Die von dem Kurfürſten Moritz von Sachſen 1553 beſtätigten Statuten[67]) der Stadt Geithain ſagen: Als uns denn auch vorkommt, daß zu Zeiten zu Geithain loſe Waare an geſalzenen Fiſchen verkauft werde; damit nun ſolches gemeiner Stadt zu Gute hinforder vor-

50) bei einem Fremden. 51) d. h. darf keine Zeugniſſe ablegen. 52) Zeugen, das zeugen (Zeugniſſe ablegen) iſt ihm genommen. 53) Die betreffende Stelle aus der Handſchrift bei *Haltaus*, Gloss. p. 424. 54) Im Hochteutſchen heißt es der und im Plattteutſchen das Falſch. 55) Gericht. 56) entſcheiden, zuerkennen. 57) Bei Lünig, Reichsarch. P. Spec. Cont. IV. P. II. Fortſ. S. 437.

58) *Gassarus*, Annal. Augsburg. col. 1579. 59) *Matthaeus Paris.* ad ann. 1246. p. 636. Vergl. Wilken, Geſch. der Kreuzzüge. 7. Th. 1. Abth. S. 97. 60) *Gassarus*, Annal. August. col. 1579. 61) Fr. Chr. Jon. Fiſcher, Geſch. des teutſchen Handels. 2. Th. S. 454. 62) Bei *Antonio Cupmany y de Montpalan:* Memorias historicas sobre la marina, comercio y artes de la antigua ciudad de Barcelona. Vol II. p. 378. 63) ſ. die Nachweiſungen bei Hüllmann, Städteweſen des Mittelalters. 4. Th. S. 52. 80. 64) Branntwein. 65) ſ. die Nachweiſungen bei demſelben a. a. O. S. 53. 66) ſ. denſelben a. a. O. S. 79. 80. 67) ſ. die Stelle bei *Haltaus*, Glossar. col. 424.

kommen werde, wollen wir, daß ein Rath ein fleißiges Aufſehen habe auf den Kauf der Häringe und geſalzenen Fiſche, ob die gut und Kaufmannswaare, oder loſe und zu verwerfen ſind; und ſo der Rath fälſchlich und untüchtig befindet, ſo ſoll der Rath die nach Falſches Rechten ſtrafen, verbrennen und in das wilde Waſſer ſchütten. Das Stadtrecht für Wien vom J. 1340 ſchrieb vor, daß die Verkäufer allen Fiſchen[68]) über zwölf Pfennige an Werthe, welche ſie nicht abſetzen, ſogleich den Schweif abhauen, und daß ſie Winters und Sommers, im Regen und Sonnenſchein, ohne Mantel und Kopfbedeckung auf dem Fiſchmarkte ſtehen mußten, ſo lange ſie feilhielten. Nach den Statuten von Marſeille wurden die Fiſchhändler darauf vereidet, friſche und geſalzene Fiſche nur in gehöriger Güte zu verkaufen; bei Übertretungsfällen erhielt der Angeber die Hälfte von den Strafgeldern[69]). Das ſächſiſche Weichbild oder magdeburger Stadtrecht ſagt im 43. Artikel: Die Markthöken, was die unter ſich ſelbſt ſetzen, verbüßen ſie daran, oder daß ſie der Stadt Satzung und Willkür brechen, an falſchem Speiskaufe oder etwas anderes, was die Bürger geboten haben, nicht halten: wenn ſie der Dinge überwunden werden, ſo müſſen ſie „wetten" (d. h. zur Strafe geben) Haut und Haar, oder ſolches löſen mit dreißig Schillingen; und das ſteht dann an der Rathmannen Willkür, welches ſie nehmen wollen, die Pfennige, oder die Strafe zu Haut und Haar; und obwol ſie die Pfennige nehmen, dieſer iſt doch rechtlos und ehrlos, und mag auch keinen Speiſekauf mehr haben binnen Weichbild, noch eine Innung ohne der Rathmannen Erlaubniß. Dies Gericht gehet über Alle, welche binnen Weichbild mit falſchem Kauf, Gewicht oder Maß begriffen und deſſen überwunden werden mit Recht. Zu dem 97. Artikel: Verkauft ein Mann einem andern binnen Weichbild ein Pferd, woran er Gewährſchaft gelobt, ſo ſoll der ihm gewähren, daß es nicht ſtätig, noch ſtaarblind, noch unrechter Ankunft, noch hartſchlägig (herzſchlägig) ſei, hat das ſächſiſche Weichbild folgende Gloſſe: In dieſem gegenwärtigen Artikel will uns das Recht lehren von Kaufmanns-Gewähr, und ſpricht, wer ein Pferd verkauft, der iſt nicht mehr ſchuldig zu gewähren, wenn (als) Stätigkeit und ſtaarblind (Staarblindheit), und daß es ungeſtohlen und ungeraubt ſei, wenn warum (denn) dieſer Sachen muß dich einer gewähren. Dies iſt auch zu vernehmen um allerlei Kaufmannsſchatz, woran Wandel (Fehlerhaftigkeit) iſt, da muß der Verkäufer dem Käufer gewähren nach Kaufmannsrecht, und dies iſt zu vernehmen um verborgenen Wandel (Fehlerhaftigkeit), der unſchaulich wäre oder unſichtig, und man ſolchen Wandel daran fände. Und wäre auch eine Kaufwaare gefälſchet, der Käufer mag den Verkäufer anreden um den Falſch, leugnet ihm den der Verkäufer, er iſt ihm näher, deſſen zu entgeben, denn (als) ihn Jemand des Falſches überzeugen möge. Bekennt er ihm den Kauf, und ſpricht, er habe ihm für keinen Wandel gelobt, iſt dieſer Wandel ein offenbarer Falſch, er muß ihm antworten für den Falſch. Und mag der Käufer den Falſch bezeugen ſelb dritt, wie recht iſt, er gewinnt ihm die Wehrbuße an, das iſt die Hand, oder ein halbes Wehrgeld ut Landr. Lib. 2. Art. 15 *versi Werbus*. Iſt das an Geld oder an Silber, er muß ſeine Pein darum leiden, ſofern er ſelber mit dem Eide deſſen nicht entgehen kann. Wäre aber einem ein Ding ſelber für gut gegeben, und mag er darum ſeinen Gewähren (Gewährsmann) haben, bekennet ihm dieſer den Wandel an dem Ding, der wird los, leugnet er ihm aber, dieſer muß den Schaden tragen. Iſt er ein beſprochener Mann, er kommt um die Hand, wenn die Sache alſo gelegen iſt; iſt aber die Sache anders bewandt, es gehet ihm an das Leben, ut Landr. Lib. 2. Art. 26. So der Gloſſator zum 97. Art. des ſächſiſchen Weichbildes oder des magdeburger Stadtrechts. In der Gloſſe zum 43. Art. ſagt er: Ihr ſollt wiſſen, unſre Fleiſchhauer und Handwerksmeiſter, die in unſrer Stadt Rath mit ſitzen, ſchwören dem Rath zu ihrem Amte, des Handwerks Meiſterſchaft, dem Handwerk und der Gemeinde alſo vorzuſtehen, daß alle Innungsleute des Handwerks kein ſieches Vieh zu den Bänken ſchlagen (ſchlachten) ſollen. Wer aber ſolches thun würde, der ſoll der Stadt verfallen, und dem Handwerk ihre Buße. Iſt auch ein Vieh gehauen oder geſtochen oder blutig, und iſt die Wunde friſch, er ſoll es ohne der Meiſter Willen nicht zu den Bänken ſchlagen (ſchlachten). Thut er aber das, er iſt dem Handwerk verfallen, und der Stadt ihre Buße. Iſt es aber, daß er es ſchlägt (ſchlachtet) und ſalzet, er mag es hauen und verkaufen. Spricht man ihm darum zu, daß er verbotenes oder falſches Fleiſch verkauft habe, er iſt es näher mit ſeiner Hand zu entgehen, denn (als) ihn deſſen Jemand überzeugen mag. Kommen aber die Meiſter über ſolches Fleiſch, das wandelbar (fehlerhaft) iſt, und heißen es die Meiſter jenen einhängen, ſo lange, bis daß ſie erfahren, ob es käuflich oder gebe ſei, iſt es nicht käuflich oder gebe, und iſt das Vieh geſchroten, er verkaufe es oder nicht, er iſt verfallen nach der Stadt Willkür. Iſt das Vieh aber müde geworden, und erſtickt es, es iſt wandelbar, ſo dies mit den Meiſtern beſichtigt wird. Verkauft auch einer offenbarlich finnig Fleiſch, es ſei geſalzen oder nicht, es ſei geräuchert oder nicht, er iſt nichts pflichtig darum. Wird er aber beſagt von andern ſeinen Genoſſen in der Morgenſprache vor den Meiſtern, und wäre doch damit nicht begriffen offenbarlich, leugnet er es, als recht iſt, er entgehet es. Iſt er aber offenbarlich damit begriffen, er iſt deſſen beſſer zu überzeugen, denn (als) er es unſchuldig werden mag. Verkauft auch einer Fleiſch, das nicht tauge zu eſſen, man richtet darüber, als recht iſt. Ihr ſollt aber wiſſen, dies Alles ſollen die zwei Meiſter vor den Bürgermeiſter bringen und in den Rath, ſo ſoll der Bürgermeiſter darüber zu Haut und Haar richten. Dies iſt auch alſo zu vernehmen um allerlei Speiſekauf, und daß man einen ſolchen vor die Schöpfen führt, oder auf den Pranger ſetzt, oder dergleichen. Man ſchlägt aber

68) In Baſel bezog ſich die Verordnung wegen der Verſtümmelung der an einem Markttage nicht abgeſetzten Fiſche blos auf die Salmen, welchen die Verkäufer in dem Falle der Nichtabſetzung ſogleich den Schweif abſchlagen ſollten. 69) ſ. die Nachweiſungen bei Hüllmann a. a. O. S. 79. 80.

gleichwol keinen zu der Staupen, denn (als) um Dieberei oder um Raub. Dies iſt auch zu vernehmen um allerlei Handwerk, die aufgeſetzt ſind, wer mit Falſchheit darwider thut, der iſt aus der Innung geworfen. Und dies iſt auch zu vernehmen um die Garköche und Fiſchverkäufer und Häringmenger, und ſolche Leute, die man Markthöken heißet. Ihr ſollt wiſſen, daß Krämer unterſchieden ſind, als Seidenkrämer und Leinenkrämer, Leinwandſchneider, Beutler, Zäumſtricker, Täſchner und Sattler gehören alle zu einem Gildehaus. Dieſe alle ſollen bei der vorgenannten Buße der Stadt Willkür halten, und ſolch Recht, das die Meiſter kieſen, und alles das, das in ihrer Vorſprache geſchieht, das ſind ihre Meiſter nach ihrer rechten Willkür mächtig zu richten, alſo fern, als es nicht Haut und Haar antrifft, zu welchen letztern Fällen die Fälſchungen gehörten, über welche der Bürgermeiſter richtete. Viele Noth machten der Polizei und den Geſetzgebern betrügeriſche Bäcker, und man findet daher Strafen gegen dieſelben verhängt, ſo z. B. in den Statuten von Frankfurt [70]) und nach dem älteſten ſoeſter Rechte [71]). In Zürich ward der betrügeriſche Bäcker in „die Schelle geſetzt," indem man ihn in einem großen, an einer langen Stange befeſtigten Korbe in die Pfütze tauchte, und in Regensburg und in Wien, deſſen Stadtrecht vom J. 1340 ſich dabei auf altes fürſtliches Herkommen beruft, wurden die Bäcker „geſchupft," indem ſie auf einen öffentlichen großen Waſſerbehälter gehoben und hineingeſtoßen wurden. Den Kürſchnern verboten die Statuten von Marſeille die Pelze, beſonders das Grauwerk, zu färben, oder ſonſt zu verfälſchen [72]). Vermöge der die von dem Rathe zu Ulm 1429 gegebenen ſtrengen Schaugeſetze enthaltenden Barchentſchauordnung wurden im J. 1513 einigen Webern aus Weißenhorn Tücher und Abenteuertücher, die nicht ganz für echt befunden wurden, von den Schaumeiſtern zerſchnitten. Die zwei Büchſenmeiſter zu Ulm mußten nach Vorſchrift der Ordnung, welche die daſigen Goldſchmiede im J. 1394 ſelbſt machten, alle Wochen das Gold und Silber in eines jeglichen Goldſchmiede beſchauen. Fanden ſie Gold und Silber, das nicht gerecht war, ſo büßte der Schuldige wenigſtens mit einer halben Mark Silbers; doch konnte die Strafe nach Maßgabe der Schuld ſteigen; das ſtrafbar befundene Silber wurde zerbrochen, es mochte verarbeitet ſein oder nicht. Zur Goldprobe ſollte man ſich, altem Herkommen gemäß, eines Streichſteins bedienen. Das Silber aber ſollte man ins Feuer legen; blieb es weiß, ſo war es erprobt, wo nicht, ſo wurde dem Schuldigen angekündigt, daß er ſtrafbar ſei; dieſer aber konnte, wenn er dennoch gerechte Sache zu haben vermeinte, eine Probe mit dem „Teſt" [73]) verlangen; hielt das Silber auch dieſe Probe nicht, dann ward er noch härter beſtraft. Langes Gold ſollten die Goldſchmiede nicht mit geſchlagenem Malergolde aufſtreichen, ſondern mit Gold im Feuer Vergoldetem ſollte man durch Färben keine andere Farbe geben, als die es von Natur habe, keine meſſingenen Ringe, noch andere Dinge vergolden, um das Meſſing zu verbergen, auch Eiſen und Kupfer nicht mit Gold oder Silber überziehen, keinen Stein färben, ſondern durch eine Folie zu helfen ſuchen [74]). Den cölner Goldſchmieden war verboten, Kupfer zu verarbeiten, außer für Kirchen. Auch war ihnen nicht erlaubt, unechte Steine in Gold zu faſſen. Das Zeichen, zu deſſen Vorlegung die Goldſchmiede faſt überall auf ihre Arbeiten zu prägen verpflichtet waren, mußten ſie in Regensburg dem Rathe vorlegen. Auch für viele andere Städte, z. B. Bergamo und Danzig, läßt ſich nachweiſen, daß die Goldſchmiede in ihnen unter Aufſicht genommen worden [75]).

Endlich gehörten zur Fälſchung unrechte Gemäße und Gewichte [76]). Die von dem Kurfürſten Moritz von Sachſen 1553 beſtätigten Statuten von Geithain beſagen, nachdem ſie vom Fiſchhandel gehandelt, weiter: Und damit auch in unſerer Stadt Geithain recht Gewicht und Maß gehalten werde, wollen wir, daß der Rath dergleichen mit Fleiß darauf ſehe, die Gewichte, Maße, Ellen und Gefäße zu Zeiten, wenn es ihm bequem deucht, aufziehe, eiche und beſichtige, und wo er die zu klein und falſch finden würde, ſoll er die zerbrechen, zerſchlagen und nach Falſches Rechten darum ſtrafen. Nach der Urkunde der Markgrafen von Brandenburg, Otto, Konrad und Heinrich, vom J. 1300 ſicherte in Stendal der Streichſcheffel die Richtigkeit des Maßes bei dem Einkauf von Getreidearten, mit Ausnahme des Hafers. Unter den vielen Städten, in welchen ſich die Obrigkeit die Richtigkeit der Maße zum beſondern Gegenſtande ihrer Aufſicht machte, ſind vorzüglich Florenz (nach deſſen Statuten), Wien (nach Rudolf's I. Handfeſte und Albrecht's II. Stadtrecht), Nürnberg (nach deſſen Rathsverordnung), Regensburg und die flandriſchen Handelsſtädte (nach der Urkunde des Grafen Ludwig von Flandern vom

70) Bei *Senckenberg*, Selecta I, 6. 41, 60. 71) Jus Susatense antiquissimum (bei *Emminghaus*, Memorab. Susat. p. 111): Si pistores contra debitum panificaverint, in domo quinque solidos vadiabunt: quidquid vadiabunt inde accipiendum burgenses decreverint, judex tertiam partem habebit. Als höchſt nöthig wurde die Brodſchau erachtet. So z. B. hatten in Ulm dieſelbe die Einunger zu beſorgen, welche alle Wochen wenigſtens ein Mal zwei Meiſter der Bäckerzunſt nach freier Wahl dazu nahmen. Dieſe zwei Meiſter waren dann einen Monat lang zur Theilnahme an der Brodſchau verpflichtet. Später bildeten zwei Rathmannen und ein vom Rathe gewählter Bäcker die Brodſchau. Alle Frohnfaſten trat einer der Rathmannen ab, und das Bleiben oder Abtreten des Schauers aus der Zunſt ſtand in der Willkür des Rathes. Dieſe hatten dann wöchentlich drei Mal, oder, wenn ſie es für nöthig fanden, auch öfter die Süß- und Sauerbecken zu unterſuchen. Bei dem Kümmelbrode hatten die Schauer darauf zu achten, daß wirklich Kümmel dazu kam. Jäger, Schwäbiſches Städteweſen des Mittelalters. I. Bd. S. 620. 622. 72) ſ. Hüllmann a. a. O. S. 78—80. 83.

73) Tiegel. 74) Jäger a. a. O. S. 647. 648. 657. 658. 75) ſ. Hüllmann a. a. O. S. 82. 83. 76) Das Jus Susatense antiquissimum p. 110. 111 beſagt: Si quis inventus fuerit habere pondera injusta vel funiculos injustos, mensurationes injustas vini et olei: hic vadiabit in domo consulum dimidiam libram burgensibus. Hujus autem vadimonii quanta sit estimatio accipienda, in burgensium stabit arbitrio, et index tertiam habebit partem. Injustae mensurationes et mensurae corrigendae pertinent de annona et de cerevisia judicibus illis, qui dicuntur *Burihteri*.

J. 1360) zu nennen[77]). Beſonders ward darauf gehalten, daß durch Einbrennen eines Zeichens in die Getreide-, Salz-, Wein- und Ölmaße der Beeinträchtigung der Käufer möglichſt geſteuert würde, Marktmeiſter angeſtellt, Stadtwagen unterhalten, ſowie auch die Wechsler mit ihren Goldwagen unter Aufſicht geſtellt wurden. Nach den Gewohnheitsrechten von Tours dienten daſelbſt öffentliche, in Stein gehauene Muſtermaße den Käufern und Verkäufern zur Richtſchnur. Nach den Statuten von Marſeille beaufſichtigten in jedem daſigen Stadtſechstheile zwei vereidete Marktmeiſter den Verkauf, ſowol der trockenen, als der flüſſigen Sachen, ſodaß nur die obrigkeitlich gezeichneten Maße gebraucht wurden. Nach der Verordnung des Königs Richard I. von England vom J. 1194 oder 1197 und nach Matthäus Paris zum J. 1197 mußten in den engliſchen Städten Ellen und andere Maße an beiden Enden mit Eiſen beſchlagen oder ganz aus Eiſen verfertigt werden, um die Verkürzung zu verhüten, und die Marktbeamten hatten die Verpflichtung, Muſtermaße mit ſich zu führen, die ſie bei Übertretungsfällen anwendeten. Im ganzen Reiche waren einerlei Maße für Getreide, Hülſenfrüchte, Wein und Öl feſtgeſetzt. Matthäus Paris zum J. 1228 erzählt ein Beiſpiel, mit welcher Strenge auf die Richtigkeit der Maße gehalten, und betrügeriſch befundene zerſchlagen oder verbrannt wurden[78]). (*Ferdinand Wachler.*)

FÄMUND, ein See im öſtlichen Norwegen (Öſterdalen, Amt Hedemarken). Demſelben entfällt ein gleichnamiger Fluß, der bald den Namen Tryſſildselv annimmt, bis er bei Sandkildſorſen, wo eine den Reichen Norwegen und Schweden gemeinſame Lachsfiſcherei ſtattfindet, in Nord-Wermeland eintritt und erſt Dalby, dann Clara-Elf benannt, bei Carlſtad in den See Venern, nach einem Laufe von etwa 30 Meilen, mündet.

Der Fämundſee iſt nächſt dem Mjöſen der größte Landſee in Norwegen. Die Länge deſſelben von Norden nach Süden wird zu ſechs Meilen, die Breite zu ¼ bis eine Meile, die Erhebung über das Meer zu 2150 pariſer Fuß geſchätzt. Im See Fämund liegt nur eine Inſel, Sollerö oder Soneren, die aus einem Bergrücken beſteht. In den Alpen an der Weſt- und Oſtſeite des Fämund lebte im J. 1816 im Kirchſpiele Tolgea eine Lappenfamilie, aus fünf Perſonen beſtehend, die einen jährlichen Kronſchatz für ihr Rennthierland erlegte; dieſe Lappen ſind die ſüdlichſten in Norwegen. (*v. Schubert.*)

FÄNGE, heißen bei den Raubvögeln die Füße, bei den vierfüßigen Raubthieren die Fangzähne. (*Pfeil.*)

FAENSAL, in der nordiſchen Mythologie die Wohnung der Göttin Frigga; ſ. den Art. Frigga. (*Richter.*)

FAËNZA (Faventia, Fayence, Faenz), Stadt im Kirchenſtaate, Delegation Ravenna, an der durch die Romagna führenden großen Straße nach Ancona, zwiſchen Imola und Forli und von beiden ziemlich gleichweit entfernt. Faënza liegt 29° 31′ 30″ Länge (Paris) und 44° 17′ 19′ Breite unweit des Nordoſtabhanges des Apenin, in einer ebenen, gut angebauten und beſonders an Getreide, Wein und Flachs reichen Gegend[1]), am Fluſſe Amone, der nach einem Druckfehler bei Baudrand von vielen Geographen Lamone genannt wird. Das eigentliche Faënza liegt auf dem linken Ufer des Amone; zu einer Vorſtadt auf dem rechten Ufer (il borgo) führt eine ſteinerne, mit Thürmen verſehene Brücke[2]). Ein Arm des Fluſſes (canaletta) geht zum Theil durch die Stadt und vereinigt ſich unterhalb derſelben mit dem Hauptarme, aus dem übrigens ein vom Grafen Zanelli angelegter Kanal in den Po di Primaro geht. Stadt und Borgo zeigen Spuren früherer Befeſtigung (ſiehe unten); die erſtere hat fünf Thore, meiſt enge Straßen, iſt aber im Ganzen wohlgebaut und hat beſonders einen ſchönen Marktplatz, zu dem von der Porta Imoleſe her (bei welcher auch eine Art Caſtell) eine breite Hauptſtraße führt. Der Platz bildet ein längliches, nicht ganz regulaires Viereck; auf der einen Seite Bogengänge und Arkaden, an der andern Dom, Rathhaus (früher der Palaſt der Manfredis), ein hoher Seigerthurm und das neue Theater, faſt in der Mitte ein Springbrunnen. Unter den Kirchen iſt die Kathedrale mit großartiger Vortreppe und Kuppel zu nennen; neben ihr führt Büſching noch 28 Pfarrkirchen, 4 Abteien, 8 Mönchs- und 8 Nonnenklöſter an; ſowol in ihnen, als in manchen Privatſammlungen finden ſich treffliche Gemälde[3]). Der hier reſidirende Biſchof iſt ein Suffragan von Ravenna[4]). Auch finden ſich hier ein Lyceum mit einer Gemäldegalerie, zwei Malerſchulen, ein Hoſpital, zwei Waiſenhäuſer. Die Einwohner, deren Zahl 1816 18,332 betrug und jetzt ſich auf 20,000 belaufen mag, ſind ſehr gewerbfleißig; es blühen Fabriken in Seidenwaaren, früher vor Allem in dem nach der Stadt benannten irdenen Geſchirre, das gegen 1299 erfunden worden ſein ſoll. Rafael und Titian verſchönerten dieſe Waaren durch die Malerei ihres Pinſels. Hernach iſt indeſſen in andern Städten dieſe Erfindung weiter geführt und die Fabrication von Fayencegeſchirr eifriger betrieben worden, als in Faënza, wo gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts nur 30—40 Perſonen ſolche

77) ſ. die Nachweiſungen bei Hüllmann S. 77. 84—86. 78) Derſelbe a. a. O.

1) Schon die Bewohner des alten Faventia waren wegen ihrer Leinwandfabrication berühmt (*Plin.* H. N. XIX, 1), und von der Umgegend ſingt Silius (8, 596): — — undique solers arva coronantem nutrire Faventia pinum; daſſelbe, was ein altes teutſches „Raiß-Buch" von 1603 alſo ſchildert: „Man raiſet da durch ein ſchön eben fruchtbar Geländ, da gemeinlich auf allen Äckern ſehr lange Zeilen Albenbäum, an welchen Weinreben gepflanzt und von einem Baum zu dem andern gezogen werden, alſo daß dieſe Äcker, gleichwie in der Lombardei, Korn, Wein und Holz geben. 2) L. Schrader in den Monumentis Italiae (Helmst. 1592. fol.) vergleicht Faënza mit Halle an der Saale; warum? iſt nicht leicht einzuſehen. Ob des Marktplatzes wegen? 3) So in der Servitenkirche ein heil. Philipp von Cignani und im anſtoßenden Kloſter Fresken von del Pace und Ottaviano; in S. Caterina Anbetung der Magier von Pinturichio, in S. Lucia eine Madonna von Perugino, in der Verkündigungskirche und S. Bernardo Basreliefs von Barilotto. Privatſammlungen: der Ladarchi, Corello, Mazzaloni, Milzetti und Giuneſi. 4) Als der erſte Biſchof von Faënza gilt Conſtantius, den Optatus von Milene auf einem 313 zu Rom abgehaltenen Concil erſcheinen läßt. Über die Geſchichte des Bisthums *Ughelli*, Italia Sacr. II. p. 490 sq.

Geſchirre verfertigten. Der Handel der Bewohner bezieht ſich auf Getreide, Flachs und Vieh. Für den Botaniker finden ſich in der Nähe, in der Niederung, wo einſt Carbo von den Sullanern geſchlagen ward, ſeltene Sumpfpflanzen, und die benachbarten Berge S. Benedetto und Gamugna bieten ſeltene Mineralien. Das alte Faventia, im Gebiete der Bojer in Gallia Cisalpina, lag an einer Conſularſtraße, welche die Via Aemilia mit der Via Cassia verband. Was in den Stellen der Alten über dieſen Ort vorkommt, iſt ſchon oben gelegentlich eingeſtreut. Im Gothenkriege wurde Faënza völlig zerſtört und dependirte ſpäter von den Exarchen zu Ravenna. In dem bunten Gewirr der mittelalterlichen Städtekriege und Adelsfactionen erſcheint die Stadt Anfangs von Bologna abhängig, ſchüttelt aber endlich das Joch der Nachbarſtadt ab. Nicht unwichtig kann Faënza genannt werden, da es 1241 von Friedrich II. erſt nach ſieben Monaten genommen werden konnte, und ein andermal die vereinten Truppen von Bertinoro, Forli, Rimini und Ravenna ſchlug. Nach raſchem Wechſel verſchiedener dominirenden adeligen Familien bekämpften ſich bis gegen Ende des Mittelalters die Manfredis. Als der ſchändliche Cäſar Borgia den letzten Sproſſen, Aſtore Manfredi, einen Jüngling von 15 Jahren, hinterliſtig greifen, tödten und in die Tiber werfen ließ, kam Faënza an den Papſt, aber auch die Venetianer griffen zu. Erſt 1509 vereinigte Julius II. Faënza dauernd mit dem päpſtlichen Gebiete, deſſen Schickſale ſie von da ab theilte. Die 1557 von den Truppen des Herzogs von Guiſe drohende, aber glücklich abgewandte Gefahr ſchildert noch jetzt eine im Dome angeheftete Kupfertafel, und Dankproceſſionen werden in den erſten drei Tagen des März veranſtaltet. Im ſpaniſchen Erbfolgekriege wurde Faënza 1708 befeſtigt. Durch den Frieden von Tolentino kam es zum ſpätern Königreiche Italien und gehörte zum Departement des Rubicone bis 1814. — In der gelehrten Welt iſt Faënza als der Geburtsort des Mathematikers Torricelli bekannt.

(*Daniel.*)

FÄÖEN, eine Gruppe von Inſeln an der Weſtküſte Norwegens, Pfarrei Torneſtad, Voigtei Ryfylke, Amt Stavanger. Hauptinſel iſt Fäöen, die mit der nördlicheren, Qvalöen, abwärts im Meere liegt. Landwärts von Fäöen trifft man Ulvöen und Duöen, und noch öſtlicher Gitteröen. Alle dieſe Inſeln ſind zum Fiſchfang wohl gelegen. Um Fäöen ſind drei Häfen, deren weſtlichſter, Souesundel, auf der Weſtſeite der Inſel, 8—12 Klaftern tief, ziemlich geräumig und frei von Seegras; mit allen nördlichen, öſtlichen und ſüdlichen Winden kann man auslaufen. Der eigentliche Fäöehafen iſt zwiſchen Ulvöen und Duöen, eingeſchloſſen, frei von Seegras und 10—11 Klaftern tief; man kann aber nur mit nördlichen Winden auslaufen, doch iſt derſelbe geräumiger und ruhiger im Winter, als der vorerwähnte. Der dritte Hafen iſt nordwärts Ulvöen, zwiſchen dieſer Inſel und Qvalöen. (*v. Schubert.*)

Färberchamille, ſ. Anthemis tinctoria.

Färberdistel, ſ. Serratula tinctoria.

FÄRBEREI, FÄRBEKUNST (Ars tinctoria). Die Färberei beſteht in einer durch Erfahrung erlangten Kenntniß, verſchiedene Naturerzeugniſſe von organiſcher Beſchaffenheit, ſowie die daraus verfertigten Fabrikate und Kunſtproducte, durch die Miſchung mit andern Materien ſo zu verändern, daß ſie fähig werden, die Empfindung der Farbe zu erregen (ſ. Farbe). Farbenloſe Gegenſtände der Natur und Kunſt werden durch ſie ſo verändert, daß ſie unſerem Auge unter denſelben Farben erſcheinen, wie ſie die Natur entſtehen läßt. Sie iſt eine echte Nachahmerin der Natur, ſie weiß derſelben Stoffe zu entlocken und ſolche zur Hervorbringung der ſchönſten Farbe zu verwenden, die mit denen der Natur wetteifern. Da ſie ſich mit Miſchungen und Zerlegungen der Naturkörper beſchäftigt, ſo macht ſie einen einzelnen Theil der allgemeinen Chemie aus, welche die Zergliederung farbiger Naturſtoffe (Pigmente), ihre Miſchung unter ſich und mit andern Subſtanzen, ſowie die Erregung neuer Farbenphänomene durch ſie zum Gegenſtande hat. Vitalis ſagt in der Vorrede zu ſeinem Grundriß der Färberei: „Unter allen Anwendungen, die man von der Chemie auf die Künſte machen kann, gibt es keine ſchönere, als jene, welche die Proceſſe der Färbekunſt an die Grundſätze dieſer Wiſſenſchaft knüpft, und erſt ſeit die Chemie dieſen Zweig der Induſtrie mit ihrer Fackel erleuchtet hat, erhält die Färberei mit Recht den Namen einer Kunſt. Die Kunſt beſteht eigentlich nur in ſofern, als ſie auf gewiſſen Grundſätzen beruht, in ſofern ſie beſtimmten Geſetzen gehorcht und in ſofern ſie Methoden beſitzt, deren Erfolg unabhängig von dem Eigenſinne des Schlendrians iſt. Die Kunſt vertraut ſich nie dem Zufalle, ſie folgt nicht dem erſten beſten Wege, der ſich ihr darbietet: ſie beobachtet, ſtudirt die Thatſachen, nimmt den Leitſtern der Erfahrung zum Wegweiſer; ſie berechnet mit Sorgfalt alle Umſtände, welche auf ihre Operationen Einfluß haben können, und weiß die Reſultate vorherzuſehen, weil ſie eine nothwendige Folge der Mittel ſind, die ihr ein aufgeklärter Verſtand, eine überdachte Wahl an die Hand geben. Unter allen Künſten, die das weite Gebiet der Induſtrie bilden, gibt es keine, deren Theorie und Praxis mehr wirkliche Schwierigkeiten darbietet, und folglich ausgedehntere Kenntniſſe erfodert, als die Färbekunſt. Die Praxis verdient bei der Färbekunſt ſehr viele Berückſichtigung. Aber was wäre ſie ohne Grundſätze? Welchen Erfolg könnte man ſich von derſelben verſprechen, wenn ſie nicht auf feſten Baſen beruhte, und nicht durch beſtimmte und unabänderliche Regeln geleitet würde? Ohne Theorie wird die Praxis immer nur unſicher und ſchwankend fortſchreiten und ſtets auf ein unvermeidliches Straucheln gefaßt ſein müſſen. Die Theorie iſt für die Praxis das, was das Licht für das Auge iſt, was das Genie, welches auffaßt und erfindet, für die Maſchine iſt, welche die Erfindung ausführt. Die eine befiehlt, die andere gehorcht, jene bahnt und dieſe beleuchtet den Weg, dieſe beſchränkt ſich darauf, ihn langſam zu durchlaufen, ohne die Hinderniſſe entfernen zu können, die ihr darauf entgegenkommen. Man trenne im Gedanken einen Augenblick die Theorie von der Praxis, und die Färbekunſt hört

auf zu ſein; ein dunkler Empirismus, ein kindiſches Tappen, unbedeutende Vorſchriften, ungeſchickte Behandlungen und lächerliche Verfahrungsarten werden allein noch von ihr übrig bleiben. Es gibt in der That keine Kunſt, die tiefere und mannichfaltigere Kenntniſſe vorausſetzt, die mehr Schwierigkeiten darbietet und die gelehrtere und feinere Zuſammenſtellungen erfodert, als die Färbekunſt. Wie ſehr mußte man die Ideen ordnen, die Geſetze der Natur ſtudiren, nachſinnen und nachdenken, ehe man die Farben anwenden und dauerhaft auf die Stoffe übertragen lernte, deren Werth ſie ſo ſehr erhöhen."

„Wenn die Praxis mit der Theorie Hand in Hand geht, ſo iſt der Erfolg jedesmal gewiß, weil die Reſultate mit der ſtrengſten Genauigkeit und mit der äußerſten Beſtimmtheit berechnet ſind. Was heute gelingt, wird unter denſelben Verhältniſſen auch morgen gelingen, weil Alles vorhergeſehen und weil man ſich ſorgfältig gegen Alles verwahrt haben wird, was den Gang der Arbeit hätte hemmen, oder die Reſultate, die man zu erhalten wünſchte, hätte verändern können."

Das Geſammtgebiet der Färbekunſt umfaßt: a) die Schafwollenfärberei, das Färben des Leders, der thieriſchen Haare, der Federn und anderer animaliſchen Körper; b) die Seidenfärberei; c) die Baumwollenfärberei; d) die Leinenfärberei; e) die Papierfärberei und f) die Holzfärberei.

Indeſſen dauerte es ſehr lange Zeit, ehe die Färberei ſich zur Färberkunſt erheben konnte, wie ſich am beſten durch die Geſchichte der Färberei zeigen läßt.

Die Geſchichte der Färbekunſt läßt ſich in drei Perioden, in die ältere, in die mittlere und in die neueſte Zeit, eintheilen.

I. Geſchichte der ältern Zeit. Der Urſprung der Färbekunſt verliert ſich in die dunkelſten Zeiten des grauen Alterthums. Biſchoff[1]) ſagt: „daß die dem Menſchen angeerbte Eitelkeit, die Begierde zu gefallen, und der Hang, ſich vor Andern ſeines Gleichen auszuzeichnen, den erſten Keim ihrer Erfindung abgegeben habe."

Wenn man bedenkt, daß die Schönheit und Mannichfaltigkeit der Farben, womit die wundervolle Natur ihre Gebilde in ſo überaus großer Anzahl geziert hat, auch auf die roheſten Menſchen einen gefälligen Eindruck machen und ſie zu ſanfteren Empfindungen zu reizen geſchickt ſein konnte, darf man wol annehmen, daß ebendieſe Gegenſtände der Natur, durch den Eindruck, welchen ſie auf die älteſten Menſchen machen mußten, in ihnen zuerſt den Keim zur Nachahmung erweckten, und ſo die Baſis zur Erfindung der Färbekunſt legten. Dieſe Empfindungen waren es, welche das Menſchengeſchlecht ſchon im roheſten Zuſtande der Wildheit zur Bewunderung des Farbenreizes und zum Verlangen nach Farbenſchmuck führten. Der nackte Wilde ziert ſeine Haut mit Zeichnung und Farbe, und nähert er ſich ſoweit dem Zuſtande der Civiliſation, daß er Kleider zu tragen anfängt und Manufacturen kennen lernt, ſo muß ſein Gewand mit Farbe prangen.

Sowie das Menſchengeſchlecht ſich mehr ausbreitete, wuchſen auch ſeine Bedürfniſſe, und die Geſchäfte vermehrten ſich. Man fing an, die gottesdienſtlichen Handlungen von den bürgerlichen zu trennen, und es entſtand dadurch der Unterſchied verſchiedener Stände und Würden. Um dieſe auch äußerlich zu unterſcheiden und um beſondere Kennzeichen und Symbole für heilige, fröhliche und traurige Handlungen einzuführen, ſchien den Menſchen nichts ſchicklicher zu ſein, als die Farbe; daher ſchon in den älteſten Zeiten, zur Auszeichnung in der Bekleidung für die Heerführer, die Richter, die Prieſter, ſowie für die Tempel, beſondere Farben ausgewählt und angeordnet wurden.

Als die gefärbten Stoffe noch zu koſtbar für den gewöhnlichen Gebrauch waren, bedienten ſich nur die Reichen und Großen derſelben; man beſtimmte ſie daher nur zum Dienſte der Religion, oder für außerordentliche Gelegenheiten. Man vergleiche 2 Moſ. Cap. 26. 28. 38 und 39; auch *Plutarch*, De Iside et Osiride. c. 78, wo erzählt wird, daß die gewählten Kleider der Iſis von verſchiedenen Farben, die des Oſiris aber von einer glänzenden Farbe geweſen ſeien. Juno, Venus und Proſerpina wurden von den alten Dichtern gewöhnlich in Purpur gekleidet dargeſtellt, und 1 Moſ. (Genesis) Cap. 37 heißt es, „daß Jacob den Joſeph mehr liebte, als alle ſeine übrigen Kinder, weil er der Sohn ſeines hohen Alters war, und daß er ihm deswegen ein buntgefärbtes Kleid machen ließ," eine Auszeichnung, die dem Joſeph den Haß ſeiner Brüder zugezogen, weshalb er hernach verkauft und nach Ägypten abgeführt wurde.

Die älteſte Farbe, von deren Urſprung uns die Denkmäler des Alterthums einige Überlieferungen aufbewahrt haben, iſt der Purpur. Nach Goguet[2]) wurde derſelbe von einem Tyrier, Namens Herkules, zuerſt entdeckt. Er überreichte die Reſultate ſeiner Arbeiten dem Könige von Phönizien, der davon ſo eingenommen wurde, daß er den Purpur zur vorzüglichſten Zierde der Könige machte. Einige Schriftſteller ſetzen die Erfindung des Purpurs unter die Regierung des Königs von Tyrus, Phönix X., eines Sohnes Agenor's und Bruders des Kadmus, welcher im J. 1519 vor Chr. Geb. nach Griechenland kam. Andere ſetzen jene Erfindung in die Zeit, da Minos in Creta regierte, welche etwa in das 1439. Jahr vor Chr. Geb. fällt.

Welcher Verfahren ſich die Alten zur Färbung des Purpurs bedient haben, iſt bis jetzt nicht ganz mit Zuverläſſigkeit ausgemittelt worden. Die meiſten Schriftſteller kommen aber darin mit einander überein, man habe ſich dazu des Saftes einer Art Meerſchnecke bedient, die bei den Hebräern Argaman, bei den Griechen *πορφύρα*, bei den Römern Purpura (murex ostrum) heiße. Außer dem Purpur waren den Alten auch bereits andere Farben bekannt. Nach Plinius[3]) lernten die Griechen

1) Biſchoff, Geſchichte der Färbekunſt u. ſ. w. (Stendal 1780.)

2) *Goguet*, De l'origine des lois, des arts et des sciences. (Paris 1758.) 3) *Plin.* H. N. XIX, 1.

zur Zeit Alexander's des Großen und ſeiner Nachfolger die ſchwarze, dunkelblaue, gelbe, grüne Farbe u. ſ. w. ſchöner darſtellen und auf Leinwand befeſtigen.

Die Griechen betrachteten übrigens die Färberei als etwas Unedles, ſodaß ſelbſt Plinius ſich entſchuldigt, den Proceß derſelben zu beſchreiben, weil ſie nach ſeiner Meinung nichts von dem beſitzt, was die Römer zu den freien Künſten (Artes liberales) rechneten. Freilich wurde zu der damaligen Zeit das Geſchäft des Färbers nur von unwiſſenden Sklaven verrichtet.

Nach Plutarch fand ſich unter den verſchiedenen Innungen und Zünften, welche Numa zu Rom errichtete, eine beſondere Färberzunft (Collegium tinctorum), welche in der erſten Zeit vielleicht blos aus Purpurfärbern beſtand. Später erhob ſich aber die Färbekunſt bei den Römern mehr, und man fing an, die Farben in allgemeine (principales) und beſondere (minus principales) einzutheilen, je nachdem ſolche von beiden Geſchlechtern, oder nur von dem Einen oder dem Andern ausſchließlich getragen wurden. Die gelbe Farbe war nach Plinius[4]) dem weiblichen Geſchlechte allgemein eigen, und wurde zu den hochzeitlichen Schleiern der Bräute (flammeis) benutzt.

Ebenſo unterſcheiden ſich die vier Parteien (factiones) in den circenſiſchen Spielen durch verſchiedene Farben von einander, welche daher auch circenſiſche Farben (Colores Circenses) genannt wurden. Sie beſtanden aus der grünen (Color prasinus), der Aurorafarbe (Color russatus) und der Aſchfarbe (Color venetus), welches vorzüglich die Farbe der Matroſenkleider und Schiffsſegel war; aus der weißen, mit welcher ſich vorzüglich die Fullones, welche ſowol weiße als farbige Kleider wuſchen, beſchäftigten, indem ſie ſelbige durch Schwefeln, durch Urin, durch Beſtreichen mit Kreide u. ſ. w. darſtellten.

Nach Plinius[5]) verſtanden die Gallier, welche den Römern jenſeit der Alpen wohnten, die Purpur- und andere Farben durch verſchiedene Kräuter hervorzubringen, wußten ſolche aber nicht zu befeſtigen. Die Ägyptier[6]) wußten ſchon, indem ſie die Zeuche mit an ſich farbloſen Tincturen überzogen und bemalten und hierauf in einer färbenden Brühe kochten, ſie mit dauerhaften und mannichfaltigen Farben zu zieren, ein Beweis, daß ſolche von unſerer jetzigen Golgas- und Kattundruckerei bereits eine ziemlich richtige Vorſtellung hatten.

Wie uns Herodot berichtet, verſtanden gewiſſe Völker am kaſpiſchen Meere die Kunſt, mittels einer Art Baumblätter, welche ſie im Waſſer weichen ließen, auf ihren Zeuchen Gemälde von Thieren, Blumen u. ſ. w., die ſehr dauerhaft waren, hervorzubringen, und ebendieſes thun noch jetzt die Wilden in Chili[7]) mittels färbender Säfte und Pflanzen.

Bei den Perſern war die Färbekunſt ſchon ſehr früh im Anſehen. Bei ihnen wird eine Färberei Chriſtuswerkſtätte genannt[8]), und zwar aus dem Grunde, weil ſie den Glauben hegen, daß Chriſtus ein Färber geweſen ſei. Nach der Erzählung von Sike[9]) trat Chriſtus bei einem Färber in die Lehre, der ihm befahl, Zeuche von verſchiedenen Farben zu färben. Chriſtus that ſie alle in einen Keſſel, und da der Färber ſie ganz erſchrocken wieder herauszog, hatte jedes Einzelne ſeine beſtimmte Farbe.

Hong-ti, einer der früheren Beherrſcher in China, trug zuerſt einen blauen Rock, als die Farbe des Himmels, und einen gelben, als die Farbe der Erde[10]). Um die Hohen, Niedern, Armen und Reichen in ſeinem Lande durch Farbe der Kleidung zu unterſcheiden, ließ er ſie in verſchiedenen Farben, wie ſie die Blumen und Vögel hatten, kleiden[11]).

Unſern teutſchen Vorältern war die Kunſt zu färben auch nicht ganz unbekannt. Nach Tacitus wußten die teutſchen Frauen leinene Kleider zu verfertigen und dieſe ſchön purpurroth zu färben; und obgleich Einige behaupten wollen, daß dies Färben blos im Eintauchen der Kleider in Blut von Menſchen und andern Thieren beſtanden hätte, ſo läßt ſich ſolches doch keineswegs als wahrſcheinlich annehmen, da man mit Blut keine angenehme und dauerhafte Farbe hervorbringen kann. Dagegen läßt ſich mit mehrem Rechte vermuthen, daß die Teutſchen, die mit den Galliern ſo genau vereinigt waren, auch in der Färberei, in welcher dieſe, nach Plinius' Anſicht, ſchon unterrichtet waren, gleiche Fortſchritte gemacht hätten. (*v. Kurrer.*)

II. Im Mittelalter war in den erſten Zeiten deſſelben die Färberei im Occident in dem traurigſten Zuſtande, wie nicht blos die übrigen Nachrichten, ſondern beſonders ein lateiniſches Manuſcript[1]) aus dem 8. Jahrh. zeigt. Aus dieſem muß man ſchließen, daß die ſchöne und künſtliche Färberei damals ſich nur noch im Orient erhielt, und aus dem Abendlande, oder wenigſtens aus Italien, verſchwunden war. Beſonders waren es die Venetianer, welche die Koſtbarkeiten des Orients aus dem Morgenlande nach dem Abendlande brachten[2]). Selbſt noch im 11. Jahrh. ward im Orient der Purpur noch ſchön verfertigt, wie aus dem, was Eudocia Macrembolitiſſa in ihrer Ionia ſagt, hervorgeht. Doch der Geſchmack änderte ſich, ſeitdem man die damalige Scharlach-

4) *Plin.* H. N. XXI, 8. 5) *Plin.* H. N. XXII, 2. 6) *Plin.* H. N. XXXV, 11. 7) Goguet 2. Bd. 2. Buch. Cap. 2.

8) *Angeli de la Brosse*, Lexicon Persicum, unter dem Worte *Christona ars.* 9) *Sike*, Not. ad Evangel. Infantiae Salvator. p. 55 sq. 10) *Martini*, Histoire de la chemie. Liv. I. p. 42 sq. 11) Goguet 3. Bd. S. 336 fg.

1) ſ. *Muratori*, Dissert. de artibus Italicor. post inclinationem Romani imperii, in deſſen Antiquitt. Italic. Vol. II. Diss. 24. p. 367. 2) So ſagt der Mönch von St. Gallen in den Gestis Karoli Magni. Lib. II. Cap. 16. p. 760: Caeteri vero, utpote feriatis diebus et qui modo de Papia venissent, ad quam nuper Venetici de transmarinis partibus omnes orientalium divitias advectassent, phoenicum (wahrſcheinlich der Goldfaſane) pellibus avium serico circumdatis et pavonum collis cum tergo et clunibus mox florescere incipientibus, tyria purpura vel diacedrina littia (mit ſtark citronenfarbiger Binde) decoratis, alii de lodicibus, quidam de gliribus circum amicti procedebant etc.

farbe dem Purpur gleichzuſetzen und endlich gar vorzuziehen anfing. Dieſes bewirkte, daß um das 12. Jahrh. Purpur zu färben auch im Orient nicht mehr geübt ward. Durch die Kreuzzüge kam manche Kenntniß aus dem Morgen- in das Abendland; aber mit der Färbekunſt ging dieſes ſehr langſam. Wie aus dem engliſchen Dichter Gualfred von Winesauf, welcher um das J. 1202 eine Satyre verfaßte, hervorgeht, holten die Römer noch um dieſe Zeit ihren Scharlach aus Griechenland [3]. Da jedoch Italien, auf deſſen Schiffen die Kreuzfahrer meiſtens nach Paläſtina übergeſetzt wurden, auch durch ſeinen Handel zu häufigen Fahrten nach Griechenland veranlaßt ward, ſo konnte es an Benutzung dieſer Gelegenheit nicht fehlen, und die Italiener lernten entweder ſelbſt die ſchöne Färberei in Griechenland, oder nahmen geſchickte Färber von daher mit zurück. Bald thaten ſich nun die Venetianer in dieſer Kunſt hervor [4]. Dann behaupteten in derſelben lange Zeit die Niederländer den Vorzug. In der Wüllnerordnung von Harderwyk wird der Blau- und Grünfärber beſondere Erwähnung gethan. In Wien führten die Färber nach einer Urkunde vom J. 1208 den Namen Flämminger; aber Augsburg, das ſich doch ſonſt im Handel ſo hervorthat, hatte doch erſt ſeit 1390 für ihre Baumwollenzeuche gute Färbereien [5]. Unter den Bedingungen, unter welchen der von dem Grafen Heinrich von Schwerin gefangene König Waldemar II. die Freiheit erhielt, war die, daß er 1000 Ellen flandriſchen Scharlach zur Kleidung für hundert Ritter und Pferde gab. Schreiende Farben, ſcharlachroth und hochgelb, wählte man Anfangs zu Feierkleidern; aber als dieſe zu gewöhnlich wurden, gingen die Vornehmern zum Blau und Grün über. Die Ehrenkleider, welche der Erzbiſchof Engelbert von Cöln den Mitgliedern der daſelbſt befindlichen Weiſſen'ſchen Partei, um ſie zu gewinnen, ſchenkte, waren ſcharlachroth mit grünem Unterfutter [6], und machten ſo ein Mittelding zwiſchen dem, was früher als das Höchſte galt, aber immer gemeiner ward. Als Kaiſer Heinrich VI. von Luxemburg im J. 1311 nach Genua kam, ſchafften ſich ſehr Viele aus dem Volke, welche Vermögen hatten, neue Kleider an, und ein Theil von denen, die dieſes thaten, wählten Roth mit Citronengelb als Unterfutter [7]. Mit ſcharlachenen Tüchern ward im Mittelalter am meiſten und längſten Prunk getrieben; aber man iſt über die Beſchaffenheit des Stoffes und der Farbe nicht ganz einig. So findet man bemerkt [8]: „daß es ein ſeidener Stoff war, iſt wahrſcheinlich; ausgemacht iſt aber, daß an die Farbe, die wir jetzt ſcharlachroth nennen, gar nicht zu denken iſt, denn es wird nicht nur brauner (von Wirnt von Grafenberg im Wigalois Z. 8871), ſondern auch blauer Scharlach erwähnt" (ebendaſelbſt 1634. 1738). Aber was den Stoff betrifft, ſo geht aus Gervaſius von Tilbury hervor, daß er aus Wolle war und den Gegenſatz zu dem Seidenzeuche, Sammet, machte, wenn dieſer auch mit demſelben Färbeſtoffe gefärbt war, nämlich mit den Würmchen, wie ſie Gervaſius [9] nennt, oder eigentlich der Brut der Schildläuſe, welche an den jungen Trieben der immergrünen Steineiche (Quercus ilex) und auf der Kermeseiche (Quercus coccifera) die Scharlachbeeren genannten Auswüchſe verurſachen, in welchen ſich die junge Brut befindet. Die Benennung Scharlach kann ſich urſprünglich allerdings nicht auf die Farbe bezogen haben, denn Wirnt von Gravenberg ſagt im Wigalois Z. 8870—8873: „Darnach die ſtolzen Frauen ritten, die führten Kappen wohlgeſchnitten von braunem Scharlache." Blauen Scharlach erwähnt er jedoch nicht; denn die Stellen, worauf man ſich bezieht, nämlich Z. 1631—1634: „Diu kuneginne sande im sa sehs riterkleider; diu waren der beider von scharlach und von pfelle," und Z. 1736—1738: „Diu maget fürt ze kleide ein scharlaches kappen an," geben keine Farbe an, denn Scharlach wird unendlich oft ohne Angabe der Farbe gebraucht [10]. Die

3) *Muratori*, Diss. de textrina et vestibus Saeculor. rudium, in deſſen Antiquitt. Ital. Diss. 25. p. 415. Doch war die Färberei mit Coccus, oder der Brut der Scharlachſchildläuſe in ihren Gehäuſen, den ſogenannten Scharlachkörnern oder Scharlachbeeren, im ganzen Abendlande wol nicht untergegangen; denn aus der Stelle des Gervaſius von Tilbury, welche wir unten mittheilen, geht hervor, daß zu Anfange des 13. Jahrh. dieſe Färberei im Königreiche Arles wohl bekannt war. Nach Dioscorides (IV, 48) hielten die Alten den Coccus aus Galatien und Armenien für den beſten, dann ſetzten ſie den aus der Provinz Aſien, und der ſpaniſche war der ſchlechteſte. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß der letztere kein ſtarker Handelsartikel war, und die Römer des Mittelalters ihn gar nicht mehr aus Spanien holten. Aber unwahrſcheinlich iſt, daß die Färberei mit Coccus in Spanien und Südfrankreich ganz untergegangen geweſen ſein ſollte. 4) Joh. Nic. Biſchoff, Verſuch einer Geſchichte der Färberkunſt. S. 53—55. 67—69. 5) Hüllmann, Städteweſen des Mittelalters. I. Th. S. 248. 6) Chronik von Cöln. Fol. 225 b. Vergl. Hüllmann a. a. O. S. 247.

7) Denn ſo iſt wol zu verſtehen die Stelle bei *Georgius Stella*, Annal. Genuenses (ap. *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. Tom. XVII. p. 1005): et pro sui adventus (nämlich der Ankunft des Kaiſers Heinrich VI.) celebritate majori, multi valde Januenses, qui de populo dicebantur, novis se munierunt vestibus. Erat ex vestibus illis singula ex parte una rubei coloris, et ex alia coloris citrini; et cives alii syndone erant et aureis pannis ornati. 8) von G. F. Benecke, Anmerkungen und Wörterbuch zum Wigalois. S. 698. 9) Der Marſchalk des Reiches von Arles ſagt in ſeinem dem Kaiſer Otto IV. gewidmeten Werke Otia Imperialia, Decisio III. Cap. 55: *De vermiculo:* In regno Arelatensi et confinio maritimo est arbor, cujus sarcina pretium duodecim nummorum Wigoriensium. Ejus fructus in flore facit pretium quinquaginta librarum. Ejus cortex ad onus vestis pretium habet quinque solidorum. *Vermiculus hic est, quo tinguntur pretiosissimi* Regum *panni, sive serici*, ut *examiti*, sive *lanei*, ut *scharlata.* Est et mirandum, quod nulla vestis linea colorem vermiculatum recipit, sed sola vestis, quae ex vivo, animanteque vel quovis animato decerpitur. Vermiculus autem ex arbore, ad modum ilicis et quantitatem dumi pungitiva folia habente, prodit ad pedem, nodulum faciens mollem ad formam ciceris, aquosum, et cum exterius colorem habeat nebulae et roris coagulati, interius rubet; et cum ungue magisterialiter decerpitur, ne, tenui ruptâ pelliculâ, humor inclusus effluat, postquam exsiccatur, et corio includitur. Die Würmer, erzählt Gervaſius von Tilbury weiter, wurden nur im Mai geſammelt. Der Baum hieß gewöhnlich Analis. 10) So z. B. bei demſelben Dichter Z. 4088: „zwo scharlaches hosen," und bei Hartmann von der Aue im Iwein S. 22: „ein scharlaches mentelin," in den Statutis Cluniacens.: „scarlatas, quae Ratisponae fiunt," bei J. Pontanus: tres pannos scarlatinos Anglicanos; in den Juribus ministerial. Co-

Farbe, welche den Namen Scharlachroth erhielt, bekam ihn alſo, weil das Scharlach genannte wollene Zeuch vorzugsweiſe damit gefärbt war. Daß auch anderem Stoffe mit den ſogenannten Scharlachkörnern die beliebte Farbe gegeben ward, erhellt aus Folgendem. Die Urkunde [11]) des Königs Eduard I. von England vom J. 1303 ſagt im Betreff des Ausgangszolles: „item duos solidos de qualibet scharleta antea dabatur," und beſtimmt weiter für die Zukunft: „Item: duos solidos de qualibet Scarleta et panno tincto in grano; item: decem et octo denarios de quolibet panno, in quo pars grani fuerit intermixta; item: duodecim denarios de quolibet panno alio sine grano." Wie wir aus Gervaſius von Tilbury erſahen, wurde mit den ſogenannten Scharlachkörnern, außer wollenem Stoffe, Seidenzeuch gefärbt. So ſingt auch Wirnt von Gravenberg im Wigalois Z. 1425. 1426: „Des roten seites von der gran truoc er einen rok an." Gran kommt auch anderwärts [12]) vor, ſo z. B. bei Hartmann von der Aue Z. 3442: „niwe chleider seit von gran und chlein linwat zwei;" und Gottfried von Straßburg ſagt im Triſtram Z. 15,693: „roter danne gran" (röther als Gran). Romaniſch lautet es graine, engliſch gran (ſprich grehn, Scharlachbeere, dann Scharlach überhaupt), vom lateiniſchen granum, wie es in Du Fresne's vermehrtem Glossar. med. et inf. lat. Tom. III. col. 945 unter dem Worte *Granum* No. 2 aufgeſtellt iſt. In der einen Vertrag zwiſchen den Einwohnern von Bologna und denen von Ferrara über gewiſſe Abgaben enthaltenden Urkunde vom Jahre 1194 wird der Braſilienkörner (grana de Brasile) als einer Waare gedacht, die in Bologna verzollt werden mußte [13]). Mit einem ſehr häuſigen Namen wurden die ſogenannten Scharlachkörner oder Scharlachbeeren, welche, weil ſie aus Spanien nach den Niederlanden kamen, ſchon in einer Urkunde vom J. 1252 ſpaniſch Roth heißen [14]), Kermes genannt, woraus Chermeſin, Karmeſin gebildet iſt. Die Benennung Kermes ſoll nach der einen Meinung [15]) urſprünglich armeniſch, dann aber von den Arabern in Spanien in ihre Sprache aufgenommen worden ſein, wodurch es allgemein geworden. Nach anderer Meinung [16]) kommt das arabiſche Wort Kermes wahrſcheinlich vom lateiniſchen vermis. Allerdings haben die Gloss. Graec. Lat. MSS. *κόκκος, τὸ βάμμα*, vermicula [17]), hoc est coccum, und Gloss. Lat. *Vermiculum*, lana rubra, und anderwärts *Rufa*, rubra, vermicula [18]). Es geht hieraus hervor, daß die Färberei mit dem Kermes im Frankenreiche zu Karl's des Großen Zeit getrieben wurde. Sie war daher hier wol gar nicht unterbrochen, und in Gallien aus den Zeiten der Römerherrſchaft noch bekannt. Bei Fredegar ſagt der den Landerich zur Schlacht herausfodernde Bertoald, welcher mit ihm dann einen Einzelkampf halten und ſich und ſeinen Gegner durch rothe Kleider vor den andern kenntlich machen will: „Induamur uterque, ego et tu, vestibus vermiolis [19]). Der Mönch von St. Gallen ſagt in den Gestis Karoli Magni. Lib. I. Cap. 34: „Erat antiquorum ornatus vel paratura Francorum calciamenta forinsecus aurata, corrigiis tricubitalibus insignita, fasciolae crurales vermiculatae [20]), et subtus eas tibilia vel coxa-

lon. des 12. Jahrh.: „quindecim ulnas panni, qui Scharlot dicitur;" bei Matthäus Paris zum J. 1237: „Obtulerunt telas de escarleto et vasa pretiosa;" zum J. 1248: „Dedit enim eis vestes pretiosissimas, quas Robas vulgariter appellamus de escarleto praeelecto," und bei *Will. Neubrig.* Lib. III. c. 23: „Et statutum est, quod — — — nullus vario, vel griso, vel sabellinis vel escarletis utatur;" bei *Arnold* Lib. III. c. 5: „Non solum scarlatico, vario, grisio, sed etiam purpura et byso induuntur," und Lib. II. c. 4: „Praemiserat autem Dux munera multa et optima juxta morem terrae nostrae, equos pulcherrimos sellatos et vestitos, loricas, gladios, vestes de Scarleto et vestes lineas tenuissimas;" bei *Vincentius Belv.* Lib. XXIII. c. 94: „Significantibus autem Tartarorum nuntiis, quod Rex etiam valde carum et gratum haberet de scarleta tentorium;" in den Actis Concilii Lugdunensis des Jahres 1274: „Quibus (nämlich den Geſandten der Tataren) dominus Papa fecit fieri vestes de scarlato more Latinorum. Ungeachtet Wirnt von Gravenberg braunen Scharlach erwähnt, war doch die gewöhnlichſte Farbe roth. So heißt es in einer Urkunde des Kaiſers Friedrich I. vom J. 1172: „tres pannos scarlacos, bene rubeos, Anglicanos, ardentis coloris," und bei *Will. Brito* Lib. IX. Philippid. p. 206:

„Et quas huc mittit varias Hungaria pelles,
Granaque vera, quibus gaudet squalata rubere."

11) Eduardi I. privilegium datum negotiatoribus quorundam exterorum regnorum, terrarum et provinciarum, in ipsius regno et ditionibus mercaturam facientibus, A. C. 1303 bei *Haeberlin.* Analecta Medii Aevi p. 24. 25. 12) ſ. z. B. die Bodmer'ſche Ausgabe der Sammlung von Minneſängern. 2. Th. S. 217 a. 13) Civitatum Bonon. et Ferrar. dipl. a. 1194 bei *Luigi Savioli*, Annali Bolognesi. Vol. II. P. II. p. 176. Cf. *Muratori*, Diss. de mercatibus et mercatura Saeculorum rudium. T. II. Antiquit. Ital. Diss. 30. p. 898. Der im 14. Jahrh. ſchreibende Matthäus Silvaticus ſagt: „Coccus vel Kermes, Arab. Karmas vel Nervas, Hermen, Latine vero grana tinctorum, unde tingitur scarlatum: unde dicitur de Christo, quod fuit vestitus veste coccinea, i. e. tincta cocco, scilicet granis de scarlato — — — est autem bonus coccus Galeticus et Armenus, et secundus Asianus et Licius: Hispanus vero omnium novissimus," welches Matthäus Sylvaticus aus Dioscorides geſchöpft hat. Den Namen Scharlach nehmen Einige als aus dem arabiſchen Yxquerlat, welches daſſelbe bedeutet, entlehnt an.

14) Hüllmann a. a. O. S. 250. Nach der Urkunde der Gräſin Margaretha von Flandern und Hennegau und ihres Sohnes Guido (Veit) vom J. 1252 im ſtädtiſchen Archiv von Cöln. 15) Tychſen in Beckmann's Beiträgen zur Geſchichte der Erfindungen. 3. Th. S. 18. 19. 16) Biſchoff S. 207. 17) Die herausgegebenen Gloſſen haben vermincula. 18) Papias ſagt: „*Vermiculum*, rubrum sive coccineum. Est enim vermiculus ex silvestribus frondibus, in quo lana tingitur, quae vermiculum appellatur." Sehr wichtig iſt das Capitulare de villis Karoli Magni datum per annos regni illius, id est, antequam fieret Imperator. Es ſchreibt Cap. 48 vor: „Ad genitia (gynecaea) nostra, sicut institutum est, opera ad tempus dare faciant, id est linum, lanam, waisela, vermicula, warentia, pectines, laminas, cardones, saponem, unctum, vascula et reliqua minutia, quae ibidem necessaria sunt." 19) Hierfür hat *Aimonius*, De Gestis Francorum. Lib. III. Cap. 91. p. 348: „vermiculatis adoperti vestibus." Außer der gewöhnlichen Bedeutung: wurmförmig abgetheilt oder geſchachtet, hat nämlich vermiculatus auch die: mit Kermſe gefärbt; ſo bei *Gervasius Tiller.*: color vermiculatus (Kermesfarbe). *Willel. Malmesbur.* Lib. IV. p. 139: „Vexilloque Boamundi, quod vermiculatum erat, ventis in fastigio turris exposito etc." 20) Auch anderwärts kommt die Kermesfarbe bei der Beinbekleidung vor, ſo z. B. Ta-

lia linea, quamvis eodem colore, tamen opere artificiosissimo variata“[21]). Unter den Geſchenken, welche Karl der Große dem Kaiſer oder Schach der Perſer ſandte, führt der Mönch von St. Gallen Lib. II. Cap. 9 an: „pallia Fresonica alba, cana, vermiculata vel saphirina, quae in illis partibus rara et multum cara comperit.“ Das Chronicon Pisanum ſagt zum J. 1119: „Et nota, quod Papa, quando Pisani iverunt Majoricam, suis omnibus Pisanis dedit vexillum vermileum.“ Im Italieniſchen bedeutet vermiglio *adj.* roth, corallfarbig, z. B. color vermiglio, rothe Farbe, rose vermiglie, rothe Roſen, divenir vermiglio nel viso, ganz roth, ſchamroth im Geſicht werden, vermiglione *subst.*, Carmeſinfarbe, zubereiteter Zinnober, vermilliare, roth färben, roth anſtreichen, vermiglia, böhmiſcher Granat, im Spaniſchen vermellon und vermillon, rothe Farbe, Mennig, die Röthe des Geſichts, im Franzöſiſchen vermillon, Scharlachbeere, gemahlener Zinnober, natürliche Röthe der Wangen, vermillon de Provence, Kermesbeere, vermillon d'Espagne, Saflorſchminke, vermeil, roth, leibfarb, vermeil *subst.*, im Feuer vergoldetes Silber, vermeille, böhmiſcher Granat, im Engliſchen vermil, vermillion, vermilly, 1) der Scharlachwurm, darnach die Cochenille; 2) künſtlicher Zinnober, Sulphur mit Mercurius vermiſcht; 3) der Mennig; 4) Scharlachfarbe, Carmeſin und jede ſchöne hochrothe Farbe; to vermillion, röthen, ſcharlachroth oder hochroth färben. Außer der Scharlachfarbe, welche in den Färbereien des Mittelalters im Abendlande die erſte Rolle ſpielte, kommen auch noch folgende andere rothe Farben vor. Als eine nicht nur in der Levante, ſondern auch im ſüdlichen Europa auf Feldrändern, ja ſelbſt in der Schweiz und Pfalz an Wegen und in Gebüſchen wild und verwildert wachſende und in Gärten und auf dem Felde angebaute Pflanze iſt der **Krapp** oder die **Färberröthe**, Rubia tinctoria, Garentia, Varentia. Ein altes Glossarium ſagt: „Sandix, herba tincturae, quam vulgus Varantiam vocat.“ In einer Urkunde des Königs Dagobert bei **Doublet** S. 656 heißt es: „Qui veniunt de ultra mare pro vino, melle vel garantia emendum,“ und in einer Urkunde des Königs Childebert bei **demſelben** S. 656: „Et quidquid fiscus noster tam de garancia, quam de merceria ibidem obtinuit.“ Unter den Arbeiten, welche nach dem Capitulare de villis Cap. 43 die königlichen Höfe an die Gynecäen Karl's des Großen oder an die Spinn- und Webzimmer der Frauenzimmer deſſelben abzuliefern hatten, wird auch „Warentia“ aufgeführt. Bei *Sugerius* Lib. de Administratione sua c. I. kommt vor: teloneum garantiae. Ein dritter zum Rothfärben gebrauchter Stoff war das aus Indien, ſowie auch von der in den perſiſchen Gewäſſern befindlichen Inſel Lameri[22]) kommende Rothholz, **rother Sandal**, Verci, Verzino, Caesalpina Sappan[23]). Als Braxilis kommt es in einer Urkunde vom J. 1306 vor[24]). Der vierte zum Rothfärben gebrauchte Stoff, die **Orſeille**, war ſchon den Alten bekannt[25]). Was daher von der Erfindung derſelben im Mittelalter erzählt wird, kann ſich blos auf ihre Wiedererfindung beziehen, wenn nämlich jener Florentiner ſie wirklich erfunden. Wahrſcheinlicher iſt, daß er blos dadurch ſo reich geworden, daß er dieſen Färbeſtoff aus dem Orient in Florenz einführte. Die Erzählung von der Erfindung iſt aber folgende: Einſt ſchlug ein um das J. 1300 Handelſchaft in der Levante treibender Kaufmann aus Florenz ſein Waſſer im Freien ab, und wurde gewahr, daß das Moos[26]), auf welches zufälliger Weiſe etwas Urin gekommen war, ſeine grüne Farbe in eine ſchöne bläuliche verwandelte. Er dachte darüber weiter nach, und fand nach verſchiedenen Verſuchen, daß es dem Tuche eine Colombinfarbe gebe, wenn man es mit Menſchenharn und andern Dingen vermiſchte[27]). Daß die Orſeille vormals bei den Florentinern Raſpa hieß, rührt daher, daß in der Levante, wo jener Florentiner dieſen Färbeſtoff entdeckte, der Name Reſpio dafür gebraucht wurde[28]).

Unter den gelbfärbenden Stoffen, deren ſich das Mittelalter bediente, werden aufgeführt[29]): der häufig in Frankreich und Portugal wachſende **Smack**, **Sumach**, Cotinus coriaria, Rhus cotinus (Rhus obsoniorium bei den Alten[30]), Fiſetholz, franz. Fustet, Gärberbaum, Gelbholz. Zweitens **Saflor**, auch wilder und teutſcher Safran [Carthamus[31]) tinctorius], welcher zur urſprünglichen Heimath Aſien oder Ägypten hat, aber von den Arabern in Spanien, am meiſten bei Granada und Balza[32]), nicht wenig auch in Catalonien gebaut ward. Von hier ging er in die Städte des Auslandes, in welchen die Seiden- und Wollenweberei blühte, und die Barzelloner unterhielten, namentlich in den Niederlanden in Brügge, und in Teutſchland in Frankfurt a. M. Niederlagen, wie aus dem Briefe des Rathes von Barcelona an die Städte Gent, Brügge und Ypern vom J. 1382 und aus dem Schreiben deſſelben an die Stadt Frankfurt vom J. 1445 hervorgeht. In Barcelona[33]) und in

bularium Vindocinense Thuanum Chart. 74: „Caligas etiam habuit vermiculas, annuendae causa ipsius donationis.“ Chart. 84: „Dedimus Ivoni unum chamfrenum, et Roberto unas caligulas vermiculas.“ Chart. 124: „Aldradus caligas etiam habuit vermiculas.“

21) ſ. das Weitere bei *Pertz.* Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. I. p. 747.

22) Capitulare nautic. Venet. c. 120. **Abulfeda** in **Büſching's** Magazin. 4. Th. S. 298. *Herbelot*, Bibl. oriental. v. Lameri. 23) ſ. Encykl. 1. Sect. 14. Th. S. 37. 24) **Biſchoff** S. 70; er bemerkt in Beziehung auf braxilis und grana brasiliae, daß nach ſeinem Bedünken der Name Brasilis vom italieniſchen brace, bragia, portugieſ. braza, franz. braise, glühende Kohle, Gluth, abzuleiten ſei, den es ſowol wegen ſeiner Farbe, als auch der Farbe, die es andern Dingen mittheilt, erhalten haben möge. 25) ſ. Encykl. 3. Sect. 6. Th. S. 50. 26) die Lackmusflechte; ſ. Encykl. 3. Sect. 12. Th. S. 231. 27) *Domenio Manni*, Commentar. de Florentinorum inventis. Cap. 20. **Biſchoff** a. a. O. S. 71. 28) **Beckmann**, Beiträge zur Geſchichte der Erfindungen. 3. Th. S. 341. 343. 29) **Hüllmann** a. a. O. S. 251. 30) *Chambers*, Dictionary unter dem Worte *Dying-ingredients*. 31) ſ. Encykl. 1. Sect. 15. Th. S. 231 fg. 32) **Abulfeda** a. a. O. S. 45. 221. 226. 33) *Antonio de Capmany y de Montpalan*, Memorias historicas sobre la marina, comercio y artes de la antigua ciudad de Bar-

Augsburg (nach Gemeiner I, 462) ward im Betreff der Echtheit des in Handel gebrachten Saflor öffentliche Aufſicht geführt. In Augsburg ward im J. 1429 ein fremder Handelsmann, welcher verfälſchten Crocus verkauft hatte, zum Tode verurtheilt[34]). Der Verkehr mit Saflor in Italien erhellt aus der Urkunde vom J. 1194, welche einen Vertrag zwiſchen den Einwohnern von Bologna und denen von Ferrara über gewiſſe Abgaben enthält[35]). Unter den Gegenſtänden, welche nach der zuletzt genannten Urkunde als Waaren in Bologna verzollt werden mußten, wird auch des Indigs gedacht. Der Verfaſſer des Verſuchs einer Geſchichte der Färberkunſt[36]) glaubt ſchwerlich, daß hier die Farbewaare, die wir jetzt ſo nennen, zu verſtehen ſei, da ein weit neuerer Schriftſteller, Plictho, auf den wir weiter unten zurückkommen, den jetzigen Indig noch nicht kannte. Viel wahrſcheinlicher iſt, wie Biſchoff weiter bemerkt, hier die Gattung von Indig, die ſchon bei Plinius (XXXV, 6), der dieſe Farbe als einen an Ruthen hängenden Schaum beſchreibt, unter dem Namen Indicum vorkommt, und nur eine Malerfarbe war, gemeint. Allerdings könnte, wenn das Indicum des Dioskorides (V, 107) und des Plinius (XXXV, 6 [27]) wirklich von ſelbſt wie ein Schaum an Rohrſtengeln hervorgekommen wäre, das Erzeugniß der Indigopflanze nicht ſein. Aber das Alterthum hat ja ſo unendlich viel die Naturgeſchichte betreffende mährchenhafte Sagen, daß auch die vom Entſtehen des Indigo als eines an Rohrſtengeln hängenden Schaumes nicht ſehr befremden kann. Auch in Teutſchland kannte man vordem ſeine eigentliche Natur[37]) nicht, hielt ihn für eine Art Stein und verkaufte ihn unter dem Namen des indianiſchen Steins[38]). Während des Handelsverbotes im Mittelalter ward der Indig[39]) über Tauris bezogen, und kam zunächſt in die Häfen von Italien, beſonders von Venedig[40]), und in die von Südfrankreich, namentlich in den von Tamarit, wie aus den Zollanſätzen für denſelben vom J. 1243, und in den von Colibre, wie aus den Zollanſätzen für denſelben vom J. 1252 hervorgeht, und in die Häfen von Catalonien, wie aus den Urkunden des Königs Jacob I. von Aragonien von 1221 und 1243 erhellt. Unter den Gegenſtänden, gegen deren Verfälſchung der Rath zu Barcelona im J. 1372 eine Verordnung erließ, war auch der Indig[41]). Ungeachtet an Güte nachſtehend, ſo mußte doch der Waid als einheimiſche Pflanze im Mittelalter eine größere Rolle ſpielen, und um ſo mehr, als ſeine blaufärbende Eigenſchaft ſchon im Alterthume[42]) wenigſtens die Anwendung hatte, daß ſich die alten Britanen, um ſich in der Schlacht ein deſto furchtbareres Anſehen zu geben, blau damit färbten[43]), und die galliſchen Frauen an den Feſttagen den ganzen Leib damit beſtrichen, um ſich eine mohrenähnliche Farbe zu geben[44]). Bei dieſem häufigen Umgange mit dem Waid konnte nicht unentdeckt bleiben, daß er auch die Wolle blau färbe. Er ward in verſchiedenen Gegenden Europa's, aber am häufigſten und beſten[45]) in Thüringen, zu deſſen vorzüglichſten Producten auch Saflor gehörte, angebaut[46]). Da der Waid vor Einführung des Indigs das einzige färbende Ingrediens war, welches eine dauerhafte blaue Farbe gab, ſo hatte Thüringen ſehr ſtarke Einkünfte von ſeinem Anbau, ſodaß ein Diſtrict des Landes von fünf □Meilen jährlich über 300,000 Rthlr. trug. Der Bauer hatte den Gewinn dadurch, daß er die Brache nicht als reine Brache, ſondern durch den Anbau von Anis, Saflor und Waid benutzte[47]). Den Hauptgewinn hatten jedoch die Städte durch den Waidhandel. Erfurt, Gotha, Langenſalza, Tennſtädt und Arnſtadt hießen deshalb die fünf Waidſtädte. Erfurt war der Hauptſitz des Waidbaues und des Handels mit dieſem Producte. Als Graf A.[48]) von Gleichen und Graf Heinrich von Reuß auf Befehl des römiſchen Königs Rudolf von Habsburg in Verbindung mit den Erfurtern im J. 1289 66 Raubſchlöſſer zerſtörten, ſtreuten die Erfurter Waidſamen, den ſie mitgenommen hatten, auf die Plätze der zerſtörten Burgen, zum Zeichen, daß die Erfurter allda geweſen[49]). Die vielen Patrizier, welche ſich mit der Erlaubniß, um Erfurt Waid zu bauen, belehnen ließen, wurden Waidjunker genannt[50]). Außer den Diſtricten der fünf Waidſtädte wurde auch in den weimariſchen Landen, wie nicht

celona. Vol. I. P. II. p. 45. 254. 255. Vol. II. Urkk. S. 164. 265. 378.

34) *Gassarus*, Annal. Augstburg. ap. *Mencke*, Scriptt. Rer. Germ. T. I. col. 1579. 35) Bei Savioli a. a. O. S. 176. 36) Biſchoff a. a. O. S. 69. 37) ſ. Encykl. 2. Sect. 17. Th. S. 388 fg. 38) Noch in einem, die Bergwerke im Fürſtenthume Halberſtadt und der Grafſchaft Reinſtein betreffenden, Freiheitsbriefe vom 23. Dec. 1704 wird der Indig unter die Mineralien gezählt, und den Gewerken darauf zu bauen geſtattet. Beckmann, Einl. zur Techn. S. 16. 39) *Endicum* (*Marco Polo* L. III. c. 31. 35), *Endegum* (Capitul. naut. Venet. c. 117), *Endege* (*Nicolo Conti* ap. *Ramusio*, Navigationi et viaggi. T. I. fol. 342. a.), *Indago* (*Pegoletti*, Practica della mercatura, als dritter Band von *Paganini*, Della Decima etc. p. 49. 57; ſo verunſtaltet Pegoletti hier das Indicum nennt, ſo ſchwer kenntlich nennt er auch S. 15 den Saflor „Asfrole.") 40) *C. A. Marin*, Patricio Veneto, storia civile et politica del commercio de' Veneziani. Vol. IV. p. 169. 170.

41) ſ. *Capmany* Vol. I, P. II. p. 3 sq. 17 sq. 44. 45. Vol. II. p. 378. 42) Er hieß glastum, vitrum (wegen ſeiner glasähnlichen Farbe) und isatis. 43) *Caesar*, De Bell. Gall. Lib. V. Cap. 14. *Pomponius Mela* Lib. III. Cap. VI. 44) *Plinius* XIX, 3. XXI, 26. 45) Die Art von Waid (vouede), welche in der Normandie gebaut wird, iſt ſehr ſchlecht und ſtebt dem thüringiſchen ſehr nach. 46) D. G. Schreber's Hiſtoriſch-phyſiſche und ökonomiſche Beſchreibung des Waids, deſſen Baues, Zubereitung und Gebrauchs zum Färben, auch Handels mit ſelbigem überhaupt, beſonders aber in Thüringen. (Halle 1752.) Mit Kupfern. Thüringens Ruhm iſt in folgendes Diſtichon gebracht worden:

Conciliare solent tria W nomenque decusque;
Waid, Woll et Weizen terra Thuringa tibi.

47) (Pfefferkorn) Merkwürdige und auserleſene Geſchichte von der berühmten Landgrafſchaft Thüringen. S. 21. 22. 48) Die thüringiſchen und erfurtiſchen Chroniken nennen ihn Adolf; da aber um das J. 1289 kein Graf von Gleichen dieſes Namens anderwärts vorkommt, ſo findet Sagittarius (Historia der Grafſchaft Gleichen. S. 75. 76) glaublich, daß es Albrecht geweſen. 49) *Joh. H. v. Falckenstein*, Civitatis Erfurtensis Historia critica et diplomatica. p. 160. 50) *Ludewig*, De re bifaria tinct. Cap. 3. diff. 6. n. 24.

nur die vielen, auf den weimariſchen Dörfern noch befindlichen, Waidſteine [51]), ſondern auch ein Schreiben [52]) eines thüringiſchen Adeligen vom 19. Febr. 1632 bezeugen, der Waidbau ſtark betrieben. Den 25. Jan. 1456 ſchaffte Herzog Wilhelm III. zu Sachſen den vorher aufgeſetzten Waidzoll, als von jedem Wagen, welcher aus dem Fürſtenthume Thüringen geführt, einen Gulden rheiniſch, aus gewiſſen erheblichen Urſachen [53]) gänzlich wiederum ab [54]). Während ſo Erſprießliches für die Freiheit des Waidhandels geſchah, beknechteten und bedrückten die Städte die Dörfer; namentlich geſchah dieſes von Gotha. Durch die Abſchiede vom J. 1537 wurde den Dörfern um Gotha der Handel mit Waid und Wolle unterſagt. Im J. 1552 verbot Herzog Johann Friedrich der Mittlere den Dörfern allen Handel mit Waid, und ſie erhielten, vermöge einer herzoglichen Verordnung, den Befehl, ſowol den Waid, als die Wolle und andere Waaren, die ihnen feil wären, nach Gotha zu Markte zu bringen. Die vier Kanzleidörfer Ballſtädt, Friemar, Hauſen und Eſchenberga beklagten ſich im J. 1685, daß die Kaufleute ihnen ſo wenig für die Waidballen bezahlten. Ein halb Schock Ballen hatte ehemals 10, 11 bis 12 Groſchen gegolten, und jetzt wurde es nicht theurer als 18, 20 bis 21 Pf. verkauft. Die Kaufleute nahmen den Dörfern auch kaum 10—12,000 Ballen ab, da ſie doch über 300,000 bauten. Sie baten daher, ihnen die Waidbereitung nur auf eine gewiſſe Zeit, zur Probe, zu verſtatten, und behaupteten, daß dieſes dem ganzen Lande zum Beſten gereichen ſollte; aber die Stadt Gotha ſetzte ſich auf das Lebhafteſte dagegen. Der Vergleich, durch welchen man die Sache beilegen wollte, zerſchlug ſich. Der Rechtshandel, zu welchem es nun kam, hatte das Ende, daß die Dörfer den Befehl erhielten, ſich des Angießens, Zubereitens, Verkübelns und Verkaufens des Waids zu enthalten [55]). Aber nicht blos die Dörfer, ſondern noch mehr die Städte, welche durch den Waidhandel reich geworden waren, hatten den größten Nachtheil durch den Verluſt ihres einträglichſten Handelsproductes. Seitdem nämlich der ungleich wohlfeilere Indig [56]) immer ſtärker gebraucht ward, fiel der Waidhandel faſt ganz, und ſelbſt das Verbot des Indigs, das mehre Reichsabſchiede enthalten, konnte ihn nicht retten [57]). Vor dem J. 1616 bauten mehr als 300 thüringiſche Dörfer Waid, und zogen dafür jährlich etliche Tonnen Goldes ins Land; aber ſchon im J. 1629 beſchäftigten ſich nicht mehr als 30 Dörfer mit dem Waidbau, und im J. 1780 ſetzte allein das gothaiſche Dorf Friemar, nebſt wenigen andern Orten, denſelben fort [58]). Ungeachtet ſoviel Waid in der mittlern Zeit gebaut ward, war er doch ſo theuer, daß er den Verſuchen der Fälſchung nicht entgehen konnte. Daher war in Nürnberg ein Gegenſtand der öffentlichen Sorgfalt die Echtheit des Waids [59]). In der älteſten, vor dem Jahre 1300 gegebenen, nürnberger Polizeiordnung heißt es: Es ſollen auch die Färber ſchwören zu den Heiligen, daß ſie die Wolle wohl ſieden, und auch anders Niemand färbe, er habe denn vorher darüber geſchworen, und ſie ſollen auch rügen, ob Jemand ungeſchworen färbe. Wer immer das bricht, der gibt ein Pfund Heller je von dem Tuche, und es iſt auch Geſetz, daß ſie die Wolle auch ſieden ſollen wohl nach ſeinem Rechte, und ſollen auch ſchwören, die es da färben [60]). Die beträchtliche Anzahl der Färber zu Ulm [61]) gehörte eigentlich zur Marnerzunft [62]), und beſtanden hauptſächlich in Schwarz- und Rothfärbern. Ihre Ordnungen wurden ihnen von der Marnerzunft ertheilt, und auch die Färber auf dem Lande, wie z. B. in Geißlingen, erhielten von Zeit zu Zeit ihre Ordnungen von den Marnern [63]) zu Ulm. Sehr ſtreng wurden ſie durch Schwarzſchauer und Rothſchauer beaufſichtigt. Die ulmer Weber ſchickten ihr weißes Barchenttuch vielfach den augsburger Färbern zu, und dagegen die auswärtigen Weber das ihrige den

51) Biſchoff a. a. O. S. 219. 52) Bei Schreber a. a. O. unter den Anlagen. 53) Dieſe beſtanden nach Galletti (Geſch. Thüringens. 3. Bd. S. 214) ohne Zweifel darin, daß Herzog Wilhelm dieſe Abgabe für ein Einſchränkungsmittel des Waidhandels hielt. 54) Müller, Des Chur- und Fürſtl. Hauſes Sachſen Annal. S. 31. 55) Galletti, Geſch. und Beſchr. des Herzogthums Gotha. 2. Th. S. 80. 81. 87. 88. 128. 129. 56) Außer dem Indig gibt Pfefferkorn noch folgenden Grund des Verfalles des Waidbaues an, nachdem er das Diſtichon im Betreff des thüringer Landes, welches wir oben mitgetheilt haben, angeführt hat, fährt er fort: „Wiewol der Ruhm des Waids wegen, nachdem der Engländer aus Thüringen Samen bekommen und der Indig in dieſes Land gebracht iſt, nunmehr (1684) ziemlich gefallen, denn da vormals ein Schock Ballen auf einen halben Thaler gekommen, thut es dem Thüringer weh, daß er ſolches jetzund für 20, ja oft für 14 Pfennige geben muß. Jedoch was an dieſem Gewächs abgeht, wird hier und da mit Saflor, Anis und andern Dingen erſetzt. Wie der Waid zugerichtet wird, davon kann ein Bauer aus Friemar, Hauſen und Pfullendorf beſſere Nachricht, als ich geben.“ So Pfefferkorn.

57) Galletti, Geſch. Thüringens. 6. Bd. S. 136. Auf dem Reichstage ward der Indig als eine ſchädliche, freſſende Teufels- und Corroſivfarbe beſchrieben; ſ. R.-Pol.-O. zu Frankfurt vom J. 1577. Tit. 21. §. 3. 58) Der Kurfürſt von Sachſen (Codex Augusteus. T. I. p. 236. 1521. 1547) und Herzog Ernſt der Fromme (Gothaiſche Landesordnung. 2. Th. Cap. 3. Tit. 40) erließen zu verſchiedenen Malen harte Gebote gegen den Indig. Dadurch, daß der Waid der Teutſchen von dem Indig und ihr Scharlach von der Cochenille verdrängt ward, gingen mittels der großen Veränderung des Weges des oſtindiſchen Handels und der Eröffnung des neuen, des weſtindiſchen, der größte Theil der Färbereien der Teutſchen unter, und dieſes zog zugleich den Verfall ihrer Wollmanufacturen nach ſich; ſ. Fr. Jon. Fiſcher's Geſchichte des teutſchen Handels. 2. Th. S. 588. 59) Biſchoff a. a. O. S. 219. 220. 60) Auszug aus Chriſtoph Gottlieb von Murr Älteſter nürnbergiſcher Handwerksgeſchichte und Originalurkunden von 1285 bis 1540 bei Biſchoff a. a. O. S. 265. 61) E. Jäger, Ulms Verfaſſungs-, bürgerliches und commercielles Leben, bemerkt S. 634—635: „Auf römiſchen Monumenten finden wir einheimiſche Negotiatores artis purpureae; die rätiſche Purpur- und Scharlachfarbe war noch im Mittelalter berühmt; daher Regio Bojoariorum purpurea affluens;“ ſ. Muchar, Das römiſche Noricum XV. 62) Marner bedeutete, außer Schiffer, eine Claſſe von Webern, welche auch Loderer (von Loden, ein ganzes Stück leinenes oder wollenes Tuch) bildeten; ſ. Jäger a. a. O. S. 636. 63) Es geht daraus, ſowie aus Anderm hervor, daß die Behauptung von Ludewig (Diss. de re bifaria tinctor. p. 11), daß die Schwarzfärber ſich ſchon unter Heinrich I. im J. 925 in eine Zunft vereinigt hätten, ganz unbegründet iſt.

ulmer Färbern. Sehr oft hatten Unterredungen zwiſchen den augsburger und ulmer Kaufleuten über das Anſetzen der Farben ſtatt. Beſonders die biberacher Weber ſchickten zu Ende des 15. Jahrh. ihr Barchenttuch in ſolcher Menge nach Ulm, daß ſich der Rath von Biberach als über Beeinträchtigung ſeiner Färbereien beklagte. Anfänglich drückten die Ulmer blos ihr Zeichen, welches in einem Ringe beſtand, auf den von ihnen gefärbten biberacher Barchent; aber die Zufuhr des Barchents zum Färben ward in Ulm ſo bedeutend, daß oft in einem Jahre allein für die biberacher Weber 30—40 Farbol gefärbt und zugleich verkauft wurden. Daher verordnete der Rath von Ulm, daß man ſowol den roth, als ſchwarzgefärbten Barchent von Biberach mit einem B. bezeichnen ſolle, damit Niemand betrogen und derſelbe für ulmer Barchent ausgegeben werde. In Biberach beklagte man ſich darüber. Dagegen machte das Gutachten von Kaufleuten (aus dem Ende des 15. Jahrh.) bemerklich, daß, wenn der Rath in Biberach das Färben des biberacher Barchents abſtellen wollte, ſo würde das zwar den ulmer Färbern, aber noch mehr den biberacher Webern Nachtheil bringen, denn die Biberacher könnten für ſich ihren Barchent nicht vertreiben. Ulm biete ihnen einen geſchickten Abſatzplatz dar, indem die Würtemberger auf den ulmer Märkten nicht gern den biberacher Barchent kaufen; ob ſie aber dieſe Kaufleute für ihren Barchent auch ferner haben würden, wenn ſie denſelben nicht mehr in Ulm färben ließen, ſtehe dahin. Da der ulmer Barchent in ſo hohem Preiſe ſtehe, ſo bringe das Färben des biberacher Barchents dem Ulmer mehr Schaden, als Vortheil, weil jeder auf die Wohlfeilheit ſehe, und bei dieſer Gelegenheit mancher Barchent, der in Biberach ſelbſt gefärbt und mit dem biberacher Sigill verſehen worden, hierher geführt und verkauft werde. Daß die Biberacher ihren Barchent nicht auch in Augsburg ſchwarz färben laſſen, in welchem Falle er noch lieber gekauft werden würde, darin ſeien die Biberacher mehr wider ſich ſelbſt, und ſo gut man es in Ulm leiden müſſe, daß der ulmer Barchent nach Augsburg zum Färben geführt werde, ſo wenig können ſich die Biberacher beſchweren, daß ihre Weber das Barchenttuch nach Ulm zum Färben ſchicken[64]). Um ſolche Streitigkeiten, wie die Biberacher mit den Ulmern hatten, zu verhindern, hatten die Hanſeſtädte in einem Reglement, welches ſie im J. 1418 zu Lübeck in lateiniſcher Sprache verfaßten, im 6. §. folgende Verordnung gegeben: „Kein Kaufmann ſoll aus einer Stadt ein ungefärbtes Tuch kaufen und es in einer andern in die Farbe bringen, ſondern, wo das Tuch gekauft iſt, da ſoll es auch gefärbt werden, bei Verluſt des Tuches und der Färbewaaren“[65]). So ſuchten die Hanſeſtädte einen wichtigen Gegenſtand der gegenſeitigen Eiferſucht zu beſeitigen. Nicht blos die Städte, wo gefärbt ward, ſahen ſcheel auf einander, ſondern auch die Schwarz- oder Schlechtfärber und die Roth- oder Schönfärber befeindeten einander. Letztere ſcheinen Anfangs vorzugsweiſe Färber ohne Zuſatz genannt worden zu ſein; in Chr. G. Murr's Nürnbergiſcher Handwerksgeſchichte kommt zum J. 1388 vor: „Aigenein Verber,“ zum J. 1505: „Hanns Schwarzferber,“ und zum J. 1537: „Wilhelm Aichler, ein Ferber.“ Früher, als die Benennung Schönfärber aufkam, und man die Färber durch Schwarz- und Rothfärber unterſchied, machten die *Waidfärber* eine beſondere Claſſe aus. Schon in einer Urkunde vom J. 1339 findet ſich das Wort Waidfärber. Auch hießen ſie *Rheiniſchfärber* und *Tuchfärber*. Außer ihnen wird in den Reichsgeſetzen des 16. Jahrh., ſo im Reichsabſchiede von Regensburg vom J. 1594, der *Seidenfärber* gedacht[66]). Schon ſeit der Mitte des 15. Jahrh. gaben ſich die Geſchlechter von Ulm mit dem Handel in Sammet, den ſie aus Italien bezogen, ab; aber erſt 1515 ging der Ulmer *Martin Scheler*, welcher den beſten Sammet am Comerſee hatte kennen gelernt, dahin und lernte die Sammetweberei. Bei ſeiner Rückkehr errichtete er in Ulm ein *Färbehaus*[67]). Namentlich in Sachſen maßten ſich die alten Schwarz- und Schlechtfärber, welche einige gute Farben auf Leinen und halbwollenes Zeuch ſich angeeignet hatten, den Titel *Schwarz- und Schönfärber* an, und ſuchten ſich hierdurch von den eigentlichen *Schlechtfärbern* und *Leinwandreißern* zu unterſcheiden, wurden aber mit dieſen unter dem Namen *Schwarz- und Schönfärber* durch eine kurſächſiſche Verordnung vom 24. Mai 1595 in eine Zunft und in drei Hauptladen, nämlich in die leipziger, die dresdener und die zwickauer, gebracht[68]). Dieſe Vereinigung hat einen Theil der Schriftſteller[69]) veranlaßt, dieſelbe für eine Vereinigung der *Kunſtfärber* mit den Schwarzfärbern irriger Weiſe zu halten. Doch blieben die Kunſtfärber, welche früher Tuch-, Waid- und Rheiniſchfärber genannt wurden, geſchieden, und wurden vorzugsweiſe *Schönfärber* genannt. Da aus den neubereiſten und rückſichtlich neuentdeckten Ländern vorher unbekannte Färbeſtoffe, wie die *Cochenille* und die braſiliſchen Rothhölzer, während man früher nur das Rothholz aus Aſien ſparſam hatte, und andere ſeltene und koſtbare Farbeningredienzen, wie der *Indig*, jetzt in großer Menge nach Europa gebracht wurden, ſo machten ſich die holländiſchen und franzöſiſchen Färber dieſelben ſogleich zu Nutze, waren durch dieſe Waaren in den Stand geſetzt, weit ſchönere Farben mit geringeren Koſten, als man mit den bisher bekannten Farbeningredienzen vermocht hatte, zu verfertigen, und zogen ſich, da man in Teutſchland dieſelben nicht ſo zeitig erhielt, häufig dahin, und vereinigten ſich mit den inländiſchen Tuch- und Waidfärbern unter dem Namen der *Kunſt-, Waid- und Schönfärber*[70]). So legte ein Nieder-

64) *Jäger* a. a. O. S. 635. 636. 65) *Pütter's* Reichsgeſchichte. §. 145. IV. not. w.

66) *Biſchoff* a. a. O. S. 87. 67) *Jäger* a. a. O. S. 649. 68) *Schreber* a. a. O. Hauptſt. V. §. 3. 69) *de Ludewig*, Diss. de re bifaria tinctor. Cap. III. diff. 9. n. 34. v. *Juſti*, Polizeiwiſſenſchaft. 1. Bd. 5. Buch. 20. Hauptſt. 3. Abſchn. §. 583. 70) „Hieraus iſt," bemerkt *Biſchoff* a. a. O. S. 88, „ohne Zweifel die genaue Verbindung entſtanden, in welcher die teutſchen Schönfärber noch jetzt mit den franzöſiſchen, engliſchen und holländiſchen Färbern ſtehen, da die Schwarzfärber nicht außer Teutſchland kommen können."

länder, Namens Joh. Nic. Schmidt, in Gera eine Schönfärberei in der Mitte des 16. Jahrh. an[71]). Doch war es ein Teutſcher, ein Schönfärber, nach Einigen Küſter, nach Andern Küffler, nach wieder Andern Kepfler und nach der Angabe der Holländer Drebel geheißen, der im 16. Jahrh. die Kunſt der Bereitung der vortrefflichen neueren Scharlachfarbe mittels einer Zinnauflöſung erfand[72]). Er brachte dieſe Kunſt im J. 1543 nach England, ließ ſich Anfangs in dem unweit London gelegenen Flecken Bow nieder und legte daſelbſt ein Färbehaus an; deshalb ward die Scharlachfarbe auf Engliſch Bow dye (Farbe von Bow) genannt[73]). Der niederländiſche Maler Peter Kloeck hatte auf ſeinen langen Reiſen in der Türkei und im ganzen Orient die ſchönſten Farben auf Seide und Wolle erlernt, war auch ſo glücklich, die Kenntniß der Bereitung der neuen Scharlachfarbe von dem teutſchen Erfinder zu erlangen, und kehrte mit ihr in ſein Vaterland zurück, brachte hier bald die Färberei in Aufnahme, und ſetzte ſie bis zu ſeinem Todestage im J. 1550 fort. Um die von Küffler erfundene Scharlachfarbe in Frankreich in Ausübung zu bringen, erbaute Gilles Gobelin in einer Vorſtadt von Paris an einem kleinen Bache, Bievre, deſſen Waſſer ſich beſonders zu dieſer Farbe eignete, eine Färberei. Man nannte ſie, weil man Anfangs an einem glücklichen Gelingen zweifelte, La Folie-Gobelin, Gobelin's Thorheit[74]). Aber er führte ſeine Unternehmung glücklich aus, und die von ihm gelieferte Scharlachfarbe heißt noch jetzt in Frankreich Gobelins, ſowie auch Gobelins die Gebäude der berühmten Manufactur der Tapetenwirker und Scharlachfärber, und die Manufactur ſelbſt. Seine Zeitgenoſſen wußten ſich Gobelin's Erfolge nicht anders zu erklären, als durch die Annahme, er habe einen Pact mit dem Teufel gemacht[75]). Unter ſolchen Umſtänden konnte die Färberei ſich keiner großen Fortſchritte in Frankreich erfreuen. Man hatte zwar ſchon längſt, wie aus dem Reglement vom 17. Nov. 1383 hervorgeht, in Frankreich die Eintheilung der Färber in Schönfärber und Schlechtfärber; aber man beobachtete ſie nicht genau, bis Colbert ſie im J. 1669 von Neuem genau beſtimmte. Er ließ durch den Herrn von Ablo eine ausführliche Färbeordnung verfaſſen, und ſie ward im J. 1669 zu Paris publicirt und 1672 daſelbſt gedruckt[76]). (Vergleiche damit S. 78.) Der Gegenſtand wird in zwölf Capiteln abgehandelt: 1) von den fünf Hauptfarben und der Zubereitung der Waaren, ehe ſie gefärbt werden; 2) von der Anwendung der Färbeſtoffe; 3) von den Nebenfarben; 4) von der Eintheilung der Färber in Schönfärber (teinturiers en bon teint) und Schlechtfärber (teinturiers en petit teint); 6) von den Färbezeichen, mit welchen ſie bei Färbegattungen die von ihnen gefärbten Waaren bemerken ſollen; 8) von den Urſachen, warum man dieſe oder jene Färbeſtoffe verboten hat; 9) von der ſchwarzen Farbe; 10) von den Vorſchriften des Grundes und Sudes, welchen das Zeuch bei dieſer oder jener Farbe erhalten ſoll; 11) vom Färben des Linnens und der Hüte; 12) Empfehlung des Gebrauches und der beſten Cultur der inländiſchen Färbewaaren, von welchen ein Regiſter beigefügt iſt. Seit dieſer Zeit ſind die von Frankreich gelieferten Farben vorzüglich, und die Schriften über die Färberei nicht ohne Verdienſt. In England wandte die Regierung weit früher ihre Sorge auf kräftige Emporbringung der Färberei. Im 14. Jahrh. ließ König Eduard III. viel Färber aus Flandern nach England kommen[77]). Eduard IV. errichtete im J. 1472 zu London eine beſondere Compagnie von Färbern, welche jetzt unter den 92 incorporirten Compagnien daſelbſt die 13. Stelle einnimmt, ihr eigenes Wappen führt und ihre Niederlage in Dowgate-Hill hat[78]). Gegen die neuen, aus Oſtindien und Amerika kommenden, Färbeſtoffe war man auch in England Anfangs mistrauiſch, ſodaß unter der Königin Eliſabeth nicht nur der Gebrauch des Indigs eingeſchränkt, ſondern auch das Färben mit Campecheholz verboten, und es verbrannt ward, wo man es fand[79]). Oft ward noch dieſes Verbot wiederholt, bis endlich ſeine Aufhebung unter Karl II. im J. 1661 der Färberei einen großen Dienſt leiſtete. Es ward dabei bemerkt: „Da man gefunden hat, daß nun unſere Färber durch Fleiß und Geſchicklichkeit ſoweit gekommen ſind, daß ſie die Farben mit Campecheholz ſo gut und dauerhaft machen können, als andere Holzfarben, ſo ſoll denſelben der Gebrauch dieſes Holzes künftig geſtattet ſein"[80]). Den mit echter Scharlachfarbe gefärbten Scharlach haben wir oben als einen ſchon vor dem J. 1303 gewöhnlichen Ausfuhrartikel nachgewieſen. Die Kunſt der Bereitung und Anwendung der künſtlichen Scharlachfarbe mittels Zinnſolution brachte ihr teutſcher Erfinder Küffler oder Kepfler im J. 1543 nach England. Im J. 1667 zog ebendahin der niederländiſche Färber Brauer mit ſeiner ganzen Familie, und gab daſelbſt der Wollenfärberei überhaupt die Vollkommenheit[81]), welche ſeitdem die Engländer zu einem ſo hohen Grade getrieben haben[82]). Durch Entdeckung des Seeweges nach Oſtindien um das Vor-

71) *de Ludewig* l. l. p. 1. 72) Hellot, Färbekunſt. S. 276. Beckmann, Technologie. S. 64. 73) Biſchoff a. a. O. S. 81. 74) Mém. de l'Acad. de Berl. vom J. 1767. p. 92. 75) Die Sage, welche man deshalb erfand, ſ. bei *Zanon*, Lettere dell' Agricoltura. T. VI. Lett. 3, und daraus bei Biſchoff a. a. O. S. 75. 76. 76) Unter dem Titel: Instruction générale pour la teinture des laines et manufactures de laine de toutes couleurs et pour la culture des drogues ou ingrediens, qu'on y employe (à Paris 1672. 12.), und wieder aufgelegt: Le teinturier parfait, ou Instruction nouvelle et générale pour la teinture des laines et manufactures de laine ou ingrediens, qu'on y employe. (à Leyde chez *Theod. Haack*. 1708. 8.) Im J. 1726 ward es in zwei Theilen herausgegeben. Teutſch erſchien es durch P. J. Marperger unter dem lateiniſchen Titel: Ars tinctoria fundamentalis. Vergl. Mémoires concernant les arts et les sciences vom J. 1673 und Leipz. Samml. 3. B. vom J. 1746. S. 1013.

77) *Rymer*, Acta publica. T. II. P. III. p. 68. 78) *John Northouck*, New history of London. T. II. p. 601. 79) The statutes at Large. Statute 23. Eliz. C. 9. An act for abolishing of certain de certfull stuff, used in dying of Cloth etc. 80) Statutes Charles II. 13. C. 11. Frauds and Abuses in his Majesty's Customs prevented and regulated. 81) *Anderson*, History of Commerce. T. II. p. 132. 82) Biſchoff a. a. O. S. 82.

gebirge der guten Hoffnung verloren die Italiener ihren vorzüglichſten Handelszweig, welchen, außer den Gewürzen, beſonders die indiſchen Färbeſtoffe ausmachten. Die Portugieſen beſetzten nämlich die indiſchen Seehäfen, den perſiſchen Meerbuſen und das rothe Meer mit ihren Flotten, ſperrten allen Handel dahin, kauften an den Handelsorten alle Specereien ſelbſt auf, verſchifften ſie nach Spanien und verkauften ſie zu erhöhten Preiſen an alle Völker Europa's. Vergebens verſuchten die Italiener durch ihre Kriegsbündniſſe mit den Arabern, mit dem Sultane von Ägypten und mit dem türkiſchen Kaiſer das Gewerbe der Portugieſen zu zerſtören [83]). Sie bemühten ſich daher, auf einem andern Handelswege die indiſchen Producte ebenſo bequem und ebenſo wohlfeil, wie die Portugieſen, zu erhalten. Der Genueſer Paul Centurio, welcher zu dieſem Zwecke verſchiedene Handelsreiſen thun mußte, erhielt von ägyptiſchen, ſyriſchen und armeniſchen Kaufleuten Nachrichten von dem alten Handelswege über Moskau und Kiew. Um dieſen wieder herzuſtellen und zu eröffnen, reiſte er nach Moskau und ſtellte dem Großfürſten Iwan Waſiljewitſch die großen Vortheile vor, die er durch dieſen veränderten Waarenzug erhalten könnte, indem dadurch ſeine Zölle bereichert und die Gewürze, deren ſich die Ruſſen bei ihren Speiſen in ſolcher Menge zu bedienen gewohnt, wohlfeiler gekauft werden könnten; aber er richtete nichts aus, weil Iwan es nicht für räthlich hielt, einem ausländiſchen und unbekannten Menſchen diejenigen Gegenden, welche den Zugang zu dem perſiſchen Meere und den Reichen der Perſer gewährten, zu eröffnen [84]). Die Italiener, welche den alten Handelsweg zu behaupten ſuchten, wurden daher, ſo lange ſie dieſes thaten, von dem Welthandel faſt gänzlich ausgeſchloſſen. Daher führt Plictho weder den Indig, noch die Cochenille auf. Wenn er den Verzino nennt, ſo war dieſes wol nicht das heutige Braſilienholz, ſondern dasjenige Rothholz, welches ein Erzeugniß Aſiens iſt, und deſſen Handelsweg die Portugieſen alſo, wie es ſcheint, nicht ganz haben abſchneiden können, weil es nicht blos aus Oſtindien kam. Plictho, der eigentlich Johann Ventura Roſetti hieß, und Aufſeher des Arſenals zu Venedig war, wie er ſich am Ende ſeines Werkes über die Färbekunſt zu erkennen gibt, beſtrebte ſich aus allen Kräften, wie er in der Vorrede ſagt, Tage, Nächte, Monate, Jahre mit Gefahr und Verluſt, mit ſeinem ſauren Schweiße und ſeinem ärmlichen Vermögen, dieſe wichtige Kunſt zu verbeſſern und ſie binnen 16 Jahren in gehörige Fächer zu ordnen. Von dem in drei Abſchnitte getheilten Werke handelt der erſte von dem Färben der Wolle, der Leinwand, des baumwollenen Zeuches, des Barchents u. ſ. w.; der zweite von der Seidenfärberei; der dritte von dem Färben der Felle. Es führt den Titel: *Plictho* de l'arte de Tentori, che insegna tenger panni, telle, banbasi e sede, si per l'arte magiore, come per la commune. (Vinegia 1548. 4.) (d. h. Plictho von der Kunſt der Färber, welche Tücher, Leinwand, Baumwolle und Seide, ſowol durch die größere Kunſt, als durch die gemeine färben lehrt). Dieſes Werk ward ins Franzöſiſche überſetzt [85]). Die neueren Schriftſteller über die Färberkunſt, wie Hellot und Andere, ſehen vornehm auf Plictho's Werk als eine elende Receptenſammlung herab; doch hat es nicht wenig zur Beförderung der Färbekunſt beigetragen [86]). Zur Kenntniß des Zuſtandes derſelben im Mittelalter iſt es ganz unentbehrlich. (*Ferdinand Wachter.*)

III. Neuere Zeit. Ungeachtet durch die Gobelins die Scharlachfarbe in einen regelmäßigen Gang gebracht war, ſo blieb es doch mit allen übrigen Branchen der Färberei immer beim Alten, bis endlich unter der Regierung Ludwig's XIV. der große Colbert ſich der Sache unterzog, die Einrichtungen und Fehler der franzöſiſchen Färberei unterſuchen und durch einen Herrn von Ablo eine ausführliche Färberordnung abfaſſen ließ, die ums J. 1669 zu Paris publicirt und 1672 gedruckt wurde [1]).

Sehr treffend ſagt der Verfaſſer jenes Buches gleich im Anfange deſſelben: „Wenn die Seiden-, Wollen- und Leinenmanufacturen diejenigen ſind, welche am meiſten zur Unterhaltung und Aufnahme der Handlung beitragen, ſo iſt die Färberei, die ihnen die Mannichfaltigkeit der Farben ſchenkt, wodurch ſie die ſchönſten Sachen in der Natur nachahmen und ausdrücken, die Seele davon, ohne welche der Körper nur ein ſchwaches Leben haben würde. Die Wolle und Seide würden in ihrer natürlichen Farbe eher ein plumpes Weſen unſerer Zeit, als menſchliche Kunſt und Erfahrung verrathen, und nur innerhalb des Landes Abſatz finden, wenn ihnen die Färberei nicht diejenigen Reize gäbe, welche ſie auch den roheſten Nationen angenehm und werth machen."

Inzwiſchen blieb es nicht bei der gegebenen Anordnung allein, ſondern man ging weiter, und ließ durch beſtellte Commiſſarien auf die genaueſte Befolgung dieſer Verordnung in den Färbereien wachen, und ein Mitglied der pariſer Akademie wurde beſoldet, um anhaltend neue Verſuche und Verbeſſerungen zur Vervollkommnung der Farben anzuſtellen. Die gemachten Entdeckungen wurden der Akademie vorgelegt, und dieſe machte alsdann jene Entdeckungen den Färbern zur Ausübung bekannt. Es entſtanden dadurch die Werke einiger franzöſiſchen Gelehr-

83) Staat von Portugal. S. 466. 467. *Bodin.* De republica. Lib. IV. c. 2. p. 1016. 1017. 84) *Paul. Jovii* Novocom. Lib. de Legat. Basilii M. Princ. Moscov. ad Clem. VII. P. M. int. auct. rer. Moscovit. (Francof. ad M. ap. *Wechel.* 1600.) p. 119.

85) Unter dem Titel: Suite du Teinturier parfait, ou l'art de teindre les laines, soyes, fils, peaux, poils, plumes etc. comme il se pratique à Venise, Genes, Florence et dans tout le Levant; et la manière de passer en Chamois toute sorte de peaux, traduite de l'Italien. (Paris 1716.) 86) Cf. *Zanon* l. c. T. III. P. III. Lett. 7.

1) Le Teinturier parfait, ou Instruction générale pour la teinture des laines et manufactures de laine de toutes couleurs, et pour la Culture de drogues ou ingrediens qu'on y employe. (Paris 1672. 12.) Von dieſem Buche erſchien 1708 zu Leyden eine neue Ausgabe in 8. Im J. 1726 kam ſolches in zwei Theilen heraus.

ten über die Färbekunſt, nämlich die von Duſay [2]), Hellot [3]), Macquer [4]) und Berthollet.

Mit Duſay's Beihilfe wurde Colbert's Inſtruction verbeſſert, oder vielmehr durch eine neue aufgehoben, welche unter der Adminiſtration von M. Dorry im J. 1737 bekannt gemacht wurde.

Duſay ſcheint der Erſte geweſen zu ſein, welcher richtige Begriffe hatte von der Urſache der Adhäſion der Pigmente zu den Stoffen, welche gefärbt werden, nämlich diejenigen, welche von der Verwandtſchaft oder Anziehung zwiſchen dem Pigmente und der Faſer der Materie der zu färbenden Zeuche abhängen. Er bemerkte ſchon ganz richtig, daß ohne dieſe Verwandtſchaft das zu färbende Zeuch im Farbekeſſel nur einen gewiſſen Grad der färbenden Flüſſigkeit aufnehmen kann, durch eine *gleichförmige* Theilnahme des darin aufgelöſten Färbeſtoffes, während man dagegen oft wahrnimmt, daß das Zeuch durch Anziehung aller Farbetheilchen die Farbebrühe in der That ſo erſchöpft, daß dieſe ſo farblos wie Waſſer zurückbleibt. Duſay bemerkte alſo den Unterſchied in den Abſtufungen der Anziehung verſchiedener Subſtanzen, als Wolle und Baumwolle, zu einem und dem nämlichen Farbeſtoffe.

Übrigens ſcheint Duſay jedoch keinen richtigen Begriff gehabt zu haben von der weit auffallenderen Urſache der Befeſtigung adjectiver Farben, welche durch Mittheilung einer geeigneten Beize (Baſis, Mordant) erfolgt, die eine eigenthümliche *Anziehungskraft*, ſowol zum Farbeſtoff, als auch zur färbenden Subſtanz, beſitzt, und daher als das Band zwiſchen beiden beleuchtet werden muß. Sein Nachfolger, *Hellot*, kam in dieſer Hinſicht der Wahrheit nicht näher. *Macquer* ſcheint von der Natur und dem Gebrauche des Alauns und der verſchiedenen metalliſchen Auflöſungen als Beizmittel in der Färberei ſchon einen richtigen Begriff gehabt zu haben, wie der Artikel Teinture in ſeinem Dictionnaire de chémie, welches im J. 1775 erſchien, beweiſt. Macquer kündigte an, daß er eine allgemeine Abhandlung über die Färbekunſt bearbeiten werde, an deſſen Ausführung ihn der unerwartete Tod hinderte. Nach Macquer erhielt *Berthollet* von der franzöſiſchen Regierung die Oberaufſicht über die mit der Chemie verbundenen Künſte und Gewerbe. Von ihm erſchien im J. 1791 die erſte Ausgabe ſeines Werkes über Färbekunſt, unter dem Titel: **Élémens de l'Art de la Teinture.** Später gab er in Verbindung mit ſeinem Sohne eine neue verbeſſerte Auflage heraus.

In England erſchien 1605 ein Werk, unter dem Titel: **Taken ant of Dutch, and Englished by *L. M.* Imprinted at London, by *Thomas Purfort*, dwelling within the New Rents in *S. Nicholas Shambles*.** Die Anweiſungen, welche in dieſer Schrift enthalten ſind, beziehen ſich vorzüglich auf den Indig, den Waid, Krapp, Braſilienholz, Saflor, Galläpfel, Erlenrinde und das gelbe Färberkraut. Nur ein oder ein Paar Mal kommt Kermes und Lack, Cochenille aber gar nicht vor. Am 30. März 1664 übergab *Robert Boyle* der königlichen Societät ſeine Verſuche und Beobachtungen über Farben, und am darauf folgenden 10. Aug. beſchloß die Societät, daß die Kunſt, *Farben zu befeſtigen*, den Herren Howard Boyle und Doctor Merret zur Aufgabe gemacht werden ſollte; es ſcheint aber nicht, daß ſie dieſer Aufgabe entſprochen und etwas mitgetheilt haben. In der Verſammlung der Societät am 11. Nov. 1696 legte das Mitglied *Hooke* ein Stück Zitz vor, welches auf eine von ihm erfundene Art bunt gefärbt war, und am 9. des darauf folgenden Monats ein anderes Muſter von bunt gefärbtem Zeuche, mit gelben, rothen, grünen, blauen und purpurnen Farben, wovon er verſicherte, daß ſie das Waſchen mit warmem Waſſer und Seiſe aushalten. Von dieſer Zeit an ſcheint ein Zeitraum von beinahe hundert Jahren verfloſſen zu ſein, ohne daß etwas mehr für die Verbeſſerung der engliſchen Färberei und Kattundruckerei erfolgte.

In Teutſchland zählte vor dem 30jährigen Kriege Augsburg bereits außerhalb ihrer Mauern 40 und innerhalb derſelben noch viel mehr Farbhäuſer. Nachdem dieſes Gewerbe durch Krieg und andere Umſtände herabgekommen war, wurde die Zahl der Färbermeiſter im J. 1710 auf 40 geſetzt. Im J. 1665 wollte ſich ein Schönfärber, Namens *Catar*, von Hanau, der ſeine Kenntniſſe in Frankreich, Holland und Sachſen erworben hatte, in Augsburg niederlaſſen; er konnte aber das Bürgerrecht nicht erlangen, weil er der reformirten Religion nicht entſagen wollte. Dagegen wurde bald darauf, im J. 1677, dieſes Gewerbe durch *Paul Dasdorf* aus Reichenbach in Sachſen dahier gegründet. Die erſte Seidenfärberei etablirte im J. 1676 *Dietrich zur Helle* in Augsburg [5]).

Erſt aber, ſeitdem die leuchtende Fackel der Chemie, handreichend mit der Phyſik, in die techniſchen Werkſtäten eingedrungen und bleibende Wurzeln geſchlagen, konnte die Färberei eine wiſſenſchaftliche Form annehmen, wodurch ſie nach und nach zur eigentlichen *Kunſt* ſich erhob. Was in wiſſenſchaftlicher Beziehung ſeit beiläufig *vier Jahrzehenden* dieſer, früher mehr empiriſch betriebenen, Kunſt zufloß, überbietet alle Zeiten, bis zum Anfange derſelben. Durch denkende und forſchende Männer, wie Bancroft, Berthollet, Dingler, Hermbſtädt, Vitalis u. v. a. m., wurde die Färbekunſt mit Rieſenſchritten auf geregelte, unumſtößliche Principien gebracht,

2) *Dufay*, Observations Physiques sur le melange de quelques Couleurs dans la teinture. In den Mémoires de l'académie de Paris 1737. 3) Art de la Teinture des Laines et des Étoffes de laine, par Mr. *Hellot*. (Paris 1750.) 4) *P. Macquer*, Art de la teinture en soie. (Paris 1763.)

5) *Paul von Stetten*, Kunſt-, Gewerbs- und Handwerksgeſchichte der Stadt Augsburg. Die älteſten teutſchen Schriften über Färbekunſt ſind: Allerlei Flecken aus Kleidern zu bringen, wie Garn und Leinwand, Holz und Bein mit mancherlei Farben zu färben. (Mainz 1543.) Ars tinctoria fundamentalis. (Frankfurt 1683. Jena 1685. 1730.) *Georg Ernſt Stahl*, Gründliche Anleitung zur Färbekunſt. (Jena 1703.) *Deſſen* Vollkommene Entdeckung der Färbekunſt. (Jena 1703.) Curioſer und vollkommener Färber. 1. Th. (Nürnberg 1709. 2. Th. 1711.) Ars tinctoria, oder gründliche Anleitung zur Färbekunſt. (Frankfurt 1721.)

und ihr ſowol in wiſſenſchaftlicher, als praktiſcher Beziehung derjenige Grad von Vollkommenheit verliehen, auf welchem wir ſie gegenwärtig erblicken.

Da die Färbekunſt jetzt auf ſtreng wiſſenſchaftlichen Grundſätzen beruht, ſo ſind ihre Reſultate nicht mehr dem blinden Zufalle überlaſſen, ſondern bilden Combinationen naturwiſſenſchaftlicher Berechnungen der verſchiedenen Pigmente zu den verſchiedenen metalliſchen und erdigen Baſen, in ſteter Berückſichtigung zu den zu färbenden Stoffen, als Wolle, Haare, Federn, Seide, Baumwolle und Leinen.

Durch allgemeine Verbreitung der beſſern Werke über Färbekunſt, durch nützliche Unterrichtsanſtalten und endlich durch Berufsneigung angefeuert, ſich dem Studium der techniſchen Chemie zu ergeben, haben ſich faſt durch alle europäiſchen Länder Männer herangebildet und emporgeſchwungen, die ihrem Fache gewachſen, dieſe Kunſt wiſſenſchaftlich und praktiſch zugleich ausüben. Selbſt in die meiſten kleinern Werkſtätten der untergeordneten Färber ſind Strahlen des Lichts eingedrungen, welche eingewurzelte dunkle Vorurtheile verſcheuchten und den Weg zur Belehrung eines Beſſern bahnten. Dieſe Kunſt ſteht dadurch jetzt blühend in ihrem größten Glanze da, und ſchreitet, dem Bedürfen der Zeit entſprechend, mit der Chemie und Phyſik Hand in Hand vorwärts, wodurch ſie ſtets einen einzelnen Zweig dieſer ausgedehnten Naturwiſſenſchaften bildet.

Zu den Gelehrten, Naturforſchern, Chemikern, Manufacturiſten und Fabricanten, welche ſich in neuerer Zeit um die Vervollkommnung der Färbekunſt durch ſchriftliche Mittheilungen verdient gemacht haben, zählen wir:

a) Unter den Teutſchen: Bartholdi, Bekmann, Denſo, Gmelin, Göttling, Gren, Habicht, Hacquet, v. Heßler, v. Juſti, Kortum, Kulenkamp, Neuenhahn, Pörner, v. Schreber, Seiffert, Succow, Vogler. In den letzten 40 Jahren: Bruchmann, Dingler, Hegmann, Hermbſtädt, Heyne, Kreyſig, v. Kurrer, Runge, Schauenburg, Schrader, Schwarzenberg, Trommsdorff u. a. m. b) Unter den Franzoſen: Beaume, Dambourney, Quatremer d'Isjonval, Dufay, Du Hamel, Haußmann, Hellancourt, Hellot, Macquer, Du Trone. In den letzten 40 Jahren: Berthollet, Braconot, Chaptal, Chevrieul, Clement, Collin, Dumas, Desormes, Fourcroy, Köchlin, Kuhlmann, Laſſaigne, Raimond, Roard, Robiquet, Schlumberger, Schwarz, Thillaye, Vauquelin, Vitalis u. a. m. c) Unter den Engländern: Forſyth, Rob. Fritſch, Henry Hoile, Kirwan. In den letzten 40 Jahren: Bancroft, Watter Crum, Roxburgh, Thomſon, Ure, Wilſon u. a. m. d) Unter den Schweden: Geyer, Hord, Pott, Kalm, v. Linné, Weſtring. In den letzten 40 Jahren: Berzelius. e) Unter den Italienern: Fabroni. f) Unter den Spaniern: Vasco, Juan Fernandez. g) Unter den Dänen: Tychſen[6]). (*v. Kurrer.*)

Färbereiche, ſ. **Quercus infectoria.**

Färberflechte, ſ. **Parmelia Roccella** und **Orseille.**

Färberröthe, ſ. **Rubia tinctoria.**

Färberscharte, ſ. **Serratula tinctoria.**

Färberwaid, ſ. **Isatis tinctoria.**

Färberwau, ſ. **Reseda Luteola.**

Färberwurz, ſ. **Rubia tinctorum.**

FÄRBESTOFFE (färbende Stoffe, **Pigmente** [Pigmentum]), werden diejenigen Materien genannt, welche den Grund zur Veranlaſſung farbiger Phänomene enthalten. Färbende Stoffe und Farbe ſind daher wie Urſache und Wirkung von einander unterſchieden, und dürfen durchaus nicht mit einander verwechſelt werden. Die Pigmente bilden keine einfachen, ſondern zuſammengeſetzte Stoffe, und ſind daher, hinſichtlich ihrer Farben, mancherlei Veränderung unterworfen. Die Natur liefert ſie uns vorzüglich aus dem Pflanzenreiche, weniger reichlich aus dem Thierreiche, und am allerſeltenſten aus dem Mineralreiche. In dem Pflanzenreiche ſind ſie in allen Theilen der Pflanzen enthalten; in den Wurzeln, der Rinde, den Stengeln, den Blättern der Blumen und Hölzern. In der Natur kommen die Pigmente meiſtens nur entweder unter ſich, oder mit andern beſondern Grundſtoffen verbunden vor; die meiſten enthalten viel Kohlenſtoff, einige Pflanzenpigmente hingegen auch Stickſtoff.

Die färbenden Stoffe des Pflanzenreichs ſcheinen alle faſt geſchmack- und geruchlos zu ſein. Sie werden durch die feuchte, atmoſphäriſche Luft und durch das Sonnenlicht ſchwächer, verändert oder ganz zerſtört.

In den Pflanzen- und thieriſchen Subſtanzen befinden ſich die Pigmente gewöhnlich abgeſondert in eigenen Theilen; ſie können daher ausgezogen, geſammelt und für den Zweck der Färberei u. ſ. w. verwendet werden. Bei den Mineralien hingegen iſt das färbende Princip durch die ganze Subſtanz verbreitet.

Die Pigmente beſitzen beſondere chemiſche Eigenſchaften, wodurch ſie ſich von allen andern Stoffen unterſcheiden; denn außerdem, daß ſie eigenthümliche Verwandtſchaften zu den einzelnen Lichtſtrahlen äußern, haben ſie noch andere, wodurch ſie fähig ſind, auf verſchiedene chemiſche Agentien zu wirken, und dadurch beſtändige Ver-

---

6) Literatur über die neuere Färbekunſt. Pörner's Chemiſche Verſuche und Bemerkungen zum Nutzen der Färbekunſt. (Leipzig 1772. 1773.) 3 Thle. Deſſen Anleitung zur Färbekunſt. (Leipzig 1785.) Berthollet's Anfangsgründe der Färbekunſt. 2. Aufl., überſetzt von Gehlen. (Berlin 1806.) Hermbſtädt's Grundriß der Färbekunſt. 1. Aufl. 1802. 2. Aufl. 1807. Deſſen Magazin der Färbekunſt. 7 Bde. 1803—1810. Hölterhof's Vollſtändig praktiſches Handbuch der Kunſtfärberei u. ſ. w. 4 Bde. (Erfurt 1808—1811. Dingler's Journal für die Zitz-, Kattun- und Indiennendruckerei. 2 Bde. 1806—1807. Deſſen Neues Journal für die Druck-, Färbe- und Bleichkunſt, in Verbindung mit Dr. Juch und v. Kurrer. 3 Bde. 1815—1818. Deſſen Magazin für Färbekunſt. 2 Bde. Bancroft, Neues engliſches Färbebuch, herausgegeben und mit Anmerkungen und Zuſätzen verſehen von Dr. Dingler und Dr. v. Kurrer. 2 Bde. 1817. 1818. Vitalis, Grundriß der Färberei, aus dem Franzöſiſchen, mit Anmerkungen und Zuſätzen von Dr. Dingler und Dr. v. Kurrer. 1824. Dingler's Polytechniſches Journal, welches fortlaufende Aufſätze im Gebiete der Färberei liefert. Trommsdorff's Handbuch der Färbekunſt. Der Zeuchdruck von Kreyſig. 3 Bde. 1834. 1835. 1837. Manuel de fabricant d'indiennes par *Thillaye*. (Paris 1834.) Jergen's Handbuch der geſammten Schönfärberei. Zweite vollſtändige Auflage von Schrader. 1837. u. a. m.

bindungen mit der Faſer der Wolle, Seide, Baumwolle und dem Leinen zu bilden. In Hinſicht dieſer Verwandtſchaft unterſcheiden ſich die verſchiedenen Pigmente weſentlich von einander, und müſſen deswegen auf verſchiedene Weiſe und mit ſehr mannichfaltigen Mitteln applicirt werden, um auf andern Körpern beſtändige Farben hervorzubringen.

Die Färbekunſt gründet ſich auf die Kenntniß der beſondern Eigenſchaften und Verwandtſchaften dieſer Stoffe, nicht blos in ſofern ſie ſich auf die zu färbenden Subſtanzen beziehen, ſondern auch in ſofern ſie Bezug haben auf die Einwirkungen anderer Agentien, auf welche ſie während oder nach dem Färbeproceß zu wirken fähig ſind.

Durch Chlor werden ſowol die vegetabiliſchen, als animaliſchen Pigmente alle zerſtört, indem ſich daſſelbe des Waſſerſtoffes bemächtigt und ſich in Hydrochlorſäure (Salzſäure) verwandelt.

Die concentrirten Säuren und die ätzenden Alkalien zerſtören den größten Theil der Pigmente. Ebendieſe Körper ſind zum Theil auch befähigt, einige derſelben aufzulöſen, z. B. die concentrirte Schwefelſäure den Indig, die kauſtiſchen Alkalien das Pigment der Curcuma und des Orlean.

Mit Waſſer verdünnt, oder wenn die Alkalien ihre Kauſticität verloren haben, werden ſie fähig, einige derſelben aufzulöſen. In gewiſſen Fällen können die Pigmente wieder in ihren natürlichen Zuſtand verſetzt werden, indem man ſich eines alkaliſchen Oxydes, wenn die Veränderung die Wirkung einer Säure iſt, oder einer Säure bedient, wenn dieſelbe durch ein alkaliſches Oxyd hervorgebracht wurde.

Die Pigmente wirken vorzüglich durch die chemiſche Anziehungskraft auf die Säuren, die Oxyde, die Metallauflöſungen, die erdigen Baſen, den Sauerſtoff und auf die verſchiedenen Gewebe, und durch dieſelben unterſcheiden ſie ſich von allen übrigen vegetabiliſchen und animaliſchen Subſtanzen. Die Anziehung derſelben zu den Metalloxyden und den erdigen Baſen iſt ſo groß, daß ſie ſie den Säuren entziehen und ſich mit ihnen, aus ihrem gemeinſchaftlichen Anziehungsmittel, auf die Zeuche niederſchlagen.

Ihre Verbindung mit dieſen Baſen verändert oft ihre Farbe, macht ſie aber haltbarer und bleibender, als ſie waren, und ſetzt ſie weniger den Einflüſſen der Luft und der andern Körper, welche dieſelben verändern oder zerſtören könnten, aus.

Um das färbende Princip zu extrahiren, müſſen die Pigmente mit den hierfür geeigneten Materien in Auflöſung geſetzt werden. Dieſe Auflöſungsmittel müſſen von ſolcher Beſchaffenheit ſein, daß ſie ſich zwar mit dem Pigmente miſchen, ſolche aber in ihrer Grundmiſchung nicht verändern. Im entgegengeſetzten Falle entſtehen abweichende Farbennuancen.

Die Mittel, deren man ſich zur Ausziehung der Pigmente bedient, müſſen der Natur der Grundmiſchung angemeſſen ſein. Um dieſes zu erforſchen, muß man über das gegenſeitige Verhalten derſelben genaue Erfahrungen anſtellen, die unmittelbare praktiſche Unterſuchungen erfodern, aus welchen die erſten als Reſultate hervorgehen.

Werden die Unterſuchungen mit Beſtimmtheit angeſtellt, ſo müſſen die Pigmente ſowol nach ihrer natürlichen Abkunft, als nach ihren äußern Kennzeichen und nach dem Verhältniſſe ihrer Dauerhaftigkeit oder Unbeſtändigkeit beurtheilt ſein. Dieſe Kenntniß ſetzt ein eigenes Studium voraus, welches man *Farbenmaterialienkunde* nennen kann.

In Beziehung auf dieſe Eintheilung der Pigmente, ſagt *Hermbſtädt* in ſeinem Grundriß der Färbekunſt: „Von dem unbeſtreitbaren Grundſatze ausgegangen, daß alle Farben blos als Folge des reflectirten zerlegten Lichtes angeſehen werden müſſen; ferner, daß die Fähigkeit eines Körpers, das Licht in dem quantitativen Verhältniſſe ſeiner Miſchungstheile zu ſtören, in ſeiner eigenen Grundmiſchung gegründet iſt, können die Pigmente weder als *gummige*, noch *harzige*, noch von irgend einer andern Art von Beſtandtheilen angenommener Natur, wie dieſes früher einige Schriftſteller gethan haben, angeſehen werden, ſondern wir müſſen ſie als eigene Miſchungen von beſtimmten, aber freilich nicht auszumittelnden, quantitativen Verhältniſſen eigener Miſchungstheile betrachten, welche in dieſem Zuſtande die Eigenſchaft haben, die Miſchung des auf ſie wirkenden Lichtes zu ſtören und ein eigenthümlich gefärbtes Licht zu reflectiren, welches dann allein die Farbe beſtimmt, die das Pigment erkennen läßt.“

Bancroft theilt die Pigmente und die daraus darzuſtellenden Farben in *ſubſtantive* und *adjective* ein. *Subſtantive Pigmente* nennt er ſolche, welche, ohne ein beſonderes Anneigungsmittel, einen hinlänglichen Grad von Verwandtſchaft zu den zu colorirenden Stoffen haben und eine feſte, farbige Verbindung darſtellen können, wie das Pigment der Purpurſchnecke, der Indig, Orlean u. ſ. w. *Adjective Pigmente* ſind nach ihm ſolche, die mit dem zu färbenden Stoffe nur durch ein angewendetes Zwiſchenmittel eine farbige Verbindung darzuſtellen vermögen, wie Krapp, Quercitronrinde, Wau, Campecheholz, die Cäſalpinien u. ſ. w.

Nach meinen Begriffen laſſen ſich ſämmtliche Färbeſtoffe, deutlicher bezeichnet, in *blaufärbende*, *rothfärbende*, *gelbfärbende* und *ſchwarzfärbende Pigmente* eintheilen, welche vier Farben als Hauptfarben in der geſammten Druck- und Färbekunſt anzunehmen ſind. Die übrigen Farben, ſowie ihre zahlloſen Abſtufungen, ſind hingegen als Phänomene gegenſeitiger Miſchung zu einander, durch quantitative Miſchungsverhältniſſe erzeugt, zu betrachten.

Als *blaufärbende Pigmente* des Pflanzenreichs erkennen wir vorzüglich den Indig, den Waid und einige weniger ſich für die Anwendung im Färben eignenden Pflanzen.

Rothfärbende Pigmente liefert uns das Thierreich in der Cochenille, dem Kermes (Coccus ilicis), dem Gummilack, dem Lac Lace und Lac Dye, ſowie einiger andern Inſekten. Im Pflanzenreiche vorzüglich der Krapp (Rubia tinctorum) und die verſchiedenen Rothholzarten (Cäſalpinien).

Die *gelbfärbenden Pigmente* des Pflanzenreichs kommen in der Natur überaus häufig vor. Die vorzüglichſten derſelben ſind die Quercitronrinde (Quercus tinctoria), der Wau (Reseda luteola), die Gelb- oder Kreuzbeere (Rhamnus catharticus), die Curcumawurzel (Curcuma longa), die Scharte (Serratula tinctoria), das Gelbholz (Morus tinctoria), der färbende Ginſt (Genista tinctoria) u. v. a. m.

Als *ſchwarzfärbende Pigmente* betrachten wir das Campecheholz (Haematoxylon campechianum), die Galläpfel, den Sumach, die Knoſpen, die Dividiviſchoten, ſowie mehre Rinden und andere Pflanzenkörper.

Die Anneigungsmittel für die Pigmente werden Beizen, Baſen oder Mordants genannt; ſie ſind von verſchiedener Beſchaffenheit, meiſtens Metalloxyde oder erdige Baſen, zuweilen auch Gärbeſtoff, Sumach und Galläpfel. Dieſe Beizmittel verbinden ſich entweder unverändert, oder auf gewiſſe Weiſe in ihren Miſchungstheilen verändert chemiſch mit den zu färbenden Stoffen, und veranlaſſen einen farbigen Niederſchlag des Pigments auf denſelben, gleichwie ſie ſelbſt, zur Auflöſung eines Pigments hinzugeſetzt, einen farbigen Niederſchlag bilden, wodurch man färbt, oder die ſogenannten Tafelfarben (Applicationsfarben) darſtellt. Durch denſelben Weg werden auch die Lack- oder Körperfarben erzielt.

Das Extrahiren der Pigmente aus den Farbhölzern kann am verläßlichſten durch kochende Waſſerdämpfe bewirkt werden. Dieſe an ſich wichtige Erfahrung verdient von allen Fabrikanten und Färbern erkannt zu werden, indem die Reſultate gegen das ſonſt übliche Auskochen in offenen Keſſeln ſehr vortheilhaft und in ökonomiſcher Rückſicht weſentlichen Nutzen darbietet. Durch ein ſolches Verfahren erhält man einen reinen Auszug des Pigments in Waſſer, hat kein Anbrennen oder Anliegen an den Keſſel zu befürchten; auch wird in gewiſſen Fällen die Oxydation verhindert, da durch alle dieſe Übelſtände öfters die Schönheit der Farbe weſentlich beeinträchtigt wird.

Das Pigment der Anchusa tinctoria wird mittels kaltes Weingeiſtes extrahirt.

Die in den wäſſerigen Auszügen der verſchiedenen Pigmente ſolcher Natur, die an der atmoſphäriſchen Luft eine Oxydation erleiden und durch dieſe ein beſtimmt gefärbtes Pigment ausſcheiden, ſind mit ihren Auflöſungen nur ſchwach verbunden, daher ſie ſich leicht aus denſelben an einen andern Körper binden, der größere Anziehung zu denſelben äußert. Es läßt ſich auf dieſe Art ein Abſud von Cochenille, Blauholz, aller Cäſalpinien, ſchwefelſaure Indigauflöſung u. a. m. durch Digeriren mit gepulverter Holz- oder Thierkohle entfärben. Daſſelbe erfolgt, wenn Wolle, vorher gehörig ausgewaſchen, in dergleichen Pigmentauszügen durchgenommen wird, ohne jedoch dadurch eine beſtändige Farbe hervorzubringen, indem ſchon das Waſchen mit vielem Waſſer oder Auskochen in demſelben hinreicht, die Farbe wieder abzuziehen.

Die Auszüge Extractivſtoff enthaltender Pigmente gehen hingegen mit den Stoffen eine feſtere Verbindung ein. Dieſe Pigmente, in welche Claſſe alle mehr und weniger durch Gärbeſtoff und Gallusſäure gebildeten *gelben, falben* und *braunen* gehören, oxydiren ſich in Berührung durch den Sauerſtoff des Dunſtkreiſes, werden dadurch im Waſſer unauflöslich, indem ſie in ſolchem Zuſtande eine beſtimmte und bleibende Farbe annehmen. Wird nun ein Stoff, z. B. Schafwolle, mit einem ſolchen Auszuge imprägnirt, ſo ſchlägt ſich in den feinen Poren und Zwiſchenräumen des Stoffes, wohin die Auflöſung, vermöge der Haarröhrchenwirkung dieſer Theile gedrungen war, durch die allmälige Oxydation das Pigment nieder, welches nun eine feſtere Färbung hervorbringt, weil es im Waſſer unauflöslich geworden, nicht mehr durch daſſelbe weggeſchafft werden kann, ſondern nun, mehr oder weniger feſt, den Theilen des Stoffes, in und zwiſchen welchen es eingeſchloſſen iſt, adhärirt. Derſelbe Fall tritt ein, wenn die Auflöſung des reducirten Indigs in einem Alkali ſich mit dem Stoffe verbindet, indem die darauf folgende Oxydation die Theile des Indigblaus auf dem Stoffe niederſchlägt, die nunmehr, als in dem vorherigen Auflöſungsmittel unauflöslich, durch daſſelbe nicht mehr weggeſchafft werden können. Ganz daſſelbe findet ſtatt, wenn der Stoff mit einer Auflöſung von Eiſenvitriol imprägnirt und der weitern Oxydation an der Luft ausgeſetzt wird. Das Oxydul des ſchwefelſauren Salzes oxydirt ſich höher, wird dadurch unauflöslich und ſchlägt ſich mit ſeiner eigenthümlichen Farbe auf dem Stoffe nieder.

Was die Oxydation bewirkt, kann in einigen andern Fällen auch durch Säuren erfolgen, wenn die Säure im Stande iſt, das Pigment aus ſeiner wäſſerigen Auflöſung unauflöslich auszuſcheiden. In dieſem Falle nähert ſich die Natur des Proceſſes ſchon demjenigen, der bei der Ausſcheidung des Pigments durch Salze ſtattfindet.

Das erſte Princip der feſten Färbung eines Stoffes beruht daher darauf, daß das im Auszuge befindliche Pigment während ſeiner Verbindung mit dem Stoffe eine ſolche Veränderung erleide, daß es in ſeinem vorigen Auflöſungsmittel unauflöslich wird. Je mehr dieſes veränderte Pigment in ſeiner Verbindung mit dem Zeuche noch andern Auflöſungsmitteln widerſteht, um deſto dauernder und feſter erſcheint die Farbe.

Verhalten des Pigments zu den Salzen. Wenn wäſſeriger, klarer Auszug eines Pigments mit einer geringen Menge der Auflöſung eines erdigen oder metalliſchen Salzes im Waſſer zuſammengebracht wird, ſo trübt ſich der klare Auszug bald, und ſcheidet nach und nach, nach der Natur des Salzes, mehr oder weniger langſam einen gefärbten Niederſchlag aus, der aus dem veränderten Pigmente und dem baſiſchen Salze beſteht. In dieſer Verbindung ſcheint das Pigment gegen die Baſis in der Rolle einer Säure zu ſtehen, die jedoch nur eine geringe Menge der Baſis zur Sättigung braucht, oder in ihren Verwandtſchaften als Säure nur ſchwach iſt; daher ſie ſich auch leicht mit Säuren verbindet, oder gegen ſtärkere Säuren ſich wie eine Baſe verhält.

Die Zerſetzung eines Salzes, z. B. des Alauns, durch das Pigment wird hauptſächlich durch die Bildung der unauflöslichen Verbindung bewirkt, welche das Pig-

ment mit dem baſiſchen Salze eingeht, mit welchem es als Säure in Verbindung tritt, während ein anderer Theil mit der Säure des zerſetzten Salzes ſich verbindet. Dieſer Antheil von Säure beſtimmt durch ſeine Einwirkung auf das Pigment die Farbennuance, welche dem gefärbten Niederſchlage zukommt, welcher demnach, wenigſtens in den meiſten Fällen, als ein aus dem Pigment, der Säure und dem Oxyd zuſammengeſetztes Doppelſalz anzuſehen iſt.

Man nimmt gewöhnlich an, daß durch die Einwirkung eines Salzes auf ein in Waſſer gelöſtes Pigment das Salz eine totale Zerſetzung erleide und das Pigment ſich mit der Baſis deſſelben verbinde, ſodaß der gefärbte Niederſchlag blos aus der Baſis des Salzes und dem Pigmente beſtehe. Dieſe Anſicht iſt nicht richtig, indem man dem Pigmente zur Zerſetzung eines Salzes keine ſtärkere Kraft beilegen kann, als die ſtärkſten Alkalien ſelbſt nicht beſitzen, die in allen Salzen, welche als Fällungsmittel der Pigmente angewendet werden, nur ſich mit einem Theile der Säure verbinden, während ein unauflösliches baſiſches Salz ſich abſcheidet. Die Pigmente, die ſich in ihrer Reaction gegen andere Stoffe bald alkaliſch, bald ſauer verhalten, haben Affinität zu den Säuren und zu den Baſen, und indem ein Salz auf dieſelben einwirkt, gibt dieſes in ſeinem Beſtreben, in den unauflöslichen Zuſtand überzugehen, durch jene doppelte Einwirkung des Pigments einen Theil ſeiner Säure an das letztere ab, während ein anderer Theil des Pigments ſich mit dem baſiſchen Salze verbindet, und hier in der Rolle einer Säure den ausgeſchiedenen Antheil der Säure des Salzes erſetzt, und zwar in einer gegen die Menge des baſiſchen Salzes um ſo größern Menge, je geringer die Sättigungscapacität des Pigments als Säure gegen jene der Säure des Salzes iſt; ſodaß bei Salzen mit ſtarken Säuren nur eine geringe Menge des Salzes erfoderlich iſt, um für eine viel größere Menge des Pigments jene Verbindung zu bewirken. Jener andere Theil des Pigments, welcher ſich mit der Säure verbunden hat, und welche ſaure Verbindung der Indigblauſchwefelſäure analog iſt, können wir als ſaure Verbindung bezeichnen, die in Waſſer aufgelöſt und durch gehörige Prüfungsmittel nachgewieſen werden kann. Der gefällte Niederſchlag beſteht ſonach aus einem baſiſchen Salze, welches mit derjenigen Menge Pigments verbunden iſt, welche im Äquivalent diejenige Menge der Säure ausmacht, die das Salz zur Umwandlung in baſiſches Salz abgegeben hat; es iſt folglich ein unauflösliches oder ſchwer auflösliches Doppelſalz, aus der pigmentſauren Baſis und dem neutralen Salze beſtehend. Dieſe Verbindung bildet ſich auch durch directe Einwirkung des baſiſchen Salzes auf das Pigment; z. B. wenn ein Cochenilleabſud mit baſiſcher ſchwefelſaurer Thonerde oder mit baſiſchem Zinnchlorür behandelt wird, wodurch derſelbe gefärbte Niederſchlag erfolgt, wie durch Zerſetzung des Auszuges mit der Auflöſung neutraler Salze, wobei jedoch die ſaure Verbindung in der Auflöſung fehlt. Reine Thonerde und reines Zinnoxyd bewirken daher keine gefärbten Niederſchläge.

Da wir die nächſte Wirkung der Pigmente auf die Salze in der Bildung der baſiſchen Salze erkennen, ſo folgt, daß alle jene Salze, welche leicht in baſiſche Salze übergehen, zur Ausſcheidung des Pigments aus ſeiner wäſſerigen Auflöſung geſchickt ſind, und zwar um ſo mehr, je mehr ſie zur Bildung des baſiſchen Salzes geneigt ſind. In dieſe Claſſe gehören die meiſten Metallſalze, und vorzüglich die ſchwefelſaure und eſſigſaure Thonerde, ſowie das Zinnchlorür. Diejenigen Salze hingegen, die nicht, oder nur ſchwer, in baſiſchen Zuſtand übergehen, eignen ſich nicht hierfür. So iſt z. B. Bittererde ebenſo fein zertheilt und ebenſo weiß, als die Thonerde; auch iſt ſie zum Körper für Lackfarben ebenſo, wie letztere, geeignet, aber zur Fällung der Pigmente ſind ihre leicht auflöslichen Salze untauglich, weil ihnen jene Eigenſchaft der baſiſchen Umwandlung fehlt.

Alle metalliſchen Salze, welche ſich leicht in baſiſches Salz umwandeln, ſind als Beizen für Pigmente geeignet. Am häufigſten unter den Metallſalzen wird in der Färberei der Eiſenvitriol und das eſſigſaure Eiſen verwendet. Das Oxydul des Eiſenvitriols geht in dem Zeuche und in Verbindung mit dem Pigmente in Oxyd über, nämlich in baſiſch-ſchwefelſaures Eiſenoxyd.

Diejenigen Metallſalze, die in ein gefärbtes baſiſches Salz übergehen, das baſiſche ſchwefelſaure, ſalpeterſaure und eſſigſaure Eiſenoxyd, das baſiſche ſchwefelſaure und ſalpeterſaure Kupferoxyd u. a. m., nuanciren das Pigment durch ihre eigenthümliche Farbe, und wirken hier eigentlich auf doppelte Weiſe, einmal zur Fixirung des Pigments, wie die weißen Oxyde des Alauns und der Zinnauflöſung, und dann durch ihre Färbung.

Verſchieden von der Fixirung der Pigmente vegetabiliſcher oder thieriſcher Natur auf den Stoffen iſt die Färbung durch Metallſalze, bei der ſich nämlich unauflöslich gefärbte Metallſalze in dem Zeuche befeſtigen. Beiſpiele hierfür ſind die Färbung mit blauſaurem Eiſen (Berlinerblau), blauſaurem Kupfer (Hatchet's Braun), chromſaurem Blei (Chromgelb).

Die Farbe des gefärbten Pigmentniederſchlages hängt von der Natur der Säure und der Baſis des fällenden Salzes ab. Iſt letzteres weiß, wie dies bei der Thonerde und dem Zinnoxyd der Fall iſt, ſo erſcheint die Farbe des gefärbten Salzes mehr oder weniger dem natürlichen Pigmente gleich, und die weiße Farbe der Grundlage, mit der ſich dieſes verbindet, trägt ſelbſt zu ſeiner Aufhellung bei. Die Verſchiedenheit der Säure bewirkt nur verſchiedene Nuancen dieſer Grundfarbe.

Gefärbte Baſen theilen mehr oder weniger ihre Farbe dem gefärbten Salze mit, indem ſie zugleich verſchiedentlich auf die Veränderung des Pigments einwirken.

Auf dieſe Art wird aus dem wäſſerigen Auszuge der Cochenille durch Alaun und Zinnſalz ein carmeſinrother Niederſchlag gefällt, der ins Scharlachrothe geht, wenn jenen Salzen noch Weinſtein zugeſetzt worden iſt; mit eſſigſaurem Blei wird der Niederſchlag veilchenblau, der an der Luft beſtändig iſt; mit ſalzſaurem Kalk nelkenbraun, das bald ſchwärzlich und zuletzt ſchmutziggrün wird; mit der Auflöſung eines Eiſenſalzes dunkelviolett bis ins Schwarze; und ſo bilden alle übrigen Salze mit

erdiger oder metalliſcher Baſis mehr oder minder verſchiedene Nuancen. Löſt man die Cochenille in Ammonium auf und fällt die Auflöſung durch eſſigſaures Blei, ſo iſt der Niederſchlag grün, nach einiger Zeit wird er an der Oberfläche, wo er mit der Luft in Berührung kommt, violett und unterhalb blau. Es ergibt ſich hieraus, daß die Farbennuance des durch ein Salz gefällten Niederſchlages abhängig iſt von dem Grade der Oxydation, oder der Veränderung des Pigments durch die Säure des fällenden Salzes von dem Oxydationsgrade oder der Farbe des Oxydes, das mit dem Pigment in Verbindung geht, und von ſeiner Menge im Verhältniſſe zu jener des Pigments.

Übrigens fällen verſchiedene Salze aus dem wäſſerigen Pigmentauszuge das Pigment noch mehr oder weniger in Verbindung mit andern, in der Auflöſung befindlichen, Stoffen, wie dieſes beſonders bei der Cochenille der Fall iſt, ſodaß auch aus dieſem Grunde eine Verſchiedenheit in der Nuance des Niederſchlages bewirkt wird.

Hinſichtlich der Verwandtſchaft zu den Pigmenten ſteht die Schafwolle in der Färbekunſt oben an. Auf dieſe folgt die Seide; ſchwieriger iſt Baumwolle zu färben, und die geringſte Affinität äußert das Leinen zu den Pigmenten *). (*v. Kurrer.*)

FÄRDER, eine hochgelegene einſame Inſel im Eingange des Chriſtiania Fjörd an der ſüdlichen Küſte von Norwegen, Grafſchaft Laurwig, ein vorzügliches Merkzeichen für Seefahrer. Auf der oberſten Spitze der Inſel ſteht ein Leuchtthurm mit Flammenfeuer, erſt ſeit 1798 Staatseigenthum und dann verbeſſert. Der Thurm erhebt ſich 210 Fuß über das Meer und kann, wie die Inſel ſelbſt, 6 bis 7 Meilen weit geſehen werden. Hier wohnt nur der Leuchtthurmswärter. (*v. Schubert.*)

FÄRDERÖEN, eine Inſel am Eingange des Chriſtianiameerbuſens im ſüdlichen Norwegen, mit einem Seefeuer. (*v. Schubert.*)

FÄRENTUNA, eine aus Inſeln zwiſchen Upland und Södermanland beſtehende Voigtei in Stockholms Län, ohne Berge und größere Wälder, mit Acker- und Wieſenbau; die Anpflanzung von Kartoffeln nimmt zu. Die Inſeln Adelſön, Munſön, Ekerön und Loſön haben mehr Holz als zum Hausbedarf. Man findet hier 30 Lachs- und Aalfiſchereien, 16 Ziegeleien, 94 Sägemühlen, 370 Mahlmühlen, 2 Papiermühlen, 2 Eiſengruben, 1 Hochofen, verſchiedene Eiſenhüttenwerke und Fabriken. (*v. Schubert.*)

FÄRGARYD, Filial der Pfarrei Långaryd, in der ſchwediſchen Provinz Småland, Jönköpings Län, eine Meile lang und eine Meile breit, zwiſchen den Flüſſen Färg und Niſſa. Die Kirche iſt von Stein. Unter den vorhandenen ſechs Seen hat der See Stora Färgan zwei Meilen im Umkreiſe. 1822 ward zu Weka eine Papiermühle angelegt. (*v. Schubert.*)

*) Literatur. Hermbſtädt's Grundriß der Färbekunſt. Deſſen Magazin für Färber. Bancroft, Neues engliſches Färbebuch, herausgegeben von Dr. Dingler und Dr. v. Kurrer. Prechtl, Technologiſche Encyklopädie, im Artikel Färbekunſt u. ſ. w.

FÄRILA, eine weitläufige Pfarrei im nordweſtlichen Theile der nordſchwediſchen Provinz Helſingland, enthaltend die Muttergemeinde Färila im Jahre 1825 mit 2096, das Filial Karböle mit 168 und die Kapelle Läs mit 268 Seelen. Anſehnlich iſt hier die Viehzucht auf Sennenweiden, wo aber die Bären oft Schaden thun. Die Dörfer ſind groß, oft von 20 und mehr Bauern bewohnt; in den Häuſern herrſcht viel Reinlichkeit. Die Menſchen ſind von hohem Wuchſe, kräftig und lebendig, thätig und erfinderiſch, und zeigen viel Freiheitsliebe und Selbſtgefühl; doch iſt Färila eins der ärmſten Kirchſpiele Helſinglands. Die Gegend iſt reizend, auch neu die prächtige ſteinerne Kirche Färila, die ſich mit ihrem Thurme auf einer Hügelkette an dem die Pfarrei durchſtrömenden Fluſſe Ljusna erhebt; eins der anmuthigſten Thäler iſt das Snaſathal mit ſeinem freundlichen Bache, ſeinen Felſen, Gebüſchen, Wieſen und Flachsmühlen. Der Anbau des Flachſes und Getreides, ſelbſt Weizens, iſt nicht unbedeutend. Es gibt von Waſſer oder durch Pferde in Bewegung geſetzte Flachsmaſchinen zum Brechen des Flachſes, Waſſer- und Sägemühlen; auch hölzerne und eiſerne Dreſchwalzen. Handelsbauern, freilich auch verarmte, werden gefunden. Viele kräftige, alte Leute zeugen von dem geſunden Klima und dem einfachen, mäßigen, leidenſchaftsloſen Leben der Menſchen. — Im Ljusna wird Lachs gefangen. Eine halbe Meile von Angerkrogen bildet der Ljusna die Waſſerfälle Laforſſen, deren einer 36 Ellen hoch iſt. Die Kirche Karböle, von Holz, mit einem Thurme, hat die in den ſchwediſchen Kirchen ſelten vorkommende unzweckmäßige Einrichtung, daß die Kanzel über dem Altare angebracht iſt. Die Kapelle Läs iſt ganz neuen Urſprungs; hier wohnen in mehren Dörfern Finnen, die Schwediſch ſprechen, wie die übrigen in Helſingland wohnenden Finnen; nur noch wenige Alte verſtehen Finniſch. (*v. Schubert.*)

FAERNO (Faernus), Gabriel, aus Cremona, Philolog und Dichter. Man kennt nicht das Jahr ſeiner Geburt und weiß von ſeinem frühern Leben nur, daß er ſein Glück dem Kardinal Carlo Borromeo verdankte, und daß dieſer auch als nachmaliger Papſt Pius IV. ihm eine vorzügliche Gunſt zuwendete, deren er ſich jedoch nicht lange erfreuen konnte, da er 1560 in eine gefährliche Krankheit verfiel, von welcher er ſich nicht wieder erholte. Er ſtarb den 17. Nov. 1561 als ein noch junger Mann, und man hatte nach dem, was er bereits geleiſtet, Urſache, ſeinen frühen Tod zu beklagen. Als Philolog war er unermüdlich in kritiſcher Unterſuchung der Ausgaben der Klaſſiker, und verglich die beſten Codices, um ſie immer korrekter herzuſtellen. So verbeſſerte er die Philippiſchen Reden Cicero's. Was er über Plautus, Livius und Sigonius gearbeitet, iſt nie erſchienen, dagegen aber wiederholt ſeine Ausgabe des Terenz, an welche Vettorin die letzte Hand legte. (Florenz 1565. Heidelb. 1587 und 1607.) Als Dichter gründet ſich ſein Ruhm auf ſeine Äſopiſchen Fabeln, die auf Verordnung ſeines Gönners des Papſtes herausgegeben wurden: Fabulae centum ex antiquis auctoribus delectae, carminibus explicatae, a Silvio Antoniano editae. (Rom 1564. 4.) Original-

ausgabe; denn was Monnoye von einer Ausgabe (Rom 1515. 4.) ſagt, iſt unrichtig; dann Antwerpen 1567. 1573. 1585. 12. Roſtock 1569. 8. Leipz. 1618. 8. London 1672. 8. Brüſſel 1682. 8. Padua 1718. 4. (Vollſtändiger als die früheren Ausgaben, nebſt den übrigen Gedichten Faerno's, herausgegeben von Volpi. Comino veranſtaltete davon eine neue Ausgabe 1730 mit neuen Vermehrungen.) Fabulae et carmina varia. (Parma 1793. 4.) In das Franzöſiſche wurden ſie überſetzt von Ch. Perrault (Paris 1699. 1708. 12. Amſterd. 1718. 8. London 1743. 1764. 4.) mit beigedrucktem lateiniſchen Texte. Eine franzöſiſche Überſetzung in Proſa verfertigte L. Tr. Denyſe (1699. 16.), eine italieniſche Trombelli (Vened. 1736. 8.) und eine engliſche erſchien 1741. 8. Solcher Beifall beweiſt für das Intereſſe, welches ſie eingeflößt haben, und nicht blos in ſprachlicher Hinſicht. Man rühmt aber an ihnen die Eleganz des Phädrus, und dieſe hat den völlig ungegründeten Verdacht erregt, als habe er an Phädrus ein Plagiat begangen; Perrault hat ihn dagegen vollkommen gerechtfertigt. — Bei der Ausgabe des Terenz findet ſich ein unvollendeter Aufſatz Faerno's De versibus comicis, welchen Reiz bei ſeiner Ausgabe des Rudens von Plautus wieder hat abdrucken laſſen. (*Tiraboschi*, Storia della Letteratura italiana, libro III. §. XXV. Vgl. *Saxii* onomasticum. III. 284. *Brunet*, Manuel. T. 2.) (*H.*)

FÄRÖER [1]) (Geſchichte), altnordiſch Färeyjar, iſt, da es mehre Inſeln umfaßt, die Form der Mehrzahl; die der Einzahl würde lauten Färöe, altnordiſch Färey, die Einwohner heißen Färöinger oder Färöboer (Färöebewohner), altnordiſch Färeyingar, wie wir ſie nennen werden, um ſie von Inſeln ſelbſt deſto leichter zu unterſcheiden. Die Einwohner ſelbſt nennen in ihrer jetzigen Sprache [2]), welche am meiſten Ähnlichkeit mit dem Norwegiſchen, aber doch mehr Alterthümliches bewahrend, auch noch Einiges von dem Altnordiſchen oder dem Isländiſchen hat, Färoeier. Über die Ableitung des Namens hat man ſehr verſchiedene Meinungen. Nach einer [3]) derſelben haben dieſe Inſeln den Namen von dem Worte Fare, fahren, erhalten. In der alten däniſchen und färöiſchen Sprache ſpreche und ſchreibe man dieſes Wort at färie; diejenigen Orte in Dänemark, an welchen man mit Booten oder Färiern von einem Orte zum andern fahre, werden von Alters her Färie-Städer, oder Orte, wo man überfahren kann, genannt. Da die Färöer aus vielen Inſeln beſtehen, wo man mit Booten und Färier, die man auf färöiſch Färinger nenne, nicht allein von einer Inſel zur andern fahren oder färie müſſe, ſondern auch mit ſolchen Booten oder Färingern zwiſchen allen Inſeln färie oder fahren könne, ſo ſei es glaublich, daß dieſe Beſchaffenheit des Landes dem Grimr Kamban Anleitung gegeben habe, dieſen Inſeln bei ſeiner Ankunft den Namen Färeyjar, bei den jetzigen Bewohnern Föröier, zu geben. Dieſer Ableitung ſtellt man [4]) entgegen, daß dieſen Namen auch die orkadiſchen und ſhetländiſchen Eilande mit gleichem Rechte würden führen können. Am beliebteſten iſt in den neueſten Zeiten die Ableitung von fier, weit davon, weil dieſes Land weit von Norwegen entlegen ſei, und ſollte daher Fieröer heißen. Gegen dieſe Ableitung macht man [5]) geltend, daß Island und Grönland noch weiter von Norwegen liegen, und dieſer Urſache wegen billig eher dieſen Namen führen könnten. Zwar konnten die Färöer vor Islands und Grönlands Entdeckung ſo genannt ſein. Aber von Alters hieß fiärrie, was jetzt fier heißt, und dennoch wird man den Namen der Eilande in keiner alten Handſchrift unter dem Namen Fiärrie-Eyar oder Fiärrie-Öer finden. Überdies haben die Färöer eine Namensſchweſter in dem ſchwediſchen Eilande Färö (Schafeiland), welches nur durch einen ſchmalen Sund von der Inſel Gothland getrennt iſt, und alſo einen Namen, der ferne Lage bedeutete, nicht haben kann. Einige leiten den Namen der Färöer von Feer, Feder, her. Aber Feer iſt kein altes Wort, da ehedem Fidr. Feder geheißen, woraus endlich, wie zu geſchehen pflegt, durch Hinweglaſſung das neuere Wort Feer entſtanden [6]). Auch findet man noch Folgendes gegen die Ableitung von Feer bemerkt: man habe ſich damals nicht viel an die Federn gekehrt. Die Färeyingar haben zwar nach Norwegen gehandelt, aber die Federn ſeien daſelbſt doch in keinem Werthe geweſen, weil man an dem nördlichen Theile dieſes Landes Federn genug habe. Daher habe man im Anfange wol wenig an die Federn gedacht, den Eilanden ihren Namen davon beizulegen, und zwar um ſoviel weniger, weil der Gebrauch der Federn zu Betten den Einwohnern Anfangs nicht bekannt geweſen, und jetzt noch nicht einmal recht gewöhnlich ſei. Die Waaren der Färeyingar haben hauptſächlich in der Wolle beſtanden. Bei Snorri Sturluſon ſagt der alte Thrandr in Gata auf Auſtrey, einem der färöiſchen Eilande, ungefähr 150 Jahre nachher, ſeitdem die Färöer von Norwegern bewohnt wurden, zu den Söhnen ſeines Bruders Thorlak's, Sigurdr und Thordr, und ihrem Blutsfreunde Gautr dem Rothen, nachdem er die Zeit ſeines thätigen Jünglingsalters geprieſen, weiter: Das Laſtſchiff, welches ich gehabt habe und hier in der Schiffſchuppe ſteht, glaube ich, macht ſich jetzt ſo alt, daß ich denke, daß es unter dem Theer faule. Jedes Gebäude hier iſt voll Wolle, und nicht verarbeitet noch

1) Lateiniſch Feroae. 2) „Ihre Sprache," ſagt Debes S. 247, „iſt die norwegiſche; anitzo aber ſprechen ſie meiſtentheils däniſch. Sie haben aber gleichwol viele alte norwegiſche Wörter behalten, und man findet einen großen Unterſchied ihrer Ausſprache zwiſchen denen, welche auf den nördlichen Inſeln, und denen, welche auf den ſüdlichen Eilanden wohnen." Da die Färöiske Quäder (färöiſche Lieder, geſammelt und überſetzt von Hans Chriſtian Lyngbye, Pfarrer in Gieſing. [Randers und Kopenhagen 1822.]), ſo ſchätzbar ſie übrigens ſind, leider däniſch herausgegeben ſind, ſo iſt es höchſt verdienſtlich, daß die Faereynga-Saga, welche wir weiter unten anführen, in Begleitung einer Überſetzung im Färöiſchen erſchienen iſt. 3) Debes, Natürliche und politiſche Hiſtorie der Inſeln Färöe (Kopenhagen und Leipzig 1757.), welcher S. 171—174 die verſchiedenen Meinungen aufführt, führt dieſe als die ſeinige auf, und gibt ihr den Vorzug.

4) Thormodus Torfäus, Geſchichte der Thaten der Einwohner von den Inſeln Färöe. Aus dem Lateiniſchen überſetzt von A. (Kopenhagen und Leipzig 1757.) S. 4. 5) Debes S. 173. 6) Torfäus a. a. O. S. 4.

verwerthet; es würde nicht ſo ſein, wenn ich einen Winter jünger wäre. Sigurdr, Thordr und Gautr und die Huskarlar (Diener im Hauſe) ziehen nun das Laſtſchiff in die See und beladen es [7]). Aus jenen Worten, welche der Geſchichtſchreiber dem Thrandr in den Mund legt, geht unwiderleglich hervor, daß Wolle der bedeutendſte Ausfuhrartikel der Färeyingar war. Die Erklärung des Namens Färeyar oder Färöer durch Schafinſeln, welcher Mehre ihren Beifall gegeben haben, hat alſo die größte Wahrſcheinlichkeit der Richtigkeit für ſich. Eingewandt dagegen hat man folgendes Sprachliche und Geſchichtliche, welches aber beides nicht haltbar iſt. Faar (Schaf), hat man geſagt, ſei ein däniſcher Name, denn in der alten norwegiſchen Sprache heiße ein Schaf Saud und auf Färöiſch Soeid. Aber daß das Altnordiſche auch jene Benennung hatte, geht aus dem isländiſchen Faer [8]) (Schaf) hervor. Geſchichtlich wendet man gegen die Erklärung der Färöer durch Schafinſeln ein, daß Grimir Kamban, der dieſe Eilande zuerſt bewohnt und benannt habe, auf ihnen keine Schafe gefunden habe, und ſie ihren Namen erhalten haben, bevor man ſich noch auf die Schafzucht gelegt habe, und dieſe Inſeln lange vorher ihren Namen gehabt haben, bevor die rechte Colonie dahingezogen ſei. Aber bei den dürftigen und ſich widerſprechenden Nachrichten iſt auf dieſe Einwendung kein Gewicht zu legen, denn in der altnordiſchen Geſchichte ſelbſt wird dieſes, daß Grimr Kamban zuerſt unter den Menſchen die Färeyjar bewohnt habe, ausdrücklich als Sage bezeichnet [9]). Daß er dieſen Eilanden ihren nachmaligen Namen gegeben habe, wird dabei gar nicht bemerkt. Auch können die Färeyjar, wie Island, ehe ſie den bleibenden Namen erhielten, andere Benennungen gehabt haben. Aber es ſteht auch der Annahme nichts entgegen, daß die Nordmannen, welche die Färeyjar auffanden, ihnen den Namen Schafinſeln gegeben haben, wenn nämlich begründet iſt, daß dieſe Eilande zuerſt auf einzelnen Stellen von Mönchen von den ſchottiſchen Eilanden beſucht wurden, welche ſich hier als Einſiedler niederließen, aber bald von norwegiſchen Wikingarn oder Seeräubern verjagt wurden [10]). Sehr wahrſcheinlich wurden von den ſchottiſchen Inſeln auch Schafe, deren Wolle die Mönche in dem rauhen Klima ſo ſehr bedürftig waren, auf die Färeyjar gebracht, wo ſie ſich, da die Weiſe dieſer Inſeln ihnen zuſagte, und wo ſie zwar im Winter viel zu dulden haben, aber doch im Freien aushalten, ſich ſo ſehr vermehrten, daß ihnen die Nordmannen, welche dieſe Eilande entdeckten, den Namen Schafinſeln geben konnten. Da der größte Reichthum der Färeyingar die Schafe ſind, ſo führen ſie mit Recht ein ſolches Thier als Wappen. Geſchichtlich wichtig wurden die Färeyjar ſeit den Zeiten Haralld's des Haarſchönen. Snorri Sturluſon ſagt in Beziehung auf die Schlacht in Hefursfiörd: Nach dieſer Schlacht fand König Haralld keinen Widerſtand in Norwegen; da waren gefallen alle Widerſtandsmänner und ſeine größten Feindmänner; aber ein Theil floh aus dem Lande, und das war allgroße Menſchenfülle, denn damals erhielten Bewohner große Ödenländer; da erhielten Bewohner Jamtaland und Helſingialand, und es ward doch vorher jedes der beiden etwas von Nordmannen (Norwegern) bewohnt. In dem Unfrieden, als König Haralld das Land in Norwegen anging, da wurden gefunden und erhielten Bewohner die Auslande, Färeyjar und Island: da war auch große Fahrt von Nordmannen nach Hialtland (Shetland) u. ſ. w. [11]). Wenn auch die Findung der Färeyjar an ſich, weil ſie keinen bedeutenden Umfang haben, nicht ſo wichtig war, ſo war ſie es doch ohne Zweifel in Beziehung auf Island. Ohne die Färeyjar wäre dieſes große und ferne Land, welches uns die altnordiſchen Denkmäler aufbewahrt hat, ſchwerlich von den Norwegern bevölkert worden. Da man damals den Compaß noch nicht hatte, ſo hätte man zwar Island zufällig auf-, aber nicht ſo leicht wiederfinden können. Die Färeyjar waren ſowol die Veranlaſſung, daß Island entdeckt ward, als auch machten ſie es möglich, daß es wieder beſucht wurde, und wurden bei dieſer Gelegenheit auch mit denen, welche ſich in Island niederließen, und ihren Nachkommen in Verwandtſchaftsverhältniſſe geſetzt. „So wird geſagt," bemerkt die Islandslandnámabók [12])," daß Menſchen von Norwegen zu den Färeyjar fahren ſollten, einige nennen dabei den Wiking Naddod [13]), aber ſie wurden nach Weſten in das Meer verſchlagen und fanden ein großes Land," nämlich die große, nachmals Island genannte Inſel [14]). Im Herbſt fuhren ſie nach Snäland, wie ſie das Land nannten, nach den Färeyjar zurück. Als der große Wikingr Floki Wilgardarſon Gardarsholmr, wie es nach Gardar, welcher nach Island verſchlagen worden war, und bei ſeiner Rückkehr nach Norwegen das Land ſehr lobte, genannt ward, aufſuchen wollte, ſegelte er von Norwegen nach den Färeyjar und verheirathete

7) ſ. *Snorri Sturluson*, Saga af Olafi hinom Helga. Cap. 145 in der großen Ausgabe der Heimskringla. 2. Bd. S. 227, die Olaf's Saga Helga als Einzelſchrift Cap. 131 in den Fornmanna-Sögur. 4. Bd. S. 307. 8) Lexicon Islandico-Latinum *Biörnis Haldorsonii*. Vol. I. p. 263. Auch macht der Biſchof Arn Thorlak im 32. Capitel ſeines Kirchenrechts einen Unterſchied zwiſchen Faersaudi und Geitse, ſonſt auch Geitsaudi, wovon jenes Schafe und dieſes Ziegen bedeutet. 9) In der großen Olaf's Saga Tryggwaſonar Cap. 176 (in den Fornmanna-Sögur. 2. Bd. S. 89) wird bemerkt: „So wird geſagt, daß Grimr Kamban zuerſt unter den Menſchen die Färeyjar bewohnte; aber in den Tagen Haralld's des Haarſchönen floh vor ſeiner Gewalt eine Menge Menſchen; ein Theil ſetzte ſich in den Färeyjar, aber ein anderer begab ſich in andere öde Länder." 10) Peterſen, Geografiſk Regiſter zu den Oldnordiſke Sagaer. 12. Bd. S. 106. 107.

11) ſ. Snorri Sturluſon's Weltkreis (Heimskringla), überſetzt von F. Wachter. 1. Bd. S. 192. 193. 12) 1. Th. Cap. 1, kopenhagener Ausgabe S. 5. Vergl. die große Olaf's Saga Tryggwaſonar. Cap. 113 a. a. O. S. 234. 13) Ein ſpäterer Zuſatz in der Islands Landnámabók ſetzt hinzu: „Bruder Yrnathorir's, Schwager Ölwio's Barnarkarl's, er (Naddod) war ein großer Wikingr (Seeräuber). Darum nahm er ſeinen Wohnſitz in den Färeyjar, weil er nirgendwo anders Friedensſicherheit hatte. Er fuhr aus Norwegen und wollte zu den Eilanden (den Färeyjar), und war in der See herumgeworfen, bis vor ihm ein großes Land (nämlich Island) ward" (ſich darbot). 14) Naddod entdeckte noch nicht, daß es eine ſolche war, ſondern erſt Gardar, der Sohn Swafar's des ſchwediſchen, welcher rings um das Land herumſegelte.

dort ſeine Tochter. Von ihr ſtammte Thrandr in Gata, welcher in der Geſchichte der Färeyingar die größte Rolle ſpielt. Von den Färeyjar fuhr Floki nach Gardarsholmr. Als Audur die Tiefreiche ſich in Island niederlaſſen wollte, fuhr ſie von Sudreyjar (den Hebriden) und dann von den Orkneyjar (den Orkneys) erſt zu den Färeyjar, und verheirathete dort die Tochter Thorſtein's des Rothen, von woher die Götuskeggjar, das größte Geſchlecht der Färeyingar, gekommen ſind. Hierauf fuhr Audur, Island aufzuſuchen [15]. Nicht blos dadurch kamen die Isländer und Färeyingar in Verwandtſchaftsverhältniſſe, daß beide meiſtens aus Norwegen ſtammten und daß die, welche ſich in Island niederlaſſen wollten, zuvor auf den Färeyjar Heirathen ſtifteten, ſondern es hatten auch Heirathen zwiſchen den Bewohnern der beiden Länder ſtatt. So z. B. nahm Hildigunn, die Gemahlin Sigmund's, des Sohnes desjenigen Diſtills, welcher im nördlichen Island Diſtillsfiördr in Beſitz genommen hatte, die Tochter Beinir's, des Sohnes des Moß, des Sohnes Naddod's, aus den Färeyingarn [16]. Mit beſonderer Liebe zählte man auf, daß der Biſchof Gudmund vom Grimr Kamban, dem erſten Bewohner der Färeyjar, der wegen ſeiner Beliebtheit bei den Menſchen nach ſeinem Tode durch Opfer verehrt ward, abſtammte [17]. Da die Herkunft von berühmten Männern ungemein viel galt, ſo hatten die Isländer nicht blos ein großes Intereſſe an der Geſchichte ihrer Urheimath oder Norwegens, ſondern auch an der Geſchichte der Färeyjar, welches ein großes Glück für dieſelbe war. Thorbjörn Götuskegg [18] wohnte in Auſtrey in den Färeyjar, und hatte von ſeiner Frau Gudrun zwei Söhne, von welchen der ältere Thorlakr und der jüngere Thrandr hieß; Beide waren große und ſtarke Menſchen. Thorlakr verheirathete ſich dort in den Eilanden (den Färeyjar), und war doch daheim in Gata bei ſeinem Vater. Thorbiörn war damals alt und ſtarb kurz darauf. Da hatten ſeine Söhne das Erbe unter ſich zu theilen. Jeder wollte das Gut des heimathlichen Sitzes in Gata haben, denn dieſes war das köſtlichſte Erbſtück. Sie looſten und Thrandr erhielt dieſes Hauptgut. Aber nachher verlangte Thorlakr das Land des heimathlichen Sitzes zu beſitzen, und Thrandr ſollte die Außenländer und das bewegliche Gut haben, welches Thorlaken durch das Loos zugefallen, denn er hatte bewegliche Habe mit ſeiner Frau erhalten. Aber Thrandr wollte jenes nicht eingehen und verpachtete das Land in Gata an viele Menſchen, und nahm möglichſt hohes Pachtgeld. Er ſelbſt reiſte im Sommer mit Kaufleuten nach Norwegen und hatte wenig Kaufmannswaare. Daſelbſt brachte er den Winter in einem einſamen Hauſe zu und ſchien ſehr düſteren Gemüths. Im Sommer darauf reiſte er mit Männern, welche ein Laſtſchiff hatten, nach Süden, nach Haleyri [19]. Hier war eine große Menſchenmenge verſammelt und der beſuchteſte Markt. Dort brachte Thrandr durch nichts anderes als Betrügereien und Hinterliſt eine unermeßliche Menge Geld auf folgende Weiſe zuſammen. Zwei Brüder, Sigurdr und Harekr, Leibwächter des Königs Haralld, des Sohnes Gorm's, handelten bei dem reichen Kaufmanne Holmgeir ein ſchönes Halsband aus ſchwerem Golde. Aber ſeine Foderungen überſtiegen ihre augenblickliche Baarſchaft. Sie baten um Aufſchub bis zu dem kommenden Tage. In der Frühe jenes Morgens ſtreckte ein Menſch, der ſich für Sigurdr'n ausgab, ſeine Hand durch die Decke des Zeltes, in welchem Harekr ſich befand, und foderte ihm das für das Halsband beſtimmte Geld ab, indem er ſagte, der Handel ſei geſchloſſen. Harekr langte den Geldbeutel hinaus, ohne daß er den ſah, dem er ihn gab. Kurz darauf erſcheint Sigurdr bei ſeinem Bruder Harekr, ſagt, er ſei mit dem Kaufmann eins geworden, und wolle das Geld, Harekr antwortet, er habe es ihm ja ſo eben gegeben. So erhob ſich ein Streit unter ihnen. Sie brachten die Sache vor den König. Dieſer muthmaßte, daß das Geld durch einen Dritten entwendet worden ſei, und ließ daher kein Schiff abſegeln. Da die Meſſe zu Ende war und die Kaufleute nach Hauſe wollten, hielten alle Norweger Rath. Thrandr, nicht blos durch anſehnliche Leibesgeſtalt, ſondern auch beſonders durch Gewandtheit des Geiſtes und Verſchlagenheit ausgezeichnet, und geſchickt, alle nur möglichen Ränke auszuſinnen, erbot ſich, durch ſeinen Rath die Kaufleute aus ihrer Verlegenheit zu reißen, wenn Jeder eine Unze gäbe, und zwar die eine Hälfte ſogleich und die andere dann, wenn die Sache einen glücklichen Ausgang gewonnen. Den andern Tag ließ König Haralld den verſammelten Kaufleuten ankündigen, daß Keiner Haleyri verlaſſen dürfe, bis der Dieb entdeckt worden. Auf Thrandr's Rath ward durch einen Theil des von den Kaufleuten zuſammengeſchoſſenen, einen großen Haufen ausmachenden, Geldes zuerſt den Gebrüdern Sigurdr und Harekr ihr Verluſt vergütet. Das übrigbleibende Geld ward in zwei Hälften getheilt, wovon die eine Thrandr empfing und die andere König Haralld zur beliebigen Verwendung für ſich behielt. Thrandr erhob mit vielem Anſtande und zahlreichen Worten die Weisheit und Freigebigkeit des Königs, und erlangte hierdurch ſoviel Geld, daß man die ungeheure Zahl der Mark nicht weiß. Endlich trieb Thrandr noch die ihm verſprochene andere halbe Unze von allen Kaufleuten ein. Dann reiſte er von Haleyri nach Norwegen, kaufte ſich ein großes und gutes Laſtſchiff, belud es mit Waaren aller Art und mit dem vielen Gelde, welches er zuſammengebracht hatte, ſegelte nach den Färeyjarn zurück und fing im Frühlinge darauf ſeinen Stammſitz Gata zu bewohnen an. Da er ſehr geizig gegen das gemeine Volk war, ſo lebten nicht nur er ſelbſt, ſondern auch noch ſeine Nachkommen in Reichthum durch die auf der Meſſe zu Haleyri erworbenen Schätze.

15) Islands Landnámabók. 1. Th. Cap. 1. S. 5. 6. 2. Th. Cap. 16. 106, die große Olaf's Saga Tryggwaſonar Cap. 115 a. a. O. 1. Bd. S. 235. Cap. 122. S. 246. Cap. 177. S. 89. 16) Islands Landnámabók. 2. Th. Cap. 7. S. 74—76. 17) ſ. die Genealogie, ausgeführt in der Islands Landnámabók. 1. Th. Cap. 14. S. 28 und 3. Th. Cap. 16. S. 249. 250 und in der großen Olaf's Saga Tryggwaſonar Cap. 177. 2. Bd. S. 89. 18) Gata's bärtiger Mann, Mann von Gata und das ganze Geſchlecht Götuskeggiar (Gata's bärtige Männer, Männer von Gata). Götu iſt die Beugung von Gata, und dieſes ein Hof auf der ſüdöſtlichen Seite des Eilandes Auſtroy (jetzt Öſteröe), in den Färeyjar.

19) Jetzt Helſingör auf Seeland in Dänemark.

Hafgrimr, welcher in Sudrey in den Färeyjar auf demjenigen Gute, welches at Hofi (zum Tempel) hieß, wohnte, war ein großer Opferer und Häuptling. Er hatte in Lehn die halben Färeyjar von Haralld Grafeld, welcher in jener Zeit König über Norwegen war. Hafgrim's Gemahlin war die Tochter des auf Sandry wohnenden Snaulf's. Dieſer ſtammte aus den Sudreyjar (Hebriden), war in ſeiner Jugend ein Wikingr oder Seeräuber geweſen, ein grauſamer, ewig unruhiger Mann, hatte ſich wegen verübter Mordthaten von den hebridiſchen Eilanden flüchten müſſen und ſich auf den Färeyjarn niedergelaſſen. Sein Schwiegerſohn Hafgrimr beſaß viel Reichthum, Tapferkeit wohnte in ſeiner Bruſt, aber ſeine heftige Gemüthsart riß oft ſeine Klugheit mit ſich fort. Damals wohnten in Skuſey zwei reiche Brüder, Breſtir und Beinir, die Söhne Sigmund's. Letzterer war ein Bruder Thorbiörn's Götuſkegg's, des Vaters Thrandr's in Gata. Breſtir und Beinir waren Häuptlinge über die eine Hälfte der Eilande, Hafgrimr über die andere. Sie hatten dieſe Hälfte in Lehn von dem Jarl Hakon Sigurdarſon von Hladir, und waren ſeine Hirdmenn[20]) und theuren Freunde. Breſtir ſtand in großem Anſehen und bei den Niedrigen in ungemeiner Liebe. In allen männlichen Übungen war er wohlerfahren. An Stärke und Gewandtheit im Kämpfen kam ihm Niemand in den Färeyjarn gleich. Sein ſchönes Anſehen vermehrte ſeine andern Beivorzüge. Beinir war ſeinem Bruder zwar in Manchem ähnlich, kam aber in keinen Vergleich mit ihm. Zwiſchen dieſen Brüdern und Thrandr'n in Gata herrſchte, obgleich ſie ſo nahe Blutsfreunde waren, wenig Verkehr. Der reiche, aber nicht beliebte und ſehr hinterliſtige in Swinny wohnende Bjarni war der Mutterbruder Thrandr's in Gata. Die Thingſtätte (Gerichtsſtätte) der Färeyingar war in Straumsey. Dort iſt der gute Hafen Thorshöfn[21]), und alle Menſchen in den ganzen Färeyjar gingen dahin zum Thing (Volks- und Gerichtsverſammlung). Die beiden Brüder, Breſtir und Beinir, waren unverheirathet, aber doch hatte jeder einen Sohn. Thorir hieß Beinir's Sohn und Sigmundr Breſtir's Sohn. Zunächſt erhoben ſich Streitigkeiten zwiſchen den Brüdern Breſtir und Beinir in Skuſey auf der einen, und Hafgrimr auf der andern Seite, wie die Färeyingaſaga[22]) umſtändlich erzählt. Der Erfolg des Kampfes war, daß jene beiden Brüder nach tapferer Vertheidigung den Tod fanden, die Söhne Beider wollte Thrandr ebenfalls tödten laſſen. Da ſich aber Keiner um keinen Preis mit ſolchem Blute beflecken wollte, da gab Thrandr vor, er wolle die Erziehung derſelben auf ſich nehmen, und nahm ſie auch wirklich mit ſich heim nach Gata. Er unterwarf ſich das ganze Reich und die Beſitzungen, welche Breſtir und Beinir gehabt hatten, und ſo auch nahm er nicht weniger den Theil der Eilande zur Verwaltung, welchen König Haralldr Gunnhildarſon Hafgrimr'n ertheilt hatte, und dazu hatte Thrandr Auzur, den Sohn Hafgrimr's, in Pflege. Da herrſchte Thrandr allein über die ganzen Färeyjar und Niemand wagte ihm zu widerſprechen. Denſelben Sommer, als die Brüder Breſtir und Beinir fielen, war ein Schiff von Norwegen nach den Färeyjarn nach Thorshöfn gekommen. Der Befehlshaber des Schiffes war ein Mann aus Tunsberg in der Wik, Namens Hrafn, mit dem Bezeichnungsnamen Hólmgardsfari (Holmgardsfahrer), denn er war nach Gardariki (Rußland) geſegelt. Als die Kaufleute faſt bereit zum Abfahren von Thórshöfn waren, kam Thrandr eines Morgens in einer Skuta (Schnellſchiff), rief den Steuermann Hrafn bei Seite, und bot ihm zwei Knaben, welche künftig gute Sklaven abgeben würden, zum Verkauf an. Aus ihren wohlgebildeten und freimüthigen Geſichtern ſchloß Hrafn, daß es die Söhne des erſchlagenen Breſtir und Beinir ſein möchten, und wollte ſie nicht kaufen. Da gab ihm Thrandr fünf Mark Silber, und ſagte, daß er ſie aus ſeinen Eilanden hinwegführen und dafür ſorgen ſollte, daß ſie niemals zu den Färeyjarn zurückkämen. Hrafn nahm ſie zwar mit ſich nach Norwegen, nach Tunsberg, und ſie waren den Winter über bei ihm. Als er aber im Frühlinge nach Gardar (Rußland) ſegelte, ließ er ſie frei, und gab ihnen auch das von Thrandr'n erhaltene Geld. Sie waren nun zwei Winter in der Wik und Sigmundr 12 und Thorir 14 Winter alt, als das Geld verzehrt war und ſie ſich in einer hilfloſen Lage befanden. In demjenigen Sommer, in welchem Breſtir und Beinir in den Färeyjar erſchlagen worden und die Knaben nach Norwegen gekommen waren, war König Haralldr Grafeldr aus dem Lande getrieben, und Jarl Hakon hatte den größten Theil des Reiches in Norwegen in Lehn genommen von dem Dänenkönige Haralld Gormsſon; der Jarl ſaß nun lange in Thrandheim. Sigmundr'n und Thorir'n verlangte es dahin zum Jarl zu reiſen, denn ſie erwarteten von ihm am erſten Hilfe, da ihre Väter ihm gedient hatten und ſeine theuren Freunde geweſen waren. Sie unternahmen die Reiſe dahin, und gingen aus der Wik zuerſt nach Uppland und dann nach Heidmörk. Im Winter kamen ſie zum Gebirge Dofrafiall, wagten ſich hinein und mußten viele Tage Durſt, Hunger und Kälte ertragen. Der ſchwächere Thorir war endlich gänzlich erſchöpft, und Sigmundr trug ihn, bis ſie in einem entlegenen Thale einen kleinen Hof fanden. Der Hausherr nannte ſich Ulfr, ſein Weib Ragnhildur und ihre Tochter Thuridur. Hier blieben ſie den Winter über, und im Frühlinge ſtellte es ihnen Ulfr frei, ob ſie bleiben wollten oder nicht. Sie thaten dieſes drei Winter, und als einſt im Sommer Ulfr nicht daheim war, gingen ſie in den ihnen vom Ulfr verbotenen Wald, und wurden von dem grimmigſten Waldbären angegriffen. Sigmundr verrichtete hier ſein erſtes Heldenwerk und

20) Leibwächter, Hofgeſinde. 21) Thor's Hafen. 22) Die Faereyinga Saga (Geſchichte der Färeyingar) in isländiſcher Urſprache mit färöiſcher und däniſcher Überſetzung, nebſt einer Karte von den Inſeln und einem Facſimile der Haupthandſchrift. Kopenhagen: im Secretariat der königlichen Geſellſchaft für nordiſche Alterthumskunde. Sie hat die genannte Geſellſchaft herausgegeben. Aus der Flateyjarbók gezogen und lateiniſch bearbeitet iſt die Geſchichte der Färöer ſchon früher in Commentatio Historica de rebus Faereyensium seu Faröensium *Thormodi Torfaei*, Sacrae Regiae Majestatis Daniae et Norvegiae, Rerum Norvegicarum Historiographi. (Havniae 1695.) Dieſe Schrift hat Peter Thorſtenſen 1770 ins Däniſche überſetzt. Die teutſche Überſetzung dieſes Werkes haben wir ſchon oben angeführt.

erlegte den Bären mit der Holzaxt. Als ſie ſechs Winter bei Ulfr'n geweſen, war Sigmundr 18 und Thorir 20 Winter alt. Sigmundr zeichnete ſich in allen Fertigkeiten und Künſten aus. Er bat nun Ulfr'n, daß er ihn fortgeleiten möge. Dieſer führte nun ſeine Pfleglinge nach Norden über das Dofraſiall nach Orkadal. Sie begaben ſich zum Jarl Hakon nach Thrandheim, wurden wohl aufgenommen und blieben im Winter dort. Sigmundr und Thorir fuhren im Sommer auf Seeraub, und beſtanden ſiegreich Kämpfe in der Oſtſee mit andern Seeräubern, kamen im Herbſte mit großer Beute zurück und blieben auch den andern Winter beim Jarl. Sigmundr ward dieſem ſehr werth und ſein Hirdmadr [23]), und auf ſeine Bitte ließ dieſer Ulfr'n, welcher eigentlich Thorkell hieß und außer dem Geſetze erklärt worden, weil Thoraht, deſſen Tochter Ragnhildur er geraubt hatte, im Kampfe gegen ihn gefallen war, von der Verbannung auf einem Alsherjarthing freiſprechen. Thorkell Thurrafroſt, wie er mit dem Bezeichnungsnamen hieß, und ſeine Frau Ragnhildur und ihre Tochter Thuridur, mit welcher Sigmundr das Mädchen Thora gezeugt hatte, blieben auch den Winter bei dem Jarl. Dieſer gab nachher Thorkell'n die Sysla oder Präfectur in Orkadal. Vier Jahre ging es ſo, daß Sigmundr im Winter in der größten Würdigung bei dem Jarl und im Sommer auf dem Seeraube war, und ſich Schätze und Ruhm durch ſeine Heldenwerke erwarb. Nun hielt er ſich für ſtark genug, nach den Färeyjar zu ziehen und ſeinen Vater rächen zu können, und bat den Jarl Hakon um Beiſtand. Da jedoch wegen der Stürme und Strömungen die Fahrt nach den Färeyjarn auf Langſchiffen [24]) zu ſchwierig und unſicher ſchien, ſo ließ der Jarl zwei Knarrar [25]) bauen. Darauf, als der Frühling [26]) zum Ende ſich neigte, beſetzte Sigmundr jeden der beiden Knarrar mit 50 tapfern Männern. Bevor ſie von Norwegen abſegelten, hatten ſie alles erfahren, was ſich in den Färeyjarn ereignet hatte. Auzur Hafgrimsſon, welchen Thrandr aufgezogen hatte, war zum ſtarken Mann erwachſen, und hatte ſeine Vaterverlaſſenſchaft Sudrey und zur Verwaltung die halben Färeyjar, während Thrandr die andere Hälfte hatte, und dazu auf Thrandr's Antrieb alle diejenigen Eignir oder Beſitzungen unter ſich genommen, welche Breſtir und Beinir gehabt. Auzur hatte ein Bu [27]) in Sudrey, ein anderes in Dimun und das dritte in Skufey, und hier pflegte er am längſten ſich aufzuhalten, und ließ dort ein hohes und ſtarkes Feſtungswerk um das Gehöfte bauen, denn die Färeyingar hatten gehört, daß Sigmundr Breſtisſon durch ſeine Großthaten berühmt geworden war. Sigmundr und Thorir hatten günſtigen Wind, bis ſie nicht weit mehr zu den Färeyjarn hatten; diejenigen Männer, welche der dortigen Gegend am kundigſten waren, ſagten, daß ſie Auſtrey am nächſten wären. Auch Sigmundr ſprach aus, er wolle am liebſten, daß er Thrandr'n zuerſt in ſeine Gewalt bekäme. Aber kurz darauf kam ein heftiges Unwetter [28]), und ſie wurden durch Sturm und Strömungen von den Inſeln zurückgetrieben. Beide Schiffe, die bis jetzt zuſammen gefahren waren, wurden getrennt. Sigmundr landete mit ſeinem Schiffe in Swiney, überfiel den noch ſchlafenden Bjarni in ſeinem Gehöfte, nahm ihn gefangen, verſchonte ihn aber mit dem Tode und ließ ihn unverletzt an den Gliedern, unter der Bedingung, welche Bjarni einging, daß alles Übrige in der Gewalt Sigmundr's allein ſtehe. Dieſer befahl Bjarni'n, ihm den Weg nach Auſtrey zu zeigen. Da aber der Wind von daher blies, ſo begleitete ihn Bjarni nach Skufey. Sie fuhren in der Nacht und kamen bei des Tages Grauen dahin. Nur ein einziger Steig führte auf dieſes Eiland hinauf, wenn dieſen 20 Mann vertheidigten, konnte die Inſel von der größten Menſchenmenge nicht eingenommen werden. So wird die Beſchaffenheit der Inſel in der isländiſchen Erzählung angegeben. Entweder herrſcht hierbei ſagenhafte Steigerung, oder das Felſen aushöhlende und Ufer verſchlagende Meer hat Veränderungen hervorgebracht. Auch noch jetzt hat das Eiland Skufey, oder in der heutigen Sprache Skuöe, ein hohes Land mit ſteilen Vorgebirgen. Aber am wahrſcheinlichſten iſt, daß dem Isländer eine Verwechſelung Großdimuns mit Skufey entſchlüpft iſt; denn das Eiland Großdimun hat wirklich nur einen Zugang, welcher auf der öſtlichen Seite ſich befindet und ſo ſchmal iſt, daß man nur Mann für Mann hinter einander hinaufkommen kann. Dieſer Zugang läßt ſich ſehr leicht ſo verſchließen, daß kein Menſch im Stande wäre, hinaufzukommen. Sigmundr ging, wie weiter erzählt wird, mit ſeiner Schar ſogleich auf das Eiland hinauf, denn es war Niemand zur Vertheidigung in dem engen Steige. Als ſie jedoch heim [29]) zu dem Gehöfte gelangten, war Auzur mit 30 Mann hinauf auf das Feſtungswerk gekommen. Sigmundr ließ daſſelbe von ſeinen Leuten angreifen, während er auf der andern Seite, im Rücken der Gebäude, an einer Stelle, wo der Wall beſchädigt war, die Spitze der Axt einſchlug, ſich an dem Griffe in die Höhe hob und auf dieſe Weiſe das Feſtungswerk erſtieg. Er erlegte nun einen der Vertheidiger, der ihn angriff, und hierauf fiel auch Auzur im Kampfe gegen ihn, worauf ſich ihm die Übrigen ergaben. Thorir Beinirsſon war durch die ſtürmiſchen Wellen nach Sudrey getragen worden und ſtieß jetzt zu Sigmundr. Durch öfteres Hin- und Herſchicken von Geſandten kam es endlich zwiſchen Sigmundr'n und Thrandr'n ſoweit, daß eine Zuſammenkunft zum Vergleiche in Straumsey angeſetzt ward. Als Thrandr dort erſchien, ſtellte er ſich ſehr heiter, ſagte, es ſei nicht ſchicklich geweſen, daß er bei dem Zuſammentreffen, bei welchem Sigmundr's Vater erſchlagen worden, zugegen geweſen, und erbot ſich dafür, Sigmundr'n Genugthuung zu leiſten, wie dieſer ſie vorſchreiben werde, nur bedung er ſich, daß er in den Färeyjarn den Landesaufenthalt und die Verwaltung über die Menſchen behalten dürfe, die er jetzt habe. Sigmundr ver-

23) Hirdmann, einer von der Hird, Leibwache, Hofgeſinde. 24) Großen Kriegsſchiffen. 25) Kaufmannsſchiffe. 26) Man ſetzt es ins J. 988. 27) Hof mit Landwirthſchaft.

28) Das von Siegmund Breſtisſon und ſeinen Thaten auf den Färöern handelnde Lied ſchreibt den Sturm den Zauberkünſten Thrand's zu. 29) Sigmundr Breſtisſon, aus Skufey gebürtig.

langte, daß er und Thrandr zum Jarl Hakon reiſen und Alles deſſen Ausſpruche anheimſtellen ſollten. Da Sigmundr hierauf beſtand, ſo willigte Thrandr, wie ungern er auch zu dem Jarl Hakon ging, endlich ein, im nächſten Sommer nach Norwegen zu fahren. Den Winter[30]) über war es ruhig in den Färeyjarn. Sigmundr ſaß in ſeinem Bu in Skufey mit großem Glanze und zahlreicher Mannſchaft, unter welcher ſich, außer Thorir Beinirsſon, auch Haralldr Jarnhaus (Eiſenſchädel), ein Seeräuber, welchen Sigmundr überwunden hatte, und der hierauf einer ſeiner tapferſten Streiter geworden war, ſich befand. Im Sommer darauf rüſtete Sigmundr ſein Schiff aus, ſo auch Thrandr ſein großes und gutes Laſtſchiff. Sigmundr, der hiervon wußte, ſegelte nach Norwegen zum Jarl Hakon. Als der Sommer ſich zu Ende neigte, brachten Männer, welche von den Färeyjarn kamen, die Nachricht, daß Thrandr abgeſegelt, aber von widrigem Wetter zurückgeworfen und ſein Schiff beſchädigt und ſeeunfähig geworden ſei. Da bat Sigmundr den Jarl Hakon, daß er die Bedingungen des Friedens zwiſchen ihm und Sigmundr'n ausſprechen möge, obſchon Thrandr, deſſen Liſt der Jarl vermuthete, nicht zugegen ſei. Der Jarl beſtimmte, daß Thrandr zwei Manngiöld[31]) für die Brüder (Breſtir und Beinir), das dritte für den Verrath gegen Sigmundr und Thorir, als Thrandr ſie erſchlagen laſſen wollte, und das vierte dafür, daß er Sigmundr'n und Thorir'n verkaufte, zahlen ſollte; Sigmundr ſollte auch unter ſich die Hälfte der Eilande nehmen, welche ſein (Sigmundr's) Vater in Lehn von ihm (dem Jarl Hakon) gehabt; aber die andere Hälfte der Eilande ſollte in des Jarls Gard (Fiscus) für das fallen, daß Hafgrimr und Thrandr ſeine Hirdmenn[32]), Breſtir und Beinir, erſchlagen haben; Hafgrimr's Erſchlagung ſollte nicht gebüßt werden, weil er Breſtir'n erſchlagen und ſchuldloſe Menſchen angegriffen habe; auch Auzur's Erſchlagung ſollte nicht durch Zahlung von Strafgeldern gebüßt werden, wegen des Unrechts, daß er ſich in Sigmundr's Beſitzung ſetzte und dort erſchlagen ſei; jene Strafgelder ſollte Thrandr alle in einem Sommer zahlen, und Sigmundr und Thorir ſie unter ſich theilen, wie ihnen gut dünkte. Im Frühlinge fuhr Sigmundr nach den Färeyjarn und ſetzte Thrandr'n ein Thing in Straumsey an. Hier ward es durch Vermittelung Anderer dahin gebracht, daß er es ſich gefallen ließ, daß Thrandr das Geld in drei Frühlingen zahlte. So ſchieden Sigmundr und Thrandr dem Namen nach verglichen. Auzur Hafgrimsſon hatte den jungen Sohn Leifr hinterlaſſen. Die Erziehung dieſes Knaben übernahm Thrandr, und Leifr wuchs in Gata bei ihm auf. Im Sommer rüſtete Sigmundr ſein Schiff zur Fahrt nach Norwegen. Da zahlte Thrandr ein Drittheil jenes Bußgeldes, wiewol äußerſt ungern. Sigmundr heiſchte die Schatzungen oder Tribute des Jarls Hakon zuſammen, bevor er von den Färeyjarn abſegelte, und brachte ſie ihm. Er weilte den Sommer über bei dem Jarl, und heirathete Thurid'en, die Tochter Thorkell Thurrafroſt's, und nahm ſie und ihre Tochter Thora, als er im Herbſte nach den Färeyjarn ſegelte, mit dahin. Im Frühlinge auf dem Straumseyjar-thing heiſchte Sigmundr ſein Geld von Thrandr'n, nämlich den Drittheil, den er jetzt zu zahlen hatte. Thrandr ſtellte Sigmundr'n vor, es ſei billig und recht, daß Leifr einiges Bußgeld wegen ſeines erſchlagenen Vaters erhalte, und Sigmundr möchte ihm dasjenige geben, was er glaube von Thrandr'n jetzt zu fodern zu haben. Aber Sigmundr that dieſes durchaus nicht. Da gab ihm Thrandr die Hälfte von dieſem Drittheile, und ſagte, er ſei nicht dazu vorbereitet, mehr zahlen zu können. Aber Sigmundr ſetzte Thrandr'n die Streitart, mit welcher er Auzur'n erſchlagen hatte, auf die Bruſt, und ließ ihm die Wahl, zu zahlen oder zu ſterben. Da ließ Thrandr den mit Silber gefüllten Beutel aus den bei dem Gerichtsplatze aufgeſchlagenen Buden oder Hütten holen, und es machte ſoviel, als er für dieſes Drittheil noch zu zahlen hatte. Im Sommer dann fuhr Sigmundr nach Norwegen und brachte dem Jarl Hakon ſeine Schatzungen oder Tribute, kam im Herbſte zu den Färeyjarn zurück, ſaß dort den Winter in ſeinem Bu, und war dort in den Eilanden allbeliebt. Als man im Frühlinge zum Straumseyjar-thing nach Thorshöfn kam, und Sigmundr von Thrandr'n das letzte Drittheil des Geldes heiſchte, verlangte Thrandr wieder Bußgeld für Leifr'n. Doch erließ Sigmundr weder die Schuld, noch wollte er, daß ſie an einen Andern bezahlt werde, und Vermittler brachten es nur ſoweit, daß Sigmundr ſich die Aufſchiebung der Zahlung gefallen ließ. Auf der Rückkehr nach Norwegen hatte er Gelegenheit, an der großen Seeſchlacht gegen die Jomswikingar (in der Mitte des Winters 995) Theil zu nehmen und neuen Ruhm zu erwerben. Im Frühlinge ſegelte er, von dem Jarl mit großen Gaben beſchenkt, zu den Färeyjarn zurück, ſetzte ſich ruhig und beherrſchte nun dort Alles allein. Im J. 995 war aber ſein Freund Hakon Jarl in Norwegen umgebracht und Olafr Tryggwaſon König geworden. Dieſer brachte im J. 996 ganz Thraudheimr zum Chriſtenthume. Im Frühlinge (997) ſandte der König Botſchaft nach den Färeyjarn zu Sigmundr Breſtisſon, daß er zu ihm komme, er wollte ihn zu dem größten Manne in den Färeyjarn machen, wenn Sigmundr ſein Mann werden wollte. Gegen Ende des Sommers kamen Sigmundr Breſtisſon und ſein Vetter Thorir Beinisſon bei dem Könige an, und wurden von ihm freundlich empfangen. Dann ward Sigmundr und ſeine ganze Reiſegeſellſchaft getauft, und der König ließ ſie in den heiligen Lehren unterrichten. Als der Herbſt begann, ſagte der König Sigmundr'n, er wolle ihn zu den Färeyjarn ſenden, daß er alles dort wohnende Volk zu Chriſten machen ſollte. Sigmundr ſuchte zwar dieſes ſchwierige Geſchäft von ſich zu wälzen, fügte ſich aber doch endlich dem Willen des Königs. Da verordnete ihn dieſer zum Gewaltsmann[33]) oder Präfecten über die ganzen Färeyjar, und gab ihm

30) Das Jahr, in welchem Sigmundr ſein väterliches Erbe wieder erlangte, war, wie man annimmt, das J. 988. 31) Bußgelder für mit Unrecht erſchlagene Menſchen. 32) Männer von der Hird, Leibwächter, Hofgeſinde.

33) waldsmadr.

Lehrer, das Volk zu taufen und es in den nöthigen Lehren unterrichten zu laſſen. Als Sigmundr zu den Färeyjarn kam, lud er die Bonden zu dem Thing in Straumsey. Sie kamen zahlreich dahin. Sigmundr machte ihnen, als das Thing geſetzt war, bekannt, daß König Olaf Tryggwaſon die ganzen Färeyjar in ſeine Gewalt geordnet habe. Die meiſten Bonden nahmen dieſes wohl auf. Hierauf that er der Verſammlung kund, daß er vom Könige das Geſchäft und die Botſchaft übernommen habe, hier in den Eilanden das ganze Volk zu dem rechten Glauben zu bekehren. Thrandr antwortete, es gehöre ſich, daß über dieſe ſchwierige Angelegenheit die Bonden ſich unter ſich beredeten. Die Bonden gaben ihren Beifall, und Thrandr ging mit ihnen auf die andere Seite des Gefildes und brachte ſie zur Übereinſtimmung. Bei Sigmundr blieben nur, außer ſeinen Leuten, diejenigen zurück, welche bereits Chriſten waren. Hierauf ſtrömte die größere Zahl der Bonden mit erhobenen Waffen dahin, wo Sigmundr und die Seinigen ſaßen. Zwar hielt Thrandr die Bonden von Thätlichkeiten gegen dieſelben ab, verkündete aber ihren Willen, die Verwerfung der Annahme des Chriſtenthums, und ſagte, daß ſie Sigmundr'n tödten würden, wenn er nicht feſt gelobte, daß er niemals dieſe Entbietung in den Eilanden hier wieder vorbringen wollte. Dieſes gelobte Sigmundr, da er keine Heeresmacht bei ſich hatte, durch Zeugen und durch Handſchlag. Den Winter über ſaß er daheim in Skufey, ſehr ergrimmt zwar, daß ihn die Bonden zu jenem Verſprechen gezwungen hatten, aber doch ſeinen Unwillen verbergend. Im Frühlinge, zur Zeit, wo faſt die Strömungen am größten waren, und man meinte, daß es auf der See zwiſchen den Eilanden unfahrbar ſei, fuhr Sigmundr mit 30 Mann auf zwei Schiffen von Skufey nach Auſtrey, und umſtellte in der letzten Hälfte der Nacht unerwartet das Gehöft in Gata. Der ſchlafende Thrandr ward ergriffen, und Sigmundr ließ ihm die Wahl, entweder das Chriſtenthum anzunehmen oder ſogleich erſchlagen zu werden. Thrandr antwortete, er wolle ſeine alten Freunde nicht verlaſſen. Da gab Sigmundr einem Manne eine große Axt in die Hand, und befahl ihm, mit derſelben Thrandr'n zu erſchlagen. Als die Axt zum Schlage erhoben ward, verſtand ſich Thrandr zur Annahme der chriſtlichen Religion. Dann wurden er und ſeine Hausleute von dem Prieſter getauft. Hierauf ließ Sigmundr Thrandr'n mit ſich durch alle Eilande herumreiſen, und ruhte nicht, bis alles Volk zu Chriſten gemacht war. Hernach in demſelben Sommer rüſtete er ſein Schiff zu einer Fahrt nach Norwegen, um dem Könige deſſen Schatzungen und dazu Thrandr'n, um dieſen aus Gata und zum Könige zu bringen. Sobald der Wind es erlaubte, ſegelte man ab. Aber ſie waren noch nicht weit ins Meer gekommen, als ſie von Strömungen und einem großen Sturme zu den Färeyjarn zurückgetrieben wurden und das Schiff zerbrachen. Thrandr ſagte, ſie würden keine leichte Fahrt haben, wenn ſie ihn wider ſeinen Willen fahren ließen. Doch ging Sigmundr noch einmal mit ihm in die See, kam aber nicht weiter, als das erſte Mal, denn ein großer Sturm trieb ſie zu den Färeyjarn zurück und das Schiff ward beſchädigt. Thrandr ſagte, es werde immer ſo ſich zutragen, ſo oft ſie ihn zwängen, wider ſeinen Willen zu fahren. Nun ließ Sigmundr Thrandr'n los, aber unter der Bedingung, daß er den Eid der Treue ſchwor, daß er den rechten Glauben haben und halten, dem Könige Olaf und Sigmundr'n treu und gehorſam ſein, Niemanden dort in den Eilanden an Haltung der Treue und des Gehorſams hindern, und dieſes Gebot und jedes andere, das er an die Färeyjar ſenden werde, in allen Stücken befördern und vollbringen ſollte. Thrandr leiſtete dieſen Eid, und begab ſich dann heim nach Gata. Sigmundr ließ das Schiff ausbeſſern, fuhr im Frühlinge nach Norwegen, fand den König in Nidaros und gab ihm das Geld für die Schatzungen von den Färeyjarn, welche er aus ſeinen eigenen Mitteln erſetzt hatte, da ſie im vorigen Sommer bei ſeinem erſten Schiffbruche verloren worden. König Olafr ſprach ſeine Meinung über Thrandr'n in Gata dahin aus, daß er, wie er ſagte, ihn für den ſchlimmſten Menſchen in den ganzen Nordlanden halte. Der König lebte mit Sigmundr in den freundſchaftlichſten Verhältniſſen, bis folgender Vorfall Kälte in ihre Freundſchaft brachte. Der König wünſchte Sigmundr's dicken Goldring zu haben, welchen dieſer am Arme trug, und bot ihm einen gleich koſtbaren dafür an. Aber Sigmundr ſagte, er könne dieſen Ring, welchen ihm der Jarl Hakon, der ihm ſoviel Gutes erzeigt, geſchenkt, nicht weggeben, da er ihm verſprochen habe, den Ring niemals zu veräußern. Der König war ſeitdem niemals wieder ſo freundlich gegen Sigmundr, als vorher; doch ſchieden ſie in Freundſchaft. Sigmundr aber ſah den König ſeitdem nie wieder, kam zu den Färeyjarn und ſetzte ſich in ſein Bu in Skufey [34]). Als nach dem Falle des Königs Olafr, im J. 1000, die Söhne des Jarls Hakon des Mächtigen, Eirekr und Swein, Norwegen regierten, ließen ſie ihren alten [35]) guten Freund Sigmundr durch Abgeſandte zu ſich entbieten. Gern gehorchte er ihren Befehlen, kam nach Hladir [36]), dem Sitze der Jarlar, wurde mit vieler Gütigkeit aufgenommen und war immer in dem alten Grade der Freundſchaft. Daher ließen ſie ihm auch ſeine Herrſchaft über die Färeyjar ganz allein. Auch wurde er in dieſem [37]) Herbſte mit vieler Gnade entlaſſen. Der Zuſtand der von Olaf Tryggwaſon gewaltſam eingeführten chriſtlichen Religion begann, wie überall, ſo auch in dem Gebiete der Jarlar, zu wanken, ein Jeder that, was ihm gut dünkte. In Thrandr's Hauſe und in den Häuſern ſeiner Anhänger ward die ihnen durch Sigmundr's Gewalt aufgedrungene neue Lehre beinahe völlig wieder verlaſſen. Auf

---

34) Mit der Färeyinga-Saga vergl. man die große Olaf's-Saga Tryggwaſonar. Cap. 90 in den Fornmanna-Sögur. 1. Bd. S. 178. Cap. 176—187 ebendaſ. 2. Bd. S. 88—118. Cap. 190—192. S. 123—128. Cap. 205. S. 168. 169. Cap. 207. S. 170—172; die oddiſche Saga Olafs konúngs Tryggwasonar. Cap. 48 ebendaſ. 10. Bd. S. 317. Agrip af Noregs Konúngasögum. Cap. 16 ebendaſ. 10. Bd. S. 393. 35) Swein und Eirikr hatten ſogleich Anfangs, als der hilfloſe Sigmundr Breſtisſon an den Hof des Jarls Hakon des Mächtigen kam, ihm beigeſtanden und ſich bei ihrem Vater für ihn verwendet. 36) Lade. 37) Man findet es wahrſcheinlich, daß es im J. 1001 geſchehen ſei.

dem Straumſeyjar-thing, welches um dieſe Zeit gehalten wurde, hatte Thrandr erklärt: „Mich haſt du zu vielen ſchlechten und mir unanſtändigen Dingen dadurch gezwungen, daß du mich zum Abfall von den väterlichen Gebräuchen und Götterdienſte angetrieben. Sei aber verſichert, daß wir unter einem ſo traurigen und harten Joche nicht länger leben wollen.“ Sigmundr erwiederte, daß er dieſer Drohungen halber ruhig ſchlafen werde; er dachte aber dabei nicht an verrätheriſchen Überfall, durch welchen er ſeinen Tod fand. Als er im nächſten Sommer in einem kleinen Fahrzeuge von Sudrey nach Klein-Dimán ſich begeben hatte, um die zum Hausſchlachten nöthigen Schafe zu holen, entdeckten die Seinigen zwölf Männer mit Schild und Waffen ausgerüſtet. Nach möglichſtem Widerſtande blieb für Sigmundr und ſeine zwei Begleiter keine andere Rettung, als durch das Meer zu ſchwimmen. Sigmundr mit Thorir und Einar ſchwammen nach Sudrey zu. Letzterer ermüdete auf halbem Wege. Sigmundr nahm den Sterbenden auf den Arm, wo er vollends verſchied. Dann nahm er den Thorir, der nicht mehr ſchwimmen konnte, auf die Schulter. Als ſie nach Sudrey kamen, warfen ſie die heftigen Strömungen am Ufer hin und her. Dem äußerſt erſchöpften Sigmundr ſpülten die Wogen Thorir'n von den Schultern, und dieſer ward ſogleich von den drohenden Schlünden hinweggeriſſen. Sigmundr erreichte nun das Ufer, aber in ſolcher Ermattung, daß er nicht gehen konnte. Er blieb ſo in dem Meermoos bis an den hellen Tag liegen. Nicht weit davon war ein kleines Höſchen, welches Thrandr'n gehörte und Thorgrimr Illi (der Böſe) bewohnte. Sigmundr, welcher von dieſem gefunden ward, flehte ihn um Hilfe an. Aber der Ring Håkonarnaut reizte die Habſucht Thorgrimr's ſo, daß er durch ſeine beiden Söhne Sigmundr'n bei den Haaren faſſen ließ, während er ſelbſt ihm das Haupt mit der Axt abhieb [38]). Sie zogen ihm die Kleider aus und den Ring ab, und begruben ihn und Thorir'n am Ufer in den Sand. König Olafr der Heilige, von Norwegen, bekümmerte ſich darum, wie das Chriſtenthum in Orkneyar und auf Hialltland (Shetland) und in Färeyjar gehalten wurde, und erfuhr, daß es nichts weniger als gut damit ſtände. Im Sommer des neunten Jahres ſeiner Regierung (im J. 1024) kamen auf ſeine Botſchaftſendung Gilli Lögſögomadr [39]), Leifr Oſſurarſon, Thoralfr aus Dimun und viele andere Bondenſöhne. Thrandr in Gata blieb wegen Krankheit zurück. Als die andern Färeyingar zu dem Könige kamen, verlangte er Schatzung von ihnen, daß die Färeyingar den Geſetzen folgen ſollten, welche der König ihnen gebe, und hierüber ſollten die Gegenwärtigen Eide leiſten. Zugleich bot er den Angeſehenſten an, daß ſie ihm handgegnir [40]) werden oder in ſeine Dienſte treten und Freundſchaft und Ehre von ihm empfangen ſollten. Die Färeyingar glaubten, wenn ſie ſich nicht fügten, Schlimmeres befürchten zu müſſen, und unterwarfen ſich nach mehren Zuſammenkünften allem, was der König von ihnen verlangte. Sämmtliche Reiſegenoſſen leiſteten dem Könige die verlangten Eide. Der König aber gewann hierdurch nichts, denn zwei Schiffe, die er nach einander abſendete, um die Schatzung einzuholen, verſchwanden und man erhielt darüber niemals Kunde. Eine dritte Abſendung verunglückte durch Thrandr's verrätheriſchen Meuchelmord. Karl der Wikingr wurde nun geſendet, der größte Seeräuber, aber auch dieſer fand dabei ſeinen Tod. Der König erhielt keine Schatzung und das Chriſtenthum keine Beförderung. Snorri Sturluſon ſtellt in der Olafs-Saga Tryggwaſonar umſtändlich dar, wie Olafr Tryggwaſon Isländer zum Chriſtenthume bekehrte, und Island und Grönland zur Annahme deſſelben gebracht. Daß dieſes auch mit Färeyjar geſchehen, würde er ſicher angegeben haben, wenn er die Färeyinga-Saga vor ſich gehabt hätte. Da die Flateyjarbók, die an einer Stelle Col. 437—440 erzählt, was bei Snorri in der Olafs-Saga Helga unter den nächſtfolgenden Begebenheiten zerſtreut ſich findet, den Faden der Erzählung am Ende Olaf's des Heiligen wieder aufnimmt, und erſt mit Thrandr's Tode, im Anfange der Regierung Magnus des Guten, endet, und der mittelſte Theil der Geſchichte der Färeyingar in der Flateyjarbók mit der Darſtellung Snorri Sturluſon's wörtlich übereinſtimmt, und die Färeyinga-Saga in der Flateyjarbók außerdem grade die weitläufige Erzählung von den ſpäteren Schickſalen der Inſeln enthält, die Snorri kannte und abſichtlich überging, ſo ſagt P. E. Müller, es ſcheine klar, daß dieſe Färeyinga-Saga, der man es deutlich anſehe, daß ſie, obgleich in der Flateyjarbók in mehre größere Stücke zertheilt, dennoch ehemals ein zuſammenhängendes Ganzes bildete, eine der ſchriftlichen Quellen geweſen ſei, deren Snorri Sturluſon bei ſeiner Geſchichte ſich bediente [41]). Da jedoch Snorri Sturluſon den früheren wichtigen Theil der färöiſchen Geſchichte vor der Einführung der chriſtlichen Religion auf dieſen Eilanden nicht kennt, und überhaupt dieſer Theil einen ſagenhafteren Anſtrich als der mittlere Theil hat, und Snorri am Schluſſe ſeiner Erzählung blos auf Fráſagnir hinweiſt und keine Färeyinga-Saga ſpeciell anführt, ſo iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die Färeyinga-Saga ſpäter verfaßt iſt, als Snorri Sturluſon ſchrieb, und ſie nicht, wie P. E. Müller will, ins 12. Jahrhundert geſetzt werden darf, beſonders nicht der erſte Theil, welcher von den Abenteuern Sigmundr Breſtirſon's handelt. Der mittlere und letzte Theil ſind nicht ſo fabelhaften Inhalts, und die Fráſagnir, auf welche Snorri Sturluſon ſich bezieht, mögen aufgeſchrieben geweſen ſein, ohne daß es noch eine Färeyinga-Saga in jetziger Geſtalt gab. Auf die Zeit, wann der letzte Theil verfaßt worden iſt, könnte ſich vielleicht einigermaßen aus der genealogiſchen Bemerkung ſchließen laſſen. In Beziehung auf den erſten, äußerſt fabelhaften, Theil der Färeyinga-Saga bemerken wir hier, daß er vorhanden war, als die große

38) Man ſetzt Sigmund's Breſtisſon's Ermordung ins Jahr 1002. 39) Geſetzſagemann, Richter. 40) handgegangene, d. h. ihm unter die Hand gegangene, ihm den Dienſteid leiſtende.

41) Müller, Sagabibliothek. I. Deel. S. 185. Snorro's Kilber im 6. Bde. der großen Ausgabe der Heimskringla. S. 297.

Olafs-Saga Tryggwaſonar verfaßt ward, denn Cap. 184 in den Fornmanna-Sögur 2. Bd. S. 184, ſagt ſie, in Beziehung auf die Heldenwerke, welche Sigmundr Breſtiſson auf ſeinen Seeraubfahrten verrichtete: sem segir i sögu hans (wie in deſſen Geſchichte geſagt wird), und Cap. 207. S. 172 in Beziehung auf Sigmundr's Ermordung: sua sem segir i Färeyinga sögu (wie in der Färeyinga-Saga geſagt wird).

Aus der folgenden Geſchichte (den Faden derſelben nimmt die Flateyjarbók am Ende des Lebens Olaf's des Heiligen wieder auf) heben wir nur Folgendes aus. Der berühmte Swerrir, der ſich für einen Sohn des Königs Sigurd Munn ausgab, und als fünfjähriger Knabe von Norwegen nach den Färeyjar gebracht ſein wollte, war der Sohn des Färeyingars Unas Kambari (Kammmacher) und Gunnhildur's, einer Norwegerin, und ward bei ſeinem Vaterbruder Hroi, welcher Biſchof in den Färeyjar war, aufgezogen. Dieſer gab ihm eine gelehrte Bildung und weihte ihn zum Prieſter. Im J. 1176 verließ Swerrir die Färeyjar [42]), und machte Norwegen zum Schauplatze ſeiner argliſtigen Thaten. Auf der Verſammlung der Häuptlinge, d. i. der Biſchöfe, und der Lendirmenn [43]) im J. 1223, auf welcher dem Könige Hakon Hakonarſon das Königthum durch Richterſpruch zuerkannt ward, befand ſich auch der Biſchof Sörkwer von Färeyjar [44]). König Magnus der Gekrönte von Norwegen, welcher wegen ſeiner Verbeſſerung der Geſetze [45]) Lagabätir genannt ward, ſandte an den Biſchof Ellender [46]) von Färeyjar eine Verordnung, welche das Chriſtenthum betraf. Wie es ſcheint, waren die Färeyingar nicht damit zufrieden, denn Herzog Hakon von Norwegen, des Königs Magnus des Gekrönten Sohn, welcher, während ſein Bruder Erik König war, in ſeinem Reichstheile beinah die königliche Gewalt ausübte, und nach den Jahren ſeines 1280 angetretenen Herzogthums mit Vorbeilaſſung der Regierungsjahre des Königs rechnet, ſagt im neunten Jahre ſeines Herzogthums: „Was aber die das Chriſtenthum betreffende Anordnung angeht, ſo können wir jetzt nichts anderes thun, als verordnen, daß ſie in ihrer Gültigkeit bleiben ſoll, ſowie ſie unſer Herr Vater, der Gekrönte, hat verfaſſen laſſen, und ſie dem Biſchof Ellender, wie das Landesprotokoll ausweiſt, zugeſtellt worden iſt." Es findet ſich dieſe Stelle in der Verordnung, welche beginnt: „Wir Hakon von Gottes Gnaden, Herzog von Norwegen, des Königs Magnus des Gekrönten Sohn, ſenden Allen, welche dieſen Brief ſehen oder hören, Gottes Gruß, und ſeinem geiſtlichen und liebſten Freund, dem Herrn Ellender, Biſchof auf Färeyjar, und Herrn Siſrort, Landrichter auf Hittland [47]), damit ſie die Streitigkeiten, welche ſich zwiſchen der Gemeinde, wegen einiger Poſten, welche ihnen noch an guter Einrichtung gefehlt, hervorgethan, heben ſollen. Dieſer Urſache wegen haben wir dieſe vier Blätter, wie ſich mit den Schafen zu verhalten ſei, aufſetzen laſſen: Wir haben Alles nach dem Rathe unſrer vornehmſten Männer ſo eingerichtet, als wie wir wußten, daß es der Gemeinde am nützlichſten ſein könne." Im erſten Artikel: Wie man die Schafe kennen ſoll, wird geſagt: „Wir ſind benachrichtigt worden, daß ſich in dieſem Lande, in Anſehung der Schafe, ſchlimme Gewohnheiten eingeſchlichen haben. Es iſt alſo unſere Pflicht, darin eine Änderung zu treffen, und zu verordnen, daß ſich ein Jeder mit dem, was ihm mit Recht zu beſitzen zukommt, ſolle begnügen laſſen. Es iſt jetzt der Gebrauch, daß, wenn zwei oder mehre Männer, in einem Garten (oder umzäunten Platze) Schafe gehen laſſen, und ſie dieſelben ſchlachten wollen, ſo nehmen ſie die ungezeichneten, es mögen nun Lämmer oder alte Schafe ſein, zuerſt, entweder mit Hunden oder auf andere Art, und ſie mögen ihnen zugehören oder nicht. Da es nun uns und andern braven Männern dünkt, daß man nicht auf dieſe Art verfahren müſſe, damit Niemandem im Lande einiges Unrecht geſchehe, ſo machen wir hiermit dieſe Anordnung, daß, wenn Jemand ſeine Lämmer oder alten Schafe, welche nicht gezeichnet ſind, aus der Heerde nehmen will, ſo ſoll er zwei Männer bei ſich haben, welche unparteiiſch bezeugen ſollen, daß es ſeine Schafe ſind, und ſie die Mutter dazu kennen. Thut er dieſes nicht, ſo ſoll er geſtraft werden als einer, der ſich eines ihm nicht zugehörigen Eigenthums bemächtigt." Der zweite Artikel handelt vom Jagen der Schafe in die Gehege. Der dritte von der Wegſchaffung der Schafe, welche in eines andern Mannes Feld gehen. Der vierte von wilden Schafen. Der fünfte: Wenn Jemand allein in eines Andern Feld geht. Der ſechſte: Von den Hunden. Der ſiebente: Wie auf die Schafe Beſchlag zu machen iſt. Der achte: Wie man aufs Feld gehen ſoll. Der neunte: Vom Zahmmachen der Schafe [48]). Dieſe heilſame Verordnung beſtätigte König Chriſtian IV. den 24. Febr. 1637. Dem in der Verordnung des Herzogs Hakon erwähnten Biſchof Ellender gibt Peter Clauſen in ſeinem Verzeichniſſe der Biſchöfe von Färeyjar in ſeiner Beſchreibung von Norwegen folgende Stelle: 1) Gudmund, 2) Matthias, 3) Kroll, 4) Swein, 5) Serquir oder Swerkr, 6) Peter, 7) Gauti, 8) Erland oder Ellender, 9) Loden, 10) Siguar, 11) Giaſward, 12) Hanard. Außer dieſen haben wir oben den Biſchof Hroi aus der Swerris-Saga kennen gelernt. Dieſer hätte, wie es ſcheint, als der dritte in das Verzeichniß geſetzt werden ſollen. Außer dem wird eines Biſchofs Hilarius der letzteren Zeiten gedacht, welcher die neuere Mauer der Kirche zu Kirkeböe erbaut haben ſoll [49]). Dieſer ehemalige Biſchofsſitz hieß in der alten Sprache Kyrkjubär [50]). Er

42) Saga Sverris konúnga in den Fornmanna-Sögur. 8. Bd. S. 7. 9. 10. 12. 120. 43) Belehnte Männer, Provinzialpräfecten. 44) Saga Hákonar Hákonarsonar. Cap. 86 ebendaſ. 9. Bd. S. 324. 45) Die Färeyingar hatten kein eigenes Geſetz, wie die Isländer, ſondern ſie richteten ſich nach dem norwegiſchen Geſetze. Doch war der Werth der Strafgelder auf den Färöer höher, als in Norwegen; ſ. die Berechnung der färöiſchen Strafgelder bei Debes S. 270. 271. 46) Urſprünglich Erlendr. 47) Shetland.

48) Den nähern Inhalt dieſer merkwürdigen Artikel ſ. bei Debes S. 258—269. 49) Debes S. 255. 50) Das Fyrsta Sögubrot Cap. 13 in den Fornmanna-Sögur. 11. Bd. S. 416: „darnahe (nämlich dem Hjalltland, Shetland) die Färey-

lag und liegt auf Straumſey, jetzt Strömöe. Kyrkjubär bedeutet Stadt der Kirche. Amund Oluſſen ward im J. 1532 zum Biſchofe auf Färöe erwählt. Er war Kanonikus in Bergen, und bezahlte dem Könige Friedrich I. tauſend färöiſche Gulden oder 833 Rthlr. 2 Mark für die Beſtätigung ſeiner Wahl, denn die Könige fingen damals an, die ſelbſterworbenen Gerechtſame der Päpſte wieder zurückzunehmen, indem ſie die Gelder, welche die Biſchöfe ſonſt für das Pallium oder den biſchöflichen Mantel erlegen mußten, in ihre Caſſe kommen ließen, weil ſie die Habſucht der Päpſte etwas beſſer einſehen lernten. Amund Oluſſen war der letzte katholiſche Biſchof. Als nämlich der Sohn Friedrich's I., Chriſtian III., ſich auf dem Throne befeſtigt hatte, ließ er alle Biſchöfe abſetzen. Auf Färöer hatte man ſeit dieſer Zeit nur einen evangeliſchen Biſchof oder Superintendenten, Namens Jens Rüber. Er hielt ſich einige Jahre hier auf, bis er es endlich als ein alter Mann überdrüſſig ward, ſich noch öfter, als ſchon geſchehen war, von franzöſiſchen Seeräubern ausplündern zu laſſen. Daher begab er ſich nach Kopenhagen, ward aber endlich, im J. 1556, als Biſchof nach Stavanger, in Norwegen, geſandt. Nachdem traf König Chriſtian III. eine andere Einrichtung, und verordnete anſtatt der Biſchöfe einen Propſt auf dem Lande Färöer. So lange die Handlung von den bergiſchen Kaufleuten getrieben ward, war der Propſt dem Biſchofe von Bergen unterworfen. Da aber der Handel den bergiſchen Bürgern entzogen und den kopenhagener Kaufleuten übertragen wurde, ſo ward der Propſt der geiſtlichen Gerichtsbarkeit des ſeeländiſchen Biſchofs übertragen. Dieſe Veränderung ward deswegen vorgenommen, weil die Reiſen nach Färöer leichter von Kopenhagen aus geſchehen konnten. Dem Propſte auf Färöer legte der König einen beſonderen, Gaardshöedde genannten, Hof in Dande Fiord auf Oſteröe zu. Der König ließ alle färöiſchen Gemeinden in ſieben Kirchſpiele, 1) Norderö, 2) Oſteröe, 3) Thorshaven, 4) den Nordertheil von Strömöe, 5) Waagöe, 6) Sandöe, 7) Suderöe, theilen, und gab jedem einen freien Hof dabei. In weltlicher Beziehung ward früher von dem Könige von Norwegen ein Sußlumadr oder königlicher Voigt, der die Schatzung und Abgaben einnehmen mußte, beſtellt. Dieſes geſchah ſeit der Zeit der Kirchenverbeſſerung nicht in Lehnsweiſe, und die Gefälle wurden entweder an diejenigen, welche dieſe Bedienung aus königlicher Gnade erhielten oder vorſtanden, oder an diejenigen, welche ſie in Pacht nahmen, bezahlt. König Friedrich III. belieh Chriſtoph von Gabel mit dem Lande Färöer, als einem Amte. Dieſer erhielt nicht nur die Einkünfte dieſes Landes, ſondern auch die Gerichtsbarkeit, und dabei die Freiheit, daß er ſeinen eigenen Voigt oder Bevollmächtigten daſelbſt halten, und den Handel und die Kaufmannſchaft nach ſeinem eigenen Gefallen einrichten durfte. Nun ſetzte Chriſtoph von Gabel ſeinen eigenen Landvoigt und Bevollmächtigten ein, welcher der Regierung in ſeinem Namen vorſtand. Ein ſolcher Landvoigt hatte Hardesvoigte und zwar ſechs, nach Anzahl der Harden, nämlich: 1) Nordröe, 2) Oſteröe, 3) Strömöe, 4) Waagöe, 5) Sandöe und 6) Suderöe, in welche die färöiſchen Eilande eingetheilt ſind. Dieſe Hardesvoigte legten alle kleinen Sachen, die in ihrer Harde vorfielen, bei; die wichtigeren aber wurden vor das Gericht gezogen. Sie nahmen des Königs Zehnten ein, und verrichteten außerdem, was ihnen von den königlichen Dienern befohlen ward. Außer dieſen waren auch geiſtliche und weltliche Richter angeſtellt. Im Betreff des Handels wollte man zu Debes' Zeit durch Überlieferung wiſſen, daß die Hamburger, vermöge ihrer königlichen Freiheiten, die erſten geweſen, welche ihren Stapel auf Färöer gehabt. Nach ihnen erhielten die bergiſchen Bürger ihren mit Freiheiten begnadigten Handel. Von dieſen wurden ſie der alten isländiſchen Handelsgeſellſchaft übertragen. Da dieſe aber im J. 1662 aufgehoben ward, ſo übergab Chriſtoph von Gabel, vermöge der ihm verlehnten Herrlichkeiten und Herrſchaft über dieſes Land, den Handel deſſelben dem Johann Trelland. Die Schädlichkeit des Monopols, vermöge deſſen es den Einwohnern verboten war, mit Fremden zu handeln, ſuchte man durch Feſtſetzung gewiſſer Preiſe[51]) der nach Färöer geführten Waaren zu mildern. Im J. 1796 ward der Handel nach den färöiſchen Inſeln allen däniſchen Unterthanen frei gegeben. Noch verderblicher als jenes Monopol wurden in den vorigen Zeiten den Färöern die Seeräuber und Freibeuter. Beſtändig, oder faſt jedes Jahr, wurden ſie von franzöſiſchen, irländiſchen und engliſchen Seeräubern angefallen. Da aber das Vermögen der Einwohner nur in Landgütern, Rindvieh und wilden Schafen, beſtand, nach welchen den Seeräubern nicht ſo gelüſtete, als nach Geld und andern metallenen Schätzen und koſtbaren Waaren, ſo ſuchten jene auf den hohen Felſen Schutz. Einmal jedoch lieferten die Sudöer den irländiſchen Seeräubern, welche das Land nicht ſogleich verlaſſen wollten, eine offene Schlacht und erſchlugen ſie. Außer dem letzten Biſchofe, Jens Rüber, welcher, wie wir oben bemerkt, wegen der mehrmaligen Ausplünderung durch franzöſiſche Seeräuber, Färöer auf immer verließ, peinigten ſie den Hauptprediger, Rasmus auf Suderöe, um Geld zu erhalten. Den Prediger Martin in Thorhaven mishandelten ſie ebenfalls, und nahmen zugleich das Archiv dieſes Landes, Kaufmannswaaren und dem Könige zuſtändige Güter mit ſich hinweg, und brachten die nach Färöer ſegelnden Schiffe auf. Die engliſchen Fiſcher machten es ſogar zu einer ordentlichen Gewohnheit, daß, wenn ſie jährlich kamen und unter Island fiſchen wollten, ſie von den färöiſchen Einwohnern mit ſich nahmen, wen ſie nur bekommen konnten, und verſchonten ſogar die Prieſter nicht. Sie bedienten ſich der Ergriffenen als Sklaven auf der Reiſe, und ſie mußten ihnen fiſchen helfen. Kamen ſie wieder zurück und unter das Land, ſo ſetzten ſie die mitgenommenen Leute grade da an das Land, wo ſie dieſelben am beſten los werden konnten. Zwei türkiſche Schiffe landeten im J. 1629 in

jar, derer ſind 18 in allem (nämlich bewohnte und unbewohnte); dort iſt ein Biſchofsſtuhl, der Kyrkjubär heißt."

51) ſ. das Nähere bei Debes S. 273 fg.

Suderöe und führten die Leute ohne Unterſchied in die Sklaverei. Wegen der großen Unſicherheit, in welcher die Einwohner lebten, ließen die Könige Friedrich II. und Chriſtian IV. verſchiedene Schiffe auslaufen, um die ihre Unterthanen beſchädigenden Seeräuber zu vertreiben. Unter den Capitainen, welche dieſe Schiffe führten, war Magnus Heineſen der berühmteſte. In Beziehung auf Sigmundr Breſtisſon wird er, da auch er ein Färöer war, als der andere färöiſche Held aufgeführt. Ihn zeugte Heine Hauffregſter, Hauptprediger auf Öſteröe, in zweiter Ehe mit einer norwegiſchen Frau, welche er auf einer Reiſe nach Norwegen heirathete. Deshalb wird Magnus Heineſen von Einigen für einen Norweger gehalten. Anfangs fuhr er als Kaufmann mit Handlungsſchiffen von Bergen nach Färöer. Nachher ließ er ſich in Holland brauchen, im Dienſte wider die Freibeuter, Seeräuber und Dünkircher. Da er hierdurch ein berühmter Mann ward, nahm ihn König Friedrich II. von Dänemark in Dienſte, machte ihn zum Schiffscapitain und brauchte ihn beſtändig, die See rein zu halten und die Schiffe der Seeräuber und Freibeuter, welche zwiſchen Norwegen, Island und Färöer vielen Schaden thaten, wegzunehmen. Nicht blos zeichnete er durch Muth und Tapferkeit, ſondern auch durch liſtige Anſchläge ſich aus, ſodaß er in den norwegiſchen Gewäſſern einen berühmten Seeräuber durch Liſt überwand und ſein Schiff nahm. Als heftiger Verfolger der Seeräuber war er auch ein Gegenſtand ihrer häufigen Verfolgung, und ſie boten Alles auf, ihn zu überraſchen. Einer der Freibeuter bekam Nachricht, daß Magnus Heineſen in aller Sicherheit in Thorshaven in Färöer läge, und ſuchte ihn auf. Magnus Heineſen, da er fand, daß er ſeinem Feinde an Kriegsmacht nicht gewachſen war, verwahrte alle ſeine Schiffsgeräthſchaft und zog ſich nach Heſtöe, verſah ſich hier ſchnell mit Steinen und ließ ſie auf den ihn angreifenden Gegner niederrollen, ſodaß dieſer ſich wieder nach ſeinem Schiffe begeben und die See ſuchen mußte. Um künftig vor dergleichen Überrumpelung ſicher ſein zu können, ließ Magnus Heineſen in Thorshavn eine Schanze aufwerfen und alsdann wieder ſein Schiff in guten Stand ſetzen. Hierauf ſuchte er, um ſich zu rächen, ſeinen Gegner auf, machte durch eine Kriegsliſt [52]) das feindliche Schiff kampfunfähig und nahm alle Mannſchaft deſſelben gefangen. Dem Trunk einigermaßen ergeben, ward der färöiſche Held, als er einſt in einem daſigen Hafen lag, des Nachts von zwei Freibeutern gefangen, jedoch von ihnen wieder losgelaſſen, unter der Bedingung, daß er ſchwören und verſprechen mußte, daß er ſie, die Freibeuter, niemals verfolgen wollte. Wieder auf freien Fuß geſetzt, glaubte er nicht verbunden zu ſein, einen gezwungenen Eid zu halten, ließ ſich mit den beiden Freibeutern, welche in Färöer ſchreckliche Thaten verübten, in ein ſcharfes Gefecht ein, überwand ſie und nahm ſie gefangen. Einſt ſuchte der größte Theil ſeiner Leute, welche aus verſchiedenen Ländern gebürtig waren, einen Aufruhr wider ihn zu ſtiften, in der Abſicht, ihn zu ermorden und mit dem Schiffe davon zu gehen. Als ihm dieſes zu Ohren kam, tödtete er in der erſten Hitze 13, und die Andern wurden hierdurch muthlos und gaben ihr Vorhaben auf. Einſtmals ward er von den Feinden mit Gewalt überwunden und gefangen genommen. Auf die Frage des Überwinders: Was er wol jetzt gedächte? antwortete der Gefangene: „Wenn ich die Macht über dich hätte, welche du über mich haſt, ſo ſollteſt du den herbſten Tod, den ich nur erdenken könnte, ſterben müſſen." Sein Überwinder, durch ſeinen Heldenmuth gerührt, ließ ihn, ohne daß er darum gebeten ward, los. Durch ſeine glücklichen Unternehmungen und durch ſeine Tapferkeit kam der färöiſche Held bei dem Könige Friedrich II. in große Gnade. Er brauchte ihn, nicht blos die See rein zu halten, ſondern ließ ihn auch im J. 1577 eine Reiſe unternehmen, um das verlorene Grönland wieder aufzuſuchen. Den weit und breit berühmten Mann liebten die durch ihn Beſchützten. Aber er hatte auch viele Feinde, und ſelbſt in Dänemark auch, wo es nicht an Neidern fehlte. So lange jedoch König Friedrich lebte, konnte ihm Niemand ſchaden. Aber unter der Minderjährigkeit des Königs Chriſtian IV. ward er fälſchlich angegeben, er habe Seeräuberei getrieben, und Chriſtoph von Wolkendorf ließ ihn, ohne Einwilligung des Kanzlers Kaaſe und Georg Roſenkranz's, in Kopenhagen enthaupten. Aber Hans von Lindenok auf Olsloff, Landrichter im nördlichen Theile von Jütland, vertheidigte auf voldingiſchem Herrentage 1590 die Unſchuld des Magnus Heineſen durch einen förmlichen Proceß. Dem zufolge ward ſeine Leiche aus der Erde ausgegraben und mit Pracht von Kopenhagen nach Jütland geführt, und in der otzler Kirche, bei Wiburg, ſeinem Stande gemäß, begraben [53]). An die Erben des Seehelden mußte Chriſtoph von Wolkendorf 3000 Reichsthaler zahlen.

(*Ferdinand Wachter.*)

FÄRÖERNE, eine der Krone Dänemark gehörige Inſelgruppe in der Nordſee, zwiſchen Schottland und Island, etwa 90 Meilen weſtlich von Norwegen und 84 Meilen ſüdlich von Island, zwiſchen 61° 15′ und 62° 21′ nördl. Br. Der Inſeln ſind 25, von welchen nur 17 bewohnt ſind, und zwar von Norden nach Süden: Fuglöe, die nördlichſte, ſüdöſtlich von da Svinöe, weſtlich von da Vidöe, Bordöe, Runöe, Kalſöe, Öſteröe, Strömſöe, Vaagöe, Myggenäs, Kolter, Heſtöe, Nolſöe; ſüdlich Sandöe, Qvernen, Store Dimen, Suderöe. — Strömſöe, mit einem Areal von ſechs □Meilen, iſt die größte dieſer Inſeln; nach ihr ſind Suderöe und Öſteröe die größern.

Die Inſeln, die von Norden nach Süden eine Länge von 15 Meilen, von Oſten nach Weſten eine Breite von 10 Meilen einnehmen, beſtehen meiſtens aus hohen Klippen, die aus dem wilden Meere aufſteigen und von einander durch tiefe und heftige Strömungen geſchieden ſind; die Klippen ſind im Allgemeinen 1 bis 2 Ellen tief, doch auch tiefer oder ſeichter, mit fruchtbarer Erde bedeckt. Der Flächeninhalt beträgt 24 □Meilen.

Die Wohnungen der Färinger ſind überall in einzelnen Häuſern oder Häuſergruppen am Meeresrande, an

52) ſ. das Nähere bei Debes S. 216 fg.

53) ſ. die Grabſchrift des färöiſchen Seehelden bei Debes S. 224. 225.

Buchten und Häfen, welche letztere zahlreich und vorzüglich ſind, z. B. Thorshavn und Weſtmanhavn auf Strömſöe. Die Häuſer ſind, ſehr zweckmäßig, von Holz, denn hölzerne Häuſer ſind trocken und warm, und geben dem Winde nach; das Dach beſteht aus Birkenrinde, die der Fäulniß am beſten widerſteht; darüber liegen Grasſocken, wo zuweilen Kühe weiden. Die Häuſer der Ärmeren haben ſtatt des Schornſteins und der Fenſter ein großes, viereckiges Loch im Dache, welches mittels einer Klappe verſchließbar iſt; durch dieſe Dachöffnung zieht der Rauch der Herde, denn Öfen haben die Ärmeren nicht; eine ſolche Wohnſtube heißt roegstue, Rauchſtube. — Am Strande ſind Schuppen für die Boote. Die heftigen Winde hindern allen Waldwuchs. Die Seelenzahl betrug am Schluſſe des J. 1831 3359 männlichen und 3271 weiblichen Geſchlechts, insgeſammt alſo 6630. (Zu gleicher Zeit hatte Island 54,604 Einwohner.) Im J. 1834 den 18. Aug. betrug die Seelenzahl auf den Färöern 6928, 1769 betrug ſie nur 4773. Als Feuerung dienen der vortreffliche Torf und die Steinkohlen, womit die Inſeln reichlich verſehen ſind. Einige Berge enthalten Kupfererz.

Jede Familie hat mit Steinwällen gegen das Vieh eingehegte Äcker (Böe), nach färöiſcher Rechnung, 320 hamburger Ellen im Quadrat enthaltend, die ſie mit Gerſte beſäen; doch iſt, des fruchtbaren Bodens ungeachtet, der geſammte Kornertrag nur mäßig. Außerhalb dieſer Äcker, in dem öden Striche zwiſchen dem niedern Lande und den Bergen, hat man fette Weiden (hauge), wo die vielen Schafe das *ganze* Jahr hindurch ihre Nahrung ſuchen. Gartengewächſe, als Kohl, Rüben, Wurzeln ꝛc., gedeihen, ebenſo Kartoffeln. Angelica pflanzen die meiſten Bauern an ihren Höfen.

Hauptnahrungszweig der Färinger iſt die Schafzucht. Manche haben 2, 3, 4 bis 500 Schafe. Zur Vorbeugung gegenſeitiger Beeinträchtigung in Betreff der Weide beſteht ein beſonderes Geſetz, Söidebrief genannt, erlaſſen vom norwegiſchen Könige Haagen 1140, beſtätigt vom Könige Chriſtian IV. 1637. Zwei Mal im Jahre holen die Beſitzer den Ertrag ihrer Schafe; im Frühling, wo ſie die abgefallene Wolle ſammeln und die Lämmer marken, und im Herbſt, wo ſie die Schafe, welche geſchlachtet werden ſollen, wegnehmen. Auf jeder Stelle iſt Einer, der die Schafe pflegt und beaufſichtigt, daß ſie nicht Schaden nehmen, der ſogenannte Söidemann. Sollen die Schafe zuſammengetrieben werden, ſo bedient man ſich abgerichteter Hunde, die den Kühen im Preiſe gleich ſtehen. Auf den nördlichen Inſeln ſind die Schafe meiſt weiß, auf den ſüdlichen meiſt ſchwarz und bunt; Letzteres leitet man von dem ſteten Seerauche auf den ſüdlichen Inſeln ab, welche mehr im offenen Meere liegen, während die nördlichen Inſeln einander näher ſind. Aus der Wolle verfertigt man Strümpfe, Mannshemden, Bettdecken verſchiedener Farbe, grobe und feine Zeuche, Winterhandſchuhe, Mützen und Nachtkamiſöler; mit welcher Arbeit Männer und Weiber, Kinder und ſchwache Alte ſich das ganze Jahr hindurch, beſonders aber im Winter in ihren Rauchſtuben, beſchäftigen. Von Strümpfen werden jährlich etwa 116,000 Paare ausgeführt. Die Färinger verſtehen verſchiedene Farben zu bereiten. Das Tormentillkraut wächſt in Menge auf den Inſeln, ſodaß ſie damit Häute gärben, weil ſie keine Baumrinde haben; auch benutzen ſie das erwähnte Kraut als Schweinefutter.

Land- und Seevögel ſind den Färingern ein wichtiges Nahrungsmittel: mit Ausnahme der Möven, Raubmöven und Kormorane, werden alle Seevögel, friſch oder eingeſalzen, oder getrocknet, gegeſſen. Man findet wenigſtens 25 Vogelberge, wo ſchichtenweiſe tauſende der verſchiedenſten Vogelarten niſten und wohnen, jede Art beiſammen. Da iſt ein ſolcher Lärm, daß man einander nicht verſtehen kann. Im Mai wimmeln manche Inſeln von Vogeleiern. Der Vogelfang iſt gefährlich, da ein Fall von den Felſen tödtlich iſt; weshalb der Färinger, der in den Vogelberg fährt, von allen ſeinen Bekannten feierlich Abſchied nimmt. Für Geld ſetzt faſt kein Färinger ſein Leben in Gefahr. — Kann man vom Boote aus mit einer Stange, an welcher ein Netz befeſtigt iſt, die Vögel erreichen, ſo iſt keine Gefahr vorhanden; wol aber, wenn man vom Boote aus mit jener Stange die Felſen erſteigt, und nun die Vögel im Fluge fängt, indem zwei Fänger durch ein 50—60 Fuß langes Tau verbunden ſind, auch die Vögel mit den Händen greift, — oder am Seile ſich zu den Neſtern herabläßt; Letzteres geſchieht auf der Inſel Stora Dimón ($\frac{1}{4}$ Meile lang, $\frac{1}{4}$ Meile breit), wo man jährlich über 5000 Vögel fängt; ebenda wird, jedoch ſelten, procellaria pelagica als Lampe gebraucht, indem man durch den Körper einen Docht zieht und dieſen anzündet, wie denn der lebendige Vogel gelben Thran ausſpeit und dann ſich nicht weiter vertheidigt; gefangen läßt er ſich leicht zähmen. — Die Eidergans niſtet viel auf den Färöern.

Einen noch ergiebigeren Erwerbszweig bildet die Fiſcherei im Meere; man fängt Heilbutten, Dorſche, Forellen, Seehunde, Walfiſche ꝛc. Dieſe Fiſcherei treiben die Färinger gemeinſam. Sobald ein Boot Walfiſche entdeckt, ſteckt es eine Jacke am Maſte auf; ſofort erſchallt am Lande „grindabud,“ und Boote fahren entgegen; überall am Lande flammen Signale; man umringt die Walfiſche mit Booten, treibt ſie landwärts, ſtößt in dieſelben breite, eiſerne Meſſer hinein, das Waſſer wird blutroth, was die Thiere blendet, die nun auf den Strand gehen und hier todtgeſchlagen werden. Wenn der Walfiſch den Rücken über das Waſſer hält, kitzelt man auch am Schwanze mit dem Ruder, was ihm behagt; er liegt ſtill und läßt ſich kitzeln, und man verſtopft ihm nun die Blaſeröhre mit wollenen Handſchuhen oder Strümpfen, wodurch er am Untertauchen gehindert wird. Während des Kitzelns ſchneidet man ihm Löcher in den Speck, befeſtigt in dieſen Löchern Schnüre, die man an das Boot bindet, rudert dann langſam fort und der Fiſch folgt geduldig, bis in der Nähe des Strandes Hilfe kommt, ihn zu tödten. Letztere Fangweiſe iſt auf Suderöe üblich.

Die Vertheilung der gefangenen Walfiſche geſchieht an jeden Eigenthümer nach der Größe des Landbeſitzes. Zuvörderſt wird der Zehnte abgenommen, der in drei

Theile, für die Kirche, den Pfarrer und die Krone, zerlegt wird. Auch die Armen erhalten ihren Antheil. Das Übrige wird zu einem niedrigen Preiſe an ſämmtliche Kronlandspächter abgelaſſen. Das Boot, das zuerſt die Anweſenheit von Walfiſchen entdeckt, erhält den größten Fiſch, und der Bootsmann, der ihn zuerſt ſah, bekommt den Kopf. Fleiſch und Speck wird friſch gegeſſen, oder eingeſalzen und gedörrt (ein Jahr lang auf Lattengerüſten mit Dach, worunter Luftzug); das friſche Fleiſch ſchmeckt ähnlich dem groben, eingepökelten Rindfleiſche. Auf jeden Walfiſch rechnet man durchſchnittlich eine Tonne Thran. Mit dem Gerippe befriedigt man die Äcker. Nur die Eingeweide bleiben unbenutzt und werden durch Boote in das Meer geſchleppt.

Die Pferde kommen weder im Sommer, noch im Winter in den Stall, ſondern weiden Meilen weit von den Dorfſchaften auf den Bergen; ſie gehen ſehr ſicher. Eine wollene Decke und ein wollener Halfter ſind das einzige Geſchirr; Gebiß und Steigbügel kennt man nicht. Die Pferde gebraucht man nur zum Tragen, und in großen Körben von Latten, die man ihnen über den Rücken hängt, führen ſie Dünger auf den Acker, den man, weil auf dem felſigen Lande kein Pflug angewandt werden kann, mit der Hacke bearbeitet, oder holen Torf aus den Mooren.

Die einfache und mäßige Lebensweiſe der Färinger erhält ſie noch im Alter bei Rüſtigkeit. Nach Graba (Tagebuch einer Reiſe nach Färör im J. 1828 [Hamburg 1830.], wo über Geologie, Naturgeſchichte und Volksſitten genaue Beobachtungen vorkommen, über Geographie und Geſchichte wenig Wichtiges gegeben wird, das Kirchliche und Religiöſe aber gar nicht, oder nur wenig berückſichtigt wird, S. 90) ruderte ein Greis von 93 Jahren noch mit jungen Leuten. Bei einer Auction über geſtrandetes Bauholz ſah Graba (S. 91) an 500 Färinger beiſammen, alle heitere, zufriedene Geſichter. Ihre herzliche Frömmigkeit hat ihnen einen hohen Grad von Sittenreinheit bewahrt. Ihre Gaſtfreiheit iſt ſehr innig. Keine Thür hat ein Schloß, und doch wird nichts geſtohlen, ſelbſt nicht von Hunger leidenden Armen. Der Abend wird vorzugsweiſe zum Unterrichte der Kinder verwandt. Jeder Vater unterweiſt, wie ihm von ſeinen Ältern geſchah, ſeine Kinder, beſonders im Leſen, im Chriſtenthume und im Schreiben. Die Färinger leſen gern und ſind beſſer unterrichtet, als gewöhnliches Landvolk. Die alte nordiſche Geſchichte iſt ihnen ſehr werth, daher man von Dänemark aus ihnen Saxo's und Snorre's Chroniken ſchenkte. Sie haben noch eine große Zahl alter Werke. (Paſtor Hans Chriſtian Lyngbye — der 1817 die Inſeln bereiſte — Färöiske quäder om Sigurd Fafnersbane og hans ät. Med en anhang. Samlede og oversette. Med en indledning af *P. E. Müller*. [Randers 1822.]) Um 1826 ward eine Schule des wechſelſeitigen Unterrichts zu Thorshavn geſtiftet, wo auch Geſang gelehrt wird; 130 Knaben und Mädchen beſuchen dieſe Schule, welche mit einer Arbeitseinrichtung verbunden iſt, in welcher die Mädchen ſpinnen und weben. Die Noth des Lebens hat überhaupt das Volk erfinderiſch und geſchickt in allerlei Handthierungen gemacht; ein Grobſchmied, der nie mit Flinten umgegangen, vermochte z. B. eine ſchadhaft gewordene Flinte wieder herzuſtellen; der Syſſelman von Waagöe baut Boote und ſchmiedet vortreffliche Meſſer; der von Suderöe reparirt Uhren, drechſelt, ſchmiedet, ohne es je gelernt zu haben. Die Bauern betragen ſich anſtändig und fein, und wiſſen über Alles, was ihre Heimath betrifft, genaue und belehrende Antworten zu geben. Die Färinger ſind arbeitſam, aber Dienſtboten bieten ſich nie an, ſondern müſſen geſucht werden. Die männlichen und weiblichen Dienſtboten ſchlafen in einer Stube, ja in einem Bette, nur durch ein ſchmales Bret getrennt. Dennoch war auf Waagöe unter einer Bevölkerung von 600 Seelen in ſechs Jahren nur ein uneheliches Kind. Und doch muß zur Verheirathung Erlaubniß vom Kronbeamten ertheilt werden, welche jedesmal verweigert wird, ſo oft die Leute nicht ihr Auskommen haben. Dieſer Grundſatz wird feſtgehalten; und ſelbſt als einzelne Brautpaare, um begangener Unkeuſchheit willen, die Erlaubniß zur Trauung nachſuchten, trat Verweigerung ein; ſeitdem ward es auch in dieſer Beziehung beſſer. Auf allen Inſeln wurden im J. 1833 162 Kinder geboren, unter dieſen waren drei uneheliche Kinder, während in ſelbigem Jahre auf Island unter 2523 Geborenen 368 uneheliche ſich befanden, alſo faſt das ſiebente Kind (auf den Färöern das 54. Kind). Im erwähnten Jahre betrug auf den Färöern die Zahl der Trauungen 42, die der Verſtorbenen 62; auf Island jene 455, dieſe 1592.

Auf einer Fahrt, die über gefährliche Strömungen und Meerbuſen geht, entblößen die Färinger jedesmal, ehe ſie zu der gefahrvollen Stelle kommen, ihre Häupter, beten und ſingen aus dem Geſangbuche. Aufs Meer nehmen ſie nie Branntwein, ſondern nur Trinkwaſſer mit. Wenn aber ein Fremder dem Hauſe eines Färingers naht, geht dieſer ihm entgegen, reicht ihm die Hand, ſpricht willkommen, führt ihn in das Haus, geht ſtillſchweigends zur Branntweinflaſche, ſchenkt ein Glas voll, trinkt etwas davon, ſchenkt es wiederum voll und überreicht es mit einem nochmaligen Willkommen. Die Frauen und Töchter kommen ebenfalls auf den Fremden zu und geben ihm einen Kuß. Die Beamten haben erklärt, daß ſie keinen Branntwein annehmen, welcher ihnen nun nicht mehr angeboten wird. Nur die Fremdenſtube hat Fenſter.

Händedruck iſt unter den Färingern häufig; Morgens, nach dem Frühſtück, nach dem Mittags- und nach dem Abendeſſen und beim Zubettegehen, ſelbſt wenn man auf ein Paar Stunden ausgeht. Begegnen ſich Bekannte, die lange einander nicht trafen, ſo nehmen ſie die Mütze in die linke Hand, reichen einander die rechte und küſſen ſich herzlich. Frauenzimmer machen einen Knix und küſſen unter Händedruck.

Dem Freier ertheilen Ältern durch Einſchenken dreier Schnäpſe das Jawort. Die Hochzeit pflegt im Herbſte gefeiert zu werden, wo man friſches Rind- und Schaffleiſch hat. Der Zug zur Kirche iſt feierlich; der Bräutigam mit dem Stabe, auf dem Haupte einen hohen

Hut aus ſchwarzem Tuch, der vorn und hinten eine einen Fuß hohe Spitze hat, von zwei Führern, die ihn ankleideten, geleitet, voran, dann die Braut mit zwei Brautjungfern und zwei Junggeſellen (Cojasvoiner), die die Braut am Arme in die Kirche und aus der Kirche führen; paarweiſe treten zuerſt die Männer, dann die Frauen hinein und bilden einen Kreis. Nach der Trauung empfängt das Ehepaar den Glückwunſchkuß von allen Anweſenden. Das Hochzeitsmahl beſteht aus Weinſuppe, Rinderbraten und Roſinenſuppe. Der Rinderſchwanz iſt mit Bändern geſchmückt und wird zunächſt vor das junge Ehepaar geſetzt, worauf er an der Tafel die Runde macht, wobei Jeder einen Reim ſagen muß. Einer der Zeugen iſt Branntweinſchenke. Der Mahlzeit folgen die Tänze. Gegen Mitternacht tritt der Schenke aus den Reihen, klopft mit der Hand an den Balken der Decke und ſpricht: „Ich mahne die Braut zu Bette, zum erſten Mal.“ Dann tanzt er weiter. Nach einer halben Stunde ſchlägt er zwei Mal an den Balken und mahnt zum zweiten Male. Abermals nach einer Viertelſtunde ruft er: „Ich mahne die Braut zu Bette, zum erſten, zweiten und dritten Mal.“ Sogleich umringen alle Frauenzimmer die Braut, führen ſie ins Brautgemach, entkleiden ſie und legen ſie ins Bett. Auf gleiche Weiſe wird der junge Ehemann drei Mal gemahnt und von den Männern zu Bette gebracht. Dann ſingen die Gäſte einen Geſangbuchsvers und ſetzen den Tanz während der Nacht fort, bis ſie am Morgen dem Ehepaare ihre Glückwünſche und Geldgeſchenke (eine oder zwei däniſche Kronen) im Bette darbringen, und hier mit Rum und Branntwein bewirthet werden. — Das Koſtſpielige dieſer Hochzeitsgebräuche hat ſie ſehr in Abgang gebracht und ſie nur der Wohlhabendere bewahrt (Graba S. 129. 130). Eigenthümlich iſt, daß die Zahlung an den Prediger von den Gäſten geleiſtet wird.

Auf den Inſeln wohnt nur ein Arzt, der zugleich Apotheker iſt. Däniſche Schiffe pflegen die epidemiſche Krankheit, Kriim genannt, einzuſchleppen, die, mit Nieſen und Huſten beginnend und in heftige Kopfſchmerzen und katarrhaliſches Fieber übergehend, viele Färinger zum Tode führt, während die Ausländer in den erſten ſechs bis acht Jahren ihres Aufenthaltes vom Kriim verſchont zu bleiben pflegen.

Am Tanze haben die Färinger große Freude, beſonders von Weihnachten bis zur Paſſionszeit; ſie tanzen nach dem Geſange; bald ſingt der Eine, bald der Andere, dann Alle, die ſingen können, wenigſtens den zu wiederholenden Schlußreim. Der Tanz beſteht darin, daß Männer und Weiber einander an der Hand faſſen, vor oder ſeitwärts drei taktmäßige Schritte thun, dann balanciren, oder einen Augenblick ſtill ſtehen. Den Inhalt des Geſanges, auf welchen beſonders gemerkt wird, drücken die Tanzenden in Mienen aus.

Die alte Volksſprache der Färinger, welche ſie noch reden, iſt ein Zweig der alten nordiſchen Sprache; ſie hat ihre urſprüngliche Verwandtſchaft mit der isländiſchen ziemlich bewahrt; doch ſpricht und ſchreibt man gewöhnlich däniſch, und Alle verſtehen wenigſtens däniſch. Paſtor Schröder, ein geborener Färinger, überſetzte das Evangelium Matthäi in die alte färingiſche Sprache; die däniſche Bibelgeſellſchaft ließ die Überſetzung 1823 in Kopenhagen drucken und in 1200 Exemplaren vertheilen, wovon jede Familie ein Exemplar erhielt. Doch konnte ſich die wohlgelungene Überſetzung keinen Eingang bahnen, weil bei der geringen Ausbildung der alten Sprache den Färingern dies Unternehmen als ein Herunterziehen des Heiligen erſchien, und man das Däniſche für kräftiger erachtete. Die däniſche Bibelgeſellſchaft beſchränkte ſich nun auf die Austheilung der däniſchen Bibel, und beſtellte um 1840 einen Bibelagenten in der Perſon des eifrigen Amtsreviſors Davidſen in Thorshavn, des Caſſirers der eingegangenen färöiſchen Bibelgeſellſchaft.

Die Bewohner der Nord- und Südgruppe haben Abweichungen in ihrer Mundart; auch ſind ſie in der Tracht unterſchieden. Die Südinſel (Suderöe) iſt am beſten angebaut, und erzeugt in der Regel ſoviel Korn, als ſie bedarf. Der Hauptort der Inſelgruppe, Thorshavn, die einzige Stadt, mit etwa 100 Häuſern und 800 Einwohnern, liegt auf der Nordinſel Strömſöe; hier iſt der Sitz des Amtmanns und hier beſteht eine von Dänemark her geſchenkte Bibliothek von 800 Bänden, meiſt theologiſchen und geſchichtlichen Inhalts; auch eine lateiniſche Schule und die obenerwähnte Schule. Die Stadt liegt am Naalſöefjord, auf der ſüdöſtlichen Seite der Inſel; den Eingang des Hafens beſchützt eine Schanze; in der Nähe liegt ein Hoſpital. Die im J. 1609 erbaute hölzerne Hauptkirche der Pfarrei Thorshavn ſchmückt ein Thurm; zum Kirchſpiele gehören die Filiale Kirkeböe und Kalbak auf der Inſel Strömſöe, und Nolöe auf der Inſel Nolſöe. In Thorshavn wird das Landgericht (Landsting) gehalten. Die Inſel Nolſöe, etwa eine Meile lang und ¼ Meile breit, beſteht aus einem Berge. Unweit der Spitze der Inſel läuft eine geräumige Höhle quer durch die Felſen, ſodaß man bei ruhigem Wetter unter der Inſel durchfahren kann. Gleich beim Ausgange erhebt ſich eine Felswand, 5—600 Fuß hoch; der Fuß dieſer Wand zeigt unzählige Löcher, die donnernd den Schaum auswerfen; vom Gipfel ſtürzen ſich zwei Waſſerfälle, in Staub aufgelöſt, ins Meer. An dem Nordende der Inſel hat das Meer viele Höhlen in den Felſen gegraben; einige derſelben ſind ſehr tief, mit engem Eingange, und dienen den Seehunden zum Aufenthalte; iſt das Waſſer eingelaufen und eine ſtarke Brandung drängt an, ſtäubt jenes in einer Dampfwolke, wie Kanonendonner hörbar, heraus. Der erhabenen Naturſcenen gibt es viele auf den Färöern; auch außer dem genannten mehre bedeutende Waſſerfälle. Köſtlich iſt das Raſenland, eben, rein von Unkraut, liebliche grüne Matten. Sonſt iſt freilich das Erdreich meiſtens Moorgrund oder verwittertes Geſtein, oft nur einige Zoll tief.

Der Handel mit den Inſeln iſt Monopol der Krone, die freilich daraus erheblichen Vortheil zieht, aber auch in Miswachsjahren das Korn zur Hälfte des Einkaufspreiſes abgibt, Zahlungsaufſchub ſtattfinden läßt und die geſammten Landesproducte zu einem beſtimmten Preiſe tauſchweiſe annimmt. Die Hauptniederlage iſt zu Thors-

havn. Ausfuhrartikel ſind geſalzenes Schaffleiſch, Eiderdunen, Schwan- und Gänſefedern, Wollenwaaren, als Handſchuhe, Strümpfe, Mützen und Nachtkamiſöle, Wolle, Talg, Butter, Häute und Lederwaaren, Walfiſchbarten, getrockneter Fiſch, Klippfiſch. Einfuhrartikel ſind: Korn, Erbſen, Grütze, Salz, Hanf, Eiſen, Kalk, Mauerſteine, Glas, Nägel, Wein, Branntwein, Dochtgarn, Specereien, Thee, Kaffee, Leinwand, Balken, Latten, Breter, Flintenſteine, Tabak ꝛc. Der Handel wird auf zwei Schiffen betrieben, die gewöhnlich jährlich fünf Reiſen machen.

Der Strömungen halber können die Bewohner einiger Inſeln, z. B. von Myggenäs, Suderöe, Fuglöe und Store Dimen, in mehren Monaten nicht ihre Inſel verlaſſen; auf Fuglöe mußte ein Prediger 18 Wochen und ein anderer auf Myggenäs 14 Wochen zurückbleiben, wohin ſie bei gutem Wetter zum Krankenbeſuche gefahren waren. Dieſer beſchwerlichen Amtsverrichtungen halber können Prediger, welche ſechs Jahre auf den Färöer angeſtellt geweſen, auf die beſten Pfarrſtellen in Dänemark Anſpruch machen.

Die größten Dörfer der Inſeln ſind Qvalböe auf Suderöe und Sand auf Sandöe. Überhaupt hat jede Dorfſchaft ihre eigene Kirche, in welcher der Prediger jährlich wenigſtens drei Mal zu predigen hat. So gibt es denn auf den Inſeln 39 Kirchen, aber nur ſieben Kirchſpielsprediger unter einem Propſte, der unter dem Biſchofe von Seeland ſteht; bis zur Reformation hatte die Inſelgruppe ihren eigenen Biſchof, der auf Strömſöe wohnte. Der Propſt wohnt auf ſeinem vom Könige Chriſtian III. geſchenkten Amtshofe Gaardshövde am Andefjord auf Öſteröe. Jedes Kirchſpiel hat 4—7 Kirchen. Letztere ſind, nach der Seelenzahl, nur klein, aus Bretern, ringsumher mit Kieſelſteinen. Die Kirche von Roldefjord auf Öſteröe, wo auch ein Gerichtshaus, iſt mit dem aus Birkenrinde, Raſen und Steinen beſtehenden Dache etwa 16 Fuß hoch, innen mit rohen Bretern bekleidet. Die Gemeindeglieder wohnen weit umher zerſtreut. Zu den kleinen Außeninſeln kann der Prediger zuweilen wegen Sturm und Unwetters gar nicht gelangen. Die ſieben färöiſchen Kirchſpiele ſind: Norderöe, Öſteröe, Thorshavn, Roldefjord, Vaagöe, Sandöe und Suderöe. In juridiſcher Beziehung zerfällt die Inſelgruppe in ſechs Kreiſe (sysseler): Norderöe, Öſteröe, Strömöe, Vaagöe, Sandöe und Suderöe. Oberrichter iſt der Laugmand, Unterrichter der Sorenſkriver. Erſter Kronbeamter iſt der Amtmann. In jedem Kreiſe iſt ein Syſſelmand; unter ihm verwalten zwei Kaldsmänd (Berufsmänner). Zur Berathſchlagung über öffentliche Angelegenheiten verſammeln ſich alle dieſe Beamten auf dem Landsting zu Thorshavn. Gleichzeitig treten der Propſt und die Geiſtlichen zu einer Synode, unter Vorſitz des Amtmanns, zuſammen. Handelsverwalter heißt der verordnete Kaufmann, der den königlichen Handel beſorgt. Früher ſtanden die Inſeln unter dem Stiftsamtmann von Island, jetzt unter dem von Seeland. Die oberſte Behörde für Polizei-, Cameral-, Finanz- und Handelsſachen iſt die Rentekammer zu Kopenhagen, für die Juſtizſachen die däniſche Kanzlei. Für die Inſeln gilt das norwegiſche Recht; doch ſeit 1790 gelten zugleich beſondere und die allgemeinen däniſchen Geſetze. In erſter Inſtanz richtet auf der Frühlingsdiät in jedem Kreiſe der Sorenſkriver, unter Beiſitz des Syſſelmands und einiger Gerichtshörer (tingshörere). Vom Urtheile erſter Inſtanz kann an das Landsting appellirt werden, wo der Laugmand Recht ſpricht; hier ſind 36 Beiſitzer, ſechs aus jedem Kreiſe. Dritte und letzte Inſtanz iſt das Höchſte Gericht in Dänemark. Geringere Polizeiſachen entſcheidet der betreffende Syſſelmand ohne Berufung ſummariſch. In geiſtlicher Sache iſt die jährliche Synode zugleich Propſtgericht. Im J. 1767 ward eine Armencaſſe geſtiftet.

Seit die Hanſeſtädte Handel nach den Färöern trieben, galt dort die hamburger Elle; ſpäter wurde däniſches Maß und Gewicht eingeführt; ebenſo die däniſche Geldrechnung. Früher rechnete man nach Mark, Gulden und Häuten (skind); eine färöiſche Mark hielt 16 Gulden, ein Gulden 20 Skind und ein Skind 20 däniſche Schillinge. An die Stelle der früheren Handmühlen ſind kleine Waſſermühlen getreten.

Die Bauern ſind theils Eigenthümer (Erbbauern, Odelsbörder), theils Zinsleute (leiländige), welche das viele Kronland inne haben. Ihr Zins iſt das bedeutendſte Kroneinkommen. Die Zehnten der Färinger werden dreifach getheilt. Einheber der Abgaben an die Krone, die auch in Producten beſtehen, iſt der Syſſelmand, welcher an den Amtmann abliefert. (*v. Schubert.*)

FÄRÖN (ſprich Fohrön), eine Inſel, $\frac{1}{4}$ Meile nördlich von Gottland, wovon es durch den etwa $\frac{1}{8}$ Meile breiten Färönſund getrennt iſt, etwa zwei Meilen lang. Sie bildet ein eigenes Kirchſpiel. Die alte Kirche hat einen 1751 erbauten, ſchönen Thurm, der als Seezeichen dient. Seevögel und Seehunde werden in Menge gefangen; insbeſondere iſt die fünf Meilen nördlich von Färön gelegene Inſel Gottſka Sandön durch ihren reichen Seehundsfang bekannt. Lutterhorn iſt ein Vorgebirge mit vorzüglichem Hafen auf Färön. Aus Gefahren auf dem Meere Gerettete haben in der Kirche Danktafeln errichtet. Die Seelenzahl des Paſtorats war um 1828 729. Auf Färön trifft man 18 kleine Seen. (*v. Schubert.*)

FAES (Sir Peter van der, oder Sir Peter Lely), geboren zu Soeſt in Weſtfalen im J. 1618. Sein Vater, ein Hauptmann der Infanterie, der im Haag in einem Hauſe wohnte, deſſen Giebel mit einer Lilie geziert war, ſoll davon den Beinamen Lely erhalten haben, der auch auf ſeine Familie überging. Die Liebe zur Kunſt, welche der Knabe frühzeitig zeigte, beſtimmte den Vater, ihn dem Unterrichte des Peter Franz Grebber zu Harlem zu übergeben, wo nach einem Unterrichte von zwei Jahren der Meiſter ſagte, daß ihn ſein Zögling übertreffe. Man ſagt, er habe in früherer Zeit kleine Hiſtorien und Landſchaften gemalt *), doch dieſe Nachricht beruht auf

*) Florello, Geſchichte der Malerei in England. 5. Th. S. 419 und ferner, wo Lely's Werke beſchrieben werden. Vgl. *Descamps*, Vie des Peintres. T. II. p. 158—161.

keinem ſichern Grunde; aber gewiß iſt es, daß er ſchon in ſeinem 25. Jahre ſich rühmlichſt durch ſeine Bildniſſe bekannt machte, und im J. 1641 mit dem Prinzen von Oranien nach England reiſte. Hier malte er den König und die königliche Familie, und erwarb ſich durch dieſe Malereien ſolchen Ruhm, daß er zum königlichen Maler ernannt wurde. Nach dem Tode des unglücklichen Königs blieb Lely in London, und wurde dazu aufgefodert, ein treues und genaues Bildniß von Oliver Cromwell zu malen. „Ich verlange," ſagte der Protector, daß Ihr mich malt, grade ſo, wie ich bin, ohne Schmeichelei. Bemerkt alle Runzeln, Narben und Warzen, ſonſt bekommt Ihr keinen Pfennig." Nach der Rückkehr Karl's II. nach England erhielt Lely viele Beweiſe des Wohlwollens von dieſem Fürſten, der ihn zum Ritter und Kammerherrn erhob und ihm eine Beſoldung von 4000 Gulden zuſicherte. Obwol ſo vom Glück gehoben, war er doch nicht ſo unbeſonnen, wie Vandyk. Zwar hielt auch er offene Tafel mit zwölf Gedecken und eine gute Muſik in einem Nebenſaale, aber er blieb dabei immer ein beſonnener Mann, der von Tagesanbruch bis Nachmittags 4 Uhr malte, und ein zuverläſſiger Diener bezeichnete den Herrſchaften, die ſich wollten malen laſſen, den Tag und die Stunde, wo ſie erſcheinen ſollten; verſäumten ſie dieſe Zeit, ſo mußten ſie warten, bis die Reihe wieder an ſie kam.

Lely war ein großer Bildnißmaler, und er würde noch größer geworden ſein, hätte er, wie Vandyk, die Natur und das Lebende genauer beobachtet; allein er wollte originell ſein, und da er ſich eine eigene Manier bildete, ſo gerieth er auf Abwege. In den Darſtellungen der weiblichen Bildniſſe ſieht man reizende, ſchalkhafte Nymphen, gleichviel, ob ſie ſchön oder häßlich waren; auf individuelle Auffaſſung kam es ihm nicht an, wenn er nur ſchmeicheln und ſie in ein glänzendes Licht ſtellen konnte. Erſt mit Kneller's Erſcheinen verlor Lely etwas von ſeinem Rufe; doch ſein bald darauf erfolgter Tod befreite ihn von einem Nebenbuhler, der ihm hätte gefährlich werden können. Er ſtarb im J. 1680.

Lely beſaß eine bedeutende Kunſtſammlung von Malereien und Zeichnungen, welche er noch anſehnlich durch Ankäufe von Vandyk und aus dem Cabinet des Grafen Arundel vermehrte. Nach ſeinem Tode wurde dieſe Sammlung für 26,000 Pf. St. verkauft. (Waagen, Kunſtwerke in England u. ſ. I, 37. Vgl. übrigens daſelbſt I, 390. II, 46. 305. 415 fg. 486. III, 575. (*A. Weise.*)

FÄSCH (Sebastian), aus einem ſeit 1409 zu Baſel verbürgerten Geſchlechte, das eine bedeutende Zahl von Mitgliedern enthält, welche theils höhere Staatsämter daſelbſt, theils Lehrſtühle an der dortigen Univerſität bekleidet, theils in auswärtigen Kriegsdienſten ſich ausgezeichnet haben. Unter denſelben iſt Sebaſtian vorzugsweiſe als Kenner der alten Numismatik zu erwähnen. Er wurde geboren zu Baſel den 8. Jul. 1647, beſuchte mit Auszeichnung die öffentlichen Schulen und widmete ſich hierauf der Rechtswiſſenſchaft, welches Studium er zu Baſel und zu Grenoble mit großem Fleiße betrieb; dann folgte eine Reiſe durch Frankreich, England und Holland. Seine Dissertatio de Insignibus eorumque Jure (Basil. 1672. 4.), welche er bei der Doctorpromotion herausgab, wurde nachher in Teutſchland wieder aufgelegt. Im J. 1678 unternahm er eine Reiſe nach Wien und Italien, vorzüglich zur Beförderung ſeiner numismatiſchen Studien. Er hielt ſich geraume Zeit bei Patinus zu Padua auf, den er ſchon zu Baſel kennen gelernt hatte. Dort wurde er auch einſtimmig als Mitglied in die Academia Recuperatorum aufgenommen. Zu Mailand leiſtete er dem Grafen Mediobarbus bei der Herausgabe der Numismata Imperatorum Romanorum wichtige Hilfe, die der Graf in dem Werke dankbar anerkennt. Nach der Rückkehr gab er die Diſſertation De nummo Pylaemenis Evergetae (Bas. 1680. 4) heraus, welche auch in Gronov's Thes. Antiqu. Graec. Tom. IX. aufgenommen iſt. (Vergl. *Eckhel*, Doctrina numorum. P. I. Vol. II. p. 394.) Im J. 1681 wurde ihm die Professio Institutionum und 1695 die Professio Codicis an der baſeler Univerſität übertragen. Das Rectorat bekleidete er 1686 und 1694. Im J. 1706 aber vertauſchte er den Lehrſtuhl mit der einflußreichen und einträglichen Stelle des Stadtſchreibers, die er bis zu ſeinem Tode, den 27. Mai 1712, behielt. (*Escher.*)

FÄSI (Jo. Konrad), ein als Geſchichtsforſcher und Geograph, vorzüglich der Schweiz, bemerkenswerther Gelehrter, geboren zu Zürich den 26. April 1727, geſt. den 6. März 1790. Lernbegierde und Neigung zu hiſtoriſchen Studien wurde bei ihm früh durch das Beiſpiel ſeines Vaters geweckt. (Dieſer benutzte die freie Zeit, die ihm ein kleiner Detailhandel übrig ließ, um zuerſt für ſich die ungedruckten hiſtoriſchen Schriften von Bullinger und Andern abzuſchreiben, und hierauf eine Sammlung von Urkunden und Acten für die züricheriſche Geſchichte anzulegen, die auf 18 Foliobände anwuchs.) Die untern Abtheilungen der öffentlichen Schulen brachten bei ihrer mangelhaften Einrichtung den Knaben wenig vorwärts. Unter der Leitung eines Privatlehrers wurde zuerſt manches ohne ſeine Schuld Verſäumte nachgeholt und die Abendſtunden meiſtens mit einigen Studiengenoſſen mit Leſen und Excerpiren nützlicher Schriften zugebracht. Beſonders wohlthätig wurde dann aber für wiſſenſchaftliche Bildung die nähere Bekanntſchaft mit dem freiſinnigen Theologen J. Jac. Zimmermann und mit dem Profeſſor der Geſchichte, Joh. Jac. Bodmer. Nach Vollendung ſeiner theologiſchen Studien erhielt er 1749 die Ordination zum Predigtamte. Da die ökonomiſchen Verhältniſſe ihm keine Reiſe ins Ausland geſtatteten, ſo übernahm er 1751 die Informatorſtelle in der Familie eines züricheriſchen Beamten zu Pfyn im Thurgau. Die Zeit, welche ihm hier ſeine Berufsgeſchäfte übrig ließen, verwandte er zu Bearbeitung einer „Geſchichte und Erdbeſchreibung der Landgrafſchaft Thurgau," welche von unermüdetem Fleiße und gründlicher Forſchung in archivaliſchen und andern Quellen zeugt. Die damaligen Verhältniſſe geſtatteten aber nicht, daß das freimüthig geſchriebene Werk bekannt gemacht würde. Vom J. 1758 an, wo er nach Zürich zurückkehrte, lebte er bis zu Ende des J. 1764 im väterlichen Hauſe, theils mit Fortſetzung ſeiner Studien und

hiſtoriſchen Ausarbeitungen für eine von Bodmer zu Zürich geſtiſtete politiſch-hiſtoriſche Geſellſchaft, theils mit Privatunterricht in Geſchichte, Geographie und Naturrecht beſchäftigt. Als Früchte ſeiner Studien erſchienen 1763 und 1764 „Abhandlungen über wichtige Begebenheiten der ältern und neuern Geſchichte" (Zürich. 2 Bde.), die von vieler Einſicht in den Zuſammenhang der Begebenheiten zeugen und für jene Zeit ſehr verdienſtlich waren. Ein dritter Theil, der die „Geſchichte des kaiſerlich-königlichen Hauſes Luxemburg" und eine Abhandlung „über den Nachtheil der Penſionen in der Eidsgenoſſenſchaft von 1500 bis 1520" enthalten ſollte, iſt nie erſchienen; wahrſcheinlich, weil die ängſtliche Cenſur die Bekanntmachung dieſer Abhandlung verwehrte; die Geſchichte des luxemburgiſchen Hauſes wurde ſpäter in Meuſel's Geſchichtsforſcher und in ebend. Beiträgen zur Erweiterung der Geſchichtskunde abgedruckt. Zu Ausarbeitung der „Staats- und Erdbeſchreibung der helvetiſchen Eidgenoſſenſchaft" (Zürich 1765—1768. 4 Bde.) wurde Fäſi durch die Orelli'ſche Verlagshandlung aufgefodert, da die Beſchreibung der Schweiz, welche der vierte Theil der Büſching'ſchen Geographie enthält, ſehr mangelhaft war. Fäſi's Werk war für die damalige Zeit ſehr verdienſtlich, obgleich nicht zu leugnen iſt, daß es viele Berichtigungen zuließ, und daß die Eilfertigkeit, mit welcher es bearbeitet wurde, manche Irrthümer veranlaßte. Joh. Konrad Füeßlin's (ſ. d. Art.) „Staats- und Erdbeſchreibung der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft" (Schaffhauſen 1770—1772. 4 Bde.) enthält viele Berichtigungen von Fäſi's Werk, nicht ohne herbe Kritik. Im December 1764 erhielt Fäſi eine Dorfpredigerſtelle zu Ütikon am Zürcherſee, die er 1776 mit einer andern zu Flaach vertauſchte. Auch in dem neuen Verhältniſſe ſetzte er ſeine literariſchen Beſchäftigungen, ſoviel es ſeine Amtspflichten geſtatteten, fort. Im J. 1770 erſchien ſeine Überſetzung von Cardone's Geſchichte von Afrika und Spanien unter der Herrſchaft der Araber, welcher er eine kurze Schilderung der ſpaniſchen Geſchichte bis auf die neuern Zeiten beifügte. (Zürich 1770.) Weniger Beifall fanden ſeine „Todtengeſpräche über wichtige Begebenheiten der mittlern und neuern Geſchichte" (Frankf. u. Leipz. 1775. 4.) und die „Unterredungen verſtorbener Perſonen über wichtige Begebenheiten der ältern, mittlern und neuern Geſchichte." (Halle 1777.) Im J. 1771 unternahm Fäſi, aufgefodert von der helvetiſchen Geſellſchaft zu Schinznach, die Fortſetzung von Tſchudi's eidgenöſſiſcher Chronik vom J. 1471 an, und ſammelte dazu einen großen Vorrath von Urkunden und Tagſatzungsabſcheiden. Das Werk wurde bis zum J. 1516 ausgearbeitet; allein die ängſtliche Politik geſtattete den Druck nicht, und Fäſi entſagte mismuthig der Fortſetzung. (Ein Bruchſtück findet ſich im zweiten Bande der Bibliothek der ſchweizeriſchen Staatskunde von J. K. Fäſi. [Zürich 1796.]) Die neue Pfarre, auf die er 1776 verſetzt wurde, ließ ihm weit weniger freie Zeit, und nöthigte ihn, ſowol ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, als ſeinen Briefwechſel einzuſchränken. Das einzige Werk, welches er noch ausarbeitete, ſind die „Abhandlungen über die Geſchichte des Friedensſchluſſes zu Utrecht" (Leipz. 1790.), welche eine gute Überſicht der auf dieſen Frieden bezüglichen Unterhandlungen geben. So viele Neigung Fäſi für literariſche Arbeiten hatte, ſo litten ſeine Amtspflichten doch nie unter denſelben, und er konnte als das Muſter eines guten Dorfpredigers angeſehen werden. Ganz beſonders war ſeine Sorge auf die Bildung und Erziehung der Jugend gerichtet, und für die ſonntäglichen Katechiſationen bereitete er ſich noch ſorgſältiger, als auf die Predigten, vor. Freiſinnig, wie er ſich in ſeinen hiſtoriſchen Schriſten zeigte, war er auch in ſeinen theologiſchen Anſichten, den Werth der Menſchen nicht nach einer vermeintlichen Orthodoxie ſchätzend. Neben den angeführten Schriſten finden ſich noch von ihm Abhandlungen in Meuſel's hiſtoriſchen Unterſuchungen, in ebend. Geſchichtsforſcher und im ſchweizeriſchen Muſeum. Jahrg. 1785 *). — Noch iſt hier zu erwähnen: Jo. Jacob Fäſi, der Großvater des Vorigen, ein für ſeine Zeit achtungswerther Aſtronom, von dem man einige aſtronomiſche Schriften hat, die in Leu's helvetiſchem Lexikon (7. Bd. S. 13) erwähnt werden. (*Escher.*)

Faesola, ſ. **Faesulae.**

FÄSSBERG, eine Pfarrei in der ſchwediſchen Provinz Weſtgothland, Götheborgs Län; mit den Filialen Kållered, Råda, Aſkim und Frölunda war um 1830 die Seelenzahl 5862; — Präbende des Dompropſtes in Götheborg, von wo es ¾ Meile entfernt liegt. Die ſehr alte Mutterkirche iſt maſſiv gebaut, ward 1690 erweitert und 1812 mit einem ſteinernen Thurme verſehen. In der Pfarrei ſind viele ſchöne Landſitze. Zu Frölunda gehört die Inſel Känſö, wo um 1807 eine Quarantaineanſtalt eingerichtet ward; man trifft auf Stora Känſö einen Leuchtthurm, nur 15 Ellen hoch, aber der hohen Lage wegen ebenſo weit im Meere geſehen, als die Feuerbecken auf Wingå. (*v. Schubert.*)

FAESULAE — *Liv.* XXII, 3. *Sall.* Cat. 24. 27. *Cic.* or. Cat. II, 6. 9. III, 6 pro Muren. 24. *Ptolem.* III, 1 *Φαισοῦλαι.* *Flor.* I, 11. III, 18. *Polyb.* II, 25 *τὰ Φαίσολα.* III, 82 *ἡ Φαισόλα.* *Sil. Ital.* VIII, 477 **Faesula** — war eine alte etruskiſche Stadt, im fruchtbaren Thale des Arnus gelegen. Sie war auf einem iſolirten Hügel erbaut, wie die etruskiſchen Hauptſtädte gewöhnlich; und da der Umfang der noch vorhandenen Mauertrümmer bei dem heutigen Fieſole, nordöſtlich von Florenz, ſich auf 8500 Fuß beläuft (es war alſo ein Ort ungefähr von der Größe der helleniſchen Stadt Platää, welche ungefähr 9000 Fuß im Umfange hatte), ſo trägt O. Müller kein Bedenken, ſie unter die Zwölfſtädte, oder die unabhängigen Staaten der Etrusker zu zählen. Auch eine Akropolis ſcheint die Stadt gehabt zu haben, wenigſtens wird unter den Mauertrümmern eine kleine, beſondere Befeſtigung bemerkt. Wir wiſſen aber viel zu wenig von der Geſchichte und den innern Verhältniſſen des alten Etruriens, als daß wir über die unabhängigen Zwölfſtaaten ein beſtimmtes und entſcheidendes Urtheil ab-

*) Vergl. Bibliothek der ſchweizeriſchen Staatskunde von J. K. Fäſi. 2. Bd. 1796. S. 729.

geben konnten; daher die abweichenden Anſichten Dempſter's, Cluver's, Niebuhr's über dieſen Punkt. O. Müller glaubt dadurch die verſchiedenen Meinungen vereinigen zu können, daß die Alten zuweilen vielleicht zwei Orte, z. B. Fäſulä und Piſä, zuſammenzählten, ohne doch einen Staat zu bilden; eine geiſtreiche Hypotheſe, die bis jetzt eines hiſtoriſchen Beleges ermangelt. Dürfte jedoch etwas für Fäſulä als Zwölfſtadt ſprechen, ſo möchte es die Verehrung einer beſonderen Gottheit, Ancharia, ſein, welche in Fäſulä genannt wird nach einer Inſchrift bei Reineſius (II, 23 signum Anchariae), wofür ſich eine ſchwache Beſtätigung findet bei Tertullian (Apolog. 24), wo nämlich Aesculanorum geleſen wird, welches Reineſius durch Faesulanorum emendirt hat. O. Müller weiſt aber nach, daß in Grabinſchriften die etruskiſche Familie Ankare vorkomme, und ſchließt daraus, daß der Name ein echt etruskiſcher ſei.

In der römiſchen Geſchichte kommt Fäſulä ohne Zweifel beim Übergange Hannibal's über den Apenninus vor (*Liv.* XXII, 3), obgleich Polybios (III, 82) bei Erwähnung deſſelben Ereigniſſes den Ort *ἡ Φαισόλα* nennt. Wenn nun Mannert (9. Th. 1. Abth. S. 396) warnt, Fäſulä nicht mit dem von Polybios (II, 25) bei der Erzählung des Krieges, welcher acht Jahre vor dem Ausbruche des zweiten puniſchen von den Römern mit den Galliern in Oberitalien geführt wurde, erwähnten zu verwechſeln, ſo kann es zwar auffallen, daß Polybios den Ort in jener Stelle *τὰ Φαίσολα* zu nennen ſcheint, aber dieſe Abweichung ſchwerlich etwas gegen den Zuſammenhang der Erzählung bedeuten. Ohnehin ſchreibt Polybios *ἐπὶ πόλιν Φαίσολα* ohne den Artikel *τὰ*, weshalb die Vermuthung, daß urſprünglich *Φαίσολαν* geſchrieben war, nicht zu unterdrücken iſt. Polybios berichtet aber in jener Stelle, die Römer hätten im J. 529 der St. R. drei Heere ins Feld geſtellt, eins unter dem Conſul C. Atilius auf Sardinien, zwei andere gegen die drohende Invaſion der Gallier, welche, verbunden mit den Gäſaten, zu einem Angriffe auf das mittlere Italien bereit waren. Von dieſen beiden Heeren ſtellten ſie das eine unter dem Conſul L. Ämilius bei Ariminum auf (cf. c. 23), offenbar, weil ſie der Meinung waren, die Gallier würden mit Umgehung des Apenninus dort hervorbrechen; das andere, welches das ſchwächere geweſen zu ſein ſcheint, weil man dort den Angriff weniger erwartete, wurde unter einem Prätor zum Schutze Etruriens aufgeſtellt. Die Gallier brachen aber in Etrurien ein und drangen bis in die Gegend von Cluſium, welches drei Märſche von Rom lag, vor, weil ſie auf keinen Feind ſtießen. Da erhielten ſie die Nachricht, daß das römiſche Heer ihnen im Rücken nachfolge und ſich nähere; ſie kehrten daher auf ihrem Marſche um und zogen demſelben entgegen, um ihm eine Schlacht zu liefern. Hier iſt nun zuerſt zu bemerken, daß die Gallier nur bis in die Gegend von Cluſium vordrangen; ferner, daß das römiſche Heer zum Schutze Etruriens aufgeſtellt war (vergl. auch c. 24); endlich, daß dieſes Heer den bis in die Gegend von Cluſium vorgedrungenen Galliern im Rücken ſtand, und daß dieſe Gallier deshalb wieder umkehrten, um demſelben zu begegnen. Daß aber die Gallier nicht im Arnusthale vorgegangen waren, darf man daraus ſchließen, daß der bedeutenden Stadt Arretium keiner Erwähnung geſchieht; ſie ſcheinen daher vom Arnus auf der Straße von Biturgia oder Bituriza vorgerückt zu ſein. Drang nun das römiſche Heer in dieſer Richtung den Galliern im Rücken vor, ſo muß es aus der Gegend von Piſä gekommen ſein — von Weſten her, daher bei Polybios *ἐγγίσαντες ἀλλήλοις περὶ δυσμὰς ἡλίου* — was um ſo glaublicher iſt, weil es dort nicht blos Etrurien am wirkſamſten decken konnte, ſondern auch mit dem andern Heere bei Ariminum in gleicher Höhe ſtand. Die Gallier aber ließen die ihnen nachrückenden Römer durch ihre Reiterei beobachten, und maskirten dadurch den Marſch ihres Fußvolkes nach Fäſulä, der durch das Arnusthal ſehr wohl ausgeführt werden konnte. Daß ſie aber Fäſulä mit dem Gros ihres Heeres zu erreichen ſuchten, geſchah ohne Zweifel, um die Straße, welche von dort über den Apenninus führte und welche von Fäſulä gedeckt wurde, zu gewinnen und bei einer etwanigen Niederlage ſich den Rückzug zu ſichern. Als die Römer bemerkten, daß ſie nur galliſche Reiterei vor ſich hatten, ſo gingen ſie zum Angriffe über und drängten die Reiterei, welche ſich auf ihr Fußvolk zurückzog. So kam es dann zur Schlacht, in welcher die Römer den Galliern erlagen und 6000 Mann verloren. — Erwägt man dieſen Zuſammenhang der Thatſachen, ſo wird man keinen Anſtand nehmen, die Schlacht bei dem bekannten Fäſulä im Arnusthale anzunehmen. Auch iſt der weitere Verlauf des Krieges dieſer Annahme durchaus nicht entgegen. Denn was ſtand den Galliern nach dieſem entſcheidenden Treffen im Wege, wieder in das Innere von Etrurien einzudringen? Sollte das kriegeriſche und beutegierige Volk nach einer ſolchen Schlacht ruhig ſtehen geblieben ſein? Auch ſcheint das 26. Capitel eben auf das zweite Vordringen der Gallier gegen Rom bezogen werden zu müſſen; denn durch die Worte: *κατὰ τὸν καιρὸν τοῦτον*, macht Polybios den Übergang von der eben berichteten Niederlage der Römer zu dem, was nun der Conſul Ämilius zum Schutze Roms that.

Daß aber ebendaſſelbe Fäſulä gemeint ſei, in welchem Sulla eine Veteranencolonie anſiedelte, und welches von Catilina zum Waffen- und Sammelplatze gewählt wurde, leidet keinen Zweifel. (*L. Zander.*)

FÄULNISS (faulende Gährung [Putredo, Putrefactio, Fermentatio putrida, Sepsis]), iſt kein phyſiologiſcher Vorgang, wie früherhin angenommen wurde, ſondern ein wirklicher chemiſcher Proceß. Fäulniß und Gährung, Verweſung, und die zwiſchen beiden ſtehende Vermoderung, repräſentiren eine Reihe eigenthümlicher, an organiſchen Subſtanzen vorkommender, Zerſetzungen, die man mit dem gemeinſchaftlichen Namen der chemiſchen Metamorphoſe belegen kann. Wenn nämlich bei der einfachen Zerſetzung anorganiſcher (und zum Theil auch organiſcher) Körper der einwirkende Körper, welcher die Zerſetzung hervorruft, mit einem Beſtandtheile der zerſetzten Materie in Verbindung tritt, ſo geht bei der chemiſchen Metamorphoſe der einwirkende Körper keine Verbin-

bung mit einem beſtehenden Beſtandtheile der metamorphoſirten Subſtanz ein. Es erfolgt nur durch den einwirkenden Körper eine Störung in der Anziehung unter den Elementen jener Subſtanz und die Anordnung jener Elemente zu einer oder zu mehren neuen Verbindungen, ohne daß ein einzelnes jener Elemente in Freiheit geſetzt wird.

Fäulniß und Gährung beginnen an den vom lebenden Organismus getrennten Theilen, wenn ſie bei Gegenwart von Waſſer und der Einwirkung einer mäßigen Temperatur ſich ſelbſt überlaſſen werden. Meiſtens nehmen die Elemente des Waſſers einen beſtimmten Antheil an der neuen Anordnung der Elemente des zerſetzten Körpers. Die Verweſung fodert weſentlich den Zutritt der Luft, deren Sauerſtoff dabei von dem organiſchen Körper aufgenommen wird; ſie iſt eine langſame Verbrennung, begleitet von Wärmeentwickelung und zuweilen auch von Lichtentwickelung. Bei der Gährung und der Fäulniß entwickeln ſich ſehr gewöhnlich luftförmige Producte, nach deren verſchiedenartiger Einwirkung aufs Geruchsorgan beiderlei Proceſſe im gewöhnlichen Leben unterſchieden zu werden pflegen: Gährung die Metamorphoſe mit Entwickelung geruchloſer Luftarten, Fäulniß die Metamorphoſe mit Entwickelung übelriechender Gasarten. Damit fällt ein Unterſchied in der chemiſchen Conſtitution der metamorphoſirten Subſtanzen zuſammen: die Gährung ergreift ſtickſtoffloſe, die Fäulniß ſtickſtoffhaltige organiſche Subſtanzen.

Der Grund, warum in organiſchen Subſtanzen eine andersartige Anordnung ihrer Elemente, Gährung und Fäulniß ſo leicht eintritt, liegt nach Liebig in der Mannichfaltigkeit ihrer zuſammenſetzenden Atome. Unter den anorganiſchen Verbindungen haben jene mit den einfachern Atomenverhältniſſen eine größere Beſtändigkeit; mit der Zuſammengeſetztheit nimmt ihre Zerſetzbarkeit zu, weil mit der vermehrten Anzahl der in die Verbindung eintretenden Atome ſich die Richtungen ihrer Anziehung vervielfältigen. So hält unter den fünf Sauerſtoffverbindungen des Mangans das Oxydul ſein Sauerſtoffatom am feſteſten; das Hyperoxyd gibt ſchon durch bloße Glühhitze Sauerſtoff aus; die beiden Manganſäuren laſſen ſich nicht von ihren Baſen trennen, ohne augenblicklich zerſetzt zu werden. Die organiſchen Subſtanzen ſind aber ſehr weit von der Einfachheit in der Atomenzuſammenſetzung entfernt. Zucker z. B. enthält 36 Atome (je 12 vom Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und Sauerſtoff), Amygdalin 90 Atome, Talgſäure 138 Atome, und bei den thieriſchen, ſtickſtoffhaltigen Subſtanzen iſt die Atomenzahl noch größer. Deshalb tritt nun leicht eine Störung des ſtatiſchen Momentes in den Anziehungen der Elemente ein, in deren Folge neue Gruppirungen der Elemente je nach ihren ſpeciellen Anziehungen beginnen. Auch ſind wegen dieſer leichten Verrückbarkeit der Atome ſchon ganz kleine Quantitäten ſolcher Subſtanzen, die in den Zuſtand der Gährung oder Fäulniß übergegangen ſind, hinreichend, in großen Mengen den nämlichen Subſtanzen, denen ſie zugeſetzt werden, den gleichen Zerſetzungsproceß einzuleiten.

Bei der Metamorphoſe ſtickſtoffloſer Körper iſt es der Kohlenſtoff, welcher, vermöge ſeiner ausgezeichneten Verwandtſchaft zum Sauerſtoffe, die Vereinigung der vorhandenen Elemente zu neuen Körpern beſtimmt. Bei dem im Sumpfe liegenden Holze, welches aus Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und Sauerſtoff beſteht, theilt ſich der Kohlenſtoff in den Sauerſtoff und Waſſerſtoff, ſowol der eigenen Subſtanz, als eines Antheils zerſetzten Waſſers: es entwickelt ſich nämlich aus dem Holze Kohlenſäure und ein Kohlenwaſſerſtoff, der mit der Kohlenſäure eine ähnliche Zuſammenſetzung hat. Beim gährenden Zucker gruppiren ſich die Elemente deſſelben zu Kohlenſäure, welche $^2/_3$ ſeines Sauerſtoffes enthält, und zu Alkohol, der ſeinen ganzen Waſſerſtoff enthält. Eſſigſäure zerfällt durch Glühhitze in Kohlenſäure mit $^2/_3$ des Sauerſtoffs und in Aceton, in welches aller Waſſerſtoff eingeht. Die Metamorphoſe der ſtickſtoffloſen Subſtanzen folgt alſo überall dem nämlichen Typus. Nur bleibt die Natur der gebildeten Producte abhängig von der Anzahl der Elementenatome, die in Action treten, und demnach wechſeln die Producte ſelbſt ins Unendliche.

Noch geneigter ſind die ſtickſtoffhaltigen organiſchen Subſtanzen zur chemiſchen Metamorphoſe. Den Stickſtoff charakteriſirt nämlich ſeine leichte Trennbarkeit von den Materien, mit denen er verbunden iſt. Nur dann erlangen die Stickſtoffverbindungen eine gewiſſe Beſtändigkeit, wenn die Quantität des Stickſtoffes im Verhältniß zu den andern Elementen eine gewiſſe Grenze überſchreitet, wie bei Melamin, Ammelin, oder wenn ſeine Quantität zu der Menge der übrigen Elemente auf ein Minimum herabſinkt, wie in den organiſchen Baſen. Die ausgezeichnete Verwandtſchaft des Stickſtoffes zum Waſſerſtoffe iſt bei dieſer Claſſe von Körpern die vorwaltende Urſache der leichten Umſetzung ihrer Beſtandtheile; der Stickſtoff wird bei der vollendeten Zerſetzung als Ammoniak in Freiheit geſetzt. Da auch zugleich der Kohlenſtoff ſeine Verwandtſchaft zum Sauerſtoffe geltend macht, ſo haben wir in den ſtickſtoffhaltigen Subſtanzen zwei Elemente (den Stickſtoff und den Kohlenſtoff), die ſich in die Elemente des Waſſers theilen, und die zwei entgegengeſetzten Verwandtſchaften verſtärken gegenſeitig ihre Wirkung. In der That erfodert die Metamorphoſe der ſtickſtoffhaltigen Körper die Anweſenheit von Waſſer, nicht blos als Medium für die Bewegung der ſich umſetzenden Elemente, ſondern auch zur Befriedigung der chemiſchen Verwandtſchaft. Die Cyanſäure kann am einfachſten dazu benutzt werden, um die chemiſchen Verhältniſſe der Fäulniß ſtickſtoffhaltiger Körper zu erläutern. Dieſelbe beſteht aus Kohlenſtoff, Sauerſtoff und Stickſtoff. Wenn eine gewiſſe Quantität Waſſer dazu tritt, ſo kann ihr Stickſtoff mit dem Waſſerſtoffe dieſes Waſſers Ammoniak bilden, ihr Kohlenſtoff aber kann ſich mit dem aus dem Waſſer ſtammenden und dem urſprünglich ihr angehörenden Sauerſtoffe zu Kohlenſäure verbinden. Dieſe Zerſetzung erfolgt auch augenblicklich, ſobald Cyanſäure mit Waſſer zuſammengebracht wird: unter lebhaftem Aufbrauſen verwandelt ſie ſich in Kohlenſäure und Ammoniak. In der Regel iſt aber die Metamorphoſe der ſtickſtoffhal-

tigen Subſtanzen, der Fäulnißproceß, ein complicirterer Vorgang, indem die zuerſt gebildeten Producte einer fortſchreitenden Veränderung unterliegen. So liefert die näher geprüfte Zerſetzung des Cyans (beſtehend aus Kohlenſtoff und Stickſtoff) der Reihe nach acht verſchiedene Producte: eine braunſchwarze unlösliche Materie, Cyanſäure, Blauſäure, Oxalſäure, Ammoniak, Kohlenſäure, Harnſtoff, Ameiſenſäure.

Die Producte, welche aus der Metamorphoſe ſtickſtoffhaltiger organiſcher Subſtanzen, alſo aus der Fäulniß im engern Sinne, hervorgehen, ſind noch keineswegs genau bekannt; ſie variiren auch je nach der Natur des faulenden Körpers und nach den äußern Verhältniſſen. Die austretenden Luftarten enthalten aber z. B. Phosphor- und Schwefelwaſſerſtoff, wenn Phosphor und Schwefel unter den Elementen des zerſetzten Körpers vorkommen.

Die Fäulniß wird verhütet, oder nach Umſtänden unterbrochen oder verzögert, wenn die Bedingungen, welche ihr günſtig ſind, auf die eine oder die andere Weiſe abgeſchnitten werden. Die Vorkehrungen und Subſtanzen, welche zu ſolchem Zwecke dienen, werden als fäulnißwidrige Potenzen (Antiseptica) bezeichnet. Da zu den chemiſchen Metamorphoſen der organiſchen Subſtanzen eine gewiſſe Temperatur (im Allgemeinen zwiſchen 10—40° C.) erfoderlich iſt, ſo wirkt zunächſt Erniedrigung der Temperatur oder Kälte antiſeptiſch. Mit dem Eintritte des Gefrierpunktes, wo alles Weiche und Flüſſige erſtarrt, wird die faulige Zerſetzung gänzlich unterbrochen. Daher die Benutzung von Eiskellern zum Aufbewahren mancher leicht verderbenden organiſchen Körper; daher ſelbſt das Vorkommen wohlerhaltener vorweltlicher Thiere im Eiſe Sibiriens. Durch eine ſehr erhöhte Temperatur, z. B. bis zum Siedpunkte des Waſſers, wird die Fäulniß ebenfalls unterbrochen; doch ſind mit der Anwendung höherer Temperaturgrade einige Nachtheile verbunden, die eine ausgebreitete ökonomiſche oder techniſche Benutzung nicht geſtatten. Ferner wirkt die Ausſchließung des zur Fäulniß erfoderlichen Waſſers, alſo nach Umſtänden Austrocknung der organiſchen Subſtanzen, antiſeptiſch. So wird Fleiſch durch Austrocknung an der Luft zur Aufbewahrung geeignet; manche anatomiſche Präparate von weichen Theilen werden an der Luft getrocknet. Sodann wirkt auch die Abhaltung des Zutrittes atmoſphäriſcher Luft antiſeptiſch. Darauf beruht die Aufbewahrung von Nahrungsmitteln, namentlich vegetabiliſchen, nach der Appert'ſchen Methode, indem ſie in hermetiſch verſchloſſenen Gefäßen bis zu einigen Graden über den Siedpunkt des Waſſers erhitzt werden. Organiſche Subſtanzen gehen ſchon weniger leicht in Fäulniß über, wenn ſie in Waſſer liegen, aus welchem die atmoſphäriſche Luft durch Kochen ausgetrieben wurde. Theilweiſe hieraus erklärt ſich die Benutzung des Kalkwaſſers zum Conſerviren von Eiern. Ebenſo wird durchs Einlegen der Eier in körnige oder pulverige Subſtanzen der freie Zutritt der Luft erſchwert. Für andere organiſche Subſtanzen werden Körper benutzt, welche den Sauerſtoff in ſich aufnehmen, und ſomit die organiſchen Subſtanzen gegen denſelben ſchützen, wie Schwefelblumen, Eiſenfeilſpähne, ſchwefelige Säure. Das Überziehen der Subſtanzen mit Eiweiß, Wachs, Harz, Öl, Zucker u. ſ. w. wirkt ebenfalls durch Abhaltung der atmoſphäriſchen Luft antiſeptiſch. Die gebräuchlichſten fäulnißwidrigen Subſtanzen jedoch, die zum Räuchern, Einpökeln, Einſalzen, Einbalſamiren u. ſ. w. benutzt werden, ſind ſolche, welche mit den organiſchen Subſtanzen ſelbſt zu weniger leicht zerſetzbaren Körpern zuſammentreten, namentlich Holzeſſig und andere Säuren, ſowie verſchiedene Salze, als Kochſalz, Salpeter, Alaun, ſchwefelſaures Eiſenoxyd, eſſigſaure Thonerde, Sublimat u. ſ. w. Bei einigen Antisepticis dieſer Abtheilung mag auch die große Verwandtſchaft zum Waſſer mit in Betracht kommen, weil hierdurch das letztere dem Eingehen in die chemiſche Metamorphoſe entrückt wird. Die nämliche gemiſchte Wirkungsweiſe iſt auch wol dem Alkohol als Antisepticum beizumeſſen.

Am lebenden Körper können nur ſolche Partien von wirklicher Fäulniß befallen werden, die bereits abgeſtorben, brandig geworden ſind. Eine wahre Fäulniß des lebenden Körpers, die vom Blute ausginge, iſt nicht denkbar, da Belebtſein und Fäulniß zwei einander ausſchließende Begriffe ſind. Gleichwol redet man von einem fauligen Zuſtande, der ſich durch große Körperſchwäche, durch Schlaffheit, Auflockerung, leichte Trennbarkeit, durch geringe Conſiſtenz der Säfte, durch colliquative, zum Theil fötide Ausleerungen charakteriſirt. Alle dieſe Erſcheinungen erklären ſich einigermaßen, wenn man eine gewiſſe Hinneigung zur Fäulniß annimmt, nämlich eine größere Geneigtheit der Atome, aus den unter dem Einfluſſe der Lebenskraft zu Stande kommenden organiſchen Verbindungen herauszutreten. Auch wird dieſer faulige Zuſtand häufig durch Einwirkung eines fauligen Gährungsſtoffes, durch Ausdünſtungen todter, fauliger Organismen hervorgerufen, und die der Fäulniß überhaupt günſtige Temperatur des Sommers unterſtützt auch das Auftreten ſolcher fauligen Zuſtände. Die Aufgabe des Arztes bei ſolchen Zuſtänden iſt weniger, auf die ſupponirte faulige Tendenz einzuwirken, als eine Erhöhung der Lebensenergie zu erzielen durch ſtärkende Mittel, die zum Theil freilich auch als wirkliche Antiseptica benutzt werden, z. B. kühle Temperatur, Mineralſäuren, China u. ſ. w. Doch gehören auch edle Weine, eine reine, ſauerſtoffreiche Luft zu den Heilmitteln des fauligen Zuſtandes, die man nicht zu den Antisepticis zählen kann. (*Fr. Wilh. Theile.*)

FAFILA, FAVILA, ſpaniſche Geſchichte. 1) Faſila, Herzog von Cantabrien, ward von dem Könige Flavius Egiça nach Tuda in Gallecien verbannt. Hier reſidirte als Statthalter dieſer Provinz der Königsſohn Witiza, welchen ſeine Wolluſt zu vielen Ausſchweifungen verleitete. Er verwundete wegen der Frau Faſila's dieſen mit einem Prügel an dem Haupte. Faſila ſtarb an dieſer Verletzung bei Urbicum und ward in dem kleinen Orte, welcher Duodecim manus, nach Andern Palatium

hieß, begraben [1]). Faſila hinterließ als Sohn den berühmten Pelagius. 2) Faſila, des Vorigen Enkel, zweiter König von Leon und Aſturien, Sohn des Königs Pelagius, ward nach deſſen Tode von den vornehmſten Herren zum Nachfolger erklärt, beſaß auch die Tapferkeit und Erfahrung, welche der damalige Zuſtand der ſpaniſchen Monarchie in ihren Keimen erfoderte; aber die Geſchichtſchreiber beklagen und tadeln an ihm, daß er ein zu großer Jäger war. Er verfolgte einſt einen Bären, in der Abſicht, einen Einzelkampf mit ihm zu halten, und ward von dem Unthier des Lebens beraubt [2]). So regierte er, nach Angabe der älteſten Geſchichtſchreiber, nur zwei Jahre. Petavius ſetzt den Anfang ſeiner Regierung ins J. 736, ſeinen Tod ins J. 738. Aber wenn dieſes richtig wäre, müßte man annehmen, daß Faſila ungefähr ein Jahr vor dem Tode ſeines Vaters Pelagius der Regierung zugeſellt worden, und daß ſeine Regierung von dieſer Zeit an zu rechnen ſei. Dieſes geht aber aus der Geſchichte nicht hervor. Ferreras und Masdeu ſetzen daher Faſila's Regierungszeit von 737—739. Roderich von Toledo, nach welchem Faſila zwei Jahre regierte, ſetzt den Anfang der Regierung Faſila's ins J. 770 der ſpaniſchen Ära, welches das J. 732 Chriſti iſt, ſodaß nach Roderich Faſila's Regierungszeit von 732—734 fällt. Er ſagt, Faſila habe nichts Denkwürdiges gethan, als eine Kirche des heiligen Kreuzes mit ſchönem Werke oder ſchöner Arbeit geziert [3]). Doch iſt dieſes, ſowie die Zeitrechnung Roderich's, wol nicht richtig. Es ſcheint, ſagt Ferreras zum J. 776 der ſpaniſchen Ära, J. 738 Chriſti, daß die Muhammedaner einen Einfall in Aſturien gethan; und als daher Don Faſila ſeine Kriegsvölker verſammelt, zog er ihnen entgegen, ſchlug und nöthigte ſie, ſich zurückzuziehen. Wenigſtens iſt ſolches des Sandoval's Meinung in der Geſchichte der Biſchöfe. Ebnalgocca ſagt, daß Aucupa oder Ocba, der Statthalter des ſarazeniſchen Spaniens, ſich Pampelona's bemeiſtert, und Alle, die den Ort vertheidigen wollen, niedergehauen, nachgehends aber eine Muhammedaniſche Beſatzung hineingelegt habe. Ob er gleich das Jahr dieſer Begebenheit nicht anführt, ſo glaubt Ferreras doch, daß es in dieſem Jahre geſchehen ſein müſſe. Zum Gedächtniß der Siege, die Don Pelagius unter dem Schutze des heiligen Kreuzes erfochten hatte, baute der König Don Faſila nahe bei Congas de Onis eine Kirche, die noch jetzt ſtehen ſoll; und er hat der Nachkommenſchaft auf einem oberhalb des Bogens der Kapelle befindlichen Steine die Nachricht von ihrer Zueignung hinterlaſſen. Aus dieſer Inſchrift, welche Morales und Sandoval geleſen und angeführt haben, erhellt, daß ſeine Gemahlin Froiliuba geheißen, und er mit derſelben verſchiedene Kinder erzeugt hat. Doch folgte ihm auf dem Throne Alfons I. oder der Katholiſche. Die ſo eben erwähnte Inſchrift iſt ſehr merkwürdig, weil aus ihr hervorgeht, daß Faſila im J. 777 der ſpaniſchen Ära (739 der gewöhnlichen Zeitrechnung) regierte. Sie lautet:

Resurgit a praeceptis divinis hec machina sacra.
Opere suo conditum fidelibus votis.
Perspecture clareat hoc templum optutubus sacris.
Demostrans figuraliter signaculum almae crucis.
Sit Christo placens hec aula ob crucis trophaeum sacrae.
Quam Fafila sic condidit fide probata.
Cum Froiliuba conjuge ac suorum prolium pignora nata.
Quibus o Christe tuis muneribus sit gratia plena.
Ac post hujus vitae decursum preveniat misericordia longa.
Hic valeas Kirio sacrata ut altaria Christo.
Die rebolutis temporis annis CCC.
Seculi etate perrecta per ordine sexta.
Discurrente era DCCLXXVII. [4]).

(*Ferdinand Wachter.*)

FAFNIR (Foſner), ein berühmter Drache, den der Held Siegfried oder der nordiſche Sigurd tödtete. Nach der nordiſchen Sage machten einſt die Aſen eine Reiſe durch die Welt, und Odin, Hänir und Loke kamen zu einem Waſſerfalle. Hier fanden ſie eine Otter, die einen eben gefangenen Lachs begierig zu verzehren begann. Loke traf mit einem Steinwurfe das Thier an den Kopf und tödtete es, ſich rühmend, daß er mit einem einzigen Wurfe einen doppelten Fang gemacht habe. Die Aſen brachten nun die Beute nach einem Dorfe, wo ſie einen Bauer, Namens Hreidmar, der ein gewaltiger Zauberer war, um ein Nachtlager baten. Dies wurde gewährt, und nun holten ſie die mitgebrachte Speiſe hervor, um ſich ein Mahl zu bereiten. Als Hreidmar die Otter ſah, rief er ſeine beiden Söhne, Foſner und Reigin (Regin), herbei, und ſagte, die Fremden hätten den Ottur, ihren Bruder, getödtet. Denn dieſer war ein großer Jäger und ging gewöhnlich in Geſtalt einer Fiſchotter nach dem Fluſſe, um für ſeinen Vater Fiſche zu fangen. Hreidmar erklärte nun den Aſen, daß ſie ihm in Blutſchuld und Rache verfallen wären, denn die vermeinte Otter wäre ſein Sohn geweſen. Die Aſen entſchuldigten ſich mit ihrer Unwiſſenheit, und erboten ſich, das Löſegeld zu zahlen, was Vater und Brüder verlangen würden, beſtätigten auch ihr Verſprechen mit einem Eide. Nun zog Hreidmar dem Sohne die Haut ab, und verlangte, daß ſie dieſelbe mit rothem Golde ausfüllen und nachher den Balg ſo mit demſelben Metall bedecken ſollten, daß auch kein Härchen ſichtbar bliebe. Odin ſchickte nun Loke in das Land der Schwarzelfen, um Gold zu ſuchen. Hier fand er den Zwerg Andwari, der in Geſtalt eines Fiſches in dem Waſſer ſpielte. Loke ergriff ihn, und befahl ihm, ſeine Freiheit mit allem Golde zu löſen, das er in ſeinem Felſen habe. Er brachte nun alles Gold herbei, was er hatte, und das war ſehr viel; aber Loke bemerkte, daß er noch einen kleinen Ring in der Hand verberge, und befahl ihm, dieſen auch zu dem andern Golde zu legen. Der Zwerg bat ſehr, ihn behalten zu dürfen, denn der Ring hatte die Eigenſchaft,

1) *Rodericus Toletanus*, De rebus Hisp. Lib. III. Cap. 14 in Rer. Hisp. Scriptt. (Francof. 1579.) p. 188. 189. 2) *Id.* De reb. Hisp. Lib. IV. Cap. 4. 5. 3) Ferreras, Allgem. Hiſt. von Spanien. 2. Bd. (Halle 1754.) S. 545. 546.

4) Cf. *Carvallo*, Antigüedades de Asturias. Tit. 8. §. 2 y 3. p. 125. *Morales*, La Cronica. Lib. 33. Cap. 9. fol. 15. *Juan Francisco de Masdeu*, Historia Critica de España. T. IX. p. 38. 39. Art. 20. *Faſila.*

ſoviel Gold herbeizuzaubern, als der Beſitzer deſſelben nur haben wollte. Aber Loke nahm den Ring und entfernte ſich, worauf Andwari rief, der Ring ſolle demjenigen den Tod bringen, der ihn beſitze. Aber das grade gefiel dem Loke, dem nichts mehr Freude brachte, als Unglück ſtiften; er erwiederte alſo blos, er werde es dem künftigen Beſitzer ſagen. Er kam nun zu Hreidmar zurück. Dem Odin gefiel der Ring ſehr und er nahm ihn vom Haufen wieder weg. Hreidmar füllte nun den Otternbalg ganz voll, ſtellte ihn dann aufrecht und Odin bedeckte ihn ganz mit Gold. Jetzt fragte er den Bauer, ob er nichts mehr vom Balge ſehe. Da fand ſich denn, daß noch ein einziges Haar an der Schnauze ſichtbar war, und um dies zu bedecken, mußte Odin den Ring noch hergeben. Die Aſen waren nun frei, bekamen auch die ihnen als Pfand abgenommenen Schuhe und Waffen wieder zurück, und Odin ſagte beim Abſchiede, der Fluch Andwari's werde in Erfüllung gehen. Dies geſchah denn auch. Denn als der Vater den beiden Söhnen von dem empfangenen Golde nichts geben wollte, ſo erſchlugen ihn beide. Nun verlangte Reigin die Hälfte des Goldes; aber Foſner ſprach, er könne ihm unmöglich Gold geben, da er des Goldes wegen den Vater getödtet. Zugleich ſetzte er ſich des Vaters furchtbaren Helm, der Ägirshelm hieß und den Beſitzer allen Menſchen entſetzlich machte, auf, ergriff des Vaters Schwert, Hrotte, und befahl Reigin, ſich zu entfernen, wenn er nicht des Vaters Schickſal theilen wollte. Reigin floh mit ſeinem Schwerte Reſſel und kam zum Könige Hialfrek, der ihn zu ſeinem Waffenſchmiede machte. Foſner aber zog mit ſeinem Schatze (Hort) nach der Gnytaheide, verwandelte ſich in einen furchtbaren Drachen und legte ſich auf das Gold, um es zu bewachen.

In Hialfrek's Palaſte wurde Sigurd, Sohn Sigmund's und der Hiordiſa, Enkel Völſung's, und ſo von Odin ſelbſt entſproſſen, erzogen und von Reigin in den Künſten ſeiner Zeit unterrichtet. Dieſen foderte Reigin auf, Foſner's Gold zu ſuchen, und Sigurd machte ſich mit dem Roſſe Grani, einem Geſchenke Odin's, auf den Weg, nachdem ihm Reigin aus den Stücken des im Kampfe zerbrochenen Schwertes Siegmund's ein neues verfertigt hatte, das nicht nur einen Ambos bis auf den Grund ſpaltete, ſondern auch einen Flocken Wolle durchſchnitt, der vom Strome ſeiner Schärfe entgegengetrieben wurde. Nachdem Sigurd erſt viele andere tapfere Thaten verrichtet und ſeines Vaters Tod an den Hundingsſöhnen gerächt hatte, will er den Kampf mit dem Drachen beginnen, und läßt ſich von Reigin den Weg nach der Gnytaheide zeigen. Ein langbärtiger Greis räth ihm, Gruben zum Abfluſſe des Blutes zu machen. In einer ſolchen verbarg er ſich ſelbſt, und brachte dem Drachen, als dieſer zum nahen See hinkroch, um ſeinen Durſt zu löſchen, eine tödtliche Wunde bei, ſprang nun hervor und tödtete ihn vollends. Sterbend ſagte ihm Fafnir Andwari's Fluch, und ſuchte ihn dadurch von Erhebung des Hortes abzuhalten. Aber Sigurd achtet nicht der Rede, und will ſich, wenn er auch nur kurze Zeit noch zu leben hätte, des Schatzes erfreuen. Da kam Reigin, der ſich verſteckt gehalten, wehklagend herbei, wirft Sigurd vor, daß er ſeinen Bruder getödtet und deswegen ihm in Blutſchuld verfallen ſei; er müſſe alſo zur Verſöhnung ihm Fafnir's Herz braten. Darauf trank er von des Drachen Blute und legte ſich ſchlafen. Während deſſen ſaß Sigurd am Feuer und briet das Herz. Als er glaubte, es wäre gar und das Fett des Herzens ihm über die Finger lief, ſo leckte er daran. Sowie aber das Herzblut ihm auf die Zunge kam, verſtand er die Vogelſprache. Eine Schwalbe ſang, Sigurd ſolle ſelbſt vom Drachenherzen genießen, damit er Weisheit erlange; eine andere verkündete ihm, Reigin wolle ihn heimtückiſch verderben; eine dritte rieth, den falſchen Böſewicht zu tödten, und eine vierte, mit dem Golde zu Brynhild nach Hindakfiall zu reiten. Sigurd folgte den Weiſungen, ladete dann das Gold auf Grani's Rücken, um ſo ſein Roß heimzuführen; aber es wollte nicht von der Stelle, bis Sigurd ſich ſelbſt darauf ſetzte, worauf es luſtig davon trabte, als ob es gar keine Bürde hätte, ungeachtet des Goldes ſoviel war, daß Sigurd meinte, drei Pferde würden nicht zureichen, es fortzuſchaffen. Von dieſer Begebenheit nennen die Dichter das Gold Fafnir's Lager und Grani's Bürde, von der Begebenheit der Aſen bei dem Bauer Hreidmar aber Ottursgold und der Aſen Nothgold. Sigurd erhielt von ſeiner Heldenthat den Beinamen Fafnisbana, Fafnirstödter. Seine weitern Schickſale ſehe man unter dem Art. Sigurd.

Die eben dargeſtellte Sage findet man in der Wilkinaſaga und andern Liedern der Edda, z. B. in dem Liede von Sigurd und Regin (Reigin) und von Sigurd Fafnirstödter. Aus dem Norden kamen wahrſcheinlich die Sagen an den Rhein, wohin der Heldenſtamm der Nibelungen, zu denen Sigfrit (Siegfried), d. h. Sigurd, gehörte, aus dem Nebellande (vielleicht Norwegen) vorgedrungen war, und wurden ſpäter im Heldenbuche mit mancherlei Abänderungen und in der Sage vom „Hörnen Sigfrit" aufbewahrt. Man zeigt nun noch im Hardtgebirge, einige Stunden weſtlich von Dürkheim, die tiefe Höhle, wo der Drache gehauſt haben ſoll. Die Zeit fällt in die erſten Jahrhunderte nach Chr. Geb., und die religiöſen Begriffe ſind bald dem alten Cultus des Odin, bald dem Chriſtenthume entlehnt.

Die Erzählung iſt nun folgende: In den Niederlanden herrſchte ein König, Namens Siegmund, vom Stamme der Burgunder, ſeine Reſidenz war Xanten oder Santen, zwiſchen Cleve und Weſel, nahe am Rhein. Seine Gattin Sigelinde gebar ihm einen Sohn, Sigfrit (Siegfried), der bald ein kräftiger, kühner, die Freiheit liebender Knabe ward, aber rein von Sitten blieb und den Werth echter Rittertugend erkannte. Frühzeitig erwarb er großen Ruhm durch Bekämpfung von Drachen, Rieſen und Zwergen, und durch den Schutz, den Frauen bei ihm fanden. Aber des Hoflebens müde, wollte er weiter in der Welt ſich umſehen, und bat ſeine Ältern um Erlaubniß, den Rhein hinauf nach Worms zu ziehen, wo eine ſchöne Königstochter wohne, die er ſich erkämpfen wolle. Vergebens ſuchte ihn beſonders die Mutter abzureden, er blieb aber bei ſeinem Entſchluſſe, und als

der Vater ihn mit Waffen, Roſſen, Gold und Knechten wohl ausrüſten wollte, erklärte er, er wolle die Reiſe ganz allein zu Fuße unternehmen und, blos mit ſeiner Keule bewaffnet, ſich das erkämpfen, was ihm als Ritter zukäme. In der Nacht, während Alles ſchlief, verließ er die Burg und nahm ſeinen Weg durch Wälder und Felſengründe, ſich von dem Wilde nährend, das er mit ſeiner Keule erlegte. So kam er, ohne weiteres Abenteuer, in das Hardtgebirge, verirrte ſich, ward müde und hungrig, und erblickte endlich, da die Nacht ſchon längſt angebrochen war, ein Feuer, auf das er losging. So kam er zu einer im Thale gelegenen Schmiede und klopfte an die Pforte, in ziemlich trotzigen Worten Speiſe und Obdach begehrend. Man öffnete ihm endlich, und Mimer, der Schmied, fragte nach ſeinem Namen, als er den kräftigen Jüngling mit ſeiner gewaltigen Keule hereintreten ſah. Doch er verweigerte jede weitere Kunde und verlangte einen Platz am Feuer. Der Schmied foderte ihn nun auf, ſein Abendmahl durch Arbeit zu verdienen und das vorräthige Eiſen ſchmieden zu helfen. Er war bereit; aber ſeine Rieſenſtärke ſchlug das Eiſen entzwei, ſtatt es zu hämmern, und trieb den Ambos eine halbe Elle in den Boden. Zornig blickten ihn der Meiſter und die Geſellen an; aber er meinte, ſie hätten es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, da ſie von ihm, dem Fürſtenſohne, eine Arbeit gefodert hätten, die nur ihnen, als gemeinen Leuten, zukäme. Dieſer Vorwurf erbitterte ſie noch mehr, und es kam Kampfe. Alle fielen über ihn her; aber er ſchleuderte ſie ſämmtlich fort, den Einen in dieſen, den Andern in jenen Winkel. Nun verzehrte er ruhig ſein Abendeſſen, ging dann hinaus und vor der Hütte ſpazieren. Man beſchloß nun in ſeiner Abweſenheit, ihn nach dem Forſte zu ſchicken, wo der Lindwurm hauſe, der ihn ſchon beſtrafen würde. Der Meiſter rief nun Siegfried wieder herein, entſchuldigte das Vorgefallene, hieß ihn ſich zur Ruhe legen und gab ihm am Morgen den Auftrag, in den Forſt zu gehen und dort vom Köhler Kohlen zum Schmieden zu holen; aber der Ritter hatte das geheime Geſpräch des vorigen Abends belauſcht, ſagte es dem Schmiede, erklärte aber, daß er gehen und mit dem Drachen kämpfen werde. Dieſer war ein Ungeheuer mit Löwenfüßen und furchtbarem Schlangenſchweif. Es war überdies kein natürlicher Lindwurm, ſondern ein verwandelter Menſch, Namens Faſner, ein Bruder des Schmieds. Durch Raub und Bosheiten aller Art hatte er einen ungeheuren Schatz geſammelt, den er in einer Felſenhöhle verborgen und ſorgſam gehütet hatte. Ein Zauberer, der in dieſe Gegend gekommen war, hatte ihn zur Strafe in den Drachen verwandelt. In dieſer Geſtalt ſollte er das Geld ſo lange bewahren, bis er von einem tapfern Ritter beſiegt würde. Man erzählte auch, er habe die ſchöne Chriemhilde geraubt und verwahre ſie in einem Felſenſchloſſe, um ſie einſt zu heirathen, was nächſte Oſtern geſchehen ſollte. Mit aufgehender Sonne gelangte Siegfried in die Nähe der Höhle. Jeden Morgen begab ſich der Drache in das Thal, um im Fluſſe zu trinken und zu baden. So geſchah es auch dieſen Morgen; denn bald hörte Siegfried ein Geräuſch und erblickte das ſcheußliche Ungeheuer, das ſich den Berg herauf wand. Schnell trat er hervor und verſetzte dem Wurme mit ſeiner Keule einen ſolchen Schlag in den Nacken, daß er taumelnd niederſank, ſich aber ſchnell wieder aufrichtete und ziſchend auf ſeinen Feind losſchoß; aber der Held hatte in dem Augenblicke eine Tanne entwurzelt und ſie auf den Drachen geſchleudert, der ſich in ihren Äſten verwickelte. Während er ſich zu löſen ſuchte, warf Siegfried noch mehr Bäume über ihn, lief dann ſchnell zum Köhler, holte glühende Kohlen und zündete damit das Holzwerk an. Da jammerte denn Faſner in menſchlichen Worten, daß ſeine Strafe komme, daß ſein Leben und ſein Gold hin wäre. Der Ritter beſtrich ſich nun mit dem Blute und dem geſchmolzenen Fette des Drachen überall den Körper und machte dadurch ſeine Haut ſo hart wie Horn, ſodaß ihn nichts verwunden konnte; nur den Theil zwiſchen den Schultern konnte er nicht ſalben; hier allein blieb er verwundbar. Während des Beſtreichens kamen einige Tropfen der Salbe auf ſeine Zunge, und nun verſtand er zum größten Erſtaunen die Sprache der Vögel. In der Drachenhöhle fand er den Goldſchatz; aber als er wieder heraustrat, hörte er, daß Schwalben ihn vor der Tücke des Schmiedes warnten. Dieſer war wirklich heimlich nachgeſchlichen und ſchleuderte ſeinen Speer auf Siegfried, der aber von ſeinem Körper abprallte, worauf er den Böſewicht erſchlug. Die Landleute der Gegend feierten ſeinen doppelten Sieg mit Feſten und Geſängen; Siegfried kaufte für das erbeutete Gold Schild, Schwert, Lanze und Roſſe, und miethete Knappen, um mit aller Pracht in Worms einzuziehen. Nach der Sage, daß der Drache eine Jungfrau geraubt hatte, wurde auch dieſe befreit und Siegfried's Gemahlin. Nach den andern Sagen lernte er ſie, die Schweſter des Königs Gunthar, erſt in Worms kennen, und vermählte ſich mit ihr. Das Weitere zur Geſchichte ſehe man unter dem Artikel Sigfrit. (*Richter.*)

FAGAGNA, ein großes Gemeindedorf (Commune), in dem nach S. Daniele benannten Diſtricte II. der venetianiſchen Provinz Friaul, theils in der Ebene und theils auf einer Anhöhe gelegen, mit 3070 Einwohnern, einer eigenen katholiſchen Pfarre, welche zum Bisthume Udine gehört, einer anſehnlichen, der S. Maria Maggiore geweihten, Haupt-, fünf Nebenkirchen, vier Oratorien, den Überreſten eines uralten Schloſſes, einer Mühle und neun einzelnen, jedoch dieſem Gemeindeorte einverleibten kleineren Ortſchaften (Frazioni), unter denen Battaglia, Madriſio, Villalta und Ciconieco die bedeutendſten ſind. Der Gemeinde ſteht ein Consiglio Communale vor. (*G. F. Schreiner.*)

FAGAN (Christoph Barthelemi), geb. am 30. März 1702 zu Paris, geſtorben daſelbſt am 20. April 1755, zeigte früh natürliche Anlagen zum dramatiſchen Schriftſteller und eine große Gewandtheit beſonders im Komiſchen. Er arbeitete viel weniger für das eigentlich franzöſiſche, als für das italieniſche Theater und für das Theatre de la Foire. Seine ökonomiſchen Verhältniſſe machten ihn zum Vielſchreiber. An Talent zur dramatiſchen

Poeſie fehlte es ihm nicht, und bei größerer Ausbildung deſſelben würde er ſich noch mehr ausgezeichnet haben. Wenige franzöſiſche Dichter haben die gefällige Feinheit und Anmuth, die Simplicität und Unbefangenheit in Geſinnung und Sprache in höherem Grade erreicht, als Fagan in mehren ſeiner Komödien, beſonders ſeiner Nachſpiele. Sie ſind theils in Verſen, theils in Proſa geſchrieben; mitunter wechſeln beide darin ab. Die beliebteſten ſeiner Luſtſpiele ſind: Les Originaux, le Rendez-vous und la Pupille, vorzüglich das letztere, das ungeachtet der Unwahrſcheinlichkeiten, die Laharpe in ſeinem Cours de Literature dieſem Luſtſpiele zum Vorwurfe macht, doch im Styl und in der Haltung der Charaktere in ſeiner Art ein Meiſterſtück genannt werden kann. Außerdem ſchrieb Fagan noch die Luſtſpiele: La Grondeuse, Lucas et Perrette, l'amitié rivale, les Caractères de Thalie, le mari sans le savoir, la jalousie imprévue, Joconde, la ridicule supposée, l'Isle des talents, l'amante travestie, la fermière, l'heureux retour, le Sylphe supposé, les éveilles de Poissy, les acteurs juges, le Musulman, le Marquis Auteur, l'Astre favorable, les Almanacs, la Servante justifiée und Cythère assiegée, geſammelt in den Oeuvres de Théâtre de Mr. *Fagan*. (Paris 1756. 12.) 4 Voll., begleitet von einem Eloge historique de l'auteur*). (*Heinrich Döring.*)

Fagara, ſ. Xanthoxylon.

FAGARÉ, 1) eine Ortſchaft (Frazione) der Gemeinde Zenſon, in dem nach Treviſo benannten Diſtricte II., der venetianiſchen Provinz Treviſo, in der Fläche am rechten Ufer der Piave gelegen, gegen deren Überſchwemmungen ſie ihre Fluren zum Theil durch Dämme zu ſchützen gewußt hat, mit einer eigenen, zum Bisthume Treviſo gehörigen, katholiſchen Pfarre, einer dem heiligen Maurus geweihten Kirche und einem Oratorium. Durch ihr Gebiet iſt der Kanal di Zenzon gezogen. 2) Volta di Fagaré, ein zu derſelben Gemeinde gehöriger und dieſem benachbarter Ort, welcher zur Pfarre in Fagaré gehört. (*G. F. Schreiner.*)

FAGE (Raymond La), geb. zu Isle d'Albigerois 1656, geſt. 1684[1]). Nach Van der Bruggen[2]) iſt er auf einem Dorfe von armen Ältern geboren, verließ aber dieſelben ſehr jung und ging nach Toulouſe, wo er ſeine leidenſchaftliche Neigung zum Zeichnen mehr befriedigen konnte. Hier machte er ſo außerordentliche Fortſchritte in dieſer Kunſt, daß er allgemeines Aufſehen erregte, und von einer Perſon unterſtützt, kam er nach Paris, wo er durch fortgeſetztes Streben dahin gelangte, daß ihm für eine Zeichnung ein Preis der königlichen Akademie zu Theil wurde. Auch die Akademie St. Lucas zu Rom, wo er ſich ſpäter aufhielt, belohnte auf gleiche Weiſe ſeine Talente. Nach einem ſpätern Aufenthalte zu Paris begab er ſich im J. 1682 wieder nach Toulouſe; hier verfertigte er für den Magiſtrat zehn Zeichnungen aus der Geſchichte dieſer Stadt, von de la Faille geſchrieben, und begab ſich ungefähr nach einem Aufenthalte von zwei Monaten nach Lyon, wo er bald darauf in der Blüthe ſeiner Jahre ſtarb.

La Fage war ein großer und fertiger Zeichner; in allen ſeinen Darſtellungen ſieht man die kühnſten und glücklichſten Wirkungen; auch iſt er nicht ohne Grazie, da, wo es der Gegenſtand erfodert, und ſogar ernſte und heilige Handlungen gibt er mit vieler Würde. Doch am liebſten gefällt er ſich in ſeinen Bacchanalien; hier herrſcht der ungebundenſte Muthwille, der ſich oft bis zum Obſcönen ſteigert. Bei allem wilden Feuer, womit er oft flüchtig ſeine Zeichnungen verfertigte, muß man ſein außerordentliches Erinnerungsvermögen bewundern; denn bald erinnert eine Figur oder Gruppe an Michel Angelo oder Rafael, oder in ſeiner Darſtellung der Peſt an Pouſſin; auf dieſe Weiſe können ſeine Compoſitionen nicht auf reine Erzeugniſſe ſeiner Phantaſie Anſprüche machen, und nur wenige können uns ganz befriedigen. La Fage läßt ſich daher auch nicht wie andere Künſtler beurtheilen; von Jugend auf ſich ſelbſt überlaſſen, lebte er nicht immer in den beſten Geſellſchaften; daher führte ihn ſeine feurige Phantaſie auf Abwege, die im höchſten Schwunge ſeiner Kunſt ſein Leben verkürzten, und wo wir nur bedauern müſſen, daß der Künſtler ſich nicht als vollendeter Meiſter zeigen konnte.

La Fage hat nie in Öl gemalt, alle ſeine Zeichnungen ſind mit der Feder mehr oder weniger ausgeführt; wohl erkannte er ſeine Fähigkeiten, aber er wandte ſie nicht an, ſich einen unſterblichen Namen zu erwerben; folgende Anekdote[3]) läßt uns den Künſtler und Menſchen näher kennen. Als er in einem Wirthshauſe ſich längere Zeit aufgehalten, gibt ihm der Wirth die Rechnung über das, was er hier verzehrt habe. Ohne weiter darüber verlegen zu ſein, wendet der Künſtler das Blatt um und zeichnet auf die unbeſchriebene Seite eine Gruppe Figuren, und ſagt dann dem Wirthe, dieſe Rechnung zu einem gewiſſen Liebhaber der Kunſt zu tragen, der die Rechnung bezahlen würde. Die Rechnung wird abgegeben und der Wirth erhält dafür mehr Geld, als die Rechnung betrug.

Es haben mehre Künſtler nach den Zeichnungen dieſes Meiſters geſtochen; unter dieſen hat Erdinger den Geiſt des Originals wol am beſtimmteſten aufgefaßt. Auch glaubt man, La Fage habe ſelbſt einige Blätter radirt; dieſe möchten wir aber richtiger dem Erdinger zuſchreiben, indem ſie mit deſſen Manier völlig übereinſtimmen.

*) Vergl. Dictionnaire des Poëtes français. (Paris 1805.) p. 180. Eſchenburg's Beiſpielſammlung zu ſ. Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften. 7. Bd. S. 189 fg.

1) Unter den verſchiedenen Angaben von La Fage's Geburts- und Sterbejahr mag wol die am richtigſten ſein, welche ſich unter ſeinem Bildniſſe befindet, wo es ſteht: Effigies Raymondi la Fage, galli delineatoris celeberrimi, defuncti anno MDCLXXXIV. aetatis XXVIII. 2) ſ. Recueil des meilleurs Desseins de Raimond la Fage etc. Dieſes Werk, worin ein großer Theil der Zeichnungen des Künſtlers geſtochen ſind, kam ſieben Jahre nach dem Tode deſſelben heraus, wo im Vorberichte auch einige nützliche Notizen enthalten ſind.

3) ſ. Fiorillo, Geſchichte der Malerei. 3. Th. S. 291. Anmerkung.

Unter den Blättern dieſes Meiſters, wovon wir einige 60 kennen, zeichnen ſich folgende aus: das goldene Kalb; Moſes ſchlägt an den Felſen; die eherne Schlange; die Schlacht des Joſua, von G. Audran geſtochen, Hauptblatt; der Durchzug durch das rothe Meer; die Sündfluth; die eherne Schlange, größere Compoſition, und der Sturz der Engel, Hauptblatt [4]). (*A. Weise.*)

FAGEL (**Kaspar**), geb. zu Harlem 1629, gelangte, als ein Rechtsbefliſſener, 1663 in ſeiner Vaterſtadt zu der Stelle eines Penſionarius. Vornehmlich ſeine Thätigkeit, das ewige Edict durchzuſetzen (Dec. 1667), verſchaffte ihm das Zutrauen und Wohlwollen der Brüder de Witt, und durch deren Einfluß wurde Fagel 1670 von den Generalſtaaten zu ihrem Greffier erwählt. Auch in dieſer höhern Sphäre verharrte er in ſeiner Anhänglichkeit zu dem von den Brüdern ergriffenen Syſteme, und Johannes beſonders wünſchte ſich Glück, einen Mitarbeiter gefunden zu haben, deſſen Ehrlichkeit und Gemüthlichkeit die ſicherſte Bürgſchaft gab, daß er niemals zu einem Nebenbuhler erwachſen könne. Dieſe Anſicht ſcheint ſich in dem Augenblicke der Kriſe nicht bewährt zu haben, denn grade Fagel wurde von den Generalſtaaten auserſehen, um dem Prinzen von Oranien die Nachricht von ſeiner Wahl zu der Würde eines Generalcapitains der Union mitzutheilen. Wie kurz darauf der Entſchluß gefaßt wurde, mit dem Könige von Frankreich auf jede Bedingung Frieden zu ſchließen, war der Greffier einer derjenigen, welche am nachdrücklichſten dem ehrloſen Beginnen widerſprachen, und er hat auf keine Weiſe ſich bereden laſſen, die Reſolution zu ſiegeln, ohne daß darum die ernannten Deputirten ihre Reiſe aufgegeben hätten. Am 20. Aug. 1672 ſtarben die Brüder de Witt von Mörderhänden, und das von Johannes bekleidete Amt eines Groß=Penſionarius von Holland lohnte der Klugheit, mit welcher Fagel zu rechter Zeit die oraniſche Partei ergriffen hatte. Seine Ernennung trägt das blutige Datum vom 20. Aug. Welches aber die Beweggründe von dem Wechſel in Fagel's politiſchem Glaubensbekenntniſſe ſein mögen, ſeine Bekehrung geſtaltete ſich als das Werk der vollſtändigſten Überzeugung. Bis zu ſeinem Tode blieb er des Prinzen wärmſter und treueſter Freund, und vorzüglich deſſen Unternehmungen gegen Frankreich hat der Rathspenſionarius, mit Leidenſchaftlichkeit beinahe, gefördert. Auch in Bezug auf innere Angelegenheiten der Republik diente Fagel in aller Weiſe den Abſichten des Hauſes Oranien. Die Überzeugung nährend, daß es bei dem Mistrauen des Volkes gegen die alten Regenten unmöglich ſei, ohne eine durchgreifende Veränderung in dem Regierungsperſonale, den Staat zu retten, bearbeitete er dergeſtalt die committirten Räthe, die bleibende Deputation der holländiſchen Staaten, daß dieſe den Antrag ſtellten und durchſetzten, den Prinzen zu einer außerordentlichen Veränderung der Magiſtrate, wie Moritz ſie 1618 bewerkſtelligt hatte, zu ermächtigen. Mit demſelben Glücke wirkte Fagel durch ſeinen Bruder auf die Stände von Geldern, bis dieſe in dem äußerſten Grade der Begeiſterung ſich entſchloſſen, den Prinzen zu ihrem Herzoge zu erwählen. Endlich ſetzte Kaspar auch in Holland die Erblichkeit der Statthalterwürde durch, und er ließ hierzu die Stadt Harlem, wo ſein Einfluß fortwährend ſehr bedeutend war, den erſten Vorſchlag thun, den 23. Jan. 1674. Der nimmeger Friede, weit entfernt, das Werk des Rathspenſionars zu ſein, ward vielmehr, gegen deſſen Überzeugung, von der antioraniſchen Partei durchgeſetzt. Fagel feindete ſie darum heftig an, und ſprach ſich mit vorzüglicher Bitterkeit gegen van Beverningk, den erſten Geſandten, aus. Bei der friedlichen Stimmung im Lande konnte er freilich das Geſchehene nicht zurücknehmen; aber er blieb in den Staaten von Holland dem verderblichen Einfluſſe von Amſterdam das einzige, das unerſchütterliche Gegengewicht, und indem er die Sache ſeines Prinzen verfocht, beſchützte er weſentlich die Reſte europäiſcher Freiheit gegen die Willkür Ludwig's XIV. Darum ſoll, um von dem unwandelbaren Gegner ſeinen König zu befreien, d'Avaur zwei Millionen geboten haben, vorausgeſetzt, daß Fagel ſeinen Einfluß auf den Statthalter nach den Intereſſen Frankreichs verwenden wolle, dafür aber die eines Fabricius würdige Antwort empfangen haben: „Die Republik iſt mächtig und großmüthig, für meine Anſtrengungen und Erfolge mich zu belohnen. Die Treue, ſo ich Gott und dem Vaterlande geſchworen habe, verbietet mir, einem edeln und hochherzigen Prinzen, der, ſeiner Ahnen würdig, in Tugend, nicht in Schätzen ſeine Ehre ſucht, dergleichen Vorſchläge zuzutragen." Auch in Bezug auf den von Frankreich vorgeſchlagenen 20jährigen Waffenſtillſtand mit Spanien und dem Kaiſer ſprach Fagel, gegenüber der zahmen, unverſtändigen Niederträchtigkeit der Amſterdamer und ihrer Genoſſen, als ein Mann: „Freilich befinde ſich die Republik in Gefahr, doch wäre noch viel drohender die Gefahr im vergangenen Jahrhunderte geweſen, als Harlem verloren, Alkmar und Leyden nur durch ein Wunder zu erhalten geweſen. Der alte Gott lebe noch. Beſſer ſei es, zu Brüſſel oder Antwerpen, als zu Breda oder Dordrecht den Franzoſen entgegenzutreten, und in jedem Falle beſſer, zu ſterben, als der Gewalt des grauſamen Louvois, oder den Erpreſſungen eines zum Steuereinnehmer beförderten franzöſiſchen Lakaien zu verfallen. Unſterblicher Ruhm lohne der Freudigkeit, in welcher die Vorfahren für die Freiheit zum Tode gegangen; ihr Beiſpiel ſei zu befolgen." Gleichwol wurde der Waffenſtillſtand beliebt, unbezweifelt zum Glücke für das getheilte, ohnmächtige, auch von Oſten her bedrohte Europa. Schon begannen die Vorboten der Ereigniſſe, welchen die unwiderſtehliche Macht Ludwig's XIV. erliegen ſollte, aufzutauchen. Der franzöſiſchen Partei in Holland wurden die gewaltſamen Bekehrungsverſuche in Frankreich tödtlich. Was Fagel bis dahin mit ſeiner ganzen Thätigkeit, mit ſeinem weit verbreiteten Einfluſſe zu erreichen nicht vermochte, wurde der öffentlichen Meinung, die Ludwig XIV. durch ſeine Härten gegen der Holländer Glaubensgenoſſen herausfoderte, als eine Nothwendigkeit aufgedrungen. Des

4) Die Originalzeichnung von dieſer Darſtellung, nur etwas in der Tinte verblichen, ſonſt völlig gut erhalten, beſitzt als Eigenthum der Unterſchriebene.

Statthalters Anſehen und Macht erreichten eine bis dahin unbekannte Höhe, und in dem gleichen Maße wuchs des Staates Einheit und ſeine fortan einzig gegen Frankreich gerichtete Stärke. In ähnlicher Weiſe wurde Fagel's Streben durch den troſtloſen Kampf, in welchen Jacob II. mit ſeinen Unterthanen ſich einließ, befördert. Eine unüberſehbare Wichtigkeit erlangte der Prinz von Oranien durch die Gunſt von Umſtänden, welche ihn als das Oberhaupt, als die Stütze des Proteſtantismus erſcheinen ließen, und dieſe Wichtigkeit durch genaue Verbindung mit den verbannten Engländern zu erhöhen, ohne doch den Prinzen, dem königlichen Schwiegervater gegenüber, zu compromittiren, haben Bentink, Halewyn und vorzüglich Fagel den äußerſten Fleiß angewendet. Als das engliſche Volk, durch Fagel's geheimnißvollen Verkehr mit jenen Auswanderern ſattſam vorbereitet war, fand es der verſchmitzte Zwiſchenträger an der Zeit, etwas, das wie ein Manifeſt wirken und doch kein Manifeſt vorſtellen ſollte, in die Welt zu ſenden. Ein Jureconsultus, ein Schottländer von Geburt, des Namens Stewart, war durch die Gewandtheit von William Penn für die Legitimität gewonnen worden, nachdem er in frühern Zeiten, als deren Feind geächtet geweſen. In den Zeiten der Verbannung zu Bekanntſchaft mit Fagel gelangt, benutzte er, in der veränderten Stimmung, nach dem Willen des Königs, dieſe Bekanntſchaft, um dem alten Freunde die Gründe für eine allgemeine Toleranz auseinanderzuſetzen, und ihn zu bitten, daß er dieſe Argumentirung, im Namen des Königs von England, dem Prinzen und der Prinzeſſin von Oranien vorlegen wolle. Lange Zeit blieb Stewart's Schreiben, ungeachtet wiederholter Erinnerungen, unbeantwortet; dann endlich gewahrte Fagel den Dienſt, den er, die angetragene Correſpondenz fortſetzend, ſeinem Principal erweiſen könne. Er ſchrieb an Stewart: „Ihre Hoheiten, jeder religiöſen Verfolgung abgeneigt, würden mit Freuden den Katholiken in England jene Freiheit des Gottesdienſtes, welche den holländiſchen Katholiken zugeſtanden, bewilligen, würden aber niemals die Abrufung der Teſtacte, noch irgend einer andern, das Intereſſe der proteſtantiſchen Kirche wahrenden, Verfügung zugeben. Nimmer dürften Geſetze, ſo einzig und allein die Erfoderniſſe, um zu einem öffentlichen Amte zu gelangen, feſtſtellen, als das Werk der Ungerechtigkeit angeklagt werden, und gleichwenig könne eines Verfolgungsgeiſtes derjenige bezüchtigt werden, welcher, weit entfernt, den religiöſen Glauben der einen Fraction im Volke zu beſtrafen, nur die religiöſen Einrichtungen der andern Fraction zu beſchützen ſuche." So unverfänglich dieſes Schreiben nach ſeiner ganzen Abfaſſung war, ſo wichtig ergab es ſich in ſeinen Tendenzen und Reſultaten. Die katholiſchen Fürſten, des Statthalters Verbündete, ſollten daraus erſehen, daß er keine, den Bekennern der katholiſchen Lehre feindliche, Geſinnung hege, die engliſchen Proteſtanten hingegen in der Überzeugung beſtätigt werden, daß Wilhelm der ſtandhafte, unwandelbare Verfechter des Übergewichtes der proteſtantiſchen Kirche in den britiſchen Reichen ſein werde. Dem Aufſatze die möglichſte Verbreitung zu geben, wurde er in holländiſcher, franzöſiſcher, engliſcher und lateiniſcher Sprache gedruckt, in einem ſolchen Überfluſſe, daß allein nach England 45,000 Exemplare verſendet werden konnten. Da vorzüglich mußten die Äußerungen eines bei dem Prinzen von Oranien ſo hoch betrauten Mannes als ein öffentliches Actenſtück von mehr als halb officiellem Charakter gelten. Das fürſtliche Ehepaar als die Vertheidiger der Teſtacte darſtellend, verlieh Fagel dem Prinzen und der Prinzeſſin die ganze Wichtigkeit von Parteihäuptern, und innerhalb der Grenzen der Mäßigung ſich bewegend, überredete er den Papſt, den Kaiſer und die katholiſchen Fürſten, oder er bereitete ihnen wenigſtens einen anſtändigen Vorwand, ſich überredet zu zeigen, daß Wilhelm, den Katholiken der britiſchen Inſeln die gewünſchten Zugeſtändniſſe zu bewilligen, nicht abgeneigt ſei. Auf der einen Seite wirkte das Schreiben beſänftigend in Anſehung der Beſorgniſſe, welche die Verbündeten um die katholiſche Religion hegen konnten, auf der andern Seite ermuthigte es die Furchtſamen, befeſtigte es die Schwankenden unter den Orangiſten, und ſpornte es Alle zu Widerſtand und Ausdauer, denn wie ſiegreich auch Fagel's Manifeſt von Jacob's II. Freunden beantwortet wurde, der Strom der öffentlichen Meinung erklärte ſich, in England nicht nur, ſondern in allen durch Ludwig's XIV. Unternehmungen bedrohten Ländern, für Oranien, und unwiderſtehlich ſchickten die Dinge ſich zu einer Kataſtrophe an. Des Prinzen Erklärung an das engliſche Volk, vom 1. Oct. 1688, iſt Fagel's Arbeit, und dem fiel auch die Aufgabe, die Rede, womit Wilhelm am 15. Oct. ſich bei den Staaten beurlaubte, zu beantworten. „Ein ſolches Vertrauen ſetzten die Generalſtaaten," ſo drückt der Großpenſionar ſich aus, „in die Weisheit und Vaterlandsliebe des Erbſtatthalters, daß ſie Land- und Seemacht und Schatz ſeinen Händen zu übergeben nicht zweifelten. Ein feierlicher Feſttag, für die ſieben Provinzen angeordnet, ſei beſtimmt, ſeinen Waffen Glück zu erflehen; inbrünſtig bitte jeder wahre Holländer Gott, daß er den Prinzen als einen Retter und Beſchützer des proteſtantiſchen Glaubens ſegnen wolle. Eins, daß er ſeine Perſon nicht unnöthiger Gefahr ausſetzen wolle, müßten die Generalſtaaten ſich von dem Feldherrn erbitten; denn ihn zu verlieren, würde Ihro Hochmögenden eine herbere Einbuße ſein, als der Untergang ihrer Land- und Seemacht zuſammengenommen." Bei dieſen Worten brach der alte Herr in Thränen aus, und weiter zu ſprechen verhinderte ihn die Rührung, bei der vielleicht der Gedanke an die unermeßliche Verantwortlichkeit, welcher er ſich unterzogen, einigen Antheil gehabt hat. Denn Fagel, im Beſitze des ganzen Vertrauens des Prinzen, hatte daſſelbe zu erwiedern, die Generalſtaaten verleitet, alle ihre Macht, die Zukunft von Holland, auf eine Karte zu ſetzen; er vornehmlich hatte die unermeßliche Rüſtung nicht nur veranlaßt, ſondern auch geleitet. Jedoch auf die Zuſchauer, denen jede Verantwortlichkeit fern, wirkte der Scheidungsgruß und des alten Mannes Rührung und Segensſpruch mit unwiderſtehlicher Gewalt. Einzig des Prinzen Züge blieben unverändert, und ſeine Freunde wollten hierin einen Zug von Feſtigkeit und Seelengröße bewundern, während An-

dere von ſelbſtſüchtiger Gefühlloſigkeit ſprachen, von dem entſchiedenſten Egoismus, dem Alles, außer dem werthen Ich, gleichgültig iſt. Den unblutigen Sieg hat Fagel nur kurze Zeit überlebt; er ſtarb den 15. Dec. 1688, ohne bedeutendes Vermögen zu hinterlaſſen, in dem Rufe eines ſehr religiöſen und ſtreng ſittlichen Mannes. Auch ſeine Einſicht, ſein zuverläſſiges Urtheil, ſeine Gabe, durch feurige Rede die Gemüther hinzureißen, werden gerühmt; doch beklagte er ſelbſt in den Zwiſtigkeiten mit Amſterdam ſeine geringe Kenntniß diplomatiſcher Angelegenheiten, und ſolches Geſtändniß kann einer übermäßigen Beſcheidenheit keineswegs zugeſchrieben werden; vielmehr beſchuldigt man den Mann einer großen Eigenliebe, eines übertriebenen Selbſtvertrauens, mit Heftigkeit und Bitterkeit verbunden. Wenn aber auch in ihm ein Mangel an poſitiver Kenntniß, wie ſeine Stellung ſie foderte, ſichtbar wird, ſo iſt nicht minder zu verkennen, daß er in ſeinen religiöſen Gefühlen für dieſen Abgang ein reichliches Surrogat zu finden wußte. Der ſchrecklichen Übermacht Ludwig's XIV. Widerſtand zu bieten, war das Eine, worauf es in jener Zeit ankommen mußte, und dazu fand ein Schüler Calvin's in ſeinem Glauben den vollſtändigen Beruf. Fagel's Nachfolger in dem Amte eines Großpenſionars wurde Heinſius, Eugen's und Marlborough's würdiger College in dem großen Triumvirat; das Amt eines Greffier der Generalſtaaten hatte, zu Höherem berufen, Kaspar an ſeinen Bruder Heinrich abgetreten, und dieſem folgte darin ſein Sohn Franz, geb. im Haag, welchen van Haren mit den von Tacitus in des Agricola Leben geſprochenen Worten ſchildert: „Cultu modicus, sermone facilis, uno aut altero amicorum comitatus, adeo ut plerique, quibus magnos viros per ambitionem aestimare mos est, viso adspectoque illo quaererent famam, pauci interpretarentur.“ Franz legte ſein Amt, nach 64 Dienſtjahren, 1744 nieder und ſtarb im J. 1746. Sein Nachfolger wurde ein Vetter, Heinrich Fagel, geb. 1706, der ſeit 1742 dem alten Herrn adjungirt geweſen. Vermöge ſeiner amtlichen Stellung hatte dieſer Heinrich weſentlichen Antheil an der Wiederherſtellung der Statthalterſchaft zu nehmen, und er behauptete bis zu ſeinem Ende ſeinen Einfluß auf die Angelegenheiten des Staates, wiewol der anhaltende Parteikampf und eine Revolution ſogar ihm manche ſchwere Prüfung brachten, und er, neben ſeinen perſönlichen Eigenſchaften, nicht ſelten das ganze Gewicht ſeines Namens und ſeiner Familienverbindungen anzurufen genöthigt war, um nur im Amte ſich erhalten zu können. Er ſtarb 1790; Beſitzer einer reichen Bibliothek und der Wiſſenſchaften und Künſte warmer Gönner, hatte er auch als Schriftſteller ſich verſucht, wenigſtens wird ihm, in Geſellſchaft mit Tavel und Maclaine, eine franzöſiſche Überſetzung von der Montague Briefen (Rotterdam 1764. 2 Bde. und 1783.) zugeſchrieben. Als zweiter Greffier der Generalſtaaten ward ihm 1766 ſein Sohn, Franz Fagel, zugeordnet. Geb. 1740, hatte Franz durch eifrige Studien, durch Beobachtungen, auf Reiſen angeſtellt, ſich für den künftigen Beruf vorbereitet, und er berechtigte zu den ſchönſten Erwartungen, als ein früher Tod alle ſeine Angehörigen und zahlreichen Freunde in Trauer verſetzte. Franz ſtarb im Haag den 28. Aug. 1773; eine treffliche Charakterſkizze von ihm lieferte Fr. Hemſterhuis, zuerſt in dem Octoberhefte 1772 des Mercure de France abgedruckt, unter dem Titel: Description philosophique du caractère de M. F. Fagel. Daß der jüngere Heinrich Fagel, der von 1790 an als Greffier der Generalſtaaten vorkommt, ebenfalls Heinrich's Sohn geweſen ſei, können wir nur vermuthen. In jedem Falle iſt beſagtes Amt von 1670—1795 in der Familie Fagel gleichſam erblich geweſen. Auch militairiſchen Illuſtrationen blieb dieſe Familie nicht fremd. Ein Neffe des Großpenſionars, ein Sohn jenes Nicolaus, der, ein Mitglied des Magiſtrats zu Nimmegen, des Hauſes Oranien Intereſſen in Gelderland ſo wirkſam vertrat, Franz Nicolaus Fagel, nahm Dienſt 1672, und erfreute ſich, getragen durch des Oheims Einfluß, einer ſchnellen Beförderung. Die Unerſchrockenheit, in welcher er in der Schlacht von Fleurus (1690) bis zum letzten Augenblicke einen hoffnungsloſen Widerſtand fortſetzte, erregte ſelbſt des Siegers, des Marſchalls von Luxemburg, Aufmerkſamkeit. Das Jahr darauf wirkte Fagel zu der Vertheidigung von Mons, die zwar durch das aufrühriſche Geſchrei der um ihre Häuſer beſorgten Bürgerſchaft gar ſehr gehemmt wurde. „Der Herr Fagel, Brigadier und Oberſt über ein holländiſches Regiment, und einer der klügſten und unverzagteſten Officiere im Dienſte der Staaten, brauchte alle ſeine Wohlredenheit, um den Gouverneur in ſeiner genereuſen Reſolution zu ſtärken und die Bürger zu ſtillen; aber das Letztere war nicht in ſeinem Vermögen.“ Am 10. April 1691 erfolgte der Auszug der Beſatzung. Bei der Belagerung von Namur (1695) eröffnete in der Nacht vom 11—12. Juli der Generalmajor Fagel die Tranchée gegen die Stadt, an der Seite von St. Niclaſen-Thor; er trug aber auch in der Fortſetzung der Belagerung ein ſchwere Wunde davon. Als General-Lieutenant befehligte er den erfolgreichen Sturm auf Lüttich, October 1702, und bei der Belagerung von Bonn, 1703, führte er ein abgeſondertes Commando über 12 Bataillone. In dem Treffen bei Eckeren, den 30. Juni 1703, behauptete er mit der zäheſten Standhaftigkeit ſeine Stellung auf den Dämmen, daß ihm an dieſem Tage eigentlich die verbündete Armee ihr Heil verdanken mußte. Hierauf der Armee in Portugal zugetheilt, wechſelte in dem Feldzuge von 1705 Tag für Tag Fagel mit Galloway in dem Commando, ein Syſtem, mit dem eine zweckmäßige Kriegsführung unvereinbar war. Doch wurden Valencia und Albuquerque eingenommen, und Fagel ſetzte auch endlich, trotz aller Abneigung des portugieſiſchen Cabinets, die Belagerung von Badajoz durch, die, bald unterbrochen, am 3. Oct. wiederum vorgenommen wurde. Eine feindliche Bombe, in den Pulverkarren treffend, richtete ungeheuere Verwüſtung an. Galloway und Fagel eilten zur Stelle, indem ſie Befehle ertheilten, und der Worte Eindruck zu verſtärken, zu gleicher Zeit die rechte Hand erhoben, kam aus der Citadelle eine Kanonenkugel, die Fagel's Rockärmel und Galloway's Hand wegnahm. Den 16. Oct. erſchien der Marſchall von Teſſé zum Entſatze; um nicht

der Gefahr einer vollſtändigen Niederlage ſich auszuſetzen, mußte Fagel das eine Ufer der Guadiana freigeben; Teſſé, obgleich ſein Nachtrab bedeutenden Verluſt erlitt, konnte friſche Mannſchaft in die Stadt werfen, und die Belagerung blieb aufgehoben. Fagel, an dem böſen Willen der meiſt den Franzoſen verkauften Miniſter in Liſſabon verzweifelnd, trat die Heimfahrt nach Holland an, um zu dem glorreichen Feldzuge von Rammillies zu wirken. Namentlich wurde ihm die Einnahme von Damme und Plaſſendaul aufgegeben, und er vollbrachte ſie, an dem einen, wie dem andern Orte, mit ſtürmender Hand, und, vor Plaſſendaul insbeſondere, in ausgezeichneter Verwegenheit, worauf er dann mit leichter Mühe ſich auch der Schleuſen bemeiſterte. Bei der Belagerung von Tournay, 1709, führte der Baron Fagel, unter deſſen Befehle die General-Lieutenante Dedem, Orenſtjerna und Sparr, die General-Majore Hamilton, Waſſenaar und Keppel, dann die Brigadiers Sabine und Primroſe geſtellt, die dritte Attake auf der Seite des Thors von Merville. Nach dem Falle der Stadt zog jedoch Fagel, ohne ſich bei der Belagerung der Citadelle zu betheiligen, mit ſeinem Corps der Hauptarmee zu und in die blutige Schlacht von Malplaquet. In dem nächſten Feldzuge führte er, gemeinſchaftlich mit Schulenburg, die Belagerung von Bethune, wo den 23. Juli die Tranchée eröffnet wurde. In den vielen Minen fand Fagel die ſtärkſten Hinderniſſe, ſodaß die Beſatzung, am 28. Aug. 1710 Chamade ſchlagend, dieſes nur gegen Schulenburg's Attake thun wollte, und dadurch den holländiſchen General veranlaßte, ſeine Batterien unaufhörlich ſpielen zu laſſen, bis gleichfalls Angeſichts dieſer der Feind ſich überwunden bekannte. Hingegen führte Fagel allein die Belagerung von Bouchain, und die Feſtung mußte am 14. Sept. 1711 an ihn übergeben werden, gleichwie er in dem Feldzuge von 1712 den Übergang der Schelde forcirte, und ſodann die Belagerung von le Quesnoy vornahm, welches, berennt den 8. Juni, am 4. Juli capituliren mußte. Die Wiederherſtellung des Friedens überlebte Fagel wenige Jahre, und er iſt in ſeinem Gouvernement zu Sluis den 23. Febr. 1718 verſtorben. Ein großer Eiferer für die Kriegszucht und des verwegenſten Muthes, hatte er ſich beſonders die Gunſt K. Wilhelm's III. erworben. Einſt verwies ihm dieſer ſeine Nichtachtung der Gefahr. „Euer Majeſtät," verſetzte der Geſchmeichelte, „geruhen, des eigenen Fehlers Ihre Generale zu bezüchtigen." Er beſaß Kralingen, unweit Alkmar, und in des Gutes Beſitz folgte ihm ein Johann Fagel, der Brigardier 1703, General-Major 1711 und General-Lieutenant von der Cavalerie 1727, ſein Leben am 4. Jan. 1732, als Commandant zu Gertruydenberg, beſchloß. Wilhelm Fagel von Heinenoort, Oberſt und Commandeur des Regiments Schultz, Cavalerie, ſeit dem 30. März 1742, wird als einer der Vertheidiger von Tournay, 1745, genannt. Die Familie blüht noch. (*v. Stramberg.*)

FAGELIA. So nannte Necker (Elem. bot. n. 1257) zu Ehren eines reichen und angeſehenen Holländers, Kaspar Fagel (ſ. dieſen), eine Pflanzengattung aus der letzten Ordnung der 17. Linné'ſchen Claſſe und aus der Untergruppe der Cajaneen der Gruppe der Phaſeoleen der natürlichen Familie der Leguminoſen. Char. Der Kelch fünftheilig: der obere Einſchnitt weniger tief als die übrigen; die Fetzen linienförmig, zugeſpitzt; das Wimpel der Schmetterlingscorolle zurückgeſchlagen, der Kiel ganz ſtumpf, länger als die Segel; die Hülſenfrucht eiförmig-cylinderiſch, geſchwollen, mit dem Griffel gekrönt, ſechsſamig. Die einzige bekannte Art, F. bituminosa *Candolle* (Prodr. II. p. 389. Glycine bituminosa *Burmann*, Cap. prodr. p. 21. *Lamarck*, illustr. t. 609. f. 2. Bot. mag. t. 261. Glycine viscosa *Mönch*, Crotalaria glycinea *Lamarck*, Enc. II. p. 200. Dolichos hirtus *Hortul.*), iſt am Vorgebirge der guten Hoffnung einheimiſch, als ein am Boden ſich ſchlängelndes, klebriges, drüſig-ſteifbehaartes Staudengewächs mit gedreiten, rhombiſchen Blättern, eiförmigen, langzugeſpitzten Afterblättchen, langgeſtielten, achſelſtändigen Blüthentrauben und gelben, an der Spitze des Kiels violetten Blumen. — Fagelia *Schweenck* iſt Calceolaria. (*A. Sprengel.*)

FAGER oder FAGERTHAL, eine zum Landgerichte Salzburg gehörige, bergige, hin und wieder mit Bauerhäuſern beſetzte Gegend, welche ſich vom Hauptthale der Salzach, eine Stunde oſtwärts über den Glaſenbach, hineinzieht und theils nach Elsbethen, theils nach Aign eingepfarrt iſt. Dieſe Gegend liegt ungefähr 1½ Stunde von Salzburg entfernt. (*G. F. Schreiner.*)

FAGERHULT, ein Kirchſpiel in der ſchwediſchen Provinz Småland, Kreiſes Handbörd, Läns Calmar, mit Filial Kråkemåla 3—4000 Seelen enthaltend. Die Kirchen beider Orte ſind von Holz, jene mit einer maſſiven Sakriſtei, 7½ Meilen von der Stadt Calmar. Zu bemerken ſind hier der anmuthig gelegene Ritterſitz Tribäck und das 2½ Meilen im Umkreiſe umfaſſende Rittergut Sadeshult. (*v. Schubert.*)

FAGERSTA, ein Eiſenhüttenwerk mit zwei Stabhämmern und einem von Salomo von Stookenſtein angelegten engliſchen Park, im Kirchſpiele Weſtenfors in der ſchwediſchen Provinz Weſtmanland. Jährlich werden 1912 Schiffspfund 10 Liespfund Stangeneiſen geſchmiedet. (*v. Schubert.*)

FAGERVIK, eine anſehnliche Eiſenfabrik, welche auch verzinntes Eiſenblech fertigt, im Kirchſpiele Ingo, in der ſüdfinniſchen Provinz Nyland, acht Meilen von Helſingfors, angelegt 1646. Um 1815 beſtanden ein Hochofen, ein Stabeiſenhammer mit zwei Herden, eine Feinſchmiede mit drei Hämmern und vier Herden, zwei Reckhämmer mit einem Herde und einem Glühofen, zwei Mahlmühlen mit zwei Paar Steinen. Die Seelenzahl, im J. 1820 392, bildet ſeit 1722 eine Hüttengemeinde mit einem Hüttenprediger, unter der Muttergemeinde Ingo, hat eine eigene Kirche und eine Schule, der auch der Prediger vorſteht. Letzterer, dem auch die Wieſeninſel im Meere, Präſtholmen, ⅓ Meile vom Ufer, zugetheilt iſt, hängt, in Betreff der Einkünfte, von der jedesmaligen Beſtimmung des Hüttenbeſitzers in der Vocation ab. (*v. Schubert.*)

FAGGEN. 1) Faggenbach, ein auch Fackenbach und Fackabach genanntes Gebirgswaſſer, welches dem Gebatſch-Ferner im ober-innthaler Kreiſe Tyrols entſpringt, das intereſſante Kaunſerthal ſeiner ganzen Länge nach durchſtrömt, ſich, nächſt Prutz, in den Innſtrom ergießt und mitunter furchtbare Verheerungen anrichtet, deren Betrag ſich in einem Jahre auf mehr als 75,000 Fl. belief. 2) Eine kleine, dort Landes-Riedel genannte, Ortſchaft im Landgerichte Landeck und am gleichnamigen Bache gelegen; beſonders merkwürdig wegen ſeines eigenthümlichen Jahrmarktes. Seine Bewohner ſind nach Kauns eingepfarrt, wohin die Kinder auch in die Schule gehen. (*G. F. Schreiner.*)

FAGGIANO, ein großer Flecken (Borgo) in der neapolitaniſchen Provinz Calabria ulteriore, in einer an Getreide und andern Früchtegattungen reichen Gegend, zum Diſtricte von Santo Marco gehörig, auf einem Berge oberhalb der Quellen des Maloſa-Fiume, auf einer der Gebirgsſtufen des Monte Pareta gelegen, mit 230 Häuſern, 1850 Einwohnern, einer Kirche in der Mitte des Ortes und den Überreſten alter römiſcher und griechiſcher Bauten in der Nähe, in denen man griechiſche und römiſche Inſchriften gefunden hat. (*G. F. Schreiner.*)

Faggiuola, ſ. Gibellinen und Guelfen.

FAGGOT (Jakob), geb. 1699 im nördlichen Upland, geſt. 1778, war ein um ſein Vaterland hochverdienter Mann. Noch Jüngling, trat er im J. 1721 in das Bergkollegium ein, wo er ſogleich die Aufſicht über die Modellkammer erhielt, und ſchon im folgenden Jahre hielt er Vorleſungen über Experimentalphyſik und ertheilte Unterricht in der Geometrie. Im J. 1726 ertheilte ihm das Bergkollegium eine Ingenieurſtelle, die er aber ſechs Jahre lang von einem Andern verwalten ließ, weil man ſeiner bedurfte, um den Alaunwerken bei Calmar und auf Öland aufzuhelfen. Nach ſeiner Zurückkunſt ward er Inſpector bei dem Landmeſſercomtoir. Da beſchäftigte er ſich angelegentlich damit, die ſchädlichen Unordnungen, die in der Juſtirung der Längen- und Raummaaſe und der Gewichte, zu beſeitigen, und es gelang ihm ſo, daß ihm auf Lebenszeit die Aufſicht über dieſe Juſtirung übertragen wurde. Im J. 1734 erhielt das Landmeſſercomtoir durch ihn das Privilegium zur Anfertigung ſchwediſcher Landcharten. Um dies ins Werk zu ſtellen, fehlte es ziemlich an allem, Faggot aber ſchaffte kundige Landmeſſer, geſchickte Inſtrumentmacher und gute Werkzeuge, und leiſtete Treſliches. Die angefertigten Charten wurden in vielen in einander laufenden Gemächern aufbewahrt, und es konnten durch ihren Gebrauch Grenzſtreitigkeiten ohne Weitläufigkeit und große Koſten abgethan werden. In Folge davon wurden die Gemeinheiten abgeſchafft und der Ackerbau zweckmäßiger betrieben. Für dieſen intereſſirte er ſich durch Schrift und That. Wichtig iſt ſeine Schrift von den Hinderniſſen und der Aufhelfung der Landwirthſchaft. Aufgefodert zu Vorſchlägen über Aufnahme des ſehr herabgekommenen Finnlands, wirkte er gleich vortheilhaft für Finnland, wie für Schweden. Im J. 1747 ward er Oberdirektor des Landmeſſerkollegiums und war drei Jahre lang Secretair der königl. Akademie der Wiſſenſchaften. Vielfaches Verdienſt erwarb er ſich noch durch Verbeſſerung der Salpeterſiedereien, der Kornmagazine u. a. Die Abhandlungen der Akademie enthalten wichtige Aufſätze von ihm, und er hatte es verdient, daß die Akademie nach ſeinem Tode eine Denkmünze auf ihn prägen ließ. (Nach der 1779 erſchienenen Gedächtnißrede Nicander's in der Akademie. Göttinger Gel. Anz. 1780. S. 517 fgg.) (*H.*)

FAGIUOLI (Giam-Battista), geb. zu Florenz den 24. Jun. 1660 und geſt. daſelbſt den 12. Jul. 1742, zeigte ſchon, während er im Jeſuitenkollegium ſeine gelehrte Bildung erhielt, große Vorliebe für die Poeſie, und ſeine Verſuche in der leichten heitern Gattung fanden vielen Beifall, ſo wie nachmals ſeine burlesken Luſtſpiele. Der Erzbiſchof von Seleucia, Santa Croce, machte 1690, als er vom Papſt zum Nuntius in Polen ernannt worden, in Florenz ſeine Bekanntſchaft, erkannte in ihm auch noch andere als poetiſche Talente und nahm ihn als Secretair mit nach Warſchau. Hier in der großen Welt fand er einen weiten Kreis zu Beobachtungen, die für ihn nicht verloren waren; er zeichnete ſie in ſeinem Tagebuche auf und hat ſie vielfach benutzt. Ungeachtet der Annehmlichkeiten ſeiner jetzigen Lage und der Ausſichten für die Zukunft, die ſie ihm eröffnete, kehrte er doch wegen Ungunſt des Klima nach einem Jahre wieder; der Nuntius aber, der im J. 1700 zum Kardinal ernannt worden, erhielt ihm fortdauernd ſein Wohlwollen, und dies trug dazu bei, daß er vertraut mit der Familie des Großherzogs wurde. Bei allen Reiſen des Hofs, bei jedem Sommeraufenthalt und bei allen Feſten war er, und ſtets die Sele der Unterhaltung, auch durch vielfache poetiſche Erzeugniſſe. Bei aller dieſer Gunſt des Hofes aber blieb er arm, denn weil er nicht zu fodern verſtand, bekümmerte ſich niemand um ſein Glück, das ihm bei einer zahlreichen Familie ſo wünſchenswerth ſein mußte. Nachdem er einige wenig einträgliche Stellen verwaltet, wurde er endlich Mitglied der Neun, eines adminiſtrativen Kollegiums für das ganze Gebiet von Florenz. Sein Alter war nicht glücklich; er überlebte ſeine ganze Familie und auch das Haus der Medici; nach dem Tode von Gaſton ging die Regirung an das Haus Lothringen über; er behielt aber bis an ſeinen Tod, der auf eine nur eintägige Krankheit folgte, alle ſeine Geiſteskräfte. Seine meiſt burlesken Gedichte erſchienen 1729 unter dem Titel: Rime Piacevoli di *G. F.*, zu Florenz 2 Bde. 8. (nachher öfter — als Nachdruck angeblich zu Amſterdam: Fagiuolaja — zu Lucca 1733 fg. 6 Bde. 8., wozu nach ſeinem Tode noch ein ſiebenter Band kam. — Venedig 1753.). Mit derſelben Gunſt, wie ſeine Zeitgenoſſen, hat die ſpätere Kritik ſie nicht aufgenommen; man hat in ihnen die Originalität und das Feuer von Berni und deſſen Schule vermißt, und mit Recht bemerkt, daß der Stil allein noch kein gutes Luſtſpiel macht. Nicht unrichtig hat Bouterweck geurtheilt. „Fagiuoli wollte der Moliere der Italiener werden. Seine Darſtellung der neueren Sitten iſt natürlich, ſein Dialog ungezwungen, und ſeine Sprache ſo rein, wie es die Akademie von der Crusca nur wünſchen konnte. Aber man muß ein ſehr

toleranter Gönner negativer Vorzüge ſein, um eins dieſer Luſtſpiele des correcten Fagiuoli ohne Ermüdung durchzuleſen. Die komiſche Kraft der Darſtellung fehlt ihnen faſt ganz und gar. Es ſind lauter Converſationsſtücke, aber ohne Witz und dramatiſches Leben. Perſonen aus den unteren Ständen ließ Fagiuoli gelegentlich im echt florentiniſchen Volksdialekt reden. Das gefiel den Florentinern; aber dem Luſtſpiele war nicht damit geholfen.“ Indeß muß man ihm doch zugeſtehen, daß er zwiſchen Cecchi und Goldoni der beſte Luſtſpieldichter war. Man hat von ihm 22 Luſtſpiele, und eins davon: Un vero amore non cura interesse, iſt von Schmitt überſetzt im zweiten Theile ſeiner italieniſchen Anthologie 1779. Vergl. Flögel's Geſchichte der kom. Literatur. 2. Bd. S. 258 fg. (*H.*)

FAGNAN, Schriftſtellerin in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, die in ſolcher Zurückgezogenheit lebte, daß von ihren Lebensumſtänden eigentlich nur das bekannt geworden iſt, daß die Marquiſe von Pompadour, welcher ſie auch ihren Roman: les Miroirs des Princesses orientales (1755 in 12.), zueignete, ihre Gönnerin war. Nichts deſto weniger verharrte ſie in ihrer Verborgenheit. Außer jenem Roman ſind von ihr erſchienen: Kanor, Contes des Fées (1750. 12.) und Minet-Bleu et Louvette (1768. 12.), welche letztere beſonders Beifall fanden und auch in das Cabinet des Fées aufgenommen iſt. Heitere Lebendigkeit macht ihre Schriften anziehend. (*H.*)

FAGNANI (Prosper), geſt. im J. 1678, war einer der bedeutendſten Juriſten, oder vielmehr Kanoniſten, Italiens aus dem 17. Jahrh. Er lebte zu Rom und war daſelbſt Advocat, auch längere Zeit geheimer Secretair der Congregatio cardinalium Concilii Tridentini interpretum, zuletzt Profeſſor des kanoniſchen Rechts an der Akademie zu Rom. Als Anwalt genoß er eines ſo bedeutenden Rufes, daß, wenn er einer Rechtsſache ſich annahm, man vorausſetzen zu dürfen glaubte, es ſei dieſelbe bereits gewonnen. Bei intricaten Fällen zogen ihn deshalb auch die Päpſte zu Rathe, und insbeſondere trug ihm Alexander VII. die Abfaſſung eines Commentars über die Decretalenſammlung Gregor's IX. auf; ein Werk, welches in drei Foliobänden im J. 1661 zu Rom erſchienen und ſpäterhin, z. B. 1676 zu Cöln und 1697 zu Venedig, wiederholt abgedruckt worden iſt. Neben der großen Gelehrſamkeit wird an Fagnani noch beſonders ſein außerordentliches Gedächtniß gerühmt, ohne welches er jenen Commentar gar nicht würde haben liefern können. Er war nämlich ſeit ſeinem 44. Lebensjahre gänzlich erblindet, und in dieſem Zuſtande hat er das Werk unter Mithilfe Anderer, denen er es in die Feder dictirte, verabfaßt. — Seine Lebensbeſchreibung findet ſich vor obigem Commentar. (*Dieck.*)

FAGNANO. 1) Ein Gemeindedorf (Commune) des nach Roſate benannten Diſtrictes V. der lombardiſchen Provinz Pavia, mit einer eigenen Pfarre, einer dem heiligen Andreas geweihten Kirche, einer Schule und drei Caſſine. Die Dorfflur grenzt an den Teſſinello, iſt reich an bewäſſerungsfähigen Wieſen und zählt gegen 500 Seelen. 2) Fagnano Olona, ein bedeutender Flecken und Gemeinde (Commune) des nach Buſto Arſizio benannten Diſtrictes XV. der lombardiſchen Provinz Mailand, auf einem freundlichen Hügel, mit 188 Häuſern, 1700 Einwohnern, einer eigenen katholiſchen Pfarre, einer dem heiligen Gaudenzio geweihten Pfarr-, einer Aushilfskirche, drei Oratorien, einer Schule, mehren Mühlen und Meiereien. Die Hauptkirche iſt großartig und ſehenswerth. Mehr gegen Oſten fließt die Olona vorüber, welche dem Orte den Unterſcheidungsnamen gab. Einſt war Fagnano ein feſtes Schloß, welches heutzutage in eine Sommerwohnung verwandelt iſt. In den Kriegen der Mailänder war es immer auf Seite des Adels, und wurde darum von der Volkspartei im J. 1257 belagert; dies geſchah auch im J. 1285. Fagnano iſt die Vaterſtadt der Gebrüder Ferrari, berühmter Schriftſteller im Fache der Hydraulik, und auch des Grafen Ludwig Boſſi, der ſich durch ſeine Schriften in mehren Zweigen des Wiſſens einen Namen erworben hat. Es iſt noch nicht lange her, daß hier eine großartige Seiden- und Baumwollenfabrik gegründet worden iſt. Die benachbarten Landgüter ſind ſehr gut cultivirt. 3) Ein zur Gemeinde Trevenzuolo gehöriger Ort (Frazione) in dem nach Iſola della Scala benannten Diſtricte III. der venetianiſchen Provinz Verona, in der Fläche gelegen, mit einer eigenen Pfarre, einer der Madonna geweihten Kirche und einer Schule. Der Ort befindet ſich am rechten Ufer des Torrente Teione und iſt wegen eines Gefechtes merkwürdig, das hier im J. 1799 die Franzoſen den Öſterreichern lieferten. (*G. F. Schreiner.*)

FAGNOLLES, FAGNEULLES, die vormalige Reichsgrafſchaft, unweit Marienbourg, an der lüttich-hennegau'ſchen Grenze gelegen. Robert Sire de Fagneulles wird, zuſammt ſeiner Hausfrau, Guyotte Pellicorne, in einer Urkunde von 1279 genannt, und iſt vielleicht derſelbe Robert von Fagnoeulez und Wieve, welcher 1303, zu Gunſten der Abtei St. Aubert in Cambraye, in ſeinem von jener Stadt 1½ Stunde entlegenen Dorfe Rieu verſchiedene Grundſtücke amortiſirte. Maria, Jacob's von Rumignies Tochter, geſt. den 11. Febr. 1333, brachte Fagnolles auf ihren Gemahl, Herrn Gerhard von Enghien, den Caſtellan zu Mons. Ihr Enkel, Jacob von Enghien, auf Fagnolles u. ſ. w., überlebte ſeine beiden Söhne, von denen der jüngere, Simon, den Titel eines Sire de Fagneulles führte; Jacob's Erbſchaft wurde daher unter drei Töchter vertheilt. Die älteſte, Maria, alias Yolantha, auf Fagneules, Wieges u. ſ. w., ſeit 1389 an Albert le Flamenc, den Herrn von Cany, verheirathet, und wurde in ihrer Ehe einer einzigen Tochter Mutter, während ſie, in der Ehe Bruch, dem Baſtard von Orléans, dem berühmten Grafen Johann von Dunois, das Leben gab. Die Tochter, Johanna, Erbin von Cany, Fagnolles, Warennes, Wieges, heirathete den Sire von Werchin, Johann von Barbançon, und in dem Hauſe Werchin vererbte ſich Fagnolles, bis Peter's von Barbançon, des Herrn von Werchin, älteſte Tochter, Yolantha, die fragliche Herrſchaft, mit andern Gütern, ihrem Gemahle, Hugo von Melun, dem erſten Prinzen von Epinoy, zu-

brachte. Ihr älteſter Sohn, der Prinz Peter von Epinoy, verlor, als der niederländiſchen Rebellion Theilnehmer, alle ſeine Habe; der andere Sohn, der Marquis von Roubais, durch des Königs Gnade in das confiscirte Eigenthum eingeſetzt, ſtarb ohne Kinder, 1585, und wurde von ſeiner an den Prinzen Lamoral von Ligne verheiratheten Schweſter, Anna Maria von Melun, beerbt. Dieſer machte ihres Bruders Peter Sohn, der Prinz Wilhelm von Epinoy, die aus der Confiscation ſeines Vaters herrührenden Güter ſtreitig in einem Rechtshandel, um deſſen Verlauf man den Art. Epinoy befragen mag. In dem ſchließlichen Vergleiche blieb Fagnolles der Prinzeſſin von Ligne, welche deshalb in der Gedächtnißtafel der Kirche zu Beloeil genannt wird: Madame Marie de Meleun, Dame et Princesse de Ligne et du S. Empire, Dame héritière Marquise de Roubaix, Comtesse de Nechein, Séneschalle de Hainaut, Barone d'Anthoing, Chisoing, Werchein, Souveraine de Fagnoeilles. In dem fürſtlichen Hauſe Ligne iſt hierauf die Souverainetät Fagnolles bis zu der Revolutionirung der Niederlande verblieben, und der geiſtreiche Prinz von Ligne gedenkt ihrer in dem Schreiben, d. d. Paris, Juli 1770, worin er den Philoſophen J. J. Rouſſeau einladet, ſeinen Aufenthalt nach den Niederlanden, nach Beloeil, zu verlegen: „Si vous voulez encore plus de liberté, j'ai un très-petit coin de terre qui ne dépend de personne; mais le ciel y est beau, l'air y est pur et ce n'est qu'à 80 lieues d'ici. Je n'y ai point d'archevêque ni de parlement, mais j'y ai les meilleurs moutons du monde." In demſelben Jahre erhob der Kaiſer auf des Beſitzers Anſuchen die Souverainetät zu einer Reichsgrafſchaft Fagnolles, und wegen derſelben wurde der Prinz von Ligne 1786 unter die Stände des weſtfäliſchen Kreiſes aufgenommen, laut der von dem Kreisdirectorium am 31. Oct. 1786 ausgefertigten Einverleibungsurkunde. Desgleichen wurde der neuen Grafſchaft, als Kreiscontingent, ein Reiſiger — oder drei Mann zu Fuß — angeſetzt, während ſie für einen Römermonat 12 Fl., zu einem Kammerziel 13 Thlr. 77 Xr. zu entrichten übernahm. Schwerlich wird aber der Antrittszahlung eine zweite gefolgt ſein. An Flächenraum hielt das Ländchen höchſtens ½ □Meile, ſoviel nämlich die Markung des Dorfes Fagnolles ausmacht. Dieſes Dorf, ohne Pfarrkirche, ſtatt welcher eine Kapelle zu dienen hat, zählt etwa 700 Einwohner; über die Häuſer erhebt ſich ein verfallenes Schloß. Die ganze Grafſchaft, als deren Surrogat nachmals der Reichsdeputationsſchluß das Damenſtift Edelſtetten gab, wird an 8000 Fl. dem Beſitzer eingetragen haben. (*v. Stramberg.*)

FAGO (Nicolo), italieniſcher Componiſt um 1700, damals berühmt, ſetzte beliebte Kirchenwerke und in jener Zeit in Mode ſtehende Cantaten für eine Geſangſtimme mit Begleitung des Flügels in Generalbaßbezifferung, wovon handſchriftlich noch einige Überbleibſel vorhanden ſind. Der Kapellmeiſter Joh. Friedr. Reichardt hat in ſeinem Kunſtmagazin, 6. Heft, eine ſeiner Arien im Clavierauszuge mitgetheilt. (Nach Gerber.) Ferner wird noch von Baini in der Zeit Ockenheim's ein Fagus oder la Fague S. 158 der Überſetzung des Werkes von Franz Sales Kandler: Über das Leben und die Werke des G. Pierluigi da Paleſtrina u. ſ. w., angezeigt. Er gehört alſo in die zweite Epoche der im kanoniſchen Styl mehr kunſtreich, als gefällig arbeitenden Niederländer, oder ihrer Schule. Kieſewetter nennt ihn im Verzeichniſſe der merkwürdigen Männer dieſes Zeitabſchnittes S. 33 ſeiner Preisſchrift: Die Verdienſte der Niederländer um die Tonkunſt — nicht; er hält ihn, was aus dem Nachtrage S. 111 hervorgeht, wol für eine und dieſelbe Perſon mit Faugues, ſ. dieſen. (*G. W. Fink.*)

FAGON (Guy Crescent), Leibarzt Ludwig's XIV., wurde am 11. Mai 1638 im Jardin des Plantes zu Paris geboren. Seine Mutter nämlich war eine Nichte von Guy de la Broſſe, Leibarzt Ludwig's XIII. und Intendant des durch ſeine Bemühungen gegründeten Jardin des Plantes, der aber ſchon 1641 ſtarb. Fagon's Vater verlor im J. 1649 ſein Leben bei Barcelona als Kriegscommiſſär. Der junge Fagon, gleichſam unter Blumen geboren und aufwachſend, wurde zum botaniſchen Studium hingezogen. Kaum war er Doctor der Medicin geworden, ſo erhielt er auch ſchon im J. 1664 die Profeſſur der Botanik am Jardin des Plantes. Durch botaniſche Reiſen in verſchiedene Provinzen Frankreichs, in die Alpen, die Pyrenäen u. ſ. w. unterſtützte er weſentlich den jetzigen thätigen Aufſeher des Gartens, Vallot, von welchem im J. 1665 der Hortus regius herausgegeben wurde. Fagon wurde allmälig Leibarzt der Dauphine, der Königin, und endlich 1693 des Königs ſelbſt. Auch ernannte ihn 1699 die Académie des Sciences zum Mitgliede. Er benutzte ſeine hohe Stellung zur Abſchaffung, oder wenigſtens zur Erleichterung mancher Misbräuche und zur Unterſtützung wiſſenſchaftlicher Unternehmungen. So beſchränkte er möglichſt die Käuflichkeit der Stellen in ſeinem Bereiche; er begünſtigte die pariſer Facultät und bewirkte die Aufhebung der Chambre des médecins provinciaux; nach Kräften arbeitete er der Quackſalberei und der Charlatanerie entgegen. An ſeine botaniſche Stelle zog er den nachmals berühmten Tournefort aus der Provinz nach Paris, der auch aus Dankbarkeit ein Pflanzengenus Fagonia benannt hat (ſ. den folg. Art.). Unter ſeinem Einfluſſe ſchickte Ludwig XIV. Gelehrte in fremde Welttheile, um Sammlungen für den Jardin des Plantes zu veranſtalten: Plumier nach Amerika, Feuillée nach Peru, Lippi nach Ägypten, Tournefort nach Aſien. Eine ſolche Wirkſamkeit compenſirt vollſtändig den Mangel literariſcher Thätigkeit. In der That hat Fagon, außer ſeiner Inauguralabhandlung über den Kreislauf, einer kleinen Brochure über die Anwendung der China, und einige Abhandlungen in den Mém. de l'Acad. (darunter eine über das Mutterkorn und den davon entſtehenden Brand), nichts des Namens Werthes geſchrieben. — Ungeachtet einer ſchwächlichen Geſundheit, und obwol im J. 1702 Mareſchal den Steinſchnitt an ihm vornehmen mußte, erreichte Fagon bei geregelter Le-

bensweiſe dennoch ein Alter von 80 Jahren. Er hatte ſich nach Ludwig's XIV. Tode in den Jardin des Plantes zurückgezogen und ſtarb am 11. März 1718.

(*Fr. Wilh. Theile.*)

FAGONIA. Aus der erſten Ordnung der zehnten Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Zygophylleen. Char. Der Kelch fünfblätterig, hinfällig; die fünf Corollenblättchen nagelförmig; die Staubfäden pfriemenförmig, mit rundlichen Antheren; der Griffel eckig, ſtehenbleibend, mit zugeſpitzter Narbe; die Kapſel rundlich, fünfeckig, fünffächerig, jedes Fach zweiklappig, einſamig (*Gärtner*, De fruct. t. 113). Tournefort kannte nur zwei Arten, F. cretica (*Tournef.* Inst. p. 265. t. 141. *Morison*, Hist. pl. s. II. t. 14. f. 5. *Lamarck*, ill. t. 346. Bot. mag. t. 241), auf Kreta, in der Berberei und in Spanien, und die vielleicht als Abart dazu gehörende F. hispanica in Spanien. Hierzu ſind dann noch acht andere Arten aus dem nördlichen Afrika, aus Meſopotamien, Arabien, Perſien und Hinduſtan gekommen: es ſind zwei- oder einjährige Kräuter oder Halbſträucher mit gedreiten oder einfachen Blättern, oft dornigen Afterblättchen und einzeln in den Blattachſeln ſtehenden rothen oder gelben Blumen. (*A. Sprengel.*)

Fagopyrum *Tournef.*, ſ. Polygonum.

Fagotriticum, ſ. Polygonum.

FAGOTT (Fagotto, franz. Basson, auch mit dem Zuſatze du hautbois, weil man es als Baß für die Oboen gebrauchte). Ambroſio Teſeo Albonesio, Kanonikus zu St. Lateran, ſchreibt in ſ. Introductio in Chaldaicam linguam, Syriacam atque Armenicam etc. (Pavia 1539.) die Erfindung dieſes Baßinſtruments dem Afranius zu (descriptio ac simulacrum Phagoti *Afranii*). Dieſer Afranius war aus Pavia gebürtig und Kanonikus zu Ferrara. Walther nennt in ſ. Lexikon als Erfinder einen Afſanus aus Pavia nach dem Tevo, was gewiß nur ein Schreib- oder Druckfehler iſt. Daß aber dieſes Blasinſtrument wirklich um dieſe Zeit, weder früher, noch ſpäter, erfunden worden ſein mußte, geht erſtlich daraus hervor, daß Ottomarus Luſcinius (Nachtigall) in ſ. Musurgia etc. (Argentorati 1536.) es noch nicht erwähnt, wogegen Doppelmaier in ſ. Hiſtoriſchen Nachrichten von Nürnbergiſchen Mathematicis und Künſtlern (Nürnberg 1730.) einen Siegmund Schnitzer als einen der älteſten Inſtrumentenmacher dieſer Stadt nennt (er ſtarb dort 1578), welcher ſo ausgezeichnete Fagotte von der ſchönſten Arbeit, mit reiner Stimmung und leichter Anſprache der hohen Töne, arbeitete, daß ſie nicht nur in Teutſchland, ſondern auch in Italien und Frankreich ſtark geſucht wurden. — Er vertrat nun die Stelle des früher gebräuchlichen Bombard oder Pommers, der als großer Baßpommer bis herauf zum Discantpommer, die tiefen Arten mit Unbequemlichkeit, verwendet worden war. Der Fagott, der ſeit jener Zeit viele und bedeutende Verbeſſerungen erfahren hat, iſt ſchon lange ſo nothwendig geworden, daß er weder im Orcheſter, noch bei der Militairmuſik fehlt, und daß er ſelbſt als Concertinſtrument benutzt wird. Er dient nicht nur als Verſtärkung der Streichbäſſe und bildet einen angenehmen Baß zu den übrigen Holzblasinſtrumenten, ſondern wird auch als Tenorſtimme und für Soloſtellen, und zwar für Scherz und Ernſt, gleich wirkſam verwendet. Er wird aus Ahornholz verfertigt, auf deſſen Bohrung zu einer faſt 8füßigen Röhre viel ankommt. Die Röhre wird in zwei neben einander laufende getheilt, die an einem dritten Stücke zuſammengezapft ſind, ſodaß die ganze Länge gegen 5 Fuß beträgt. Das geſchieht der beſſern Handhabung wegen. Die kürzere Röhre heißt Flügelröhre, in welcher ſich drei Tonlöcher befinden ꝛc. Dazu mehre Klappen, gewöhnlich zehn am ganzen Inſtrumente und acht Tonlöcher. Dieſe zwei Röhren werden in das untere Stück eingedreht. Der Becher (Schlot) wird auf das größere Stück geſteckt; an den Flügel aber wird eine dünne Meſſingröhre, in Form eines S, geſteckt, auf welche das Rohr oder Mundſtück kommt, auf deſſen Zubereitung aus gutem, nicht zu reifem oder zu hartem Holze geſehen werden muß. Das rechte Zurichten ſolcher Röhrchen erfodert Übung und Sorgfalt. Wir beſchreiben den Bau des Inſtrumentes nicht weiter, weil in der Regel eine ſolche Beſchreibung um ſo weniger nützt, je ausführlicher und länger ſie iſt. Man muß ſich die Einrichtung in irgend einem Orcheſter, oder bei jedem beliebigen Stadtmuſikus beſehen, oder auch eine Abbildung zur Hand nehmen, die faſt jeder Fagottſchule beigefügt iſt.

Unter vielen Verbeſſerern des Inſtruments, wie z. B. Simiot in Lyon, hat ſich vorzüglich Almenräder durch zweckmäßigere Verlegung der Klappen und Tonlöcher, ſowie durch Erweiterung der letzten hervorgethan, wodurch die Gleichheit der Töne und ein größerer Umfang derſelben gewonnen wurde, welche Verſchönerungen des Tongehaltes ſich auch ſogar an Fagotten, nach alter Einrichtung gebaut, anbringen ließen. Dieſen Vortheil hatte er ſich durch Beachtung der Akuſtik der Blasinſtrumente von Gottfried Weber angeeignet. Man ſehe darüber Cäcilia 2. Bd. S. 123 und 9. Bd. S. 128. — Der Tonumfang des Fagottes geht vom B̲ (Contra-B) bis zum c̿, ja noch bis zum e̿s. Seine Tonreihe iſt die chromatiſche, von welcher ihm nur das Contra-H und Cis (eigentlich das große Cis, das aber, wie C, gewöhnlich das Contra-Cis und Contra-C genannt wird) abgeht, oder doch nur ſchlecht hervorgebracht werden können, wenn nicht beſondere Klappen für dieſe beiden Töne angebracht worden ſind. Die übrigen Töne ſind alle gut, nur daß mehre mit beſonderer Vorſicht angegeben werden müſſen, wenn ſie nicht bald überſchlagen, bald zu tief, zu hoch oder auch zu rauh hervorbrechen ſollen. Eine nähere Angabe und beſtimmte Behandlung jedes Tones gehört in eine Fagottſchule, wo ſich das Weitere darüber ausführlich findet, und zwar in jeder, nur einigermaßen tauglichen. Aber die in den verſchiedenen Schulen angegebenen Hilfsmittel, dieſen und jenen Ton beſonders rein und ſchön hervorzubringen, ſind oft ſehr mislich, nicht, weil ſie unrichtig angezeigt worden wären, ſondern darum, weil die Bauart der Fagotte ſo ſehr verſchieden iſt, daß das, was ſich auf einem Fagott des Meiſter X. ſehr gut und leicht auf die angegebene Weiſe macht, auf einem anders gebauten

Digitized by Google

des Meiſter Y. gar nicht ſo ausgeführt werden kann. Darum iſt auch die Griff- oder Applicaturangabe für den Fagott überall ſo lange völlig unſicher, ſo lange nicht namhaft gemacht wird, welcher Baumeiſter Inſtrumente man meint, für welche die Applicatur beſtimmt wird. Die Bläſer richten ſich daher in einzelnen Griffen nach der Beſchaffenheit ihres Inſtrumentes, woran ſie ſehr wohl thun. Das gegenſeitige Mittheilen der Kunſtgriffe und eigene Verſuche für einzelne Töne thun hierbei das Beſte, und ſind unerläßlich. Jede Applicaturanweiſung iſt alſo nur im Ganzen und Allgemeinen als Grundlage gut, nie aber ſoweit, daß gar nicht davon abgewichen werden müßte. Es gibt nicht wenige Fälle, wo ſelbſt eine verſchiedene Tonverbindung verſchiedene Griffe für einen und denſelben Ton nothwendig macht; nämlich für dieſe Tonverbindung iſt eine andere Griffart beſſer, als für eine andere Tonverbindung u. ſ. w. Für Orcheſtermuſik ſchreibt man in der Regel den Fagott nur bis zum $\bar{a}$, oder höchſtens $\bar{b}$, wobei man für die Höhe den Tenorſchlüſſel, für gewöhnlich dagegen den Baßſchlüſſel gebraucht. Selbſt Contra-C und B ſetzt man für Orcheſter nicht gern, weil ſie nicht ſicher genug anſprechen; man beginnt alſo in der Regel vom großen D. Auch hat der Tonſetzer die Triller auf dem kleinen und einmal geſtrichenen e zu vermeiden, weil ſie entweder gar nicht, oder doch nur ſchlecht ausgeführt werden können. Die leichteſten Tonarten ſind von drei Been bis zu drei Kreuzen, alſo von Es dur durch den Quintencirkel bis hinauf bis in A dur. Tonarten mit mehren Vorzeichnungen ſind ihrer größern Schwierigkeit wegen einfacher zu halten. Die hohen Töne ſind ſehr durchdringend und wirken ausgehalten meiſt am beſten. So iſt es auch mit den tiefen Tönen, welche ſelbſt im pianissimo eine ſchöne Färbung geben. Da der Fagott, wie alle Holzblasinſtrumente, in den Orcheſtern als erſter und zweiter (primo e secondo) paarweis verwendet wird, und ſonſt die Klangfarbe deſſelben zu vielerlei Vermiſchungen gebraucht werden kann, wird man wohlthun, ihn nicht immer mit dem Violoncelle und Contrabaß in bloßen Verdoppelungen fortſchreiten zu laſſen, ſo ſehr auch ſein Ton die Kraft der Bäſſe verſtärkt. Man läßt ihn oft als beſondern Baß mit Flöten, Oboen und Clarinetten zuſammentreten, gibt ihm auch wol zuweilen ſeine eigene Melodie, oder läßt beide Fagotte in Terzen oder Sexten mit einander eine Zeit lang gehen, was von ſchöner Wirkung iſt. Überhaupt iſt der Charakter des Fagottes ſo verſchiedenartig, daß der Tonſetzer Urſache hat, auf deſſen Eigenheiten beſonders zu achten. Wie viel wirken oft ſeine abgeſtoßenen Töne, die noch dazu ſehr leicht auszuführen ſind. Selbſt Paſſagen ſind am rechten Orte höchſt einflußreich; nur darf man ſie nicht übertreiben, nicht zu oft oder zu lange bringen, wenn man ſich die gute Wirkung nicht ſelbſt zerſtören will. Die ausgehaltenen Töne bleiben in der Orcheſtermuſik ſeine Hauptſtärke. Alles Überkünſtelte und alle Sprünge ſind ſchlechthin nicht gut und verderben weit mehr, als ſie gut machen. Sonſt verträgt er ſich mit Allem, auch mit allen andern Inſtrumenten. Vortrefflich iſt er, wenn er zu den Hörnern tritt; aber er muß nie gar zu herrſchend und ſelbſtändig ſein wollen, wenn er nicht aus ſeiner Sphäre treten will, die in der That ſchon reich genug iſt. Wird der Bläſer den Ton ſeines Inſtrumentes nicht bis ins Knallende, bis zu einer praſſelnden Stärke zwingen, was einer der größten Fehler eines Fagottiſten iſt, ſo hat der Ton eine weiche und doch durchdringende Fülle, eine ſanft würdige Gewalt, jene ſtille, feierliche, die ſogar etwas Geiſterartiges hervorzaubert; Sanftmuth, Sehnſucht und Innigkeit zeichnen ihn aus, ſodaß ſich Rührung und Männlichkeit mit einander vereinen. Nur das Pomphafte muß er nicht wollen. Wenn einige neuere franzöſiſche Schreiber behaupten: der Charakter ſeiner hohen Töne habe etwas Peinliches, Leidendes, faſt möchte man ſagen Klägliches, was man in einer langſamen Melodie, oder auch in einer Begleitungsfigur zuweilen mit der überraſchendſten Wirkung anbringen könne, ſo iſt dies nur in gewiſſen Stellungen wahr, wenn nicht ſchlechte Bläſer vorausgeſetzt werden. Das Beiſpiel, welches zum Beweis dienen ſoll, iſt das befremdende Gluckſen im Scherzo der C-moll-Symphonie von Beethoven gegen Ende des Decrescendo, einzig durch die etwas gezwungenen hohen Töne as und g der Fagotte im Einklange hervorgebracht. Das ſind nicht die hohen Töne des Fagottes einzig (!), ſondern es iſt die Verbindung zweier neben einander liegender hoher Halbtöne, dazu unisono mit dem zweiten Fagott, und noch ganz beſonders und noch dazu in ſolcher Stellung, die man im Scherzo der Beethoven'ſchen C-moll-Symphonie ſelbſt nachzuſehen hat. Im Grunde beweiſt dies weiter nichts, als daß der Fagott außerordentlich vielſeitig iſt und zu den ſeltenſten Ausdrücken verwendet werden kann. Wie käme es denn ſonſt auch, daß Andere wieder dieſelben hohen Töne, namentlich von $\bar{e}$ bis zum $\bar{h}$, von einer ſolchen Lieblichkeit und Zartheit beſeelt nennen, daß ſie es darum das Inſtrument der Liebe heißen! — Ebenſo halbwahr und ſchielend iſt es, wenn geſagt wird: Meyerbeer, welcher in der Auferſtehungsſcene der Nonnen (in der Oper: die Hugenotten) nach einem bleichen, kalten, leichenartigen Klange geſucht, hat denſelben von den kraftloſeren Mitteltönen der Fagotte erhalten. — Die klare Wahrheit, die in der Weſenheit des Inſtrumentes liegt, iſt: die tiefen Töne des Fagottes geben dem Geſammtchor der Holzblasinſtrumente die herrlichſten Bäſſe, und füllen, runden und verſtärken die Streichbäſſe ſo, daß ihr Hinzutritt in kräftigen Stellen unentbehrlich wird. Die Mitteltöne ſind ſchwächer und werden ohne Verdoppelung durch andere Inſtrumente leicht zu ſehr verdeckt. Die Höhe iſt zart, ſobald ſie zart und geſchickt behandelt wird. Übrigens hat das ganze Bereich der Fagotttöne in allen drei Regionen noch etwas Fremdartiges, Umſchleiertes, Geheimnißvolles, wie aus der Ferne Kommendes, Geiſterhaftes, das friedlich und hold iſt, dabei doch einen leiſen Schauer in ſich trägt. Dies Alles, ſobald es ſein geiſtiges Durchhauchen und Beleben der Maſſen verläßt und aus ſeiner Nebelhülle zu ſtark hervortritt und in Leidenſchaftlichkeit für ſich glänzen will, ſchlägt nur zu leicht ins Lächerliche, oder doch Scherzhafte und Groteske über, wozu es auch

nicht ſelten ſchon benutzt worden iſt und ſehr leicht benutzt werden kann.

Einer unſerer ausgezeichnetſten Virtuoſen auf dem Fagott, Karl Bärmann, Schüler des vortrefflichen Meiſters Georg Ritter gab 1820 in Nr. 36 der Allgemeinen muſikaliſchen Zeitung Leipzigs einen erfahrenen Aufſatz über die Natur und Eigenthümlichkeit des Fagottes, welcher nachgeleſen zu werden verdient. Er will, man ſoll den Fagott erhaben, einer Geiſterſtimme ähnlich, behandeln (Gretry nennt es lugubre), wozu bei einem ſo launenhaften Inſtrumente ein eiſerner Fleiß nöthig ſei, vorzüglich zur Erlangung eines ſchönen Tones. Dazu kommt viel auf Einrichtung und Formung des Rohres an (wie bei der Oboe), das weicheres Holz verlangt, als für die Oboe ꝛc. Jeder Fagott, auch der beſte, hat falſche Töne, wenigſtens zwei bis drei ſchlechte, welche die Kunſt verbeſſern muß. Dafür iſt langſames Scalablaſen, täglich eine halbe Stunde, das beſte Mittel. Man muß ihn einer ſchönen Tenorſtimme ähnlich machen lernen. Der Ton ſoll etwas Sammetartiges erhalten. Das Schnarren mancher Töne kommt von einem nicht feſten Anſatze, von einem ſchlecht geformten Rohre und von zu ſtarkem Hineinblaſen. Vorzüglich müſſen die tiefen Töne am meiſten gemäßigt werden. Die Paſſagen müſſen dem Inſtrumente angemeſſen ſein und weich behandelt werden. Alles fließender Geſang ꝛc. Er kann nicht genug vor der Heftigkeit des Blaſens warnen; auch die Ripienſtimme ſoll nicht auf einem zu ſtarken Rohre geblaſen werden. Vorzüglich wird auf die Schreibart Gluck's, Mozart's und Spontini's für den Fagott aufmerkſam gemacht.

Es gab auch einen Tenorfagott, kleiner als der beſprochene gewöhnliche, welcher um eine Quinte höher intonirte. Er iſt aber aus dem Orcheſter von dem ſogenannten engliſchen Horn, das ſtatt ſeiner gebraucht wird, verdrängt worden, ob er gleich weit mehr Kraft hat, als dieſes. Beſonders für Militairmuſik würde dieſer und die andern Fagotte viel zur Mäßigung des grellen Metalltones beitragen. Man hat noch zwei tiefer ſtehende Fagotte für volle Muſik, um den Bäſſen mehr Kraft zu geben, nämlich den Quartfagott, der um eine Quarte tiefer ſteht, als der gewöhnliche. Endlich noch den Contrafagott, der um eine Octave tiefer ſteht, als der gewöhnliche, folglich ein 16füßiges Inſtrument iſt, wie der Streichcontrabaß. Dieſe ungeheuere Tiefe und Kraft macht ihn ungemein ſchätzenswerth, und es iſt nur ein ſchlechter Nothbehelf, wenn man ihn durch die Ophicleide zu erſetzen vermeint, welche kein 16füßiges Inſtrument iſt und eine ganz verſchiedene Tonfarbe hat. In Frankreich iſt er leider gar nicht gebräuchlich.

Alle dieſe verſchiedenen Arten der Fagotte ſind aber nur in ihrer Tonhöhe und im Unterſchiede der Tonfärbung dem gewöhnlichen unähnlich, dagegen gar nicht im Fingerſatze und in der Behandlung. — Wegen der Größe und Schwere der Fagotte hängt man das Inſtrument mit einem Schnürchen an einen Knopf des Rockes, wie es der Größe des Bläſers angemeſſen iſt, oder man hält es an einem über den Kopf geworfenen Riemen, ſodaß man das Inſtrument frei bewegen kann, und daß die Hand nicht zu ſehr durch das Halten deſſelben ermüdet. Das Übrige hat man in Fagottſchulen nachzuſehen. Solcher beſitzen wir genug. Die genannteſten ſind:

Abhandlungen über die Verbeſſerung des Fagotts, nebſt zwei Tabellen. Von Karl Almenräder. (Mainz.) Syſtematiſcher Unterricht in den vorzüglichſten Orcheſterinſtrumenten ꝛc. Von Dr. Joſeph Fröhlich. 2. Th. S. 144—176. (Würzburg 1829.) (Dieſem Werke ſind auch in einem eigenen Hefte Abbildungen der Inſtrumente beigegeben; desgleichen Tabellen.) Ozi und das pariſer Conſervatorium: Méthode nouvelle et raisonnée pour le Basson. (Paris 1788.) etc. Im Allgemeinen kann A. Sundelin: Die Inſtrumentirung für das Orcheſter, oder Nachweiſungen über alle bei demſelben gebräuchlichen Inſtrumente ꝛc. (Berlin 1828.), nachgeſehen werden.

Unter dem Namen Fagott, Fagottzug (der auch vor Zeiten am Pianoforte angebracht war, längſt aber vom guten Geſchmacke beſeitigt worden iſt) und Baſſon hat man auch im Schnarrwerke ein Regiſter an Orgeln, was den Ton dieſes Inſtrumentes nachahmt, aber von keiner Bedeutung iſt. (*G. W. Fink.*)

FAGRAEA. So nannte Thunberg zu Ehren des ſchwediſchen Arztes Jonas Theodor Fagräus eine Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Loganieen. Char. Der Kelch fünftheilig, ſtehenbleibend; die Corolle trichterförmig, mit oberhalb erweiterter Röhre und ſchiefen, offenſtehenden Lappen des fünfſpaltigen Saumes; die fadenförmigen, hervorſtehenden Staubfäden ſind in der Corollenröhre eingefügt und tragen faſt herzförmige Antheren; der Griffel fadenförmig, mit ſchildförmiger Narbe; die Beere oval, ein- oder zweifächerig, vielſamig. Die Gattungen Kuhlia und Cyrtophyllum *Reinwardt* und Utania *Don* ſind nicht weſentlich verſchieden. Thunberg kannte nur eine Art, F. ceilanica (Act. holm. 1782. p. 132. t. 4., *Lamarck* ill. t. 167., Willughbeia ceilanica *Spreng.* syst. veg. 1. p. 672) auf Ceylon. Hierzu ſind durch Roxburgh's, Jack's, Wallich's (Pl. as. rar. t. 229), Reinwardt's und Blume's (Bijdr. p. 777, 1022, Rumphia 2. t. 73—78, 81) noch ungefähr ein Dutzend gekommen, welche in alle Oſtindien einheimiſch ſind, als Bäume oder Sträucher mit gegenüberſtehenden, lederartigen, ganzrandigen Blättern, an der Baſis zu einer oft geöhrten Scheide verwachſenen Blattſtielen und doldentraubigen Blüthen. (*A. Sprengel.*)

FAGUNLAP (Geogr.) gehört zu der Inſelgruppe Lamurzec, welche einen Theil des Archipels der Carolinen oder neuen Philippinen, in Oſtauſtralien, bildet, und muß einen ſehr geringen Flächenraum haben, weil ſie in der neuern Zeit nur von 130 Menſchen bewohnt wurde, da die ganze Inſelgruppe ſtark bevölkert ſein ſoll. Eine nähere Kenntniß von ihr hat man noch nicht. (*Eiselen.*)

FAGUS (Buche). Dieſe, ſchon den Alten bekannte, von Linné mit Castanea (ſ. den Art.) vereinigte Pflanzengattung, hat Tournefort (Inst. p. 584. t. 351) mit Recht als ſelbſtändig betrachtet. Sie gehört zu der ach-

ten Ordnung der 21. Linné'ſchen Claſſe und zu der natürlichen Familie der Cupuliferae (Amentaceae). Char. Die männliche Blüthe beſteht aus einer glockenförmigen, fünf- bis ſechslappigen, gewimperten Blumendecke, acht bis zwölf langen, haarförmigen Staubfäden und linienförmigen, zweifächerigen Antheren; die weibliche Blüthe aus einer äußeren, viertheiligen, gewimperten Hülle, welche zwei oder drei mit der weichſtacheligen, ſechszähnigen Blumendecke verwachſene Fruchtknoten, jeden mit drei zurückgeſchlagenen Griffeln, enthält; die Kapſel (die ſtehenbleibende, verdickte Blumendecke) weichſtachelig, einfächerig, vierklappig, ein- bis dreiſamig; die Samen dreikantig, ohne Eiweißkörper, mit dicken, gefalteten ölreichen Lappen und haarigem Strange (*Gärtner* de fruct. t. 37). Zehn Arten dieſer Gattung ſind bekannt, welche in Europa, Amerika (außerhalb der Wendekreiſe), Vandiemens- und Neuſeeland, als ſchöne, zum Theil mächtige, Bäume vorkommen. Die europäiſche Art iſt: F. sylvatica *L.* (Schkuhr, Handb. t. 303., Fl. dan. I. 1283., Engl. bot. 1846. ὀξύη *Theophrast* hist. pl. III, 10, 1. V, 8, 3. Fagus *Virgil.* ecl. I, 1. Georg. II, 71 etc. *Plin.* hist. nat. XVI, 6—8, 14, 15, 30, 73, 84. XXIV, 9. Rothbuche; holl. Buike; dän. Bög; ſchwed. Bök; engl. Beech; franzöſ. Hètre; ital. Faggio; ſpan. Hoya; port. Faya; poln. Buk), ein ſchöner, großer Baum mit glatter, grauer Rinde, langen, ſpindelförmigen, röthlichen Knoſpen, eiförmigen, glänzenden, in der Jugend gewimperten, zugeſpitzten, meiſt ganzrandigen Blättern und gelblichen, achſelſtändigen Blüthen. Wächſt durch das ganze gemäßigte Europa, oft große Wälder bildend, auf den mitteleuropäiſchen Alpen bis 4600 Fuß über dem Meere, auf dem Gran Saſſo in Unteritalien bis 5500 F., auf dem Ätna von 2972 bis 6000 F.; blüht im Mai und reift die Früchte im October. Das Holz iſt zu Feuerung, zu Kohlen, zu Drechsler- und Tiſchlerarbeiten, auch zu Waſſerbauten vorzüglich gut, verfault liefert es einen wohlriechenden Zunder; die Samen (Bucheckern, Bücheln) enthalten in ihrer braunen Schale einen narkotiſchen Extractivſtoff (Fagin), in ihren Kotyledonen ein fettes Öl; ſie werden zur Bereitung des Buchöls und zur Schweinemaſt benutzt (ſ. Buche, Buchenholz und Buchöl). Eine häufig cultivirte, bei Roveredo, im ſüdlichen Tyrol, ziemlich verbreitete Abart mit ſchmutzig-rothen Blättern iſt die Blutbuche (Fag. sylv. var. sanguinea). Auf den Gebirgen von Chile ſind Fag. obliqua und Dombeyi *Mirbel* (Coygne der Chileſen), wegen ihrer Schönheit und ihres trefflichen Holzes, Fag. procera *Pöppig* (Rauli), wegen ihrer bedeutenden Größe, in welcher ſie nur der Araucaria nachſteht, und Fag. Pumilio *Pöpp.* (Nirche), deshalb bemerkenswerth, weil ſie die obere Baumgrenze, wie bei uns das Krummholz (Pinus sylvestris var. Pumilio), bezeichnet. (*A. Sprengel.*)

FAGUTALIS, Beiname des Jupiter, weil ihm der Buchenhain auf dem Quirinaliſchen Berge heilig war. *Varr.* LL. IV, 52. (*Richter.*)

FAHLENIUS (Jonas), geb. 1674 zu Falun, geſtorben als Biſchof zu Åbo 1748. Ein durch Gelehrſamkeit, Amtstreue und Wandel ehrwürdiger Mann, der ſich durch anhaltenden Fleiß aus der Dürftigkeit emporarbeitete, denn ſein Vater, ein armer Hoſpitalprediger zu Falun, ſtarb früh. 1695 kam er zur Univerſität Upſala, wo man bald ſeine unermüdliche Arbeitſamkeit ſchätzen lernte. 1707 ward er Magiſter, 1712 Adjunct der Theologie zu Upſala und ließ ſich 1716 ordiniren. 1721 ging er als Profeſſor der Philoſophie nach Åbo, wo er bald zu einer theologiſchen Profeſſur, dann zum Amte des Domprobſtes aufſtieg, 1734 Biſchof ward, nachdem er ſchon 1731 das theologiſche Doctorat erlangt hatte. 1742 mußte er vor den Ruſſen nach Schweden entfliehen, kehrte aber nach geſchloſſenem Frieden 1745 zurück. Bisher war er, ſeines ſchwachen Körpers ungeachtet, bei ordentlicher Lebensart, geſund geblieben, aber noch 1745 rührte ihn der Schlag; ſeine Stimme ward undeutlich, Gedächtniß und Sehkraft nahmen ab, und er erhielt die von ihm nachgeſuchte Entlaſſung vom Amte. An ſeinem Sarge hielt der Vicebiſchof, Dr. Brovellius, über Phil. 1, 23 die Leichenpredigt in der ſchwediſchen, und der damalige Profeſſor, nachherige Erzbiſchof, Dr. C. F. Mennander, in der finniſchen Gemeinde zu Åbo. (*v. Schubert.*)

FAHLERZ. Die metalliſch grauen, in hemiedriſch-teſſeralen Kryſtallen vorkommenden Verbindungen des Kupfers mit Schwefel, Spiesglanz und Arſenik, werden im Allgemeinen Fahlerze genannt, und nach den noch eintretenden Beimengungen von Silber, Blei u. ſ. w. unterſcheidet man Silberfahlerz, Bleifahlerz u. ſ. w.; ſ. Kupfer. (*Germar.*)

Fahlu, ſ. Falu.

Fahlunit, ſ. Triklasit.

FAHNE (le drapeau), das genugſam bekannte Verſammlungszeichen der Kriegsleute, beſteht aus einem weißen oder farbigen Tuche, mit einem geſtickten oder gemalten Wappen oder anderem Emblem verſehen, und an eine etwa ſechs Fuß hohe Stange mit vergoldeter Spitze genagelt. Sobald die Völker anfingen, ſich zum Kriege in Haufen zu ordnen, um gemeinſchaftlich mit größerem Nachdruck zu fechten, ward ihnen irgend ein Merkmal nöthig, ihren Haufen von dem feindlichen zu unterſcheiden, und ſich im Treffen, das damals immer Handgefecht der Einzelnen war, bei demſelben zu ſcharen. Lange waren dieſe Merkmale oder Verſammlungszeichen blos aus gebrannter Erde, oder nachher aus Erz geformte Bilder eines Thieres, oder irgend eines andern Gegenſtandes, bei den alten Römern eine Hand auf einer Stange, wovon (Manus) der Haufen, welcher ihr folgte, Manipulus genannt ward. Daß die Juden bei ihrem Auszuge aus Ägypten, oder vielmehr bei der Eroberung von Kanaan, Zeichen an der Spitze ihrer Stämme hatten, geht aus dem 4. Buche Moſis C. 2, 2. 3. 17 fg. hervor, doch findet ſich nirgends eine Beſtimmung, worin dies Zeichen beſtanden. Von letzterem finden ſich Spuren bei allen Völkern der Vorzeit: es war bei den Perſern das Bildniß einer Sonne, bei den Ägyptern ein Adler, bei den Griechen eine Eule (die Athener), eine Sphinx (in Theben) oder ein Helm auf einer Stange. Bei den Römern ſpäter Bilder der Imperatoren oder auch wol der Götter.

Die leichten Reiter führten einen purpurfarbigen Drachen (draconem) auf einer Stange, die inwendig hohl waren, ſodaß ſie einen pfeifenden Ton von ſich gaben, wenn die Luft hineinging, und deren beweglicher Schweif im Winde wogte. (*Ammian. Marcell.*) Die Räuberbande, durch die Romulus den römiſchen Staat begründete, ſoll ein Bündchen Heu auf einem Spieße geführt haben. Marius aber verordnete den Adler, als das Zeichen (signum) der Legionen. Als Frankreich aus einer ephemeren Republik ein nur ebenſo lange dauerndes Kaiſerreich ward, nahm Napoleon den ſitzenden Adler wieder zum Feldzeichen; doch als dieſer Adler von dem einfachen ſchwarzen und zwei Doppeladlern zerriſſen ward, kehrte das Königreich wieder zu der mit goldenen Lilien beſäeten weißen Fahne zurück. Durch die Kaiſer wurden bei den Römern zuerſt die Fahnen eingeführt, mit dem Bildniſſe des Regenten, oder mit andern Zeichen bemalt, um die Truppenart anzuzeigen, welche ſie führte. Bei den alten Franken ward von Ludwig VI., als Graf von Verin, 1124 die Oriflamme (flammula aurea) als Nationalfahne geführt. Sie befand ſich im Kloſter von Saint Denys und ward vom Abte dieſes Kloſters bei Vertheidigung deſſelben dem Grafen von Pontoiſe, oder Verin, als Schutzherrn des Kloſters, in den Kriegen übergeben. Sie beſtand aus einem dreiſpitzigen Bannier von rothem Goldſtoff, vermittels eines Querſtabes, wie eine Kirchenfahne, an eine vergoldete Lanze befeſtigt. Wilhelm Martell (blieb 1415 in der Schlacht bei Azincourt) war vielleicht der Letzte, der ſie getragen hat; ſie ſoll nach einem Verzeichniſſe der Kirchenſchätze in der Abtei von St. Denys im J. 1594 noch daſelbſt vorhanden geweſen ſein. Gleiche Berühmtheit mit dieſer iſt auch dem Sandſchack Scheriff, der heiligen Hauptfahne der Türken, geworden, wozu Muhammed zuerſt einen ſchwarzwollenen Vorhang von der Kammer ſeiner zweiten Gattin, Aiſche, an eine Lanze befeſtigte. Dieſe Fahne iſt von 40 beſonderen Umſchlägen von Tafft und von einem Futteral aus grünem Tuche umſchloſſen. Sie wird, nebſt dem Mantel des Propheten, in der Schatzkammer des türkiſchen Kaiſers verwahrt. Anſtatt ihrer wird eine andere alte zerriſſene Fahne, aus grünſeidenem Zeuche mit goldenen Franſen, von fünf Quadratfuß Größe, mit ins Feld genommen und vor dem Abmarſche von Conſtantinopel dem Heere gezeigt. Auch ſie befindet ſich in fünf großen, grün-atlaſſnen Überzügen, und in einem Kaſten von Citronenholz mit Silber und Gold beſchlagen, auf einem Kameele, das vor dem Großvezier hergeführt wird. Einem beſondern Officier, Nakibiſchref, zur Aufſicht übergeben, muß dieſer bei einem zweifelhaften Ausgange eines Treffens ſich unverzüglich mit ihr in Sicherheit ſetzen. Ehedem ſoll das Muhamedaniſche Glaubensbekenntniß mit ſchwarzen Buchſtaben darauf geſtanden haben. Die heilige Fahne ward vorher in Damaskus verwahrt, unter Murad III. aber mit großem Gepränge nach Conſtantinopel herübergebracht. Bei aufrühriſchen Bewegungen wird ſie am Serail aufgeſteckt, wo jeder Muſelmann verbunden iſt, ſich ſogleich bewaffnet zum Sultan zu verfügen. Dies war der Fall bei dem Aufſtande und der gänzlichen Unterdrückung der Janitſcharen, wo ſie das Zeichen zum Tode vieler Tauſende gab. Die Hauptfahne der Teutſchen: das Reichsbannier, das nur bei perſönlicher Gegenwart des Kaiſers, oder wenn dieſer bisweilen einem andern Fürſten die Heerführung übertrug, entfaltet ward, trug Anfangs das Bildniß des Erzengels Michael, nachher, unter Friedrich I., einen Adler, unter Otto IV. einen Drachen mit einem Adler über demſelben; endlich unter Sigismund den zweiköpfigen Adler. Dieſe Hauptfahne war bei den italieniſchen Freiſtädten des Mittelalters oft von ungeheurer Größe und mußte auf einem beſondern Wagen gefahren werden, der mehre Male zugleich mit der verlorenen Schlacht verloren ging.

Die andern Fahnen, deren Gebrauch ſich ſeit den älteſten Zeiten bei den nördlichen und ſüdlichen Völkern Europa's verbreitet hatte, trugen gewöhnlich gemalt, oder mit Gold und Seide geſtickt, das Wappen des Regenten; ſie waren hier oft ein Werk der hohen Frau, die ſie — beſonders für die Garden — mit dem Beiſtande ihrer Hofdamen ſtickte.

Die Fahnen der Lanzknechte, und nach ihrem Beiſpiele der Schweizer, waren immer ſehr groß, das Fahnentuch reichte, entwickelt, bis zur Erde herab. Als jedoch die Bewegungen des Fußvolkes ſchneller wurden, ward es nothwendig, die läſtige Größe der Fahnen zu verringern. Wahrſcheinlich iſt Schwedens großer Feldherr, Guſtav Adolf, wie überhaupt in der erleichterten Beweglichkeit ſeiner Truppen, allen Andern vorangegangen. Die Preußen, bei denen die Fahnenträger junge Edelleute von 14 bis 16 Jahren waren, führten deshalb in der ſpätern Zeit die leichteſten Fahnen. Hier hatte, wie ſchon ſeit Einführung der um Sold dienenden Lanzknechte, jede Infanteriecompagnie eine Fahne, die aber bei Formirung des Bataillons in die Mitte deſſelben geſtellt und auf jeder Seite durch drei Rotten gedeckt wurden, die bei der Chargirung nicht mitfeuerten. Vor dieſem Fahnenpeloton ſtand der Oberſt zu Fuß, gleich allen Officieren mit einem Eſponton bewaffnet. Nach dem ſiebenjährigen Kriege, vielleicht auch ſchon während deſſelben — weil er oft während des Gefechtes den Poſten des getödteten oder verwundeten Brigadecommandeurs übernehmen mußte — blieb er, gleich dem Major zu Pferde, bei dem erſten oder zweiten Bataillone des Regiments. Um bei einem verlorenen Treffen die Zahl der Trophäen des Feindes zu verringern, hatten die andern Staaten jedem Bataillone nur eine, höchſtens zwei Fahnen gegeben, was nach Friedrich's des Großen Tode auch bei den Preußen geſchah, die im erſten oder zweiten Gliede, bei den Öſterreichern aber hinter dem dritten Gliede, und immer zwiſchen dem vierten und fünften Zuge ſtehen. Bricht ſich das Bataillon in Zügen rechts oder links, ſo bleibt der Fahnenzug bei dem fünften Zuge, in der Linie der ſchließenden Unterofficiere, ſo auch bei anderen, als den preußiſchen Truppen, fortwährend am rechten Flügel des erwähnten Zuges. Bei dem Frontemarſch des Bataillons, vor- oder rückwärts, rückt die Fahne mit den beiden Unterofficieren neben ſich aus dem erſten Gliede acht Schritt vor, um die Richtung mit dem Nebenbataillon zu erhalten,

und ſenkrecht auf der vorherigen Stellung vorzugehen, welches die Directionslinie genannt wird. Iſt noch eine zweite Fahne vorhanden, ſo tritt ſie an die Stelle der erſten in das vorderſte Glied. In einigen Heeren wird die Mitte des Bataillons durch einen Officier im erſten Gliede bezeichnet und die Fahne ſteht hinter ihm in dem zweiten, wo ſie alsdann beim Frontmarſch, nachdem der Officier, mit den beiden Unterofficieren neben ihm, vorgerückt, ſeine Stelle im erſten Gliede einnimmt.

Die Fahnen der Reiterei heißen Standarten (Etendart) oder Cornetten, ſind nur 1½ bis 2 Fuß ins Gevierte und gewöhnlich mit goldenen oder ſilbernen Franſen beſetzt. Öfter hat jede Escadron eine, oder wenn ſich nur eine beim Regiment befindet, wird ſie von der erſten oder Leib-Escadron geführt. Sie ſteht hier auf dem rechten Flügel des zweiten Zuges im erſten Gliede, zwiſchen demſelben und dem Unterofficiere auf dem Flügel. Nur bei dem Angriff auf den Feind zieht ſie ſich zurück in das zweite Glied. Kleinere Fahnen (Banderolen oder Fähnlein) führten um die Zeit der Kreuzzüge die Ritter an den Spitzen ihrer Lanzen, wie noch gegenwärtig die polniſchen Uhlanen und die Lanziers der europäiſchen Armeen; ſie haben die Abſicht, die Pferde der feindlichen Reiterei ſchüchtern zu machen. In früherer Zeit, wo nur die Anführer Helmbüſche hatten, dienten die wehenden Federn deſſelben ſeinen Reitern als Verſammlungszeichen. So der ſchwarze Federbuſch des tapfern Franz Sforza, nachherigen Herzogs von Mailand, im 15., und im 16. Jahrhunderte der weiße Helmbuſch Heinrich's IV. von Frankreich, die ſtets im Treffen ihren Reitern vorleuchteten.

Die Fahnen wurden bei Paraden und Aufſtellungen vor dem Feldherrn, auch früher wol vor andern Generalen, geſenkt, wenn die Officiere mit dem Degen oder mit der Hellebarde ſalutirten. Daſſelbe geſchah vor Erſterem auch mit den Lanzen der geharniſchten Reiter, was der Prinz Alexander von Parma dem Marcheſe von Roubair, ſeinem Generallieutenant der Cavalerie, zugeſtand, als eine beſondere Auszeichnung. 2) Die *Kirchenfahnen* unterſcheiden ſich von denen der Truppen dadurch, daß ſie, als ein antikes Banner, nicht an den Schaft der Fahnenſtange genagelt ſind, ſondern vermittels eines kleinen Stabes und einer beſondern Schnure an demſelben hängen. Sie ſind wahrſcheinlich zuerſt bei dem Kreuzheere aufgekommen, und allezeit mit dem Bilde der Mutter Gottes oder auch irgend eines Heiligen bezeichnet. Man findet ſie noch jetzt häufig bei kirchlichen Proceſſionen. 3) Metallene Fahnen auf Kirchen und anderen Thürmen dienen bekanntlich, die Richtung des Windes anzuzeigen. 4) In der Heraldik kommt das Bild der Reiterfahnen als Helmſchmuck vor, mit dem Wappen der Güter des Beſitzers bezeichnet, oder ſie werden von den Schildhaltern getragen. Sie ſind daher öfter auf den Siegeln des Mittelalters ein Emblem der fürſtlichen Herrſchaft. 5) Ein Deckgarn der Jäger zum Lerchenfang führt ebenfalls dieſen Namen, ſowie 6) der behaarte Schwanz des Eichhörnchens, des Haſen und der engliſchen Jagdhunde. 7) Das Weiche zu beiden Seiten des Federkiels. — *Blatt* heißt bisweilen das Tuch der Fahne. In der Kunſtfeuerwerkerei iſt es das äußere Bekleidungsblatt der Hülſe zu den Raketen, Schwärmern und andern Brändern, das, ſchräg abgeſchnitten, mit dem breiten Ende gegen den Kopf hin eingelegt wird, um nach dem Zureißen und Binden deſto feſter anzuſchließen. — *Geld* heißt in Hanover dasjenige Geld, was bei Erhaltung eines Ritterlehens an die Hoffahne bezahlt werden muß. Daher auch in Teutſchland ein ſolches Lehen bisweilen ein Fahnenlehen heißt. — *Junker* war der ehemalige Name junger Edelleute, die bei ihrem Eintritte in die Regimenter zu dem Tragen der Fahnen beſtimmt waren. Man hat jedoch in neueſter Zeit Muth und Kriegserfahrung der gelehrten Ausbildung untergeordnet und blos zuverläſſige Unterofficiere zu Fahnenträgern genommen. — *Schmied*, bei der Reiterei zu dem Beſchlagen und der Beſorgung der krank gewordenen Pferde beſtimmt. — *Schuh*, die lederne Hülſe, in welcher der untere Theil der Fahne ſteckt, um die Fahne vermittels eines daran befindlichen Riemens zu tragen. Bei der Cavalerie hängt dieſer Riemen auf der rechten Seite am Sattel. — *Schwenker* heißt bei den Schützengilden der Städte und bei den Handwerksinnungen der Fahnenträger, der auf mancherlei Art die Fahne in Kreiſen um ſich herum bewegen, und in die Höhe geworfen, auffangen kann. — *Stock*, ein ausgebohrter, in die Erde befeſtigter Klotz, in welchen vor einer großen Wacht die Fahne aufrecht geſteckt wird. — *Wache*, ſteht im Lager 200 Schritt vor der Fronte deſſelben, ſowie die Brandwache hinter demſelben. — *Weihe*, durch eine darauf eingerichtete Rede des Feldpredigers, und verbunden mit dem Anheften des Tuches an die Fahnenſtange, wo der gegenwärtige General und eine dazu beſtimmte Commiſſion von Ober- und Unterofficiers und zwei Gemeinen jeder einen Nagel einſchlagen und der Geiſtliche den Segen ſpricht.

(*v. Hoyer.*)

FAHNE (Orden der). Ordre du Pavillon. Wol der einzige Orden ſeiner Art, indem er für Kinder geſtiftet ward. Dem achtjährigen Prinzen, nachherigen König Ludwig XV., ließ man ihn im J. 1732 ſtiften, und decorirte damit deſſen Geſpielen, ſowie die Kinder der Hofcavaliere. Das Ordenszeichen war ein goldenes emaillirtes Kreuz. In der Mitte der Vorderſeite war eine Fahne, auf der Umſeite ein anneau tournant, das Lieblingsſpiel des königlichen Knaben. Blau und weißgeſtreift war das Ordensband. Wahrſcheinlich iſt dieſer Kinderorden nach Verlauf der Kinderjahre des Prinzen bei Seite gelegt worden. (*F. Gottschalck.*)

FAHNEN (ſprachlich, in heiliger Beziehung und als Rechtsſymbol, beſonders im Betreff der *Fahnenlehne*). Da bei den Germanen alle Rechtspflege als Befehle der Götter ausgeübt ward, z. B. Verbrecher in Form von Opfern hingerichtet wurden [1]), ſo konnten auch die Fahnen keine andere als heilige Bedeutung haben. Tacitus ſagt in Beziehung auf die Kriegszucht der alten Teutſchen: Übrigens iſt weder zu ſtrafen, noch zu feſſeln, noch auch zu ſchlagen, als nur den Prieſtern erlaubt, nicht wie zur Strafe, noch auf des Heerführers

1) ſ. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 3. Sect. 4. Th. S. 93. 94.

Befehl, ſondern gleich als wenn es der Gott geböte, von welchem ſie glauben, daß er den Streitenden gegenwärtig ſei; und ſie führen gewiſſe Bilder und Feldzeichen[2]), welche ſie aus den Hainen genommen, in die Schlacht. Aus einer andern Stelle des Tacitus lernen wir, daß die Bilder, welche die Germanen aus den Hainen nahmen und zu Feldzeichen brauchten, Bilder von wilden Thieren waren[3]). Auch finden ſich auf der Säule des Trajanus und Antoninus auf Stangen getragene Thierbilder. Nach Methodius trugen die Alanen, Burgunden und Schweven eine lebende Katze in einem Käfig als Feldzeichen mit ſich[4]). Nach Aſſerius[5]) nannten die Dänen, welche zu Alfred's Zeit England bekriegten, ihre Fahne Reafan (Rabe), und ſagten, Hungar's und Habba's drei Schweſtern, Ragnar's Töchter, hätten ſie in einer Mittagsſtunde ganz fertig gewirkt, und in jeder Schlacht, in welcher dieſe Fahne getragen werde, zeige ſich in der Mitte ein fliegender Rabe wie lebend, und verkünde ſo den Sieg[6]), dagegen hänge die Fahne unbeweglich nieder, wenn Niederlage drohe. Nach Snorri Sturluſon in der Heimskringla, Saga af Olafi hinom Helga, Cap. 47, hatte König Olafr der Heilige, deſſen Ausrüſtung zur Schlacht vor Neſjar er beſchreibt, eine weiße Fahne, das war eine Schlange (hann hafdi hwitt merki, that war ormr).

2) effigiesque et signa quaedam detracta lucis, in proelium ferunt. *Tacitus*, Germ. 7. 3) *Idem*, Histor. Lib. IV. Cap. 22: Hinc veteranarum cohortium signa, inde depromptae silvis lucisve ferarum imagines, ut cuique genti inire proelium mos est, mixta belli civilis externique facie obstupefecerant obsessos. 4) Cf. *Manlius*, Commentar. Lusat. Lib. II. Cap. XI. ap. *Hoffmannum*, Rer. Lusat. Scriptt. T. I. p. 172. 5) De reb. gest. Aelfredi. (Oxon. 1723.) p. 33. Mit Aſſerius iſt zu vergleichen die Strophe in der Saga Ragnars konúngs Lodhbrókar ok sona hans, Cap. 20 (in den Fornaldar Sögur Nordrlanda. 1. Bd. S. 297), wo geſagt wird, daß ſie bei Beugung (Blaſung) der Trompete oder des Heerhornes den Raben vor dem Vordertheile des Schiffes vor dem Lande haben wehen laſſen:

Ok vidh lasi lúdrar
fyrir landi vér undum
hallar rika mollu
hrafus fyri raudhom stafni.

Vergl. die Anmerkung, welche Fr. v. d. Hagen (Ragnar-Lodbroks-Saga, überſetzt. [Breslau 1828.] S. 108) zu der Halbſtrophe:

Und mit lautem Heerhorn
Hoch ans Land wir ſchwangen
Des Raben reich Gewebe
Vom rothen Schiffsſchnabel,

gemacht hat. Im Thattr af Ragnars sonum Cap. 5 (in den Fornaldar Sögur Nordrlanda. 1. Bd. S. 357. 358) wird erzählt: Helgi Hwaſſi (der Scharfe), Gudröd's Bruder, brachte aus der Schlacht hinweg die Fahne (merki) Sigurd's Orms í auga, und ſein Schwert und Schild. Seine Mutter Aslaug, welche in einer Strophe ſage, daß dieſes übel ſei, bemerkt: hefir um hafnat hrafn Sigurdhar nafni, es hat verlaſſen der Rabe Sigurd's Namen. 6) Man vergleiche, wie nach Einar Skalaglamm in der Wellekla, und nach dem ihm folgenden Snorri Sturluſon (in der Heimskringla, überſetzt von F. Wachter. 2. Bd. S. 228—230), als er an Gautland's Küſte dem Odin opferte, zwei Raben erſchienen, ſchrieen, und er daraus ſchloß, daß Odin ſein Opfer angenommen und er (Hakon) ſiegen werde. Den Raben, als Odin's Vogel, der den Sieg verkündete, führten die alten Skandinavier häufig in der Fahne; ſ. Finn Magnuſen's Bidrag til Nordisk. Archaeolog. S. 168.

Nach Witichind war die Fahne, welche die heidniſchen Sachſen heilig hielten, mit dem Bilde eines Löwen und eines darüber fliegenden Drachen bezeichnet. Die Hauptfahne der chriſtlichen Sachſen, welche unter dem Könige Heinrich I. die Ungarn in der Gegend von Merſeburg ſchlugen, war mit dem Bilde eines Engels bezeichnet, und hieß Engel[7]). Die Bedeutung der Thierbilder der heidniſchen Teutſchen muß man als ſymboliſch annehmen, denn aus den Denkmälern der nordiſchen Mythologie geht hervor, daß man glaubte, die Götter und Göttinnen erſchienen den Menſchen in Geſtalten von Thieren, die ſie durch Zaubermacht angenommen. Aus einer andern Stelle des Tacitus geht hervor, daß die Germanen keine Götterbilder in menſchlicher Geſtalt hatten, aber das Heiligthum der Haine nach den Göttern nannten[8]). Es läßt ſich aus dieſen und andern Umſtänden ſchließen, daß auch die Fahnen nach den Namen der Gottheiten genannt waren, wenn ſie einen ſpeciellen Namen hatten. Über die beiden allgemeinen Namen der Fahnen werden wir ſogleich handeln, wenn wir zur Vergleichung einen Blick auf die Heilighaltung der Fahnen auch bei den Nachbarn der Germanen, bei den Slawen, gethan haben. Nach Dithmar von Merſeburg wurden die Fahnen der Luitizen aus dem Tempel von Retha durchaus nicht gebracht, außer wenn ſie zu Feldzügen nöthig waren, und dann wurden ſie durch Fußgänger getragen. In Beziehung auf den Feldzug der Teutſchen gegen die Polen vom J. 1005 ſagt der genannte Geſchichtſchreiber: Den Tag zuvor, bevor ſie an die Oder kamen, vereinigten ſich mit den Unſrigen die Luitizen, indem ſie ihren vorangehenden Göttern folgten. Im Betreff der Heerfahrt der Teutſchen gegen die Böhmen vom J. 1017 erzählt der erwähnte Geſchichtſchreiber: Die Luitizen klagten auf der Rückkehr erzürnt über die ihrer Göttin angethane Schmach; denn dieſe, auf den Fahnen abgebildet, ward von einem Genoſſen des Markgrafen Hermann mit einem Steine durchworfen, und als dieſes die Diener derſelben dem Kaiſer mit Schmerz berichtet, erhielten ſie zur Genugthuung zwölf Talente (Mark). Und als ſie bei der Stadt Wurzen über die äußerſt ausgetretene Mulde gehen wollten, verloren ſie die andere Göttin mit einem auserleſenen Gefolge von 50 Kriegern. Als ſie mit ſo übler Vorbedeutung nach Hauſe kamen, ſuchten ſie ſich dem Dienſte des Kaiſers zu entfremden[9]). Nach Saxo Grammaticus deckten die von den Dänen belagerten Arconenſer den Thurm über dem Thore blos durch Feldzeichen. Unter ihnen zeichnete ſich die Stanitia durch Größe und Farbe aus. Ihr erwies das rügiſche Volk ſoviel Verehrung, als die Majeſtät faſt aller Götter erhielt. Wenn ſie ſie vor ſich trugen, war ihnen erlaubt, gegen Göttliches und Menſchliches zu wüthen. So abergläubiſch ward ſie verehrt, daß ihr Anſehen die königliche Gewalt überſtieg[10]).

7) *Witichindi Corbeiensis* Annalium Lib. I. ap. *Meibom.* Scriptt. T. I. p. 633. 641. 8) *Tacitus*, Germ. 9. 9) *Dithmari*, Episcopi Merseburgensis, Chronicon. Lib. VI. ex Edit. *Wagneri*. p. 150. 151. Lib. VII. p. 239. 10) Inter quas (puta aquilas) erat Stanitia magnitudine et colore insignis, cui tantum venerationis a populo Rugiano tributum est, quantum

Aus dem Gebrauche der Verehrung der Fahnen als Sinnbilder der Gottheiten läßt ſich am beſten erklären, warum die Germanen, namentlich die Langobarden, die Fahne das Band [11]) nannten. Im Altnordiſchen iſt eine der Benennung der Götter Bönd, Mehrzahl von Band, vinculum. Bönd, Banda, läßt ſich am deutlichſten durch Bindende [12]) übertragen, und der Sinn dieſer Benennung der Götter geht aus Tacitus (Germ. 39) hervor, wo er von dem Haine der Semnonen ſagt: Est et alia luco reverentia: nemo nisi vinculo ligatus ingreditur, ut minor et potestatem numinis prae se ferens etc. Außer Band, aus welchem Banner [13]) gebildet worden iſt, haben wir für Fahne das altteutſche Fano, welches urſprünglich Tuch, Binde u. ſ. w. bedeutet. Im Gothiſchen bei Ulfilas, Marcus 2, 22. Nimanna plat fanius [14]) niujis siujith ana snagan fairnjana etc., Niemand einen Lappen neues Tuches nähet auf ein altes Kleid u. ſ. w. Im Lucas 19, 20 iſt σουδάριον (Schweißtuch) durch fana überſetzt. In der Lex Alamannorum Tit. 59 (60) heißt es: Si autem testa transcapulata fuerit, ita ut cervella appareat, ut medicus cum pinna aut cum *fanone* cervellam tangat, cum duodecim solidis componat, und Tit. 84 (85), welcher von den Grenzſtreitigkeiten zweier Geſchlechter handelt, wird geſagt: levent illam terram praesente Comite, et commendent in sua manu: ille involvat *in fanone*, et ponat sigillum, et commendet fideli manu usque ad statutum placitum. Vor dem gerichtlichen Zweikampfe dann berühren ſie dieſe Erde mit ihren Schwertern und rufen Gott zum Zeugen der Gerechtigkeit ihrer Sache an. Otfrid ſingt III, 24, 204 in Beziehung auf den von den Todten erweckten Lazarus:

Mit lachano biwuntan,
Joh *fanon* so gibuntan.

Mit Laken ſo umwunden,
Und mit Binden (oder Tüchern) ſo gebunden.

In den altteutſchen Gloſſen bei Lindenbrog kommt vor: mappa *banchfano*, mappula *tischfano* und anderwärts ebenfalls hochteutſch, sudarium sveissfano und oucfano, auch blos fano [15]), aestivum pallium *sumarfano*, rationale *prustfano*, lumbare *lentifano*, collarium *halsfano*, mappa *hantfano*. Rabanus, welcher das 18. Cap. ſeines Libr. I. de Inst. Cleric. De *Phanone* überſchrieben hat, ſagt in demſelben, ſowie auch im Libr. de Sacr. ordin. c. 34, welches auch die Überſchrift De *Phanone* trägt: Mappula sive mantile sacerdotis indumentum est, quod vulgo *phanonem* vocant: quod ob hoc eorum tunc manibus tenetur, quando Missae officium agitur, ut paratos eos ad ministerium mensae Domini populus aspiciat. Papias bemerkt: Fanon [16]) dicitur corporale. Der Papſt Leo IV. de Cura pastorali: Nullus cantet sine lumine, sine amictu, sine alba, stola, fanone et casula. In der von der Äbtiſſin Enchild dem Kloſter Fulda gemachten Schenkung [17]) heißt es: fanones auro argentoque parati VII; *Alcuinus* de divin. offic. cap. de singulis vestibus ſagt: Sudarium, quod, ad abstergendum sudorem in manu gestare mos est, quod usitato nomine fanonem dicimus. Papſt Zoſimus ſetzte im J. 402 feſt: ut Diaconi in ministerio altaris levam semper tegerent palliis, Id est, Fanonibus. Das Fragmentum Breviarii rerum fiscalium Caroli M. Ex Codice MS. vetustissimo Helmstadiensi [18]) führt auf: *Fanones* lineos serico paratos ad offerendum ad altare XIII. e. c. Der Ordo Romanus cap. 2 ſchreibt vor: Populus dat oblationes, id est, panem et vinum, et offerunt cum Fanonibus candidis, prius masculi, deinde foeminae. Amalarius in den Eclogis

omnium paene deorum majestas obtinuit. Eam enim prae se ferentes, in humana divinaque grassari potestatem habebant, nec quicquam eis, quod libitum foret, illicitum habebatur. Populari urbes, aras demoliri, fas ac nefas in aequo ponere, cunctosque Rugiae penates, aut ruinis aut incendiis evertere potuisset: tantumque superstitioni indultum est, ut exigui panni autoritas Regiae potestatis vires transcenderet. Plectentes, signo perinde ac divino gestamini honorem habebant, officiis damna, injurias obsequiis rependentes. *Saxo Grammaticus*, Hist. Danicae Lib. XIII. ex edit. *Stephanii*. p. 322. Weiter unten S. 313 heißt es: singulare simulacri (puta Swanthowithi) signum, aliaque domesticae religionis insignia cineri aequavit. Weil der Swanthowith der Hauptgötze in Arcona war, nehmen die Meiſten die hier erwähnte Fahne deſſelben als *eins* mit der großen Stanitia an. Doch iſt dieſes nicht *ausgemacht*. Über die Erklärung des Wortes Stanitia ſ. *Abr. Frencelius*, De Diis Soraborum aliorumque Slavorum ap. *Hoffmannum*, Rer. Lusat. Scriptt. T. II. p. 117.

11) Paulus Diaconus ſagt Lib. I. Cap. 20 ap. *Muratori*, Scriptt. Rer. Ital. T. I. P. I. p. 417: Tato vero Rodulfi vexillum, quod *Bandum* appellant, ejusque galeam, quam in bello gestare consueverat, abstulit etc. Bandum in dieſer Bedeutung von Feldzeichen ging auch in das byzantiniſche Griechiſch oder das Griechiſch des Mittelalters über; ſ. die Nachweiſungen bei *Du Fresne*, Gloss. med. et inf. Latin. unter *Bandum* und bei *Schilter*, Glossarium. p. 76. Eine Bildung von dem gothiſchen bandi, das Band, die Feſſel, iſt das auch bei Ulfilas (Marc. 14, 44) vorkommende bandwo, Zeichen, signum, und davon bandwjan, ein Zeichen geben. Im Altnordiſchen bedeutet merki Zeichen, Fahne. 12) ſ. F. Wachter, Snorri Sturluſon's Weltkreis. 2. Bd. S. 101. 13) ſ. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. 7. Th. S. 324—326. 14) Nominativ fana; vergl. Matth. 9, 16, wo es in derſelben Bedeutung und in demſelben Spruche vorkommt.

15) Vergl. *Joh. Georg. Wachter*, Glossarium. p. 412 und Schmeller, Bairiſches Wörterbuch. 1. Th. S. 533. 16) Bei *Hugo Flavin*. fanonus in derſelben Bedeutung. In dieſer kirchendienſtlichen Bedeutung kommt es auch noch an vielen andern Stellen in beiden Formen latiniſirt: fano, fanon und fanus, vor; ſo z. B. in den Actis Murensibus: decem stolae cum fanonibus; bei Petrus Abaelardus: Nulla de serico sint ornamenta praeter stolas et phanones; bei *Hariulphus* Lib. I. c. 10: Fanones de pallio aureo parati; in einer alten Urkunde bei *Petardus*: cum patena argentea, uno fanone de brusdo, uno de glizo, uno de stuno; im Chron. Casinens. Lib. III. Cap. 74 (bei *Muratori* p. 485): Stolae aliae decem et octo; semicincta septem; fanones aurei pro subdiaconibus tres et alii quatuordecim etc., und weiter unten S. 486: Stolae aureae duae; fanonem Imperialem totum aureum etc. Orig. Murensis Monasterii p. 29: Sunt hic et II offertoriola, et linteum, analogium subter Evangelium ponendum in festivis diebus, et V confanones et I sericum super sedile Sacerdotis ponendum. 17) Tradit. Fuldens. Lib. II. No. 151 bei *Pistorius*, Rer. Germ. Scriptt. T. III. p. 563 (bei *Schannat* No. 150). 18) Bei *Leibnitz*, Collectanea Etymologica. P. II. p. 317.

de Officio Missae ſagt: Cum fanonibus offerunt, quoniam legimus in passione Domini sudarium usurpatum esse: aliter quippe fanones| de lino efficiuntur etc. So auch kommen anderwärts [19]) die Fanones in kirchendienſtlicher Beziehung vor. Außer dieſer ſpeciellen Bedeutung hatte Fano auch noch eine andere beſondere, nämlich es bedeutete das Tuch oder die Flagge, welche an einen Schaft oder eine Stange befeſtigt ward. So heißt es im Rolandsliede V. 1881:

Einen spiez nam er an die hant,
  einen wizen van er ane bant.
Tha waren tiere unde vogele
  mit golde underzogene,
Unde manch wnder tha ane was.

Eine in unſerer heutigen Bedeutung gebrauchte Fahne hieß entweder ohne Zuſatz ſo, wie z. B. das Annolied Z. 280, 281 von Cäſar ſingt:

Undir bergin in gegin Svaben
Hiz er vanin uf haben,

oder in der Zuſammenſetzung Chundfano [20]) (altnordiſch gunnfani, von gunnr, Krieg, Schlacht, und fani vexillum, angelſächſiſch gudhfana, von gudh, Kampf, Schlacht, und fana, Fahne, Feldzeichen), ſo ſagt Harbarthr (Odin) in den Harbarz-lioth Str. 38:

Ec war í hernom,
Er hingat gördiz,
Gnaefa gunnfána,
Geir af riótha.

Ich war im Heere,
Das hierher geſandt ward,
Zu erheben Kriegsfahnen,

(oder die Kriegsfahnen, je nachdem man gunnfána als Beugung der Einzahl von gunnfáni, oder der Mehrzahl von gunnfánar nimmt)

Spieße zu röthen.

19) So z. B. bei *Hariulfus* Lib. III. c. 3: Fanones ad offerendum auro parati XIV. Die Oblate oder zu weihende Hoſtie wird nach *Durandus* Lib. IV. Ration. c. 30. n. 29 vom Primus Cantorum dargebracht. 20) Schilter zum Rhythmus in Victoriam Ludovici regis p. 14 leitet chundfano von *rhunden*, *kunden*, indicare, denunciare, signum dare, wie der Roßſchweif der Türken, ab, und erklärt es durch Vexillum classicum, index belli, und ähnlich im Glossar. p. 77 derivirt er es von *chund*, kund, und erklärt es durch Vexillum edictale, oder eine Fahne, welche ſo genannt worden, weil durch ſie Krieg oder eine Heerfahrt angekündigt worden. Aber das altnordiſche Gunnfáni, Schlachtfahne, lehrt, daß auch das althochteutſche Chundfana Schlachtfahne bedeutete, und daß chund, gund, Krieg, Schlacht, auch das Althochteutſche hatte, läßt ſich aus den Eigennamen ſchließen, welche mit gund zuſammengeſetzt ſind, z. B. Gundhart, Gundhelm, Gundolant, Gundolt, Gundpraht, Guntbold, Gunderiche u. ſ. w., Der Gunther des Nibelungenliedes (der Gundahar der Lex Burgundionum) heißt in den nordiſchen Denkmälern Gunnar, von gunnr, Krieg, Schlacht. Der Verfaſſer des Auctarii Musei Danici Commentar. ad numism. p. 91 leitet Gonfanon von dem däniſchen Gud, Gott, ab, und erklärt es durch heilige oder Gottesfahne. *Heineccius*, De veteribus Germanorum aliarumque nationum Sigillis, welcher p. 199 eine Abbildung eines Gonfanon, ſowie auch der andern, auf den Siegeln ſich findenden, Arten von Fahnen gibt, ſagt, nach ſeiner Meinung ſcheine Gonfanon von dem alten Worte Gunna, Guna, Gonna, Gouna, Gowne, welches ein zottiges Kleid bedeute, abzuleiten, denn es ſcheine ſehr wahrſcheinlich, daß man ſolche Fahnen mit Hermelinfellen auszuſchmücken gepflegt habe.

In der Helga-Quida Hundings-bana II. ſingt Gudmundr Graumarſſon:

Hverr er scioldúngr sá,
Er scipom styrir,
Laetr gunnfána
Gullin fyri stafni.
Thiccia merci frith
(nach anderer Lesart: 'Thicci-a mér frith)
Í fararbroddi
Werpr wigrotha
Um wikinga.

Wer iſt der König,
Der die Schiffe ſteuret,
Läßt die Kriegsfahne
*Die goldne vor dem Stefen (dem Vordertheile des Schiffes) ſehen.
Es dünken die Feldzeichen ſchön
(nach der andern Lesart: nicht dünkt mich Friede)
An der Flotte Spitze,
Es wirft ſich Schlachtröthe (Waffenglanz)
Um die Seeräuber.

Es heißt im Ludwigsliede [21]) Z. 53—56:

Tho nam er Godes urlub,
  huob er gundfanon uf,
Reit er thara in Frankon,
  ingagon Nortmannon.

Alte Gloſſen haben vexilla, chundfano. Die Gloss. Mons. p. 412: Plantheras: Daz wir chundfanon chueden, den man ze chruce thregit (das wir Gundfahne nennen, den (die) man zu Kreuze trägt). Otfrid V, 2, 15—18 ſingt:

Sint zwene ouch, nim es gouma,
  thes selben kruzes bouma,
Drag thu, giloubi thu mir,
  then Gundfanon anan thir,
In houbite inti in brustin
  thines herzen lustin;
Ni'st fiant hiar in riche,
  n'ub er hiarfora intwiche.

(Es ſind auch, nimm es in Acht, zwei Bäume [*Hölzer*] deſſelben Kreuzes, trag du, glaube mir, den Gundfahnen [die Gundfahne] an dir, in dem Haupte und in der Bruſt zu deines Herzens Luſt; kein Feind iſt hier im Reiche, daß er nicht hiervor entweiche.) Dieſe bildliche Anwendung der Bedeutung von Kriegsfahne hat gemacht, daß jetzt im Franzöſiſchen Gonfalon [22]), Kirchenfahne, und Gonfalonier einen bedeutet, der eine ſolche Fahne trägt. Im alten Franzöſiſch hat Confanon die eigentliche Bedeutung von Gundfahne und bezeichnet zwar ein Mal blos die Flagge, und das andere Mal die ganze Fahne. Beiſpiele für das erſtere und zweite enthalten die altfranzöſiſchen erzählenden Gedichte. Der, welcher die Gundfahne trug [23]), hieß in latiniſirter Form des Wor-

21) ſ. F. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bds. 1. Abth. S. 6. 7. 22) Im ältern Franzöſiſch confanon, dann beides: confanon und confalon. Das Dictionnaire Français par *L'Abbé Annibal Antonini* (à Lyon 1770.) gibt die Bedeutung dieſer Wörter p. 331 auf dieſe Weiſe an: c'est une forme de bannière d'église à trois ou quatre fanons. 23) Den Gonfanon tragen, hieß im Franzöſiſchen gonfanonier, ſo im Roman du Renard:

Querez, qui le Gonfanon porte,
Et qui le doiez le baillier,
Vous convient-il confanonier?

tes Guntfanarius. Nach Anaſtaſius ad Synod. VIII. CP. Act. 10 war von Seiten Ludwig's des Frommen zugegen: Suppo primus Guntfanariorum et consobrinus uxoris ejus. Die Capitula Caroli C. tit. 32. c. 13 ſagen: Providentiam habeant qualiter unusquisque episcopus, vel Abbas, seu Abbatissa cum omni plenitudine et necessario hostili apparatu, et ad tempus suos homines transmiserit, cum Guntfanario, qui de suis paribus cum Missis nostris rationem habeat. In den Gewohnheitsrechten von Boulogne à la Mer Art. 7 heißt die den vier Comitibus Paribus beigelegte Würde L'Enseigne et Gonfanier. Im Roman de Rou wird geſagt:

Par droit et par ancesserie
Devés estre de Normandie,
Et vous parens [24]) Gonfanonguiers.

Bertrand du Guesclin bemerkt in ſeiner Chronik:

Que s'il avoit le monde tout entier à baillier,
Et il vousist avoir un bon Gonfanonier,
Pour sa terre garder, et son prix essaucier.

Im Italieniſchen heißt Gonfanone und Gonfalone ein Panier, eine Fahne und die Mannſchaft, welche unter einer Fahne ſteht, Gonfaliere, Gonfaliero, Panierherr, Panierträger, Fähndrich, Gonfalonirato, die Würde eines Panierträgers, auch die Zeit, ſo lange ſie währt, Gonfalonieratico, die Würde eines Panier- oder Fahnenträgers, Gonfalonata, ein Zug, eine Mannſchaft, die einer Fahne, einem Panier folgt. Als bei der Nachricht von des Kaiſers Friedrich II. Tode, im J. 1250, man in Florenz Maßregeln ergriff, um eine feſte Stellung gegen die Ghibellinen zu gewinnen, ward das Volk in 20 Confaloni oder Fahnen vertheilt, deren jede beſondere Abzeichen [25]) hatte. In dem Gonfalone, welches der Capitano de Popolo hatte, war das rothe Kreuz in weißem Felde. In der Folge ward aufgeſtellt der ſo berühmt gewordene Gonfaloniere di giustizia in Firenze, auf welchen wir weiter unten zurückkommen. In Siena waren drei Gonfalonieri, von welchen jeder die Regierung des dritten Theiles der Stadt erhielt. Die römiſche Kirche hatte für ihr Gebiet einen Gonfaloniere di Santa Chiesa [26]). Caſendovius [27]) leitet Gonfanon von Wiffa [28]), Guiſfa [29]), Guifa und Fanon ab. Aber bei dieſer Ableitung wird der Sprache zu viel Gewalt angethan, und die urſprüngliche Geſtalt des Wortes, nämlich Gundfano, zu wenig beachtet. Gund, Schlacht, Krieg, hatte in Zuſammenſetzungen auch zugleich die Bedeutung von etwas Ausgezeichnetem oder von dem Vorzüglichſten, wenn nämlich das altnordiſche gudhwefr [30]), wahrſcheinlich Scharlach, wirklich als urſprüngliche Bedeutung die von Kriegsgewebe hatte, und nicht vielmehr urſprünglich Göttergewebe bedeutete, und deshalb dann, weil die Fahnen die Götter darſtellten, die beſondere Bedeutung von Fahnentuch erhielt. Bei letzterer Annahme braucht man nicht gudhwefr als verdorben aus gundwefr anzunehmen, und man kann auch bei dem angelſächſiſchen gudhweb (Schlachtgewebe) als urſprüngliche Form godweb [31]) (Gottgewebe, göttliches Gewebe) annehmen. Fahne ſelbſt findet man abgeleitet von *φᾶναι*, apparere, weil die Fahnen den Blicken Aller ausgeſtellt werden, oder von *φαίνειν*, ostendere, weil ſie den Kriegsdienſte Thuenden ihre eigenen Scharen, und denen, die ſchiffen wollen, die Winde anzeigen [32]). Beſſer iſt wol die Zuſammenſtellung mit *πῆνος*, der Faden des Einſchlages beim Weben, das Gewebe, und pannus, Tuch, da das alte Fano, wie wir ſahen, auch die Bedeutung von Tuch hatte. Merkwürdig iſt, daß, während das Langobardiſche Band, Fahne, und die Mehrzahl im Altnordiſchen Bönd, Götter, bedeutete, im Gothiſchen Fan [33]) die Bedeutung von Herr hatte,

24) Das Amt des Fahnentragens war alſo hier erblich. 25) Die Abzeichen, welche jeder von den zwanzig Confaloni hatte, gibt Giovanni Villani in ſeinen Historie Fiorentine. Lib. VI. Cap. 39 (bei *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. T. XIII. p. 182) an, und handelt Cap. 40. p. 182 davon, welche Feldzeichen das Heer der Gemeinde von Florenz hatte, wenn es gegen den Feind zu Felde zog. 26) *Matteo Villani*, Istorie. Lib. IX. Cap. 9 (bei *Muratori* l. c. T. XIV. Cap. 90. p. 605). In einer Urkunde vom J. 1309 wird König Jacob von England genannt: S. Romanae Ecclesiae Vexillarius, Ammiratus ac Capitaneus generalis. 27) Orig. Franc. unter *Gonfanon* und *Gonfanonier*. 28) Vertheidigungsabwehr oder Hegezeichen. Die Lex Baiwariorum ſagt Cap. 12: *De signis ob defensionem positis.* Qui autem signum, quod propter defensionem ponitur, aut injustum iter excludendum vel pascendum, vel campum defendendum, vel applicandum (nach Lindenbrog und Herold amplificandum) secundum morem antiquum, quod signum *wiffam* vocamus, abstulerit vel injuste reciderit, cum uno solido componat. In den langobardiſchen Geſetzen ſagen die Liutprandi Leges. Lib. VI. Lege 82 (bei *Muratori* l. c. T. I. P. II. p. 82): Si quis sua auctoritate terram alienam sine Publico *wifaverit* (nach anderer Schreibart *guiffaverit*), dicendo, quod sua debeat esse, et postea non potuerit probare, quod sua sit, componat solidos VI, quomodo, qui palum in terra aliena figit. Hier bedeutet Wiffa alſo Beſitzergreifungszeichen. Sowie auch alte Gloſſen zu der Rubrik des Cod. des römiſchen Rechts: *Ut nemo privat.* — Vela regia suspendat; quod vulgo Longobardico more Guiphare dicitur, apud nos saisire, lingua vulgari Eyden. Auch bedeutete es das Zeichen der Beſchlagnahme. So heißt es in den langobardiſchen Geſetzen, Ludovici Augusti Leges, L. 34, wo von Eintreibung der Zehnten für die Kirchen durch die Ministros Reipublicae gehandelt wird, und nachdem geſagt iſt, daß den Verweigerern des Zehnten der Beſuch der Kirche verſagt ſein ſolle, weiter: Et si hoc minime emendaverint, a Ministris Reipublicae districti, singuli per caput VI. solid. Ecclesiae componant, et insuper decimam dare cogantur. Nam si iterum contemtores existant, et per publicam autoritatem domus vel casae eorum giffentur, quousque pro ipsa decima, sicut supra dictum est, satisfaciant. Quia si denuo rebelles, vel contradictores esse voluerint, et super ipsam wifam (nach anderer Schreibart guifam) sua auctoritate praesumserint introire, tunc a ministris Regis in custodiam mittantur, usque dum ad judicium postmodum perducantur, et ibi secundum legem ad Comitem, vel ad partem Publicam componant.

29) Statuta Venetorum an. 1242. Lib. III. c. 34: Nulla investitio valeat, nisi duo testes et ministeriales fuerint praesentes — quando guiffam imposuerit Riparius etc. 30) ſ. die Nachweiſungen im Hluta-Regiſter und im Orda-Regiſter im 12. Bde. der Fornmanna-Sögur S. 384. 411. 31) ſ. H. Leo, Erklärendes Verzeichniß der angelſächſiſchen Wörter (in deſſen Altſächſiſchen und angelſächſiſchen Sprachproben S. 153) unter God, Gott, godweb, der Purpur. 32) Specimen Glossarii zum erſten Bande der großen Ausgabe der Sämundar-Edda S. 480. 33) Nämlich nach Junius (ſ. die Nachweiſungen in deſſen Gothicum Glossarium, quo Argentei Codicis Vocabula explicantur et illustrantur p. 254. 255) erſcheint Fan bei Ulfilas und bedeutet

und Fan [34]) im Schwediſchen noch jetzt Teufel bedeutet, aus welchem letzteren ſich ſchließen läßt, daß Fan götterſagliche Beziehung hatte, weil die Heidenbekehrer die Exiſtenz der heidniſchen Götter nicht völlig leugneten, ſondern ſie zu Teufeln umſchufen, ſodaß z. B. Odin im Isländiſchen noch jetzt Teufel bedeutet. Mit dem gothiſchen Fan, Herr, muß zuſammengeſtellt werden die Tanfana [35]) der Marſen, welche alſo Tannenwald-Herrin bedeutete [36]). Da bei den Germanen auch die Quellen und andere Gewäſſer göttlich verehrt wurden, ſo führte folgender Gebrauch, welcher in der Schweiz ſtatthatte, vielleicht aus der Heidenzeit her. Drohte Gefahr, ſo rief die in einen Brunnen geſteckte Fahne alle Mannſchaft zu den Waffen; man tauchte die Fahne in das Waſſer, und ſchwur, nicht zurückzukehren, es wäre denn der Feind geſchlagen, oder die Fahne an der Luft getrocknet [37]). Da bei dem Sturze des Götterdienſtes der heidniſche Glaube größtentheils nicht vernichtet, ſondern nur auf chriſtlich kirchliche Weiſe umgewandelt ward, ſo mußten nun die Stelle der alten Götter chriſtliche Heilige vertreten. Daher kam es, daß die Franken als Feldzeichen [38]) zu ihrem Schutze und zur Beſiegung der Feinde die Kappe des heiligen Martin, mit welcher er ſein Haupt und ſeinen Körper bedeckt hatte, ſtets mit auf ihre Heerfahrten nahmen [39]). Später ſpielte die Fahne des heiligen Martin eine große Rolle. Sie gebrauchte der Graf von Anjou als Voigt des Kloſters des heiligen Martin zu Tours, urſprünglich in den Fehden, welche er für die Mönche und Chorherren des genannten Ortes beſtand, dann auch in ſeinen eigenen Kriegen [40]), mit Ausnahme gegen den König von Frankreich [41]). Den Fahnen der Heiligen ſchrieb man Wunderkraft zu. Bei der großen Zwietracht zwiſchen dem Könige der Franzoſen, Robert's Sohne, und Theobald und Stephan, den Söhnen Odo's, nahm nach vielen Niederlagen beider Theile der König ihnen die Herrſchaft der Stadt Tours und gab ſie Gotfrid, mit dem Bezeichnungsnamen Tuditus, dem Sohne des Grafen Fulko von Anjou. Nun belagerte Gotfrid mit einem großen Heere die Stadt Tours über ein Jahr. Der gebeugten und Mangel an Nahrungsmitteln leidenden Stadt zogen endlich Odo's Söhne mit Heeresmacht zu Hilfe. Als Gotfrid dieſes erfuhr, erbat er die Hilfe des heiligen Martin, und verſprach demüthig, daß er das beſſern wollte, was er an den Beſitzungen dieſes heiligen Bekenners und der andern Heiligen durch Raub hinweggenommen. Daher erhielt er die Fahne [42]), ſteckte ſie auf ſeinen eigenen Spieß, und zog mit einem Heere vieler Streiter zu Roß und zu Fuß gegen die, welche mit ihm zu kämpfen kamen. Als beide Theile einander nahe kamen, befiel das Heer der zwei Brüder ſolches Schrecken, als wenn ſie in Feſſeln geſchlagen und kampfunfähig gemacht worden wären. Stephan entkam mit einigen Kriegern durch Flucht, Theobald mit der übrigen Menge ward gefangen, in die Stadt Tours gebracht, und übergab ſie Gotfrid. Niemand zweifelte, daß dieſer mit Hilfe des heiligen Martin, den er frommer Weiſe angerufen hatte, ſeine Gegner beſiegt habe. Es erzählten nämlich Einige, welche aus der Schlacht geflohen, daß, als man eben in die Schlacht gehen wollte,

Herr; die Andern leſen dafür frauja, Herr; es wird nämlich frauja in den Handſchriften gewöhnlich abgekürzt geſchrieben; ſ. *H. C. de Gabelentz* et Dr. *J. Loebe*, Ulfilas. (Lips. 1843.) Vol. II. P. I. p. 208.

34) Doch kann dieſes Fan auch erſt ſpäter in die ſchwediſche Sprache eingeführt und aus dem lateiniſchen Faunus gebildet ſein. Nach Strahlenberg (Das Nord- und Öſtliche Theil von Europa und Aſia. S. 66) iſt bei den Mongolen Fann oder Vann (von den Chineſen Uvan ausgeſprochen) ein fürſtlicher Titel, und nach Matth. Belius (Exerc. de vet. literat. Hunno-Scythica) bedeutet das ungariſche Wort *fen* lucidus, clarus, illustris, serenus. 35) *Tacitus*, Annal. Lib. I. Cap. 51. 36) *Loccenius*, Antiq. Sueo-Goth. Lib. I. Cap. 3. Edit. II. p. 18. 37) Jac. Grimm, Teutſche Rechtsalterthümer. S. 161, nach Glügbloßheim S. 470. 38) *Honorius* in Sermone de S. Martino: Hujus capa Francorum regibus ad bella euntibus pro signo anteferebatur, et per eam hostibus victis, victoria potiebantur: unde custodes istius cappae usque hodie Capellani appellantur. Derſelbe in ſeiner Gemma animae Cap. 128: Capellani, a capa S. Martini appellati, quam Reges Francorum in proeliis semper habebant, et eam deferentes Capellanos dicebant. 39) *Monachi Sangall.* Gesta Karoli. Lib. I. Cap. 4: De pauperibus ergo supradictis quendam optimum dictatorem et scriptorem in capellam suam assumpsit. Quo nomine reges Francorum propter cappam sancti Martini, quam secum ad sui tuitionem et hostium oppressionem jugiter ad bella portabant, sancta sua appellare solebant. *Walafridus Strabo*, De reb. Eccles. Cap. 31: Dicti sunt primitus Capellani a capa beati Martini, quam Reges Francorum ob adjutorium victoriae, in proeliis solebant secum habere. Die Reliquien der Heiligen, welche die Franken mit in die Schlacht nahmen, werden in den Capitularien (bei *Georgisch*, Corp. Jur. Germ. p. 437. 536) durch sanctorum patrocinia bezeichnet. Die byzantiniſchen Griechen nannten die Reliquien, welche ſie in die Schlachten zu tragen und hinter die Fahne zu ſtellen pflegten, kapa. Mauritius (Lib. VII. Strateg.) ſagt: *Γενομένων δὲ αὐτῶν ἐν τῷ τῆς παρατάξεως τόπῳ, ἵστασαι ὁ ἄρχων, καὶ μετ' αὐτὸν ὁ Βανδοφόρος, ὄπισθεν δὲ αὐτοῦ ὁ τὴν κάπαν βαστάζων, καὶ μετ' αὐτὸν ὁ τὴν τοῦβαν.* Wie die Reliquien der Heiligen in den von den Kaiſern von Conſtantinopel geſchlagenen Schlachten eine Rolle ſpielten, ſ. auch bei *Theophylactus Simocatta* Lib. IV. Cap. 16.

40) So z. B. nach der Urkunde des Grafen Gotfrid (Gaufrid) des Zweiten von Anjou vom J. 1066: Concessit Comes, ut si exercitum suum contra inimicos suos ire contingeret, homines in praedicta villa (*Burnomo sita in Pago Pictavo*) existentes, Praepositus Lausdunensis non moneat, aut aliqua occasione eis vim inferat, ut non alius quilibet nostrorum super homines illos potestatem exerceat, sed ammonitione Monachorum illic existentium, cum serviente scilicet S. Mauri illius patriae et vexillo B. Martini in exercitum pergant. 41) Das Rituale S. Martini Turon. ſagt vom Grafen von Anjou: ipse habet vexillum S. Martini, quoties vadit in bello, praeterquam contra Regem Franciae, quod homines Castri novi sequuntur, domino de Prulinco illud ferente, und die Urkunde des Königs Philipp Auguſt vom J. 1181 bemerkt von demſelben Grafen: Comes etiam non potest, nec debet homines de Castro novo ducere in expeditionem sive equitationem contra aliquem nisi forte causa, aut nomine belli, ita ut tamen quod vexillum B. Martini praecedat, contra vero Regem Franciae nullo modo potest eos ducere. 42) Mit *Glaber Radulphus*, Hist. Lib. V. Cap. 2 ap. *Pithoeum*, Hist. Franc. ab an. Chr. 900 ad an. 1285 Scriptt. p. 56, wo accepto sigillo, welches man auf das Siegel beziehen könnte, mit welchem Gotfrid eine Schenkungs- oder Beſtätigungsurkunde dem Kloſter des heiligen Martin beſiegelt hätte, für vexillo ſteht, vergl. das Chronicon S. Martini, welches daſſelbe erzählt, aber ſagt: Comes Andegavensis vexillum B. Martini, in illo bello, sicut consuetudo est, habebat.

die ganze Heerſchar Gotfrid's, ſowol die Streiter zu Roß, als die zu Fuß, als mit den weißeſten Kleidern angethan geſchienen, denn aus der Beraubung der Armen deſſelben Bekenners unterhielten die Söhne Odo's ihre Leute. Alle hörten mit Schrecken und Staunen, daß über 1700 bewaffnete Männer ohne Blutvergießen unterlegen waren. Dieſes bemerkt Glaber Rodulphus von der Fahne des heiligen Martinus. Von der Fahne des heiligen Mauritius des Blutzeugen und des erſten der thebaiſchen Legion, erzählen Ingulf [43]) von London und Wilhelm [44]) von Malmsbury, ſie, mit welcher Karl der Große im ſpaniſchen Kriege die erbittertſten und dichteſten Haufen der Feinde zu durchbrechen und zur Flucht zu treiben gewohnt geweſen, habe Hugo Capet mit vielen andern Geſchenken an den König Edelſtan von England geſandt. Der Verfaſſer des braunſchweiger Bilderzeitbuchs [45]) erzählt zum J. 1347, nachdem er dargeſtellt, wie der Erzbiſchof Otto von Magdeburg und der Markgraf von Meißen einander bekriegten, und nach einem blutigen Treffen bei der Ridenburg einander gegenüber liegen blieben, weiter Folgendes. Der Erzbiſchof ließ die Fahne des heiligen Mauritius an einen Pfahl mitten im Heere ſchmieden. Als der Markgraf die Fahne gewahr ward, fragte er, was das wäre. Ihm ward geſagt, wie das die Fahne des heiligen Mauritius ſei, unter welcher noch kein Biſchof verloren habe. Da ward der Markgraf zaghaft und nahm die Flucht, und der Biſchof gewann die Burg und zerbrach ſie bis in den Grund, und gewann auch Schrapalauw (Schapaw), und dem Markgrafen wurden in dem Streite ſechszehn Ritter abgefangen, und drei todtgeſchlagen. Nachdem der Verfaſſer das Chron. Magdeburg. [46]) von der großen Niederlage, welche der Erzbiſchof Dietrich von Magdeburg, der Biſchof Albrecht von Halberſtadt und der Herzog Magnus von Braunſchweig im Kriege gegen den Biſchof Gerhard von Hildesheim in der Schlacht bei Hildesheim den 3. Sept. 1367 erlitten, gehandelt hat, fährt er fort: Aber eine Wohlthat göttlicher Huld gewährte daſelbſt Gott, daß die Fahne oder das Banner des heiligen Mauritius, welches man in der Schlacht hatte, vorſichtig erhalten und unbeſchädigt an ſeinen Ort nach Magdeburg zurückgetragen ward, daher ward jenes Sprüchwort, daß die Fahne des heiligen Mauritius nicht zum verheerenden Angriff, ſondern zum Vertheidigen helfe, gut verſificirt: Se ne wil nicht heren, sunder si weren. Da den Geiſtlichen im Mittelalter oblag, mit ihren Leuten für die vom Könige erhaltenen Lehen Heerfolge zu leiſten, ſo ſpielten die Fahnen der Heiligen eine große Rolle, und wurden nicht blos zur Abwehr, ſondern auch zum Angriff gebraucht. So ſagt der Ungenannte in der Vita S. Joannis Archiep. Eboracensis: S. Johannis Beverlacensis vexillum assumptum ab Athelstano (dem Könige von England), quo tempore debellavit Scotos. Waren die Kriege nicht zu Gunſten der Kirche, ſo bemerkte man, daß die Theilnahme der Geiſtlichen mit ihren Fahnen mit Zwang geſchehe. So ſagt Ordericus Vitalis (Lib. VIII. p. 705): In der großen Faſtenzeit belagerten der König von Frankreich und der Herzog von der Normandie Brehervallum, und ſtrengten ſich daſelbſt beinahe zwei Monate an. Dahin trugen die Presbyteri mit ihren Parochianen die Fahnen, und die Äbte mit ihren Leuten kamen gezwungen zuſammen. Die geeignetſte Rolle jedoch ſpielten die Fahnen der Heiligen, wenn die Geiſtlichen ſelbſt zur Vertheidigung der Kirche oder ihrer Beſitzungen durch die Waffen auffoderten. Der König David von Schottland, welcher den König Stephan von England bekriegte, that im J. 1138 zwei Einfälle in Northumberland, und verwüſtete es grauſam. Da König Stephan von den Verhältniſſen behindert war und das Herz des Königreichs nicht verlaſſen konnte, um ſeinen Unterthanen im Norden zu Hilfe zu eilen, ſo übernahm der Erzbiſchof Thurſtan von York die Sorge, dieſen zweiten Einfall zurückzutreiben. Der Abt Ailred von Rivaur, Ethelredus Abbas Rievall. de Bello Standardico ann. 1138 ſagt: Der Erzbiſchof Turſtinus (Thurſtan) erließ durch ſeine ganze Diöceſe ein biſchöfliches Edict, daß aus jeder Parochie unter dem Vorgange der Presbyter mit dem Kreuze und den Fahnen und den Reliquien der Heiligen, Alle, die in Schlachten zu gehen vermögen, zu den Vornehmſten eilen ſollten, um die Kirche Chriſti gegen die Barbaren zu vertheidigen. Ferner berief der Erzbiſchof Thurſtan die Barone und Edelleute der nördlichen Provinz zuſammen und ſtellte ihnen vor, daß ſie bei dieſer dringenden Gelegenheit keine Hilfe, als von ſich ſelbſt, erwarten könnten, weil der König nicht im Stande ſei, ihnen dieſelbe zu gewähren. Der hagulſtadenſer Prior, Ricardus de Bello Standardico, ſagt: Tunc Crucem suam et S. Petri vexillum, ac suos homines tradidit (nämlich der Erzbiſchof Thurſtan) eis. Unter Anführung Walter's von Speck und Wilhelm's von Albemarle rückten die Barone und Edelleute mit ihren Schaaren bis nach Alvertun. Nachdem ſie den Entſchluß gefaßt, die Feinde an dieſem Orte zu erwarten, pflanzten ſie eine Zeltſtange dahin, an deren Spitze ſie geweihte Hoſtien und einige Fahnen der Heiligen banden, um ſich im Fall der Noth daſelbſt wieder zu verſammeln. Daher hat dieſer Krieg den Namen Fahnenkrieg erhalten. Ihn hat mit allen ſeinen Umſtänden der Abt Ailred von Rivaur, Ethelredus Abbas Rievall. de Bello Standardico beſchrieben. Als der Infant, Don Ferdinand, Regent von Caſtilien, im J. 1410 Antequera belagerte, und den hartnäckigen Widerſtand der Belagerten ſah, ſchickte er nach Leon und ließ die Fahne des heiligen Iſidorus holen. Sie ward ihm durch einen Chorherrn unter einer ſtarken Bedeckung überbracht; er war bei dem Anblicke der Fahne ungemein erfreut, weil er dieſen Heiligen beſonders verehrte, und ließ die Stadt beſtürmen. Die erſten Paniere, welche man auf dem Thurme, aus welchem man die Muhammedaner vertrieb, aufſteckte, waren das des Garcias Fernandez Manrique, das des d'Arellano, das des d'Avilla, das des Narbaez und das des Pedro Alfonſo

43) Historia Monasterii Croylandensis inter Hist. Angl. p. 878. 44) Lib. II. de Gest. Angl. c. 6. 45) Bei *Leibnitz*, Rer. Brunsv. Scriptt. T. III. p. 379. 46) Bei demſelben a. a. O. S. 749.

Eſcalante. Nachher ſteckte man auch das des Infanten, und die Fahnen von Sevilien und Cordova auf. Der Infant ließ ſogleich die Fahnen des heiligen Jacob und des heiligen Iſidor herbeibringen, und ſie ſolchergeſtalt aufrichten, daß ſie über alle andere hervorragten [47]). König Swerrir erzählt in der Swerris-Saga Cap. 15 [48]) in Beziehung auf ſeine Schlacht gegen die Nidaroſer: Sie gingen ſoweit in ihrer Verwegenheit, daß ſie die Fahne des heiligen Olaf des Königs [49]) nahmen, und ſie gegen den König Swerrir tragen ließen, und ſie waren doch Lendirmenn [50]) und Bändor [51]). Aber das ergab ſich auf dieſe Weiſe, wie ihr nun hören könnt. Der Mann, welcher die Fahne trug, ward auf Pferdesrücken geſetzt und ſprengte hinter dem Kriegsvolke her, und konnte das Pferd nicht zum Stehen bringen, und ſprengte da auf zwei Mann; der eine erlitt dadurch ſogleich den Tod, aber der andere eine ſolche Beſchädigung an den Gliedern, daß er nachher niemals wieder genas; aber er ſelbſt fiel vom Rücken des Pferdes, und ließ die Fahne niederfallen. König Olaf gewann das Treffen. Man nahm da die Fahne des heiligen Olaf des Königs und trug ſie in die Stadt [52]) mit ſchönem Siege. König Swerrir dankte dem allmächtigen Gott und der heiligen Mutter Gottes Maria und dem heiligen Olaf, dem König, wegen dieſes ſchönen Sieges, den ihm Gott gab. In der Epistola ad Papam una cum vexillo Turchino missa 1480, die XVIII. Nov. de obsidione insulae, Rhodus, a Turcis, bei von Ludewig (Reliq. Manuscriptorum. T. V. p. 290—299) heißt es S. 297: vexillum imaginis sanctissimae domini nostri Jesu Christi et religionis nostrae ante hostis conspectum ereximus. Die größte Rolle ſpielt in der Geſchichte die mit dem Kreuze und den Schlüſſeln bezeichnete Fahne des heiligen Petrus zu Rom, Vexillum S. Petri, oder Vexillum S. Crucis et Ecclesiae Romanae [53]). Das Ceremoniale Romanum Lib. I. sect. 7 ſagt: Pontifex consuevit vexilla Ecclesiae et armorum suorum benedicere, et Capitaneo seu Vexillifero sanctae Romanae Ecclesiae dare in fine Missae etc. Der Papſt pflegt die Fahne des heiligen Petrus an chriſtliche Fürſten zu ſchicken, welche einen Feldzug gegen die Heiden oder die Ketzer, oder auch blos Schismatiker unternehmen, wie der Papſt Innocentius III. in dem Briefe an den König der Bulgaren, Johannitius, S. 59 ſagt: contra illos, qui honorant labiis Crucifixum, cor autem eorum longinquum ab ipso. Innocentius III. meinte damit die Griechen als Schismatiker. Er ſandte dem Bulgarenkönige Johannitius die Fahne des heiligen Kreuzes und der römiſchen Kirche, als dieſer ſich zum Kriege gegen die Türken rüſtete, und dem Könige Leo von Armenien ſchickte er eine Fahne des heiligen Petrus, als dieſer die Türken zu bekriegen unternahm [54]). Papſt Innocentius IV. ſandte im J. 1355 dem Könige von Ungarn, als dieſer zu einem Feldzuge gegen die Türken Anſtalt machte, ein vexillum sanctae Crucis et Ecclesiae tanquam vexillatori inclyto [55]). Im Kriege des Herzogs Wilhelm des Baſtards [56]) gegen den norwegiſchen König von England, der auf dem norwegiſchen Throne ſaß, im J. 1066, ſandte der Papſt Alexander II. dem Erſteren die Fahne des heiligen Petrus [57]). Unter den Sendungen oder Übergebungen derſelben [58]) an Fürſten iſt am berühmteſten folgende. Bei Gelegenheit des erſten Kreuzzuges ſandte der Graf von Vermandois, Hugo der Große, der Bruder des Königs Philipp von Frankreich, eine Geſandtſchaft von 24 Perſonen mit goldenen Panzern und Stiefeln an den Dux Johannes von Dyrrhachium, und der Antrag, den er ihm machen ließ, lautete: Kund und zu wiſſen ſei es gethan, Dux, daß unſer Herr, Hugo, baldigſt mit der aus Rom erhaltenen Fahne [59]) des heiligen Petrus erſcheinen wird, und zwar als der höchſte Befehlshaber des geſammten fränkiſchen Heeres. Schickt euch alſo an, ihn und ſeine Macht würdig zu empfangen und ihm entgegen zu gehen [60]). In Beziehung auf die Vorkehrungen des Feldzuges des Reichsheeres gegen die Huſſiten ſagt Eberhart Windecke Cap. 104. S. 1154: „do wart der marggraff von Brandenburg gewelt und das pest banir gesegent und im gegeben zu sant Sebolt zu Nurmberg an unser liben frawen tag Purificationis, in dem jare 1422," und Cap. 108. S. 1163: „do wart Marggraff Friedrich vonn Brandenburg des babest banier gesegent und enpfollen zu furen, also du zuvor auch geschriben vindest, und also zog der Marggraff hinweg gen Beheim." Arnulphus (Histor. Mediol. Lib. III. Cap. 15. p. 30) ſagt in Beziehung auf Arlembald, welcher als Anhänger des Papſtes die ſogenannten Simoniſchen Schismatiker in Mailand bekämpfte: „Außerdem rühmte ſich derſelbe Arlembald von Rom ſelbſt die Kriegsfahne des heiligen Petrus (bellicum Sancti Petri vexillum) gegen alle ihm Widerſtreitenden erhalten zu haben. Dieſe, auf eine Lanze geſteckt, ſcheint das Anzeichen der Todtſchläger, da es wahrhaftig gottlos iſt, ſo etwas von Petrus zu vermuthen, nach dem, was im Evangelio gegeben iſt: „Will Jemand mir nachfolgen, der verleugne ſich ſelbſt und nehme ſein Kreuz auf ſich, und folge mir," ſagt der Herr. Treulich, und daher getroſt,

47) Ferreras, Allgem. Hiſtorie von Spanien. 5. Bd. 1756. S. 212. 213. 48) In der Fortſetzung der großen Ausgabe der Heimskringla. 4. Bd. S. 26, in den Fornmanna-Sögur. 8. Bd. S. 38. 49) merki hins helga Ólafs konúngs. 50) Belehnte Männer, Provinzialpräfecten. 51) Bonden, Bauern; über die Fahne des heiligen Olaf hatte nämlich nur der König, mit Bewilligung des Erzbiſchofs und der Chorherren, zu verfügen, nicht aber die Lendirmenn und Bändor. 52) Nidaros, jetzt Trondhjem. 53) Epistola Innocentii III. PP. ad Johannitium, Bulgarorum Regem, in Gestis ejusdem Pontificis. p. 59.

54) apud *Philippum Mazerium* in Vita S. Petri Thomasii. Cap. 4. 55) Gesta Innocentii III. p. 122. 56) *Philippus Mazerius* l. c. Cap. 4. 57) *Ingulfus* p. 900. *Odericus Vitalis* Lib. III. an. 1066. p. 493. 58) Außer den Beiſpielen von übergabe der Fahne des heiligen Petrus an chriſtliche Fürſten, welche wir oben anführten, ſ. *Gregorius VII*, PP. Lib. V. Epist. 12 und *Fridegodus* in S. Wilfrido. Cap. 28; ſ. auch *Nicol. Alamann.* in Dissertat. de Lateranensibus parietinis. Cap. 14 et 15. 59) *ἡ Χρυσῆ τοῦ ἁγίου Πέτρου σημεῖα.* 60) *Annae Comnenae* Alexias. (Paris. 1651.) ſ. 288. Allgem. Sammlung hiſtoriſcher Memoires, herausgegeben von F. Schiller. 1. Abth. 1. Bd. S. 235.

Digitized by Google

ſagen wir: Die Lehrer müſſen ſich vor dem abſolut vorgetragenen Spruche des Paulus hüten: „So Jemand euch Evangelium prediget anders, denn das ihr empfangen habet, der ſei verflucht." Indem wir nämlich dieſes ſagen, widerſtreiten wir euch nicht, o römiſche Herren (o Seniores Romani), da unſer Meiſter (oder Lehrer, Magister) Ambroſius ſagt: „Ich wünſche in allem der römiſchen Kirche zu folgen. Denn euch glauben wir, für euch entſagen wir allen Ketzereien; aber es ſcheint uns gültig, daß das jus Ecclesiasticum ein Doctor Ecclesiasticus darlege, nicht ein idiotiſcher Laie." So Arnulph Lib. III. cap. 15 und Lib. IV. cap. 10; p. 39 redet er wieder zweifelhaft, ob der Arembald wirklich die Fahne von Rom erhalten habe, indem er nämlich erzählt, daß Arembald auf die, welche ſich eidlich verbunden, Gerechtigkeit und des heiligen Ambroſius Ehre und den vom Könige erhaltenen Seelenhirten anzunehmen, einen Angriff mit den Waffen gemacht, bemerkt er: Vexillum, quod Sancti Petri dicebat, dextera gerens etc. Aber daß Arlembald, oder Erlebald, wie er von Andern genannt wird, die Fahne wirklich von Rom erhalten habe, läßt ſich nicht nur daraus ſchließen, daß im J. 1077, nämlich drei Jahre nachdem er erſchlagen worden war, wie Berthold von Conſtanz (Chron. bei Uſſermann, Monum. Rer. Aleman. III. T. II. p. 71. 72) erzählt, die Wunder, welche am Grabe des rüſtigen Bekämpfers der mailändiſchen Schismatiker geſchahen, als wahr anerkannt wurden, ſondern auch Landulphus Senior (Mediol. Histor. Lib. III. Cap. 14. p. 104) erzählt ausdrücklich: Der die mailändiſche Geiſtlichkeit bekämpfende Diakonus Ariald und Landulphus de Cottis haben ſich mit dem Ritter Herlembald, wie er ihn nennt, verbunden, ſeien mit ihm nach Rom gereiſt, und Ariald habe den Papſt Alexander gebeten: obnixe exoro, ut hunc militem Herlembaldum, virum bello probum, consilioque strenuissimum, in omnibus confirmatum, et a Dei parte, B. Petri et vestri munitum mihi attribuas defensorem et vexillum victoriae accipiat, ut securius militans nos possit defendere et tuos olim rebelles humiliare. Hierauf geht Ariald auch Oldeprand'n (Hildebrand), welcher aus einem Mönche Kanzler und Archidiakonus geworden iſt, an, und im Palaſte reſidirend, die Miliz wie ein Imperator regiert. Oldebrand ſagt, er wolle den Papſt zu allem, was er (Ariald) foderte, ermahnen. Weiter bemerkt der Geſchichtſchreiber: Alexandro et Oldeprando in uno consentientibus, vocato Herlembaldo et Arialdo adstantibus multis, vexillum manu quoddam tenens, ac ipsum, prout poterat benedicens, sub quandam obedientiam et inauditam ei attribuit. O Pater, ubi eras, caecidisti filios scorpionibus.

Außer der Gewohnheit der Päpſte, Fahnen zu ſegnen oder ſegnen zu laſſen, und an die chriſtlichen Fürſten zum Gebrauche im Treffen gegen die Ungläubigen zu ſchicken, hatte auch die gewöhnliche Fahnenweihe ſtatt. Die Einſegnung oder benedictio vexilli bellici findet ſich im Ordo Romanus am Ende. Die Heerſcharen werden zuſammenberufen, und der Biſchof ſpricht den Segen über die Fahne. Gleiches geſchah auch bei den byzantiniſchen Griechen. Über die Fahnen wurde nicht blos ein Mal, wenn ſie geweiht wurden, der Segen geſprochen, ſondern auch ſpäter, wenn die den Kirchen gehörigen und in ihnen aufbewahrten Fahnen in die Schlachten getragen wurden, ſprach der Biſchof oder Prieſter ein Gebet über ſie, und nach Beendigung der Schlacht wurden ſie an den Ort, von woher ſie genommen waren, zurückgebracht. Radulfus de Rivo[61]) ſagt: Lambert von Upas, der tapfere Ritter, empfing die heilige Fahne des ſeligen Lambertus in der Mitte der lütticher Kirche mit dem Segen aus der Hand des Biſchofs nach alter Sitte. Ägidius[62]) bemerkt: „Den nächſten Dinstag ward der genannte Raſo in der Mitte der größern Kirche (der Domkirche) gewappnet, und erhielt die Fahne und ging mit dem Volke der Stadt aus der Feſte," und weiter unten: „Als er mit früheſtem Morgen am heiligen Abend vor dem Himmelfahrtstage zurückkehrte, brachte er die Fahne zurück, und ſtellte ſie wieder auf den Altar der heiligen Dreieinigkeit, von woher er ſie genommen hatte." Gleiches geſchah z. B. auch mit der Fahne des heiligen Dionyſius oder der Oriflamme. Auch die den Feinden abgenommenen Fahnen wurden in den Kirchen aufbewahrt. Jacob von Künigeshoven[63]) ſagt in Beziehung auf den Sieg, welchen die Strasburger den Sonntag vor Sanct Martinstag 1474 über die Burgundiſchen gewannen: „und wurdent den von Strassburg fünff paner, die steckten sie in unser Frouwen münster." In der hiſtoriſchen Erzählung, was von Tagen zu Tagen oder von Zeiten zu Zeiten ſich in dem ſogenannten Armen-Gecken-Kriege zugetragen[64]), heißt es von den Strasburgern und Schletſtättern und ihren Verbündeten in Beziehung auf die Niederlage, welche ſie im J. 1445 den Gecken in dem Engpaſſe bei heil. Kreuz beibrachten: Sie eroberten 416 ſchöne Pferde, 80 ganze Harniſche, drei fliegende „Panier" und viele andere „Paner," darunter eins der Schweizer, die bei Baſel geſchlagen worden, geweſen, auch des Königs[65]) „Hauptpaner," ſo groß Schatz werth war (welches großes Schatzes werth war). Dieſe „Paner" ſteckte man zu Schletſtatt auf in die Kirche. Als Symbol des gewonnenen Sieges ſpielten nämlich die den Feinden abgenommenen Fahnen eine große Rolle. So z. B. ſagt Hinkmar von Reims zu J. 865[66]): „Rodbert erſchlug von dieſen Nordmannen, welche in der Loire ſaßen, mehr als 500, ohne Schaden der Seinigen, und ſchickte die nordmanniſchen Fahnen und Waffen an Karl, nämlich Karl den Kahlen. Engelhus[67]) ſagt: Die Könige von Caſtilien und Aragonien und Pfalzgraf Rudolf bei Rhein mit einem großen Heere ſtritten glücklich, ſtreckten viele von den Heiden nieder, und ſandten die Fahne dem Papſte

61) *Radulphus de Rivo*, Tungrensis Decanus, de Gestis Episc. Leodiens. Cap. 7. 62) *Aegidius*, Aureae vallis Monachus, de Gestis Episcop. Leodiensium. Cap. 101. 63) Elſaſſiſche und ſtrasburgiſche Chronik. Cap. 5, herausgegeben von Schilter. S. 373. 64) Bei demſelben a. a. O., die XVII. Anmerk. S. 1019. 65) Karl's VII. von Frankreich. 66) *Hincmari Remensis* Annales ap. *Pertz.* Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. I. p. 469. 67) Chronicon *Engelhusii* ap. *Leibnitz.* Rer. Brunsv. Scriptt. T. II. p. 1127.

Benedict nach Rom. Aus ihr machte der Papſt eine große Freude und ſang durch die Stadt: Vexilla Regis prodeunt. Nicht blos die den Feinden abgenommenen, ſondern überhaupt die den Kirchen gehörigen Fahnen werden bei kirchlichen Proceſſionen als Symbole des Sieges getragen[68] und nach Beendigung derſelben wieder in den Kirchen aufgehängt. Die Fahnen bei Proceſſionen ſollen den Sieg der Auferſtehung und der Himmelfahrt des Herrn darſtellen. Daher wird auch das Kreuz die Fahne Chriſti genannt[69]. Eine beſondere Rolle ſpielten Fahnen bei den Kreuzesbrüdern oder Geißlern. Das braunſchweiger Bilderzeitbuch, welches von ihnen zum J. 1350[70] handelt, bemerkt: und wo ſie in die Städte kamen, gingen ſie die Proceſſion von Kirche zu Kirche, je zwei und zwei zuſammen, und jeder hatte eine Fahne u. ſ. w. Weiter unten erzählt das genannte Zeitbuch weiter: Der andere Auflauf, der war, daß zu Bismark ein neuer Zulauf in dieſem Jahre (1350) aufkam, man ſagte, daſelbſt wäre ein Kreuz, das große Zeichen thäte. Daſelbſt ward ſoviel geopfert, daß ſie ſich zuletzt um das Opfer ſchlugen. Da verging die Fahrt. Der dritte Auflauf ward in dem Lande zu Lauſitz. Dort ſtand unſerer lieben Frauen Bild, dahin lief das Volk thörichter Weiſe, denn die Sprache ging, das Bild ſpräche den Leuten zu. Der Thorheit ward ſoviel, daß die Herren und Fürſten in ihren Landen verboten, nicht ſo zu thöricht handelnd zu gehen. Zuvörderſt der Herzog Rolef (Rudolf) verſtörte das. Und von dieſen drei Aufläufen, davon kamen viele Fahnen in die Kirchen auf den Dörfern. Das war das beſte, das davon kam. So der Verfaſſer des braunſchweiger Bilderzeitbuches. Bei den Proceſſionen, welche zum feierlichen Empfange hoher Perſonen angeſtellt wurden, hatten auch die Fahnen ihre Wichtigkeit. So z. B. erzählt *Buschius* de Reformatione Monasteriorum Cap. 44[71], als der Cardinalis a latere D. Nicolaus de Cusa nach Halle gekommen, ſei der Erzbiſchof von Magdeburg damals nicht zugegen geweſen, habe aber ihm (Buſchen) den Auftrag gegeben, mit dem ganzen Klerus und Volk dem Cardinal außerhalb des Thores processionaliter entgegen zu gehen, und bemerkt dann weiter unten: Ordinavi igitur processionem, ut scholares cum secularibus presbyteris in superpelliciis cruces et vexilla sequerentur, et post eos tres Mendicantium ordines, primo Fratres Servorum Mariae, deinde praedicatorum, postremo Fratres Minores, singuli Ordines cum crucibus suis etc. Anaſtaſius, der Bibliothekarius, oder wer ſonſt der Verfaſſer De Vitis Roman. Pontif.[72] iſt, erzählt in Beziehung auf den Empfang des Papſtes Leo III., als dieſer von ſeiner Reiſe zu Karl dem Großen nach Frankreich aus demſelben nach Rom zurückkehrte: **Tunc Romani prae nimio gaudio suum recipientes Pastorem, omnes generaliter in vigilia Beati Andreae Apostoli, tam Proceres clericorum cum omnibus Clericis, quamque Optimates, et Senatus, cunctaque Militia, et universus Populus Romanus, cum Sanctimonialibus et Diaconissis, ac nobilissimis Matronis, seu universis foeminis, simul etiam et cunctae scholae peregrinorum, videlicet Francorum, Frisonum, Saxonum atque Longobardorum, simul omnes connexi ad pontem Milvium, cum signis et bandis**[73], **et canticis spiritalibus susceperunt, et in Ecclesiam Beati Petri Apostoli deduxerunt, ubi et Missarum solemnia celebravit.**

Die Überſendung der Fahne einer Stadt galt als Zeichen der Huldigung oder Unterwerfung oder Ertheilung der Herrſchaft. So z. B. erzählen die Annales Laurissenses und *Einhardi* Annales[74] und nach ihnen der Poëta Saxo zum J. 796[75]: Der Papſt Adrian ſtarb, und Leo folgte alsbald an ſeiner Stelle nach, ſchickte Geſandte mit Geſchenken an den König (Karl den Großen), ſandte ihm auch die Schlüſſel der Confeſſion des heiligen Petrus[76] und die Fahne der Stadt Rom[77], und verlangte, daß er einen von ſeinen Großen nach Rom ſenden möchte, welcher das römiſche Volk zu ſeiner Treue und Unterwerfung durch Eidſchwüre confirmiren ſollte. Dieſe Überreichung der Fahne war alſo das Zeichen, durch welches man Einem die Herrſchaft ertheilte, welches man aus den alten Münzen der Dogen von Venedig gleichfalls erſehen kann[78]. Da Übergabe der Fahnen Unterwerfung anzeigte, ſo mußten dieſe im J. 1162 die von Kaiſer Friedrich I. gedemüthigten Mailänder leiſten. Burchard[79], nachdem er erzählt hat, wie am 1. März die mailändiſchen Conſuln nebſt andern Edeln ſich dem Kaiſer zu Füßen geworfen, und ihm Eide geleiſtet, ſagt weiter: Den folgenden Sonntag, an welchem paſ-

68) ***Honorius Augustod.*** Lib. I. c. 2 ſagt: Cum ante nos crux et vexilla geruntur, quasi duo exercitus sequuntur, dum hinc inde ordinatim cantantes gradiuntur. 69) Durandus (Lib. I. Ration. c. 6. *n.* 26) ſagt, daß das Kreuz die Fahne Chriſti und das Zeichen ſeines Triumphes ſei. Daher enthält auch der Hymnus die Worte: Vexilla Regis prodeunt etc. Innocentius III. (in Epist. ad Archiepiscopum Trinovitanum, in Gestis ejusdem PP. p. 61) nennt Crucem, vexillum scilicet Dominicae passionis. Mehre andere Beiſpiele und Nachweiſungen ſ. bei *Du Fresne*, Gloss. unter *Vexillum*, signum Crucis. 70) Bei Leibnitz a. a. O. 3. Th. S. 380. 71) Bei demſelben 2. Th. S. 945.

72) Bei ***Muratori***, Rer. Ital. Scriptt. Tom. III. p. 198. 73) Fahnen. 74) Bei *Pertz*. Monum. Germ. Hist. Scriptt. T. I. p. 182. 183. 75) Bei demſelben a. a. O. S. 252. 76) claves confessionis Sancti Petri; man vergleiche hiermit den Brief des Papſtes Gregor III. an Karl Martell (bei ***Baronius***, Annal. Eccles. ad an. 740), wo er ſchreibt: Conjuro te per Deum vivum et verum, ut per ipsas sacratissimas Claves Confessionis Beati Petri, quas vobis ad regnum direximus, ut non praeponas amicitiam Regum Langobardorum amori Principis Apostolorum etc. Was hier durch claves Confessionis S. Petri bezeichnet wird, nennen die Annales Metenses zum J. 747 bei derſelben Gelegenheit claves venerandi sepulcri principis apostolorum Petri. Sie erzählen weiter, Papſt Gregor habe auch nach dem Beſchluſſe der vornehmſten Römer (Romanorum principum) einen Brief an Karl'n (Martell) geſchickt gehabt, daß das römiſche Volk nach Verlaſſung der Herrſchaft des Kaiſers ſich unter ſeinen Schutz begeben wolle. 77) vexillum Romanae urbis. 78) Muratori, Geſchichte von Italien. 4. Th. S. 458. 79) Epistola Burchardi notarii Imperatoris ad Nicolaum Sigebertem Abbatem de victoria Friderici Imp. Aug. et excidio Mediolanensi ap. ***Muratori***, Rer. Ital. Scriptt. T. VI. p. 916. 917.

ſend Reminiscere miserationum tuarum geſungen ward, kamen mehr als 300 ganz auserleſene mailändiſche Ritter mit den genannten Conſuln, fielen vor dem vorſitzenden Kaiſer nieder und flehten ſein Mitleid allein an, und fährt dann fort: claves civitatis obtulerunt, omnium portarum atque arcium, resignantes vexilla principalia, quae erant numero triginta sex, et ipsi sacramenta eadem, quae Consules, praestiterunt. Postea tertia feria venit populus cum carrocio, quod apud nos *standard* dicitur, et cum reliqua militum multitudine afferens omnium vicinarum vexilla numero centum, et paulo plura. Das Volk zieht in Neu-Lodi ein, und vor den Palaſt des auf dem Throne ſitzenden Kaiſers. Die Trompeten werden dem Kaiſer übergeben. Denique, bemerkt Burchard weiter, singuli vicinarum majores procedebant profitentes, et vexilla sua per ordinem a primo usque ad ultimum resignantes. Beſondere Schwierigkeit machte hierbei die Standarde des Streitwagens, weil ſie an einen Baum befeſtigt ſich nicht neigen wollte[80]). So Burchard. Mit ihm ſtimmt Otto Morena, denn nachdem er erzählt hat, daß die Conſuln von Mailand im Palaſte ſich dem Kaiſer Friedrich I. unterworfen, bemerkt er weiter: Den nächſten Sonntag kamen 300 Ritter Mailands zu dem Kaiſer in dem genannten Palaſte, unter welchen 36 Fahnenträger[81]) waren, welche die Fahnen in die Hände des Kaiſers übergaben, während ſie ihm den Fuß küßten; und daſelbſt war Guintellinus, der ſcharfſinnigſte Magiſter der Mailänder, und auf welchen ſie die größte Hoffnung hatten, und übergab dem Kaiſer die Schlüſſel der Stadt zum Zeichen der ganzen Stadt, und Alle meinten, daß ſie weiterhin in gutem Glauben und ohne Trug alle Befehle beobachten würden, welche der Herr Kaiſer oder ſein zuverläſſiger Abgeſandter ſowol über ihre Perſonen, als über die Stadt thun würde, und daſelbſt befahl der Kaiſer den Conſuln Mailands, daß ſie noch alle diejenigen, welche ſeit drei Jahren rückwärts Conſuln Mailands geweſen waren, und auch einen Theil des Fußvolks Mailands kommen ließen. Es kamen daher den nächſten Dinstag auf 1000 Mann Fußvolk Mailands mit ihrem Carocium und der größten Fahne über dem Carocium, und mit 904 andern Fahnen, welche alle ſie dem Kaiſer, ſowie die zwei Trompeten, welche ſie hatten, zum Zeichen der ganzen Republik Mailands, übergaben, und Alle ſchworen auf die erwähnte Weiſe. Dies Otto Morena. Sowie die Senkung und Übergabe der eigenen Fahnen Unterwerfung anzeigte, ſo war es auch ein Zeichen derſelben, wenn man die Fahne eines Andern aufpflanzte. Nachdem Raul[82]) erzählt hat, wie die Mailänder ſich im J. 1158 dem Kaiſer Friedrich I. unterworfen, und er ihnen den Friedenskuß gegeben, und ſie aus der Acht gethan, fährt er fort: und ſie ſetzten die Fahne des Kaiſers auf den Thurm der größern Kirche (der Metropolitankirche), welcher größer war als alle Gebäude der Lombardei. Rodericus ſagt bei derſelben Gelegenheit: Recitatis mox quae in scriptum redactae fuerant conditionibus pacis, cum assensus et favor omnium accessisset, pacem, dextrasque accipiunt, signumque Imperialis vexilli, in civitate receptum, pro indicio victoriae erigitur[83]). Da Sieg und Beſitznahme Hand in Hand gingen, ſo war das Aufpflanzen oder Aufpflanzenlaſſen ſeiner Fahnen das Zeichen von beiden. So fügt Notker, welcher Psalmus LXXIII. (Hebr. LXXIV.) v. 4. Posuerunt sua signa überträgt durch: Sazton iro fanon zeamere iro fanon erklärend hinzu: daz si dar warin in monumentum victoriae. Wilhelm von Tyrus ſagt in Beziehung auf die Einnahme von Tyrus durch die Chriſten im J. 1184: Zum Zeichen des Sieges ward über demjenigen Thurme, welcher über dem Stadtthore ragt, die Fahne des Herrn Königs aufgepflanzt, über demjenigen aber, welcher der grüne heißt, ward die Fahne des Herrn Herzogs von Venedig, und über dem, welcher der Thurm von Tanaria genannt wird, die Fahne des Grafen von Tripolis mit vieler Herrlichkeit aufgerichtet[84]). Als den Chriſten zu Jeruſalem, welche durch Betfahrten, Faſten und Almoſen die Hilfe Gottes für die wider Tyrus ſtreitenden Brüder erfleht hatten, der von Gott ſeinem Volke geſchenkte Sieg durch einen Brief des Patriarchen kund wird, erhebt ſich das angenehmſte Freudengeſchrei. Te Deum laudamus, bemerkt Fulcher von Carnot weiter, wird mit lauten Stimmen abgeſungen; die Glocken werden geläutet, die Proceſſion zum Tempel des Herrn geführt, Fahnen werden auf den Mauern und Thürmen erhoben; durch alle Gaſſen werden vielfarbige Zierden (Teppiche) ausgebreitet[85]) u. ſ. w. Als Fürſt Raimund von Antiochien im J. 1137 von dem griechiſchen Kaiſer Johann gezwungen worden war, ihm den Lehneid zu leiſten, ward die Fahne des Kaiſers auf der Hauptburg der Feſtung Antiochien aufgepflanzt[86]). Conſtantinus Porphyrogenitus[87]) be-

80) Burchard erzählt: Stabat autem currus multiplici robore conseptus, ad pugnandum desuper satis aptatus, ferro fortissime ligatus: de cujus medio surrexit arbor procera, ab imo usque ad summum ferro, nervis et funibus tenacissime circumtecta. In hujus summitate supereminebat Crucis effigies, in cujus anteriore parte Beatus depingebatur Ambrosius ante prospiciens, et benedictionem intendens, quocumque verteretur. Ipse post omnis Mediolanensia honoris resignationem ultimus accessit, et ipse suum caput declinaturus, cui qui praeerant arte totam machinam illam, et arborem ipsam usque ad terram declinabant: adeo ut nos, qui intra solium Domini Imperatoris eramus, ruinam machinae veriti exculeremur. Sed arbor deflexa nec cecidit, nec reascendit, donec Imperator fimbrias vexilli collegit, currumque reascendere fecit, et stare subjugatum. Mehres über die Fahnenwagen ſ. bei Raumer, Geſchichte der Hohenſtaufen. 2. Aufl. 5. Bd. S. 569. 570 und Allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. 15. Th. S. 225. 81) vexilliferi.

82) *Sire Raul sive Radulphus Mediolanensis*, De rebus gestis Friderici I. in Italia ap. *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. T. VI. p. 1181. 83) *Radevicus Frisingensis Canonicus*, De Gest. Frid. I. Lib. I. Cap. 48 ap. *Muratori* l. c. p. 779. 84) *Gulielmus Tyrius Metropolitanus*, Belli Sacri Hist. Lib. XIII. Cap. 12. (Basileae.) p. 297. Wie die Aufrichtung der Fahne als Siegeszeichen galt, geht auch aus Odericus Vitalis (Lib. X. p. 773) hervor, welcher bemerkt: Protinus illi, custodibus egressis, cunctas urbis munitiones nacti sunt, et in principali turre vexillum cum ingenti trophaeo levaverunt. 85) ſ. Wilken, Geſchichte der Kreuzzüge. 2. Th. S. 512. 86) *Gulielmus Tyr. Metr.* Lib. XIV. Cap. 30. p. 341. 87) Lib. de administrando Imperio. Cap. 46.

merkt, der Patrizier Conſtans habe, nachdem er Adramyttium eingenommen, die kaiſerliche Fahne auf den Feſtungswerken aufgerichtet, damit Alle wüßten, daß dieſes Caſtrum von dem heutigen Tage an dem Kaiſer gehöre. Da die Fahnen als Symbol des Sieges und der Herrſchaft eine ſo wichtige Rolle ſpielten, ſo haben die Geſchichtſchreiber oft Gelegenheit davon zu ſprechen[88]). Beſonders merkwürdig iſt wegen des Aufſehens und der Folgen, welche ſie hatte, die Art der Beleidigung, welche König Richard Löwenherz von England dem Herzoge Leopold von Öſterreich anthat. Otto von St. Blaſien[89]) erzählt Folgendes: Nach Einnahme der Stadt (Accon oder Ptolemais im J. 1192) ließ der König der Engländer die triumphaliſchen Feldzeichen[90]) ſeines Heeres auf den Thürmen anheften, indem er den Titel des Siegs ganz und gar ſich ſelbſt ziemlich anmaßend zuſchrieb. Als er durch die Stadt ging, ſah er die Fahne des Herzogs Leopold von Öſterreich einem Thurme, welchen dieſer mit den Seinigen erobert hatte, angeheftet, und fragte, da er ſie nicht als die ſeine erkannte, weſſen ſie ſei. Als er die Antwort erhielt, daß ſie dem Herzoge von Öſterreich gehöre, und erfuhr, daß dieſer zum Theil die Stadt erobert, ward er vom größten Unwillen bewegt, ließ die Fahne vom Thurme werfen und in den Koth treten: überdies beleidigte er den Herzog durch Anthuung von Schmähreden ohne Grund. Durch Vertheilung der durch den Schweiß Sämmtlicher erworbenen Beute allein unter die Seinigen, beraubte er derſelben die Übrigen, und erregte gegen ſich den Haß Aller. Godfrid von Cöln bemerkt zum J. 1191[91]) (nach Andern 1192): Nachdem die Könige und Fürſten in die Stadt gegangen, und als die Chriſten ſich ihrer bemächtigt, ließ König Richard, welcher gegen die Tapferkeit der Teutſchen Argwohn hegte, die auf der oberſten Spitze eines Thurmes aufgerichtete Fahne des Herzogs Leopold auf die Erde herabwerfen. Dieſer, hierüber unwillig, jedoch es verhehlend, ging mit den Seinigen aus der Feſtung heraus, und ſchlug ſeine Zelte bei der Stadtmauer auf. Rigordus[92]) ſagt: Richard nahm des Herzogs von Öſterreich Fahne bei Accon einem gewiſſen Fürſten hinweg, und warf ſie zur Schande und Schmach des Herzogs auf die niedrigſte Weiſe zerbrochen in eine tiefe Cloake. Nach Matthäus Paris[93]) beſchimpfte Richard die Fahne des Herzogs von Öſterreich auf dem Zuge[94]) nach Askalon. Es entſtand nämlich zwiſchen den Marſchällen des Herzogs Leopold von Öſterreich, welche für ihren Herrn eine Herberge einnahmen, und einem normänniſchen Ritter, welcher behauptete, daß er dieſe Herberge ſchon für ſich beſtellt habe, ein gewaltiger Streit. Da ließ Richard, ohne Unterſuchung der Sache, die aufgeſteckte Fahne des Herzogs von Öſterreich niederreißen und in einen Pfuhl werfen. Als der der Herberge beraubte und von geſchwätzigen Normannen ſchmählich gereizte Herzog dieſen Vorgang in Kenntniß brachte, ging er klagend den König an, trug aber nichts als Spottreden davon. Nach Jo. Bromton[95]) ertheilte Herzog Leopold den Boten, durch welche Richard ihn zur Theilnahme an dem Bau von Askalon ermahnen ließ, die unziemliche Antwort, ſein Vater ſei weder Zimmermann noch Steinhauer geweſen, und wiederholte dieſe Antwort, als Richard ihm beim Begegnen auf einem Spaziergange ſeine Mahnung perſönlich erneuerte. Richard, hierüber heftig ergrimmt, ſtieß den Herzog mit dem Fuße, und gebot, daß künftighin deſſen Fahne nicht mehr in ſeinem (des Königs) Gefolge aufgerichtet werden ſollte. Die Chronik des ſpäter ſchreibenden Hagen[96]) ſagt: Herzog Leopold von Öſterreich von Gebotes wegen Kaiſer Friedrich's I. ward mit andern Fürſten mit dem heiligen Kreuz gezeichnet und fuhr um chriſtlichen Glaubens willen über das Meer wider die Heiden. Der König von England auch dahin zog. Die Chriſten ſiegten da wider die Heiden. Da ging das Panier deß von Öſterreich vor dem Panier des Königs von England. Das mühet (verdrießt) den von England, und (er) unterdrücket dem von Öſterreich ſein Panier. Herzog Leopold wollte das dieweil (vor der Hand) nicht rächen, wenn (weil) ſie des Tages mit den Heiden und mit den Unglaubhaftigen (Ungläubigen) fechten mußten. Da der Streit ein Ende nahm, Herzog Leopold um die Frevel, die ihm der von England gethan hatte, vor dem Kaiſer Friedrich ſich beklagte. Viele andere Fürſten traten zu Herzog Leopold, die das Unrecht an dem von England rächen wollten. Hagen erzählt nun weiter, wie Richard auf ſeiner Heimreiſe in Öſterreich gefangen wird. Auch andere ſpätere Chroniken geben an, daß der König von England das Panier des Herzogs Leopold aus Neid beſchimpft habe, weil im Kampfe wider Saladin das öſterreichiſche Panier dem engliſchen ſtets voran war. Der eigentliche Grund aber war entweder die Beſitznahme des Thurmes in Accon oder der Herberge auf dem Zuge nach Askalon mittels Aufpflanzung der Fahne auf jenem oder dieſer. Wir führen nun weitere Beiſpiele an, wie das Aufſtecken der Fahne als Sinnbild der Herrſchaft galt. So beſagt die Charta Signis uxoris Centulli Comitis Astaracensis in Registo Comitum Tolosae Camerae Comput. Paris. fol. 109: Et ibi super turrim Castri novi, et super turres et portalia aliorum suprascriptorum locorum, ratione et jure majoris domini fecit ascendere vexillum seu bannerium dicti Domini Comitis Tolosani, et ex parte ipsius ter praeconizari et clamare alta voce signum dicti domini Comitis,

88) So z. B. ſagt *Tudebodus* Lib. III. p. 802: Comes S. Aegydii, qui in montanea ante castellum astabat, jussit ei portare vexillum. Ille autem accepit illud cum gaudio, et misit illud in majorem turrim. Füge S. 808 und 812 hinzu. 89) *Ottonis de S. Blasio* Chronicon. Cap. 36 ap. *Ussermann*, Monum. Res Alemann. illustr. T. II. p. 492. Cf. *Gervasii Dorobernensis* Chronica ap. *Twysdenium*, Script. Angl. p. 1581. 90) signa triumphalia sui exercitus ſagt Otto von St. Blaſien. 91) Annales Godefridi Monachi ap. *Freher*, Scriptt. Rer. Germ. T. I. p. 262. 92) De Gestis Philippi Augusti ap. *Bouquet*, Recueil p. 36. 93) Historia Anglicana ed. *Wats* p. 140. 94) Matthäus Paris gibt den Ort nicht ausdrücklich an; doch läßt ſich ſchließen, daß er den Schauplatz nach Baitnubah ſetzt; ſ. Wilken, Geſchichte der Kreuzzüge. 4. Th. S. 470.

95) Chronicon ap. *Seldenum*, Scriptt. X. hist. Angl. p. 1242. 96) Bei *Pez*, Scriptt. Rer. Austr. T. I. p. 1064.

nämlich Tolosa (Toulouſe). Eine Urkunde vom J. 1433 bei Dionyſius Salvagnius[97]): Quandam banneriam armis Delphini depictam in Donjono Castri affixam, tenendam ibidem et remanendam nomine Delfinali spatio trium dierum naturalium, in signum reddibilitatis, dominiique directi et superioritatis etc. Das Tabularium Ecclesiae Uzeciensis zum J. 122. fol. 20: Cognoverunt Episcopi quod Castrum de Montalen tenent ab eo et ab Ecclesia Uticensi, et est verum, et Episcopus debet illud recuperare, et vexillum suum levare in mutatione Episcopi et domini de Salve. Daſſelbe zum J. 1209, f. 26. 57: Petrus Bremundi mandato et voluntate D. Comitis reddidit causa recognitionis Petro de Yllanicis Vexillifero et Procuratori D. R. Episcopi et per eum D. Episcopo et Ecclesiae Uticensi Castrum — ubi idem Petrus de Yllanicis levavit vexillum S. Theodorici, scilicet Leonem rubeum, et fecit clamare signum S. Theodorici pro Episcopo Uticensi. Beſondern Streit hat die Frage erregt, ob die Fahnen in den Bildern der Biſchöfe landesherrſchaftliche oder kirchliche Bedeutung haben. Joh. Peter Ludewig[98]) bemerkt, nachdem er von der Lilie auf den Münzen der Biſchöfe gehandelt hat, Folgendes: Noch machen auch die Biſchöfe auf den Hohlpfennigen mit der Fahne einen Aufzug. Dabei aber darf ſich nach Ludewig's Meinung Niemand die Gedanken machen, als wenn ſolches Zeichen auf eine Weltlichkeit und die Landeshoheit der Biſchöfe ginge, nach welcher ſelbige Reichsfürſten heißen, auch etliche ſogar den Pfaffentitel Biſchof nimmer leiden wollten, ſondern ſich lieber von der Weltlichkeit ihrer Lande Prinzen nannten. Die Holländer haben den Biſchof von Münſter, Bernhard von Galen, mit einer geſpaltenen Kleidung, halb geiſtlich, halb weltlich oder kriegeriſch vorgeſtellt. Darüber hat ſich derſelbe ſo wenig entrüſtet, daß er vielmehr ein Geſchenk ausgeboten, wer ihm den anzeigte, der Stifter von dieſer Erfindung wäre. Denn ebendieſes ſei völlig nach ſeinem Sinne, daß ein Biſchof, der zugleich Reichsfürſt in Teutſchland ſei, eine zweifache Perſon vertreten und ſo muthig im Felde, als andächtig ſein müßte. Daher nicht der Biſchof, ſondern der Fürſt oder Herzog von Münſter die Stadt Gröningen belagert hätte. Von dieſem Muthe, bemerkt Ludewig weiter, haben die Biſchöfe der alten[99]) Zeiten nichts gewußt. Vielmehr zeigt dieſe Art Fahnen ein Kirchenzeichen an, welches in geiſtlichen Gebräuchen die Bedeutung haben ſolle, daß die Chriſtenpflicht erfodere, wider das Böſe nicht allein wachſam zu Felde zu liegen, ſondern auch den Sieg Chriſti wider daſſelbige davonzutragen. Freilich hatte die Fahne der Biſchöfe auch dieſe Bedeutung, aber jeder derſelben beſaß im Namen eines Heiligen die weltlichen Beſitzungen, und die Fahne bedeutete dann auch die Herrſchaft über dieſelben. Über die Fahnen der weltlichen Fürſten bemerkt Ludewig (a. a. O. S. 97—100) Folgendes: In die Fahne, welche die Bildungen (Abbildungen) der Fürſten oder die fürſtlichen Bilder öfters anſtatt des Schwertes, oder auch neben demſelben in einer andern Hand, und zwar bald in der rechten, bald in der linken, führen, denn beides findet ſich, wiſſen ſich die Wenigſten zu ſchicken. Maßen ſelbige von den Fürſten reitend oder ſtehend auf den Münzen, und zwar meiſtens ohne anderes Beizeichen, als etwa Ringlein, Striche und Kreuzchen angetroffen werden. Denn daß dieſe Fahnen faſt alle vorn ein Viereck haben, welches in verſchiedene Striche ausläuft, ſolches ſtellt nur die Tracht vor, die man damals in Verfertigung der Fahnen gehabt hat. Die Sache verhält ſich alſo: Die Alten haben vordem jedem beſonderen Volke, wenn die Armee aus vielerlei Nationen beſtanden, eine gewiſſe Hauptfahne gegeben. So findet man, daß in den Zügen nach dem gelobten Lande, wenn die chriſtliche Armee aus franzöſiſchen, engliſchen, ſpaniſchen, teutſchen und mehren Völkern beſtanden, jede davon ihre Nationalfahne gehabt und ſich zu derſelben gehalten habe. Gleiches iſt nun auch in Teutſchland bei der Reichsarmee, auch ſonſten bei Reichstagen geſchehen. Denn in beiden Gelegenheiten hatte man vordem keine andere Abtheilung, als nach den ſechſerlei Völkern, Kreiſen, Herzogthümern, Landen in Teutſchland, deren jedes davon mit ſeinem einzigen Landesherrn oder Herzog und dieſer mit einer Haupt- oder Nationalfahne verſehen war, zu welcher ſich alle ſeine Vaſallen und Unterthanen, Grafen, Herren und Knechte halten mußten[1]). Und dieſes iſt die Urſache, warum die Kaiſer dieſe ſechs Landesherren mit einer Fahne, das iſt dem geſammten Volke eines ſolchen Landes, belehnt, und deswegen von dieſem Zeichen Fahnlehn genannt haben. Welches denn dieſe Landesfürſten auch in der Bildung (Abbildung) auf ihren Münzen vorſtellen, und damit zeigen

---

97) Lib. de Usu Feudor. c. 8. 98) Einleitung zu dem teutſchen Münzweſen. S. 114. 115. 99) Aber dadurch, daß ſie Güter zu Lehen annahmen, wurden die Geiſtlichen zur Heerfolge mittels ihrer Leute, welche für ſie kämpfen mußten, verpflichtet, und die Zeit war zu kriegeriſch, als daß es nicht auch viele kampfluſtige Geiſtliche gab, welche, ungeachtet des Verbotes, daß ſie ſelbſt keine Waffen, ſondern nur ihre Leute dieſelben tragen ſollten, an dem Kampfe Theil nahmen. Nachdem Anna Comnena erzählt hat, wie ein einen Bolzen nach dem andern abdrückender lateiniſcher Prieſter im Gefolge des Grafen von der Provence im Seetreffen gegen die kaiſerliche Flotte, obgleich ganz von Wunden bedeckt und in ſeinem Blute ſchwimmend, den Kampf immer noch fortſetzte, fährt ſie fort: Bald lief er ans Steuerruder, bald miſchte er ſich unter die Fechtenden, und alles dieſes that er in völligem prieſterlichen Ornat. Überhaupt muß man bedenken, daß zwiſchen unſern und den lateiniſchen Prieſtern ein himmelweiter Unterſchied iſt. Bei uns heißt es nach der kirchlichen und evangeliſchen Vorſchrift: beleidige keinen Menſchen mit Gedanken, Worten oder Werken, denn du biſt ein Prieſter. Der Lateiner hingegen wird bei ſeinem Eintritte in den geiſtlichen Stand ſogleich Soldat. Man ſieht ihn mit dem Schild in der Linken und dem Speer in der Rechten. Während er Gottes Leib und Blut austheilt, gehen ſeine Augen wild umher, den Feind auszuſpähen. Vergl. Allgem. Sammlung hiſtor. Memoires, herausgegeben von Fr. Schiller. 1. Abth. 1. Bd. S. 238. 239.

1) *Wippo* in Vita Conradi und die Annales Fuldenses ſind hierin deutliche und unverwerfliche Zeugen. Wiewol auch dieſe Wahrheit Einem, der aller teutſchen Fürſtenthümer und Lande kundig, allenthalben in die Augen leuchtet, bemerkt Ludewig (a. a. O. S. 98) hierzu in der Anmerkung.

wollen, daß ſie ihr eigen Gebiet hätten, und keinem andern Haufen oder Herrſchaft unterworfen wären. Als aber nachgehends die Weiſe mit der Hauptfahne abgekommen, indem die Kriegsheere an eine beſſere Ordnung und Einrichtung gewöhnt worden, daß man nicht nöthig gehabt hat, ſelbige mit einer gemeinſamen Hauptfahne, wie die Bienen mit einem Roſenſtrauch zuſammenzubringen, oder wie die Maranen in Spanien mit einer Feldkette in den Gliedern zu halten: über dieſes nach der Zerſplitterung der Herzogthümer es ſich nicht mehr thun laſſen, die Reichsarmee oder auch die Reichstage nach dem Unterſchiede der Fürſtenthümer abzutheilen, ſo iſt dieſe Weiſe, mit der Fahne zu belehnen, abgekommen und der Degen beliebt worden; welches Zeichen noch jetzt gebraucht wird, obgleich der Sache in Anſehung der alten Weiſe der Name Fahnenlehen geblieben iſt. So Ludewig. Beſonders auch auf den Siegeln, welche fürſtliche Perſonen reitend darſtellen, ſpielt die Fahne eine große Rolle. Man findet ſie einen Rennſpieß mit einer Fahne genannt. Einen ſolchen von ausgezeichneter Beſchaffenheit ſchildert der Dichter des kleinen Roſengartens, wenn er ſagt: Sehet da kam hergeritten ein Zwerg nach ritterlichen Sitten, der war König Laurin genannt. Einen Speer führte er in ſeiner Hand, bewunden gar wohl mit Golde, als (wie) noch ein Fürſt führen ſollte. Da vornen an dem Speere ſein ſchwebet ein Fähnlein fein ſeiden. Daran waren gemalt zwei Winde (Windhunde), recht, als ſie liefen geſchwinde in einem ſo gar wilden Wald nach ſchnellen Thieren alſobald. Sie ſtanden, als ob ſie lebten, und an dem Banner ſchwebten. So nach den Lesarten im alten Drucke des Heldenbuchs vom J. 1560 Bl. 171. S. 2. Sp. 1. In der Ettmüller'ſchen Ausgabe[2]) heißt es: si stuonden sus si lebeten, und an den fanen swebeten. Für: „Bewunden gar wohl mit Golde, als noch ein Fürſt ſolte," ſteht in der Ettmüller'ſchen Ausgabe: ein spér, schone mit golde bewunden, sus ez solde. Es iſt alſo bei dieſer Stelle beſonders auf den Eingang zu ſehen, nach welchem es in der zuletzt genannten Ausgabe heißt: do reit dar viel hêre, balt, in riterlicher wêre, und im alten Drucke: „Sehet da kam hergeritten ein Zwerg nach ritterlichen Sitten." Das Fähnlein am Speer war alſo nach ritterlichem Brauche; aber ſie war von fürſtlicher Pracht, und deshalb unter andern der Speer mit Gold umwunden. Es iſt alſo die Sache ſo zu faſſen: die Fürſten hatten ein Fähnlein an dem Speere, weil ſie auf ritterliche Weiſe ritten, und die Auszeichnung war nur dabei, daß dieſes Fähnlein und ihr Speer prächtiger als ein gewöhnlicher Rennſpieß mit einer Fahne war. Aber nicht jeder ſolcher hatte gleiche Bedeutung. Bei den Abbildungen der Grafen, der Pfalzgrafen, der Markgrafen und Herzoge auf den Siegeln und Münzen iſt die Fahne Sinnbild ihrer Amtswürde und der damit verbundenen Fürſtenthümer. Daher erklärt man ſich, daß auf brandenburgiſchen Münzen der Markgraf mit zwei Fahnen, nämlich mit einer Fahne in jeder Hand, abgebildet iſt, wie v. Ludewig in den Reliq. Manuscr. VII. in der Abhandlung: De Aquila Bicipite Brandenburgica. Tab. I. No. 6 und Tab. II. No. 49, zwei Beiſpiele gegeben hat. Er bezieht dieſes auf die Doppelmark, nämlich auf die Alt- und Neumark, welches um ſo wahrſcheinlicher iſt, je mehr auf andern brandenburgiſchen Münzen ſtatt der Fahnen andere Verdoppelungen vorkommen, z. B. zwei Schwerter, zwei Lilien und andere mehr, wovon die Abbildungen auf den beiden angeführten Tafeln Beiſpiele geben, und die auch im Texte S. 569 aufgeführt ſind. Vergleicht man dieſe Münzen mit den Münzen anderer Fürſten und mit den Fahnen auf den Münzen und Siegeln anderer Fürſten, und dieſe wieder unter ſich, ſo findet man, daß die Fahne der Grafen und der Pfalzgrafen kleiner, namentlich weniger breit und hoch geſtaltet war, als die der Markgrafen und Herzoge[3]). Dieſe Fahnen waren, wie Schlegel bemerkt[4]), die Symbole des

2) Kunech Luarin. Nebſt Bemerken von Ludw. Ettmüller. (Jena 1829.) S. 19. In dem Heldenbuche Kaspar's von der Rön (bei Fr. H. v. d. Hagen und Primiſſer, Der Helden Buch in der Urſprache. S. 164) lautet die Stelle Str. 55:

Es (nämlich das Zwerz) was Laurein genande,
Und war so zornig, zwar,
Es furt in seyner hande
Ein paner guldein gar,
Das golt das was gesticket
Auf ploben samet vein,
Das paner gantz behangen
Mit gulden vingerlein;

Str. 56:

Dar an stunden zwen winde
Mit weissen perlein vein,
Sam liſſen sie geswinde
Gleich zu ein wald ein.
Die stang war silber gare,
Die er het in der hant u. ſ. w.

3) Man ſ. z. B. die Reiterſiegel bei *Heineccius*, De veteribus Germanorum aliarumque Nationum Sigillis. Tab. X. Nr. 4 die Abbildung des Siegels des Grafen Wilhelm von Flandern, Nr. 5 des Herzogs Heinrich von Baiern und Sachſen, Nr. 6 des Pfalzgrafen Friedrich, Nr. 7 des Grafen Otto von Ascarien, Fürſten von Anhalt, und S. 57 des Markgrafen Dietrich von Meißen und Oſterland. Eine ſolche Amtsfahne, wie auf den genannten Siegeln dargeſtellt iſt, iſt auch die Fahne auf der Münze des Landgrafen Ludwig von Eiſenach bei *Gudenius* Lib. I. p. 31, obſchon *Otto Sperlingius*, De num. bract. orig. p. 31, meint, es ſei die Fahne des heiligen Gregorius, den die Stadt Eiſenach im Wappen führt, und auf der Münze beziehe ſich die Fahne auf den Kreuzzug des Landgrafen Ludwig V., des Sohnes des Landgrafen Hermann. 4) *Schlegelius*, De nummis Isenac. p. 7 sq. Dieſe Conjectur Schlegel's beſtreitet Heineccius, indem er ſich auf die von Schlegel herausgegebenen Bracteaten der Kaiſer Friedrich I. und Otto IV. bezieht, auf welchen die Kaiſer nicht minder, als auf den Siegeln und Münzen der Fürſten reitend und die Fahne ſchwingend dargeſtellt werden; aber auf dieſen kaiſerlichen Münzen könne die Fahne nicht das Zeichen des gereichten Lehens ſein, da die Kaiſer kein ſolches anerkannten. Dazu komme, daß auch andere Fürſten in den Siegeln ſolche Fahnen führen, welche Niemanden, als Gott, als Oberherrn anerkannten; denn die Grafen von Flandern, welche ſich nach Gott Fürſten von ganz Flandern nannten, haben die Fahnen nicht verſchmäht, was ſie nicht gethan haben würden, wenn ſie gewußt hätten, daß dieſes ein Zeichen des gereichten Lehns ſei. Heineccius meint daher vielmehr, daß die Fürſten durch jene Fahnen ihr jus territoriale oder merum mixtumque imperium haben anzeigen wollen, und bezieht ſich auf die Stellen, welche wir oben im

vom Kaiſer recht gereichten Lehens und des gerechten Beſitzes ihrer Fürſtenthümer. Eine Fahne war dieſes Sinnbild deshalb, weil die wichtigſte Lehenspflicht in der Heerfolge oder dem Kriegsdienſte beſtand. Daher findet man auch Fahne im bildlichen Ausdrucke für herzogliche Würde gebraucht. So ſagt Adelbold in der Vita Heinrici Sancti Imperatoris Cap. I. von dem Herzoge Heinrich von Baiern, welches er war, bevor er König ward: Tandem sic in Ducatu vixit, quod omnibus placuit, ut de Ducatu transduceretur ad regnum, de *vexillo* extolleretur in *solium* haereditarium. In Beziehung auf die Belehnung mit der Fahne bemerkt Jac. Grimm (Teutſche Rechtsalterthümer. S. 161) Folgendes: Es ſcheint, daß der Vaſall dem Herrn die Fahne darbrachte und dieſer ſie ihm nachher wiederbot. Daher heißt es von Roland:

> Ein *vanen* bôt er im ze hant,
> Damite lîhet ir mir daz lant. *Karl* 42ᵇ.
> Karl im dô den *vanen* bôt. Daſ. 43ᵃ.

Im Roman de Guillaume au courtnez: par une *blanche anseigne* li ſu li ſief rendus. Andere Beiſpiele bietet Du Cange oder Du Fresne (III, 1538) dar. Das älteſte Zeugniß des Gebrauches der Fahne bei Belehnungen findet Mascov [5]) in folgendem, im J. 1002 ſich ereignenden, Falle, welchen Dithmar von Merſeburg [6]) erzählt. Herzog Hermann von Schwaben und Elſaß führte wider den König Heinrich II. Krieg. Gerhard, ein Graf des Elſaſſes, erhielt von dem Könige eine Grafſchaft des genannten Herzogs. Als er heimkehrte, ſchlug er ſein Lager neben einer der Feſtungen auf. Die in der Feſtung erhielten kaum auf eine Nacht Frieden, und gingen heraus, wie zu Unterredung, in der That aber, um zu ſpähen. Einer von ihnen, der ſich in Liſt und Schnelligkeit gleich gut oftmals bewährt hatte, ging näher und hob die fahnentragende Lanze [7]), durch welche das Lehn des Herzogs Hermann der Graf Gerhard vom Könige erhalten hatte, und die vor dem Zelte des Grafen aufgeſteckt war, empor, betrachtete ſie ringsum und ging zuletzt mit ihr in die Feſtung unbeſchädigt, indem Alle ihn vergebens verfolgten. In der Feſtung wird alsbald großer Jubel erhoben, das Thor verſchloſſen, der Graf als ſeiner Würde beraubt verlacht [8]). Er verſuchte Anfangs, die Fahne durch Verſprechungen wieder zu erhalten; doch vergebens. Sie verweigerten die Zurückgabe, und er ging traurig hinweg, ſowol ohne das Lehn, als ohne das Feldzeichen [9]). Solche Wichtigkeit hatte damals die Fahne, welche der Belehntwerdende empfing. König Heinrich II. hielt, wie Dithmar von Merſeburg [10]) ebenfalls erzählt, 1004 zu Regensburg ein regale placitum, königliches Ding oder Reichstag, und gab ſeinem Mann oder Ritter (miles) und Schwager Heinrich den 21. März, mit Belobung aller Gegenwärtigen und mit dem fahnentragenden Speere [11]), das Herzogthum, nämlich Baiern. Auf dem Reichstage zu Regensburg den 8. Sept. 1156 wurden die Streitigkeiten zwiſchen Heinrich Jaſomirgott von Öſterreich, welchem König Konrad den 5. Mai 1142 das Herzogthum Baiern ertheilt, und zwiſchen Heinrich dem Löwen, welchem es Kaiſer Friedrich I. den 15. Oct. 1155 gegeben hatte, auf dieſe Weiſe, wie Otto von Freiſingen erzählt [12]), beigelegt. Heinrich der Ältere reſignirte dem Kaiſer das Herzogthum durch ſieben Fahnen. Nachdem dieſe dem Jüngeren übergeben worden waren, gab derſelbe durch zwei Fahnen die Oſtermark [13]), nebſt den zu

---

Betreff der Aufſteckung der Fahne auf den Thurm als Zeichen des Sieges und der Herrſchaft angeführt haben. Aber daraus, daß die Kaiſer Friedrich I. und Otto IV. ſich als reitend und Fahnen ſchwingend darſtellen, läßt ſich noch kein allgemeiner Schluß machen, ſondern nur dieſer, daß ſie ſich in dem Aufzuge gefielen, in welchem ſie früher als Herzoge erſchienen waren, und um ſo mehr, da die Fahne nicht blos eine Beziehung, nämlich nicht nur die des collatirten Lehns, ſondern auch die der Heer- oder rückſichtlich als Scharführeepflicht hatte. Die Kaiſer Friedrich I. und Otto IV. ließen ſich alſo als ritterliche Heerführer abbilden, und auf dieſe Weiſe, wie dieſe Erſcheinung damals die glänzendſte war. Unter den früheeen Kaiſern oder rückſichtlich Königen, deren Abbildung zu Roſſe noch nicht gewöhnlich war, erſcheinen König Konrad (bei *Heineccius* Tab. IV. No. 18), König Heinrich (bei demſelben No. 19) und König Otto (bei demſelben Tab. V. No. 1) mit einem eiſernen Stabe, an welchem ein ganz klein Fähnlein iſt, in der Rechten und mit dem Schilde in der Linken, und König Otto (bei demſelden Tab. V. No. 2) mit einem Spieße, an welchem ein ganz kleines Fähnlein ſich befindet, in der Rechten und mit dem Schilde in der Linken. Mit dieſen Abbildungen vergleiche man die des Grafen Adelbert (bei demſelben Tab. X. No. 2), welcher ebenfalls nur noch zu Fuße dargeſtellt iſt, und ein kürzeres Fähnchen hat, als ſpäter die Grafen zu Roſſe, und man wird ſchließen müſſen, daß der Geſchmack der Kaiſer und Könige ſich nach dem ihrer Zeit richtete, und ſie ſich trugen, wie die Scharenführer ihrer Zeit, wenn ſie ſich in Kriegertracht darſtellten. Das Fähnchen der früheren Könige, welche wir ſo eben genannt haben, und die Fahne der Kaiſer Friedrich I. und Otto IV. ſollen alſo kein Sinnbild von Territorial-, ſondeen von Kriegsherrſchaft ſein, und die Fahne und der Schild ſollten die Stelle des Scepters und des Reichsapfels nicht vertreten, ſondern die Fürſten, welche ſich im Kriegeraufzuge abbilden laſſen wollten, konnten den Scepter und Reichsapfel nicht brauchen, ſondern mußten in dem Aufzuge erſcheinen, in welchem ſie in die Schlacht ſich begaben. Was die Grafen von Flandern betrifft, ſo hatten ſie auch keinen andern Urſprung, als die übrigen Grafenhäuſer, nämlich waren aus den Gaugrafen entſprungen, und wenn ſie auch Flandern von Niemandem mehr zu Lehen erhielten, ſo führten ſie doch die Fahne, weil dieſer ihre Vorfahren ihre Herrſchaft verdankten. Zur Vergleichung der Fahnen der Pfalzgrafen von Sachſen mit denen der Landgrafen von Thüringen dienen die in (Heidenreich's) Entwurf einer Hiſtorie derer Pfalzgrafen zu Sachſen abgebildeten Bracteaten und eines Siegels der genannten Pfalzgrafen und der Siegel der erwähnten Landgrafen.

5) De jure feudorum. p. 131. 6) *Dithmari* Chronicon. Lib. I., Wagner'ſche Ausgabe S. 121. 122. 7) signiferamque lanceam, qua beneficium ducis comes idem acceperat a rege, coram tentorio ejus affixam, elevando circumspexit. 8) comes quasi honore privatus irridetur. 9) tam vacuus a beneficio, quam a militari signo. 10) Lib. VI. p. 188. 11) cumque hasta signifera ducatum dedit. 12) *Ottonis Frisingensis* Episcopi Libri de Gestis Friderici I. Imp. Lib. II. Cap. 33 ap. *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. T. VI. p. 739. 13) Marchiam Orientalem, d. h. Öſterreich; dieſe Oſtermark war bisher als Theil Baierns angeſehen und der Markgraf derſelben früher ein Markgraf der Baiern genannt worden; ſ. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 3. Sect. 7. Th. S. 34. 164. In der Urkunde des Kaiſers Friedrich I. vom 17. Sept. 1156 (in der Chron. August. ap. *Freher*, Rerum Germ. Scriptt. T. I. p. 359) bemerkt dieſer: Dux autem Bavariae resignavit nobis Marchiam Austriae cum omni jure suo et cum omnibus beneficiis, quae quondam Marchio Luipoldus habebat a ducatu Bavariae.

ihr von Alters her gehörigen Grafſchaften, zurück. Hierauf machte der Kaiſer aus der Markgrafſchaft, nebſt den erwähnten Grafſchaften, welche man die drei nennt, nach dem Richterſpruche der Fürſten ein Herzogthum, und übergab ſie nicht blos auch ihm (Heinrichen Jaſomirgott), ſondern auch deſſen Frau mit zwei Fahnen, und damit es nicht künftig durch einen ſeiner Nachfolger umgeändert, oder gebrochen werden könnte, beſtätigte er es durch ein Privilegium. Aus dieſem [14]) geht, was Otto von Freiſingen nicht ausdrücklich bemerkt hat, hervor, daß Heinrich Jaſomirgott das neugebildete Herzogthum zu Lehen erhielt. Der Gebrauch der Fahne bei Inveſtituren war damals ſo gewöhnlich, daß man ſich ihrer auch bediente, wenn man Jemandem etwas zu Eigen ertheilte. So erzählt Otto Morena von Kaiſer Friedrich I.: Imperator cum quodam vexillo Laudensium Consules, qui tunc praeerant, videlicet Ramfum Morenam, et Archembaldum de Summariva, et Lotterium de Abbonis, aliosque eorum socios, de terra, in qua nunc aedificata est ipsa Laudensis nova civitas, ad proprium investivit, fueruntque termini ipsius constituti etc. [15]). Doch ſind die Beiſpiele weit häufiger, wo die Fahnen bei der Inveſtitur der Belehnungen vorkommen. Nicht blos Kaiſer und Könige brauchten ſie, ſondern auch andere Fürſten. So ſagt der Ungenannte von Weingarten von Guelfo, dem Markgrafen von Toscana und Herzoge von Spoleto: Deinde (nämlich von dem Schloſſe Cremona, welches er mit dem Kaiſer belagert und zerſtört hatte) totam militiam suam in Tusciam movens maximum conventum apud S. Genesium habuit. Ibi Baronibus terrae illius VII comitatus cum tot vexillis dedit. Caeteris nihilominus de civitatibus seu castellis ad se confluentibus unicuique quod suum erat tribuit etc. [16]). Vorzugsweiſe war und blieb die Fahne das Abzeichen der herzoglichen Würde. Nachdem Cosmas von Prag erzählt [17]) hat, wie ſich der Herzog Brecislav im J. 1099 zum Kaiſer Heinrich IV. nach Regensburg begeben und dieſer die Wahl Hermann's zum Biſchofe von Prag beſtätigt, fährt er fort: Item et hoc obtinuit (nämlich Herzog Brecislav) precibus apud Caesarem, ut ejus fratri Borivoy vexillum daret, et eum Boëmis omnibus, qui cum eo venerant, assignaret, quo post obitum suum, fratrem ejus, sublevarent in solium. Dalrich ging im J. 1101 den Kaiſer in Regensburg an, beſtürmte ihn durch ſeine Freunde mit Bitten, und ermüdete ihn durch unermeßliche Verſprechungen, daß er ihm das ungerechter Weiſe von ſeinem jüngeren Bruder Borivoy voraus hingenommene Herzogthum Böhmen zurückerſtatten möchte. A quo (nämlich von Dalrich, fährt Cosmas S. 2084 fort) Caesar accepta pecunia dat sibi ducatus insignia et vexillum: sed in Ducem eligendi obtentum ponit in arbitrio Boëmorum. Nachdem das Supplementum Anonymi ex Codice zu *Cosmae Pragensis* Chronica [18]) die Anrede des Herzogs Sebeslav von Böhmen an den König Lothar im J. 1126 und die Antwort des Letzteren, aus welcher wir bemerken: Annuente igitur et favente Deo, Ducatus honore et solio fruere paterno etc., gegeben hat, fährt es fort: Et haec dicens, transdidit ei per manum insigne ducatus vexillum etc. Aus der Urkunde [19]) des Kaiſers Karl IV., durch welche er aus ſeinem Bruder Wenzel, dem Grafen, einen Herzog und die Grafſchaft Luxemburg zu einem Herzogthume macht, führen wir an: decernimus et hoc regali edicto duximus perpetuo statuendum, quod tu, haeredes et successores tui, Duces L. Ducatum sive Principatum L. praedictum, cum omnibus suis pertinentiis, sicut expressatur superius, a nobis nec non a Serenissimis Imperatoribus seu Regibus Romanis successoribus nostris, et ab ipso Romano Imperio, quoties opportunum fuerit, debito solemnitatis honore, *cum vexillis, ut moris est*, et solita reverentia suscipere debeatis: nobisque, ac eisdem nostris successoribus, et in casibus praemissis, sicut alii Imperiales Duces et Principes, praestare et facere fidelitatis, homagii, obedientiae et subjectionis debita corporalia juramenta. Dieſes findet ſich faſt buchſtäblich, und namentlich auch die Worte: et cum vexillis ut moris est, in der Urkunde [20]) des römiſchen Königs Sigismund vom 19. Febr. 1416, durch welche er die Grafſchaft Savoyen zu einem Herzogthume erhebt. So häufig auch die Belehnung mit Fahnen in Anwendung kam, ſo ward ſie doch nicht für alle Fälle gebraucht. Es bildete ſich daher eine eigene Gattung von Lehen, welche Fahnenlehen genannt ward. So ſagt der römiſche König Friedrich II. in dem Privilegium [21]), welches er den 21. Jan. 1218 auf dem Hoftage zu Nürnberg dem Biſchofe Udalrich von Paſſau ertheilte: quoddam feudum, quod de concambio antiquitus inter Imperium et Cathedralem Ecclesiam Pataviensem de Regali tunc coenobio sanctimonialium intemeratae Dei Virginis Genetricis Mariae facto, tunc cessit Imperio, quod *feudum tunc vexilli nomine* Van-Lehen appellatum Illustris Dux Bavariae quondam ab Imperio dignoscitur consecutus: Hoc idem feudum dilectus noster consanguineus et fidelis noster illustris Ludovicus Comes Palatinus Rheni et Dux Bavariae ad preces nostras in manus Regiae Celsitudinis resignavit etc. Der König conferirte und confirmirte hierauf ſogleich dieſes Lehen dem Biſchofe Udalrich von Paſſau und ſeiner Kirche. Der Biſchof, eifrig für den Nutzen ſeiner Kirche ſorgend, conferirte das Lehen ſogleich unter dem Titel legalis successionis dem Herzoge von Baiern, und es mußte nun künftighin von dem Biſchofe

14) Bei Freher a. a. O. 15) ſ. *Ottonis Morenae* Historia ap. *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. T. VI. p. 1012. 16) ſ. *Anonymus Weingartensis*, De Guelfis Principibus. Cap. XIII. §. 15 ap. *Hess*, Monumentorum Guelficorum Pars Historica p. 39. 17) *Cosmae Pragensis* Chronicae Lib. I. ap. *Mencke*, Rer Germ. Scriptt. T. I. p. 2079.

18) Bei *Mencke* T. III. p. 1801. 19) Bei *Leibnitz*, Codicis Juris Gentium Pars I. p. 207. 208. 20) Bei demſelben l. c. p. 311. 21) Bei *Hund*, Metropol. Salisburg. T. I. p. 382, und daraus bei *Tolnerus*, Histor. Palat., Cod. Dipl. Palat. No. 75. p. 64.

und deſſen Nachfolgern, nicht vom Reiche ratione feudi genommen und beſeſſen werden. Aus dem obigen feudum tunc vexilli nomine Van-Lehen appellatum geht deulich hervor, daß es nun kein Fahnlehn mehr war. Der Verfaſſer der Legenda S. Bonifacii ſagt Cap. VIII.[22]) in Beziehung auf Karl den Großen und deſſen angeblichen Bevollmächtigten, den Grafen mit dem Barte: Quem ita electum (nämlich den Bevollmächtigten des Kaiſers, den die Thüringer zum Richter gewählt) confirmavit et eorum judicem constituit. Eumque Landgravium Thuringiae, per donationem regii vexilli, ut seculares infeudare apud Caesarem moris est, infeudavit. In der teutſchen Bearbeitung der Legenda S. Bonifacii heißt es hierfür[23]): Der Kaiſer beſtätigte ihn (nämlich den Grafen mit dem Barte) zu einem Richter, und machte das Land zu Thüringen zu einem Fahnen-Lehen, und belehnte den Herren damit, und lieh ihm darüber das Reichs-Fähnchen, und machte ihn zum Landgrafen mit der Thüringer Wiſſen und Willen. Die Urkunde, durch welche König Waldemar von Dänemark ſeinen Oheim, den Grafen Gerhard, mit dem Herzogthume Jütland zu Niburg zu Mariä Himmelfahrt 1326 belehnt, ſagt: De quo quidem Ducatu Jutiae, ipsum Comitem Gerhardum infeudavimus more Principum, cum vexillis dictis Fahnenlehen, et praesentibus infeudamus (ſ. das Weitere bei *Leibnitz*, Mantissa Cod. Jur. Gent. Dipl. Pars II. p. 248). Der Fürſt der Rügner, Witzlav, ſagt in ſeiner Freitags vor Pfingſten 1322 zu Vordinborg ausgeſtellten Urkunde[24]): quod nos omnia bona nostra et singula, quae habemus, videlicet terram Rugiae, terram Grimmis, terram Sundis, terram Trebezes et terram Loisitz cum omnibus civitatibus, munitionibus, hominibus, ceterisque pertinentiis infra terminos earum terrarum contentis, a magnificis principibus, videlicet domino nostro Christophoro, Danorum Sclavorumque rege illustri, et filio suo domicello Erico, quibus de dictis terris homagium fecimus jure feudali, quod *Fanelaen* nuncupatur, recepimus et tenemus, nec alium dominum temporalem praeter ipsos recognoscimus, de dictis bonis nos habere. Weiter ſagt Fürſt Witzlav, daß auch ſeine Erben, wenn ſie die Länder und Güter haben wollten, Gleiches zu thun verbunden ſeien, und verſpricht, daß er ſeinem Herrn Chriſtophorus, dem Könige der Dänen, und deſſen Sohne Erich gegen Jedermann als treuer Vaſall ſeinem natürlichen Herrn feſt beizuſtehen und nach ſeinen Kräften treulich zu dienen ſchuldig ſei, indem er ihre Freunde und Feinde als die ſeinigen erachte. Der Sachſenſpiegel oder das ſächſiſche Landrecht ſagt: Der Kaiſer leihet alle geiſtlichen Fürſtenlehen mit dem Scepter[25]), alle weltlichen Fahnlehen leihet er mit Fahnen, welches im lateiniſchen Texte gegeben iſt[26]): Imperator confert cum sceptro Spiritualibus et cum vexillis secularibus feuda omnia Illustriae dignitatis. Was unter illustria dignitas zu verſtehen, wird deutlicher aus dem 58. Art. des III. Buches, wo es im lateiniſchen Texte heißt: Principes Imperii nullum dominum[27]) praeter Regem habere debent. Nullum est feudum vexilli, de quo quis possit Illustris seu Princeps fieri, nisi illud sibi a Rege conferatur. Feudum alii prius collatum, sequenti illustriam non tribuit dignitatem, und im Teutſchen: Des Reiches Fürſten ſollen keinen Laien zu Herren haben, außer den König. Es iſt kein Fahnlehen, davon der Mann möge des Reiches Fürſt ſein, er empfange es (denn) von dem Könige. Was ein anderer Mann von ihm empfängt, da iſt jener der vorderſte an dem Lehen nicht, wenn es ein anderer vor ihm empfing, und mag (kann) des Reiches Fürſt davon nicht ſein. Das

22) Bei *Mencke*, Scriptt. Rer. Germ. T. I. p. 845. 23) Bei demſelben S. 856. 24) Bei *Pontanus*, Rer. Danic. Histor. Lib. VII. p. 43. 25) Auch in folgendem beſonderen Falle, bei welchem man die Belehnung mit der Fahne hätte erwarten ſollen, hatte die Belehnung mit dem Scepter ſtatt, weil ſie den Comes Sacri Lateranensis Palatii betraf. In des Ludovici Bavari Imperatoris Diploma erectionis Lucae cum territorio vicino in Ducatum et creatio primi Ducis Lucani Castruccii de Antelminellis, 15. Febr. an. Incarn. 1328 (bei *Leibnitz*, Codicis Juris Gentium. Pars I. p. 130—132), deſſen Anfang lautet: Ludovicus Dei gratia Romanorum Imperator semper Augustus, illustri Castruccio de Antelminellis Duci Lucano, Comiti Sacri Lateranensis Palatii, et vexillifero Imperii, fideli delecto, gratiam suam et omne bonum, heißt es weiter: te pro te et successoribus tuis ex te per lineam masculinam natis et nascituris in perpetuum ipsius Ducatus Ducem et vexilliferum nostrum et sacri Romani Imperii ubilibet, de praemissae potestatis plenitudine et principali munificentia promovemus etc., und noch weiter unten: Volumus insuper, quod in praemissis Ducatu seu vexilliferatu semper major natu seu senior ex generatione tua ex te, et successoribus tuis legitime descendentibus, exclusis aliis filiis seu heredibus minoribus solus et in totum succedat. Et propter praemissa omnia te pro te ipso et praedictis successoribus tuis pro nobis ipsis successoribusque nostris homagium et debitae fidelitatis juramentum praestantem de praemissis Ducatu et vexilliferatu per scriptum (melius: sceptrum) quod in manu tenemus, praesentialiter investimus et infeudamus. Mehres über die Scepterlehen ſ. bei *Buder* (*Christian. Gottl.*), De Feudis Sceptri. Dritte vermehrte Auflage. (Jena 1744. 4.); auch in ſeinen Opusc. n. 3. p. 166 sqq. *Treuer* (*Gott. Sam.*), De Investitura per Sceptrum, Feudis ecclesiasticis et secularibus communi. (Göttingen 1742. 4.)

26) Vergl. das ſchwäbiſche Landrecht oder den Schwabenſpiegel Cap. 116. §. 2: Der Kaiſer ſoll leihen allen geiſtlichen Fürſten ihr Recht mit dem Scepter und allen weltlichen Fürſten „mit dem vanen“ (mit der Fahne). 27) So nach der in den Text der Gärtner'ſchen Ausgabe des Sachſenſpiegels aufgenommenen Lesart S. 451; nach dem Cod. Lips. 4 et Edit. Bas. dominum secularem. Hiermit ſtimmt das ſchwäbiſche Landrecht Cap. 115: Wie man Fürſtenamt empfangen ſoll. Des Reiches Fürſten ſollen keinen Herren haben, der ein Laie ſei, von dem ſie Lehen haben, „wan“ (als) den König. Und ſind ſie eines Laien Mann „aun“ (außer) den König, ſo mögen (können) ſie nicht Fürſten ſein. Es iſt kein Fahnlehen, davon man Fürſt möge ſein, er empfange es (denn) mit ſein eines Hand von dem Könige. „Swaz“ (was immer) ein Mann von ihm empfangen hat, und empfängt das ein andrer Mann von demſelben, ſo iſt er nicht der vorderſte an dem Lehen, davon mag er nicht ein Fürſt heißen. So man ſpricht „in der latin“ (im Latein) Princeps, das ſpricht ein Fürſt Princeps, iſt als viel geſprochen, als der zu vorderſt empfängt. „Swenn“ (wenn immer) ein Mann denn ein Lehen empfängt von einem der es „vor“ (zuvor) empfangen hat, der heißt nicht der vorderſte an dem Lehen, er heißt der andre an dem Lehen, und mag nicht heißen Princeps, ein Fürſt.

ſächſiſche Lehenrecht ſagt Cap. 21: Der Sohn behält des Vaters Schild zu Lehnrechte, ob (wenn) er ihm ebenbürtig iſt, dieweil er ſich mit der Mannſchaft und ſeinem Dienſt nicht niedert. Ob (wenn) der Sohn an des Vaters Statt nicht Mann werden will, alſo daß er ſich zu gut deuchte, damit iſt ſein Schild nicht gehöhet, denn es höhet nichts des Mannes Schild, denn (als) Fahnlehen, ob (wenn) das ihm geliehen wird[28]). Die hohe Würde der Fahnenlehen geht auch aus dem 64. Cap. des III. Buches des ſächſiſchen Landrechts hervor, wo beſtimmt wird: Gebietet der König des Reiches Dienſt, oder ſeinen Hof mit Urtheilen, und läßt er ihn kündigen den Fürſten[29]) mit ſeinen Briefen und Ingeſiegel ſechs Wochen, ehe er werden ſolle, den ſollen ſie ſuchen binnen teutſcher Art, „swo" (wo immer) er iſt; laſſen ſie es, ſie wetten darum. Die Fürſten, die Fahnlehen haben, die wetten dem Könige hundert Pfund. Alle andern Leute wetten zehn Pfund, da man um Ungerichte nicht wettet; welches im lateiniſchen Texte gegeben iſt: Quod si omiserint, mulctando puniuntur. Illustres vexillo feudali insigniti, centum talenta seu libras Regi mulctae nomine dabunt: Omnes alii decem talenta seu libras, ubi pro injuria seu pace fracta non mulctatur. Über die Entſtehung der Fahnenlehen iſt der Verfaſſer des Sachſenſpiegels ſich nicht ganz klar; doch iſt die Stelle wichtig, weil auch von ihr ausgeht, daß die eigentlich oder vorzugsweiſe[30]) genannten Fahnenlehen nur vom Könige oder Kaiſer ertheilt wurden. Der Sachſenſpiegel, Buch III. Art. 53 (Cod. Quedlinburg. Art. 144), ſagt: Jedes teutſche Land hat ſeinen Herzog[31]). Sachſen, Baiern, Franken und Schwaben, dies waren alles Königreiche, „sider" (nachher) wandelte man ihnen die Namen, und hieß ſie Herzoge, „sider" (nachdem) ſie die Römer bezwungen. Doch behielten ſie die Fürſten zu Mannen und die Fahnlehen unter dem Namen. „Sider" (nachher) haben ihnen die Kaiſer die Fürſten und Fahnlehen abgebrochen. Gewiß iſt, daß die großen teutſchen Volksſtämme unabhängig von einander neben einander beſtanden, bevor ſie von den Franken nach und nach unter ein Reich gebracht wurden. Aber die Art, wie die Unterworfenen regiert wurden, war nicht immer dieſelbe; bald geſchah es durch Herzoge und Grafen, bald blos durch Grafen, dann wieder durch Herzoge und Grafen, und an den Grenzen durch Markgrafen; Schwaben hatte eine Zeit lang Kammerboten zu Regenten, und dabei hatte die Unterwerfung der Schwaben, der Thüringer, der Baiern und der Sachſen durch die Franken unter verſchiedenen Verhältniſſen ſtattgehabt. Doch ſagt v. Olenſchlager[32]) in Beziehung auf die Zerreißung der alten Herzogthümer durch den Fall Heinrich's des Löwen Folgendes: Unfehlbar iſt dieſes der Zeitpunkt, deſſen die Spiegel[33]) erwähnen, in welchem die Kaiſer den Herzogen die Fürſten als Lehenleute, zugleich mit denen unter ihnen geweſenen Fahnlehen, entzogen haben. Denn bisher hatten unter jedem Herzoge, als Heerführer ſeines Volkes, alle deſſen Fürſten geſtanden, welche mit den ihnen untergebenen Leuten auf den Befehl des Monarchen, als ihres allgemeinen Feldherrn, zu den Reichskriegen auszuziehen gehalten waren. Jeder war auch daher zur Verſicherung ſeiner Treue und ſeines Gehorſams den ihm vorgeſetzten Markgrafen, Grafen, Pannerherrn, oder andern geiſtlichen oder weltlichen Fürſten, je nachdem er unter einem Haufen derſelben ſtand, ſowie dieſe hinwieder für jene dem Herzoge ihrer Provinz, dieſer aber für ſeine unterhabenden Fürſten zuerſt ſeinem Kaiſer Pflichten zu leiſten ſchuldig. Weil auch jeder Trupp, um ſich im Heere genauer anzuſchließen, ſeine eigene Fahne zum Feldzeichen führte, war bei ſolcher Unterſtellung wol nichts natürlicher, als daß der Kaiſer zuerſt ſolche Fahnen den Herzogen zuſtellte, durch welche dieſelben wieder unter die Fürſten oder Oberſten der Kriegshaufen in den Provinzen, und zwar als Lehen, ausgetheilt wurden, weil ſie, wenn ſich die Anführer übel verhielten, ihnen wieder abgenommen werden konnten[34]). Nun aber, da alle ſolche mittelbar geweſenen Fürſten keinen Herzog weiter über ſich zu erkennen hatten, waren dieſe Umſtände unnöthig geworden, und alle mindern Fürſten hatten nunmehr insgeſammt ihre Fahnlehen unmittelbar von dem Kaiſer ſelbſt aufzuholen. Aus dieſer uralten Kriegsverfaſſung der teutſchen Landſchaften iſt übrigens noch lange nachher übriggeblieben, daß kein Fürſt zu der Würde eines Herzogs gelangen können[35]), der nicht wenigſtens einen Grafen

28) Mit dem ſächſiſchen Lehnrechte bei *Schilter*, Jus Feudale Saxonicum, als Anhang zu deſſen Codex Juris Alemannici Feudalis. p. 13; vergl. daſſelbe in der Ausgabe: Sächſiſch Weichbild, Lehenrecht und Remiſſorium 1557. Cap. 21. 29) Dieſes iſt im lateiniſchen Texte des Sachſenſpiegels S. 465 gegeben: Cum rex publicam indixerit expeditionem, vel suam curiam sententiandi Illustribus per sacra programmata seu litteras, sex septimanis antehac declaraverit: ad hoc omnes generaliter convenire tenentur, ubicunque fuerint intra Saxoniam seu Teutonicam nationem. 30) Wir haben nämlich oben geſehen, daß der Herzog Guelfo von Toscana den Baronen des Landes ſieben Grafſchaften mit ebenſo viel Fahnen gab; dieſes waren keine vorzugsweiſe oder eigentlich genannten Fahnenlehen. 31) So nach Cod. Lips. I., nach Cod. Lips. II. ſeinen Herzog und Pfalzgraf, nach dem Cod. Quedlinb. ſeinen Pfalzgrafen, womit auch der lateiniſche Text übereinſtimmt: Quaelibet Provincia Teutonicae terrae suum habet Palansgravionatum: Saxonia, Bavaria, Franconia et Suevia, quae antequam a Romanis superabantur. Regna fuerunt, a quibus ipsa in Ducatus nomina fuerunt permutata. Attamen Illustres in vasallos et vexillorum feuda reservarunt, quae ipsis per Imperium jam sublata sunt.

32) Neue Erläuterung der Gulden Bulle. S. 93. 94. 33) Nämlich das ſächſiſche Landrecht oder der Sachſenſpiegel, Cod. Quedlinburg. Art. 144, und die uralte Ausgabe des ſchwäbiſchen Landrechts, welches ungefähr um das Jahr 1488 gedruckt worden iſt, worin die im Sachſenſpiegel enthaltenen Worte, welche in andern nachherigen Abdrücken des Schwabenſpiegels mangeln, gleichfalls bei obiger Stelle vorkommen. 34) Gleiche Gedanken vom Urſprunge der Fahnlehen hegt, wie Olenſchlager zu Obigem bemerkt, von Ludewig im I. Theile der Erläuterung der G. B. beim V. Artikel §. 1 auf S. 559 und 560 und *Bernh. Clem. Metting*, Status milit. Germ. vet. et med. aevi Sect. IV. §. 8 und Sect. V. §. 3—5, der dieſen Vorgang mit dahin gehörigen Beiſpielen ſehr wohl erläutert. 35) Als Karl IV., bemerkt Olenſchlager zu Obigem, im J. 1348 die Mecklenburger zu Herzogen machte, mußten darum die von Dewiz als Vaſallen der neuen Herzoge wegen Fürſtenberg ſich zu Grafen machen laſſen; ſ. Sam. Buchholz, Verſuch der Geſchichte des Herzogthums Mecklenburg. VIII. Abth. 8, und ebendarum wurden auch die Herren von Falkenberg

unter ſich gehabt, und bei ſeiner Inveſtitur mit Fahnen belehnt werden müſſen [36]). So v. Olenſchlager. Aber hierbei darf man nicht aus den Augen verlieren, daß die alten Grafenhäuſer aus den Gaugrafen entſtanden waren. Als dieſe noch beſtanden, mußten ſie zwar den Herzogen gehorchen, empfingen aber ihre Grafſchaften als Lehen von dem Kaiſer. Nach und nach gelang es jedoch, beſonders als die Lehen erblich und aus den Gaugrafſchaften Landesherrſchaften oder Grafſchaften im ſpätern Sinne wurden, den Herzogen, die Grafen zu ihren Vaſallen durch Vertrag oder Gewalt zu machen. Andere Grafen jedoch behaupteten ihre Reichsunmittelbarkeit, und erhielten ihre Grafſchaften als Fürſtenthümer unmittelbar vom Kaiſer und Könige zu Lehen. Der Sachſenſpiegel ſagt im III. Buche Art. 62: Sieben Fahnlehen [37]) ſind im Lande zu Sachſen, das Herzogthum zu Sachſen und Pfalz, die Mark zu Brandenburg, die Landgrafſchaft zu Thüringen, die Mark zu Meißen, die Mark zu Lauſitz, die Grafſchaft zu „Aschane" (Askanien) oder „Aschersleven." Aber es bleibt ſtreitig, und man ſtritt vormals heftig darüber, ob alle und jede unmittelbare reichs-lehnbare Grafſchaften und Herrſchaften auch Reichs-Fahnlehen ſeien. Im J. 1743 erſchien: Beweis, daß die Reichslehenbare immediate Graf- und Herrſchafften unzweifelhafte Fahnen- und Thron-Lehen ſeyen; mit unverwerfflichen Archiv-Urkunden, beſonders in Anſehung der uralten ohnmittelbaren Reichsgrafſchaft Hohenlohe, dargethan [38]). Beſonders hatte der Reichsgrafenſtand einen Streit darüber mit den Reichsverweſern [39]). In der goldenen Bulle Cap. 5 heißt es nämlich, daß, ſo oft das Reich erledigt ſei, der Provisor Imperii, nämlich der Pfalzgraf bei Rhein, der Erztruchſeß, in Rheingegenden und in Schwaben, und wo das fränkiſche Recht gelte, und wo dieſes mit den ſächſiſchen Rechten ſtatthabe, der Erzmarſchalk, der Herzog von Sachſen, Gewalt haben ſolle, investiendi de feudis, Juramenta fidelitatis, vice et nomine Sacri Imperii recipiendi, quae tamen per Regem Romanum postea electum, suo tempore omnia innovari, et de novo sibi juramenta praestari debebunt, feudis Principum duntaxat exceptis et illis, quae *Vanlehen* vulgariter appellantur: Quorum investituram et collationem soli Imperatori vel Regi Roman. specialiter reservamus. Großer Zweifel und Streit war ſpäter darüber, ob die gräflichen und herrlichen Lehen von den Reichsvicarien empfangen werden müßten, oder davon gleich den fürſtlichen exempt ſeien. Aus dem allgemeinen Beſchluſſe, welcher den 17. Aug. 1741 auf einem allgemeinen Grafenconvent abgefaßt wurde, heben wir Folgendes aus: Daß die Reichsgrafen und Herren aus den älteſten Zeiten her, mithin auch vor, bei und nach Errichtung der goldenen Bulle, ebenſo wol als die Fürſten den Blutbann und die Regalien gehabt, ingleichen ebenſo wol als dieſelben unter dem Reichspanier des Kaiſers oder Königs Unterthanen, wie nicht weniger unter ihren eigenen Fahnen oder Panieren ihre Vaſallen zu Felde geführt, des Endes auch ebenſo wol als jene von den römiſchen Kaiſern und Königen mit dem Vexillo, oder auch einer Lancea signifera, jedesmal inveſtirt worden, das ha-

---

im J. 1356 zu Grafen gemacht, damit auch die neuen Herzoge zu Jülich einen dergleichen bekamen, wie *P. Bertolet*, Histoire de Luxembourg et de Chiny, Livre LV. p. 61, anführt.

36) Zu dem Obigen bemerkt Olenſchlager: die Exempel von den Vexillis Ducatuum, womit die neueren Herzoge ſich jederzeit belehnen laſſen müſſen, ſind bei *Leibnitz*, Cod. Jur. Gent. Diplom. P. I. p. 130. 207. 311. II, 248 und in andern Urkunden häufig anzutreffen. 37) feuda vexillorum nach dem lateiniſchen Texte. 38) Mit Beil. ⊙, dann A bis Pp. incl. (Öhringen 1743. fol.) und in den Select. Jur. publ. Tom. VIII. p. 37 sqq. Hierher bezügliche Schriften ſind auch: v. Piſtorius (Wilh. Fried.), Abh., ob die Lehen der Grafen Fahnlehen geweſen? in ſeinen jurid.-hiſtor. Anmerk. 2. Th. S. 192, und Gundling (Nic. Hier.), Erläuterung derer gräflichen Fahnlehen in der Gundlingian. 26. Th. S. 62 und bei *Jenichen*, Thesaur. Jur. feud. T. III. n. 11. p. 226. Gundling ſchrieb auch De Feudis Vexilli, vulgo Feudis Imperii regalibus. (Halle 1715. Jena 1740. 4.) Ferner *Gribner* (*Mich. Henr.*), Progr. de Feudis Vexilli. (Wittenberg 1712. 1717. 4.) und bei *Jenichen* l. l. T. III. n. 9. 10. p. 124. 221. *Heumann* (*Joh.*), De S. R. Imperii Comites investiendi ratione, ad illustr. art. 11. §. 7. Capitul. Caroli VII. Imp. (Altorf 1743. 4.) *Wolf* (*Jac. Gabr.*), De Feudorum Imperii origine atque indole sub primis Francorum Regibus (Halle 1745. 4.) und bei *Jenichen* l. l. T. I. n. 28. p. 631. *Textor* (*Joh. Wolfg.*), De Feudis Imperii propriis, non oblatis, ennumerendis (Altorf 1717.) und bei *Jenichen* T. I. n. 30. p. 687. *Boden* (*Henr. de*), Diss. de statu Reipublicae Germanicae feudali et Feudis regalibus. (Halle 1707. 4. 1752. 4.) *Daser* (*Frid. Jac.*), Diss. de Feudis Imperii Illustribus. (Strasburg 1664. 4.) *Ebermann* (*Ign. Christ.*), Diss. de Feudis, praecipue Imperii Rom. Germ. (Würzburg 1706. 4.) *Felz* (*Joh. Henr.*), De Feudis Imperii. (Wittenberg 1707. 4.) *Itter* (*Joh. Guil.*), De Feudis Imperii. (Gießen 1681. 4. Frankfurt 1685. 8. 1704. 8. Frankfurt und Leipzig 1714. 8. 1722. 8. 1756. 8.) Joh. Jac. Moſer, Von Reichslehen, in deſſen Einleit. zum Reichs-Hofr.-Proceß. 3. Th. durch den ganzen Band, 4. Th. fg.

39) *Francke* (*Henr. Gottl.*), Progr. de jure Vicariorum Imperii, de Feudis Imperii apertis disponendi (Leipzig 1748. 4.) und bei *Jenichen* l. l. Tom. I. num. 34. p. 869. *Heiland* (*Ge. Franc.*), De Investitura circa Feuda regalia Comitum et Baronum, et quatenus ea S. R. I. Vicariis competat. (Erfurt 4.) *Gribner*, Selectorum Opusculorum. Tom. II. Sectio I. De Juribus Vicariorum Imperii illis in primis, quae perperam a nonnullis in dubium vocantur. Observatio I. de Feudis Vexillorum, Vom Fahnen-Lehen. p. 68—85. Von den Fahnlehen und denjenigen Lehen, welche in Camera verliehen worden ſind, handelt *Boehme*, De antiqu. Investit. Feud. Imp. in Camera exempl. §. 6. Hommel (Erläuterung der güldenen Bulle) behauptet, die Grafſchaften ſeien keine Fahnlehen geweſen; und obſchon die Grafen reitend mit einer Fahne vorgeſtellt werden, ſo gehe doch ſolches nicht auf ihre Belehnung, ſondern die Fahne ſei muthmaßlich ein Zeichen ihrer Landeshoheit. Aber dieſe war ihnen eben durch die Belehnung mit der Fahne ertheilt worden. Man muß daher größere oder vorzugsweiſe genannte Fahnlehen, von welchen der Sachſen- und Schwabenſpiegel handelt, annehmen, und welche mit den Fürſtenthümern gleichbedeutend waren. Wenn in der goldenen Bulle neben den Fürſtenlehen noch Fahnlehen genannt werden, ſo ſind darunter kleine Fahnenlehen zu verſtehen. Darüber, ob die Fürſtenlehen und Fahnlehen, welche in der goldenen Bulle genannt werden, ein und dieſelben ſeien, iſt großer Streit; ſ. die verſchiedenen Meinungen von *Buxtorffius* ad Aur. Bull. Cap. V. §. 1. th. 68 sq. *Schilterus*, Commentarius ad Cap. XLII. Jur. Feud. Alamann. §. 2. p. 239. *Gribnerus*, Select. Opusc. Tom. II. Sect. I. De Jurib. Vicar. Imperii. p. 72.

ben viele der bewährteſten Publiciſten mit untrüglichen Testimoniis Scriptorum Historiae Germanicae und archivaliſchen Urkunden allbereits ſo klar und deutlich erwieſen, daß den gräflichen und herrlichen Reichslehen die Qualität der Fahnenlehen mit Grund nimmermehr widerſprochen werden kann. Daß aber bei Errichtung der Aureae Bullae nicht die fürſtlichen Fahnlehen, wie es bei kurzen Zeiten her ganz neuerlich reſtringirt werden will, allein, ſondern ebenfalls alle übrigen gemeinlich oder vulgariter alſo genannte Fahnlehen, mithin auch die gräflichen und herrlichen Reichslehen von der hohen Vicariaten-Belehnungsrecht ausdrücklich eximirt, und dem künftigen röm. Kaiſer oder König immediate reſervirt worden, das geben die klaren Worte der goldenen Bulle in dem lateiniſchen und alten unveränderten Text durch die particulam: et oder: und, ganz unwiderſprechlich zu erkennen. Es beſtätigt ſolches nicht weniger die unverrückte ältere und jüngere Reichspraxis, in Kraft deren abſeiten der hohen Reichsvicariaten von Zeit der goldenen Bulle an, bis in das vorige Saeculum, wie man wenigſtens bei dem reichsgräflichen wetterauiſchen Collegio mit aller Zuverläſſigkeit verſichern kann, nie daran gedacht worden, um den gräflichen und herrlichen Reichslehen die Fahnlehns-Qualität und davon abhangende Exemption von der Vicariatsbelehnung zu widerſprechen, oder ſolche unter die Feuda minora zu ziehen; des Endes auch und als ſolches um das Jahr 1658 an die wetterauiſchen Reichsgrafen und Herren, gegen die bisherige unvordenkliche Obſervanz, geſonnen werden wollen, die ſothane neuerliche Zumuthung zum Heftigſten widerſprochen und ſich derſelben keineswegs gefügt haben. Ja! es iſt von den hohen Reichsvicariaten, welches inſonderheit wohl zu merken, bis auf den heutigen Tag, ſoviel man weiß, noch nicht daran gedacht worden, und den Kurfürſten und Fürſten, welche mittlerweile ſo viele reichslehnbare Grafſchaften und Herrſchaften durch Exſpectanzien, Succeſſionen und ſonſten erlangt haben, zuzumuthen, daß ſie dieſelben durante Interregno zu Lehen empfangen ſollten, ſondern haben ſolche den Kurfürſten und Fürſten anfallende Reichsgrafſchaften und Herrſchaften je und alle für Feuda Vexilli adeoque ab Investitura Vicaria exempta, bis auf dieſe Stunde gehalten und paſſiren laſſen; woraus denn der ganz unbetrügliche Schluß von ſelbſt folgt, daß entweder die gräflichen oder herrlichen Reichslehen und reichslehnbaren Grafſchaften und Herrſchaften an und für ſich Feuda majora et vexilli ſeien, oder daß die den Kurfürſten und Fürſten anfallenden reichslehnbaren Grafſchaften und Herrſchaften eodem momento, da der Anfall geſchieht, ihre Qualität verändern und die Natur der Feudorum majorum et vexilli annehmen müßten. Das Letztere wird wol Niemand behaupten, und noch weniger aus den Reichsgeſetzen beſtärken können; mithin bleibt das Erſtere auf unumſtößlichem guten Grund beſtehen. Es hat zwar in den neueren Zeiten von einem und andern hiegegen obmovirt werden wollen, daß 1) gleichwol die kurfürſtlichen Reichslehen jederzeit mit großen Solennitäten und öffentlicher Vortragung der Fahnen empfangen und von den römiſchen Kaiſern und Königen ſelbſt von dem Throne[40]) verliehen worden, welches von den gräflichen nicht geſagt werden könne, einſolglich zwiſchen beiden ein großer Unterſchied ſein müſſe, welcher Unterſchied 2) ſich dadurch noch mehr äußere, daß bis dieſe Stunde noch die kurfürſtlichen und fürſtlichen immediate coram Throno Caesareo, die gräflichen und herrlichen Reichslehen hingegen nur in dem kaiſerlichen Reichs-Hofrath empfangen würden, mithin die Dispositio Aureae Bullae nur von jenen, und nicht von dieſen, verſtanden werden müſſe. Allein, außer dem, daß die Diversitas Solennitatum an und für ſich keine diversitatem Qualitatis Feudorum inferirt, und der Textus Aureae Bullae im Übrigen ganz klar da liegt; ſo iſt quoad 1. zur Genüge bekannt, daß die, ſonderlich in dem Saeculo XV und Anfangs des Saeculi XVI gewöhnlich geweſenen und bei den Kaiſerkrönungen vorgekommenen Investiturae Principum solennes ſo ſchlechterdings für Univerſal-Belehnungen nicht zu halten, indem auch viele andre Fürſten, welche am kaiſerlichen Hof zu ſolchen Zeiten nicht perſönlich zugegen geweſen, dergleichen ſolenne Belehnungen nicht empfangen haben, und gleichwol ihnen die Qualitas Feudorum Vexilli nicht widerſprochen worden. Viel weniger wird erwieſen werden können, daß vor und bei Errichtung der goldenen Bulle ſolche Investiturae Principum solennes, wie ſie im funfzehnten Saeculo vorgegangen, allſchon in Übung geweſen, und zwiſchen den Fürſten und Grafen damalen ſchon ein ſo großer Unterſchied gehalten worden; dahingegen ſind Exempla genug vorhanden, daß bereits in dem zwölften und dreizehnten Saeculo, mithin ſchon lange vor errichteter goldener Bulle, und auch nach derſelben, die Reichsgrafen und Herren von wegen ihrer Grafſchaften und Herrſchaften ebenſo, wie die Fürſten, immediate von den römiſchen Kaiſern und Königen jedesmal mit Fahnen belehnt worden. Ebendieſes beſtätigen auch ſogar die hierwider opponirten Investiturae Principum solennes ſelbſt, allermaßen diejenigen Kurfürſten und Fürſten, und unter denſelben die hohen Vicarii ſelbſt, welche vermittels Berennung des kaiſerlichen Thrones, alſo öffentlich und solenniter von Zeit zu Zeit belehnt worden, ſich jederzeit nebſt ihren Fahnen, auch die gräflichen Fahnen wegen ihrer beſitzenden Grafſchaften und Herrſchaften zugleich mit vortragen laſſen, und die gräflichen Fahnenlehen mit ebenderſelben Solennität, wie die fürſtlichen immediate von dem Kaiſer empfangen haben, und ſothane Grafſchaften und Herrſchaften bis auf den heutigen Tag mit ihren Fürſtenthümern coram Throno Caesareo noch zu Lehen empfangen. Zu Nr. 2 bemerkt das Conclusum Commune, daß der Reichshofrath erſt nach angeordnetem Kammergerichte, und zwar ziemlich langſam, nach und nach in ſeine gegenwärtige[41]) Form gebracht und die Belehnungen der Grafen und Herren erſt in den neueren Zeiten vor denſelben gezogen worden. Hingegen könne mit vielen unzähligen Exempeln und

40) Über die Thronlehen ſ. *Hoffmann* (*God. Dan.*), Diss. de Feudi Throni, ad Art. 11. §. 7. Capitul. noviss. Pars I. (Tübingen 1755. 4.) 41) Es iſt die Rede vom J. 1741.

archivaliſchen Urkunden dargethan werden, daß vor, und nach der goldenen Bulle, bis durch das 15. Jahrh. hindurch, die jeweiligen römiſchen Kaiſer und Könige jedesmals die Grafen und Herren entweder ſelbſt belehnt haben, oder, wo ſolches wegen der damaligen noch im Schwang gegangenen Befehdungen nicht allemal perſönlich habe geſchehen können, durch ihre Commiſſarien ebenſo, wie die Fürſten, welche ebenfalls nicht perſönlich erſcheinen können, belehnen laſſen u. ſ. w.[42]). Die Fürſten, welche ihre Lehen aufzuholen hatten, erſchienen zu Pferde oder auf ſchön geputzten Maulthieren, unter zahlreicher Begleitung ihrer Vaſallen und Hofdiener, deren zuweilen viele hundert waren[43]), mit welchen ſie zuerſt auf dem Platze, oder auch in den nächſtgelegenen Straßen drei Mal um das Gerüſte ritten, auf welchem der Kaiſer, mit allen ſeinen Inſignien bekleidet und von den Kurfürſten und andern Fürſten umgeben, auf ſeinem Throne ſaß. Sobald ſie darauf ab- und zu ihm hinaufgeſtiegen waren, knieeten ſie vor dem römiſchen Kaiſer oder Könige nieder, der ihnen nach abgelegtem Lehenseide ihre ſämmtlichen Lehen und Afterlehen, welche ſie vom Reiche hatten, durch ſo viele[44]) Fahnen gab, auf welchen das Zeichen jeder Landſchaft gemalt ſtand. Nach vollbrachter Belehnung wurden in neueren Zeiten die Lehenfahnen von der Bühne unter das Volk geworfen und von dieſem im Tumulte meiſtens zerriſſen und zerbrochen. So ſehr hatte der Geiſt, mit welchem man die Belehnung durch Fahnen anſah, ſich verändert, während, wie wir oben ſahen, Graf Gerhard von Elſaß des Lehens, das ihm König Heinrich II. ertheilt, verluſtig ward, weil ihm die fahnentragende Lanze, mittels welcher er belehnt worden war, geraubt wurde. Doch behielten die Herzoge oder Könige von Böhmen lange das Recht, ihre Fahnen unverletzt und unzerbrochen wieder zu bekommen. Das Privilegium[45]) Kaiſer Friedrich's III. für die Könige von Böhmen beſtimmt: Dum Rex Bohemiae a Rege Romanorum, seu Imperatore, regalia seu investituram cum solemnitate et banderiis sibi conferre petierit, ut solemnitatibus expletis, banderia ipsi Regi minime laesa, fracta aut lacerata restituantur. Wie wir oben aus dem Sachſen- und dem Schwabenſpiegel erſahen, war bei den geiſtlichen Fürſten die Belehnung mit dem Scepter gewöhnlich; doch hatten die Biſchöfe auch Fahnlehen. In der Vorrede des Sachſenſpiegels heißt es S. 3: Welcher Biſchof von dem Reiche belehnt iſt mit Fahnlehne binnen dem Lande zu Sachſen, und beiden Heerſchild davon hat, der heißt ein Sachſe, von welchem Lande er gebürtig ſei, und muß wol Urtheil finden, und Urtheil folgen und Vorſprecher ſein zu Lehnrechte und Landrechte vor dem Reiche über jeglichen Mann, wo es ihm an den Leib oder die Hand nicht geht, und anders nirgends (weder) zu Landrechte, (noch) zu Lehnrechte. In der Erzählung[46]) von der Wahl Maximilian's auf dem Reichstage zu Frankfurt im J. 1486 heißt es: Am Dinstag nach Invocavit Sanct Valentius hat unſer allergnädigſter Herr, der römiſche Kaiſer[47]), dieſe nachgenannten Fürſten und Herren belehnt, und ſaßen die kaiſerliche Majeſtät und die Fürſten auf dem Gerüſt, das vor dem Kranich oben hart wider das Haus gemacht war, mit köſtlichen goldenen und ſeidenen Tüchern behängt, ſeine Majeſtät auf einem erhöhten Stuhle faſt (ganz) köſtlich mit ſeiner Inful; und ſaß zu der rechten Hand des Kaiſers mein gnädiger Herr, Philipp, Pfalzgraf, und hielt den Apfel, darnach Herzog Maximilian von Öſterreich, der kaiſerlichen Majeſtät Sohn, und hatte ein Erzherzogshütlein auf mit einem köſtlichen Stein darin oben, leuchtend als ein Stern, und zu der Linken ſaß der Biſchof von Cöln, darnach Herzog Ernſt von Sachſen, und hielt das bloße Schwert. Darnach Markgraf Albrecht von Brandenburg, der war alt und podagricus, daß man ihn allenthalben auf einem Stuhle tragen mußte. Und über-ort gegen der kaiſerlichen Majeſtät Angeſicht ſaß Herr Johann, Biſchof zu Trier, auch auf erhabenem Stuhle. Darnach die andern Fürſten und Grafen und Herren in einer großen Zahl, und hatten die Kurfürſten und Herzog Maximilian ihre Pontificalia alle an, und empfingen dieſe nachbenannten Fürſten und Herren ihre Lehen. Zum erſten Erzbiſchof Berchtold von Henneberg zu Mainz, und als die Seinen auf dem Berg vor und um das Gerüſt rannten mit einem Rennbanner, und „etlicher einen“ (einigen) kleinen Bannerchen, da kam der itzt benannte mein gnädiger Herr von Mainz rennend bis zu dem Gerüſt unten an die Stiege, und hatte ſeine Pontificalia an, ſtieg vom Pferde, und (es) nahm der Knecht des Untermarſchalks von Pappenheim das Pferd, und als er (der Erzbiſchof von Mainz) vor die kaiſerliche Majeſtät kam, fiel er nieder auf ſeine Knie, und trug man ihm zwei Banner nach, ein großes mit einem Rad, das andre ſchlecht[48]) roth, und als ihm da der Eid geleſen und geſtellt, wurden die Banner von dem Gerüſt geworfen unter das Volk, darum ein großes Reißen und Drängen ward, und ſtellte ſich darnach zu der kaiſerlichen Majeſtät rechten Seite zunächſt. Darnach ging der Pfalzgraf herab und ritt von dannen, und kam gleichermaßen mit den Seinen rennend mit drei Bannern, eins mit dem goldenen Löwen, das andre mit den Wecken, das dritte ganz roth, und ging zu, wie itzt von dem Biſchof von Mainz berührt iſt. Darnach Herzog Heinrich von Braunſchweig mit zwei hübſchen Bannern, eins mit zwei goldenen Löwen in einem rothen Felde, das andre mit einem blauen Löwen in einem goldenen

42) ſ. das Weitere im angeführten Conclusum commune bei Moſer a. a. O. S. 808. 809. 43) ſ. das Ceremonial von dergleichen Belehnungen der großen Reichsfürſten bei Müller, Reichs-Theatrum unter K. Friedrich V. V. Vorſtell. S. 538 und VI. Vorſtell. S. 139. Nach der Belehnung wurden die großen Banner der Reichsfürſten vom Königsſtuhle herabgeworfen und den Kriegsknechten preisgegeben. Rommel, Heſſ. Geſch. 3. Bd. S. 110. Jac. Grimm, Teutſche Rechtsalterthümer. S. 161. 44) König Johann von Böhmen erhielt auf dem Reichstage zu Frankfurt im J. 1339 ſeine Reichslehen vom K. Ludwig dem Baier mit hundert Fahnen. Beiſpiele von Belehnungen mit Fahnen ſ. auch in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. 37. Th. S. 53. 45) Bei *Goldast*, De Regno Bohemiae. Lib. III. c. XIV. §. 32.

46) Bei v. Olenſchlager, Urkunden-Buch zur Guldenen Bulle. Nr. 115. S. 251—253. 47) Friedrich III. 48) ſchlechthin.

Felde. Darnach der Biſchof von Worms mit einem rothen Banner, mit einem Schlüſſel über=ort und drei weißen Lilien. Der römiſche König Maximilian I. belehnte am Dinstage nach Margarethentag (den 14. Juli) 1495 auf dem Reichstage zu Worms öffentlich und mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten, mit ſeinem königlichen Ornat bekleidet und von den Kurfürſten, Fürſten und Reichsbeamten umgeben, die Kurfürſten Berthold von Mainz und Hermann von Cöln mit Fahnen[49]). Der Biſchof zu Würzburg ließ im J. 1631 in eine Inſtruction für ſeine Geſandten ſetzen: Seine Vorfahren ſeien, wann es die Gelegenheit des Ortes und der Zeit gegeben, mit dem Herzogthume Franken, auch gar unter freiem Himmel und mit der Fahne, gleich andern weltlichen Herzogen, belehnt worden: Wann aber ſolches aus erheblicher Verhinderung nicht füglich geſchehen können, habe man ihnen eine ſonderliche kaiſerliche Declaration deswegen gegeben, daß die Unterlaſſung ſolcher ſonſten bei dieſer Belehnung hergekommener Solennität und Herrlichkeit dem Stifte Würzburg an allen ſeinen Rechten und Gerechtigkeiten unſchädlich ſein ſolle. Das ſchwäbiſche Lehnrecht beginnt das F ü r ſ t e n l e h e n überſchriebene 42. Capitel: Biſchöfegut und Fahnlehengut ſoll der König geben zu Lehen. Alle Biſchöfe empfangen von dem Könige Münz und Zölle; und etliche empfangen Fahnlehen und etliche Gerichte u. ſ. w. Nach anderer Lesart: Biſchofegut und Fahnlehngut ſoll der König ganz, nach noch anderer: ganzes, nach anderer: gänzlichen lehenen. Der kleine ſtrasburger Codex hat: Biſchöfegut und Fahnlehen ſoll der König leihen und das iſt geheißen und genämet ganzes Lehen. Das ſächſiſche Lehnrecht ſagt Cap. 20: Biſchofsgut und Fahnlehen ſoll der König ganz leihen (verleihen), und nicht zwingen (zertheilen). Wer auch von einem Fürſten belehnt iſt, der Fahnlehen hat, er darf das Lehn von Niemandem empfangen, der Fahnlehens darbet, obſchon er ein geborner Fürſt ſei. Aus dem Sachſenſpiegel Buch III. Art. 53 führen wir noch Folgendes an: Man muß kein Gericht theilen, noch demjenigen, dem es geliehen iſt, ganz oder einen Theil leihen (verleihen), ſodaß Folge[50]) daran ſei, es ſei denn eine ſonderliche (beſondere) Grafſchaft, die in ein Fahnlehen gehöre, die muß man nicht ledig haben. Alſo muß (auch) der König kein Fahnlehen (ledig laſſen); er verleihe es binnen Jahr und Tag. Der Schwabenſpiegel ſagt Cap. 116: Der König ſoll kein Fahnlehn in ſeiner Gewalt haben Jahr und Tag, er ſoll es hinleihen, und Cap. 104: Man mag (kann) kein Fürſtenamt mit Recht zweien Herren nicht leihen. Geſchieht es aber dawider, mag davon einer (keiner) Fürſt heißen mit Recht, noch ſein. Alſo mag (kann) weder Markgrafſchaft, noch Pfalzgrafſchaft, noch Grafſchaft (zertheilt werden), wer die theilet[51]), ſo haben ſie ihren rechten Namen verloren. Der König ſoll mit Recht dieſer Herrſchaften keine in ſeiner Gewalt haben Jahr und Tag, er ſoll ſie hinleihen. Thut er es nicht, das klagen die Fürſten[52]). In der Stelle der Urkunde[53]) vom J. 1294, durch welche Pfalzgraf Rudolf bei Rhein Heinrich den Ältern und deſſen Sohn, Heinrich von Plauen, belehnt, und wo er ſagt: feoda, quae ab ipsis nostris progenitoribus de jure tenuerant, videlicet Clipeum et Bannerum sive vexillum eis contulimus, und er inveſtire ſie gegenwärtig mit denſelben, verſteht[54]) Bekler den Blutſchild und die Blutfahne; doch kann es auch blos der Heerſchild und die Kriegsfahne, die Symbole der Verpflichtung zur Heerfolge, oder auch zur Dienſtmannſchaft, welche auch zugleich zur Heerfolge verpflichtete, ſein; denn es heißt weiter: Ita quod ipsi praeter alia servitia, ad quae nobis ex praedictis feodis tenentur, quandocunque nos et eos in Curiis aut expeditionibus Romanorum seu Regum esse contigerit, ad obsequendum et intendendum nobis suas herbergas nostrae herbergae debeant vicinare. Die Blutfahne iſt das Symbol des Blutbannes, oder des Halsgerichtes, nämlich des Gerichtes über Todtſchläge und Blutvergießen, oder mit andern Worten der höheren Criminalgerichtsbarkeit. Die Blutfahne war ganz roth, und wir haben oben bei Beſchreibung der Feierlichkeit der Belehnung des Erzbiſchofs Berchtold von Mainz, des Pfalzgrafen Philipp bei Rhein und des Biſchofs von Worms durch Kaiſer Friedrich III. zu Frankfurt 1486 geſehen, daß außer den Fahnen mit den Wappen jeder noch eine ganz rothe Fahne hatte. Dieſes war eine ſolche Blutfahne. Um die Unterthanen zu dem Dinge oder der Gerichtsverſammlung zuſammen zu berufen, ward die Gerichtsfahne an der Ding= oder Gerichtsſtätte aufgepflanzt, und blieb es, während das Gericht gehalten ward. Unter die Fahne bringen, bedeutet ſubhaſtiren. Die teutſche Bearbeitung der Legende des heiligen Bonifacius, welche S. 856 erzählt, daß der Kaiſer den Grafen mit dem Barte mit dem Lande zu Thüringen belehnt und ihm darüber des Reiches Fähnchen geliehen, erzählt weiter unten: Der Landgraf ſoll ſein Gericht drei Stunden in dem Jahre ſitzen. Jegliches Gericht über 18 Wochen unter des Reichs Fähnchen. In einer Urkunde in der Metropolis Salisburgens. T. III. p. 501 heißt es: Abrenuntiavit omni querelae, quam fecerat super patrimonium Comitis Sigbotonis — et hoc factum est Stoyle sub vexillo Ducis Austriae duello affixo. Hujus rei testes sunt etc. insuper omnes, qui aderant sub vexillo ducis. Bei Märkten ſteckte man zum Zeichen der Marktfreiheit Fahnen auf. Durch Aufrichtung der Fahne wurde das Volk aufgeboten und verſammelt. Daher kommt im Aſagebuch 154[55]) vor: mith ēna upriuchta fona, und 271: hirifona on binda. Auch in England war die Aufſteckung der Fahne ein alter Gebrauch, durch welchen dem Volke zu erkennen gegeben wurde, daß der König deſ-

49) *Pertsch*, Annot. ad *Schmauss*. Comp. Jur. publ. p. 327. 50) Nachfolge, „habeat successionem“ nach dem lateiniſchen Texte. 51) Kaiſer Friedrich II. ſagt: Praeterea Ducatus, Marchia, Comitatus de caetero non dividatur: aliud autem feudum, si consortes voluerint, dividatur.

52) Weiter wird nun geſagt, daß der Pfalzgraf von dem Rhein Richter über den König ſei; ſ. den Art. Pfalzgraf. 53) Über die Meinung Anderer über dieſe Stelle ſ. *Gribnerus*, Select. Opusc. T. II. p. 83. 84. 54) Bei *Becklerus*, Stemm. Ruthenic. p. 263 und in der hiſtoriſchen Nachricht vom Voigtlande S. 129. 55) Ausgabe von Wiarda.

ſen Beiſtand höchſt bedürftig ſei, und durch den ihm der Ort, an welchem es ſich verſammeln ſollte, angezeigt wurde. Dieſem alten Gebrauche zufolge erließ König Karl I. von England, der mit dem Parlamente zu kämpfen hatte, im J. 1625 eine Verordnung, in welcher allen Unterthanen, die Waffen zu tragen, befohlen ward, ſich den 25. Aug. zu Nottingham einzufinden, wo er ſeine Fahne aufſtecken wolle, zu welcher alle getreuen Unterthanen ſich zu verſammeln verbunden ſeien. Er hoffte nämlich immer noch, daß das Volk ihm als ſeinem Könige Gehorſam leiſten werde. Den 25. Aug. ließ er ſeine Fahne auf einem Thurme[56]) des Schloſſes Nottingham aufpflanzen, wo er ſtatt aller Fußvölker nur einige Landſoldaten bei ſich hatte. Seine Verordnung hatte ſo ſchlechte Wirkung, daß faſt Niemand kam, ſich zu ſeiner königlichen Fahne zu verſammeln. Es trug ſich ſogar zu, daß ſelbſt an dem Tage, an welchem die Fahne aufgepflanzt wurde, das Wetter ſo ungeſtüm war, daß ſie auch vom Sturme umgeworfen wurde, und erſt zwei Tage darauf wieder aufgeſteckt werden konnte. Viele hielten dieſes für eine unglückliche Vorbedeutung dieſes Krieges[57]). Als der römiſche König Karl im J. 1449 ſich in Speier befand, klagten die Rheinſtädte, daß Herzog Rupert von Baiern ein Schloß habe, der neue Hof genannt, eine Stunde von Speier befindlich, in welchem Räuber ſich verſteckt hielten, welche die Kaufleute und die, welche auf der Landſtraße nach Worms vorübergingen, in dem Rechholz genannten Walde ausplünderten. Der König ließ ſogleich ſein Banner, welches Sturmfahne genannt ward, auf dem Thurme der ſpeierer Kirche aufrichten und das Volk durch die Bürgermeiſter zu den Waffen entbieten, und ging bewaffnet mit ſeiner Kriegsſchar die Stadt hinaus, indem ihm das Volk mit dem Banner vor das genannte Schloß folgte, und zerſtörte es von Grund aus[58]). Beſonders ward die Fahne aufgepflanzt, wenn man ſich zur Schlacht bereitete. So z. B. heißt es in der Ynglinga-Saga Cap. 30 in Beziehung auf den von Tunni und deſſen Scharen des Nachts überfallenen König Egil von Schweden: Aber als König Egil den Unfrieden gewahr ward, da wandte er ſich zum Widerſtande und ſetzte ſeine Fahne auf[59]). Der Gegenſatz von dieſem Aufpflanzen zur Gegenwehr oder zum Angriffe iſt das Aufpflanzen einer weißen Fahne von Seiten derjenigen, welche ſich ergeben wollen, beſonders der Belagerten[60]). Ein Zeichen des Friedens war es auch, wenn die Heerfahne niedergelaſſen ward[61]), während das Aufheben der Fahnen Krieg oder Schlacht, oder überhaupt Angriff anzeigte[62]). Nicht nur im Kriege, ſondern bei beſonderen Fällen oder Gelegenheiten wurde auch im Frieden die Fahne oder das Banner vor dem Könige hergetragen. Bei dem angelſächſiſchen Könige Edwin war dieſes ein beſonders beliebter und ſteter Gebrauch, denn Beda Venerabilis[63]) erzählt: tantum vero in regno excellentiae habuit, ut non solum in pugna ante illum *vexilla* [in der angelſächſiſchen Überſetzung segen[64])] gestarentur, sed et tempore pacis equitantem inter civitates sive villas suas, cum ministris semper antecedere *signifer* consuevisset; nec non et incedente illo ubilibet per plateas illud genus vexilli, quod Romani tufam[65]), Angli vero appellant Thuf, ante eum ferri solebat. In Florenz ward im J. 1292 ein Gonfaloniere della Giustizia (vexillifer justitiae, Gerichtsfahnenführer) als der Oberbefehlshaber der aus Mitgliedern aller Zünfte errichteten Scharwache aufgeſtellt und als der ſiebente von den Prioren angeſehen, war in ihrem Gebäude wohnhaft, und ward auf zwei Monate abwechſelnd nach den Sechstheilen gewählt. Sobald zur Anzeige kam, daß Unordnungen, Vergehungen, Verbrechen begangen wären, oder bevorſtänden, ließ er den Gonfalone (die Fahne) mit weißem Felde und rothem Kreuze aufſtecken. Dann ging er mit dem Gonfalone voran, ſteuerte dem Unfuge, verhaftete die Schuldigen und ließ, wenn das Strafurtheil geſprochen war, Haus und Hof verbrennen[66]). Nach den Formeln bei Reuter S. 64. 66[67]) ſoll der Fähnrich, wenn einer verklagt wird, das Fähnlein zuſammenſchlagen und mit dem Eiſen in die Erde ſtecken, auch nicht wieder fliegen laſſen, bis über die Klage ein Urtheil ergehe. Nach den alten Kriegsordnungen bei Reuter S. 2. 3 hat der Fähnrich die Verbindlichkeit, ſein anbefohlen Fähnlein zu verwahren und in Ehren zu halten, gleich ſeinem ehelichen Weib; würde er vom Feinde ſo gedrungen, daß ihm die rechte Hand abgeſchoſſen wäre, ſo ſoll er das Fähnlein in die Linke nehmen, und wird ihm auch die abgeſchlagen, es mit den Stumpfen zu ſich ziehen, ſich darein wickeln,

56) Nach Rusworth ward die Fahne auf freiem Felde hinter einer Mauer des Schloſſes aufgerichtet. 57) Paul v. Rapin, Allgem. Geſchichte von England. 6. Bd. (Halle 1758.) S. 631. 632. 58) *M. Alberti Argentinensis* Chronicon ap. *Urstitium*, Germ. Histor. T. II. p. 152. 59) ſ. d. Weitere in Snorri Sturluſon's Weltkreis (Heimskringla), überſ. von F. Wachter. I. Bd. S. 78. 60) ſ. z. B. Rapin a. a. O. 9. Bd. S. 518. 61) Vergleiche Ziemann, Mittelhochteutſches Wörterbuch. S. 532. 62) So z. B. heißt es in *Hincmari Remensis* Annales A. 876 (ap. *Pertz*, Monum. Germ. Histor. Scriptt. T. I. p. 501): Imperator Nonas Octobris, dispositis scaris suis, nocte surrexit, et levatis vexillis per strictas et arduas vias, quin potius invias, super nepotem suum ac super eos, qui cum illo erant, subito irruere moliens etc.

63) Hist. ecc. II, 17. 64) Bedeutet eigentlich Zeichen (signum), ſowie auch das altnordiſche merki (Zeichen, Fahne), ſpeciell bedeutet dann segen auch labarum und Fahne überhaupt. 65) *Vegetius* Lib. III. c. 5: Muta signa sunt aquilae, dracones, vexilla, flammulae, tufae, pinnae. Lydus (De magistr. I, 8) ſagt: *καλοῦσι δὲ οἱ μὲν Ῥωμαῖοι ἰουβας, οἱ δὲ βάρβαροι τοῦφας.* Das ſcheint, bemerkt Jac. Grimm (Teutſche Rechtsalterthümer. S. 241), in Beziehung auf *ἰουβας* Verwechſelung mit juba. Du Fresne unter *tufa* erklärt dieſes durch Genus vexilli apud Romanos ex confertis plumarum globis, indem er eine Stelle aus einer von Edw. Byſſeus unter dem Könige Richard II. von England franzöſiſch geſchriebenen Urkunde anführt, in welcher ein Helmbuſch von Federn vorkommt, nämlich un heaume (ein Helm) c'est à savoir une tuffe de plume, die Hälfte oben von ſchwarzer Feder, und die andere Hälfte unten von weißer Feder; touffe bedeutet noch jetzt im Franzöſiſchen Buſch, Büſchel, Federbuſch. 66) *Giovanni Villani*, Histor. Florent. Libr. XIII. Cap. I. p. 343. *Nic. Macchiavelli*, Hist. Florent. Libr. II., ſtrasburger Ausgabe von 1610. S. 71. Hüllmann, Städteweſen des Mittelalters. 3. Th. S. 342. 67) Vergleiche Jac. Grimm a. a. O. S. 161. 162.

Leib und Leben dabei laſſen. In der Schlacht zwiſchen den Spaniern und den Franzoſen um Roca de Bandera den 6. Nov. 1503 ward einem ſpaniſchen Fähnrich, Namens Ferdinand de Illecas, oder nach Andern Alfonſo de Parra, die Hand, mit welcher er die Fahne hielt, durch eine Stückkugel abgeſchoſſen. Nun nahm er die Fahne in die andere Hand, welche aber gleiches Schickſal erlitt. Hierauf umfaßte er die Fahne mit den beiden übriggebliebenen Armen, und hielt ſie ſo lange, bis das Gefecht geendigt war[68]). Auf der Heerfahrt, welche König Heinrich II. Plantagenet 1157 gegen die Walliſer that, warf der Erbfähnrich von England, Heinrich von Eſſer, auf das Gerücht hin, als ſei der König getödtet worden, ſeine Fahne von ſich, begab ſich in vollem Rennen auf die Flucht, und ſchrie: der König iſt todt. Dieſer Handlung wegen ward der Schuldige nachmals beſtraft[69]). Erbfähnriche kommen auch anderwärts vor. So bei *Odericus Vitalis* Lib. III. p. 493 zum J. 1066: Radulfus de Conchis, Rogerii Toënitis filius, Normannorum signifer. Auch die Kirchen hatten ihre Fahnenführer. So heißt es im Necrologium S. Stephani Antisiodor: Pridie Nonas April. obiit Leotericus Vicecomes, hujus Ecclesiae Vexillarius.

Die Bedeutung der Fahnen als Sinnbilder ward dadurch ſo mannichfaltig, daß ſowol die Wappen der Länder, Reiche oder Fürſtenthümer, als auch Deviſen in ſie aufgenommen wurden. Als Beiſpiel für das Erſtere führen wir aus den Modi in coronatione regis Hungariae[70]) p. 341 an: Insignia regia, quomodo et quinam portarunt in templum, sunt sequentes: Dominus Palatinus, *coronam;* Comes Erdeodi *sceptrum*, Sigismund. Forgens. *pomum*, Comes Thvezo *gladium St. Stephani*, Thomas Regii *pacem*, Nicolaus a Zrino *vexillum Hungariae*, Stephanus Theoroth *vexillum Dalmatiae*, Georgius Honorius *vexillum Croatiae*, Christophorus Edreodi *vexillum Galliciae*, Stephanus Palfi *vexillum Lodomeriae*, Stanislaus Thvezo *vexillum Comaniae*, Thomas Nadischi *vexillum Bulgariae*. Der Kurfürſt von Sachſen, als der evangeliſchen Stände Director und General, führte den 15. Juni 1631 ſeine neugeworbene Infanterie unter 23 Fahnen zuſammen. In der Leibfahne ſtand das Bild des Kurfürſten mit dem Rautenkranze und dieſen Worten:

Trau Gott, halt dich in Hut,
Erſchrick nur nicht, die Sach' iſt gut.
Tandem bona causa triumphat!

In der andern Fahne ſtand die Sonne auf einer bloßen Degenſpitze, mit dieſen Worten:

Constanter et fortiter.

In der dritten war ein Arm mit einer Lanze und dieſen Worten:

Periculum in morâ.
Lang verzogen, oft betrogen.

In der vierten eine kleine Pyramidenſäule mit einer umwundenen Schlange und dieſen Worten:

Virtus per ardua.

In der fünften eine Säule im Waſſer, mit dieſen Worten:

Pro aequitate.

Ähnlich fand ſich auch auf jeder der folgenden Fahnen ein Sinnbild und ein Wahlſpruch[71]). Auch ſuchte man durch Namen den Fahnen ſymboliſche Bedeutung zu geben. So hieß die Fahne des Königs Harald Hardradi, von welcher man glaubte, daß es ihr eigen ſei, ihrem Beſitzer den Sieg zu geben, Landeyda, Landveröderin, nämlich Veröderin des Landes, welches ihr Inhaber mit den Waffen heimſuchte, und des Königs Swerrir prächtige Fahne war Sigrfluga (Siegesfliege, musca victoriae) genannt[72]). (*Ferdinand Wachler.*)

FAHNENBERG (Karl Heinrich, Freiherr von), geb. am 16. Mai 1779 zu Freiburg im Breisgau, verdankte ſeinen Zunamen einem ſeiner Vorfahren, dem Stadtſchreiber Franz Ferdinand Meyer, der ſich bei der Belagerung von Freiburg durch die Franzoſen im J. 1713 durch die Entſchloſſenheit auszeichnete, womit er während des feindlichen Gewehrfeuers eine weiße Fahne aufgepflanzt, und dafür von dem Kaiſer unter dem Namen Meyer von Fahnenberg in den Freiherrenſtand erhoben worden war. Seine wiſſenſchaftliche Bildung erhielt Fahnenberg auf den Univerſitäten Würzburg, Erlangen und Göttingen. Nach vollendeten Studien trat er 1801 in öſterreichiſche Dienſte. Als Legationsſecretair war er bei den Geſandtſchaften zu München und Karlsruhe thätig. Späterhin, als der öſterreichiſche Breisgau an Baden fiel, erhielt er die Stelle eines Regierungsraths zu Freiburg. Das Jahr 1810 führte ihn nach Karlsruhe. Er ward dort Rath in dem Miniſterium des Innern, 1814 geheimer Referendar und 1819 Oberpoſtdirector. Einige Jahre nachher ward ihm die oberſte Leitung der Schuldentilgungscaſſe übertragen. Er ward 1823 proviſoriſcher, 1826 wirklicher Director derſelben. Im J. 1831 ſtand er an der Spitze des Hilfsvereins für Polen, den er gemeinſchaftlich mit Welcker und Weſſenberg von Karlsruhe aus ins Leben gerufen. Er leitete jenen Verein auch da noch, als die genannten Männer nach dem Schluſſe des badiſchen Landtags in ihre Heimath zurückgekehrt waren. Sein thätiges Leben ſchloß Fahnenberg am 16. März 1840.

Ohne ſeinen Amtsgeſchäften irgend dadurch Eintrag zu thun, hatte er ſeine Muße zu literariſchen Beſchäftigungen verwendet. Aus dem Franzöſiſchen überſetzte er Sey's „Katechismus der Nationalwirthſchaft" (Karlsruhe 1816.) mit beigefügten Anmerkungen. Einen intereſſanten Beitrag zur Charakteriſtik der neuen Zeitgeſchichte lieferte er in den zu Karlsruhe anonym erſchienenen „Actenſtücken über die badiſche Territorialangelegenheit." Als

68) Joh. v. Ferreras, Allgem. Hiſt. von Spanien. 7. Bd. S. 282. 69) Rapin a. a. O. 2. Bd. S. 8. Im Monasticum Anglic. T. I. p. 372 kommt in einer Urkunde vor: Gilbertus Tison, Domini Regis Angliae summus Vexillator. 70) Bei *v. Ludewig*, Reliq. Manuscriptorum. T. VI. p. 341.

71) Die Sinnbilder und Wahlſprüche der 23 Fahnen ſind aufgeführt von Pfefferkorn, Merkwürdige und auserleſene Geſchichte von der berühmten Landgrafſchaft Thüringen. S. 520—523. 72) ſ. die große Ausgabe der Heimskringla. 3. Bd. S. 76. 155. 157 und 4. Bd. S. 81. 214. 235. 276. 308.

Mitglied des badiſchen landwirthſchaftlichen Vereins beſorgte er die Herausgabe der Verhandlungen deſſelben in den Jahren 1821—1824. Schon früher, 1810—1813, hatte er, Anfangs allein, dann mit Georgius, dem durch ſeinen Briefwechſel mit Jean Paul bekannten Schriftſteller Georg Otto in Baireuth, das „Magazin für die Handlung und Handelsgeſetzgebung Frankreichs und der Bundesſtaaten" redigirt *). Einzelne Aufſätze von Fahnenberg befinden ſich in dem von Jaup in Darmſtadt herausgegebenen „Staatsboten," in Hartleben's „Juſtiz- und Polizeifama" und in dem „Allgemeinen Anzeiger der Teutſchen." Noch in den letzten Jahren ſeines Lebens erließ er einen „Aufruf zur Bildung eines Vereins zum Schirm und Schutz der badiſchen freien Preſſe." (Karlsruhe 1832.) Es war ein Verſuch zur Erhaltung der neugegründeten Cenſurfreiheit, die indeſſen bekanntlich nur wenige Monate dauerte. Fahnenberg war Mitglied mehrer gelehrten Geſellſchaften, wie auch der Generaldirection des ſeit 1831 gegründeten Vereins für die Beſſerung der Strafgefangenen und die Verbeſſerung des Schickſals entlaſſener Sträflinge im Großherzogthume Baden. (*Heinrich Döring.*)

Fahnenhafer, ſ. Avena orientalis.

Fahnenlehn, ſ. Fahnen als Rechtsſymbol.

FAHNER (Joh. Christoph), praktiſcher Arzt, geb. zu Buttſtädt im Großherzogthume Weimar am 8. Nov. 1758. Er ſtudirte in Jena, woſelbſt er auch im J. 1780 Doctor wurde, prakticirte dann zwei Jahre in ſeiner Vaterſtadt, weiterhin aber in Frankenhauſen, in Nordheim und zuletzt in Ilfeld am Harz. Er fand den Tod auf einer Geſchäftsreiſe am 7. Jan. 1802. Erſt nach einem Monate wurde ſein Körper unter dem Eiſe eines Fluſſes entdeckt. Außer ſeiner Diſſertation: De causis et signis malignitatis (Jen. 1780.), und außer einigen Abhandlungen in Stark's Archiv für die Geburtshilfe und in Hufeland's Journal, ſchrieb er: Magazin für die populäre Arzneikunde. 2 Bände in 12 Heften. (Frankenhauſen 1785 und 1786.) Dickinſon, Natur und Urſache des Fiebers. Aus dem Engl. von Fahner. (Göttingen 1787.) Lanciſi, Abhandlung von plötzlichen und ſeltſamen Todesfällen. Neu bearbeitet von Fahner. 2 Theile. (Leipzig 1789—1791.) Frank's Syſtem der mediciniſchen Polizei, in einem freien Auszuge mit Berichtigungen, Zuſätzen und einer beſondern Einleitung von Fahner. (Berlin 1792.) Vollſtändiges Syſtem der gerichtlichen Arzneikunde. 3 Theile. (Stendal 1795—1800.) Beiträge zur praktiſchen und gerichtlichen Arzneikunde. 1. Th. (Stendal 1799.) (*Fr. Wilh. Theile.*)

FAHR, ein katholiſches Pfarrdorf am linken Mainufer des bairiſchen Landgerichts Volkach, mit 110 Häuſern, 580 Einwohnern, reichlichem Wein-, Weichſel- und Zwetſchenbaue, und lebhafter Mainüberfahrt, vier Stunden von Würzburg entfernt. Dazu gehört auch der ¼ Stunde davon entfernte Hof Elgersheim, welchen der letzte Prälat des Kloſters Theres, nach ſeinem letzten Willen, zu einem Spitale für die Armen des Städtchens Volkach beſtimmt hat. Fahr gehörte früher dem Collegiatſtifte Haug zu Würzburg, und iſt Geburtsort des berühmten Lehrers der Theologie und Domcapitulars Dr. Thad. Ant. Dereſer. (*Eisenmann.*)

*) Bis 1815 fortgeſetzt unter dem veränderten Titel: „Magazin für Handlung, Handelsgeſetzgebung und Finanzverwaltung."

FAHRAFELD, ein großes Dorf und zugleich Hauptort einer freiherrl. von Sina'ſchen Herrſchaft, welcher auch die Herrſchaften Neuhaus und Arnſtein einverleibt ſind, im Viertel (Kreiſe) unter dem Wienerwalde Niederöſterreichs, im Trieſtingthale, am linken Ufer dieſes Baches gelegen, mit 59 Häuſern, 654 Einwohnern, welche nach Pottenſtein eingepfarrt ſind; einem herrſchaftlichen Schloſſe, das früher ein kaiſerliches Jagdſchloß war; einem Brauhauſe; einer Baumwollenſpinnmanufactur und einem guten Gaſthauſe. Hier beſtand ſchon vor vielen Jahren eine große Spiegelfabrik. (*G. F. Schreiner.*)

FAHRBAR, heißt in der Seeſprache ſoviel als ſchiffbar. Ein Fluß iſt fahrbar, wenn derſelbe die erfoderliche Tiefe hat, um die Schiffe zu tragen. (*Braubach.*)

Fahren, bergmänniſch, ſ. Anfahren, Encykl. IV. S. 59.

FAHRENDE, oder mit dem Zuſatze Fahrende Leute, Fahrende Diet (für Volk), von fahren in der Bedeutung [1]) von reiſen, wandern, herumziehen, waren ein beſonderer Gegenſtand der Mildthätigkeit im Mittelalter, beſonders bei großen Feſten, weil es für einen beſondern Ruhm galt, ſich in Beſchenkung der fahrenden Leute durch verſchwenderiſche Freigebigkeit auszuzeichnen. So z. B. heißt es im Nibelungenliede in Beziehung auf die Hochgezeit oder das Feſt, welches zu einer Sonnenwende zur Verherrlichung deſſen, daß Sigfrid das Schwert nahm oder Ritternamen gewann, Z. 122—124, gehalten ward:

Sigmunt und Siglint di mohten wol bejagen
Mit guote michel ere, des teilte vil ir hant:
Des sach man vil der varnden zuo z'in riten [2]) in das lant.

1) Das alte faran bedeutet im Allgemeinen ſich wohin bewegen, wohin begeben; ſ. z. B. im *Tatian* V, 11: *fuorun alle thaz bijahin*, ibant omnes, ut profiterentur, und §. 12: Fuor tho Joseph fon Galilea, ivit tunc Joseph fon Galilea; ſpeciell wird es von reiſen gebraucht, ſo z. B. in den Gloss. Mons. profectus est, *fuor*. Otfrid I. (XIX, 25) ſagt: fuar thera ferti: machte dieſe Reiſe. Mehre hochteutſche Beiſpiele ſ. bei *Schilter*, Glossarium Teut. p. 284. Das Griechiſche im Lucas 10, 7: *Μὴ μεταβαίνετε ἐξ οἰκίας εἰς οἰκίαν*, gibt Ulfilas: ni faraith us garda in gard, und der angelſächſiſche Überſetzer: ne fare ge fram huse to huse. Im Angelſächſiſchen bedeutet faren, fāran, feran ſich bewegen, gehen, reiſen, fāreld, das Gehen, fūrnis, das Gehen, Reiſen, fār, der Gang, die Reiſe, Expedition, fyrd, die Fahrt, die Expedition, im Engliſchen to fare, gehen, reiſen, falrand, wandernd, fairendmann, Landſtreicher, im Altnordiſchen fara, gehen, reiſen, farandi, Reiſender, farandi madr, Landſtreicher, farmadr, Seemann, Reiſender, Kaufmann (ſ. F. Wachter, Snorri Sturluſon's Weltkreis. 1. Bd. S. 203), Jórsalafari, einer, der eine Kreuzfahrt nach Jeruſalem macht, förull, fleißig, häufig, vidferli, lange Herumreiſe, vidförull, einer, der weit herum reiſet, för, Reiſe, föru-neutr, Reiſegenoſſe, förumadr, 1) Wandersmann, 2) Bettler von Thüre zu Thüre. 2) reiten, alſo nicht ganz arme Menſchen, ſondern beſonders fahrende Ritter und fahrende Spielleute (ſ. d. Art.).

Z. 157—160 ſagt der Dichter bei der Beſchreibung des Feſtes:

Swie vil si churzweile pflagen al den tach,
Vil der varender diete ruowe sich bewach [3]),
Si dienten nach der gabe, diu man da riche vant:
Des wart mit lobe gezieret allez Sigmundes lant.

und nachdem weiter unten geſagt iſt, daß die Hochzeit oder das Feſt bis an den ſiebenten Tag gewährt und die reiche Sigelint nach alten Sitten gepflegt, und aus Liebe zu ihrem Sohne rothes Gold auszutheilen und ſie es gut verdienen können, daß ihm die Leute hold waren, heißt es weiter:

Vil lutzel man der varnder armen [4]) da vant
Ros unde chleider daz stoub' in [5]) von der hant,
Sam si ze lebene heten niht mer deheinen tach:
Ich waen', ie ingesinde so grozer milte gepflach.

Ulrich von Lichtenſtein ſagt in ſeinem Frauendienſt bei der Schilderung ſeines Zuges, den er als Königin Frau Venus verkleidet that: Ich kam bald nach Wien und nahm heimlich eine Herberge, worin ich drei Tage war. In dieſer Zeit wurden mir Wappenkleider für 50 Ritter bereitet und künſtlich geſchnitten. Als ich von meinem Geſinde fortgeritten war, nahm mein Kämmerer meine drei Pferde, die Mäntel und Röcklein; er legte Alles, und was noch zu den Frauenkleidern gehörte, auf die Pferde, ſo führte er es aus der Aue, wo er die Ritter fand; da dieſe mich nicht mehr ſahen, und wie mein Gewand auf den Pferden lag, ſprachen ſie: Wo iſt die Königin? Mein Kämmerer ſprach: Meine Frau, die Königin, hat wahrlich übel an mir gethan, ſie hat mich hier verlaſſen, daß ich nicht weiß, wohin ſie gekommen iſt; dieſe Pferde und dieſe Kleider ſind zurückgeblieben; rathet mir, was ich damit thue? Da ſprach der Thurmvoigt: Kluger Knappe, es dünkt mich gut, daß ihr es hier den Fahrenden [6]) gebt; eure Frau [7]) iſt wol anders Gutes reich, daß ihr dieſe Gabe nicht ſchadet. Da ſprach mein Kämmerer: Herr! ich will euch folgen. Da gab er Alles den Fahrenden, und der Thurmvoigt unterwand ſich meines Geſindes und führte es mit ſich. Da ritten die Ritter wieder über die Tye nach Öſterreich, gen Felsberg, zu dem hochgelobten Wirth, Herrn Chadold von Felsberg. Er empfing die Ritter alle wohl; ſie mußten die Nacht bei ihm bleiben, und gute Speiſe, Meth und Wein gab er ihnen völliglich. Am andern Tage ritten ſie davon." Ottokar Hornek ſagt in Beziehung auf den König Ottokar von Böhmen, als dieſer die Vermählung ſeiner Nichte mit dem Könige Bela von Ungarn im J. 1261 zu Wien gefeiert hatte: „Auch die armen fahrenden Leute fertigte er ſo gütlich ab, daß ſie alle reich wurden. An Zucht gebrach es ihm nicht; es wurde der König und der Gaſt, und jeder, der um ſeinetwillen dahin gekommen war, mit Gut und mit Verheißung ſo geehrt, daß ich für wahr weiß, daß er deshalb ungeſcholten blieb; denn reichlich ward das, was man ſchuldig war, wieder vergolten." Speciell wurden Fahrende oder fahrende Leute die Spielleute (ſ. d. Art.) genannt. *(Ferdinand Wachter.)*

Fahrende Artillerie, ſ. Artillerie.

Fahrende Habe, ſ. Habe.

FAHRENDE RITTER, exiſtirten in ihrem Ideale, wie ſie in den Rittergedichten auftreten, mit Rieſen, und ebenſo wenig, als die Heroen des griechiſchen Alterthums und die Helden des teutſchen Heldenbuches, wirkliche Thaten verrichten. Was wir daher aus den Rittergedichten von den fahrenden Rittern kennen lernen, kann nur in ſehr untergeordnetem Grade uns ein richtiges Bild von ihnen geben [1]). Die Erklärung, was ein fahrender Ritter ſei, gibt uns Hartmann von der Aue. Er läßt im Iwein zu dem Manne der Einöde, der wilde Thiere weidet, den Ritter Calogriant ſagen: „Ich ſuche „Awenture" (Abenteuer). Da ſprach der Ungeheuere: „Awenture," was iſt das? Calogriant antwortet: Das will ich dir beſſer beſcheiden. Nun ſehe, wie ich gewaffnet bin. Ich heiße ein Ritter und habe den Sinn, daß ich reite, ſuchend einen Mann, der mit mir ſtreite, der gewaffnet ſei, als (wie) ich. Das preiſet ihn, und ſchlägt

3) Viel von dem fahrenden Volke verzichtete auf Ruhe. 4) d. h. ſie waren durch Sigelint's Freigebigkeit reich geworden. 5) Nämlich den Dienſtleuten, durch welche Siegmund und Sigelint die Gaben an die Fahrenden austheilen ließ. 6) „Nämlich Rittern," findet man dazu in Parentheſe geſetzt. (Vergl. Büſching, Ritterzeit und Ritterweſen. 1. Bd. S. 48.) Allerdings wird vorher von Fertigung von Wappenkleidern für 50 Ritter geſprochen, und auch geſagt, daß der Kämmerer dahingeritten, wohin er die Ritter fand. Aber Ulrich von Lichtenſtein ließ die Wappenkleider nicht zum Verſchenken machen, ſondern darum, weil er ſich nur wieder umkleiden und die Frauenkleider nicht mehr führen wollte. Dieſe werden nun an Fahrende verſchenkt, aber ſchwerlich an fahrende Ritter, denn was hätten ſie damit machen wollen, ſondern an andere Fahrende, unter welchen vorzugsweiſe Spielleute verſtanden werden. Was z. B. Albert von Strasburg bei der Bemerkung über den feierlichen Hof, den Kaiſer Karl IV. zu Weihnachten 1356 zu Metz hielt, histriones et mimos nennt, drückt die Beſchreibung derſelben Feierlichkeit durch die ſtrasburger Geſandten durch: die fahrende Leute, aus; ſ. das Nähere in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. 37. Th. S. 440. 7) Herrin.

1) Büſching (Ritterzeit und Ritterweſen. 2. Bd. S. 2) bemerkt: „Es war die Pflicht der Ritter, immer, ſoviel es ihnen möglich war, ein thätiges, nie ermüdendes Leben zu führen, Gefahren aufzuſuchen und immer dahin zu eilen und ſich zu wenden, wo ihre Hilfe nöthig war. Daraus entſtand ſchon in frühen Zeiten eine Abtheilung von Rittern, die ſehr berühmt waren, und über welche Cervantes die ganze ſprudelnde Fülle ſeines Witzes ergoß: es waren die irrenden, fahrenden Ritter; und ein ergötzlicheres Leben führte wol keiner, wenn auch ein trüber Hintergrund nicht zu verkennen iſt, indem ein ſo edles Gemüth ſein ganzes Sein und Trachten an eine undankbare, wahnſinnige Grille ſetzt, als des unübertrefflichen Cervantes Don Quixote de la Mancha." Aber warum iſt das Streben des Don Quixote eine wahnſinnige Grille? Nicht blos darum, weil die Ritterzeiten vorüber waren, ſondern beſonders deshalb, weil es fahrende, irrende oder abenteurende Ritter in Don Quixote's Sinne nie gegeben hatte. Sein Hauptwahnſinn beſteht doch darin, daß er an Rieſen und Zauberer und den Wunderbalſam glaubt. Cervantes will daher nicht die fahrenden Ritter überhaupt lächerlich machen, ſondern nur die Ritterbücher und die eifrigen Leſer derſelben. Wie ſein Streben gegen den Unſinn der überſpannten Dichtungen von den fahrenden Rittern gerichtet iſt, gibt er im Eingange ſeines Werkes durch das Gericht, welches er über die Ritterbücher halten läßt, und das mit ihrer Verbrennung endet, auf poetiſche Weiſe zu erkennen; und da man ihn nicht verſtanden hat, ſagt er am Schluſſe des Ganzen ſeine Abſicht auf proſaiſche Weiſe, indem er bemerkt: „Denn meine Abſicht ging lediglich dahin, die fabelhaften und ſinnloſen Rittergeſchichten aller Welt zum Scheuſal hinzuſtellen.

er mich. Beſiege ich aber ihm an, ſo hat (hält) man mich für einen Mann, und (ich) werde werther, denn ich ſei. Sei dir nun fern oder bei (nahe) kund um ſolche Frage etwa, das verſchweige nur nicht, und weiſe mich dahin, denn ich fahre nach Anderm nicht." Dieſe Definition paßt auf alle fahrenden Ritter, und der Unterſchied der fahrenden Ritter der Dichtung und der der Wirklichkeit iſt die der Abenteuer, und zwar der bedeutendſte, denn der Kampf eines Ritters mit einem wirklichen Ritter iſt doch ein anderer, als der Kampf eines idealiſirten Ritters mit einem Rieſenungeheuer, oder dem Kunſtwerke eines Zauberers, aus welchem Speere hervorſpringen. Nach Büſching [2]) möchte man die fahrenden Ritter nach den alten Geſchichten und Erzählungen ihrem Zwecke nach dreifach theilen, indem alle zwar auf Waffenkämpfe auszogen, aber in verſchiedenem Streben: die einen, um durch ihre tapfern Thaten die Bewunderung ihrer Geliebten, oder der Frauen [3]) überhaupt zu erregen; dahin mag man auch Ulrich's von Lichtenſtein Züge, die ihn den fahrenden Rittern beigeſellten, rechnen; die andern zogen aus, um in Turnieren und Lanzenrennen die ausgeſetzten Preiſe zu verdienen, Gefangene dabei zu machen, die ſich dann mit reichen Gaben auslöſen mußten, da ſie ſelbſt, wenn ſie gefangen genommen würden, eine ſchlechte Beute waren, indem ſie nichts zu ihrer Auslöſung hatten, als oft nur Schulden, weil ſie an Juden Pfänder verſetzt, die reiche und freigebige Große oftmals auslöſten. Zuletzt trieben die fahrende Ritterſchaft diejenigen, welche blos darauf auszogen, ihre Mannhaftigkeit zu zeigen, Ehre und Ruhm zu erwerben. Solche mit reichen Geſchenken zu verſehen und alſo an ihren Hof zu ziehen, war das Beſtreben aller Könige, Fürſten und der hohen Geiſtlichen, die einen Hof hielten. So heißt es denn auch in dem Gedichte: der Pfaffe Amis, folgendermaßen:

Der ist ein bischof riche,
Und wil vil herliche
Dise pfingesten leben,
Und sol vil Rittern geben
Kleider, ors und swert.

So ſtellt Büſching die Zwecke der fahrenden Ritter dar. Nicht allen fahrenden Rittern der Wirklichkeit genügte das einfache Turnieren, weil es zu gewöhnlich, und daher zu proſaiſch war. Manche ſuchten ihm durch Mummereien einen poetiſcheren Anſtrich zu geben. So durchzog Ulrich von Lichtenſtein, als Königin Frau Venus verkleidet und dabei gerüſtet, die Länder, und gewährte einem jeden, der Kampf begehrte, ein Lanzenrennen [4]). Die Ritter, mit welchen Ulrich von Lichtenſtein kämpfte, waren theils wie Ritter gekleidet, wie Graf Meinhard, theils erwiederten ſie die Mummerei durch ſolche, wie der von ſeinem Geſange bekannte Zachäus von Himelberg, welcher ſtatt des Waffenrocks ein Mönchskleid über ſeinen Harniſch gezogen, eine ſchwarze Kappe und auf ſeinem Helme ein Haar (eine Art Perücke), dem eine Platte geſchoren, trug, und einen theuren Eid gethan hatte, daß er die Königin Venus niederſtechen wollte. Ein anderer Ritter kam dem Ulrich von Lichtenſtein als Frau verkleidet entgegen. Bei dieſen und ähnlichen Abenteuern blieb es, und Ulrich von Lichtenſtein, der phantaſiereichſte der fahrenden Ritter, bildete ſich doch nicht ein, daß er mit Rieſen zu thun habe [5]). Nachdem er einige Zeit geruht hatte, machte er eine neue Fahrt als der vom Paradies kommende König Artus, der die Abſicht hat, die Ritterſchaft der Tafelrunde wiederherzuſtellen. Wer drei Speere, ohne zu fehlen, auf ihm verſticht, erhält einen Namen von einem Tafelrunder. Ulrich erkannte alſo an, daß das fahrende Ritterthum, wie es in den Gedichten von dem Könige Artus geſchildert wird, nicht mehr exiſtirte, und wir wiſſen, daß es nie exiſtirt hat. Zu der von uns oben ausgehobenen Stelle aus dem Iwein findet man Folgendes bemerkt [6]): „Das iſt mit wenig Worten das ganze Streben und Bemühen der Ritter, die man die irrenden nannte, und die der Don Quixote des Cervantes in ihrer großen Verirrung mit ſo ſehr erheiternden Zügen darſtellt. Dieſe fahrenden Ritter gehen noch tief bis in die Zeit des Verfalles der Ritterwürde hinein. So durchzog in den Jahren 1452 bis 1458 ein ſchwäbiſcher Ritter, George von Ehingen, wohlgeübt und erfahren in Kämpfen, außer ſeinem Vaterlande auch noch Burgund, Frankreich, England, Spanien, focht bei Ceuta mit einem Mauren, der beinahe ein Rieſe war, erlegte ihn, turnierte allenthalben, wo er offene Schranken fand, ſchiffte nach Rhodus, beſuchte das heilige Grab zu Jeruſalem und kam mit Kleinodien und koſtbaren Geſchenken von Königen und Fürſten glücklich wieder auf ſeiner väterlichen Burg an, die Zeugniſſe ſeiner Mannlichkeit und Tapferkeit bewei-

2) a. a. O. S. 57. 58. 3) Um die Art und Weiſe zu zeigen, wie ein ſolcher fahrender und abenteurender Ritter, der beſonders um Frauengunſt wirbt, bald im Lande herumzog, bald an einem Orte, durch irgend einen Grund bewogen, blieb, hebt Büſching (S. 59. 60) einiges hierher Gehörige aus der Handſchrift der Erzählungen, von der eine Abſchrift zu Heidelberg, die andere zu Koloczа ſich findet, aus, wovon wir bemerken: „Ein Ritter und ein werther Degen, gar verwegenes Leibes und Muthes, hatte allen ſeinen Sinn, wie noch mancher fromme Ritter thut, darauf gewendet, daß er um Frauen Gunſt durch Ritterſchaft, die manch blutiges Mahl zuzog, rang. Schild und Speer waren ſeine Waffen, Tugend und Milde zierten ſeinen Sinn, und ſo ward er weit bekannt. Dieſer Ritter kam auf ſeinen Fahrten nach Abenteuern, wie er pflegte, in eine Stadt geritten. Die Leute waren ihm dort unbekannt; nur ein Bürger allein, den er dort traf, gehörte zu ſeiner Bekanntſchaft, und er fragte ihn, wo er die ſchönſte Frau der Stadt fände." ſ. das Weitere bei Büſching a. a. O. und das Gedicht ſelbſt, welches überſchrieben iſt: Ditz buchel heizet vrowen triwe (Frauentreue), im koloczaer Codex altteutſcher Gedichte, herausgegeben von Joh. Nep. Gr. Mailáth und Joh. P. Köffinger. (Peſth 1817.) S. 275—288.

4) ſ. Ulrich's von Lichtenſtein Frauendienſt. S. 84 fg. und Büſching a. a. O. 1. Bd. S. 235 fg. Das zur Verkleidung Nöthige ließ ſich Ulrich von Lichtenſtein bei ſeinem Aufenthalte in Venedig machen, weil ihn hier Niemand kannte. 5) von Büſching a. a. O. 2. Th. S. 60. 61. 6) Vergl. denſelben a. a. O. S. 61. 62. Häberlin, Die Allgemeine Welthiſtorie. Neue Hiſtorie. 9. Bd. S. 53. 54, nach Fugger B. VI. C. 20. Nr. 10. S. 1376, und Müller's R. T. Th. unter K. Maximilian I. 2. Vorſtell. C. 77. §. 25. S. 670 fg.; ſ. auch *Cuspianus* p. 488.

ſend, wie er ſeine Ritterſchaft erprobt hatte.“ Aber die Thaten des George von Ehingen, dieſes fahrenden Ritters der Wirklichkeit, kommen den Thaten der Ritter der Dichtungen doch gar nicht bei, und der Maure, den er erlegt, war nur *beinahe* ein Rieſe. So auch war der gefürchtete franzöſiſche Ritter, Claude de Batre, der gewaltig auf ſeine Stärke trotzte, nichts im Vergleich mit den Rittern der Ritterromane. Er kam im J. 1495, als Kaiſer Maximilian I. ſeinen erſten Reichstag in Worms hielt, in dieſe Stadt, hing ſeinen Schild an ſeiner Herberge unter ſeinem Fenſter aus, und ließ durch einen mit ihm gekommenen Herold ausrufen: Sofern ein Teutſcher Luſt habe, mit ihm zu kämpfen auf Leib und Leben, auf Gefängniß oder auf eine Rittergabe, ſo ſei er zu jedem dieſer Kämpfe bereit. Kaiſer Maximilian ließ durch ſeinen Herold ſeinen Schild mit dem Wappen von Öſterreich und Burgund neben jenem des franzöſiſchen Ritters aufhängen. Der um ein ritterliches Gefängniß verabredete Kampf ging neun Tage nach der Ausfoderung vor ſich. Als ſie mit den eingelegten Lanzen auf einander losrannten, trafen ſie ſo, daß die Stöße abglitten. Sie warfen die Lanzen ab und griffen zu den Schwertern, mit welchen ſie eine gute Weile einander auf die Häupter hieben. Der Franzoſe trennte durch einen harten Stoß dem Kaiſer den Panzer und verwundete ihn ein wenig. Der Kaiſer rannte dem Franzoſen mit einem derben Stoße zum Herzen. Der Franzoſe ſtreckte die Waffen, ergab ſich und gelobte, ſich zum Gefängniß zu ſtellen. *(Ferdinand Wachter.)*

FAHRENDE SÄNGER, auch wenn ſie zugleich Dichter waren, wurden mit unter der umfaſſenden Benennung *Spielleute* begriffen. Walther von der Vogelweide, welcher als Geſchenke getragene Kleider verſchmäht, ſagt: aber ein Kaiſer würde ſie als Spielmann nehmen, beſtänden ſie aus dem Leibe ſelbſt, womit die ſchöne Frau bekleidet iſt. Fahrende Dichter wurden, weil ſie meiſtens ihre Gedichte ſelbſt ſingend vortrugen, von den fahrenden Sängern, welche fremde Lieder ſangen, nicht ſtreng unterſchieden, zumal da Geſang ſowol das ſingende Vortragen des Liedes, als auch das Lied ſelbſt bedeutet. Sehr wichtig war das Fahren oder Herumziehen der Dichter, weil es am meiſten zur Verbreitung und Erhaltung ihrer Lieder beitrug. Da auch ſie, wie die übrigen fahrenden Leute, an die Milde der hohen Herrſchaften gewieſen waren, ſo kommen in ihren Gedichten ſo viele Lobpreiſungen verſchwenderiſcher Freigebigkeit vor, aber auch viele Klagen über Kargheit. So nannte ſich der berühmte Dichter Peter aus Öſterreich Suchenwirth, d. h. ich ſuche den Wirth (d. h. ich ſuche vergebens gaſtliche Aufnahme). In ſaglicher Beziehung ſowol, als auch im Betreff der Schilderung des Geiſtes eines fahrenden Dichters und Sängers, iſt beſonders wichtig das angelſächſiſche Lied, welches von Kemble in der beſſeren Ausgabe des Bëowulf [1]) als Zugabe unter der Überſchrift: Traveller's song (des Reiſenden Geſang), von Leo [2]) unter der Überſchrift: „Eines Sängers Reiſen,“ und von Ettmüller unter dem Titel Scôpes vidsidh, Sängers Weitfahrt [3]), herausgegeben iſt. Es beginnt: Weite Reiſe [4]) erzählte, den Worthort [5]) ſchloß auf der, der die über die Erde am meiſten berühmten Völker durchreiſte (gëondferde); oft er im Saale empfing Erinnerungsgeſchenke; ihn von den Myrgingen die Edeln antrieben; er mit Ealhilde, der frommen Friedenswerberin, das erſte Mal ſchnell des Königs Heimath aufſuchte, öſtlich von Ongel [6]), Eormanrikes, des Zornestreuloſen [7]). Begann eine Menge zu ſprechen: Ich lernte viel Männer, die über die Magſchaften (Verwandtſchaften, Stämme) walteten, kennen. Er führt nun die berühmteſten Herrſcher auf, und ſagt, über welches Volk jeder geherrſcht. Hierauf ſingt er: So durchreiſte (gëondferde) ich viele fremde Länder durch den weiten Grund (die Erde); Gutes und Übles ich dort kennen lernte, von meinem Geſchlechte getrennt, von meinen Blutsfreunden fern; zog weit, deshalb vermag ich zu ſingen und ſagen Erzählung [8]), zu erwähnen vor der Menge in der Methhalle [9]), wie mir die Geſchlechtguten [10]) mit Reichthum förderlich waren; ich war bei den Hunen und bei den Hrädgothen u. ſ. w. So zählt er weiter die Völker auf, bei denen er geweſen, und ſagt dann: und bei den Burgenden (Burgunden); dort empfing ich einen Ring; mich dort Guddhere (Günther) begabte mit erfreulichem Kleid, zum Lohne des Geſanges (songes to leáne); hierauf führt er die Völker auf, bei denen er geweſen, und bemerkt: und ich war bei Eormanrik alle Weile; dort mir der Goten König mit Gute förderlich war; der mir einen Ring gab, der Oberherr der Burgmänner, zu dem war ſechshundert geſchmeidigen Goldes geſchnitten der Schatzmünzen nach Schillingswerthe; den ich Eadgils zum Eigenthume gab, meinem Volklenken, als ich zur Heimath kam, dem Lieben zum Lohne deſſen, daß er mir Land gab, meines Vaters Erbbeſitzung [11]), der Herr der Myrgingen, und mir da Ealhilde einen andern gab, die Hoffnung des Gefolges [12]), die Tochter Eadwines; ihr Lob reichte durch viele Länder, wenn ich im Geſange ſagen ſollte, wo ich unter dem Himmel glücklichſt wüßte goldgeſchmückte Frau Gaben verwalten. Wenn ich und Skilling in klarer Rede vor unſerm Siegfürſten Geſang anhoben, laut zu der Harfe der Ton modulirte, denn viele Männer, von Gemüthe ſtolze, mit Worten ſprachen, die es wohl verſtanden, daß ſie niemals einen glücklicheren Geſang hörten. Darauf ich ganz durchzog (gëondhwëarf) die Erbbeſitzungen (das Land) der Goten, ich ſuchte immer ſeitdem die glücklichſten auf, das war das Inngeſinde Eormanrike's, Hedka'n ſuchte ich und Beadeca'n, und die Herelingen: Emerka'n ſuchte ich, und Fridla'n, und Eoſtgota'n, den weiſen und guten, den Vater Unwenes u. ſ. w., ſo zählt der fahrende Sänger nun weiter die Namen derer auf, die er beſuchte, und ſchaltet Bemerkungen ein. Das Lied ſchließt: So fand ich es immer auf dieſer Reiſe (fering), daß der iſt der liebſte

1) Zu London 1835. 2) Altſächſiſche und angelſächſiſche Sprachproben. (Halle 1838.) S. 75—85.

3) Zürich 1839. 4) wid sidh. 5) Wortſchatz. 6) Angeln. 7) Im Zorne treuloſen. 8) spel. 9) Trinkhalle. 10) d. h. die von hoher Abkunft. 11) edhel, im Nordiſchen Odal. 12) d. h. die ihr Gefolge freigebig beſchenkende Königin.

den Landbewohnern, der, den ihnen Gott gibt, der Menſchen Reiche zu regieren, ſo lange er Heerung [13]) liebt. — So ſchreitend in Schickſalen wandern (hwërfodh) die Glëomen [14]) durch viele Gründe (Länder) der Menſchen, ſagen (ihre) Bedürfniſſe, ſprechen Dankworte; einem begegnet er, liebeskundigem, in Gaben unkargem, der vor dem Gefolge will Richterſpruch (Urtheil) ernten [15]), Eorlſchaft vollbringen [16]), bis daß alles erſchüttert wird (ſtürzt) Licht und Leben zuſammen. Wer Lob erarbeitet (erwirbt), hat unter dem Himmel hochfeſten Richterſpruch [17]). Ungeachtet die in dieſem Liede angegebene Reiſe blos eine mythiſche iſt, ſchildert ſie doch gut die Beſtrebungen der fahrenden Sänger, wie dieſe vorzüglich kriegeriſche Fürſten aufſuchten und prieſen, weil dieſe mittels der auf den Heerfahrten gemachten Beute die verſchwenderiſcheſte Freigebigkeit üben konnten, welche nächſt der Tapferkeit im Mittelalter als die höchſte Tugend galt [18]).

(*Ferdinand Wachler.*)

FAHRENDE SCHÜLER (Studenten), scholares vagi [1]), waren eine Geiſel der Geiſtlichkeit des Mittelalters. Da nach dem Zunftgeiſte deſſelben jeder Genoſſe einer Verbindung den andern, wenn er zu ihm auf der Wanderſchaft kam, unterſtützen mußte, ſo fielen der Geiſtlichkeit die auf der Reiſe oder Wanderſchaft befindlichen theologiſchen Studenten zur Unterſtützung anheim. Arme reiſende Studenden benutzten dieſe Gelegenheit, um ſich Geld zu ſammeln, damit ſie in der Univerſitätsſtadt, in welche ſie ſich begaben, ſubſiſtiren konnten. Auch empfahlen mehre Kirchenverſammlungen Scholaren (Studenten), welche auf der Wanderſchaft und in Noth ſich befanden, der Milde der Geiſtlichen [2]). Aber bald ward ein furchtbarer Misbrauch damit getrieben, theils von Studenten, die ein freies, wüſtes Herumziehen [3]) auf Koſten der Geiſtlichkeit dem Obliegen der Studien vorzogen, theils gab ſich anderes lüderliches Geſindel für fahrende Schüler aus. Man mußte daher ernſtlich darauf denken, dieſem Unweſen Einhalt zu thun. So eifert die ſalzburger Kirchenverſammlung vom J. 1274 [4]) ſehr gegen die fahrenden Schüler, die in den Häuſern der Pfarrer ernährt und zum geiſtlichen Stande gebildet wurden, aber öffentlich in Lumpen herumſtreiften, in den Backſtuben übernachteten, die Schenken, Spielhäuſer und Huren beſuchten und dem Publicum durch ihre Unverſchämtheit äußerſt ärgerlich und läſtig wurden. Alle jungen Leute, welche ferner in dieſer unerlaubten Verbindung (Secta) [5])

13) her, Heerung, Heerfahrt, Raubfahrt; der dieſe liebt, iſt den Landbewohnern der liebſte, weil er ſich durch ſeine Raubfahrten den Unterhalt verſchafft und, um ſich fürſtlich zu halten, ſein eigenes Land nicht durch Abgaben zu beſchweren braucht. 14) von glëo, Spiel, Geſang, Muſik, und men, Menſchen, Männer, das angelſächſiſche glëomen iſt alſo das teutſche Spielleute. 15) d. h. ein günſtiges Urtheil über ſich erwerben. 16) ſich wie ein adeliger Herr betragen. 17) Man vergl. die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht. Dieſes Gericht übten in den früheren Zeiten beſonders die Sänger. 18) ſ. *Ferd. Wachler*, De eo, quid Sigifridus cornea cute, Nibelungorum thesauro et Tarencappa ornatus sibi velit. p. 13—21.

1) Hüllmann (Städteweſen des Mittelalters. 4. Th. S. 237) ſagt: Synodus Patav. d. an. 1284, can. XXVI., ap. *Harzheim.* Concil. Germ. p. 677. 678: vagi *scholares* (Schullehrer), vagi *sacerdotes*. Es mag allerdings, ſowie es fahrende Prieſter gab, auch nicht wenig fahrende Schullehrer gegeben haben. Aber vagi scholares bedeutet fahrende Schüler, denn scholaris bezeichnet Schüler und nicht Schullehrer; ſ. die Nachweiſungen bei *Du Fresne*, Gloss. med. et inf. lat. sub voce *Scholares*. Über die fahrenden Schullehrer bemerkt Hüllmann (a. a. O. S. 236) Folgendes: „Diejenigen von den Stifts- und Kloſterherren, denen das Schulweſen übertragen war, begreiflich immer träger und gleichgültiger gegen dieſes Geſchäft, je mehr das Wohlleben zunahm, fanden das Beiſpiel der Geiſtlichen, welche Stellvertreter annahmen, ſehr der Nachahmung werth; auch ſie nahmen Gehilfen und Stellvertreter an, denen ſie das läſtige Tagewerk aufbürdeten, die damals überaus groben Blöcke zu behauen. So entſtand ſeit dem 13. Jahrh. eine große Unzahl unſteter, herumſtreifender Geiſtlichen. In Teutſchland iſt „Vaganten“ die Benennung ſolcher fahrenden Schullehrer verderbt worden in Bachanten. Häufig haben ſich daſelbſt in der Folge auch erwachſene, ärmere Schüler an ſie angeſchloſſen, die mit ihnen von einer Schule zur andern zogen, fahrende Schüler.“ So nach Hüllmann. Doch iſt zweifelhaft, ob Bachanten aus Vaganten entſtanden; ſ. den Art. Bachanten. Das von den Brüdern Grimm (in den altteutſchen Wäldern. 2. Bd. S. 49—59) herausgegebene Lied, mit der Aufſchrift: „Von einem fahrenden Schüler,“ iſt im Manuſcript überſchrieben: de vita vagorum.

2) ſ. *Harzheimii* Concilia Germaniae. Tom. III. p. 600. no. 17. 3) Außer der Liebe zum ungebundenen Leben hatte jenes Unweſen der fahrenden Schüler und der fahrenden Prieſter auch noch andere Gründe. Hüllmann (a. a. O. S. 234. 235) ſagt: „Eine andere Landplage, nicht ſonderlich verſchieden von der eben geſchilderten, nämlich der durch die herumziehenden Luſtigmacher (S. 231—234), waren die fahrenden Prieſter, „Vagantes“ genannt, in England verderbt „Vagrants.“ Zu den großen Beſchwerden der Geſellſchaft jenes Zeitalters gehörte die Unzahl derer, die ſich dem geiſtlichen Stande widmeten, von denen aber Viele, da die Klöſter überfüllt, alle Pfründen beſetzt waren, kein Unterkommen fanden, und daher den Schwarm von Landſtreichern aller Art vermehrten: auf Beute lauernde, arme Ritter; entlaſſene, ſich herumtreibende Söldner; Marktſchreier und Taſchenſpieler, die auf Märkten, Wallfahrtsorten, Heiligenfeſten, Rittergelagen herumzogen; wandernde Handwerksgeſellen; bettelnde Franziskaner; fahrende Weiber; fahrende Kirchen- und Schullehrer, zum Theil bewaffnet. Der Misbrauch nahm überhand, daß Geiſtliche, wenn ſie in bedeutenden Verbindungen ſtanden, mehre zum Theil ziemlich entlegene Pfründen an ſich brachten. Nur auf einer konnten ſie ihren feſten Aufenthalt haben. Gemächlich, ungewiſſenhaft, vernachläſſigten ſie die Kirchen und die Bethäuſer der geringen Orte, und nahmen dazu auf unbeſtimmte Zeit ſolche brodloſe Geiſtliche als Stellvertreter in Dienſt, unbekümmert, ob geeignet oder nicht.“ So Hüllmann. 4) Concil. Salzburg. d. an. 1247. can. XVI. ap. *Harzheim.* T. III. p. 642. 5) Dieſen Ausdruck brauchen die die fahrenden Schüler verdammenden Kirchenſatzungen. Daher bemerkt Du Fresne (Gloss. med. et inf. lat.): „*Scholares vagi*, sectarii nescio qui, quorum ordo seu secta reprobatur et damnatur in Concilio Herbipolensi ann. 1287. c. 34, et in Salisburgensi an. 1274. c. 16 et ann. 1290 (1291) c. 3, ubi eorum pravi mores et doctrina recensentur.“ Man könnte das secta blos bildlich nehmen, oder auch es ſo verſtehen, daß die fahrenden Schüler als zu einer ſolchen gehörig angenommen würden, weil ſie gegen die Satzungen der Kirche handelten. Aber nach dem Geiſte jener Zeit, wo Alles ſich in Körperſchaften bildete, läßt ſich ſchließen, daß auch die fahrenden Schüler eine Verbindung unter ſich, oder einen Orden ausmachten. In dem Liede des fahrenden Schülers ſcheint der Sänger nicht blos bildlich von ſeinem Orden zu ſprechen. Wenn er ſagt:

Wollt ir noch werden innen.
Welcherlei min orden sie?
Der ist noch swærerer denne blie u. ſ. w.

und dann: min orden der ist swære, ſo könnte man die Äußerun-

verblieben, oder ſich hineinbegeben, ſollen ihrer geiſtlichen Privilegien verluſtig und eingeſperrt werden [6]). Des Chunradi, archiepiscopi Salisburg. Constitutio vom J. 1291 [7]) beſchreibt ſie: discurrentes scurriles, maledicos, blasphemos, qui se clericos in vituperium clericalis ordinis profitentur, — publice nudi incedunt, in furnis jacent, tabernas, ludos et meretrices frequentant, peccatis suis victum sibi emunt. Das Edict des Erzbiſchofs Giſelbert von Bremen vom J. 1292 beſagt [8]): Item omnibus et singulis Praelatis et Clericis nostrae dioecesis et provinciae prohibemus, ne in domibus suis vel comestionibus *scholares vagos*, qui *Goliardi* [9]) vel *Histriones* alio nomine appellantur, per quos non modicum vilescit dignitas Clericalis, ullatenus recipiant etc. Da nämlich die fahrenden Schüler nicht die Vortheile der Bettelmönche genoſſen, mußten ſie, ſowie die fahrenden Prieſter, auf allerlei Erwerbsmittel [10]) bedacht ſein. Mit welchem Neide die fahrenden Schüler auf die Bettelmönche blickten, geht aus dem Liede des fahrenden Schülers hervor. Nachdem er geſagt hat, daß ein minderer Bruder, d. h. ein Minorit oder Franziskaner, das ganze Jahr hindurch mehr fahre (nämlich im Wagen) als er, bemerkt er weiter: Sie ſollen ſein dicke und unten ganz, ſo gehen in meine „vil manic schranz“ [11]). Er trägt den Gürtel knotenvoll, damit er ſich gürten ſoll: ſo iſt mein Hemd voll Knoten gar, ſo manchen Tag hat nicht das Jahr. Mein Orden gibt mir Armuth. Er thut mir weh, und nimmer gut; ſo eſſe ich als ein „Mader“ [12]), ſo trink' ich als ein Bader, ſo ruf' ich als ein Wächter, ſo fahr' ich als ein Springer, ſo „gilt“ [13]) ich als ein Prediger, ſo ſchieb' ich als ein Spieler, Fluchen, Schelten iſt mein Pflug [14]), damit ſo gewinne ich ſelten genug. Einer gibt mir Kleider, der andere Speiſe, der dritte die Fauſt, der vierte das Reis, der fünfte eine Beule, der ſechste einen Stoß; ich wäre der reichen Krämer Genoſſe, „ward mir als manik bruch-gurtel stark“ (d. h. hätte ich ſo viele ſtarke Bruchgürtel), ich löſte (des) Jahrs „vil manik mark.“ Als dann der Abend ſiget zu (ſich neiget), ich habe nicht gegeſſen ſeit fruh, ich habe gelaufen allen (den ganzen) Tag, daß ich vor Müde (Müdigkeit) nichts „en-mak“ (vermag), ſo ſuch' ich einen frommen Mann, dem ſing' ich alles, das ich kann, ich neig' ihm nieder auf dem Fuß, daß er mich behalten muß; ſo iſt die erſte Weile dahin, daß ich alſo geringe bin, man möchte mit mir Vögel jagen [15]), der mich zu Felde wollte tragen. Verdaut hab' ich den erſten Kropf [16]), der Wirth [17]) reicht mir ſeinen Kopf (Becher), und iſt er voll, ich mach' ihn „wan“ (*leer*); ich gedenk, du biſt allen „alsan“ (ſo) unwerth, du trink' es aus, Niemand nach dir trinken „tar“ (zu trinken wagt). Der Wein, der ſchlägt mir in das Gehirn, ſo gehe zu des Wirthes Dirn [18]), die gibt mir zu eſſen; zuhand hab' ich vergeſſen, was mir zu leide *je geſchah*, mir iſt dann „zur verte gach“ (*ich ſpüre eilig nach*), welche Bank die lindeſte (weichſte) ſei, und iſt der Ofen dann

---

gen, daß er ſich in einem Orden befinde, wol für eine bildliche Redensart nehmen; wenn er aber fortfährt:

> Und het ich nicht so ringen muot (d. h. ſolchen Leichtſinn),
> Ich wer im orden nichts nit guot;
> Sit wir nun han so swere zit:
> *Ordo in personis deficit*
> *Et non est ordo, sed sempiternus horror*,

ſo würde dieſes die bildliche Sprache zu weit getrieben und die Stelle zu gezwungen ſein, wenn die fahrenden Schüler nicht wirklich einen Orden gebildet hätten.

6) Vergl. K. H. Ritt. v. Lang, Bairiſche Jahrbücher von 1179—1294. S. 340—351, welcher das secta durch Bande gibt. 7) Bei *Harzheim*. l. l. T. IV. p. 4. 8) Bei *de Westphalen*, Mon. ined. T. II. p. 2220. 9) Die Goliardi werden auch anderwärts in den Kirchenſatzungen genannt. Cap. I. de Vita et honest. Cleric. in Sexto heißt es: Clerici, qui clericalis ordinis dignitati non modicum detrahentes, se joculatores, seu goliardos faciunt aut buffones, si per annum artem illam exercuerint etc. Mit denſelben Worten hat es das Concil. Salzburgense an. 1310. can. III., nur daß es die Form galiardi braucht. Das Concilium Coloniense an. 1300. can. XII. ſagt: Sacerdotes non permittant quaestionarios goliardos, vel quoscunque ignotos intra parochiam suam in Ecclesia vel in via — — — praedicare vel ostiatim deferre indulgentias pro quaestu faciendo. Das Concilium Senonense an. 923 sub Gualtero Archiep. can. XIII.: Statuimus, quod clerici, maxime vero, qui dicuntur de familia Goliae, per Episcopos — — — tonderi praecipiantur. Das Concilium Turonense seu Castelli Guntheri can. XXI.: Statuimus, quod Clerici Ribaldi, maxime, qui Goliardi nuncupantur, per Episcopos alios Ecclesiae Praelatos praecipiantur tondi vel radi, ita quod non remeat in eis tonsura Clericalis. Eine Urkunde vom J. 1380, welche Du Fresne unter *Goliardus* anführt: Se gerens pro Ribaldo et se dicens de ordine, seu de statu goliardorum seu buffonum etc. *Matthaeus Paris*. an. 1229: Quidam famuli, vel mancipia, vel illi, quos solemus Goliardenses appellare, versus ridiculos componebant. Der Breviloquus: Goliardi, bufones, joculatores iidem. Lateiniſch-franzöſiſche Gloſſen: Estor, ris, gouliart. *Wilhelmus Amoricus* in *Philippo Augusto* ann. 1201: Totamque munitionem illam vocavit Galliardum, quod sonat in Gallico Petulantium. Noch jetzt im Franzöſiſchen gaillard (adj.) luſtig, aufgeräumt, kühn, frech, frei, unzüchtig, mislich, bedenklich; gaillard (subst.) luſtiger Bruder, Caſtell eines Schiffes; gaillarde Buhlſchweſter, Art Tänze u. ſ. w.; italieniſch gagliarda, eine Art luſtiger Tänze, da man bald nach der Länge, bald nach der Quere des Tanzſaales, bald mit dem Schleifen der Füße, bald mit Capriolen tanzt; gagljardo, rüſtig, ſtark, friſch, munter, wacker, tapfer, raſch, heftig; gagliarda, Lebhaftigkeit, Unerſchrockenheit; ſpaniſch gallardia, Artigkeit, guter Anſtand, Freimüthigkeit, Stärke, Unerſchrockenheit, Großmuth, Uneigennützigkeit, Größe, Lebhaftigkeit des Geiſtes; gallardo, fröhlich, luſtig, lebhaft, ſchön, artig, galant, ausgezeichnet, vortrefflich, groß, freigebig, uneigennützig, prächtig, muthig, raſch, tapfer, heftig. Die mehrfach verſuchten Ableitungen des Wortes Goliardus ſ. bei Du Fresne unter dieſem Worte.

10) Hüllmann (a. a. O. S. 236. 237) bemerkt: „Es kam ſo weit, daß viele ſolcher Geiſtlichen auch nicht mehr als Unterlehrer, Unterprieſter, Chorſänger, Handlanger ankommen konnten; was ſollten ſie anfangen, wenn ſie nicht Bettelmönche waren? Sie ergriffen die Erwerbmittel als Winkelärzte, Naturkünſtler, Verkäufer heiliger überreſte, Wahrſager, Sterndeuter, Schatzgräber, Poſſenreißer.“ So Hüllmann. 11) Riſſe, Brüche, Spalten. 12) Mäder, Mäher, d. h. ich habe guten Appetit. 13) ich gelte, d. h. bezahle, wird beſonders von Schulden und Zins zahlen gebraucht; ich bezahle wie ein Prediger, d. h. nichts. 14) Bildlich für Arbeit, Geſchäft. 15) Ich könnte als Vogelſcheuche dienen. 16) d. h. das, was ich zuerſt zu ſpeiſen erhielt; vergl. den Jägerausdruck kröpfen, vom Freſſen der Falken und Habichte gebraucht. 17) d. h. hier Hauswirth, Hausherr. 18) Des Hausherrn Magd.

dabei mit Hitze, deſſen habe ich Frommen (Nutzen). Ei! Sommer! wollteſt zu kommen, und auch dem Winter anſiegen (den Winter beſiegen), ſo wollte ich zu Felde liegen, ſchaffen ſelbſt mir gut Gemach, da iſt der Wald mein Obdach. Z. 28 fg. klagt der fahrende Schüler: Gott iſt ein Wunderer, er wundert wunderlich, er macht einen Reichen und läßt dabei tauſend Gutes und aller Sälde (Glückſeligkeit) frei; deren mag ich wol einer ſein. Ich habe (weder) Kammer, noch Schreinen, darein ich lege meinen Sold; ich habe (weder) Silber, noch das Gold: die Pfennige ſind mir theuer. Wenn ich ſitze zu dem Feuer, ſo „blek“ (bin ich bloß) allenthalben, hinten bin ich nahe (beinahe) erfroren. Die Kinder mich fliehen als einen Thoren, ſo ich faſſe, was ich habe, ſo iſt mir, als (wenn) ich leer gehe. Die Fremden haben (das), weſſen (wovon) ich ſoll leben, wenn ſie mir das geben ſollen, das thun ſie ſo leiſe, daß ich es aus einem Flinſe (Feuerſtein) „als“ (ebenſo) ſanft möchte gewinnen. Wollt ihr noch (mehr) werden inne, welcherlei mein Orden ſei? der iſt ſchwerer denn Blei. Geſchwind iſt ſeine „geverte“ (Verfahrungsart), und als (wie) ein Stahl hart, und als (wie) ein Eſſig ſauer. Mein nächſter Nachbar, das iſt der Hunger und der Durſt. Ich (habe weder) „bachen“ (den Rücken), noch die Wurſt. Mit und dazu großer Froſt, dünne Kleider und kranke Koſt, iſt mein Ingeſinde: Steine und Bänke linde[19]), ſo darf ich nicht hart liegen; der Federn würde wohl geſchwiegen, liehe mir der Wirth ein Haberſtroh, ſo fürchtete ich nicht des Winters Droh[20]). Mein Orden iſt ein freies Leben, dem wir die Regeln haben gegeben, denn ich ſpreche: „exue te veterem hominem, et indue novum ribaldum[21]) et lecatorem“[22]). Das Gewand gibt er den Teufeln dar, und ſpricht dann mit Jammer gar: „nudus egressus sum ex utero et nudus revertar denuo.“ Gehen und Laufen iſt mein Pflug[23]); ein fremder[24]) Mann gibt mir genug, wüßte ich (nur) auch, wo er wäre. Mein Orden, der iſt ſchwer, wer mit Andacht trägt die Ehe (d. h. das Geſetz), dem geſchieht Wohl und auch Wehe, ſo geſchieht mir Weh, und nimmer Wohl; ich weiß (nicht), weſſen ich mich freuen ſoll. Wer den grauen Rock anträgt[25]), dem iſt Tiſch und Bett bereit. Er darf (weder den) Abend, noch den Morgen um keine Koſt ſorgen: ſo haben die Schüler ein Haus zu tauſend Jahren würde eine Maus darin nicht gefreut (erfreut), ſo liegt meine Koſt geſtreut; dazu hat mein Haus das Recht, er ſei Ritter oder Knecht; will er darin bleiben, den darf Niemand austreiben, doch muß er ſelbſt (von) dannen fahren, will er den Leib vor Hunger ſparen: das Haus, das iſt der weite Wald im Sommer warm, im Winter kalt. Wenn ich vor einem Bette ſtehe, ſo hab' ich völliglich zu gehen drei Meilen zu „Refentere“ (dem Refectorium). Mir iſt der Wind „gevere“ (hinterliſtig nachſtellend), das Hemde er mir zu den Ohren weht, Schnee und Regen darunter ſtreut: ſo ſtechen mich unſüß die Steine in meine Füße[26]). Guter Kleider bin ich bar (ledig), „denn“ (bis auf) Zittern[27]), ſo (ſonſt) erfrör' ich gar. Mir iſt recht alſo wohl, als einem Bauern, der da ſoll ſeinem Herren geben, was er hat. So ich komme dann an die Stätte, da mir die Koſt ſoll ſein bereit, ſo ſpricht deſſelben Pfaffen Magd: „Mein Herr hat jetzund gegeſſen;“ — ſo iſt er erſt übergeſeſſen[28]). — „Mein Herr, der Pfarrer, an der Stund heißt mir thun mit Worten kund, er ſei geritten über Feld.“ — Ob Gott, daß ihm ſein Opfergeld wäre alle Tage alſo bereit! So ſing' ich hochklagende Leid, wenn mir die Rede vorkommt, dennoch iſt mir die Thüre viel feſt (zu-) vor beſchloſſen (verſchloſſen); ſo bin ich unverdroſſen[29]), ich bin der Mähre alſo froh, als da ein Dieb in Schergen-Droh[30]) geht vor einen Richter ſtehen, ſo Gericht ſoll über ihn ergehen. So reut mich meine geſchwinde Fahrt: ich ſchelte ſein Kunne[31]) und ſeine Art, ich verfluche ſeine Kinder und ſeine Weiber, daß er innen faulen muß. Ich thue mir mit Schelten Buße, daß er des Haares muß werden kahl.“ Dieſes, daß die fahrenden Schüler, weil ſie zu häufig waren, nicht ſelten von den Pfaffen, bei welchen ſie einſprechen wollten, vor der Thüre um ſo mehr abgewieſen wurden, da es den Geiſtlichen verboten war, fahrende Schüler bei ſich aufzunehmen, zwang ſie, außer der Mildthätigkeit der Geiſtlichen, auf andere Erwerbsmittel zu ſinnen. Eine Art derſelben war auf die Schauluſt der Menge berechnet, und beſtand in Gauklerei, Luſtigmacherei, Schauſpielerei, weshalb in dem Edicte des Erzbiſchofs Giſelbert von Bremen vom J. 1292 geſagt wird, daß Scholares vagi auch Histriones genannt werden. Aber dieſe Künſte waren dem geiſtlichen Stande[32]), und alſo auch

19) Ironiſch für hart, alſo harte Bänke. 20) Drohung. 21) ribaldus (franz. ribaud), der Vorderſte im Treffen, enfant perdu, geringer, unnützer Menſch, Wollüſtling, Bube, Schurke. Vergl. Ziemann, Mittelhochteutſches Wörterbuch unter *ribald*, wo bemerkt iſt aus dem Teutſchen *reinbalt*, *reginbald*, perfortis, latro. Andere Ableitungen ſ. bei *Du Fresne* sub voce *Ribaldus*. 22) franzöſiſch lichard, einer, der den beſten Biſſen aus der Schüſſel nimmt; Gloss. Isidori *leicator*, gulosus; auch bedeutete es scurra, Poſſenreißer, Luſtigmacher, alſo in ſeiner ganzen Bedeutung einer, der, um zu ſchmarotzen, den Luſtigmacher ſpielt. Mehre Nachweiſungen ſ. bei *Du Fresne* sub voce *Leicator*. 23) Meine Arbeit, mein Geſchäft. 24) entfernter. 25) d. h. im Orden der grauen Mönche iſt.

26) Z. 191 – 192. S. 56 ſagt der fahrende Schüler, daß wol zwanzig Löcher in ſeinen Schuh gehen. 27) d. h. meine Kleider ſind zittern, dieſes muß mich warm halten. 28) ſitzt erſt darüber. 29) ironiſch. 30) unter der Schergen Drohung. 31) ſein Geſchlecht, von dem er abſtammt. 32) Die Satuten des Erzbiſchofs Ernſt von Prag vom J. 131.. (bei *Lünig*, Spicilegium Eccles. T. I. III. Fortſ. p. 136) ſagen: Clerici insuper maxime beneficiati caligis scacatis rubeis ac viridibus uti non debent, nec *Joculatores* se faciant. Et si per annum vel post trinam monitionem, artem illam ignominiosam exerceant, eo ipso privati sunt omni privilegio clericali. Die Statuten des Concils von Cöln vom J. 1307 (bei demſelben a. a. O. I. Fortſ. S. 409. Cap. 13): Similiter Clericis inhibemus, ne exerceant negotia turpia et officia inhonesta, quae non decent Clericos etc. nec sint *Histriones*, *Joculatores*, judices seculares, telonarii. Hüllmann (a. a. O. S. 237. 238) bemerkt: „Sie kannten die bibliſchen Geſchichten und hatten ein wenig ſingen gelernt. Daher legten ſich verſchiedene darauf, das Volk mit geiſtlichem Puppenſpiel, begleitet mit Zwiſchenrednerei und Geſang, zu ergötzen. Der Geſchmack des Zeitalters, das Anſtandsgefühl, konnte derlei

den fahrenden Schülern, da ſie ſich demſelben gewidmet, verboten. Sie mußten daher beſonders auch auf geheime Erwerbmittel bedacht ſein, und hierzu diente ihnen als reichliche Quelle die Leichtgläubigkeit abergläubiſcher Bauern und Bäuerinnen, wie man aus dem Schwanke: Das Unhülden Bannen, von Hans Sachs, erſieht[33]). Beſonders eine reichliche Quelle zu Betrügereien gab die Leichtgläubigkeit des weiblichen Geſchlechts. Nachdem im Liede vom fahrenden Schüler dieſer erzählt hat, wie er an der Wohnung des Pfaffen, bei dem er hat am Abend ſpeiſen wollen, abgewieſen worden, fährt Z. 138 fg. fort: Das Dorf lauf' ich hin zutal[34]), welches Haus das höchſte möge ſein, dort wart' ich und gehe hinein. Auf den Ofen ſetze ich mich, und gehab (halte) mich gar wankerlich, mich friert nicht[35]), und hätte ich auf dem Haupt den Wald gelaubt und geblümet gar, er würde von Zittern Laubes bar (des Laubes entblößt). Viel ſchöne kommt des Wirthes (Hausherrn) Maid[36]), ſie klagt mir großes Herzeleid über Engebares Knecht, ſie ſpricht: Es war mir heuer recht, da er an meiner Hand trat[37]), und er mich um die Minne bat; er „jach" (ſagte), er wollte mein ſein, daß ich thät ſeinen Willen: Da „traut"[38]) (liebte) ich ihn gar minniglich, nun hat er gar verſchmähet mich, und will mich nicht zu Weibe nehmen, Herr Schüler! nun laßt euch geziemen (gemäß ſein), daß Ihr mir gebet euren Rath." — „Frau[39]), zürnt nicht, und wäre ich ſatt, ſo rieth ich Euch noch weiſer Lehre." — So bringet ſie einen Käſe dort her, und einen großen Laib[40]) damit, daß ich eſſe nach der Schüler Sitte. — Mit wunderlichen Sachen lehre ich ſie dann machen von Wachs[41]) einen Kobold, will ſie, daß er[42]) ihr werde hold, und taufe es in den Brunnen, und leg' ihn an die Sonne, und heiß (ſie) widerſinns (rückwärts) um die Küche[43]) gehen. Das beginnt ſie fürbaß ſagen ihren Geſpielen gemeine (insgemein); darnach ſo kommt nicht eine[44]): die eine bringt einen Schrot Fleiſches, die andere Geld, die dritte das Brod, die vierte Flachs, die fünfte Zwirn, die ſechste Rüben, die ſiebente Birn. So bin ich denn ein lieber Leib; ſo lehre ich denn die alten Weiber die Runzeln gar vertreiben; ſo kann ich einer ſchreiben ein Ziegenhaupt für ein Kalb, das iſt ihnen gut für den Alp. Weiter erzählt der fahrende Schüler, was er thut, wenn eine „den Magtum" verloren, und fährt dann fort: der „wirret" (iſt hinderlich) dies, der andern das, der iſt ihre Frau (Herrin) gar gehaß, ſo will der Rind nicht Kälber tragen, deſſen (deshalb) müſſen ſie die Wölfe nagen, ſo beginn' ich ſie denn lehren das hintere Theil des Nachts beren (tragen) gegen des lichten Mondes Schein, die lehr' ich da, zu Felde ſein, die lehr' ich Kohlen waſchen, die, brunzen in die Aſche, die lehr' ich Brand „betrechen" (löſchen)[45]), die lehr' ich Morchen[46]) brechen, die lehr' ich Batonien[47]) graben, die lehr' ich ungeſprochen[48]) traben, die lehr' ich Nachts nackend ſtehen[49]), die, ärſchlinge (von hinten) gen dem Feuer gehen. Aus (hinaus) mach' ich mich allein. Er beſchreibt nun wieder ſeine elende Lage, und ſchließt endlich Z. 278: Mein wildes Gemüth trägt mich empor, kein ſchweres Herz mag ich tragen: welcher Mann ſeinem Sohn nicht Gutes gönnt, den ſoll er gern ſpielen laſſen, treibt er es eine Weile ohne großen Schaden, es kommt darnach mit Leid geladen, daß er räumt ſeines Vaters Hof, wird er denn nicht ein Biſchof, ſo werde er ein Meßner oder ſonſt ein „Kappeler" (Kaplan), iſt ihm aber „der keines" (davon keins) lieb, ſo lern' (er) ſtehlen, werd' ein Dieb: bis an ſein Ende gewinnt er genug, er kann nicht bauen[50]), noch haben (regieren) den Pflug, noch ſäen, finden[51]), dreſchen, Korn, wie man ihm thut, er iſt verloren. Ihm folgt wenig guter Werke.

Ich, Johann von Nurnberg,
Han dirre not erliten vil
Der mir des nicht gelauben will,
Dem muoz das ein beschaffen,
Das er werd zeim lotter-phaffen.
So geschiht im ach und we:
Was bedarf er dann unselden me?
Er kond uf diser erden

Dinge vertragen. Sehr argen Anſtoß müſſen demnach im J. 1333 ſolche Vaganten in London gegeben haben, da ſie wegen ärgerlicher Vorſtellungen ſollten aus der Stadt gepeitſcht werden (*Dodsley*, Preface to the select collection of old plays. [London 1744.] T. I. p. IX). Sie ſcheinen ganz Weſtminſter in Bewegung gebracht zu haben, daß die Sitzungen des Parlaments geſtört wurden; weshalb in demſelben Jahre ein Verbot aller Volks- und Schauſpiele in dieſem Theile der Stadt erging: Eduards III. Abridgement of the records in the tower of London (bei *Cotton* p. 11 et 12)."

33) Bei Böckh und Gräter, Bragur. 1. Bd. S. 341—344. Auch ſind die fahrenden Schüler der Gegenſtand der Erzeugniſſe anderer Dichter. So findet ſich unter den erzählenden Gedichten des Hans Roſenblüt: „Von dem fahrenden Schüler." Vergl. Fr. H. v. d. Hagen und Joh. Guſt. Büſching, Literariſcher Grundriß zur Geſchichte der teutſchen Poeſie. S. 366. 34) hinab. 35) ironiſch. 36) Magd. 37) mich führte. 38) von truoten, lieben. 39) Herrin, er nennt ſie aus Höflichkeit ſo; aus dem Zuſammenhange geht hervor, daß es eine Magd iſt. 40) Brod. 41) ſ. den Art. Wachsbilder (Zauberei mit ſolchen). 42) der ſie jetzt verſchmähende Geliebte. 43) umb die Kuchen, iſt ſchwache Beugung von kuche, Küche; rückwärts um die Küche, heißt um das Feuer rückwärts gehen. 44) d. h. viele.

45) oder beſprechen, ſ. d. Art. Feuer in Beziehung auf Volksglauben. 46) Unter Morchen (Morcheln) wird, wie in den altteutſchen Wäldern a. a. O. S. 68 bemerkt wird, ohne Zweifel die Hirſchbrunſt (phallus impudicus) oder Gichtmorchel verſtanden, noch jetzt ein bei dem Volke gebräuchliches Mittel gegen die Gicht und ſonſt zur Zauberei angewandt, daher ſie auch Hexenei und Teufelsei heißt. 47) Das „Patonikengraben" erwähnt auch Vintler. Von der Betonika (in älteren Schriften auch: Vetonika), einer der älteſten Arzneipflanzen und von ausgebreitetem Anſehen, ſagt *Vincentius Bellovac.* Speculum nat. I, 10. c. 52, daß das Haus, in welchem ſie ſich befinde, ſicher vor aller Gefahr geachtet werde, ſo groß ſei ihr Ruhm, und zählt eine Menge Krankheiten auf, die ſie heile. Die von ihr in Italien gehenden Sprüchwörter ſ. in den Altt. Wäldern a. a. O. S. 69. 48) ohne daß ſie ſpricht; Schweigen war bei nächtlichen Zauberfahrten, wenn ſie glücken ſollten, eine Hauptbedingung. 49) Nach der Rockenphiloſophie II. Nr. 4 muß das Mädchen, welches ſeinen Mann ſehen will, in der Andreasnacht (vor dem 30. Nov.) nackt dieſen Heiligen darum anrufen, dann erſcheint er. 50) den Feldbau beſorgen. 51) „beſorgen oder auch prüfen," bemerken die Brüder Grimm (a. a. O. S. 59); doch iſt vielleicht binden zu leſen (nämlich Getreidegarben auf dem Felde binden zu verſtehen).

Feiger [52]) nimmer werden;
Das got vor uns erwende,
Und geb uns heilig ende!

Aus dem, was er oben bemerkt, und daraus, daß er vorher mehrmals ſagt: min phluk (mein Pflug), für: meine Arbeit, mein Geſchäft, läßt ſich vielleicht ſchließen, daß er ein Bauernſohn war. Der Bezeichnungsname Johann von Nürnberg iſt nicht dagegen, weil er ihn von ſeinem letzten Aufenthalte in dieſer Stadt als verunglückter Geiſtlicher erhalten konnte. Die Brüder Grimm in den altteutſchen Wäldern S. 61 nehmen an, daß das Gedicht eigentlich Bearbeitung und Ausführung eines Volksliedes ſei. „Die gerühmten Eigenſchaften, die durchgehende Anſchaulichkeit, die eine Bekanntſchaft mit dieſem Leben vorausſetzt, ließen ſich daraus erklären, auch daß der Dichter, der ſich (V. 295) nennt, ſelbſt zu dieſem Orden ſich zählt, beſtätigt es; denn ſchwerlich hätte ein fahrender Schüler in dieſer Weiſe und Form ſich gefaßt; es ſind überhaupt volksmäßige Sprüche und Gedanken hier zuſammengeſtellt," ſo bemerken die Brüder Grimm, und führen dieſes nun S. 61—63 weiter durch Nachweiſungen und Vergleichungen aus. Aber der Gebrauch der ſprüchwörtlichen Redensarten, deren ſich der Sänger bedient, laſſen ſich, wenn wir das Lied als ein ſelbſt von ihm entſprungenes Original annehmen, hinlänglich durch ſein langes Herumtreiben unter dem Volke, mit welchem er volksmäßig ſprechen mußte, erklären. Man ſetzt den Johann von Nürnberg, den für uns lehrreichſten der fahrenden Schüler, ins 15. Jahrh. [53]). (*Ferd. Wachter.*)

FAHRENDE SPIELLEUTE. In einer alten Formel [1]) kommt vor: alle Pfeiffer und farende Spielleuth, welcherley Spiels die öffentlich treiben. Twinger [2]) erklärt *hystrio* durch Spilmann oder Varnmann. Der Sachſenſpiegel im I. Buche. Art. 38 ſagt, daß die Spielleute rechtlos ſein, und was im teutſchen Texte spillute (im quedlinburger Cod. spellude) heißt, iſt im lateiniſchen Texte durch histriones, joculatores gegeben, und im I. Buche. Art. 50 wird geſagt: Al si ouch ein man ein speleman oder uneliche geborn, her en ist doch dibes noch rouberes genoz nicht, als man kemphen uf in leiten muge [3]), und im lateiniſchen Texte: Licet etiam ille occisus, sit homo illegitimus, aut joculator; dummodo raptoribus aut furibus non comparetur, id est, quod non sit praedo vel latro, ut illorum exemplo debeat per pugilem convinci. Im III. Buche. Art. 45, wo von der Scheinbuße der Spielleute gehandelt wird [4]), heißt es im teutſchen Texte Spilluten (im quedlinburger Cod. Spelluten), und im lateiniſchen Texte: Histrionibus, joculatoribus. Der Gloſſator ſagt zum I. Buche. Art. 51 des Sachſenſpiegels: Das Wort Spielmann aber vernimm von Fidlern und ihren Genoſſen. Ja! wiſſe, daß die „Geuckler" (Gaukler) und „Zeuberer" (Zauberer) auch Spielleute heißen, L. 9. C. de malefic. et mathemat. Dieſe mag man tödten, L. 5. C. eod., nämlich die Zauberer, die andern Spielleute aber, wenn ſie nicht Diebes- oder Räubersgenoſſen waren, nicht, wiewol ſie rechtlos waren. Daher die Scheinbuße. Der Schwabenſpiegel Cap. 305. §. 13. 14 beſagt: Spielleuten und allen denen, die Gut für Ehre nehmen, und allen denen, die ſich zu eigen gegeben haben, denen gibt man eines Mannes (Menſchen) Schatten von der Sonne. Das iſt alſo geſprochen, wer ihnen etwas Leides thut, das man ihnen beſſern ſoll, der ſoll zu einer Wand ſtehen, daran die Sonne ſcheinet, und ſoll der Spielmann, oder der ſich zu eigen gegeben hat, dahingehen, und ſoll den Schatten an der Wand an den Hals ſchlagen, mit der Rache ſoll ihm gebeſſert ſein. Nach dem oſtro- und weſtrogothiſchen Rechte [5]) in Skandinavien ward dem Erben eines erſchlagenen Spielmanns [6]) (eines Schauſpielers, Gauklerſpielers, Poſſenreißers) zur Buße eine dreijährige, ungezähmte Kuh beſtimmt. Die Haare ihres Schwanzes wurden abgeſchoren und der Schwanz geſalbt. Sie wurde auf einen erhabenen und ſchlüpfrigen Ort geführt. Der Erbe mußte, mit neuen Handſchuhen, welche auch geſalbt waren, und mit ebenfalls geſalbten Schuhen angethan, ſich auf den ſchlüpfrigen Ort ſtellen und den Schwanz der Kuh faſſen. Drei Hiebe mit der Geißel erhielt hierauf die Kuh. Konnte der Erbe des Spielmanns die Kuh halten und oben ſtehen bleiben, ſo ward ſie ihm als Buße zugeſprochen, konnte er es nicht, ſo empfing er nichts. Die goßlarer Geſetze beſagen Gſ. 210 [7]): Unechten (unehelich geborenen) Leuten und Spielleuten, die der Stadt Geſinde [8]) ſind, denen gibt man dreißig Schillinge lüttiCher Pfennige zur Buße, ſie ſind auch ohne Wergeld; wer aber den Frieden an ihnen bricht, über den richtet man nach Friedensrecht. Die Verordnung des Biſchofs Johann III. von Eichſtädt wegen derer, denen der Genuß des heiligen Abendmahls verſagt ſein ſolle, beſagt: „Item dass das heilig Sacrament nicht ungewürdiget werde, so ist es nach Aufsazung der heiligen Väter verbotten allen Leuthen, die ein verläumbt Leben führen, als Gauckler, Zauberer, öffentlich Scholderer, öffentlich Loder, und gelobnt sündlich Spilleuth, gemeinen

52) dem Tode nahe, dann und hier unglückſelig, dem böſen Geſchick verfallen. 53) v. d. Hagen und Büſching, Grundriß. S. 554.

1) Bei *Jo. Frid. Scheidius*, Diss. inaug. de Jure in Musicos singulari, vulgo Dienste und Obrigkeit der Spielleute, Comitatui Rappoltstein. annexo. (Argent. 1719.) T. II. p. 16 sqq. 2) Vocabularium Ms. Das Citat bei *Scheidius* l. c. und bei *Haltaus*, Glossarium Germanicum med. aev. p. 441. 3) Nach der quedlinburger Handſchrift in der Gärtner'ſchen Ausgabe des Sachſenſpiegels: Al (obgleich) si eyn man speleman oder unecht geboren: her en is doch rouberes noch diebes genot nicht, alse men kemphen uph in laden muge.

4) über die Schein-Emenda, welche die Spielleute nach dem Sachſenſpiegel erhalten, ſ. die Allgem. Encykl. d. W. u. K. I. Sect. 34. Th. S. 40. 41. 5) Jus Ostrogothorum. c. 18. §. 1 et Jus Westrogothorum tit. de jure lud. in *Loccenii* Antiq. Sueo-Goth. Edit. II. p. 118. 119. 6) ludio, ſchwediſch *Skaemdagester*, ardelio, joculator, histrio. 7) Bei *Leibnitz*. Rer. Brunsvic. Scriptt. T. III. p. 524. 8) Die fahrenden Spielleute erhielten alſo nach dem goßlarer Rechte gar keine Buße, während die nicht fahrenden doch einige bekamen.

Frauen und ihren Wirthen“ und denen, die bei den Juden dienen, oder ihre Kinder ziehen, oder ſonſt verbotene Gemeinſchaft mit ihnen haben, und was dergleichen iſt, ſo lange, bis daß ſie von ihrem ſündlichen Leben gänzlich gelaſſen und darüber ihre aufgeſetzte Buße verbracht haben. Die fahrenden Spielleute wurden auch vorzugsweiſe blos fahrende Leute genannt. In der Urkunde des Erzbiſchofs Adolf von Mainz vom J. 1385 [9]) heißt es: daz wir Brachte unser Pfiffer und Diener, zum Kunige *Farender Lute* durch alle unser Ertzbisthum und Lant gemacht han, und geben yme alle Friheit und Recht, als *Farender* Lute Kunige bisher gehabt hant u. ſ. w. Also daz wir demselben unserm Pfiffer des Kunigriches billich gunnen und lihen (d. h. unſerm Pfeifer das Königreich billig gönnen und verleihen). Kaiſer Karl IV., nachdem er die Verdienſte des ausgezeichneten Künſtlers auf den Saiten, Namens Johann, hervorgehoben, die er belohnen wolle [10]), ſagt weiter: Ea propter non solum subtilitate magisterii tui, verum etiam diuturnitate laboris, et immota fidei tuae conditione pensata, veluti bene meritum, quem morum conversationis et vitae laudabilitas commendat, *regem omnium histrionum cujuscunque artis facultatis* seu subtilitatis existant in omnibus et singulis regnis, principatibus et dominiis et districtibus sacro subditis Imperio de Regiae vel Caesareae potestatis plenitudine praesentibus elevamus [11]). Im Heldenliede Königs Ruther reicht dieſer an Conſtantin's Hofe einem armen Spielmanne einen Mantel. Enenkel [12]) erzählt, daß Herzog Leopold von Öſterreich einen Spielmann, der nach Rom an des Kaiſers Hof gewollt, für ſeine Kunſt herrlich mit Roß, Schwert und Kleidern beſchenkt habe [13]). In Beziehung auf die Hochzeit oder das Feſt, bei welchem Wigalois das Schwert nahm oder Ritter ward, ſagt Wirnt von Gravenberg [14]): Den Spielleuten gab man da Pferde, Silber und Gewänder, ſie wurden „sa“ (ſogleich) von den Gaben reich, und lobten alle „geliche“ (auf gleiche Weiſe), den Ritter und die Hochzeit; ſie ſpielten alle in Witterſtreit (in Wetteifer) vor der „Tavelrunde.“ Man gab ihnen allen Wirthſchaft (Bewirthung) und alles deſſen die Überkraft (die Fülle), deſſen man zu dem Leibe begehrte (alle Lebensbedürfniſſe). Donizo [15]) ſingt in Beziehung auf die Feier der Vermählung des Herzogs und Markgrafen Bonifacius und der Beatrix:

Timpana cum citharis, stivisque lyrisque sonant hic,
At dedit insignis Dux praemia maxima mimis.

Als Ausnahme galt, wenn gegen die Spielleute nicht verſchwenderiſche Freigebigkeit geübt ward. So ſagt Hermann der Gichtbrüchige in Beziehung auf den König Heinrich III., als dieſer im J. 1043 ſeine Hochzeit mit Agnes, der Tochter des Grafen Wilhelm von Poitiers, feierte: et in vano histrionum favore nihili pendendo, utile cunctus exemplum, vacuos eos, et moerentes dimittendo, proposuit [16]). In dem wälſchen Gaſte wird Freigebigkeit getadelt, welche nicht einen bedürftigen Armen, ſondern den zu bekleiden pflegt, der ſchon hinlänglich bekleidet iſt; zur Verſinnlichung der Lehre hat der Cod. Pal., der im J. 1216 verfertigt iſt, folgendes Bild

---

9) Bei *Gudenus*, Cod. Diplom. Vol. III. p. 578; in der Rubrik daſelbſt heißt es: Constitutio Regis *Aurigarum* per Terras Mog. Aber bei den fahrenden Leuten iſt hier nicht an Fuhrleute zu denken, ſowie auch nicht an Leute, welche ſich fahren laſſen. Wenn es im Liede des fahrenden Schülers heißt: „die Bauern ſprechen, ich ſei ein fahrender Schüler, aber ſie ſparen die Wahrheit, ich laufe viel mehr, als ich fahre,“ ſo iſt dieſes blos ein Wortſpiel, denn das Lied iſt überſchrieben: Do Vita Vagorum. 10) Sano quia jam multo temporis tractu ad nostra et divi quondam Henrici Romanorum Imperatoris obsequia attenta sollicitudino te gratum reddere studuisti, et cottidiano virtutis affectu te nobis promptum exhibes resonantibus sonis et coltidiana suavitate multi... (multifariae) harmoniae, quao tanto jocundius humanis auribus consuota modulationo illabitur, quanto digitorum tuorum subtilitas ex industria naturali, et suffragio scientiae, multis quaesitis laboribus cordarum differentiis et tonorum conformitates difformes, dulcis melodiae symphoniis magistralius ordinas, to non immerito specialium munere gratiarum ex innata nobis clementia duximus prosequendum, ea propter etc. Wie der Kaiſer weiter Allen verbietet, den König der Spielleute an der ihm erwieſenen Gnadenbezeugung zu verhindern, ſ. in der Urkunde aus dem Formulari Bibl. Sen. Lips. bei *Haltaus* l. c. p. 1706. 11) Das Privilegium dieſes Königs der Spielleute gibt der Kaiſer Karl IV. auf dieſe Weiſe an: Decernentes, quod universi et singuli Histriones hujusmodi te tanquam Regem honorare debeant et in locis singulis quoties et dum eis conventus fuit, cum solemnitate debita revereri tibique in his, quae ad tui regiminis de jure vel consuetudine spectant officium fideliter obedire, quodque equos, vestes, robbas et alia quaevis donaria, quibus specialibus nominibus exprimi valeant, quae tibi de Regibus, Principibus, Ducibus, Comitibus, Militibus, Clientibus aut quorum sacri Imperii fidelibus, cujuscunque gradus seu nobilitatis existant libertate, erogata fuerint, libere vendere possis ubicunque locorum absque theloneii seu alterius exactionis onere; nec dacii solutione, quae tibi specialis nostrae celsitudinis favore ad vitae tempora relaxamus.

12) Bei Rauch 1, 158—159. 13) Ähnliche Gaben werden auch anderwärts erwähnt; ſ. Wilh. Grimm, Die teutſche Heldenſage. S. 377. 14) Wigalois, herausgegeben von Benecke. S. 65. 15) Vita Mathildis. Cap. 19 ap. *Muratori*, Rerum Italicarum Scriptt. T. V. p. 353. 16) *Hermanni Contracti* Chron. ap. *Ussermann*. Germ. Sacrae Prodr. T. I. p. 212. Noch misbilligender drückt ſich das Chronicon *Alberici*, Monachi trium Fontium (ap. *Leibnitz*. Access. Hist. T. II. p. 77) bei dieſer Gelegenheit über die Spielleute aus: Cumque ex more regio nuptias in Glicheim (Inglinheim) celebrat, omne baltronum et histrionum collegium, qui, ut assolet eo confugerant, vacuum abire permisit, pauperibusque ea, quae membris diaboli subtraxit, large distribuit. S. 562 ſagt Albrich in Beziehung auf das große Feſt zu Compiegne im J. 1237, als Robert, der Bruder des Königs von Frankreich, ſeine Hochzeit mit Mathilten, der Tochter des Herzogs von Brabant, feierte, und bei dieſer Gelegenheit auf 140 neue Ritter creirt wurden: Et illi, qui dicuntur *Ministelli*, in spectaculo vanitatis multa ibi fecerunt, sicut ille, qui in equo super cordam in aëre equitavit, et sicut illi, qui duos boves de scarlata vestitos equitabant cornicantes ad singula fercula, quae apponebantur Regi in mensa. Auch an dem Hofe des Kaiſers Friedrich II. fanden Taſchenſpieler, Springer, Spaßmacher, Sänger und luſtige Leute ähnlichen Schlages eine willkommene Aufnahme. Raumer, Geſchichte der Hohenſtaufen. 3 Bd. 2. Ausgabe. S. 432. Joſeph Grünbeck ſagt in der Lebensbeſchreibung Kaiſer Friedrich's III. S. 39: hat auch in ſolchen Wirthſchaften gemeinlich etliche Spielleute gehabt, die mancherlei Kurzweil mit Geſprächen oder ſeltſamen Handlungen eingeführt haben u. ſ. w.

hinzugefügt: Ein Herr, zwiſchen einem Spielmanne und einem halbnackten Armen ſtehend, reicht jenem einen Mantel, während dieſer vergebens um einen Pfennig bittet; darüber die Worte: des ruomes gabe [17]). Beſonders ſuchten die Städte das Unweſen und die Laſt, welche die fahrenden Spielleute machten, zu beſchränken [18]). Das Edict des Rathes von Worms vom J. 1220 befiehlt [19]): ratum esse volumus, ut barones, comites, liberi, milites, peregrini, mercatores seu cujuscunque conditionis hospites, nullam in hospitiis pressuram, vel incommodum ex concursu *joculatorum*, *joculatricum*, *Histrionum* aut *Garcienum* in civitate nostra sustineant: quos si quis burgensium nostrorum collectis in domum suam hospitibus temere admiserit, 30 solidos dabit ad fabricam civitatis. Die bairiſche Lands-Ordnung vom J. 1516 [20]) ſagt: Uns iſt zu mehr malen angelangt, wie gemeine unſre Landſchaft aller Stände, durch die Singer, Pfeifer, Lautenſchläger, Geiger, Sprecher, Schalksnarren und andre Spielleute und Hoffierer, in ihren Häuſern, auch in den Herbergen vielfältiglich und täglich überlaufen werden, dadurch ſie nicht allein zu vergebenen Koſten gebracht werden u. ſ. w. [21]). In Cöln ſollten „Maulenſtoßer aus Wälſchlahd, fremde Geyler und Lediggänger" zu öffentlichen Arbeiten gebraucht, und wenn ſie ſich weigerten, aus der Stadt gepeitſcht werden [22]). Frankreich und Italien waren das wahre Paradies der fahrenden Luſtigmacher, joculatores, giullari [23]), giollari [24]); ſ. d. Art. Jongleurs [25]). In Teutſchland wurden eine Art der auf den Jahrmärkten, Kirchweihen, Volksfeſten nicht fehlenden Spielleute Bänkelſänger genannt, weil ſie ihren Zuhörern und rückſichtlich zugleich auch Zuſchauern ihre Vorträge von Gerüſten herab machten.

(*Ferdinand Wachter.*)

FAHRENDE WEIBER. Der Sachſenſpiegel [1]) ſagt: An fahrendem Weibe und an ſeiner Ameyen mag ein Mann Noth thun, und ſeinen Leib (ſein Leben) verwirken [2]), ob (wenn) er ſie ohne ihren Dank [3]) beliegt. Im lateiniſchen Texte iſt dieſes gegeben: In meretrice autem et in alicujus concubina committitur violentia, et si eam quis praeter suam voluntatem violat, in vita sua condemnetur. Die Gloſſe bemerkt hierzu: Wiſſe, ob (wenn) ſich ein frei Weib bekehren oder beſſern und von ihrem ſündhaſtigen Leben und Büberei abſtehen will, und ſie einer nothzöget, derſelbige vergreift ſich an ihr alſo, daß er dadurch ſeinen Hals verwirket. Dies möchte dich vielleicht wundern, und daran zweifeln, ob es recht ſei? Wir ſagen aber, daß es ja recht ſei, und haben deſſen ein Exempel an Sanct-Afra, welche erſtlich ein gemein oder fahrend Weib geweſen, und da ſie ſich beſſern und ſie einer darüber nothzögen wollte, und ſie ihm das nicht hat geſtatten wollen, hat er ſie darum ermordet, welches, weil ſie es darüber erlitten hat, iſt ſie zu einer ſeligen „Märterin" geworden. Denn gleich ſo wenig als einer eine fromme Frau ſolle zu Falle bringen, als wenig ſoll er auch eine böſe Frau wider ihren Willen ferner in Sünde und Schande ſetzen; L. 15 ff. de injur. L. 1 ff. de serv. corrupt. et L. I. C. de rapt. virg. vel viduar. So der Gloſſator zum Sachſenſpiegel. In dem alten augsburger Stadtrechte heißt es im Titel vom Scharfrichter: Er ſoll auch aller fahrenden Fräulein pflegen u. ſ. w., und bald darauf: Er ſoll auch alle fahrenden Fräulein aus der Stadt treiben. Die fahrenden Weiber zogen in den Städten umher, wo viele Fremde zuſammenkamen, vorzüglich wo hohe Schulen ſich befanden und Kirchen- und Reichsverſammlungen gehalten wurden [4]). Am berüchtigtſten in dieſer Beziehung iſt die große Kirchenverſammlung zu Conſtanz. Nach der Angabe L'enfant's, welche aus einer wiener Handſchrift genommen ſein ſoll, waren in Conſtanz zur Zeit der großen Kirchenverſammlung 1500 meretrices vagabundae, und eine derſelben verdiente 800 Florens. Doch wurden die fahrenden Weiber an Schamloſigkeit noch durch einen Bürger von Conſtanz überboten, welcher dadurch, daß er ſein Weib dem Kanzler des Kaiſers zum täglichen Gebrauche abtrat, 500 Dukaten erwarb, für welche er ſich ein Haus baute [5]). Die Angabe von der großen Zahl der fahrenden Weiber bei L'enfant wird als übertrieben angenommen; denn Ulrich von Reichenthal [6]), welcher als

17) Wilh. Grimm, Die teutſche Heldenſage. S. 376. 18) Auch wurden Vorkehrungen gegen den zu großen Luxus getrieben, der im Gebrauche der Spielleute gemacht wurde. So heißt es in den mühlhäuſer Statuten (bei Graßhof S. 147): Zu der Hochzeit ſoll man nicht mehr haben, denn ſechs „Spilmann," die Tänze und Reigen machen u. ſ. w. 19) Bei Joh. Fridr. Moritz, Abhandlung vom Urſprunge derer Reichs-Städte. 1. Th. Diplom. Anh. S. 155. 20) Ausgabe in F. 15. 21) ſ. *Joh. Frid. Scheidii* Diss. inaug. de Jure in Musicos singulari etc. p. 16 seqq. 22) Hüllmann, Städteweſen des Mittelalters. 4. Th. S. 234. 23) *Sismondi*, Histoire des Républiques Italiennes du moyen age. T. II. (à Zurich 1837.) p. 492. 24) *Francesco de Barberino*, De reggimento e d' costumi delle donne. p. 20. Hüllmann a. a. O. S. 231—234. Er bemerkt unter Anderm: „Die Mailänder unterhielten eine Bühne für herumziehende Luſtigmacher. Von allen Gegenden zogen dieſelben zum Oſterfeſte nach Florenz und ergötzten Vornehme und Geringe durch ihre Kunſtſtücke und Sangweiſen; wofür ſie von jenen mit abgelegten Kleidungsſtücken reichlich beſchenkt wurden" (ſ. die Nachweiſungen bei demſelben S. 233). 25) Hier führen wir nur an aus Älfric's angelſächſiſchen Gloſſen: mimus, jocista, scurra: gligmon.

1) III. Buch. Artikel 46. Ausgabe von Gärtner. S. 426 und 427.

2) So auch ward nach Kaiſer Friedrich's ſicilliſcher Geſetzgebung, wenn eine Hure binnen acht Tagen nach der That, daß ſie Jemand gezwungen, bewies, geköpft. Vergl. Raumer, Geſchichte der Hohenſtaufen. 3. Bd. 2. Aufl. S. 383. Anders waren die Geſetze in Öſterreich. So ſetzte das Geſetz vom J. 1192 für die regensburger, nach Öſterreich kommenden, Kaufleute feſt: „Schläft Jemand bei einer ledigen Perſon mit ihrem Willen, ſo hat der Richter darin nichts zu ſprechen; und ebenſo wenig wird eine Hure gehört, welche auf Nothzucht klagt, weil ſie nicht ſoviel erhielt, als ſie verlangte. Vergreift ſich Jemand thätlich an einer Hure und wird deſſen überführt, ſo muß er büßen." (Gemeiner, Chronik. S. 285.) Der Freibrief des Herzogs Leopold für Wien vom J. 1221 beſagt: Si mulier aliqua communis conqueratur, se vi oppressam, non audiatur. (Wiener Jahrbücher XXXIX. Anzeigebl. 18.) 3) wider ihren Willen. 4) Hüllmann, Städteweſen des Mittelalters. 4. Th. S. 264. 5) *L'enfant*, Histoire du Concile de Constance. T. II. p. 36. 6) Conciliënbuch, geſchehn zu Conſtanz. (Augsburg 1483. fol.) S. 241.

Conſtanzer und als Glied des Magiſtrats zu jener Zeit die beſte Nachricht von dieſem Gegenſtande haben konnte [7]), ſagt blos: offene [8]) Frauen in den Frauenhäuſern und ſonſt Frauen, die Häuſer gemiethet hatten und in den Ställen lagen, oder wo ſie ſonſt Platz fanden, ſeien gegen 700 da geweſen, ohne die heimlichen. Die fahrenden Weiber hatten vorzugsweiſe ihren Erwerb dadurch, daß ſie ſich preisgaben; doch ſcheinen manche auch andere Erwerbsmittel zugleich in Anwendung gebracht zu haben [9]). Die Gylfaginning Cap. 1 beginnt: Gylfi herrſchte dort über die Lande, wo (es) nun Schweden heißt; von ihm wird das geſagt: er gab einem fahrenden Weibe (einni farandi konu) [10]) zum Lohne für den von ihr gewährten Zeitvertreib (at launum skemtanar sinnar) in ſeinem Reich ein Pflugs-Land (Ackerland), welches vier Ochſen in einem Tage und einer Nacht umreißen konnten. Wie man wahrſcheinlich findet [11]), beſtand dieſe Ergötzung im Vortrage von Sagen und Geſchichten, denn skémtan findet man auf das Vergnügen angewandt [12]), das die erzählenden Lieder gewähren. Doch kann freilich der Verfaſſer der Gylfaginning ein anderes Vergnügen oder ein anderes Kurzweil [13]) damit meinen. Fahrendes Weib bedeutet auch Teufel. Jac. Grimm [14]) ſagt: „Kilian 693 bemerkt, daß er auch varende wîf (fahrendes Weib) heiße, d. i. luftfahrende Zauberin, Windsbraut und: wie eine Windsbraut durchs Leben fahren. Simplic. 2, 62.“ Doch kann fahrendes Weib, für den Teufel gebraucht, auch ſoviel geheißen haben, als: herumziehende Here. (*Ferdinand Wachter.*)

FAHREND PFAND, ein Pfand, deſſen verlorenes Dominium an einen Andern übergeht [1]). In einer lindauer Urkunde vom J. 1466 [2]) heißt es: So haben die vorgenannten meine gnädige Frau die Äbtiſſin, ihre Amtleute und Helfer freies Urlaub [3]), das Recht und volle Gewalt, daß ſie je denn darnach, wenn ſie wollen, das obgemeldete mein Haus, Hof, Hofſtätte und Baumgarten mit ſeiner Zugehörde, darum mögen angreifen, verſetzen oder verkaufen, für ein „fahrend vergerechtfertiget verstanden [4]) Pfand,“ ob (wenn) ſie wollen, mit oder ohne Gericht, geiſtlichen oder weltlichen, immer „als“ (ſo) viel, oft und genug, bis daß ihnen daſſelbe verfallene jährliche Geld, und aller Schade u. ſ. w. gänzlich wird vergolten, ausgerichtet und geantwortet [5]) u. ſ. w. (*Ferdinand Wachter.*)

FAHRENHEIT (Gabriel Daniel), der bekannte Phyſiker, wurde am Ende des 17. Jahrh. in Danzig geboren. Seine Ältern beſtimmten ihn dem Handelsſtande; er gab aber dieſe Laufbahn bald auf und folgte ſeiner Neigung für die Phyſik. Er wurde Verfertiger phyſikaliſcher Inſtrumente, und nachdem er Teutſchland und England bereiſt hatte, ließ er ſich in Holland nieder, wo er auch in wenig vorgerücktem Alter im J. 1740 ſtarb. Die Verfertigung von Wettergläſern führte ihn auch auf die Anfertigung von Thermometern. Es gelang ihm, Inſtrumente mit ganz übereinſtimmendem Gange zu erhalten; zwei ſolche ſchickte er 1714 an Wolf, der ſeine Verwunderung über dieſes Gelingen öffentlich ausſprach (ſ. Acta Eruditor. [Lips. 1714.] Aug. p. 380. Nützliche Verſuche. 2. Th. Cap. 5. §. 71). Fahrenheit benutzte zuerſt Weingeiſt als thermoſkopiſche Flüſſigkeit, und zwar verdünnten; doch iſt es unbekannt, in welchem Grade er verdünnt war. Bald aber fiel er auf die Benutzung des Queckſilbers, nach Muſſchenbroek bereits ſeit dem J. 1709, nach der wahrſcheinlicheren Angabe Anderer erſt ſeit 1714 oder gar 1715. Die Fahrenheit'ſche Thermometerſkala, bei welcher der Kältegrad, welcher durch Vermiſchung gleicher Theile Salmiak und Schnee

7) K. Walchner, Verſchiedenes aus der Zeit der conſtanzer Kirchenverſammlung, das Leben und die Sitten jener Zeit bezeichnend. Aus Ulrich's von Reichenthal Beſchreibung des Conciliums und andern zuverläſſigen Quellen geſchöpft: in den Schriften der Geſellſchaft für Beförderung der Geſchichtskunde zu Freiburg im Breisgau. 1. Bd. S. 232. 8) öffentliche. 9) Snorra-Edda útgefin af *R. Kr. Rask*. p. 1. 10) Nominativ, iſt von föru-kona, wiewol jenes fahrendes Weib und dieſes Fahrtweib, alſo eigentlich einerlei, bedeutet, zu unterſcheiden, denn föru-kona hat die ſpecielle Bedeutung von Bettelweib. Wenn der altnordiſch oder isländiſch ſchreibende Verfaſſer der nach teutſchen Liedern und Sagen zuſammengeſetzten Wilkina- ok Niflunga-Saga Cap. 225 ſagt: Die Königin erinnerte ſich, at hon hefir opt heyrt (daß ſie oft gehört hat [habe]) hana (ſie, nämlich die Heppa) nefnda (nennen) Heppo (Beugung von Heppa) farandi wif (fahrendes Weib) that kollum wier förukonu (das nennen wir Fahrt- oder Reiſeweib), d. h. Bettelweib, ſo iſt er nicht genau, denn fahrendes Weib im Teutſchen hatte als gewöhnlichſte Bedeutung eine andere, und zwar auch in dieſer Sage; denn der Verfaſſer fährt fort: „Dieſe war eine der berüchtigtſten Huren geweſen,“ und erzählt weiter, wie einige Mädchen mit ihr Scherz getrieben, und namentlich Jungfrau Herborg gefragt: „Nun ſage, wie manchen Mann nahmſt du wol in einer Nacht?“ ſ. das Weitere in der Sammlung für altteutſche Literatur und Kunſt, herausgegeben von F. H. v. d. Hagen, Docen, Büſching und Hundeshagen 1. Bd. 1. St. S. 102, und Wilkina- und Niflunga-Saga, überſetzt durch Fr. H. v. d. Hagen. 2. Bdchn. S. 204. 11) Die Brüder Grimm in den altteutſchen Wäldern. 2. Bd. S. 64 ſagen: „zum Lohn für ihre Vergnügungen durch Geſang“ (das heißt skémtan). Ottokar Horneck (c. 754) gedenkt eines ſchönen Weibes, welches die Geige ſpielen und ſingen konnte. Vergl. Wilh. Grimm, Die Teutſche Heldenſage. S. 377. 12) So ſagt Snorri Sturluſon in der Vorrede zur Heimskringla (bei F. Wachter. 1. Bd. S. 4): „Aber ein anderer Theil iſt geſchrieben nach alten Geſängen oder Geſchichtsliedern, welche Menſchen zu ihrem Zeitvertreibe gehabt (er menn hafa haft til skemtanar ser [ſich]). Den Volksausdruck Schemperlieder leitet man gewöhnlich von Antichambre ab, und erklärt ihn durch von der Bedienung im Vorgemache geſungene Lieder. Aber wahrſcheinlicher iſt das Schemper verwandt mit dem nordiſchen skemptan, und wir erhalten dadurch Ergözungslieder im Gegenſatze zu den Kirchenliedern. 13) skémtan, Genitiv skémtanar, erklärt Biörn Haldorſon (Lex. Isl.-Lat.-Dan. Vol. I. p. 262) durch oblectamentum, Fornögelse, Tidsfordriv, Tidkort, *skémti* (*at skémta:* oblectare, jocari, fornöje, more 2) pr. tempus fallere, egentl. forkorte, fordrive Tiden; *skémti*legr, delectabilis, fornöjelig, behagelig, underholdende, morsom“ (aufgeräumt, kurzweilig, drollig), skémtinn, wittig, behagelig i Omgang, *skémtunar-gánga*, deambulatio, Spadseregang. Das Stammwort iſt *skémr*, brevius tempus, kürzere Zeit.

14) Teutſche Mythologie. S. 617.

1) *Haltaus*, Gloss. Germ. med. aev. p. 442. 2) Br. *Heider*, De Imperialium Urbium Advecatiis. p. 623; ſ. daſelbſt auch S. 697, wo fahrend Pfand einige Male vorkommt. 3) Erlaubniß. 4) Durch Stehen verfallenes Pfand. 5) überantwortet.

entſteht, mit Null, der Siedepunkt des Waſſers mit 212° bezeichnet iſt, der Gefrierpunkt des Waſſers aber, der bei Réaumur und Celſius = 0, genau 32° entſpricht, wird noch gegenwärtig faſt allgemein in England benutzt. Fahrenheit entdeckte nämlich, daß der Gefrierpunkt des Waſſers keineswegs eine unter allen Verhältniſſen unveränderliche Größe iſt; er fand vielmehr, daß ganz ruhig ſtehendes Waſſer einem unter dem gewöhnlichen Gefrierpunkte liegenden Kältegrade ausgeſetzt ſein kann, ohne in den feſten Zuſtand überzugehen, daß aber dann bei der geringſten Erſchütterung ſich ſogleich Eiskryſtalle bilden. Fahrenheit hat auch ein Aräometer conſtruirt, welches das Vorbild für die ſpäteren von Tralles, Nicholſon, Charles geworden iſt. In den letzten Lebensjahren beſchäftigte ihn eine Maſchine zur Austrocknung überſchwemmter Ländereien, auf welche er ſich von der Regierung der Niederlande ein Privilegium nahm. Sterbend bat er ſeinen gelehrten Freund 'sGraveſande, dieſe Maſchine zum Beſten ſeiner Erben zu vollenden. Nachdem aber 'sGraveſande einige für nöthig erachtete Veränderungen daran vorgenommen hatte, verſagte die Maſchine beim Gebrauche, und ſie fiel weiterhin in Vergeſſenheit. In den Philosophical Transactions for 1724 (Vol. 33) ſind fünf lateiniſche Abhandlungen von Fahrenheit niedergelegt, und zwar: Nr. 381. I. Experimenta circa gradum caloris liquorum nonnullorum ebullientium instituta. Nr. 382. VIII. Experimenta et Observationes de congelatione aquae in vacuo factae. Nr. 383. VI. Materiarum quarundam gravitates specificae, diversis temporibus ad varios scopos exploratae. Nr. 384. V. Araeometri novi descriptio et usus. Nr. 385. VI. Barometri novi descriptio. (*Fr. Wilh. Theile.*)

FAHRLÄNDER (Sebastian), iſt als ausgezeichneter praktiſcher Arzt, ſowie durch verdienſtvolle politiſche Wirkſamkeit bemerkenswerth. Er wurde geboren den 17. Jan. 1768 zu Ettenheim, im Großherzogthume Baden, wo er auch zuerſt die Schule beſuchte. Ein Oheim, Dekan zu Pfaffenweiler, nahm ihn dann zu ſich und ſorgte für weitere Ausbildung für den Univerſitätsbeſuch. Mit glücklichem Erfolge beſuchte Fahrländer hierauf die Hochſchulen zu Freiburg, Würzburg und Wien. Auf letzterer erhielt er den 26. Nov. 1791 mit rühmlicher Auszeichnung den Doctorgrad der Philoſophie und der Medicin. Schon im März 1792 wurde er als Stadtphyſikus nach Waldshut und zugleich als Arzt des Waldvoigteiamtes der Grafſchaft Hauenſtein berufen. Die Berührungen, in welche er dadurch auch mit der, auf dem linken Rheinufer liegenden, Landſchaft Frickthal kam, waren für ſein ſpäteres Leben entſcheidend. Im Frieden von Campo Formio (den 17. Oct. 1797) wurde das Frickthal durch einen geheimen Artikel von Öſterreich an Frankreich abgetreten. Als das fernere Schickſal des Landes noch ungewiß war, wurde der dort vielfach bekannte und befreundete Fahrländer im Herbſte 1798 als Bürger aufgenommen. Indeſſen blieb er noch in ſeiner bisherigen Stellung bis nach dem Frieden von Lüneville (den 9. Febr. 1801), in welchem Frankreich erklärte, daß das Frickthal an die Schweiz werde abgetreten werden. Da Fahrländer dadurch Schweizerbürger wurde und in dem Zuſtande auch der jenſeitigen öſterreichiſchen Beſitzungen nun wichtige Veränderungen vorgingen, ſo verlegte er im J. 1801 ſeinen Wohnſitz nach Bern, wo er als praktiſcher Arzt auftrat. Bald aber wurde ſeine Thätigkeit für politiſche Angelegenheiten in Anſpruch genommen. Der erſte Conſul Bonaparte ſuchte die helvetiſche Regierung zur Einwilligung in die Abtrennung des Wallis von der Schweiz zu bewegen. Als Erſatz wurde ihr das Frickthal angeboten, mit höchſt übertriebener Angabe der Volkszahl und der Einkünfte. Durch ein Mitglied der Regierung aufgefodert, wies nun Fahrländer in einer ausführlichen Denkſchrift nach, daß das Frickthal nicht 40,000, ſondern nur 17,760 Seelen zähle, und daß die Einkünfte nicht 140,000, ſondern nur 45,000 Gulden und einige Naturalleiſtungen betragen; daß ferner das Land durch die langen Kriege erſchöpft, durch Öſterreich für eine Schuld von 100,000 Gulden verpfändet ſei, und überdies den neunten Theil der breisgauiſchen allgemeinen Schulden der Landſtände zu tragen habe; endlich, daß die wichtigſten Einkünfte von Zehnten u. ſ. w. größtentheils geiſtlichen Corporationen des rechten Rheinufers gehören. Zwar konnte dieſe Darſtellung in Napoleon's Entſchlüſſen keine Veränderung bewirken, aber Fahrländer kam dadurch in Berührung mit der franzöſiſchen Geſandtſchaft und zuletzt mit dem erſten Conſul ſelbſt, und da ſeine Tüchtigkeit bald erkannt wurde, ſo bediente man ſich ſeiner gern zu einſtweiliger Organiſirung des Landes. Fahrländer wußte dieſe Verhältniſſe mit ungemeiner Gewandtheit zu benutzen, und es gelang ihm, die Zehnten und Gefälle, welche bisher aufs rechte Rheinufer gezogen wurden, und jährlich 60,000 Gulden betrugen, ſowie die Beſitzungen jenſeitiger Stifter dem Lande zuzueignen. Zugleich erhielt das Land durch ihn eine Verfaſſung, die durch die Landſtände und alle Gemeinden angenommen wurde. An die Spitze der Regierung wurde Fahrländer als Statthalter und Präſident der Verwaltungskammer geſtellt, und als ſolcher auch von Frankreich anerkannt. Zwar gelang ihm ſein Plan, das Frickthal als eigenen Canton an die Schweiz anzuſchließen, nicht; dagegen wußte er die von Frankreich vorgeſchlagene Theilung zwiſchen den Cantonen Baſel und Aargau abzuwenden. Im J. 1803 wurde dann das Frickthal mit ſeinen, durch Fahrländer's Geſchicklichkeit und Thätigkeit ſo bedeutend vermehrten, Einkünften in der Mediationsacte dem Canton Aargau zugetheilt. — Zufrieden mit den ausgezeichneten Dienſten, die er ſeinem neuen Vaterlande geleiſtet hatte, widmete ſich Fahrländer nun zu Aarau, wo er ſeinen Wohnſitz nahm, wieder vorzugsweiſe ſeinem Berufe als Arzt, übte aber zugleich als Mitglied des großen Rathes des Cantons Aargau durch Erfahrung und Einſicht, unterſtützt durch gewinnende Beredſamkeit, einen wohlthätigen Einfluß auf die innere Verwaltung. Da er durch keine Verhältniſſe gebunden war, ſo hielt er ſich in den Jahren 1820 bis 1828 in Baſel auf, um die Studien ſeiner drei Söhne, von denen aber einer 1825 ſtarb, ſelbſt zu leiten. Dann kehrte er nach Aarau zurück und wurde auch nach der Umwälzung des J. 1830 wieder in den

großen Rath gewählt; allein allmälige Erſchöpfung, die durch mehre ſchwere Krankheiten beſchleunigt wurde, hinderte ihn, zumal unter den veränderten Verhältniſſen, die frühere politiſche Thätigkeit zu entwickeln. Nach langem ſchmerzhaften Krankenlager ſtarb er den 19. Febr. 1841 in einem Alter von 73 Jahren. Fahrländer wird mit Recht den verdienſtvollen, wenngleich von einem jüngern Geſchlechte oft verkannten, Männern beigezählt, welche den Canton Aargau begründet und lange Zeit trefflich geleitet haben. Nicht weniger ausgezeichnet war er als praktiſcher Arzt, und ſein Ruf war weit über die Grenzen ſeiner Heimath verbreitet. Mit gründlichen und umfaſſenden Kenntniſſen verband er einen tief dringenden Scharfblick, der ihn die Krankheit ſchnell und ſicher erkennen ließ. Dies zeigte ſich beſonders in den Jahren 1813 und 1814, wo er früh das Weſen des herrſchenden Typhus erkannte und in einer Druckſchrift ſeine Anſichten und Rathſchläge mittheilte. Der Eifer und die Hingebung, womit er in dieſer, für die Ärzte ſelbſt ſo gefährlichen, Zeit nicht weniger als in andern Zeiten, oft bis zur größten Erſchöpfung und ohne Unterſchied, Armen, wie Reichen, zu Hilfe eilte, iſt der ſprechendſte Beweis eines edlen, menſchenfreundlichen Sinnes, der ihm mit Recht allgemeine Achtung erwarb. (*Escher.*)

FAHRMANN (Andreas Joseph), geboren am 8. Nov. 1742 in dem Dorfe Zell bei Würzburg von katholiſchen Ältern. Sein Vater trieb dort einen Weinhandel. Früh entwickelten ſich ſeine Geiſtesanlagen in ungemeiner Wißbegierde und raſtloſem Fleiße. Den erſten Unterricht empfing er von einem Kloſtergeiſtlichen, Lorenz Wohlbach mit Namen, der, durch die raſchen Fortſchritte des Knaben aufmerkſam gemacht, ſeinem Vater rieth, ihn ſtudiren zu laſſen. Fahrmann war eilf Jahre alt, als er in das Gymnaſium zu Würzburg trat. Der Fleiß ſeiner Mitſchüler ſpornte ihn zum Wetteifer, beſonders in ſeinen Sprachſtudien. Unter der Leitung der Jeſuiten machte er raſche Fortſchritte in ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung und erwarb ſich die Liebe ſeiner Lehrer. Am Ende des philoſophiſchen Curſus ward ihm unter ſeinen Mitſchülern der vierte Platz zuerkannt, und dieſe Auszeichnung verſchaffte ihm 1759 die Aufnahme in das geiſtliche Seminar zu Würzburg. Er hatte eben ſein 17. Jahr erreicht. In einer damals zu Würzburg erſcheinenden Zeitſchrift, „die fränkiſchen Zuſchauer" betitelt, befand ſich unter den jungen Geiſtlichen, die darin die Reſultate ihrer Studien mittheilten, auch Fahrmann's Name. Im J. 1765 ward er zum Prieſter geweiht. Er widmete ſich hierauf zu Hauſen bei Saarbrück der Seelſorge, und ward Hauslehrer bei dem würzburgiſchen geheimen Referendar von Prümmel. Schon früher hatte er ſich mit dem Unterrichte der Jugend beſchäftigt, und eine vorzügliche Tauglichkeit zu dieſem Geſchäfte bewieſen. Er vernachläſſigte darüber nicht ſeine theologiſchen Studien. Im J. 1767 ward er Licentiat der Theologie, und als 1770 ſein Erziehungsgeſchäft beendigt war und ſein Zögling in k. k. Kriegsdienſte trat, ward Fahrmann Kaplan im Juliusſpital. Die Stelle legte er jedoch ſchon 1771 nieder. Durch ſeinen Gönner, den Herrn von Prümmel, empfohlen, ward er Ökonom und Hofmeiſter der adeligen Jugend in dem fürſtlichen Seminar. Auch in dieſem Verhältniſſe zeichnete er ſich durch Talent, Gelehrſamkeit und Fleiß ſo rühmlich aus, daß er ſich die Achtung und Freundſchaft Bornberger's erwarb, der damals Regens des Seminars war [1]).

Im J. 1773 ward Fahrmann Dr. der Theologie, und erhielt nach der um dieſe Zeit erfolgten Aufhebung des Jeſuitenordens auf der Univerſität zu Würzburg das Lehramt der theologiſchen Moral. Zugleich ward ihm die Predigerſtelle bei der akademiſchen und Bürgerſodalität übertragen. Im J. 1779 ward er Prediger an der Stiftskirche an dem Collegiatſtifte Haug. Gründliche Kenntniß der Moral, tiefe Menſchenkenntniß, Gewandtheit in der Sprache, eine wohlklingende, den Gegenſtänden, die er vortrug, angepaßte Stimme, ein anſehnlicher Wuchs und eine würdevolle Action machten ihn zu einem ausgezeichneten Kanzelredner. Auch auf anderweitige Weiſe ſuchte er nach allen Kräften in ſeinem Amte nützlich zu werden.

Neue und große Verdienſte erwarb ſich Fahrmann, der 1780 geiſtlicher Rath geworden war, ſeit 1786 um die Bildung des geſammten Klerus, als Regens des geiſtlichen Seminars. Einen erweiterten Wirkungskreis eröffnete ihm der Fürſtbiſchof Franz Ludwig im J. 1789, indem er ihn zum Weihbiſchof von Würzburg ernannte. Fahrmann erhielt dieſe Stelle, wie es in dem Anſtellungsdecret heißt, „wegen ſeiner vielfach bewährten tiefen Gelehrſamkeit, ſeiner ausnehmenden und zweckmäßigen Klugheit, ſeines wahren kanoniſchen Geiſtes, ſeiner feſten, dem Kirchen-Regierungsgeſchäfte vollkommen angemeſſenen Grundſätze, und überhaupt ſeiner weſentlichen Verdienſte um die Diöceſe willen." Nur der Wunſch des Fürſten beſtimmte ihn, dieſe Stelle anzunehmen, der er ſich mit rühmlicher Beſcheidenheit nicht gewachſen glaubte. Er wirkte ſeitdem mit unermüdeter ſegensreicher Thätigkeit bis zu ſeinem allgemein betrauerten Tode am 6. Febr. 1802. In ihm vereinigten ſich ſo viele und ſeltene Vorzüge des Geiſtes und Herzens, daß er mit Recht der Stolz und die Zierde ſeines Standes genannt werden konnte. Von ſeiner liebevollen und dankbaren Denkweiſe zeugte auch ſein wenige Tage vor ſeinem Tode niedergeſchriebenes Teſtament, von welchem Einiges öffentlich bekannt geworden iſt [2]). Gedruckt iſt von Fahrmann nichts als ein amtliches Gutachten über K. F. Bahrdt's Überſetzung des neuen Teſtaments. Durch Gründlichkeit in Unterſuchung der vorgelegten Frage, Mäßigung in Beurtheilung des Werkes und eine einfache, deutliche Darſtellung empfiehlt ſich dieſe kleine Schrift, die in jeder Hinſicht ein Muſter einer ſolchen Unterſuchung genannt werden kann [3]). (*Heinrich Döring.*)

1) Vergl. Onymus in der Rede bei Fahrmann's Begräbniß. (Würzburg 1802.) S. 9 fg. 2) In Schlichtegroll's Nekrolog der Teutſchen für das 19. Jahrh. 1. Bd. S. 97 fg. 3) Vergl. Onymus' Rede bei Fahrmann's Begräbniß. (Würzburg 1802.) *Klüpfelii* Necrol. p. 269 sqq. Schlichtegroll a. a. O. S. 63 fg.

FAHRPFENNIGE, auch Fahrgeld und Fahrzins geheißen, der jährliche Zins, der an einem beſtimmten Tage unter der Strafe, daß ſonſt das Grundſtück verfallen iſt, entrichtet werden muß [1]). Zu den Worten einer Urkunde vom J. 1241: Talenta, quae vulgariter *varpfennige* appellantur, fügt Beckmann [2]) hinzu: Zu Bernburg iſt der Fahrzins quaſi Gefahrzins, welcher nach advenant auf 10 Pf., 1 Gr., 1 Gr. 6 Pf., 2 Gr. 3 Pf. ſich erſtrecket, wegen gewiſſer Äcker und Felder jährlich auf Matthäi den 21. Sept. präcis erlegt werden muß. Wer ſäumig, iſt deſſelben Tages des Ackers verluſtig. Mushard [3]) führt aus einer alten Urkunde an: Die drei Dörfer Flechtfelde, Lanhauſen und Welle haben 24 ſchwere Kreuzpfennige an des heil. Kreuzes Tage, als Fahrgeld, vor dem Michaelsfeſte, bei Sonnenſchein dem Grafen (von Sotel) in ſeine Burg bringen müſſen. Und wenn ſie von Waſſers oder hoher Fluth wegen auf den Tag zu Sotel nicht kommen können, hat derjenige, ſo die Kreuzpfennige des Dorfes wegen zu überliefern gehabt, ſoweit waten müſſen, als er kommen, und rufen: daß der Graf von Sotel ſeine Gerechtigkeit hole. Hat er dann Niemanden abrufen können, ſo hat er einen weißen Stock ins Waſſer ſtecken und die Kreuzpfennige darauf, daß ſie außer Gefahr, befeſtigen müſſen. Der Tag, an welchem unter der Strafe des Verfallenſeins der Grundſtücke der Fahrzins gezahlt werden mußte, hieß der Fahrtag. Bei Meisner [4]) findet ſich aus Acten: „Nachbauren" (Nachbarn) ſollen angezogen ihren ſchuldigen „Forzins" (Fahrzins) u. ſ. w. auf den gewöhnlichen „Vortag" (Fahrtag) ihren „Vorzins" (Fahrzins) ſchuldig ſein u. ſ. w. Ebendaſelbſt: Ferner die Nachbauren, ſo auf dictum „Vortag" ihren „Vorzinz," aus den Churmündigen Gütern zu bezahlen ſchuldig, dieſelben ſollten ohne Vorwiſſen dictorum Actorum, all ſolche churmündige Güter, nach Abſterben ihrer Ältern, oder der letzten, unfangender [5]) Hand, zu verſpließen und zu vertheilen nicht Macht haben, ſondern die empfangende Hand, ſoll auf beſtimmten „Vortag" (Fahrtag ihren Vorzins, Fahrzins) unvertheilt zu entrichten ſchuldig ſein, oder ſo nicht, gegen den oder dieſelbigen mit der „Vor" (Far) [6]), fortgefahren werden, wie ſich ſolches von Alters und von Rechtswegen gebührt. (*Ferdinand Wachter.*)

FAHRSCHATZ, portorium, Fährgeld, Geld fürs Überſetzen, kommt auch in der Form ver-schaz [1]) vor. In den Gloss. *Boxhorn.* feriscaz. naulum. In einer mainzer Urkunde [2]) vom J. 1299 heißt es: de sexta parte juris, quod dicitur *verschaz* provenientis in vico Castelli, de portorio Rhenensi. Fahrſchatz hieß auch der Zoll, der für die Fahrt auf einem Fluſſe gegeben werden mußte. In einer Urkunde [3]) des Landgerichts im Rheinthal vom J. 1291 wird geſagt: daß Walther, der Amtmann von St. Gallen, an der Bürger Statt und an alles des Landes Statt klaget zu den Bürgern von „Rinegge" (Rheineck), daß ſie nehmen „Verschaz," der dem Lande nicht gewöhnlich wäre, und klaget an dem Landtage zu „Vischerhussen," da ward dem Walther geurtheilt, man ſollt' es ziehen in die Kundſchaft um eine Wahrheit, daß auf ihren Eid ſagt, der Rhein wäre des Reiches rechte freie Straße, daß darauf Niemand „Verschaz" geben ſollte von allem Lande, „wan" (außer) über die Berge dar käme, als dahin ſollte, „trochens [4]) guet" (in Körben befindliches Gut), „ald gebundes" (oder in Bunden) je von dem „Some" (Saumthiere) einen Pfennig; was den Rhein auf- oder niederfährt u. ſ. w. [5]). (*Ferdinand Wachter.*)

FAHRT, 1) nennt man in der Seeſprache den Lauf oder die Geſchwindigkeit des Schiffes. Wenn man z. B. vor Anker legen will, benimmt man dem Schiffe die Fahrt, indem man daſſelbe in den Wind bringt und die Moosſegel back legt. (*Braubach.*)

2) Bergmänniſch, iſt der Ausdruck für die Leiter, welche bei dem Grubenbau gebraucht wird. Da gewöhnlich die in den Gruben eingebrachten Leitern alle gleiche Länge haben (in Sachſen 24 Fuß), ſo bedient man ſich des Ausdruckes Fahrt als Bezeichnung für Maße, und berechnet die Tiefe der Schachte nach der Zahl der in ihnen befindlichen Fahrten. (*Germar.*)

Fahrtlösung, ſ. Hostenditiae.

FAHRWASSER, 1) die Mitte oder der Strom, wo das Waſſer in einem Fluſſe zwiſchen Untiefen, Bänken oder Klippen tief genug iſt, daß Schiffe darauf fahren können. An beiden Seiten iſt gewöhnlich der Weg mit Seetonnen oder Baken belegt, um ihn zu bezeichnen. (*Braubach.*)

2) Geogr., ſ. Danzig.

Fahrzeug, ſ. Schiff.

FAI, eine anſehnliche Gemeinde in den Judicarien Tyrols, im Landgerichte Wälſch-Metz des trienter Kreiſes, in der Mittelregion der Berge ob Zambana gelegen, einſt ein eigenes, den Grafen von Spauer gehöriges, Landgericht bildend, mit 80 Häuſern, 565 Einwohnern, einer eigenen katholiſchen, in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geſtifteten, Curatie, einer dem heiligen Nicolaus geweihten Filialkirche und einer Schule. Hinter dieſem Orte breiten ſich weitläufige Alpen aus, die theils dieſer Gemeinde, theils nach Terlago und Zambana gehören und reich an botaniſchen Seltenheiten und überraſchenden Ausſichten ſind, in deren Alpenhütten der Reiſende zur Noth ein Unterkommen finden kann. (*G. F. Schreiner.*)

FAIDA, im Alterthume Fagitana geheißen, ein zum Landgerichte Civezzano gehöriges Dorf im trienter Kreiſe der gefürſteten Grafſchaft Tyrol, im Gebirge oberhalb Viarago gelegen, nach Baſelga di Piné eingepfarrt,

1) *Haltaus*, Gloss. Germ. med. aev. p. 439. 2) Anhalt. Chron. I. Th. S. 576. 3) Tr. de Nobil. Brem. p. 36. 4) Dec. Cam. T. I. P. I. p. 346. 5) nicht empfangender. 6) ſ. die Bedeutung von Far in dem dieſem Worte gewidmeten Artikel.

1) Sumerlaten, Sammlung von Gloſſen durch Hoffmann. S. 12. 2) Bei *Johannes*, Rer. Mogunt. T. II. p. 508. 3) Bei Wegelin, Hiſt. Bericht von der Landvoigtei in Schwaben. 2. Th. S. 190, vergl. 191.

4) von troc, Korb; ſ. Ziemann, Mittelhochteutſches Wörterbuch. S. 477. 5) Vergl. *Haltaus*, Glossarium Germanicum medii aevi. col. 443.

mit einer im J. 1805 gegründeten katholiſchen Expoſitur, einem der heiligen Dreifaltigkeit geweihten Kirchlein und einer für Mineralogen und Botaniker gleich intereſſanten Dorfflur. (*G. F. Schreiner.*)

FAIDIT oder **FAYDIT** (Gangelm oder Anſelm), ein Troubadour, geboren zu Uzerche in Limouſin, verlebte ſeine Jugend ſehr unordentlich, heirathete dann in der Provence ein Mädchen von ſchlechten Sitten, die aber ſchön und geiſtreich war und ſeine Chanſons ſehr angenehm ſang (alſo eine hübſche Schallerin). Nachdem er ſich als Hiſtrione und als Jongleur (Sänger und Spielmann der Troubadours) in der Welt herumgetrieben hatte, erwarben ihm einige ſeiner Reimerzeugniſſe den Schutz Richard's, des Grafen von Poitou, welcher im J. 1189 den Thron Englands beſtieg. Von dieſer Zeit an wurde er unter die Troubadours gerechnet und erhielt nach und nach die Gunſt vieler Damen von hohem Range; aber die meiſten derſelben gaben ihm nur Hoffnung in der Abſicht, der Gegenſtand ſeiner Huldigungen und ſeiner Lieder zu werden. Eine dieſer Damen, die Vicomteſſe von Aubuſſon, trieb Schmach und Spott ſoweit, daß ſie ihrem Liebhaber, Hugo von Luſignan, in dem eigenen Hauſe des Faidit, während ſeiner Abweſenheit, ein Stelldichein gab. Er rächte dieſe Beleidigung durch ſatyriſche Verſe, welche, wie die übrigen Dichtungen dieſes Sängers, eine ſehr ſchlechte Meinung von den Sitten jener Zeit geben. Faidit folgte dem Richard Löwenherz auf jenem bekannten Kreuzzuge, der für den König ſo unglücklich (mit Gefangenſchaft auf einem Schloſſe der Öſterreicher, die er in Paläſtina ſchwer beleidigt hatte) endete. Hatte auch dieſer Dichter während ſeines Aufenthaltes im gelobten Lande nichts geleiſtet, ſo muß man ihm doch die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß die Stanzen, die er auf den Tod dieſes Monarchen, ſeines Wohlthäters, dichtete, die beſten ſind, die er jemals verfaßte (1199). Übrigens lebte dieſer Troubadour auch an dem Hofe des Marquis von Montferrat und des Raymond von Agoult, eines der reichſten Herren der Provence, welche beide unter die großen Beſchützer der Muſen gehörten. Man muß ſogar glauben, daß er, nach dem Zeugniſſe des Noſtradamus und des Creſcimbeni, welche ſehr in die Einzelnheiten ſeiner Abenteuer eingehen, 1220 am Hofe des Letztern ſtarb. Man hat alſo mit Unrecht in die Sammlung der Gedichte des Faidit eins auf den Tod der Beatrix, der Gemahlin Karl's von Anjou, aufgenommen, deren Ableben erſt 1260 erfolgte. Es ſind aber von dieſem Troubadour mehr als 50 Geſänge übrig, größtentheils Chanſons, worin er ſich über die Härte der edeln Damen beklagt, denen er nach und nach ſeine Huldigungen brachte. (Nach Biographie universelle, ancienne et moderne. T. XIV. [Paris 1815.]) In dem oft angeführten Werke: Die Poeſie der Troubadours. Nach gedruckten und handſchriftlichen Werken derſelben dargeſtellt von Friedrich Diez (Zwickau 1826.), findet ſich zwar nichts über das Leben dieſer Sänger, wol aber Anziehendes über Form und Beſchaffenheit ihrer Gedichte. Über das Klagelied derſelben, meiſt auf den Tod ihrer Gönner, wird z. B. bemerkt, daß gewöhnlich erbauliche Betrachtungen eingeſtreut werden, S. 183. Hier wird ein Beiſpiel von Faidit in der Überſetzung geliefert:

Der Menſch mag wol erwägen und bedenken,
Daß weder Stand, noch Geiſt, noch edles Streben
Auf dieſer Welt des Todes Macht beſchränken:
Denn, kaum geboren, ſtirbt man nach und nach,
Und nähert ſich dem Tode Tag für Tag,
Drum kann ein Thor nur baun auf dieſes Leben.

Oder über die Art ihres Minnegeſanges, wo Einer den Andern in Lobpreiſungen der Erwählten überbietet, auch wol in Phraſen, z. B.:

Nimmer wollt ich ohne Sie
Selber Herr von Frankreich werden.

Oder mit welchem Entzücken ſie über Gunſt der Liebe ſingen:

Als ich einen Kuß entzückt
Auf den weißen Hals gedrückt,
Fühlte ich
Wonniglich
Mein Leid entrückt.

Oder von Sprödigkeit, Grauſamkeit u. ſ.:

Es wundert mich, da Klugheit ſie beſeelt,
Reiz, Ehre ſchmückt, daß ihr die Liebe fehlt.

Oder von Schüchternheit der Liebhaber, die faſt Alle haben wollen, auch ſogar Faidit:

Manchmal pflegt es zu geſchehen,
Daß, nachdem ich's wohl ermeſſen,
Ich bereit bin, euch zu flehn,
Doch hat euch mein Leib geſehn,
Dann iſt Alles raſch vergeſſen.

Geduld, Ausdauer und gänzliche Unterwürfigkeit als treuer Knecht:

Gott ſchuf mich nur, den Willen ihr zu thun,
Drum will ich ſtets ihr treu ergeben ſein,
Ihr meinen Dienſt und meine Ehrfurcht weihn,
Und größre Demuth werd' an mir erkannt,
Als an dem Leu, der ſich dem Strick entwand.

Nur Liebe macht ſie zu allem Guten geſchickt und lehrt ſie dichten:

Mein Herz in mir und manche gute Zeile,
Und was ich Schönes ſagen mocht und thun,
Ward, edle Frau, mir nur von euch zu Theile.

Oder:

Jeder, der die Tugend liebt,
Wiſſe, daß uns Liebe gibt
Luſt zum Spenden, heitern Scherz,
Demuth und ein gütig Herz.

Über die Geſammtform und die verſchiedenen Gattungen dieſer Dichtungen muß unter dem Artikel **Troubadour** geſprochen werden; über die Art der Muſik unter Geſchichte der Muſik. (*G. W. Fink.*)

FAIDO, ein Dorf im Cantone Teſſin der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft an der Gotthardſtraße in überaus maleriſcher Gegend am Ufer des noch jugendlichen Teſſin gelegen, der in der Nähe des freundlichen Ortes einige kühne Sätze über die Felſenbänke macht, die ſich in ſeinem Flußbette vorfinden. Der hierdurch entſtehende Waſſerſturz gehört durch ſeine ſchönen Umgebungen zu den maleriſcheren Fällen des italieniſchen Alpengebirges. Bei dieſem Dorfe verengt ſich das bisher breite Thal

und das Gefälle des Fluſſes wird, je weiter man an ihm hinauf kommt, um ſo ſtärker. (*G. F. Schreiner.*)

Fai Fo, ſ. Hue-han, 2. Sect. 11. Bd. S. 355.

FAIGAUX (François Louis), geb. 1707 zu Yverdun im Canton Bern, ſtudirte zu Baſel, ward 1726 Diakonus zu St. Imier, zugleich Collaborator zu Renans, und erhielt 1727 eine Pfarrſtelle zu Orbin und Weuſſelin. 1732 ward er Prediger bei der franzöſiſchen Gemeinde zu Breda, dann zu Namur. In dieſen Verhältniſſen blieb er ſieben Jahre. Um dieſe Zeit folgte er einem Rufe nach Marburg in Heſſen, vertauſchte jedoch ſeine dortige Pfarrſtelle bereits 1743 mit einer andern zu Schwabach im Fürſtenthume Ansbach. Der Markgraf von Ansbach ernannte ihn 1749 zum Profeſſor der Philoſophie. 1751 ward er Prediger zu Caſſel, wo er zugleich ein philoſophiſches Lehramt an dem dortigen Collegium Carolinum bekleidete. Er ſtarb am 20. Oct. 1752. Durch ſein Werk: Religion du coeur ou meditations d'un chretien, qui refléchit sur les vérités du salut (Roterd. 1736.) hatte er ſich als Aſketiker ſchon früh einen geachteten Namen erworben. Eine Sammlung von Predigten über verſchiedene Texte der heiligen Schrift vereinigte er 1740 unter dem Titel: Sermons sur diverses matières importantes de la religion [1]). Späterhin (1745) ließ er unter gleichlautendem Titel eine ähnliche Sammlung von Predigten drucken, die als eine Fortſetzung jener frühern zu betrachten iſt [2]). Auch mehre einzelne Predigten erſchienen von ihm, ohne Ausnahme in franzöſiſcher Sprache. Er ſchrieb außerdem mehre theologiſche Abhandlungen: Sur l'origine et l'autorité des puissances supérieures. (Schwab. 1747. 4.) Sur la folie de l'Athéisme (Ibid. 1749. 4.) und andere mehr. Eine ſeiner letzten Schriften führt den Titel: Les paroles de la vie éternelle, ou Recueil des passages de l'Ecriture sainte sur l'histoire, les vérités et les préceptes de la religion. (Cassel 1752.) [3]). (*Heinrich Döring.*)

FAIGNIENT (Noë), einer der vielen niederländiſchen Componiſten, welcher um 1570 in Antwerpen, wo bald nach dem Aufkommen des Notendrucks mit beweglichen Typen und damals beſonders viele Muſikwerke herausgegeben wurden, zugleich einer Unterrichtsanſtalt in der Tonkunſt vorſtand, oder doch Lehrer der Compoſition war. Da er in ſeiner Satzweiſe dem damals hochberühmten Orlando di Laſſo (ſ. d.) nachzuahmen befliſſen war, was ihm auch bis zur Täuſchung gelang, nannten ihn gewöhnlich diejenigen, die dies misbilligten, Simia Orlandi, was jedoch nicht hinderte, daß er von Andern deshalb ſehr belobt und geſchätzt wurde. Mehre ſeiner gedruckten Werke ſind uns noch übrig geblieben; die meiſten werden in der Bibliothek zu München aufbewahrt. La Borde, Draudius in ſeiner Biblioth. class., Swertius in Athen. Belg. und ſelbſt die neuern Schriftſteller über Muſik gedenken ſeiner. Genannt werden: Chanſons, Madrigale und Motetten für drei Stimmen (Antwerpen 1568.); Motetti e Madrigali à 4, 5 et 6 voc. (ebendaſ. 1569.); Madrigali à 5—8 voc. (daſ. 1595.); Chansons, Madrigales et Motets à 4, 5, 6 parties. (Auch dort 1568.) Madrigalen waren beſonders damals, und ſeit lange, in allen Ländern, wo die Kunſt im Anſehen ſtand, äußerſt beliebt und machten die Unterhaltung faſt aller häuslichen Muſikcirkel aus. (*G. W. Fink.*)

FAIKAWA-KADSCHIHA, eine Göttin der Bewohner der Freundſchaftsinſeln, Gemahlin des Meergottes Futtafahi (ſ. d.). (*Richter.*)

FAILLE (Jean Charles de la), ein um die Mathematik verdienter Jeſuit, geboren zu Antwerpen im J. 1597, ſtammte aus der im 15. Jahrhunderte in Italien blühenden Familie della Faglia, welche ſich ſpäterhin nach den Niederlanden zurückgezogen und dort ihren Namen in de la Faille oder della Faille verändert hatte. Zur Zeit der Reformation theilte ſich dieſe Familie; ein Zweig derſelben, der den reformirten Glauben annahm, ging nach Holland, der andere, dem katholiſchen Bekenntniſſe anhängende, Zweig blieb in Belgien. Von dieſem letzteren Zweige ſtammt dieſer J. Ch. de la Faille, der ſchon nach Vollendung ſeines 16. Jahres in den Jeſuitenorden trat, und ſich durch ſeine mathematiſchen Kenntniſſe ſo auszeichnete, daß ihm Lehrſtellen in dieſem Fache zu Dôle, nachher zu Löwen und endlich zu Madrid übertragen wurden. An letzterem Orte wurde er an den Hof berufen, um den Infanten Juan d'Auſtria zu unterrichten, deſſen Gunſt er in ſo hohem Grade erwarb, daß ihn der Prinz nicht wieder aus ſeinem Gefolge entließ, ſondern ihn auf ſeinen Reiſen in Catalonien, Sicilien und Neapel mit ſich nahm. Er ſtarb zu Barcelona den 4. Nov. 1652, wurde auf des Prinzen Befehl prachtvoll beerdigt und erhielt eine Grabſchrift, welche ihm und der Dankbarkeit ſeines berühmten Zöglings Ehre macht. Seine Schriften ſind: 1) Theses mechanicae (Dôle 1625.); 2) Theoremata de centro gravitatis partium circuli et ellipsis (Antwerpen *) 1632. 4.); ein Werk, welches, nach Montucla's Urtheil, zwar weitläufig und ſchwerfällig, aber dennoch für ſeine Zeit ſehr verdienſtlich und der wichtigſte Vorläufer von Guldin's Centro-baryca (vgl. Guldin) war. (*Gartz.*)

FAILLE (Jacob Baart de la), Mathematiker und Philoſoph aus dem proteſtantiſchen Zweige der Familie de la Faille (ſ. d. vorigen Art.), geb. im Haag den 20. Juli 1757, ſtudirte zu Leyden, Utrecht und Paris, und wurde in ſeinem 20. Jahre Nachfolger ſeines Vaters als Lector der Naturwiſſenſchaften im Haag. Er gab im J. 1778 eine holländiſch geſchriebene Abhandlung ſeines Vaters über den Calcül heraus, und wurde im J. 1790 in Gröningen Nachfolger des berühmten Ant. Brugmans auf dem Lehrſtuhle der Phyſik, Naturgeſchichte und Aſtro-

1) ſ. Frankf. Samml. von alten und neuen theolog. Sachen. 1740. S. 113 fg. Nouv. Biblioth. théol. Janv. 1741. p. 109 seqq. 2) ſ. Bibliothèque raisonnée. T. XXXVIII. P. I. p. 214 seqq. 3) Vergl. Strieder's Heſſiſche Gelehrtengeſchichte. 1. Bd. S. 66 fg. Vocke's Ansbachiſcher Geburts- und Todtenalmanach. 2. Th. S. 245 fg. Meuſel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 274 fg.

*) Dieſen Druckort gibt Weiß in der Biogr. univ. an; Montucla nennt dafür Löwen.

nomie, welches Amt er mit einer Rede: de sperandis rei philosophicae identidem auctae incrementis am 25. Sept. antrat. In den 13½ Jahren ſeiner Amtsverwaltung zu Gröningen war er zwei Mal Rector dieſer Univerſität in den Jahren 1798 und 1818, und verfaßte bei dieſer Gelegenheit zwei Reden: 1) De vero felicitatis sensu; 2) Quid artes atque disciplinae cum juventute communicatae faciant ad salutem communem adjuvandam augendamque. Er ſtarb im J. 1823 *). (*Gartz.*)

FAIN (Agathon-Jean François), der nicht unwichtige Beiträge zur Geſchichte Frankreichs ſeit der Revoluzion geliefert hat, iſt geb. zu Paris den 11. Jan. 1778. Mit Eifer hatte er die wiſſenſchaftliche Laufbahn betreten, ward aber darin durch die Revoluzion unterbrochen, für deren Sache er, wie ſeine ganze Familie, ungemein eingenommen war. Mag dieſes nun zu ſeiner ſchnellen Beförderung beigetragen haben, ſo beweiſt es doch gewiß auch für ſein Talent und ſeine Kenntniſſe, daß ihm als 17jährigen Jüngling im J. 1795 die Stelle des Secretairs im Comité der allgemeinen Sicherheit übertragen wurde, nachdem er bereits in den Bureaux des Nazionalkonvents gearbeitet hatte. In dieſer Stellung wurde er in die diplomatiſchen Geheimniſſe eingeweiht, welche den baſeler Frieden mit Preußen und Spanien herbeiführten, worüber man in ſeiner erſten Schrift treffliche Belehrungen findet. Späterhin wurde er Chef der Bureaux der Korreſpondenz des Direktoriums, und nach dem 18. Brumaire Diviſionschef in den Archiven des Konſulats und dann des Kaiſerreichs; zuletzt ward er geheimer Kabinetsſekretair des Kaiſers, den er in den letzten Feldzügen ſtets begleitete. Er gewann Napoleon's ganzes Vertrauen, und in Anerkennung der treuen Ergebenheit deſſelben ernannte ihn dieſer zum Baron und fügte dem Titel zwei Dotationen bei. Nach der Reſtauration verlor er dieſe und blieb ohne Anſtellung; gleich nach Napoleon's Rückkehr von Elba, im J. 1815, eilte er dieſem zu, und wurde zum Statsſekretair ernannt. Als er nach Ludwig's XVIII. zweiter Rückkehr ſeine Stellung wieder verlor, zog er ſich auf das Land zurück, und beſchäftigte ſich mit der Redaktion ſeiner Schriften. Erſt nach der Julirevolution (1830) kehrte er nach Paris zurück, wo er erſt Kabinetsſekretair, dann Intendant der Domainen Louis Philipp's wurde, welche einträgliche Stelle er bis zu ſeinem Tode, im J. 1837, behielt, und die dann auf ſeinen Sohn übertragen wurde. Die Schriften Fain's ſind folgende: 1) Manuscrit de l'an III 1794, 1795, contenant les premières transactions de l'Europe avec la république française et le tableau des derniers événements du régime conventionnel, pour servir à l'histoire du cabinet de cette époque. (Par. 1828.) — 2) Manuscrit de 1812, contenant le précis des événements de cette année, pour servir à l'histoire de Napoléon. (Par. 1821.) 2 Bde. — 3) Manuscrit de 1813, contenant le précis des événements de cette année, pour servir à l'histoire de l'Empereur Napoléon. (Par. 1824. 1825.) 2 Bde.— 4) Manuscrit de 1814, trouvé dans les voitures impériales prises à Waterloo, contenant l'histoire des derniers six mois du règne de Napoléon. (Par. 1825.) Man kann nicht leugnen, ſagt Michaud der Jüngere in den Supplementen zur Biographie universelle, daß ſich in den letzteren Schriften eine zu ausſchließliche Bewunderung für Napoleon zu erkennen gibt, allein im Allgemeinen herrſcht ein ziemlich gemäßigter Ton, und wenn der Verfaſſer nicht alles ſagt, was er weiß und ſelbſt geſehen hat, ſo kann man doch dem, was er hat ſagen wollen, Glauben ſchenken, und geübten Leſern iſt es leicht, das Übrige zu errathen. (*H.*)

Fairey, ſ. Orkneyinseln. 3. Sect. 5. Bd. S. 295.

FAIRFAX, altes Rittergeſchlecht, in dem nördlichen England, vorzüglich in Yorkſhire, anſäſſig und daſelbſt ehedem in mehren Linien beſtehend. Von Guido Fairfax ſtammen die Linien in Steeton-caſtle und in Denton ab. Sir Thomas Fairfax auf Denton, im Kirchſpiele Otley, Yorkſhire, der am 18. Oct. 1627 von König Karl I. die Würde eines Baron Fairfax von Cameron, in Schottland, erhielt, hinterließ aus ſeiner Ehe mit Helena Aske die Söhne Ferdinando, Heinrich und Eduard. Ferdinando, zweiter Lord Fairfax von Cameron, war in erſter Ehe mit des Grafen Edmund von Mulgrave Tochter, Maria Sheffield, in anderer Ehe mit Rhoda Chapman verheirathet, auch von mehren Kindern Vater, von denen wir jedoch nur die an Wilhelm Craven verheirathete Eliſabeth und den berühmten Thomas (aus der erſten Ehe), geb. im Jan. 1611 zu Denton, zu nennen wiſſen. Vater und Sohn haben ſich gleich ſehr durch ihre Animoſität gegen den König in dem Laufe des Bürgerkriegs bemerkbar gemacht. Wie dieſe Geſinnung bei Lord Ferdinando ſich bildete, vermögen wir nicht zu ſagen, der Sohn, nicht nur, daß er nach des Vaters Anſichten erzogen worden, diente auch als Freiwilliger unter Horatio Vere in Holland, wo er Gelegenheit fand, in jener Republik noch mehr republikaniſche Ideen aufzugreifen, und um der Sache die Krone aufzuſetzen, heirathete er Anna, eine Tochter und Miterbin dieſes Horatio Vere, des Lords von Tilbury. Frau Anna war nämlich eine ungemein eifrige Puritanerin, oder, was gleichviel iſt, eine entſchiedene Gegnerin des Königthums. Ein höchſt auffallendes Zeugniß von den Geſinnungen des Hauſes Fairfax empfing König Karl, als er, von der Hauptſtadt ſich entfernend, ſeine Reſidenz in York genommen hatte, und durch die Sorgfalt der umliegenden Gutsbeſitzer eine Leibwache für ihn gebildet wurde. Dieſe Leibwache, die man als den Kern eines zahlreichen Heeres betrachten konnte, erregte die Beſorgniſſe von des Königs Gegnern, und Lord Fairfax wurde gewählt, um dem Monarchen eine Bittſchrift zu überreichen, des Inhalts, daß er den Anträgen des Parlaments Gehör geben, ein Heer zuſammenzuziehen, unterlaſſen möge. Von Ferdinando's Auftrage und Abſicht in Kenntniß geſetzt, ſuchte der König ein Zuſammentreffen zu vermeiden, aber unverdroſſ

*) Van Swinderen's Lobrede auf ihn im Jahrb. der Univ. Gröningen auf 1824, im Auszuge im Konst en letterbode vom 28. Mai 1824; Dan. v. Reiffenberg in der Biogr. univ.

verfolgte ihn auf allen Hin- und Herzügen der Lord, bis dann endlich, unter freiem Himmel,* in Gegenwart von mehr denn 100,000 Menſchen, die Übergabe der Bittſchrift, vom Sattelknopfe aus, bewerkſtelligt werden konnte. Dieſer entſchiedenen Hingebung verdankte der Lord das Generalat im Norden, 1642, für welches ihm, als General der Reiterei, ſein Sohn Thomas beigegeben wurde. Der Beiden erſtes Unternehmen galt dem Städtchen Bradford, von wo ſie die Königlichen nach Leeds, dann vollends nach York zu weichen zwangen. Die Fairfax verfolgten ihren Feind bis Tadcaſter, und erſahen ſich den Paß von Wetherby als einen Punkt, mittels deſſen ſie Weſt-Riding, die Landſchaft, von welcher ſie die meiſte Unterſtützung bezogen, gegen feindliche Angriffe beſchützen könnten. Ein ſolcher Angriff erfolgte alsbald von Seiten des Thomas Glenham, der nach einem kurzen, doch ſcharfen Gefechte weichen mußte. Als hingegen die Grafen von Newcaſtle und Cumberland, zuſammen über 9000 Mann unter ihren Befehlen zählend, gegen Tadcaſter anrückten, wurde der Ort von den Fairfax als unhaltbar verlaſſen, und ſie zogen vor, den überlegenen Feind in der anſtoßenden Ebene zu bekämpfen. Das Gefecht währte ganzer ſechs Stunden; nur unter Begünſtigung der Nacht konnten die Fairfax ſich auf Selby zurückziehen. Allein die Sieger wußten ihren Vortheil gegen die entmuthigten Scharen nicht zu benutzen, Thomas Fairfax fand Zeit, ſich bei Bradford zu verſchanzen, nahm durch Überfall, nach hitzigem Widerſtande, am 23. Jan. 1643 Leeds mit ſeinen reichen Munitionsvorräthen, und beſiegte am andern Tage, bei Gisborough, den Oberſten Slingsby und deſſen 700 Mann, worauf Wakefield und Doncaſter für das Parlament ſich erklärten, der Graf von Newcaſtle aber, als des Königs Lieutenant, gegen Fairfax, Vater und Sohn, ein Urtheil auf Hochverrath veröffentlichte. Lord Fairfax hatte zeither die Stellung bei Selby behauptet, obgleich die Zufuhr ihm durch die antiparlamentariſche Geſinnung der Bewohner von Oſt-Riding gar ſehr erſchwert ward; jetzt empfand er die Nothwendigkeit, ſich wieder einer befreundeten Landſchaft zu nähern. Gezwungen, den Rückzug auf Leeds anzutreten, hatte er dem Sohne die Weiſung zukommen laſſen, mit einer möglichſt ſtarken Truppenzahl in Sherburne ihn zu erwarten. Thomas aber erfuhr, daß der Graf von Newcaſtle mit ſeiner Armee die ſumpfige Umgebung von Clifford, alſo die grade Straße, einnehme, und um ein Hinderniß zu vermeiden, das zu überwältigen ihm unmöglich ſchien, marſchirte er über Tadcaſter, deſſen Beſatzung ſogleich die Werke zerſtörte und den Ort freiwillig verließ. Er hatte keine Zeit gehabt, dieſer Gunſt des Schickſals ſich zu freuen, als er bei Bramhammoor von Lord Goring, und bei Seacroftmoor angegriffen, und mit namhaftem Verluſte aus dem Felde geſchlagen wurde. Doch gelang es ihm, Leeds zu erreichen, nachdem eine Stunde früher ſein Vater dort eingezogen war. Im befreundeten Lande waren die jüngſten Einbußen bald erſetzt. Thomas, mit 1100 Mann ausziehend, nahm am 21. Mai Wakefield, wo 80 Officiere und 1400 Gemeine von den Royaliſten in Gefangenſchaft geriethen, auch ein bedeutender Kriegsvorrath erbeutet wurde. Um den Unfall zu rächen, die Belagerung von Bradford vorzunehmen, führte der Graf von Newcaſtle ſeine ganze Armee, 10,000 Mann, herbei. Die Fairfax, mit ihren 3000 Mann, traten ihm keck entgegen, und die Schlacht bei Addertonmoor (30. Juni) nahm den Ausgang, der unter ſolchen Umſtänden unvermeidlich war. Der Lord Fairfax flüchtete ſich nach Leeds, Thomas ſollte mit 800 Knechten und 60 Reiſigen Bradford behaupten, wurde aber von überlegenen Streitkräften eingeſchloſſen und dermaßen bedrängt, daß ihm nur für eine Handlung der Verzweiflung Hoffnung blieb. Es gelang ihm, ſich durchzuſchlagen, doch mußte er ſeine Gemahlin und viele ſeiner Soldaten als Gefangene in den Händen der Feinde zurücklaſſen. In Leeds angelangt, wurde er Zeuge der grenzenloſen Unordnung eines Rückzugs, der, laut kriegsrathlichen Beſchluſſes, 60 Meilen weit, mitten durch eine Reihe von königlichen Beſatzungen, bis nach Hull zu gehen hatte. Einzig in der unmittelbaren Umgebung von Leeds, in einem Umkreiſe von drei Meilen, bewegten ſich auf 50—60 Haufen von Royaliſten. Unaufhörlich verfolgt, häufig von allen Seiten zugleich angegriffen, erreichte Thomas Fairfax glücklich Selby und die Fähre über die Ouſe; den Übergang begünſtigte das zu Cawood in Beſatzung liegende Parlamentsvolk, aber doch mußte Thomas noch unter der größten Ungunſt der Umſtände einen Strauß beſtehen: die Kugel eines Büchſenſchützen traf ihn in das Gelenk des linken Armes, daß er die Zügel mußte fallen laſſen, und beinahe über dem ſtarken Blutverluſte vom Pferde geſtürzt wäre; aber er faßte mit der Hand, welche das Schwert führte, die Zügel auf, und entzog ſich dem Gedränge. Nach unendlichen überſtandenen Schwierigkeiten wurde Hull erreicht, wo Lord Fairfax in Kurzem wieder 1500 Knechte und 700 Reiter zuſammenbrachte, ſodaß er den Sohn mit einem Detachement gegen Beverley ausſenden und eine andere Abtheilung vor Stanfordbridge, in der nächſten Umgebung von York, führen konnte. Hierdurch wurde der Marquis von Newcaſtle, der ſich bereits auf dem Wege nach Eſſex befand, um von dieſer Seite die Hauptſtadt einzuſchließen, nach dem Norden zurückgerufen. Ihm gegenüber mußte Thomas alsbald den Poſten von Beverley räumen, es legte ſich auch der Marquis vor Hull ſelbſt, wo jedoch tapferer Widerſtand ſeiner wartete. So wenig achtete Lord Fairfax der Angriffe der Royaliſten, daß er freiwillig auf den Beiſtand ſeiner Reiterei verzichtete, indem er dem Sohne aufgab, dieſelbe nach Lincolnſhire zu führen, um daſelbſt gemeinſchaftlich mit dem Generalmajor Cromwell zu wirken. Es war des jüngern Fairfax erſtes Zuſammentreffen mit jener gewaltigen Perſönlichkeit, und eine Folge hiervon war der über Sir John Henderſon und deſſen 5000 Mann bei Horncaſtle oder Wensby erfochtene Sieg, und mit dieſem beinahe gleichzeitig ein Ausfall der Beſatzung von Hull, wodurch die Belagerten genöthigt wurden, ihr Unternehmen aufzugeben. Während ſie die Winterquartiere bezogen, wurde noch von den Völkern des Parlaments Lincoln eingenommen, worauf auch Thomas ſich eine kurze Ruhe vergönnte, bis des Parlaments Befehl ihm aufgab, das von Lord Byron

und einer irländiſchen Armee belagerte Nantwich, in Cheſhire, zu befreien. Fairfax brach den 29. Dec. aus Lincolnſhire auf, zog Breretons Völker an ſich, und erfocht über Byron am 21. Jan. 1644 den vollſtändigſten Sieg, welcher durch die Einnahme verſchiedener Plätze in Cheſhire, von Crewhouſe und andern vervollſtändigt wurde. Von dem Vater in der Mitte des Lenzmonats nach Yorkſhire zurückgefodert, bewerkſtelligte er ſeine Vereinigung mit demſelben, ungeachtet aller Anſtrengung des Commandanten zu York, des Oberſten Bellaſis, der noch dazu, am 11. April 1644, bei Selby eine vollſtändige Niederlage erlitt. Des flachen Landes Meiſter, ſetzte Thomas ſeinen Marſch gegen Northumberland fort, um, wie es ihm geboten, den Schotten die Hände zu reichen. Dieſe waren zeither durch des Marquis von Newcaſtle Poſition in Durham vom weitern Vordringen gegen Süden abgehalten worden. Mehr noch, als durch des Fairfax Bewegungen, wurde Newcaſtle durch den Schrecken und das Hilfsgeſchrei der Einwohner von York, eine Folge der bei Selby erlittenen Niederlage, beſtimmt, ſeine Stellung zu verlaſſen. Indem er ſich, ohne Unterlaß von Fairfax und den Schotten verfolgt, auf York zurückzog, gab er ſeinen Gegnern Gelegenheit, ihre Streitkräfte am 20. April bei Wetherby zu vereinigen, und alsdann die Belagerung von York vorzunehmen. Kaum hatten ſie damit den Anfang gemacht, als der Prinz Rupert mit einem Heere von beinahe 20,000 Mann ſich zum Entſatz einfand. Die Armee des Parlaments zog ſich auf Heſſeymoor, dann auf Tadcaſter zurück, wo ſich unter den beiden Nationen die heftigſte Antipathie, verbunden mit verderblicher Unſchlüſſigkeit, ergab. Ohne hiervon die langſame, aber ungezweifelte Wirkung abzuwarten, lieferte Prinz Rupert bei Marſtonmoor, am 2. Juli 1644, jene Schlacht, welche des Königs Angelegenheiten im Norden vollſtändig zu Grunde richtete. Thomas, den rechten Flügel der Reiterei befehligend, hatte den Sieg entſchieden, er wirkte auch, gleichwie ſein Vater, zu der ſofort wieder aufgenommenen Belagerung von York, welche Stadt ſich am 15. Juli ergeben mußte. Im September, in der Belagerung von Helmesley-caſtle, empfing Thomas eine ſo gefährliche Wunde in die Schulter, daß man faſt an ſeinem Aufkommen verzweifelte, und kurze Zeit nach ſeiner Geneſung wäre er beinahe vor Pomfret-caſtle durch eine Kanonenkugel getödtet worden; widrige Zufälle, aber ſeiner fernern Erhöhung ungemein förderlich. Ein Mann, welcher der Revolution ſo viele Opfer gebracht, ſo ausgezeichneten Ruhm perſönlicher Tapferkeit ſich erworben hatte, ſchien den Presbyterianern der würdigſte, die Stelle des verdächtig gewordenen Grafen von Eſſex einzunehmen; die Independenten vereinigten ſich mit ihnen, unter der Bedingung, daß Cromwell dem künftigen Feldherrn als Generallieutenant, d. i. als Aufpaſſer und Mentor, zur Seite ſtehen ſollte. Thomas, am 21. Jan. 1645 als oberſter Befehlshaber der Armee des Parlaments deſignirt, empfing die Einladung, ſich in aller Eile aus Norden in London einzufinden. Er gehorchte ohne Verzug, langte im tiefſten Incognito am 18. Febr. in der Hauptſtadt an, wurde am folgenden Tage durch eine Deputation von vier Mitgliedern in das Haus der Gemeinen eingeführt, und von dem Sprecher mit einer Rede, von den übertriebenſten Lobeserhebungen ſtrotzend, empfangen, endlich aber mit den Inſignien der ihm zugedachten Würde bekleidet. Am 25. März wurde ſein Gehalt zu 1500 Pfd. beſtimmt. Am 2. April begab er ſich nach Windſor, wo er die Armee zuſammenzuziehen beſchloſſen hatte, ohne ſich jedoch weiter um deren Einrichtung zu bekümmern. Die Sorge darum überließ er an Cromwell, ihm genügte der Feldherrntitel, dem er bald noch einen zweiten hinzufügte: er wurde am 16. April, durch der beiden Häuſer Beſchluß, mit dem Gouvernement von Hull bekleidet, daß es demnach ſcheinen ſollte, als habe ſchon damals ſein Vater von den öffentlichen Angelegenheiten ſich zurückgezogen. Taunton ward von den Königlichen belagert; ſie von da zu vertreiben, brach Fairfax am 1. Mai von Windſor auf, ein Heer von 8000 Mann zu Felde führend. Am 7. Mai erreichte er Blandford, wo jedoch der Befehl ihn traf, nur 3000 Mann Fußvolk und 1500 Reiter zum Entſatze von Taunton zu verwenden, mit der übrigen Macht aber die Vereinigung mit Cromwell und Brown zu ſuchen, und demnächſt die Bewegungen des Königs, der Oxford verlaſſen hatte, zu beobachten. Am 14. Mai erreichte Fairfax wieder Newbury, am 22. nahm er die Einſchließung der Stadt Oxford vor, aber ſchon am 5. Juni mußte er von dieſer Belagerung, für deren Erfolg er vornehmlich auf Einverſtändniſſe gerechnet hatte, ablaſſen, da der König, nachdem er am 31. Mai mit Sturm Leiceſter genommen, die öſtlichen Landſchaften bedrohte. Den 5. Juni Abends erreichte Fairfax March-Gibbon, in Buckinghamſhire, den 11. war er zu Wooton und am andern Tage zu Gilsborough, in Northamptonſhire, wo er bis zum 14., dem Schlachttage von Naſeby, verweilte. Fairfax und ſeine Officiere begrüßten freudig dieſen Tag, der ihnen Gelegenheit geben ſollte, ihrer Gegner im Parlament bittere Stichelreden und finſtere Vorherſagungen zu widerlegen, zu beweiſen, wie der Erfahrung Mangel durch den Verein von Begeiſterung und Talent erſetzt werden kann, und durch einen Sieg die Überlegenheit der Independenten, gegenüber den Presbyterianern, zu begründen. So wollte es nämlich Cromwell, denn eigenen Willen hat Fairfax niemals beſeſſen. Der Tag von Naſeby hat über des Königs Geſchick entſchieden: über 5000 Mann, Artillerie, Gepäck, Kanzlei, gingen verloren. Am 16. ſchon ward Leiceſter belagert, am 18. zur Übergabe genöthigt. Am 22. befand ſich Fairfax zu Warwick, am 28. zu Marlborough, wo der Befehl, den Entſatz von Taunton zu beſchleunigen, ihn traf. Dem zufolge gegen Blandford aufbrechend, vernahm er, daß Lord Goring, unter den royaliſtiſchen Führern der einzige, der noch ein Corps von Bedeutung befehligte, nur ſeine Infanterie zu Fortſetzung der Blokade von Taunton zurückgelaſſen habe, mit der Reiterei aber zu Langport ſich befinde. Dahin eilt, da ſiegt Fairfax am 10. Juli; den 22. nahm er das als unüberwindlich betrachtete Bridgewater, den 30. Bath, den 15. Aug. mit Sturm Sherburnecaſtle, den 10. Sept. wurde ihm Briſtol, das er ſeit dem 22. Aug. belagert hielt, von dem Prinzen Rupert übergeben. Sich hierauf

die Unterwerfung der Landſchaften Devonſhire und Cornwallis, als der Hauptſitze von des Königs Anhängern, zur Aufgabe ſetzend, begann er ihnen die Verbindung mit dem übrigen Königreiche abzuſchneiden. Er ließ die Schlöſſer zu the Devizes und Berkley beſetzen, marſchirte über Warminſter nach Lime, in Dorſetſhire, eroberte am 19. Oct. Tiverton, berennte Exeter, ohne doch bei der vorgerückten Jahreszeit eine Belagerung nach den Regeln der Kunſt vorzunehmen. Eine ſtrenge Blokade ſollte den Fall dieſer mächtigen Feſtung herbeiführen, womit es ſich aber bis zum 13. April des folgenden Jahres verzog. Am 18. Jan. 1646 nahm Fairfax Dartmouth mit Sturm, am 16. Febr. beſiegte er bei Torrington den Lord Hopton, deſſen Rückzug nach Cornwall er ſodann verfolgte, den 28. Febr. Launceſton, den 2. März Bodmin erreichend. Den 4. März wurde ihm Mount-Edgecombe, und faſt in denſelben Stunden Fowey übergeben, ſodaß er ſich befähigt fand, den Lord Hopton vollſtändig in Truro einzuſchließen. Aller Zugänge Meiſter, gegen jede Gefahr eines Entſatzes geſichert, ließ er an Hopton am 15. März Vorſchläge gelangen, die nach einigem Aufſchube angenommen wurden. Die Royaliſten, etwa 5000 Reiter, ſchwuren, nimmermehr gegen das Parlament die Waffen zu führen, und gingen aus einander, ſodaß hiermit des Königs Weſtarmee ganz und gar aufgelöſt war. Am 31. März kehrte Fairfax zur Belagerung von Exeter zurück, die Capitulation erfolgte am 13. April, und ſchon am 18. brach der General von da auf, um am 1. Mai mit der Belagerung von Oxford den Anfang zu machen. Sie währte bis zum 24. Juni; den 22. Juli capitulirte auch Wallingford und den 19. Aug. Ragland-caſtle. So beraubte Fairfax das Königthum auch des letzten Bollwerks. An heftigen Steinſchmerzen erkrankt, konnte er erſt am 12. Nov. nach London gelangen, die Ehren eines Triumphs zu genießen. Viel Volk und Stadtmiliz war, um zuerſt ihn zu begrüßen, einige Meilen weit ausgezogen: am 14. Nov. empfing er der beiden Häuſer Glückwunſch für ſeine Ankunft, und ihren Dank für des Feldzugs umſichtige Leitung. Gleich darauf wurde ihm der Auftrag, den Preis für die Auslieferung des Königs, 200,000 Pfd., an die ſchottiſche Armee zu liefern, und hierbei hatte er Gelegenheit, den Monarchen auf dem Wege von Nottingham nach Holmby, den 15. Febr., zu ſprechen. Am 1. März 1647 wurde er nach langen Debatten zum General der Truppen, welche das Parlament künftig unterhalten würde, beſtellt, am 11. März, gelegentlich eines Beſuchs, von der Univerſität Cambridge mit dem Diplom eines Magister artium beſchenkt. Jedoch war, ungeachtet dieſer äußerlichen Ehrenbezeigungen, Fairfax mit ſeinem Heere längſt ſchon den Presbyterianern, welche noch immer das Unterhaus beherrſchten, ein Gegenſtand der Eiferſucht geworden. Sie beteten und predigten nach eigenem Gefallen, und wie mannichfaltig, wie abweichend auch ihre theologiſchen Anſichten ſich geſtalten mochten, die Gottſeligkeit, nach der ſie Alle ſtrebten, und die ihnen Allen gemeinſame Furcht der Verfolgung, dienten ihnen als ein Band der Vereinigung. Fairfax, dem Namen nach Presbyterianer, unterlag nicht dem Geiſte der Härte und Unverträglichkeit, welcher damals und lange noch ſeiner Glaubensgenoſſen unterſcheidender Charakterzug blieb. Im Felde thätig und verwegen, überließ er ſich, ſobald des Kriegers Pflichten erfüllt, ſeinen trägen Neigungen, und mit der Leichtgläubigkeit eines Kindes folgte er alsdann den Eingebungen der ihn Umgebenden, ſeiner Frau, ſeiner Geſellſchafter, oder ſeiner Freunde, an deren Spitze jetzt Cromwell ſich befand. Dieſer hatte ſich das Vertrauen des Generals, wie der Gemeinen erworben, und ſeit längerer Zeit ſchon ward an ihm das Streben bemerkbar, ſeinen Einfluß auf die Armee zu verſtärken, und jeden fremden Einfluß, des Parlaments namentlich, von ihr zu entfernen. Auch die Werkzeuge, deren er ſich, dieſe Abſicht zu erreichen, bediente, Adjutators, Agitators hießen ſie der Gegenpartei, machten ſich bereits bemerkbar. „Das erſte Mal," ſchreibt Fairfax, „gewahrte ich ihrer zu Nottingham (Ende Febr.), wo die Soldaten zuſammenkamen, um wegen ihrer Rückſtände eine Bittſchrift an das Parlament aufſetzen zu laſſen. Die Sache ſchien gerecht, da mir aber die Form misfiel, ſo ſprach ich mit einigen Officieren, durch welche die Angelegenheit vorzüglich betrieben worden, und ſie ward für diesmal beſeitigt." In dieſer Stimmung mußte die Armee zumal ſich verletzt fühlen durch das, was um ſie, unter dem Vorwande des gemeinen Wohls in dem Unterhauſe, wenn auch unter vielem Widerſpruche, durchgeſetzt worden, daß nämlich acht Infanterie- und drei Reiterregimenter nach Irland verſendet, für den inländiſchen Dienſt, außer den nothwendigen Garniſonen, nur 6000 Reiter beibehalten werden, und bis auf den einzigen Oberfeldherrn, keine Officiere höhern denn Oberſtenrangs bei dieſer Armee angeſtellt werden ſollten. Sogar war des Oberfeldherrn Entlaſſung in Vorſchlag gekommen, und derſelbe nur durch eine Majorität von 159 gegen 147 beſeitigt worden. Der Zweck dieſer Beſchlüſſe oder Vorſchläge konnte den Independenten ſo wenig als dem Heere entgehen. Auf jener Betrieb verließ das Heer urplötzlich die in der Umgebung von Nottingham innegehabten Quartiere, um in Eſſex andere, der Hauptſtadt nähere Cantonirungen zu beziehen. Darüber, als wegen einer Drohung, äußerte das Parlament lebhaften Unwillen, Fairfax entſchuldigte ſich mit der Schwierigkeit, in einem verarmten Lande Lebensmittel aufzutreiben. Das Parlament entſendete, einer Unterhandlung wegen, ſeine Commiſſarien nach Saffron-Walden, und da dieſe nichts zu erreichen vermochten, erging von Seiten des Unterhauſes eine Declaration (30. Mai), wodurch allen denjenigen, die in ihrem geſetzwidrigen Beſtreben verharren würden, als Feinden des Staates und Störern der öffentlichen Ruhe Strafe angedroht wurde. Die Armee antwortete, indem ſie ſich der Perſon des Königs bemächtigte, und zugleich für ihre Angelegenheiten einen Rath von Adjutators beſtellte. Der Punkt der Entführung war für Fairfax ein Geheimniß geblieben. Er ſchreibt: „Den andern Tag wartete ich Sr. Majeſtät auf, da ich es für meine Schuldigkeit hielt, die Rückkehr nach Holmby zu betreiben, aber der König hatte anderes beſchloſſen. Nachdem ich hiermit den ganzen Tag zugebracht, kehrte ich nach meinem Quartier zurück. Scheidend ſagte mir der

König: So gut wie Ihr, habe ich meine Partei im Heere. Ich foderte einen Kriegsrath zusammen, um gegen Joyce (das Haupt der Entführer), wegen des Bruchs der Kriegsartikel, zu procediren, aber die Officiere vereitelten alle meine Bemühungen." Und ferner: „Seit der Zeit, wo sie (die Adjutators) zu Triplowheath ihre usurpirte Autorität erklärten (10. Juni), gab ich zu nichts mehr meine freie Einwilligung; da ich aber meines Amtes nicht enthoben war, setzten sie unter alle ihre Schriften meinen Namen, ich mochte einwilligen oder nicht." Unter diesen Umständen wäre abzudanken der einzig ehrenhafte Entschluß gewesen, aber Fairfax scheint von der Süßigkeit seines, wenn auch nur scheinbaren, Commando's sich zu trennen nicht fähig gewesen zu sein. Nachdem er am 15. Juni gegen 11 Glieder des Unterhauses, die Häupter der Presbyterianer, Klage erhoben, rückte er am 26. Juni nach St. Albans und weiter nach Watford und Uxbridge vor. Seine Annäherung brachte die Schwäche oder Furcht der presbyterianischen Partei zu Tage. Ohne Widerstand wurde die Entfernung der 11 votirt, die zur Vertheidigung der Hauptstadt geworbene Mannschaft entlassen, das von Fairfax geführte Heer als des Parlaments Heer anerkannt (28. Juni). Es darf nicht übersehen werden, daß Fairfax, in allen Beziehungen zu dem Parlament allein von dem Willen der Adjutators abhängig, den ihm anderweitig vergönnten Rest von Autorität dem unglücklichen König zu Gute geltend zu machen, sich angelegen sein ließ. In einem Schreiben an das Parlament (8. Juli) widerlegt er den Vorwurf, als sei das Heer der monarchischen Regierung feind, und die dem königlichen Gefangenen bezeigte Milde und Ehrfurcht rechtfertigend, bekennt er, „dessen, seiner Familie und Anhänger gemäßigte, billige und zarte Behandlung" biete die sicherste Aussicht für die Beendigung eines die Nation beunruhigenden Zwistes. Indessen hatte die Partei der Presbyterianer abermals im Parlament die Oberhand gewonnen, begünstigt vornehmlich durch den Umstand, daß jene nachsichtige Behandlung des Königs auf dessen Einverständniß mit den Independenten und mit der ihnen ergebenen Armee zu deuten schien, und die meisten Parlamentsmitglieder von der Partei der Independenten sahen sich genöthigt, bei dem Heere Schutz gegen die Wuth des Pöbels zu suchen. Eben hatte der Rath der Adjutators seinen Plan zu Regulirung der Nation zu Stande gebracht, den der König, entweder der Aufrichtigkeit der Officiere mißtrauend, oder auf die Presbyterianer, als neue und zuverlässigere Bundesgenossen, zählend, oder hoffend, es würden in dem bevorstehenden Kampfe die beiden Parteien sich gegenseitig aufreiben, verwarf; dem Unwillen hierüber gesellte sich die Kunde von den Ereignissen in London, und ohne weiteres zog Fairfax seine Regimenter zusammen, um sie gegen die Hauptstadt zu führen. Unterwegs fanden sich die Sprecher der beiden Häuser, 8 Lords und 58 Repräsentanten, zu ihm, die Alle, in einer zu Sionhouse gehaltenen Berathung, sich verpflichteten, mit dem Heere zu leben und zu sterben. Des Schwurs hätte es kaum bedurft, um die Aufregung der Londoner zu dämpfen. Sobald sie erfuhren, Fairfax habe auf der Heide von Houslow Heerschau gehalten, sein Hauptquartier nach Hammersmith verlegt, begannen die Prahlereien um eine entschlossene Gegenwehr, Anträgen von Unterwerfung Raum zu geben. Die Miliz von Southwark fraternisirte öffentlich mit des Fairfax Soldaten, die Schanzen wurden verlassen, und auf das Versprechen, daß jede Gewaltthat unterbleiben solle, befahl der Lordmayor die Thore zu öffnen. Der nächste Morgen (6. Aug.) sah den Triumph der Independenten. Ein Regiment Fußvolk, und demnächst ein Cavalerieregiment, eröffneten den Zug, dann kam Fairfax zu Roß, von seiner Leibwache und einer Schar Edelleute umgeben, ihm folgte ein langer Wagenzug, die geflüchteten Parlamentsherren tragend; den Beschluß machte ein Reiterregiment. In dieser Ordnung marschirten die Sieger nach Westminster, wo Fairfax, der bereits des Lordmayors und des Gemeinderaths Glückwünsche empfangen hatte, die Sprecher bei der Hand nahm, und einen nach dem andern zu seinem Sitze führte. Dafür empfing er der beiden Häuser Dank und die Hut des Tower, wiewol den Presbyterianern im Hause ein solcher Einfluß verblieb, daß sie nicht selten ihrer Gegner Entwürfe zu vereiteln vermochten. Vier Mal, gegen allen parlamentarischen Brauch, wurde der Beschluß der Lords, alles vom 26. Juli bis 6. Aug. Geschehene für ungültig zu erklären, im Unterhause zur Sprache gebracht, und jedesmal verworfen, bis Fairfax in einem Schreiben an den Sprecher das Benehmen der Gemeinen, welche des Pöbels Gewaltthätigkeiten zu billigen schienen, tadelte, und auf die Nothwendigkeit, die Feinde der Ruhe aus dem Hause zu entfernen, hindeutete. Wie wichtig aber dem Parlament ein Wort der Billigung oder Misbilligung, von Fairfax gesprochen, war, um so weniger galt ein solches Wort in dem Heere, seitdem auf dasselbe die unlängst entstandenen Levellers ihre Gewalt übten. Mehre Regimenter befanden sich in dem vollständigsten Zustande der Insubordination, sodaß die vornehmern Officiere die ernstlichsten Besorgnisse empfanden. In Übereinstimmung mit dem Rathe der Adjutators schickte Fairfax die einzelnen Mitglieder an die bezüglichen Regimenter zurück; es wurde eine allgemeine Waffenschau befohlen, auf drei verschiedenen Punkten zu verschiedenen Tagen, jedesmal über eine bestimmte Anzahl Regimenter abzuhalten; es wurde, in des Feldherrn Namen, eine Adresse aufgesetzt, worin er sich über die unter den Soldaten verbreiteten Verleumdungen beklagt, das Ziel, das er in seinen Unterhandlungen mit König und Parlament zu erreichen suche, auseinandersetzt und verspricht, mit seinen Bemühungen fortzufahren, falls die Mannschaft zum Gehorsam zurückkehren werde. Man begann mit Verlesung der Adresse bei den am günstigsten für die Officiere gestimmten Truppenabtheilungen. Sie ward mit lautem Beifalle aufgenommen (15. Dec.) und die Soldaten beeilten sich, das Versprechen pünktlichen Gehorsams zu unterschreiben, während die Anstifter der Zwietracht, die Verbreiter aufrührischer Schriften, hervorgesucht und verhaftet wurden. Darauf eilt Fairfax hinüber zu zwei Regimentern, die ohne Befehl ausmarschirt waren. Das eine unterwarf sich nach einigem Hin- und Herreden, das andere, das die meisten

Officiere fortgejagt hatte, und auf den Hüten den Spruch „des Volkes Freiheit und der Soldaten Rechte" trug, zeigte ſich widerſpenſtiger, bis Cromwell ſich in den dichten Haufen ſtürzte, die Rädelsführer zu ergreifen, und alſo der Meuterei Meiſter wurde. Aber der ausgeſtandenen Gefahr blieb er eingedenk, daß er darüber der an den König gemachten Verſprechungen vergaß, hiermit zugleich des Oberfeldherrn guten Willen paralyſirend. Am 13. März 1648 ſtarb Lord Fairfax zu York, und Thomas ſuccedirte ihm, wie in den Gütern, ſo in den Ämtern eines Keeper von Pomfretcaſtle und eines Custos rotulorum von Yorkſhire, verharrte aber, obgleich hiermit zum Range der höhern Ariſtokratie erhoben, in ſeinen populairen Tendenzen, in ſeiner Servilität zu dem großen Agitator. Er erließ die angemeſſenen Befehle, um des Oberſten Poyer Schilderhebung zu Pembroke, in dem Intereſſe der königlichen Sache, zu unterdrücken, er meiſterte den Aufruhr der Lehrburſchen zu London, 9. April, er begab ſich den 20. Mai auf den Marſch, einen Einfall der Schotten abzuweiſen, aber von dieſem Marſche wurde er zurückgerufen, um die Inſurrection in Kent zu bekämpfen. Die Cavaliere, die zu Maidſtone ihm Stand hielten, 1. Juni, behaupteten ſich ganzer ſechs Stunden in ihrer vortheilhaften Stellung, und wichen nicht, ſondern erlagen der Übermacht; ihrer 200 fielen in den Straßen der Stadt, 400 wurden gefangen. Aber während deſſen ſetzte Georg Goring, Graf von Norwich, an der Spitze eines andern Inſurgentenhaufens, ſich zu Blackheath feſt, von da der City Öffnung fodernd. Den ihm zu verweigern, waren die Machthaber nicht gerüſtet, einige Stunden lang beſaß Norwich die Mittel, über die Geſchicke der Hauptſtadt, des Reichs zu verfügen, aber er wußte ſie nicht zu ſchätzen, dieſe koſtbaren Augenblicke, und man hielt ihn durch Unterhandlungen, durch Zugeſtändniſſe hin, bis er ſich genöthigt ſah, in Colcheſter Zuflucht zu ſuchen. Von der Belagerung, die hierauf Fairfax vor dieſe Stadt legte, von der ungroßmüthigen Behandlung der Gefangenen, haben wir in dem Art. Essex (40. Bd. S. 212) gehandelt; „das Blut dieſer Tapfern war dem Charakter des Lord Fairfax ein ſchmählicher Flecken, von dem ſeine Freunde ihn nicht zu reinigen vermochten." Die ſchuldloſe Stadt mußte die Plünderung mit 12,000 Pfd. abkaufen. Seine Erfolge hierauf durch einen Triumphzug über Joswich, Yarmouth, Norwich, St. Edmundsbury, Harwich, Merſey und Maldon feiernd, kam Thomas zu Anfange des Chriſtmonats nach London zurück, um, in dem Palaſte von Whitehall ſein Hauptquartier aufſchlagend, Stadt und Parlament zugleich in Furcht zu ſetzen, und auf dieſe Weiſe den Anſchlag, dem Könige den Proceß zu machen, zu fördern, wenngleich nicht dazu thatkräftig zu wirken. Unter ſeinen Auſpicien ging die ſogenannte Epuration des Parlaments vor ſich, daß nur mehr the rump übrig blieb. Dieſen Frevel, an ihren Brüdern, den Presbyterianern, verübt, konnte, wie es ſcheint, Lady Fairfax nicht dulden; eine gleichgültige Zuſchauerin des Einfluſſes, den bis dahin ihr Gemahl ſeinen Freunden verſtattet hatte, nahm ſie von nun an für ſich dieſen ganzen Einfluß in Anſpruch, und von Stund an wird in des Lords Benehmen eine weſentlich veränderte Richtung ſichtbar. Sein Name ſtand an der Spitze des Ausſchuſſes, welcher für den Proceß des Königs die zweckmäßigſte Form finden ſollte; er wohnte auch den erſten Sitzungen, in welchen keine Geſchäfte verhandelt wurden, bei, aber ihnen ferner beizuwohnen, oder der Commiſſion Beſchlüſſe zu unterzeichnen, weigerte er ſich ſtandhaft. Dieſes unerwartete Benehmen kränkte die Independenten, ſie wurden aber alsbald über deſſen Veranlaſſung belehrt. Als in der erſten Sitzung für den Proceß ſelbſt Fairfax, als einer der Commiſſarien, aufgerufen wurde, rief von der Galerie herab eine Frauenſtimme: „er iſt zu klug, um hier zu ſein." Dieſelbe Stimme entgegnete ein ander Mal der von Bradſhaw aufgeſtellten Behauptung, es klage den König das Volk von England in ſeiner Geſammtheit an, „nein, nicht ein Zehntel dieſes Volks." Es entſtand ein ſchwaches Gemurmel des Beifalls, welches aber ſogleich durch Soldaten unterdrückt wurde. Weil ſich aber fand, daß jener kühne Widerſpruch von Lady Fairfax ausgegangen war, entging er der außerdem unvermeidlichen Ahndung. Es wird auch behauptet, daß Fairfax, für die Hinrichtung des Königs Aufſchub zu erlangen, ſich bemühte, und daß er, obwol zu Whitehall hauſend, nicht gewußt habe, was da am 30. Jan. 1649 vorging; daß er es nicht wiſſe, hat er wenigſtens den Schein ſich zu geben geſucht. Mitglied des neubeſtellten Staatsraths, 14. Febr. 1649, ſollte er, gleich ſeinen Collegen, den Eid leiſten, wodurch das Verfahren gegen den König, die Abſchaffung von Königthum und Oberhaus, das Votum gegen die Schotten gutgeheißen würde. Dieſen Eid leiſteten Cromwell und 18 Andere mit Bereitwilligkeit, Fairfax und die ihm Gleichgeſinnten 21 verweigerten ihn ſtandhaft, aber gelaſſen. Nichtsdeſtoweniger wurde der Lord am 31. März zum General über alle Truppen in England und Irland beſtellt, hauptſächlich um die Meuterei der durch die Levellers fortgeriſſenen Regimenter zu bekämpfen, und er erreichte dieſes mittels des entſcheidenden, wenn auch leichten und wenig ehrenvollen Siegs bei Burford, 14. Mai. Dieſen Sieg feierte das Parlament durch ein Dankfeſt, 4. Juni. Nach dem Gottesdienſte ging es nach Grocerhall, zu einem von der City angerichteten Mahle. Dem Sprecher zur Rechten ſaß der Lordgeneral, zu ſeiner Linken Bradſhaw, der Präſident des Staatsraths. An des Bankets Schluſſe empfing Fairfax aus den Händen des Lordmayors, als ein Geſchenk, Waſchbecken und Kanne, beides von Gold, und mit gemünztem Golde, zu dem Belaufe von 1000 Pfd., gefüllt. Am 22. Mai hatte er von der Univerſität Oxford ein Diplom als Doctor Juris empfangen. Als im folgenden Jahre der Entſchluß gefaßt wurde, die Schotten, weil ſie den König Karl II. bei ſich aufgenommen, in ihrem eigenen Lande heimzuſuchen, wurde wieder für ſolchen Feldzug Fairfax zum Generalcapitain beſtellt, 14. Juni 1650. Man wußte, daß er, unter dem Einfluſſe ſeiner Frau und der presbyterianiſchen Geiſtlichkeit ſich befindend, den Entwurf an ſich misbillige, hoffte aber, daß das Erkenntniß der Nothwendigkeit, dem immer kühner ſich entwickelnden Ehrgeize von Cromwell einen Zügel

anzulegen, ihn an die Spitze des Heeres zurückführen werde. Er erklärte ſich bereit, den Verfügungen des Hauſes Folge zu leiſten, eröffnete aber zugleich dem Staatsrathe ſeine Gewiſſenszweifel über die ihm aufgegebene Expedition. Eine Deputation von fünf Männern des Parlaments, Cromwell, der dem Oberfeldherrn beſtimmte Generallieutenant, Lambert, Harriſon, Whitelock und St. John, begab ſich zu ihm, ſeine Zweifel zu bekämpfen. Der Conferenz (24. Juni) ging die Anrufung des heiligen Geiſtes voraus, und die drei Kriegsmänner beteten abwechſelnd in der erbaulichſten Weiſe. Hierauf in das Geſchäft eingehend, meinte Fairfax, es würde der Einfall in Schottland eine Verletzung des feierlichen Bundes und Covenant ſein, den zu halten er geſchworen habe. Man entgegnete ihm, die Schotten ſelbſt hätten, in dem von Hamilton befehligten Einfalle, den Bund gebrochen, überdies ſei es in den Geſetzen erlaubt, den feindlichen Abſichten einer andern Macht zuvorzukommen. Fairfax erinnerte an die Genugthuung, welche, die Schuldigen beſtrafend, das ſchottiſche Parlament gegeben habe; die Wahrſcheinlichkeit feindlicher Entwürfe könne allerdings Vorſichtsmaßregeln, aber nur Gewißheit ein Angriffsverfahren rechtfertigen. Auf dieſe Anſicht wirkte keinerlei Vorſtellung, und obſchon Cromwell und die andern Officiere, die Hartnäckigkeit zu überwinden, das Äußerſte aufboten, ſo läßt ſich doch wol annehmen, und iſt einer ihrer Begleiter, Whitelock, ſelbſt der Meinung, daß ſie nicht ſehr eifrig wünſchten, Fairfax möge ſich überreden laſſen. Ein nochmaliger Verſuch am andern Tage erfreute ſich keines beſſern Erfolgs. Der General, zugleich ſeine ſchwache Geſundheit und die Anſoderungen ſeines Gewiſſens geltend machend, ſchickte die neue und, auf Verlangen des Hauſes, auch die frühere Beſtallung zurück, und, was zu verhindern die Abſicht geweſen, Cromwell gelangte zu dem Oberbefehle, während Fairfax mit einer ihm ausgeſetzten Penſion von 5000 Pfd. ſich auf ſein Gut Nun-Appleton, in Yorkſhire, zurückzog, und daſelbſt die ganze Dauer des Protectorats über beaufſichtigt, aber doch nicht beunruhigt, lebte. Denn daß alle ſeine Sympathien, nach der Lady Fairfax Anleitung, ſich dem Königthume zugewendet hatten, war dem Machthaber kein Geheimniß. Erſt nach des Protectors Tode gab Fairfax wieder einige Lebenszeichen. Zu dem von Richard Cromwell berufenen Parlamente gewählt, nahm er neben Hazlerig Platz, beſtändig in deſſen Sinne ſprechend, und ſo meiſterhaft wußte er ſeine Rolle zu ſpielen, ſo vollſtändig die Freiheitsmänner zu täuſchen, daß ſie dem Krypto-Royaliſten, für den Fall, daß Richard abdanke oder abgeſetzt werde, den Poſten des Lordgenerals zugedacht hatten. Bevor jedoch dieſe Abſicht ſich hatte verwirklichen können, erhob Monk ſeine Fahnen, und den Beiſtand des Feldherrn des Parlaments gegen Lambert anzurufen, hat Monk kein Bedenken getragen. Beſtimmt im voraus durch ein Schreiben von König Karl II., deſſen Überbringer Horatio Townſhend geweſen, zog Fairfax am 3. Dec. 1659 an der Spitze eines Corps Edelleute zu Felde, wovon die erſte Folge war, daß eine irländiſche Brigade von 1200 Pferden ſofort die Armee Lambert's verließ, um ſich unter des alten Feldherrn Befehle zu ſtellen, was dann die völlige Auflöſung von Lambert's Volke nach ſich zog. Am 1. Jan. 1660 bemeiſterte ſich Fairfax der Stadt York, den Tag darauf ernannte ihn das Rump-Parlament zum Mitgliede des Staatsraths. Den 29. März wurde er zum Knight für Yorkſhire erwählt, und am 3. Mai ſtellte ihn das Haus der Gemeinen an die Spitze der Deputation, welche dem Könige im Haag aufzuwarten hatte. Die Vorſtellung dieſer Deputation erfolgte am 16. Mai, und Fairfax benutzte die Gelegenheit, um ſich von dem Monarchen vollſtändige Vergebung aller ſeiner frühern Irrthümer zu erbitten. Sogar wird bei ihm ein Beſtreben, zu der königlichen Gunſt ſich zu erheben, ſichtbar; auf dem Roſſe, das er zu ſolcher Abſicht aufgezogen und geſchenkt, ritt Karl II. bei ſeiner feierlichen Beſitznahme der Hauptſtadt ein, und Fairfax plagte ſich, dieſes Ereigniß in einigen Verſen zu beſingen. Doch haben Gaul und Gedicht gleich wenig ſeine Abſichten gefördert, und er zog ſich, an dem Hofe verzweifelnd, nochmals auf ſein Gut zurück, wo er denn auch nach langem Leiden an Stein und Zipperlein (12. Nov. 1671) im 60. Jahre ſeines Alters entſchlummerte. Die langen Mußeſtunden hatte er mit mancherlei Schreibereien ausgefüllt, von denen die wichtigſte Some short memorials of Thom. Lord Fairfax, written by himself (London 1699.) von des Mannes Schwachheit das beredeteſte Zeugniß gibt. Seine Abhandlung von der Kürze des Lebens, ſein Gedicht von der Einſamkeit, ſeine Überſetzung der Pſalmen ſind ungedruckt geblieben, ſowie die Schriften ſeiner Frau und ſeiner Tochter Maria. Eigentlichem Wiſſen fremd, bemühte ſich gleichwol Fairfax der Wiſſenſchaft zu dienen. Er beförderte die Ausgabe der Polyglottenbibel, unterſtützte Dodsworth's antiquariſche Forſchungen und verehrte der Univerſität Oxford Dugdale's Handſchriften von den Alterthümern von Yorkſhire. Er ſprach wenig und ſchlecht, ſtammelte, beſtand mit Hartnäckigkeit auf der einmal gefaßten Entſchließung, war von Gemüthsart finſter und melancholiſch, ſtets befangen, außer in dem Gewühle einer Schlacht. Dann machte ſich bei ihm die ſeltenſte Todesverachtung geltend, und der Inſtinct eines Raubthiers, derſelbe Inſtinct, welchem der Marſchall Lefebvre ſeinen hohen kriegeriſchen Ruhm verdankte. Außerhalb des Schlachtfeldes war Fairfax wie Lefebvre ein durchaus unbedeutender Mann, was zwar von dieſem häufig, von jenem noch niemals geſagt worden. Fairfax hinterließ nur Töchter, von welchen die ältere, Maria, geſt. 1704, den Herzog von Buckingham, Georg II., ehelichte, und dieſem unter andern ihres Vaters Recht zu dem Inſelkönigreiche Man zubrachte. Deſſen hatte nämlich Fairfax von der Eroberung der Inſel (1651) an bis zu der Reſtauration genoſſen, und das ererbte Recht der Eroberung unterließ Buckingham nicht in den Zeiten ſeiner Gunſt geltend zu machen. In dem Lordstitel und in den Stammgütern wurde des Lord Thomas Erbe, Heinrich Fairfax, deſſen Vater, ebenfalls Heinrich genannt, auf Oglethorpe in Yorkſhire des erſten Lords anderer Sohn geweſen. Heinrich, der vierte Lord, geſt. 1688, hinterließ aus ſeiner Ehe mit Franziska Barwick die Söhne Tho-

mas und Heinrich. Davon nahm der ältere, Thomas, fünfter Lord Fairfax, zu Weibe Katharina, die Tochter und Erbin von Thomas, Lord Colepepper, welcher vornehmlich in Virginien, in dem Northern Heck, zwiſchen den Flüſſen Potomack und Rappahannok, die ausgedehnteſten Beſitzungen hinterlaſſen hat. Drei Söhne, Thomas, Heinrich Colepepper, geſt. kinderlos, 1734, und Robert, kamen aus dieſer Ehe. Thomas, ſechster Lord Fairfax, geb. um 1691, ſtudirte zu Oxford mit Auszeichnung, ſoll auch, einer der Mitarbeiter an dem Spectator, um das Gedeihen dieſes Werkes weſentliches Verdienſt erworben haben. Er diente ſodann eine Zeit lang als Cavalerieofficier, bis ihm urplötzlich die genauere Beobachtung ſeiner häuslichen Angelegenheiten den Aufenthalt in England verleidete. Vorzüglich konnte er den Gedanken nicht ertragen, daß ſeine Mutter und Großmutter, in Gemeinſchaft, ſeiner unerfahrenen Jugend ſich bedient hatten, um ihn zu dem Verkaufe des Schloſſes Denton und der übrigen Stammgüter in Yorkſhire, alſo zur ärgſten Verletzung der den erlauchten Ahnen ſchuldigen Pietät zu verführen. Um ſich zu zerſtreuen, eine genauere Kenntniß von ſeinem reichen Eigenthum über Meer zu gewinnen, begab er ſich auf die Reiſe nach Virginien. Bezaubert durch das milde Klima beſchloß er, ſeine Penaten dahin zu übertragen. Noch ein Mal kehrte er, ſeine Rechnung mit der alten Welt abzuſchließen, nach England zurück, dann aber, 1747, ließ er ſich unwiderruflich in der virginiſchen Grafſchaft Frederic, im Weſten der apalachiſchen Gebirge, nieder. Daſelbſt erbaute er, zu ſeinem ſtändigen Aufenthalte, Greenway-Court, gar bald für die ganze Umgebung eine Muſterſchule für Ackerbau und jegliche Art von Verbeſſerung, gleichwie der Northern-Heck der angebauteſte und bevölkertſte Theil von Virginien wurde. Soviel vermochte Fairfax mit ſeinem Worte und Beiſpiele. Es haben auch, dieſes Verdienſt ehrend, in dem Bürgerkriege Engländer und Amerikaner in dem gleichen Maße der Güter des wohlthätigen Weiſen verſchont. Lord Fairfax ſtarb, unvermählt, 1781; die Waſhington gegenüber gelegene Grafſchaft Fairfax, mit der Hauptſtadt Alexandria, trägt ſeinen Namen; es gibt um ihn weitere Aufklärung Burnaby's Reiſebeſchreibung, in der dritten Ausgabe. (London 1798.) Des Lord Thomas Erbe wurde ſein Bruder Robert, der aber, obgleich zwei Mal verheirathet, kinderlos im J. 1793 verſtarb, daß alſo hiermit die männliche Nachkommenſchaft von Heinrich's, des vierten Lord Fairfax älteſtem Sohne, Thomas, erloſch. Thomas hatte aber, wie geſagt, einen jüngern Bruder, Heinrich, gehabt, geſeſſen auf Tolſton in Yorkſhire, dem von dem mütterlichen Großvater ererbten Gute. Heinrich's jüngſter Sohn, Wilhelm Fairfax, lebte geraume Zeit in Virginien in ſeines Vetters, des ſechſten Lords Fairfax, Hauſe, und ſtarb 1757, mit Hinterlaſſung dreier Söhne, von welchen der jüngſte, Bryan, im Mai 1800 von dem Hauſe der Lords als achter Lord Fairfax von Cameron anerkannt worden iſt. Er lebte noch vor wenigen Jahren in Amerika, Vater von mehren Söhnen. Es bleibt noch übrig, von des erſten Lord Fairfax drittem Sohne, von Eduard Fairfax, dem Dichter, zu ſprechen. Während die Brüder draußen in Kriegsfahrten ſich verſuchten, ſaß Eduard zu Hauſe, mit ſeinen Studien ſich beſchäftigend und poetiſchen Neigungen folgend. Sein „Gottfried von Bouillon,“ zum erſten Male 1600 gedruckt, erwarb ihm die allgemeine Anerkenntniß, ſodaß K. Jacob I. dieſes Gedicht, welches doch nur eine Überſetzung der Gerusalemme liberata war, über alle Leiſtungen engliſcher Poeten werth hielt, und K. Karl I. in ihm für die Trübſal der Gefangenſchaft reiche Tröſtungen fand. „Fairfax,“ ſo urtheilt Hume, „hat den Taſſo ſo ſchön und ungezwungen und zugleich ſo genau überſetzt, daß man in Betracht des Zeitalters billig Erſtaunen empfinden muß. Jedwede Zeile des Originals iſt durch eine andere in der Überſetzung genau ausgedrückt.“ Waller bekennt Eduard's Überlegenheit für den Versbau; Dryden vergleicht ihn mit Spenſer, den Fairfax ſich zum Muſter gewählt zu haben ſcheint, erkennt dieſem aber den Vorzug in der Harmonie zu. Von Eduard's ſinnreichen Eklogen iſt eine einzige gedruckt, im Manuſcript hat man von ihm den Black Prince, ein Heldengedicht, eine Dämonologie, den Begriffen des Zeitalters angemeſſen, und eine Correſpondenz mit John Dorrell, dem auf der Burg zu York gefangen gehaltenen katholiſchen Prieſter. Die Rubriken dieſer Correſpondenz, Machtvollkommenheit und Unfehlbarkeit des Papſtes, Götzendienſt u. ſ. w., deuten genugſam an, in welchem Maße die von den Landsleuten und Glaubensbrüdern ihm dargebrachten Lobſprüche für ſeine Mäßigung, für ſeine friedlichen Anſichten in der Theologie begründet ſein können. Er ſoll, wie man glaubt, um 1632 verſtorben ſein, für welches Datum zwar der Umſtand, daß die zweite Ausgabe des Gottfried von Bouillon, 1624, durch fremde Hand beſorgt iſt, nicht zu ſprechen ſcheint. Eduard's älteſter Sohn, Wilhelm Fairfax, hat des Diogenes Laertius Leben der alten Philoſophen aus dem Griechiſchen in das Engliſche überſetzt.

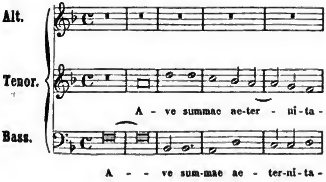
(*v. Stramberg.*)

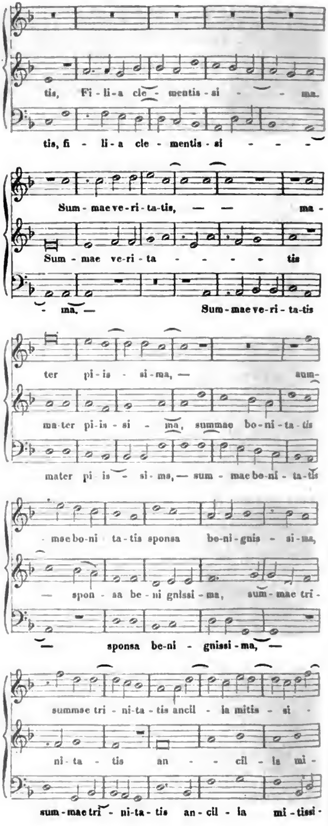
FAIRFAX, 1) eine der Grafſchaften des Staates Virginia in Nordamerika, nördlich und nordöſtlich von Prince William, am weſtlichen Ufer des Potomac gelegen, an den Diſtrict Columbia ſtoßend und ungefähr fünf teutſche Meilen lang und über drei Meilen breit. An den Flüſſen iſt der Boden fruchtbar. Von ſeinen Bewohnern beſteht ein großer Theil aus Sklaven. — 2) Stadt im Staate Virginia, in der Nähe von Wincheſter.

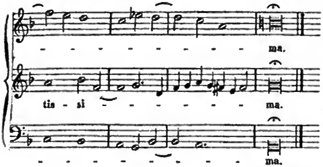
(*Eiselen.*)

FAIRFAX oder FAYRFAX (Robert), ein Doctor der Muſik von Oxford und Cambridge zu den Zeiten Heinrich's VII. und VIII. Von ſeiner Compoſition hat uns Burney in ſ. Materialienwerke zur Geſchichte der Muſik, Vol. 2. p. 546 und 561, zwei Geſänge mitgetheilt. Thomas Busby im 1. Bde. ſeiner Allgemeinen (mehr vaterländiſchen) Geſchichte der Muſik ꝛc., überſetzt von Chr. Frdr. Michaelis (Leipzig 1821.), meldet von ihm S. 495, nachdem er von den Engländern im Allgemeinen rühmte, ſie hätten mit Eifer und nachahmendem Ehrgeiz auf die Fortſchritte der Niederländer und Italiener im melodiſchen (?) und harmoniſchen Theile der

Kunſt (der Franzoſen, Teutſchen und Spanier gedenkt er gar nicht, weil er ſie nicht kennt) geſehen und geiſtliche und weltliche Geſänge hervorgebracht, deren Contrapunkt ſich mit dem jedes andern Landes habe meſſen können (!). Aus einer noch vorhandenen ſeltenen handſchriftlichen Sammlung alter engliſcher Geſänge ergibt ſich, daß Fairfax ſowol weltlicher, als geiſtlicher Tonſetzer war, und daß er und Sir Thomas Phelyppes vor den andern Künſtlern ihrer Zeit ſich auszeichneten. Biſchof Tanner meldet, daß Fayrfax aus Rayford in der Grafſchaft Hertfort gebürtig war, wo er an der Abteikirche Organiſt geweſen und in dieſer Kirche begraben wurde. Unter ſeinen übrigen Compoſitionen finden wir die folgende, welche der Mittheilung werth ſcheint. Im Original ſind die zwei Oberſtimmen im Contratenor- (oder Alt-) und Tenorſchlüſſel geſchrieben, hier aber, der Bequemlichkeit wegen, in Sopranſchlüſſel geſetzt. — Weil nun Compoſitionen der Engländer, aus jener Zeit beſonders, äußerſt ſelten ſind, und weil eine vor Augen gelegte Thatſache weit ſchlagender für die Richtigkeit oder Unrichtigkeit ſpricht, als viele Worte, ſo wird es in dieſem Falle nicht blos für eine Befriedigung des Wunſches der allermeiſten Kunſtgenoſſen und Kunſtliebhaber, ſondern für eine Nothwendigkeit angeſehen werden müſſen, daß wir hier einmal von der Regel abgehen und zum Gegenbeweis der Behauptungen Busby's ſeinen Beweis ſelbſt mittheilen. Denn wenn man auch bereits weiß, wie viel man ſtets abrechnen muß, wenn ein Britte über ſeine Landsleute, namentlich als Muſiker und Componiſten, berichtet oder urtheilt, ſo wird doch kein Ausländer im Stande ſein, ſoviel von dem Maßſtabe des genannten Engländers wegzunehmen, als weggenommen werden muß, ſoll das rechte Maß gefunden werden und nicht immerhin noch viel zu viel übrig bleiben. Die Probe wird zugleich ein Zeugniß ſein, was man im Ganzen von den Urtheilen Busby's zu denken hat, ſobald er nicht von Ausländern, ſondern von ſeinen Inſulanern ſpricht. Es folge alſo der von ihm über die andern Compoſitionen des Fairfax, als des beſten ſeiner Zeit, geſtellte dreiſtimmige Geſang, der am Klarſten lehren wird, wie es damals unter den Engländern im Contrapunktiſchen ſtehen mußte, ſobald nachfolgender Geſang als Muſter des belobteſten aller damaligen Engländer von einem Britten ſelbſt ausgehoben wird oder werden kann. Hier iſt der Satz:







(*G. W. Fink.*)

FAIRFIELD, 1) Grafſchaft von Connecticut, in den vereinigten Staaten von Nordamerika, zwiſchen New-York und dem Longiſland-Sund, im Norden gebirgig, an der Küſte Marſchland, im Innern fruchtbarer Getreideboden. Im Oſten fließt der Houſatonic, und die Grenze gegen die Grafſchaften New-Haven und Litchfield bildet der Fluß Stratfort. 2) Grafſchaft des Staates Ohio in Nordamerika, ſüdlich von Licking, ſüdweſtlich von Muskingum, mit den Quellen des Hockhocking. 3) Grafſchaft des Staates Südcarolina, zwiſchen den Flüſſen Catawba und Broad, nördlich von Richland, weſtlich von Kerſhaw. 4) Eine Stadt der Grafſchaft Franklin, im Staate Vermont in Nordamerika; unbedeutend. 5) Hauptſtadt der gleichnamigen Grafſchaft in Connecticut, am Longiſlandſund, mit drei Häfen; etwa zehn Meilen von New-York. 6) Ein Bezirk und Dorf im Staate New-York. (*Eiselen.*)

FAIRFORD, Marktflecken in der engliſchen Grafſchaft Glouceſter, 17½ Stunden von Glouceſter und 34 Stunden weſtlich von London, am Colne, worüber zwei hübſche Brücken führen, hatte früher um 1600 Einwohner, einen ſchwach beſuchten Wochenmarkt, und iſt merkwürdig wegen ſeiner gothiſchen, von einem londoner Kaufmanne, Tame, erbauten, mit vielen Glasmalereien verzierten und mit dem Grabmale ihres Erbauers geſchmückten Kirche. (*Eiselen.*)

FAIRHAVEN, 1) eine Bai an der Nordweſtküſte von Spitzbergen, 10° öſtl. L. von Greenwich und 79° 50′ nördl. Br. 2) Eine Hafenſtadt im Staate Maſſachuſetts, etwa neun Meilen von Boſton, in der Grafſchaft Briſtol. (*Eiselen.*)

FAIRHEAD, Vorgebirge in der iriſchen Grafſchaft Antrim, Provinz Leinſter, zwei Stunden öſtlich von Ballycaſtle. Es ſtellt eine ungeheure Säulenmaſſe von Kalk, 1500 Fuß hoch, dar, deren Grundpfeiler auf Baſalttrümmern ruhen. Die Ausſicht von der Höhe über dem öden und traurigen Abgrunde wird als ausgezeichnet ſchön geſchildert; denn wie man die Inſel zu ſeinen Füßen hat, ſo zeigen ſich rechts die weſtlichen Inſeln von Schottland und links erhebt ſich der Leuchtthurm von Cantire, der, obgleich ſieben Stunden entfernt, doch dicht vor den Augen zu liegen ſcheint. Reichhaltige Steinkohlenlager, welche die Grafſchaft Antrim großentheils mit ihrem Bedarfe an Steinkohlen verſorgen, befinden ſich im Innern des Vorgebirges. (*Eiselen.*)

FAIR-ISLE, eine der Shetlandsinſeln, in der ſchottiſchen Stewarty Orkney, unter 59° 28′ nördl. Br. und 15° 45′ L., hält 1920 Acres, wovon nur 75 Ackerland, iſt von hohen Felſen umgeben und hat drei Vorgebirge: im Weſten Malcolms Head, im Nordoſten Wart und im Südoſten Sheap Craig, bei welchem 1588 die ſpaniſche Flotte durch Sturm zerſtreut wurde. Alle Schiffe, welche um Schottland herum nach der Nordſee ſegeln, paſſiren den nahen, vier Meilen breiten, Kanal zwiſchen den Orkneys- und Shetlandsinſeln. Die Einwohner, deren Zahl 300 nicht überſteigt, leben von Fiſcherei, Vogelfang und Viehzucht. (*Eiselen.*)

FAIRWEATHER, 1) ein Vorgebirge an der Küſte von Patagonien, unter 51° 34′ ſüdl. Br. und 58° 25′ weſtl. L. von Greenwich. 2) Ein Vorgebirge an der Weſtküſte von Nordamerika, unter 58° 50′ nördl. Br. und 222° 20′ öſtl. L. 3) Ein Berg, etwas über zwei Meilen von dem Vorgebirge gleiches Namens, zu der Bergkette von Norfolk gehörend, 14,900′ hoch, mit immerwährendem Schnee bedeckt. (*Eiselen.*)

Fais, ſ. Marianen.

FAISTENAU, FEISTENAU, ein Dorf des Pfleggerichtes Thalgau im Herzogthume Salzburg, hoch im Gebirge ſüdweſtlich vom romantiſchen Fuſchlerſee gelegen, mit 9 Häuſern, 68 Einwohnern, einem eigenen katholiſchen Vicariate des Erzbisthums Salzburg, zu welchem 1090 Einwohner gehören, einer im J. 1390 durch zwei Brüder von Thurn erbauten, dem heiligen Jacob dem Größeren geweihten Kirche, einer im J. 1803 erbauten Schule und einer Brüderſchaft. Die Kirche hat verſchiedenes Schnitzwerk und alte Gemälde. Die Gegend iſt geognoſtiſch ſehr intereſſant durch mehre, nicht ebenſo häufig vorkommende, Gebirgslagerungen. (*G. F. Schreiner.*)

FAISTENBERGER oder **FEISTENBERGER** (Anton), geb. zu Insbruck 1678, geſt. 1722, lernte die Landſchaftsmalerei bei Bontiſch und veredelte ſeinen Styl bei Kaspar Pouſſin zu Rom. Wie ſehr ihn hier der claſſiſche Boden anſprach, ſieht man in ſeinen Darſtellungen, die mit den ſchönſten Ruinen und Waſſerfällen geſchmückt ſind. Da er ſchwach im Figurenzeichnen war, ſo malten Hans Graf und Alexander Bredael dieſelben in ſeine Landſchaften. Sowie er hier ſich Anderer Hilfe bediente, ſo ſchmückte er in der Folge Ferdinand Hamilton's bekannte Pferdeſtücke mit ſchönen Landſchaften, welche Gemälde ſich in Wien in der Lichtenſtein'ſchen Galerie befinden. In ſeinen Werken, die man in mehren Galerien ſieht, iſt Leben und Friſche, die Färbung iſt der Natur getreu und der Baumſchlag gut behandelt. Dieſer ausgezeichnete Künſtler ſtarb zu Wien.

Sein Bruder und Schüler Joſeph iſt auch als geſchickter Landſchaftsmaler bekannt; da aber keine weitern Nachrichten von ihm bekannt ſind, ſo verweiſen wir auf Hagedorn[1]), welcher ſagt, er habe im J. 1707 eine Landſchaft für die Galerie zu Weimar gemalt, welche F. W. Tamm mit Thieren ausſtaffirte[2]). Dieſer Künſtler ſtarb zu Wien im J. 1753. (*A. Weise.*)

1) S. 195. 2) In dem Katalog der Galerie zu Weimar,

FAISZ, 1) ein zum königl. ungariſchen Studienfonds gehöriges Dorf im földer Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus) der peſther Geſpanſchaft, im Kreiſe diesſeit der Donau Niederungarns, in der großen ungariſchen Ebene, am linken Ufer der Donau, in ſumpfiger Gegend gelegen, mit 396 Häuſern, 2354 magyariſchen Einwohnern, die, bis auf acht Juden, ſämmtlich Katholiken ſind; einer eigenen katholiſchen Pfarre (Erzbisthum Colocſa), Kirche und Schule, einem Wirthshauſe und einer ausgebreiteten Dorfflur. 2) Ein der adeligen Familie Jankovics gehöriges Dorf im kapoſer Gerichtsſtuhle der ſümegher Geſpanſchaft, im Kreiſe jenſeit der Donau Niederungarns links ab von der von Marczaly nach Sárd führenden Poſtſtraße, in wellenförmig-geſchwungener, waldreicher Gegend gelegen, mit 80 Häuſern, 652 wendiſchen Einwohnern, unter denen ſich acht Juden befinden, die übrigen ſind Katholiken; einer eigenen katholiſchen Pfarre, einer Kirche, Schule und einem Wirthshauſe. 3) Nemes-Faiſz, ein den adeligen Familien Tallián und Bakó gehöriges Dorf im veſzprimer Bezirke und Comitate des Kreiſes diesſeit der Donau Niederungarns, nächſt der ſzalader Comitatsgrenze, in gebirgiger und waldreicher Gegend gelegen, nach Vámos eingepfarrt; mit 56 Häuſern, 470 magyariſchen Einwohnern, die ſich ſämmtlich zur katholiſchen Kirche bekennen; einer katholiſchen Filialkirche und einem Wirthshauſe. 4) Ein in derſelben Gegend gelegenes, Pór-Faiſz genanntes, Prädium, bei dem noch die Überreſte einer alten Kirche zu ſehen ſind. 5) Ein teutſch Füßen, Fützen, auch Fiſelen, wal. Feiſza genanntes Dorf der gräflichen Familie Betlen, im benyer Bezirke der kokelburger Geſpanſchaft, im Lande der Ungarn des Großfürſtenthums Siebenbürgen, in gebirgiger Gegend gelegen, von Walachen bewohnt, mit einer griechiſchen Filialkirche.

(*G. F. Schreiner.*)

FAITHORNE (William der Ältere), ein ausgezeichneter Kupferſtecher, war zu London 1620 geboren und ſtarb daſelbſt 1691. Der Maler Peack war ſein Lehrer, bei welchem er vier Jahre verlebte. Als in den bürgerlichen Unruhen ſich Letzterer zur Partei Karl's I. hielt, folgte auch hier Faithorne ſeinem Lehrer; beide hatten aber das Unglück, von den Rebellen zu Baſſinghouſe gefangen zu werden, von wo ſie nach London gebracht, im Aldersgate feſtgeſetzt wurden. Um ſich das Drückende ſeiner Gefangenſchaft zu erleichtern, nahm Faithorne ſeine Zuflucht zum Grabſtichel, und ſtach das Bildniß von Villiers, Herzog von Buckingham, welches er im Geſchmacke des Melan ausführte. Durch die Bemühungen ſeiner Freunde erhielt er endlich die Freiheit; da er ſich aber fortwährend weigerte, Cromwell den Eid der Treue zu ſchwören, wurde er aus England verwieſen. In Frankreich fand er eine günſtige Aufnahme und in Paris einen Gönner an dem Abbé Marolles; auch Nanteuil nahm ſich ſeiner an. Um das J. 1650 kehrte er nach London zurück, errichtete hier einen Kupferſtichhandel, ließ aber bei dieſem Geſchäfte ſeinen Grabſtichel nicht ruhen. Außerdem zeichnete er Bildniſſe mit verſchiedenen Stiften nach dem Leben, welche er hernach in Kupfer ſtach; dieſe, ſowie ſeine Miniaturgemälde, werden ſehr geſchätzt. Dieſer Meiſter, der mit zu den vorzüglichſten ſeiner Zeit gehört, hat Bildniſſe und hiſtoriſche Blätter geſtochen; doch ſtehen erſtere in einem höheren Range. Sein Stichel iſt frei und doch zart in der Behandlung, und mehre ſeiner Bildniſſe ſind bewundernswürdig ausgeführt. Eine nähere Beſchreibung ſeines Lebens, wie auch ſeiner Werke, findet man in Roſt's Handbuche. 9. Th. S. 55—58.

Sein Sohn, William der Jüngere, geb. zu London 1656 und daſelbſt geſtorben 1686, folgte nicht der Manier ſeines Vaters, ſondern wurde ein geſchickter Stecher in ſchwarzer Kunſt, oder geſchabter Manier, in welcher er Bildniſſe und andere Gegenſtände ausführte. Begabt mit einer glücklichen Anlage für die Kunſt, hatte er ſich ſchon vielen Beifall erworben, und würde es zu einer bedeutenden Höhe gebracht haben, wenn ſein Leichtſinn ihn nicht auf Abwege geführt hätte, wodurch er in Noth gerieth und ſeinem Vater vielen Kummer bereitete.

(*A. Weise.*)

FAJARDO (Alfonso), aus einem alten, angeſehenen Adelsgeſchlechte entſproſſen, lebte in der ſtürmiſchen, an Empörungen ſo reichen Zeit des Königs Johann II. von Caſtilien. Er hatte für ſeinen Vetter, den Seneſchal des Königreiches Murcien, Lorca inne, pflanzte aber mit dieſer Stadt im J. 1450 ebenfalls die Fahne der Empörung auf, und bemächtigte ſich Alhamas, Lietors und anderer Plätze. Um in Behauptung ſeines Aufruhrs eine mächtige Stütze zu haben, verband er ſich mit dem Beherrſcher von Granada, Mahomed Ben Osman, einem Muhammedaniſchen Fürſten, und erhielt von ihm anſehnliche Hilfsvölker. Mittels derſelben richtete er in den oben genannten Gegenden viele Unordnungen an, nahm eine große Anzahl Chriſten gefangen und verkaufte ſie an die Granader, ohne daß die Feldherren des Königs ſeine Verwegenheit hemmen konnten. So berichtet Ferreras [1]). Nach dem, was Ferreras zum J. 1452 berichtet, muß man jedoch ſchließen, daß Fajardo bald zu ſeiner Schuldigkeit müſſe zurückgekehrt ſein. Ferreras erzählt nämlich: Abdilbar, einer der vornehmſten Feldherren des Königs Mahomed Ben Osman von Granada, brach mit Erlaubniß ſeines Oberherrn in das Königreich Murcien über die Felder von Lorca und von Cartagena ein. Die Muhammedaner waren bei dieſem Einfalle an der Zahl 1200 Reiter und 600 Mann Fußvölker. Die Alcayden des Abdilbar, welche ſich vertheilten, durchſtreiften dieſes ganze Land, machten ungefähr 50 Chriſten zu Gefange-

welche ſpäter durch Feuer zu Grunde ging, finden wir kein Gemälde von Joſeph aufgezeichnet, aber drei vortreffliche Landſchaften ſeines Bruders Anton, wovon die eine einen Waſſerfall darſtellt, mit Figuren von Carlo Lotti, die zweite iſt in gleichem Geſchmacke und die dritte ſtellt italieniſche Banditen dar.

1) ſ. die Anmerkungen zu Johann von Ferreras, Allgem. Hiſtorie von Spanien, mit den Zuſätzen der franzöſiſchen Überſetzung, herausgegeben von Baumgarten. 6. Bd. (Halle 1756.) S. 631 und 637.

nen und nahmen auf 40,000 Stück großes und kleines Vieh hinweg. Fajardo, hiervon benachrichtigt, zog eilig Truppen an ſich. Als ſich alle zu Lorca verſammelt hatten, rückten ſie den Muhammedanern entgegen. Die Feinde hatten ſich in den Alporchonen gelagert; dahin brachen ſie auf. Die Feinde hatten, ſobald ſie den Anzug der Chriſten gewahrt, ſich ſogleich in Schlachtordnung geſtellt, und ſogleich entbrannte die fürchterliche Schlacht vom 17. März 1452. Drei Mal drangen die Chriſten in der Muhammedaner Schlachtordnung, und trotz ihres tapferen Widerſtandes wurden ſie endlich von den Chriſten genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Jedoch hatten die Sieger nicht hindern können, daß nicht die Muhammedaner die gefangenen Chriſten niedergemacht hätten. Von den Muhammedanern bedeckten, außer mehren Anführern, gegen 800 andere als Leichen das Schlachtfeld, und hatten mehr als 1200 Verwundete. Die Chriſten verfolgten die Flüchtlinge, machten viele Kriegsgefangene, nahmen den Feinden den Raub wieder ab und zogen zurück. Die Stadt Murcien faßte den Beſchluß, das Andenken an dieſen Sieg zu verewigen. Auch ſandte ſie einen ihrer Schöppen als Abgeordneten an den König, um ihm die Nachricht hiervon zu überbringen. Dagegen berichtet Ferreras zum J. 1457 von einer neuen Empörung. Da heißt es: Alfonſo Fajardo, Oheim des Großſeneſchals von Murcien, da er ſeines Bruders Lieutenant war [2]), hatte eine große Menge Straßenräuber und lüderliches Geſindel zuſammengerafft und ſich mit den Städten, wo er gebot, außer andern, namentlich Lorca, Mula und Alhama, empört. Als er ſich von da aus mit dem Könige von Granada verbunden hatte, ließ er ſich zu großen Ausſchweifungen wider die Unterthanen des Königs verleiten, um ehrloſen Leuten, die ſich zu ihm gerottet, den Unterhalt zu verſchaffen. Von den Muhammedanern verſtärkt, hatte er Molina, Lebrilla und andere Plätze geplündert. Als er in Cinza eindrang, begnügte er ſich nicht mit der Ausplünderung dieſes Ortes, ſondern legte mehr als 1000 Perſonen beiderlei Geſchlechts, und unter Andern 200 Jungfrauen, in Feſſeln, führte ſie nach Granada und verkaufte ſie an die Muhammedaner. Der König und ſein Sohn Heinrich hatten ihn ermahnen laſſen, zu ſeiner Pflicht zurückzukehren, und ihn mit ſchwerer Züchtigung bedroht, wenn er mit ſeinen Unordnungen fortfahren würde. Aber der von Muhammedanern unterſtützte Fajardo bekümmerte ſich wenig um jene Drohungen, ſondern ſetzte ſeine Grauſamkeiten fort [3]). König Heinrich verlor im J. 1457 die Geduld, und befahl dem Seneſchal Don Pedro Fajardo und dem Diego Portocarrero, Corregidor von Murcien, in ſeinem Namen mit allen Kriegsvölkern dieſes Königreichs alle Plätze und Feſtungen, welche Alfonſo gewaltſam an ſich gebracht, wieder einzunehmen. Der Seneſchal und der Corregidor vollzogen des Königs Befehl, und da die Rede davon war, daß ein ſo gefährlicher Feind bekriegt werden ſollte, beeilten ſich Viele, ſich unter die Fahnen ihres Oberherrn zu ſtellen. Man rückte alſo mit einem ſtarken Heerhaufen ins Feld, griff den 24. Juni Albaceta an, eroberte dieſen Platz mit ſtürmender Hand, hieb die darin befindlichen Muhammedaner nieder und führte alle Einwohner mit ſich fort. Alfonſo, durch dieſes ihm drohende Ungewitter in Schrecken geſetzt, wandte ſich mit dem Geſuche um Verſtärkung an den König von Granada, und lud Don Rodrigo Manrique und Don Johann d'Ayla ein, ihm Beiſtand zu leiſten. Hierdurch brachte er eine große Anzahl Soldaten zuſammen, und richtete ein Corps Kriegsvölker auf, welches dem des Seneſchals und des Corregidors von Murcien überlegen war. Dieſe fühlten ſich daher zu ſchwach, um ſich einen erwünſchten Fortgang verſprechen zu können, und ließen den König, welcher ſich zu Jaen befand, von ihren Umſtänden in Kenntniß ſetzen, damit er ihnen Hilfe ſende. Der König ſchickte den Gonſale Carillo mit 200 Lanzen zu ihnen. Als dieſer, durch Alcarez gehend, vernahm, daß eine Partei des Alfonſo in die Ebenen von Ripoar und Bogarra gezogen war und eine große Menge Vieh mit ſich fortführte, zog er dem Feinde alsbald nach, ſchlug ihn und jagte ihm die Beute wieder ab. Nachher zog er von Alcarez nach Murcien und vereinigte ſich mit den Truppen des Seneſchals und des Corregidors von Murcien. Nun gingen ſie insgeſammt nach Cieza, wo Alfonſo eine Beſatzung unterhielt, und nahmen dieſen Platz, bei deſſen Vertheidigung der Befehlshaber des Schloſſes verwundet ward, mit Sturm. Alle die entrinnen konnten, warfen ſich in das Schloß, capitulirten aber, da ſie alle Hoffnung auf zuziehenden Beiſtand aufgaben, und retteten ſo ihr Leben. Die Feſtung ward ſogleich geſchleift. Der Seneſchal Carillo und der Corregidor von Murcien unternahmen hierauf die Belagerung von Mula und Almana. Auf Befehl des Königs ſtieß zu ihnen Peter Manjarres mit 150 Lanzen. Nun ſchickten ſie ein Corps zur Verheerung der Felder von Lorca ab. Als dieſes ſich bis vor die Stadt wagte, thaten die Einwohner derſelben einen Ausfall, und es begann ein Gefecht. Die Feldoberſten des Königs ſchickten zur Unterſtützung ihrer Leute friſche Kriegsvölker. Der Kampf, der nun blutig ward, endete damit, daß die Einwohner von Lorca geſchlagen wurden, ſich in die Stadt zogen und einige Chriſten und Muhammedaner als Gefangene zurückließen.

2) Hierzu findet man zu Ferreras (a. a. O. 7. Bd. S. 84. 85) bemerkt: „Ungeachtet man nicht zweifeln kann, daß nicht von ebendem Alfonſo Fajardo die Rede ſein ſollte, deſſen Ferreras unter dem J. 1450 gedacht hat, ſo würde man ihn doch, ohne die Gleichheit der Thaten, nicht erkennen, weil ihn Ferreras hier einen Oheim des Großſeneſchal von Murcien, Don Pedro Fajardo (nennt), dort aber blos für einen Vetter ausgibt, und bei erſterer Gelegenheit ihn als einen Bewahrer von Lorca für den Seneſchal, ſeinen Vetter, hier aber als Lieutenant ſeines Bruders vorſtellt. Wenn dieſe Widerſprüche nicht daher rühren, daß er verſchiedenen Wegweiſern gefolgt, welche dieſer Punkte halben, worauf er ſelbſt nicht Acht gehabt, leicht mit einander uneinig ſein können, ſo weiß ich nicht, woher ſolche veranlaßt ſein können.

3) Hierzu iſt zu Ferreras (a. a. O. 7. Bd. S. 85) angemerkt: „Wenn man die Muthmaßung annimmt, die ich in meiner erſten Anmerkung unter dem J. 1452 angeführt habe, muß man glauben, daß Alfonſo Fajardo bereits zu ſeiner Schuldigkeit zurückgekehrt, ſich aber aufs Neue ſeinen Ausſchweifungen auf Antrieb ſeines zur Unruhe geneigten Gemüthes überlaſſen habe."

Bei dieſem Einfalle nahmen die Feldoberſten des Königs eine Menge Vieh weg, und Gonſale Carillo ſchenkte allen gefangenen Chriſten die Freiheit, nachdem er ſie hatte ſchwören laſſen, die Waffen nicht für Alfonſo Fajardo, noch wider den König zu führen. Der Aufrührer Fajardo, von den überall erlittenen Verluſten geſchreckt, erbat ſich von dem Könige von Granada einige Kriegsvölker, indem er ihm eine Summe Geldes verhieß, zu deren Sicherheit er ihm zwei ſeiner Söhne als Geiſeln ſandte. Durch die Zuſendung von 1500 Mann Fußvolk und 500 Reitern durch dieſen Muhammedaniſchen Fürſten, ſowie die Ankunft von 500 Pferden, mit welchen Don Garcias Manrique und Johann d'Ayala noch außerdem zu ihm ſtießen, ward Alfonſo nun wieder ſo ermuthigt, daß er mit ſeiner ganzen Macht in Murcien eindrang. Den beſten Theil ſeiner Truppen legte er in einen Hinterhalt; dem übrigen befahl er, das Land zu durchſtreifen und alles Rindvieh und Pferde, Maulthiere und anderes Vieh, welches ſie antreffen würden, todtzuſchlagen. Dieſes ward auch pünktlich ausgerichtet. Bei Vernehmung dieſer Feindſeligkeiten zogen die Feldoberſten des Königs mit ihrer Mannſchaft nach Molina gegen Fajardo, und obſchon ihnen von ihren Kundſchaftern hinterbracht wurde, daß ihnen die Feinde an der Zahl überlegen wären, kamen ſie doch, den Feind anzugreifen. Bei der einen der beiden Schwadronen, welche ſie zu dieſem Endzwecke bildeten, befanden ſich der Seneſchal Fajardo, der Corregidor von Murcien und Martin de Loſa mit ihren, drei Compagnien ausmachenden, Kriegsvölkern, und bei der andern Don Pedro Velez de Guevara, Gonſale Carillo und Pedro Calvillo, Herr von Cotillar, die ebenſo geordnet waren. Um diejenigen, die es nöthig haben würden, zu unterſtützen, poſtirte man an einem gewiſſen Orte den Komthur Alfonſo de Liſon. Man drang nun auf die Kriegsvölker Alfonſo's mit ſolcher Lebhaftigkeit ein, daß dieſelben bald in die Flucht geſchlagen wurden. Viele von denen, welche die Flucht ergriffen, wandten ſich an die Seite hin, wo der Komthur Alfonſo de Liſon mit ſeinem Corps ſtand, und wurden ſämmtlich gefangen. Die andern wurden von der Reiterei des Königs weiter als vier Meilen Wegs verfolgt. Von dieſer Niederlage (den 4. Oct. 1457) benachrichtigt, entſchloß ſich Ludwig d'el-Caſtillo, welcher zu Alhama für Alfonſo den Befehl führte, ſich mit ſeinem Oberherrn zu vertragen. Zu dieſem Endzwecke ließ er, weil er wußte, daß Alfonſo vorhatte, nach Alhama zu deſſen Vertheidigung Muhammedaniſche Kriegsvölker zu werfen, welches unfehlbar den Verluſt des ganzen umherliegenden Landes verurſacht haben würde, dem Gonſale Carillo unter der Hand ſagen, daß er Alhama belagern möchte; ſobald die förmlichen Auffoderungen an ihn würden ergangen ſein, werde er ihm den Platz ohne die geringſte andere Bedingung, als blos zu dem Dienſte Gottes und des Königs, übergeben. Als hierauf Gonſale Carillo dieſen Antrag dem Seneſchal und den andern Kriegsoberſten meldete, ſäumten ſie nicht, mit ihren Truppen Alhama einzuſchließen, und ließen d'el-Caſtillo auffodern, den Ort zu übergeben. Ohne Verzug that er dieſes ſeinem gegebenen Worte gemäß, und ward für dieſen Dienſt von dem Könige belohnt. Der Sohn Alfonſo's, Gomez Fajardo, Komthur von Socobos, hatte in dem von dieſer Komthurei abhängigen Orte Lietor eine ſtarke Anzahl chriſtlicher und Muhammedaniſcher Truppen, welche, indem ſie herumſtreiften, in den Gegenden von Alcarez abſcheuliche Unordnungen verübten, ſodaß drei Meilen in der Runde ſich Niemand auf den Weg machen durfte, ohne umgebracht oder gefangen zu werden. Zur Abhilfe dieſer Übel errichteten die Einwohner von Alcarez mit denen der benachbarten Plätze ein Truppencorps von 150 Reitern und 2000 Mann Fußvolk, belagerten mit ihm Lietor, foderten die in dieſem Platze befindlichen Feinde auf, ihn dem Könige zu übergeben, und verſprachen ihnen alle Sicherheit, daß ihnen kein Leid widerfahren ſollte. Aber die Leute in Alcarez gaben die Antwort, daß ſie nichts befürchteten, ſo lange Gott das Leben des Königs von Granada und des Alfonſo Fajardo und ſeines Sohnes, des Gomez Fajardo, erhielte. Nun griffen die Einwohner von Alcarez Alhama von allen Seiten ſo nachdrücklich an, daß viele der Vertheidiger deſſelben den Tod fanden, viele andere verwundet wurden und der Platz in ihre Gewalt kam. Die Plünderung deſſelben tröſtete die Sieger über das Blut, welches ihnen ſeine Einnahme koſtete. Ferdinand d'Eſpinoſa, der Befehlshaber von Lietor, verſchanzte ſich mit acht Mann in einer Scheune, verlangte zu capituliren, und erhielt für ſich und für die, die bei ihm waren, freien Abzug. Als die Einwohner von Alcarez Lietor in Beſitz hatten, nahmen ſie daſelbſt alle diejenigen, welche dem Tode entronnen waren, gefangen, und ließen dem Gomez Fajardo, welcher einige reiche und anſehnliche Einwohner von Socobos hatte in Verhaft nehmen laſſen, ankündigen, daß, wenn er ſie entlaſſen und ihnen Alles, was er ihnen abgenommen, wieder geben wollte, ſie auch die zu Lietor gemachten Gefangenen auf freien Fuß ſtellen wollten; im entgegengeſetzten Falle aber würden ſie dieſelben ſämmtlich aufhängen laſſen. Gomez Fajardo gab nun allen Gefangenen von Socobos und die Einwohner von Alcarez allen Verhafteten von Lietor die Freiheit. Die Einwohner von Alcarez ſchleiften die Mauern von Lietor an vielen Stellen und zündeten dieſen Platz an, und er blieb wüſte. Sie griffen hierauf Socobos an, fanden aber die Schwierigkeiten zu groß, den Ort einzunehmen, begnügten ſich daher mit Verheerung der Felder und Hinwegführung des Viehes und kehrten heim. Alfonſo, von den Feldherren des Königs ſo in die Enge getrieben, ließ im J. 1458 den König von Granada erſuchen, ihm mit ſo vielen Truppen, als er könnte, zu Hilfe zu kommen, und ſchickte ihm ſeine Gemahlin und eine von ſeinen Töchtern zu Geiſeln. Auch ſagte man, daß er dieſem Muhammedaniſchen Fürſten die Stadt Lorca mit allen ihren Einwohnern, ſowol männlichen, als weiblichen Geſchlechts, angeboten habe, wenn er ihm für jeden Kopf vier Güldenpiſtolen wolle zahlen laſſen. Aus dem Umſtande, daß Alfonſo ſeine Gemahlin und eine ſeiner Töchter nach Granada geſchickt hatte, ſchöpften die Einwohner von Lorca Argwohn, daß er ſie dem Könige von Granada zu überliefern vorhätte,

und da ſie zugleich Nachricht von dem Plane der Feldherren des Königs, ihre Felder zu verwüſten, erhielten, ſo faßten ſie den Entſchluß, Alfonſo gefangen zu nehmen, oder gar des Lebens zu berauben. Von dieſem Vorhaben gaben ſie dem Gonſale Carillo unter der Hand Nachricht, daß er zur Abwerfung des Joches des Tyrannen behilflich ſein möchte. Alfonſo, welcher von dieſer Unterhandlung einigen Verdacht ſchöpfte, wollte die vornehmſten Urheber dieſer Verſchwörung verhaften laſſen; aber bei dieſer Gelegenheit empörten ſich alle Einwohner, und riefen: „Es lebe der König von Caſtilien, und es ſterbe der Verräther Alfonſo Fajardo." Hierauf ſtrebten ſie, ihn gefangen zu nehmen, oder zu erſchlagen; aber er, ihren Händen entgehend, warf ſich in das Schloß. Dieſes ließen ſie den königlichen Feldherren ohne Verzug wiſſen, damit ſie eilen möchten, mit ihren Truppen die Stadt in Beſitz zu nehmen. Dem zufolge erſchienen der Seneſchal und der Corregidor von Murcien mit den Kriegsvölkern dieſer Stadt, und die andern Feldherren mit ihren Truppen in Lorca, und legten ſämmtlich einen Eid ab, nicht eher zurückzukehren, als bis das Schloß erobert ſei, und die Einwohner von Lorca machten ſich ebenfalls durch Eid verbindlich, dem Dienſte des Königs beſtändig ergeben zu bleiben. Um allen Zuzug von Hilfe, welche etwa dem mit 80 Mann im Schloſſe befindlichen Alfonſo zugeſchickt werden könnte, abzuſchneiden, ließen ſie alle Zugänge ſorgfältig bewachen. Die von ſeinen Leuten, welche er mit Briefen an ſeine Vertrauten ſandte, um ſie um Beiſtand zu bitten, wurden ſämmtlich von den königlichen Truppen angehalten und des Lebens beraubt. Während der Belagerung des Schloſſes von Lorca erhielten aber die Heerführer Nachricht, daß der König von Granada dem Alfonſo ein ſtarkes Corps Reiterei und Fußvolk zu Hilfe ſende. Bei der Berathung hierüber waren die Meiſten der Meinung, zu deſto beſſerer Vertheidigung der Stadt ſich in dieſelbe zu ziehen; Gonſale Carillo aber ſtellte vor, es würde Perſonen von ihrer Abkunft ſchimpflich ſein, ihre Stellung aus einem paniſchen Schrecken zu verlaſſen, und daß es weit beſſer ſein würde, dem Feinde, wenn man über ſeine Annäherung ſichere Nachricht hätte, entgegen zu gehen und ihn an dem, eine Meile von der Stadt ſich befindenden, Brunnenthurme anzugreifen. Dieſer Vorſchlag ward von Allen angenommen. Sie ließen daher dem zu Hellin ſtehenden Johann d'Ayala und dem Corregidor von Alcarez, Pedro von de Sylva, ſagen, daß ſie ihnen ſo viele Mannſchaft, als ſie könnten, zuführen ſollten, weil dieſes der Dienſt des Königs erfodere. Hierauf eilten Johann d'Ayala und Pedro de Sylva herbei. Bei einer neuen Berathſchlagung machte Johann de Haro, welcher nicht wollte, daß Alfonſo gänzlich zu Grunde gerichtet würde, den Vorſchlag, daß man ihn durch Capitulation annehmen möchte, wogegen aber die übrigen Anführer dafür ſtimmten, daß man die Feſtung angreifen und ſich des Aufrührers bemächtigen ſollte. Indeſſen die großen Schwierigkeiten dieſes Unternehmens und den großen Verluſt an Truppen, den ſie dabei erleiden würden, in Erwägung ziehend, willigten endlich doch Alle in die Capitulation, und zwar in folgende, daß Alfonſo die Feſtung ohne alle andere Bedingung, als daß er Leben und Freiheit, ſich hinzuwenden, wohin er wollte, behielte, übergeben ſollte. Außerdem verſprachen ihm der Seneſchal und die andern Heerführer, bei dem Könige ihr Äußerſtes anwenden zu wollen, um ihn nicht nur zur Verzeihung der begangenen Ausſchweifungen, ſondern auch zur Geſtattung einiger Gnadenbezeigungen zu vermögen. Johann d'Ayala und der Corregidor von Murcien ſandten für die Feſthaltung der Capitulation dem Alfonſo ihre Söhne als Geiſeln zu, und dieſer übergab die Feſtung von Lorca, ſowie alle andern umher gelegenen, und man brachte ihn mit ſeiner Mannſchaft nach Xiquena. Pedro Fajardo, Alfonſo's Sohn, welcher ſich Carabaca's bemeiſtert hatte, ängſtigte und quälte die Einwohner ſehr. Seiner Beläſtigungen endlich müde beſchloſſen ſie, ſich für den König zu erklären, und luden den Diego d'Aguayo ein, mit ſeinen Kriegstruppen herbeizueilen und die Stadt in Beſitz zu nehmen. Ohne Verzug begab ſich dieſer an der Spitze von 50 Reitern nach Carabara und wurde von den Einwohnern eingelaſſen. Pedro Fajardo, hiervon benachrichtigt, warf ſich in das Schloß und ward hier von den Einwohnern belagert, welche ihm ſo heftig zuſetzten, daß ſie die Feſtung zu untergraben ſuchten. Johann de Haro, welcher während dieſer Vorfälle anlangte, wollte verhindern, daß Pedro auf das Äußerſte gebracht würde. Bei dieſer Gelegenheit erhob ſich zwiſchen dem Johann d'Ayola und dem Diego d'Aguayo einiger Streit, durch den letzterer, welcher ſeinem Oheim Gonſale Carillo davon Nachricht gab, veranlaßt wurde, Carabaca mit ſeinen Kriegstruppen zu verlaſſen. Der König, an welchen man alles dieſes berichtete, verzieh dem Alfonſo, ließ ihm die beiden Städte, Carabaca und Cebellin, wiedergeben, und befahl endlich, daß die Feſtung von Lorca dem Johann Fernandez Gallindo, Komthur von Reyna, überliefert werden ſollte. So endete die Empörung des Alfonſo Fajardo [4]). (*Ferdinand Wachter.*)

FAJARDO (**Don Luis de F.** [**Faxardo, Fasciardo, Faisardo**, in welcher Namensform er auch bei den Geſchichtſchreibern vorkommt]), war ein ſpaniſcher Admiral, welcher ſich im Kriege gegen die Holländer auszeichnete. Um ſich wegen der Kauffahrteiſchiffe, welche Fajardo weggenommen, deren Bemannung er theils über Bord geworfen, theils aufgehängt, theils verbrannt hatte, zu rächen, ſandten im Anfange des Jahres 1606 die Stände der vereinigten Niederlande eine Flotte von 24 Schiffen unter dem Admiral-Lieutenant Wilhelm Hautain nach Spanien, daß er die weſtindiſchen Schiffe auffangen und den portugieſiſchen Schiffen, die nach Oſtindien ſegelfertig lagen, das Auslaufen verwehren ſollte. Hautain richtete jedoch nicht viel aus, und da er Mangel an Lebensmitteln litt, weil die Proviantſchiffe, die man ihm zuſchickte, durch widrige Winde aufgehalten wurden, kam er, ehe man es vermuthete, im Anfange des Sommers (1609) wieder nach Hauſe, und ließ nur ſechs oder ſieben Schiffe in den ſpaniſchen Gewäſſern, um ſie in beſtändiger Unruhe zu

4) Vergl. Ferreras a. a. O. 7. Bd. S. 84—89. 93—95.

erhalten. Don Fajardo bediente ſich dieſer Entfernung der niederländiſchen Flotte, und ging in die See mit 34 Gallionen, zu welchen noch acht andere von St. Lucar ſtießen, um die Schätze der Havanna abzuholen. Von dieſer Flotte geriethen dennoch den Holländern eine Pinaſſe und ein anderes Schiff, die ſich verſpätet hatten, in die Hände. Die vereinigten Staaten der Niederlande ließen alſobald den 1. Sept. 1606 den Admiral Hautain zum zweiten Male mit 19 Kriegsſchiffen und zwei Brigantinen unter Segel gehen, um wo möglich einen Theil der Silberflotte zu erobern, oder wenigſtens den König von Spanien dadurch zu nöthigen, daß er mit ſeiner großen Beſchwerde ebenfalls eine Flotte ausrüſtete. Als Hautain dem zufolge an den Küſten von Spanien kreuzte, ward er acht Gallionen gewahr, und verfolgte drei davon, welche an den Küſten herumſchweiften, von denen zwei ſcheitern mußten, und gänzlich zu Grunde gingen. Die dritte rettete ſich unter die Kanonen von Peniche, zwölf Meilen von Liſſabon. Die übrigen fünf, welche glücklich entgangen waren, liefen in den Tajo ein. Am 6. Oct. kam nicht weit von dem Vorgebirge St. Vincent Fajardo mit ſeiner Flotte von 9 Galeeren und 18 Gallionen. Hautain wollte, weil er nur 13 Kriegsſchiffe und eine Brigantine bei ſich hatte, indem die übrigen bei dem Vorgebirge von St. Vincent von ihm gekommen waren, nicht eher angreifen, als bis er ihnen den Wind abgewonnen hätte. Fajardo, von dem Vortheile des Windes begünſtigt, griff mit dem Admiralſchiffe und fünf anderen Gallionen den holländiſchen Viceadmiral oder Unteradmiral von Seeland, Reinier Klaasſohn, ſo unvermuthet an, daß dieſer in ein hitziges Gefecht gerathen war, ehe man wußte, daß man den Feind ſo nahe vor ſich hätte. Der Anblick dieſes Gefechtes und der gewaltig großen Gallionen verurſachte bei den Holländern ein ſolches Schrecken, daß ſie in einer Entfernung, wo kein Schuß ſie erreichen konnte, blieben und mit dem Anbruche der Nacht zurückwichen. Reinier Klaasſohn, dem Hautain ſich nicht getraute zu Hilfe zu kommen, um ſich nicht in ein allgemeines Gefecht, zu dem er ſich zu ſchwach fand, einzulaſſen, vertheidigte ſich doch zwei Tage mit ganz ungewöhnlicher Tapferkeit und Entſchloſſenheit, fügte den Spaniern großen Schaden zu, und keins der ſpaniſchen Schiffe wagte ſich ihm zu nähern, weil ſie fürchteten, zugleich mit ihm in die Luft zu fliegen. Endlich, als er ſein meiſtes Volk verloren hatte, ſeine Maſten über Bord waren und ſein Schiff auf allen Seiten leck geſchoſſen und er ganz und gar keine Hilfe zum Entſatze ſah, wurde auf ſeinen Antrag der einmüthige Entſchluß gefaßt, das Pulver anzuzünden, und das Schiff flog mit 60 Mann in die Luft. An dem Betragen des Admiral Hautain, welcher, nachdem ſeine ſämmtlichen andern Schiffe zu ihm geſtoßen waren, nach Hauſe zurückkehrte, tadelte man mit vollem Rechte, daß er den Viceadmiral hilflos gelaſſen. Die ganze ſpaniſche Silberflotte, welche die Schätze von zwei Jahren auf ſich hatte, und ungemein reich beladen war, lief in der Mitte des October zu St. Lucar glücklich ein, zu großer Freude des Königs, und mehr noch der Kaufleute, die ſeit vielen Jahren nicht ſo ſehr, als bisher, von Geld entblößt waren [1]). Unter den Anſtalten, welche König Philipp III. von Spanien wegen Austreibung der Moriſken oder Mauren aus Spanien traf, war eine, daß er im Juni 1609 dem Admiral der Galeeren, Don Luis de Fajardo, den Befehl ertheilte, mit einem Theile ſeiner Flotte unter dem Don Antonio de Oquendo die portugieſiſchen und andaluſiſchen Küſten bewahren zu laſſen, mit dem andern aber gegen die afrikaniſchen Küſten zu kreuzen, und vornehmlich den von Marſeille gebürtigen Seeräuber, Simon Danz, welcher bisher den ſpaniſchen Schiffen großen Schaden zugefügt und damals wieder mit einigen Schiffen von Algier in See gegangen war, aufzuſuchen. Fajardo eroberte ein, engliſchen und jüdiſchen Seeräubern gehöriges, Raubſchiff, und ſteckte bei Goeletta 23 tuneſiſche Schiffe in Brand. Ihnen kam der Oberbefehlshaber zu Tunis mit 20,000 Mauren von der Landſeite zu Hilfe, Fajardo aber ließ von ſeiner Flotte ſo heftig auf ſie feuern, daß einige Hundert auf dem Platze blieben. Bei ſeiner Rückfahrt aus dem Hafen bemächtigte er ſich noch zweier türkiſcher Schiffe. Hierauf kehrte er wieder nach den ſpaniſchen Küſten zurück. Als im J. 1610 Larache in Afrika in die Gewalt des Königs von Spanien kam, erbaute einige Zeit nachher Fajardo noch ein Fort gegen die Landſeite. Im J. 1611 nahm er mit ſeinen Galeeren bei dem Vorgebirge St. Vincent zwei Raubſchiffe, und nicht weit von dieſer Gegend zwei türkiſche, mit Kaufmannswaaren beladene, Schiffe weg. Der König von Spanien verwandte im J. 1614 große Summen auf die Ausrüſtungen einer Flotte gegen die Türken, welche in Conſtantinopel große Kriegsrüſtungen machten. Als aber dieſe ihre Waffen gegen die Perſer wandten, faßte der König von Spanien den Entſchluß, ſeine ausgerüſtete Flotte gegen die Seeräuber, welche zu Marmora auf den Küſten von Afrika zwiſchen Larache und Salee ſich feſtgeſetzt hatten, dem ſpaniſchen Handel unermeßlichen Schaden zufügten und die Küſten beunruhigten, zu verwenden, um dieſes Raubneſt wegnehmen zu laſſen. Die Ausführung dieſes Unternehmens trug er wieder dem Fajardo auf, Generalcapitain der Galeeren des mittelländiſchen Meeres. Die ſpaniſche Flotte, aus 20 Schiffen von der Linie und 79 anderen kleineren Fahrzeugen von verſchiedener Art beſtehend, die 6552 Soldaten, außer dem Schiffsvolke, am Bord hatte, ging den 1. Aug. 1614 aus dem Hafen von Cadix unter Segel, und ankerte am dritten eine Meile von Marmora. Von drei holländiſchen Schiffen unter Johann Enkerſen, welche Fajardo dort fand, und mit denen er nicht mehr im Kriege begriffen war, weil Spanien und die vereinigten Niederlande im J. 1608 einen Waffenſtillſtand auf zwölf Jahre mit einander geſchloſſen hatten, erfuhr er, daß 15 Raubſchiffe im Hafen lägen, und erſuchte den Befehlshaber

1) *De Thou*, Histoire Universelle. Liv. 136. T. 10. (à Basle 1742.) p. 113. 114. Bertram in der Fortſetzung der Allgem. Hiſtorie von Spanien, von Johann von Ferreras. 11. Bd. (Halle 1762.) S. 113. 114. Wagenaar, Allgem. Geſchichte der vereinigten Niederlande. 4. Th. (Leipzig 1760.) S. 205. 206.

der drei holländiſchen Schiffe um Beihilfe bei dieſer Eroberung. Aber Enkerſen wollte ſich hierzu nicht entſchließen, wiewol er verſicherte, daß er es bei jeder andern Gelegenheit gegen die Seeräuber thun würde. In derſelben Nacht noch näherte ſich der Admiral Vidacaval der Stadt Salee, und machte, um dem Feinde die wahre Abſicht zu verbergen, in dieſer Gegend einen blinden Lärm. Den Tag darauf ward ſchon der Entſchluß gefaßt, den Hafen anzugreifen; aber ein ſehr heftiger Sturm verhinderte dieſes, und die ſpaniſche Flotte konnte ſich deshalb glücklich preiſen, denn die Landung würde mit den größten Schwierigkeiten verbunden geweſen ſein, da die Mauren in dem Hafen drei Schiffe verſenkt und die Ufer mit Kanonen beſetzt hatten. Den 5. Aug., als der Sturm ſich gelegt, und da der Capitain Joſeph de Mena einen Weg gefunden hatte, den die Mauren entweder aus Unachtſamkeit, oder aus Unwiſſenheit nicht hinlänglich verwahrt hatten, ging die Landung der Truppen ohne Widerſtand von Statten, und Graf Eldena, der General der portugieſiſchen, und der Herzog von Fernandina, der General der ſpaniſchen Galeeren, richteten aus ihren Fahrzeugen ihr Geſchütz mit ſolcher Wirkſamkeit auf die anrückenden Mauren, daß dieſe ſo lange abgehalten wurden, bis ſich die Spanier in Schlachtordnung zu ſtellen vermochten. Die beiden Hauptleute, Don Ibarra und Don Aquila, erſtiegen ſofort eine nahe gelegene Schanze und richteten die drei darin befindlichen Stücke ſchweren Geſchützes gegen die Feinde. Zugleich machte Don Vidacaval auf der Seite von Salee einen Angriff. Unter dieſen Umſtänden zogen ſich die Mauren, nachdem ſie fünf von ihren Schiffen in Brand geſteckt hatten, gegen die Stadt zurück. Der übrigen zehn, mit Waaren aller Art beladene, Raubſchiffe bemeiſterte ſich der Herzog von Fernandina und der Graf von Elda des folgenden Tages, ſobald ſich die ſpaniſche Flotte des Hafens bemächtigt hatte. Den Seeräubern wollte man zwar freien Abzug geſtatten, ſie nahmen ihn aber nicht an, ſondern flüchteten zu den Mauren, wurden von dieſen beraubt und meiſtens erſchlagen. Hierauf verſchanzten ſich die ſpaniſchen Truppen auf den nahe gelegenen Höhen, um die Feſtung enger einzuſchließen, wurden an einem Tage von verſchiedenen Seiten her von den Mauren angegriffen, trieben ſie aber mit Verluſt zurück. Indeſſen verſtärkten ſich die Feinde wieder. Der Herzog von Medina Sidonia, hiervon benachrichtigt, ſandte dem Don Fajardo 2000 friſche Truppen aus Andaluſien zu Hilfe. Bei ihnen befanden ſich viele vornehme Herren und andere von Adel, die einen Feldzug gegen die Ungläubigen mitthun wollten. Hierauf griff der Oberſt Don Hieronymus Auguſtin die Mauren einige Male in ihrem Lager an und erlangte anſehnliche Vortheile über ſie; aber den 3. Dec. (1614) vertheidigten ſie ſich mit ſolcher Tapferkeit, daß er ſich zurückziehen mußte, obgleich ſie bei dieſem Gefechte ihren Anführer verloren. Endlich bemeiſterte ſich Don Fajardo der Feſtung, ſetzte Alles in guten Vertheidigungszuſtand, legte eine Beſatzung von 2000 Mann unter dem Oberſten Don Chriſtoval de Lechuga hinein, und kehrte den 23. Dec. mit ſeiner Flotte wieder nach Hauſe, verlor jedoch unterwegs ein Schiff und eine Galeere, auf welchen ſein meiſtes Gepäck befindlich war [2]).

(*Ferdinand Wachter.*)

FAKIR, aus dem Arabiſchen ſtammende Benennung der Büßenden in Indien und den benachbarten Ländern. Der Name bedeutet Arme, wird aber in Perſien und der Türkei auch für Prieſter und Derwiſche gebraucht. Nach der uralten Religionslehre der Hindus waren die menſchlichen Seelen die einſt im Himmel gefallenen Geiſter und der Leib der Kerker, in welchen ſie zu ihrer Beſſerung eingeſchloſſen wurden. Es ward daher für eine beſondere Heiligkeit gehalten, allen Freuden des Lebens zu entſagen, die Sinnlichkeit zu tödten, ſich in die Einſamkeit zurückzuziehen und durch Kaſteiungen aller Art ſich den Beifall Gottes und die Seligkeit zu erwerben. Wo ſolche Ideen einmal für fromme und pflichtgemäße anerkannt wurden, konnte es an Übertreibungen nicht fehlen, und dieſe findet man auch ſchon in den älteſten Zeiten, wenn auch weniger allgemein, als in ſpätern. Vornehmlich waren es die drei höheren Kaſten der Hindus, und unter dieſen beſonders die Brahmanen, welche ſich zu ſolchen Büßungen entſchloſſen. In den älteſten Zeiten wurde ein ſolcher Entſchluß gewöhnlich auf den Antrieb wirklicher Frömmigkeit gefaßt. Auch jetzt kommen noch Beiſpiele der Art vor, beſonders unter den wirklichen Hindus; aber in den meiſten Fällen liegt unter der Maske affectirter Demuth und Büßung ein grenzenloſer Stolz und die Sucht, vom Pöbel vergöttert zu werden, verborgen. Dies iſt vorzüglich bei den Scharen wandernder, meiſtens aus Vagabunden und Ehrloſen beſtehenden, Bettelmönchen, die man eigentlich Fakiren nennt, der Fall. Aus Liſt und Schlauheit legen ſie das Gelübde der Armuth ab, und leben dem Scheine nach blos von Almoſen, während ſie in ihren Schlupfwinkeln Schätze aufhäufen. Auch in ältern Zeiten ſchon mögen Betrüger der Art vorgekommen ſein; denn Strabo unterſcheidet bereits ſolche Taugenichtſe von den geachteten, an beſtimmten Plätzen lebenden, Büßern. Dem berühmten Aurengzeb wurde einſt verrathen, daß die Fakire von Dekan unter ihren Lumpen Gold und Juwelen verborgen trügen. Er ließ ſie nach der Hauptſtadt zu einem Gaſtmahle einladen, und machte dann jedem ein Geſchenk mit einem neuen Kleide, weil es billig wäre, daß ſo fromme Leute auch anſtändig gekleidet erſchienen. Trotz alles Widerſtrebens mußten ſie den Tauſch vornehmen, und ſo kam ihre Heuchelei an den Tag. Dieſe Fakiren der jetzigen Zeit beſtehen aus den Hefen des Volkes und ſind häufig nicht Anhänger der Brahmareligion, ſondern Muhammedaner. Nach Tavernier (Reiſe II. S. 156) befanden ſich zu ſeiner Zeit 800,000 Muhammedaniſche und 1,200,000 indiſche Fakire in Oſtindien; alſo war das Verhältniß wie 2 zu 3. Papi in ſeinen Briefen (S. 213) bemerkt, daß es vornehmlich Muhammedaner, nicht Brahmanen ſind, welche ſich der größten Narrheiten ſchuldig machen. Dergleichen Vagabunden werden beſonders dann gefährlich, wenn ſie in großen Maſſen von Mekka

2) Bertram a. a. O. S. 156. 174. 185. 202. 203.

kommen; denn in ihrer Schwärmerei halten ſie den Mord eines Chriſten oder Hindu für ein verdienſtliches Werk, durch das ſie unmittelbar ins Paradies zu gelangen hoffen. Der Anblick eines ſolchen iſt oft höchſt ekelhaft. „Stellen Sie ſich," ſagt Papi, „einen Wahnſinnigen vor, der das Geſicht und den ganzen Leib, welcher völlig nackt und bloß iſt, bis auf einen kleinen Beutel um die Schamtheile, über und über mit einem weißen Pulver (die Fakire nämlich mit Kuhmiſtaſche) beſtreuet hat, deſſen verworrene, nie durchgekämmte Haare, wie die Schlangen am Haupte Megären's, in hundert dicht verſchlungenen Büſcheln emporſtehen, der von Zeit zu Zeit fürchterlich brüllt, ſich wie ein Beſeſſener geberdet, mit großen, feſten Schritten einhergeht, alle Scheu und Scham gänzlich bei Seite ſetzt und ſeine feuerrothen Augen furchtbar im Kopfe herumrollt: ſo erblicken Sie in der Perſon dieſes ekelhaften und ſchmutzigen Narren das leibhafte Bild eines Fakirs. Nicht ſelten ſah ich einige von ihnen rücklings, völlig bewegungslos und mit zugedrückten Augen auf offener Straße liegen, wenngleich die Sonne noch ſo heiß ſchien und der Sand unter ihnen völlig durchglüht war. In dieſer Lage brummten ſie einen oder andern Geſang durch die Zähne und ſtellten ſich, als ob ſie, ganz in himmliſchen Betrachtungen vertieft, die Vorübergehenden gar nicht bemerkten; mittlerweile aber blinzelten ſie ſorgfältig umher, ob ihnen nicht vielleicht Jemand etwas zuwerfe." — Über die eigentlichen, meiſtens aus Hindus beſtehenden, Büßer (Tapasvinas) berichtet Papi (S. 211): „Einige dieſer Fanatiker bringen ihre ganze Lebenszeit in einem eiſernen Käfig zu, andere behängen ſich mit ſchweren Ketten, noch andere ballen die Fäuſte zuſammen und machen ſie nie wieder auf, ſodaß ihnen die Nägel durch die Hände wachſen und auf der andern Seite hervorſtehen. Andere heben beide Arme in die Höhe, faſſen einen Baumzweig und laſſen ſie ſo lange in dieſer Stellung, bis ſie unbeweglich ſtehen bleiben und ſo ſteif werden, wie ein Paar verdorrte Äſte. Andere befeſtigen eine lange und ſchwere Kette an die Schamtheile und ſchleppen ſie auf der Straße hinter ſich her. Andere ſtehen die ganze Zeit auf einem Beine und lehnen ſich nur des Nachts an ein ausgeſpanntes Seil; andere drehen den Kopf beſtändig nach der einen Seite und behalten dieſe Stellung ſo lange, bis ſie ihn nie wieder umdrehen können. Einer von dieſen Schwärmern maß den Weg von Benares bis Jagarnatha, indem er ſich der Länge nach auf die Erde warf, dann aufſtand und wieder niederfiel. Ein anderer wälzte ſich Tag vor Tag um den Felſen herum, auf welchem die Feſtung Trichinapali liegt, und der beinahe eine Meile im Umfange hat." Noch andere Bemerkungen liefert uns der Miſſionar Gerike (Aſiat. Originalſchr. 1. Bd. S. 460), der 1774 einer Pilgerfahrt nach einem dem Schiwa heiligen Berge und der heiligen Stadt Tirunamalei auf der Küſte Koromandel beſchreibt. Auf beiden Seiten des Weges und auf demſelben ſah man eine Menge Heiliger und Büßer, welche um Almoſen baten und ſie auch erhielten, denn eine ſolche Gabe öffnete unmittelbar den Himmel. Einige dieſer Heiligen ſaßen und ſangen die Geſchichten der Götter; andere ſtanden und die herabhängenden Haare lagen um ihre Füße herum, der ganze Körper war mit Kuhmiſtaſche beſtreut; noch andere lagen nackt auf einem Bette von Dornen, oder hatten den ganzen Körper mit Erde bedeckt; bei Einigen von dieſen war über dem Munde eine Öffnung gelaſſen, durch die ſie um Almoſen bettelten; andere waren ſo ganz mit Erde bedeckt, daß man nicht wahrnehmen konnte, wie ſie Athem holten; auf dem Erdhaufen ſtand das Almoſenbecken. Einige hatten zwiſchen Bäumen einen Strick befeſtigt, auf dem ſie lagen; das Almoſenbecken ſtand unter ihnen. Manche ſtanden mitten im Wege auf Kopf und Händen; Einige tanzten herum und hatten unter dem rechten Arme einen brennenden Docht, ſo groß und geformt, wie ein Zuckerhut, den ſie aus einem Gefäße in der andern Hand von Zeit zu Zeit mit Öl befeuchteten. Vor einer Pagode hingen an den Bäumen 17 aus Bambus geflochtene Wiegen für unfruchtbare Weiber, um dieſelben zu bewegen und fruchtbar zu werden. Abraham Roger ſah 1640 einen Brahman, der ſeinen beſtändigen Aufenthalt in einem kleinen Tempel der Parwati, in der Nähe eines großen Schiwatempels, hatte. Er legte ſich niemals nieder, ſondern ſaß Tag und Nacht mit untergeſchlagenen Beinen, nahm an nichts Theil und murmelte unaufhörlich die tauſend Namen des Schiwa, kränzte auch deſſen Bild, das er neben ſich ſtehen hatte, immer mit friſchen Blumen, unterhielt vor demſelben ein brennendes Licht und zündete Weihrauch an. War dies geſchehen, ſo richtete er ſich auf, ſtand aber auf dem Kopfe und ſtreckte die Füße gerade in die Höhe. So ſtand er bewegungslos, ſein Gebet an Schiwa verrichtend, ſo lange, daß Roger die Möglichkeit nicht begreifen konnte. Dann ging er aus dem Tempel, ſteckte zwei Bambusſtangen in die Erde und befeſtigte eine dritte darüber in Form eines Galgens, an derſelben waren zwei Schlingen von Stricken. Unter dieſem Galgen war eine viereckige Grube, daneben zwei Haufen trockenes Holz. Nun zündete er in der Grube ein Feuer an, umwanderte es ehrerbietig drei Mal, kletterte dann auf den Bambus, ſteckte die Füße in die Schlingen und hing nun mit dem Kopfe gerade in die Flammen herab. Er ſchwenkte ſich aber unaufhörlich hin und her, während er ſelbſt mit immer zugeworfenem friſchem Holze, das er mit den Händen erreichen konnte, das Feuer unterhielt. Nach einer halben Stunde kroch er an den Stricken in die Höhe, löſte die Schlingen auf, ſtieg herab, ging drei Mal um das Feuer und in den Tempel zurück, wo er die vorige Stelle einnahm. So brachte er ſein ganzes Leben zu und genoß nur Milch und einige Früchte. — In Ive's Reiſen nach Indien (I. S. 57) wird ein ähnliches Beiſpiel erzählt. Ein Büßer bei Madras hatte 1771 die Schlingen an den Zweigen eines Baumes befeſtigt, durch welche er die Füße bis ans Knie ſteckte, und ſo über einem 18 Ellen im Umfange haltenden Feuer ſchwebte, ſodaß ſein Kopf beim Hin- und Herſchwenken innerhalb der Flammen bleiben mußte. Er hing dabei ſo niedrig, daß er mit den Händen den Holzhaufen erreichen und das Feuer unterhalten konnte, das er überdies durch Zugießen gereinigter Bu-

ter verſtärkte. Dieſe Marter hielt er alle Morgen 2—3 Stunden aus. — Mehre verbinden mit ihren Büßungen auch zugleich weite Wanderungen. So weiß man von einem Hindu, Namens Purana Puri, der im 19. Jahre das älterliche Haus verließ, ſich dem Einſiedlerleben widmete und die Buße Urdbhahn wählte, die darin beſteht, daß die Arme gerade in die Höhe gehoben und dann die Hände frei über dem Kopfe in einander geſchloſſen werden, in welcher Stellung ſie Tag und Nacht bleiben müſſen. Nur unter vielen Schmerzen konnte er ſich dazu gewöhnen, aber endlich ſiegte ſeine Ausdauer, und nun trat er, von einigen Schülern begleitet, in dieſer Stellung ſeine Bußfahrt an, auf welcher ihn 1792 der Engländer Dunkan zu Benares kennen lernte. Er beſuchte alle heiligen Stätten der Halbinſel und auch Ceylon, ging dann wieder durch Indien zurück über den Indus nach Kabul, von da durch Perſien und Armenien nach Aſtrachan und bis Moskau, dann aber wieder zurück durch Tibet nach Benares. Die Arme waren ganz vertrocknet, zuſammengeſchrumpft und ohne Leben; doch hoffte er, ihren Gebrauch wieder zu erhalten, wenn ſeine Bußzeit verfloſſen wäre. Ein anderer war ein Brahman, der ſchon im Alter von zehn Jahren ſich der Betrachtung und Buße widmete. Er lag zehn Jahre lang auf Dornen und Steinen, aber jetzt drangen ſeine Verwandten darauf, daß er die Buße unterbrechen und heirathen ſollte. Im Alter von 22 Jahren legte er das Gelübde ab, zu pilgern, und verließ die Heimath. Die Bußfahrt ging durch Butan und Tibet bis an die Grenze von China, dann wieder weſtlich nach Kaſchmir. Hier blieb er eine Zeit lang, um der Andacht und den Studien obzuliegen. Dann wanderte er weiter weſtlich und kam in die durch ihre brennenden Naphthaquellen bekannte Gegend von Baku am Kaukaſus. Nun begann wieder der Rückweg. Er kam in ein Land, wo ein Radſcha Bhenda Sing herrſchte. Hier ſchloß er ſich in eine Höhle ein, um zwölf Jahre darin zu büßen. Während des erſten Winters ließ er vier Monate lang Tag und Nacht Waſſer auf ſeinen Kopf tröpfeln. Nach einem Jahre öffnete der Radſcha die Höhle mit Gewalt, um ihn an der Fortſetzung der Buße zu hindern. Nun drohte ihm der Büßer mit ſeinem Fluche, wenn er ihm nicht ein Ser-ſedſcha, d. h. ein hölzernes, ganz mit ſpitzen Nägeln wie eine Hechel beſetztes Bett, gäbe. Auf dieſes legte er ſich nackt, um die Hüften nur ein kleines Tuch gewunden und eine Art Turban auf dem Kopfe. So auf dem Nagelbette liegend und von ſeinen Schülern getragen, machte er die ungeheuerſten Pilgerfahrten, beſuchte alle heiligen Örter Indiens, ſchiffte ſich nach Arabien ein und gelangte endlich nach Benares, wo Dunkan ihn auch kennen lernte. Auf dem Nagelbette hatte er 35 Jahre lang ununterbrochen gelegen. — An heiligen Örtern, beſonders denen am Ganges und zur Zeit großer Götterfeſte, ſteigt die Zahl der Pilger und Büßenden oft ins Ungeheure. In Hurdwar am Ganges zählte man im J. 1796 nicht weniger als 2½ Millionen, wozu freilich viel mit beitragen mochte, daß zu der Zeit (im Frühlinge) bei dem Städtchen zugleich eine große Meſſe gehalten wird.

Daß viele der genannten Bußübungen ſchon in den älteſten Zeiten ſtattfanden, lehrt uns die alte indiſche Literatur. Schon im Ramayana erſcheinen Büßer, die mit erhobenen Armen ſtehen, zwiſchen vier Feuern ſitzen, während die Sonne, als das fünfte, von oben brennt, den Winter über in kaltem Waſſer liegen, auf den Spitzen der Zehe ſtehen, von Waſſer und verdorrtem Laube leben. Manche umkleideten ſich mit Baumrinde, oder hatten, wie es in der Sakontala heißt, den Körper mit Ameiſenhaufen bedeckt, während ſtachelige Schlingpflanzen den Nacken umgaben und verwundeten, Vögel ihre Neſter um die Schultern herum anlegten. Das Alles floß aus dem Glauben, nur durch ſtrenge Ertödtung jeder Art von Sinnlichkeit den Himmel zu verdienen. Dem Brahmanen waren darüber beſtimmte Vorſchriften gegeben. Mit dem dritten Jahre beginnt bei dem Knaben die erſte Weihe durch Abſcheerung des Haupthaares, eine Locke mitten auf dem Scheitel ausgenommen. Im fünften oder achten Jahre, ſpäteſtens im 16., empfängt er die Unterſcheidungszeichen ſeiner Kaſte. Er heißt nun *Brahmarſchari*, Schüler, empfängt einen zweiten geiſtlichen Vater, den Guru oder Lehrer, und eine geiſtige (ſymboliſche) Mutter, die *Gayatri* (ſ. d. Art.), obgleich ſeine Pflichten gegen die leiblichen Ältern dieſelben bleiben. Jetzt iſt er ein zwei Mal Geborener. Die geiſtige Geburt, oder das, was ihm der Guru durch die göttliche Mutter Gayatri (die Religion) mittheilt, iſt aber die weit vorzüglichere, die eigentlich wahre Geburt. Das ganze Leben wird nun ſo eingerichtet, daß er ganz von der Welt abgezogen und zu dem ſteten Studium der Vedas und der religiöſen Gebräuche hingeleitet wird. Sind alle hierher gehörigen Studien vollendet, ſo wird er zum dritten Male geboren, und iſt nun ein wahrer Wiedergeborener. Jetzt kann er, wenn er will, in den Stand des Hausvaters übergehen, Kinder zeugen und bürgerliche Geſchäfte treiben. Sind auch dieſe neuen Pflichten erfüllt, ſo kann er ſein Hausweſen ſeinem Sohne übergeben, und nur noch durch Rath und Schiedsrichteramt auf daſſelbe einwirken. Tritt aber nun die Altersſchwäche ein, wird ſein Haar grau, ſo ſoll er zur dritten Station übergehen, ſein Haus verlaſſen und im Walde als Einſiedler leben. Dies iſt der Stand der *Vanapraſten*. Jetzt müſſen ihm alle Bequemlichkeiten fremd ſein; er darf nichts Gekochtes, ſondern nur grüne Kräuter, Wurzeln und Waldfrüchte genießen; alle Noth und Schmerzen muß er geduldig ertragen, die heiligen Gebräuche ſorgfältig beobachten, die Sinnlichkeit durch Kaſteiungen und Selbſtmartern vollkommen ertödten, ſich gewöhnen, immer weniger Nahrungsmittel zu ſich zu nehmen und faſt blos von Waſſer und Luft zu leben. Hat ſein Körper dies Alles ausgehalten, ſo geht er in den vierten Stand über und wird *Sanyaſſi*. Das Geſetz betrachtet ihn nun als bürgerlich todt. Er verläßt ſeine Einſiedlerhütte, iſt über alle religiöſen Gebräuche erhaben, die er nicht mehr zu vollziehen braucht, wirft ſeine Kleider von ſich, geht nackt, oder bedeckt ſich mit Lumpen, wandert mit einer irdenen Waſſerflaſche und einem irdenen Teller umher und empfängt darauf ſeine Speiſe, ohne darum zu bitten, oder

dafür zu danken, hält im Gehen ſeinen Blick ſtets auf den Boden gerichtet, und gibt wohl Acht, daß ſein Fuß nichts Lebendes zertrete. Will er nicht wandern, ſo läßt er ſich unter einem Baume oder am Wege auf immer nieder und läßt ſich von den Vorübergehenden ernähren, bis er ſtirbt. Die Sanyaſſis (d. h. ſolche, die Alles verlaſſen haben) führen auch den Namen Bikſchu (um Almoſen Bittende) oder Jogui (die mit Gott Vereinigten, nur der Andacht Lebenden). Die ſittlichen Verpflichtungen, welche den Vanapraſten und Sanyaſſis vorgeſchrieben werden, ſind: immer die Wahrheit zu reden und zu denken, nichts zu veruntreuen oder zu entwenden, die ſtrengſte Keuſchheit zu beobachten, überhaupt im Innern ſich der höchſten Reinheit zu befleißigen, in beſtändiger Buße und Betrachtung der Gottheit zu leben. So, nichts mehr wünſchend, hoffend oder fürchtend, erlangt der Sanyaſſi die vollkommenſte Ruhe in Gott. Er wünſcht weder den Tod, noch bittet er um ſein Leben. Seine eigene Seele iſt ſein einziger Geſellſchafter. Sein ganzes Denken iſt auf religiöſe Gegenſtände gerichtet, auf die durch den Abfall von Gott veranlaßten Wanderungen der Seelen, auf den Hinabſturz der abgefallenen Geiſter in die ewige Finſterniß, auf die Qualen, die ſie daſelbſt erleiden mußten, auf die Todesangſt der Seele, wenn ſie den Körper verläßt, auf die unvergängliche Seligkeit der Guten, insbeſondere aber auf das höchſte und vollkommenſte Weſen. Durch dieſes ſtete Denken und Betrachten zerſtört er jeden Keim der Sünde, wird vollkommener Herr ſeiner ſelbſt, und ſeine Seele kann einſt freudig die irdiſche Hülle verlaſſen; denn ſie bedarf nun keiner Wiedergeburt mehr, ſondern wird unmittelbar mit dem göttlichen Weſen vereinigt. Darum werden ſie auch bei ihrem Tode nicht betrauert. Man begräbt ſie ſitzend, mit eingebogenen Händen und Füßen, in einer mit Salz angefüllten Grube. Der Kopf wird mit einer Kokosnuß zerſchlagen und Theile des Gehirns werden als Reliquien unter die Umſtehenden vertheilt.

Überſchreitungen des Menſchlichen, wie ſie in ſpätern Zeiten ſo häufig geſchahen, ſcheinen in den älteſten doch nur einzeln vorzukommen, und Schilderungen der Dichter mögen auch durch ihre Phantaſie übertreiben. In einem Klima, wie das indiſche, konnte ein Mann, der ſeine Bürger- und Vaterpflichten erfüllt zu haben glaubte, leicht auf den Gedanken kommen, ſein Alter ausſchließend der Betrachtung göttlicher Dinge zu widmen, allem Irdiſchen zu entſagen und entfernt vom Getümmel der Welt in die Einſamkeit zu gehen. Die ſpätern Kaſteiungen waren nicht nothwendig damit verbunden. So wird im Ramayana das Einſiedlerleben der Vanapraſten oft mit lieblichen Farben geſchildert. In der Einöde, heißt es daſelbſt, erblickte der König ein wohl eingerichtetes Bußhaus in der anmuthigſten Umgebung. Ein ewiger Frühling und die herrlichſte Bläue des Himmels verbreitete ſich über die Landſchaft, die ſchönſten Blumen erfüllten die Luft mit Wohlgerüchen; das Geſumme der Käfer und Cicaden, die mit funkelnden Flügeln umherſchwirrten, glich faſt dem Tönen melodiſcher Lieder. Im Innern des Hauſes wohnten Vanapraſten und Munis. Rein an Geiſt und Sinn von aller Befleckung, ſind ſie in Gedanken unabläſſig mit Gott beſchäftigt. Bald preiſen ſie, unter einander wetteifernd, in ſanften, reinen Tönen den Ewigen, bald ſammeln ſie ſchweigend aus den heiligen Büchern den Samen wahrer Weisheit, bald beſprechen ſie ſich über das Göttliche und die Tugend. Die Nacht durchwachen ſie abwechſelnd, unabläſſig ſinnend auf den einzigen Weg zum Himmel. Ein ſolches idylliſches Leben führt auch der Einſiedler Kanna in der Sakontala. Vereinigt mit mehren Schülern und ſeiner geliebten Pflegetochter widmet er ſich der genauen Erfüllung ſeiner religiöſen Pflichten, der Pflege der Pflanzen und Thiere, und der Gaſtfreundſchaft gegen Fremde. Die Harmloſigkeit der Bewohner, ihre reine Liebe zu allen Mitgeſchöpfen erkannte man an der Zutraulichkeit der Waldthiere, die keine Scheu vor Menſchen kannten. Sakontala weint, als ſie ihre geliebten Rehe und Antilopen verlaſſen ſoll. Mit beſonderer Sorgfalt werden die Pflanzen gepflegt. Rund um dieſelben ſind Kanäle gezogen, die jeden Morgen mit Waſſer gefüllt werden, um den Wurzeln ſtets Nahrung zu reichen. Mit der Pflanzenpflege waren in ſolchen Einſiedeleien beſonders die Mädchen beſchäftigt. Ihr zartes Gefühl erblickt in dieſen Kindern der Natur die Wohnungen von Nymphen, deren Schutz und Liebe jene Pflege ihnen erwirbt. Von dieſen Nymphen wird Sakontala vor ihrer Abreiſe reichlich beſchenkt mit köſtlichen Kleidern, Salben und glänzendem Schmuck, unſichtbare Stimmen ſpenden ihr die freundlichſten Glückwünſche. Wie rührend iſt es, wenn ſie beim Abſchiede ihre Lieblingspflanze, eine blühende Madhawiſtaude, umarmt und ihr das zärtlichſte Lebewohl ſagt. Waren auch im Alterthume nicht alle Einſiedlerwohnungen ſo idylliſch, muß man auch Vieles als reinen Dichterſchmuck anſehen, ſo ſpricht doch ſchon der harmloſe Charakter des Volkes dafür, daß es nicht an wirklichen Beiſpielen gefehlt hat, die den Idealen der Poeſie wenigſtens im Ganzen entſprachen. *(Richter.)*

FALABA, Hauptort der Sulimas, eines Negerſtammes, der auf dem Hochplateau von Sierra Leone wohnt. Die Zahl der Bewohner wird auf 6000 geſchätzt. *(Daniel.)*

FALACER, ein faſt ganz unbekannter italiſcher Heros, bei *Varro* LL. XXXII. unter dem Namen Divus, Pater Falacer. *(Richter.)*

FALACRINUM, Itin. *Anton.*, Falacrinae, Peutinger'ſche Tafel, Falacrine oder Phalacrine — *Sueton.* Vesp. II. war ein mäßiger Flecken im ſabiniſchen Gebiete, und zwar im Gebirge des Apenninus unweit Amiternum, wo der Kaiſer Veſpaſianus geboren wurde. *(L. Zander.)*

FALAË. Scheint urſprünglich jede Erhöhung oder Warte bezeichnet zu haben und aus dem Griechiſchen übertragen zu ſein, indem wir allerdings bei Heſychius (II. p. 1490) finden: *φάλαι· ὄρη, σκοπιαί*, und daher auch Döderlein (Synonymik der latein. Sprache. VI. S. 120) aus Stalder Bol hierherzieht, d. h. ein Haus auf einer Anhöhe. Ebendeshalb haben auch Einige *phalae* (wie *phalaricae*) ſchreiben wollen, was jedoch die

Handſchriften in den Stellen, in welchen das Wort vorkommt, nicht beſtätigen. Zunächſt finden wir den Ausdruck im Kriegs- oder vielmehr Belagerungsweſen der Alten gebraucht, als Bezeichnung hölzerner Thürme, die zur Vertheidigung eines Orts auf der Umkreiſung angebracht waren, um von hier aus Geſchoſſe auf die Angreifenden herabzuſchleudern. Daher die Erklärung durch *turres ligneae*, die wir an zwei Stellen des Nonius (p. 114, wo auch ein Beleg aus Ennius angeführt wird, und p. 555 ed. *Mercer.*), und ebenſo auch in den Excerpten aus Feſtus (p. 66 ed. *Lindemann*) in einer merkwürdigen Stelle finden: „*falae* dictae ab altitudine, a *falando*, quod apud Etruscos significat *coelum*,“ in ſofern *falandum*, wie Döderlein a. a. O. annimmt, nichts weiter iſt als *φάλανθον*, d. i. blond, blendend, und demſelben Wortſtamme zugehört, dem *falae*, wie das in der Architektur vorkommende *fălĕrĕ* bei Varro (De R. R. III, 5 fin. und daſelbſt Scaliger's Note) zugehört. Daß aber dieſe Holzthürme (*falae*), als beſondere Vertheidigungsmittel angeſehen, ein Angriff darauf aber als etwas beſonders Gefährliches betrachtet ward, ſehen wir aus einer Stelle des Plautus (Mostell. II, 1, 10), wo der Ausdruck *subire sub falas* in allgemeinerem Sinne von ſolchen geſagt wird, welche kein Bedenken tragen, ſich den größten Gefahren auszuſetzen, und Alles, ſelbſt das Leben, aufs Spiel zu ſetzen. Ob aber hierher auch *falla*, was Nonius (p. 109) aus einem Stück des Novius anführt, in dem Sinne von *fallacia*, gehört, bezweifeln wir, da hier der Zuſammenhang mit *fallo* näher liegt. Eine weitere Übertragung der urſprünglichen Bedeutung des Wortes iſt es aber, wenn falae auch von den mit eiförmigen Aufſätzen verſehenen Thürmchen oder kleinen Säulen, welche zu den Seiten der Spina im Circus angebracht waren, um den jedesmaligen Umlauf (es waren deren gewöhnlich ſieben) zu bemerken, geſagt wird; ſ. oben Bd. XVII. p. 288, und insbeſondere *Dio Cass.* XLIX, 43. *Juven.* VI, 589 mit den Auslegern.

Von *fala* ſtammt offenbar *falarica*, das darum gleichfalls von Einigen *ph*alarica geſchrieben und von Heſychius a. a. O. folgendermaßen erklärt wird: *φαλάρικα εἶδος λόγχης*, genauer aber in den Excerpten des Feſtus am oben a. O.: *falarica*, genus teli missile, quo utuntur ex falis, i. e. ex locis exstructis dimicantes; womit auch Nonius (s. v. p. 555 ed. *Mercer.*) übereinſtimmt, wenn er falarica durch *telum maximum* erklärt und den zum Beleg folgenden Stellen aus Virgilius (Aen. IX, 705) und Ennius die Erklärung anreiht: Et dictum hoc genus teli a *falis*, id est *turribus ligneis*. Und in ähnlichem Sinne ſpricht ſich auch Servius zu der angeführten Stelle des Virgilius über die falarica aus, als eine eigene Art von größeren Wurfgeſchoſſen, deſſen ſich die auf den Vertheidigungsthürmen (falis) befindlichen Belagerten gegen die angreifenden Belagerer bedienten; es war dies ein Geſchoß, das einen runden Schaft hatte, oben mit einer eiſernen Spitze verſehen und auch mit Werg und Pech umwickelt war, das man anzündete und dann brennend unter die Feinde ſchleuderte; daher denn auch die Wirkung deſſelben eine doppelte und dadurch weit furchtbarere als die eines gewöhnlichen Wurfgeſchoſſes war, zumal wenn man die ausdrücklich hervorgehobene Größe dieſes Wurfgeſchoſſes [1]) und die vermehrte Gewalt bedenkt, mit der es wider die Gegner geworfen ward. Livius [2]) gibt uns, gelegentlich der Belagerung von Sagunt, deſſen Bewohner ſich bei der Vertheidigung ihrer Stadt wider Hannibal der falarica bedienten, eine genaue Beſchreibung derſelben, die auch im Ganzen mit dem, was Vegetius (De re milit. IV, 18) und der oben genannte Servius darüber bemerken, ſowie mit Silius Italicus (I, 350) übereinſtimmt. Hiernach hatte dieſes Wurfgeſchoß, das, wie Vegetius angibt, aus den Balliſten geſchleudert wurde, die Geſtalt eines langen Spießes, mit tannenem, rundem Schafte, nur nicht an dem Ende, wo das Eiſen ſteckte; denn hier war der Schaft, wie bei dem pilus, viereckig, mit Werg umwunden und mit Pech umſtrichen. Es hatte aber das Eiſen eine Länge von drei Fuß, ſodaß es Schild und Mann, den es traf, durchbohren konnte, und ſelbſt dann, wenn es nicht in den Körper eindrang, ſondern auf dem Schilde ſtecken blieb, doch den Krieger nöthigte, den Schild fallen zu laſſen, dadurch aber ihn unbedeckt und ohne Schutz den nachfolgenden Schüſſen bloßſtellte. Ward es aber gegen die von den Belagerern aufgeworfenen Schanzen, gegen Maſchinen oder Thürme gerichtet, ſo vermochte es die Bedeckung zu durchdringen und das Holzwerk, an welches es ſich feſthing, in Brand zu ſtecken. Überhaupt mag die Gewalt dieſer feurigen Wurfgeſchoſſe, wie wir insbeſondere aus der dichteriſchen Schilderung des Silius erſehen, furchtbar geweſen ſein, und darin wird wol auch mit der Grund zu ſuchen ſein, warum Virgilius ſogar in ſeinen Schilderungen der Kämpfe des Turnus (Aen. IX, 705) die falarica aufgenommen hat, wenn er anders hier nicht auch dem Ennius nachahmte, der dieſen Ausdruck ebenfalls in einem noch vorhandenen Verſe, der vielleicht auch auf die Belagerung von Sagunt ſich bezog, gebraucht hatte; ſ. den Anfang des 8. Buchs der Annalen S. 112 der Spangenberg'ſchen Ausg. vgl. mit *Lucan.* Pharsal. VI, 198. Eine Abbildung dieſes Geſchoſſes ſoll auf einem Grabſteine des C. Firmidius Rufus, eines zur ſechſten prätoriſchen Cohorte gehörenden Kriegers, vorkommen, bei *Bartoli*, A. A. di Aquileja. p. 153; ſ. auch *Lipsii Poliorcetis* Lib. II. Dial. V. fin. p. 354 Opp.

Von *Fala* leiten auch Einige *Faliscus* ab, was nach Andern der bekannte Name einer etruriſchen Völkerſchaft iſt (deren Hauptſtadt das aus Livius und Andern bekannte *Falerii*, jetzt Civita Caſtellana) [3]), der dann auch auf andere Gegenſtände übergetragen wird und mit prae-

---

1) Es heißt bei Servius: „(telum) ingens, torno factum, habens ferrum cubitale et rotunditatem de plumbo in modum sphaerae. In ipsa summitate dicitur etiam ignem habere affixum [stuppa circumdatum et pice oblitum: incensumque aut vulnere hostem aut igne consumit]. Hoc autem telo pugnatur de turribus, quas *falas* dici manifestum est.“ Vergl. auch *Isidor.* Origg. XVIII, 8. 2) ſ. Buch XXI, 8. Vergl. auch XXXIV, 14 und *Gratius Cyneget.* 342. 3) ſ. *Heinsius* ad *Ovid.* Amorr. III, 13 init. Müller, Etrusk. I. S. 109. II. S. 272.

sepe verbunden bei Cato (De Re Rust. cap. 4) als eine eigene Art von Krippe vorkommt, wie ſie bei dem Vieh in der römiſchen Landökonomie während des Sommers im Gebrauche waren; ſ. das Nähere bei *Turnebus*, Advers. XIV, 2. Andere freilich nehmen dieſe „praesepes *faliscas* clathratas“ bei Cato a. a. O. in dem Sinne von *paliscas*, abgeleitet von palus, alſo von den Pfählen der Hölzer, aus welchen das Gitter gebildet war. Außerdem kommt aber auch *Faliscus* bald allein, bald mit dem Zuſatze *venter*, von einer Art von Geſülſel oder Gekröſe von Schweinefleiſch oder anderm Fleiſche, vor, alſo eine Art von Wurſt oder Schwartemagen, unter dieſem Namen wol darum wahrſcheinlich bekannt, weil im Lande der Falisker dieſe eigens bereitete Gattung von Würſten zuerſt in Gebrauch gekommen und von da aus weiter durch Italien verbreitet ward, wo Gerichte und Speiſen der Art, wie wir aus ſo manchen Nachrichten der Alten erſehen, nicht weniger beliebt waren, als die heutigen Salamis und ähnliche Speiſen der Art; ſ. über Faliscus in dieſem Sinne hauptſächlich die Stellen bei *Varro*, De L. L. IV, 22. *Statius Sylv.* IV, 5. 35 mit den Auslegern, *Martialis* IV, 46. (*Baehr.*)

FALAGRIA. Eine von Leach errichtete Gattung der Staphyliniden, deren Arten früher mit Aleochara verbunden waren. Sie umfaßt nur wenige Arten, z. B. F. sulcata, obscura. Die nur aus zwei Gliedern beſtehenden Lippentaſter und die zweiſpaltige Zunge unterſcheiden Falagria von den übrigen verwandten Gattungen. (*Germar.*)

FALAISE. 1) Bezirk im franzöſiſchen Departement Calvados (Nieder-Normandie), 15 □M., 70,000 Einwohner, zerfällt in die Cantone Falaiſe, Bréteville, Conliboeuf und Thury-Harcourt. 2) Hauptſtadt des Bezirkes, in kornreicher Gegend, unter 17° 25′ L. und 48° 45′ Br. am Flüßchen Ante, hat drei Vorſtädte, Ante, St. Laurent, Guibray, fünf Thore, fünf Kirchen, ein Hoſpital, ein Krankenhaus. Über der Stadt auf einem Felſen die Trümmer eines alten feſten Schloſſes, unter denen noch ein hoher Rundthurm hervorragt. Es gibt hier Fabriken in Spitzen, Leinwand, Baumwollenwaaren, Hut- und Ledermanufacturen, Ölmühlen, Ciderbrauereien, Handel mit Pferden und Schlachtvieh u. ſ. w. Am 15. Aug. beginnt in der Vorſtadt Guibray eine berühmte Meſſe, welche 15 Tage dauert. Falaiſe iſt der Sitz eines Handelsgerichtes und zweier Friedensgerichte. Der Ort iſt einer der älteſten im Lande; der Sage nach gründete ſchon Cäſar hier ein Caſtell. Wahrſcheinlicher iſt, daß Falaiſe von den Normannen gegründet ward, wie dies auch Longenel in der Description de la France annimmt; nach dieſem Gelehrten wäre auch der Name ein teutſcher, denn er bringt Falaiſe mit Faler, Felſen, zuſammen. Die erſten normanniſchen Herzoge reſidirten öfters auf der feſten Burg; Wilhelm der Eroberer ward hier 1022 geboren und begabte nachmals ſeinen Geburtsort mit vielen Freiheiten. In dem franzöſiſch-engliſchen Kriege behaupteten ſich (Calais natürlich ausgenommen) hier die Engländer am längſten, und Talbot, der ſich hier einen prächtigen Palaſt hatte bauen laſſen, vertheidigte das Schloß gegen Karl VII. bis 1450. (*Daniel.*)

FALAKA, bei den Türken die Strafe der Stockſtreiche auf die Fußſohlen. (*H.*)

Falaniche, ſ. Felaniche.

FALARIA ſcheint nach Plinius (H. N. III, 13 [18]), ſowie nach einer Inſchrift bei Gruter (S. 1082) ein Ort in Picenum geweſen zu ſein. (*L. Zander.*)

FALBE (Joachim Martin), wurde 1709 zu Berlin geboren und erlernte die Malerei bei Johann Harper, hielt ſich aber in der Folge zu Anton Pesne, bei dem er 15 Jahre in einem freundſchaftlichen Verhältniſſe lebte. Durch die Empfehlung dieſes Lehrers erhielt Falbe die Stelle eines Hofmalers am anhalt-cöthenſchen Hofe, von wo er aber im J. 1759 nach Berlin zurückkehrte, wo er fünf Jahre darauf Mitglied der Akademie wurde. Dieſer Künſtler war ein ausgezeichneter Bildnißmaler, und führte auch nach Pesne's Tode deſſen unvollendete Bildniſſe aus. Er radirte auch eine Anzahl geiſtreicher Blätter, theils nach Rembrand, theils nach eigenen Erfindungen, auch J. H. Schmidt, Berger und Andere haben nach ſeinen Bildniſſen geſtochen. (S. Heinecken, Nachr. von Künſtl. I. Th. S. 53. Meiſel's Miscellen. II. Heft. S. 319.) (*A. Weise.*)

FALBURG, auch **FAHLBURG**, ein Gut und adeliger Beſitz, den Grafen von Brandis gehörig, im Landgerichte Lana im Kreiſe an der Etſch der gefürſteten Grafſchaft Tyrol, mit einem noch ganz ſo, wie es Veit Bruno, Graf von Brandis, zu ſeinem Sommeraufenthalte erbaute, erhaltenen Schloſſe, welches zur Pfarre Tiſens gehört, eine ſchöne Ausſicht und geſunde Lage, zahlreiche Öl- und Wandgemälde in den verſchiedenen Räumen deſſelben und eine nette Kapelle hat, die ein hübſches Altarblatt und gute Einrichtung zur täglichen Stiftmeſſe beſitzt *). (*G. F. Schreiner.*)

Falcam, ſ. Falcão.

FALCÃO oder **FALCAM** (Christovão), ein portugieſiſcher Dichter aus der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts, geboren in Portalegre, einer Stadt in der Provinz Alentejo, war Commandeur des Chriſtusordens, Gouverneur der Inſel Madeira und Befehlshaber einer Flotte (Capitão de huma armada). Seine Ältern waren Dom João Vaz de Almada Falcão, Capitão da Mina (Berghauptmann), und Dona Brites Pereira, Tochter des Ruy Fernandes Pereira, ſein Bruder war der in den oſtindiſchen Kriegen der Portugieſen berühmt gewordene D. Damião de Souſa Falcão, Statthalter von Salſete in Oſtindien [1]). Er verheirathete ſich heimlich gegen den Willen ſeiner Ältern mit D. Maria Brandão, die übrigens von ebenſo vornehmer Geburt, als berühmt ihrer Schönheit wegen war, wofür er zur Strafe fünf Jahre ge-

---

*) ſ. Das Land Tyrol (von P. Beda Weber). (Insbruck 1838.) 2. Bd. S. 426.

1) ſ. *Diogo de Couto*, Asia, Decada VIII. Cap. XXXIV. (Lisboa 1786.) p. 322, wo es heißt: .... Damião de Sousa Falcão, irmão de Christovão Falcão, aquelle que fez aquellas antigas, e namoradas trovas de *Crisfal*.

fangen gehalten wurde[2]). An dieſe ſeine Verlobte richtete er mehre Gedichte, durch die er ſich einen Namen gemacht, und worin er ſich offenbar den zu dieſer Zeit ſo berühmten Dichter Bernardim Ribeiro zum Muſter genommen hat, mit deſſen Gedichten (Menina e Moça, ou Saudades de *Bern. Ribeiro* etc. [Lisboa 1559.]) die ſeinigen zum erſten und letzten Male gedruckt erſchienen. Das bedeutendſte darunter iſt eine lange Ekloge, ganz in der Manier Ribeiro's, worin er als Schäfer „Crisfal" (leichte Veränderung ſeines Taufnamens Chriſtoval) ſeine Liebesleiden und ſeine Trennung von der angebeteten „Maria" beklagt. Dieſe Ekloge zeichnet ſich durch einen ſchwermüthig-ſüßen Ton und rührende Einfachheit aus, und iſt, wie die Ribeiro's, noch mehr local-volksmäßig gehalten, wie denn überhaupt auch Falcão noch mehr der Dichterſchule des 15. Jahrhunderts angehört, die nur noch in altnationalen Versmaßen ſang. So iſt dieſe Ekloge noch in Redondilhas und in Décimas (über 90 Strophen mit ein Paar eingefügten Liedern in kürzern Strophen) abgefaßt, und auch die aus ſeiner Gefangenſchaft an die Verlobte gerichtete Epiſtel (Carta) iſt in Redondilien und in der Form einer lyriſchen Romanze. Handſchriftlich hinterließ er: Criação e cura que se deve fazer nos Falcoens e Zavioens (über Falknerei[3]).

(*Ferdinand Wolf.*)

FALCARIA, eine von Oken (Lehrb. der Naturgeſch. III. Zoologie. *I*, 89. [1815.]) aufgeſtellte Gattung der Polypen, welche auf Sertularia falcata *Linn.* ſich gründete und durch die gegliederte, gekrümmte Fadenform ihrer einſeitig zelligen Polypenſtöcke ſich auszeichnete. Sie gehört zur Gruppe der Bryozoa Cellariea neuerer Schriftſteller und wurde von Lamarck mit zu Plumularia gezogen. Vgl. d. Art. (*Burmeister.*)

Falcaria *Rivin.*, ſ. Sium.

Falcata *Gmel.*, ſ. Cryptolobus.

Falcatula *Brot.*, ſ. Trigonella.

FALCES (von Falx, Falcis) ſind gekrümmte, ſichelförmige Inſtrumente von Eiſen zunächſt, wie ſie in verſchiedenen Arten und Gattungen zu verſchiedenen Zwecken, theils friedlichen, in Bezug auf Feldgeſchäft und Ackerbau, nach den verſchiedenen Zweigen deſſelben, theils kriegeriſchen, im Land- wie im Seekriege, dort insbeſondere bei dem Feſtungs- und Belagerungskriege, und überhaupt auch ſonſt als Werkzeuge der Zerſtörung und des Angriffs im Gebrauche waren.

In der erſtern Beziehung, in welcher die falces zu den Geräthſchaften und nothwendigen Werkzeugen einer italiſchen Landökonomie gehören, finden wir dieſelben bei den Schriftſtellern, welche zunächſt dahin einſchlägige Gegenſtände behandeln, wie z. B. Plinius und vor Allen bei den Scriptores rei rusticae, öfters genannt[1]), und je nach ihrer Beſtimmung und ihrem Zwecke ſorgfältig, meiſt durch beigeſetzte Epitheta unterſchieden, indem der Name *Falces* ganz allgemeiner Natur iſt, und alle die, ſo mannichfachen und ſelbſt in ihrer Einrichtung, der beſonderen Beſtimmung, der ſie dienen ſollten, gemäß verſchiedenartigen Werkzeuge, befaßt. In dieſem Sinne finden wir *Falces putatoriae*, von den krummen Gartenmeſſern oder Hippen geſagt, welche zum Beſchneiden von jungen Baumzweigen, wie auch der Reben, gebraucht wurden; falces putatorias, quibus in arbore utamur et vite zählt Palladius (I, 43) auf. Ebenſo Iſidorus (Origg. XX, 14); ſ. auch *Columell.* De re rustica IV, 9 sq. Für die Reben ſpeciell dienten die Falces *vinitoriae*, von welchen derſelbe Columella a. a. O. Cap. 25 eine genaue Beſchreibung gibt, die in der Gesner'ſchen Ausgabe auch durch eine Abbildung veranſchaulicht iſt. Es ſind dies keine andern als die, welche auch Palladius unter den Werkzeugen einer Landökonomie (I, 43) aufführt: falces a tergo acutas atque lunatas; cultellos item curvos minores, per quos novellis arboribus surculi aridi aut extantes facilius amputentur. Über das Beſchneiden der Reben ſelbſt, mittels ſolcher Falces, gibt derſelbe Palladius (Lib. III. tit. 12 sq.) nähere Vorſchriften. Bei dem Beſchneiden von Baumzweigen kommen Falces *arborariae* vor bei Cato (De re rust. cap. 10 u. 31), Varro (De re rust. I, 22. §. 5) und vielleicht auch V, 31. §. 38, wo die Codices zwiſchen arboriae und arboreae ſchwanken. Zum Beſchneiden der Bäume des Waldes und des dort wachſenden Geſträuches dienten wol Falces *silvaticae* bei demſelben Cato (cap. 11. §. 4) und bei Varro (I, 22. §. 5); zum Abſchneiden der Dornen Falces *lumariae*, welche Varro (De L. L. IV, 31 oder cap. 5. p. 139. *Speng.*) anführt, von *luma*, d. i. *spina* (ſ. die Excerpte des Feſtus p. 90 ed. *Lindemann* mit Scaliger's Note); und als beſondere Arten oder Gattungen derſelben erſcheinen Falces *rustariae* oder *ruscariae*, zum Ausjäten des Mäuſedorn (ruscum), bei Cato und Varro an den oben angeführten Orten, an welchen auch *Falces scirpiculae*, zum Ausjäten der Binſen (scirpus), genannt werden. Palladius (I, 43) nennt auch noch eine kleinere Gattung ſolcher Hippen oder Gartenmeſſer, zum Abſchneiden des Farrenkrautes beſtimmt: *falciculas* brevissimas *tribulatas*, quibus filicem solemus abscindere, wobei entweder an *tribulum*, *tribula* (die Dreſchwalze) und *tribulare* (preſſen) zu denken iſt, ſodaß es kleine Hippen, die nach einer Walze geformt oder geſpitzt waren, bedeutet, oder an *tribulus*, den Burzeldorn, ſodaß es auch eigene, zum Ausjäten einer beſonderen Dornenart angewendete, Gartenmeſſer geweſen, weshalb auch ein neuerer Gelehrter[2]) ſtatt tribulatae lieber leſen will *tribulariae*.

2) Dies ſagt ausdrücklich die Überſchrift eines aus der Gefangenſchaft an ſeine Verlobte gerichteten poetiſchen Briefes: Carta do mesmo, estando preso, que mandou a huma Senhora con que era casado a furto contra vontade de seus parentes etc. 3) Vgl. *Barbosa Machado*, Bibliotheca Lusitana. Tomo I. p. 573 und die dort angeführten Werke, welche Stellen über unſern Dichter enthalten, und Bouterwek, Geſchichte der portugieſiſchen Poeſie und Beredſamkeit. S. 41—45.

1) Man leſe z. B. das Verzeichniß der zu einer Landökonomie nöthigen Inſtrumente und Geräthſchaften bei *Palladius*, De re rustica am Schluſſe des erſten Buches, tit. 43. In einem Ackergeſetze des Auguſtus (ſ. Scriptt. rei agrar. p. 204. ed. *Goes.*) kommt die *falx* vor; vergl. auch *Cicer.* Tusc. Quaest. V, 23. 2) ſ. G. F. F. Ruperti, Handbuch der römiſchen Alterthümer I. S. 427.

Aber nicht blos zum Beſchneiden und Ausjäten gebrauchte man die Falces; ſie wurden ebenſo ſehr auch bei dem Einernten, zum Abſchneiden des reifen Getreides und des Heues, gebraucht. Palladius führt daher am oben angeführten Orte gleichfalls auf *messorias* vel *foenarias* (falces); hier werden die falces oder Hippen, zu Sicheln wie zu Senſen, die darum wol auch in Campanien *Seculae* hießen, a *secundo*, vom Abſchneiden, wie Varro (De L. L. V, 31. §. 38) ausdrücklich bemerkt; zumal wenn secare, wie wol aus Plinius (Hist. Nat. XVIII, 28. 3. 4) [3]) geſchloſſen werden kann, ganz ſpeciell von dem Schneiden des Getreides, im Gegenſatze zu dem Abmähen der Wieſen, geſagt wird; und überhaupt bei den Römern das Getreide nicht wie bei uns, unten an dem Boden, ſondern weiter oben, unterhalb der Ähren, abgeſchnitten ward, der Halm oder das Stroh (*stramentum*) aber ſtehen blieb und dann ſpäter abgeſchnitten ward [4]), wozu man ſich wiederum einer eigenen Art von Sicheln bedient zu haben ſcheint, welche bei Cato (De R. R. cap. 10. §. 3) falces *stramentariae* heißen. Übrigens nennt Plinius [5]) eine doppelte Art von ſolchen Falces, deren man ſich bei der Ernte bediente; die eine kürzere, italieniſche, zunächſt wol bei dem Getreide angewendet, indeſſen, wie Plinius bemerkt, auch beim Abſchneiden von Dornen zuläſſig, demnach wol unſern Sicheln entſprechend; die andere ſcheint mehr unſeren Senſen zu vergleichen, mit welchen man, zumal bei Strecken von größerem Umfange, größere Maſſen bequemer abmähen konnte, aber, um recht viel Gras mit einem Hiebe niedermähen zu können, das kleinere und niedere Gras ſtehen ließ. In ähnlicher Weiſe nennt auch Columella (II, 21) da, wo er von den verſchiedenen Arten, die Ernte einzuziehen, ſpricht, verſchiedene Arten der dazu gebrauchten Falces, je nachdem man die Frucht oben oder unten am Halme abſchnitt, und den letztern entweder als Futter oder zum Stroh für die Dächer zur Bedeckung und dergl. mehr gebrauchte. Hiernach hatte man bald Senſen mit einem langen Stiele (falces *vericulatae*), bald ſolche, die eine krumme Spitze oder Haken hatten (falces *rostratae*), bald gezahnte (*denticulatae* falces), mit welchen man den Halm in der Mitte abſchnitt. Waren doch ſelbſt die römiſchen Soldaten mit einer ſolchen falx, zum Behufe des Fouragirens, verſehen; vgl. *Isidor.* Origg. XX, 14. Die Verfertiger ſolcher Senſen oder Sicheln hießen daher *Falcarii*; ſ. *Cicer.* Catil. I, 4 mit Garatoni's Note, Pro Sull. 18. Aber auch in anderen Beziehungen, als Werkzeuge des Angriffs und der Zerſtörung, als Waffe verſchiedener Art, kommen ſolche ſichelförmige Werkzeuge, wie ſie der allgemeine Name *Falces* begreift, bei den Alten vor. So werden falces neben arma, cornua, tubae signa u. ſ. w. genannt, als Gegenſtände, welche Lentulus dem aus der Stadt Rom gewichenen Catilina nachgeſendet [6]), ſo kommen *Falces* auch als zerſtörende Waffe der Scharen vor, welche unter Clodius Rom und deſſen Sicherheit bedrohten [7]); ſo finden wir *Enses falcati* bei dem Dichter Silius [8]) von den ſichelförmig gebogenen, einwärts zu ſcharfen, kurzen Säbeln, wie ſie im Orient in Gebrauch waren, geſagt; und wir können hier wol auch an die in der Kriegsführung des Orients früher häufig vorkommenden Sichelwagen (currus *falcati*, quadrigae *falcatae*) erinnern, deren Gebrauch bis in das tiefſte Alterthum zurückzugehen ſcheint, in ſofern Ninus, der Stifter der aſſyriſchen Monarchie, ſchon an 1600 ſolcher Sichelwagen [9]) (*δρεπανηφόρα* sc. *ἅρματα*) gehabt haben ſoll, und auch die eiſernen Wagen, die im alten Teſtamente [10]) vorkommen, von Manchen für ſolche Sichelwagen genommen werden. Daß Xenophon [11]) dem Cyrus die Einführung ſolcher Wagen zuſchreibt, in ſofern nämlich dieſer zuerſt die Streitwagen mit ſolchen Sicheln, welche an den Axen der Räder, ſowie unten an dem Wagen angebracht waren, verſah, wird uns nicht bedenklich machen können, dieſe Einrichtung und damit den Gebrauch ſolcher Streit- oder Sichelwagen ſchon vor die Zeit des ältern Cyrus in den Heeren der aſſyriſchen und babyloniſchen Könige anzunehmen, ohne daß wir damit eine veränderte oder zweckmäßigere Einrichtung derſelben durch den kriegeriſchen Eroberer Aſiens und Gründer der perſiſchen Monarchie in Zweifel ſtellen wollen. Bei den perſiſchen Heeren finden wir die Sichelwagen fortwährend im Gebrauche; Artaxerxes hatte in ſeinem Heere ſolche Wagen, die, nach Xenophon's ausdrücklicher Bemerkung [12]), wider die im Heere ſeines Bruders, des jüngern Cyrus, dienenden Griechen, wie man glaubte, insbeſondere beſtimmt waren, um deren Linien zu durchbrechen und die an ſolche Wagen im Kampfe nicht gewöhnten Griechen offenbar damit zu ſchrecken. Auch in dem Heere des unglücklich mit Alexander kämpfenden letzten perſiſchen Herrſchers Darius erſcheinen die Sichelwagen, von welchen Diodorus und Curtius [13]) uns nähere Beſchreibungen hinterlaſſen haben, welche dieſelben ſchon nicht mehr ſo einfach darſtellen, als diejenigen, welche nach Xenophon's Angabe der ältere Cyrus erfunden haben ſoll. Vorn an der Deichſel ragten Speere hervor, an der Axe der Räder, wie oberhalb derſelben, an dem Kaſten des Wagens, ſowie unter demſelben, abwärts zu, waren ſolche Sicheln oder Senſen angebracht, die ſo ſcharf und ſchneidend waren, daß ſie Schild und Arm und Haupt wie mit einem

---

3) Am Anfange heißt es: Prata — *caeduntur* u. ſ. w., und nachher, wo von dem frumentum die Rede iſt, gebraucht Plinius *secare*. 4) Vgl. *Varro*, De R. R. I, 50. §. 3 und daſelbſt die Worte: stramenta stantia in segete relinquunt, ut postea subsecentur. 5) H. N. XVIII, 28(3)5: „Falcium ipsarum duo genera: Italicum brevius ac vel inter vepres quoque tractabile; Gallarum latifundia majoris compendii, quippe medias caedunt herbas brevioresque praetereunt.“

6) ſ. *Cicer.* pro Sull. 5. 7) ſ. *Cicer.* pro Milon. 33. §. 91: „— nisi vero sustinuistis eos, qui cum facibus ad curiam cucurrerunt, cum *falcibus* ad Castoris, cum gladiis toto foro volitarunt.“ 8) III, 278. 9) ſ. *Diodor.* II, 5, der hier aus Cteſias ſchöpfte. 10) ſ. Buch der Richter I, 19. 4, 3. 11) ſ. Cyropaed. VI, 1, 30. 50. VI, 2, 17. VII, 1, 29. VIII, 8. §. 24; vgl. III, 3. §. 60. 12) ſ. *Xenoph.* Anabas. I, 8. 10. *Plutarch.* Vit. Artaxerx. 7 fin. 13) ſ. *Diodor.* XVII, 53, mit Weſſeling's Note. *Curtius* IV, 9. 5, nach *Mützell* IV, 35, 5, mit deſſen Note p. 284 seq.; vgl. IV, 51, 33 und IV, 57, 17. Die Beſchreibung des Curtius ſtimmt übrigens nicht ganz mit der des Diodor überein.

Hiebe trennten, überhaupt ein furchtbares Verderben anzurichten im Stande waren. Auch unter den Nachfolgern Alexander's des Großen, zunächſt unter den ſyriſchen Königen, erhielten ſich dieſe Sichelwagen, welche unter Andern Antiochus auch gegen die Römer in der Schlacht von Magneſia zur Anwendung brachte, jedoch ohne Erfolg, da es dem Gegner gelang, dieſelben unſchädlich und vielmehr für den Beſitzer verderblich zu machen, dadurch, daß man die Pferde ſcheu machte und in die Reihen der Ihrigen trieb, weshalb auch die Römer es verſchmähten, von ſolchen Kriegswaffen, die ihnen mehr hinderlich als förderlich erſchienen, Gebrauch zu machen und dieſelben bei ſich aufzunehmen [14]). Der Beſchreibung nach, welche Livius (XXXVII, 41) [15]) davon gibt, waren ſie ſo ziemlich den ſchon früher bei den perſiſchen Heeren üblichen gleich, einzelne Änderungen etwa abgerechnet. Ebenſo kommen auch Sichelwagen in den Heeren des Mithridates, des pontiſchen Königs, vor [16]), und ſie müſſen ſich in dem Oriente noch lange Zeit erhalten haben, da in dem Kampfe des römiſchen Kaiſers Alexander Severus (230 n. Chr.) wider den perſiſchen König Artaxerxes jener vor dem Senate ſich rühmt, von den tauſend Sichelwagen, womit der Perſer ins Feld gerückt war, zweihundert zerſtört zu haben [17]). Bei den Völkern des Occidents kommen wol Kriegs- und Streitwagen vor; von Sichelwagen findet ſich nur eine Spur bei den Briten und Galliern, welche, nach einer bei Frontinus befindlichen Notiz [18]), dieſelben im Kampfe mit Cäſar gebrauchten, der jedoch ihren Lauf zu hemmen und ſo dieſelben unſchädlich zu machen wußte. Bei den alten Britannen kommen ſolche Streit- und Sichelwagen unter dem Namen *Covini* vor [19]). Ein Mehres über dieſe Sichelwagen des Alterthums bieten theils die Sammlungen bei Barnabas Briſſonius (De reg. Persar. princip. III. §. 39 sq.), dann die Abhandlung von Schickedanz: De curribus falcatis in antiqua militia usitatis. (Serv. 1754. 4.); insbeſondere aber J. Ch. Gingrot: Die Wagen und Fuhrwerke der Griechen und Römer u. ſ. w. 1. Bd. Cap. XXXIX. S. 355 fg., der eine genaue Beſchreibung, nach Anleitung der Stellen der Alten zu geben, und dieſe auch durch zwei beigefügte bildliche Darſtellungen — aus dem Alterthume ſelbſt ſind keine derartigen Darſtellungen auf uns gekommen — zu veranſchaulichen geſucht hat.

Bei dem römiſchen Kriegsweſen finden wir den Ausdruck *falces*, insbeſondere bei der Belagerungskunſt von einer, zum Einwerfen und Einſtürzen der feindlichen Mauern angewendeten Maſchine gebraucht. Wenn nämlich der Mauerbrecher oder Aries bereits mit Erfolg an den Mauern angewendet worden war, ſo wurden an den Balken deſſelben eiſerne ſichelförmige Haken befeſtigt, um mittels deren die durch den Mauerbrecher bereits locker gewordenen Mauerſteine herauszureißen, dadurch das Einſtürzen der nahen Mauertheile zu befördern, und ſo eine möglichſt breite und zugängliche Breche zu bilden; dies ſind dies *falces murales*, welche in den Kriegen des Cäſar vorkommen [20]) und auch von Vegetius [21]) und Nonius Marcellus ausdrücklich erwähnt werden. Ähnlicher langen Stangen, an welchen ſichelförmige, ſcharfe Meſſer oder Haken befeſtigt waren, bediente man ſich dann aber auch im Seekriege, um mittels derſelben an den feindlichen Schiffen die Taue, an denen die Segelſtange aufgehangen iſt, zu durchſchneiden, und ſo dieſelben unfähig zu jeder weiteren ſchnellen Bewegung zu machen. Dies ſind die *falces navales*, die Cäſar [22]), ihrer Ähnlichkeit wegen, daher auch mit jenen Mauerſicheln vergleicht, Vegetius aber ebenfalls in folgender Weiſe beſchrieben hat (De re milit. V, 15): „falx dicitur acutissimum ferrum, curvatum ad similitudinem falcis, quod contis longioribus inditum, calatorios funes, quibus antenna suspenditur, repente praecidit; collapsisque velis Liburnam pigriorem et inutilem reddit." Dio Caſſius (XXXIX, 43) gedenkt gleichfalls dieſer Sichelhaken, die er *δορυδρέπανα* nennt; auch bei Livius (XXVIII, 45) kommen ſie unter andern zur Ausrüſtung und Bewaffnung der Schiffe nöthigen Gegenſtänden vor; vgl. *Scheffer*, De milit. naval. II, 7. (*Baehr.*)

FALCIDIA LEX. Im Jahre der Stadt 714 wurde dieſes Geſetz gegeben, das auf der einen Seite größere Freiheit im Legiren gewährte, auf der andern aber dieſelbe in eigenthümlicher Weiſe beſchränkte. Dio Caſſius (XLVIII, 33) und Euſebius (chron. a. 1970) beſtätigen das Jahr und melden zugleich den Urheber. Publius Falcidius (denn nur durch ein Verſehen mag bei Euſebius Cajus ſtehen *)), der Volkstribun, machte

14) Daher ſagt Vegetius (De re milit. III, 24): Quadrigas falcatas in bello rex Antiochus et Mithridates habuerunt. Quae ut primo magnum intulere terrorem, ita postmodum fuere derisui. Nam difficile currus falcatus planum semper invenit campum et levi impedimento retinetur: unoque afflictu aut vulnerato equo decipitur. Sed maxime hac Romanorum militum arte perierunt etc. etc. Ein Beiſpiel ſ. bei Cäſar im Bell. Alexandrin. 75; auch bei *Livius* XXXVII, 41. 15) Es heißt hier: „Armatae autem (falcatae quadrigae) in hunc maxime modum erant. Cuspides circa temonem ab jugo decem cubita extantes, velut cornua habebant; quibus quidquid obvium daretur, transfigerent: et in extremis jugis binae circa eminebant falces, altera aequata jugo, altera inferior in terram devexa: illa, ut quicquid ab latere objiceretur, abscinderet; haec, ut prolapsos subeuntesque contingeret. Item ab axibus rotarum utrinque binae eodem modo diversae deligabantur falces." 16) ſ. *Plutarch.* Syll. 17. 24. *Appian.* Mithr. 17; vergl. *Syr.* 32. *Vegetius*. De re milit. III, 24. 17) *Lampridius*, Vit. Alex. Sever. cap. 56. 18) Strategem. II, 3. 19) *Mela* III, 6. §. 65: „dimicant — bigis et curribus, covinos vocant, quorum *falcatis axibus* utuntur." Daher auch die *covinarii* bei *Tacitus*, Agricol. 36.

20) ſ. *Caesar*. Bell. Gallic. III, 14. VII, 22. 84. 86. Vgl. auch *Livius* XXXVIII, 5: „Arietibus muros quatiebat, *asseribus falcatis* detergebat pinnas." 21) *Vegetius* IV, 14: „haec (testudo) intrinsecus accipit trabem, quae aut adunco praefigitur ferro, et *falx* vocatur, ab eo, quod incurva est, ut de muro extrahat lapides: aut certe ipsius caput vestitur ferro et appellatur aries etc. etc." Vgl. auch IV, 23, wo er von den Mitteln ſpricht, welche gegen ſolche *falces* angewendet werden können. *Nonius* p. 556: *Falces* et Arpagae, armorum genera murorum oppugnationi apta." Und nun folgt als Beleg eine Stelle aus des Siſenna verlorenen Hiſtorien. 22) Vgl. Bell. Gallic. III, 14.

*) Dieſen Namen führt ein Volkstribun, deſſen Cicero in der Rede pro lege manilia c. 19, 58 gedenkt; einen gemeinen und

den Antrag; es iſt alſo das Geſetz, wie viele andere dieſer Zeit, über Gegenſtände des Privatrechts, ein Plebiſcitum. Die Hauptſtelle über den Inhalt des Geſetzes iſt bei Gajus (II. §. 227), deſſen hiſtoriſche Erläuterung der früheren Geſetzgebung über dieſen Punkt auch in Juſtinian's Inſtitutionen (II. tit. 22. de lege Falcidia) vollſtändig übergegangen iſt. Außerdem gehört von den eigentlich juriſtiſchen Claſſikern noch Ulpian hierher, der (tit. XXIV. §. 32) den Hauptinhalt wenigſtens eines Capitels angibt.

War nun der Zweck des Geſetzes die Freiheit im Legiren zu beſchränken und dadurch die Intereſſen der Erben beſſer zu ſchützen, damit eben nicht inane nomen heredis für ſie aus dem Teſtamente hervorginge, ſo iſt der Zuſammenhang mit zwei früheren Geſetzen, der lex Furia und der lex Voconia, ins Auge zu faſſen, wie bereits Gajus in freilich nicht ganz befriedigender Weiſe gethan hat. Während die 12 Tafeln durch die bekannte Beſtimmung uti legassit suae rei, ita jus esto dem Teſtator völlige Freiheit, mit dem Patrimonium nach Belieben zu ſchalten, gewährten und namentlich die Zahl und der Umfang der Legate ſo ſehr überhand nahm, daß die Erben die Erbſchaft anzutreten Bedenken trugen und dadurch auch die Auszahlung der Legate unmöglich machten, verſuchte zuerſt die lex Furia (571) auf unpaſſende Art die Anſprüche der Erben zu ſichern und der Willkür der Teſtirenden zu ſteuern. Die lex Voconia hatte in ihrem dritten Capitel weitere Hilfe gewährt, aber doch auch für einzelne Legate einen höhern Betrag möglich gemacht. Da nun aber dieſe Beſtimmungen, wie die über die Erbeseinſetzungen, an den Cenſus geknüpft waren, der alte Cenſus aber bei dem Untergange der alten Verfaſſung anfänglich mancherlei Unterbrechungen unterworfen war, wodurch die Legirfähigkeit factiſch aller Beſchränkungen frei war, ſo galt es, dieſen Zuſtand zu einem rechtlichen zu erheben. Das *that* die lex Falcidia, deren erſtes Capitel liberam legandi facultatem dedit usque ad dodrantem, d. h. über drei Viertel der Erbſchaft konnte durch Legate frei verfügt werden. Um aber auch den Erben zu ſichern, kam die weitere Beſtimmung, bei der die meiſten Juriſten allein ſtehen bleiben, hinzu: lata est itaque lex Falcidia (wie Gajus ſagt), qua cautum est, ne plus ei legare liceat quam dodrantem. itaque necesse est, ut heres quartam partem hereditatis habeat; oder, wie es bei Ulpian a. a. O. heißt: lex Falcidia iubet non plus quam dodrantem totius patrimonii legare, ut omni modo quadrans integer apud heredem remaneat. In dieſer Beſtimmung liegt die eigentliche Anerkennung eines Pflichttheils und damit die Veranlaſſung zu einer Menge von neuen Rechtsſätzen, die ſich auf Erbſchaftsangelegenheiten bezogen. Ehe aber die Falcidiſche Quart oder jener Pflichttheil beſtimmt werden konnte, mußten von dem patrimonium die Schulden und die Koſten des Begräbniſſes abgezogen werden. Dann trat die Vertheilung pro rata ein, mochten nun mehre Erben oder nur einer ſein. Die genaueren Beſtimmungen geben die Inſtitutionen (II. tit. 22), die Digeſten (XXXV. tit. 2) und der Coder (VI. tit. 49); eine beſondere Behandlung des Geſetzes hat Paulus in einer eigenen Schrift geliefert. Die jetzige Anwendung im gemeinen Rechte iſt bei den Pandektenlehrern nachzuſehen. Über die weitere Ausdehnung des beneficium Falcidiae legis auf die Fideicommiſſe durch das Pegaſianiſche Senatsconſult und auf die Inteſtaterben durch Antoninus Pius ſind die Artikel Fideicommissum und Testament zu vergleichen; den freieren Gebrauch des Namens für ähnliche Rechtsinſtitute erläutert Briſſon T. I. p. 464. (*Eckstein.*)

lüderlichen Menſchen deſſelben Namens erwähnt er pro Flacco 37, 91.

Falcinellus, ſ. Ibis und Tringa.

FALCKE (Johann Friedrich), geb. am 28. Jan. 1699 zu Hörter, der Sohn eines Kaufmanns, erhielt den erſten Unterricht in der Schule zu Alfeld. Der Rector Bode bemerkte des Knaben Fleiß und Talente, und bewog ſeinen Vater, der ihn dem Handelsſtande widmen wollte, ihn ſtudiren zu laſſen. Falcke war 13 Jahre alt, als er das Gymnaſium zu Göttingen bezog. Bei dem Cantor Clevesal erhielt er Tiſch und Wohnung. Er blieb drittehalb Jahre in Göttingen. Gründliche Kenntniſſe im Lateiniſchen und Griechiſchen verdankte er dem Rector von Drausfeld und dem Profeſſor Leonhard. In der Mathematik war Stenzel, in der Geſchichte Meier ſein Lehrer. In dem Gymnaſium zu Hildesheim erweiterte und berichtigte er ſeine Sprachkenntniſſe unter der Leitung des Directors Loſe und des Profeſſors Panzer. Durch ein Privatiſſimum bei dem Superintendenten Reimann ward er mit der Literärgeſchichte innig vertraut und vermehrte ſeine Bücherkenntniß in der Dombibliothek zu Hildesheim. In der Schule zu Naumburg, die er hierauf beſuchte, benutzte er den Unterricht des Oberpfarrers Schammetius, des Rectors Bloße und des Conrectors Heinſius. Er verließ jene Lehranſtalt mit einer öffentlichen Rede, und bezog ſodann die Univerſität Jena. Ruſt, Danz, Stolle, Rambach und Buddeus waren ſeine Hauptführer im Gebiete des theologiſchen Wiſſens. Bei Syrbius und Walch hörte er Philoſophie, bei Struve und Schweigel Geſchichte, bei Wiedeburg, in deſſen Hauſe er wohnte, Geometrie. Auch mit den Naturwiſſenſchaften ward er durch Wucherer und Teichmeier bekannt. Aus Mangel an väterlicher Unterſtützung gab er den Plan wieder auf, ſich der Laufbahn eines akademiſchen Docenten zu widmen. Als er Jena verlaſſen, übernahm er in ſeiner Heimath eine Hauslehrerſtelle bei einem Herrn von Mannsberg, die er aber bald wieder aufgab, um ſeine Studien ungeſtörter fortſetzen zu können. Auf einer Reiſe nach Holland, wohin ihn einer ſeiner Verwandten rief, lernte er mehre der dortigen Gelehrten und durch ſie die Dogmen und Meinungen der Arminianer, Mennoniten, Separatiſten und anderer religiöſer Sekten gründlich kennen. Noch wichtiger ward für ihn, nach der Heimkehr von jener Reiſe, der Umgang mit dem Diakonus zu St. Peter bei Hörter, Hildebrand mit Namen. Durch dieſen vielſeitig gebildeten Mann, der ſich mit einer Geſchichte des Stifts Corvey beſchäftigte, erhielt er viele Urkunden

aus dem dortigen Archiv, das ihm ſpäterhin zu ſeiner Benutzung eröffnet ward. Er beſuchte zugleich die Umgegend, Homburg, Eberſtein, Brunsberg, Wildberg, Koſtenburg und andere Orte, wo ehemals Schlöſſer und Klöſter geſtanden hatten, und machte manche wiſſenſchaftliche Ausbeute, doch nicht ohne die Gefahr, von herumſtreifenden Zigeunern überfallen und ausgeplündert zu werden. Vorzüglich bemühte er ſich, den Ort auszuforſchen, wo Varus ſeine große Niederlage erlitten. Über Pyrmont kehrte er von dieſen Ausflügen in ſeine Heimath zurück, wo er ſich wieder ſeinen Studien mit raſtloſem Eifer hingab. Es zeigten ſich ihm Ausſichten, Pfarrer zu Avenhauſen, im Fürſtenthume Grubenhagen, zu werden. Er reiſte deshalb nach Hanover, und hielt eine Probepredigt in der dortigen Schloßkirche. Doch übernahm er nach ſeiner Heimkehr die ihm angetragene Pfarrſtelle zu Eveſen im Hildesheimiſchen, die er bis zu ſeinem Tode, den 6. April 1756, bekleidete. Er war ein gründlicher hiſtoriſcher Forſcher. Beſonders machte er ſich um die Aufhellung der Geſchichte des Mittelalters verdient durch ſein Hauptwerk: Codex Traditionum Corbejensium, notis, diplomatibus ac tabulis geographicis ac genealogicis illustratus, quibus antiquissimus Saxoniae status a *Carolo* M. usque ad *Conradum* II. Imper. etc. exhibentur. (Guelpherbyti 1752. Fol.) Schon früher hatte Falcke einen Entwurf einer Historiae Corbejensis diplomaticae (Brunsvici 1738.) und eine Commemoratio seu Promulsio de Codice Traditionum Corbejensium inedito propediem edendo (Lipsiae 1746.) herausgegeben [1]). Gegen manche Beſchuldigungen, die ihn bei der Herausgabe dieſes Werkes trafen, haben ihn in neuerer Zeit beſonders Paul Wigand [2]) und Georg Heinrich Klippel [3]) zu rechtfertigen geſucht. Der Letztere ſtimmt darin völlig mit Wigand überein, daß das Chronicon Corbejense durchaus nicht von Falcke erdichtet ſein könne, doch könne er ſich andererſeits auch nicht davon überzeugen, daß daſſelbe von dem ſchon im J. 1712 verſtorbenen Hiſtoriker Paullini verfaßt ſein ſollte. Klippel ſucht in ſeiner Schrift die Gründe, welche zur Verdächtigung Falcke's und des Chronicon Corbejense angeführt werden, zu entkräften und ihre Unhaltbarkeit zu beweiſen, zugleich aber die Echtheit des Chronikons auf jede Weiſe darzuthun. Doch iſt er ſo billig, einzugeſtehen, daß ein vollſtändiger und unbedingter Beweis der Echtheit dieſer Chronik erſt durch das Auffinden des Originals derſelben möglich ſein möchte [4]).

In den Braunſchweigiſchen Anzeigen (1749. 2. St.) befinden ſich von Falcke: Kritiſche Bemerkungen über das Buch De translatione S. *Viti* et institutione novae Corbejae. Vermuthlich ſtehen dort auch noch mehre Aufſätze, welche von Strodtmann [5]), Dunkel [6]) und Meuſel [7]) ohne alle Angabe verzeichnet worden. Mehre Beiträge lieferte Falcke außerdem zu dem Hanöverſchen Magazin: Der wahre Urſprung des herzoglich Billing'ſchen Hauſes in Sachſen. (1750. 40. St.) Die eigentlichen Grenzen einiger Pagorum in Sachſen. (1751. 1. St.) Die erſten Advocati des hohen Stifts Hildesheim aus Wittekind'ſchem Stamme. (1751. 7. St.) Daß der kaiſerliche Palaſt Werla in dem Dorfe Warl im Wolfenbüttelſchen geweſen. (1751. 12. St.) Daß der ſogenannte Pagus Steding kein Pagus in Sachſen geweſen. (1751. 44. St.) Kurze Anmerkungen über einige vor Kurzem an's Licht getretene kaiſerliche Urkunden. (1751. 53. St. fg.) Von der Hermannsburg und der Irmenſäule. (1751. 61. St. fg.) Von den erſten Dompröpſten zu Hamburg nach der Reformation (1753. 30. St.) und andere mehr. Handſchriftlich hinterließ Falcke noch einen Codex diplomaticus, exhibens Anecdota Corbejensia (2 Bde. Fol.); eine Historia Corbejensis (Fol.); eine Clientela Corbejensis cum commentatione de *Vitusmanno* (Fol.); Scriptores rerum Germanicarum et inprimis Corbejensium, in quibus Chronica, Annales, vitaeque Sanctorum et summorum Principum continentur und andere mehr, welche Meuſel a. a. O. verzeichnet hat [8]). (*Heinrich Döring.*)

FALCKE (Johann Philipp Konrad), geb. 1724 zu Etze im Hildesheimiſchen, ſtudirte Jurisprudenz zu Göttingen, und ging nach Beendigung ſeiner akademiſchen Laufbahn (1746) nach Wetzlar, um bei dem dortigen Kammergerichte den Reichsproceß kennen zu lernen. Wichtig für ihn ward dort der Umgang mit dem Freiherrn von Groſchlag, der weſentlich dazu beitrug, ſeine Kenntniſſe zu erweitern und zu berichtigen. Auch in Regensburg und Wien verweilte Falcke längere Zeit. Nach der Rückkehr in ſeine Heimath ward er heſſen-darmſtädtiſcher Hofrath und Referendarius bei dem Oberappellationsgerichte. 1753 ging er als Hof- und Juſtizrath nach Celle, und 1763 nach Hanover, zum Hof- und Kanzleirath, Advocatus Patriae und Conſulenten des geheimen Miniſteriums ernannt. Er ſtarb am 26. Mai 1805, geſchätzt als ein Mann von gründlichen Kenntniſſen im teutſchen Staatsrechte, deſſen Deductionen und andere dahin einſchlagende Abhandlungen ihm Beifall und Ach-

1) Dieſe Commentatio befindet ſich auch in den Novis Miscell. Lips. Vol. IV. p. 242 sqq. 2) „Die Corvey'ſchen Geſchichtsquellen. Ein Nachtrag zur kritiſchen Prüfung des Chronicon Corbejense." (Leipzig 1841.) Vgl. noch einige andere Schriften deſſelben Verfaſſers: „Die Dienſte, ihre Entſtehung, Natur, Arten und Schickſale; mit beſonderer Rückſicht auf die Geſchichtsquellen der ehemaligen Abtei Corvey. Ein Beitrag zur teutſchen Staats- und Rechtsgeſchichte." (Hamm 1828.) „Der Corvey'ſche Güterbeſitz. Aus den Quellen dargeſtellt und als Fortſetzung der Corvey'ſchen Geſchichte herausgegeben." (Lemgo 1831.) „Provinzialrechte des Fürſtenthums Paderborn und Corvey in Weſtfalen, nebſt ihrer rechtsgeſchichtlichen Entwickelung und Begründung; aus den Quellen dargeſtellt." (Leipzig 1832.) 3 Bde. 3) „Johann Friedrich Falcke und das Chronicon Corbejense." (Bremen 1843.)

4) Vergl. Heidelberger Jahrbücher der Literatur. 1844. Nr. 1. S. 27 fg. 5) Im Neuen gelehrten Europa. 11. Th. S. 719 fg. 6) In den Nachrichten von berühmten Gelehrten. 4. Bd. S. 1016 fg. 7) In dem Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 277. 8) Vergl. Schmerſahl's Neue Nachrichten von jüngſt verſtorbenen Gelehrten. 1. Bd. S. 746 fg. Braunſchweigiſche Anzeigen. 1753. St. 91. Dunkel a. a. O. 2. Bd. S. 454 fg. 4. Bd. S. 1016 fg. Strodtmann a. a. O. 11. Bd. S. 706 fg. Meuſel a. a. O. 3. Bd. S. 276 fg. *Saxii* Onomast. liter. P. VI. p. 554 sqq.

tung erwarben. Dahin gehört ſeine Unparteiiſche Prüfung der Erörterung der Frage, ob bei den an die allgemeine Reichsverſammlung gegen das Kammergericht ergriffenen recursibus statuum von ermeldetem judicio, ehe und bevor über die angebrachten gravamina daſelbſt ein Schluß gefaßt wird, ein Bericht abzufodern ſei. (Frankf. 1747. Fol.)[1]). Unparteiiſches Bedenken über die Rechtmäßigkeit und reichsherkömmliche Art und Weiſe der Berichtfoderung bei dem ſachſen-meiningenſchen Recurſe vom kaiſerlichen Reichskammergericht an die allgemeine Reichsverſammlung (Frankf. 1748. Fol.)[2]). Beurkundeter Bericht von der Lehnfolge in der freien Reichsherrſchaft Schauen (Hanover 1765. Fol.) u. a. m.[3]).

(Heinrich Döring.)

FALCKE (Georg), der Ältere, Cantor primarius und Organiſt zu Rotenburg an der Tauber, machte ſich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit folgender Druckſchrift bekannt: Idea boni Cantoris, d. i. Getreu und gründliche Anleitung, wie ein Muſikſcholar, ſowol im Singen, als auch auf andern Instrumentis musicalibus in kurzer Zeit ſoweit gebracht werden kann, daß er ein Stück mit zu ſingen oder zu ſpielen ſich wird unterfangen dürfen. (Nürnberg 1688.) 212 Octavſeiten. In der vom Superintendenten und Paſtor an der Jacobskirche zu Rotenburg, Seb. Kirchmayer, geſchriebenen Vorrede wird gemeldet, daß der Verfaſſer noch eine Idea boni Organoedi oder eine Anweiſung zum Generalbaſſe, und eine Idea boni Melothetae, oder die äſtimable Wiſſenſchaft des Componirens, zum Drucke fertig liegen habe. (Nach Forkel und Gerber.) Dieſe letztgenannten Werke ſind ungedruckt geblieben. *(G. W. Fink.)*

FALCKENHAGEN (Adam), geb. zu Groß-Daltzig, einem Dorfe zwiſchen Leipzig und Pegau, wo ſein Vater Schulmeiſter war, am 17. April 1697. Im zehnten Jahre kam er zu dem Prediger im Dorfe Knauthain, um ſeine Schule zu machen. Nachdem er acht Jahre hier gelernt und dabei ſich fleißig auf dem Claviere und der Laute geübt hatte, die er zu ſeinem Hauptinſtrumente erwählte, begab er ſich nach Merſeburg zu dem Lautenmeiſter Graf, um ordentliche Lautenſchule zu machen, darauf unterrichtete er ſelbſt auf ſeinem, damals noch ſehr beliebten, Inſtrumente zuerſt in Leipzig, von wo er ſich nach einem Jahre nach Weißenfels wendete und ſieben Jahre lang dort hinlänglich mit Unterricht beſchäftigt war. In den letzten vier Jahren hatte ihn der Herzog Chriſtian zu ſeinem Kammermuſiker gemacht. Um in ſeiner Kunſt noch mehr ſich zu fördern und ſeiner Stellung Ehre zu machen, vervollkommnete er ſich in Dresden, wo er einige Monate Unterricht nahm bei dem großen Lauteniſten Sylv. Weiß. Von Weißenfels ging er nach Jena, wo er gleichfalls zwei Jahre lang als Lautenlehrer nützte. 1729 ernannte ihn der Herzog von Weimar, Ernſt Auguſt, zu ſeinem Kammermuſiker. Er blieb bis 1732 und kam als Lauteniſt in markgräflich baireuthiſche Dienſte, die er bis an ſein Ende verwaltete. Um das Jahr 1758 ließ er zu Nürnberg ſtechen: Erſtes Dutzend erbauungsvoller geiſtlicher Geſänge mit Variationen auf der Laute. Darauf hinter einander noch vier Hefte, welche 12 Lautenſoli und ebenſo viele Concerte für ſein Inſtrument enthalten. Ferner ſechs Sonatine da Camera à Liuto solo. Op. 5. (Nürnberg.) Handſchriften hinterließ er viele.

(G. W. Fink.)

FALCKENSTEIN (Johann Heinrich von), Frankens und Thüringens Hiſtoriker, wurde am 6. Oct. 1682 geboren. Sein Vater, Balthaſar von Falckenſtein, den er ſchon verlor, als er erſt vier Jahre alt war, diente als Hauptmann in der däniſchen Armee, ſeine Mutter, welche vier Jahre nach dem Vater ſtarb, ſtammte aus der Familie von Griesheim aus Schleſien. Der Ort ſeiner Geburt, und deshalb ſeiner eigentlichen Heimath, iſt nicht zu ermitteln, indem er ſelbſt gegen ſeine vertrauteſten Freunde hierüber ſchwieg, wegen mancherlei unglücklicher Verhältniſſe, „an welche er nicht gern denken, viel weniger ſolche aufſchreiben mochte." Von Privatlehrern zur Akademie vorbereitet, beſuchte er teutſche und holländiſche Univerſitäten, welche er jedoch nicht namentlich anführt, kam er 1715 als Prodirector an die von dem Freiherrn Groß von Trockau im J. 1701 geſtiftete Ritterakademie nach Erlangen, wo damals Philipp Bornier als Director wirkte, hielt Vorleſungen über Jurisprudenz, Heraldik und Genealogie, und erklärte den Schülern den Sueton und Tacitus.

Nachdem er 1718 zu Neuburg an der Donau von der proteſtantiſchen zur katholiſchen Kirche übergetreten war, erhielt er noch in dem gleichen Jahre von dem Biſchofe zu Eichſtädt, Johann Anton, einen Ruf als Geſchichtſchreiber dieſes Landes mit dem Range eines Hofrathes und Kammerjunkers. Man übertrug ihm außerdem mancherlei Verwaltungsgeſchäfte, damit er ſich eine genauere Landeskenntniß erwerben konnte. Alle Archive und Regiſtraturen wurden ihm eröffnet und er ſtieg ſo ſehr in der Gunſt des Landesherrn, daß er, zumal während deſſen faſt ein Jahr lang dauernden Krankheit, täglich ſechs Stunden bei dem leidenden Fürſtbiſchof zubringen und durch Vorleſen und Geſpräch demſelben die Zeit verkürzen mußte. Der Tod löſte dies innige Verhältniß auf und ward Veranlaſſung zu mannichfacher Unbill und Miskennung. Durch die Wahl des neuen Fürſtbiſchofs, Franz Ludwig, war im Domſtifte eine Präbende erledigt worden, zu welcher ſich der Kanonikus, Graf Franz Karl von Schellard, meldete; das Domcapitel wollte dieſen Candidaten wegen der ſtreitigen Ahnenprobe nicht zum Beſitze laſſen und widerſetzte ſich mit ſolchem Ernſte, daß die Sache bis zur höchſten Gerichtsſtelle gelangte. J. H. von Falckenſtein führte für den Grafen den Proceß mit ſo glücklichem Erfolge, daß der Reichshofrath zu Gunſten deſſelben und zwar gegen den Grafen Ignaz von Schenk, einen Verwandten des neuen Biſchofs, entſchied. Durch eine Hofcabale genöthigt, verließ von Falckenſtein im J. 1730 nach einer zwölfjährigen Dienſtleiſtung das eichſtäd-

1) ſ. Göttinger gel. Zeit. 1747. S. 238 fg. 2) ſ. Göttinger gel. Zeit. 1748. S. 898 fg. 3) Vergl. Pütter's Literatur des teutſchen Staatsrechts. 2. Bd. S. 43 fg. Holzſchuher's Deductionsbibliothek. 2. Bd. S. 1104 fg. Strieder's Heſſiſche Gelehrtengeſchichte. 4. Bd. S. 70 fg.

tiſche Gebiet und begab ſich nach Schwabach, wo er als Hofrath in den Dienſt des Markgrafen Karl Wilhelm Friedrich von Brandenburg-Onolzbach trat, zu welcher Stelle ihm ein Herr von Lentersheim verholfen haben ſoll. Ungeachtet ſeiner Verwendung zu mancherlei Staatsgeſchäften blieb ihm noch Zeit zu ſeinen hiſtoriſchen Studien und literariſchen Arbeiten. In Erfurt, wo er ſich in den Jahren 1736—1740 als markgräflich ansbachiſcher Reſident aufhielt, ſammelte er die Materialien zu ſeiner Chronik von Thüringen. Nach Schwabach zurückgekehrt, fand er ſich durch mancherlei Ungunſt des Schickſals, und beſonders durch fortwährende Neckereien in Bezug auf ſeinen Religionswechſel, bewogen, wiederum einleitende Schritte zum neuen Eintritt in eichſtädtiſche Dienſte zu thun. Der Fürſtbiſchof, Franz Ludwig, war bereits 1736 geſtorben und ihm Johann Anton II., einer der beſten und leutſeligſten Regenten, gefolgt. Sein Freund, der Beichtvater des Frauenkloſters zu Marienburg, Kanonikus Laubſcher aus Rebdorf, verwendete ſich durch den Prälaten ſeines Geburtsortes bei dem regierenden Fürſtbiſchofe zu von Falckenſtein's Gunſten, allein vergeblich. Nach einiger Zeit erhielt Letzterer durch ſeinen Gönner und Correſpondenten, Freiherrn von Ickſtatt, einen Ruf an den Hof des Kurfürſten von Baiern, wo er die Stelle eines Archivdirectors erhalten ſollte, allein er lehnte wegen ſeines Alters und der Körperleiden des Podagra, dieſe ehrenvolle Ernennung ab. Er ſtarb, bis an ſein Ende dem angenommenen katholiſchen Glauben treu, am 3. Febr. 1760 zu Schwabach in einem Alter von 78 Jahren, und wurde in ſeine Gruft, welche er ſich ſchon bei Lebzeiten hatte bauen laſſen, nach evangeliſch-proteſtantiſchem Ritus begraben.

Dieſer Umſtand, ſowie manche frühere Begebniſſe, hatten unter ſeinen Bekannten die Meinung herbeigeführt, daß er — beſonders durch Zureden ſeiner zweiten Gemahlin, Anna Eliſabeth von Bärmann,. aus Minden in Weſtfalen, früher Witwe des großbritanniſchen Schiffscapitains Domenico de Buterini (die erſte Gattin hieß Brigitta Eliſabeth von Stieler und war eine Enkelin des als eifriger Proteſtant bekannten Schriftſtellers Kaspar von Stieler, mit dem Beinamen Serotinus oder „von der Spate") — die katholiſche Religion nur äußerlich angenommen habe, im Herzen aber dem Proteſtantismus treu geblieben ſei.

Er hatte ſich ſelbſt folgende Grabſchrift verfertigt:

Viator vide
ac perspice mundi vanitatem
quam vivens vidit et beata morte superavit
Vir illustris ac generosissimus
Joannes Henricus de Falckenstein
Sereniss. Marggravii Brand. Onoldin.
Consiliarius aulicus ac egregiae
Societatis Scientiarum Berolin. Sodalis
qui Ao. MDCLXXXII. d. VI. Oct. mundi lumen adspexit ac in virtutis tramite in omni fortunae alea exercitatus, in acquirendis sudores et angores, in possessis anxietates, in plurimis inanitatem, vanitatem in omnibus expertus beata morte mundo
decessit ao. MDCCLX. d. III. Februarii.
Quiescat in pace.

Durch Teſtament d. d. Schwabach, 20. Febr. 1759 hat er ſeine Bücherſammlung und Manuſcripte der fürſtlich brandenburg-onolzbachſchen Bibliothek zu Ansbach vermacht.

J. H. von Falckenſtein hat in ſeinen zahlreichen Werken zwar viel Fleiß, aber wenig Kritik an den Tag gelegt, und dafür bald übermäßiges Lob, bald übergroßen Tadel erfahren.

Seine Schriften ſind: 1) Ein lateiniſches Programm „Über das Geheimnißvolle und Wunderbare in manchen Zahlen." (Erl. 1717. Fol.) 2) Entwurf des hiſt. Werkes: Antiq. Nordgav. aufgeſucht im Hochſtifte Eichſtädt. (1730.) 10½ Bog. 3) Antiquitates Nordgavienses, oder Nordgauiſche Alterthümer. (Frankf. u. Leipz. [Nürnberg in der Lochner'ſchen Handl.] 1733.) 3 Thle. Fol. Den 3. Theil macht der Codex diplomaticus aus. 4) Deliciae topo-geographicae Norimbergenses. (1733. Fol., jedoch ohne ſeinen Namen. Zweite Ausgabe von Gottfried Stieber, 1775.) 5) Entwurf eines hiſtoriſchen Werkes: Antiquit. et Memor. Nordgav. vet. aufgeſucht im Burggrafthum Nürnberg um 1733. 6) Antiquitates Sudgavienses, oder hiſtoriſche Beſchreibung derjenigen Länder, die im ſiebenten und achten Jahrhunderte mit einem allgemeinen Namen „Südgau" genannt worden. Die Vorrede iſt unterſchrieben den 24. Dec. 1733. (Es iſt der Prodromus des nach ſeinem Tode im J. 1763 gedruckten Werkes.) 7) Analecta Thuringo-Nordgaviensia, oder: Verſchiedene nordgauiſche Alterthümer und Merkwürdigkeiten, welche ſowol das Burggrafthum Nürnberg, als auch des uralten Hauſes Zollern Urſprung entdecken u. ſ. w. 1. Th. (Schwabach 1734.) 2. Th. (ebend. 1736.) 3. Th. (ebend. 1743.) 4. Th. unter dem Titel: Antiquitatum Nordgaviensium Codex diplomaticus. (Neuſtadt an der Aiſch 1788. Fol.) Der letzte Theil auch unter dem Titel: Urkunden und Zeugniſſe vom achten Seculo bis auf gegenwärtige Zeiten, worinnen die wichtigſten, das hochfürſtl. Burggrafthum Nürnberg und die von demſelben abſproſſende beide in dieſem Landesbezirke ſituirte hochfürſtliche Häuſer Brandenburg-Ansbach und Baireuth betreffende hohe Vorrechte, Freiheiten, Begnadigungen, Conceſſiones und dergleichen mehr enthalten ſind. 8) Thüringiſche Chronica, oder vollſtändige, alt-, mittel- und neue Hiſtorie von Thüringen u. ſ. w. 1. Buch. (Erfurt 1737.) 2. Buch (ebend. 1738.) 2. Buch anderer Theil. (ebend. 1739. 4.) 9) Civitatis Erffurtensis historia critica et diplomatica, oder: Vollſtändige alt-, mittel- und neue Hiſtorie von Erfurt u. ſ. w. 1. Th. (Erf. 1739.) 2. Th. (ebend. 1740. 4.) 10) Chronicon Suabacense, oder: Ausführliche Beſchreibung der hochfürſtl. brandenburg-ansbachiſchen Hauptſtadt Schwabach u. ſ. w. (Ulm 1740. 4.) 2. Ausgabe, mit neuen Urkunden von J. G. Maurer, mit Kpfrn. (Schwabach 1756. 4.) 11) Tugend- und Ehrenſpiegel der thüringi-

ſchen Prinzeſſin und fränkiſchen Königin, der heil. Radegundis. (Würzburg 1740. 4.) 12) Analysis certa, oder: Wahre und unbezweifelte Auflöſung der Frage: ob der XV. Eichſtettiſche Biſchof Heribertus im IX. Seculo ſeine Reſidenz von Eichſtet nach Nürnberg in daſiges Egidienkloſter oder nach Neuburg an der Donau in daſige Abtey S. Mariä hat verlegen wollen? (Schwabach 1746. 4.) 13) Diacrisis, oder: Unterſuchung und Beantwortung der Frage: Wie machen es die Leute, wenn ſie in einer Sache ſuccumbirt, oder überzeugt ſind, doch aber es nicht eingeſtehen, ſondern das letzte Wort behalten wollen? (Schwabach 1746. 4.) Beide vorſtehende Schriften ſind gegen den Verfaſſer der Singularia Norimbergensia gerichtet. 14) (Unter dem angenommenen Namen: Joannis ab Indagine) Wahre und Grund haltende Beſchreibung der heutigen Tages weltberühmten reichsfreien Stadt Nürnberg, in fünf Büchern abgefaßt u. ſ. w. (Erfurt 1750. 4.) 15) Antiquitates et Memorabilia Marchiae Brandenburgicae, oder: Alt-, mittel- und neue brandenburgiſche Geſchlechts-, Staats- und Geſchichts-Hiſtorie, in drei Theilen abgefaßt. (Bair. u. Hof 1751. 1752. 4.) Nach J. H. von Falckenſtein's Tode erſchienen: 16) Vollſtändige Geſchichte des großen Herzogthums und ehemaligen Königreichs Baiern (herausgegeben von G. W. B. Freyer). (München 1763.) 3 Bde. Fol. Mit neuem Titel und einer Vorrede des Freiherrn von Ickſtatt. (Ingolſt. u. Augsb. 1776.) 3 Bde. Fol. In Ötter's Sammlung verſchiedener Nachrichten aus allen Theilen der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft finden ſich von ihm die Abhandlungen: „Von dem Urſprunge des Marggrafthums Brandenburg" in 1. Bd. 2. St. S. 166—187. — „Entwurf der Antiquitates Sudgavienses." 1. Bd. 5. St. S. 520—525. Handſchriftlich hinterließ er: Hemerologium Brandenburgicum. — Wirzburgiſche Hiſtorie. 4 Thle. Fol. — Öttingiſche Geſchlechts- und Staats-Hiſtorie. — Grundhaltender Beweis, daß das uralte Haus Öttingen aus dem Agilolfingiſch-Welfiſchen Stamme entſproſſen ſei. — Wilhelm Werner's, Grafen zu Zimbern und Herrn zu Wildenſtein, Leben und Thaten der Biſchöfe, Erzbiſchöfe und Kurfürſten zu Maynz. — Thuringia nobilis, oder: Das adelige Thüringen. — Delineatio Nordgaviae veteris. — Ehre und Würde der uralt-fränkiſchen hochadeligen Familie Derer von Lentersheim. Vgl. (J. C. Siebenkees) Leben und Schriften des J. H. von Falckenſtein in dem Journal von und für Franken. 1. Bd. 6. Hft. S. 640—686. — Adelung zum Jöcher. — Hirſching's Handbuch. — Meuſel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorbenen Schriftſteller. 3. Bd. S. 278—284. (*Falkenstein.*)

FALCO. Die Gattung der Raubvögel (Accipitres, ſ. den Art.), welche Linné unter dieſem Namen in das Syſtem einführte, umfaßte damals alle Tagraubvögel, die keine Geier ſind, und wurde durch den vollſtändig befiederten Kopf von letzteren unterſchieden. Sie behielt dieſen Umfang durch alle Ausgaben des Systema Naturae und erſchien in der letzten (XII., 1766.) mit 32 verſchiedenen Arten ausgeſtattet. Seitdem haben aber die Ornithologen und Zoologen im Allgemeinen, namentlich Briſſon, Bechſtein, Illiger, Cuvier, Savigny, Vieillot, Vigors, Nitſch und Andere, an der Veränderung des von Linné aufgeſtellten Gattungsbegriffes gearbeitet, und dabei den Namen Falco bald ganz zur Bezeichnung einer Gattung verworfen, bald auf die eine oder die andere generiſche Abtheilung ausgedehnt. Gegenwärtig ſcheint man indeſſen ziemlich einig darüber zu ſein, nur den Edelfalken, die Nitſch Rhynchodon nennen wollte, den Gattungsnamen Falco zu laſſen. In dieſem Sinne werden auch wir die Benennung annehmen, und demgemäß zur Charakteriſtik der durch ſie bezeichneten Gattung übergehen.

Die Edelfalken haben die allgemeinen Merkmale der Tagraubvögel, d. h. den kräftigen, am Ende hornigen, gebogenen, hakigen, am Grunde von einer weichen Wachshaut bekleideten Schnabel; den vollſtändig befiederten Kopf ohne Augenſchleier, und die kräftigen, mit hakigen Krallen bewehrten Raubfüße oder Fänge; unterſcheiden ſich aber von ihren übrigen Familiengenoſſen am Beſtimmteſten durch die kurze, dicke Form des Schnabels, das runde, mit einem centralen Zapfen verſehene Naſenloch, den ſcharfen Zahn am Oberſchnabel neben der Spitze, die tiefe Winkelung des Unterſchnabels am Ende und die langen Zehen. Ihr Kopf iſt ziemlich groß, aber etwas mehr kugelig als bei den übrigen Falken, und ihre großen offenen feurigen Augen liegen nicht ſo tief, wie z. B. bei den Adlern und Buſſarden. Das Gefieder des Kopfes iſt dicht, die Nackenfedern aber ſind nicht ſpitziger. Die Zügel ſind nicht dicht befiedert, ſondern von wirtelförmig geſtellten Borſtenfedern bekleidet, die Augengegend iſt ganz nackt. Der Schnabel iſt auffallend kurz, aber dick, ſehr rundlich und der Oberſchnabel beſonders gewölbt. An ſeiner hakigen Spitze hat er jederſeits vor dem Haken einen ſcharfen, herabhängenden Zahn, dem ein ähnlicher winkelförmiger Einſchnitt neben der abgeſtutzten Spitze des Unterſchnabels an jeder Seite entſpricht. Die Wachshaut iſt ſcharf abgeſetzt, dick und enthält ſeitlich das kreisrunde Naſenloch, in deſſen Mitte ſich ein Zapfen oder Höcker befindet. Das Gefieder des Rumpfes iſt dicht und ziemlich hart. Die Konturfedern haben einen anſehnlichen, aber blos dunigen Afterſchaft. Die Dunen ſelbſt ſind weiß oder grau, auffallend zart, ſchimmelartig und kleben beim Druck zuſammen; alle haben einen dem Hauptſchafte gleichen Afterſchaft, ſtehen im Ganzen ſpärlich, und fehlen an einigen Rainen, z. B. am Seitenhalsrain, völlig. Hinſichtlich der Fluren oder Federnzüge, in denen die Konturfedern ſtehen, harmoniren die Edelfalken mit den meiſten Falconiden in der gabeligen Theilung des vorderen Abſchnittes der Rückenflur und im frei abgeſetzten Seitenaſte des Bruſttheiles der Unterflur, unterſcheiden ſich aber von faſt allen (Pandion ausgenommen) übrigen Gruppengenoſſen durch die tiefe gabelige Theilung der hinteren Hälfte der Rückenflur ſehr beſtimmt (vgl. Nitzſch, Pterylographie. S. 78. Taf. I. Fig. 6.). Alle übrigen pterylographiſchen Verhältniſſe ſind weniger charakteriſtiſch. Die Anzahl der Schwingen wechſelt von 21—25, doch ſtehen immer 10 am Handtheil des Flügels, von denen die zweite die längſte iſt; die Zahl der

Schwungfedern iſt 12. Den befiederten Zipfel der Bürzeldrüſe haben die Edelfalken mit allen Tagraubvögeln gemein. Der Flügelſchnitt iſt lang, ſpitzig, und die angelegten Flügel reichen beinah oder ganz bis ans Ende des ſtumpfen, aber nicht eben breiten Schwanzes. Die Beine endlich ſind vom Hackengelenk abwärts unbefiedert, und blos auf der Rückenſeite der Zehen von Halbgürteln, übrigens aber von ſchuppenförmigen Täfelchen oder Warzen bedeckt, welche letztere an der Hinterſeite des Laufes viel kleiner ſind als vorn. Der Lauf ſelbſt iſt kurz, die Zehen aber ſind lang und ihre Krallen ſehr kräftig, ſpitz und mäßig ſtark gekrümmt. Beſonders auszeichnend ſind an ihnen die ſtarken Sohlenballen unter den Zehengelenken. Eine kurze Spannhaut verbindet die vordern Zehen am Grunde, beſonders die äußeren. — Männchen und Weibchen unterſcheiden ſich, wie bei allen Raubvögeln, ſo auch bei den Edelfalken, nicht blos in der Größe, welche beim Weibchen ſtets beträchtlicher iſt, ſondern auch in der Färbung, und kommen den Männchen, neben einem ſchlankeren, zierlicheren Körperbau auch immer reinere und ſchönere Färbungen zu.

Im inneren Baue weichen die Edelfalken durch einzelne Momente zwar etwas mehr von den übrigen Falconiden ab, als dieſe unter ſich; allein im Ganzen ſind die Unterſchiede nicht von großer Bedeutung. Das Knochengerüſt zeichnet ſich durch eine größere Solidität vor dem der Habichte, Weihen und Buſſarde aus, und ſchließt ſich dadurch einigermaßen an das der Adler. Charakteriſtiſcher jedoch ſind einige Eigenheiten des Schädels, namentlich die auffallende Breite der Stirn zwiſchen den Augenhöhlen und die dadurch bedingte geringere Entwickelung des Orbitalaſtes am Thränenbein. Dieſer Knochenfortſatz iſt in ſeiner beſondern Form der eigenthümlichſte Skelettheil der Edelfalken, indem er ſich durch ſeinen ſchmalen Bau, ſeine mehr einwärts gewendete Stellung, eine breitere, vorwärts aufgeworfene Baſis und ſeine ungetheilte, nicht als Superciliarplatte abgeſetzte Spitze von dem aller übrigen Falconiden hinlänglich unterſcheidet. In ähnlicher Weiſe eigenthümlich iſt die Verbindung des abſteigenden Aſtes dieſes Knochens mit dem vom os ethmoideum ausgehenden flügelförmigen Fortſatze, welcher die vordere Wand der Augenhöhle bildet und ſie von der Naſenhöhle ſcheidet. An dieſen Fortſatz des os ethmoidei legt ſich der abſteigende Aſt des Thränenbeines zwar bei allen Raubvögeln an, iſt aber in der Regel nur durch weiche Theile mit ihm eine kurze Strecke lang verbunden; allein bei den Edelfalken nimmt dieſe Verbindung beiweitem den größeren Theil des ſenkrechten Thränenbeintheiles weg, wird zu einer wahren Verwachſung oder Verknöcherung, und läßt blos oben ein rundes Loch als hinteren Eingang in die Naſenhöhle übrig. Auch am unteren Ende iſt die Verbindung des Thränenbeines mit dem Jochbogen bei keinem anderen Tagraubvogel ſo innig, wie bei den Edelfalken. Das übrige Skelet hat keine ſo beſonderen Eigenſchaften; doch finde ich den Kamm des Bruſtbeines höher und ſchärfer abgeſetzt als bei Adlern, Buſſarden, Habichten und Weihen. Das Gabelbein iſt zwar breit, wie gewöhnlich bei Raubvögeln, aber viel weniger einwärts gekrümmt, als bei den genannten Gruppen, daher die Verbindungsſtelle beider Äſte gegen die Spitze des Bruſtbeinkammes gerichtet iſt, und nicht, wie gewöhnlich, gegen die Baſis deſſelben. Von den vorhandenen acht Rippenpaaren ſetzen ſich nur ſechs an den Rand des Bruſtbeines, nicht, wie gewöhnlich, ſieben; denn beide erſten der Edelfalken ſind frei. Nur die vorderen fünf der angehefteten Rippen haben den hakenförmigen Fortſatz immer; doch findet ſich wenigſtens bei einigen Arten (z. B. F. tinnunculus, F. subbuteo) auch an der zweiten, nicht angehefteten Rippe ein ſolcher Haken. Die Bruſtbeinplatte iſt hinten ſehr breit, übrigens aber nicht ausgezeichnet. Die Anzahl der Halswirbel pflegt 13, die der Rückenwirbel 8, die der Beckenwirbel 10 und die der Schwanzwirbel 8 zu ſein, in welchen Zahlenwerthen ſie allen übrigen Falconiden nahe kommen; eigenthümlicher aber iſt ihnen die innige Verwachſung der mittleren fünf (vom zweiten bis ſechsten inclus.) Rückenwirbel ſowol an ihren Körpern, als auch an ihren Fortſätzen, die zwar auch bei andern Raubvögeln, aber nur im höchſten Alter, vorkommt; dagegen fehlt ihnen der untere processus spinosus faſt durchgehends an den mittlern und hintern Rückenwirbeln, nur die zwei erſten pflegen ihn zu beſitzen. Das Becken iſt zwar relativ breiter, als ſonſt bei Falconiden, aber nur hinten zwiſchen den Pfannengelenken, nicht vorn, wo es die gewöhnliche Erweiterung der Darmbeine nicht beſitzt. Wegen der hintern Breite klaffen die Scham- und Sitzbeine mehr, als bei andern Tagraubvögeln. Die Schwanzſpitze iſt ſehr groß und beſonders nach Unten ſehr ſtark entwickelt; hier legt ſich an dieſelbe ein Paar kleiner eigenthümlicher, mit einem vorſpringenden Rande verſehener, Knochenbogen an, die ſpäter mit der Schwanzſpitze ſelbſt, wie unter ſich in der Mitte verwachſen.

Die Knochen der Extremitäten ſind zwar auch ſehr ſolid gebaut, aber dabei kurz; namentlich erreicht der ruhende Oberarmknochen nur den Anfang des Beckens, während er gewöhnlich bis an die Pfanne ſich auszudehnen, oder gar bei Adlern darüber hinauszugehen pflegt. Unterarm und Handtheil ſind etwas länger, ganz beſonders iſt der letztere noch länger als der Unterarm, während er ſonſt bei Falken kürzer zu ſein pflegt. Dies Verhältniß harmonirt mit der auffallenden Länge der Zehen, die beiſpiellos iſt in der Gruppe der Raubvögel[1]). Keine andere Gattung übertrifft darin die echten Edelfalken. Dagegen iſt der Laufknochen nur kurz, aber relativ nicht kürzer als bei Adlern, ſelbſt länger als bei andern kurzbeinigen Falconiden (z. B. Falco ecaudatus).

Die weichen Theile der Edelfalken habe ich noch nicht unterſucht, und gebe daher nur das, was ſich bei Nitzſch in deſſen Collectaneen darüber findet. Der Öſophagus

1) Wahrſcheinlich ſteht es auch mit der Länge der Zehen in Verbindung, daß der aus der Kniekehle vom Ende des Oberſchenkelknochens zwiſchen beiden Gelenkköpfen deſſelben entſpringende lange Kopf des flexoris digitorum profundi s. perforantis einen langen, ſtielförmigen Knochenkern enthält, der an manchen Skeleten der Sammlungen noch zu ſehen iſt, aber nur bei Edelfalken ſich findet.

hat eine ſpindelförmige Erweiterung vor dem Gabelbeine, welche ſehr dehnbar iſt und den Kopf bildet. Der Vormagen iſt wenig vom Ende des Öſophagus abgeſetzt, dickwandig, mit viereckigem Lumen; der Magen aber bildet einen faſt häutigen, ſehr dehnbaren Sack, der jederſeits einen großen runden Sehnenfleck hat. Der Dünndarm iſt kurz und die Blinddärme ſind als zwei ganz kurze Zipfelchen angedeutet. Das Pancreas beſteht aus zwei Haupttheilen, die in der Mitte durch zwei ſchmale Streifen verbunden ſind; die kleine Milz hat eine runde Form und die Leber iſt tief zweilappig; an ihr hängt die große Gallenblaſe. Die ganze Darmlänge beträgt beinah die zweimalige des Rumpfes, ohne den Schwanz. Die weiblichen Genitalien ſind durch die Anweſenheit eines zweiten, rechten, aber ſtets *kleineren* Eierſtocks merkwürdig; verhalten ſich alſo wie bei den Adlern und Buſſarden, während der rechte Eierſtock der Habichte und Weihen dem linken an Ausbildung kaum nachſteht. Auch beim Männchen iſt der rechte Hode kleiner als der linke. Die Lungen ſind groß, ſtoßen in der Mitte zuſammen und verdecken die Wirbel. Die mit ihnen zuſammenhängenden Luftbehälter haben ſehr derbe Häute und führen die Luft durch die Achſelhöhle ſelbſt unter die Haut und über die Bruſt; dagegen iſt die mittlere oder Leberzelle ſtets leer. Die Pneumaticität der Knochen erſtreckt ſich auf den ganzen Rumpf, nebſt dem Schädel, und auf die Oberarm- wie Oberſchenkelknochen; die mittleren und unteren Abſchnitte aller Extremitäten führen Mark.

Hinſichtlich der äußeren Lebensverhältniſſe ſtimmen die Edelfalken mit den übrigen Tagraubvögeln überein; ſie leben alſo in der Monogamie, bauen kunſtloſe Neſter aus größern und kleinen Zweigen an hohen, unzugänglichen Stellen und legen drei bis vier rundliche, meiſt gelblich-weiße, braungefleckte Eier, welche das Weibchen allein ausbrütet. Die Jungen haben ſchon offene Augen und ein dichtes Dunenkleid, wenn ſie aus dem Eie kommen; werden von den Ältern nicht unmittelbar, ſondern blos durch Zutragen der Nahrungsmittel gefüttert und liegen ziemlich lange im Neſte. Sie mauſern das erſte Mal ſehr langſam und wechſeln ihr Jugendkleid entſchieden ſpäter als die Alten, deren Mauſer im Sommer beginnt und alljährlich nur ein Mal erfolgt, indem ſie bis zum Herbſt vollendet iſt. Das Gefieder iſt unterhalb meiſt hellgelb oder weißlich, mit dunklen breiten Schaftſtrichen bei den Jungen, welche mit zunehmendem Alter ſchmäler werden und bei manchen Arten nach und nach ganz verſchwinden (F. candicans, F. Gyrfalco), oder in kurze, bogenförmige Querflecke übergehen (F. peregrinus). Das Rückengefieder pflegt dunkler, aber nur ſelten ganz einfarbig zu ſein; gewöhnlich haben die Federn hellere Ränder, oder breite, dunkle Flecke an der Spitze. Schwingen und Schwanzfedern ſind mit Querbinden verſehen. — Die Nahrung der Edelfalken beſteht lediglich in friſchem Fleiſche, das ſie ſelbſt durch Erlegung von allerhand Geflügel ſich erbeuten; nur in der Jugend, oder aus Noth, freſſen die kleinern Arten Inſekten, aber keine geht ſtinkendes Fleiſch oder gar Aas an. Alle ſind für ihre Größe ſehr kühne und gewandte Räuber, höchſt ſcheu und vorſichtig in ihrem Betragen, aber trotz dem leicht zähmbar; weshalb man die größern Arten von Alters her zur Jagd abrichtete und zur ſogenannten *Falkenbaize* benutzte. Dieſe großen Arten fallen nicht blos ebenſo große, ſondern ſelbſt größere Vögel, wie Reiher, Gänſe, Enten u. ſ. w., an, nähren ſich aber am liebſten von Hühnern und Tauben, die kleinern von Singvögeln; doch ſind auch Feldmäuſe eine Lieblingsſpeiſe dieſer kleinern kurzzehigen Arten. Alle größern Edelfalken fangen übrigens ihre Beute ſtets nur im Fluge, indem ſie den Vogel mit den Krallen an den Flügeln ergreifen und mit dem Schnabel das Genick umdrehen; nur die kleinern, mit kurzen Zehen, ſtoßen auf ſitzende oder am Boden laufende Geſchöpfe. Ihr Stoß iſt außerordentlich ſchnell und beſonders bei den im Fluge fangenden gewaltſam; fehlen ſie, was bei den kleinern öfters der Fall iſt, ſo wiederholen ſie den Stoß mehre Male, laſſen aber, wenn er dann noch nicht geglückt iſt, ab von erneuten Verſuchen, bis ſie ſich wieder gehörig geſammelt haben. Sie verbreiten ſich zwar über die ganze Erdoberfläche, kommen jedoch in ihren größten und ſchönſten Repräſentanten nur der kalten und kältern gemäßigten Zone zu; beſonders ſind es die Nordpolarländer, denen die größte und ſchönſte Art von Allen angehört. Europa hat *acht* verſchiedene Arten[2]) aufzuweiſen, von welchen jedoch nur *vier* (F. peregrinus, F. Aesalon, F. subbuteo und F. tinnunculus) in Teutſchland gleich häufig und vollſtändig einheimiſch ſind, während von den andern vier *zwei* (F. candicans und F. laniarius) den höheren Norden und Weſten, *zwei* mehr den Süden und Oſten (F. rufipes uud F. Cenchris) bewohnen. Dieſe letztern vier verfliegen ſich nur ſelten nach Teutſchland und werden hier theils mehr im Winter (die nordiſchen), theils mehr im Sommer (die ſüdlichen Arten) von Zeit zu Zeit angetroffen.

Nach der verſchiedenen Länge der Zehen hat man die Gattungsgenoſſen eingetheilt und als *echte* oder *unechte* Edelfalken unterſchieden.

I. *Die echten Edelfalken* (Falcones macrodactyli) haben die langen Zehen, von welchen die mittlere ſtets länger iſt als der Lauf, und größere dickere Schnäbel, deren Wölbung beträchtlicher iſt. An ihren Zehen ſind die Sohlenballen ſehr entwickelt und beſonders auch die Krallen relativ größer. Zu ihnen gehören die größten, nur im höhern Norden einheimiſchen Arten.

A. *Bei Einigen reichen die Spitzen der angelegten Flügel bis ans Ende des Schwanzes.* Dieſe Arten haben zugleich ein ſehr dunkles Rückengefieder und einen vollſtändigen einfarbigen dunklen Backenſtreif, welcher ſcharf begrenzt iſt, unter dem Auge entſpringt und bis faſt auf die Mitte des Halſes hinabreicht. Zu ihnen gehört als Hauptart:

1) der *Wander- oder Taubenfalke* (F. peregrinus), der größte unter den teutſchen Arten, wird vom

2) Ich folge in dieſen Angaben den älteren Artbeſtimmungen, und bemerke hier nur, daß F. candicans von neueren Beobachtern in drei Arten aufgelöſt worden iſt, mithin eigentlich zehn Arten unſerem Welttheile angehören. Von dieſen neuen Arten wird ſpäter die Rede ſein.

Scheitel bis zur Schwanzſpitze ⅓ — ⅔ Fuß lang, iſt oberhalb in der Jugend dunkelbraun, mit helleren Federrändern; an der ganzen Unterſeite und den Beinen aber gelblich, mit breiten, braunen Schaftſtrichen; Scheitel und Nacken pflegen röthlich gelbbraun gefleckt zu ſein. Die alten Vögel haben oben, von der Stirn bis zur Schwanzſpitze, eine bläulich-aſchgraue Farbe und ſind auf jeder Feder mit zahlreichen ſchwarzblauen Querflecken geziert; unten ſind ſie an der Kehle und dem Vorderhalſe weiß, auf der Bruſt und dem Bauche mehr röthlich-gelb, beſonders die Männchen, und haben auf jeder Feder feine bogige, ſchwarzbraune Querlinien, die beim Weibchen dichter ſtehen und feiner ſind, als beim Männchen. Der Schwanz hat ſieben bis neun dunklere Binden; die Schwingen ſind braun, aber an der Innenfahne, beſonders in der Jugend, hellgelb oder röthlich quergefleckt. Die Schnabelſpitze iſt ſchwarzblau, der Grund und die Wachshaut ſind gelb, wie der Augenring, in der Jugend aber bläulich. Die Beine haben ſtets eine gelbliche Farbe, die in der Jugend ins Graue ſpielt. Die Krallen ſind ſchwarz, die Iris des Auges iſt dunkelbraun. — Dieſer Vogel, nach dem isländiſchen Edelfalken der beliebteſte und beſte Jagdfalke, iſt überall in Teutſchland anzutreffen, aber nirgends ſo gemein, wie etwa Weihen und Buſſarde. Er findet ſich aber auch im ganzen nördlichen und mittlern Aſien, in Nordamerika, Nord- und Südafrika, auf den Sunda-Inſeln, in Neuholland und ſelbſt im ſüdlichſten Amerika wieder. Daß er bei ſo allgemeiner Verbreitung mancherlei Größen- und Farbenverſchiedenheiten unterliege, braucht kaum erwähnt zu werden, es verſteht ſich wol von ſelbſt. Indeſſen ſind einige Schriftſteller geneigt, darnach mehre Arten zu unterſcheiden; namentlich hat man die nordamerikaniſche Form als Falco anatum (Luc. Bonaparte, Fürſt von Muſignano) von der europäiſchen unterſchieden. Die ſüdlichen Individuen, von denen ich eins aus dem Kafferlande vor mir habe (F. piscator s. Chiquera *Buff.* pl. enl. 478), ſcheinen kleiner und dabei dunkler gefärbt zu ſein, allein ein anderes Exemplar aus Java ſtimmt wieder ganz mit den unſrigen überein; ein drittes aus Neuholland (F. Melanogenys *Gould.*) iſt oben ſchwarzbrauner als die einheimiſchen, und unten roſtröthlich, ſonſt aber den teutſchen Exemplaren gleich gebildet. — Der Wanderfalk niſtet bei uns auf hohen Bäumen im Walde oder auf unzugänglichen Felſenſpitzen, und hält ſich, ſo lange das Weibchen brütet, nur im Walde und deſſen Nähe auf; ſpäter jagen Beide in den Ebenen, beſonders auf Stoppeln, nach Hühnern, Tauben und anderem Geflügel, das der Vogel aber nie anders als im Fluge angreift. Ruhen die Repphühner, ſo wartet er, in ihrer Nähe ſitzend, bis ſie auffliegen, und ſtößt dann erſt unter ſie; Tauben nimmt er auch wol ruhend auf, doch nur wenn ſie auf den äußerſten Spitzen der Baumäſte ſitzen, nie von Dächern oder gar von der Erde. Merkwürdig iſt es, daß ein ſo ſtarker und geſchickter Raubvogel, wie dieſer, von den freilich größeren, aber doch kraftloſeren, Buſſarden und Gabelweihen ſich ſeine Beute nehmen läßt, oder daß er vielmehr deren Angriff auf ſeinen Erwerb gar nicht abwartet, ſondern großmüthig einem ſolchen Räuber das Seine ſchon überläßt, wenn er ihn nur erſt kommen ſieht. Daher wird er von den genannten Raubvögeln in ſeinem Treiben beobachtet und oft wahrhaft verfolgt, wenn er auf Beute ausgeht. Vollgefreſſen, ſitzt er, wie alle Raubvögel, ruhig und faſt unbeweglich, ſtundenlang auf derſelben Stelle, doch immer nur an hohen, einſamen Orten, denn den menſchlichen Wohnungen kommt er nicht gern nah. — Die beſte Abbildung des Wanderfalken findet ſich in Naumann's Naturgeſch. d. Vögel Teutſchl. I. Taf. 24 und 25.

2) Der Lerchenfalke (F. subbuteo) gleicht dem vorigen in Farbe und Zeichnung ſehr, iſt aber ſtets um die Hälfte kleiner, höchſtens 1 Fuß 1—2 Zoll lang, hat einen noch ſchärfer abgegrenzten Backenſtreif, und in allen Kleidern eine röthlich-gelbe oder hellroſtrothe Befiederung am Bauche wie an den Beinen. Die jungen Vögel ſind oben dunkelbraun mit helleren Federrändern; unten röthlich-gelb, mit breiten braunen Schaftſtreifen an der ganzen Bruſt, aber ſchmalen an den Beinen; der Schwanz hat einen roſtgelben Endrand und dunklere Querbinden. Mit zunehmendem Alter wird der Rücken aſchblau-braun mit ſchwarzen Schaftlinien der Federn, und an der Unterſeite tritt die roſtröthliche Farbe nur noch am Bauche und an den Beinen auf, während die Bruſt weißlich wird, aber ihre breiten ſchwarzen Schaftſtriche an den Federn behält. Die vorderſte Stirngegend und ein Strich über dem Auge bis zum Nacken bleiben weiß. Schwingen und Schwanz oben braun, unten weißlich-grau, letzterer braun gebändert, die inneren Fahnenſeiten mit röthlichen Querflecken. Die angelegten Flügel überragen ſchon etwas den Rand des Schwanzes, ſind alſo relativ noch länger als bei der vorigen Art. Der Schnabel iſt blau, an der Spitze dunkler; Wachshaut, Augenring und Beine gelb, die Krallen ſchwarz. — Dieſer kleine, auffallend zierliche, höchſt gewandte und ſchnelle Raubvogel übertrifft an Kühnheit alle ſeine Verwandten und würde beiweitem der gefährlichſte Raubvogel ſein, wenn er größer wäre; ſo aber muß er ſich mit Lerchen, Wachteln und jungen Hühnern begnügen, wenn er auch zuweilen ſelbſt junge Gänſe angehen mag, wie behauptet wird. Sogar die ſchnellen Schwalben entgehen ſeinen Angriffen nicht, und namentlich ſind es die Mauerſegler (Cypselus), denen er nachſtellt; doch nimmt er in der Noth auch mit Inſekten vorlieb. Er niſtet auf der Spitze hoher, alter Bäume, und wählt gern ein verlaſſenes Krähenneſt zur Unterlage, da er, wie alle Raubvögel, wenig erfahren und ſorgfältig im Neſtbau iſt. Er findet ſich im ganzen mittlern wie nördlichen Europa und Nordaſien, bis nach Kamtſchatka, ſcheint aber ſüdliche Gegenden zu meiden. Zur Abrichtung als Jagdvogel eignet er ſich ebenſo gut wie der vorige, und war nach ihm die beliebteſte Art; unter den kleinern Falken iſt er entſchieden dazu am tauglichſten von allen. Am beſten abgebildet iſt er von Naumann a. a. O. Taf. 26.

Anmerk. Eine mit der vorigen Art nah verwandte Species hat J. Gené als Falco Eleonorae in den Abhandl. der Akad. der Wiſſenſch. zu Turin (2. Série. Tom. II. pag. 41 sq.) beſchrieben. Der junge Vogel

iſt ganz braun, unten mit dunkleren Schaftſtreifen; der alte oben grauſchwarz, unten blos an der Kehle weiß, dann lebhaft braun, mit dunklen Schaftſtreifen. Er findet ſich in Sardinien, Italien und Griechenland.

B. Bei den Anderen reichen die Spitzen der angelegten Flügel nicht bis ans Ende des Schwanzes. Die Mitglieder dieſer Abtheilung haben einen unvollſtändigern Backenſtreif, relativ ſchon etwas kürzere Zehen und beſonders einen längern Schwanz; denn ihm, und nicht etwa einem kürzern Flügelſchnitte, iſt das oben angegebene Verhältniß zuzuſchreiben.

3) Der Merlin (F. Aesalon). Die jungen Vögel und die alten Weibchen haben unten eine blaßgelbe Farbe mit braunen Schaftſtreifen, von denen an den Bruſtſeiten mehre Querbinden auf jeder Feder ausgehen; oben ſind Beide braun, die Jungen mehr röthlich, die Weibchen mehr graulich, mit ſchwarzen Schäften und gelblichen Federrändern. Die alten Männchen haben unten ein roſtrothes, oben ein graubraunes Gefieder, deſſen dunkle Schaftſtriche ſchmäler, linienförmiger ſind; um den Nacken zieht ſich eine hellere, beim Weibchen in Flecken aufgelöſte gelbliche Binde. Die Wachshaut und die Füße ſind gelb; der Schnabel iſt bleigrau, mit ſchwärzlicher Spitze. Auf dem Schwanze ſieht man hinter dem weißen Endrande fünf bis ſechs graue Querbinden, die Schwingen haben hellroſtrothe Querflecke an der innern wie äußern Fahnenſeite. Beim alten Männchen verlieren ſich die hellern Querbinden des Schwanzes, er iſt blaugrau, wie der Rücken, und hat nur eine breite ſchwarze Querbinde vor dem weißen Endrande. Der ſitzende Vogel iſt vom Scheitel bis zur Schwanzſpitze 10—11 Zoll lang und klafft fliegend faſt 2′. Er findet ſich in ganz Europa, Nordaſien und Nordafrika, nach einigen Schriftſtellern (*Wilson*, Am. Orn. III. 252) auch in Nordamerika, doch beruht dieſe Angabe vielleicht auf einer Verwechſelung mit der folgenden Art. In ſeiner Lebensweiſe ſtimmt er mit F. subbuteo überein, iſt jedoch nicht ganz ſo kühn wie jener, und kommt, den Sperlingen folgend, öfter in die Nähe der menſchlichen Wohnungen. Er niſtet jedoch nicht da, wie der Thurmfalke, ſondern ſucht Felſen, alte Ruinen und hohe Bäume zu ſeinem Horſte aus. — Abbildung bei Naumann, ebenda, Taf. 27.

4) F. columbarius *Linn.* Lath. etc. — Nordamerika beherbergt einen Edelfalken, der unſerm Merlin ſehr ähnlich ſieht, und dort Taubenfalk genannt wird, während der Wanderfalk ebenda Entenfalk heißt; weshalb der Prinz von Muſignano ihn als beſondere Art unter dem Namen F. anatum aufführt. Dieſer nordamerikaniſche Taubenfalk iſt ganz ebenſo groß wie der Merlin und unterſcheidet ſich von ihm hauptſächlich nur durch die entſchieden dunklere Färbung und den längern, etwas anders gezeichneten Schwanz. Auch ſcheinen die Männchen weder unten ſo röthlich, noch oben ſo blaugrau zu werden, wie die des Merlins. Das mir vorliegende Exemplar halte ich für ausgewachſen, da es die Länge von 11 Zoll, welche Wilſon als die Größe des F. columbarius angibt, um faſt einen Zoll übertrifft. Es iſt oben überall dunkelbraun, doch zeigen ſich im Nacken breit hellrothgelb geſäumte Federn; die Stirn- und Scheitelfedern haben roſtröthliche, die Schwingen grauliche Ränder. Unten iſt der Vogel gelb, an der Bruſt und den Beinen mehr röthlich, an der Kehle mehr weißlich, und hat breite dunkelbraune Schaftſtriche, welche an den Seitenfedern ebenſo Querbinden ausſenden, wie bei F. Aesalon. Die Schwingen haben an der Außenfahne keine rothgelben Querflecke, aber wol an der Innenfahne. Der Schwanz ſcheint mir relativ länger zu ſein, hat einen weißlichen Endrand und vier ſchmale grauliche Querbinden; doch ſteckt unter den längſten Deckfedern noch eine fünfte. Die Wachshaut und der nackte Augenring ſind nach Wilſon grünlich, die Füße gelb; der Oberſchnabel iſt dunkel bleigrau, mit ſchwarzer Spitze, der Unterſchnabel hat eine gelbliche Baſis. In der Lebensweiſe unterſcheidet ſich dieſe im ganzen nördlichen Amerika einheimiſche Art von den vorigen nicht; ſie ſtößt vorzugsweiſe auf die Wandertauben. Eine etwas manirirte, übrigens aber kenntliche Figur des Taubenfalken gab Wilſon in der Am. Ornith. I. Taf. 15. Fig. 3.

5) Der Würgfalke (F. lanarius *Temm.*, F. sacer *Buff. Schl.*). Dieſe Art übertrifft den Wanderfalken in der Größe, hat aber mehr die Farbe und Zeichnung des Merlins, dem ſie auch darin ähnelt, daß der Schwanz über die anliegenden Flügel hinausreicht, wodurch ſich der Würgfalke leicht von dem Jugendkleide des Wanderfalken unterſcheidet. Er iſt oben braun, mit deutlichen, röthlich-gelben Federrändern; die dunkelbraunen Schwingen haben einen feinen weißlichen Rand, und blos an der Innenfahne rothgelbe Querflecken. Die Unterſeite iſt gelblich, mit braunen, an den Bruſtſeiten breitern, Schaftflecken geziert; die Wadenfedern oder Hoſen haben beſonders breite Streifen. Die Stirn iſt vorn weißgelb, und von ihr zieht ſich ein weißlicher Streif über das Auge bis zum Nacken hin, woſelbſt ſich mehre gelbliche Flecke an ihn anreihen. Der Schwanz, welcher relativ kürzer iſt als beim Merlin, hat eine graubraune Farbe, iſt an der Spitze weiß und mit fünf bis ſechs oben rothgelben, unten weißgelben Querbinden geziert. Beim alten Vogel wird die ganze Grundfarbe röthlicher, die Schaftflecke der Unterſeite werden kleiner, die hellern Federränder deutlicher und die Binden am Flügel wie am Schwanz breiter. Füße, Wachshaut und Augenring ſind in der Jugend graugelb, werden aber nach und nach reiner gelb; die Schnabelſpitze iſt ſtets ſchwärzlich. — Dieſer Falke, nach den folgenden die größte Art der Gattung, erreicht eine Länge von 21—23 Zoll, bewohnt den Oſten Europa's, von Polen bis nach Mittelaſien hinein, und ſtreift mitunter bis nach Teutſchland. Er kommt daher öfter im öſtlichen, als im weſtlichen Teutſchland vor, und wird auch dort nur ſehr einzeln angetroffen. Von ihm machen beſonders die Tataren und Steppenbewohner des innern Aſiens als Jagdvogel Gebrauch, wozu er auch nach dem isländiſchen Falken am beſten ſich eignen ſoll. In ſeiner Lebensweiſe ſtimmt er ganz mit ihm und den vorigen Arten überein; am beſten iſt er von Naumann (a. a. O. Taf. 23) abgebildet worden.

6) Der Jagdfalke (F. candicans aut.) zeichn

ſich ſchon durch ſeine Größe, welche von 2′ bis 2′ 2″ ſchwankt, vor den übrigen Arten ſeiner Gattung aus, iſt aber auch ſonſt eigenthümlicher als alle anderen gebaut. Sein Schnabel namentlich hat eine auffallend dicke, ſehr ſtark gewölbte Form und am Seitenrande zwiſchen dem mäßig großen Zahne und dem Mundwinkel eine wellenförmige Schwingung, die bisweilen ſelbſt zahnartig vortritt, in andern Fällen aber ganz zu fehlen ſcheint, wenn ſie nicht, wie der Eckzahn, abſichtlich abgeſchnitten wurde, was wenigſtens bei gezähmten Exemplaren häufig der Fall iſt. Der Kopf iſt nicht ſo groß, wie es die Größe des Schnabels erwarten ließe, ſehr kugelig und wenig vom Halſe unterſchieden. Die Schwungfedern ſind ſcharf zugeſpitzt, die Schwanzfedern relativ ſchmal und gegen das Ende verſchmälert. Die Beine haben einen etwas plumpern Bau, namentlich iſt der bis zur Mitte befiederte Lauf ſehr kurz, daher die Mittelzehe ihn an Länge beträchtlich übertrifft. Ihre Farbe iſt in der Jugend bläulich, gleich der Wachshaut, dem Augenringe und dem Schnabel; mit zunehmendem Alter werden alle dieſe Theile heller, zuletzt gelblich, doch nie rein wachsgelb, wie bei andern Edelfalken. Das Gefieder iſt auffallend dicht und ſtraff, übrigens aber in der Farbe nach Alter und Geſchlecht ſehr verſchieden. Junge Vögel ſind oben gräulichbraun, mit hellern Federrändern, unten gelblich-weiß, mit breiten braungrauen Schaftſtrichen; die Stirn iſt vorn ſtets weißlich, und von ihr geht ein Streif über das Auge weg zum Nacken; der Schwanz hat 10—11 hellere Querbinden, die Schwungfedern ſind heller in die Quere gefleckt. Mit zunehmendem Alter verſchwindet nun das Gelbe und Braune aus der Farbe immer mehr, und dafür treten weiß und grauſchwarz auf; wobei zugleich die weißen Stellen breiter, vorwaltender werden, während die grauſchwarzen ſich verſchmälern. Gleichzeitig mit dieſem Übergange werden die Binden auf dem Schwanze und den Schwingen immer breiter und deutlicher. Im Ganzen werden aber die Männchen nie ſo weiß, wie die Weibchen, und von ihnen haben die alten Individuen am Kopfe, Halſe und der Bruſt oft eine rein weiße Farbe, während im Nacken, an den Backen, den Seiten, der Bruſt und Schenkeln ſchmale ſchwarze Schaftſtriche bleiben, auf dem Rücken aber und den Flügeln breite, mondförmige Querflecke ſich ausbilden; dann ſind auch der Schnabel, die Wachshaut, der Augenring und die Beine ſtets gelblich. So gefärbte, größtentheils weiße Falken waren die am meiſten geſchätzten und geſuchten Jagdvögel. Man erhielt ſie vorzugsweiſe aus Island; allein nicht blos hier, auch in Grönland, Lappland und dem ganzen nördlichen Sibirien iſt er zu Hauſe. Öfter trifft man ihn in Schweden, Finnland und dem nördlichen Rußland an; ſeltener kommt er nach Teutſchland, häufiger noch nach Schottland und England. In früherer Zeit unterſchied man mehre Arten (F. Gyrfalco, F. sacer, F. candicans etc.), zog aber ſpäter alle Individuen der verſchiedenſten Farben und Heimathsorte zu einer und derſelben Art; allein Hancock hat kürzlich nachzuweiſen geſucht (Athenaeum. 1838. p. 613 und Annal. of natur. histor. 1838. II, 241), daß die hochnordiſchen Vögel von den isländiſchen im Flügelſchnitte beſtimmt abweichen, weshalb er ſie als zwei verſchiedene Arten wieder trennt. Der hochnordiſche Edelfalke (F. groenlandicus s. candicans) hat nach ihm einen relativ längeren Schwanz, welcher die Flügelſpitze um 3 Zoll überragt, und ſeine dritte Schwungfeder faſt ſo lang wie die zweite; der Unterſchied zwiſchen ihr und der erſten iſt demnach viel beträchtlicher, als zwiſchen ihr und der zweiten. Der in Island und Schottland einheimiſche Jagdfalke (F. islandicus) ſoll im Ganzen etwas kleiner ſein, nie ſo rein weiß werden und einen kürzeren Schwanz haben, der die Flügelſpitze nur um 2 Zoll überragt. Am Flügel iſt die dritte Schwinge beträchtlich kürzer, als die zweite, und ſteht der erſten näher, als der zweiten. Ob man dieſe Unterſchiede wirklich für Artcharaktere zu halten habe, möchte übrigens noch ſehr die Frage bleiben; eher könnte der Umſtand, daß die grönländiſchen Vögel gleich nach der erſten Mauſer rein weiß werden ſollen, dafür ſprechen. — In ſeiner Lebensweiſe ſtimmt übrigens der Jagdfalke mit ſeinen Gattungsgenoſſen überein; er niſtet auf hohen Felſen, brütet im Mai und ſtößt beſonders auf die nordiſchen Schneehühner, oder die zahlreichen Entenarten, welche die arktiſchen Regionen mit ihm zugleich bewohnen. Zur Abrichtung fing man am liebſten die einjährigen Vögel, weil dieſe ſchon das Rauben genugſam getrieben haben; weniger gern erzog man die aus dem Neſte genommenen Jungen. Vorzugsweiſe beſchäftigten ſich die Belgier mit der Abrichtung, und in Flandern war ehedem das nach den Falknern genannte Dorf Falkenswerth bei Herzogenbuſch der Hauptſitz ihrer Züchter. Einwohner deſſelben durchwanderten Teutſchland, beſonders Holſtein, Oſtfriesland und Dänemark, um Falken aufzuſuchen und einzufangen; ja von Kopenhagen ging alljährlich ein Schiff nach Island, um Falken für den Bedarf der königlichen Jagden einzuholen. Auch gehörten lebendige Edelfalken früher mit zu dem Tribut, welchen die däniſche Krone den Barbaresken zahlte, und den ſie jetzt endlich dem Beherrſcher von Marokko gekündigt hat. Indeſſen hat die Falkenjagd ihre alte Liebhaberei ſo ziemlich verloren, und nur noch in Schottland ſcheint ſie fortzudauern; obgleich eben jetzt eine Geſellſchaft in Holland, die königliche Prinzen und andere vornehme oder reiche Herten zu ihren Mitgliedern zählt, eifrigſt bemüht iſt, die mittelalterliche Jagd, gleich ſo vielen, mit Recht abgekommenen, mittelalterlichen Beſchäftigungen, wieder ins Leben zu rufen. Schlegel, ein thätiger und verdienter Naturforſcher, hat kürzlich ſeinen Traité de Fauconnerie angekündigt, und darin neben einer geläuterten Naturgeſchichte der Jagdvögel auch eine Anweiſung zu dieſer „edelſten aller Jagdvergnügungen" verheißen. — Der hier beſprochene Vogel iſt wieder von Naumann (a. a. O. Taf. 21 und 22. Fig. 1) am beſten abgebildet.

7) F. Gyrfalco. Dieſe nächſt der vorigen größte Art der Gattung iſt bisher von den meiſten und beſten Ornithologen mit jener verwechſelt worden, und erſt Schlegel, deſſen wir ſo eben gedachten, hat ihre ſpecifiſche Differenz wieder nachgewieſen (Krit. Überſ. der eu-

ropäiſchen Vögel. S. 5. Nr. 2). Sie iſt etwas kleiner als der isländiſche Edelfalke, und gleicht ihr dabei im Jugendkleide ſo vollſtändig, daß man die größeren Weibchen des Gyrfalken mit den kleineren Männchen der Jagdfalken verwechſeln könnte; indeſſen iſt das Gefieder des Rückens ſtets etwas dunkler, der Backenſtrich und der Augenrandſtrich breiter und die Schaftſtreifen der Unterſeite ſind ausgedehnter. Im Alter gleicht dagegen der Gyrfalke in Farbe und Zeichnung dem Wanderfalken (Nr. 1) mehr, unterſcheidet ſich aber von ihm ſowol dadurch, daß die Farbe des ganzen Rückengefieders merklich heller, der Backenſtrich viel ſchmäler und der ganze Körper entſchieden größer iſt, während die Schwingen das Ende des Schwanzes nicht erreichen; endlich am beſten von beiden Arten durch die grünlich-gelbe Farbe der Füße; denn der Jagdfalke hat bläulich-graue, der Wanderfalke gelbe Beine. — Der Gyrfalke bewohnt Norwegen, Schweden, Dänemark, und kommt bis in das nördliche, ſelbſt mittlere Teutſchland, wird aber hier nur ſelten angetroffen. Der junge Vogel iſt mir noch nicht vorgekommen; ein ſchönes altes männliches Individuum ſah ich im Bremer Muſeum. Er vertritt die Stelle des Jagdfalken in Skandinavien und wurde wahrſcheinlich von Linné als Falco lanarius beſchrieben. Spätere Schriftſteller verwechſelten ihn im Jugendkleide mit dem Jagdfalken, und ſo iſt es auch Naumann ergangen, der a. a. O. Taf. 22. Fig 2 ein junges Weibchen des Gyrfalken gut abgebildet hat. Er iſt ebenſo brauchbar zur Jagd, wie der isländiſche Falke, und hat ganz deſſen Lebensweiſe.

In ſüdlichen Gegenden kommen noch drei Edelfalken vor, die zur Gruppe der großen langſchwänzigen Arten gehören. Zwei ähneln dem Wanderfalken in Größe und Farbe, unterſcheiden ſich aber von ihm durch das roſtrothe Nackengefieder ſehr leicht. Der eine bewohnt die Küſten des Mittelmeeres und iſt der echte Lannerfalke (F. lanarius *Bel.*, *Klein.*, *Buff.*), den Schlegel kürzlich unter dem Namen Falco Feldeggii ſehr ausführlich beſchrieben und abgebildet hat (Abhandl. aus dem Gebiete der Zool. und vergl. Anat. II. S. 3. Taf. 10. 11); der andere vom Cap wurde als Falco cervicalis von Lichtenſtein und als Falco biarmicus von Temminck (Pl. col. 324) bekannt gemacht. Der dritte, im mittlern Afrika einheimiſch, gleicht dem Würgfalken (Nr. 5. F. lanarius *Temm.*, F. sacer *Schleg.*) am meiſten, iſt aber beträchtlich kleiner und wurde ebenfalls von Schlegel (a. a. O. S. 8. Taf. 12. 13) als F. tanypterus beſchrieben und abgebildet; auch er hat ein roſtrothes Nackengefieder, und ähnelt darin dem gleichfalls afrikaniſchen F. peregrinoides *Temm.* Pl. col. 479, welcher ſich aber durch den kurzen Schwanz zunächſt an den Wanderfalken anſchließt.

II. Die Rüttelfalken (Falcones adsciti) haben zierlichere kürzere Zehen mit ſchwächeren Sohlenballen, von denen die mittlere der drei vordern dem Laufe an Länge nachſteht; dabei ſind ihre Krallen kleiner, weniger gebogen und die Schnäbel minder ſtark gewölbt. Der Backenſtreif iſt bei ihnen entweder unvollſtändig, oder von dem dunkeln Nackengefieder gar nicht abgeſondert.

A. Der Schwanz iſt länger als die angelegten ruhenden Flügel.

8) Der Thurmfalke (F. tinnunculus) iſt der gemeinſte aller einheimiſchen Falken und überall wohlbekannt, da er gern in Städten oder Dörfern ſich zeigt, wo er auf den hohen Kirchthürmen zu niſten pflegt und ſich leicht durch ſein lautes, kreiſchendes Geſchrei, das wie ktih ktih kti kti klingt, verräth. Der junge Vogel iſt unten blaßgelb, mit braunen, dreiſeitigen Schaftflecken, oben hell rothbraun, mit breiten Querflecken oder Binden auf allen Federn. Die Schwingen ſind ſchwarzbraun, mit röthlich-grauen Rändern und breiten, rothgelben Querbinden an der Innenfahne; die Schwanzfedern ſind oben rothbraun, unten gelbgrau, mit breiter, ſchwarzer Binde vor dem weißlichen Endrande und 9—10 ſchmäleren Querbinden. Augenring, Wachshaut und Füße ſind gelb, die Schnabelſpitze ſchwärzlichblau. Das alte Weibchen behält dies Gefieder, doch werden die Farben und Zeichnungen etwas reiner; das alte Männchen bekommt einen aſchgrauen Scheitel, Nacken und Hinterhals, während auf dem ſchön rothbraunen Rücken ſich die ſchwarzen Querbinden in rautenförmige Endflecke auf jeder Feder zuſammenziehen. Auch die Bruſt wird reiner röthlichgelb, die Schaftſtriche werden kürzer und verlieren ſich am Bauche und an den Beinen ganz. Der ganze Hinterrücken und der Schwanz oben ſind aſchgrau, letzterer mit breiter, ſchwarzer Binde vor der Spitze; unten iſt er faſt weiß, wie die Stirn, die Kehle und die Querbinden der Schwingen. Der Backenſtreif iſt in allen Kleidern ſichtbar, aber nie ſehr deutlich. Die Lebensweiſe dieſes allbekannten Vogels weicht von der ſeiner Gattungsgenoſſen nicht weſentlich ab; er ſtößt auf Singvögel aller Art, beſonders Lerchen, Finken und Ammern, am liebſten aber auf Mäuſe, denen er überall aufpaßt. Seine Jagden ſtellt er jedoch nur im Freien an, und in den Städten, wo er niſtet, pflegt er nicht leicht auf Sperlinge zu ſtoßen. Häufig trifft man auch ſein Neſt in kleinen Wäldern auf den Gipfeln hoher Bäume an.

Südafrika beherbergt einige dem Thurmfalken ſehr ähnliche Arten, von denen die eine, welche den Namen F. rupicola führt, wol nicht ſpecifiſch vom Thurmfalken verſchieden iſt; denn die Unterſchiede liegen, bei genau gleicher Größe, blos in einer etwas dunkleren Färbung, und beſonders darin, daß auf dem grauen Schwanzrücken des Männchens die ſchwarzen Binden länger ſichtbar bleiben, alſo auch alten Vögeln noch zukommen. Die Entfernung bedeutet nicht viel als Unterſchied, denn auch aus Oſtindien werden Exemplare von F. tinnunculus geſendet. Entſchieden ſelbſtändig aber iſt:

9) F. punctatus *Cuv. Temm.* Pl. col. 45. Beträchtlich größer als der Thurmfalke, in der Jugend röthlich-gelbbraun, Kopf, Hals und Oberbruſt mit ſchmalen, linienförmigen, braunen Schaftſtreifen; der Rücken, die übrige Bruſt und die Deckfedern der Flügel mit breiten, braunen Querbinden, welche bei F. tinnunculus unten

in allen Kleidern fehlen. Schwingen ſchwarzbraun, an der Innenfahne rothgelb gebändert; Schwanz oben ſchwarzbraun, wie die Bürzelfedern röthlich-grau gebändert (6—7 Binden), der Endſaum weiß. Augenring, Wachshaut und Beine gelb; der Oberſchnabel bleigrau, der untere gelblich, beide mit ſchwarzer Spitze. Der alte Vogel, den Temminck a. a. O. abbildet, iſt oben ſchön rothbraun, unten weiß; die braunen Zeichnungen der Federn werden ſchmäler und bilden ſich oben, wie unten, zu rautenförmigen Endflecken aller aus; die Binden auf dem Schwanze ſind breiter, oben entſchiedener röthlich, unten weißlich. Das mir vorliegende junge Individuum ſtammt aus dem Kafferlande; Temminck's Exemplar war von Isle de France.

10) **F. sparverius**, *Wils.* Am. Orn. I, 262. t. 16. f. 1 et II, 51. t. 32. f. 2, vertritt in ganz Amerika die Stelle des Thurmfalken, iſt aber um die Hälfte kleiner, vom Scheitel bis zur Schwanzſpitze nur 8—9″ lang. Die Grundfarbe des Rückens iſt ein helles Kaſtanienbraun, welches aber von zahlreichen dunkelbraunen Querſtreifen, die mit dem dazwiſchen liegenden Grunde gleiche Breite haben, unterbrochen wird. Die Unterſeite iſt gelblich, mit mehr rothbraunen als ſchwarzbraunen ſchmalen Schaftſtreifen. Mit zunehmendem Alter werden Scheitel und Hinterkopf grau, doch bleiben die mittleren Kopffedern gewöhnlich roſtroth; der ſchwarze Backenſtreif iſt dann deutlich und ein zweiter gleichfarbiger größerer Fleck liegt dahinter an den Seiten des Halſes; ihm folgt jederſeits am Nacken eine helle gelbrothe Stelle. Die Schwingen ſind braun, an der Innenfahne rothgelb gebändert; der Schwanz hat oben die Farbe des Rückens, iſt aber mit 9—10 ſchwarzbraunen Querbinden geziert, von welchen die vor dem helleren Rande die breiteſte iſt. Wachshaut, Augenring und Füße ſind gelb, der Oberſchnabel bleigrau, der untere gelblich, mit ſchwarzer Spitze. Der weite Verbreitungsbezirk bedingt auch bei dieſer Art manche Variationen in der Größe und Farbe; am ſelbſtändigſten ſcheinen die etwas größern Individuen mit ganz grauem Oberkopfe zu ſein, welche ſich in Nordamerika finden. Auf ſie wünſcht der Prinz von Neu-Wied (Reiſe in Nordamerika I, 586) den Namen F. sparverius zu übertragen, die kleineren Formen aus Südamerika mit rothem Scheitel F. sparveroides zu nennen. Indeſſen hat Wilſon grade die Form mit rothem Scheitel als nordamerikaniſchen Typus dargeſtellt. Umgekehrt verfuhr Vigors, welcher die kleinere Form mit rothem Scheitel sparverius nannte, die größere mit ganz grauem Scheitel aber sparveroides.

11) **F. femoralis** *Temm.* Pl. 343 (jung: F. aurantius *Lath. Pr. Mx. Temm.* Pl. 121), bewohnt Südamerika und iſt daſelbſt die häufigſte Art der Edelfalken; er hält ſich in den Waldungen und deren Nähe auf, niſtet auf den Spitzen hoher Bäume und lauert hier auf Singvögel in ſeiner Umgebung, auf welche er ſtoßen will. Er übertrifft den Thurmfalken kaum an Größe, doch iſt ſein Schwanz etwas länger; auch ſcheint er mir ſchlanker und ſchwächer gebaut zu ſein. Der junge Vogel iſt oben dunkelbraun mit lichtern Federrändern, welche Färbung auch die ganze Bruſt einnimmt; Kehle, Vorderhals, Bauch und Beine ſind gelbroth, desgleichen die Stirn und ein Fleck jederſeits am Nacken, welchen ein brauner, vom hintern Augenwinkel ausgehender Bogen vom Vorderhalſe ſondert; der Backenſtreif iſt vorhanden und recht deutlich. Die Ränder aller Schwingen, zumal die Spitzen der Armſchwingen, ſind weißlich; die Schwingen ſelbſt an der Innenfahne quer gefleckt, die Schwanzfedern gelblich gebändert (6—8 Binden). Mit zunehmendem Alter werden alle braune Färbungen aſchgrau, oder ſelbſt bleigrau, beſonders der Scheitel und der Rücken; die mehr bräunlichen Bruſtfedern erhalten weißliche Ränder und das gelbrothe Gefieder der Unterſeite geht vorn in Weißgelb über, während es hinten hell roſtroth wird. Backenſtreif und Halsſtreif bleiben, aber der Fleck neben letzterem am Halſe wird größer, deutlicher und klarer. Die Binden des Schwanzes werden weißer, ſchmäler und nehmen ab an Zahl; die Handſchwingen verlieren ihre weißlichen Ränder. Augenring und Wachshaut ſind hochgelb, der Schnabel an der Spitze ſchwärzlich, die Beine orangegelb, mit ſchwarzen Krallen. So wenigſtens gibt ſie der Prinz von Neu-Wied an [Beiträge II. a. 121], welcher nach dem Leben beſchreibt; in Temminck's Figuren ſind die Beine bleigrau gefärbt.

Anmerk. Südamerika ſcheint mehre dem vorigen ähnliche, aber viel ſeltnere Falkenarten zu beherbergen, deren Unterſchiede der Färbungen und Kleider zur Zeit noch nicht gehörig feſtgeſtellt ſind. Dahin gehören: Falc. thoracicus *Illig.*, F. deiroleucus *Temm.* Pl. col. 348, größer als F. femoralis, faſt ſo groß wie der Wanderfalke, oben grauſchwarz, auch die ganzen Backen und die Stirn, der Scheitel faſt bleifarben; unten an der Kehle und dem Vorderhalſe weiß, an den Halsſeiten, der Oberbruſt, dem Bauche und den Schenkeln orange; Bruſtſeiten ſchwarzbraun, mit breiten, orangenen Querwellen; Schwanz relativ kürzer, mit ſchmalen (4—6) weißen Querbinden. Schnabel ſchwarz, Wachshaut und Augenring grau, Beine gelb. — Falc. rufifrons *Pr. Mx.* Beitr. II. a. 123. 11., kleiner als F. femoralis, oben ſchwärzlich, auf dem Scheitel und Schwanze etwas aſchgrau überlaufen; Stirn und Backen ſchön roſtgelb, letztere mit deutlichem ſchwarzem Seitenſtreife unter dem Auge; Kinn, Kehle, ein Ring um den Hals, ſowie alle Untertheile rein weiß, die Schenkel aber roſtroth. Innere Seite der Schwingen weiß; Schwanzfedern an der Innenfahne weiß geſäumt, die zwei mittleren ganz dunkelgrau. Wachshaut grünlich-grau, Füße orange; Schnabel ſchwarz, ohne eckig vortretenden Zahn, blos ſtark ausgeſchnitten hinter dem Haken (daher vielleicht gar kein Edelfalke, ſondern eine Ictinia?).

B. Die angelegten ruhenden Flügel erreichen mit ihren Spitzen das Ende des Schwanzes, oder gehen ein wenig darüber hinaus.

12) **F. Cenchris s. tinnunculoides**, eine hübſche und zierliche Falkenart, welche dem nördlichen, wie mittleren Afrika angehört, im ſüdlichen Europa öfter ange-

troffen wird, aber nach Teutſchland nur ſehr ſelten ſich verfliegt. Der junge Vogel und das Weibchen gleichen dem F. tinnunculus deſſelben Alters und Geſchlechtes ſehr, unterſcheiden ſich aber von ihm alsbald durch die geringere Größe, die Länge der Flügel und dann durch eine mehr weißliche Grundfarbe der Unterfläche, deren Federn an den Bruſtſeiten viel breitere Schaftſtriche haben; dabei ſpielen Stirn, Wangen, Schläfe, und beſonders der Hinterrücken, nebſt den Seiten der Schwanzfedern, ins Blaugraue. Beſonders charakteriſtiſch aber iſt der Flügelſchnitt darin, daß die erſte Schwinge bei F. Cenchris faſt ſo lang iſt, wie die dritte, bei F. tinnunculus aber viel kürzer. Am meiſten weichen die alten Männchen beider Arten von einander ab; denn das von F. Cenchris iſt am Oberkopfe, Halſe, Backen und den oberen Bruſtſeiten rein aſchgrau, ohne Spur eines ſchwarzen Backenſtreifes, und hat ebenfalls aſchgrau-große Flügeldeckfedern, während die kleineren, wie der Vorderrücken, rein zimmetbraun ſind. Hinterrücken und Schwanzrücken wieder aſchgrau, letzterer mit breiter ſchwarzer Endbinde; die Schwingen ſchwarz, an der Innenſeite der Fahne weiß. Kehle und Aftergegend weiß; Mittelbruſt, Bauch und Beine hellröthlichgelb, mit kleinen, ſchwarzen Flecken. Augenring, Wachshaut, Schnabelgrund und Füße gelb; Schnabelſpitze ſchwarz. Eine ſchöne Abbildung gab Naumann in ſeiner Naturgeſchichte der Vögel Teutſchlands. I. Bd. Taf. 29.

13) **F. vespertinus s. rufipes**, iſt die zweite zierliche, ſüdeuropäiſche Falkenart, welche jedoch mehr dem Oſten, namentlich dem vordern Aſien, angehört, und nach Teutſchland zwar häufiger kommt, aber doch nur einzeln daſelbſt angetroffen wird. Der Rothfußfalke gleicht der vorigen Art in der Geſtalt vollkommen, hat jedoch etwas längere Flügel, die über die Grenze des Schwanzes hinausragen. Der junge Vogel iſt oben braun, mit gelblichen Federrändern; am Kopfe, Nacken, der ganzen Unterſeite und den Beinen blaßgelb, mit langen, braunen Schaftſtreifen auf der Bruſt und kurzen Querflecken an den Beinen; der Schwanz iſt bräunlich, mit 9—10 ſchwarzen Querbinden und weißer Spitze. Die alten Vögel weichen beträchtlich von dieſer Farbe der jungen ab. Das Weibchen iſt unten, an den Beinen, am Kopfe und am Nacken rothgelb, an der Kehle mehr weißgelb; einzelne Federn der Bruſt haben ſchwarze Schäfte. Der Augenrand iſt ſchwarz und der Backenſtreif angedeutet. Auf dem Rücken iſt die Grundfarbe ein reines Grau, das von vielen ſchwarzen Querbinden unterbrochen wird; der Schwanzrücken hat dieſelbe Farbe und Zeichnung, unten aber werden die grauen Binden weiß. Die Schwingen ſind graubraun, mit weißgefleckter Innenfahne. Das alte Männchen iſt überall rein bleigrau; auch die Schwingen und der Schwanz ſind einfarbig, letzterer aber iſt dunkelgrau; die Beine, der Bauch und die Aftergegend ſind hell roſt- oder zimmetfarben. Die Wachshaut, der Augenring und die Füße der Alten ſind zinnoberroth, der Jungen orangefarben; der Schnabel iſt bleigrau, mit dunklerer Spitze und gelblichem Grunde. Die Hauptnahrung dieſes ſchönen Vogels beſteht in Inſekten, zumal Heuſchrecken, doch ſtößt er auch wol auf kleine Vögel; er iſt ein Freund des Abends und wird oft noch kurz vor der Dämmerung in ſchönen Kreiſen langſam die Lüfte durchfurchend angetroffen. Dabei läßt er dann ſeine feine, kreiſchende, der des Thurmfalken ähnliche Stimme nicht ſelten erſchallen. Er niſtet am liebſten in Dohlenneſtern, aus denen er die früheren Bewohner zu vertreiben ſucht, und baut nicht ſo leicht ſeinen eigenen Horſt, wie er den anderer Vögel einnimmt. Auch von ihm lieferte Naumann (a. a. O. Taf. 28) eine ſehr gelungene Abbildung.

Die bisher erwähnten Arten ſind die bekannteren der Gattung; ſie vertheilen ſich geographiſch in der Weiſe, daß von den eilf Europäern zwei (F. candicans und F. gyrfalco) dem äußerſten Norden, vier (F. laniarius, F. Eleonorae, F. Cenchris, F. vespertinus) dem Süden, vier andere (F. peregrinus, F. subbuteo, F. Aesalon, F. tinnunculus) dem ganzen Continent, und eine (F. sacer s. F. lanarius *Temm.*) dem Oſten angehört. — In Afrika leben F. peregrinoides, F. tanypterus, F. cervicalis, F. punctatus und eine dem F. Eleonorae zunächſt verwandte Art, welche ſich auch nach dem weſtlichen Europa verfliegen ſoll, und daher von Gould in ſeinen Birds of Europa pl. 25 abgebildet iſt. Temminck hat ſie als F. concolor pl. col. 330 dargeſtellt. Ihr nahe ſteht der ſüdaſiatiſche F. Aldrovandi, *Temm.* pl. col. 128, in dem Temminck ſelbſt den F. severus *Horsf.*, *Linn.* Trans. Vol. XIII. p. 142 vermuthet. In derſelben Gegend, auf Java, lebt die kleinſte Art der ganzen Gattung, der F. coerulescens *Lath.* (*Temm.* pl. col. 97), kaum größer als ein Sperling, oberhalb einfarbig ſchwarz, mit bläulichem Schiller; unten bis zur Bruſt weißlich, dann hell roſtroth; aber die Bruſtſeiten und die Außenflächen der Beine ſind ſchwarzblau. Der Schwanz hat unten 3—4 weiße Querbinden, und die Flügel ſind an der Innenfahne weiß gefleckt. Die Stirn iſt beim Männchen gelb, beim Weibchen weiß, und beide Geſchlechter haben einen breiten, ſchwarzen Backenſtreif unter dem Auge. Der Schnabel und die Füße ſind ſchwarz, die Zehen der letzteren lang, länger als der Lauf, aber die angelegten Flügel erreichen nur den Grund des Schwanzes. Eine ähnliche, aber etwas größere Art mit ganz weißer Unterſeite hat Kittlitz als F. sericeus von den Philippinen beſchrieben (Mém. prés. à l'acad. Imp. des scienc. de St. Petersb. T. II.). Außer dieſen drei Südaſiaten iſt noch der F. peregrinus daſelbſt einheimiſch. — In Neuholland findet er ſich ebenfalls, wenigſtens muß ich den F. melanogenys *Gould* (Syn. of the birds of Austr. III.) dafür halten. Ebenderſelbe Ornitholog beſchreibt noch einen F. brunneus und F. frontatus aus derſelben Gegend, faſt ganz von kaſtanienbrauner Farbe, und eine vierte Art: F. cenchroides, haben Vigors und Horsfield (*Linn.* Trans. XV, 1. 183. 2) ebendaher beſchrieben. Aus der andern, von denſelben Naturforſchern zugleich beſchriebenen, Art, F. brevigora, macht Gould nun eine eigene Gattung: Jeridea, welche mir nicht näher bekannt iſt; dagegen finden ſich F. brunneus und F. frontatus in der halle'ſchen Univerſitätsſammlung. — Endlich die Amerikaner

ſind nicht minder zahlreich; wir erwähnten aus Nordamerika den F. peregrinus, F. columbarius und F. sparverius, aus Südamerika dieſelbe Art, nebſt F. femoralis, F. thoracicus (F. deiroleucus *Temm.*) und F. rufifrons. — Die Anzahl aller bis jetzt beſchriebenen Arten würde demnach die Zahl 30 nicht überſchreiten; ihr Hauptgebiet haben ſie auf der nördlichen Halbkugel, und grade die nördlichſten Arten ſind die kräftigſten und ſtärkſten; gegen die Tropenzone hin nehmen die Arten zwar an Menge zu, an typiſcher Vollendung aber ab. Die ſüdliche Halbkugel kann außer dem überall einheimiſchen, zwar nicht am kräftigſten gebauten, aber doch die Gattungscharaktere am vollendetſten darſtellenden Wanderfalken nur kleinere Repräſentanten der Gattung aufweiſen. Südamerika, Südafrika und Neuholland ſcheinen jedoch gleich ſtark mit Edelfalken bedacht zu ſein, dagegen bleibt die Inſelwelt Südaſiens hinter den Continentalländern zurück; ſie hat die kleinſten und die wenigſten Arten der Gattung erhalten. (*Burmeister.*)

FALCO, eine hohe Bergſpitze der neapolitaniſchen Apenninen, die ſich in der Provinz Abruzzo olteriore befindet; an ihrem Fuße liegen gegen Mittag die Quellen des Velino und gegen Nordoſten jene des Tronto. Dieſer Berg iſt faſt ganz unfruchtbar, da er beinahe ſtets mit Schnee bedeckt iſt. (*G. F. Schreiner.*)

FALCON, 1) ein Vorgebirge an der Südküſte der Inſel Iviça, unter 38° 50′ nördl. Br. und 1° 20′ öſtl. L. 2) Ein Vorgebirge an der Weſtküſte von Sardinien, unter 40° 45′ nördl. Br. und 8° 13′ öſtl. L. 3) Zwei oder drei kleine Inſeln, in der Nähe der Küſte von Connecticut, im Sunde von Longisland, unter 41° 10′ nördl. Br. und 72° 40′ weſtl. L. (*Eiselen.*)

FALCONARA, 1) eins der drei Hauptvorgebirge, welche der Inſel Iſchia die Geſtalt eines Dreiecks geben; es ſpringt ungefähr eine Miglie gegen Südweſt in das Meer vor; gegen Nordweſt bildet es einen Buſen, dem es den eigenen Namen gibt, der aber nur zur Aufnahme von Fiſcherbarken geeignet iſt; gegen Oſten bildet es den Hafen von Saliceto. 2) Eine kleine unbewohnte, ungefähr ſechs Miglien im Umfange meſſende, Inſel des ſiciliſchen Meeres. Es halten ſich auf ihr viele Raubvögel, beſonders Falken, auf, von denen ſie auch den Namen erhalten zu haben ſcheint. Sie wird nur zur Zeit der Reife der Baumfrüchte von einigen Sicilianern beſucht, die ſich dann auf ihr einige Wochen hindurch aufhalten. 3) Ein überaus maleriſches Caſtell im Val di Noto der Inſel Sicilien; es liegt in der Provinz Alicata, von deren Hauptſtadt es nur zehn Miglien oſtwärts entfernt iſt. 4) Ein Marktflecken (Borgo) im nördlichen Calabrien des Königreichs beider Sicilien, im Diſtricte von Paola, am rechten Ufer des Fiume Malpertuco, auf einem hohen Berghügel gelegen, fünf Miglien von der See und ungefähr acht Miglien weſtwärts von Coſenza entfernt, mit ungefähr 1600 Einwohnern, deren größter Theil albaneſiſcher Abkunft iſt und ſich mit der Ölgewinnung beſchäftigt. Südöſtlich von dem Orte erhebt ſich die Serra di Liceto. 5) Ein Dorf der päpſtlichen Delegation Ancona, von deren Hauptſtadt es nur ungefähr ſechs Miglien weſtwärts entfernt iſt; es liegt nächſt der von Sinigaglia nach Ancona führenden Poſtſtraße auf einem Hügel, von dem man eine weite Überſicht des benachbarten adriatiſchen Meeres genießt. Der Ort zählt ungefähr 2000 Einwohner, von denen hier am 11. Aug. jeden Jahres ein Markt gehalten wird. Der Eſinofluß bewäſſert an ſeinem rechten Ufer die Dorfgemarkung und trägt nicht wenig zur Erhöhung der Fruchtbarkeit deſſelben bei, die an Getreide, Wein und Oliven groß iſt. Die umliegende Landſchaft gewährt einen ſehr ſchönen Anblick durch die vielen Landhäuſer, Bauernhöfe und Dorfſchaften, und die abwechſelnd mit Wein und Obſt, Ölbäumen und Getreide geſchmückten Höhen, an deren Fuße ſich die Brandung der blauen Meereswogen ſo maleriſch bricht. (*G. F. Schreiner.*)

FALCONE (Aniello), der ſich durch ſeine berühmten Ausführungen in der Schlachtenmalerei den Namen oracolo delle Bataglie erwarb, wurde 1600 zu Neapel geboren, und genoß einige Zeit den Unterricht des Spagnoletto, ſtudirte fleißig das Nackte und errichtete ſelbſt in ſeinem Hauſe eine Akademie, welche junge Künſtler fleißig beſuchten. Leicht aufgeregt, wo er Widerſtand fand, gerieth er in fortwährende Händel, wozu die ſpaniſchen Soldaten ihm leicht Veranlaſſung gaben. Als durch Maſaniello der Aufſtand in dieſer Stadt ausbrach, benutzte er dieſe Gelegenheit, ſich für frühere Beleidigungen zu rächen, und errichtete in dieſer Abſicht aus ſeinen Schülern und Freunden ein Corps, welches ſie die Compagnie des Todes nannten. Dieſe wüthende Verbindung entfernte alles Mitleid, und jeder ihnen verhaßte Spanier wurde ermordet. Hatten ſie am Tage ihr Mordgeſchäft verübt, ſo verſammelten ſie ſich des Abends und malten bei Fackelſchein die Bildniſſe von Maſaniello. Daher kommt es, daß von dieſem merkwürdigen Manne ſich noch viele Bildniſſe, von ausgezeichneten Künſtlern gemalt, vorfinden. Als endlich der Aufſtand unterdrückt wurde, ergriff dieſe Compagnie die Furcht, jeder ſuchte ſich durch die Flucht zu retten, und auch Falcone ging einige Jahre nach Frankreich, wo man noch viele Arbeiten von ihm findet. Er ſtarb zu Neapel im J. 1665. Lanzi [1]) ſagt von ihm: „Er hatte ein ganz beſonderes Talent für Schlachtenmalerei, malte ſie im Kleinen und Großen, bald aus der Schrift, bald aus weltlichen Geſchichten, bald aus Gedichten. Er war mannichfaltig in Bekleidung, Waffen und Geſichtern, ſowie auch die einander bekämpfenden Heere mannichfaltig waren. Lebhaft im Ausdruck, wählſam und natürlich in Figuren und Bewegung der Pferde, einſichtig in die Kriegskunſt, obwol er ſelbſt weder gedient, noch ein Kriegsgefecht geſehen hatte. Er gab viel auf Zeichnung, befragte überall die Wahrheit, colorirte fleißig und trug gut auf.“ Schon bei ſeinem Leben wurden ſeine Werke mit hohen Preiſen bezahlt. Mit Courtois befreundete er ſich ſehr, und beide verehrten einander ihre Arbeiten.

Wir haben von Falcone 20 radirte Blätter gemiſch-

1) Malerei in Italien, überſ. 1. Th. S. 597. Vergl. Fiorillo, Geſchichte der Malerei. 2. Th. S. 814.

ten Inhalts, theils Heilige, theils aus der Mythe, oder Schlachten [2]). (*A. Weise.*)

FALCONER (William), ein geachteter engliſcher Arzt, der etwa im J. 1741 zu Cheſter geboren wurde und in Edinburgh die Medicin ſtudirte. Er nahm ſeinen Wohnſitz zu Bath, woſelbſt er auch 1824 an einem Schlaganfalle verſtorben iſt. Aus ſeiner fruchtbaren Feder ſind zahlreiche Schriften gefloſſen, zum größern Theile mediciniſchen Inhalts, von denen auch mehre ins Teutſche überſetzt wurden; aber auch rein literariſche Arbeiten befinden ſich darunter. In dem Maße, als Falconer's praktiſche Wirkſamkeit ſich ſteigerte, verminderte ſich ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, und ſein letztes Werk erſchien lange vor ſeinem Tode, im J. 1805.

Schriften: Diss. de nephritide vera. (Edinb. 1766.) An Essay on the Bath Waters, in four parts. With a prefatory introduction to the study of mineral waters. (London 1770. 2. Ed. 1774.) (Verſuch über die mineraliſchen Waſſer und warmen Bäder. 2 Theile. [Leipzig 1777.]) Observations on Dr. *Cadogan's* Dissertation on the gout and all chronic diseases. (Lond. 1771.) (Ib. 1772. Aus dem Engl. überſ. von Selle. [Berlin 1773.]) Observations and experiments on the poison of copper. (Lond. 1774.) An Essay on the waters commonly used in diet at Bath. (Lond. 1776.) Experiments and Observations; in three parts. (Lond. 1777.) Observations on some articles of diet and regimen usually recommended to valetudinarians. (Lond. 1778.) (Bemerkungen über das diät. Verhalten in kränklichen Umſtänden; aus dem Engl. [Leipzig 1790.]) Remarks on the influence of climate, situation, nature of country, population, nature of food, and way of life; on the disposition and temper, manner and behaviour, intellects, laws and customs, forms of government and religion of mankind. (Lond. 1781.) (Bemerkungen über den Einfluß des Himmelsſtriches u. ſ. w. Mit Anmerk. und Zuſätzen von Hebenſtreit. [Leipzig 1782.]) Account of the epidemic catarrhal fever commonly called the influenza, as it appeared at Bath in 1782. (Lond. 1782.) Dobson on fixed air; with an appendix on the use of the solution of fixed alkaline salts in the stone and gravel. (Lond. 1785. 4. Ed. 1792.) (Abhandlung von der Wirkſamkeit des luftſauren alkaliſchen Waſſers in Steinkrankheiten und andern Beſchwerden der Harnwege. [Leipzig 1794.]) A dissertation upon the influence of the passions upon the disorders of the body. (Lond. 1788.) (Ib. 1796. Franzöſiſch von Lamontagne. [Paris 1788.] Teutſch von Michaelis. [Leipzig 1789.] Später unter dem neuen Titel: Seelendiätetik.) An essay on the preservation of the health of persons employed in agriculture; and on the cure of diseases incident to that way of life. (London 1789.) (Ins Italieniſche überſetzt von Brugnatelli. Teutſch: Über die Erhaltung der Geſundheit der Landleute u. ſ. w., von Michaelis. [Leipzig 1793.]) A practical dissertation on the medical effects of the Bath waters. (Lond. 1790.) Miscellaneous tracts and collections relating to natural history; selected from the principal writers of antiquity on that subject. (Lond. 1793. 4.) (Auf Koſten der Univerſität Cambridge gedruckt.) An account of the Use, Application and Success of the Bath waters in rheumatic cases. (Bath 1795.) Observations respecting the pulse etc. (Lond. 1796.) (Über den Puls, mit Zuſätzen von Kauſch. [Leipzig 1797.]) An essay on the plague; also a sketch of a plan of internal police, proposed as a mean of preventing the spreading of the plague, should it be introduced into this country. (Bath 1801.) An account of the epidemical catarrhale fever at Bath in the winter and spring of 1803. (Bath 1802.) An examination of D. *Heberden's* observations on the increase and decrease of different diseases and particularly on the plague. (Bath 1802.) A dissertation on Ischias, or the disease of the hip joint, commonly called a hip case; and on the use of Bath waters as a remedy in this complaint. (Lond. 1805.) — Außerdem erſchienen mehre Abhandlungen von Falconer in den Mem. of the med. soc. of London und in einigen *andern* engliſchen Zeitſchriften. Endlich erſchien noch *1805* eine Überſetzung vom Periplus des Arrian von ihm. (*Fr. Wilh. Theile.*)

Falconeria *Royl.*, ſ. Pyrenaeantha.

FALCONET, eine Familie, die ſich durch vier Generationen hindurch in der ärztlichen Kunſt und Wiſſenſchaft hervorgethan hat. Der Stammvater in dieſer Beziehung iſt

1) Charles Falconet, Arzt der Margaretha von Valois, nach deren Tode er an ſeinen frühern Wohnort Roanne, im Departement der Loire, zurückkehrte. Hier ſtarb er im Februar 1641.

2) André Falconet, des Vorigen Sohn, geb. am 12. Nov. 1612 zu Roanne, geſt. 1691 zu Lyon. In Lyon nahm er nämlich im J. 1636 ſeinen Wohnſitz, nachdem er zwei Jahre vorher in Montpellier den Doctorhut erhalten hatte. Erſt 1641 ließ er ſich ins Collegium der Ärzte dieſer Stadt aufnehmen, und im nämlichen Jahre wurde er auch zu Valencia Doctor der Rechte. Chriſtina, Heinrich's IV. Tochter, berief ihn 1663 wegen einer ſchweren Krankheit nach Turin. Während dieſes Aufenthaltes in Piemont gelang es ihm, die Aufmerkſamkeit Karl Emanuel's II. von Savoyen wieder auf die Bäder von Air zu lenken, die ſeit geraumer Zeit gänzlich in Verfall gerathen waren. Die Stadt Lyon ernannte Falconet 1667 zu ihrem Schöffen, welches Amt er zwei Jahre bekleidete. Er lebte in enger Freundſchaft mit den bekannten Ärzten Charles Spon in Lyon und Guy Patin in Paris; Letzterer ſtand mit ihm in lebhafteſtem Briefwechſel. Er ſchrieb: Moyens préservatifs et méthode assurée pour la parfaite guérison du scorbut. (Lyon 1642. Ib. 1684.)

2) *Bartsch*, Peintre Graveur. T. XX. p. 95.

3) Noël Falconet, des Vorigen Sohn, geb. zu Lyon am 16. Nov. 1644, ſtudirte zunächſt von 1658 an in Paris unter der speciellen Aufſicht Guy Patin's, deſſen Liebe er ſich in hohem Grade zu erwerben wußte, und wurde 1663 in Montpellier Doctor. Er prakticirte dann neben ſeinem Vater in Lyon, kam aber 1678 durch den Graf Armagnac als Arzt des königlichen Marſtalles nach Paris, woſelbſt er am 14. Mai 1734 ſtarb. Außer einer kleinen Broſchüre ſchrieb er: Système des fièvres et des crises, selon la doctrine d'Hippocrate; des febrifuges, des vapeurs, de la petite verole, de l'éducation des enfans, de l'abus de la bouillie. (Paris 1723.)

4) Camille Falconet, des Vorigen Sohn, der berühmteſte dieſer Familie, geb. zu Lyon am 1. März 1671, geſt. zu Paris am 8. Febr. 1762. Als ſein Vater Noël ſich nach Paris überſiedelte, blieb er zunächſt bei ſeinem Großvater Andreas in Lyon. Er ſtudirte dann Humaniora in Paris und Lyon. Seine mediciniſchen Studien aber machte er in Montpellier, und ließ ſich dann als Arzt in Lyon nieder. Mit beſonderer Liebe pflegte er neben ſeiner Kunſt die ſchönen Wiſſenſchaften; er war der Mittelpunkt des damaligen gelehrten Lebens in Lyon. Den Bitten ſeines Vaters nachgebend, durch deſſen Vermittelung ihm die Ausſicht eröffnet wurde, in ſeine ärztliche Stelle am königlichen Marſtalle einzurücken, zog er 1707 nach Paris. Die Académie des Inscriptions et des belles Lettres ernannte ihn 1716 zum Mitgliede, und in deren Memoiren ſind mehre gelehrte Abhandlungen Falconet's niedergelegt: über die Aſſiſen; über die erſten franzöſiſchen Überſetzer; die Kenntniſſe der Alten über den Magneten; die Etymologie in der franzöſiſchen Sprache; über Jacob de Dondis und die Uhren der Alten u. ſ. w. Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit im ärztlichen Gebiete beſchränkte ſich auf die Abfaſſung mehrer Diſſertationen: über Zeugung; über mineraliſche Heilmittel; über den Nutzen erwärmter Luft; über Ernährung des Fötus; über den Seitenſteinſchnitt; über den Thee; über Cort. peruvianus bei Eiterung. — Während ſeines langen Lebens hatte Falconet eine koſtbare, 50,000 Bände ſtarke, Bibliothek aus den verſchiedenſten Fächern zuſammengebracht: Catalogue de la bibliothèque de feu Ms. Falconet. 2 Voll. (Paris 1763.) Die königliche Bibliothek, der Falconet bereits ſeit 1742 alle Werke überlaſſen hatte, die in dieſer fehlten, ſoll dadurch um 11,000 Bände vermehrt worden ſein. (*Fr. Wilh. Theile.*)

FALCONET (Etienne Maurice), geb. 1716 zu Paris von unbemittelten Ältern, war der Abkömmling einer aus Piemont ſtammenden Familie. Als Lehrling eines Drechslers mußte er Perückenſtöcke und ähnliche Dinge verfertigen. Einige von ihm gedrechſelte Köpfe, die er dem Bildhauer Lemoine zeigte, bewogen dieſen, ihn in ſeine Werkſtatt aufzunehmen. Er war damals 17 Jahre alt. Von ſeinem Gönner unterſtützt, hatte er in ſechs Jahren ſo bedeutende Fortſchritte in der Sculptur gemacht, daß eine von ihm verfertigte Statue, den Milon von Krotona darſtellend, ihm 1745 die Aufnahme in die franzöſiſche Akademie verſchaffte. Mit Eifer trieb er ſeitdem das Studium der lateiniſchen und italieniſchen Sprache. Für ſeine Fortſchritte in der Kunſt, die er zu ſeinem Lebensberufe gewählt, ſprachen, außer einem Pygmalion und einem drohenden Amor, beſonders ſeine Flora und Pomona, die er für den Marſchall von Noailles modellirte, eine Flora und eine Melkerin für das Luſtſchloß Crecy, vier Basreliefs von Genien, die Jahreszeiten darſtellend, für den Prinzen von Soubiſe, und mehre ähnliche Werke. Auch ſein ſterbender Chriſtus in der Kirche von St. Roch iſt ein anerkanntes Meiſterwerk. Am berühmteſten ward er jedoch durch die Statue Peter's des Großen, die er für die Kaiſerin Katharina II. verfertigte. Er war von ihr 1766 dorthin gerufen worden, und erfreute ſich eine Zeit lang ihrer Gunſt, die ſie ihm jedoch ſpäterhin entzog und ihm für ſeine Arbeit nichts mehr, als den bedungenen Preis bewilligte. Gleichwol gehört die erwähnte Statue, die den Monarchen zu Pferde, aus Metall gegoſſen, auf einem Felſen darſtellt, unter ſeinen Füßen die ſich krümmende Schlange des Neides, unbeſtritten zu den ausgezeichneten Werken der neuen Zeit. Jene Arbeit ſoll ihn zwölf Jahre beſchäftigt haben. Im J. 1778 kehrte er wieder nach Paris zurück, wo er ſchon früher eine Profeſſur der Malerei und Bildhauerkunſt bekleidet hatte. Kränklichkeit hinderte ihn, den längſt gefaßten Plan einer Reiſe nach Italien auszuführen. Er ſtarb am 26. Jan. 1791 im 76. Lebensjahre. Die Zahl der Schüler, die er gebildet, iſt gering. Mehre ſeiner Schriften und Abhandlungen, die Reflexions sur la sculpture[1]), die Observations sur la statue de Marc Aurele u. a. m., zeigen jedoch den denkenden Künſtler. Zuſammengedruckt findet man ſie in ſeinen Oeuvres diverses concernant les arts. (Paris 1787.) 3 Voll.

In dieſen Schriften zeigt er ſich als einen Mann von heftigen Leidenſchaften und einem ſehr hoch geſteigerten Selbſtgefühl. Scharfſinn, Witz und Erfindungsgabe paarten ſich in ihm mit einem ungemeinen mechaniſchen Talente. Das Gefühl für das einfache Schöne, welches die Werke der Alten charakteriſirt, ſchien ihm zu fehlen. Er verkannte die Grenzen und die wahren Vorzüge ſeiner Kunſt, indem er in ſeine Werke eine Bedeutung und einen Ausdruck zu legen ſuchte, der ſich durch die Sculptur nicht erreichen ließ. Sein origineller Geiſt, der jede Feſſel verſchmähte, machte ihn ungerecht gegen die Alten und führte ihn zu einer leidenſchaftlichen Verkleinerung ihrer wahren, wenn auch von andern Künſtlern oft überſchätzten, Vorzüge[2]). (*Heinrich Döring.*)

FALCONIDAE. Leach und Vigors haben mit dieſem, von Falco abgeleiteten, Familiennamen diejenige Gruppe der Tagraubvögel (Accipitres diurni) bezeichnet, welche ſich durch den vollſtändig befiederten Kopf, den kürzeren, vor der Wachshaut nicht zuſammengeſchnürten, Schnabel, die tiefliegenden Augen und die ſchärferen, mehr gebogenen, ſpitzeren Krallen von der andern Abthei-

1) Vergl. den Aufſatz: „Nach Falconet und über Falconet," in Goethe's nachgelaſſenen Werken. 4. Bd. S. 3 fg. 2) ſ. Allgem. Lit.-Zeit. 1788. 3. Bd. S. 673 fg. Baur's Neues hiſtor.-biograph.-literar. Handwörterbuch. 2. Bd. S. 148 fg.

lung derſelben, den Geiern (Vulturidae), unterſcheidet. Es entſpricht dieſe Gruppe der Gattung Falco *Linn.*

In ihrem geſammten Körperbau mit den Raubvögeln (ſ. d. Art.) im Allgemeinen, und beſonders mit den Tagraubvögeln innig harmonirend, wird es beſſer und überſichtlicher ſein, die ausführliche Schilderung der Falconiden für den genannten Artikel zu verſparen; weshalb hier nur auf die äußeren Formverſchiedenheiten der zahlreichen Gruppengenoſſen eingegangen werden ſoll.

Haupttheile, an denen ſich die formellen Verſchiedenheiten der Falconiden darſtellen, ſind der Schnabel, der Schwanz, die Flügel und die Füße. An erſterem iſt es nicht ſowol die Größe allein, als vielmehr ſeine beſondere Form im Vergleiche mit der Größe des Kopfes, die Geſtalt ſeiner Spitze, der Verlauf des Schnabelrückens oder der Firſte, die Form und Stellung der Naſenlöcher und die Befiederung ſeines Randes über dem Mundwinkel bis zum Auge, welche die Unterſchiede bewirken. Am Schwanze, der immer aus zwölf Federn beſteht, iſt es wichtig zu wiſſen, ob er kürzer, ebenſo lang oder länger iſt, als die ruhenden Flügel; ob er abgeſtutzt erſcheint, oder mehr abgerundet, oder endlich ſelbſt keil- oder gabelförmig. An den Flügeln macht das Verhältniß der erſten drei, vier oder fünf Schwingen zu einander einen ſehr wichtigen Charakter aus; gewöhnlich iſt die vierte oder fünfte Schwinge die längſte (z. B. bei den Adlern), minder häufig iſt es die zweite oder dritte (z. B. bei den Edelfalken), ſehr ſelten (z. B. bei Falco ecaudatus, der überhaupt die längſten Flügel und den kürzeſten Schwanz unter allen Falconiden beſitzt) die erſte. Die Füße endlich variiren in der relativen Länge des Laufes und der Zehen, gleichwie in der Bekleidung beider. Die Zehen haben in der Regel oben Halbgürtel, der Lauf dagegen iſt ſeltener damit an der Vorderſeite bekleidet, gewöhnlich blos ungleich getäfelt, beſchuppt oder warzig, bisweilen ganz befiedert. An den Zehen fehlen die Federn beſtändig.

Soll man nach dieſen und andern, minder in die Augen fallenden, Unterſchieden die Falconiden gruppiren, ſo ſcheint es am beſten zu ſein, von der Form des Schnabels, als dem wichtigſten Organe der Raubvögel, auszugehen, dieſem die Beſchaffenheit der Füße zunächſt unterzuordnen und endlich den Flügelſchnitt und ſein Verhältniß zum Schwanze zu berückſichtigen. Bei einer ſolchen Abwägung der Charaktere ſcheint ſich mir folgende Gruppirung als die natürlichſte und zweckmäßigſte zu ergeben.

I. Adler (Aquilini). Sie haben den größten und kräftigſten Schnabel, deſſen Rücken eine beträchtliche Strecke geradlinig fortläuft und dann plötzlich ſich abwärts biegt; an den Seiten iſt er hoch, ſtark abfallend, eben; am Mundrande geſchwungen, aber nie gezahnt; am Ende ſehr ſtark hakig. Die Wachshaut iſt dick, aufgeworfen, das in ihr befindliche Naſenloch ſchief elliptiſch oder ſpaltenförmig, nie kreisrund. Die Scheitel-, Nacken- und gewöhnlich auch die ganzen Halsfedern ſind zugeſpitzt, allermeiſt länglich-lanzettlich; die ruhenden Flügel erreichen in der Regel die Spitze des Schwanzes, oder ragen noch etwas darüber hinaus. Die Beine ſind an ihrem kräftigen Bau kenntlich, beſonders an dem kurzen, ſtämmigen Lauf- oder Ferſentheile, welcher kürzer zu ſein pflegt, als die Mittelzehe; dabei haben ſie lange, große, ſtark gebogene, ſpitze Krallen. Das Gefieder iſt in der Regel einfarbig, bisweilen unten heller, mit dunkleren Schaftſtrichen, aber nie in die Quere gewellt oder bunt gezeichnet. Die Adler ſind zwar die größten Raubvögel, aber nicht grade die kühnſten und gewandteſten Räuber; ſie gehen ſelbſt todte Thiere oder Aas an, was die Falken nie thun, und nähern ſich dadurch, wie in ihrer Geſtalt, ſo auch in ihrer Lebensweiſe, den Geiern. Ihr Hauptverbreitungsbezirk iſt die gemäßigte und kalte Zone. Als Gattungen gehören hierher: 1) Aquila s. Aëtus (an den befiederten Läufen kenntlich); 2) Haliaëtus (mit kurzem, halbnacktem Laufe und ſtarken Zehen mit großen Krallen); 3) Circaëtus (mit langem Laufe und kürzeren, ſchwächeren Zehen); 4) Pandion (mit beweglicher, äußerer Wendezehe und großen, ganz runden Krallen).

II. Harpyien oder Habichtsadler (Harpyidae) nennt man die großen, zum Theil adlerförmigen Raubvögel der Tropenzone, welche kürzere, am Grunde minder gerade, doch meiſt noch hohe, ſtark gekrümmte Schnäbel beſitzen, deren ſtets kürzeres Naſenloch eine mehr kreisrunde Form angenommen hat. Die Nacken- und Halsfedern ſind nicht zugeſpitzt, wol aber erſtere öfters ſchopf- oder buſchartig verlängert. Die ruhenden Flügel ſind in der Regel kürzer, als der Schwanz. Die Beine haben durchgehends höhere, öfters ſehr hohe Läufe, und zwar noch kräftigere, aber doch nicht mit ſo großen Krallen bewehrte Zehen. Die Harpyien haben in der Regel ein buntes Federkleid, oft hellere oder dunklere Spitzenflecke der Federn und unten nicht ſelten ein wolliges Sperbergefieder. Dies, wie die Ähnlichkeit der Lebensweiſe, ihre Raubgier, ihre Tollkühnheit, ihr minder edles Benehmen haben zu dem Namen Habichtsadler Veranlaſſung gegeben. Die Gattungen ſind ſchwer mit wenigen Worten zu charakteriſiren; es gehören hierher: 1) Theratopius *Less.* (F. ecaudatus), an dem kurzen Schwanze, den die langen Flügel, deren erſte Schwinge die längſte iſt, weit überragen, leicht kenntlich; bewohnt Südafrika. — 2) Morphnus (F. destructor, F. tyrannus, F. ornatus u. a.), durch den Federbuſch im Nacken, den hohen Schnabel und die kurzen, kräftigen Zehen und Läufe ausgezeichnet. — 3) Haematornis *Gould* (F. occipitalis, F. cristatellus, F. ptilorhynchus, F. Baccha, F. albidus), durch den ſchwächeren Schnabel und die längern Läufe von der vorigen amerikaniſchen Gattung unterſchieden; doch deren Correſpondent auf der öſtlichen Halbkugel. — 4) Gypogeranus (F. serpentarius), ebenfalls mit Federſchopf im Nacken, aber langen Reiherfüßen, die ihn den Alectoriden ähnlich machen, wohin ihn auch einige Zoologen gebracht haben. Südafrika. — 5) Hypomorphnus *Cab.* (F. Urubitinga, F. anthracinus, F. rutilans, F. unicinctus), ohne Nackenſchopf, mit langen Läufen, kurzen Zehen und weißer Querbinde am Schwanze. Arten amerikaniſch. — 6) Polyborus (F. Cheriway s. brasiliensis, F. degener s. chima-

china, F. chimango s. pezoporus, F. megalopterus), leicht kenntlich an der nackten Kehle, den ſchwächeren Schnäbeln, kürzerem Laufe und längeren Zehen mit ſchwachen Krallen; auch eine amerikaniſche Form. — 7) Cymindis *Cuv.* (F. uncinatus, F. cayennensis s. palliatus, F. albifrons), hat den hohen, kräftigen Schnabel von Morphnus und die kurzen Läufe, aber viel ſchwächere Zehen, mit wenig gekrümmten Nägeln, und keinen Nackenſchopf. — 8) Scheinen hierher noch einige Raubvögel mit ähnlichem hohem Schnabel zu gehören, welche ſich durch ihre langen, aber befiederten Läufe an Hypomorphnus anſchließen, und theils in der alten (F. limnaëtus s. niveus), theils in der neuen Welt (F. atricapillus) vorkommen. Ihre generiſche Beſtimmung ſteht noch zu erwarten.

III. Buſſarde (Buteonidae), haben die Geſtalten der Adler und Harpyien, ſind aber viel kleiner und unterſcheiden ſich beſonders von erſteren durch den kurzen, niedrigen, ſchon vom Grunde an gebogenen Schnabel, von letzteren durch die langen, ſpitzigen Flügel, welche das Ende des Schwanzes erreichen oder übertreffen. Ihre Füße haben einen entſchieden ſchwächeren Bau, als bei den Adlern, und harmoniren mehr mit dem Typus der Harpyien, obgleich ſie auch bei dieſen in der Regel noch etwas kräftiger gebaut ſind. Die Buſſarde ſind feige Raubvögel, welche nur kleinere Thiere angehen, und von Vögeln am liebſten die Jungen, nicht leicht die Alten anfallen. Viele freſſen gewöhnlich und gern Feldmäuſe aller Art, Maulwürfe, ſelbſt Eidechſen und Fröſche, oder große Inſekten; andere ſuchen kleineren Raubvögeln, zumal Edelfalken, ihre Beute abzujagen. Sie finden ſich in allen Zonen. Als Gattungen gehören hierher: A. Die gabelſchwänzigen Milane, deren äußerſte, ſehr lange Schwanzfedern in der Regel über die Spitzen der Flügel hinausragen, während die mittleren entſchieden kürzer ſind. Bei 1) Nauclerus (F. furcatus) iſt das Kopf- und Halsgefieder abgerundet und die dritte Schwinge die längſte; bei 2) Milvus (F. ater., F. regalis *Br.*) iſt das Kopf- und Halsgefieder adlerartig zugeſpitzt und die vierte Schwinge die längſte. B. Die ſtumpfſchwänzigen echten Buſſarde bilden die Gattung 3) Buteo (F. lagopus, F. buteo, F. borealis, F. Jacal., F. milvoides s. busarellus, F. Aguya, F. melanops, F. pterocles u. a.), wenn die vierte oder fünfte Schwinge die längſte und das Gefieder ziemlich ſtraff, am Kopfe und Halſe von Adlerbildung iſt. — 4) Pernis (F. apivorus), ſchließt ſich den Buteonen unmittelbar an, unterſcheidet ſich aber durch runde Federn und durch die befiederten Zügel von ihnen und allen anderen Falconiden. — 5) Rosthramus *Less.* (F. hamatus), leicht kenntlich an dem dünnen, ſtark hakigen Schnabel und den faſt nackten Zügeln; übrigens aber der vorigen Gattung ähnlich, beſonders im Fußbau und Flügelſchnitt. — Bei 6) Ictinia hat der Schnabelrand einen ſtumpfen Zahn (F. plumbeus) und die dritte Schwinge iſt die längſte. — Bei 7) Elanus (F. melanopterus) iſt die zweite Schwinge die längſte und das Gefieder hat eine zarte, wollige Beſchaffenheit. — Iſolirter ſteht 8) Falco lophotes *Cuv.* da, ein Buſſard nach der Flügel-, Fuß- und Schnabelbildung, allein mit zwei Randzähnen am Schnabel verſehen, die ihn den Edelfalken ähnlich machen, während das ſchmale, ſpaltenförmige Naſenloch ihn ſogleich aus deren Nähe entfernt. Er mag daher mit Ictinia den Übergang von den Buſſarden zu den echten Falken bewirken.

IV. Die echten Falken (Falconidae genuini) haben einen kurzen, dicken, gewölbten, vom Grunde aus gebogenen Schnabel, deſſen Rand neben der hakigen Spitze gezahnt iſt, und ein rundes, offenes Naſenloch. Ihre Füße beſitzen zwar nicht immer lange Zehen, aber doch ſtets relativ große, ſehr ſpitze und ſcharfe Krallen. — 1) Harpagus *Vig.* (Diplodon *Nitzsch.*, F. bidentatus, F. diodon.), iſt an ſeinem doppelten Zahne an jeder Seite des Schnabelrandes, dem kleineren Naſenloche ohne centralen Zapfen, und den kürzeren Flügeln, deren dritte Schwinge die längſte iſt, kenntlich; die Arten bewohnen Braſilien. — 2) Falco (ſ. d. Art.), unterſcheidet ſich durch den einfachen Zahn, das mit einem centralen Zapfen verſehene größere Naſenloch und die ſpitzeren Flügel, deren zweite Schwinge die längſte iſt, leicht von allen anderen Raubvögeln. Die Arten leben in allen Weltgegenden. — 3) Jeracidea *Gould.* (F. berigora *Vig.*, *Horsf.* Syn. of the birds of Austr. III.), Schnabel wie Falco, aber die dritte Schwinge iſt die längſte; Lauf lang, Zehen ziemlich kurz. Neu-Holland.

V. Die Habichte (Asturini), haben den kurzen, vom Grunde aus gekrümmten Schnabel der echten Falken, allein er iſt nicht ſo bauchig, vielmehr ſtark ſeitlich zuſammengedrückt, daher ſchwächer und an den Mundrändern nur ſtark geſchwungen, höchſtens ſtumpf gezahnt. Ihre angelegten Flügel ſind in der Regel kürzer, als der Schwanz, ihre Füße zierlich, ſehr dünn, aber doch nicht immer grade ſchwach; denn die Krallen der Habichte zeichnen ſich oft durch beſondere Größe oder Schärfe aus. Das Gefieder hat bei den echten Habichten immer die bekannte Wellenzeichnung an der Unterfläche, und charakteriſirt ſie leicht. Sie finden ſich in allen Weltgegenden. A. Die eigentlichen Habichte haben keine Spur eines Augenſchleiers und kurze Flügel, welche der Schwanz weit überragt. — 1) Macagua s. Herpetotheres (F. cachinnans), bildet den Übergang, hat einen ſehr hohen Schnabel, aber kurze Zehen mit ſtumpferen Krallen und blos Schuppen am Laufe. An den kurzen Flügeln ſind die zweite, dritte und vierte Schwinge faſt von gleicher Länge. — 2) F. brachypterus, hat dieſelbe Fuß- und Schnabelbildung, jedoch längere Läufe und kürzere Flügel, deren fünfte Schwinge die längſte iſt. Beide Vögel gehören Südamerika an. — 3) Echte Habichte, Nisus s. Astur (F. palumbarius, F. regalis, F. gabar, F. hemidactylus) unterſcheiden ſich von den vorigen durch den niedrigern, am Mundrande ſtark geſchwungenen Schnabel und die vorn geſchilderten, halb geringelten Läufe. Die größeren oder Habichte, Astures (F. lineatus, F. radiatus, F. magnirostris), haben einen ſtärkeren, am Seitenrande blos geſchwungenen Schnabel, mäßig hohe Läufe und etwas längere Flügel, deren dritte, vierte und fünfte

Schwinge faſt gleiche Ausdehnung zeigen. — Die kleineren oder Sperber, Nisus (F. Nisus, F. pileatus, F. nitidus, F. striatus, F. velox, F. exilis, F. virgatus), beſitzen höhere Läufe und einen ſtumpfern, zahnartigen Winkel am Schnabelrande; ihre Flügel ſind etwas kürzer und die vierte Schwinge iſt länger als die dritte und fünfte. — B. Die Weihen haben einen ſchleierartigen Federnkranz um das Auge und lange Flügel, die das Ende des Schwanzes erreichen oder übertreffen; ſie bilden die Gattung 4) Circus, welche durch die hohen Läufe und die kurzen, zierlichen Zehen den Sperbern nahe kommt, auch einen geſchwungenen Schnabelrand, aber viel längere Flügel beſitzt, deren vierte Schwinge die längſte iſt. Auch ihre Arten (F. aeruginosus, F. pygargus, F. cineraceus, F. pallidus, F. palustris s. macropterus, F. melanoleucus) ſind in allen Weltgegenden anzutreffen. Sie bilden das Übergangsglied zu den Eulen. (*Burmeister.*)

FALCONIERI (Alexis), gehörte unter die ſieben florentiniſchen Stifter des Ordens der Serviten (ſ. d. Art.), oder der Diener der heiligen Jungfrau, 1233. Nachdem ſich dieſe fromme Geſellſchaft auf den Monte senario zurückgezogen und die Trümmer eines alten Schloſſes in eine Kirche umgewandelt hatte, die mit hölzernen Cellen umgeben worden war, ſahen ſie ſich doch bald genöthigt, ſo ärmlich ſie auch zu leben gewohnt waren, einige ihrer Brüder nach Florenz zu ſenden, um Almoſen für ihre neue Einrichtung zu ſammeln. Unter den vom Superior Bonfils Monaldi Abgeſandten waren auch die beiden Brüder Johann und Alexis Falconieri, deren letzter ſich vorzüglich durch große Enthaltſamkeiten aller Art auszeichnete. Er allein unter Allen ſchlug aus Demuth die heiligen Weihen, ſo oft man auch in ihn drang, ſtandhaft aus, und erwies ſich im Ganzen ſtets als ein Vorbild mönchiſcher Frömmigkeit. Er war Oheim der Juliana Falconieri, der Tochter eines reichen Florentiners, geb. zu Florenz 1270. Dieſer hatte der fromme Alexis ſchon in ihrem 15. Jahre eine ſolche Verachtung der Weltluſt eingeflößt, daß ſie noch im J. 1284 das Gelübde ablegte und gegen ihren Leib alle Strenge des Faſtens und Geißelns anwendete. Die Jungfrau ruhete nicht, bis es ihr gelungen war, den Nonnenorden der Servitinnen zu ſtiften, deſſen erſte Superiorin ſie 1306 wurde. Helyot hat in ſeinem dritten Theile der Mönchs- und Ordensgeſchichte ausführlich bewieſen, daß ſie, und keine Andere, die wahre Stifterin dieſes Frauenordens iſt. Sie ſchrieb auch den Schweſtern eine Regel vor, in Allem mit gutem Beiſpiele ihnen vorangehend. Sie war ſo heilig, daß ſie ſchon bei ihrem Leben allerlei Wunder verrichtete, wie vielmehr nach ihrem Tode, welcher 1341 erfolgte. Ihr Leichnam machte Viele geſund; ihre den Servitinnen gegebene Regel blieb in Anſehen, und Papſt Martin V. beſtätigte ſie 1424, daß nun auch dieſe Nonnen mit Recht Tertiarierſchweſtern der Serviten genannt werden müſſen.

Wie viel die Familie der Falconieri auf ihre beiden frommen Wunderthäter hielt, denn Alexis hatte ſich auch durch Mirakel hervorgethan, erſieht man aus dem letzten Willen eines Auguſtin Falconieri, den er 1632 niederlegte. In dieſem Teſtamente hatte der Sterbende etwa 20,000 Thaler, zu denen 20 Jahre lang die Zinſen geſchlagen werden ſollten, dafür beſtimmt, daß beim heiligen Stuhle zu Rom die Heiligſprechung jener beiden Seligen ausgemittelt werden ſollte. Erfolge aber die Heiligſprechung nicht, ſo ſolle das Geld zur Erbauung einer Kapelle und eines Marmoraltars verwendet werden, wo ihre Reliquien hingebracht werden ſollten. Der Termin, den der Teſtamentgeber zur Ausführung der Sache beſtimmt hatte, wurde von den Päpſten immer wieder verlängert, weil man noch an der Heiligſprechung zu arbeiten habe. Im J. 1693 gab Innocenz XII. die Erlaubniß an alle Kirchen des florentiniſchen Gebietes und an den ganzen Orden der Serviten, der ſeligen Juliana ein halbdoppeltes Amt zu halten und die Meſſe zu ſingen. Über Alexis hingegen iſt noch nichts vom päpſtlichen Stuhle beſtimmt worden. — Noch ein Geiſtlicher dieſer Familie:

Falconieri, Laelius, war unter den Päpſten Paul V., Gregor XV. und Urban VIII. vielfach thätig. Zum Erzbiſchofe von Theben ernannt, wurde er als Legat nach den Niederlanden geſchickt, wo er aber gegen Frankreich nichts ausrichtete. Nach ſeiner Rückkehr wurde er Secretair der Congregation der Biſchöfe und der Regularen, endlich 1645 Cardinal, deſſen Milde öfter gerühmt wird. Er ſtarb zu Rom 1648. — Aus ſeiner Familie iſt noch ein

Alexander zu nennen, welcher Statthalter (Gouverneur) zu Rom wurde, durch deſſen Betrieb der nachmalige Papſt Benedict XIII. zum Cardinal ernannt wurde, 1724. Alexander ſtarb, 77 Jahre alt, am 26. Jan. 1734. — Endlich

Falconieri, Ottavio, oder Octavius Falconerius, ein Römer, welcher ſich durch alterthümliche Unterſuchungen und Schriften bekannt machte. Am meiſten wird ſeines Werkes von den athletiſchen Aufſchriften und ſeiner Abhandlung über eine apameiſche Münze gedacht, welche er in Noah's Zeiten ſetzt. Gronov hat in ſ. Thesaurus T. VIII. und X. ſie abdrucken laſſen; desgleichen T. IV.: De pyramide C. Cestii Epulonis etc. Die Diſſertation: De Numo Apameensi, hat auch Zernius in ſ. Bibl. antiquaria. P. I. aufgenommen. Der Mann ſtarb im J. 1676. (*G. W. Fink.*)

FALCONIUS (Placidus), geb. in Aſola im Gebiete von Breſcia, gehört unter die italieniſchen Componiſten der zweiten Hälfte des 16. Jahrh.; ſeit 1549 Benedictinermönch. Ziegelbauer in Hist. liter. ord. Benedict. T. IV. p. 314. Von ſeinen gedruckten Werken werden genannt: Missae sive Introitus per totum annum. (Venedig. 1575.) Passio, seu Voces Hebdomadae S. 1580. Responsoria in Hebdomada S. canenda. 1580. Magnificat octo tonorum. 1588. Alle in Venedig. Ein anderer:

Falconi, Achille, Sohn des Ant. Falconi, Kapellmeiſter zu Caltagirone, ſtarb im Jünglingsalter am 9. Nov. 1600. Nach Kandler erzählt Pitoni, in ſeinen Lebensgeſchichten der Contrapunktiſten, von einem großen muſikaliſchen Streite A. Falconi's mit Sebaſtian Raval,

dem Kapellmeiſter in Palermo, welcher von dem beiderſeits zum Schiedsrichter gewählten Dominikaner Fr. Niccolo für Falconi entſchieden wurde. Raval ließ dagegen eine Ausfoderung Falconi's, im Beiſein des Vicekönigs aus dem Stegreiſe mit ihm zu componiren, an alle Straßenecken anſchlagen. Falconi nahm den Wettſtreit an, und die Entſcheidung lautete gegen ihn. Damit beruhigte ſich aber Falconi nicht und appellirte, Anfangs von Palermo, dann von Meſſina aus, nach Rom, und ſchickte durch Antonio il Verſo, einen ſehr berühmten ſiciliſchen Tonſetzer und Schüler des P. Vinci, neun Fragen an Raval. Die Einladung an Nanini und Suriano kam jedoch zu ſpät; Falconi ſtarb darüber unterdeſſen. Das Nähere über dieſen Streit lieſt man in den Einleitungen eines Muſikwerkes von der Compoſition Seb. Raval's, einer Sammlung 3, 4, 5, 6 und 8ſtimmiger Madrigale (Palermo 1601.) und eines Madrigalwerkes von Ach. Falconi. (Venezia 1603.) (*G. W. Fink.*)

FALCUCCI (Nicolo), ein berühmter Arzt zu Florenz am Ende des 14. und zu Anfange des 15. Jahrh., der einer angeſehenen toscaniſchen Familie angehörte. Er wird auch Nicolaus de Falconiis und Nicolaus Florentinus genannt, und iſt häufig mit ſeinem gelehrten Landsmanne Nicolaus Niccoli verwechſelt worden. Auch Haller (Bibl. anat. I. p. 148) ſchreibt ſein großes Werk dem Letztern zu. Er ſtarb im J. 1411 und wurde in der Kathedrale von Florenz beigeſetzt; einer ſeiner Nachkommen hat ihm dort im J. 1615 ein Denkmal ſetzen laſſen. Falcucci, der ſich bei ſeinen Zeitgenoſſen den Beinamen des Göttlichen erwarb, ſchöpfte ſeine Wiſſenſchaft aus Hippokrates, aus Galenus und aus den Arabern; doch machen ihm Haller und Portal den Vorwurf, den Arabern zu einſeitig zu folgen. Sein großes, ſchon erwähntes, Werk heißt: Sermones medicinales septem. Sein Inhalt erhellt aus dem vollſtändigen Titel: Sermonum liber scientiae medicinae Nicolai Florentini, doctoris excellentissimi. Sermo primus hujus libri est de subjecto medicinae et ejus conservatione. Sermo secundus de febribus. Sermo tertius de membris capitis. Sermo quartus de membris spiritualibus (Bruſtorgane). Sermo quintus de membris naturalibus (Unterleibsorgane). Sermo sextus de membris generationis. Sermo septimus de chirurgia et de decoratione. Der erſte Druck deſſelben ſoll im J. 1474 zu Pavia in Folio herausgekommen ſein. Es erſchienen aber im 15. und 16. Jahrh. mehrfache Ausgaben des ganzen Werkes (z. B. mehrmals in Venedig in 4 Bänden), ſowie einzelner Hauptabſchnitte deſſelben, weil es in den berühmteſten italieniſchen Schulen dem Unterrichte zu Grunde gelegt wurde. Ein anderes Werk Falcucci's iſt: Commentum super aphorismos Hippocratis completum a *J. B. Theodosio.* (Bonon. 1522.) Auch erſchien unter ſeinem Namen: Liber de medica materia. (Venet. 1535. fol.) — Irrthümlich iſt ihm ſelbſt längere Zeit das Antidotarium Nicolai zugeſchrieben worden. (*Fr. Wilh. Theile.*)

FALCUNCULUS, hat Vieillot (Galer. des Ois. etc. 137) eine Gruppe der Singvögel genannt, welche Cuvier als eine Unterabtheilung von Lanius (ſ. d. Art.) anſieht, und durch den ſtark zuſammengedrückten Schnabel, der ſo lang wie hoch iſt und eine gebogene Rückenfirſte hat, unterſcheidet. Der Gruppenrepräſentant iſt Lan. frontalis *Lath.* (*Temm.* pl. col. 77), welcher Neu-Holland bewohnt, etwas größer als ein Sperling wird und der Kohlmeiſe in der Färbung ähnelt. Die Kopffedern des Männchens erheben ſich in eine Haube, wovon das Weibchen nur eine leichte Andeutung hat, ſind ſchwarz, am unterſten Stirnrande aber weiß, gleichwie Zügel, Backen, Wangen und Halsſeiten; doch zieht ſich vom Auge aus ein ſchwarzer Streif durch die Halsſeiten hinab, der unten in das ſchwarze Nackengefieder übergeht. Die Kehle und der Vorderhals ſind beim Männchen längs der Mitte ſchwarz, beim Weibchen graugrün, gleichwie der Rücken; die Bruſt, der Bauch und die Beine haben eine grünlich-gelbe Farbe. Flügel und Schwanz ſind aſchgrau, heller geſäumt, die äußeren Schwanzfedern aber am Außenrande weiß. Die Beine und der Schnabel ſind grünlich-grau, die Krallen ſchwarz. — Zwei andere Arten hat Gould ſpäter in ſeiner Syn. of the birds of Australasia. Pt. 4. app. p. 2 als Falc. leucogaster und F. flavigulus bekannt gemacht. Eine vierte Art iſt von Vigors und Horsfield als F. gutturalis in den Trans. Linn. Soc. Tom. XV. p. 212 beſchrieben worden; ſie ſtammt, wie die früheren, aus Neu-Holland. (*Burmeister.*)

FALCZY, ein Dorf in der Moldau am Pruth, unweit Jaſſy, wo Peter der Große 1711 mit ſeiner Armee von den Türken eingeſchloſſen wurde. Siegreich war er bis an den Pruth vorgedrungen, da umgab ihn der Großvezier, Baltaji Mahomed, unter der Regierung Muſtapha's II., mit einem Heere von 260,000 Mann. Schon wüthete der Mangel im ruſſiſchen Lager, und Peter ſchien nur die Wahl zu haben zwiſchen Ergebung und ſchmachvoller Gefangenſchaft, oder einem verzweifelten Verſuche, ſich durchzuſchlagen, der muthmaßlich mit ſeiner Vernichtung enden mußte. Katharina, ſeine Gemahlin, die im Lager bei ihm war, fand Mittel zu ſeiner Rettung. Sie raffte Alles, was ſie an Koſtbarkeiten und Geld bei ſich hatte, zuſammen, veranlaßte die Officiere, bis auf die Soldaten herab, ein Gleiches zu thun, und brachte ſo ein Geſchenk zuſammen, das ſie dem Großvezier überreichen ließ. Dieſer ward gewonnen, ſchloß einen Waffenſtillſtand, dem bald darauf der Friede folgte, den 23. Juli 1711. Die Zurückgabe von Azow, ſowie die Schleifung von deſſen Feſtungswerken und die Räumung Taganrogs waren die Hauptbedingungen. Karl XII., der ſich zu Bender, nicht weit vom türkiſchen Lager, befand, war außer ſich vor Zorn, und überhäufte den Großvezier mit heftigen, aber vergeblichen, Vorwürfen; denn der Muſelmann ſetzte demſelben eine unerſchütterliche Ruhe, ja ſogar bittere Anſpielungen auf Karl's Irrfahrten entgegen. (*A. Herrmann.*)

Faldermannia *Bung.*, ſ. Ziziphora.

FALDISTORIUM, ſpaniſch und italieniſch faldistorio [1]), ein niedriger Seſſel für die Prälaten bei ge-

1) Italieniſch auch faldistóro, ein niedriger Seſſel für die Prä-

wiſſen Ceremonien in der Kirche, beſonders bei den von Biſchöfen zu haltenden Concionen und zu verrichtenden Ordinationen, wobei ſie mit allen Zeichen ihrer Würde umgeben ſind. Vorzüglich wichtig war das Faldistorium, deſſen alle Stützen [2]) von allen Seiten verſchmähende Geſtalt man als ein Symbol der von menſchlicher Autorität unabhängigen biſchöflichen Gewalt deutete, da nicht blos die gewöhnlichen Biſchöfe, ſondern beſonders der höchſte der Biſchöfe, der Biſchof von Rom, oder der Papſt ſich ſeiner bediente [3]). Ungeachtet das Cliothedrum oder Faldistorium eigentlich ein Sitz für die geiſtlichen Oberen war, ſo wurde es doch nicht blos für den Papſt, die Biſchöfe und die Äbte [4]) in Anwendung gebracht, ſondern auch für weltliche Fürſten [5]). Im Engliſchen (Eber's Wörterbuch der engliſchen Sprache) bedeutet Faldstool eine Art Schemel, der an der ſüdlichen Seite des Altares ſteht, auf welchem die Könige von England bei ihrer Krönung niederknieen. Man erklärt Faldstool durch Feldſtuhl, richtiger iſt es jedoch, es mit dem mittellateiniſchen faldistorium [6]), faltestalium [7]), faldestolus [8]), Faudestola [9]) zuſammenzuſtellen. Aus

laten bei gewiſſen Ceremonien in der Kirche. Vergl. *Jagemann*, Dizion. Ital. Doch wird es von Einigen für kein echt italieniſches Wort gehalten, ſondern als aus dem Spaniſchen entlehnt angenommen. Kramer's Italieniſch-teutſches Sprach- und Wörterbuch ſagt: „Faldistoro [Parola Spagnola], der Teppich, ſo in der Kirchen über das Les-Pult gedeckt wird, it. das Lespult ſelbſt."

2) Daher hat das franzöſiſche fauteuil, Armſtuhl, Lehnſtuhl, deſſen Urſprung wir weiter unten erklären, nicht mehr dieſelbe Bedeutung. 3) Deshalb erwähnt das Ceremoniale Romanum das Faldistorium mehre Male. So ſagen die Acta Hadriani II. PP.: Descendit, et in praeparato sibi faldistorio sedit. Die Acta Alexandri III.: Papa in eminentiori loco positus in faldistorio suo resedit. Der Cardinal *Jacobus*, De Coronatione Bonifacii VIII. PP. Lib. II. c. 2:

Cumque genu flexo sedi prostratus et auro
Procubuisset herus, simul omnis et infula circum
Pontificum supplex in faldistoria pectus
Funderet etc.

Der Anonymus (De Laudibus Berengarii Augusti. Lib. IV.) ſingt in Beziehung auf die Feierlichkeit, mit welcher Berengar, der Kaiſer werden ſollte, in der Peterskirche zu Rom vom Papſte empfangen ward, er ſei die Stufen hinaufgeſtiegen und der Papſt habe ſich von ſeinem goldenen Seſſel erhoben:

. . . . Postquam conscenderat omnem
Adscensum, aureolo praesul surgens cliothedro
Oscula figit ovans, dextramque receptat amicam.

Die alte Gloſſe bemerkt hierzu: Cliothedrum dicitur sella plexilis, quae vulgo Valdestolum dicitur. *Fridegodus* in Vita S. Wilfridi Cap. 4 ſingt:

Sedis Apostolicae viso primum Cliothedro.

Die von Du Fresne angeführten Glossae MSS. ſagen: Exedra, vel Cliothedrum, sedes Episcopalis. Nach Du Fresne (Gloss. med. et inf. lat. unter *Cliothedrum*) ein Sitz, der geſchloſſen werden kann, nämlich aus dem Griechiſchen: *κλείω*, ich ſchließe, und ἕδρα, Sitz, Stuhl. Muratori (Rer. Ital. Scriptt. T. II. P. I. p. 409) ſagt: Ceterum Cliothedrum, vel Cliophedrum corruptum nomen est. Clisthedrum aliqui dici mallent, id est, sellam clausam. Du Fresne führt unter Cleia an: *Claia*, *Cleta*, *Clitella*, *clida*. Haec omnia idem sonant: Crates, tabula viminibus aut virgultis contexta, Gall. *Claye*. Vetus Gloss. Lat. Gall. Crates, Creil, ou Cloie. a Graec.: *κλείειν* ducunt viri docti. Da claia, cleta, clida eins und daſſelbe, nämlich ein Flechtwerk, bedeuten, und die alte Gloſſe zu dem Gedichte: De Laudibus Berengarii Cliothedrum, durch sella plexilis (plectilis) erklärt, ſo glauben wir, daß jenes aus claia, oder cleta, clida gebildet iſt, und urſprünglich einen Stuhl bedeutet, deſſen Sitz ein Flechtwerk iſt. Mascov (zu Muratori's Geſchichte von Italien. 5. Th. S. 335) ſagt in Beziehung auf das von dem ungenannten Dichter gebrauchte cliothedrum: „Der Poet nennt den Seſſel cliothedrum, der, weil er zuſammengelegt werden konnte, daher ſeinen Namen erhalten hatte. *Gregorii* M. Sella plectilis Lib. X. Epist. 23 kann dieſem, ſeinem Urſprunge nach griechiſchen, Worte zu einer vollkommenen Erklärung dienen." Aber er konnte eben deshalb bequem zuſammengelegt werden, weil er ein Flechtwerk war, und sella plectilis bedeutet, wenn wir das Wort als in gutem Latein nehmen, ein geflochtener Stuhl. Wenn Papias ſagt: Cleothedrum, in quo plumae sternuntur sessoris (sessori), ſo paßt dieſes, daß auf den Seſſel ein Kiſſen voll Dunen gelegt wurde, auch ſehr gut auf einen geflochtenen Stuhl, der nicht weich und warm genug war. Doch freilich können Gregor der Große und der genannte Gloſſater plectilis und plexilis auch für plictilis gebraucht haben, ſowie in der Chartula plenae securitatis scripta sub Justiniano, apud *Brissonum* Lib. VI. Form. vorkommen: Sella ferrea plictile valente tremesse uno, sella lignea plictile valente nummos aureos quadraginta etc. Dieſes plictile, ſowie das in des *Aimoni* Continuatore Lib. VI. Cap. 33 vorkommende sella plictilis (ap. *Freher*. Corp. Hist. Franc. p. 491 plectilis) erklärt man durch plicatile, was ſich falten oder zuſammenlegen läßt, was der Schlüſſel zur Erklärung der urſprünglichen Bedeutung von faldistorium iſt. Außer den oben angeführten Beiſpielen, wo cliothedrum vorkommt, bemerken wir aus der Historia Translationis S. Sebastiani n. 26: ut Cliothedro sedebat, violentia somni subito deprimitur, und aus der Historia Episcopor. Autisiod. c. 45: Cliothedrum optimum auro argentoque constructum; ſ. auch die Notae Tyronis p. 164.

4) Das Chron. S. Monast. Casinensis Lib. III. Cap. 20 (ap. *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. T. IV. p. 429—431) erzählt, was der Abt Deſiderius gethan, um Ecclesiastica ornamenta, an welchen die Montecaſinenſer bisher noch ſehr arm geſchienen, von überall her herbeizuſchaffen, und bemerkt: omnia fere ornamenta Papae Victoris, quae hac, illacque per urbem fuerant pignorata redemit, quae videlicet haec sunt: — — — — — — Pannum diarodanum cum listis aureis pro Faldistorio. Der ungenannte Dichter (De Laudibus Berengarii) nennt das Cliothedrum des Papſtes Johann X. aureolum. Muratori (Rer. Ital. Scriptt. T. II. P. I. p. 409) ſagt hierzu: Clementem VII. Papam *aureâ cathedrâ* delatum esse in Bononiensem Ecclesiam Sancti Petronii invenio, wo er den Kaiſer Karl V. krönen ſollte. 5) Romuald von Salerno ſagt: Imperator deposito pallio de suo faldestollo surgens. Das Ceremoniale: Imperatrix procumbit super Faldistorium. Fulcher von Carnot (Hist. hieros. III, 68) ſagt: Considente autem Boamundo super cliothedrum suum Principe effecto, diploideque decentissima vestito, convocatis Optimatibus suis omnibus: juraverunt ei humanitatis subditam fidelitatem (d. h. leiſteten ihm den Lehnseid und Unterthanenpflicht), praesente Rege et favente, ab eo die et deinceps se servaturos. 6) Außer dem, was wir oben angeführt haben, ſ. z. B. das Chron. Fossae novae ann. 1196; die Acta Concilii Lugdunensis ann. 1274; *Durandus*, Ration. Lib. IV. Cap. 3 num. r. etc. Statt Faldistorium iſt die Form Faldestorium ſehr gewöhnlich; ſo z. B. ſagt Papias: Clepo Clericorum, id est faldestorium. So nach der Ausgabe. Nach dem MS. Collegii Navarrensis: Clepo Deorum faldestorium. 7) *Ademarus Cabanensis* p. 161: De capella Regis Roberti Evangelium ex auro et argento, Dalmaticam — —, faltestalium argentatum, vestimentum integrum sacerdotale etc. 8) *Bernardus*, Mon., in Consuetud. Cluniac. Mss. c. 47: Et affertur illi faldestolus, in quo sedeat etc. 9) *Matthaeus Paris*, Vita S. Albani: Unam cathedram, quam Faudestolam vocant. Hier iſt die altfranzöſiſche Form: Faudestuef und Faudestueil (im neueren Franzöſiſch mehr zuſammenge-

dem, was wir oben angeführt haben, geht hervor, daß faldistorium, faldestorium und faldestolus u. ſ. w. ein und daſſelbe bedeuten. Das stol iſt klar, da im Gothiſchen stols (ohne Zeichen des Nominativs stol), altnordiſch stoll, däniſch, ſchwediſch, angelſächſiſch und altfrieſiſch stol, althochteutſch und mittelhochteutſch stuol, engliſch stool, holländiſch stoel, ſich findet, und Stuhl, Thron und Sitz bedeutet, weßhalb auch Joh. Geo. Wachter von faldistolium unter *stul*, sella, sedile handelt. Auch das storium in faldistorium iſt nicht dunkel. Es iſt Überſetzung[10]) von stol (Stuhl, Sitz), und nach dem Vorgange von consistorium gebildet, und ſollte eigentlich sistorium lauten, alſo faldesistorium, faldisistorium; weil dieſes aber zu beſchwerlich auszuſprechen, iſt es in faldestorium, faldistorium zuſammengezogen. Aber *Falde* iſt auf verſchiedene Art erklärt worden. Am wenigſten befriedigend iſt mit Recht befunden worden das, was *Paris de Grassis* Lib. I. c. 3 zur Erklärung vorgebracht hat, nämlich faldistorium werde verderbt geſagt, es müſſe fandistorium heißen, das ſei: locus fandi, et perorandi. Sebaſtianus Cobarrurias leitet faldistorium von dem ſpaniſchen *falda*[11]) vestimentum foemineum cum plicis ab. Andere, namentlich Oct. Ferrarius unter Faldistorium, halten es von einerlei Urſprung mit Faldao[12]); aber dieſes bedarf ſelbſt erſt einer genügenden Erklärung. Am beſten wird Faldestolus und Falstistornium, wie Leibnitz, Du Fresne und Wachter es thun, abgeleitet von Falte (plica), angelſächſiſch feald, engliſch und däniſch fold, ſchwediſch fäll, holländiſch vouw, italieniſch falda, und von falten (plicare) goth. falthan, althochteutſch faldan, angelſächſiſch fealdan, altnordiſch fallda, däniſch folde, engliſch fold, ſchwediſch fälla, holländiſch vouwen, italieniſch faldare, und faldestolus und faldistornium erklärt durch sella plicatilis, ein Stuhl, der zuſammengefalten oder zuſammengelegt werden kann, und dieſer Art Stühle verglichen mit dem engliſchen folding-chair, ein Feldſtuhl, Klappſtuhl, nämlich ein Lehnſtuhl, den man zuſammenlegen kann, von folding, faltend, biegend, das Falten, Biegen, und mit dem griechiſchen ὀκλαδίας[13]), ein Riemſeſſel, ein Stuhl, der zuſammengelegt werden kann. Da der Gloſſator zum Gedichte De Laudibus Berengarii cliothedrum durch sella plexilis und valdestolum erklärt, ſo iſt plexilis oder plectilis in der Bedeutung von etwas zu nehmen, was ſich flechten, d. h. hier zuſammenlegen, läßt. Ein berühmtes Beiſpiel, wo eine sella plectilis, und zwar in demſelben Range, wie ein faldestolum oder faldistornium, und alſo für dieſes vorkommt, gibt Hinkmar[14]) von Reims, welcher erzählt, wie Kaiſer Karl der Kahle und die päpſtlichen Geſandten auf der Kirchenverſammlung zu Pontico (Pont-Yon) im J. 876 zu Folge eines päpſtlichen Schreibens dem Biſchofe Anſegis von Sens das Primat in Frankreich ertheilen, und bemerkt: et jussit (nämlich der Kaiſer) *sellam plectilem poni* ante omnes episcopos cisalpini regni sui juxta Johannem Tuscanensem, qui ad dextram illius sedebat, et praecepit Ansegiso, ut supergrederetur omnes ante se ordinatos, et *sederet in eadem sella*, reclamante Remorum archiepiscopo, audientibus omnibus, hoc factum sacris regulis obviare. Der Kaiſer beharrte jedoch auf ſeiner Willensmeinung. Anſegis ward nun in Frankreich und Teutſchland der zweite Papſt genannt[15]). (*Ferdinand Wachler.*)

FALERII, eine der zwölf Hauptſtädte Etruriens, lag ungefähr 30 Millien nördlich von Rom am Fuße des Berges Soracte auf einer Felſenhöhe (*Plut.* Cam. 9), deren Trümmer noch jetzt in der Nähe der Stadt Civita Caſtellana ſichtbar ſind, und deren Name ſich in der Kirche St. Maria di Falari erhalten zu haben ſcheint. Die Gründung der Stadt leitete Cato von Argos her (*Plin.* H. N. III, 8 [5]), und als Gründer wird der Heros Haleſus genannt, den die Sage aus Argos kommen ließ, und der vom Virgil Agamemnonius, d. h. comes Agamemnonis, vom Ovid Atrides genannt wird, welcher nach Agamemnon's Tode aus Argos flüchtig geworden ſei. (*Virg.* Aen. VII, 723. *Ovid.* Fast. IV, 73. Amor. III, 13, 31. 32. *Solin.* II, 7. *Servius* ad *Virg.* Aen. VII, 695, vergl. mit *Festus* s. v. *Falari.*) Es iſt alſo kein Grund vorhanden, ihn von Argos Pelasgikum in Theſſalien herzuleiten, wie Mannert will. Übrigens kennt die griechiſche Mythologie keinen Heros Haleſos. Daher hat O. Müller die Anſicht, weil Virgil ihn vom Vulturnus kommen läßt (Aen. VII,

---

zogen Fauteuil). Beiſpiele enthält die altfranzöſiſche Chronik von Flandern Cap. 51. 72. Es heißt im Lusidaire Ms.:

El faudestuef d'or l'aserront,
Illuecques le couronneront.

Im Roman de Roncevaux Ms.; Dou faudestuef s'estoit levez en piés. Im Roman de Gaydon Ms.:

El tref avoit un faudestuef assis,
Qui por Thiebaut i faust posés et mis.

Die das l bewahrende Form kommt z. B. in der Rechnung Stephan's de la Fontaine vom J. 1352 in der Rechnungskammer zu Paris: Faudesteil, vor.

10) Vergl. Leibnitz zu des Ungenannten Gedicht: De Laudibus Berengarii, in den Scriptt. Rer. Bruns. T. I. p. 254: Glossa nostra: *Cliothedrum dicitur sella plexilis, quae vulgo Valdestolum vocatur.* Hinc postea Faldistorium Italis, quod Gallis *Fauteil*, quamquam paulo alio hodie sensu. 11) Der Unterrock der Weiber, die Schleppe an einem Weiberkleide, der Schoos, der Rand an einem Hute, der Abhang an einem Berge. 12) Es findet ſich bei *Theodulphus*, Episc. Aurelian. Lib. II. Carm. 15. Epigramma, deſſen Überſchrift iſt: In faldone Episcopi, und beginnt: Sessio Teudulfi placeat precor etc. *Fredegarius*, Chron. Cap. 34 ap. *Freher.* Corp. Hist. Franc. p. 128: Dum Gundoaldus a Langobardis nimium dilegeretur, factione Agonis et Theudelindae, cum ipso jam zelum tenerent, ubi ad ventrem purgandum in Faldaone sedebat, sagitta saucius moritur. Du Fresne erklärt *Faldao* durch: Sedes seu sella brachiis conclusa, und leitet es vom angelſächſiſchen fald ab, welches, wie er unter Falda bemerkt, nicht blos stabulum ovile, ſondern auch quodvis septum bedeute. Mit folding-chair vergl. folding-skreen, eine ſpaniſche Wand, ein Schirm, den man zuſammenlegen kann.

13) Dieſe Art Stühle kommt bei *Athenaeus* Lib. XII., *Synesius*, De Regno, *Hesychius* und Andern vor. 14) *Hincmari Remensis* Annales ann. 876 (ap. *Pertz.* Monum. Germ. Hist. Scriptt. T. I. p. 499), und darnach *Aimoni* De Gestis Francorum. Lib. V. Cap. 33 (ap. *Freher.* l. l. p. 491). 15) *Daniel*, Hist. de France. T. XIII. (à Basle 1742.) p. 160.

725—730), daß die Sage von ihm durch campaniſche Tuſker eingeführt wurde. Derſelbe Gelehrte ſucht darzuthun, daß aus dem Namen Haleſus Falerii und Faliſci entſtanden ſei. Jedenfalls war er ein uralter Heros der Faliſker, den auch ein vejentiſcher König Morrius ſeinen Ahnen nannte und im Volksgeſange als Sohn des Neptunus geprieſen wurde. (*Serv.* ad *Virg.* Aen. VIII, 285.) Daher mag Dionyſios von Halikarnaſſos (I, 21) nicht ohne Grund Falerii auf die italiſchen Sikeler zurückführen. Daß die Stadt aber keine rein tuskiſche Bevölkerung hatte, möchte man aus Strabon (V. p. 226) ſchließen, welcher angibt, Einige behaupteten, daß die Faliſker einen eigenen Dialekt ſprächen. Indeſſen muß tuskiſche Sitte und Einrichtung in Falerii immer vorherrſchend geblieben ſein. Ebendaher kam Falerii durch den großen vejentiſchen Krieg im J. 350 der St. R. mit den Römern in feindſelige Berührung, denn auch Falerii ſuchte, wie andere etruskiſche Staaten, den Fall der bedrohten Zwölfſtadt aufzuhalten. Deswegen griffen die Römer nach der Eroberung Veji's Falerii an, und Camillus brachte die Stadt nach jener allgemein bekannten Erzählung von dem verrätheriſchen Schulmeiſter vornehmer faliskiſcher Knaben zur Unterwerfung im J. 361. (*Liv.* V, 27.). Allein zu einer ordentlichen Unterwerfung führte der damals geſchloſſene Vertrag gewiß nicht, denn ſeit dem Jahre 398 führen die Faliſker, verbündet mit den Tarquinienſern, mehre Jahre hindurch offenen Krieg mit Rom, als unabhängiges Volk, ohne Rebellen genannt zu werden. Es wurde daher im J. 361 wahrſcheinlich mit Falerii, wie mit andern etruskiſchen Staaten gewöhnlich, ein Friede auf beſtimmte Friſt, d. h. damals auf 40 Jahre, abgeſchloſſen, ſowie auch jener Krieg im J. 404 mit einem 40jährigen Waffenſtillſtande endigte. Allein an dem großen Kriege der Etruſker gegen Rom im J. 443 ſcheinen die Faliſker nicht Theil genommen zu haben, denn Livius (X, 12) erzählt, die Römer hätten im J. 454 ihr Gepäck und eine Beſatzung zu Falerii gelaſſen. Indeſſen im J. 459 fielen auch die Faliſker von Rom ab; aber der Krieg war von kurzer Dauer und endigte ſchon im J. 460 mit ihrer Unterwerfung. Noch einmal ſtanden ſie auf gegen die Römer, und zwar nach dem erſten puniſchen Kriege im J. 513 (nach Eutropius [II, 28], der die Conſuln Q. Lutatius und A. Manlius nennt; Oroſius dagegen [IV, 11] gibt die Conſuln des J. 516 an; Livius [Ep. l. XIX.] ſagt nur, die Faliſker wären am ſechsten Tage bezwungen; ähnlich Polybios [I, 65]). Zonaras aber (VIII, 18) berichtet, daß die auf einem hohen Berge gelegene Stadt damals zerſtört worden ſei, und daß ſich die Faliſker in der Ebene hätten anſiedeln müſſen. So wird das Aequum Faliscum entſtanden ſein, von welchem Orte O. Müller den Ausdruck Aequi Falisci (*Virg.* Aen. VII, 695) herleiten will, indem er die Beziehung auf Billigkeit oder auf äquiſche Abkunft der Faliſker verwirft. Später — jedoch unbekannt, zu welcher Zeit — ſcheint an der alten Stelle wiederum eine Colonie gegründet zu ſein, unter dem Namen Colonia Junonia Falisca (*Frontin.* De colon. p. 113. ed. *Goes.*), oder Colonia Etruscorum Falisca *Plinius*, H. N. III, 8 [5]); wenigſtens erwähnt Ovid moenia alta, und die Peutinger'ſche Tafel hat Faleri wieder in der alten Gegend. — Als Producte der Stadt werden gerühmt vom Gratius Faliſkus (Cynaeg. 40) und Silius Italicus (IV, 223) feine Leinwand zu Kleidern; vom Ovid (Amor. III, 13, 13. Fast. I, 83) weiße Stiere, die nach Rom zu Opferthieren verkauft wurden; vom Martialis (IV, 46, 8), Statius (*Silv.* IV, 9, 35) und Varro (L. L. p. 115. ed. *Spengel.*) die Magenwürſte — venter Faliscus. — Die wenigen Nachrichten, welche ſich über die Religionsculte der Faliſker erhalten haben, hat O. Müller geſammelt — Etruſker. 2. Th. S. 45. (*L. Zander.*)

FALERNUM. Die beiden Hauptſtellen zur genaueren Beſtimmung des falerniſchen Gebietes ſind *Liv.* XXII, 14 und *Plin.* H. N. XIV, 8, (6) 2. Darnach beginnt der ager Falernus bei pons Campanus, einem Flecken am Fluſſe Savo, neun Millien von Sinueſſa, zur Linken (von Rom aus gerechnet) nach Urbana zu, wohin Sulla eine Colonie ſandte, das zur Zeit des Plinius aber mit dem Gebiete von Capua vereinigt war. Er umfaßt alſo den Diſtrict, welcher in dem großen Winkel, den der Vulturnus gegen Südoſten bildet, liegt und auf der nordweſtlichen und nördlichen Seite vom mons Massicus, jetzt monte Dragone, umſchloſſen wird. Auf dieſem Boden, und beſonders an der Süd- und Oſtſeite der Maſſikerhöhen, wuchſen die bei den Römern ſo geſuchten und von ihren Dichtern ſo hochgeprieſenen Weine, welche daher im Allgemeinen Falernerweine hießen. Sie erlangten ihren Ruf aber beſonders dadurch, daß ſie mit größter Sorgfalt gezogen und bereitet wurden. Dahin gehört zuvörderſt ſchon, daß der Weinſtock im Falernerbezirke an Pfählen — pertica in Falerno (*Varro*, De R. R. I, 8) — gezogen wurde, nicht aber, wie ſonſt gewöhnlich, an Pappeln oder Ulmen. In jener Behandlung der Falernerweine iſt auch allein der Grund zu ſuchen, daß ſie in den neueren Zeiten nicht mehr für ſo ausgezeichnet gelten. Indeſſen iſt es der Mühe werth, die Eigenſchaften jenes unſterblichen Falerners (*Martial.* Ep. IX, 95) genauer kennen zu lernen. Alle jene Weine des Falernergebietes hatten den gemeinſamen Charakter, daß ſie jung ſtrohfarben waren, aber mit dem Alter dunkelten. Über die Farbe des Falerners findet ſich nämlich ein beachtenswerthes Zeugniß des Galenos bei Athenäos (l. c. 48), wo es heißt, wenn der Wind während der Weinleſe aus Süden wehe, ſo erhalte der Wein eine dunklere Farbe, ſonſt werde er trocken und hellgelb von Farbe (*αὐστηρός τε καὶ τῷ χρώματι κιῤῥός*). Ähnlich behauptet Plinius (H. N. XXXVII, 12 [3]), der ſchönſte Bernſtein werde nach dem Falerner genannt. Wenn alſo Martialis (Ep. II, 40. VIII, 77. XI, 50) den Falerner braun oder ſchwarz nennt, ſo wird dieſe dunklere Färbung des urſprünglich gelblichen Weines nur durch das Alter erfolgt ſein. So nennt auch Silius Italicus (VII, 189) den Falerner röthlich, deſſen Beſchreibung ſich offenbar nur auf jungen Wein bezieht. Auch hatten die Falernerweine die gemeinſame Eigenſchaft, daß ſie jung herbe waren, und erſt nach einem mehrjährigen Al-

ter mild wurden. Nach Galenos' Angabe waren ſie am beſten vom 10. bis zum 20. Jahre. So ſagt Cicero (Brut. 83): Wer gern Falerner trinkt, wählt weder die jüngſten Jahrgänge, noch die älteſten; denn dieſe letzteren ſind zwar ſehr berühmt, aber weder lieblich, noch überhaupt genießbar. Die Falernerweine wurden dann ſehr feurig, wie Horaz (Od. II, 11) und Perſius (Sat. III, 3) bezeugen, der ihn den unbändigen nennt. Man wird daher nicht irren, wenn man behauptet, daß unſere heutigen Xeres- und Maderaweine mit dem römiſchen Falerner am meiſten Ähnlichkeit haben. Auch die heutigen ſiciliſchen Weine, wenn ſie nur mit einiger Sorgfalt behandelt werden, ſtehen dem Xeres und Madera ſehr nahe; der vulkaniſche Boden Siciliens bringt aber gewiß ein ganz verwandtes Gewächs hervor mit dem campaniſchen. Auch bieten der Falerner und der Madera die Ähnlichkeit dar, daß ſie durch eine heiße Temperatur bedeutend verbeſſert werden, weshalb die Engländer bekanntlich ihren Madera häufig eine Reiſe nach Oſtindien machen laſſen. Die Römer ſuchten daſſelbe bei ihren Falernerweinen in den Fumarien zu erreichen, und auffallend iſt es, daß in neueſter Zeit die Weinhändler auch den Madera, wie ſie es nennen, forciren, das heißt ihn in Zimmer bringen, welche durch Öfen oder Kanäle erhitzt werden, wodurch er ſchon in einigen Monaten bedeutend milder, aber auch an Farbe dunkler wird. Iſt man damit nicht zu den apothecae und fumaria der Römer zurückgekehrt? Nimmt man nun noch hinzu, daß die Römer regelmäßig ihren Wein in irdenen Krügen aufbewahrten, und nur erſt den feinen und älteren Falerner auf kleine gläſerne Flaſchen brachten (*Martial.* Ep. II, 40), ſo wird man es ſehr begreiflich finden, daß er ſich bis zur Zähigkeit des Honigs verdickte, und mit den Jahren ſo bitter wurde, daß er nicht Jedermann, z. B. dem Cicero, mehr genießbar ſchien. Um ihn daher zu verdünnen und zu mildern, vermiſchte man ihn mit Waſſer (*Hor.* Od. II, 11), oder mit dem lieblichen Chierweine (*Hor.* Sat. I, 10, 24), oder mit Honig (*Hor.* Sat. II, 4, 24). — Über die Verſchiedenartigkeit der Falernerweine iſt uns Plinius (H. N. XIV, 8 [6]) Hauptquelle. Er ſagt, es gebe drei Arten, den trockenen, den ſüßen und den leichten Falerner (austerum, dulce, tenue). Andere, ſetzt er hinzu, theilen ſie in den Gauraner, d. h. den auf den Gipfeln der Hügel gebauten Wein, den Fauſtianer, der auf den mittlern, und den Falerner, der in den unterſten Regionen wächſt. Die Trauben dieſer Weine, ſagt er weiterhin, wären nicht angenehm von Geſchmack. Gewiß iſt, daß der Fauſtianer unter den Falernerweinen die erſte Stelle einnahm. Unter den vielen Jahrgängen des Falernerweines war jedoch der Opimianiſche der geſchätzteſte; denn unter dem Conſulat des L. Opimius im Jahre Roms 633 wuchs ein ganz vorzüglich guter Wein (*Plin.* H. N. XIV, 6 [4]), von dem aber, nach der Verſicherung des Vellejus Paterculus (II, 7, 5), zu ſeiner Zeit keiner mehr zu haben war, obgleich Plinius (a. a. O.) verſichert, daß es zu ſeiner Zeit noch beinahe 200jährigen Wein gebe, der aber ſo dick wie Honig ſei, und nur zum Verſchneiden anderer Weine, oder mit Waſſer verdünnt zum Trinken gebraucht werde. Welchen hohen Preis ein ſolcher Wein zu ſeiner Zeit habe, berechnet Plinius in der angeführten Stelle. Indeſſen ſcheinen die ältern und beſſern Jahrgänge fortwährend mit jenem Namen belegt zu ſein; denn das Falernum Opimianum annorum centum (*Petron. Arb.* c. 34) konnte zu jener Zeit keinen anderen Sinn mehr haben. In demſelben oder ähnlichem Rufe ſtand der Anicianiſche Falerner (*Cic.* Brut. 83), von welchem ſich aber der urſprüngliche Jahrgang nicht mehr angeben läßt. (*L. Zander.*)

FALESIA, war ein Hafenort Etruriens, den jedoch nur das Itinerar. *Anton.* p. 501 anführt. Außerdem erwähnt Claudius Rutilius (Itinerar. I, 371) ein Faleria in der Nähe der Inſel Elba. Da nun das Itinerar. *Anton.* den Hafen Faleſia zwiſchen Vetulonium und Populonium anſetzt, ſo iſt die Vermuthung nicht grundlos, daß mit den beiden Namen ein und derſelbe Ort bezeichnet werde. Gibt man dies aber zu, und nimmt man denſelben der Inſel Elba gegenüber an, ſo paſſen die Zahlen der Millien im Itinerar. *Anton.* nicht. Deshalb gerieth Mannert auf die Vermuthung, daß die Zahlen dort vertauſcht ſeien, und vom Hafen Scabris nach Faleſia nicht 18, ſondern 13 Millien, und von dort nach Populonium nicht 13, ſondern 18 Millien angeſetzt werden müßten. (*L. Zander.*)

FALESINA, ein zum Landgerichte Pergine gehöriges Dorf im trienter Kreiſe Tyrols, im Val di Caneza, am linken Ufer der ſtürmenden, den Thalgrund tief durchwühlenden, Ferſina gelegen, mit einer urſprünglich teutſchen Bevölkerung, welche, obgleich ſeit Jahrhunderten von Italienern umgeben, die Mutterſprache unter dem Namen Mocheni zum Hausgebrauche bewahrt, einer zur Pfarre in Pergine gehörigen katholiſchen Curatie, einer dem heiligen Anton geweihten Kirche und einem kargen Boden, welcher die Einwohner nöthigt, auf Handelſchaft auszuziehen und im Winter ihr Brod in der Fremde zu ſuchen. (*G. F. Schreiner.*)

FALIERI (Marin Graf de Val de Marina), war zum Dogen von Venedig gewählt worden, den 11. Sept. 1354, nach dem Tode des Dogen Andreas Dandolo. Er zählte bereits 66 Jahre, und hatte eine junge, ſchöne Gattin, die er mit Eiferſucht bewachte; ſeine großen Reichthümer und die hohen Ämter, die er bereits bekleidet, verliehen ihm Anſehung und Bedeutung unter den Vornehmen Venedigs. Seine Eiferſucht ruhte vornehmlich auf Michel Steno, einem der drei Präſidenten „der Vierzig" oder des Criminalgerichts. Deſſen Aufmerkſamkeiten galten aber nicht ſowol der Gemahlin des Dogen, als vielmehr einer der Damen ihres Hauſes. Bei einem öffentlichen Feſte am letzten Tage des Carnevals bemerkte Falieri eine bis zur Unanſtändigkeit gehende Vertraulichkeit zwiſchen Steno und dieſer Dame, und wies dieſen aus der Geſellſchaft. Voll Zorn und Rachſucht ſchrieb der Beleidigte auf den Thron des Dogen einige Zeilen, die eine hämiſche Anſpielung auf die eheliche Treue der Gemahlin des Dogen und auf deſſen Ehre enthielten: „Marin Falieri dalla bella moglie, altri la gode ed

egli la mantiene.“ Falieri entdeckte den Urheber dieſer Zeilen, und ſeine Eiferſucht loderte auf. Er erhob eine Klage gegen Steno und erwartete eine exemplariſche Beſtrafung deſſelben durch den Rath „der Zehn.“ Die angebrachte Klage wurde aber der Behörde „der Vierzig“ zugewieſen, wo Steno ſelbſt Präſident war. Dieſe entſchieden mild, den Vorfall mit der Maskenfreiheit, der Aufregung des Augenblicks entſchuldigend, und erkannten nur auf eine einmonatliche Gefängnißſtrafe.

Jetzt wendete ſich der Zorn Falieri's gegen „die Vierzig“ und den ganzen Adel überhaupt. In dem Volke kochte gleichfalls ein glühender Haß gegen den Adel, welcher ſich alle Gewalt angemaßt, mit Vernichtung der Rechte des Volkes, und deſſen Söhne ungeſtraft Verführung und Sittenloſigkeit in die Familien der Bürger brachten. Israel Bertuccio, ein Bürgerlicher, Vorſteher des Zeughauſes, war auf eine ſolche Weiſe in ſeiner Familie beleidigt worden, und brachte ſeine Klage vor den Dogen. Theilnehmend hörte ihn dieſer an, bedauerte aber, daß er ihm nicht Recht verſchaffen könne, da er ja ſelbſt auf gleiche Weiſe, ohne Genugthuung, beleidigt worden. Dieſe Vertraulichkeit ſchloß dem entrüſteten Bürger das Herz auf; er ſprach offen zum Dogen von dem Grolle des Bürgerſtandes, und ließ ſich von Falieri gewinnen, an die Spitze einer Verſchwörung gegen den geſammten Adel zu treten. Sie ſpann ſich weit verzweigt fort und ſollte in der Nacht vom 15. April 1355 zum Ausbruche kommen. Das Läuten der Sturmglocke am St. Marcusplatze, die nur auf Befehl des Dogen angezogen werden durfte, ſollte das Zeichen zum Beginnen ſein. Man werde das Gerücht verbreiten, die genueſiſche Flotte ſei vor der Stadt; die jungen Nobili würden dann herbeieilen, und ſowie ſie einzeln anlangten, ſolle man ſie ermorden. Alles war bereit; da ſchöpfte am Abend ein Kürſchner, einer der Verſchworenen, Namens Bertrand, dem man aber glauben gemacht, Alles geſchehe auf Befehl des Dogen und des Senats in redlicher Abſicht, Verdacht vom Gegentheile; er machte Anzeige bei einem des Rathes „der Zehn“ der höchſten Behörde. Noch ohne Argwohn begab ſich dieſer zum Dogen, ihn von dem, was er vernommen, in Kenntniß ſetzend. Deſſen Verlegenheit, ſein verſtörtes Benehmen weckte Verdacht in Nicolo Lioni, das war der Name des Senators. Mit Hilfe ſeiner Collegen traf er Anſtalten zur Unterdrückung der Verſchwörung, von deren Theilnehmern Bertrand ein Verzeichniß gegeben hatte. Ihre Verhaftung und ausgeſtellte Wachen erhielten die Ruhe der Stadt; bei der darauf angeſtellten Unterſuchung, mit Anwendung der Tortur, wurde der Doge als das Oberhaupt der Verſchwörung genannt. Man hielt ihn unter Aufſicht in ſeinem Palaſte; der Rath „der Zehn“ wagte aber nicht allein über das Oberhaupt des Staates zu richten, ſondern geſellte ſich noch 20 vom vornehmſten Adel zu, welche man eine Junta, Giunta oder Zonta nannte. Vor dieſer Verſammlung wurde der Doge verhört, den Mitſchuldigen gegenübergeſtellt, und er bekannte ſeine Schuld. Den zweiten Tag wurde das über ihn ausgeſprochene Todesurtheil an ihm vollzogen, den 17. April 1355. Auf der großen Treppe des Dogenpalaſtes, wo er der Republik Treue geſchworen, fiel ſein Haupt.

In dem großen Saale des Dogenpalaſtes hingen die Bildniſſe aller Dogen in ihrer Reihe. Da, wo Falieri's Bildniß hätte hängen ſollen, ſah man den Thron des Dogen, mit einem ſchwarzen Schleier bedeckt, dargeſtellt, mit der Aufſchrift: „Das iſt der Platz Marin Falieri's, enthauptet wegen ſeiner Verbrechen.“ Histoire des republiques Italiennes du moyen age p. *Sismondi.* T. VI. c. 41. (*A. Herrmann.*)

Faliscus, ſ. Fala, Falarica.

FALK (Johann Peter), geb. im J. 1727 in Weſtgothland in Schweden, zeigte von Kindheit an große Neigung zu den Naturwiſſenſchaften. Er ſtudirte in Upſala, und Linné ſchätzte ihn dergeſtalt, daß er ihm alsbald die Erziehung ſeines Sohnes anvertraute. Da der junge Naturforſcher an einer unglücklichen Hypochondrie litt, ſo ſuchte ihm Linné dadurch eine angenehme und nützliche Zerſtreuung zu verſchaffen, daß er ihn zur Sammlung der Pflanzen und Zoophyten nach Gothland ſchickte. Von da begleitete er Forskal nach Kopenhagen; doch wurde ihm nicht die Freude zu Theil, dieſen auf der Reiſe nach Arabien begleiten zu dürfen. Er kehrte daher nach Upſala zurück, wo er 1762 promovirte. Auf Linné's Empfehlung ordnete er dann das Naturaliencabinet eines Privatmannes in Petersburg, und er erhielt bald nach ſeiner Ankunft in Petersburg die Profeſſur am dortigen pharmaceutiſchen Garten. Als im J. 1768 die kaiſerliche Akademie der Wiſſenſchaften Reiſende für Geographie und Naturkunde ausſandte, befand ſich auch Falk unter dieſen Reiſenden; allein mitten unter ſeinen Forſchungen quälte ihn die furchtbarſte Hypochondrie. Der Gebrauch der Bäder von Kislar erleichterte den Unglücklichen nur vorübergehend. Er begab ſich 1773 nach Kaſan, abgemagert zu einem Skelet, weil er faſt keine Nahrung zu ſich nehmen konnte, ohne Schlaf, und ſich in ſeiner Schweigſamkeit aller Geſellſchaft entziehend, ausgenommen ſeinen Freund Georgi, den ihm die Akademie als Begleiter gegeben hatte. In der Nacht des 30. März 1774 endigte Falk eigenhändig ſein unglückliches Leben durch eine Piſtolenkugel, nachdem er ſich vorher mittels des Raſirmeſſers am Halſe verwundet hatte. Im Auftrage der Akademie bearbeitete Profeſſor Laxmann die zerſtreuten Reiſenotizen, und ſo erſchien das Werk: Joh. Peter Falk's Beiträge zur topographiſchen Kenntniß des ruſſiſchen Reiches. 3 Bände. (Petersburg 1784—1786. 4.) Ein Pflanzengenus aus der Ordnung der Borragineen hat durch Thunberg den Namen Falkia erhalten. (*Fr. Wilh. Theile.*)

FALK (N. D.), Arzt in London, der im achten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts eine Reihe von Schriften herausgab. Von ſeinen Schriften ſind auch zwei ins Teutſche überſetzt worden. Der Verfaſſer war, nach ſeinen Schriften zu urtheilen, mit dem Seeleben genau bekannt; vielleicht war er Schiffsarzt geweſen. Schriften: The ready observator; or an infallible method of determining the latitude at sea by altitude of the sun at any time of the day, indepen-

dent of a meridional observation. (Lond. 1771. 4.) Treatise on the venereal disease. (Lond. 1772.) (Abhandlung über die veneriſche Krankheit, aus dem Engl. [Hamburg 1775.]) The seaman's medical instructor; or lectures on accidents and diseases incident to seamen in various climates of the world. (Lond. 1774.) A philosophical dissertation on the diving Vessel projected by *M. Day* and sunk etc. To which is added an appendix showing the various methods of weighing ships in general. Illustrated with two plates. (Lond. 1775. 1776. 4.) A Treatise on the medical qualities of Mercury. (Lond. 1776. 12.) (Abhandlung vom Queckſilber und deſſen Kräften in verſchiedenen Krankheiten. [Leipzig 1777.]) Account and description of an improved steam Engine. (Lond. 1776.) Guardian of health; or an anatomical and physical Description of the human body; the animal economy in health and disease; regimen, diet and rules of preserving health. (Lond. 1779.) — Außerdem hat Falk das Werk von Rich. Wilke: Historical Essay on the dropsy (Lond. 1777.) herausgegeben. (*Fr. Wilh. Theile.*)

FALK oder **FALCK** (Jeremias), geb. zu Danzig 1629, ſtach und äzte in Kupfer, und zeichnete ſich in beiden Gattungen als verdienſtlicher Künſtler aus. Er reiſte nach Paris, wo er viel für Chauveau arbeitete; auch in Holland ſtach er für das berühmte Cabinet de Reynſt viele Platten. In Kopenhagen und Stockholm, wohin er berufen wurde, machte er ſich durch ſeine Arbeiten berühmt, kehrte aber ſpäter in ſein Vaterland zurück, wo er in hohem Alter zu Danzig ſtarb. Ein Verzeichniß ſeiner Werke findet man in Roſt's Handb. für Künſtl. 6. Th. S. 191—193. (*A. Weise.*)

FALK (Johann Daniel), geb. 1768[1]) in der damals freien Reichsſtadt Danzig, der Sohn eines armen Perückenmachers an der ſogenannten Laſtadie, den Schiffswerften gegenüber, mußte, nach einem kurzen Unterrichte im Leſen und Schreiben, die Petriſchule wieder verlaſſen. Er ward nun von ſeinem Vater zum Herumtragen der Perückenſchachteln und zu einem Gewerbe gemisbraucht, gegen welches er den lebhafteſten Widerwillen empfand. Wiederholt äußerte er den Wunſch zu ſtudiren, wozu ſich bei den beſchränkten Einkünften ſeines Vaters keine Ausſicht zeigte. Oft trafen ihn harte Vorwürfe, und ſelbſt körperliche Züchtigungen, wenn der Vater ihn bei irgend einem Buche überraſchte. Den Eindruck, den dieſe ungünſtigen Verhältniſſe auf ihn machten, ſchildern mehre noch erhaltene Jugendbriefe. „Künftiges Jahr," ſchrieb er am 3. Mai 1781[2]), „bin ich nun 13 Jahre alt, und wachſe alle Tage einen Kopf höher, und wer mich ſieht, freut ſich darüber, daß ich ſo groß bin. Aber daß ich mich freute, wenn ich das ſagte, da müßt' ich lügen. Denn ich denke: iſt Mancher groß und ein Eſel dazu. Was hilft es mir, daß ich groß bin, da ich nicht ſtudiren kann." Noch unmuthiger äußert er ſich in einem Briefe vom 10. Aug. 1782 über ſeine Lage: „Wenn's nicht Gottes Wille iſt, daß es bald mit mir zum Guten oder Schlimmen ausſchlägt, ſo werde ich noch deſperat, und am Ende meinen Ältern davon laufen. Oft wünſche ich — Gott verzeih' mir den Wunſch, aber was kann ich dafür, daß er mir von Herzen kommt, daß mir wieder einmal ſo ein großes Unglück paſſirte, wie das war, was meine Ältern an mir erlebten, als ich Anno 1778 in dem heißen Auguſtmonat auf St. Petri Kirchhof von dem Kutſchwagen ins Rad fiel und ein Bein brach. Das war eine ſchöne Zeit! Damals, ſo lange ich im Bette lag und mit dem Verbande zubrachte, was wol ſieben Monate dauerte, konnte ich leſen, ſoviel ich wollte, und ſchnitt mir kein Menſch deshalb ein ſchief Geſicht. Jetzt, ſowie ich nur ein weltlich Buch in die Hand nehme, heißt's gleich, ob mich der Satan ſchon wieder mit einem Hiſtorienbuche in der Werkſtatt hat. Und damit iſt's nicht genug, ſondern ſteht auch ſogleich mein Vater oder meine Mutter hinter mir und nimmt es mir weg. Das ſind ſchwere Zeiten, und iſt auch keine Hoffnung, daß es je beſſer werden wird."

Oft benutzte er die Zeit der Abenddämmerung, um ſich heimlich aus dem älterlichen Hauſe zu ſchleichen. Er trug ſein kleines Spargeld in Brückner's Leſebibliothek und holte ſich dort Gellert's, Wieland's, Leſſing's u. a. Werke, die er dann heimlich bei Tage oder Nachts las, wie ſich ihm eben eine ſchickliche Gelegenheit darbot. Bisweilen trat er auch wol mit einem Buche in der Hand unter eine Laterne, und las in den rauhen Herbſt- und Winterabenden ſo lange, bis ihm die Finger erſtarrten und er kein Blatt mehr umwenden konnte. „Wenn ich dann nach Hauſe komme," heißt es in einem ſeiner damaligen Briefe, „da zankt mein Vater und meine Mutter, da ſetzt es ſaure Geſichter und oft wol gar — Nun was hilft's? Einmal iſt man in der Welt und muß aushalten. Daraus mache ich mir auch im Grunde nichts, weil ich's von Jugend auf gewohnt bin. Aber was mich mehr kränkt, als die Schläge, iſt, daß ich in keinem Stücke weiter komme."

Sein längeres Wegbleiben aus dem älterlichen Hauſe pflegte er damit zu entſchuldigen, daß er vorgab, bei ſeinem Großvater mütterlicher Seite, Chalion, oder bei ſeinem Oheime, Grell, geweſen zu ſein. Beide waren aus Genf gebürtig, und dem Erſteren verdankte Falk den Unterricht in der franzöſiſchen Sprache. Zur Erlernung des Lateiniſchen zeigte ſich ihm keine Gelegenheit, was ihm um ſo unangenehmer war, da er den Plan zu ſtudiren noch immer nicht aufgegeben hatte. Unter dieſen traurigen

1) „Am Tage Simon Judä." Nach Falk's eigener Angabe in dem von ihm herausgegebenen „Allgemeinen chriſtlichen Glauben mit Choralen und Kupfern." (Weimar 1826.) S. 67. In mehren Biographien Falk's wird irrig 1770 als ſein Geburtsjahr angegeben. Gervinus (in ſ. Geſchichte der poetiſchen Nationalliteratur der Teutſchen. 5. Bd. S. 671) krönt ſein oberflächliches und abſprechendes Urtheil über Falk oder Falck, wie er mehrmals des Dichters Namen ſchreibt, noch durch die grundfalſche Meinung, daß er nicht in, ſondern bei Danzig geboren ſei.

2) ſ. Falk's Leben des Johannes von der Oſtſee. (Tübingen 1805.) 1. Bd. S. 117.

Verhältniſſen gewährte ihm die Liebe zur Muſik einen Troſt. Oft ſtand er ſtundenlang Abends vor den erleuchteten Fenſtern des Bohon'ſchen Hauſes in der Heiligengeiſtgaſſe, um den Winterconcerten zuzuhören. Die Veranlaſſung, Muſik zu lernen, gab ein Vorfall, der ſeinen kindlichen Gehorſam und ſein noch unverdorbenes Sittlichkeitsgefühl auf eine rührende Weiſe zeigt. Der Eindruck eines Choralgeſanges in der Schwarzmünchenkirche war ſo mächtig, daß er dadurch der Verſuchung widerſtand, einem böſen Geſellen zu folgen, der ihn verlocken wollte, den Abend in einem verdächtigen Hauſe zuzubringen [3]).

Durch den Organiſten Dominikus auf St. Petri Kirchhof unterrichtet, machte er bald ſo ſchnelle Fortſchritte in der Muſik, daß er bei der großen Meſſe der Katholiken in der Schwarzmünchenkirche die zweite Violine ſpielen konnte. Er erwarb ſich bei dieſer Gelegenheit die Zuneigung des Pater Lambert, dem er mit Offenheit ſeine traurige Lage ſchilderte. Als derſelbe ihm jedoch ſeine Unterſtützung verſprach, falls er zum katholiſchen Glauben übertreten wolle, lehnte Falk dies Anerbieten entſchieden mit den Worten ab: „Er ſei auf Chriſtum und Calvin getauft, und gedenke in dieſem Glauben zu ſterben." Fortwährend beſchäftigten ihn Plane, „von dem verwünſchten Metier loszukommen," wie er ſich in einem ſeiner Briefe äußert. Kindliche Liebe und Dankbarkeit gegen ſeine Ältern hielten ihn von dem mehrfach gefaßten Entſchluſſe ab, ihr Haus zu verlaſſen. Er war einſt nahe daran, ihn auszuführen, als er die ihm verſagte Erlaubniß, dem Frohnleichnamsfeſte in der Schwarzmünchenkirche beizuwohnen, ſeiner Mutter abtrotzen wollte und ſie ihn ſchlug [4]). Oft kehrte ihm die Idee wieder, zur See ſein Glück zu verſuchen. Er entfernte ſich einſt aus ſeiner Ältern Hauſe und irrte mehre Tage in den Waldungen bei Weichſelmünde umher. Die Schiffer, von denen er mitgenommen ſein wollte, wieſen ihn jedoch zurück, unter dem Vorwande, daß er noch zu jung ſei und obendrein kein Engliſch verſtehe. Der letzte Grund beſtimmte ihn, ſich an den engliſchen Sprachlehrer Drommert zu wenden, der, gerührt von ſeiner Lage, ſich des talentvollen Knaben freundlich annahm und ihm für ein mäßiges Honorar zwei Mal wöchentlich im Engliſchen Unterricht ertheilte. Auch ließ er ihn unentgeltlich Theil nehmen an einem Collegium, welches er einigen Gymnaſiaſten las. Er mußte manche Demüthigung ertragen. Die angehenden Muſenſöhne, deren Väter im Raths- und Schöppenſtuhle ſaßen, verſpotteten ihn wegen des weißen Rockes, den er trug, weil er ſeinem Vater täglich einige Stunden in der Werkſtatt behilflich ſein mußte. Sie ſchämten ſich, neben ihm zu ſitzen, und wieſen ihn verächtlich zurück, als er, zu arm, um ſich ein eigenes Exemplar des Oſſian zu kaufen, in das ihrige mit ſehen wollte. Er ſchrieb ſich nun aus dem Buche ſeines Lehrers das jedesmalige Penſum ab, und machte bald bedeutende Fortſchritte. Entſchieden lenkte ſich Drommert's Aufmerkſamkeit auf ihn, als er einſt in einer Überſetzung eines Oſſianiſchen Gedichtes über ſeine ſtolzen Mitſchüler den Preis davon trug. Sein Lehrer wies jene Überſetzung dem Prediger an der St. Petrikirche, Samuel Friedrich Majewsky, und durch die Verwendung dieſes, wie es ſchien ihm wohlwollenden, Mannes erlangte er von ſeinem Vater die bisher ihm hartnäckig verſagte Erlaubniß zu ſtudiren.

Zu Oſtern 1783 ward er Zögling der St. Petriſchule. Er hatte eben ſein 15. Lebensjahr erreicht. Der Rector Payne war dort ſein Hauptlehrer. „Es iſt ein guter Mann," ſchrieb er, „nur ein Bischen accurat, beſonders wenn das Schulgeld nicht auf den Punkt da iſt. Da rumort er auf dem Katheder und wirſt die Bücher durch einander, daß ich immer denke, er wird mir noch eins an den Kopf werfen." Die Schwierigkeiten, mit denen ſeine Lernbegierde zu kämpfen hatte, waren noch immer nicht gehoben. Seine Armuth erlaubte ihm kaum, ſich die nöthigſten Bücher anzuſchaffen. Noch ſchwerer ward es ihm, andere unerläßliche Ausgaben zu beſtreiten. „Für den überſchickten Dukaten," ſchrieb er an einen ſeiner Verwandten [5]), „danke ich dem Herrn Vetter ergebenſt; er kommt mir eben zu rechter Zeit. Johannis iſt nicht weit und der große Examen von St. Peter vor der Thür. Da müſſen wir nun die Schule mit rothem Scharlach ausſchlagen laſſen auf unſere Koſten, und jeder Primaner muß ſich noch einen blauen Mantel anſchaffen mit geſticktem Kragen und goldenen Litzen. Mir ſtehen die Haare auf dem Kopfe zu Berge, wenn ich daran denke, wo ich all' das Geld dazu hernehmen ſoll."

Doppelt hart kränkte ihn in dieſer Lage eine Demüthigung, die er von eben dem Manne erfuhr, der ſeinen Vater bewogen, ihn ſtudiren zu laſſen. Der vorhin erwähnte Prediger Majewsky machte ihm ſeine unverdiente Armuth zum Vorwurfe. „Dies Geſpräch," ſchrieb er, „hat mich ſo betrübt, daß ich darüber, als ich nach Hauſe gekommen bin, die bitterſten Thränen vergoſſen habe." Einigen Troſt gewährte ihm die Dichtkunſt. „Ich mache auch Verſe," ſchrieb er [6]), „und Monſieur Wedel, der Buchdrucker, mit dem ich noch in die Schule gegangen bin, hat vorigen Sonnabend, als ich für meine Ältern die danziger Wochenblätter abholte, zu mir geſagt, daß ſie gar nicht übel wären. Er meinte ſogar, mit der Zeit könnte ich es noch weit bringen, und ein ebenſo berühmter Dichter aus mir werden, als Herr B., der Prediger zu Petershagen, der jetzt für unſere Stadt die vielen Gelegenheitsgedichte macht. Aber das glaub' ich nimmermehr, gedenke jedoch mit Gottes Hilfe darin fortzufahren." Erhalten hat ſich von jenen poetiſchen Jugendverſuchen kein einziger [7]).

Genöthigt, ſich die Mittel zu ſeiner Subſiſtenz zu ſichern, mußte er täglich fünf, ſechs, ja ſieben Stunden Privatunterricht ertheilen, und ſelbſt kleine Kinder buch-

3) ſ. Falk a. a. O. 1. Bd. S. 121 fg. 4) Ebendaſelbſt 1. Bd. S. 131 fg.

5) ſ. Falk a. a. O. 1. Bd. S. 139. 6) Ebendaſ. 1. B[illegible] S. 127. 7) Die zwei Gedichte, welche Falk dafür ausgibt [illegible] a. a. O. (1. Bd. S. 128 und 130) mittheilt, gehören einer [illegible]tern Lebensperiode an.

ſtabiren lehren. Längere Zeit war er Informator in dem Hauſe des Schöppenherrn Schumann. Der größte Theil des Tages ging dadurch für ſeinen Privatfleiß verloren. Um das Verſäumte einzuholen, durchwachte er die Nächte. Er nahm zu künſtlichen Mitteln ſeine Zuflucht, um dem Schlafe zu widerſtehen. „Ich trinke Kaffee," ſchrieb er, „und ſtelle die Füße in kaltes Waſſer, und ich muß ſagen, daß das ein recht probates Mittel iſt." Wie gefährlich es war, davon überzeugte ihn bald ein heftiger Andrang des Blutes nach dem Kopfe, der ihn nöthigte, dieſer Gewohnheit zu entſagen.

Anhaltender Fleiß und eiſerne Beharrlichkeit ſetzten ihn in den Stand, 1785 in die zweite Claſſe des Gymnaſiums ſeiner Vaterſtadt aufgenommen zu werden. Der damalige Rector jener Lehranſtalt, die eine völlig akademiſche Form hatte, und deren Zöglinge Federhut und Degen trugen, Dr. Wilhelm Paul Verpoorten, bezeigte ſeine Zufriedenheit mit Falk's Kenntniſſen, als er ihn examinirte. Bei ihm hörte er einige theologiſche Collegien, bei Strauß Philoſophie, bei Graleth Geſchichte. Ein vorzügliches Intereſſe fand er an der Experimentalphyſik, welche der Profeſſor Blech las. Er hatte ſich einen kleinen Deſtillirofen angeſchafft und entwickelte oft bis tief in die Nacht die verſchiedenen Luftarten. Am wenigſten entſprach ſeinen Erwartungen ein Collegium Styli, das der Profeſſor Koſak las. Dabei war es ihm unbegreiflich, wie dieſer Mann, der ſich in dem Lectionskataloge Professor Poeseos genannt hatte, ſeine Zuhörer öffentlich warnen konnte, Verſe zu machen. Zu ſeinen Lieblingsſtudien gehörten die Geſchichte und die römiſchen Claſſiker, ſpäterhin auch die griechiſchen. „Seit ich," ſchrieb er, „bei Trendelenburg den Homer höre und die Odyſſee leſe, gibt es Stunden, worin ich die Anwartſchaft auf die erſte Bürgermeiſterſtelle im Rathe und Gerichte der Stadt Danzig mit dem zweiten Platze bei dem göttlichen Schweinehirten Eumäos vertauſchen möchte. Das iſt ein Volk geweſen, die Griechen! Die ſtudirten gewiß die Wiſſenſchaften nicht ums Brod und die Söhne ihrer Patricier durften auch wol nicht den Armen die Hüte vom Kopfe ſchlagen." Dieſe Äußerung entlockte ihm der Übermuth ſeiner Mitſchüler, von denen viele an Kenntniſſen tief unter ihm ſtanden. Die Beleidigung, deren er in jenem Briefe gedenkt, war ihm ſelbſt widerfahren, als er einſt über den vorſtädtiſchen Graben durch die Fleiſchergaſſe nach dem Gymnaſium wanderte. Er ward dadurch ſo gereizt, daß er dem Primaner, der ſich durch den damals noch herrſchenden Pennalismus zu jener Ungebühr berechtigt glaubte, den Stock und Degen aus der Hand riß und ihm beide zerbrochen vor die Füße warf.

Eine ſeiner Lieblingsvergnügungen in Mußeſtunden war das Schlittſchuhlaufen, das ihm jedoch im Winter 1785 beinahe das Leben gekoſtet hätte, als auf der Weichſel das Eis unter ihm brach, und er nur durch Hilfe einiger herbeieilenden Fiſcher gerettet ward. Die früher erwähnte Warnung des Profeſſor Koſak hatte ihn der Poeſie nicht untreu machen können. Auch die Liebe machte ihn zum Dichter. Der Gegenſtand ſeiner Neigung war Jeannette Z., die damals 15jährige Tochter eines Rathsherrn. Sie hatte einen wunderbaren Eindruck auf ihn gemacht, als er ihr, noch als Knabe, auf dem Weihnachtsmarkte und ſpäterhin bei einer Proceſſion in der Schwarzmünchenkirche begegnet. Die nähere Bekanntſchaft mit ihr vermittelte ein Liebhaberconcert, zu welchem Falk ſeines muſikaliſchen Talents wegen eingeladen war. Gewöhnlich pflegte Jeannette den Sommer auf einem romantiſch gelegenen Landſitze bei Oliva zuzubringen. Doch kam ſie wöchentlich einige Male nach Danzig. Eine erwünſchte Gelegenheit zu heimlichen Zuſammenkünften bot ſich in dem etwa eine halbe Stunde von Danzig entfernten Kirchſpiele zu Aller-Gottes-Engel. Dieſem Kirchſpiele gegenüber, jenſeit der Doppelallee, die von Danzig nach Langefuhr führt, lag ein freundliches Gartenhaus, Jeannetten's Großvater, dem Rathsherrn A., gehörend. In einem von ihrer Hand gewundenen Kranze, den ſie an den Roſen- und Dornenhecken befeſtigte, bezeichnete die Zahl der Kornblumen auf ſinnreiche Weiſe die zu einer geheimen Zuſammenkunft günſtige Stunde. Von Jeannetten's Ältern, die den Unterſchied zwiſchen Falk's Stande und dem ihrigen vielleicht mehr als billig geltend machten, ward dies Liebesverhältniß lebhaft gemisbilligt. Doch dauerte es eine Weile fort, bis Falk an der Geliebten ſelbſt irre ward. Dies ihm unerklärliche Räthſel löſte ſich durch einen jungen und reichen Engländer, der ſich um Jeannetten's Hand bewarb [8]). Er fühlte ſich gekränkt und zurückgeſetzt, und verſank in eine düſtere Stimmung, der ſeine nahe Abreiſe von Danzig zum Glück eine andere Wendung gab.

Mehre Stipendien, die er angeſehenen und einflußreichen Perſonen verdankte, gewährten dem Unbemittelten die nöthige Unterſtützung auf der Univerſität Halle, die er 1788 bezog. In dem philologiſchen Seminar unter F. A. Wolf's Leitung beſchäftigte ihn das Lieblingsſtudium der alten und neuern Literatur. Als ein junger, talentvoller Mann, den auch ſein Äußeres empfahl, gewann er bald Gönner und Freunde, zu denen, außer ſeinem Landsmanne, dem berühmten Weltumſegler Forſter, beſonders die Profeſſoren Eberhard und Klein gehörten. Er bildete ſich indeſſen mehr durch den Umgang mit dieſen Männern, als durch ihre Vorleſungen. Einer ſeiner ſpätern Freunde, Adolf Wagner, charakteriſirt jene Lebensperiode Falk's treffend mit den Worten: „Gleichſam inſtinktmäßig angezogen von dem ſeinem Wirken und Treiben nah verwandten claſſiſchen Leben, ergötzte den munter aufſtrebenden Geiſt, zu ſehen, wie Xenophon erſt Rückzüge machte und ſodann beſchrieb, wie Cäſar bei Beſiegung der Gallier ebenſo geſchickt mit dem Schwerte, als mit der Feder umging" [9]). Die Beſchäftigung mit den Alten verleidete ihm das Studium der Theologie, die er zu ſeinem Lebensberufe gewählt. Er fühlte eine unüberwindliche Abneigung gegen alle Brodwiſſenſchaften, die er in ſpätern Jahren „die goldenen Schlüſſel zu dem

---

8) Dies Verhältniß zerſchlug ſich, und Jeannette vermählte ſich ſpäterhin mit einem Herrn von W., dem Sohne eines reichen und angeſehenen Patriciers in Danzig. 9) ſ. das Vorwort zu Falk's Liebe, Leben und Leiden in Gott. (Leipzig 1817.) S. 19 fg.

Himmelreich nannte, in welchem er keinen Stuhl verlange, weil Homer und Ariſtophanes darin von ihren Sitzen geſtoßen worden" [10]. Seine Stimmung ſchildert ein Brief aus der erſten Zeit ſeines Aufenthaltes in Halle. „Da ſitz' ich nun," ſchrieb er, „unter Büchern vergraben, forſche mit meiner Wünſchelruthe nach Gold und finde, wie Goethe ſagt, nichts als Regenwürmer, lauter leidige Regenwürmer, genug, um alle Fiſcher der Oſtſee damit reich zu machen. — Die Menſchen ſind hier, wie überall. Je mehr ich überhaupt die Welt betrachte und die Geſellſchaft, und was die Meiſten in ihr ſind und vorſtellen, je mehr kommt es mir vor, als ob die Natur ein beſonderes Vergnügen daran fände, Haſen zum Trommeln, Eichhörnchen zum Springen und Pudel zum Apportiren abzurichten."

Mit dieſer Welt- und Lebensanſicht war Falk, als er, aus Abneigung gegen ein Amt, dem Entſchluſſe treu blieb, ſich der ſchriftſtelleriſchen Laufbahn zu widmen, auf leicht erklärliche Weiſe in das Gebiet der Satyre geführt worden. Den römiſchen Dichter Perſius wählte er ſich zum Vorbilde in einer freien Nachbildung der achten Satyre Boileau's: de l'homme. In dieſem Gedichte, „der Menſch" betitelt [11], übertraf Falk ſein Vorbild offenbar an Kraft, Gedankenfülle und Lebendigkeit des Ausdrucks, vorzüglich in den beſchreibenden Stellen [12]. Auf noch glänzendere Weiſe beurkundete er ſeinen Dichterberuf in den „Helden," die er, nachdem ſie im vierten Stücke des Neuen teutſchen Merkurs vom J. 1796 erſchienen waren, mit dem ſatyriſchen Gedichte: „der Menſch," zuſammendrucken ließ [13]. Auch in jenen Schlachtgemälden, zu denen die damaligen Zeitereigniſſe ihm Stoff dargeboten zu haben ſcheinen, verrieth die Kraft und Gewandtheit der Darſtellung einen ſeltenen Dichtergenius. Auf einen ſolchen die Aufmerkſamkeit des literariſchen Publicums zu lenken, ließ ſich vorzüglich Wieland angelegen ſein.

„Die Juvenaliſche Satyre," ſagt er [14], „iſt ein Fach, worin ſich noch wenige Dichter unſerer Nation verſucht haben. Der genievolle Verfaſſer der „Helden" fühlt ſich dazu berufen, und in der That ſcheint der Geiſt Juvenal's ſo reichlich über ihn ausgegoſſen zu ſein, daß ihn ſelbſt das Schickſal des römiſchen Satyrendichters ſchwerlich von einer Laufbahn, auf der noch ſo viele Lorbeeren zu erringen ſind, abſchrecken würde. — Wenn ein äußerſt verdorbenes Zeitalter einen Juvenal bedarf und auffodert, ſo iſt wol nichts unleugbarer, als das Bedürfniß des unſrigen. Wie viel oder wie wenig Gutes durch einen ſolchen Rächer der ſo vielfach und ſo ſchreiend beleidigten Vernunft und Humanität geſtiftet, und wie viel oder wie wenig Böſes durch ſeine Bemühungen verhindert werden könne, iſt eine Frage, die ich hier nicht unterſuchen will, und um welche ſich vielleicht der Satyriſt ſelbſt nicht zu bekümmern hat; denn wer hat je die Folgen deſſen, wozu er ſich innerlich berufen findet, in ſeiner Hand? Wie dem aber auch ſei, dies iſt gewiß, daß, wenn jeder Dichter ſeinen Zweck, wie edel er immer ſein mag, nur in ſofern erreicht, als er ſeinen Leſern Vergnügen macht, dies noch ganz beſonders von dem Satyriker gilt, der ſein an ſich ziemlich verhaßtes Amt nur dadurch beliebt machen kann, wenn er uns durch die Schönheit ſeines Vortrages oder ſeiner Verſe gern oder ungern nöthigt, ihn mit Vergnügen zu leſen. Dies iſt es, was ich von dem Verfaſſer der „Helden" mehr als bisher beherzigt zu ſehen wünſche. Er ſcheint ſich dem Drange und Feuer ſeines Genies zu ſehr zu überlaſſen, um auf Harmonie und Wohlklang ſeiner Verſe ſo viele Aufmerkſamkeit und Zeit zu verwenden, als möglich iſt, und er erlaubt ſich dagegen hier und da Härten und Nachläſſigkeiten, die kein Schriftſteller weder in Verſen, noch in Proſa ſich ſelbſt überſehen ſoll. Auch die lyriſche Anordnung und dithyrambiſche Vermiſchung der Versarten in der Epiſode mit dem kleinen „Fränzl" (die ich überhaupt zu lang und zu überladen finde) [15] — dieſe poetiſche Trunkenheit, welche in der Phantaſie des Dichters das Schlachtfeld in die Scene eines Todtenbacchanals verwandelt; die ſeltſame Verbindung des letztern mit der Erzählung des Knaben u. ſ. w. — dieſe und andere Exceſſe einer noch nicht ganz gebändigten Einbildungskraft verdienten wol eine genauere Beurtheilung, als hier ſtattfinden kann. Überhaupt ſcheint mir der Dichter ſich zuweilen von ſeinem Feuer zu ſehr hinreißen zu laſſen, und über der Begierde, ſeine Viſionen ebenſo raſch und lebhaft, als ſie in ſeiner begeiſterten Phantaſie durch einander taumeln, auch außer ſich darzuſtellen, mitunter ins Groteske zu verfallen, das nur gar zu nahe ans Erhabene grenzt. Aber wohl dem jungen Dichter, dem man ſolche Vorwürfe zu machen hat, und deſſen Fehler nur aus zu großer Kraftfülle, zu ſtarkem Triebe und zu üppigem Wuchſe entſpringen."

Gleichzeitig mit dem erſten Abdrucke der „Helden" (1796) erſchienen zwei ſatyriſche Gedichte Falk's unter dem Titel: „Die heiligen Gräber zu Rom" und „die Gebete." Das zuletzt genannte Gedicht eignete Falk ſeinem Freunde Karl Morgenſtern in Halle zu. In einem Vorberichte an den Leſer ſagt er, er habe ſich nicht ent-

---

10) ſ. Falk's Leben des Johannes von der Oſtſee. 1. Bd. S. 179. 11) Gedruckt in K. F. Fulda's Neuer Blumenleſe auf das J. 1795, dann einzeln zu Leipzig 1795, mit einer Zueignung an den Profeſſor J. A. Nöſſelt in Halle. In jener Anthologie befindet ſich auch die ſpäterhin nie wieder abgedruckte Erzählung: „Der Eſel," frei nach Lafontaine. 12) Eine dieſer Stellen bewog einen danziger Rathsherrn, der dieſelbe für eine Satyre auf ſich und ſeinen Geiz hielt, dem Dichter deshalb ein Stipendium zu entziehen, von dem er ſpäterhin zwar einen Theil wieder erhielt, den andern aber für immer einbüßte. ſ. Vetterlin's Handbuch der poetiſchen Literatur der Teutſchen. (Köthen 1800.) S. 593. Beurtheilt ward das Gedicht „der Menſch" in der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. 55. Bd. 2. St. S. 245 fg. 13) Recenſirt wurden dieſe beide Satyren a. a. O. 61. Bd. 2. St. S. 204 fg. in der Allgem. Literaturzeitung. 1798. 1. Bd. Nr. 47. S. 369 fg., in der Neuen Allgem. teutſchen Bibliothek. 38. Bd. 2. St. S. 496 fg., in der Gothaiſchen gel. Zeit. 1798. 1. Bd. S. 251 fg., in den Göttinger gel. Anzeigen. 1798. 1. Bd. S. 359 fg. und in der Tübinger gel. Zeitung. 1798. S. 80. 14) Im Neuen teutſchen Merkur. 1796. 4. St. S. 381 fg.

15) Der Dichter hat jene Epiſode ſpäterhin bedeutend abgekürzt.

chließen können, dies didaktiſche Stück von der vorher;egangenen größern Erzählung zu trennen, mit der es urchaus denſelben Gegenſtand gemein habe. „Außer einigen beträchtlichen Zuſätzen," ſchreibt er, „iſt das Ganze o geblieben, wie ich es im Göttinger Muſenalmanach on dieſem Jahre (1796) zuerſt abdrucken ließ" [16]).

Für „die heiligen Gräber zu Kom" hatte Falk die piſche Form gewählt und die Scene nach Aſien verlegt, im unter dem Schleier eines fremden Coſtums mehre lltägliche und deshalb minder beachtete Vorurtheile und Thorheiten unſeres Vaterlandes mit wirkſamem Erfolge nzugreifen. Das Misverſtändniß, dem zufolge Jemand u Dresden die heiligen Gräber zu Rom, ſtatt zu Kom jeleſen, ſtellte der neuen Auflage dieſes Gedichtes Hinderniſſe entgegen, welche dem Dichter in einer Nachricht n das Publicum, vom 20. Dec. 1798, die nachfolgenen Äußerungen abnöthigten: „Ungeachtet der ausdrückichen Erklärung der leipziger Cenſur, die dahin erging, aß das eingereichte Manuſcript zur neu umgeänderten luflage „der heiligen Gräber zu Kom" und „der Gebete" urchaus nichts Anſtößiges enthalte, wurde dem rechtnäßigen Verleger, Herrn Sommer, dennoch von Dresen aus, ohne Angabe weiterer Gründe, Druck und Verag förmlich unterſagt. So etwas nannten freilich unere Alten einen Machtſpruch. Auf das lächerliche Miserſtändniß hin, daß Jemand in Dresden die heiligen Gräber zu Rom, ſtatt zu Kom, las, war, wie man nir geſagt hat, die erſte Confiscation erfolgt. Man hielt s alſo vermuthlich für eine Satyre auf den römiſchen Stuhl, für den jetzt ſogar in den Kirchen vorgebetet wird. Das iſt es aber nicht, denn ich denke: de mortuis nil nisi bene. Indeſſen ließen die häufigen Abänerungen, zu denen ich mich auf Anrathen der leipziger Cenſur verſtand, wol etwas mehr Billigkeit erwarten. Doch man hat es nun einmal höhern Orts beliebt, und s ſei! Was denn auch mehr? Ich habe das Glück, unter einer Landesregierung zu leben [17]), wo man, nach inem löblichen und andern Regierungen nicht genug zu mpfehlenden Gebrauche, von den Büchern noch etwas nehr lieſt, als die Titel. Da alſo weder Vernunft, noch Geſetze, mir die Unterdrückung dieſer Gedichte abodern, ſo mache ich hiermit dem Publicum bekannt, daß ie in wenigen Tagen in allen guten Buchhandlungen Teutſchlands zu haben ſind" [18]).

Der Hauptheld in „den heiligen Gräbern zu Kom"

16) Beurtheilt wurden „die Gebete" in der Neuen Bibliothek er ſchönen Wiſſenſchaften. 58. Bd. 2. St. S. 251 fg. und in dem Neuen teutſchen Merkur. 1796. 4. St. S. 446 fg. 17) Falk efand ſich, als er dies ſchrieb, bereits in Weimar. 18) Dieſe Ausgabe, welche vermehrt mit einem Anhange kleinerer ſatyriſcher Gedichte (die Eitelkeit, die Schmauſereien, die Jeremiade und die Mode) 1799 erſchien, hat auf dem Titel die Worte: Nicht in der Sommer'ſchen Buchhandlung zu Leipzig. Beurtheilt wurden „die heiligen Gräber zu Kom" und „die Gebete" in der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. 59. Bd. 1. St. S. 133 fg., in der Allgem. Literaturzeitung. 1797. 1. Bd. Nr. 89. S. 705 fg., in er Neuen Allgem. teutſchen Bibliothek. 38. Bd. 2. St. S. 493 fg., n den Göttinger gelehrten Anzeigen. 1796. 2. Bd. S. 181 fg., in er Goth. gel. Zeit. 1796. 95. St. S. 849 fg.

iſt Ismael, deſſen grauſamer Tod zur Befreiung Perſiens von dem Joche eines Tyrannen mitwirken muß. Der Todte, von einem Seraph in höhere Regionen geführt, empfängt, damit er ſich von der Kurzſichtigkeit der Sterblichen und von ihren thörichten Wünſchen überzeuge, von dem Engel die Macht, drei Gebete zu erhören, die ſo eben zum Himmel emporſteigen. Die Folgen der Erhörung dieſer Gebete zeigen ſich, als Ismael mit dem Seraph nach kurzer Zeit wieder auf die Erde zurückkehrt, und ſeinen Augen enthüllt ſich die Weisheit der Weltregierung in der wunderſamen Verkettung der menſchlichen Schickſale. Die zahlreichen Epiſoden des Gedichtes, in denen die Thorheiten und Laſter des Zeitalters ſcharf gerügt werden, ſtehen mit der dem Ganzen zu Grunde liegenden Idee in ſo lockerem Zuſammenhange, daß ſie faſt zu der Vermuthung berechtigen, der Dichter habe dieſe Epiſoden nicht aus der Handlung ſelbſt entwickelt, ſondern vielmehr zu einer ſchon vorhandenen Reihe ſatyriſcher Gemälde einen Faden geſucht, um ſie zu einem Ganzen zu vereinigen. Einen mit „den heiligen Gräbern" verwandten Stoff, die Thorheit, Kurzſichtigkeit und den Widerſpruch der menſchlichen Wünſche, behandelte der Dichter, wie bereits erwähnt, auch in „den Gebeten," die er daher auch nicht von jenem größern Gedichte getrennt wiſſen wollte, in ſpätern Jahren ſie gleichwol aus einer Sammlung ſeiner auserleſenen Werke ausſchloß.

Wieland nahm abermals für den jungen Dichter das Wort. Aber ſeine Gutmüthigkeit verleitete ihn zu einem ungemeſſenen Lobe, das für Falk ſelbſt den nachtheiligſten Einfluß hatte, indem es das literariſche Publicum in Bezug auf ſeine poetiſchen Producte zu Hoffnungen berechtigte, die er ſpäterhin nicht ganz erfüllen konnte [19]). Den Eindruck, den ein, mancher Ausſtellungen ungeachtet, doch im Allgemeinen ſo äußerſt günſtiges Urtheil auf den Dichter machte, ſchildert Garlieb Merkel, der ihn damals bei ſeiner Durchreiſe durch Halle beſuchte. „Ich fand," ſagt er [20]), „einen jungen, ſchönen Mann, von großer Lebhaftigkeit, der mir aber von ſeinem literariſchen Glücke ganz trunken ſchien. Er ſprach in einem viel höhern Tone, mit viel größerem Selbſtgefühle, als Wieland, dem er ſeinen Ruf größtentheils verdankte. Im Laufe des Geſprächs theilte er mir ſeinen Lebensplan mit. Er glaubte ſeinen Beruf aufgefunden zu haben. Er wollte ſich ausſchließlich nicht ſowol der Literatur, als der Satyre widmen, heirathen und nach Weimar ziehen, um dort ſeinem Fache in einſamer Stille ganz zu leben. Mir war," fügt Merkel hinzu, „als träumte ich. Ein junger, rüſtiger Mann, ohne Vermögen, der es zu ſeinem ernſthaften Lebensgeſchäfte machen wollte, beißende Satyren zu verſificiren, der die Satyre wie ein bürgerliches Gewerbe betrachtete, auf das er heirathen könne, und der gleichwol in eine halb ländliche Einſamkeit ſich zurückziehen, das heißt: möglichſt allem Stoffe, an dem er ſein

19) Im Neuen teutſchen Merkur. 1796. 4. St. S. 446 fg. 20) In den Skizzen aus ſeinem Erinnerungsbuche. (Riga 1812.) 1. Heft. S. 104 fg.

Talent üben könne, aus dem Wege gehen wollte. Ich hatte keinen Begriff davon, wie ſich ſo etwas in einem hellen Kopfe reimen könne. Unſere Bekanntſchaft war zu neu, als daß ich ihn auf die Unhaltbarkeit dieſes, im Rauſche der Eigenliebe entworfenen, Plans aufmerkſam machen durfte. Als ich fünf Monate darauf nach Weimar zurückkehrte, fand ich ihn dort ſchon mit ſeiner jungen Frau.“

Durch fortgeſetztes Studium der Alten, das ihm Wieland empfohlen, beſonders durch die Lecture des Xenophon, entwickelte ſich in Falk immer lebhafter der Widerſpruch ſeines männlichen Geiſtes mit dem Zeitalter. Angeborener Humor rettete ihn vor wirklicher Menſchenfeindſchaft. Doch gab es Augenblicke, wo er, in ſich ſelbſt trotzig abgeſchloſſen, von der Welt, mit der ihm nichts mehr gemein wäre, Abſchied nehmen zu müſſen glaubte[21]). Eine ſolche Stimmung herrſcht in dem gedichteten „Zuruf an ſich ſelbſt“[22]), und in einem ſpätern, ſeinem Inhalte nach mit dem obigen nahe verwandten, Gedichte: „An die Welt“ betitelt[23]). Falk's Zurückgezogenheit ſchildert auch ſein damals mit ihm zugleich in Halle lebender Freund, Karl Morgenſtern. Schon im J. 1795 ſchrieb er über ihn: „Dieſer junge Mann, der glückliche Nachahmer des Boileau, der Verfaſſer ſo mancher trefflichen, noch ungedruckten Gedichte, durch ſeinen Kopf und ſein gefühlvolles Herz, ſowie durch ſeinen Geſchmack ſeinen vertrauten Freunden gleich ſchätzbar, iſt in Halle nur von ſehr Wenigen gekannt, denn er vermeidet die meiſten Geſellſchaften“[24]).

Noch während ſeines dortigen Aufenthaltes war in ihm die Idee rege geworden, jährlich einen Almanach mit Umriſſen und Carricaturen herauszugeben. Bald durch Nachbildungen aus den alten und neuen Claſſikern, bald durch zeitgemäße Kritiken und Enthüllung von Misbräuchen und Thorheiten aller Art, bald durch einen Schwank oder eine Parodie ſuchte er darin zu unterhalten. Dieſer Almanach erſchien in den Jahren 1797—1803, Anfangs zu Leipzig, ſpäterhin zu Weimar, wohin ſich der Dichter gewandt, unter dem Titel: „Taſchenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre“[25]). Gleich nach dem Erſcheinen des erſten Jahrganges war der Dichter jedoch in mannichfache Irrungen verwickelt durch die Freimüthigkeit und Keckheit ſeiner Äußerungen, vorzüglich aber durch das ſatyriſche Marionettenſpiel „die Uhus,“ deſſen Inhalt ſich auf den damaligen Religionszuſtand in Preußen bezog, wo einige geiſtliche Machthaber, vor allen der Miniſter Wöllner, die alte religiöſe Finſterniß und den hierarchiſchen Gewiſſenszwang wieder einzuführen ſuchten. „Dieſer Tage,“ heißt es in einem Privatbriefe aus Halle, vom 15. Sept. 1796[26]), „hatte das hieſige Publicum eins der ſonderbarſten Schauſpiele. Herr Falk, der ſich durch ſeine ſatyriſchen Verſuche bereits im Publicum bekannt gemacht, veranſtaltete die Aufführung einer von ihm ſelbſt verfertigten dramatiſch-ſatyriſchen Rhapſodie. Sie führte den Titel: „Die Uhus.“ Marionetten, eine Elle hoch und drüber, Uhus, Käuzlein und ausgeſtopfte Raben und Nachteulen machten das Perſonal aus. Die Scene war in dem Tempel der Göttin Moria. Dieſe Göttin, ein großer beweglicher Uhu, ſaß auf einem Throne, der von leeren Bücher- und Journalumſchlägen aufgethürmt war — ſeelenloſe Körper, wie Moria ſelbſt ſich darüber ausdrückte, von ungeborenen textſchen Autoren, deren reſpective Geiſter gegen die leipziger Oſtermeſſe in ihrem Tempel zu Tauſenden erſchienen, um ſich *zahm* in einen ihr beliebigen Körper von Schweins-, Kalb- und Schafleder einkleiden zu laſſen. — Wie ich höre, wird Herr Falk dieſe Poſſe auch in ſeinem Taſchenbuche abdrucken laſſen[27]). Das Stück war voll von Beziehungen auf Zeitumſtände und lebende Dunſe. Auch ward es drei Tage hinter einander unter einem großen Zulaufe von Profeſſoren, Doctoren und Zuſchauern aus allen Ständen und Geſchlechtern aufgeführt[28]), und war in allen Zirkeln das Geſpräch des Tages. Etwa vierzehn Tage nachher erhielt der Verfaſſer einen Brief, *angeblich* aus Berlin. Ein Mann, hieß es darin, der Herrn Falk wegen ſeiner ſatyriſchen Talente bewundere, doch die Keckheit, womit er die ehrwürdigſten Gegenſtände des Staats und der Religion angreiſe, durchaus misbillige, wolle ihm hiermit einen Wink geben, Halle ſogleich zu verlaſſen. Wenn ſein Proceß, wie es doch im Preußiſchen nicht ganz ungewöhnlich ſei, mit der Execution eingeleitet werden ſollte, ſo ſtänden Gaſſenlaufen oder Feſtungsſtrafe ihm unausbleiblich bevor. Zu beiden bedürfe es blos eines Cabinetsbefehls; dieſer aber, wie der Verfaſſer dieſes

21) Vergl. Adolf Wagner in dem Vorworte zu Falk's Liebe, Leben und Leiden in Gott S. 20 und in der Einleitung zu ſ. Auserleſenen Werken. 1. Th. S. XXI fg. 22) Gedruckt in Falk's Leben des Johannes von der Oſtſee. 1. Bd. S. 186 fg., dann in ſ. Auserleſenen Werken. 1. Bd. 23) Vor dem dramatiſchen Gedichte „Prometheus“ (Tübingen 1803.) und in Falk's Auserleſenen Werken. 1. Th. S. XXIII fg. 24) ſ. Chriſtian Gottfried Schütz, Darſtellung ſeines Lebens, nebſt einer Auswahl ſeines Briefwechſels. (Halle 1835.) 2. Bd. S. 251. 25) ſ. Allgem. Lit.-Zeit. 1797. 2. Bd. Nr. 103. S. 4 fg. Neue Allgem. teutſche Bibliothek. 34. Bd. 1. St. S. 155 fg. Nürnberger gel. Zeit. 1797. S. 57 fg. Erlanger gel. Zeit. 1797. S. 164 fg. Würzburger gel. Anzeigen. 1797. S. 15 fg. Allgem. Lit.-Zeit. 1798. 1. Bd. S. 369 fg. Neue Allgem. teutſche Bibliothek. 38. Bd. 1. St. S. 15 fg. Allgem. Lit.-Zeit. 1800. 4. Bd. Nr. 323. S. 351 fg. Neue Allgem. teutſche Bibliothek. 49. Bd. 1. St. S. 63 fg. Oberteutſche Allgem. Lit.-Zeit. 1799. 2. Bd. S. 20 fg. Erlanger Zeit. 1799. 1. Bd. S. 425 fg. Gothaiſche gelehrte Zeitung. 1799. 2. Bd. S. 609 fg. Allgem. Lit.-Zeit. 1800. 4. Bd. Nr. 323. S. 352. Neue Allgem. teutſche Bibliothek. 58. Bd. 1. St. S. 257 fg. Erlanger Lit.-Zeit. 1801. 2. Bd. S. 187 fg. Merkel's Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigſten Producte der ſchönen Literatur. (1800.) 3. Heft. S. 152 fg. 22. Heft. S. 586 fg. Leipziger Lit.-Zeit. 1802. 2. Bd. 145. St. S. 238 fg.

26) ſ. den Neuen teutſchen Merkur. 1797. 1. St. S. 57 fg. 27) Sie befindet ſich unter dem Titel: „Die Uhus, eine dramatiſch-ſatyriſche Rhapſodie, mit Chören von Uhus, Raben und Nachteulen“ (nebſt Muſik von Karl Ditters von Dittersdorf), in dem Taſchenbuche für Freunde des Scherzes und der Satyre auf das Jahr 1797. S. 215 fg. 28) St. Schütze erzählt in ſeiner Lebensgeſchichte (Neuhaldensleben 1834. 2. Th. S. 67): „Von Falk, der eben als Satyriker aufgetreten, ſah ich in Halle für 8 Gr. ein ſatyriſches Poſſenſpiel, worin Stephan Jericho aus Olvenſtädt hinter dem Vorhange die Rolle der Eule ſpielte, und zuletzt die Nutzanwendung ſang.“

Brieſes aus zuverläſſigen Quellen wiſſe, ſei gewiß im Werke, und jetzt vielleicht ſchon unterwegs."

Dem Rathe ſeiner Freunde, Halle ſofort zu verlaſſen, gab Falk kein Gehör. „Nur Stumpfſinn und Bosheit," äußerte er, „können aus dieſer Poſſe ein Staatsverbrechen herausdeuteln. Ich fürchte nichts. Die preußiſche Regierung iſt zu aufgeklärt, um ſich durch lettres de cachet zu brandmarken, und offene Unterſuchung ſcheue ich nicht." So beruhigte er ſich über die ihm drohende Gefahr. Der Cabinetsbefehl blieb aus. Wahrſcheinlich hatte man nur die Unerſchrockenheit des jungen Satyrikers auf die Probe ſtellen wollen. Noch im J. 1796 reiſte er nach Berlin, wo er in dem damals höchſt traurigen Zuſtande der berliner Charité neuen Stoff für ſein ſatyriſches Taſchenbuch fand. Die Mängel und Misbräuche dieſer Heilanſtalt enthüllte er freimüthig und ſchonungslos in den „Reiſen des Skaramuz" [29]). Er gerieth dadurch in eine literariſche Fehde mit dem Bibliothekar Bieſter in Berlin, der ihn heftig angriff [30]). Gegen dieſe Angriffe vertheidigte ſich der Dichter in einer kleinen Schrift [31]). „Die Achtung der geiſtreichſten Hauptſtadt in Teutſchland," ſagt er darin unter andern [32]), „darf keinem Schriftſteller gleichgültig ſein; deshalb habe ich geantwortet. Soll ich noch hinzufügen, daß jener Ausfall nur einem kleinen ſatyriſchen Romane rhapſodiſch eingeflochten iſt, wo er nur wenige Duodezſeiten einnimmt? Dies macht, wenigſtens in den Augen verſtändiger Leſer, das hier und da zu grell aufgetragene Colorit begreiflich. Will Herr B. dem Schriftſteller in dieſer Gattung nicht einen etwas excentriſchen Geſichtspunkt verſtatten, ſo nimmt er ihm das Beſte, was er hat, ſeine augenblickliche Wirkſamkeit. Nur auf dieſe war es hier abgeſehen, und ſie iſt erfolgt. Man griff mich von mehren Seiten mit Heftigkeit an. Plötzlich tritt, zu Aller Befremden, ein Mann, der ſelbſt Prediger an dieſer Anſtalt iſt, als Ankläger jener von mir gerügten und von Herrn Bieſter in Schutz genommenen Unordnungen auf. Herr Prahmer übergab dem Könige und der Königin ein Exemplar ſeiner Schrift [33]), und erhielt von der letztern ein Handſchreiben in den huldreichſten Ausdrücken. Auf königlichen Befehl ward eine Commiſſion von drei der einſichtsvollſten Männer [34]) feſtgeſetzt und die Sache der Charité zur förmlichen Unterſuchung gebracht. Der König erließ bald nachher die Cabinetsordre, daß die Anſtalt zweckmäßiger eingerichtet werden ſollte u. ſ. w. Jetzt gewinnt Alles ein anderes Anſehen, und indem ich dies ſchreibe, wetteifern die rechtſchaffenen Bürger Berlins, die, unter der Leitung des würdigen Präſidenten v. Schewe, als Armendeputirten, die Verbeſſerungen betreiben, mit einander in edler und gemeinnütziger Thätigkeit. Der wackere Prediger Prahmer hat ſich durch ſeinen warmen Eifer für das Beſte der leidenden Menſchheit in dem Herzen jedes Edelgeſinnten ein unvergängliches Denkmal geſtiftet. Nur wenige ſeiner geiſtlichen Mitbrüder ſind von den Pflichten ihres ehrwürdigen Berufes durchdrungen genug, um unter ähnlichen Veranlaſſungen das Wort zu ergreifen. Was den Herausgeber der berliner Blätter betrifft, ſo will ich ſchweigen, und es dem aufmerkſamen Leſer zur Entſcheidung überlaſſen, ob bei ſo bewandten Umſtänden Herrn B. die Befugniß zuſtand, gegen mich, als ich voriges Jahr die Sache mit der Charité in Anregung brachte, von ſtrafwürdigen Verleumdungen, von ungerechtem ſchmähendem Tadel u. ſ. w. zu ſprechen, oder ob ihm ſein Patriotismus diesmal einen böſen Streich geſpielt, und Herr Prediger Prahmer Recht hat, wenn er in Beziehung auf ihn oder mich in die Worte ausbricht: Kann man nun wol einen Schriftſteller hämiſch nennen, wenn er die Einrichtung der Charité erbärmlich findet?" [35]).

Bieſter ſchien die literariſche Fehde fortſetzen zu wollen. Wenigſtens enthielt das Juniheft der Neuen berliner Monatsſchrift einen abermaligen Angriff Falk's, den dieſer durch folgende Erklärung ablehnte: „Dr. Bieſter ſcheint es für gut zu finden, in ſeiner neuen Monatsſchrift einige Monate auf Koſten der Charité zu leben, wie er in ſeiner alten ganze Jahre auf Koſten des Jeſuitismus und des Magnetismus gelebt hat. Dazu wünſche ich ihm von ganzem Herzen Glück. Mir ſelbſt aber iſt meine Zeit zu kurz, um ſie dem Publicum auf die Art lang zu machen. Ich bitte vielmehr Gott im Stillen, daß er Dr. Bieſter'n die Sünde, die er durch Vertheidigung der Charité beging, ebenſo vergeben möge, wie das Publicum ſeine Schriften darüber vergeſſen hat. Und ſo empfehle ich mich dem Herrn Bibliothekar zu beſtfreundlichem Andenken [36]).

29) ſ. Taſchenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre auf das J. 1798. S. 107 fg. 30) ſ. Berliner Blätter. April 1798. S. 12 fg. Vergl. S. 41. Juni 1798. S. 398. 31) Denkwürdigkeiten der berliner Charité auf das J. 1797, in alphabetiſcher Ordnung, nebſt einem Gegenſtücke zu Herrn Bieſter's Darſtellung aus Acten, von J. D. Falk. (Weimar 1799.) Den Eingang dieſes längſt aus den Augen des Publicums verſchwundenen Büchleins bilden einige burleske Verſe, in denen die Mängel der Charité gerügt werden. Als Probe ſtehe hier die folgende Strophe:

> Durch Reinlichkeit zog aller Fremden
> Bewunderung die Wäſche an.
> Die ſchönſte Sackleinwand, die man
> Im Preußenlande finden kann!
> Auf zwanzig Kranke funfzehn Hemden.

32) a. a. O. S. 37 fg. 33) Einige Worte über die berliner Charité, zur Beherzigung aller Menſchenfreunde, von dem zeitherigen Lutheriſchen Prediger dieſer Anſtalt, Wilhelm Prahmer. (Berlin 1798.) 34) v. Hoym, Brehmer und Formey. Der Letztere, königl. Leibarzt und Oberſtabsmedicus, hatte in ſeinem „Verſuch einer mediciniſchen Topographie von Berlin" (Berlin 1798.) gleichfalls den traurigen Zuſtand der Charité zur Sprache gebracht, und Falk beruft ſich in ſeinen „Denkwürdigkeiten" mehrfach auf dieſe Angaben.

35) ſ. Prahmer a. a. O. S. 10. 36) ſ. den Leipziger Allgem. literariſchen Anzeiger. 1799. Nr. 113. (S. 1120. Vergl. Falk's Taſchenbuch auf das J. 1800. S. 390.) Unter jener, im Juni 1799 geſchriebenen, Erklärung befindet ſich die Note: „Es verdient die ernſthafteſte Unterſuchung eines berliner ausübenden Naturforſchers, warum die gewaltſamen Exploſionen ſich bei Dr. Bieſter immer gegen die heißen Monate einſtellen. Auch im vorigen Jahre datiren ſich ein Paar der tobendſten Ausfälle gegen Prahmer und mich aus dem Juni. In dieſem Jahre war er Winter und Frühling hindurch ſtill; kaum aber iſt der Juni da, ſo fängt's ihn an zu wurmen. Der Himmel bewahre ihn vor einem heißen Auguſt."

Noch während ſeines Aufenthaltes in Berlin war im Neuen teutſchen Merkur[37]) unter der Überſchrift: „An Herrn Falk in Berlin," ein anonymes Gedicht erſchienen, das deshalb merkwürdig iſt, weil es eine Art von Recenſion ſeiner bisherigen poetiſchen Producte enthält. Es war von Seume[38]). Falk, der indeſſen wieder nach Halle zurückgekehrt war, vertauſchte dieſen Ort bald nachher mit Weimar. Dorthin lockte ihn vorzüglich Wieland's perſönliche Bekanntſchaft. Es war im Jahre 1797, als er ſich nach Weimar begab und ſich mit Karoline Eliſabeth Roſenfeld aus Halle vermählte[39]). Auch das Publicum erfuhr ſeine Vermählung durch das Gedicht: „An Karoline," welches eine Aufzählung der Gründe enthält, weshalb ſeine Braut zu beklagen ſei, daß ſie einen Satyriker heirathe[40]).

Auch in Weimar blieb der Dichter dem Entſchluſſe treu, die ihm lieb gewordene Unabhängigkeit nicht mit den Feſſeln eines Amtes zu vertauſchen. Wie früher, war die Dichtkunſt ſeine einzige Beſchäftigung und zugleich ſeine Erwerbsquelle. Es lag in der poetiſchen Gattung, der er vorzugsweiſe huldigte, daß er nicht dem ſchon von Seume ihm prophezeieten Schickſale entging, verkannt und angefeindet zu werden. Seine Freimüthigkeit und ſein Muth blieben ſich gleich unter den mannichfachen Irrungen, in die ihn ſein ſatyriſches Talent verwickelte. Er ſchrieb darüber im October 1797: „Anonyme Briefe voll Drohungen, pöbelhafte Angriffe auf meine Schriften, werd' ich, wie bisher, mit Stillſchweigen und Verachtung übergehen. Verunglimpfungen dieſer Art ſind bei einem Satyriker in der Regel, und können mir in der Achtung eines ſo geiſtreichen Publicums, als das iſt, nach deſſen Beifall ich mir unabläſſig und mit der größten Gewiſſenhaftigkeit zu ſtreben bewußt bin, wenig oder gar keinen Abbruch thun. Überhaupt hab' ich eine viel zu ſtolze Meinung von dem ehrwürdigen Berufe, ohne Menſchenſcheu die Wahrheit zu verkünden, als daß es einer Vertheidigung meiner Perſon, und eine viel zu beſcheidene Meinung von mir und meinen Talenten, als daß es einer Vertheidigung meiner Schriften bedürfte. Ich übergebe ſie ohne Anſprüche der Zeit und der Billigkeit meiner Leſer"[41]).

Mit dieſer beſcheidenen Anſicht ſchienen die perſönlichen Angriffe, die Falk in den einzelnen Jahrgängen ſeines Taſchenbuchs ſich erlaubte, in offenbarem Widerſpruche zu ſtehen. Alljährlich ein ſolches Taſchenbuch zu liefern, war keine leichte Aufgabe, deren Löſung, bei aller Jovialität, Laune und ſchriftſtelleriſchen Gewandtheit, die dem Dichter zu Gebote ſtand, eine ungemeine Beobachtungsgabe und eine Fülle mannichfacher Kenntniſſe vorausſetzte. Falk ſelbſt mochte das Schwierige des Unternehmens fühlen. Schon in der Vorrede zum zweiten Jahrgange ſeines Taſchenbuchs (1798) hatte er den Wunſch nach fremden Beiträgen geäußert. Dieſe blieben aus, und ſo mußten, bei mangelndem Stoffe, jene ſatyriſchen Ausfälle dem Publicum einigen Erſatz bieten. Das augenblickliche Intereſſe nahmen ſie oft lebhaft in Anſpruch; doch wurden ſie auch von mehren Seiten gemisbilligt. Selbſt Wieland, deſſen übergroßes Lob Falk's literariſchen Ruhm begründet, ſcheint mit dieſer Richtung ſeines Geiſtes unzufrieden geweſen zu ſein. „Ich begreife nicht recht," ſchrieb er aus Osmanſtädt am 10. Juli 1798[42]), „warum manche wackere Leute nicht in heiler Haut ſchlafen können. Leider gehört auch unſer Freund Falk in dieſe Kategorie. Ridendo dicere verum quis vetat? Hingegen bin ich gewiß, daß die Juvenaliſche Galle unter keinen Umſtänden Gutes ſtiftet, und über kurz und lang gewöhnlich dem Ehrenmanne, der ſich von ihr dominiren läßt, verderblich wird. Ich ſollte denken, Lucian wäre Falk's ganzer Individualität weit analoger, als der zornmüthige, grieſsgrämige Ingrimm Juvenal's." Herder, in einem damaligen Geſpräche mit Wieland, meinte: „Falk habe eigentlich nur ein Talent zur Perſiflage. Dies habe er unglücklicherweiſe für ein Talent zur Satyre gehalten. Dazu fehle es ihm durchaus an Galle. Er ſei nur Milch, und ſein ſanftes Turteltäubchen, ſein Weibchen, könne ihn weder ſtählen, noch faſſen"[43]). So ſchien Falk bald nach ſeiner Ankunft in Weimar unter ſeinen dortigen Freunden in der guten Meinung zu ſinken, die ſie von ſeinem Dichtertalente gehabt. Nicht ſelten verlor er ſich in ſeinen poetiſchen Leiſtungen in Subtilitäten und in eine gelehrte Breite. Was er früher als Satyriker geleiſtet, mußte zu höhern Erwartungen berechtigen. In „den heiligen Gräbern zu Rom" und in „den Helden" hatte er die Thorheiten und Laſter der ganzen Menſchheit gegeißelt. Jetzt traf ſeine Satyre Individuen, die das Unglück gehabt hatten, ihm zu misfallen. Die literariſchen Fehden mit Gelehrten und Schriftſtellern, mit Rambach und Hagemann[44]) waren für das größere Publicum von geringem Intereſſe, und entzogen dem Dichter einen großen Theil des ihm früher zu Theil gewordenen Beifalls. Über dem Tadelnswerthen überſah man auch das Gelungene und Treffliche in den einzelnen Jahrgängen ſeines Taſchenbuchs. Dazu dürfte wol beſonders „der Dekalog"[45]) zu rechnen ſein, „der Jahrmarkt zu Plundersweilern"[46]), „der ſonnenklare Beweis einer furchtbaren Propaganda in Teutſchland für den Muhammedanismus"[47]), „die Auferſtehung der Todten"[48]), „die Reiſen des Skaramuz"[49]) und einige andere Stücke. In dem kleinen Luſtſpiele „Jenny"[50]) hatte er Anlagen für das

37) Juni 1797. 6. St. S. 149 fg. 38) ſ. Seume's Sämmtliche Werke. 1. Bd. S. 33 fg. 39) Sie überlebte ihren Gatten 15 Jahre und ſtarb zu Weimar am 21. Sept. 1841. 40) Dies Gedicht ward zuerſt gedruckt in dem erſten Bändchen von J. D. Falk's Satyren, wo es jedoch zwiſchen den beiden Satyren: „der Menſch" und „die Helden," keinen ſchicklichen Platz erhielt. Es iſt ſpäterhin auch in Falk's Auserleſenen Werken (1. Th. S. 238 fg.) aufgenommen worden. 41) ſ. Taſchenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre auf das Jahr 1798. S. XIV fg.

42) ſ. Literariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen. Aus K. A. Böttiger's Handſchriftlichem Nachlaß. (Leipz. 1838.) 2. Bd. S. 178 fg. 43) a. a. O. 1. Bd. S. 224. 44) ſ. Taſchenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre auf das J. 1799. S. 127 fg. 152 fg. 45) ſ. Taſchenbuch auf das J. 1798. S. 7 fg. 46) Auf das J. 1801. S. 307 fg. 47) Auf das J. 1798. S. 113 fg. 48) Auf das J. 1800. S. 1 fg. 49) Auf das J. 1798. S. 55 fg. 50) Auf das J. 1800. S. 37 fg.

Dramatiſche gezeigt, die er ſpäterhin, immer mehr mit Ideen bereichert, im „Amphitruon“ und „Prometheus“ weiter ausbildete.

Aus Plautus und Molière hinlänglich bekannt iſt der Stoff des erſtgenannten Luſtſpiels [51]). Jupiter erſcheint in Amphitruon's Geſtalt vor deſſen Hausthüre in Theben, während Merkur ihn in der Geſtalt des Soſia, dem Sklaven Amphitruon's, begleitet. Von echt komiſcher Wirkung iſt eine Scene im zweiten Acte, wo Soſia und Merkur ſich ihre Perſönlichkeit ſtreitig machen. Eine Fülle von Humor herrſcht beſonders in der erſten Scene des vierten Actes, wo der wirkliche Soſia, der unter Verwünſchungen gegen Götter und Menſchen nach dem Platze vor Amphitruon's Wohnung zurückkehrt, von Jupiter ausgeforſcht wird wegen der Urſache ſeiner Unzufriedenheit mit der Weltregierung. Soſia ſetzt ihm die Gründe aus einander, und meint zuletzt, wenn er Jupiter wäre, ſo ſolle es ihm ein Leichtes ſein, Alles beſſer, ſchöner und gerechter einzurichten. So wolle er gleich früh Morgens auf den Markt gehen, ſich nach den Preiſen des Mehls und der Zwiebeln erkundigen, um ſich auf den Tag mit Wind und Regen danach zu richten. Ferner die Fiſcher, Bäcker, die Schuſter, die Wurſtſtopfer, alle dieſe ehrlichen Leute, die durch eine ungerechte Gütervertheilung zu kurz gekommen wären, die wolle er verſammeln um ſeinen Thron, ein neues Edict zu ihren Gunſten erlaſſen u. ſ. w.

Einen noch höhern Schwung, als im „Amphitruon,“ nahm des Dichters Phantaſie in dem dramatiſchen Gedichte „Prometheus“ [52]). Er legte darin eine Fülle von naturhiſtoriſchen Anſichten nieder. Den aus Lucian und Ovid bekannten Stoff hatte er auf eigenthümliche Weiſe umgeſtaltet. Prometheus beſchäftigt ſich, in Falk's Dichtung, zum Zeitvertreibe damit, aus naſſem Thone Menſchen zu formen, die er, ſich ſelbſt überlaſſen, roh, wild und hilflos unter den Thieren aufwachſen läßt. Jupiter, von Mitleid erfüllt über ihren Zuſtand, ſendet ihnen Pandora, durch welche ſie die erſte Cultur erhalten, ſich kleiden und Eiſen ſchmieden lernen. Darüber entrüſtet, erklärt der Japetide: der Menſchheit höchſter Zweck ſei — Eicheln eſſen. Zur Strafe für dies Paradoxon wird er von Jupiter in eine der tiefſten Felſenſpalten des Kaukaſus eingekerkert, um dort ſechs Jahrtauſende für den frevelhaften Entſchluß zu büßen, die fortſchreitende Bildung des Menſchengeſchlechtes hemmen zu wollen. Jupiter erbarmt ſich des Gequälten und gibt ihn wieder frei. Prometheus aber entzieht ſich trotzig dem Anblicke der Menſchenveredlung. Vor den Augen der Sterblichen birgt ihn eine Felſenbucht, wo er abermals aus Thon Geſchöpfe bildet, deren ganze Thätigkeit Schlafen und Eichelneſſen, die ihm aber, trotz der durch ihre Trägheit und Einfalt ihm verurſachten Langenweile, doch ſo lieb ſind in ihrem Zuſtande, daß er denſelben nicht verbeſſert ſehen möchte. Durch Jupiter wird jedoch ihnen, wie ihrem Schöpfer, ein behaglicherer Zuſtand aufgedrungen durch die Landung eines engliſchen Schiffes an der Felſenbucht. Prometheus erſtaunt über die kaum geahnten Wunder, die er hört und ſieht. Zwar ſträubt er ſich Anfangs gegen Jupiter's heilſamen Plan, ſeine Inſulaner zu reformiren. Doch ändert ſich ſein trotziger Sinn, als ſie ihm ſpäter, mit den Fortſchritten der menſchlichen Cultur bekannt, durch Jupiter entgegengeführt werden. Er belehrt nun ſelbſt die Weiber über die Würde ihrer Beſtimmung, ermuntert den Jäger, Landmann und Künſtler zur Arbeit, Thätigkeit und Treue in ihrem Berufe, und wünſcht nichts eifriger, als die Dauer eben der Aufklärung, die ihm früher ſo verhaßt geweſen.

Nur der Form, nicht der Handlung nach kann dies Gedicht dramatiſch genannt werden. Es nähert ſich vielmehr der didaktiſchen Gattung. Reich an humoriſtiſchen und ſatyriſchen Stellen, enthält es vorzüglich manche heilſame Rüge der philoſophiſchen und äſthetiſchen Verſtandesverkrüppelung zum Anfange des 19. Jahrh. Der Hauptwerth des Gedichtes aber beruht auf den großen und erhabenen Ideen, die der Dichter darin über die Schöpfung, über Geburt und Tod niedergelegt hat. Dem Japetiden werden durch Merkur Anſichten der Natur und ihrer Zwecke mitgetheilt, von denen er kaum eine Ahnung gehabt zwiſchen ſeinen öden Felſenwänden. Er kommt dadurch von dem Wahne zurück, überall nur Unheil, Tod und Untergang zu erblicken, ohne irgend einen weiſen Zuſammenhang des Weltſyſtems, oder eine fortſchreitende Entwickelung der Geiſteskräfte im Menſchen. Die in das Gedicht verwebten Chöre der Quellen und Flüſſe, welche Merkur's Drohung erſchreckt, daß noch heute ein ſchwimmendes Haus den Weg zu dem Eilande des Prometheus finden werde, gehören zu den hervorragendſten Schönheiten dieſer Dichtung, mit welcher Falk ſich eine geraume Zeit beſchäftigt und einige Fragmente in ſeinem Taſchenbuche auf das Jahr 1800 mitgetheilt hatte. Er ſandte ein Exemplar dieſes Taſchenbuchs ſeinem Freunde, dem Profeſſor C. G. Schütz in Jena, begleitet von einem Briefe, der ſowol über ſeine literariſchen Beſchäftigungen, als über ſeine Lebensverhältniſſe manches Licht verbreitet.

„Sie finden,“ ſchrieb er aus Weimar am 8. Jan. 1800 [53]), „in dem diesjährigen Jahrgange meines Taſchenbuchs einige Bruchſtücke aus dem „Prometheus,“ einem Gedichte, an dem ich nun ſchon mehre Jahre im Stillen bilde, und deſſen Vollendung (ſkizzirt iſt es ganz) von der Aufnahme dieſer Bruchſtücke im Publicum ſelbſt abhängt. Wenn ich ſage, im Publicum, ſo verſteht ſich, daß mir die Stimme eines einzigen gebildeten Mannes, wie Sie, mehr gilt, als das Urtheil von einem halben Hundert äſthetiſch-jüdiſcher Kunſtrichter und Schreier. Sie waren es, der dem Jünglinge das Heiligthum des

51) Amphitruon, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, von J. D. Falk. Mit einem Kupfer. (Halle 1803—1804.) 2 Abtheilungen. Vergl. Neue leipziger Lit.-Zeit. 1804. 2. Bd. 64. St. Allgem. Lit.-Zeit. 1805. 2. Bd. Nr. 162. S. 625 fg. 52) Tübingen 1803. Mit einem Kupfer. Vergl. Allgem. teutſche Bibliothek. 90. Bd. 1. St. S. 445 fg. Ernſt und Scherz, ein Unterhaltungsblatt von G. Merkel. (Berlin 1803.) Bl. 1 und 2.

53) ſ. Chriſtian Gottfried Schütz, Darſtellung ſeines Lebens, nebſt einer Auswahl aus ſeinem Briefwechſel. (Halle 1835.) 2. Bd. S. 88 fg.

Äſchylus aufſchloß, und finden Sie in den ihm nachgebildeten Chören des Oceans nur einen ſchwachen Widerſchein des unſterblichen Dichters, ſo bin ich hinlänglich belohnt. Ich habe viel an dieſen Bruchſtücken gefeilt, hoffe aber zu den Muſen, der Natürlichkeit, die nach meinem Begriffe das erſte Erfoderniß eines guten Gedichtes iſt, ſei dadurch kein Eintrag geſchehen. Fertig wird dieſer „Prometheus" etwa ein Bändchen, wie der „Idris" von Wieland, ausmachen. Aber bis dahin möchte noch manche Woche, und vielleicht noch manches Jahr verfließen. Die Möglichkeit, ihn zu vollenden, hängt von der Unmöglichkeit ab, einen Buchhändler zu finden, der nicht blos das bezahlt, was man ſchreibt, ſondern auch das, was man ausſtreicht. — Was Sie hier gedruckt ſehen, iſt gewiß die Arbeit eines Jahres. Es gehört Muth dazu, ſo zu arbeiten; auch muß man Vielem entſagen lernen. Kleinigkeit! Aber man will doch auch leben, und ebendeshalb liegt nun die Arbeit abgebrochen da, bis ſich ein Buchhändler findet, der mich großmüthig in den Stand ſetzt, ein Paar Wochen über ein Paar Zeilen zuzubringen. Wie würden unſere jungen Aftergenies lachen, wenn ſie dies hörten, wie würden ſie mich auf ewig von der Liſte poetiſcher Genies ausſtreichen, ſie, die jetzt ſchon über Nacht berühmt und groß werden. Sie, mein edler Freund, der Sie wiſſen, wie die Alten arbeiteten, Sie lachen nicht, und bedauern einen Mann, der bei allem Sinn für das nonum prematur in annum ein Taſchenbuch für Sommer's Verlag ſchreiben muß! Ich murre nicht; auch hab' ich es nie erwartet, daß irgend ein teutſcher Fürſt, wie Sie ſo gütig es wünſchen, ſich meiner verlaſſenen Muſe annehmen ſollte. Aber Sie ſollen es, und hören Sie, wie. Übertragen Sie die Anzeige des Taſchenbuchs einem vernünftigen, geſchmackvollen Kunſtrichter. Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen Herrn Jakobs in Gotha vorzuſchlagen; er hat ohnedies ein Exemplar. Vielleicht erlaubt es ihm ſein Gewiſſen (wo nicht, ſo mag er ſchweigen), das Publicum mit ein Paar Worten auf dies Product aufmerkſam zu machen, und ich finde dann einen Verleger, der mich in den Stand ſetzt, die letzte Hand an ein Werk zu legen, das ich mit inniger Liebe anfing. Meines wärmſten Dankes, wenn dieſer Plan, der den reinſten Eifer für Kunſt und Vollendung zum Grunde hat, ſind Sie, mein liebſter Sch., dann auf ewig gewiß. Sobald ich wieder etwas fertig habe, huſch ich wol einmal nach Jena herüber und theile es Ihnen im Manuſcript mit. Was mir Ihr Urtheil iſt, muß Ihnen Ihr eigenes Herz ſagen. Aber ich wagte es nicht, da mir bewußt iſt, wie ſehr Sie mit andern Geſchäften überhäuft ſind, Sie darum zu bitten."

Unter ſolchen Beſchäftigungen lebte der Dichter in Weimar, wenn auch, wie aus dem eben mitgetheilten Briefe hervorgeht, in keiner ſorgenfreien Lage, doch im Allgemeinen mit ſeinen Verhältniſſen zufrieden, und ſich glücklich fühlend in dem Umgange mit ſeinem väterlichen Freunde Wieland. Schon am 24. April 1798 hatte dieſer aus Osmanuſtädt an Böttiger in Weimar geſchrieben: „Unſern lieben Falks ſagen Sie, ich beſchwöre Sie, recht viel Freundliches in meinem Namen. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie ſehr ich gerührt bin durch die wahrhaft kindliche Liebe, die dieſes in ſeiner Art vielleicht einzige Paar bei meiner letzten Anweſenheit in Weimar auf die liebenswürdigſte und meinem Herzen wohlthätigſte Weiſe mir erwieſen hat. Ich kenne, dünkt mich, kaum noch ein anderes Paar, bei dem es mir ſo eigentlich zu Muthe iſt, als ob ſie meine Kinder wären, wie Falk und ſeine Frau" [54]).

In einem Briefe vom 10. Jan. 1802, an die Gattin des Profeſſor Schütz in Jena, nennt Falk ſeine Exiſtenz in Weimar im Ganzen ſehr angenehm. „Man iſt," ſchrieb er, „freundlich und höchſt zuvorkommend, ſowol gegen mich, als meine Karoline. Neulich bin ich mit ihr den ganzen Tag bei Wieland geweſen. Er überſetzt jetzt den Ariſtophanes, und grade das Stück, was unſer Freund Schütz ſo meiſterhaft bearbeitet hat. Wieland nannte es ein geniales Ungeheuer, las uns ganze Seiten davon vor, und wollte ſich ausſchütten vor Lachen über die glücklich getroffene komiſche Darſtellung. Schütz, ſagte er, hat mir ein neues Licht aufgeſteckt. Ich werde mich künftig weniger in der Überſetzung an den wörtlichen Sinn halten. Im Eingange will er von dieſer Vorarbeit, die ganz unabhängig von ſeiner Überſetzung, wie er ſagt, beſtehen könne, mit großem Lobe ſprechen. Er nennt es eine mehr als höchſt glückliche Traveſtie. Ich fürchte aber beinahe, daß jeder andere Weg, den Ariſtophanes in Teutſchland einzuführen, verfehlt ſein möchte."

In eben dieſem Briefe äußert Falk, er beſuche die Komödie recht oft. „Doch — fügt er hinzu — um zu ſehen, wie man es nicht machen muß." In ähnlicher Weiſe äußert er ſich über die verfehlten theatraliſchen Beſtrebungen in einem ſpätern Briefe: „Am zweiten Feiertage," ſchrieb er, „wurde hier der Bayard [55]) aufgeführt. Ich habe jetzt ein herrliches Mittel, wo es gar zu erbärmlich mit dem Spiele wird, meine Stimme geltend zu machen. Ich klatſche nämlich unter dem Kronleuchter, recht hell daſitzend, vernehmlich und mächtig — solo. Der beſſere Theil des Publicums erhebt ſich mit lauter Indignation und einem durchdringenden Geziſch, was ſich gemeiniglich, wenn man bemerkt, daß das Klatſchen von mir ausging, in ein lautes Gelächter der umherſitzenden Zuſchauer auflöſt."

Ein damaliger Brief an Böttiger vom 7. Oct. 1804 gibt nähere Auskunft über Falk's literariſche Beſchäftigungen. In ebendieſem Briefe findet ſich folgende Stelle: „Von der Senſation, die meine „Prinzeſſin mit dem Schweinerüſſel" gemacht hat, werden Sie gehört haben. Ich bin dadurch über Manches im Guten beſtätigt, und werde ſo fortfahren. Aber das wiſſen Sie ohne Zweifel nicht, daß ein hochweiſer Magiſtrat zu Leipzig, nachdem er Geißelbrecht'en die Erlaubniß, auf der Michaelismeſſe zu ſpielen, eingeräumt hatte, auf die Nachricht in der eleganten Zeitung, daß zu Weimar, der Prinzeß mit dem

54) ſ. Literariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen aus Böttiger's handſchriftlichem Nachlaß. 2. Bd. S. 177. 55) Schauſpiel von Kotzebue.

Schweinerüſſel wegen, eine Rebellion ausgebrochen, und die Stadt ſelbſt, wie Belgrad, in zwei Parteien getheilt ſei, bedenklich geworden, ſein Wort zurückgenommen, und dadurch Geißelbrecht'en, der bereits auf ſeine Bude vor dem Petersthore 300 Thlr. Caution geſtellt, in großen Schaden geſetzt. Man vermuthet, der katholiſche Entrepreneur des Theaters ſtecke mit dahinter, und der damalige Herr B. M. habe an den Naſen, die etwa von Dresden hätten kommen können, einen ſolchen Schreck gehabt, daß er, um nur keine Naſe zu erhalten, lieber ſeinen eigenen Kopf verloren. So ſtehen die Sachen. Sobald die Prinzeß aus der Preſſe iſt — Unger bringt ſie zu Michaelis — nehme ich mir die Freiheit, Ihnen ein Exemplar zu ſchicken. Von anderweitigen literariſchen Arbeiten melde ich Folgendes. Künftige Oſtern erſcheint von nun an in Cotta's Verlag: „Leben, wunderbare Reiſen und Irrfahrten des Johannes von der Oſtſee." Ich hoffe über Dresden und Wien hier manches Nützliche beizubringen. — Das Werk betreffend, wovon wir uns auf unſerer Fahrt nach Leipzig ſo angelegentlich beſprachen: „Aufſtellung Ariſtophaniſcher Charaktere und genialer Carricaturen in Verbindung mit der edlen Plaſtik," ſo komme ich ſchon mit einer Bitte an Sie, die mir, wird ſie erfüllt, das erſte Heft verſchönern helfen ſoll. Ich habe eine luſtige Poſſe: „Das Ich- und Nicht-Ich, oder die luſtige Hahnreiſchaft," dieſen Sommer verfertigt [56]). Nun wünſche ich ein homogenes Bild im Umriß, wie das überall bei Herausgabe dieſes Werkes mein Zweck iſt. Ich kenne aber zur Copie kein beſſeres, als Nr. 115 des gedruckten Katalogs der dresdener Bildergalerie, von Teniers. Es iſt grade auch dort eine luſtige Hahnreiſchaft im Werke, und daher paßte ein ſolches Bild vortrefflich in meinen Kram. — Fertig hab' ich bereits die „Wiedererlangung des goldenen Zeitalters, oder des Dichters Himmelfahrt auf einem Gold- zu teutſch: Miſtkäfer," frei nach der εἰρήνη des Ariſtophanes. Auch hierzu kommt eine Carricatur."

Den 2. Mai 1805 ſchrieb Falk an Böttiger: „Sie erinnern ſich unſerer leipziger Reiſe. Es wurde damals viel, unter Anderem auch ein Plan von Charakteren und Bildern beſprochen. Dieſer iſt jetzt nach drei Jahren gereift. Die Frivolität ſoll dem Ernſte Eingang verſchaffen, wie beim Ariſtophanes, wo die Plaſtik mit der Dichtkunſt Hand in Hand geht. Die Idee wenigſtens iſt neu und unverſucht, und es ſtände dahin, ob ſich nicht durch den Scherz mehr für die Kunſt, als durch den die Menge abſchreckenden Ernſt der Propyläen [57]) erreichen ließe." Die hier erwähnten Ideen ſuchte Falk zu realiſiren in den von ihm herausgegebenen „Grotesken, Satyren und Naivitäten" [58]). Für dieſe Sammlung dichtete er auch ſeinen „Schmied von Apolda" [59]). „Es iſt," ſchrieb er an Böttiger, „ein echter, altthüringiſcher Mythus, von mir in einer Spinnſtube bei meinen Streifereien um den Ettersberg auf dem Lande aufgefiſcht. Ich ſchweige von meiner Bearbeitung. Die Fabel aber iſt echtes Gold, und das meint Goethe auch. Es iſt eine echt ſublime Lutheriſche Legende. Schmied Adam iſt der Lutheriſch-thüringiſche Vulkan. Im zweiten Acte geht das Ding ſoweit, daß er in der Hölle einen Schlüſſel ſchmiedet und damit St. Petrus unter der Naſe die Himmelspforte aufſchließt. — Jetzt meine eigentliche Bitte. Ich kann nicht zur leipziger Meſſe. Ich ſtecke bei meinem Schmied in der Hölle. Sie haben, mein werther Freund, ſeit meinem erſten Eintritt in die literariſche Laufbahn, ein Intereſſe für mich gezeigt, das meinen Dank verdient. Auch bin ich mir feſt und ehrlich bewußt, Sie nie durch ein directes oder indirectes, namentliches oder namenloſes Wort, trotz dem verſchiedenſten Durchkreuzen der Parteien, gekränkt zu haben. Erwerben Sie ſich denn um mich jetzt zum zweiten Male das Verdienſt einer Hebamme, indem ſie für mich mit meinem Verleger unterhandeln u. ſ. w."

Zu verwundern war, daß Falk's Geſundheit durch ſeine unausgeſetzte Geiſtesanſtrengung und Thätigkeit nicht völlig untergraben ward. „Seit einem halben Jahre," ſchrieb er am 21. Juli 1805 [60]), „kann ich an meinem Schreibtiſche zum erſten Male wieder aufathmen. Meine Briefe haben ſich ſo angehäuft, daß man, wie bei dem berühmten Reiſenden Humboldt, ſieben Körbe von dieſen Broſamen aufſammeln könnte. Indeſſen laſſen Sie mich nicht klagen, ſondern danken — Gott, daß ich, ungeachtet meiner ſchweren, anſtrengenden Arbeit, geſund bin, und Ihnen, daß Sie ſich ſo gütig und freundſchaftlich für mich verwendeten. — Wir erwarten," heißt es in ebendieſem Briefe, „hier Gall mit jedem Tage. Er wird in Weimar keine Vorleſungen halten. Schade! Ich wollte, daß er uns wenigſtens die kleine Collection von Schädeln der Thiere, Fiſche und Vögel u. ſ. w. zum Beſten gäbe, die in der Natur Induſtriecomptoire, ſei es nun aus Korn, Nüſſen oder ſonſt was, anlegen. Hier an Ort und Stelle müßte ſo etwas erſtaunlich intereſſant und lehrreich ſein. Dann würden wir erſt einſehen, was es der Natur für Mühe koſtet, ſolche außerordentliche Erſcheinungen, wie wir ſind, zu Stande zu bringen. Wir ſind wahrlich viel größer, als wir ſelbſt glauben, und ein vergleichender Seitenblick von den Magazinen einer Elſter und eines Hamſters auf ein — anderes Induſtriecomptoir würde dies allein ſchon zur allſeitigen Zufriedenheit darthun und in das hellſte Licht ſetzen."

Am 30. Sept. 1805 ſchrieb Falk an Böttiger [61]): „Diesmal, mein verehrter Freund, komme ich nicht leer, wie das vorige Mal, ſondern ich bringe Ihnen zwei Kinder, ein Buch und zwei Louisd'or. Das Buch gehört Ihnen, die zwei Louisd'or dem jungen Künſtler, und die Kinder eins mir und das andere dem Erbprinzen. Unſere Erbprinzeſſin iſt in den Wochen und hat einen Sohn; meine Frau iſt in den Wochen und hat eine Tochter; die Herdern [62]) iſt in den Wochen; kurz alle Welt iſt in

56) Sie ſcheint nicht gedruckt worden zu ſein. 57) Zeitſchrift von Goethe. (Stuttgart 1798—1800.) 3 Bd. 58) Tübingen 1805. 59) Späterhin wieder abgedruckt in Falk's Auserleſenen Werken. 3. Th. S. 81 fg.

60) ſ. Literariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen, aus K. A. Böttiger's Handſchrift. Nachlaß. 2. Bd. S. 292 fg. 61) a. a. O. 2. Bd. S. 294 fg. 62) Wahrſcheinlich die Gattin des Arztes Dr. Herder, eines Sohnes des Dichters.

den Wochen, und ich würde ſelbſt eine Woche brauchen, um Ihnen von allen dieſen Wochenbett-Niederkünften Bericht abzuſtatten. Mein zweites Kind, den „Johannes von der Oſtſee," empfehle ich Ihrer chriſtlichen Obhut. Sie werden mich verpflichten, wenn Sie ihn in irgend einem vielgeleſenen Blatte als Pathen chriſtlich zur Taufe halten, NB. wenn das Ganze nicht wider Ihre Confeſſion läuft. Ich hoffe und ſchmeichle mir, Sie ſollen es dieſem Leben anſehen, daß es nicht auf der Stube geträumt, ſondern friſch gelebt iſt, und die folgenden zwei Bände ſollen, wenn dieſer gefällt, nicht ſchlechter werden"[63]). Auf ähnliche Weiſe äußert ſich Falk in einem Briefe an Schütz vom 10. Oct. 1805[64]). „Der Johannes von der Oſtſee, wovon ich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin den erſten Band hier beilege, wird Ihnen, wie ich hoffe, ein treues Bild jenes angenehmen Winkels der Welt, der treuen Bucht meiner Jugend, vor Augen bringen. Dem Publicum und den Mäcenaten kann es ein Spiegel, dem Talent eine Aufmunterung ſein; denn haben nicht Viele, haben nicht die Meiſten unter uns ſich auf ähnliche Weiſe durchgekämpft?

Wie man lebt und wie man liebet,
Wie man fürchtet, wie man haßt,
Wie man in der Kunſt ſich übet,
Sich erfreut und ſich betrübet,
Und zuletzt erliegt der Laſt;
Alles das hat in dem Büchlein
Treu und fleißig Herr Johannes
Von der Oſtſee hier verfaßt.

Ich bin jetzt Vater von drei Kindern. Mein Weib Karoline iſt das einzige und höchſte Glück, was mir Gott ſchenkte. Wozu ſollte ich einen Roman ſchreiben, da mein Leben ſelbſt, ſo oft ich daran denke, mir wie ein Wunder erſcheint?"

Das rührende Selbſtgeſtändniß, mit welchem jener Roman, oder vielmehr jene Selbſtbiographie, ſchließt, verdient hier eine Stelle. „Und ſo hab' ich mich denn," ſagt Falk[65]), „in Gottes Namen auf den Weg gemacht, und faſt als ein Knabe das Haus meiner Ältern verlaſſen, und die dunkle Heimath und die Werkſtatt meiner Jugend, und ſtehe nun da in der Fremde, ohne weitere Freunde und Bekannte, als die mir mein Talent ſchafft, mitten in einer ehrwürdigen und großen Verſammlung, und weiß ja ſelbſt nicht, wie ich dahin gekommen, begehre auch deſſen, was ich gethan habe, oder noch thun werde, weder Lob, noch Bewunderung; des Tadels aber iſt mir ohnedies genug zu Theil geworden. Denn ſofern einiges Verdienſt dabei iſt, oder ein Makel, ſo iſt beides ja nicht mir beizumeſſen, ſondern lediglich meinem Schickſale, das mich wunderbar geführt von meiner Jugend an, und in einer harten Schule erzogen hat, ſodaß ich wol mit größerem Rechte, als Mancher, von mir ſagen kann: Ein Gott hat mich getrieben und ich habe es nicht laſſen können."

Faſt gleichzeitig mit dem „Johannes von der Oſtſee" hatte Falk eine bereits erwähnte Sammlung von Grotesken, Satyren und Naivitäten herausgegeben. In dem vorhin mitgetheilten Briefe an Schütz nennt er dieſe Sammlung den erſten Band einer Zeitſchrift, in welcher er ein kleines Magazin für das Komiſche anzulegen gedenke.

Die Fortſetzung der in dieſem Briefe erwähnten Zeitſchrift unterblieb. Merkwürdig war es, wie Falk von Zeit zu Zeit immer durch eine neue Idee, eine neue Anſicht ergriffen ward, die ſeine Phantaſie, von combinatoriſchem Witz begleitet, auf's Höchſte ausſpann und erweiterte. Seine poetiſche Laufbahn ſchien ſich ihrem Ende zu nähern. Man kann wol ſagen, daß er ſie mit dem „Schmied von Apolda" (1805) geſchloſſen. Schon einige Jahre früher hatte ſein Geiſt eine Richtung genommen, die ihn vorzugsweiſe zu geiſtreichen Betrachtungen führte und ihn allmälig auf die offene Bahn der Kritik hinlenkte. Mehrfache Belege dafür finden ſich in ſeinen „Abhandlungen über Poeſie und Kunſt"[66]), begleitet von drei Umriſſen nach Rafael und Michel Angelo. Dieſe Sammlung enthält mehre treffliche Aufſätze, „über das Charakteriſtiſche in der Poeſie und Kunſt," „über die erſte Aufführung der Iphigenie von Goethe auf dem Hoftheater zu Weimar," „über Füßli's Vorleſungen über die Malerei, mit Bezug auf Homer und Ariſtophanes" u. a. m. Falk äußerte in ſpätern Jahren, daß er ſeit dem Jahre 1806 völlig vergeſſen, je ein Dichter geweſen zu ſein[67]). In das Gebiet der Kritik gerathen und mannichfach angeregt durch die Zeitereigniſſe, kam ihm die Idee, ein Journal herauszugeben, in welchem er neben der Poeſie und Kunſt zugleich auch die Politik berückſichtigen wollte. Er gab ſeinem Journal den Titel „Elyſium und Tartarus." Charakteriſtiſch iſt die Art und Weiſe, wie er für dieſe „Zeitung für Poeſie, Kunſt und neuere Zeitgeſchichte" das Publicum zu intereſſiren ſuchte. „Man muß," heißt es in der Ankündigung, „Peſtalozzi Glück wünſchen, daß er in ſeinem raſtlos fortſchreitenden Eifer für partielle Bildung auch die univerſelle zu ahnen anfängt. Fürwahr, es gibt noch ein ganz anderes Alphabet der Anſchauung, wie das von ihm gelieferte in mathematiſchen Zahlen, Linien, Winkeln und Dreiecken. Poeſie und Kunſt, ſehet da ein Buch für Mütter, allenfalls auch für Väter, das die Natur uns Allen aufrollt, von dem aber die meiſten Ältern und Erzieher, eben weil ihnen das Gefühl für das Schöne fremd iſt, unfähig ſind, einen folgerechten Gebrauch zu machen. Unter ſolchen Umſtänden iſt eine Geſellſchaft harmoniſch geſinnter Freunde, denen das Intereſſe einer beſſern und höhern Menſchenbildung ebenſo ſehr, wie das der Poeſie und Kunſt am Herzen liegt, zu einer engern Verbindung zuſammengetreten; Männer, deren einige durch einen längern und vieljährigen Aufenthalt in Rom und Italien,

63) Es erſchien nur das erſte Bändchen. 64) ſ. Chriſtian Gotfried Schütz, Darſtellung ſ. Lebens u. ſ. w. 2. Bd. S. 91 fg. 65) ſ. Leben des Johannes von der Oſtſee. 1. Bd. S. 271.

66) Weimar 1803. Mit drei Umriſſen von Rafael und Michel Angelo. Vergl. Neue leipziger Lit.-Zeit. 1804. 1. Bd. 14. St. S. 215 fg. 67) Nach einem Briefe Fernow's an Böttiger, in den Literariſchen Zuſtänden und Zeitgenoſſen. 2. Bd. S. 285.

Sinn und Auge für das Schöne in Anſchauung ewiger Meiſterwerke geſchärft; Andere, die durch ein tief umfaſſendes und gründliches Studium der Dichter des Alterthums, beſonders der Griechen, in jener Schule von echter Wahrheit und Natur, wo die Voß, die Leſſings, die Winckelmanns Nahrung des Geiſtes ſuchten, ſchon früher Gelegenheit fanden, den ihrigen zu ſtärken, und ihn von den Unbilden des Zeitgeſchmacks zu reinigen. Auch fehlt es nicht an ſolchen, die vertraut mit der Praktik der Kunſt in ihrem ganzen Umfange, ſowie mit den Fortſchritten, welche die Technik neuerdings unter uns gethan, ſich mit der nicht grundloſen Hoffnung ſchmeicheln: Manches laſſe ſich auf dieſem Wege beibringen, was auch den Künſtler von Profeſſion fördern und ihm bei weitern und künftigen Arbeiten von mannichfaltigem Nutzen ſein kann. Die erſte Anfrage an ein ſolches Inſtitut pflegt gemeiniglich die zu ſein: welche Partei es denn zu nehmen gedenke. Wir glauben uns aber der Beantwortung dieſer Frage um ſo eher überheben zu können, da ſie durch das Obige zum Theil von ſelbſt gelöſt iſt.“ Am Schluſſe der Ankündigung, wo ſie Falk als Herausgeber nennt, fügt er die Worte hinzu: „Ich werde dieſe Zeitung mit aller der rückſichtsloſen Energie zu führen ſuchen, die das Publicum von mir ſowol, als von meinen Herren Mitarbeitern zu erwarten berechtigt iſt.“

In einem Briefe an Knebel, dem er die erſten Stücke ſeiner Zeitſchrift ſandte und ihn zur Theilnahme auffoderte[68]), äußerte er am 12. Jan. 1806: „Das Feld iſt weit, und die gewählte Form verſchafft einem liberalen Geiſte einen liberalen Spielraum, der weit über den engen Bezirk des delphiſchen Dreifußes hinausgeht, wo die gewöhnlichen Orakelſprüche in Teutſchland gegeben werden. Profeſſor Meyer, ein alter Freund und einer der thätigſten Mitarbeiter, trägt mir auf, ſeine Wünſche und Bitten den meinigen hinzuzuſetzen. — Vielleicht, wenn es Ihnen ſo gefällig wäre, beſchenken Sie uns mit einer kleinen Anzeige von Herder's Legenden, die in dem erſten Theile ſeiner Sammlungen enthalten ſind.“

Falk erlag faſt unter dem Eifer, den er ſeiner Zeitſchrift widmete. Seine Geſundheit hatte ſehr gelitten. Eine bleiche Geſtalt, wankte er mit unſichern Schritten umher. Merkwürdig wird es indeſſen immer bleiben, wie Manches, was er in Bezug auf Politik in jener Zeitſchrift auf's Heftigſte angegriffen, wirkliche Prophezeiung war, die bald nachher faſt buchſtäblich in Erfüllung ging. Einige ſeiner politiſchen Äußerungen ſind charakteriſtiſch für den Ton und Geiſt, der in ſeinem Journale vorherrſchend war. „Verdienſt und Adel,“ ſagt er unter Anderem[69]), „ſollten nie einen Gegenſatz bilden. Adel iſt früheres Verdienſt, Verdienſt ſpäterer Adel. Jetzt beſonders iſt der Zeitpunkt da, wo weder die Stecknadel der Gamaſchen, noch der Pedantismus der Wachtparaden den Staat von ſeinem unmittelbaren Untergange retten kann. Die Furcht vor dem Corporalſtocke iſt dem Lorbeer nicht günſtig, und das Regiment der Steigbügel muß aufhören, wenn der Reiter, mit ſeinem Dienſtpferd verwechſelt, vor lauter Subordination nicht zu dieſem herabſinken ſoll[70]). Es iſt kein hohler Phantaſietraum; nein, ganz andere Beweggründe, wie dieſe, werden im 19. Jahrh. die teutſchen Armeen ins Feld führen und ihnen glorreiche Schlachten gewinnen helfen. — Bloße Miethſoldaten, d. h. ſolche, die, wie einer unſerer Freunde ſagt, mit einem friſchen Trunke in einen friſchen Rock ſtürzen, und beim Hereinpaſſiren ins Thor ſchon mit ſpähenden Blicken forſchen, wie ſie wieder herauskommen möchten, können uns in jetzigem Zeitpunkte nur wenige Dienſte leiſten. Das ſind freilich neue und ganz unerhörte Dinge. Aber Bonaparte hat dafür geſorgt, daß ſie bekannter würden, und ſie in der Schlacht bei Auſterlitz, nebſt ſeinem Namen, mit Flammenſchrift ſo kenntlich in die Sterne geſchrieben, daß ſie noch die Cherubim am Weltgerichte dort leſen werden.“

Unbefangen und freimüthig äußerte ſich Falk als Wortführer der öffentlichen Meinung beſonders in dem Aufſatze: „Von teutſcher Landmiliz, oder über Eins, was uns Noth thut.“ Seiner freimüthigen Äußerungen wegen hatte die Zeitſchrift „Elyſium und Tartarus“ ungefähr drei Wochen vor der Schlacht bei Jena enden müſſen[71]). Mehrmals war er gewarnt worden, Weimar zu verlaſſen. Mit gleicher Unerſchrockenheit, wie vor mehren Jahren in Halle, blieb er in Weimar, im feſten Vertrauen auf die gute Sache. Das verhängnißvolle Jahr 1806 ging an dem kühnen Sprecher für Freiheit und Recht nicht nur gefahrlos vorüber, ſondern eröffnete ihm auch einen ganz neuen Wirkungskreis.

Seine Kenntniß der franzöſiſchen Sprache und ſein Sinn für's Praktiſche, der ſich in den traurigen Tagen nach der Schlacht bei Jena an mehren Unglücklichen bewährt, wurden ihm jetzt behilflich zu einer Anſtellung, die er ſeinem väterlichen Freunde Wieland verdankte. Wie dieſer früher durch das ungemeſſene Lob ſeiner Satyren Falk's literariſchen Ruhm begründet hatte, ſo ſchuf er jetzt auf's Neue ſein Glück, indem er ihn den Contribution einſammelnden Franzoſen als Secretair empfahl. Zwiſchen ihnen und den Teutſchen konnte er als Dolmetſcher und Vermittler viel Gutes wirken, und faſt einſtimmig wird ihm das Lob gezollt, daß er das von den franzöſiſchen Behörden ihm geſchenkte Vertrauen mit Unerſchrockenheit und Umſicht redlich benutzt zur Abwendung großer Unbilden und möglichſter Schonung ſeiner Mitbürger.

Mit etwas grellen Farben ſchildert Falk's veränderte Exiſtenz ein Brief Fernow's an Böttiger vom 30. Nov. 1806. „Freund Falk,“ heißt es darin[72]), „iſt etwa vor 14 Tagen als Secretaire interprète zu dem franzöſiſchen Commandanten Villain nach Naumburg abgegangen, und wird wahrſcheinlich den Winter über dort blei-

68) ſ. K. L. v. Knebel's literariſcher Nachlaß und Briefwechſel. (Leipzig 1835.) 2. Bd. S. 464 fg. 69) Elyſium und Tartarus. Februar 1806.

70) Poetiſch ausgeſprochen findet man dieſe Idee in dem Gedichte: „Die Schlacht bei Jena“ (in Falk's Auserleſenen Werken. 3. Th. S. 322 fg.). 71) Das letzte Stück, Nr. 71, erſchien Sonntag den 21. Sept. 1806. 72) ſ. Literariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen, aus Böttiger's Handſchriftlichem Nachlaß. 2. Bd. S. 274.

ben. Der friedfertige Satyriker trägt jetzt, nachdem er ſeine ſtumpf geſchriebene Feder niedergelegt hat, eine dreifarbige Cocarde und einen großen Säbel an der Seite und ein gewaltiges Dreieck auf dem Kopfe, wie ein leibhafter Himmelsſturm. Er wollte mich vor ſeiner Abreiſe bereden, ſeine gleichfalls am 14. Oct. mit Kanonen zu Grabe geläutete Zeitſchrift wieder zu erwecken und fortzuſetzen. Aber lieber wollt' ich ſelbſt in den Tartarus hinabſteigen, als in dieſen calabriſchen Zeiten ein Journal auf meine eigene Fauſt redigiren. Wahrſcheinlich würde ich Verfaſſer, Redacteur, Correſpondent, Verleger, Käufer und Leſer zugleich ſein müſſen. Dieu m'en garde! Das iſt zu viel auf einmal."

Falk's veränderte Thätigkeit hatte einen ſehr günſtigen Einfluß auf ſeine damals ſehr leidende Geſundheit gehabt. Kaum erkannte man den bleichen, zurückgezogenen Stubengelehrten in dem rüſtigen Manne wieder, der mit der blühenden Farbe der Geſundheit, in militairiſcher Haltung und zu einem Weltmanne verjüngt, einherſchritt [73]).

Eine intereſſante Schilderung ſeiner äußern Erſcheinung und ſeiner Perſönlichkeit überhaupt gab damals A. G. Eberhard [74]). Falk ſchien durch ſeine praktiſche Gewandtheit für die Stellung, die er einnahm, ſehr geeignet. Selbſt von ſeinem Fürſten, dem Großherzoge Karl Auguſt, war er zu mehren diplomatiſchen Sendungen gebraucht und im October 1807 in Staatsangelegenheiten nach Berlin geſchickt worden. Als die Stürme vorüber waren, erhielt er den Charakter eines Legationsraths und einen Jahrgehalt, der ihm um ſo willkommener ſein mußte, da er durch eine verfehlte Speculation einen großen Theil des Vermögens ſeiner Frau verloren [75]). „Seit dieſer Zeit," ſchrieb Fernow am 20. Oct. 1807, „iſt ein ganz anderer Geiſt in ihn gefahren. Er drängt ſich an den Adel und den Hof, und hat nicht geruht, bis er es dahin gebracht, daß er zuweilen an den regierenden Hof geladen wird. Auf der andern Seite macht er wieder den Pulcinell. In den Tagen, als die Großfürſtin zurückgekehrt und die Stadt mit feſtlichen Kränzen behangen war, gab er alle Abende dem zuſammengelaufenen Volke auf dem Markte Schattenſpiel aus ſeinem Fenſter, wo mitunter ſkandalöſe Erſcheinungen vorgekommen ſind, ſodaß ſelbſt die Dienſtmädchen es nicht aushalten konnten. Wenn er nicht gleich mit dem Schattenſpiele da war, riefen die Buben hinauf: Falk heraus! Zuweilen ging er auch ſelbſt hinunter und miſchte ſich unter den Haufen, um die Kritiken einzuſammeln, wo denn manche nicht nach Weihrauch geduftet haben. Als das Ding kein Ende nehmen wollte, wurde es ihm endlich von der Polizei unterſagt. — Er iſt bei dem neuen Leben, das er führt, ſo ſtark und feiſt geworden, daß er glänzt" [76]).

73) Wieland wundert ſich in einem ſeiner Briefe nicht wenig darüber, „wie dieſer Bär — ſo hatte er früher ſeinen Dichterzögling genannt — jetzt ſo geleckt und gewandt auftrete." ſ. den Neuen Nekrolog der Teutſchen. 4. Jahrg. 1. Th. S. 67. 74) ſ. Abendzeitung 1843. Nr. 87. S. 692 fg. 75) ſ. Abendzeitung a. a. O. S. 693. 76) ſ. Literariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen. Aus Böttiger's Handſchriftlichem Nachlaß. 2. Bd. S. 285.

Immer ſchien ihm ſeit jener Zeit ein heiterer Weltſinn geblieben zu ſein, der ihn zu einem geſelligen Leben trieb und ihn zu geiſtreichen Betrachtungen anregte, ſtets mit der Richtung auf das Praktiſche. Schon in einer frühern Zeit, als ihn in ſeinem „Prometheus" die Verarbeitung großer, naturhiſtoriſcher Anſichten beſchäftigte, mußte er unwillkürlich in das Didaktiſche und auf dieſe Weiſe mittelbar in das Praktiſche verfallen. Am deutlichſten zeigt dieſe Geiſtesrichtung ein in ſeinem Taſchenbuche auf das Jahr 1802 enthaltener Aufſatz, die „Charakteriſtiker" überſchrieben. Er hatte darin zu zeigen geſucht, daß die größten Misverſtändniſſe unſeres Zeitalters ſich auf eine urſprüngliche Entzweiung zwiſchen einem groben Ökonomismus und einem bodenloſen Imaginantismus, oder mit andern Worten, der Idee ohne alle Erfahrung und der Erfahrung ohne alle Idee zurückführen ließen.

„Man nehme," ſagt Falk dort, „z. B. die ganze neuere Pädagogik, ob nicht Idee und Erfahrung hier wieder die nämlichen Erſcheinungen hervorbringen, d. h. ob nicht ein grober Ökonomism und ein leerer Imaginantism es ſind, die ſich bis auf den heutigen Tag in der Pädagogik die Oberherrſchaft ſtreitig machen. Aus den Händen der Theologen und Philologen iſt unſer Erziehungsweſen in die Hände der Imaginanten und Philoſophen und von dort in die Hände ſpeculativer Schriftſteller und Buchfabricanten übergegangen. Der letzte Zweck des Spener-Franke'ſchen, an ſich höchſt ehrwürdigen, Erziehungsinſtitutes lief doch am Ende auf eine Canſteiniſche Bibelanſtalt hinaus. Das neue Teſtament war der eigentliche Pol ihres Wirkens, und Homer, ſowie die Werke anderer blinden Heiden, wurden dem heiligen Texte nur bedingungsweiſe und als Gloſſen untergeordnet. Wer verkennt in dieſer ſchiefen und einſeitigen Richtung das Handwerk derer, die ihr Pietism auf ſo etwas zutrieb? So erziehen Theologen! Und welche Erziehungsmethode wird nun wol den Philologen die beſſere ſein? Antwort: diejenige, in der man einige 50,000 Exemplare von Lange's lateiniſcher Grammatik abſetzt und die größte Anzahl von Cellarius' und Kirſch'ens Cornu Copiae u. ſ. w. in Umlauf bringt. Alle Realien von anderer Art ſind verhaßt, und ein Fehler gegen die zehn Gebote iſt tauſendmal verzeihlicher, als einer gegen die märkiſche Grammatik. So erziehen Schulmeiſter! Und wie Philoſophen und Imaginanten? Rouſſeau tritt auf, voll lebendiger Tiefblicke in Wahrheit und Natur; aber, wie jeder Imaginant, ſtreift er ſofort ins Reich der Paradoxen und Möglichkeiten, daß er, anſtatt Idee und Erfahrung, wie ſein Zweck war, zu vereinigen, nur eine noch ſchärfer trennende Grenzlinie zwiſchen beiden zieht. Ihm folgt ein Heer von Nachahmern in Teutſchland. An ihrer Spitze ein Mann voll ſeltenen Unternehmungsgeiſtes und lebendiger Thatkraft — Baſedow. Jetzt kommt es zur Ausführung der Ideen, und der Imaginantism, der auf dem Blatte von Rouſſeau Wunder that und in elektriſchen Funken leuchtete, ſchlägt nun in helle und verzehrende Flammen aus. Alles wird umgewandelt. Nichts, was die Natur recht macht! Alles, was die Erfahrung

gibt, gibt ſie ſchief, verkehrt. Der tauſendjährige Schulſtaub im Tempel der Weisheit wird von hundert rüſtigen Händen von Meſſe zu Meſſe fortgefegt: und wer ſich am beſten dabei befindet, ſind die Buchhändler, die in dieſem Staube ſo manches Brodkorn finden, das ſie und die Ihrigen ernährt. Der Natur will man nichts vertrauen; aus einem alten Treibhauſe bringt man ſie in ein neues. Bis auf das Sprachenlernen der Kinder in der Wiege werden neue, unerhörte Formeln und Methoden ausgeſonnen. Der nackte Schulbegriff iſolirt das Leben immer mehr und mehr; aber nur Geduld, bis der erſte tiefer in die Wirklichkeit eintritt! Denn noch ſind ganz andere Reſultate im Hinterhalte. Ein gemalter Orbis pictus für — 15,000 Thlr., die Abſchaffung der Leibesſtrafen in den Schulen, und der Vorſchlag, den künftigen kleinen Weltbürgern, wenn ſie etwas verſehen, den H. mit einer Bürſte zu reiben — goldene und ſilberne Ehrenpunkte auf den Nägeln und Meritentafeln zur Belohnung, ſchwarze Tintenflecke zur Strafe und hölzerne Löffel, ſtatt der ſilbernen, Mittags ſeine Suppe damit zu eſſen, wenn das Latein nicht recht fließen will — wer, ſag' ich, verkennt in allen dieſen, der Wirklichkeit ſo weiſe angepaßten, Einrichtungen die Folgen eines excentriſchen Imaginantism? — Das ſieht der Ökonomism ein, das wurmt ihn; er entbrennt, er macht ſich auf in ſeiner Kraft; er kommt; das Reviſionsweſen beginnt — Campe erſcheint, und von nun an wird Alles praktiſch, Alles innerhalb der Objecte der fünf Sinne und der Bürgerwelt beſchränkt. Die Erziehung für den Staat beginnt; man fängt an, Ballen zu binden; Virgil und Horaz müſſen dem — lateiniſchen Robinſon weichen; und ſowie die Baſedow'ſchen geſchreireichen Anſtalten in ein Elementarwerk für 15,000 Thlr., ſo löſen ſich zuletzt die Campe'ſchen, höchſt praktiſchen, Erziehungsvorſchläge in eine neu errichtete Schulbuchhandlung in usum Delphini auf. — So erziehen Schriftſteller! Und ſo hätten wir demnach den ganzen Kreis der menſchlichen Bildung als aufgeklärte patriotiſche Teutſche durchlaufen; unſer goldenes Zeitalter ſtände vor der Thür, und unſern Nachkommen bliebe nun nichts weiter übrig, als auf dem ſo herrlich von uns gebahnten Wege fortzuſchreiten, immer neue Canſteiniſche Bibelanſtalten und Schulbuchhandlungen zu errichten und ihr dazu nicht angewandtes Geld zu Anſchaffung von Bürſten zu verwenden, womit ſie ihren Kindern den H. rieben, damit dieſe ebenſo pädagogiſch-tüchtige Menſchen, wie wir, würden."

Die hier mitgetheilte Stelle bietet eine nicht unintereſſante Vergleichung dar mit Falk's ſpätern Anſichten über Erziehung, die mit den vorhin erwähnten zwar in einiger Hinſicht übereinſtimmen, in manchen andern aber auch wieder ſehr davon verſchieden ſind. Was hier folgt, theilte Falk geſprächsweiſe einem Freunde mit, der ihn im J. 1808 in Weimar beſuchte [77]). Überhäufung, meinte Falk, verderbe die meiſten Köpfe, und nur zu viele Genies erſticken an Unverdaulichkeit und Überladung. Der Geiſt brauche einfache, feſte Wahrheiten, aus denen er ſchon von ſelbſt allmälig ein Mannichfaltiges durch Vergleichung der verſchiedenen Anſichten entwickele und zur Einheit zurückführe. Was der Geiſt werden ſolle, das werde er auch, und was er nicht werden ſolle, das werde er nicht, und wenn ſich alle Präceptoren daran zu Tode arbeiteten. Seine Zeitgenoſſen hätten daher keine andere Pflicht, als der Richtung des Geiſtes kein Hinderniß in den Weg zu legen; den Weg fände er ſchon ſelbſt. Dies ſähen wir an den größten Genies, und die Erfahrung beſtätige ebenſo ſehr das Gegentheil in tauſend und abermal tauſend unglücklichen Fällen, wo der Geiſt in eine andere Richtung gezwungen worden, an tauſend verunglückten und verkrüppelten Erziehungen. — Weder der Lehrer, noch die Ältern ſollten die Erziehung des Geiſtes beſtimmen. Der Lehrer ſei nur Beförderer, Wegweiſer; gehen müſſe der Jüngling ſelbſt. Habe dieſer lahme Füße, oder ſei zu faul, ſo ſei dies nicht des Lehrers Schuld, ſo wenig, als es ihm zum Verdienſte angerechnet werden könne, wenn ſich ein Genie unter ſeiner Leitung entwickele. Es ſei Pflicht gegen die Menſchheit, kein Genie in ſeinem Laufe aufzuhalten; aber ebenſo ungerecht ſei es, ihm den Weg in einer Mieth- oder Portchaiſe erleichtern zu wollen. Solche Köpfe, die durch alle Bilder- und Elementarbücher durch die Welt geſchleppt würden, ſeien Kranke, die, in Wagen und Matratzen eingepackt, die Reiſe nach den Geſundbrunnen machten, ohne die Annehmlichkeiten des Weges kennen zu lernen, und die ſo kalt zurückkehrten, als ſie dort angekommen. Man ſolle alſo keine Fächermenſchen bilden, und die Geiſter der Menſchen, wie die Schulmeiſter, in Buchſtabir-, Leſe-, Katechismus- und Rechnenbänke eintheilen wollen. Wenn ein Kind etwas auswendig herſagen lerne, ſolle man nicht gleich ausrufen: Das iſt ein Genie! Gemeiniglich würden das blos gute Köpfe. Anfangs gingen das Genie und der gute Kopf nur Einen und denſelben Weg; beide lernten und ahmten nach. Erſt in der Folge fange das Genie an zu ſchaffen, während der blos gute Kopf beim Nachahmen ſtehen bleibe u. ſ. w.

Meine Kinder, äußerte Falk, werden ganz einfach erzogen. Es iſt mir gelungen, einen braven Hauslehrer zu finden, der mich verſteht und mir in die Hand arbeitet. Ich ſelbſt wähle die Worte zu den Vorſchriften. Sie beſtehen abwechſelnd aus einem paſſenden Kernſpruche der Bibel und einem Verſe aus der Ilias, oder der Odyſſee, nach einer guten Überſetzung. Während ſie nun einen und denſelben Vers eine ganze Quartſeite herunter immer wiederholt ſchreiben müſſen, lernen ſie ihn auswendig, und auf dieſe Weiſe zeitig ihre Gedanken damit beſchäftigen. Cäſar erzählt von den Druiden, daß ſie mit ihren Schülern auf ähnliche Art verfahren. So lernen ſie ſchreiben, beſchäftigen während des Schreibens ihren Verſtand mit dem Satze, und üben ihr Gedächtniß, indem ſie ihn beim Schreiben unwillkürlich und feſter ſich einprägen, als beim blos mechaniſchen Memoriren. Ebenſo benutzen ſie zu Leſeübungen die Bibel, aus der ich jedesmal die Capitel wähle, und ebenſo den Homer.

77) ſ. Zeitgenoſſen. Neue Reihe. 5. Bd. 20. Heft. S. 34 fg., wo dieſe Äußerungen Falk's, von denen hier nur ein Auszug gegeben werden konnte, ausführlicher mitgetheilt worden ſind.

Wenn die heilige Schrift, meinte Falk, fleißiger und unbefangener geleſen würde, ſo würden die Menſchen auch mehr Energie in ihren Geſinnungen und Handlungen zeigen. Er habe es oft geſagt und ſage es noch einmal: die Kochkunſt habe dem phyſiſchen Wachsthume und die Erziehungskunſt dem geiſtigen ungeheuren Schaden gethan. Dadurch, daß man ſoviel für Damen und Kinder geſchrieben[78]), habe man, ſtatt Männer, auch nur Damen und Kinder erzogen — Pinſel oder böſe Buben. Die Kraftſprache der Bibel gäbe kräftige Gedanken, und kräftige Gedanken machten kräftige Handlungen. — Die Gemüther junger Menſchen ſeien weich, die erſten Eindrücke die bleibendſten. Daher ſpräche das Heilige der Dichtung nur die jungen Gemüther an; die alten ließen es nicht mehr ein; die heiligen Worte gingen an ihnen als Dichtung und Fabelwerk vorüber u. ſ. w.

Dieſe praktiſche Richtung hatte Falk's poetiſche Laufbahn mit dem J. 1806 geſchloſſen. Doch kehrte er wieder zu manchen literariſchen und künſtleriſchen Beſtrebungen zurück. So kam ihm unter Anderem die Idee, ein „römiſches Theater der Franzoſen und Briten" herauszugeben. „Ich habe," erzählte er einem Freunde, der ihn 1811 in Weimar beſuchte, „einen Verſuch gemacht, ob nach den vielen ſchlechten Luſtſpielen und Poſſen das Tragiſche noch Anklang finden möchte. Ich habe dieſen Winter den „Coriolan" von Shakeſpeare überſetzt, ſo, wie ich glaube, daß er ins Teutſche übertragen werden muß. Dem ehrlichen Maſter William habe ich ſeine ganze Originalität gelaſſen und ſeine Kraftausdrücke nicht unter ſeine Wendungen zu verſtecken geſucht, wie das bisher geſchehen. Unſere teutſche Sprache iſt ganz geeignet, das treffliche Original wiederzugeben und zu erhalten. Zugleich hab' ich eine Abhandlung über Shakeſpeare und ſeine Bearbeitung vorangeſchickt."

Dieſe Überſetzung, oder vielmehr freie Bearbeitung des „Coriolan"[79]), ſcheint wenig Anklang gefunden zu haben. Die Theilnahme des Publicums entſprach nicht den Erwartungen, welche der Dichter von einem Unternehmen hegte, das, auf mehre Bände berechnet, unter dem Titel eines „römiſchen Theaters der Engländer und Franzoſen" fortgeführt werden ſollte, „in freien Bearbeitungen, nebſt Entwickelung der Charaktere und Zurückführung derſelben zu ihren Quellen bei den Alten, beſonders bei Plutarch, Livius und Dionys von Halikarnaß."

Auch einige andere literariſche Arbeiten, mit denen er ſich damals beſchäftigte, hatte Falk einem Freunde mitgetheilt, unter Anderem ſeine noch ungedruckten „Oceaniden"[80]) und einige äſthetiſche Abhandlungen[81]). Auf die Frage, weshalb er dieſe Producte ſo lange der öffentlichen Bekanntmachung entzöge, erwiederte Falk: „Ich lege gern meine Arbeiten ſo lange ins Pult, bis ich glaube, es ſei Zeit, ſie erſcheinen zu laſſen. Ich habe ohnedies die Autoren mit dem kurzen Gedärme nie leiden mögen, und die Studenten, die ihr Exercitium nicht ſchnell genug gedruckt ſehen können." In Bezug auf die von ſeinen Freunden gewünſchte Fortſetzung ſeines ſatyriſchen Taſchenbuchs erwiederte er: „Alle Jahre dem Publicum einen Almanach zu liefern, käme ihm grade ſo vor, als wenn der Bauer jährlich, und bei Strafe der Execution, auf den beſtimmten Termin ſeine Zinſen, Geſchoß und Kopfgelder dem fürſtlichen Rentamtmann entrichte. Die Kunſt ſei frei und ſolle kein Kopfgeld geben; wer es aber gäbe, mache ſich ſelbſt zinsbar und ſetze ſich ins Steuerregiſter der Leibeigenen. Wer ſich in Kalendern verewigen wolle, erlebe am letzten December ſeinen jüngſten Tag, und werde mit dem alten Kalender ins Feuer geworfen; ſeine Unſterblichkeit dauere nur ein Jahr, und ſeine neueſten Ideen würden alt, ſobald ein neues Jahr neue Kalender brächte. Ein alter Kalender ſpiele immer eine traurige Figur, und der Dichter, der darin ſtehe, eine noch traurigere u. ſ. w."

Als das Geſpräch ſich auf Falk's anderweitige Werke lenkte, antwortete er auf die Frage, warum er ſich von der Satyre zur ſentimentalen Poeſie geneigt: er habe ſich in allen Formen verſuchen wollen, um ſeinen Genius zu prüfen, ob er zu höherer Vollendung fortſchreiten könne. Denn dadurch, meinte er, unterſcheide ſich das Genie von der bloßen Manier, daß es immer neue Formen erfinde, während die Manier ſtets an Einer Form hafte und Alles auf ſie beziehe. — So habe Goethe's Genius zu ſeinen Schöpfungen ſtets neue Formen erfunden, aber keine der neu erfundenen mehrmals benutzt. Kaum habe indeſſen das Genie eine neue Form erfunden, ſo werde von den Manieriſten ſogleich darnach gehaſcht, und dieſe machten den neuen Blumenpfad zur feſtgeſtampften Heerſtraße u. ſ. w.[82]).

Das Geſpräch über Erfindung der Formen hatte ſich auf das gegenwärtige Zeitalter gelenkt. „Das iſt," äußerte Falk mit lebhafter Begeiſterung, „das iſt auch das Zeitalter, in welchem Formen zerbrochen werden, und eine Menge von neuen Formen kräftiger und ſchöner hervorgeht. Die Zeiten," meinte er, „ſeien vorüber, wo man, um gelehrt zu ſcheinen, ſich hinter einem Wuſte von Acten verſchanzen und Zeit und Geld der Parteien mit Papierſchmieren vergeuden konnte. Dadurch, daß das Recht öffentlich verwaltet, die Proceſſe mündlich verhandelt würden, ſiege nur das Genie; der Actenſchmierer und Cabalenſchmied müſſe entfliehen. Man verlange jetzt Redner, die mit Scharfſinn die Gegenſtände auffaßten und ihre Parteien mit Geiſtesgegenwart vertheidigten; die auf der Stelle im Stande wären, über Alles klar, beſtimmt und ſchön zu ſprechen; keine Schmierer, die nach ewiger Friſt von 20 Bogen ſtarken Deductionen ihren ſchalen, formel-

78) Vergl. den Aufſatz: „Über die vielen Neujahrsgeſchenke für Kinder auf das Jahr 1806," in Falk's Auserleſenen Werken. (Leipzig 1819.) 3. Bd. S. 285 fg. 79) Amſterdam und Leipzig 1811. 80) Späterhin zu Amſterdam 1812 gedruckt, auch unter der Überſchrift: „Seeſtücke," in Falk's Auserleſenen Werken. 1. Bd. S. 59 fg. 81) „Über die verſchiedene Art, wie Goethe und Schiller das Schickſal behandelt," und: „über die mimiſchen Darſtellungen der Madame Hendel-Schütz." Beide Aufſätze befinden ſich in der Urania auf das Jahr 1812; von letzterem iſt auch zu Leipzig 1813 ein beſonderer Abdruck mit vier Kupfern veranſtaltet worden.

82) Vergl. Zeitgenoſſen. Neue Reihe. 5. Bd. 20. Heft. S. 43 fg.

len Unſinn zu Markte trügen, ohne etwas zu bewirken. Der Buchſtabe tödte, die Rede belebe den Geiſt, die Redekunſt ſchaffe Geiſtesgegenwart, und dieſe mache den Redner."

„Zeit ſei es daher," meinte Falk, der durch dies Thema unwillkürlich auf ſein Lieblingsthema, die Pädagogik, zurückgeführt worden war, „Zeit ſei es, das Obige auch bei der Kindererziehung zu berückſichtigen. Man bilde Redner, und man werde praktiſche Philoſophen und Staatsmänner gewinnen. Das lebendige Geſtalten der Formen des Denkens hätten uns alle großen Dichter und Redner gelehrt. Eine Nation, die ihren Klopſtock, Wieland, Goethe, Schiller und Herder habe, ſollte ſich ſchämen, das Erziehungsgeſchäft nach Salzmann's und Campe's Elementarbüchern zu betreiben[83]). Ebendadurch ſei die Generation verkrüppelt worden, daß man alle Menſchen in Eine Form habe gießen wollen, die für die wenigſten paſſe. Das Geſchlecht ſei ſo klein, daß es keine große Form mehr ausfülle; man habe daher eine kleine gewählt und in dieſe die wahrhaft großen Menſchen geknetet. Daher ſeien die Kleinen lächerlich groß, und bei den Großen die Anlage zur Großheit erdrückt worden. Ebendarum aber ſei unſere Generation ſo klein gerathen. Man werfe die Elementarbücher ins Feuer und entfeſſele den Genius der Menſchheit: ſo werde er wieder auftreten in ſeiner Größe, wie er in Rom und Sparta gewandelt"[84]).

Durch das Geſpräch über Jugenderziehung war Falk auf die allgemeine Erziehung des Menſchengeſchlechtes und ihr Fortbilden in ſich ſelbſt durch fortſchreitende Cultur geführt worden. Zwei koloſſale Popanze, meint er, hätten den Genius der Menſchheit in ſeinem Fortſchreiten gehindert, der Pfaff und der Ritter[85]). Luther habe den erſten, Napoleon den zweiten geſtürzt. Jener habe dieſem vorgearbeitet. Der Beweis liege am Tage: wo die Reformation vorgearbeitet habe, da ſiege Napoleon, in allen hellen Landen, von den Pyrenäen bis an die Weichſel. Wo die Finſterniß noch die Menſchen gefangen halte in den Banden der Mönche, wo Luther nicht vorgearbeitet, da gedeihe das neue Werk, der Code Napoléon, nicht, oder doch nur mühſam und langſam. Was kommen werde und daß es ſo kommen werde, das habe er ſchon ſeit mehren Jahren vorhergeſagt, er habe es ſchon im J. 1806 unter den preußiſchen Bajonetten behauptet. Damals habe man ihm nicht geglaubt, jetzt ſpräche die Sache ſelbſt; der Glaube käme ihnen in die Hände, und nun ſchweige er.

Dieſe und andere Äußerungen Falk's ſind hier auszugsweiſe mitgetheilt worden, um die Vielſeitigkeit ſeines Wiſſens zu zeigen und die immer rege Empfänglichkeit, womit er den verſchiedenartigſten Gegenſtänden ein lebhaftes Intereſſe abgewann. Er pflegte viel und ſchnell zu ſprechen, in einer bis auf ein Lispeln, reinen und wohlklingenden Sprache. Vor ſeiner lebhaften Phantaſie geſtaltete ſich jede Idee, jede neue Anſicht, die ihn ergriff, auf eigenthümliche Weiſe. Er gefiel ſich in lebhaften Schilderungen, und ſeine Rede ward leicht Declamation. Dabei gerieth er oft vom Ernſten ins Komiſche. Auch der ernſthafteſten Sache wußte er durch eine überraſchende Wendung eine lächerliche Folie unterzulegen, ſodaß man oft an die ernſthafte Seite nicht mehr denken konnte, ohne über ihren Gegenſatz zu lachen. Wer ihn recht erkannte, konnte nicht daran zweifeln, daß die Baſis von ſeinem Denken und Handeln Wahrheit und Recht ſei. Zu überſehen iſt jedoch nicht, daß ſeine Phantaſie, wie ſie ſich ſelbſt gern Alles groß malte, auch äußerlich den Schein der Größe nicht verſchmähte, wodurch er bei Vielen in den Verdacht gerieth, als ſei es ihm nur um den äußern Schein zu thun[86]). Dieſe durchaus falſche Vorſtellung wird am beſten widerlegt durch die Anſtrengungen, womit er ſich oft dem Wohle der Menſchheit aufopferte.

Beweiſe hiervon gab Falk im J. 1813 während ſeines Aufenthaltes in den Bivouacs des franzöſiſchen Marſchalls Marmont, Herzogs von Raguſa. Mit Hilfe von zwei Compagnien Infanterie, die auf Befehl des franzöſiſchen Generalcommandanten, Baron von Cohorn, zu ſeiner Dispoſition geſtellt waren, that er in Wiegendorf, Schwabsdorf und andern weimariſchen Ortſchaften kräftig Einhalt. „Ich trug," erzählt er ſelbſt[87]), „in jenen Schreckensnächten einen weiten Überrock, der die Zuflucht aller armen Bauern und Bäuerinnen, zur Unterbringung ihrer Kleinodien, d. h. ihrer Geldbeutel, Uhren und Trauringe, wurde, die ſie mir mit tauſend Thränen anvertrauten, und die ich ihnen auch wirklich rettete, wiewol meine Schatzkammer mir zuletzt ſo ſchwer wurde, daß ſie mir vor beide Füße herunterhing und ich kaum davor gehen konnte. — In Wiegendorf und Osmannſtädt gelang es mir, halb durch Güte, halb durch Gewalt, den armen geplagten Bauern ihr Vieh wieder zu verſchaffen, oder doch zu verhindern, daß es nicht völlig weggetrieben ward. Ich bewirkte dies, indem ich in das franzöſiſche Hauptquartier ritt und dem General Cohorn dringend vorſtellte: wenn man ſo zu hauſen fortfahren wolle, ſo werde die Landesregierung, bei dem beſten Willen, einen Aufſtand der Bauern im Rücken der großen Armee nicht verhindern können. Von dem General Cohorn mit einer Vollmacht verſehen, die mir zwei Compagnien zur unbeſchränkten Dispoſition gab, gelang es mir, vielen Freveln vorzubeugen, um ſo mehr, da ich, obwol ein einzelner Mann und Familienvater, den Tod, wenn ich auf guten Wegen bin, nie zu fürchten pflege, ja, ſo zu ſagen, keinen Begriff von Gefahr habe. Denn nicht ſelten ſind Schüſſe auf Einwohner und Bauern in meiner Nähe gefallen, beſonders wenn ich den Plünderbanden im Tumulte ihre Bündel von den Bajonetten heruntergeriſſen, um ſie den Eigenthümern zurückzugeben."

83) Vergl. die Vorrede zu Falk's Taſchenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre auf das Jahr 1802. S. V fg. 84) ſ. das Gedicht: „Die Wiederkunft der Griechen und Römer," a. a. O. S. 173 fg., wieder abgedruckt in Falk's Auserleſenen Werken. 3. Bd. S. 213 fg. 85) Vergl. eine ähnliche Stelle a. a O. 3. Bd. S. 299.

86) Vergl. St. Schütze im Journal für Literatur, Kunſt, Luxus und Mode. 1826. Nr. 15. 87) In ſeinem „Kriegsbüchlein." (Weimar 1815.) S. 16 fg.

Eine ausführliche Schilderung der mannichfachen Leiden und Drangſale, denen Falk in der Umgegend von Weimar zu ſteuern ſuchte, enthält das vorhin angeführte Kriegsbüchlein. „Um bei ſolchen Auftritten ungerührt zu bleiben,“ ſagt Falk[88]), „müßte der Menſch ſtatt des Herzens einen Stein im Buſen haben. — Ein kleines, den Muſen geheiligtes, Ländchen, das, auf ſeinem claſſiſchen Boden, unter der Regierung eines vortrefflichen, humanen und erleuchteten Fürſten ſich einſt ſo glücklich fühlte, und das jetzt, unter die Hufe der Barbaren und ihrer Roſſe getreten, dem Auge auf jedem Schritte Bilder des Greuels und der innern Verwüſtung und Zerrüttung darbietet, iſt ein Gegenſtand, der zu allerlei ernſthaften Betrachtungen über das künftige Schickſal von Europa Anlaß geben kann. Wie? wenn der Untergang des ganzen gebildeten Abendlandes unwiderruflich von der obwaltenden Vorſehung beſchloſſen wäre? Doch weg mit dieſen trüben Vorſtellungen!“

Tief erſchüttert ward Falk um dieſe Zeit durch den Tod eines vieljährigen Freundes, Wieland. „Wie bei Herder's Tod, als die Glocken, die ihm zu ſeiner Ruheſtätte durch die Stadt das feierliche Geleit gaben, ihren erſten Klang erhoben, fand ich nur Troſt, ſo lange ſich der Schmerz über einen ſo ungeheuren Verluſt in Thränen ergießen konnte. Montag, den 15. Jan., war Wieland's Begräbnißtag. Man hatte die Leiche nach Osmanſtädt geſchafft, um ſie dort in ſeinem Garten neben ſeiner Gattin und Sophie Brentano beizuſetzen. Ich fühlte mich zu tief erſchüttert, als daß ich dem Leichenzuge hätte beiwohnen können.“

Viele Opfer foderte der Tod bei dem in Weimar und der Umgegend damals herrſchenden Nervenfieber. In der unlängſt erwähnten Schilderung der Kriegsdrangſale fügt Falk hinzu: „Soll der Verfaſſer dieſes Aufſatzes[89]) bei der Schilderung des allgemeinen Menſchenelendes auch des ſeinigen ausführlich gedenken? Die Grenzenloſigkeit deſſelben läßt ſich mit wenigen Worten ausdrücken. In Zeit von einem Monate hat er, in dieſer wilden Schreckensperiode, vier blühende Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter[90]), an der nämlichen mörderiſchen Seuche, in welche auch nun ſogar die gewöhnlichen Kinderkrankheiten, als Maſern und Scharlachfieber, ausarteten, verloren, und mit ihnen den beſten Theil ſeines Selbſt begraben.“ Durch ein poetiſches Denkmal hat Falk jenen Verluſt verewigt[91]). Einige Verſe in der unten angeführten „Klage“ ſind augenblickliche Ergießungen unter dem Fenſter, an der nächtlichen Thür des auch bald an der Seuche hingeſchiedenen Arztes. „Ich habe geglaubt,“ ſagt Falk[92]), „daß die Bekanntmachung dieſer Gedichte, wegen der darin enthaltenen Grundſätze zu leben, zu lieben und zu leiden, den vielen zeitermüdeten oder gramverwundeten Seelen meiner Zeitgenoſſen zu einiger Beruhigung gereichen könnte. Sie ſtellen beides, den tiefen Schmerz eines ſchwergeprüften, ausgeweinten Vaterherzens und das innere Leben deſſelben vor Gott dar, alſo zugleich mit dem Abgrunde die Engelsflügel, die ein armes, gequältes Erdſein muthig emporgehalten, daß es nicht unwiederbringlich in die ſchwindelnde Tiefe hinabſtürzte. Solche Gründe, und nur ſolche allein, konnten mich bewegen, zu deren Herausgabe durch einen edlen Freund Ja zu ſagen. An das größere Publicum hab' ich in dieſen innern ſchmerzlichen Beziehungen kaum gedacht. So ſehr bin ich daran gewöhnt, mit meinem Schmerz allein zu ſein, daß ich mich noch gar nicht mit dem Gedanken befreunden kann, daß derſelbe nun auch außer mir Jemand anders angehören ſoll.“

Der Schmerz über den Verluſt ſeiner Kinder war ſo grenzenlos, daß Falk, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, nur in der in ihm aufkeimenden Idee, ein Vater und Verſorger der durch den Krieg verlaſſenen und verwilderten Kinder zu werden, Troſt und Beruhigung finden konnte. „Als meine Natur,“ ſagt er[93]), „von ſo vielen Leiden erſchüttert, mit dem Stoffe der Anſteckung in Streit gerathen mußte, ſo wünſchte ich ſehnlich die Auflöſung. Da ſie aber dennoch, nach einem ſchweren Kampfe, nicht erfolgte, und ich wieder zum Bewußtſein kam, ſo ſagte ich zu mir ſelbſt: Gott ſchenkt dir das Leben, weil er weiß, daß du ein Herz voll Mitempfindung und Liebe für deine Nebenmenſchen haſt. Das ſollſt du nun den Kindern zuwenden, die jetzt ihre Ältern verloren haben und Waiſen geworden ſind. — Jedes ſo gerettete fremde Kind iſt eine unverwelkliche Himmelsblume, auf das Grab unſerer abgeſchiedenen Lieblinge gepflanzt, iſt das gottgefälligſte Opfer, das wir ihnen darbringen können. Wir wollen dieſen verwaiſten Kindern das ſein, was ihre zu früh verſtorbenen Ältern und Verwandten vielleicht den unſern in einer andern Weltordnung ſind. An den irdiſchen Geſpielen unſerer ehemaligen Söhne und Töchter, die jetzt Geſpielen der Engel ſind, wollen wir treulich die Schuld einer glühend herzlichen Liebe und Zuneigung abtragen, die wir den Unſern ſelbſt in dieſer Welt nicht mehr erzeigen können.“

Begeiſtert von dieſer Idee, verband ſich Falk mit dem Stiftsprediger Horn in Weimar, um einen wohlthätigen Verein zu ſtiften, dem er den bezeichnenden Namen: „die Geſellſchaft der Freunde in der Noth,“ gab. „Das Unternehmen fand Beifall,“ wie Falk ſelbſt ſagt[94]), „Aufmunterung von Verſtändigen und Unterſtützung edler Menſchen, von Hohen und von Niedrigen. Wir liehen Geld aus ohne Zinſen; wir kauften den Armen Saatkorn; wir bezahlten das Schulgeld für verwilderte Knaben. Aber bei alle dem iſt die Noth zu ſchreiend, in

88) Kriegsbüchlein. S. 23 fg. 89) a. a. O. S. 32. 90) Guido, Roderich, Cäcilie und Eugenie. Vergl. die von Falk herausgegebene Schrift: Der allgemeine chriſtliche Glaube, mit Chorälen. (Weimar 1826.) S. 67. 91) In der Schrift: Johannes Falk's Liebe, Leben und Leiden in Gott. Zu Luther's Gedächtniß (1817) herausgegeben von einem ſeiner Freunde und Verehrer (Adolf Wagner). (Leipzig 1817.) Das Büchlein zerfällt, außer dem Vorworte des Herausgebers, in zwei Theile: „Klage des Dichters um ſeine vier, in den Monaten September und October des Kriegsjahres 1813 ihm durch den Tod entriſſenen, Kinder,“ und zweitens: „Liebestroſt in heiligen Sagen.“

92) ſ. Liebe, Leben und Leiden in Gott. S. 49 fg. 93) ſ. Kriegsbüchlein. S. 32 fg. 94) a. a. O. S. 35.

Vergleich mit den beſchränkten Mitteln, und indem wir uns feſt überzeugt halten, daß Vieles ohne Rettung unwiederbringlich verloren iſt, ſo richten wir unſer Augenmerk, obwol uns das Herz Tag und Nacht blutet, doch beiweitem mehr auf die armen verwahrloſten Kinder, in deren Seelen die Wildniß dieſer unbarmherzigen Zeit bereits Wurzel geſchlagen, als auf die Ältern ſelbſt.“

In einfach-kindlicher Weiſe erzählt Falk, wie und auf welche Veranlaſſung jener mildthätige Verein entſtanden iſt, in ſeinem „Aufruf an die Landſtände des Großherzogthums Weimar, über eine der ſchauderhafteſten Lücken unſerer Geſetzgebungen, die durch die traurige Verwechſelung der Volkserziehung mit Volksunterricht entſtanden iſt.“ (Leipzig 1818.) S. 31 fg. Über den Zweck des von ihm geſtifteten Vereins ſagt er daſelbſt: „Es handelt ſich hier keineswegs um eine bloße Idee, die, von ungefähr entſtanden, ohne Weiteres in das Reich unhaltbarer Träume und philanthropiſch-müßiger Hirngeſpinſte von Seiten des Staates verwieſen werden kann. Wir ſehen vielmehr dieſe Idee leibhaftig, wenigſtens im Großherzogthume Weimar, mit Händen und Füßen begabt, vor unſern Augen ſtehen. Sie erſcheint daſelbſt in den Rathsſtuben, ſie wandelt in den Gerichtshöfen; ſie ſitzt in der Werkſtatt von Meiſter Büchner am Graben zu Weimar als Wilhelm Stellenberg aus Wiegendorf, und macht Leinwand; ſie verfertigt in der Geſtalt des armen und ſo brav gewordenen Gläſer aus Umpferſtädt, der einem beſchimpfenden Straforte durch uns entrückt worden iſt, bei Meiſter Zwickel jun. zu Weimar Schuhe und Stiefel; ſie ſteht bei Meiſter Neuſe in der Gerbergaſſe zu Weimar als König der Ältere aus Buttſtädt da, ſchürt das Feuer des Blaſebalges, verfertigt Riegel und Schlöſſer und befeſtigt Häuſer, die ſie vielleicht würde aufgebrochen und geplündert haben, wenn es ihr noch länger vergönnt geweſen wäre, in Hürden und Windmühlen heimathlos umher zu ſchweifen. Das ſind Thatſachen, die nicht geleugnet werden können. — Aufrichtig geſtanden, leſen dieſe Burſche freilich nur nothdürftig; ſie ſchreiben ſogar ſo ſchlecht, daß jetzt mehre Perſonen im — Zuchthauſe ſind, von denen ſie ſich in dieſen beiden Künſten, ich weiß nicht recht, ob zu ihrer oder jener Beſchämung, würden müſſen beſchämen laſſen. Aber wie, wenn Schule, wenn Unterricht überhaupt nur Mittel, nie Zweck an ſich wäre? wenn dieſelbe ſofort zurücktreten müßte, wo es ſich von dem erſten Hauptfundamente aller chriſtlichen Volkserziehung handelt, ohne welches das große Gebäude des Staates morſch iſt und in ſich ſelbſt zuſammenfällt. Ja, ſo iſt es und ſo wird es bleiben. Als Endreſultat aller Dinge, alles Treibens und aller Bewegungen der Völker auf unſerem Erdboden, verkündet uns die Geſchichte, mit der Poſaune des Weltgerichts, einen großen, furchtbaren Erfahrungsſatz, der mit Flammenzügen, zum Schrecken des Abendlandes von Europa, auf die eingefallenen Mauern von Perſepolis, auf die Trümmer von Babylon geſchrieben iſt; er heißt: Verfault Hausregiment, verfault Staatsregiment; verfault Rom, verfault Griechenland. Aus Schelmen, Dieben, Bankerottirern, falſchen Spielern, lüderlichen Dirnen, pariſer Beutelſchneidern — laſſen ſich nun und nimmermehr freie und glückliche Verfaſſungen zuſammenſetzen, und wenn wir alle Tells, alle Winkelriede, alle Washingtons, alle Franklins, alle Lykurge und alle Solons von den Todten wieder auferwecken wollten. Was in aller Welt nützen oder frommen dem Staate Spitzbuben, die leſen, Spitzbuben, die ſchreiben, Spitzbuben, die rechnen können? Sie ſind ihm nur um ſo gefährlicher. Ja, was lateiniſche, was griechiſche, was franzöſiſche Spitzbuben? Die mechaniſch erlangten Fertigkeiten ſolcher Menſchen ſind ja nur ebenſo viel Dietriche, die man ihnen zur Plünderung des Heiligthums der Menſchheit in die Hände gibt.“

„Man hat,“ heißt es an einer andern Stelle[95]), „oft geklagt über den Einfall der Franzoſen in Teutſchland, denen man die moraliſche Verſchlimmerung allein beimeſſen möchte. Aber leider war der keuſche Schnee auf unſern Bergen längſt geſchmolzen, als die Franzoſen unſer Vaterland von dem einen Ende bis zum andern überſchwemmten. Wie in dem Volke, ſo in den höhern Ständen, denkt Alles nur auf den Tag und die Gegenwart. Schenken oder Hotels, Hütten oder Paläſte, für den Grundſatz einer praktiſchen Gottesleugnung, eines im Übermaße verfeinerten oder vergröberten Epikurismus iſt Alles Eins. Was oben unter ſchlechten Beamten für Auſtern und Champagner, wird unten im Volke für Semmeln und Branntwein geopfert. Gottesfurcht, Ehre und Religion, die Furcht vor dem Unſichtbaren iſt hin! Genuß iſt das Loſungswort! Durchſauſten Tagen folgen durchſchwärmte Nächte. Fehlt Alles — eine Kugel vor den Kopf fehlt niemals. Selbſtmord iſt eine Kleinigkeit, das Jenſeits eine Nebelküſte. Zehrte dies Übel nur an dem Marke der höhern Stände, ſo möchte es noch hingehen! Aber daß dieſe Seuche auch bereits das Volk ergriffen hat, das iſt ein ſo grenzenloſes Unglück, daß man, mit Melanchthon zu reden, die Elbe mit ſeinen Thränen darüber anfüllen möchte. Das iſt die Sprache, die im Jahre unſeres Herrn 1818 einem Teutſchen gegen Teutſche geziemt. Die von den *Freunden in der Noth* vorläufig aufgeſtellten Ideen einer chriſtlich-praktiſchen Volkserziehung ſind aus Thatſachen bekannt. Es iſt actenmäßig erwieſen, daß fromme Werkſtätten, als Grundpfeiler der Civiliſation, auch beſonders dieſes leiſten, was kaum auf einem andern Wege geleiſtet werden kann; daß ſie durch eine nützlich eingeleitete freudige Beſchäftigung der Jugend das Thier im Menſchen bändigen, ja es wieder zur Vernunft und zur Beſinnung bringen.“

Der Feuereifer für das Gute, der ſich in dieſen und andern öffentlich mitgetheilten Äußerungen Falk's ausſprach, gewann ſeinem Unternehmen viele Freunde und reichliche Unterſtützung, nicht blos in den weimariſchen Landen, ſondern auch in entfernten Theilen Teutſchlands. Selbſt in England nahm man einen thätigen Antheil an dieſem menſchenfreundlichen Werke, zu deſſen Förderung Falk eigene Miſſionaire unterhielt. Der Hauptzweck der von ihm begründeten Anſtalt war: verwilderte Knaben zu

95) ſ. Kriegsbüchlein. S. 8.

nützlichen bürgerlichen Gewerben heranzubilden, und ſo, um uns ſeiner eigenen Worte zu bedienen, durch einen lobenswerthen und Gott wohlgefälligen Betrug die Zuchthäuſer und Galgen um recht viele ihrer Candidaten zu bringen.

Unter den mannichfachen Hinderniſſen, die ſich ſeinen redlichen Abſichten entgegenſtellten, ſank nicht ſein feſtes Vertrauen auf Gott und deſſen Hilfe. Es ſprach ſich oft rührend aus in Briefen an ſeine Freunde. So ſchrieb er unter Anderem an ſeinen vieljährigen Freund, den Hofrath und Profeſſor C. G. Schütz in Halle[96]), am 12. Nov. 1820: „Vergangenen Sommer, als ich die Freude hatte, Sie zu beſuchen, theilte ich Ihnen einen Plan mit, der nun zur Vollendung gereift iſt[97]). Aus der gedruckten Ankündigung, die zugleich ein Probeblatt enthält, geht Zweck und Abſicht möglichſt klar hervor. Was Sie irgend zur Beförderung dieſes frommen, chriſtlichen Zweckes thun können, ich weiß, daß Sie dazu von Herzen geneigt ſind. Wie Sie nun glauben, daß das Ganze am beſten zu öffentlicher Bekanntmachung gelange, ſo verfahren Sie, oder rathen mir ein ſolches Verfahren an. Sind Ihnen fromme, wohlwollende Männer in den Städten unſeres Vaterlandes bekannt, die gern und freudig zu ſolcher Arbeit, wie ich ſie vorhabe, die Hand bieten, ſo theilen Sie mir gütig Namen und Adreſſe mit. Ich will ſodann ſelbſt ſchreiben. — Zu Oſtern 1821 bin ich mit den Kindern ohne Haus, und habe ſodann im eigentlichſten Verſtande nichts, wo ich mein Haupt hinlege. Aber ich verzage deshalb nicht. Mein Herr und Gott, der mich ſtill und gewaltig über die ſchauderhaften Abgründe von Leipzig, Lützen und Jena, worin ſo viele meiner Brüder verſanken, mit dreihundert Kindern herübergetragen, wird auch diesmal ſeinen Engeln Befehl geben. Sein auch Sie einer für uns!"

Am ausführlichſten erklärt ſich Falk über die von ihm verfolgten Ideen und Zwecke in einem Antwortſchreiben auf einen Brief aus Berlin, wo man ihn bei einer zu errichtenden Erziehungsanſtalt für verwahrloſte Kinder um ſeinen Rath gefragt hatte. „Ich bin," ſchrieb er am 5. Febr. 1822[98]), „ſehr erfreut über den Entſchluß, eine Anſtalt nach gleichen Maximen, wie die unſrigen, in dem alten lieben Preußenlande zu begründen. Gott ſchenke den zu dieſem ſchönen Zwecke vereinigten Menſchenfreunden in Berlin Licht, Kraft, Einſicht und Gedeihen von Oben, ſo wird die gute Sache bald einen geſegneten Fortgang haben. Ich meinerſeits werde mit herzlicher Theilnahme die Hand bieten, und käme Jemand von den Ihrigen hierher, oder ich, was ſchon längſt mein Wunſch war, auf einige Zeit nach Berlin, ſo würde ich Ihnen gewiß nichts vorenthalten, was im Kreiſe meiner vieljährigen Erfahrungen über dieſe Sache Gottes, wie man ſie ja wol mit einigem Rechte nennen kann, gelegen iſt. — Es iſt ein rührender, ja herzerhebender Anblick, Kinder zu ſehen, die noch vor einem Jahre in Lumpen, Schmutz und Elend vergingen, und die nun einen Ballen Leinwand oder Tuch herbeitragen, um andere arme Kinder, die noch in demſelben Zuſtande ſind, damit zu bekleiden, ja ihnen ſolche Kleidungsſtücke auch ſelbſt anzumeſſen und zu verfertigen. Geſegnete Folgen des europäiſchen Gewerbfleißes, der ja noch überall in Teutſchlands Städten und Dörfern vorhanden iſt, und nur erwartet, daß er angeſprochen wird. Doppelt geſegnet, wo dieſe fromme Bemühung ſich auf Kinder von Verbrechern und ſolcher Unglücklichen erſtreckt, die, in Sünden empfangen und geboren, gleichſam ſchon im Keime, durch die traurige Nothwendigkeit ihrer ganzen Umgebungen, zu künftigen Candidaten der Zuchthäuſer und Criminale beſtimmt ſind, und die nun, durch die Zucht ehrbarer und frommer Werkſtätten, durch die von früh bis ſpät in die Nacht ununterbrochen fortgeſetzte Aufſicht einem halb thieriſchen Zuſtande entriſſen, ſich den Fleiß und eine geregelte Thätigkeit, als die erſte Grundbedingung menſchlicher Tugenden, wieder angewöhnen. — Sie erſehen aus dieſem kurzen Umriſſe, worin die Elemente unſerer Anſtalt zu ſuchen ſind. Aller und jeder Unterricht wird von uns nur als Mittel zur Erziehung, niemals als Zweck angeſehen[99]). Die Politik mit ihren windigen, ſtürmiſchen Zwecken liegt weit hinter uns. Wir ergreifen ſelbſt vom Chriſtenthume nur die eine praktiſche Seite, die den armen, zitternden, frierenden, nackenden Chriſtus als Kind zu uns kommen läßt, ihn ſpeiſet, kleidet und tränket. Um nun dieſes Geſchäft der aufopfernden Liebe würdig zu vollenden, muß der Menſch reines Herzens ſein; nicht das, was vor Menſchen, ſondern das, was vor Gott gilt, muß ſein Leitſtern werden; er muß Verbannung, Spott, Hohn hinnehmen, ohne an Gott und der höhern Menſchheit durch die thieriſchen Geſpenſter, die am hellen Tage unter uns umherwandeln, je irre zu werden. Vater, vergieb ihnen, was ſie thun. Zuletzt läßt ſich doch Alles auf Beſchränkung der Ideen zurückführen. — Wir ſprechen nicht ab über die Wunder der Speculation, ſind weit entfernt, die poſitive Einkleidung ewiger Wahrheiten:

Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit,
Gewebt aus Nebel und aus Sonnenklarheit,

wie Goethe ſo trefflich ſagt, frevelnd zu ſtören, und ſo gleichſam das Organ ſelbſt zu verkennen, wodurch von jeher durch Gott und die Natur zum Volke und zum Kinde geſprochen wurde. Wir ſind aber ebenſo wenig dazu geneigt, der Poeſie der Philiſter, d. h. dem thörichten Aberglauben unſerer Tage, Vorſchub zu thun, der die erhabenſten Aufgaben der Religion zum weichlichen Spiel einer müßigen Einbildungskraft herunterzieht. Evangelium, alte Choräle und Anwendung der herrlichen praktiſchen Grundſätze des Chriſtenthums auf das Leben unſerer Jugend ſelbſt, herrſchen in unſern Sonntagsſchulen. Wie recht wir daran thun, uns in dieſen einfachen Elementen mit dem Volke zu bewegen, dafür bürgt die Erfahrung, daß bis jetzt weder ein religiöſer, noch politiſcher Fanatiker aus

96) ſ. Chriſtian Gottfried Schütz, Darſtellung ſeines Lebens u. ſ. w. 2. Bd. S. 92. 97) Die Idee einer Sonntagsſchule, von der weiterhin ausführlicher die Rede ſein muß. 98) Vergl. den Geſellſchafter 1832. 12. Bl.

99) Vergleiche Falk's Aufruf an die weimariſchen Landſtände. S. 4.

unſern Werkſtätten hervorgegangen iſt; daß wir das unumſchränkte Vertrauen unſerer edlen regierenden Fürſtenfamilie beſitzen; daß Menſchen aus allen Ständen, Fürſten, Grafen, Herren und Handwerker, dieſe fromme Anſtalt freudig unterſtützen, weil ſie inne geworden ſind, obgleich ſie ſich mitten im Volke unter zweihundert Werkſtätten täglich und ſtündlich bewegt, daß dennoch der Friede Gottes in ihr herrſcht, der höher iſt, als alle Vernunft. — Weder die myſtiſch-frömmelnde Partei, noch die mit gutgemeinter, aber in ihren Folgen höchſt liebloſer Aufgeklärtheit, die über alles durch Jahrtauſende Hergebrachte brauſend dahinfährt, kann uns auf dieſem einfachen, echt evangeliſchen Wege irgend etwas anhaben. Wir ſtreiten mit Niemandem, beharren aber ganz einfach in Ausübung des Grundſatzes, den die Prediger-, Rede- und Bücherſeligkeit ganz verdrängt hat: daß die Predigt an und für ſich ohne Weiteres eine That ſei. Es iſt aber viel leichter, 365 Bibeln auf einen Tag zu vertheilen, oder 52 Mal im Jahre ſonntäglich zu predigen, und ſodann gemächlich ſeines Leibes mit Speiſe, Trank und allerlei erlaubten, ja oft unerlaubten Vergnügungen zu warten, als die Sorge für ein einziges Paar verwilderter Kinder zu übernehmen und dieſelben zu den Grundſätzen der Frömmigkeit und Religion zurückzuführen [1]).

Unter ſo raſtloſen Bemühungen empfing Falk manche rührende Beweiſe dankbarer Anerkennung, die ihm Erſatz bieten mußten für das unverdiente Loos, oft von der kurzſichtigen Menge verkannt zu werden. Ein ſo glühender Eifer für das Gute und Edle, wie er ihn beſaß, brach oft mit ſchwärmeriſcher Begeiſterung durch die Rede. Charakteriſtiſch iſt in dieſer Hinſicht, unter mehren bereits mitgetheilten Äußerungen über die Zwecke ſeines Wirkens, ein Schreiben Falk's an den Prediger Leutloff in Olbersleben. „Heute," ſagt er darin [2]), „verlieh mir Gott, wofür ich ihm von Herzen dankbar bin, im Geiſte und in der Wahrheit unvorbereitet in meiner Sonntagsſchule zu ſprechen, kurz und einfältiglich. Ich ſagte ungefähr alſo: Liebe Kinder, die meiſten von euch ſind noch nicht genug in Gott erleuchtet, um inne zu werden, was ich mit euch will und vorhabe. Sie betrachten mich blos als einen Mann, der das Geſchick beſitzt, ihnen Schuhe an die Füße und Kleider auf ihren Leib zu verſchaffen. Aber, liebe Kinder, das ſind nur vergängliche Geſchenke. Ich will euch größere geben; ſchenken will ich euch den unvergänglichen Rock der Gerechtigkeit, das nie veraltende Kleid der Unſchuld, worin ihr angethan, einſt vor dem Throne Gottes mich umgeben ſollt. — Hier ergriff mich eine wunderſame Rührung und Wehmuth. Kinder, fuhr ich fort, ich bin älter, als ihr. Ein halb Jahrhundert ging über meinem Scheitel hinweg; bald wird es heißen: ich gehe fort zu meinem Gott und zu eurem Gott, zu meinem und zu eurem Vater. O macht mir nicht die Betrübniß, daß ich einen von euch vor dem Throne des ewigen Vaters vermiſſe, ſondern ſtrebt, daß ich einſt freudig in eurer Mitte ausrufen kann: Hier bin ich, Vater, und die, ſo du mir gegeben haſt! Bei dieſen Worten fiel ich auf die Knie, und wie durch einen Blitzſchlag getroffen, lagen Hunderte von Jünglingen betend neben mir. Es erhub ſich ein Schluchzen und Weinen. Ja, Gott war mitten unter uns; Engelflügel rauſchten aus unſern Seufzern, Thränen tröpfelten gleichſam hinweg ins Gnadenmeer der ewigen Liebe, das den ſeligen Hafen der Rettung ewig offen erhält und das Geſchrei der Scheiternden mitleidig erhört. Warum laſſen ſich ſolche Stunden heiliger Weihe nicht vervielfältigen?"

Das Johanneum, wie Falk, nach dem Lieblingsjünger Jeſu, ſeine Erziehungsanſtalt zu nennen pflegte, iſt nicht unpaſſend ein Commentar zur pädagogiſchen Seelenkunde genannt worden. Merkwürdige Belege findet man dafür in einem aus ſeinem literariſchen Nachlaß herausgegebenen Werke [3]). Die darin enthaltenen Abenteuer, unter andern in der Erzählung „Flatterhans und Flatterroſe" [4]), ſind alle, wie ſie ſich in einem eigenen Kreiſe zugetragen, mit ergreifender Wahrheit nach dem Leben gezeichnet. Die meiſten dieſer Darſtellungen ſind dem Beſten, was unſere Literatur in dieſer Gattung aufzuweiſen hat, gleich zu ſtellen, ſo der „ſittliche Barometerſtand auf das Kalenderjahr 1825" [5]) und die treffende Verſpottung junger Handwerker, die den warmen Ofen daheim nicht verlaſſen mögen, in dem „Vipertus Kückindiewelt" [6]).

Die unermüdete Thätigkeit Falk's in ſeinem neuen Wirkungskreiſe fand überall dankbare Anerkennung. Von ſeinem Fürſten, dem Großherzoge Karl Auguſt, war er mit der Decoration des Falkenordens geſchmückt worden. Auch ohne dieſe ehrende Auszeichnung würde er ſich ſchon in der Idee glücklich gefühlt haben, nach ſeinen beſten Kräften zur Beſſerung und Belehrung ſeines Zeitalters zu wirken, und ſich dadurch ein bleibendes Denkmal zu ſtiften. Den religiöſen Standpunkt behielt er dabei immer ſcharf im Auge. Über ſeine Beſtrebungen ſagt er ſelbſt: „Eine einzige, dem Erdentraume entführte und ihrer Freudigkeit in Gott wiedergeſchenkte Seele — ſiehe da, mein Geiſt, das über allen Menſchenbeifall erhabene, dir ewig unentrückbare Ziel, dem du jetzt und in alle Zukunft nachſtreben ſollſt" [7]). Dieſer Gedanke beſchäftigte ihn ſo gänzlich, daß Schriftſtellerei ihm von nun an nur ein Mittel zu jenem Zwecke geworden zu ſein ſchien. So ward der Ertrag einer Sammlung ſeiner auserleſenen Werke, die einer ſeiner Freunde, Adolf Wagner in Leipzig, herausgab [8]), redlich zum Beſten ſeiner Anſtalt verwendet. Sie enthielt manches Ungedruckte und Auszeich-

1) Vergl. den von Falk herausgegebenen Allgemeinen chriſtlichen Glauben, mit Chorälen. (Weimar 1826.) S. 56. 2) ſ. Falk's Aufruf an die weimariſchen Landſtände. S. 91 fg.

3) Volksſpiegel zur Lehre und Beſſerung. (Leipzig 1826.) Vgl. den Literariſchen Wegweiſer zur Abendzeitung. 1826. Nr. 101. S. 405. Mitternachtsblatt für gebildete Stände. 1826. Nr. 139. S. 556 fg. Pädagogiſch-philologiſches Literaturblatt zur allgemeinen Schulzeitung. 1827. 1. Abth. Nr. 13. S. 102 fg. 4) ſ. Volksſpiegel. S. 135 fg. 5) a. a. O. S. 212 fg. 6) a. a. O. S. 23 fg. 7) ſ. Falk's Liebe, Leben und Leiden in Gott. S. 50. 8) Johannes Falk's Auserleſene Werke. Alt und neu. Erſter Theil: Liebesbüchlein. Zweiter Theil: Oſterbüchlein. Dritter Theil: Narrenbüchlein.

nenswerthe, darunter beſonders den „Schlüſſel zu dem Platoniſchen Mährchenbüchlein“ [9]), in welchem Falk ſein Glaubensbekenntniß mit den Worten ablegt: „Nur aus der innigſten Durchdringung des Deismus, wie des Naturalismus, der Bibel, wie der Wiſſenſchaft, die ja beide Geſchenke aus den Händen eines und deſſelben ewigen Urhebers ſind, kann dermalen eine Betrachtung der Religionswahrheiten hervorgehen, die uns zugleich vor Aberglauben und vor Unglauben ſchützt, und folglich dem Stande unſeres Zeitalters angemeſſen iſt.“

In dem unten angeführten Narrenbüchlein hat manche ergötzliche oder auch ernſte und ſtrafende Satyre der Beſchränkung des Raumes und noch wahrſcheinlicher andern Rückſichten weichen müſſen, unter denen des Dichters Abneigung gegen Satyre überhaupt wol am entſcheidendſten geweſen ſein mag. Sein Geiſt hatte längſt eine Richtung genommen, die ihn dieſer Gattung der Poeſie völlig entfremdete und ihm Wohlwollen und Liebe gegen die ganze Menſchheit einhauchte. Das Schickſal hatte ihn in eine ſehr ernſte Schule genommen. Zu den Lebensſtürmen, die er bereits ertragen, trat noch in den letzten Jahren ſeines Lebens der Verluſt einer ſchon erwachſenen Tochter. Aber ungebeugt durch trübe Erfahrungen mancher Art ward ſein Muth vielmehr dadurch geſtählt, auf der Bahn fortzuwandeln, die er ſich unwiderruflich vorgezeichnet hatte. Dies ſieht man aus einem Briefe Falk's an Friedrich Auguſt Wolf in Berlin. „Nur ein Paar Zeilen als Lebenszeichen,“ ſchrieb er am 13. Febr. 1822 [10]), „daß ich, ſeitdem ich Sie zuletzt ſah, wieder ein blühendes Kind, meine ſechzehnjährige Angelika, verloren, davon kein Wort! Ich ſtehe einmal zwiſchen den großen Todtenkanzeln, Lützen, Leipzig und Jena, ſo ſtumm und doch ſo beredt da, um denen, die tauben Ohrs ſind, das ernſte Evangelium zu predigen von uralten, provençaliſchen Völkerſchaften, die ihre Pferde nicht umſonſt — oder alle Weltgeſchichte iſt Lug — an die Krippe des Sachſenlandes banden. Umher auf den kalten Steinen ſitzen die Kinder von Vätern, die in Rußland erfroren, in Spanien verbrannt und in Tyrol geſteinigt worden, und hören zu. Dazwiſchen muß ich nun meine eigenen Kinder begraben laſſen, und aus dieſem ungewiſſen Zwielicht, mit blutigen Streiflichtern der Zukunft untermiſcht, ſteigt der neue Bau [11]) im Vertrauen auf Gott empor. Feſt und unerſchütterlich, durch keine Lockung der Zeit verführbar, halte ich nun neun verhängnißvolle Jahre hindurch feſt die Hand des Fürſten auf ſeinem Thron, und ebenſo feſt die Hand des armen Volkes in der letzten Hütte. So geziemt es der Würdigkeit des Teutſchen, der das Herz von ganz Europa darſtellt. Mögen die Hände und übrigen Theile des großen Staatskörpers gichteriſch zucken! So lange das Herz ſelbſt noch einen freien Schlag behält, iſt die Krankheit doch nur äußerlich. — Ich lege Ihnen einige Vaterunſer [12]) und Ankündigungen über den Fortgang dieſes Unternehmens bei. Können Sie in Ihrem Kreiſe für die Ausführung dieſer Idee etwas beitragen, ſo darf ich Sie ja wol nicht erſt dazu auffodern. Es iſt ja mein alter Wolf, an den ich ſchreibe, dem die Ausführung jeder Idee Luſt und Freude macht. Hamlet ſpricht: Sagt Alles nur mit Einem Worte; er war ein Mann! Die Zeit iſt da, wo die Bücher aufſtehen, Hände und Füße bekommen und leben müſſen, und zwar auf eine echte, rechte und gottgefällige Weiſe, die Volk, Fürſt und Vaterland mit Einem und demſelben unauflöslichen heiligen Bande umſchlingt.“

Den in dieſem Briefe erwähnten Bau eines Bet- und Schulhauſes raſch fortrücken zu ſehen, gewährte Falk große Freude. Feſtlich geſchmückt erſchien das noch nicht ganz vollendete Gebäude an dem Regierungsjubiläum des Großherzogs Karl Auguſt [13]). Hinter ſechs weißen Säulen zeigte ſich eine grüne, ausgeſchmückte Vertiefung, und zwiſchen derſelben nach der Straße zu ſtanden Büſten und Statuen, eine Muſe in der Mitte, die Büſten von Goethe und Schiller zu ihren beiden Seiten, die Helden der Ilias und Odyſſee daneben, Achill zur Seite Schiller's, Odyſſeus neben Goethe [14]).

Die unten erwähnten Verſe und die Kränzung der Säulenhalle ſeines verehrten Fürſten waren die letzte Anſtrengung ſeines mühſeligen und wechſelvollen Lebens. Seine Geſundheit hatte ſchon in früher Jugend durch Nachtwachen und geiſtige Anſtrengungen ſehr gelitten. Erſt als nach der Schlacht bei Jena ihm ein anderer Wirkungskreis ward, erholte er ſich wieder. Im September 1825 warf ihn eine Erkältung fünf Monate lang auf ein ſchmerzenvolles Krankenlager. Eine verderbliche Gährung der Säfte, wie mit ſich ſelbſt im Streite, zerſtörte ſeinen Körper [15]). Auch in dieſer harten Schickſalsprüfung erkannte er mit ſtiller Reſignation die ihn führende Hand ſeines Vaters im Himmel. In leidensfreien Augenblicken ließ er niederſchreiben, was ſeinen Geiſt bewegte, einzelne Gedichte für ſeine Sonntagsſchule und mehre Briefe für ſeine Freunde. In der vier Tage vor ſeinem Tode, am 10. Febr. 1826, geſchriebenen Vorerinnerung zu dem von ihm verfaßten „Allgemeinen chriſtlichen Glauben“ äußerte er: „Liebe Kinder! Ich ſchreibe euch dies Büchlein auf meinem Sterbebette. Wenn ihr

9) Joh. Falk, Auserleſene Werke. 2. Th. S. 257 fg. 10) ſ. den Geſellſchafter. 1826. 97. Bl. 11) Eines Bet- und Schulhauſes, durch Falk's Zöglinge im J. 1822 begonnen. Die Koſten dieſes Baues wurden größtentheils durch die von ihm herausgegebene und mehrfach erwähnte Schrift: „Der allgemeine chriſtliche Glaube, mit Chorälen“ (Weimar 1826.), gedeckt.

12) Das Vaterunſer, in Begleitung von Evangelien und uralten chriſtlichen Chorälen, wie es in der weimariſchen Sonntagsſchule mit den Kindern geſungen, durchſprochen und gelebt wird. Mit Kupfern. (Leipzig 1822.) 13) ſ. Weimars Jubelfeſt. (Weimar 1825.) 1. Abth. S. 35. 14) Auf dem Piedeſtal der Muſe ſtanden die folgenden, von Falk gedichteten, Verſe:

Selbſt nach vielen hundert Jahren,
Wo nur irgend Teutſche waren,
Wird dein Ruf ſich offenbaren
So aus treuer Bruſt:
Kehr' mit deinen Dichterſcharen,
Die den Lorbeer in den Haaren
Ewig grün dir aufbewahren,
Kehre, Karl Auguſt!

15) Vergl. K. Reinthaler in der Nachſchrift zu dem von Falk herausgegebenen Allgemeinen chriſtlichen Glauben. S. 62 fg.

es leſet, ſo bin ich vielleicht nicht mehr in der Welt. Ihr könnt alſo wol denken, daß es nichts als die ſtrengſte Wahrheit, nach meiner Abſicht, enthalten ſoll. Glaubt auch nicht meinen Worten, ſondern den Worten Jeſu Chriſti, der geſagt: Wer mich liebt, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen. Zu einem ſolchen Tempel Gottes, den ihr durch Liebeswerke und kindliche Unſchuld in euren Herzen eröffnen könnt, ſchenke euch Gott Allen die Gnade durch Jeſum Chriſtum, unſern Herrn."

Zwei Tage vor ſeinem Tode ſchrieb er die „letzte Bitte an ſeine Freunde" um Verbreitung eines von ihm verfaßten Volksbüchleins [16]), mit welchem er beſonders die Befeſtigung im Lutheriſchen Glauben und die Warnung vor dem Übertritte zur römiſchen Kirche beabſichtigte. „Als ich noch," ſchreibt Falk [17]), „zu Weimar da unten im Luthersgäßchen lebte und die Nebel des alten Ettersberges an mir vorüberzogen, hat es meine Freude eben nicht beſonders vermehrt, wenn ich ſah, daß ſo viele meiner evangeliſchen Glaubensgenoſſen, Künſtler, Philoſophen, Dichter, Geſchichtſchreiber, heimlich oder öffentlich, in den Schoos der katholiſchen Mutterkirche wieder zurückkehrten. Es wurde zuletzt Mode (ſogar die Nachkommen uralter Fürſtenfamilien, wie Gotha heimlich, Anhalt-Köthen öffentlich, trugen über einen ſo wichtigen Punkt kein Bedenken). — Welche Geringſchätzung, welche tiefe Herabwürdigung jener blutigen Aufopferungen, welche die frommen Vorfahren dreißig Jahre hinter einander dem Reformationswerke darbrachten, ſetzt ein ſo leichtſinniger Schritt voraus! — — — Ich muß hier ſchweigen; aber ihr einfachen Steine am Grabe des frommen Guſtav Adolf zu Lützen, redet ihr ſtatt meiner fort! — Dies brachte mich auf den Einfall, dem Volke dieſe Empfindungen, die in mir ſo heilig glühten, einzuſingen und einzubeten, damit ſie ein Stück ſeiner Seele würden. — Ich hoffe zu Gott, daß auch dieſe Idee nach meinem Tode nicht ausſterben, ſondern in den Bergen und Thälern meines Vaterlandes fortbrennen und leuchten ſoll. Und ſo, ihr edlen Freunde, gehabt euch wohl, und nehmt einen leiſen Zuruf von mir aus der andern Welt."

Den Tag vor ſeinem Tode erſchöpfte er ſeine letzten Kräfte durch die Mittheilung ſeines letzten Willens, nach welchem die von ihm begründete Anſtalt und ſeine Familie zur Ein Ganzes bilden ſollten. Ein Auszug aus ſeinem Teſtamente iſt durch den Druck bekannt geworden [18]). Seine letzten Augenblicke ſchildert einer ſeiner Freunde, der Vorſteher des Martinsſtiftes zu Erfurt, Karl Reinthaler. „Als ich," erzählt er, „am 13. Februar gegen Abend von Erfurt herbeigeeilt kam, war ſchon das Licht aus ſeinen Augen und das Feuer von ſeiner Zunge geſchwunden. Sein ungeſchwächter Geiſt aber wollte die gelähmten Glieder noch zwingen und die Hauptgedanken ſeines Lebens immerfort wiederholen. Gott — volksfaßlich — Glaube — Chriſtus — Punktum — waren die letzten gebrochenen Worte, mit denen er ſeinen Geiſt aushauchte. Es war Abends um ſieben Uhr, am 14. Febr. 1826, dem Geburtstage ſeiner Frau. Ihren Schmerz und das Jammergeſchrei der vier unmündigen Kinder [19]) vermochte menſchlicher Troſt nicht zu ſtillen."

Selten war ein Leben mühſeliger und wechſelvoller geweſen, als das ſeinige, ſelten das Wirken und Streben eines Mannes innerlich und äußerlich mehr Veränderungen unterworfen geweſen, und ebenſo ſelten daher auch ein Mann ſo verſchiedenartigen Beurtheilungen ausgeſetzt, als Falk [20]). Es darf ſelbſt mit zu ſeinem Schickſale gerechnet werden, daß er bald zu große Bewunderung, bald zu harten und unverdienten Tadel erfahren, ja oft gänzlich verkannt worden. Falk's eigene Äußerungen, wie ſie ihm ſeine ſehr bewegliche Phantaſie und der ſchnelle Wechſel ſeiner Ideen eingab, trugen nicht unweſentlich dazu bei, die Erkenntniß ſeines Geiſtes und Charakters zu erſchweren. Wer ſich nicht mit einſeitiger Vorſtellung von jenem ausgezeichneten Manne begnügen will, muß in das Innerſte ſeines Weſens zu dringen ſuchen, um Alles in ihm aus einem gemeinſamen Mittelpunkte zu erklären.

Es war die Nachwirkung eines harten Erziehungsdrucks und ungünſtiger Verhältniſſe, die ſeinen nach hö-

16) Es erſchien erſt einige Jahre nach ſeinem Tode unter dem Titel: Dr. Martin Luther und die Reformation, in Volksliedern von Johannes Falk. (Weimar 1830.) 17) ſ. die Schrift: Dr. Martin Luther und die Reformation. S. VII fg. Enthalten ſind in dieſer Schrift die nachfolgenden Gedichte: I. Dr. Martin Luther's Geburt, Taufe und Erziehung. II. Dr. Martin Luther im Kloſter und auf dem Lehrſtuhle. III. Die Beſchützer und Vertheidiger des evangeliſchen Glaubens. IV. Dr. Martin Luther's gute Ritterſchaft. V. Dr. Martin Luther in Freud' und Leid ſeines Hauſes. VI. Luther's und Melanchthon's Glaubensende. VII. Leydens Belagerung durch die Spanier. VIII. Leydens Entſatz durch die Meergeuſen. IX. Die Armada, oder Spaniens unüberwindliche Flotte. X. Chriſtus, ein Welten-Hymnus. 18) In einer Beilage zu der von Falk verfaßten Schrift: Der allgemeine chriſtliche Glaube. S. 70 fg. Falk ſagt darin unter Anderem: Meine arme Seele befehle ich Gott; für meinen Leib aber verbitte ich mir nach meinem Tode alle Section; denn da ich nicht gern eine Sache zwei Mal thue, ſo habe ich an der Section, die ich ſechs Monate an meinem Körper durchgemacht, vollkommen zur Genüge. — Meinen Leib ſoll man, ganz ſtill und ohne alles Gepränge, auf dem neuen Kirchhofe in meinem Familiengewölbe beiſetzen. In die Mauer ſoll ein Sandſtein mit folgender Inſchrift eingelaſſen und davor in gehöriger Entfernung drei Linden gepflanzt werden. Zur Inſchrift habe ich mir folgende Verſe erwählt:

Unter dieſen grünen Linden
Iſt, durch Chriſtus frei von Sünden,
Herr Johannes Falk zu finden.
An der Oſtſee fernem Strande
Ließ er Ältern und Verwandte,
Da ihn Gott zur Ilme ſandte.
Kinder, die aus fremden Städten
Dieſen ſtillen Ort betreten,
Sollen alſo für ihn beten:
Ew'ger Vater, dir befehle
Ich des Vaters arme Seele,
Hier in dunkler Grabeshöhle.
Weil er Kinder aufgenommen,
Laß ihn ja mit allen Frommen
Als dein Kind auch zu dir kommen!

19) Roſalie, Edmund, Gabriele und Bernhard. 20) Vergl. St. Schütze im Journal für Literatur, Kunſt, Luxus und Mode. 1826. Nr. 15. S. 113 fg.

herer Bildung ſtrebenden Geiſt überhemmt, als er in jugendlichem Übermuthe und durch den Widerſpruch ſeines männlichen Charakters mit dem Zeitalter die Thorheiten und Laſter der Welt vor den Richterſtuhl der Satyre zog. Durch Wieland's Urtheil über Falk irre geführt, ſtand ein großer Theil des Publicums in dem Wahne, ſein Streben gehe lediglich darauf hinaus, ein zweiter Juvenal und Perſius zu werden, und die einmal ergriffene Zucht- und Strafruthe nicht wieder aus der Hand zu legen[21]). Zu ſolcher Anſicht konnten, bei ſeinem erſten Auftreten als Schriftſteller, ſelbſt Falk's eigene Äußerungen führen. Genau betrachtet, ſind ſie höchſtens Beweiſe, daß er ſeinen wahren Beruf noch kaum erkannt, und vielleicht kaum ahnte, daß eine Natur, wie die ſeinige, wol ein Stamm werden könnte, friſch und kräftig genug, einſt gedeihlichere Früchte zu tragen. Die Zeit kam, wo die erſte Ahnung in ſeiner Seele aufdämmerte, daß er wol zu etwas Höherem berufen ſei. Viele Jahre hatte er, meiſt geſchieden von der Außenwelt, nur im Umgange mit Geiſtesverwandten und mit den Weiſen des Alterthums gelebt, als die Kriegsdrangſale ihn auf den Schauplatz der Welt riefen, von der er ſchon für immer Abſchied genommen zu haben glaubte. Ein kleiner, ungeſuchter Anlaß ſtellte ihn auf den Platz, wo er hingehörte. In einer Zeit allgemeiner Bedrückung erſchien er als ein rettender Engel, und gab ſo ſeinem Leben die längſt von ihm gewünſchte Richtung in Wort und That. Er gefiel ſich in der Idee, ein Werkzeug in der Hand Gottes zu ſein, der ihn als einen armen Knaben vom Oſtſeeſtrande an die Ufer der Ilm gerufen und zwiſchen die blutigen Schlachtfelder von Lützen, Leipzig und Jena geſtellt, um die Noth des Landes, den Jammer des Volkes zu mildern. Während er Andern Troſt und Hilfe brachte, ſchlug das Schickſal ſeinem Vaterherzen die härteſte Wunde. „Nun war aber auch," ſagt der Herausgeber ſeiner auserleſenen Werke[22]), „der Mann nach Gottes Rath geprüft und beſtanden. Das Theuerſte, Reinſte, Eigene war geopfert; nur die Liebe brannte fort in der männlich-edeln Bruſt, und ſchlug in höhern, heiligern Flammen auf"[23]). Sehnſüchtig den ihm entriſſenen Kindern nachweinend, fand er, wie bereits früher erwähnt, nur Troſt in dem Gedanken, ein Vater armer und verlaſſener Kinder zu werden. Viele Herzen entzündete er durch ſeine Beredſamkeit, durch eigene That und Beiſpiel, und führte ſie wieder zurück von den Irrwegen, auf die ſie durch ihren Leichtſinn und Abfall von Gott gerathen. So ſtrebte er, im Vertrauen auf des Himmels Schutz und im lebendigen Gegenſatze mit denen, die noch immer nicht begreifen wollen, daß Chriſti Reich nicht von dieſer Welt ſei, nach dem ſchönen Ziele, Seelen zu retten von dem ihnen drohenden Verderben. Durch eine ſo edelmüthige Aufopferung für das Wohl der Menſchheit hat er ſich, wie verſchieden auch das Urtheil über literariſche Erzeugniſſe ausfallen mag, als Menſch ein bleibendes Denkmal geſtiftet[24]). (*Heinrich Döring.*)

Falke (zoologiſch), ſ. **Falco.**

FALKE (ſprachlich), althochteutſch: **Falucho**, und zuſammengezogen **Falcho**; die **Gloss. Monseens.** haben

21) Vergl. Adolf Wagner's Einleitung zu Falk's Auserleſenen Werken. 1. Th. S. VIII fg. 22) Adolf Wagner in dem Vorworte zu Falk's Liebe, Leben und Leiden in Gott. S. 28 fg. 23) Eine ſeiner oft im Geſpräche wiederkehrenden Äußerungen war folgende: „Liebe iſt Aufgang im ſeligen Wir, Gott die Liebe und die Liebe in Gott! Lehrt mich doch, wie ich es anfangen ſoll, irgend Jemand zu haſſen! Vor Gott keine Langegaſſe; keine Breitegaſſe, keine Weichſel, keine Ilm, keine Falk's Roſalchen, keine Wieland's Amalchen, die er lieber hätte, als mich, oder dich, oder ſich! Ihr alle meine Kinder, ihr alle auf meinen Schoos! Ihr alle an meinen Hals!" ſ. a. a. O. S. 30.

24) Außer den bereits erwähnten Aufſätzen Falk's in dem Taſchenbuche Minerva auf das Jahr 1812 befinden ſich Aufſätze und Gedichte von ihm noch in andern Journalen und Almanachen, ſo unter Anderem „Herder's Todtenopfer" (in der Zeitung für die elegante Welt. 1804. Nr. 1), „Erinnerung an Corona Schröter" (in dem Taſchenbuche der Liebe und Freundſchaft auf das Jahr 1807), „der Kornjude" (in den Zeitſchwingen. 1817. Nr. 25), „Antwort an den Freund aus Norden" (ebendaſ. 1828. Nr. 38), „die Geſichte" (in dem Taſchenbuche zum geſelligen Vergnügen auf das Jahr 1822), „Hans Schön" (in dem Literariſchen Converſationsblatte. 1822. Nr. 91). Herder's Volkslieder gab Falk mit einer Einleitung heraus. (Leipzig 1825. 2 Thle.) Auch Einiges aus ſeinen Tagebüchern iſt veröffentlicht worden. In der Mitternachtszeitung. 1834. Nr. 79. S. 313 fg. und in der Zeitung für die elegante Welt. 1838. Nr. 157. S. 625 fg. Nr. 158. S. 630 fg. Nr. 159. S. 633 fg. 1839. Nr. 4. S. 13 fg. Die aus ſeinem literariſchen Nachlaß gedruckte Schrift: „Goethe aus näherem perſönlichen Umgange dargeſtellt," behauptet, ungeachtet ihrer ſubjectiven Darſtellungsweiſe, als ein ſchätzbarer Beitrag zu Goethe's Charakteriſtik, einen unbedingten Werth, der nicht verringert werden kann durch die hämiſchen Ausſtellungen in F. W. Riemer's Mittheilungen über Goethe. (Berlin 1841. 2 Bde.) In ähnlicher Weiſe, wie dort Falk's perſönlicher Charakter verdächtig gemacht wird, bemüht ſich der Verfaſſer eines andern Buches, ſein Dichtertalent herabzuſetzen. (ſ. Gervinus in ſeiner Geſchichte der poetiſchen Nationalliteratur der Teutſchen. 5. Bd. S. 659.) Manches bisher Ungedruckte findet man in der mehrfach erwähnten Sammlung ſeiner auserleſenen Werke. (Leipzig 1819. 3 Thle.) Doch iſt darin nur ein kleiner Theil ſeiner Satyren enthalten. Aber auch in der nach ſeinem Tode veranſtalteten Sammlung ſeiner ſatyriſchen Werke, in welche auch die erſten vier Jahrgänge ſeines Taſchenbuchs aufgenommen worden ſind, vermißt man Manches, was man dem Titel jener Sammlung nach darin erwarten ſollte. — Falk's Geſichtszüge ſind mit ſprechender Ähnlichkeit in einer von Karl Hettler gefertigten Gypsbüſte dargeſtellt worden, die ſich verkäuflich im Martinsſtifte zu Erfurt befindet. Sie iſt etwas über Lebensgröße, zwei rheinländiſche Fuß hoch. ſ. Karl Reinthaler in der Nachſchrift zu dem von Falk herausgegebenen Allgemeinen chriſtlichen Glauben. S. 74. Über ihn vergl. Adolf Wagner in der Einleitung zu Falk's Auserleſenen Werken. 1. Th. S. V—LVIII und in dem Vorworte zu Falk's Liebe, Leben und Leiden in Gott. S. 5—48. Falkiana, d. h. Züge und Thatſachen aus dem Leben, Meinungen, Charakter und Begebenheiten des Dichters J. Falk. (Hamburg 1811.) St. Schütze in dem Journal für Literatur, Kunſt, Luxus und Mode. 1826. Nr. 15. S. 113 fg. Zeitgenoſſen. 1826. Neue Reihe. 5. Bd. 20. Heft. S. 1—61. Beilage zur Allgem. Zeitung. 1826. Nr. 96. S. 381 fg. Nr. 97. S. 385 fg. H. Döring's Lebensumriſſe. (Quedlinburg 1840.) S. 129 fg. im Neuen Nekrolog der Teutſchen. 4. Jahrg. 1. Th. S. 40 fg. Vetterlein's Handbuch der poetiſchen Literatur der Teutſchen. S. 589 fg. Jördens in dem Lexikon teutſcher Dichter und Proſaiſten. 1. Bd. S. 495 fg. 6. Bd. S. 83 fg. Fr. Horn's Poeſie und Beredſamkeit der Teutſchen. 3. Bd. S. 419. Gervinus, Geſchichte der poetiſchen Nationalliteratur der Teutſchen. 5. Bd. S. 671 fg. Meuſel's Gel. Teutſchland. (5. Ausg.) 2. Bd. S. 291. 9. Bd. S. 325. 11. Bd. S. 214. 13. Bd. S. 362 fg. 17. Bd. S. 548 fg. 22. Bd. 2. Abth. S. 107 fg.

nämlich p. 283: *Falucho*, Herodion [1]), und andere Gloſſen *Falcho*, herodion [2]). In der Epistola Symmachi ap. *Vincentium* heißt es: Octavum genus est, quod Herodius aut vulgariter gyrfalco appellatur — hoc genus praecedenti communius est et carius habere (d. h. koſtbarer oder theurer) propter temperantiam cibi et vitae. Vincentius (Cap. 95) ſagt, daß der herodius der edelſte unter allen Vögeln ſei; bemerkt, daß er von blauweißlicher und auf den Flügeln und der Bruſt von himmelblauer Farbe ſei; beſchreibt [3]) ihn in anderer Beziehung, bemerkt unter Anderem: Herodius cum videt praedam, excutiens se animat et discernit, an ad capiendum apta sit — Carnes crudas et servatas non comedit, sed recentes. Est genus gyrfalconum, quod cognominatur Sacrum, et hoc validius est et habet colorem fuscum. Herodius parvi corporis est respectu alarum. Hier erſcheint alſo Herodius nicht als Name für Falke überhaupt, ſondern als Benennung für den edelſten der Falken. Albert Magnus verſteht unter Herodius einen großen [4]) Edelaar [5]), Adelaar, Adler, nennt als Brutgegend das obere Teutſchland [6]), ſagt zur Erklärung des Wortes: Dico autem herodium aquilam magnam, quae ideo herodius vocatur, quod heros est avium, und unterſcheidet den herodius, als eine Art Adler, ausdrücklich vom Falken [7]). Man legte alſo die Benennung herodius bald einer Adlerart, und zwar dem Goldadler, wie von Albert dem Großen geſchieht, bald, und zwar häufiger und gewöhnlicher, einer Falkenart, und zwar einer Gyrofalkenart, bei, wie Symmachus bei Vincentius und dieſer ſelbſt und Andere thun. Der Breviloquus bei Du Fresne bemerkt [8]): Erodius rapacissima avis, omnium volatilium major, et aquilam vincit. Vulgo *Grifalco* dicitur, qui aquilam rapit. Über die Ableitung ſowol von herodius oder erodius, als von gyrofalco und grifalco [9]) herrſchen verſchiedene Meinungen. Albert der Große dachte, wie wir oben ſahen, bei herodius an heros. Wahrſcheinlich iſt man durch ein Misverſtändniß darauf gekommen, Erodius in der Bedeutung von Falke zu nehmen. Im Griechiſchen bedeutet nämlich ἐρωδιός Reiher, ardea, und man nahm dann ἐρωδιός misbräuchlich aus Misverſtändniß nicht für den Reiher ſelbſt, ſondern den Reiher fangen, den Falken, weil der Reiher unter allen Vögeln, welche gebaizt wurden, bei dieſer Jagd durch ſeinen hochſteigenden Flug, durch welchen er ſich den Fängen des Falken zu entziehen ſuchte, das unterhaltendſte Schauſpiel gewährte. Daher vermuthet auch Konrad Geßner, daß Gerfalco urſprünglich von dem italieniſchen agghirone, airone, arione (franzöſiſch airon, héron), Reiher genannt ſei, als ein Reiher fangender Stoßvogel. Kaiſer Friedrich II. [10]) dagegen gibt folgende Erklärung: Girofalco enim dicitur a Hiero, quod sacer est, inde Gerofalco, id est, sacer falco, vel a Kyrio, quod est dominus, inde Kyrofalco, id est, Dominus falco, secundum graecam linguam. Neuere nehmen für Girofalco Hierofalco an, und ſuchen die Benennung daraus zu erklären, daß die Ägypter einen Raubvogel, welchen die Griechen Hierax nennen, heilig hielten, und ſagen, das franzöſiſche Gerfault ſei aus Hierofalco gebildet. Aber es iſt nicht ausgemacht, ob der Hierax ein Habicht, oder ein Falke, oder auch gar ein anderer Raubvogel war. Auf der andern Seite findet man in franzöſiſch-teutſchen Wörterbüchern Gerfault, Gerfaut durch Geierfalke erklärt.

1) Cf. *Schilter*, Glossarium. p. 283. 2) Cf. *Docen*, Glossarium theotisco-latinum ex antiquis Codicibus Bibliothecae Regiae Monacensis concinnatum, in deſſen Miscellaneen zur Geſchichte der teutſchen Literatur. I. Bd. S. 210. In den niederrheiniſchen Gloſſen (im Anzeiger für Kunde des teutſchen Mittelalters, herausgegeben von H. Freih. v. Aufſeß und Prof. Mone. 1834. 3. Jahrg. S. 48): *herodius*, walke. In den Gloſſen der wetteler Handſchrift Nr. 293 aus dem 11. Jahrh. (bei Haupt, Altt. Bl. 2. Bd. S. 212): *Capus* falc, *Herodius* wiltvalc. In den Gloſſen der wiener Handſchrift Nr. 85 (bei demſelben S. 213): *Herodius* wiltvalch. Bei Cosmas von Prag (Chronicae Lib. I. [ap. *Mencke*, Rer. Germ. Scriptt. T. I. p. 1981]) kommen Falken neben Herodiis vor, indem er ſagen läßt: falcones, nisos, herodios et omne hujusmodi genus volatilium, quod magis (nämlich als die Waffen) aptum est ad jucunditatem et ludum, tollite vobiscum etc. 3) est avis inter omnes nobilissima, colore coeruleo, in maxima tamen parte corporis ad albedinem declinans, praeterquam in pectore et alis, ubi caelestem colorem evidentius imitatur, adeo fortis est, ut aquilam capiat, adeo quoque animosus, ut, cum post quinque grues vel alias quasque aves in aëre volantes fuerit dimissus, ab earum persecutione non desistat, donec omnes ad terram successive dejiciat, ſagt *Vincentius* Lib. XVI. Cap. 95. Cf. *Jo. Gottl. Schneider*, Ad Reliqua Librorum Friderici II. et Alberti Magni Capita Commentarii. T. II. p. 91. 4) *Albertus Magnus VI.* p. 71 a ſagt: Aquila autem magna, quae apud nos est, et Herodius vocatur, raro apud nos invenitur habere nisi unicum pullum, licet duo faciat ova. Et hoc jam comperimus per sex annos continuos visitando nidum aquilae cujusdam; sed in talibus difficile est experiri propter altitudines montium, in quibus nidificant, nec potuimus experiri nisi desuper quodam subalsso in fune maximae longitudinis de rupe. 5) Derſelbe am Anfange des XXIII. Buches. S. 226. 6) Derſelbe Lib. XVII. p. 180. 7) Er ſagt Lib. XXIII. p. 226: hoc genus aquilae.

8) Gloss. med. et inf. Lat. unter *Grifalco*. 9) Ungewiß iſt, ob grifalco eins mit gyrofalco, girfalco mittels Buchſtabenverſetzung oder wahrſcheinlicher verſchieden ſein ſoll, nämlich ſoviel als Grif-falco, Griff-Falke; man vergl. mit Grifalco das italieniſche griffagno, grifano, geklauet, was ſcharfe Klauen hat, was den Raub hält, räuberiſch, uccello griffagno (Raubvogel), von griffa, Mehrzahl griffe, Klauen, Fänge der großen Raubvögel. Ein Grif-falco wäre alſo ein Falke mit ausgezeichnet großen und ſcharfen Griffen oder Fängen. Aber man kann bei Grif-falco auch an gryps oder gryphus (Greif, italieniſch griffone, franzöſiſch grifon) gedacht haben, und den größten und mächtigſten Falken, welcher ſelbſt den Adler fängt, Greiffalken genannt haben, in Beziehung auf den gryps oder gryphus der Sage. 10) De arte venandi cum avibus Lib. II. Cap. 14 ex edit. *Schneideri* p. 75. Es niſten die Girofalken, bemerkt Kaiſer Friedrich II., am Ende des ſiebenten Klima's, auf hohen Felſen in Steinſpalten, Steinritzen und Löchern der Bergfelſen, beſonders auf Island, und dieſes ſind die beſten. Cap. 19. *De Girofalconibus*, handelt er von der Geſtalt derſelben Cap. 20. *De plumagio Girofalconum*; Cap. 21. *De laudabiliori plumagio in Girofalconibus*, ſagt er, daß ſie von allen Farben gut ſeien, aber die weißen, weil ſie von den entfernten Gegenden gebracht werden, würden für die ſeltenſten gehalten. Der Girofalco iſt alſo der vorzugsweiſe genannte Jagdfalke, der Falco islandicus *Latham* (Falco candicans *Linn.*, franzöſiſch le Gerfault, Gerfaut).

Geierfalke kommt auch in Schriften über Naturgeſchichte und Jagd für Gyrofalko vor, ungeachtet die Umwandlung dieſes Falken in einen Geierfalken unpaſſend iſt. Nicht minder findet man in italieniſchen Wörterbüchern girifalco, girfalco, gerfalco durch Geierfalk erklärt. Aber Geier heißt avoltojo. Wol aber hat das Italieniſche giro, der Umfang, Umkreis, Bezirk, der Umlauf, das Umdrehen, die Kreiswendung. Auch gibt Albert der Große die natürliche Erklärung: dicitur gyrofalco a gyrando. Der Gyrofalco wäre alſo deshalb ſo genannt, weil er in Verfolgung der Beute mehr kreisförmige Bewegungen machte, als die andern Falken[11]). Friedrich II. führt den Baumfalken und den Schmerlin nicht auf, und doch ſagt er Cap. 28. p. 89: Dicto de falconibus secundum genus suum et de omnibus speciebus ipsorum, quibus homines usi sunt, videndum de asture et niso. Wahrſcheinlich achtete er weniger auf die beiden kleineren Arten der Edelfalken, weil er als mächtiger Fürſt im Beſitze der größeren, die kleineren nicht ſelbſt hielt, und machte ſo das Verſehen, daß er ſie nicht mit aufzählte. Oder wahrſcheinlicher, er wollte von ihnen erſt in den Capitulis de operationibus falconum handeln. Er ſagt nämlich im Cap. 27. p. 89 in Beziehung auf den Unterſchied der Falconum peregrinorum et Falconum gentilium absolute: in operationibus vero, quia multum differunt inter se et differentiae ipsae sunt valde inter se distantes, per eas de levi potest cognosci unus ab altero, secundum apparebit in capitulis de operationibus ipsorum. Aber die Capitula de operationibus falconum ſind leider nicht auf uns gekommen. Albert der Große handelt hingegen ſogleich, wo er die Falkenarten beſchreibt, auch von ihren Leiſtungen. Er führt Lib. 23 zehn Arten Edelfalken auf, indem er Capit. V. beginnt: Quae autem ad nos devenerunt, sunt decem genera[12]) falconum nobilium, et tria alia genera sunt ignobilium falconum, et tria sunt mixta ex nobilibus et

11) Den Begriff von Falke ſetzt Kaiſer Friedrich II. auf dieſe Weiſe feſt: Aves rapaces, quibus homines utuntur, et apud nos usi sunt ab antiquo sunt istae: Girofalci, sacri, gentiles peregrini, gentiles et laynerii, quae quidem sub uno genere comprehenduntur, videlicet falcone. Sunt et de avibus rapacibus austures, sperverii, et istae comprehenduntur sub accipitre. Omnes autem aves rapaces, tam istae, quibus homines utuntur, quam aliae, quibus non utuntur, sub istis duobus generibus comprehenduntur, scilicet in falcone et accipitre. Et quamvis hoc nomen accipitris plures attribuunt soli austuri, nos tamen dicimus ipsum esse genus omnium avium rapacium, quae capiendo et non feriendo, ut falco venantur, sicut praedicti austur et sperverius, utpote hoc nomen ab accipio accipis derivatum etc. Cap. IV. p. 83 ſagt Kaiſer Friedrich II., daß die Falcones sacri in weniger kalten Gegenden niſten, als die Girofalken, nämlich im ſiebenten Klima und diesſeits, und am häufigſten in Britannien und Bulgarien. Er habe auch gehört, daß ſie, wo ſie niſten, dieſes auf Bäumen thun. Cap. 22. *De sacris* ſtellt er an die Spitze der Bemerkungen: Sacri secundum formam membrorum sic se habent: approximant enim girofalconi in magnitudine corporis plus, quam caeteri modi falconum, sunt tamen minores girofalcis, habent caput magnum, rotundum, rostrum brevius, corpus subtilius et longius in proportione sua, alas longiores, caudam etiam longiorem, pectus minus carnosum et minus densum respectu sui corporis, quam girofalci, digitos pedum habent breviores. Cap. 23. *De plumagio* bemerkt er: Sacri, dum dicuntur sauri, hoc est, antequam sunt mutati, inveniuntur de diverso plumagio: nam alii fiunt bruni, tendentes ad nigredinem, alii sunt subrubei, alii sunt flavi, qui omnes post mutationem parum dissimilantur in plumagio a se non mutato. Cap. 4. p. 76 ſagt Kaiſer Friedrich II.: Falcones autem, qui dicuntur gentiles peregrini, nascuntur in septentrionalibus regionibus valde longinquis, ultra septimum clima prope Oceanum, et nidificant in insulis septentrionalibus, et in altis locis, sicut nidificant girofalci. Falcones autem absolute gentiles nascuntur a septimo climate versus regiones meridionales, et nidificant sicut et peregrini. Peregrini autem dicuntur, quasi de pelago venientes pro eo, quod veniunt de remotis et per Oceanum transeunt, dicunt autem multi, quod falcones peregrini, et falcones absolute gentiles, sunt duae diversae species falconum, et non una, vident enim majorem diversitatem inter falcones peregrinos gentiles et gentiles absolute, quam inter peregrinos ad invicem et quam inter gentiles ad invicem, videlicet quod peregrini tardius mutantur, et majores et pulchriores sunt. Nos vero nullam videntes substantialem differentiam inter ipsos, dicimus, quod sit una species falconum, non diversae, sed sunt similes et propinqui et utrique gentiles. Die zwiſchen ihnen ſtattfindende Verſchiedenheit, ſagt Kaiſer Friedrich II. weiter, tritt ein wegen der Verſchiedenheit der Gegenden, in welchen ſie ihr Daſein erhalten; denn die Peregrini mauſern ſich langſamer oder ſpäter, weil ſie langſamer oder ſpäter in das Daſein treten, ſie werden aber langſamer oder ſpäter geboren, und ſind größer und ſchöner wegen der Verſchiedenheit der Örter, an welchen ſie geboren werden; denn die Verſchiedenheit der Gegenden, der Farben und Sitten macht nicht Menſchen und Thiere von verſchiedener Species. Cap. 24. *De gentilibus peregrinis* p. 84—87 beginnt er: Gentiles peregrini sunt minores falconibus sacris, et conveniens forma et melior est in eis, qui habent quaedam de melioribus formis girofalconum, und nun gibt er dieſe Beſchaffenheiten näher an, und beſchreibt dann das Gefieder, was die gentiles peregrini haben, auf das Umſtändlichſte. Cap. 26. p. 87 handelt: De peregrinis brunis, et de subruffis et fulvis, qui retrahunt ad colorem meliorem, et ad meliorem formam, und Cap. 26. p. 87. 88: De disconvenienti plumagio et disconvenienti proportione membrorum in peregrinis. Cap. 227. *De falconibus gentilibus absolute* p. 88. 89 bemerkt Kaiſer Friedrich II. unter Anderem: Et licet dictum sit, quod falcones gentiles absolute sint ejusdem speciei cum falconibus peregrinis, tamen in aliquo differunt, videlicet quod sunt corpore minores, habent caput rotundius et minus, rostrum curtius, pedes minores in sua proportione, quam peregrini, et color cujusque maneriei in falcone gentili pulchritudinem plumagii et illam decentiam membrorum, quas diximus, omnes peregrini magis appropinquant, cujuscunque manieri sint, quam gentiles, et aliqui eorum habent eam totaliter, gentilium autem vix aliquis aut nunquam. Weiter ſagt er, daß Vieles ſei, in welchem die gentiles und peregrini mit einander in Beziehung auf das Gefieder und die Form der Glieder übereinkommen, und wenige Verſchiedenheiten, und man könne den gentilis von dem peregrinus an dem Gefieder und die Form nur durch lange Erfahrung unterſcheiden. Cap. 4. p. 76 bemerkt er, daß die laynerii (lanarii, Würgfalken) in allen Klimaten und an den Stellen, wie auch die andern Falken (nämlich auf Felſen), und wenn in denjenigen Gegenden, in welchen die sacri (nämlich in den Gegenden ohne Berge) niſten, auf Bäumen horſten. Cap. 28. *De Laneriis* p. 89 beginnt mit der Bemerkung: Falcones Lanerii minores sunt gentilibus falconibus absolute, et habent caput et collum grossiora ad proportionem suorum corporum.

12) Kaiſer Friedrich II. braucht genus für das Geſchlecht der Falken und species für die einzelnen Arten; Albert der Große dagegen nennt die einzelnen Arten genera, wiewol auch das Wort species von ihm beiläufig angewandt wird.

ignobilibus, et unum quidem mixtum, quod quia non omnino est ex ignobili parente valde invenitur efficax ad venandum. Primum autem genus nobilium falconum est, quod quidam sacrum vocant. Warum dieſer Falke der Geheiligte oder Unverbrüchliche genannt werde, gibt Albert der Große nicht an. Doch ſagt er weiter unten (p. 179): hoc genus falconum regale est. Er ſcheint zwar dieſes bildlich für etwas Ausgezeichnetes zu nehmen, denn er fährt fort: et diutissime volans. Wahrſcheinlich ſpielt er zugleich darauf an, daß ihn nur der König aus dem Neſte nehmen laſſen durfte. Deshalb heißt er auch aller Wahrſcheinlichkeit nach der Geheiligte oder Unverbrüchliche. Sein Horſt mußte um ſo mehr in geſetzlichen Schutz genommen werden, da er nicht, wie der im Norden brütende Jagdfalke, der Gyrofalco, auf Felſen, ſondern auf Bäumen horſtete. Friſch meint, sacer komme von dem ruſſiſchen (auch polniſchen und böhmiſchen) Sokol, Falke, her. Schneider (S. 90) will es lieber mit Bochart [13]) von dem arabiſchen *Saker*, i. e. avis perspicax ableiten. Jedoch findet sacer (der Geheiligte oder Unverbrüchliche) auch ſeine gute Erklärung. Die Benennung dieſes Falken führt Albert der Große (S. 178) weiter ſo auf: Symmachus autem vocat ipsum Britannicum, et quidam vocant aelium, quasi aerinum falconem. Quidam autem hoc dicunt aeriphilum, quasi aërem amantem falconem, et de hoc superius diximus, quod amat alte volare. Albert rühmt von ihm, daß er einen Zeitraum von zwei und drei, und ſelbſt vier Stunden dem zu jagenden Gegenſtande folge, ohne ihn zu verlaſſen, den Menſchen und die Jagdhunde liebe, und wenn er auf den Rückruf des Falkners nicht ſogleich komme, keine Gefahr dabei ſei, da er von ſelbſt zur Wohnung zurückzukommen pflege. Er wirft jeden großen Vogel ſogleich nieder, und nicht blos einen, ſondern alle, welche er trifft. Auch fängt er Rehe und zerreißt ihnen mit den Fängen die Augen und das Gehirn. Er allein unter den Falken hat einen langen Schwanz und iſt beinahe von der Größe eines Adlers. Cap. VI. p. 179. 180 ſagt Albert: Genus secundum nobilium falconum est gyrofalconum genus, a sacrorum genere proximo gradu distans. Est autem gyrofalco figura et colore et actu et voce perfectam naturam habens falconis, sed quantitate major est asture et minor aquila. Am Schluſſe des fünften Capitels, wo er von dem geheiligten Falken handelt, bemerkt er: hoc igitur est genus falconum nobilissimum et primum; am Schluſſe des ſechsten Capitels, welches er dem Gyrofalco gewidmet hat, ſagt er: Haec igitur duo, quae dicta sunt falconum genera, sunt prima et nobilissima, inter ea, quae ad nos venerunt. Das Cap. VII. beginnt: Montarium genus falconum nobilitatis est tertiae in natura. Wegen ſeiner böſen Sitten [14]) macht dieſes Genus dem Falkner viel zu ſchaffen. Beſonders zornig iſt es, wenn ihm die Beute entwiſcht, und es greift aus Ingrimm den, der den Falken zurückruft, an, und zerfleiſcht den Falkner an Haupt und Antlitz; manchmal zerreißt dieſer Falke dem Pferde, auf dem der Falkner ſitzt, das Geſicht, manchmal greift er den Hund an und manchmal ein Falke den andern. Nachdem ſich jedoch der Zorn gelegt, kehrt er von ſelbſt zur Wohnung des Falkners zurück. Doch dieſes Falkengeſchlecht, oder richtiger dieſe Falkenart, iſt wegen jener ſchlechten Sitten nicht zu verwerfen, da es von wunderbarer Kühnheit im Angreifen großer Vögel iſt, ſodaß er manchmal den Adler angreift und tödtet. Aber wie König Ptolemäus vorſchreibt, muß dieſes ein weiſer Falkner verhüten, weil, wenn er gegen ſeine Kräfte häufig gegen ſtarke Vögel gelaſſen wird, in den Tod ſtürzt. Von dieſen Falken ſind viele, die, weil ſie ſich nicht damit begnügen, einen Vogel zu verwunden und niederzuwerfen, ſo einen Ruhm darin ſuchen, viele niederzuwerfen. Das Cap. VIII. p. 180. 181 beginnt: Falconum genus, quod vocatur peregrinum, praeinducta genera sequitur in nobilitate quarto loco. Vocatur autem peregrinum duabus de causis, quarum una est et vera, quia semper de terra in terram peregrinatur, quasi omnes pervolans terras, secunda est plus secundum opinionem falconariorum, quod videlicet nescitur nidus ejus, nec invenitur a falconariis, sed in volatu longe a loco suae capitur generationis. Albert der Große hat jedoch von einem ganz erfahrenen Falkner, welcher viele Jahre in der Einöde der Alpen neben den höchſten Bergrücken gewohnt hatte, gehört, daß die Falken, welche peregrini genannt werden, in den höchſten und ſteilſten Wänden der Berge ihre Horſte bauen, ſodaß man, um zu dem Neſte zu gelangen, ſich hoch herab mittels eines Seiles herablaſſen müſſe, und dieſes ſei manchmal unmöglich, und wegen dieſer Schwierigkeit ſei die Meinung entſtanden, man kenne den Geburtsort dieſer Falken nicht. Der peregrinus genannte Falke iſt kleiner, als der montanarius. Eine Ente iſt gewöhnlich ſeine Beute, und wenn er durch einen weiſen Falkner gut kühn gemacht wird, wird er den Reiher fangen, und manchmal den Kranich, und das iſt das Höchſte ſeiner Kühnheit. Cap. IX. p. 181. 182 beginnt: Est autem quintae nobilitatis in genere falconum nobilissimus, quem gibbosum vocavit eremita praeinductus. Es iſt dieſe Falkenart ſehr klein an Körper, und wenig größer, als ein Sperber, aber wunderbar an Tapferkeit, Kühnheit und Thätigkeit im Fliegen, wenn er die Beute verfolgt. Gibbosum [15]) autem vocatur eo, quod propter brevitatem colli sui caput suum vix apparet ante juga alarum suarum, quando super latera dorsi componit. Aus dieſem und was Albert

---

13) Hieroz. II. p. 267.

14) Est autem hoc falconum genus, ſagt Albert von dem Bergfalken, ferum et malorum morum, et iracundum inconstantis irae, et imo raro invenitur falconarius, qui ad plenum sciat mores ejus, et ideo praeceptum est Ptolemaei regis Aegypti, quod raro teneatur in manu nisi in aurora et tempore aucupationis sive venationis. Zu andern Zeiten ſolle er in einer ganz dunkeln Kammer gehalten werden, zwei bis drei Mal helles, rauchloſes Feuer angezündet, und er, um ihn an die Hand des Falkners zu gewöhnen, nur wenn er Speiſe erhält, in die Hand genommen werden.

15) Bezieht ſich auf genus.

ſonſt bei Beſchreibung dieſes Falken ſagt, geht hervor, daß der gibbosus genannte der Baumfalke iſt, welchen Linné mit Unrecht Falco subbuteo nennt, da er einer der edelſten Falken iſt und die Buſſarde zu den unedlen Falken gehören. Cap. XXIV. p. 197. 198 ſagt Albert der Große, nachdem er die zehn Arten Falken aufgeführt und von ihnen und den Habichten gehandelt hat: Praeter omnia, quae inducta sunt falconum genera, duo adhuc apud nos genera falconum inveniuntur, quorum unum est falco lapidaris, et alterum falco, qui vocatur arborealis, primum quidem mediae quantitatis est, et vigoris inter peregrinum et gibbosum, et invenitur in alpium rupibus, et est ejusdem nutritiae cum peregrino. Alterum autem medium est quantitate et vigore inter gibbosum et mirle, ejusdem cum mirle regiminis existens, et ideo de his in speciali tractare non oportet. Demnach wären der Falco gibbosus und der Falco arborcus verſchiedene Arten; aber die Angabe von der Größenverſchiedenheit rührt von den verſchiedenen Größen der Geſchlechter her. Cap. IX. p. 181. 182 beſchreibt Albert den Falco gibbosus, von dem er unter Anderem ſagt, daß er immer die Flügel wie zum Fluge ausbreitet, zu genau, als daß man in ihm nicht den Baumfalken erkennen ſollte. Außer der Beſchreibung dieſer Falkenart zum Beweiſe ihrer Edelheit erzählt Albert umſtändlich, daß ſie, gut abgerichtet, durch anhaltenden Angriff auf wilde Gänſe dieſen ſo zuſetze, daß ſie tödtlich verwundet aus der Luft niederfallen. Der Falco gibbosus, wenn er dazu gewöhnt iſt, ſitzt ſehr gern auf der Hand des Menſchen und kehrt gern auf dieſelbe zurück. Cap. X. p. 182. 183 beginnt Albert der Große: Sextum gradum nobilitatis in genere falconum possidet falco niger, der zwar etwas kürzer, als der Falco peregrinus, aber in der Figur in Allem ähnlich, wiewol in der Farbe verſchieden, weil er auf dem Rücken und dem Äußeren der Flügel und an dem Schwanze fuscam nigredinem, und auf der Bruſt und an dem Bauche und an den Seiten fuscam varietatem, im Antlitz aber guttas falconarias nigras valde intensae nigredinis, quae circumfunduntur quadam caliginosa et fusca palliditate hat. Die Beine aber, die Klauen und den Schnabel hat er wie der peregrinus. Er kommt aber der Geſtalt (forma) des Vogels ſehr nahe, der butorius genannt wird. Cap. IX. p. 183. 184 hebt Albert der Große an: Genus septimum falconum sibi vendicat falco albus, der aus dem Norden und vom Weltmeere aus den Gegenden Norwegens, Schwedens und Ehſtlands kommt. Er iſt weißlich von Gefieder, und die Urſache hiervon iſt die Kälte. Er iſt größer als der Falco peregrinus und hat viel Ähnliches von dem Lanarius albus [16]), welcher auf den Feldern den Mäuſen nachſtellt, ſodaß viele Falkner angegeben haben, daß er urſprünglich von einem Falco peregrinus als Vater und einer Lanaria alba als Mutter erzeugt ſei; aber daß dieſes nicht wahr ſei, zeigt ſeine Kühnheit, denn er iſt ſehr gut kühn. Es iſt alſo kein anderer als der nordiſche oder vorzugsweiſe genannte Jagdfalke, dem Kaiſer Friedrich II. die erſte Stelle einräumt. Albert der Große, welcher ihm die ſiebente Stelle anweiſt, iſt denen gefolgt, welche wegen des weißen Gefieders ihn als dem Lanarius albus ähnlich angenommen haben. Doch widerlegt dieſes Albert der Große, indem er unter Anderem bemerkt: audax enim est et valde bonus, non stat suspensus ut lanarius (d. h. der Buſſard), sed ferit statim ut falco, et figura et unguibus, et rostro et toto corpore falconis demonstrat naturam etc. Cap. XII. p. 182. 183 ſagt Albert: Octavum autem in falconum genere habet is falco, qui rubeus ab antiquis appellatur, non quod in toto rubeus sit, sed quia guttae, quae in aliis albae sunt, in hoc genere sunt rubeae, et nigrae guttae sicut in aliis sunt interpositae, nec in dorso vel exteriori alarum hic falco rubeus apparet, nisi quando alas exerit, tunc fusca in eis apparet rubedo. Auch von dieſer Falkenart ſchreiben Einige fehlerhaft, daß ſie ein Baſtard ſei, hervorgebracht von einem Lanarius rubeus und einem Falken; aber dieſes iſt abſurd, denn ſie hat mit dem Lanarius rubeus, außer der Farbe, durchaus keine Conformität. Der Falco rubeus iſt nicht groß, etwas kleiner als der Peregrinus, aber ſtark von Klauen, Füßen und Schnabel. Sein Flug iſt hurtig, aber nicht lange ausdauernd. Cap. XIII. p. 184 beginnt: Nonum falconum genus jam declinans a qualitate nobilium falconum est id, quod est hyacinthini pedis sive azurini, iſt der Größe und Figur nach zwar dem Falco peregrinus ähnlich oder gleich, aber ſein Rücken und das Äußere der Flügel iſt nicht ſo dunkel, und auch weißer an der Bruſt iſt dieſes Genus, als der Falco peregrinus, und ſeine Flügel nicht ſo lang, wie die deſſelben, aber ſein Schwanz etwas länger und ſeine Stimme heller, darum, weil er mehr wäſſeriger oder phlegmatiſcher Complexion iſt, und ſeine Kühnheit im Angreifen der Vögel iſt viel kleiner. Selten greift er größere Vögel, als die Elſter oder kleine Krähe (pica vel cornicula) iſt, an. Auch ſtürzt er ſich, wenn er in die Höhe geſtiegen iſt, nicht haſtig auf den Vogel, ſondern ſchwebt mit den Flügeln. Durch die Abrichtung gewinnt er zwar mehr Kühnheit, aber nicht ſo, wie der wahre Falke. Cap. XIV. p. 184. 185 beginnt Albert der Große: Decimum et ultimum falconum genus est id, quod quantitate minimum est, quod et mirle vocatur, et vulgariter smirlin vocatur. Obgleich klein, gibt es doch an Kühnheit im Verhältniſſe ſeines Körpers den größern Falken nichts nach. Der Falkner Wilhelm hat mit dem Schmirlin ſelbſt manchmal einen Kranich gefangen. Dem Verhältniſſe ſeiner Kräfte ſind Lerchen und höchſtens das Rebhuhn und die Taube angemeſſen. Cap. XV. p. 185 eröffnet Albert der Große durch die Bemerkung: Falconum autem ignobilium genera sunt tria, lanarii potius, quam falcones vocantur, et hoc vocabulum quidam germanicorum imitantes, eos suo

16) Unter dem Lanarius albus verſteht, wie aus Cap. 15. S. 185 hervorgeht, Albert der Große die weißliche Abänderung von dem Mäuſebuſſard (Falco buteo *Linn.*). Der Lanarius rubeus Albert's des Großen iſt, wie aus Cap. 15. S. 185 erhellt, der Rüttelgeier oder Thurmfalke (Falco tinnunculus *Linn.*).

idiomate *lanete* vocant. Quidam autem swemere[17]) vocare consueverunt, et sunt butherii quidem mures in campis insequentes, per colores differentes, quia sunt albus et niger, in quantitate falconum, et rubeus, qui minor est, qui mirle imitatur. Die beiden erſteren ſind die ſchwarzbraunen und die weißlichen Abänderungen des Mäuſebuſſards, und der Lanius rubeus iſt der Thurmfalke (Falco tinnunculus *Linn.*), oder, in Beziehung auf das ſüdliche Europa, der Röthelfalke oder kleine Thurmfalke (Falco Cenchris *Frisch* et *Naum.*). Die Kunſt, welche angewandt werden muß, um aus dieſen drei unedlen Falkenarten zur Vögeljagd taugliche Vögel zu machen, beſchreibt Albert der Große umſtändlich, und gibt uns hier, ſowie in den andern von uns aufgeführten Capiteln, ein deutliches Bild, was diejenigen, welche die Falknerkunſt in der Zeit ihrer Blüthe und ihres höchſten Schwunges betrieben, unter Falken verſtanden. Von Aquila, Theodotion und Symmachus ſagt Albert der Große, daß ſie omnia accipitrum genera Falken nennen. Andere, wie Plinius, begreifen unter accipitribus die Falken. Er ſagt Lib. X. Cap. 8: Accipitrum genera XVI invenimus, und unter ihnen ſind die Falkenarten. Die Benennung Falke kennt er gar nicht. Im Latein kommt falco erſt bei Julius Firmicus (Lib. V. c. 7. Lib. VII. c. 4) und bei Servius vor. Auch ſcheint das altteutſche Falucho kein urſprünglich teutſches Wort zu ſein. In der Lex Salica kommt blos accipiter und sperverius, in der Lex Alamannorum blos acceptor, ſo auch blos acceptores in der Lex Burgundionum[18]), und auch blos accipitres in *Rotharis* Leges[19]) vor, und ſind darunter alſo auch die Falken begriffen. Man könnte annehmen, es werde acceptor und accipiter gebraucht, weil falco kein eigentlich lateiniſches Wort ſei. Aber noch wahrſcheinlicher iſt, daß auch die Teutſchen urſprünglich das Wort Falucho, Falke gar nicht hatten, ſondern die Falken unter den Benennungen Aar und Habicht mit begriffen. In der Lex Baiwariorum heißt es Tit. 20. L. 1: Si quis accipitrem occiderit, quem *chranoh-ari* (d. h. Kranich-Aar) dicunt, cum sex solidis et simile componat, et cum uno sacramentali juret, ut ad volare et capere similis sit. L. 2: De eo, qui dicitur *gans-hapuch* (Gänſehabicht), qui anseres capit, cum tribus solidis componat, et similem reddat. L. 3: Illum, quem anothapuch (Entenhabicht) dicimus, cum solido et simili componat. L. 4: De sparvariis vero pari sententiae subjaceat cum solido et simili restituendi, et cum sacramento, ut tales sint quales interfectione damnavit. L. 5: Si vero furtim ablati fuerint per omnia furtivpm cogantur solvere, ut lex compellit. Der Schwabenſpiegel ſagt Cap. 334: Vom Federſpiel. §. 1. Wer einen Habicht ſtiehlt oder zu Tode ſchlägt, der den Kranich fängt, der ſoll ihm einen als (ebenſo) guten geben und ſechs Schillinge. §. 2. Und um einen Habicht, der den Reiher fängt, dieſelbe Buße. §. 3. (Um) einen Habicht, der den Entvogel fängt, dieſelbe Buße. §. 4. (Um) einen Falken, der die Vögel in den Lüften fängt, iſt daſſelbe Recht, als um den Habicht, der den Kranich fängt. Cap. 335. Von Sperbern. Wer einen Sperber oder ein Sprintzen, oder andere Vögel, die man auf der Hand trägt, ſtiehlt oder ſchlägt (erſchlägt), der gebe einen als (ebenſo) guten, als jener war, und einen Schilling. Man könnte bei Vergleichung der angeführten Stellen der Lex Baiwariorum und des Schwabenſpiegels auf den Gedanken kommen, zu der Zeit, als das erſte Geſetz verfaßt worden, habe man noch keine abgerichteten Falken, ſondern blos abgerichtete Aare und Habichte gehabt; aber dieſes iſt nicht wahrſcheinlich, denn König Äthilbert von Kent ſchrieb[20]) an den in Teutſchland befindlichen Bonifacius den Heiligen: Unam rem praeterea a vobis desidero mihi exhiberi, quam vobis acquirere valde difficile esse, juxta quod mihi indicatum est, nullatenus reor: id est *duos falcones*, quorum ars et artis audacia sit, grues velle libenter captando arripere et arripiendo consternere solo. Ob hanc etiam causam de harum acquisitione et transmissione ad nos avium vos rogamus: quia videlicet et perpauci hujus generis accipitres (König Ethilbert begriff alſo unter den accipitribus in weiterer Bedeutung zugleich die Falken) in nostris regionibus, hoc est, in Cantia reperiuntur, qui tam bonos procreant foetus, et ad supradictam artem animo agiles ac bellicosi educentur, edomentur, ac doceantur. Bonifacius ſchreibt[21]) an den König Ethilbald: Pro signo veri amoris direximus tibi accipitrem unum, et *duos falcones*, duo scuta et duas lanceas etc. Hier wird alſo accipiter in engerer Bedeutung gebraucht, ſodaß die Falken nicht darunter begriffen werden. So auch in den fränkiſchen Capitularien, wo den Geiſtlichen verboten wird, Habichte und Falken zu haben, heißt es accipitres et falcones[22]), und nec falcones nec accipitres[23]), und acceptores vel falcones[24]). Auch die Geſchichtſchreiber brauchen nun falco[25]), ohne daß jedoch accipiter[26]) dadurch auch

17) Schwimmer wegen ihres langſamen Fluges, in welchem ſie, wenn ſie hoch in der Luft ſich ergötzen, Kreiſe beſchreiben. 18) ſ. die Nachweiſungen über die Stellen der genannten Geſetze in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. 6. Th. S. 139. 140. 19) L. 324 bei *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. T. I. P. II. p. 42, und *Ludovici Pii Augusti* Leges Lib. 16 bei demſelben a. a. O. S. 129.

20) Epist. XL. inter Bonifacian. Edit. *Serarii*. p. 54. 21) Epist. XII. p. 16. edit. *ejusd.* 22) Karlomanni Principis Capitulare primum dat. an. Chr. 742 in pleno (plena) Synodo Cap. II. ap. *Georgisch*, Corp. Jur. Germ. Antiq. p. 487. *Karoli Magni* Capitulare primum, datum ut videtur sub ejus regni exordio, an. Chr. 749. Cap. III. p. 538. Capitularium Lib. VII. Cap. 125. p. 1635. 23) Capitulare tertium anni 789. Cap. 15. p. 576. 24) Capitularium Lib. VII. Cap. 146. p. 1646. 25) So z. B. ſagt der Monachus Sangall. Gesta Caroli Lib. II. Cap. 13 (bei *Pertz*, Monum. Germ. Scriptt. T. II. p. 757) von Godefrid, dem Könige, der ſeinen Sitz im Moſelgau gewählt hatte: Cum vero falconem suum de aneta vellet extrahere etc. 26) So z. B. Dithmar von Merſeburg (Chron. Lib. VI. Wagner'ſche Ausgabe. S. 194): Vidit (nämlich der Biſchof Arnulf von Halberſtadt, als er ſich im J. 1013 in Gernrode befand) clericum, accipitrem in manu sua tenentem etc.

in ſeiner allgemeinen Bedeutung ganz verdrängt wurde. Speciell konnte dieſes gar nicht ſtattfinden. So findet ſich in den von Nyerup herausgegebenen altteutſchen Gloſſen[27]): *Aquila*, ara, *Vultur* gir, *Griphus*, griph, *Nisus* sperwere, *Accipiter*, havech, *Capus* valco. *Falco* idem. *Milvus* wico, *Mirlus*, smerle. In den Gloſſen der zwetteler Handſchrift Nr. 293 aus dem 11. Jahrh.[28]): *Accipiter* habch, *Nisus* sparwer, *Capus* falco, *Vultur* gir. *Aquila*, arn. Herodius, wiltfalc *Milvus*, Wie. *Mirle*, smilr, und in den Gloſſen der wiener Handſchrift Nr. 85[29]) aus dem 12. Jahrh.[30]): *Nisus*, sparawer *Vultur*, gir. *Aquile*, arin. *Herodius*, wiltvalch. *Milvus*, Wihe. In den Gloſſen der ſalmannsweiler[31]) Handſchrift Nr. 117 aus dem 15. Jahrh.[32]): *Accipiter* habich, *Aquila*, *Adler*. *Capus*, valch. In dieſen und den oben angeführten Gloſſen kommt alſo Capus, welches im guten Latein Kapaun bedeutet, durch Falke erklärt, wiederholt vor, und in den Gloſſen bei Nyerup wird ein Unterſchied zwiſchen Capus und cappo gemacht, nämlich S. 207: *Capus*, valco; S. 270: *Gallus* hane, *Gallinaceus*, cappo. Man dachte alſo bei capus an capere[33]). In den angelſächſiſchen Gloſſen Älfric's heißt es: Falco vel capus a capiendo, *wealhhafor*[34]), id est, erodius, accipiter peregrinus. Papius ſagt: *Capus* falco, avis a capiendo. Capus hätte alſo eine ähnliche Ableitung, wie Accipiter von accipere, nehmen, bildlich bei Cicero accipiter pecuniae, ein räuberiſcher Menſch. Die Formulae antiquae promotionum Episcopalium Epist. 16 bemerken: A quo verbo *accipere* aves, quae alias aves capiunt, accipitres nominantur. Doch dachte man im Mittelalter bei capus, Falk, vielleicht blos an capere, ohne daß es wirklich davon herkam, wenn nämlich Servius, welcher zu Virgil's Aeneid. Lib. X. v. 145: Et Capys; hinc nomen Campanae dicitur urbi, ſagt: Campania a Tuscis condita, viso *falconis* augurio, qui Tusca lingua Capys dicitur, unde est nominata Campania, wenigſtens in dem Punkte Recht hat, daß Capys ein tuſciſches Wort war und Falke bedeutete. In Italien war capus, welches leicht aus capys gebildet werden konnte, für Falke[35]) die edlere Benennung, bevor es von falco überflügelt ward; denn die Synodus Ticinensis sub Leone V. P. an. 850 ſagt can. 4: Non canibus, aut accipitribus vel *capis*, quos vulgus *Falcones* vocat, per se ipsum venationes exerceat. Der Volksausdruck falco ward aber der beliebteſte und angeſehenſte, ſodaß die Jagd mittels der Vögel falconaria, falconeria, ital. falconeria, ſpan. falconera, und gewöhnlicher halconera, franz. fauconnerie, engl. falconry, teutſch Falknerei, und der, dem das Amt dieſer Jagd oblag, falconarius, ital. falconiere, franz. fauconnier, ſpan. falconero, gewöhnlich halconero, engl. falconer, mittelhochteutſch valkenaere, neuteutſch Falkner, oder gewöhnlich mit der franzöſirenden Endung Falkenier genannt ward[36]). Bei Julius Firmicus ſind die Falkner noch umſchrieben durch nutritores accipitrum, falconum, caeterarumque avium, quae

Bruno (De bello Saxonico ap. *Freher*. Rer. Germ. Script. T. I. p. 131) erzählt: Als Luipold, ein Rathgeber des Königs Heinrich IV. von Teutſchland, einſt neben ihm ritt und mit ihm ſprach, fing der Habicht (accipiter), den er auf der Linken trug, zu fliegen an, als wollte er auf einen Fang losgehen. Luipold aber bog ſich nach dem Vogel, ſtürzte vom Pferde und mit der Bruſt in das aus der Scheide gefallene Schwert.

27) Glossaria Antiqua Latino-Theotisca in den auf Suhm's Koſten erſchienenen Symbolae ad Literaturam Teutonicam Antiquam. (Havniae 1787.) p. 267—270. 28) Bei Haupt, Altteutſche Blätter. 2. Bds. 2. Heft. S. 212. 29) Früher Cod. Univ. 1013. 30) Bei Haupt a. a. O. S. 213. 31) jetzt in Heidelberg. 32) Im Anzeiger für Kunde des teutſchen Mittelalters, herausgegeben von Fr. v. Aufſeß und Mone III. J. S. 50. 33) Da die oben angeführten Gloſſen capus durch falc und herodius durch wiltfalc erklären, könnte man vielleicht annehmen, ſie hätten dabei an Capa (Kappe) gedacht, und einen zahmen Falken, der die Kappe tragen muß, darunter verſtanden. Aber der Gebrauch des Capellus, wie Kaiſer Friedrich II. die Kappe nennt, zum Zähmen des Falken, ſtammt von den orientaliſchen Völkern. Bis zu den Zeiten dieſes größten der Hohenſtaufen war nämlich im Abendlande die Zähmung der Falken ohne Kappe oder Haube gewöhnlich, indem das Auge durch Zuſammenziehung der Augenlider vermöge eines Fadens, welcher durchgeſtochen ward, verſchloſſen wurde (ſ. das Nähere über die ciliatura bei *Frid*. de arte c. av. ven. Lib. II. Cap. 37. p. 97). Aber auf ſeinem Kreuzzuge ſah Heinrich VI. Sohn, daß die Araber ſich der Kappe (capelli) bedienten; denn die Könige der Sarazenen ſchickten ihre dieſer Wiſſenſchaft kundigſten Falkner zu ihm mit allerlei Falken. Auch verſäumte der lernbegierige Kaiſer nicht, in dieſer Kunſt Erfahrene aus Arabien und von überall her zu berufen, ſeitdem er den Entſchluß zur Abfaſſung ſeines Werkes gefaßt, und unter dem Beſten, was er von ihnen lernte, war auch die Zähmung der Falken durch die Kappe oder Haube. (Lib. II. Cap. 77. p. 162. 163.) Bei Capus in der Bedeutung von Falke hätte man alſo im Abendlande vor dieſer Zeit nicht an capa oder capellus denken können, ſondern man leitete es von capere ab. 34) fremder Habicht, von wealh, fremd, wälſch, waliſiſch.

35) So ſingt *Ermoldus Nigellus* Lib. III. v. 587—594 (bei *Pertz*, Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. II. p. 50), welcher die ausgezeichnete Örtlichkeit in der Nähe des Hofes Aachen rühmt, und dieſes hervorhebt, daß verſchiedene Vögel und wilde Thiere ſie bewohnen:

Quando placet regi, paucis comitantibus illuc
  Venandi studio saepius ingreditur,
Figere cornigerùm praegrandia corpora ferro
  Cervorum, aut dammas percutere atque capras;
Seu glacie stringente solum sub tempore brumae
  Unguigeris volucres exagitare capis.

Auch in der Bedeutung von Falke kommt capus z. B. bei Theodulfus (Lib. IV. carm. 8. de pugna avium. p. 219) vor, und zwar im Gegenſatze zu accipiter in engerer Bedeutung:

Quatuor accipitres veniunt hinc, quatuor illinc,
  Quatuor et totidem parte ab utraque capi.
Primo hi congressu perimunt se hinc inde vicissim
  Accipitrem accipiter, seu capus ipse capum.

Und Lib. VI. Carm. 26:

Colla superba teras, anates ut turba caporum,
  Anserem ut accipiter, colla superba teras.

Odo Cluniacens. Lib. I. de Vita S. Geraldi c. 4: Scilicet ut molossos ageret, arcista fieret, cappos et accipitres competenti jactu emittere consueret. 36) Urkunde des Kaiſers Otto III. vom J. 986 bei *Ughelli* in Januensibus Episcopis: Cum omni jurisdictione, cum piscaria, *falconeria* et omnibus venationibus Capitis Montis. Für falconarius kommt auch falconista vor; ſo bei *Jo. de Beka* in Joanne II. Episc. Traject.

ad aucupia pertinent, ſo auch in der Urkunde [37]) des Königs Onulf von Mercien: Nec eos, qui accipitres portant, vel falcones, vel caballos ducunt, sive canes. In dem Capitulare de Villis Caroli Magni werden Cap. 45 (p. 614) unter den guten Artificibus, welche jeder Richter in ſeinem Dienſte haben ſolle, accipitores, id est, aucellatores [38]), aufgeführt, und Cap. 47 (p. 614) beſagt: Ut venatores nostri et falconarii, vel reliqui ministeriales, qui nobis in palatio [39]) assidui deserviunt, consilium in villis nostris habeant secundum quod nos aut Regina per litteras jusserimus, quando ad aliquam utilitatem eos miserimus, aut Siniscalius et Buticularius de nostro verbo eis aliquid facere praeceperint. Auch in ſeinem Briefe [40]) an ſeinen Sohn, den König Pipin von Italien, erſcheinen unter den vorzüglichſten Dienſtmannen, welche er namhaft macht, die Jäger und Falkner. Ungeachtet Falconarius in amtlichen Schriften gebraucht ward, ſo trugen doch manche Schriftſteller Bedenken, ſich dieſes Wortes zu bedienen, weil falco kein [41]) lateiniſches Wort war. So findet man falconarius durch capis praelatus [42]) umſchrieben. Da φάλκων, wiewol es im ſpäteren, oder dem Griechiſch der letzteren Zeit vorkommt, auch kein griechiſches Wort iſt, ſo ward der Erſte oder Vorgeſetzte der Falkner am byzantiniſchen Hofe πρωτοιεράκιος genannt, wie wir aus Condinus und Pachymeres erſehen. Die von Du Freſne angeführten griechiſch-lateiniſchen Gloſſen ſagen: *Κίρκος*, Falco. Manche lateiniſch Schreibende, welche vielleicht auch falco würden gebraucht haben, fanden ſich dadurch beengt, daß falco die engere [43]) Bedeutung hatte, und die accipitres oder Habichte in engerer Bedeutung, im Gegenſatze zu den Falken nicht mit in ſich begriff. Sie drückten daher, wenn ſie zum Fangen anderer Vögel abgerichtete Falken und Habichte durch einen Ausdruck bezeichnen wollten, dieſelben durch aves captoriae aus [44]). In Beziehung auf die Ableitung des Wortes falco ſagen Feſtus und die Glossae *Isidori*, daß die Falcones genannt ſein, qui pollices pedis intra incurvos habent. Papias bemerkt: Falco, dictus quod falcatis incurvis unguibus sit, hunc Itali capud [45]) vocant a capiendo. Die von Du Freſne angeführten Gloss. Lat. MS. Reg. Cod. 1013: Falcones genus avium, pollices pedes incurvos habentes. Zu dem, daß Joannes de Janua ſagt, der Falke ſei genannt, quod ungues habeat recurvos ad similitudinem falcis, bemerkt Du Freſne: seu potius ad similitudinem *falconum*, qui in Gloss. Lat. Gr. dicuntur *δάκτυλοι ποδῶν ἔσω βλέποντες*. Silveſter Giraldus [46]) gibt folgende Erklärung: Falcones igitur a falcando, quia in falcis modum in circumeundo perlustrant. Da Falco kein lateiniſches Wort iſt, ſo misbilligt Joh. Georg Wachter [47]) die Ableitung a falce vel falcatis unguibus, und leitete es früher von fällen, prosternere, oder von fallen, irruere, oder von walken, agitare, ab, weil dieſes ganz auf den Falken zu paſſen ſchien, der die kleineren Vögel ſchon durch ſeinen bloßen Anblick niederdrückt, daß ſie von den Jagenden mit den Händen ergriffen werden können, die Kraniche aber, indem er ſehr hoch über ſie fliegt, wie ein Blitz angreift und ſie in der Luft lange treibt, und endlich auf die Erde niederwirft. Später jedoch, nachdem er das angelſächſiſche Wort wealh-hafoc, welches, da es von

37) Monastic. Anglic. Tom. I. p. 100. 38) Vergl. das franzöſiſche eiseler, einen Vogel zur Baize abrichten, vogelſtellen, Vögel fangen, oiseleur, Vogelſteller, oiselier, Vogelwärter, Vogelhändler, eiselerie, Vogelfang, Vogelhandel. 39) *Hincmarus Remensis*, De Ordine Palatii Cap. 24 ſagt: Similiter quoque 4 Venatores et quintus Falconarius etc. In der Rechnung des Hospitii Regis von Frankreich vom 1. Jan. 1312 wird erwähnt: Petrus de Monteguignardo Miles Magister Falconarius. Im Reman de Garin le Leherans heißt es: Fauconier Mestre de ses oisiax en fist. Der Vorgeſetzte der Falkner hieß Magnus Franciae Falconarius. Über die ausgezeichneten Rechte, welche der Großfalkner (le grand fauconler) der franzöſiſchen Könige hatte, ſ. die Stelle aus Robert's de la Mark Geſchichte unter Ludwig XII. und Franz I. bei *Du Fresne* sub voce *Falconarius*. 40) In den langobardiſchen Leges Careli Magni L. 153 (bei *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. T. I. P. II. p. 112). Er ermahnt darin ſeinen Sohn, den König Pipin von Italien, daß er die Kirchen und ihre Dienſtleute nicht bedrücken laſſen ſolle; er hat nämlich gehört, daß dieſes thäten aliqui Duces et eorum Junieres, Gastaldii, Vicarii et Centenarii, seu reliqui Ministeriales, Falconarii, Venatores et caeteri per singula territeria habitantes et discurrentes etc. Er zählt nun auf, was ſie für Abgaben und Leiſtungen gegen das Geſetz annehmen und erzwingen. Auch in der Charta Roberti Regis Franc. pro Menasterie Sandienysiano, apud *Doubletum* p. 826 heißt es: Namque Venatores atque Falconarii capiendi specie salvamenti, paene vernaculos B. Dionysii devastantes, eos populabantur, abactorumque mere spoliantes praedabantur. 41) Wachter (Glessarium Germanicum p. 406), nachdem er bemerkt hat, daß falco den Lateinern ſpät bekannt geworden, und vor Julius Firmicus Niemand, auch ſelbſt nicht einmal Plinius, der über Thiergeſchichte geſchrieben, falco geſagt hat, fährt fort: Et *Bembus*, Cardinalis ille Latine doctissimus, nen ausus est dicere *falco*, sed falcones *aquilas* appellavit, quamvis inepte. Latini enim non *aquilam*, sed *immissulum* vocant, ab immittende, quia capturae causa in sublime mittitur. 42) In der Vita Hludewici Imperatoris Cap. 20 (bei *Pertz*. Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. II. p. 617).

43) Auch in dem Romaniſchen, z. B. dem Italieniſchen, hatte falco, falcone die engere Bedeutung von eigentlichen Falken im Gegenſatze zu Habichten. So heißt es z. B. in der von der Herzogin Eleonora von Arborea bekannt gemachten Carta de Logu, dem Grundgeſetze des Königreichs Sardinien, in welchem Cap. 87 den Sarden verboten wird, Habichte und Falken aus dem Neſte zu nehmen: Censtituimus et ordinamus, qui alcunnu hemini non deppiat bogare astere ne falceni dae Niu. Vergl. Azuni, Gemälde von Sardinien. Aus dem Franzöſiſchen von K. M—d. B—e. 2. Bd. S. 82. 44) Wie Ekkehardus (Casus S. Galli c. 16 [ap. *Pertz*. l. c. T. II. p. 142]) erzählt, ſorgte ſelbſt der Abt Notker von St. Gallen, welcher Söhne ſeiner Vaſallen, die einſt ihrer Väter Lehen erhalten ſollten, zu ſich nahm und ſtreng erziehen ließ, für fangende Vögel (pro avibus captoriis et caeteris, quibus libertatis indoles exerceri debet), für ſo etwas Weſentliches zur ritterlichen Erziehung wurde die Übung der Jagd mittels abgerichteter Raubvögel angeſehen. 45) So das M. S.; der Druck hat caput; Du Freſne unter *Capus* ſagt, daß capum zu leſen ſei; aber im Italieniſchen bedeutet capo Haupt, und Paplas glaubte, capo, Haupt, und capo, Falke, ſei ein Wort, und leitet es von capiendo ab, wiewol der Falke nicht mit dem Haupte oder Schnabel, ſondern mit den Fängen oder Klauen fängt. 46) Topogr. Hibern. dist. I. c. 8; De Expugnatiene Hibern. Lib. I. c. 29 und Itiner. Cambr. Lib. I. c. 12. 47) Glessar. German. p. 406.

wealh, fremd, gebildet wird, eigentlich einen fremden Habicht bedeutet, näher erwog, zweifelte er nicht, daß in wealh-haſoc der übrige Theil per apocopen abgeriſſen und daraus das alte falucho, Falke, gemacht worden ſei. Aber dem iſt entgegen, daß Älfric in den angelſächſiſchen Gloſſen ſagt: Falco vel capus, a capiendo, weal-hafoc, id est, erodius, accipiter peregrinus. Da Julius Firmicus falco ſchon kennt, ſo müßte man annehmen, das Wort ſei in ſo früher Zeit aus dem Angelſächſiſchen verſtümmelt und dann von den Angelſachſen als ein fremdes Wort betrachtet worden, neben welchem auch das unverſtümmelte wealh-hafoc fortbeſtanden habe. Aus dem, was wir bereits in dieſem Artikel angeführt haben, läßt ſich ſchließen, daß falco urſprünglich weder ein lateiniſches, noch ein germaniſches Wort war. Zwar ſtellt Finn Magnuſen [48]) zuſammen: *Valr* m. accipiter, falco (v. c.) *Dan.* et *Germ.* Falk, *Al.* Ualco, *Lapp.* Falle, *C. Brit.* Gwalch. Cfr. *Lat.* volo, volucris, volare et *valr*, ala. Allerdings mögen valr, Flügel, und valr, Falke, verwandt [49]) ſein, weil der Falke der ausgezeichnetſte Flieger unter den Vögeln iſt. Deshalb iſt der Fiadrhamr (Federhülle) der Freya, mit welcher Loki, der ſie von ihr geliehen, fliegt, ein Valshamr [50]) (die abgezogene Haut eines Falken). Doch erkennen die Isländer Valr und Fálki [51]) nicht als ein Wort an, obgleich ſie beide in derſelben Bedeutung brauchen; ſie geben nämlich dem isländiſchen Falken beide Benennungen [52]), und zwar dieſem vorzugsweiſe, denn den auch bei ihnen ſich findenden Smerlin oder Merlin (Falco caesius *Meyer*) nennen ſie Smirill. Falki iſt erſt ſpäter in das Altnordiſche eingeführt worden; in den älteren Denkmälern findet ſich blos Valr und Haukr, und dieſes Letztere zwar vorzugsweiſe von den Vögeln gebraucht, mit welchen man jagte [53]). Daß Haukr nicht blos für Habicht, ſondern auch Falke zugleich in Anwendung kam, läßt ſich aus den Grimnismál ſchließen, wo Str. 48. S. 62 aufgeführt wird, was unter jedem das Vorzüglichſte iſt, und wo es heißt: Hábrók hauca, enn hunda Gramr, Habrok der Habichte, aber der Hunde Gramr. Da die Falken die Habichte an Vorzüglichkeit übertreffen, ſo iſt unter Hábrók am wahrſcheinlichſten ein Falke zu verſtehen; demnach ſagt auch der Verfaſſer des Gloſſars zum 1. Thle. der großen Ausgabe der Edda Sämundar S. 546: „*Haukr* m. genitivo pl. *haúka*, Falco, accipiter. Grim. XLIII.“ und Finn Magnuſen (Lex. Mytholog. p. 420): „Hábrok (altipes) nomen falconis aut accipitris summi sive primarii G. M. 43.“ Da Falco weder teutſch, noch lateiniſch iſt, ſo iſt es wahrſcheinlich aus dem Keltiſchen dahin gewandert; denn bei Borhorn (Lex. Ant. Brit.) findet man *gwalch*, accipiter, vorausgeſetzt, daß gwalch urſprünglich ein britiſches Wort iſt. Ungeachtet Habicht, Gloss. Mons. hapoh, Lex Baiwariorum, hapuch, mittelhochteutſch habech, angelſächſiſch hafoc [54]), engliſch hauk [55]), holländiſch havik, niederſächſiſch havik, haavk, altnordiſch haukr [56]), ſchwediſch hök, däniſch hög, im Germaniſchen ſo verbreitet iſt, und früher ſich nachweiſen läßt, als Falke, und die Falken auch zugleich begriff, ſo findet man doch auch das Wort im Keltiſchen, nämlich bei Borhorn (Lex. Ant. Brit.) *hebog*, accipiter. Nach Junius' Meinung haben die Kymrer hebog aus hafog, devastamentum, gemacht, woraus noch das engliſche to make havok, vastare, übrig iſt. Iſt hebog urſprünglich keltiſch, und daraus in das Teutſche übergegangen, ſo hat man doch das fremde Wort, wenn es ein ſolches iſt, einer teutſchen Wurzel anzupaſſen geſucht, denn das mittelhochteutſche habech, habec, Habicht, ſtimmt ganz mit habec, haltend, von haben, haben, haltend [57]). Voſſius leitet das holländiſche havik vom holländiſchen happen [58]), arripere, das Specimen Glossarii zum 1. Thle. der großen Ausgabe der Edda Sämundar das altnordiſche haukr von hárr, hoch, entweder wegen des hohen Fluges des Vogels, oder wegen des ihm vor andern gemeinen Vögeln ertheilten Vorzugs ab, ſowie auch H. Leo [59]) das angelſächſiſche hafoc durch

48) Specimen Glossarii zum 2. Theile der großen Ausgabe der Edda Sämundar S. 825. 49) Doch ſtellt Biörn Haldorſon (Lexicon Islandico-Latino-Danicum. Vol. II. p. 405) als ein Wort zuſammen: 1) „*Valr*, m. falco, en Falk. 2) strages hominum a *vel* eligo, quasi electi Odini, de faldne (i et Slag). 3) nom. pr. viri, en Mands-Egennavn.“ 50) Bragaraedur bei Raſk, Snorra-Edda. S. 81—85. Skaldskaparmál bei demſelben S. 113. Im Gegenſatze zu dem Valshamr der Freya, einer der Göttinnen, erſcheint der Jötun (Rieſe) Thiazi im Arnarhamr (der abgezogenen Haut eines Adlers [ſ. Bragaraedur p. 80—82], ſo auch andere Rieſen; ſ. Wafthrudniamál Str. 37. S. 21. 22). Dieſer abgezogenen Hüllen der Vögel bedienten ſich zum Fliegen die Götter und Rieſen mittels Zauberei. 51) *Biörn Haldorson* l. c. Vol. I. *Falki*, m. falco vulgaris, nobilis, en Falk. 52) Faber, Prodromus der isländiſchen Ornithologie. S. 2: F. islandicus (Lath.), isl. Fálki. Valur. 53) So z. B. Quida Guthrúnar II. Str. 18. S. 303: hauki fleygia. den Habicht oder Falken fliegen laſſen; anderwärts kommen vor: hundar ok haukar, Hunde und Habichte; doch freilich war dieſes bequem wegen des Stabreimes, auch reimte hönd (Hand) und haukr gut. Doch ſcheint valr, auch wenn man den Stabreim nicht berückſichtigt, ſo oft es ſonſt vorkommt, in Beziehung auf die Jagd mittels abgerichteter Raubvögel nicht gebräuchlich, ſondern blos haukr gewöhnlich geweſen zu ſein. Als Beiſpiel kann dienen, wo von dem haukr des Randwer geredet wird (ſ. Skaldskaparmál bei Raſk S. 143. Volsunga-Saga Cap. 40 in den Fornaldar Sögur Nordrlanda. I. Bd. S. 225. 226).

54) Auch in Zuſammenſetzungen góshafoc, Gänſehabicht, spearhafoc, Sperlingshabicht, Sperber, Kranhafoc, Kranichhabicht, gúdhafoc, Schlachthabicht, hebogyd, auceps. 55) Habicht, to háwk, baizen, auf der Falkenjagd ſein, hawker, der Falkenjäger. 56) Finn Magnuſen (Specimen Glossarii zum 2. Thle. der großen Ausgabe S. 636) ſtellt dazu: „*Finn.* Haucka, *Pers.* Aukatch. l. Akatch, *it. Tohgan*, *Samscr.* Sakunta.“ 57) Joh. Georg Wachter (im Gloss. Germ. p. 632) ſagt im Art. „*Habich*, *habicht*, accipiter“ weiter unten: In Lege Bojor. T. XX. 2. 3. dicitur *ganshapich* (die andere ältere Lesart hat die Form -hapuch), qui anseres, anet hapich, qui anates capit. Nomen habere videtur a tenendo, ut accipiter ab accipiendo. Nam *haben* vel *heben* est tenere. Tenet autem praedam unguibus aduncis tanquam tenaculis. Et hinc illi nomen *hapich*, tanquam raptori tenaciter tenenti. 58) ſchnappen, begierig beißen, happig, begierig, beißhungrig, hy is een happige vogel, er iſt ein rechter Raubvogel; er rafft Alles an ſich. 59) Erklärendes Verzeichniß der angelſächſiſchen Wörter zu den altſächſiſchen und angelſächſiſchen Sprachproben. S. 165.

Hochvogel erklärt, indem er als urſprüngliche Form hëafoc annimmt, und es mit heôfon, Himmel, und hebban, hoch machen, erheben, unter eine Rubrik bringt. Adolf Wagner ſtellt das engliſche hawk, angelſächſiſche hafoc, hafuc, havoc, Habicht, Hacht bei Oken, Falk, falco, faucon, auca, oca, angelſ. gof, Auke bei Oken, aquila, Hawk, zuſammen, verwirft als einſeitig ἀετός von ἄω wegen des leichten, windähnlichen Fluges, und Habicht von haben, halten, faſſen abzuleiten, und nimmt ſelbſt accipiter entweder als ein ſchon ſpäteres, misverſtändig gebildetes Wort, oder als einen andern Sinn habend, als den etwa accipere oder capere gibt, und in dieſen Wörtern allen ein auf den Mythus gegründetes Urwort an[60]). (*Ferdinand Wachler.*)

FALKE, der Name eines Geſchützes der früheren Jahrh., das zu dem Schlangengeſchlechte gehörte, die ſich durch ihre Länge von den Mauerbrechern oder Karthaunen unterſchieden. Von jenen waren, nach des Spaniers Diego Uffano Angabe, der ſogenannte Falke entweder ein echtes Schlangengeſchütz, ſchoß 2½ Pfund Eiſen, war 35 Durchmeſſer der Mündung (90½") lang, wog 13 Centner und erreichte im Kernſchuß 279 Schritte, oder ein unechtes, nur 77½ Zoll, oder 30 Durchmeſſer lang, ſchoß eine dreipfündige Kugel im Kernſchuß 249 Schritte. Sein Gewicht war dem vorigen gleich. Als Extraordinair-Schlange aber, von 43 Kugeldurchmeſſer Länge, ſchoß endlich der Falke, bei gleicher Schwere und Ladung, eine zweipfündige Kugel ebenſo weit, als der vorhergehende. Bei der allgemeinen Erleichterung alles groben Geſchützes gegen Ende des 16. und im 17. Jahrh. hatte auch der ſogenannte Falke Antheil daran. Zu dieſem Ende erfand ein Baron Melchior von Wurmbrand (der als Oberſt unter Guſtav Adolf diente) die ſpäter unter dem Namen der ledernen bekannten Kanonen von 1—4 Pfund im Kaliber. Sie beſtanden aus einem kupfernen Rohre, $^{3}/_{24}$ des Mündungsdurchmeſſers ſtark, durch eiſerne Reifen verſtärkt und mit zuſammengeleimten Seilen bis zur Stärke $^{10}/_{24}$ des erwähnten Durchmeſſers bewickelt. Die eiſernen Schildzapfen waren an einen ſtärkeren Reif befeſtigt, der Stoßboden mit dem hintern Zapfen (der Traube, wegen ihrer weintraubenähnlichen Form ſo genannt) war in das kupferne Rohr eingeſchraubt. Ein Überzug von Leder bedeckte das 15 Kaliber lange Rohr, das ſammt ſeiner Laffete nur 90 Pfund wog und mit ¼—⅓ des Kugelgewichtes geladen ward. Man bediente ſich ihrer wegen zu ſchneller Erhitzung — wo ſie nach jedem zehnten Schuß wieder abgekühlt wurden — 1626 nur ein Jahr lang, und Schwedens großer König ſetzte nach dem polniſchen Kriege leichte, eiſerne Feldſtücke an ihre Stelle (*Schildknecht*, Harmonia in fortalitiis construendis, defendendis et oppugnandis. fol. Tom. III. c. 14. p. 187). Sie wurden nachher 1630 in Antwerpen von Marino de Marinis, einem genueſiſchen Edelmanne und Geiſtlichen, wieder hervorgeſucht, das kupferne Rohr aber mit eiſernem Sturzbleche überzogen, dann mit hänfenen Seilen bewickelt und mit Leder überzogen. Sie ſchoſſen ein Pfund Eiſen, bei 24 Kugeldurchmeſſer Länge (3¾ Fuß), ebenſo weit, als ein metallenes Geſchütz. Ihr Erfinder überreichte ſie der Infantin von Spanien, Iſabella Clara Eugenia, und ſchrieb darauf:

Divo Joanni dedicat ao. 1632;
Omnipotenti Deo juvante
Deipara virgine intercedente,
Marinus de Marinis Jovi suo,
Ex proprii intellectus lucina
Animi gratia depromta
Haec leviora ministrat fulmina
Giganteos ausus castigatura.
Pulchrum saepe nocet, in levitate et celeritate.

(*Gabr. Naudaei* Syntagma de studio militari. [Rom. 1637. 4.]) (*v. Hoyer.*)

FALKE (Falknerei), urſprünglich Benennung der verſchiedenen Arten von Raubvögeln, welche zur Jagd abgerichtet wurden; jetzt häufig allgemeine Bezeichnung der Tagraubvögel (Accipitres), oder im engeren Sinne derjenigen Gruppe von ihnen, welcher die Jagd- oder Edelfalken (Falco) angehören. Indem wir unſere Leſer über das Naturgeſchichtliche dieſer Vögel auf den Artikel Falco verweiſen, behandeln wir jetzt nur ihre Benutzung zur Jagd und die Methode, ſie dazu abzurichten.

Im Mittelalter unterſchied man ſehr viele Arten von Jagdfalken, namentlich beſchreibt Albertus Magnus 17 Arten, von denen er 10 als edle, 3 als unedle und 4 als Miſchlinge aufführt. Dieſe Unterſchiede beruhen jedoch größtentheils auf Alters- und Größeverſchiedenheiten der Individuen von 4—5 Arten, denn mehr gebrauchte man zur Jagd nicht. Obenan ſtand der isländiſche Falke (F. islandicus *Lath.* gyrfalco *Linn.*) als der größte und ſchönſte von allen. Er lebt nur im hohen Norden, und wurde beſonders durch die Holländer nach Teutſchland und dem Süden gebracht. Nächſt ihm war der Taubenhabicht (F. palumbarius *Linn.*) die größte Art, ein urſprünglich in Teutſchland, wie ganz Europa, einheimiſcher Vogel, der aber nicht ſo klug und gelehrig iſt, wie die echten Edelfalken. Zu letzteren gehörte wieder der Wanderfalke (F. peregrinus), die gewöhnlichſte größere Art derſelben und überall in Europa zu Hauſe. Ihm ähnlich iſt der viel kleinere Lerchenfalke (F. subbuteo), ebenfalls ein kühner, gewandter Räuber; weniger brauchbar waren der Merlin (F. Aesalon) und der Rothfuß (F. rufipes). Alle dieſe Arten ſcheint Albertus Magnus unter ſeinen echten Falken begriffen zu haben, und wahrſcheinlich gehören ſeine beiden erſten Arten zum F. candicans, die dritte ſcheint der F. palumbarius zu ſein, die vierte, fünfte und ſechste Art ſind der F. peregrinus in verſchiedenen Kleidern, gleichwie die ſiebente der ganz alte, faſt weiße F. candicans iſt. Die achte ſcheint F. aesalon oder F. subbuteo zu ſein; unter der neunten möchte F. laniarius verſtanden werden; die zehnte iſt wahrſcheinlich der Sperber (F. Nisus). Als unedlere Falken möchte man F. buteo oder

60) ſ. die Ausführung dieſer Idee bei Adolf Wagner ſelbſt. Bailey-Fahrenkrüger's Wörterbuch der engliſchen Sprache. Zwölfte gänzlich umgearbeitete Auflage. S. 447. 448.

F. lagopus bezeichnen, welche auch zur Jagd abgerichtet wurden, aber nicht ſehr brauchbar dazu ſich zeigten; die Miſchlinge endlich beruhen wol ganz auf Fabeln oder ungenügenden Vergleichen der Ähnlichkeit einzelner Falkenarten mit mehren edlen oder unedlen zugleich. Denn im Ganzen werden nur die größeren Edelfalken (Falcones nobiles s. veri) und die Habichte (Astur) als brauchbare Jagdfalken betrachtet, und daher auch dieſe nur dazu abgerichtet. (*Burmeister.*)

Falknerei (hiſtoriſch-literariſch). Von den Griechen, wie Demetrios aus Conſtantinopel (Hieracosophion Rei accipitrariae scriptores nunc primum editi; accessit Cynosophion, Liber de cura canum 1612, von Nicol. Rigault herausgegeben), war nur Unbedeutendes vorhanden, als der große Kaiſer Friedrich II. ſeine Aufmerkſamkeit 1240 auch der Falknerei zuwandte, und in 2 Büchern 57 und 80 Capitel die verſchiedenen Arten der zur Jagd brauchbaren Falken, ihre Erziehung, mühevolle Abrichtung, Wartung und ihren Gebrauch beſchrieb, die mit den Bemerkungen ſeines Sohnes, König Manfred's, verſehen, 1596 zu Augsburg, nachher aber mit Prof. Schneider's Anmerkungen und mit Alberti Magni Abhandlung über denſelben Gegenſtand vermehrt, 1788 in Leipzig gedruckt erſchienen, was auch ſchon vorher (1756) mit einer teutſchen Überſetzung deſſelben Werkes geſchehen war. Der Kaiſer ſcheint bei dem Unterrichte, den er wol ſelbſt lateiniſch niederſchrieb, die Arbeit Wilhelm's, eines erfahrenen Falkners des Königs Roger von Sicilien, benutzt zu haben, die auch Albertus mit Lob erwähnt, die ſich aber nirgends findet. Auch der Engländer Beda — wegen ſeiner vielfachen Kenntniſſe Venerabilis genannt — ſoll im 8. Jahrh. von der Falknerei geſchrieben haben, die um dieſe Zeit in Teutſchland mehr, als anderswo, geſchätzt und geübt ward; denn König Hedilbert ſchrieb dem Biſchofe Bonifaz von Mainz: „Er ſolle ihm zwei Falken ſenden, geübt, die Kraniche zu fangen und auf die Erde herabzubringen," und in der Synode zu Teſſino, im J. 850, ward Cap. 4 den Geiſtlichen verboten: „mit Hunden und Geiern oder Capis, die man gewöhnlich Falken nennt, zu jagen."

Nach einem vorangehenden Lobe der Falknerei — wegen der auch ſicher Kaiſer Heinrich I. den Beinamen Auceps erhielt — geht Kaiſer Friedrich II. zu einer allgemeinen Beſchreibung der gefiederten Bewohner der Lüfte über, um ſich im zweiten Buche ſeiner Abhandlung zur Jagd durch Raubvögel und zur Abrichtung derſelben zu wenden, wenn der Menſch ſie zum Vergnügen oder zu ſeinem Nutzen gebrauchen will, um Land- und Waſſergeflügel, oder vierfüßiges Wild, von der Gemſe bis zum Kaninchen, zu jagen und zu fangen. Der Ort, wo ſie erzogen werden, muß entfernt vom Walde, gegen Mittag verſchloſſen, gegen Morgen, Abend und Mitternacht offen ſein; ſie werden daſelbſt mit friſchem, rohem Fleiſche, ſo zart man es bekommen kann, gefüttert, oder bei dem Mangel deſſelben mit Eiern und Milch, zuſammen über gelindem Feuer gekocht, damit ſie weder zu hart, noch zu weich ſind. Sobald ſie flügge werden, läßt man ſie frei herumfliegen, weil ſie nie ſich weit entfernen und allezeit freiwillig zu dem Neſte zurückkehren, da Niemand ſie von demſelben verjagt, wie im wilden Zuſtande es von ihrer Mutter geſchieht. Sie werden nachher im Finſtern aus dieſem Orte hinweggenommen, um ihnen die Nägel ſtumpf zu machen, die Augen zu verſchließen und die Feſſeln anzulegen. Um ihnen die Augen zu verſchließen (was die Falkner aufbräuen nennen), wird er von Einem mit beiden Händen gefaßt — ohne ihn doch zu ſehr zu drücken — während ein Zweiter ſeine Füße rückwärts hält, der Dritte aber mit einer feinen, runden Nähnadel die untere Wimper des einen Auges von Innen faßt und herauswärts — doch ohne Verletzung des rauhen Häutchens zwiſchen dem Auge und der Wimper — durchſticht, hierauf die Nadel mit den Enden über den Kopf hinwegzieht und auf gleiche Weiſe auch die andere Augenwimper durchſticht, um dann, nach Hinwegnahme der Nadel, die beiden Enden des Fadens über dem Kopfe zu binden. Beide Wimpern werden dadurch aufwärts gezogen und die Augen gänzlich verſchloſſen, wobei die Kopffedern den Faden bedecken, und den Falken hindern, ihn mit ſeinen Klauen herabzukratzen. Man kneipt hierauf mit einer ſcharfen Zange die Spitzen der Fänge ab, doch nicht zu tief, damit es nicht blutet. Er wird durch dieſes Abſtutzen der Fangklauen ſich bequemer auf der Hand tragen laſſen; auch beim Streite mit einem andern Falken über den gemachten Fang demſelben weniger Schaden thun. Die Füße des Falken werden nun mit ledernen Feſſeln oder Schuhen verſehen, die jeder aus zwei Riemen von ſchwachem Leder in paſſender Stärke zuſammengenäht ſind, daß ſie gut am Beine ſitzen, und vermittels zweier eiſerner oder eherner Ringe an demſelben befeſtigt werden. Sie dienen, den Falken feſtzuhalten, damit er nicht gegen den Willen ſeines Trägers entweiche, und damit man die Langfeſſel (*longe*) daran befeſtigen kann. Dieſes iſt ein ſchwacher Riemen von verhältnißmäßiger Länge, daß man ihn durch die beiden Ringe der Schuhe ziehen und um den vierten Finger der Hand wickeln kann. Ein Knoten am obern Ende hält die Feſſel im Ringe, damit ſie nicht losgehen kann, wenn der Falke auf der Hand oder auf der Jule ſitzt, und bei dem Füttern oder Baden durch ſie gehalten wird. Eine hell klingende Schelle, nach der Größe des Falken, iſt endlich an dem einen Fuße deſſelben befeſtigt, um durch ihren Laut anzuzeigen, wo der Falke ſich eben befindet, oder ob er vielleicht im Sitzen von der Jule gefallen iſt, um ihm ohne Verzug helfen zu können. Trägt man ihn nun auf der Hand, muß der Oberarm zwar ſenkrecht gehalten, doch nicht an den Leib geſchloſſen werden, weil außerdem der Vogel im Gehen oder Reiten durch jede Bewegung beunruhigt würde. Der Unterarm dagegen wird vorwärts genommen, daß er rechtwinkelig zu jenem die Hand geſchloſſen hat, mit ausgeſtrecktem Daumen, auf dem der Falke ſitzt, ſodaß er nicht nahe am Geſichte des Trägers iſt; denn vor dieſem ſcheut er ſich, wenn er offen, ohne Kappe, getragen wird. Es iſt jedoch nothwendig, ſich an das Tragen des Falken mit beiden Armen zu gewöhnen, um ihn ſtets mit der Bruſt gegen den Wind tragen zu können; es iſt dem Vogel un-

ausſtehlich, wenn der Wind ihm von Hinten unter die Federn bläſt, er würde ſich jederzeit umdrehen. Auch wegen Ermüdung des Armes iſt es gut, ſich an den Gebrauch beider Arme zu gewöhnen. Die Riemen der Schuhe werden dabei zwiſchen dem Daumen und dem Zeigefinger in die Hand genommen, daß ſie zwiſchen den beiden letzten Fingern herausgehen. Verläßt der Falke nun die Hand von ſelbſt, wird er auf dieſe Art wieder darauf geſetzt.

Obgleich Einige ihren Falken abrichten und an den Umgang mit Menſchen gewöhnen, ohne ihn auf die angegebene Art zu blenden, oder ihm die Augen mit der Kappe zu verdecken, ſo iſt doch ein ſolcher Vogel vielmehr unterdrückt und mürbe gemacht, weil er nicht, ohne ihm Gewalt zu thun, ſoweit gebracht werden kann. Ein ſolches Verfahren iſt deshalb tadelnswerth, obgleich es die ältere und langſamere Art iſt, die den Falken weit mehr angreift. Das oben beſchriebene, ſpäter aufgekommene Blenden (Ciliatura), als nothwendig und das Abrichten erleichternd vorausgeſetzt, geſchieht letzteres mit oder ohne Haube. In letzterem Falle wird der Falke den ganzen erſten Tag und die erſte Nacht in einem einſamen und finſtern Gemache ſanft umhergetragen, was durch Verwechſelung der Hände und des Trägers möglich iſt; oder er wird auf eine Reek (pertica) oder Jule (sedile) geſetzt und darauf angebunden. Jenes, eine etwa 3 Fuß hohe Bank, hat 1 Fuß ins Gevierte, damit der Vogel in der Mitte deſſelben mit der ganzen Laſt ſeines ziemlich ſchweren Körpers ruhen kann, ohne durch Forttreten herabzufallen, und ſo herabhängend ſich zu beſchädigen. Die Reek muß zugleich ſoweit von den Wänden des Gemaches abſtehen, daß der Falke keine derſelben mit ſeinen Flügeln erreichen kann. In den folgenden Tagen bekommt er einen niedern Sitz, nur ſo hoch, daß ſeine Schwanzfedern nicht bis auf den Erdboden reichen, damit er bisweilen herunter auf die Erde gehen kann, um zu ſchlafen, ohne ſich zu verletzen, wenn der Wärter eben abweſend iſt. Hierzu dient auch die Jule, eine runde, hölzerne oder ſteinerne Bank von größerem Umfange, unterwärts kegelförmig zulaufend, und vermittels eines, einen Fuß langen, eiſernen Stachels feſt im Erdboden ſtehend, und mit einem beweglichen Ringe verſehen, an den der 1½ Fuß lange Riemen (die Langfeſſel) gebunden wird, damit derſelbe dem Falken bei jeder Bewegung folgen kann, nachdem er von der Hand des Falkners durch Löſung der Schuhriemen rückwärts ſanft auf den Sitz zu treten veranlaßt worden. Futter wird ihm am erſten Tage nicht gegeben; am folgenden aber, wenn er hungrig wird und minder ſchreckhaft ſich zeigt, wird ihm der friſche Schenkel eines Huhnes gebracht und damit ſein Schnabel, ſeine Bruſt und Füße berührt, ihn durch den Geruch zu reizen, daß er den Schnabel öffnet, um das ihn Berührende zu beißen, wo er durch den Geſchmack bewogen wird, die Fütterung anzunehmen. Bekommt er dieſe nicht völlig, auf einmal, ſondern nach und nach, während man ihn dabei verſchiedenes Geräuſch hören läßt, wird er ſich bald an den Menſchen gewöhnen und ihn lieben, der ihm das Futter gibt. Dies muß jedoch immer mit Beobachtung einer Mäßigkeit, der Größe des Vogels angemeſſen, und immer mit reinen Händen geſchehen, weil jeder üble Geruch ſich dem Gefieder mittheilt und es verdirbt. Der Falke wird dabei zugleich öfter auf die Fauſt genommen und im Hauſe umher getragen, damit er ſich an dieſe Bewegung gewöhnt. Nachdem man auf ſolche Weiſe die übrigen Sinne des Falken durch das ihm bisher Ungewohnte geübt, wird er entweder durch Zerſchneidung des Fadens, mit dem ſeine Augenlider hinaufgezogen ſind, ganz von der Blendung befreit, oder man lüftet blos etwas den Faden, damit der Falke nur ſtufenweiſe mit den ihm vorkommenden Gegenſtänden bekannt gemacht wird. Er wird deshalb täglich heraus ins Freie getragen, um ihm die angeborene Scheu zu benehmen, wobei er von Zeit zu Zeit ihm angenehmes Futter (Ziget, tiratorium) von dem Jäger bekommt, auch wol mit Waſſer beſpritzt wird, das, nebſt dem Baden in einem 2 Fuß weiten Gefäße, für ein wirkſames Mittel gilt, ihn zu ſtärken und zu ermuthigen. Hat man dieſen Zweck erreicht, wird er von einem Reiter auf die rechte Hand genommen, während er mit der linken den Zügel und Sattelknopf erfaßt und den Fuß in den Steigbügel ſetzt. Sich mit der Rechten, auf der er den Falken hat, an den Sattelbaum haltend, ſteigt er ruhig auf und bringt dabei die rechte Hand mit vor. Auf dieſe Weiſe bleibt der Falke und das Pferd ruhig, während daſſelbe im Schritte angeritten wird, und der Reiter Anfangs nur ſolche Wege wählt, wo dem Vogel nichts Schreckhaftes vorkommen kann. Wol um des mühevollen Blendens überhoben zu ſein, haben die Orientalen das Bekappen des Falken erfunden, das den Europäern noch unbekannt war, und Friedrich II. zuerſt im Morgenlande ſah, von wo er daſſelbe 1245, nebſt mehren ihm vom Sultan von Babylon geſchenkten Vögeln (darunter ein weißer Kakadu) und einigen der Falknerei kundigen Arabern, mit zurückbrachte. Die Kappe von weichem Leder, vorn mit einem Loche für den Schnabel und die Naſenlöcher, geht bis auf den Hals herab und wird mit den beiden letzten Fingern der Hand an einem ſchwachen Riemen gehalten, oder auch freigelaſſen, ſobald der Falke die Kappe ruhig trägt. Sie wird ihm dann nicht eher abgenommen, als wenn auf der Jagd das Wild aufgeſtoßen iſt und der Falke zum Fange in die Luft geworfen wird. Hier ſteigt er unter einem Winkel von über 45 Grad in die Höhe, daß man ihn oft, auch mit dem gewaffneten Auge, nicht findet, und ſchießt dann ſchräg auf ſeine Beute herab, die er mit ſeinen Krallen erfaßt und mit dem Schnabel tödtet, indem ihm dabei die Hunde und der Falkner beiſtehen. Der Kaiſer verlangt daher, daß ein guter Falkner agilis et promtus in ſeinem ganzen Weſen ſei, um ſeinem Vogel ſtets zu rechter Zeit zu Hilfe zu kommen. Er muß kühn ſein, um ſich vor keinem rauhen Wege zu fürchten, wenn es gilt. Er muß ſchwimmen können, um ſeinem Falken auch über ein tiefes Waſſer zu folgen und ihm Beiſtand zu gewähren, wenn es nöthig wird, u. ſ. w.

Man begnügte ſich nicht mit dem, was ſchon zu Friedrich's II. Zeiten bekannt war; denn der Adel, und

ſelbſt die Fürſten, zeigten große Luſt zum Federſpiel — ſo hieß die Jagd mit Falken und Habichten. — Häufig finden ſich Fürſtinnen und edle Frauen jener Zeit auf Gemälden und Tapeten dargeſtellt, zu Pferde, mit einem weißen Falken auf der Hand, und im 14. Jahrh. gab es in Teutſchland Lehnsverbindlichkeiten: „mit einem abgerichteten Falken und Hunden ſich zur Jagd des Lehnsherrn einzufinden." Karl's VIII. von Frankreich Falkenmeiſter, Wilhelm Tardif, ſchrieb einen förmlichen Unterricht der Falkner, und Kaiſer Maximilian ſchickte von Zeit zu Zeit Leute nach den Nordländern, um gute Falken zu bekommen. In Sicilien ſcheint die Jagd mit Falken vorzüglich unter den Normannen in Gang gekommen zu ſein und ſich von da über Italien verbreitet zu haben. Federico Zunniga ließ 1565 eine Anweiſung dazu drucken, worin er nach den norwegiſchen Falken die aus dem Königreiche Navarra ſetzt, deren Namen wol aus dem Arabiſchen genommen ſind: Alfaneque, Borni, Sacre, Azor, Nebli. Gavilan iſt der dem ganzen Falkengeſchlechte eigenthümliche Name. Franz Sforzino da Carcano, ein edler Vicentiner, ſchrieb drei Bücher, italieniſch, von den Raubvögeln, 1568 in Venedig gedruckt, worin er ſich einer 40jährigen Erfahrung rühmt, und im erſten Buche von den Falken, im zweiten von den Geiern und im dritten von ihren Krankheiten handelt. Er zählt fünf Claſſen Raubvögel, deren einige von Oben herab auf ihre Beute ſtoßen, ſie mit den Krallen halten und mit dem Schnabel die Halswirbel zerbeißen, wie der Adler, Falke, Sperber, andere aber gerade auf das Wild losgehen, und wenn ſie es getödtet haben, ſogleich freſſen, wie der Geier u. a. Federigo Giorgi ſchrieb und eignete es dem Markgrafen Carlo Gonzago 1566 zu: Libro del modo di conoscere i buoni Falconi, Astori et Sparvieri, di essercitatti et farli perfetti, et di medicarli. Hier wird im erſten Capitel der Wanderfalke beſchrieben und von ſeiner Nahrung gehandelt: daß König Ptolemäus von Ägypten alle Vögel, die von Fiſchen, Fröſchen, Schlangen und anderem giftigen Gewürme lebten, eine ungeſunde Nahrung geben. Auch das Blut der Raben, Krähen und Elſtern, wie ihr Fleiſch, ſoll man dem Falken nicht geben, weil es viel Salz enthält, das allen Vögeln und wiederkäuenden Thieren ſchädlich iſt. Das Fleiſch der Spanferkel, der Haſen ohne Knochen und Mark — weil es Würmer erzeugt —, Tauben, mit Bein und Flügeln, klein geſchnitten, Mäuſe, mit Haut und Haar, ſollen die Falken zur Nahrung bekommen. La Fauconnerie de Charles d'Arcussia de Capre, Seigneur d'Esparron etc. (Paris 1615. 4.), dem Könige zugeeignet, handelt in fünf Abſchnitten 1) von der Kenntniß, Natur und Abrichtung der Vögel, die zugleich abgebildet ſind. 2) Von ihren Krankheiten und den Mitteln dagegen. 3) Von der Art, die Falken zu gebrauchen. 4) Die Zergliederung der Vögel, mit einer Abhandlung von ihrer Brut und der Ernährung derſelben. 5) Die Abrichtung der Geier oder Habichte und Sperber. Die Falken ſollen 3 — 4, zuweilen 5 Eier ausbrüten; das Letztere ſei ein Beweis ihrer Güte. Der berberiſche Falke, Alphanet genannt, ſoll der vorzüglichſte ſein. Wenn er die Federn abwirft, wird er gelblich, faſt weiß, und jagt gern mit einem Kampfgenoſſen. Wenn er alt wird, bekommt er glatte Füße, von goldgelber, ins Rothe fallender, Farbe und eine trockene Naſe. Unter allen zum Jagen brauchbaren Falken iſt der Gyrfalke der größte, kann aber die Kälte nicht gut vertragen. Im Discours de chasse deſſelben Verfaſſers (1619) gibt er eine Darſtellung der Reiherbaizen in einer Zuſammenkunft der Falkner. Zuerſt wird bemerkt, daß die Räude der Hunde am beſten durch Blutegel geheilt wird, wenn man den Hund in einen Tümpel führt. Ein Uhu wird durch einen, auch den beſten, Falken ſchwer gefangen, weil er dem letztern immer folgt und ihm im Rücken iſt. Der Grünſpecht ſpringt von einem Baume auf den andern, und entgeht dadurch den Krallen des Falken. Ein Verzeichniß der einheimiſchen und der Zugvögel macht den Beſchluß. Ein drittes Buch des nämlichen Verfaſſers: La Fauconnerie du Roi (1617), erklärt zuvörderſt die Jagd des Geiers durch mehre Falken, der ſich über den Flug der Falken zu erheben ſucht, ſich aber bald hierhin, bald dahin gegen die Feinde wenden muß, endlich aber, von ihnen überwältigt, ihren Klauen unterliegt. Zur hohen Jagd, wie die Reiherbaize, dienen am erſten die Gyrfalken; den zweiten Platz nach dieſen nimmt der Wanderfalke, der Saker — ſowol der große, als kleine — den dritten ein; den letzten der gemeine Falke. Zur Rebhühnerjagd eignet ſich der kleinere Lanet, der Berber und der amerikaniſche Falke. Von der Schnelligkeit des Fluges der Falken wird erzählt, daß ein ſolcher Heinrich's II., Königs von Frankreich, im Märzmonat um 10 Uhr Morgens fort flog und des andern Tages um 4 Uhr Nachmittags auf der 500 Lieues entfernten Inſel Malta ankam. Der kleine Taubenfalke (Dendrofalco, nur 16 Zoll lang), der ſo gutmüthig iſt, daß er, freigelaſſen, ſtets zu ſeines Herrn Wohnung zurückkehrt, kann nur nach Ablauf des Octobers zur Jagd gebraucht werden, weil er vorher nur die Schwalben annimmt, ſodaß er mit ihnen fortgeht und erſt im Frühjahre mit ihnen wieder kommt. Noch iſt zu erwähnen *Franc. Carcano*, nobile di Vicenza, Dell' arte del Strucciero, con il mode di conoscere e medicare Falconi, Astori e Sparvieri e tutti gli uccelli di rapina. c. fig. (1607. 12.); dann *Jo. Petri Olina*, Uccelliera (Rom. 1684.), worin von der kleinen Falkenart (lania) geredet wird, die in Italien unter verſchiedenen Namen bekannt iſt; denn ſie heißt in der Romagna Castrica, in Toscana Verla, in der Lombardei Straguzzina oder Raguzzola, und an andern Orten Falconcello oder Gaza sparviera. Theils doppelt ſo groß als eine Amſel, heißt ſie der Werkengel, und gleicht ziemlich einer Elſter; die kleinere, nur halb ſo groß, trägt den Namen des Neuntödters — weil ſie täglich mehre Vögel mit ihrem gekrümmten Schnabel tödtet. Die eine, wie die andere, locken durch ihren nachahmenden Geſang die kleinen Vögel an, um ſie dann zu ihrer Nahrung zu machen. König Franz I. von Frankreich ſoll ſich eines ſolchen abgerichteten Vogels bedient haben, denn er verwendete jährlich 40,000 Livres auf die Falkenjagd. Die faſt unum-

terbrochen fortdauernden Kriege des 17. Jahrh. waren überall der ſo mühevollen Abrichtung des Falken nachtheilig, da auch die Einführung der Schrotflinte zur Jagd der größern Vögel und die dadurch entſtehende Verminderung der vorhandenen Reiher und Kraniche Eintrag that. Es ſind hier nur noch einige, dieſer Jagd eigenthümliche, techniſche Ausdrücke anzuführen:

Aufbräwen, dem Falken die Augen zubinden. Ausbreelen, die Flügel zuſammenbinden, daß der Falke nicht damit ſchlagen kann. Atz, das Futter, daher atzen, füttern, und die Atzklaue, die Kralle, womit der Falke ſeine Nahrung zerreißt. Die Badbrennte, das Gefäß zum Baden. Balliren, mit den Flügeln ſchlagen. Die Binn, der Fußkrampf. Die Bell, das helle Glöckchen des Falken; heißt auch die Rolle. Betteln auf dem Reck, das unruhige Herumtrampeln auf dem Sitze. Binden, mit den Klauen die Beute feſthalten. Blume, die Flügelfedern. Das Dach, der Rücken zwiſchen den Schultern. Decklinge, Baumfalken. Die Diehe, die Hüfte des Falken. Die Drahle oder Drehe. Dreckfalken, auf dem Zuge gefangene Falken. Der Dunſt, Dornenbüſche. Eluh, die grüne Farbe. Engel machen, heißt das Aufſtreben der Flügel und des Schweifes, wenn der Falke ſich fürchtet. Falken, fremde, die alt eingefangenen Falken. Der Falkenſack, die Taſche des Falkners. Falzen oder Balzen, das Rufen des Falken zur Begattung. Die Fangklaue oder die Fänge, die gekrümmten Zehen des Vogels. Faſſen, ſich, ermuthigen, wird von dem beruhigten Falken geſagt. Die Federn am Bruck, oder an den Schenkeln. Die Federn durch den Staart holen, die Fittiche mit Öl ſalben. Flaggen, die Bruſtfedern. Die Frons, die Verſtopfung des Leibes. Geſürt, ſoviel wie Gefieder. Das Glänzel, die auf jeder Seite des Falken ſtehenden Federn. Hagard, der Falke, der einmal ſein Gefieder abgeworfen hat. Die Haken, das vordere Gelenke der Flügel. Die Haube oder die lederne Kappe, davon aufhauben. Horſt, das Neſt. Die Jule, die Sitzbank des Falken. Lahnen, ſchreien. Die Langfeſſel, der Fangriemen. Lockmachen, den Falken, ihn beruhigen, daß er ſtill ſitzt. Die Lockſchnure, das Band zum Anbinden des Falken. Lojer oder Luder für Fütterung, daher Lockfleiſch. Mallen, die Ringe an den Feſſeln. Neſtlinge, die aus dem Neſte genommenen Falken. Pillard, iſt ein Raubfalke, der ſeinem Mitgenoſſen das Wild hinwegnimmt. Die Reeck oder Rick, der Sitz des Falken. Ringholen, fliegend umkreiſen. Säule, das erſte Federpaar am Flügel. Der Schaft, der befiederte Rumpf. Schlagen, auf das Wild ſtoßen. Schlechtfalk, gentilis falco? Schlingern, die Federn zu frühzeitig abwerfen. Der Schmelz, der Unrath des Falken. Die Schuhe, die Feſſeln an den Füßen. Die Spale, das Schulterblatt. Spinnen, den Falken durch Streicheln beruhigen. Staart, der Schweif. Der Stölzel, der Hintertheil. Zieget, die Lockſpeiſe für den Falken, von zartem Fleiſche; auch die Traine, und wenn ſie ihm gegeben wird, Vorlosgeben. Vergießen, auf die Beute ſtoßen. (*v. Hoyer.*)

Die Falknerei, Falkenjagd (Falconier), die Art der Jagd, wobei man abgerichtete Falken anwendet, um Geflügel oder anderes Wild durch ſie fangen zu laſſen, iſt ſehr alt. Nach des Orientaliſten Hammer-Purgſtall Falknerklee (Peſth bei Hartleben 1840), welcher eine Überſetzung eines Falkenbuches in ſeldſchuckiſcher Mundart enthält, ſoll die eigentliche Heimath der Falkenbaize Turkeſtan ſein. Noch jetzt wird ſie auch in Aſien, in der Mongolei, Turkeſtan, den Steppengegenden, in Arabien in der größten Vollkommenheit geübt. Tſchengischan hatte ein ganzes Heer von Falknern, und am perſiſchen Hofe war der Falkenmeiſter einer der wichtigſten Hofbeamten. Geſchätzt wurden vorzüglich die weißen isländiſchen Falken, die ſchon im Mittelalter mit 1000 Goldſtücken bezahlt wurden. Bajazet nahm für den gefangenen Grafen von Navarra kein anderes Löſegeld an, als zwölf ſolche Falken, welche ihm der Herzog von Burgund ſandte [1]). Ghaſan, der ſiebente und größte der perſiſchen Ilchane, verfaßte viertehalb hundert Jahre vor dem berühmten Falknerreglement des Zars Alexei Michailowitſch vom J. 1688 eine Falknerordnung. Entſchieden iſt auch die Falkenbaize mit den Mongolen nach Rußland gekommen, wo ſie ſich indeſſen jetzt nur noch in den Steppengegenden erhalten hat. Der Falke galt den Orientalen von jeher als ein Sinnbild des edlen Muthes, und wurde ſo hoch geſchätzt, daß ihn die Herrſcher zu ihrem Embleme wählten, was wahrſcheinlich der Urſprung des heraldiſchen Adlers iſt. Die Behauptung, daß die Falkenbaize erſt mit den Kreuzzügen in dem übrigen Europa eingeführt worden ſei, iſt offenbar nicht begründet. Es kann ſein, daß Kaiſer Friedrich's II. berühmtes Buch von der Falkenjagd [2]) als ein Product der Kreuzzüge anzuſehen iſt; aber daß ſie ſchon früher in Teutſchland, England und Frankreich bekannt war, gar nicht einmal Spaniens zu gedenken, wo die Mauren ſie mit herüber brachten, läßt ſich beſtimmt nachweiſen. Der König Äthilbert ſchrieb an den heiligen Bonifacius: Unam rem praeterea a vobis desidero mihi exhiberi, quam vobis acquirere valde difficile esse, juxta quod mihi indicatum est, nullatenus reor; id est duos falcones, quorum ars et artis audacia sit, grues velle libenter captando arripere, et arripiendo consternere solo etc. [3]). Dem Könige antwortete Bonifacius: Pro signo veri amoris direximus tibi *accipitrem* unum, et *duos falcones*, duo scuta, et duas lanceas [4]). Die Baize war in Teutſchland ſchon vor dem 10. Jahrh. ſo gemein, daß jeder Edle ſeinen Falken abrichtete und trug, das edle Federſpiel, d. h. die Stoßfalken, welche zur Baize gebraucht wurden, als Regale in den älteſten Jagdgeſetzen vorkommt, und das Ausnehmen der Jungen aus den Horſten, oder das Fangen der Alten ſtreng verpönt war. In den ſaliſchen Geſetzen kommen Falken und Sperber vor, die mit 3, 15 und 45 Solidis erſetzt werden mußten; nach den alemanniſchen Geſetzen wurde ihre

1) *Choisy*, Hist. de Charles VI. p. 216. 223. 2) In der neuern Zeit überſetzt von Schneider. 3) Epist. XL. inter Bonifac. Edit. *Serrarii*. p. 54. 4) Epist. XII. p. 16. Ed. *ej.*

Entwendung mit 3 — 6 Solidis beſtraft, nach König Rothar mit dem achtſachen Werthe. Es werden darin Kranich-, Gänſe-, Entenhabicht und Sperber erwähnt [5]). Auch geht aus den Beichtfragen des Biſchofs von Worms hervor, daß die Baize weniger den Zweck hatte, eine nutzbare Jagdbeute zu erlangen; denn nach denſelben war es ſogar verboten, von einem durch einen Falken gefangenen Vogel zu eſſen, als nur ſich ein Jagdvergnügen zu verſchaffen.

Die Engländer ſetzten die Baizjagd über jede andere Art der Jagd, wovon man viele Spuren in der Geſchichte der Heptarchie findet. An dem Hofe der alten Könige von Wallis war der Panhehogydd oder Oberjägermeiſter der vierte große Hofbeamte. An der königlichen Tafel durfte er nur drei Mal trinken, damit er ſich nicht betrinken und ſeine Vögel vernachläſſigen möchte. War die Baizjagd beſonders glücklich geweſen, ſo mußte der König bei ſeinem Eintreten aufſtehen und ihm noch ſonſt beſondere Ehre erweiſen. Vorzüglich liebten ſie die Reiher- und Kranichbaize, wie ſchon der obige Brief des Königs Äthilbert beweiſt. Gewöhnlich war es, über dem gefangenen Reiher Gelübde abzulegen, welche unverbrüchlich gehalten werden mußten. Hierauf bezieht ſich das Gedicht: „Das Reihergelübde vom J. 1338," welches Herr de la Curne de Sainte Palaye in ſeinem „Ritterweſen des Mittelalters" mittheilt [6]).

Vielleicht noch leidenſchaftlicher wurde dieſe Jagd aber in Frankreich cultivirt. Der Jagdetat des Hofes, wie er ſchon von Karl dem Großen eingerichtet war, zerfiel in zwei Partieen, die Parforcejagd und die Baize, die ſich einander im Range ganz gleich waren und wechſelnd den Vorrang behaupteten. Im Frühjahre trieben die Falkoniere die Parforcejäger vom Hofe zu St. Germain, im Herbſte mußten dieſe wieder unter dem Hörnerklange der Parforcejäger abziehen. Der Etat Franz' I. für die Falknerei war 36,000 Franken, und der Oberfalkenmeiſter hatte die höchſte Beſoldung im Staate, mit 4000 Livres. Unter ihm ſtanden 15 Edelleute als Falkenmeiſter, mit 500 Livres ein jeder, und 50 Falkoniere zu 200 Livres Beſoldung. Aber auch jeder franzöſiſche Ritter, Abt und höhere Gerichtsbeamte hatte ſeine Falken, mit denen jeder im ganzen Lande frei baizen konnte, und die zum Theil ſo vortrefflich abgerichtet waren, daß ſie ihrem Herrn die kleinern Vögel lebendig und oft noch unbeſchädigt brachten. Die Art, wie man dieſe Jagd ausübte, war verſchieden. Zuweilen ſtreifte derjenige, welcher einen Falken auf der Hand trug, einzeln zu Fuß oder zu Pferde umher, und baizte mit ihm Vögel, Haſen oder Kaninchen, ſowie ſie ihm aufſtießen. Auch thaten ſich mehre Reiter zu einem größern Streifzuge zuſammen, die, von Stöberhunden begleitet, von Ort zu Ort, oder Burg zu Burg zogen, um überall, wo ihnen Wild aufſtieß, dies zu baizen; denn Niemand wehrte ihnen dies, ſelbſt noch, als ſich ſchon das privative Jagdrecht und das Regale der Jagd vollſtändig ausgebildet hatte. Eleganter waren die größeren Geſellſchaftsjagden mit Damen. Jede Dame hatte einen Cavalier, welcher den mit koſtbaren Feſſeln und Kappen geſchmückten Falken auf der Hand trug, die mit einem ſtarken, aber zierlich geſtickten, Handſchuhe beſchützt war, den etwas ſchwächer auch die Dame auf der rechten Hand trug. Die Geſellſchaft vertheilte ſich auf die Felder und auf ſolchem Terrain, wo man reiten konnte, zu Pferde in Reihen, welche die Gegend abſuchten. Sie war dabei von guten Vorſtehhunden begleitet, welche, ſowie unſere Hühnerhunde jetzt, feſt vorſtanden, wenn ſie etwas fanden. Die Dame und ihr Cavalier ſprengten dann heran, und dieſer reichte jener den Falken, nachdem er ihm die Kappe abgenommen hatte. Dann ließ man den Hund einſpringen und die Dame ließ den Falken fliegen, oder warf ihn, nach dem Falkonierausdrucke. Sache des Cavaliers war es dann, dem Falken ſeine Beute abzunehmen, ſie der Dame zu überbringen und den Falken ſelbſt wieder zu fangen oder zu ſich zu locken. Die Regeln, nach denen das aufſliegende oder ſichtbar werdende Wild nur gebaizt werden durfte, waren dabei ſtreng feſtgeſetzt, um alle Streitigkeiten zu vermeiden, da es ein Ehrenpunkt war, das meiſte zu fangen, und jeder alſo darnach ſtrebte, ſeinen Falken ſo oft ſtoßen zu laſſen, als nur möglich. Die berühmteſten Baizen waren aber immer die Reiherbaizen, wozu die Reiherſtände auch ſorgfältig geſchont wurden. Sehr berühmte Reiherbaizen hatten die Erzherzoge von Öſterreich an der Donau oberhalb Wien, die Markgrafen und Kurfürſten von Brandenburg um Spandau und Bötzov (Oranienburg) herum, die Kurfürſten von Sachſen an der Elbe u. ſ. w. Dieſe waren bei der Falkenjagd dasjenige, was die großen eingeſtellten Zeuchjagden in Bezug auf die hohe Jagd waren. Sie fielen gewöhnlich in die Frühlingsmonate, wo alle anderen Jagden fehlten, und füllten ſo die Lücke aus, welche in der Reihe der Jagdvergnügungen zu dieſer Zeit ſonſt ſtattgefunden haben würde. Eine große Geſellſchaft von Herren und Damen begab ſich in die Gegenden, wo die Reiher an den Gewäſſern und Sümpfen ſtanden, und wenn ein ſolcher aufflog, wurde er mit einem oder auch wol zwei Falken gebaizt, je nachdem man dem Muthe und der Stärke derſelben mehr oder weniger vertraute. Der Ehrenpunkt dabei beſtand dann darin, dem Kampfe, der zwiſchen dem Reiher und dem Falken in der Luft entſtand, indem der erſtere ſeinen Feind, wenn dieſer nach ihm ſtieß, mit ſeinem ſpitzen Schnabel zu ſpießen ſuchte, ſo zu folgen, daß man augenblicklich zur Hand war, um den Reiher aufnehmen zu können. Dem Herrn der Jagd oder der geehrteſten Dame die beiden Genickfedern des Reihers, die zu den Reiherbüſchen benutzt wurden, überreichen zu können, war ein großer Triumph. Die Benutzung der Windhunde bei der Falkenjagd, die noch jetzt in Arabien und den Steppen und Wüſten Aſiens üblich iſt, war in Teutſchland wenig üblich, fand aber doch auch in Frankreich und England ſtatt. Sie erſtreckte ſich nur auf größeres Wild, wie Trappen, Rehe, ſelbſt Damwild, in Afrika und Aſien auf Strauße, Gazellen und

5) Stieglitz, Geſchichtliche Darſtellung der Eigenthumsverhältniſſe an Wald und Jagd. (Leipzig 1832.) S. 37. 6) überſetzt von Klüber. (Nürnberg 1791.) 3. Bd. S. 255.

Antilopen, die der Falke allein nicht beſiegen konnte. Dieſer ſtieß dann nach dem Kopfe und hielt durch ſeinen Angriff das Wild ſo auf, daß die herangehetzten Windhunde es einholen und ergreifen konnten. Dagegen baizte man alle andern Vögel ohne Ausnahme mit Falken, denn die größten und kühnſten davon griffen ſelbſt den ſtärkſten Adler an, und kämpften mit ihm ſo lange, bis ſie ihn zur Erde brachten und der Falkonier ihnen zu Hilfe kam.

Die Baize erhielt ſich in ihrem Anſehen bis gegen das Ende des 17. Jahrh., wo die Vervollkommnung der Schießgewehre und ihre Einrichtung zum Schrotſchießen die bequemere und einfachere Erlegung des Geflügels damit gewöhnlich machte. Doch wurden an einzelnen teutſchen Höfen noch Falkoniere als antiquariſche Seltenheiten erhalten, welche inländiſche Falken abtrugen (abrichteten), mit denen man vorzüglich Rebhühner und Wachteln im Spätherbſte baizte, wo die Hühner ſchon nicht mehr halten wollten. Ließ man dann den Falken einige Male ſtoßen, ſo lagen ſie feſt, und man konnte ſie bequem vor dem Hühnerhunde ſchießen. Die letzte regelmäßig eingerichtete Baize hatten die Markgrafen von Ansbach und Baireuth, die erſt mit dem Ausſterben dieſer Fürſten einging. Im Anfange des 18. Jahrh. ſchien dieſe Jagd ſich aber immer mehr verlieren zu wollen, und es galt als eine beſondere Merkwürdigkeit, daß man im Anfange des 19. bei der Forſtakademie in Dreißigacker noch einen alten ſachſen-meiningiſchen Falkonier hatte, welcher im Abtragen der Schlechtfalken Unterricht gab. Nur in Flandern hatte ſich noch in dem Dorfe Falkenwerth von alter Zeit her die Kunſt, Falken zu fangen und abzutragen, immer vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt und erhalten, da hin und wieder ein ſolcher von den Bewohnern dieſes Ortes an reiche Gutsbeſitzer in England oder den Niederlanden verkauft wurde. Auch am däniſchen Hofe, deſſen geſchätzteſte Geſchenke an fremde Höfe in isländiſchen Falken beſtanden, waren noch lange Zeit einige Falken gehalten worden. In Preußen dagegen, wo die Hochmeiſter eine der berühmteſten Falkenjagden in Europa hatten und ebenfalls die geſchätzteſten Falken dem Kaiſer und allen großen Fürſten Europa's überſandten, hat ſich ſelbſt ſchon die Tradition von dieſer Jagd im Volke verloren. Da fing dieſe nach Beendigung der Revolutionskriege wieder zuerſt in England an, in die Mode zu kommen, indem einige reiche Gutsbeſitzer ſich Falken aus Flandern verſchafften und damit Reiher baizten. Da bei dieſer Hetzjagd in der Luft die Schwierigkeit zu folgen oft noch größer iſt, als bei der Fuchshetze oder Parforcejagd überhaupt, ſo fand ſie viel Beifall, und ſcheint jetzt wieder in dieſem Lande ſehr in Aufnahme zu kommen. Ganz vorzüglich aber hat ſie ſich in der claſſiſchen Sumpfheimath der Reiher, im Königreiche der Niederlande, wo ſie, in Ermangelung einer andern, Hofjagd geworden zu ſein ſcheint, wieder gehoben. Alljährlich werden jetzt wieder in der Umgegend vom Haag große Falkenjagden im Sommer gegeben, wozu ſich eine Menge von angeſehenen Fremden aus England, Teutſchland, Frankreich und den Niederlanden einfindet. Dem Jäger kann es auch nur Freude machen, daß wieder Hoffnung vorhanden iſt, dieſe Niemandem nachtheilige, kunſt- und genußreiche Jagd wieder mehr verbreitet zu ſehen.

Über die Abrichtung der Falken ſind eine große Menge Lehrbücher und Anleitungen erſchienen, und Hammer-Purgſtall führt allein im Falknerklee deren 46 in allen nur möglichen europäiſchen Sprachen an, ohne die Menge derſelben zu rechnen, welche in perſiſcher, arabiſcher und türkiſcher Sprache geſchrieben worden ſind. Die beſte, faßlichſte und vollſtändigſte Anleitung zum Abtragen der Falken in unſern neuern teutſchen Jagdbüchern findet man in Bechſtein's Jagdwiſſenſchaft. 3. Bd. Wildzucht und Wildjagd. (Gotha 1821.) S. 389 fg. (*Pfeil.*)

FALKENAU, 1) ein anſehnliches Krongut oder Domaine im dorpat'ſchen Kreiſe der riga'ſchen Statthalterſchaft, oder des ehemaligen Herzogthums Livland, im Kirchſprengel Ecks. Es iſt 20 riga'ſche Haaken groß und hat über 280 männliche Köpfe. Ehemals ſtand hier ein gleichnamiges Kloſter (etwa zwei Meilen von Dorpat), mit einem Wall und Graben. Etliche zerriſſene Mauern und unterirdiſche Gewölbe ſind allein von ihm noch übrig. Der erſte Biſchof von Dorpat, Herrmann, hatte es 1233 angelegt; in dem Kriege mit den Ruſſen, als die Stadt 1558 an dieſe überging, fand es wahrſcheinlich ſeinen Untergang. Unter der ſchwediſchen Regierung ward das Gut eine Krondomaine. Es hat keinen ſonderlichen Kornboden, aber gute Wieſen und Waldung. (*J. C. Petri.*)

2) Ein zur gräflich Kinsky'ſchen Allodialherrſchaft Bürgſtein gehöriges großes Dorf im leitmeritzer Kreiſe Böhmens, zum Theile im Thale und zum Theile auf den Abhängen der Berge Groß-Buchberg, Breitfelde und Hackelsberg gelegen, zwiſchen der obigen und der Herrſchaft Böhmiſch-Kamnitz getheilt, mit 150 Häuſern, 1205 teutſchen Einwohnern, welche größtentheils Glasarbeiter, Zeuchweber, Holzſchläger und Tagelöhner ſind, einer eigenen katholiſchen Localie (Bisthum Leitmeritz), einer dem heiligen Anton von Padua geweihten, im J. 1788 durch den hier geborenen Biſchof von Neapel, Anton Bernard Gürtler, erbauten und mit einigen ſchönen Gemälden und Bildhauerarbeiten ausgeſchmückten Kirche, einer Schule, welche unter obrigkeitlichem Patronate ſtehen, zwei Mühlen, einer Bretſäge, einer Bleiche, vielen Glasſchleifereien, einem beſonderen herrſchaftlichen Forſtreviere und dem aus Klingſtein beſtehenden Berge Bretfeld (Breitesfeld). 3) Eine gräflich von Noſtitz'ſche Majoratsherrſchaft in der Mitte des ellbogner Kreiſes Böhmens, zu beiden Seiten der Eger gelegen, mit ausgedehntem Territorialbeſitze und 40 dazu gehörigen Ortſchaften. 4) Eine gräflich von Noſtitz'ſche Municipalſtadt und Hauptort der gleichnamigen Herrſchaft, am rechten Ufer der Eger gelegen, der Einmündung des Zwodabaches gegenüber, mit 330 größtentheils von Stein und wohlgebauten Häuſern, die von einer Mauer umfangen ſind, durch welche drei Thore führen, 1910 teutſchen Einwohnern, einer eigenen katholiſchen Pfarre, welche zum Erzbisthume Prag gehört und 4350 Pfarrkinder zählt, vier katholiſchen Kirchen, deren eine die gräflich Noſtitz'ſche Familiengruft enthält, einem Capucinerkloſter, einer Stadtſchule für Kna-

ben und Mädchen, einem Magiſtrate, dem ein Bürgermeiſter vorſteht, einem großen, von einem breiten Waſſergraben, über den drei Brücken führen, umgebenen herrſchaftlichen Schloſſe, Königsberg genannt, bei dem ſich ein ausgedehnter Garten mit Treibhäuſern und ein Park im ehemaligen Thiergarten befindet, Steinkohlenbrüchen, die lange brannten, und einer Dechantei der prager Erzdiöceſe. 5) Ein Vicariatsdiſtrict des prager Erzbisthums, der 27 Seelſorgeſtationen umfaßt. 6) Ein, ſlaw. Falknow, zu den Landgütern der königl. Stadt Iglau gehöriges Dorf im iglauer Kreiſe des Markgrafthums Mähren, in gebirgiger Gegend gelegen, nach Stannern (Bisthum Brünn) eingepfarrt, und dahin auch zur Schule gewieſen, mit 15 Häuſern und 100 teutſchen Einwohnern, und dadurch merkwürdig, daß in dieſer Gegend am 22. Mai 1808 ein Fall von Meteorſteinen ſtattfand, die in großer Anzahl niederfielen. (*G. F. Schreiner.*)

FALKENAUGEN (Birkaugen [Pferdekunde]), nennt man ſolche Augen bei Pferden, die eine hellbraune Regenbogenhaut haben. Man findet ſie oft bei falben und hellbraunen Pferden, welchen ſie einen ſehr muntern Blick geben. (*Greve.*)

FALKENBERG, Burg. Im Fürſtenthume Lippe, zwei Stunden von Detmold, lag die Burg Falkenberg auf einem kegelförmigen, iſolirt ſtehenden, Kalkfelſen, umgeben von höhern Bergen. Ganz zerfallen iſt ſie jetzt und wenige Spuren ſind noch von ihr zu finden. Man ſieht von dieſen aus die Städte Horn, Herford, Lemgo und Salzuffeln, die Flecken Brake und Sternberg, den Badeort Meinberg und einige Dörfer.

Zur Zeit des Fauſtrechts war Falkenberg eine der Hauptfeſten der lippe'ſchen Regenten. Ein Chronikenſchreiber des lippe'ſchen Landes, Piderit, behauptet, es ſei erbaut, um der römiſchen Feſte Alliſon — welche ¼ Stunde unter Neuhaus an der Lippe und Aller gelegen haben ſoll — die Spitze zu bieten; doch kann er dieſe Meinung mit Gründen nicht unterſtützen. Gewiſſer iſt, daß Bernhard II., edler Herr zur Lippe, die Burg Falkenberg — ob von Grund aus neu, oder auf der Stelle einer frühern Burg, iſt unbekannt — am Ende des 12. Jahrh. erbauen ließ, und ſie nach ſeiner Gemahlin nannte, welche eine Gräfin Arn aus der Falkenberg'ſchen Linie war.

Bernhard VI. zur Lippe hatte im J. 1404 den Herzog Heinrich zu Lüneburg in einer Fehde gefangen genommen, und hielt ihn neun Monate lang auf dieſer Burg eingeſperrt. Die Veranlaſſung dazu war folgende. Hennings von Rheden lag, nebſt ſeinen Brüdern, mit dem Herzoge Heinrich in Streit. Heinrich, mächtiger als jene, behielt die Oberhand und jagte die Rheden zum Lande hinaus. Die Vertriebenen ſuchten bei Bernhard Schutz, welcher ſie auch aufnahm und zu Burgmännern des Schloſſes Varenholz erhob. Das verdroß den Herzog. Dazu kam, daß Bernhard mit dem kinderloſen Grafen Eberſtein eine Erbverbrüderung ſchloß, um in deſſen Güter zu ſuccediren, welche der Herzog auch haben wollte. Dieſer überzog daher den Bernhard mit einer Fehde. Mit anſehnlichem Heere näherte er ſich des Grafen Gebiet, der ihm aber ein gleiches Heer entgegenſtellte. Am 19. Nov. 1404 kam es bei Oldenberg an der Weſer zu einem Kampfe, in welchem Bernhard Heinrichen gefangen nahm. Auf Falkenberg hielt er dieſen neun Monate lang in einer Kammer gefangen, die man noch im 17. Jahrh. unter den Ruinen der Burg zeigte, und die Fürſtenkammer nannte. Heinrich's Gemahlin bat zwar perſönlich um Entlaſſung des Herzogs; doch erfolgte dieſe nicht eher, als bis der Herzog dem Grafen eine ſchriftliche Verſicherung ausgeſtellt hatte, ihm 200,000 Gulden zu zahlen. Ungeachtet nun dieſe Verſchreibung mit einem Eide bekräftigt war, ſo war Heinrich doch gar nicht Willens, auch außer Stande, ein ſolches bedeutendes Löſegeld zu erlegen. Um aber ſein Gewiſſen von einem Meineide abzuwaſchen, ließ er ſich vom Papſte ſeines Eides entbinden, und Bernhard erhielt nichts.

Im J. 1447 verwüſteten die Cölner und die Böhmen, unter Herzog Wilhelm von Sachſen, das Land Lippe. Kein feſter Platz konnte ihnen widerſtehen, nur Falkenberg hielt ſich. Im 15. Jahrh. brannte es ab. Bernhard VII. baute es 1460 wieder auf. Graf Simon VI., kinderlos, wollte der Regierung entſagen, ſeinem Vetter ſie übergeben und auf Falkenberg leben; ließ auch 1582 einen neuen Bau daſelbſt beginnen. Da ſtarb ſeine Gemahlin. Nun entſagte er nicht, vermählte ſich vielmehr wieder und zeugte noch neun Kinder.

Nach erfolgtem allgemeinem Landfrieden blieb Falkenberg unbenutzt und verfiel. — Lippiſches Intell.-Blatt. 1784. Nr. 5. v. Donop, Beſchreibung der lippiſchen Lande. 2. Ausg. 1790.

Falkenberg. Eine zweite Burg des Namens liegt bei Homberg in Heſſen in Ruinen. In der Mitte des 13. Jahrh. erbaute Konrad von Hebel dieſe Falkenburg und ſie führte ſeitdem dieſen Namen. Im J. 1309 trug er ſie dem Landgrafen Johann von Heſſen zu Lehen auf und ließ ſich damit von dieſem belehnen. Dieſe Verbindung nöthigte ihn und die folgenden Beſitzer, an allen Fehden der Landgrafen Theil nehmen zu müſſen, wobei die Burg mehrmals großen Schaden erlitt. Im J. 1450 wurde ſie daher faſt ganz neu wieder aufgebaut. Im 16. Jahrh. ſcheint ſie verfallen zu ſein, da man im Dorfe unter der Burg ein neues Schloß Falkenberg erbaut hatte. Im J. 1613 erloſch die Familie der Falkenberge. Ihre Beſitzungen fielen an den Lehensherrn, damals Landgrafen Moritz von Heſſen, zurück. Dieſer hatte ſeiner Gemahlin verſprochen, daß, wenn ſie ihm einen Sohn zur Welt bringe, er ihr ein Landgut ſchenken wolle. Da ſie nun 1614 einen Sohn gebar, ſo ſchenkte er ihr das neue Schloß und Dorf Falkenberg, nebſt Zubehör, worunter ſich auch die zerfallene Burg befand. Durch Erbſchaft kam ſpäterhin Alles an die heſſen-rotenburgiſche Linie, welche 1829 es an Ernſt von Blumenſtein verkaufte. — Umfaſſende hiſtoriſche Nachrichten über Burg und Familie Falkenberg liefert G. Landau in ſeinen Heſſiſchen Ritterburgen. 3. Bd. (Caſſel 1836.) S. 41—98.

(***Fr.*** *Gottschalck.*)

FALKENBERG (Falcomontium), ein Markt des bairiſchen Landgerichts Tirſchenreuth, in einer rauhen, von Felſen und großen Granitmaſſen verengten Gegend, welche

von der böhmiſchen Nab durchfloſſen wird, zwei Stunden von Tirſchenreuth entfernt. Er begreift 122 Häuſer mit 700 Einwohnern, den Sitz eines katholiſchen Pfarramtes, die Ruinen eines Bergſchloſſes, Gärbereien, guten Flachsbau, lebhaften Leinwand- und Garnhandel und eine Mineralquelle. Falkenberg iſt bereits im 12. Jahrh. bekannt; ein Pilgrim führte im J. 1154 den Namen davon. Dieſer und deſſen Nachkommen waren Dienſtmannen der Landgrafen von Leuchtenberg, welche ſpäter als Eigenthümer von Falkenberg vorkommen und ſich zuweilen auch davon benannten. Der Landgraf Gebhard III. von Leuchtenberg verpfändete das Schloß Falkenberg, welches Reichslehen war, dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, der im J. 1290, mit Genehmigung des Königs Rudolf, dieſe Pfandſchaft um 600 Pfund Heller dem Kloſter Waldſaſſen überließ, dem ſie der Landgraf im J. 1291 beſtätigte. Im J. 1294 wurde das Schloß Falkenberg, nebſt Zugehörungen, von dem Landgrafen Ulrich I. von Leuchtenberg, mit Zuſtimmung ſeiner Mutter, Jutta und deren Bruders, Eberhard von Schlüſſelberg, an das Kloſter Waldſaſſen verkauft, welches im J. 1408 das baufällige Schloß Falkenberg neu aufbauen und im J. 1430 den feſten, viereckigen Thurm in der Mitte deſſelben aufführen ließ. Dieſer Thurm, 66 Fuß hoch, ſteht größtentheils noch. Im J. 1648 nahmen die Schweden dieſes Schloß auf kurze Zeit in Beſitz. Ferdinand Maria, Kurfürſt von Baiern, an welches Falkenberg mit der Oberpfalz im J. 1628 gekommen war, erhob den Ort Falkenberg zu einem Markte, unterſagte aber die Ausbeſſerung des dortigen Schloſſes, weil daſſelbe inzwiſchen der Tummelplatz räuberiſcher Parteien geworden war. (*Eisenmann.*)

FALKENBERG, 1) eine zu den Umgebungen der kärnthneriſchen Provinzialhauptſtadt und zur Herrſchaft und dem Burgfrieden Magereck gehörige Gegend mit dem Schloſſe Falkenſtein am Falkenberge, die der Pfarre Tultſching einverleibt iſt. 2) Eine dem Stifte Schlägel und der Herrſchaft Wachſenberg gehörige Ortſchaft des Erzherzogthums Öſterreich ob der Ens, im Diſtrictscommiſſariate Neuhaus und Landgerichte Wachſenberg gelegen, nach St. Martin (Bisthum Linz) eingepfarrt. (*G. F. Schreiner.*)

FALKENBERG, ein Städtchen meiſt aus hölzernen Häuſern im mittleren Theile der weſt-ſchwediſchen Provinz Halland, im J. 1825 mit 771, im J. 1830 mit 792 Einwohnern, an der Mündung des aus Småland und Weſtgothland herabkommenden Fluſſes Ätra, welcher auch den Namen Falkenbergså führt, eine alte Seeſtadt mit mittelmäßigem Hafen, in den der Einlauf ſchwierig iſt. Die Gegend iſt ſehr ſandig. Beträchtlicher Lachs-, auch Häringsfang und Ackerbau bilden die Hauptnahrungszweige, nebſt einigem Handel; Lachs und Ziegelſteine werden ausgeführt. Ein Ziegelofen ſteht an der Stelle der alten Feſte Falkenborg, die zur Zeit König Erich's von Pommern 1434 durch den Voigt Axel Akesſon in Aſche gelegt ward. Zwiſchen Falkenberg und Halmſtad iſt, doch nur ¼ Meile vom Meere, viel Flugſand, gegen welchen man ſich durch Anpflanzungen von Sandhafer zu ſchützen ſucht. Über den Ätra führt bei Falkenberg eine ſteinerne Brücke ſeit 1760, 150 Ellen lang. (*v. Schubert.*)

FALKENBERG (Diedrich), geb. 1595 in Livland, Sohn von Henrik Falkenberg. Einer der tapferen Grafen des großen Guſtav II. Adolf's, der muthig die Feſte Magdeburg vertheidigte, und als endlich Pappenheim ſie ſtürmte, auf dieſen zuging, und ſchon im Begriffe ſtand, ihn zum Rückzuge aus der erſtürmten Stadt zu zwingen, weil das Leben Pappenheim's in Gefahr ſtand, als eine Kugel ihn wegraffte und nun das Feuer ſeinen Leichnam verzehrte. Oftmalige Verſuche des Generals Pappenheim, den Generalmajor Falkenberg zu gewinnen, waren an der Treue deſſelben dergeſtalt geſcheitert, daß dem letzten Boten der Beſcheid ward: wer nochmals ſolche Anträge wage, deſſen harre der Strick um den Hals. (*v. Schubert.*)

FALKENBURG. So hieß eine Burg bei dem rudolſtädtiſchen Städtchen Frankenhauſen in Thüringen, von welcher noch Überreſte zu ſehen ſind. Auf ihrem Urſprung ruht Dunkel. In einer Urkunde des Jahres 1361 wird ihrer zuerſt gedacht, und erſcheinen darin ihre Beſitzer als ſchwarzburgiſche Vaſallen. Kurz iſt auch ihre Dauer geweſen; denn da die falkenburger Ritter mit andern ihres Standes die Wegelagerei von ihrer Burg aus ſo fleißig betrieben, daß Niemand unberaubt des Weges ziehen konnte, ſo vereinigten ſich ihre Lehensherren, die Grafen von Schwarzburg, mit den Nachbargrafen zu Stolberg und Hohnſtein, den Städten Erfurt und Nordhauſen und dem Herzoge Wilhelm von Sachſen, zur Zerſtörung der Raubneſter jener Edlen der Gegend. Dies geſchah 1458, und da wurde auch Falkenburg zerſtört und nie wieder aufgebaut. Eine zweite Falkenburg, von der noch Reſte vorhanden ſind, liegt zwei Stunden unter Bingen am Rhein. Ihre Entſtehung iſt gänzlich unbekannt, ſowie ihr Untergang. Im 13. Jahrh. beſaß ſie das Domſtift in Mainz, dem ſie ſpäter entriſſen zu ſein ſcheint; denn in einer Urkunde von 1317 entläßt Kaiſer Ludwig die Diener auf Falkenburg ihres ihm geleiſteten Eides, und befiehlt ihnen, dem Erzbiſchofe Peter von Mainz den Treueid wieder zu leiſten. Im J. 1354 verſetzte das Stift die Burg mit Zubehör an den Verweſer derſelben, Kuno von Falkenſtein, löſte ſie aber bald wieder ein, und blieb fortwährend im Beſitze bis 1797, wo ſie, nebſt Bingen, franzöſiſches Eigenthum wurde. Jetzt iſt ſie preußiſch. (*F. Gottschalck.*)

FALKENBURG, flam. Valkenberg, franz. Fauquemont, Städtchen der Provinz Limburg, an der Geule, von Maſtricht zwei, von Aachen drei Meilen entlegen, zählt nicht mehr denn 112 Häuſer, im J. 1806 mit einer Bevölkerung von 568 Perſonen. Dieſe Bevölkerung hatte bis auf die Zeiten der franzöſiſchen Revolution der vollkommenſten Abgabenfreiheit genoſſen, wie ſie denn auch das ganze Mittelalter hindurch im Beſitze einer vorzüglichen Wichtigkeit und Berühmtheit war wegen der kunſtgerechten Falkner, welche ſie den vornehmſten Höfen zu erzielen pflegte. Des Ortes einzige Kirche, zu St. Barbara, dient abwechſelnd katholiſchem und reformirtem

Gottesdienſte. Die Burg, einſt, vermöge ihrer Lage auf einem iſolirten, wenn auch von andern Höhen dominirten, Berge, den ſtärkſten Feſten des Landes vergleichbar, nachdem ſie alle Wechſelfälle des holländiſchen Freiheitskampfes ertragen, wurde in dem durch den nimmeger Frieden beendigten Kriege, zuſammt den Mauern und Thoren der Stadt, von den Franzoſen gebrochen. Dieſe Burg war das Stammhaus berühmter Herren, die man von den Herren von Waſſenberg ableitet, die auch in ſehr nahen verwandtſchaftlichen Beziehungen zu dem berühmten Pfalzgrafen, Goswin von Stahleck, geſtanden haben müſſen. Goswin I., Herr von Falkenburg und Heinsberg, führte auf kaiſerlichen Befehl am 26. Mai 1085 den neuen Abt von St. Truyen, Luipo, in beſagte Würde mit bewaffneter Hand ein, und bei dieſer Gelegenheit wird unter des von Falkenburg Begleitern ſein Neffe, Gerhard von Waſſenberg, genannt. Goswin's Witwe, Uda, des Grafen Siegfried von Walbeck Tochter [1]), ſtiftete zu Heinsberg ein **Collegium Canonicorum**, mit Bewilligung ihrer Söhne, Goswin's II. und Gerhard's, von welchen dieſer ſeine Muhme Irmgardis, Gräfin von Plötzke, des Markgrafen Udo II. von Stade Witwe, zum Weibe nahm. Goswin II. fügte den angeerbten Herrſchaften Falkenburg und Heinsberg die Voigtei des von St. Remigien Abtei zu Reims abhängigen Priorats Meerßen hinzu, unterſtützte 1120 den Grafen Gottfried von Namur in dem Beſtreben, deſſen Bruder Friedrich auf dem biſchöflichen Stuhle von Lüttich, gegen die Anſprüche des Archidiakonus Alexander, zu erhalten, zog ſich aber den Unwillen K. Heinrich's V. 1122 zu, durch ſeine Weigerung, der an ihn ergangenen Vorladung Folge zu leiſten, und über ſein Verfahren gegen St. Servatien Stift zu Maſtricht Rede zu ſtehen. Des Kaiſers Zorn dienend, belagerte Herzog Gottfried I. von Niederlothringen ganzer ſechs Wochen lang die Falkenburg, und ihrer endlich Meiſter geworden, ließ er ſie von Grund aus zerſtören. Das nämliche Schickſal traf 1144 die Burg Heinsberg; ſie wurde durch Herzog Heinrich von Limburg gebrochen, weil Goswin die ihm von K. Konrad III. abgeſprochenen Kronlehen Gangelt und Richterich nicht hat aufgeben wollen. Auch anderweitigen Schaden und verſchiedene Niederlagen erlitt der von Falkenberg in dieſer Fehde. Einen glücklichen Ausgang hingegen nahm diejenige, die er 1157 mit Harpernus II. von Randerad zu führen hatte; ſein Verbündeter, der Erzbiſchof Friedrich von Cöln, bemeiſterte ſich der Burg Randerad und ließ ſie ſchleifen. Goswin, der in einer Urkunde des cölniſchen Erzbiſchofs, Bruno II., 1132 mit dem Grafentitel erſcheint, ſtarb zwiſchen 1166—1170, nachdem er noch vorher zu Heinsberg ein Doppelkloſter, für Männer und Frauen, Prämonſtratenſerordens, geſtiftet hatte. Es überlebte ihn ſeine Witwe, Adelheid, des Pfalzgrafen Friedrich von Sommerſchenburg Tochter, und von ſieben Kindern Mutter. Der Söhne älteſter, Philipp, als Erzbiſchof zu Cöln, hat einen eigenen Artikel. Goswin III. folgte dem Vater in dem Beſitze von Falkenburg, während Gottfried, mit der Herrſchaft Heinsberg abgefunden, der Stammvater des heinsbergiſchen, vor-ſponheimiſchen, Hauſes geworden iſt. Ein vierter Sohn, Hermann, war, wie es ſcheint, bereits vor 1166 verſtorben, und könnte vielleicht der Pfalzgraf Hermann von Stahleck ſelbſt ſein, als deſſen Vater ausdrücklich ein Graf Goswin genannt wird. Nur kann derſelbe nicht der Sohn von Adelheid ſein, da es ausgemacht iſt, daß Hermann's von Stahleck Mutter Luitgard hieß. Goswin III. von Falkenburg, der 1175 als verſtorben vorkommt, hinterließ die Söhne Goswin IV. und Otto. Dieſer, erſt Archidiakon zu Lüttich, wurde dann zum Dompropſt und endlich zum Biſchofe von Lüttich erwählt (1195), lebte aber dann nur kurze Zeit. Sein Bruder, Goswin IV., der bei der Krönung K. Otto's IV. zu Aachen erſcheint (1198), ſtiftete 1201 in der Nähe von Falkenburg das Kloſter St. Gerlach, lebte noch 1204, ſtarb aber, nachdem er ſeine Gemahlin, des Herzogs Heinrich III. (IV.) von Limburg Tochter, Jutta, nach 1202 durch den Tod verloren, kinderlos, ſodaß demnach ſeine reiche Erbſchaft an das verwandte Haus Limburg überging. Heinrich von Limburg, Herzog Heinrich's III. Sohn, erſcheint im Mai 1214 als Beſitzer von Falkenburg, und wurde, als entſchiedener Anhänger Otto's IV. vom 30. Aug. 1214 ab, durch Kaiſer Friedrich II. in ſeiner Burg belagert, auch dahin gebracht, vor dem 8. Sept. einen Waffenſtillſtand, bis zu St. Remigien, einzugehen. Er ſtarb vor 1221, und weil ſeine Ehe mit Sophien unfruchtbar geblieben war, hinterließ er, wie es ſcheint, ſeine Herrſchaft einem Neffen, Walram, dem jüngern Sohne Herzog Walram's III. (IV.) von Limburg. Außer Falkenburg beſaß Walram die Herrſchaften Poilvache und Monjoye, dieſe in der Eifel, den Quellen der Roër zunächſt, jene an der *Maas*, unweit Dinant, belegen; er bekleidete auch *bei dem Biſchofe* von Lüttich, Johann von Eppes, das Marſchalkenamt. Zugleich mit Vater und Bruder beſchwor er 1220 den mit St. Engelbert, dem Erzbiſchofe von Cöln, eingegangenen Friedensvertrag. Im Januar 1222 vergabte er, in Gemeinſchaft ſeines Vaters und Bruders, auch ſeines Oheims, Gerhard von Waſſenberg, an das Frauenkloſter zu Heinsberg den Pfarrſatz zu Höngen. Am 10. Nov. 1225, drei Tage nach der Ermordung des heiligen Engelbert, wurde er von ſeinem Vater ausgeſendet, um die von dem Erzbiſchofe, in der Nähe von Herzogenrade, aufgeführte Feſte zu brechen; wie Cäſarius von Heiſterbach ſagt, ſoll er die Vollführung dieſes Auftrages Walram mit einer langwierigen Krankheit gebüßt haben, was ihn jedoch nicht abhielt, als Voigt der Gräfin Ermeſindis von Luxemburg und der Kinder ihrer Ehe mit ſeinem Vater, dem Herzoge, ſchwere Drangſale der trieriſchen Kirche durch Fehde und Raubzüge anzuthun, 1228. Auch die Sache ſeiner Neffen, der von dem Mörder des heiligen Engelbert hinterlaſſenen Kinder gegen den Grafen von der Mark verfechtend, hatte Walram langwierige und blutige Fehden zu beſtehen, ſowie er auch an allen Streithändeln ſeines Bruders mit dem Erzbiſchofe von Cöln den lebhafteſten Antheil nahm. Um den Gegnern dieſes Erzbi-

1) So ſteht geſchrieben, wir bezweifeln dies aber gar ſehr, da die Gräfin von Walbeck beiläufig um 980 geboren ſein muß.

ſchofs, ſo eben durch deſſen glückliche Waffen bedrängt, Hilfe zu bringen, erlitt er auf münſterſchem Grunde, von Seiten des Biſchofs, der mit dem Erzbiſchofe im Bunde war, eine Niederlage, 1232. Am 18. März 1234 erſcheint jedoch Walram in des Erzbiſchofs Gefolge auf dem Fürſtentage zu Königslutter; es muß mithin eine Ausſöhnung vorhergegangen ſein. Kaum hatte der Herr von Falkenburg 1235 von dem Biſchofe von Lüttich die Lehen über das Städtchen Sittard empfangen, als er, wegen eines Streites ſeiner Unterthanen mit den Einwohnern von Theur, dieſen Ort in Brand ſteckte, den 21. Sept. 1236, und alſo den Biſchof zu Repreſſalien herausfoderte, die auf die luxemburgiſchen Städte Baſtogne und Durbuy ſich ausdehnten. Beide wurden von den Lüttichern in Aſche gelegt. Die Fehde war kaum geſühnt, ſo erhob Walram an Luxemburg Anſprüche, die jedoch ſein Stiefbruder durch mächtige Bündniſſe zu neutraliſiren verſtand. Abgewieſen mit ſeiner Foderung, warf Walram ſich wieder auf das Bisthum Lüttich, darin unerhörte Verwüſtung anrichtend, zugleich aber auch den Biſchof zu übermäßigen Anſtrengungen herausfodernd (um Lichtmeſſe 1238). Die Lütticher belagerten Poilvache, und hatten ſich in ihrem Lager nicht nur Graf Arnold von Looz, ſondern auch aus Flandern Graf Thomas mit einer Schar edler Flamänder und Hennegauer, dann einem Steinſtücke eingefunden, ſodaß bei den heftigen Angriffen eine langwierige Vertheidigung der ſchlecht befeſtigten, auch mit Waſſer nicht allzu reichlich verſorgten Burg kaum zu erwarten war; jedoch fand der Herr von Falkenburg in dem feindlichen Lager ſelbſt Freunde, die, ſo heißt es, ihm des Biſchofs geheimſte Anſchläge verriethen und ihn zur Ausdauer ermahnten, da die Belagerung gar bald würde aufgehoben werden. Da ſtarb Biſchof Johann, in ſeiner Stadt Dinant, den 1. Mai, und wiewol, dieſen Todesfall dem Heere zu verheimlichen, die Anführer allen Fleiß anwendeten, ſo wurde er doch bei Zeiten verkündigt durch die Belagerten ſelbſt, welche von den Zinnen herab den feindlichen Poſten die Mähre zuſchreiend, zugleich ihre geheimen Verſtändniſſe in dem biſchöflichen Heere ahnen ließen. Von dem Ereigniſſe weſentlichern Vortheil zu ziehen, überſchritt Walram in den nächſten Tagen mit bedeutenden Streitkräften die Maas; zu ſchlagen und mit Leichtigkeit zu ſiegen, erwartete er, aber das bloße Gerücht ſeiner Annäherung reichte hin, die Feinde zu zerſtreuen, und ohne eine Gegenwehr verſucht zu haben, zerſtreuten ſie ſich, meiſtentheils der Richtung von Dinant zufliehend. „Tamen,“ ſchreibt Alberich, „postea (Poilvache) comiti Flandriae sub nomine regis fuit redditum,“ und ſo ſcheint die wichtige Beſitzung dem Hauſe Falkenburg entfremdet worden zu ſein. Die Gelegenheit, um ſolchen Verluſt ſeinen Groll an dem Hochſtifte Lüttich auszulaſſen, fand Walram in der Spaltung, welche ſich um die Wahl von Otto, dem bisherigen Propſte zu Maſtricht, und von Wilhelm von Savoyen 1238 ergab. Für jenen waren Konrad, der römiſche König, Konrad, der Erzbiſchof zu Cöln, und vorzüglich Herr Walram, nichtsdeſtoweniger ſetzte, ihnen zum Trotze, die überlegene Macht des Grafen von Flandern die Wahl des Savoyarden durch. Im November 1238 verpflichtete ſich Walram, gegen Empfang von 600 Pf. fortan das Schloß Malberg von der trieriſchen Kirche zu Lehen zu tragen, und 1239 ward er in den Krieg verwickelt, welchen das Geſammthaus Limburg mit Erzbiſchof Konrad von Cöln zu beſtehen hatte, und dieſe Fehde nöthigte ihn, den Bau des Schloſſes Kylburg zu verſtatten, welchen dem Erzbiſchofe von Trier zu verwehren, er außerdem alle ſeine Kräfte würde aufgeboten haben. Eine der Bedingungen der Sühne (1240), die Vermählung von Walram's Tochter Bertha mit Graf Theoderich II. von Hochſtaden, dem Neffen des Erzbiſchofs, wurde ſofort zu Vollzug gebracht, aber nichtsdeſtoweniger entbrannte wieder, nach kurzer Unterbrechung, die kaum geſühnte Fehde, um ſo erbitterter, da die Prinzen des Hauſes Limburg zugleich die Sache Kaiſer Friedrich's II., der Erzbiſchof jene des Papſtes zu verfechten glaubten, und dieſen Glauben hat Walram mit ſeinem Blute beſiegeln müſſen. Er fiel in einem hitzigen Gefechte, 1242, nach Oſtern, in dem kräftigen Mannesalter von 46 Jahren. Er hinterließ zwei Töchter, und der Söhne ſcheinen vier geweſen zu ſein: Walram, Engelbert, Theoderich, Winand. Dieſer mag der Winand von Montjoye ſein, der im J. 1278, im Bündniſſe mit vielen andern Herren, von Siegfried von Weſterburg, dem Erzbiſchofe von Cöln, für die Kinder von Jülich das Erbtheil ihres zu Aachen am 16. März 1278 erſchlagenen Vaters zurückfoderte. Walram, von den Brüdern der älteſte, nachdem er eine Zeit lang, wie es ſcheint, die Herrſchaft Poilvache beſeſſen, kommt nach des Vaters Tode als Herr zu Montjoye, zu Marville und Arancy, auch 1252 und 1258 als Wohlthäter des im Umfange der Herrſchaft Montjoye belegenen Kloſters Reichenſtein vor. Im J. 1248 befand er ſich im Gefolge Wilhelm's von Holland, des Gegenkönigs. Witwer und kinderlos, ſtarb er 1262 oder 1269. Über Engelbert von Falkenburg ſ. den Art. Engelbrecht [2]). Theoderich endlich, welcher mit der Herrſchaft Falkenburg abgefunden war, wurde, weil er Theil genommen an allen Händeln ſeines Bruders mit den Bürgern von Cöln, ſammt dem Erzbiſchofe, Ende 1263, oder Anfang 1264, von den erzürnten Cölnern gefangen geſetzt, und nur nach einer Unterhandlung von mehren Monaten freigegeben. Am 12. Juni 1267 wurde er des Herzogs von Brabant Lehensmann, gegen eine Jahresrente von 200 Pf., die der Herzog ihm auf die Brückengefälle zu Maſtricht anwies, und es erſcheinen alsbald 300 Falkenburger als Vertheidiger des Thurmes, welcher von der Seite von Wyk die beſagte Brücke beherrſchte. Nur nach großen Anſtrengungen fiel der Thurm in der Lütticher Gewalt. Am 18. Oct. 1267 lieferte Theoderich, als des Herzogs von Brabant Helfer, den Lüttichern und ihren Verbündeten zwiſchen Zülpich und Lechenich die große Schlacht, deren Verluſt Erzbiſchof Engelbert mit harter und langwieriger Gefangenſchaft in des Grafen von Jülich Verließ zu Nidecken zu büßen hatte. Bitter des Bruders Leiden empfindend, ſuchte Theoderich

2) Er ſtarb nicht, wie es dort und allerwärts heißt, im December 1274 oder 1275, ſondern um Lichtmeſſe 1276.

ſich durch neue Bündniſſe mit dem Herzoge von Limburg, dem Grafen von Cleve, dem Herrn von Heinsberg, zu ſtärken, um mit beſſerem Fuge die Stadt Cöln, deren Feindſchaft zu dem Erzbiſchofe unſterblich war, beſtreiten zu können. In der Nacht vom 14—15. Oct. benutzte er ſein Einverſtändniß mit einigen Bürgern, um vermittels eines unterirdiſchen Ganges in die Stadt einzudringen; aber in dem Augenblicke, als er ihrer Meiſter zu ſein wähnte, ermannte ſich die Bevölkerung, deren Wachſamkeit durch dunkle Gerüchte einer drohenden Gefahr erhöht worden, und in dem wüſten nächtlichen Kampfe wurde der Herr von Falkenburg erſchlagen. Theoderich hinterließ, außer dem Sohne, Walram II., zwei Töchter [3]). Walram II., genannt der Rothe, hatte das 16. Jahr noch nicht erreicht, als er durch des Vaters gewaltſames Ende zur Regierung der Herrſchaften Falkenburg, Montjoye und Bütgenbach berufen wurde. Gedrückt durch eine ſchwere Schuldenlaſt, der langwierigen Fehden Folge, verkaufte er 1269 Marville und Arancy an den Grafen Heinrich II. von Luxemburg, ohne doch dafür, wie es ſcheint, baare Bezahlung erhalten zu können; ſtatt deren wird er von den Vormündern des Grafen Heinrich III. von Luxemburg die große Herrſchaft St. Veit, die jedenfalls dem Beſitzer von Montjoye beſſer, als Marville und Arancy, gelegen war, in der Eigenſchaft eines luxemburgiſchen Lehens haben annehmen müſſen (1272). Am 15. Nov. 1274 trug Walram Houthem, zwiſchen Meerßen und St. Gerlach, dann verſchiedene Güter zu Amſtenrad dem Herzoge von Brabant zu Lehen auf, als Surrogat jener dem Vater Walram's auf den Brückenzoll zu Maſtricht angewieſenen, von dem Herzoge aber zurückgekauften Rente. Am 7. April 1277 trat Walram in das große, dem cölniſchen Erzbiſchofe Siegfried von Weſterburg feindliche, Bündniß, zog auch im März 1278, als des Grafen Wilhelm IV. von Jülich Helfer, gegen die von Aachen, ohne doch bei dem Unternehmen auf dieſe Stadt ſelbſt, den 16. März, ſich perſönlich betheiligen zu wollen. Vielmehr ſoll er, davon den Grafen von Jülich abzuhalten, alle ſeine Beredſamkeit angeſtrengt haben. Hingegen einigte ſich Walram ſofort mit den übrigen Prinzen des Hauſes Limburg, um für den erſchlagenen Grafen von Jülich Blutrache an denen von Aachen zu üben; auch den Erzbiſchof von Cöln aus dem gewaltſam angetretenen Beſitze der jülichſchen Lande zu werfen. Er erſcheint darum als einer der Contrahenten in der am 20. Sept. 1280 für Jülich und Aachen beſchloſſenen Sühne, gleichwie am 2. März 1285 in dem Amte eines Reichsſchultheißen zu Aachen. Dem Herzoge von Brabant zürnend, daß dieſer dem Biſchofe von Lüttich in Belagerung der Falkenburg Beiſtand geleiſtet hatte, zeigte ſich Walram in dem limburgiſchen Erbfolgeſtreite als dieſes Herzogs erbittertſter Gegner, ſodaß er manchen Chronikenſchreibern als einer der Urheber des Kriegs erſcheint. Gegen ihn waren darum der Brabanter erſte Anſtrengungen gerichtet; die Maas überſchreitend, nahmen und brachen ſie Walram's Schloß Limale (Limel). Schon rüſteten ſie ſich, in der Nähe von Galoppe ihren Feinden eine Schlacht zu bieten, als durch einiger Frommen Dazwiſchenkunft ein Waffenſtillſtand beliebt wurde, vom 17. Juli 1284 bis zu den nächſten Oſtern zu beobachten. Unmittelbar nach deſſen Ablauf fiel Walram verheerend bei den Maſtrichtern ein; ſie wollten ihm das in einem Ausfalle wehren, erlitten aber ſchwere Niederlage, und an Todten nicht minder, wie an Gefangenen, unter dieſen ſogar ihr Hauptmann, namhafte Einbuße. Da ſchickte ihnen der Herzog von Brabant Herrn Wennemar von Gymnich, auf Hoogſtraeten, zu Hilfe, und unter deſſen Leitung wurden mehre falkenburgiſche Dörfer niedergebrannt. Von Zorn erglühend, führte der Herr von Falkenburg die Verbündeten zu einem Angriffe auf Maſtricht, der ohne große Mühe abgewieſen wurde, jedoch arge Verheerung in dem Gebiete von Daëlhem und die Einäſcherung des Dorfes Lommel, in den Kempen, zur Folge hatte. Wieder wurden durch einen Waffenſtillſtand für mehre Monate die Feindſeligkeiten unterbrochen, und wieder entbrannten ſie in doppelter Wuth, vorzüglich die Gebiete von Limburg und Falkenburg heimſuchend. Was in des Gegners Herrſchaft verſchont geblieben, das gedachte Anfangs 1288, mit Hilfe der Brabanter, der Biſchof von Lüttich vollends zu Boden zu werfen; aber Walram, von ſeiner Stellung bei Voërendaël aus, wußte alle die mordbremeriſchen Anſchläge zu vereiteln, und nur das einzige Meerßen wurde von den Maſtrichtern ausgebrannt. Von Maſtricht aus handelte der Herzog von Brabant mit den in Falkenburg verſammelten Verbündeten um einen Frieden, den aber einzugehen dieſe um ſo weniger geneigt waren, da eben der Vertrag vom 16. Mai 1288, worin der Graf von Geldern an den von Luxemburg ſein Recht auf Limburg überließ, dem Bunde einen Anführer von hohem, kriegeriſchem Ruhme hinzugefügt hatte. Sich geäfft ſehend in den Unterhandlungen, wollte der Herzog von Brabant perſönlich Rache nehmen an ſeinen Gegnern, und ſie mit einem Male zu fangen, ließ er von allen Seiten die Falkenburg umſchließen. Aber es waren die, welche er im Garne zu fangen gedachte, zu rechter Zeit gewarnt worden, und ſtatt der Großen fand der Herzog nur noch eine Beſatzung vor, zu entſchloſſener Gegenwehr gerüſtet. Die Belagerung rückte gleichwol vorwärts, und der Fall der Burg ſchien nicht länger zweifelhaft, als der Herzog,

3) Ihnen müſſen wir nothgedrungen eine dritte Tochter, Beatrix, hinzufügen, angeſehen der ältere Thomas Wickes dem römiſchen Könige, Richard von Cornwall, als dritte Gemahlin eine Beatrix, Tochter des Theoderich de Falkemorite (Falkemonte) beilegt. Neuere engliſche Genealogiſten fügen zwar hinzu, daß der Beatrix Vatersbruder derjenige Erzbiſchof von Cöln geweſen, welcher K. Richarden die Krone auffetzte, und auf dieſe Angabe gründet Bütkens z. B. die Behauptung, daß Beatrix die Tochter des Grafen Lothar II. von Hochſtaden ſei; indeſſen wird, dieſe Hypotheſe abzuweiſen, der Name ſchon des Schwiegervaters, Theoderich de Falkemorite, hinreichen. Wie leicht ein Engländer der Beatrix Vatersbruder, den cölniſchen Erzbiſchof Engelbert von Falkenburg, mit deſſen Vorgänger, Konrad von Duras, verwechſeln konnte, dieſes hat uns Walter Scott z. B. gar deutlich gemacht in ſeinem Leben Napoleon's, handelnd von hochgeſtellten Perſonen der neueſten Zeit, um deren perſönliche Beziehungen er nur den nächſten Hofkalender befragen durfte. Vermählt 1269, ſtarb Beatrix den 17. Oct. 1277.

beherrſcht durch den Wunſch, bei dem gefährlichſten ſeiner Gegner, dem Erzbiſchofe von Cöln, einzufallen, ſich ein von dem Grafen von Flandern in Vorſchlag gebrachtes Abkommen gefallen ließ. Vermöge deſſelben verſprach der von Falkenburg, fortan aller Feindſeligkeiten gegen Brabant ſich zu enthalten, bei Strafe von 4000 Mark und unter Bürgſchaft des Grafen von Flandern. Es waren aber die Brabanter kaum dem Rheine zugezogen, als Walram, der eben eingegangenen Verpflichtung uneingedenk, in Eile mit ſeinem Banderium aufbrach, um am 5. Juni 1288 bei Woringen unter den Fahnen der Verbündeten zu ſtreiten. Wie ein Löwe fechtend, entging er der Gefangenſchaft doch nur durch ſeines Vetters, des Grafen von Loën, Nachſicht. Weit entfernt indeſſen, den Muth wegen der gewaltigen Niederlage zu verlieren, oder den Herzog von Brabant als den rechtmäßigen Beſitzer der limburgiſchen Lande anzuerkennen, ſetzte er für eigene Rechnung die Fehde fort, für welche die Gräfin Iſabella von Flandern, die Schweſter des bei Woringen erſchlagenen Grafen von Luxemburg, den Falkenburger zum Statthalter der ihr eigenthümlichen Graſſchaft Namur beſtellend, ein weiteres Feld eröffnete. Während der Herzog von Brabant im Auguſt die falkenburgiſchen Gebiete verheerte, die Falkenburg ſelbſt belagerte, wurde er plötzlich abgerufen durch die Nothwendigkeit, das walloniſche Brabant gegen Walram's verheerende Einfälle zu ſchützen. Denn es hatte der von Melin, der von dem Herzoge für dieſe Grenze beſtellte Hüter, ſchwere Niederlage erlitten, auch dieſelbe mit ſeinem Tode beſiegelt. Gegenüber der überlegenen Macht von Brabant, mußte Walram zu Namur Zuflucht ſuchen; aber ungebeugt ging er in denſelben Tagen mit dem Grafen von Flandern und andern Großen ein Bündniß ein, in der Abſicht, den ſeit dem Tage von Woringen von den Brabantern in Banden gehaltenen Grafen von Geldern zu befreien. Zu demſelben Zwecke bediente ſich der Unterhandlung auch der König von Frankreich, Philipp der Schöne, und einem Vermittler von dieſem Gewichte durften weder der Herzog von Brabant, noch die ihm entgegengeſetzte Allianz die ſchuldige Rückſicht verſagen. Philipp der Schöne wurde demnach von beiden Parteien zum Schiedsrichter erwählt, und ſein Ausſpruch vom 16. Oct. 1289 ordnete ihre gegenſeitigen Anſprüche und Verpflichtungen; für Walram, der ſelbſt nach Paris gekommen war, in der Weiſe, daß er den Herzog von Brabant und Limburg als ſeinen Lehensherrn wegen der Herrſchaft Falkenburg anzuerkennen habe, ſowie er und ſeine Voraltern dem alten Herzoge von Limburg verpflichtet geweſen. Im Frieden mit ſeinen Nachbarn ſuchte Walram ſeinen kriegeriſchen Neigungen anderweitige Beſchäftigung. Er diente 1297 dem Grafen Guido von Flandern in ſeinem Kriege mit König Philipp dem Schönen, und ſtand namentlich in der Vertheidigung von Lille dem älteſten Sohne des Grafen zur Seite. In einem Ausfalle machte er einen vornehmen Ritter zum Gefangenen, und denſelben gebunden nach ſich führend, ſuchte er die Stadt zu erreichen. Es drängten ſich aber dermaßen die ihm nachſetzenden Feinde, daß er, nur mehr ſeine perſönliche Sicherheit bedenkend, für gut fand, den Gefangenen in den Stadtgraben zu werfen, in deſſen Schlamme der Ärmſte erſticken mußte. Daß aber dieſer Ritter, wie man verſichert, ein Graf von Vendôme geweſen ſei, iſt reine Erdichtung. Mehre andere Ausfälle, von Walram geleitet, nahmen einen nicht minder glücklichen Ausgang, ohne doch weſentlich den Fall der Stadt aufhalten zu können. Sie mußte, nach einer Vertheidigung von 21 Wochen, zu Anfange des Septembers capituliren, und die Beſatzung erhielt, mit Einſchluß von Walram, „fortissimo equite et quem prorsus ad arma natura finxisse videbatur," freien Abzug. Der Herr von Falkenburg iſt in der Zwiſchenzeit vom 13. Dec. 1301 und dem 20. Oct. 1302 geſtorben. Seine Kinder waren Theoderich II., Reinold und Johann. Theoderich II. folgte dem Vater, wie in dem Beſitze der Herrſchaften Falkenburg und Montjoye, ſo in dem Schultheißenamte zu Aachen, in welchem ſich zu behaupten er zwar viele Mühe anwenden und zuletzt 1305 an Kaiſer Albrecht 1400 Pf. Heller, als Zuſatz der eigentlichen Pfandſumme, entrichten mußte. Bald darauf ſtarb Theoderich ohne Nachkommenſchaft, und wurde von ſeinem Bruder Reinold beerbt, der auch 1306 von dem Grafen von Luxemburg die Lehen über St. Veit empfing. Am 27. Juli 1306 wurde ihm nicht minder, gegen Erlegung von 400 Mark reinen Silbers, die Beſtätigung des Schultheißenamtes zu Aachen. Am 25. Dec. 1313 verpflichtete ſich Reinold, dem Biſchofe zu Lüttich, Adolf von der Mark, hilfreiche Hand zu leiſten gegen widerſpenſtige Stiftsvaſallen; er befand ſich dem zufolge in dem (Juni 1314) gegen die Bürger von Huy und deren Helfer anziehenden Heere, und entwickelte in einem nächtlichen Angriffe auf das Lager dieſer Rebellen in verſchiedenen gegen ſie angewendeten Kriegsliſten ein Feldherrentalent, dem nur die angemeſſene Sphäre abging. Er wurde aber bald genöthigt, ſeine Aufmerkſamkeit von fremder Angelegenheit abzuwenden, um mit dringendern Intereſſen ſich zu beſchäftigen. Weil der Graf von Jülich in der ſtreitigen Kaiſerwahl für den Baier Partei genommen, erachtete der von Falkenburg ſich dem Dienſte Friedrich's von Öſterreich verpflichtet, und ſcheint ſeinen Einfluß in Aachen angewendet zu haben, um die Krönungsſtadt den Anhängern Ludwig's zu verſchließen. Dieſem Beginnen zeigte er ſich jedoch keineswegs gewachſen; Ludwig empfing in Aachen die Königskrone, und überließ am 19. März 1315 das Schultheißenamt zu Aachen an den Grafen von Jülich, demſelben jedoch aufgebend, daß er aus des von Falkenburg Händen die Pfandſchaft löſe. Einen großen Zuſatz von Erbitterung gewann hierdurch der beiden Nachbarn Fehde, und vorzüglich zeigte ſich Reinold unermüdlich in der Verwüſtung jülichſcher Gebiete, bis er, von einem ſolchen Raubzuge heimkehrend, dem Grafen ſelbſt begegnete und nach tapferer Gegenwehr deſſen Gefangener wurde. Um der Haft auf dem Schloſſe Nidecken ledig zu werden, mußte Reinold ein bedeutendes Löſegeld entrichten, auch für immer dem Schultheißenamte zu Aachen entſagen. Von ſchweren Schulden gedrückt, ſuchte er in höherer Beſteuerung der Unterthanen, vorzüglich der in ſeinem Gebiete begüterten Forenſen, eine Hilfsquelle.

Die von Maſtricht klagten ihrem Herzoge die ihnen von dem Falkenburger aufgebürdete, ungewohnte Laſt, und von ſeiner Verwendung keine Frucht verſpürend, führte Herzog Johann III. im Juli 1318 ein ſtattliches Heer über die Maas, während zugleich als ſein Verbündeter der Biſchof von Lüttich durch eine Kriegsliſt das Schloß Haëren (Borgharen) bei Maſtricht gewann und in Aſche legte. Die Stadt Sittard, vor welche ſich der Herzog mit ſeiner Hauptmacht legte, wurde von dem Grafen von Virnenburg, dem Herrn von Tomberg, dem Erbvoigte zu Cöln, rühmlich vertheidigt, capitulirte jedoch den 10. Aug.; am 1. hatte die Belagerung ihren Anfang genommen. Nachdem er auch noch das Schloß Heerlen an die Brabanter verloren, ſuchte und erhielt Reinold Frieden, den er jedoch durch die Abtretung von Sittard und Heerlen erkaufen mußte. Außerdem gelobte er, künftig ſich aller Feindſeligkeit gegen den Herzog oder deſſen Unterthanen zu enthalten, ſich zu Einlager binnen der Stadt Löwen, nach des Herzogs Geheiß, verpflichtend, falls er ſo unglücklich ſein ſollte, dem beſagten Verſprechen jemals zuwider zu handeln. Reinold erlag der Verſuchung zu ſolcher Wortbrüchigkeit in kurzer Friſt; ihm dafür die verdiente Züchtigung zu bereiten, näherten ſich brabantiſche Völker der Maas; zu Widerſtand nicht gerüſtet, ließ der von Falkenburg ſich gefallen, in Löwen Einlager zu halten, bis dahin er den Herzog und deſſen Unterthanen um die neue Unbild zufriedengeſtellt haben würde. Damit hatte er nun freilich keine Eile; er genoß aller der Nachſicht, welche für ein vornehmes Einlager hergebracht iſt, wie er denn z. B. nach Wohlgefallen zur Jagd ausreiten konnte, und außerdem rechnete er auf die Verwendung eines mächtigen Freundes, des Königs Johann von Böhmen. Dieſer, nachdem er vergeblich alle Mittel angewendet, um auf gütlichem Wege die Entlaſſung ſeines Schützlings aus dem verderblichen Einlager zu bewirken, fiel auf den Gedanken, ihn daraus entführen zu laſſen. Ehe aber dieſes Vorhaben, für welches vermuthlich auf Reinold's Mitwirkung gezählt war, zur Ausführung kommen konnte, ließ dieſen der Herzog von Brabant zu ſtrengerer Haft nach dem Schloſſe Genappe abführen (1325). Erſt 1326, „Ducis cathenis quasi ad mortem adstrictus," wurde Reinold's Freigebung durch den Biſchof von Lüttich und die Grafen von Geldern und Holland erbeten. Aber, wiewol er ſich verpflichtete, nimmermehr den Herzog zu beunruhigen, vielmehr auf Verlangen nach Genappe zurückzukehren, oder, für den Fall des Ungehorſams, eine Buße von 20,000 Pf. zu entrichten, konnte er ſich, die Maſtrichter zu beunruhigen, nicht enthalten, und eine darum an ihn gerichtete Vorladung beantwortete er durch noch ſchwerern Treubruch. Er legte dem Herzoge, der in einem Forſte mit der Jagd ſich ergötzte, einen Hinterhalt, was ihm aber ſofort eine Fehde auf Leben und Tod zuzog. Sieger in einem Gefechte, worin der Brabanter über 200 fielen, legte Reinold 18 Dörfer in Aſche (Ende Juli 1327), wogegen er von den erſten Tagen des Auguſts an in Falkenburg eine Belagerung auszuſtehen hatte. In die Gefahren und Mühſeligkeit der Vertheidigung theilten ſich mit ihm die Herren von Tomberg und Schleiden und der Erbvoigt von Cöln, und die vereinigten Anſtrengungen dieſer Tapfern bereiteten den Brabantern manchen harten Strauß. In einem Ausfalle (den 10. Aug.) vernichtete Reinold die ſämmtlichen Wurfgeſchoſſe der Belagerer, Meiſterwerke eines berühmten Kriegsbaumeiſters. Herzog Johann ließ aus Brabant andere Geſchütze anführen, und verdoppelte, wenn auch ſein Volk auszureißen begann, die Thätigkeit, welche er von Anfang her der Belagerung zugewendet. Namentlich ließ er die Geule aufſtauen, daß des Waſſers Höhe die Bürger nöthigte, ihre Häuſer zu verlaſſen und auf dem Felſen Zuflucht zu ſuchen. Nach ſieben oder neun mühſamen Wochen waren alle Mittel der Vertheidigung erſchöpft, und die Beſatzung wollte eben zur Übergabe ſich bequemen, als der König von Böhmen ein vorläufiges Abkommen vermittelte, laut deſſen die Werke der Stadt Falkenburg gebrochen werden ſollten, während des Grundherren Streit mit dem Herzoge von Brabant der Entſcheidung des Königs übertragen wurde. Bis zu den nächſten Oſtern hätte dieſer den Spruch zu fällen gehabt; allein es verzog ſich damit unter allerlei Vorwand, bis unverſehens Reinold's eigener Bruder, Johann von Falkenburg, und des Herrn von Heinsberg Sohn, mit einer bewaffneten Schar der Falkenburg ſich näherten, unter dem Schutze der durch einen Kundſchafter ermittelten Loſung Eingang fanden, die Beſatzung überwältigten, unter der Einwohnerſchaft ein arges Blutbad anrichteten, die Wohnungen den Flammen übergaben, theilweiſe die Mauern brachen, endlich unverletzt entkamen. Daß mehre ſeiner Leute zu dieſer Nichtswürdigkeit gewirkt haben, konnte der Herzog von Brabant nicht in Abrede ſtellen, obgleich er die That einer feindlichen Geſinnung des von Heinsberg zuſchreiben wollte; er mußte darum, und daß er eines Bruchs des Waffenſtillſtandes ſich ſchuldig gemacht, bittere Vorwürfe, ſowol von Reinold, als von dem Könige von Böhmen, hinnehmen. Der Winter allein verhinderte die ſofortige Wiederaufnahme der Feindſeligkeiten, die jedoch bereits im März 1329 mit der Belagerung der Falkenburg ihren Anfang nahmen. Wie tapfer auch die Vertheidigung war, ſie erlag der Beharrlichkeit des Herzogs von Brabant; vermöge der Capitulation, den 11. Mai, zogen die Söldner ab, mußten die Bürger ihre Heimath verlaſſen, und Stadt und Feſte wurden dem Boden gleich gemacht. Darüber kehrte der König von Böhmen von dem Zuge gegen die Preußen heim (Juli 1329), ſammelte bedeutende Streitkräfte, und erreichte ſoviel, daß der Herzog von Brabant ſich gefallen ließ, den Gegenſtand ihres Streites dem Ausſpruche von Schiedsrichtern zu unterwerfen. Der Ausſpruch erfolgte, und gab dem Herzoge die Wiedererbauung der Falkenburg auf, unabhängig von der Summe von 8000 Pf. Groſchen, die er als anderweitige Entſchädigung bezahlen ſollte. Weil aber ſolche Zumuthung dem Herzoge unleidlich ſchien, verweigerte er dem Spruche allen Gehorſam, und wieder entbrannte der gegenſeitige Groll zu offener Feindſeligkeit. Dem limburger Lande Beſchädigung zuzufügen, iſt vorzüglich der von Falkenburg den ganzen Winter durch thätig geweſen.

Dieſe verderbliche Thätigkeit und mehr noch des Königs von Böhmen Anzug mit Heereskraft, beſtimmten endlich den Herzog von Brabant, Vergleichsvorſchläge ſich gefallen zu laſſen, wie ſolche durch den Grafen von Holland entworfen worden. Darauf folgte Reinold dem Könige Johann in die Fahrt nach Wälſchland, trat auch, nach des Königs Beiſpiel, dem Bündniſſe bei, mittels deſſen der König von Frankreich, Philipp von Valois, den Herzog von Brabant zu züchtigen gedachte (April 1332). Aber es wurden, als eben die Waffen um dieſen neuen Zwiſt entſcheiden ſollten, Vergleichsvorſchläge auf die Bahn gebracht, denen ein Friedensſchluß folgte. Vermöge der einen ſeiner Beſtimmungen war der König von Frankreich berufen, über des Herzogs von Brabant Händel mit den benachbarten Großen einen ſchließlichen Ausſpruch zu thun, und Reinold konnte demnach wol einer Entſchädigung für ſo viele Unbill entgegenſehen; allein dergleichen Genugthuung ſollte er nicht erleben. Seine Feſte Montjoye gegen den Herzog von Brabant, oder, wahrſcheinlicher, gegen den Herzog von Jülich vertheidigend (1332), „ilh avint al dit Saingnor de Falcomont ly plus diverse fortune que onkes avenist a wailhant homme, car por ly rafressier, ilh avoit osteit son bachinet, se passoit parmi la xhilhie de sa Fortrece de Montjoie, et uns quarenz quy estoit trais a l'aventure al ho et a lonch ly ficha en la teste, dont il morut pitieusement. Chis nobles sires de Falcomont Messire Renars fut ly preuz et ly plus coragieuz de Tixhons." In ſeiner erſten Ehe — die andere Ehe blieb unfruchtbar — hatte Reinold drei Söhne: Walram, Theoderich III., Johann, und ſechs Töchter erzeugt. Walram, der Jungherr zu Falkenburg, fand den Tod in Vertheidigung der Stammburg (1329). Theoderich III., Herr zu Falkenburg und Montjoye, „ressembloit son bon peire, car ce fut ly plus preuz des Tixhons, ilh fut Marissaz des grans ooz le conquerant Roy Edwar d'Engleterre, quant ilh entrat en Cambresis, ilh fut assy Marissaz des grans ooz que le Roy de Boëme, Conte de Luxemborch, ly Evesque de Liege, et tous leurs aloyes aminoint en Brabant sor le Duk Johan." Ohne den Spruch des Königs von Frankreich, um des Herzogs von Brabant und der Verbündeten gegenſeitige Anſprüche abzuwarten, trat Theoderich dem neuen Bündniſſe bei, das auf des Grafen von Flandern Betrieb ſich gegen Brabant waffnete (December 1333). Im März 1334 nahmen die Verbündeten Herzogenrade und Sittard, darauf wurde ein Waffenſtillſtand beliebt, welchem am 27. Aug. 1334 der vorlängſt erwartete Spruch des Königs von Frankreich folgte. In den vollſtändigen Beſitz ſeiner Erblande wieder eingeführt, verpflichtete ſich Theoderich 1337 zu des Königs Eduard III. Dienſt; für 100 Reiter, die er gegen die Franzoſen zu führen übernahm, wurde ihm eine Jahresrente von 1200 Goldgulden zugeſagt. Theoderich hat demnach die Feldzüge von 1338 und 1339 an der franzöſiſchen Grenze mitgemacht, und zwar, nach Henricourt's Worten zu ſchließen, in einer gebietenden Stellung. Ein Manngeld von 1000 Mark jährlich lohnte ſeinen Anſtrengungen. In der Schlacht bei Vottem (den 19. Juli 1346), von Engelbert von der Mark, dem Biſchofe zu Lüttich, ſeinen empörten Unterthanen geliefert, focht und fiel Dietrich für den Biſchof. Da ſeine Ehe kinderlos geblieben, ſo folgte ihm in dem Beſitze der Herrſchaften ſein Bruder Johann, welcher, in der Verbindung mit dem Biſchofe von Lüttich verharrend, am 4. Mai 1347 durch ſeine Falkenburger, unter großem Blutvergießen, das Dorf Miremort, bei Lüttich, einäſchern ließ. Er ſtarb 1352, und es theilten ſich in ſeine Erbſchaft drei Schweſtern, Philippote, Adelheid und Beatrix, die vierte, Maria, war nämlich Äbtiſſin zu Maubeuge, und Eliſabeth, des Grafen Simon II. von Sponheim zu Caſtellaun Hausfrau, mag gleich Anfangs mit Golde abgefunden worden ſein. Beatrix hatte den Dietrich von Brederode, Adelheid den Grafen Heinrich von Vianden geehelicht, und auch Philippote fand, ungeachtet ihrer 40 Jahre, in Betracht des ihr zu Theil gewordenen Drittels von Falkenburg, Montjoye, St. Veit, Bütgenbach und Euskirchen, einen Gemahl. Sie wurde 1352 Herrn Heinrichen II. von Flandern, dem Grafen von Lodi, auf Rotſelaër und Nienhove, angetraut. Später hat ſie, wiewol der 1354 verſtorbenen Beatrix Kinder fortwährend den Titel von Falkenburg beibehielten, auch das falkenburgiſche dem brederodiſchen Wappen hinzufügten, ihrer Schweſtern Antheil an Falkenburg und Montjoye an ſich gebracht, damit aber zugleich eine Laſt übernommen, welcher ſie durchaus nicht gewachſen war. Sie mußte daher beide Herrſchaften, vermuthlich Anfangs 1355, an Reinold von Schönforſt verkaufen, erweckte aber damit zugleich die Anſprüche eines Vetters, Walram's von Falkenburg auf Born, welcher behauptete, ihm allein, dem nächſten Agnaten, gebühre die Nachfolge in Falkenburg und Montjoye, die, nach kaiſerlichen Rechten, weder auf Töchter vererbt, noch von dieſen verkauft werden könnten. Der von Schönforſt, an Streiten wenig Gefallen findend, beeilte ſich, Falkenburg gegen Caſter an den Herzog von Jülich zu vertauſchen (1355). Dieſer empfing von K. Karl IV. die Belehnung, auch daß Falkenburg fortan eine Grafſchaft heißen ſolle (Weihnachten 1357), wurde aber fortwährend durch des Herrn von Born Anſprüche beunruhigt, bis, da eben die Waffen den Streit entſcheiden ſollten, einige Freunde ein Abkommen vermittelten, vermöge deſſen Falkenburg dem Herzoge Wenceslaus von Luremburg und Brabant in Sequeſter gegeben wurde, in Erwartung kaiſerlichen Entſcheids um das Erbrecht. Dieſer Entſcheid erfolgte 1362, und Walram von Born ſollte die Herrſchaft haben, unter dem Vorbehalte einer an Frau Philippote zu entrichtenden Geldſumme. Indem die Zahlung nicht flüſſig werden wollte, fand Philippote für gut, ihre Herrſchaft an Herzog Wenzel ſelbſt zu verkaufen, hiermit eine neue Fehde veranlaſſend, in deren Verlauf der Herzog zwar die Belagerung von Ravenſtein aufheben mußte, dagegen aber ein anderes von Walram's Schlöſſern, Herpen, gewann, und überhaupt dem von Born dergeſtalt zuſetzte, daß jeder Einſpruch von deſſen Seite verſtummte. Es hat demnach Philippote am 11. März 1364 eine neue Urkunde aus-

geſtellt, des Inhalts, daß ſie Falkenburg, Montjoye, St. Veit, Bütgenbach, Euskirchen um 1500 Goldmoutons baar, dann um eine Leibrente von 1200 goldenen Schilden an die Herzoge von Brabant verkaufe. Es koſtete die Herzoge dieſe Erwerbung aber noch außerdem große Summen. Den von Brederode mußten ſie 1364 eine Erbrente von 900 goldenen Schilden verſchreiben, an den Herzog von Jülich 51,778 Schilde entrichten, wogegen derſelbe ihnen Falkenburg, Houtem, Alten-Falkenburg und Eysden als Pfandſchaft überließ; endlich gefiel es ihnen, auch des Herrn von Born Anſprüche zu befriedigen. Außerdem blieb ihnen noch der Unterhalt der einen von den falkenburgiſchen Töchtern, der Stiftsdame, zur Laſt. Dieſe von dem Verkaufe hörend, kam nach der Falkenburg, und als ſie das Haus erblickte, in dem ſie geboren, und das fortan nicht mehr der Ältern Haus ſein ſollte, verfiel ſie in Wahnſinn. Nie konnte man ſie, die ſich für die Burgfrau hielt und ausgab, von da entfernen, und es blieb nichts übrig, als ſie lebenslänglich zu erhalten. Einzig die Gräfin von Vianden begehrte nichts und konnte nichts begehren, da ſie mit St. Veit, Bütgenbach und Dasburg reichlich abgefunden war. Jener Walram von Born, der ſo lange den Herzogen von Brabant Beſchäftigung gab, war ein Sohn Johann's von Falkenburg, der ſelbſt der jüngere Sohn Walram's II. war. Johann hatte um 1320 die Herrſchaft Born erkauft, und ſtarb den 3. März 1356. Ihn überlebten drei Kinder aus erſter und zweiter Ehe, Walram und Philippote aus der erſten, Reinold aus der zweiten. Walram, Herr zu Born, Ravenſtein und Herpen, ſtarb den 3. Mai 1378, kinderlos, ob er gleich zwei Frauen gehabt hatte. Ebenſo iſt ſein Bruder Reinold, auf Dalenbruch u. ſ. w., der mit des Grafen Adolf V. von der Mark und Cleve Tochter, Eliſabeth, verheirathet (1393) war, ohne Kinder geblieben, ſodaß alſo mit dieſem Reinold, einem der Begründer der 1393 zu Hamm eingegangenen Roſenkranzbrüderſchaft, der falkenburgiſche Mannsſtamm erloſch. Reinold ſtarb den 17. Jan. 1396. Die Herrſchaft Ravenſtein hatte ſchon vorher ſeine Schweſter Philippote in das Haus der Grafen von Salm, in den Vogeſen gelegen, durch ihre Vermählung mit Graf Johann IV., gebracht. Die Herrſchaft Falkenburg, obgleich mit Limburg unter demſelben Beſitzer, dem Herzoge von Brabant, vereinigt, und als eins der drei Länder über der Maas bezeichnet, behauptete ſich noch lange Zeit in ihrer Selbſtändigkeit, bis ſie, nachdem der Herzog von Jülich die Pfandſchaft Herzogenbuſch hatte herausgeben müſſen, nach 1544 alſo, mit Limburg und den beiden andern Ländern über der Maas, Dalhem und Herzogenrade, in die genaueſte Verbindung trat durch die Verſchmelzung der bis dahin jede Landſchaft beſonders vertretenden Stände. Dieſe Verbindung iſt aber weſentlich modificirt worden durch die am 26. Dec. 1661 mit der Republik Holland abgeſchloſſenen Verträge um eine förmliche Theilung der Länder über der Maas, auf den Grund des Art. 3 des pyrenäiſchen Friedens. Dem Könige von Spanien verblieben in dieſer Theilung von den 38 Dörfern der Herrſchaft Falkenburg: Dirsbeck, Amſtenrad, Merkelbeck, Bingelrad, Bronßem, Geleen, Hoensbroek, Jabeck, Ruth, Schinnen, Schinfeld, Spaubeck, Wasrad, Winandsrad, Alt-Falkenburg, Schin an der Geule, Strucht und Schasberg, ſammt der Lehensherrlichkeit der außerhalb der Grenzen gelegenen Herrſchaften Wiſcherswerth und Limbrecht und dem Lehenhofe der 17 Männer zu Sombreffe. Den Generalſtaaten fielen zu Theil die Stadt Falkenburg, Meerßen, Ambi, Limel, Borgharen, Itteren, Geul, Bunde, Uleſtraten, Houthem, Climmen, Hulsberg, Schimmert, St. Gertrud, Eysden, Beek, Berg, Bemelen, Heerlen, Nieuwenhagen, Voërendaël, die Herrlichkeiten Terblyde und Ekelrad, und eine Menge Lehen in- und außerhalb der Herrſchaft, wie namentlich Hürth bei Cöln, das weiße Thor an der Burg zu Stein und die Herrlichkeit Leuth, ſammt dem falkenburgiſchen Marſchalkenamte. Durch den Vertrag von Fontainebleau (den 8. Nov. 1785) erhielten die Generalſtaaten aber noch außerdem die bis dahin bei den öſterreichiſchen Niederlanden verbliebenen Dörfer Alt-Falkenburg, Schin an der Geule, Strucht und Schasberg, das Kloſter St. Gerlach, ein Stück des Dorfes Schimmert, das durch den Namen Bies oder Bierze unterſchieden wird, und endlich verſchiedene ſtreitige Grundſtücke, wie namentlich das Dorf Eesloo, welches in der Theilung von 1661 gemeinſchaftlich geblieben war. Der hierdurch ſo ſehr verkürzte öſterreichiſche Antheil muß auch mit einer Pfandſchaft, zum Vortheile des Kurfürſtenthums Cöln, beſtrickt geweſen ſein; denn in dem cölniſchen Hofkalender für 1759 heißt es in dem Verzeichniſſe der Ämter: „Falkenberger Land, Statthalter, Herr Anton Ulrich von Lambertz zu Cortenbach," und dieſelbe Rubrik kehrt alljährlich wieder, wie es dann 1794 heißt: „Pais de Falkenberg. Statthalter, M. Charles Léopold Comte de Belderbusch. Lieutenant de la Cour *féodale*, M. François Schils." (*v. Stramberg.*)

FALKENBURG (Hadrian), ein zu Leyden lebender Anatom, woſelbſt er wahrſcheinlich 1650 geſtorben iſt. Einige Notizen über ihn finden ſich bei Haller (Bibl. anat. T. I. p. 348). Er glaubte, der Tabaksrauch könne durch Löcher zum Gehirne, nämlich zur Glandula pituitaria, gelangen; — die Geruchsnerven ſollten hohl, die Herzſcheidewand ſollte mit Poren verſehen ſein; — ein Cavum mediastini wollte er nicht gelten laſſen. (*Fr. Wilh. Theile.*)

FALKENDORF, ein in Ober- und Nieder-Falkendorf getheiltes, zur gräfl. Thun'ſchen Fideicommißherrſchaft Tetſchen gehöriges Dorf im leitmeritzer Kreiſe Böhmens, am Fuße des Dobner- und des Falkenberges gelegen, nach Tetſchen (Bisthum Leitmeritz) eingepfarrt, mit 31 Häuſern und 202 teutſchen Einwohnern, geognoſtiſch merkwürdig wegen der vulkaniſchen Trappformation, mit vorherrſchendem Baſalt, der die benachbarten Berge angehören. Es finden ſich aber in der Gegend auch Baſalttuffe und wakkenartige Geſteine. (*G. F. Schreiner.*)

Falkendukaten, ſ. 1. Sect. 28. Bd. S. 248.

FALKENFELS, ein Kirchdorf des bairiſchen Landgerichts Mitterfels und der katholiſchen Pfarrei Aſcha, mit 65 Häuſern, 380 Einwohnern und einem Schloſſe.

4½ Stunden von Straubing entfernt. Von dieſem Orte führte ehemals ein Rittergeſchlecht ſeinen Namen, und das dortige Schloß wurde im J. 1641 von den Schweden vergeblich angegriffen. (*Eisenmann.*)

FALKENHAYN (Valentins- oder Valtenhain), ein zur gräfl. Kinſky'ſchen Allodialherrſchaft Böhmiſch-Kamnitz gehöriges Dorf im leitmeritzer Kreiſe Böhmens, mit 65 Häuſern, 370 teutſchen Einwohnern, welche größtentheils von Induſtrie und Gewerben leben und nach Schönlinde eingepfarrt ſind. Die Gegend iſt wegen ihrer Garn- und Leinwanderzeugung bekannt. (*G. F. Schreiner.*)

FALKENORDEN. Zur Zeit des Ritterthums und ſpäter noch war der Falke ein hochgeachteter Vogel, denn er diente dazu, die Freuden der Jagd auf ganz eigenthümliche Weiſe zu genießen, indem man durch ihn Raubvögel aus der Höhe herabbaizen, d. i. erjagen, zu ſich bringen, auch Haſen und Rehe von ihm fangen laſſen konnte. Man nannte dies Falkenjagd, Falkenbaize. Der Falke war gewiſſermaßen der Stempel des Adels, daher ſein Bild in Wappen, ja ſogar vom Kaiſer Heinrich IV. in das Reichsſiegel aufgenommen ward, auf Münzen auch ſtand. Da dieſe Falkenverehrung, beſonders die der isländiſchen und norwegiſchen weißen Falken, mehre Jahrhunderte hindurch dauerte, ſich noch bis in die Mitte des verfloſſenen erhielt, ſo konnte es nicht fehlen, daß auch ihm, gleich dem Adler und andern Raubthieren, die Ehre zu Theil ward, als Sinnbild eines Ritterordens aufgenommen zu werden. Dies that Herzog Ernſt Auguſt zu Sachſen-Weimar. Er ſtiftete am 2. Aug. 1732, zu Ehren Kaiſer Karl's VI., deſſen Generalfeldmarſchall-Lieutenant er kurz zuvor geworden, den „Orden der Wachſamkeit oder vom weißen Falken."

Das Ordenszeichen war ein dunkelgrünes Kreuz, deſſen vier Flügel zweiſpitzig ausliefen, und deſſen vier Winkel vier dunkelrothe kleinere Spitzen ausfüllten, ſodaß das Ganze ein zwölfſpitziges Kreuz bildete. Zwiſchen den Flügeln ſtand ringsum: L'ordre de la vigilance, ſowie des Ordens Wahlſpruch: vigilando ascendimus. Mit ausgebreiteten Flügeln und auf dem Rücken lag auf dieſem Kreuze ein weißer Falke mit goldenem Schnabel und Fängen. Über ſeinem Kopfe und unter dem Schwanze, wie an jedes Flügels Ende, war ein Diamant angebracht. Auf der Umſeite war das grüne Kreuz weiß, das rothe grün. Im dunkelblauen Mittelſchilde war da des Stifters Namenszug E. A. doppelt verſchlungen; darüber ein weißer Fürſtenhut, darunter zwei, kreuzweis über einander liegende, goldene Degen. Oben am Kreuze war ein mit Diamanten beſetzter Ring, durch welchen das ponceaurothe, mit zwei Goldſtreifen geränderte, Band gezogen ward, an welchem es um den Hals auf der Bruſt hing. Die Inhaber des Ordens hießen Ritter und bildeten nur eine Claſſe.

Die Abſicht des Stifters bei der Wahl des Falkens als Ordensbild war, mit Rückſicht auf den Adler im kaiſerlichen Wappen, die: ſein Streben und das der Ritter des Ordens auszudrücken, gleich dem, dem Adler in einem Fluge folgenden Falken, durch Treue und Ergebenheit dem Kaiſer ſich eigen zu machen. Die weiße Farbe des Falkens ſollte ein Symbol ſein der Aufrichtigkeit der Glieder gegen den Stifter des Ordens und gegen einander ſelbſt. Endlich ſollten der Name des Ordens: de la vigilance, und das Ordensmotto: vigilando ascendimus, nicht nur die Eigenſchaft des Falken andeuten, ſondern auch dem chriſtlichen und ehrliebenden Manne eine Auffoderung ſein, treu den Pflichten des Chriſten und denen ſeines Amtes nachzuleben. Die Statuten befahlen daher ausdrücklich: Treue gegen Gott und den Kaiſer, ein tugendhaftes Leben, wechſelſeitige Anhänglichkeit, Einigkeit und Beiſtand der Armen, beſonders armen Officieren und Soldaten. Die Anzahl der Mitglieder war auf 24 feſtgeſtellt, welche aber alle „zu Schild und Helm geboren oder von ſtiftsfähigem Adel" ſein mußten. Dann war noch beſtimmt, daß von nachkommenden Regenten des Hauſes Weimar nichts am Orden geändert werden ſolle; auch nicht von denen, welche ſuccediren würden, wenn das Haus Weimar erlöſchen ſollte. Das Ordensfeſt wurde am Geburtstage Kaiſer Karl's VI. gefeiert, und mußte durch löbliche Handlungen ſeiner Glieder ausgezeichnet werden.

In ſolcher Form und Verfaſſung verblieb der Falkenorden — welcher in der Reihe der bis dahin daſeienden Ritterorden der 35. war — lange Zeit, wurde aber in den letzten 20—30 Jahren des vorigen Jahrhunderts, aus unbekannten Urſachen, höchſt ſelten vergeben. Die Zahl ſeiner Beſitzer ſtarb daher ſo zuſammen, daß am Schluſſe des Jahres 1806 nur noch ein Ritter deſſelben lebte. Es ſchien, als wolle man ihn erlöſchen laſſen, was auch wol geſchehen wäre, hätten nicht die Ereigniſſe jener Zeit ſein Wiederaufleben herbeigeführt.

In den Jahren des Kampfes der Teutſchen um ihre Selbſtändigkeit gab es nämlich der Gelegenheit zu viel, Verdienſt belohnen zu können, belohnen zu müſſen, und es wurde nothwendig, äußere Merkmale zu haben zur Auszeichnung von Männern, welche durch Klugheit und Tapferkeit ſich hervorthaten. Gar mancher Orden trat da neu belebt oder neu geſchaffen hervor, und da erfolgte auch die Wiedergeburt des Falkenordens. Denn als im J. 1815 der 1828 geſtorbene Großherzog, Karl Auguſt zu Sachſen-Weimar, den Titel eines Großherzogs annahm, wurde von ihm der Falkenorden wieder aufgenommen; und, ungeachtet deſſen Statuten jede Veränderung derſelben, wie des Ordenszeichens, unterſagten, erſchienen dennoch ganz neue Statuten, und das Ordenszeichen erlitt Abänderungen. Vom 18. Oct., dem denkwürdigen Tage der Schlacht bei Leipzig, ſind die neuen Statuten datirt und abgefaßt in echtteutſchem Geiſte, wofür damals Alles entbrannte. Im Eingange wird die Veranlaſſung zu ſeiner Erneuerung mit folgenden Worten angegeben: „Eingedenk der durch die Gnade der göttlichen Vorſehung und durch die teutſche Kraft und Tugend dem geſammten Reiche teutſcher Nation wieder gewonnenen und jetzt auf das Neue geſicherten Unabhängigkeit, und um auch unſererſeits Männern, welche durch Rath und That zu dieſem großen Werke beigetragen haben, ein Zeichen der Würdigung ihrer Verdienſte, deren Folgen ſich auch unſerm großher-

zoglichen Hauſe und unſern Landen vorzüglich wohlthätig erwieſen haben, zu widmen, haben wir beſchloſſen" u. ſ. w.

Dieſen neuen Statuten zufolge ſoll der Falkenorden der einzige großherzogl. ſachſen-weimariſche Orden ſein und bleiben; eine Beſtimmung, die ſehr zu billigen iſt, und hoffentlich von den künftigen Regenten dieſes Hauſes nie vergeſſen werden wird. Seinen Beſitzern legt der Orden die Verpflichtung auf, gegen das gemeinſame teutſche Vaterland und gegen die jedesmalige rechtmäßige höchſte Nationalbehörde treu und ergeben zu ſein; nach Maßgabe ſeines Standes dahin zu wirken, daß vaterländiſche Geſinnung, daß teutſche Art und Kunſt, Vervollkommnung der geſellſchaftlichen Einrichtungen in der Geſetzgebung, Verwaltung, Staatsverfaſſung und Rechtspflege ſich immer mehr entwickele, und daß auf eine gründliche und des Ernſtes des teutſchen Nationalcharakters würdige Weiſe ſich Licht und Wahrheit verbreite. Auch ſoll ihnen die Verpflichtung obliegen, ſich bedrängter und durch Krieg verarmter Mitbürger, beſonders der im Kampfe für das Vaterland verwundeten und der Hinterlaſſenen gefallener Krieger, thätig anzunehmen.

Für das Civil, wie für das Militair beſtimmt, zerfällt der Falkenorden in die drei Claſſen der Großkreuze, Commandeure und Ritter. Erſtere bilden: der Großmeiſter, immer der regierende Großherzog, die Prinzen des Hauſes und zwölf damit Beehrte. Von Landeseinwohnern kann nur der, welcher den Rang eines wirklichen geheimen Raths oder eines Generalmajors hat, das Großkreuz erhalten. Für die zweite Claſſe, der Commandeure, deren Zahl auf 25 beſtimmt iſt, bedarf es des Ranges eines geheimen Regierungs-, Staats-, Juſtiz-, Kammerrathes, oder des Grades eines Majors. Die dritte, die Claſſe der Ritter, ſoll 50 Mitglieder zählen. Adel und Stiftsfähigkeit ſind nicht mehr, wie ſonſt, zur Aufnahme erfoderlich.

Wie das damals umgeänderte, jetzige Ordenszeichen geſtaltet iſt, und wie es von dem erſten urſprünglichen abweicht, wird aus folgender Beſchreibung deſſelben erſichtlich ſein. Auf einem dunkelgrünen, viertheiligen Kreuze, deſſen Winkel mit kleinern rothen Kreuzesſpitzen ausgefüllt ſind, liegt auf dem Rücken mit ausgebreiteten Flügeln ein weißer Falke. Oben am Kreuze iſt eine goldene Königskrone mit Ring, durch welchen das Band gezogen wird. Auf der Umſeite iſt das dunkelgrüne Kreuz weiß, und dunkelgrün die ſeine Winkel ausfüllenden kleinen Spitzen. In der Mitte iſt ein mit einer goldenen Krone gedecktes, dunkelblaues Oval, worauf die Worte: vigilando ascendimus, in Gold ſtehen. Dieſes Oval umgibt beim Kreuze für das Civil ein Lorbeerkranz, bei dem für das Militair Kriegsarmatur. Das Band des Ordens iſt ein hochrothes. An dieſem trägt die erſte Claſſe das Ordenskreuz über die rechte Achſel nach der linken Hüfte zu hängend, und dabei auf der linken Bruſt einen ſilbernen, achtſtrahligen Stern, worauf ein cirkelrundes Schild liegt, unter welchem die vier zweiſpaltigen Theile des dunkelgrünen Ordenskreuzes hervorſehen, und in deſſen goldener Mitte der ausgebreitete weiße Falke ſchwebt, umgeben von den Worten: vigilando ascendimus, mit goldenen Buchſtaben auf hellblauem Grunde. Die zweite Claſſe trägt das Ordenskreuz um den Hals, die dritte, die Ritter, im Knopfloche. Das Ordensfeſt wird am 18. Oct. gefeiert, und ſoll vorſchriftsmäßig jeder Ordensinhaber dieſen Tag ganz beſonders durch wohlthätige Handlungen bezeichnen.

Am 22. Oct. 1842 wurde, zum bleibenden Andenken des an dieſem Tage in Weimar erfolgten Einzuges des Erbgroßherzogs Karl Alexander Auguſt Johann mit ſeiner Gemahlin, der Prinzeſſin Marie Sophie Louiſe der Niederlande, der ſchon am 16. Febr. 1840 ſanctionirte Nachtrag zu den Ordensſtatuten vom 18. Oct. 1815 publicirt und erhielt gültige Kraft. Ihm zufolge iſt den Rittern zweiter Claſſe, oder den Commandeuren, welche den Rang eines geheimen Raths, Präſidenten oder Collegiendirectors, im Militairſtande wenigſtens den eines Oberſten haben, als eine beſondere Auszeichnung ein Stern auf der linken Bruſt verliehen worden. Desgleichen wurde dadurch die Ritterclaſſe getheilt. Die erſte Abtheilung trägt das Ordenszeichen wie bisher, die zweite aber nur ein Ehrenkreuz, das im Mittelſchilde vorn das Bild des weißen Falken, auf der Rückſeite den Namenszug des regierenden Großherzogs, der es verleiht, darſtellt, an einem ſchmalen Bande im linken Knopfloche getragen, aber nur Landeseinwohnern ertheilt wird.

In v. Biedenfeld's Geſchichte und Verfaſſung aller Ritterorden. 2 Bde. (Weimar 1841. 4.) befinden ſich im 2. Bde. S. 358 Abdrücke der alten Statuten von 1733, wie der jetzt gültigen von 1815. Die letztern findet man auch in v. Gelbke's prachtvollem, in Berlin 1832 in gr. Querfolio erſchienenen Ordenswerke. Beide Werke, ſowie die Jahrgänge 1817 und 1819 des Almanachs der Ritterorden von F. Gottſchalck, liefern illuminirte Abbildungen der Ordensinſignien. — Den Nachtrag zu den Statuten vom 16. Febr. 1840 theilt Nr. 273 der leipziger Zeitung von 1842 wörtlich mit. — Geſchichte des jüngſt verſtorbenen Herzogs von Sachſen-Weimar und Eiſenach, Ernſt Auguſt ꝛc. (Erfurt 1749.), worin ſich wörtlich von S. 104—109 die Statuten des Falkenordens befinden. (*F. Gottschalck.*)

FALKENSTEIN. 1) Der Falkenſtein, ein lang gedehnter Gebirgsrücken im k. k. Landgerichte Schwaz des unter-innthaler Kreiſes der gefürſteten Grafſchaft Tyrol, mit dem älteſten Silberbergwerke des Landes; durch weitläufige, ſchuttbedeckte Halden ausgezeichnet, war dieſer Gebirgsſtock noch vor wenigen Jahren ein Gegenſtand allgemeiner Bewunderung durch den großartigen Bergbau in ſeinem Innern, beſucht von allen wißbegierigen Fremden; jetzt dagegen weniger beachtet. Die Erze ſtanden größtentheils im kalkigen Schiefergebirge, ſelten im bloßen Kalkſteine, am ſeltenſten im Quarze oder Spathe, theils bruchig und mulmig, theils feſt und derb eingeſprengt, lediglich Silber und Kupfer, ſeltener Eiſen. Beſonders berühmt war der hier häufig vorkommende Malachit, grasgrün, dunkelblau, ſchwarz, zweifarbig, ſchillernd in bunten Farben, lichtblau, dem Türkis ähnlich, insgemein im weißen Spathe ſtehend, von einer mineraliſchen Bergfeuch-

igkeit erzeugt und von Kupferwaſſer gefärbt. K. Marinilian weilte gern in Schwatz, um ſich des Bergſegens m Falkenſteine zu erfreuen *). Die böſe Grubenluſt nachte den Knappen viel zu ſchaffen und gefährdete ihr Leben zuweilen, faſt immer ihre Geſundheit. 2) Ein beeutender Marktflecken im Viertel unter dem Manhartsberge des Erzherzogthums Öſterreich unter der Ens, in inem angenehmen Thale öſtlich von Laa, zum Theile am Fuße des Schloß- und des Galgenberges gelegen, mit 187 unregelmäßig vertheilten Häuſern, 982 Einwohnern, ie, außer dem Acker-, auch Weinbau und Obſtbaumzucht treiben, einer eigenen alten katholiſchen Pfarre, welche um Erzbisthume Wien gehört und unter dem Patronate er Herrſchaft Poisbrunn ſteht, einer Kirche, Schule, einem Kalvarienberge, den Ruinen des alten gleichnamigen Schloſſes und einem Armenſpital. Das Schloß war einſt er Sitz eines der älteſten Geſchlechter, das ſchon um das J. 1450 ausgeſtorben zu ſein ſcheint. Der hier wachſende und nach dem Markte benannte Wein gehört zu den beſſeren Landweinen Öſterreichs, der den ſogenannten Gebirgsweinen ſehr nahe kommt. 3) Ein bedeutendes Colonialdorf im lemberger Kreiſe des Königreichs Galizien, von Teutſchen bewohnt, welche Feldbau und ſtarke Obſtbaumzucht treiben. 4) Ein in Ruinen liegendes Schloß im Landgerichte Windiſch-Matrey des tyroliſchen Kreiſes im Puſterthale und an der Eiſack, in geringer Entfernung von und oberhalb des Marktes Sonnenberg, einſt ein Trutzneſt der Grafen von Lechsgemünde, das ſelbſt in ſeinen Trümmern noch der Gegend zum Schmucke gereicht. Dieſes Geſchlecht war unter ſalzburgiſcher Herrſchaft ſeines ſelbſtändigen Glanzes beraubt worden, und dahingegangen, ohne einen Namen in der Geſchichte hinterlaſſen zu haben. 5) Eine ſchroffe Felswand am nordöſtlichen Ufer des romantiſchen Aber- oder Sanct Wolfgangſees, an deren ſenkrecht aus dem See aufſteigender hoher Wand man ein höchſt intereſſantes, mehrfaches Echo bemerkt und beim Vorüberfahren durch Schießen hervorzurufen nicht leicht unterläßt. Der Fels tritt ziemlich weit in den See hinein und trägt eine Einſiedelei und den Brunnen des heil. Wolfgang; eine enge Schlucht im Felſen führt von ihm an das Seeufer hinab. 6) Eine Gemeinde des Bezirkes Pirkenſtein im grätzer Kreiſe der Steiermark, im Gebirge gelegen, nach Fiſchbach eingepfarrt, mit einer eigenen Schule, ſechs Hausmühlen und dem Berge gleiches Namens. 7) Eine zum Diſtricts-Commiſſariate Marsbach gehörige und nach Hofkirchen eingepfarrte Ortſchaft im Mühlkreiſe des Erzherzogthums Öſterreich ob der Ens. 8) Ein Schloß im klagenfurter Kreiſe Unter-Kärnthens, der Herrſchaft Mageregg gehörig, am Falkenberge in der Nähe von Klagenfurt gelegen. Die Gegend in der Nähe des Schloſſes zeigt mehre Teiche, ausgedehnte Forſte und Anhöhen, von denen man ſich eines höchſt anziehenden Umblickes über die benachbarte Gegend erfreut. 9) Eins der zwölf Landgerichte des oberen Mühlviertels zu Altenhof, deſſen Gerichtsinſaſſen in zwölf Pfarreien vertheilt ſind. (*G. F. Schreiner.*)

*) ſ. Das Land Tyrol. (Von P. Beda Weber.) Insbruck 1837. 1. Bd. S. 506.

FALKENSTEIN. Auf dem linken Innufer, von dem Strome ſelbſt ¼ Stunde entlegen, ſteht, auf vorſpringendem Felſen, von Ruinen und wenigen Hütten umgeben, ein langſam der Verwitterung entgegengehender Thurm, von der vormaligen Burg Falkenſtein das weſentlichſte Überbleibſel und Jahrhunderte hindurch der Hauptort einer Hofmark, die, über Felbach, Ober- und Unter-Flintsbach, Degerndorf, Terfenbach, Milwing, Branenberg ſich ausdehnend und von den Pfleggerichten Aibling, Roſenheim und Auerburg begrenzt, im gemeinen Leben als eine Herrſchaft zu gelten pflegte. Nach einander der Hofer, Hund, Ruep Eigenthum, iſt dieſelbe im 18. Jahrh. durch Kauf an die Grafen von Preyſing gelangt. Das Schloßgebäude wurde 1784 der Flammen Raub, daher die Herrſchaft, für jetzt dem Landgerichte Roſenheim zugetheilt, vorlängſt aufgehört hat, Falkenſtein zu heißen, und nur mehr unter dem Namen Brannenburg, als dem Sitze des Herrſchaftsgerichtes, vorkommt. Höher noch, als die vormalige Hofmark, ſtand im Mittelalter die Burg Falkenſtein, der davon benannten Grafen Sitz, die, außer der Grafſchaft Falkenſtein, auch die Grafſchaft Neuburg an der Mangfalt, überhaupt in dem alten Sundgaue ein geſchloſſenes Gebiet beſeſſen haben, welches die Capitel Aibling und Miesbach umfaſſend, öſtlich durch die Grafſchaft Wolfratshauſen und den Bezirk von Tölz, nördlich durch eine Linie, über Pfaffenhofen, Högling, Hohenkirchen, Fallei und Thannhauſen zu ziehen, begrenzt wurde. Dieſes Gebiet zerfällt in drei Abtheilungen: 1) die eigentliche Grafſchaft Neuburg, wo Neuburg, oberhalb Fagen, und ganz in der Nähe die Altenburg, mit einer von den Grafen reichlich geſtifteten Kirche zu U. L. Frauen, die Klöſter Weyarn, Tegernſee, die Gebiete von Miesbach und Schliers, die Schefleite bei Eſterndorf, Au; 2) die Grafſchaft Falkenſtein, wo die gleichnamige Burg, das alte Kloſter St. Petersberg am Madron, Flintsbach, Auerdorf, Auerburg, Brannenburg, Achenthal, Aſchach, Griezzenpach, Swinſtic, Degerndorf, Furrenbuhelen; 3) die Voigtei Aibling, mit Aibling, Roſenheim, Daſte, Kirchdorf, Fagen, Wiechs, Talhan, Willing, Mitterkirchen, Thann, Tambühl, Tattenhauſen, Ober- und Unter-Staudhauſen, Liutoldingen. Außer dieſen geſchloſſenen Grafſchaftslanden beſaßen die Falkenſteine: 4) die ſogenannte Grafſchaft Hadmarsberg, aus der Voigtei über die Beſitzungen von Herren-Chiemſee und über die dem Chiemſee benachbarten Güter des Erzſtiftes Salzburg entſtanden. In dieſe Grafſchaft gehörten Hadmarsberg, am Chiemſee, Hemhofen, Antwurt, Mauerkirchen, Stephanskirchen, Endorf, Taiſenham, Eckſtätt, Ober- und Unter-Kizzing; dann zu größerem oder geringerem Antheile: Seebruck, Prien, Ainhering, Obing, Irlheim, Eckſtetten, Lauterbach, Stockheim, Weingarten, Schönſtetten, Grub, Raitheim, der Burgſtall Schalburg; ferner Neuhauſen, Kolbing, Leithen, Hub, Zielheim, Winden, Bickebach, Talheim, Bachendorf, die Güter an der Ebrach und bei Reit, alles am Chiemſee gelegen; 5) die Herrſchaft Herrandſtein, in Öſterreich, mit Lieskirch, Othenberg, Wopfing, Pieſting, den Weinbergen von Waldeck bis ins Mühlthal, den Grundzinſen, genannt Perchsamt,

u. ſ. w.; 6) die Advocatur im Leukenthale, zu beiden Ufern der Achen, von Jochberg herab bis an die Achenberge des Chiemgaues, links von dem Brixenthale, rechts von der Grafſchaft Salfeld, derer von Plain, begrenzt, und die Umgebung von Waidring, Kirchdorf, Pillerſee, St. Johann, Oberdorf, Kitzbühl begreifend, ein Gebiet, welchem die Grafen Alt- und Neu-Beuern, Kundel und Aſchau, im Brixenthale, und ihre Güter im Ober-Inthale, namentlich den Hof zu Phonepp, hinzugefügt hatten; 7) die Advocaturen im Zillerthale und Pinzgau, ſammt Weingütern, tief in das ſüdliche Tyrol hineinreichend, zu Botzen, Caprun, Runſch, Gurlan, Campollen, Caldern, Mais, in der Au, an der Eiſack gelegen, u. ſ. w.; 8) den Peißenberg, genauer Nieder-Peißenberg, mit 30 dazu gehörigen Höfen, einem großen Walde, vielen Alpen und Heerden. Als der Grafen Miniſterialen und Burgmänner ſind anzuführen die von Waldeck, zu Hohen-Waldeck, die von Neuburg, Olling, Endorf, Habolfing, Maiſach, Fagen, Froſchheim, Mermoſen, Nusdorf, Brandenberg, Törring, Aſchau, Snaitſee, Holnſtein zu Kirchdorf, die Hochenrainer, Landſiedel, Pienzenau, Richersdorf, die Schenken von Freiſingen, Wolfriegel, Rordorf, Haslang, hingegen trugen ſie ſelbſt zu Lehen von dem Hochſtifte Paſſau 400 Manſus, ſämmtlich im Öſterreichiſchen gelegen, zu Husluten, Gememansdorf, Tiufenbach; von den Söhnen des Grafen Gebhard von Burghauſen 400 Manſus (im Öſterreichiſchen); von den Grafen von Sulzbach 400, von dem Pfalzgrafen Otto 100, von dem Biſchofe zu Trident 400, von dem Markgrafen von Kraiburg 400, von dem Grafen von Waſſerburg 250, von dem Herzoge Welf 200 Manſus; von den Grafen zu Schallach (Plainer) die Ortſchaften Auerdorf und Willingen; von den Grafen von Peilſtein Güter in der Umgebung von Reichenhall; von dem Herzoge von Baiern die Grafſchaft im Leukenthal; von dem Herzoge von Öſterreich die Marchmulten und Scharwerken von der Grafen öſterreichiſchen Gütern, welche außerdem dem Herzoge gebührt hätten; von dem Markgrafen von Steier die Güter Viſchach und Hartperch; von dem Hochſtifte Regensburg die Lehenbarkeit über Heinrich's von Clammenſtein Gut; von der Abtei Tegernſee magnam familiam, dann eine Mühle und zwei Höfe in der Grafen unmittelbarem Beſitze; von Pfalzgraf Rapoto von Ortenburg zwei Fuhren Wein aus dem Brixenthale; von dem Biſchofe von Freiſingen die Advocatie über St. Peter am Madron; von dem Grafen Berthold von Andechs ein Lehen zu Ingoltesperch; von dem Pfalzgrafen 30 Manſus in der Gegend von Anzing. Alſo beſchreibt der Grafen Beſitzthum ein Lager- und Saalbuch (Mon. Boic. VII, 433), deſſen Anlage beiläufig dem J. 1180 angehören wird. Aus demſelben läßt ſich zugleich die Stammfolge der Grafen erſehen. Botho (Sibotho I.) um 1040. Herrandus beabſichtigt eine Wallfahrt nach Jeruſalem (1098). Von ſeinen drei Söhnen erſcheint Wolfker als Voigt des Stiftes Chiemſee, ſtand Hildeſchalk, Udalſchalk, dem Kloſter Tegernſee als Abt vor (1091—1102), wurde Rudolf in ſeiner Ehe mit Gertrudis ein Vater von ſechs Kindern, Sibotho II., Herrand, Adelheid, Kuno, Rupert, Friderun, dieſe an einen Edelherrn von Waſen verheirathet. Rupert wird als Abt zu Tegernſee (1156 — 1186) genannt. Kuno ſoll als Biſchof zu Regensburg 1165 verſtorben ſein, wiewol die berichtigte Reihenfolge der Biſchöfe zu Regensburg ſtatt ſeiner einen Kuno von Raitenbuch nennt, der, 1167 erwählt, den 11. Juni 1185 verſtarb. Adelheid wird als Berthold's von Pottenſtein Hausfrau bezeichnet, gleichwie ihr Bruder Herrand 1130 als der Sophia Ehegemahl genannt wird. Es hatte derſelbe zu ſeinem Antheile die Grafſchaft Hadmarsberg, mit Ausſchluß von Priem, Seebruck und Riedering, die Güter im Öſterreichiſchen, die paſſauiſchen Lehen und den Wohnſitz auf der Burg Herrandſtein erhalten. Er überließ ſeinen Antheil Herrandſtein und die Güter im Öſterreichiſchen an ſeinen Neffen, Sibotho III., und beſchränkte ſich auf die Grafſchaft Hadmarsberg, wo er Antwurt bewohnte. Sein Sohn, Sibotho IV. de Antwurt, ſtarb kinderlos (1263), in welchem Jahre Biſchof Egno von Trident die durch ſolchen tödtlichen Abgang eröffneten Lehen an den Herzog von Baiern verlieh. Ohne Zweifel wird der Herzog auch Vorwand und Mittel gefunden haben, ſich der Grafſchaft Hadmarsberg zu bemächtigen. Sibotho's IV. Vatersbruder, Sibotho II., ſoll um 1133 den Ort Weyern, Vinaria in Urkunden genannt, weil die alten Grafen von Falkenſtein daſelbſt ihre in Öſterreich und Tyrol erzogenen Weine zu lagern pflegten, zu einem Kloſter für Chorherren Auguſtinerordens gewidmet haben. Der angebliche Stiftungsbrief ſpricht von Sibotho, der damals nur ſieben Jahre alt war, wie von einem Witwer (Alhaid conjux quondam), und von ſeinen zwei Kindern, Sibotho und Gertrud, daß demnach auch die fernere Erzählung, es habe der Graf zwei von ihm begangene Todtſchläge durch ein frommes Werk ſühnen wollen, als handgreifliche Erdichtung ſich herausſtellt, gleichwie das Schreiben, worin der Graf zum Morde eines Feindes ſeinen Getreuen auffodert. Sibotho's Gemahlin, Hiltgard, Gräfin von Mögling, wird 1160 genannt; er ſelbſt mag um 1180 heimgegangen ſein, Vater zweier Söhne, unter welche er, ſich allein den Falkenſtein vorbehaltend, ſelbſt noch ſeine Güter vertheilte, ſodaß Sibotho III. die Neuburg, die Voigtei Aibling, Seebruck, Priem, Riedering, Peißenberg, Leukenthal, von Allem die Hälfte, Konrad, der ältere Sohn, die andere Hälfte übernahm. Konrad, Comes de Valckenstein ac de Newenburg, sive de Hadmarsberg, erhielt von ſeinem Oheim, Herrand, noch deſſen Antheil an Herrandſtein, und die öſterreichiſchen Güter pfandweiſe, kommt aber 1256 zum letzten Male vor. Sein Bruder, Graf Sibotho III., vermählt mit Irmengard, einer Tochter des Grafen Konrad von Fallei, führte blutige Fehden mit den wittelsbachiſchen Herzogen, in deren einer er als Gefangener nach Burghauſen (1240) gebracht wurde. Der Sage nach iſt er von einem ſeiner Vaſallen im Bade erſtochen worden, worauf die Herzoge ohne Weiteres die Grafſchaft an ſich zogen. Auf der Neuburg und zu Falkenſtein hatten die Grafen ihre Procuratores und Praepositos, ihre Placita hielten ſie zu Aibling, ihr Generalconcilium, für die Unterthanen von Hadmarsberg, in

Laimtellern. Von den im Umfange ihrer Lande gelegenen Klöſtern wurde das vornehmſte, Tegernſee, ihrer Voigtei durch Kaiſer Friedrich II. von 1235 ab entzogen. Zu des Abtes Udalſchalk Zeiten werden Graf Sibotho, dann Graf Bernhard von Grub (Fallei) ausdrücklich des Kloſters Advocati matriculares genannt. Das von den Grafen von Falkenſtein, in der Nähe dieſer Burg, geſtiftete Benedictinerkloſter St. Peter am Madron wurde um 1300 von Herzog Rudolf von Baiern zerſtört. Die Voigtei der Abtei Weyarn ſcheinen die Grafen von den Erzbiſchöfen von Salzburg überkommen zu haben; jene der Auguſtinerpropſtei Schlierſee ſcheinen ſie an ihre Vaſallen, die von Waldeck, gereicht zu haben. Rupert Siegl, der letzte Propſt zu Weyarn, hat 1789 eine Geſchichte der Grafen von Neuburg und Falkenſtein lateiniſch geſchrieben und ſie 1797 zu Tegernſee in 80 Exemplaren abdrucken laſſen. (*v. Stramberg.*)

FALKENSTEIN, ein Kirchdorf des bairiſchen Landcommiſſariats Kaiſerslautern und des Cantons Winnweiler, mit dem Wambacher-, Fuchs- und Gerhardshof 40 Haupt- und 22 Nebengebäude, 260 Einwohner, theils katholiſcher, theils evangeliſcher Confeſſion in den Pfarreien Imsbach und Winnweiler, und die Trümmer der alten Burg gleiches Namens auf einem Felſen enthaltend, 1½ Stunde von Winnweiler entfernt. Hier dehnt ſich das ¾ Stunde lange, romantiſche falkenſteiner Thal aus, welches an die Thäler der Hochgebirge erinnert. Von dieſem Orte hatte die ehemalige Grafſchaft Falkenſtein, die durch den Donnersberg von der Herrſchaft Kirchheim geſchieden wurde, 2½ □Meilen mit 4200 Einwohnern enthielt und ein Rad in ihrem Wappen führte, ihren Namen. Die Falkenſteine, nach Gebhardi ein Zweig der Bollande, waren Erbkämmerer des Reichs und erhielten im J. 1397 vom Kaiſer Wenzel den Reichsgrafentitel. Ihre Lande waren ſeit 1237 vom Kaiſer Friedrich II. in ein Kunkellehen verwandelt. Der letzte Falkenſtein, Erzbiſchof Werner von Trier (geſt. 1418), hinterließ die Lande ſeinen Schweſterkindern aus dem Hauſe Eppſtein zu einem und aus dem Hauſe Solms zu zwei Drittheilen. Unter dieſem Solms'ſchen Antheile befand ſich hauptſächlich die Herrſchaft Falkenſtein, welche alsbald durch eine Solms'ſche Tochter im J. 1420 an das Haus Virneburg und im J. 1456 in gleicher Weiſe an das Haus Daun gelangte. Die Beſitzer von Falkenſtein mußten am Ende die Oberlehenherrlichkeit des Herzogs von Lothringen anerkennen, bis endlich im J. 1667 der letzte männliche Beſitzer aus dem Hauſe Daun dieſe Grafſchaft noch bei Lebzeiten an den Herzog Karl III. von Lothringen ganz übergab, welcher ſie dem Prinzen Karl Heinrich von Vaudemont ſchenkte. Nach dem Tode dieſes Prinzen eignete ſich dieſe Grafſchaft der Herzog Leopold Joſeph von Lothringen zu. Franz Stephan, Sohn des Herzogs Leopold Joſeph von Lothringen und nachheriger Kaiſer, trat zwar in den Jahren 1735 und 1736 ſein Herzogthum Lothringen an Frankreich ab, behielt aber die Grafſchaft Falkenſtein, und hatte wegen derſelben, als Graf von Romeny, Sitz und Stimme im Reichsfürſtenrathe. Von ihm erbte dieſe Grafſchaft ſein Sohn, Kaiſer Joſeph II., der auf ſeinen Reiſen gewöhnlich den Namen eines Grafen von Falkenſtein führte. (*Eisenmann.*)

FALKENSTEIN (Valkenstein), ein kleiner Markt am falkenſteiner Bache des fürſtl. thurn-tariſchen Herrſchaftsgerichts, im bairiſchen Regierungsbezirke Oberpfalz und Regensburg, in das Landgericht Roding gehörig, mit 76 Häuſern, einer Filialkirche der katholiſchen Pfarrei Arrach, einem bewohnbaren und einem verfallenen Schloſſe, 450 Einwohnern und einem Luſthaine, zwei Stunden von Roding entfernt. In den älteſten Zeiten war das Schloß Falkenſtein Stammſitz der adeligen Familie gleiches Namens, und kam, nach dem Ausſterben derſelben, an die Grafen von Bogen. Herzog Heinrich X. von Baiern belagerte dieſes Schloß im J. 1128, weil der trotzige Graf Friedrich von Bogen einen hochſtiftiſchen Dienſtmann von Regensburg hatte ermorden laſſen. Nach dem Ausſterben der Grafen von Bogen im J. 1242 erbte Herzog Otto der Erlauchte von Baiern das Schloß und den Markt Falkenſtein. Letzterer wurde von den Schweden im J. 1641 verbrannt, nachdem dieſelben das Schloß vergeblich beſtürmt hatten. In neuer Zeit kamen Schloß und Markt Falkenſtein durch Kauf an den Fürſten von Thurn und Taxis zu Regensburg. (*Eisenmann.*)

FALKENSTEIN, Städtchen am Gölzſchbache im Königreiche Sachſen von 350 Häuſern mit 2800 Einwohnern, drei Stunden von Chemnitz. Zinn- und Eiſenſteinbergbau wird hier betrieben, aber Hauptnahrungszweig iſt die Mouſelinweberei, und früher war es auch Kammertuchweberei, welche aber geſunken iſt, ſeitdem die Mode dieſes Zeuch nicht mehr will. Die erſte Weberei des Kammertuchs in Sachſen ward hier im J. 1793 von einem Schulmeiſter eingerichtet, welcher ſie der niederländiſchen nachahmte. (*F. Gottschalck.*)

FALKENSTEIN (Burgen). 1) Falkenſtein am Harz. Am äußerſten Saume des öſtlichen Unterharzes, wo die Selke ein ſchönes Thal durchfließt, da liegt an deſſen rechter Seite auf einem hohen Berge dieſe Burg Falkenſtein. Sie iſt Eigenthum des Grafen von der Aſſeburg und ein Beſtandtheil ſeiner Minder-Grafſchaft Falkenſtein-Meisdorf im preußiſchen Regierungsbezirke Merſeburg; ein Majorat, welchem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen 1840 dieſen Namen und Charakter beilegte, als er den Beſitzer, zuvor Freiherr, in den Grafenſtand erhob. Falkenſtein war nie verfallen, wurde immer nothdürftig erhalten, von ihrem jetzigen Beſitzer aber mit beſonderer Vorliebe ganz reſtaurirt, in völlig bewohnbaren Zuſtand geſetzt und im Innern, dem Charakter einer ſolchen alten Ritterburg entſprechend, verziert. Wie geräumig ſie iſt, ergibt ſich daraus, daß im Herbſte 1843 der Eigenthümer die drei Könige von Preußen, Sachſen und Hanover zu gleicher Zeit zwei Tage lang darin bewirthen konnte.

Durch ſieben Thore gelangt man in ihren kleinen Hofraum, aus welchem ein hoher, halb runder, halb eckiger Thurm aufſteigt und ein ſehr tiefer Brunnen ſich befindet. Auf der um erſtern herumlaufenden Galerie genießt man einer weiten, herrlichen Umſicht, theils in das am Fuße des Berges hinlaufende Selkethal, auf

Berge des Vorharzes, über welchen der Brocken hervorragt, theils in die Ebenen, die ſich bis Magdeburg und Bernburg ausdehnen, welche beide Städte man, nebſt vielen kleinern Städten und Dörfern, erblickt. Im Thurme iſt das Burgverließ, ſowie in den Gebäuden eine kleine Kapelle. Eines ſehr zahlreichen Beſuches erfreut ſich die Burg, und wer den Harz bereiſt, geht an ihr nicht vorüber.

Der Burg Falkenſtein wird ſchon im 11. Jahrh. als einer kaiſerlichen gedacht, welche Herzog Lothar von Sachſen, nebſt der Burg Wallhauſen in der goldenen Aue, in einer Fehde mit Kaiſer Heinrich V. zerſtörte. Man kann daher ihre Erbauung in die Mitte des 11. oder an das Ende des 10. Jahrh. ſetzen. Von wem aber dieſe ausgeführt wurde, iſt ungewiß. Gewöhnlich hält man die Beſitzer der nicht gar fern davon gelegenen Konradsburg dafür. Dieſe ihre Burg wandelten ſie in ein Benedictinerkloſter um, welche Beſtimmung ſich in den noch vorhandenen, jetzt zur Landwirthſchaft eingerichteten, Gebäuden, deutlich in Kirche und Kreuzgängen zeigt. Sie erbauten ſich hierauf auf ihrem Eigenthume einen neuen Wohnſitz, unſere Burg Falkenſtein, gaben ihr dieſen Namen, und nahmen ihn auch ſelbſt an. Mit dem Grafenamte bekleidet, findet man dieſe Falkenſteiner erſt nach der Mitte des 12. Jahrh. in Urkunden aufgeführt. Aber mächtige und angeſehene Herren waren ſie. Zu ihren ausgebreiteten Beſitzungen gehörte das nahe Städtchen Ermsleben; nach den Angaben Einiger auch die Stadt Hettſtädt im Mansfeldiſchen. Sie nahmen daher oft Antheil an den Fehden ihrer Nachbarn, und in dieſer Hinſicht wird in der Geſchichte der Stifter Halberſtadt und Quedlinburg, ſowie in der der Graffſchaft Blankenburg am Harz, ihrer oft gedacht. Über das Stift Quedlinburg, nur drei Stunden von der Burg Falkenſtein entfernt, hatten ſie längere Zeit die Erbſchutzgerechtigkeit, die ſie ſpäterhin den Grafen von Blankenburg käuflich 'abtraten. Äbtiſſinnen dieſes Stiftes wurden einige Male aus ihrer Familie gewählt. Im Wappen führten ſie drei Falken und ſchrieben ſich Valkenſtein, zur Unterſcheidung von andern Grafengeſchlechtern Falkenſtein, deren es im Mittelalter in der Schweiz, in Baiern, in der Wetterau und in der Pfalz gab.

Daß unſere Falkenſteiner unter die älteſten Geſchlechter dieſer Gegend gehörten, iſt wahrſcheinlich, hiſtoriſch zu beweiſen aber nicht. Man zählt ſie zu den zwölf Familien, aus denen Karl der Große Oberhäupter für die Sachſen erwählt haben ſoll, was aber auch immer nur Vermuthung bleiben wird.

Die Burg Falkenſtein ſcheint ihr freies Eigenthum ohne Lehensverbindung geweſen zu ſein. Die Gegend, wo ſie ſie hinſtellten, war ein wüſter Wald, deſſen Beſitz ihnen Niemand ſtreitig machte. Sie waren daher in Hinſicht dieſer Burg freie, unmittelbar unter Kaiſer und Reich ſtehende Dynaſten. In Hinſicht anderer Beſitzungen mochten aber wol lehensherrliche Verhältniſſe ſtattfinden; denn manche derſelben waren mit der Advocatie der Oberſchutzgerechtigkeit über das Stift Quedlinburg, die, wie erwähnt, mehre von ihnen führten, verbunden, und daher unſtreitig ſtiftiſches Lehen. In Urkunden aus den Jahren 1152 — 1179 kommt als Zeuge ein Burchardt von Falkenſtein vor. Da früher kein anderer erwähnt wird, ſo iſt er, bis auf weitere Entdeckungen, als erſter uns bekannter Falkenſteiner zu betrachten. Graf wird er da noch nicht genannt, ſteht immer nur unter den nobilibus oder magnatibus terrae aufgeführt; aber ſchon ſein Sohn, auch Burchardt genannt, der am Ende des 12. Jahrh. lebte, führte den Grafentitel. Otto von Falkenſtein, der von 1174 — 1206 lebte und mehre Male erwähnt wird, war der erſte ſeiner Familie, welcher die Stelle eines Schirmvoigtes der Abtei Quedlinburg bekleidete. Wie er dieſe erhielt, ob das teutſche Oberhaupt ihn damit belieh, oder die Äbtiſſin ſie ihm übertrug, darüber mangeln Urkunden.

Der bekannteſte der Falkenſteiner war Graf Hoyer, welcher vom Anfange bis über die Mitte des 13. Jahrh. in Urkunden häufig genannt wird. Dieſer erwarb ſich um die teutſche Geſetzkunde große Verdienſte. Zu ſeiner Zeit war es nämlich, wo die Grundſätze des römiſchen Rechts, auf den italieniſchen Rechtsſchulen gelehrt, von den dort ſtudirenden Jünglingen gehört, nach Teutſchland gebracht, allmälig in die Gerichtshöfe eingeführt wurden und die teutſchen Rechte und Gewohnheiten zu verdrängen begannen. Indeſſen fehlte noch viel, daß dies ſchnell zu bewirken geweſen wäre; denn die Verfaſſung verſtattete nicht immer die Anwendung der fremden Geſetze; beſonders aber war der Stand der Ritter ihnen entgegen. Im Beſitze der Autonomie, dünkte dieſem die Einführung der fremden Geſetze ein Eingriff in ſeine Vorrechte, und nothwendig erſchien es ihm, die teutſchen Rechte und Gewohnheiten einzelner Länder, als Schutzwehr gegen jene fremden Rechte, zu ſammeln. Hoyer fühlte dies auch und legte thätig Hand ans Werk. In Verbindung mit ſeinem Freunde, Epko von Repkow, Beſitzers von Altjesnitz an der Mulde, veranlaßte er eine Sammlung der ſächſiſchen Rechte und Gewohnheiten. Daraus entſtand der ſogenannte Sachſenſpiegel. Das Original deſſelben ſoll bis zum Anfange des 18. Jahrh. im Archive auf Falkenſtein verwahrt, da aber in die königliche Bibliothek in Berlin abgefodert worden ſein. Quedlinburg behauptet indeſſen, auch das Original in ſeiner Stadtbibliothek zu beſitzen, worin ſich zwei Exemplare deſſelben aus dem 13. und aus dem 15. Jahrh. befinden. Vorgedruckt ſind in einigen der Ausgaben folgende Zeilen:

Nun danket allgemein
Dem Herrn von Falkenſtein,
Der Graf Hoyer iſt genannt,
Daß in teutſcher Sprache iſt gewandt,
Dieſes Buch durch ſeine Beth (Bitte),
Ecko von Reblau es that.

Dieſe Zeilen ſagen mit zu großer Beſtimmtheit, daß der Anfangs von Epko von Repko in lateiniſcher Sprache verfaßte Sachſenſpiegel auf Hoyer's Erſuchen von jenem ins Teutſche übergetragen ſei, als daß man, auch bei dem Mangel an beſtimmten hiſtoriſchen Daten über das Verhältniß Hoyer's zu Repko und über ſeinen Antheil an dem von Letztern verfaßten Sachſenſpiegel, an dieſer Thatſache zweifeln könnte. Wir wollen ihn daher ger

und immer als den Mann ehren, der um die Sammlung teutſcher vaterländiſcher Geſetze und um die teutſche Sprache ein großes, bleibendes Verdienſt ſich erwarb, und ſind auch erſtere jetzt nur Antiquitäten, ſo kann dies doch ſein Verdienſt nicht ſchmälern.

Im 14. Jahrh. war Graf Burchard oder Boſſe, wahrſcheinlich ein Enkel Hoyer's, der Letzte ſeines Geſchlechtes. Alt und ohne Ausſicht auf Nachkommenſchaft handelte er im Geiſte ſeines Zeitalters, und vermachte zum Heile ſeiner Seele im J. 1332 dem Domſtifte in Halberſtadt ſeine Grafſchaft. Einige Jahre ſpäter erloſch mit ihm das Geſchlecht der Grafen von Falkenſtein am Unterharz.

Aus dieſer ſo wohlfeil erhaltenen Beſitzung machten die geiſtlichen Herren in Halberſtadt ein Tafelgut. Die ſchweren geiſtlichen Arbeiten mochten aber einen ſo ſtarken weltlichen Appetit bei ihnen erregen, daß die zu reichlich beſetzte Tafel eine theilweiſe Verpfändung der Grafſchaft Falkenſtein zur Folge hatte. So geſchah es, daß Stücke davon an die Familie von Burgesdorf kam, und den größeren Theil, die Burg mit fünf Dörfern, die aus dem Braunſchweigiſchen vertriebenen Brüder, Bernhard und Buſſo von der Aſſeburg, für 630 Mark Silber im J. 1386 wiederkäuflich erhielten, 1449 aber das Domcapitel die Aſſeburge förmlich damit belieh. Seit dieſer Zeit und bis auf den heutigen Tag iſt dieſe Familie ununterbrochen im Beſitze von Falkenſtein geblieben.

Falkenſtein ward der Wohnſitz der Aſſeburge, und erſt im J. 1761 verließen ſie es und bewohnten das Gut in dem eine Stunde davon entfernten, ihnen gehörigen, Dorfe Meisdorf. Feſt und wohl verwahrt, nach damaliger Art, war die Burg. Im 30jährigen Kriege fanden es kaiſerliche, wie ſchwediſche, Völker der Mühe werth, ſie zu beſetzen. Von den Feldherren beider Heere wurden deshalb Unterhandlungen mit den Beſitzern gepflogen. Tilly ſandte ſogar einen Officier, Namens Lucately, an Buſſo von der Aſſeburg, mit einem Beglaubigungsſchreiben verſehen, das noch jetzt im Familienarchive auf der Burg verwahrt wird. Buſſo ließ ſich aber auf keine Unterhandlungen ein, ſchlug das Einräumen ſeiner Burg rund ab, und behauptete, mit Hilfe ſeiner aus 30 Mann beſtehenden Beſatzung, mit gutem Erfolge eine Neutralität, wovon wir uns jetzt freilich keinen Begriff machen können.

Im ſiebenjährigen Kriege hatte man wieder die Idee, Falkenſtein zu beſetzen und zu befeſtigen, was jedoch nicht zur Ausführung kam. Im J. 1761 ſtarb die Linie der Aſſeburge, welche auf Falkenſtein wohnte, aus. Die ihr folgende nahm, wie erwähnt, ihren Sitz in Meisdorf. Als auch dieſe 1797 mit dem ruſſiſchen geheimen Rathe und Miniſter von der Aſſeburg erloſch, folgte ihr die Neuendorfer in der Perſon des Domherrn von der Aſſeburg, nach deſſen kinderloſem Tode (1816) die nächſten Lehensvettern, zwei Brüder von der Aſſeburg, in die Beſitzungen dieſer Linie ſich theilten. Der jüngere, Ludwig Buſſo, damals preußiſcher Lieutenant, jetzt preußiſcher Hofjägermeiſter, erhielt die Burg Falkenſtein mit den fünf Dörfern: Meisdorf, Panſfelde, Dankerode, Molmerswende und Wieſerode, welche zuſammen mit der Burg Falkenſtein, wie oben erwähnt, ein Majorat bilden und Mindergrafſchaft Falkenſtein-Meisdorf heißen.

Literatur: v. Rohr, Geographiſche und hiſtoriſche Merkwürdigkeiten des Vor- und Unterharzes. 2 Bde. 1748. Verſuch einer Geſchichte des Grafen Hoyer von Falkenſtein, von Richter, in Woltmann's Zeitſchrift: Geſchichte und Politik. 5. St. 1803. Mittheilungen über die alte Burg Falkenſtein, von Münchhof, Paſtor in Meisdorf. (Quedlinburg 1835.) 2. Ausg. 21 Seiten, mit einer Anſicht der Burg. Von der erſten Ausgabe erſchien 1834 in Quedlinburg ein Nachdruck. Hoffmann, Die Burgen und Bergfeſten des Harzes. (Quedlinburg 1836.) S. 196—210. Die Ritterburgen und Bergſchlöſſer Teutſchlands, von Friedrich Gottſchalck. 2. Bd. 3. Aufg. (Halle 1837.) S. 219—255, mit einer Abbildung der Burg. Falkenſtein, Freunden der Geſchichte und Natur gewidmet von Niemeyer, mit einer Anſicht und einem Grundriſſe der Burg. 2½ Bogen. 1841. Wanderung durch den Harz, von Wilh. Blumenhagen (eine der Abtheilungen des romantiſchen Teutſchlands). (Leipzig 1838.) S. 149. Harzpanorama. Ein Cyklus der ſchönſten und intereſſanteſten Harzanſichten, von Mühlenpfordt und Sarefen. (Clausthal 1844. 4.) S. 19—24.

2) Falkenſtein am Taunus. Am ſüdlichen Abhange des Höhegebirges, vier Stunden von Frankfurt a. M., erhebt ſich ein Felſen, unzugänglich von Norden, Oſten und Süden, von Weſten nur mühſam zu erſteigen. Auf ſeiner Spitze liegen die Trümmer dieſer Burg Falkenſtein. Reſte der Ringmauern mit Rondeln, zerfallende Mauern eines kleinen Hauſes und ein viereckiger Thurm ſind die einzigen Überbleibſel dieſer Burg, welche einem mächtigen, längſt erloſchenen Geſchlechte angehörte, ſein Stammſitz war und deſſen Namen der Nachwelt aufbewahrt. Früherhin beherrſchte ein Zweig des Saliſch-Konradiniſchen Geſchlechtes die, ſpäter ſo genannte, Grafſchaft Königſtein und andere in der Wetterau gelegene Beſitzungen, damals Nüring, von der gleichnamigen Burg vor der Höhe ſo genannt. Der Name Nüring, neuer Ring, macht es wahrſcheinlich, daß dieſe Burg auf der Stelle einer ſchon da geſtandenen erbaut ward. Im J. 1169 erloſch das Geſchlecht der Nüringer. Wer aber dieſe erbaute und wann dies geſchah, iſt unbekannt. Gewöhnlich hält man einen Philipp von Bolanden für ihren Erbauer, der ſich zwar von Falkenſtein nannte, aber nicht von dieſer Burg, ſondern von der Burg Falkenſtein am Donnersberge. Die alte Burg Nürings beſtand noch 1266. Das Daſein der auf ihre Stelle geſetzten, welche Neufalkenſtein genannt ward, iſt zwiſchen den Jahren 1354—1376 als gewiß anzunehmen. Henne von Sponheim war damals in ihrem Beſitze, in welchem man 1383 die Dynaſtie von Falkenſtein wieder findet. Durch Verſatz kam ſie an die Ritter von Sachſenhauſen, und ebenſo von dieſen an Bertram von Vilbel, der wegen ſeiner Räubereien 1420 in Frankfurt enthauptet wurde. Nach ihm hatten die Ritter von Hattſtein Falkenſtein in Beſitz. Unbekannt iſt, wer nach dieſen es beſaß. Daß

aber das Eigenthum deſſelben mit der Grafſchaft Königſtein von den falkenſteiner Dynaſten an die von Eppenſtein überging und in deren Händen 1492 ſich befand, iſt durch Urkunden ſichergeſtellt. Nach dem Ausſterben der Eppenſteiner kam Falkenſtein an die Grafen von Naſſau, welche die Ritterfamilie von Staffel damit beliehen, die den Beinamen von Falkenſtein führte. Im J. 1650 erſcheint Karl von Bettendorf als Beſitzer von Falkenſtein, ungeachtet erſt 1679 der Letzte der Staffel kinderlos ſtarb. Dieſer nannte ſich Freiherr von Bettendorf und Herr von Falkenſtein. Sein Geſchlecht erloſch 1770. Falkenſtein fiel an Naſſau zurück und wurde nicht wieder vergeben.

Im 30jährigen Kriege war Falkenſtein noch in gutem Zuſtande und vom evangeliſchen General Grafen Stolberg 1635 beſetzt. Bei ſeinem Abzuge zerſtörte er es etwas, die Kaiſerlichen ſtellten es aber wieder her. In der Folge erfährt man von ſeinem Zuſtande nichts mehr. Es verödete und verfiel. Die Umſicht von Falkenſteins Ruinen iſt ſehr ſchön. Südweſtlich liegen die Ruinen der Burg Königſtein, welche 1796 die Franzoſen zerſtörten, mit dem Städtchen gleiches Namens. Öſtlich liegt Cronberg mit ſeinem Schloſſe, einſt der Sitz der erloſchenen gräflich Cronberg'ſchen Familie. Die Städte Frankfurt, Hanau, Höchſt, Offenbach und an 70 Dörfer erblickt man in fruchtbaren Ebenen, vom Main und der Nidda durchſtrömt, und am fernen Horizonte die Gebirge der Bergſtraße, des Odenwaldes, des Speſſarts, der hohen Rhön und des Vogelberges. Nördlich erhebt ſich der Altkönig mit den Reſten einer Römerburg, und dicht unter dem Felſen des Falkenſteins liegt in ſenkrecht ſchwindelnder Tiefe das Dörfchen Falkenſtein, früher Nurings genannt. — (Gottſchalck's Ritterburgen und Bergſchlöſſer Teutſchlands. 4. Bd. 2. Ausg. 1826. S. 191, mit Anſicht der Ruine von Falkenſtein.)

3) Falkenſtein bei Linz in Öſterreich unter der Ens. Am linken Ufer der Donau verwittern auf einer dreiſpitzigen Felſenhöhe die Reſte dieſer Burg Falkenſtein, von Linz drei Meilen entfernt. Von der einen Seite umgibt ſie noch ein tiefer, in Felſen gehauener, Graben, auf den andern umfließt ſie das Flüßchen Raina und rund umkränzen ſie hohe Waldberge, auf deren Spitzen die Burgen Aichberg und Rainariedel ſich erheben. Höchſt pittoresk iſt ſeine Lage. Neben einem tiefen Brunnen, in welchen eine ſteinerne Treppe hinabführt, geht man über eine Brücke durch die Ringmauer. Noch nicht ganz verfallen ſind die Gebäude, denn bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden ſie von dem Beſitzer, Grafen Salburg, bewohnt, und da erſt verlaſſen, um ein freundlicher gelegenes Schloß in der Nähe zu beziehen. Feſt muß ſie geweſen ſein, das bezeugen noch die ſtarken Mauern und hohen Thürme. Früher hielt man ſie für uneinnehmbar, und Prevenhueber nennt ſie daher in ſeinem Verzeichniſſe der Landeshauptleute des Herzogthums Öſterreich ob der Ens: castrum fortissimum et quasi inexpugnabile. Daher kam es auch, daß dieſer Burg Beſitzer faſt immer zu der Ritterclaſſe gehörte, welche vom Raube lebte. Zu ſeiner Erbauung ſoll Veranlaſſung gegeben haben, daß einſt einem Grafen Peilſtein ein wohl abgerichteter Falke entfloh, den er auf dieſer Höhe fand und wieder einfing. Er fand die Stelle geeignet, eine Burg darauf zu errichten, führte dies aus, nannte ſie Falkenſtein und nahm die Veranlaſſung dazu in ſein Wappen auf, einen auf einem dreifachen Felſen ſitzenden Falken mit ausgebreiteten Flügeln. Im 13. Jahrh. ſcheinen die Peilſteine ausgeſtorben zu ſein. Am Schluſſe deſſelben wurde Falkenſtein vom Erzbiſchofe Konrad von Salzburg und von den Herzogen Otto, Ludwig und Stephan von Baiern, als Bundesgenoſſen deſſelben, gegen Herzog Albrecht von Öſterreich, der es beſaß, belagert und auch erobert. Allein ſchon 1297 zwang Albrecht, nach langwieriger Belagerung, durch Hunger es wieder zur Übergabe, und vertrieb daraus die Straßenräuber oder Raubritter, die, zum Nachtheile der Umgegend, ſich darin feſtgeſetzt hatten. Im J. 1470 beſaßen es die Ritter Oberhämmer zu Marsbach, ebenfalls Stegreifritter. Ihr Wappen findet man noch an einem der Thürme in Stein gehauen. Endlich kam es wieder an die öſterreichiſchen Herzoge. Kaiſer Rudolf gab es, erſt pflegweiſe, dann im J. 1601 eigenthümlich, an Heinrich von Salburg, deſſen Familie es noch beſitzt. — (Joh. Freih. v. Hoheneck, Beſchreibung von den adeligen Familien, deren Schlöſſer, Herrſchaften u. ſ. w. des Erzherzogthums Öſterreich. [Paſſau 1732. Fol.])

4) Falkenſtein auf dem Hundsrück. In der ſogenannten Unterpfalz lag zwiſchen den Städten Worms und Wolfſtein auf einem Berge des Hundsrücks dieſe Burg Falkenſtein. Sie war Stammhaus und Sitz der Grafen dieſes Namens, welche von den Grafen von Daun abſtammten, und ihnen gehörte die Umgegend unter der Benennung der Grafſchaft am Hundsrück. Ihre frühere Geſchichte iſt ohne Intereſſe. Erſt gegen das Ende des 30jährigen Krieges tritt *ſie aus dem Dunkel* ihrer Exiſtenz etwas hervor. Den tapfern Herzog Karl von Lothringen hatten im J. 1633 die Franzoſen aus ſeinem Lande verjagt. Mit ſeiner Armee, die 12,000 Mann zählte und von ihm gegen eine gute Summe Geldes dem Kaiſer Ferdinand überlaſſen war, zog er im Elſaß, in der Pfalz und in der ganzen Umgegend umher, und wirthſchaftete mit dieſen ſehr ſchlecht und zügellos. Viele Edelleute öffneten ihm ihre Burgſitze freiwillig, um nicht dazu gezwungen zu werden. Das thaten aber die von Falkenſtein nicht, wiewol ſie ſeine Vaſallen waren. Die Folge davon war, daß er ihre Burg mit Gewalt nahm und ſie beſetzt hielt.

Den Franzoſen war Herzog Karl durch ſeine ungemeſſenen Streifzüge und Plünderungen jetzt noch gefährlicher, als früher, wo er ihnen nur von ſeinem Lande aus zu ſchaden geſucht. Es geſchah ihm daher der Antrag, ſein ihm genommenes Land wieder zu erhalten, wenn er ruhig darin bleiben werde. Er nahm das an, kehrte 1640 dahin zurück; doch war der mit Frankreich darüber geſchloſſene Vertrag ſo läſtig für ihn, und er zu ſehr an ein herrſchſüchtiges Umherſchweifen gewöhnt, daß er dem Vertrage nicht lange treu blieb, heimlich ſeine Truppen zuſammenzog und von Neuem umherſtreifte.

Während deſſen war den Franzoſen kund geworden, daß der Herzog auf der von ihm noch beſetzten Burg Falkenſtein große Schätze und Beute aufbewahre. Es wurde daher von Hagenau aus ein Corps beordert, es anzugreifen und zu nehmen. Da die Garniſon auf Falkenſtein überraſcht wurde, ſo fiel es gar bald in die Hände der Franzoſen mit allen ſeinen Schätzen und der ganzen Beſatzung. Dies geſchah am 8. Febr. 1644. Herzog Karl erfuhr dies nicht ſo bald, als er ſich auch aufmachte zur Wiedereroberung der Feſte; und das gelang ihm. Am 15. April deſſelben Jahres war er ſchon wieder Herr davon. Er blieb dies bis 1647. Als hier im October die Franzoſen Worms den Spaniern und Lothringern abgenommen, wurde Falkenſtein, unter dem Commando des Marſchalls Turenne, angegriffen, erobert und zerſtört. Aber ſchon im folgenden Jahre (1648) ließ Herzog Karl es wieder herſtellen und befeſtigen. Wer weiß, wie weit dieſer unruhige Fürſt noch in ſeinen Ausſchweifungen gegangen wäre, die weder Feindes, noch Freundes Beifall hatten, wäre er nicht von ſpaniſcher Seite feſtgenommen und nach Madrid gebracht worden, wo er bis zum pyrenäiſchen Frieden verbleiben mußte. Während deſſen wurde von kurpfälziſchen Truppen am 15. April 1654 bei nächtlicher Weile die Burg Falkenſtein erſtiegen, der lotharingiſche Commandant niedergemacht, wie die übrigen Officiere, die Beſatzung entwaffnet und fortgejagt.

Im weſtfäliſchen Friedenstractate war feſtgeſetzt, daß Falkenſtein, nebſt Zubehör, dem zurückzugeben ſei, dem es von Rechtswegen gehöre. Dies erzeugte einen großen Federkampf zwiſchen Wilhelm Wirich von Daun, Grafen zu Falkenſtein und Limburg, und dem ſchwediſchen Feldmarſchall Grafen Löwenhaupt, welcher Letztere, auf den Grund verwandtſchaftlicher Verhältniſſe, Anſprüche auf Falkenſtein machte. Da es dieſem weniger um den Beſitz von Falkenſtein ſelbſt, mehr um Geld zu thun war, das ihm ſeine Prätenſion verſchaffen ſollte, ſo kaufte Wilhelm Wirich ihn auch mit einer bedeutenden Summe ab. Kaum war aber hierdurch der Succeſſionsſtreit beigelegt, ſo trat ein neuer Prätendent in der Perſon des Grafen von Manderſcheid auf, welcher ſein Anrecht auf Verwandtſchaft mit dem abgefundenen Löwenhaupt gründete. Um dieſem neuen Kampfe um den Beſitz von Falkenſtein zu entgehen, verkaufte Wilhelm Wirich Burg und Grafſchaft Falkenſtein im J. 1667 an den Herzog von Lothringen. Als um 1670 das Herzogthum Lothringen von den Franzoſen genommen, der Herzog vertrieben wurde, verlangte der Graf Franz von Manderſcheid Entſchädigung von Frankreich, und es gelang ihm, im J. 1681 wirklich zum Beſitze von Falkenſtein zu kommen. Mit Wilhelm Wirich ſtarben 1682 die alten Beſitzer, die Grafen von Falkenſtein=Daun, aus. (*F. Gottschalck.*)

FALKER, der Glückliche, ein Beiname des Odin. (*Richter.*)

FALKIA. So nannte der jüngere Linné (Suppl. p. 30) eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Dichondreen der natürlichen Familie der Convolvuleen zu Ehren ſeines Landsmannes Johann Peter Falk (geb. 1730, geſt. 1774 zu Kaſan), Profeſſors und Akademikers in Petersburg, welcher eine Abhandlung über die Gattung Alströmeria (*Linné* Amoen. acad. VI. p. 247 sq.) geſchrieben und mit ſeinem Collegen von der Akademie, Georgi, das öſtliche Rußland bereiſt hat. Char. Der Kelch fünfzähnig, die Corolle trichterförmig, gefaltet; die Staubfäden in der Corollenröhre eingefügt, von ungleicher Länge, kürzer als die Corolle, mit eiförmigen Antheren; vier Fruchtknoten, zwei haarförmige, von einander abſtehende Griffel mit knopfförmigen Narben; vier nackte Früchte im Grunde des Kelches. Die einzige Art, F. repens *L. fil.* (l. c. p. 211) *Andrews* bot. rep. t. 257, Convolvulus Falkia *Thunberg*), wächſt am Vorgebirge der guten Hoffnung an überſchwemmten Stellen als ein kleines, niederliegendes, wurzelndes Staudengewächs mit herzförmigen, ſtumpfen, glatten, langgeſtielten Blättern und einzeln in den Blattachſeln ſtehenden, großen, blaß= fleiſchfarbenen Blumen. (*A. Sprengel.*)

FALKIRK. 1) Ein Kirchſpiel in der zu Schottland gehörigen Grafſchaft Stirling, mit zwei Städten und vier Dörfern auf einem Raume, welcher etwa 1½ Meile lang und noch nicht ganz eine Meile breit iſt. 2) Ein Marktflecken in dem eben beſchriebenen Kirchſpiel, in der Nähe des großen Kanals zwiſchen den Flüſſen Forth und Clyde, aus einer langen Straße und einigen, ſie durchſchneidenden, ſchmalen Gaſſen beſtehend, mit einer geräumigen Kirche, ſechs Bethäuſern für die Diſſenters, einem hohen Thurm in der Straße, dem Marktplatz gegenüber, mit drei großen Viehmärkten und beträchtlichem Handel mit Korn, Baumwolle, Leder und Eiſenwaaren. In der Nähe ſind Trümmer der alten römiſchen Mauer, und an der Nordſeite des Carron die größten Eiſenwerke Schottlands. In den J. 1298 und 1746 fielen hier Schlachten vor. (*Eiselen.*)

FALKLAND, das Städtchen in der ſchottiſchen Landſchaft Fifeſhire, gibt den Viscountentitel an das Geſchlecht Carey der engliſchen Provinz Devonſhire, das genau von den ebenfalls in Devonſhire begüterten Carew von Hacombe, Anthony und Bery unterſchieden werden muß. Dieſe nennen einen Arnulf de Montgomery ihren Ahnherren, der beſcheidenere Stammbaum der Carey hebt mit einem Johann an, geſeſſen auf Cockington, unweit der Torbay, welcher durch Richard's II. Ernennung Baron der Schatzkammer, 1404, die Welt verließ mit Hinterlaſſung der Söhne Robert und Johann. Dieſer wurde 1419 zum Biſchof von Exeter erwählt; ein Abkömmling Robert's, war der Ritter Wilhelm Carey auf Cockington, der für Heinrich VI. in der Schlacht bei Tewkesbury, 1470, ſtreitend in der allgemeinen Auflöſung des Heeres in der Kirche Zuflucht ſuchte, ſich aber durch das Verſprechen der Begnadigung verlocken ließ, das Heiligthum zu verlaſſen, und ſofort auf Eduard's IV. Befehl enthauptet wurde. Sein Sohn, Thomas Carey von Chilton Foliot, gewann in ſeiner Ehe mit Margaretha, der Tochter und Miterbin von Robert Spencer von Spencercombe, die Söhne Johann und Wilhelm, jeder einer Linie Ahnherr. Wilhelm Carey, König Heinrich's VIII. Kammerherr, verdankte deſſen Zuneigung vornehmlich dem

Umſtande, daß ſeine Frau, Maria Boleyn, des Königs Geliebte geweſen, wie es in frühern Jahren ihre Mutter Eliſabeth, die Tochter des Herzogs Thomas von Norfolk, war, und wie nachher ihre Schweſter, Anna Boleyn, geworden iſt. Es ſchreibt Pole an Heinrich VIII. 1535: „Didicerat (Anna Boleyn), opinor, si nulla alia ex re, vel sororis suae exemplo, quam cito te concubinarum tuarum satietas caperet. Soror ejus est, quam tu violasti primum, et diu postea concubinae loco apud te habuisti. Ab eodem pontifice magna vi contendebas, ut tibi liceret, ducere sororem ejus, quae concubina tua fuisset.“ Maria brachte aber nicht nur des Königs Gunſt, ſondern auch eine nicht unbedeutende Erbſchaft ihrem Gemahle zu, indem ſie einzig mit ihrer Schweſter, der Königin Anna, in den Nachlaß ihres Vaters, des Grafen Thomas von Wiltſhire, ſich zu theilen hatte. Von Mariens Kindern wurde die Tochter Katharina, an Franz Knolles verheirathet, den Sohn, Heinrich Carey, ernannte die Königin Eliſabeth, eingedenk der nahen Verwandtſchaft, am 13. Jan. 1559 zum Baron Hunsdon, verlieh ihm den Hoſenbandorden, auch in Betracht ſeiner, gegen die Schotten geleiſteten Dienſte das Gouvernement von Berwick, und endlich die Oberkammerherrnwürde. „Zu dieſen Ehren gelangt und zu mäßigen Glücksumſtänden, hat er," alſo ſchreibt Candea, nach Höherem nicht geſtrebt; ein Mann hohen Geiſtes, aber gallſüchtig." Er ſtarb in dem Alter von mehr denn 70 Jahren, den 23. Juli 1596, aus der Ehe mit Anna Morgan ſieben Kinder, darunter die Söhne Georg, Johann, Edmund und Robert hinterlaſſend. Georg Carey, Baron Hunsdon, Ritter des Hoſenbandordens, Gouverneur der Inſel Wight, Kammerherr und Geheimrath, iſt ohne Zweifel jener Sir G. Carey (der Vater lebte noch), unter deſſen Aufſicht im Juli 1592 Walter Raleigh geſtellt wurde, als Verführer einer Hofdame. Dieſe Aufſicht fand Raleigh gar unbequem, zumal da ſie ihn von dem Verkehr mit der Königin ausſchloß. Einſt vom Fenſter aus das Schifflein gewahrend, das die Königin über die Themſe tragen ſollte, ſtellte er ſich als von Raſerei ergriffen. Er leide, ſprach er, alle Qualen des Tantalus, er müſſe auf das Waſſer, müſſe ſeine Herrin ſehen. Das wollte Carey ihm verwehren, und die beiden kamen zum Ringen, riſſen einander die Perücken vom Kopfe und hatten die Dolche gezogen, als ſie endlich getrennt wurden. In demſelben Jahre hatte Georg den Seezug nach Cadiz mitgemacht, als Beiſitzer des Kriegsraths, welcher die Hitze des Grafen von Eſſex zu mäßigen angeordnet war. In dieſer Stellung ſcheint er ſich in hohem Grade des Günſtlings Wohlwollen verdient zu haben, denn Eſſex wollte ihm durchaus das Amt eines Lord Lieutenant von Irland verſchaffen, während die Königin daſſelbe, nach Cecil's Anſicht, dem Robert Knollys zugedacht hatte. In der durch dieſe Meinungsverſchiedenheit veranlaßten Zänkerei empfing Eſſex von der Hand ſeiner Gebieterin die welthiſtoriſch gewordene Ohrfeige. Georg Carey, Lord Hunsdon, ſtarb den 9. Sept. 1603, und weil er in ſeiner Ehe mit Eliſabeth Spencer die einzige Tochter Eliſabeth, Gemahlin Thomas Berkley, gehabt, fiel der Titel an ſeinen Bruder Johann Carey, der, mit Maria Hyde verheirathet, im April 1617 ſtarb, Vater von Heinrich und Karl. Heinrich Lord Hunsdon wurde 1621 zum Viscount Rocheford, 1628 zum Grafen von Dover ernannt, und ſtarb 1668, aus ſeiner Ehe mit Judith, Tochter von Thomas Pelham von Loſton, ſechs Kinder hinterlaſſend. Da ſein älteſter Sohn, Johann Carey, Graf von Dover, Lord Hunsdon, in der Ehe mit Dorothea, der Tochter von Oliver St. John, Grafen von Bolingbroke, kinderlos blieb, in der andern Ehe, mit Abigail Cokain, die einzige Tochter Maria, Gemahl Wilhelm Heveninghams, erzeugte, ſo erloſch mit ſeinem Abſterben, 1677, der Grafentitel von Dover, während die Lordſchaft Hunsdon ſich auf Robert Carey vererbte, einen Abkömmling entweder von Karl, dem Bruder, oder von Edmund, dem Oheim des erſten Grafen von Dover. Allein auch Robert iſt ohne männliche Leibeserben verſtorben, und es gelangte die Baronie abermals an einen Vetter, Wilhelm's Sohn, an Wilhelm Ferdinand Carey, der ſich im Jan. 1717 mit Grace, einer Tochter des Ritters Waldo und Witwe des Baronets Wolſtenholme, verheirathete, und am 5. Jun. 1765, in dem 82. Jahre ſeines Alters, zu Alphen, bei Leyden, ſtarb. Mit ihm iſt die Baronie Hunsdon, und zugleich die Nachkommenſchaft der Geliebten Heinrich's VIII. erloſchen; denn jene von des erſten Baron Hunsdon *jüngſtem* Sohne, Robert Carey, abſtammende Linie war bereits in der zweiten Generation erloſchen. Robert, Hüter der ſchottiſchen Grenzmarken zu der Königin Eliſabeth Zeiten, wurde von König Jacob I., 6. Febr. 1622, zum Baron Carey von Lepington, und von Karl I., 5. Febr. 1626, zum Grafen von Monmouth ernannt, vermählte ſich mit Eliſabeth Trevanion de Corriheigh und ſtarb den 12. April 1639, Vater von Heinrich, von Thomas, und von der an Thomas Wharton verheiratheten Tochter Philadelphia. Thomas ſtarb 1648, in dem Alter von 33 Jahren, Heinrich hingegen, der zweite Graf von Monmouth, den 13. Juni 1661, hatte alſo das Unglück, die beiden Söhne ſeiner Ehe mit Martha Cranfield, des Grafen Lyonel von Middleſex Tochter, zu überleben. Der Schwager der Geliebten Heinrich's VIII., von des Thomas Söhnen der ältere, Johann Carey, wurde der Großvater von Heinrich Carey, welcher König Jacob I. als Comptroller of the houſehold, dann in Irland als Lord Lieutenant diente, 1616 den Bathorden, am 10. Nov. 1620 die Würde eines Viscount von Falkland empfing und 1633 ſein Leben beſchloß. Vermählt mit Eliſabeth, der Tochter von Lorenz Tanfield, chief baron of the exchequer von 1607 — 1625, mit welcher er Great Tew, Burford und andere Güter in Oxfordſhire erheirathete, hinterließ Heinrich drei Kinder, Lucius, Lorenz und Anna, vermählt an Jacob, den zweiten Grafen Home. Lorenz blieb in einem Gefechte mit den Irländern, 1642, Lucius aber, der älteſte Sohn, folgte in des Vaters Titel und Beſitzthum. Geb. um 1610, zu Burford, ſtudirte er zu Dublin und Cambridge, zu Zeiten wol mit einigen Unterbrechungen, wie ſich denn findet, daß er ſogar einſtens das Gefängniß, die Fleet, bewohnte. Von ſeinen Verirrungen, wie von ſeinen Reiſen auf dem Feſtlande zu-

rückgekommen, Inhaber eines bedeutenden Vermögens, durch das Abſterben ſeines mütterlichen Großvaters, bemühte Lucius ſich alles Ernſtes, die Verſäumniß der frühern Jahre einzubringen, und mit Feuereifer widmete er ſich den anſtrengendſten Studien. War der Eifer allein nicht zureichend, ſo ließ er auch wol Zwangsmittel eintreten, wie er denn, um die Schwierigkeit der Erlernung des Griechiſchen zu beſiegen, ſich vorſetzte und durchführte, die Hauptſtadt nicht eher zu beſuchen, bis er der Sprache mächtig ſein würde. In dem Alter von 23 Jahren hatte er die griechiſchen Geſchichtſchreiber, alle Dichter der Griechen und Römer geleſen. Vorzugsweiſe bewohnte er ſein Gut in der Nähe von Oxford, weil die Univerſitätsſtadt ihm die Geſellſchaft bot, in der er ſich am glücklichſten fühlte, und die ihrerſeits durch ſein anmuthiges Weſen ebenſo ſehr ſich angezogen fühlte, als durch die wiſſenſchaftlichen Schätze, denen er gebot. In einer ſolchen Geſellſchaft entſchlüpfte ihm einſt der berühmte Ausdruck: „that he pitied unlearned gentlemen on a rainy day.“ Unmittelbar nach des Vaters Tode wurde er in die Zahl der königlichen Kammerherren aufgenommen, und in dem Zuge gegen die misvergnügten Schotten 1639 ſollte er ein Commando haben. Das darum ihm gegebene Verſprechen blieb unerfüllt, doch verfehlte er nicht als Freiwilliger wenigſtens ſich dem königlichen Heere anzuſchließen. Zum Unterhauſe erwählt 1640, denn in Schottland ein Peer, war er in England nur ein Gentleman, ſcheint er die Gelegenheit ergriffen zu haben, ſeine Empfindlichkeit um die Nichtbeachtung des ihm gewordenen Verſprechens zu äußern. Er zeigte ſich dem Hofe als ein entſchiedener Gegner, vorzüglich in der Angelegenheit des Grafen von Strafford. Zu ſpät gewahrend, wohin das einmal ergriffene Syſtem ihn führen müſſe, verharrte er noch längere Zeit in einer dem König, wenn nicht feindlichen, doch wenigſtens abgewendeten Stellung, bis das Amt eines Staatsſecretairs ihm das Pfand vollſtändiger Verſöhnung wurde. Mit dieſem Amte übernahm er zugleich die Verpflichtung, den wankenden Thron Karl's I. zu unterſtützen, und gleichwie der Beitritt eines Mannes in dem Vollgenuſſe der öffentlichen Achtung, in dem Rufe unvergleichlichen Wiſſens, der königlichen Prärogative eine weſentliche Verſtärkung wurde, ſo gewann nicht minder Karl I. unſchätzbare Aufſchlüſſe über die Stärke, die Abſichten, Hoffnungen und Befürchtungen ſeiner Gegner durch die von dem neuen Miniſter gemachten Geſtändniſſe. Der Bürgerkrieg nahm ſeinen Anfang, aber Lord Falkland mußte ſich bald überzeugen, daß Homer und Plato und ſelbſt Thucydides unzuverläſſige Führer demjenigen ſind, welcher mit den brauſenden Leidenſchaften des Augenblicks in Streit kommt. Er wollte offnen, ehrlichen Krieg, und hatte es theilweiſe mit ſehr unehrlichen Gegnern zu thun, nicht minder in des Königs unmittelbarer Umgebung fortwährend unehrliche oder unverſtändige Rathſchläge zu bekämpfen. In Kurzem wurde er von Feind und Freund gleich ſehr gehaßt, und ſelbſt Karl I. ſcheint an ihm irre geworden zu ſein. „Mein Secretair,“ ſagte einſt der Monarch, „weiß meine Gedanken ſo trefflich einzukleiden, daß ich ſie nicht mehr wieder erkenne.“ Weder Spione wollte Falkland gebrauchen, noch Briefe öffnen laſſen, wenn es gleich ausgemacht war, daß er um die von dem Dichter Edmund Waller, der königlichen Partei zu Gunſten angezettelte Verſchwörung Kenntniß hatte. Unfähig, von ſeinem Cabinet aus den Einfluß auf die Angelegenheit zu gewinnen, den wenigſtens die Reinheit ſeiner Abſichten verdienen konnte, verfiel Falkland in Schwermuth, die ſich zunächſt in der vollſtändigſten Vernachläſſigung ſeines Äußern offenbarte, — das Streben nach attiſcher Eleganz war bis dahin eine ſeiner Eigenthümlichkeiten geweſen; — ganze Tage brachte er in dumpfem Hinbrüten zu, das nur gelegentlich durch Seufzer und durch das ſchmerzliche Wort, Frieden, Frieden! unterbrochen wurde. Das Leben ferner unerträglich findend, bot ihm die bevorſtehende Schlacht eine willkommene Gelegenheit, ſeiner Qual ſich zu entziehen. Das Schlachtfeld von Edgehill hatte er nur beſucht, um, ſoviel in ſeinen Kräften ſtand, dem Morden Einhalt zu thun, an dem Tage von Newbury thätigen Antheil zu nehmen, hatte er mit Sorgfalt ſich vorbereitet. Am Morgen des 30. Sept. 1643 ein weißes Hemd anlegend, ſagte er, ich will nicht, daß man auf meinem Leibe ſchmutzige Wäſche finde. Seine Freunde wollten ihn bereden, daß er eine Gefahr meide, zu welcher ein Civiliſt überhaupt nicht berufen; „ich bin,“ erwiederte er, „der Zeiten müde, und erblicke für die Zukunft noch größere Übel. Doch meine ich, bis zum Abend ihrer quitt zu werden.“ Er ſchloß ſich hierauf dem Regiment von Lord Byron an, und empfing, im erſten Gliede fechtend, einen Schuß in den Unterleib, der ihn augenblicklich tödtete. Doch wurde der Leichnam erſt am andern Morgen aufgefunden. Nicht lange vorher, ſo wird erzählt, folgte Lord Falkland dem Könige zu einem Beſuche der Univerſitätsbibliothek in Oxford. Das herkömmliche Spiel mit vornehmen und müßigen Gäſten wurde da getrieben, unter andern ein prächtiger Virgil, prächtig eingebunden, vorgezeigt. Da gefiel es dem Könige, sortes Virgilianas zu befragen, und er traf die Stelle: Aen. IV, 164.

At bello audacis populi vexatus et armis.

Sichtlich fühlte ſich der König durch ſolche Erwiederung beunruhigt, ſodaß Falkland, als ein aufmerkſamer Höfling, es nicht unterlaſſen konnte, ebenfalls ſein Glück zu verſuchen, in der Hoffnung einer Stelle zu begegnen, welche durch das Unpaſſende ihres Inhalts die unheimliche Ahnung des Monarchen zerſtreuen könnte. Er fand:

Non haec, o Pallas, dederas promissa parenti.
Aen. XI, 152.

Groß war die Trauer im Reiche, daß ſo ſchnell die eine Hälfte der Prophezeiung in Erfüllung ging. Wie alle Parteien des Lord Falkland politiſche Richtung anfeindeten, ſo vereinigten ſich nach ſeinem Tode alle, um ſeinem edlen Streben und einer noch edlern Perſönlichkeit Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Der Viscount hat, außer verſchiedenen Gedichten, auch Abhandlungen über verſchiedene Zeitfragen hinterlaſſen, und, wie man glaubt, für Chillingworth's Geſchichte des Proteſtantismus viele Beiträge geliefert. Aus ſeiner Ehe mit Lätitia Moriſon hinterließ er den einzigen Sohn Heinrich,

geſt. 1663, Vater von Anton, dem vierten Viscount, welcher unter Karl II. und Jacob II. das Amt eines Paymaſters of the forces, bekleidete, von Wilhelm III. aber in den geheimen Rath aufgenommen, und zweimal zum Commiſſarius der Admiralität ernannt wurde. In Betreff dieſer amtlichen Stellung hat Capitain Strong, 1689 zum erſten Male den Sund beſchiffend, durch welchen die beiden großen malouiniſchen Inſeln getrennt ſind, ihm den Namen Falklands-Kanal beigelegt, wovon die Folge war, daß die Engländer die ſämmtlichen Inſeln zu beiden Seiten des Kanals große und kleine Falklands-Inſeln nennen. Anton ſtarb 1694, ſein Sohn, der fünfte Viscount, Lucius Heinrich, den 31. Dec. 1730, ſein Enkel Lucius Karl, den 27. Febr. 1785. Dieſem folgte nicht ſein älterer Sohn, Lucius Ferdinando, Oberſt des 89. Regiments und Commandant auf Tabago, welcher daſelbſt am 20. Aug. 1780 verſchieden war, ſondern deſſen Sohn Heinrich Thomas. Dieſer, ſiebenter Viscount Falkland, ſtarb unvermählt den 22. Mai 1796 und wurde von ſeines Vaters Bruder, von dem Schiffscapitain Karl Johann Carey, beerbt. Es empfing aber dieſer achte Viscount im Duell mit Alexander Powell, 28. Febr. 1809 eine tödtliche Wunde, woran er, zwei Tage darauf ſterben mußte, eine Tochter und drei Söhne hinterlaſſend, deren älteſter, Karl Johann Carey, der heutige, neunte Viscount Falkland iſt, geb. 5. Nov. 1803.

(*v. Stramberg.*)

FALKLANDINSELN. I. Naturbeſchaffenheit. Die Falklandinſeln bilden einen der Oſtküſte Patagoniens gegenüber und zwiſchen 51—53° ſüdl. Br., 57—62° weſtl. Länge Greenw. gelegenen Archipel, der aus etwa 200 Inſeln (nach Fitzroy, Gaudichaud, 90 nach Weddell) beſteht, von welchen aber die beiweitem größte Zahl von ſehr geringem Umfange iſt. Ihre Entfernung von der Mündung des Plataſtromes iſt gegen 1000 engl. Meilen ſüdſüdweſtlich, vom Feuerlande 240 engl. Meilen nordnordöſtlich. Nur zwei Inſeln ſind von bedeutender Größe und ihrer relativen Lage wegen als Oſt- und Weſtfalkland unterſchieden worden. Ein Arm des Meeres, der an den breiteſten Stellen höchſtens zehn Meilen mißt, an ſeiner Nordmündung aber ſich ſehr verengert, trennt die Hauptinſeln. An dem ſüdöſtlichen und dem nordweſtlichen Ende derſelben liegen außerordentlich viele kleine Inſeln und Klippen, und machen die Annäherung jedem Schiffe um ſo gefährlicher, da Fluth und Ebbe hier ſehr gewaltſam ſtrömen, die Winde heftig ſind und ſehr unvermuthet umſpringen. An den ſüdlichen und weſtlichen Küſten iſt die See viel tiefer als an der nördlichen, wie man vermuthet in Folge einer verſchiedenen Schnelligkeit der Fluthſtrömung. Eine ſtarke Seeſtrömung, von Südweſten nach Nordoſten gerichtet, läuft mit einer Geſchwindigkeit von höchſtens zwei Knoten bei dem Archipel vorüber und ſetzt eine große Menge von aus dem Feuerlande ſtammenden Treibholze an den Südküſten ab. Der größte Theil des Archipels beſteht aus dürren Hügeln, die theils in ein ungleiches Küſtenland ſich verflachen, theils mit einem felſigen und zerriſſenen Strande in Verbindung ſtehen, der zwar ſchroff und von tobenden Brechern umringt iſt, aber ſehr ſelten zur Felſenwand ſich geſtaltet. Beſonders iſt die Südküſte von Oſtfalkland ſo niedrig, daß man ſie kaum in der Entfernung einer Meile vom Decke eines Schiffes gewahren kann. Die weſtliche Inſel iſt im Allgemeinen bergiger und höher als die öſtliche, obgleich dieſe einige Berge von nicht unbedeutender Höhe beſitzt, wie Mount William (800 engl. Fuß), Mt. Simon (1600 F.), Mt. Usborne (1630 F.), Wickham Mountains (1400—1700 F.)[1]. Das Klima iſt nicht ſowol durch Kälte unangenehm als durch ſeinen ſehr unfreundlichen, düſtern Charakter. Alle Seefahrer, und ſelbſt diejenigen, die mehre Sommer am Cap Horn verlebten, wie die Officiere der engliſchen Expedition unter King und Fitzroy, geben ihre Meinung dahin ab, daß es ſchwer ſein würde, irgendwo einen mehr ſtürmiſchen Himmel aufzufinden. Windſtille kommt faſt nie vor, ein verhältnißmäßig ruhiger Tag iſt ſelbſt im Sommer ein ſeltenes Ereigniß. Gewöhnlich wehen die ſehr veränderlichen Winde mit großer *Heftigkeit* bei Sonnenuntergang; ſind auch die Nächte etwas ruhiger, ſo gibt es doch keine Jahreszeit, wo man, ſei es bei Tage oder bei Nacht, vor plötzlichen und ſehr gewaltſamen Windſtößen ſicher wäre; völlige Stürme treten in jedem Monat ein und toben mit unbeſchreiblicher Wuth, dauern aber ſelten viele Stunden. Helle Sternnächte ſind zwar keine häufigen Erſcheinungen, allein *minder ſelten* als ſonnige Tage. Nördliche und nordweſtliche Winde ſind im Winter die gewöhnlichſten und bringen ſehr dunkles, regniges Wetter; die heftigſten Stürme kommen von Süden. Unbeſtändigkeit iſt der eigentliche Charakter des Klima's; denn ſelbſt diejenigen, die mehre Jahre auf den Falklands lebten, wagen es nicht, auf Erfahrung bauend, das Wetter irgend eines beſtimmten Monats vorauszuſagen, indem daſſelbe in zwei auf *einander* folgenden Jahren zu gleichen Jahreszeiten *niemals ganz* daſſelbe iſt. Im Allgemeinen weiß man nur *ſoviel*, daß Januar, Februar und März zwar die wärmſten, aber auch die windigſten Monate ſind; daß vom Mai bis Ende Juli zwar mehr Kälte herrſcht, aber die Stürme auch abnehmen, und daß der Winter trockner und gleichförmiger verläuft als der Sommer. Die Temperatur iſt ſehr ſchnellen Wechſeln nicht unterworfen, obwol niedrig; in Folge der anhaltenden Regenſtürme wird jedoch eine geringe Kälte mehr empfunden, als es bei heiterem Wetter geſchehen könnte. Als niedrigſter Thermometerſtand iſt von 1825—1835 nur einmal Mittags im Schatten 22° F. beobachtet worden, in derſelben Periode war der höchſte Stand (nur einmal) etwas über 80°. Der gewöhnliche Stand iſt im Winter 30—50°, im Sommer 40—65°. Eis von mehr als einzölliger Dicke und Schnee von mehr als zwei Zoll Höhe hat man nie geſehen; der letztere bleibt nie geraume Zeit liegen. Regen fällt oftmals, aber nie hält derſelbe längere Zeit an. Da vermöge des Windes die Verdunſtung ſchnell vor ſich geht, ſo erzeugen ſich keine ſchlimmen Dünſte, und daher iſt auch das Klima ſehr geſund,

---

1) *Karte der Falklandinſeln, von den Officieren des Schiffs Beagle, copirt auf* South-America, by *John Arrowsmith*. (Lond. 1839.)

abgeſehen von gewöhnlichen katarrhaliſchen und rheumatiſchen Affectionen, die bei Ausſetzung gegen das Wetter Niemand vermeiden kann. Weſtfalkland ſoll ein milderes Klima haben als die Oſtinſel, eine Erſcheinung, die man auch in den Archipeln des Feuerlandes beobachtet hat, und mit der Abkühlung des Luftſtromes bei ſeinem Hinſtreichen über das Feſtland in Verbindung bringt.

Die geognoſtiſchen Verhältniſſe dieſer Inſeln ſind ſehr einfacher Art und beſonders durch Darwin [2]) beſchrieben worden. Das Unterland beſteht aus Thonſchiefer und Sandſtein, das Hügelland des Innern aus einem weißen, körnigen Quarzfelſen. Die Schichten des letztern ſind oft ſo regelmäßig gekrümmt, und haben dann ein ſo ſonderbares Anſehen, daß ſchon ältere Reiſende mit Verwunderung von ihnen ſprechen. Pernetty [3]) ſpricht weitläufig von einem Hügel, der wie bedeckt erſcheint mit den ſchichtweiſe gelagerten Ruinen eines Amphitheaters. Der engliſche Naturforſcher nimmt an, daß der Quarz in einem breiartigen Zuſtande geweſen ſein müſſe zu der Zeit, wo er, ohne zu brechen, ſo beſondere Krümmung erlitt. Sowol der Sandſtein als der Thonſchiefer enthalten zahlreiche Abdrücke organiſcher Reſte, beſonders von Terebratuliten, Encriniten, einem äſtigen Korall und einem Trilobiten. Für die Wiſſenſchaft haben dieſe Verſteinerungen viel Intereſſe, weil ſie bis jetzt die erſten ſind, die man von einem ſoweit ſüdlich gelegenen Orte gebracht hat. Nach Murchiſon's Urtheil haben ſie viele Verwandtſchaft zu jenen Formen, die in den untern Gliedern des ſiluriſchen Syſtems vorkommen; James Sowerby hält ſogar manche für dieſelben Arten, die man auch in England findet, ein Umſtand, der nicht unwichtig iſt, indem er beweiſt, daß der Charakter der organiſchen Schöpfung in der Urwelt weit gleichförmiger als in unſerer Periode geweſen ſein und überall einen tropiſchen Habitus beſeſſen haben müſſe, indem die auf den Falklandinſeln und in England zugleich vorkommenden Verſteinerungen, mindeſtens im letztern Lande, mit Reſten von Organismen vermengt ſind, die nur in einem Tropenklima gedeihen konnten. Auf dem Thonſchiefer liegt an vielen Orten eine Schicht von Thon, der ſich ſehr zur Verfertigung von Ziegeln eignet. Zunächſt der Oberfläche finden ſich Sand und Pflanzenreſte in dieſen Thonlagern, die dann einen ziemlich fruchtbaren Boden abgeben. Der Sandſtein iſt außerordentlich feinkörnig und würde daher als Bauſtein ſehr ſchätzbar ſein; ſeine Feinheit hat es veranlaßt, daß die zarteſten Muſcheln mit ſolcher Schärfe, wie ſie ſonſt nur durch künſtliche Abgüſſe zu erlangen iſt, in ihm abgedrückt ſind. Eine ſehr ſonderbare und noch unerklärte Erſcheinung ſind die gewaltigen Anhäufungen großer eckigen Stücken von Quarzfelſen in den tiefern Thälern. Darwin nennt ſie ſehr bezeichnend „Steinſtröme," denn die meiſt ſcharfkantigen, nicht abgerollten Fragmente ſind nicht in Haufen auf einander geworfen, ſondern wie in Flüſſe und Ausbreitungen vertheilt, die von 200 Fuß bis zu einer Meile in der Breite meſſen, fünf bis ſechs Fuß hoch über den Boden hervorragen, wahrſcheinlich aber tief unter denſelben hinabreichen, und nirgends eine bedeutende Neigung gegen den Horizont wahrnehmen laſſen. An Abhängen beträgt der Winkel dieſer Steinſtröme höchſtens zehn Grad; in breiten Thälern iſt er kaum bemerklich. Man kann ſie bis auf den Kamm der Hügel verfolgen, wo gewöhnlich die größten Stücken vom Umfange eines kleinern Gebäudes liegen, gleichſam als wären ſie in der Fortſetzung ihres Weges aufgehalten worden. An denſelben Orten ſind auch die gekrümmten Quarzfelſenſchichten wie Trümmer einer großen Kathedrale aufgehäuft; ein ernſter Anblick, der an die Gewalt der hier thätig geweſenen Naturkräfte mahnt [4]). Da jene Felsſtücken weder abgerundet noch ihre Zwiſchenräume mit Sand erfüllt ſind, ſo muß man annehmen, daß die gewaltige Revolution, welche entweder ehemals höhere Hügelketten zertrümmerte, oder die Felſen aus Erdſpalten hervortrieb und vielleicht in die Luft ſchleuderte, ſich begeben hat, nachdem die Inſeln bereits aus dem Meere hervorgetreten waren. Spuren neuerer vulkaniſcher Thätigkeit ſcheinen, wenigſtens auf der öſtlichen Inſel, nicht beobachtet worden zu ſein, wo nach dem Berichte der, in ſolcher Beziehung zum Urtheil ſehr befähigten ſpaniſchen Amerikaner, in vielen Jahren nicht die leichteſte Erderſchütterung bemerkt worden iſt. Auf Weſtfalkland hingegen ſind Zeichen ehemaliger Vulkanität nicht ſelten. Von Byron-Sound bis Keppel-Sound an der Nordweſtküſte dieſer Inſel erſtreckt ſich ein Strom baſaltiſcher Laven, der unter dem Waſſerſpiegel bisweilen verſchwindend über Saunders- und Keppel-Island läuft, an ſieben geographiſche Meilen lang und wenigſtens 300 Fuß breit iſt [5]). Daß in einzelnen Gegenden des wenig gekannten Innern von Oſtfalkland Reſte aus einer der letzten Erdperioden vorkommen, iſt nicht zu bezweifeln, jedoch fehlt es an genauen Nachrichten und wiſſenſchaftlich angeſtellten Unterſuchungen. Bougainville [6]) ſpricht von ungeheuren Knochen, „die im Innern des Landes ſich finden, wohin ſie durch die Gewalt des jetzigen Meeres nie gebracht werden konnten und die beweiſen, daß entweder der Ocean ſich geſenkt, oder das Land gehoben haben müſſe." Auch Fitzroy hörte von ſolchen Knochen, die von engliſchen Anſiedlern zwar für Walfiſchknochen erklärt wurden, indeſſen um Port S. Salvador auf Höhen von mehren hundert Fußen über der Fluthlinie vorkommen. Ein anſehnlicher Theil der Oberfläche, ſowol der Hauptinſeln als auch der zahlreichen kleinen Eilande im Umkreiſe, iſt mit Torf bedeckt, der jedoch in der Nähe der Küſten nie ſo bedeutende Schichten darſtellt als im Innern. Nicht ſelten ſind die letztern bis zehn Fuß tief, im Geringſten meſſen ſie zwei Fuß. Am äußerſten Rande erſcheinen ſie bisweilen völlig ſenkrecht abgeſtutzt, gleichſam wie Wälle von Menſchenhand aufgebaut, und bieten in dieſem Fall den wilden Heerden ſichere Schutzörter gegen die zu häufigen heftigen Stürme. Meiſt erſcheinen dieſe Ausbreitungen wie Inſeln, die von Flächen von trocknem

2) Voyage of the Adventure and Beagle III. p. 523.
3) Voyage aux Isles Malouines. p. 526.

4) Pernetty S. 526. 5) Penroſe, in J. R. Forſter und M. C. Sprengel, Beiträge zur Länder- und Völkerkunde. (Leipzig 1781.) I, 193. 6) Tom. I. p. 112. 113.

Thon oder Quarzgeſtein umgeben ſind; am Rande ſind ſie zwar ſumpfig, und auch an der Oberfläche von zahlreichen Bächen des reinſten Waſſers durchſchnitten, dennoch aber ſind ſie weiter nach Innen ſo feſt, daß man ohne Bedenken über ſie hinreitet. Sie haben jedenfalls auf den Waſſerreichthum dieſer Inſeln großen Einfluß, denn ſie ſammeln das Regenwaſſer an, welches von ihnen aus ſeinen Weg in eine Menge von Teichen und Landſeen findet. Der entſchiedene Mangel an Brennholz würde die Falklandinſeln noch unbewohnbarer machen, als ſie ſchon ſind, beſäßen ſie nicht jenen Torf, der nach dem Zeugniß aller Seefahrer von vortrefflicher Beſchaffenheit iſt, in faſt unerſchöpflichen Mengen vorkommt und ohne Mühe gegraben wird[7]). Die Entſtehung dieſer ausgedehnten Torflager erklärt ſich aus dem eigenthümlichen Habitus und der Gleichförmigkeit der Vegetation. Die Falklandinſeln ſind ganz baumlos; nur ein Strauch (Veronica decussata) erinnert durch geraden Wuchs und ſeine Höhe von 5—6 Fuß an die Baumform, indeſſen fehlt er der öſtlichen Inſel ganz und kommt ſelten auf der weſtlichen vor. Mit Ausnahme von einigen Sträuchern (Chiliotrichum amelloides, Pernettia empetrifolia, Empetrum rubrum), die im äußerſten Falle drei Fuß hoch werden, ſehen alle andere Pflanzen aus wie durch Kunſt niedergehalten; denn faſt nie erhebt ſich eine Art über die andere, und alle bilden halbkuglige Raſen. Dieſer Pflanzenwuchs iſt indeſſen von merkwürdiger Dichtigkeit, denn ſowol die krautartigen Gewächſe als die Halbſträuche ſind mit Ausläufern und kriechenden Wurzeln verſehen, durch dieſelben zu feſten Schichten verbunden und an den Boden befeſtigt, eine Einrichtung, ohne welche unter einem ſo ſtürmiſchen Himmel keine Vegetation beſtehen könnte. Mit dem Eintritte des Winters hört zwar das Wachsthum der einjährigen Pflanzen auf, allein das in dem ſchwammigen Boden verborgene Waſſer verhindert das völlige Vertrocknen und Verwehtwerden der Reſte, die vielmehr, ſowie ein Theil der holzigen Wurzeln der Halbſträucher zur Vermehrung des Torfes beitragen[8]). Es ſcheint, daß auf dieſen Inſeln die Pflanzenreſte durch ihre unmerkliche, aber ruhig fortgeſetzte Anhäufung endlich aus Teichen und Seen feſten Boden bilden werden. Der Zerſetzung der Pflanzen durch die Feuchtigkeit des Torfes, auf welchem ſie wachſen, ſind indeſſen Grenzen dadurch vorgeſchrieben, daß die Mehrzahl von ſehr harziger Beſchaffenheit ſind, und gleichſam gefirniſte Blätter haben[9]). Das auffälligſte Beiſpiel liefert ein ſeit langer Zeit bekannter, auf dem dürrſten Boden wachſender Halbſtrauch (Bolax gummifer), welcher, die unter dieſem regnigen Himmel doppelt ſchätzenswerthe Eigenſchaft hat, im völlig grünen Zuſtande mit heller und ſtarker Flamme zu verbrennen. Die Zahl der auf Oſtfalkland vorkommenden Pflanzen iſt ziemlich gering und dürfte ſchwerlich bedeutend vermehrt werden, indem die auf Bougainville gefolgten Botaniker hinſichtlich der Gleichförmigkeit der dortigen Flora dieſelben Erfahrungen machten und ausſprachen. Gaudichaud fand während eines dreimonatlichen Aufenthaltes (im Winter) 128 Pflanzen mit Einſchluß der Kryptogamen, d'Urville (im Sommer) in kürzerer Zeit 108 Phanerogamen, Hooker 103; unter dieſen befinden ſich mehre der verbreitetſten europäiſchen Unkräuter, die indeſſen nicht mit Sämereien aus der alten Welt eingeführt worden ſein können. Für das Auge hat dieſe Vegetation ebenſo wenig irgend einen Reiz, als ſie auf den landſchaftlichen Charakter einwirkt. Außer den Mooſen und Flechten, die zunächſt am Boden eine dichte, aber unanſehnliche Decke bilden, überziehen vorzugsweiſe Gräſer von 6—7 Arten, die weiten, öden Flächen. Ihre braunen und langen Halme ſtehen in dichten Büſcheln und wechſeln meiſt nur mit Binſen und Cyperaceen; wo ſie mehr zurücktreten, da finden ſich jene dichten Raſen von Halbſträuchen, die oben erwähnt wurden. Die Zahl der nützlichen Gewächſe iſt ſehr gering und beſteht eigentlich nur in Futtergräſern. Unter dieſen hat das Tuſſacgras[10]) in neueſten Zeiten darum viel Aufſehen erregt, weil es für viele Dünengegenden Nordeuropa's eine wichtige Erwerbung ſein würde, vorausgeſetzt, daß ſeine in England beabſichtigte Einführung gelingt. Mit dem geringſten Boden zufrieden, umgibt es wie im dichten Gürtel alle Inſeln dieſer Gruppe, und entwickelt um ſo mehr Lebenskraft, je häufiger es geſchnitten wird. Der Halm von mehrzölligem Durchmeſſer wird 5—6 Fuß hoch; ſeine innerſten Scheiden ſind zart, weiß, zuckerreich und nährend, und werden von dem wilden Rindvieh begierig genoſſen. Selbſt für die Menſchen ſind ſie roh oder geſotten eine ebenſo angenehme als geſunde Nahrung, deren Geſchmack mit dem des ſogenannten Palmenkohls verglichen worden iſt. Die 5—6 Schuh langen Blätter bilden ſo große Schopfe, daß dieſe Tuſſac-Dickige aus der Entfernung ſchon für Buſchwaldung angeſehen worden ſind; jung dienen ſie als Futter, im erwachſenen Zuſtande zur lange dauernden Bedachung der Häuſer. Für ein Land, deſſen einziger Reichthum in ſeinen wilden Heerden beſteht, iſt der Beſitz einer ſolchen Pflanze von größter Wichtigkeit; ſie verdient daher die Aufmerkſamkeit, die ihr von Seiten des britiſchen Colonialminiſteriums geworden iſt, um ſo mehr, da man an dem Erfolge der neueſten Ackerbauverſuche zweifeln muß. Die Franzoſen unternahmen zu Bougainville's Zeiten zuerſt das Land mit Bäumen zu verſehen, indem ohne Schutz gegen die Stürme ein Gedeihen der Saaten nicht erwartet werden konnte. Man ließ Tauſende von jungen Bäumen von der Magalhaensſtraße herbeibringen, allein obgleich ſie mit Wurzel und Erde ausgehoben und der Pflege einiger canadiſchen Familien übergeben wurden, iſt von ihnen um Port Louis jetzt keine Spur mehr vorhanden. Auf gleiche Art mislangen auch die wahrſcheinlich minder gut geleiteten

7) *Wedell*, Voy. to the Southpole. (Lond. 1820.) p. 88. 8) *Gaudichaud*, Mém. sur la Flore des Iles Malouines. (Mém. de l'Acad. d. sc. 1825.) *Dumont d'Urville*, Flore des Iles Malouines. (Mém. de la Soc. Linnéenne 1826. Vol. IV.) 9) *J. D. Hooker* in *W. J. Hooker*, London Journ. of Bot. 1843. II, 286.

10) Festuca flabellata *Lam. Gaud. d'Urv.* F. caespitosa *Roem. Schult.* et *Kth.* Dactylis caespitosa *Forst.* (*Hook.* l. c. 298. t. IX. X. *Gardner's* Chronicle for March 4. 1843 liefern Abbildungen.)

Verſuche Wallis', und nur bei größter Sorgfalt iſt es in neueſten Zeiten gelungen, einige aus dem Feuerlande ſtammende Bäume in Gärten emporzuziehen. Wahrſcheinlich wird man die Baumpflanzungen ebenſo wie die bereits beſtehenden Gärten nur dadurch zu erhalten vermögen, daß man ſie an möglichſt geſchützten, nach Nordoſten abhängigen Orten anlegt und in der Richtung der Südweſtwinde mit hohen Erddämmen umgibt [11]). Nach einem Berichte des Gouverneur Moodie an die britiſche Regierung beſteht mehr als ein Viertheil der geſammten Oberfläche aus Mooren der ſchlechteſten Art [12]), von dem Reſte gehen noch die dürren Sandſteinhügel, die thonigen oder mit Tuſſac bedeckten Flächen ab. Iſt Cultur überhaupt möglich, ſo bleibt für ſie ſonach nur ein ſehr beſchränkter Raum. Roggen und Weizen ſcheinen, den bisherigen Erfahrungen gemäß, nicht zu reifen; Früchte, die irgend der Sonne bedürfen, wird Niemand in einem Lande zu erziehen unternehmen, deſſen Klima mit demjenigen der 1000—2000 Fuß hohen Berge von Nordwales verglichen worden iſt, wo indeſſen mehr Sonnenſchein und weniger Sturm und Regen vorkommen, als auf den Maluinen. Kartoffeln geben zwar reichlichen Ertrag, allein ſie ſind von geringer Güte, nur Rüben entſprachen der Erwartung, während faſt alle andere Gartengewächſe, die man in den verſchiedenen vorübergehenden Niederlaſſungen und auch jetzt wieder anzubauen verſuchte, misrathen ſind. Wie in manchen andern ähnlich gelegenen Ländern bietet das Thierreich den künftigen Anſiedlern der Falklandinſeln die Hilfsmittel dar, welche das Pflanzenreich ihnen für immer verſagen zu wollen ſcheint. Die offene, und wenig hüglige Beſchaffenheit des Landes, das reichliche Futter und der Überfluß von ſüßem Waſſer begünſtigen die Viehzucht in ungewöhnlichem Maße. Die franzöſiſchen Coloniſten der Expedition Bougainville's haben ebenſo wie die auf ſie gefolgten Spanier eine Anzahl von Rindvieh, Pferden, Schweinen und Kaninchen auf Oſtfalkland zurückgelaſſen; Walfiſchfänger und Robbenſchläger ſind ſo umſichtig geweſen, Ziegen und Schweine auf die kleinen Inſeln bei Weſtfalkland zu verſetzen. In völliger Freiheit lebend ſind dieſe Thiere zwar ganz wild geworden und daher für einzelne Fußgänger ſehr gefährlich, allein ſie haben ſich, trotz der ganz rückſichtsloſen Verfolgung durch Schiffsmannſchaften und Coloniſten ſo vermehrt, daß man 1834 als geringſte Zahl 12,000 Stück Rindvieh und 4000 Stück Pferde annahm. Die wilden Ochſen ſind ſehr fett, groß und vielleicht furchtbarer, als in irgend einer andern Weltgegend. Das gewöhnliche Gewicht einer Ochſenhaut iſt in Buenos Ayres höchſtens 50 Pfund, auf Oſtfalkland oft über 80 Pfund. Die Pferde ſehen zwar gut aus, allein ſie ſind nach Ausſage der angeſiedelten Gauchos nicht von ſtarker Race, ertragen Anſtrengungen nicht, und ſind zumal für das Geſchäft des Einfangens wilder Ochſen ganz unbrauchbar. Man ſieht ſich daher gezwungen, ſtarke Pferde jährlich von Buenos Ayres, und zwar mit bedeutenden Koſten, einzuführen. Die wilden Schweine von Oſtfalkland ſind von langbeiniger, häßlicher Race; die auf Saunders-Island und auf Weſtfalkland lebenden ſtammen hingegen von der kurzbeinigen chineſiſchen Race ab. Die in großen Scharen auf Oſtfalkland vorkommenden Kaninchen ſind theils ganz ſchwarz, allein ſie machen keine eigene Species aus, wie man bisweilen vermuthet hat, ſondern ſind Nachkommen von den durch Bougainville zurückgelaſſenen europäiſchen Thieren, ebenſo wie Ratten und Mäuſe, die vielleicht noch früher durch Schiffe dorthin gelangten. Die Artenzahl der übrigen Säugethiere und Vögel iſt ziemlich gering. Unter den erſtern bemerkt man einen den Falklandinſeln eigenthümlichen Fuchs (Canis australis), der die Größe eines Wolfes hat, und von allen Seefahrern ſeit Strong (1690) als ſehr gefräßig, neugierig und ganz furchtlos beſchrieben wird. Sein kühnes Andrängen an den Menſchen und ſeine Gleichgültigkeit gegen Feuergewehr haben ſeinem Stamme ſo vielen Schaden gebracht, daß anzunehmen iſt, er werde durch die Coloniſten ganz ausgerottet werden. Die auf dem Feuerlande noch vorkommenden Jaguare (Felis concolor) fehlen den Falklandinſeln ebenſo, wie die kleinen Nager und die Guanacos, an welchen Patagonien ſehr reich iſt. Seeelephanten und Seehunde waren ehedem an den Küſten dieſes Archipels ſehr häufig; fortdauernde rückſichtsloſe Verfolgung hat ſie aber faſt ganz verſcheucht, und einen der wichtigſten Erwerbszweige der Colonie zerſtört. Man kann faſt Gleiches ſagen von den Walfiſchen, die ſich zwar mehr an die Küſte Patagoniens halten, aber von Bewohnern der nahe gelegenen Falklandinſeln leicht erreicht werden könnten. Seit 1815 haben fremde, zumal nordamerikaniſche Walfiſchfänger dieſen Archipel zum Hauptquartier gemacht und die Zahl der Wale ſehr verringert. Nur ſolche Vögel, welche der Bäume nicht bedürfen, kommen dort vor; unter den Landvögeln ſcheint keine Art dem Archipel eigenthümlich, denn ein ſehr gewöhnlicher Polyborus, eine Wachtel und einige wenige Sperlingsvögel ſind den auf dem Feuerlande gefundenen ganz gleich. Bedeutend iſt hingegen die Zahl der Sumpf- und Waſſervögel; man kennt drei bis vier Arten von Gänſen (Anas antarctica, A. leucoptera, A. brachyptera), ſechs Arten von Enten, zwei Arten von Schwänen, und ſehr viele Arten von Möven, Seeſchwalben, Sturmvögeln. Albatros und Penguine haben auf den kleinern Inſeln ihre Brüteplätze, oft in Gemeinſchaft mit zahlloſen Schwärmen anderer Seevögel. So groß iſt zu gewiſſen Zeiten die Menge der Vogeleier, daß acht Männer an einem Orte allein, innerhalb 4—5 Tagen an 60,000 Stück aufſammelten, und die doppelte Zahl erlangt haben würden bei irgend verlängertem Aufenthalte [13]). Reptilien ſcheinen ganz zu fehlen. Alle Baien und Kanäle zwiſchen den Inſeln ſind mit vielartigen Fiſchen angefüllt, die im Frühjahre ſich einfinden, um zu laichen, im Winter aber ſich entfernen. Man ſieht ſich oft genöthigt, einen Theil der Gefangenen aus dem Netze ſchlüpfen zu laſſen, um dieſes vor Zerreißung zu ſchützen; zwölf Männern gelang es einſt in Zeit eines Monats, 60 Schiffs-

11) *Fitzroy* p. 260. 12) *Hooker* p. 296.

13) *Fitzroy* p. 256.

tonnen zu fangen und einzuſalzen. Die Fiſche der Falklandinſeln ſind wohlſchmeckend und fett, und nehmen Salz leicht an, eine Eigenſchaft, die den braſiliſchen Seefiſchen abgeht. Man hat bereits Schiffsladungen geſalzener Fiſche von den Falklandinſeln nach dem Plata und nach Rio Janeiro verſendet und dort einen vortheilhaften Markt für ſie gefunden. Aller Wahrſcheinlichkeit nach werden Fiſchfang und Viehzucht für alle Zeit hinaus die einzigen, aber dafür auch ſehr bedeutenden Hilfsquellen der Coloniſten bleiben, und ſie für die Ungunſt des Himmels, die jeden Ackerbau im Großen verbietet, ſchadlos halten. An niederen Thieren iſt das Meer um den Archipel ſehr reich; viele derſelben haben Leſſon und andere Naturforſcher bereits beſchrieben.

II. Geſchichte. Zu Folge einer ältern Annahme, der Bougainville [14]) beipflichtet, ſoll Amerigo Veſpucci ſelbſt, während ſeiner dritten Reiſe am 7. April 1502, der Entdecker der Falklandinſeln geweſen ſein. Laut ſeines Berichts wäre er vom Vorgebirge S. Auguſtin in Braſilien (8° 20′ ſüdl. Br.) der Küſte des Feſtlandes nach Süden ſegelnd gefolgt, und hätte 600 Leguas ſüdlich, 150 Leguas weſtlich von ſeinem Ausgangspunkte ein unbekanntes Land gefunden, das weder gute Häfen, noch Einwohner hatte und ſo kalt war, daß man ſich veranlaßt ſah umzukehren und die Richtung nach Liſſabon zu nehmen [15]). Vorausgeſetzt, es ſei dieſer Bericht echt, was noch zweifelhaft erſcheint, ſo paßt die angegebene Entfernung nicht auf die geographiſche Breite des Archipels; die Differenz beträgt 13 Breitengrade, und iſt zu groß, als daß man annehmen dürfte, es walte hier ein Fehler ob der Beobachtung oder Berechnung. Wahrſcheinlich war das von Veſpucci geſehene Land die Südküſte der Mündung des Plataſtromes, der ſelbſt nicht erkannt, ſondern für offenes Meer gehalten wurde, obgleich das Senkblei bis auf 200 engliſche Meilen vom Cap S. Antonio noch Grund findet. Der unbezweifelte Entdecker iſt John Davis, der bis Mai 1592 Begleiter Cavendiſh' auf ſeiner zweiten Reiſe war. Am 14. Aug. 1592 wurde ſein Schiff zwiſchen Inſeln getrieben „die vorher nicht entdeckt und nirgends in Reiſeberichten erwähnt etwa 50 Leagues nordöſtlich von der Mündung der Straße (Magelhaens') liegen." Hawkins ſegelte 1594 der Nordſeite des Archipels entlang und nannte, indem er von Davis' Entdeckung noch nicht unterrichtet war, die Inſeln „Hawkins' Maidenland," ein Name, der zum herrſchenden wurde, weil der Reiſebericht bald nach Rückkehr der Expedition gedruckt erſchien [16]). Strong ſegelte am 28. Jan. 1690 durch die Straße, welche die Hauptinſeln trennt und nannte ſie Falkland-Sund. Der Name Falklandinſeln wurde zum allgemein gebräuchlichen, nachdem ihn Halley, der Aſtronom, und die engliſchen Geographen und Seefahrer einmal auf die ganze Gruppe auszudehnen angefangen hatten. Ein ſehr grober Betrug des William Hack, des Herausgebers des von Cowley geſchriebenen Reiſeberichtes, brachte Verwirrung in die Benennung des Archipels und die Angabe ſeiner geographiſchen Lage. Ganz richtig hatten Dampier und Cowley die Breite dreier Inſeln angegeben, die ſie 1683 ſahen und für die von Sebald van Weert im J. 1600 entdeckten Inſeln am Nordweſtende des Archipels hielten. Der Herausgeber des Berichtes änderte indeſſen die Breite um von 51° in 47°, zwar nur in der Abſicht, um dem Lande das Anſehen eines neuentdeckten zu geben und ſich das Recht der Benennung zu verſchaffen. Um dem damaligen Großadmiral von England, Pepys, zu ſchmeicheln, benannte er ſeine erlogenen Inſeln Pepys-Islands, und veranlaßte, daß man, bis Cook die Sache aufklärte, mit Aufſuchung derſelben viele Zeit verlor. Ungeachtet dieſer wiederholten Beſuche waren die Seefahrer verſchiedener Völker nicht einig über die Identität des Archipels; vielleicht geſchah dieſes mit Abſicht, indem man glaubte, durch die Entdeckung ein Recht auf ſpätere Beſitznahme zu erlangen. Beauchêne Gouin ankerte an der Oſtküſte von Oſtfalkland im J. 1700, und war nicht abgeneigt, ſich als Entdecker hinzuſtellen, obgleich Strong zehn Jahre früher zwiſchen den Inſeln mehrmals geankert und die Lage derſelben ziemlich genau angegeben hatte. In der Periode von 1706—1714 hatten franzöſiſche Rheder die Erlaubniß erhalten, Schiffe nach Chile und Peru zu ſenden. Sie wurde zumal von den Rhedern von S. Malo benutzt, deren reich beladene Schiffe öfters an Oſtfalkland vorüberſegelten. Frézier compilirte 1716 ſeine Karte, geſtützt auf Berichte dieſer unternehmenden Seeleute. Es iſt eine ſtarke Affectation, daß er auf der Karte die Falklands als „Isles nouvelles" gezeichnet, während er im Texte [17]) ſie für dieſelben erklärt, „welche Hawkins 1593 entdeckte." Fouquet, der Capitain eines jener franzöſiſchen Schiffe (des Saint Louis), legte, um den in S. Malo anſäſſigen Eignern deſſelben zu ſchmeicheln, dem Archipel den Namen der „Malouines" bei, aus welchem die Spanier „Malvinas" machten. In den folgenden Jahren ſcheinen dort wenige bedeutende Seefahrer gelandet zu ſein, obgleich die günſtige Lage der Inſeln für gewiſſe Zwecke bekannt und ſogar überſchätzt war. Selbſt noch 1721 hielt der holländiſche Admiral Roggewein ſie für neuentdeckt, und gab ihnen den Namen Südbelgien. Die franzöſiſche Regierung beſchloß 1763 dort eine Colonie zu begründen. Bougainville erbot ſich auf eigene Koſten den erſten Verſuch zu machen, ließ in S. Malo zwei Schiffe (den Adler von 20 Kanonen, die Sphinx von 12 Kanonen) ausrüſten, verſah ſich mit allen Bedürfniſſen und ſchiffte 27 Perſonen, unter ihnen zwei aus dem franzöſiſchen Canada ſtammende Familien ein, um durch ſie den Anbau beginnen zu laſſen. Die Schiffe ſegelten am 15. Sept. 1763 von St. Malo, und gelangten glücklich nach ihrem Beſtimmungsorte. Man nahm am 17. März 1764 Beſitz von einem Orte in Berkeley-Sund, ging mit Eifer und Umſicht an die Errichtung einer bleibenden Niederlaſſung, holte von Buenos Ayres Lebensmittel und Vieh, von der Magelansſtraße junge Bäume, erbaute ein Dorf (S.

14) Voyage. 2. édit. 1772. I, 63. 15) *Bandini*, Vita e Lettere di Amerigo Vespucci raccolte e illustrate. p. 54. *Ramusio* I. fol. 128. 16) *John Jane*, Relation of Davis' voy. bei *Hackluyt* III. p. 846.

17) Voyage à la mer de Sud. (Amsterd. 1717.) p. 512.

Louis) und ein kleines, aber gut bewaffnetes Fort. Im J. 1765 zählte die Colonie ſchon 80, im folgenden Jahre ſogar 150 Bewohner, erfoderte aber ſehr anſehnliche Zuſchüſſe, da ſie noch nichts producirte. Die Engländer waren ſeit geraumer Zeit eiferſüchtig auf den zunehmenden Handel und Einfluß der Franzoſen in den ſpaniſchen Colonien, und betrachteten daher die Niederlaſſung auf den Falklands mit ſcheelen Augen, zumal weil Anſon den Beſitz derſelben als ſehr wichtig für eine Seemacht geſchildert hatte. Eine geheim gehaltene engliſche Expedition, die bald nach dem aachner Frieden unternommen, die Beſitzergreifung des Archipels bezweckte, wurde von Spanien noch zur rechten Zeit entdeckt und in Folge ernſter Vorſtellungen dieſer Macht aufgegeben. Lord Egmont nahm indeſſen den Plan wieder auf und veranlaßte die Ausrüſtung eines unter Commodore Byron ſtehenden Geſchwaders. Am 23. Jan. 1765 landeten die Engländer in Port Egmont auf Weſtfalkland und ergriffen in gebräuchlicher Weiſe Beſitz von einem Lande, auf welches ſie, laut der Erklärung Georg's III. vom 17. Juni 1764, ſchon darum ein Recht hatten, weil der erſte Entdecker, Hawkins, ein Engländer geweſen. Byron's Bericht war ſo günſtig, daß die Regierung 1766 die Coloniſirung anordnete. Spanien konnte die Feſtſetzung von Fremden auf jenem Archipel um ſo weniger gleichgültig ſein, als die alten Anſichten über die Nothwendigkeit einer Abſperrung der amerikaniſchen Colonien noch unerſchüttert waren und alle Entſchließungen der Regierung beſtimmten. Mit Frankreich wurde ein friedliches Abkommen getroffen, indem man die Summe von 603,810 franz. Livres nebſt Zinſen, als Betrag der bisher aufgewendeten Coloniſationskoſten, auszahlte, und dafür am 1. April 1767 den Beſitz von Port Louis, der vorhandenen Schiffe und Vorräthe erlangte. Erſt 1769 erfuhren die in Port Egmont lebenden Engländer dieſe Veränderung, indem ſie von dem Gouverneur des ehemaligen S. Louis, welches nun Soledad hieß, zur Räumung ihrer Niederlaſſung aufgefodert wurden. Verweigerte man nun auch dieſelbe, ſo war es doch unmöglich, in kurzer Zeit Verſtärkung von England zu erhalten, und daher geſchah es, daß die engliſche Garniſon einem am 5. Juni 1770 erſcheinenden ſpaniſchen Geſchwader von fünf Fregatten keinen Widerſtand leiſten konnte, ſondern nach Erhaltung einer ehrenvollen Capitulation ſich einſchiffte und am 22. September ganz unerwartet in Plymouth landete. Ein ſolcher Angriff mitten im Frieden erregte in England den Unwillen aller Claſſen, die daher den Kriegsrüſtungen gegen Spanien ihren vollen Beifall zollten. Das ſpaniſche Miniſterium ſuchte zwar Zeit zu gewinnen und auszuweichen, allein Englands Auftreten war ſo entſchieden, daß man ihm, um den Krieg zu vermeiden, am 13. Nov. 1771 Weſtfalkland zurückgab, womit jedoch das Volk, welches die Nationalehre verletzt achtete, keineswegs allein zufrieden ſein wollte. Eine engliſche Garniſon, die jedes Jahr abgelöſt wurde, zog in Port Egmont wieder ein, allein man fand bald, daß dieſer Poſten ebenſo koſtſpielig als unnütz ſei, indem der Hafen nicht im Wege der gewöhnlichen Schiffahrt lag, und daher ſelten und dann nur von unbedeutenden Fiſcherfahrzeugen beſucht wurde. Man berief die Beſatzung zurück, deren letzter Reſt im Mai 1774 abſegelte, jedoch die britiſche Flagge fliegend zurückließ, und über der Thüre des Blockhauſes auf einer Bleiplatte eine Rechtsverwahrung gegen fremde Beſitzergreifung eingrub. Die Berichte der verſchiedenen Commandanten über Port Egmont und die Inſel überhaupt waren ſo übereinſtimmend und entmuthigend, daß für lange Zeit Niemand mit der verlaſſenen Colonie ſich befaſſen mochte und der Archipel überhaupt in Vergeſſenheit gerieth. Nur Spanien fuhr fort, ſeinen Grundſätzen getreu, eine Garniſon in Berkeley-Sund zu erhalten, und gelegentliche Umſegelungen der Inſeln anzuſtellen, um die Feſtſetzung irgend einer fremden Macht in der Nähe Südamerika's zu verhindern. Erſt gegen 1803 ſcheint auch dieſe Behauptung eines für Spanier zumal abſchreckenden Landes ganz aufgehört zu haben, denn bei Ausbruch der Unruhen in Buenos Ayres (1810) war der Archipel ganz herrenlos. Erſt im J. 1820 kam die republikaniſche Regierung der Plataſtaaten auf den Gedanken, ſich deſſelben zu bemächtigen und ließ durch den Capitain eines kleinen Kriegsſchiffes förmlich Beſitz ergreifen [18]), ein Act, von dem die britiſche Regierung zuerſt im J. 1829 Notiz nahm. Ein Teutſcher, Vernet, begründete an Berkeley-Sund eine Niederlaſſung, die bald recht blühend wurde, erhielt von Buenos Ayres die Ernennung als Gouverneur des Archipels, verwickelte ſich aber in Streitigkeiten mit den nordamerikaniſchen Robbenſchlägern, die ohne alle Rückſicht ihren Fang wie ein Geſchäft der Ausrottung betrieben, und zog ſich hierdurch den Zorn des Capitains eines amerikaniſchen Kriegsſchiffes zu, der ohne alle Berückſichtigung der einfachſten Rechtsformen die Colonie im Jan. 1832 zerſtörte und ihre Bewohner verjagte. Aus der zwiſchen den Regierungen der Vereinigten Staaten und Buenos Ayres geführten Correſpondenz [19]) ergibt ſich das Unrecht der Amerikaner, zugleich aber auch der Entſchluß ihrer Regierung, ebendieſes Unrecht dem Schwächern gegenüber, zum Recht zu machen. England hatte ſchon im November 1829 der Republik von Buenos Ayres erklären laſſen, daß die Falklandinſeln eine britiſche Beſitzung ſeien, und hatte zu ihrer Räumung aufgefodert; man ſchickte, als dieſe Warnung nicht beachtet zu werden ſchien, zwei Fregatten dorthin, die faſt gleichzeitig in Port Egmont und in Berkeley-Sund ankerten, und die britiſche Flagge aufſteckten. Die kleine Garniſon von Buenos Ayres ſchiffte ſich ruhig ein. Seit 1834 befindet ſich in Port Louis ein Marinelieutenant mit einiger Mannſchaft als Commandant der Niederlaſſung, die von England aus unterſtützt wird, und ſichere, wenngleich ſehr langſame, Fortſchritte macht. (*Pöppig.*)

FALKNER, ein teutſcher Tonkünſtler in England, von welchem Hawkins und Burney ſchweigen, von dem aber Blankenburg in den Zuſätzen zu Sulzer's Theorie der ſchönen Künſte. 2. Bd. S. 687 Folgendes anzeigt: **Instructions for playing the Harpsichord, Tho-**

18) *Weddell* p. 103. 19) Documentos relativos a las islas Malvinas. (Buenos Aires 1832. 4.) Eine engliſche Überſetzung wurde gleichzeitig auf Koſten der Regierung von Buenos Ayres gedruckt.

rough-Bass, fully explained, and exact rules for Tuning the Harpsichord. London 4. (wahrſcheinlich gegen 1760 gedruckt.) (*G. W. Fink.*)

Falknerei, ſ. Falke.

FALKNERGESELLSCHAFT. Im 14. und 15. Jahrh. entſtanden in Teutſchland mehre berühmte größere ritterſchaftliche Geſellſchaften, welche zwar den überhand genommenen unregelmäßigen Befehdungen entgegenwirken ſollten, der Erhaltung des Landfriedens aber mehr im Wege ſtanden als förderlich waren; denn ſie arteten in Raub- und Raufgenoſſenſchaften aus, ſo, die Sternergeſellſchaft, welche 1370 in Heſſen hervorging; der Geſellenbund von der alten Minne, auch in Heſſen entſtanden, ſowie, die Hörnergeſellſchaft. Zu ſolchen ritterlichen Raufgeſellſchaften gehörte auch die Falknergeſellſchaft in Weſtfalen, beſonders im Biſthum Paderborn. Wenn je eine dieſer Genoſſenſchaften, den Eigenſchaften des Thieres, das zu ihrem Sinnbilde ſie wählte, ſich gemäß verhalten hat, ſo war es dieſe. Die heſſiſchen Chroniken gedenken ihrer mit folgenden Worten: „Darnach, als man ſchrieb 1380, da erhub ſich ein ander Bund und Geſellſchaft, die hießen die Falkener, die machten auch viel arme Leut und thaten viel Schaden." Von langer Dauer war indeſſen dieſe Raubgeſindelgeſellſchaft — denn ſo konnte man ſie nennen, obſchon ihre Glieder zu den ſogenannten Edeln des Volks gehörten — nicht; denn Fürſten und beſſer geſinnte Edle verbanden ſich zu ihrer Zerſtörung, und nach ſechs Jahren ſchon war ſie aufgelöſt. (*Gottschalck.*)

FALKONETT, oder der kleine Falke, hieß bei den Franzoſen Ribadoquin und ſchoß $1\frac{1}{4}$ bis 2 Pfund Eiſen, war 36 Kaliber lang und wog $7\frac{1}{2}$ bis 10 Centner. Man hat ſpäter den Namen in der Kriegsgeſchichte den Wallmusketen beigelegt, aus Unkenntniß des wirklichen Unterſchieds der kleinen Geſchütze. (*v. Hoyer.*)

FALKÖPING (ſprich Fahltjöping), eine alte Stadt in der ſchwediſchen Provinz Weſtgothland, Skaraborgs Län, $11\frac{1}{3}$ Meilen von Götheborg, im J. 1825 mit 495, im J. 1830 502 Seelen. — Sie liegt in einer fruchtbaren Ebene, Falbygden, zwiſchen den Bergen Möſſeberg und Älleberg. Ackerbau auf den bedeutenden Stadtäckern und Handwerke bilden die Nahrungszweige der Stadt. Die Zahl der Häuſer iſt 38. Die ſteinerne Kirche iſt alt, die Schule beſteht ſeit der Regierung der Königin Chriſtine. Man findet hier ein Poſtamt, eine Apotheke, und das Gerichtshaus der Kreiſe Gudhem und Wilska. Der Verwaltung ſteht ein Bürgermeiſter vor. Ihre Privilegien beſtätigte König Guſtav II. Adolf 1620. Im Wappen führt ſie drei hohe, ſpitze Thürme. Märkte werden gehalten jährlich am 17. Juni und am 21. October. Das alte weſtgothiſche Geſetz bezeugt, daß in der flachen Umgegend (Falbygden) einſt drei große Waldungen, Nord-, Süd- und Oſtfalan, waren. Zur Stadt gehört eine Landgemeinde und das Filial Luttra mit ſteinerner Kirche; 1275 Seelen zählte um 1830 die geſammte Landgemeinde. (*v. Schubert.*)

FALL. Alle Körper werden von der Erde angezogen, und äußern deshalb ein Beſtreben, ſich gegen dieſelbe hin zu bewegen. Dieſe anziehende Kraft heißt die Schwere und die durch dieſelbe hervorgebrachte Bewegung der Fall. Der Fall der Körper gegen den Mittelpunkt der Erde hin iſt entweder ein freier Fall, wenn der Körper der Schwerkraft ungehindert folgen kann, oder ein Fall auf vorgeſchriebenem Wege. — Wird der Körper an jeder Bewegung verhindert, ſo äußert ſich dieſe Anziehung durch den gegen die Unterlage ausgeübten Druck.

Freier Fall. Obwol der Fall der Körper eine Allen bekannte Erſcheinung war, ſo finden wir doch keine genaue Kenntniß deſſelben, bevor nicht die Phyſik den experimentellen Weg einſchlug. So glaubten Ariſtoteles und ſeine Nachfolger, daß ein Körper um ſo ſchneller falle, je größer ſein Gewicht ſei; daß alſo ein Körper von 10 Pfund Gewicht zehn Mal ſchneller falle, als ein anderer von nur 1 Pfund Gewicht. Der Erſte, welcher richtige Anſichten über den Fall aufſtellte und die Geſetze deſſelben ableitete, war Galilei[1]). Er ließ Körper von ſehr ungleichem Gewichte von der Kuppel der Kirche in Piſa fallen, und fand, daß ſie alle nahe zu derſelben Zeit den Boden erreichten, wenn die Dichtigkeiten derſelben nur nicht zu ſehr verſchieden waren. Ferner zeigte er, daß die Meinung, welche man bis dahin über die Beſchleunigung des Falles gehabt hatte, daß nämlich die Geſchwindigkeit dem durchlaufenen Wege proportional ſei, durchaus falſch ſei; er nahm dagegen an, daß die Geſchwindigkeit in demſelben Verhältniſſe wie die Zeit des Falles wachſe, und bewies die Richtigkeit dieſer Annahme durch die Übereinſtimmung der aus derſelben hergeleiteten Geſetze des Falles mit der Erfahrung. Die Bewegung des freien Falles iſt hiernach eine gleichmäßig beſchleunigte.

Nimmt man die Zunahme der Geſchwindigkeit der Zeit des Falles proportional, ſo iſt, wenn t die Zeit (vom Anfange des Falles an gerechnet) in Secunden ausdrückt, v die Geſchwindigkeit zur Zeit t, und g und a conſtante Größen bedeuten,

$$v = a + gt.$$

Setzt man $t = 0$, ſo erhält man $v = a$, wornach alſo a diejenige Geſchwindigkeit bedeutet, welche der Körper zur Zeit $t = 0$ hatte. Iſt die Richtung dieſer anfänglichen Geſchwindigkeit dieſelbe, wie die Richtung der Schwere, ſo iſt a poſitiv (z. B. wenn der Körper mit einer Geſchwindigkeit a ſenkrecht herabgeworfen wird); ſind dieſe Richtungen einander entgegengeſetzt, ſo iſt a negativ (z. B. wenn ein Körper mit der Geſchwindigkeit a ſenkrecht in die Höhe geworfen wird). Hat der Körper keine anfängliche Geſchwindigkeit, ſo iſt $a = 0$ und $v = gt$.

Setzt man $t = 1$, ſo iſt die Geſchwindigkeit v am Ende der erſten Secunde $= a + g$, wornach alſo g diejenige Geſchwindigkeit bedeutet, welche der Körper durch den Fall während der erſten Secunde erlangt; iſt $a = 0$,

1) Discorsi e dimonstracione matematiche intorno a due nouve scienze attenenti alla mecanica ed i movimenti locali. (Leid. 1638.) und in den Opere di *Galilei*. (Firenze 1718.) Tom. II. p. 479. 585.

ſo iſt die Geſchwindigkeit v am Ende der erſten Secunde = g.

Um nun aus der Gleichung

$$v = a + gt$$

den in der Zeit t durchlaufenen Raum zu erhalten, genügt es, dieſelbe zu integriren. Es iſt bekanntlich $v = \frac{dx}{dt}$ (ſ. Geschwindigkeit), wenn x den Raum bedeutet, folglich

$$\frac{dx}{dt} = a + gt$$

$$dx = adt + gtdt,$$

und dieſe Gleichung integrirt, gibt

$$x = c + at + \frac{g}{2}t^2.$$

Die neue Conſtante der Integration c iſt hier = 0, wenn man den Raum von demjenigen Punkte an rechnet, von welchem aus der Körper anfängt zu fallen, oder an welchem er ſich zur Zeit t = 0 befand. Unter dieſer Vorausſetzung iſt alſo

$$x = at + \frac{g}{2}t^2.$$

Wir wollen zunächſt den einfachſten Fall betrachten, wenn die anfängliche Geſchwindigkeit v = 0 iſt, wenn alſo außer der Schwere keine Kraft wirkt; es iſt dann

$$x = \frac{g}{2}t^2,$$

d. h. die Fallräume, gerechnet vom Anfange der Bewegung, nehmen zu, wie die Quadrate der Zeiten. — Sucht man nicht den Fallraum von t Secunden, ſondern denjenigen Raum, welchen der Körper in der tten Secunde allein zurücklegt, ſo erhält man denſelben, wenn man von dem Fallraume in t Secunden den Fallraum in (t − 1) Secunden abzieht,

$$\frac{g}{2}t^2 - \frac{g}{2}(t-1)^2 = \frac{g}{2}(2t-1);$$

(2t − 1) iſt aber die tte ungerade Zahl, ſodaß alſo der Fallraum einer gegebenen Secunde gleich iſt der ebenſovielten ungeraden Zahl, multiplicirt mit der halben Endgeſchwindigkeit der erſten Secunde.

Aus der Formel $x = \frac{g}{2}t^2$ ergibt ſich ferner

$$t = \sqrt{\frac{2x}{g}},$$

und wird dieſer Werth von t in die Gleichung v = gt eingeſetzt, ſo kommt

$$v = \sqrt{2xg}.$$

Dieſe Formel drückt die Beziehung zwiſchen der Geſchwindigkeit und dem durchlaufenen Wege aus; die Geſchwindigkeit iſt gleich der Quadratwurzel aus dem doppelten Producte des Fallraumes und der Endgeſchwindigkeit der erſten Secunde. Es nehmen alſo die Geſchwindigkeiten zu, wie die Quadratwurzeln aus den Fallhöhen, ſodaß die Geſchwindigkeit erſt doppelt ſo groß geworden iſt, wenn die Fallhöhe vier Mal ſo groß geworden iſt.

Sucht man den Fallraum von einer Secunde, ſo findet man für t = 1 $x = \frac{g}{2}$, wonach der Fallraum der erſten Secunde gleich iſt der halben Endgeſchwindigkeit der erſten Secunde. Wird dieſer Fallraum der erſten Secunde mit g' bezeichnet, ſo kann man die obigen Formeln auch ſo ſchreiben:

$$v = 2g't;\quad x = g't^2;\quad t = \sqrt{\frac{x}{g'}};\quad v = 2\sqrt{xg'}.$$

Das Geſetz für den freien Fall $x = \frac{g}{2}t^2$ läßt ſich auch ohne Anwendung der höhern Mathematik ableiten. Man nehme nämlich an, daß die Schwere nicht ſtetig auf den fallenden Körper wirke, ſondern nur ſtoßweiſe; man laſſe aber die Anzahl der Stöße unbeſtimmt, und ſetze, daß der Körper z. B. in t Secunden n in gleichen Zeiten auf einander folgende, gleich ſtarke Stöße erhalte; dann iſt die Zeit zwiſchen zwei zunächſt auf einander folgenden Stößen $\frac{t}{n} = \tau$, folglich $t = n\tau$. Da die Stöße gleich ſtark ſind, ſo wird ein jeder Stoß dem Körper die Geſchwindigkeit γ mittheilen. Durch den erſten Stoß erhält er alſo die Geſchwindigkeit γ; er bewegt ſich mit dieſer während des erſten Zeittheilchens τ mit gleichförmiger Geſchwindigkeit, und legt alſo in dieſem erſten Zeittheilchen den Weg $\gamma\tau$ zurück. Zu Anfange des zweiten Zeittheilchens τ erhält der Körper einen neuen Stoß, erlangt dadurch die Geſchwindigkeit 2γ, und legt mit dieſer in dem zweiten Zeittheilchen den Weg $2\gamma\tau$ zurück; zu Anfang des dritten Zeittheilchens τ erhält der Körper wieder einen Stoß, ſeine Geſchwindigkeit wird 3γ, der während des dritten Zeittheilchens zurückgelegte Weg $3\gamma\tau$ u. ſ. w. Durch den letzten Stoß im nten Zeittheilchen wird ſeine Geſchwindigkeit $n\gamma$, und der in dieſem Zeittheilchen zurückgelegte Weg $n\gamma\tau$. Setzt man die Geſchwindigkeit nach t Secunden = v, ſo iſt $v = n\gamma$. Um nun den in t Secunden zurückgelegten Raum zu finden, braucht man nur die in den einzelnen Zeittheilchen zurückgelegten Wege zu addiren. Es iſt alſo, wenn x dieſen Raum bedeutet,

$$x = \gamma\tau + 2\gamma\tau + 3\gamma\tau + \dots + n\gamma\tau$$

$$x = \gamma\tau(1 + 2 + 3 \dots n).$$

Wird die Reihe der natürlichen Zahlen von 1 bis n innerhalb der Klammer ſummirt, ſo iſt ſie $= \frac{n.(n+1)}{2}$, folglich

$$x = \frac{\gamma\tau.n(n+1)}{2} = \frac{n.n.\gamma\tau}{2} + \frac{n\gamma\tau}{2} =$$

$$= \frac{n\gamma.n\tau}{2} + \frac{n\gamma.n\tau}{2n};$$

$n\gamma$ iſt = v, $n\tau$ = t, folglich

$$x = \frac{vt}{2} + \frac{vt}{2n}.$$

In dieſem Ausdrucke iſt das erſte Glied unabhängig von n, das zweite wird aber um ſo kleiner, je größer n iſt. Es nähert ſich deshalb der Fallraum x dem Werthe $\frac{v\,t}{2}$ um ſo mehr, je ſchneller die Stöße auf einander folgen. Setzt man die Anzahl der Stöße in t Secunden unendlich groß, $n = \infty$, nimmt alſo an, daß die Schwerkraft ununterbrochen auf den fallenden Körper wirke, ſo iſt das zweite Glied gleich Null, und man erhält blos

$$x = \frac{v\,t}{2}.$$

Es iſt nun bei der gleichförmig beſchleunigten Bewegung $v = g\,t$, folglich

$$x = \frac{g\,t^2}{2}.$$

Galilei bediente ſich zur Herleitung dieſes Geſetzes einer geometriſchen Betrachtungsweiſe, die im Weſentlichen mit dem eben Angeführten übereinſtimmt. Um durch ſeine Verſuche zuverläſſigere Reſultate zu erhalten, beobachtete er jedoch nicht den freien Fall der Körper, ſondern den Fall auf einer ſchiefen Ebene, und ſchloß von dem auf der ſchiefen Ebene zurückgelegten Wege auf denjenigen, welchen die Körper beim freien Falle durchlaufen haben würden (ſ. Fall auf ſchiefer Ebene). Es diente ihm zu dieſen Verſuchen ein 12 Ellen langer, ½ Elle hoher und 3 Zoll breiter Balken, in deſſen oberer Fläche ein Kanal ausgehöhlt und mit Pergament belegt wurde. Das Pergament ſollte denſelben glatter machen, damit die meſſingene Kugel weniger durch Reibung gehindert würde. An dem einen Ende konnte er den Balken heben und ſenken; die Zeit berechnete er aus dem Gewichte der Waſſermenge, welche aus einem ſehr breiten Gefäße durch eine am Boden befindliche Röhre ausgefloſſen war. Er beſtätigte durch dieſe Verſuche ſein aufgeſtelltes Geſetz, daß die durchlaufenen Räume den Quadraten der Zeiten proportional ſind.

Obwol Galilei dieſe ſchon im J. 1602 entdeckten Geſetze ſehr gut in ſeinen Geſprächen über die Bewegung vortrug und ſein Schüler und Nachfolger, Torricelli [2]), dieſelben durch elegante geometriſche Beweiſe noch klarer zu machen ſuchte, ſo fanden ſich dennoch Gegner, die den alten eingewurzelten Irrthum nicht aufgeben wollten; unter ihnen iſt Baliani am bekannteſten, der, obgleich er tüchtige geometriſche Kenntniſſe beſaß und die Theorie des Galilei richtig verſtanden hatte, ſich dennoch nicht von der alten Meinung losmachen konnte. — Später (1640) ſtellte Riccioli [3]) mit Grimaldi und Caſſiani auf verſchiedenen Thürmen in Bologna Verſuche an; die größte Fallhöhe von 280 Fuß hatte er auf dem Thurme degli Asinelli. Die Zeit wurde mittels eines Pendels beſtimmt, welches Sechstelſecunden ſchlug. Die erhaltenen Reſultate ſtimmten ſo gut mit dem Galilei'ſchen Geſetze überein, daß man vermuthet hat, Riccioli habe kleine Abweichungen fortgelaſſen; es ſtimmt aber wol nur deshalb ſo genau, weil er runde Zahlen genommen hat. — Im J. 1670 ſtellte der gelehrte Jeſuit Dechales [4]) im Jeſuitercollegio zu Lyon Verſuche an, indem er theils die Fallzeit für Steine beobachtete, welche in einen 123 Fuß tiefen Brunnen fielen, theils den Fallraum während eines halben Pendelſchlages verſchieden langer Pendel beſtimmte. So fand er z. B., daß ein Secundenpendel von drei Fuß Länge gegen ein in ſeinem tiefſten Punkte aufrecht ſtehendes Bret anſchlug, gleichzeitig mit einer Kugel, welche, von 4¼ Fuß Höhe herabfallend, auf ein horizontales Bret traf; Pendel und Kugel wurden in demſelben Augenblicke losgelaſſen.

Das von Galilei aufgeſtellte Geſetz, daß die Räume genau den Quadraten der Zeiten proportional ſind, erleidet aber durch den Widerſtand der Luft, namentlich bei hohen Fallräumen, wo die Geſchwindigkeit des fallenden Körpers ſehr groß wird, eine Änderung, indem *alle* Körper mehr oder weniger aufgehalten werden. Galilei ſelbſt gab ſchon einen Verſuch an, durch welchen man ſich von dieſem Widerſtande überzeugen könne. Man ſollte nämlich aus einer Höhe von 100 und mehren Ellen eine Flintenkugel ſenkrecht herab auf eine Eiſenplatte ſchießen; dieſe Kugel würde gewiß weniger platt gedrückt werden, als eine andere, die mit derſelben Ladung aus einer Entfernung von ein paar Ellen gegen die Platte geſchoſſen würde, obgleich bei der erſten zu der Geſchwindigkeit, welche ihr das Pulver ertheilte, noch die des Falles hinzukäme. Die Mitglieder der Akademie del Cimento beſtätigten die Richtigkeit dieſes Satzes durch die Ausführung des Verſuches. Dechales verſuchte zuerſt, das Geſetz des Widerſtandes der Luft beim Falle zu beſtimmen.

Ebenfalls um das J. 1670 ſtellte Mariolte Verſuche über den Fall in der hohlen Spindel der pariſer Sternwarte an, wo er eine Fallhöhe von 166⅔ Fuß hatte. Mit Berückſichtigung des Widerſtandes der Luft erhielt er durch Berechnung aus der Fallzeit das Reſultat 165⅞ Fuß, das alſo von der gemeſſenen Fallhöhe noch keine 8 Zoll abweicht. (La Hire meint, daß Mariotte ſeine Verſuche etwas nach ſeiner Regel eingerichtet hätte.) La Hire [5]), welcher bei den Verſuchen des Mariotte zugegen war, ſtellte ſpäter ſelbſt auf ähnliche Weiſe, wie Dechales, Verſuche an, indem er ein Secundenpendel und eine Kugel zu gleicher Zeit fallen ließ.

Newton nahm den Widerſtand des Mittels bei gleicher Fläche und Dichtigkeit des Mittels im Verhältniſſe des Quadrats der Geſchwindigkeit (ſ. Widerstand) und ließ durch Hawksbee [6]) im J. 1710 Verſuche über den Widerſtand der Luft beim freien Falle anſtellen. Bei Verſuchen mit einer hohlen und einer mit Queckſilber gefüllten gläſernen Kugel, welche von einer Höhe von 220 londoner Fuß in der Paulskirche herabfielen, ſtimmten die nach der Theorie berechneten Höhen nahe mit den gemeſſenen überein; noch genauer trafen diejenigen Verſuche zu, welche 1719 Deſaguliers [7]) mit leichten Schweins-

2) De motu gravium naturaliter descendentium et projectorum. (Flor. 1641.) 3) Almag. Nov. Lib. II. Cap. 21.

4) Cursus mathematicus p. 275. 5) Histoire de l'Académie pour 1714. p. 333. 6) Physico-mechanical Experiments in Append. n. 10. 7) Philosoph. Transact. n. 362. p. 1075 sqq.

blaſen anſtellte; die Fallhöhe war 272 londoner (255 pariſer) Fuß.

Newton ſchlug ferner im J. 1679 Verſuche über den Fall aus beträchtlichen Höhen vor, um zu erfahren, ob ein Körper, der in der Höhe, vermöge der Axendrehung der Erde, eine größere Geſchwindigkeit erhalte, als der ſenkrecht darunter liegende Punkt des Bodens, beim Falle von der Verticallinie etwas nach Oſten abweichen würde. Verſuche dieſer Art ſtellte 1790 und 1791 Guglielmini [8]) auf dem Thurme degli Asinelli an, und erhielt neben der Abweichung nach Oſten (7,4 Linien) auch eine Abweichung nach Süden (5,3 Linien); nach Laplace's Berechnung ſollte die Abweichung nach Oſten nur 5 Linien betragen und die Abweichung nach Süden Null ſein. Die einzelnen Verſuche Guglielmini's weichen wenig von einander ab. Im J. 1801 und 1802 ſtellte Benzenberg [9]) im Michaelisthurme in Hamburg ähnliche Verſuche an. Die Mittel aus ſeinen Verſuchen über die Fallzeit enthält folgende Tabelle; bei den berechneten Zeiten iſt der Widerſtand der Luft nach der Newton'ſchen Theorie berechnet.

Bürgerliche Zeit.

Fallhöhe. Fuß.	Erfahrung.	Theorie.	Unterſchied.
24,8	1″17‴,08	1″17‴,01	0‴,07
67,7	2 — 8,77	2 — 7,55	1,22
144,0	3 — 6,95	3 — 6,86	0,09
240,0	4 — 3,70	4 — 2,59	1,11
321,0	4 — 48,30	4 — 41,89	6,41
340,0	5 — 0,00	4 — 50,50	9,50
234,4	4 — 1,05	3 — 59,67	1,38

Man ſieht aus dieſen Verſuchen, daß bis zu einer Fallhöhe von 144 Fuß oder bis zu einer Geſchwindigkeit von 91 Fuß in einer Secunde, die Newton'ſche Theorie des Widerſtandes mit der Erfahrung übereinſtimmt; bei größern Höhen und Geſchwindigkeiten ſind aber die Abweichungen derſelben bedeutend. — Bei den über die Abweichung der fallenden Körper von der Verticallinie angeſtellten Verſuchen erhielt er eine Abweichung von 4 Linien nach Oſten und ungefähr 1½ Linie nach Süden. Die Abweichung nach Oſten ſtimmt ſehr genau zu der durch Gauß berechneten. Andere von Benzenberg in den Jahren 1803 und 1804 im Kohlenſchachte zur alten Roßkunſt am Schlebuſche in der Grafſchaft Mark bei einer Fallhöhe von 262 pariſer Fuß angeſtellte Verſuche ergaben eine Abweichung von der Verticallinie nach Oſten um 5,1 Linien, und keine Abweichung nach Süden (es war vielmehr eine Abweichung von 1/10 Linie nach Norden erhalten). — Die letzten Verſuche über den Fall der Körper wurden von Reich [10]) in Freiberg im Dreibrüderſchachte angeſtellt. Die Fallhöhe war 158,5407 Meter (oder 488,06 pariſer Fuß); die Kugeln beſtanden aus Zinn mit etwa 10 Proc. Wismuth und 2 Proc. Blei, ſodaß ſie bei 40,3 bis 40,4 Millimeter Durchmeſſer im Mittel 270,45 Gramm wogen und die Dichtigkeit 7,878 hatten. Die Fallzeit durch den angegebenen Raum betrug 360,59 Terzien. Die öſtliche Abweichung der Kugeln vom Lothe betrug 28,396 Millimeter und die ſüdliche 4,374.

Im luftleeren Raume fallen alle Körper, wie verſchieden auch ihre Dichtigkeit und ihre Maſſe ſein mag, gleich ſchnell, wie dies ſchon Galilei ausgeſprochen hatte. Boyle beobachtete daſſelbe unter dem Recipienten der Luftpumpe, und Deſaguliers [11]) ſtellte 1717 Verſuche mit einer Höhe von 15 Fuß an; eine Guinee und ein Stückchen Papier durchfielen dieſen luftleer gemachten Raum in gleicher Zeit. Die genaueſten Verſuche darüber, daß die verſchiedenen chemiſchen Stoffe völlig gleich ſtark von der Erde angezogen werden, und alſo auch gleich ſchnell fallen (im vollkommen leeren Raume), hat Beſſel angeſtellt (ſ. Schwere und Pendel), indem er dieſelben als Pendel ſchwingen ließ.

Die Größe des Fallraumes in der erſten Secunde, oder der Werth von $\frac{g}{2}$ läßt ſich aus den angeführten Verſuchen über den Fall berechnen. Viel genauer erhält man aber dieſen Werth aus der Länge eines Secundenpendels. Iſt l die Länge dieſes Pendels, π die Ludolf'ſche Zahl, ſo iſt die Geſchwindigkeit am Ende der erſten Secunde

$$g = l \,.\, \pi^2,$$

und der Fallraum der erſten Secunde die Hälfte davon,

$$\tfrac{1}{2} g = l \pi^2.$$

Da die Schwere nicht an allen Orten der Erde gleich groß iſt, ſo iſt auch der Werth von g nicht überall gleich; an den Polen iſt die Schwere größer, als unter dem Äquator; daher iſt auch der Fallraum in einer Secunde dort größer, als hier. Da die Richtung der Schwere nicht immer genau nach dem Mittelpunkte der Erde geht, weil die Erde keine Kugel iſt, ſo trifft auch die verlängerte Richtung des Falles nicht immer genau den Mittelpunkt der Erde; doch iſt dieſe Abweichung nur ſehr gering (ſ. Schwere).

Es iſt ferner bis jetzt immer angenommen worden, daß die Schwere keine Änderung während der Bewegung des fallenden Körpers, wobei ſich derſelbe der Erde nähert, erleide. Die Schwere nimmt aber im umgekehrten Verhältniſſe der Entfernung vom Mittelpunkte der Erde ab; wenn nun ein Körper aus ſehr bedeutenden Höhen herabfiele, ſo müßte auf dieſe Änderung der Schwere we-

8) *Jo. Baptistae Guglielmini*, De diurno terrae motu experimentis physico-mathematicis confirmato, opusculum. (Bononiae 1792.) Ex typographia S. Thomae Aquinatis. 9) Dr. Benzenberg, Verſuche über die Umdrehung der Erde. (Dortmund 1804.) Bei ihm findet ſich auch ausführliche Nachricht über die frühern Verſuche.

10) Reich, Fallverſuche über die Umdrehung der Erde u. ſ. w. (Freiberg 1832.) Auszug in Poggendorf's Annalen. 29. Bd. S. 494. 11) Philosoph. Transact. n. 354. p. 717.

gen der Annäherung an die Erde, Rückſicht genommen werden. Da indeſſen für alle Fallhöhen, die bei Verſuchen wirklich vorkommen, dieſe Änderung ohne merklichen Fehler zu vernachläſſigen iſt, ſo kann dieſe Berechnung auch hier übergangen werden.

Nehmen wir an, daß der Körper eine anfängliche Geſchwindigkeit a beſitzt, ſo iſt die Formel für die Geſchwindigkeit zur Zeit t

$$v = a + gt$$

und für den Fallraum in t Secunden

$$x = at + \frac{g}{2} t^2.$$

Je nachdem nun der Körper ſenkrecht herab, oder ſenkrecht in die Höhe geworfen wurde, muß a das poſitive oder negative Zeichen erhalten; in dem letztern Falle, wo alſo der Körper von Unten nach Oben geworfen wird, werden die beiden Formeln

$$v = gt - a$$

und

$$x = \frac{g}{2} t^2 - at.$$

Man ſieht hieraus, daß der Körper auch während der Bewegung nach Oben ſtets der Schwere unterworfen iſt, und nach demſelben Geſetz herabgezogen wird, als wenn er keine anfängliche Geſchwindigkeit erhalten hätte. Die negative, nach Oben gerichtete, Geſchwindigkeit wird durch die Anziehung der Erde um gt vermindert, d. h. grade um ſoviel, als der Körper beim einfachen Falle Geſchwindigkeit erhalten würde. Die Geſchwindigkeit wird, da a conſtant iſt, während gt mit der Zeit wächſt, immer kleiner; es wird endlich $gt = a$, und folglich $v = 0$. Der Körper hört alſo auf zu ſteigen, und zwar zur Zeit $t = \frac{a}{g}$, wie ſich ſogleich aus $gt = a$ ergibt. Um den Raum zu erfahren, welchen der Körper bei ſeinem Steigen zurückgelegt hat, braucht man nur die Zeit $t = \frac{a}{g}$ in den Ausdruck für x zu ſetzen, und erhält dann

$$x = \frac{g \cdot a^2}{2 g^2} - \frac{a^2}{g} = - \frac{a^2}{2g}.$$

Da der Körper fortwährend von der Erde angezogen wird, ſo muß er, wenn er dieſe Höhe erreicht hat, umkehren und ſich ſenkrecht herabbewegen. Wenn er wieder bis zur Erde gekommen iſt, ſo hat er den Raum $x = \frac{a^2}{2g}$ zurückgelegt. Wird dieſer Werth für x in die Formel $v = \sqrt{2gx}$ eingeſetzt, ſo kommt $v = a$, d. h. der Körper erreicht den Punkt, von welchem er ausging, mit derſelben Geſchwindigkeit, mit welcher er ihn verließ (nur iſt die Richtung die entgegengeſetzte). Es läßt ſich auch leicht zeigen, daß in jedem Punkte ſeines Weges der Körper beim Hinaufſteigen und beim Herabfallen gleiche Geſchwindigkeit hat. Nach t Secunden iſt der Körper geſtiegen auf die Höhe x'; es iſt

$$-x' = \frac{gt^2}{2} - at;$$

es iſt x negativ, ſo lange der Körper noch ſteigt. Wird durch Auflöſung dieſer quadratiſchen Gleichung die Zeit beſtimmt, welche er gebraucht, um zur Höhe x' zu gelangen, ſo iſt

$$t = \frac{a \pm \sqrt{a^2 - 2x'g}}{g}.$$

Er hat alſo in dieſem Punkte der Bahn, wenn für t der eben gefundene Werth in $v = gt - a$ geſetzt wird, die Geſchwindigkeit

$$v = \pm \sqrt{a^2 - 2x'g}.$$

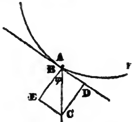
Beim Herabfallen bis zu dieſem Punkte hat der Körper, da er bis zur Höhe $\frac{a^2}{2g}$ gelangt iſt, zurückgelegt den Weg $\frac{a^2}{2g} - x'$; wird ſeine Geſchwindigkeit in dieſem Punkte nach der Formel $v = \sqrt{2gx}$ berechnet, ſo kommt

$$v = \pm \sqrt{a^2 - 2x'g},$$

alſo ebenderſelbe Werth, als vorhin.

Fall der Körper auf vorgeſchriebenen Wegen. Wenn ein Körper ſich auf einer gegen den Horizont geneigten Unterlage befindet, ſo kann er der Richtung der anziehenden Schwerkraft nicht genau folgen, ſondern iſt gezwungen, auf der Unterlage fortzugleiten. Es wird alſo auch die Bewegung eines ſolchen Körpers weniger raſch geſchehen, als beim freien Falle, weil die Schwerkraft ihn nicht mit voller Stärke treibt. Die Schwerkraft muß nämlich nach dem Geſetze des Parallelogramms der Kräfte zerlegt werden in zwei Seitenkräfte, von denen die eine ſenkrecht gegen die Unterlage gerichtet iſt, die zweite aber die Richtung der Tangente an dem Punkte, an welchem der Körper ſich befindet, hat. Die erſtere Kraft wird dann durch den Widerſtand der Curve aufgehoben, die zweite treibt dagegen den Körper herab. Der Körper A (Figur 1), welcher ſich auf der

Fig. 1.



krummen Linie AF bewegen ſoll, wird durch die Schwerkraft BC vertical nach Unten gezogen; die Schwerkraft BC muß in zwei Seitenkräfte zerlegt werden, von denen BE ſenkrecht gegen die Curve iſt und BD in der Richtung der Tangente im Punkte B. Die Kraft BE wird durch den als unüberwindlich angenommenen Widerſtand der Curve aufgehoben, und es bleibt nur BD übrig, welcher der Körper folgen kann. Iſt φ der Winkel, welchen die Tangente BD mit dem Horizonte macht, ſo iſt

BD = BC . sin φ. Wenn nun die Schwere dem Körper eine Geſchwindigkeit g ertheilt, ſo wird die Kraft BD = BC sin φ demſelben nur eine Geſchwindigkeit g sin φ ertheilen.

Iſt die geneigte Unterlage eine geneigte Ebene (ſchiefe Ebene), in welcher alſo alle Theile dieſelbe Neigung gegen den Horizont haben, ſo iſt die Kraft BD = BC sin φ für alle Punkte derſelben gleich groß. Es wird alſo der Fall über dieſe geneigte Ebene ebenſo, wie der freie Fall, eine gleichmäßig beſchleunigte Bewegung ſein (jedoch weniger ſchnell), und die für den freien Fall gefundenen Geſetze werden ſich auf den Fall auf der geneigten Ebene ſogleich anwenden laſſen, ſobald man nur ſtatt g ſetzt g sin φ, wo φ den Winkel bedeutet, den die Ebene mit dem Horizonte macht. Es iſt alſo auf der geneigten Ebene der Fallraum

$$X = \frac{g}{2} t^2 \sin\varphi$$

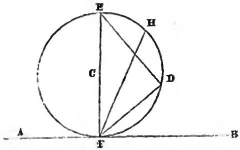
und die Geſchwindigkeit

$$V = g t \sin\varphi = \sqrt{2gX},$$

wenn der Körper keine anfängliche Geſchwindigkeit hat. Iſt φ ein kleiner Winkel, ſo iſt die Geſchwindigkeit und der durchlaufene Raum ebenfalls nur gering. Man darf dann nur X oder V beim Falle auf der geneigten Ebene, nebſt der dazu gehörigen Zeit und dem Winkel φ meſſen, um aus obigen Formeln den Werth von g berechnen zu können. Dieſes Mittels bediente ſich Galilei, um ſeine Theorie zu prüfen, wie ſchon angeführt wurde.

Galilei ſtellte auch ſchon den merkwürdigen Satz auf, daß alle Sehnen, welche durch den Endpunkt eines verticalen Durchmeſſers in einem Kreiſe gehen, in derſelben Zeit durchfallen werden, und zwar in derjenigen, in welcher ein freifallender Körper den verticalen Durchmeſſer durchfällt. Iſt (Fig. 2) EF ein verticaler Durchmeſſer

Fig. 2.



= 2r, DF eine durch den Endpunkt deſſelben gehende Sehne und der Winkel, den DF mit der Horizontallinie AB macht, = φ, ſo iſt in dem rechtwinkeligen Dreieck EFD der Winkel FED ebenfalls = φ und FD = 2r sin φ. Der durchlaufene Weg X iſt alſo = 2r sin φ, aber X iſt auch ganz allgemein = $\frac{g}{2} t^2 \sin\varphi$, folglich iſt $2r \sin\varphi = \frac{g}{2} t^2 \sin\varphi$, und hieraus ergibt ſich $t^2 = \frac{4r}{g}$ und $t = 2\sqrt{\frac{r}{g}}$. Die Zeit, während welcher die Sehnen eines und deſſelben Kreiſes durchfallen werden, iſt alſo von der Neigung und der Länge derſelben unabhängig; die längere Sehne HF wird ebenfalls in derſelben Zeit $2\sqrt{\frac{r}{g}}$ durchlaufen. $2\sqrt{\frac{r}{g}}$ iſt aber auch grade die Zeit, welche ein Körper gebraucht, um den verticalen Durchmeſſer frei zu durchfallen; denn der Durchmeſſer als Fallraum iſt

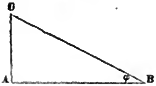
$$2r = \frac{g}{2} t^2,$$

und hieraus

$$t = 2\sqrt{\frac{r}{g}}.$$

Ferner kannte Galilei auch den Satz, daß die Geſchwindigkeit eines auf einem gegebenen Wege fallenden Körpers in jedem Punkte ſeiner Bahn ebenſo groß iſt, als wenn er frei ebenſo tief herabgefallen wäre. Auf die geneigte Ebene angewandt, kann man alſo den Satz auch ſo ausdrücken, daß ein Körper, welcher die Linie CB (Fig. 3) durchfällt, dieſelbe Geſchwindigkeit erhält, als

Fig. 3



wenn er freifallend von C nach A gelangt. Nach dem Frühern iſt die Geſchwindigkeit, wenn der Körper durch CB fällt, $V = \sqrt{2g\,CB \cdot \sin\varphi}$, und wenn er durch CA fällt, $v = \sqrt{2g \cdot CA}$. Es iſt aber CA = CB sin φ, folglich auch V = v.

Den allgemeinen Beweis des vorhin ausgeſprochenen Satzes erhält man auf folgende Weiſe. Wenn die Tangente an dem Punkte der Curve, an welchem ſich der fallende Körper befindet, mit der Horizontallinie den Winkel φ macht, ſo iſt nach dem Vorhergehenden die beſchleunigende Kraft des Falles in dieſem Punkte g sin φ. Die beſchleunigende Kraft (ſ. dieſen Art.) iſt aber auch $\frac{dv}{dt}$; man hat alſo

$$dv = g \cdot \sin\varphi \cdot dt.$$

Ferner iſt die Geſchwindigkeit $v = \frac{ds}{dt}$, wo ds den Raum bedeutet, welchen der Körper auf der Curve in der Zeit dt zurücklegt. Man kann ſich das Element ds der Curve mit der Tangente in dieſem Punkte zuſammenfallend denken; projicirt man dieſes Element ds auf die Verticallinie, ſo iſt die Größe der Projection dx = ds sin φ. Während der Körper alſo auf der Curve um den Raum ds ſich fortbewegt, ſinkt er vertical nur

um dx. Es war nun $dv = g \sin\varphi \, . \, dt$; es iſt ferner $dt = \frac{ds}{v}$ und $\sin\varphi = \frac{dx}{ds}$; werden dieſe Werthe in dv eingeſetzt, ſo kommt

$$dv = g \, . \, \frac{ds}{v} \, . \, \frac{dx}{ds}$$

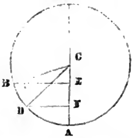
oder

$$v\,dv = g\,dx,$$

und integrirt $v^2 = 2gx$ (wenn der Körper keine anfängliche Geſchwindigkeit hat) und $v = \sqrt{2gx}$, d. h. der Körper erlangt beim Falle auf der Curve, wobei er in der Verticale um die Größe x herabſinkt, dieſelbe Geſchwindigkeit, als wenn er durch dieſe Höhe x frei herabfällt.

Mit Hilfe des eben bewieſenen Satzes läßt ſich der Fall eines Körpers auf einem Kreiſe oder einer Cykloide beſtimmen. Es ſei (Fig. 4.) der Körper Anfangs in dem

Fig. 4.



Punkte B des Kreiſes um C geweſen; während der Zeit t ſei derſelbe durch den Raum $BD = s$ in Folge der bloßen Wirkung der Schwere herabgefallen. CA ſei eine Verticallinie; der Winkel $BCA = \alpha$ und Winkel $DCA = \vartheta$. Während der Körper von B nach D ſich bewegt, erhält er dieſelbe Geſchwindigkeit, als wenn er den Raum EF frei durchfallen hätte (BE und DF ſind horizontal durch B und D gezogen). Es iſt alſo ſeine Geſchwindigkeit in D

$$v = \sqrt{2g \, . \, EF}.$$

Setzt man $CF = x$ und $CE = a$, ſo iſt

$$v = \sqrt{2g(x - a)}.$$

Da nun $v = \frac{ds}{dt}$, ſo ergibt ſich

$$dt = \frac{ds}{\sqrt{2g(x - a)}}.$$

Ferner iſt, wenn r den Radius des Kreiſes bedeutet,

$$s = r(\alpha - \vartheta) \text{ und } v = \frac{ds}{dt} = -r\frac{d\vartheta}{dt};$$

$$x = r\cos\vartheta \text{ und } a = r\cos\alpha,$$

folglich

$$dt = \frac{-r\,d\vartheta}{\sqrt{2gr(\cos\vartheta - \cos\alpha)}}.$$

Die Integration dieſes Ausdrucks iſt aber allgemein nur durch Entwickelung in eine Reihe möglich. Iſt α und ϑ ſo klein, daß man in den Ausdrücken für die Coſinus dieſer Winkel die vierten Potenzen vernachläſſigen darf, und alſo ſetzen $\cos\vartheta = 1 - \frac{\vartheta^2}{2}$ und $\cos\alpha = 1 - \frac{\alpha^2}{2}$, ſo wird die Gleichung für dt

$$dt = -\sqrt{\frac{r}{g}} \, \frac{d\vartheta}{\sqrt{\alpha^2 - \vartheta^2}}.$$

Durch Integration erhält man

$$t = \sqrt{\frac{r}{g}} \, \text{arc} \, . \left(\cos = \frac{\vartheta}{\alpha}\right),$$

weil für $t = 0$ $\vartheta = \alpha$ wird.

Hat der Körper den tiefſten Punkt erreicht, ſo ſteigt er auf der andern Seite wieder ebenſo hoch, wird dann wieder zurückfallen u. ſ. w.; es iſt alſo die Bewegung dieſelbe, wie die eines Pendels, deſſen Länge gleich r iſt (ſ. deshalb das Weitere unter dem Art. Pendel). Sucht man die Zeit, welche der Körper gebraucht, um auf der andern Seite dieſelbe Höhe α zu erreichen, ſetzt alſo $\vartheta = -\alpha$, ſo wird

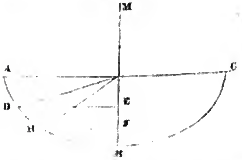
$$t = \sqrt{\frac{r}{g}} \, \text{arc} \, . \, (\cos = \quad 1)$$

$$t = \pi\sqrt{\frac{r}{g}}.$$

Da der Körper nun zum Herabfallen auf der einen Seite dieſelbe Zeit gebraucht, wie zum Steigen auf der andern, ſo gelangt er von B bis zum tiefſten Punkte A in der Zeit $\frac{1}{2}\pi\sqrt{\frac{r}{g}}$.

Fällt der Körper auf einer Cykloide, deren Ebene vertical iſt, ſo läßt ſich zeigen, daß *alle Bogen derſelben*, welche mit ihrem einen Endpunkte bis zum tiefſten Punkte reichen, in derſelben Zeit durchfallen werden. Es ſei ABC (Fig. 5) die Cykloide; der fallende Körper habe ſich

Fig. 5.



Anfangs in D befunden, und ſei in der Zeit t bis nach H gelangt. Werden die Bogen von B aus gerechnet, ſo iſt die Geſchwindigkeit

$$v = -\frac{ds}{dt},$$

weil ſie den Bogen BH zu verkleinern ſtrebt. Setzt man

ferner EB = b und FB = x, ſo iſt die während des Falles durch DH erlangte Geſchwindigkeit gleich der durch die Fallhöhe EF erzeugten (da DE und HF horizontal gezogen ſind), alſo

$$v = \sqrt{2g \,.\, EF} = \sqrt{2g(b-x)},$$

folglich

$$\sqrt{2g(b-x)} = -\frac{ds}{dt}$$

$$\sqrt{2g} \,.\, dt = -\frac{ds}{\sqrt{b-x}}.$$

Der Bogen s einer Cykloide iſt aber

$$s^2 = 4ax,$$

wenn a den Durchmeſſer des erzeugenden Kreiſes und x die Abſciſſe (von B aus auf der Linie BM gerechnet) bedeutet. Folglich wird

$$2s\,ds = 4a\,dx$$

$$ds = dx \,.\, \sqrt{\frac{a}{x}}$$

und

$$\sqrt{\frac{2g}{a}}\,dt = -\frac{dx}{\sqrt{b^2x - x^2}},$$

integrirt

$$t\sqrt{\frac{2g}{a}} = \mathrm{arc}\left(\cos = \frac{2x-b}{b}\right);$$

die Conſtante iſt = 0, weil für t = 0, x = b. Für x = 0, iſt der Körper in B, und die Zeit, welche er bis dahin gebraucht hat, t′ iſt

$$t'\sqrt{\frac{2g}{a}} = \mathrm{arc}(\cos = -1) = \pi$$

$$t' = \pi\sqrt{\frac{a}{2g}}.$$

Dieſe Zeit iſt unabhängig von der Höhe b des Punktes D, folglich werden alle Bogen der Cykloide, welche ſich im Punkte B endigen, in derſelben Zeit durchfallen, und zwar in ebenderſelben, als die ſehr kleinen Bogen eines Kreiſes, deſſen Radius r = 2a, d. h. gleich dem Krümmungshalbmeſſer im tiefſten Punkte der Cykloide. Dieſe Eigenſchaft der Cykloide, daß ſie eine iſochroniſche oder tautochroniſche Curve iſt, wurde zuerſt von Huygens bemerkt.

Die Cykloide iſt ferner deshalb merkwürdig, weil ſie auch diejenige Curve iſt, auf welcher ein Körper am ſchnellſten von einem höhern Punkte zum tiefern gelangt; ſie heißt deshalb die Brachyſtochrone. Es läßt ſich dieſe Eigenſchaft derſelben, mit Hilfe der Variationsrechnung, auf folgende Weiſe zeigen. Die Geſchwindigkeit v iſt $= \frac{ds}{dt}$, folglich

$$dt = \frac{ds}{v} \text{ und } t = \int\frac{ds}{v}.$$

Soll nun t ein Minimum werden, ſo muß auch $\int\frac{ds}{v}$ ein Minimum werden.

Die Curve, auf welcher der Körper fallen wird, muß offenbar durch beide Punkte gehen; es wird alſo die Rechnung vereinfacht werden, wenn man den Anfangspunkt der Coordinaten in den höchſten Punkt legt und die Axe der Abſciſſen x zugleich horizontal; durch dieſe letztere Lage iſt der Vortheil gewonnen, daß die Ordinate y zugleich die verticale Höhe des Falles beſtimmt, und daß folglich ſtets $v = \sqrt{2gy}$. — Es iſt ferner $ds = \sqrt{dx^2 + dy^2}$, ſodaß

$$t = \int\frac{ds}{v} = \int\frac{\sqrt{dx^2+dy^2}}{\sqrt{2gy}} = \frac{1}{\sqrt{2g}}\int\frac{\sqrt{dx^2+dy^2}}{\sqrt{y}}.$$

Dies Integral ſoll nun ein Minimum werden; es genügt aber, wenn $\int\frac{\sqrt{dx^2+dy^2}}{\sqrt{y}}$ ein Minimum wird, da $\frac{1}{\sqrt{2g}}$ eine conſtante Größe iſt. Es wird aber ein Minimum ſein, wenn

$$\delta\int\frac{\sqrt{dx^2+dy^2}}{\sqrt{y}} = 0,$$

oder

$$\int\delta\left[\frac{\sqrt{dx^2+dy^2}}{\sqrt{y}}\right] = 0$$

(ſ. Variationsrechnung), wo δ das Zeichen der Variation iſt; oder ausgeführt

$$\int\left[\frac{dx \,.\, \delta dx}{ds \,.\, \sqrt{y}} + \frac{dy \,.\, \delta dy}{ds \,.\, \sqrt{y}} - \frac{1}{2}\frac{ds \,.\, \delta y}{\sqrt{y^3}}\right] = 0.$$

Wird δdx in dδx verwandelt und die Integration durch Theilung ausgeführt, ſo kommt

$$\frac{dx}{ds \,.\, \sqrt{y}}\,\delta x + \frac{dy}{ds \,.\, \sqrt{y}}\,\delta y - \int\left[\delta x \,.\, d\left(\frac{dx}{ds \,.\, \sqrt{y}}\right) + \delta y\left(d \,.\, \frac{dy}{ds \,.\, \sqrt{y}} + \frac{ds}{2\sqrt{y^3}}\right)\right] = \mathrm{Const.}$$

Da δx und δy von einander unabhängig ſind, ſo können die noch unter dem Integralzeichen ſtehenden Werthe nur verſchwinden, wenn der Coëfficient von δx und von δy gleich Null iſt; alſo

$$d \,.\, \frac{dx}{ds \,.\, \sqrt{y}} = 0$$

und

$$\frac{ds}{2\sqrt{y^3}} + d \,.\, \frac{dy}{ds\sqrt{y}} = 0.$$

Die erſte Gleichung gibt

$$\frac{dx}{ds\sqrt{y}} = \mathrm{Const.},$$

oder, wenn die Conſtante anders ausgedrückt wird,

$$a\,dx^2 = y \,.\, ds^2;$$

hieraus folgt, wenn für ds^2 ſein Werth $dx^2 + dy^2$ geſetzt wird,

$$dx = dy\sqrt{\frac{y}{a-y}}$$

und wenn der Zähler und Nenner mit $\sqrt{y}$ multiplicirt wird,

$$dx = \frac{y \, . \, dy}{\sqrt{ay - y^2}}.$$

Dies iſt aber bekanntlich die Differentialgleichung einer Cykloide, deren Baſis horizontal liegt, und deren erzeugender Kreis die Größe a zum Durchmeſſer hat; durch Integration erhält man

$$x + \sqrt{ay - y^2} = a \operatorname{arc}\left(\sin = \frac{\sqrt{ay - y^2}}{a}\right),$$

da für $y = 0$ auch $x = 0$ ſein muß. Der Anfangspunkt der Cykloide liegt in dem obern Punkte, von dem aus der Körper fällt. In der Gleichung derſelben iſt nur noch der Durchmeſſer des erzeugenden Kreiſes a zu beſtimmen; er muß ſo beſtimmt werden, daß die Cykloide auch durch den untern Punkt geht. Sind deſſen Coordinaten x' und y' gegeben, ſo muß ſein

$$x' + \sqrt{ay' - y'^2} = a \operatorname{arc}\left(\sin = \frac{\sqrt{ay' - y'^2}}{a}\right)$$

eine Gleichung, in welcher alle Größen, außer a, bekannt ſind.

Die zweite Bedingungsgleichung

$$\frac{ds}{2\sqrt{y^3}} + d \, . \, \frac{dy}{ds\sqrt{y}} = 0$$

gibt ganz daſſelbe, als die erſte, wie ſich leicht dadurch zeigen läßt, daß die aus der erſten abgeleiteten Werthe auch der zweiten genügen; es war nämlich

$$ds\sqrt{y} = dx\sqrt{a}$$

$$dx = dy\sqrt{\frac{y}{a - y}},$$

und hieraus folgt

$$ds = dy\sqrt{\frac{a}{a - y}}.$$

Wird dieſer Werth in die zweite Bedingungsgleichung für ds eingeſetzt, ſo wird

$$d \, . \, \frac{dy}{ds\sqrt{y}} = d \, . \, \sqrt{\frac{a - y}{ay}} = \frac{-\frac{1}{2}\sqrt{a} \, . \, dy}{\sqrt{y^3(a - y)}},$$

und

$$\frac{ds}{2\sqrt{y^3}} = \frac{+\frac{1}{2}\sqrt{a} \, . \, dy}{\sqrt{y^3(a - y)}},$$

dieſe Werthe heben ſich aber auf. Die Cykloide iſt alſo die Linie des ſchnellſten Falles.

Die Aufgabe, eine Curve zu beſtimmen, in welcher ein Körper nach dem Galilei'ſchen Geſetze in gleicher Zeit gleich hoch herabfällt, wurde zuerſt von Leibnitz und J. Bernoulli gelöſt. Sebaſtien[12]) leitete daraus eine ſinnreiche Art ab, um die Richtigkeit des Galilei'ſchen Geſetzes zu prüfen. Denkt man ſich eine Parabel, deren Axe vertical iſt, um dieſe Axe herumgedreht, ſo entſteht ein Paraboloid; wird nun auf der Fläche deſſelben ein ſchraubenförmiger Gang ausgehöhlt, der in jedem Punkte unter demſelben Winkel α gegen den Horizont geneigt iſt, ſo wird ein in dieſem Gange herablaufender Körper jeden einzelnen Umgang in derſelben Zeit zurücklegen, wie ſich leicht beweiſen läßt. Am einfachſten nimmt man die verticale Axe der Parabel zur Abſciſſenaxe; dann iſt der Radius eines Kreiſes, welcher durch irgend einen Punkt des Paraboloids gezogen iſt, gleich der Ordinate der Parabel in dieſem Punkte y; für die Parabel iſt aber $y = \sqrt{px}$, wo p den Parameter bedeutet. Iſt ds ein unendlich kleines Theilchen des Ganges, das alſo gegen den Horizont den Winkel α bildet, und bedeutet φ den horizontalen Winkel, welcher zu ds gehört, ſo iſt

$$ds = \frac{y \, . \, d\varphi}{\cos\alpha},$$

oder, da $y = \sqrt{px}$,

$$ds = \frac{d\varphi}{\cos\alpha}\sqrt{px}.$$

Die von dem herablaufenden Körper zurückgelegte verticale Höhe oder Tiefe iſt aber x, wenn derſelbe vom Scheitel der Parabel ausgegangen, folglich iſt die Geſchwindigkeit deſſelben in irgend einem Punkte $v = \sqrt{2gx}$. Es iſt aber $v = \frac{ds}{dt}$, folglich $dt = \frac{ds}{v}$, und für ds und v obige Werthe geſetzt:

$$dt = \frac{d\varphi \, . \, \sqrt{px}}{\cos\alpha \sqrt{2gx}} = \frac{d\varphi}{\cos\alpha}\sqrt{\frac{p}{2g}},$$

und durch Integration $t = \frac{\varphi}{\cos\alpha}\sqrt{\frac{p}{2g}}$, da für $\varphi = 0$ auch $t = 0$. Die Zeit t iſt alſo dem horizontalen Winkel φ proportional, ſodaß alſo alle *Umläufe* in derſelben Zeit vollendet werden. *(Hankel.)*

FALL (Lehnrecht), bedeutet das, was zufallen wird, daher ein Gut, das durch den Tod ſeines Beſitzers bald eröffnet und daher dem Lehnherrn anheimfallen wird. S. d. Art. Heimfall des Lebens. *(Ferdinand Wachter.)*

Fall (Bergbau), ſ. Gang.

Fall (Grammatik), ſ. Casus.

FALLANDI FORAD (nord. Myth.), die fallende Brücke, auch falſche Vorſpiegelung, Name der Thürſchwelle, welche in die Wohnung der Todesgöttin Hela führt. *(Richter.)*

FALLBACH, ein der Herrſchaft Laßdorf unterthäniges Dorf im Viertel (Kreiſe) unter dem Manhartsberge des Erzherzogthums Öſterreich unter der Ens, mit einer eigenen kathol. Pfarre, welche zum Erzbisthum Wien gehört, 998 Seelen umfaßt und unter dem Patronate der Herrſchaft ſteht, einer Schule und einem Gaſthauſe. *(G. F. Schreiner.)*

FALLBÄUME (Orgues), dienten in der frühern Zeit, durch Querhölzer zu einem Gitterwerke vereinigt, als Fallgatter zum augenblicklichen Verſchließen des Thores der Städte und Schlöſſer, weil ſie an einer Welle hingen und leicht von Oben herunter gelaſſen werden konnten. Weil jedoch das Fallgatter (Herse) durch ein untergeſetz-

12) Mémoires de l'acad. des sciences pour 1699.

tes Holz aufgehalten und unwirkſam gemacht werden konnte, zog man es nachher vor, die ſechs Zoll ſtarken Bäume nicht mehr mit einander zu verbinden; ſondern jeden einzeln an die Welle zu ſenken, daß ſie nun nicht mehr auf die angegebene Weiſe unbrauchbar wurden. Der bedeckte Weg und das vor dem Thore liegende Ravelin haben ſie aber entbehrlich gemacht, man findet ſie nur noch an alten Ritterburgen, zur Erinnerung der Fehden früherer Zeit. (*v. Hoyer.*)

FALLEN. 1) Ein Fluß in Irland, welcher ſich nicht weit von Lanesborough, in der Grafſchaft Longford, in den Shannon ergießt. 2) Fallen Stadt, oder Alt-Jeruſalem, eine Reihe von Felſen zwiſchen den Jungferninſeln in Weſtindien, unter 18° 10′ nördl. Br. und 62° 53′ weſtl. L. (*Eiselen.*)

FALLENIA. Meigen und Wiedemann trennen unter dieſer Benennung zwei, von andern Schriftſtellern zu Nemestrina *Latr.* gerechnete Fliegenarten (Nem. fasciata *Latr.* Cytherea fasciata *Fabr.* aus dem ſüdlichen Europa und Nem. caucasica *L.* Volucella caucasica *Pall.* in Wiedemann's zoolog. Magaz. 1. Bd. 1. St. S. 7), da ſie den netzförmigen Aderverlauf an der Spitze der Flügel, welcher die Nemeſtrinen auszeichnet, nicht beſitzen, aber in Hinſicht des mehr als körperlangen Rüſſels und der Fühlerbildung mit ihnen übereinſtimmen. (*Germar.*)

FALLERSLEBEN. 1) Amt in der hannöverſchen Landdroſtei (Fürſtenthum) Lüneburg, an der Aller. Es hat gegen 700 Häuſer und 6000 Einwohner in 17 Ortſchaften, und wurde ſonſt in die beiden Gohgrafſchaften Grävenloh und Haſenwinkel eingetheilt. In der erſtern liegt 2) der Marktflecken Fallersleben, zwiſchen Gifhorn und Helmſtedt (in Urkunden gewöhnlich Vallerſchleben), 170 Häuſer, 1400 Einw., Amthaus und Superintendentur. Albert Crantz erzählt von dieſem Orte, daß er ſchon zu Heinrich's I. Zeit vorhanden und von den Obotriten und Wenden verwüſtet ſei. Derſelbe Kaiſer habe eine früher zu Engern von Wittekind geſtiftete Collegiatkirche nach Fallersleben transferirt; auch ſei ein ſehr frommer Biſchof Marcus dort geweſen, hernach aber von Otto I. das Bisthum nach Magdeburg verlegt worden. Gewiſſer iſt, daß Fallersleben bis 1337 den Grafen von Woldenberg gehörte, welche es damals an die Herzoge Otto und Wilhelm von Lüneburg verkauften. Seit der Zeit war das von Herzog Franz von Gifhorn erbaute Schloß oder Amthaus, zuweilen fürſtlicher Witwenſitz (wie um 1550). Am bekannteſten aber iſt wol Fallersleben dadurch geworden, daß der hier 1798 geborne Dichter und Sprachforſcher Hoffmann ſich nach dieſer ſeiner Heimath zu nennen pflegt. (*Daniel.*)

FALLETTI (Girolamo), geb. zu Trino im Piemonteſiſchen, aber in Savona erzogen, weshalb letztere Stadt oft für ſeinen Geburtsort gehalten worden iſt. Man weiß nichts von ſeiner Jugend und ſeinem Bildungsgange; doch muß er gute claſſiſche Studien gemacht haben, da er ſich vorzüglich durch ſeine Reden in lateiniſcher Sprache auszeichnete. Noch jung kam er nach Ferrara, wo er 1520 auf den Tod des Cardinals Ippolito von Eſte und 1534 auf den Tod des Herzogs Alfons I. Reden verfaßte, von denen es indeſſen ungewiß iſt, ob er ſie wirklich gehalten oder nur niedergeſchrieben habe. Später lebte er eine Zeit lang in Löwen und ſcheint ſelbſt an dem Kriege Karl's V. gegen Frankreich Theil genommen zu haben, welchen er unter dem Titel: De bello Sicambrico in lateiniſchen Verſen beſang. Im Anfange des J. 1543 war er wieder in Ferrara, wo er den Papſt Paul III., welcher dorthin gekommen, in einer feierlichen Rede bewillkommnete. In Ferrara legte er ſich ernſtlich auf die Jurisprudenz, und trat in die Dienſte des Herzogs Ercole II., welcher ihn fortwährend zu Geſandtſchaften und feierlichen Beſchickungen gebrauchte. So wurde er an Karl V. und auch nach Polen geſendet, wo er 1548 dem König Sigismund eine Leichenrede und dem neuen Könige Sigismund Auguſt eine Glückwünſchungsrede hielt. Nach Italien zurückgekehrt ward er 1550 nach Rom geſchickt, um den neuen Papſt Julius III. abermals in einer lateiniſchen Rede zu begrüßen.

Zuletzt ward er bleibender Geſandter des Herzogs in Venedig, wo er unter anderen Geſchäften auch dem Herzog ſehr behilflich war, Bücher und Manuſcripte für ſeine Bibliothek, die ſpätere Eſtenſis, jetzt in Modena, anzukaufen. In Venedig ſchloß er ſich eng an Paulus Manutius an, welcher aus Freundſchaft für ihn eine ſchöne Ausgabe ſeiner lateiniſchen Gedichte: De bello Sicambrico L. IV. et alia poemata Lib. VIII. (Ven. 1557. 4.) und das Jahr darauf eben eine ſolche Ausgabe ſeiner Reden: Orationes XII, 1558 sq. veranſtaltete. Seine Latinität erreicht indeſſen nicht die Eleganz und Correctheit mehrer ſeiner Zeitgenoſſen. Der Herzog, mit ſeinen Dienſten ſehr zufrieden, ernannte ihn noch zum Grafen von Frignano, dennoch ſcheint es, daß er ſeine Familie in dürftigen Umſtänden hinterlaſſen; er ſtarb wahrſcheinlich 1564 zu Padua. Sein Hauptwerk, eine Geſchichte des Hauſes Eſte, welche er bis zum J. 1300 geführt hatte, iſt ungedruckt geblieben, und man hat davon zwei Handſchriften, wovon die ſpätere dem Herzog Alfons II. dedicirt iſt. (*Blanc.*)

Falley, ſ. Valley.

FALLHÖFNER oder FALLHOFFNER (nord. Myth.), wahrſcheinlich von Fallegr, ſchön, wacker, und hof, Huf, alſo das Schönhufige, Benennung eines der zwölf Pferde, auf welchem die Aſen täglich über die Brücke Bifroſt zu dem Urdarbrunnen unter der Eſche Ygdraſil reiten, um Rath und Gericht zu halten. Jüngere Edda Fab. 14; Grimnis-mal Str. 30. (*Richter.*)

FALLIMENT, FALLISSEMENT, auch Bankrott, Banqueroute, Concurs. Man ſtellt gewöhnlich dieſe Ausdrücke als gleichbedeutend zuſammen, aber mit Unrecht. Falliment, Falliſſement, von dem italieniſchen Fallimento abzuleiten, welches Fehler, Verſehen, Mangel bezeichnet, und Bankrott (Bankbruch) haben den Begriff eines Zuſtandes, worein Jemand geräth oder worin er ſich befindet, deſſen Vermögen nicht ausreicht, ſeine Schulden zu bezahlen. Concurs drückt dagegen, wie in dem Worte ſelbſt liegt, die Folge eines ſolchen Zuſtandes, nämlich das Zuſammenlaufen, Zuſammentreten der Gläubiger mit ihren Foderungen, aus, und iſt der Übergang von dem

Bankrott zu dem Concursproceſſe. Inzwiſchen unterſcheidet man im gewöhnlichen Verkehre ſelten die verwandten Begriffe, und veranlaßt häufig die Wiſſenſchaft, die ſich nicht gern von dem Leben trennen will, eine gleiche Unbeſtimmtheit zu verſchulden. Wenn wir aber vorher ſagten, daß der Bankrott den Zuſtand der Unfähigkeit Jemandes bezeichne, ſeine Schulden zu bezahlen, ſo muß dieſer Erklärung noch eine nähere Beſtimmung hinzugefügt werden, um die Verwechſelung von Bankrott und Inſolvenz (Zahlungsunfähigkeit) zu verhindern. Die Inſolvenz iſt das gegenwärtige Unvermögen Jemandes, ſeine Gläubiger zu befriedigen, während der Bankrott ein ſolches Unvermögen als abſolut erſcheinen läßt. Es kann Jemand für den Augenblick überhaupt außer Stande ſein, ſeinen Zahlungsverbindlichkeiten zu genügen, oder er iſt es lediglich in Beziehung auf ein gewiſſes Vermögen; aber in beiden Fällen iſt nicht nothwendig eine abſolute Unfähigkeit der Befriedigung der Gläubiger vorhanden, wie ſie der Bankrott vorausſetzt. Die Inſolvenz geht immer dem Bankrott voraus, und kann ihn verurſachen, oder ſie iſt die Form, in welcher ſich der Bankrott darſtellt, ſo lange er noch nicht ausgeſprochen iſt. Ehe ſich feſtſtellt, ob Jemand abſolut unfähig ſei, ſeine Gläubiger zu befriedigen, muß er ſich für außer Stande erklärt haben, dieſe oder jene an ihn gemachte Foderung zu befriedigen, und dadurch veranlaßt ſein, die Balanz zwiſchen ſeinem Vermögen und ſeinen Schulden zu ziehen; aber, wenn er wirklich im Augenblick nicht fähig iſt, Foderungen, die an ihn gemacht werden, zu zahlen, und die Gläubiger, welche dieſe Foderungen machen, ihm keine Nachſicht bewilligen; ſo kann durch die Wirkung, welche dieſe Verlegenheit auf ſeinen Credit hervorbringt, eine ſolche Zerrüttung in ſeinem Vermögen entſtehen, daß die Inſolvenz in Bankrott übergeht. Denn ſobald von Jemandem verlautet, daß er dieſen oder jenen Gläubiger nicht befriedigen kann, verbreitet ſich ein Mistrauen in Rückſicht ſeiner finanziellen Lage, und es melden ſich immer mehr Gläubiger, welche befriedigt ſein wollen. Macht nun der ſo Bedrängte Anſtrengungen, um die Mittel zu ihrer Befriedigung aufzubringen, und erhält er dieſelben nur zu immer ungünſtigeren Bedingungen für ihn, ſo wird es dahin kommen können, daß ſein Vermögen, welches früher ſehr wohl zur Deckung aller ſeiner Schulden hinreichte, ſich unzulänglich zeigt. — Zum wirklichen Bankrott gehört aber, wie auch ſchon hieraus hervorgeht, nicht blos, daß Jemand nicht fähig iſt, mit ſeinem Vermögen alle ſeine Schulden zu bezahlen, ſondern, daß er in eine Lage gebracht wird, worin ſich dies Misverhältniß ausſpricht. Es müſſen alſo wirklich ſolche Foderungen an ihn gemacht werden, die ſich von ſeinem Vermögen nicht ganz decken laſſen. Oft ſetzt ein Kaufmann mit Hilfe ſeines Credits ſein Geſchäft noch lange fort, nachdem er ſich hat geſtehen müſſen, daß er ſich würde für bankrott erklären müſſen, wenn er genöthigt wäre, auf einmal alle ſeine Gläubiger zu befriedigen; ja eine ſolche Lage kann ſehr wohl, von keinem Fremden bemerkt, vorübergehen, und ſelbſt einer entgegengeſetzten weichen. — Nach allem dem würden wir nunmehr die Erklärung des Bankrotts alſo faſſen müſſen, um alle Dunkelheit daraus zu entfernen: er iſt der Zuſtand der abſoluten Unfähigkeit Jemandes, mit ſeinem Vermögen die Foderungen zu befriedigen, welche wirklich an ihn gemacht werden. — Am gewöhnlichſten kommt der Bankrott bei Kaufleuten vor, wenn man dieſen Ausdruck auf alle diejenigen anwendet, welche einen Umſatz von Waaren gegen Waaren oder Geld machen, und aus dieſem Umſatze ihr Einkommen allein oder doch vorzugsweiſe ziehen; denn da ihr Vermögen größtentheils aus umlaufenden Capitalien beſteht, ſo können ſie die Foderungen ihrer Gläubiger nicht durch eine Hypothek oder ein Unterpfand ſicher ſtellen, ſondern haften ihnen mit ihrem geſammten Eigenthum und ihrer Perſon. Ihre Inſolvenz gibt daher auch ihren Gläubigern das Recht, ihr ganzes Vermögen in Anſpruch zu nehmen, während bei andern Schuldverhältniſſen, welche, wie es in der Regel der Fall iſt, durch Pfandcredit, oder, und hauptſächlich durch hypothekariſchen Credit vermittelt werden, die Gläubiger ſich nur an das Pfand oder die Hypothek zu halten haben und das übrige Vermögen unangetaſtet laſſen müſſen. Dort kann daher die Inſolvenz allein eine allgemeine werden, während ſie hier eine beſchränkte bleibt. — Auf dem Gebiete des Handels und ſolcher gewerblichen Unternehmungen, welche mit ausgedehnteren Handelsgeſchäften verbunden ſind, wie die der bedeutenderen Fabrikanten, gibt es oft große Wechſel in dem Waarenumſatze. Bald zeigen ſich Gelegenheiten zu gewinnvollen Speculationen, bald aber verſchwinden wieder die günſtigen Ausſichten, und es folgen einander Verlegenheiten und Verluſte. Hier kann alſo leicht eine Inſolvenz, ja ein Bankrott eintreten. Aber auch Leichtſinn und Sorgloſigkeit oder auch die Scheu und der Widerwille, diejenigen Maßregeln zu ergreifen, welche nothwendig ſind, um einen Bankrott abzuwenden, können dieſen herbeiführen. Inzwiſchen würden dieſe Urſachen des Übels allein nicht in dem großen Umfange wirkſam ſein, wie ſie es wirklich ſind, wenn ſich mit ihnen nicht eine ausgedehnte und oft misbräuchliche Benutzung des kaufmänniſchen Credits verbände. Theils iſt es nicht wol möglich, die Waare, welche Jemand empfängt, ſogleich zu bezahlen, theils aber geben die Kaufleute ihre Waaren auch gern auf Credit, um ihnen einen größeren Abſatz zu verſchaffen. So iſt es dahin gekommen, daß im Handel der Credit der wichtigſte Hebel der Geſchäfte geworden iſt, und daß ein großer Theil des Vermögens vieler Kaufleute in den Foderungen beſteht, die ſie an andere zu machen haben. Da ſie nun aber nicht mit Sicherheit auf die Bezahlung dieſer Foderungen rechnen können, dagegen aber als gewiß vorausſetzen dürfen, daß die Summen, die ſie ſelbſt ſchulden, ihnen werden abgefodert werden, ſo iſt ihr Guthaben immer ein misliches Deckungsmittel ihrer Schulden, und ein um ſo mislicheres, je mehr ihre Schuldner mit andern Kaufleuten in Geſchäftsverbindung ſtehen, und Gefahr laufen, durch den Bankrott des einen oder des andern, wenn auch nicht ſelbſt in Bankrott zu gerathen, ſo doch einen mehr oder minder empfindlichen Schlag zu bekommen. — Außer den hier entwickelten Urſachen des Bankrotts iſt auch endlich noch

eine in dem betrüglichen Benehmen ſolcher Perſonen zu ſuchen, welche gewiſſenlos genug ſind, eine abſolute Zahlungsunfähigkeit vorzugeben, während ſie einen Theil ihres Vermögens, welcher mehr als hinreichend ſein würde, ihre Schulden zu bezahlen, ihren Gläubigern ſo entzogen haben, daß dieſe keine Anſprüche darauf machen können. Ihnen gelingt es auf ſolche Art, ſich von ihren Schulden zu befreien, und den Beweis für die Möglichkeit der ſonderbaren Erſcheinung zu führen, daß Jemand nach einem Bankrotte reicher ſein könne, als vor demſelben. Wenn man nun bedenkt, welche Zerrüttungen in dem Vermögen oft vieler Perſonen durch den Bankrott eines einzigen herbeigeführt werden können, ſo wird man ſich nicht wundern, daß die Geſetze falſche Bankrottirer mit großer Strenge behandeln. (*Eiselen.*)

FALLINGBOSTEL (bei ältern auch Fallingspoſtel, Fallenpoſtel). 1) Amt in der hanöverſchen Landdroſtei (Fürſtenthum) Lüneburg an der Böhme, iſt hügelig und hat Stein-, Sand- oder Moorboden, daher nicht hinlängliches Getreide, aber gute Waldung. Es enthält in 13 Bauerſchaften, zu denen 49 Dörfer und Weiler gehören, 680 Häuſer und 6000 Einw. Zwiſchen Südboſtel und Lohe ſind die ſogenannten ſieben Steinhäuſer; ſie liegen auf einem kleinen Berge, ſind aus großen rauhen Kieſelſteinen erbaut, die oben mit einem großen platten Stein zugedeckt ſind. Jedes hat neun bis zwölf Schuh im Gevierte und iſt fünf bis ſechs Schuh hoch. Sie ſollen noch aus der Heidenzeit ſtammen. 2) Pfarr- und Amtsdorf, an der Böhme, Papiermühle, Holzhandel, 65 Häuſer und 500 Einwohner. (*Daniel.*)

Fallkraut, ſ. Arnica montana und Inula dysenterica.

FALLMASCHINE. Der Zweck dieſer Maſchine iſt die Beſtätigung der Geſetze des freien Falles. Weil beim freien Fall ſelbſt die Geſchwindigkeit ſo groß iſt, daß ſich genaue Meſſungen ſchwierig ausführen laſſen, ſo wandte Galilei die ſchiefe Ebene an, auf welcher er die Bewegung langſamer und ſchneller machen konnte. Atwood behielt, um den gleichen Zweck zu erreichen, den freien Fall bei, machte aber die Geſchwindigkeit des fallenden Körpers dadurch geringer, daß er ein kleineres fallendes Gewicht mit größern Maſſen, die zugleich mit bewegt werden mußten, in Verbindung brachte.

Die Atwood'ſche Fallmaſchine beſteht in ihren Haupttheilen aus einer verticalen Säule, auf welcher von Oben nach Unten eine Theilung (gewöhnlich in Zoll und Zehntelzoll) aufgetragen iſt, und aus einer Rolle, welche einen ausgehöhlten Rand hat, und zur Aufnahme einer Schnur, welche an jedem Ende ein Gewicht trägt, dient. Damit die Säule vertical geſtellt werden kann, iſt ſie auf einem dreieckigen Brete befeſtigt, welches auf Stellſchrauben ruht. Die Rolle, welche möglichſt wenig Reibung bei ihrer Umdrehung erleiden darf, liegt mit ihren Zapfen auf Frictionsrollen. Es ſcheint indeſſen, als ob man der Frictionsrollen entbehren könne, wenn man es ſo vorrichtet, daß die in koniſche Zapfen endende Axe der Rolle in Hohlkegeln läuft, welche, da ſie in einen ſtumpfen Winkel enden, und ihre Spitzen noch etwas hinter den Enden der Zapfen ſich befinden, dieſe letztern nur in einem Punkte berühren*). Die an der Schnur befeſtigten Gewichte beſtehen aus kreisrunden Scheiben, welche durch ein in ihrer Mitte ſenkrecht auf ihnen befeſtigtes Stäbchen mit der Schnur verbunden ſind. Auf dieſe Scheiben laſſen ſich andere ebenfalls ſcheibenförmige Gewichte auflegen; häufig ſind dieſe letztern an einer Seite aufgeſchnitten, um ſie bequemer von der Seite aufſchieben zu können. Außer dieſen Gewichten gibt es dann aber noch andere, welche platte Stäbchen bilden, deren Länge jedoch den Durchmeſſer der Scheiben um mehre Linien übertrifft.

Will man den Apparat gebrauchen, ſo wird die Schnur über die Rolle gelegt, und an beiden Seiten zunächſt ein gleiches Gewicht befeſtigt. Legt man nun auf das eine derſelben ein anderes kleineres Gewicht auf, ſo wird dieſes anfangen zu fallen, aber es muß bei ſeiner Bewegung die andern beiden mit gleicher Geſchwindigkeit mit fortbewegen (und zwar ſinkt das eine, während das andere ſteigt). Dadurch wird die Beſchleunigung des Falles offenbar geringer. Wenn n das kleinere hinzugefügte Gewicht iſt, und g die Endgeſchwindigkeit am Ende der erſten Secunde beim freien Fall bedeutet, ſo hätte nach einer Secunde die Maſſe n die Größe der Bewegung ng. Wenn aber n bei ſeinem Fall auch noch die Maſſe $2m$ (wenn jedes der beiden gleichen Gewichte $= m$ iſt), alſo zuſammen $2m+n$ zu bewegen hat, ſo wird ſeine Geſchwindigkeit am Ende der erſten Secunde x ſein, und die Größe der Bewegung ausgedrückt werden durch $x\,(2m+n)$. Die beiden Ausdrücke gn und $x\,(2m+n)$ müſſen aber gleich ſein, weil ſie beide hervorgebracht ſind, indem dieſelbe Kraft der Schwere eine Secunde lang auf die Maſſe n wirkte; es iſt alſo $gn = x\,(2m+n)$, und folglich:

$$x = g \cdot \left(\frac{n}{2m+n}\right)$$

woraus man deutlich ſieht, daß x ſtets kleiner als g iſt. Man kann durch Änderung der Gewichte die Endgeſchwindigkeit nach einer Secunde x ſo ſehr verringern, als man will; ſoll z. B. x gleich $\frac{1}{100}$ g ſein, ſo hat man

$$\frac{1}{100} = \frac{n}{2m+n} \text{ alſo } 100n = 2m+n \text{ und } n = \frac{m}{49,5}.$$

Es müßte alſo das hinzugefügte Gewicht ungefähr der funfzigſte Theil ſein von dem angehängten Gewicht m, wenn die Bewegung hundertmal langſamer gehen ſollte, als beim freien Fall.

Hätte man x genau gemeſſen, ſo könnte man auch umgekehrt g finden, wenn nicht andere genauere Mittel bekannt wären, um dieſen Werth zu beſtimmen (ſ. Pendel); es wäre

$$g = \frac{x(2m+n)}{n}.$$

Dieſe Maſchine gewährt dadurch, daß die Bewegung langſamer vor ſich geht, den Vortheil, daß man die

*) Repertorium der Phyſik von Dove. I. Bd. S. 109.

durchlaufenen Räume mit vieler Genauigkeit meſſen kann, und dann auch den Widerſtand der Luft gänzlich vernachläſſigen darf.

Will man indeſſen genaue Werthe erlangen, ſo muß man noch berückſichtigen, daß die Rolle ſammt der Schnur ebenfalls durch das kleine fallende Gewicht mit in Bewegung geſetzt werden muß. Das Gewicht der Rolle muß aber erſt auf die Entfernung der Schnur reducirt werden. Iſt die Rolle durchbrochen gearbeitet, ſodaß nur einzelne Radien zur Verbindung des Randes mit der Axe (wie bei einem Rade) dienen, ſo liegt faſt das ganze Gewicht nahe in derſelben Entfernung vom Mittelpunkte, wie die Schnur, und es wird dann offenbar der Fehler nur gering ſein, wenn man unter 2m in obiger Rechnung das Gewicht der Rolle mit der Schnur und den angehängten beiden Gewichten verſteht. Um den Raum mit Genauigkeit zu beſtimmen, läßt man diejenige Schnur, welche das Gewicht $m + n$ trägt, möglichſt nahe vor der Theilung der Säule hinuntergehen; zur Begrenzung der Bewegung dient eine an der verticalen Säule verſchiebbare Unterlage, gegen welche das Gewicht beim Falle anſtößt. An dem obern Ende der Maſchine, unterhalb des Rades, iſt gewöhnlich noch ein mit Tuch bekleideter Hebel angebracht, welcher die Schnur gegen ein gegenüberſtehendes Bret andrückt und auf dieſe Weiſe die Bewegung hemmt; ſoll die Bewegung beginnen, ſo wird er durch einen Schlag plötzlich zurückbewegt. Bisweilen iſt neben der Fallmaſchine gleich eine Uhr befeſtigt, deren Zeiger durch den Hebel ebenfalls in demſelben Augenblicke frei wird, in welchem der Fall beginnt.

Um durch dieſe Maſchine das Geſetz zu beweiſen, daß die durchlaufenen Räume ſich verhalten wie die Quadrate der Zeiten, bringt man das mit dem gehörigen Übergewichte verſehene Gewicht grade dem Nullpunkte der Scala gegenüber. In demſelben Augenblicke, in welchem man den Hebel fortſtößt, fängt man an die Zeit zu zählen, bis das ſinkende Gewicht auf die Unterlage anſtößt. Wird dieſe Unterlage auf verſchiedene Höhen geſtellt und die Zeiten dieſer Fallräume gemeſſen, ſo findet ſich das angegebene Geſetz beſtätigt.

Man kann auch mit Hilfe der Atwood'ſchen Fallmaſchine die Geſchwindigkeit beſtimmen, welche der Körper durch den Fall während einer beſtimmten Zeit erlangt. Soll z. B. die Geſchwindigkeit am Ende der erſten Secunde beſtimmt werden, ſo wendet man als Übergewicht ein kleines Stäbchen an, welches auf das herabſinkende Gewicht gelegt iſt, aber um einige Linien auf jeder Seite hervorſteht. Eine mit einer Öffnung verſehene Unterlage wird nun durch Verſuche ſo geſtellt, daß das Gewicht grade nach einer Secunde hindurchgeht. Die Öffnung der Unterlage iſt aber nur ſo groß, daß das Gewicht hindurch geht, das Stäbchen aber nicht. Es wird alſo nach der Zeit von einer Secunde das Stäbchen von dem Gewichte fortgenommen, und ſo die beſchleunigende Wirkung der Schwere nach einer Secunde aufgehoben. Wird nun die nicht durchbrochene Unterlage in einer doppelt ſo großen Entfernung von der durchbrochenen geſtellt, als dieſe letztere vom Nullpunkte entfernt iſt, ſo wird genau zu Ende der zweiten Secunde das Gewicht, das vermöge der erlangten Geſchwindigkeit ſich fortbewegt, gegen die zweite Unterlage treffen. Es iſt alſo die Geſchwindigkeit, welche ein fallender Körper in einer Secunde erlangt, doppelt ſo groß als der Fallraum von einer Secunde; daſſelbe gilt auch von allen andern Zeiten. (*Hankel.*)

FALLOPIA. So nannte Loureiro (Flor. cochinchin. ed. *Willd.* p. 409), zu Ehren des berühmten italieniſchen Anatomen, Gabriel Fallopia (Faloppia), eine noch zweifelhafte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der 13. Linné'ſchen Claſſe und von unbekannter natürlicher Verwandtſchaft. Char. In einer gemeinſchaftlichen zwölfblättrigen Hülle, deren Blättchen lanzett-linienförmig und hinfällig ſind, ſtehen drei Blümchen mit fünf eiförmigen Corollenblättchen und fünf eiförmig-ablangen Schüppchen; die Staubfäden ſind fadenförmig, von ungleicher Länge, mit rundlichen Antheren; der faſt kugelige, freie Fruchtknoten trägt einen dicken, pfriemenförmigen Griffel mit einfacher Narbe; die Beere iſt faſt kugelig, einfächerich, vierſamig. Die einzige Art, welche Loureiro bei Canton in China gefunden hat, F. nervosa *Lour.* (l. c. p. 410), iſt ein kleiner Baum mit ausgebreiteten Zweigen, faſeriger Rinde, lanzettförmigen, nervenreichen, etwas geſägten, unbehaarten, zerſtreut ſtehenden Blättern und endſtändigen, kleinen, weißen Blüthentrauben. — Fallopia *Adanson*, ſ. Brünnichia. (*Sprengel.*)

FALLOPIO (Gabriel), einer der ausgezeichnetſten Anatomen des 16. Jahrh. Sein Name wird auch wol Faloppia geſchrieben, und Sprengel (in der Geſchichte der Medicin. 2. Aufl. 3. Bd. S. 518) will ihn nur ſo geſchrieben haben, weil in Aleſſ. Taſſoni's komiſchem Epos: La secchia rapita der Familienname eines modeneſiſchen Geſchlechts Faloppia heißt. Allein ſeine Zeitgenoſſen ſchreiben ihn lateiniſch immer Fallopius. Gabriel Fallopio wurde zu Modena im J. 1523 geboren. Über ſeine Jugend iſt faſt gar nichts bekannt, ungeachtet des großen Ruhmes, der ihn ſpäter umgab; doch unterliegt es keinem Zweifel, daß ſeine Geburt auf das Jahr 1523 fällt, und daß es ein grober Irrthum iſt, wenn Tommaſini ihn im J. 1490 geboren werden läßt. Die Medicin ſtudirte er zuerſt in Ferrara unter Anton Muſa Braſavola, weiterhin in Padua. Tiraboſchi und Andere nennen ihn einen Schüler des großen Veſal, was recht gut denkbar iſt, da Veſal von 1537 bis 1543 die Anatomie in Padua lehrte; Haller indeſſen widerſpricht dieſer Angabe, auf Georg Martine, den Commentator von Euſtachi's Tabulae anatomicae geſtützt. Fallopio's Biographen führen noch an, er ſei einige Zeit Kanonikus in Modena geweſen, habe aber dieſer Stelle entſagt, weil der geiſtliche Stand ſeiner Vorliebe für anatomiſche Unterſuchungen ein Hinderniß war.

Kaum 24 Jahre alt, beſtieg Fallopio den Lehrſtuhl der Anatomie in Ferrara, und nach einigen Monaten jenen in Piſa; im J. 1551 aber berief ihn die Republik Venedig als Profeſſor der Anatomie und Chirurgie nach Padua, und zugleich wurde ihm die mediciniſche Botanik nebſt der Aufſicht über den botaniſchen Garten übertragen. Geachtet als Lehrer und als Heilkünſtler lebte er

in Padua mit Eifer ſeinem dreifachen Berufe, und wenn ſein Name nur vorzüglich in der Anatomie glänzt, ſo iſt zu bedenken, daß ihn ſchon am 9. Oct. 1562 ein frühzeitiger Tod ereilte, nachdem er nur ein einziges Werk und zwar anatomiſchen Inhalts, ſelbſt herausgegeben hatte, nämlich ſeine Observationes anatomicae. (Venet. 1561. 1562 u. 1571. Paris 1562. Colon. 1562.) Observ. anat. in systema redegit et in quinque libros digessit et illustravit *Joan. Siegfried.* (Helmst. 1588.) Sie erſchienen auch in den nachher zu erwähnenden mehrfachen Ausgaben der Opera, ſowie als Anhang zu Veſalii Opera ed. *Albino.* (Lugd. Batav. 1625.) Dieſe Schrift liefert ebenſo wol den Beweis für den regen Forſchungseifer Fallopio's, als ſie von ſeiner Anſpruchloſigkeit und von ſeiner Billigkeit in Beurtheilung der Vorgänger Zeugniß gibt. Mit beſonderer Hochachtung zeigt er ſich gegen Veſal erfüllt, die ihn aber doch nicht hindert, deſſen Fehler mit Freimüthigkeit aufzudecken. Nur dem Euſtachi läßt er nach Haller's Urtheile vielleicht nicht immer volle Gerechtigkeit widerfahren, was Haller damit entſchuldigt, daß Euſtachi bei ſeinem heftigen Charakter faſt mit keinem Zeitgenoſſen in freundſchaftlichen Beziehungen lebte. Es fehlte aber auch dem Fallopio nicht an Gelegenheit zu anthropotomiſchen Beobachtungen; denn er ſoll bis gegen ſieben Leichname im Jahre zergliedert haben, für die damalige Zeit allerdings eine große Anzahl. Als Beweis dafür, wie man auf alle mögliche Weiſe ſeinem anatomiſchen Eifer Genüge zu leiſten bemüht war, wird folgende Stelle aus einer der Schriften, die Fallopio's Namen tragen, citirt: Princeps jubet, ut nobis dent hominem, quem nostro modo interficimus et illum anatomisamus. Er ſoll ſich des Opiums bedient haben, um die ihm überlaſſenen Verbrecher zu tödten. Indeſſen kommt jene Stelle nicht in den Observationes anatomicae vor, ſondern in der von einem Schüler herausgegebenen Schrift de Tumoribus, und ſie ſoll nicht einmal in der beſondern Ausgabe dieſer Schrift ſtehen, ſondern erſt in den geſammelten Opera. Tiraboſchi erachtet daher dieſe Stelle für interpolirt, und es wäre dann auf die ganze Sache kein beſonderes Gewicht zu legen.

Haller gab in der Bibl. anat. (T. I. p. 218—220) eine ſpecielle Überſicht deſſen, was Fallopio in ſeinen Observationes anatomicae neu beſchrieb oder richtiger darſtellte. Oſteologie: Oſteogeneſe und Verbreitung der Gefäße in den Knochen des Fötus; Os ethmoideum; Os sphenoideum; Nebenhöhlen des Geruchsorgans; Zähne mit ihren Nerven und Gefäßen. Myologie: Musculi faciei, oculi, laryngis, ossis hyoidei, palatini et pharyngei; Occipitales, Auriculares, Pterygoideus externus, Trachelomastoideus, Cervicalis descendens, Rectus capitis lateralis, Pyramidalis abdominis. Angiologie: Anaſtomoſen der Mammariae internae mit den Phrenicae, Intercostales, Epigastricae, der Vena azygos mit den Venae renales und lumbales; Entdeckung der Venen und Sinus des Rückgrates; Verlauf der Hirnarterien und der Vertebrales (Veſal ließ noch die Hirnarterien in die Sinus durae matris gehen); Urſprung der Art. penis; Verhalten des Ductus arteriosus. Doch leugnete auch Fallopio noch die Exiſtenz von Klappen in den Venen. Neurologie: Genauere Darſtellung der Augennerven, des Trigeminus, des Vagus und Glossopharyngeus. Splanchnologie: Nachweiſung der Feſtigkeit der Linſenkapſel, der Exiſtenz einer Tunica hyaloidea, ſowie des Lig. ciliare; genauere Beſchreibung des Thränenapparates, des Gehörorganes, der Knorpel in den Luftwegen, der Darmſchleimhaut, der Gallenwege, der Harnkanäle, der Samenbläschen, der Clitoris, des Hymen, der Eileiter, der runden Mutterbänder ꝛc.

Nach Fallopio's frühzeitigem Tode übernahmen es bald mehr, bald weniger berufene Schüler, oder auch andere Gelehrte, ſeine Vorleſungen herauszugeben, und es erſchienen unter ſeinem Namen folgende Schriften:

Libri duo, alter de Ulceribus, alter de Tumoribus praeter naturam. (Patav. 1563. 4. Venet. 1573. 4.) De Ulceribus liber, nunc primum emendatior magnaque accessione auctus et integer editus opera studioque *Brunonis Seidelii.* (Erford. 1577. 4.)

Tractatus de morbo gallico cum scholiis marginalibus *Petri Angeli Agathi.* (Venet. 1564. 4. und dann noch in mehren Ausgaben. Er läßt die Luſtſeuche durch Columbus aus Amerika nach Spanien einſchleppen, und aus Spanien nach Neapel gelangen; empfiehlt Guajak und Sarſaparille.)

De thermalibus aquis libri septem; de metallis et fossilibus libri duo. Nunc primum editi per *Andream Marcolinum.* (Venet. 1564. 4. Ibid. 1569.)

De simplicibus medicamentis purgantibus tractatus etc. ab *Andrea Marcolino* collectus. Una cum epistola, in qua agitur de utriusque asparagi in medicamentis utilitate, et quisnam eorum conservari debeat in officinis. (Patav. 1566. 4. Venet. 1566. 4.)

Commentarius in Hippocratem de vulneribus capitis. (Venet. 1566. 4.)

Gabrielis Fallopii Opuscula, accedit *Guil. Rondeletii* tractatus de fucis, item Arcanorum Liber I. Omnia haec *Petri Angeli Agathi* opera atque diligentia edita, a quo passim insertae sunt annotationes quaedam etc. (Patav. 1566. 4. Enthält von Fallopio: de morbo gallico; de bubone; de principio venarum; de balsamo; de asphalto; de sandalis; de musco; de moscho; de ambra; de zibetto; de decoratione; de caloribus. Der Abſchnitt de decoratione handelt von der Reſtauration der Naſe und der Vorhaut.)

De compositione medicamentorum tractatus, cui accesserunt tabulae de Cauteriis. (Venet. 1570. 4.)

Expositio in librum Galeni de Ossibus. Accesserunt ejusdem Observationes anatomicae, a *Francisco Michino* nunc primum fidelissime in lucem editae. (Venet. 1570. 4.)

De corporis humani anatome Compendium. (Venet. 1571. Patav. 1585. Handelt nur, und zwar oberflächlich, von den Muskeln und Eingeweiden; ſteht in den Opera unter dem Titel: Institutiones anatomicae.)

De parte medicinae quae Chirurgia nuncupatur, de vulneribus in genere, de vulneribus capitis, nasi, oculorum, colli etc. Necnon in librum Hippocratis de vulneribus capitis dilucidissima interpretatio. (Venet. 1571. 4. Wurde durch Maffei ins Italieniſche überſetzt. Venez. 1637. 4.)

Lectiones de partibus similaribus humani corporis, ex diversis exemplaribus a *Volchero Coiter* summa cum diligentia collectae. (Norimb. 1575. Fol.)

Endlich erſchienen die geſammelten Werke unter dem Titel: *Gabrielis Fallopii* Opera genuina omnia, tam practica, quam theorica, in tres tomos distributa. (Venet. 1584. Fol. Ib. 1606. Francof. 1600. Ib. 1606.)

Ohne Zweifel wurde Fallopio's Name nur gemisbraucht, um einer Sammlung von Geheimmitteln, die unter ſeinem Namen nach ſeinem Tode herauskam, Eingang zu verſchaffen: Secreti diversi e miracolosi. (Venez. 1563. Ib. 1569. 1578. 1582. 1602. 1650. Teutſch: Augsburg 1571. Frankf. 1616. Hamburg 1651.)

Noch gegenwärtig tragen einige Körpertheile in den anatomiſchen Beſchreibungen Fallopio's Namen: a) Die Fallopiſche Röhre (Tuba Fallopiana), nämlich der Eileiter, den er freilich nicht entdeckt, aber ſorgfältiger beſchrieben hat. b) Der Fallopiſche Kanal (Canalis Fallopii) am Felſenbeine, auch wol Aquaeductus Fallopii genannt, welcher den Nervus facialis in deſſen Verlaufe im Felſenbeine umſchließt, hinten im Grunde des innern Gehörloches anfängt, vorn durch den Hiatus canalis Fallopii s. Canalis spurius Fallopii zum Theil auf der Vorderfläche des Felſenbeins ſich öffnet, zuletzt aber nach Unten als Foramen stylo-mastoideum endigt. c) Ligamentum Fallopii wird auch manchmal jener ſehnige Theil des äußern ſchiefen Bauchmuskels genannt, der für gewöhnlich den Namen des Lig. Poupartii führt. d) Valvula Fallopii wird auch bisweilen die Dickdarmklappe (Valvula coli s. Bauhini) genannt.

Dem Fallopio zu Ehren hat auch Loureiro eine zu Polyandria Monogynia gehörige Pflanzengattung Fallopia genannt. (*F. W. Theile.*)

FALLSCHIRM. Man verſteht unter Fallſchirm eine ſchirmartige Vorrichtung, mittels deren Gegenſtände aus bedeutenden Höhen herabfallen können, ohne beſchädigt zu werden, indem durch den Widerſtand der Luft die Fallgeſchwindigkeit gehörig verringert wird. Die erſte Idee deſſelben entlehnte Le Normand, Profeſſor zu Montpellier aus der Nachricht, daß indiſche Sklaven ſich mittels eines Sonnenſchirms von großen Höhen herabzulaſſen pflegen, und er verſuchte es daher ſelbſt am 26. Nov. 1783 von der erſten Etage ſeines Hauſes mit einem Regenſchirm von Fiſchbein von 30 Zoll Durchmeſſer, deſſen Stäbe, um das Zurückſchlagen zu vermeiden, mit Bindfaden feſtgebunden waren, herabzuſpringen. Später machte er Verſuche mit Thieren; ebenſo Montgolfier und Brante, welche mit einer Halbkugel von Leinwand (7—8 Fuß Durchmeſſer) einen Hammel vom höchſten Thurme in Avignon mehrmals ohne Schaden herabfallen ließen. Blanchard wagte es zuerſt, ſich mit einem Fallſchirm aus beträchtlichen Höhen herabzulaſſen. Garnerin wiederholte ſpäter den Verſuch öfter. Um die Oscillationen des Fallſchirms zu verkleinern, iſt es rathſam, die Laſt tiefer unter dem Schwerpunkte des Fallſchirms anzubringen, und ihm einen längern Stiel zu geben. Bei dem einen (fünften) Verſuche Garnerin's *) zu London am 21. Sept. 1802 beſtimmte Nicholſon die Dauer einer Schwankung zu ſechs Secunden; die Schwankungen waren ſo ſtark, daß der Schirm ſich halb ſchloß, aber wieder öffnete, wenn die Gondel lothrecht unter demſelben hing. Dieſer Fallſchirm hatte 30 Fuß Durchmeſſer, und ſeine Schwankungen wurden kleiner, als er der Erde nahe kam. Um die Größe eines Fallſchirms zu berechnen, welcher ſich mit einer gegebenen Geſchwindigkeit bewegen ſoll, muß das gegebene Gewicht des Fallſchirms und der angehängten Laſt dem Widerſtande der Luft für die beſtimmte Geſchwindigkeit gleichgeſetzt werden. Der Widerſtand der Luft nimmt bei gleicher Geſchwindigkeit der Bewegung proportional der gegen die Luft bewegten Fläche zu. (*Hankel.*)

FALLSUCHT [1]), Epilepsie, nennt man eine Krank-

*) Gilbert, Annalen. 16. Bd. S. 38.

1) *Fr. Henning*, Analecta literaria epilepsiam spectantia. (Lips. 1798. 4.) VIII, 272. *Hippocratis* de morbo sacro liber, recens. novam interpretationem latinam notasque addidit *Fr. Dietz.* (Lips. 1827.) *Ant. Ponce de Santa Cruz*, Praelectiones Vallisoletanae in *Hippocratis* librum de morbo sacro. (Madrid. 1631. fol.) *Galeni* pro puero epileptico consilium, in Opp. ed. *Kühn.* Vol. XI. p. 357—378. *Roth*, De ortu et cura morbi comitialis diss. (Lips. 1548. 4.) *Gabucci Fanestrini*, Hier. de comitiali morbo libri III. (Venetiis 1561. 4.) *Paracelsi* philosophia ad Athenienses. Drei Bücher von Urſachen und Cur der Epilepſie. (Cöln 1564. 4.) *C. Peuceri* Tractatus de epilepsia, pleuritide, arthritide. (Viteberg. 1570.) *Jo. Fernelii* Consilium pro epileptico. (Francof. 1581.) *Fel. Plateri* et *Baucynet*, Diss. de epilepsia. (Basil. 1584. 4.) *Joh. Steinbach*, Diss. de epilepsia. (Basil. 1584. 4.) *Jo. L. Hafenerenter*, Tract. de epilepsia. (Argentor. 1586. 4.) *Andr. Planeri* Tr. de epilepsia. (Tubing. 1586. 4.) *Jo. Fichard*, Consilium de morbo comitiali. (Francof. ad M. 1590.) *Hier. Nymann*, De epilepsia. (Viteberg. 1592. 4.) *Jac. Seidel*, resp. *M. D. Herlitz* et *C. Calendo*, Theses de epilepsia. (Gryphisw. 1596. 4.) Pet. Hofmann, Freyſambüchlein, von der Präſervation und Curation des Freyſams oder Epilepſie an kleinen Kindern. (Coburg 1601.) *Seb. Möller*, De epilepsia. (Francof. ad Viadr. 1602. 4.) *J. Taxil*, Traité de l'épilepsie. (Tournau 1602.) *Vinc. Alsarii de Cruce*, De epilepsia s. comitiali morbo praelectionum Bononiensium libri III. (Venetiis 1603. 4.) *H. Nagel*, De epilepsia. Diss. (Basil. 1603. 4.) *H. Warenius*, De morbis, attonito et sacro. (Rostoch. 1603. 4.) *Ph. Hoechstätter*, Diss. de epilepsia. Basil. 1604. 4.) *Ottermann*, Diss. de epilepsia. (Rostoch. 1607. 4.) *G. Rumbaum*, Tract. de epilepsia. (Gedani 1607. 4.) *Fr. Spiess*, Diss. de epilepsia. (Basil. 1608. 4.) *Jac. Mock*, Tr. de epilepsia. (Friburg. 1609. 4.) *Jo. Siegfried*, De epilepsia. (Helmst. 1609. 4.) *Jo. Loeppen*, De epilepsia. (Giessae 1610. 4.) *Dav. Rex s. König*, De morbo sacro. (Basil. 1610. 4.) *Nic. Eob. Holvegii* Diss. de sacro morbo et igne. (Basil. 1611. 4.) *Jo. Jod. Lucii* De epilepsia. (Heidelberg. 1611. 4.) *Chr. Culigii* Diss. de epilepsia. (Basil. 1613. 4.) *Jo. Chr. Eisenmenger*, De epilepsia. (Basil. 1613. 4.) *H. Petraci* Diss. de epilepsia. (Marburg. 1613. 4.) *Opsopoei*, De epilepsia. (Heidelb. 1614.) *Fr. Oetter*, De epilepsia. (Basil. 1614. 4.) *D. Sennert*, De epilepsia. (Viteb. 1614. 4.) *Beckh*, De epilepsia. (Basil. 1615. 4.) *Jer. Gesner*, De epilepsia. (Basil. 1616. 4.) *Ph. Jac. Schröter*, Syllabus disputationis medicae ex tortuosis, no-

heit, die ſich durch allgemeine Zuckungen mit Mangel des Bewußtſeins und der Empfindung charakteriſirt, welche anfallsweiſe auftreten. Das Übel war ſchon im grauen Alterthum bekannt und wurde hier, ſowie ſpäter im Mit-

---

dosis et rigidis epilepsiae fraxinis conglomeratae et compactae. (Jenae 1616. 4.) *M. Unzer*, *ἱερονοσολογία* chymiatrica, i. e. epilepsiae accuratissima principia, descriptio et curatio. (Halae 1616. 4.) *Melch. Cartesii* Exercitationes in epilepsiam. (Tolosae 1617. 12.) *Fr. Joel*, Diss. s. contemplationem dogmatico-hermeticam morbi sacri. (Marburg. 1617. 4.) *Ramsower*, *περὶ διαγνώσεως, προγνώσεως καὶ θεραπείας τῆς ἐπιληψίας*. (Basil. 1617. 4.) *Jo. Huld. Streiter*, De gravissimo cerebri affectu, epilepsia. (Basil. 1617. 4.) *Schaller*, De epilepsia. (Viteberg. 1618. 4.) *Schröter*, *περὶ ἐπιληψίας*. (Jenae 1619. 4.) *Chr. Ziegler*, Diss. de epilepsia. (Basil. 1619. 4.) *Astorii* De epilepsia. (Erford. 1620. 4.) *Heintze*, De epilepsia. (Lips. 1621. 4.) *Jo. Wolf*, De epilepsia. (Helmst. 1620. 4.) *Fuhrmann*, De morbo comitiali. (Giess. 1620. 4.) *G. Torraci* Epileptica consideratio, h. e. morbi comitialis qua theoretica, qua practica medicina. (Francof. ad V. 1625. 4.) *W. Rolfink*, De épilepsia. (Jenae 1629. 4.) *J. C. Ruhmelii* De morbo sacro. (Altorf. 1630. 4.) *H. Bouche*, De morbo scelesto, in quo causa, signa et curatio explanantur. (Avenionae 1634.) *S. Scharlach*, De epilepsia. (Francof. ad V. 1634. 4.) *Michaelis*, De epilepsia. (Lips. 1636. 4.) *Schilling*, De morbo caduco s. epilepsia. (Lips. 1636. 4.) *Tinctorii* De epilepsia. (Regiom. 1636. 4.) *Chr. Fr. Willich*, De epilepsia. (Argentor. 1636. 4.) *W. Rolfink*, De epilepsia. (Jen. 1637. 4.) *Jo. Masius*, De morbo sacro s. epilepsia. (Regiom. 1640. 4.) *H. Conring*, resp. *H. Conerding*, De epilepsia. (Helmst. 1642. 4.) *J. M. Siegel*, resp. *G. Gartz*, De epilepsia. (Jenae 1642. 4.) *H. van der Beets*, De morbo comitiali. (Lugd. Batav. 1643. 4.) *Jo. Dan. Horst*, De epilepsia. (Marburg. 1643. 4.) *Andr. Engelhard*, De epilepsia. (Franecker. 1644. 4.) *Chr. Schellhammer*, resp. *Jo. Ge. Macasio*, De epilepsia. (1644. 4.) *Jo. Schoner*, De epilepsia. (Gryphisw. 1644. 4.) *Pet. Velden*, De epilepsia. (Leyd. 1646. 4.) *J. Walaci*, resp. *Jo. de Schafter*, De epilepsia. (Lugd. Batav. 1646. 4.) *Joel. Langelott*, De epilepsia. (Lugd. Batav. 1647. 4.) *Melch. Sebitz*, De epilepsia. (Argentor. 1648. 4.) *C. V. Schneider*, resp. *Sam. Sturm*, De epilepsia. (Viteberg. 1650. 4.) *Jo. Eggebert*, De epilepsia. (Leyd. 1651. 4.) J. C. F. Lubini, Bedenken von der Epilepſie, wie dieſe mit gebührlichen Mitteln möge curirt werden. (Stralſund 1651.) *C. Tulemeier*, De epilepsia. (Leyd. 1652. 4.) *Gilgii* De epilepsia. (Basil. 1653. 4.) *H. Conring*, resp. *A. W. Frisio*, De epilepsia. (Helmst. 1656. 4.) *Jo. Diet. Brandes*, De epilepsia. (Ultraject. 1658. 4.) *H. Coeller*, Disquisitio, morbum sacrum veluti ignotum in republica medica humani corporis hospitem, vulgata medicorum de eodem dogmata refellendo ac veram essentiam et sedem declarando, introducens. (Giessae 1658. 4.) *Mart. Fr. Friese*, De epilepsia. (Lips. 1658. 4.) *Tob. Andreae* Casus epileptici. (Duisburg. 1659. 4.) *Godfr. Moebii*, resp. *Theod. Bussio*, De epilepsia. (Jenae 1659. 4.) *J. Tappe*, De epilepsia ejusque causis contra communem opinionem. (Helmst. 1660. 4.) *Godfr. Moebii*, resp. *Chiliani*, De epilepsia. (Jenae 1664. 4.) *C. V. Schneider*, resp. *J. Cockert*, De morbo comitiali. (Viteberg. 1664. 4.) *Sal. Fleischhauer*, De epilepsia. (Giess. 1666. 4.) *Jo. Chr. Nettelblatt*, De epilepsia. (Lips. 1667. 4.) *Abr. Bultingk*, De epilepsia. (Leyd. 1669. 4.) *P. de Tien*, De epilepsia. (Neomagi 1670. 4.) *Jo. Wenesteel*, Diss. s. casum epilepticum. (Leydae 1670. 4. *G. Kovacs Tatai*, Hercules vere cognitus, certus exul, i. e. epilepsiae vera dignatio et ejusdem certa curatio, libris II comprehensa. (Lugd. Batav. 1670. 12.) *D. Dalhemii*, De epilepsia. (Ultraject. 1670. 4.) *Jo. Teicher*, De epilepsia. (Lugd. Batav. 1671.) *Jo. Casp. Bauhin*, De epilepsia. (Basil. 1672. 4.) *J. Biester*, De epilepsia. (Ultraject. 1672. 4.) *Jo. Dietr. Kannegisser*, De epilepsia. (Lugd. Batav. 1672. 4.) *Jo. Ge. Mangold*, De epilepsia. (Basil. 1672. 4.) *Riccii* De doctrina Galenico-chymica tam veterum quam neotericorum circa epilepsiam. (Lugd. Batav. 1672. 4.) *G. W. Wedel*, resp. *Sim. Zeidler*, Diss. s. aegrum epilecticum. (Jenae 1673. 4.) *Th. Craanen*, resp. *B. Albino*, De epilepsia. (Lugd. Batav. 1676. 4.) *Mich. Ettmüller*, resp. *Godfr. Weinlig*, De epilepsia. (Lips. 1676. 4.) *Jo. Jac. Waldschmidt*, resp. *J. Dinckgreve*, De epilepsia s. von der ſchweren Noth. (Marburg. 1676. 4.) *Jo. Nic. Pechlin*, De epilepsia et contra eam remediis. (Kilon. 1678. 4.) *Th. Rud. a Veiga*, Disceptatio de natura epileps. (Regensburg. 1678. 4.) *M. a Kronland*, Liturgia mentis s. disceptatio medico-philosophica et optica de natura epilepsiae ejusque ortu et causis. (Ratisbonae 1678. 4.) *Stisser*, De epilepsia. (Lugd. Batav. 1678. 4.) *A. H. Fasch*, resp. *Jos. Fuhrmann*, De epilepsia. (Jenae 1679. 4.) *G. Foster*, De epilepsia. (Lugd. Batav. 1679. 4.) *Berth. Simon*, De epilepsia. (Lugd. Batav. 1679. 4.) *E. Arnold*, De epilepsia. (Erford. 1680. 4.) *P. Scheitsmeier*, De epilepsia. (Ultraject. 1680. 4.) *Winneseil*, Diss. s. casum epilepsiae. (Lugd. Batav. 1680. 4.) *Jon. Beddevole*, De epilepsia. (Basil. 1681. 4.) *Engelb. ab Engelen*, De epilepsia. (Ultraj. 1683. 4.) *M. Ettmüller*, De epilepsia. (Lips. 1683. 4.) *P. Herrmann*, resp. *C. B. Behrens*, De epilepsia. (Lugd. Batav. 1683. 4.) *Balth. Dietrich*, De epilepsia. (Lugd. Batav. 1684. 4.) *Chr. Richter*, De morbo caduco. (Jenae 1684. 4.) *Alb. Munting*, De epilepsia. (Utrecht. 1685. 4.) *W. R. Schwartz*, De epilepsia. (Lugd. Batav. 1685.) *A. H. Fasch*, De epilepsia. (Jenae 1686. 4.) *J. Vesti*, resp. *Chr. Günth. Schmalkalden.*, De epilepsia. (Erford. 1687. 4.) *G. Ch. P. ab Hartenfels*, De morbo comitiali. (Erford. 1688. 4.) *Link*, D. s. casum aegri epileptici. (Altorf. 1688. 4.) *Frc. Joach. Schmidt*, De epilepsia. (Lugd. Batav. 1688. 4.) *B. Albini*, De epilepsia. (Francof. ad V. 1690. 4.) *Jo. Godfr. de Berger*, resp. *C. Etzler*, De epilepsia. (Viteberg. 1690. 4.) *Tiesma*, De epilepsia. (Lugd. Batav. 1690. 4.) *Ge. Ch. P. ab Hartenfels*, De morbo herculeo s. epilepsia. (Erford. 1691. 4.) *J. Fitzmann*, De epilepsia. (Utrecht. 1692. 4.) *Marc. de Meyer*, De epilepsia. (Utrecht. 1692. 4.) *Ch. Gaulken*, De morbo caduco s. der fallenden Sucht. (Erford. 1693.) *Jo. E. Schaper*, resp. *H. M. Bartholomaei*, De epilepsia. (Rostoch. 1695. 4.) *H. Stern*, De epilepsia casus resolutus. (Lugd. Batav. 1695. 4.) *Jo. Faber*, De epilepsia. (Marburg. 1696. 4.) *D. G. Satler*, De epilepsia. (Traj. ad Rh. 1697. 4.) *Eyselii* De epilepsia. (1698. 4.) *Jo. C. Johrenii* De epilepsia. (Francof. ad V. 1700. 4.) *Hübner*, De epilepsia. (Traj. ad Rh. 1701. 4.) *Winter*, De epilepsia. (Rinteln. 1701. 4.) *G. Cole*, Consilium aetiologicum de casu quodam epileptico, quo respondetur *Thomae Hobart*. (Lond. 1702.) *Chr. Vater*, De morbo sontico olim sacro dicto. (Viteberg. 1702. 4.) *Guillermet*, De epilepsia. (Lugd. Batav. 1704. 4.) *Barth. de Moor*, Tract. de epilepsia et convulsionibus. (Amstelodami 1704. 4.) *Chr. Lange*, De morbo caduco. (Lips. 1706. 4.) *P. Mich. Wöllner*, De epilepsia ejusque curatione medicamento specifico essentia dulcis nominato. (Lugd. Batav. 1706. 4.) *J. Mercerii* De epilepsia. (Harderovic. 1707. 4.) *G. W. Wedel*, resp. *J. H. Nasse*, De epilepsia. (Jenae 1708. 4.) *H. Henrici*, resp. *J. J. Kolb*, De epilepsia. (Halae 1710. 4.) *R. W. Crause*, De epilepsia. (Jenae 1712. 4.) *J. J. A(ppel)*, Discursus de epilepsia, d. i. eine kurz zuſammengefaßte, jedoch ausführliche Beſchreibung der größten Krankheit der Epilepſie. (Altenburg 1713.) 40 S. *Th. Zwinger*, De epilepsia. (Basil. 1714. 4.) *M. Alberti*, resp. *J. E. Stahl*, De epilepsia. (Halae 1718. 4.) *van der Wiele*, De epilepsia. (Lugd. Batav. 1719. 4.) *Wucherer*, resp. *Welsch*, De epilepsia. (1719. 4.) *de Buchwald*, De epilepsia. (Hafn. 1720. 4.) *a Frankenau*, De morbo comitiali. (Hafn. 1724. 4.) *Alex. Cunningham*, De epilepsia. (Lugd. Batav. 1725. 4.) *Karcher*, De epilepsia. (Argentor. 1725. 4.) *C. F. Luther*, resp. *D. H. Höflich*, De epilepsia. (Kilon. 1730. 4.) *J. J. Stahl*, De morbo caduco. (Erford. 1730. 4.) *J. Porcinus*, De epilepsia. (Lugd. Batav. 1732. 4.) *Fries*, De morbo herculeo, vulgo epilepsia.

telalter, ziemlich allgemein, wegen des Verborgenſeins der Urſache und des plötzlichen Eintritts der Anfälle als durch göttliche Einwirkung [2]) herbeigeführt betrachtet, daher *ἱερα νόσος*, Morbus sacer, divinus, daemonius, lues deifica, Kabat, und in ſofern man eine Strafe darin ſah, Morbus scelestus, foedus, das böſe Weſen, die ſchwere Krankheit, das ſchwere Gebrechen, die ſchwere Noth, Unglück, Staupe, Jammer, Elend, genannt; damit zuſammen hängt der Ausdruck Morbus major beim Hippokrates und Celſus, Morbus Herculeus (*Ἡρακλεῖος νοῦσος*), bei Hippokrates, Galenus, Alexander Trallian, Morbus insputatus [3]), weil die Gegenwärtigen auszuſpeien pflegten, um das Böſe von ſich abzuwenden, Morbus comitialis [4]), weil die Comitien bei den Römern dadurch geſtört wurden, oder weil die Kranken bei dieſen Verſammlungen häufig Anfälle bekamen, ähnlich wie bei Gaſtmählern (Morbus convivalis, mensalis). Im Mittelalter beſchuldigte man die Geſtirne (Morbus astralis) oder den Mond (Morbus lunaticus s. seleniacus); wegen der Schnelligkeit des Anfalls nannte man ſie Apoplexia parva, Analepsia, Catalepsia, Morbus sideratus; weil die Kranken niederfallen, Fallſucht, fallende Sucht, Morbus caducus, passio caduca, Gutta caduca; weil die Kranken den Speichel auszuwerfen pflegen, Morbus sputatorius; wegen der heftigen Zuckungen, die Krämpfe (woraus durch Verderbniß, „die Kränke" geworden); wegen der vermeintlichen Heilungen durch den heiligen Johannes oder Valentinus, Morbus St. Joannis, St. Valentini.

In der Mehrzahl der Fälle pflegt ſich die Fallſucht erſt nach und nach zu entwickeln, denn unter 300 Kranken, welche J. Frank näher unterſuchte, fand ſich kein einziger, welcher nicht vor dem Eintritt der Krankheit Zeichen von Unwohlſein abgegeben hatte; dennoch kann

(Argentor. 1734. 4.) *Behling*, resp. *J. J. Jantke*, De epilepsia. (Altorf. 1736. 4.) *Hovii* De epilepsia. (Lugd. Batav. 1736. 4.) *P. Brescon*, Traité de l'épilepsie. (Bordeaux 1742.) *Rügemer*, De epilepsia. (Wirceburg. 1752. 4.) *C. van Wiert*, De epilepsia. (Traj. ad Rh. 1752. 4.) J. G. Pietſch, Erklärte Urſachen und Cur der Fallſucht. (Hamburg und Leipzig 1753.) *Aug. Watts*, De epilepsia. (Lugd. Batav. 1753. 4.) *N. Rosen*, resp. *P. Sundio*, De epilepsia. (Upsal. 1754. 4.) *P. Samson*, De epilepsia et praecipuis ejusdem sic dictis specificis. (Helmst. 1756. 4.) *Fr. Chr. Junker*, resp. *Ern. Guil. Horn*, Diss. s. raram epilepsiae speciem. (Halae 1763. 4.) *Mangold* progr., de epilepsiae nonnullis speciebus. (Erford. 1764.) In opusc. I. p. 49. *J. Andree*, Cases of the epilepsy, histeric fits and St. Vits dance. (London 1761.) *J. Rotenbacher*, De epilepsia. (Lugd. Batav. 1764. 4.) *Kortum*, De epilepsia. (Duisburg. 1766. 4). *Jos. Ben. Pasquallati*, De epilepsia. (Vindobon. 1766. 4.) Gondack, Geſchichte der Krankheit und Cur eines 27 Jahre mit der Epilepſie geplagten Frauenzimmers. (Königsberg 1770.) *S. A. D. Tissot*, Traité de l'épilepsie. (Lausanne et Paris 1770., teutſch von Krünitz. Berlin 1773. Leipzig 1778.) *W. Threful*, Essay on epilepsy. (London 1772.) *Fr. A. Hofmann*, De epilepsia. (Vindobon. 1776. 4.) *J. A. Tournay*, resp. *J. F. Holandre*, De epilepsia. (Nanceyae 1780. 4.) *Tipp. Brown*, De epilepsia. (Edinb. 1781. 4.) *Ph. Turpin*, De epilepsia. (Edinb. 1781.) *Melleret*, De epilepsia. (Monspel. 1783. 4.) *Gay*, De epilepsia. (Edinb. 1786. 4.) *Fr. Henning*, praes. *C. F. Rehfeldt*, Analecta historica ad theoriam epilepsiae. (Gryphisw. 1788. 4.) *Ad. Douglass*, De epilepsia. (Edinb. 1791.) *J. H. Feuerstein*, De epilepsia. (Gotting. 1792. 4.) *C. A. F. Krause*, praes. *C. C. Krause*, Diss. s. pathologiam epilepsiae. (Lipsiae 1793. 4.) *Rumpelt*, Pathologia epilepsiae. (Lipsiae 1793. 4.) *J. L. Doussin-Dubreuil*. De l'épilepsie en général et particulièrement de celle determinée par des causes morales. (Paris 1797., teutſch Mannheim 1799.) Diäthopilus (Drais von Sauerbronn), Pſychiſche und pſychologiſche Geſchichte einer ſiebenjährigen Epilepſie. 2 Bde. (Zürich 1798.) *E. Ch. Breden*, Morbi epileptici singularis casus. (Gotting. 1799. 4.) *de Embden*, De epilepsia. (Francof. 1800. 4.) *A. F. Hecker*, De epilepsia. (Erford. 1800. 4.) Ausführliche Krankengeſchichte eines Fallſüchtigen, mit den Rathgebungen dreier verſtorbenen Ärzte. (Bremen 1800.) *Steiz*, De epilepsia. (Jenae 1801. 4.) *Johnston*, Diss. de epilepsia. (Edinburg. 1801.) *Maisonneuve*, Recherches et observations sur l'épilepsie. (Paris 1803.) *Lullier Winslow*, Propositions médicales sur l'épilepsie. (Paris 1803.) *P. A. Painteaud Lavienville*, Diss. sur l'épilepsie, contenante ses espèces les plus connues et son traitement. (Paris 1804. 4.) *Fraser*, Treatise on epilepsy and the use of the viscus quercinus. (London 1806.) Über die Fallſucht, nebſt einer ausführlichen Krankengeſchichte, mit zugefügten Bemerkungen und Recepten von Stoll und Theden. 2. Auflage. (Bremen 1807.) F. J. Beyerle, Geſchichte einer merkwürdigen Epilepſie unter mancherlei Geſtalten und Verbindungen. (Mannheim 1814. 2. Aufl. 1818.) E. Löbenſtein Löbel, Weſen und Heilung der Epilepſie. (Leipzig 1818.) *Ern. Aug. Fischer*, Epilepsiae ejusque anomaliarum nonnullarum adumbratio pathologica. (Berol. 1818.) 28 S. Sommer, Die Behandlungsart der idiopathiſchen Fallſucht. (Quedlinb. und Leipz. 1819.) *J. G. Mansford*, Researches into the nature and causes of epilepsy, as connected with the physiology of animal life and muscular motion. (Lond. 1819.) Aus dem Engl. von L. Cerutti. (Leipzig 1822.) *Chr. Ern. Gehrmann*, De morbo comitiali. (Berol. 1821.) 34 S. *J. Cooke*, History and method of cure of various species of epilepsy. (Lond. 1823.) *J. Graham*, The results of experience in the successfull treatment of epilepsy. (Lond. 1823.) *Fr. W. Schwabe*. De signis et causis epilepsiae. (Halae 1823.) 32 S. *Ed. Isr. Mattersdorf*, De epilepsia. (Berol. 1823.) 30 S. *Margue*, De l'épilepsie et de ses différences avec l'hysterie. Thèse. (Paris 1824. 4.) *L. F. Calmeil*, l'épilepsie étudiée sur le rapport de son siège. (Paris 1824.) *Bouchet* et *Cazauvielh*, De l'épilepsie considérée dans ses rapports avec l'aliénation mentale. (Paris 1826.) *F. G. Riensch*, Nonnulla de paroxysmis epilepticis. (Berol. 1827.) *Ant. Portal*, Observations sur la nature et le traitement de l'épilepsie. (Paris 1827. XXII. 472 S. Nach dem Franzöſiſchen frei bearbeitet von R. Ch. Hille. Leipzig 1828. 477 S., teutſch von L. A. L. Hermes. Stendal 1829.) *Ribail*, Essai sur l'épilepsie et en particulier sur son traitement radical. (Paris 1830.) *F. Halin*, De l'épilepsie considerée dans sa nature et dans ses causes et des moyens propres à les guérir. (Paris 1830.) Bened. Jäckle, Über die Formen der Epilepſie. (Erlangen 1831.) 49 S. *C. L. Klose*, Sylloge gravissimorum ad epilepsiam spectantium critica. (Regiomont. 1835. 4.) 30 S. *Fr. Bueren*, De epilepsia. (Berol. 1834.) 31 S. *Th. Alex. Kaesemacher*, De epilepsia. (Berol. 1835.) 38 S. *C. Jul. Kanzler*, De epilepsia. (Berol. 1838.) 40 S. *Fr. A. Scholler*, Nonnulla de pathologia epilepsiae. (Berol. 1838.) 31 S. *Fr. Alex. Ramier*, Nonnulla de pathologia epilepsiae. (Berol. 1838.) 27 S. *Fr. Guil. Alex. Schlitte*. De epilepsia. (Berol. 1839.) 28 S. *Fr. W. Hertzberg*, De epilepsia. (Berol. 1841.) 28 S.

2) *Hier. Tacquet* et *Bonav. Hachette*, Non ergo in epilepsia *θεῖόν τι*. (Paris 1598. 4.) *P. Pijart* et *Gabr. Breard*, Ergo in epilepsia quid occultum. (Paris 1617. 4.) 3) *Plautus*, Captiv. III, 4. 18. *Plinius* H. N. XXVIII, 4. *Camerarii* Syllog. memorab. med. Cent. XVI. p. 12. *W. Wedel*, De morbo insputato. (Jenae 1687. 4.) in deſſen Exercitat. med. philolog. Dec. IV. exerc. 8. 4) *Plinius*, H. N. VIII, 32. *Celsus*, De re med. III, 23. *Seneca*, De ira III, 2. *Quint. Serenus Sammonicus* 162.

man keineswegs behaupten, daß dergleichen Zeichen ſtets in directer Beziehung zur Fallſucht ſtehen, vielmehr dürften nur diejenigen dahin zu rechnen ſein, welche ſich als Alienationen der Thätigkeit der motoriſchen Nerven kund geben, während die übrigen wahrſcheinlich nur als cauſale Momente bezeichnend aufzufaſſen ſind, weshalb ſie denn auch ſo ſehr verſchiedenartig ſich darſtellen. Wichtiger ſind die Vorläufer der Anfälle oder Paroxysmen, über deren Häufigkeit und Dauer Beau (Archives général. de Méd. XI. 2. p. 328 sq. Schmidt's Jahrbücher d. Med. XIII. S. 297) numeriſche Unterſuchungen angeſtellt hat. Er unterſcheidet als nahe Vorläufer ſolche, welche unmittelbar vor dem Anfalle eintreten und gewöhnlich in örtlichen Empfindungen beſtehen, als entfernte Vorläufer jene, welche dem Anfalle Stunden oder Tage lang vorhergehen und gewöhnlich als Störungen des Allgemeinbefindens ſich manifeſtiren; jedoch ſind weder die einen noch die andern immer vorhanden, vielmehr fand Beau, daß unter 219 Fällen bei 112 die Anfälle ohne Vorboten eintraten, und während bei 57 nahe bei 23 entfernte, bei 16 abwechſelnd nahe oder gar keine, bei einem bald entfernte, bald gar keine, bei zwei gleichzeitig nahe und entfernte Vorläufer bemerkt wurden. Acht Fälle boten einen unbeſtimmten Charakter dar, ſodaß alſo etwa bei der Hälfte der Kranken nahe Vorläufer beobachtet wurden. Nach Georget ſollen unter 100 Epileptikern nur bei fünf ſich Vorboten finden, was aber ſicher nicht richtig ſein dürfte, da hierbei der Bildungsgrad und die körperliche Erziehung in Anſchlag zu bringen iſt, indem Ungebildete mit abgehärtetem Nervenſyſtem und torpidem Charakter ſchwerlich immer geneigt ſind, auf geringere Grade von Nervenſtörungen zu achten. Die Vorboten des Anfalls ſind ſubjectiver Art und beſtehen eigentlich in dem Wahrnehmen des Erlöſchens der ſenſitiven Thätigkeit des Nervenſyſtems bis zu dem Punkte, daß die motoriſche Thätigkeit mehr oder weniger frei und zügellos walten kann, worin das eigentliche Weſen des Anfalles wie der Krankheit überhaupt ſich manifeſtirt. Der Grund liegt nun entweder in dem ſenſiblen oder dem motoriſchen Theile des Nervenſyſtems, in den Centraltheilen oder in den peripheriſchen; ein Verhältniß, welches noch keineswegs hinlänglich aufgeklärt iſt, wovon freilich die Schwierigkeit der reinen Beobachtung einen großen Theil der Schuld trägt. Die centrale Thätigkeit wird uns nämlich erſt an der Peripherie bemerkbar, da die Centren, beſonders das Gehirn, unempfindlich, mithin viele peripheriſche Erſcheinungen Reflexerſcheinungen ſind; dagegen geht die Perception wieder von der Peripherie aus und geſchieht in centriſcher Richtung nach dem Gehirn hin. Leider fehlt es uns aber an ſicheren Kriterien zur Sonderung dieſer Erſcheinungen für die einzelnen Fälle, daher iſt es nicht zu verwundern, daß man das Gehirn für den gewöhnlichen Ausgangspunkt der epileptiſchen Affection betrachtet hat, obſchon die genaue Beobachtung der Aura epileptica, d. h. die mit dem Gefühle, als wehe von irgend einem Theile des Körpers aus in dieſem ein gelinder kühler Wind, verbundene Wahrnehmung des Erlöſchens der ſenſitiven Thätigkeit dagegen ſpricht; denn ſie iſt in der Mehrzahl der Fälle centripetal und nicht centrifugal, trifft gewöhnlich nicht die Gehirn-, ſondern die Rückenmarksnerven und zwar meiſtens, wie ſchon Cullen (Anfangsgründe der prakt. Arzneiwiſſenſchaft Leipz. 1784. 3. Bd. S. 167) bemerkt, beobachtet ſie nicht den Lauf eines gewiſſen Nerven, ſondern ſcheint blos längs der Haut fortzugehen, was auch Elliotſon beſtätigt. Am häufigſten beginnt die Aura, wie es ſcheint, von dem Fuße aus und namentlich vom großen Zehen; auch von der Fußſohle, dem Fußrücken, dem Schenkel, der Lendengegend, der Vulva, Inguinalgegend, hat man ſie beobachtet; ſodann von den Fingern, beſonders dem Daumen, dem Arme, ja ſelbſt vom Scheitel und der Oberlippe; da wo die Aura von Theilen unterhalb des Zwerchfelles beginnt, gelangt ſie meiſtens nur bis zur Bruſt, von Theilen oberhalb des Zwerchfelles aber geht ſie gewöhnlich bis zum Kopfe, worauf dann vollſtändige Bewußtloſigkeit eintritt, wenn die Aura nicht in ihrem Weiterſchreiten gehemmt wird; was jedoch nur da möglich iſt, wo ihr Aufſteigen nicht zu ſchnell vor ſich geht, keineswegs aber immer zum Vortheil des Kranken geſchieht, indem wenigſtens nicht ſelten eine bedeutende Angſt und ſpäter um ſo heftiger auftretender Anfall die Folge davon iſt. Übrigens iſt die Aura keineswegs ſo häufig, als man angenommen hat, oder ſie erfolgt ſo ſchnell, daß ſie von dem Kranken nicht wahrgenommen wird; auch nimmt ſie, wie Copland beobachtet hat, nicht immer dieſelbe Stelle bei den einzelnen Anfällen ein. Außer der Aura beobachtet man häufig vorausgehend unruhigen Schlaf, ſchwere Träume, Verdrießlichkeit, Sinnestäuſchungen verſchiedener Art, Ameiſenkriechen ꝛc. Doch fehlen auch alle dieſe Zeichen, zumal wenn die Krankheit reine Neuroſe iſt, und der eigentliche Anfall tritt plötzlich ein, ohne daß der Kranke eine Ahnung davon hat, er überraſcht ihn, und zwar in zweifacher Form: 1) als epileptiſcher Schwindel; das Individuum hat noch Zeit ſich zu ſetzen, oder fällt und knickt plötzlich zuſammen, das Geſicht iſt bleich, unbeweglich, die Augen ſind unbeweglich, oder der Blick iſt verſtört; es zeigt ſich ein leichtes Zittern der obern Gliedmaßen und Zucken einzelner Geſichtsmuskeln; der Kranke verharrt einige Zeit in dieſem Zuſtande, regt ſich dann wieder, ſteht mit einer ſtaunenden Miene auf, ſucht um ſich herum, will ſich auskleiden, ſtößt oft nicht gehörig artikulirte Worte aus und ſucht ſich von Perſonen, welche ihn etwa halten, loszumachen; läßt man ihn los, ſo entfernt er ſich, wobei ſein Gang etwas dem des Veitstanzkranken Ähnliches hat; manche ſcheinen zu tanzen (Epilepsia saltatoria [5]), oder laufen in gerader Richtung vorwärts (Epilepsia dromica et trochaica [6]), oder wälzen ſich in ſeitlicher Richtung weiter (Epilepsia rotatoria [7]). Endlich kehrt das Bewußtſein wieder, der Kranke iſt ermattet, ſchämt ſich und erinnert ſich zuweilen eines Theiles deſſen, was mit ihm vorgegangen iſt. Die Dauer dieſer Erſcheinungen iſt zwei bis drei Minuten. Häufiger

5) *P. C. Fabricius*, De epilepsia saltatoria. (Giess. 1738. 4.) 6) *Semmola*, Sopra due malattie non ancora descritte. (Napoli 1834.) 7) *Kriegel*, De epilepsia rotatoria. (Lugd. Batav. 1722. 4.)

iſt die zweite Form, der eigentliche epileptiſche Anfall. Der Kranke fällt plötzlich nach vorausgegangenen Vorboten oder ohne dieſelben mit einem grellen Schrei empfindungs- und bewußtlos nieder, die Muskeln werden von einer gewöhnlich nur Augenblicke anhaltenden Steifigkeit befallen, der Kranke liegt auf dem Rücken mit nach Hinten geworfenem Kopfe, die Augen ſtehen weit offen, haben einen wilden, ſchielenden Blick, der Mund iſt offen, das Geſicht blaß, bald aber beginnen die kloniſchen Krämpfe im Geſicht, den Extremitäten, Nacken und Rumpf, während Augen- Hals- und Kehlkopfsmuskeln, ſowie die Beuger der Hände während der ganzen Dauer des eigentlichen Anfalls von toniſchen Krämpfen ergriffen werden, daher die Finger gekrümmt, der Daum eingeſchlagen, die Augäpfel aufwärts und auswärts oder einwärts gezogen, der Larynx geſchloſſen iſt, weshalb heftige Anſtrengungen zum Ausathmen gemacht werden, wobei Hals und Geſicht bläulichroth anſchwellen, die Conjunctiva der Augen bei ſtarrer Iris, bald erweiterter, bald verengter Pupille trüber, todtenähnlicher Cornea (J. Frank) ſich röthet und Congeſtion zum Gehirn hervorgerufen wird; die Thätigkeit des M. genioglossus treibt die angeſchwollene livide Zunge zum Munde heraus, der M. masseter preßt die Kinnladen zuſammen, daß die Zähne knirſchen und ſelbſt wol ausbrechen, die Zunge eingeklemmt, nicht ſelten zerbiſſen, die Kinnlade zuweilen luxirt wird; durch den Druck der M. masseteres auf die Speicheldrüſen bei vorhandener Congeſtion wird Speichel in größerer Menge abgeſondert, welcher im Munde zu Schaum verarbeitet, gegen Ende des Anfalles ausgeworfen wird. Der Puls iſt ſchnell, klein, zuſammengezogen an den Extremitäten, dagegen klopfen Herz und Carotiden heftig und ſtark; da aber die Carotis externa durch den toniſchen Krampf der vordern Hals-, Kehlkopfsmuskeln und der Maſſeteren zuſammengedrückt wird, ſo geht das heftig weiter getriebene Arterienblut größtentheils durch die Carotis interna und die A. vertebralis, daher treffen die arteriellen Gehirncongeſtionen beſonders das kleine Gehirn und das verlängerte Mark, welche in exceſſive Thätigkeit gerathen, während das große Gehirn dem Drucke des Venenblutes erliegt; wie bei der Strangulation treten daher auch hier Priapismus, Angezogenwerden der Hoden an den Leib, Ausſpritzung des Samens und des blaſſen Harnes in kräftigem Strahle, und Stuhlentleerung auf; gleichzeitig iſt der ganze übrige Körper in heftigen Convulſionen begriffen, der Kopf wird nach den Seiten gedreht und ſchlägt unaufhörlich nach Hinten auf den Boden; Arme und Beine ſtrecken und beugen ſich fortwährend und werden gewaltſam umhergeſchleudert. Endlich beginnt der toniſche Krampf am Halſe in den kloniſchen überzugehen, und dann auch dieſer ſich zu löſen. Die Reſpiration wird röchelnd, geht dann in Stöhnen und endlich in Seufzen über, der abgeſonderte, nach Hinten fließende Speichel wird ſchäumig nach Vorn getrieben und ſatzweiſe ausgeworfen, Kopf, Hals und Bruſt bedecken ſich mit klebrigem, ſtinkendem Schweiße, die Convulſionen gehen in Zuckungen einzelner Muskeln, Sehnenhüpfen über, man vernimmt Borborygmen, Ructus und Flatus, zuweilen Erbrechen, der Puls wird langſamer, voller, der Kranke ſinkt in tiefen Schlaf, Anfangs mit ſchnarchender, ſpäter mit freier Reſpiration, der Schweiß wird allgemein, die Empfindung kehrt nach und nach wieder, und endlich, indem der Kranke erwacht, das Bewußtſein, aber nicht der Vergangenheit, ſondern nur der Gegenwart. Der Kranke klagt über Betäubung, Schwere und Schmerz im Kopfe, dem Genick und in den Gliedern, ſowie über die mannichfaltigen Verletzungen, welche er ſich etwa zugezogen hat. Wenn es irgend geht, ſucht der Kranke, ſobald er zum Bewußtſein gekommen, ſich dem Anblick Anderer zu entziehen, indem er, wenn er auch nicht genau weiß, was vorgefallen, doch mehr oder weniger tiefe Scham darüber empfindet, welche ſelbſt bei dem Ungebildetſten angetroffen wird, daher alle Kranke der Art ihre Krankheit möglichſt geheim halten. Die Dauer des eigentlichen Paroxysmus ſchwankt zwiſchen fünf bis zehn Minuten, wenn auch einzelne Krankheitserſcheinungen noch Stunden, ſelbſt Tage lang anhalten. Der Anfall ſchwindet dann entweder für immer, oder kehrt, wie in der Mehrzahl der Fälle und zwar in ſehr verſchiedenen Zwiſchenräumen wieder. Anfangs ſind dann die Anfälle gewöhnlich zahlreicher, aber kürzer und werden erſt ſpäter ſeltener, aber länger; zuweilen findet jedoch auch das umgekehrte Verhältniß ſtatt. Nicht ſelten findet eine periodische, bei Frauen ſich nach der Eintrittszeit der Menſtruation richtende, auch wol dem Mondwechſel folgende Wiederkehr der Anfälle ſtatt. Tag und Nacht veranlaſſen keinen Unterſchied in der Eintrittszeit, doch kommen bei einigen die Anfälle nur Nachts, bei andern nur am Tage (Epilepsia nocturna-diurna).

Außer den beſchriebenen allgemeinen Formen haben die Ärzte noch eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Arten der Fallſucht angenommen. Zuerſt hat man ſie in idiopathiſche und deuteropathiſche Epilepſie getheilt. Unter idiopathischer[8]) Fallſucht verſteht man diejenige, welche auf einem materiellen Leiden der Centraltheile des Nervenſyſtems, des Gehirns oder des Rückenmarks beruht (Epilepsia cerebralis und spinalis); iſt indeſſen ein materielles Leiden dieſer Theile vorhanden, ſo iſt die Epilepſie ſchon keine reine Neuroſe mehr und ſie kann ebenſo wenig für etwas anderes gelten als für ſymptomatiſch, was ſie auch in der Mehrzahl der Krankheitsfälle iſt, wenn ſchon gar häufig die materiellen Leiden erſt eine Folge der Fallſucht ſind, denn wie alle Neuroſen ſo ruft auch die reine Epilepſie bei längerer Dauer Structurveränderungen in dem Nervenſyſtem wie in ſeinen nächſten Umgebungen hervor. Die wirklich idiopathiſchen Epilepſien ſind demnach ſtets inmateriell, gehen dann allerdings häufiger vom Gehirn aus, deſſen Thätigkeit primär durch irgend einen äußern, namentlich pſychiſch deprimirenden Einfluß, herabgeſetzt wird. In dieſem Falle pflegen dann wenig oder gar keine tetaniſche Zufälle den Anfall zu eröffnen, dagegen aber Hirnſymptome meiſtens noch längere Zeit nach dem Anfalle anzuhalten, was um ſo mehr der Fall ſein wird, je länger die Krankheit bereits dauerte

8) *Theod. van Frye*, De epilepsia idiopathica. (Lugd. Bat. 1727. 4.)

und je mehr bereits materielle Veränderungen im Gehirn eingetreten ſind. Das Rückenmark ſelbſt wird dagegen, wie geſagt, ſelten primär den Ausgangspunkt der Epilepſie bilden, da Einflüſſe, welche eine ſo ſtarke exceſſive Thätigkeit hervorrufen, daß das Gehirn in ſeiner Thätigkeit dadurch erſt auf ein gewiſſes Minimum herabgeſetzt wird, gewöhnlich, wie ſchon Cullen bemerkte, wirklichen Tetanus hervorrufen, daher denn auch Schönlein Vorherrſchen der toniſchen Krämpfe als charakteriſtiſches Merkmal der Epilepsia spinalis bezeichnet. Was die deuteropathiſchen Epilepſien betrifft, ſo hat man unter dieſem Namen die ſymptomatiſchen, ſympathiſchen und conſenſuellen [9]) Fallſuchten vereinigt, und überhaupt alle diejenigen Fälle darunter verſtanden, wo der Ausgangspunkt der Aura oder die veranlaſſenden Störungen außer den Nervencentren liegen. Die wichtigſten der angenommenen Arten ſind 1) die **Bruſtepilepſie** (Epilepsia thoracica), welche nach Autenrieth's Vorgange (Verſuche I. S. 304) Schönlein folgendermaßen beſchreibt: 1. Periode. Die Kranken bekommen gegen Abend, oft dadurch aus dem Schlafe geſchreckt, das Gefühl großer Beengung, Oppreſſion auf der Bruſt, ſodaß ſie heftig und keuchend athmen, ohne jedoch ſtechenden Schmerz zu empfinden. Das zuſammenſchnürende Gefühl nimmt ſeinen Urſprung vom Processus ensiformis und verbreitet ſich von da über die Bruſt oft mit dem Gefühl eines aufſteigenden Hauches. Der Anfall dauert eine Viertel- bis eine halbe Stunde und länger, endet entweder mit Krampfhuſten, welcher ein wenig Schleim heraus befördert, oder mit den Symptomen des Schwindels. Auf dieſem Punkte bleibt die Krankheit Monate, oft auch Jahre lang ſtehen; im letztern Falle nehmen die Paroxysmen im Winter an Frequenz zu, mindern ſich aber im Sommer auffallend. 2. Periode. Die Kranken erwachen aus dem Schlafe, einen eigenthümlichen Schrei ausſtoßend, und verfallen dann in Convulſionen, welche oft ſo heftig ſind, daß die Kranken aus dem Bette fallen. Nach dem Anfall ſchlafen ſie wieder ein und wachen am Morgen ermattet auf, ohne etwas von dem Anfalle zu wiſſen. Die Anfälle kommen Anfangs blos Nachts und wenn auch ſpäterhin Taganfälle erſcheinen, ſo ſind dieſe doch immer ſeltner und weniger heftig. Die Form ſoll ſich vorzugsweiſe bei jungen Männern finden und die häufigſte Urſache unterdrückte Krätze ſein. Wir haben ſchon oben bemerkt, daß bei jeder wirklichen Epilepſie das Gebiet des N. pneumogastricus eine der weſentlichſten Rollen ſpielt, es möchte daher angemeſſener erſcheinen, anſtatt der Epilepsia thoracica eine Ep. cardiaca, welche bereits ältere Ärzte kannten, anzunehmen, dies um ſo mehr, als die bei Verblutungen entſtehenden Convulſionen zeigen, daß durch Mangel eines hinreichend excitirenden und ernährenden Blutes das Gehirn ſeine Herrſchaft über das Rückenmark und deſſen motoriſche Thätigkeit verliert, ſodaß letztere exceſſiv wird. Der Antheil des Herzens gibt ſich kund durch die vorausgehende Ohnmacht und ein Stillſtehen der Herzthätigkeit mit Intermiſſion des Pulſes, welche von wenigen Secunden bis etwa drei Minuten anhält. 2) **Bauchepilepſie** [Ep. abdominalis, gastrica, stomachica [10]), saburralis, verminosa [11]), hepatica, hypochondriaca [12]), umbilicalis etc.], hat gaſtriſche Störungen zum Vorläufer, die Aura geht von dem Pneumogastricus gleichfalls aus und iſt nicht ſelten von Erbrechen gefolgt; Inteſtinalreize, beſonders Würmer, erregen ſie; in dieſem letztern Falle ſtehen die Anfälle auch deutlich unter dem Einfluß der Mondphaſen und die Krankheit zeigt ſich beſonders bei Kindern, iſt aber wol eigentlich nur ſymptomatiſch. Schönlein will Bauchepilepſie als Nachkrankheit von Scharlach beobachtet haben. Die Epilepsia nephritica durch eingeklemmte Steine in den Nieren und Harnleitern iſt gleichfalls nur ſymptomatiſch. Von der Genitalepilepſie hat man zwei Arten unterſchieden: a) Die **Teſticularepilepſie**, von welcher Schönlein folgende Beſchreibung gibt: In der erſten Periode haben die Kranken, gewöhnlich Nachts, einen heftigen ziehenden Schmerz in einem, ſeltener in beiden Hoden, welche krampfhaft an den Bauchring gezogen werden. Nach einer Viertel- bis einer halben Stunde ſtellt ſich entweder Erbrechen ein oder Samenerguß, ſelten Schwindel und Verluſt der Sinneswahrnehmung. Nach Monaten oder Jahren bildet ſich die Krankheit zur zweiten Periode aus, der Anfall endet nicht mehr mit Erbrechen, ſondern nach dem Austritt des Schmerzes ſtürzen die Kranken bewußtlos nieder, bekommen Convulſionen, deren Ende durch Samenerguß herbeigeführt wird; bei längerer Dauer des Übels verſchwinden die Erſcheinungen von Aufreizung im Genitalſyſtem und es kommt gleich zu epileptiſchen Anfällen. b) **Uterinepilepſie** [Epilepsia hysterica [13])], die Aura epileptica bildet ſich hier aus dem Globulus hystericus hervor, die Kranken haben Herzensangſt, Herzklopfen, fühlen ein Drehen in der Unterbauchgegend, welches meiſtens auf der linken Seite heraufſteigt, zum Zwerchfell und dem Halſe gelangt, worauf die Erſtickungsgefahr beginnt, die Kranken bewußtlos zuſammenſtürzen und in Convulſionen verfallen. Schönlein unterſcheidet eine chlorotiſche und plethoriſche Uterinepilepſie; bei der Ep. hysterica chlorotica zeigt ſich in und außer den Anfällen das Geſicht blaß, chlorotiſch und keine Gefäßaufregung, bei der Ep. hysterica plethorica gehen den Anfällen bereits Symptome von heftiger Congeſtion zum Kopfe vorher. Was die **Complicationen** der Fallſucht anlangt, ſo weiß man wenig Sicheres darüber; das was die Schriftſteller anführen, beruht entweder auf Entwickelung der Epilepſie aus andern Krankheiten des Nervenſyſtems, beſonders Neuroſen, oder man hat die Übergänge und Folgen der Epilepſie, welche natürlich auch außer den Anfällen andauern, für Compli-

9) *Andr. Ottm. Gölike*, De epilepsiae consensualis singulari specie. (Francof. ad V. 1727. 4.)

10) *Meibom*, resp. *S. Buchholz*, De epilepsia stomachica. (Helmst. 1740. 4.) 11) *Jo. Valent. Scheidt*, De epilepsia verminosa. (Argentor. 1708. 4.) *Sigwart*, Exemplum epileptici verminosi non a vermibus epileptici. (Tubing. 1764. 4.) 12) *Ad. Tilemann*, dictus *Schenk*, De epilepsia hypochondriaca. (Lugd. Bat. 1677. 4.) 13) *Eickmeyer*, Diss. de epilepsia uterina. (Ultraj. 1698. 4.) *A. Nann*, De epilepsia uterina. (Erford. 1769. 4.)

cationen ausgegeben, was ſie doch eigentlich nicht ſind. Endlich hat man in vielen Fällen wol Convulſionen für Epilepſie ausgegeben. Wenn Epileptiſche von acuten Krankheiten befallen werden, ſo pflegt der Anfall während der Dauer jener nicht einzutreten, ſo bei Maſern und Scharlach nach Andral, bei Typhus, der nach J. Frank ſogar Heilung herbeiführte, während Esquirol bei 50 Epileptiſchen, welche 1814 in der Salpetrière vom damals herrſchenden Typhus befallen wurden, nach der Beſeitigung des Typhus nicht die geringſte Beſſerung wahrgenommen haben will. Nach Hippokrates (Aphorism. V, 70) werden Kranke, welche an Quartana[14]) leiden, nicht von Krämpfen befallen, und litten ſie vorher daran, ſo werden ſie nach Aufhören der Quartana frei davon. Vergl. Epidem. VI. p. 612. *K.*, welche Stelle gewöhnlich von den Neuern in Bezug auf die Epilepſie angeführt wird, aber nach dem jetzigen Text nicht mit Recht, denn es ſteht deutlich *ὑπὸ τινὸς μεγάλης νούσου οὐχ ἁλίσκονται* dort. Daß aber Epilepſie während der Quartana keine Anfälle macht, hat J. Frank beobachtet. Wie die Geiſteskranken, ſo haben Epileptiſche geringe Empfänglichkeit für Contagien. Bei den Ausgängen haben wir die Ausgänge des Anfalles und die der ganzen Krankheit zu unterſcheiden. Was die Ausgänge des Anfalles betrifft, ſo iſt ſchon oben bemerkt worden, daß gewöhnlich Schlaf als Kriſis beobachtet wird, nach deſſen Erwachen der Kranke im beſten Fall keine weitern Störungen empfindet, als Mattigkeit in Folge der Muskelanſtrengungen bei den Convulſionen. Je häufiger die Anfälle wiederkehren, je länger ſie anhalten, deſto häufiger bleiben einzelne der Symptome des Anfalles noch längere Zeit zurück; ſo Zuckungen einzelner Muskeln, beſonders im Geſicht, und namentlich an den Augen, wodurch endlich dauernd ein ſchielender Blick, ſowie Verzerrung der Geſichtszüge, hervorgerufen wird. Romberg ſah die Zuſammenklemmung der Kinnlade (Trismus) 14—21 Tage nach dem Anfall zurückbleiben; nicht ſelten ſind Aphonie, Aſthma, Dysphagie, Meteorismus noch längere Zeit nachher anhaltend. Das Darniederliegen der Gehirnthätigkeit erſcheint bei Einigen als Apoplexie, häufiger aber geht daſſelbe in zu große Reizbarkeit über, welche meiſtens die gemüthliche Seite trifft, in andern Fällen wandelt ſich daſſelbe ſchnell in Delirium maniacum und ecstaticum, ſelbſt in förmliche Manie um, wozu ſich dann wol ſelbſt neue epileptiſche Anfälle geſellen. Dieſe pſychiſche Exaltation wird gleichfalls nach jedem Anfalle immer häufiger und artet ſelbſt in temporären Zornmuth aus, der die Kranken zu Verbrechen hinreißt, was für die forenſiſche Medicin von Wichtigkeit iſt[15]). Von den einzelnen Geiſteskräften leidet beſonders das Gedächtniß; daſſelbe wird immer ſchwächer, je häufiger die Anfälle ſich wiederholen, ebenſo nimmt die Geiſtesſchärfe immer mehr ab und es tritt endlich bei gar manchen wirklicher Blödſinn auf. Unter 339 Epileptiſchen der Salpetrière waren nach Esquirol und Calmeil 12 mit Manie, 30 mit Monomanie (einige mit Neigung zum Selbſtmord) behaftet, 34 waren wüthend, 145 litten an Dementia, 8 waren Idioten, 50 waren für gewöhnlich bei Verſtande, alle aber litten zuweilen an ſchwachem Gedächtniß, hatten exaltirte Ideen oder flüchtige Delirien, eine Neigung zur Verrücktheit, bei 60 war die Intelligenz ungetrübt, aber ſie waren zornmüthig, launiſch, eigenſinnig, kurz ⅘ waren geiſteskrank. Nach Schönlein ſollen alle Geiſteskrankheiten, welche ſich aus Epilepſie bilden, raſch ihren Verlauf machen und in Blödſinn enden. Esquirol und Copland behaupten, daß Leute, welche in ihrer Jugend wahnſinnig geworden, vorher an Epilepſie gelitten; hier war aber ſicher nur die den Wahnſinn und die Epilepſie bedingende Urſache ein und dieſelbe. Wie ſich in pſychiſcher Hinſicht Neigung zum Blödſinn zeigt, ſo ſehen wir auch in der Function des übrigen Nervenſyſtems eine Neigung zum Torpor auftreten; in dem vegetativen Nervenſyſtem zeigt ſich dies in der leicht eintretenden Wirkungsloſigkeit der Arzneimittel, beſonders der nauſeoſen Metallkalke ꝛc., daher man bei der Behandlung niemals allzu lange ein und daſſelbe Mittel fortgeben darf, indem es gar bald unwirkſam ſich zeigt; bei dem übrigen Nervenſyſtem zeigt ſich die Neigung zum Torpor bald in der Form der Paralyſe, ſowol der Bewegungs- als der Empfindungsnerven, welche Anfangs nur vorübergehend, ſpäterhin immer länger anhält und endlich dauernd wird. Überaus häufig ſind aber die materiellen Veränderungen, welche in dem Nervenſyſtem und ſeinen nächſten Umgebungen durch die Erſcheinungen in den Anfällen hervorgerufen werden, welche aber größtentheils mit Unrecht von den Ärzten als die Urſachen der Krankheit betrachtet zu werden pflegen. Da die Congeſtionen während der Anfälle vorzugsweiſe zum Gehirn gehen, und, wie wir geſehen haben, diejenigen zum kleinen Gehirn und dem verlängerten Marke mehr arterieller, die zu den übrigen Theilen mehr venöſer Art ſind, ſo werden wir auch die Folgen derſelben an dieſen Theilen vorzugsweiſe wahrnehmen; dieſe beſtehen in Ausdehnung der Sinus und Venen, Spuren von Entzündungen der Häute, Ausſchwitzungen, Verwachſungen, Verknöcherungen, Atrophie, Hypertrophie, Heterotrophie, Erweichung ꝛc. einzelner Theile des Gehirns. In 18 Leichen fanden Boucher und Cazauvielh eilf Mal Verhärtung, vier Mal Erweichung der Gehirnſubſtanz, Burggräve und Guislain mehrmals Verhärtung der Olivenkörper; die Gebrüder Wenzel[16]) hatten häufig Veränderungen des Gehirnanhangs bei ihren ſorgfältigen Sectionen Epileptiſcher aufgefunden, aber mit Unrecht in dieſem Theile den Hauptſitz der Krankheit angenommen. Die hypertrophiſchen Erſcheinungen kommen beſonders bei jüngern Perſonen vor, ſo lange der Stoffan-

14) *J. Ahlefeld*, resp. *J. A. Schreiber*, De epilepsia febrium intermittentium comite. (Giess. 1765. 4.) 15) *E. Platner*, Facta violenta epilepticorum, quamvis malefaciendi et ulciscendi consilio suscepta, amentiae excusatione non carere, in deſſen Quaestiones medicae forenses. (Lips. 1824.) p. 10 sq. W. Wrach, über die insana malitia epilepticorum, in Ruſt's Magazin für die geſammte Heilkunde. 1838. S. 1 fg. Derſelbe, über den Einfluß der Epilepſie auf die Geiſteskräfte der damit Behafteten, und die Grundſätze, nach welchen die Zurechnungsfähigkeit derſelben zu beurtheilen iſt. (Cöln 1841.) 64 S.

16) J. Wenzel, Beobachtungen über den Gehirnanhang fallſüchtiger Perſonen. (Mainz 1810.)

ſatz (Wachsthum) überhaupt noch vorherrſcht, und erſtrecken ſich dann auch auf den Schädel ſelbſt; dieſer vergrößert ſich, ſeine Knochenplatten werden dick, wie bei den Kretinen, denen die Kranken überhaupt in vieler Beziehung ähnlich werden; denn wie bei dieſen magern die Extremitäten ab, ſie ſind wollüſtig, geil und gefräßig wie dieſe; da die Congeſtionen auch die weichen Theile an der Außenfläche des Schädels treffen, ſo werden Geſicht, beſonders Lippen, Augenlider dick, das ganze Geſicht daher plump[17]), mit hervorſtehenden Augen und blaßgrauer Geſichtsfarbe; endlich iſt Blödſinn beiden gemeinſam. Je älter die Perſonen ſind, wenn ſie von Epilepſie befallen werden, deſto partieller werden die Hypertrophien am und im Schädel; im höhern Alter, wo überhaupt Verirdung und Atrophie vorherrſcht, ſtellen ſich Verknöcherungen ein und die Schädelknochen werden theilweiſe atrophiſch. Auch der Kehlkopf und namentlich der Kehldeckel ſcheint, wie die eigenthümliche Stimme zeigt, Veränderungen zu unterliegen, welche aber noch nicht weiter unterſucht ſind. Erweiterungen mit Verdünnung der Wände treffen beſonders das arterielle Herz, da der Krampf der Halsmuskeln den Austritt des Arterienblutes aus dem Herzen und die Weiterführung durch die Carotis, welche gleichfalls erweitert iſt in ihrem untern Theil, hindert, während die Art. vertebralis ihr Lumen erweitert, weil durch ſie das Blut vorzugsweiſe zum Gehirn tritt. Da durch das geſtörte Lungenathmen die Entkohlung des Blutes gehemmt iſt, ſo wird die Thätigkeit der Leber mehr und mehr in Anſpruch genommen, ſie vergrößert ſich, es entſtehen Abſceſſe ꝛc. in derſelben. Auch die Nerven, welche die Leiter der Aura epileptica ſind, desorganiſiren zuweilen; ob nur dann, wenn die Aura in ihrem Weiterſchreiten gehemmt wird? Daß in den Leichen der an ſymptomatiſcher Fallſucht gelitten habenden mancherlei Structurveränderungen bemerkt werden, iſt leicht erklärlich, indeſſen mangelt es noch an einer ausreichenden Ergründung des Cauſalverhältniſſes. Was die Ausgänge des ganzen Krankheitsproceſſes betrifft, ſo iſt es keine Frage, daß Geneſung[18]) eintreten kann; leider aber ſind uns die Bedingungen noch nicht näher bekannt, unter welchen dieſelbe eintritt; denn wenn auch Pubertät, Menſtruation, Wochenbett, klimakteriſche Jahre, Blutungen, Hämorrhöiden, Ausſchläge ꝛc. durch ihren Eintritt die Krankheit in einzelnen Fällen gehoben haben, ſo haben doch in andern beiweitem häufigern Fällen dieſe Momente entweder gar keinen oder ſelbſt einen nachtheiligen Einfluß auf die Krankheit ausgeübt. Gewöhnlich kündigt ſich die Heilung durch ſeltneres und gelinderes Auftreten der Anfälle an, zuweilen aber verliert ſich die Fallſucht auch wol ebenſo plötzlich, als ſie eingetreten iſt. Ob Übergang in eine andere Krankheit vorkommt, iſt ungewiß; denn wenn wir auch andere Neuroſen und Pſychoſen ſich ſpäter entwickeln ſehen, ſo verſchwinden dabei doch die epileptiſchen Anfälle gewöhnlich nicht und dieſe, ſowie die andern Affectionen ſind Ausgänge der einzelnen Anfälle, aber nicht der ganzen Krankheit. Auch der Ausgang in Tod iſt gewöhnlich nur ein Ausgang des Anfalls, wenn er nicht zufällig oder als Folge der durch den Anfall hervorgerufenen Desorganiſationen, wie häufig, eintritt. An und für ſich kann die Fallſucht nicht zu den tödtlichen Krankheiten gerechnet werden. Der Tod während der Anfälle erfolgt gewöhnlich durch Cerebralapoplexie, oder durch Apoplexia pulmonum und iſt entweder Gefäßapoplexie oder Nervenapoplexie. Außerdem iſt Lungen- oder Darmphthiſis nicht ſeltener Grund des Todes Fallſüchtiger, wie denn der ſorgfältige Greding (Vermiſchte Schriften. 1. Bd.) von 62 Kranken über die Hälfte daran ſterben ſah.

Diagnoſe. Wir haben zuvörderſt die wahre Epilepſie von der ſimulirten (Epilepsia ficta, s. simulata[19]) zu unterſcheiden; in der letztern ſind die Pupillen nicht dilatirt, und ziehen ſich durch Lichtreiz zuſammen, der Blick nicht anhaltend ſtier, die Cornea nicht trübe, Nägel und Geſicht nicht livid, oder wenn dies Letztere auch der Fall war durch die heftige erkünſtelte Anſtrengung oder mittels einer um den Hals gelegten Schnur, ſo wechſelt die livide rothe Farbe doch nicht ſo ſchnell zu Ende des Anfalls mit einer auffallenden Bläſſe, wie dies bei wirklichen Epileptiſchen der Fall iſt; öffnet man bei Simulanten Hände und Daumen, ſo werden ſie gewöhnlich ſogleich wieder zuſammengeballt und eingekniffen, während ſie bei wirklich Fallſüchtigen offen bleiben; der Herzſchlag iſt bei jenen nicht ſo heftig und hörbar, der Puls nicht ſo beſchleunigt und unregelmäßig, wenn nicht etwa Druck, Ligaturen ꝛc. künſtlich angebracht ſind; das Athmen trotz der Anſtrengung nicht unregelmäßig und gehemmt im Kehlkopf, die Zunge nicht angeſchwollen, livid, wird nie eingeklemmt. Die untern Schneidezähne ſind bei Simulanten nicht ſo abgeſchliffen und zeigen keine Sprünge, wie häufig bei wirklich Epileptiſchen. Der Schaum vor dem Munde wird gewöhnlich durch ein Stück Seife, Walkererde ꝛc. hervorgebracht, welches vorher unter die Zunge geſteckt wurde. Gewöhnlich ſuchen die Simulanten ſich vorher einen paſſenden Ort aus, wo ſie, ohne fürchten zu müſſen ſich zu beſchädigen, in Gegenwart von Zeugen niederfallen können, und auch bei ihren convulſiviſchen Bewegungen wiſſen ſie es ſtets ſo einzurichten, daß ſie ſich wenig oder gar nicht beſchädigen. In der Mehrzahl der Fälle gelingt es, zu bemerken, daß Gefühl und Bewußtſein bei den Simulanten noch vorhanden ſind während des Anfalles. Man ſtemme zu dieſem Zweck den ſcharfen Nagelrand des Daumens ſo unter den ihrigen, als wolle man ihren Nagel damit abreißen, und ſie werden mit der Hand zucken, im Geſicht Schmerz verrathen; man träufele Siegellack auf die Nägel, das Schienbein zu gleichem Zweck; werfe ein Tuch über ihr Geſicht, um es zu bedecken, und ſie werden es abreißen; laſſe einen Eimer Waſſer herbeiholen und begieße ſie damit, ein Glüheiſen, und verſuche ſie damit

17) Nach Dumas ſoll der Geſichtswinkel bei Epileptiſchen immer unter 80° ſein und gegen 70° abnehmen. 18) *C. Z. Döderlein*, De epilepsia autocratia naturae curata. (Altorf. 1747. 4.)

19) *P. C. Schacher*, Diss. de epilepsia simulata. (Lipsiae 1732. 4.)

zu brennen, laſſe ſie auf Stroh legen und zünde dies an ꝛc. und ſie werden ſchnell aufſpringen und fortlaufen. Alte und geſchickte Simulanten ertragen dies zwar zuweilen alles und es gehören dann wiederholte genaue Beobachtungen und Erfindungsgabe von Seiten des Arztes dazu, um hier zu einem richtigen Urtheil zu kommen. Gar nicht ſelten ſind aber die Ärzte ſelbſt Schuld daran, daß ſie hintergangen werden, indem ſie in Gegenwart des Kranken äußern, daß er ſimulire, weil dies und jenes charakteriſtiſche Symptom fehle, was ſich dann der Simulant genau merkt und beim nächſten Anfall gewiß nicht vergeſſen wird; oder ſie nennen die Proben und deren Kriterium, wenn die Epilepſie ſimulirt ſei, und die Individuen üben ſich dann zu Hauſe, dergleichen zu ertragen. Allerdings werden ſie dafür zuweilen geſtraft, indem die Anfangs ſimulirte Krankheit ſpäterhin ſich in eine wahre Epilepſie umwandelt[20]). Von der Hyſterie und den hyſteriſchen Krämpfen unterſcheidet ſich die Fallſucht durch das dort vorhandene Bewußtſein und Gefühl, wie die ſpätere Erinnerung alles deſſen, was mit dem Kranken vorgegangen iſt, zeigt, beſonders aber dadurch, daß bei den hyſteriſchen Krämpfen der Larynx ſtets offen, bei der Fallſucht ſtets geſchloſſen iſt, was bei der Hyſterie nur dann ſtattfindet, wenn ſie, wie zuweilen geſchieht, in Epilepſie übergeht. Schwer hält es, den apoplektiſchen Anfall von dem epileptiſchen Schwindel zu unterſcheiden, doch leitet hier das vorhandene Gefühl, indem apoplektiſche Kranke z. B. den Fuß zurückziehen, wenn man ihre Fußſohle kitzelt.

Die Prognoſe iſt bei der Fallſucht immer eine zweifelhafte, da es äußerſt ſchwierig iſt, in den einzelnen Fällen die ätiologiſchen Momente auszumitteln und von ihrer Beſeitigung gleichwol die Möglichkeit der Heilung abhängt; oft aber ſind die cauſalen Momente zwar bekannt, aber ſie liegen außer dem Bereiche der Behandlung; daher dürfte es ſicher ein zu günſtiges Verhältniß ſein, welches Hufeland in Bezug auf die Heilbarkeit der Fallſucht angibt, 1 nämlich zu 20, wenigſtens was die ausgebildete bereits mehrfache Anfälle gemacht habende und richtig diagnoſticirte Krankheit betrifft, denn bei Kindern und Hyſteriſchen iſt gar vieles für Fallſucht von den Ärzten ausgegeben worden, was in der That nur gewöhnliche Convulſionen waren. Doch darf man auf der andern Seite auch wieder die Angaben der Hoſpitalärzte nicht zum alleinigen Maßſtabe nehmen, da dieſe faſt nur ſolche Kranke zur Aufnahme bekommen, bei welchen die Anfälle bereits mannichfache Desorganiſationen hinterlaſſen haben. Die Epilepsia hereditaria, die Ep. symptomatica in Folge von Hirnleiden, anomaler Schädelbildung ꝛc. iſt faſt immer unheilbar, ebenſo die Ep. idiopathica in Folge von pſychiſchen Einflüſſen, wie Schreck ꝛc., überhaupt iſt die Vorherſage bei der Ep. idiopathica im Ganzen ungünſtiger als bei der symptomatica, zumal wenn dieſe gleich Anfangs zur Behandlung kommt. Je entfernter der Ausgangspunkt der Aura vom Gehirn und je langſamer ſie fortgeleitet wird, deſto günſtiger iſt die Prognoſe und umgekehrt. Schon Celſus (De re med. II, 8) ſagt: optimum est a manibus pedibusve initium fieri. In Bezug auf das Alter ſagt bereits Hippokrates (Aphor. II, 45. V, 7), daß bei denen, welche vor der Pubertät von der Krankheit befallen werden, dieſelbe meiſtens mit dieſer verſchwinde, bei denen aber, welche nach dem 25. Jahre befallen werden, bleibe ſie meiſtens zeitlebens (Vgl. de morbo sacro I, 605. *K.*) Die ſpätern Erfahrungen haben die Richtigkeit dieſer Sätze für einzelne Fälle allerdings beſtätigt und daß ſie von den Hippokratikern zu allgemein hingeſtellt wurden, hat ſeinen Grund ſicher zum Theil darin, daß ſie ſämmtliche Convulſionen bei Kindern und Frauen zu der Epilepſie rechneten, wie ja theilweiſe ſelbſt noch von Boerhaave geſchah. Auch die Schwangerſchaft hat in einzelnen Fällen auf die Epilepſie einen günſtigen Einfluß geübt, nicht ſelten ſind aber auch die Anfälle danach ſtärker und häufiger geworden, wie dies ja auch bei der Hyſterie beobachtet wird, gegen welche früher viel zu allgemein die Ehe und der Coitus empfohlen worden iſt. (*Schurig*, Spermatologie. p. 292). Epileptiſche Anfälle während der vorgerückten Schwangerſchaft haben nicht ſelten Abortus zur Folge. Je leichter die Anfälle ſind und je kürzere Zeit ſie dauern, deſto beſſer; nächtliche Anfälle verkünden meiſtens eine hartnäckigere Krankheit als Anfälle bei Tage. Je ſchneller ſich der Kranke nach dem Anfalle wieder erholt, deſto beſſer, je längere Zeit er dazu gebraucht, je öfter und deutlicher einzelne Symptome zurückbleiben, deſto ſchlimmer, da in demſelben Maße die Furcht vor Desorganiſationen wächſt, deren Vorhandenſein ſtets eine ſchlechte Vorherſage bedingt, welche auch bei dem Übergange in Geiſteskrankheiten ſtattfindet.

Ätiologie. Die Krankheit iſt häufig eine Folge erblicher Anlage bei Kindern oder Enkeln von ſolchen Ältern oder Großenkeln, welche entweder ſelbſt an Epilepſie oder an einer andern chroniſchen Nervenkrankheit gelitten hatten. So findet ſich die Krankheit im öſterreichiſchen Kaiſerhauſe bereits in der dritten Generation. Bouchet und Cazouvielh fanden unter 110 Fällen von Epilepſie 31 erblich und Esquirol unter 321 epileptiſchen Verrückten 105, welche von epileptiſchen oder wahnſinnigen Ältern abſtammten; 14 epileptiſche Mütter hatten 58 Kinder geboren, von denen 37 bis zum 14. Jahre unter Convulſionen geſtorben waren, 21 lebten noch, von denen 14 geſund, aber noch ſehr jung, ſieben bereits epileptiſch waren. Kranke der Art haben oft eine ſchmale oder niedrige Stirn mit ſtarkentwickeltem Hinterkopf, andere eine zuckerhutförmige Geſtalt des Kopfes, einen unverhältnißmäßig großen Kopf, ſehr dicke Schädelknochen, hatten in den Kinderjahren bereits an hydrocephaliſchen Congeſtionen, chroniſchem Waſſerkopf und Krampferſcheinungen aller Art gelitten. J. Frank und Cheyne nennen den Habitus epilepticus einen habitus scrofuloso-rhachiticus und daß alte Epileptiker ſich den Kretins nähern, iſt bereits oben bemerkt worden. Immer findet ſich bei den Kranken ein Mißverhältniß zwiſchen

20) Cullerier in Recueil périodique. T. XIV. p. 280. Moreau in Mém. de la société médicale d'émulation. P. II. p. 189. Juſſi in Journal de médecine militaire. 1783. P. II. p. 53.

dem Gehirn und Rückenmark, ſowie zwiſchen dieſem und dem Muskelſyſtem, welches ſich durch Mangel an energiſchem, feſtem Willen und an Einfluß des Geiſtes auf den Körper ausſpricht, daher ſich denn auch die Krankheit gewöhnlich bei Individuen vor der Zeit der Pubertät bis zum Mannesalter, ſelten ſpäter, häufiger bei Frauen als bei Männern, öfter in den ſüdlichern und feuchten als in den nördlichern und trockenen Ländern findet und die niedere Volksclaſſe häufiger als die gebildetere befallen wird. Was das Lebensalter betrifft, ſo gaben 209 von Beau beobachtete Fälle folgendes Reſultat:

angeborne Epilepſie				=	17
Kranke	von	6	Jahren	=	22
„	„	6—12	„	=	43
„	„	12—16	„	=	49
„	„	16—20	„	=	17
„	„	20—30	„	=	29
„	„	30—40	„	=	12
„	„	40—50	„	=	15
„	„	50—60	„	=	4
„	„	60—61	„	=	1

Elliotſon (Vorleſungen S. 336) ſah die Epilepſie zur Zeit der Pubertät ſchwinden, in den klimakteriſchen Jahren aber wieder auftreten; auch Heberden (Commentar. ed. *Sömmering*. p. 126) ſah die Krankheit im 75. Jahre ausbrechen. Nach Schönlein iſt die Bauchepilepſie den Kinderjahren, der Pubertät die Genitalepilepſie eigen und alte Leute leiden nach Elliotſon (l. c. p. 337) an einer Form, welche ſich durch Coma ohne Convulſionen charakteriſirt und oft mit Apoplexie verwechſelt wird. In Bezug auf das Geſchlecht zählte man im J. 1813 im Bicêtre zu Paris 162 männliche, in der Salpetrière aber 289 weibliche Kranke; 1820 im Bicêtre 160 männliche, in der Salpetrière 324 weibliche Kranke. J. Frank hatte unter 75 Kranken 40 Frauen und 35 Männer, glaubt aber dennoch, daß die überwiegende Zahl auf Seiten der Männer komme. Unter 227 von Beau beobachteten Frauen war bei 110 die Menſtruation vor Ausbruch der Krankheit eingetreten, bei 82 aber nach dem Ausbruche, bei 35 fiel der Ausbruch beider zuſammen. Von 162 männlichen Kranken im Bicêtre waren nach Hebréard 119 unverheirathete, 33 verheirathete und ſieben Witwer; es würde aber irrig ſein, hieraus folgern zu wollen, daß Enthaltſamkeit in Bezug auf Geſchlechtsgenuß vorzugsweiſe hier wirkſam geweſen, vielmehr iſt die Hauptſache jedenfalls die Unregelmäßigkeit und der Misbrauch des Geſchlechtsgenuſſes geweſen, wie denn nicht nur Galen (de locis affect. I, 6) unmittelbar auf den Beiſchlaf Epilepſie ausbrechen ſah, ſondern auch bereits Demokritus (*Galen*. ed. *K*. Vol. XVII. A. p. 521) denſelben eine kleine Epilepſie (μικρὰν ἐπιληψίαν) nannte, ein Ausſpruch, welchen Gellius (N. A. XIX, 2, 8) dem Hippokrates beilegt. Was die geographiſche Verbreitung der Krankheit betrifft, ſo ſind auch hier die Angaben widerſprechend; denn während J. Frank ſie im Norden häufiger vorkommen läßt (auch Lichtenſtein in Hufeland's Journal [1819. Auguſtheft] gibt an, daß in Kurland und im nördlichen Rußland, die Epilepſie ſehr häufig ſei), ſo behaupten andere das Gegentheil und wie uns ſcheint mit mehr Recht, da ſpaſtiſche Krankheiten im Süden überhaupt häufiger ſind, als in den nördlichen Gegenden; nur der höchſte Norden macht hier eine Ausnahme, was ſich aber aus dem allgemeinen Zurückbleiben der Vegetation überhaupt erklären läßt. Woher hätten die alten Ärzte auch ihre genaue Bekanntſchaft mit der Krankheit, wenn ſie nicht in ihrem ſüdlich gelegenen Vaterlande häufig vorkam? Im Allgemeinen kann man alles zu den veranlaſſenden Urſachen zählen, was ein Misverhältniß zwiſchen Cerebral- und Spinalſyſtem in der Art hervorzurufen vermag, daß die Thätigkeit des letztern auf Koſten des erſten exceſſiv aufgeregt wird, das mag nun direct oder indirect geſchehen, ſo zwar, daß immer die Cerebralthätigkeit momentan mehr oder weniger ganz unterdrückt wird. Dies geſchieht nun entweder dadurch, daß ſchwächende Einflüſſe direct auf das Gehirn ihre deprimirende Wirkung ausüben, wie Schreck, Furcht, Kummer, oder dadurch, daß die Gehirnthätigkeit durch Überreizung erſchöpft, dem Gehirn nicht die nöthige Zeit zur Erholung gelaſſen und gleichzeitig die Muskelthätigkeit wenig in Übung erhalten wird, ſo durch übermäßige geiſtige Anſtrengungen mit Vernachläſſigung der ſomatiſchen Bedürfniſſe, namentlich des Schlafes, aus welchem Umſtande ſich die Beiſpiele von Epilepſie bei ausgezeichneten überaus thätigen Männern, wie Julius Cäſar (Sueton. vit. 45), Mahomet, Petrarca, Columna, Franz Redi, Rouſſeau und Napoleon erklären. Endlich haben wir eine plötzlich eintretende Vernichtung der Vitalität des Blutes hierher zu rechnen, wie ſie bei Verblutungen, Intoxication durch Contagien, delatäre Krankheitsſtoffe, pflanzliche und mineraliſche Gifte hervorgerufen wird; allerdings erſtreckt ſich dies letztere Moment auf das ganze Nervenſyſtem, deſſen Thätigkeit durchaus von der Vitalität des Blutes abhängig iſt, und man kann darin auch eine übermäßige Reizung erblicken, welche im Gehirn nur früher zur Erſchöpfung führt, während die motoriſchen Nerven des Spinalſyſtems nur zu erhöhter Thätigkeit angeſpornt werden. Jedenfalls iſt der Antheil der Kraſis des Blutes an dem epileptiſchen Krankheitsproceß bisher viel zu wenig von den Ärzten berückſichtigt worden, was um ſo mehr zu verwundern, als die Wichtigkeit deſſelben für die Therapie leicht erſichtlich iſt. Aber auch auf das Spinalſyſtem wirken die veranlaſſenden Urſachen gar häufig primär, nur iſt es noch auszumitteln, ob zunächſt auf die motoriſchen oder ſenſitiven Nerven; uns dünkt das Letztere das Wahrſcheinlichere, da wir auch in andern Fällen ſehen, daß Affectionen der ſenſitiven Nerven (heftige Schmerzen) oft plötzlich auf die motoriſchen überſpringen und Convulſionen erregen, welche dann gar häufig kritiſcher Natur ſind, während der umgekehrte Fall ſelten ſtattfinden möchte; vielmehr bleibt die primäre Affection der motoriſchen Nerven meiſtens auf dieſe beſchränkt und der Tetanus iſt die Folge davon. Die gewöhnlichſten Urſachen der Art ſind äußere Verletzungen durch fremde Körper, Kugeln, Splitter, welche in dem verletzten Theile zurückbleiben und einen (ſenſitiven) Nervenzweig drücken, ebenſo Geſchwülſte in der Nähe ſolcher

Nerven, beſonders Exoſtoſen in den für einzelne Nerven beſtimmten Durchgangskanälen. Wie im Gehirn, ſo ſind auch die meiſten Structurveränderungen im Gebiete des Spinalſyſtems ſelbſt Producte der Epilepſie, werden aber freilich einmal vorhanden, für die ſpäteren Anfälle wieder occaſionell, indem ſie als fremde Körper wirken. Ein nicht geringer Theil der Epilepſien geht von dem Ganglienſyſtem aus, deſſen Ganglien durch irgend welche Reize ihr Iſolirungsvermögen aufgeben und die Fortleitung auf die mit ihnen in Verbindung ſtehenden Spinalnerven vermitteln. Es entſtehen dadurch die eigentlichen ſympathiſchen Epilepſien, welche vorzugsweiſe vom Darmkanal ausgehen, hervorgebracht durch Inteſtinalwürmer (Epilepsia verminosa), unverdauliche Stoffe im Magen (Epilepsia stomachica), Kindspech, Gifte, beſonders Blei (Epilepsia saturnina) ꝛc., wobei anfänglich, beſonders bei Kindern, nur einfache Convulſionen entſtehen, aus denen ſich dann wirkliche Epilepſie herausbildet. Wie vom Darmkanal, ſo geht die Reizung auch von andern Organen des Unterleibes aus, von den Nieren und Harnleitern durch Harnſteine, von der Leber und dem Gallengang zum Duodenum, durch Gallenſteine, deren Durchtritt gehindert wird. Hieran ſchließen ſich die Epilepſien, welche vom Uterus bei Frauen, von den Hoden und Samenſträngen beim Manne ausgehen. Endlich iſt es keinem Zweifel unterworfen, daß wie bei andern Neuroſen, ſo auch bei der Epilepſie, der Anblick eines im Anfalle Liegenden in vorher Geſunden die Krankheit hervorzurufen vermag, wie denn ja auch die Erfahrung lehrt, daß Simulanten ſpäterhin in die wirkliche Epilepſie verfallen ſind. Die Urſachen, welche die einzelnen Anfälle der bereits vorhandenen Krankheit hervorrufen, ſind ſehr verſchiedenartig, und es läßt ſich darüber im Allgemeinen wenig beſtimmen. Hippokrates (Aphorism. III, 20) rechnet die Fallſucht zu den Krankheiten des Frühlings und auch Tiſſot (Nervenkrankheiten, teutſch von Weber. IV. S. 386) ſagt, daß die Anfälle im Frühlinge häufiger ſeien. Blosfeld (Hufeland's Journal 1834. Juni) ſah im September 1833 zu Riga viele aus dem Volke ohne beſondere Urſache zum erſten Male von Epilepſie befallen werden. Eiſenmann erklärt dies für Epilepsia rheumatica, von welcher er in ſeinem Werke: Die Krankheitsfamilie Rheuma (Erlangen 1841. 2. Bd. S. 175—187) handelt, ohne jedoch im Stande zu ſein, genaue diagnoſtiſche Merkmale anzugeben. Wie wir rheumatiſche Koliken, rheumatiſchen Tetanus ꝛc. beobachten, ſo könnte es allerdings auch Epilepsia rheumatica geben, indeſſen war das bisher Beobachtete wol meiſtens nur rheumatiſche Convulſion, wobei der Krampf der Kehlkopfmuskeln fehlte und das Bewußtſein noch vorhanden war; auch iſt ja nicht alles rheumatiſcher Natur, was durch Erkältung entſteht.

Die Behandlung der Epilepſie kann bei der Dunkelheit ſo vieler weſentlicher Punkte in ätiologiſcher Beziehung noch nicht nach einem rationellen Heilplane vorgenommen werden, und leider gilt noch jetzt, was Heberden ſchrieb: Epilepsia, pari jure ac arthritis, opprobrium medicorum dici potest: nam ante tempora Hippocratis nota est, et tamen certam medendi rationem nondum recepit. Da die Krankheit in Zwiſchenräumen anfallsweiſe auftritt, ſo hat die Therapie natürlich die Aufgabe, die einzelnen Anfälle zu behandeln und in den Zwiſchenräumen die Wiederkehr dieſer Anfälle zu verhüten. Die Behandlung des einzelnen Anfalles beſchränkt ſich faſt nur auf einzelne Vorſichtsmaßregeln und Anwendung äußerer Mittel, denn von Arzneigeben kann keine Rede ſein, da der Kranke während des Anfalls nicht ſchlucken kann. Die Hauptſache iſt, dafür zu ſorgen, daß der Kranke ſich während des Anfalls nicht erheblich verletzen kann. In dem Zimmer Epileptiſcher dürfen deshalb die Möbeln nicht ſcharfkantig, der Ofen muß mit einem Gitter verſehen, das Bett niedrig ſein, damit der Kranke beim etwanigen Herausfallen nicht Schaden nehme. Während des Anfalls entferne man alle beengende Kleidungsſtücke, namentlich an Bruſt und Hals, ebenſo die unnützen Zuſchauer, theils um dieſe ſelbſt vor dem Befallenwerden durch den Anblick zu ſichern, theils aber um dem erwachenden Kranken die Scham möglichſt zu erſparen. Epileptiſche dürfen deshalb auch, wenn ſie das Geringſte von Vorboten bemerken, ihr Zimmer nicht verlaſſen; die auf der Straße Niederfallenden ſollte man, wenn irgend möglich, in ein Haus zu ſchaffen ſuchen, was am beſten auf einem großen ſtarken Leinewandtuch geſchieht, welches in mäßiger Ausſpannung getragen wird; Allerdings geht der Anfall in freier Luft und auf dem Erdboden (Einwirkung des Erdmagnetismus?) leichter vorüber, daher man ſie auch in kein dumpfes verſchloſſenes Zimmer bringen darf, ſondern ſtets für friſche Luft ſorgen muß, ja man kann ſie gradezu der Zugluft ausſetzen, aus der man ſie erſt nach dem Aufhören des Anfalles entfernt, damit ſie ſich nicht erkälten, was während des Anfalles nicht geſchieht. Der Kopf muß möglichſt hoch gelegt werden, daß der Rückfluß des Blutes aus ihm erleichtert wird. Damit die Zunge nicht eingeklemmt oder gar abgebiſſen werde, ſchiebe man ein Stück ſtarken Leders, Horn, oder den aus einem Schnupftuch gemachten Knoten (Kork wird durchgebiſſen) zwiſchen die Zähne, doch wähle man dazu nicht immer dieſelben und wo möglich keine cariöſen. Das Feſthalten der Glieder und Aufbrechen der Daumen iſt eine höchſt ſchädliche Volksſitte, weshalb auch das von J. Frank empfohlene Einlegen eines kalten Metalls (Eiſens, Schlüſſels) in die Hände unterbleiben muß, ſobald dieſelben bereits feſtgeſchloſſen ſind; auch die von Parry empfohlene Compreſſion der Carotiden iſt zu verwerfen, da das Eindringen des Arterienblutes in die Schädelhöhle zum großen Gehirn an und für ſich ſchon durch den Krampf der Halsmuskeln gehindert iſt, weshalb leicht Apoplexie die Folge ſein kann; Behrend ſah, daß die Kranken ſich immer ſchlechter danach befanden; wo ſie von Nutzen geweſen, wurde vielleicht durch den Druck der Krampf in den Halsmuskeln gehoben. Sanftes Reiben, Beſtreichen mit einem Magnet würde hier noch beſſere Dienſte thun. Die Hauptaufgabe während des Anfalles beſteht nämlich darin, ſo ſchnell als möglich den Krampf in den Halsmuskeln zu beſeitigen, Hawkins und Elliotſon empfehlen Kochſalz in den Mund zu bringen. Da wo ſich Aura

epileptica findet, hat man das Binden des Gliedes empfohlen, an welchem ſie ſich zeigt, und häufig iſt der Anfall dadurch vereitelt, oft aber haben ſich die Kranken danach längere Zeit übel befunden. Der Grund hiervon liegt einmal darin, daß die Convulſionen, wie Schönlein bemerkt, kritiſcher Natur ſind, Störungen derſelben mithin Störungen der Kriſen gleichzuachten, ſodann aber hat man dabei nicht gehörig zwiſchen centrifugaler und centripetaler Epilepſie unterſchieden, ein Unterſchied, der allerdings oft ſchwer zu machen iſt, und doch hängt davon ſo vieles, namentlich auch die Entſcheidung über Anwendung der Compreſſion, Ligatur, ab; denn nur bei centripetaler Epilepſie kann ſie von Nutzen, keineswegs aber immer ohne Nachtheil ſein. Daſſelbe gilt von dem Anſpritzen von kaltem Waſſer auf das Antlitz, wodurch allerdings der Krampf des Larynx gehoben werden kann. Hat man einmal eine Ligatur angelegt, ſo darf man ſie erſt nach mehren Stunden entfernen, früher würde der Paroxysmus doch noch ausbrechen. Ein gleich bei dem Eintritt der Vorboten gereichtes Emeticum aus Ipecacuanha vermag nicht ſelten den Anfall zu beſeitigen, indem es den beginnenden Krampf des Kehlkopfes ꝛc. hebt, den Magen frei macht und das Ganglien- wie Rückenmarksſyſtem umſtimmt; weniger wirkſam ſind das vorgeſchlagene Ammonium carbonicum, Liq. c. c. succ., Ol. animal. Dippelii, Opium, ſowie die Riech- und Nieſemittel, welche letztere während des Anfalls gar nicht angewendet werden ſollten, da ſie leicht Apoplexie herbeiführen; Blutentziehungen dürfen nur bei wirklich drohender Gefahr der Apoplexie, langdauernden Anfall mit Sopor ꝛc. angewendet werden und dann natürlich nur aus der Vene, nicht aus der Arterie, da das Arterienblut ſchon an und für ſich von dem Venenblute beherrſcht wird. In dieſem Fall iſt es auch zweckmäßig, Überſchläge von kaltem Waſſer, Eis oder Begießungen auf den Kopf zu machen. Nach dem Anfalle gebe man dem Kranken etwas warmen Baldrians-, Meliſſen, Pfefferminz- oder Chamillenthee, und bringe ihn, wenn es ſich irgend thun läßt, in ein warmes Bad, worauf man etwas Fleiſchbrühe mit Wein oder Branntwein reichen läßt. Nach heftigen Anfällen iſt es niemals räthlich die Kranken ſich gleich dem Schlafe hingeben zu laſſen, da hierdurch leicht die venöſen Congeſtionen zum Gehirn zunehmen und manche üblen Ausgänge der Krankheit verdanken ſicher der Vernachläſſigung dieſer Vorſicht ihr Entſtehen; vielmehr muß man eifrig bemüht ſein, ihre Aufmerkſamkeit einige Zeit lang zu feſſeln, wozu am beſten die Muſik dient, bis das Gleichgewicht zwiſchen arterieller und venöſer Blutcirculation wieder hergeſtellt iſt. Schlafen ſie dann ein, ſo muß man ſie mit dem Kopfe möglichſt hoch legen. Iſt der Anfall auf dieſe Weiſe vorübergegangen, ſo muß man ſeine Wiederkehr zu verhüten ſuchen. Die Hauptbedingung dazu iſt die Beſeitigung der Urſachen, welche man zu dieſem Zwecke auf das Sorgfältigſte zu erforſchen ſuchen muß; leider hält dies oft ſehr ſchwer, und ſo liegt hierin eine der Haupturſachen der Nichtheilbarkeit der Krankheit; oft ſind zwar die Urſachen bekannt, aber ſie waren entweder nur vorübergehend wirkſam, wie die pſychiſchen Eindrücke und es kann ſomit von einer Entfernung nicht die Rede ſein, da ſie ſich ſchon von ſelbſt entfernt haben, freilich mit Zurücklaſſung dauernder Folgen, oder ſie ſind noch vorhanden, aber ihre Beſeitigung liegt außerhalb der Grenzen des Arztes wie des Kranken; es kann ſich alſo nur darum handeln, ihre fernern Wirkungen möglichſt einzuſchränken. Gelang es nun aber wirklich, die Urſache zu beſeitigen, ſo muß der Kranke Alles thun, um ſich ihrer abermaligen Einwirkung zu entziehen, was auch von allem dem gilt, was erfahrungsgemäß die einzelnen Anfälle hervorzurufen vermag. Bei der großen Mannichfaltigkeit dieſer urſächlichen Momente iſt es unmöglich, allgemeingültige Vorſchriften zu geben; jeder einzelne Kranke muß für ſich die größte Aufmerkſamkeit auf die juvantia et nocentia richten und ſich ſelbſt, wenn auch unter Beihilfe des Arztes, einen diätetiſchen Plan entwerfen, ohne welchen keine Heilung möglich iſt, der aber auch zuweilen, wenn er lange genug conſequent durchgeführt wird, vollkommen ausreicht, die auf immateriellen Störungen beruhende Krankheit zu beſeitigen, wie dies die Schrift des Diätophilus zeigt, welche jeder gebildete Epileptiker zur Hand nehmen ſollte. Als Hauptſachen ſtellten ſich bei ihm heraus, die Hautthätigkeit möglichſt rege zu halten, durch warme Kleider, Frottiren und Bäder, jede Erkältung ſorgfältig zu meiden, nie das Gefühl des Hungers aufkommen zu laſſen, vorzugsweiſe von leicht verdaulichen Fleiſchſpeiſen zu leben, das Getränk aus Waſſer mit Wein oder Kirſchgeiſt, Arak vermiſcht lau zu ſich zu nehmen; auch der Genuß der Milch kann empfohlen werden, dabei tägliche mäßige Bewegung in freier Luft, jedoch mit Vermeidung jeder Erſchöpfung und Abſpannung auch in geiſtiger Beziehung. Dieſe auf empiriſchem Wege gewonnenen Reſultate zeigen auf das Evidenteſte, daß unſere in der Ätiologie der Krankheit ausgeſprochene Anſicht, bei der reinen Epilepſie finde ein Misverhältniß zwiſchen Gehirn und Rückenmarksſyſtem, ſowie zwiſchen dieſem und dem Muskelſyſtem ſtatt, die richtige ſei, und wir glauben daher mit Recht für die Radicalcur der Krankheit als Hauptindication aufſtellen zu können, daß jenes vorhandene Misverhältniß möglichſt ausgeglichen werde. Dieſe Hauptindikation umſchließt nun aber zunächſt folgende ſpeciellere Indicationen, es muß die Energie des Gehirns geſtärkt und ihm die verlorne Hegemonie wieder verſchafft werden; 2) es muß die exceſſive Thätigkeit der motoriſchen Thätigkeit des Rückenmarkes und ſeiner Nerven herabgeſtimmt und die zu große Erregbarkeit deſſelben vermindert werden; 3) es muß die Schwäche des Muskelſyſtems beſeitigt und ihm ſein normaler Tonus wiedergegeben werden. Leider ſtellen ſich nun aber der directen Realiſation der beiden erſten Indicationen ſehr bedeutende Hinderniſſe entgegen. Was zunächſt das Stärken der Energie des Gehirns und das Wiederverſchaffen der Hegemonie deſſelben betrifft, ſo fehlt es uns ziemlich an all und jedem Mittel dazu, wenigſtens bietet der Arzneiſchatz nichts dazu Taugliches dar; es bleibt demnach nur der pſychiatriſche Weg hierfür übrig, indem der Kranke eine mäßige geiſtige Thätigkeit entwickeln muß, ohne die Phantaſie aufzuregen und in abſtractes

Denken zu verfallen. Dabei aber muß er vorzugsweiſe ſeiner Willenskraft durch fortgeſetzte Übung eine möglichſt ausgedehnte Entwickelung zu geben ſuchen. Da Geiſteskranke hierzu nicht gebracht werden können, ſo liegt es am Tage, daß bei ihnen die Epilepſie unheilbar iſt. Ähnlich verhält es ſich, wie geſagt, mit der directen Erfüllung der zweiten Indication; denn leider befindet ſich unſere Pharmakologie in Bezug auf die Nervina noch in ihrer Kindheit, und was darüber geſagt wird, iſt meiſtens hypothetiſch. Es werden Moſchus, Ambra, Caſtoreum, Bernſtein als nervenſtärkende Mittel angeführt, ob ſie aber direct oder indirect, auf Gehirn oder Rückenmark, auf ſenſitive oder motoriſche Faſer wirken, das wiſſen wir nicht; Erfahrungen für den Nutzen dieſer Mittel in der Epilepſie liegen allerdings vor, allein die meiſten betreffen Fälle, welche mehr den Krämpfen als der eigentlichen Epilepſie zuzuzählen ſind; dennoch glauben wir, daß ſie zweckmäßig mit andern Mitteln, beſonders ſolchen, welche die dritte Indication erfüllen, verbunden werden. Die herabſtimmenden Narcotica wirken, ſoweit unſere jetzige Kenntniß reicht, zunächſt lähmend auf die Vitalität des Blutes, und indem dieſer für das Nervenleben unentbehrliche Reiz geſchwächt wird, wird dann erſt die Thätigkeit des Gehirns und der ſenſitiven Nerven beſchränkt; nun befinden ſich aber Blut und Gehirn bereits bei Epileptiſchen in geſchwächtem Zuſtande, dieſe Schwäche vermehren, kann alſo nur Nachtheil bringen, und in der That ſpricht auch die Erfahrung nicht zu ihren Gunſten; ſie unterdrückten zwar die Anfälle hier und da, führten aber auch Apoplexie, Blödſinn ꝛc. herbei. Vermögen wir nun auf directem Wege keine Herabſtimmung der motoriſchen Spinalaufregung zu erzielen, ſo werden wir natürlich auf indirectem Wege dieſelbe herbeizuführen ſuchen müſſen und zwar indem wir entweder durch Überreizung des Rückenmarkes Schwäche deſſelben hervorrufen, oder indem wir durch Reizung des Ganglienſyſtems antagoniſtiſch auf das Spinalſyſtem wirken. Das erſtere iſt allerdings ein nicht gefahrloſes Experiment und wird deshalb große Vorſicht erheiſchen in der Anwendung der dazu tauglichen Mittel der Elektricität, des Phosphors, der Ammoniumpräparate, der Nux vomica und des Strychnins, welche in kleinern Doſen auch erregend auf das Ganglienſyſtem wirken, was wir wahrſcheinlich auch erzielen durch Zinkoxyd, Zinkvitriol, Kupferſalmiak, ſalpeterſaures Silber, Valeriana, Assa foetida, Artemiſia, Indigo, welche ſich ſämmtlich einen bedeutenden Ruf als Antiepileptica erworben haben; ſelten reichen wir aber mit ihnen allein aus, man muß mit den einzelnen nicht nur öfter wechſeln, und durch intermittirte Brechmittel den Körper für ſie empfänglich machen, ſondern ſie auch mit ſolchen Mitteln verbinden, welche die dritte Indication erfüllen, nämlich den Faſerſtoff des Blutes vermehren und das Muskelſyſtem ſtärken, wie das Eiſen, die China, Chinin, Mittel, welche auch gar häufig die Nachcur vollenden müſſen. Die Wahl der einzelnen der genannten Mittel bedingt übrigens vorzugsweiſe die Form der Epilepſie, ebenſo wie ihre Complicationen, und ſie wird ſich leicht treffen laſſen, wenn es gelungen iſt, die Cauſalmomente aufzufinden und zu beſeitigen. Hierüber aber ins Detail einzugehen, würde uns hier viel zu weit führen, da einmal die Individualität des Kranken dabei zu großen Einfluß hat, ſodann aber auch das bisherige empiriſche Material noch keineswegs einer rationellen Verarbeitung fähig iſt, welche mit einer gedrängten Darſtellung parallel lauft; wir müſſen daher auf die obengenannten Monographien, ſowie auf die ausführlichern Handbücher der ſpeciellen Therapie verweiſen, da ſich in ihnen eben jenes Material findet. Nur das wollen wir noch erwähnen, daß die auch neuerlich wieder in Vorſchlag gebrachte Aufnahme der Epileptiker in beſondere Anſtalten, ſchon deshalb nicht zu billigen, weil der Anblick eines im Anfalle begriffenen Epileptiſchen leicht auch bei Anweſenden den Anfall hervorruft. (*J. Rosenbaum.*)

FALLTOPP, einer der höchſten Berge in der ſchwediſchen Provinz Dalekarlien, Paſtorats Rättvik, wo man um Johannis die Sonne in der ganzen Nacht ſehen kann. (*v. Schubert.*)

Falltrank, ſ. **Schweizerthee.**

Fallugia Don, ſ. **Sieversia.**

FALLWILD, heißt das Wild, welches eines natürlichen Todes ſtirbt, oder in Folge einer Verletzung erſt nach mehren Tagen eingeht. Früher wurde das Fallwild als Accidenz der Jägerei betrachtet, die dann wenigſtens die Haut davon nutzte. Dies gab aber zu vielen Unterſchleifen und Betrügereien Veranlaſſung, indem das geſchoſſene Wild nicht gleich ausgenommen wurde, ſondern liegen blieb, bis es der Jäger als Fallwild in Anſpruch nehmen konnte. Deshalb iſt in Preußen verordnet, daß das an Krankheiten geſtorbene oder ſonſt unbenutzbare Wild, nachdem die Haut zerſchnitten iſt, mit dieſer vergraben werden ſoll, geſundes und brauchbares, z. B. von Wölfen oder Hunden zerriſſenes oder von Füchſen angeſchnittenes, wenn es nicht gleich gefunden wird, für Rechnung der Jagdcaſſe meiſtbietend verkauft werden ſoll. Es ereignet ſich oft, daß vorzüglich bei Damwilde am Milzbrande eine große Zahl von ganz gut genährtem Wilde ſtirbt. Die Polizei hat dann darüber zu wachen, daß nicht zum Nachtheile der menſchlichen Geſundheit von Menſchen, die es auffuchen, ein heimlicher Handel getrieben wird. (*W. Pfeil.*)

FALLZINS. 1) Fallzinſen, fälliger Zins und Leiſtungen, deren Leiſtungstag gekommen iſt. So heißt es in einer Urkunde Johannes, Truchſeſſes von Waldburg, vom J. 1471 [1]): „umb ihr verfallen ussstehend Zinss, Gült und Schulten etc. ihrer Fallzinsen halb, wenn ihn die nach lut ihrer Briefen nit gericht (entrichtet) werden. 2) Fallzins, ein Zins, welcher am feſtgeſetzten Tage entrichtet werden muß, wenn nicht das Grundſtück verfallen oder dem Grundherrn anheimgefallen ſein ſoll. So heißt es in einer Urkunde vom J. 1443 [2]): wie daß vormals weiland Frau Clar Äbtiſſinn und gemein Capitel ꝛc. Ulrichen Häckin ꝛc. und allen ſeinern Erben, den — — Kellehof mit aller „Zugehörd," zu einem rechten Waldlehen, um eine Summe Geldes, zu

1) Bei *Heiderus*, Ded. Lind. p. 498. 2) Bei demſelben ebendaſelbſt S. 706.

kaufen gegeben hätten, alſo daß er und alle ſeine Erben und Nachkommen ꝛc. den ꝛc. innhaben und nießen (genießen), und dem — — Gotteshaus von demſelben Kellnhof jährlich zu rechtem Zinſe richten (entrichten) und geben ſollen drei Malter Kernen [3]), vier Malter Hafer ꝛc. „zehen Schilling Pfenning, der ain Schilling Pfenning Fallzins sin [4]),“ und denſelben Kellehof mit aller „Zugehörd“ alljährlich auf St. Andreastag gewinnen und verlieren ſollte. Ein anderes Beiſpiel gibt eine ebenfalls von Heiderus (a. a. O. S. 780) mitgetheilte Urkunde vom J. 1395. In einer Urkunde der Äbtiſſin Sigena von Lindau vom J. 1276 wird geſagt: Adjicientes etiam, quod si in termino praefixo censum juxta modum et conventionem praehabitam dare neglexerint ante dictum, ex tunc nobis et nostro Monasterio sine contradictione qualibet vacare dinoscitur curia ante dicta [5]). (*Ferdinand Wachter.*)

FALMOUTH. 1) Eine kleine, niedrige Inſel im chineſiſchen Meere, unter 11° nördl. Br. und 112° 12′ öſtl. L. 2) Eine Hafenſtadt in England, in der Grafſchaft Cornwall, an der Mündung des Fal. Der Hafen iſt nach dem von Pembroke der beſte natürliche Hafen des Landes, in welchen die ſchwerſten Schiffe einlaufen können. Er wird von einem tief ins Land gehenden Meerbuſen gebildet. Die Rhede kann die ſtärkſte Flotte aufnehmen. Die Einwohner treiben ſtarke Fiſcherei und lebhaften Handel mit Südeuropa. Packetboote und Dampfboote gehen von hier nach Spanien, Portugal, Süd- und Nordamerika und Weſtindien. 3) Eine Stadt im Staate Maine, und zwar in der Grafſchaft Cumberland, wo ſie im Norden von deſſen Hauptſtadt Portland liegt. 4) Eine Stadt in der Grafſchaft Barnſtaple des Staats Maſſachuſetts, im Vineyards-Sund. 5) Eine Stadt in der Grafſchaft Stafford des Staats Virginia, am nördlichen Ufer des Rappahannock, Fredericksburg faſt gegenüber. 6) Ein Seehafen der Inſel Antigua, an der Bai von Falmouth. 7) Ein Seehafen der Inſel Jamaica, an der Südſeite der Bucht Martha Brae. 8) Eine Niederlaſſung in Neuſchottland, fünf Meilen nordweſtlich von Halifax. (*Eiselen.*)

FALMOUTH, das Städtchen in Cornwall, gibt der Familie Boscawen den Viscountentitel. Dieſer Familie Stammhaus iſt Boscawen-Roſe, Lordſhip und Manor, in derſelben Provinz. Robert von Boscawen, Heinrich's älterer Sohn, lebte zu Zeiten König Heinrich's III., und es wird deſſen Sohn, Heinrich, 1292 genannt. Heinrich's Sohn, Johann, erheirathete Tregothnan. Richard Boscawen Wäpling erlegte am 4. Juli 1505 eine Buße von fünf Pf., um der Nothwendigkeit, den Bathorden anzunehmen, zu entgehen, erheirathete auch mit Mathilden Haslep, ſeiner zweiten Frau, Trewythyneck, und Antheil an Haslep, und Trevillan, ſämmtlich in Cornwall belegen. Nicolaus, geb. 1623, führte dem Parlament ein Regiment Reiter zu, das er auf ſeinen Gütern geworben, ſtarb aber ohne Kinder, während ſein jüngerer Bruder, Eduard, Parlamentsglied wegen Tregony, in allen Verhandlungen des Unterhauſes zu Zeiten Karl's II. eine Rolle von Bedeutung ſpielte, in ſeiner Ehe mit Jaël, der Tochter von Franz Godolphin, ein Vater von ſechs Kindern wurde, und im Oct. 1685 ſein Leben beſchloß. Der einzige Sohn, der ihn überlebte, Hugo, ſaß in verſchiedenen Parlamenten der Königin Anna, wegen Truro und Penſy, bekleidete bei dem Prinzen Georg von Dänemark die Stelle eines Groom of the Bed-chamber, wurde am 30. April 1708 zum Warden der Zinngruben, und bei der Thronbeſteigung zum Comptroller of his Majeſtys houshold beſtellt, auch am 12. Oct. 1714 als Mitglied des geheimen Raths verpflichtet. Nach kurzer Friſt leiſtete er hingegen dem neuen Königshauſe einen Dienſt von Bedeutung, indem er die Anſchläge von James Painter hintertrieb. Dieſer hatte zu St. Columbs 1715 den Prätendenten proclamirt, und ſich nichts Geringeres vorgeſetzt, als mit den vereinigten Kräften der Misvergnügten von Cornwall, Wales und Cheſhire das angeſtammte Herrſchergeſchlecht in ſeine Rechte wieder einzuſetzen. Zur Belohnung ſeines hierin erworbenen Verdienſtes, und der großen Ausgaben, die er dabei gehabt, wurde Hugo am 13. Juni 1720 zum Baron Boscawen-Roſe und Viscount Falmouth ernannt, auch mit gar einträglichen Sinecuren verſorgt, dergleichen, am 3. April 1724, die Stelle eines Unterſchatzmeiſters von Irland, die er zwar ſpäter niederlegte, um Lord Warden der Zinngruben zu werden, die eines Schloßhauptmanns zu St. Maws Caſtle und eines Recorders der Städte Tregony und Penryn. Er ſtarb plötzlich, zu Trefuſis, den 25. Oct. 1734, während ſeine Witwe Charlotte Godfrey, des großen Marlborough Nichte, ihn bis zum 22. März 1754 überlebte. Charlotte, einſt der Königin Anna Ehrenfräulein, ward ihm den 23. April 1700 angetraut, und eine fruchtbare Mutter von acht Söhnen und zehn Töchtern. Der älteſte Sohn, Hugo, zweiter Viscount Falmouth, General von der Armee und Capitain der Bande of gentlemen penſioners, ſtarb den 4. Febr. 1782, ohne Kinder, und wurde daher von ſeines Bruders Eduard Sohne, Georg Evelin, beerbt. Eduard iſt der in den Jahrbüchern der britiſchen Seemacht unvergeßliche Admiral Boscawen. Geb. 19. Aug. 1711, befehligte er, in des Admirals Vernon Escadre, 1739, den Shoreham von 20 Kanonen, und wirkte mit Auszeichnung als Volontair zu der Einnahme von Portobello, gleichwie er vor Carthagena, Febr. 1742, große Ehre einlegte. Capitain-Commodore, den Namur befehligend, nahm er, 26. Nov. 1746, den Intrépide von St. Malo, von 20 Kanonen und 200 Mann. Seine Wirkſamkeit in dem Gefechte vom 3. Mai 1747, worin der ganze Convoi der nach Oſt- und Weſtindien beſtimmten franzöſiſchen Flotte genommen wurde, verſchaffte ihm den Rang eines Contreadmirals von der blauen Flagge, und den Oberbefehl eines nach der Küſte von Coromandel beſtimmten Geſchwaders. Die Anker lichtend den 4. Nov. 1747, er-

3) Der auf dem Gärbgang, welcher härtere und rauhere Steine als der Mahlgang hat, enthülſte Dinkel erhält den Namen Kernen, ſtatt daß die ungegärbte Frucht den Namen Dinkel beibehält. 4) d. h. derer (von denen) ein Schilling Pfennige Fallzins ſind. 5) Vergl. *Haltaus*, Gloss. Germ. med. aev. p. 422. 423.

reichte er am 20. März die Tafelbai, er machte am 24. Juni einen vergeblichen Verſuch, ſich der Ile-de-France zu bemächtigen, und gelangte am 28. Juli zu der Rhede vom Fort St. David's. Seine Landtruppen ausſchiffend, wirkte Boscawen ſogleich mit ſeinen Schiffen zu der Einnahme von Arricopang, wie zu der Belagerung von Pondichery, die jedoch am 6. Oct. 1748 aufgehoben werden mußte. Den Rückzug ordnete und vollführte Boscawen mit der größten Umſicht und Feſtigkeit, und kein Feind konnte ihm das Mindeſte anhaben, wogegen ein Sturm bald darauf zwei engliſche Kriegsſchiffe zerſtörte. Unmittelbar darauf traf die Nachricht ein von dem zu Aachen abgeſchloſſenen Frieden und am 19. Oct. 1749 trat der Admiral die Rückfahrt an, um im April 1750 zu Spithead anzulegen. Contreadmiral der weißen Flagge ſeit Mai 1748, wurde er im Juni 1751 zu einem der Commiſſarien der Admiralität, und am 4. Febr. 1755 zum Viceadmiral der blauen Flagge ernannt. Als ſolcher befehligte er die zu Plymouth ausgerüſtete und nach dem St. Lorenzfluſſe beſtimmte Flotte. Daſelbſt ſollte er das Auslanden der auf der franzöſiſchen Flotte eingeſchifften Truppen möglichſt erſchweren. Zu dieſem Zwecke hatte er ſeine Schiffe ausgetheilt, und es wußten die Franzoſen nicht recht, wie ſie ſich benehmen ſollten, als zwei ihrer Schiffe, Alcide und Lis, jedes von 64 Kanonen, in dem Nebel den zwei engliſchen Schiffen Dunkirk und Defiance, zu nahe kamen, und von dieſen, nach einem kurzen Wortwechſel und einem Gefechte von fünf Stunden, genommen wurden. Dieſe Feindſeligkeiten, welche durch angeblich auf dem Lis gefundener Inſtructionen, das engliſche Miniſterium zu rechtfertigen ſich bemühte — eine Kriegserklärung war nicht vorhergegangen — hatten die Einnahme des Forts Beaurejour zur Folge. Es nahm der ſogenannte ſiebenjährige Krieg ſeinen Anfang, Boscawen aber kehrte nach Europa zurück, um am 16. Nov. in den Hafen von Plymouth einzulaufen. Er führte 1500 franzöſiſche Kriegsgefangene bei ſich, hatte aber durch Krankheiten gegen 2000 Mann eingebüßt. Im Sommer 1756 hatte er die breſter Flotte zu beobachten, 1757 ſollte er zuerſt, mit einem Geſchwader von zwölf Schiffen, des Admiral Holbourne Operationen in Amerika unterſtützen, dann unter Hawke eine Unternehmung gegen die franzöſiſche Küſte ausführen. Weil er aber unter Hawke zu dienen ſich weigerte, dieſe Expedition ſelbſt fruchtlos ablief, erhielt Boscawen ſelbſt das Commando der Hauptflotte. Am 23. Oct. ſteckte er ſeine Flagge auf dem Royal-George auf, und am andern Tage lief er von Spithead aus, ohne doch bei der vorgerückten Jahreszeit irgend etwas ausrichten zu können. Nichtsdeſtoweniger wurde er am 8. Febr. 1758 zum Admiral der blauen Flagge ernannt, und ging am 19. mit einer anſehnlichen Flotte von St. Helens unter Segel, um die Belagerung von Louisbourg auf Cap-Breton vorzunehmen. Er ſchiffte am 8. Juni ſeine Landungstruppen, über 12,000 Mann, unter General Amherſt aus, und unterſtützte deren Operationen in der gewohnten Thätigkeit und Wachſamkeit, daß der franzöſiſche Commandant, Chevalier Drucour, nach einer entſchloſſenen Gegenwehr ſeinen Platz durch Capitulation am 26. Juli übergeben mußte; mit ihm geriethen 5637 Mann, die Beſatzung von St. John ungerechnet, in Gefangenſchaft, es wurden 221 Kanonen und 18 Mörſer erbeutet, und von den in dem Hafen ſtationirten Schiffen fanden nur zwei Fregatten Mittel zu entkommen. Es war der Schlüſſel von Quebec und ganz Canada, deſſen Boscawen in Louisbourg ſich bemeiſterte, und darum empfing er auch durch das Organ des Sprechers, Onslow, den Dank des Unterhauſes, 6. Dec. 1758. Am 2. Febr. 1759 wurde er als Mitglied des geheimen Raths vereidet, und im April übernahm er das Commando der Flotte im Mittelmeer. Einige Monate kreuzte er vor Toulon, bei jeder Gelegenheit der franzöſiſchen Flotte ein Treffen anbietend, aber niemals dazu gelangend. Als er jedoch, Anfangs Auguſt, nach Gibraltar ſich wendete, um an den Schiffen die nöthige Ausbeſſerung vorzunehmen, glaubte la Clue ſeine Abweſenheit benutzen zu können, um endlich einmal die gewünſchte Vereinigung mit der Flotte zu Breſt zu ſuchen. In der Nacht vom 5—6. Aug. lief er mit zwölf Schiffen und ſechs Fregatten aus, und glücklich gelangte er in die Straße, ohne bis dahin aviſirt worden zu ſein. Am ſpäten Abend erſt des 17. Aug. vernahm Boscawen die Meldung von 14 großen Schiffen, die oſtwärts von Ceuta, die Küſten der Berberei entlang, ſignaliſirt worden. Sogleich ſetzte er ſich mit 14 Linienſchiffen und zwei Brandern in Bewegung, und mit dem grauenden Morgen entdeckte er die ſieben beſten Segler der feindlichen Flotte, hinter welchen der Reſt zurückgeblieben war. Die Sieben thaten ihr Beſtes, in dem einmal gewonnenen Vorſprung ſich zu behaupten, wurden aber ereilt, und, Mittags 2½ Uhr genöthigt, das Gefecht anzunehmen. Boscawen ſelbſt hatte ſich zu ſeinem Gegner den feindlichen Admiral, den Ocean, auserſehen, und beſtand mit demſelben ein halbſtündiges grimmiges Gefecht, bis ihm der Beſanmaſt und die Stangen von zwei Bramſegeln gefället, daß der Ocean, alle Segel ausſpannend, Gelegenheit fand, zu entkommen. Ohne Zeitverluſt ließ Boscawen ſeine Flagge von dem Namur nach dem Newark übertragen, und den neuen Admiral gegen den Centaure, von 74 Kanonen richtend, nöthigte er dieſen, der von andern Schiffen bedrängt, zu ſtreichen. Das Gefecht hatte hiermit in eine Jagd ſich aufgelöſet, welcher, die ganze Nacht fortgeſetzt, am Morgen des 19. nur mehr vier Schiffe zum Gegenſtande blieben, die zwei andern hatten ſich gewendet. La Clue, des Gefechtes mit dem Namur eingedenk, denn er trug ein zerſchmettertes und ein verwundetes Bein davon, verzweifelte an einem zweiten Kampfe; um ſeinen Ocean, von 80 Kanonen, nicht in der Feinde Gewalt zu geben, ließ er ihn bei dem Fort Almadana, zwei Meilen von Lagos, auflaufen. Der Redoutable, 74 Kanonen, folgte dem Beiſpiele des Admirals, der Téméraire, 74, und der Modeſte, 64 Kanonen, ſuchten Sicherheit unter den Kanonen der Forts Xavier und Lagres, wurden aber nichtsdeſtoweniger beide genommen. Den Ocean und den Redoutable ſteckten die Sieger in Brand. Die Niederlage der Franzoſen konnte nicht vollſtändiger ſein, und übte unermeßlichen Einfluß auf

des Kriegs fernern Verlauf. Am 15. Sept. warf Boscawen vor Spithead die Anker, am 17. genoß er von Seiten des Königs einen höchſt ſchmeichelhaften Empfang; auch wurde er am 8. Dec. zum General der ſämmtlichen Marinetruppen ernannt, während die Stadt Edinburgh ihm ein Diplom als Ehrenbürger ausfertigen ließ. Vom Jan. 1760 ab, doch unter mehren Unterbrechungen, bewachte er die Bai von Quiberon, und durch kriegeriſche Ereigniſſe ſelten in Anſpruch genommen, beſchäftigte er ſich mit dem Anbau einer kleinen Inſel vor der Mündung des Fluſſes von Vannes; er zog da Grünes, den Scorbutkranken auf der Flotte zum Beſten. Vor Neujahr bezog er ſein Gut Harchlands Park in Surrey, und da äußerte ſich das Gallenfieber, das am 10. Jan. 1761 ſeinem Leben ein Ende machte. „Das Ableben des Mannes, der mit Unerſchrockenheit, Geiſtesgegenwart, einer dem Blitze zu vergleichenden Schnellkraft, den ſeltenſten Fähigkeiten, eine unerſchütterliche Treue für König und Vaterland verband, der freundlich und leutſelig auch dem Geringſten im Volke geweſen, wurde von der Nation als eine öffentliche Calamität betrauert." Sie hatte aber auch in materieller Hinſicht des Mannes Verdienſt genugſam geehrt. Er war Admiral der blauen Flagge, Geheimrath, einer der ältern Brüder von Trinity-house, „which office is conferred on none but those who have distinguished themselves in some of the maritime departements, Mitglied des Unterhauſes wegen der Stadt Truro und General über ſämmtliche Seeſoldaten. Die Leiche wurde zu Penkevil, Cornwall, in St. Michaels Pfarrkirche beigeſetzt, und es ließ da die Witwe, Franziska, Tochter von Wilhelm Evelyn Glanville, dem Verſtorbenen zu Ehren ein Monument errichten, das nach der Zeichnung von Adam durch Rysbrack ausgeführt worden iſt. Franziska ſelbſt ſtarb den 26. Febr. 1805, und mußte demnach ihre beiden ältern Söhne noch überleben. Eduard Hugo ſtarb nämlich unvermählt zu Spaa, 17. Juli 1774, Wilhelm Glanville hingegen ertrank, 1769; eine Tochter, Franziska, wurde an Johann Leviſon Gower, die andere an den Herzog Heinrich von Beaufort verheirathet, der jüngſte Sohn endlich, Georg Evelyn, geb. 6. Mai 1758, folgte dem Oheim als dritter Viscount Falmouth, und hinterließ ſolchen Titel, bei ſeinem, am 14. Febr. 1808, erfolgten Ableben ſeinem ältern Sohne, Eduard Boscawen, geb. 10. Mai 1787, welcher am 14. Juli 1823 die bisherige Viscounty zu einer Grafſchaft Falmouth erheben ließ. Sein Hauptſitz iſt Tregothnan-houſe, das über dem Hafen von Falmouth ſich erhebt, und es übt die Familie immer noch in Cornwall bedeutenden Einfluß.

(*v. Stramberg.*)

FALNÄS, die Mutterkirche der aus den Kirchen Falnäs, Akre, Ferkingſtad und Bukke beſtehenden Pfarrei Skudesnäs im weſtlichen Norwegen, Voigtei Ryſylke, Amts Stavanger, enthaltend einen Theil der Inſel Karmöen an der Weſtküſte und die drei Inſeln Weſt- und Oſtbucken und Dugnöe im bucker Meerbuſen. Das Mutterkirchſpiel iſt ſehr bergig. Die Höfe liegen hart oder nahe am Meer; das Innere iſt nicht unbewohnt. Alle Kirchen ſind aus Holz; die Mutterkirche ward 1818 aufs Doppelte in die Länge vergrößert, die Kirche Akre 1820 erbaut. In Falnäs trifft man das Lampenfeuer von Skudesnäs, welches ſeit 1799 brennt, zuerſt auf der ſüdöſtlichen Spitze der Inſel Karmön, dann ſeit 1815 auf dem ſogenannten Skudesfjeld, 79 Fuß über dem Meer; das Feuer, eine Laterne mit einer Lampe, brennt das ganze Jahr hindurch. Im Geſammtkirchſpiel trifft man auf Karmöen die Häfen Skudesnäs, Nalei, Syrevig und Akre.

(*v. Schubert.*)

FALS oder Vals. 1) Ein Dorf im Landgerichte Rodenek im Kreiſe im Puſterthale und an der Eiſak der gefürſteten Grafſchaft Tyrol, im Thale gleiches Namens (auch Vallerthal genannt), in einer zwar eben nicht umfangreichen, aber überaus anmuthigen Thalebene gelegen, deren Felder Hafer, Gerſte und etwas Roggen liefern, welche jedoch die Bedürfniſſe des Volkes nur für drei Vierteljahre decken. Die Gemeinde iſt theils mit wenigen Häuſern um die Kirche gruppirt, theils wohnt ſie hie und da in zerſtreuten Hütten, wie der Zufall oder das Bedürfniß ſie gewürfelt hat. Die katholiſche Curatie gehört zur Pfarre Rodeneck (Bisthum Brixen); der Ort hat eine eigene Schule und einen großen Reichthum an Wieſen und Alpen. 2) Der Valſerbach entſpringt am Sandjöchl, durchfließt das ganze gleichnamige Thal und toſt an der Gemeinde Fals (Vals) vorüber und den Markt Mühlbach durchſtrömend in die Rienz nieder. 3) Das Valſerthal iſt ein Seitenthal des rechten Ufers der Rienz, das ſich von Mühlbach bis an das Sandjöchl im Thal Pfitſch in einer Länge von fünf Stunden nordwärts erſtreckt. Anfänglich von Mühlbach weg iſt es durch ungefähr eine Stunde eng und vom Geräuſch des dem Wanderer entgegenbrauſenden Falſerbaches erfüllt, ſonſt einſam. Unvermuthet erweitert es ſich zu einer ſchön angebauten Ebene, deren Felder die Kirche von Vals umgeben. Die zweite größere Hälfte des Thales iſt mit Wieſen und Alpen verſchwenderiſch überfüllt; von den Ufern des Thalbaches bis auf die höchſten Gipfel der Gebirge breitet ſich der blumenreichſte Teppich von Thal- und Bergwieſen aus, deren duftige Würze weit umher berühmt iſt und die Milch der Kühe unglaublich befördert. Daß bei ſolchem Segen an aromatiſchen Kräutern Viehzucht die Hauptbeſchäftigung iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Unter der Thalbevölkerung ſind eilf freie Bauern, die übrigen Pächter. Die Männer ſind ſchöne, groß gewachſene Leute, deren Sprache zu verſtehen der Fremde große Mühe hat. Die Weiber ſind verhältnißmäßig viel kleiner, als die Männer; mitunter mit den niedlichſten Geſichtern in lieblicher, voll ausgeprägter Rundform. Männer und Weiber ſind gleich freundlich und geſprächig mit Fremden wie mit Einheimiſchen[1]). 4) Ein anderes Falſer- oder Valſerthal liegt im Landgerichte Steinach im Kreiſe Unterinn- und Wippthal deſſelben Landes. Dieſes bewohnte Thal iſt ein Arm desjenigen Nebenthales vom Wippthale, das ſich bei

1) ſ. Das Land Tyrol. Mit einem Anhange: Voralberg. Ein Handbuch für Reiſende. Von Beda Weber. (Insbruck 1838.) 3. Bd. S. 464 fg.

Staſlach an der Brennerſtraße oſtwärts öffnet und bald darauf in zwei Äſte auflöſet, davon der ſüdöſtliche derjenige iſt, der den Namen des Falſerthales führt, und ſich bis an den Alpeiner und Stampflferner erſtreckt, wodurch es vom zämſer Berge des Zillerthales und vom Pfitſcherthale getrennt wird. Auch dieſes Thal wird durch den Falſerbach bewäſſert, der von den früher erwähnten zwei Fernern zuſammenrinnt und ſich bei St. Jodok mit dem Schmirnbache vereinigt, die dann, zu einem Gewäſſer vereint, der Sill zuſtrömen. In wilder, aber ungemein anziehender Hochgebirgsnatur ſtellt ſich dieſes Thal, das im Hintergrunde durch ringsausſtarrende Eisberge geſchloſſen iſt, als ein vielbegangener Verbindungsweg zwiſchen den Regionen der Sill und des Pfitſcherthales dar, welches durch ſeine beiderſeitigen Gebirgszüge die beiden valſer Thäler aus einander hält. 5) Die Gemeinde Vals im engern Sinne, welche nach der Kirche und Seelſorgeſtation des Thales auch St. Jodok genannt wird, zerfällt in Außer- und Innervals, deren Bewohner bis auf einige Wenige, deren Häuſer an der Vereinigung der beiden früher erwähnten Bäche um die Seelſorgskirche in freundlicher Umgebung verſammelt liegen, größtentheils in zerſtreuten Hütten wohnen, die in bergländiſchen Alpengefilden, von einem oder dem andern Ackerfelde umgrünt ſich meiſt in maleriſcher Lage zeigen. Die erſt ſeit 1687 ſelbſtändige Seelſorgeſtation (Curatie), welche von zwei Prieſtern beſorgt wird, die zum Bisthum Brixen gehören, zählte im J. 1831 589 Seelen und hatte zwei Schulen; die eine in St. Jodok und die andere in Innervals. Sie hat umfangsreiche und vortreffliche Alpen, die aus den Abflüſſen der rings ausſtarrenden Ferner reichlich bewäſſert werden [2]). (*G. F. Schreiner.*)

FALSCH, FALSCHHEIT. *Falſch* als Adjectivum und Adverbium bezeichnet überhaupt das, was nicht dasjenige iſt, was es zu ſein ſcheint, oder was es ſein ſollte. Daher das Unechte, Unwahre, Unrichtige, Verſtellte, Heuchleriſche, Betrügeriſche, wie z. B. in folgenden Ausdrücken: falſches Gewicht oder Geld, falſche Edelſteine, Urkunden, Briefe, Wechſel, Falſchmünzer, falſcher Spieler, Falſcher (in der Bibel ſtatt Laſterhafter und Heuchler, ſowie im gemeinen Leben ſoviel als Treuloſer); ferner falſche Anklagen, Freude, Hoffnung, falſches Komma u. dgl. In der Malerei redet man von einem falſchen Lichte (faux jour), wenn ein Gemälde ſo geſtellt iſt, daß das Licht von einer andern Seite darauf fällt, als von welcher der Maler die Beleuchtung ausgehen ließ, oder wenn vom Standpunkte des Beſchauers aus ein blendender Glanz darüber erſcheint, der das deutliche Unterſcheiden der Gegenſtände verhindert. In der Muſik bezeichnet falſch 1) wenn ein Ton nicht rein intonirt oder angegeben wird (ſog. Detoniren); 2) wenn die Fortſchreitung der Intervallen fehlerhaft iſt (z. B. Quinten- und Octavengänge); 3) das Prädicat der kleinern oder verminderten Quinte (d. h. derjenigen, die um einen halben Ton kleiner iſt, als die reine) und der großen oder übermäßigen Quarte. Auch kommt Falſch in der ältern teutſchen Sprache, namentlich auch in der Bibel als Subſtantivum und zwar als gleichbedeutend mit Unwahrheit oder Betrug vor. In deß Geiſt kein Falſch iſt. Pſ. 32, 2. Sein Mund iſt voll Fluchens, Falſches und Trugs. Pſ. 10, 7. Ohne Falſch, wie die Tauben. Matth. 10, 16. In welchem kein Falſch iſt. Joh. 1, 47. Im gemeinen Dialekt Oberſachſens bedeutet dies Wort, welches zugleich männlichen Geſchlechts iſt, ſoviel wie Mangel, Fehler: Man hat keinen Falſch oder Verdacht an den Schafen gefunden.

Zur nähern Erörterung dieſes Begriffs kann ſeine Unterſcheidung von dem gewöhnlich mit ihm als ſynonym gebrauchten *Unwahren*, *Unechten*, *Unrechten*, *Unrichtigen* dienen. Alle dieſe Ausdrücke bezeichnen das, was nicht ſo beſchaffen iſt, wie es ſeinem Begriffe oder Zwecke, oder der Natur der Sache nach ſein ſoll, ſondern blos ſo zu ſein ſcheint. Das *Falſche* ſteht ſchlechtweg dem Wahren entgegen und iſt in ſofern das *Unwahre*, jedoch bezeichnet letzteres nur einen geringern Grad der Nichtübereinſtimmung mit dem Wahren, dagegen erſteres einen höhern oder einen directen Widerſpruch gegen das Wahre. *Falſch* nennt man in dieſem Sinne das, was keine von den *weſentlichen* Beſchaffenheiten oder Eigenſchaften hat, die einem Dinge ſeiner Art zukommen müſſen, ſodaß es alſo dann nicht das Ding iſt, was es ſcheint und für das es ausgegeben wird. So iſt z. B. *wahres* Gold, was alle die Eigenſchaften hat, wodurch ſich dieſes Metall von andern unterſcheidet, an welchem alſo die Zieh- und Dehnbarkeit, das ſpecifiſch ſchwere Gewicht und außer der allen edlen Metallen eigenen Feuerbeſtändigkeit die ausſchließliche Auflösbarkeit in Königswaſſer ſich findet. Was dagegen blos die Farbe des Goldes hat, blos Gold zu ſein ſcheint, iſt *falſch*. Das *Unechte* bezeichnet überhaupt das, was nicht die *geſetzmäßigen* Eigenſchaften oder Merkmale hat, und dem deshalb der wahre Werth oder die höhere Vollkommenheit fehlt, die ſich in dem Begriff eines geſetzmäßig gebildeten Dings finden, worauf auch die Etymologie des Wortes *echt* von Ee: Geſetz, Recht, hindeutet (vergl. *Eberhard-Maaß-Gruber*, Synonymik d. teutſch. Sprache. 1826. 2. Bd. S. 128). So ſagt man: „das iſt *echter* Johannisberger," d. h. geſetzmäßiger, indem er in der That auf dem Johannisberge gewachſen, und dieſes das Geſetz iſt, dem er gemäß ſein muß, wenn er Johannisberger ſein, nicht blos dafür gehalten werden ſoll. Hieraus erklärt ſich auch, warum das Wort *unecht* auf Gegenſtände bezogen werden kann, die man nicht durch den Ausdruck *falſch* bezeichnen könnte (ſo z. B. in dem bekannten Gegenſatz zwiſchen einer *echten* Frau, *echten* Kindern und den Kebsweibern, Kebskindern). Es liegt mithin in dem Begriffe des *Unechten* der Nebenbegriff eines Mangels an Vollkommenheiten oder Vorzügen, während das Falſche nur überhaupt die Negation weſentlicher Merkmale ausdrückt. Demgemäß wird wahres Gold *echtes* genannt, ſofern ihm die genannten Eigenſchaften einen Werth geben, der es zu dem edelſten und

2) ſ. Das Land Tyrol I, 857. Alphabetiſch-topographiſches Taſchenbuch von Tyrol und Vorarlberg, herausgegeben von F. K. Zoller. (Innsbruck 1827.) Zweite vermehrte und verbeſſerte Ausgabe. S. 274.

koſtbarſten unter den Metallen macht; ſo heißen die natürlichen Perlen, deren Schönheit keine Kunſt erreichen kann, echte; ebenſo ſind echte Farben ſchöner und dauerhafter; ſo ſagt der Dichter: „was glänzt, iſt für den Augenblick geboren, das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.“

Dadurch, daß in dem Begriffe des Falſchen in den meiſten Fällen die Nebenvorſtellung liegt, daß dabei die Abſicht iſt zu betrügen, unterſcheidet ſich das Falſche vom Unrechten. Unrecht überhaupt iſt das, was entweder ſeinem Zwecke und Grunde nicht gemäß, oder in Widerſpruch mit einer anerkannten Regel iſt, ſowie recht das, was mit einer Regel übereinſtimmt, das Paſſende oder Zweckmäßige, in welchem allgemeinſten Sinne man z. B. ſelbſt von einem Diebe, Straßenräuber ſagen kann: er habe ſeine Sache recht gemacht, wenn er ſeinen Zweck erreichte, er habe die rechten Mittel dazu angewendet. Kommen hierbei nicht moraliſche Beziehungen in Betracht, ſo wird unrecht und falſch für gleichbedeutend genommen; ſo z. B. kann kein Weg zu einem Orte der wahre ſein, der nicht dahin führt; man kann ihn aber ebenſo wol den unrechten, als den falſchen nennen. Kommen ſittliche Geſetze in Frage, ſo drückt unrecht das aus, wozu man keinen ſittlichen Grund hat, mithin, da die ſittlichen Geſetze beſtimmen, wie eine freie Handlung müſſe beſchaffen ſein, wenn ſie ihrem Grunde gemäß ſein ſoll, das, was dem Sitten- oder Rechtsgeſetze zuwider iſt, und auch in dieſer Beziehung kann unrecht und falſch gleichbedeutend ſein; z. B. wenn Eins oder das Andere gebraucht wird, um eine übel angewendete Wohlthätigkeit, Großmuth, Nachſicht, Demuth u. ſ. w. zu bezeichnen. Dagegen unterſcheiden ſich dann beide Begriffe ſo, daß bei dem Falſchen zugleich die Nebenvorſtellung des Betrügeriſchen mit der einer mit dem Sitten- oder Rechtsgeſetze widerſtreitenden Handlung ſich verbindet, und ſo unterſcheidet man z. B. den unrechten und den falſchen Schlüſſel; der unrechte ſchließt das Schloß nicht, weil er dazu nicht taugt; der falſche ſchließt es, er iſt aber nicht der wahre Schlüſſel, womit der Eigenthümer ſeine Sache verwahrt, ſondern womit ein Fremder denſelben um ſein Eigenthum betrügen will. Auf ähnliche Weiſe unterſcheidet man auch in geiſtigen Beziehungen das unwiſſentliche Irren, namentlich ſogenannte Fehlſchlüſſe oder Paralogismen von abſichtlichen Täuſchungen, ſogenannten Trugſchlüſſen oder Sophismen. Ebenſo nennt man eine Beſchreibung unrecht, wenn ſie nicht der beſchriebenen Sache ähnlich iſt; denn dieſe muß die Züge der Beſchreibung beſtimmen; ſie iſt falſch, wenn ſie irre führen ſoll, oder doch irre führen kann.

> Und wird er (der Himmel nach dem Ptolemäiſchen Syſteme), wie er ſcheint, in meiner Zeichnung ſtrahlen,
> So werd' ich ihn nicht falſch, und gleichwol unrecht malen.
>
> Leſſing.

Das Unrichtige bezeichnet überhaupt etwas, was nicht mit dem Wahren oder Richtigen der Regel übereinſtimmt, mit dem Nebenbegriffe, daß der Grund hiervon in einem bloßen Verſehen oder Irrthume des Verſtandes liegt und ſich auf Unbedeutenderes, nicht ſchlechthin Weſentliches bezieht. So nennt man eine Rechnung unrichtig, wenn einzelne Poſten nicht der Wahrheit gemäß angegeben ſind; dagegen falſch, wenn ſie im Ganzen gar nicht das iſt, was ſie ſein ſoll, oder gar in der Abſicht, zu betrügen, gemacht worden iſt.

Auf ähnliche Weiſe unterſcheidet ſich Falſch und Verfälſcht. Beides bezeichnet das, was nicht das iſt, was es ſcheint, und dieſem Begriffe oder Weſen nach eigentlich ſein ſoll. Verfälſcht iſt aber eine Sache ſchon, wenn ſie durch fremden, und zwar in der Regel ſchlechtern, Zuſatz etwas von ihrer urſprünglichen Beſchaffenheit oder ihrem wahren Werthe verloren hat, den ſie vorher hatte, und ihrer Art nach haben ſollte. Falſches Gold, falſches Silber iſt gar kein Gold, kein Silber, wie unechte Treſſen, Flittergold u. ſ. f. Verfälſchtes Gold, verfälſchtes Silber iſt dasjenige, welches mit einem gar zu ſtarken Zuſatze von geringerem Metall iſt vermiſcht worden. Man ſagt von einem Menſchen, er trägt falſches Haar, wenn er es für ſein eigenes ausgibt, da es doch nicht das ſeinige iſt. Der Perückenmacher hingegen verfälſcht das Haar, wenn er es mit ſchlechterem vermiſcht. (Dieſe Beſtimmung der Bedeutung des Wortes Verfälſchen iſt der Sprachähnlichkeit in andern Zuſammenſetzungen gemäß, wo, wie bei Verſüßen, Verbittern, die Vorſylbe Ver nicht die gänzliche Verwandlung des Dinges in das, welches durch das Stammwort angezeigt wird, ſondern eine bloße Mittheilung von etwas zu der durch das Stammwort angedeuteten Eigenſchaft Gehörigem, ausdrückt.) So ſind falſche Urkunden ſolche, die gar nichts gelten können, verfälſchte, wenn ſie nur theilweiſe der Wahrheit widerſtreiten. Wer die Philoſophie der Scholaſtiker für eine verfälſchte Ariſtoteliſche hält, erklärt ſie dadurch ebenſo wenig für falſch, als der, welcher die päpſtliche Religion für ein verfälſchtes Chriſtenthum hält, ſie dadurch als gänzlich falſch verwirft. (Vgl. die angeführte Synonymik. 2. Bd. S. 366.)

Hiernach beſtimmt ſich zugleich der Begriff des Hauptwortes Falſchheit auf folgende Weiſe. Im weiteſten Sinne bezeichnet es ſoviel wie Unwahrheit, Unrichtigkeit, Irrthum überhaupt; z. B. die Falſchheit eines Schluſſes, einer Behauptung, Ausſage. Im engern Sinne hat es dabei die Nebenbedeutung einer abſichtlichen Täuſchung. Im engſten Sinne wird Falſchheit nur in der ſittlichen Bedeutung gebraucht, als Gegenſatz der Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit, Redlichkeit, und oft gleichbedeutend mit Betrug oder Täuſchung; am meiſten als diejenige Art unerlaubter Verſtellung, wobei man gegen Jemanden Geſinnung des Wohlwollens äußert, oder der Zuneigung, Liebe, während man die Abſicht hat, ihm zu ſchaden (ſ. Reinhard, Syſtem der chriſtlichen Moral. 5. Ausgabe. 1. Bd. S. 675). Auf den Charakter bezogen, bezeichnet Falſchheit die habituell oder zur Maxime gewordene Neigung, Andere zu täuſchen. Im genauern Sprachgebrauche unterſcheidet man übrigens noch Falſchheit von Verſtellung, welche beide darin übereinkommen, daß man darin ſein Inneres, wie es wirklich iſt, nicht offenbart. Da die Sylbe Ver in Verſtellung die urſprüngliche

Bedeutung von fern hat, oder das Stammwort dieſes letztern iſt (ſ. Eberhard-Gruber's Synonymik. 3. Ausg. 1. Bd. S. 57. 262 und 2. Bd. S. 367), ſo liegt in dem Begriffe der Verſtellung, daß darin Jemand gleichſam ſich ſelbſt, das iſt hier, ſeine wahre, mit ſeinem Innern übereinſtimmende, äußere Geſtalt von ſich entfernt, oder von ſich wegſtellt. Von einer Abſicht, in welcher dies geſchehe, wird dabei durchaus gar nichts angedeutet. Daher kann Verſtellung ebenſo wol in guter, als in böſer Abſicht geſchehen. Auch die zärtliche Gattin verſtellt ſich an dem Lager ihres todtkranken Mannes, indem ſie ſich ihre Angſt nicht merken läßt; aber ſie thut es in der wohlgemeinten Abſicht, Alles zu vermeiden, was dem Kranken ſchaden könnte. Falſchheit dagegen hat den Nebenbegriff, daß es dabei auf Betrug abgeſehen ſei.

Was die Etymologie des Wortes Falſch betrifft, ſo leitet man daſſelbe gewöhnlich von dem lateiniſchen falsus und fallo ab, ſowie dieſes von σφάλλω; vergl. Konr. Schwenk, Wörterbuch der teutſchen Sprache. S. 181. Nach Adelung iſt ſein wahrer Stamm jedoch in dem Worte fehlen und deſſen Geſchlecht zu ſuchen, wofür ſich vielleicht auch anführen läßt, daß daſſelbe im Niederſächſiſchen falſk, im Walliſiſchen ffals, im Isländiſchen falskur, im Engliſchen false, im Irländiſchen falsa, im Schwediſchen falsk lautet. Vergl. Adelung, Gr.-kr. Wörterbuch unter Falſchheit und Fehler. *(K. H. Scheidler.)*

FALSCHES CAP (Cap Falso, Fals Cap), 1) Vorgebirge im Caplande, Diſtrict Stellenboſch, ſo genannt, weil die von Oſtindien kommenden Seefahrer öfter dieſen Berg mit dem durch ihn verdeckten Vorgebirge der guten Hoffnung verwechſeln ſollen. Zwiſchen beiden Vorgebirgen liegt die Falſche Bai. 2) Auch Cap Walſh, hervorſpringende Landſpitze der Südweſtküſte von Neu-Guinea. *(Daniel.)*

FALSE, ſo heißen 1) eine Bai an der Weſtküſte des nördlichſten Theiles der Inſel Neu-Seeland, und 2) drei Vorgebirge, wovon das eine an der Küſte von Yucatan, in der Bai von Honduras, ein anderes an der Südküſte der Inſel Hispaniola, und ein drittes an der Oſtküſte von Hindoſtan, an der Mündung des Fluſſes Mahana liegt. *(Eiselen.)*

FALSEN (Enewold), geb. 1755 zu Chriſtiania in Norwegen, ein Sohn des königl. däniſchen Conferenzraths Chriſtian Magnus de Falſen, verdankte den Grund zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung einem Privatinſtitute zu Kopenhagen. Die frühe Entwickelung ſeiner Geiſtesanlagen beweiſt der Umſtand, daß er ſchon im zehnten Lebensjahre (1765) ſeine akademiſche Laufbahn eröffnen konnte, nachdem er das an der Univerſität zu Kopenhagen übliche examen artium rühmlich beſtanden. In ſeinem 16. Jahre erhielt er die Stelle eines Copiſten bei der däniſchen Kanzlei. Sechs Jahre nachher ward er zum Aſſeſſor des Hofgerichts in Norwegen ernannt. Im 33. Lebensjahre ward er ſeines Vaters Nachfolger als Juſtitiarius, im 36. Aſſeſſor des höchſten Gerichts, im 47. Juſtitiarius im Stiftsobergerichte zu Chriſtiania und Mitglied der in Norwegen angeordneten interimiſtiſchen Regierungscommiſſion. Er ſtarb 1808 als königl. däniſcher Etatsrath zu Chriſtiania.

Die ſeltene Geiſteskraft, welche ihm in ſeinen Amtsverhältniſſen als Richter allgemeine Achtung erwarb, zeigte ſich auch in ſeinen Schriften durch eine hinreißende Fülle des Vortrages, die ſich in ihm mit unerſchöpflichem Humor und einer lebhaften Darſtellungsgabe paarte. Dieſe Naturanlagen und ſeine Vorliebe für das Dramatiſche machten ihn zum Dichter und zum Verfaſſer mehrer Schauſpiele, die ſich lange auf der däniſchen Bühne erhielten. Zu nennen ſind darunter vorzugsweiſe: Drageducke, de snorrige Vaettere, Forladte Datter, Pebensvendene und Ida of Tokkenburg, das letzte Schauſpiel überſetzt von Chr. E. Wattwer. (Kopenhagen 1831.) Für ſeinen Patriotismus ſprachen ſeine Kriegslieder, mitten unter den Gefahren gedichtet, die ſein Vaterland bedrohten. Die Anhänglichkeit an daſſelbe zeigt auch die von ihm verfaßte Schrift: Badstick. In dem Scandinaviske Museum befindet ſich von ihm eine Abhandlung über die Urbanität und eine andere über die Freiheit. Von der letzten iſt 1803 auch eine teutſche Überſetzung erſchienen *). *(Heinrich Döring.)*

FALSET (franz. fausset). Unter dieſem Ausdrucke verſteht man alle die Töne, die nicht auf nächſtliegende Art, ſondern mit Hinzuthun einer mehr oder minder künſtlicheren Vermittelung hervorgebracht werden. Man nennt daher den ganzen Tonumfang, den ein Sänger aus voller Bruſt und offener Kehle, ohne irgend eine Veränderung der Stimmorgane, laut werden laſſen kann, ſeine Bruſttöne, Bruſtſtimme, Bruſtregiſter. Diejenigen Töne, welche nicht aus voller Bruſt, ſondern mit einer merklichen Zuſammenpreſſung der Stimmorgane, außer dem Bereiche der Bruſttöne, hervorgebracht werden können, heißen Falſet- oder Kopftöne, Falſetregiſter, Kopfſtimme. Da die letzten natürlich ſchwächer ſind, als die erſten, ſo muß jeder Geſanglehrer darauf Rückſicht nehmen, daß die Bruſttöne von den Falſettönen nicht plötzlich, noch zu fühlbar von einander abſtechen, was verſchiedene Regeln und Übungen nöthig macht, damit ſich die Stimmregiſter gut mit einander verbinden; ſ. Stimmregister. Es gibt keine gute Geſangſchule, in welcher nicht das Nothwendigſte darüber vorkäme. — In frühern Zeiten bediente man ſich des Ausdrucks Falſet (Falſettöne) auch von Blasinſtrumenten, indem man die höheren, auch wol tieferen Töne ſo nannte, die nicht ohne beſondere Kunſtmittel, alſo nicht von jedem Orcheſterbläſer, wohlklingend hervorgebracht werden können.

Es gibt aber noch eine mehr oder minder erzwungene Geſangsart der Männer, wo der Baß z. B. um eine ganze Octave höher, als ſeine Naturſtimme es mit ſich bringt, in der Lage des Altes, der Tenor in der Lage des Discantes ſingt. Auch dieſe der Natur abgezwungene Art des Geſanges wird Falſet genannt, beſſer,

*) ſ. Kiöbenhavenske Laerde Efterredninger for Aar 1810. Nr. 9. p. 140 seq. Baur's Neues biogr.-hiſtor.-literar. Handwörterbuch. 6. Bd. S. 386 fg.

des Unterſchiedes wegen vom nothwendigen Falſet einer gebildeten Stimme, Fiſtel. Wirklich wird auch in der Regel in dieſem Falle geſagt: Man ſingt durch die Fiſtel. Es wäre zweckdienlich, wenn dieſer Unterſchied allgemein beachtet würde; man würde ſich dann ohne nähere Erklärung ſogleich verſtehen. — Daß es ſolche Fiſtelſänger noch jetzt nicht Wenige gibt, weiß Jeder aus Erfahrung, der nur Soldaten- oder Handwerksburſchen-Chöre, oder „die falſche Prima Donna" gehört hat. Es beſitzt mancher Mann eine beſondere Anlage, mit Leichtigkeit in der Tonhöhe der Frauen zu ſingen.

In den Jahrhunderten, wo man in den Kirchen ſchlechthin keine Frauen als Sängerinnen, gemiſcht mit Männern, zuließ, wo aber auch zur Ehre Gottes, und ſpäter zur Ehre der Theater, das Kaſtriren noch nicht eingeführt worden war, was erſt im erſten Viertel des 17. Jahrh. geſchah, waren ſolche geſchickte Fiſtelſänger von großer Bedeutung. Weil nun darin die Spanier vor Allen ſich vortheilhaft auszeichneten, dazu auch überhaupt im Geſange ſowol, als in der Compoſition, ſchätzbare Fertigkeiten beſaßen, wurden ſie namentlich von der päpſtlichen Kapelle in Rom ſehr bevorzugt. Vom 17. Jahrh. an traten die ſpaniſchen Sänger in der Sixtiniſchen Kapelle zurück, und es wurde nun weit mehr auf Italiener Rückſicht genommen. (*G. W. Fink.*)

FALSO BORDONE und Falsi bordoni oder Fauxbourdons, wurden muſikaliſche Sätze von dreierlei Art genannt. 1) Hießen ſolche Muſikſätze ſo, in denen die Melodie oder der Cantus firmus weder in der höchſten, noch in der tiefſten Stimme, ſondern in der Mittelſtimme, meiſt im Tenor lag, welcher letzte vom Alt oder Discant figuraliter umſpielt wurde; desgleichen vom Baſſe, von dieſem jedoch mehr in harmoniſchen Grundtönen, als in Tonfiguren. Dieſe Bedeutung dauerte nicht lange, konnte auch natürlich nicht eher aufkommen, als nach der Einführung einer, wenigſtens den Hauptgrundſätzen nach geſetzlich, gewordenen Mehrſtimmigkeit, oder der vorzugsweiſe ſogenannten Harmonie. 2) Hieß ein theilweiſer Geſang ſo, wo im Unisono auf eine lange Note, meiſt eine Maxima, mehre Wörter oder ein Abſchnitt eines Wortſatzes geſungen wurde, was unter Anderem oft im Magnificat und in den Pſalmen geſchah. Manche alte Theoretiker behaupteten, es dürften auf eine ſolche Maxima, weil ſie acht Zeilen oder Schläge habe, auch nicht mehr als acht Sylben gelegt werden. Das war jedoch Übertreibung, die ſich durch viele alte Compoſitionen widerlegt. Man findet ſowol mehr als weniger Sylben unter einer langen Note angegeben, was im Grunde auch höchſt nothwendig war, wenn nur einigermaßen auf Declamation des Textes, oder auf einige Melodie Rückſicht genommen werden ſollte. Dieſe zweite Bedeutung iſt ebenfalls, wie die erſte, jetzt und ſeit langer Zeit nur noch geſchichtlich wichtig. 3) Nannte man falso bordone einen dreiſtimmigen Satz von lauter Sextenaccorden, wo alſo die Unterſtimme gegen die Mittelſtimme eine Terz und dieſe gegen die Oberſtimme eine Quarte bildet, ſodaß der eigentliche Grundbaß der Accorde fehlt. Nur am Schluſſe wurde der letzte dreiſtimmige Accord mit Grundton, Terz und Octave geſungen. Alſo:

$\overline{e}$	$\overline{d}$	$\overline{c}$	$\overline{h}$	$\overline{c}$
h	a	g	f	e
g	f	e	d	c.

Und dergleichen. Dieſe Art, in der Kirche bei manchen Gelegenheiten, als z. B. Reſponſorien, zu ſingen, hatten die päpſtlichen Sänger aus Avignon mit nach Rom gebracht, als der Papſtſtuhl, nach Beendigung ihrer ſogenannten babyloniſchen Geſangenſchaft, gegen das Ende des 14. Jahrh. wieder nach Rom verlegt wurde. Hier wurde nun dieſe Geſangsweiſe für manche liturgiſche Sätze lange beibehalten, ja ſie ſoll noch jetzt in der päpſtlichen Kapelle zuweilen im Gebrauche ſein.

Das Meiſte des hier Bemerkten findet man ſchon in folgenden nicht ungebrauchten Werken: Kurzgefaßtes muſikaliſches Lexikon u. ſ. w. (Chemnitz 1737. [weniger bekannt, als die beiden folgenden]). Muſikaliſches Lexikon oder muſikaliſche Bibliothek ꝛc., von Joh. Gottfr. Walthern (Leipzig 1732.), und Muſikaliſches Lexikon ꝛc., von Heinrich Chriſtoph Koch. (Frankf. a. M. 1802.) (*G. W. Fink.*)

FALSTER, däniſche Inſel in der Oſtſee, Stifts Laaland, Amts Mariboe, unter 54° 30′ bis 54° 58′ nördl. Br. und 29° 24′ bis 30° 50′ öſtl. L. Im Weſten trennt ſie der Guldborgſund von der Inſel Laaland, im Norden der Gaabenſeſund von der Inſel Seeland, im Nordoſten der Grönſund von der Inſel Möen. Ihre Länge von Süden nach Norden, oder vom giedſer Vorgebirge bis zu der Seeland gegenüberliegenden Küſte beträgt 5⅓ Meilen, ihre Breite von Weſten nach Oſten 3½ Meilen, ihr Flächeninhalt 8½ □Meilen. Sie liegt höher, hat reinere Luft und beſſeres Waſſer als Laaland; der Boden iſt fruchtbar, ſodaß jährlich 50—60,000 Tonnen Korn ausgeführt werden. Die Waldungen liefern Holz in Menge; auch viel Obſt wird gebaut. Ackerbau iſt Hauptnahrungszweig der größtentheils wohlhabenden 17,000 Einwohner, deren Steuer für 998 freies und 7352 Tonnen unfreies Hartkorn erlegt wird. Die anmuthige Inſel zerfällt in den Nord- und den Süderkreis (Harde), über welche ein Diſtrictsrichter (Birkedommer) geſetzt iſt. Sie enthält zwei Städte (Nykiöbing, an der Weſtküſte, Laaland gegenüber, und Stubbekiöbing, in Oſten, Möen gegenüber), zehn Güter und 107 Dörfer mit 1000 Bauerhöfen. In kirchlicher Hinſicht bildet ſie eine Propſtei mit 28 Kirchſpielen, außer beiden Stadtgemeinden und außer der im Nordoſten zwiſchen Falſter, Möen und Seeland belegenen kleinen Inſel Baagöe, die, etwa ¼ Meile Flächeninhalts, ſehr fruchtbar iſt und mit dem benachbarten Inſelchen Farhe ein Kirchſpiel ausmacht.

Im 11. und 12. Jahrh. war die Inſel den Einfällen der Wenden ausgeſetzt; 1369 wurde ſie von den Hanſeaten erobert; 1608 wüthete hier die Peſt. Drei däniſche Königinnen: 1588 Sophie, Gemahlin Friedrich's II., 1670 Sophie Amalie, Gemahlin Friedrich's III., und 1700 Charlotte Amalie, Gemahlin Chriſtian's V., wählten das (1766 abgebrochene) ſchöne Schloß zu Nykiöbing

zum Witwenſitze. In dieſer Stadt beſteht die gelehrte Schule der Inſel.

Bemerkenswerth iſt die kleine Inſel Haſſelöe im Guldborgſunde, deren Bewohner von Holländern abſtammen und die Stadt Nykiöbing mit Gartengewächſen, Milch u. ſ. w. verſehen. (*v. Schubert.*)

Falster, Christ., ſ. **Dänische Literatur.** 1. Sect. 19. Bd. S. 88.

FALSTERBO, 55° 23′ 4″ der Br., ein Städtchen im ſüdlichen Theile der ſchwediſchen Provinz Schonen, im J. 1825 mit 199, im J. 1830 mit 180 Einwohnern, auf einer ſüdweſtlich ausgehenden Landſpitze an der Oſtſee, mit einem Leuchtthurme zur Warnung vor dem eine Meile in das Meer ſich erſtreckenden Falſterboriff. Mit der ¼ Meile entfernten Stadt Skanör hat Falſterbo einen gemeinſamen Magiſtrat und eine Reichstagsnummer. Im 13., 14. und 15. Jahrh. waren beide Städte reich und mächtig durch ſehr einträglichen Häringsfang; viele Teutſche und Holländer hatten ſich dort niedergelaſſen, und die Hanſeſtädte trieben unumſchränkten Handel; auch die Engländer hatten Buden. Um Johannis ſtrömten Pilgrime zu den prächtigen Kirchen beider Städte, deren Einwohner ſie ohne Entgeld aufnahmen und beköſtigten, um bei den Bildern des heiligen Chriſtoph und des heiligen Georg Heilung zu ſuchen, oder Gelübde des Dankes nach überſtandener Noth zu bezahlen; dieſe Wallfahrten ſind zwar gemindert, doch waren ſie vor 20 Jahren noch nicht erloſchen; die dargebrachten Opfer werden zwiſchen der Kirche, den Armen und dem Pfarrer getheilt, und ſind oft nur als Zeugniſſe des Dankes, wie fromme Seelen ſie gern einem Gotteshauſe zuwenden, zu betrachten. Bei Falſterbo ſtand vormals ein Schloß Falſterbohus *). (*v. Schubert.*)

FALSTURWALD, ein Wald, der in der teutſchen Heldenſage eine Rolle ſpielt. Er lag nach der Wilkina-Saga Cap. 89 zwiſchen Sachſenland und Dänemark. Der mit ſeinen zehn Geſellen in den Wäldern liegende mächtige Räuber und Heermann Ingram hielt ſich am meiſten in dem Falſturwalde auf, ließ Niemanden in Frieden durch den Wald ziehen, und war eben in einer Fehde mit einem Herzoge in Sachſenland begriffen, als Heime zu ihm kam und ſein Geſelle ward. Sie beraubten nun Kaufleute, welche zuſammen 60 Mann ſtark und von Sachſenland nach Dänemark gereiſt waren, und mit vielen Gütern zurückkamen. Der in Tummatathorp [1]) auf Skane (Schonen) in Dänemark [2]) wohnende Biterolf beſuchte mit ſeinem Sohne Dietlieb um die Mitte des Winters, als der ganze Sund tief im Süden hinab bis Jütland beeiſt war, ſodaß man mit Schlitten von Ort zu Ort und von jedem Dorfe zum andern fuhr, Gaſtmähler. Als ſie wieder heim kehrten, da lag der Falſturwald auf ihrer Straße, und als ſie an den Wald kamen, da ging die Straße ſo, daß ſie durch den Wald fahren mußten, es wäre ihnen lieb oder leid. Sie erſchlagen, von Ingram's Geſellen und endlich auch von ihm ſelbſt angegriffen, ihre Gegner, und nöthigen Heime'n zur Flucht. Man glaubt, daß der im 89. und 93. Cap. der Wilkina-Saga erwähnte Falſturwald eigentlich auf der Inſel Falſtur (Falſter) gelegen habe [3]). Aber die Inſel Falſtur kommt in den isländiſchen Geſchichts- und Sagenwerken nicht ſelten vor [4]), und war daher bekannt. Wir glauben daher, daß der Falſturwald ſo hieß, nicht weil er auf der Inſel Falſtur lag, ſondern weil er ihr gegenüber auf der jütländiſchen Halbinſel ſich befand. Mehr Schwierigkeiten macht, was im 80. Capitel von dem Falſturwalde erwähnt wird. Hier wird geſagt, daß Graf Rüdiger, welcher die Tochter des Königs Oſantrix von Wilkinaland entführt, von dieſem verfolgt, mit ſeinen Mannen geflohen ſei: „zu einer Burg, die hieß Markſtein, im Falſturwalde.“ Hierzu findet man bemerkt: „Vermuthlich Marſtein, eine Gegend im alten Sachſen zwiſchen Weisbeck und Hameln“ [5]). Im 65. Capitel der Wilkina-Saga ſagt Dietlieb zu ſeiner Mutter: „Ich will zu dem Jarl, meinem Großvater, in Sachſenland reiſen,“ und Biterolf gibt ſeinem Sohne die Auskunft: „Wenn du nun zu deinem Großvater reiteſt, ſo kommſt du zuvor an einen Wald, der heißt der Burgwald, da liegt eine Stadt, die heißt Marſtein.“ Hierzu findet man in Beziehung auf die von uns oben angeführte Bemerkung vermuthet: „Die Feſte Marxſtein in der Wetterau am Rhein könnte auch gemeint ſein, wo nicht gar Marburg, welches wirklich am Burgwalde liegt. Cap. 80 iſt für Falſturwald, wie Cap. 95, Burgwald zu leſen, welches ein großer Wald in Heſſen iſt“ [6]). Aber wenn Dietlieb von Schonen nach Sachſen will, ſo kommt er doch nicht nach Heſſen. Vielmehr ſcheint der Burgwald der Wilkina-Saga ein anderer, als der heſſiſche, und eine zweite ſagliche Benennung für den Falſturwald. Den Namen Burgwald gab die Sage dem Falſturwalde wol, weil hier die berühmte Burg Sigfrid's des Griechen, welche die Wilkina-Saga Cap. 95 ſchildert, gelegen haben ſoll. (*Ferdinand Wachter.*)

Faltenschwamm, ſ. **Helvella** und **Merulius.**

Faltenwurf, ſ. **Gewand.**

FALUN, Bergſtadt in der ſchwediſchen Provinz Dalekarlien (Dalarne) unter 60° 22′ Polhöhe, 22⅘ Meilen von Stockholm, in einem Thale zwiſchen den Seen Varpen im Norden und Runa im Süden, von Höhen im Oſten und Weſten umgeben und von einem aus dem See Varpen kommenden Fluſſe durchſchnitten, der Mahlmühlen, eine Ziegelei und 18 Kupferöfen treibt, im J. 1830 mit 4060, im J. 1825 mit 4112 Einwohnern (im J. 1815 4185), wovon etwa ⅐ Grubenarbeiter

*) Zwiſchen Falſterbo und Skanör dehnt ſich eine Sandheide von einer Meile Länge und ¼ Meile Breite aus.

1) An der Oſtküſte von Schonen, vormals eine anſehnliche Handelsſtadt, jetzt Tomarp oder Tomarup, ein Kirchſpiel. 2) Zu Dänemark gehörte früher Schonen.

3) Fr. H. v. d. Hagen, Wilkina- und Niflunga-Saga. überſetzt 1. Bdchn. S. 294. 4) ſ. Index Geographicus zur großen Ausgabe der Heimskringla. 6. Bd. S. 378. Staða-Regiſter zu den FornmannaSögur. 12. Bd. S. 283. Geografiſk Regiſter zu den Oldnordiſke Sagaer. 12. Bd. S. 89. Register yfir Landa-Nöfn zu den Fornaldar Sögur Nordrlanda. p. 727. 5) Fr. H. v. d. Hagen a. a. O. S. 276. 6) Derſelbe a. a. O. S. 204. 314.

ſind; doch auch die übrigen nähren ſich mehr oder weniger vom Bergbau. Viele Bergwerksbeamte wohnen hier, auch der Berghauptmann. In der geringeren Claſſe herrſcht viel Armuth und Laſter; faſt ¼ der jährlichen Geburten iſt unehelich; überhaupt findet man im mittleren und ſüdlichen Dalekarlien nicht mehr die alte Einfalt und Reinheit der Sitten.

Die Stadt hat regelmäßige Gaſſen, meiſt hölzerne, doch auch aus Schlacken aufgeführte und ſteinerne Häuſer, unter letzteren die ſchöne Reſidenz des Landeshöfding über Falun-Län, der auch einen Amtshof im Kirchſpiel Tuna hat, — ſechs Märkte, eine Kupferwage, ein Bergwerksmagazin und andere öffentliche Gebäude. Eine Trivialſchule in einem hellen und geräumigen Gebäude mit fünf Claſſen und ſeit 1822 eine Lehranſtalt für praktiſche Bergwerkswiſſenſchaft, mit drei Stipendien, jedes von 200 Bankthalern jährlich, beſtehen. Der Kirchen ſind zwei: die ſteinerne Chriſtiankirche, mitten auf dem Markte, im J. 1642 erbaut, mit ſchönem Altar und einer Orgel, von Außen und Innen erweitert, aber vom Kupferrauch geſchwärzt, und die alte oder Kupferbergskirche, zu welcher ein Theil der Stadt und die Landgemeinde Stora Kopparberg gehören, gegründet 1350, an dem einen Ende der Stadt, von Außen zierlich, Innen häßlich und ſchwarz, mit einer Orgel; der Kirchhof um letztere Kirche iſt mit Bäumen umpflanzt und mit freundlichen Sitzen für das Kirchvolk verſehen; nur in erſterer Kirche, deren mit Kupfer bedecktes Dach und Thurm 1757 durch Gewitter abbrannten, wird Nachmittagsgottesdienſt gehalten. Eine Schule des gegenſeitigen Unterrichts ward im J. 1824 eröffnet, welche 1826 von 119 Knaben und 76 Mädchen beſucht ward; ſie wird von der Bergwerkſchaft und der Stadtarmenpflege unterhalten. Eine Buchdruckerei iſt eingerichtet; in derſelben erſcheint die Falu-Zeitung. In der Stadt wohnt der Provinzialarzt für Falundiſtrict; auch hat die Bergwerkſchaft einen eigenen Arzt; daneben iſt dort ein Stadtarzt. Auch findet man hier das Lazareth des Län mit veneriſchem Curhauſe, das Veterinairinſtitut des Län und das Hoſpital für gebrechliche Grubenarbeiter. Eine Sparcaſſe iſt errichtet worden. Die Rechtspflege wird durch ein Gruben- und ein Rathhausgericht geübt. Der Stadtverwaltung ſteht ein Bürgermeiſter vor. Im J. 1761 erlitt die Stadt zwei große Feuersbrünſte.

In der Stadt und Umgegend wird viel Baumwolle geſponnen; die Zahl der Spinnerinnen betrug im J. 1827 339; ihr Verdienſt war bedeutend; auch werden in der Stadt Decken und Fußteppiche aus Kuhhaar gewebt. Jahrmärkte werden nicht gehalten, aber die Zahl der Kaufleute der Stadt betrug im J. 1827 34, die der Handwerker 87; es gab zwei Braunrothwerke, eine Tabaks-, eine Spiegelfabrik, eine engliſche Lederfabrik und vier Färbereien. In den Familien der Stadt werden zum Bedarfe vorzügliche Arten von Schinken und Rauchfleiſch bereitet, auch treffliches Öl (Starkbier) gebraut.

Übrigens iſt Falun eine ſehr alte Stadt, in welcher nie die Peſt herrſchte, ſoweit ſolche auch im Lande wüthete. Urſprünglich war Falun blos Handelsplatz bei der Kupfergrube. Im J. 1609 ertheilte Karl IX. das Handelsrecht über das ganze Reich; doch wirkliche Stadtprivilegien fertigte erſt die Königin Chriſtine 1641 aus. — In Falun ward 1745 der um Mineralogie, Chemie und Bergbau hochverdiente Johann Gottlieb Gahn geboren, nach welchem der Gahnit den Namen hat; ſein Wohnhaus iſt jetzt Local des obenerwähnten Bergwerksinſtituts, auf welches auch Gahn's Laboratorium und Sammlungen übergingen.

Die Werke und Gebäude der alten Kupfergrube (Stora Kopparbergsgrufra) hängen faſt mit der Stadt zuſammen, ſodaß ein Hochofen hart vor der Stadt liegt. Das Jahr des erſten Anbaues iſt nicht zu beſtimmen; die älteſten vorhandenen Privilegien des Königs Magnus Smek von 1347 erwähnen noch älterer; wahrſcheinlich fällt der erſte Grubenbau ins 13. Jahrh. Der Finne Käre, welcher da, wo jetzt die Grube iſt, Vieh weidete, und bemerkte, daß ein Bock, der aus dem Walde zurückkam, durch eine ungewöhnliche Erdart roth gefärbt ſchien, ſoll die erſte Veranlaſſung zur Entdeckung der Erzgänge gegeben haben; noch wohnen Finnen in Dalekarlien (ſ. Dalarne). Zuerſt waren einzelne Inhaber, dann ſeit 1716 eine Intereſſentſchaft, die nun gemeinſam arbeitete, im Beſitz der Gruben, einer großen und mehrer kleinern. Bis um die Mitte des 18. Jahrh. ward nur in Erz, dann, bergmänniſch, in feſter Kluft gearbeitet. Die große Erzmaſſe lagert zwiſchen zwei aus Talk und Glimmer beſtehenden Gängen, die von NW. nach SO. führen, in der Tiefe von 198 Lachtern ſich vereinigen und nun allen weitern Erzzugang abſchneiden. Die große Tagöffnung, welche durch den bedeutendſten Einſturz 1687 am 25. April und 24. Juni entſtand, und die faſt jährlich durch kleinere Einſtürze erweitert wird, iſt 200 Lachter lang, 100 Lachter breit und etwas über 30 Lachter tief; in dieſelbe, wie in eine andere Tiefe von 177 Lachtern, führen ſichere und bequeme Holztreppen, an welche ſich Leitern von Holz und Eiſen anſchließen, hinab.

Zur Aufförderung des Erzes und des Waſſers aus der großen Grube ſind Schachte angelegt. Das Waſſer, welches die Kunſt- und Spielräder treibt, wird mittels eines Kanals aus den Seen Wellan geleitet. Der Grubenbau wird betrieben theils ausſchließend durch Sprengen, theils durch Sprengen und Feuerſetzen. Die jährliche Aufförderung beträgt bis 180,000 Tonnen, oder, nach Abſonderung des untauglichen Geſteins in den Krätzhäuſern, etwa 140,000 Tonnen Erz (à ungefähr 1½ Schiffspfund). Das gewonnene Erz wird in gleiche Theile unter 1200 Grubenlooſe oder Viertheile vertheilt; von dieſen 1200 Looſen befanden ſich im J. 1808 die eine Hälfte in den Händen von 60 ſelbſt bauenden Bergleuten, die zweite Hälfte in den Händen von 340 Perſonen, die keinen Bergbau trieben. Ein Viertheil brachte etwa 30—40 Bankthaler. Erwähnte Theilung geſchieht jedoch erſt, nachdem von den 13 Hauſen, aus welchen ein Loos beſteht, fünf Hauſen den drei Betriebscaſſen (der Grubencaſſe zur Ablohnung, der Afradscaſſe zum Bau und der Extracaſſe) zugefallen ſind. Die Verſchmelzung wird von den einzelnen Inhabern beſorgt.

Das Kupfererz iſt ein aus Eiſen, Schwefel und Kupfer beſtehender Schwefelkies; der Kupfergehalt iſt ſehr verſchieden, von ¼ bis 20 Proc.; durch Waſchen und Kratzen bringt man den Gehalt zu 3, auch 4 Proc. Außerdem enthält das Kupfererz öfters zerſtreute Beimiſchungen von Zink, Blei und mehren Bergarten, die nur durch Schmelzen ausgeſchieden werden können. — Die Bereitung des Kupfers geſchieht durch die vier auf einander folgenden Verrichtungen des Kaltröſtens, Rohſchmelzens, Kehrröſtens und Rohkupferſchmelzens, die gewöhnlich ſechs Monate ſodert und wozu viele Schmelzhütten vorhanden ſind; 30—40 Tonnen Erz geben ein Schiffspfund Rohkupfer. Dem Rohkupfer iſt aber noch Schwefel, Arſenik, Eiſen, Blei, Zink beigemiſcht. Dieſe Beimiſchung weicht dem Proceſſe des Garmachens, der aber nicht in Falun, ſondern ſieben Meilen von da, zu Aveſta am Dalelf, was auch Eigenthum der Intereſſentſchaft iſt, ſtattfindet, und nun erſt iſt das Kupfer, als Garkupfer, Handelswaare. Jedes achte Schiffspfund des bereiteten Kupfers erhebt, ſeit 1804, die Krone als Steuer.

Das Kupfererz, welchem Bleiglanz und ſilberhaltige Blende beigemiſcht iſt, wird geſäubert und zu Blei, Silber und Gold beſonders verarbeitet.

Aus Kies, der an der Luft verwittert iſt, wird Braunroth, und aus friſchem Schwefelkies etwas Schwefel bereitet.

Aus dem Grubenwaſſer fället man den Kupfergehalt, indem man es über Eiſen laufen läßt, und nachdem es mittels einer Evaporationseinrichtung, ähnlich dem Gradiren bei den Salzwerken, zu ſtärkerem Vitriolgehalt gebracht worden, wird es zu einem höheren Grade gekocht, damit es zu grünem Eiſenvitriol anſchieße. Auch wird durch beſonderes Auslaugen des Kupfererzes lichtblauer, ſehr kupferhaltiger Eiſenvitriol, der ſogenannte ſalzburger Vitriol, bereitet.

Der durchſchnittliche jährliche Ertrag war in den J. 1817—1821 in runden Zahlen 4350 Schiffspfund Kupfer, 4½ Mark Gold, 365¼ Mark Silber, 123 Schiffspfund Blei, 506 Schiffspfund Vitriol, 834 Tonnen Braunroth und 100 Schiffspfund Schwefel; in den J. 1821—1825 war der jährliche Durchſchnittsertrag an Kupfer nur 3786¾ Schiffspfund; im J. 1826 war der Ertrag 2878 Schiffspfund, im J. 1827 3345 Schiffspfund. — Im J. 1650 war der Ertrag 20,321 Schiffspfund.

Von dem ſeit 1749 allmälig entſtandenen Vitriol-, Schwefel- und Braunrothwerke, deſſen eine Hälfte der Intereſſentſchaft und deſſen andere Individuen gehört, bezieht die Krone als Zehnten das 30. Schiffspfund Schwefel und grünen Vitriol, und die 30. Tonne Braunroth. Das Silberwerk erhielt ſein Privilegium von Guſtav III. 1790, und ward damit eine Goldamalgamationseinrichtung verbunden.

Über dem Eingang der großen Grube iſt das Wachthaus erbaut. Unter der Erde findet man zwei geräumige, in den harten Felſen gehauene Säle, die zu Gaſtmählern benutzt worden ſind, und Schmieden. — Ein beträchtliches Mineraliencabinet iſt in dem prächtigen ſteinernen Grubenhauſe, in welchem auch das Grubengericht ſeine Sitzungen hält, aufgeſtellt. Ein Kirchſaal, in welchem aber nur an Feſten gepredigt wird, iſt vorhanden; unter deſſen Fenſtern das einzige Gärtchen des Grubenterrains. Mit dem Bergwerke iſt ein Discont verbunden, welches Papiermünze ausgibt. Im J. 1838 conſtituirte ſich zu Falun ein Verein zur Bildung eines Muſeums für alle in Dalekarlien vorkommenden Naturerzeugniſſe. In der Nähe der Stadt trifft man einen Geſundbrunnen. Die Bergwerksintereſſentſchaft ſchickt zum Reichstage einen eigenen Bevollmächtigten. (Vergl. meine Reiſe durch Schweden ꝛc. 3. Bd. S. 75—84.) (*v. Schubert.*)

FALUR (nord. Mythol.), einer der zehn kunſtreichen Zwerge, welche von Swains Haugi (Swains Hügel, dem Wohnorte der Zwerge) nach Orwanga (Pfeilfelder) auf Jornwall (Eiſen- oder Schlachtfeld) kamen. (*Richter.*)

FALZEN, Ausfalzen, Ausnuthen, Auspfalzen, Ausreissen, Auswinkeln, Nuthen, ſind im Bauweſen gleichbedeutende Kunſtwörter. Eins wie das andere bezeichnet eine und dieſelbe Verrichtung, nämlich: ein größeres oder kleineres Stück aus einem Bauholze oder Bauſteine, auch eine Kante, Ecke deſſelben herausſchneiden, heraushauen, herausmeiſeln und an deſſen Stelle eine länglich-eckige Vertiefung, einen Falz, eine Nuth, eine Spur ausarbeiten, um entweder einen andern Bautheil leicht in den Falz zu paſſen, wie z. B. bei Fenſter und Thüre, feſt mit der Nuth oder Spur zu verbinden (ſ. **Bauholzverbindung, Bausteinverbindung**), oder blos, um durch das Ausfalzen der Ecke mit den im Winkel zuſammentreffenden Mauer-, Wand- oder Dachflächen bündige Ebenen zu erhalten, wie z. B. bei den Oberkanten der Dachkehlſparren geſchieht, wo die Zimmerleute dieſes Auswinkeln auch Auskehlen zu nennen pflegen, und bei den inneren Kanten der Eckſtänder hölzerner Gebäude. Von einem Bautheile, deſſen Ecke ausgefalzt iſt, pflegt man auch zu ſagen, daß er abgefalzt ſei, und überfalzt heißt ein Bautheil, deſſen Ecke ausgefalzt iſt, um mit dieſer Falze über die Ecke eines andern Bautheiles hinwegzureichen. Das Ausfalzen überhaupt, wenn es ins Grobe geſchieht, wird von den Zimmerleuten auch Ausſpähnen genannt, von welchen man ferner bemerken muß, daß ſie ſich der allgemeinen Ausdrücke: Ausfalzen, Ausreißen, Falzen, mit beſonderer Vorliebe bedienen, und den Steinmetzen gern Ausnuthen, Nuthen überlaſſen. (*Leger.*)

FAMA, φήμη, eine Perſonification des Gerüchts, die ſchon bei *Hes.* Op. et D. 761 sq. angeführt wird und nach *Paus.* I, 17 zu Athen einen Tempel hatte. Man dachte ſich dieſelbe weiblich, als Göttin. Sophokles (Oedip. Tyran. 162) nennt ſie ein Kind der Hoffnung, und Äſchines (in Timarch. p. 18) erwähnt ihrer als einer großen Göttin. Virgil nennt ſie eine Tochter der Erde. Man ſehe über ſie *Virg.* Aen. IV, 174 sq. *Ovid.* XII, 39 sq. Der Erſtere ſchildert ſie ſo:

Hurtigkeit mehrt ihr die Kraft und ſie wächſt fortgehend an Stärke;

Anfangs klein und verzagt; bald hoch in die Lüfte ſich hebend,
Tritt ſie einher auf dem Boden und birgt in den Wolken die Scheitel.
Gräßliche Rieſengeſtalt! ſoviel an dem Leibe der Federn,
Soviel wachſame Augen, o Graunbild! regen ſich drunten,
Zungen ſoviel, und Mäuler voll Schalls, und gerichtete Ohren.
Nachts durchfliegt ſie die Schatten, in Mitte der Erd' und des Himmels,
Ziſchend und neiget die Blick' auch nie zum labenden Schlummer;
Tages hält ſie die Hut, bald hoch auf dem Gipfel des Daches,
Bald auf dem luftigen Thurm und erſchreckt vollwimmelnde Städte,
So auf Lug und Falſches erpicht, als Botin der Wahrheit.

Plaſtiſch konnte ſie nach ſolchen Schilderungen nicht dargeſtellt werden; doch wird bei Eckhel (Num. anecd. I, 84; I, 6, 9. Doctr. num. II, 120) eine Münze des Königs Demetrius angeführt, auf welcher eine geflügelte, die Tuba blaſende, Göttin ſinnreich für die Fama erklärt wird. Ovid (l. c.) beſchreibt uns ihren Palaſt, der in der Mitte zwiſchen Erde, Meer und Himmel liegt. Alles, auch noch ſoweit Entfernte, wird hier geſehen und gehört; ſeine unzähligen Gänge und Öffnungen werden nie geſperrt. Das Haus aus klingendem Erze:

Tönet es ganz, und erwiedert den Laut, das Gehörte verdoppelnd.
Nirgend iſt Ruh inwendig, und nirgendwo ſchweigende Stille;
Doch auch nirgend Geſchrei; nur flüſternder Stimmen Gemurmel.

Über ſie ſehe man auch *Stat.* Theb. III, 426 und *Val. Flacc.* Argon. II, 114.

Heſiodos (l. c.) ſagt von ihr kurz und treffend:

Denn die Sag' iſt böſe fürwahr; leicht hebet ſie Jemand
Ohne Bemühn; ſchwer trägt er ſodann, und leget ſie kaum ab.
Sage vergeht nie ganz, die verbreitete, welche der Völker
Redende Lippen umſchwebt; denn ſie iſt unſterbliche Göttin.

(*Richter.*)

FAMAGUSTA (Famagosta, Maassa, bei den Syrern Magusa), 51° 45′ L., 35° 9′ 30″ Br., auf der Syrien zugekehrten Seite der Inſel Cypern, wahrſcheinlich nicht das Arſinoë, was Strabo zwiſchen Salamis und das Vorgebirge Pedalion ſetzt, ſondern das freilich nur in einer Handſchrift des Ptolemäus erwähnte Ἀμμόχωστος. Dafür ſpricht die Localität des geſchilderten Hafens, dafür der Umſtand, daß noch im Mittelalter die Stadt bei den griechiſchen Einwohnern ἡ Ἀμόχουστον hieß (*Crusii* Turcograecia. p. 209). Der neuere Name iſt offenbar aus ſeinem älteren entſtanden. Zu einer gewiſſen Bedeutung kam Famaguſta erſt zur Zeit der byzantiniſchen Kaiſer, gewiß durch den vor allen Winden geſicherten und durch eine enge Einfahrt leicht zu vertheidigenden Hafen. Richard Löwenherz eroberte die Stadt 1191, trat ſie aber mit der ganzen Inſel an Guido von Luſignan ab. Später herrſchten, ſeit 1272, hier Genueſer, dann Venetianer, welche Famaguſta mit gewohnter Umſicht in eine ſtarke Feſtung verwandelten. Damals umgaben die im Viereck gebaute Stadt mächtige, mit 13 Thürmen gezierte, Mauern und tiefe Gräben; den Eingang zum Hafen deckte ein Caſtell und eine Baſtion. Natürlich richtete ſich alſo in dem Kriege von 1570 die Begierde der Türken vornehmlich auf den Beſitz dieſer, damals von dem tapferen Bragadino vertheidigten, Feſtung. Zehn Monate beſtürmten 1570 die Feinde vergeblich die Stadt und erneuerten im folgenden Jahre die Belagerung. Sechs Monate lang dauerte der blutige Kampf, dann fiel die Stadt am 9. Aug. 1571, und war im Frieden (1574) mit ganz Cypern im Beſitze der Türken. In den Händen dieſer Barbaren war es mit der Herrlichkeit von Famaguſta bald zu Ende. Ein Reiſender, der den Ort 1653 ſah, fand ihn noch im guten Stande, und darin eine Garniſon von 800 Mann mit 46 Geſchützen. Aber ſchon Tavernier erzählt, daß der ſchöne Hafen immer mehr verderbe und verſande; zu ſeiner Zeit befehligte hier ein, von dem Statthalter der Inſel unabhängiger, Paſcha; die Kirchen waren in Moſcheen verwandelt, kein Chriſt durfte des Nachts über in Famaguſta verweilen. Haſſelquiſt fand 1751 die Hälfte des Raumes, den die Stadtmauern umſchließen, unbewohnt, und etwa 300 türkiſche Bewohner darin. Nach jener Zeit iſt Famaguſta immer mehr geſunken und jetzt faſt verödet und zerfallen zu nennen. Die geographiſchen Handbücher reden von einem Biſchofe, der unter dem Erzbiſchofe von Nicoſia ſtehen ſoll, ſowie der Paſcha derſelben Stadt das Heft der weltlichen Gewalt hat. Die ebene Gegend umher iſt jetzt durch ſtehende Gewäſſer ſehr ungeſund; in der Nähe Salzquellen und Ruinen des alten Salamis. (*Daniel.*)

Famark oder Tamara, ſ. Loss-Insel.

FAMARS, Dorf im Departement du Nord, Bezirk Douay, zwiſchen Schelde und Rhonelle, mit 350 Einwohnern. Schon zur Römerzeit war dieſer Ort unter dem Namen Fanum Martis bekannt; Cäſar ſoll hier einſt ſein Lager aufgeſchlagen haben. Im Mittelalter war Famars der Hauptort des Pagus Fanmartensis, der ſich an der Schelde hinzog. Im franzöſiſchen Revolutionskriege erſtürmten die Öſterreicher unter dem Prinzen von Coburg das befeſtigte Lager der Franzoſen bei Famars am 23. Mai 1793. (*Daniel.*)

FAMES, die Perſonification des Hungers, eine Tochter der Eris. Sie wohnte nach Virgil (Aen. VI, 273) am Eingange des Tartaros, nach Ovid aber (Met. VIII, 797) auf dem ſkythiſchen Kaukaſus:

Wo es (das Scheuſal) mit Zähnen und Klauen dünn ſproſſende Kräuter ſich ausrupft;
Struppig das Haar, hohläugig, im Antlitz Bläſſe, die Lippen
Grau von lechzendem Durſt, und ſchroff von Roſte die Gurgel;
Hart die Haut, daß ſichtbar das Eingeweide hindurch ſchien;
Dürres Gebein ſtand unter den eingebogenen Lenden;
Für den Bauch war Stelle des Bauchs; frei ſchwebete gleichſam
Oben die Bruſt, und allein von des Rückgrats Flechte gehalten;
Magerkeit hob die Gelenke noch mehr, vor ſtrotzte der Kniee
Umfang, knorpelig ſtand die Geſchwulſt unmäßiger Knöchel.

Dieſes Ungeheuer ſandte Ceres dem Eriſichthon, der ihr Heiligthum entweihet; es plagte ihn, bis er ſich ſelbſt aufgefreſſen hatte. Im Zorne that ſie es, denn nie dürfen ſonſt Ceres und Fames ſich treffen, weil es Gegenſätze ſind. (*Richter.*)

Famieh, ſ. Apamea. 1. Sect. 4. Bd. S. 381.

FAMILIA, das lateiniſche Wort, wird nach der ausdrücklichen Verſicherung eines glaubwürdigen Grammatikers (*Paul. Diac.* p. 87: *famuli* origo ab Oscis dependet, apud quos servus *famel* dicebatur, unde

et familia vocata) von einem oskiſchen Worte famel, „der Diener," abgeleitet [1]). Da das Oskiſche dem Griechiſchen nahe verwandt war, und in dieſer Sprache bei allen, den Begriff der Familie enthaltenden, Ausdrücken die Ableitung von ὁμοῦ feſtgehalten wird, ſo iſt die alte Ableitung von ὁμιλία nicht gradezu zu verwerfen [2]), wenigſtens viel wahrſcheinlicher, als die neuerdings von Döderlein aufgeſtellte Anſicht, daß es ein Deminutiv von μάμμος· οἰκέτης ſei, oder gar famel nur als Sabiniſche Ausſprache des griechiſchen χαμαλός gelten könne (Synonyme und Etymol. VI. S. 121). Steht aber die Ableitung feſt, ſo ergibt ſich als urſprüngliche Bedeutung der Inbegriff alles deſſen, was Jemandem dient, ihm unterworfen iſt, ihm angehört, d. h. nach altrömiſcher Scheidung nicht allein Perſonen, ſondern auch Sachen. Je ſeltener aber die Vereinigung beider Begriffe ſich findet (einige Stellen des Livius könnten hierher gezogen werden), deſto häufiger iſt die Trennung in die Geſammtheit entweder der Sachen oder der Perſonen. Jene iſt der geſammte Hausbeſitz, das Haus [3]) und die dazu gehörenden Vermögensſtücke (Dionyſius gebraucht einmal für familia χρήματα), wie bereits in zwei Fragmenten der Zwölftafelgeſetze ſteht: agnatus proximus familiam habeto und gentilis familiam nancitor bei Ulpian (Dig. L, 16, 195) und in den Collat. Legg. Mos. et Rom. 16, 4, und ſich beſonders in den Teſtamenten an dem familiae emptor [4]) (*Ulpian*. XX, 2. *Gai*. II, 105—107) erkennen läßt. Gleichfalls in den Zwölftafeln erſchien ſchon die Erbſchaftstheilungsklage, familiae erciscundae actio, in welcher Verbindung familia offenbar alle zur Erbſchaft gehörige Stücke bezeichnet.

In Betreff der Perſonen hat ſich der Begriff immer weiter ausgebreitet. Den Übergang von der erſteren Bedeutung zu dieſer zweiten Claſſe möchte ich in den Verbindungen der Namen pater familias, mater, filius, filia familias [5]) ſuchen, bei denen auch an alles zum Eigenthume Gehörige gedacht werden muß. Paterfamilias, heißt es bei Ulpian (Dig. L, 16, 195), appellatur, qui in domo dominium habet recteque hoc nomine appellatur, quamvis filium non habeat; non enim solam personam ejus, sed et jus demonstramus. Wird nun auch das dominium in perſönlicher Beziehung nur von Sklaven gebraucht, ſo zeigen die letzteren Worte, welche das Rechtsverhältniß des paterfamilias andeuten, hinlänglich, daß unter der familia zunächſt die verſtanden wurden, welche der väterlichen Gewalt unterworfen waren, ferner alle ihm untergebene Perſonen, Kinder und Sklaven. Dieſer letztere Begriff iſt der gebräuchlichſte [6]), es wird familia „das Geſinde, die Dienerſchaft." Bezog ſich dieſelbe auf Dienſtleiſtungen für den Staat, wie z. B. bei den Ädilen, bei den Waſſerleitungen, ſo gibt dies die familia publica [7]). Die Schar der Diener eines Privatmannes zerfiel, nach ihrer verſchiedenen Beſchäftigung in der Stadt oder auf dem Lande, in die familia urbana und familia rustica, von deren weiteren Eintheilungen und Beſchäftigungen zu handeln hier nicht der Ort iſt. Übergetragen davon iſt der Ausdruck auf die Gladiatorenbanden oder Truppen, welche von den Laniſten gekauft, unterhalten und unterrichtet wurden [8]), und in metaphoriſchem Sinne auf die philoſophiſchen Sekten, unter den Kaiſern auch auf die Rekruten [9]).

Die freien, in der väterlichen Gewalt ſtehenden, Perſonen bilden die Familie in unſerem Sinne, d. h. die unter einem noch lebenden Hausvater Befindlichen. Ulpian (a. a. O.) iſt unſer Gewährsmann: jure proprio familiam dicimus plures personas, quae sunt sub unius potestate aut natura aut jure subjectae utputa patrem fam., matrem fam., filium fam., filiam familias, quique deinceps vicem eorum sequuntur, utputa nepotes et neptes et deinceps; ihm folgen wir auch in der Erklärung der weiteſten Ausdehnung: communi jure familiam dicimus omnium agnatorum; nam etsi patre fam. mortuo singuli singulas familias habent, tamen omnes qui sub unius potestate fuerunt, recte ejusdem familiae appellabuntur, quia ex eadem domo et gente proditi sunt. Dies iſt der politiſche Sinn des Wortes [10]), die Glieder des größeren Kreiſes, welche von einem Ahnherrn ſtammen (alſo Agnaten), einen Namen führen und Unterabtheilungen der gentes bilden, von denen ſie ſich durch ein zweites, dem Gentilnamen nachgeſetztes, cognomen unterſcheiden. Sie hatten beſondere sacra, beſondere Gerichte, beſondere Begräbnißplätze. Als aber die Gentilrechte allmälig untergingen und ſelbſt die gentes nicht mehr in der alten Bedeutung vorkamen, da wurde familia auch mit gens gleichbedeutend gebraucht, wofür es ſeit Livius an zahlreichen Belegen bei den Schriftſtellern nicht fehlt. Während Savigny (Zeitſchrift für geſchichtliche Rechtswiſſenſchaft II. S. 384) und Göttling (S. 74) dieſes Misbrauches im Allgemeinen gedenken, erweiſen ihn für Livius Drakenborch zu VII, 26, 2, für Vellejus die Ausleger zu II, 35, für Florus Duker zu IV, 1, 8, für Eutrop Verheyk zu I, 16, der übrigen Schriftſteller der ſilbernen Latinität nicht weiter zu gedenken. Vgl. Rein, Privatrecht. S. 173. (*Eckstein.*)

FAMILIA (als Begriff von Dienſtbaren im Mittelalter), hatte mehrfache engere und weitere Bedeutungen. Wir wollen von der engſten Bedeutung, in welcher es eine leibeigne Familie bezeichnete, ausgehen. Die Traditiones Corbeienses z. B. ſagen: §. 1. Tradidit Herimannus unam familiam in Vrancunhusen. §. 2.

1) ſ. *Lepsius*, Inscription. Umbr. et Oscae p. 202. Das archaiſtiſche famul der Lateiner kommt ihm nahe. 2) Göttling, Röm. Staatsverfaſſung. S. 74. 3) Eine Spur davon hat ſich im mittelalterlichen Latein erhalten, wo familia mit mansus faſt gleichbedeutend iſt. 4) *Burmann*. in *Suet*. Ner. 4. *Drakenborch*. in *Liv*. III, 55, 7. *Ruhnken*. Dictat. in *Terent*. p. 172. *Ernesti* Clav. Cic. s. v. *familia*. 5) Über die verſchiedenen Formen habe ich Belege geſammelt in meiner Ausgabe von *Vossii* Aristarch. p. 547. 6) Interpr. Phaedr. III, 19, 1. *Ruhnken*. Dictat. in *Terent*. p. 168. *Schulting*. Jurisprud. Ante-Justin. p. 456.

7) *Burmann*. in *Suet*. Aug. 42. 8) *Ruhnken*. Schol. in *Suet*. p. 20. 9) *Gothofred*. ad l. 17. *C. Th*. de domib. ad rem priv. (X, 1.) 10) *Herzog* ad *Caes*. B. G. I, 4. p. 21. *Benecke* ad *Justin*. p. 354.

Tradidit Bernharius pro filio suo Volcmaro unam familiam in Medeli. §. 3. Tradidit Bernhardus comes II familias pro se et uxore ejus Hathli[1]), und §. 40. Tradidit Helmricus cum conjuge sua Liudwi ad reliquias Sanctorum Stephani Viti atque Justini locum, qui dicitur Alfricesrod cum omnibus suis, silvis, aquis, pratis et agris, et XIII familiis, pro se suisque omnibus, et ad ecclesiam illius loci locum, qui dicitur Bodonrod; tradidit, ut esset sub manu illius presbyteri cum II familiis, insuper et I familiam servilem. Wenn §. 49. Tradidit Sicca pro matre sua I familiam in Sulligi, X jugera, et aliam familiam in Negbenborne, X jugera in Getlithi, X jurnales, und §. 50. Tradidit Christin pro Hiddone I familiam in Balohornen et X jugera; und §. 52. Tradidit Jerberth pro se et matre sua I familiam, X jugera et IV jugera in Messinthorpe geſagt wird, ſo ſcheint zehn Joch das Gewöhnliche geweſen zu ſein, was für eine Familie zur Bebauung gerechnet wurde. Doch ward dieſes nicht ſtreng durchgeführt, denn z. B. §. 44 heißt es: Tradidit Nedeg pro proximo suo Hangbert I familiam in Thiadwinigthorpe et XL jugera. §. 81. Tradidit Hiddi pro filio suo Tiadulfo I familiam in Hiddikestorpe et L jugera. Außer zehn Joch finden ſich beſonders gewöhnlich 30 Joch zu einer Familie. So §. 53. Tradidit Thiatmarus in Duiren pro fr. s. H. I familiam et XXX jugera. §. 57. Tradidit Ludolfus pro Folgdago proximo suo I familiam in Bouingthorpe et XXX jugera. §. 171. Tradidit Raginheri pro domina sua Gherberge I familiam in Ballenau et XXX jugera. §. 69. Tradidit Adalric pro fratre suo Hosed I familiam in Bernhalbshusen et XXX jugera und §. 64. Tradidit Billing pro se in Olonhusen I familiam et XXX jugera und §. 75. Tradidit Folcred pro fratre suo Alfrico I familiam in Bernestorpe et XXX jugera. Doch §. 76. Tradidit Ricberth I familiam pro se in Foranrode et XXXV jugera et II mancipia pro fratre suo Bardone. §. 84. Tradidit Thiatmarus I familiam in Nannun pro Bernhardo et L agros. Es mußte ſich dieſes freilich nach der Güte des Bodens und der daraus folgenden Wirthſchaftsart, welche bei ſchlechterem Boden mehr Feld zur Hutung liegen laſſen mußte, richten. Auch ward bei Beſetzung der Felder natürlich auf die größere oder geringere Stärke der Familie geſehen. Aber die Regel konnte dieſer Umſtand nicht geben. Wenn wir oben zehn Joch für eine Familie als das Gewöhnliche ſahen, und hier dreißig Joch ebenfalls als das Gewöhnliche für eine Familie, ſo müſſen wir oben einen beſſeren Boden annehmen, welcher die Dreifelderwirthſchaft begünſtigte, und bei 30[2]) Joch einen ſchlechteren Boden, bei welchem nur die alte Gras- oder Dreeſchwirthſchaft, welche Karl's des Großen Einführung der Dreifelderwirthſchaft nicht ganz verdrängen konnte, den nöthigen Dünger zu den zum Getreidebau verwendeten Feldern herbeiſchaffen konnte. Wenn wir §. 93 finden: Tradidit Thiatmarus pro Berthelde in Walchrimshusen I familiam et XXX jugera et I mansum, ſo muß man ſchließen, daß entweder zu dem mansus eine Familie hinzugedacht werden muß, oder daß ſich eben keine darauf vorfand, ſondern das beſchenkte Stift die Hufe erſt mit einer Familie beſetzen mußte[3]). Zu einer Hufe gehörte gewöhnlich eine Familie. So z. B. heißt es §. 186: Tradidit Oddo clericus pro matre sua Symod in Hamersleve I mansum et I familiam. §. 133. Tradidit Ranwardus in Rumeringtorpe II mansos et II familias pro se etc. §. 163. Tradidit Thiadolfus pro se I familiam et I mansum in Holthusen et in Lindduri, wenn nämlich mansus auf gewöhnliche Weiſe vorkommt, nicht ſo §. 78. Tradidit Thiatmarus pro se et conjuge sua in Graflingehusen, quidquid habuit in pratis, agris, silvis, et XL mansos et IV familias, wo auf eine Familie zehn mansi kommen. Hier ſteht entweder mansus für Joch, oder wahrſcheinlicher iſt hier eine andere Wirthſchaftsart zu verſtehen, nämlich nicht die Dreifelderwirthſchaft, ſondern eine Gras- oder Dreeſchwirthſchaft, bei welcher eine Familie zehn Hufen hatte, von welchen ein wegen des für den Getreidebau nicht günſtigen Bodens nur ge-

1) Beiſpiele in reichlicher Zahl finden ſich in den folgenden Paragraphen bei *Wigand*, Traditiones Corbeienses p. 13 seq., wovon wir nur noch bemerken p. 15. §. 21: Tradidit Burghard pro Emme II familias, I in Breka, aliam in Aschem; p. 38. §. 188: Tradidit Ibed pro socru sua Bercheht in loco Haithusen XVIII jugera, uniusque familie sessionis locum. 2) oder rückſichtlich 36. So p. 21. §. 65: Tradidit Sifridus pro se et conjuge sua Christina et f. s. Borchardo III familias, I in Bredanbeke, aliam in Criepan, tertiam in Bettikingahusen, et cum unaquaque XXXVI jugera; und p. 23. §. 77: Tradidit Sifrid I familiam pro filio suo Tiadolfo et XXXVI jugera in Pithili; §. 80: Tradidit Richardus pro filio suo Adalwardo in Hiristi I familiam et XXXVI jugera; §. 82: Tradidit Ludolf pro proximo suo Herdeg I familiam in Hillikesfelle et XXXVI jugera. Seltener 38, wie (p. 20) §. 57: Tradidit Thiatmarus pro f. suo Welut I familiam in Hildewardeshus et XXXIII jugera, oder 40, wie §. 83: Tradidit Wedekind pro filio suo Reynvert I familiam in Buriun, et XL jugera et quidquid illic habuit.

3) Denn die Größe des Grundbeſitzes paßte natürlich nicht immer mit der Zahl der Familien zuſammen. So heißt es p. 26. §. 107: Tradidit Markwardus II mansos et II mancipia pro filio suo Godfrido in Gaderesbusen et I jurnalem. Auf die Hufe kam gewöhnlich eine Familie, aber hier auf jede nur ein mancipium, und ſie waren beide entweder zu nahe verwandt, oder gleiches Geſchlechtes, oder zu verſchieden dem Alter nach, um eine Familie zu bilden. So heißt es (p. 18) §. 41: Tradidit Bernhardus pro patre suo Widugon et matre sua Weltrud I familiam in Assapa et quidquid habuit illic, et aliam in Bilugeshusen et II mancipia Hrien et Hathumer, alſo zwei Leibeigene männlichen Geſchlechts, die keine Familie bilden konnten. Ausnahmsweiſe hatten daher bei Beſchenkungen der Grundbeſitz und die Leibeigenen kein Verhältniß. So heißt es (p. 22) §. 72: Tradidit Folchardi in Lottun unum mancipium et XX jugera et I jurnalem; (p. 26) §. 108: Tradidit Asic I mancipium. Tradidit Allbern pro prox. s. Boso I jurnalem et I mancipium in Astireshusen; (p. 22) §. 71: Tradidit Helmdag pro se I familiam in Hiriwardeshusen et L jugera; (p. 23) §. 82: Trad. Herdeg pro se et conjuge sua Mersuit I familiam et II mansos in Ferstan et XLII jugera, et in Byverum V mansos et CXL jugera, wo entweder die dazu gehörigen Leibeigenen verſchwiegen ſind, oder die Grundſtücke waren zu dieſer Zeit nicht mit Bebauern beſetzt.

ringer Theil dazu verwandt ward, während der andere einſtweilen zur Graſung oder rückſichtlich Weide diente. Nach Familien ward die Größe des Landes berechnet. Beda der Ehrwürdige Hist. Lib. III. Cap. 3 ſagt: Donavit terram 50 familiarum ad construendum monasterium. Cap. 13: Habens terram familiarum 7000. So auch braucht er Capitel 16 und 22 Familia als Größenbeſtimmung von Ländereien. An dieſen Stellen hat der angelſächſiſche Überſetzer Hida[4]). So auch braucht das Wort Familia der Lib. de Monasterio Wiremutensi Cap. 4. 9. 15, ſowie auch Siemeon Dunelm. Hist. Regum Angl. Ut confestim ei terram 70 familiarum largiretur, ferner Brompton: Dedit ei Monasterium 30 familiarum in loco etc. und weiter unten: Donavit Episcopo terram 40 familiarum ad Monasterium construendum. Während Eadmerus in der Vita S. Wilfridi (Cap. 47) ſagt: Donavit servo domini terram 87 familiarum, braucht Stephanus Eddius in der Vita deſſelben Heiligen mansiones. So ward Familia zur Beſtimmung der Größe der Ländereien gebraucht[5]), und bedeutet ſoviel Land, als eine Familie jährlich bebauen konnte, oder rückſichtlich zur Bebauung erhielt. Dieſes iſt Familia in der engſten Bedeutung, wenn die Familien gezählt werden, oder wenn nach Familien gezählt wird. Weiter iſt ſie, wenn es die dienſtpflichtigen Unfreien überhaupt bezeichnet. Hier hat ſie aber wieder die mannichfaltigſten Abſtufungen. Sehr beſchränkt iſt ſie noch, wenn es z. B. in den Tradit. Corbeiens. §. 12 heißt: Tradidit Bernhardus pro filio Wegani familiam in Osdegeshusen. Hier ſind alſo die ſämmtlichen dienſtpflichtigen Leute eines Menſchen an einem Orte gemeint. Am weiteſten iſt die Bedeutung, wenn ſeine Familia überhaupt geſagt wird. So wie es bei Eberhardus Summaria Traditionum Fuldensium[6]) heißt: Wicbraht et Mansvind dederunt familiam suam et substantiam. Die Größe der Familie hing von der Größe des Grundbeſitzes und der Reichthümer des Herrn und zugleich von dem Range[7]) deſſelben ab, weil eine große Familie zum Glanze deſſelben gehörte und zum beſondern Schutze diente[8]). Familia in der weiteſten Bedeutung umfaßte nicht blos die dienſt- und zinspflichtigen unfreien Bauern und die niedere Dienerſchaft[9]), ſondern auch die höhere, nämlich die Dienſtmannen, welche zwar auch unfrei waren, aber einem höhern Stande angehörten. Diejenigen aus der Familie, welche nicht auf der unterſten Stufe der Unfreiheit ſtanden, konnten doch, ungeachtet ſie zur Familie eines Herrn gehörten, Leibeigne, alſo eine Familie in engerer Bedeutung unter ſich haben[10]). Die Dienſtmannen konn-

4) ſ. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 2. Sect. 8. Th. S. 7. 5) Die Hist. Translat. S. Sebastiani ſagt: Cauciacum, quae septingentarum familiarum esse perhibetur, ad templi fabricam spaciandam dedit. 6) Bei *Schöttgen* und *Kreyssig*, Diplomataria. T. I. p. 38. 7) *Felix Faber Monach. Ulmens.*, Histor. Suevor. Lib. II. Cap. 3 (bei *Goldast*, Rer. Suev. Scriptt. Ed. II. p. 88) erzählt als Ausnahme, welche der ulmer Pfarrer mache: penset (nämlich die ulmer Kirche) insuper Domini Plebani magnificum statum; non enim habet statum Plebani aut Canonici, sed statum ducit habundantis Episcopi, quinque habens in cura adjutores et *familiam copiosam*, nec tamen aliam provisionem habet, aut competentiam, nisi suorum subditorum spontaneas oblationes. 8) So erzählt *Ekkehardus IV.*, Casus S. Galli Cap. 5 (ap. *Pertz.* Monum. Scriptt. T. II. p. 104): Nam malis his imminentibus (nämlich durch den Einfall, welchen die Ungarn im J. 924 thaten) *militum suorum* (nämlich des Abtes Engelbert von St. Gallen) *unoquoque* pro se sollicito, validiores fratrum arma sumere jubet, *familiam roborat* (da nämlich die zum Kriegsdienſte verpflichteten Vaſallen in der großen Noth nur für ſich ſelbſt Sorge trugen, hatte der Abt nur die Familie zu ſeinem Schutze, welchen er Muth einſprach; und da die Familie nicht zahlreich genug war, mußte er ſelbſt die Mönche bewaffnen, und vertauſchte auch ſelbſt für ſeinen die Cuculla und die Stola mit dem Panzer). Weiter heißt es: Sed primo fratrum quidam et familiae famae (nämlich, daß die Ungarn im Anzuge ſeien) increduli fugere nolunt. Eligitur tamen locus velut a Deo in promptus oblatus, ad arcem parandam circa fluvium *Sint-tria-unum* (die Sitter). Hier wird eine Burg gebaut. Mit dem andern Theile der Familie ward die Waſſerburg (die Halbinſel unweit der Stadt Lindau) beſetzt, wie S. 105 bemerkt wird: Senes cum pueris in Wazzirburc tuitioni dedit, quam cum *familia*, quae trans lacum erat, sollicite firmavit (der Abt Engelbert). Eigentlich war die niedere Familia nicht zum Kriegsdienſte beſtimmt, ſondern ward nur bei außerordentlichen Fällen bewaffnet; ſ. F. Wachter, Geſchichte Sachſens. 1. Bd. S. 308. 309 und 3. Bd. S. 345. 346. Um eigentlich in den Kriegerſtand treten zu können, gehörte Freilaſſung. Die Lex Wisigothorum. Lib. V. T. 20 (ap. *Georg.* Corp. Germ. Ant. p. 2015) ſagt: Et licet favente Deo gentes nostrae affluant copiâ bellatorum, nihil tamen officit, si de illis augeatur insuper nostra acies ad repulsionem hostium externorum, qui ex *familiis fisci* per regias auctoritates gratiam meruerunt libertatis.

9) Daher wird familia für Dienerſchaft (famulitium) überhaupt gebraucht. So z. B. in *Ekkehardi II.* Cas. S. Gall. c. 2: Fit post facinus patratum tantum amborum in ipso conclavi lamentum, ut *familia* superveniens etc. Die Dienerſchaft ward nämlich aus den Unfreien genommen, und war daher ein Theil der Familia in weiterer Bedeutung. 10) In *Burchardi Episcopi* Leges et Statuta Familiae S. Petri praescripta heißt es L. 2. (bei *Schannat*, Hist. Episcop. Wormat. Cod. Probat. p. 44): Lex erit Familiae; Si quis praedium, vel mancipia in haereditatem acceperit, et in paupertatem inciderit, et ex hac necessitate haereditatem vendere voluerit; prius proximis haeredibus cum testimonio proponat ad emendum: si autem emere noluerint, vendat cui voluerit. Si autem aliquis mansus in manum Episcopi, judicio Judicum, pervenerit, et si haeredum aliquis supersessum jus emendare voluerit, detur sibi potestas, ut tali conditione haereditatem accipiat: si autem nullus haeredum satisfacere voluerit, illius Loci minister, cuicumque ex Familia mansum illum dederit, hic postea haeres firmus sit; si autem aliquis venerit post duos annos aut post tres, aut plures et dicat: Ego sum haeres; pauper eram, orphanus eram, non habui, qui me pasceret, ideo extra patriam ivi, et ibi usque modo me meo labore conduxi, et vult solo testimonio illum, qui jussione Episcopi haeres effectus est, quia suum mansum bene excultum et firmatum habet, expellere; Constituimus: Quia prius nullus haeredum erat, qui supersessum jus emendare voluisset, ille firmus haeres sit, qui a Ministeriali haeres effectus est; si haeres erat, cur aufugerat? cur domi non sederat, ut haereditatem suam custodiret? volumus, ut nulla vox ejus de hoc amplius audiatur, nisi justa atque rationabilis causa ibi intelligatur; si autem aliquis, qui haeredivalem mansum habet, moritur, et parvulum haeredem reliquerit, et ille haeres non potest debitum servitium de praedicto manso facere, quousque haeres ille ad suos dies pervenerit, ne propter teneritatem haeredis exhaeredetur haeres, concedimus et constituimus, et ut misericorditer de eo agatur, rogamus; und L. 11 (p. 45) wird geſagt: Haec etiam Lex erit Familiae: si quis

ten ohne völlige Freilaſſung aus der niederen Familie genommen, und in die höhere befördert werden [11]), aber ſollte einer aus der Familie zum geiſtlichen Stande befördert werden [12]), mußte völlige [13]) Freilaſſung ſtattfinden. Wird die Familie neben den Ministerialibus oder den Dienſtmannen genannt, ſo iſt ſie in engerer Bedeutung genommen. So z. B. in einer Urkunde [14]) des Erzbiſchofes Adelbert von Mainz vom J. 1130 heißt es in Beziehung auf die daſelbſt namhaft gemachten Huſen, welche der Erzbiſchof für die Kanoniker St. Martini zu Mainz gekauft: cum familia tota et ministerialibus ad eadem bona pertinentibus; scilicet ut ipsi ministeriales eodem jure majori Praeposito serviant, quo prioribus dominis suis ante serviebant; familia autem tota ad fratres omnino pertineat. Quisquis igitur ministerialium mansum, pro dimidio, Dno Praeposito serviat; pro parte integra reliqua in festo St. Martini praedictis Canonicis annuatim duas uncias persolvat etc. und weiter unten: Si quis, tam

---

praedium vel mancipia in haereditatem acceperit, et in lectum aegritudinis ita inciderit, ut equitare, aut per se ambulare non possit, praedium suum vel mancipia haeredibus suis alienare non poterit, nisi pro anima sua aliquid inde dare libuerit, alium suum quaestum det cuicunque velit.

11) Die angeführten Leges Familiae ſagen L. 29 (p. 47): Lex erit: Si Episcopus Fiscalem hominem ad servitium suum assumere voluerit, ut ad aliud servitium eum ponere non debeat nisi ad Camerarium, aut ad Pincernam, vel ad Infertorem, vel ad agasonem (d. h. hier Marſchalk), vel ad ministerialem; et si tale servitium facere uoluerit, quatuor denarios persolvat ad Regale servitium, et sex ad Expeditionem, et tria injussa placita quaerat in anno; et serviat cuicumque voluerit. In Beziehung auf fiscalis homo vergl. *Hund*, Metrop. Salisburg. T. III. p. 36: Homines fiscalini seu etiam ministeriales etc. Deutlicher noch wird das, was die Stelle in Burkhard's Geſetze von dem Dienſte, welchen die homines fiscalini dem Könige und auch dem Biſchofe leiſten ſollten, beſagt, wenn wir damit vergleichen, was die Traditiones Fuldenses (bei *Schöttgen* und *Kreyssig*, Diplomataria. T. I. p. 14—50) von einer Conſtitution des Königs Ludwig vom 18. Mai 876 erzählen: Constituit suis temporibus rex et imperator Ludewicus super omnem familiam sancti Bonifacii, quibuscunque terrarum sint, censum constitutum viris eorum solvere et insuper, antequam ad XXX annos perveniant, id est, quam nubant, ut solvant se a cottidiano servitio, quod debebant regiae majestati, antequam ad usum servitiumque monasterii traderentur. Eodemque quoque non solum in *Thuringia* et *Saxonia*, sed etiam in caeteris regionibus coram praedicto principe Ludevico item in locis *Bajoriae*, *Sueviae*, *Hassiae*, *Franconiae*, vectigalia, census, servitia et decimationes confirmatae sunt: et praecipue in *Wormatiense* et *Rinense* pagis et in *Wettereiba* commissa. Est autem exactio census, qui statuto tempore de familia sancti Bonifacii ad monasterium deferebatur etc. Es wird nun der Voigt in jedem Gaue namhaft gemacht, welchem der Zins gebracht ward, und dann weiter bemerkt: Acta haec est confirmatio decimarum et dispositio census vectigalium et solutio servitiorum de familia sancti Bonifacii ubivis terrarum commorante vel habitante, imo et scriptum remorationis totius abbatiae Fuldensibus, concordantibus episcopis, monachis, principibus atque comitibus super attestatione advocatorum in palatio Ingelenheim vocitato etc. Zwar iſt dieſes Excerpt, da der König Ludwig in dem Jahre 876 zu Ingelheim keine Reichsverſammlung gehalten hat (J o a c h i m, Geſchichte der Reichstage. S. 110. *Schultes*, Directorium Diplomaticum. p. 229), verdächtig, gibt jedoch über das Streben und die Foderungen des Kloſters Fulda in Beziehung auf ſeine Familia ein unverwerfliches Zeugniß. 12) Capitularium Lib. I. Cap. 82 und Lib. V. Cap. 210 (bei *Georgisch* col. 1307. 1308 und col. 1454. 1455) beſagen: De servorum vero ordinatione, qui passim ad gradus ecclesiasticos indiscrete promovebantur, placuit omnibus, cum sacris canonibus concordare debere. Et statutum est, ut nullus Episcoporum deinceps eos ad sacros ordines promovere praesumat, nisi prius a dominis propriis libertatem consecuti fuerint. Et si quilibet servus dominum suum fugiens, aut latitans, adhibitis testibus munere conductis vel corruptis aut qualibet calliditate vel fraude ad gradus ecclesiasticos pervenerit, decretum est, ut deponatur et dominus ejus eum recipiat. Si vero avus vel pater ab alia patria in aliam migrans, in eadem provincia filium genuerit, et ipse filius ibidem educatus et ad gradus ecclesiasticos promotus fuerit, et utrum servus sit, ignoraverit, et postea veniens dominus ejus eum adquisierit, sancitum est, ut si dominus ejus illi libertatem dare voluerit, in gradu suo permaneat. Si vero eum catena servitutis a castris dominicis extrahere voluerit, gradum amittat: quia, juxta sacros ordines (nach anderer Lesart canones), vilis persona manens, sacerdotii munere fungi non potest. De rebus vero illorum vel peculiare quia a dominis propriis libertate donantur, ut ad gradus ecclesiasticos jure promoveantur, statutum est, ut in potestate dominorum consistat, utrum illis concedere an sibi vindicare voluerint. Caeterum si post ordinationem aliquid adquisierint, illud observetur, quod in canonibus de consecratis nihil habentibus constitutum est. De Ecclesiasticis vero servis communi sententia decretum est, ut Archiepiscopi per singulas provincias constituti nostram auctoritatem, suffraganei vero illorum exemplar illius penes se habeant. Et quandocunque de familia Ecclesiae utilis inventus aliquis ordinandus est, in ambone ipsa auctoritas coram populo legatur, et coram sacerdotibus, vel coram fidelibus laicis ante cornu altaris, sicut in nostra auctoritate continetur, remota qualibet calliditate libertatem consequatur, et tunc demum ad gradus ecclesiasticos promoveatur. Similiter quoque de his agendum est, quos laici de familia Ecclesiarum ad sacros ordines promovere voluerint. Sed de his, quos Praepositi Canonicorum aut monachorum expetiverint eadem forma servanda est. 13) Denn es gab mehre Stufen der Unfreiheit. So ſagt die Lex Wisigothorum Lib. IV. Tit. 7 (Col. 1980. 1981): Magna est confusio generis, ubi dissimilitudo unius parentis statum degenerat progenitae prolis etc. — Et haec quidem praemissa sunt pro eo, quod multi de familiis ecclesiarum libertate donantur, nec tamen absolutae libertatis licentia potiuntur: in eo, quod illi ecclesiae, de qua originem ducunt, per obsequium illigantur: qui tamen dum diverso ordine ingenuarum personarum expetunt, contra naturam, quod ipsi non possunt, generare intendunt; et quod in augmentum publicae utilitatis debuit crescere, hoc in manifestam illigationem personae vel rerum cognoscitur devenire: dum is, qui de tam infami conjugio nascitur, inferioris parentis exequens sexum, una cum rebus suis omnibus ecclesiasticae servituti addicitur. Quapropter ut talis de caetero amputetur praesumptio, praesenti lege praecipimus: ut quicunque de familiis ecclesiae retento patrocinio ecclesiae ipsius, de cujus servitute exivit, libertatem a sacerdote acceperit, ingenuam sibi non audeat in matrimonio sociare personam. Illi tamen, qui absoluti ab obsequio ecclesiae, per canonicam sententiam debito ordine manumittuntur, et ingenuarum mulierum innecti copulis poterunt, et in prole omnimodae dignitatis testimonium obtinebunt. Quod si hi, qui sub ecclesiarium obsequio manumissi sunt, ingenuarum mulierum deinceps ausi fuerint se conjugio sociare etc. Der Richter ſoll zuerſt verſuchen, ſie zu trennen. Wollen ſie nicht geſchieden ſein, ſo ſollen die Kinder, welche von ihnen gezeugt werden, unter der Gewalt des Fürſten (des Königs) dienen u. ſ. w.

14) Bei *Gudenus*, Cod. Diplomaticus. Vol. I. No. 34. p. 91—93.

de familia, tam de ministerialibus, non habens haeredem, vel suae legis uxorem (d. h. eine Frau aus ſeinem Stande oder derſelben Abſtufung der Unfreiheit, in welcher er ſelbſt iſt), mortuus fuerit, bona ejus omnia a fratribus (d. h. den Kanonikern) recipiantur. De bonis autem, quae familia possidet, hoc provideatur, ut annuatim fratribus ipsis de singulis mansis IV unciae persolvantur. Et si quis eorum haerede superstite mortuus fuerit, de domo ejus optimum caput[15]) vel optima vestis etiam fratribus repraesentetur. Ministeriales et familia ab omni exactione liberi nullo domino vel advocato super aliquo negotio, nisi Praeposito et fratribus respondeant. So auch heißt es in der Urkunde des Erzbiſchofes Adelbert von Mainz vom J. 1131[16]), et ministeriales quotquot ad haec bona pertinent, et familiam totam ibidem appendentem etc. und weiter unten: Ministeriales igitur servitium majori Praeposito exhibeant, quod prioribus suis dominis exhibere solebant. Familia autem tota ad fratres, ut justum est respiciat. Quicunque igitur, tam ministerialibus, quam de familia mortuus fuerit sine haerede, bona ejus omnia fratres recipient. Si vero aliquis supervixerit haeres, optimum caput, vel optima vestis fratribus eisdem (nämlich den Kanonikern des heiligen Martin zu Mainz) praesentabitur. Was hier neben den Ministerialibus ſchlechthin Familia, nämlich Familia in engerer Bedeutung genannt wird, wird anderwärts durch Familia humilior[17]), oder familia minor bezeichnet. So z. B. heißt es in der Urkunde[18]) des Erzbiſchofes Werner von Straßburg vom J. 1027: — — — ut si quis de nostris ministerialibus etc. und weiter unten: Minor autem familia ejusdem monasterii etc. Durch Familia in weiteſter Bedeutung werden auch die Dienſtmannen begriffen. So z. B. findet man: Familia sive ministerialis, sive servilis sit conditionis[19]), welches auch ausgedrückt wird durch ministeriales, mancipia[20]), oder durch ministeriales, litones, mancipia[21]). Die Familia minor oder humilior zerfiel nämlich wieder in zwei Abtheilungen. So findet man: Haec loca cum omnibus ea pertinentibus, cultis et incultis etc. — — — cum ministerialibus et censualibus et caetera familia alienata sunt[22]). Der Unterſchied wird deutlicher ausgedrückt durch: Conditio ministerialis, censualis et servilis[23]), und deutlicher beſchrieben durch: His itaque curtibus subjecta familia trifarie secernitur. Prima ministerialis, quae etiam *militaris reda* dicitur, adeo nobilis et bellicosa, ut nimirum liberae conditioni comparetur. Secunda vere censualis et obediens permagnifica et sui juris contenta. Tertia nihilominus, quae servilis et censualis dicitur[24]). Da die Geſetzgebung von dem Herrn jeder Familie in Betreff derſelben abhing, ſo waren die rechtlichen Beſtimmungen, welche die Familien Verſchiedener hatten, verſchieden, hatten jedoch, da bei denſelben auch auf das gemeinſame Recht Rückſicht genommen wurde, gewiſſe Punkte, in welchen ſie übereinſtimmten. Beſonders bemerkenswerth und von den Geſchichtsforſchern und Geſchichtsſchreibern deshalb auch häufig angeführt und benutzt, ſind die Geſetze, welche der Biſchof Burchard von Worms um das J. 1024 der Familie ſeines Hochſtiftes gab. Er führt die Gründe, aus welchen er ſie ertheilt, auf dieſe Weiſe an: Ego Burchardus, Wormatiensis Ecclesiae Episcopus, propter assiduas lamentationes miserorum, et crebras insidias multorum, qui more canino Familiam sancti Petri dilacerabant, diversas leges eis imponentes, et infirmiores quosque suis judiciis opprimentes, cum consilio Cleri, et Militum, et totius Familiae, has jussi scribere leges, ne aliquis Advocatus aut Vicedominus, aut Ministerialis, sive inter eos alia loquax persona, supradictae Familiae novi aliquid subinferre posset, sed una eademque Lex diviti, et pauperi ante oculos praenotata, omnibus esset communis. Dieſes befolgt der Biſchof auch in Beziehung auf ſeine Beſtimmungen im Betreff des peinlichen Rechts, nach welchem die Mörder mit Haut und Haar büßen mußten, während die Transactio inter familiam Fuldensem et Hersfeldensem eine Ausnahme zu Gunſten der Kämmerer und Schenken und anderer Honoraten der beiden Äbte macht, indem dieſe ſich von der Beſtrafung durch Haut und Haar ſollten loskaufen können. Burchard ſagt nämlich (Gſ. 30): Propter Homicidia autem, quae quasi quotidie fiebant infra Familiam S. Petri, more belluino, quia saepe pro nihilo, aut per ebrietatem, alter in alterum insana mente ita insurgebat, ut in curriculo unius anni XXXV servi sancti Petri, sine culpa, a servis ejusdem Ecclesiae sint interempti, et ipsi interfectores magis inde gloriati sunt, et elati, quam aliquid poenitudinis praebuissent; proinde ob illud maximum

15) Beſthaupt. 16) Bei *Gudenus* l. l. No. 37. p. 98. 99. 17) ſ. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. 25. Th. S. 64. 18) Bei *Ludwig*, Volum. sec. compl. Scriptt. Rer. Germ. col. 458. 19) Monum. Boica. T. I. p. 377. 20) Ötter, Von den Minister. imperii. S. 5. 21) Von dem landſäſſigen Adel. S. 55. Wenn es in einer ulmer Urkunde vom J. 1183 omnis familia Augensis Domus (nämlich des Hauſes, das das Kloſter Reichenau zu Ulm hatte) servorum et ministerialium heißt, ſo ſtehen die servi wol voran, weil ſie die größere Anzahl daſelbſt ausmachten; denn die Dienſtmannen ſtehen ſonſt immer voran, da es mächtigere Leute waren, und ſie einen höheren Rang hatten. In einer ulmer Urkunde vom J. 1238 heißt es: Bertholdus miles de Hohsteten Augiensis ecclesiae ministerialis, und in einer reichenauer Urkunde vom J. 1293: Familia nostra in Ulma. Vergl. Jäger, Ulms Verfaſſungs-, bürgerliches und commerzielles Leben. S. 36. 37, welcher, mit Beziehung auf die drei ſo eben angeführten Urkunden, bemerkt: „Und man findet es wol natürlich, daß Reichenau für die groſe Anzahl von Miniſterialen, Hofhörigen und Leibeigenen, die es in Ulm hatte, einen befreiten Gerichtsſtand anſprach. So entſtand in Ulm eine Art zweiter, unter reichenauiſchem Hofrechte lebender, Gemeinde, über welche der Kloſtervoigt die öffentliche Gerichtsbarkeit im Namen des Kloſters ausübte."

22) Codex Manuscriptus der Bibliothek zu Tegernſee; die Stelle daraus bei *Pez*, Scriptt. Rer. Austr. Tom. I. p. 741. 23) Monum. Boica. Tom. VI. p. 101. 24) Chronic. Monasterii Novientensis sive Ebershelmensis; die Stelle daraus bei *Schilter*, Commentarius ad Jus Feudale Alamannicum. p. 361.

detrimentum nostrae Ecclesiae, cum consilio nostrorum Fidelium, hanc correctionem fieri decrevimus: ut si quis ex familia consocio suo (consocium suum) sine necessitate, et quidem sine tali necessitate, si se ipsum interficere voluerit, aut si latro erat se et sua defendendo, sed sine istis supradictis rebus, interfecerit, constituimus etc. Der Biſchof ſetzt feſt, daß dem Mörder Haut und Haar genommen, und er dazu auf beiden Backen mit dem Eiſen gebrannt (gebrandmarkt) werden und das Wergeld geben und mit den Nächſten (den Verwandten) des Erſchlagenen auf gewohnte Weiſe Frieden machen ſolle, und die Nächſten (Verwandten) ſollen dazu gehalten ſein, ihn anzunehmen; proximi autem occisi si persequi voluerint proximos occisoris, wird weiter feſtgeſetzt, si quis illorum proximorum consilii et facti juramento sese expurgare potuerit, a proximis interfecti firmam et perpetuam pacem habeat; si autem proximi occisi istud constitutum contemnere volunt, et supradictis insidias parant, tamen nihil nocent, nisi quod insidiantur, Corium et Capillos amittant, sine combustione; si autem aliquem illorum interfecerint, sive vulneraverint per contemptum, ſo ſollen ſie Haar und Haut verlieren, und die oben erwähnte Brandmarkung erleiden. Wenn aber der Todtſchläger entflohen, und nicht ergriffen werden kann, ſo ſoll alles, was er hat, ad Fiscum redigirt, und ſeine Nächſten (Verwandten) ſollen, wenn ſie unſchuldig ſind, feſten Frieden haben; wenn aber Todtſchläger nicht geflohen, ſondern mit dem Nächſten (Verwandten) ſeine Unſchuld durch Zweikampf hat vertheidigen wollen, und geſiegt, ſo gebe er das Wergeld, und mache mit den Nächſten Frieden; wenn aber keiner der Nächſten des Erſchlagenen mit dem Todtſchläger hat kämpfen wollen, ſo reinige er ſich durch das wallende (ſiedende) Waſſer (bullienti aqua) gegen den Biſchof, und gebe das Wergeld und mache Frieden mit den Nächſten, und ſie werden genöthigt, ihn anzunehmen; wenn ſie aber aus Furcht vor dieſer Conſtitution zu einer fremden Familie (ad alienam Familiam) gehen, und dieſelbe gegen ihre eignen Mitgenoſſen entflammen, und wenn nicht einer iſt, welcher gegen einen von jenen im Zweikampf zu kämpfen wagt, ſo reinige ſich jeder einzeln durch das wallende Waſſer (bullienti aqua) gegen den Biſchof, und wenn einer beſiegt worden iſt, ſo erleide er das, was oben geſchrieben iſt; wenn aber einer aus der Familie in der Stadt (ex familia in Civitate) ohne die obengenannten Nothwendigkeiten einen aus der Familie erſchlagen hat, ſo verliere er Haut und Haar, und erleide die Brandmarkung auf oben beſchriebene Weiſe, und erlege den Bann (bannum persolvat) und gebe das Wergeld, und mache Frieden mit den Nächſten (d. h. den Blutsverwandten des Erſchlagenen), und ſie werden dazu angehalten, ihn anzunehmen. Im Betreff einer fremden Familie ſetzt Burchard feſt: Si autem aliquis de aliena Familia Terram sancti Petri colat, et tale praesumptum fecerit, id est: si aliquem ex nostra Familia sine necessitate jam supra scripta interfecerit, aut ista supra memorata patiatur, aut nostram [25]) perdat, et Familiae et advocati insidias habeat: si autem noster servitor, qui in nostra Curte est aut noster ministerialis, talia audeat praesumere, volumus: ut hoc sit in nostra potestate, et consilio nostrorum Fidelium, qualis talis praesumptio vindicetur. Dieſe Willkür der Herren ſuchten die Könige dadurch zu beſchränken, daß ſie gleichmäßige Geſetze zwiſchen den benachbarten Familien durch gegenſeitige Verträge der Herren aufſtellten. Kaiſer Heinrich ſagt [26]), wie durch beſtändiges Anrufen ſeine Ohren beunruhigt worden ob innumeras reditiones et contentiones, quae creberrimae fiebant in Fuldensem et Hersfeldensem familiam, welche Unſinnigkeit in ſolche Tollheit ausbrach, daß ſelbſt unzählige Todtſchläge unter ihnen geſchahen, und davon beide Kirchen den größten Nachtheil erlitten. Damit daher die Verwegenheit eines ſolchen großen Erkühnens nicht ohne würdige Rächung zwiſchen den beiden Familien länger bleiben möchte, ſetzte der Kaiſer, mit Einwilligung und dem Rath beider Äbte, Richard's und Arnold's und anderer ſeiner Getreuen, durch ein Präceptum feſt, erſtlich, daß alle Ungerechtigkeit, welche bereits lange Zeiten hindurch unbeſtraft geblieben, von ihren Voigten und Pröpſten von beiden Seiten völlig gebeſſert werden ſollte, und dann, daß wenn einer aus der Familie beider Kirchen einen der Diener (servorum) entweder des heiligen Bonifacius oder des heiligen Wigbert verfolgte, und mit tollkühnem Erfrechen und bewaffneter Hand ihn zu erſchlagen, oder zu berauben in deſſen Hof (curtem) oder Haus eingebrochen, und ihn angegriffen, demjenigen, welcher einer ſolchen That Anführer oder Urheber geweſen, Haut und Haar genommen und überdies beide Kinnbacken mit glühendem Eiſen gebrannt, und ſeine übrigen Folgeleiſter (sequaces) der Haut und der Haare beraubt werden ſollen. Wenn aber daſelbſt einer erſchlagen oder verwundet werde, ſo ſolle der Verüber des Todtſchlages, der Verwundung oder Niedermetzelung das Wergeld der Kirche, deſſen Menſch erſchlagen oder niedergemetzelt ſei, reſtituiren. Und an welchem Orte immer entweder aus der einen oder der andern Familie einer erſchlagen werde, ſolle derjenige, der den Todtſchlag gethan, wenn er nicht glaubwürdige Zeugen habe, oder durch das glühende Eiſen dieſes beweiſen könne, daß er es aus keiner andern Urſache gethan, als weil er ſonſt von dem Angriffe deſſelben nicht habe mit dem Leben entkommen können, der obgemeldeten Strafe unterliegen. Wenn er dieſes erweiſen könne, ſolle er nichts erdulden, als das Feſtgeſetzte, was bisher dieſe Kirche zum Geſetze gehabt, der Voigt, in deſſen Regierung es geſchehen, mit dem Rathe der Voigte beider treulich erfüllen ſolle. Wenn aber der Voigt entweder durch Lohn beſtochen, oder von Mitleiden mit den Freunden bewegt, dieſes Decret mit einiger Argliſt ausführen wolle, ſo ſolle er der Voigtei entbehren, und die Gnade des Reiches ver-

25) Es iſt terram zu ſuppliren, nämlich das Land, das er vom Hochſtifte Worms hatte, ſollte er verlieren. 26) In der Transactio inter familiam Fuldensem et Hersfeldensem bei *Schöttgen* und *Kreyssig*, Diplomataria. Tom. I. p. 22.

lieren, wenn er nicht durch Eidſchwur dieſes beweiſen kann, daß er den Angreifer (invasorem) nicht finden könne, und daß er, ſobald er ihn gefunden, Recht und Gerechtigkeit der Kirche machen wolle. Wenn der Voigt ſelbſt den Schuldigen nicht erlangen könne, ſo ſollten die Getreuen des Abtes durch gemeinſame Verfolgung ſeiner ſich bemächtigen, und ihn zur obgemeldeten Strafe überantworten. In Betreff der Kämmerer und der Schenken und der andern Honoraten der beiden Äbte ſetzte der König feſt, daß wenn einer von denſelben eine Unthat, wie oben beſchrieben, gethan, der obgemeldeten Strafe unterliegen, oder ſich mit zehn Talenten (Mark) loskaufen ſollte. Auch ſchrieb der König dieſes feſt vor, daß keiner einen einmal recht entſchiedenen Rechtsſtreit erneuern ſolle. Wenn aber die Äbte ſelbſt dieſes Decret brächen, ſo ſollten ſie an die königliche Kammer zwei Pfund Goldes zahlen. So ſuchte der König die Familien der beiden genannten Stifter gleich zu ſetzen. In ähnlicher Abſicht ſetzte auch der Biſchof Werner von Straßburg, der Gründer des Schloſſes Habsburg, feſt: Minor[27]) autem familia ejusdem monasterii (nämlich des Kloſters Muri in dem Argaue, welches der genannte Biſchof auf ſeinem Erbe ſtiftete, und dem er das Privilegium[28]) vom J. 1029 ausſtellte, aus welchem wir dieſe Stelle ausheben) et familia dominorum, qui castro Habesburch praesident, eodem jure ac eadem lege sua teneant et pensum servitutis reddant. Hier ſetzt alſo Werner, der Herr von Habsburg, die Familie des von ihm geſtifteten Kloſters Muri ſeiner Familie, ſowie der ſeiner Nachkommen und Nachfolger im Beſitze des Schloſſes Habsburg gleich. Beſonders auch in Beziehung auf die Heirathen war es bequem, wenn die Familien benachbarter Herren gleiche Rechte hatten. Die Heirathen waren ein wichtiger Gegenſtand der Geſetzgebung. Der Biſchof Burchard von Worms beſtimmt L. 14: Si quis nupserit ex Dominicato Episcopi in beneficium alicujus suorum, juris sui respondeat ad Dominicatum Episcopi: si autem ex beneficio in Dominicatum nupserit, Juris sui respondeat Domino beneficii. L. 15. Si quis ex Familia alienam uxorem acceperit, justum est, ut quando obierit, duae partes bonorum suorum assumantur ad manum Episcopi[29]). L. 16. Jus erit, si Fiscalinus homo Dagewardam acceperit, ut filii, qui inde nascuntur, secundum pejorem manum jurent; similiter si Dagewardus Fiscalinam mulierem acceperit. Da die Herren der Familie einen Theil der Bußgelder erhielten, ſo beſchäftigte ſie um ſo mehr die Gebung der Strafgeſetze. So ſagt Burchard L. 19: Es ſoll Recht der Familie (jus familiae) ſein, daß von dem Wergeld eine fiscalini hominis fünf Pfund an die Kammer gegeben und zwei Pfund und ein halbes deſſen Freunden zu Theil werden ſoll. L. 7: Es ſoll Geſetz der Familie (lex familiae) ſein, wenn einer wegen eines Vergehens in die Hände des Biſchofs durch den Richterſpruch ſeiner Genoſſen gekommen, er mit allen ſeinen Beſitzungen dahin verurtheilt werde. L. 24: Es ſoll Geſetz den Mitbürgern (concivibus) ſein, daß wenn einer in der Stadt eine erbliche Hofſtelle (haereditalem aream) gehabt, zu den Händen des Biſchofes nicht verurtheilt werden kann, wenn er nicht drei Jahre den Zins und die andern Gerechtſame verſeſſen[30]), und nach dieſen drei Jahren ſoll er zu drei geſetzlichen Dingen (legitimis placitis) immittirt werden, und wenn er das verſeſſene Recht völlig beſſern will, ſo beſitze er ſie, wie zuvor; und wenn er das Haus verkauft, verliere er die Hofſtätte (aream). L. 8: Wenn einer mit andern, die er mit ſich dahingebracht, einem aus ſeiner Genoſſenſchaft etwas Unrechtes (aliquid injustitiae) gethan, ſo ſoll es Recht der Familie (jus familiae) ſein, daß er ſich nur und ſeine Leute durch eine Satisfaction, und ein jeder der andern ſich ſelbſt durch eigne Satisfaction reconciliire. L. XIII et hoc est constitutum; ut si quis fiscalinus homo ex familia rem aliquam magnam vel parvam ad injustitiam patraverit, ad bannum Episcopi V solidis, ut Dagewardus, vadetur[31]), et quinque solidos

27) Macht den Gegenſatz zu den Miniſterialen, von welchen Werner unmittelbar zuvor geredet; ſ. Allgem. Encykl. d. W. u. K. I. Sect. 25. Th. S. 56, wo der Inhalt der Stelle dieſer Urkunde vom J. 1029 im Betreff der Dienſtmannen angegeben iſt. 28) In Origo et Genealogia glorios. Comitum de Habsburg ap. *Ludewig*. Vol. II. compl. Scriptt. Rer. Germ. p. 458. 29) Anders war dieſes, wenn die Heirathen blos unter Perſonen aus der Familie ſtatt hatten. Hier beſtimmt Biſchof Burchard L. I: Si quis ex Familia Sancti Petri ad sociam suam legitime venerit, quicquid in dotem dederit, et hoc ipsa annum et diem non proclamatum possidet, si vir prior moritur, uxor ejus totam habeat dotem usque ad finem vitae suae: si autem ipsa moritur sine filiis, proximi heredes mariti sui dotem recipient. Similiter fiat si uxor prior moriatur; et quicquid simul acquisierant, si quis eorum alterum supervivens, totum habeat in sua potestate, et quicquid inde facere velit, faciat. Quod autem mulier secum ad Maritum attulerat, ambobus mortuis, si filios habuerint, nisi ipsa traditione praepediatur, post vitam ejus totum ad proximos mulieris redeat; et si filios simul genuerint, et mater prior obierit, si quid haereditatis ex matre filiis devenerat, et ipsi obierint, haereditas ad proximos matris redeat. L. 3: Si quis in Dominicato nostro haereditatem habens moritur, haeres sine oblatione haereditatem accipiat, et postea debitam servitutem inde provideat. L. 4: Si quis ex Familia moritur, quicquid indotatum reliquerit, nisi traditione praepediatur, proximi haeredes possideant. L. 5: Si quis cum manu conjugis suae cum testimonio bono aliquam Traditionem sive in dote, sive in aliis quibuslibet rebus fecerit, hoc firmum erit, nisi alia res praepediat. L. 10: Jus erit, si ex Familia Vir aliquis, et uxor ejus obierint, et filium cum filia reliquerint, filius haereditatem servilis terrae recipiat, filia autem vestimenta matris, et operatam pecuniam accipiat, reliqua, quae remanserint in omnibus aequaliter inter se partiantur. Über das Verkaufen des Erbes beſtimmt L. 6: Si quis praedium, vel hereditatem suam intra *familiam* vendiderit, et aliquis haeredum suorum praesens fuerit, et nihil contradixerit; vel si absens aliquis haeredum est, postea resciverit, et infra spatium illius anni hoc reticuerit, postea jure carebit. Über den Erwerb eines Eigens und der Eigenleute L. 21: Si quis ex Familia sancti Petri praedium vel mancipia a libero homine comparaverit vel aliquo modo acquisiverit extra Familiam, neque cum advocato, neque sine advocato, nisi commutet, dare non liceat.

30) supersederit, zu entrichten unterlaſſen habe. 31) ſ. Vadium und Vadiare in Beziehung auf germaniſche Rechtsalterthümer.

componat, cui iniquitas facta est, si de eadem societate est; et si extra suam societatem, una uncia vadetur, et nihil juret. L. 23. Es ſoll Geſetz der Familie (lex familiae) ſein, wenn einer in das Haus eines andern mit bewaffneter Hand gegangen, und deſſen Tochter mit Gewalt geraubt, ſoll er alle Kleider, mit welchen ſie damals, als ſie geraubt wurde, angethan war, einzeln dreifach dem Vater derſelben oder dem Mundiburden[32]), und den einzelnen Theilen der Kleider nach den Bann (das Strafgeld) dem Biſchof componiren; endlich ſtelle er ſie (die Geraubte) mit ihrer dreifachen Satisfaction nebſt dem Bann (dem Strafgelde) des Biſchofs dem Vater dar, und weil er ſie nach den kanoniſchen Vorſchriften ehelich (legitime) nicht haben kann, ſo erlege er den Freunden derſelben zwölf Schilde und ebenſo viel Lanzen und Pfund Pfennige (denariorum) für die Verſöhnung. L. 27. Auch ſoll es Geſetz ſein, daß wenn jemand in der Stadt einen ſo geſchlagen, daß er zur Erde gefallen, zum Bann (Strafgelde) des Biſchofs ſechszig Schillinge (solidos) componiren ſolle; wenn er aber mit der Fauſt, oder aliquo levi flagello, quod blutthiram vocant, einen geſchlagen, und er nicht gefallen, componire er nur fünf Schillinge (solidos). L. 28: Es ſoll Geſetz ſein, wenn einer in der Stadt um einen zu erſchlagen, ſein Schwert gezogen oder den Bogen geſpannt, und den Pfeil auf die Senne gelegt, oder ſeine Lanze zum Stoßen vorgeſtreckt, componire er 60 Schillinge. L. 32. Wenn einer aus der Familie einen Diebſtahl begangen, und dieſes nicht aus Hungersnoth, ſondern aus Habſucht und Begierde und aus Gewohnheit gethan, und das, was er geſtohlen, dem Werthe von fünf Schillingen (solidis) gleich geſchätzt werden kann, und er überwieſen werden kann, daß er entweder an offener Gerichtsſtelle (in macello publico) oder auf einer Verſammlung der Mitbürger (in conventu concivium) debitori[33]) vadiatus[34]) sit supradictum furtum, ſo ſetzen wir, ſagt Biſchof Burchard von Worms, zur Züchtigung der Böſen feſt, daß er das ihm angeborene Geſetz (legem sibi innatam) wegen des Diebſtahls verloren habe, und wenn er von Jemandem wegen einer Sache beſchuldigt worden, ſo reinige er ſich nicht durch den Eid, ſondern entweder durch das Duell, oder das wallende Waſſer (bullienti aqua), oder das glühende Eiſen; auf gleiche Weiſe thue jener, der bei offenem Meineid gefangen (überführt) worden iſt; auf gleiche thue auch derjenige, der bei falſchem Zeugniſſe ergriffen (überführt) worden iſt; auf gleiche Weiſe thue auch derjenige, der wegen der Infamie des Diebſtahles im Duelle gefallen[35]) (unterlegen) iſt; auf gleiche Weiſe auch derjenige, der gegen ſeinen Herrn, den Biſchof nämlich, mit deſſen Feinden ſich entweder gegen deſſen Ehre, oder deſſen Geſundheit vereinigt hat. Beſonders war Biſchof Burchard von Worms bemüht, Beſtimmungen wegen der Eidesleiſtungen[36]) zu treffen, und beſchränkte, um Meineide zu verhüten, die Zulaſſung zum Eide in ſeiner Familie möglichſt[37]). So ſagt er L. 19: Sie haben auch dieſes in Gewohnheit gehabt, wenn einer einem andern ſein Geld dargeliehen, ſo gab er ſoviel wieder, als er wollte, und was er nicht wollte, leugnete er durch den Eid: aber damit Meineide vermieden werden, ſo ſetzen wir feſt: wenn derjenige, der ſein Geld dargeliehen, den Eid deſſelben nicht leiden will, gegen ihn im Duelle kämpfen, und das geleugnete Geld erlangen ſolle, wenn er will; wenn es aber eine ſo würdige Perſon iſt, daß ſie mit ihm wegen einer ſo großen (d. h. ſo geringen) Sache zu kämpfen verſchmäht, ſo ſtelle ſie ihren Vicar (Stellvertreter). L. 31. Wenn jemand aus der Familie mit ſeinem Genoſſen über all und jede Sache, entweder über Äcker, oder Weinberge oder über Eigenleute (mancipia), oder über Geld ſtreitet, ſo loben wir, wenn es von beiden Parteien mit den Zeugenſchaften beider entſchieden werden kann, wenn aber nicht, ſo wollen wir, damit Meineide vermieden werden, daß von beiden Seiten die Zeugenſchaften derſelben dargeſtellt werden, und die Zeugen ſollen ſo collaudiren, gleich als wenn ſie es genehm[38]) halten, und aus den obgemeldeten Zeugenſchaften[39]) ſollen zwei zum Kampfe gewählt werden und mit dem Duell den Rechtsſtreit entſcheiden, und weſſen Kämpfer (Campio) fällt, verliere, und deſſen Zeugenſchaft[40]) erleide wegen des falſchen Zeugniſſes ſolches, als wenn ſie geſchworen hätte. Wegen der Bekenntniſſe traf Burchard folgende Beſtimmungen. L. 24. Auch dieſes ſetzen wir feſt: wenn einer die Schuld einer Sache vor dem Dienſtmann (minister)[41]) bekennt, und der Dienſtmann (minister) an jenem Tage nicht Zeit hat, zu entſcheiden, und derjenige, welcher die Schuld am vorigen Tage bekannt, am andern leugnen will, ſo verfahre der Dienſtmann (minister), wenn er Zeugenſchaft des alten Be-

32) Dem, der ſie unter ſeinem Schirme hat. 33) debitor wird hier im paſſiven Sinne gebraucht, nämlich für den, an dem die Schuld (hier der Diebſtahl) begangen worden iſt. 34) ſ. den Art. Vadium und Vadiare. 35) Lex XX beſagt: Si quis in Civitate Wormatia duello convictus ceciderit LX solidis vadetur; extra civitatem vero, infra familiam, si in duello occubuerit, illi, quem impugnaverit, pro pugna injuste illata suam justitiam tripliciter componat, bannum Episcopo persolvat, advocato XX solidos tribuat, oder verliere Haut und Haare.

36) L. 18 beſtimmt Burkhard: Lex erit Familiae, ut unusquisque cum socio suo (nämlich, wenn er mit ſeinem Genoſſen in einem Rechtsſtreite begriffen iſt) juret cum una manu (d. h. mit einem Eideshelfer), si propter feudum (ſo nach dem Drucke, nach der Handſchrift faidam [ſ. Fehde]) erit, cum VII et Episcopo similiter. 37) L. 12 beſagt: Ut in omnibus locis, ubicumque fieri poterit, declinentur perjuria; qualiscumque sit ex Familia, qui cum socio suo (d. h hier gegen oder an ſeinem Genoſſen) sive in agro, sive in vineis, sive in illis levioribus rebus aliquid injuste fecerit, et se ad ministrum loci proclamaverit, volumus: ut illius loci minister cum subjectis concivibus suis, sine juramento, hoc determinet. 38) quasi gratum habeant. 39) Oben heißt es: ut ex utraque parte ostendantur illorum testimonia, und weiter unten: et ex supradictis duobus testimoniis duo eligantur ad pugnam; hier kann testimonia nicht blos durch Zeugniſſe wiedergegeben werden, ſondern es drückt das altteutſche Gezug, d. h. die Zeugen, nebſt den Zeugniſſen, die ſie ablegen, aus; wir ſuchen daher testimonia hier durch Zeugenſchaften auszudrücken. 40) et ejus testimonium talia patiatur propter falsum testimonium, quasi juratum haberet. 41) L. 25 und 29 wird dafür ministerialis gebraucht, und L. 12 illius loci minister. Über den Dienſtmann des Ortes vergl. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. 25. Th. S. 44 und 47.

kenntniſſes hat, wie billig iſt, mit ihm, wie er vorher geſollt hätte. L. 25. Auch dieſes ſoll Geſetz ſein; wenn einer über eine Sache dem Dienſtmann (ministerialis) bekennt, und dieſes auf das Ding (ad placitum) verſchoben wird, ſo ſoll, wie er dann auf dem Dinge (in placito) bekennt, gerichtet werden, wenn der Dienſtmann (minister) ihn mit Zeugenſchaft wegen des frühern daſelbſt nicht überweiſen kann. Über die Gerichtsſitzung beſagt L. 17: Es ſoll Recht der Familie (jus familiae) ſein; wenn einer auf dem Dinge (in placito) ein unrechtes Geſchrei [42]) gemacht, und erzürnt von ſeinem Sitze fortgegangen, oder zur Zeit zu dem Dinge (ad placitum) nicht gekommen iſt und in dieſem von den Mitſitzenden (consedentibus) nicht überwunden wird, ſo ſoll er nichts ſchwören, ſondern es beruhe auf dem Zeugniſſe der Schöppen (scabinorum). Kaiſer Heinrich V. ſagt in ſeiner Beſtätigung [43]) des von Paulina und ihrem Sohne Werner geſtifteten Kloſters Celle [44]) vom J. 1114, Ministris quoque et familiae sanctuarii eandem concedunt legem et servitutem, quam caeterae in regno nostro liberae Abbatiae habent, ut tanto fideliores Praelatis suis per omnia serviant. Bedrückte der Abt die Familie, beſonders wenn er die Lehen an andere, als an die der Kirche wirklich Dienenden gab, ſo war dies ein Mitgrund zu ſeiner Abſetzung [45]). (*Ferdinand Wachter.*)

FAMILIENBRÜDER, gehören zu den Franziskanern und ſind genau von den Fratricellen oder Frerotten, auch Begharden und Beguinen genannt, die vielmehr ihre natürlichen Gegner waren und als Ketzer von der katholiſchen Kirche verfolgt wurden, zu unterſcheiden. Die eigentlichen Familienbrüder entſtanden nach und nach durch eifrige Franziskaner, welche mit den Sitten des Ordens nicht mehr zufrieden waren und eine ſchärfere Strenge, in Beobachtung der urſprünglichen Regeln, wieder eingeführt wiſſen wollten. Für eine ſolche wiederhergeſtellte Strenge der Obſervanz, hatte ſich ſchon des Vallees, der 1351 ſtarb, auch eine kleine Geſellſchaft Anhänger hinterlaſſen hatte, thatſächlich erklärt. Die Aufſicht über dieſe kleine Abſonderung übernahm Gentili von Spoleto, hatte Glück wie die meiſten Eiferer, daß ſich ſein Häuflein ſo vermehrte, daß ihnen Clemens VI. im J. 1354 noch vier andere kleine Klöſter übergab, damit ſie Unterkommen fänden; dazu wurde den Superioren des Franziskanerordens unterſagt, dieſe Strenge auf irgend eine Art zu hindern. Das war dem General und den Nichtſtrengen völlig unerwünſcht und ſie ſuchten Gelegenheit, dem Papſte die Gefahr der Spaltung des Ordens, die daraus hervorgehen würde, recht begreiflich zu machen. Da nun Gentilis ſo kühn war, dem Ordensgeneral Wilhelm Farinier, der einem der Mönche deſſelben einen Befehl gegeben hatte, durch dieſen Bruder ſagen zu laſſen, daß er kein Recht habe, einem Manne zu gebieten, der unter ſeiner (Gentilis) Obhut ſtehe, ſo wurde der Haß ſo groß, daß der General immer mehr auf Mittel ſann, die Gegenpartei zu zerſtören. Es fand ſich, daß Gentilis eine Zeit lang Ketzer bei ſich gehabt hatte, in der guten Abſicht, ſie zu bekehren. Dies griff Farinier auf und verklagte dieſe Brüderſchaft beim Papſte Innocentius VI. und ſtellte die Sache ſo, als hätten ſie mit den Ketzern in ihren eigenen Klöſtern Gemeinſchaft gehabt, mit ihnen gegeſſen und getrunken, dieſelben endlich auch entwiſchen laſſen, ohne den Ketzerrichtern davon eine Anzeige zu machen. Innocenz VI., der die Sache nicht genauer unterſuchte, nahm den Angeklagten ihre Vergünſtigungen und ſtellte ſie in Allem, auch in der Kleidung, die ſie geändert hatten, wieder unter die Oberaufſicht des Ordens. Gentil aber wurde mit einigen Andern gefangen geſetzt. Die Übrigen zerſtreuten ſich. Allein ein Schüler jener beiden Verbeſſerer der Strenge des Ordens, Paolucci von Foligni, oder Paulet (der kleine Paul) genannt. Dieſen Namen hatten ihm die Mönche gegeben, weil er als ein Knabe von noch nicht 14 Jahren das Ordenskleid, als Laienbruder der Franziskaner im J. 1323 genommen hatte. Allein in dieſem kleinen Paul war ſoviel Heiligkeit, daß es die andern Mönche in ſeiner Nähe nicht aushalten konnten und ihm eine abgeſonderte Celle gegeben werden mußte, weil er wegen der Verderbtheit der Ordensſitten in die ſtärkſten Seufzer und in ein entſetzliches Geſtöhn ausbrach, oder in ſeinen Entzückungen ein ſo plötzliches und durchdringendes Geſchrei ausſtieß, daß die Mönche zuſammenfuhren. Vorbild der Heiligkeit war ihm der ſelige Thomas von Foligny, mit welchem er ſich oft unterredete, da er grade zu jener Zeit in ſeinem Kloſter lebte. Nach der Zerſtreuung dieſer Verbrüderung begab ſich Paolucci auf den Berg Ceſi in die Baumhütte des heiligen Franziscus. Dort errichtete er ein kleines, armes Kloſter mit einer kleinen Kirche zur Ehre der Verkündigung Mariens, wurde aber von den ungebeſſerten Minoriten ſo heftig verfolgt, daß er ſeine Einrichtung aufgeben und ſich, ohne einen Gefährten, in einen Thurm, der zum Gefängniß in Foligny gedient hatte, einſchließen laſſen mußte. Selbſt dieſen Thurm erhielt er nur durch einen ſeiner Anverwandten, den Herrn dieſer Stadt, Ugolino de Trinci. Paolucci's ſtrenge Einſamkeit und muſterhafte Abtödtung zogen bald wieder mehre ſeiner Genoſſen an, daß ſie mit ihm vereint die Beſſerung des Ordens abermals eifrig ins Werk zu ſetzen anfingen. Der Gefängnißthurm erhob ſich zum heiligen Verſammlungsort. Als nun der General der Franziskaner, Thomas von Farignano ein Capitel der Provinz nach Foligny ausſchrieb, hatte Ugolino de Trinci Alles für koſtenfreie Haltung des Ca-

42) injustum clamorem. 43) Bei Paulus Jovius, Schwarzb. Chr. bei *Schöttgen* und *Kreyſsig*, Diplomataria et Scriptt. T. I. p. 149. 44) Paulin-Celle. 45) Kaiſer Heinrich V. ſagt in der genannten Beſtätigung S. 148: Qui (nämlich der Abt) si forte praeter necessitatem Monasterii et communem fatrum utilitatem sacrilegus, quod absit, licentiose et seculariter abuti praesumserit instituta libertate, familia, bonis rebusve Sanctuarii, et ob id fratrum praemonitiones contemnens, ad suam suorumve privatam cupiditatem et libitum temere dissipaverit, vel si beneficia quibuslibet personis, nisi necessariis ipsius monasterii servitoribus praestiterit, aut si Episcopis, seu quibuscunque personis consentaneus annuerit, si forte libertatem monasterii pervertere, sibique locum sanctum subjicere attemptaverint, sive aliquod servitium inde sibi fieri exegerint, mox fratres ibi in Christo congregati cum suffragio cleri totius familiae et omnium bonorum rite hunc accusatum, justeque a se convictum dignitate sua abjiciant etc.

pitels gethan, ſo daß der General zu ihm kam, ihm zu danken. Bei dieſer Gelegenheit erbat ſich Ugolino für ſeinen Vetter die Einſiedelei von Bruliano und erhielt ſie. Paolucci begab ſich mit ſeinen Eifrigen dorthin 1368, nachdem Ugolini kräftig dafür aufgetreten war; denn der General hatte verſucht, ſein Wort zurückzunehmen, aufgeregt dazu von den Seinen, welche Gefahr darin ſahen. Und doch war Bruliano ein ſo ſchlechter und durch Moräſte ungeſunder Ort, daß mehre Brüder Paolucci's ſich bald wieder von ihm trennten. Deſto mehr wurden die tapfern bewundert, die aushielten, was die gewöhnliche Folge hatte, daß auch noch Andere tapfer ſein wollten. Zwei bald berühmte Redner, Bruder Angelo de Mont Leon und Giovanni de Stronconio, boten alle Kräfte auf, die Brüderſchaft zu mehren, was ſo gelang, daß die Gebäude bald vergrößert werden mußten. Ugolino de Trinci, der Herr von Foligny, blieb ein ſehr thätiger Freund und bezeigte ſich überaus freigebig. Paoluzzi aber hatte von den wenigen Landleuten, die in der fruchtloſen Umgegend auf dem Berge wohnten, eine Art Holzſchuhe für die Seinen angenommen, welche Socco hießen, von welchen nun die Brüder Succolanti (Sockenträger) genannt wurden. Auch der General bezeigte ſich ihnen bald ſo gewogen, daß er ihnen noch ſechs Wohnungen gab in der Provinz des heil. Franziskus, deren Haupt natürlich Bruliano war. Dieſe Huld gegen die Strengern war aber der gelindern Art der Minoriten ſo zuwider, daß einige Misvergnügte den Thomas de Farignano beim Papſte der Ketzerei verdächtigten, was eine Unterſuchung gegen ihn bewirkte, die dem Beklagten nur zu höherer Ehre gereichte. Sein Nachfolger als Ordensgeneral, Leonardo de Giffon, 1373 auf dem Capitel zu Toulouſe gewählt, fand bei Muſterung der Klöſter die Einrichtung dieſer Verbrüderung des Paolucci ſo gut, daß er den bis jetzt auf ihre kleinen Orte beſchränkten Succolanern die Erlaubniß gab, ſich auszubreiten, wo es ihnen beliebe. Im J. 1374 erlebte Paolucci einen neuen Sieg, der ſein Anſehen auf leichte Art ſehr vergrößerte. Es hatte ſich nämlich die Sekte der Fraticellen, die ſich ſeit 1260 immer mehr verbreitet hatte, trotz aller Verfolgung unter andern auch in Perugia feſtgeſetzt und zwei Häuſer erworben, worin ſie ſtreng nach der Regel des heil. Franziskus lebten und die Gunſt des Volkes für ſich hatten, daß ſie es ſogar wagen durften, die eigentlichen Franziskaner, die außerhalb der Stadt gleichfalls ein Haus hatten, zu verſpotten und ſie wegen ihrer Nachläſſigkeit in Beobachtung der Regel zu kränken. Man entſchloß ſich daher, das Kloſter zu Perugia dem Paolucci und ſeiner Verbrüderung zu übergeben. Paolucci hielt ſogleich eine ſchöne Rede an das Volk und foderte die Fraticellen zu einem Wettkampfe heraus, den dieſe annahmen zum großen Vergnügen des Volkes. Klug ließ ihnen Paolucci die erſte Rede, die er mit großer Demuth beantwortete und damit endete, der heil. Franz habe nichts mehr eingeſchärft, als den Gehorſam gegen den Papſt und ſeine Prälaten, ſie aber trieben damit ihren Spott und wären folglich ſchlechte Jünger eines ſo hohen Meiſters. Die Menge, die faſt ſtets das letzte Wort hört, ward davon ſo überzeugt, daß ſie die Fraticellen vertrieben, worauf Paolucci zur Belohnung das Kloſter für die Seinen erhielt nebſt vielen Vorrechten, die ihm der Ordensgeneral gab, indem er die frommen Sieger dem Provinzial Pietro de Sora beſtens empfahl, welcher auch alles Mögliche für ſie that. Man fing nun an die verſchiedenen Franziskaner durch beſondere Namen zu unterſcheiden: Conventualen oder Conventualen-Minoritenbrüder, die Gemeinſamlebenden, welchen Namen ſie ſchon ſeit 1250 führten. Einſiedlerbrüder hießen diejenigen, die in kleinen Klöſtern an wenig beſuchten Orten lebten, um ihre Regel ungeſtört und ſcharf zu beobachten. Die Nachfolger des Paolucci erhielten ihn mit ebenſo vielem Rechte, als ſie Familienbrüder genannt wurden, weil Alle, die eine neue Lebensart aufbrachten, eine Familie bildeten. Späterhin entſtand der Name Brüder von der Obſervanz (Fratres de Observantia oder Regularis Observantiae) oder Obſervanten, nachdem von den Paoluccianern auch größere Klöſter verbeſſert worden waren. Dieſe letzte Benennung wurde erſt vom Concil zu Koſtnitz gebilligt. Dieſe ſchärfere Congregation hatte unter Paolucci 1380 ſchon zwölf Klöſter. Auch in Frankreich breiteten ſie ſich aus, in Teutſchland, Spanien, Portugal, ja im Morgenlande. Paolucci oder Paulet ſtarb in wachſenden Ehren 1396. Das Übrige gehört unter Franziskaner.

(*G. W. Fink.*)

FAMILIENFIDEICOMMISSE. Nach römiſchem Rechte iſt bekanntlich der Erbe Generalrepräſentant ſeines Erblaſſers, und durch ihn müſſen daher alle diejenigen letztwilligen Verfügungen vermittelt werden, welche der Erblaſſer zu Gunſten Dritter getroffen hat. Bekannt iſt außerdem, daß, je nachdem dergleichen, dem Erben auferlegte Vermächtniſſe in beſtimmte civilrechtliche Formen eingekleidet waren oder nicht, ſie von den Römern mit dem Namen „Legate" oder „Fideicommiſſe" belegt wurden, und daß, während die Erſtern unter den ſtrengen Regeln des Civilrechts ſtanden, dies von den Letztern nicht galt, bei deren Beurtheilung es vielmehr auf Billigkeit (aequitas) und Treu und Glauben (bona fides) ankam. Bei den Legaten galt nun unter andern der Grundſatz, daß man denjenigen, welchem man ein Legat zugewendet habe, zwar nicht zum Vortheil eines andern mit einem Legate beſchweren, wol aber ihm ein Fideicommiß auferlegen könne. Dabei macht, ſoviel die Fideicommiſſe betrifft, Gajus den Zuſatz: „Quin etiam ab eo quoque, cui per fideicommissum relinquimus, rursus alii per fideicommissum relinquere possumus [1])." Dies führt gleichſam von ſelbſt auf die rechtliche Zuläſſigkeit der Familienfideicommiſſe bei den Römern [2]). Denn natürlich konnte der Teſtator die von Gajus erwähnte mehrmalige ſucceſſive Subſtitution namentlich auch im Intereſſe ſeiner Familie anordnen, und that er es, ſo exiſtirte dann eben ein Familienfideicommiß, unter welchem nämlich nach römiſchem Rechte weder mehr noch weniger zu verſtehen iſt, als das von dem Erblaſſer ſeiner Fami-

1) *Gajus*, Institut. II. §. 271. 2) *Reies* in *Meerman* Thesaur. T. VII. p. 625 sq.

lie hinterlaſſene Fideicommiß. Daß eine ſolche Stiftung auf Erhaltung des Familienglanzes abziele und bei der Familie als unveräußerliches Beſitzthum bis zu deren Erlöſchen bleiben müſſe, davon weiß das römiſche Recht nichts, während grade dieſe Geſichtspunkte die eigentlich leitenden bei den *teutſchen* Familienfideicommiſſen ſind [3]). Wie weit hiervon die Familienfideicommiſſe des römiſchen Rechts entfernt ſeien, ergibt ſich ſchon aus den beiden Sätzen, daß *erſtens*, wenn der Stifter nichts anderes feſtgeſetzt hat, die gewöhnliche Inteſtatſucceſſion eintritt [4]), alſo neben den Agnaten die *Cognaten* ſuccediren, und dieſe, wenn ſie die nächſten Inteſtaterben ſind, die Agnaten ſogar ausſchließen, ja daß, wenn die erbberechtigte Tochter oder der erbberechtigte Sohn des Teſtirers mit Tode abgegangen, der überlebende Ehegatte (alſo der Schwiegerſohn oder die Schwiegertochter) mit zur Familie gerechnet wird [5]); ſowie *zweitens*, daß ſelbſt dasjenige Fideicommiß, von welchem der Stifter gewollt hat, es ſolle *beſtändig* bei ſeiner Familie bleiben, nur für vier Subſtitutionsfälle bei Kräften bleibt, alſo derjenige, welcher das Fideicommiß durch die vierte Subſtitution erhalten hat, nach freier Willkür, z. B. durch Veräußerung an Fremde, darüber verfügen kann [6]). Auch kann das Fideicommiß durch allſeitige Einwilligung ſämmtlicher gegenwärtigen Intereſſenten ſchon früher aufgehoben werden [7]). Alles Sätze, von denen bei den teutſchen Familienfideicommiſſen das gerade Gegentheil gilt. Ebenſo ſteht es mit *dieſen* Familienſtiftungen in dem directeſten Widerſpruch, wenn nach römiſchem Rechte im Zweifel nur auf diejenigen, welche beim Tode des Teſtators zu deſſen Familie gehören, und auf deren Kinder erſten Grades ſich die Stiftung als ſolche bezieht [8]), und nur an dieſe Kinder des erſten Grades gedacht werden ſoll, wenn ſich der Teſtator des Ausdrucks „Deſcendenten" (liberi) ohne näher bezeichnenden Zuſatz bedient hat [9]). — So lange nun aber das römiſche Familienfideicommiß dauert, ſteht es zwar dem Beſitzer als Eigenthum zu; dieſer muß es jedoch nach ſeinem Tode dem Nächſtberechtigten hinterlaſſen, und dafür zugleich hinreichende Sicherheit leiſten [10]). Indeſſen kann derſelbe unter den Nächſtberechtigten auch *Einen* auswählen und ſolchem das Fideicommiß ausſchließlich zuwenden, ohne daß die andern deshalb Anſprüche an ihn haben [11]). Veräußern darf er natürlich das Fideicommiß nicht; thut er es dennoch, ſo ſollen, wie Einige glauben [12]), *ſofort* die nächſten Fideicommißerben eintreten, wogegen Andere der Meinung ſind, daß zwar die petitio fideicommissi ſtattfinde, aber auch bei der Veräußerung unter Lebenden *nicht vor dem Tode* des Beläſtigten [13]).

Das dabei zunächſt in Betracht kommende Geſetz lautet alſo: Praedium, quod nomine familiae relinquitur, si *non voluntaria* facta sit alienatio, sed bona heredis veneant, tamdiu emtor retinere debet, quamdiu debitor haberet bonis non venditis: *post mortem* ejus non habiturus, quod *exter* heres praestare cogeretur." Darauf wird in dem Texte, nach gewiſſen Zwiſchenbemerkungen, folgendermaßen fortgefahren: Fratre herede instituto petit, ne domus alienaretur, sed ut in familia relinqueretur. Si non paruerit heres voluntati, sed *domum alienaverit*, vel *extero herede instituto decesserit*, omnes fideicommissum petent, qui in familia fuerunt." Hernach heißt es dann noch: Sed *si* domus ad *exterum* quandoque *pervenerit*, fideicommissi petitio competit [14])." Ganz augenſcheinlich iſt nach dieſem Geſetze bei Entſcheidung obiger Frage zunächſt auf zwei Punkte zu ſehen: einmal darauf, ob die Veräußerung eine nothwendige oder eine freiwillige iſt (si *non voluntaria* facta sit alienatio); ſodann darauf, ob ſie an ein Familienglied oder an einen Fremden geſchehen (*extero* herede instituto; — si domus ad *exterum* pervenerit). Unter Vorausſetzung dieſes doppelten Unterſchiedes läßt ſich die Entſcheidung leicht in genügender Weiſe abgeben. Das Familienfideicommiß ſoll nämlich, ſo lange es beſteht, in der Familie bleiben. Dies iſt die Abſicht des Stifters, mit der jedoch die Veräußerung in Conflict geräth. Iſt nun die letztere eine *unfreiwillige*, ſo wirkt die geſetzliche Nothwendigkeit, in Folge deren die Veräußerung eintritt, begreiflich ſtärker, als der Individualwille des Stifters, und es behält daher bei der Veräußerung, ſelbſt wenn ſie an einen Fremden geſchehen iſt, ſein Bewenden, wiewol immer nur ſo, daß nichtsdeſtoweniger die Stiftung als ſolche, ſoweit es angeht, gewahrt wird. Deshalb würde freilich die Veräußerung in dem Fall, wenn der Grund, weswegen ſie geſchehen muß, bereits die Perſon des Fideicommißſtifters träfe, welcher z. B. eine fremde Sache dem Fideicommißnexus unterworfen hätte, die der Fideicommißbeſitzer dem Vindicanten herausgeben müßte, durchaus und für immer Beſtand haben [15]). Trifft dagegen der Grund zu der unfreiwilligen Veräußerung nicht die Perſon des Stifters, ſondern lediglich die des Fideicommißbeſitzers, ſo kann hier die Veräußerung nach der Bedeutung, welche die Familienfideicommißſtiftung in Gemäßheit ihrer innern Natur hat, auf keine Weiſe über die Perſon jenes Beſitzers hinaus wirken, und darum ſoll denn auch dieſer, Inhalts der erſten Stelle des oben mitgetheilten Geſetzes, wenn er in Concurs gerathen iſt, das Fideicommiß zwar ſeinen Gläubigern abtreten müſſen, welche indeſſen nur bis zu ſeinem Tode die Nutzungen ziehen ſollen. So nun verhält ſich die Sache bei einer unfreiwilligen Veräußerung. Iſt ſie dagegen eine *freiwillige*, ſo müſſen ſich die Wirkungen, weil hier der Wille des Stifters nicht, wie dort, mit der

3) Vergl. hierüber den Artikel Familiengüter. 4) L. 69. §. 3. D. leg. II. (31.) L. 3. L. 8. §. 1. D. de jure codicill. (29, 7.) L. 5. C. de verb. signif. (6, 38.) 5) L. 5. C. laud. 6) Novel. 159. *Pfeiffer*, Praktiſche Ausführungen. 3. Th. S. 54 fg. 7) L. 120. §. 1. D. de leg. I. (30.) L. 11. C. de fideicommissis (6, 42). 8) L. 32. §. 6. D. de leg. II. (31.) 9) Nov. 159. Cap. 1. 10) L. 69. §. 3. D. de leg. II. (31.) 11) L. 67. §. 2. 5. D. eodem. 12) *Mühlenbruch*, Lehrbuch des Pandektenrechts. §. 736. 13) *Schweppe*, Das römiſche Privatrecht. §. 919.

14) L. 69. §. 1. 3. D. de leg. II. (31.) 15) Doch würde ſich immer noch fragen, ob nicht ſolchen Falls der Fiduciarerbe die Äſtimation zu leiſten hätte, an deren Gegenſtande dann das Fideicommiß ſtattfände. L. 39. §. 8—10. L. 40. D. de leg. I. (30.)

geſetzlichen Nothwendigkeit, ſondern lediglich mit dem Willen des Veräußerers in Colliſion kommt, anders geſtalten, übrigens aber abweichend, je nachdem die Veräußerung an ein Familienglied oder an einen Fremden geſchehen iſt. Im erſten Fall bleibt, ungeachtet der Veräußerung, das Gut in der Familie, und es findet alſo hier in ſoweit keine Colliſion mit dem Willen des Stifters ſtatt; eine ſolche iſt erſt nach dem Tode des Veräußerers möglich, und auch dann nur, wenn die Veräußerung nicht grade an die nächſten Succeſſionsberechtigten geſchehen iſt, in welchem Fall der Nähere, vom Augenblick der ihm eröffneten Succeſſion an, die petitio fideicommissi gegen den zum Beſitze gelangten Entferntern hat [16]), während bis dahin dieſer das ihm veräußerte Gut behält. Im zweiten Fall dagegen, d. h. im Fall der Veräußerung an einen Fremden, tritt ſofort der Veräußerer in den directeſten Widerſpruch mit dem Willen des Fideicommißerrichters, und da er nun ſein Recht auf die Stiftung lediglich dem Letztern verdankt, folglich es auch nur unter den von dieſem geſetzten Bedingungen und Modalitäten hat und behält, ſo geht er, weil und indem er durch die freiwillige Veräußerung an einen Fremden die der Stiftung zum Grunde gelegte Bedingung, „ne fideicommissum alienaretur, sed ut in familia relinqueretur,“ willkürlich verletzt, ſchon nach allgemeinen Grundſätzen deſſelben verluſtig [17]); er ſcheidet damit eo ipso aus der Reihe der Berechtigten aus; konnte mithin auch auf den Extraneus, der das Gut in Folge einer nichtigen Handlung erhalten hat, keine Rechte daran übertragen, und darum muß denn auch die petitio fideicommissi ſofort nach der Veräußerung begründet ſein. Grade dies lehrt nun auch das in Frage ſtehende Geſetz ſowol direct als indirect. Indirect folgt es daraus, daß im Fall einer „alienatio non voluntaria“ der Fideicommißſucceſſor des Gemeinſchuldners erſt „post mortem ejus“ das Fideicommiß ſoll verlangen können; eine Beſtimmung nämlich, woraus ſelbſtredend folgt, daß der Succeſſor bei einer alienatio voluntaria nicht erſt „post mortem ejus,“ ſondern ſofort nach der Veräußerung die Klage auf Reſtitution hat. Direct aber iſt es in dem Satze ausgeſprochen: „Si domus ad exterum quandoque pervenerit, fideicommissi petitio familiae competit,“ d. h. ſobald nur die Veräußerung vollzogen iſt, findet auch die Klage ſtatt. Kurz vorher iſt dies in dem Geſetze ſo ausgedrückt: „Si domum alienaverit vel extero herede decesserit etc.“ Hiernach kann die Sache vollends keinen Zweifel leiden. Eine letztwillige Zuwendung nämlich hat, da ſie bis zum Tode des Disponenten widerruflich iſt, erſt nach deſſen Tode rechtliche Wirkung, dagegen äußert ſich die Veräußerung unter Lebenden ſofort nach ihrem Eintritt wirkſam, und iſt nun auf dieſe Verſchiedenheit in den vorſtehenden Worten des Geſetzes (decesserit — alienaverit) Rückſicht genommen, ſo jedoch, daß, abgeſehen hiervon, gleichzeitig beide Fälle ihrer Wirkung nach geſetzlich einander gleichgeſtellt worden ſind, ſo folgt natürlich von ſelbſt, daß dieſelben Wirkungen, welche die letztwillige Veräußerung des Fideicommiſſes an einen Fremden, in Bezug auf das Klagerecht der Fideicommißſucceſſoren, vom Tode des Disponirenden ab mit ſich führt, mit der Veräußerung unter Lebenden ſogleich nach deren Vollziehung verknüpft ſind. (*Dieck.*)

16) L. 69. §. 3. laud. verb. Quid ergo si etc. 17) L. 1. 3. C. de donationibus, quae sub modo (8, 55).

FAMILIENGÜTER. Das Inſtitut der Familiengüter iſt ein echt teutſches und namentlich dem römiſchen Rechte nicht bekannt. Die älteſten Spuren deſſelben reichen bis in die früheſten Zeiten unſerer Geſchichte, jedenfalls bis in die Zeiten der alten Volksrechte oder Leges hinauf; ſie treten in dem Rechte des nächſten Erben hervor, deſſen Wirkung darin beſtand, daß man das Erb- oder Stammgut, d. h. das durch natürlichen Erbgang gewonnene Grundbeſitzthum [1]), ohne des nächſten Erben Einwilligung nicht unwiederbringlich veräußern konnte [2]). Nur in der Veräußerung derjenigen Grundſtücke, welche man ſelbſt erworben hatte, und welche, im Gegenſatze der obigen Erbgüter oder der bona hereditaria unter anderm in dem lateiniſchen Texte des lübiſchen Rechts von 1158 durch „facultates sibi conquisitae,“ in dem ſpätern lübiſchen Rechte durch „wohl gewonnen Gut“ bezeichnet werden, war man durch das Recht des nächſten Erben nicht beſchränkt; man konnte dieſelben, um auch hier den Ausdruck des lübiſchen Rechts zu wählen, „sine contradictione qualibet“ verkaufen, verſchenken, verpfänden ꝛc. [3]). Doch war die Beſchränkung hinſichtlich der Veräußerung der Erbgüter nur eine indirecte; denn an und für ſich war die Alienation, auch ohne Befragung der nächſten Erben, zu Recht beſtändig, und ausdrücklich heißt es in den Volksrechten: „Libero homini *liceat* hereditatem suam (ſein Erbgut) *cui voluerit* tradere [4]). Alles kam nur darauf an, ob der nächſte Erbe, je nachdem er bei der Veräußerung gegenwärtig geweſen war oder nicht, entweder ſofort oder (von Zeit der zu ſeiner Kunde gelangten Veräußerung ab) binnen Jahr und Tag ſeine Rechte dawider geltend machte. That er dies nicht, ſo behielt es bei der Veräußerung ſein unabänderliches Bewenden, daher der Erwerber gegen die Anſprache deſſelben geſichert war [5]); that er es hingegen, ſo äußerte ſich ſein Recht dahin wirkſam, daß er die Herausgabe des betreffenden Erbgutes vom Erwerber verlangen konnte, und zwar ohne zu einer Gegenleiſtung verpflichtet zu ſein.

Meiſt nimmt man an, der Erbe habe das Grundſtück dem Erwerber ſofort wegvindiciren können [6]), und allerdings ſcheint hierfür der Buchſtabe des Sachſenſpiegels zu ſprechen, wornach der Erbe ſich des ohne ſeine

1) Vergl. z. B. das Neueſte lübiſche Recht. B. I. Tit. 10. Art. 6. Const. elect. Saxon. P. II. const. 12. 31. 2) *Schenck de Schweinsberg*, De bonorum stemmaticorum et fideicommissor. famil. origine. (Marburg. 1829.) 3) *Westphalen*, Monument. inedit. T. III. p. 622 prop. fin. Vergl. Lex Burgundion. Tit. I. Cap. 1. 4) Lex Anglior. et Werinor. Tit. 13. 5) Statuta familiae Sti Petri Wormat. Cap. 6 (ap. *Schannat*, Histor. Wormat. in Cod. probat. p. 45). Conf. II. F. 9. §. 1. Lübiſches Recht. B. III. Tit. 6. Art. 3. 6) Vergl. z. B. v. Sydow, Erbrecht nach den Grundſätzen des Sachſenſpiegels. S. 220.

Erlaubniß vergebenen Gutes ebenſo zu unterwinden befugt ſein ſoll, als ob der Veräußerer todt wäre [7]). Indeſſen haben andere, wie es ſcheint mit gutem Grunde, dieſe Stelle nur dahin verſtanden, daß darin der Erbe, wenn er nicht bei der Vergabung gegenwärtig geweſen ſei, alſo nicht habe widerſprechen können, ein Urtheil des Inhalts auszuwirken für berechtigt erklärt werde, daß ihm das Grundſtück nach dem Tode des Veräußerers zufalle [8]). Der Zweck der fraglichen Unterwindung würde demnach nur der geweſen ſein, die Verjährung von Jahr und Tag, welche ſonſt der Anſprache des Erben entgegengeſtanden haben würde, ihren Wirkungen nach auszuſchließen, und das Ganze hätte alſo, ohne daß für den nächſten Erben aus der ohne ſeine Genehmigung vorgenommenen Veräußerung Vortheile erwachſen wären [9]), lediglich auf unverrückte Erhaltung und Bewahrung des Erbganges, wie dieſer auch bereits ohne die Veräußerung eingetreten ſein würde, abgezielt. Offenbar hat dieſe Anſicht ſchon an und für ſich größere innere Wahrſcheinlichkeit, als die entgegengeſetzte, wonach der Erbe, da er auf Grund ſeiner Unterwindung das Grundſtück ſofort (bereits bei Lebzeiten des Veräußerers) hätte ausgeantwortet verlangen können, die Vortheile einer anticipirten Succeſſion genoſſen haben würde. Allein es ſprechen für dieſelbe auch verſchiedene ſpecielle Quellenzeugniſſe, ſowol aus der Zeit der Volksrechte, als der Rechtsbücher. Von den Volksrechten wird beſonders das ſächſiſche wichtig; was um ſo bedeutſamer iſt, da grade dieſes Volksrecht vor allem geeignet ſein dürfte, als Mittel zur Interpretation des Sachſenſpiegels zu dienen. In der Lex Saxonum lieſt man nun aber: „Nulli liceat, traditionem hereditatis suae facere, — *ut heredem suum exheredem faciat* [10]). Alſo, eine einſeitige Veräußerung des Erbgutes ſoll an ſich nicht den natürlichen Erbgang ſtören können, d. h. ungeachtet derſelben ſoll der nächſte Erbe (wenn er nur nicht ausdrücklich oder ſtillſchweigend einwilliget) Erbe bleiben. Daß er Vortheile aus der Veräußerung als ſolcher hätte haben ſollen, davon ſteht im Texte nichts, ſondern nur, daß in Anſehung ſeiner bei dem demnächſtigen Tode des Veräußerers [11]) die Sache ſo angeſehen werden ſolle, als ſei die Veräußerung gar nicht in das Mittel getreten. Soviel aber die Zeit der Rechtsbücher angeht, ſo iſt zunächſt auf das longobardiſche Lehnrecht zu verweiſen. Hat nämlich der Vaſall das Lehn ohne Conſens der Agnaten veräußert, ſo ſind nach dem Liber feudorum die Folgen davon in Bezug auf die Agnaten ganz die nämlichen, wie ſie ſo eben rückſichtlich der Allodien bezeichnet worden ſind; erſt von dem Augenblick an haben die Collateralen das Revocationsrecht, wo ſie nach der Folgeordnung zum Lehn berufen werden [12]), welches bis dahin, je nachdem die Veräußerung ohne oder mit Bewilligung des Herrn geſchehen iſt, entweder dem Lehnsherrn zufällt, oder dem Erwerber verbleibt [13]).

Durch das Recht, welches hiernach dem nächſten Erben zuſtand, wurden begreiflich die Grundbeſitzungen, die ſich in einer Familie einmal befanden, meiſt in derſelben dauernd erhalten, und ſo gehören denn die Erb- oder Stammgüter, ſowie ſie ſich überhaupt noch in Teutſchland finden, zu den Familiengütern. Es gehören aber außerdem auch die Lehen und die Familienfideicommiſſe dahin, welche als eine weitere Fortbildung des Inſtituts der Erbgüter anzuſehen ſind. Für die Familienfideicommiſſe gilt dies ohne Weiteres, für die Lehen wenigſtens beziehungsweiſe.

Bei den Lehen fand ſich freilich urſprünglich auch nicht ein Schatten von dem, was wir heutzutage Familiengut nennen. Denn wie ſchon aus dem bisherigen hervorgeht, iſt der Begriff des Familiengutes zunächſt durch die engere und feſtere Verbindung eines Grundbeſitzthums mit einer beſtimmten Familie bedingt. Grade davon aber findet man urſprünglich bei den Lehen nicht die entfernteſte Spur. Im Gegentheil behielt Anfangs der Vaſall das ihm verliehene Gut nur ſo lange, als es dem Herrn beliebte [14]); noch viel weniger war an eine Erblichkeit zu denken, welche doch die Grundbedingung aller Familiengüter bildet, ſondern die Erblichkeit ſchreibt ſich, ſowol in Italien, woſelbſt ſie auf einem Kaiſergeſetz beruht [15]), als in Teutſchland, woſelbſt ſie aus dem ſtillwirkenden Herkommen hervorgegangen iſt [16]), bekanntlich erſt aus dem 11. Jahrh. her, und bezog ſich überdies lediglich auf die Deſcendenten des Lehnsbeſitzers, nicht auch auf deſſen Seitenverwandten. Auf dieſe Letztern iſt ſie im teutſchen Lehnrechte ſogar niemals ausgedehnt worden [17]); indeſſen ward durch die (teutſche) Mitbelehnung nachgeholfen, durch welche nämlich für die Agnaten die Vortheile der Lehnsſucceſſion indirect begründet wurden, und auf welcher bis zur heutigen Stunde die bezüglichen Rechte der Agnaten beruhen, wo man ſich in Teutſchland nicht an das longobardiſche Succeſſionsrecht angeſchloſſen hat [18]). Nach dem longobardiſchen Lehnrechte dagegen ward die Geblütsſucceſſion mit der Zeit auch auf die Seitenverwandten erſtreckt [19]), und da dieſe nun nach longobardiſchem Rechte ſchon als ſolche, nach teutſchem Rechte aber in Folge der Mitbelehnung, für den Fall der ohne ihre Zuſtimmung geſchehenen Veräußerung die bereits oben angegebenen Rechte

7) Sachſenſp. B. I. Art. 52. Vgl. Richtſteig des Landrechts. Art. 25. 8) Eichhorn's Teutſche Geſchichte. §. 359. Not. d. 9) Allerdings würde er das Recht des Geſchlechtseinſtandes erworben haben. Im Obigen aber kommt es nur auf das Revocationsrecht an. 10) Lex Saxon. Tit. 15. Cap. 2. (Wie oben lautet wenigſtens die gewöhnliche Lesart. Jedoch auch, wenn man: „Nec heredem suum exheredem faciat," lieſt, bleibt zuletzt immer der Satz ſtehen, daß der Erbe, von gewiſſen Ausnahmen abgeſehen, nicht zu einem exheres gemacht werden dürfe, und immer bezieht ſich dies auf Veräußerungen.) 11) Erſt bei dieſem Tode läßt ſich ſagen, der heres ſei exheres.

12) II. F. 26. §. 13. II. F. 39. pr. II. F. 83. 13) Vgl. übrigens auch die bei Sydow a. a. O. S. 223. Not. 695 angeführte Urkunde. 14) I. F. 1. §. 1. conf. *Theganus* in vita Ludovici Pii. Cap. 19. 15) *Muratori*, Antiquitat. Italiae med. aevi. T. I. p. 609. 16) *Wippo* ap. *Struve*, Script. T. III. p. 480. Eichhorn a. a. O. 2. Th. §. 259. Not. c. 17) Sächſiſches Lehnrecht. Art. 21. §. 3. Schwäbiſches Lehnrecht. Art. 18. §. 2. (Ausg. Senckenb.) Art. 42. a. (Ausg. Laßberg.) 18) Eichhorn's Einleitung in das teutſche Privatr. §. 359. 19) II. F. 11. 37. 50.

des nächſten Erben genießen [20]), ſo ſind allerdings die Lehen den Familiengütern beizuzählen; man kann ſie als die lehnbaren Erbgüter bezeichnen. Nur tritt dabei nach longobardiſchem Rechte das Eigne ein, daß die Deſcendenten des veräußernden Vaſallen keinen Anſpruch auf die Revocation haben [21]); indeſſen haben ſie das Recht auf den Lehnsretract [22]), und hierin ein (freilich weniger vortheilhaftes) Mittel, ihre Geſchlechtsrechte geltend zu machen; ein Recht übrigens, welches auch dem Agnaten (reſpective dem Mitbelehnten) namentlich in ſofern zu gute kommt, als er mittels deſſelben das veräußerte Lehen bereits zu einer Zeit an ſich bringen kann, wo für ihn die Revocationsklage noch nicht betagt iſt [23]).

Hingeſehen aber auf die Familienfideicommiſſe [24]), ſo verdienen ſie ſogar noch in einem höhern Grade den Namen von Familiengütern, als die Erbgüter und Lehen; denn bei ihnen iſt es, was von den andern beiden Güterarten nicht gilt, gradezu und direct auf fortwährende Erhaltung des Wohlſtandes und Glanzes der Familie abgeſehen. Bei den Lehen- und Stammgütern wird dies nur indirect durch die größere oder geringere Beſchränkung ihrer Veräußerlichkeit herbeigeführt, und keinesweges iſt ihre eigentliche Beſtimmung auf jenen Zweck gerichtet, weshalb auch eine Veräußerung derſelben unter Umſtänden zuläſſig iſt, und es namentlich Lehne gibt, die frei veräußerlich ſind [25]). Anders bei den Familienfideicommiſſen; ein veräußerliches Familienfideicommiß würde eine offenbare Contradictio in adjecto enthalten.

Daß aber die Familienfideicommiſſe ſich als eine weitere Fortbildung der altteutſchen Erb- oder Stammgüter herausſtellen, lehrt die Geſchichte. Das römiſche Recht weiß nämlich von Erbgütern kein Wort; dennoch ſuchten die Romaniſten des 16. und 17. Jahrh. nach der Art und Weiſe, wie ſie diejenigen Inſtitute des vaterländiſchen Rechts, welche ſie nun einmal anerkennen mußten, aus dem römiſchen Rechte theoretiſch zu erklären bemüht waren, dafür Anhaltspunkte in ihrem Corpus juris civilis auf, und glaubten nun das Recht der nächſten Erben durch eine fideicommiſſariſche Subſtitution derſelben juriſtiſch rechtfertigen zu dürfen; daher ſie auch den Namen „Stammgüter" für die eigentlichen Familienfideicommiſſe ebenſo gut gebrauchten als bei den altteutſchen Erbgütern [26]). Überhaupt nahmen die Doctoren für dieſe beiden Güterarten Anfangs nicht ſowol mit Hinſicht auf die damit zuſammenhängenden Rechte, als vielmehr nur mit Hinſicht auf den Grund, worauf dieſe Güter ſich als ſolche ſtützten, eine Verſchiedenheit an. So noch im Anfange des 17. Jahrhunderts; beiſpielsweiſe bezeugen dies die aus den Jahren 1608 und 1611 herrührenden, weiter unten in Erwägung zu ziehenden Bemerkungen von Phil. Matth. Wehner und Nicol. Betſius, und ſelbſt noch bei Phil. Knipſchildt, welcher 1626 in ſeiner Inauguraldiſſertation die Lehre von den Familienfideicommiſſen zuerſt in einer eignen Schrift behandelte und dann 1654 ſein bekanntes Hauptwerk über dieſe Lehre folgen ließ, zeigte es ſich. Ungeachtet der ausdrücklichen Bemerkung, daß man beide Güterarten nicht mit einander vermiſchen dürfe, legt doch Knipſchildt, wenn er die Familienfideicommiſſe durch „Stammgüter, ſo zu Erhaltung eines fürſtlichen, Gräfflichen, Freyherrlichen, Adligen Stammes und Namens verordnet ſeynd," die Erbgüter aber durch „Stammgüter, ſo nicht ſelbſt erworbene, ſondern ererbte Güter ſeynd," definirt, immer noch zunächſt darauf Gewicht, daß die Fideicommißqualität ſich auf eine beſondere Verordnung (Teſtament, Vertrag) ſtütze, die Erbgutseigenſchaft hingegen ſchon geſetzlich aus dem bloßen Factum, daß das Gut ein ererbtes ſei, folge; er ſetzt daher auch, im Hinblick auf dieſe letztern Güter, hinzu: „Haec bona avita *jure Saxonico* sine heredum consensu alienari nequeunt [27]). Ein Beiſatz übrigens, welcher durch die darin liegende Auffaſſung des Inſtituts der Erbgüter als eines partikularrechtlichen, und im Zuſammenhalt mit der anderweitigen, ſich unmittelbar daran anſchließenden Bemerkung: „Quod de jure civili *communi* secus est, ubi quilibet bona sua, non tantum ea, quae industria et labore suo acquisivit, sed etiam *hereditaria* et *avita*, *sine heredum consensu* donare et alio quovis modo alienare potest [28])," zu gleicher Zeit deutlich auf die rechtshiſtoriſche Entwickelung der geſammten Lehre zurückweiſet.

Der geſchichtliche Zuſammenhang war dieſer. Die Stellung der Erbgüter in unſerem hergebrachten, gemeinen teutſchen Rechte ward verkannt; nur wenn und ſoweit dieſelben unzweifelhaft die Gewähr eines Partikularrechts für ſich hatten, ließ man ſie fernerweit ſchon von Rechtswegen gelten. Durch dieſe Theorie aber gerieth man mit dem ältern Rechte in den ſchneidendſten Contraſt, welchen man nun, ſoweit das ältere Recht noch galt, dadurch einigermaßen zu beſeitigen ſuchte, daß man, mit Herbeiziehung der römiſchen Fideicommißlehre das Stammgutsverhältniß durch beſondere Familienverordnungen oder ſonſtige ſpecielle Rechtsgründe, namentlich auch Familienobſervanz, aufrecht erhielt, dafern nicht eben ſchon das Partikularrecht, wie z. B das Sächſiſche, bereits geſetzliche Aushilfe gab. Sehr deutlich zeigt ſolches die Darſtellung des ſchon oben erwähnten Betſius, welcher zugleich das Primogeniturrecht damit in Verbindung ſetzt, und indem er an dieſes ſeine Mittheilungen zunächſt anſchließt, ſich alſo ausdrückt: „Jus primogeniturae — vel generali alicujus regni aut provinciae lege scripta vel non scripta [29]), pactis vel dispositione hominum [30]) ad conservandum familiarum illustrium et nobilium splendorem introductum est, quod variis modis fieri potest: lege, statuto vel consuetudine inveterata universali." Er ſetzt dies dann

20) Eichhorn a. a. O. §. 227. 228. Zachariä, Handbuch des ſächſiſchen Lehnrechts. §. 161. 162. 21) II. F. 8. §. 1, vergl. mit II. F. 83. 22) Eichhorn a. a. O. §. 229. 23) II. F. 26. §. 13. 24) *Schweinsberg*, Dissert. laud. (Vgl. oben Not. 2. S. 325.) 25) II. F. 26. §. 23. II. F. 48. 26) Vgl. z. B. *P. Knipschildt*, Tract. de fideicommissis familiar. nobil. Cap. I. No. 13. 14.

27) *Knipschildt* loc. laud. No. 15. 28) Eodem No. 16. 29) Ein Beiſpiel lieferte das ſächſiſche Recht für die Erbgüter. 30) Hier ſtreift Betſius in die Familienfideicommiſſe über.

noch näher aus einander, wobei er unter andern der Familienverträge und teſtamentariſchen Diſpoſitionen erwähnt, durch welche Letzteren der Teſtator ſeinen Erben unter der Bedingung inſtituire, „ut res hereditariae vel aliquae vel omnes ad primogenitum continua serie devolvantur.“ Schließlich wird der allgemeine Zuſatz hinzugefügt: „Quibus casibus pactis, contractui vel ultimae dispositioni duplex conditio inesse censetur: prima, ne hujusmodi res extra familiam alienentur; secunda, ut a priore subsequenti primogenito ea in perpetuum restituantur [31]). — Jeder ſieht ſogleich, daß hier dasjenige, was wir Erbgut nennen, mit demjenigen, was wir Familienſideicommiß heißen, in Eins zuſammengeworfen wird, ganz wie bei dem gleichzeitigen Wehner, der Beides unter dem gemeinſchaftlichen Namen „Stammgüter" begreift, das Eine von dem Andern nur ſeinem Entſtehungsgrunde nach unterſcheidend [32]). Und in der That erſcheinen die erſten Familienſideicommiſſe auch nur als Surrogate der ältern Erbgüter; namentlich war man bei den Erſteren noch nicht auf die Idee der Successio ex pacto et providentia majorum gekommen, welche indeſſen einige Decennien ſpäter bei Knipſchildt hervortritt [33]), ſodaß, weil dieſe Idee und was damit in Verbindung ſteht, eigentlich den wahren Angel- und Wendepunkt der Lehre von den Familienſideicommiſſen ausmacht, die letzteren im Grunde erſt etwa ſeit Knipſchildt in den Kreis unſeres praktiſchen Rechts als ein eigenthümliches und ſelbſtändiges Inſtitut eingetreten ſind.

Wie wenig urſprünglich die Familienſideicommiſſe von den Erbgütern, den dadurch begründeten Rechtsverhältniſſen nach, verſchieden waren, erſieht man z. B. aus dem durch Biſchof Jacob von Salza im J. 1532 errichteten Stiftungsbriefe, betreffend das ihm verſetzte und von ihm mit ſideicommiſſariſcher Eigenſchaft belegte Schloß und Stadt Polkenhain; eine Urkunde, welche auch noch in mancher anderweitigen Hinſicht merkwürdig iſt [34]). Wenn freilich darin der kinderloſe Stifter erklärt, daß nach ſeinem Ableben ſein Bruder, ſowie demnächſt deſſen älteſter Sohn, „alleine zcu irer baider lebetagen" das Schloß und die Stadt Polkenhain „in gebrauch" haben und halten, nach ihrer Beiden Tode aber dieſe Ordnung „ewiglich" beobachtet werden ſolle, ſodaß die Beſitzung „allemhal" an den älteſten männlichen Schwertmagen ſeines Geſchlechts, „alleine zcum lebetagen," ungetheilt und ungetrennt fallen werde, ſo könnte es allerdings beim erſten Anblicke ſcheinen, es liege dabei ſchon das vollſtändig ausgebildete Fideicommißinſtitut zum Grunde. Man wird jedoch eines Beſſern durch das darauf Folgende belehrt, dahin lautend: Von demjenigen, der hiernach zur Innehabung Polkenhains gelange, ſolle, bei deſſen „einnehmen, dem geſchlecht eine genugliche verſchreibung vor ſich und ſeine erbenn gegebenn werdenn, das er ſich ſolcher ordnung (des Stifters) in allem wege gemeß verhaldenn, und weder durch ſich noch ſeine erbenn aber indert andere in kainerley waiſe daraus ſchreitenn wolle und ſolle; wehr es aber ſach, das über dieß indert ein ſolcher innehalter ditz Burglehns was anders zeugegen dieſer ordenung damit vornehmenn, und durch irkainen ſug unnd unnderſchlieff ſolch ſchlos unſerm geſchlechte entwenndenn wolh, der fall dieſer unnſer gunſt unnd innehabung dieß ſchlos verluſtig ſeyn, auch ein ſolches bei ime durch ſperrunge, vorhemmunge anderer ſeiner gütter, aber rechtliche wege geſodert, unnd das einnehmen des ſchloßes einem andern negſtgeſibtenn, wie obem begriſſen, zeugeſtelt werden." Wäre zur Zeit der Errichtung dieſer Stiftung das Inſtitut der ſogenannten ewigen Familienſideicommiſſe bereits ausgebildet und als unzweifelhafter Beſtandtheil unſeres praktiſchen Rechts anerkannt geweſen, ſo würde es ſolcher Clauſeln nicht bedurft haben. Daß man ſie hinzufügen zu müſſen glaubte, beweiſt eben, wie ſehr man noch ſchwankte, und daß damals ein errichtetes Fideicommiß als ſolches im Grunde nicht viel mehr war, als ein (durch beſondere Verfügung angeordnetes) Erbſtammgut; daher denn auch ſeine Unveräußerlichkeit in der oben bezeichneten Weiſe durch Reverſe [35]) und ausdrückliche Verpönung etwaniger Contraventionen noch ſpeciell geſichert werden mußte.

Nach dieſen, das Inſtitut der Familiengüter betreffenden, hiſtoriſchen Vorbemerkungen iſt jetzt das praktiſche Recht ins Auge zu faſſen; jedoch wird von den Lehen, über welche in beſondern Artikeln gehandelt werden muß, hier abſtrahirt. Das Nachſtehende bleibt alſo auf die Erbgüter und Familienſideicommiſſe beſchränkt, wobei aber zu bemerken, daß die letztern nur in ſoweit in Betracht gezogen werden, als ſie zu den teutſchen Familiengütern gehören. Die römiſchen Familienſideicommiſſe [36]) bleiben ſonach ausgeſchloſſen; nur von den ſogenannten ewigen Familienſideicommiſſen (perpetua familiae fideicommissa) wird im Folgenden geſprochen. Ewig (perpetua) heißen aber dieſelben, im Gegenſatze der römiſchen, um deswillen, weil ſie bis zum Erlöſchen der geſammten Familie, für welche ſie errichtet ſind, fortdauern, während die römiſchen ſchon von Rechtswegen nur auf beſtimmte Generationen beſchränkt bleiben.

I. Anbelangend nun zuvörderſt die Erbſtammgüter [37]), ſo ergibt ſich, unter Berückſichtigung der Stellung, welche dem vaterländiſchen Rechte gegenüber das

31) *Betsius*, De statutis, pactis et consuetudinibus familiarum illustr. et nobil. Cap. VIII. §. 4. 32) *Wehner*, Practic. observat. s. v. *Stammlehen*. 33) Beſeler, Die Lehre von den Erbverträgen. 2. Th. 2. Bd. S. 81. 34) Abgedruckt bei C. v. Salza, Die Lehre von Familien-, Stamm- und Geſchlechtsſideicommiſſen. S. 244.

35) An dieſen Reverſen hielt man auch, wenigſtens während des 16. Jahrh., in der Salza'ſchen Familie feſt. C. v. Salza a. a. O. S. 246. — Hin und wieder foderte man von den Fideicommißinhabern auch eidliche Angelöbniſſe. v. Salza a. a. O. S. 98. Not. 18. 36) Über dieſelben vergl. den Art. Familienfideicommisse. 37) *J. F. Ludovici*, De diverso jure bonorum acquisitorum et hereditarior. (Halae 1714. [recus. 1740.]) *G. G. Dinckler*, De bonis avitis. (Lipsiae 1721.) *F. W. Brandt*, De natura bonorum avitor. (Marburg. 1746. [recus. 1791.]) *F. C. Jensen*, De libera bona avita alienandi facultate, in Holsatia per Speculum Saxonicum non restricta. (Kilon. 1778.) *F. L. Breuer*, De bonis avitis secundum leges Saxon. (Lipsiae 1805.)

fremde in Teutſchland als jus commune unbeſtritten eingenommen hat, bereits aus dem Obigen, daß von dieſen Gütern nur noch auf Grund *beſonderer Rechte* die Rede ſein kann, ſei es in Folge beſtimmter Geſetze, oder in Gemäßheit des ungeſchriebenen Rechts. Denn wo von der Erbgutsqualität die Rede ſein ſoll, muß ſie ſchon ipso jure an das Daſein eines in den natürlichen Erbgang gekommenen Gutes geknüpft ſein. Zwar nahm man, wie oben nachgewieſen iſt, im 16. und 17. Jahrh. auch an, daß die Stammgutseigenſchaft durch *ſpecielle Privatdispoſitionen* begründet werden könne. Allein zu geſchweigen, daß dieſe Zeit, in Bezug auf vaterländiſche Rechtsverhältniſſe, lediglich eine Übergangsperiode war, ſo bezog man doch auch damals die gedachten Verfügungen, wenn es ſich nicht ſowol um Familienfideicommiſſe, als um eigentliche Erbgüter handelte, keineswegs auf einzelne ſpecielle Güter, ſondern vielmehr auf ganze Familien, für welche dadurch das althergebrachte teutſche Recht in der Form eines Familiengeſetzes aufrecht erhalten ward. Einem einzelnen beſtimmten Gute die Erbgutsqualität z. B. durch Teſtament oder Vertrag beizulegen, würde, wollte man dabei nicht zugleich an Fideicommißeigenſchaft oder etwas Ähnliches denken, ziemlich zwecklos geweſen ſein. Denn die betreffende Verfügung oder Vereinbarung könnte doch immer keinen andern Zweck haben, als die Begründung eines Familiengutes; dieſer Zweck aber würde ſofort wieder haben vereitelt werden können, wenn nur der zeitige Beſitzer zu der von ihm beabſichtigten Veräußerung die Zuſtimmung des nächſten Erben zu erhalten wußte. Es iſt alſo klar, daß das Inſtitut der Erbgüter, da es nicht mehr gemeinrechtlich iſt, ſich heutiges Tages entweder auf Particularrecht ſtützen, oder ſeinen Grund in dem beſondern Rechte dieſer oder jener Familie haben muß. Dem Partikularrechte zufolge finden ſich die Erb- und Stammgüter ſo gut beim Bürgerſtande[38]), als beim Adel[39]). Wo ſie dagegen auf familienrechtlicher Baſis ruhen, kommen ſie nur beim Adel vor, zunächſt auf Grund vorhandener Hausgeſetze, ſodann aber auch auf Grund vorhandener Familienobſervanzen, beides indeſſen zunächſt nur beim hohen Adel[40]). Grade der hohe Adel hat ſich ja auch bekanntlich mehr, als die übrigen Geburtsſtände, bei dem althergebrachten, vaterländiſchen Rechte gegen das Eindringen des römiſchen zu behaupten gewußt; doch gehören gegenwärtig ſeine Familiengüter freilich nicht ſowol den Stammgütern, als vielmehr den Familienfideicommiſſen an. Denn durch ſolche Fideicommiſſe wird für das Familienintereſſe am ſicherſten geſorgt, und deshalb haben denn auch faſt alle hochadeligen Häuſer, beſonders ſeit den letzten 150 Jahren, dergleichen Stiftungen errichtet, die zugleich meiſt ſich über das geſammte Familienbeſitzthum erſtrecken.

In dem Bisherigen ſind die Ausdrücke Stammgut (bonum stemmaticum) und Erbgut (bonum hereditarium) als gleichlautend genommen; unſere Rechtsſprache unterſcheidet jedoch zwiſchen beiden, indem der letztere Ausdruck zunächſt von den entſprechenden Familiengütern des Bürgerſtandes, der erſtere zunächſt von den entſprechenden Familiengütern des Adels verſtanden wird[41]). Dieſe Unterſcheidung hat auch wegen der Verſchiedenheit der Rechtsgrundſätze, welche für die eine und andere Art dieſer Güter in verſchiedener Hinſicht gelten, ihren guten Grund; im Allgemeinen aber ſtehen die Stammgüter und Erbgüter freilich unter den nämlichen Rechtsgrundſätzen.

Aus welchem der oben angegebenen Gründe nun auch in einem beſondern Falle ein Erb- oder Stammgut anzunehmen ſein mag, immer iſt die Annahme deſſelben an die Vorausſetzung gebunden, daß es kein „wohlerworbenes" oder „errungenes" ſei. Wohlerworbenes Gut aber iſt es nicht, ſobald es nur *einmal* durch natürliches Erbgangsrecht verfällt worden iſt. Ein ſolches Gut verdient auch ſchon grammatiſch den Namen Erbgut. Zudem wird nach den ältern Rechtsquellen nicht ein Mehres verlangt; bereits dieſe ſetzten das Allod oder Erbe der Errungenſchaft entgegen. So z. B. Marculf, der zwiſchen Allod auf der einen und „*comparatum vel attractum*“ auf der andern Seite unterſcheidet[42]). Ebenſo der Sachſenſpiegler, wenn er einen Unterſchied macht zwiſchen „Eigen und Erbe"[43]); ein Unterſchied, der unter Anderem auch in den mittelalterlichen Reichsgeſetzen vorkommt[44]), und keine andere Bedeutung hat, als der Marculfiſche Gegenſatz oder der ſchon im Anfange dieſes Artikels erwähnte Gegenſatz des lübiſchen Rechts von 1158 zwiſchen „facultates sibi conquisitae“ und „bona hereditaria“[45]). In der nämlichen Weiſe unterſcheidet auch noch das neueſte lübiſche Recht; darnach iſt „Alles wohl gewonnen Gut, was kein Erbgut iſt, Erbgut aber wird geheißen, welches einem Menſchen anfallen mag von ſeinen *Ältern* oder Blutsfreunden"[46]). Viele Rechtslehrer ſind indeſſen bereits im 16. Jahrh. weiter gegangen, und haben zur Annahme eines Erbſtammgutes mindeſtens eine *zweimalige* Vererbung von dem Vater auf den Sohn erfodert; woraus ſich denn auch die Bezeichnung der Erbſtammgüter durch „bona avita“ erklärt. Dieſe Meinung, in welcher ſchon die Einwirkung der Lehre von den Familienfideicommiſſen einigermaßen ſichtbar iſt, und nach welcher die Stammgüter mehr als Geſchlechtsgüter (bona gentilitia) betrachtet werden[47]),

38) Ein Beiſpiel liefert das lübiſche Recht. B. I. Tit. 10. Art. 6. B. II. Tit. 1. Art. 14. B. II. Tit. 2. Art. 1. 39) Ein Beiſpiel liefert das bremiſche Ritterrecht. Tit. 1—5. 11—13. Vergl. auch *Hartmann*, De similitudine equitum *Holsaticorum* cum equitibus Bremensibus. (Kiloniae 1735.) 40) *Eichhorn's* Einleitung in das teutſche Privatrecht. §. 367.

41) Vergl. z. B. *Runde*, Grundſätze des teutſchen Privatrechts. §. 692. 697. 42) *Marculfi* Form. Lib. II. Form. 7; vergl. auch Lex Burgundion. Tit. I. Cap. 1. 43) Sachſenſp. B. I. Art. 5. §. 3. Vergl. auch B. I. Art. 15. §. 1. 44) Vergl. z. B. den Landfrieden von 1398. §. 7 in der *Senckenberg'ſchen* Sammlung. 1. Th. S. 98. 45) Unter Anderem macht den Unterſchied zwiſchen Erbe und Eigen auch das Rechtsbuch nach Diſtinctionen, worin (B. I. Cap. 8. Diſt. 2. Ausgabe *Ortloff's*. S. 28) das Eigen deſinirt wird durch „gud, daz eyn man gekauft had mit ſines ſelbes gude, und nicht uf on geerbet iſt von ſinen *eldern*." Darnach iſt alſo Erbe das von den *Ältern* u. ſ. w. geerbte Gut. 46) Lübiſches Recht. B. I. Tit. 10. Art. 6. 47) Auch im Lehnrechte machte ſich dies geltend. *Gaill*, Practic. observat. Lib. II. obs. 49.

findet ſich namentlich in den kurſächſiſchen Conſtitutionen von 1572, und ward durch dieſelben weit verbreitet. Nach dieſen Conſtitutionen heißen Stammgüter diejenigen, die der Beſitzer „nicht ſelbſt adquiriret und erlanget, ſondern die von ſeinen Vorfahren, als Großvater und dergleichen, gewonnen und von denſelbigen ihren Urſprung haben"[48]). Daß dieſe Stelle wirklich den bezeichneten Sinn habe, und alſo darnach das Gut wenigſtens vom Großvater herſtammen müſſe, darüber läßt eine andere Stelle durchaus keinen Zweifel zurück, wornach die Stammgüter als ſolche bezeichnet werden, „die nicht von Ältern allein, ſondern von Großältern herkommen"[49]). Schon früh ward inzwiſchen hiergegen geſtritten, z. B. von Wehner, der ſich dahin äußert: „Bona, quae majorum nostrorum fuerunt, Stammgüter dicuntur. Sic feuda antiqua sive *paterna*, *quae in effectu non differunt.* Germanis vocantur Altvätterlich, oder uhralt vätterlich, oder Stammlehn, etiam Altlehn, quamquam *vulgo* distinguitur paternum ab antiquo. *Sunt igitur* Stammgüter, ſo nicht ſelbſt erworben, ſondern ererbte Güter ſeyn. Sicut in feudis etiam *paternum* pro antiquo ponitur, praesertim de *consuetudine*"[50]). — Gleichwol vermiſchte man noch oft genug[51]), ſelbſt bis in die neuern Zeiten hinein, die Lehre von den Erbſtammgütern mit der von den Familienfideicommiſſen[52]); ſogar Mittermaier iſt hiervon nicht ganz frei, indem er unter Erbſtammgütern Güter verſteht, „welche in einer Familie, vermöge Geſetz oder Herkommen, ſo erhalten werden müſſen, daß, wenn nicht dringende Nothwendigkeit eintritt, ſie unveräußerlich in der Familie erhalten werden ſollen"[53]). Ganz anders, und gewiß richtiger, drückt ſich Eichhorn aus, nämlich ſo: „Stammgüter ſind überhaupt die von den Vorfahren ererbten Güter, über welche der Beſitzer nicht frei verfügen kann, ſondern die er ſeinen Erben hinterlaſſen muß." Und indem dieſer Gelehrte hinzufügt: „Den Gegenſatz derſelben bilden neu erworbene Güter"[54]), ſtimmt er mit den obigen, quellenmäßig belegten Begriffsbeſtimmungen überein.

Die Hauptwirkung der Erb- oder Stammgutseigenſchaft beſteht in den ſchon oben gedachten Beſchränkungen der Veräußerlichkeit. Dieſe Beſchränkungen ſind im Zweifel nicht weiter auszudehnen, als ſie bereits nach dem Rechte des Mittelalters reichten. Was hierüber die Volksrechte enthalten, iſt ſchon im Allgemeinen dahin angegeben worden, daß wer ein Erbgut beſaß, daſſelbe zwar veräußern konnte, allein ohne willkürliche Beeinträchtigung der Succeſſionsrechte der nächſten Erben. Hatten daher die Letzteren ausdrücklich oder ſtillſchweigend (weil ſie z. B., obwol gegenwärtig bei der Veräußerung, doch nicht widerſprochen, oder, wenn ſie nicht dabei gegenwärtig geweſen waren, a tempore scientiae Jahr und Tag ſtillgeſchwiegen hatten) conſentirt, ſo fiel die Beſchränkung weg. So auch im Falle echter Noth; wenigſtens iſt dieſer Satz im ſächſiſchen Volksrechte enthalten, und da er in der That ziemlich natürlich war[55]), ſo ward er gewiß auch bei andern Völkerſtämmen, deren Leges ſeiner freilich nicht ſpeciell gedenken, beobachtet. In der Lex Saxonum heißt es darüber alſo: „Liber homo, qui — hereditatem suam *necessitate coactus* vendere voluerit, *offerat eam proximo suo;* si ille emere noluerit, — vendet eam cuicunque voluerit"[56]). Das ſächſiſche Volksrecht enthält noch eine andere Ausnahme für die Veräußerungen an die Kirche oder den König: „Nulli liceat traditionem hereditatis suae facere, *praeter ad ecclesiam vel regi*"[57]). Eine Ausnahme, welche gewiß erſt aus der Karolingiſchen Zeit herſtammt[58]), ungeachtet ſich auch in andern Volksrechten Spuren derſelben finden[59]).

Die Grundſätze, welche hiernach zur Zeit der Volksrechte galten, verpflanzten ſich nun auch auf die ſpätern Zeiten, obwol merkwürdiger Weiſe im Sachſenſpiegel keine der vorhergedachten Ausnahmen erwähnt iſt. In Bezug auf diejenige Ausnahme, welche zum Vortheile des Königs und der Kirche gereichte, darf dies freilich nicht auffallen. Denn da notoriſch grade die meiſten Urkunden aus der Zeit der Rechtsbücher, in denen die Zuſtimmung der nächſten Erben als nothwendig verlangt wird, ſich auf Veräußerungen an die Kirche beziehen[60]), ſo muß ſich jene Ausnahme nach Zerſtörung des Frankenreiches bald wieder verloren haben. Merkwürdig bleibt dagegen allerdings, daß der Fall der Noth nicht im Sachſenſpiegel erwähnt wird; doch hat dies hier ſicherlich nur in der ſo gedrängten Kürze des Sachſenſpiegels ſeinen Grund. Die Ausnahme des Nothfalls iſt bereits bemerktermaßen gar zu natürlich, ſodaß man es ſogar als eine auffallende Härte anſehen muß, wenn nach einer Urkunde von 1307 bis dahin in der naumburger Propſtei der nächſte Erbe gegen eine aus Noth vorgenommene Veräußerung die nämlichen Rechte gehabt haben ſoll, wie gegen eine aus freiem Willen geſchehene, und man darf ſich daher auch nicht wundern, muß es vielmehr als eine Rückkehr zu dem gemeinen Rechte jener Zeit anſehen, wenn der Biſchof von dieſer Härte nichts weiter wiſſen wollte, ſondern ſie aufhob. Er ging aber freilich noch weiter, und beſchränkte überhaupt das Recht der Erben auf ein Vorkaufsrecht, welches überdem binnen Monatsfriſt geltend zu machen war[61]). Was er hierin verordnete, kam erſt nachher mehr in Gebrauch; zur Zeit der Rechtsbücher,

48) Const. elect. Saxon. P. II. const. 12. Codex *August.* T. I. p. 87. 49) Eodem const. 31. p. 96. 50) *Wehner* loc. laud. 51) Vergl. z. B. Stein, Abhandlung des lübiſchen Rechts. 2. Th. S. 83. 84. 52) Vergl. z. B. Runde a. a. O. §. 692 fg. 53) Mittermaier, Grundſätze des teutſchen Privatrechts. §. 158. (Ausg. VI.) 54) Eichhorn's Einleitung. §. 367. (Das Wort „Familie" bringt, gewiß ganz richtig, Eichhorn nicht mit in die Definition, noch viel weniger gedenkt er dabei des Umſtandes, daß das Gut unveräußerlich in der Familie erhalten werden ſolle.)

55) Auch bei manchen andern Rechtsverhältniſſen wird ja wegen ehehafter Noth von der Regel eine Ausnahme im teutſchen Rechte ſtatuirt. 56) Lex Saxonum. Tit. XVII.; vergl. Tit. XV. 57) Eodem Tit. XV. Cap. 2. 58) Eichhorn's Geſchichte. §. 198. 59) L. Alemannor. Tit. I. Cap. 1. L. Bajuvarior. Tit. I. Cap. 1. 60) Sydow a. a. O. S. 191. 61) Sydow, Erbrecht des Sachſenſpiegels. S. 223. Not. 695.

alſo bis in das 14. Jahrh., behielt es in der Regel bei dem ältern Rechte ſein Bewenden[62]); weswegen aber auch in den verſchiedenſten Quellen dieſer Zeit für den Fall echter Noth ausdrücklich wiederholt wird, was, dem Obigen nach, bereits die Lex Saxonum darüber enthält. Dahin gehört aus dem 11. Jahrh. z. B. das wormſer Dienſtrecht. Während hier zuvörderſt im ſechsten Artikel der allgemeinere Satz zu leſen iſt: „Si quis praedium vel hereditatem suam infra familiam vendiderit, et aliquis heredum suorum praesens fuerit, et nihil contradixerit, vel si absens aliquis heredum est, postea resciverit, et infra spatium illius anni hoc reticuerit, postea jure carebit," trifft man im zweiten Artikel über den ſpeciellern Fall einer Veräußerung aus Noth Folgendes: „Si quis praedium vel mancipia in hereditatem acceperit et in *paupertatem* inciderit et ex *hac necessitate* hereditatem vendere voluerit, prius proximis heredibus cum testimonio proponat ad *emendum:* si autem emere noluerint, vendat cui voluerit"[63]). Die nämlichen Grundſätze treten in den Quellen aus den letzten Zeiten der fraglichen Periode hervor, z. B. in dem ſogenannten vermehrten Sachſenſpiegel, oder dem Rechtsbuche nach Diſtinctionen, alſo im dritten Viertel des 14. Jahrh. Es ſind zu dem Ende ebenfalls zwei Stellen zu vergleichen; die eine dahin lautend: „Wes erbegut vorlaſſen adder vorkommert wert, dywile he uß deme lande iſt, wen der wedder kempt in daz lanth, daz ſal her wedderſprechen by jor unde by tage; thud her des nicht, dornoch mag her des nicht wedderſprechen"[64]). Die andere lautet ſo: „Man en mac kein erbegut gelaſen an erben gelubde, ſundern ane libes nod," wobei (wie auch in der erſten Stelle) ſich der Beiſatz findet: „czu lantrecht unde czu wicpilde," eine Bemerkung, die bezeugt, daß der Verfaſſer des Diſtinctionenrechtsbuches jedenfalls der (ſchon oben vertheidigten) Meinung war, auch das „Landrecht," d. h. der Sachſenſpiegel, ſei für den Fall der Noth, ungeachtet ſolcher darin nicht ausdrücklich genannt wird, keineswegs von den althergebrachten Grundſätzen abgewichen. Daß für dieſen Fall, wie auch ſchon nach der Lex Saxonum, dem Erben die beabſichtigte Veräußerung angezeigt werden mußte, und demſelben der Vorkauf frei ſtand, lehrt der Schluß des Textes: „Wel abir der erbe eym ſine nod geben unde ſine ſchult gelden, ſo behild her daz erbe"[65]). Denn wenn es hier heißt, der Erbe ſolle das Erbgut gegen Bezahlung der Schulden des zeitigen Beſitzers an ſich bringen können, ſo ſoll damit gewiß nur das Vorkaufsrecht bezeichnet ſein[66]). Bot freilich der Gläubiger einen, dem geſammten Schuldenbetrag gleichkommenden, Kaufſchilling, ſo mußte der Erbe entweder die ſämmtlichen Schulden (dieſe aber nicht als ſolche, ſondern weil der Kaufpreis ihnen gleichkam) bezahlen, oder von ſeinem Rechte abſtehen; allein das Recht, eine ſolche Summe als Kaufſchilling zu bieten, blieb ja den Gläubigern auch nach den andern Quellen, welche ausdrücklich des Vorkaufes, nicht der Schulden, gedenken, unbenommen.

Grade die für den Fall der Noth ſeit Alters her geltend geweſene Milderung des fraglichen Revocationsrechtes zu einem Vorkaufsrechte ſcheint den nächſten äußern Anhalt dazu geliefert zu haben, daß man ſeit dem 14. Jahrh. anfing, auf dieſe Weiſe das gedachte Revocationsrecht überhaupt zu mildern. Begreiflich aber wirkte vorzugsweiſe das, auch in andern Theilen unſeres vaterländiſchen Rechts gleichzeitig hervortretende, Streben nach möglichſter Freiheit in der Verfügungsbefugniß über das Grundeigenthum dazu mit. Daß man hin und wieder ſchon im Anfange des 14. Jahrh. den nächſten Erben auf ein Vorkaufs- und Retractsrecht, wie hinzugeſetzt werden muß, beſchränkte (denn die Zuſtändigkeit der Geſchlechtsloſung verſtand ſich hiernach im Zweifel von ſelbſt), bezeugt die bereits oben (S. 330) in Betracht gezogene naumburger Urkunde von 1307. Schon gegen das Ende jenes Jahrhunderts wollte man in manchen Gegenden ſogar auch von dieſer Milderung nichts mehr wiſſen, weshalb man ſich daſelbſt den Vorkauf und Retract erſt noch durch ausdrücklichen Vorbehalt in den Urkunden ſichern zu müſſen glaubte[67]). Kein Wunder alſo, wenn ſeit dem 15. Jahrh. unter den Händen der Romaniſten nicht nur das Recht des nächſten Erben, und damit das Inſtitut der Erbſtammgüter, aus dem gemeinen Allodialrechte allmälig verſchwand, ſondern öfters auch da, wo ſich dieſes Inſtitut erhielt, von dem ältern Rechte im Grunde nur der Retract oder gar nur das einfache Vorkaufsrecht übrig blieb. Merkwürdig ſind in dieſer Beziehung vor Allem die kurſächſiſchen Conſtitutionen von 1572. Dieſelben ſchließen ſich, ihrer ausdrücklichen Erklärung nach, an den Sachſenſpiegel B. I. Art. 52 an, welchen ſie aber in auffallender Weiſe reſtringirend interpretiren. Es heißt darin alſo: „Weil dieſer Text[68]) ſaget, daß ohne der Erben Laub keiner ſein eygen (das iſt, wie es gemeiniglich verſtanden wird, Erbſtammgüter) vergeben könne, ſo iſt — darauff wohl achtung zu haben, daß der Text redet von Vergabung der Güter. Derowegen ſoll — auch das Wort „Erben" nicht auff alle Erben, ſondern allein auff die *descendentes* zu reſtringiren ſeyn. — Auch ſoll das Verbot der Veränderung der Stammgüter allein ſtatt haben in *donatione simplici inter vivos*, und daß ihnen frey ſtehe, ſonſten ſolcher Güter halben *testamenta* und andere beſtändige letzte Willen auffzurichten, welchen auch ſtracks nachzuſetzen. Item und ſonderlich, daß ein jeder macht habe, ſolche Güter einem ſeiner Kinder für den andern *etiam donatione inter vivos*, jedoch salva legitima,

62) Sachſenſp. B. I. Art. 52. Schwabenſp. Art. 312 (der Senckenberg'ſchen Ausgabe), Art. 349 (der Wackernagel'ſchen Ausgabe). 63) *Burchardi* Episcopi leges et statuta familiae Sti. Petri praescripta. Apud *Schannat*, Hist. Worm. Cod. prob. p. 44. 45. (Bei der letzten Stelle dieſes Dienſtrechtes wird man unwillkürlich an Lex Saxon. Tit. 17 erinnert.) 64) Rechtsbuch nach Diſtinctionen. B. I. Cap. 42. Diſtinct. 2. (Ausg. Ortloff's S. 75.) 65) Daſelbſt Cap. 45. Diſtinct. 3. S. 79. 66) Anderer Meinung iſt Sydow a. a. O. S. 224.

67) Sydow a. a. O. S. 225. 68) Nämlich der Art. 52. B. I. des Sachſenſpiegels.

zuzuwenden“ [69]). Soviel aber den Fall oneroſer Veräußerung belangt, ſo iſt verordnet: „Denen Kindern ſoll in Stammgütern die Freyheit gelaſſen werden, in die Käuffe, ehe die Güter tradiret und auffgelaſſen, zu tretten, — (hingegen ſollen) andere Blutsfreunde, collaterales genandt, ſolches Recht nicht haben“ [70]). — — Anderwärts hielt man dagegen an dem ältern Rechte ſtreng feſt, ſo z. B. in Lübeck. Das neueſte lübiſche Recht, bekanntlich vom Jahre 1586, hat darüber Folgendes: „Erbgut mag man ohne der Erben Erlaubniß nicht alieniren, es erfoderte dann ſolches die äußerſte ehehaffte Noth. Dem nun das Erbgut zugehöret, muß bey ſeinem Eyde erhalten, daß er ſonſten kein ander Gut habe, darzu er greiffen könne. Wann ſolches geſchicht, ſo haben die naheſten Erben den Kauff daran, wann ſie wollen, doch vor ſo viel Geld, als Frembde darfür geben wollen“ [71]). — — Das bremiſche Ritterrecht von 1577 ſchließt ſich, wiewol mit manchen Abweichungen, wieder mehr an die Grundſätze der ſächſiſchen Conſtitutionen an: „Niemand mag ſein Erbſtammgut ohne der nächſten Schwertmagen Willen — vergeben, verkauffen, vel alio quovis titulo verändern. So aber jemand — verkauffen wollte, ſo ſoll er (es) — ſeinen nächſten Stammvettern anbieten. — Ohne ſolche Anbietung ſoll ſolcher Kauff auf Begehren der nähern Vettern caſſiret und krafftlos erkannt werden. — Wenn aber die Stammvettern ſich des Kaufs entſchlagen würden, ſo mögen alsdann wohl ſolche Güter verkauffet werden“ [72]). Wird alſo die Veräußerung den nächſten Stammvettern angezeigt, ſo bleiben dieſelben auf den Geſchlechtseinſtand beſchränkt; entgegengeſetzten Falles haben ſie freilich das Revocationsrecht [73]).

Das Reſultat der vorſtehenden Erörterung iſt das bereits angegebene, daß nämlich, ſoweit nicht eine Ausnahme ſich nachweiſen läßt, noch jetzt die Beſchränkungen der Veräußerlichkeit der Erbſtammgüter im Zweifel die nämlichen ſind, als zur Zeit des Mittelalters. Inſonderheit iſt darum auch nicht im Entfernteſten an eine ſogenannte Successio ex pacto et providentia majorum zu denken, und wie es ſich daher von ſelbſt verſteht, daß der nächſte Erbe, mag er Seitenverwandter oder Deſcendent ſein, das Gut als einen integrirenden Beſtandtheil der ihm zugleich mit deferirten, übrigen Erbſchaft bekommt, weshalb er, wie nach dem Lehenrechte der Deſcendent [74]), die Schulden des Verſtorbenen zu übernehmen verbunden iſt, ſo unterliegt es auch keinem gegründeten Zweifel, daß er ſelbſt in dem Falle, wo er auf das Stammgut beſchränkt bleibt, während die anderweitige Verlaſſenſchaft einem Dritten zufällt, verhältnißmäßig die Schulden zu bezahlen hat. Kann doch, wie aus den oben dargeſtellten Grundſätzen über die Veräußerung eines ſolchen Gutes für den Fall echter Noth ſich ergibt, die Beſitzung bei einem über ihren Inhaber ausgebrochenen Concurſe zur Befriedigung der Gläubiger ſogar verkauft werden, ohne daß der nächſte Succeſſionsberechtigte hier ein anderes Recht hat, als das des Vorkaufs [75]).

In den bisher zur Sprache gebrachten Beziehungen ſtehen die adeligen Stammgüter und bürgerlichen Erbgüter, ſo lange nicht aus beſondern Gründen eine Ausnahme zu machen iſt, einander juriſtiſch gleich. Anders dagegen in erbrechtlicher Hinſicht, wiewol im Zweifel nur in ſoweit, als bei den bürgerlichen Erbgütern beide Geſchlechter ordentlicher Weiſe gleiche Sucesſionsanſprüche haben, bei den adeligen Stammgütern aber das männliche Geſchlecht vor dem weiblichen in der Regel gewiſſe Vorrechte genießt. Dieſe Vorrechte können ſoweit reichen, daß die Weiber und Cognaten, ſo lange überhaupt noch der Mannsſtamm blüht, von der Succeſſion zurückgewieſen werden; meiſt aber beſchränken ſie ſich auf den Vorzug der Söhne vor den Töchtern. Nach Unterſcheidung dieſer Fälle pflegen denn auch die Töchter, namentlich in hochadeligen Familien, bei ihren Verheirathungen verpflichtet zu ſein, entweder zu Gunſten des Mannsſtammes, oder doch ihrer Brüder auf die Stammgüter zu verzichten. Daher heißt es z. B. in der gräflich Wittgenſtein'ſchen Erbeinigung von 1607: „Dargegen (d. h. gegen die Ausſteuer) die Töchter hinwieder ſchuldig ſeyn ſollen, vor Vollziehung der Ehe auf alle vätterliche, mütterliche, brüderliche und ſchweſterliche und ſonſten allerſeits Bey- und Anfälle, nach löblichen Herkommen und Gewohnheit unſers uhralten Hauß und Stamms Sayn und Wittgenſteins — vermittelſt eines leiblichen Eyds, dem gantzen Stamme zu gutem zu verziehen und deßwegen einen brieflichen Schein unter ihrer und ihres Gemahls Hand und Siegel von ſich zu geben. — Und da ſichs zutragen ſollte, daß eine oder mehr Töchter vor Leiſtung des Verzichts mit Todt abgehen, oder ſich ſonſten ein ſolches, wie gemeldt, zu leiſten weigern würde, ſo ſoll dieſelbe und ihre Erben doch nichtsdeſtoweniger gleich andern verziehenen Töchtern von aller Succeſſion abgewieſen — werden, bevorab weil die Renunciationes und Verträge nicht ex necessitate, ſondern allein zu Stamms- und Namens-Erhaltung und Bekräftigung des uhralten Herkommens und Gewohnheit — erfordert werden“ [76]). Für den niedern Adel liefert ein merkwürdiges Beiſpiel von dem erbrechtlichen Vorzuge des männlichen Geſchlechts vor dem weiblichen das bremiſche Ritterrecht. „Wann einer vom Adel verſtirbet, der fället — ſeine Erbſtammgüter auf ſeine männliche Leibeserben und im Mangel deren — auf die nächſten Stammvettern — von der Schwertſeite. (Erſt im Mangel deren) ſollen die nächſten von der Spillſeiten zu der Erbſchafft zugelaſſen werden“ [77]). Daß dagegen bei den bürgerlichen Erbgütern die Töchter neben den Söhnen, und die Cognaten neben den Agnaten ſuccediren, bezeugt beiſpielsweiſe das lübiſche Recht, in welchem,

69) Constit. elect. Saxon. P. II. const. 12. 70) Eodem const. 31. 71) Lübiſches Recht. B. I. Tit. 10. Art. 6. 72) Bremiſches Ritterrecht. Tit. 13. 73) Daſelbſt Tit. 11. 12. 74) II. F. 45.

75) Eichhorn's Einleitung. §. 367. Nr. I. a. E. Nr. II. a. E. 76) Moſer, Staatsrecht. 16. Th. S. 66. 77) Bremiſches Ritterrecht. Tit. I.

hinſichtlich der Erbgüter, nur verordnet iſt, daß dieſelben ohne der Erben Erlaubniß nicht veräußert werden dürfen, ſondern „beym Erbgange bleiben müſſen“ [78]), wogegen über die Art und Weiſe dieſes Erbganges ſich darin keine Abweichung von den Grundſätzen der regelmäßigen Geblütsfolge findet, die auch bei dem „wohlgewonnenen Gutte“ ohne Unterſchied des Geſchlechts zur Anwendung kommen [79]). In der That iſt dies auch beim Bürgerſtande ebenſo natürlich, als beim Adelsſtande die Bevorzugung des männlichen Geſchlechts, indem beim Bürgerſtande die beſondere Rückſicht der Regel nach wegfällt, welche der Adel, der niedere ſowol, als der hohe, auf ſeinen Familienſtamm und Namen ſtets nimmt.

II. Familienfideicommiſſe [80]). Schon oben (S. 320) iſt bemerkt worden, daß Knipſchildt die Familienfideicommiſſe definirte durch „Stammgüter, ſo zu Erhaltung eines fürſtlichen, gräflichen, freiherrlichen, adeligen Stammes und Namens verordnet ſeynd.“ Gegen dieſe Definition läßt ſich indeſſen Manches einwenden; zuvörderſt ſchon dies, daß die Fideicommiſſe eine eigenthümliche Art der Stammgüter ſein ſollen. Denn mögen auch viele, vielleicht die meiſten Familienfideicommiſſe aus frühern Stammgütern hervorgegangen ſein, ſo gilt es doch nicht von allen, ſelbſt nicht von denen durchgängig, welche in wirklichen Grundgütern beſtehen. Außerdem kommen hin und wieder auch Familienfideicommiſſe vor, welche (mindeſtens zum Theil) an beweglichen Sachen errichtet ſind. Hiernächſt läßt ſich die Knipſchildt'ſche Beſchränkung der Fideicommiſſe auf den Adel nicht billigen, da es auch bürgerliche Stiftungen dieſer Art gibt. Ebenſo wenig iſt es, ſtreng genommen, richtig, daß die Familienfideicommiſſe auf Erhaltung des Stammes und Namens abzwecken ſollen; denn ſonſt könnte es nur agnatiſche Fideicommiſſe geben, indem die Cognaten den Stamm und Namen nicht fortſetzen. Endlich iſt mit Unrecht das Kriterium der dauernden ſtrengen Verbindung der Stiftung mit der Familie nicht beſtimmt genug hervorgehoben, ſondern mehr nur angedeutet worden. Dies Alles zuſammengefaßt, hat man unter Familienfideicommiſſen Stiftungen zu verſtehen, welche die unverrückte Erhaltung des Familienanſehens durch Sicherung eines bis zum Erlöſchen des Geſchlechtes dauernden, feſten Einkommens zum Zwecke haben.

Wie ſchon aus dieſem Begriffe folgt, können die Familienfideicommiſſe der Hauptſache nach nur an Gegenſtänden errichtet werden, die andauernde Exiſtenz haben, und zugleich periodiſchen Ertrag liefern, wie z. B. rentirende Grundſtücke, namentlich Landgüter, und feſt angelegte, zinsbare Capitalien. Zumeiſt ſtimmt hiermit unter Anderem das preußiſche Landrecht überein, indem daſſelbe dergleichen Grundſtücke oder Capitalien nur zunächſt als Gegenſtand der Familienfideicommiſſe anführt [81]), und es auch als Fideicommiß gelten läßt, wenn Jemand verordnet, daß die Zinſen eines gewiſſen Capitals der Familie zu Gute kommen ſollen [82]). Daß in gleicher Weiſe dergleichen Fideicommiſſe an Grundgerechtigkeiten, z. B. an Zehnten, errichtet werden können, iſt ebenſo wenig mit Grund zu bezweifeln, als die Zuläſſigkeit einer Unterwerfung ſolcher Gerechtigkeiten unter den Lehnsnexus; ſowie denn überhaupt die Lehre von der objectiven Lehnsfähigkeit in der Lehre vom Objecte der Familienfideicommiſſe analoge Anwendung leidet [83]). Heißt es nun in einem bekannten Texte des Liber feudorum, daß ein Lehn „non nisi in rebus soli, aut solo cohaerentibus, aut in iis, quae inter immobilia connumerantur,“ errichtet werden könne [84]), und bleiben darnach bewegliche Sachen als ſolche ausgeſchloſſen, ſo muß dies auch analog auf die Familienfideicommiſſe bezogen werden. Bekanntlich ſind indeſſen viele Feudiſten hiervon für den Fall abgegangen, wo die Subſtanz oder der Werth der Mobilien auf eine dauerhafte Art ſicher geſtellt ſein würde [85]); es darf daher nicht befremden, daß dies auch auf die Errichtung von Familienfideicommiſſen Einfluß gehabt hat, und namentlich ſtiftete im J. 1755 der Freiherr Franz Ernſt Hyazinth von Heeremann zu Zuydtwyck ein ſolches, welches zum Theil, ja zum allergrößten Theile, aus beweglichen Gütern beſtand [86]).

Auch hinſichtlich der Frage, wer ein Familienfideicommiß errichten könne, findet der feudaliſtiſche Grundſatz, daß keine Beſchränkung auf einen beſtimmten Geburtsſtand eintrete, Anwendung. Allerdings kommen die Fideicommiſſe factiſch faſt nur beim Adelsſtande vor. Doch ſind die bürgerlichen nicht ſo ſelten, wie Mancher wol gemeint hat [87]); ſie finden ſich in den verſchiedenſten Gegenden und unter denſelben Modificationen, wie beim Adel, und wie z. B. eine bürgerliche Familie, Namens Cramer, ſeit der Mitte des 18. Jahrh. im Fürſtenthume Oſtfriesland ein Fideicommißgut beſitzt, worin nach Primogenitur mit Bevorzugung des Mannsſtammes ſuccedirt wird [88]), ſo hat in der Mitte des 17. Jahrh. ein gewiſſer Hanſe ein noch jetzt beſtehendes, im Fürſtenthume Halberſtadt (in der Stadt Hadmersleben) belegenes, bürgerliches Familienfideicommiß errichtet, welches nicht nach Primogenitur vererbfällt wird. Nach manchen Partikularrechten iſt jedoch das Recht der Familienfideicommiſſe ein Vorrecht des Adels [89]); während es dagegen z. B. im preußiſchen Landrechte ausdrücklich heißt, daß jedem Einwohner des

78) Vergl. z. B. Lübiſches Recht. B. I. Tit. 10. Art. 6. B. III. Tit. 7. Art. 2. 79) Daſelbſt B. II. Tit. 2. Art. 1. Stein, Abhandlung des lübiſchen Rechts. 2. Th. S. 94. 95. 80) *Knipschildt*, De fideicommissis familiarum nobilium. (Ulmae 1654.) *Hellfeld*, De fideicommissis familiar. illustr. (Jen. 1779.) Moshamm, Entwickelung der rechtlichen Verhältniſſe bei den teutſchen Geſchlechtsfideicommiſſen. (München 1816.) v. Dalwigk, Darſtellung des Erbrechts. (Wiesbaden 1822. [Dritter Theil.]) v. Salza und Lichtenau, Die Lehre von den Familien-, Stamm- und Geſchlechtsfideicommiſſen. (Leipzig 1838.)

81) Preuß. Landrecht. 2. Th. Tit. 4. §. 23. 48. 82) Daſelbſt §. 24. 83) *Knipschildt* Cap. V. Salza S. 56 fg. 84) II. F. 1. §. 1. 85) So auch nach Preuß. Landr. 1. Th. Tit. 18. §. 25. 26. 86) C. S. Zachariä, Rechtsgutachten über die Succeſſion in das von dem Freiherrn ꝛc. von Heeremann zu Zuydtwyck geſtiftete Familienfideicommiß. (Heidelberg 1836.) 87) Beſeler, Die Lehre von den Erbverträgen. 2. Th. 2. Bd. S. 90. 88) Dieck's und Eckenberg's Duplikſchrift für den Herrn Reichsgrafen G. A. Bentinck. S. 70. Not. (Leipzig 1839.) 89) Salza S. 17. Not. 2. S. 82.

Staates erlaubt ſei, Fideicommiß-Subſtitutionen zu errichten [90]).

Zur Errichtung eines Familienfideicommiſſes wird ein beſonderer Willensact erfodert; bloße Familienobſervanz reicht nicht aus, ſondern es kann dieſelbe an ſich blos zur Begründung der Stammgutseigenſchaft dienen. Höchſtens läßt ſich nur behaupten, daß in denjenigen hochadeligen Familien, deren Hausgeſetze (was häufig geſchehen iſt) die althergebrachte Stammgutseigenſchaft, ohne deren Entſtehungsart zu ändern, in Familienfideicommißeigenſchaft verwandelt haben, die neu erworbenen Güter, ſoweit ſie ſonſt als obſervanzmäßiges Stammgut zu betrachten ſein würden, für Familienfideicommiſſe zu halten ſind [91]). Abgeſehen von dieſer Ausnahme, wird mit ſpecieller Beziehung auf jedes einzelne, dem Fideicommißnexus zu unterwerfende, Gut eine beſtimmte und ausdrückliche Willenserklärung verlangt [92]). Im Allgemeinen genügt dazu ſchon die einſeitige Erklärung des Stifters, welche der Regel nach eine letztwillige ſein wird. Iſt hingegen der Stifter in der Dispoſition über den bezüglichen Gegenſtand durch die Rechte Dritter (z. B. der Notherben oder der Agnaten) beſchränkt, ſo bedarf er deren Einwilligung, ſoweit er durch ſolche Beſchränkung in der Anordnung der Unveräußerlichkeit gehindert wird. Nach Beſchaffenheit der Umſtände iſt dann die Form des Erbvertrages, oder des Familienvertrages zu wählen [93]); Formen, die natürlich der Stifter auch da gebrauchen kann, wo ſchon ſeine einſeitige Willenserklärung ausreichen würde. Begreiflich aber muß die Abſicht der Fideicommißerrichtung beſtimmt und deutlich genug ausgeſprochen ſein, ſodaß ſie ſich, wenn auch nicht grade den dürren Worten nach, doch mit logiſcher Nothwendigkeit oder derjenigen Sicherheit, die zu einem juriſtiſchen Beweiſe verlangt wird, aus der Erklärung des Stifters ergibt [94]). Der Beobachtung anderweitiger Formen, als ſie ſonſt im Allgemeinen zu dergleichen einſeitigen oder vertragsmäßigen Willensäußerungen nöthig ſind, bedarf es gemeinrechtlich nicht. Anders freilich oft nach den Partikularrechten, denen zufolge mitunter ſelbſt landesherrliche Einwilligung nöthig iſt [95]).

Iſt nun ein Familienfideicommiß ins Leben getreten, ſo gelten dann für die aus der beſtehenden Stiftung hervorgehenden Rechtsverhältniſſe im Ganzen ebenfalls die lehnrechtlichen Grundſätze analogiſch. Viele behaupten dies ſelbſt mit Bezug auf das am Lehn beſtehende, getheilte Eigenthum, und es iſt deren Anſicht auch in verſchiedene Partikularrechte übergegangen. So z. B. heißt es in dem öſterreichiſchen Geſetzbuche, das Eigenthum des Fideicommißvermögens ſei zwiſchen allen Anwärtern und dem jedesmaligen Fideicommißinhaber in der Art getheilt, daß jenen das Obereigenthum allein, dieſem aber auch das Nutzungseigenthum zukomme [96]). Es liegt hierbei die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lebhaft vertheidigte Anſicht zum Grunde, daß das ſogenannte Geſammteigenthum die Grundlage der teutſchen Succeſſion ſei [97]); welchem gemäß man rückſichtlich der Familienfideicommiſſe behauptete, daß ſie Eigenthum der geſammten Familie ſeien [98]), zu der ſich der Beſitzer des Fideicommiſſes in dieſer Beziehung ähnlich wie der Vaſall zum Lehnsherrn verhalte. Daher drückt ſich denn auch das preußiſche Landrecht, indem es dem Fideicommißbeſitzer das nutzbare Eigenthum beilegt, noch beſtimmter als die öſterreichiſche Legislation, dahin aus, das Obereigenthum befinde ſich „bei der ganzen Familie" [99]). Daß dieſe Anſicht der Sache, wenngleich ſie erſt in den neuen Zeiten wiſſenſchaftlich ausgebildet iſt, ſo alt ſei, als überhaupt das ganze Fideicommißinſtitut, lehrt beiſpielsweiſe die ſchon oben (S. 326) in Bezug genommene, Salza'ſche Stiftungsurkunde von 1532. In ihr wird nicht nur der jedesmalige Fideicommißbeſitzer als „Innehalter," ſowie ſein Recht am Gute als „Innehabung" bezeichnet, ſondern auch geſagt, es ſolle derſelbe das betreffende Gut „in gebrauch" haben, und zwar „alleine zcum lebetagenn." Überdies wird hinzugeſetzt, daß, wenn dieſes Gut (welches dem Fideicommißſtifter verſetzt war) wieder eingelöſt würde, ſolchen Falls das reſtituirte Geld „vonn dem geſchlechte" an ein ander Gut angelegt werden ſollte. Schließlich ſetzt der Stifter hinzu, er wolle alle ſeine „nachkommen Innehalter ſolcher gütter ſampt dem gantzenn geſchlecht hiemit veſtiglich verbundenn haben" [1]). Schwerlich wird man nach dieſer Urkunde behaupten können, daß Biſchof Jacob von Salza dem jedesmaligen „Innehalter" ein Mehres, als ein lebenslängliches Nutzungsrecht („allein zu lebtagen in Gebrauch zu haben"), habe einräumen wollen, zumal er für den Fall der Wiedereinlöſung nicht ihm, ſondern „dem gantzen geſchlechte" die Pflicht auferlegte, mit dem zurückerhaltenen Capitale ein anderes Gut zu erkaufen. Wie nun in dieſem Falle, ſo wird man, ſelbſt wenn die Anſicht des getheilten Eigenthums gemeinrechtlich nicht zu billigen ſein ſollte, auch bei Beurtheilung anderer Fideicommiſſe ſich immer zunächſt an die Fideicommißurkunde zu halten haben, und, geht dieſe von dem Gegenſatze des Ober- und Untereigenthums aus, ihr hierin, ungeachtet der entgegenſtehenden Lehre des gemeinen Rechts, folgen müſſen; ganz wie es das preußiſche Landrecht will, welches vorſchreibt, daß die Rechte und Pflichten des Fideicommißbeſitzers „hauptſächlich nach dem Inhalte des Stiftungsbriefes" zu beurtheilen ſein [2]). — Soviel nun aber das gemeine Recht betrifft, ſo iſt ohne allen Zweifel dem Fideicommißbeſitzer nicht ein bloßes

90) Preuß. Landrecht. 2. Th. Tit. 4. §. 47. 91) Eichhorn, Einleitung in das teutſche Privatrecht. §. 368. Nr. III. 92) Salza S. 14. 29. 83. 93) Beſeler a. a. O. S. 65 fg. 85 fg. 94) Salza S. 28. 29. 95) Öſterreichiſches Geſetzbuch. §. 627. Preuß. Landrecht. 2. Th. Tit. 4. §. 56.

96) Öſterreichiſches Geſetzbuch. §. 629. 97) Vergl. z. B. Reinhard, Die Gemeinſchaft als wahrer Grund der Erbfolge und der einzige Grund der Lehnsfolge der Seitenverwandten. (Frankfurt 1755.) 98) Kohler, Das Privatfürſtenrecht. §. 69. 70. Beſeler a. a. O. S. 51 fg. 99) Preuß. Landrecht. 2. Th. Tit. 4. §. 72. 73.

1) Salza a. a. O. S. 245. 246. 2) Preuß. Landrecht. 2. Th. Tit. 4. §. 74.

Nutzungseigenthum, ſondern das wahre Eigenthumsrecht zuzuſchreiben, während die übrigen Mitglieder der Familie zu ihm in einem ähnlichen Verhältniſſe ſtehen, als gemeinrechtlich beim Lehn die Collateralen zu dem Vaſallen. Denn abgeſehen davon, daß Viele gegenwärtig die ganze Lehre des teutſchen Geſammteigenthums verwerfen [3]), ſo zeigt auch ſchon die oben dargeſtellte Lehre von den teutſchen Erbſtammgütern, daß die Anſicht, es beruhe das teutſche Erbrecht auf einem gemeinſchaftlichen Eigenthume der Familie, eine reine Erfindung der Gelehrten iſt. Entgegengeſetzten Falls hätte ja jedes, auch das entfernteſte Familienglied gegen Veräußerungen von Erbgütern das Beiſpruchsrecht haben müſſen, wogegen dieſes Recht doch lediglich auf die nächſten Erben beſchränkt blieb; grade aber als eine, freilich ſehr eigenthümliche, Fortbildung des Inſtituts der Erbſtammgüter iſt das Inſtitut der Familienfideicommiſſe anzuſehen. Allerdings haben nun zwar auch die Grundſätze von den römiſchen Fideicommiſſen, ſowie die Grundſätze des gemeinen Feudalrechts von den Rechten der Lehnsagnaten darauf eingewirkt; allein daß die Letzteren als ſolche mit dem Vaſallen nicht in einer Eigenthumsgemeinſchaft ſtehen, weiß Jeder, und nur dem Lehnsherrn gegenüber bleibt der Lehnsbeſitzer auf ein dominium utile beſchränkt. Ebenſo wenig findet nach römiſchem Rechte eine Eigenthumsgemeinſchaft zwiſchen dem Fiduciar und Fideicommiſſar ſtatt [4]), ſelbſt nicht bei den römiſchen Familienfideicommiſſen; ſondern wer auf Grund der Stiftung ein ſolches Fideicommiß beſitzt, hat nur die Verpflichtung der dereinſtigen Reſtitution [5]). Dieſe Verpflichtung liegt auch dem Lehnsbeſitzer [6]), gleichwie dem Beſitzer des teutſchen Erbſtammgutes ob [7]), und ſo ergibt ſich denn ſchließlich um ſo gewiſſer, daß, wenn dieſe verſchiedenen Rechtsinſtitute die hiſtoriſche Grundlage der teutſchen Familienfideicommiſſe bilden, auch bei den letzteren gemeinrechtlich die Verbindung zwiſchen dem zeitigen Beſitzer und ſeinen Nachfolgern, ohne Daſein eines getheilten Eigenthums, lediglich durch die ſich auf die künftige Reſtitution des Fideicommiſſes beziehenden Rechte und Verbindlichkeiten vermittelt wird [8]).

Aus dieſer Reſtitutionsverbindlichkeit erklären ſich denn auch vollkommen die Beſchränkungen, denen der Fideicommißbeſitzer, ſeinen Nachfolgern gegenüber, ganz in ähnlicher Weiſe unterworfen iſt, als der Vaſall im Verhältniſſe zu ſeinen Lehnsagnaten. Wie daher der Vaſall das Lehn nicht auf die Dauer deterioriren darf, und, wenn er in dieſer Beziehung pflichtvergeſſen iſt, die Inhibition der Agnaten, denen desfalls alle Mittel zuſtehen, welche zur Sicherung künftiger Rechte dienen, zu fürchten hat [9]), ſo auch der Familienfideicommiß-Inhaber. Arten die Deteriorationen in Verwüſtungen aus, ſo können, wenn er bei ſeinem Verfahren beharrt, die Fideicommißanwärter auch auf Sequeſtration antragen [10]), wogegen ihnen das, in einem ſolchen Falle dem Lehnsherrn gemeinrechtlich zuſtehende, Recht der Gutsentziehung [11]) abzuſprechen iſt. Wer freilich eine Theilung des Eigenthums zwiſchen dem Fideicommißbeſitzer und den übrigen Familianten vertheidigt, alſo den Letzteren, des ihnen im Gegenſatze zum Erſteren, dann zuzuſchreibenden Obereigenthums wegen, ein gegenwärtiges Recht beilegt, und ſie dadurch in dieſer Beziehung ganz in die Lage des Lehnsherrn verſetzt, der würde, aus Veranlaſſung des fraglichen Grundſatzes des Lehnrechts, conſequenter Weiſe auch der Familie im obigen Falle das Recht auf Gutsentziehung einräumen müſſen. Anders dagegen, wenn man, unter Zurückweiſung des getheilten Eigenthums, den Fideicommißanwärtern nur ein eventuelles Recht vindicirt; in dieſem Falle iſt vielmehr die Analogie der römiſchen Familienfideicommiſſe begründet, wornach die Rechte der Succeſſoren durch Cautionsbeſtellung geſichert werden [12]), und, wenn ſolche nicht ausreicht, zu den anderweitigen Sicherungsmitteln künftiger Rechte zu greifen iſt, unter denen hier die Sequeſtration das äußerſte bildet, weil dadurch dem Fideicommißinhaber die Möglichkeit jeder directen Einwirkung entzogen wird.

Natürlich brauchen ſich die Anwärter auch keine Veräußerung gefallen zu laſſen, und zwar um ſo weniger, als die Unveräußerlichkeit des Fideicommiſſes, ſchon nach dem Zwecke der Stiftung, ungleich ſtrenger iſt, als beim Lehn. Denn nach dem beſtimmten Willen des Stifters ſoll das Fideicommiß bei der Familie unverrückt bleiben, ſo lange dieſelbe überhaupt beſteht, während dies beim Lehn als ſolchem nicht zutrifft. Kann daher ſchon das Lehn ohne Einwilligung der Agnaten nicht veräußert werden [13]), ſo kann beim Fideicommiß noch viel weniger davon die Rede ſein, und ebenſo verſteht ſich von ſelbſt, daß, da die Vortheile des Fideicommiſſes allen ſucceſſionsfähigen Mitgliedern der betreffenden Familie zu Gute kommen, hier der Unterſchied, welcher in der Lehre von den Lehnsveräußerungen zwiſchen den Deſcendenten und den Seitenverwandten des Vaſallen zu machen iſt [14]), wegfällt, ſodaß daher der Deſcendent des Fideicommißinhabers gegen die von dieſem vorgenommenen Veräußerungen die nämlichen Rechte hat, wie der Collateral [15]). Nur wer in die Veräußerung ausdrücklich oder ſtillſchweigend (z. B. durch Annahme der Erbſchaft des vorigen Inhabers) gewilligt, muß für ſeine Perſon die Handlung gelten laſſen [16]).

Gewöhnlich nimmt man an, daß der einzelne Familiant die ohne ſeine Zuſtimmung erfolgte Veräußerung erſt von dem Augenblicke der ihm deferirten Succeſſion an zu revociren berechtigt ſei, nicht ſchon früher [17]). Allein obwol für dieſe Meinung die Analogie der teutſchen Erbſtammgüter, ſowie der Lehen zu ſprechen ſcheint [18]), ſo iſt ſie doch gewiß verwerflich, wenigſtens in

3) Duncker, Das Geſammteigenthum. (Marburg 1843.) 4) Mühlenbruch, Lehrbuch der Pandekten. §. 737. 738. 5) L. 69. §. 3. D. de leg. II. (31.) 6) I. F. 5. §. 1. II. F. 39. pr. 7) Sachſenſp. B. I. Art. 52. 8) Duncker a. a. O. S. 122 fg. 9) II. F. 8. pr. §. 1. 10) Salza a. a. O. S. 195.

11) II. F. 27. §. 17. 12) L. 69. §. 3. D. de leg. II. (31.) 13) II. F. 39. pr. 14) Eichhorn's Einleitung in das teutſche Privatrecht. §. 228. Vergl. §. 353. 369. 15) Salza a. a. O. S. 154 fg. 16) Arg. I. F. 5. §. 1. II. F. 39. pr. 17) Salza a. a. O. S. 154. Dunker S. 137. 18) Vergl. oben.

der Allgemeinheit, in welcher ſie aufgeſtellt zu werden pflegt. Blos für den Fall iſt ſie richtig, wo, ungeachtet der Veräußerung, das Fideicommiß in der Familie bleibt, alſo wenn entweder die Veräußerung nur eine ſogenannte Veräußerung im weitern Sinne iſt, wodurch das Gut nur belaſtet, nicht aber ſeiner Subſtanz nach auf einen Andern transferirt wird, oder wenn ſie zwar eine Veräußerung im engern Sinne iſt, das Gut jedoch nicht an einen Fremden, ſondern an ein Familienglied überträgt. In dieſen Fällen iſt die Veräußerung *nicht nichtig*, wiewol ſie nach den Regeln, welche über die Veräußerung eines ex tunc revocabeln Rechtes gelten, an und für ſich nur ſo lange, als das Recht des Veräußerers am Gute währt, für den Erwerber wirkſam ſein kann[19]). Dagegen läßt ſich die obige Meinung nicht billigen, wenn durch die Veräußerung das Fideicommiß an einen *Fremden* gebracht wird. Die Veräußerung iſt nämlich in dieſem Falle, weil ſie *gegen* das beſtimmte Verbot des Stifters direct anſtreitet, *nichtig*; ebendeshalb aber kann ſie auch der Erwerber nicht als einen gerechten Titel ſeines Erwerbes dem Fideicommißanwärter, welcher aus der Stiftung wider ihn klagt, entgegenſetzen, ſondern muß demſelben das Fideicommiß um ſo gewiſſer herausgeben, als zugleich ſein Auctor durch ſein ſtiftungswidriges Handeln die Rechte, welche er bis dahin hatte, eingebüßt hat[20]). Zu dieſen Gründen kommt nun aber noch ſowol die Analogie derjenigen Grundſätze, welche für einen ſolchen Fall beim römiſchen Familienfideicommiß gelten[21]), als ſelbſt die Analogie des Lehnrechts. Denn auch aus der nichtigen Lehnsveräußerung entſpringt *ſofort*, und *nicht erſt nach dem Tode des Vaſallen*, das Recht der Revocation. Nur ſteht freilich dieſes Recht hier dem *Lehnsherrn* zu[22]). Doch wird ſolches für die Familienfideicommiſſe in ſofern von Bedeutung, als die lehnrechtliche *Nichtigkeit* der Veräußerung grade zum Vortheil des *Lehnsherrn* eingeführt iſt[23]). Denn es folgt hieraus, daß, wenn der Lehnsherr *ſofort* nach der Veräußerung das Recht der Revocation hat, dies ſich als die Folge der vorhandenen Nullität herausſtellt. Hat es aber hiermit ſeine Richtigkeit, ſo folgt auch weiter, daß, wenn die *Nichtigkeit* der Veräußerung eines *Familienfideicommiſſes* zum Vortheile der *Fideicommißanwärter* gereicht, dann auch *dieſe ſofort* nach der *nichtigen* Veräußerung das Recht der Revocation genießen.

Da der Fideicommißbeſitzer den Anwärtern die Rechte welche ſie auf das Fideicommiß haben, weder entziehen, noch ſchmälern kann, ſo kann er ſie auch nicht durch ſeine Schulden verpflichten; die Schulden müßten denn ſolche ſein, welche, wenn das Fideicommiß ein Lehn wäre, der Agnat nach den Grundſätzen des Feudalrechts geſetzlich als Lehnsſchulden oder Lehnslaſten anzuerkennen haben würde[24]).

Es ergibt ſich hieraus und aus den andern oben berührten Rechtsgrundſätzen, daß, gleich dem Lehnsagnaten, der Fideicommißſucceſſor bloßer Singularſucceſſor iſt. Auch hat er ja ſeinem Vorgänger als ſolchem nichts zu verdanken, ſondern das Fideicommiß fällt ihm lediglich deshalb zu, weil er zu denjenigen Perſonen gehört, auf welche ſich die Fürſorge (providentia) des Fideicommißerrichters erſtreckt; es heißt dies mit andern Worten, er ſuccedirt nicht ex beneficio ultimi possessoris, ſondern er ſuccedirt ex pacto et providentia majorum[25]). Darum bleiben denn auch nur diejenigen Familienglieder ausgeſchloſſen, welche der Stifter ſelbſt ausgeſchloſſen hat. Doch ſind freilich, da die Errichtung eines Familienfideicommiſſes zur dauernden Erhaltung des Familienanſehens erfolgt, ſchon eo ipso die Weiber und Cognaten ausgeſchloſſen, ſo lange nicht der Stifter das Gegentheil verordnet hat (cognatiſches Fideicommiß), in welchem Falle aber die Frauen und Cognaten doch erſt nach erloſchenem Mannsſtamme an die Reihe kommen[26]). Iſt übrigens oben geſagt worden, daß nur die von dem Stifter ſelbſt ausgeſchloſſenen Familienglieder vom Fideicommiß zurückzuweiſen ſein, ſo wird natürlich hierbei vorausgeſetzt, daß gleichwol Niemand auf die Stiftung erbrechtliche Anſprüche machen könne, der nicht ſchon nach allgemeinen Grundſätzen ſucceſſionsfähig iſt, und während daher, in Ermangelung einer entgegenſtehenden Dispoſition des Stifters, bei bürgerlichen Fideicommiſſen jeder Legitimirte, auch der Legitimatus per rescriptum, ſucceſſionsfähig iſt, bleibt dies bei adeligen Fideicommiſſen lediglich auf den Legitimatus per subsequens matrimonium beſchränkt, da die adeligen Familienrechte nur durch die Legitimatio per subsequens matrimonium, nicht auch durch die Legitimatio per rescriptum begründet werden[27]). — Bei den meiſten Fideicommiſſen werden die Anwärter nach einer beſondern Folgeordnung berufen, und gewiß entſpricht es am meiſten der beabſichtigten Erhaltung des Familienglanzes, daß die Zerſplitterung der Stiftung zwiſchen einer Menge Intereſſenten vermieden werde. Nichtsdeſtoweniger können Familienfideicommiſſe ohne beſondere Succeſſionsordnung beſtehen, und darum erfodert die Beobachtung einer ſolchen ſpecielle Anordnung des Stifters; fehlt es an einer derartigen Anordnung, ſo wird die gewöhnliche Succeſſionsordnung beobachtet[28]).

Das Familienfideicommiß dauert nun ſeinem Zwecke nach ſo lange, als noch Succeſſionsberechtigte vorhanden, oder zu hoffen ſind, und erſt der letzte Sprößling der geſammten folgeberechtigten Nachkommenſchaft des erſten Stifters hat wieder freies Verfügungsrecht darüber. Ob dagegen durch allſeitige Einwilligung ſämmtlicher lebender

19) Arg. leg. 31. D. quib. mod. pign. (20, 1.) 20) Die an einen Fremden geſchehene Veräußerung des teutſchen Stammgutes iſt an ſich nicht nichtig; folglich kann auch aus ihr kein Schluß auf die Familienfideicommiſſe in Bezug auf die vorliegende Frage gezogen werden. 21) Vergl. hierüber den Art. Familienfideicommisse. 22) II. F. 38. 44. pr. 23) II. F. 52. 55. Die Nichtigkeit iſt nicht zum Vortheile der Lehnsagnaten eingeführt; folglich kann daraus, daß dieſe Agnaten erſt von dem Augenblicke der ihnen deferirten Succeſſion das Revocationsrecht haben, nicht geſchloſſen werden, daß ein Gleiches bei den Fideicommißanwärtern gelte.

24) Salza a. a. O. S. 87. 25) Ebendaſ. S. 104. 105. 26) Ebendaſ. S. 116 fg. 27) Eichhorn, Einleitung. §. 60. 28) Salza a. a. O. S. 111 fg.

Prätendenten die Stiftung ſchon früher, und zwar dergeſtalt aufgehoben werden könne, daß auch die Posthumi daran gebunden ſein würden, iſt ſtreitig [29]). Die Vertheidiger der bejahenden Meinung, welche aber zugleich noch die Beſtellung von Curatoren zur Wahrnehmung der Rechte der Nachgeborenen, ingleichen gerichtliche Beſtätigung der Aufhebung zu verlangen pflegen, berufen ſich vornehmlich darauf, daß unter Einwilligung aller lebenden Intereſſenten ebenſo wol der Lehnsnexus, als das römiſche Familienfideicommiß aufgehoben werden könne [30]). Allein von dieſen Analogien iſt weder die erſte, noch die zweite begründet; die zweite um deswillen nicht, weil das römiſche Familienfideicommiß, bei der Unbekanntſchaft der Römer mit der Successio ex pacto et providentia majorum, immer nur ex beneficio ultimi possessoris vererbt wird [31]); die erſte um deswillen nicht, weil, wenn auch in dem Lehn der Agnat unabhängig von den Handlungen und Entſchließungen des Vaſallen ſuccedirt, doch ein Gleiches weder von den Deſcendenten des Lehnsmannes, noch von den Nachkommen der Agnaten gilt, und daher, wenn demnach die Deſcendenten, ſowol der Agnaten, als des Vaſallen, an die Zuſtimmung ihrer Aſcendenten zur Aufhebung des Lehnsnexus gebunden ſind, hieraus noch nichts für die in Rede ſtehende Aufhebung eines teutſchen Familienfideicommiſſes folgt, in welchem auch jene Deſcendenten ex pacto et providentia majorum ſuccediren, und alſo unabhängig von den Entſchließungen ihres Aſcendenten ſind. Somit bleibt natürlich auch die etwanige Einwilligung der beſtellten Curatoren und die Confirmation des Gerichts ohne Belang. Da vielmehr der Fideicommißerrichter die Erhaltung ſeiner Stiftung für die ganze Zeit der noch blühenden Familie ebenſo beſtimmt geboten, als jede dawider laufende Handlung verboten hat, ſo kann Jeder, auf den ſich des Stifters Fürſorge bezieht, folglich auch der Posthumus, gegen jede, ſeinen Rechten präjudicirliche, Handlung das Beiſpruchsrecht geltend machen. Daß derjenige, welcher zur Zeit der Veräußerung noch nicht gelebt, und alſo damals noch keine Rechte gehabt habe, grade eben dieſerhalb die Veräußerung gelten laſſen müſſe, indem ſeine ſpätere Conception und Geburt jedem andern ungewiſſen, früher noch nicht zu berechnen geweſenen Ereigniſſe gleichzuſetzen ſei, ein ſolches Ereigniß aber keinen Einfluß auf den Beſtand von Rechtshandlungen äußern könne, die bereits früher gültig vorgenommen worden; — iſt eine Entgegnung, bei der man ſich offenbar in einem Cirkel bewegt. Denn es fragt ſich ja erſt noch darum, ob die Handlung, auf welche ſich dies Alles bezieht, d. h. hier die Aufhebung des Fideicommiſſes, gültiger Weiſe bewirkt worden ſei, und dies muß doch Jeder, der bei dem beſtimmt ausgeſprochenen Willen des Stifters ſtehen bleibt, ſo lange verneinen, als die Familie noch nicht erloſchen iſt. Dem Allen nach läßt ſich die gemeinte Aufhebung durch Rechtsgründe nicht rechtfertigen; nur durch ein vom Landesherrn ausgewirktes Reſcript läßt ſie ſich herbeiführen, da der Landesherr als ſolcher über dem Geſetze ſteht. (*Dieck.*)

FAMILIENHERKOMMEN wird zur Richtſchnur genommen, wenn keine ausdrücklichen Familienverträge vorhanden, oder dieſe dunkel ſind. In den fürſtlichen und andern Eheverträgen, Teſtamenten, Landtagsabſchieden ꝛc. werden dergleichen Familienherkommen öfter erwähnt und als eine Norm für die Gegenwart und die Zukunft angegeben. So z. B. wird ſich in dem im J. 1492 ausgeſtellten Verzichtbriefe der Erzherzogin Kunigunde zu Öſterreich auf das Herkommen und den Gebrauch des Hauſes Öſterreich bezogen. Aber das Übelſte dabei iſt, daß auch ſogar auf das ſpecielle Herkommen eines Hauſes oft ſehr wenig gebaut werden kann, weil die Beiſpiele, auf welchen doch das Herkommen gänzlich beruht, oft ſo dunkel und im Betreff der nöthigen Umſtände unbekannt, oder ſo vielem Widerſpruch und Zweifel unterworfen ſind, oder auch ſo unter und ſelbſt wider einander laufen, daß man in Verlegenheit iſt zu ſagen, was als von dem Herkommen hergebracht angenommen werden ſoll. Es iſt, wie Joh. Jac. Moſer bemerkt, ſehr zu beklagen, daß das Familienherkommen oft mehr Parade macht, als dahinter iſt, wenn man es bei Lichte beſieht. Es kann jedem Privatſcribenten ergehen, daß er bona fide erwieſen zu haben glaubt, in einem Hauſe ſei dieſes oder jenes Herkommens, und nachher geht manchmal hervor, daß Hauptumſtände verborgen geblieben ſind, welche der Sache eine ganz andere Geſtalt geben. Bezieht man ſich auch wol in einem Hauſe ſelbſt auf dieſes Herkommen, und wenn man nach dieſem Herkommen forſcht, ſo finden ſich entweder gar keine, oder keine ſicheren, oder nicht gnügende, oder einander widerſprechende Beiſpiele, oder es ſind beſondere, in andern Fällen unanwendbare Umſtände eingetreten geweſen, oder die Sache iſt durch Unterhandlungen gegangen, und es iſt dabei unausgemacht geblieben, wer Recht oder Unrecht hat. Nicht blos die Stände des teutſchen Reichs bezogen ſich auf das Familienherkommen, ſondern auch der Reichshofrath ſelbſt reflectirte auf das Specialherkommen und die Familienverträge eines Hauſes, wie aus den von ihm bei verſchiedenen Gelegenheiten ertheilten Reſolutionen hervorgeht. So z. B. wurde im Betreff der merſeburger Vormundſchaft in dem kaiſerlichen Reichshofrath zu Wien den 4. Dec. 1696 dieſes Concluſum gemacht: Wofern der Kurfürſt das von ihm allegirte undenkliche Herkommen, kraft deſſen demſelben in ſeinem Kurhauſe die Tutel ohne einige Confirmation oder andere Praestanda zukomme, innerhalb zweier Monate dociren und darthun würde, ſodann fernere kaiſerliche Reſolution erfolgen ſollte [1]). In Sachen der ſachſen-jenaiſchen Vormundſchaft, welche nach dem Tode des Herzogs Bernhard (geſt. den 3. Mai 1678) über deſſen Sohn Johann Wilhelm, Herzog Johann Ernſt zu Sachſen-Weimar als von Bernhard durch das Teſtament vom 18. März 1678 eingeſetzter Vormund die Vormundſchaft führte, die ihm aber von Sachſen-Eiſenach, das die Mitvormundſchaft verlangte, ſtreitig gemacht ward, reſolvirte

29) Salza a. a. O. S. 220 fg. 30) II. F. 39. pr. L. 11. C. de fideicommiss. (6, 42.) 31) Man vergl. z. B. L. 67. §. 3. 5. D. de legat. II. (31.)

1) Müller, Annales des Chur- und Fürſtlichen Hauſes Sachſen. S. 648.

der kaiſerliche Reichshofrath zu Wien: Daß der Herzog (Vormund) sub termino duorum mensium der Polizeiordnung gemäß, und dem Herkommen in puncto Tutelae ſich zu verhalten wiſſen werde [2]). Da auch, bemerkt Joh. Jac. Moſer [3]) nach dem eignen Geſtändniß des Reichshofraths durch ein Herkommen die Tutel in einem Hauſe regulirt werden konnte, ohne daß dabei der Kaiſer confirmando concurrirte, ſo iſt nicht abzuſehen, warum nicht ein Gleiches per conveulentiam expressam hätte geſchehen können, wenn nur die kaiſerlichen Reservata unberührt blieben. In Ermangelung eines Specialherkommens muß nicht allemal ſogleich auf die Obſervanz anderer Häuſer und Länder, ſondern zuvörderſt auf eines jeden Landes Freiheiten, Verfaſſung und Herkommen in andern Staatsſachen, welche mit der Vormundſchaft connectiren, geſehen werden; doch muß auch dieſe Analogie nicht zu weit ausgedehnt, und der Gebrauch anderer Häuſer gar geleugnet werden. Meiſtentheils iſt richtig, was der Verfaſſer der Anmerkungen über die würtembergiſche Grundfeſte in Folgendem ſagt: Es ſchlagen ſolcherlei Generalprincipien alsdann erſt an, wenn in einem Staat, in welchem der Vormundſchaftsfall ſich ereignet, nichts Beſonderes, entweder durch ausdrückliche Verträge, noch gleich Kraft habendes Herkommen, verordnet zu befinden, als wodurch jene Grundlehre in allewege derogirt wird; allermaßen bekannt, daß nicht allein die Instituta Gentium ſehr weit diesfalls von einander unterſchieden ſind, ſondern in unſerm Reich teutſcher Nation, welches ein aus vielen Staaten zuſammengeſetzter Körper iſt, hat bald jeder ſeine beſondere Einrichtung und Regierungsform; daher ſich die Frage von einer vormundſchaftlichen Landesadminiſtration nicht nach einer Univerſalrichtſchnur, am allerwenigſten aus den römiſchen Civilrechten, entſcheiden läßt, ſondern es muß ſchlechterdings eines jeden Staats Verfaſſung und Herkommen zum Grunde gelegt, in deren (des Familienherkommens) Entſtehung aber nicht auf das, was etwa auch bei andern Häuſern üblich, ſondern vielmehr auf die erſtangezogenen Principien (die Landesfreiheiten und Verfaſſung) geſehen werden. So der Verfaſſer der Anmerkungen über die würtembergiſche Grundfeſte. In der Geſchichte des wild- und rheingräflichen Hauſes (S. 195 fg.) hat man verſucht folgende Sätze auszuführen: Das geſetzliche Herkommen eines hohen Geſchlechts kann nicht aus Handlungen einzelner Glieder oder Linien deſſelben hergeleitet werden; ſondern es wird dazu der Einfluß des ganzen Geſchlechts erfodert. Joh. Jac. Moſer (S. 7) hält aber dieſes für übertrieben, beſonders in dem Fall, wenn das Herkommen der einzelnen Glieder und Linien ſich nicht widerſpricht. Auch hält er für ſeltſam und widerrechtlich, wenn man ein neues erweisliches Geſchlechtsherkommen verwerfen, und ihm ein älteres vorziehen wollte, weil jenes mit den gemeinen Rechten übereinkommt, dieſes aber mit den alten teutſchen Rechten und Gewohnheiten: Tempora mutantur, et nos mutamur in illis, das alte muß, bemerkt Moſer weiter, in ſolchen Fällen allemal dem neuen weichen.

(*Ferdinand Wachter.*)

FAMILIENRATH. Jede Familie hat ihre beſonderen Intereſſen, mag man ſie ſich in dem engern Sinne der häuslichen Familiengeſellſchaft, oder in dem weitern Sinne der durch Verwandtſchaft überhaupt begründeten Genoſſenſchaft denken, und vertritt und verfolgt nun natürlich auch dieſe Intereſſen ſowol nach Außen hin, als im Innern der Familie. Insbeſondere muß ſie ſich ihrer ſchutzbedürftigen Mitglieder annehmen, damit dieſelben nicht ohne Schutz und Pflege bleiben, auch erfoderlichen Falls gegen diejenigen vertreten werden, unter deren Schutz und Pflege ſie ſtehen. Grade dies aber wird für uns hier von Wichtigkeit, da es die Berufsſphäre des Familienrathes ſowol bei den Römern bildete, als bei den Germanen.

So lange der Schutzbedürftige noch ſeinen Vater hat, ſteht er unter deſſen Gewalt. Da indeſſen dieſe Gewalt an und für ſich bei den Römern unbegrenzt war, indem ſie ſelbſt das jus vitae et necis in ſich begriff, ſo darf nicht befremden, daß, wenn es ſich um Beſtrafung des Hauskindes wegen eines Verbrechens handelte, welches mit dem Tode oder einer andern harten Strafe zu ahnden war, der Vater nicht für ſich allein zu Gericht ſitzen konnte, ſondern die Verwandten, welche hier ſeinen Familienrath ausmachten, hinzuziehen mußte. Es bezeugt dies z. B. folgende Erzählung: „(Spurius) Cassius filium, qui tribunus plebis agrariam legem primus tulerat, — postquam illam potestatem deposuit, *adhibito propinquorum et amicorum consilio*, affectati regni crimine *domi* damnavit, verberibusque affectum necari jussit, ac peculium ejus Cereri consecravit [1]).“ Ebenſo verhielt es ſich bei den von einer Uxor in manu begangenen Verbrechen [2]); denn eine ſolche Frau ſtand, da ſie loco filiae war, unter der Gewalt ihres Ehemannes, der über ſie faſt die nämlichen Rechte, als über ſeine Hauskinder hatte. „(Plautius) *propinquis coram* de capite famaque *conjugis* cognovit [3]). In welchem Verhältniß bei dieſem Familiengerichte Vater und Verwandten zu einander geſtanden ha-

2) Die Streitigkeiten wurden erſt den 1. Mai 1688 durch den zu Gotha getroffenen gütlichen Vergleich, welcher ſowol von den fürſtlichen Paciscenten, als den kaiſerlichen Commiſſarien und Interponenten vollzogen ward, gänzlich gehoben, indem, vermöge dieſes Receſſes, Sachſen-Eiſenach ſeiner Prätenſion auf die Mitvormundſchaft freiwillig, und blos zur Beförderung freund-vetterlichen Wohlvernehmens, im fürſtlichen Hauſe fallen und dagegen geſchehen ließ, daß Herzog Wilhelm Ernſt von Sachſen-Weimar (Johann Ernſt war 1683 geſtorben) ſolche Vormundſchaft förderhin allein über ſich behalte und fortführe. 3) Perſönliches Staatsrecht derer teutſchen Reichsſtände. S. 444—449. Weiter oben bemerkt Moſer bei derſelben Gelegenheit: „Wo nun alſo ein der Reichs-Policey-Ordnung widriges Herkommen ſich befindet, und ſo auch in denen, in beſagter Ordnung nicht entſchiedenen, Fällen, gehet man billig forderiſt denen Familien-Verträgen und dem ſpecialen Herkommen jedes Hauſes nach; als worauf ſich vielfältig in Ehepacten und dergleichen bezogen wird“ u. ſ. w.

1) *Valer. Maxim.* Lib. V. Cap. 8. §. 2. Anderweitige Beiſpiele bei Klenze in der Zeitſchrift für geſchichtliche Rechtswiſſenſchaft. 6. Th. S. 28. 29. 2) *Livius* Lib. XXXIX. Cap. 18: „*in quorum manu essent.*“ 3) *Taciti* Annal. Lib. XIII. Cap. 32. Anderweitige Belege bei Klenze a. a. O. S. 22. 23.

ben, iſt ungewiß. Einige, welche ſich inſonderheit auf die zuletzt mitgetheilte Stelle berufen, ſind der Meinung, daß nicht der Vater mit den Verwandten, ſondern nur vor ihnen (propinquis *coram*) gerichtet habe, die Verwandten alſo nur Auctoritätszeugen geweſen ſeien [4]); wogegen Andere, unter namentlicher Berufung auf Dionys von Halikarnaß, welcher ſich ſo ausdrückt: „*οἱ συγγενεῖς μετὰ τοῦ ἀνδρὸς ἐδίκαζον* [5])," den Verwandten eine wirkliche Concurrenz an dem Rechtſprechen beilegen [6]). Ohne Zweifel iſt dieſe zweite Meinung die richtigere; nur daß man dem Vater, der ja auch prägnant als domesticus judex, domesticus magistratus, censor filii vel mulieris bezeichnet wird [7]), als den eigentlichen Richter anzuſehen, und ihm gegenüber, den Verwandten mehr diejenige Stelle anzuweiſen hat, die gegenwärtig die Geſchwornen einnehmen, welche blos das Schuldig oder Nichtſchuldig ausſprechen, während das eigentliche Straferkenntniß vom Richter, hier alſo vom Vater oder Mann [8]), ausgeht [9]). Die Verwandten übrigens, welche hieran Theil nahmen, waren nicht Agnaten [10]), ſondern Cognaten [11]). Wäre dem nicht ſo, ſo hätten ſie mit dem techniſchen Ausdruck bezeichnet werden müſſen, was aber nirgends geſchieht; im Gegentheil werden entweder die unbeſtimmtern Ausdrücke: proprinqui, necessarii, amici, sui, oder auch die beſtimmtern Ausdrücke cognati, *συγγενεῖς* [12]) gewählt. Dabei erſtreckte ſich die Theilnahme an dem Hausgerichte, wie ſchon von vorn herein zu erwarten iſt, lediglich auf die nächſten Cognaten, allem Anſcheine nach höchſtens auf die Sobrinen [13]); doch hatten wahrſcheinlich auch diejenigen Affinen, die ſonſt gewöhnlich mit den Cognaten gleich berechtigt ſind, ein Anrecht an die Gerichte; ſie werden wenigſtens bei andern Gelegenheiten mit zum Familienrathe gerechnet [14]). Die Hausgerichte kommen noch unter den Kaiſern vor, und obgleich ſchon Tacitus das Ganze als einen alten Gebrauch bezeichnet [15]), finden ſich doch noch in kaiſerlichen Conſtitutionen aus dem 4. Jahrh. Spuren davon, wiewol nur für geringere Delicte der Hauskinder; denn in Bezug auf die härtern Delicte heißt es gleichzeitig: „Quodsi atrocitas facti jus domesticae emendationis excedat, placet enormis delicti reos dedi *judicum notioni* [16])." Auf die Ehefrauen als ſolche konnte ſich Obiges nicht mehr beziehen, weil es damals wol keine ſtrengen Ehen mehr gab.

Wie aber der Familienrath die Hauskinder, dem Vater gegenüber, im Hausgerichte vertrat, ſo auch die vaterloſen Unmündigen in allen Beziehungen, wo es die Nothdurft erheiſchte [17]); und hierbei werden zum Familienrathe neben den Cognaten ausdrücklich die Affinen mit gezählt [18]). Eigentlich ſollte man glauben, daß bei dieſer Einrichtung auch die Vormundſchaft ſelbſt dem Familienrathe, oder doch einzelnen Mitgliedern deſſelben wäre anvertraut worden. Allein ſoweit nicht die teſtamentariſche Tutel eintrat, kam nach älterem Rechte die geſetzliche Tutel der Agnaten, Patrone und Gentilen an die Reihe [19]), und nahm nun zwar deren Stelle nach neuerm Rechte die geſetzliche Cognaten-Tutel ein, ſo ſtand ſolches mit dem Familienrathe doch an und für ſich nicht in der geringſten Verbindung, da dieſe Tutel ſich auf die geſammte Cognation bezog, und es in dieſem Zuſammenhange rein zufällig war, daß die Cognaten bis zum Grade der Sobrinen zugleich dem Familienrathe angehörten. Eine Spur von Berückſichtigung des Letzteren findet ſich nur bei der tutela dativa, übrigens aber eine directe nur bei der Cura ventris. Mit Bezug auf dieſe heißt es nämlich in den Geſetzen: „Eligitur curator aut ex his, qui tutores dati sunt posthumo, aut *ex necessariis affinibusque* [20])." — Der Beruf des Familienrathes äußerte ſich nun dahin wirkſam, daß dem Pupillen, wenn er noch unbevormundet war, ein Vormund beſtellt wurde [21]), und daß, wenn ein Vormund da war, er auch ſeine Pflicht that [22]). Die Hauptſorge betraf jedoch die perſönlichen Verhältniſſe des Pupillen. Denn obwol dieſe Verhältniſſe keineswegs dem Tutor fern lagen, ſo hatte derſelbe es doch zunächſt mit den Vermögensangelegenheiten zu thun, wogegen umgekehrt die Berathung über jene perſönlichen Verhältniſſe zunächſt vor den Familienrath gehörte, mit welchem ſie daher der Prätor zu reguliren hatte [23]). Auch lag demjenigen Cognaten oder Affinen, welchem in Folge ſolcher Berathung der Prätor die Erziehung und häusliche Aufnahme des Pfleglings übertrug, die Pflicht der Gewährung ob, ſodaß er in Ermangelung hinreichender Entſchuldigungsgründe erfoderlichen Falls dazu vom Prätor ſogar gezwungen werden konnte [24]). — Schließlich noch die Bemerkung, daß die Wirkſamkeit des Familienrathes ſich auch auf die Wahnſinnigen erſtreckte [25]).

Während in den bezeichneten Richtungen der Familienrath — oder das Consilium necessariorum [26]) — bei den Römern hervortritt, zeigt ſich die nämliche Erſcheinung auch bei unſern Vorfahren; bei denen alſo der Familienrath zuvörderſt ebenfalls für das Hausgericht von Bedeutung ward [27]). Denn da bei ihnen, ganz wie bei den alten Römern, der Hausherr über Frau

4) Haſſe, Das Güterrecht der Ehegatten. I. Th. S. 174. 5) *Dionys. Halicarn.* Lib. II. Cap. 25. 6) Klenze a. a. O. S. 23. 7) *Seneca*, Controvers. Lib. II. controv. 3 prope fin. *Idem*, De beneficiis. Lib. III. Cap. 11. *Suetonius* in Claudio. Cap. 16. *Gellius* Lib. X. Cap. 23. 8) Vergl. z. B. auch die beiden, oben excerpirten Stellen aus Valerius Maximus und Tacitus. 9) Klenze a. a. O. S. 24. 10) So meint Haſſe a. a. O. S. 173. 11) Klenze a. a. O. S. 30. 31. 12) *Livius* Lib. XXXIX. Cap. 18. *Valerius Maxim.* Lib. VI. Cap. 3. §. 7. *Dionys. Halicarn.* Lib. II. Cap. 25. *Polybius* Lib. VI. ed. *Schweighaeuser*. p. 454. 13) Klenze a. a. O. S. 31. 14) L. 1. §. 2. D. ubi pupillus. (27, 2.) 15) *Taciti* Annal. Lib. XIII. Cap. 32: „prisco instituto." 16) L. unic. C. de emendat. propinquor. (9, 15.)

17) Klenze a. a. O. S. 74—76. Rudorff, Das Recht der Vormundſchaft. I. Th. S. 17—19. 18) L. 1. §. 2. D. ubi pupillus (27, 2). L. 1. §. 23. D. ventre (37, 9). Vergl. auch L. 6. D. ubi pupillus, zuſammengehalten mit Klenze S. 76. Not. 1. 19) Rudorff a. a. O. S. 208 fg. 219 fg. 20) L. 1. §. 23. D. de ventre. (37, 9.) 21) L. 3. §. 5. D. de carbon. edict. (37, 10.) 22) L. 7. D. de suspect. tutor. (26, 10.) 23) L. 1. §. 1. D. ubi pupillus. (27, 2.) 24) L. 1. §. 2 eodem. 25) L. 13. §. 1. D. de officio praesidis. (1, 18.) 26) *Valer. Maxim.* Lib. V. Cap. 8. §. 2. 3. Lib. VI. Cap. 1. §. 1. 27) Kraut, Die Vormundſchaft nach den Grundſätzen des teutſchen Rechts. I. Th. S. 39 fg.

und Kind das Recht des Lebens und Todes hatte[28]), ſo mußte er bei Ausübung dieſes Rechtes durch diejenigen beſchränkt und controlirt werden, welche zunächſt berufen waren, ſich der Frau und Kinder gegen willkürliche Behandlung anzunehmen; das aber waren die nächſten männlichen Blutsfreunde, und dieſe bildeten daher auch den Familienrath, ſowie ſie im Hausgerichte bei der Beſtrafung concurrirten. Das älteſte Zeugniß darüber liefert Tacitus: „(Adulteram) *coram propinquis* expellit domo maritus, ac per omnem vicum verbere agit[29]). Merkwürdiger Weiſe wählt hier Tacitus dieſelben Worte („coram propinquis“), als bei der Erzählung über das von dem Plautius über ſeine Frau gehaltene (römiſche) Hausgericht, und ſind nun hierbei die Worte „propinquis coram“ auf eine wirkliche Theilnahme der Verwandten an dem Rechtſprechen zu beziehen, ſo muß dies auch von ihnen in obiger Stelle gelten[30]). Das ergibt ſich denn auch aus ſpäteren Quellen, z. B. aus folgender: „Si quis uxorem suam incriminaverit asto animo sine certa causa legitima, quasi adulterasset, aut contra animam mariti sui tractasset, liceat illi mulieri per sacramentum *parentum suorum* vel per pugnam se mundare[31]).“ — Die Rechtsparallelität leitet nun, zumal bei Vergleichung des römiſchen Familienrathes, gleichſam von ſelbſt darauf, daß in gleicher Weiſe das Hauskind vor der Willkür ſeines Vaters geſichert geweſen ſei. Doch fehlt es für die ältern Zeiten an beſtimmten hiſtoriſchen Zeugniſſen. Eine Hindeutung darauf ſcheint indeſſen in der Notiz bei Tacitus zu liegen: „Sororum filiis idem *apud avunculum*, qui apud patrem honor[32]);“ es ſcheint hieraus nämlich zu folgen, daß, ſogut der Bruder berechtigt und verpflichtet war, ſich ſeiner verheiratheten Schweſter gegen deren Mann anzunehmen, er eine gleiche Berechtigung und Verpflichtung in Bezug auf die Kinder ſeiner Schweſter hatte, und dies würde dann auf ſeine desfallſige Theilnahme an dem Familienrathe zurückweiſen[33]). Was die Zeiten der Rechtsbücher betrifft, ſo wird das Kaiſerrecht wichtig. In demſelben wird unterſchieden, ob der Sohn noch nicht, oder bereits zu ſeinen Tagen gekommen ſei, und darnach dem Vater das Recht der Züchtigung zu- oder abgeſprochen. Doch wird für den letztern Fall hinſichtlich eines Sohnes, der Hand an ſeinen Vater gelegt hat, eine Ausnahme dahin gemacht, „daz her (der Vater) en ſal czüchtigen met dez keyſers ruden, daz iſt met dez faders neſtin fründen, unn ſal en antwortin in dez keyſers ſloß[34]).“ Offenbar erfolgte hiernach das Auspeitſchen in Folge eines im Hausgerichte von dem Vater und deſſen nächſten Blutsfreunden gefundenen Ausſpruchs. Dagegen konnte nun zwar der Vater ſeinen Sohn, ſo lange dieſer noch nicht zu ſeinen Jahren gekommen war, ſelbſtändig züchtigen; doch mußte er Ziel und Maß halten, ſonſt konnten ſich die Freunde ins Mittel legen und ihm das Kind nehmen: „Wo eyn man mit ſinen kinden unfredelichen lebet, alſo daz ez daz kint nicht vordinet, unn dy ſcholt mer iſt dez faters, dan dez ſones, do hat der keyſer erloubet der kinde neſten fründen, daz ſe den ſon ſcheyden von dem fader[35]).“

Begreiflich waren aber die nächſten Freunde auch berechtigt und verpflichtet, dafür zu ſorgen, daß nach dem Tode des Vaters deſſen hinterlaſſene Kinder nicht ohne Vormund blieben, und daß bei Beſtellung des Vormundes zugleich das Intereſſe des Mündels gehörig in Acht genommen ward. Während es daher ganz allgemein im ſchwäbiſchen Lehnrechte heißt: „Die friunde muozzen dem kinde einen vormunt geben[36]),“ drückt ſich das weſtgothiſche Volksrecht beſtimmter alſo aus: „Quodsi nec patruus, nec patrui filius, qui *digne* tutelam suscipiant orfanorum, fuerint, tunc tutor *ab aliis parentibus* in praesentia judicis *eligatur*. Et sive mater tutelam, sive quicunque susceperit, praesentibus testibus vel *propinquis*, de omnibus rebus, quas pater reliquit, *brevis factus* trium vel quinque subscriptione firmetur[37]).“ Ebenſo hatte natürlich der Familienrath den bereits beſtellten Vormund während ſeiner Führung der Vormundſchaft zu beaufſichtigen. Vornehmlich äußerte ſich dies durch Abnahme der Rechnung und Sorge für gehörige Sicherheit des Vermögens. Im Sachſenſpiegel findet ſich darüber dies: „Swe aver des kindes erwe is, dem ſal des kindes vormunde bereden (berecken) von jare to jare des kindes gude, unde ine des gewis maken, dat he is in unplicht nicht ne verdu, ſint dat kind to ſinen jaren komen is. Wende it is dicke ein der kindere vormunde unde ein ander ir erve. Svar aver die vormunde is ok erve, die ne darf nemanne berekenen des kindes gut, noch bürgen ſetten[38]).“ Allerdings ſoll nun hiernach nur derjenige Vormund, welcher nicht zugleich präſumtiver Erbe ſeines Mündels iſt, zur jährlichen Rechnung und Sicherheitsbeſtellung verbunden ſein. Allein daraus folgt noch keineswegs, daß nicht der Familienrath, im Fall des entſtandenen Verdachts der Unredlichkeit, auch denjenigen Vormund, der des Kindes Erbe war, hätte zur Verantwortung ziehen können. Sodann legt aber auch bereits der Schwabenſpiegel jedem Vormunde die Pflicht der jährlichen Rechnungsablage auf[39]), und ausdrücklich den Verwandten das Recht der Rüge bei, ſobald der Vormund verdächtig geworden[40]). Dies wiederholen denn die ſpätern Quellen, z. B. die erfurter Statuten von 1306, welche, wenn ſie mit den Worten: „Die vormunden en ſullen mit den kinden noch mit

28) Grimm, Teutſche Rechtsalterthümer. S. 450. 455. 461. Es verhielt ſich bei unſern Vorfahren, wie bei den Galliern. *Caesar*, De bello Gallico. Lib. VI. Cap. 19.
29) *Taciti* Germ. Cap. 19.
30) Wie aber auf dieſe Weiſe aus den Quellen über römiſche Verhältniſſe die teutſche Rechtsgeſchichte Licht bekommt, ſo auch die römiſche aus den Quellen über teutſche Verhältniſſe. Die Quellen ergänzen ſich gegenſeitig. Es iſt dies ein Punkt, den man hier bisher noch nicht gehörig beachtet hat.
31) Leg. Grimoaldi Cap. 7. Anderweitige Belege bei Kraut S. 40. 41.
32) *Taciti* Germ. Cap. 20.
33) Kraut a. a. O. S. 44.
34) Kaiſerrecht. B. II. Art. 6.

35) Kaiſerrecht. B. II. Art. 5.
36) Schwäbiſches Lehnrecht. Art. 48 der Laßberg'ſchen, Art. 23 der Senckenberg'ſchen Ausgabe.
37) L. Wisigothor. Lib. IV. Tit. 3. Cap. 3.
38) Sachſenſp. B. I. Art. 23.
39) Schwabenſp. Art. 324. §. 8 der Senckenberg'ſchen und Art. 55 der Wackernagel'ſchen Ausgabe.
40) Daſelbſt §. 3. 4.

irme gute nicht tun ane der kinde neſten mage rate[41])," den Vormund auch in Betreff der die Perſon des Pfleglings angehenden Entſchließungen an den Rath der nächſten Freunde des Kindes binden, hierin nur ausdrücklich ausſprechen, was ſich ohnedies ſchon von ſelbſt verſtanden haben würde.

Aus dem, was vorſtehend bemerkt worden iſt, läßt ſich nun die Bedeutung des Familienrathes (unter welchem man ſich übrigens nicht einen förmlich organiſirten Ausſchuß der Familie zu denken hat, ſondern wenn es die Umſtände erheiſchten, traten die nächſten Anverwandten freiwillig zuſammen) zur Genüge abnehmen. Es iſt jetzt nur noch hinzuzufügen, daß, wie derſelbe aus dem neueſten römiſchen Rechte faſt ganz verſchwunden iſt, ſo auch mit der Zeit aus dem teutſchen Rechte. Ein ſolches Inſtitut paßt eigentlich nur zu einem mehr patriarchaliſchen Zuſtande. Je weiter ſich ein Volk hiervon entfernt, deſto mehr löſen ſich die Familienverbindungen auf, und was früher unter dem Schutze der geſammten Familie ſtand, kommt allgemach unter den Schutz des Staates. — Es dürfte nicht ohne Intereſſe ſein, dies wenigſtens in ſpecieller Hinſicht auf das Verhältniß des teutſchen Familienrathes zur Vormundſchaft noch etwas näher zu beleuchten, da grade mit Bezug hierauf ſich Spuren des Familienrathes bei uns bis in die neueſten Zeiten, wenn ſchon nur partikularrechtlich, erhalten haben.

Urſprünglich war nun die Theilnahme dieſes Familienrathes an der Beſtellung der Vormünder, ſowie die Controle der Letztern durch den Erſtern ohne Zweifel reine Familienſache. Daß, wie nach dem weſtgothiſchen Volksrechte, der Richter („in praesentia judicis") bei der Wahl des Vormundes concurrirte, ſchreibt ſich gewiß erſt aus den Zeiten der tiefer begründeten Königsgewalt her, d. h. aus denjenigen Zeiten, in welchen die Richter bereits ſpeciell angewieſen waren, ſich thunlichſt der Witwen und Waiſen anzunehmen[42]). Auch ſchritt ſelbſt ſeitdem der Richter, wenigſtens in der Regel, gegen den pflichtvergeßnen Vormund noch nicht von Amtswegen ein, ſondern erſt auf vorgängige Klage; daher es in den Capitularien rückſichtlich der Waiſen und Pupillen heißt: „In publicis judiciis non despiciantur *clamantes*, sed diligenter audiantur[43])." So auch noch zur Zeit der Rechtsbücher, wie unter andern daraus ſich ergibt, daß nach denſelben die Abnahme der Vormundſchaftsrechnung noch lediglich in der Hand der nächſten Freunde war, denen daher auch allein die vom Vormunde zu machende Sicherheit beſtellt ward[44]). Dagegen änderte es ſich allmälig ſeit dem 14. Jahrhunderte. Ein Beiſpiel liefert die Hörter'ſche Vormundſchaftsordnung von 1376, wonach die jährliche Vormundſchaftsrechnung „deme rade unde den rechten erben" abgelegt werden, und außerdem die Sicherheitsbeſtellung nicht mehr von dem Ermeſſen der Freunde, ſondern dem Befinden des Rathes abhängen ſoll: „Der vormunden ſcall den kindern unde den rechten erven dat gut vorwiſſenen, wo deme rade dunket, dat ſe des bewaret bliven[45])." Es kommen in dieſer Zeit ſogar ſchon eigne Commiſſionen zur Führung der Obervormundſchaft vor; ſo z. B. beſtellte nach der nürnberger Vormundſchaftsordnung von 1399 der Rath zwei, von ihm in Eid und Pflicht genommene Bürger, „die ſich der vormundſchafft unterwinden." Iſt dann Jemand mit Hinterlaſſung unmündiger Kinder verſtorben, „ſo ſullen die zwen ſenden nach der (hinterlaſſenen) frauen und nach den kynden und nach der nehſten freunde zweine vaterhalb und muterhalb, und da beſchriben nemen, waz er gelaſſen hab, — und auch waz er ſchuldig beleybe, daz daz alles geſchriben werde in ein puch, daz darzu gemachet wirt. Und kämen dann der kynde freunde zwen oder mehr — zu den zweien, und legten den für, daß die fraue[46]) den kynden nicht gütlich oder geleiche tet, ſo möchten die zwen ein rechnunge von ir vordern und aufnemen, dez ſolt in auch die frauen gehorſam ſeyn." Über das Verhältniß dieſer Commiſſion zum Rathe findet ſich daneben vorgeſchrieben: „Wo ez den zweyen ze ſwer wer, daz möchten ſie bringen an den rate; waz ſich aber die zwen verſteen oder ausrichten mögen bey irne trewen, daz ſullen ſie nicht ſchieben an den rate." Nachdem nun insbeſondere auch den beiden Commiſſarien zur Pflicht gemacht iſt, die nicht ſicher angelegten Pupillengelder zu kündigen, ſie in das rathhäusliche Depoſitum zu nehmen, und anderweit zum Beſten der Kinder ſicher auszuthun, ſchließt ſich daran im Texte noch Folgendes: „Item man ſal ein puch machen, und in ein laden legen, da die zwen zwen ſlüzzel zu haben, daz ir einer on den andern darzu nicht kommen möge, und in daſſelb puch ſullen die zween einſchreiben alle ſach, die die vormuntſchafft antreffen[47])."

Je beſtimmter nun das Inſtitut ſolcher Commiſſionen, die ſich ſpäterhin in förmliche Pupillen- oder Waiſengerichte umwandelten[48]), ausgebildet ward, um ſo geringer mußte mit der Zeit der Einfluß des alten Familienrathes werden. Heutzutage iſt dieſe Einrichtung nur noch partikularrechtlich und, wo ſie noch beſteht[49]), bleibt ihre Wirkſamkeit im Grunde lediglich auf die unmittelbar die Perſon des Mündels betreffenden Angelegenheiten beſchränkt, während der Vormund mit ſeiner Vermögensverwaltung unter der alleinigen Aufſicht der Pupillenbehörde ſteht. So verhält es ſich z. B. nach dem allgemeinen preußiſchen Landrechte, nach welchem zwar auch die Sorge für den Unterhalt und die Erziehung des Pflegbefohlenen vom Vormunde unter Oberaufſicht der vormundſchaftlichen Gerichte geübt wird, das Gericht jedoch, wenn von dem bisherigen Erziehungsplane abgewichen werden ſoll, bei der zu dem Ende vorzunehmenden Prü-

41) Walch, Vermiſchte Beiträge zu dem teutſchen Rechte. 1. Th. S. 99. 42) *Marculfi* Form. I, 8. Capitul. a. 823. Cap. 6. 43) Capitul. II. a. 805. Cap. 2. Capitul. IV. a. 805. Cap. 3. 44) Vergl. die oben citirten Stellen des Sachſen- und Schwabenſpiegels.

45) Wigand, Archiv für Geſchichte und Alterthumskunde Weſtfalens. 1. Bd. 3. Heft. S. 38. 46) Was hier in Bezug auf die Frau geſagt wird, wird ſpäterhin im Texte, wenn ein Vormund beſtellt iſt, auf dieſen bezogen. 47) Siebenkees, Beiträge zum teutſchen Rechte. 2. Th. S. 214 fg. 48) Kraut a. a. O. S. 89 fg. 49) Maurenbrecher, Lehrbuch des gemeinen teutſchen Rechts. §. 528. Not. i. k.

fung der Umſtände den einen oder andern der nächſten, am Orte oder in der Provinz ſich aufhaltenden Verwandten hinzuzuziehen hat [50]); ebenſo ſollen, wenn es ſich um die Wahl der Lebensart des Pupillen handelt, neben dem Vormunde die Mutter oder die Großältern mit ihrem Gutachten darüber vernommen werden [51]). (*Dieck.*)

FAMILIENRECHT. Sieht man von den ſogenannten Urrechten des Menſchen ab, deren Gegenſtand die eigne Perſon des Berechtigten iſt, ſo bilden den Gegenſtand unſerer Rechte entweder Sachen oder andere Perſonen. Die Rechte, welche an Sachen ſtattfinden, ſind ihrer innern Natur nach (qualitativ) gleichartig und nur ihrem Umfange nach (quantitativ) verſchieden; weshalb z. B. die Dienſtbarkeit oder Servitut ſich zwar nur als ein Fragment des Eigenthums, aber immer als ein dem Ganzen homogenes herausſtellt. Anders bei den Rechten, welche an Perſonen ſtattfinden. Denn obwol darin übereinſtimmend, daß bei ihnen ſtets ein Verhältniß zu beſtimmten Individuen obwaltet, zerfallen ſie doch in zwei Kategorien durchaus heterogener Rechte: die Obligationen- und die Familienrechte.

Wo zwiſchen einem Paar Perſonen eine Obligation in der Mitte liegt, hat der Eine (der Gläubiger) von dem Andern (dem Schuldner) eine einzelne Handlung, oder höchſtens mehre gleichartige Handlungen zu fodern, und der Andere ihm zu leiſten; daher zwar der Schuldner von ſeinem Gläubiger perſönlich abhängig, und deſſen Willen unterworfen wird, aber doch immer nur mit Bezug auf die ſpecielle Leiſtung. Wo dagegen zwiſchen einem Paar Perſonen ein Familienverhältniß in der Mitte liegt, findet nicht eine ſolche beſchränkte Beziehung der Perſon zur Perſon ſtatt, ſondern ein mehr oder weniger durchgreifendes Identificiren der betreffenden Perſonen zu einer Einheit, welches ſo weit greift, als überhaupt nur die verſchiedenen Familienbeziehungen, z. B. des Mannes und der Frau, des Vaters und des Kindes, ſowol innerhalb des Hauſes als außerhalb deſſelben ſich wirkſam äußern. Die Verbindung umfaßt innerhalb der betreffenden Rechtsſphären, ſo zu ſagen den ganzen Menſchen, ohne Rückſicht auf dieſe oder jene beſtimmte Handlungen oder Verhältniſſe.

Die Obligationen und Familienverhältniſſe ſind daher unter einander ebenſo ſehr verſchieden, als ſie von den Rechten an Sachen verſchieden ſind. Ja, es liegt ſogar das Obligationenrecht dem Sachenrechte ungleich näher als dem Familienrechte. Denn wo eine Obligation beſteht, hat der Gläubiger immer ein Geldintereſſe; ebendeshalb aber gehören die Obligationen, welche demnach in Geldeigenthum verwandelt werden können, ganz wie die Sachen, in deren Beſitze wir uns befinden, zu unſerm Vermögen, und da der Inbegriff der ſich auf das Vermögen beziehenden Rechtsinſtitute das Vermögensrecht heißt, ſo bildet das Obligationrecht einen Theil des Vermögensrechts, und ſomit ſammt dem Sachenrechte, welches den andern Theil des Vermögensrechts ausmacht, den beſtimmteſten Gegenſatz des Familienrechts. Denn die Verhältniſſe des Familienrechts laſſen ihrer Natur nach keine Schätzung in Gelde zu, und berühren an und für ſich immer nur zufälliger Weiſe das Vermögensrecht, ſoweit dieſes nämlich durch das Daſein der Familienverbindung (z. B. in dem Heirathsgute oder den Peculien) Modificationen erleidet.

Daß nun aber die Familienverhältniſſe, — auf welche es uns hier zunächſt ankommt, — wie oben geſagt worden, die ganze Perſon erfaſſen, iſt ſchon in der menſchlichen Natur begründet. In ſeinem naturgemäßen Zuſammenhange mit der geſammten Menſchheit, als einem gegliederten Organismus, bildet nämlich das einzelne Individuum kein vollſtändiges Ganzes, ſondern wie nach der Verſchiedenheit der beiden Geſchlechter Mann und Frau ſich gegenſeitig ergänzen müſſen, ſo erfodert auch die natürliche Schutzbedürftigkeit der Kinder für die Letztern eine ſolche Ergänzung durch ihre Vereinigung mit den Ältern, zunächſt dem Vater, und wie dies daher ſchon die menſchliche Natur mit ſich führt, zumal ohnehin das gedachte Doppelverhältniß zwiſchen Mann und Frau, Vater und Kind die dauernde Exiſtenz des geſammten Menſchengeſchlechts bedingt, ſo ergibt ſich auch, daß nothwendig die Familienverbindung, ſoweit ſie nach der innern Bedeutung und Weſenheit der einzelnen Inſtitute des Familienrechtes reicht, den ganzen Menſchen erfaßt.

An und für ſich iſt nun freilich die Familie nichts Juriſtiſches, ſonſt würde ja folgen, daß ihr Zweck ein juriſtiſcher ſei. Im Gegentheil iſt ſie zunächſt und der Hauptſache nach etwas Sittliches; nur hat ſie zugleich auch ihre rechtliche oder juriſtiſche Seite, und ſoweit das nun der Fall iſt, reicht eben das Familienrecht, während im Übrigen die Familienverhältniſſe außerhalb des Rechtsgebietes liegen. Innerhalb dieſes Gebietes aber liegen die Familienverhältniſſe, ſoweit ſie in den oben gedachten Ergänzungen der unvollſtändigen Perſönlichkeit beſtehen, mit welcher der Einzelne behaftet iſt, ſo lange er als Einzelweſen außerhalb der Familienverbindung ſteht. „Daher liegt (ſo drückt ſich unter andern Savigny aus) das eigentliche Weſen der zur Familie gehörenden Rechtsverhältniſſe in der Stellung, welche der Einzelne in dieſen Verhältniſſen einnimmt, darin, daß er nicht blos Menſch überhaupt, ſondern auch noch insbeſondere Ehegatte, Vater, Sohn iſt, alſo in einer feſt beſtimmten, von der individuellen Willkür unabhängigen, in einem großen Naturzuſammenhang begründeten, Lebensform [1])."

Immer aber iſt das in der häuslichen Familie ſtattfindende Verſchmelzen der Familienglieder zu einem Ganzen feſtzuhalten, ſelbſt in ſolchen Beziehungen, die lediglich der Sitte und nicht dem Rechte angehören. Auch tritt dies ebenſo beſtimmt in den römiſchen Quellen, als bei den Teutſchen hervor. Indem nun aber hierüber jetzt der nähere Nachweis gegeben werden ſoll, iſt erſt noch zu bevorworten, daß das Wort „Familie" in ſeinem engern

50) Preuß. Landrecht. 2. Th. Tit. 18. §. 314. 51) Daſelbſt §. 332.

1) v. Savigny, Syſtem des heutigen römiſchen Rechts. 1. Th. S. 249.

Sinne als häusliche Familiengeſellſchaft genommen wird, und daher auch hierauf ſich die folgenden Bemerkungen beſchränken [2]). Dabei ſind vier Inſtitute ins Auge zu faſſen, von denen zwei den natürlichen Familienverhältniſſen angehören: Ehe und väterliche Gewalt. Die andern beiden ſtellen ſich als künſtliche Erweiterung der natürlichen Familie heraus: Vormundſchaft und das Inſtitut der häuslichen Dienerſchaft, welches bei den Römern die Form der Sklaverei hatte, bei uns in dem Geſindeverhältniß hervortritt.

Zuvörderſt findet nun ſowol nach römiſchem als teutſchem Rechte das obige Verſchmelzen zu Einer Perſon in der Ehe ſtatt. Denn Ehe iſt diejenige zwiſchen Mann und Frau beſtehende Familienverbindung, welche eine das geſammte geiſtige und irdiſche Leben der Gatten umfaſſende und durchdringende Geſchlechtsgemeinſchaft begründet. Darum wird ſie in den römiſchen Quellen ein consortium omnis vitae, eine divini et humani juris communicatio genannt [3]), oder auch als eine conjunctio, individuam vitae consuetudinem continens, bezeichnet [4]). Die ſämmtlichen Lebensverhältniſſe der bezeichneten Art ſind alſo, ſo lange die Ehe beſteht, ungetheilt; beide Ehegatten werden durch die Ehe als Mitglieder der Familie identificirt; ſie leben als ſolche nur Ein Leben; ſie ſind Eins. Allerdings reicht dieſe Einheit des Lebens weit über das Gebiet des Rechts hinaus, und tief in das Gebiet unſeres religiöſen und moraliſchen Seyns hinein; allein auch auf dem Felde des Rechts gelten, ſoweit demſelben die Ehe angehört, die Ehegatten für Eine Perſon. Sie ergänzen ſich gegenſeitig in der oben gedachten Beziehung, ſodaß die Frau ſelbſt den Namen, Stand und Wohnort des Mannes bekommt [5]). Zwar begründet nach römiſchem Rechte die Ehe nicht eine Gemeinſchaft des Vermögens, ſondern in der laxen Ehe waren die Güter der Ehegatten juriſtiſch ſcharf geſchieden [6]), in der ſtrengen Ehe hingegen fiel das ganze Vermögen der Frau, welche hier filia familias war, an den Mann [7]). Dennoch waltete factiſch eine ſolche Gemeinſchaft gewiß in den meiſten Ehen ob. Man braucht, um ſich davon zu überzeugen, nur folgende Bemerkung Columella's über das Familienleben der alten Römer zu vergleichen: „Nihil conspiciebatur in domo dividuum, nihil quod aut maritus aut femina proprium esse juris sui diceret, sed in commune conspirabatur ab utroque [8]).“ Was aber die ſpätern Zeiten betrifft, in denen die Ehen zuerſt faſt ſämmtlich und zuletzt durchaus laxe waren, ſo wird zwar die juriſtiſche Unabhängigkeit der Frau von ihrem Manne, hinſichtlich ihres Paraphernalgutes in den Geſetzen anerkannt, doch aber hinzugefügt, es bleibe immer wünſchenswerth, „mulierem, quae se ipsam marito committit, res etiam ejusdem pari arbitrio gubernari [9]);“ auch war es Regel, daß dieſes Paraphernalgut der Mann verwaltete [10]), und Er es, wenn auch nicht von Rechtswegen, doch in Übereinſtimmung mit ſeiner Frau, zum Beſten der Ehe benutzte [11]). Die Inconvenienzen des Rechts wurden alſo auch hier in wünſchenswerther Weiſe durch die Sitte und den Gebrauch des Lebens beſeitigt.

Alles dies findet ſich, abgeſehen von den durch die Verſchiedenheit der Nationalität begründeten Eigenthümlichkeiten, bei den Germanen, zunächſt bei den Teutſchen, wieder. Auf die Ehe, als eine Lebenseinheit der Gatten, weiſet bei uns ſchon der Ausdruck ſelbſt zurück. Hiſtoriſch hängt nämlich unſer heutiges „Ehe“ mit dem alten „Ewa“ zuſammen, von welchem es ſich nur durch ſeine neuere Form unterſcheidet [12]). Ewa aber bedeutet im Althochteutſchen nicht das, was der Lateiner matrimonium nennt, ſondern das, was er unter lex verſteht, und wie es daher z. B. in einem Capitulare Karl's des Großen heißt, daß gewiſſe Verbrechen „secundum *ewam* Bajuvariorum *vel legem*“ zu ahnden ſeien [13]), ſo bezeichnet man bekanntlich im Proceßrechte dasjenige, was man lateiniſch „impedimenta *legitima*“ nennt, im Teutſchen noch jetzt techniſch durch „Ehehafte Noth.“ Indem nun aber hiernach die in Rede ſtehende Geſchlechtsverbindung ſprachlich gewiſſermaßen mit dem geſammten Rechte identificirt, oder doch paralleliſirt wird, zeigt dies deutlich genug, daß man ſich unter derſelben dasjenige Familienverhältniß dachte, welches die für das vereinigte Paar rechtlich möglichen Wirkungen in einem höheren und umfaſſendern Grade als jede andere ähnliche Verbindung begründet, oder welches, mit andern Worten, das geſammte Recht umfaßt, d. h. (um einen römiſchen Ausdruck zu wiederholen) eine „communicatio *divini et humani juris*.“ — Seine volle Beſtätigung bekommt Obiges zunächſt dadurch, daß bei den alten Germanen die Frau Genoſſin des Mannes in Leid und Freud, im Kriege und Frieden war. „Ne se mulier (ſo berichtet Tacitus) extra virtutum cogitationes extraque bellorum casus putet, ipsis incipientis matrimonii auspiciis admonetur, *venire se laborum periculorumque sociam, idem in pace, idem in proelio passuram ausuramque* [14]).“ Bei manchen Stämmen heiratheten ſogar nur Jungfrauen; was Tacitus mit der vielſagenden Bemerkung begleitet: „Sic *unum* accipiunt maritum, quo modo *unum corpus unamque vitam*, ne longior cupiditas, ne tanquam maritum, sed tanquam matrimonium ament [15]).“ Freilich wird dies Alles zunächſt nur auf die Frau bezogen, und erwägt man, daß bei unſern Altvordern ein Mann mehre Weiber haben konnte, wie unter anderen Arioviſt bezeugt, der zwei

---

2) Von dem weitern Begriffe, wornach die geſammte Verwandtſchaft, ſoweit ſie überhaupt juriſtiſche Bedeutung hat, unter Familie verſtanden wird, wird alſo abſtrahirt. 3) L. 1. D. de ritu nuptiar. (23, 2.) 4) §. 1. J. de patria potest. (1, 9.) 5) L. 65. D. de judiciis. (5, 1.) L. 22. §. 1. L. 38. §. 3. D. ad municipal. (50, 1.) L. 13. C. de dignitat. (12, 1.) 6) L. 8. C. de pactis convent. super dote. (5, 14.) 7) *Gajus*, Instit. II. §. 98. III. §. 82. 8) *Columella*, de re rustica. Lib. 12. praefat. §. 8.

9) L. 8. C. de pactis convent. super dote. (5, 14.) 10) L. 9. §. 3. D. de jure dotium. (23, 3.) L. 11. C. de pact. convent. (5, 14.) 11) L. 8. L. 11. C. eodem. 12) Grimm, Rechtsalterthümer. S. 417. 13) Capitul. IV. a. 806. Cap. 5. 14) *Taciti* Germ. Cap. 18. conf. Cap. 7. 8. 15) Ibid. Cap. 19.

Frauen hatte [16]), ſo ſcheint man nicht ſowol von einem Verſchmelzen der beiden Ehegatten zu Einem, als vielmehr von einem Aufgehen der Perſönlichkeit der Frau in der des Mannes ſprechen zu müſſen. Indeſſen fand dies auch bei den Römern für den Fall der ſtrengen Ehe ſtatt. Sodann aber bildete unter den Germanen die Monogamie immer die durchgreifende Regel, welche ſchon wegen der ſo hohen Reinheit der Sitten nur ſelten Ausnahmen erlitten haben kann, zu geſchweigen überdies, daß die Meiſten nicht begütert genug waren, um in Polygamie leben zu können. „Singulis uxoribus (ſchreibt Tacitus) contenti sunt, exceptis admodum paucis, qui non libidine, sed ob nobilitatem plurimis nuptiis ambiuntur [17]).“ Mit der Zeit verlor ſich ohnehin jede Spur der Vielweiberei, und vollends konnte ſeit den chriſtlichen Zeiten davon keine Rede ſein [18]). Grade aber ſeit Verbreitung des Chriſtenthums würde die Idee des in der Ehe hervortretenden „Consortium omnis vitae,“ hätte ſie nicht ſchon früher, und zwar ſeit jeher bei den Germanen geherrſcht, um ſo gewiſſer zur Geltung haben kommen müſſen, als ja aufs Unzweideutigſte auch der Erlöſer die Ehegatten als Eins (als Ein Fleiſch) betrachtet [19]). In der That bedarf es daher für die ſpätern Zeiten nur noch einer Verweiſung auf den Schwabenſpiegel, worin es heißt: „Man und weib, die recht und redlichen zu der ee kommen ſeynd, do iſt nit zweiung an; wann es iſt nicht denn eyn leyb [20]);“ — ſowie einer Verweiſung auf die hiermit zuſammenhängende, bekannte Rechtsparömie: „Mann und Weib ſind Ein Leben und Ein Leib [21]).“ — Dieſe Lebenseinheit erſtreckte ſich bei unſern Vorfahren auch auf das Güterrecht der Ehegatten, und hierin fand eine merkwürdige Verſchiedenheit des teutſchen Rechts vom römiſchen ſtatt. Denn während die Gemeinſchaft der Güter unter den römiſchen Eheleuten nur factiſch beſtand [22]), war ſie für die teutſchen auch rechtlich begründet. Allbekannt iſt ja der Satz der Rechtsbücher: „Man unde wif ne hebbet nein getveiget gut to irme live [23]).“ Auch hat ſich aus dieſem ungezweiten Gute des ältern Rechts ſeit dem Ausgange des Mittelalters bekanntlich in vielen Gegenden und Communen die eigentliche Gütergemeinſchaft der Ehegatten entwickelt.

Übrigens verſteht ſich, daß bei dem Einsſein der Ehegatten immer das natürliche Verhältniß der beiden Geſchlechter gegen einander gewahrt bleiben muß: Der Mann iſt Beſchirmer der Frau, welche ſich an ihn anlehnt; Er iſt es, der die zunächſt entſcheidende Stimme hat, und die Frau folgt mehr, als daß ſie das beſtimmende Element iſt. So nun auch nach römiſchem wie teutſchem Rechte, nur daß hier wie dort die Nationalität dem Jus naturale ihr Gepräge aufgedrückt hat.

Deshalb ſteht nach römiſchem Rechte die Uxor in manu zu ihrem Manne in dem Verhältniß einer filia familias [24]), und wenn man auch annehmen muß, daß dieſes Verhältniß für ſie in den rein perſönlichen Beziehungen des Familienlebens milder war, als das der eigentlichen patria potestas, ſo ward doch in den vermögensrechtlichen Beziehungen die Analogie der patria potestas ſtreng durchgeführt [25]). Eine ſolche oder ähnliche potestas entbehrte nun zwar der Mann über ſeine Frau, wenn er mit dieſer in freier Ehe lebte. Allein es folgt hieraus noch keineswegs, daß die Frau in laxer Ehe ohne Abhängigkeit von ihrem Manne geweſen ſei, ſondern blos, daß ſie nur in der eigenthümlichen Weiſe der uxor in manu nicht von ihm abgehangen habe. Was vielmehr von dieſem Unterwürfigkeitsverhältniß unter die in den Rechtsquellen erwähnte naturalis ratio der Ehe fällt [26]), das blieb auch in der laxen Ehe beſtehen, als das bei allen Völkern (jus gentium s. naturale) anerkannte Rechtselement, welches darum auch von den Römern nicht zurückzuweiſen war, und bei ihnen, wie bei andern Völkern, ſelbſt außerhalb des Hauſes ſich wirkſam äußerte. Auch in freier Ehe beſtimmte daher der Stand, Rang und Gerichtsſtand des Mannes die bürgerliche Stellung der Frau [27]); der Mann war ferner der Vertreter ſeiner Frau, namentlich vor dem Richter [28]), ſowie deren präſumtiver Procurator [29]), und wer ſeine Frau beleidigte, beleidigte dadurch zugleich ihn mit, nicht aber umgekehrt [30]). Desgleichen hatte er gegen denjenigen, welcher die Frau zurückhielt, ein Interdict, ſelbſt gegen deren eigenen Vater, ungeachtet dieſer nach wie vor die patria potestas über ſeine in freier Ehe verheirathete Tochter hatte [31]); ſowie er denn auch, wenn der Vater die Tochter von ihm zurückfoderte, ſich gegen denſelben exceptionsweiſe auf die beſtehende Ehe berufen konnte, ſo lange von keiner Scheidung die Rede war [32]).

Die Geſchichte des teutſchen Rechts bietet ähnliche Erſcheinungen und Reſultate. Die nach der Nationalität der Teutſchen eigenthümlich geſtaltete Familiengewalt, oder das Mundium, war bekanntlich in der Hand des Familienoberhauptes, welches ſie als Mann und Vater über ſeine Frau und Kinder übte. Doch gab es eine dem römiſchen Unterſchiede zwiſchen ſtrenger und laxer Ehe entſprechende Unterſcheidung; die Unterſcheidung zwiſchen echter und Kebsehe [33]). Dieſelbe beruhte darauf, ob die altteutſche Verlobung (desponsatio) hinzugetreten war oder nicht [34]), und ward durch die Verſchiedenheit

---

16) *Caesar*, De bello Gallic. Lib. I. Cap. 53. 17) *Taciti* Germ. Cap. 18. 18) Grimm a. a. O. S. 440. 19) Matthaeus Cap. XIX. v. 6. Marcus Cap. X. v. 8. 20) Schwabenſp. Art. 256. §. 2 der Senckenberg'ſchen Ausgabe, Art. 6. Not. 5 der Wackernagel'ſchen. 21) Eiſenhart, Grundſätze des teutſchen Rechts in Sprüchwörtern. S. 119. (3. Ausgabe.) 22) Vergl. die vorhergehende Seite. 23) Sachſenſpiegel I. Art. 31 Schwabenſp. Art. 277 der Senckenberg'ſchen Ausgabe, Art. 33 der Wackernagel'ſchen.

24) *Gajus*, Institut. Lib. I. §. 111. 114. 25) Haſſe, Das Güterrecht der Ehegatten. S. 82 fg. 26) pr. J. de nuptiis. (1, 10.) 27) Vergl. oben Not. 5. 28) L. 11. C. de pactis conventis. (5, 14.) 29) L. 18. 21. C. de procuratorib. (2, 13.) 30) L. 1. §. 3. L. 2. D. de injuriis. (47, 10.) 31) L. 2. D. de liberis exhibendis. (43, 30.) L. 11. C. de nuptiis. (5, 4.) 32) L. 1. §. 5. D. de liberis exhibend. (43, 30.) 33) Von der Misheirath wird hier mit Fleiß gänzlich abſtrahirt. 34) Daher wird zwiſchen der filia desponsata und non desponsata ſo ſtreng unterſchieden. L. Alemannor. Tit. 53. 54. (54, 55.)

der mit der einen und andern Ehe verknüpften Wirkungen praktiſch von höchſter Bedeutung[35]). Denn da die alte Deſponſation von dem Bräutigam mit demjenigen, welcher das Mundium über die Braut hatte, in der Abſicht abgeſchloſſen ward, um von dieſem jenes Mundium zu erwerben[36]), ſo erhielt der Mann natürlich nur durch die echte Ehe das Mundium über ſeine Frau[37]), nicht auch durch die Kebsehe[38]). Die weitern Folgen hiervon waren ähnlich als bei den Römern, namentlich auch hinſichtlich der mit der laxen Ehe zu vergleichenden Kebsehe. Da die Kebsehe eine wahre Ehe war, ganz wie die ſpätere morganatiſche Ehe, welche ſich im Laufe der Zeit aus ihr entwickelt hat[39]), ſo mußte ſie auch die Wirkungen der Ehe haben, ſoweit nur dieſelben nicht ausſchließlich eine Folge des Mundiums waren, und obwol daher z. B. das Wehrgeld der Kebsfrau oder Kebskinder nicht dem Ehemann, ſondern demjenigen, in deſſen Mundium ſie ſtanden, zu Gute kam[40]), würde doch die „individua vitae consuetudo," welche in der Kebsehe wie in jeder andern Ehe ſtattfand, ohne das dem natürlichen Verhältniß der beiden Geſchlechter gegen einander entſprechende Übergewicht des Mannes über die Frau in der That gar nicht haben beſtehen können. Daher heißt es denn auch in den Quellen der ſpätern Zeiten ganz allgemein: „Wenn die Frau in des Mannes Bett geht, tritt ſie auch in ſein Recht[41])."

Wie in der Ehe findet nun aber das familienrechtliche Einsſein auch zwiſchen dem Vater und ſeinen Hauskindern ſtatt, nur daß es hier nicht durch die geſchlechtliche Beziehung des Mannes zu ſeiner Frau, ſondern durch das Kindesverhältniß charakteriſtiſch beſtimmt wird. Auf dieſer Verſchiedenheit der Beziehung des einen Familienmitgliedes zu dem andern beruht der Unterſchied zwiſchen Ehe und väterlicher Gewalt, während ſonſt Beide ebenſo, wie Eigenthum und Dienſtbarkeit, als gleichartige Verhältniſſe neben einander beſtehen, und, ſoweit dies der Fall iſt, ſowol innerhalb als außerhalb des Hauſes in der familienrechtlichen „Communicatio divini et humani juris" ſich gleichmäßig wirkſam äußern. Was daher in dieſer Beziehung oben mit Hinſicht auf die Ehe geſagt iſt, gilt auch für das Verhältniß des Vaters zu ſeinen Kindern, ſowol nach römiſchem als teutſchem Rechte.

Für das römiſche Recht ergibt ſich das Princip ſelbſt am deutlichſten aus folgenden beiden Texten. In dem einen iſt von der Frage die Rede, ob Stipulationen zu Gunſten eines Dritten gültig ſeien. Es wird dies im Allgemeinen verneint, jedoch für den beſondern Fall, wo man ſich für ſein Hauskind Etwas ſtipulirt habe, bejahet und zwar aus dem Grunde: „quia vox tua *tanquam filii* sit, sicuti et vox filii *tanquam tua* intelligitur in iis rebus, quae tibi acquiri possunt[42])." In dem zweiten Texte handelt es ſich darum, wie es ſich mit den Erbportionen verhalte, wenn Jemand den Titius zugleich mit ſeinen Söhnen und daneben den Sempronius zu Erben eingeſetzt habe; die Antwort aber, welche dahin geht, daß Titus mit ſeinen Söhnen nur eine Hälfte der Verlaſſenſchaft bekomme, wird dadurch gerechtfertigt: „cum et *natura* pater et filius *eadem esse persona* paene intelligantur[43])." — Die hierin ſich ausſprechende Perſoneneinheit zwiſchen Vater und Hauskind beeinträchtigte nun zwar nicht die perſönliche Selbſtändigkeit des Sohnes in den Angelegenheiten des öffentlichen Rechtes[44]), wol aber in denen des Privatrechts. Erwägt man, daß der Vater, auf Grund ſeiner väterlichen Gewalt, urſprünglich über das Hauskind das Jus vitae et necis hatte[45]), auch daſſelbe veräußern und ausſetzen konnte[46]), ſo war ſeine Gewalt, obwol ſie factiſch durch das den Familienverhältniſſen zum Grunde liegende ſittliche Element temperirt wurde[47]), juriſtiſch kaum von der Gewalt unterſchieden, die der Eigenthümer über ſeinen Sklaven oder ſein Pferd hatte; was ſich auch darin offenbart, daß der Vater den filius familias vindiciren[48]), ſowie gegen denjenigen, welcher ihm das Kind entwandt hatte, die actio furti anſtellen konnte[49]). Sehr natürlich, daß hiernach das Hauskind auch kein eignes Vermögen haben konnte, ſondern aller Erwerb dem Vater zu Gute kam[50]), daß ferner zwiſchen dem Vater und Hauskinde keine Obligation beſtehen[51]) und ebenſo wenig ein Proceß obwalten konnte[52]). Beſonders merkwürdig iſt der Grund, worauf die römiſchen Juriſten den ipso jure erfolgenden Anfall der Erbſchaft an den suus heres zu ſtützen pflegen[53]). Am beſtimmteſten drückt ſich Paulus darüber ſo aus: „In suis heredibus evidentius apparet, *continuationem dominis* eo rem perducere, ut nulla videatur hereditas fuisse: quasi olim hi domini essent, *qui etiam vivo patre quodammodo domini existimantur*; unde etiam filius familias appellatur, sicut pater familias, sola nota hac adjecta, per quam distinguitur genitor ab eo, qui genitus sit. Itaque post mortem patris non hereditatem percipere videntur, sed magis *liberam bonorum administrationem consequuntur:* hac ex causa, licet non sint heredes instituti, *domini* sunt[54])." Streng genommen läßt ſich dies vom Standpunkte des römiſchen Rechts aus nicht billigen. Denn darnach concentrirt ſich

35) Grimm, Rechtsalterthümer. S. 438. 439. Eichhorn's Teutſche Geſchichte. §. 54. 36) L. Alemannor. Tit. 54. (55.) L. Wisigothor. Lib. III. Tit. I. Cap. 2. 37) L. Burgundion. Addit. I. Tit. 13. 38) L. Alemannor. Tit. 54. 39) Eichhorn a. a. O. §. 54. Not. p. Grimm a. a. O. S. 438. 439. 40) L. Alemannor. Tit. 54. 41) Sachſenſp. I. Art. 45.

42) §. 4. J. de inutilib. stipulat. (3, 20.) Conf. §. 6 eodem. 43) L. 11. C. de impuberum substitut. (6, 26.) 44) L. 9. D. de his qui sui. (1, 6.) L. 3. D. de adoptionib. (1, 7.) 45) L. 11 in fin. D. de liber. et posthum. (28, 2.) L. 10. C. de patria potest. (8, 47.) 46) *Suetonius* in Octaviano Cap. 65, in Caligula Cap. 5. *Ulpian.* Tit. X. §. 1. *Gajus* Lib. I. §. 132. 47) L. 5 in fin. D. de lege Pompej. de parricid. (48, 9.) 48) L. 1. §. 2 in fin. D. de rei vindicat. (6, 1.) 49) L. 14. §. 13. D. de furtis. (47, 2.) 50) *Gajus* Lib. II. §. 87. *Ulpianus* T. XIX. §. 18. 19.) 51) §. 6. J. de inutilib. stipulat. (3, 20.) L. 2. pr. D. de contrah. emt. (18, 1.) 52) L. 4. L. 11. D. de judiciis. (5, 1.) 53) *Gajus* II. §. 157. §. 2. J. de heredum qualitat. (2, 19.) 54) L. 11. D. de liberis et posthum. (28, 2.)

das Vermögensrecht der häuslichen Familie eigentlich in der Hand des Familienvaters; die Perſönlichkeit des Hauskindes geht desfalls in der des Vaters auf, und in dieſer, der römiſchen Nationalität durchaus entſprechenden, Weiſe äußert ſich alſo vermögensrechtlich die ſogenannte Unitas personae zwiſchen Vater und Sohn, welchen Letztern man daher nach dem römiſchen Rechte keineswegs in einer Vermögensgemeinſchaft mit dem Vater zu denken hat; ebenſo wenig, als eine ſolche juriſtiſch zwiſchen Mann und Frau ſtattfand. Dagegen fand ſie allerdings factiſch zwiſchen den Eheleuten ſtatt, und ſo nun auch zwiſchen Vater und Sohn, was eben durch die obige Stelle des Paulus und die dazu gehörigen Parallelſtellen bezeugt wird; nur wenn man, unter Verlaſſung des ſtreng juriſtiſchen Standpunkts, die fraglichen Verhältniſſe zunächſt ihrer factiſchen Geſtaltung nach ins Auge faßt, hat alſo Paulus Recht. — Wie übrigens die Frau in dem nämlichen Grade, als die ſtrenge Ehe der laxen Platz machte, mit der Zeit vermögensrechtlich immer unabhängiger von dem Manne ward, ſo auch der Sohn vermögensrechtlich immer unabhängiger von ſeinem Vater, je weiter ſich das Syſtem der Peculien ausdehnte[55]). Ähnlich verhielt es ſich hinſichtlich der rein perſönlichen Verhältniſſe; denn während dem Vater das Recht der Tödtung und Ausſetzung ſeiner Kinder im Laufe der Zeit ganz entzogen ward[56]), ward er mit ſeinem Veräußerungsrechte zuletzt immer wenigſtens dahin beſchränkt, daß er, abgeſehen von dem Fall der Hingabe ſeiner Kinder zur Adoption an einen Dritten[57]), nur noch die Neugebornen, und auch dieſe blos im Fall höchſter Noth, veräußern konnte[58]). Und ſo entfernte ſich denn immer mehr die individua vitae consuetudo zwiſchen Vater und Hauskind von den Eigenthümlichkeiten des alten römiſchen Rechtes, um ſich zuletzt auch hier faſt gänzlich den rein natürlichen Verhältniſſen anzuſchließen. Überhaupt fand deshalb eine, der Fortbildung der ehelichen Verhältniſſe entſprechende, Geſtaltung des Rechts ſtatt, weswegen aber auch immer der Geſichtspunkt der familienrechtlichen Einheit durchgreifend blieb, und ſelbſt außerhalb des Hauſes ſeine Wirkungen erſtreckte. Das Hauskind fand daher fortwährend in dem Vater ſeinen natürlichen Vertreter, und wer es beleidigte, beleidigte eo ipso den Vater mit[59]); auch ging der Stand und das Forum des Vaters auf die Kinder über[60]) u. ſ. w.

Die nämlichen Erſcheinungen bietet im Ganzen und der Hauptſache nach das teutſche Recht, namentlich zunächſt in den zuletzt gedachten Beziehungen; weshalb darnach der Vater ſeine Kinder ſowol im gemeinen Leben, als vor dem Richter vertritt, darum aber auch deren Wehrgeld bekommt[61]) u. ſ. w. Überhaupt aber hat der Vater die Rechte und Verbindlichkeiten aus dem familienrechtlichen Mundium, und da dieſes, nach der Natur der durch den häuslichen Familienſtand erzeugten Lebensgemeinſchaft, die ganze Perſönlichkeit des Hauskindes als ſolchen umſchlingt, ſo wird dadurch auch im Innern des Hauſes, nach dem Rechte unſerer Vorfahren, zwiſchen dem Vater und ſeinen Kindern eine Einheit der Perſon nicht minder begründet, als durch die Ehe zwiſchen dem Mann und der Frau; nur mit dem Unterſchiede, daß das Mundium des Vaters diejenigen Wirkungen nicht mit ſich führt, welche eine eigenthümliche Folge der Ehe ſind. Recht bezeichnend iſt, was darüber Tacitus bei Gelegenheit der Wehrhaftmachung ſagt. Bekanntlich erfolgte dieſe bei unſern Vorfahren in öffentlicher Verſammlung, und erſt nachdem ſie hier bewirkt war, trat der junge German in die Reihe der Gemeindegenoſſen als ſelbſtändiges Mitglied ein, wogegen er bis dahin noch aller Selbſtändigkeit ermangelt hatte und nur Theil des väterlichen Hauſes geweſen war. Tacitus drückt ſich darüber ſo aus: „Ante hoc *domus pars* videntur, mox reipublicae[62]).“ Es heißt dies nichts anders, als: So lange der Sohn noch unter dem Mundium ſeines Vaters ſtand, ging ſeine Perſönlichkeit in der des Vaters auf; wie er fleiſchlich (ſeiner phyſiſchen Abſtammung nach) gewiſſermaßen einen Theil des Vaters bildete, ſo auch bürgerlich bis zu ſeiner Wehrhaftmachung; bis dahin bedurfte er der Ergänzung durch ſeinen Vater, und erſt in Vereinigung mit dieſem machte er eine volle Perſönlichkeit aus, ſo jedoch, daß in dieſer durch die Combination zweier phyſiſcher Perſonen erzeugten Einheit der Vater allein das beſtimmende, und das Hauskind lediglich das beſtimmte Element war. Sehr bezeichnend ſind die Worte, welche bei einer Adoption, nach Gregor von Tours, der Adoptirende geſagt haben ſoll: „*Una* nos parma protegat, *unaque* hasta defendat[63]).“ Unwillkürlich erinnert dies an die Worte des Tacitus: „Sic *unum* accipiant maritum, quomodo *unum* corpus *unamque* vitam.“ Es deutet, wie hier, auf die Einheit des Lebens und der Schickſale. Kein Wunder alſo, wenn ſich ſelbſt im Detail eine Übereinſtimmung des teutſchen Rechts mit dem römiſchen zeigt. Auch bei unſern Vorfahren konnte der Vater ſein Kind tödten, ausſetzen und in die Knechtſchaft verkaufen[64]). Hierin war er urſprünglich gewiß unbeſchränkt, da ja die Kinder, ſo lange ſie noch nicht aus dem väterlichen Hauſe herausgegangen waren, nur „pars domus,“ nicht reipublicae“ waren. Im Laufe der Zeit traten aber Beſchränkungen ein, die Ausſetzung war z. B. nur noch bei Krüppelkindern oder ſolchen, die (wie Uneheliche) kein vorwurfsloſes, freies Leben führen konnten, zuläſſig, ſowie in dem Fall äußerſter Armuth und Noth; ähnlich auch die Tödtung und der Verkauf in die Knechtſchaft[65]). Seit der Reception des Chriſtenthums mußte das Recht des

55) L. 1. C. de castrensi pecul. (12, 37.) L. 37. C. de inofficioso testament. (3, 28.) 56) L. unic. C. de his qui parentes. (9, 17.) L. 2. C. de infant. exponend. (8, 52.) 57) L. 5. D. de adopt. (1, 7.) 58) L. 2. C. de patribus qui filios. (4, 43.) 59) L. 1. §. 3. D. de injuriis. (47, 10.) 60) L. unic. C. ubi petantur tutores. (5, 32.) 61) L. Rotharis Cap. 202. L. Frision. Tit. IX. Cap. 11. L. Alemannor. Tit. 54. Cap. 3.

62) *Taciti* Germ. Cap. 13. 63) *Gregor. Turonens.* Hist. Franc. Lib. V. Cap. 17. Grimm, Teutſche Rechtsalterthümer. S. 464. Not. 64) Grimm S. 455 fg. 461. 65) Derſelbe a. a. O. S. 329. 456. 460. 461.

Ausſetzens und Tödtens bald verſchwinden, und Contraventionen dawider wurden in den Volksgeſetzen mit harten Strafen bedroht[66]). Dagegen erhielt ſich das Recht des Verkaufs länger; Spuren davon kommen noch im ſpätern Mittelalter vor[67]).

Konnte bei unſern Altvordern das Kind von ſeinem Vater ausgeſetzt, getödtet oder als Knecht verkauft werden, ſo konnte es, dem Vater gegenüber, noch viel weniger ein eignes Vermögen haben; ſondern der Vater ernährte das Kind, und dafür kam ihm denn auch die Arbeit des Kindes, gleichwie der Erwerb, welchen es machte, zu Gute, ganz wie in dem Fall, wo die Ältern ihr Kind einem Dritten zum Aufziehen übergeben hatten. Hier mußten ſie für die Jahre, in welchen das Kind noch nicht arbeitsfähig war, Erziehungsgelder geben; für die ſpätere Zeit hingegen nicht mehr, „quia ipse qui nutritus est, mercedem suam suo potest compensare servitio[68]).“ Was das Kind erwarb, beſtand ohne Zweifel urſprünglich lediglich in dem Ertrage ſeiner Arbeit. Daß ein Dritter ihm werthvolle Geſchenke gemacht hätte, bei denen es ſich der Mühe verlohnt haben würde, im Intereſſe des Kindes eine Art Sondergut zu unterſcheiden, iſt, bei den einfachen Lebensverhältniſſen der alten Germanen, kaum anzunehmen; wäre es aber geſchehen, ſo hätte die Schenkung doch ſicherlich nur im Fall des vom Schenker dem Kinde ausdrücklich reſervirten Eigenthums ein ſolches Sondergut begründen können. Der Hauptfall, an den zu denken wäre, würde immer die Erbſchaft geweſen ſein. Da indeſſen die Succeſſion bekanntlich nur eine geſetzliche war, das Kind jedoch bei Lebzeiten ſeines Vaters durch dieſen von jeder agnatiſchen Erbſchaft ausgeſchloſſen ward, ſo könnten nur cognatiſche Erbſchaften in Betracht kommen; ſolche aber hatte das Kind ſchwerlich zu erwarten, da (abgeſehen von der Gerade) die Weiber urſprünglich gar kein Erbrecht gehabt haben dürften[69]). Und ſo kann denn erſt in ſpätern Jahrhunderten, etwa ſeit den Zeiten der Völkerwanderungen, wo die Cognaten allmälig erbfähig wurden, häufiger der Fall eines Sondergutes der Hauskinder vorgekommen ſein; was aber dann auch zugleich in Zeiten fällt, wo der Vater nur noch unter beſondern Umſtänden ſeine Kinder tödten, ausſetzen oder als Knechte verkaufen konnte. Allein immer war ein ſolches Sondergut, ſo lange das Kind Hauskind war, mit dem Gute des Vaters gemiſcht, und der Letztere konnte, ſoweit daſſelbe nicht Erbeigen war, darüber ſogar verfügen: „Ut patri, etiam *antequam* (cum filiis) *dividat*, de *communi facultate* et de labore suo cuilibet *donare* liceat, *absque terra sortis titulo acquisita*[70]).“ Ebenſo in den Rechtsbüchern: „Halt ok de vader ſine kindere in vormuntſcap na ir muder dode, ſwenne ſe ſik von ime ſcedet, he ſal en weder laten unde weder geven al ir mudergut, it ne ſi ime von ungelücke unde ane ſine ſcult geloſet[71]).“ Daß demnach der Vater, kraft ſeiner väterlichen Gewalt, die Verwaltung und den Genuß des Vermögens ſeiner Kinder hatte, verſteht ſich von ſelbſt[72]). — Auch hier alſo offenbart ſich eine gewiſſe Gleichmäßigkeit der Entwickelung im teutſchen und römiſchen Rechte, nur daß die Vermögensgemeinſchaft zwiſchen Vater und Hausſohn, welche bei den Römern mehr blos eine factiſche war, bei den Teutſchen ſich als eine rechtliche herausſtellte; ein Unterſchied übrigens, der, weil er auch in dem ehelichen Güterverhältniß obwaltete, deſto zuverläſſiger auf den innern Zuſammenhang des einen, wie des andern Rechts zurückweiſet. Grade hieraus folgt ſodann aber auch weiter, daß ſoweit die Rechte beider Völker in den fraglichen Güterverhältniſſen übereinſtimmen, ſolches ſeinen tiefer liegenden, aus der eigenthümlichen Natur der betreffenden Verhältniſſe reſultirenden Grund haben müſſe; was ſodann von einer andern Seite her auf den ſchon oben angeführten Satz Juſtinian's leitet: „*Natura* patrem et filium paene *eandem esse personam*.“

Jetzt nun noch von den beiden künſtlichen Inſtituten des Familienrechts; alſo zunächſt von der Vormundſchaft. Allerdings wird nun durch dieſe keine ſo durchgreifende Perſoneneinheit zwiſchen Vormund und Mündel begründet, als durch die väterliche Gewalt zwiſchen dem Vater und Hauskinde. Indeſſen iſt und bleibt ſie immer ein Surrogat der väterlichen Gewalt, wie auch ſchon die bekannte Legaldefinition bezeugt: „Tutela est *vis ac potestas* in capite libero ad tuendum eum, qui propter aetatem suam sponte se defendere nequit, jure civili data ac permissa[73]).“ Sie erſtreckt ſich ſowol auf die perſönlichen[74]), als auf die Güterverhältniſſe des Pupillen[75]), und wie daher der Vormund z. B. für die ſtandesmäßige Unterhaltung und Erziehung des Mündels zu ſorgen[76]), ihn gegen perſönliches Unrecht zu ſchützen[77]), und in dieſen Beziehungen ſich deſſelben überhaupt wie ein Vater anzunehmen hat, ſo verwaltet er anderer Seits das pupillariſche Vermögen, auch disponirt er darüber, und gilt überhaupt in Anſehung deſſelben, ſowie des geſammten Hausweſens als der dominus[78]). Dazu kommt, daß der Tutor nicht für einzelne beſtimmte Sachen oder Geſchäfte beſtellt wird, es vielmehr in den Quellen heißt: Tutor personae datur[79]), d. h. ſeine Beſtellung geſchieht zunächſt, um die unvollſtändige Perſönlichkeit des (zum ſelbſtändigen Handeln unfähigen) Pupillen bei Rechtsgeſchäften zu ergänzen. Und ſo bildet denn wirklich die „potestas tutoris“ ein Analogon der patria potestas. — Daß dies auch nach teutſchem Rechte gelte, bedarf, da doch ein vaterloſer Unmündiger nicht ohne Schützer und Vertreter gelaſſen werden kann, eigentlich keines Beweiſes

66) L. Wisigothor. Lib. IV. Tit. 4. Cap. 1. 67) Grimm a. a. O. S. 461. 462. 68) L. Wisigothor. Lib. IV. Tit. 4. Cap. 3. 69) Vergl. den Art. Erbrecht. S. 362. 70) L. Burgundion. Tit. I. Cap. 1. 71) Sachſenſp. B. I. Art. 11. 13.

72) Eichhorn's Teutſche Geſchichte. §. 371. 73) L. 1. pr. D. de tutelis. (26, 1.) 74) L. 6. D. de sponsalib. (23, 1.) L. 1. C. de nuptiis. (5, 4.) 75) L. 27. D. de administrat. tutor. (26, 7.) L. 157. D. de reg. jur. (50, 17.) 76) L. 12. §. 3. D. de administrat. tutor. (26, 7.) L. 4. D. ubi pupillus. (27, 2.) 77) L. 30. D. de administr. tutor. L. 1. §. 1. D. de tutelis. 78) L. 27. D. de administr. tutor. L. 157. D. de reg. jur. 79) §. 4. J. qui teſtament. tutor. (1, 14.) L. 14. D. de testam. tutor. (26, 2.)

weiter; weshalb kaum darauf verwieſen zu werden braucht, daß, wie die Gewalt des Vaters über das Kind durch „Mundium“ bezeichnet ward, ſo auch die des Vormundes; ſchon das einfache Wort Vor-Mund (althochteutſch foramunto) bezeugt dies[80]). Manche Germaniſten ſind ſogar der Anſicht, daß nach dem Rechte unſerer Vorfahren der Vormund, dem Mündel gegenüber, im Ganzen die nämlichen Rechte und Pflichten, wie der Vater ſelbſt, gehabt habe; es habe ihm z. B. einer Seits der Nießbrauch des pupillariſchen Vermögens zugeſtanden, und anderer Seits die Pflicht zur Unterhaltung des Mündels obgelegen. Allerdings läßt ſich nun zwar dieſe Meinung nicht gut heißen; denn wenn auch das teutſche Lehnrecht dem Vormunde jenen Nießbrauch am Lehen zuſpricht[81]), ſo folgt daraus doch noch nichts für das Allodialrecht, und ebenſo wenig läßt ſich der Satz des gleichzeitigen Rechts, daß der ältere Bruder, als Vormund ſeiner jüngern Geſchwiſter, dieſen die Nothdurft geben müſſe[82]), auf andere Vormünder ausdehnen. Allein immer bezeugt ſie doch, im Zuſammenhalt mit den dafür angeführten Gründen, daß ſich das Mundium des Vormundes zu dem Mundium des Vaters nach teutſchem Rechte ähnlich verhalten habe, als nach römiſchem Rechte die tutoris potestas zur patria potestas.

Endlich noch betreffend das Inſtitut der häuslichen Dienerſchaft, ſo gilt von ihm, natürlich aber unter den erfoderlichen Modificationen, dem Principe nach das Nämliche, was die übrigen Inſtitute des Familienrechts, dem Vermögensrechte gegenüber, eigenthümlich charakteriſirt; und zwar zuvörderſt nach römiſchem Rechte. Es leitet dies auf das Sklavenverhältniß, welches freilich in ſofern, als der Sklav im Eigenthum ſeines Herrn ſtand, lediglich dem Vermögensrechte angehört[83]). Dagegen gehört es, von einer andern Seite aufgefaßt, dem Familienrechte an, und ſoweit dies der Fall, iſt es hier ins Auge zu faſſen, d. h. in ſoweit, als man von dem Sklaven nicht ſagte, daß er in dominio, ſondern daß er in *potestate* domini ſtehe[84]). Von dieſer Seite betrachtet, war nämlich das Verhältniß des Sklaven ähnlich dem des Hauskindes nach altem Rechte, ſowol in rein perſönlicher als in vermögensrechtlicher Beziehung. Denn nicht nur, daß der Herr über die Perſon des Sklaven die vollſte, das Jus vitae et necis in ſich ſchließende Macht hatte[85]); es gehörte ihm auch Alles zu, was der Sklav erwarb[86]), da dieſer, wie der filius familias, nichts Eigenes haben konnte[87]), und, ebenfalls wie der Sohn, ſeinen Herrn in allem Erwerbe vertreten mußte. Dagegen konnte er, wiederum wie der Sohn, ein Peculium haben[88]), und mit Hinſicht auf ſolches den Herrn ſelbſt ärmer und zum Schuldner machen[89]). Die Parallelität der dominica und patria potestas zeigt ſich auch in den Modificationen, welche die Erſtere in einer der Geſchichte der Letztern ähnlichen Weiſe mit der Zeit erfuhr. Zwar blieb der Sklav fortwährend eigenthumsunfähig[90]); er ward doch aber unter den Kaiſern, ungeachtet freilich nach wie vor der Herr das Jus vitae et necis behielt, gegen grobe Misbräuche nachdrücklich geſchützt[91]).

In einer ſolchen vortheilhaftern Lage, als diejenige war, in welcher hiernach die Sklaven bei den Römern erſt während der ſpätern Zeiten ſich befanden, ſtanden bei den Germanen die Unfreien, wenn ſie eigentliche Leibeigene waren, ſeit jeher. Schon Tacitus bemerkt: „Verberare servum ac vinculis et opere coercere, *rarum;* occidere solent, non disciplina et severitate, sed *impetu et ira*[92]).“ Dagegen laſſen ſich diejenigen Unfreien, welche nicht leibeigen, ſondern nur hörig waren, durchaus nicht mit römiſchen Sklaven zuſammenſtellen[93]); namentlich nicht diejenigen, welche zu den Miniſterialen gehörten, und für die Befriedigung der häuslichen Bedürfniſſe der Familie ihres Herrn zu ſorgen hatten[94]). Doch vertraten juſt ſolche Hörige in der häuslichen Familiengeſellſchaft unſerer Vorfahren die entſprechende Stelle der römiſchen Sklaven, und da der Herr, wie ſich von ſelbſt verſteht, über ſie eine potestas hatte, welche ſich, ſoweit ſie grade die Stellung des Dieners in der herrſchaftlichen Familie betraf, als eine familienrechtliche Gewalt wirkſam äußerte, ſo umfaßte ſie, ſoweit der häusliche Dienſt reichte, die ganze Perſon und begründete mithin, bis zu einem gewiſſen Punkte, eine „communicatio divini et humani juris.“ Ganz ſo nun auch bei unſerem heutigen freien Hausgeſinde, welches ebenfalls unter einer familienrechtlichen Gewalt des Hausherrn ſteht, in Folge deren die Herrſchaft, ohne auf dieſe oder jene beſtimmten Dienſte beſchränkt zu ſein, von dem Dienſtboten die treue und gewiſſenhafte Leiſtung aller ehrbaren, gemeinen häuslichen Dienſte und Handarbeiten, ſoweit ſolche nur nicht die Kräfte des Geſindes überſchreiten, verlangen kann, auch wegen einer Verletzung dieſer Pflichten meiſt noch jetzt ein mäßiges Züchtigungsrecht ausüben darf[95]) u. ſ. w.

Faßt man nun dasjenige zuſammen, was vorſtehend über die ſogenannten künſtlichen Inſtitute des Familienrechts geſagt worden, ſo iſt freilich die durch dieſelben begründete Lebensgemeinſchaft zwiſchen Vormund und Mündel, ſowie zwiſchen Hausherrn und Diener beiweitem weniger durchdringend und weitgreifend als die Schickſalseinheit zwiſchen Mann und Frau, Vater und Kind; allein immer iſt doch die Verſchiedenheit nicht größer als z. B. im Sachenrechte zwiſchen der Servitus viae oder itineris einer Seits und dem Eigenthume anderer Seits, und wie ſie nun zwiſchen dem Eigenthum und den Ser-

80) Grimm a. a. O. S. 465. 81) Sächſiſches Lehnrecht. Art. 28. 82) Kaiſerrecht. B. III. Art. 9. 83) *Gajus* I. §. 54. II. §. 88. *Ulpian.* XIX. §. 20. 84) §. 1. J. de his qui sui juris. (1, 8.) L. 1. §. 1. D. eodem. (1, 6.) 85) §. 1. J. laud. L. 1. D. laud. 86) *Gajus* II. §. 86. 88. III. §. 166. *Ulpian.* XIX. §. 20. 87) *Gajus* II. §. 87. 96. 88) L. 5. §. 4. D. de peculio. (15, 1.) 89) L. 28. §. 1. D. de pactis. (2, 14.) L. 30. pr. D. de actione emti. (19, 1.) L. 37. D. de acquirendo domin. (41, 1.)

90) L. 182. D. de verbor. signific. (50, 16.) 91) §. 1. 2. J. de his qui sui juris. (1, 8.) L. 1. §. 1. 2. L. 2. D. eodem. (1, 6.) 92) *Taciti* Germ. Cap. 25. 93) Eichhorn's Geſchichte. §. 49. 94) L. Salica. Tit. XI. Cap. 6. L. Alemannor. Tit. LXXIX. Eichhorn a. a. O. 1. Th. S. 299. 302. (Ausg. V.) 95) Eichhorn's Einleitung in das teutſche Privatrecht. §. 328.

vituten nur quantitativ, nicht qualitativ obwaltet, ganz ſo daher auch zwiſchen den obigen Verhältniſſen des Familienrechts. Inſonderheit ſpricht ſich dies auch darin aus, daß, während alle Inſtitute, welche dem Vermögensrechte (ſowol dem Obligationen- als Sachenrechte) angehören, durch und durch in das Rechtsgebiet fallen, ein Gleiches (wie ſchon oben bemerkt iſt) von den Familienverhältniſſen nicht gilt; ſelbſt von denjenigen nicht, welche, ohne ſchon in der menſchlichen Natur ſelbſt ihre Wurzel zu haben, ſich blos als künſtliche Erweiterungen der natürlichen Familienverhältniſſe herausſtellen. Am ehrſten könnte es noch bei dem Dienſtbotenverhältniß bezweifelt werden, zumal nach der heutigen Geſtalt deſſelben. Abgeſehen von dem hin und wieder noch vorkommenden Zwangsdienſte, beruht es nämlich auf einem Miethvertrage, und ſcheint deshalb jedem andern Miethverhältniß gleichzuſtehen, daher es denn von manchen Germaniſten wirklich auch in dem Obligationenrechte abgehandelt wird. Indeſſen iſt ſolches ebenſo zu verwerfen, als wenn manche Civiliſten in gleicher Weiſe der Vormundſchaft ihren Platz unter den Obligationen haben anweiſen wollen. Wäre dies richtig, ſo würde die Vormundſchaft ſo gut, als das Geſindeverhältniß ein rein juriſtiſches ſein, was doch aber ſelbſt von unſerm Dienſtbotenverhältniß nicht gilt. Oder gehört die Ergebenheit, Treue und Ehrfurcht, welche das Geſinde ſeiner Brodherrſchaft ſchuldig iſt, dem Rechtsgebiete an? Würde nicht, wenn das Dienſtverhältniß rein dem Rechtsgebiete angehörte, wegen des vom Dienſtboten culpoſer Weiſe verurſachten Schadens die Herrſchaft unnachſichtlich Erſatz fodern können, während ſie doch dem Geſinde im Fall geringerer Verſehen billige Nachſicht zu halten hat? Müßten nicht, unter gleicher Vorausſetzung, wegen Beleidigungen, die zwiſchen Herrn und Diener vorgefallen ſind, die gewöhnlichen Grundſätze der Injurien zur Anwendung kommen, obgleich auf der einen Seite leichte Injurien, ſelbſt wenn ſie den Realinjurien angehören, dem Geſinde, welches ſie erlitten hat, noch kein Klagerecht wider die Herrſchaft geben, auf der andern Seite aber jede Ehrenverletzung des Herrn härter an dem Geſinde zu ahnden iſt, als ſie ſonſt beſtraft werden würde? Und weshalb genießt denn das Geſinde wegen rückſtändig gebliebenen Lohnes das Privilegium der erſten Claſſe im Concurſe ſeines Herrn? Weshalb ſteht ihm ordentlicher Weiſe das Recht des Gerichtsſtandes ſeiner Brodherrſchaft zu? Weshalb iſt der Dienſtbote in Sachen des Herrn kein unverdächtiger Zeuge? Alles dies bekundet, daß die eigentliche Grundlage des Dienſtbotenverhältniſſes eine ſittliche iſt, alſo das Verhältniß ſelbſt weder dem Sachen- noch dem Obligationenrechte anheimfallen kann. Und fügt man nun noch hinzu, daß für die Dauer der Dienſtzeit das Geſinde ſeinem Herrn zu allen gemeinen häuslichen Dienſten, wie ſie in einer Hauswirthſchaft vorkommen, verbunden iſt, dieſe Obliegenheit alſo nicht auf beſtimmte gleichartige Dienſte, ſondern überhaupt auf den geſammten gemeinen Hausdienſt gerichtet iſt, und ſomit auf eine allgemeinere Unterordnung des Dienſtboten unter die Herrſchaft hinausläuft, daß aber hiermit nothwendig zugleich ein gewiſſes Imperium der Herrſchaft über das Geſinde verbunden iſt, und daß daher das Letztere, da es ohnehin bei ſeiner Herrſchaft förmlich wohnt, auch von dieſer ſeinen ganzen Lebensbedarf an Lohn und Koſt bekommt, ſich in gewiſſen Beziehungen in einem kindesähnlichen Verhältniß befindet, zumal in Familien, wo, wie im niedern Bürger- und im Bauernſtande, die Hanthierungen der Herrſchaft und Hauskinder oft durchaus mit den Dienſten des Geſindes zuſammenfallen, — ſo kann es, dem Allen nach, in der That keinem gegründeten Zweifel unterliegen, daß dem Geſinderechte ſeine Stelle nirgends anders, als im Familienrechte anzuweiſen iſt.

Hiermit nun wird dieſer Artikel geſchloſſen, da es in demſelben lediglich auf eine allgemeine Charakteriſtik des Familienrechts und der Familienverhältniſſe ankam. Die weitere Ausführung im Detail bleibt andern Artikeln vorbehalten. (*Dieck.*)

FAMILIENWESEN. Das Familienweſen, die Ordnung für die Familie und in ihr iſt nicht menſchlichen Urſprungs, und in ihren Verhältniſſen noch nicht vollſtändig erforſcht und erwieſen, ſo klar auch für Jedermann das Gefühl ihrer Grundgeſetze iſt, durch deren Verletzung die Familie verwahrloſt oder aufgelöſt wird. Es kann der einzelne Menſch für ſich allein nicht beſtehen, und ſo auch nicht gedacht werden, ohne mehr oder weniger als Menſch zu ſein; auch ſtellt ſich das Menſchenbild noch nicht in Mann und Frau in ihrer innigſten Verbindung von Leib und Seele dar, ſondern nur wie der Baum in ſeinem Stamme, ohne Wurzeln und Blüthen; erſt wenn ſie ein Kind haben, erſcheinen ſie als Familie, und je lebenskräftiger ſich dieſe weiter vergliedert, deſto vollſtändiger ſpiegelt ſich darin das Menſchenbild. Es iſt ein Seelenbild, Plato's Idee, in ſeiner Vollkommenheit, die auf Erden nicht erreicht wird, aber doch vorſchwebt, und wo ſich davon eine Geſtaltung zeigt, wird ſie mit Freude, Liebe und Ehrfurcht betrachtet. In welchem Volke, das war oder iſt, wird der Greis nicht gefeiert, der mit der Erfahrung aus drei Menſchenaltern frei von Leidenſchaft und wie verklärt ſein Urtheil ſpricht, der die Gemahlin noch zur Seite hat, welche Enkel mit ſchon bemerkbarer Familienähnlichkeit umſpielen und erfreuen, und der von Söhnen mit Muth und Arbeitskraft und von Töchtern mit Schönheit und Gefühl umgeben iſt [1])? Er bewahrt über die Seinigen alle die väterliche Gewalt und ſie lieben und ehren ihre gemeinſchaftliche Mutter; aber nach dem Tode von beiden bilden ſie ſo viele Familien, als Glieder da ſind, die ihr gemeinſchaftliches Haupt verloren haben, und nun als unabhängige Häupter für die Ihrigen hervortreten. Dieſe neuen Häupter bleiben durch die Gemeinſchaft von ihren angeerbten Eigenſchaften und Angewöhnungen mit einander verbunden und bilden die Sippſchaft, und dann die daraus entſtehenden Sippſchaften den Stamm. Die Familie iſt weniger als Sippſchaft und mehr als Ehe, aus der ſie hervorgeht und ſich als Gemeinſchaft von Haupt und Gliedern darſtellt.

1) Eine ſolche Familie führte der Ältervater Hilarius aus Fäſula, ihrer 64, zum Opfer auf das Capitol, nach Plinius in Auguſt's Zeit.

Es ergibt ſich ſchon hieraus, daß die Familie auf Berechnung beruht, die klar gemacht werden muß, wenn ihre Ordnung erforſcht werden ſoll. Da das Familienweſen mit Nothwendigkeit unverkennbar gegeben, ſo iſt es auch ſeine Berechnung; und die Natur verrechnet ſich zwar nie, es iſt aber ſchwer ihr nachzurechnen, weil ſie eine doppelte Rechnung für Glücksfälle und für die Nothfälle hat, in denen ſie das zu ſchützen weiß, was ſie erhalten will. Auch findet ſich in der That eine ſolche Nothhilfe gleich in dem Anfange ihrer Familienrechnung. Es iſt die Zeugungsfähigkeit in beiden Geſchlechtern nach vollendetem neunten Jahre nachgewieſen, und wenn nur ein neunjähriges Paar der Vernichtung ſeines Stammes entgeht, ſo kann es möglicherweiſe nach 30 Jahren ſchon eine Sippſchaft hinterlaſſen. Dergleichen Ausnahmen zählen indeſſen bei der Berechnung nicht, welche auf die vollkommene Familienvergliederung gegründet iſt. Die Anfangszeit der Zeugungsreife zu einem vollkommenen Kinde iſt für beide Geſchlechter unter allen Völkern und Himmelsſtrichen ſich gleich und mit der Vollendung des Knochenbaues, mit der Auswölbung der männlichen Bruſt und des weiblichen Beckens beſtimmt, aber doch mit einem Spielraume gegeben, der von dem 27. zum 30. Lebensjahre reicht [2]). In dem Augenblicke der Zeugung erſcheint aus zwei Leben ein drittes, das neben der empfangenen ſelbſtändige Kraft gewinnt, und mit dieſer dreifachen, aber einigen, Kraft dem Geſetze des Lichtes folgt, das verſchloſſen iſt und ſich frei macht. Das Kind iſt im Dunkel, es wird von ſeiner Mutter umſchloſſen und ernährt, und ſteigert ſeine Kraft in der gleichmäßigen, aber umgekehrten, Zeit ihrer Reinigung, die während der Schwangerſchaft aufhört, oder vielmehr eine andere Richtung erhält. Die Wirkung der Reinigung überträgt ſich auf das Kind, es bleibt für die Mutter ihre ſiebentägige Dauer und ihre monatliche Umlaufszeit unter Einfluß des Mondes; und darin nährt und ſtärkt ſich das Kind am meiſten, ſeine Mutter aber ward während und durch die Reinigung ſchwächer und vor derſelben am ſtärkſten, welcher, nach Oſiander's Erfahrung, für das Empfängniß eines Knaben oder Mädchens bedeutend einwirkt. Auch iſt auf die Zeugung der Einfluß der Sonne erwieſen; die meiſten erfolgen, wenn vor der eintretenden Frühlingswärme die Nachtfröſte zurückweichen, in Italien im April, in Teutſchland im Mai und in Schweden im Juni. Daß neben Licht und Wärme magnetiſche Strömungen darauf einwirken, iſt ſchon in alter Zeit bemerkt [3]) und in der neueſten klarer geworden. Es iſt nun zu verſuchen, aus den gefundenen Zahlenverhältniſſen für das empfangene Kind in ſeinem Fruchtleben ſeinen Durchbruch an das Licht zu berechnen; ſollte dazu die Vorgunſt in der Naturrechnung für Quadratzahlen helfen? Die erſte Zahl iſt die Drei; das Kind bildet eine Lebenslinie aus zwei zeugenden Kräften und ſeiner eigenen, die daraus entſtanden iſt; es verkörpert und vergliedert ſich mehr und mehr, aber es folgt der monatlichen Umlaufszeit und ſtärkt ſich ¾ Monat, ſchwächt ſich aber ¼ oder 7 Tage. Wenn dieſe urſprüngliche Kraft von 3 zur Cubikzahl erhoben und mit den ſtärkenden Umlaufszeiten ebenſo verfahren wird, ſo ſind ſie für ſich gleich, und ihre 27 ergibt, mit 7 zu Tagen berechnet, 189 Tage oder 6 Monate 9 Tage. Das iſt aber die Zeit, in welcher das Kind lebensfähig an das Licht treten kann. Nach erreichter Lebensfähigkeit wird die Natur ſich mit der Lebensreife Zeit nehmen, wie ſie zu thun pflegt, wenn die Nothhilfe da iſt und die vollendete Anlage auf die Dauer ſein ſoll. So lange als von der Zeugung zu der Lebensfähigkeit kann indeſſen die Zeit von der Lebensfähigkeit zu der Reife nicht ſein, weil die Kraft bereits in 6 Umlaufszeiten mit der Gewalt von 3 zu 1 die Schwächung überwältigt hat, und ſo geſteigert zur Reife treibt. Sollte ſich die Zeit der Lebensfähigkeit zu der Reife verhalten wie die vollendeten 6 Monate zu ihrem Quadrate 36, mit 4 getheilt, und zu dem Quadrate der Kraft ſich verhalten und die Zeit der Reife 9 Monate ſein? So iſt es wirklich in der Erfahrung, und das Geſetz unzweifelhaft, daß die Kinder, unter welchem Himmelsſtriche und Volke ſie geboren werden, in neun Monaten geburtsreif werden. Je kräftiger ſie ſind, deſto eher brechen ſie aus dem Nachtleben zum Tagleben hervor; die Knaben ſind früher da, als die Mädchen, die ſich etwa um 10 Tage verſpäten, und ein Fruchtleben von 10 Monaten, nach dem Monde gerechnet, haben, welche 10 Tage mehr als 9 Sonnenmonate zählen. Aber auch die Geburten der Knaben verſpäten ſich bis in den 10. Sonnenmonat unter Umſtänden und zur Nothhilfe; je mehr ſie ſich indeſſen verſpäten [4]), deſto weniger lebendige Kinder geben ſie, und 10 Sonnenmonate nach des Vaters Tode werden nur Baſtarde von beiderlei Geſchlechte geboren.

Das Säuglingsleben dauert auch neun Monate, geht aber in die Ordnung des jährlichen Kreislaufes und in den Wechſel der ſtärkenden und ſchwächenden Jahreszeiten über. Wüchſe das Kind darin ſo fort, wie das Ei im Fruchtleben, ſo wäre die Erde für den Rieſen nicht groß genug; aber es wächſt nur im Ganzen noch etwa ein Neuntel, und es vermehrt ſein Gewicht um 9—10 Pfund, oder verdoppelt es einfach. Die Ausgeſtaltung ſeines Kopfes erfolgt unverhältnißmäßig gegen die übrigen Entwickelungen; er verhält ſich zu ſeiner Länge wie 1 zu 4, und das Gehirn wiegt ¾ Pfund [5]). Hierauf auf die Rüſtkammer des Verſtandes und auf ſeine Diener, die Nerven, die mit 30 Paaren aus dem Rückenmarke ſtrahlen und aus den feinſten Stoffen des Blutes, aus der Lichtkraft, ſich erhalten, iſt die Hauptentwickelung gerichtet. Die Ausbildung im Säuglingsleben folgt dem herrſchenden Einfluſſe des Lichtes und zugleich noch den geſetzlichen Zahlen für das Fruchtleben; in dem ſiebenten Monate erhebt ſich der Säugling; nach dieſem Monate ſteht er auf-

2) Das Familienweſen von Boſſe, worin die Anführungen aus der Phyſiologie von Burdach genommen ſind, weil ſich dort die weitern Nachweiſe finden. Mit Bezug hierauf werden nur aus neueren Schriften weitere Belege hier nachgetragen werden. 3) Nach altindiſcher Lehre muß das Brautbette nach Norden ſtehen.

4) Die Zurechnungsfähigkeit der Schwangeren von Jörg. 5) Quetelet's Abhandl. in der Akademie der Wiſſenſchaften in Brüſſel. Sein Werk: über den Menſchen und die Entwickelung ſeiner Fähigkeiten, iſt von Riecke teutſch herausgegeben.

recht und nach dem neunten Monate hat er den Gebrauch ſeiner Zähne; er bewegt ſich ſelbſt nach ſeiner Nahrung, und es hält ihn nicht mehr an der Mutterbruſt zurück. Das Kind hat ſein Säuglingsleben, aber noch nicht ſein Geburtsjahr vollendet; es iſt aber, mit Inbegriff des Fruchtlebens, ſchon 18 Monate alt, und ſteht, ſein erſtes Jahr abgerechnet, zu dem ſelbſtändigen Leben da, wo es im Fruchtleben zu der lebensfähigen Geburt ſtand.

Das ſelbſtändige Leben geht langſam aus dem Zuſtande hervor, wovon keine Erinnerung bleibt; aber die geſetzlichen Zahlen zählen fort, doch nicht mehr nach Monaten, ſondern nach Jahren. Bis zum ſiebenten Jahre bemerkt ſich keine bedeutende Verſchiedenheit in der Entwickelung der Kinder von beiderlei Geſchlecht. Unter Einwirkung des ſechsmonatlichen Frühlingstriebes wird das Gedächtniß thätig, befeſtigen ſich die vier Stammbegriffe mit den beiden Urtheilshebeln zum Verbinden und Trennen von Vorſtellungen, und zugleich entwickeln ſich alle Eigenſchaften des Raubthieres: die Schärfe des Geſichts, Geruchs und Gehörs, des Gebiſſes und der Nägel, die Behendigkeit der Hände und Füße und die Begierde, zu fangen und zu tödten. Die frühere Sorgfalt der ſchwangern und ſäugenden Mutter für das Kind verwandelt ſich in die Fürſorge beider Ältern für ſeine Erziehung. Mit ſeinem beendigten Zahnwechſel im zehnten Jahre iſt die Kindheit geendigt, das Denkvermögen geordnet, um aus zwei Urtheilen ein drittes zu bilden, und die rein menſchlichen Eigenſchaften, Selbſtbewußtſein und ſittliches Gefühl, treten hervor. Aber vom ſiebenten Jahre an machen die Mädchen vor den Knaben, die im Fruchtleben ihnen voraneilten, ihre Entfaltung. Sie werden um das zwölfte Jahr, früher oder ſpäter, je nachdem ihr Vaterland wärmer oder kälter iſt, zeugungsfähig, und erreichen um das 18. Jahr ihre Größe. Die Jünglinge werden um das 18. Jahr zeugungsfähig und erreichen um das 24. Jahr ihre Größe. Beides weiſt auf den ſechsmonatlichen Frühlingstrieb und auf den Einfluß der Sonne hin; aber die weibliche Bildung muß noch unter einem andern Einfluſſe ſtehen, der je näher der Reinigungszeit, deſto ſtärker und nach ihrer Erreichung am ſtärkſten wirkt. Bei beiden Geſchlechtern herrſcht die Einbildungskraft dem Verſtande vor, und wider ihre Verirrungen iſt die älterliche Obhut deſto nöthiger, je mehr ſie ſich mit dem Geſchlechtstriebe verbindet. Wie verſchieden die männliche und weibliche Entwickelung nach ihrem Zwecke iſt, ſie kommt darin wieder zuſammen, daß um das 27. Jahr die letzten Backenzähne erſcheinen und der Knochenbau in ſeine volle Breite übergeht[6]). Das Bruſtgewölbe vermag den längſten und ſtärkſten Athemzug aufzunehmen, und je reichere Lebensſtoffe er aus der Luft in die Lunge ſtrömt, deſto lebensvolleres Blut bereitet ſie daraus, und deſto gediegener ſtärkt es das Nervengewebe zu Feſtigkeit und Schwingung[7]). Dieſe Zeit der höchſten Kraftentwickelung iſt auch die Zeit der meiſten Verbrechen. Die Ausſtaltung iſt vollbracht, und das Blut ſammelt und ſtrömt ſeine Kraft fort; und iſt um das 36. Jahr die Schwingung der Nerven am höchſten, ſo iſt auch Luſt und Trauer am ſtärkſten, und die Stunde der Begeiſterung ſchlägt voll. Dann verdichtet ſich Mark und Bein; der Mann erreicht um das 40. Jahr ſein höchſtes Gewicht und zählt die Jahre ſeiner größten Stärke bis zum 45. Jahre. Um dieſe Zeit hört bei der Frau die weibliche Reinigung auf, dagegen vermehrt ſich das Gewicht, und iſt um 50 Jahre am ſchwerſten. Bis hierher iſt die Rechnung von dem ſtufenmäßigen Aufleben in Luſt und von dem behaglichen Zunehmen überall zutreffend, und die Geſtaltungen ſind ſchön und ſeelenvoll, die wie zur Löſung von Aufgaben erſcheinen, um Widerſprüche und Gegenſätze zu vereinigen; die Einbildungskraft, welche die Jugend durch Verſchönerungen aller Art täuſcht und ihr Unmöglichkeiten als Wirklichkeiten vorſpiegelt, wird aus der Feindin des Verſtandes zu ſeiner Gehilfin bei ſeinen ſchwerſten und höchſten Arbeiten im Mannesalter; die Frau verliert mit der Schönheit ihre Freude darüber, vertauſcht ſie aber nicht mit dem Schmerz über ihre Häßlichkeit, ſondern mit der Liebe zu ihren Kindern; das ſorgenfreie Leben geht je länger, deſto ſchwerer in ein ſorgenvolles über, aber die überſtandene Mühe und Angſt erfreut deſto mehr, je verborgener die bevorſtehende iſt. Dagegen ſteht die Rechnung des Ablebens weniger feſt; ſelbſt die europäiſchen Erfahrungsſätze über ſeine Stufen haben Ausnahmen von einer doppelten und dreifachen Lebensverlängerung, und laſſen die Frage zu: ob dieſe Stufen nicht verkürzt und eigentlich die Ausnahme aus einem verkünſtelten Zuſtande ſind? und ob die Ausnahmen von ihnen nicht auf das Geſetz für das naturgemäße Ableben hinweiſen. Der Tod iſt eine Erfahrungslehre und ſeine Nothwendigkeit nicht erwieſen. Es iſt verſucht, ihn aus dem ungleichen Verhältniſſe der Einwirkung von Licht und Finſterniß auf uns zu erklären, und zu berechnen: die Finſterniß iſt das Einheimiſche auf Erden und das Licht, das von der Sonne kommt, iſt das Fremde darauf, vor dem die Finſterniß nicht völlig zurückweicht, ſondern den Schatten zurückläßt. Die zeitgleiche Wirkung von beiden auf einen Gegenſtand wird ſich hiernach berechnen laſſen, als wenn ein Cubus von allen Seiten, mit Ausſchluß einer einzigen, beleuchtet iſt, und ſo wird die Wirkung der Finſterniß um 1 ſtärker, als das Licht, oder 6 + 1 ſein. Wir ſchweben über der Erde und gleichen Fremdlingen, die dahin 20 Millionen Meilen weither von der Sonne kommen und ſich von ihrem Lichte fortnähren; unſer Leben, wie Goethe von der Roſe ſagt, zittert an der Sonne, unſer Leib gehört der Erde, und auf ihn wirkt allgemach die Finſterniß ſtärker, als das Licht. Aber wie? wenn wir urſprünglich eine überwiegende oder nur ausgleichende Lichtkraft mitgebracht hätten?

Der Anfang des Ablebens wird nicht gefühlt; er fällt nach europäiſchen Erfahrungen in die funfziger Jahre.

6) Carus folgert daraus, daß das Hirn eine Fortſetzung des Rückenmarks und der Schädel die Vollendung der Knochenwelt ſei, daß durch Meſſung der Ausdehnungen des Schädels nach gewiſſen Verhältniſſen, und mit Rückſicht auf den ganzen Organismus des Einzelnen, die Art der Fähigkeiten dieſes Einzelnen beſtimmt werden könne. Zeitung für die elegante Welt. S. 96. 1814. Nr. 6.

7) Etudes chimiques sur le sang, par *Louis René le Canu.*

Man ſteht auf ſeiner Höhe; man ſchläft, ißt und trinkt zwar mehr als früher, aber man vermag auch mehr, nur nicht ſo raſch und behende, als zuvor. Da der Leib in Ordnung iſt, ſo hat der Verſtand ſeine Freiheitsgewalt, und er weiß aus Erfahrung, was ſeine Diener, die Nerven, leiſten, und was ſie verſagen. Sie werden in den ſechsziger Jahren ſteifer und träger. Mit der zunehmenden innern Verdichtung verknöchert der Schwertknorpel, verwächſt das Bruſtbein mit dem Handgriffe und verengt ſich die Bruſthöhle und die Lungenbewegung; ſo wird weniger Lebensſtoff zu Blut verarbeitet, nimmt die Lebenswärme ab, und damit die Ernährung der Nerven, deren pinſelartige Ausbreitungen an den Schlagadern trockener, unſcheinbarer werden und zweigweis verſchwinden. In den ſiebenziger Jahren iſt das Zehren der Kräfte an ſich ſelbſt in den verdunkelten, wenn auch noch ſchönen, Geſichtszügen und in der Abmagerung ſichtbar. Der Verſtand ſelbſt glaubt nicht, daß er altert, ſondern je älter, je freier zu werden. Auch zeigen ſich mit der vollendeten neunten Umlaufszeit, mit 81 Jahren, Erſcheinungen, als wenn die Greiſe ſich verjüngen ſollten; ihre Sterblichkeit iſt unverhältnißmäßig gering gegen die Siebenziger, ihre Sehkraft verſtärkt ſich wieder, und manche bekommen neue Haare und Zähne. Aber es iſt die letzte Gunſt, wie ein Nachklang aus dem Lebensanfange. Die weitere Beſchreibung des Ablebens hat hier keinen Zweck, wo es nur noch darauf ankommt, wie lange der Gebrauch der Sinne, oder vielmehr die rein menſchliche Thätigkeit, die Schlußbildung mit Bewußtſein dauert. Es iſt nachgewieſen, daß Greiſe noch älter als 120 Jahre und bis an den Tod den Gebrauch ihrer Sinne gehabt und ihre Schlüſſe bei vollem Bewußtſein gebildet haben.

Wenn der Grundriß der Familie nach dieſen Angaben gemacht wird, und ſoll er eine vollkommene Vergliederung ergeben, ſo muß ein zeugungsreifes Paar zu Stammältern gewählt werden. Bei dieſer Wahl iſt die Frau wenig jünger als ihr 30jähriger Mann, und hat zum Gebären kaum eine Zeit von 20 Jahren; ſie empfängt auch nicht leicht, während ſie ſäugt, ſie gebiert daher überhaupt etwa zehn Kinder. Geht die Vergliederung ſo fort und lebt der Stammvater 120 Jahre, ſo ſtehen an ſeinem Grabe 5 Söhne, 25 Enkel und einige 70 Urenkel, und die gleichmäßig fortgeſetzte Vergliederung gibt im fünften Jahrhundert tauſend Millionen Nachkommen. Aber wie? wenn nur das Aufleben und kein Ableben, als durch äußere Gewalt, wäre? Der Stammvater würde die Bevölkerung der Welt in ſeiner Gewalt haben, und die Alten, wenn ſie wie die Staatsmänner des Alterthums dächten, nirgends in Verlegenheit über die Mittel ſein, den vollſtändig erreichten Weltbevölkerungsſtand ſich nur nach dem Bedarfe verjüngen zu laſſen, wie in einem vollkommenen Fortbeſtande die Lücken ausgefüllt werden, die Sturm oder Brand veranlaßt, und die Stämme erſetzt werden, die ihre Kronen nicht zu verbinden vermögen. Es würde gleichmäßige Ordnung für Alle und Freiheit für Jeden ſein, um zu forſchen, zu entdecken und zu erfinden, um alle Hilfsmittel für jeglichen Lebensbedarf zu erreichen und ſich die Arbeiten von Hand und Verſtand zu erleichtern. Es wäre die feſte Vergliederung zum Fortſchreiten ins Unendliche gegeben. Sie iſt verſagt, und die Frage, was denn eigentlich iſt und ſein ſoll? richtet ſich zunächſt an die Geſchichte. Sie hat vor ihrem Eingange den Rieſenſtammbaum, worauf der Ahnherr Adam ein Alter von 955 Jahren hat, das mit der Zeit übereinkommt, worin nach den griechiſchen Dichtungen Zeus, der Vater der Götter und Menſchen, ſeine Liebſchaften mit den Töchtern der Erde hat. Die Geſchichte bezeugt kaum ein Alter, das ein Drittel ſo lang iſt, und bei den Juden bezeugt ſie das arabiſche Alter von 120 Jahren bis zu Moſes Zeiten, und ſo lange ihr Leben dem der jetzigen Beduinen glich. Moſes berieth ſeine Einrichtungen mit Arabern, ſeinen Verwandten, und die jüdiſche Lebensart und Familienordnung vor Moſes ſtimmt mit der arabiſchen ſo überein, daß nur dieſe geſchildert zu werden braucht. Arabien iſt den Eroberern verſchloſſen, die ſich in den vorliegenden Wüſten ſagen müſſen: vorwärts können wir nicht und zurück auch nicht; und welche auf ſeinen drei Meerſeiten zwar landen können, aber es noch nie, mit neueſter Ausnahme der Engländer auf dem Felſen von Aden, ungeſtraft gethan haben. In dem Vaterlande des Weihrauchs unter immer heiterem Sommerhimmel, in der Winterluft mit dem Lebenshauche fortblühender Gärten und Wieſen, bei den Quellen von ſtetig labender Kraft, ohne winterliche Kälte iſt der Araber, wie die Früchte ſeines Landes, welche die feinſten Nahrungsſtoffe und Erregungsmittel enthalten. Er wächſt nicht ins Volle und Große, aber Alles iſt ebenmäßig, metallartig, gelenkig und dauerhaft bei ihm. Schöner mögen andere ſein, aber gediegener von Mark und Bein ſind ſie nicht, ſchärfere Sinne, feurigere Augen, ein zäheres Leben haben ſie nicht. Er muß mit angeborener Kraft ſich vor der Sonnengluth und dem brennenden Staube ſchützen, die Meereswinde und Kunſtmittel vermögen es nicht, und er muß damit vor der Beduinenbrut und den Tigern ſich ſchützen, die aus der Wüſte plötzlich hineinjagen. Je lebenskräftiger die Araber ſind, je ſtärker der Trieb, ſich zu erhalten und zu vergliedern in ihnen iſt, deſto ſchneller mußten ſie mit ihren Familien in das Misverhältniß der beſchränkten natürlichen Fruchtbarkeit ihres Landes und zu Ausgleichungsmitteln gekommen ſein. Der Eine konnte ſich mit den Seinigen nicht auf Koſten des Andern ausbreiten; ſie waren einander an Kraft und feſtem Sinne zu gleich, und die Kunſt konnte dazu nicht, wie in kälteren Ländern, helfen, weil dawider ſowol die Flucht, als die Rückkehr zur Rache leicht war. Die Sklaverei iſt in Arabien ſo wenig einheimiſch geweſen, als irgend eine Art ſtumpfſinniger Zwangsarbeiter; die Familien machten Verträge über die Abgrenzung ihrer Gebiete, und die Gräber ihrer Väter zu heiligen Stätten. So blieb jede Familie in ihrem Erbe; ſie hatte nur ein Haupt, dem die Angehörigen alle dienten, und dem die Ehre verblieb, wenn er auch die Verwaltung in des Sohnes Hand gab. Das zuläſſige Maß der Familienvergliederung beſtimmte ſich nach dem, wenn auch künſtlich vermehrten, doch beſchränkten Ertrage des Gebietes, und damit kommt überein,

daß die Hausfrau, die auch die Witwe des Vaters ſein konnte, erſt in reifem Mannesalter genommen wurde (die Vielweiberei iſt auch jetzt nur Ausnahme), daß der augenblicklichen Begierde nicht blos Mägde, ſondern auch Knaben und Vieh dienen mochten, daß ein Bruder den andern zum Knecht hatte, und alte Leute, um der Familie nicht zur Laſt zu ſein, ſich der Wüſte gaben, wie es jetzt heißt, oder wie die Indier und Juden ſagten, ein göttliches Leben führten und ſpurlos von der Erde verſchwanden. Die arabiſche Geſchichte fängt mit einer geordneten Stammverwaltung an, mit Königen, die zwölf Brüder haben, wie bei Homer zwölf Phäaken mit ihrem Könige richten, und wie es die gleichmäßige Gemeinſchaft von Sippſchaften an der Stammverwaltung erfodert, worin ſich denn Recht und Pflicht nach den zwölf Monaten in gleichmäßigem Reihewechſel vertheilt und kraſt der zuſammenfließenden väterlichen Gewalt geübt wird. Die Familien, die Sippſchaften, die Stämme hielten unter ſich und wider einander zuſammen, und Jeder kannte und lehrte die Seinigen ſeine Abſtammung. Sie theilten ſich in zwei Maſſen; die Einen lebten unter Zelten in der Wüſte, wo ein Fleckchen im Sommer Weide und Frucht gab, und im Winter zogen die Männer mit ihren Kameelen zu Markt und Fracht, wenig beſorgt für ihre zurückbleibenden Familien, weil der Feind ihnen wenig nehmen und es theuer bezahlen konnte, wenn ihr Nothfeuer die Stammgenoſſen in Bewegung ſetzte. Die Andern befeſtigten in Arabien ihre Häuſer und verkitteten den harten Stein mit der heißen Bruſt, ſodaß ihnen Nichts genommen war, bis der letzte Stein genommen ward. In dieſer Ordnung blieb es, und zum Landfrieden kam es nicht, aber auch nicht zu einer herrſchenden Hauptſtadt. Die Schutzgewalt in der Familie behielt ihre Naturkraft und das Volk ward groß. Dagegen war die Verfaſſung der Juden, welche Moſes zugeſchrieben wird, ein Staatsplan mit Grundgedanken, die erfahrungsmäßig und wiſſenſchaftlich bewährt ſind. Sie ward in ſolch einem Lande gegründet, wie es der Geſundheit am zuträglichſten iſt, zwiſchen Berg und Meer, mit einer mittleren Wärme von 17°, worin Wein und Weizen noch reifen und die Palme ſchon gedeiht. Der Volksſtamm ſollte in ſich verbeſſert und dazu rein erhalten, durch Kreuzung nicht verſchlechtert werden. Die Vielmännerei und alle Unnatürlichkeit war ſtreng verboten und das Heirathen von Verwandten beſchränkt. Das Haupt der Familie hatte die Gewalt und Ehre, aber auch die Verſorgungspflicht. Die Hausväter, das Frauenrecht war auch (jedoch mit Stillſchweigen über Vielweiberei) geſichert, ſtanden einander gleich, und zunächſt unter ihrem Geſchlechtsälteſten, dann unter dem Stammälteſten und zuletzt unter Einem Haupte; aber ſie hatten nur Gott zum Herrn. Die Blutrache bleibt, aber nicht die beleidigte Familie, ſondern der Bluträcher vollzieht ſie, und von Fehden halten die Gerichte mit 6000 bewaffneten Dienern (Leviten) ab. Alle Waffenfähigen waren vom 20. bis 60. Jahre waffenpflichtig und hatten von 10 zu 1000 Mann ihre Stammgenoſſen zu Obern. Das Land von 500 □Meilen ward unter ungefähr 300,000 Familien, etwa je zu 30 Morgen, vertheilt, wovon ein Siebentel brach bleiben und von aller Frucht der Zehnte gegeben werden mußte. Nur das Nutzungsrecht der Güter durfte veräußert werden, aber jedes Familienglied konnte ſie wieder einlöſen, und alle 50 Jahre fielen ſie ohne Weiteres an die rechten Erben oder den Stamm zurück. So war Fürſorge und Zwang zu guter Wirthſchaft und wider bleibende Verarmung vereinigt. Der Volksſtamm ſollte ſich an Leib und Seele über alle Völker, kraft des Geſetzes, und mit dem Beſchneidungszeichen erheben; darauf waren die häusliche Andacht, der prachtvolle Gottesdienſt, das Gewinde der Gebräuche, die Blutſchrift der Strafen, die ängſtliche Auswahl der Lebensmittel, die prieſterliche Aufſicht in Bezug auf Familienvergliederung und die Gluthworte der Verheißung berechnet. Aber die Landvertheilung konnte nicht beſtehen, als ihr der unberechnete Geldreichthum und die überſehene Gewerbſamkeit entgegenwirkte. Die Zehnten und die Zahlungen fanden bald den Ort, wo ſie am bequemſten zuſammentrafen; es bildete ſich eine menſchenvolle herrſchende Hauptſtadt, und die Mengen drängten in falſchen Richtungen auf. Die Folgen davon werden ſich bei den Griechen in größeren und ſchärferen Umriſſen zeigen laſſen.

In Griechenland erſcheint das Volk urſprünglich nicht wie in Arabien in ſeiner Entfaltung aus ſich ſelbſt, ſondern es geht aus der Verſchmelzung verſchiedenartiger Geſchlechter hervor. Thukydides fängt die Geſchichte damit an, daß die griechiſche Civiliſation, wie wir ſagen, aus der Bereicherung durch Seefahrt zu Handel und Raub entſtanden, und Seeräuber lange Ehrenname geblieben ſei, daß die Einen ihre Häuſer befeſtigt und die Andern zu ihren Meierleuten gemacht haben. Der feſte Familienſitz wird zur feſten Stadt, und ihr Gebiet, oder die Feldmark in der Bewirthſchaftung ihrer Einwohner und Meier iſt auch bei den ſpätern Griechen allein das Staatsgebiet, und was darüber iſt, gilt ihnen nur als ein bedingtes und zeitiges Verknüpftſein. Die Familienordnung wird auch dort, wo ſie am ſtärkſten iſt, von der Gemeindevergliederung beherrſcht, und wie reich oder arm die Gemeine iſt, ſie verwahrt ſich vor Übervölkerung. Rüſtige und tüchtige Bürger muß und will man haben, da man kaum einen Landfrieden für die großen Markttage, die Olympiſchen Spiele und dergl. erreicht. Ob ein Kind auferzogen werden ſoll, iſt häufig nicht blos Sache des Vaters, ſondern auch ſeiner Genoſſenſchaft, oder, wie in Sparta, der Gemeinde. Die Kindererziehung iſt überall Staatsſache und in Sparta Hauptſache. Hier hat ſie von der Säugung durch Ammen an ihre geſetzliche Ordnung. Der Knabe kam in Zucht und Lehre bei einem andern Knaben, und ward von den Alten zum Ehrgeize angeſpornt, in Allem abgehärtet, was die menſchliche Natur zu ertragen vermag, und auch in den Künſten des Raubthieres geübt. Der Mann hatte es ſchwerer im Frieden, als im Kriege. Er durfte nicht vor dem 37. Jahre heirathen, die Frau aber hatte freie Wahl, von welchem andern Manne ſie Kinder haben wollte, und ihr ward auch übrigens der Wille in Haus und Hof gelaſſen, während der Mann von einem Dienſte in den an-

dern ging, von den Muſterungen und Wachen zum Richten und Unterrichten, von den Werkgerüſten zu den Reihewerken, von den Sendungen und Meldungen zu der Aufwartung bei den Königen und den Feierlichkeiten. Auch die Greiſe hatten keine Ruhe, wenn ſie auch nicht ſo werkthätig angeſtrengt wurden. Sie mußten bei der Arbeit, die Einer am beſten verſtand, leiten und Alles in Ordnung halten, wozu es keine geſchriebenen Geſetze gab, die waren verboten; 28 Älteſte und die beiden Könige bildeten den Rath, worin die Stimmen unter ſich und mit der Zahl der Monatstage gleich waren. Es kam indeſſen in dem Rathe eigentlich darauf an, die Meinungsverſchiedenheit der beiden Könige in Verwaltungsſachen zu entſcheiden, und ſo war die Dreitheiligkeit in der Regierung herrſchend, wie ſie es in den Feiergeſängen, in der Landtheilung und Gemeindevergliederung war. Die Gemeinde hatte die Entſcheidung über das, was nicht war, aber werden ſollte; ſie mußte den Regierungsantrag annehmen oder verwerfen, verändern durfte ſie ihn nicht. Das Wichtigſte ſcheint aber zu ſein, daß die Wahlen zu den Rathsſtellen, ſo zu ſagen, von der Natur ſelbſt ausgehen, daß jeder Greis nach dem Alter dazu gelangt, wenn er nicht ſelbſt zurücktritt, oder von der Gemeinde zurückgewieſen wird, die nicht ſtimmt, um zu wählen, ſondern um auszuſchließen. Es war dieſes Verfaſſungsweſen ein Zwangszuſtand, und darin fehlte, wie immer, der Blutkitt nicht. Einſt mußten die Feldſklaven zum Kriege gebraucht werden, und ſchlugen ſich herrlich; und ihrer 2000 wurden bekränzt in dem Feierzuge ihrer Freiheit zum Tempel geführt, aber aus ſeinen Grüften iſt Niemand von ihnen zurückgekehrt.

In Athen ging es umgekehrt. Hier mochte Jeder eſſen und trinken und leben, wie er wollte, wenn er die Andern nicht darin ſtörte, und ſoviel nach Verhältniß für ſie that, als die Andern für ihn thun mußten. Der Hausvater war Herr in ſeiner Familie; wollte er aber von ſeinen Söhnen ernährt ſein, ſo mußte er ſie in einer Erwerbarbeit unterrichten laſſen, und die Söhne konnten auf Verſchwendung klagen, wenn er ſein Vermögen durchbrachte. Die Erbfamilien und Gewerbgenoſſenſchaften hatten ihr Recht, und die Erbtöchter durften nicht Fremde heirathen, konnten aber von den Verwandten ihrer Männer Stellvertreter verlangen, um Kinder zu bekommen. Die blühendſten Mädchen wurden am erſten Bräute, weil an Brautſchatz nicht zu denken war. Die jungen Leute mußten, um was zu werden, zeigen, daß ſie etwas konnten, und ſich beliebt machen; und wer etwas geworden war, der mußte ſich vor Fehlern in Acht nehmen, denn er ward von der Gemeinde gewählt und gerichtet, wobei die ärmſten Bürger ihre Stimmen hatten. Die Armen waren ſteuerfrei und nicht amtsfähig; gleiches Steuervermögen, gleichviel von Guts- oder Gewerbseinkommen, gab gleiches Recht, und nach ſeinen drei Stufen richtete ſich ſowol das Aufgebot mit Roß und Rüſtung, als die Berechtigung zum Verwalten und Regieren. Das ſtandfeſte Arbeitsvolk in Stadt und Land hatte darüber mitzuſprechen, wem und wozu es dienen ſollte; die Reichen aber hatten den Befehl in Heer und Flotte, die Verwaltungsämter, die Stimmen in dem Rathe der 400 und der 9 und in der Regierung. Jegliche Arbeit hatte ihre Freiheit und Belohnung; die Werkthätigkeit erreichte hohen Schwung und der Geiſt trieb ſeine vollen Blüthen, der unter den Reichen entſcheidend war und zuletzt über ſie gebot. Aber es drängte und trieb ſelbſt ſchon zu Solon's Zeit, worin es ſich ſo ordnete, zu ſtark. Je voller der Arbeitsſtand und je reicher das Gewerbe wurde, deſto häufiger mangelte es an Brod und fehlte es an Gehorſam, und man mußte die Wahlen durch das Loos entſcheiden laſſen, um ſie den Fäuſten zu entziehen; mit dem Wohlſtande und der Bildung ſtiegen die Anſprüche, und die Vermehrung der Ämter machte das Übel ärger; die Ausgleichung zwiſchen den Gutsherren und Gewerbsherren in der Theilnahme an den Staatsgeſchäften war ohne Vermittelung ihnen ſelbſt überlaſſen; Kunſt und Gunſt waren entſcheidend, und der Eine überbot den Andern darin, die Sachen zu entſtellen und die Begriffe zu verwirren, zu heucheln und zu ſchmeicheln, um den großen Haufen für ſich und ſeinen Zweck zu gewinnen und ihn durch ſchöne verführeriſche Worte aufzuregen. So ſchwankte es ins Ungewiſſe hin. Die Einrichtungen in den übrigen griechiſchen Staaten nähern ſich entweder der Verfaſſung von Athen, oder von Sparta, nachdem nirgends mehr Fürſten als in Macedonien ſind. Beide haben nicht eine flüchtige Menſchenmaſſe, ſondern ſtetige Familien zum Gegenſtande, nicht eine möglichſt große Bevölkerung, ſondern vielmehr ihre Beſchränkung und die Vervollkommnung der Familien zum Zwecke. Sie ſcheiden alles Gebrechliche bei der Geburt davon aus, ſie rechnen das reife Mannsalter richtig auf 30 Jahre, laſſen die Jungfrauen nicht vor ihrer vollen Blüthe ſich vermählen und die Jünglinge von 17 Jahren mit Geſang zu der Kriegsübung im 20. Jahre vorbereiten; und ſie halten Sklaven, die nach Belieben vermehrt oder vermindert werden können, zu den Arbeiten, die ſich täglich ohne Nachtheil für Haltung und Geſtalt nicht verrichten laſſen. Über beiden Verfaſſungen ſchwebt das Bild einer vollkommenen Familie an Leib und Seele, die ihren innern Halt durch Gemeindevergliederung verſtärkt. Ihre Wirkungen waren in Athen mannichfaltiger, in Sparta nachhaltiger: Geſtalten von mehr Schönheit und Kraft, Geiſter von mehr Anmuth und Hoheit. Lieder von mehr Schwung und Fülle, Thaten von mehr Gluth und Muth und Gedanken von mehr Klarheit und Gewalt als dort, gab es nirgendswo. Endlich in der Furcht vor den Perſern ruhten auch die Fehden, und es kam zum allgemeinen Bundesweſen, aber nach den Siegen über die Perſer hielt es nicht und hielten die Verfaſſungen das wilde Aufwuchern der Mengen von Unten bis Oben nicht zurück; ſie zerfleiſchten ſich, bis der König von Macedonien ſie einſchüchterte und mit ihrer rüſtigſten Brut nach Perſien zog. Das war eine leichte Eroberung, ſoweit die Griechen dort ſich ſelbſt, ihre Künſte und ihre Waaren beliebt gemacht hatten, und ſoweit hielt ſie ſich auch ſo nach Alexander's Tode. Aber ſie verbeſſerte nicht, ſondern verſchlimmerte noch den griechiſchen Zuſtand, worauf ſie wirkte, wie die Eroberung in Südamerika auf Spanien.

Es kam viel Geld und Gut aus Perſien nach Griechenland, und die wohlfeilen fremden Waaren wurden allgemeines Bedürfniß, die Lebensart künſtlicher und die Haushaltungen koſtbarer, während die macedoniſchen Könige ſchwere Steuern erhoben, um ihr Heer zu bezahlen, das ſie ſo vielen, wenn auch entwaffneten, Bürgerſchaften gegenüber weder vermindern, noch ſich verbürgern laſſen durften. Wo die Steuern und auswärtigen Leckereien ſich vermehren und das Heer als bewaffneter Herr und die Übrigen als wehrloſe Knechte erſcheinen, die das nahe Meer in ein anderes Land ruft, da haben Schulden, Bettler und Meuterer noch nie gefehlt. Die griechiſchen Staaten hatten ſchon in ihrem großen Bürgerkriege das Schuldenmachen gelernt, und dadurch zum Theil ein blühenderes Anſehen erhalten; denn die überſchuldeten und dadurch verknechteten kleinen Bürger in Stadt und Land ſah man nicht, ſondern dafür die im Kriege reich gewordenen Befehlshaber und Kaufleute in Glanz und Pracht. Unter den Königen ging das Alles ins Große. Der kräftige Mann mit ſeinem Pfluge und ſeiner Werkſtatt verſchwand vor Gutsherren, die ihre Gebiete mit Sklavenhaufen bewirthſchaften ließen, und vor Gewerbsherren, die für den kümmerlichſten Lohn noch mehr Arbeiter haben als beſchäftigen konnten. Aber auch in den reichen Familien war kein Halt und Beſtand, ihre Ausgaben überſtiegen ſo oder anders ihre Einnahme. In der königlichen Familie ging es greulich zu; die namhaften Geſchlechter aus der Sagenzeit her ſanken in freiwilligen Tod, oder verſchwanden mit verzerrten Zügen in dem Gewühle von Laſtern. Für die untergehenden Familien wollten immer neue hervortreten, aber ſie waren nur flüchtige Erſcheinungen, und die Gemeindevergliederungen wurden ein dunkeles, gleichfarbiges, über und durch einander dringendes Menſchengewimmel. Es fehlten die vollkräftigen Männer zu dem Kriege mit den Römern, wie Livius ausdrücklich ſagt. Die römiſchen Sieger geboten noch ſtrengeren Gehorſam, als die Könige, und mit größeren Gewaltmitteln; die Geißel und die Folter ruhten nicht, wenn die Steuerpflichtigen ſaumſelig waren, und wer nicht mit Tigern öffentlich kämpfen, oder lebendig verbrannt ſein wollte, mußte mit Wort und Schrift ſich wohl verſehen. Aber die römiſchen Herren ließen ſich in Athen noch eher für Griechen halten, als in unſern Tagen vornehme Ruſſen in Paris für Franzoſen. Die Stimmen der verklärten griechiſchen Geiſter waren auch den Römern ehrwürdig, und ſie rauſchten fort; wie der Frühlingsathem in der Eiche Laub, tönte es wieder in den Gemüthern, wo irgend der Grieche in Bergſchluchten und auf Waldhöhen ſeine Kraft erhalten hatte. Auch fand es eine Freiſtätte in den Schulen, welche die Römer begünſtigten; es ſuchte Troſt und Hoffnung im Himmel und verknüpfte mit Beweisgründen für Rechtsgleichheit und Menſchenwürde [8]) den Glauben an ein kommendes Reich der Wahrheit und Tugend. Dafür verwebte es die feinſten Begriffe und natürlichſten Gefühle auf das Kunſtvollſte, und doch anſcheinend kunſtlos und verdachtlos mit der Wunderkraft des Glaubens [9]), es fand bei den Denkern Beifall, es gewann die Menge, die für die Zukunft nicht mehr rechnen und ſorgen, ſondern je zahlreicher, deſto wirkſamer einander helfen und von verbrüderten Reichen ihre geordnete Armen- und Krankenpflege haben ſollte, und es begeiſterte bis zum Martertode. Die Griechen brauchten nicht Meiſter in geheimen Verbindungen zu ſein, um die Juden bei der neuen Gemeindevergliederung in Städten und Landſchaften als Boten zu wählen und ihr Geheimniß zu bewahren, ihr Reich den Römern wieder abzugewinnen. Das glückte ihnen in der That, und eine Feſtung, die an Lage und Stärke kaum übertroffen wird und jedenfalls für ſie die geeigneteſte war, Conſtantinopel, ward ihre Hauptſtadt. Wie dieſe ihnen verderblich geworden, wird ſpäter an größeren Verhältniſſen klar werden.

Von den Römern [10]), die den Griechen blos nachgedacht, ſoll nur bemerkt werden, daß ſie ihre Bürgerbücher und Amtsſchriften in Ordnung gehabt haben, daß aber ihre Familienordnung [11]) nicht nach dem kaiſerlichen Geſetzbuche zu beurtheilen iſt, worin verkehrte Beſtimmungen nach Schulkenntniſſen und in dem Dünkel des Berufs zur Weltherrſchaft und zum Gebieten in und über Allem gemacht ſind. Die väterliche Majeſtät, wie die alten Römer, die von der mütterlichen Gewalt die ſchöne ſinnige Sage von Coriolan hatten, ſagten, ging unter oder auf den Kaiſer über, und von der älterlichen Gewalt war die Rede nicht. Dem Vater verblieb nur ein Bruchſtück von dem Rechte, das ihm die Natur über ſeine Familie gibt, in dem Übrigen vertrat ihn und Rath und Maßnahme ſeiner Sippſchaft und Gemeinde der kaiſerliche Richter. Die Volljährigkeit ward auf das 25. Jahr nach Pythagoras' Lehre von der vollkommenen Zahl, der 5, und nach Hippokrates von ihrer Würfelzahl 100 für das naturgemäße Lebensalter beſtimmt, obgleich die Bürgerverzeichniſſe die Lebensdauer bis 150 Jahre nachwieſen. Für die weibliche Heirathsfähigkeit blieb dagegen die altrömiſche Beſtimmung von 12 Jahren beſtehen. Ein ganz neues Recht für das Fruchtleben und den Säugling bildete ſich aus den Begriffen von Seelenempfängniß und Seligkeit.

Die Familienordnung der Scythen iſt noch bei ihren Nachkommen oder Nachfolgern, den Tataren, erkenntlich. Gegen ihre Heimath, die Steppen, die ſich 100,000 □Meilen weit von dem Pruth bis zum chineſiſchen Meere ziehen, ſind die arabiſchen Wüſten kleinlich; und wer ſich darin halten will, der muß den jähen Wechſel von 20 Grad Hitze und Kälte, den Gewaltſtoß der Wirbelwinde,

8) In der marſeiller Schule bezeugt es Tacitus.

9) Plutarch bekennt ſeinen Wunderglauben, verſchleiert aber die Vorliebe für ſeine Griechen. 10) Plinius ſagt nicht, daß die Römer, als ſie am mächtigſten waren, ſich wenig ausgebreitet hatten, und eigentlich kein Volk, ſondern nur eine großſtädtiſche Menge mit zerſtreuten ſchwachen Anſiedelungen in Italien, Frankreich und Spanien waren. Er überläßt es aber dem Nachdenken, indem er die ſämmtlichen römiſchen Anſiedelungen aufzählt. Nach Tournon's Meinung iſt ſelbſt an der Tiber das Land beſſer vor, als unter den Römern bevölkert geweſen. 11) Das Geſchichtliche in Rechtsbeziehung enthält davon das Erbrecht in welthiſtoriſcher Entwickelung von Gans.

den Gifthauch der modernden Einjahrsgewächſe ohne andern Schutz, als das dünne Zelt, zu ertragen und lange zu hungern und zu durſten vermögen. So haben es die Tataren den Beduinen gleich, aber ſchlechter und härter; was den Beduinen das Kameel iſt, das iſt den Tataren das Pferd. Bei ihnen iſt die hausherrliche Gewalt unbedingt; ſie kaufen ſich die Frauen, die mit der übrigen Erbſchaft auf den Sohn übergehen. Die Familie hat ihre Wirthſchaft für ſich, die Weide aber mit ihrer Sippſchaft gemeinſchaftlich, und die Sippſchaften tagen mit einander. Die Städte aber ſind wieder zerſtört, welche die Chineſen mit aller ihrer Kunſt und Kraft in den Steppen erbaut haben. Die Slawen, die Nachbaren und theilweiſe die Herren der Tataren, bewahren, wie weit ſie von einander entfernt und wie verſchieden ihre Mundarten ſein mögen, vom Karpath bis zum Ural, in ihrer Sprache das Denkmal ihrer Stammverwandtſchaft, und als ſie den Griechen bekannt wurden, beſtanden ſie ſchon aus Herren mit Leibeigenen auf Erbgütern, und die Herren ſind ſippſchaftlich vereint und gehorchen den Fürſten ſo unbedingt, als ſie zu Hauſe befehlen. Die Vielweiberei iſt bei ihnen nicht herrſchend, aber für die Fürſten das Mittel geweſen, die Sippſchaften an ſich zu halten; und eine ruſſiſche Chronik erzählt von 3000 Frauen. Das altteutſche Familienweſen war mit der landwirthſchaftlichen Ordnung, mit der Sippſchaft und dem Stamme verbunden. Das Haus machte eine Herrſchaft für ſich, und begriff die Familie, die einen Reihenhof bewohnte, mit den Söhnen, die Nebenhöfe bewirthſchafteten. Die Ältern hatten die Gewalt im Hauſe, und der Vater vertrat ſeine Familie in der Sippſchaft, worin der gemeinſchaftliche Schutz und Schirm berathen und geordnet wurde. Die Landwirthſchaft war ſchwer und kärglich, und für die Heerden mit Wölfen und Bären, wenn nicht mit Feinden, zu kämpfen. Die ſippſchaftliche Rechnung mit dem Familienweſen mußte deshalb ſtreng ſein: man erſäufte ſofort in der Stille ſchwächliche Kindlein, oder ſonſt verdorbene Brut, man ließ die Kinder Kinder ſein, aber man übte ſie mit Sang und Klang in Schritt und Tritt, Griff und Schlag, prüfte ihre Dienſtfähigkeit um das 20. Jahr und ſandte ſie dann auf Standwache an die Grenze. Man verheirathete nach ſippſchaftlicher Berathung; um vollkräftige Kinder von vollkräftigen Ältern zu haben, ward das reife und das verhältnißmäßige Alter der Brautleute, ihre richtige und für einander paſſende Geſtaltung, ihr Arbeitsgeſchick und Gemüth erwogen. In Nothfällen half man ſich ſo gut man konnte, und auch mit mehren Frauen, um Sippſchaften zu verſöhnen und zu verbinden. Die Hauptnahrung war Milch und Hafermuß, und zur Feldküche in der Noth kannte und benutzte man die eßbaren wilden Gewächſe und Baumrinden. Die Einſchulung zur Reinlichkeit, zum Feldbienſte und den Gemeindegeſchäften mit der Nachricht von Zeichen, Wort und Geſang war ſo allgemein, daß die Scharen und die Älteſten gleich mit einander in Ordnung waren, wenn ſie aus noch ſo weiter Entfernung zuſammentrafen. Sie glichen einander in der hohen Geſtalt und dem nordiſchen Eiſengehalte, in Farbe und Haut, Haar und Auge, und waren nicht zu verkennen. Von mehr als ſchlichtem Verſtande, von Welterfahrung und Einſicht zeugt außerdem, daß ſie belebte Marktorte hatten, wo die Fremden frei handeln und ihre Meinung auch gegen die Volksmeinung ſagen durften, daß ſie aber kein großſtädtiſches Weſen und Feſtungswerk haben wollten. Sie veränderten ſich nicht dadurch, daß Kriegsfürſten allerdings unter ſchauderhaften Verwirrungen ſich unter und von ihnen erhoben und durch die römiſche Kriegszucht ihrer Scharen in den römiſchen Landen über die welke Bevölkerung ſiegten und ſich dort Throne errichteten; die Veränderung erfolgte nur theilweiſe als Rückwirkung davon, hauptſächlich aber, und bis in die entfernteſten Theile, in die Hochlande von Schweden und Norwegen, durch eine neue Lehre der Landwirthſchaft. In dieſer Rückſicht haben die verſchmolzenen und unverſchmolzenen teutſchen Völkerſchaften und die Slawen nur eine Geſchichte.

Es klingt noch jetzt als ein Wunder, begriff ſich aber damals ganz natürlich, daß mit lauter unbezahlten und unverheiratheten Knechten im Sommer Gutsbeſtellung und im Winter Gewerbe geſchickt und eifrig betrieben, bisher unbekannte Gemüſe gebaut und beſſere Arbeitsgeräthe verfertigt wurden. Eine ſolche Wirthſchaft konnte beſtehen, wo der Boden nur den mindeſten Ertrag hatte, und ihre Lehrmeiſter, die Mönche, foderten dazu nichts, als ein Bischen Heidland und Frieden. Man gab es ihnen und nahm ihren Glauben an, der ſich mit den edelſten Gefühlen und höchſten Gedanken verknüpfte. Die beſſeren Geräthe und Beſtellungsweiſen, die ſtrengeren Dienſtordnungen gingen von den Klöſtern auf die Güter über, und mit dem reicheren Landbau bereicherten ſich die Gewerbe. Es entſtanden Burgen und Städte, wie in Griechenland; über jene Zeit hinaus hat keine Familie die Erinnerung bewahrt, aber ſie übertrafen in ihrer Kraft, Dauer, Größe und Verzweigung die Dichtungen von Herakliden und Peliden, und manche verzweigte ſich über Europa, während die Gewerbsgenoſſen ſich auf teutſche Weiſe verbrüderten [12]). Es machten die Genoſſen aus dem Geſetze, das in jedem Handwerke liegt, für ſich ihre Arbeitsordnung und ihr Recht, wie fremd ſie einander waren; ſie erkannten ſich als Brüder, und woher ſie kamen, ſie konnten mit einander arbeiten, ſie machten es auf gleiche Weiſe. Sie ſtanden unter ihren Meiſtern und die Meiſter unter ihren Altmeiſtern und die Altmeiſter gingen von ihrer Werkſtatt, wie die Gutsherren von ihrem Pfluge, auf das Stadthaus und wählten die Bürgermeiſter und Geſchworenen. Die Ernten und die Waaren nahmen erſtaunlich zu, die Bevölkerung nahm aber noch mehr zu, und das Brod ward überall knapp. Die Sklaverei war nicht, wie in den altgriechiſchen Städten, zur Abwehr gegen Übervölkerung vorhanden, und die altteutſche Aufſicht über die Familienvergliederung war mit den ſippſchaftlichen Gemeinden verſchwunden, die kirchlichen

12) Die Familien haben ihre Namen in der Fremde nach der Landesſprache mundrecht gemacht, und zu den teutſchen Städteordnungen iſt das griechiſche Vorbild aus dritter Hand genommen.

Geſetze und Richter entſchieden über Geburts- und Eherechte, und die Peſt fing zwar ihre Verheerungszüge an, aber ſie vermochte die Übervölkerung nicht niederzuſchlagen, ſie befreite indeſſen am meiſten von dem Geſindel, den Baſtarden. Je abgeſchiedener die Landfamilien von den Stadtfamilien waren, deſto unklarer war das Verhältniß der Lebensmittel zu der Bevölkerung und deſto heißer ward überall der Streit um das Brod; aber die Grundſchicht der Bevölkerung ward dennoch immer breiter und gewaltiger, die mannhaften ehrbaren Leute vertheidigten ſich in ihren Städten und Burgen, und ließen ſich die Freiheit nicht nehmen, es ſo zu bedenken und einzurichten, daß in ihren Familien Halt und Beſtand blieb. Es thürmten ſich unter Volksliedern die Dome und die Seele erhob ſich in ihren Himmel und ſuchte nach dem Geſetze für die Volksordnung, und es ward Ernſt mit der Sittenverbeſſerung. Erſt als gegen die Gewalt des Schießpulvers kein Feſtungswerk aushielt und das Gold aus Amerika an die Völker kam, welche Waaren und Bücher die einen noch anziehender als die andern erhielten, da tobte es überall auf, und es kam zu den Bürgerkriegen und den großen Kriegen, zu rieſigen Heeren und Steuern und Staatsſchulden, und zuletzt ward das Grundvermögen in den Umlauf gezogen. Die jüdiſchen Familien, wie in Wahlverwandtſchaft zu dem Golde, machten die Vermittler bei den Geldgeſchäften und einen geſchloſſenen Stand von Anſehen überall, und von fürſtenmäßigen in ſeinen reichſten Häuptern. Die Landfamilien dagegen verarmten großentheils, die ſtädtiſchen Gewerbfamilien wurden deſto kümmerlicher, je wohlfeilere und beſſere Waaren reiche Unternehmer aus ihren erkauften Lagern lieferten, oder auf vereinten Werkſtätten von jungen Arbeitern für Tagelohn arbeiten ließen. Es wurden Hauptſtädte menſchenreicher als Völkerſchaften und erfüllten ſich mit dem ſchauderhaften giftigen Gezüchte, das Sue[13]) meiſterhaft beſchreibt. Eine neue Krankheit ſiedelte ſich nach der andern an; die Kindermengen wurden jährlich von den Pocken gelichtet, die ſich zwar ſchwächen, aber nicht unterdrücken ließen; die Peſt ſchien nur zurückgewieſen, ſie kehrte als indiſche Cholera zurück und verband ſich mit dem gelben Fieber aus Amerika. Schlimmer als beide vergiftete die Luſtſeuche den innerſten Lebensſaft, und der Wahnſinn endlich ward an beiden Ausgängen der Geſellſchaft einheimiſch. Alle Völker und Genußmittel waren vermiſcht, und es ward ein Schwächlich- und Welkwerden gefühlt; und darwider half nicht, ſondern verſchlimmerte noch, daß die hitzigſten Gewürze nicht heiß genug, die feurigſten Getränke nicht feurig genug ſchienen; ſie wurden vereint und dazu geraucht, den Arbeitsſtand aber verdarb der Branntwein. Welches Ende welken Völkern bevorſteht, lehrt die Geſchichte. Der äußere Glanz darf darüber nicht täuſchen; die Verwahrungsmittel darwider müſſen aufgeſucht werden.

Wie es nunmehr ſteht, zeigt ſich in den ſchärfſten Umriſſen in England; größere gab es noch nie, und die Engländer haben den Fremden nichts nachgemacht, Vieles aber von ihren ſächſiſchen Vorfahren beibehalten[14]). Gleich ihre Grundeintheilung in Kinder und Erwachſene iſt teutſch[15]). Wer noch nicht 21 Jahre alt iſt, heißt in der engliſchen Rechtsſprache Kind, und wer nicht in der Ehe geboren iſt, der iſt Niemandes Kind, Baſtard. Das Kind iſt rechtsfähig, ſobald es zu leben, ſich in der Mutter Leibe zu bewegen anfängt[16]). Seine frühere Tödtung iſt nicht ſträflich, die Geburt muß nach des Vaters Tode binnen 40 Wochen erfolgen, um rechtmäßig zu ſein. Die älterliche Verpflichtung für den Unterhalt der Kinder beſchränkt ſich auf Verabreichung des Nothbedarfes, und für die Erziehung iſt ſie dem Gewiſſen überlaſſen; doch iſt für den Unterricht armer Kinder geſetzlich geſorgt. Die väterliche Gewalt dauert bis zur Volljährigkeit, aber ſie gibt kein Recht über das Vermögen der Kinder, als das vormundſchaftliche, und es muß ihnen nach erreichtem 21. Jahre davon Rechnung abgelegt werden. Bis dahin hat der Vater den Nutzen von ihrer Arbeit, wenn er ſie ernährt, wie von Lehrlingen, und ſie ſind nachmals auch verbunden, die dürftigen Ältern nach ihrem Vermögen zu erhalten. Indeſſen beſteht dennoch die väterliche Gewalt der That nach lebenslang, kraft der freien Gewalt, welche der Vater über ſein Vermögen hat, und ſomit bleiben alle ſeine Nachkommen von ihm abhängig, die von ihm erben und nicht enterbt ſein wollen. Der Credit, welchen Notherben ſonſt gebrauchen und misbrauchen, fällt in England weg, und die Familienhäupter haben den größten, weil ſie die freieſte Verfügung über ihr Vermögen, wenige Stammgüter ausgenommen, haben. Die Erbordnung ſtrebt aber überhaupt, die Familie und ihr Vermögen zuſammenzuhalten. Die geſetzliche Erbfolge geht in abſteigender und niemals in aufſteigender Linie. Der nächſte männliche Nachkomme erbt das ganze Vermögen, und fehlen die männlichen Nachkommen, ſo erben die nächſten weiblichen, z. B. die Töchter, zu gleichen Theilen, aber von ihnen wieder allein ihre älteſten Söhne. Indem das Vermögen ſo in den Familien zuſammengehalten wird, wird es zugleich vor Verſchuldung durch Ab-

---

13) Mystères de Paris. Nach Fragier (über die gefährlichen Claſſen der Bevölkerung) haben in Paris vom November bis März höchſtens 26,000 Arbeiter meublirte Wohnungen, und in der übrigen Zeit bis an 35,000. Er rechnet, daß 17,000 in thieriſche Erniedrigung verſunken ſind. In London nahm die Menge der armen Irren ſeit 1840 zu, aber dadurch, daß in den verbeſſerten Irrenhäuſern 17% weniger ſtarben, als zuvor. Morning Chronicle vom 16. Dec. 1844. Das Parlament nimmt ſich ſeit 1843 der ſtädtiſchen Geſundheitspflege an; die Berichte an daſſelbe beweiſen, wie nothwendig ſein Einſchreiten war, um die Arbeitsfamilien aus den lichtloſen Wohnungen und dem Straßenmiſte zu bringen, und ſie beziehen ſich auf die Schriften darüber. Andere Urſachen hat die Kränklichkeit des Landvolkes in dem Kirchenſtaate; Tournon's Études stat. sur Rome. Aber im innern Rußland iſt nach Blaſius das Landvolk ebenſo kräftig, als ehrlich, der übrigens in ſeiner Reiſebeſchreibung kein Lobredner der ruſſiſchen Verwaltung iſt.

14) Die häusliche Andacht hat ihr Eigenthümliches: die Familie verſammelt ſich dazu mit dem Geſinde und betet knieend. Morgenblatt. 318 von 1844. 15) Nach Blackſtone's Commentaries of the Laws of England, die geſetzliches Anſehen haben, iſt die folgende Beſchreibung gemacht. 16) Dabei kommt der Zeugenbeweis von zwölf geſchworenen Frauen vor, wenn eine Schwangere, zum Tode verurtheilt, ſich auf das Leben ihres Kindes beruft.

findung von Miterben bewahrt, und es wirkt auf Beſchränkung der Familienvergliederung von dem einen zu dem andern Stammhalter. Aber die Vermögensverwaltung geht nicht blos auf dieſe Weiſe möglichſt ungeſtört fort, ſondern ſie kommt auch ſo früh als möglich an ihren Herrn; ſie darf dem Eigenthümer von ſeinem 17. Jahre an überlaſſen werden. Dieſe Verwaltungsmündigkeit iſt altteutſch und hat den großen Vortheil, daß der junge Hofbeſitzer das ganze Jahr wirthſchaften kann, ohne den Vormund nöthig und Koſten davon zu haben, und daß der junge Kaufmann nur ſein eigener Buchhalter iſt und ſein Vermögen nicht ohne Vormund rechtskräftig verpflichten kann. Von dem Halte, den die Familien an ihrem ungetheilten Erbvermögen haben, von der Ordnung, worin die Wirthſchaft unter dem Erben fortgeht, und von der frühen Mündigkeit zur Aufſicht und Verwaltung des eigenen Vermögens iſt die Wirkung, daß verhältnißmäßig in England weit mehr Erbfamilien, als in andern Ländern vorhanden ſind, daß die Ehen meiſt erſt in vollreifem Alter geſchloſſen werden, und wenige, aber kräftige Kinder ergeben, daß von dem engliſchen Geſammtvermögen nur der kleinſte Theil nicht unter Verwaltung der eigenen Herren ſteht, und daß es dadurch jene überlegene Kraftanwendung zuläßt, die in Erſtaunen ſetzt. In der Höhe aber verflüchtigen ſich die Familien [17]) und in der Tiefe iſt es fürchterlich. Als in Folge der indiſchen Eroberungen und des langen europäiſchen Krieges fürſtenmäßige Reichthümer an Handelsfamilien gelangten und es doppelt ſoviel vermögende Hausväter ohne Landbeſitz, als durch Landbeſitz gab, als die Gewerbe und der auswärtige Handel immer ſtärker betrieben wurden, weil das Einkommen davon keine beſtimmten Schranken, wie das Landeinkommen, hat, weil es die Mitbewerbung neuer Familien zuläßt, und in dieſer Mitbewerbung der eine Gewerbsherr noch mehr Arbeitsleute und in die Tauſend als der andere annahm, und beide ſie ſchlechter und ſchlechter bezahlten; da ward aus den kräftigſten Arbeitsleuten, die am ſchwerſten von Allen gearbeitet, aber auch beſſer als Alle gegeſſen hatten, großentheils ein ſchwächliches und gebrechliches Arbeitsgeſindel, das in dem langen Tagewerke vom ſechsten Jahre an ſchnell verbraucht wird und ſich in verſtärkter Maſſe zum Erſatze drängt. In dieſem Gewimmel von Millionen löſte ſich die Familienordnung auf, die Ältern nährten ſich von dem Keime der Arbeitskraft ihrer Kinder, aber um das 14. Jahr ſchieden ſich die Kinder ab, nahmen ihr Bischen Lohn ſelbſt, und die Ältern friſteten mit Armengeld ihr Abſterben. Aber die Armenſteuer überſtieg die teutſche Grundſteuer, und das Armengeſetz mit dem Gepräge der Barmherzigkeit ward abgeſchafft und die Armenpflege, mit weniger Ausnahme, auf die Einweiſung in Armenhäuſer und auf die dort Eingekleideten beſchränkt. Es wurden die Mittel nicht geſpart, um durch neue Staatsbehörden und örtliche Handhabung von Zucht und Aufſichtsrecht den wilden Unordnungen abzuhelfen; aber das Grundübel, die Übervölkerung, blieb nicht blos, ſondern vergrößerte ſich noch. Millionen waren von dem auswärtigen Abſatze der einheimiſchen Waaren abhängig und nährten ſich von fremdem Brode; ſie wären brodlos, wenn entweder die Waaren nicht abgingen, oder die Kornſchiffe nicht ankämen. Der Tod würde alsdann gewiß ſeine Ernte halten, aber eher außer, als in England. Eine entgegengeſetzte Ordnung erdachte Muhammed, und verkündigte ſie ſeinen Arabern als ſiegreicher Feldherr im Namen Gottes, des Allmilden, zum unbedingten Gehorſam, nachdem ſie ſich der eingedrungenen Feinde, aber nicht der mitgekommenen Pocken entſchlagen hatten. Sie mußten ſich nun täglich zu gleichen Zeiten waſchen und darauf beten, ſich des Weines und aller Unzucht enthalten, in der Zeit faſten, wenn es für die Aufzucht der Hausthiere am günſtigſten iſt, Leſen und Schreiben lernen, ihre ſchriftlichen Verſprechungen treulich erfüllen, hausväterlich für Frau und Kinder ſorgen, das Alter ehren und der Witwen und Waiſen ſich annehmen. Ausdrücklich um derentwillen fand Vielweiberei ſtatt; die Beſiegten und Sklaven ſollten geſchont und der Glaube an Gott und an Muhammed als ſeinen Stellvertreter über die Erde verbreitet werden, die Nothhilfen aber blieben dem Gewiſſen eines Jeden überlaſſen. Muhammed erreichte eine plötzliche Volksumwandelung und glänzender als kein anderer Geſetzgeber. Die Araber wurden reinlich, nüchtern, kerngeſund, gehorſam und gottergeben, in ihren Familien naturkräftig und mehr in Heeresordnung, als in Gemeinden, vergliedert. Sie bemächtigten ſich der Wiſſenſchaft, ihre Kriege wurden Siege vom indiſchen zum atlantiſchen Meere, ihre Sprache, die heilige, vollkommener als irgendwelche, und die Haſchem, Muhammed's Familie, die ausgebreitetſte auf Erden. Er hatte die Mittel der Eintracht unter den Familien auf ein eroberndes Volk berechnet, aber für ein beſiegtes und überwältigtes Volk weder Troſt, noch Rath gegeben.

In Indien iſt die Volksordnung auf die Mittel für den umgekehrten Zweck, für ein Verharren in ſich und für das Ertragen der äußern Gewalt in leidender Geduld gerichtet, und dort, wo die lebloſe und die thieriſche Natur am kräftigſten iſt, ſcheint die menſchliche Natur ihre qualvollſten Prüfungen von Feindesdrang, von innerem Zwange und giftigſtem Krankheitsqualme beſtanden zu haben. Die einheimiſche Bevölkerung hat ſich aber dennoch erhalten, und in ihrer Ordnung läßt ſich ein folgerechter Plan nicht verkennen. Gewiß iſt in der Familienberechnung ein höheres Alter als 70 Jahre angenommen. Die Regierungsfähigkeit iſt auf das 72. Jahr, auf den Eintritt in die Würfelzahl von 9, beſtimmt, und auf die Angehörigen von Brahminenfamilien beſchränkt. Der zwölfjährige Brahmine hat die Wahl, ob er ſich für die Regierung ausbilden, oder heirathen und es ländlich-ſittlich treiben will. Wählt er die Ausbildung, ſo hat er eine lange Schule des Unterrichts durchzumachen und von der Bettelei an alle Lebensverhältniſſe, das Entſagen und Behagen, das Gehorchen und Befehlen kennen zu lernen. Der Brahminenſtamm iſt im Beſitze der Wiſſen-

17) Unter den Lordsfamilien ſind nur 48 ſchon vor 1640 anerkannt geweſen, und während Georg's III. Regierung 74 erloſchen. Von Einigen ſind nahe Verwandte unter den verworfenſten Pöbel verſunken und wegen Dieberei gerichtlich verfolgt.

ſchaft und des Geheimniſſes der Kraftverwendung, und enthält ſich nicht blos aller Fleiſchſpeiſen, ſondern auch jedes erhitzenden und aufreizenden Lebensmittels. Ihm ſtehen zunächſt die Krieger, deren Koſt weniger beſchränkt, aber feiner iſt, als die Koſt der Landwirthe; dieſen drei ſtreng abgeſchiedenen Ständen dienen die Übrigen, und ſie haben die gröbſte Koſt. Außer den Brahminen, die Geiſt zu Allem und Brauchbarkeit zu Jedem haben, ſind die übrigen Familien durch Angewöhnung und Einſchulung nur für ihren Stand und darin paſſend, und außerdem verſtümmelte, abgeriſſene Glieder; ſie können die Fremden nicht brauchen, und die Fremden ſie nicht, ohne ihre Art und Weiſe anzunehmen. Sie haben ihren Halt in ihrem Stande, und ihre leichte Wirthſchafts- und Familienrechnung, die ſie vor Überlaſtung durch Ausſcheidung der zuviel Geborenen verwahrt, die aber die fürchterlichſte wird, wenn Unglück eintritt, weil es von dem Arbeitsvolke zu Gunſten der höheren Stände getragen werden muß, und weil alle entlaſſenen Dienſtleute rettungslos dem Hungertode verfallen. Durch welche Gewaltmittel dieſe Verſchiedenheit der Nahrung, dieſe Abſperrung, Einſchulung und Gewöhnung ſtreng geſetzlich geworden ſein mag, es iſt erreicht, und das Ganze hat jene angeſtaunte Feſtigkeit erlangt. Seine wiſſenſchaftliche Grundlage ſtimmt gewiſſermaßen mit der phyſiokratiſchen Lehre überein, worin die Landwirthe der Regierung und den Grundherren den Zehnten und allen Übrigen den Lohn geben; und daß die Lehre der alten indiſchen Staatsmänner, den Indus nicht zu überſchreiten, ihren guten Grund habe, davon haben die Engländer eine bittere Erfahrung gemacht.

Die Chineſen haben für den gleichen Zweck: für das Verharren in ſich, andere Mittel, als die Hindu, gewählt, und die Bewunderung, wenn nicht die Reue, der Engländer durch die Entſchloſſenheit erregt, womit Männer und Frauen ſich lieber dem Tode, als dem kunſtüberlegenen Sieger ergaben. Ihre Einrichtung iſt auf und für ein gleichmäßiges Familienweſen berechnet, und iſt die Lehre davon nicht auf wiſſenſchaftliche Beweiſe gegründet, ſo beruht ſie wenigſtens auf Erfahrungen, und ſie ſchließt Alles aus, was weder gewiß iſt, noch gewiß werden kann, ſondern Glaubensſache und Hoffnung auf den Himmel iſt. Das bloße Leben hat nicht mehr Werth, als in der Natur; das neugeborene Kind muß in die Familie paſſen, um Recht zu erhalten. Mit ſeinem Rechte kommt es aber unter eine geſetzliche Fürſorge, welche die genaueſten Vorſchriften gibt, wie die mütterliche Liebe und väterliche Obhut und hilfreiche Theilnahme der Verwandten für ſein Wohlergehen bethätigt werden ſoll. Die Vorſchriften müſſen hierüber und über das ganze Familienleben gut ſein, weil die chineſiſche Familie mit Leib und Seele an einander mehr als irgendwelche ſonſt hängt, und die Chineſen im Auslande ſelten dortige Frauen nehmen, die nichts von ihrem heimathlichen Leben und Weben in der Familie wiſſen und verſtehen, was ihnen das Theuerſte und das Erſehnte iſt. Ein Jeder, aber nicht der heimlich Ausgewanderte, hat ein Recht, in ſein Stammhaus zurückzukehren, und alle Mitglieder der Familie ſind ihrem Haupte Ehrfurcht und Gehorſam ſchuldig, welches Staatsamt ſie nach ſchwerer Schulzeit und nach dem Prüfungsausfalle erlangt haben. Ihre Erbfolge, wie vieles Andere, iſt für uns noch dunkel; große Erbreichthümer aber gibt es nicht in dem angebauteſten Lande, worin alle Südfrüchte und bis jetzt noch vorzugsweiſe die Theeſtauden gedeihen.

In Japan iſt eine ähnliche Ordnung, wie in China. Aber eigenthümlich ſcheint hier zu ſein, daß die Hausväter nicht blos für das Betragen ihrer ſämmtlichen Hausgenoſſen verantwortlich ſind, ſondern auch je ihrer Fünf eine Gemeinde bilden, welche für alle Mitglieder haften muß und fünf Wehrmänner ſtellt. Die Wehrmänner aus fünf Gemeinden, alſo je 25, vereinigen ſich unter einem Hauptmanne und 25 Hauptleute unter einem Oberſten. Dieſe Einrichtung iſt nach einem Aufſtande getroffen und keiner ſeitdem wieder ausgebrochen [18]).

In Amerika hat die Familienordnung von Europa ſtarke Wurzeln gefaßt, und iſt noch in ihrer erſten Verzweigung begriffen. Die Beilfäuſte haben dort noch vollauf zu thun, um die Urwälder niederzufällen; ſie drängen noch nicht von dannen zum Niederſchlagen welker Völker. In Südamerika halten Wilde in den Urwäldern in ihrer Familienvergliederung mit Zärtlichkeit zuſammen, haben aber keine weitere ſippſchaftliche Verbindung. Dagegen finden ſich in Neuholland Stämme, die den Frieden mit einander dadurch bewahren, daß ſie ihre Frauen gegenſeitig aus dem andern und nicht aus dem eigenen Stamme nehmen [19]). Beide Nachrichten ſcheinen indeſſen noch der Beſtätigung zu bedürfen. Aber auch die Neger vermögen in Amerika ſich zu halten, was ſie an der äußerſten Spitze von Europa, in Conſtantinopel, nicht können. Es mag hier für ihr heißes Blut ſchon zu kalt ſein; aber wie kommt es, daß in Aſien in den heißeſten Landſtrichen von ihnen kein altangeſiedelter Stamm zu finden iſt? An innerem Halte zum Beſtande fehlt es ihren Familien nicht; in ihrer afrikaniſchen Heimath haben ſie ihn, und ihre dortigen Stämme ſind ſich ſeit ihrer erſten Bekanntſchaft mit den Europäern gleich geblieben, oder ſchlechter, aber niemals beſſer geworden. Alle Nachrichten ergeben, daß ihre Familienordnung ſich kraft der darüber waltenden Schutzmacht erhält, aber nirgendwo durch Vernunfterkenntniſſe und Verbindung von Mittel und Zweck folgerecht entwickelt und ausgebildet iſt. Nicht einmal mit den Mulatten auf Domingo unter den günſtigſten Bedingungen ſcheint es beſſer und haltbar zu gehen. Es bleibt noch die Frage übrig: wo iſt das Familienweſen am beſten ausgeſtaltet? Es kann dort am erſten geſchehen, wo Licht und Land dazu am günſtigſten ſind; und es wird dort geſchehen, wo die Kinder am beſten eſſen und die Familienhäupter am älteſten werden. Die gewöhnliche Nahrung geht von Süden nach Norden aus Reis und Palmſaft oder Thee und Kaffee in Weizen und Wein und von zarterem zu fetterem Fleiſche, dann zu Roggen und Gerſtebier und endlich zu Hafer und Moostrank über. Wo das Getreide nicht mehr gedeiht, gedei-

18) Ausland von 1835. Nr. 93.

19) Culturgeſchichte der Menſchheit von Klemm.

hen auch die Familien nicht mehr, der Hochſchotte ſteht aber an Kraft dem Engländer kaum nach, obgleich er nur ſpärlich Haferbrot hat, aber die Nahrung von Luft und Waſſer zählt für ihn mit wahrſcheinlich verſtärkter magnetiſcher Strömung. Die feinſten Nahrungsmittel ſind in Arabien, Indien und China einheimiſch, und Burckhardt erwähnt faſt keines Emirs oder Scheikhs, der nicht ein Achtziger mit noch klarem Verſtande geweſen wäre; und von Brahminen und Mandarinen iſt Gleiches berichtet. Aber die Europäer haben, kraft des Handels, die feineren Lebensmittel von dort zu ihrer allgemeinen Nahrung gemacht, und mit Hilfe ihrer Künſte vermögen ſie ſich, nach dem altteutſchen Rechtsworte, die volle Sonne zu geben, ihr längeres Sonnenlicht auszunutzen, mit Blüthenduft ſich zu umgeben und ſich vor der Winterkälte zu verwahren. Dadurch haben ſie erreicht, daß ſie beſſer leben, als die Südländer, und in dem handels- und kunſtreichſten Lande, in England, werden auch die meiſten Nahrungsmittel gebraucht, und nach der ſchwerſten Arbeit zu urtheilen, ſind die Arbeitsleute dort am ſtärkſten, größer ſind ſie aber am Rhein und an der Donau. In der ſchwerſten Arbeit, im Denken, dauert auch die Rüſtigkeit in Europa ſo lange, als in den Südländern. Kant näherte ſich ſchon den Siebenzigern, als er ſein Hauptwerk vollendete; Goethe dichtete noch im 80. Jahre; Wellington, wenig jünger, iſt noch arbeitsrüſtig, wie es in Paris der 90jährige Miniſter Simeon war, und in Breslau iſt ein Alter von 200 und in Cernin, Departement Cantal, von 217[20]) Jahren bezeugt. Dadurch iſt für die Familienordnung erwieſen, daß ſich das natürlich Ungleiche künſtlich ziemlich ausgleichen läßt; ihr innerer Halt, und was ihr feſten Beſtand gibt, iſt aber noch nicht klar geworden.

Die Unterſuchung hierüber geht von der ſchon berechneten Kraft jeder Familie aus, die Welt binnen 500 Jahren zu bevölkern, wodurch ſie entweder die natürliche Feindin der andern wird, oder die gegenſeitige Beſchränkung der Fortvergliederung erfolgen muß, die ſich zuletzt auf ihr einfachſtes Maß auf einen Stammhalter feſtſtellen, aber doch bei naturgemäßer Lebensdauer die vierfache Vergliederung noch zulaſſen würde. Dieſe Vergliederung bliebe ſtetig, obgleich ſie ſich fortwährend entgliederte. Der Zweck dieſer Entgliederung iſt für uns Geheimniß, und die Gewalt, die mit Nothwendigkeit zur Vergliederung treibt und darin zuſammenhält, nur aus ihren Wirkungen erkennbar. Die Schutzmacht, welche über dem Familienweſen waltet, iſt mit Allem ausgeſtattet, was den Thieren, zu Gunſten ihrer Brut, angeeignet[21]), und überdies mit einer Fülle von Schmuck und Reiz begabt, wie ſonſt nur ſich in den Blüthen entfaltet. In dieſer Schutzgewalt verbinden ſich die ſtärkſten Triebe mit den edelſten Gefühlen, die härteſten Zwangsarbeiten mit der freiwilligſten Fürſorge, die Jugendpflege mit der Alterspflege, der Machtſpruch mit der herzlichſten Überredung, die Furcht mit der Ehrfurcht zu der Einheit und Gemeinſchaft eines Dienſtes. Die Schutzmacht gebietet in der Familie die Pflichten, von denen wir die Rechte für Haupt und Glieder ableiten. Sie iſt überall gleich thätig, aber nicht überall gleich wirkſam, und den Thieren verſagt ſie ſich durchaus. Sie bewirkt das Wunder, das allen Glauben überſteigt, und das doch Niemand leugnen kann: die Menſchen haben alle Mittel aufgeboten, um einander und ſich ſelbſt zu zerſtören, und ſie haben es dennoch nicht vermocht. Jene Schutzmacht half zuletzt, und ohne ſie erklärt ſich das Wunder nicht, man mag dazu ſonſt nehmen, was man will. Sie von dem Ewigen iſt geduldig, verzeiht Vieles und macht es allmälig wieder gut, z. B. Erbfehler; aber wehe dem, der das Familienweſen auflöſt, er iſt gerichtet und wird vernichtet mit Allem, was ſein iſt. Die Schutzmacht offenbart ſich in jedem Familiengliede, in dem Kinde mit ſeinem erſten Schrei, der nach dem Vater, nach Erbarmen und Hilfe ruft, in der Fürſorge, die über Kind und ſeine noch unerfahrene Mutter, die Großmutter hat, und in der Obhut des Altvaters, der über die Seinigen der mildeſte und der unterrichtetſte Richter iſt. Die Großältern werden zu den Kindern hingezogen, und das Kind iſt davor noch in ſich ſelbſt verwahrt, daß es ſich ſelbſt nicht, wie der Knabe, misbrauchen kann. Aber es müſſen doch andere und ſtärkſte Überreizungen hinzugekommen ſein, wenn er ſich durch Ausſchweifung tödtet. Die übrigen Lebensſtufen laſſen ſich, wie gezeigt, verkürzen und in einander ziehen und die Jünglinge ſich zu Männern und Greiſen verkünſteln; aber das weibliche Geſchlecht läßt ſich weniger verkünſteln und verderben, als das männliche. Die Übertreibung der geiſtigen Anſtrengung beſchränkt ſich auf das männliche Geſchlecht, und ſie kommt nicht zu dem Arbeitsmanne. Endlich gibt es auch viele nothwendige Arbeiten, welche vollkräftige und geſchickte Männer erfodern und den Misbrauch der unreifen Arbeitskraft nicht zulaſſen. So bleiben ſelbſt dort, wo das Familienweſen am verwahrloſteſten iſt, noch Stützen, um es herzuſtellen. Die Geſetze und Richtzahlen, wornach das Familienweſen ſich entfaltet, geſtaltet und feſtſtellt, ſind ſoweit bereits nachgewieſen, als ſie erforſcht worden. Der Plan iſt klar, den das Familienweſen erfüllen ſoll; es ſoll in Haupt und Gliedern vollſtändig, bildſchön und kerngeſund daſtehen, ein Herz und eine Seele ſein, und in ſeinem Geſammtleben das eigentliche Menſchenbild darſtellen. Seine Grenze iſt ihm in der naturgemäßen Lebensdauer des Hauptes gegeben, und das Maß ſeiner Vergliederung beſtimmt ſich nach dem unüberſteiglichen Maße der Lebensmittel, ſobald mehre Familien gezwungen ſind, an einem Orte ſtetig zuſammen zu ſein. Es kommt alsdann auf das gemeinſchaftliche Verhältniß der Familien zu den Lebensmitteln und auf die angemeſſene Vertheilung derſelben unter ihnen an. Zu der Berathung und Beſtimmung darüber ſind die örtlich vereinigten Hausväter gleich berechtigt, und dazu fließt die väterliche Gewalt mit örtlicher Nothwendigkeit zuſammen und bildet aus den Familienhäuptern ein Geſammthaupt, den im Alterthume geheilig-

20) Dorfzeitung von 1837. Nr. 32. 21) Die Bindemittel treten im Einzelnen je nach dem Bedarfe hervor, ſie ſind aber noch nicht durchforſcht. Was hält z. B. die blinde Tigerbrut in ihrem Lager zuſammen und bewahrt ſie in der langen Abweſenheit der Mutter vor dem Verkriechen und Verkommen?

ten Ring. Die ſo vereinte våterliche Gewalt verliert nichts von ihrer Milde, ſie wird vielmehr verſtårkt, ſie iſt für alle Ortsfamilien mit gleicher Macht und noch geſicherter da, weil ſie ſich auch für die zufällig Verwaiſten bewährt. Dieſe örtliche Verbindung der Familien zu Haupt und Gliedern, oder zur Gemeinde geht nicht in die Höhe zu weitern Stufen, weil der Natur nach Niemand mehr als Familienhaupt werden kann und die våterliche Gewalt ſich immer gleich bleibt. Sie bringt aber die Ausübung dieſer Gewalt zu der Vollkommenheit, die ſich erreichen läßt, und ſie ſichert dazu, daß bereits die Seele ihre Dienſtjahre unter der Herrſchaft der Einbildungskraft, des Ehrgeizes, der Feindſchaft und aller Begierden zu Ende gebracht hat, und daß die Zeit gekommen, worin ſie die Ordnung des Himmels anzuſchauen und an ſich abzuſpiegeln ſucht. Den Greiſen iſt die Gewalt in dem Rathe und über die Gemeinde geſichert, ſie haben die anſchaulichen Kenntniſſe von den Sachen und den Leuten, ſie wiſſen aus langer Erfahrung, welche Umſtände gefördert oder gehemmt haben, um die örtliche Ordnung mit der Freiheit zu verbinden, und auf ihr Urtheil, ihre Obhut iſt die naturgemäße Rechnung geſtellt: Ein vollblühendes Geſchlecht, mit ehrwürdigen Greiſen an der Spitze, vereinigt Schönheit und Stärke, Geiſt und Hoheit, und ſolche in einander und über ein Land verzweigte Geſchlechter ſind der ſtärkſte Schutz des Beſtehens und Gedeihens, wie der Urwald, der ſeine Kronen dicht an einander ſchließt und allen Stürmen widerſteht.

Aus der berechneten Familienberechnung ergibt ſich, daß die Vielweiberei nur Nothhilfe ſein kann, um etwa die geſchwächte wehrhafte Bevölkerung ſchnell wieder zu ergänzen, und der Ältervater kann ſchon 10,000 Enkel um ſich haben, wenn die Rechnung auch nur auf vier Frauen geſtellt wird. Außerdem beſchränkt ſie ſich aus Mangel an Frauen auf die Reichen, und iſt ihrer Liederlichkeit vorzuziehen. Die Vielmännerei würde die Überlegenheit des weiblichen Geſchlechts vorausſetzen, und kommt nirgends vor, ſondern nur, daß mehre Brüder die eine Wirthſchaft führen, die Hausfrau gemeinſchaftlich haben.

Die Baſtardsverbindung aber gab und gibt es überall, wo der ſtandesmäßige Familienunterhalt vertheuert und das Heirathen willkürlich erſchwert wird. Sie iſt eine Ehe ohne Rechtsgültigkeit und ihre Folgen, aber mit Fürſorge für die Kinder, die oft nicht einmal den Namen der Mutter führen.

Öffentliche Häuſer dagegen, worin ſich unglückliche Mädchen zu Tauſenden für ſchlechte Kleidung und Koſt mit Leib und Seele verkaufen [22]), ſind nicht nöthig, wenigſtens in dem pariſer Weichbilde des heiligen Ludwig noch niemals geduldet.

Die bürgerlichen Geſetze für das Familienweſen ſind in ſeiner Geſchichte, ſoweit es der Zweck erfoderte, berührt.

Die äußere Gewalt, wodurch das Familienweſen in ſeiner Ausgeſtaltung behindert und verwahrloſt wird, kommt entweder durch die örtliche Natur, wie in Mittelafrika und Lappland, und die böſen Folgen davon in weiterer Übertragung durch gekreuzte Paarung ſind beſonders in den Mulatten ſichtbar geworden; oder die Verſchlechterung erfolgt durch zwingherrliche Gewalt, wie aus der Geſchichte nur zu ſehr bekannt iſt.

Das innere Verderben und die Auflöſung des Familienweſens, das künſtlich geſteigerte und wild verwirrte Menſchengewimmel iſt bereits gezeigt. Es erklärt ſich zuletzt doch einfach aus dem Widerſtreit in der Natur, aus dem Kampfe in den Familien von ihrem Erhaltungstriebe mit der klaren Rechnung von dem Vergliederungsmaße, und von dem Bevölkerungstriebe mit ſeiner Rechnung ins Unendliche; wobei alle Verſtandesanſtrengung die Aufgabe einer glücklichen durchaus ſichern Vermittelung noch nicht gelöſt hat. Die klare Rechnung für das Vergliederungsmaß darf nicht verdunkelt werden, wenn die Bevölkerungskraft in angemeſſenen Schranken gehalten werden ſoll, dieſe nimmt aber die Kunſt zu Hilfe, um freiern Raum zu gewinnen. Es brauchen nur Gewerbsleute durch auswärtigen Erwerb, von Einkommen und Lebensmitteln ſich von ihren Familien und dem einheimiſchen Landertrage unabhängig zu machen, ſo verdunkelt ſich die klare Rechnung von dem Vergliederungsmaße, und je mehr ſie ihre Kunſt, die nicht beſchränkt werden darf, verbeſſern, je mächtiger ſie durch Reichthum, Anzahl und Amtsgewalt werden, deſto ungewiſſer wird ihre Rechnung für ſich und die ihrigen über den künftigen Erwerb, der von dem auswärtigen Waarenvertriebe und Handel abhängt. Geht es dann ins Schlechte, in Schwindelei, und Verknechtung der ſchlimmſten Art, ſo folgt die Familienzerrüttung von ſelbſt und bedarf keiner Erklärung. Schließlich muß aber noch erwähnt werden, daß in unſern Tagen wieder wie in alten die Verbreitung der Lehre in geheimer Verbrüderung verſucht worden: Jedermann gilt nur das, was ſeine Arbeit werth iſt, er iſt der Herr ſeiner Arbeit und ihres Ertrages und hat an dem Boden unter ihm ſoviel Recht, als an der Luft über ihm. Mann und Frau haben gleiches Recht und gleiche Freiheit, und die Kinder gehören keiner Familie, ſondern der Gemeinſchaft.

Die Unterſuchung dürfte ergeben, daß in dem Familienweſen die Offenbarung ſeiner Schutzmacht nach Kräften befördert, daß dazu die Richtzahlen und Geſetze, die ihm höheren Ortes als von Staaten gegeben, erkannt, und danach die Staatsgeſetze berechnet und abgemeſſen werden müſſen. Das Kunſtwerk, das Moſes als Staat aufgeſtellt, iſt ſchnell verſchwunden, aber die erkannten Grundſätze von der Familienordnung ſind daraus in die Geſetze der gebildetſten Völker übergegangen. In der Solon'ſchen Geſetzgebung ſcheint eine Schüchternheit zu herrſchen, ſich über vorſchwebende, aber noch nicht klargemachte Naturgeſetze auszuſprechen, und die Lykurgiſche Geſetzgebung meiſtert dagegen die Natur; beide aber beſtimmen

22) Ein ſolches Mädchen ſagte auf der Polizei zu Paris: Ich nehme einen Schein, weil ich in zwei Tagen nichts gegeſſen habe. Ob ſie den Schein oder Brod erhielt, bemerkt Parent Duchatelet (De la prostitution) nicht. Dort betrug 1832 die Anzahl der Scheine 3558 und der Häuſer 220. In einigen hat der Hausrath den Werth von 100,000 Fr.

nach dem Alter, worin unter abnehmenden Leidenſchaften und zunehmenden Erfahrungen die Urtheilskraft freier hervortritt, mehre Stufen der Volljährigkeit für die eigenen und die fremden Sachen, für das Wählen und Gewähltwerden, für das Verwalten und Regieren. Die römiſchen Kaiſergeſetze wider die Eheloſigkeit und für Ältern von drei und mehr Kindern waren nur Zeugniſſe von der herrſchenden Unſicherheit der Dinge, worin jeder ſich nicht einmal allein durchzubringen fürchtete, und auch Auguſtin's ſchöne Schilderung von der Familienvergliederung und die Verknüpfung des Familienlebens mit dem Leben in Gott nicht helfen konnte. Die welken Familien, worin das Kaiſerrecht die väterliche Gewalt aufgelöſt hatte und kein dauernd Erbvermögen beſtehen konnte, gingen unter, und aus der Verbindung ihrer Töchter mit den teutſchen Siegern nicht der beſten Art entſtanden Familien mit einer Ordnung, die den dortigen neuen Sprachen gleicht und aus den einfachſten und künſtlichſten Zuthaten gebildet iſt. Sie ward deſto verwirrter, je mehr geiſtliche und weltliche Behörden auf ihre Art nach Einheit darin ſtrebten, und dabei auf Gebührenbezug und Sterndeuterei Rückſicht nahmen. Die Geſetzgebung aus der Zeit der Kirchenverbeſſerung, verwandte zu viel und blutige Gewaltmittel und zu wenig wiſſenſchaftliche Hilfsmittel, ſie begünſtigte die Arbeitsfreiheit der Kindheit und den Jugendunterricht, aber auch den blinden Glücksglauben und die Übervölkerung, ſie erkräftigte die älterliche Gewalt bei Heirathen, aber ſie verwirrte ſich ſelbſt dadurch, daß ſie die Familien eigentlich gar nicht, ſondern nur Staatsgenoſſen und Glaubensgenoſſen vor Augen hatte. Auch die neueſten Geſetzbücher ſind in den Schwierigkeiten befangen, daß ihre Beſtimmungen den Richtſätzen folgen müſſen, welche dem Familienweſen von dem Schöpfer gegeben ſind, und daß dieſe Richtſätze zur Nothhilfe Abweichungen zulaſſen und in der Mitte zwiſchen zwei äußerſten Endpunkten ſtehen, daß in verkünſtelten Zuſtänden die Nothfälle gewöhnlicher als die naturgemäßen werden, und die Ausnahmen als die Richtſätze erſcheinen, und daß die Bedrängniſſe nicht gehoben, ſondern erſchwert werden, wenn z. B. die Armen die naturgemäßen Richtſätze für das eigene Tagewerk und die Arbeitsfreiheit ihrer Kinder halten ſollen; endlich daß die Staatsgeſetze nicht ſchlechter ſein können, als wenn ſie unbeſtimmt ſind, und daß ſie in der wichtigſten Sache in dem Familienweſen das Wenigſte beſtimmen können, daß aber der öffentliche Richter in Streitigkeiten wie nirgend auch in Familienſachen nicht fehlen darf. Die Franzoſen haben mit ihrer eigenthümlichen Geſchicklichkeit, ſich im Unglück zu helfen, dieſe durch das Revolutionsgewirr noch vermehrten Schwierigkeiten behandelt. Ihre Geſetze über das Familienweſen ſind klar und beſtimmt, aber auf die Anordnungen beſchränkt, die nach ihren Umſtänden nothwendig waren, und ſie gaben zur Erkräftigung und Befeſtigung des übrigen zwei wirkſame Mittel: der Richter muß Rechtsſtreitigkeiten über Familienſachen entſcheiden, wenn ihn die Staatsgeſetze auch dabei verlaſſen, und er iſt alſo auf die Erkenntniß deſſen verwieſen, was den Verhältniſſen angemeſſen, oder nach Ariſtoteles eigentlich Recht iſt. Es liegen aber ſchon Beiſpiele vor, daß dawider und zwar abſichtlich entſchieden iſt. Das zweite Mittel iſt der Familienrath oder die Obervormundſchaft, wozu ſich Gerichte nicht eignen, von ſechs Anverwandten oder Bekannten unter dem Vorſitze des Friedensrichters für Verwaiſte, und der hat ſich vortrefflich bewährt. Der Familienrath iſt aber nicht zu einer bleibend gleichmäßigen Fürſorge für die Familienordnung beſtimmt, wie es ein örtlich ſtändiger Rath von Familienvätern, mit der Eigenſchaft von Gerichtsgeſchwornen ſein würde. Sollte der nicht der rechte Vermittler in den Fällen ſein, worüber die Staatsgeſetze ſchweigen, oder Ausnahmen und die Ausgleichung von Misverhältniſſen zulaſſen?

Die Beſtimmungen endlich, welche ſich aus der Unterſuchung für das Familienweſen ohne Bezug auf beſondere Staatszwecke und Rückſichten als die vortheilhafteſten zu ergeben ſcheinen, laſſen ſich nun auf den Hauptpunkten, ohne Wiederholung der Gründe, andeuten, die nur ermüden würde:

Das Recht des Kindes ſcheint auf den Anfang ſeiner fühlbaren Bewegung aber dann mit rückwirkender Kraft zu ſtellen zu ſein, und die Kinder von der Familienvergliederung auszuſchließen zu ſein, welche vor der Ehe oder 40 Wochen nach derſelben geboren ſind.

Wenn die Arbeitsfreiheit der Kinder bis zum ſiebenten Jahre des Staatsſchutzes bedarf, ſo ſcheint er nur dadurch gute Wirkung haben zu können, daß er das älterliche Gefühl, den wahren Schutz, zu erkräftigen vermag. Wenn das Ende der Kindheit der volle Anfang der Unterrichtsfähigkeit iſt, ſo ſcheint früher der Schulzwang nicht rechtsbegründet zu ſein. Mit der Schule aber mag ſich wol die Obhut und Beſchäftigung von ſonſt aufſichtsloſen Kindern verbinden laſſen.

Die geſetzlichen Beſtimmungen über Eidesmündigkeit und Geſchäftsfähigkeit werden deſto ſchwieriger, je ſchneller gelebt und der Familienbeſtand von der vierfachen auf die zweifache Vergliederung herabgebracht wird und je früher und ſelbſtändiger die Kinder von den Ältern ſich trennen dürfen oder müſſen. Die weibliche Geſchäftstüchtigkeit eilt der männlichen voran, und doch ſcheint es rathſamer, die Knaben früh und die Mädchen ſpät eidesmündig zu erklären, weil es den Knaben für ihr Betragen, ihre Berufsarbeit und in der Geſellſchaft nur nützlich ſein kann; den jungen Mädchen aber das Stillleben im älterlichen Hauſe am zuträglichſten iſt. Auch iſt der Wirthſchaftsvortheil davon nachgewieſen, daß verwaiſte Jünglinge und Jungfrauen zur Verwaltung ihrer Sachen gelangen, ſobald ſie dazu fähig ſind. Aber ſoll bei der großen Verſchiedenheit von Entwickelung und Erziehung, ſowie der Verwaltungsſachen ein beſtimmtes Jahr angenommen werden? Oder wer ſoll darüber entſcheiden? Erſcheint hier nicht wieder das Ermeſſen des Familienrathes am geeigneteſten?

Das Alter, worin die Mehrzahl der jungen Leute für den Kriegsdienſt fähig wird, gibt die Zeit richtig beſtimmt, welche das Staatsgeſetz für den Anfang der Dienſtpflicht annehmen muß. Die wehrhaften Leute vergliedern ſich mit dem Staate, und ſind ſie ihrer Natur nach

mit ihm vergliedert, ſo ſind ſie auch zurechnungsfähig; bis dahin ſtehen ſie genau genommen unter der Erziehungszucht, und nicht unter den Staatsſtrafen. Aber von da an ſtehen ſie unter dem härteſten Strafrechte, den Kriegsgeſetzen, und werden alſo auch das mildere Strafrecht ertragen können. Dieſes ſcheint der Staat ſchon um deswillen nicht ſpäter hinausſetzen zu dürfen, damit er die von Verbrechen abhalte, welche dazu am geneigteſten ſind. Eine Volljährigkeit von 25 Jahren trifft aber in die Mitte der Leidenſchaftlichkeit und ihrer Ausbrüche vom 20 — 30. Jahre, und ſtimmt mit keiner männlichen Entwickelungsſtufe überein. Auf der Stufe der Wehrhaftigkeit iſt aber die Fähigkeit ſchon da, eigene und fremde Sachen nicht blos zu verwalten, ſondern Geſchäftsführungen anzuordnen und einen künſtleriſchen oder wiſſenſchaftlichen Beruf zu bethätigen. Wer aber dann unklug wirthſchaftet, wird der es nach ein Paar Jahren klug thun? Die Volljährigkeit von 25 Jahren verwickelt auch noch in den Widerſpruch, mannbaren Leuten als unmündigen Ämter und öffentliche Gelder anzuvertrauen, und ihnen in der Verfügung über das eigene Vermögen zu mistrauen. Sie ſcheint deſto unhaltbarer zu werden, je mehr die verwaiſten Familien zunehmen und je größeres Vermögen der Aufſicht ſeiner Herren entzogen wird. Iſt ſie aber erreicht, ſo iſt damit doch das Alter kalter Überlegung und reifer Lebenserfahrung noch nicht erreicht; und ſie geht ins Unnatürliche, wenn ſie die älterliche Gewalt auflöſt, und das entgliedern will, was von Natur lebenslang vergliedert iſt.

Die wichtigſte Handlung für das Familienweſen, das Heirathen, läßt ſich jungen Leuten vor der Zeugungsreife nicht unbedingt verbieten, aber zulaſſen iſt etwas anders als erlauben; und es wird die Ausnahme zum Geſetz gemacht, wenn die Beſtimmung auf das zeugungsfähige Alter lautet, oder eigentlich ſo: Kinder vom zehnten (oder ſpäteſtens 14.) Jahre an ſollen Kinder zeugen zur echten und rechten Familienvergliederung. Aber auch die Herren, denen die jüngſten Bräute die liebſten ſind, mögen ſich zuvor umſehen, wie es dergleichen Vätern mit ihren Kindern geht; und Jeder kann leider leicht in den gekannteſten Familien bemerken, wie die Erbfehler und Giftſtoffe fortwirken, wie fallende Sucht, Seuchen und Wahnſinn ſich vererben, und wie ſich der Halt in den Familien und der Verlaß darauf verliert. Es iſt für ein liebend Paar mehr zu bedenken, als es mit noch ſo verſtändigen Ältern richtig zu erwägen vermag, um die Ehe echt und recht für Haus, Gemeine und Staat zu ſtiften. Die alterthümliche Brautſchau noch die ſippſchaftliche oder prieſterliche Berathung laſſen ſich dazu herſtellen, und weder die Kirchengeſetze noch der neuere Wunderglaube an die Freiheit haben dazu geholfen, er hat vielmehr der Erkenntniß weichen müſſen, daß die Beſchränkung der Heirathsfreiheit durch den älterlichen Willen nutz und nöthig ſei. Die älterliche Beurtheilung kann zwar die ärztliche zu Hilfe nehmen, reicht aber doch erfahrungsmäßig nicht hin. Die Heirathsſachen an die Gemeinräthe, wie ſie dermalen ſind, zu bringen, iſt widerſinnig und das Brautwerden hält ſchon zu ſchwer, es darf nicht noch erſchwert werden. Soll es denn mit dem Heirathen ſo bleiben, wie es iſt, ſo ſchlecht ſein Zweck damit anerkannt erfüllt wird, und obgleich nichts in der Geſellſchaft beſſer werden kann, wenn ihre Grundlage das Familienweſen nicht beſſer wird? Die Mittel, welche dazu nicht verholfen haben, ſind genannt, und andere, wovon ſich beſſerer Erfolg hoffen ließe, nicht gefunden, es möchte ſonſt der Familienrath ſein, den die Natur zum Geſammthaupte der örtlich vereinten Familien beruft. Wenn es mit ihm verſucht würde und gelänge, ſo würde es doch Anfangs nur mangelhaft gelingen, weil er mangelhaft wie jetzt das Familienweſen ſein würde, wenn ſehr geeignete Mitglieder ſich davon auch ihrer Ruhe oder Bedenklichkeit wegen nicht ausſchließen wollten. Sein Wirkungskreis ließe ſich auf das Geſetz gründen: Die Heirathsfreiheit fängt mit dem 27. Jahre an; die Zulaſſung früherer Ehen hängt von dem Ermeſſen des Familienrathes ab. Er müßte übrigens das ſtrengſte Geheimniß bewahren; und es würden viel Schreibereien und Koſten erſpart werden. Aber was hilft wider die Verkürzung der weitern Lebensſtufen, oder dawider, daß die Ältern nicht in Arbeiten, Sorgen und Genüſſen vor der Zeit ableben, und daß ſie insgemein kaum ihre Kinder erwachſen ſehen, und daß die Familien ſich auflöſen, ehe ſie einen feſten Stamm gebildet haben, wie Bäume, denen die Krone und damit das innere Gedeihen genommen iſt? Dieſe Frage betrifft die ganze Volksordnung und iſt hier nicht zu beantworten. Es iſt aber oben angeführt, wie und was örtlich der Familienrath helfen dürfte.

Dieſes örtliche Geſammthaupt iſt in der That überall noch da, es iſt nur durch die theilweiſe Auflöſung der väterlichen Gewalt und ihren theilweiſen Übergang in die Staatsgewalt unſcheinbar und durch die Rechtsentziehung unthätig geworden. Es ſcheint nur der Anerkennung zu bedürfen, um ein naturgemäß ſtetiges Recht auszuüben, womit es alle örtlichen Familien umfaßt und keine vertritt, ſondern die verwaiſten überträgt. Vereinigen ſich mehre Geſammthäupter, ſo kommt Gleiches zu Gleichem, und das Recht bleibt ſich gleich. Weiter kann aber dieſe Vergliederung in Haupt und Glieder nicht reichen, als die Familien und Sachen allen Häuptern ſo bekannt ſind, wie es die Ausübung der väterlichen Gewalt erfodert und als die Gemeinſchaft Rath und That erleichtert, um aller Reichthümer Reichthum, ſchöne, kräftige, ſelenvolle Familien zu erlangen und zu bewahren. (*von Bosse.*)

FAMILISTEN, eine kleine Sekte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. in den Niederlanden und England, auch familia Charitatis (Familia Amoris) vom domicilium Charitatis, Haus der Liebe (Huis der Liefde), Liebesbrüderſchaft, genannt.

Ihr Stifter war Heinrich Nicolai (Niclas) aus Münſter [1]), der ums Jahr 1556 in Holland (der damals ſogenannten feraci haereticorum provincia), beſonders zu Amſterdam lebte und gegen das Ende der Regierung

1) Nach *G. Cambdenus*, Annal. rerum Anglicarum etc. regnante Elisabetha ad annum 1589. p. 318, war er aus Leyden (e Lugduno Batavorum) gebürtig.

Eduard's VI. nach England kam. Auf Veranlaſſung der Königin Eliſabeth wurden ſeine Anhänger 1580, obgleich ſie ſich zu den Mitgliedern der engliſchen Kirche rechneten, in Unterſuchung gezogen, ihre Schriften verbrannt, und gegen jeden dieſer Partei, der beſonders viel Frauen anhingen, dem Klerus und der Obrigkeit die größte Wachſamkeit anbefohlen. Vielfach bedrückt und von heftigen, oft ungerecht ſchmähenden Gegnern angefochten [2]), ging in der Mitte des 17. Jahrhunderts dieſe Partei unter, indem die meiſten Anhänger ſich unter andere Sekten miſchten.

Die mannichfaltigſten Vorwürfe trafen Nicolai und ſeinen Anhang. Man misdeutete ihr Symbolum: Charitas extorsit, hielt ihren Liebesdienſt, der, alle Äußerlichkeiten des Gottesdienſtes verachtend, ein Dienſt Gottes durch Sinnesreinheit im Geiſte der einzigen Gottesliebe ſein ſolle, für heuchleriſchen, gottesläſternden Vorwand, den Begierden fleiſchlicher Sinnesliebe in geheimen Zuſammenkünften zu fröhnen, und verdrehte oft muthwillig, oft aus Unverſtand, den Sinn der in unbeholfener und zuweilen, doch unabſichtlich, dunkler Schreibart ſchwer zu deutenden Worte der Schriften Nicolai's [3]). So verargte man es ihm ſehr, daß er ſich „dei, deumque suae humanitatis participem“ nannte, und jedenfalls war es feindſelige Übertreibung, daß man ihm Schuld gab, er habe ſich ſelbſt über Moſes und Chriſtus erhoben, er allein ſei in das Allerheiligſte eingedrungen, Moſes habe nur die Hoffnung, Chriſtus nur den Glauben gepredigt, er predige die Liebe, Größeres und Höheres als jene. Viele von ihnen ſollten Proſelyten machen, ſich Macht zur ewigen Rettung oder ewigen Seelenverdammniß beilegen; ſollten mit dem Heiligſten frevelhaften Spott treiben [4]), die Eidesleiſtung vor jedem ihrer Partei nicht Angehörigen für nichtsſagend und nicht bindend halten, ſollten im Grunde aus halb fanatiſchen, halb verderbten Menſchen beſtehen. Manche rechneten ſie auch zu den Wiedertäufern.

Von Nicolai zählt man folgende Schriften: Der Spiegel der Gerechtigkeit, Evangelium des Königreichs, Land des Friedens, eine Vermahnung, eine Verbeſſerung, und die vom Jahre 1549, an deren Ende jederzeit die Buchſtaben H. N. ſich finden: Prophetie des Geiſtes der Liebe, von des Menſchen Herrlichkeit im Anfang, von ſeinem Abfall, Tod und Verdammniß, ſeiner Wiederaufrichtung in ſeine vorige Herrlichkeit ꝛc. Eine unterweiſende Vermahnung an die Gutwilligen, die ſich zum Gehorſam der Liebe gänzlich übergeben; Eine Aufweckung des Herzens zu der Nachfolge Chriſti in den Leiden ſeines Kreuzes; Eine Klagrede, die der Geiſt der Liebe und H. N. mit ſammt Abia, Jojakim, Daniel und Andern thut; Ferner ein Brief, geſchrieben und geſandt an einen Liebhaber der Wahrheit, der zuvor ein Läſterer des Dienſtes der Liebe geweſen, und darnach mit großer Betrübniß über ſeine Sünden zu derſelben Dienſt ſich um einen Gehorſam zu beweiſen, bekehret hat, darinnen viel liebliche Unterweiſungen vorgelegt werden; Gründlicher Bericht und Unterſcheid der Verſtändniſſe nach der Wahrheit der heiligen Schrift, damit H. N. einen Brief an ihn geſchrieben, beantwortet. Endlich: Familiae et servitii amoris lenioris liber. Mehre wurden aus dem Holländiſchen ins Engliſche überſetzt.

Außer den erwähnten Werken über dieſe Partei ſehe man noch *Hoornbeck*. summa Controversiarum. p. 381. 393. Uhſe, Kirchenhiſtorie des 16. u. 17. Säcul. S. 269 fg. Stäudlin, Kirchengeſch. von Großbrit. II, 108. Schröckh, Reform. V, 478. Walch, Einleitung ꝛc. S. 618. (*O. Gruber*.)

FAMINE, eine Feſte an der Nordoſtküſte der Magellanſtraße, in Südamerika, unter 55° 44′ ſüdl. Br. und 70° 20′ weſtl. Länge. (*Eiselen*.)

FAMÖE, Inſel und Kirchſpiel, 1¼ Meile von der Nordweſtküſte der däniſchen Inſel Laaland und 1¼ Meile von der Südoſtſpitze Seelands, Knudshoved, Kreiſes Fugelſe, Amts Mariboe. Der Flächenraum beträgt 1/7 □M., Einwohner 400; zwei Dörfer, Norderbye und Souderbye. (*v. Schubert*.)

FANAGORIA, auch Tmutarakan, eine Kreisſtadt mit einem Hafen auf der Inſel Taman im aſowſchen Meere, vor der Mündung des Kuban (unter 45° 12′ 15″ nördl. Br.), zur ruſſiſchen Statthalterſchaft Taurien (oder der Halbinſel Krimm) gehörig. Sie liegt Jenikale gegenüber und hat meiſtens Tſcherkeſſen zu Einwohnern, an der Zahl gegen 3000. Die Stadt iſt von geringer Bedeutung und der Hafen blos für kleine Fahrzeuge zugänglich, indeſſen iſt der Handel mit Salz, Honig, Wachs, Häuten, Fellen von Mardern und Füchſen, mit Wolle, groben wollenen Zeuchen, Filzmänteln und kalmückiſchen Filzdecken ꝛc. nicht unbeträchtlich. Nach dem St. petersburgiſchen akademiſchen Kalender wird jetzt die ganze Inſel nach dieſer Stadt Tmutarakan genannt, weil ſie zur Zeit des alten Reichs dieſen Namen führte, und blos die Feſtung heißt noch Fanagoria. Sie kommt zuerſt in der Geſchichte Juſtinian's II. im J. 703 unter dem Namen Tome vor; nachher heißt ſie Tamatarchan, Tmutarakan. Im 11. Jahrh. war ſie der Sitz ruſſiſcher Fürſten und ſowol damals als nachher auch zichiſcher Erzbiſchöfe und Metropoliten griechiſcher Religion, und ſeit 1349 eines katholiſchen Erzbiſchofs. In der Zeit des Handels der Venetianer und Genueſen hierher befand ſich die Stadt in einem blühenden Zuſtande, allein unter der Herrſchaft der Türken gerieth ſie in Verfall. Gewöhnlich liegen hier Fahrzeuge, welche die von den Gegenden des Kubanfluſſes kommenden Reiſenden nach der Krimm überſetzen. Des Handels wegen finden ſich beinahe zu jeder Zeit des Jahres viele Kaufleute aus der Nachbarſchaft hier ein, z. B. Koſaken, Tataren, auch Tſcherkaſſen vom Kaukaſus. Sie holen ruſſiſche weiße, rothe, grüne, blaue Leinwand, gedruckte Leinwand, blauen und rothen Nankin, aſtrachanſchen Kanvas, ſeidene Tücher, Juchten und anderes Leder, Saffian, Stricke, Stahl-, Eiſen- und Meſſingwaaren, nebſt den oben angeführten Artikeln. Der

2) *v. Henr. Morus*, in magno pietatis mysterio, lib. VI. c. XII—XVIII. Georg Fox, Stifter der Quäker, in *Shewel*, Hist. Quakerorum III. p. 88 seq. 344 seq. Andere bei *Arnold*, K. G. II, XVI. XXI, 36. 3) cf. *Cambdenus* l. l. *Arnold* l. l. 4) Namentlich finden ſich aufgeführt Adrian Biſſenhort und Balthaſar von Antorff, denen man die Lehre von der Zuläſſigkeit einer Verſtellung und Freiheit in allen Religionen zuſchrieb.

Kreis dieſer Stadt liegt ganz auf der Inſel Fanagoria oder Taman, auf der Oſtſeite des Bosporus oder der Meerenge von Jenikale. Dieſe Inſel hatte den Namen Fanagoria von der auf ihr gelegenen gleichnamigen Stadt. Unter der Herrſchaft der Chazaren bekam ſie den Namen Toma-Tarchan, woraus die Ruſſen Tmutarakan, die Griechen Tamatarcha und die Italiener Materka machten. Die Araber und Osmanen gaben ihr den Namen Taman. Die Tataren nennen ſie Ada und die Einwohner Mintana. Sie iſt ſehr gebirgig, aber fruchtbar, und hat hohe und ſteile Küſten. Im J. 1783 ward ſie mit der Krimm von den Ruſſen in Beſitz genommen. (*J. C. Petri.*)

FANAL oder **Lärmſtange**, um bei einem zu beſorgenden feindlichen Anfall die Truppen aus den Cantonnirungen ſchnell zu benachrichtigen und zuſammenzubringen, iſt nichts anderes als eine hohe hölzerne Säule, die dachförmig mit herunterwärts hängendem geraden Stroh umwickelt iſt, das von geflochtenen Strohſeilen zuſammengehalten, mit Pech übergoſſen, auch wohl mit Schießpulver beſtreut wird. Oben wird ein leeres Pechfaß aufgenagelt, mit trocknem Holz oder Kien und Spähnen angefüllt und das Ganze mit einem leichten Stroh- oder Holzdach gegen den Regen bedeckt und durch hineingeworfene Zündlichter in Brand geſteckt. Faſt beſſer iſt es, ein oder zwei ſtarke eiſerne Haken in die Säule zu ſchrauben und drei bis vier brennende Pechkränze daran zu hängen. Dieſe werden in einer hölzernen Hütte trocken aufbewahret, angezündet leiſten ſie ſelbſt im ſtärkſten Regen oder Schneefall die gehörigen Dienſte, ſobald nur die Entfernung nicht zu groß iſt, um durch den dichten Regen nicht unſichtbar gemacht zu werden. (*v. Hoyer.*)

FANÁR oder **FANÁL**, eins der Reviere (Mahalles) der Stadt Conſtantinopel. Es liegt am Hafen, von dem herein das Feuer Kapuſſi (Fanar-Thor) führt, in dem Nordweſtwinkel der Stadt und hat ſeinen Namen von dem hier ſtehenden Fanal oder Leuchtthurm. In dieſem Viertel befindet ſich die Patriarchalkirche zum heil. Georg, das Patriarchalarchiv; überhaupt aber iſt dies Revier meiſt von Griechen bewohnt, beſonders von den altadligen Familien, die ihren Urſprung hoch aus der Kaiſerzeit herleiten, wie die Maurokordatos, Moneſi, Ypſilantis, Kalmiachi, Siczzo, Karadja, Hamlecherei, Maurovani u. A. Nur in dieſem Winkel der Stadt ließ nämlich Mahomed II. die Reſte alter Griechenherrlichkeit kümmerlich fortvegetiren, ungeſtört erhielt ſich bei dieſen Fanarioten, wie man ſie nannte, der alte Stolz. Die Familienhäupter nannten ſich Fürſten, ihre Gemahlinnen führten den Titel Domna, die Töchter Domnizza. Politiſchen Einfluß zu erlangen war ihnen bei dem Mistrauen der Pforte lange unmöglich. Endlich ward es ſeit 1669 üblich, die Dragomans aus den Fanarioten zu nehmen, womit ihrem diplomatiſchen Wirken eine weite Bahn aufgethan war. Größeres erlangten ſie noch im 18. Jahrhundert. Seit 1731 wurden die Hospodare der Moldau und Walachei aus den genannten adligen Familien genommen; andere fanariotiſche Häuſer kamen durch großartige Geldgeſchäfte in die Höhe. Die Urtheile über das ganze Treiben des Fanars lauten daher verſchieden. Während Le Chevalier in ſ. Voyage de la Propontide (Paris 1800. p. 266) behauptet, man fände dort noch die Sitten und Denkungsart der alten Griechen zur Zeit der chriſtlichen Kaiſer, wie man in der Tibervorſtadt noch alte Römer treffe: — gab ein griechiſcher Arzt, Marco Zallony, 1824 zu Marſeille einen Essai sur les Fanariotes heraus, der ſie in ſehr ungünſtigem Lichte erſcheinen läßt. Thörichte Don Ranudos de Colibrados, verſchmitzte Ränkeſpinner, die vor keiner Niederträchtigkeit zurückbeben, wenn es gilt, Geld, Ehre, Einfluß zu gewinnen: ſo ſchildert ein Grieche ſeine Landsleute und ſein Urtheil (freilich auch das von Le Chevalier) hat auch Stimmen anderer Beobachter für ſich. Auf jeden Fall erheiſcht es die Billigkeit, auf die eigenthümliche, gedrückte und ängſtliche Lage der Fanarioten Rückſicht zu nehmen, die eine großartigere Charakterentwickelung faſt unmöglich machte. Das zeigte ſich auch bei dem Aufſtande der Griechen 1821, der von den Fanarioten nicht eben mit Begeiſterung begrüßt ward. Und doch mußten auch ſie eben auf das Schrecklichſte büßen. Der Fanar ſchwamm in den bekannten Greuelſcenen in Blut, manche Geſchlechter wurden faſt ganz ausgerottet. Durch die Geburt des neuen Königreichs Griechenland iſt nun überdies die Stellung des ſchon durch jene Schläge hart getroffenen Fanars eine ganz andere geworden. (*Daniel.*)

FANATISMUS oder **FANATICISMUS**. Dieſe Worte bezeichnen diejenige Art der Schwärmerei (d. h. eines unſteten, durch zügelloſe Einbildungskraft und dunkle Gefühle beherrſchten und verwirrten Gedankenkreiſes oder Vorſtellungsſpiels), in welcher der damit Behaftete zu unerlaubten, geſetz- oder vernunftwidrigen Handlungen, namentlich zu Gewaltthätigkeiten ſich hinreißen läßt. Die weſentlichen Merkmale dieſes Begriffs ſind erſtlich: ſchwärmeriſche Vorſtellungen oder Einbildungen, die für unbedingt wahr, ja für ein höheres Erkennen, als Folge einer beſondern Erleuchtung, von dem Fanatiker gehalten werden, da er ſich ihrer Entſtehung aus ſeiner eigenen Einbildungskraft nicht bewußt iſt; zweitens, die Übermacht eines dunkeln Gefühls und blinden Triebes, wodurch der Fanatiker gleichſam wie von einem Dämon oder böſen Geiſte beſeſſen erſcheint; drittens, das Ausbrechen ſolcher verwirrten Gedanken, Gefühle und Triebe in wirkliche, verwerfliche Handlungen und zwar Gewaltthätigkeiten, deren Verübung dem Fanatiker nicht blos erlaubt, ſondern ſelbſt verdienſtlich erſcheint, weil ſie nöthig und zweckmäßig ſind, um ſeinem vermeintlich höhern Wiſſen äußere Geltung zu verſchaffen; daher das bekannte jeſuitiſche Princip der Heiligung ſchlechter Mittel durch den guten Zweck hiebei immer zum Grunde liegt. Die Gewaltthätigkeiten ſelber können übrigens theils gegen die eigene Perſon gerichtet ſein (man denke an die Selbſtquälereien, ſogenannten Kreuzigungen des Fleiſches, ja ſelbſt Entmannungen, der morgenländiſchen Sufis, Schamanen, Derwiſche, ſowie chriſtlicher Kirchenväter, Mönche und ſogenannter Heiligen (vergl. Zimmermann, Über die Einſamkeit. II. S. 98 fg. Schaumann's Pſyche. I. S. 237 fg.), theils (und dies iſt der gewöhnlichere Fall)

gegen Andere; daher der Fanatismus in der Regel als gewaltthätige Proſelytenmacherei, Verfolgungsſucht und Bekehrungswuth erſcheint. Am häufigſten finden ſich dieſe Merkmale bei der religiöſen Schwärmerei, von der auch das Wort Fanatismus ſtammt (nämlich von fanum, einem heiligen, geweihten Orte, den nur der Prieſter oder Eingeweihte beſuchen darf und von welchem er dann als Begeiſterter, Inſpirirter, „Gottbeſeſſener" zu der übrigen („profanen") Menge zurückkehrt (vergl. K. Schwenck, Wörterb. d. teutſchen Sprache. 1834. S. 182. Gruber in den Zuſätzen zu Eberhard-Maaß's, Synonym. 1826. 2. Bd. S. 226). Daher auch Campe das Wort Fanatismus durch Glaubenswuth erſetzt wiſſen will. Doch wird daſſelbe wol nicht zu entbehren ſein, da es auch einen politiſchen, wiſſenſchaftlichen, ſittlichen u. ſ. w. Fanatismus gibt. Allerdings aber iſt der religiöſe der vorherrſchende, ſowie in dieſem die Verfolgungsſucht das Hauptmerkmal. Auf dieſe Weiſe beſtimmt auch Garve dieſe Begriffe in ſeiner Abhandlung über die Schwärmerei (Verſuche über verſch. Gegenſtände ꝛc. V. S. 367): „Die fanatiſche Schwärmerei iſt verfolgend; ſie geht auf Bekehrungen oder Eroberungen aus und will große Umkehrungen in der Welt machen, weil ſie ſich, durch einen höhern Beruf dazu berechtigt und durch höhere Kräfte darin unterſtützt glaubt. Dieſer Fanatismus iſt nur möglich, wo ein großer Haufen oder ein ganzes Volk an ſchwärmeriſchen Ideen Theil nimmt, und findet ſich bei dem Entſtehen neuer Sekten und in den Zeiten der Religionsrevolutionen. Die glücklichſten Schwärmer dieſer Art waren Muhammed und deſſen Nachfolger, die ihr Reich auf eine neue Religion gründeten; der unglücklichſte war vielleicht der König der Wiedertäufer in Münſter, Johann von Leyden. Der fanatiſch ſchwärmeriſche Regent iſt immer der größte Despot, denn er regiert mit göttlicher Autorität." Garve ſetzt dann einen bemerkenswerthen Unterſchied zwiſchen zwei Arten der religiöſen Schwärmerei aus einander, von denen die eine den Schwärmer zum verfolgenden Orthodoxen ſeiner vaterländiſchen Religion, alſo zum eigentlichen Fanatiker, die andere ihn zum Separatiſten macht, welche letztere der Natur der Sache nach, da ſie nur einzeln ſtehen, höchſtens eine Sekte ſtiften und auf ihr angeblich inneres Licht als einen ihnen beſonders ertheilten Vorzug ſtolz ſind, ſelten oder niemals verfolgend, oft nicht einmal bekehrungsſüchtig ſich zeigen. Die erſtere Gattung von Schwärmern dagegen ergreift nur mit ihrer Einbildungskraft die allgemein angenommenen und im kirchlichen Syſtem ihrer Partei aufgeſtellten Ideen, ſtützt ſich auf die Autorität der Kirche, der ſie gleichſam zu Hilfe kommen, deren Lehren ſie durch ihre vermeinten Eingebungen, Erfahrungen und Wunderkräfte beſtätigen will und deren Feinde ſie durch die kräftigſten Beweiſe bekämpfen hilft. Dabei wird ſie durch zwei Principe in Bewegung geſetzt; durch die göttliche Autorität der Lehren und der Tradition, welchen ſie ergeben iſt, und durch ihre eigene ausſchweifende Einbildungskraft. Es iſt alſo natürlich, daß dieſe Gattung von Schwärmern viel weiter über das Ziel hinausgeht; daß ſie die göttliche Lehre, deren Annehmung ihr die erſte Pflicht aller Menſchen ſcheint, und deren Wahrheit ſie nun ſo anſchaulich erkennt, ſelbſt mit Feuer und Schwert auszubreiten ſucht. „Mit einem Worte, wenn Aberglaube mit Schwärmerei, blinde Anhänglichkeit an ein herrſchendes Syſtem und ein Prieſterregiment mit chimäriſchen Einbildungen von eigener Heiligkeit und einer Verbindung mit Gott oder andern höhern Weſen vermittels jenes Syſtems zuſammenkommen, ſo muß daraus der wahre Fanatismus entſtehen.

Was den pſychologiſchen Grund des Fanatismus in dieſer Bedeutung betrifft, ſo liegt derſelbe ohne Zweifel zunächſt in der Natur des religiöſen Glaubens und ſeiner Grundlage, des religiöſen Gefühls, da die Gegenſtände des erſtern nicht in der Erfahrung gegeben ſind, denn grade hierdurch unterſcheidet ſich ja der Glaube von der Wiſſenſchaft und erſterer wird von dem Apoſtel Paulus ganz recht als die feſte Überzeugung von dem, was man nicht ſieht, definirt, ſo iſt, wenn man einmal über das einfache religiöſe Bewußtſein hinausgeht (welches nur ſagt, daß es ein Höheres gebe, als die Welt und die göttlichen Dinge darin, nämlich einen Gott über und außer der Welt, und eine Unſterblichkeit der Seele auch nach dem Tode des Leibes, ohne ſich auf poſitive Erörterungen des Was? oder Weſens dieſer Ideen einzulaſſen, vergl. Baumgarten-Cruſius, Einl. in die Dogmatik. S. 8 fg.), ſo hat die Einbildungskraft freien Spielraum, und wo ſie nicht durch Disciplin des denkenden Verſtandes gezügelt iſt, wird ſie grade am liebſten auf das Ausſchweifende fallen, oder, wenn ihr anderswoher das Unglaubliche, dem gemeinen Menſchenverſtande oder der geſunden Vernunft Widerſtreitende dargeboten wird, daſſelbe viel lieber annehmen — daher das bekannte credo, quia absurdum. Andererſeits liegt im Innerſten des Gemüths ſolcher Gläubigen zugleich ein dunkles Gefühl, daß ihr Glaube doch keinen ganz wahren Grund habe, und dies Gefühl ſuchen ſie durch den Troſt zu übertäuben, daß doch ſo viele andere Menſchen ihre Anſicht theilen; daher ſie denn die Zahl derſelben durch Bekehrung möglichſt zu vermehren ſuchen, weshalb Leſſing (Leben und Nachlaß. II. S. 157) das Wort Schwärmerei von Schwarmmachen ableitet. Aber auch dem echten religiöſen Gefühle und Glauben iſt es eigenthümlich, daß es in der Richtung, die es einmal genommen hat, die allerbeſtimmteſte Geſtaltung begehrt, durch die geringfügigſte Abweichung ſich verletzt fühlt (wie z. B. der Streit über den Abendmahlspunkt zwiſchen Lutheranern und Reformirten in wahren Fanatismus ausartete; vergl. Dahlmann, Politik. I. S. 315. Hiezu kommt die Wichtigkeit religiöſer Überzeugungen ſowol für das übrige Wohl der Einzelnen, als auch das Beſtehen der großen geſelligen Vereine der Kirche und des Staates, ſodaß jeder Andersgeſinnte zugleich als ein Feind dieſer letztern erſcheint (nach dem bekannten Spruch: wer nicht für mich iſt, der iſt wider mich; wobei vergeſſen wird, daß ebenfalls geſchrieben ſteht: wer nicht wider uns iſt, der iſt für uns). Sodann geſellt ſich dazu oft die undeutliche Vorſtellung von der göttlichen Ehre, die durch Unglauben oder Ungehorſam gegen die Geſetze der Reli-

gion verletzt wurde. Mit alle dem Zorneifer, von dem man ſich ſelbſt entbrannt fühlt, wenn man ſich in ſeiner Ehre verletzt, ſeinen Rath, ſeine Befehle verachtet ſieht, denkt man ſich Gott erfüllt gegen ſolche Widerſpenſtige (vergeſſend, was Tacitus [Ann. I, 13] ſagt: Deorum injurias Diis curae, und bewährend das Goethiſche „wie der Menſch, ſo ſein Gott"); und als ein Streiter Gottes, als ein getreuer Anhänger von ihm, glaubt man ſich nun verbunden, ſeines Namens, ſeiner Geſetze Ehre zu vertheidigen und ſeine Feinde entweder zum Gehorſam zu zwingen, oder auszurotten. Je mehr man nun aus eigenem Gefühle weiß, wie ſtark der Religionshaß iſt, deſto leichter ſtellt man ſich auch des Andern Haß und feindſelige Geſinnung groß vor, und dies wird ein neuer Grund, ihn zu haſſen und als einen Feind zu behandeln. Endlich aber geſellt ſich auch leicht zu dieſen Gründen des Eifers für eine Religion, wenn ſie nicht gar der Hauptgrund deſſelben iſt, die Neigung, über die Gemüther Anderer zu herrſchen, und ihre Meinungen durch die ſeinigen überwältigt zu ſehen; vergl. Feder, Unterſuch. über den menſchl. Willen. 1. Bd. S. 422. 2. Ausg. In pſychologiſcher Hinſicht iſt ferner noch zu bemerken, daß die religiöſe Schwärmerei als Fanatismus oft in eine wahrhaft thieriſche ausartet, indem ſie ſich mit den Regungen oder Begierden des Geſchlechtstriebes vereinigt; ſo entſteht die Theopornie (vergl. Weber, Über die Möncherei passim. Forſter's Anſichten vom Niederrhein. 1. Th. S. 28 fg.), die bis zu wildeſten Ausſchweifungen einer verliebten Raſerei gehen kann (Zimmermann, Von der Einſamkeit. 2. Th. S. 145 fg. Fries, Pſychol. Anthrop. II. S. 91 fg. Schaumann's Pſyche. I. S. 258); auch gehort hierher, daß, wie ſchon Novalis bemerkt hat (Schr. II. S. 250. 3. Ausg.) „Wolluſt, Religion und Grauſamkeit mit einander innig verwandt ſind und eine gemeinſame Tendenz haben." Endlich, daß Fanatismus durch Belehrung oder Aufklärung des Verſtandes zwar gemindert und gemildert, aber nur durch Erhebung des Gemüths zu echter Begeiſterung oder Enthuſiasmus und zu wahrer Frömmigkeit oder echter Gottesfurcht völlig vertrieben oder vertilgt werden kann [1]).

Für alles dieſes, ſowie für die Behauptung, daß der Fanatismus die die Menſchheit am meiſten entehrende Erſcheinung der Geſchichte iſt, finden ſich die Belege überall in der Geſchichte der verſchiedenen poſitiven Religionen, was ſchon Lucrez in dem bekannten Stoßſeufzer andeutet: Tantum religio potuit suadere malorum, und wovon leider! auch das Chriſtenthum, obgleich die Religion der Liebe, keine Ausnahme macht, weshalb auch die Religions- und Kirchengeſchichte überhaupt unter allen Theilen der Hiſtorie der unintereſſanteſte, unerfreulichſte und entmuthigendſte iſt, und ſein Studium am wenigſten Ausbeute für Kopf, Herz und Willen darbietet. Der zahlloſen Gräuel der Menſchenopfer des Heidenthums und ſeines ſonſtigen Fanatismus, ſowie des Fanatismus des Judenthums und des Islam nicht zu gedenken, und bei dem Chriſtenthume ſtehen zu bleiben, ſo braucht nur daran erinnert zu werden, daß ſchon am Ende des 2. Jahrh. nach Chriſto die heftigſten Verketzerungen und Verfolgungen über die Zeit der Paſſahfeier entſtanden, ſodann die aus der nichtigſten Veranlaſſung hervorgegangenen Donatiſtiſchen Streitigkeiten, welche über ein Jahrhundert die ganze afrikaniſche Kirche zerrütteten und Ströme chriſtlichen Bluts koſteten; ſodann die Arianiſchen, Neſtorianiſchen, Pelagianiſchen, Eutychianiſchen, monophyſitiſchen, monotheletiſchen ꝛc., die zum Theil über ein Jahrtauſend faſt ununterbrochen fortdauerten und denen zu entkommen man Mittel wählte, Kirchenverſammlungen und Synoden, welche das Übel nur verſchlimmerten und verewigten, und nach Herder's treffendem Ausdruck „eine Schande des Chriſtenthums und der geſunden Vernunft ſind" (Ideen zur Phil. der Geſch. VII, 1, 3). Dann der Fanatismus, mit welchem das Chriſtenthum in Europa ausgebreitet wurde (wie z. B. durch Karl den Großen und andere Mächtige unter den Sachſen, Dänen, Norwegen, Schweden, Slawen, Wenden, Polen, Preußen, Liven und Ehſten ꝛc.), ſowie ſpäter in Amerika (durch Pizarro und Conſorten!); der Fanatismus der Kreuzzüge (dieſer „tollen Begebenheit, die Europa einige Millionen Menſchen koſtete und in den Zurückkehrenden größtentheils nicht aufgeklärte, ſondern losgebundene, freche und üppige Menſchen zurückbrachte," wie Herder [Ideen zur Phil. der Geſch. B. XX. init.] ſagt), der Ketzergerichte (beſonders der ſpaniſchen Inquiſition, die nach Llorente's Hist. crit. de l'inquis. [Par. 1817. T. I. p. 272 suiv.] allein bis zum J. 1498, in welchem Torquemada ſtarb, 10,220 Schlachtopfer wirklich, 6860 im Bildniſſe verbrannte, 97,321 mit Infamie und Confiscation ihrer Güter, oder ewigem Gefängniß ſtrafte, und 114,400 Familien für immer unglücklich machte); insbeſondere die Verfolgungen der Albigenſer (ſ. Sismondi, Geſch. von Frankreich, Clodius, Von Gott in d. Nat. ꝛc. I. 81, 137), die Gräuel der Huſſitenkriege, und insbeſondere die der Herenproceſſe, die bis in die neueſte Zeit dauerten (ſ. Soldan's Geſchichte der Herenproceſſe. 1843), der Unſinn der Teufelaustreibungen (daß dieſer noch im J. 1843 vom Biſchof Laurent in Luxemburg getrieben oder verübt ward, ergibt ſich aus der Nachricht in den Blättern für liter. Unterh. 1844. Nr. 14. vom 14. Jan.), die ſchrecklichen Judenverfolgungen (ſ. Joſt Geſch. derſ.) und andere derlei fanatiſche Dinge, die, wie der geiſtreiche Jochmann ſagt (Betracht. über den Proteſtantismus. Heidelberg. S. 47), einen großen Theil der chriſtlichen Dogmen- und Kirchengeſchichte zu einer „Gemäldeausſtellung der Hölle," zu einem ekelhaften „Gemengſel aus Blut und Koth" gemacht haben. Nun

1) Fries, Pſych. Anthrop. II. S. 285: „Begeiſterung wird im Übergange zum Fanatismus, von Rohheit und Irrthum irre geführt, die gefährlichſte aller Gemüthsbewegungen. Daher haben Einige aller dieſer Macht der Gemüthsbewegungen wehren wollen, und ermahnt, nur in ruhiger Kälte dem Leben zuzuſehen. Wie aber der Wein die Kraft nicht bekommt, ehe er gegohren hat, ſo auch das Menſchenleben den Geiſt nicht ohne Liebe und Haß und ohne deren Ungeſtüm. Die Begeiſterung in ihrer rohen Geſtalt (als Fanatismus) hat in Religions- und Bürgerkriegen die größten Schrecken über die Menſchen gebracht; aber es iſt keine andere Macht im Menſchenleben, welche dieſe Wuth zu bändigen vermöchte, als dieſelbe Begeiſterung in ihrer höhern ſittlichen Reinheit." Vgl. den Artikel Enthuſiasmus.

machte zwar die Reformation (der „zweite Sündenfall" nach des Fanatikers Görres Behauptung) durch das von ihr ausgegangene Licht der Aufklärung Epoche; allein der Fanatismus dauerte fort, und ſteigerte ſich ſogar theilweiſe noch ſeit dieſer großen Spaltung aus leicht begreiflichem Grunde, wofür zum Belege nur erinnert zu werden braucht an die Gräuel der Religionskriege in Teutſchland im 16. und 17. Jahrhunderte (beſonders an die Ferdinande! an Tilly's Zerſtörung Magdeburgs — wäre es nicht zu wünſchen, daß man katholiſcher Seits einen Tillyverein ſtiftete, um den Proteſtanten das Gedächtniß an dieſen Heros friſch zu erhalten? —), desgleichen in Frankreich (beſonders an die Bartholomäusnacht oder pariſer Bluthochzeit, welche nach Wachler 70,000 Menſchen zur Ehre Gottes erwürgte, ferner an die Dragonaden Ludwig's XIV. und die Vertreibung der Hugenotten), die Verjagung der evangeliſchen Salzburger &c. Leider! zeigte auch der teutſche und ſchweizeriſche Proteſtantismus nur zu bald argen Fanatismus, der ſchon Melanchthon das Herz brach, den Calvin zur Verbrennung des Servet hinriß, ſpäter die Oſiandriſchen und Hardenbergiſchen Streitigkeiten (ſ. Plank, Geſch. d. proteſt. Kirche. I. Vorr. S. XVI fg. Scheidler, Über die augsburgiſche Confeſſion. 1830. S. 5 fg.), die Enthauptung des Kanzlers Crell wegen ſogenannten Kryptocalvinismus in Dresden, die Vertreibung des Thomaſius aus Leipzig und zahlloſe andere Verfolgungen veranlaßte; während noch ärgerer Fanatismus in England ſeit deſſen ſogenannter Reformation wüthete (beſonders unter Heinrich VIII., unter Eliſabeth und Anna, ſowie ſpäter unter Cromwell und ſeinen Puritanern; vergl. Guizot's und Dahlmann's Geſch. d. engl. Revolution). Erſt das vorige Jahrhundert, welches ſeinen Beinamen das „philoſophiſche" oder der „Aufklärung" nicht mit Unrecht führt, und noch mehr das gegenwärtige, hat das Verdienſt ſich erworben, beſonders in dem proteſtantiſchen Teutſchland, den Fanatismus nicht mehr im Ganzen oder Großen (als endemiſches Übel) aufkommen zu laſſen, wenngleich derſelbe im Einzelnen (ſporadiſch) noch bis auf dieſe Stunde, wenn auch in milderer Form, ſich zeigt (vergl. z. B. die leipziger teutſche allgem. Zeit. v. 5. Sept. 1844). Das größte Verdienſt hierbei hat ſich Friedrich der Große erworben, der gleich bei ſeinem Regierungsantritte ein, zwar nicht in orthographiſcher, aber wol ſonſt ewig muſterhaftes Reſcript an den Staatsminiſter von Brandt erließ, worin es heißt: „Die religionen müſſen alle Tolerirt werden, und mus der Fiscahl nuhr das Auge darauf haben, daß keiner den andern Abrug thou, daher Mus ein Jeder nach Seinem Faſſon Selich werden" (vergl. André's Heſper. 1829. Nr. 15. S. 60), wodurch allem Fanatismus ein Riegel vorgeſchoben war; ebenſo ſanctionirt das preuß. Landrecht die volle Glaubens- und Gewiſſensfreiheit (2. Th. Tit. 11. §. 1 fg.; vergl. auch die Cabinetsordre des Königs Friedrich Wilhelm III. v. 12. Jan. 1798 an den berüchtigten Miniſter von Wöllner; ſ. Scheidler in Bran's Minerva. 1835. Aprilheft. S. 72). Daß auch unter des jetzt regierenden Königs Majeſtät an kein Aufkommen des Fanatismus zu denken, verſteht ſich von ſelbſt, und hat übrigens durch die herrliche Rede des Monarchen bei der Grundſteinlegung des neuen Univerſitätsgebäudes in Königsberg, ſowie durch die huldvolle Decoration der freiſinnigen Profeſſoren Lobeck und Burdach eine officielle Beſtätigung erhalten (vergl. die leipz. teutſche allgem. Zeit. v. 6. u. 9. Sept. 1844). — Dagegen kann nicht in Abrede geſtellt werden, daß der Katholicismus, der als ſolcher ſich für die allein ſeligmachende Kirche hält, dabei blinden unbedingten Glauben und Gehorſam gegen die Ausſprüche der Kirche und ihres Oberhaupts ſodert, ſeine Biſchöfe ſchwören läßt, die Ketzer nach Vermögen zu verfolgen (pro posse persequar!) und endlich den Staat durchaus unter die Kirche ſtellt, — fortdauernd Ausbrüche des Fanatismus beſorgen läßt, was auch die Erfahrung überall beſtätigt.

In unſerer Zeit, die von der franzöſiſchen Revolution datirt (ſ. Wachsmuth, Europäiſche Sittengeſch. 5. Abth. 2. S. 754), iſt übrigens bei dem überwiegend politiſchen Intereſſe der politiſche Fanatismus an die Stelle des religiöſen getreten, und zwar in grellſter Form in Frankreich in der ſogenannten Schreckensperiode jenes Ereigniſſes unter Marat, St. Juſt und Robespierre, ſowie in neueſter Zeit die fünf Attentate auf Louis Philippe dieſer Art des Fanatismus zuzuſchreiben ſind; doch haben ſich auch in andern Ländern einzelne politiſche Fanatiker zu Unthaten verleiten laſſen, wie z. B. Sand.

Man redet übrigens auch von einem Fanatismus in der Wiſſenſchaft und ſchönen Kunſt, wenn der Eifer hierfür zu verbrecheriſchen Thaten fortreißt (vergl. Scheidler, Pſychol. S. 486). So ſoll z. B. Herophilos an Menſchen Viviſectionen vorgenommen haben (an 600 nach *Tertullian.* de anima. c. 10; vergl. K. Sprengel, Geſchichte der Medicin 1. Bd. S. 533); andere Gelehrten (z. B. der berühmte und berüchtigte Flacius Illyricus) ſollen ſeltene Manuſcripte aus Bibliotheken entwendet, ja aus Bibliomanie Mordthaten begangen haben (ſ. Hitzig's Neuer Pitaval, über den Pfarrer Tinius; vergl. Bulwer's Eugen Aram); der berühmte Numismatiker Baron Stoſch verſchluckte im pariſer Muſeum Michael Angelo's Petſchaft (Jean Paul's Herbſtblumen. III. S. 326); ein italieniſcher Bildhauer kreuzigte einen lebendigen Menſchen, um einige Tage die Schmerzenszüge an ihm zu ſtudiren, und ſie an der Statue des Erlöſers naturgetreu wiedergeben zu können (ſ. Chamiſſo's Gedichte)!! auch gehört wenigſtens zum Theil hierher, daß man in Italien Knaben aus Kunſtintereſſe zu Caſtraten macht, obwol im Ganzen dieſe Caſtration aus eigentlichem religiöſen Fanatismus in majorem Dei gloriam! entſtanden iſt (ſ. Siebert in einem Aufſatze in Gottfr. Weber's muſikaliſcher Zeitſchrift Cäcilia. Jahrgang 1822 oder 1824?).

Ferner redet man von einem ſittlichen oder Fanatismus des Guten, wenn man, um vermeintlich Gutes zu bewirken, ſich Gewaltthätigkeiten erlaubt, beſonders gehört hieher der Misbrauch, der in politiſcher Beziehung aus dem ſogenannten Wohl des Ganzen (salus reipublicae prima lex esto) hergenommen iſt,

und gegen welches Princip die neuern Politiker, ſo verſchieden auch ſonſt ihre Anſichten ſein mögen, mit Recht ankämpfen, wie z. B. Ancillon[2]), Krug[3]), v. Rotteck[4]), und wofür als Beiſpiel die gewaltſamen politiſchen und religiöſen Reformverſuche Pombal's, Struenſee's und Kaiſer Joſeph's II. anzuführen ſind. Gegen ſolchen ſogenannten moraliſchen Fanatismus warnt Schiller (in dem Aufſatze über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch ſchöner Formen, oder über die Gefahr äſthetiſcher Sitten. [Weimar 1825.] XVIII. S. 201): „Wie viele gibt es nicht, die ſelbſt vor einem Verbrechen nicht erſchrecken, wenn ein löblicher Zweck dadurch zu erreichen ſteht, die ein Ideal politiſcher Glückſeligkeit durch alle Gräuel der Anarchie verfolgen, Geſetze in den Staub treten, um für beſſere Platz zu machen und kein Bedenken tragen, die gegenwärtige Generation dem Elende preiszugeben, um das Glück der nächſtfolgenden dadurch zu befeſtigen. Die ſcheinbare Uneigennützigkeit gewiſſer Tugenden gibt ihnen einen Anſtrich von Reinigkeit, der ſie dreiſt genug macht, der Pflicht ins Angeſicht zu trotzen, und Manchem ſpielt ſeine Phantaſie den ſeltſamen Betrug, daß er über die Moralität noch hinaus und vernünftiger als die Vernunft ſein will." So bemerkt auch Reinhard[5]) ganz richtig, daß ſich oft die ſittliche Schwärmerei, wenn ſie büßend iſt, in Fanatismus, wenn ſie menſchenfreundlich iſt, in ſectiriſche Wuth verwandelt: „Man eifert dann für die Partei, von welcher man die Verbeſſerung des Zuſtandes der Welt erwartet, um ſo heftiger, je feuriger man dieſe Verbeſſerung wünſcht und zu befördern ſucht, und iſt in dieſem Zuſtande fähig, ſich zu Frevelthaten aller Art zu entſchließen." (Vergl. den Aufſatz: Über die Pulververſchwörung in England, in den Horen vom J. 1796. 5. St. S. 51 fg.). Im Allgemeinen bleibt jedoch das Wort Fanatismus jetzt auf ſeine urſprüngliche und eigenthümliche Bedeutung einer in Gewaltthätigkeiten ausbrechenden religiöſen Schwärmerei beſchränkt.

Aus dem urſprünglichen Begriff der Gottbegeiſterung oder Gottbeſeſſenheit (vergl. Gruber in der Synonym. II. S. 225) läßt ſich zugleich erklären, daß man früherhin zwiſchen Fanatismus und Enthuſiasmus nicht unterſchied, und es iſt in dieſer Beziehung merkwürdig, daß ſchon Locke und Leibnitz[6]) unter dem Namen des Enthuſiasmus ſehr richtige Bemerkungen über den Fanatismus gemacht haben. Locke hat in ſeinen Unterſuchungen über den menſchlichen Verſtand im 4. Buche ein eigenes Capitel (das 19.), welches überſchrieben iſt: Vom Enthuſiasmus, in der That aber nur von der religiöſen Schwärmerei und dem Fanatismus handelt, namentlich, wie er ſelbſt (§. 2) ſagt, von dem Fehler, daß man ſich die Macht anmaßt, Andern ſeine Meinung aufzudringen und ihnen vorzuſchreiben, was ſie glauben ſollen. Den Grund deſſelben findet er ſehr richtig darin, daß ſolche Enthuſiaſten (oder Fanatiker) von keiner reinen Liebe zur Wahrheit beſeelt, ſich nicht die Mühe nehmen, die Gründe ihres Glaubens ſelbſtändig denkend zu unterſuchen, ſondern blos ihre Einbildungskraft und ihr Gefühl hierbei entſcheiden laſſen, deſſen Unſicherheit er ſehr treffend durch die Verfahrungsart des Apoſtels Paulus nachweiſt, der vor ſeiner Bekehrung als Saulus ſich ja ebenfalls beredet hatte, zur Verfolgung der Chriſten berufen zu ſein. Ebenſo bemerkt er treffend, daß und warum eine ſolche Art von Schwärmerei ſo mächtig wirkt und ſo ſchwer zu heilen iſt. „Dies, glaube ich, iſt der rechte Enthuſiasmus, welcher, ob er ſich gleich weder auf die Vernunft, noch auf die göttliche Offenbarung gründet, ſondern von den Einbildungen eines erhitzten oder aufgeblaſenen Gehirns kommt, dennoch wo er einmal Wurzel gefaßt hat, weit kräftiger in die Meinungen und Handlungen der Menſchen wirkt, als die Vernunft, oder die Offenbarung, oder beide zuſammen. Die Menſchen ſind ſehr geneigt, den Trieben zu folgen, welche ſie von ſich ſelbſt empfangen. Und gewiß, der ganze Menſch verfährt in ſeinem Thun gewaltig, wenn er ganz durch eine natürliche Bewegung getrieben wird. Denn eine ſtarke Einbildung nimmt leicht, gleich einer neuen Grundlehre, Alles mit ſich fort, wenn ſie dem natürlichen Verſtande überlegen, und von den Schranken der Vernunft und dem Zwange des Überdenkens befreit, zu einem göttlichen Anſehen erhöht iſt, und ihr auch zugleich unſere eigene Leibesbeſchaffenheit und Neigung Beiſtand leiſten ꝛc. — In ſeinen Nouveaux essais sur l'entend. hum. ſagt Leibnitz nach Anführung des Satzes: „Melius est dubitare de occultis, quam litigare de incertis. *August.* Libr. VIII. Genes. ad litt. c. 5." Es wäre zu wünſchen, daß alle Theologen, ſelbſt Auguſtinus, die in dieſer Stelle ausgedrückte Maxime allezeit befolgt hätten (Ja wohl!). Die Menſchen glauben aber, daß der dogmatiſirende Geiſt ein Zeichen ihres Eifers für die Wahrheit ſei, und er iſt doch grade das Gegentheil. Man liebt ſie nur alsdann wirklich, wenn man ihre Beweiſe mit Vergnügen unterſucht, denn dieſe zeigen uns erſt, was ſie iſt. Übereilt man ſich in ſeinem Urtheile, ſo wird man immer durch unlautere Beweggründe dazu verleitet. Die Herrſchſucht iſt einer von den gewöhnlichſten, und eine gewiſſe Gefälligkeit gegen ſeine eigenen Träume iſt noch ein anderer, der den Enthuſiasmus hervorbringt. Dieſen Namen legt man dem Fehler derer bei, die ſich einbilden, ſie hätten eine unmittelbare Offenbarung, wenn ſie ſich nicht auf die Vernunft gründet. Sowie man ſagen kann, daß die Vernunft eine natürliche Offenbarung iſt, ſo kann man auch behaupten, daß die Offenbarung eine übernatürliche Vernunft iſt, d. h. eine durch viel neue unmittelbar von Gott gekommene Entdeckungen erweiterte Vernunft. Allein dieſe Entdeckungen ſetzen voraus, daß wir ein Vermögen haben, ſie zu unterſcheiden, und dies iſt die Vernunft ſelbſt. Dieſe verdammen wollen um der Of-

2) „Rien de plus dangereux, dans la société, que le *Fanatisme du bien.* La pureté des motifs semble dispenser des mesures de la prudence, fait passer legèrement sur la nature des moyens, et rend indifférent sur les suites des actions" etc. (Pensées sur l'homme.) 3) Dikäologie S. 270; vergl. deſſen Dikäopolitik. 4) Vernunftrecht 1829. II, 58; vergl. F. H. Jacobi, Werke II, 348. 433. 5) Chriſtl. Moral I. S. 445. 5. Ausg. 6) Philoſ. Werke nach Raſpen's Sammlung II. (Halle 1780.) S. 560 fg.

fenbarung Platz zu machen, würde ebenſo viel ſein, als ſich die Augen ausreißen, um die Trabanten Jupiter's durch ein Fernglas deutlicher zu ſehen. — Der Enthuſiasmus entſteht daher, weil eine unmittelbare Offenbarung bequemer und kürzer iſt, als ein langes und mühſames Raiſonnement, das nicht immer den glücklichſten Erfolg hat. In allen Jahrhunderten hat man Menſchen geſehen, deren Schwermuth mit einem heiligen Weſen vermiſcht, und mit einer guten Meinung von ſich ſelbſt begleitet, ſie überredet hat, daß ſie mit Gott eine viel nähere Gemeinſchaft hätten, als andere Menſchen. Sie ſetzen voraus, daß er den Seinen dieſe Gemeinſchaft verſprochen habe, und glauben vorzüglich vor andern ſein Volk zu ſein. Ihre Phantaſie wird eine göttliche Erleuchtung und Autorität, und ihre Abſichten ſind eine untrügliche Lenkung des Himmels, dem ſie zu folgen verbunden ſind." Leibnitz fügt noch hinzu: „Enthuſiasmus war Anfangs ein guter Name, und ſowie Sophisma eigentlich eine Übung der Weisheit bedeutet, ſo zeigt auch der Enthuſiasmus an, daß eine Gottheit in uns ſei. Est Deus in nobis. Und Sokrates behauptete, daß ihm ein Gott oder Dämon innere Offenbarungen mittheilte, daß alſo Enthuſiasmus ein göttlicher Antrieb wäre. Da indeſſen die Menſchen ihre Leidenſchaften, ihre Einbildungen und ihre Träume, ja ſogar ihren Eifer zu göttlichen Dingen gemacht hatten, ſo bekam der Enthuſiasmus die Bedeutung einer Unordnung des Geiſtes, die der Kraft einer Gottheit zugeſchrieben wurde, welche man in ſolchen vorausſetzte, die damit behaftet waren. Denn die Wahrſager und Wahrſagerinnen ließen eine Verwirrung des Geiſtes blicken, wenn ſich ihr Gott mit ihnen verband, wie z. B. die Sibylle von Cumä beim Virgil. — Die heutigen Enthuſiaſten glauben noch, daß ihnen Gott Lehrſätze offenbare, wodurch ſie aufgeklärter würden. Die Quäker ſtehen in dieſer Überredung, und Barclay, ihr erſter methodiſtiſcher Schriftſteller, behauptet, daß ſie in ſich ein gewiſſes Licht fänden, das ſich von ſelbſt ſichtbar macht. Warum ſoll man aber das Licht nennen, was Nichts erleuchtet? 7)" — Schon bei Luther findet ſich übrigens dieſer Gebrauch des Wortes Enthuſiasmus in der Bedeutung einer über das gewöhnliche Wiſſen oder Glauben ſich erhaben dünkenden Erleuchtung, welche ſich mit Verachtung aller Gelehrſamkeit eines beſondern Verſtändniſſes der heiligen Schrift rühmt. „Es hat uns Gott zu dieſer Zeit viel trefflicher gelehrter Leute gegeben, die gar mächtiglich die heilige Schrift handeln, beide, im neuen und alten Teſtamente. Daneben finden ſich auch täglich je mehr leichtfertige Geiſter, die ihrer Kunſt kein Ende wiſſen. Dieſe fahren hoch her, obenaus und nirgend an, grade als hätten ſie die gemeine Lehre vom Glauben, Liebe und Kreuz längſt an den Schuhen zerriſſen; fallen auf Figuren, heimliche Deutungen und Allegorien und kitzeln ſich ſelbſt mit feinen Gedanken, daß ſie gleichſam löcken und ſpringen. Es will jetzt ein Jeglicher ein neuer Deutelmeiſter ſein ꝛc." — „Ich habe Sorge, derſelben Enthuſiaſten werden mehr kommen, in grauen Röcken einhergehen, die Köpfe hängen, ſauer ſehen, erſoffen in ihren Gedanken und verdüſtert, bleiben ſteif auf ihrem Wahn beſtehen, weichen Niemandem und verachten das mündliche Wort" (Vorr. z. Proph. Sacharja. 6. Th. S. 3292. Tiſchreden. 22. Th. S. 1594). — Auch Reinhard in ſeiner chriſtlichen Moral (1. Bd. S. 441 fg. 5. Aufl.) gebraucht das Wort Enthuſiasmus oder vielmehr Enthuſiaſterei in dieſem Sinne. Er beſtimmt den Begriff des Fanatismus als religiöſe Schwärmerei und erklärt ihn als die „Gewohnheit, bei der Erkenntniß und Verehrung Gottes nicht die Vernunft und die Schrift, ſondern lebhafte Einbildungen und Gefühle zur Regel zu nehmen. Bei dieſer Gewohnheit kann es mancherlei Grade geben, je nachdem die Wirkungen der Phantaſie mehr oder weniger ſtark und täuſchend ſind. Der höchſte dieſer Grade iſt die Enthuſiaſterei, oder der Wahn, wo man in einer Gemeinſchaft mit höhern Naturen zu ſtehen und ihren Einfluß zu fühlen meint. Die höhern Naturen, mit welchen der Enthuſiaſt in einer vertraulichen Verbindung zu ſtehen ſich überredet, ſind von verſchiedener Art, und es kommt dabei Alles auf die theoretiſchen Grundſätze von der Religion an, die er ſich gebildet hat. Die chriſtlichen Fanatiker glauben bald mit abgeſchiedenen Seelen und Heiligen, bald mit Engeln, bald mit Teufeln, bald mit dem heiligen Geiſte, mit Jeſu oder mit Gott überhaupt unmittelbare Gemeinſchaft zu haben, und daher ihre Kämpfe gegen den Satan; daher die Erſcheinungen, welche ſie ſehen (die Schwärmerei bekommt deswegen auch den Namen der Geiſterſeherei), daher die Entzückungen, in welche ſie fallen, daher die innere Erleuchtung, die ihnen zu Theil wird und die vielen außerordentlichen Gefühle, die ſie von ſich vorgeben."

Was die Literatur betrifft, ſo iſt die vollſtändigſte Abhandlung über dieſe Art der Schwärmerei die „Warnung vor dem Fanatismus von Sinſtra. (Berlin 1752)," welche ſich jedoch blos auf den religiöſen Fanatismus einſchränkt. Übrigens gehören hierher die meiſten Schriften über Begriff und Weſen der Schwärmerei überhaupt, namentlich (außer den ſchon angeführten Werken von Locke, Leibnitz und Garve) Dav. Hume's Verſuch über Aberglauben und Schwärmerei, Shafterbury's Brief über den Enthuſiasmus, im erſten Theil ſeiner philoſophiſchen Werke (vergl. mit Leibnitz's Urtheil darüber in opp. T. V. p. 39 sq.); ferner Meiſter's Vorleſung über die Schwärmerei (Bern 1775); Joh. Gedeon, Über Schwärmerei, Toleranz und Predigtweſen, Auspiciis superiorum (Upſala 1776); Baumgarten's Nachrichten von merkwürdigen Büchern. I. S. 271 fg. Semler's eigene hiſtoriſche theologiſche Abhandlungen, die Vorr. zur 1. Samml.; Cruſius, Moraltheologie. I. S. 318 fg.; Leſſing, Im Leben und Nachlaß. II. S. 157 fg.; Kant's Abhandlung: Was heißt ſich im Denken orientiren? In den vermiſchten Schriften. III. S. 85; Fichte, Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters. S. 246 fg. v. Weſſenberg, Über Myſticismus; Schaumann, Pſyche. II. S. 234. Ein gründliches Urtheil über eine Anzahl älterer Schriften über Gebets- und Glaubenskraft, Schwärmerei und Enthuſiasmus (mit beſonderer Beziehung auf Lava-

7) Philoſ. Werke nach Raſpen's Samml., überſ. von Ulrich. 2. Bd. S. 563 fg.

ter's Schriften) findet ſich in der allgem. teutſchen Bibliotḥ. 1777. 30. Bd. 2. St. S. 311 fg. Treffliche Urtheile über die Schwärmerei findet man häufig in Luther's Schriften, z. B. 6. Th. der Walchſchen Ausg. S. 3392. 7. Th. S. 921. 20. Th. S. 2074. Vergl. auch Reinhard's Syſt. der chriſtlichen Moral. 5. Ausg. 1. Bd. S. 445 fg. 2. Bd. S. 97. 3. Bd. S. 635. Not.; Carus, Pſychol. 1808. 2. Bd. S. 291—302. Fries, Pſych. Anthrop. 1. Bd. S. 285, vergl. 2. Bd. S. 91 fg. Scheidler, Pſychol. S. 48 fg. — Da es ferner das Eigenthümliche des Fanatismus iſt, in Thaten auszubrechen, ſo gehören zu ſeiner Charakteriſtik auch die Schriften über Religionsſtreitigkeiten und die Biographien fanatiſcher Schwärmer und Schwärmerinnen; vergl. Duttenhofer's Geſchichte der Religionsſchwärmereien in der chriſtlichen Kirche. Walch, Einleit. in die Religionsſtreitigkeiten außer der evangeliſchen Kirche. 5. Th. S. 645 fg. Fauſtking's Gynaeceum haeretico-fanaticum. Leß, Über die Rel. 1. Bd. S. 656. Robertſon's Beſchreibung der anabaptiſtiſchen Unruhen in der Geſch. Karl's V. 2. Bd. S. 552 nach Remer's Überſetzung. — Nachrichten über die trübſinnig religiöſe Schwärmerei des Lovat ſind enthalten in Reil's und Hoffbauer's Beiträgen zur Curmethode auf phyſiſchem Wege im 2. Bde. S. 157. Ganz vorzüglich lehrreich über die Schwärmerei iſt aber die Geſchichte der Wunder bei dem Grabe des Abtes Paris in der Hist. physique, civile et morale de Paris par *J. A. Dulaure*. 2. éd. T. VII. p. 331; vergl. *Carré de Montgeron*, La vérité des miracles demonstrée. 3 Tom. (Cöln 1739) und den kurzen Inbegriff des Merkwürdigſten in dieſem Worte bei Leß über die Religion. 2. Th. S. 236 fg., desgl. Schulze, Phyſiſche Anthropologie. 3. Ausg. (Götting. 1826.) S. 616 fg. und die Geſchichte der ſchauderhaften Auftritte der religiöſen Schwärmerei in Wildſpruch von J. L. Meyer 1824; vergl. auch die Schrift v. Ammon, Geiſtesverwirrung des Baron Otto v. Uckermark (Leipz. 1837); ferner Dav. Schulz, Das Weſen und Treiben der evangeliſchen Kirchenzeitung (Breslau 1839); auch gehört hierher Vieles aus der neuern Literatur, über die gemiſchten Ehen zwiſchen Katholiken und Proteſtanten, und den Hermeſianiſchen Streit.

(D. *Karl Herrmann Scheidler*.)

FANDANGO iſt der Name eines ſpaniſchen Nazionaltanzes, der nur von zwei Perſonen getanzt wird. Gewöhnlich wird er mit der Zither, von den Tänzern ſelbſt aber mit Caſtagnetten begleitet, welche an den Daumen hängen. Sie halten damit die Melodie, die in Dreivierteltakt geſetzt iſt. Schritt und Bewegung bleiben ſich aber nicht gleich, weil der Tanz mimiſch-dramatiſch iſt, und eigentlich Scenen der Liebe darſtellt. Der Tanz beginnt mit ganz einförmigen, gemeſſenen Bewegungen, ſchreitet aber dann zu den lebhafteſten fort. Die Tänzer berühren ſich nicht mit der Hand, aber fodern ſich einander heraus, wobei ſie ſich bald nähern, bald von einander entfernen. In dem Augenblicke, wo die Tänzerin ſchmachtend ihr ganzes Weſen hinzugeben und der Tänzer ſeines Sieges gewiß ſcheint, entſchlüpft ſie ſchnell, er verfolgt ſie, und ſie dann wieder ihn, und die Empfindungen, welche ſie beide durchglühen, drücken ſich in ihren Blicken, Gebärden, Stellungen und Bewegungen aus, die oft mehr Wolluſt als Liebe verrathen und für den Nordländer theils verführeriſch, theils ärgerlich ſind. In Spanien tanzt man dieſen Tanz auf dem Dorfe und auf den Bällen der Stadt, und alle Geſichtszüge, auch der Alten, werden belebter, ſobald er beginnt. Im Ballet auf der Bühne unter Orcheſterbegleitung ſieht man ihn in ſeiner Vollkommenheit, überall ergreifen ſich die Tänzer dabei die Gelegenheit, ihren feinen Wuchs, ihre Gewandtheit und graziöſe Bewegungen zu zeigen. Die Tänzerinnen aus Cadiz ſtehen in dem Rufe, in ſchlüpfrigen Stellungen und wolluſtigen Schwingungen unübertrefflich zu ſein. (*H.*)

Fandschi oder **Fundschi**, ſ. **Schilluk**.

FANE, Graf von Weſtmorland. Nach der Engländer Brauche darf es dieſem Geſchlechte nicht an einem wenigſtens zu König Arthur's Zeiten hinaufreichenden Stammbaume fehlen. Howel ap Vane war vor Wilhelm's des Eroberers Zeiten in dem nachmaligen Monmouthſhire bekannt und Vater jenes Griffith ap Howel Vane, als deſſen Hausfrau Lätitia, die Tochter von Bledwin ap Kenwyn, dem Fürſten von Powis, genannt wird. Heinrich Vane, Griffith's ſpäter Abkömmling, empfing den Ritterſchlag an dem Tage von Poitiers, gleichwie einer von deſſen Enkeln im fünften Grade, Johann, ebenderjenige, welcher zuerſt die alte Schreibart Vane in Fane verwandelte, von König Heinrich VII. mit dem manor Hadloe, in Kent, beſchenkt wurde. Von dieſes Johann Fane, auf Tunbridge, Esq., Söhnen iſt der jüngſte, Johann, der Ahnherr des Lords Barnard, Grafen Darlington, Herzog von Cleveland geworden, die aber, da ſie der alten Schreibart, Vane, ſich bedienen, unter den Buchſtaben V gehören. Richard hingegen, der zweite von Johann's Söhnen, geſeſſen auf Tudeley in Kent, und mit Agnes Stidolph, der Erbin von Badſel, verheirathet, ſetzte die Hauptlinie fort, und wurde ein Vater von Thomas Fane, der, Theilnehmer von des Wyat Empörung, in den Tower gebracht und zum Tode verurtheilt, jedoch am 24. März 1554 von der Königin begnadigt und in Freiheit geſetzt wurde. Er ſtarb den 28. Febr. 1589, aus ſeiner zweiten Ehe mit Maria Nevile, der Tochter von Lord Heinrich Abergavenny, die Söhne Franz und Georg, dann eine Tochter Franziska, als welche ſein Teſtament mit 1000 Pf. abfindet, hinterlaſſend. Maria Nevile war nicht nur eine ſehr reiche Erbin, denn ſie beſaß die manors Birling, Ryarſhe, Ealding und Luddesdon, das Rectorat zu Allerheiligen in Birling, und die Voigtei der daſigen Vicarei, das manor zu Weſt-Peckham, ſammt der Kirchenvoigtei und Maplescomb, das manor Mereworth mit der Kirchenvoigtei, und die Pachtung Old-haie, ſämmtlich in Kent belegen, ſondern ſie nahm auch, als einzige Tochter gegen den nächſten männlichen Erben, Eduard Nevile, die Baronie Abergavenny, ſammt der gleichnamigen Burg, in Anſpruch, hierdurch eine der merkwürdigſten Rechtsverhandlungen vor dem Oberhauſe veranlaſſend, „Gantzer ſieben Tage wurde von beyderſeits Advocaten ſcharf und aus dem Grunde disputirt. Alldie-

weil aber die Queſtion oder Frage des Rechtens nicht genugſam erkläret war, ſondern alle mit einander davor hielten, daß beyde Theile in Anſehung der vornehmen Geſchlechter dieſes Ehren-Tituls würdig, auch gewiſſe Anzeigungen vorhanden waren, daß beydes, der Barons-titul von Abergevenny, ſowohl auch der von Le Despenſer dieſem Geſchlechte nach Erb-Recht zukäme; als haben die vornehmſten Herren des Reichs vom Könige inſtändiglich angehalten, daß allen beyden die Barons-würde wiederumb zugeſtellet würde, worzu er ſich dann gantz willig befunden, und beyden Partheyen den Titul überlaſſen. Hierauff war den Herren des Reichs vom Cantzler vorgelegt, erſtlichen, ob der Männliche oder Weibliche Erbe den Titul von Abergevenny haben ſolte: Ihrer viel lieſſen ihnen gefallen, daß dem männlichen Erben der Barontitul von Abergevenny zugeſtellet würde. Und da ihnen zum andern mahl vorgelegt war, ob dem Weibe, und ihren Erben der Barontitul Le Despenſier überlaſſen werden ſolle, haben ſie ſämptlichen ihre Stimme darzu gegeben. Welches als man es dem Könige vorgebracht, hat er ſolches mit ſeinem königlichen Willen und Beyfall bekräfftiget. Hierauff iſt Edwardus Nevill durch einen Königlichen Brieff unter dem Nahmen des Barons von Abergevenny zum Parlament beruffen, und in einem Parlaments-Rock zwiſchen zweyen Baronen, wie gebräuchlich, eingeführt, und über den Baron von Audeley geſetzt worden. Eben zur ſelbigen Zeit ſind vor den vornehmſten des Reichs offene Brieffe verleſen worden, worinn der König (25. Mai 1604) Mariam Fane zum Stand, Grad, Titul, Nahmen, Ehre, und Würde der Baronin Le Despenſer wieder zugeſtellet, auffgerichtet, vorgeſetzet u. ſ. w. berührten Stand u. ſ. w. zu haben und zu halten von der itzt erwehnten Maria und deren Erben; und daß ihre Erben in der Ordnung, oder einer nach dem andern Baronen Le Despenſer ſein ſollen. Als aber eine andere Frage entſtanden, weme der Vorſitz gebührte, dem Baron von Abergevenny oder aber Le Despenſer, alß haben die Herren des Reichs den Commiſſarien vor das Ampt des Grafen Mareſchall in Engelland, ſolches in Erwegung zu nehmen, auffgetragen, welche die Sache wohl erwogen, und vor die Baronie Le Despenſer eine Definitivam gegeben, ſie auch mit ihrer Hand und Inſiegel unterzeichnet, die alßdann vor den Herren des Reichs abgeleſen, und inn des Parlaments Journall Booke auff ihren Befehl eingetragen worden, worauß ich dieſen Inhalt kürtzlich gezogen." Maria Nevile ſtarb den 28. Juni 1626, und hinterließ die Baronie le Despenſer ihrem ältern Sohne Franz, als welcher am 15. Juli 1603 den Bathorden, und am 29. Dec. 1624 die Würde eines Grafen von Weſtmorland (von den Titeln des Hauſes Nevile einer der vornehmſten) und Baron Burghersh empfing, mit Maria, der Tochter und Erbin des Ritters Anton Mildmay, auf Apethorp, in Northamptonſhire, großes Gut erheirathete, und am 23. März 1628 ſein Leben beſchloß. Von dieſes Grafen von Weſtmorland Söhnen iſt der dritte, Franz, der Ahnherr der heutigen Grafen von Weſtmorland geworden, fiel ein anderer, Anton, Oberſt in des Parlaments Dienſt, bei der Einnahme von Farnham-caſtle, 1643, ſetzte der älteſte, Mildmay, die Hauptlinie fort. Es iſt dieſer jener Graf von Weſtmorland, welchen der Graf von Holland, als Oberforſtmeiſter im Süden vom Trent, von wegen angeblicher Eingriffe in den Forſt von Rockingham, um 19,000 Pfund ſtrafte. Nichtsdeſtoweniger hielt Mildmay in dem Bürgerkriege des Königs Partei, als einer der Lords von dem Parlament zu Oxford, bis zum J. 1643, zu welcher Zeit Whitlock anmerkt: „the Earl of Westmoreland, and divers other delinquents, came into the parliament, desiring the benefit of the declaration of both Kingdoms for composition." Unter dem 22. April 1645 berichtet derſelbe: „the Earls of Westmoreland, Holland, Thanet, Monmouth, and the Lord Savile, took the oath appointed by the parliament for such as come into them, before the Comissioners of the Great-seal." Zu der Reſtauration nach Kräften wirkend, empfing Mildmay, in Gemeinſchaft mit dem Grafen von Bridgewater, Beſtallung als Lordlieutenant von Northamptonſhire, 30. Juli 1660. Er ſtarb am 12. Febr. 1665, und es folgten ihm in Titeln und Gütern nach einander ſeine beiden Söhne, Karl und Vere, dieſer der zweiten Ehe des Vaters, mit Maria Vere angehörend. Vere ſtarb den 29. Dec. 1693, und ihm folgten der Reihe nach ſeine drei Söhne Vere, Thomas und Johann. Dieſer, Hauptmann zu Roß, 24. März 1709, diente nicht ohne Ruhm unter Marlborough, trat als Oberſt, den 23. Aug. 1715, an die Spitze des 37. Infanterieregiments, wurde den 4. Juli 1733 zum Capitaine und Oberſten „of the first troop of horse Guards" ernannt, und nahm Rang unter den Peers von Ireland, als Baron von Catherlough, durch Creation vom 4. Oct. 1733. Graf von Weſtmorland durch ſeines Bruders Thomas tödtlichen Abgang, 4. Juni 1736, nahm Johann ſeinen Platz im Oberhauſe ein am 1. Febr. 1737, in demſelben Jahre, daß er zum Warden of the east bailiwick in Rockinghamforest, und, gemeinſchaftlich mit dem Grafen von Exeter, zum Chief Ranger von dieſem Forſte ernannt wurde. Sein Commando bei der Reitergarde legte er 1737 nieder, wogegen er am 16. Nov. dieſes Jahres den Rang als Generalmajor empfing, und am 2. Juli 1739 zum Generallieutenant und am 14. März 1761 zum General aufſtieg. Der Graf von Arran, Karl Butler, als Kanzler der Univerſität Oxford, verlieh ihm die durch Abſterben des Grafen von Clarendon erledigte Würde eines Lord high-Steward derſelben Univerſität, zu welcher dann der Graf in großer Feierlichkeit am 2. Juli 1754 eingeführt wurde. Der Vicekanzler, die Vorſteher der verſchiedenen Collegien, die Doctoren und andere charakteriſirte Perſonen gingen processionaliter aus Trinity-College nach dem gemeinſchaftlichen großen Auditorium (the theatre), wo der Vicekanzler eine Rede lateiniſch, an den Grafen richtete, ihm auch die Ernennungsurkunde überreichte, worauf der Graf, ebenfalls lateiniſch, antwortete und in den zierlichſten Worten, ſeine Liebe und Verehrung für die Univerſität zu erkennen gab, denſelben das Verſprechen beifügend, in allen Umſtänden der Beſchützer und Vertheidiger einer ſo verdienten Körperſchaft ſein und bleiben zu wollen. Zum Beſchluſſe wurden einige Doc-

toren der Rechte creirt. Einige Jahre ſpäter, auf Abſterben des Grafen von Arran (den 16. Dec. 1758), wurde Weſtmorland an deſſen Stelle zum Kanzler der Univerſität ernannt, und fand ſeine Inſtallation am 3. Juli 1759 ſtatt, mit einer bis dahin noch nicht geſehenen Pracht. Graf Johann ſtarb den 26. Aug. 1762, ohne Kinder zu haben in ſeiner Ehe mit Maria Cavendiſh, daß demnach der ireländiſche Titel von Caterlough erloſch. Die Baronie le Deſpencer fiel an Franz Daſhwood, den Sohn der älteſten Tochter von Vere Fane, dem vierten Grafen von Weſtmorland. In dem Grafentitel aber und dem Stammgute ſuccedirte Thomas Fane auf Brympton, Kauf- und Handelsherr in Briſtol, als der zunächſt berechtigte Abkömmling jenes Franz Fane, den wir als des erſten Grafen von Weſtmorland dritten Sohn bezeichnet haben. Franz ſelbſt, auf Fulbeck, in Lincolnſhire, und Aſton, in Yorkſhire, des Bathordens Ritter, hielt in dem Bürgerkriege zu dem König, als von welchem ihm das Gouvernement von Doncaſter-caſtle und nachmalen jenes der Stadt Lincoln anvertraut worden. Von ſeinen Söhnen ſind Franz II. und Heinrich zu merken. Heinrich wurde der Vater jenes Karl, welchem König Georg I. am 2. April 1718 die Würde eines Viscount Fane und Baron Loughaire, in Ireland verlieh. Es iſt aber der Titel der Viscount Fane 1782 oder 1789 erloſchen. Franz II., der älteſte Sohn, wurde der Großvater jenes Thomas, welcher, mit Eliſabeth Swymmer, einer Kaufmannstochter aus Briſtol, verheirathet, durch das Ausſterben der ältern Linie, zu der gräflichen Würde gelangte, 1762. Thomas ſtarb den 12. Nov. 1771, und es folgte ihm als neunter Graf von Weſtmorland ſein älterer Sohn, Johann, während der jüngere, Heinrich, geſt. den 4. Juni 1802, ein Vater geworden iſt von Heinrich Fane, geb. den 26. Nov. 1772, der Generallieutenant, Oberſt des vierten Regiments der Gardedragoner, und Aide-de-camp des Königs, den Dank der beiden Häuſer des Parlaments empfing, von wegen ſeiner in den Schlachten von Roleiça, Vimiera, Coruña, Talavera, Orthez und Waterloo bewieſenen Tapferkeit. Johann, der neunte Graf von Weſtmorland, nahm nach einander zwei Frauen, 1) Auguſta Montagu Bertie, 2) Suſanna, eine Tochter von Cosmus Georg, dem dritten Herzog von Gordon, und ſtarb den 26. April 1774, als ſeinen Nachfolger den ältern Sohn der erſten Ehe hinterlaſſend. Dieſer, ebenfalls Johann genannt, im Charterhouſe erzogen, und graduirt zu Cambridge, in Emanuel College, verheirathete ſich am 28. Mai 1782, „after a previous journey to Scotland," mit Sarah Anna, der einzigen Erbin von Robert Child auf Oſterley-park, ward adjungirter Generalpoſtmeiſter 1789, Lordlieutenant von Ireland 1790, Master of the horse to the King 1795, Lord Privy Seal 1798, und zum andern Male 1806. Witwer den 9. Nov. 1793, heirathete er in zweiter Ehe, März 1800, eine Miß Saunders, von welcher vier Kinder. Er ſtarb den 15. Dec. 1841. Der Sohn der erſten Ehe, Johann, geb. den 2. Febr. 1784, folgte ihm als 11. Graf von Weſtmorland, nachdem er bisher nur den Titel eines Lord Burghers geführt hatte, und iſt ſeit längerer Zeit als großbritanniſcher Miniſter bei dem Hofe zu Berlin accreditirt. Von deſſen Schweſtern hat die älteſte, Sarah Sophia, vermählte Gräfin Jerſey, das ganze große Vermögen des mütterlichen Großvaters geerbt, während Auguſte, vermählt 1804 an den Lord Boringdon, am 14. Febr. 1809 durch Parlamentsacte geſchieden wurde — der Geſchiedene „has since obtained damages" — und an demſelben Tage den Diplomaten Arthur Paget heirathete. Als des Grafen von Weſtmorland Beſitzungen können wir Apethorp, in Northamptonſhire, Brympton, in Somerſetſhire, Bradford, in Dorſetſhire, und Upton, bei Edge-hall, in Warwickſhire, nennen.

(*v. Stramberg.*)

FANESIORUM INSULAE werden nur vom Plinius (H. N. IV, 27 [13]) genannt. Daß ſie im Norden Europa's und, wie es ſcheint, im baltiſchen Meere lagen, mag aus dem Zuſammenhange, in welchem ſie aufgeführt werden, entnommen werden dürfen; aber ihre Lage genauer beſtimmen zu wollen, iſt ganz unmöglich, denn ſie gehören allein der Sage des Alterthums über den Norden an.

(*C. Zander.*)

FANFARE nennt man ein kurzes, lebhaftes Tonſtück für Trompeten und Pauken, beſonders beim Militairdienſt. Der Begriff erweiterte und verengerte ſich ſo, daß auch militairiſche Tonſätze darunter verſtanden wurden, wo andere Blasinſtrumente dabei gebraucht wurden. Ja man pflegt ſelbſt einen Tuſch ſo zu nennen, wo die Inſtrumente in den gewöhnlichſten Akkorden lärmend einfallen, die Trompeten aber doch den Vorrang behaupten, und den Hauptakkord verſchiedentlich melodiſch und mit Zungenſchlägen brechen, was man nach ausgebrachten Geſundheiten faſt an jeder Feſttafel hört. Auch kleine, zweiſtimmige Horn- und Jagdſtücke werden ſo genannt.

(*G. W. Fink.*)

FANFOUS, eine von den Schiffer-Inſeln im ſüdlichen ſtillen Ocean, auf einem Umfange von ungefähr einer Meile. (*Eiselen.*)

FANGAROLI, Menſchen, welche im Bade zu A c q u i die Badenden bedienen und den Schlamm, Fango (von welchem ſie ihren Namen herleiten), aus den mineraliſchen Waſſerbehältern herausholen.

Dieſe Fangeroli ſind, bis auf einen kleinen Schurz, ganz nackt; ſie tragen die Kranken nach dem Badezimmer, geben die Tuſche und holen und bereiten den Schlamm in den verſchiedenen Gefäßen. Alles dies iſt ermüdend, allein das Schwerſte und Angreifendſte iſt unſtreitig das Holen des Schlammes aus dem großen Waſſerbehälter. Soll dieſes geſchehen, ſo ſteigt der Fangarolo, mit einem ſpitzen Kübel verſehen, in den Behälter, welcher am Rande gegen fünf Fuß Tiefe hat, geht darin herum, und nachdem er ſich eine Stelle ausgeſucht hat, taucht er ſein Gefäß, nach der Mitte des Behälters zu, unter, folgt ihm auf derſelben Stelle, und füllt es durch eine Kreisbewegung, die er macht, in einer Tiefe von 10 bis 20 Fuß mit Schlamm an. Je nachdem er nun geſchickt iſt, kommt er früher oder ſpäter wieder heraus. Die mit Schlamm angefüllten Gefäße können außer dem Waſſer kaum von zwei Menſchen getragen werden, und dennoch erhebt ſich der Fangarolo aus der Tiefe des Beckens mit ſeinem angefüllten Gefäße, trägt es etwas über den

Waſſerſpiegel erhaben, durch den ganzen Behälter hindurch, und paſſirt zuweilen noch unter einem kleinen gemauerten Brückenbogen fort, der kaum acht Zoll über dem Waſſerſpiegel hervorragt, und daher nur ebenſo viel Spielraum frei läßt, als der Kopf erfodert. Die Fangaroli ſehen auch wegen der großen Hitze, welcher ſie ſtets ausgeſetzt ſind, ganz braunroth aus, und trinken täglich 10 bis 12 Bouteillen Wein.

Die Franzoſen ließen kurz nach der Eroberung des ſardiniſchen Staats einige ihrer beſten Schwimmer dieſes Handwerk verſuchen; ſie tauchten unter, bezahlten aber ihre Verwegenheit mit dem Leben. Man erſieht hieraus, wie groß die Macht der Gewohnheit iſt, wenn der Menſch ſich ihr von früher Jugend an hingibt! (Frhr. *Menu v. Minutoli.*)

FANG GEBEN, Abfangen, weidmänniſcher Ausdruck, welcher das kunſtmäßige Tödten eines jagdbaren Hirſches und der wilden Sauen mit dem Hirſchfänger bezeichnet. Beim jagdbaren Hirſche geſchieht dies, wenn derſelbe entweder, bei einer tödtlichen Schußwunde, zuſammenbricht (ſtürzt), oder von den Schweiß- oder Jagd-Hunden niedergezogen wird; indem man ihm, von der Rückenſeite her, ſich ſchnell, aber vorſichtig, nähert, und die Spitze des Hirſchfängers durch die linke Bruſthöhle, die Herzkammer und das Herz, bis in die Lungen hineinſtößt. Die wilde Sau hingegen wird, wenn ſie gleich auf den Schuß fällt, oder von Hatzhunden gepackt oder feſtgemacht iſt, abgefangen, indem man von Hinten heran, mit gezogenem Hirſchfänger raſch, jedoch behutſam, ſich nähert, und den Hirſchfänger zwei bis drei Zoll hinter dem Blatt, ſechs bis acht Zoll von der Bruſt hinauf, die Spitze ſchräg unterwärts gerichtet, durch die Herzkammer in die obgedachten edlen Theile ſtößt, wobei zu bemerken iſt, daß beim Abfangen von der rechten Seite nach der linken, der Hirſchfänger um drei bis vier Zoll tiefer hinein getrieben werden muß, als bei dem von der linken nach der rechten, und daß durch die Wendung deſſelben im Fange das Verenden ſchneller herbeigeführt wird. (*a. d. Winckell.*)

FANGGELD oder Schießgeld, das Geld, welches für die Erlegung von Wild oder Raubthieren an den Jäger gezahlt wird. In vielen teutſchen Ländern findet man noch eine lange Liſte von Thieren, vorzüglich Vögeln, von denen man behauptet, daß ſie noch ſehr ſchädlich wären, die es aber doch nicht ſind, und die vielmehr durch Vertilgung von Mäuſen und Inſekten ſehr nützlich werden, für welche aus den Forſtcaſſen an die Jäger Fanggeld gezahlt wird. Man ſiehet das Unzweckmäßige einer ſolchen Einrichtung zwar wohl ein, will ſie doch aber oft nicht abſtellen, weil daſſelbe oft die einzige oder beſte Einnahmequelle für die Jägerburſchen und Gehilfsjäger bildet, welche dieſe zu ihrer Exiſtenz nicht entbehren können. (*Pfeil.*)

FANNA, ein Heiliger oder Gott in Japan, aus einem der älteſten Königshäuſer entſproſſen und deswegen Schutzpatron der Regenten. Mehre Tempel ſind ihm geweiht, in denen er mit gelbem Geſicht und gelben Händen, das Haupt mit einem goldenen Heiligenſchein (wie alle Götter des Lamaismus) umgeben, abgebildet iſt. Er ſteht in einer Taratablume aufrecht, während gewöhnlich die andern Götter mit untergeſchlagenen Beinen ſitzend vorgeſtellt werden, und trägt als Abkömmling einer Königsfamilie einen Scepter. Über ſein Haupt reicht eine mit einem Reiskorn bezeichnete halbe Muſchel hervor. Man beweiſt ihm die größte Ehrfurcht, nahet ſich ihm nur mit entblößtem Haupte und nachdem man vorher an ein Glöckchen oder flaches Becken geſchlagen hat, betet man zu ihm mit vor das Geſicht gehaltenen Händen, um nicht durch ſeinen Athem ihn zu verunreinigen. Kämpfer's Geſchichte von Japan. II. S. 304. (*Richter.*)

Fannia, ſ. Paetus. 3. Sect. 9. Bd. S. 234 fg.

Fannia lex, ſ. Fannius Nr. 2.

FANNIUS. Unter dieſem Namen tritt uns in Rom eine Anzahl von Männern entgegen, welche der plebejiſchen Gens Fannia angehören und von der zweiten Hälfte des ſechsten Jahrhunderts der Stadt an in der Geſchichte Roms, wie in der Literatur ſich bis zu den Zeiten des jüngeren Plinius herab, verfolgen laſſen, während ſpäter der Name verſchwindet. Der erſte dieſes Geſchlechts, den wir erwähnt finden, iſt ein Volkstribun C. Fannius, im Jahre 567 u. c. (187 v. Ch.), welcher bei Gelegenheit der ſo viel Aufſehen in Rom verurſachenden Verurtheilung des L. Scipio Aſiaticus, nachdem der Prätor Terentius erklärt hatte, daß, falls die durch das Urtheil auferlegte Geldbuße nicht erlegt werde, er kein anderes Mittel habe, als den verurtheilten Scipio ergreifen und ins Gefängniß führen zu laſſen, dann in ſeinem Namen, wie in dem ſeiner Collegen, der übrigen Tribunen, die mit ihm zu einer Berathung deshalb abgetreten waren, die Erklärung abgab, daß ſie durch eine Interceſſion das von dem Prätor rechtskräftig einzuſchlagende Verfahren nicht zu hindern gedächten, welcher Erklärung nur der einzige Volkstribun Tiberius Gracchus in ſofern entgegentrat, als er zwar nicht intercediren wolle, in ſofern der Prätor aus den Gütern des Scipio die Buße einzutreiben gedenke, einer Verhaftung des Scipio aber ſich nachdrücklich widerſetzte. So erzählt Livius XXXVIII, 60. Von dem Tribunen Fannius erfahren wir weiter nichts, zumal da des Gracchus Anſicht Beifall fand und auch durch den Erfolg gerechtfertigt ward.

2) Auf ihn folgt C. Fannius, mit dem Beinamen Strabo, in den Faſten als C. f. C. n. (Caji filius, Caji nepos) aufgeführt, weshalb wol man in ihm einen Sohn des vorhergenannten anerkennen will. Er bekleidete mit M. Valerius Meſſala das Conſulat eilf Jahre vor dem erſten puniſchen Krieg, alſo 593 u. c. (nach Baiter Fast. Consularr. 592 u. c.), und hat ſich durch zwei auf die Nachwelt gekommene Verfügungen bemerklich gemacht, welche, obwol in ihrem Inhalte ſehr verſchieden, doch beide aus dem gleichen Streben hervorgegangen zu ſein ſcheinen, die alte Römerſitte in ihrer Einfachheit, Einfalt und Reinheit zu erhalten, und vor verderblichen Einflüſſen jeder Art, wie ſie damals ſchon droheten, zu bewahren. Die eine Verfügung betrifft den übermäßigen Aufwand bei Gaſtmahlen und die Einſchränkung der da-

für verwendeten Summen. A. Gellius ſpricht[1]) zuerſt von einem desfallſigen Senatsconſult, wonach die erſten Männer des Staats ſich eidlich vor den Conſuln verpflichten ſollten, den Aufwand für ein jedes einzelne Gaſtmahl auf eine beſtimmte Summe — *centenos vicenosque* aeris, alſo zwei Thaler zwölf Groſchen[2]) — zu beſchränken, ausgenommen davon Gemüs, Brod und Wein, auch keinen fremden, ſondern inländiſchen Wein dabei zu trinken, und an Silbergeräth nicht über hundert librae an Gewicht auftragen zu laſſen. Nachher erſt, wie Gellius hinzuſetzt, ward die Lex *Fannia* gegeben, welche den zu machenden Aufwand in ähnlicher Weiſe beſtimmte; an den Tagen der feierlichen Spiele, welche in der Lex genau bezeichnet waren, wie bei den Saturnalien, waren *centeni* aeris, alſo zwei Thaler zwei Groſchen[3]) erlaubt; an zehn andern Tagen eines jeden Monats *triceni aeris* (funfzehn Groſchen), an allen andern Tagen nur *deni aeris*, alſo fünf Groſchen. Nach der Angabe des Athenäus war für das Opſonium drittehalb Drachmen (alſo = triceni aeris) erlaubt; die Zahl der Gäſte auf drei, an den Nundinen, alſo dreimal im Monat, auf fünf beſchränkt, auch die Summe des jährlichen Aufwands auf geräuchertes Fleiſch, Gemüſe und dergleichen beſtimmt[4]). Eine andere merkwürdige Beſtimmung dieſes Geſetzes, welche auch in die ſpäteren ähnlichen Luxusgeſetze überging, hat uns Plinius aufbewahrt[5]); nur eine Henne, und ſonſt weiter kein Geflügel ſollte aufgeſetzt werden. Luxus und Schwelgerei ſcheint das Geſetz hervorgerufen zu haben; wir ſehen dies aus einer Schilderung, die uns Macrobius[6]) aus einer Rede aufbewahrt hat, welche C. Titius, ein angeſehener und auch von Cicero[7]) hochgeſtellter Redner, zu Gunſten dieſes Geſetzes hielt, das gleichwol, wie dies freilich in der Natur aller ſolcher Luxusgeſetze liegt, bald ſchon, nachdem es gegeben war, einer Erneuerung in der Lex Didia um 611 u. c. bedurfte, wodurch zugleich die Beſtimmungen der *Lex Fannia*[8]) auf das geſammte Italien ausgedehnt und nicht allein blos für die Stadt Rom bindend erklärt wurden.

Unter daſſelbe Conſulat des Fannius fällt aber auch noch ein anderes Senatusconſultum[9]), veranlaßt auf eine Anfrage des Prätors hinſichtlich der ſchon um dieſe Zeit ſich in Rom herumtreibenden aus dem griechiſchen Italien, wie auch wol ſchon aus dem griechiſchen Mutterlande dahin eilenden griechiſchen Philoſophen und Rhetoren[10]); es ward darauf verfügt, wie man es allerdings im Intereſſe des Staats finde, daß der Aufenthalt ſolchen Menſchen in Rom keinesweges geſtattet werde, demnach der Prätor dagegen einzuſchreiten habe[11]). Wenn eine ſolche Verfügung, die den Schein eines gegen die Wiſſenſchaft und deren Ausbreitung gerichteten Verfahrens und damit den Schein einer gewiſſen Barbarei an ſich trägt, auffallend erſcheinen mag, wenn ſie auch, wie der Erfolg zeigte, fruchtlos blieb und ſelbſt ſpäter 662 u. c. in einer noch ſtrengeren Weiſe, aber gleichfalls vergeblich, erneuert ward, ſo iſt der Grund davon allerdings in demſelben an und für ſich ehrenwerthen Streben zu ſuchen, das auch einen Cato und andere Römer ſeines Sinns und Schlags veranlaßte[12]), der von Griechenland aus eindringenden griechiſchen Bildung in Philoſophie und Rhetorik ſich zu widerſetzen und Alles aufzubieten, um in Rom ihre Ausbreitung zu hindern, weil man eben nun einmal in einem ſolchen Streben eine Gefahr für die moraliſche, wie ſelbſt phyſiſche Kraft des Staates und der Nation erblickte, und deshalb auch von Rom Perſonen abzuhalten ſuchte, die von Seiten ihres moraliſchen Charakters wenig Empfehlenswerthes beſaßen, die durch ihre Rhetorik und Sophiſtik die moraliſche Grundlage der Nation in den Gemüthern der Jugend der höhern Stände erſchüttern, und ſo durch dies moraliſche Verderben den Staat ſelbſt und deſſen Beſtand in jeder Hinſicht gefährdeten. Indem alſo jene Verfügung nicht ſowol gegen die Wiſſenſchaft ſelbſt, als gegen einen damit verknüpften Unfug, und gegen unwürdige, unfähige, oder auch ſelbſt unſittliche Vertreter und Lehrer derſelben gerichtet war, ſollte ſie, wie die andere oben erwähnte, in gleicher Weiſe als ein Mittel dienen, die Einfachheit der Sitten und damit überhaupt ſittlichen Ernſt und Würde in Rom auch ferner zu erhalten, und gegen moraliſches Verderbniß, es komme von übermäßigem Luxus, Üppigkeit und Schwelgerei, oder von einer falſchen Lehre und Bildung, zu bewahren.

3) Als einen Sohn dieſes Fannius, und Enkel des zuerſt genannten, werden wir wol den C. Fannius zu betrachten haben, den Cicero[13]) zugleich mit einem andern Zeitgenoſſen C. Fannius nennt, Beide[14]) aber ſchon dadurch

1) Noctt. Atticc. II, 24, der ſich auf Capito beruft. 2) Wenn nämlich der Denar zu fünf Groſchen berechnet wird; wird es zu vier Groſchen berechnet, dann kommen nur zwei Thaler heraus. 3) Nach derſelben Berechnung des Denars zu fünf Groſchen. 4) ſ. Athen. VI, 108. p. 274 C. und daſelbſt am Schluſſe die Worte: *χρέως δὲ καπνιστοῦ δεκάπεντε τάλαντα δαπανᾶν· εἰς τὸν ἐνιαυτόν, ἐπεχώρει καὶ ὅσα γῆ φέρει λάχανα καὶ ὀσπρίων ἑψήματα.* 5) H. N. X, 50. s. 71: „— hoc primum antiquis coenarum interdictis exceptum invenio jam lege C. Fannii Cons. XI. annis ante tertium Punicum bellum, ne quid volucre poneretur praeter unam gallinam, quae non esset altilis: quod deinde caput translatum per omnes leges ambulavit.“ 6) Saturn. II, 12; vergl. Bunſen, Beſchreib. von Rom. T. III. P. 2. p. 70; ſ. auch *Macrobius* II, 9. 7) Brut. 45 mit den Auslegern. 8) ſ. *Macrobius*, Saturn. II, 13; vergl. überhaupt mit Platner Exercitatt. II, de legibus sumtuariis Romann. (Lips. 1752. 4.) *Abr. Boxman*, Diss. antiquar. juridic. de legg. Romann. sumtuariis (Lugdun. Bat. 1816.); ſ. beſonders p. 39 seq. 42 seq. 9) ſ. *Sueton.* De illustr. rhett. 1. *Gellius*, N. Att. XV, 11.

10) Es heißt zwar bei Gellius: Senatusconsultum de philosophis et rhetoribus *Latinis*; allein der, auch bei Suetonius fehlende, Zuſatz *Latinis* iſt offenbar falſch, indem um dieſe Zeit (593) von lateiniſchen Rhetoren in Rom noch keine Spur anzutreffen iſt; ſie kommen erſt gegen Ende des folgenden Jahrhunderts, wo Plotius, um 666 u. c., zuerſt eine Schule lateiniſcher Rhetorik errichtete. 11) Die Worte des Senatsconſults lauten bei Gellius: M. Pomponius praetor senatum consuluit, quod verba facta sunt de philosophis et de rhetoribus, de ea re ita censuerunt, uti M. Pomponius praetor animadverteret curaretque uti ei e republica fideque sua videretur, uti Romae ne essent. 12) Vergl. meine Geſchichte der römiſchen Literatur. §. 12 der dritten Ausgabe, vergl. mit §. 264. 13) ſ. die Hauptſtelle im Brutus Cap. 26. §. 99 fg. 14) Die Annahme von drei verſchiedenen *Fannius*, welche Pighius (Annal. T. II. p. 477) verſucht hat, iſt

von Seiten ihrer Geburt unterſcheidet, daß er jenen als Sohn des Cajus (ſ. Nr. 2), dieſen als einen Sohn des Marcus Fannius bezeichnet, unter dem wir vielleicht einen Bruder, jedenfalls aber einen Anverwandten des unter Nr. 2 aufgeführten C. Fannius uns zu denken haben, indem nähere Nachrichten über dieſen Marcus Fannius uns fehlen. C. Fannius Strabo, Caji filius, gelangte durch Empfehlung des jüngern Gracchus, der ſeinen Gegner Opimius dadurch zurückzudrängen ſuchte, wie wir aus Plutarch [15]) erſehen, zum Conſulat im Jahre 632 u. c., zugleich mit Cn. Domitius Ahenobarbus, wandte ſich aber dann als Conſul gegen Gracchus und die zu Gunſten der Socii Latini hinſichtlich der Ausdehnung des römiſchen Bürgerrechts von dieſem gemachten Anträge [16]); die bei dieſer Gelegenheit gehaltene Rede wird von Cicero [17]) ſehr gerühmt, und galt für eine der vorzüglichſten jener Zeit, erregte aber ebendadurch, weil Fannius ſonſt für einen mittelmäßigen Redner galt, Verdacht, ſodaß Manche ſie für ein Werk eines gewiſſen Perſius, eines ſonſt nicht weiter bekannten, aber von Cicero ſehr gerühmten, Gelehrten, hielten, deſſen ſich Fannius, wie es auch andere vornehme Römer damals zu machen pflegten [18]), zu dieſem Zwecke bedient, was jedoch Cicero aus mehren Gründen nicht glauben kann. Auch ſoll Fannius nach demſelben Cicero [19]) öfters als Vertheidiger in Proceſſen aufgetreten ſein und ſein durch den Einfluß des P. Scipio Africanus Minor erhaltenes Volkstribunat (um 620 u. c.) nicht ruhmlos geführt haben.

4) Der andere C. Fannius, der Sohn des Marcus, war der Schwiegerſohn des Lälius [20]), deſſen jüngere Tochter (die ältere war an Q. Scävola verheirathet) er geehelicht. Er hatte unter Scipio in dem afrikaniſchen Feldzuge gedient und hier, wie er ſelbſt erzählte, zugleich mit Tiberius Gracchus zuerſt die Mauern Carthago's erſtiegen [21]), 608 u. c., auch nachher in Spanien unter Q. Fabius Servilianus mit gleicher Auszeichnung gefochten [22]), 612 u. c. Wenn daher Cicero [23]) ſich von ſeinem Freunde Atticus nähere Auskunft erbittet, in welchem Jahre dieſer Fannius Volkstribun geweſen, und hinzufügt, er glaube gehört zu haben, zur Zeit der Cenſur des P. Africanus und L. Mummius (alſo 612 u. c.), ſo kann dieſe letztere Nachricht, an der Cicero ſelbſt zu zweifeln ſcheint, da er ſich eben bei Atticus deshalb befragt, keineswegs richtig ſein, oder man müßte denn annehmen, daß Fannius in dieſem Jahre, das er bei dem Heere in Spanien zubrachte, die Würde eines Kriegstribunen, nicht aber die eines Volkstribunen bekleidet, und beides mit einander verwechſelt worden. Indeſſen die Art und Weiſe, wie Cicero fragt, zeigt ſein eigenes Bedenken an der Glaubwürdigkeit der Angabe, und die Antwort des Atticus, die wir leider nicht kennen, mochte wol anders gelautet und ihn eines Beſſern belehrt haben. Eher möchte es Bedenken erregen, wenn in einer andern Stelle Cicero [24]) den Scävola wie den Fannius, die beiden Eidame des Lälius „adolescentes jam aetate quaestorios“ nennt, und zwar bei einem fingirten, in das Jahr 625 u. c. verlegten Ereigniß, wo Fannius, wenn zur Führung der Quäſtur ein Alter von 27, oder wie jetzt von C. Wer [25]) gezeigt worden, von 30 Jahren erſoderlich war, dieſe Zeit eher überſchritten zu haben ſcheint, falls er ſchon 608 beim Sturme Carthago's und 612 im Kriege in Spanien ſich ausgezeichnet hatte. Von einer weitern Theilnahme an kriegeriſchen Zügen oder auch an der Staatsverwaltung wiſſen wir nichts Näheres, vielleicht können wir den bei Joſephus (Antiqq. XIII, 9. §. 2) vorkommenden Prätor *Φάνιος Μάρκου υἱός* auf dieſen Fannius beziehen, der dann um 629 u. c. die Prätur bekleidet haben würde, alſo damals ein an die Vierzig anſtreifendes Lebensalter bereits gehabt, was zu den Angaben ſeines Kriegsdienſtes in den Jahren 608 und 612 wol paſſen würde. Was uns näher berührt, iſt ſeine wiſſenſchaftliche Richtung in einer Zeit, wo in Rom erſt die Wiſſenſchaft aufzublühen begann und in ihm einen eifrigen Vertreter fand; darin aber, ſowie auch in ſeinem verwandtſchaftlichen Verhältniſſe zu Lälius, ſcheint wol der Grund zu liegen, warum ihn Cicero in zwei ſeiner Schriften, in den Büchern vom Staat (im erſten Buch wenigſtens und bei der erſten Unterredung) [26]), wie in dem nach ſeinem Schwiegervater Lälius benannten Dialoge über die Freundſchaft als redende Perſon eingeführt hat. Er hatte, auf Betrieb ſeines Schwiegervaters, den Vorträgen des Panätius beigewohnt [27]), und gehört demnach wol auch zu denjenigen Römern, welche es um dieſe Zeit ſich ſo angelegen ſein ließen, die griechiſche, insbeſondere die ſtoiſche Philoſophie in Rom unter den höhern Ständen immer mehr einzuführen und zu verbreiten, und auf dieſe ſeine wiſſenſchaftliche Bildung geht auch wol das Prädicat doctus, das ihm Cicero [28]) ertheilt; in der Beredſamkeit, wie in der Kunſt der Darſtellung ſcheint er dem vorhergenannten, nach Cicero's [29]) Ausſpruch wol nachzuſtehen, ſodaß das von ihm hinterlaſſene Werk durch keine beſondern Vor-

im Onomasticum Tullianum von Orelli und Baiter S. 250 als irrig nachgewieſen.

15) Vit. Caj. Gracch. cap. 8. 11. 16) ſ. *Plutarch.* Vit. Gracch. 12. *Cicero* l. l. über die Vorſchläge des Gracchus ſ. *Appian.* Bell. Civ. I, 23. 17) a. a. O. Ein Bruchſtück dieſer Rede bei *Cicero*, De orat. III, 47. §. 183 und bei *Julius Victor*, Art. rhetor. p. 224. ed. *Orell.* 18) ſ. nähere Beiſpiele der Art in meiner Geſchichte der römiſchen Literatur. §. 270. Dritte Ausgabe. 19) Im Brutus a. a. O.: „Nam et causas defensitavit et tribunatus ejus arbitrio et auctoritate P. Africani gestus non obscurus fuit.“ 20) ſ. *Cicer.* Brut. 26. De republ. I, 12. Lael. 1. *Appian.* Bell. Hisp. 67. 21) ſ. *Plutarch.* Vit. Tib. Gracch. 4. 22) ſ. *Appian.* Bell. Hisp. 67. 23) Ad Attic. XVI, 13, wo, nachdem von eifrigen Geſchichtsſtudien die Rede war, die Worte folgen: „In praesentia velim mihi scribas, quibus censoribus C. Fannius M. F. tribunus plebis fuerit. *Videor mihi audisse*, P. Africano, L. Mummio. *Id igitur quaero.*“

24) De Republ. I, 12. 25) ſ. den Aufſatz im Rheiniſchen Muſeum. Neue Folge. III, 2. S. 276 fg., insbeſondere S. 281. 26) ſ. Mai, Praefat. zu dieſer Schrift. §. III. 27) *Cicer.* Brut. 26: „Is — instituto Laelii Panaetium audiverat.“ 28) *Cicer.* De Republ. I, 12. 29) Brut. 26, wo er, im Vergleiche zu dem andern, vorhergenannten Fannius, heißt: *et moribus et ipso genere dicendi durior*, und bald darauf folgen die Worte: „Ejus omnis in dicendo facultas ex historia ipsius non ineleganter scripta perspici potest, quae neque nimis est infans neque perfecte diserta.“ Weiter unten cap. 31. §. 118 theilt er ihm *exiguam eloquentiam* zu; nicht anders auch De Legg. I, 2.

züge von dieſer Seite her ſich auszeichnen mochte, dafür aber das Lob der Wahrheit durch Salluſtius, der es noch kannte, erhielt [30]). Es war dies ein geſchichtliches Werk aus dem Kreiſe der annaliſtiſchen Literatur, mit welcher Roms Geſchichtſchreibung überhaupt beginnt, iſt uns aber jetzt ſo wenig mehr bekannt, daß wir weder den Umfang noch die Tendenz und den Charakter deſſelben, wenn wir von dem im allgemeinen Annaliſtiſchen oder Chronikartigen dieſer frühern geſchichtlichen Aufzeichnungen abſehen, auch nur einigermaßen näher anzugeben im Stande ſind: Gegenſtand und Inhalt deſſelben mag die frühere Geſchichte Roms bis zur Zeit des Fannius, der insbeſondere darin auch die Gracchiſchen Unruhen, wie es ſcheint, behandelt hatte, gebildet haben; es mögen darin auch Reden [31]), Briefe und dergleichen wörtlich aufgenommen worden ſein, was den Werth dieſer Annalen allerdings erhöht, uns den Verluſt derſelben aber doppelt fühlbar macht, da auch der Auszug, welchen der berühmte M. Brutus von dieſem Werke gemacht haben ſoll, gleichfalls faſt ſpurlos verſchwunden iſt [32]). Die wenigen Bruchſtücke der Annalen des Fannius ſ. bei Krauſe, Fragment. historicc. Romann. p. 171 sq. vgl. mit Baiter und Orelli, Onomastic. Tullianum p. 249 sq. und die ältere Abhandlung von Dr. G. Moller, Dissertatio de Fannio (Altorf. 1691. 4.).

5) Fannia, die Frau des C. Titinius zu Minturnä, einer römiſchen Colonialſtadt, zu deren Gunſten in einem Eheſcheidungsproceß mit ihrem Mann, der ihr die mitgebrachte Dos entziehen wollte, C. Marius entſchied; als daher Marius auf ſeiner Flucht (666 u. c.), in den Sümpfen bei Minturnä verſteckt, herausgeſchleppt und zum Verwahr in das Haus dieſer Fannia, eines ſonſt ſchmutzigen Weibes, gebracht war, ſo pflegte ſie ihn, eingedenk dieſes Urtheilſpruches, ſo gut ſie konnte, und verdankt dieſem Umſtand wol überhaupt, daß ihr Name auf die Nachwelt gekommen iſt; ſ. *Valerius Maxim.* VIII, 2, 3 und *Plutarch.* Vit. Mar. p. 38. Merkwürdig iſt, daß in einer Stelle des Cicero [33]) ein ſonſt nicht weiter bekannter römiſcher Ritter C. Fannius als ein echter Bruder eines G. Titinius genannt wird, was auf eine Verwandtſchaft irgend einer Art zu führen ſcheint.

6) L. Fannius iſt uns bekannt durch den Übergang, den er mit L. Magius von dem römiſchen Heer in Aſien (um 670 u. c.) zu dem mit den Römern im Kriege ſtehenden pontiſchen König Mithridat machte, den beide zu einem Bündniß mit Sertorius in Spanien zu bewegen ſuchten, weshalb ſie auch als Geſandte zu dieſem reiſeten, aber nachher zu Mithridat wieder zurückkehrten, dieſen aber zuletzt wieder verließen und zu den Römern wieder ſich zurückwendeten; ſo erzählt der lateiniſche Scholiaſt zu *Cicer.* in Verr. II. p. 183 ed. *Orell.* Vgl. *Cicero* in Verr. Accus. I, 34. *Orosius* VI, 2. *Appianus* bell. Mithrid. cap. 68.

7) M. Fannius kommt als Unterſuchungsrichter in der Angelegenheit des von Cicero (um 674 u. c.) vertheidigten Sertus Roscius von Ameria vor, iſt aber ſonſt nicht weiter bekannt; ſ. *Cicer.* pro Rosc. Amerin. 4. und daſelbſt das von Gronovius ſchon edirte Scholium p. 427 ed. *Orell.*

8) C. Fannius Chärea heißt der Ankläger des von Cicero dann vertheidigten Schauſpielers Quintus Roscius (677 u. c.), iſt aber ſonſt nicht weiter bekannt; ſein Zuname Chärea läßt vermuthen, daß er ein Grieche, ſeiner Abkunft nach, geweſen, vielleicht ein Freigelaſſener, der einem Fannius ſeine Freilaſſung zu verdanken hatte; ſ. *Cicer.* pro Roscio Comoed. 1.

9) C. Fannius, welcher als Mitankläger wider den berüchtigten Clodius auftrat [34]), 693 u. c., dann aber als Volkstribun 695 u. c. von Cicero [35]) ſehr gerühmt wird, da er auf Seiten des Conſuls Bibulus und der conſervativen Partei trat und mit dieſem dem Ackergeſetze Cäſar's, der mit Bibulus das Conſulat bekleidete, entgegentrat, dadurch aber, wie es ſcheint, um die Volksgunſt ſich brachte. Um 697 u. c. ſehen wir ihn als Pontifer [36]) und um 705 u. c. ward er als Prätor nach Sicilien von der Partei des Pompejus vorausgeſchickt [37]), fand aber, wie es ſcheint, 706 u. c. bald nach des Pompejus Tod, in deſſen Schickſal er wol mit verwickelt worden, gleichfalls ſein Ende. Ob auf ihn oder einen andern dieſes Namens, der von Joſephus [38]) genannte Prätor C. Fannius, Caji filius, zu beziehen iſt, wird wol ungewiß bleiben. Verſchieden aber jedenfalls iſt der um 711 u. c. von M. Lepidus an Sertus Pompejus als Legat abgeſendete C. Fannius [39]), der ſpäter auch zu Antonius überging, wol aber von dem unter Caſſius als Befehlshaber dienenden Fannius [40]) gleichfalls zu unterſcheiden iſt.

10) Fannius Quadratus, einer von den Feinden und Neidern des Horatius, ſonſt ein gemeiner Menſch, aus der Claſſe der Paraſiten, auch Dichter, wie es ſcheint, zunächſt in den Satiren, ohne jedoch anders, als durch ſeine Schmähungen, ſich einen Namen bei der Nachwelt zu machen. Von dieſen ſeinen poetiſchen Verſuchen hat ſich daher auch Nichts erhalten; ſ. *Horatii* Satir. I, 4, 21. I, 10, 80 mit den alten Scholien und Weichert Poett. Latt. Reliqq. p. 290 sq. (in der Abhandlung De *Q. Horatii* Obtrectatt. §. 4).

11) Fannius Cäpio, bekannt durch eine Verſchwörung wider den Kaiſer Auguſtus 732 u. c., die ihm unter deſſen Nachfolger Tiberius, der ihn wegen Hochverraths vor die Gerichte zog, das Leben koſtete; ſ. *Sueton.* Octav. 19. Tiber. 8. Er hatte Anfangs die Flucht ergriffen, war auch von einem Sklaven verborgen worden, bis ihn ein anderer Sklave verrieth und ihn ſo in die Hände ſeiner Richter überlieferte; ſ. *Dio Cass.* LIV, 3. *Macrob.* Sat. I, 11. *Vellej. Paterc.* II, 91. vergl. mit *Senec.* De brevit. vit. 5. De Clement. 9.

30) ſ. m. Fragmentt. Historr. Lib. I. zu Anfang. 31) So z. B. die Rede des Metellus gegen Tiberius Gracchus; ſ. *Cicer.* Brut. 21. 32) ſ. *Cicero* ad Attic. XII, 5. 33) ſ. *Cicero* in Verr. Acc. 1, 49.

34) ſ. *Cicero* ad Attic. II, 24. 35) ſ. Pro Sestio 53 in Vatin. 7 und dazu die Scholien p. 304. 317. ed. *Orell.* 36) ſ. *Cicero*, De Haruspicc. Respons. 6. 37) ſ. *Cicero* ad Attic. VII, 15. VIII, 15. Cf. *Orelli* et *Baiter*, Onomastic. Tullian. p. 251. 38) Antiqq. Judd. XIV, 10, 15. 39) ſ. *Cicer.* Philipp. XIII, 6. Cf. *Appian.* Bell. Civ. IV, 84. V, 139. 40) *Appian.* Bell. Civil. IV, 72.

12) C. Fannius, aus der Zeit des jüngeren Plinius, welcher deſſelben in einem ſeiner Briefe (V, 5) gedenkt, und als Verfaſſer eines mindeſtens aus drei Büchern beſtehenden geſchichtlichen Werkes bezeichnet, welches mit dem Leben und Ende der von Nero Verurtheilten (Exitus occisorum aut relegatorum) ſich beſchäftigte, und durch ſeinen Inhalt wie ſeine Darſtellung den Beifall der Zeitgenoſſen gewonnen zu haben ſcheint. Weiter iſt uns jedoch daſſelbe nicht bekannt; vgl. F. Held, Über den Werth der Briefe des j. Plinius u. ſ. w. (Breslau 1833.) S. 34. (*Baehr.*)

FANO, 1) 43° 51′ 16″ Br., 10° 40′ 56″ (von Paris), Stadt im Kirchenſtaate, in der Delegation Urbino-Peſaro, an der großen mittelitaliſchen Straße zwiſchen Peſaro und Sinigaglia. Fano liegt maleriſch am adriatiſchen Meere (worin hier der bekannte Fiſch Cavaletto oder Cavallo Marino), in einer ſchönen, an Getreide, Öl, Wein, Obſt reichen Gegend; der alte Reiſende von Pflaumen zieht in ſeinem Mercurius Italicus 1612 die Lage von Fano ſogar der aller übrigen italiſchen Städte vor. Zwei Flüſſe ergießen ſich bei Fano in das Meer; nördlich die Argilla, ſüdlich der größere Metauro, von dem ein Arm um die ganze Stadt herumgeleitet iſt. Außerdem iſt ſie durch Mauern aus Ziegelſtein von nicht unbeträchtlicher Höhe, die mit Thürmen beſetzt ſind, geſchützt; auch an der Meerſeite finden ſich Baſteien, die feſteſte, eine Art Caſtell (la Rocca), bei dem kleinen Hafen der Stadt. Es iſt daſſelbe unter Paul V. mit großen Koſten zwiſchen der Argilla und dem erwähnten Arme des Metauro ausgegraben und ausgemauert und ſteht durch Schleußen mit dem Meere in Verbindung. Alle jene Befeſtigungen wurden früher gegen die Türken angelegt, welche wol bis in dieſe Gegenden ſtreiften; ſie ſind jetzt ohne militairiſche Bedeutung. Die Stadt iſt gut gebaut, hat breite, gerade, gut gepflaſterte Straßen und viele ſchöne Häuſer. Unter den Kirchen hat die Kathedrale Gemälde von Domenichino, auch S. Paterniano und S. Petro (welche den Vätern des Oratoriums gehört) zeichnen ſich durch ſolchen Schmuck aus. In der letzteren befindet ſich eine Verkündigung und Chriſtus, dem Petrus die Schlüſſel übergebend, von Guido Reni; eine Himmelfahrt und ein Abſchied des Petrus und Paulus des Sordo von Urbino. Überhaupt gab es früher, außer der Kathedrale, 16 Pfarrkirchen, 5 Nonnen- und 9 Mönchsklöſter, vor der Stadt ein Kamaldulenſerkloſter. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden wäre noch ein großes und gut verziertes Theater zu nennen; die größte Merkwürdigkeit Fano's ſtammt aber aus dem Alterthume. Es iſt dies ein marmorner, ziemlich erhaltener, 30 Ellen hoher, Triumphbogen mit drei Thüren, am weſtlichſten Ende der Stadt, nicht weit von der Porta Maggiore, wo ſonſt der flavianiſche Weg in die Stadt bog und ſich die ganze Straße entlang die Ausſicht nach dem Meere bietet. Die Leichtfertigkeit vieler Referenten erwähnt das Kunſtwerk als zu Ehren des Auguſtus errichtet, während doch erſt Conſtans es zu Ehren ſeines Vaters Conſtantinus aufführte. Es trägt die ſchon verlöſchende Inſchrift: Divo Augusto Pio Constantino — Patri Dominoq. Imp. Caesar — Divi F. Augustus. Pontifex Max. — Cos. XIII. Tribunit. Potest. XXXII. — Imp. Pater Patriae. Monum. Dedit. — und weiter unten: Curante L. Turcio Secundo Aproniani Praef. Urb. Fil. Asterio V. C. Corn. Flam Et. Piceni. Jener Irrthum iſt vielleicht daher erwachſen, daß, als in einem 1458 zwiſchen Paul IV. und den Fanenſern geführten Kriege jener Triumphbogen nicht wenig beſchädigt war, die Bewohner ihn herſtellten und dies in folgender Inſchrift den Nachkommen verkündeten: Effigies arcus ab Augusto erecti, postea tormentis ex parte disrupti, bello Pauli contra Fanenses MCCCCLXIII. Die Zahl der Einwohner wird auf 15,000 angegeben; die Frauen ſind wegen ihrer Schönheit berühmt, was aber der Franzoſe Miſſon in ſeiner Voyage d'Italie. Tom. I. p. 301 nicht zugeſtehen will. Sie treiben Handel, beſonders mit Korn und Seide, und haben Fabriken in Seiden- und Halbſeidenzeuch (Ferandine). In Fano reſidirt ein Biſchof, der unmittelbar unter dem Papſte ſteht; es iſt dort ein Collegium für Adelige mit den von Clemens X. geſchenkten Rechten einer Univerſität, eine von Capucinerinnen geleitete Erziehungsanſtalt für Mädchen, ein Jeſuitencollegium und eine öffentliche Bibliothek. Wir gehen zur Geſchichte Fano's über. Nach dem Siege über den Hasdrubal (der ja am Metaurus errungen ward) erbauten die Römer an dieſer Stelle der Glücksgöttin einen Tempel, Fanum Fortunae, den noch Vitruv durch den Anbau einer Baſilica verſchönerte. Reſte dieſer Bauwerke finden ſich noch jetzt unweit der Kirche S. Daniele. Um den heiligen Tempel erwuchs eine Stadt, welche auch Fanum Fortunä, oder auch wol nur Fanum genannt wird; auch bei Strabo *τὸ ἱερὸν τῆς Τύχης*. Mannert vermuthet, daß ſie zu den Städten gehört habe, welche Auguſtus ſeinen Veteranen zugetheilt habe: wenigſtens heißt ſie bei Vitruv und auf einer Inſchrift bei Gruter Colonia Julia Fanestris — in einer andern Inſchrift auch: Colonia Julia Fano Fortunae. Als der erſte chriſtliche Biſchof wird der heilige Paternian um 300 genannt. Im J. 552 beſiegte Narſes in der Nähe von Fano den Totilas. In den mittelalterlichen Kämpfen ſuchte Fano ſeine Unabhängigkeit gegen die benachbarten größern Städte und Dynaſtengeſchlechter zu behaupten und ſtand geraume Zeit unter dem Schutze von Venedig. Eine Zeit lang herrſchten hier die Malateſtas und Sforzas, ſpäter, beſonders von den Herzogen von Urbino gedrängt, unterwarf ſich die Stadt freiwillig dem päpſtlichen Stuhle. Im J. 1808 ward ſie mit der Umgegend dem Königreich Italien einverleibt und gehörte bis 1814 zum Departement des Metauro. Fano iſt die Heimath zweier Päpſte, Marcellus II. und Clemens VIII., außerdem zweier im Mittelalter bekannten Juriſten, Johann und Martin de Fano.

2) Fano oder Fanu, eine kleine Inſel nordweſtlich von Corfu, zur Sieben-Inſel-Republik gehörig, etwa von 500 Menſchen bewohnt, und reich an Wein, Südfrüchten und Öl. (*Daniel.*)

FANÖE, ein Kirchſpiel in Nordhorblehn's Voigtei und Propſtei, enthaltend die Muttergemeinde Fanöe und

das Filial Birkeland, Amts Süd-Bergenhuus (Norwegen). Bei der ſteinernen Kirche Fanöe findet man die Ruinen eines Kloſters. (*v. Schubert.*)

FANÖE, eine Inſel an der Südweſtküſte Jütlands, nordweſtlich von der Stadt Ribe, Eigenthum ſeiner Bewohner, die den Boden im J. 1742 für 6000 Thlr. vom Könige kauften. Die Inſel, von N. nach S. 2 Meilen lang, ¼ bis ½ Meile breit, mit einem Flächeninhalte von faſt 1 □Meile, liegt nur etwa ¼ Meile vom feſten Lande. In den beiden Kirchſpielen Nordbye und Sonderhöe wohnen 2300 Seelen, die, bei Genügſamkeit und häuslichem Fleiße, meiſtens vom Fiſchfange, Seefahrt und Schiffsbau leben, wie ſie bis gegen 160 größere und kleinere Fahrzeuge und in Nordbye einen guten Hafen beſitzen. Der Kornbau iſt gering und gibt in trocknen Jahren kaum die Saat; ⅔ des Areals ſind des Flugſandes halber nicht anbaufähig. Der Ackerbau wird von den Frauen beſorgt. Fiſche werden ausgeführt, und ſind, friſch oder gedörrt, die Hauptkoſt der Einwohner, die ſich in eigen gemachtes Wollenzeuch von ihren Schafen kleiden, Graswuchs iſt ſparſam, Feuerung fehlt ganz. Die Inſel hat einen eigenen Diſtrictsrichter (Birkedommer). (*v. Schubert.*)

FANÖE, eine gar freundliche, bewaldete Inſel im kleinen Belt, Amts Odenſe, Kreiſes Wende, Kirchſpiel Middelfart, unweit der Stadt Middelfart auf Fühnen, mit einigen Höfen und Häuſern. In der Nähe das Inſelchen Fanökalv. (*v. Schubert.*)

FANT (Michel), eins der 17 Kinder des aus Öſterbotten ſtammenden Paſtors zu Älfta in Helſingland, Michel Fant, wo dieſer Sohn 1718 geboren ward. 1743 ward er Magister Philosophiae zu Upſala, und ebenda 1746 ordinirt. Erſt Hausprediger des Oberſtatthalters zu Stockholm, Baron Fuchs, ward er 1747 außerordentlicher Hofprediger und 1752 Paſtor zu Eskilſtuna, Stifts Strängnäs, ſtarb aber ſchon 1754. Seines vielen Huſtens ungeachtet hörte man ihn gern predigen. Biſchof Wallin ſagte von ihm: „er hat einen Prediger in ſeiner Bruſt, der predigt erſt für ihn und er predigt nun für uns." — Kopf und Herz waren eins in ihm. Während ſeines Lebens erſchienen von ihm einzelne Predigten; nach ſeinem Tode vier Bände Betrachtungen über die Sonn- und Feſttags-Evangelien. (Stockholm 1760.) (*v. Schubert.*)

FANTASIE, als Muſikſtück. Irgend eine innere Anregung, durch welche ſich ein Tonkünſtler plötzlich, ohne langes Bedenken, bewegt fühlt, dem ſchnell entſtandenen Drange ſeines Gefühls in Melodien und Harmonien Luft zu machen, und ſeine Empfindungen, wie ſie eben kommen, in Tönen auszuſprechen, heißt eine freie Fantaſie. Frei iſt der Erguß ſeiner der augenblicklichen Ausprägung überlaſſenen Darſtellung oder Verſinnlichung ſeines Innern, weil das aus dem Stegreife zu gebende Bild weder an eine abgeſchloſſene feſte Form irgend eines nahmhaften Muſikſatzes, noch an Feſthaltung eines einzigen auszubildenden Charakters ſich hält, nicht einmal an ein gleichmäßig fortlaufendes Zeitmaß gebunden iſt. Man bleibt vielmehr in irgend einer Form ſo lange, als es die Bildungsluſt grade mit ſich bringt und geht willkürlich mit mehr oder weniger Zuſammenhang durch Verbindungsglieder, oder auch ſogar in Sprüngen und Contraſten von einem Bilde zum andern, Gruppen ſchaffend, wie ſie eben der Augenblick und die innere Erregung gibt, einzig bedingt vom Zuſtande der Begeiſterung oder des Traumes, der ſich des Bunten und Seltſamen erfreut. Dennoch liegen auch hier die Geſetze des Denkens und Empfindens zum Grunde, wiewol unbewußt, wenigſtens ohne hell durchbrechende Überlegung. Je mehr alſo ein Künſtler im Zuſtande des Wachens ſich mit Überlegung Ideen und Formen gewonnen und zu ſeinem Eigenthume gemacht hat, deſto mehr früher ſchon ausgeformte Bilder werden nun in gemiſchter, oft wunderſamer Auseinanderfolge aus dem Schatze ſeiner Bildung hervorbrechen und ſich ins Leben ſtellen. So wie Sonnenſchein und Regen, je nachdem ſie auf ſtarren Felſen, oder auf rohen oder bebauten Boden fallen, wenig oder nichts, oder Unkraut und gute Pflanzen hervorlocken, ſo iſt es auch mit den Erzeugniſſen der Menſchenkunſt. Es kommt nichts allein von Oben, ſondern der Menſch und ſeine Beſchaffenheit gehört dazu, nicht blos die von Natur gegebene, ſondern auch die durch ihn ſelbſt gewonnene. — Beim Fantaſiren kommt es aber auch ſogar auf den Zweck an, den man dabei hat. Man kann ſich in einer Reihe von Tönen gehen laſſen, ohne Anfangs einen andern Zweck, als den des Zeitvertreibes oder der Unterhaltung ſeiner ſelbſt zu haben. Natürlich werden dann gar keine Anſprüche gemacht und der Zuſammenhang kann ſo locker und gehaltlos ſein, als es der Thäter grade zu ertragen im Stande iſt. Soll es aber dabei nicht baaren Unſinn geben, ſo gehört doch mindeſtens eine nothdürftige Bekanntſchaft mit dem Zuſammenhange der Akkorde dazu. Ohne alle vorher erlangte Kenntniſſe und Fertigkeiten fantaſirt es ſich ſtets ſehr ſchlecht; kaum, daß Luſt dazu vorhanden iſt. Wer hingegen fantaſiren will, um nicht blos ſich, ſondern auch Andere damit zu unterhalten oder zu erfreuen, muß viel Schule und Kunſtbildung beſitzen, wenn das Wagniß nicht Frechheit ſein ſoll. Auch in dieſer Hinſicht kommt es auf den Zweck an, den man dabei hat. Je nachdem nun das Ziel beſchaffen iſt, das man dabei vor Augen hat, je nachdem erhält auch das Fantaſiren verſchiedene Namen.

Matthiſon gibt in ſeinem vollkommenen Kapellmeiſter S. 232 der Fantaſie folgende Abtheilungen: Boutades, Capricci, Toccati, Präludien, Ritornelle, welche letztern jedoch durchaus nicht dazu gerechnet werden dürfen, da ſie ſchlechthin mit dem beſtimmten Charakter des Tonſatzes im angemeſſenſten Zuſammenhange ſtehen müſſen. Die Boutaden waren kleine Ballete, die auf keine große Erfindung Anſpruch machten, vielmehr dafür gehalten werden wollten, als ſei die ganze Zuſammenſtellung erſt im Augenblicke entſtanden, alſo ein kurzes, gleichſam extemporirtes Tanzvergnügen mit der dazu gehörigen Muſik. Findet man nun auch vom Weſen der Boutaden, als blos muſikaliſcher Fantaſieſtücke ohne ausgeführten Tanz, keine Beſchreibung, ſo wird man doch wol kaum irren, wenn man den Tanzrhythmus dabei als eigenthümlich vorherrſchend betrachtet. Es waren alſo improviſirte Tänze, wie ſie in jenen Zeiten Sitte waren. Sie beſtanden bis

in das erſte Viertel des 18. Jahrhunderts, wo ſelbſt der Name verſchwunden iſt. — Die Erklärung der übrigen ſehe man unter ihrem Namen. Nur von den Präludien muß das hierher Gehörige bemerkt werden, obgleich die künſtlichern Vorſpiele ihren beſondern Artikel erheiſchen. Man nennt ſchon das bloße Anſchlagen einiger Einleitungs-Akkorde, die etwa noch mit einigen Läufern verziert werden, ein Präludium. Greift es in etwas mehr, als die einfachſten Cadenzakkorde, wird es oft auch mit dem Namen Fantaſiren belegt. Es iſt dies die geringſte Art der Fantaſie, die gedacht werden kann, braucht auch keiner weitern Auseinanderſetzung. Von hier an ſteigt die freie Fantaſie bis zur extemporirten Aneinanderreihung mehrer Tongruppirungen, die in willkürlichem Wechſel bunt gemiſchter Formen ſich bewegen, mehr oder minder geordnet, wie es grade die Erfindungskraft, Gewandtheit und Laune des Spielers mit ſich bringt; denn gewöhnlich ſind dieſe Art Vorträge nur für ein einziges Inſtrument, namentlich am meiſten für das Pianoforte und die Geiginſtrumente. Wenn hingegen von Fantaſien für mehre Inſtrumente oder wol gar für volles Orcheſter geredet wird, wie wir dergleichen haben von Neukomm, Beethoven und Andern, ſo will man mit dieſem Ausdrucke nicht eben das Extemporirte, ſondern nur eine weniger ſtreng beachtete Form anzeigen, die ſich nicht an die hergebrachte Ordnung der Symphonie u. ſ. w. bindet, ſondern in freierer Dichtung ſeine Tonbilder zuſammenſetzt. Dieſe Art muß alſo aufgeſchrieben werden. Dadurch aber werden nothwendig die Anſprüche an den Inhalt, ſowie an einen pſychologiſchen Zuſammenhang bedeutend geſteigert, und mit Recht, weil Überlegung und Nachdenken dabei Zeit und Raum gewinnt. Von ſolchen aufgeſchriebenen Fantaſien beſitzen wir auch wahre Meiſterwerke, als von den ſchon Genannten, von Mozart, Hummel und Andern. Nur treten ſie auch dadurch aus ihrer eigentlichen Sphäre, weil der augenblicklich durchblitzende Funke feſtgehalten werden kann und ſoll. Eine größere Freiheit der Verbindung und daher auch des Vortrags derſelben muß ihnen dennoch zum Grunde liegen, wenn ſie nicht leere Namen ſein ſollen. — Man nennt aber auch Fantaſie, was keine mehr iſt, ſondern nur eine ſtarke Übung und Fertigkeit, aufgegebene oder gewählte Themen zu variiren und contrapunktiſch mit einander zu verweben. Dies iſt die ſogenannte Fantaſie, mit welcher man ſich öffentlich und als Virtuos hören läßt. Dieſe Behandlungsart verſchiedener Themen kann man ſich ſo gut durch Fleiß und Übung anlernen, als die Bravour ſelbſt. Am weiteſten darin hatte es Hummel gebracht. Wie er es anfing, findet man kurz am Ende ſeiner höchſt ausführlichen Pianoforteſchule auseinandergeſetzt. Eine kleinere Art der Fantaſie iſt das in neueſter Zeit mehr Mode gewordene Impromptu, das gleichfalls zuweilen aufgeſchrieben und gedruckt ſich breit macht. — Außer den älteren nicht ſehr bedeutenden Schriften darüber hat uns Karl Czerny das Fantaſiren lehren wollen. Die Potpourri (ſ. d.), die ſeit mehren Jahren in der Regel den Namen Fantaisies angenommen haben, ſind gar keine. (*G. W. Fink.*)

FANTEE, ſprich Fanti, ein Negerſtaat auf der Goldküſte. Von ſeiner Oſtgrenze, dem Fluſſe Booſempra, oder nach Andern, der engliſchen Niederlaſſung Cap Coaſt, erſtreckt er ſich 7—10 Meilen an der Küſte hin und gegen 50 Meilen ins Land hinein. Das Gebiet iſt reich an Holz und Gold, die Küſte mit engliſchen und holländiſchen Factoreien und Caſtellen beſetzt. Ritter (Erdkunde. I. S. 312 fg.) erzählt, die Fantee hätten früher im Binnenlande, abhängig von den Aſhantis, gelebt, und ſich dann von ihnen frei gemacht. In dieſe Zeit fällt dann wol die Periode der übermüthigen Bewohner gegen die Europäer, welches Bosman in ſeiner Voyage de Guinée mit ſo lebhaften Farben ſchildert. Erfüllten die Coloniſten nicht dauernd die unverſchämteſten Foderungen dieſer Neger, ſo wurden ihre Caſtelle umringt und ausgehungert. Die Macht der Fantee wurde 1806 in einem Kriege mit den Aſhantees gebrochen, welche ſie durch die Beſchützung des Königs von Aſſim gereizt hatten. Sie verloren die Schlacht bei Buinka, ſelbſt ihre Hauptſtadt Abrah, und das Geſchlecht ihrer Edeln wurde faſt ganz ausgerottet. Ohne dieſe Notizen bei Ritter im Mindeſten anzuzweifeln, muß doch darauf beſtanden werden, daß die Fantees wieder einen Strich an der Küſte inne gehabt, wo ſie eben ſchon Bosman vorfand. Sie geben ſich einen Häuptling durch Wahl, bei dem Antritte ſeiner Herrſchaft der ſchmerzlichen Sitte unterworfen, ſich den linken Arm abhauen laſſen zu müſſen, übt er hernach unumſchränkte Gewalt. Nicht recht paſſend wird daher der Staat der Fantees zuweilen eine Republik genannt. Die Verwandten des Häuptlings bilden den jedesmaligen Adel, die Braffoes, und dürfen allein die Hauptſtadt Abrah bewohnen. Die Sprache der Fantees wird auf der ganzen Goldküſte verſtanden. Die Subſtantiva und Adjectiva ſind flexionslos, das Adjectivum ſteht ſtets hinter dem Subſtantiv, das Verbum hat vier Tempora, einen Imperativ und Infinitiv; die Präpoſitionen ſtehen nach dem Subſtantiv. Die Mädchen heirathen im 10., die Knaben im 12. Jahre. Unter den Speiſen lieben ſie ſtark gepfefferte, unter Getränken den Palmwein. In Abrah wohnt Woorah Woorah Agah Nannah, d. i. Meiſter Meiſter Vater aller; aber auch jedes Haus und jede Familie beſchützt ein beſonderer Fetiſch. Geſchriebene Geſetze haben ſie nicht, alles wird in öffentlichen Marktverſammlungen, Palavers, abgemacht. In zweifelhaften Fällen entſcheidet eine Art Gottesgericht: Dem Angeklagten wird ein giftiger Abſud eingegeben; bricht er ihn aus, ſo iſt er unſchuldig und kleidet ſich nun weiß. Körperſtrafen kennt man nicht, ſelbſt ein Mord wird nur durch ſieben Sklaven aus der Familie des Mörders gebüßt. Todte begraben ſie in ihren eigenen Häuſern. Die Urtheile über die Sittlichkeit der Fantees lauten ſehr verſchieden. Ältere ſchildern ſie als die boshafteſte und verworfenſte Negerrace, Neuere rühmen ihre Reinlichkeit, die unter ihnen herrſchende Sicherheit der Güter u. ſ. w. Ihre Ortſchaften werden ſehr verſchieden genannt. Wir fanden folgende: Abrah, Anikan, Anamako, Aga, Anaku, Klein-Cormantin, Tantumquerri, Maukaſim, Pautri und andere. (*Daniel.*)

FANTONI. Zwei berühmte Ärzte dieſes Namens haben an der Univerſität Turin als Profeſſoren gewirkt.

a) Johann Baptiſt Fantoni, in der Mitte des 17.

Jahrhunderts zu Turin geboren, erlangte im J. 1671 die mediciniſche Doctorwürde, wurde einige Jahre ſpäter Profeſſor der Anatomie und Spitalarzt, 1685 Profeſſor der praktiſchen und bald nachher Profeſſor der theoretiſchen Medicin in Turin. Als Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen mit Frankreich in Krieg gerieth, begleitete er dieſen Fürſten als Leibarzt. Hier wurde er bei der Belagerung von Chorges im Dauphiné von einem bösartigen Fieber befallen, dem er, kaum 40 Jahre alt, am 27. Aug. 1692 erlag. Aus den hinterlaſſenen Papieren ſtellte ſein Sohn eine Reihe, zum Theil höchſt intereſſanter, Beobachtungen zuſammen, die er unter dem Titel veröffentlichte: *Jo. Bapt. Fantoni,* Observationes anatomico-medicae selectiores, editae et scholiis illustratae a *Jo. Fantoni* filio. (Taurin. 1699. 12.) (Venet. 1713. 4. — Sodann aufgenommen in die Opuscula des Sohnes. — In der erſten Ausgabe ſind es 31 Beobachtungen, in den folgenden 37.)

b) Johann Fantoni, der Sohn des Vorigen, am 22. März 1675 in Turin geboren, hatte kaum ſeine mediciniſchen Studien beendigt, als er, gleich einigen andern Gelehrten, im Auftrage ſeiner Regierung Frankreich, Holland, Teutſchland bereiſte, um ſich mit den gelehrten Anſtalten dieſer Länder bekannt zu machen; denn Victor Amadeus II. wollte der Univerſität Turin ihren frühern Glanz wieder verſchaffen. England zu beſuchen, wurde Fantoni durch den ausgebrochenen Krieg verhindert. Seinen einjährigen Aufenthalt in Paris widmete er beſonders den Vorleſungen von Méry und Duverney. Nach Turin zurückkehrend, wurde er 1697 zum Profeſſor der Anatomie ernannt. Er trat alsbald als mediciniſcher Schriftſteller auf, zunächſt als Herausgeber der Beobachtungen ſeines Vaters, und ſeine Arbeiten zeichnen ſich ebenſo wol durch gediegene Behandlung des Gegenſtandes, als durch ein elegantes Latein aus. Im J. 1719 wurde er mit der Reform der Univerſität Turin beauftragt und zum Präſidenten der mediciniſchen Facultät ernannt; im folgenden Jahre aber erhielt er die Profeſſur der praktiſchen Medicin an der reorganiſirten Univerſität. Im J. 1738 wurde er Leibarzt des Königs Karl Emanuel III. von Sardinien. Er ſtand während ſeines langen Lebens († im 84. Jahre am 15. Juni 1758 in Turin) mit den bedeutendſten Gelehrten Italiens und Frankreichs in einem lebhaften literariſchen Verkehr.

Schriften: Brevis Manuductio ad historiam anatomicam corporis humani. (Taur. 1699. 4.) Dissertationes anatomicae. (Taur. 1701. 8.) Anatomia corporis humani ad usum theatri accommodata. Pars prima, in qua infimi et medii ventris historia exponitur. (Taur. 1711. 4.) Opuscula medica et physiologica. (Genev. 1738. 4.) (1. De structura et motu durae matris, de glandulis ad superiorem ejus sinum, et de lymphaticis vasis piae meningis. Abdruck zweier Diſſertationen, die 1712 und 1718 erſchienen waren, worin Fantoni die von Pacchioni und Andern vertheidigte muſkulöſe Natur der harten Hirnhaut widerlegt. 2. Animadversiones in Opuscula viri Ill. *Antonii Pacchioni,* de structura, motu et glandulis durae matris, ac de lymphae ductibus in pia distributis. 3. Observationes medicae et anatomicae patris *J. Bapt. Fantoni.* 4. De Observationibus medicis et anatomicis Epistolae olim ab auctore inscriptae viro *J. J. Mangeto.* Darunter ein Fall von Exſtirpation der Milz bei einem Mädchen, das nicht nur am Leben blieb, ſondern auch nachher Mutter wurde. 5. De aquis Gratianis vulgo d'Aix dictis. 6. De aquis Maurianensibus ad fanum S. Genesii et Statiellis. 7. De aquis Valderianis dissertationes duae, hac altera editione diligentius recognitae. Zuerſt 1718 erſchienen.) Dissertationes anatomicae septem priores renovatae. (Taur. 1745.) Commentarius de quibusdam aquis medicatis et historica dissertatio de febribus miliariis. (Taur. 1747.) (Die Wäſſer von Vinadio, Courmajeur, Anſione; Geſchichte der Verbreitung der febris miliaris in Europa; Epidemie derſelben in Turin im J. 1715.). Dissertatio continuata de antiquitate et progressu febrium miliarium. (Taur. 1747.) Specimen observationum de acutis febribus miliariis. Praemissa est Dissertatio de antiquitate et progressu febrium miliarium. (Nizzae 1762.) (*F. W. Theile.*)

FANTOZZI (Angelo), ein gerühmter Tenor, ſpäter Bariton, 1783 zu Venedig, 1789 zu Genua, wo er die treffliche, in Italien allgemein beliebte Sängerin Maria Marchetti, kennen lernte und ſich mit ihr vermählte. Beide, zugleich als vorzügliche Charakterdarſteller belobt und mit Beifall überhäuft, kamen ſeit 1791, wo ſie zuletzt in Mailand ſich auszeichneten, an das große Operntheater nach Berlin, wo ſie über zehn Jahre lang ſich in Liebe und Achtung zu erhalten wußten. Beſonders wurde die ſtarke und ſchöne Stimme der zu Heldinnen vorzüglich geeigneten Frau, ihr gefühlvoller Vortrag und hoher Anſtand geprieſen. Namentlich glänzten Beide in Gluck's und Righini's Opern noch in den erſten Jahren des 19. Jahrhunderts. Am Ende des vorigen Jahrhunderts hatte ſich aber doch bereits ihre Geſtalt ins Unförmliche verſchoben, ſelbſt ihr Geſchmack war geſunken, nur in Gluck's Opern war es noch zu erkennen, was ſie einſt geweſen ſein mochte. Das Schickſal der Sänger, dem auch der Mann nicht entging. Das berliner Opernperſonal war damals überhaupt nichts weniger, als ausgezeichnet. Ihre Tochter, die ſich in Dresden 1803 verſuchte, hatte bei großer Furchtſamkeit kein gutes Organ. Sie mag zurückgetreten ſein, oder iſt doch nicht bedeutend geworden. Dafür fingen teutſche Sänger und Sängerinnen an ſich in Ehre zu ſetzen. (*G. W. Fink.*)

FANTUZZI, ein altes berühmtes Geſchlecht, welches ſchon im 13. und 14. Jahrhundert in Bologna blühte. Unter den Abkömmlingen deſſelben ſind die bekannteſten: Giovanni Fantuzzi der ältere, welcher 1377 Profeſſor der Rechte in Bologna war und 1391 ſtarb. Giambattiſta Fantuzzi, im 16. Jahrhundert, hat einiges über die Ariſtoteliſche Philoſophie geſchrieben. Gaſparo Fantuzzi ſtarb 1532; er war ein guter Latiniſt und Freund des berühmten Marcantonio Flaminio. Giovanni Fantuzzi der jüngere, Profeſſor der Philoſophie in Bologna, hat einige phyſikaliſche Schriften herausgegeben und ſtarb

1646. Paolo Emilio Fantuzzi der ältere, geſtorben 1661; man beſitzt von ihm eine Sammlung italieniſcher Gedichte, Rime. (Bologna 1647.) Paolo Emilio Fantuzzi der jüngere, zu Venedig 1721 geſtorben, hat nur einige lateiniſche Gedichte hinterlaſſen. Der bedeutendſte von allen iſt Giovanni Fantuzzi, Verfaſſer eines wahrhaft koloſſalen Werkes: Notizie degli scrittori Bolognesi. (Bologna 1781—1794. 9 Voll. 4.), eine reiche Fundgrube zuverläſſiger literäriſcher Nachweiſungen. Es iſt, wie das Werk des Mazzuchelli, in alphabetiſcher Ordnung. (*Blanc.*)

FANTUZZI (Marco Graf), geſtorben zu Peſaro den 10. Jan. 1805, etwas über 60 Jahre alt. Erzogen in Rom bei ſeinem Oheim, dem Cardinal Gaetano Fantuzzi, trat er bei ſeiner Rückkehr nach Ravenna in die Verwaltung. Obgleich noch ſehr jung, erreichte er bald die höchſten Ämter. Sein Eifer, dem geſunkenen Nahrungsſtande ſeiner Vaterſtadt wiederaufzuhelfen, veranlaßte ihn während der Jahre 1761—1786 mehre darauf bezügliche Schriften herauszugeben. Da ſie zunächſt nur ein örtliches Intereſſe darbieten, ſo verweiſen wir auf die im Giornale dell' Italiana Letteratura. (Padova 1805.) Tomo XII. p. 182 abgedruckten Notizie intorno il *C. Fantuzzi*, wo die Titel derſelben angeführt ſind. Er beharrte in ſeiner thätigen Liebe für ſeine Landsleute auch nachdem er ſeine öffentlichen Ämter aufgegeben hatte. Bei der Annäherung des Feindes 1797 verließ er Ravenna und lebte nach einander wieder in Rom, dann in Florenz und in Venedig, wo er 1804 Memorie di vario argomento drucken ließ. Dieſer Quartband, wovon nur eine ſehr geringe Anzahl von Exemplaren abgezogen ward, und der erſt nach ſeinem Tode ausgegeben werden durfte, enthält eine Anzahl gemeinnütziger Abhandlungen, unter andern: Pensieri sul governo economico dello stato della Chiesa und Notizie intorno al Canonico Gianandrea Lazzarini di Pesaro insigne pittore e letterato. Dieſen letzten Aufſatz hatte der Verfaſſer auf Lanzi's Bitte geſchrieben. Von bleibendem Werthe iſt ſein in lateiniſcher Sprache verfaßtes gelehrtes Werk: De gente Honestia. (Cesenae 1786. fol.) Schon in demſelben gedenkt er einer von Jugend auf angelegten Sammlnng von Beiträgen zur vaterländiſchen Geſchichte. Sie erſchien zu Venedig in den Jahren 1801—1804 unter dem Titel: Monumenti Ravennati de' secoli di mezzo per la maggior parte inediti in ſechs Quartbänden. Es iſt eine der reichſten Quellen von bis dahin völlig unbekannten, das Mittelalter erläuternden Urkunden *). Daß der Herausgeber bei ſeinem großen Vermögen gern literariſche Unternehmungen unterſtützte, beweiſet die auf ſeine Koſten veranſtaltete Prachtausgabe der nur zu 400 Exemplaren gedruckten Schrift: I Papiri diplomatici raccolti, e illustrati dall' ab. *Gaetano Marini* primo custode della biblioteca vaticana e prefetto degli archivi segreti della S. S. (Roma 1805. fol.) Freilich enthält auch ſie viele auf Ravenna ſich beziehende Stücke. Dieſe ganz beſondere Vorliebe zu der Vaterſtadt, der auch die Monumenti Ravennati gewidmet ſind, läßt die oben angezogene Biographie des Grafen mit den Worten ſchließen: „sfidiamo Ravenna a trovarci un suo cittadino, che piu' del co: *Marco Fantuzzi* si occupasse del di lei vantaggio in patria, e della di lei gloria al di fuori!“ (Graf *Henckel von Donnersmarck.*)

FANTUZZI (Antonio), genannt Antonio da Trento, welchen letzteren Namen er nach ſeinem Geburtsorte führte; es iſt daher irrig, wenn Roſt ſagt, er ſei zu Viterbo um 1500 geboren [1]). Soviel iſt aber ſicher, daß er die Malerei bei Mazzole erlernte und mit dieſem um das Jahr 1530 in Bologna war. Schon bei dieſem Meiſter beſchäftigte ſich Antonio mit der Holzſchneidekunſt, wahrſcheinlich mit Bewilligung ſeines Lehrers, um deſſen Werke vervielfältigt zu ſehen; doch Mazzole fand ſich getäuſcht, denn ſein Schüler verließ ihn heimlich mit mehren geliehenen Zeichnungen, die er zu ſeinen Arbeiten verwenden wollte [2]), und begab ſich nach Paris, wo er vieles nach den Zeichnungen der Grotesken für die große Galerie zu Fontainebleau arbeitete. Dieſer Künſtler iſt daher mehr durch ſeine Holzſchnitte im Helldunkel, und ſeine Kupferſtiche, als durch ſeine Malereien bekannt. Unter ſeinen Kupferſtichen, die vom Jahre 1540 bis 1545 bezeichnet ſind, ſind 37 Blätter mit ſeinem Namen und Zeichen bezeichnet; drei Blätter ſtach er nach Parmeſano, vier nach Maitre Roux, fünf nach Julio Romano, und die andern nach Primaticio und deſſen Schülern. Der Styl in den Arbeiten des Fantuzzi iſt nicht ohne Mängel, die Zeichnung iſt nicht immer richtig, und die Köpfe haben keinen edeln Charakter [3]). (*A. Weise.*)

FANUM nannten die Römer jeden zu Erbauung eines Tempels beſtimmten, und ebendadurch geheiligten, Platz, dann aber auch den Tempel ſelbſt. Templum bezeichnet urſprünglich auch nur einen geweihten Bezirk (τέμενος), und ſpäter erſt ein zu Ehren einer Gottheit oder mehrerer Götter errichtetes Prachtgebäude mit vielen Zimmern und verſchiedenen Nebengebäuden, zum Unterſchiede von aedes, einem gemeinern, nur von vier Mauern umſchloſſenen Tempel, und von Sacellum, ebenfalls einer mit einer bloßen Mauer umgebenen, einer Gottheit geweihten Stätte, aber ohne Dach (nach Feſtus), welches jedoch auch oft eine kleine Kapelle mit Götterbildern bedeutet. Zu dem in einem Fanum errichteten Tempel gehörten auch die rings um ihn gelegenen Ländereien. Auch dieſe waren sacra, einem Gotte geweiht, heilig, was außerhalb dieſes heiligen Bezirks lag, war profanum, nicht geweiht, unheilig. (Vgl. Mysterien.) Örter, die um ein ſolches Tempelgebiet erbaut wurden, erhielten öfters den Namen von dem der Gottheit geweihten Tempel und wurden durch die Bezeichnung fanum gleichſam geweiht, ἱερὸν bei den Griechen. So gibt es in Etrurien ein fanum fortunae, wie man ſpäterhin auch Glückſtadt

*) ſ. die langen Auszüge, die ſich von dieſer wichtigen Sammlung im Giornale dell' Italiana Letteratura. (Padova 1804.) Tomo VII. p. 97 und 193 befinden.

1) ſ. deſſen Handbuch für Kunſtliebhaber. 3. Th. S. 188. 2) Fiorillo, Geſch. der Malerei. 2. Th. S. 319. 3) *Bartsch*, Peintre Graveur. T. XVI. p. 336, liefert eine vollſtändige Beſchreibung von den Werken dieſes Meiſters.

überſetzt hat, jetzt Fano (ſ. dieſes), ein fanum Voltumnae, der Verſammlungsort des alten Etruriens (jetzt Viterbo), drei verſchiedene fana Feroniae, zwei in Etrurien, das eine zwiſchen Luna und Piſa am Fluſſe Voſidia, das andere zwiſchen Veji und der Tiber im Gebiete von Capena, und ein drittes in Latium bei Anxur oder Taracina. Andre findet man in Gallien und Belgien, wo das fanum Martis in dem heutigen Namen Famars in der Provinz Hennegau noch erkennbar ſcheint. (*H.*)

FANUM, in Beziehung auf den Götterdienſt der Germanen, iſt ein ungemein ſchwieriger Gegenſtand. Nach der Hauptſtelle über den Götterdienſt der alten Teutſchen bei Tacitus[1]) ſollte man annehmen, daß, ſo oft in den Schriften, welche von Heidenbekehrung ſprechen, fana vorkommen, fanum blos bedeute einen heiligen, der Gottheit geweiheten Ort, und nicht auch einen Tempel und zugleich den heiligen rings um den Tempel gelegenen Bezirk, wie ſowol dieſe, als jene Bedeutungen bei den Claſſikern vorkommen. Gleichwol werden in den Schriften, welche der Heidenbekehrung der Germanen gedenken, neben den Fanis auch Haine und Wälder erwähnt; auch wird von den Fanis ſo geredet, daß man nicht anders als an Gebäude denken kann. Am einfachſten ließe ſich dieſes mit der Angabe des Tacitus, nach welcher die Germanen ihre Götter nicht in Wände einſchloſſen, durch die Annahme vereinigen, daß im Wechſel der Zeit eine Veränderung eingetreten, beſonders dadurch, daß die Germanen die Tempel der Römer kennen gelernt, und dieſe nachgeahmt haben. Auch kann bei einigen Angaben der Schriftſteller beſtritten werden, daß teutſchheidniſche Tempel gemeint ſind; es könnten ſtehengebliebene römiſche[2]) ſein; und dann wäre, wie Jac. Grimm[3]) bemerkt, ein doppelter Fall möglich: das herrſchende teutſche Volk hätte in ſeiner Mitte einzelne Gemeinden römiſch-galliſchen Cultus fortſetzen laſſen, oder der römiſchen Gebäude ſich für Ausübung ſeiner Religion bemächtigt, und für dieſen Fall hätten wir immer noch Tempel des teutſchen Heidenthums vor uns, wenn auch erſt römiſche Gebäude in ſie verwandelt worden wären. Aber dieſe Annahme reicht nicht aus, denn abgeſehen von den Hof (Tempeln) der Nordmannen oder Norweger und der Schweden finden wir in dem frieſiſchen Helgoland Fana. Es heißt in der Vita S. Willibrordi, welcher im J. 739 ſtarb, S. 381[4]): pervenit in confinio Fresonum et Danorum ad quandam insulam, quae a quodam Deo suo Fosete ab accolis terra Fositesland appellatur, quia in ea ejusdem Dei *fana* fuere constructa; qui locus a paganis tanta veneratione habebatur, ut nil in ea vel animalium ibi pascentium vel aliarum quarumlibet rerum gentilium quisquam tangere audebat, nec etiam a fonte, qui ibi ebulliebat, aquam haurire nisi tacens praesumebat. Hier iſt alſo von fanis als Gebäuden die Rede, aber freilich zwiſchen Tacitus und dem achten Jahrhundert eine geraume Zeit verfloſſen. In dieſem Zeitraume konnten viele Veränderungen auch im Betreff des Götterdienſtes vorgehen. Aber Tacitus ſelbſt ſcheint mit ſich im Widerſpruche, wenn er nach der angeführten Hauptſtelle doch Annal. Lib. I. Cap. 51 ſagt: profana simul, et sacra et celeberrimum illis gentibus templum, quod *Tanfanae*[5]) vocabant, solo aequantur. Um das zu retten, was Tacitus in der Germania ſagt, hat man viele Meinungen, wie dieſe Stelle zu verſtehen ſei, aufgeſtellt. Nach der einen kommt hier alles auf das richtige Verſtändniß der Bedeutung des Wortes *Templum* bei den Römern an. Templum hieß 1) urſprünglich jeder vom Augur geweihete Platz, wenn auch nichts darauf ſtand, und ſodann 2) das darauf ſtehende Gebäude; das letzte war nun gleichſam abgeleitete Bedeutung. In der erſten Bedeutung braucht es aber Tacitus bei den Germanen und bezeichnet ſo damit ihre Haine, heiligen Bäume u. ſ. w., und ebenſo iſt auch Templum Tanfanae zu erklären[6]). Aber dieſer Erklärung ſteht entgegen, daß nach Tacitus das Templum Tanfanae geſchleift wird. Daher möchte nach einer andern verwandten Meinung der Tempel der Tanfana vielleicht nichts als ein Wald, eingeſchloſſen durch ein Gehege, mit Altären in der Mitte, Opferſteinen, Sitzen von Raſen oder Steinen u. ſ. w. geweſen ſein[7]). Das Schleifen kann ſich nur auf einen mit Felsſtücken zuſammengeſetzten Opferaltar beziehen, was im Nordland haugr hieß, und bei den Franken als Harah, bei den Angelſachſen als Hearg vorkommt. Wäre es eine Holzkirche geweſen, ſo ſtände wol combustum est[8]). Hätte jedoch das Templum Tanfanae in einem Altar beſtanden, ſo würde Tacitus unfehlbar Ara gebraucht haben, da bei ihm Ara Vbiorum, Ara Herculis, Ara Solis, Ara Drusi u. ſ. w., vorkommt. Nach einer dritten Meinung war jener Tempel, Tanfane genannt, weder ein Tempel, noch einer Gottheit geweiht. Aber der Ort, wo man ſich im heiligen Haine zur Volksverſammlung, und alſo auch zum gemeinſchaftlichen Gottesdienſte einfand, hieß Kirche, und ſo konnte es leicht eine Kirche[10]) mit dem Namen Tanfan

1) Germ. IX. 2) Für Italien läßt ſich nachweiſen, daß Tempel römiſcher Gottheiten lange ſtehen blieben. So fand (nach *Gregorius Magnus*, Dialogus 2, 8) der heilige Benedict in Montecaſſino: *vetustissimum fanum*, in quo ex antiquo more gentilium a stulto rusticano populo Apollo colebatur; circumquaque enim in cultum daemoniorum luci succreverant, in quibus adhuc eodem tempore infidelium insana multitudo sacrificiis sacrilegis insudabat. 3) Teutſche Mythologie S. 55. 4) in Act. Bened. Sec. III. p. 609.

5) Im Neapolitaniſchen iſt eine Inſchrift gefunden worden, von welcher ungewiß iſt, ob ſie echt, oder ein Erzeugniß des bekannten Speculationsgeiſtes der mit nachgeahmten Denkmälern handelnden Italiener iſt. Sie lautet:

Tamfanae
Sacrum
M. Appulejus.

ſ. Legis, Handbuch. S. 29. 6) Rößig, Die Alterthümer der Teutſchen. S. 182. 7) Haus, Alterthumskunde von Germanien. 1. Th. S. 89. 8) Mone, Geſchichte des Heidenthums im nördlichen Europa. 2. Th. S. 18. 9) Anton (Geſchichte der teutſchen Nation. 1. Th. S. 89), welcher dieſe Meinung aufſtellt, macht die Bemerkung: „überhaupt ſollte man templum Tanfane, d. i. der Tempel Tanfan genannt, leſen.“ 10) „Das Wurzelwort iſt,“ bemerkt Anton hierzu, „im Isländiſchen kyrr, ruhig, geſichert. So heißt harus der Hain, und im Isländiſchen davon jetzt haury heidniſche Götter“ (wahrſcheinlich meint Anton Haurgar, wovon wir weiter unten handeln).

geben [11]). Es iſt dem Tacitus in Betreff der Angaben von dem Götterdienſte der alten Teutſchen ebenſo ergangen wie in Betreff der Angabe, daß ſie keine Feſtungen bewohnen. Man hat bewieſen, daß die Germanen Feſtungen hatten, und dann gemeint, Tacitus ſei im Widerſpruche, im Irrthum, ohne daß man unterſchieden hat, zwiſchen: befeſtigte Orte oder Feſtungen bewohnen, und zwiſchen: ſolche Befeſtigungen für Fälle des Krieges haben [12]). Ähnlich ſagt der römiſche Geſchichtſchreiber blos, die Germanen glaubten gegen die Größe der Himmliſchen zu verſtoßen, wenn ſie die Götter in Wände einſchränkten. Aber damit hat er noch gar nicht geſagt, daß die Germanen gar keine Gebäude zum Behufe des Götterdienſtes gehabt. Die Germanen hatten zweierlei Götterdienſt, nämlich Privat- und öffentlichen oder Staats-Gottesdienſt. Tacitus [13]) ſagt in der Stelle, in der er von den Weiſſagungsmitteln der alten Teutſchen handelt: mox, si publice consulatur, sacerdos civitatis, sin privatim, ipse pater familiae, precatus Deos coelumque suspiciens etc., und weiter unten von den heiligen Pferden: Publice aluntur iisdem nemoribus et lucis, candidi etc. Alſo gewiß iſt, Staatsgötterdienſt hatten die Germanen, und ihr Götterdienſt war, wie aus andern Stellen des Tacitus hervorgeht, nicht ohne Opferdienſt. Wo waren nun die Geräthſchaften zu dieſem Dienſte? Bei dem Privatgottesdienſte läßt ſich denken, daß nicht jeder Familienvater dazu ein eignes Gebäude brauchte, ſondern ſie in ſeinem eignen Hauſe in einer beſondern Abtheilung aufbewahren konnte. Sollte aber bei dem Staatsgötterdienſte nicht jeder Staat es der Sache für angemeſſen gehalten haben, zur Aufbewahrung der heiligen Geräthſchaften ein Gebäude zu errichten, beſonders wenn mehre Gauen gemeinſchaftlichen Götterdienſt hatten, wie die hundert Gauen der ſchwediſchen Semnonen [14]), und die Reudigner, Angeln, Varinen (Waren), Swardonen (Schwardon, d. h. Schwarzen) und Nuithonen (Hwithon, d. h. Weißen), welche gemeinſchaftlich die Mutter Erde verehrten? Tacitus ſagt: Est in insula Oceani castum nemus, dicatumque in eo vehiculum, veste contectum; attingere uni sacerdoti concessum. Is adesse penetrali Deam intelligit etc. und weiter unten: Mox vehiculum et vestes etc. Der Wagen konnte allerdings in dem Haine unter freiem Himmel aufbewahrt werden. Aber die Hüllen, welche den Wagen bedeckten, befanden ſich doch nicht ſchicklicher Weiſe bei Regen und Schnee unter freiem Himmel. Es iſt daher der Sache am angemeſſenſten, ein Gebäude zur Aufbewahrung der heiligen Gewande oder der den Wagen bedeckenden Hüllen anzunehmen, und dieſes war aller Wahrſcheinlichkeit nach ſo eingerichtet, daß auch in ihm der Wagen und die zum Opferdienſte nöthigen Geräthſchaften, ſowie andre Heiligthümer Platz fanden. Die heidniſchen Geſetze der Isländer, welche ſie aus Norwegen holten, beſtimmten, daß in jedem Höfuthof (Haupttempel) auf dem Stalli (Geſtelle, Altar) ein Ring liegen ſollte, welcher mit dem Blute des geopferten Rindes zu dem Behufe beſtrichen ward, daß der, wer auf der geſetzlichen Volks- und Gerichtsverſammlung einen Eid zu leiſten hatte, dieſes auf den Ring that [15]). Wie die heiligen Gebäude die Aufbewahrungsorte der Heiligthümer waren, lehrt auch die Lex Frisionum, Additio Sapientium Tit. XII. *De honore templorum.* Qui fanum effregerit, et ibi aliquid de sacris tulerit, ducitur ad mare, et in sabulo, quod accessus maris operire solet, findantur aures ejus et castratur, et immolatur Diis, quorum templa violavit. Dieſe Stelle lehrt zugleich, daß man die Wörter *fanum* und *templum* für ein und dieſelben Gebäude brauchte. Da der am Schluß des Capitulare Karlomanni an. 743 apud Liptinas mitgetheilte Indiculus superstitionum et paganiarum Cap. IV. ſagt: De casulis, id est [16]) fanis, ſo findet man von Jac. Grimm S. 691 daraus geſchloſſen: „Unter *fanum* verſtand man wol ein kleines Gebäude, unter *templum* eins von größerem Umfange." Aber in den meiſten Stellen kommt blos fanum vor. Warum die chriſtlichen Schriftſteller nicht gern templum für die heidniſchen heiligen Gebäude gebrauchten, war, weil ſie, wegen des Tempels des Herrn, das Wort templum für ſich allein geltend machen wollten. Anders war es in der Stelle des frieſiſchen Geſetzes; hier ward, weil ſie von dem Theile der Frieſen, die noch heidniſch waren, ausgingen, templum ebenſo gut wie fanum gebraucht. Brauchten die chriſtlichen Schriftſteller in Beziehung auf das Heidenthum templum, ſo thaten ſie es mit einem Zuſatze superstitiosum [17]), oder fanaticum [18]), oder ſie ſagten templum [19]) in Beziehung

11) „Die eingeführte chriſtliche Religion," ſagt Anton hierzu in der Anmerkung S. 89. 90, „behielt den vorgefundenen Namen auch zu ihren Verſammlungen bei (AS. Cyrc, E. church, D. Kirke, Sw. kirka). Aber nicht allein den alten Namen, ſondern auch die Beſtimmung dieſer Örter; denn man verſammelte ſich hier zu den Gerichten, wie zum Gottesdienſte, bis das erſte Karl der Große verbot. Capit. L. V. c. 60." 12) ſ. das Nähere bei F. Wachter, Geſchichte Sachſens. 3. Bd. S. 266 — 268. 13) Germ. 10. 14) ibid. 39.

15) Islands Landnámabók, kopenhagener Ausgabe von 1774. 299. 300. 16) So bei *Georgisch*, Corp. Jur. Germ. p. 391 und bei Jac. Grimm, Teutſche Mythologie. Anh. S. XXXI; bei *v. Falkenstein*, De Concilio Germanico I. p. 13: De Casulis sive Fanis. 17) In der Vita S. Eugendi, Abbatis Jurensis (ſt. um 510), auctore monacho Condatescensi ipsius discipulo (in den Actis Sanct. Bolland. 1. Jan. p. 50 und bei *Mabillon*, Acta Ben. sec. I. p. 570) heißt es von dem genannten Heiligen: ortus nempe est haud longe a vico, cui vetusta paganitas ob celebritatem clausuramque fortissimam *superstitiosissimi templi* gallica lingua *Isarnodori*, id est, *ferrei ostii* indidit nomen: quo nunc quoque in loco, delubris ex parte jam dirutis, sacratissime micant coelestis regni culmina dicata Christicolis etc. Ob, wie Jac. Grimm (Teutſche Mythologie S. 51) ſagt, im Betreff des Isarnodori Gallica lingua ſichtbar hier die teutſche ſei, die von den einwandernden Völkern im Gegenſatze zur Romana geredet ward, iſt ſehr zweifelhaft, da in der cambriſchen Sprache ſich isarn, Sichel und langes Beil, findet, und noch mehr dór bei den Armorikern Thürflügel, Thüre bedeutet; ſ. *Joh. Geo. Wachter*, Gloss. Germanicum. col. 357 und col. 1686. Wir brauchen daher nicht anzunehmen, der Verfaſſer der Vita S. Eugendi habe einen falſchen Ausdruck gebraucht, wenn er isarnodóri der galliſchen Sprache zuſchreibt. 18) Die Vita S. Lupi (bei *Du Chesne* T. I. p. 562, bei *Bouquet* Vol. III. p. 491) ſagt: Rex Chlotarius virum Dei Lupum episcopum retrusit in pago quodam Neustriae nuncupante Vinemaco (Le Vimeau), traditum duci pagano, nomine Bosoni Landegisilo, quem ille direxit in villa, quae dicitur Andesagina (Ansenne), super fluvium Auciam (ſpäter la Bresle, Briselle), ubi erant *templa fanatica* a decurionibus culta (im J. 614). 19) Nach Walafrid Strabo (Vita S. Galli

darauf, daß es früher ein Chriſtentempel[20]) geweſen war, der ſpäter, nachdem die chriſtliche Lehre wieder geſunken, in einen heidniſchen, oder in einen Tempel, in welchem ein aus Heidenthum und Chriſtenthum gemiſchter Dienſt[21]) ſtatthatte, verwandelt worden war. Als eigentliches Wort für heidniſche Tempel brauchten die Chriſten *fanum*. S. Ambroſius ſagt Ep. 29: Quid est nisi fanum, in quo est conventus gentilium. Von fanum war gebildet fanaticus, heidniſch. Fredegarius (Hist. Epit. cap. 651) ſagt: Quod ab his gentibus fertur eorum Deum fuisse locutum, quem fanatici nominant Wodanum. Die Gesta Regum Francorum ſagen Cap. 10 von Chlodowig: Eratque ipse tunc fanaticus et paganus. Die Annal. Franc. Lambeciani zum Jahre 798: Illi Abodriti fanatici erant. Iſo Magiſter erklärt in den Gloſſen zu Prudentius: fanaticos, fanorum sacerdotes. In der Vita S. Agili Resbacensis (ſt. 650) in den Actis Ben. sec. 2. p. 312 heißt es: castrum[22]) namque intra eremi septa, quae Vosagus dicitur, fuerat *fanaticorum cultui* olim dedicatum, sed tunc ad solum usque dirutum, quod hujus saltus incolae, quanquam ignoto praesagio, Luxovium nominavere; es wird eine Kirche daſelbſt erbaut: ut ubi olim prophano ritu veteres coluerunt *fana*, ibi Christi figerentur arae et erigerentur vexilla, habitaculum Deo militantium, quo adversus aërias potestates dimicarent superni regis tirones. Ob aber wirkliche heidniſche Tempel damals in Luxeuil waren, bleibt ungewiß, weil die Vita S. Agili und Jonas in der Vita S. Columbani nur von der Vergangenheit ſprechen, und nicht ſagen, daß die Heidenbekehrer den daſigen Götterdienſt geſtürzt. Sie ſchloſſen wahrſcheinlich nur aus den vielen Steinbildern, mit welchen die Römer die warmen Bäder geziert hatten, es müſſe daſelbſt ein ausgezeichneter Sitz des Heidenthums geweſen ſein. Columbanus und Agilus hatten nicht mehr mit reinem, nie umgeſtürztem Heidenthume zu kämpfen, ſondern mit einem Gemiſche aus Chriſtenthum und Heidenthum. In der Vita S. Agili heißt es Cap. 8. p. 609: ingressique (nämlich Agilus und Euſtaſius) hujus itineris viam, juvante Christo, Warascos praedicaturi accelerant, qui *agrestium fanis* decepti, quos vulgi *fannos* vocant, gentilium quoque errore seducti in perfidiam devenerunt Fotoni seu Bonosi virus infecti, quos errore depulso matri ecclesiae reconciliatos veros Christi fecere servos. Auch iſt wol kein rein teutſches Heidenthum, ſondern ein Gemiſch mit römiſch-galliſchem anzunehmen in dem, was Gregor von Tours (Vitae patr. 6) erzählt: Eunte rege (nämlich Theoderich) in Agrippinam urbem, et ipse (nämlich der heilige Gallus, ein anderer dieſes Namens als der, welcher ein halbes Jahrhundert ſpäter ſein Bekehrungsgeſchäft in der Schweiz trieb) simul abiit. Erat autem ibi *fanum* quoddam diversis ornamentis refertum, in quo barbaris opima *libamina* exhibens usque ad vomitum cibo potuque replebatur. Dieſe Sitte war germaniſch; denn Snorri Sturluſon ſagt in der Stelle, wo er von Opfern in Norwegen handelt[23]): Das war alte Sitte, damals, wenn Opfer (blót) ſein ſollten, daß alle Bándur ſollten dahin kommen, wo der

in den Act. Bened. sec. II. p. 233) gehen Columbon und Gallius (im J. 612) bei Bregenz om Bodenſee aus dem Schiffe und zu dem Oratorium in honore S. Aureliae constructum. Sie finden: in templo tres imagines aereas deauratas parieti affixas, quas populus, dimisso altaris sacri cultu, adorabat, et oblatis sacrificiis dicere consuevit: isti sunt Dii veteres et antiqui hujus loci tutores, quorum solatio et nos et nostra perdurant in praesens ..... cumque ejusdem templi solemnitas ageretur etc. Columban reſtituirt der Kirche der heiligen Columba die alte Ehre. Zum Beweiſe, doß die Alemannen Tempel mit Götzenbildern gehobt, kann die Stelle nicht dienen, da ſie nicht allein die Gegend bewohnten, ſondern zugleich ein römiſch-galliſches Gemiſch von Einwohnern. Daher konn auch die Stelle, wo Walafrid Strabo weiter oben (S. 219. 220) in Beziehung auf Tucconia (Tuggen am züricher See) ſagt: Beatus quoque Gallus sancti viri (nämlich Columban's) discipulus zelo pietatis armatus *fana*, in quibus daemoniis sacrificabant, igni succendit et quaecunque invenit oblata demersit in lacum, nicht zum Beweiſe dienen, daß die Fana der Teutſchen Opferaltäre enthielten. Überdies heißt es in der ältern Vita S. Galli des Ungenannten (bei *Pertz*. Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. II. p. 6) blos: Nam Gallus — — — coepit illic (nämlich in der Gegend der villa Tocconia [Tuggen], quae in capite ipsius lacus Turiginensis est sita) gentilium fana incendere, diisque consecrata in lacum dimergere. Cum vero vidissent fana sua combusta etc.

20) Ratpertus (Casus S. Galli [bei *Pertz*. Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. I. p. 61]) ſogt: Ibique (nämlich on dem Orte Bregenz) reperientes templum olim christianae religioni dedicatum, nunc autem demonum imaginibus pollutum, mundando et consecrando in pristinum restituerunt statum, atque pro statuis, quas ejecerant, sanctae Aureliae reliquias ibidem collocarunt (Columban und ſeine Schüler, namentlich Gallus). 21) Bromton (Chron. ap. *Twysden* p. 745) ſagt in Beziehung auf den zu Anfange des 5. Jahrh. lebenden König Redwald: jam dudum fidem in Cantia susceperat, sed frustra: nam rediens domum a quibusdam perversis et uxore sua seductus *altare Christi et daemonis* in uno eodemque phano habebat, quod rex ejusdem provinciae Athelwalt, qui venerabilis Bedae aetate fuit, usque ad suum tempus perdurasse testatur. Aus dieſer Stelle jedoch läßt ſich nicht ſchließen, daß diejenigen Angelſachſen, welche dem unvermiſchten Heidenthume anhingen, ihre Opferaltäre in den Fanis oder heiligen Gebäuden hatten; denn die Vermiſchung des Chriſtenthums und Heidenthums mußte den Fanis eine andere, und zwar wichtigere, Beſtimmung geben, weil die Chriſten ihren Gottesdienſt in den heiligen Gebäuden feierten, während aller Wahrſcheinlichkeit nach die heidniſchen Germanen, als ſie noch frei von dem Einfluſſe des Chriſtenthums waren, ihre Fana oder heiligen Gebäude nur zur Aufbewahrung der heiligen Geräthe und Koſtbarkeiten brauchten und den Opferdienſt unter freiem Himmel ausübten.

22) Dieſes Castrum kommt auch bei *Jonas Bobbiensis*, Vita S. Columbani (ſt. 615) Cap. 17 in den Act. Bened. Sec. II. p. 12. 13 vor: Cumque jam multorum monachorum societate densaretur, coepit cogitare, ut potiorem locum in eadem eremo (nämlich in dem Vogeſenwalde) quaereret, quo monasterium construeret; invenitque castrum firmissime olim fuisse cultum, a supra dicto loco distans plus minus octo millibus, quem prisca tempora Luxovium nuncupabant, ibique aquae calidae cultu eximio constructae habebantur; ibi imaginum lapidearum densitas vicina saltus densabat, quas cultu miserabili rituque profano vetusta paganorum tempora honorabant. Die vielen Bilder werden durch die warmen Bäder erklärt, welche die Römer ſo liebten, und alſo ſo ausgeſchmückt hatten. Obgleich Luxovium (Luxeuil in Franche comté, unweit Veſoul) jetzt burgundiſch war, darf man doch dieſe Steinbilder nicht als dem Götterdienſte der Burgunder gehörig annehmen. 23) ſ. Snorri Sturluſon's Weltkreis (Heimskringla), überſ. und erl. von F. Wachter. S. 38.

Tempel (hof) war, und dahin ſchaffen den Vorrath, welchen ſie haben ſollten, ſo lange der Opferſchmaus (blótweizla) ſtand. Zu dieſem Schmauſe ſollten auch alle Menſchen Aul (Bier) haben; dort ward auch geſchlachtet aller Art Vieh, ſo auch Roſſe. Ein ähnliches Opferfeſt der alten Teutſchen benutzte Germanicus zum Überfalle der Marſen, durch welchen ihm die Zerſtörung des Tempels der Tanfana gelang. Die Späher hatten, wie Tacitus[24]) erzählt, die Nachricht gebracht: festam eam Germanis noctem, ac solennibus epulis ludicram, und weiter unten: stratis etiam tum per cubilia propterque mensas, nullo metu, non antepositis vigiliis; adeo cuncta incuria disjecta, neque belli timor[25]): ac ne pax quidem, nisi languida et soluta inter *temulentos*. Die Stelle Gregor's von Tours, ſoweit wir ſie mitgetheilt haben, macht alſo keine Schwierigkeit, aber das Folgende: ibi et simulacra ut Deum adorans, membra, secundum quod unumquemque dolor attigisset, sculpebat in ligno. Der heilige Gallus eilt mit nur einem Kleriker dahin, accensoque igne, cum nullus ex stultis paganis adesset, ad *fanum* applicat et succendit; at illi videntes fumum delubri ad coelum usque conscendere, auctorem incendii quaerunt. Sie finden ihn, verfolgen ihn mit den Schwertern, und er flieht in den königlichen Hof; verum postquam rex, quae acta fuerant paganis minitantibus recognovit, blandis eos sermonibus lenivit. Dieſes Fanum, mit welchem Simulacra in Verbindung gebracht werden, war zu Agrippina oder Cöln, welche Colonie zwar durch Herüberführung der teutſchen Ubier geſtiftet war, die aber nicht unvermiſcht geblieben waren, und es befand ſich zur Zeit, als die heidniſchen Franken dort herrſchten, daſelbſt ein Gemiſch von römiſch-galliſchem Weſen. Wo das Fanum, welches, wie in der Vita S. Radegundis (ſt. 587) von Baudonivia, einer gleichzeitigen Nonne, erzählt wird, Radegunde, als ſie von Thüringen nach Frankreich zog, verbrennen ließ, ſtand, wird nicht angegeben; doch findet ſich auch nichts, was einem heiligen Gebäude der Teutſchen zuwider wäre, in der Erzählung[26]): Dum iter ageret (nämlich Radegunde) seculari pompa se comitante, interjecta longinquitate terrae ac spatio, *fanum quod Francis colebatur*, in itinere beatae reginae quantum miliario uno proximum erat: hoc illa audiens jussit famulis *fanum* igne comburi, iniquum judicans Deum coeli contemni et diabolica machinamenta venerari. Hoc audientes Franci universa multitudo cum gladiis et fustibus vel omni fremitu conabantur defendere; sancta vero regina immobilis perseverans et Christum in pectore gestans, equum, quem sedebat, in antea non movit, antequam et fanum perureretur et ipsa orante inter se populi pacem firmarent. Die Vita S. Amandi[27]) (ſt. 674) erzählt: Amandus audivit pagum esse, cui vocabulum Gandavum, cujus loci habitatores iniquitas diaboli eo circumquaque laqueis vehementer irretivit, ut incolae terrae illius, relicto Deo, arbores et ligna (nämlich künſtlich aufgerichtete Baumſtämme an den Stellen, welche durch Opferquellen wichtig waren, und an denen ſich noch nicht ein daſelbſt emporgewachſener Baum von der der Wichtigkeit der Opferquelle angemeſſenen ausgezeichneten Größe fand) pro Deo colerent, atque *fana* vel idola adorarent. Was unter idolis die Heidenbekehrer verſtehen, iſt häufig dunkel; ſie drücken nicht ſelten dadurch die heidniſchen Götter aus, wenn bei ihrer Verehrung auch kein Bilderdienſt ſtatthatte. Auch das adorare brauchen ſie häufig, wo ſie hätten blos ſagen ſollen: heilig halten. Weiter erzählt die Vita S. Amandi: — ubi fana destruebantur, statim monasteria aut ecclesias[28]) construebat. Willibald (Vita S. Bonifacii Cap. 16)[29]) ſagt in Beziehung darauf, daß Bonifacius nach dem Tode des Königs Radbod (ſt. 719) als Gehilfe des Erzbiſchofs Willibord drei Jahre in Friesland thätig war: multumque in Christo laborans, non parvum populum Domino, destructis delubrorum fanis, et exstructis ecclesiarum oratoriis, praefato pontifici opitulante, adquisivit. Der Fürſt der Franken, Karl der Hammer, bekriegte im J. 734 die Frieſen an der Meeresküſte mittels einer großen Flotte, drang in die Inſeln der Frieſen, Wiſtrachia und Auſtrachia, und ſchlug ſein Lager an dem Fluſſe Burdine (jetzt Borden) auf. Weiter erzählt der Fortſetzer des Chron. Fredegarii Cap. 109[30]): Popponem gentilem ducem illorum fraudulentum consiliarium interfecit, exercitum Frisionum prostravit: fana eorum idololatriae contrivit, atque combussit igni, cum magnis spoliis et praedis victor reversus est in regnum Francorum. Gleiches haben nach dem genannten Chron. die Annal. Met.[31]), begnügen ſich jedoch nur zu ſagen fana eorum (nämlich der Frieſen) destruxit, da Poppo ſchon durch gentilis bezeichnet iſt, fana für Chriſtentempel gewöhnlich nicht gebraucht wird, und idololatriae in dem genannten Chron. nur ein das Heidniſche verſtärkt ausdrückender Zuſatz iſt, ohne daß dadurch wirklich Tempel mit Götzenbildern angegeben werden. Die Annales Laurissenses minores[32]) ſagen: Karlus navali evectione Fresonum regnum penetravit, interfectis Fresonibus Popponem ducem interi-

24) Annal. 50. 25) Bei den Opferfeſten war nämlich Friede feſtgeſetzt, die Waffen wurden nicht genommen, und aller Stahl war verſchloſſen (ſ. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 3. Sect. 4. Th. S. 130), denn es waren auch sine vulnere milites (die die Marſen überfallen und den Tempel der Tanfana zerſtört hatten), qui semisomnos, *inermos* aut palantis ceciderant. 26) Acta Bened. Sec. I. p. 327.

27) Acta Bened. Sec. II. p. 714. 28) Der Papſt Gregor III. nahm noch einen kürzeren Weg; er gebot, die Tempel der Angelſachſen zu ſchonen und ſie in chriſtliche Kirchen zu verwandeln (ſ. Rühs zur Germ. S. 313). Die Heidenbekehrer würden dieſe Umwandlung wol gern vorgenommen haben, wenn die fana der Germanen nicht casulae (Häuslein) geweſen, die nicht zum Hauptlocale des Götterdienſtes, ſondern blos dazu, die heiligen Geräthſchaften und Schätze in ihnen aufzubewahren, beſtimmt waren. 29) Bei *Pertz*. l. c. T. II. p. 341. 30) Bei *Freher*. p. 158. 31) Bei *Pertz*. I. p. 326. 32) Bei demſ. I. S. 114 und nach den Annal. Lauriss. Minor. die Annal. Hildisheim. bei *Leibnitz*, Rer. Brun. Scriptt. T. I. p. 711 ſagen auch: lucos et fana subvertit.

mit, *lucos et fana* subvertit, victor cum praeda magna revertitur. Die Haine ſpielten nämlich bis zum Sturze des Heidenthums der Teutſchen die größte Rolle, und fana war daher für die heiligen Gebäude der Teutſchen ein ganz paſſender Ausdruck, da man unter fanum eigentlich ein Heiligthum in einem Haine darunter verſtand; denn die griechiſch-lateiniſchen Gloſſen, welche Du Fresne unter Fanum anführt, erklären dieſes durch *ἱερὸν τὸ ἐν ἄλσει*. Die Haine zu zerſtören, war aber für einzelne Heidenbekehrer mit einem oder einigen Begleitern ein zu ſtarkes Werk. Daher mußten Heere dazu verwendet werden, wie Karl der Hammer im J. 734 in Friesland that, und Karl der Große im J. 772 in Sachſen, wo er zur Zerſtörung des Haines der Irminſul ſein Heer drei Tage lang verwendete. Die einzelnen Heidenbekehrer mit wenigen Begleitern mußten ſich mit Umhauung des Hauptbaumes begnügen, wie Amandus mit Fällung des einem heidniſchen Gotte gewidmeten Baumes an dem Orte Roſſonto an der Aronna[33]), und Bonifacius mit Umhauung der Eiche bei Geismar[34]). Andere Heidenbekehrer mußten ſich, da die Fällung eines Rieſenbaumes doch immer ein ſchwieriges Werk war, mit Anzündung des heiligen Gebäudes daneben begnügen. Auch machte das Niederreißen, da es kleine Gebäude waren, nicht ſo viel Schwierigkeiten, als die Ausrottung eines Haines. Daher findet man die Heidenbekehrer beſonders mit der Zerſtörung der Fanorum beſchäftigt, ungeachtet ſie an Wichtigkeit den Hainen nachſtanden. Anſkar in der S. Willehadi Cap. 4[35]) erzählt in Beziehung auf des heidenbekehrenden Willehad's Wirken in Thrianta (dem frieſiſchen Gaue Drente) vor dem J. 779: Unde contigit, ut quidam discipulorum ejus divino compuncti ardore, *fana in morem gentilium circumquaque erecta* coepissent evertere, et ad nihilum, prout poterant, redigere; quo facto barbari, qui adhuc (Willehald hatte nämlich eine Menge zum Chriſtenthume bekehrt, worauf ſich ſeine Schüler an die Zerſtörung der Fanorum machten) forte increduli persliterant, furore succensi, irruerunt super eos cum impetu etc. Alfrid in der Vita S. Liudgeri Cap. 15[36]) erzählt: Post haec misit Albericus[37]) Luitgerum, et cum eo alios servos Dei, ut destruerent fana Deorum et varias culturas idolorum in gente Fresonum. At illi jussa complentes, attulerunt magnum thesaurum ei, quem in delubris invenerant; ex quo Karolus Imperator duas partes accepit, tertiam vero partem ad usus suos Albericum recipere praecepit. Die Capitulatio de partibus Saxoniae beſtimmt Cap. I.[38]): Primum de majoribus capitulis hoc placuit omnibus, ut Ecclesiae Christi, quae modo construuntur in Saxonia, et Deo sacratae sunt, non minorem habeant honorem, sed majorem et excellentiorem quam fana[39]) habuissent idolorum. Bei den Idolis, welche in der Sprache der Heidenbekehrer der Teutſchen vorkommen, muß man nicht an Götzenbilder denken, ſondern die chriſtlichen Schriftſteller drückten damit die heidniſchen Götter aus, ſowie es in der Stelle bei Alfrid heißt: fana Deorum, und in der Lex Frisionum: immolatur Diis, quorum templa violavit. Daß unter den ſächſiſchen Fanis idolorum keine Tempel mit Götzenbildern, ſondern nur den heidniſchen Göttern gehörige heilige Gebäude zu verſtehen, geht recht deutlich aus dem hervor, was über die Irminsul geſagt wird, weil hierüber mehre Schriftſteller ſich ausdrücken. Die Annales Juranienses Minores ſagen zum J. 772[40]): Karolus idolum Sachsonorum combussit, quod dicebant Irminsul. Einhard von Fulda (Annal. ad ann. 772)[41]): et idolum Saxonum, quod vocabatur Irminsul destruit. Der frühere Einhard (Eginhart), der Biograph Karl's des Großen, ſagt in den Annal. zum Jahre 772[42]): idolum, quod Irminsul a Saxonibus vocabatur, evertit. In cujus destructione cum in eodem loco per triduum moraretur etc., und weiter unten: Tum rex, idolo destructo etc. Wäre hier unter dem Idolum ein Götzenbild zu verſtehen, ſo müßte es ein ungeheuer großes, noch größer als der Koloß von Rhodos, geweſen ſein, wenn Karl der Große mit ſeinem Heere drei Tage zur Zerſtörung deſſelben gebraucht hätte[43]), und um ſo mehr zu verwundern wäre dieſes, da, wie aus den Ann. Jur. Min. hervorgeht, das Idolum verbrennbar war. Andere ſprechen, ſtatt wie die Obigen von einem idolo, von einem fano. So Annalium Laureshamensium Pars altera[44]) zum J. 772: et destruxit fanum eorum, quod vocatur Irminsul, und darnach das Chron. Moissacense[45]): et destruxit fanum eorum, quod vocabatur Irminsul. Die Annal. Lauriss.[46]) erzählen zum J. 772: ad Ermensul usque venit, et ipsum fanum[47]) destruxit, et aurum et argentum, quod ibi repperit, abstulit. Et fuit siccitas magna, ita ut aqua deficeret in supradicto loco, ubi Ermensul stabat, et dum voluit ibi duos aut tres praedictus gloriosus rex stare dies fanum ipsum ad perdestruendum, et aquam non haberent; tunc subito etc. Auch das fanum müßte ein ſehr großes Gebäude geweſen ſein, wenn Karl der Große mit ſeinem Heere drei

33) ſ. die Vita S. Amandi l. l. p. 715 und die Stelle daraus bei Jac. Grimm a. a. O. S. 45. 34) ſ. den Art. Donnereiche. 35) Bei *Pertz*. II. p. 381. 36) Bei demſelben a. a. O. S. 408. 37) Albrich war damals Abt in Utrecht, nachher Biſchof in Cöln. 38) Bei *Georgisch* col. 579. 39) Baluzius *vana*, aber vana idolorum wäre hier zu allgemein; daß aber auch die Sachſen fana hatten, geht aus dem fano hervor, das bei der Irminsul war.

40) Bei *Pertz*. T. I. p. 88. 41) Bei demſelben T. I. p. 348. 42) Bei demſelben T. I. p. 151. 43) Aus dieſem Umſtande ſchließen Neuere, welche in der Irminſul ein dem Armin errichtetes Denkmal zu finden glauben, daß dieſes ſehr groß geweſen ſein müſſe. 44) Bei *Pertz*. l. c. T. I. p. 30. 45) Bei demſelben T. I. p. 295. 46) Die größeren bei *Pertz*. T. I. p. 150, welchen Karl's des Großen Biograph, Einhard, ohne Zuſammenziehung Eginhard, in den Ann. gefolgt iſt, jedoch nicht wörtlich, beſonders ſich bemühend, in claſſiſchen Perioden zu ſchreiben. Für fanum, durch welches ſein Vorgänger die Irminsul bezeichnet, braucht Einhardus idolum. 47) fanum ſagen auch die den Annal. Lauriss. folgenden Annales Tiliani bei *Pertz*. T. I. p. 220, und ſo auch Regino, Chron. bei demſ. T. I. p. 557, und weiter unten: Destructo fano etc.

Tage zu deſſen Zerſtörung gebraucht hätte. Aber die Annales Laurissenses Minores geben den beſten Aufſchluß, indem ſie ſagen [48]): fanum et lucum eorum famosum Irminsul subvertit. Der Hain verlangte alſo ſo viele Zeit zu deſſen Vernichtung. Es bleibt nun nur noch die Frage: beſtand die Irminsul in dem fano? Hierüber gibt Rudolf von Fulda, welcher im J. 865 als berühmter Lehrer und Geſchichtſchreiber ſtarb [49]), Auskunft. In ſeiner Schrift, welche er über die Wunder des heiligen Alexander nach deſſen Erhebung zu ſchreiben unternahm, ſchickt er eine kurze Geſchichte der Sachſen und ihres Glaubens voraus [50]), und berichtet: Belaubten Bäumen und Quellen erwieſen ſie Verehrung. Auch einen Baumſtamm (truncum ligni) von nicht geringer Größe, der in die Höhe gerichtet war, unter freiem Himmel, verehrten ſie, und nannten ihn in ihrer vaterländiſchen Sprache Irminſul, das heißt lateiniſch: „universalis columna, *quasi sustinens omnia*, alſo eine Allſäule, die gleichſam Alles ſtützt. Das Gebäude der Welt ſtellten ſich, wie aus der Eſche Yggdraſil der nordiſchen Götterlehre hervorgeht, die Germanen unter dem Bilde eines Baumes vor. Aber nicht blos dieſen himmliſchen Baum hatte man, ſondern auch Ebenbilder deſſelben auf Erden. So ſtand bei dem Tempel zu Upſal ein immer grünender großer und weit ſich ausbreitender Baum unbekannter Art [51]). So verehrten die Heſſen ihre ungeheure Eiche bei Geismar [52]). Auch die Sachſen verehrten Bäume, und Rudolf von Fulda bringt die Verehrung der Irminſul mit der Baum- und Quellenverehrung in unmittelbare Verbindung. Aber warum finden wir hier die Sachſen einen Baumſtamm, nicht einen Baum ſelbſt verehrend? Ebenſo wichtig, als die Bäume zur Verehrung, waren auch die Quellen [53]). So ſteht die Eſche Yggdraſil über dem Urds-Brunnen. Zu wunderbaren, von ihnen verehrten, Quellen konnten wol die Sachſen, wie andere Germanen, wenn ſich kein Wald fand, einen Hain anlegen. So erzählt die Vita S. Bobbiensis [54]) (ſt. 640): ad quandam villam Iriae fluvio (dieſer Fluß fällt in den Po, und das Fanum gehörte alſo den Langobarden) adjacentem accessit, ubi *fanum* quoddam *arboribus consitum* videns allatum ignem ei admovit, congestis in modum pyra elignis; id vero cernentes *fani* cultores Meroveum apprehensum diuque fustibus caesum et ictibus contusum in fluvium illud demergere conantur. Aber ein ausgezeichnet großer Baum konnte an der heiligen Stelle mit der wunderbaren Quelle nicht ſo ſchnell erzogen werden. An der Stelle, wo die Irminſul ſtand, ergoß ſich aus dem, Karl's Lager benachbarten, Berge plötzlich Waſſer in dem Bette eines Baches, wo ſich vorher keins gefunden hatte. Die Franken ſahen dieſes als ein göttliches Wunder an. Dieſe die an Waſſermangel leidenden Franken unerwartet tränkende Quelle iſt wol keine andere, als der wunderbare Bullerborn unweit Eresberg bei dem Flecken Oldenbeck. Seine Beſchaffenheit war vormals [55]) dieſe. Er brach nur zu gewiſſen Stunden aus einem Berge mit Gepolter hervor, woher ſein Name, und goß dabei ſoviel Waſſer aus, daß dieſes Mühlen trieb. So ein wunderbarer Brunnen konnte bei den alten Teutſchen nicht ohne göttliche Verehrung bleiben, und auch die chriſtlichen Franken dachten bei dem plötzlichen Ausbruche des Waſſers an ein Wunder. So eine wunderbare Quelle mußte natürlich auch einen Opferbaum haben [56]). Dieſer aber wuchs nicht ſo ſchnell heran, oder war, wenn die Verehrung der wunderbaren Quelle ſchon vor den Sachſen ſtatthatte, durch einen Blitz, oder ſonſt einen Zufall, oder in einem Kriege vernichtet worden. Daher ward ein Baumſtamm von ungeheurer Größe als Irminſul oder Weltſäule bei der heiligen Quelle errichtet, ähnlich wie jetzt auch noch das Landvolk bei feſtlichen Gelegenheiten im Freien, wenn an dem Feſtplatze kein von Natur daſelbſt gewachſener ſich findet, oder der angepflanzte noch zu klein iſt, als Stellvertreter ein gefällter Baum von anderswoher dahingebracht und aufgerichtet wird. Der berühmte Gegenſtand der Verehrung der Sachſen beſtand alſo, wie wir ſehen, aus einer heiligen, wunderbaren Quelle, einem Haine und künſtlich aufgerichteten Baumſtamme von ungeheurer Größe als Ergänzung des Haines, und aus einem fano, in welchem, wie ſich vermuthen läßt, die Opfergeräthe, und wie aus den fränkiſchen Jahrbüchern hervorgeht, Gold und Silber, welches, wie ſich ſchließen läßt, als Opfergabe dem Gotte der heiligen Quelle, des Haines und der Irminſul dargebracht worden war, aufbewahrt wurde. Der Irminsul geheißene truncus ligni non parvae magnitudinis ſtand nicht in dem heiligen Gebäude oder dem fano in dieſer engeren Bedeutung, ſondern wurde in altum erectus sub divo von den Sachſen verehrt. Hier iſt es alſo unmöglich, aus der Irminsul und deſſen fano einen Tempel, in

48) Bei *Pertz.* l. c. p. 117. 49) Annal. Fuldens. bei demſ. T. I. p. 378. 50) An der Weiterführung des Werkes ward er aber vom Tode verhindert, und Meginhard vollendete die Translatio S. Alexandri; ſ. Meginhard's Brief bei *Pertz.* T. II. p. 624. Adam von Bremen (Histor. Ecclesiast. Lib. I. Cap. 4—6 [bei *Lindenbrog*, Scriptt. Ausgabe von Fabricius. p. 2. 3]) hat daraus die Stelle von den Sachſen und ihrer Irminſul, und nennt den Verfaſſer Einhardus. Daher iſt es gekommen, daß Einhard, oder beſſer Meginhard, und Adam von Bremen als Verfaſſer angeführt und angeſehen worden ſind. Daß aber Rudolf von Fulda Urheber jener Erklärung der Irminſul und der Angabe, daß ſie unter freiem Himmel verehrt worden, iſt äußerſt wichtig, weil ſie ſo nicht in Zweifel gezogen werden kann. So z. B. bezweifelt Joh. Konr. Knauth Kaspar Schneider's Saxonia Vetus et Magna in parvo. Oder Beſchreibung des alten Sachſenlandes S. 254 die Angabe, daß die Irminſul ein hölzerner Klotz oder Baumſtamm geweſen, darum, weil Adam von Bremen kein Geſchichtſchreiber des Karolingiſchen Zeitalters geweſen, ſondern 300 Jahre ſpäter gelebt habe. 51) Der Scholiaſt zu Adam von Bremen Cap. 233. 52) ſ. den Art. Donnereiche. 53) ſ. den Art. Opferplätze bei den Germanen, wo von den Opferquellen gehandelt wird. 54) In den Actis Bened. Sec. II. p. 164.

55) Die nähere Beſchreibung der merkwürdigen vormaligen Beſchaffenheit des Buller- oder Polterbrunnens ſ. bei *Joannes Harrion.* Lib. II. Panegyr. Paderborn. Cap. 7. *Reinerus Reineccius*, Notae ad Poëtam Saxonem anonymum de vita Caroli M. ad ann. 772. Brief Joſeph Mangelt's bei *Christophorus Browerus*, Scholia ad Vitam B. Meinwerci. §. 1. *Fürstenberg*, Mon. Paderborn., lemgoer Ausgabe von 1714. S. 225—227. 56) Vergl. Allgem. Literat.-Zeit. Auguſt 1836. Nr. 143. S. 524.

welchem Götzenbilder verehrt werden, herauszudeuten. Als Maßſtab der Betrachtung der Fanorum der übrigen Germanen können die Tempel der Skandinavier aus mehren Gründen nicht dienen. Einmal ſtanden Saxo Grammaticus und die Verfaſſer der Sögur den Zeiten des unvermiſchten Heidenthums zu fern, als daß ſie ſichere Nachrichten von demſelben hätten haben können. Adam von Bremen nur gibt gleichzeitige Nachrichten von dem vornehmſten Tempel mit ſeinen drei Bildſäulen zu Upſal. Aber damals herrſchte in Schweden unvermiſchtes Heidenthum längſt nicht mehr. Schon im 9. Jahrh. trieben chriſtliche Miſſionarien daſelbſt ihr Bekehrungsgeſchäft. Sie brachten kein reines, ſondern durch Bilder- und Reliquiendienſt entſtelltes Chriſtenthum. Als die Schweden von demſelben wieder abfielen [57]), was war natürlicher, als daß ſie ſtatt der Bildniſſe des Heilandes, der Mutter Gottes und der Heiligen nun die Bildniſſe der heidniſchen Götter aufſtellten, und überhaupt dem Tempeldienſte mehr Wichtigkeit gaben, als dieſer in den früheren Zeiten gehabt hatte, als das Heidenthum noch unvermiſcht war. Bei dem unvermiſchten Heidenthume finden wir in den fanis oder heiligen Gebäuden keine Götzenbilder, und auch die Altäre waren nicht in, ſondern neben denſelben. Beda [58]) erzählt: eumque a praefato pontifice sacrorum suorum (nämlich dem zum Chriſtenthume übergetretenen heidniſchen Coiſi, der den König Edwine von Northumberland in dem alten Glauben wankend machte) quaereret (nämlich Edwine), quis *aras et fana idolorum cum septis, quibus erant circumdata*, primus profanare deberet. Hier ſtehen alſo die arae und fana neben einander, und es heißt nicht die Altäre in dem Tempel, oder die Tempel mit den Altären. Coiſi antwortet: ego: quis enim ea, quae per stultitiam colui, nunc ad exemplum omnium aptius, quam ipse per sapientiam mihi a Deo donatam destruam? .... Accinctus ergo accepit lanceam in manu et ascendens emissarium regis, pergebat ad *idola;* quod aspiciens vulgus aestimabat eum insanire [59]); nec distulit ille, mox ut appropinquabat ad *fanum*, profanare illud injecta in eo lancea, quam tenebat, multumque gavisus [60]) de agnitione veri Dei cultus, jussit sociis destruere ac succendere *fanum cum omnibus septis* suis. Ostenditur autem locus ille quondam *idolorum* non longe ab Eboraco ad orientem ultra amnem Dorowentionem et vocatur hodie Godmundinga-hâm, ubi pontifex ipse, inspirante Deo vero, polluit:

Ac destruxit eas, quas ipse sacraverat, *aras.*

Bei dem pergebat ad *idola* hätte man erwarten ſollen, es werde nun von Entweihung und Vernichtung von Götzenbildern die Rede ſein; aber es wird von Entweihung und Niederreißung und Verbrennung des fani oder des heiligen Gebäudes, nebſt den Umzäunungen, und Entweihung und Zerſtörung der Altäre geredet. Die Götzenbilder wären doch das Wichtigſte geweſen; aber ſie werden nicht erwähnt, weil ſie nicht vorhanden waren. Das pergebat ad idola bedeutet alſo ſoviel, als zu den heidniſchen Göttern, d. h. zu den ihnen geweihten Altären und den ihnen gehörigen heiligen Gebäuden, ſich begeben. Daher überträgt die angelſächſiſche Überſetzung der Geſchichte des Beda idola durch deofilgild (Teufelsgenoſſen, d. h. heidniſche Götter). Arae gibt ſie durch wigbed (geweihtes Bett), septa ein Mal durch hegas (in dem neuen Engliſch hedges, Hecken, Zäune) und dann durch getymbro (Gebäude), und fana durch hergas und fanum durch hearg, auf welchen Coiſi den Speer wirft. Hearg, hëarh, herg (masc.) bedeutet Heiligthum, heiliges Gebäude, und im Sinne der Chriſten, welche ſich kein Heidenthum ohne Götzenbilder denken konnten, Götzentempel, das Haus, wo das heidniſche Heiligthum, das Götzenbild, aufgeſtellt iſt. Das angelſächſiſche hearg, hërh, iſt daſſelbe Wort, als das nordiſche hörgr, ohne Zeichen des Nominativs hörg. Nur iſt ungewiß, ob das angelſächſiſche ganz dieſelbe Bedeutung gehabt, als das nordiſche, denn bei den Nordmannen kommt neben hörgr auch noch hof, Tempel, vor, welches die angelſächſiſche Sprache zwar auch hat, aber nur in der Bedeutung von Palaſt. Das nordiſche bedeutet beides, doch kommt es am häufigſten in der Bedeutung von Tempel vor, wiewol auch die Bedeutung von Palaſt oder große Wohnung ſich nachweiſen läßt [61]). Bei hof, wenn es im Altnordiſchen oder Isländiſchen in Beziehung auf den Götterdienſt vorkommt, ſind die Ausleger einig, und übertragen es durch templum; aber haurgr, hörgr übertragen Verſchiedene verſchieden. Die Islands-Landnámabok [62]) erzählt von Audur der Tiefreichen: Sie hatte ihre Gebetehaltung (baenalld) auf Krosshólar (Kreuzeshügeln), dort ließ ſie Kreuze errichten, denn ſie war getauft und gutgläubig, dort hatten ihre Blutsfreunde hernach [63]) großen Glauben an die Hügel (hólar), da wurden dort haurg gemacht, als die Opfer zunahmen; ſie glaubten an das, daß ſie in die Hügel (hólar) ſtürben [64]), und dahin ward Thordr Gellir hineingeführt [65]), bevor er Mannwürdigung (Ehrenſtellen) nahm, wie in ſeiner Saga (Geſchichte) geſagt wird. Die Stelle: war thar thá gor haurg, er blót tóko til, gibt Johannes

57) Bei den Wenden läßt ſich der Einfluß, welchen das Chriſtenthum auf ihr ſpäteres Heidenthum, welches ſie nach ihren Abfällen von dem Chriſtenthume hatten, ausübte, unwiderleglich nachweiſen; ſ. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. 28. Th. S. 111 und 3. Sect. 4. Th. S. 117. 58) Hist. Eccl. II, 13. 59) Das Reiten zu den Heiligthümern galt alſo als für dieſelbe entehrend, weil es gegen die Demuth verſtieß. Auch mußte man die Waffen, ehe man ſich ihnen näherte, ablegen, wie man aus dem heiligen Frieden ſchließen muß. 60) Coiſi war wol nicht ohne Zagen an die Entweihung der Heiligthümer gegangen, und freute ſich nun, als er ſie geübt, daß ihn die Rache der Götter nicht traf.

61) Die Wohnung des Rieſen Hymir in der Hymis-quida wird Str. 33 (S. 140) *hof*, palatium, und Str. 10 und 34 (S. 125 und 140) *salr*, domus, aula genannt. 62) 2. Th. Cap. 16. Ausgabe von 1774. S. 110. 63) Man ſieht hier wieder, welchen Einfluß das Chriſtenthum auf das Heidenthum übte, wo Audur, die gläubige Chriſtin, auf den Hügeln Kreuze errichten laſſen und dem Gebete obgelegen hatte; dieſe Hügel hielten ihre heidniſchen Blutsverwandten nachher beſonders heilig, nur machten ſie aus den Bethügeln Opferhügel. 64) Durch den Tod in die Hügel verſetzt würden. 65) (in ecstasi supernaturali) ſetzt die lateiniſche Überſetzung des Johannes Finnäus S. 110 dazu.

Finnäus durch: ibique arae idolorum, idololatria invalescente, exstruebantur, und im Index p. 490 dazu ſagt er: *Hörgr*, m. lararium, delubrum, 110, *Kristink* Sverris: „*Ef* madr hledr hús, *oc kallar hörg*, i. e. si quis domum exstruit, et lararium vocat (i. e. diis consecrat); 2) *hörgr*, lar, idolum, simulacrum, Fridthiofs S.: *hun raud hörgin*, unxit idolum.“ Das Röthen des Hörgs, welches ſich zwar nicht in der Fridthiofs-Saga, wenigſtens nicht in den beiden Bearbeitungen derſelben, in den Fornaldar-Sögur Nordrlanda 2. Bd. S. 65—106 und 488—503, von welchen die erſtere auch bei *Björner*, Nordiska Kämpedater ſteht, findet, kommt jedoch anderwärts öfters vor. So z. B. in der Hervarar Saga ok Heidreks konúngs[66]), wo von dem Disablót gehandelt wird, heißt es: er hun raud hörgin, als ſie (Alfhildur) den Hörg röthete. In den Hyndlulioth Str. 11 (S. 320) wird Freya redend eingeführt: Haurg han mer gerthi hladinn steinum, er (Ottar) machte mir einen Haurg von Steinen gebaut, nun iſt das Geſtein (griót) zu Glaſe[67]) geworden; raud han i nyiu nauta blothi, er röthete (es) in neuem Rinderblute; immer glaubte Ottar an die Asyniur (Göttinnen). Wenn wir die beiden Zeiträume des nordiſchen Heidenthums, nämlich den, in welchem noch das unvermiſchte Heidenthum war, und den, in welchem durch den Einfluß der neuen Lehre der Tempeldienſt mehr Wichtigkeit gewonnen und die Altäre (stallar) in dem Hof angebracht waren, nicht unterſcheiden, ſo können wir durch den Umſtand, daß der Haurgr mit Opferblut beſtrichen ward, keinen Unterſchied zwiſchen dem Haurgr und dem Hof begründen; denn Snorri Sturluſon[68]) ſagt in Beziehung auf die Opferfeſte: mit dem hlaut (Opferblute) ſollte man röthen die stallar[69]) alle zuſammen, auch ſo die Wände des Hof's (Tempels) außen und innen, auch ſo das Opferblut auf die Menſchen[70]) ſprengen. Ein Unterſchied zwiſchen den Haurgar und den Hof's wird jedoch dadurch gemacht, daß jene aus Stein und dieſe aus Holz beſtanden; denn in der großen Olafs Saga Trygwasonar kommt mehrmals vor[71]): at brennen hof ok brióta haurga, die Tempel verbrennen und die Haurgar zerbrechen (niederreißen, zerſtören). Auch bedeutet in einem alten isländiſchen, noch jetzt gebräuchlichen, Sprüchworte haurgr eine Klippe, einen Felſen. Doch heißt es in den Grimnis-mál Str. 15 (S. 47) von Niörd: há-timbrothom haurgi raedr, über einen hoch-gezimmerten Haurg herrſcht er (hat er, d. h. iſt ihm geweiht). Weil anderwärts die Haurgar als aus Stein beſtehend erſcheinen, nimmt man hier timbra blos in der Bedeutung von bauen, und meint, an ein Zimmerwerk ſei dabei nicht zu denken. Aber aller Wahrſcheinlichkeit nach hatte, wenn wir erwägen, daß in der angelſächſiſchen Überſetzung fanum durch hearg gegeben wird, haurgr auch im Nordiſchen eine weitere Bedeutung, und begriff, wenn kein Hof daneben genannt wird, zugleich dieſes mit, und ſo konnte der Dichter den Haurg hochgezimmert nennen, ungeachtet der eigentliche haurgr oder der haurgr in engerer Bedeutung von Stein, und das Hof, daneben, ein hölzernes Gebäude war. Ein bedeutungsvoller Unterſchied in Beziehung auf die größere Wichtigkeit, welche die haurgar vor den hof's in dem erſten Zeitraume des Heidenthums hatten, iſt dieſer, daß die Gottheiten bildlich haurgar[72]) genannt, durch hof hingegen nicht bezeichnet werden, wiewol hof neben haurgar vorkommen. In den Wafthrudnismál St. 38 (S. 22) heißt es von Niörd: hofom oc haurgom hann raedr hunn-mörgem, über hundert- (d. h. ſehr viel) Hof's und Haurgar herrſcht er. Der Verfaſſer der lateiniſchen Überſetzung in dem erſten Theile der großen Ausgabe der Edda Sämundar S. 22, welcher die zwei Zeiträume des nordiſchen Heidenthums nicht zu unterſcheiden wußte, überſetzt: templa et Deorum simulacra is regit plurima, und es bleibt unverſtändlich, wie Niörd ſehr viele Bilder der Götter zu regieren habe. Der Sinn aber iſt: ihm ſind ſehr viele Hof und Haurgar geweiht. Der weiſſagende Vogel in der Helga-Quida Haddingia-Skata Str. 4. S. 29 ſagt: Hof mun ek kiósa haurga marga, welches die Gebrüder Grimm[73]) geben: „Einen Haf' thu' ich wählen, Altäre (Bilder) manche,“ und die lateiniſche Überſetzung: fanum ego eligam, delubra multa. Da hof ſächlich iſt, ſo kann hof auch die Mehrzahl bedeuten. Doch war wol nicht bei jedem haurg ein Hof gebaut. Das Nebeneinander-Vorkommen[74]) der Hof's und Haurgar iſt nach dem, was wir bereits angeführt haben, ſo zu erklären. In dem erſten Zeitraume des nordiſchen Heidenthums, wo dieſes mit dem Götterdienſte der übrigen Germanen übereinſtimmte, wurde der Opferdienſt unter freiem Himmel ausgeübt, und die Opferaltäre (in der früheſten Zeit natürliche Felſen)

66) Cap. 1 in den Fornaldar Sögur Nordrlanda. 1. Bd. S. 413. 67) Entweder durch Politur, oder es wird bildlich geſagt, das Geſtein ſei zu Glaſe geworden, d. h. ſo koſtbar wie Glas durch das häufige Opferblut, mit dem es beſtrichen worden. 68) Bei F. Wachter. 2. Bd. S. 39. 69) Geſtelle, Altäre und Stühle der Götzenbilder. 70) Dieſes thaten die Heiden des zweiten Zeitraums aller Wahrſcheinlichkeit nach in Nachahmung der Chriſten, welche Weihwaſſer an die Menſchen ſprengten. 71) ſ. die Nachweiſungen im Huta-Regiſter und im Orda-Regiſter zu den Fornmanna-Sögur. 12. Bd. S. 386. 418.

72) So werden im Hrafna-galdr Othins Str. 20. S. 225 die Göttinnen durch haurgar dichteriſch bezeichnet, und dann ſpäter brauchte man haurgar auch für wirkliche Götzenbilder. So ſagt Biörn Haldorſon (Lex. Isl.-Lat.-Dan. Vol. 1. p. 386): *Hörgar* m. pl. arae idolorum, lararium, Afgudernes Altere. 2) lares, idola, Husguder Afgudsbilleder. 73) Lieder der alten Edda. 1. Bd. S. 29. 74) Nach den Stellen der ältern Lieder faſſen auch manche Verfaſſer der Sögur die Sache auf. So z. B. heißt es in der Örwar-Odds-Saga Cap. 29 (in den Fornaldar-Sögur Nordrlanda. 2. Bd. S. 287): Hja borginns stódhu hof ok hörgar, bei der Feſtung ſtanden Hof und Haurgar, und Oddr ließ Feuer hinwerfen und alles verbrennen. Je entfernter man jedoch dem Heidenthume war, je mehr beſeitigten die Schriftſteller die ihnen immer unverſtändlicher werdenden haurgr neben den Hof's. Daher hat die ſpätere Bearbeitung derſelben Saga (Cap. 40. S. 555) die Stelle der ältern gegeben durch: ſie ſahen da, daß dort alles voll von blótskap (Opferſchaft, Götzendienſt) bei der Feſtung war. Oddr ließ da verbrennen öll hofin (die Tempel alle, oder die ganzen Tempel) und allan blótskap (alle Opferſchaft, den ganzen Götzendienſt).

und der Opferplatz mit dem Steinkranze oder der ſteinernen Ummarkung hießen haurgr, und das Gebäude daneben, welches zur Aufbewahrung der Opfergeräthe und der Schätze diente, hof. In dem zweiten Zeitraume, wo durch den Einfluß der neuen Lehre der Tempeldienſt größere Wichtigkeit als der Götterdienſt unter freiem Himmel gewann, zog ſich der Opferdienſt größtentheils in den Hof, wo nun stallar, welche ſtatt der unter freiem Himmel befindlich geweſenen haurgar dienten, aufgeſtellt waren und mit Opferblute beſtrichen wurden. Zu beſtimmen, wie das, was Tacitus durch templum und die Andern durch fanum ausgedrückt, in der Sprache des Götterdienſtes der Teutſchen in eigentlicher oder engerer Bedeutung geheißen, ſind die größten Sprachforſcher in Verlegenheit. Jac. Grimm[75]) ſagt: „Vielleicht galt eigentlich für gebaute Tempel der Ausdruck *alah;* ſie mögen daneben, wie in der nordiſchen Sprache, *hof*[76]) (aula), *halla* (templum), Hymn. 24, 4; *rakud* (domus), Hêl. 114, 17. 130, 20. 144, 4. 155, 20; *gotahûs*, *pëtapûr* (delubrum), Diut. 1, 195a oder pëtahus geheißen haben. Noch die ſpätern Dichter brauchen betehûs gern von den Heidentempeln. Barl. 338, 40. *bedehûs*, Maerl. 1, 326 im Gegenſatze zu der chriſtlichen Kirche; einige Schriftſteller ſind minder bedenklich, und N. Cap. 17 überträgt chilechon das lat. fanis, wie etwa Biſchof von heidniſchen Prieſtern geſagt wird. Sehr früh behielt man auch Tempel bei, Diut. I, 195a *tempel* Is. 395." So Jac. Grimm. Pêtahus und pëtapûr war es aber ſchwerlich, denn dieſes gibt ſich zu deutlich als Überſetzung von oratorium kund. Daß die teutſchen Dichter des Mittelalters, wenn ſie von heidniſchen Tempeln reden, betehûs brauchen, iſt leicht erklärlich, weil ſie kein anderes Wort hatten, indem ſie kirche noch weniger brauchbar finden konnten. Gotahûs, Haus der Götter, d. h. den Göttern gehöriges Haus, könnte der Ausdruck noch eher geweſen ſein. Wenn wir aber in dem Ind. superst. et pag. finden de casulis, i. e. fanis, und erwägen, daß wir bei Überſetzung des Lateins des Mittelalters ſehr oft durch die romaniſchen Sprachen Aushilfe erhalten, und finden, daß, während casa im claſſiſchen Latein Hütte bedeutet, im Italieniſchen und Spaniſchen die Bedeutung von Haus hat, ſo dürfte das casulae in dem genannten Ind. am beſten zu übertragen durch Häuslein und anzunehmen ſein, daß theils, weil die Gebäude zur Aufbewahrung der heiligen Geräthe und des Goldes und Silbers, da der Opferdienſt unter freiem Himmel ſtatthatte, nicht groß zu ſein brauchten, theils das Diminutiv nicht allein der Kleinheit, ſondern beſonders der Verächtlichkeit wegen von dem chriſtlichen Verfaſſer gebraucht wird. Es läßt ſich daher ſchließen, daß, ſowie Hof bei den Nordmannen, einmal Palaſt, Wohnung, und zweitens Tempel bedeutete, es auch mit Hûs im Teutſchen geweſen iſt, und es für das heilige Gebäude am Opferplatze ſchlechthin gebraucht ward, wenn aus dem Zuſammenhange erhellte, daß kein Wohngebäude darunter verſtanden ward. Bei beſondern Fällen ward es dann durch einen Zuſatz bezeichnet. So mag z. B., was Tacitus durch templum Tanfanae gibt, im Teutſchen das Haus der Tanfana, oder das Haus Tanfana, und das, was die fränkiſchen Annalen durch fanum Irminsul geben, das Haus der Irminſul, das Haus zur Irminſul oder auch kurz das Haus Irminſul geheißen haben, da auch der Ort ſo hieß, wo es ſtand. Im Annalium Petavianorum Pars secunda wird geſagt zum Jahre 772: Domnus rex Karolus perrexit in Saxoniam, et conquisivit Erisburgo, et pervenit ad locum, qui dicitur Ermensul, et succendit ea loca. Hier heißt alſo auch der Ort, wo die Irminſul und ihr Haus ſtand, Irminſul, und wir können daher aus dem letzten Theile der Stelle des Tacitus, von welcher wir ausgegangen ſind: lucos ac nemora consecrant, Deorumque nominibus appellant secretum illud, quod sola reverentia vident, ſchließen, daß die Teutſchen kein beſonderes Wort, um heiliges Gebäude auszudrücken, brauchten, ſondern daß es ſogleich klar war, daß ein ſolches gemeint wurde, wenn man den Ort angab, wo es ſtand.

(*Ferdinand Wachter.*)

FANZAGO (Francesco), ein Abt aus Padua, ſchrieb Orazione delle Lodi di *Giuseppe Tartini*, recitata nella chiesa de RR. PP. Serviti in Padova li 31. di Marzo l'anno 1770. Con varie note illustrata e con un breve Compendio della Vita del Medesimo. (Padova 1770.) nella stamperia *Conzatti.* 48 Quartſeiten. Mit dem Bilde Tartini's. Dann Orazione ne' funerali del R. P. *Francesco Antonio Valotti*, recitata nella Chiesa del Santo in Padova. 1780. 4. (*G. W. Fink.*)

FAOUET (Le), Cantonshauptort im Bezirk Pontivy des Departements Morbihan, 3000 Einwohner, an der Elle oder Iſolle, altes Schloß, merkwürdige Felſenkapelle zur heiligen Barbara, zwei Papiermühlen. (*Daniel.*)

FAQUIER, eine Grafſchaft im Staate Virginia, ſüdlich von der Grafſchaft London und weſtlich von der Grafſchaft Prince William, mit den blauen Bergen im Weſten, iſt etwa 11—12 Meilen lang und 4 Meilen breit. (*Eiselen.*)

FAR, Var, Vor, Vore, lat. Vara[1]) (Rechtswort), iſt 1) in ſeinen vielfachen Bedeutungen, von welchen eine aus der andern entſpringt, 2) in ſeinen ſpeciellen An-

75) Teutſche Mythologie S. 56.

76) „Das Aſyl, welches Tempel in ihrem Umkreiſe gewähren," bemerkt Jac. Grimm S. 56 in der Anmerkung dazu, „hieß aht. *frithof*, altſ. fridhob, Hêl. 151, 2, 9, mht. vrône vrîthof, Nib. 1795, 2, nicht friedhof, vgl. goth. *freidjan*, altſ. *fridon* (parcere). Daß die Beſtimmungen der altteutſchen Freiſtätten noch größtentheils heidniſch ſind, iſt Rechts-Alth. S. 886—892 unterſucht."

1) Verſchieden von dieſem Vara (Gefährde) iſt das langobardiſche Fara, Generation oder Geſchlechtslinie. *Paulus Diaconus* Lib. II. C. 9 (ap. *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. T. I. P. I. p. 429): Qui Gisulfus non prius se regimen civitatis (Forojulianae) et populi suscepturum edixit, nisi ei quas ipse eligere voluisset Langobardorum *Faras*, hoc est generatione, vel lineas tribueret. *Rotharis* Leges L. 177: Si quis liber homo migrare voluerit aliquo, potestatem habeat intra dominium regni nostri cum *fara* sua migrare, quo voluerit; sic tamen, si a Rege ei data fuerit licentia. Dieſes Wort *fara* iſt beſonders wichtig zur Erklärung des Namens Faramund (Schirmer der Geſchlechter), der an die Spitze der fränkiſchen Könige geſtellt wird; ſ. den Artikel Faramund.

wendungen in der Rechts- und Gerichtsſprache zu betrachten. 1) Far bedeutet Auflauren, beſonders hinterliſtiges Beſtreben, und die ſowol activen, als paſſiven Folgen, welche daraus entſtehen. Ein bloßes Beſtreben wird durch far in der Stelle des Lanzelot 5678 ausgedrückt: Man möhte dort gesehen hân manege pavelûne guot von pfelle und manege hûte guot, wan dâ rîche künege wâren und fürsten in den vâren (in dem Beſtreben), daz si grôzes schalles pflâgen [2]). Im Nibelungenliede heißt es Z. 418:

Do sprach der chunich riche: „du maht wol haben war:
nu sich, wie degentliche er stret in strites var,
Er und' di sinen degene, de vil chûne man;
Wir sulen im engegene hin nider zuo dem rechen gan.“

Wenn man hier var durch Gefahr [3]), Gefährde, erklären will, ſo hat es keinen guten Sinn, denn er (Siegfried) ſteht nicht in Gefahr, weil kein Streit ihm droht, ſondern er hat ſich, im Falle man ihm feindlich begegnen ſollte, zum Kampfe bereit gemacht. Er ſteht in Streites Erwartung, oder im Beſtreben nach Streite. Will man ja var durch Gefährde übertragen, ſo muß man die Gefahr nicht ſo nehmen, als wenn ſie Siegfrieden drohte, ſondern der König Günther will ſagen: Er stet uns in strites var, d. h. droht uns Streitesgefahr, oder hat die Abſicht, uns durch Streit zu gefährden. So wie es im Nibelungenliede Z. 8628 heißt:

Do sprach der chûne Volcher: „wir sin et aber hie;
i ne gesach nie uf vehten helde gerner chomen,
die daz golt des chûniges uns ze vare hant genomen.“

Otfrid. III, 22, 19: Thie Judeon 'nan bistuantun, ni westun waz si fuarun, sprahun zi imo in farun (ſprach zu ihm mit Hinterliſt), so sie giwon warun und derſ. III, 17, 13: Sie thara tho in farun (mit Argliſt), so sie ubilwillig warun, eina huarrun brahtun, so sio in abuh thahtan. Derſ. II, 11, 122: Ni firliaz sih Christus in wara in thero liuto fara, nicht überließ ſich Chriſtus in Wahrheit in die Nachſtellung dieſer Leute. Da Nachſtellung Gefahr brachte, ſo erhielt fara auch die Bedeutung von Gefahr, und man kann die Stelle auch umſchreiben, Chriſtus ließ ſich nicht in die Gefahr ein, die ihm dieſe ihm nachſtellenden Leute brachten. *Otfrid* III, 14, 209: Faretun thes ferahes sine fianta innan thes, ſtellten dem Leben nach (ſtanden nach ſeinem Leben). Zu Psalm. LIII, 5: *Et fortes quaesierunt animam meam*, Unde starche suohten mina sela, macht Notker die Bemerkung: Saul unde sine ministri (dienistman) fareton mines libes. *Otfrid* V, 3, 8. Thaz fiant io zi ware min wergin ni gifare, daß Feind ja in Wahrheit mir irgend nicht durch Nachſtellung Gefahr bringe, oder durch Nachſtellung ſchade. Zu Psalm. XVII, 19. *Et factus est dominus protector* (*firmamentum*) *meus*, Unde ward Got min scherm, ſetzt Notker erklärend hinzu: Wanda min mennisco fareta, denn mir ſtellte Menſch (man) nach, oder verfolgte mich. Zu Psalm. CIII: *In ipsa* (nocte) *pertransibunt omnes bestiae silvae.* In dero naht farent uz in iro weida alliu waldtier bemerkt Notker: alliu daemonia (tiufel slahta) daz siu Petro unde anderen fidelibus (Christianen), fareen, d. h. nachſtellen, oder ſie verfolgen. Zu Psalm. XXXVIII, 2: *Posui ori meo custodiam, cum consisteret peccator adversum me.* So mir der sundigo widere was, so huota ih minis mundes, fügt Notker hinzu: So ih wissa daz er minero worto *fare* [4]) was, so swigeta ih, ſo ich wußte, daß er meiner Worte Nachſteller oder Auflaurer war, ſo ſchwieg ich. Otfrid (IV, 15, 82) ſagt: Zalta in ouch wara (zählte ihnen auch wahr, ſagte ihnen auch voraus) worolt liuto fara (der Weltleute Verfolgungen, die Verfolgungen, die ihnen die Weltleute bringen würden) arabeiti manogo, thio in tho warun garawo (bereitet). Da ferner die Tentatio oder Verſuchung durch den böſen Geiſt in hinterliſtiger Abſicht geſchieht, um den Verſuchten ins Verderben zu ſtürzen, ſo wird auch fara für Verſuchung gebraucht. So ſagt Otfried (II, 21, 74) in der Umſchreibung des Vaterunſers: Ni firlaze unsih thin wara (nicht Verlaſſung deine Bewahrung) in thes widarwerten fara (in des Gegners Verſuchung), thaz wir ni missi gangen, thara ana ni gifallen. *Otfrid* II, 4, 90: Tho sleih ther farari (tentator, Verſucher) irfindan wer er wari. Derſ. III, 17, 42: Sie sprachun thaz in waru bi einern faru (aus einer hinterliſtigen Nachſtellung). Si wolten thar gifnagen, thaz sie nan mohtin ruagen. *Notker*, Psalm. XXX, 5: *Educes me de laqueo* (*muscipula*) *hoc quem absconderunt mihi:* Du bringest mih uzer dien faron, die sie mir tougeno taten. Derſ. Ps. XXXIV, 4: *Confundantur et reverantur quaerentes animam meam.* Scameg werden die, unde irfurhten sih, die minero selo fare sint. Die Gloss. Mons. haben p. 402: Seditiones, fara odo ungareh. Im Altnordiſchen bedeutet fâr, Gefahr, Untergang, Verderben ꝛc. [5]).

---

2) Vergl. Lachmann, Zu den Nibelungen und der Klage. S. 21. 3) K. Fr. L. Arndt, Gloſſar zum Urtexte des Liedes der Nibelungen. S. 55: „Var, n., Gefahr, Gefährde 418. 8628. (Bei Otfrid fara, Engl. fear.)“

4) Vergl. das gothiſche ferja, Auflaurer, Aufpaſſer, *ἐγκάθετος*, Lucas 20, 20 — — *ἀπέστειλαν ἐγκαθέτους*, — — insandidedun ferjans thans us u. ſ. w., und ſendeten ſolche Laurer aus, die ſich ſtellen ſollten, als ſeien ſie gerecht, auf daß ſie ihn in der Rede fingen. 5) *Finn Magnusen*, Specimen Glossarii zum 2. Thle. der groſſen Ausgabe der Edda Sämundar: „Fâr. n. periculum S. II, 7. Pestis B. 1, 8. Pernicies O. 8. Animi exulceratio ib. 10. In Edda prosaica, inter appellationes animi et ejus motuum *furorem* l. *iram* denotare videtur. Dan. *Fare*, Germ. *Gefahr*, Finn. *Waara*. Cognata forte sunt, Angl. *Fear*, metus, (*to*) *fear*, metuere. Cfr. isl. *fárliga*, periculose, vehementer, AS. *faerlice*, subito etc.“ Mit dem engliſchen fear (Furcht) vergleiche das niederſächſiſche: „Dat is Faar un Have, das ſchwebt, bemerkt Tiling, Verſ. eines bremiſch-niederſächſiſchen Wörterbuchs. 2. Th. S. 606, zwiſchen Furcht und Hoffnung; das ſteht noch dahin; das gehoffte Glück iſt noch zweifelhaft. Vielleicht heißt Have hier ſoviel als Hoffnung, gleichwie Faar unſtreitig Gefahr bedeutet; oder noch bequemer iſt *Have*, Hafen, portus; daß alſo Faar un Have den Zuſtand eines Schiffes andeutet, welches zwar vor dem Hafen, aber noch nicht aller Gefahr entgangen iſt.“ So Tiling. Doch iſt, mit Hilfe des engliſchen fear (Furcht), Dat is Faar un Have am beſten zu übertragen: das iſt Furcht und Hoffnung, und veranſchaulicht, wie Faar, Gefahr, auch die Bedeutung von Furcht erhielt.

In den Skaldskaparmál 74 (S. 907) wird bemerkt: Fâr er reithi, far er skip, fâr iſt Zorn, Feindſchaft, feindliche Geſinnung, far iſt Schiff. Fara (at fara) bedeutet verderben[6]). Unausgemacht iſt, ob fara, reiſen, gehen, und fara, verderben, ein Wort von derſelben Wurzel iſt, und nur verſchiedene Bedeutungen hat. Dem far, Fahrzeug, und fâr, Verderben, nach zu ſchließen, hätten ſie verſchiedene Wurzeln, weil letzteres anders betont wird. Aber dies kann auch blos darum geſchehen, weil es eine andere Bedeutung hat, ähnlich wie im Altnordiſchen Blut blód, und Blutopfer blót bedeutet, und letzteres alſo zur Unterſcheidung einen andern Conſonanten erhalten hat. Das hochteutſche fara (*Otfrid* III, 8, 16) fretum, vadum, und ferd, expeditio, ferti, via, occasio, und *faren*[7]) ire, proficisci können mit fara, insidiae und faren, insidiari, persequi auch eine und dieſelbe Wurzel haben, und die letzteren Bedeutungen ſind entſtanden[8]), indem man etwas hinzudachte[9]). So heißt z. B. in der Volksſprache er geht nach etwas bildlich, er trachtet ihm nach, z. B. er geht nach einem Haſen, d. h. er geht aus, um ihn zu erlegen. So z. B. wenn Otfrid (IV, 17, 5) in Beziehung des Angriffes des Petrus auf Malchus ſagt: Ih weiz er thes ouh farta, thes houbites ranita, ſo läßt es ſich am beſten geben durch: Ich weiß, er ging auch darauf aus, er zielte nach dem Haupte. Faren, hinterliſtig nachſtellen, hat alſo dieſe Bedeutung dadurch erhalten, daß man es brauchte, um: „nach etwas ausgehen" auszudrücken. Aus dem Zuſammenhang erhellte, ob es offen oder heimlich geſchah. Weil die Fara (die hinterliſtige Nachſtellung oder überhaupt das Ausgehen nach etwas) dem, gegen den ſie gerichtet war, Gefahr brachte, erhielt fara die Bedeutung von Gefährde, Gefährlichkeit und Gefahr[10]). Wir betrachten nach dieſen Vorbemerkungen

II) Far[11]) in ſeinen ſpeciellen Anwendungen als

6) *Gundmundus Magnaeus*, Specimen Glossarii zum 1. Thle. der großen Ausg. der Edda Sämundar S. 481: *Farinn, — in — it.* 1) profectus, digressus. 2) perditus, amissus, consumtus, absumtus, confectus: *verdr thá thinn fiörvi um farit Aeg.* L. LVIII, 6. *their letu hans fiörvi farit Sol.* XXII, 6. In quibus locis τὸ *farit* est neutr. Particip. Passiv. vel si mavis Supinum, verbi *at fara*, hoc sensu: *Menn — thá er* miök hausthu húngri farit *haurund.* Sol. LXXI, 1. 2. 3. hic *farit* absolute positum est, non cum verbis auxiliaribus, *láta* et *verda*, ut in locis modo praecedentibus. Mit dem nordiſchen *fara*, verderben, vergleiche das althochteutſche Zifaran (zerfahren), deficere, perire, dissolvi (ſ. die Nachweiſungen bei *Jo. Georg. Wachter*, Glossar. Germ. col. 416). 7) ſ. die Nachweiſungen bei *Schilter*, Glossarium Teutonicum. p. 284. 285. 8) Joh. Georg Wachter (Glossar. Germ. col. 416) hat folgende Ableitung: *Faren* timere, metuere, *sich befahren* in metu esse, *sich verfaeren* expavescere. Similiter est Lat. *vereri*. Angli inde habent *fear*, metus, Galli *peur* (welches jedoch wahrſcheinlich aus dem lateiniſchen pavor gebildet iſt). *Faren*, terrere, facere ut metuat. Verbum facessens ex praecedenti, quod Anglosax. effertur *faeran*, *afaeran*, Francis *ferron*, *irferron*, Anglis *to fear*. Gloss. Lips. *irferron sal*, obstupefacies. Hinc attonitus, perterritus, obstupefactus. Francis dicitur *ervirrit*, Anglis *afraid*, Germanis *verfaert*. *Epinic.* R. Lud. (bei Ferd. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bds. I. Abth. S. 5) *kuning was irvirrit*, rex erat attonitus. Ex eodem fonte est *far*, *gefar*, periculum, quia terret, et ab illo reliqui verbi *faren* significatus. *Faren*, insidiari. *Notkerus* Psal. X, 8. *er varet daz er den armen erzucche*, insidiatur, ut pauperem rapiat etc. Omnino a *far* periculum. Quid enim est insidiari, nisi periculum struere? A *faren* rursus fit *fara*, fraus, dolus, insidiae etc. Et huc spectat ex hodierno sermone *gefaerde*, dolus, insidiae. Nota formula: *getreulich und one gefaerde*, fideliter et absque dolo. *Faren*, tentare, periclitari, periculum intertendere. Idem quod insidiari et ex eodem fonte. Quid enim est tentatio, nisi periculi ostensio, et necessitas ex duobus malis alterum eligendi? etc. Col. 413: *Far*, *faerde*, periculum, Svecis *fara*, Belgis *vaer*, *vaar*. Proprie est terriculum, derivaturque a *faren* terrere, et dicitur de periculo, quia terret. Similiter Graecis δεῖμα metum et periculum notat. *Stadenio*, qui in hac voce explicanda inconstans est, et derivationem ejus modo a *faren* proficisci, quia itinera saepe sunt periculosa, modo a *faren* tentare, quia pericula sunt malevolorum nocendi tentamina, instituit, assentiri non possum. Hodie utimur composito *gefar*. Utitur tamen simplici Luth. Sir. XXXIV, 13, et derivato *faehrlichkeit* 2 Cor. XI, 26. Wie Joh. Georg Wachter leitet auch Tiling (Verſuch eines bremiſch-niederſächſiſchen Wörterbuchs. 1. Th. S. 345) *Vare*, Gefahr, ab, und bemerkt: „Jetzt wird es kaum noch bei uns gehört. Man findet es in der Eendracht oder Stat. r.," und S. 348 bemerkt er: „*Vervären*, ſchrecken, Holl. *vervaeren*, ſ. Vare in der erſten Bedeutung (nämlich in der von Gefahr). R. (*Richey*, Idioticon Hamburgense) ſchreibt es *verfeeren*. Sik vervären, in Schrecken gerathen," und 5. Bd. S. 366: „*Bevaren*, befürchten, beſorgen. Wir ſagen ſowol: ik bevare, oder ik bevare mi, als ik bin bevaret. He bevarede sik niks boeses, er beſorgte nichts Arges, er hielt ſich vor aller Gefahr ſicher." In einem Receß der in Bremen verſammelten Hanſeſtädte vom J. 1476: „So en sal men de Sudersesschen (den holländiſchen Städten an der Süderſee) wanner en des van nolden is, unde vor ere Viande bevärt syn, neyn Bussenkrund (Büchſenkraut, Schießpulver) unde andere Resschup weygern to lenen."

9) Oder rückſichtlich auch wirklich hinzufügte. So z. B. iſt in den frieſiſchen Geſetzen *Ham-fare* und *Huus-fare* die Gewaltthätigkeit, die Einem in ſeinem Hauſe widerfährt. Von Ham, Huus, Heimath, Wohnung, Haus. Sonſt auch Hamsekene, Hemsekinga und Hamsoka, hochteutſch Heimſuchung; ſ. von Wicht bei dem Oſtfr. Landr. 1. Bd. Cap. 95. Anm. h. Vergl. Tiling a. a. O. 1. Bd. S. 344—348. 10) Far, var, vara in der ältern Form. Letztere beſonders im Lateiniſchen. So in einer Urkunde vom Jahre 1306 bei *Grasshof*, Antiq. Muhlhus. p. 222: securitatem ducatus pro omnibus mihi obedire volentibus do, porrigo et confero in his scriptis sic quod — — Dominum meum adire ad octo dies secum stare et ad propria remeare potuerint, penitus abs *vara*. Auch kommt die Form Faer vor. So z. B. heißt es in dem Liede von der ſoeſtiſchen Fehde (bei *Emminghaus*, Memorabilia Susatensia p. 629):

Dey Stadt Werle des ovell genss;
Uth dem Heer worden etlike geschycket,
Dey dey Stat mit Fur-Pilen hebben angestecket,
Hundert und vertich Huse verbrant alldar,
Des was dar Jammer und *Vaer*.

11) *Haltaus*, Glossarium Germanicum medii aevi Col. 435 und nach ihm Tiling a. a. O. 1. Bd. S. 345 nehmen an: Nach einer weicheren Ausſprache habe man Vale, Vala ſtatt Vare geſagt, woraus endlich Felonia geworden. Auch das ſchwäbiſche Lehnrecht definirt Cap. 155 bei *Schilter*, Cod. Juris Alemannic. Feudalis p. 213. 214) Felonie auf dieſe Weiſe: Was der Man mit dem Lehn tut gen dem Herrn, das Geverde heisset, damit hat der Man das Lehn verworckt gen sinem Herrn. Haltaus bezieht ſich auf Schilter (Commentarius ad Jus Feudale Alemannicum. Cap. 90. §. 4. p. 362. 363), welcher ſagt: Quid porro *enphallen* vel *empfallen*? Est verbum antiquum, nec posteris satis cognitum. *Fala* Priscis fraudem, insidias significavit. *Otfr.* ad Ludov. I. R. Germ. v. 60:

Rechtswort, und zwar in vierfacher Beziehung. 1) Für Gefährde und Hinterliſt in Contracten und Verträgen, als Clauſel, daß der Vertrag ohne Argliſt geſchloſſen werde, oder daß die darin zugeſtandene Bewilligung nicht zum Nachtheile deſſen, der ſie gegeben, gebraucht werden ſolle. So Biſchof Otto von Würzburg in einer Urkunde [12]) vom J. 1342: Statuendo quoque irrefragabiliter ordinamus, quod quilibet missarius hujusmodi residentiam, ibidem in Gelwingen continuam absque *vara* seu *fraude* faciat personalem, quodque una cum rectore seu plebano dicto parochialis Ecclesiae meae processum in diebus dominicis celebribus et festivis, in vigiliis quoque suis, divinorum officiis tam diurnis, quam nocturnis, nec non generalibus processionibus debitis et consuetis, nisi legitima et rationabili causa fuerit praepeditus intersit, indutus suppellicio clericali legendo et cantando debite una secum, ut divina officia ibidem eo devotius, solemnius et decentius celebrentur. 2) Heißt Var oder Vare die Caution oder Gewährleiſtung, die ſowol der Beklagte, als der Kläger ſtellen mußte. Daher der Var-eed, Eid für Gefährde, Zeugeneid, ein Eid, daß einer keine falſche Sache habe, Juramentum de Vara seu calumnia. Ferner wurde Fare bei Beſtimmungen über Eidesleiſtungen auf folgende Weiſe gebraucht. Nach zwei Urkunden [13]), welche der Erzbiſchof Hardewig von Bremen ausgeſtellt hat, überläßt er einigen Neuanbauenden gewiſſe moraſtige Gegenden, daß ſie ſolche in Cultur bringen, und nachmals jure Hollandrico beſitzen ſollen. Er beſchreibt darin ihre nachmaligen Abgaben, und wie es in Betreff der Rechte und Jurisdiction über ſie gehalten werden ſoll, unter andern ſo: Juramentum ante judicem secularem *sine insidiis verborum quod vulgo* dicitur *Vare* facient, si quis inciderit in sententiam capitalem secundum legem terrae judicabitur. In dem alten Geſetze über die Rechte der hildesheimer Voigte (bei *Grupen*, Antiq. Hanover. p. 236) heißt es: Nemo tenetur pro aliquo mortuo jurare ad *Vare*, und: Quivis burgensium debet alteri civi pro debito sub excommunicatione regali jurare *sub poena*, quae dicitur *Vare*, scilicet pro unscult. Nullus civis debet hospiti jurare *sub poena*, quae dicitur *vare*, hospes autem tenetur civi jurare *sub poena*, quae dicitur *vare*, sub excommunicatione regali. Si quis defectum patitur in quinque sensibus suis, non tenetur jurare sub poena, quae dicitur *vare*. In des Erzbiſchofs Werner von Trier Statuten der Schöppen der Stadt Trier vom J. 1400 (bei *de Hontheim*, Hist. Trevir. T. II. p. 312) wird geſagt: Dass der cläger sich des von erste erklere vur unserem gerichte, zu den heiligen mit sinem *eyde*, und der sall *ane fare* syn. S. 314: Wenn der wirt des huses leucket, und spricht, es sy nit dainne, oder in sinem enthalde, so sall er zu den heiligen schweren vur unserem gerichte, doch ane *fare*, mit uffgelagten vingeren etc. S. 315: Were auch sache, dass eyn Jude eyn Christen zuspreche vor unserem werentlichen (weltlichen) gerichte, des er kundschafft hätte mit brieven order anders, die unversprochen were, und der Christen wulde doch leucken und darvur schweren, so sall er *den Eydt mit fare* dun, so wie unsers gerichts recht steet; hätte aber der Jude keine brieve oder kontschafft, wie vorgeschrieben steet etc. ob yme eyniche eyde zu dun geburten, und vur dem *schwoeren one fare* etc. 3) Bedeutet Far *metonymiſch* die Strafe wegen Liſt oder Betrug und wegen des daraus entſtehenden Schadens, und die Unterſuchung, welche zum Zweck die Ermittelung hatte, ob ein Betrug oder eine Verfälſchung ſtattgehabt hatte. Da dieſe bei dem Münzweſen häufig vorkam, ſo ſpielt auch in den Beſtimmungen über daſſelbe, die Fara eine um ſo größere Rolle, je weniger die Landesherren die Münze ſelbſt verwalten ließen, ſondern ſie verpachteten oder verſchenkten, oder auf eine gewiſſe Anzahl Jahre denjenigen überließen, welche ſich durch Geldzahlungen oder Geldvorſchüſſe ihre Gunſt erworben hatten. So ſagt der Erzbiſchof Gerhard von Mainz in einer Urkunde vom J. 1291 [14]): Nos di-

Joh bimide io zala
thero fianta fala
evites pericula,
hostium insidias.

Carmen triumphale Ludovici II. R. Germ. v. 35 (bei F. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bds. 1. Abth. S. 5):

Sum was luginari
Sum was skachari
Sum was falloses.

Alius mendax erat:
alius latro:
alius insidiator.

Los enim dolum notat, *Glossae veteres.* Falloses, veterator, dolosus defraudator. Itaque *enfalen* vel *enpfalen der manschaft den man* est defraudare vasallum vasallagio suo. Sicut Cap. XLI. *manschaft versprechen*, est denegare receptionem in vasallum: ita *Mannschaft enphalen* est receptum semel vasallagium fraudulenter intercipere, cum aperte refutare domino non liceat, Cap. V. Scilicet ut primus casus vim continet: ita postremus dolum. Caeterum verbum hodie usitatum *entfallen*, quod Neutri Generis dicitur Grammaticis, *excidere* huc non facit. So Schiller. Doch iſt das fala bei Otfrid, bei welchem auch fara vorkommt, wol nicht ein und daſſelbe Wort, und nur weicher ausgeſprechen, wie Haltaus annimmt, ſondern unſer heutiges Falle. In den Gloss. Mons. findet ſich p. 361 laqueum, *val*, p. 326 scandalum, *val*, p. 347 decipula *valla*, p. 392 scandala *valla*, p. 353 muscipulis *vallun*, p. 336 decipula *vallza* (in der Verkleinerungsform). *Notker*, Psalmus XXXIV, 8: Veniat illis laqueus [muscipula] quem ignorat [ignoravit], et captio, quam absconderunt [abscondit] apprehendat eos [eum]: *In chome der stricch, den sie ne wizzen, unde diu falla gefahe sie, die si mir burgen.* Falla und Fara ſind als zwei Wörter von verſchiedener Wurzel, aber ähnlicher Bedeutung zu betrachten.

12) Fundatio atque Confirmatio altaris S. Johannis, Baptistae et Evangelistae, atque S. Catharinae in Capella Gelwingen, cujus Patronus erat Philippus Eberhardus de Eltershoffen bei *Zollmann*, Diplomata Abbatiam Chomburgensem, prope Halam Svevorum sitam, concernentia No. 54 in Menke's Scriptt. Rer. Germ. T. I. col. 430.

13) Bei *Vogt*, Monum. ined. rer. Bremens. P. I. p. 10 et 23. v. Wicht, Oſtfrieſ. Landr. S. 464 und Tiling a. a. O. 1. Th. S. 346. 348.

14) Bei *Gudenus*, Cod. Diplom. T. I. No. 418. p. 884. 885.

gnum ducentes, ut iidem Fideles [15]) nostri pro tanto devotionis [16]) insigniis, beneficentiae nostrae gratiam sentiant versa vice, ut recordari possint, se per merita ad praemia pervenisse, memoratis [17]) — Magistris, Consulibus, et civibus Erfordensibus universis, Monetae Magistratus, Fori civitatis, et in plurali scultetorum officia nostri Oppidi — praedicti, cum emolumento, quod de Judaeis nostris ibidem nobis — — derivari debet, ex nunc, et a festo B. Martini venturi nunc proximo ad annos undecim continuos, de scitu et unanimi consensu nostri Capituli — vice et nomine successorum nostrorum, seu Ecclesiae Maguntinae si nobis humanitus aliquid accideret, habenda et obtinenda concedimus, et locamus cum suis juribus et pertinentiis universis. Ita videlicet, quod Magistri et Consules — — qui p. t. fuerint, vel hi Concives ipsorum quibus memorata quatuor Officia commiserunt, eadem regant et conservent, quod jura nostra et Ecclesiae Mag. exinde non minuantur aliqualiter, vel laedantur. Exclusa tamen penitus omni *vara*. Ungeachtet hier von dem Münzweſen die Rede iſt, ſo iſt hier doch vara nicht auf die Fälſchung der Münzen zu beziehen, ſondern auf die von dem Erzbiſchof Gerhard von Mainz der Stadt Erfurt gemachte Bewilligung der eignen Beſetzung der vier genannten Ämter. Aus dieſer ſollten nämlich die Bürger von Erfurt kein Recht auf längere Zeit, als auf eilf Jahre ableiten. Nach dieſen ſollte alles wieder in die alten Verhältniſſe treten. In folgenden Stellen jedoch kommt Fara in Beziehung auf die Fälſchung der Münzen, und die Unterſuchung, ob ſie geſchehen oder ob die Münzen echt ſeien, und im Betreff der gegen die Fälſchung verhängten Strafen vor. Markgraf Ludwig von Brandenburg ſagt [18]): Ita quod quaevis marca subsistat pura et alba, licet in ipsa unum lotum, et quatuor denarii deficiant, et quod XXVIII sol. Den. Bened. cum quatuor Den. debet marca in pondere continere. Cumque antiqui denarii prohibentur, extunc per circulum illius anni nullus debet emere cum denariis antiquis, sed cum denariis novis, qui novi denarii exire debent octavo die ante festum beati Jacobi. Si vero denariorum dictorum [19]) monetariorum *varam* decrevimus adhibere, hoc nusquam licebit fieri nisi in eorum fabrica, vel in capsorum assere eorundem. Et si alibi quam apud dictos monetarios, vel eorum capsores falsi vel non dativi denarii invenirentur, pro hujusmodi excessibus jam dicti nostri monetarii non tenebuntur ullatenus respondere. Et si forte unus excesserit in moneta, hic solus illum excessum secundum gratiam emendabit, et innocentes erunt alii et indempnes, und weiter unten am Schluſſe: Nullus etiam dictis nostris monetariis *varam* inferre praesumat, sine nostro consensu certo et expresso. Biſchof Friedrich von Merſeburg in ſeinem Münzcontract [20]) mit ſeinem Münzmeiſter im J. 1273 ſagt: Et super eo dictus monetarius *varam* habebit in omni loco, ubi cambium suorum denariorum dando vel emendo habuerit. Außer bei dem Münzweſen kam *Fare* auch bei andern Gegenſtänden des Handels und Wandels vor. So heißt es in einer Antwort des magdeburger Schöppenſtuhls aus dem 15. Jahrh. [21]): Sprechin vor eyn recht, Is der logerwer unde der schewerchten Innunge alzo mit begriffen von den hern des landes, der ys gewald hod bestetiged, das die fleysschouwere die affter morgensprache bey pflicht unde *vore* suchen sullen, zo sallen sie das also halden, unde by der *vare* vorbussin alzo doruff gesaczt ist, Ist das aber von dem Landeshern keyne *vare* uffgesaczt unde hetten die fleyschauwer sich selbir by *vare* unde by pflicht nicht vorwilkort etc. Im Betreff des Mühlzwanges heißt es in einer Urkunde des Erzbiſchofs Ernſt von Magdeburg vom J. 1479 [22]): Die von Cönre sollen gein Alsleve zu der Möhle fahren, by *vahre* und *busse* etc. und sie mögen die Lüte, die das überfündig wurden, darum pfenden und uffhalten. Ferner bei Eintreibung der Abgaben kommt Far vor. So beſagt ein Decret des Stadtraths zu Halle vom J. 1503 [23]): Und ein jedermann soll sein Geschoss geben, wenn man ihm das gebeut bey *fahr* und *poen*, die man ihm zusaget und die Willkühr ausweiset. Die Gebrüder Henningh Buſſo, Propſt zu Stendal, Doctor, und Hans von Alvensleven ſagen in der Urkunde von 1522 [24]), durch welche ſie gewiſſe Kornpächte an Henning Wickenberg, Commendiſten in Salzwedel, verkaufen: Vorbleve averst alsodane jarlike bethalinge denne schall unde mag Herr Henning Wickenbergh und syne Medethobeschreuen öhre nahstahende pechte mit rechte geistlick edder wertlick uthfordern und manen effte in den Guderen panden [25]) edder panden lathen vor öhre jarlike Kornpechte *sünder fruchte* [26]) *unde Var des Gerichtes*, wente wy unde unse Erven schullen unde wollen se darnach nicht anne hindern, sondern vorderlik syn in allen thokamenden tyden. Ähnliches beſagt auch Heinrich von und zu Jetze in der Urkunde [27]) vom J. 1499, durch welche er an einen Altar der Katharinenkirche in Salzwedel verkauft: Vorbleve denne alsodane betalinghe, so mag Herrn Arende Wisteden unde syne nahko-

15) Nämlich die Bürgermeiſter, Rathsmannen und Bürger von Erfurt. 16) Sie hatten nämlich die Zahlung von 600 Mark reinen Silbers zur Tilgung der vom Erzbiſchofe Gerhard in der römiſchen Curie gemachten Schulden übernommen. 17) Heinrich von Gotha und Walther Kerlinger, Bürgermeiſter in Erfurt. 18) Diplomatarium Ludovici Ducis Brandenburgici et Boioariae ab anno 1330 ad ann. 1345. No. V. ap. *de Ludewig*, Reliquiae Manuscriptorum. T. VII. p. 5. 6. 19) Nämlich Ade's von Grabowe, Arnold Billenwerde's und Johann's von Letzke, Bürger in Stendal, denen Markgraf Ludwig von Brandenburg die Münze auf 15 Jahre verliehen.

20) Bei Kreyßig, Nachrichten von Blechmünzen. S. 25. 21) Auszug bei *Haltaus*, Glossar. Germ. p. 438. 22) Bei *v. Dreyhaupt*, Pagus Neletizi et Nudzici T. II. p. 846. 23) Bei demſelben a. a. O. S. 397. 24) Ph. Wilh. Gerken, Fragmenta Marchica, oder Sammlung u. ſ. w. 2. Th. S. 129. 130. 25) pfänden. 26) Furcht. 27) Bei demſelben 2. Th. S. 124.

melinghe in tyden besittere der ergenannten Vicarien sodane nahstellige pechte myt rechte gheistlick effte wertlick uthfordern unde manen effte in dem Gude panden effte panden lathen thor nöghe vor öhre pechte *sünder frucht unde vare*[28]) *des Gerichts*, dhar anne will ick Hinrick vorgenannt unde myne erven sie nicht verhindern sundern vorderlick syn to allen tyden. 4) Bedeutet Fare, wie Tiling[29]) bemerkt, ein rechtliches Verfahren vor Gericht, wo der Beklagte gefangen und gebunden erſcheinen mußte, und der Proceß mit gefänglicher Haft anfing: oder wo Caution mußte geleiſtet werden. Es kommt in dieſer Bedeutung abermals nur in uralten Documenten vor, wo es im verderbten Latein der mittlern Zeiten Vara, juricapium, und captio genannt wird. Es kommt dieſes Wort entweder von fahren, verfahren, rechtlich verfahren, in welchem Falle es überein käme mit dem altfränkiſchen Fara, modus procedendi von faran, gehen[30]), oder welches füglicher iſt, von dem altſächſiſchen faeran, faren, ſchrecken. Denn es iſt vermuthlich eine Art des fürchterlichen Fehmgerichts oder Botding geweſen. Wie ſehr ſich die Leute davor müſſen gefürchtet haben, erſiehet man aus den Privilegien, welche Kaiſer und andere Lehensherren einigen Städten auf ihr Bitten ertheilt haben, und wodurch ihnen die Freiheit gegeben worden, daß ſie ſich vor Gerichten, Vare genannt, nicht ſtellen durften. So nach Tiling. Da, wie er weiter bemerkt, Var-recht ein Criminalgericht bedeutet, ſo iſt damit zu vergleichen Glossae vet. Al. scelus *firina*, Gl. Alem. crimen, *firintat*[31]). *Otfrid* V, 21, 6. *Firndato*, scelerata facta; *Titian* c. 13, 17: *Firnfollun* (verbrechenvollen) *man* publicanus, Gl. Alem. usuris, *firan wacharun*, und publicanus, *firinari*, *zollnari*, Angelſächſiſch Caedmon., 1, 11 von Adam und Eva von ihrem Falle: *synna ne cudhou firena fremman*, Peccatorum non noverant crimina patrare; *Beda* I, 14 *fyrenfull dheod*, peccatrix gens, ebend. *tha onfon fyrenlust weaxan* tunc coepit luxuria crescere; Psalm. 104, 6: We *gefyrenodon mid faederum urum* peccavimus cum patribus nostris; Lucas 18, 20: *Ne fyrena thu*, non moechaberis; Psalm. 105, 36: Fyrenligeredon, fornicati sunt[32]). *Firenlic*, ſündlich, *firenliger*, der ſündlichen Beiſchlaf treibt, firenful, frevelvoll, firenjan, ſündigen[33]). Das isländiſche firindad bedeutet Verbrechen, und firinwerk, verbrecheriſche Thaten[34]). Endlich iſt auch die Betrachtung des Gothiſchen wichtig. Hier haben wir Fairina fem. 1) Beſchuldigung, μομφή, Col. 3, 13. 2) Schuld, αἰτία, Marc. 15, 26. Joh. 18, 38. 19, 6; 3) Grund, Urſache, λόγος, Matth. 5, 32; αἰτία, 2 Tim. 1, 12. Tit. 1, 13, fairinon, (farrinon, Gal. 5, 15) conj. II beſchuldigen, tadeln, μωμᾶσθαι, 2 Cor. 8, 20. Gal. 5, 15; fairinonds[35]), part. praes. anſchuldigend, verläumderiſch, διάβολος, 2 Tim. 3, 3 und Gau-faurds, fem. Gericht, hoher Rath, συνέδριον, Mc. 14, 55. 15, 1. In den altteutſchen Gloſſen, welche auf den dem Cod., welcher Gregorii M. liber de Cura pastorali enthält, anhängenden Blättern ſtehen, findet ſich: *faran*, carpere und *enti farit*, quos internus judex et provocat et nescit[36]). In den ſtader Statuten heißt es: Dhe Ratmanne, dhe vor Rechte sittet — — scolen och bewaren, dhat de Voghet nenen Manne Unrecht ne do, unde nenen Man vare[37]) ofte verschelle. Haltaus[38]) leitet die

28) Gerken (a. a. O. S. 130. 131) bemerkt: „Das Wort Var kommt öfters in Urkunden vor, aber nicht unter einerlei Bedeutung. Ich finde die Gelehrten in Erklärung deſſelben ſo unterſchieden, daß faſt Jeder anderer Meinung iſt.“ Zum Beweiſe führt Gerken nun die Meinungen Grupen's, Leibnitz's, v. Ludewig's und Heineccius' an, welche ſogleich angegeben werden, handelt dann von den beiden Urkunden des Erzbiſchofs Hardewic von Bremen bei *Vogt*, Monument. inedit. rer. Bremens. Part. I. p. 10 und 23, welche wir oben betrachtet haben, und ſchließt dann: „Wenn ich nun dieſe beiden documenta mit dieſem Alvenslebiſchen (von welchem wir die betreffende Stelle oben mitgetheilt haben) zuſammenhalte, ſo ſcheinet das Wort Vare hier nichts anderes zu bedeuten, als daß es sine periculo et fraudo und ohne Furcht und Gefährde geſchehen ſoll. Es muß allemal pro substrata materia erklärt werden, und kann keine generelle Bedeutung annehmen.“ 29) Verſuch eines bremiſch-niederſächſiſchen Wörterbuchs. I. Th. S. 346. 30) ſ. *Schilter*, Glossar. p. 283. 284. 31) Vgl. denſelben a. a. O. S. 303. 32) Vgl. *Junius*, Gothicum Glossarium p. 153.

33) Vergl. Leo, Erklärendes Verzeichniß der angelſächſiſchen Wörter in deſſen Altſächſ. und angelſächſ. Sprachproben S. 142. 34) ſ. Helga Quida Hundingsbana I. Str. 38 in der großen Ausgabe der Edda Sämundar. 2. Bd. S. 77 und Specimen Glossarii ebendaſelbſt S. 622. Verwandt mit firin in firinwerk iſt firn, Mehrzahl firnar, portenta; dem Verbrechen ſah man als üble Folgen vorausverkündende außerordentliche Begebenheiten an, und dadurch erhielt firn die Bedeutung von Wunder, firnattu bedeutet wundre dich nicht, und mig firnar, mich wundert; ſ. Index vocum rariorum in historia Kormaki occurrentium zu der Kormaka Sag. (Havniae 1832.) p. 316. En fyrin illa maer in der För Skirnis Str. 33 bedeutet das verbrechen-böſe (verbrecheriſch-böſe) oder wunderböſe (d. h. ausgezeichnet böſe) Mädchen; ſ. das Specimen Glossarii zur großen Ausgabe der Edda Sämundar. 1. Bd. S. 505. 506. 35) Daraus gebildet iſt unga-fairinonds, part. unbeſcholten, untadelig, ἀνέγκλητος: Tit. 1, 6; ἀνεπίληπτος: 1 Tim. 3, 2; unga-fairinoths, part. praet. unbeſcholten, ἀνέγκλητος; 1 Tim. 3, 10. Tit. 1, 7. ἀνεπίληπτος: 1 Tim. 5, 7. 6, 14. Zu vergleichen ſind un-fairinodaba, adverb. untadelig, ἀμέμπτως, 1 Thess. 2, 10, und un-fairins, untadelig, ἄμεμπτος: 1 Thess. 3, 13. 5, 23; ἀνέγκλητος: Col. 1, 22. usfairins, untadelig, ἄμεμπτος: Philipp. 3, 6. Vergl. v. d. Gabelentz und Löbe, Gloſſarium der gothiſchen Sprachen S. 201, wo ſich an der Spitze dieſer und der oben im Texte angeführten gothiſchen Wörter die Zuſammenſtellung findet: „Fairan (altn. far, firin, agſ. firen, altſ. aht. firina, fara. altfr. firne, ferne, nht. gefaehrde; Gr. II, 56. DRA. 624. Gf. III, 575. 679. Schm. I, 550. Rchth. 743), conj. I. far, ferun, faurans, anſchuldigen.“ Grimm (Teutſche Rechtsalterthümer) ſagt S. 624: „Ein Verbrecher hieße gothiſch fairineis? Ulf. braucht vaidêdja; aht. findet ſich firinari und ubiltâto; übelthäter und Miſſethäter nennt noch das heutige peinliche Recht den verurtheilten armen Sünder.“ 36) Vergl. *Docen*, Glossarium theotisco-latinum ex antiquis Codicibus Bibliothecae Regiae Monacensis concinnatum in deſſen Miſcellaneen. 1. Bd. S. 210. 37) Vergl. Tiling a. a. O. 1. Th. S. 348: „*Varen*, in Gefahr und Schaden bringen. Inſonderheit wird es von einer oberkeitlichen Perſon gebraucht, für: einem im Gerichte Unrecht thun. A. S. faran, faeran, ſchrecken.“ Nun läßt Tiling die oben von uns angeführte Stelle aus den ſtader Statuten folgen. In v. Grothaus, Verſuch eines Glossarii über das ſtadiſche Stadtrecht zu Statuta Stadensia de Anno MCCLXXIX. Ex Codice authentico accurate descripta. (Gottingae 1766.) p. 111 wird bemerkt: „*Vare*. VII, 19. 23. Ge-

von ihm zuſammengeſtellten Urkunden- und Statutenſtellen auf dieſe Weiſe ein: Avaritia [39]) est malum suspicax, neque deerit unquam suspicioni argumentatio, ut Seneca judicat de ira. Lib. II. c. 24. Itaque Advocati et Judices qui lucri erant cupidiores, quaerebant, quod emendarent et punirent, et si quid esset peccatum, omissum aut neglectum, statim doli postulabant, etiam tum, cum opus erat simplicitate Judicis et benigna rerum aestimatione. Scilicet si quis judicii solennis abfuisset circulo, aut die dicta citatus copiam sui non faceret, *varam* sive fraudem commisisse suspicabantur et criminabantur, contumaciaeque postulandum: si quis colonus praediorum censum ipsa die et hora diei statuta non solvisset, quasi doli suspectus praedi oprivabatur; si quis inter jurandum lapsus esset verbo aut in solemnibus quid peccasset, poenam doli sustinebat. Rigor erat non tolerandus, unde vituperatur *captio*, *cavillatio* et *calumnia*, *suspicio mali*, *insidiae verborum* etc. in vetustis Documentis, nec raro per aequitatem Principum aliter cautum fuit. So ſetzte Kaiſer Friedrich I. im J. 1188 in Beziehung auf Lübeck feſt [40]): Et quicunque ipsorum (*civium*) supra causa quacunque conveniatur, per omnes Imperii nostri fines et per Ducatum, coram loci illius judice se expurgabit absque *captione* secundum jura jam dictae civitatis. Die Äbtiſſin Adelheit von Gandersheim beſtimmt im J. 1188 [41]), ut litones ecclesiae a violentis exactionibus advocati omnino sint liberi, et ne *captioso judice* [42]) debeant judicari. Das Jus Susattense antiquissimum (A) [43]): Praepositus Susattensis de jure debet facere denunciari synodum, tribus vicibus in anno, Quamlibet sex septimanis ante, cui interesse tenentur omnes, qui domestici sunt infra oppidum, dummodo sint domi. Synodus vero *sine cavillatione* est tenenda, und das Jus Susatense antiquissimum (B) [44]): Praepositus Susaciensis duobus terminis in quolibet anno praesidebit synodo in oppido Susaciensi. Et dictam synodum sex septimanis ante quemlibet terminum denunciari faciet, cui tenentur interesse omnes, qui domestici sunt infra oppidum Susaciense, dummodo sint domi. Synodus vero *sine cavillatione* et *captiositate* est tenenda. Dey aude Schrae der Stat van Soist [45]) II: Vort mer; so wanne eyn Domprovest to Colne ghekorn unde ghestedighet is, wan he darna eyrst kömet in de Stat van Sust; so sal he sitten eynen Sent sunder Vare etc. und V. Vort mer; dey Provest van Suyst efte sin Official, dey sal twyge in deme Jare sinen Sent binnen der Stat sitten; unde dat sal hey jo ses Weken vore in allen Kerken dun kundighen, unde den sulen unse Borghere alle dey Huyssethen sind halden; dey hir to Huys sint; und den Sent sal hey sitten sunder *Scheltword unde sunder Vare*. Das Jus Susatiense antiquissimum (A) [46]): Advocatus Susattensis de jure tribus vicibus in anno judicio suo praesidebit; et hoc certis temporibus, videlicet secunda feria et III. Post octavam Epiphaniae. Item II et III. Feria post Nativitatem Sanctae Mariae. Praesidebit autem *pie et absque cavillatione*. Si forte aliquis defuerit, vel nimis tarde venerit: unum lotscilling vadiabit. Quicunque etiam ibi insolens fuerit, sex solidos vadiabit in gratia. Quemcumque etiam praeconem Burgenses statuerint, Illum advocatus acceptabit. Praesidebit autem advocatus *sine petitione et omni cavillatione*, quia archiepiscopus de curiis suis quatuor marcis qualibet vice advocato administrabit. Kaiſer Otto IV. ſagt in der Urkunde vom J. 1209 [47]) im Betreff ſeiner die Stadt Stade bewohnenden Getreuen: Concedimus itaque ipsis et indulgemus, ut Burgenses et optimi cives coram Advocato, vel alio quovis judice, *juricapium*, quod vulgariter *Vare* dicitur, in judicio omnimodo non sustineant. Qui moram fecerit, et Advocati edicto tardius steterit, octo denarios in vado componat. Qui insolentiam per strepitum fecerit, octo denarios componat. Biſchof Rudolf von Halberſtadt bemerkt im J. 1147 in Beziehung auf die Privilegien der Abtei Marienzelle [48]): Quid autem juris in bonis ecclesiae advocatus habere debeat, praesenti scripto commendare dignum duximus, ne vel advocato, quod sui juris est, postmodum subtrahatur, nec quicquam praeter statutum ab hominibus extorqueatur. De singulis mansis duo maltra frumenti et unum anserem advocatus singulis annis recipiat hac conditione, ut in legitimis placitis suis homines sub *obseratione* [49]) *quadam vulgo dicta Vara* astare et respondere non cogat. Ab hoc autem statuto omnes mansi, quos fratres in dominicalibus suis *Elwersdorp* et in *Ludesleve* excolunt et bona ministerialium excipiuntur. In majoribus vero excessibus homines deprehensi sub *obseratione* respondeant. Ex omnibus quae

fahr," und: „Varen heißt (1) Räumen. Ausziehen. I, 10. (2) Verfahren, Sich betragen. I, 18. (3) Entweichen. V, 14. 22. (4) In Gefahr und Schaden ſetzen. II, 26. 38) Glossarium Germanicum medii Aevi. Col. 337 ſgg. Außer Haltaus handelt umſtändlich davon Friſch, Wörterbuch unter *Vare*; ſ. auch v. Wicht, Oſtfr. Landr. S. 464.

39) übte nicht nur bei den Richtern des Mitelalters, wie viele Liederſtellen, in welchen über die Beſtechlichkeit der Gerichte geklagt wird, zeigen, die größte Gewalt, ſondern auch noch in den neueſten macht nicht ſelten ein habſüchtiges Glied eines Juſtizcollegiums dieſem die größte Schande. 40) Urkunde bei *v. Westphalen*, Monum. ined. T. I. p. 1286. 41) Urkunde bei *Harenberg* p. 130. 42) Iſt zu teutſch Farding. 43) Bei *Emminghaus*, Memorabilia Susatensia. P. III. No. I. p. 101. 44) Bei demſelben No. II. p. 120. 121. 45) Bei demſelben No. III. p. 138 und 139.

46) Bei *Emminghaus*, Memorabilia Susatensia. No. I. p. 102. 103. 47) Bei *Joh. Heinr. Pratje*, Diplomatarium Stadense. No. 9 in deſſen Die Herzogthümer Bremen und Verden. VI. Sammlung. S. 98. *Rothius*, Notae ad diploma Ottonis IV. 48) Privilegium, quo conditur et munitur ecclesia *Cellae B. Mariae* ordinis S. Benedicti a Rudolfo episcopo Halberstadensis dioecesis ann. 1147 ap. *Ludewig*, Reliquiae Manuscriptorum omnis aevi diplomatum. T. I. p. 6 und bei *Leuckfeld*, Antiq. Numar. p. 149. 49) Gewahrſam.

placitando acquiruntur, duae partes Abbates, tria vero cedant advocato. Dieſe Urkundenſtelle iſt es beſonders, welche die Alterthumsforſcher in Betrachtung gezogen haben, um zu beſtimmen, was unter Vara [50]) zu verſtehen ſei. Nach Heineccius [51]) bedeutet Var ein placitum. Nach Gerken hingegen kann Var hier gar nicht dieſe Bedeutung haben, weil im angeführten Document ausdrücklich ſteht: Ut in legitimis placitis suis homines sub obseratione quadam Vara adstare non cogat. Grupen [52]) rechnet Var unter die jura Advocatorum, und unter die Exactiones servitiorum, welche den Advocatis oder Voigten aus den Klöſtern geſchehen mußten, und führt vor andern die Urkunde des Biſchofs Rudolf von Halberſtadt vom J. 1147 an, und erklärt hier Var durch Juricapium, indem er ſich auf das ſtadiſche Privileg des Kaiſer Otto's IV. vom J. 1209, aus welchem wir weiter oben die betreffende Stelle angeführt haben, bei ſeiner Erklärung ſtützt. Eine andere, aber völlig unrichtige Erklärung hat Leibnitz. Kaiſer Friedrich II. ſagt in den Privilegien [53]) von dem J. 1219, die er der Stadt Goßlar gibt: Praecepimus, ut omne jus *absque captione* quod vulgo *Vare* dicitur, observetur, tam de extraneis, quam de Burgensibus. Leibnitz [54]) behauptet zur Erläuterung dieſer Stelle: Per jus, quod dicitur *Vare* (vel potius *Ware*), de quo diploma, intelligo Geware, gvarandium vel guarandiam, cujus passim mentio in Saxonicis juribus, sed ad varios effectus. Aber dieſes ware, durch welches Leibnitz vare erklären will, wird ware geſchrieben [55]). Auch hat dieſes ware, Währung, Gewährleiſtung, eine ganz andere Bedeutung, wie aus den Stellen erhellt, welche wir oben angeführt haben, und aus denjenigen hervorgeht, welche wir ſogleich folgen laſſen. Herzog Heinrich von Baiern und Sachſen ſagt in einer Urkunde für die neuen Anbauer, die Holländer, vom J. 1171 [56]): Juramentum ante judicem secularem facient sine *calumnia verborum*, quae teutonice dicitur *vare*. Herzog Friedrich von Sachſen und ſeine Gemahlin Katharina ſagen in den Privilegien [57]), die ſie im J. 1424 den Juden ertheilen: Were ouch das dhein Jude straudilte an synem eyde ane argelist, das sull ym nicht *zcu fare* stehin gein dem Richtere nach (noch) gein dem clegere und er sal dorumb nicht zcu schaden komen. Dieſe Urkunde iſt um ſo bemerkenswerther, da auch zugleich Gefährde darin vorkommt, indem es weiter unten heißt: Wir sullen ouch allen unsern Juden von den der wir mechtig sind und die vor unsern gerichte clagen nach des rechten lauffte gulde [58]) ader rechtis helffen lassin unvorczoglichen *ane geverde*, Ouch habin wir yn furder die gunst getan sunderlichen und begnadet, das alle die Juden, die usswendig ader innewendig unser lande gesessen sind, alles gleites und czolles frie syen sullen in allin unsern landin, si sint tot adir lebinde van vvanne sie sind. Ouch sullen wir die vorgenannten Juden binnen sechs Jaren die nest nach einander folgen und sich an Sente Mertens tag, der schirst komet anhebin, nichtes bitten nach beschaczen nach keynerleye beswerunge thun, Is were danne daz, daz dheiner vorbuste mit rechte als vorgeschreben stehet *ane geverde*. Were abir das wir eyne sture adir bete von unsern landen adir Steten nemen, darczu sullen sie uns ouch hulffe thun und sturen nach yrem Vermogen. Darum dieselben Juden alle mit eynander die iczund in unsern landen, die hie dissyt des waldes und alse vorgeschrieben stehet gesessen sind, unz zcu zcinse die egnanten zcyt iczlicher Jar ye uff Sente Mertenstag achthundert und funff und sibinczig gute Rinsche Fl. gut an golde und swer gnug an Gewichte reichen und beczalen sullen in unser Cammer und sullen denn ouch iczliches jares nach der beczalunge ire zcyt uss unbeschweret siczen alse obin geschrebin stehit ane geverde. Ein Varding (Farbing) oder Vording von dunkler Bedeutung kommt in einer Urkunde aus der Zeit um 1306 [59]) vor. In ihr thun die Brüder Heinrich, Volrad und Otto von Coldiz kund, daß ihr Herr, Markgraf Friedrich von Meißen, genannt Thute, das ganze Dorf Batyn, mit den Rechten, wie es ihr Vater und ſie zu Lehen hatten, auf ihre Bitten dem Nonnenkloſter Nymſchen zu eigen gegeben, und ſagen weiter: Et quia scultotissa ejusdem villae praedictam libertatem ausu temerario contra justitiam infringere conatur, pro tanto videlicet, quod *judicium*, quod vocatur *vardinck* sive *vordinck* sibi usurpat, et quandocunque agri vel mansi propter paupertatem hominum venduntur, quod extunc illam curiam, quae ad agros pertinet, computat pro area, et ab eadem curia censum requirit, ac si de jure ad ipsam pertineret, quod nos fatemur, non fuisse, quando praedicta bona nostro profectui subjacebant: petimus igitur singulos ac singulariter universos habentes zelum justitiae, quatinus praedictam scultetissam ac suos amicos informent, et quibuscunque se nobis in hoc benevolos exhibuerint, gratum nobis exhibent obsequium, quod nos intendimus promereri. Tiling ſagt: Voreed, ein Eid vor Gefährde, it. ein Zeugeneid, juramentum de calumnia, s. de vara. Es iſt entweder ſoviel

50) Ludewig hält ſie, wie Gerken (Fragmenta Marchica. T. II. p. 130) bemerkt, für eine speciem jurisdictionis. 51) Element. Jur. German. T. II. 52) Disceptat. forenses. p. 909. 53) Bei *Leuckfeld*, Scriptt. Rer. German. p. 219. 54) Introductio in Tom. III. Script. Brunsvic. Illust. p. 17. 55) So z. B. ſagen die Äbtiſſin Eliſabeth, die Prinzeſſin Gertrud, der Propſt Eghard und das ganze Collegium der Nonnen in der Zelle Horneburg in einer Urkunde vom J. 1364 (bei *Ludewig*, Reliq. Manuscriptorum. T. I. p. 364): vendimus pro viginti et septem marcis *ware* (warae) Querfordensis (d. h. querfurter Währung). 56) Vergl. *Haltaus*, Glossar. col. 438. 57) Bei Horn, Lebens- und Heldengeſchichte Friedrich's des Streitbaren. Nr. 303. S. 899. 900.

58) Zahlung. 59) ſ. denſelben S. 345, wo er ſagt: „2) In den alten Documenten wird es (nämlich Fare) auch als ein Gerichtswort gebraucht, für Gefährde, Hinterliſt in Contracten und Verträgen, insidiae, fraudes. Beim Otfr. Fara) in der Beugung Faru). It. die Strafe, welche einer deswegen dulden mußte."

als Var-eed, ſ. Vare in der zweiten und dritten Bedeutung [60]), oder iſt von dem Vorwort vor, und bedeutet alſo im eigentlichſten Sinne einen Eid, den die Zeugen vor dem Zeugniß ablegen müſſen, daß ſie nicht nach Gunſt oder Haß zeugen wollen. Ord. 17. Weren ock de Tughe [61]) des Klegers (Beklagten) Maghe an de drudden Linien, unde wolde de Ankleger des nich entberen, so scholden se einen Voreed doen, dat se dat doen dorch Rechtes willen unde nicht dorch Machschap (wegen Vormundſchaft). Far-recht hieß bei den Lübeckern ein Criminalgericht, wenn ein argliſtiger Todtſchlag oder eine andere grauſe Unthat geſchehen war [62]). Faehrlich bedeutete dolosus, ſowie es Karl IV. in dem nürnberger Privileg vom J. 1374 braucht: Auch wollen wir — — dass kein Mörder, der einen Mord und *fahrlichen* Tod begangen — — der soll kein Freyung geniessen. Far-wette bedeutete multa delicti. In der Urkunde des Vergleiches Krafto's von Nuenare und Gerard's von Landskrone vom J. 1351 [63]) heißt es: So wenne und wie dicke — — myns Omen Lude, of di in sinen gerichten gesessen sint, in mynen Gerichten wettlich werdent, id si dan dat id treffe an Doitslach, an offene Wunde, of an Lyf und an Gut, so sal ich van den Luden keyne Wette [64]) heven etc. Und hir in boven sal unser keyn des andern Lude — — — nit me drengen, noch mit *varwetten*, noch mit unrechter Schetzunge, dan as van alders tuschen uns her komen is [65]).

(*Ferdinand Wachter.*)

FARABAD, FERABAD, in der perſiſchen Provinz Maſanderan, nicht weit vom Südrande des kaspiſchen Meeres, am Fluſſe Jedjen, in einer ſchönen, fruchtbaren Ebene, welche die Perſer den Garten ihres Landes nennen. Früher hieß der Ort Jahona (Olearius, Perſiſche Reiſebeſchr. V, 3) und war unbedeutend, da wählte ihn Schah Abbas zu ſeinem Lieblingsaufenthalte und zur zweiten Reſidenz. Er führte nicht blos einen Pflaſterweg dahin, ſondern erbaute auch einen prächtigen Palaſt Jehan-Numa und nannte den ganzen Ort Farah-abad, d. i. Wohnung der Freude. Der Reiſende Piedro della Valle, der die neuentſtandene Reſidenz 1618 ſah, taxirt ſie für größer als Rom und Conſtantinopel, fand aber meiſt nur Erd- und Schilfhütten; nur der Königspalaſt (von dem man noch Ruinen ſieht) war von Backſteinen. Nach dem in Farabad erfolgten Tode des Schah Abbas 1628 ſank die Stadt wieder und iſt in den ruſſiſch-perſiſchen Kriegen immer mehr heruntergekommen. Jetzt iſt Farabad ein geringes Dorf von Wieſen und Waldungen umgeben; über den Jedjen führt eine breite Fähre und an ſeiner Mündung iſt ein Hafen. In der Stadt (der Zeune, wol unrichtig, 8000 Einwohner gibt) wohnen Muhammedaner und Chriſten, dicht dabei iſt eine armeniſche Colonie unter eigenem Biſchof. Es wird mit Seide, Reis und Töpferwaaren nach Rußland gehandelt; an der benachbarten Küſte treiben die Ruſſen ſtarke Fiſcherei.

(*Daniel.*)

FARADSCH, FARRAJ, FARRUL 1) Al Malek al Nasser Faradsch, der zweite Sultan der cherkeſſiſchen Mamluken in Ägypten, folgte in einem Alter von zehn Jahren im J. 1398 ſeinem Vater Barkok in der Regierung. Kara Juſef, der Turkman, hatte den Atilmiſch Kuchin, den Gouverneur des Timur Beg oder Tamerlan zu Avanik, den er in einem Treffen gefangen gemacht, dem Sultan Barkok zugeſandt, der ihn ins Gefängniß werfen ließ, und die Feindſeligkeiten gegen die Ingatayer fortſetzte. Der jetzt auf den Grenzen von Malatiyah ſtehende Kaiſer Timur ſchrieb an Faradſch, Barkok's Nachfolger, und foderte den Atilmiſch zurück. Dieſer jedoch ließ nach dem Beiſpiele ſeines Vaters Timur's Abgeſandten zu Halep, denn Syrien gehörte damals dem Sultan von Ägypten, in Haft bringen. In Halep war der Abgeſandte Timur's bereits, wie gewöhnlich, aufgehalten worden, bis der Sultan von ſeiner Ankunft Nachricht erhalten. Timur, über das Verfahren gegen ſeinen Botſchafter ſehr erbittert, beſchloß Rache zu nehmen, eroberte Beheſna und Antapa, ſchlug die unter dem Gouverneur Temurtaſh von Halep und dem Gouverneur Shadun von Damaskus vereinte Macht der Syrer in einer großen Schlacht, drang in die Stadt Halep und ließ die auf einem ſteilen Berge gelegene Feſtung unabläſſig mit Pfeilen beſchießen, ſodaß ſich die Belagerten nicht auf den Mauern ſehen laſſen durften. Er ſchrieb einen Brief an die beiden Heerführer, Shadun und Temurtaſh, welche ſich in die Feſtung gezogen hatten, und ermahnte ſie, ihr Leben zu retten und ſich zu ergeben. Sie thaten dieſes in Erwägung der bedrängten Umſtände, in welchen ſie ſich befanden, und wurden nebſt den andern Officieren und 1000 Soldaten in Ketten gelegt. Hierauf ſchickte Timur einen Abgeſandten an den Sultan Faradſch von Ägypten, ließ ihm ihren Zuſtand ankündigen, und foderte ihn auf, daß er ſogleich den Atilmiſh ihm zuſchicken müſſe, wenn er ihr Leben retten wolle. Nachdem Timur ſich der Schätze Halep's bemächtigt, und Hama und Hems erobert hatte, zog er gegen Damaskus. Unterdeſſen brachte Faradſh ein großes Heer zuſammen. Es beſtand dieſes hauptſächlich aus Reiterei, und ſie ward für die beſte der Welt gehalten. Faradſh kam nach Damaskus, und ſetzte dieſe Stadt in guten Vertheidigungsſtand. Sich jedoch mehr von der Liſt, als von der Heeresmacht verſprechend, ſchickte er an Timur einen beredten Böſewicht unter der Maske eines Abgeſandten, der, um ſeine Abſicht deſto beſſer verbergen zu können, ein Ordenshabit angelegt hatte. Die zwei ihn begleitenden Meuchelmörder hatten den Befehl, den Kaiſer während der Audienz des Abgeſandten des Lebens zu berauben. Als nun Timur bei Damaskus anlangte, ſo miſchten ſich die drei Böſewichte unter den Hofſtaat, und es wurde ihnen erlaubt, ihre Aufwartung zu machen. Sie bekamen

60) Horn, Lebens- und Heldengeſchichte Friedrich's des Streitbaren. „3) Die Caution oder Gewährleiſtung, die ſowol der Beklagte, als der Kläger ſtellen mußte. it. der Eid für Gefährde." 61) Zeugen. 62) Auf welche Weiſe und mit welchen Formeln das Far-recht gehalten wurde, wenn ein Menſch erſchlagen gefunden ward, ſ. bei dem Ungenannten, Gründliche Nachricht von Lübeck. (Lübeck 1742.) S. 304 fg. 63) Bei *Lünig*, R. Arch. P. Spec. Cont. IV. P. II. p. 91. 64) Strafgeld. 65) Urkunde bei *Gudenus*, Cod. Diplom. Vol. II. p. 1127.

dadurch zwar verſchiedene günſtig ſcheinende Gelegenheiten, konnten aber dennoch ihr Vorhaben nicht ausführen, weil ein glückliches Schickſal über den Kaiſer waltete. Unterdeſſen ſchloß Koja Maſſaud Semnani, einer der vornehmſten Secretairs des Kriegsrathes, aus dem Betragen dieſer Leute, daß ſie etwas Böſes im Schilde führten. Dieſes ward dem Timur durch eine dritte Perſon hinterbracht. Der Kaiſer ließ ſie durchſuchen, und man fand bei ihnen vergiftete Dolche. Als der vornehmſte der Meuchelmörder ihren Anſchlag entdeckt ſah, bekannte er die Wahrheit, und ward auf Befehl des Kaiſers, mit eben dem Dolche, welcher bei ihm gefunden ward, hingerichtet. Den beiden andern Meuchelmördern wurden Naſe und Ohren abgeſchnitten, und ſie ſollten in dieſem Zuſtande mit einem Briefe an den Sultan von Ägypten zurückgeſchickt werden. Als Timur in Kobbey Seyar angekommen war, gab er, um ſich noch mehr an Faradſch zu rächen, den Befehl, daß Schadun und die andern Gefangenen, die von Halep dahin gebracht worden waren, hingerichtet werden ſollten. In eben der Nacht ward der Mirza Sultan Huſſayn, nachdem er ſich einen Rauſch getrunken, von einigen aufrühriſchen Köpfen gereizt, ſich gegen ſeinen Großvater, den Kaiſer Timur, zu empören, oder wie Arabſchah erzählt, er verließ ſeinen Großvater deswegen, weil er ſah, daß er und ſein Heer ſich in einem ſo elenden Zuſtande befanden. Gewiß iſt, daß Timur's Enkel nach Damaskus ging, und bei den Syrern in Dienſte trat. Dieſe hatten hierüber große Freude, und Faradſch erwies ihm aus Staatsklugheit alle erſinnliche Hochachtung. Den folgenden Tag lagerte ſich Timur's Heer auf der ſüdlichen Seite der Stadt, zog eine mannshohe Mauer um das Lager, und warf einen Graben um die Mauer auf. Zwei Tage darauf ſandte der Kaiſer einen Brief an den Sultan von Ägypten, foderte von ihm den Atilmiſh, und bot ihm den Frieden unter der Bedingung an, daß er im Namen des Kaiſers Geld prägen, und ſeines Namens öffentlich im Gebete gedenken ließe. Faradſch ließ den Abgeſandten Timur's mit großen Ehrenbezeigungen empfangen, und ihn, als er wieder zurückreiſete, von verſchiedenen Herren begleiten. Dieſe ſagten im Namen des Sultans von Ägypten dem Kaiſer Gehorſam zu, und gaben die Verſicherung, daß Atilmiſh in fünf Tagen an Timur's Hof geſchickt werden ſollte. Tamerlan, in der Meinung, daß dieſes ehrlich gemeint ſei, nahm die Abgeſandten des Faradſch gut auf, und beſchenkte ſie mit Kleidern, fand ſich jedoch ſchrecklich getäuſcht; denn als er einige Tage nachher ſeinem Heere Befehl ertheilte, daß es ſein Lager bei Gauta, einer großen Ebene auf der Morgenſeite von Damaskus, wo in einem großen See die die Stadt bewäſſernden Flüſſe ſich zu einem Strome vereinigen, aufſchlagen ſollte, damit die Pferde in dieſer angenehmen Gegend Weide haben möchten, und als das Heer kaum aufgebrochen war, ſo thaten die Syrer aus der Stadt einen Ausfall, indem ſie meinten, daß dieſer Zug der Feinde gegen Oſten von einer Schwachheit geboten werde, und ſie die Flucht ergreifen wollten. Es ſchien den Syrern alle Wahrſcheinlichkeit für ſich zu haben, daß ein ſo großes Heer, wie Tamerlan's, nicht ohne einige Unordnung aufbrechen könnte, und ſie ſchloſſen, daß ſie, wenn ſie die Gelegenheit, den Hinterzug der Feinde anzugreifen, nicht unbenutzt ließen, die Tataren unfehlbar ſchlagen würden. In dieſer Hoffnung drangen die Soldaten des Faradſch vor, und ihnen folgte ein erſtaunlich großer, mit Schwertern, Knitteln und Steinen bewaffneter Hauſe Pöbels, und fielen den Hinterzug der Tataren an. Dieſe aber machten ſogleich Front, und deckten dieſelbe mit ihren Wagen des Gepäcks. Das ganze Heer ward verſammelt und in Schlachtordnung geſtellt. Tamerlan ertheilte den Befehl, daß die Mirzas, Miran Schah, Schah Rukh und Abubekr, mit dem von ihnen befehligten rechten Flügel den Feind auf der einen Seite angreifen ſollten, während deſſen die Emire mit dem linken Flügel auf die Gegner auf der andern Seite eindringen ſollten. Ganz wüthend fielen nun die beiden Flügel, deren Rücken durch das Hauptcorps gedeckt ward, über die Syrer her, ſchlugen ſie nach einem hartnäckigen Kampf (es hatte dieſe Schlacht den 19. Januar 1400 ſtatt) und trieben ſie bis an die Thore der Stadt Damaskus zurück. Die Hälfte der Soldaten des Faradſch war niedergehauen, und ein großer Theil derſelben zerſtreut. Aber auch dieſe kamen, da ihnen nachgeſetzt ward, größtentheils um. Während der Hitze des Gefechtes wurde auch der Mirza Sultan Huſſayn, Tamerlan's Enkel, der zu Faradſch übergegangen war, gefangen genommen. Er ward auf ſeines Großvaters Befehl ins Gefängniß gebracht und in Ketten geſchlagen, erhielt die Baſtonade, ward freigelaſſen, aber vom kaiſerlichen Hofe verbannt. Den Tag nach der Schlacht vom 19. Jan. (1400) ließ Tamerlan das Heer gegen die Stadt in Schlachtordnung aufbrechen. Es hatte die Elephanten an ſeiner Spitze, damit unter den Einwohnern ein deſto größeres Schrecken verbreitet würde. Das Ende des rechten Flügels bis zum äußerſten Ende des linken Flügels war drei bis vier Meilen entfernt. Faradſch hielt hierauf einen Kriegsrath, und es ward in ihm beſchloſſen, daß der Sultan nach Ägypten zurückgehen und die Vertheidigung der Stadt den Soldaten und Einwohnern überlaſſen ſollte. Nun ſchickte der Sultan einen Abgeſandten an den Kaiſer, und ließ dasjenige entſchuldigen, was den vorigen Tag bei einem Aufruhr des Pöbels vorgefallen ſei, und verſprach dabei, daß wenn ſeine Hoheit nur einen einzigen Tag Waffenſtillſtand gewähren wollte, er den nachfolgenden Morgen alles eingehen wolle, was der Kaiſer begehren würde. Auf dieſe Geſandtſchaft zog Tamerlan abermals ſein Heer zurück. Beim Einbrechen der Nacht jedoch entfernte ſich Faradſch in Begleitung der vornehmſten Herren ſeines Hofes aus Damaskus. Allein ein tatariſcher Überläufer entdeckte dieſe Flucht dem feindlichen Heere, und Tamerlan ſchickte dem Sultan von Ägypten ein ſtarkes Corps Reiterei nach. Von dieſem ward Faradſch eingeholt, und verlor verſchiedene von ſeinem Gefolge, welche erſchlagen wurden. Er und die übrigen ſahen ſich genöthigt, ihr Gepäck im Stiche zu laſſen, damit ſie deſto ſchleuniger fliehen könnten. Den folgenden Tag ließ Tamerlan Damaskus mit ſeinem ganzen Heere einſchließen. In Schrecken geſetzt ergab ſich die Stadt. Die Feſtung, eine der berühmteſten der Welt,

wurde dadurch eingenommen, daß die Mauern von allen Seiten untergraben wurden. Die meiſtens aus Cherkaſſiern, Habahanern, Zenjiern und Mamluken beſtehende Garniſon wurde, ſowie auch die Bürger, zu Sklaven gemacht. Als Tamerlan den Entſchluß faßte, wieder aus Syrien zurückzugehen, ſo ertheilte er den Befehl, daß alle, welche ſowol in dieſem Lande als zu Damaskus [1]) zu Sklaven gemacht worden, wieder in Freiheit geſetzt werden ſollten. Alsdann brach er auf, und eroberte Bagdad, welches der Gouverneur Faradſch vertheidigte, von welchem wir in dieſem Art. unter Nr. 2 handeln. Nachdem Tamerlan hierauf nach Georgien gezogen, und von einem Sterndeuter zum Feldzuge nach Anatolien bewogen worden, und hier verſchiedene Plätze erobert und den Bajaſed gefangen hatte, ſchickte er, als er auf dem Zuge von Kyutahia gegen Tanguzlik ſich befand, den 25. Oct. an den Sultan Faradſch von Ägypten einen Abgeſandten mit einem Briefe, und bedrohte ihn mit einer Heerfahrt nach Kairo, wofern er nicht Geld mit ſeinem (des Kaiſers) Bild und Überſchrift prägen ließe und den Atilmiſh unverzüglich zurückſchickte. Im J. 1404 kam eine Geſandtſchaft von dem Sultan Faradſch von Ägypten in Samarkand bei Tamerlan an, welcher ſich eben zum Feldzuge nach Ägypten anſchickte, und überbrachte ihm ein Schreiben, das die beiden flüchtigen Fürſten, den Sultan Ahmed von Bagdad und den Turkmann Kara Yuſef betraf [2]). Tamerlan erwies den Geſandten von Ägypten beſondere Ehre, beurlaubte ſie wieder, und ſchickte einen von ſeinen Abgeſandten mit einem Briefe, der 70 Ellen lang und breit, und mit goldenen Buchſtaben geſchrieben war, und die Antwort auf dasjenige enthielt, was der Sultan von Ägypten wegen des Ahmed und Kara Yuſef an ihn geſchrieben hatte, an Faradſch ab. Timur's Brief enthielt das Begehren, daß wenn der ägyptiſche Sultan ihm eine Probe von ſeiner Freundſchaft geben wollte, er ihm den Sultan Ahmed unter einer ſtarken Bedeckung überſchicken, und den Turkmann Kara Yuſef gefangen behalten ſollte. Faradſch wollte die Geſetze der Gaſtfreundſchaft nicht gern verletzen, und doch auch dem Tamerlan einiges Gnüge leiſten. Er gab daher den flüchtigen Fürſten Wachen. Sie waren jedoch dabei der Freiheit nicht beraubt, mit einander umzugehen, und errichteten ein Bündniß unter ſich, mittels deſſen ſie ſich anheiſchig machten, beſtändige Bundesgenoſſen des Sultans von Ägypten zu bleiben, und einander gegen alle Feinde beizuſtehen, ſobald ſie ihre Freiheit wieder erlangt haben würden. Dieſes geſchah indeſſen nicht eher, als nach Tamerlan's Tode, welcher ſich im J. 1405 ereignete, bald nachher, als die Abgeſandten des Faradſch Timur's Hof verlaſſen hatten. Sobald die Nachricht von des Welteroberers Abſterben zu Faradſch gelangte, ſo überhäufte er ſeine Gefangenen mit Liebkoſungen, und gab ihnen die Freiheit. Kaum war Kara Yuſef aus Ägypten fort, als er ſich an die Spitze ſeiner Turkmannen ſtellte, und einen großen Theil des arabiſchen Irak, und Al Jazireh oder Meſopotamien für den Sultan Ahmed eroberte. Faradſch, der ſich durch dieſen Einfall höchlich beleidigt fand, beklagte ſich in harten Ausdrücken bei dem Sultan Ahmed darüber, da in deſſen Namen die Eroberung gemacht worden war, erhielt aber keine Genugthuung, und entzog nun dem Sultan Ahmed ſeinen Schutz gänzlich. Im J. 1412 ward der Sultan Faradſch in Damaskus ermordet. — 2) **Faradſch**, Gouverneur von Bagdad, ein Zeitgenoſſe des Vorigen, war vom mungliſchen Stamme Jalayr gebürtig, führte den Befehl in Bagdad in Abweſenheit des Sultans Ahmed, als vor dieſer Stadt im J. 1401 Tamerlan's Heerführer der Sultan Mahmud Khan und der Mirza Ruſtan mit verſchiedenen Emiren an der Spitze ihrer Tomanen erſchienen. Dem Fardaſch war von dem Sultan Ahmed anbefohlen, die Thore vor dem Welteroberer nicht zu verſchließen. Aber von einer ſehr großen Anzahl Türken und Arabern unterſtützt that Fardaſch einen Ausfall, nachdem er von verſchiedenen Fürſten und Emiren aus Irak Arabi verſtärkt worden war. Aus Oſten kamen die Emire Ali Kalander von Mendeli, und Jan Ahmed Babu, und aus Weſten Farrukſchah von Hilleh oder Hella, und Miknil von Sil mit 3000 Mann. Als Faradſch den Ausfall that, nachdem Tamerlan's Feldherren kaum vor Bagdad angelangt waren, ſetzte ſich der Mirza Ruſtan ſogleich mit ſeinen Truppen zu Pferde, umringte die Angreifenden, und ſchlug ſie bis an den Tigris zurück. Hier entbrannte ein blutiges Treffen. Jan Ahmed wurde mit vielen ſeiner tapferſten Krieger erſchlagen, andere mußten in dem Fluſſe ertrinken. Durch dieſe Niederlage ließ ſich jedoch Faradſch nicht beſtimmen, ſich zu ergeben, ſondern wandte vor, er habe von dem Sultan Ahmed den Befehl, die Stadt dem Timur zu übergeben, wenn dieſer in eigner Perſon erſchiene, und ſonſt keinem andern. Hiervon benachrichtigten die Emire den Kaiſer. Dieſer, der, nachdem er Niſibin erobert hatte, auf ſeinem Zuge nach Tauris in Muſul über den Tigris geſetzt war, begab ſich ſogleich in Begleitung der tapferſten Männer aus ſeinem Heere über Altun Kupruk, eine Brücke über den Fluß Altun Su (Goldwaſſer), nahe bei Muſel, nach Bagdad, und ſchlug, ſobald er vor dieſer Stadt angelangt war, an dem untern Theil des Tigris, dem Thor Kariet Ulakab grade gegenüber, ſein Lager auf. Seine Truppen, die die Mauern der Stadt umringt hatten, begannen dieſelben zu untergraben, obſchon ſie einen Umfang von zwei Meilen hatten. In der nämlichen Zeit ſchickte Faradſch, um zu erfahren, ob Tamerlan angekommen ſei, einen, der ihn kannte, als Abgeſandten an ihn. Dieſer erlangte auch Audienz und ward mit einem Kleide von dem Kaiſer beſchenkt. Als der Abgeſandte zu Faradſch zurückkam, ließ ihn der Gouverneur, ungeachtet er ein Vertrauter deſſelben war, ins Gefängniß bringen, indem der Gouverneur vorwandte, der Abgeſandte habe ihm etwas gemeldet, was ſich in der That anders verhielte. Tamerlan ließ eine Schiffbrücke unterhalb Kariet

1) Nämlich nach der neueren Geographie, nach welcher Damaskus die Hauptſtadt von Phönikien iſt, während es nach der älteren die Hauptſtadt von Syrien war. 2) Faradſch meldete dem Tamerlan die Ankunft der beiden Gäſte, weil er gern mit dem mächtigen Welteroberer in gutem Vernehmen bleiben wollte.

Ulakab über den Tigris ſchlagen, und alle Zugänge mit ſeinen Truppen beſetzen. Auf allen Seiten ward die Stadt ſo ſehr eingeſchloſſen, daß ungeachtet der Strom mitten durch dieſelbe ging und mit Fahrzeugen ganz bedeckt war, dennoch Niemand durchkommen konnte. Farabſch und die Einwohner verrichteten unterdeſſen, da ſie von Verzweiflung ergriffen waren, ſolche Thaten, die alle menſchliche Kräfte überſtiegen. Sobald nämlich die Tataren durch Untergrabung der Mauern eine Öffnung gemacht hatten, ſo füllten ſie die Belagerten mit Kalk und Steinen wieder aus, und verſchanzten ſich hinter denſelben. Zur Steigerung ihres Unglücks war damals die Hitze ſo furchtbar, daß die Vögel todt niederfielen und die Soldaten unter ihren Cuiraſſen wie Wachs zerſchmolzen. Nichtsdeſtoweniger richteten die Belagerer Wurfmaſchinen auf, und warfen unaufhörlich Steine in die Stadt. Die Emire hatten öfters gebeten, daß ein allgemeiner Sturm gewagt werden möchte. Tamerlan aber wollte hierzu die Erlaubniß nicht geben, weil er die Hoffnung hegte, der Feind werde ſich ergeben. Als aber nach Verlauf von vierzig Tagen, den 22. Juli (1401), die Einwohner durch die Sonnenhitze gezwungen wurden, die Mauern zu verlaſſen und ſich in ihre Häuſer zu verfügen, nachdem ſie an ihrer Statt die Helme auf Stäbe geſtellt hatten, that das Heer einen wüthenden Anfall auf die Mauern, legte die Sturmleitern an, und Sheykh Nureddin war der erſte, der ſie beſtieg. Alle Befehlshaber folgten auf den Schall der Trommeln und Trompeten nach, und die Soldaten drangen mit dem Schwert in der Hand in die unglückliche Stadt. Die Einwohner, vergeblich ſich bemühend, dem Schwerte der Wütheriche zu entrinnen, ſtürzten ſich in den Tigris. Einige erreichten Kähne, andere ſchwammen abwärts, und wurden, ſobald ſie zur Brücke kamen, von den in einen Hinterhalt geſtellten Soldaten erſchoſſen. Farabſch fand zwar Mittel, nebſt ſeiner Tochter ſich auf das Waſſer zu retten, ward aber hart verfolgt, und konnte ſich weder vertheidigen, noch durchkommen. Er ſtürzte ſich daher ſammt ſeiner Tochter in den Strom, beide ertranken, und der Kahn ſank unter. Nachher ward Farabſch's Körper herausgezogen und an das Ufer geworfen. Die meiſten Einwohner wurden niedergemetzelt. Mit dieſem Blutbade noch nicht zufrieden, ließ Tamerlan auch die meiſten Gebäude bis auf die Moſcheen, Schulen und Hoſpitäler zerſtören. Solches grenzenloſes Unglück brachte Farabſch dadurch über Bagdad, daß er dem Weltſtürmer Widerſtand geleiſtet hatte [4]). (*Ferdinand Wachter.*)

FARALDR, pestifer, Peſt- oder Verderbenbringer, iſt eine Bezeichnung Othin's, die in verſchiedenen Stellen in der Sturlunga-Saga vorkommt. Die Benennung ſcheint ihm von Chriſten gegeben worden zu ſein, welche in Othin nur den böſen Dämon ſahen, der durch ſein Erſcheinen, beſonders im Traume, Krieg, Peſt und anderes Verderbliche voraus verkündete *). (*Ferdinand Wachter.*)

FARAMEA. Eine von Aublet (Guj. I. p. 102. t. 40) zuerſt ſo benannte, durch Ach. Richard (Mém. de la soc. d'hist. nat. de Par. V. p. 175. t. 17. f. 1 et 2) genauer beſtimmte und durch Candolle (Prodr. IV. p. 497) mit Tetramerium *Gärtner fil.* (Suppl. carp. p. 90. t. 196) vereinigte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der vierten Linné'ſchen Claſſe und aus der Untergruppe der Coffeaceen der Gruppe der Pſychotrieen der natürlichen Familie der Rubiaceen. Char. Der Kelch mit faſt kugeliger Röhre und ſehr ſchmalem, vierzähnigem oder ganzrandigem Saume; die Corolle mit kurzer, drehrunder Röhre, nacktem Rachen und vier offenſtehenden, zugeſpitzten Fetzen; die Antheren ungeſtielt; der Griffel kurz, an der Spitze geſpalten; die ſaftloſe Beere kugelig, einfächerig, einſamig. Die 17 bekannten Arten dieſer Gattung wachſen im tropiſchen Amerika als glatte, gabeligäſtige Sträucher mit gegenüberſtehenden, geſtielten, ablangen, langzugeſpitzten Blättern, breiten, borſtig-zugeſpitzten Afterblättchen und gewöhnlich weißen, wohlriechenden Doldentrauben oder Dolden. Z. B. F. sessiliflora *Aubl.* (l. c. f. 2) in Gujana, und F. odoratissima *Cand.* (l. c. Coffea occidentalis *Jacquin* amer. t. 47. Ixora americana *L.* am. ac. V. p. 393. Tetramerium odoratisimum *Gärtn. fil.* l. c. T. occidentale *Nees* et *Martius* nov. act. nat. cur. XII, 1. p. 13) durch ganz Mittelamerika und auf den dahin gehörigen Inſeln. (*A. Sprengel.*)

FARAMUND, dieſer berühmte Name eines angeblichen Frankenkönigs kann bedeuten einen Mann der Heerfahrten, wenn man das Wort von fara, Heerfahrt, ableitet, oder einen Schirm der Geſchlechter oder Familie, wenn man das langobardiſche fara, Generation, Familie, Geſchlecht zu Hilfe nimmt [1]). Großer Streit herrſcht unter den Geſchichtforſchern, ob Faramund an die Spitze der fränkiſchen Könige geſtellt werden kann, oder ob er blos ſagliche Bedeutung hat. Die Gesta Francorum epitomata. Cap. IV. [2]) ſagen: Tunc defuncto Sumnone, et accepto consilio, in unum primatum eorum unum habere Principem, petierunt consilium a Marchomiro, ut Regem unum haberent sicut et caeterae gentes. At ille dedit eis consilium, et elegerunt Faramundum filium ipsius Marchomiri et levaverunt eum super se Regem crinitum. Hierauf erzählt der Verfaſſer, daß die Franken damals angefangen, das ſaliſche Geſetz zu haben, und Cap. V. beginnt er: Mortuo quippe Faramundo, Chlodionem filium ejus crinitum in regnum patris ejus elevaverunt. Mit den nämlichen Worten erzählt es das Chronicon Moissacense [3]), nur daß es das, was in den Gestis Francorum epitomatis aus dem Vorausgehenden von ſelbſt her-

3) Überſetzung der Allgem. Welthiſtorie, die in England durch eine Geſellſchaft von Gelehrten ausgefertigt worden, herausgegeben von Joh. Sal. Semler. 22. Th. S. 290. 401—408. 410—412. 417. 435. 436. 23. Th. S. 12. 14.

*) *Finn Magnusen*, Lex. Mytholog. p. 644.

1) *Joh. Georg. Wachter*, Glossar. Germ. col. 1100 und col. 1101. 2) Bei *Freher*, Corp. Hist. Franc. P. I. p. 58. 3) Bei *Pertz*, Monumenta Germaniae Historica, Scriptt. T. I. p. 283.

vorgeht, noch ausdrücklich hinzuſetzt: Ille dedit eis consilium, ut eligerent Faramundum, filium ipsius Marchomiri, et levarent eum in regem super se *ex genere Priami* crinitum. Was die Gesta Francorum epitomata, und nach ihnen das Chronicon Moissacense darbieten, hat auch Ämoninus [4]), nur zuſammengezogener: Regem vero caeterarum more nationum, Franci sibi eligentes Faramundum, Marchomiri filium, solio sublimant regio. Cui filius successit Clodio crinitus. Des Erchamberti Breviarium Regum [5]) beginnt: Mortuo quippe Faramundo rege, qui primus fuit rex super Francos, Chlodionem filium ejus crinitum, sicut et pater ejus fuit, in regnum patris elevaverunt. Id temporis crinitos reges habere coeperunt. Die Genealogia Domus Carolingicae Cap. III. [6]) hat: Isti fuerunt principes Marchomire et Sonone de genere Priami et Antenoris. Faromondus primus rex de ipso genere, et Clodio filius ipsius rex. Es war nämlich wol dem Verfaſſer zu ſtark, den Faramund, Clodio's Vater, wie die Gesta Francorum epitomata [7]) es thun, zum Enkel des Trojaners Priamus zu machen; er läßt ihn daher nur aus dem Geſchlechte deſſelben ſein. Eine Genealogia [8]) bei Du Chesne beginnt: Primus rex Francorum Faramundus. Secundus Chludio filius und die ebendaſelbſt [9]) befindliche Regum Merowingorum Genealogia ebenfalls: Primus rex Francorum Faramundus dictus est. Faramundus genuit Cleno et Chadiono. Die in dem Cod. S. Galli Nr. 732 [10]) dagegen: Primus rex Francorum Chloio. Gregor von Tours [11]) hat nämlich Chlogio'n als Stammvater der fränkiſchen Könige, und als Zeitgenoſſen des Frankenkönigs Theodomir, den er aus den Fastis consularibus kennt, und der nach dieſen der Sohn Richimir's war. Aus Sulpitius Alexander kennt Gregor von Tours die Heerführer der Franken Genobald, Markomer und Sunno. Aber von Faramund weiß Gregor von Tours nichts, und bemerkt überhaupt: De Francorum vero Regibus, quis fuerit primus a multis ignoratur. Nam cum multa de iis Sulpitii Alexandri narret historia, non tamen Regem primum eorum ullatenus nominat, sed Duces eos habuisse dicit. Auch Fredegar [12]) kennt den Faramund nicht, wiewol er die Erzählung von der Abſtammung der Franken von den Trojanern darbietet. Ihr erſter König iſt Priamus. Ein Theil zieht mit dem Könige Francio nach Europa. Nachdem die Herzoge der Franken Markomer und Sunno durch Arbogaſt's Hinterliſt vertilgt ſind, wählen die Franken wieder Könige aus dem vorigen Stamme, wie Fredegar (Cap. 5) bemerkt: Dehinc extinctis Ducibus, in Francis denuo Reges creantur ex eadem stirpe, qua prius fuerant, und Cap. 9: Franci electum a se Regem, sicut prius fuerat crinitum inquirentes diligenter ex genere Priami Frigi et Francionis, super se creant, nomine Theudemerem, filium Richemeris, qui in hoc proelio, quod supra memini, a Romanis interfectus est. Substituitur filius ejus Clodeo in regno etc. Gregor von Tours weiß nichts davon, daß Chlogio oder Chlodio Theodemer's Sohn ſein ſoll. Dieſes hat alſo Fredegar nach Gutdünken ergänzt. Den Faramund aber hat auch er nicht. Ihn bieten erſt die Gesta Francorum epitomata dar. Sie haben von Fredegar die trojaniſche Abſtammung entlehnt, ſind aber noch einen Schritt weiter gegangen. Während nämlich Fredegar Richimir'n und Theodemir'n aus dem alten trojaniſchen Königsgeſchlecht ſein läßt, ohne die Reihenfolge der Abſtammung näher anzugeben, haben die Gesta Francorum epitomata den Priamus zu einem Zeitgenoſſen des Kaiſers Valentinian, und den Markomir zu des Priamus Sohn gemacht, und dem Markomir den Faramund zum Sohne gegeben und dieſen als Vater Clodio's aufgeſtellt. Wie aus Alexander Sulpitius und Claudian [13]) hervorgeht, ſind Markomer und Sunno geſchichtlich, aber Faramund durchaus nicht. Ja! Gregor von Tours und Fredegar kennen noch nicht einmal eine Sage von ihm, noch haben ſie ſeinen Namen und dennoch hat ein Theil der Geſchichtſchreiber den Faramund als erſten König der Franken oder doch als Stifter der fränkiſchen Monarchie geltend machen wollen. Denn es findet ſich im Proſper Tiro unter dem Jahre 382: Priamus quidam regnat in Francia, quantum altius colligere potuimus [14]); unter dem Jahre 420: Faramundus regnat in Francia [15]), und unter dem Jahre 427: Clodius regnat in Francia [16]). Hierdurch hat ein Theil der Geſchichtſchreiber ſich berechtigt geglaubt, den Faramund als geſchichtliche Perſon aufſtellen zu dürfen [17]).

---

4) De Gestis Francorum. Lib. I. Cap. IV. ap. *Freher.* l. l. P. II. p. 286. 5) et Majorum-domus ex Msc. Sec. IX. Augiae Minoris ap. *Ussermann*, Germaniae Sacrae Prodromus. T. I. p. XLI und bei *Pertz.* l. l. T. II. p. 328. 6) ap. *Pertz.* l. l. T. II. p. 311. 7) Sie erzählen nämlich Cap. I. die Zerſtörung Ilions, und wie Priamus und Antenor an das ſchwarze Meer ſich ziehen, und Cap. IV., wie Kaiſer Valentinian die Franken daſelbſt bekriegen läßt und Priamus fällt, und die Franken ſich in Germaniens Städte an den Rhein ziehen, und ſagen weiter: illicque inhabitaverunt cum Principibus eorum Marchomiro filio Priami, et Sumnone, filio Antenoris. 8) ex vetusto codice canonum ap. *Du Chesne*, Histor. Francor. Scriptt. T. I. p. 793. 9) Ebendaſelbſt S. 793. 10) Bei *Pertz.* Monum. Germ. Hist. Scriptt. Tom. II. p. 307. 11) Hist. Lib. II. Cap. 9 ap. *Freher.* l. l. P. II. p. 35. 12) Chron. Cap. 1—9 ap. *Freher.* l. l. P. I. p. 93—95.

13) De Laudibus Stiliconis Lib. I., Opp. Claudiani. (Lubecae 1691.) p. 299. 14) Vergl. *Roesler*, Chronica Medii Aevi. T. I. p. 146, welcher dazu bemerkt: Ex Fredegario haec sumta. vid. *Bouquet*, Scriptt. Rer. Gallic. T. II. p. 364. 461, sed singulari anachronismo huc translata. Doch unmittelbar aus Fredegar iſt das Einſchiebſel in den Prosper Tiro nicht genommen, ſondern aus den Gestis Francorum Epitomatis, denn Fredegar kennt den Faramund nicht, und gleichwol iſt auch dieſer in den Prosper eingeſchoben. 15) Vgl. Rösler S. 240. 16) Vgl. denſelben S. 259. 17) *Valesius*, Res Francicae. Vol. I. p. 120: Hoc solum affirmare possumus, si Honorio XI. et Constantio *Coss.* regnare Faramundus occepit, principatu ejus, et forsitan etiam ductu, Francos in Galliam eruptionem fecisse, et Augustam Trevirorum (sicubi ante dictum est) tertium captam diripuisse, ac incendisse. Praeterea ex Prosperi fastis chronicoque colligimus, Faramundum partem Galliae Rheno proximam, possessionis causa occupavisse, quam primo regni anno, Clodio, ejus filius, amiserit. In *Godefridi Guilielmi Leibnitzii* de Origine Francorum Disquisitio curis posterioribus

Andere haben dieſes nicht, oder wenigſtens nicht unbedingt gethan. So ſagt z. B. Mascow Folgendes: Um das Jahr 420 wird Faramund's, Königs der Franken, gedacht [18]; den ein anderer Autor, welcher zu Anfange des 7. Jahrh. gelebt, für Markomar's Sohn ausgibt [19]. Einige führen dieſen Faramund als den erſten König der Franken, oder doch als den Stifter der fränkiſchen Monarchie, der die verſchiedenen Völker unter ſeiner Regierung vereinigt hätte, auf [20]. Hingegen will Henſchenius [21] ihn gar ausmuſtern, und zweifelt, ob der Name irgend in einem aufrichtigen (d. h. echten und unverfälſchten) Jahrbuche, das vor dem 9. Jahrh. geſchrieben, vorkomme. Demſelben hat zwar der Pater Pagi geantwortet: Es bleibt aber dennoch ſehr unſicher, auf eine einzige Stelle eines Chronici, welche noch dazu ſo vielem Zweifel unterworfen iſt [22], den Anfang der fränkiſchen Monarchie zu bauen. Denn wenn wir annehmen, daß um dieſe Zeit ein Faramund unter den Franken geherrſcht, ſo thun doch diejenigen, die ihn überhaupt zum erſten Könige der Franken machen, der Sache zu viel, indem wir bereits ſeit Maximinian's Zeiten ſo viele Namen fränkiſcher Könige [23] in der Geſchichte angetroffen haben. Diejenigen, die ihn zum erſten, der unter ſeinen Scepter die ganze Nation vereinigt hätte, machen wollen, treffen es auch nicht, indem bis an Chlodowig's Zeiten die Franken verſchiedene Herzoge oder Könige über ſich gehabt haben. So lange alſo Faramund's Andenken ungewiß iſt, bleibt auch das, was Valeſius [24] ihm an Thaten beilegt, in den Schranken einer bloßen Muthmaßung. Man zeigte auch vormals ſogar ſein Grab auf dem Frankenberge, dem höchſten Gipfel auf dem Elſaß und Lothringen ſcheidenden Gebirge. Mabillon aber, der alles, was von dieſem Grabe geſagt worden, zuſammengeſucht, hat zugleich gezeigt [25], wie unrichtig dieſe Erzählung ſei. So nach Mascow [26]. Muratori [27] bemerkt zum J. 418 Folgendes: Zu dem gegenwärtigen Jahre gehört dasjenige, was Prosper Tiro [28], oder ein anderer Prosper erzählt, daß nämlich Faramund angefangen habe, über die Franken zu herrſchen. Dieſes iſt, wie man vorgibt, der erſte König dieſer Nation, von dem wir etwas wiſſen, allein die Sache gründet ſich auf den Ausſpruch eines Scribenten, der nicht zuverläſſig genug iſt. Weder Gregor von Tours, noch Fredegar wiſſen von einem Könige der Franken dieſes Namens. Ammianus [29] gedenkt bei dem Jahre 356 der fränkiſchen Könige, ſagt aber nicht, wie ſie geheißen. Deſſenungeachtet haben die gelehrten Franzoſen dieſe Nachricht für hinlänglich angeſehen, das Verzeichniß der fränkiſchen Könige von dieſem Faramund anzufangen, und zwar um ſoviel mehr, weil derjenige, der de Gestis Francorum geſchrieben, und, wie man glaubt, um das Jahr Chriſti 700 gelebt hat, ebenfalls ſeiner Meldung thut. Doch dieſer Scribent erzählt gleich im Anfange ſo viele Fabeln von der Abſtammung der Franken von Troja, da er den Priamus zu des Faramund's Großvater, Markomir'n aber zu ſeinem Vater macht, daß man ihm in ſeinen Erzählungen von dem Faramund nicht den geringſten Glauben beimeſſen kann. Vielleicht hat Jemand, welcher die von dem Urſprunge der Franken ausgeſonnenen Mährchen auf guten Glauben angenommen hat, dieſe Nachricht von dem Faramund in die kleine Chronik des Prosper eingeſchoben, und den folgenden Jahrhunderten beigefügt, wie ſie denn wirklich in einigen Exemplaren mangelt. So Muratori. Freih. v. Gagern [30] bemerkt dagegen Folgendes: Später bekleideten Sunno, Genobald und Markomer dieſe Würde. Dann erſt vernehmen wir zum Jahre 418 die dürren Worte des Annaliſten, welche die Sachſenchronik wiederholt, Pharamundus regnavit [31] in Francia. Viele, unter andern Muratori, glauben, dieſe Worte ſeien unecht und ſpäter eingeſchoben. Der Sachſenchronik wegen iſt Freiherr v. Gagern [32] anderer Meinung.

(*Ferdinand Wachter*.)

FARANGERFALL (Nordiſche Myth.), der Fall des Fluſſes Faranger, in welchem Loke von den Aſen gefangen wurde. Als er nämlich Baldur's Tod verurſacht hatte, floh er vor dem Zorne der Aſen und verbarg ſich auf einem Berge in einem Hauſe mit vier Thürmen, von denen er nach allen Richtungen ſehen und ſo die Ankunft der Aſen erlauſchen konnte. Als er ſie kommen ſah, verbarg er ſich in Geſtalt eines Lachſes in dem Fa-

---

aucta, et annotatiunculis illustrata a *Joh. Georgio Eccardo* in des Letzteren Leges Francorum Salicae et Ripuariorum p. 260 wird Priamus als Faramund der Ältere, und der eigentliche Faramund als Faramund II. aufgeſtellt.

18) *Prosper* in Chron. a Pithaeo edito ad A. XXVI. Honorii. Faramundus regnat in Francia. 19) Auctor de Gestis Francorum: Tunc defuncto Sunnone etc. Die Stelle, welche wir am Eingange dieſes Artikels mitgetheilt haben. 20) Selbſt Pagius ſchreibt ad An. 418. n. 81: Monarchiae Francicae fundamenta hoc circiter anno jacta. 21) *Henschenius* in Exegesi de episcopatu Tungrensi et Trajectensi c. 10, der vornehmlich das Chronicon *Prosperi*, welches Pithöus herausgegeben hat, und in welchem die Stelle von Faramund anzutreffen iſt, verdächtig macht, und zwar mit Recht annimmt, daß ſie ein ſpäteres Einſchiebſel ſei. Vergl. *Roesler* l. l. p. 240. 22) Dieſe Zweifel ſind angeführt in einer Anmerkung: De l'Epaque de la Monarchie Françoise, in den Mémoires de Litérature. Tom. I. p. 370. 23) So Mascaw, Geſchichte der Teutſchen. 1. Th. 2. Aufl. S. 390; doch ſind nicht alle, die als Heerführer oder Herzoge der Franken vorkommen, als Könige anzuſehen. 24) ſ. die Stelle in der 17. Anmerk. dieſes Artikels. 25) In einer Unterſuchung von den Begräbniſſen der alten Könige der Franken in den Mémoires de Litérature. T. IV. p. 370. 26) a. a. O. S. 390. 391. 27) Ludw. Ant. Muratori, Geſchichte von Italien. 3. Th. (Leipzig 1746.) S. 70.

28) in Chron. ap. *Labb.* 29) Lib. XVI. c. 3. p. 113. 30) Die Nationalgeſchichte der Teutſchen. 2. Th. S. 436 und 821. 31) regnat ſteht im Prosper. 32) Er bemerkt weiter: Die Mémoires de l'académie des inscript. T. I. — de l'Epoque de la Monarchie françoise — laſſen die Frage unentſchieden; indem Vertot dieſe Zweifel ſelbſt aufwirft oder beſtätigt, entſcheidet er ſich doch für das Jahr 420; und ſo dachten Valois und Mezeray. *Unter* den unſrigen ſammelt und erſchöpft Eckhart in den Commentariis de rebus Franciae orientalis — — Alles, was die Alten darüber ſa ungenügend hinterlaſſen haben. So v. Gagern a. a. O. S. 821. 822. Wir bemerken noch, daß auch Daniel (Histoire de France. [à Amsterdam 1742.] T. I. p. LXXI und p. 4) den Faramund als König der Franken nach der Angabe bei Prosper annimmt. Aber um folgerecht zu bleiben, mußte man dann auch das Einſchiebſel vom Priamus als geſchichtliche Wahrheit enthaltend annehmen.

rangerfall, in der Hoffnung, die Aſen würden nicht wiſſen, wie ſie ihn fangen ſollten. Zwar hatte er ſelbſt ein dazu paſſendes Netz geſponnen, aber es ins Feuer geworfen, als die Aſen naheten. Doch an der Aſche konnte man noch die Art des Gewebes erkennen, und Quaſir, der weiſeſte der Götter, rieth ihnen, ein gleiches Netz zu verfertigen. Damit gingen ſie zu dem Waſſerfall und Loke entging diesmal nur dadurch dem Fange, daß er ſich zwiſchen zwei Steinen verkroch. Sie warfen es nun zum zweiten Male aus und jetzt wurde Loke mit den beiden Steinen in daſſelbe verwickelt, aber noch fand er eine Rettung. Er ſprang über das Netz und verbarg ſich wieder mitten im Waſſerfall. Zum dritten Male warfen nun die Aſen das Netz aus und fingen ihren Feind. Auch jetzt wollte er wieder entſpringen, aber Thor faßte ihn am Schwanze und hielt ihn feſt. Daher kommt es, daß die Lachſe einen ſpitzen Körper haben. Nun wurde er auf drei hervorragende Felſenklippen gelegt, mit den Schultern auf die eine, mit den Hüften auf die andere und mit den Kniekehlen auf die dritte. Seinen Sohn Vali verwandelten ſie in einen Wolf, dieſer zerriß ſogleich ſeinen eigenen Bruder Narſi und die Aſen nahmen deſſen Eingeweide, um damit den Vater Loke an die Felſenſpitzen zu feſſeln. Über ſein Geſicht hingen ſie eine Schlange, damit ihr Gift auf ihn niederträufle. Zwar hielt ſeine Frau Sigia eine Schale unter, die das Gift auffing, aber wenn ſie dieſelbe ausleert, fällt ein Tropfen auf ihn und verurſacht ihm ſo fürchterliche Schmerzen, daß er ſich windet und krümmt, um von ſeinen Banden loszukommen, ſie aber doch nicht zu ſprengen vermag. Von ſeinen Convulſionen erbebt die Erde und die Menſchen nennen dieſe Erſchütterung ein Erdbeben. Siehe d. Art. **Loke**. (*Richter.*)

FARAX, Muhammedaniſche Kämpfer gegen die Chriſten. 1) Farax Adali, Alcayde oder Befehlshaber zu Calatrava, vereinigte im J. 1131 ſeine Mannſchaft mit der der Alcayden von S. Stephan und Oreja oder Aurelia. Sie gingen zuſammen des Nachts in das Gebiet von Toledo, verbargen ſich in einen Hinterhalt und ſchickten bei Tagesanbruch eine kleine Anzahl Soldaten ab, welche das auf den Feldern weidende Vieh hinwegtreiben ſollten, damit die Chriſten dadurch in die gelegten Schlingen gelockt werden möchten. Die Herumſtreifenden nahmen einige Ochſen und anderes Vieh hinweg und führten daſſelbe an den Ort, wo ihr Feldherr verborgen war. Bei der Nachricht von dieſem Raube ſetzte der Befehlshaber des Landes Don Gutierre Hermegildez, der ſich damals zu Ajofrin befand, ſogleich mit 40 Reitern den Ungläubigen nach, und gerieth ſo in die Falle. Nicht wenig erſchrocken, ſich von einer großen Menge umringt zu ſehen, wandte er alle ſeine Kräfte an, ſich durchzuſchlagen. Da aber die Zahl der Gegner zu groß war, ward er mit dem größten Theile ſeiner Mannſchaft niedergehauen. Der Alcayde Nugnez Alfonſo von Mora wurde gefangen, und kaufte ſich nach einiger Zeit los. Farax und ſeine Gefährten thaten nachher einige Streifereien in der Gegend von Toledo. Als die von Don Gutierre Hermegildez erlittene Niederlage und die Verwüſtungen, welche die Ungläubigen verübten, bekannt wurden, machten die beiden Alcayden von Escalona, die Brüder Dominicus Alvarez und Don Diego Alvarez, und der Alcayde Ferdinand Fernandez von Iſa, und ein leoniſcher Herr, Don Roderich Gonzalez, welcher der Stadt Toledo Hilfe zugeführt hatte, ſich bereit, der Verwegenheit der Muhammedaner unter Farax Einhalt zu thun. Dieſe waren aber ſo ſehr auf ihrer Hut, daß ſie Mittel fanden, die Vereinigung der genannten ſpaniſchen Heerführer zu verhindern und ſie getrennt zu ſchlagen. Sie wandten ſich nämlich zuerſt wider den Don Roderich Gonzalez und machten ihn mit ſeiner ſämmtlichen Mannſchaft nieder. Gleiches ließen ſie nachher die Alcayden von Escalona und Iſa und alles ihr Kriegsvolk, das befehligte erleiden. So brachte Farax im J. 1131 den Chriſten die blutigſten Niederlagen bei. Als Gocelin von Ribas, unterſtützt von dem Statthalter Don Roderich Fernandez von Toledo im J. 1132 das Schloß Azela in der Nachbarſchaft von Toledo wieder herzuſtellen begann, begriffen die Muhammedaner die Wichtigkeit der Verhinderung der Wiederherſtellung deſſelben, und eilten ohne Verzug in dieſe Gegend, beunruhigten die Arbeiter, hatten mit den Chriſten einige Gefechte, zogen aber allemal den Kürzeren. Hierüber auf das Äußerſte erbittert, riefen ſie den durch ſeine Siege über die Chriſten berühmten Farax, Statthalter von Calatrava, zum Beiſtande herbei. Dieſer erſchien ungeſäumt, vereinigte ſich mit ihnen, und ſchickte ſich an, das, was von der Feſtung erbaut, wieder zu zerſtören. Gocelin, der die Abſicht der Ungläubigen vernahm, zog von allen Seiten Truppen zuſammen, und erwartete ſtandhaft die, welche unter dem Befehle des Farax heranrückten, lieferte ihnen, ſobald ſie ſich ſehen ließen, eine Schlacht, ſchlug ſie, und nöthigte ſie zum Rückzuge, und der Feſtungsbau ward vollendet. Während Kaiſer Alfons, der achte als König von Leon, und der zweite als König von Caſtilien im J. 1143 Andaluſien verheerte, vereinigte ſich der Alcayde Farax von Calatrava, mit einigen andern Alcayden, fiel in das Königreich Toledo ein, und beabſichtigte, in das Schloß Mora Lebensmittel und Verſtärkung zu bringen, und den zu Pegna Negra ſich befindenden Mugan Alfons aufzuheben. Als dieſer am 1. Auguſt (1143) bei Anbruch des Tages mit vierzig Mann aus dem Schloſſe ſich verfügte, um Kundſchaft einzuziehen, traf er, als er die Gegend an der Seite von Calatrava durchſuchte, in einer Höhle einen Muhammedaner an, und erhielt von ihm die Nachricht, daß Farax Adali nicht weit davon mit einem Vorrath von Lebensmitteln für das Schloß Mora und mit einem ſtarken Corps von 4000 Mann ſtände, und entſchloſſen ſei, ihn (Mugan Alfons) mit allen den Seinigen niederzumachen. Während Mugan Alfons mit dieſem Ungläubigen ſprach, entdeckte er die Vordertruppen des Farax, griff ſie alsbald mit der größten Wuth an, richtete ein entſetzliches Blutbad unter den Feinden der Chriſten an, ſchlug die übrigen in die Flucht, begab ſich ungeſäumt in das Schloß Pegna Negra zurück und verlangte die Meinung des Martin Fernandez zu wiſſen, was nun weiter zu thun ſei. Der Schluß ihrer Berathung war endlich

dieſer, daß ſie alle beide mit ihren Truppen einen Ausfall thun und dem Feinde die Spitze bieten wollten. Dieſem zufolge zogen ſie dem Farax muthig entgegen, trafen ihn nahe bei dem Sumpfe von Algodor in Schlachtordnung, und griffen ihn, ſobald ſie ihn erreichten, plötzlich an. Ein blutiges Treffen entbrannte und der Verluſt war auf beiden Seiten ſo bedeutend, daß beide Theile nöthig hatten, ſich wieder zu ſetzen. Hierauf ſagte Mugan Alfons zu Martin Fernandez, der in der Schlacht verwundet worden, daß er mit ſeiner Mannſchaft aufbrechen und für die Sicherheit des Schloſſes ſorgen möchte, er (Mugan Alfons) wolle unterdeſſen mit ſeinem kleinen Haufen dem Feinde den Boden ſtreitig machen. Sobald Farax erfuhr, daß ſich Martin Fernandez mit ſeinen Truppen in das Schloß Pegna Negra zurückverfügt hatte, griff er den Mugan Alfons mit großer Heftigkeit an. Dieſer und ſeine Krieger thaten zwar Wunder der Tapferkeit und ſtreckten die herzhafteſten Muhammedaner vor ihren Füßen nieder, wurden aber doch zuletzt ſo ſehr in die Enge getrieben, daß ſie, von allen Seiten umringt, ſich zurückziehen mußten. Sie vertheidigten ſich im Zurückzuge und es gelang ihnen, ſich auf einer Anhöhe, die Pegna de el Zierbo hieß, feſtzuſetzen. Hier hielt ſie Farax ſogleich feſt, rückte mit allen ſeinen Armbruſtſchützen an, erlegte durch Bolzenſchüſſe den tapfern Mugan Alfons, und alle, die ſich bei ihm befanden. Hierauf bemächtigte ſich Farax des Leichnams des tapfern Anführers der Chriſten, hieb ihm das Haupt, den linken Arm und das rechte Bein ab, und ſchickte dieſe Gliedmaßen nach Cordova an Azuel's Gemahlin, daß ſie von da nach Sevilien an die Ehefrau des Aben Ota, und von dieſer nach Marokko an den König Tereſin geſandt werden ſollten. Das Übrige des Leichnams des Mugan Alfons ließ Farax in feine Leinwand wickeln und den Chriſten zuſtellen, daß ſie denſelben begraben laſſen könnten. Auch den vornehmſten mit Mugan Alfons umgekommenen Chriſten ließ Farax die Häupter abſchlagen, und ſchickte ſie nach Calatrava, ſeinem Sitze. Hier wurden ſie auf der Spitze des höchſten Schloßthurmes als Denkmäler ſeines Sieges zur Schau ausgeſtellt. Farax, das Schrecken der Chriſten, fand im J. 1145 durch ſeine eigenen Glaubensgenoſſen auf dieſe Weiſe den Tod. Der zu Cordova lebende Haben Fandi, ein reicher Alfaqui von großem Rufe, unter den Muhammedanern für einen heiligen Mann gehalten, nährte unter dem Deckmantel einer anſcheinenden Andacht in ſeinem Herzen das Feuer eines unermeßlichen Ehrgeizes, und trachtete unter der Hand nach dem Throne der Muhammedaner in Spanien. Zu dieſem Zwecke rief er den Alcayden Farax von Calatrava und andere ihm ergebene Perſonen zu ſich, und ſtellte ihnen die Gefahr vor, die zu beſorgen wäre, wenn dem Zafadola die Krone aufgeſetzt würde. Zafadola ſuchte nämlich die ſpaniſchen Muhammedaner von den afrikaniſchen unabhängig zu machen, und hatte bereits die Afrikaner, die ſich in Spanien befanden, auf wenige Plätze beſchränkt. Zafadola war ſo ein mächtiger Mann geworden. Wegen Rhoda war dieſer Muhammedaner Vaſall von Caſtilien geworden. Haben Fandi bemühte ſich daher, dem Farax und den andern ihm ergebenen Perſonen begreiflich zu machen, daß, da Zafadola den Chriſten zu ſehr ergeben wäre, man gewiß befürchten müßte, daß ſie, wenn es dem Zafadola gelänge, ſich auf den Thron zu ſchwingen, in eine noch ſchrecklichere Knechtſchaft, als diejenige, unter der man jetzt ſchon ſeufzte, gerathen würden. Um dieſem Übel zuvorzukommen, ſei es nöthig, den Zafadola aus der Welt zu ſchaffen, und Haben Fandi ſelbſt erbot ſich, die Laſt der königlichen Würde auf ſich zu laden. Dieſe Verſchwörung konnte nicht ſo heimlich gehalten werden, daß ſie dem Zafadola nicht hätte bekannt werden ſollen. Er hielt den Farax für den Anſtifter; zwar war dieſer es nicht urſprünglich, war aber das Haupt der Verſchwörung, in ſofern er der mächtigſte und einflußreichſte, ohne den Haben Fandi auf keinen Erfolg rechnen konnte. Zafadola entſchloß ſich daher an Farax das Recht der Wiedervergeltung zu üben. Er begab ſich alſo mit den chriſtlichen Herren, die er bei ſich hatte, und mit verſchiedenen vornehmen Muhammedanern, unter denen ſich auch Farax, der ſein Vorhaben dadurch deſto beſſer verbergen zu können ſuchte, von Cordova hinweg, und befahl ſogleich den unter ihm dienenden Chriſten, das verwegene Haupt der Verſchwörung zu erſchlagen. Sobald Aben Fandi die Ermordung des Farax erfuhr, ſetzte er mit den Einwohnern von Cordova dem Zafadola nach, konnte ihn jedoch nicht unterdrücken [1]).

2) Farax, Alcayde von Malaga, ward von ſeinem Halbbruder, dem Könige Muhammed Alhamir von Granada, im J. 1303 in das in Entzündung ſtehende Königreich Fez mit Kriegsvölkern geſandt, nahm Ceuta ein, und legte eine ſtarke Beſatzung in dieſe Stadt, worauf er nach Spanien zurückkehrte [2]).

3) Farax-Eben-Farax, Haupt der Empörung der Mauriſquen in Granada im J. 1568, welche er zuerſt anblies. Er ſtammte aus der Familie der Abencerrages, war Einwohner von dem Albaicin, und Carminmacher von Profeſſion, aber ein entſchloſſener und verſchmitzter Mann. Er conferirte über ſeinen Plan der Empörung zuerſt mit dem Abenjuagar, Alguazil von Cadiar, dem Diego Lopez Aben-Abor, Einwohner von Mecina de Bonvoron, und andern der vornehmſten Mauriſquen, welche in Granada zur Betreibung der Angelegenheiten, welche ſie in der Kanzlei hatten, ſich befanden. Sie wurden unter einander darüber einig, daß man damit beginnen müßte, der Geſinnung ihrer Mitbrüder, welche in den Alpujarras, ſiebzehn Meilen langen Gebirgen in dem Königreich Granada an den Küſten des mittelländiſchen Meeres zwiſchen Velez und Almeria, ſich zu verſichern, damit man, wenn man wüßte, daß man ſich auf ſie verlaſſen könnte, im Stande wäre, einen Entſchluß zu faſſen. Da es den Mauriſquen Zuſammenkünfte zu halten verboten war, ſo beſchloſſen ſie, außerhalb der Stadt Granada ein Hoſpital mit einer Brüderſchaft unter dem Titel der allerheiligſten Dreieinigkeit zur Verpfle-

1) Johann von Ferreras, Allgemeine Hiſtorie von Spanien. 3. Bd. (Halle 1755.) S. 438. 462. 479. 480. 485. 486.
2) Derſelbe 5. Bd. S. 518.

gung der armen kranken Chriſten zu errichten, weil ſie unter Begünſtigung eines ſo ſcheinbaren Vorwandes ſich würden verſammeln und über das die Religion Betreffende Zuſammenkünfte halten können, ohne den geringſten Argwohn zu erregen. Zu dieſem Zwecke verlangten ſie von dem Erzbiſchofe und dem Präſidenten die Erlaubniß zum Behufe einer Almoſenſammlung zur Erbauung des Hoſpitals und für die armen Kranken drei bis vier Perſonen durch das ganze Königreich ſchicken zu dürfen. In Erwägung, daß der Beweggrund fromm und chriſtlich ſei, ward ihnen die Erlaubniß ertheilt. Unter dieſem Vorwande ſandten ſie nun drei bis vier ſichere Perſonen mit dem Auftrage ab, daß ſie in alle Plätze gehen, die Geſinnungen der Einwohner auf eine geſchickte Art ausforſchen, ſie zur Empörung reizen, und ſich um die Menge Waffen, welche in jedem Platze vorhanden wären, und um die Anzahl der waffenfähigen Perſonen erkundigen. Zu gleicher Zeit ſollten ſie die Häfen, durch welche ſie die etwanigen Hilfeſendungen aus der Berberei empfangen, ſowie auch die kürzeſten, ſicherſten und am wenigſten bekannten Wege, um die Succurſe herbeizuführen und um Lebensmittel nach Granada zu bringen, in Augenſchein nehmen, und von allem genaue Nachricht geben. Sobald die auf verſchiedenen Wegen abreiſenden mauriſquiſchen Agenten in den Plätzen ankamen, ſuchten ſie mit einigen der daſelbſt wohnenden vornehmſten Mauriſquen in Umgang zu kommen, und unterhielten ſich mit ihnen von dem elenden Zuſtande, in welchen ſie durch die letzte wider ſie bekannt gemachte Verordnung verſetzt wären. Der Erzbiſchof von Granada hatte nämlich allen Pfarrern ſeines Kirchſprengels befohlen, in ihren Pfarrkirchen am erſten Tage des Jahres bekannt zu machen, daß alle Kinder der Mauriſquen im Alter von 5 bis 15 Jahren ſich ſollten einſchreiben laſſen, damit man ſie in die Schule ſchickte, um ſie die chriſtliche Lehre, Leſen, Schreiben, und zu gleicher Zeit die caſtiliſche Sprache zu lehren. Die Väter ſuchten die Widerrufung dieſer Verordnung zu erhalten. Aber vergebens! Sie wurden darüber wüthend, und Farax leitete hierauf die Empörung ein. Seine Agenten ſtellten den Mauriſquen in den Plätzen, wohin ſie kamen, die traurige Sklaverei vor, in welcher ſie lebten, und fanden, daß ſie verdrießlich und misvergnügt darüber waren, daß ſie die Religion ihrer Vorfahren nicht beibehalten konnten. Nun ſagten die Agenten zu ihnen weiter, daß ſie, wenn ſie verſchwiegene und tapfere Leute wären, ein ſo tyranniſches Joch leicht abſchütteln könnten, weil verſchiedenen Weiſſagungen der alten Alfaquis zufolge die Zeit ihrer Freiheit, nach dem Verluſte des Königreichs Granada, endlich erſchienen ſei. Daher ermunterten ſie die Mauriſquen zur Ergreifung der Waffen, verſichernd, daß ſie ſich auf die Unterſtützung der Könige von Afrika, welche ſich zur Sendung mächtiger Succurſe anheiſchig gemacht hätten, verlaſſen könnten; auch habe der Großtürke verſprochen, zu ihren Gunſten eine Flotte und Truppen zu ſchicken. Die Gelegenheit ſei günſtig, da der König Philipp durch ſeine Kriege in Flandern und anderwärts ſo beſchäftigt ſei, daß es ihm ſehr ſchwer werden würde, den Mauriſquen Widerſtand zu leiſten. In anderen Plätzen, in welchen die Agenten des Farax Perſonen kannten, die im Herzen Muhammedaner waren, thaten ſie ebendieſelben Vorſtellungen. So durchliefen ſie die Alpujarras, und kehrten nach ſorgfältiger Ausrichtung ihres Auftrags nach dem Albaicin zurück, und gaben Rechenſchaft. Farax und die andern vornehmſten Häupter der Empörung ſowol von dem Albaicin als von den andern Gegenden des Königreichs, verſammelten ſich in Cadiar, einem Platze am Eingange der Alpujarras, und da ſie in Kenntniß gebracht, daß im Königreiche mehr als 85,000 Familien bekannter Mauriſquen, außer vielen andern, welche ſich verbargen, ſich befanden, und daß man 50,000 Bewaffnete ins Feld ſtellen könnte, ſo kamen ſie darin überein, daß am Grünendonnerstag der Ausbruch der Empörung ſtatthaben, aber indeſſen das Geheimniß der Verſchwörung auf das Strengſte beobachtet werden ſollte, damit ſie nicht das Leben und ihre Habe verlieren, und die größten Martern erdulden müßten. Auch ſchickten ſie eins der Häupter der Empörung, Namens Portal, nach Algier, um den Oberherrn dieſes Königreichs um Succurs zu bitten und ein andres, Namens Dordu, in gleicher Angelegenheit in die andern Theile der Berberei. Portal ging nach Algier an Bord und lief am 22. Sept. 1568 aus, Dordu dagegen konnte, wie wir unten ſehen werden, ſeinen Auftrag nicht ausrichten. Dem von der Verſammlung in Cadiar gefaßten Entſchluſſe zufolge begannen die Monfis, wie man in Spanien diejenigen Mauriſquen nannte, die Straßenräuber und Mörder waren, die Fahne der Empörung öffentlich aufzuſtecken, beraubten und ermordeten alle Chriſten, die in ihre Hände fielen, und übten ſonſt die größten Grauſamkeiten gegen dieſelben. Beinahe kein Tag verging, wo man nicht Leichname von Geiſtlichen, Mönchen und Weltlichen nach Granada brachte, welche meiſtentheils mit einer entſetzlichen Grauſamkeit waren umgebracht worden. Da vielen Perſonen die Bewegung der Mauriſquen der Alpujarras nicht unbemerkt blieb, und ſie auf ein Vorhaben der Empörung ſchloſſen, ſo meldeten ſie es dem Präſidenten und dem Erzbiſchof von Granada, und zu gleicher Zeit dem Könige. Der Präſident und der Corregidor von Granada bewaffneten zur Sicherheit des Albaicins die Chriſten, und ließen alle Nächte Ronden machen. Daher ließen die Mauriſquen dieſes Quartiers der Stadt den Vornehmſten der Alpujarras ſagen, daß ſie, die Waffen zu ergreifen, verziehen ſollten, weil die Stadt auf ihrer Hut ſei, und weil, ſo lange man ſich nicht von Granada würde Meiſter machen können, alle die andern Unternehmungen vergeblich ſein würden. Dem zufolge ward die auf den Grünendonnerstag angeſetzte Empörung auf einen andern Tag verſchoben. Der Graf von Tendilla, der damals in dem Alhambra (Palaſte) war, und in Abweſenheit ſeines Vaters, des Marquis von Mondejar, den Befehl führte, hörte den 5. April in Begleitung vieler Herren und ſeiner Leibwache in dem Albaicin zu Salvador die Meſſe. Hier waren die meiſten Mauriſquen verſammelt, weil grüner Donnerstag war. Nach der Meſſe verbot er den Mauriſquen hinwegzugehen, und ſtellte ihnen vor, daß alle die Artikel der

ihretwegen ergangenen Verordnung, daß ſie die Kleidung und Sprache ändern ſollten, zu ihrem Wohle abgefaßt ſeien, damit zwiſchen ihnen und den alten Chriſten kein Unterſchied ſtatthätte. Die Mauriſquen auf ihrer Seite beſtrebten ſich, den gegen ſie gefaßten Argwohn wegen einer Empörung zu zerſtreuen, und beſchwerten ſich bei dem Grafen über den ungerechten Verdacht, mit welchem man ihre Treue in Zweifel ziehe. Auch als der Marquis von Mondejar, der von dem Könige den Befehl erhielt, unverzüglich nach der Stadt Granada abzureiſen, daſelbſt den 17. April 1568 anlangte, ſo begaben ſich am folgenden Tage die Vornehmſten des Albaicins auf eine ehrerbietige Weiſe zu ihm, beſchwerten ſich über den gegen ſie gehegten Argwohn, und baten, daß der Marquis ihnen ihren Schutz angedeihen laſſen möchte, wie ſein Großvater und Väter gethan hätten. Der Marquis verſprach ihnen ſeinen Beiſtand, und kurz darauf ging Don Alfonſo de Granada=y=Venegas nach Hofe, um dem Könige von den Plackereien, welche die Mauriſquen zu erdulden hatten, und ihren andern Beſchwerden Nachricht zu ertheilen. Der Marquis von Mondejar rückte mit ſeinem Sohne, dem Grafen von Tendilla und der Reiterei aus Granada, um zu beſichtigen, ob die Plätze der Küſten gut verſehen wären, für den Fall, daß die Mauren aus der Berberei und von Algier daſelbſt irgend einige Landung verſuchen wollten. Während dieſer Zeit ging Dordu, einer der vornehmſten Verſchworenen, mit andern Mauriſquen von Albaicin auf die Seite von Adra ab, um nach der Berberei überzuſetzen, in der Abſicht, um dort um einigen Succurs an Truppen und Schiffen anzuhalten. Er konnte aber keine Fuſte finden. Er kaufte daher einem mauriſquiſchen Fiſcher, Einwohner des alten Adra, eine dem Armateur Genais de la Rambla zugehörige Barke ab. Der Fiſcher erbot ſich ſogar mitzureiſen, und der Tag der Abreiſe ward beſtimmt. Dem Fiſcher ward jedoch vor der Strafe im Falle der Entdeckung bange, und er gab dem Genais und Befehlshaber von Adra Nachricht, daß die Mauriſquen die Barke von ihm verlangt hätten, um nach der Berberei überzugehen, und verſprach ihnen den Tag zu melden, an welchem die Einſchiffung ſtatthaben würde, damit man Dordu'n und ſeine Reiſegeſellſchaft in Haft nehmen könnte. Genais de la Rambla, welcher dem mauriſquiſchen Fiſcher mißtraute, ließ ſogleich in der Nacht viele Löcher in die Barke machen, und mit Wachs wieder leicht zuſtopfen. In der zur Einſchiffung beſtimmten Nacht ſtiegen Dordu mit dem mauriſquiſchen Fiſcher und Dordu's Reiſegefährten in die Barke und liefen in die See. Das Waſſer drang ſogleich in die Löcher der Barke ein, und man eilte mit ihr an das Land zurück. Bei dem Geräuſche eilten die Wachen herzu und hielten einen Türken, die drei Chriſtenſklaven, welche Dordu nach der Berberei bringen ſollte, und die Weiber und Kinder an. Dordu ſelbſt und die andern Mauriſquen entkamen in die Gebirge. Einer von ihnen ließ jedoch einen Querſack fallen. In ihm fanden ſich Briefe in arabiſcher Sprache. Durch Überſetzung der Briefe fand man, daß die Mauriſquen wirklich entſchloſſen wären, ſich zu empören. Der Marquis von Mondejar ſandte die Originalbriefe nebſt den Überſetzungen an den König. Nachdem der Marquis Verja, Adra und Almeria beſucht und ſo gut als möglich für die Sicherheit dieſer und anderer Plätze geſorgt hatte, kehrte er nach Granada zurück. Die Mauriſquen, welche in der Berberei geweſen waren, brachten zwar nichts als ſchöne Hoffnungen zurück, doch wurden die vornehmſten Urheber der Empörung deswegen nicht ſaumſelig. Aus Furcht, ihre Verſchwörung möchte entdeckt ſein, da der Marquis von Mondejar mit großer Sorgfalt daran arbeitete, die Plätze mit Truppen und Munition zu verſehen, beſchloſſen ſie die baldigſte Ausführung ihres Vorhabens und verabredeten eine dritte Verſammlung. Auf derſelben, welche im September in dem Hauſe des Hordon, eines reichen Mannes und eines der vornehmſten Abgeordneten des Albaicins, ſtatthatte, fanden ſich 26 Perſonen aus dem Alpujarra ein. Die Chriſtnacht ward zum Zeitpunkte der Empörung feſtgeſetzt, weil im Winter die Nächte lang ſind, und weil die Kriegsvölker des Alpujarra hierdurch mehr Zeit gewinnen würden, nach der Stadt zu gelangen, um dieſelbe zu überraſchen. Auch entſchied man, daß die Succurſe von Algier auf dem Vorgebirge von Gata landen ſollten, damit die Mauriſquen der Königreiche Valencia und Murcia ebenfalls zur Theilnehmung an der Empörung gereizt würden; und daß die Schiffe und Succurſe von Fez und Tetuan auf der Höhe von Marbella ankern ſollten, um die Mauriſquen des Gebirges von Ronda und die andern aus dem Alpujarra zur Schilderhebung zu ermuthigen. Bereits auf der zweiten Verſammlung der Verſchwornen hatte Don Ferdinand de Valor, Alguazil von Cadiar, ein Mann von großem Anſehen und Verſtand, ihr vorgeſtellt, daß man, um in einer ſo kitzligen Unternehmung glücklich zu ſein, einen König erwählen müßte, welchem alle andern gehorchten; denn, wenn ſie in dergleichen Angelegenheit die Regierung in den Händen Vieler ließen, ſo ſetzten ſie ſich der augenſcheinlichſten Gefahr aus, ihre Abſichten nicht zu erreichen. Ferdinand's Rede ward mit großem Beifall aufgenommen. Aber man kam darin überein, die Wahl eines Königs auf eine andere Zeit zu verſchieben, wegen der Schwierigkeiten, die ſich damals entgegenſtellten, und weil ein Theil der Verſammlung die Rückkehr der nach Afrika geſchickten Geſandten erwarten wollte. Auf der dritten Verſammlung zu St. Michael im Hauſe des Hardon im September (1568) ward der Neffe des Ferdinand de Valoir, der in der zweiten Verſammlung die Rede für die Königswahl gehalten hatte, Namens Ferdinand de Valoir, zum Könige gewählt. Er ſtammte aus dem Geſchlechte der Aben=Huneijas, welche vor Alters Granada regiert hatten, und war ein reicher junger Mann von 20 Jahren, und einer der Vierundzwanziger der Stadt Granada, hatte einen unternehmenden, aber geſetzten und verſchwiegenen Geiſt, und eine außerordentliche Herzhaftigkeit. Die Mauriſquen bekleideten den Neugewählten mit einem ſcharlachenen Kleide, legten ihm ein gefärbtes Band um den Hals und um die Schultern, und breiteten vier in Geſtalt eines Kreuzes und gegen die vier Theile der Welt gelegte Tücher auf den Boden aus. Auf ſie kniete der neue König nieder, verrichtete

ſein Gebet oder Sala, und ſchwur dann, daß er in dem Geſetze des Muhammed leben und ſterben, es vertheidigen, und ſeine Unterthanen darin erhalten wollte. Hierauf ſtand er wieder auf, und Farax fiel im Namen aller Anweſenden nieder, küßte die Erde, auf welche Don Ferdinand de Valor den Fuß geſetzt hatte, und leiſtete ihm den Eid der Treue. Hierauf nahmen ſie den König auf die Schultern, und riefen ihn zum Könige aus mit der Formel, mit welcher dieſes mit den alten Königen von Cordua geſchehen war, nämlich: Gott überhäufe den König Muhammed Aben-Humeija, König von Granada und von Cordua, mit Segen. Sogleich machte Aben-Humeija ſeinen Vaterbruder, den Aben-Juagar Ferdinand de Valor-el-Zanguar zum Generalcapitain, welcher unverzüglich nach Cadiar abreiſete, und den Farax zu ſeinem Großalguazil. Zu der zur Empörung beſtimmten Zeit, nämlich dem Tage vor dem Weihnachtsfeſte, welcher ein Freitag war, hatten die Maurisquen jenſeit des Gebirges 8000 Mann, welche bereit waren, die Stadt Granada auf das erſte Zeichen, welches man ihnen aus dem Albaicin geben würde, anzufallen. Zweitauſend andere unter dem Befehle des Partals de Marilla befanden ſich in dem Canabral de Cenes, um den Alhambra (Palaſt) zu erſteigen. Insgeſammt verließen ſie ſich darauf, daß Michael d'Acis, Diego Migueli und Michael Mozagas, Einwohner des Albaicins, drei Thore der Stadt mit den ihnen angewieſenen Kriegsvölkern angreifen würden. Hierdurch hofften ſie ſich der Stadt Granada zu bemeiſtern, alles darin mit Feuer und Schwert zu verheeren, die Gefängniſſe zu öffnen, und die darin ſchmachtenden Maurisquen, unter welchen ſich Anton de Valor, der Vater des Königs Aben-Humeia, befand, in Freiheit zu ſetzen, und den Erzbiſchof, die Inquiſitoren, den Präſidenten, die Räthe, und überhaupt alle Chriſten ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechts, des Lebens zu berauben. Trotz dem, daß die Nacht ſehr finſter war, und es auf dem Gebirge ſchneite, wollte doch Farax nicht unterlaſſen, die Empörung zu beginnen. Daher zog er an der Spitze von 180 Mann von Guejar de la Sierra, von Pinos, von Cenes, von Quentar und von Dilar, gegen Granada. Bei der Mühle von Garro angelangt nahm er dem Müller ſeine Pickel und andere Werkzeuge zum Steinbrechen hinweg, und bediente bei ſeiner Ankunft bei dem Albaicin ſich dieſer Werkzeuge, um die irdene Mauer umzuſtürzen und ſich einen Weg zu öffnen. So drang er mit ſeinen Leuten in dieſes Quartier ein. Insgeſammt ſtiegen ſie auf St. Salvador und St. Iſabella mit Trompeten und Schalmeien. Turbane ſetzten ſie auf ihre Häupter. Sie begannen die Glaubensgenoſſenſchaft des Muhammed zu verkünden, und luden alle Diener dieſes Propheten ein, daß ſie ſich mit ihnen vereinigen ſollten, um in vollkommener Freiheit in ihrer Religion leben zu können. Dazu verhießen ſie ihnen große Hilfsvölker, welche die Könige von Algier und von Marokko ihnen zugeſchickt hätten. Auf dieſe Weiſe durchliefen ſie den größten Theil des Albaicins bis gegen drei Uhr des Morgens. Aber die Maurisquen blieben ruhig in ihren Häuſern. Aus einigen Orten rief man dem Farax und ſeinem Trupp ſogar zu, daß ſie allzu wenig Mannſchaft wären und allzu ſpät kämen, und gaben ihnen dadurch zu verſtehen, daß eine ſo große Unternehmung eine viel zahlreichere Macht erfodere, und daß die Zeit nicht günſtig ſei. Als Farax und ſeine Genoſſen ſahen, daß die Maurisquen dasjenige, was ſie verſprochen hatten, nicht vollzogen, wurden ſie wüthend, ſtießen tauſend Schelt- und Schmähworte wider ſie aus, und drohten, daß ſie wiederkommen, und ſie in ihren eignen Häuſern verbrennen würden. In dieſer Erbitterung ſprengten ſie die Thüren des Hauſes eines Apothekers, welcher Familiarius der Inquiſition war, ein, und zerſchlugen ſeine Büchſen, Gläſer und Gefäße. Unterwegs zerbrachen ſie ein an dem Thore des Collegii der Geſellſchaft Jeſu befindliches ſteinernes Kreuz, und riefen einen Religioſen, welcher gewohnt war, ihnen mit vielem Erfolge zu predigen, herbei, und nahmen ihm das Leben. Nach Verübung dieſer Ausſchweifungen zogen ſie auf eben der Seite, auf welcher ſie hereingekommen waren, nämlich durch die vom Thurme d'el-Aceytuno an das Thor von Guadix hinuntergehende irdene Mauer, wieder hinaus, ohne mehr als eine von den Schildwachen von der Wache von S. Salvador des Lebens beraubt zu haben, da die andern entflohen, und dem Marquis von Mondejar, dem Erzbiſchof und dem Präſidenten von dem Eindringen dieſer Maurisquen unter Farax Nachricht gaben. Die Stadt Granada ward dadurch gerettet, daß es dieſe Nacht ſo heftig regnete, und auf dem Gebirge ſo häufiger Schnee fiel, daß die 6 oder 8000 Mann, welche die Maurisquen dort aufgeſtellt hatten, nicht darüber gelangen konnten, und ſich in der Nothwendigkeit befanden, wieder umzukehren. Der Pater Albotado von der Geſellſchaft Jeſu hatte vorher noch in großem Geheim dem Marquis von Mondejar, dem Erzbiſchof und dem Präſidenten von dem Vorhaben der Maurisquen Nachricht ertheilt; und obſchon auch die Schildwachen, welche geflohen waren, ihnen das Eindringen der von Farax angeführten 180 Mann berichtet hatten, ſo ließ ſich doch der ſcharfſichtige Marquis hierdurch nicht zu ſehr beunruhigen, denn er erkannte, daß, wenn die Maurisquen des Albaicins ſich nicht empörten, oder wenn keine andere Mannſchaft käme, der kleine Trupp unter Farax nicht im Stande wäre, die Stadt zu überrumpeln. Er geſtattete daher, da er keinen Aufſtand im Albaicin machen hörte, und da er keinen andern Trupp zum Vorſchein kommen ſah, nicht, daß das grobe Geſchütz des Alhambra abgefeuert, noch Lärm geſchlagen wurde. Auf dieſe Weiſe geſchah es, daß das Zeichen, welches die Maurisquen der Ebene, um aufzubrechen, erwarteten, nicht eintrat. Am folgenden Morgen früh beſuchte der Marquis von Mondejar den Albaicin, und dankte den Einwohnern für ihre Treue und die von ihnen beobachtete ruhige Aufführung. In der Berathſchlagung, welche hierauf der Marquis, der Corregidor und andere Herren mit einander hielten, ward unter anderem beſchloſſen, einige Reiter auszuſchicken, welche ſich erkundigen ſollten, wo Farax und ſein Trupp ſich hingewandt hätten. Sie brachten von ihrem Streifzuge die Nachricht zurück, daß Farax und ſeine Leute mit vieler Gemächlichkeit in

Cenes zu Mittag geſpeiſet, und ihren Weg unten am Fluſſe von la Sierra-Nevada nach Dilar genommen hätten. Nun zog der Marquis von Mondejar an der Spitze einiger Truppen, Fußvolk und Reiter, und in Begleitung des Grafen von Miranda, des Don Gabriel de Cordua, Oheims des Herzogs von Seſſa, des Don Ludwig de Cordua, ſeines Neffen, und vieler andern Edelleute, aus, und ſetzte dem Farax und deſſen Mitgeſellen nach, um ſie für ihre Verwegenheit zu züchtigen. Aber wegen der Kürze des Nachmittags erreichten ſie den Farax und deſſen Gefährten nicht eher, als bis ſie bereits auf einer Anhöhe Poſto gefaßt hatten, wo man nicht unternehmen konnte, ſie zu überwältigen, ohne ſich großer Gefahr auszuſetzen. Der Graf von Miranda ſtimmte für einen Angriff. Der Marquis von Mondejar wollte jedoch wegen der großen Gefahr und wegen der Nähe der Nacht nicht darein willigen, ſondern hielt für klüger, die Kriegsvölker nach der Stadt Granada zurückzuführen, und noch ſorgfältiger für die Sicherheit derſelben zu wachen. Farax, der mit ſeiner Mannſchaft in den Alpujarra kam, wiegelte die Plätze deſſelben auf, und gab vor, daß der Alhambra, der Albaicin und die ganze Stadt Granada bereits für ſie wären. Bei ſeinem Erſcheinen in Lanjaron ließ er die daſige Kirche in Brand ſtecken. In ſie hatten ſich bei dem Lärm der Empörung der Beneficiarius Johann Baptiſta und der Küſter Michael Morales mit 16 Chriſten geflüchtet, und fanden den Tod. Den 27. December (1568) begab ſich Farax gegen zehn Uhr des Morgens nach Beznar, wo ſich der König Aben-Humeya mit ſeinen zwei Fahnen und einer großen Anzahl Banditen und Monfis befand, ward von dem Könige mit allen Arten von Merkmalen der Hochachtung empfangen, und erhielt den Befehl, daß er mit ſeinen Leuten nach den aufrühriſchen Plätzen abgehen, alles Gold, alles Silbergeſchirr und alle Kleinodien, ſowol der Kirchen als der Privatperſonen, daraus hinwegnehmen und alle Geiſtlichen und Chriſten, die über zehn Jahre alt wären, des Lebens berauben ſollte. Dabei verbot der König bei Todesſtrafe Jedermann, wer es auch ſein möchte, irgend einen Chriſten zu beherbergen. Farax und die andern Häupter, den Befehl auf das Genaueſte und Schärfſte vollziehend, ließen die Kirchen verbrennen und verwüſten, die Altäre zerbrechen, die heiligen Bilder mit Füßen treten und zertrümmern, und die geweihten Zierathen entweihen, und die Chriſten wurden gemartert. So z. B., als ſich den 24. December (1568) die Mauriſquen von Soportujar empört hatten, und Farax vier Tage nachher mit ſeinem Trupp in dieſem Platze anlangte, und erfuhr, daß der Beneficiarius Ojeda gefangen wäre, ſo ließ er ihn mit den in der Kirche befindlichen Weibern herbeiführen. Der Beneficiarius erſchien nackt, die Hände waren ihm auf den Rücken gebunden; und nachdem man ihm auf dem Markte viele Backenſtreiche und Stöße gegeben hatte, ſo führte man ihn mit den Weibern eine halbe Meile von dannen, um ſie insgeſammt hinzurichten. Zwar geſchah dieſes mit den Weibern nicht, weil Aben-Huneya mit ihnen Mitleiden hatte, und ſie für ſich bewahren ließ. Der Beneficiarius Ojeda jedoch ward umgebracht. Als Farax drei Tage nachher, nachdem das Feuer der Empörung in Pitres ausgebrochen war, mit ſeinem Trupp durch dieſen Ort ging, befahl er dem vornehmſten Mauriſquen, Namens Michael de Herrera, alle die gefangenen Chriſten umzubringen, und dieſes geſchah. Als Andarax den 28. Dec. 1568 durch die Mauriſquen in Empörung geſetzt war, verbarg ein Mauriſque, Namens Aben-Hadam, den Licentiaten Johann Lorenço und Martin Lorenço, Brüder und Beneficiarien des Ortes. Als Farax mit ſeinem Trupp ankam, und den Befehl bei Todesſtrafe bekannt machen ließ, daß alle die Chriſten herbeigebracht werden ſollten, ſo überlieferte Aben-Hadam die beiden Beneficiarien. Farax ließ ſogleich den Johann Lorenço vor ſich führen. Dieſer wurde entkleidet und aufrecht geſtellt, dann wurden ihm die Füße und Hände auf einen großen Brand gebunden, und ihm die Füße und die Hände geröſtet, und das Leben mit Nadel- und Meſſerſtichen genommen. Martin Lorenço ward mit Säbelhieben niedergemacht. So und auf andre grauſame Weiſe wurden den Chriſten, beſonders ihrer Geiſtlichkeit, die Plackereien vergolten, die ſie gegen die Mauriſquen ausgeübt hatten. Die Hauptrolle, welche Farax bei der Empörung der Mauriſquen ſpielte, ward dadurch in eine untergeordnete verwandelt, daß der König Aben-Humeia die Furcht hegte, daß Farax, während er die Völker zur Empörung bewegte, unternehmen würde, ſich ſelbſt zum Könige ausrufen zu laſſen. Sobald daher Aben-Huneya in dem Alpujara angelangt war, und eine Menge Mauren, die ihn erwarteten, zu ihm ſtieß, folgte er mit ihnen dem Farax, um ihn zu überwachen [3]).

(*Ferdinand Wachter.*)

FARBAUNA, auf einigen Karten Ferbaun, im Mandingo-Staate Bambuk, nach Einigen der Hauptort des Unterkönigreichs Niakatel, am Fluſſe Faleme. Die Franzoſen hatten hier früher ein Comptoir. (*Daniel.*)

FARBAUTA (Nord. Myth.), ein Rieſe, der die Lauſeya oder Naal zur Gattin nahm und mit ihr den Bileiſtur, die Helblinde und den böſen Loke zeugte (Jüngere Edda, Fab. 27). (*Richter.*)

FARBE (Mathematiſch und Phyſikaliſch). Von den verſchiedenen Theorien über Farbe hat man jetzt die Undulationstheorie mit Recht allgemein angenommen, weil ſie die bekannten, durch das Licht hervorgebrachten Erſcheinungen leicht und vollſtändig erklärt. Es wird deshalb am beſten ſein, gleich von derſelben auszugehen, um eine klare Vorſtellung über die Farben zu erhalten. Keine andere Theorie vermag die Farben überall, wo ſie erſcheinen, zu erklären und mit mathematiſcher Schärfe näher zu beſtimmen.

Nach der Undulationstheorie [1]) beſteht das Licht in Schwingungen eines ſehr feinen elaſtiſchen Mittels, des Äthers, welches den ganzen Himmelsraum und alle Körper durchdringt; in den Körpern iſt ſeine Elaſticität geringer, als im leeren Raume. Die durch den leuchtenden

3) *De Thou*, Histoire universelle. T. IV. (à Basle.) p. 338—353. Joh. v. Ferreras 9. Bd. S. 578—628.

1) Das Nähere hierüber ſ. unter Licht.

Körper erzeugten Schwingungen dieſes Äthers erregen, wenn ſie bis zu unſern Augen fortgepflanzt werden, die Empfindung von Licht. Auf gleiche Weiſe nun, wie die Anzahl der Schwingungen einer Saite den Ton beſtimmt, auf gleiche Weiſe beſtimmt die Anzahl der Schwingungen der Äthertheilchen die Farbe. Geſchehen alle Schwingungen, welche in unſer Auge gelangen, gleich ſchnell, ſo bringen ſie in uns die Empfindung einer und derſelben Farbe hervor; und dieſes nur aus einer Farbe beſtehende Licht heißt homogenes, einfaches Licht; geſchehen aber nicht alle Schwingungen der Äthertheilchen in derſelben Zeit, ſo entſteht in uns auch wol die Empfindung einer einzigen Farbe, die ſich jedoch auf mehrfache Weiſe, wie ſich ſpäter zeigen wird, zerlegen läßt. Auf dieſen Unterſchied zwiſchen homogenem und nicht homogenem Lichte, oder zwiſchen einfachem und zuſammengeſetztem Lichte hat zuerſt Newton aufmerkſam gemacht, durch deſſen Bemühungen überhaupt erſt die Farbenlehre einen feſten Grund erhielt. Newton hat über Optik zwei Werke hinterlaſſen, das eine unter dem Titel **Optics or a Treatise of the Reflections, Refractions, Inflections and Colours of Light** (oder in der bei uns mehr verbreiteten lateiniſchen Überſetzung **Optice sive de reflexionibus etc.**); und das andere als **Lectiones opticae** (erſchien erſt 1719 nach ſeinem Tode).

Wenn auch ſchon vor ihm Carteſius die Farben bei der Brechung des Lichtes in einem gläſernen Prisma kannte, wenn auch Grimaldi bereits der Verlängerung des durch die Brechung im Prisma entſtandenen Bildes erwähnte, ſo verfolgte doch keiner von Beiden die Erſcheinung weiter. Erſt Newton benutzte dieſelbe zur Erklärung der Farben, und mit Ausnahme von Goethe und ſeinen Nachſprechern wird Jeder ſeine Verſuche und ſeine daraus gezogenen Schlüſſe richtig finden, bis auf einen, der mit der Goethe'ſchen Theorie aber gar nichts zu ſchaffen hat. Da die durch die Brechung im Prisma hervorgebrachten Farben zuerſt genauer unterſucht wurden, ſo wird es zweckmäßig ſein, hier ebenfalls zunächſt die prismatiſchen Farben zu behandeln.

Prismatiſche Farben. Es iſt bekannt, daß ein Lichtſtrahl, wenn er aus einem Mittel in ein anderes übergeht, ſeine Richtung ändert (gebrochen wird), und zwar wird er beim Übergange aus einem Mittel in ein anderes dem Einfallslothe entweder zu- oder abgebrochen, je nachdem die Elaſticität des Äthers in dem zweiten Mittel kleiner oder größer iſt als in dem erſten. Haben wir einfaches oder homogenes Licht, ſo iſt bei den nicht kryſtalliniſchen (und auch den zum Würfelſyſtem gehörigen kryſtalliniſchen) Körpern das Verhältniß des Sinus des Einfallswinkels (a) zum Sinus des Brechungswinkels (b) ein conſtantes $\frac{\sin a}{\sin b} = n$; dieſer conſtante Werth n heißt das Brechungsverhältniß oder auch der Brechungsexponent. Wenn nun Lichtſtrahlen, für welche dieſer Brechungsexponent derſelbe iſt, eine und dieſelbe Richtung haben, ſo wird durch die Brechung die Richtung aller Lichtſtrahlen auf gleiche Weiſe geändert; es befinden ſich alſo die Lichtſtrahlen nach der Brechung in derſelben Lage gegen einander als vor der Brechung. Sind (Fig. 1) A und B zwei

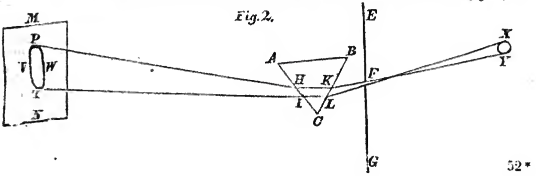
Fig. 1.

parallele Lichtſtrahlen, für welche z. B. der Brechungsexponent = 1,535 iſt, wenn ſie aus der Luft in das gläſerne Prisma eintreten, ſo werden ſie ſowol nach der Brechung beim Eintritt in das Prisma, als auch nach der Brechung beim Austritt aus demſelben einander parallel bleiben, A' und B'; ſind aber die Brechungsexponenten für beide Strahlen nicht gleich, ſondern iſt z. B. der Brechungsexponent für den Strahl B kleiner als für A, ſo werden ſie weder nach der erſten noch nach der zweiten Brechung parallel bleiben, B'' wird vielmehr weniger von ſeiner urſprünglichen Richtung abgelenkt werden als A'. Fielen die beiden Strahlen A und B in einander, ſo würde durch die Brechung dieſer eine Strahl in zwei zerlegt werden. Ebenſo können wir auch umgekehrt ſagen, daß überall, wo durch Brechung Lichtſtrahlen in zwei oder mehre nicht parallele Strahlen aufgelöſt werden, das einfallende Licht aus ebenſo vielen an Brechbarkeit verſchiedenen Farben zuſammengeſetzt geweſen iſt.

Newton bewies nun durch ſeine Verſuche mit dem Prisma, daß das Licht der Sonne und der meiſten übrigen leuchtenden Körper nicht einfach, ſondern zuſammengeſetzt ſei, und zwar aus Lichtſtrahlen von verſchiedenen Farben, und daß die verſchiedenen Farben ſich durch die verſchiedene Brechbarkeit von einander unterſcheiden. Am beſten zeigt ſich dies in folgendem, von Newton ſelbſt angeſtellten Verſuche (Optic. proposit. II. theorem. II. experim. III.).

Das Licht der Sonne XY (Fig. 2) drang durch

Fig. 2.



eine kleine runde Öffnung (ungefähr ¼ Zoll weit) F des Fenſterladens EG in ein völlig dunkles Zimmer. Hinter der Öffnung befand ſich ein Prisma ABC, deſſen brechender Winkel C 64° betrug. Das Prisma war ſo geſtellt, daß die Abweichung der gebrochenen Strahlen ſo klein als möglich wurde; dies läßt ſich leicht dadurch erreichen, daß man das Prisma um ſeine Axe dreht, und das auf der mit weißem Papier überzogenen Tafel MN gebildete farbige Sonnenbild oder Spectrum beobachtet. Es ſteigt dies nämlich bei der Drehung erſt herab, und dann wieder in die Höhe; zwiſchen dieſem Auf- und Niederſteigen ſteht es einen Augenblick ſtill. Wird nun das Prisma in der Lage befeſtigt, welche es in dem Augenblicke hat, in welchem das farbige Bild ſtill zu ſtehen ſcheint und ſeine kleinſte Abweichung hat, ſo iſt, wie ſich beweiſen läßt, der Winkel, unter welchem die Strahlen auf die Vorderfläche fallen, gleich dem Winkel, unter welchem ſie von der Hinterfläche austreten. Um die Erſcheinung des farbigen Sonnenbildes überhaupt nur zu ſehen, hätte Newton das Prisma in jede beliebige Lage bringen können; in der eben angegebenen hatte er aber für die Meſſungen den Vortheil, daß durch eine ſolche Brechung in einem Prisma die Größe des Bildes nicht geändert wurde[2]), wenn die Lichtſtrahlen alle gleich ſtark brechbar waren; jede Vergrößerung des Bildes zeigte alſo nothwendig auf eine Verſchiedenheit in der Brechung hin.

Betrachtet man nun das auf der Tafel MN aufgefangene Licht, ſo zeigt ſich nicht mehr ein farbloſer und kreisrunder erleuchteter Fleck, wie ohne Dazwiſchenſtellung eines Prisma's, ſondern man erblickt ein lebhaft gefärbtes und verlängertes Sonnenbild PT. Iſt die brechende Kante des Prisma's C horizontal geſtellt, ſo geſchieht die Verlängerung des Bildes in der Richtung von Oben nach Unten. An den ſchmalen Seiten P und T iſt dieſes verlängerte farbige Bild von Kreisbogen, an den längern Seiten v und w dagegen von geraden Linien begrenzt. Die Breite deſſelben iſt nicht geändert, ſondern grade ſo groß, als ſie der Rechnung nach ſein muß (wobei wegen der Größe der Öffnung auf den Halbſchatten Rückſicht zu nehmen iſt); in Graden ausgedrückt, muß ſie ungefähr ½ Grad (den ſcheinbaren Durchmeſſer der Sonne) betragen. Die Länge des Farbenbildes fand Newton bei dem angewandten Prisma mehr als 2½°. Da Newton den Schirm MN in einer Entfernung von 18½ Fuß vom Prisma aufgeſtellt hatte, ſo betrug die Breite des Bildes mit Einſchluß des Halbſchattens 2⅛ Zoll, die Länge dagegen ungefähr 10¼ Zoll. Drehte er das Prisma ſo um ſeine Axe, daß die aus der Hinterfläche des Prima's austretenden Strahlen ſchiefer als bei der oben angegebenen Lage austraten, ſo dehnte ſich das Farbenbild um 1 bis 2 Zoll und drüber aus; drehte er das Prima in der umgekehrten Richtung, ſo zog ſich das Farbenbild zuſammen.

Die Hauptfarben des Bildes ſind aber folgende in der Reihe von P nach T hin: Violett, Indigo, Blau, Grün, Gelb, Orange, Roth. Newton wählte nach Analogie der ſieben Töne in der Muſik 7 Farben; die Verſchiedenheit der Farben iſt aber unendlich groß, indem die eine Farbe allmälig in die andere übergeht.

Wenn das Prisma nicht vorhanden geweſen wäre, ſo würden ſämmtliche durch F eingedrungene Lichtſtrahlen nach D gelangt ſein; es ſind alſo von der urſprünglichen Richtung XD die violetten Strahlen offenbar mehr abgelenkt als die blauen, und dieſe wieder mehr als die grünen u. ſ. w. Je mehr aber ein Lichtſtrahl durch die Brechung von ſeiner Richtung abgelenkt wird, deſto brechbarer wird er genannt, und es ſind ſomit die verſchiedenfarbigen Strahlen verſchieden brechbar, und zwar die violetten am meiſten, die rothen am wenigſten. Es iſt folglich nicht gut zu begreifen, wie Goethe gegen die verſchiedene Brechbarkeit der verſchiedenen Farben ſo bitter werden konnte.

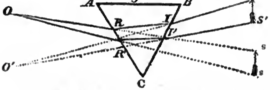
Daß wirklich jede von den einzelnen Farben des Prisma's verſchieden in ihrer Brechbarkeit von allen übrigen iſt, davon überzeugte ſich Newton außer durch den eben angeführten Verſuch noch auf mehrfache Weiſe. Er ſtellte z. B. hinter das erſte horizontale Prisma ein zweites verticales Prisma, ſodaß das vom erſten Prisma erzeugte Farbenbild ſeiner Länge nach auf die eine Seite des zweiten Prisma's fiel. Als er nun das auch durch das zweite Prisma erzeugte Farbenbild auf einer weißen Fläche auffing, ſo zeigte es ſich nicht mehr vertical, ſondern in einer ſchiefen Lage. Und ſo mußte es auch ſein, wenn die verſchiedenfarbigen Lichtſtrahlen verſchieden brechbar ſind, indem die auf das zweite Prisma auffallenden violetten Strahlen ſtärker nach der Seite hin gebrochen werden, als die blauen, dieſe wieder mehr als die grünen u. ſ. w.

Die durch das Prisma auf dieſe Weiſe durch Brechung erzeugten farbigen Lichtſtrahlen ſind nun nicht mehr aus allen Farben zuſammengeſetzt, ſondern einfach oder homogen. Newton überzeugte ſich hiervon, indem er durch die enge Öffnung eines Schirmes nur einen ſchmalen Theil des Farbenbildes durchgehen ließ. Um die an Farbe und Brechbarkeit verſchiedenen Strahlen aber möglichſt abzuhalten, ſtellte er in einiger Entfernung noch einen

---

2) Iſt SS' (Fig. 3) ein Gegenſtand, ſo erſcheint er dem Auge

Fig. 3.



in O' unter dem Winkel SOS', wenn kein Prisma vorhanden iſt; wird er aber durch das Prisma ABC betrachtet, ſo erſcheint er dem Auge in O unter einem gleich großen Winkel sOs', wenn der Winkel ORA = dem Winkel BI'S' iſt. Wenn ORA = BI'S', ſo iſt auch CRI = CI'R', weil bei derſelben Brechbarkeit der Strahlen zu gleichen Einfallswinkeln auch gleiche Brechungswinkel gehören. Da nun den beiden Dreiecken R'I'C und RIC der Winkel C gemeinſchaftlich iſt, ſo folgt aus der Gleichheit von CRI und CI'R', auch CIR = CR'I', und aus der Gleichheit dieſer ergibt ſich dann die Gleichheit der Winkel BIS und AR'O. Es iſt folglich auch S'I'B — SIB = ORA — OR'A; aber S'I'B — SIB iſt = SO'S, und ORA — OR'A iſt = ROR'; es iſt alſo durch die Brechung im Prisma die Größe des Gegenſtandes nicht geändert. Dieſer Stellung des Prisma's liegt nun die von Newton angewandte ſehr nahe.

zweiten Schirm mit einer engen Öffnung auf, durch welche jetzt faſt nur völlig gleichartiges Licht hindurchdringen konnte. Als er dieſes Licht mit einem neuen Prisma auffing, entſtanden nicht wieder die verſchiedenen prismatiſchen Farben, ſondern das Bild zeigte allein die Farbe, welche durch die Schirme hindurchgelaſſen wurde; die Brechung in dieſem zweiten Prisma war verſchieden, je nach der angewandten Farbe: das violette Licht wurde am ſtärkſten gebrochen, das rothe am wenigſten, ſodaß auch durch dieſen Verſuch die verſchiedene Brechbarkeit des farbigen Lichtes aufs Neue beſtätigt wurde.

Wenn durch die runde Öffnung F in dem Schirm G E (Fig. 2) nicht Sonnenlicht, ſondern homogenes Licht einfiele, ſo würde ſich auf dem Schirm M N nur ein runder Kreis von der gegebenen Farbe zeigen. Da nun, wie oben ſchon erwähnt, das Sonnenlicht aus unzählig vielen an Farbe und Brechbarkeit verſchiedenen Strahlen beſteht, ſo wird, wenn durch die Öffnung F Sonnenlicht dringt, jedes von den darin enthaltenen farbigen Lichtern einen Kreis von ſeiner Farbe auf dem Schirme bilden. Da die Anzahl derſelben unzählig groß iſt, weil die Brechbarkeit und Farbe allmälig ſich ändert, ſo decken ſich dieſe Kreiſe zum Theil, und bilden an den Seiten des Farbenbildes geradlinige, und nur an dem obern und untern Ende krummlinige Begrenzungen.

Sowie wir das Sonnenlicht in verſchiedene Farben zerlegen können, ſo gelingt es auch umgekehrt, aus dieſen verſchiedenen Farben das weiße Licht wieder herzuſtellen. Den einfachſten Beweis dafür kann der ſchon wiederholt angegebene Verſuch, bei welchem ein durch eine Öffnung in ein dunkles Zimmer eindringender Lichtſtrahl durch ein Prisma gebrochen wird, uns gewähren, wenn wir die Öffnung im Fenſterladen nicht ſo klein wie früher nehmen, ſondern um vieles größer. Fangen wir dann Strahlen in einiger Entfernung hinter dem Prisma mit einer weißen Fläche auf, ſo bildet jeder verſchiedenfarbige Strahl auf derſelben ein kreisrundes Bild der Öffnung. Da aber dieſe einzelnen Bilder größer ſind als früher, ſo werden in der Mitte die Bilder ſämmtlicher Farben aufeinanderfallen, und in Folge deſſen erſcheint die auf der weißen Fläche beleuchtete Stelle in der Mitte weiß. Nach dem obern Ende hin fängt in den auseinanderfallenden Bildern zunächſt das Roth an zu fehlen, dann das Orange, dann das Gelb u. ſ. w., ſodaß das Licht nach dieſem Ende hin immer mehr ins Blaue und Violette übergeht. Auf gleiche Weiſe geht der weiße mittlere Theil nach Unten, weil das Violett und Blaue zu fehlen anfängt, immer mehr ins Orange und Rothe. Das prismatiſche Bild iſt alſo bei einer weiten Öffnung nur an ſeinen beiden Enden farbig, die Mitte erſcheint durch das Zuſammenfallen ſämmtlicher Farben wieder weiß[3]). Daß die Farben hierbei aber weiter keine Veränderung erleiden, hat Newton durch den erſten Verſuch im zweiten Theile des erſten Buches gezeigt. Er ließ dieſes weiße Licht der Mitte auf einen Schirm mit einer Öffnung fallen. Da die das weiße Licht auf jedem Punkte des Schirmes bildenden Strahlen in verſchiedenen Richtungen von dem Prisma herkommen, ſo ſetzen ſie beim Durchgang durch die Öffnung ihre Wege fort, und gehen wieder aus einander. Fängt man dann durch eine weiße Fläche dieſes Licht auf, ſo zeigt es wieder die ſämmtlichen prismatiſchen Farben.

Ein anderer Beweis, daß die Zuſammenſetzung aller dieſer einfachen Strahlen wieder farbloſes Licht gibt, liegt darin, daß Strahlen, welche durch ein Prisma farbig geworden ſind, aus einem zweiten gleichen hinter dem erſten, aber in entgegengeſetzter Lage befindlichen Prisma wieder farblos hervortreten; die durch das erſte Prisma bewirkte Zerſtreuung der Lichtſtrahlen wird alſo durch die Brechung im zweiten Prisma und die dadurch entſtandene Miſchung der Strahlen wieder aufgehoben.

Ebenſo erſcheint das durch ein Prisma auf einer weißen Fläche gebildete längliche Farbenbild wieder als eine vollkommen weiße und runde Scheibe, wenn man daſſelbe durch ein zweites Prisma betrachtet, welches ſo geſtellt iſt, daß es ebenfalls an der Stelle ein gleiches Farbenbild geben würde, wo das erſte ſich befindet.

Man kann auch die durch die Brechung in einem Prisma getrennten farbigen Strahlen wieder vereinigen, indem man die zerſtreuten Strahlen in einiger Entfernung hinter dem Prisma mit einem Linſenglaſe auffängt. Hält man dann in dem gehörigen Abſtande von dem Linſenglaſe eine weiße Tafel, ſo vereinigt ſich das ganze Farbenbild wieder in einem Fleck von weißem Lichte (mit Ausnahme eines unbedeutenden farbigen Randes, der durch das geringe Übertreten der verſchiedenen Farben entſteht).

Läßt man nicht ſämmtliche durch die Brechung im Prisma entſtandenen farbigen Strahlen auf das Linſenglas fallen, ſondern hält einige auf, ſo erſcheint das auf der weißen Tafel dann vereinigte Licht gefärbt. Hält man z. B. die violetten Strahlen auf, ſo erſcheint das Weiß gelblich; wird nach und nach auch das Blau und Grün aufgehalten, ſo geht die gelbliche Farbe immer mehr und mehr ins Rothe über. Hält man den mittleren Theil des Farbenbildes auf, ſo geben die übrigen Strahlen Purpurroth oder Carmoiſin, je nachdem die aufgehaltenen Strahlen ſich ändern. Wenn die vorhin aufgehaltenen Strahlen wieder mit durch die Linſe gehen, ſo geben alle Strahlen zuſammen weißes Licht; daraus geht hervor, daß die Farbe, welche durch Miſchung der vorhin durch die Linſe hindurchgegangenen Strahlen entſteht, mit derjenigen Farbe, welche aus der Miſchung der vorhin aufgehaltenen entſteht, zuſammengenommen weißes Licht gibt. Zwei ſolche Farben, welche zuſammengemiſcht weißes Licht geben, nennt man wol complementäre Farben.

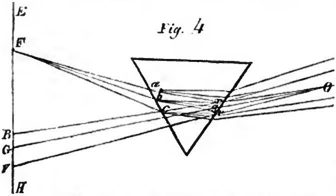
Denken wir uns wieder den S. 411 angegebenen Verſuch nur mit dem Unterſchiede, daß wir das Farbenbild nicht mit einer weißen Tafel auffangen, ſondern das Auge ſelbſt an die Stelle bringen, an welcher das Bild ſich befindet, ſo ſehen wir die Sonne durch das Prisma und

3) Aus dieſem Grunde mußte bei den erſten Verſuchen eine enge Öffnung genommen werden. Da die Öffnung jedoch nicht zu eng ſein darf, um nicht das Licht zu ſehr zu ſchwächen, ſo iſt es bei dem frühern Verſuche noch beſſer, das Licht durch eine Linſe mit kurzer Brennweite gehen zu laſſen, von deren Brennpunkte die Strahlen dann faſt wie aus einem Punkte divergiren.

die enge Öffnung hindurch prächtig und glänzend gefärbt. Befindet ſich das Auge in dem rothen Lichte, ſo erſcheint die Sonne roth u. ſ. w. Wird die Öffnung ſoweit vergrößert, daß das Farbenbild in der Mitte weiß erſcheint, ſo erſcheint auch an dieſen Stellen unſerm Auge die Sonne farblos.

Es iſt nach dem Vorhergehenden leicht, die Erſcheinungen zu erklären, welche helle und dunkle Gegenſtände zeigen, wenn ſie durch ein Prisma betrachtet werden. Betrachtet man zuvörderſt einen weißen Punkt auf einem ſchwarzen Grunde, ſo erſcheint derſelbe langgezogen, in einer Richtung, welche auf der Axe des Prisma's ſenkrecht ſteht, und gefärbt. Die Farben folgen, wenn das Prisma horizontal und die brechende Kante[4]) deſſelben nach Unten gekehrt iſt, von Oben nach Unten in der Ordnung roth, orange, gelb, grün, blau, indigo und violett, auf einander, d. h. ſie erſcheinen in umgekehrter Ordnung, als in dem Verſuch auf S. 411.

Es ſei EH (Fig. 4) eine ſchwarze Tafel und F ein



weißer Punkt (oder eine Öffnung, durch welche man das Tageslicht ſieht), ſo fallen auf die ganze vordere Fläche des Prisma's von dieſem Punkte aus Lichtſtrahlen, und werden durch daſſelbe farbig gebrochen. Betrachten wir z. B. die Strahlen Fa, Fb, Fc; jeder wird in unzählig viele farbige Strahlen aufgelöſt, von denen jedoch hier nur drei gezeichnet ſind, zwei von dem Ende und einer aus der Mitte (es möge ein grüner ſein). Das in O befindliche Auge erhält durch den Strahl rO rothes Licht, durch gO grünes Licht, durch vO violettes Licht; es glaubt den Punkt F in der Verlängerung dieſer Strahlen zu ſehen, und erblickt ſo ein längliches Bild RGV, das oben roth, in der Mitte grün, und unten violett iſt. Leicht iſt es, dieſe Conſtruction auch auf die übrigen farbigen Strahlen auszudehnen, und ſich zu überzeugen, daß das Orange und Gelb zwiſchen dem Roth und Grün, und das Blau zwiſchen dem Grün und Violett erſcheint.

Eine horizontale weiße Linie (oder eine horizontale ſchmale Öffnung, hinter welcher ſich der helle Himmel befindet) erſcheint durch das Prisma nun auf gleiche Weiſe farbig; indem jeder Punkt derſelben in der verticalen Richtung zu einem länglichen Farbenbilde ausgedehnt wird, bildet ſich aus der Linie ein farbiges Rechteck, welches oben roth, dann orange u. ſ. w., und unten violett iſt. — Eine verticale weiße Linie erſcheint aber nur an ihrem obern und untern Ende gefärbt, wenn ſie durch ein Prisma betrachtet wird, deſſen brechende Kante horizontal und nach Unten gekehrt iſt. In der Mitte fallen die ſämmtlichen Farben zuſammen und geben weißes Licht; am obern Ende bleibt ſie gelbroth, am untern dagegen blauviolett. — Betrachtet man nun ein weißes Rechteck auf ſchwarzem Grunde, deſſen Seiten horizontal und vertical ſind (oder eine gleiche Öffnung, hinter welcher heller Himmel ſich befindet) durch ein horizontales Prisma, deſſen brechender Winkel nach Unten gewendet iſt, ſo erſcheint es in der Mitte weiß, am obern Ende zeigt ſich dagegen ein gelbrother, am untern ein blauvioletter Saum; die verticalen Seiten ſind nicht gefärbt.

Befinden ſich ſchwarze Flächen auf einem weißen Grunde, ſo läßt ſich gleich angeben, wie ſie bei der Betrachtung durch ein Prisma erſcheinen werden, ſobald man bedenkt, daß die ſchwarze Fläche kein Licht ausſendet, und die obere Grenze der ſchwarzen Fläche nichts weiter als die untere Grenze der weißen Fläche, und ebenſo die untere Grenze der ſchwarzen Fläche die obere Grenze einer zweiten weißen Fläche iſt[5]). Es erſcheinen deßhalb die Fenſterſtäbe (die Begrenzungen der hellen Scheiben) oben blau und violett, unten gelb und roth.

In dem prismatiſchen Farbenbilde oder Spectrum bemerkte Wollaſton im Jahr 1802, als er durch ein ſehr reines Flintglasprisma einen $^1/_{20}$ Zoll breiten leuchtenden Streifen in einer Entfernung von 10—12 Fuß betrachtete, zwei dunkle und feſte Linien, die eine im Blau, die andere im Grün. Ohne dieſe Entdeckung, die Wollaſton ſelbſt nicht weiter verfolgte, zu kennen, fand ſpäter Fraunhofer, als er das durch ein Prisma von ganz vorzüglichem Flintglaſe gebildete Farbenbild einer Lichtlinie (engen Spalte in dem Laden des dunklen Zimmers) mit einem ſogenannten achromatiſchen Fernrohr betrachtete, eine große Anzahl dunkler Streifen von verſchiedener Breite, welche das Spectrum von einer Seite nach der andern (d. h. parallel mit der engen Spalte und der Kante des Prisma's) durchzogen[6]). Sie begrenzen nicht die einzelnen Farben; ihre Zahl beträgt über 600, und die breiteſte dieſer dunklen Linien nimmt einen Raum von 5—10 Secunden ein. Fraunhofer bezeichnete ſieben derſelben, welche deutlich zu ſehen und leicht wieder zu finden ſind, mit den Buchſtaben B, C, D, E, F, G, H. B liegt im rothen Theile des Farbenbildes, nahe an deſſen Ende, C weiterhin in derſelben Farbe, D im orangen, und iſt eine leicht zu er-

4) Unter brechender Kante des Prisma's verſteht man diejenige Kante, welche von den beiden Flächen gebildet wird, durch welche das Licht geht.

5) Ich möchte wol wiſſen, was Goethe eigentlich beim Anſchauen der weißen Wand durch das Prisma nach der Newton'ſchen Theorie zu ſehen erwartete; gewiß hat er ſich nie hierüber eine klare Vorſtellung gemacht. (Vgl. Goethe's Farbenlehre. 2. Bd. S. 677.)

6) Durch das achromatiſche Objectiv des Fernrohrs werden alle farbigen Strahlen in gleicher Weiſe hinter demſelben vereinigt; iſt das Ocular des Fernrohrs nicht achromatiſch, ſo iſt noch eine kleine Veränderung des Brennpunktes erfoderlich, wenn man die Linien im rothen und violetten Theile des Farbenbildes betrachten will. Iſt das Ocular auch achromatiſch, ſo iſt dieſelbe nicht nöthig.

kennende doppelte Linie, E im grünen, F im blauen, G im dunkelblauen und H im violetten Theile.

Dieſe Streifen liegen immer in denſelben Theilen des Farbenbildes, und behalten dieſelbe Ordnung und Lage, dieſelbe proportionale Breite und denſelben Grad der Dunkelheit, wie ſich auch die Umſtände verändern mögen, wenn nur das Prisma immer aus derſelben Maſſe beſteht, und das angewandte Licht Sonnenlicht iſt. Es iſt aber nicht nöthig, directes Sonnenlicht zu nehmen, das Licht der Mondes und der Planeten, das Licht der Wolken zeigen ſie ebenſo. Die Farbenbilder des Mars und der Venus haben die Linien D, E, F ganz in derſelben Lage, wie das Sonnenlicht. Das Farbenbild des Sirius hat im Gelb und Orange keine, dagegen im Grün einen ſehr ſtark gezeichneten und im Blau zwei Streifen; ſie gleichen jedoch nirgends den Streifen im Planetenlichte. Das Licht des Caſtor gleicht dem des Sirius. Pollux gibt mehre ſchwache Linien, die denen der Venus gleichen. Im Farbenbilde der Ziege iſt die Linie D wie im Sonnenlichte; im Farbenbilde der Beteigeuze zeigt dieſe ſich ebenfalls da, es enthält außerdem noch zahlreiche feſte Streifen. Im Farbenbilde des Procyon bemerkte Fraunhofer die Linie D im Orange; die Lage vieler anderer Linien konnte er nicht genau beſtimmen. Im Farbenbilde des elektriſchen Lichtes gibt es viele ſehr glänzende Linien. Das Farbenbild einer Lampenflamme enthält keine der dunkeln Linien des Sonnenſpectrums, dagegen befindet ſich im Orange an der Stelle von D eine doppelte Linie, die deutlicher iſt als die übrigen. In dem Spectrum von ſalpetrigſaurem Gaſe und Jodgaſe zeigen ſich zahlreiche dunkle Linien (ſ. weiter unten).

Die Beſtimmtheit dieſer dunklen Streifen und ihre feſte Lage in Beziehung auf die Farben des Spectrums bei Anwendung von Sonnenlicht, geben denſelben einen unſchätzbaren Werth für die Beſtimmung der Brechungsverhältniſſe der einzelnen Farben bei Anwendung von Prismen aus verſchiedenen Subſtanzen. Es iſt unmöglich, die Brechung der einzelnen Farben auch nur einigermaßen ſcharf zu beſtimmen, wenn man die Farben unmittelbar beobachten will, weil die einzelnen Farben nicht abgegrenzt ſind, ſondern allmälig in einander übergehen; mit der größten Genauigkeit kann es aber geſchehen, wenn man die Lage der verſchiedenen dunklen Streifen im Farbenbilde beſtimmt, da ja ihr Verhältniß zu den Farbenräumen daſſelbe bleibt.

Fraunhofer hat auf dieſe Weiſe die Brechungsverhältniſſe für eine Reihe von Körpern mit der größten Sorgfalt beſtimmt. Die folgende Tabelle enthält dieſelben, wie ſie den früher angegebenen dunklen Streifen B, C, D, E, F, G, H entſprechen. Für Waſſer und für das Flintglas Nr. 23 finden ſich zwei Verſuchsreihen, aus deren Vergleichung ſich die Genauigkeit des Beobachters beurtheilen läßt; in der letzten Spalte iſt zugleich die Dichtigkeit der Subſtanzen mit angegeben.

Tabelle der Brechungsverhältniſſe von verſchiedenen Glasarten und Flüſſigkeiten für ſieben Hauptſtrahlen.

Brechende Subſtanzen.	B	C	D	E	F	G	H	Specifiſches Gewicht.
Waſſer 1. Reihe	1,330935	1,331712	1,333577	1,335851	1;337818	1,341293	1,344177	1,000
„ 2. Reihe	1,330977	1,331709	1,333577	1,335849	1,337788	1,341261	1,344162	1,000
Kalilöſung	1,399629	1,400515	1,402805	1,405632	1,408082	1,412579	1,416368	1,416
Terpentinöl	1,470496	1,471530	1,474434	1,478353	1,481736	1,488198	1,493874	0,885
Crownglas Nr. 13 . . .	1,524312	1,525299	1,527982	1,531372	1,534337	1,539908	1,544684	2,535
„ „ Nr. 9	1,525832	1,526849	1,529587	1,533005	1,536052	1,541657	1,546566	2,535
„ „ Litt. M. . . .	1,554774	1,555933	1,559075	1,563150	1,566741	1,573535	1,579470	2,756
Flintglas Nr. 3	1,602042	1,603800	1,608494	1,614532	1,620042	1,630772	1,640373	3,512
„ „ Nr. 30	1,623570	1,625477	1,630585	1,637356	1,643466	1,655406	1,666072	3,695
„ „ Nr. 23. 1. Reihe[7])	1,626564	1,628451	1,633666	1,640544	1,646780	1,658849	1,669680	3,724
„ „ Nr. 23. 2. Reihe[8])	1,626596	1,628469	1,633667	1,640495	1,646756	1,658848	1,669686	3,724
„ „ Nr. 13	1,627749	1,629681	1,635036	1,642024	1,648260	1,660285	1,671062	3,723

Längere Zeit war es der Undulationstheorie nicht möglich geweſen, die Entſtehung der Farben durch die Brechung im Prisma zu erklären; die ſogenannte Emanationstheorie weiß übrigens gar nichts darüber anzugeben. Vor mehren Jahren iſt es jedoch Cauchy[9]) gelungen, aus der Undulationstheorie auch dieſe Erſcheinungen abzuleiten. Es ergibt ſich nämlich aus ſeinen für die Fortpflanzung der Wellenbewegung in einem Syſteme materieller Theilchen von der Beſchaffenheit, wie man ſich den Lichtäther zu denken hat, aufgeſtellten allgemeinen Gleichungen, eine Abhängigkeit der Fortpflanzungsgeſchwindigkeit der einfachen Schwingungen, welche das homogene Licht ausmachen, von der Schwingungsdauer. Dieſe beiden Größen hängen durch eine Gleichung von einander ab, in welcher ſich aber noch Größen finden, welche durch die Beſchaffenheit des Mittels bedingt ſind. Hierin liegt der Grund, daß diejenigen Wellen, in denen die Ätherthеilchen ihre Schwingungen in kürzerer Zeit voll-

7) Der Winkel des Prisma's betrug 45° 23′ 14″. 8) Der Winkel des Prisma's betrug 60° 15′ 42″. 9) *Cauchy*, Mémoire sur la dispersion de la Lumière. (Prague 1836.)

bringen, ſich langſamer fortpflanzen als diejenigen, deren Schwingungsdauer größer iſt. Der Brechungswinkel hängt nun aber bei gleichem Einfallswinkel von dem Verhältniſſe der Fortpflanzungsgeſchwindigkeiten des Lichtes in den an einander grenzenden Mitteln ab; eine Lichtwelle wird nämlich um ſo ſtärker gebrochen, je geringer ihre Geſchwindigkeit in dem brechenden Mittel iſt. Wenn nun ein zuſammengeſetzter Lichtſtrahl auf ein brechendes Mittel fällt, ſo pflanzen die Schwingungen des violetten Lichtes, da ſeine Schwingungsdauer am kürzeſten iſt, ſich am langſamſten fort, und werden deshalb am ſtärkſten gebrochen. Umgekehrt verhält es ſich mit dem rothen Lichte, und für die zwiſchen liegenden tritt eine entſprechende mittlere Brechung ein. Soll durch die Brechung keine Farbenzerſtreuung entſtehen, ſo müſſen nach Cauchy's analytiſchen Unterſuchungen die Äthermoleküle ſich mit einer Kraft abſtoßen, welche der vierten Potenz ihrer Entfernung umgekehrt proportional iſt. — Die Abhängigkeit der Fortpflanzungsgeſchwindigkeit von der Wellenlänge hat Cauchy auch benutzt, um Formeln zu entwickeln, nach denen ſich die Werthe der Brechungsverhältniſſe und Wellenlängen, welche durch Beobachtung für einfachbrechende Mittel gefunden worden ſind, berichtigen, und wenn ſie nur für einzelne Farbenſtrahlen gemeſſen, für die übrigen berechnen laſſen. Er legte ſeinen Berechnungen die oben angeführten Meſſungen der ſieben Strahlen B, C, D, E, F, G, H von Fraunhofer zu Grunde.

Die Wellenlängen, welche den Strahlen B, C, D, E, F, G, H entſprechen, mögen mit $l_1, l_2, l_3, l_4, l_5, l_6, l_7$ bezeichnet werden. Nach den Meſſungen von Fraunhofer betragen dieſelben, wenn man $\frac{1}{10000000}$ Millimeter als Einheit nimmt, für die atmoſphäriſche Luft

$$l_1 = 6876;\ l_2 = 6564;\ l_3 = 5888;\ l_4 = 5260;$$
$$l_5 = 4843;\ l_6 = 4291;\ l_7 = 3928.$$

Die Wellenlängen derſelben Strahlen für jedes andere Mittel erhält man, wenn man die vorſtehenden Wellenlängen durch das Brechungsverhältniß dividirt [10]).

Subſtanzen.	l_1	l_2	l_3	l_4	l_5	l_6	l_7
Waſſer	5168	4929	4415	3937	3620	3199	2922
Kalilöſung	4915	4687	4197	3742	3439	3037	2733
Terpentinöl	4678	4461	3993	3558	3268	2883	2629
Crownglas Nr. 13 . . .	4513	4304	3853	3435	3156	2786	2543
" " Nr. 9 . . .	4508	4299	3849	3431	3153	2783	2540
" " Litt. M. . .	4424	4219	3776	3365	3091	2727	2487
Flintglas Nr. 3	4294	4093	3660	3258	2989	2631	2394
" " Nr. 30 . . .	4237	4038	3611	3212	2947	2592	2358
" " Nr. 23 . . .	4229	4031	3604	3206	2941	2586	2352
" " Nr. 13 . . .	4226	4028	3601	3203	2938	2584	2351

Will man die Wellenlängen derſelben Strahlen für den leeren Raum finden, und nimmt 1,000276 als Brechungsverhältniß der Luft in Beziehung auf den leeren Raum, ſo muß man die oben für die Luft angegebenen Wellenlängen der verſchiedenen Strahlen mit 1,000276 multipliciren, und erhält die Wellenlängen für den leeren Raum:

$$l_1 = 6880;\ l_2 = 6566;\ l_3 = 5889;\ l_4 = 5261;$$
$$l_5 = 4844;\ l_6 = 4292;\ l_7 = 3929.$$

Römer und Caſſini fanden die Fortpflanzungsgeſchwindigkeit ungefähr 310,177,500 Meter, wenn man die Sexageſimalſecunde als Zeiteinheit nimmt. Die Undulationsdauer der verſchiedenen Farbenſtrahlen, welche den Stellen B, C, D, E, F, G, H entſpricht, iſt, ausgedrückt in $\frac{1}{(1000000)^3}$ Theilen einer Secunde, der Reihe nach

2218, 2117, 1899, 1696, 1562, 1384, 1267.

Die Anzahl der Schwingungen in einer Secunde beträgt für dieſelben Strahlen der Reihe nach

450,8; 472,4; 526,7; 589,6; 640,3; 722,7; 789,5 Billionen (d. h. alſo, es müſſen die angegebenen Zahlen mit $\frac{1}{(1000000)^2}$ multiplicirt werden).

Fresnel hat die Wellenlängen, welche den Hauptfarben des Sonnenſpectrums und den Grenzen derſelben angehören, ebenfalls mit einer großen Genauigkeit gemeſſen. Darnach iſt:

10) Iſt l die Wellenlänge im erſten Mittel, l′ in der Luft, ϑ das Brechungsverhältniß, ſo iſt $l = \frac{l'}{\vartheta}$.

Farbe.	Länge einer Welle, ausgedrückt in Milliontheilchen eines Millimeters.	Verhältniſſe zwiſchen der Zeit einer Ätherſchwingung und dem $\frac{1}{1000000000000000}$ Theile einer Sexageſimalſecunde.	Anzahl der Billionen Schwingungen in einer Sexageſimalſecunde.
Äußerſtes Violett	406	1,28	764
Violett	423	1,36	735
Grenze zwiſchen Violett und Indigo	439	1,42	707
Indigo	449	1,45	691
Grenze zwiſchen Indigo und Blau	459	1,48	676
Blau	475	1,53	653
Grenze zwiſchen Blau und Grün . .	492	1,59	630
Grün	511	1,65	607
Grenze zwiſchen Grün und Gelb . .	532	1,72	583
Gelb	551	1,78	563
Grenze zwiſchen Gelb und Orange	571	1,84	543
Orange	583	1,88	532
Grenze zwiſchen Orange und Roth	596	1,92	520
Roth	620	2,00	500
Äußerſtes Roth	645	2,08	481

Schon aus dem Vorhergehenden iſt erſichtlich, daß die verſchiedenen farbigen Räume des Farbenbildes verſchiedene Ausdehnungen haben. Newton beſtimmte für die Glasart, aus welcher ſein Prisma beſtand, und Fraunhofer für Flintglas die Längen der einzelnen Farben auf folgende Weiſe:

	Newton	Fraunhofer
Roth	45	56
Orange	27	27
Gelb	40	27
Grün	60	46
Blau	60	48
Indigo	48	47
Violett	80	109

Zugleich erſieht man, daß die Verhältniſſe der einzelnen Farben für die beiden verſchiedenen Prismen nicht dieſelben ſind. Newton war der Meinung, daß Prismen, aus welchem Stoffe ſie auch beſtänden, eine proportionale Wirkung auf gleichartige Strahlen ausübten; wahrſcheinlich war er durch einen Verſuch irre geleitet. Wäre die Meinung Newton's richtig, ſo wären achromatiſche Fernröhre, wie wir ſie jetzt beſitzen, nicht möglich (ſ. Fernrohr, achromatisches); dieſer Irrthum hat ihn alſo um eine der ſchönſten Entdeckungen gebracht.

Nimmt man ein Prisma von Flintglas und ein zweites von Crownglas von gleich großen Winkeln, und läßt durch jedes unter denſelben Verhältniſſen ein farbiges Sonnenbild ſich bilden, ſo zeigt ſich, daß das Flintglas die rothen ſowol als auch die violetten Strahlen ſtärker bricht als das Crownglas; daß der Winkel, unter welchem die rothen und violetten Strahlen beim Flintglaſe zerſtreut werden, größer iſt als beim Crownglaſe, und daß dieſe Zerſtreuungswinkel nicht, wie Newton annahm, proportional dem Ablenkungswinkel ſind, ſondern in einem höhern Verhältniſſe ſtehen. Setzte man beide Prismen in entgegengeſetzter Lage an einander, ſo würde die Brechung ſowohl als die Zerſtreuung nach dem Sinne des Prisma's aus Flintglas ſein. Man kann daher den brechenden Winkel des Prisma's aus Flintglas ſoweit verkleinern, daß der Unterſchied zwiſchen den Abweichungen des rothen und violetten Strahles gleich iſt dem Unterſchiede derſelben Abweichungen beim Crownglas. Da die Zerſtreuung beim Flintglas in einem ſtärkern Verhältniſſe zunimmt als die Brechung, ſo wird, wenn die zerſtreuenden Wirkungen beider Prismen gleich geworden ſind, das Flintglasprisma ſchwächer brechen als das Crownglasprisma. Es würde alſo bei Zuſammenlegung dieſer beiden Prismen im entgegengeſetzten Sinne eine Brechung übrig bleiben ohne Farbenzerſtreuung, vorausgeſetzt, daß die verſchiedenfarbigen Räume der Farbenbilder der beiden Prismen den Längen der Farbenbilder proportional wären. Dies iſt aber nicht der Fall, ſondern wenn man durch eine Verbindung der angegebenen zwei Prismen einen Fenſterſtab z. B. betrachtet, ſo erſcheint er an ſeinen Rändern noch etwas farbig, und zwar an ſeinem obern Rande grün und an ſeinem untern Rande roth, wenn der Scheitel des Flintglasprisma's nach Oben gekehrt iſt. Man erkennt hieraus, daß, da die Farben grün und roth in der Ordnung liegen, wie ſie der Lage des Prisma's aus Crownglas entſprechen (brechender Winkel deſſelben nach Unten), das Prisma aus Flintglas weniger als das Prisma aus Crownglas auf die grünen Strahlen wirkt, und die rothen und gelben Räume zuſammenzieht. Auf gleiche Weiſe kann man durch Verbindung zweier

Prismen aus verſchiedenen Subſtanzen, welche ſo beſchaffen ſind, daß das eine die Farbenzerſtreuung des andern möglichſt aufhebt, erfahren, welches von beiden die ſtärkſte Wirkung auf das grüne Licht hat. Will man Flüſſigkeiten unterſuchen, ſo ſchließt man ſie in ein hohles Glasprisma. Brewſter [11]) hat über dieſe ſogenannten ſecundären Farbenbilder oder Nebenfarbenbilder zahlreiche Verſuche angeſtellt, und mehr als 80 Subſtanzen ſo in eine Reihe geordnet, daß, wenn aus zwei derſelben ſolche Prismen geſchnitten werden, welche entgegengeſetzt verbunden die rothen und violetten Strahlen vereinigen, das Grüne durch ihre vereinte Wirkung in der Richtung des Mittels abgelenkt wird, welches der Ordnung nach zuerſt ſteht. Am Anfange der Reihe findet ſich die Schwefelſäure, am Ende derſelben das Caſſiaöl, ſodaß in dem erſten die blauen, indigofarbenen und violetten Räume kleiner ſind als im zweiten. Es ergibt ſich aus dieſer Tabelle, daß die Ausdehnung des blauen Theiles des Farbenbildes im Vergleich zum rothen um ſo größer iſt, je ſtärker im Allgemeinen das Mittel bricht. Nimmt man zwei Prismen aus Subſtanzen, welche in der Reihe nahe bei einander ſtehen, gibt ihnen die paſſenden Winkel, und bringt ſie in eine entgegengeſetzte Lage, ſo werden die ſecundären Farbenbilder ſehr ſchwach ſein, und ein ſolches zuſammengeſetztes Prisma führt dann den Namen eines achromatiſchen Prisma's.

Um die Zerſtreuungen der verſchiedenen Subſtanzen mit größter Genauigkeit kennen zu lernen, bleibt nichts übrig, als die von Fraunhofer angewandte Methode der Beſtimmung der Brechbarkeit für die Strahlen, welche den dunklen Streifen im Spectrum entſprechen, da dieſe bei Anwendung des Sonnenlichtes, wie ſchon erwähnt, ihre Lage in Beziehung auf die Farbe, in welcher ſie ſich finden, nicht verändern, obwol ihr gegenſeitiger Abſtand ſich mit der Natur des Mittels ändert; ſ. S. 416.

Die vorhin angegebene Methode, zur Beſtimmung der Farbenzerſtreuung, zwei Prismen zu fertigen, welche einander in Bezug auf die Farbe möglichſt aufheben, gibt nur genäherte Werthe, und hat, wenn man ohne weitere Kunſtgriffe verfahren wollte, das Unbequeme, daß man eine große Anzahl von Prismen mit verſchiedenen Winkeln aus der Subſtanz, gegen welche man alle anderen prüft, vorräthig haben müßte. Man könnte dieſem Übelſtande dadurch abhelfen, daß man ein Waſſerprisma zur Vergleichung anwendete, deſſen Glaswände um die brechende Kante beweglich wären, damit man ihm jeden beliebigen Winkel zu geben vermöchte; man änderte dann den Winkel deſſelben ſo lange ab, bis die Farbe des andern gegebenen Prisma's möglichſt aufgehoben wäre.

Um den Unbequemlichkeiten, welche die Anwendung eines Prisma's mit beweglichen Wänden darbietet, zu entgehen, kann man auch Glasprismen anwenden, und zwar auf zweierlei Weiſe. Man denke ſich einen Glascylinder mit zwei gegen die Axe ſchiefen, aber unter ſich genau parallelen Endflächen (die ungefähr 30—35° gegen die Axe deſſelben geneigt ſind), genau ſenkrecht gegen ſeine Axe durchſchnitten; das eine Stück, z. B. das untere, bringe man in eine feſte Lage, das darüber befindliche obere werde aber in eine ſolche Faſſung gebracht, daß man es über dem untern um die beiden noch gemeinſchaftliche Axe drehen und die Anzahl der Grade der Drehung durch einen Zeiger ableſen kann. Sind die untere und obere ſchiefe Endfläche parallel, ſo muß der Zeiger grade auf Null ſtehen; der Winkel des ganzen Prisma's (der obern und untern Fläche) iſt in dieſer Stellung Null. Wird nun das obere Prisma gedreht, ſo hört der Parallelismus der beiden Endflächen auf, und beträgt die Drehung 180°, ſo iſt der brechende Winkel beider Prismen zuſammen doppelt ſo groß als die Neigung einer Endfläche gegen die Axe. In allen Zwiſchenlagen läßt ſich der Winkel der beiden äußerſten Flächen aus der Größe der Drehung leicht mit Hilfe der ſphäriſchen Trigonometrie berechnen. Mit dieſem Prisma, welches alle möglichen Winkel von 0° bis über 60° annehmen kann, ſucht man dann die Zerſtreuung der Farben eines gegebenen Prisma's aufzuheben. — Brewſter hat eine noch einfachere Methode angegeben, welche darin beſteht, daß man nicht den Winkel des Fundamentalprisma's, ſondern die Richtung ändert, in welcher die Brechung geſchieht. Betrachtet man z. B. eine horizontale weiße Linie durch ein Prisma, ſo ändert ſich die Breite des Farbenbildes, wenn das Prisma, welches zuerſt horizontal und mit ſeiner Kante nach Unten lag, gegen den Horizont geneigt wird. Beſitzt dieſes Fundamentalprisma folglich eine größere Zerſtreuungskraft, als das zu unterſuchende Prisma von unbekannter Zerſtreuungskraft, ſo läßt ſich die Zerſtreuung des erſten durch Neigung deſſelben gegen den Horizont ſo lange ändern, bis die Zerſtreuung in beiden Prismen gleich groß iſt, d. h. bis ſich die Farben beider möglichſt aufgehoben haben; das zweite Prisma bleibt dabei immer horizontal mit ſeiner brechenden Kante nach Oben. Iſt die Lage des Fundamentalprisma's, bei welcher ſich die Farben am beſten aufheben, beſtimmt, ſo läßt ſich daraus die Zerſtreuung des andern berechnen.

Auf gleiche Weiſe, wie durch die Brechung im Prisma Farben entſtehen, bilden ſie ſich auch bei der Brechung in convexen und concaven Gläſern. Ein concaves Glas läßt ſich auffaſſen als ein kreisförmiges Prisma; der Rand deſſelben entſpricht dem brechenden Winkel des Prisma's. Es werden die Lichtſtrahlen deshalb gegen die Axe des Glaſes hin gebrochen, und zwar die violetten ſtärker als die übrigen, die rothen am wenigſten. Da die Brechungsverhältniſſe für die verſchiedenen Farben verſchieden ſind, ſo werden die verſchiedenen Farben auch ihre Brennpunkte in verſchiedenen Entfernungen hinter der Linſe haben; der Brennpunkt der violetten Strahlen liegt der Linſe zunächſt, der Brennpunkt der rothen Strahlen am entfernteſten. Daher kommt es, daß, wenn man weißes Licht auf das Linſenglas fallen läßt, und den Lichtkegel vor dem Brennpunkt (oder im Brennpunkte der violetten Strahlen) mit einer weißen Fläche auffängt, der kreisförmige Durchſchnitt des Lichtkegels einen gelbrothen Saum hat; jenſeit des Brennpunktes der rothen Strahlen zeigt der Durchſchnitt umgekehrt einen violetten und blauen Saum. (Das Nähere hierüber, namentlich über die Aufhebung dieſer Farben, ſ. unter **Linſenglas** und **Fernrohr**.)

11) *Brewster*, On new philosophical Instruments. Herſchel, Vom Licht. S. 210. Radike, Handbuch der Optik. 2. Bd. S. 141.

Nachdem wir im Vorhergehenden geſehen haben, daß die Farben wirklich im weißen Sonnenlichte vorhanden ſind, und dieſes weiße Sonnenlicht alſo kein einfaches, ſondern ein zuſammengeſetztes iſt, das durch die Brechung im Prisma (und, wie wir nachher ſehen werden, auch noch auf andere Weiſe) in ſeine Beſtandtheile zerlegt wird, brauchen wir uns nicht mehr vor den Angriffen Goethe's zu fürchten. Wir wollen vielmehr umgekehrt einen Blick auf ſeine Theorie wenden. Ich werde meiſtens ſeine eigenen Worte anführen; die Citate gehen auf die erſte Abtheilung des erſten Bandes ſeiner Farbenlehre. „Das höchſt energiſche Licht, wie das der Sonne, iſt blendend und farblos. — Dieſes Licht aber durch ein auch nur wenig trübes Mittel geſehen, erſcheint uns gelb. Nimmt die Trübe eines ſolchen Mittels zu, oder wird ſeine Tiefe vermehrt, ſo ſehen wir das Licht nach und nach eine gelbrothe Farbe annehmen, die ſich endlich zum Rubinrothen ſteigert (Nr. 150). Wird hingegen durch ein trübes, von einem darauffallenden Lichte erleuchtetes, Mittel die Finſterniß geſehen, ſo erſcheint uns eine blaue Farbe, welche immer heller und bläſſer wird, je mehr ſich die Trübe des Mittels vermehrt, dagegen immer dunkler und ſatter ſich zeigt, je durchſichtiger das Trübe werden kann, ja bei dem mindeſten Grad der reinſten Trübe, als das ſchönſte Violett dem Auge fühlbar wird (Nr. 151)." Die farbigen Ränder beim Betrachten eines hellen runden Bildes auf dunklem Grunde durch ein Linſenglas, erklärt Goethe dadurch, daß eine Verrückung des Bildes ſtattfinde, indem durch die Vergrößerung ſeine Ränder ſich vom Mittelpunkte aus ſcheinbar nach Außen dehnen; indem überall, wo eine helle Grenze über die dunkle Umgebung hinaustritt, das Blaue erſcheint. Betrachtet man umgekehrt eine dunkle Scheibe auf hellem Grunde, ſo erſcheint ſie mit gelbrothem Rande, weil durch die Vergrößerung der ſchwarze Rand nach dem weißen hingeführt wird. Will Goethe nun aber die Farben durch die Brechung im Prisma (die doch mit denen, welche durch ein Converglas entſtehen, völlig gleich ſind) erklären, ſo kann er mit den bisher angewandten Mitteln nichts ausrichten; er muß zu Nebenbildern ſeine Zuflucht nehmen. Woher er aber deren Daſein beweiſen will, kümmert ihn nicht; genug er braucht ſie. Er unterſcheidet überhaupt primäre und ſecundäre Bilder. Die letztern ſind entweder abgeleitete (Nachbilder), oder indirecte (durch Spiegelung entſtandene) oder drittens Nebenbilder. „Drittens kann man die primären Bilder auch als Hauptbilder anſehen, und ihnen die ſecundären als Nebenbilder *gleichſam* anfügen. Ein ſolches Nebenbild iſt *eine Art von Doppelbild*, nur daß es ſich von dem Hauptbilde nicht trennen läßt, ob es ſich gleich immer von demſelben zu entfernen ſtrebt. Von ſolchen iſt nun bei den prismatiſchen Erſcheinungen die Rede. (Nr. 226). — Das unbegrenzt durch Refraction Geſehene zeigt keine Farbenerſcheinung. Das Geſehene muß begrenzt ſein. Es wird daher ein Bild gefordert; dieſes Bild wird durch Refraction verrückt, aber nicht vollkommen, nicht rein, nicht ſcharf verrückt, ſondern *unvollkommen, dergeſtalt, daß ein Nebenbild entſteht*." Dies iſt die ganze Herleitung dieſer Nebenbilder, deren Strenge ſich ſchon aus den Ausdrücken „*gleichſam, eine Art, nicht ſcharf* u. ſ. w." ergibt. Solche Ausdrücke finden ſich auch in den folgenden Paragraphen, z. B. in Nr. 232: „Es entſteht alſo, wenn die Refraction auf ein Bild wirkt, an dem Hauptbilde ein Nebenbild, und zwar *ſcheint* es, daß das wahre Bild *einigermaßen* zurückbleibe, und ſich dem Verrücken *gleichſam* widerſetze" u. ſ. w. „Und ſo laſſen ſich die Farben bei Gelegenheit der Refraction aus der Lehre von den trüben Mitteln gar bequem ableiten. Denn wo der voreilende Saum des trüben Nebenbildes ſich vom Dunklen über das Helle zieht, erſcheint das Gelbe; umgekehrt, wo eine helle Grenze über die dunkle Umgebung hinaustritt, erſcheint das Blaue (Nr. 239)." Ich glaube jetzt keine ſpecielle Widerlegung der Goethe'ſchen Theorie mehr nöthig zu haben, wenn die Naturphiloſophie ihr auch noch immer anhängt und Hegel dieſelbe ebenſo klar, als gründlich und gelehrt nennt. Da Hegel ſeiner Naturphiloſophie dieſe Prädicate gewiß auch beilegen würde, ſo iſt erſichtlich, daß ſie bei ihm nicht viel zu bedeuten haben.

Farben bei der totalen Reflexion. Iſt μ das Brechungsverhältniß eines Strahles, der aus einem Mittel in ein anderes übergeht, ſo ändert ſich, wie früher gezeigt, dieſer Werth μ etwas, wenn man von einem farbigen Strahle zu einem andern verſchiedenfarbigen übergeht. Will man die Formeln, die man für die Brechung aufgeſtellt hat, auf die Zurückwerfung von ſpiegelnden Flächen anwenden, ſo braucht man nur $\mu = -1$ zu ſetzen; es erhält alſo in dieſem Falle μ einen conſtanten Werth für alle Farbenſtrahlen, und deshalb können bei der gewöhnlichen Zurückwerfung des weißen Lichtes keine Farben entſtehen. Iſt $\mu > 1$ (geht z. B. ein Lichtſtrahl aus Luft in Glas), ſo iſt der Brechungswinkel immer kleiner als der Einfallswinkel, und die Brechung iſt immer möglich, ſo ſchief auch der Strahl einfallen mag. Iſt dagegen das Brechungsverhältniß μ kleiner als 1 (ſoll z. B. der Lichtſtrahl aus Glas in Luft übergehen), ſo iſt der Brechungswinkel ſtets größer als der Einfallswinkel, und bei einer gewiſſen Größe des Einfallswinkels erreicht folglich der Brechungswinkel den Werth von 90°. Es ſei a der Einfallswinkel eines Strahles, b der Brechungswinkel, μ das Brechungsverhältniß aus Luft in Glas (alſo ungefähr 1,5), folglich $\frac{1}{\mu}$ das Brechungsverhältniß aus Glas in die Luft. Geht nun ein Strahl aus Glas in Luft über, ſo iſt $\frac{\sin a}{\sin b} = \frac{1}{\mu}$, alſo $\sin b = \mu \sin a$. Da $\mu > 1$, ſo wird bei einer gewiſſen Größe des Winkels a, $\sin b = 1$ d. h. $b = 90°$; der heraustretende Strahl würde alſo parallel mit der Ebene, welche beide Mittel begrenzt, gehen. Wird a noch größer, ſo wird $\mu \sin a > 1$, folglich iſt der Winkel b unmöglich, da ſein Sinus nicht größer als 1 werden kann; es kann alſo keine Brechung ſtattfinden; dafür tritt dann eine Zurückwerfung an der Trennungsfläche beider Mittel, eine ſogenannte totale Reflexion ein (ſ. dieſen Artikel). Der größte Winkel, unter welchem ein Strahl einfallen kann, ohne total reflectirt zu werden, iſt alſo gegeben durch die Gleichung $1 = \mu \sin a$, alſo $\sin a = \frac{1}{\mu}$ oder a

$= \text{arc.} \left(\sin = \frac{1}{\mu}\right)$, d. h. a muß ſo groß werden, daß ſein Sinus gleich dem umgekehrten Werthe des Brechungsverhältniſſes aus Luft in Glas iſt. Da nun μ für die violetten Strahlen etwas größer iſt als für die rothen, ſo wird der Winkel a, bei welchem die totale Reflexion für violettes Licht beginnt, kleiner ſein, als derjenige, bei welchem dieſelbe für rothes Licht beginnt; die Werthe für die übrigen Farben liegen natürlich zwiſchen dieſen beiden. Denken wir uns ein Prisma ABC (Fig. 5) in einem

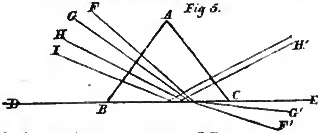


Fig 5.

Fenſter auf eine ſchwarze Unterlage DE gelget, und laſſen auf die Fläche AB das Licht der Wolken einfallen, ſo fällt z. B. der Strahl F unter einem ſolchen Winkel auf, daß er in der Richtung F′ gebrochen wird; der Strahl G fällt etwas ſchiefer ein und wird nahe der Oberfläche parallel gebrochen in G′. Für den Strahl H iſt der Einfallswinkel ſchon ſo groß geworden, daß der violette Strahl, für welchen der Werth von μ am größten iſt, nicht mehr in die Luft austreten kann; er erleidet alſo die totale Reflexion. Die in dem Strahle H mit dem violetten Lichte zugleich auffallenden andern Strahlen des weißen Lichtes erleiden noch eine Brechung, und ein in H′ befindliches Auge erhält alſo nur violettes Licht. Wird der Einfallswinkel größer, ſo erleiden auch die übrigen Strahlen nach und nach die totale Reflexion, und iſt er ſo groß, daß der Strahl in der Richtung I auffällt, ſo erleidet auch der rothe Strahl die totale Reflexion; durch die Miſchung ſämmtlicher reflectirter Farben entſteht dann wieder weißes Licht. An der Grenze der totalen Reflexion und Brechung bilden ſich alſo Farben. Macht man den vorhin angegebenen Verſuch, ſo ſieht man auf der dem Beobachter zugewandten Seite des Geſichtsfeldes auf dem Boden des Prisma's ein dunkles Segment, und an der Grenze deſſelben einen ſchön gefärbten Bogen, wie einen Regenbogen, der gegen das Auge concav iſt. Am beſten erläutert man ſich die Entſtehung dieſes farbigen Bogens, wenn man ſich das Auge in dem Prisma ſelbſt denkt, und von ihm als leuchtendem Punkte Strahlen auf die Grundfläche des Prisma's auffallen läßt. Die nicht ſehr ſchief auffallenden werden dann durch die Baſis hindurchgelaſſen und gebrochen, die ſehr ſchief auffallenden erleiden aber die totale Reflexion, und zwar erleiden zuerſt die violetten, dann auch die blauen u. ſ. w. dieſe Zurückwerfung, und gelangen durch die Seitenflächen des Prisma's nach Außen. Kommen nun umgekehrt Strahlen von Außen, ſo nehmen ſie denſelben Weg rückwärts, es erſcheint alſo unter dem Auge ein dunkler Kreis (weil die ſchwarze Unterlage nur wenig Licht zurückwirft), und die Farbe an ſeinem Rande iſt violett, zu der ſich dann nach und nach die übrigen Farben miſchen. Es ſollte hiebei an der Grenze des Hellen eigentlich kein Roth ſichtbar ſein, weil durch die Vermiſchung aller Farben weißes Licht entſteht. Bedeckt man die Seite des Prisma's, durch welche vorhin das Licht einfiel, mit ſchwarzem Papier, und läßt zerſtreutes Licht von Unten auf die Grundfläche fallen, indem man z. B. das Prisma mit ſeiner Baſis an ein mattgeſchliffenes Glas legt, ſo findet natürlich die umgekehrte Erſcheinung als vorhin ſtatt; die Trennung zwiſchen dem dunklen und hellen Raume zeichnet ſich durch einen lebhaft rothen Bogen aus, der durch Orange und Blaßgelb in Weiß übergeht, und wo das Roth nach Außen liegt.

Farben durch Abſorption. Wahrſcheinlich finden die durch Abſorption entſtehenden Farben ihre Erklärung durch die Interferenz des Lichtes; ſie hätten deßhalb unter dem folgenden Abſchnitte erſt abgehandelt werden ſollen. Da indeſſen die Entſtehung derſelben aus der Interferenz immer nur eine ſehr wahrſcheinliche Hypotheſe iſt, bei welcher die der Rechnung zu Grunde gelegten Werthe noch beliebig angenommen werden müſſen, weil wir über die innere Structur und Zuſammenfügung der einzelnen Atome oder Moleküle in dieſer Beziehung nichts wiſſen, ſo wird es nicht unpaſſend ſein, die durch Abſorption erzeugten Farbenerſcheinungen hier zuſammenzuſtellen, und ihre Erklärung auf dem oben erwähnten Wege in dem folgenden Abſchnitte (Farben durch Interferenz) zu verſuchen.

Es gibt in der Natur wol keinen vollkommen durchſichtigen Körper, ſowie es auch auf der andern Seite keinen zu geben ſcheint, der unter günſtigen Bedingungen vollkommen undurchſichtig wäre; ſelbſt Gold und Silber zu ſehr dünnen Blättchen geſchlagen laſſen das Licht hindurch, und zwar gibt das erſtere ein blaues, das andere ein ſchönes grünes Licht. Auch die Kohle, welche einer der undurchſichtigſten Körper zu ſein ſcheint, iſt in ihrem Zuſtande als Diamant äußerſt durchſichtig. So tief gefärbte Gläſer, daß ſie undurchſichtig ſind, werden durchſichtiger, wenn ihre Dicke ſich vermindert, und ganz dünn ausgeblaſen erſcheint jedes farbige Glas farblos. Dieſes Letztere zeigt uns, daß das Licht beim Durchgange durch einen Körper um ſo mehr abnimmt, je dicker er iſt; es wird abſorbirt oder verſchluckt.

Gäbe es nun ein Mittel, welches alle farbigen Strahlen gleichmäßig abſorbirte, ſo würde das durch daſſelbe dringende weiße Licht nur in ſeiner Stärke abnehmen, ohne gefärbt zu werden [12]); wird hingegen jede Farbe nach einem andern Verhältniſſe abſorbirt, ſo wird die Miſchung der aus dem Mittel heraustretenden Farben zuſammen nicht mehr weißes Licht geben, ſondern ein dieſer Miſchung entſprechend gefärbtes. Diejenigen Strahlen, welche im Verhältniß zu der Menge (oder Stärke), in der ſie in dem weißen Lichte vorhanden ſind, am ſtärkſten abſorbirt werden, werden bei zunehmender Dicke des abſorbirenden Mittels auch zuerſt verſchwinden.

12) Mit Waſſer vermiſchte Tinte iſt ein Fluidum, welches alle Lichtſtrahlen in gleichem Verhältniſſe verſchluckt; unter den feſten Körpern wirken der ſchwarze Pleonaſt und der Obſidian auf gleiche Weiſe.

Man kann die Erſcheinungen der Abſorption am beſten verfolgen, wenn man das durch ein farbloſes Prisma gebildete Farbenbild, durch den zu unterſuchenden, abſorbirenden Körper betrachtet, oder noch beſſer, den letztern unmittelbar hinter das Prisma bringt, und dann durch beide eine erleuchtete enge Öffnung in dem Fenſterladen eines dunklen Zimmers anſieht. Hält man ein ſmalteblaues Glas zwiſchen das Auge und das Prisma, ſo erſcheint das Farbenbild, wenn das blaue Glas ſehr dünn iſt, faſt ungeändert; ſowie aber die Dicke des Glaſes zunimmt, werden gewiſſe Theile des Farbenbildes immer ſchwächer und ſchwächer, während andere nur wenig von ihrer Helligkeit verlieren. Beträgt die Dicke vielleicht $^1/_{20}$ Zoll, ſo erſcheint das Farbenbild aus verſchiedenen Stücken zuſammengeſetzt, die durch breite und völlig ſchwarze Zwiſchenräume getrennt ſind; die Mitte vom Roth iſt gänzlich abſorbirt, das innere Roth in geringer Intenſität vorhanden, das Orange iſt ganz verſchwunden, das Gelb ſteht faſt iſolirt, in dem Grün iſt die eine Seite nach dem Gelben ſtark abſorbirt, während das übrige Grün und Blau wenig gelitten haben. Bei noch größerer Dicke des blauen Glaſes nehmen das innere Roth, das Gelb, Grün und Blau ſchnell ab, und bei einer gewiſſen Dicke ſind alle Farben bis auf die beiden Enden Roth und Violett verſchwunden; da die Intenſität des rothen Lichtes größer iſt, ſo erſcheint jetzt das Glas roth, während es bei geringerer Dicke blau ausſieht. — Während das blaue Glas vorzugsweiſe die Mitte des Farbenbildes abſorbirt, ſo abſorbiren andere das eine oder das andere oder auch beide Enden. Denken wir uns die Länge eines Spectrums als Abſciſſenaxe gezeichnet, ſo können wir uns in den einzelnen Punkten derſelben Ordinaten errichtet denken, welche die Stärke des Lichtes an dem Punkte des Farbenbildes angeben, welchem der Fußpunkt der Ordinate entſpricht. Denken wir uns ferner die Endpunkte der auf allen Punkten des Farbenbildes errichteten Perpendikel mit einander verbunden, ſo entſteht eine krumme Linie, welche die Lichtſtärke der verſchiedenen Stellen bezeichnet. Wo die Abſorption eines Mittels am kleinſten iſt, da wird dieſe Curve ein Maximum zeigen. Manche Mittel zeigen nur ein einziges ſolches Maximum, andere zwei und mehre. Bei rothen und ſcharlachfarbenen Mitteln wächſt die verſchluckende Kraft ſehr ſchnell von Roth zum Violett hin. Bei den gelben, orangen und braunen iſt dies weniger der Fall, aber alle dieſe abſorbiren die violetten Strahlen völlig. Bei zunehmender Dicke werden ſie daher alle zuletzt roth. Die grünen Mittel geben meiſtens ein einziges Maximum im Grün, und verſchlucken beide Enden des Spectrums mit großer Kraft; ſie werden deshalb bei zunehmender Dicke immer reiner grün, z. B. grüne Gläſer, grüne Auflöſungen von Kupfer, Nickel. Einige der grünen Mittel zeigen aber zwei Maxima, im Roth und Grün; meiſtens iſt das rothe Maximum ſtärker, und durch Vermehrung der Dicke geht dann die grüne Farbe durch eine ſchwarzgelbe in Roth über, z. B. Auflöſung von Saftgrün, alkaliſcher Aufguß auf Blumenblätter der Paeonia officinalis und vieler anderer rother Blumen u. ſ. w. Die blauen Mittel haben faſt ſämmtlich zwei oder mehre Maxima, wie z. B. das oben erwähnte blaue Glas. Die Abſorption der mit Ammoniak überſättigten ſchwefelſauren Kupferoxydlöſung ſcheint vom Violett nach dem Roth regelmäßig zu wachſen; der äußerſte violette Strahl geht durch ſehr große Dicken dieſes Mittels hindurch. Oxalſaures Ammoniak-Nickeloxyd läßt die blauen und äußerſten rothen Strahlen durch, hält aber die violetten auf. Purpurfarbene Mittel haben immer zwei Maxima, von denen aber bald das eine im Roth, bald das andere im Violett überwiegt.

Den Einfluß der Wärme auf die Abſorptionskraft fand Brewſter bei den verſchiedenen Mitteln verſchieden; bei einigen wurde ſie durch die Wärme vermehrt, bei andern dagegen vermindert. Ein Stück purpurfarbenes Glas, welches kalt den größten Theil des Grün, das Gelb und das innere oder brechbarſte Roth abſorbirte, wurde bis zum Rothglühen erhitzt; als die Rothglühhitze vorüber war, ließ es das innere Roth, Grün und Gelb, welche es zuvor abſorbirt hatte, frei hindurchgehen. Dies verminderte ſich allmälig wieder, und beim Erkalten trat der frühere Zuſtand wieder ein. Ein Stück gelblich-grünes Glas, auf gleiche Weiſe erhitzt, verlor faſt ganz ſeine Durchſichtigkeit; bei dem Wiedererſcheinen der grünen Farbe zeigten ſich mehre Nüancen von Olivengrün, nach dem Abkühlen war es weniger grün als vorher. Ähnliche Erſcheinungen zeigen ſich auch beim Erhitzen mehrer Mineralien.

Die Farbenbilder, welche man durch das Prisma aus farbigen Flammen erhält, ſtimmen darin mit den durch farbige Gläſer betrachteten überein, daß ihnen mehre Strahlen fehlen. Man ſieht die Farben, welche verſchiedene Salze den Flammen mittheilen, am beſten bei Anwendung der Chlorverbindungen, weil dieſe am flüchtigſten ſind; man pulvert dieſelben, und bringt ſie dann in die äußere Flamme einer Kerze oder einer Weingeiſtlampe. Herſchel gibt die Farben folgendermaßen an. Sodaſalze färben die Flamme gleichartig gelb, Kaliſalze blaß-violett, Kalkſalze ziegelroth, Strontianſalze lebhaft carmoiſinroth, Lithiumſalze roth, Barytſalze blaß-apfelgrün, Kupferſalze ſchönes grün oder blaugrün.

Es wurde ſchon oben angeführt, daß ſich in dem Farbenbilde, welches durch Brechung in einem farbloſen Prisma aus weißem Lichte entſtehe, ein allmäliger Übergang von einer Farbe zur andern finde. Anders verhält es ſich aber, wenn man dieſes Farbenbild durch lichtverſchluckende Mittel betrachtet, wie ſo eben angegeben wurde; es ſcheint dann jede regelmäßige Abſtufung aufzuhören, und einzelne Farben ſich über einen Raum auszudehnen, welchen vorher eine andere Farbe einnahm. Bei Anwendung des obenerwähnten blauen Glaſes hat in dem abſorbirten Spectrum das Gelb an Breite zugenommen; auf der einen Seite nimmt es theilweiſe den Raum ein, den vorhin das Orange (welches verſchwunden iſt) hatte, und ebenſo auf der andern Seite einen Theil von dem Raume des Grün. Das blaue Glas hat alſo den Theil des Roth verſchluckt, welcher mit dem Gelben zuſammengemiſcht, das Orange bildete, und ebenſo den Theil des Blau, welches mit dem Gelb das Grün bildet, welches zunächſt an der Grenze des Gelb liegt. Es zerſetzt ſich alſo durch Abſorption des Grün in Gelb und Blau, und das Orange in Gelb und Roth; durch das Prisma laſſen dieſe Farben ſich

nicht weiter zerlegen, da ihre Beſtandtheile einerlei Brechungsverhältniß haben. Es ſcheint ſonach der von Newton aufgeſtellte Satz, daß nach der Verſchiedenheit der Farbe auch die Brechbarkeit verſchieden ſei, nicht mehr allgemein gültig zu ſein.

Brewſter[13]) glaubt aus ſeinen Unterſuchungen über die Abſorption den Schluß ziehen zu müſſen, daß das prismatiſche Spectrum nur aus drei Farbenbildern, einem rothen, gelben und blauen, beſtehe, welche von gleicher Länge ſind, und von einem Ende des Spectrums bis zum andern reichen. Ihre Stärke ſei aber nicht überall gleich, ſondern die rothe Grundfarbe habe ihre größte Stärke im rothen Theile des prismatiſchen Spectrums, die gelbe in der Mitte des Gelb, die blaue zwiſchen dem Blau und Indigo; die ſchwächſten Stellen der drei Grundfarbenbilder befinden ſich an beiden Enden. Hiernach müßten ſich in jedem Punkte des Spectrums aus weißem Sonnenlichte ſämmtliche drei Farben, Roth, Gelb und Blau, finden; da nun das weiße Licht durch Miſchung aus Roth, Gelb und Blau nach einem beſtimmten Verhältniſſe entſteht, ſo würde ein Theil der drei Farben an jeder Stelle des Prisma's zu weißem Licht zuſammentreten, und die Farbe des Spectrums dann durch die eine oder zwei im Überſchuß vorhandene Farben entſtehen. So wäre im Roth die rothe Farbe in größerer Menge vorhanden, als nöthig iſt, um mit dem Gelb und Blau Weiß zu bilden, im Violett findet ſich, außer der überſchüſſigen blauen Farbe, auch noch die rothe im Überſchuß gegen die gelbe, ſodaß durch die Miſchung, außer dem weißen Lichte, durch die überſchüſſige rothe und blaue Farbe Violett entſteht u. ſ. w. Da nun an jeder Stelle des Farbenbildes ſich weißes Licht mit einem Überſchuß von farbigem Lichte findet, ſo muß durch Abſorption dieſes farbigen an dieſer Stelle dann weißes Licht erzeugt werden können. Es glückte Brewſter, dieſes weiße Licht an verſchiedenen Stellen des Farbenbildes herzuſtellen; und dieſes weiße Licht beſitzt dann die merkwürdige Eigenſchaft, daß es durch Brechung nicht zerlegt werden kann, ſondern nur durch Abſorption[14]).

Merkwürdig iſt die Abſorption durch Gasarten. Leitet man Licht durch ein Gefäß, in welches man Jod gebracht hat, und welches man allmälig erwärmt, ſodaß das Jodgas langſam an Intenſität zunimmt, ſo gehen (nach v. Wrede's Beſchreibung) die Abſorptionserſcheinungen auf folgende Weiſe und in folgender Ordnung von Statten. Sobald ſich ſoviel Jodgas entwickelt hat, daß das Gefäß einen leichten Stich ins Rothe beſitzt, ſo bemerkt man in dem blauen Lichte, oder eher an der Grenze zwiſchen dem Blau und dem Violett, durch das Prisma einige feine, blaß ſchwarze Striche. In dem Maße, als die Intenſität der Farbe zunimmt, werden die dunklen Striche ſchwärzer, und zugleich werden mehre dunkle Striche ſichtbar. Mit ſteigender Intenſität der Farbe des Jodgaſes beginnen die hellen Striche in dem Blau allmälig an Stärke abzunehmen, bis endlich eine vollſtändige Abſorption des blauen Endes des Spectrums eintritt. In dem Maße, als die gänzliche Abſorption gegen das rothe Ende des Spectrums vorſchreitet, entſtehen vor derſelben neue ſchwarze Striche, bis endlich, bei einer gewiſſen Intenſität der Farbe des Jodgaſes, das ganze Spectrum abſorbirt iſt, mit Ausnahme eines kleinen Stückes von dem Roth, welches nun mit ganz ſchwarzen Strichen erfüllt iſt.

Zu den Erſcheinungen der Abſorption gehört auch der ſogenannte Dichroismus, d. h. die Eigenſchaft kryſtalliſirter Körper, verſchiedene Farben in verſchiedenen Richtungen zu zeigen; ſo iſt z. B. der Dichroit dunkelblau, wenn man in der Richtung der Axe ſieht, und bräunlichgelb in einer darauf ſenkrechten Richtung. Brewſter, welcher dieſe Phänomene genauer unterſuchte, fand, daß ſie von der Abſorption des Lichtes herrühren, und abhängig ſind von der Neigung des einfallenden Strahles gegen die Axe der doppelten Brechung und dem Farbenunterſchiede der durch doppelte Brechung gebildeten Bilder. Die durch doppelte Brechung in einem einaxigen Kryſtall entſtehenden beiden Bilder laſſen ſich iſoliren, wenn man den Kryſtall im polariſirten Lichte (ſ. d. Art. Polarisation) unterſucht, und einmal ſeinen Hauptſchnitt der Polariſationsebene des einfallenden Strahles parallel und zweitens darauf ſenkrecht legt. Folgende von Brewſter mitgetheilte Tabelle enthält die Farbe der beiden Bilder in den einaxigen Kryſtallen.

Namen der Kryſtalle.	Hauptſchnitt in der Polariſationsebene.	Hauptſchnitt ſenkrecht auf die Polariſationsebene.
Zirkon	bläulichweiß	dunkelbraun
Sapphir	gelblichgrün	blau
Rubin	blaßgrün	hellroſenroth
Smaragd	gelblichgrün	bläulichgrün
" "	bläulichgrün	gelblichgrün
Beryll	bläulichweiß	blau
" grüner	weißlich	bläulichgrün
" gelblichgrüner	blaßgelb	blaßgrün
Bergkryſtall, beinahe durchſichtig	weißlich	ſchwach braun
Bergkryſtall, gelber . .	weißlichgelb	gelb
Amethyſt	blau	roſenroth
" "	graulichweiß	rubinroth
" "	röthlichgelb	bläulichgrün
Turmalin	grünlichweiß	bläulichgrün
Rubellit	röthlichweiß	ſchwach roth
Idocras	gelb	grün
Mellit	gelb	bläulichweiß
Apatit, lila	bläulich	röthlich
" olivengrün . .	bläulichgrün	gelblichgrün.
Phosphorſaures Bleioxyd	hellgrün	orangegelb
Kalkſpath, gelber . . .	orangegelb	gelblichweiß
Octaëdrit	weißlichbraun	gelblichbraun

Die folgende Tabelle enthält die Farben der Bilder bei einigen zweiaxigen Kryſtallen.

13) Edinburgh Philosophical Transactions. Vol. IX. 14) Brewſter, Populäres, vollſtändiges Handbuch der Optik. 2. Abſchn. Cap. 7.

Namen der Kryſtalle.	Ebene der optiſchen Axen in der Polariſationsebene.	Ebene der optiſchen Axen ſenkrecht auf die Polariſationsebene.
Topas, blauer	weiß	blau
= grüner	weiß	grün
= bläulichgrüner .	röthlichgrau	blau
= roſenrother . . .	roſenroth	weiß
= roſenrothgelber	roſenroth	gelb
= gelber	gelblichweiß	orange
Schwefelſaurer Baryt.		
= gelblich-purpurrother	citronengelb	purpurroth
= gelber	citronengelb	gelblichweiß
= orangegelber . . .	gummiguttgelb	gelblichweiß
Cyanit	weiß	blau
Dichroit	blau	gelblichweiß
Cymophan	gelblichweiß	gelblich
Epidot, olivengrün . . .	braun	meergrün
= weißgrün . . .	roſenrothweiß	gelblichweiß
Glimmer	rothbraun	röthlichweiß

In den **Philosophical Transactions 1829** finden ſich noch zwei andere Tabellen von Brewſter; da aber die optiſchen Axen der darin befindlichen Kryſtalle nicht bekannt waren, ſo ſind die beiden farbigen Bilder auch nicht in Bezug auf eine feſte Linie angegeben. Der Dichroismus zeigt ſich bei den zweiaxigen Kryſtallen in nicht zu dünnen, ſenkrecht gegen die Ebene der optiſchen Axen geſchnittenen Platten noch auf eigene Weiſe. Läßt man z. B. durch Dichroit Licht hindurchgehen, welches nach der Ebene der Axen deſſelben polariſirt iſt, ſo ſieht man das Centrum blau und von den Polen aus (d. h. von den Punkten, wo die längs den Axen gehenden Strahlen aus dem Kryſtall treten) Äſte von gleicher Farbe ausgehen. An den Polen ſind dieſe blauen Äſte purpurroth gefleckt und durch bläuliches oder weißes Licht von einander getrennt. Iſt das einfallende Licht ſenkrecht gegen die Ebene der optiſchen Axen polariſirt, ſo ſind die Pole weiß oder gelblich, alles Übrige dunkelblau.

Die Verſchiedenheit in der Intenſität der beiden, durch die doppelte Brechung entſtehenden, Bilder iſt ſehr auffällig bei dem Turmalin, beſonders bei der braunen Varietät. Schneidet man aus demſelben eine Platte parallel mit der Axe von nur geringer Dicke, ſo wird doch von den beiden durch Doppelbrechung entſtandenen Bildern nur eins ſichtbar werden, weil die Intenſität des gewöhnlich gebrochenen Lichtes außerordentlich ſchnell mit dem Eindringen in den Kryſtall abnimmt, und nur das ungewöhnlich gebrochene Licht durchgelaſſen wird. Man kann ſich von dieſer ſchnellen Intenſitätsabnahme des gewöhnlich gebrochenen Lichtes am bequemſten überzeugen, wenn man aus einem Turmalin ein Prisma mit einem ſehr kleinen Kantenwinkel ſchleift, ſodaß die Kante der Axe parallel wird. Dicht an der Kante ſind beide Bilder gleich ſichtbar, in geringer Entfernung von derſelben iſt aber die Helligkeit des gewöhnlichen Bildes ſo ſchwach, daß nur das andere erkennbar bleibt. — Auf dieſe Eigenſchaft gründet ſich der Gebrauch der mit der Axe parallel geſchnittenen Turmalinplatte zur Erzeugung von polariſirtem Lichte (ſ. **Polariſation**).

Farben durch Interferenz. In Betreff der Lehre von den Interferenzen muß auf dieſen Artikel ſelbſt verwieſen werden, indem hier nur dasjenige erwähnt werden kann, was unmittelbar mit den Farben in Beziehung ſteht. Die von Young aufgeſtellte Lehre von der Interferenz zeigt nämlich, daß beim Zuſammentreffen zweier Lichtſtrahlen, die aus einer Quelle ausgegangen ſind, nicht immer die Erleuchtung verſtärkt werden müſſe, ſondern daß dabei ſelbſt Dunkelheit, und wenn weißes Licht angewandt wird, die verſchiedenen Farben entſtehen können. Die Interferenzen ſind allein nach der Undulationstheorie zu erklären, und bilden auch ihre mächtigſte Stütze.

Das Licht beſteht, wie ſchon früher angegeben, in Schwingungen, und zwar ſtehen dieſe Schwingungen auf der Richtung der Fortpflanzung ſenkrecht. Treffen nun zwei Lichtwellen ſo zuſammen, daß ſie den Äthertheilchen die gleiche Bewegung mittheilen wollen, ſo verſtärken ſie ſich; findet dies aber nicht ſtatt, ſondern würden ſie jede für ſich den Äthertheilchen eine gleichgroße entgegengeſetzte Bewegung mittheilen, ſo werden beide zuſammen dieſelben gar nicht in Bewegung ſetzen, weil die eine Bewegung die andere aufhebt, und es wird an dieſer Stelle kein Licht wahrgenommen. Wären die Bewegungen, welche die beiden zuſammentreffenden Lichtwellen einzeln hervorbringen würden, einander zwar entgegengeſetzt, aber nicht an Stärke gleich, ſo würden ſich die Bewegungen nur zum Theil aufheben, und dadurch ein geſchwächtes Licht erzeugen. Es iſt bei der Interferenz nöthig, daß die Lichtwellen, welche einander interferiren ſollen, aus einer und derſelben Lichtquelle ausgegangen ſind; da nun in dieſer die Lichttheilchen dieſelbe Bewegung haben, ſo werden die Erſcheinungen, welche zwei Lichtſtrahlen zeigen, wenn ſie wieder zuſammentreffen, von dem Wege abhängig ſein, den ſie bis dahin zurückgelegt haben. Haben ſie gleiche Wege zurückgelegt, ſo werden ſie auch in gleichen Schwingungszuſtänden oder Phaſen wieder zuſammentreffen; haben ſie ungleiche Wege zurückgelegt, ſo hängt es von der Größe des Unterſchiedes ab, in welchen Phaſen die beiden Wellen wieder zuſammentreffen. Die Bewegungen einer Lichtwelle ſind in zwei um eine halbe und überhaupt um eine ungerade Anzahl halber Wellenlängen entfernten Punkten einander entgegengeſetzt, in zwei um eine ganze oder mehre ganze (oder gerade Anzahl halber) Wellenlängen entfernten aber gleichartig. Treffen alſo zwei Wellen ſo zuſammen, daß ihr Wegeunterſchied eine ungerade Anzahl halber Wellenlängen beträgt, ſo werden ſich die beiden Bewegungen in dieſem Punkte aufheben, und es wird dieſe Stelle ſchwarz erſcheinen; beträgt der Unterſchied in ihren Wegen aber eine gerade Anzahl halber Wellenlängen, ſo wird dieſe Stelle mit der Farbe (bei homogenem Lichte), die man angewandt hat, verſtärkt erleuchtet werden; liegt der Wegeunterſchied zwiſchen den beiden angegebenen Grenzen, ſo wird die Beleuchtung ſchwächer ſein. Da das erwähnte Aufheben und Verſtärken der Lichtwellen von dem Wegeunterſchiede abhängt, und da die Wellenlängen des verſchiedenfarbigen Lichtes verſchiedene Länge haben,

ſo iſt klar, daß bei gleichen Wegeunterſchieden doch nicht die zuſammentreffenden Phaſen aller Lichtgattungen immer dieſelben ſein können, wenn man verſchiedenfarbiges, homogenes Licht anwendet. Es werden die zuſammentreffenden Wellen bei einer Farbe ſich an einer Stelle aufheben, wo ſie bei Anwendung anderer Farben ſich nur ſchwächen, oder wol gar verſtärken. Wendet man alſo zu dieſen Verſuchen das zuſammengeſetzte weiße Sonnen- oder Wolkenlicht an, ſo werden an beſtimmten Stellen einige der Farben deſſelben ſich mehr oder weniger aufheben, andere dagegen ſich verſtärken; die Miſchung der übrigbleibenden Farben kann folglich nicht wieder weißes Licht erzeugen (da ein Theil der zum weißen Lichte gehörigen Farben fehlt), ſondern gibt eine dieſer Miſchung entſprechende Farbe.

Wir wollen nun die verſchiedenen Erſcheinungen, bei denen durch die Interferenzen Farben entſtehen, erörtern, und dabei von derjenigen ausgehen, welche am früheſten beobachtet wurde, von der Beugung des Lichtes. Sie wurde zuerſt wahrgenommen durch Grimaldi, als er einen ſchmalen, undurchſichtigen Körper in den Lichtkegel hielt, welcher durch eine enge Öffnung in ein finſteres Zimmer drang; er fand den Schatten nicht nur größer, als er der Rechnung nach ſein ſollte, ſondern auch mit farbigen Streifen geziert. Dieſe Beugungserſcheinungen wurden ſpäter beſonders durch Newton unterſucht und die empiriſchen Geſetze derſelben aufgeſtellt; allein erſt Young verſuchte ſie durch die Wellentheorie zu erklären. Fresnel ging auf dem betretenen Wege weiter, und entwickelte in ſeinem Mémoire sur la diffraction eine Theorie der Beugungserſcheinungen, welche durch Fraunhofer, Herſchel und namentlich durch Schwerd weiter ausgebildet wurde.

Geht homogenes Licht durch eine enge Öffnung hindurch, ſo muß man jedes in dieſer Öffnung befindliche Äthertheilchen betrachten, als ob von ihm nach allen Seiten jenſeit des Schirmes hin Vibrationen ſich fortpflanzen. Die Erleuchtung irgend eines hinter dem Schirme gelegenen Punktes hängt alſo von der Geſammtwirkung ab, welche durch die Interferenz aller in dieſem Punkte zuſammentreffenden und von den verſchiedenen Theilchen der Öffnung ausgehenden Strahlen hervorgebracht wird.

Läßt man durch eine feine Öffnung Sonnenlicht in ein dunkles Zimmer fallen, und ſtellt in die Axe des Lichtkegels, 4—6 Fuß von der Öffnung entfernt, eine dünne Metallplatte (Stanniolblatt), in welche mit einer Nadel ein ſehr feines Loch gebohrt iſt, ſo ſieht man, wenn man das durch dieſe zweite Öffnung hindurchgegangene Licht auf einer weißen Tafel oder einem mattgeſchliffenen Glaſe auffängt, einen weißen, runden, mit mehren Ringen umgebenen Fleck. Hätte man ſtatt der runden Öffnung in der Metallplatte eine feine Spalte angewandt, ſo würden auf der weißen Tafel ſtatt der concentriſchen Ringe helle und dunkle, mit der Spalte parallele, farbige Streifen ſichtbar geworden ſein. Vortheilhafter iſt es, an die Stelle der weißen Tafel unmittelbar die Netzhaut des Auges zu bringen, wie Schwerd z. B. einfache Vorrichtungen angegeben hat, um die Beugungserſcheinungen auch ohne dunkles Zimmer wahrzunehmen. Man braucht nur die in ein Stanniolblättchen geſchnittene feine Spalte oder kreisförmige Öffnung dicht vor das Auge zu halten und nach dem von einem geſchwärzten Uhrglaſe oder einem weißen metallenen Kleiderknopfe reflectirten Sonnenbildchen zu ſehen, um die prächtigſten Beugungsfarben zu erhalten. Die vortheilhafteſte Methode iſt die zuerſt von Fraunhofer angewandte, wobei die ganze Erſcheinung in ihrer größten Schönheit auftritt. Man befeſtigt die Schirme vor dem Objectivglaſe eines achromatiſchen Fernrohrs, und verlängert das Fernrohr ſoweit, daß man den leuchtenden Punkt deutlich ſieht; das im Brennpunkte deſſelben gebildete Beugungsphänomen erſcheint dann durch das Ocularglas vergrößert. Da man bei Anwendung eines Fernrohres die Öffnungen weiter machen kann, ſo wird die ganze Erſcheinung auch um ſo lichtſtärker und deutlicher.

Schwerd hat in ſeinem vortrefflichen Werke über die Beugungsphänomene dieſe Erſcheinungen auf eine ebenſo einfache, als elegante Weiſe abgeleitet, auf welches ich einen Jeden, der ſie in ihrem ganzen Umfange kennen lernen will, verweiſen muß. Er hat daſelbſt auch eine einfache Darſtellung gegeben, wie man ſich die Erſcheinungen erklären kann, und dieſe wird für unſern Zweck hier, wo es nur darauf ankommt, die dabei entſtehenden Farben näher kennen zu lernen, vollkommen genügen. Der Einfachheit wegen wollen wir uns die Ebene des Schirmes, in welchem ſich die Öffnung befindet, ſenkrecht gegen die Richtung der einfallenden Strahlen denken, und die auffangende Fläche im Verhältniß zur Größe der Öffnung von derſelben ſehr weit entfernt, wie es auch in der That der Fall iſt. Wie ſchon erwähnt, gehen von jedem Punkte der Öffnung neue Wellen aus; wir finden die Intenſität der Erleuchtung an irgend einem Punkte auf der hintern Seite des Schirmes, wenn wir die Wirkung aller dieſer Wellen auf einen Punkt zuſammenſetzen; und da die Fläche, auf welcher ſich dieſe Punkte befinden, im Verhältniß zur Größe der Öffnung, weit von derſelben entfernt iſt, ſo werden die nach einem Punkte derſelben hingehenden Wellen nahe parallel ſein. Nehmen wir ſie für parallel und betrachten zunächſt die Strahlen, welche in der Richtung der einfallenden Strahlen ſich auch jenſeit des Schirmes fortpflanzen. Da alle Äthertheilchen in der Öffnung wegen der gleichen Entfernung von der Lichtquelle ſich in gleichen Schwingungsphaſen befinden, ſo wird dies auch für diejenigen Äthertheilchen der Fall ſein, welche in einer auf der Richtung der Strahlen ſenkrechten Ebene ſich befinden; es werden alſo auch die auf der ſehr weit entfernten Fläche (z. B. der Netzhaut des Auges oder der Brennweite des Objectivs) ankommenden Strahlen ſich gegenſeitig verſtärken, und die von dieſen Strahlen getroffenen Stellen werden erleuchtet ſein.

Wollen wir die Wirkung der von den einzelnen Punkten der Öffnung ſeitwärts zur Rechten und Linken ausgehenden Strahlen unterſuchen, ſo denke man ſich auf ein ſolches ſeitwärts gebeugtes (unter ſich paralleles) Strahlenbündel (oder Wellenſyſtem) eine ſenkrechte Ebene, welche durch den einen Rand der betrachteten Spalte, welcher nach der Seite der Beugung hin liegt, geht; ſie wird dann hinter dem andern Rande um ſo mehr zurückſtehen, je mehr der Winkel beträgt, um welchen die Strah-

len gebeugt (d. h. von der Richtung der einfallenden Strahlen abgelenkt) ſind. Beträgt der Raum, um welchen die auf den gebeugten Strahlen ſenkrechte Ebene von dem andern Rande der Öffnung abſteht, nun eine halbe Wellenlänge, ſo bleiben in dieſem parallelen Strahlenbündel die auf dieſer Seite liegenden äußerſten Strahlen um dieſe halbe Wellenlänge hinter denen, welche an dem erſten Rande vorbeigehen, zurück. Die zwiſchen beiden liegenden Strahlen bleiben ebenfalls um ſo mehr zurück, je weiter ſie vom erſten Rande gegen den zweiten hin liegen. Da nur die beiden äußern ſich in vollkommen entgegengeſetzten Schwingungszuſtänden befinden, ſo heben ſich nur dieſe bei ihrem Zuſammenwirken gänzlich auf, während die zwiſchen ihnen liegenden in der Weiſe zuſammenwirken, daß ſie eine Lichtintenſität erzeugen, welche ungefähr 0,4 von der Intenſität des ungebeugten Bündels iſt. — Iſt der Raum zwiſchen der auf den gebeugten Strahlen ſenkrechten Ebene und dem zweiten Rande der Öffnung (oder was daſſelbe iſt, der Unterſchied in den Wegen der beiden Randſtrahlen, wenn ſie in der auf ihnen ſenkrechten Ebene ankommen) gleich einer ganzen Wellenlänge, ſo kann man ſich die Breite der Öffnung in zwei gleiche Theile getheilt denken; alsdann iſt drr Gangunterſchied zwiſchen dem erſten Strahle in der erſten Hälfte und dem erſten Strahle in der zweiten Hälfte gleich einer halben Wellenlänge, und daſſelbe gilt von den zweiten Strahlen in jeder Hälfte u. ſ. w.; für jeden Strahl in der erſten Hälfte gibt es alſo einen grade im entgegengeſetzten Schwingungszuſtande befindlichen in der zweiten Hälfte. Es werden folglich alle dieſe Strahlen durch Zuſammenwirken ſich aufheben und (bei Anwendung von homogenem Lichte) einen dunklen Streifen erzeugen. Sind die Randſtrahlen um eine und eine halbe Wellenlänge in ihrem Wege unterſchieden, ſo denkt man ſich die Breite der Öffnung in drei gleiche Theile zerlegt; in jedem einzelnen beträgt dann der Unterſchied im Gange der Randſtrahlen eine halbe Wellenlänge, folglich heben ſich zwei derſelben, wie vorhin gezeigt wurde, auf; es bleibt alſo nur das eine Drittheil übrig, deſſen Strahlen ſich ebenſo zuſammenſetzen, als in dem zweiten Falle, wo der Wegeunterſchied der Randſtrahlen eine halbe Wellenlänge beträgt. Die Vibrationsintenſität, welche durch dieſes Drittheil entſteht, iſt aber offenbar nur 1/3 ſo groß als die, welche in dem zweiten Falle durch die ſämmtlichen Strahlen entſtand; die Lichtintenſität iſt aber dem Quadrate derſelben proportional, alſo iſt dieſelbe jetzt nur 1/9 von jener im zweiten Falle. — Sind die beiden Randſtrahlen um zwei ganze Wellenlängen verſchieden, ſo kann man die Breite der Öffnung in vier gleiche Theile theilen, deren Randſtrahlen um eine halbe Wellenlänge in ihrem Gange verſchieden ſind; es heben ſich folglich der erſte und zweite, der dritte und vierte Theil auf, und die Intenſität des Lichtes iſt Null. — Fährt man auf dieſe Weiſe fort, ſo heben, wenn die Strahlen ſoweit zur Seite gebeugt werden, daß der Unterſchied in dem Gange der Randſtrahlen fünf halbe Wellenlängen beträgt, ſich 4/5 auf; das übrige Fünftel gibt eine Vibrationsintenſität, welche gleich 1/5 des zweiten Falles iſt; die Intenſität des Lichteindrucks an dieſer Stelle iſt alſo 1/20 von der im zweiten Falle, u. ſ. w.

Es iſt alſo ſtets die Intenſität des gebeugten Lichtes Null, wenn der Gangunterſchied in den Randſtrahlen eine gerade Anzahl Wellenlängen beträgt. Nun hängt aber der Gangunterſchied der Randſtrahlen eines gebeugten Lichtbündels offenbar von dem Winkel ab, den das gebeugte Lichtbündel mit den einfallenden Strahlen macht. Da nun bei dieſen Verſuchen die Ablenkungswinkel nur klein ſind, ſo kann man den Gangunterſchied der Randſtrahlen dem Ablenkungswinkel ohne merklichen Fehler proportional ſetzen. In dem durch eine enge Spalte erzeugten Beugungsbilde muß folglich in der Mitte ein heller Streifen ſein, neben welchem zu beiden Seiten eine Reihe heller und dunkler Streifen ſo auf einander folgen, daß je zwei dunkle Streifen um gleiche Winkelabſtände von einander entfernt ſind; ſodaß, wenn der erſte dunkle Streifen um die Größe n von der Mitte des Bildes abſteht, der Abſtand des zweiten vom erſten wieder n beträgt u. ſ. w.; der Abſtand aller dunklen Streifen iſt alſo = n, nur der Abſtand der beiden erſten dunklen Streifen von einander iſt = 2n (weil jeder von der Mitte um n abſteht). Zwiſchen dieſen dunklen Streifen liegen nun die hellen Stellen des Bildes; alle Seitenſpectra ſind gleich breit, das mittelſte allein iſt doppelt ſo breit, als die übrigen[15]).

Würden nun dieſe Verſuche mit den verſchiedenen homogenen Farben angeſtellt, ſo würden offenbar die dunkeln Streifen in dem violetten Lichte viel näher an einander liegen, als im blauen u. ſ. w., und namentlich als im rothen. Wendet man nun das zuſammengeſetzte weiße Sonnenlicht an, ſo werden die hellen und dunkeln Stellen der durch die verſchiedenen Farben entſtandenen Bilder nicht auf einander fallen, man wird, mit Ausnahme der Mitte, nirgends weiß, aber auch nirgends vollkommene Dunkelheit erblicken; überall ſind Farbenmiſchungen, in denen diejenigen vorherrſchen, welche auf dieſer Stelle grade am hellſten waren, während diejenigen Farben fehlen, welche ſich aufgehoben haben. Die Aufeinanderfolge der aus dieſer Zuſammenſetzung entſtandenen Farben iſt ganz dieſelbe, wie bei den nachher zu erläuternden Newton'ſchen Farbenringen, weshalb ſie hier nicht weiter genannt zu werden brauchen.

Schwerd hat in ſeinem angeführten Werke dann noch die Erſcheinungen genau berechnet und abgebildet, welche durch Anwendung parallelogrammförmiger, dreieckiger und kreisförmiger Öffnungen und durch Gitter von den verſchiedenſten Formen erzeugt werden. Bei Anwendung von mehr als einer Öffnung entſtehen außer den vorhin angegebenen Bildern noch andere dunkle Streifen, welche die erſtern durchſchneiden; Fraunhofer nannte ſie Spectra zweiter Claſſe. Ihr Entſtehen ſieht man leicht

15) Aus den genau gemeſſenen Abſtänden der dunkeln Streifen von der Mitte des Bildes läßt ſich die Wellenlänge des angewandten Lichtes ſehr leicht berechnen. Die Formel iſt $\lambda = \frac{\pm \gamma \sin \psi}{m}$ wo λ die Länge der Welle, γ die Breite der Öffnung, ψ der Beugungswinkel und m die Zahl bedeutet, welche angibt, der wievielſte dunkle Streifen gemeſſen wurde.

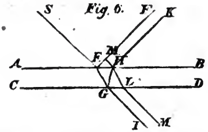
ein, wenn man ſich z. B. nur zwei Öffnungen von gleicher Breite denkt, welche um die Breite einer Öffnung von einander entfernt ſind. Wo die Strahlen jeder einzelnen Öffnung ſich aufheben, werden ſich auch die Strahlen beider Öffnungen vernichten; die Lage der vorhin bei einer Öffnung angegebenen dunkeln Streifen wird alſo nicht geändert. Anders iſt es aber mit den hellen Stellen; denn es kann der Fall eintreten, daß an gewiſſen Punkten zwar jedes der beiden Strahlenbündel eine beſtimmte Vibrationsintenſität erzeugen würde, daß aber beide zuſammen ſich aufheben, weil vielleicht zwiſchen ihnen grade ein vollkommener Gegenſatz ſich findet. Es werden alſo bei mehr als einer Öffnung noch dunkle Streifen an ſolchen Orten entſtehen, welche im Beugungsbilde einer Öffnung hell erſchienen. Wendet man kein homogenes Licht, ſondern weißes Sonnenlicht an, ſo gehen die Bilder ſtetig in einander über.

In dieſen durch die Beugung entſtandenen Farbenbildern zeigen ſich ebenfalls die von Wollaſton und Fraunhofer entdeckten feſten dunkeln Linien des Sonnenſpectrums; ſie ſind daher nichts anderes, als Lücken in dem Sonnenſpectrum, welche dadurch entſtehen, daß die entſprechenden Wellenſyſteme fehlen.

Durch die Beugung des Lichts entſtehen auch diejenigen ſchönen Farbenbilder, welche man erblickt, wenn man durch die Fahne der Feder eines Singvogels nach einem ſehr glänzenden Lichtpunkte hinſieht; ebenſo wie auch die Erſcheinungen, welche die geſchliffene Perlmutter ſowol im zurückgeworfenen, als auch, wenn ſie gehörig dünn iſt, im durchgelaſſenen Lichte zeigt, indem die Oberfläche ſehr feine Faſern zeigt, und die Interferenz nicht nur bei dem durchgelaſſenen, ſondern auch bei dem reflectirten Licht eintritt. Dieſe nur von der Structur der Oberfläche herrührende Erſcheinung läßt ſich deßhalb auch auf Wachs und ähnliche Körper abdrücken.

Barton hat dies techniſch angewandt. Mittels einer genauen Theilmaſchine gelang es ihm, bis zu 10,000 Streifen auf einen Zoll auf Stahl mittels einer Diamantſpitze einzuſchneiden. Dieſe Stahlſtücke zeigen dann 6 bis 8 prismatiſche Bilder, als wären ſie von den ſchönſten Prismen hervorgebracht. Barton übertrug dann dieſe Muſter auf Stahl, nachdem ſie gehärtet waren, auf Knöpfe von polirter Bronze; er gab ihnen den Namen Irisſchmuck.

Ein andres Phänomen, welches durch die Interferenz der Lichtſtrahlen hervorgerufen wird, ſind die *Farben dünner Platten* und die Newtoniſchen Ringe. Es iſt bekannt, daß jeder Körper, wenn er hinlänglich dünne Schichten bildet, lebhaft gefärbt erſcheint, z. B. die Seifenblaſen[16]), ſehr dünn ausgeblaſenes Glas, ein Tropfen Öl, der ſich auf einer Waſſerfläche ausbreitet u. ſ. w. Ihre Entſtehung erklärt ſich leicht aus der Lehre von der Interferenz. Es ſei ABCD (Fig. 6) ein nicht kryſtalliniſches Blättchen, auf welches ein Lichtſtrahl SE auffällt; dieſer wird dann theils zurückgeworfen nach EF, theils gebrochen nach EG; dieſer Theil EG wird bei ſeinem Auffallen auf die zweite Fläche CD wieder zum Theil in das Mittel reflectirt GH, theils tritt er gebrochen GI aus der dünnen Platte hinaus. Der zurückgeworfene Strahl GH wird in H wieder theils gebrochen HK, theils zurückgeworfen HL; der Strahl HL wird wieder theils zurückgeworfen, theils gebrochen nach LM u. ſ. w. Beide zurückgeworfene Strahlen EF und HK werden nun einander interferiren müſſen, und ebenſo auch die beiden zur Hinterfläche austretenden GI und LM. Die zwei einander interferirenden Strahlen haben aber nicht denſelben Weg zurückgelegt, ſondern von den Strahlen EF und HK hat HK den Weg EG + GH, und von den Strahlen GI und LM, der Strahl LM den Weg GH + HL mehr zurückgelegt als der andere. Denken wir uns zunächſt die Strahlen nahe ſenkrecht auf die erſte Fläche fallend, ſo wird der Unterſchied in den Wegen der beiden einander interferirenden Strahlen ohne merklichen Fehler gleich ſein der doppelten Dicke der dünnen Platte ABCD. Beträgt nun die Dicke der Platte z. B. $\frac{1}{4}\lambda$, wenn wir mit λ die Wellenlänge bezeichnen, ſo iſt der Wegeunterſchied beider Strahlen doppelt ſo groß $\frac{1}{2}\lambda$, die Schwingungszuſtände beider Strahlen ſollten alſo entgegengeſetzt ſein, und ſich folglich aufheben. Hätte die ganze Platte gleichmäßig dieſe Dicke, ſo würden alle übrigen Strahlen ſich auf gleiche Weiſe aufheben, und die Platte im zurückgeworfenen Lichte ſowol als im durchgelaſſenen dunkel erſcheinen. Beträgt die Dicke der Platte $\frac{1}{2}\lambda$, ſo iſt der Wegeunterſchied der beiden Strahlen gleich einer ganzen Wellenlänge, und die beiden Strahlen, ſowol die zurückgeworfenen als auch die durchgelaſſenen, ſollten ſich verſtärken, die Platte von dieſer Dicke alſo hell erſcheinen. Beträgt die Dicke der Platte $\frac{3}{4}$ Wellenlänge, alſo der Wegeunterſchied beider Strahlen eine und eine halbe Wellenlänge, ſo ſollten die Strahlen ſich wieder aufheben und die Platte dunkel erſcheinen. Bei einer Dicke der Platte von 1λ beträgt der Wegeunterſchied 2λ, und die Platte ſollte wieder hell ſein u. ſ. w.



Alle dieſe Folgerungen finden ſich nun durch den Verſuch beſtätigt in Beziehung auf das durchgelaſſene Licht, aber nicht für das reflectirte. Nach dem Vorigen ſollten im reflectirten und im durchgelaſſenen Lichte die Erſcheinungen ganz dieſelben ſein, während die Erfahrung zeigt, daß die Erſcheinungen im reflectirten Lichte grade die umgekehrten ſind als im durchgelaſſenen, daß die Platte

16) Um die Blaſen weniger vergänglich zu machen, ſoll man ſtatt des Seifenwaſſers eine Löſung von 1 Theile Kolophonium und 8 Theilen Leinöl anwenden.

im reflectirten Lichte dunkel erſcheint, wenn ſie im durchgelaſſenen hell iſt, und umgekehrt. Dies zeigt uns, daß bei den zurückgeworfenen Strahlen aus irgend einer Urſache der eine der zurückgeworfenen Strahlen noch um $\frac{1}{2}$ Wellenlänge mehr verzögert werden muß, als man nach der Dicke der Platte erwarten ſollte. Es folgt aber aus den Geſetzen für die Reflexion, daß wenn a der Einfallswinkel und b der Brechungswinkel iſt, die Schwingungsrichtung zugleich von der Differenz der beiden Winkel a — b abhängt, alſo verſchieden und zwar entgegengeſetzt iſt, je nachdem a größer oder kleiner als b iſt, d. h. je nachdem das reflectirende Mittel das Licht ſtärker oder ſchwächer bricht, als das Mittel, in welchem die Reflexion geſchieht. Denken wir uns nun z. B. die dünne Platte ſei eine Luftſchicht, welche zwiſchen zwei Glasplatten, deren Begrenzung AB und CD ſind, eingeſchloſſen iſt, ſo wird der eine Strahl EF an der Grenze von Glas und Luft AB, der andere GHK an der Grenze von Luft und Glas zurückgeworfen; in dem einen Falle iſt alſo der Einfallswinkel größer als der Brechungswinkel, während es in dem andern grade umgekehrt iſt. Die Differenz a — b hat alſo in beiden Fällen ein verſchiedenes Zeichen, und mit dieſer Zeichenänderung ändert ſich auch die Schwingungsrichtung. Da nun ein ſolcher Wechſel der Schwingungsrichtung dieſelbe Wirkung hat, als ob der eine Strahl gegen den andern um eine halbe Wellenlänge verzögert wird, ſo erklärt ſich hieraus das Abweichende der Farben dünner Platten im reflectirten Lichte vollſtändig.

Richtet man nun den Verſuch ſo ein, daß die Dicke der Platte ſich ändert, ſo werden bei Beleuchtung mit homogenem Lichte die einzelnen Stellen, je nach ihrer Dicke hell oder dunkel erſcheinen. Nimmt die Dicke von einem Punkte aus ringsherum regelmäßig zu, ſo werden die hellen und dunkeln Stellen zu concentriſchen Kreiſen werden, und dies ſind die Newtoniſchen Ringe. Newton erzeugte ſie in einer dünnen Luftſchicht, indem er eine Planconvexlinſe (mit einem Krümmungshalbmeſſer von 14 Fuß) auf eine Biconvexlinſe (deren convexe Flächen jede 50 Fuß Halbmeſſer hatte) legte. Die beiden Linſen berühren ſich ſo in der Mitte; drückt man die obere ſanft gegen die untere, ſo ſieht man um den Berührungspunkt herum ein Syſtem von dunklen und hellen Kreiſen von der Farbe des angewandten Lichtes, wenn das einfallende Licht homogen war, welche ſich ausdehnen, wenn man den Druck verſtärkt. Die Mitte der Ringe im durchgelaſſenen Lichte erſcheint hell, weil bei der an dieſem Punkte verſchwindenden Dicke der Luftſchicht der Wegeunterſchied der interferirenden Strahlen nur ſehr wenig beträgt; im reflectirten Lichte erſcheint ſie aber dunkel, weil nach dem vorhin Angeführten noch der Verluſt einer halben Wellenlänge für den einen Strahl gerechnet werden muß. Wendet man nun die verſchiedenen einfachen farbigen Lichtſtrahlen zur Beleuchtung an, ſo zeigt ſich, daß die Ringe im rothen Lichte größer ſind als im violetten, was nothwendig iſt, weil die Lage der hellen und dunkeln Ringe allein von der Dicke der Luftſchicht und der Wellenlänge des angewandten Lichtes abhängt. Im durchgelaſſenen Lichte entſteht z. B. der erſte dunkle Ring da, wo die einfache Dicke der Luftſchicht eine Verzögerung des einen Strahles um $\frac{1}{4}\lambda$ erzeugt; dieſer Werth wird aber für violettes Licht, deſſen Wellenlängen kleiner ſind als die des rothen, eher erreicht. Was aber für den erſten Ring gilt, iſt auch richtig für alle übrigen. Denn iſt d die Dicke der Luftſchicht für den erſten dunkeln Ring, ſo ſind die Dicken, welche den hellen und dunklen Ringen entſprechen, folgende:

Helle Ringe	0	2d	4d	6d	8d	u. ſ. w.
Dunkle Ringe	1d	3d	5d	7d	9d	u. ſ. w.

Da die hellen und dunklen Ringe im reflectirten Lichte grade die umgekehrte Lage haben als im durchgelaſſenen, ſo erhält man die Dicken, welche denſelben entſprechen, wenn man vor die Reihe der geraden Anzahl d dunkle Ringe, und vor die zweite der ungeraden Anzahl helle Ringe ſchreibt.

Während ſich bei Anwendung von homogenem Lichte nur helle und dunkle Ringe zeigen, ſo entſtehen bei der Beleuchtung durch gewöhnliches weißes Licht verſchiedene Farben, indem die Ringe der einzelnen Farben nicht dieſelbe Breite haben, und folglich an beſtimmten Stellen ſich nur eine oder einige der im weißen Lichte vorhandenen Farben aufheben; es entſteht dann daſelbſt eine Farbe, wie ſie der Miſchung der übrigen entſpricht, in welcher natürlich diejenige Farbe ſich vorwaltend zeigt, welche grade den hellſten Theil ihres Ringes an der betrachteten Stelle bilden würde. Je mehr nun aber die Dicke der Schicht wächſt, deſto mehr Farben befinden ſich zugleich auf ihrem Maximo von Helligkeit, und dies iſt der Grund, warum die Ringe nach und nach immer ſchwächer werden, und zuletzt, wenn die Maxima aller Farben zuſammenfallen, unſichtbar werden, da durch die Zuſammenſetzung derſelben wieder weißes Licht entſteht. Da die Wellenlänge im umgekehrten Verhältniſſe des Brechungsverhältniſſes ſteht, ſo werden die Ringe in ſtärker brechenden Mitteln, wie Waſſer und Glas, näher am Mittelpunkte liegen, und bei einer um ſo dünnern Schicht Waſſer oder Glas ſich bilden, als dieſe Subſtanzen das Licht mehr brechen als die Luft. Kennt man nun die Dicke der Luftſchicht für eine beſtimmte Stelle, ſo läßt ſich durch Diviſion derſelben mit dem Brechungsverhältniſſe die Dicke der Waſſer- oder Glasſchicht, welche dieſelbe Farbe gibt, berechnen. Da die Farben überhaupt nur von der Verzögerung des einen Strahls abhängen, ſo zeigen ſie ſich ebenſo gut auch im luftleeren Raume, und man erhält die den verſchiedenen Ringen entſprechenden Entfernungen der beiden Gläſer (die Dicken) ebenfalls nach der angegebenen Weiſe.

Folgendes iſt die von Newton gegebene Tabelle über die Farben dünner Platten von Luft, Waſſer und Glas.

Farbenbilder oder Farbenreihen vom Mittelpunkte an.	Erzeugte Farbe bei der Dicke des Plättchens, welche in den folgenden drei Spalten angegeben iſt.		Dicke der Plättchen in Millionentheilchen eines engliſchen Zolles.		
	Reflectirte.	Durchgelaſſene.	Luft.	Waſſer.	Glas.
I. Ordnung.	Sehr ſchwarz		$\frac{1}{2}$	$\frac{3}{8}$	$\frac{10}{31}$
	Schwarz	Weiß	1	$\frac{3}{4}$	$\frac{20}{31}$
	Anfang des Schwarz		2	$1\frac{1}{2}$	$1\frac{2}{7}$
	Blau	Gelblichroth	$2\frac{2}{5}$	$1\frac{4}{5}$	$1\frac{11}{20}$
	Weiß	Schwarz	$5\frac{1}{4}$	$3\frac{7}{8}$	$3\frac{2}{5}$
	Gelb	Violett	$7\frac{1}{9}$	$5\frac{1}{3}$	$4\frac{3}{5}$
	Orange		8	6	$5\frac{1}{6}$
	Roth	Blau	9	$6\frac{3}{4}$	$5\frac{4}{5}$
II. Ordnung.	Violett	Weiß	$11\frac{1}{6}$	$8\frac{3}{8}$	$7\frac{1}{5}$
	Indigoblau		$12\frac{5}{6}$	$9\frac{5}{8}$	$8\frac{2}{11}$
	Blau	Gelb	14	$10\frac{1}{2}$	9
	Grün	Roth	$15\frac{1}{8}$	$11\frac{1}{3}$	$9\frac{5}{7}$
	Gelb	Violett	$16\frac{2}{7}$	$12\frac{1}{5}$	$10\frac{2}{5}$
	Orange		$17\frac{2}{9}$	13	$11\frac{1}{9}$
	Hellroth	Blau	$18\frac{1}{3}$	$13\frac{3}{4}$	$11\frac{5}{6}$
	Scharlachroth		$19\frac{2}{3}$	$14\frac{3}{4}$	$12\frac{2}{3}$
III. Ordnung.	Purpurroth	Grün	21	$15\frac{3}{4}$	$13\frac{11}{20}$
	Indigoblau		$22\frac{1}{10}$	$16\frac{4}{7}$	$14\frac{1}{4}$
	Blau	Gelb	$23\frac{2}{5}$	$17\frac{11}{20}$	$15\frac{1}{10}$
	Grün	Roth	$25\frac{1}{5}$	$18\frac{9}{10}$	$16\frac{1}{4}$
	Gelb		$27\frac{1}{7}$	$20\frac{1}{3}$	$17\frac{1}{2}$
	Roth	Bläulichgrün	29	$21\frac{3}{4}$	$18\frac{5}{7}$
	Bläulichroth		32	24	$20\frac{2}{3}$
IV. Ordnung.	Bläulichgrün		34	$25\frac{1}{2}$	22
	Grün	Roth	$35\frac{2}{7}$	$26\frac{1}{2}$	$22\frac{3}{4}$
	Gelblichgrün		36	27	$23\frac{2}{9}$
	Roth	Bläulichgrün	$40\frac{1}{3}$	$30\frac{1}{4}$	26
V. Ordnung.	Bläulichgrün	Roth	46	$34\frac{1}{2}$	$29\frac{2}{3}$
	Roth		$52\frac{1}{2}$	$39\frac{3}{8}$	34
VI. Ordnung.	Grünlichblau		$58\frac{3}{4}$	44	38
	Roth		65	$48\frac{3}{4}$	42
VII. Ordnung.	Grünlichblau		71	$53\frac{1}{4}$	$45\frac{4}{5}$
	Röthlichweiß		77	$57\frac{3}{4}$	$49\frac{2}{3}$

Man ſieht, daß die Farben im durchgelaſſenen Lichte immer die Complementärfarben ſind zu denen, welche im reflectirten erſcheinen; und dies folgt auch nothwendig aus dem früher angeführten, da im reflectirten Lichte ja grade die durchgelaſſenen fehlen, und umgekehrt, und beide zuſammen weißes Licht erzeugen müßten. Die Ringe erſcheinen im durchgelaſſenen Lichte weniger lebhaft als im reflectirten; der Grund liegt darin, daß die beiden durchgelaſſenen zur Interferenz kommenden Strahlen an Stärke ungleich ſind, wodurch keine vollſtändige Aufhebung, ſondern nur eine theilweiſe hervorgebracht wird; die beiden reflectirten Strahlen ſind einander mehr gleich, und deshalb werden die Farben lebhafter.

Da die beiden angewandten Gläſer ſphäriſch ſind, ſo läßt ſich aus der Dicke der Luftſchicht der Durchmeſſer der einzelnen Ringe berechnen, und umgekehrt aus den

gemeſſenen Durchmeſſern der Ringe die Dicke der entſprechenden Schicht. Es läßt ſich zeigen, daß ohne erhebliſchen Fehler bei ſphäriſchen Oberflächen die Dicken der Luftſchicht zunehmen, wie die Quadrate der Durchmeſſer der entſprechenden Ringe. Da nun die Dicken von einem Ringe zum andern wachſen, wie die geraden oder ungeraden Zahlen (je nachdem man die hellen oder dunklen, die reflectirten oder durchgelaſſenen nimmt), ſo werden die Quadrate der Durchmeſſer der Ringe zunehmen, wie eben dieſe Zahlen, oder die Durchmeſſer wie die Quadratwurzeln aus dieſen Zahlen. Iſt alſo der Durchmeſſer eines einzigen Ringes gemeſſen, ſo kann man daraus alle übrigen und auch die Wellenlänge des Lichtes beſtimmen.

Fällt das Licht nicht ſenkrecht, ſondern ſchief ein, ſo dehnen ſich die Ringe aus, es iſt alſo, als ob die Dicke der Schicht geringer würde, oder die Verzögerung an einer beſtimmten Stelle weniger betrüge. Man kann ſich durch Rechnung davon überzeugen, indem man von dem Punkte H Fig. 6 ein Perpendikel auf EF fällt HM, und die Verzögerung des in dem dünnen Plättchen den Weg EG + GH zurücklegenden Strahles gegen den im obern Mittel den Weg EM zurücklegenden berechnet. Newton hat aus ſeinen Meſſungen eine empiriſche Formel conſtruirt, die nahe mit der aus der Theorie der Interferenz hergeleiteten übereinſtimmt; die zwiſchen beiden ſich zeigende Abweichung bei großen Einfallswinkeln rührt wol weniger davon her, daß das Carteſianiſche Geſetz der Brechung für große Schiefe des Einfallswinkels (wie Herſchel meint) nicht mehr ſtreng gültig ſei, als wahrſcheinlich davon, daß bei der theoretiſchen Berechnung vorausgeſetzt war, daß die beiden reflectirten (oder durchgelaſſenen) Strahlen ſo dicht bei einander zurückgeworfen werden in E und H (Fig. 6), daß man die beiden Wege EG und GH für gleich nimmt, was bei ſchiefem Einfallswinkel zwiſchen den Convergläſern offenbar nicht ſtattfindet.

Iſt das dritte Mittel von dem erſten verſchieden und ſtärker brechend als dieſes, ſo kann im reflectirten Lichte unter gewiſſen Einfallswinkeln die Mitte der Ringe, wenn das Licht ſenkrecht gegen die Reflexionsebene polariſirt iſt, weiß erſcheinen; iſt z. B. das dritte Mittel ein Metall und das Licht ſenkrecht gegen die Reflexionsebene polariſirt, und läßt man den Einfallswinkel von 0° an wachſen, ſo geht die Mitte nach dem Verſchwinden der Ringe unter dem Polariſationswinkel des Glaſes aus dem Dunklen ins Weiße über, und bleibt dann weiß, bis der Einfallswinkel gleich 90° wird. Läßt man, während die Mitte weiß iſt, die Polariſationsebene ſich drehen, ſo zieht ſich der erſte ſchwarze Ring zuſammen, und verdrängt das Weiße immer mehr und mehr, bis nach einer Drehung von 90° der ſchwarze Mittelfleck am dunkelſten iſt (Airy in Poggendorff's Annalen. 26. Bd. S. 123).

Um die Newtoniſchen Ringe leicht und mit großer Schönheit zu ſehen, darf man nur den von Ritchie vorgeſchlagenen Apparat nehmen. Man verſchafft ſich zwei Scheiben von dünnem Spiegelglaſe (6—8 Zoll Durchmeſſer), und vergoldet den Rand der einen auf der einen Seite ungefähr ¼ Zoll weit durch aufgelegtes Blattgold. Legt man nun die Scheiben ſo auf einander, daß der Goldring zwiſchen ſie kommt, und preßt die Mitte derſelben zuſammen, ſo zeigen ſich die Newtoniſchen Ringe. Nimmt man ſtatt der runden Scheiben 5—6 Zoll lange und 1 Zoll breite Streifen, vergoldet den einen derſelben an den Enden, legt ſie dann zuſammen und preßt die Mitten gegen einander, ſo entſtehen ſtatt der Ringe farbige Streifen.

Dieſe Farben der dünnen Platten ſind es auch, welche man auf Metallen, welche ſich oxydiren u. ſ. w. bemerkt. Man kann auf dieſe Weiſe auf einer Silberplatte, wie ſie zu den Daguerre'ſchen Bildern angewandt wird, durch Jodiren derſelben von der Mitte aus mehre prächtige Newtoniſche Ringe erzeugen; man darf nur das Jod auf eine Stelle in die Mitte legen, etwas Watte darüber decken und die Silberplatte darüber bringen. Die Farben breiten ſich, je dicker die Schicht wird, immer mehr nach Außen aus; die einer größern Dicke entſprechende Schicht entſteht in der Mitte, deshalb iſt die Ordnung der Farben die umgekehrte als bei den Newtoniſchen Ringen. Wird das Jod gleichmäßig ausgebreitet, ſo wird die Farbe auf der Silberplatte überall gleich, und ſteigt in der Ordnung der Ringe der Newtoniſchen Farben aufwärts, je länger ſie liegt. — Ähnliche Farbenringe und gleichmäßige Farben erzeugte Nobili durch den Niederſchlag von Metallverbindungen auf andere Metalle mittels der galvaniſchen Kette (Nobili'ſche Figuren).

Die Farben, welche die Platten von doppeltbrechenden Kryſtallen im polariſirten Lichte zeigen, entſtehen ebenfalls durch die Interferenz. Der eine Strahl wird durch Doppelbrechung gegen den andern verzögert (ſ. Licht, polariſirtes, und Polariſation). Geſchieht dies um einen Punkt herum in gleicher Weiſe, ſo entſtehen farbige Ringe.

Newton erklärte die Farben der dünnen Platten durch die Lehre von den Anwandlungen; man findet dieſelbe ausführlich in ſeiner Optik und in dem Lehrbuche der Phyſik von Biot.

Die Farben der dicken Platten und der ſogenannten gemiſchten Platten entſtehen ebenfalls durch die Interferenz. Läßt man Licht durch eine enge Öffnung in einem dunklen Zimmer auf einen hinten belegten Hohlſpiegel von Glas, deſſen Axe in der Richtung der einfallenden Strahlen liegt, auffallen, ſo beobachtet man um die Öffnung herum auf dem innen mit weißem Papier überzogenen Schirme eine Reihe glänzender Farbenringe; ſie wurden ebenfalls von Newton entdeckt. Sie entſtehen durch die Interferenz des von der erſten Oberfläche des Glaſes zerſtreuten und von dem Spiegel reflectirten Lichtes mit anderem Lichte, welches direct auf den Spiegel gelangte, und auf ſeinem Rückwege an der Oberfläche des Glaſes zerſtreut wird. — Um die Erſcheinungen der ſogenannten gemiſchten Platten vortheilhaft zu ſehen, braucht man nur etwas Seifenſchaum zwiſchen zwei ebenen Glasplatten faſt trocken zu reiben, und ſie in einiger Entfernung zwiſchen das Auge und ein Licht oder irgend einen von der Sonne erleuchteten polirten Gegenſtand zu halten.

Früher ſchon wurde erwähnt, daß v. Wrede mit glücklichem Erfolge den Verſuch gemacht habe, die Abſorptionserſcheinungen durch die Interferenz zu erklären.

Brewſter glaubte, dieſe Erſcheinungen würden der Undulationstheorie unzugänglich ſein, Herſchel zeigte ſodann die Möglichkeit, ſie aus dieſer Theorie zu erklären, fürchtete aber, daß der analytiſche Ausdruck für dieſelben ſehr verwickelt werden würde, was indeſſen, wie v. Wrede gezeigt hat, nicht der Fall iſt. Es wird am beſten ſein, ſeine Worte bei der Darlegung ſeiner Theorie anzuführen. „Die geringe Kenntniß, welche wir von der innern Conſtitution der Materie beſitzen, geſtattet uns nicht, vorauszuſagen, welchen Einfluß ſie auf eine durchgehende Lichtwelle ausübt. Können wir ſie uns aber denken als zuſammengeſetzt aus Theilchen, die durch gewiſſe Kräfte in einem beſtimmten Abſtande von einander gehalten werden, ſo dürfen wir uns auch vorſtellen, daß dieſe Theilchen im Stande ſind, der durchgehenden Lichtwelle einen Widerſtand zu leiſten, was dann eine partielle Reflexion derſelben zur Folge haben muß. — Das ſo reflectirte Licht, welches nun in Beziehung auf die urſprüngliche Richtung entgegengeſetzt fortgeht, muß nun auf gleiche Weiſe in die urſprüngliche Richtung reflectirt werden, um wieder eine theilweiſe Reflexion in die entgegengeſetzte zu erfahren, und ſo fort bis ins Unendliche. Hierdurch entſteht nun eine unendliche Reihe von Lichtwellenſyſtemen, von denen ein jedes eine ſchwächere Intenſität hat als das nächſt vorhergehende, und gegen dieſes um ein dem doppelten Abſtande zwiſchen den reflectirenden Flächen gleiches Stück verzögert worden iſt. — Wenn wir uns nun Anfangs auf die Betrachtung der beiden erſten Syſteme einſchränken, ſo iſt klar, daß deren Reſultante abhängen muß von dem Verhältniß zwiſchen der Länge der Lichtwelle und der Größe, um welche das eine Syſtem in Bezug auf das andere verzögert worden iſt, ſodaß, wenn dieſe Größe gleich iſt $\frac{1}{2}$, $\frac{3}{2}$, $\frac{5}{2}$, $\frac{7}{2}$ u. ſ. w. der Lichtwellenlänge, die (Vibrations-) Intenſität der Reſultante gleich ſein muß dem Unterſchiede zwiſchen den Intenſitäten der beiden Syſteme, und wenn ſie gleich iſt einem ganzen Multiplum der Lichtwellenlänge, die Intenſität gleich ſein muß der Summe der Intenſitäten beider Syſteme. Wenn wir nun annehmen, daß Licht von allen Wellenlängen durch ein Mittel geht, welches bei einem Theile dieſes Lichtes die Verzögerung φ hervorbringt, ſo iſt einleuchtend, daß die Intenſität aller Lichtarten, deren halbe Wellenlänge $\varphi, \frac{\varphi}{3}, \frac{\varphi}{5}, \frac{\varphi}{7}, \ldots \frac{\varphi}{2m+1}$ u. ſ. w. beträgt, ein Minimum ſein muß; daß dagegen die Lichtarten, deren halbe Wellenlänge $\frac{\varphi}{2}, \frac{\varphi}{4}, \ldots \frac{\varphi}{6}, \frac{\varphi}{2m}$ u. ſ. w. iſt, das Maximum ihrer Intenſität erreichen müſſen. Wenn dieſe Lichtſorten durch ein Prisma von einander getrennt werden, ſo muß jede derſelben, deren Intenſität ein Minimum iſt, ſich in Bezug auf die dazwiſchen liegenden als abſorbirt erweiſen, und das ganze Spectrum muß dem analog werden, welches ein durch Jod- oder Bromgas gegangenes Licht darbietet." Es zeigt ſich dann durch Rechnung ferner, daß um ſo mehr Minima im Farbenbilde ſich zeigen, je größer der Abſtand zwiſchen den beiden reflectirenden Flächen in Bezug auf die Länge einer Lichtwelle iſt. Durch Annahme von mehr als einer verzögernden Urſache laſſen ſich alle Abſorptionserſcheinungen erklären. Die Abſorptionserſcheinung durch Joddampf erklärt ſich mit der größten Leichtigkeit und Genauigkeit durch Annahme von zwei beſonderen Verzögerungsurſachen; man braucht nur anzunehmen, daß die eine Verzögerung ungefähr gleich iſt mit der Wellenlänge des rothen Lichtes und die andere etwa 150 Mal größer. Auch die complicirteſte Abſorptionserſcheinung in den dunkeln Linien des Sonnenſpectrums läßt ſich erklären, wenn wir, wie Herſchel, annehmen, daß dieſe dunklen Linien durch Abſorption in den Atmoſphären der Erde und Sonne entſtehen. Wahrſcheinlich üben die Atmoſphären je nach der Dichtigkeit einen verſchiedenen Einfluß aus, und da die Dichtigkeiten der Atmoſphären ſich mit dem Abſtande von ihrem Weltkörper ändern, ſo muß das Licht eine unendliche Menge von ungleichen Verzögerungen erleiden, von denen eine jede eine beſondere Reihe von Maximis und Minimis erzeugen wird. Hiermit ſtimmen auch die Unterſchiede in dem Spectrum bei auf- oder untergehender Sonne und in dem Spectrum der Mittagsſonne, denn die Wege durch die Atmoſphäre ſind ungleich lang. Auch die Abweichungen der Beobachtungen Brewſter's von der Zeichnung Fraunhofer's ſcheint hierin ihren Grund zu haben, weil ſie in verſchiedener Höhe über dem Meere beobachteten.

Farben der Körper. Sowie die eben angeführte Theorie die größere oder geringere Durchſichtigkeit und Färbung des durchgelaſſenen Lichtes erklärt, auf gleiche Weiſe laſſen ſich auch alle Abſtufungen der natürlichen Farben der Körper daraus ableiten, indem man auf gleiche Weiſe wie vorhin für das durchgegangene Licht, jetzt die Reſultante für das reflectirte Licht ſucht. — Newton wollte die natürlichen Farben der Körper aus den Farben dünner Plättchen erklären, und es iſt nicht zu leugnen, daß manche derſelben, wie die Farben der Oxydſchichten der Metalle, und die Jodſilberſchichten auf der jodirten Silberplatte ſich hierdurch erklären laſſen; aber allgemein iſt ſie nicht anwendbar.

Daß die natürlichen Farben der Körper nicht das Reſultat einer den farbigen Körpern inwohnenden Eigenſchaft ſind, dies zeigte Newton auf unwiderlegbare Weiſe; er fand, daß die Körper von den verſchiedenen Farben im rothen Lichte roth, im violetten Lichte violett u. ſ. w. erſchienen, wobei ſich ihre Farbe immer am beſten entwickelte, wenn ſie mit einem farbigen Lichte beleuchtet wurden, welches der im Sonnenlichte an ihnen wahrnehmbaren Farbe entſprach. Die rothe Farbe eines Körpers entſteht offenbar nur dadurch, daß er mehr von dem rothen Lichte reflectirt, als von den übrigen Farben; ſeine Farbe iſt alſo nicht einfach. Wäre ſie wirklich einfach, d. h. reflectirte ein Körper alles übrige Licht außer dem rothen, ſo müßte dieſer Körper, wenn er mit irgend einem andern farbigen einfachen Lichte beleuchtet wird, völlig ſchwarz ausſehen.

Vielleicht gelingt es ſpäter, wenn wir die Conſtitution der Körper genauer kennen gelernt haben, eine ſpecielle Kenntniß von den natürlichen Farben der Körper zu gewinnen; ſo lange wir aber dieſe nicht näher erforſcht

haben, werden wir uns mit einer allgemeinen Erklärung dieſer Farben, wie ſie aus der Interferenz ſich herleiten läßt, begnügen müſſen.

Wärmende Kraft der einzelnen Farben im Sonnenſpectrum. Die Wärmelehre hat durch Melloni ſolche Fortſchritte gemacht, daß ſie über die bei der Brechung des Sonnenlichtes entſtehenden Erſcheinungen, namentlich über die Lage des Wärmemaximums genügende Auskunft ertheilen kann. Da aber die wärmenden Strahlen von den leuchtenden verſchieden zu ſein ſcheinen, ſo muß hier auf den Artikel Wärme verwieſen werden.

Chemiſche Wirkung der Farben. Die verſchiedenen farbigen Strahlen haben eine verſchiedene Wirkung. Sonſt glaubte man wol, daß blos die blauen und violetten Strahlen die chemiſch wirkenden wären. Becquerel der Jüngere zeigte aber, daß, wenn Silberjodid (auf einer nach dem Daguerre'ſchen Verfahren zubereiteten Silberplatte), nur ſehr kurze Zeit den violetten oder blauen Strahlen (oder dem weißen Sonnenlichte, welches dieſe Strahlen enthält), ausgeſetzt, und dann mit einem rothen Glaſe bedeckt wird, auch die rothen Strahlen die angefangene chemiſche Wirkung auf das Silberjodid fortſetzen, wenn die Platte mit dieſem Glaſe bedeckt dem freien Sonnenlichte ausgeſetzt wird. Becquerel theilt deshalb die Strahlen ein, in 1) anregende Strahlen (blaue und violette), und 2) fortwirkende Strahlen (rothe). Die gelben Gläſer wirken verſchieden, ſchließen ſich aber der zweiten Abtheilung an, namentlich diejenigen, deren Farbe ins Röthliche ſpielt. Nach Moſer's [17]) Unterſuchungen tritt die Wirkung der rein gelben und grünen Gläſer auf das Silberjodid erſt ein, wenn dieſes längere Zeit den blauen und violetten Strahlen ausgeſetzt worden iſt. Auf das unveränderte Silberjodid wirken alſo nur die violetten und blauen Strahlen; iſt es durch ſehr kurzes Ausſetzen an das Licht etwas (obwol nicht ſichtbar) verändert, ſo wirken auch die rothen Strahlen, die gelben noch nicht; erſt wenn die Veränderung im Silberjodid ſoweit vorgeſchritten iſt, daß es die Eigenſchaft hat, die Queckſilberdämpfe niederzuſchlagen, wirken auch die gelben und grünen Strahlen. Es gibt alſo einen Moment, in welchem alle Farben wirken.

Die Wirkung der violetten, blauen und ſpäter auch der rothen Strahlen geht dahin, das gelbe Silberjodid zu ſchwärzen. Iſt dieſer Zuſtand eingetreten, dann hat die Wirkung dieſer Strahlen ihr Ende erreicht, das geſchwärzte Silberjodid wird von ihnen gar nicht weiter afficirt. Die gelben Strahlen entfärben nun das geſchwärzte Silber wieder. Legt man eine jodirte Silberplatte in die Sonne, ſo wird das Silberjodid durch die blauen, violetten und rothen Strahlen des Sonnenlichts erſt geſchwärzt, und dann durch die gelben und grünen Strahlen wieder entfärbt.

Beſtreicht man Papiere mit der weingeiſtigen Löſung des Guajaks, ſo haben ſie Anfangs eine röthliche Farbe, welche im Tageslichte theegrün wird. Nach Moſer ſind die zuerſt wirkſamen Strahlen die blauen, violetten und grünen; ſie färben das röthliche Papier bläulichgrün, die violetten Strahlen färben es ſogar blau. Iſt das Papier am Tageslicht theegrün gefärbt worden, und legt man es unter rothen und gelben Gläſern in die Sonne, ſo nimmt es eine hellröthliche und etwas bräunliche Farbe an. Roth und gelb wirken alſo auf den durch die violetten, blauen und grünen Strahlen ſchon modificirten Guajak, wie Grün und Gelb auf das geſchwärzte Silberjodid. Hiernach kann man erwarten, daß nachdem die Sonne das röthliche Papier grün gefärbt habe, ſie bei fortgeſetzter Wirkung es auch wieder röthlich erſcheinen laſſen werde, und ſo zeigt es ſich in der That.

Magnetiſche Wirkung. Die von Morechini behauptete magnetiſirende Kraft der violetten Lichtſtrahlen ſcheint ſich nach den ſorgfältigen Verſuchen von Moſer und Rieß nicht zu beſtätigen. Morechini vereinigte die violetten Strahlen in den Brennpunkt einer Converlinſe, und ließ dann dieſen Brennpunkt von der Mitte der Stahlnadel aus nach ihren beiden Enden zu gleiten.

Wirkung der Farben auf das Auge. Unſer gewöhnliches Sehen ſcheint nicht inſtantan zu geſchehen, ſondern vielmehr eine gewiſſe Zeit zu erfodern, und wahrſcheinlich ſind die Zeiten, welche die verſchiedenen Farben gebrauchen, um in größter Stärke empfunden zu werden, nicht gleich groß. Ebenſo iſt die Dauer des Eindrucks der verſchiedenen Farben verſchieden. Plateau fand als Mittel aus 6 Verſuchen für die Eindrucksdauer des Weiß 0, 35", des Gelb 0, 35", des Roth 0, 34" und des Blau 0, 32". Der von d'Arcy gefundene Werth von 0, 133 Secunden bezieht ſich wahrſcheinlich auf die Zeit, während welcher der Eindruck ſeine unveränderte Stärke behält, wenigſtens deuten darauf die Verſuche Plateau's, welcher für die ungeſchwächte Eindrucksdauer für Weiß 0, 191", Gelb 0, 199", Roth 0,232" und Blau 0, 295" erhielt. Diejenigen Farben, welche den ſtärkſten und deshalb auch am längſten dauernden Eindruck machen, nehmen folglich am ſchnellſten ab.

Theilt man eine Scheibe in gleiche Sectoren, und färbt ſie abwechſelnd mit zwei verſchiedenen Farben, ſo läßt ſich die relative Stärke des Eindrucks derſelben vergleichen, wenn man ſo geſchwind dreht, daß ein gleichmäßiger gemiſchter Farbenton entſteht; die in der Miſchung vorherrſchende Farbe iſt die am ſtärkſten wirkende; man kann ſie ſchwächen, indem man die Sectoren der andern Farbe breiter macht. Es bilden ſich dabei bei beſtimmten Verhältniſſen der Sectoren auch Farben, welche zu keiner der beiden Farben vorzugsweiſe hinneigen. Dreht man eine ſolche mit Sectoren von zwei verſchiedenen Farben verſehene Scheibe ſo langſam, daß der Farbenton nicht gleichförmig iſt, ſo erfolgt ein Flimmern, in welchem ſehr lebhafte Farben auftauchen, welche ſowol von den angewendeten Farben als von deren Miſchung verſchieden ſind. Auch wenn die Drehung ſo raſch geſchieht, daß der Farbenton gleichförmig wird, ſo iſt die ſich bildende Farbe nicht immer der aus der Mengung der beiden Pigmente entſtehenden gleich. Der bei dieſen Verſuchen als am einflußreichſten erſchienene Ton iſt vom Roth ein blaſſes Roth, und von Blau ein blaſſeres mit dem dun-

17) Poggendorff's Annalen. 56. Bd. S. 183 fg.

kelſten Blau des Himmels übereinſtimmendes, während das Gelb um ſo ſtärker wirkt, je intenſiver es iſt.

Läßt man von zwei verſchiedenen Farben die eine auf das eine Auge, die zweite aber auf das andere wirken, ſo ſieht man die beiden Farben abwechſelnd auftauchen; aber nicht in ihrer urſprünglichen Reinheit, ſondern nüancirt, ſodaß die Wirkung der einen Farbe auf das eine Auge nicht ohne Wirkung auf das andere iſt.

Die ſogenannten ſubjectiven (von Goethe phyſiologiſche genannten) Farben zeigen ſich, wenn man einen hellen oder farbigen Gegenſtand anhaltend angeſchaut hat, und nachher das Auge auf andere Flächen wendet, oder auch ganz ſchließt. Die durch Anſchauen blendend heller Objecte entſtehenden Nachbilder nennt man auch Blendungsbilder; ſie zeichnen ſich durch Dauer und Lebhaftigkeit aus, ſo z. B. wenn man in die auf- und untergehende Sonne ſieht. Brewſter betrachtete das durch einen Concavſpiegel auf einem weißen Grunde gebildete lebhafte Bild der Sonnenſcheibe mit dem linken Auge durch einen Tubus, während das rechte durch eine Binde geſchloſſen war, und richtete, nachdem die Netzhaut ſtark gereizt war, das linke Auge auf einen weißen Grund, wobei er dann bei abwechſelndem Öffnen und Schließen deſſelben folgende Farbenbilder wahrnahm.

Farbenbilder bei geöffnetem linken Auge.	Farbenbilder bei geſchloſſenem linken Auge.
1) Carmoiſinroth mit Grün überdeckt.	Grün.
2) Orange mit Carmoiſinroth vermiſcht.	Blau.
3) Gelblichbraun.	Bläulichviolett.
4) Gelb.	
5) Reines Roth.	Himmelblau.
6) Orange.	Indigo.

Merkwürdig iſt folgende von Brewſter bei dieſer Gelegenheit gemachte Beobachtung: „Als ich (fährt er gleich nachher fort) das rechte Auge von der Binde befreite und es auf einen weißen Grund richtete, überraſchte mich die Erſcheinung eines farbigen Bildes, welches genau das umgekehrte von dem carmoiſinrothen mit grünem Rande war; das umgekehrte Farbenbild war grün mit röthlichem Rande. Ich wiederholte dieſe Verſuche drei Mal, immer mit demſelben Erfolge, ſodaß es ſcheint, als wenn der Eindruck des Sonnenbildes vom linken Auge durch den Sehnerven auf das rechte Auge übertragen war.“

Betrachtet man einen farbigen Körper, ſo erſcheint, wenn derſelbe hinweggenommen wird, ein Nachbild, und zwar im Allgemeinen mit der complementären Farbe. Wegen der anfänglichen Complication deſſelben mit dem noch fortdauernden primären Eindruck erſcheint jedoch das complementäre Nachbild nicht gleich nach der Entfernung des Körpers auf dem Maximum ſeiner Intenſität, dieſe tritt erſt einige Zeit nachher, und zwar um ſo ſpäter ein, je intenſiver beleuchtet die Farbe des Objects war. Die relative Helligkeit des Nachbildes hängt dann auch von den Eindrücken ab, welche gleichzeitig die nebenliegenden Theile der Netzhaut empfangen, alſo von der Farbe des Grundes, auf welchem das Object und das Nachbild betrachtet werden. Zugleich wirkt aber auch die Farbe des Grundes dadurch, daß ſie ſich mit der Farbe des Nachbildes miſcht. Ein durch die verſchiedenen Abänderungen durchgeführtes Beiſpiel hat Fechner mitgetheilt (in Poggendorff's Annal. 44. Bd. S. 532 fg.). Es geht aus demſelben hervor, daß allgemein das ſubjective Nachbild heller oder dunkler erſcheint, als der Grund, auf dem man es betrachtet, je nachdem das Object reſpective dunkler iſt als der Grund, auf dem man daſſelbe anſchaut; und dann, daß um das Nachbild ſich jederzeit die Complementärfarbe des Nachbildes, alſo die urſprünglich angeſchaute, entwickelt.

Die Anſichten über die Entſtehung dieſer Erſcheinungen, namentlich des Erſcheinens der *complementären* Farbe, ſind verſchieden. Goethe nimmt den Gegenſatz dieſer Farben als Axiom, und erklärt dann die Erſcheinung der complementären Farbe dadurch, daß er ſagt, daß nach der Betrachtung einer Farbe der Gegenſatz gefodert werde: „Wie von den farbloſen Bildern, ſo bleibt auch von den farbigen der Eindruck im Auge, nur daß uns die zur Oppoſition aufgefoderte, und durch den Gegenſatz eine Totalität hervorbringende Lebendigkeit der Netzhaut anſchaulicher wird.“ Aber durch die Annahme des Gegenſatzes iſt die Erſcheinung nicht erklärt. Die folgende Erklärung, daß durch den Reiz, welchen eine Farbe auf eine Stelle der Netzhaut ausübt, dieſe Stelle für die Empfindung dieſer Farbe *abgeſtumpft* wird, und alſo von dem dargebotenen Lichte nur noch die übrigen (alſo die complementäre Farbe, wenn das Licht weiß iſt) empfindet, ſcheint die Erſcheinung in allen Fällen zu erklären. Es iſt nicht nöthig, wie Plateau es thut, anzunehmen, daß die durch den Lichteindruck gereizte Netzhaut durch eine Folge von entgegengeſetzten Zuſtänden (welche alſo den complementären Farben entſprechen) gleichſam oscillatoriſch zur Ruhe gelange; denn die Oscillationen, welche in einem wiederholten Auftreten und Verſchwinden des Nachbildes beſtehen, ſchreibt Fechner wol mit Recht zufälligen Urſachen, wie der Bewegung des Auges, oder Augenlides oder Körpers u. ſ. w. zu. Durch fortgeſetzte Übung ſich jeder Augenbewegung zu erwehren, gelang es Fechner, die Nachbilder ununterbrochen vor Augen zu behalten.

Sowie im Vorigen bei der Betrachtung einer Farbe die entgegengeſetzte complementäre nachher ſich zeigte, ſo läßt dieſe ſich auch im Raume neben der erſten erzeugen, obwol ſie in der That doch in der Zeit nur nachher entſteht. Betrachtet man z. B. weiße Papierſchnitzel auf einem reinen und hellen farbigen Grunde, ſo erſcheinen dieſe mit der complementären Farbe. Läßt man einen Streifen Papier auf der vordern und auf der hintern Fläche eines hellfarbigen Glaſes ſein Bild zurückwerfen, ſo erſcheint das von der hintern Fläche reflectirte Bild, welches zwei Mal die Dicke des Glaſes durchlaufen hat, in der Farbe des Glaſes; das von der vordern Fläche gebildete Bild erſcheint dagegen farbig in der complemen-

tären Farbe. Am deutlichſten treten beide Farben hervor, wenn man das Glas hinten mit Spiegelfolie belegt, oder auf Queckſilber legt, um die Reflexion an dieſer Fläche zu verſtärken. Schwärzt man die hintere Fläche, ſodaß das hintere Bild verſchwindet, ſo wird das Bild von der vordern Fläche farblos, ſodaß alſo die frühere Farbe deſſelben ſubjectiv war.

Die Erſcheinung farbiger Schatten gehört ebenfalls hierher. Läßt man eine Fläche von einem hellen farbigen Lichte erleuchten, ſo wird der durch einen Körper auf denſelben gebildete Schatten, welcher von dieſem farbigen Lichte nichts erhält, in der complementären Farbe erſcheinen, ſobald er von einem ſchwächern farbigen oder weißen Lichte beleuchtet wird. In dem röthlichgelben Lichte der Morgen- und Abendſonne erſcheint deshalb der Schatten, beſonders ſchmälerer Körper, bläulich. Um mit zwei verſchiedenen Farben zu experimentiren, nimmt man zwei Kerzen und läßt das Licht jeder derſelben durch ein gefärbtes Glas gehen; noch ſchöner fallen die Schattenfärbungen aus, wenn man in dem Fenſterladen eines dunklen Zimmers neben einander zwei Öffnungen anbringt, und ſie durch verſchiedenfarbige Gläſer verdeckt; durch Stellung eines Schiebers läßt ſich jedes Licht gehörig mäßigen.

Die Farbe des durch das intenſivere Licht erhellten Schattens wird durch die Reflexion der gleichfarbigen Strahlen gebildet, iſt alſo objectiv, während der vom ſchwächern Lichte erleuchtete nur complementär gefärbt iſt in Folge des Reizes der andern Farbe, er iſt alſo ſubjectiv gefärbt, wie man ſich gleich überzeugt, wenn man dieſen Schatten durch eine inwendig geſchwärzte Röhre betrachtet, ohne daß das ſtärkere Licht das Auge trifft oder getroffen hat, wo dann die Farbe dieſes Schattens verſchwindet. Hat man den Eindruck deſſelben ſchon empfangen, ehe man durch die Röhre ſieht, ſo wirkt derſelbe fort, und der durch ſie betrachtete Schatten behält ſeine Complementärfarbe, die ſelbſt noch fortbeſteht, wenn man während des Hindurchſehens durch die Röhre das farbige Glas durch ein anders gefärbtes erſetzt. Nimmt man dann die Röhre fort, ſo verwandelt ſich die Farbe plötzlich in die Complementärfarbe des neuen Glaſes.

Merkwürdig iſt, daß manche Menſchen mehre der Farben nicht unterſcheiden können. Die letzten Unterſuchungen hierüber ſind von Seebeck (in Poggendorff's Ann. 42. Bd. S. 177 fg.) bekannt gemacht, woſelbſt er auch früher bekannte Fälle zuſammengeſtellt hat. Er macht daſelbſt zwei Abtheilungen, von denen die erſte mehr oder weniger mit einander verwechſelt:

Helles Orange und reines Gelb.
Geſättigtes Orange, helles Gelblich- oder Bräunlichgrün und Gelbbraun.
Reines Hellgrün, Graubraun und Fleiſchfarbig.
Roſenroth, Grün (mehr bläulich als gelblich) und Grau.
Carmoiſin, Dunkelgrün und Haarbraun
Bläulichgrün und unreines Violett.
Lila und Blaugrau.
Himmelblau, Graublau und Graulila.

Die zur zweiten Claſſe gehörigen verwechſelten:
Hellorange, Grünlichgelb, Bräunlichgelb und reines Gelb.
Lebhaft Orange, Gelbbraun und Grasgrün.
Ziegelroth, Roſtbraun und Olivengrün.
Zinnoberroth und Dunkelbraun.
Dunkelcarminroth und Schwärzlichgrün.
Fleiſchroth, Graubraun und Bläulichgrün.
Mattes Bläulichgrün und Grau (etwas bräunlich).
Roſenroth, Lila, Himmelblau und Grau (etwas ins Lila fallend).
Carmoiſin und Violett.
Dunkelviolett und Dunkelblau.

Die Individuen dieſer zweiten Claſſe hatten nur eine geſchwächte Empfindung von den wenigſt brechbaren Strahlen, was bei der erſten Claſſe nicht der Fall iſt, obwol ſonſt ihr Zuſtand mit dem der erſten Claſſe Ähnlichkeit hat.

Ob außerhalb des Roth und Violett noch Lichtſtrahlen exiſtiren, welche auf unſere Netzhaut jedoch nicht wirken, aber z. B. chemiſche Wirkungen erzeugen können, muß für jetzt unentſchieden bleiben. (*Hankel.*)

FARBE (Äſthetiſch). Ehe im Menſchen die Frage laut wird, was das Ding an ſich ſein mag? begnügt er ſich mit Wahrnehmungen und empfängt ſie als von Außen kommende, ſeinem Gemüthe durch die Sinne überlieferte Gegenſtände und beurtheilt ſie nach den Eindrücken, deren er ſich bewußt wird.

Dieſe Gegenſtände ſeines Bewußtſeins haben für ihn keine andere Bedeutung als eine ſubjective, ja nicht einmal eine andere Gewißheit, als die Bürgſchaft ſeiner Sinne und der objectiven Richtung ſeines Bewußtſeins.

Von dieſem Standpunkt aus iſt die Farbe eine Empfindung unſers Geſichtsſinnes, eine Modification davon, was wir Licht nennen, die in unſerm Gemüthe heitre oder trübe Stimmungen bewirkt. Dieſer Stimmung ſind wir aber ſo gewiß, wie unſers Ichs und unterwerfen ſie einer äſthetiſchen Beurtheilung, das heißt, einer Beziehung ſinnlicher Empfindungen auf den innern und höhern Sinn, das Gemüth.

Hier haben wir nun zu ſagen, was in der Sprache der bildenden Kunſt unter Farbe verſtanden wird.

In Beziehung auf die Kunſt der Malerei bedient man ſich des Wortes Farbe in doppelter Bedeutung. Das eine Mal bedeutet Farbe ſoviel wie Colorit, welches einige mit Färbung überſetzen, das andere Mal verſteht man unter Farbe etwas ganz Materielles, einen farbigen Stoff (Pigmentum), den man zum Anſtrich einer Oberfläche braucht, oder deſſen man ſich zur Durchdringung farbloſer Fäden bedient, um dem daraus bereiteten Gewebe ein wohlgefälligeres Anſehen zu geben, als es in ſeiner natürlichen Farbe haben würde. Da man einen geſponnenen Faden oder gewebtes Zeuch in Farbe eintauchen, färben, auch die Farbe, welche das Zeuch angenommen hat, deſſen Färbung nennt, ſo iſt es nicht angemeſſen, von der Färbung eines Bildes zu ſprechen und richtiger, deſſen Farbe zu ſagen; denn unter Farbe kann hier der Inbegriff aller Farben, überhaupt Modification des Lichts, verſtanden werden, und in dieſem

Sinne iſt die Farbe eines Bildes nichts Zufälliges und Willkürliches, ſondern durch die Idee beſtimmt, welche wir uns farbenbildlich, in den Farben denken, in welchen das, was Gedanke iſt, erſcheinen würde, wenn es wirklich wäre. Die Kunſt der Malerei iſt eben dieſe: die Idee als farbige Erſcheinung, als Farbenbild zu denken und darzuſtellen und die Phantaſie iſt die geiſtige Sehkraft, das innere Auge, das farbige Bild die Emanation der Idee, und man denke hierbei an Platon's Ausſpruch. Jedes Kunſtwerk iſt Darſtellung eines Idealen, welches zu realer Erſcheinung gebracht wird, alſo ohne ein Abbild des äußern Scheins eines realen Dinges zu ſein, dennoch mit den Geſetzen des göttlichen Verſtandes, alſo mit der Natur übereinſtimmen muß; denn derſelbe höhere, göttliche Verſtand oder die Vernunft beſtimmt die Idee, und ſo iſt das Bild, das heißt die Erſcheinung der Idee, dieſer gleich und auch übereinſtimmend mit der Natur. Sie iſt ſogar eine höhere, von keinen Zufälligkeiten und ſtörenden Nebenurſachen beſchränkte, vielmehr freie, ſich vernünftig ſelbſt beſtimmende, ſich ſelbſtwollende Natur, und hat daher eine höhere Wahrheit als das Natürliche, was faſt immer hinter der Idee zurückbleibt und dieſe alſo ſelten völlig wahr verwirklicht. Wegen dieſer Übereinſtimmung der Erſcheinung der Idee mit den ewigen Vernunftgeſetzen der Natur muß das ideale Farbenbild nun auch mit allen Farbengeſetzen der Natur übereinſtimmen. Es handelt ſich hier aber nicht um Zertheilung und Brechung eines Sonnenſtrahls, nicht darum, Licht und Farbe ſelbſt hervorzubringen, ſondern um die Geſetzmäßigkeit der Erſcheinung, um die Geſetze des Sehens.

Es würde eine Nachdruckerei ſein, Goethe's Farbenlehre, welche Jedem zugänglich iſt, Punkt für Punkt auszuziehen. Wir wollen hier nur verſuchen, in der Kürze darzulegen, welche Anwendung der Maler von den Beobachtungen zu machen hat, die Goethe über die Farbe anſtellte und welche als Geſetze des Sehens zu betrachten ſind.

Die beiden Hauptſätze, aus welchen alle übrigen folgen und die Regeln des Colorits begründen, ſind folgende: Goethe ſagt: A) *Die Farbe ſelbſt iſt ein Schattiges*" und B) „*Das energiſche Licht erſcheint rein weiß.*" Hier haben wir ſchon ein Geſetz für die Malerei, daß das höchſte, blendende Licht, rein Weiß, das aber gar keine Farbe iſt und nur da angewendet werden darf, wo von einem an ſich hellen oder ſpiegelglatten Körper das Licht zurückgeworfen wird.

Die erſte Abſtufung des Lichts iſt gelb, noch tiefer gelbroth und kann bis zum Rubinroth abgeſtuft werden, welche Tiefe es jedoch bei Fleiſchtönen nicht wohl erreichen kann, weil die Haut an ſich eine helle Naturfarbe hat, die das Licht bis zu dieſer tiefen Stufe nicht kommen läßt. Jedoch hat Rubens mit genialer Kühnheit und der glücklichſten Wirkung tiefrothe Fleiſchtinten grade an der Grenze zwiſchen Licht- und Schattenſeite angebracht.

Das bis hieher Geſagte iſt durch den Satz A begründet, denn alle dieſe Nüancen ſind nur Schattirungen oder Verdunkelungen des Lichts. Wir befinden uns nun an der Grenze der Nachtſeite, dem Reiche des Schattens. Die Finſterniß, das abſolute Schwarz, iſt aber ebenſo wenig Farbe wie das hellſte Licht und das reinſte Weiß. Der Schatten iſt aber nicht Finſterniß, ſondern gelichtete Dunkelheit. Wir müſſen nun den Rückweg durch das Dunkel zum Lichte ſuchen und finden an der Grenze des Lichts, wo es am tiefſten zum Roth herabgeſtimmt war, das am wenigſten gelichtete Dunkel, Violett. Das dem Schwarz verwandte Blau hat ſich an dieſer Grenze ſchon mit dem Roth vermiſcht, woraus das Violett beſteht.

Das Blaue iſt der Finſterniß am nächſten verwandt, denn es iſt die Farbe des gelichteten Schattens. Dieſe Lichtung, man darf wol ſagen, Lüftung des Schattens durch bläuliche Wiederſcheine, kann man am ſchönſten in freier Luft an geſunden Menſchen beobachten und hierin beſteht der Reiz der *Carnation*, in welcher kein anderer Maler den Titian übertroffen hat und nur Wenige ihn erreichten. Alſo auch in Rückſicht der Farbe, dem Elemente der Malerei, noch ganz abgeſehen von der geiſtigen Bedeutſamkeit, iſt der Menſch der maleriſcheſte Gegenſtand; denn andere Naturgegenſtände, wie Pflanzen, Thiere, Steine, haben meiſtens an und für ſich ſo entſchiedene Farben, daß auf ihnen die Abſpiegelung der Lufttöne nicht bemerkbar wird. Selbſt die Form des menſchlichen Körpers, an dem nichts eckig, ſcharfkanlig iſt, trägt zu den reizenden Übergängen von Licht und Schatten bei. Allein das Schattenreich der Malerei iſt das farbenreichſte, reicher an Nüancen als die Lichtſeite, wie denn Goethe in ſeiner Farbenlehre auch ſagt: „Die Farbe ſelbſt iſt ein Schattiges und wie ſie *mit dem* Schatten verwandt iſt, ſo verbindet ſie ſich auch gern *mit ihm*, ſie erſcheint gern mit ihm und durch ihn, wo ſich nur der Anlaß dazu darbietet." Die Urſache hievon iſt dieſe. Ein jeder Körper hat ſeine Naturfarbe, oder, wie die Maler es nennen, *Localfarbe*. Einige erklären dies daher, daß jede Oberfläche nach ihrer Beſchaffenheit, beſonders einen von den andern Farbenſtrahlen zurückwirſt und zu Folge dieſer Brechung in einer gewiſſen Farbe erſcheint. In Bezug auf Farbe im Reiche der Malerei bekümmert uns die Erklärung nicht, ſondern nur die Wahrnehmung. Die Beobachtung iſt aber ganz richtig, daß die undurchſichtigen Körper, die Nichtleiter des Lichts, das Licht zurückwerfen, reverberiren, oder mit einem Kunſtwort geſagt: reflectiren und das zurückgeworfene Licht, der Reflex, hat die Localfarbe des Körpers, von welchem er kommt. Nun denke man ſich den Reichthum des Farbenſpiels, welcher dadurch entſteht, wenn die Farben der Reflexe ſich mit der Bläue des Dunkels und zugleich auch mit der Localfarbe des Körpers miſchen, deſſen Schattenſeite durch den farbigen Reflex gelichtet wird! — Ein gelber Localton muß alſo durch einen rothen Reflex Orange werden und dies Orange durch eine Beimiſchung des bläulichen Dunkels in ein ſanftes bräunliches Grün ſich verwandeln. Wir ſahen ſchon, daß die tiefſte Stimmung des Lichts, das Roth an der Grenze des Schattens, durch deſſen Bläue in das Violett überging. Es iſt ſchon nicht auszuſprechen, was für mannichfaltige Nüancen dadurch entſtehen, wenn die bläuliche Erhellung des gelichteten Dunkels ſich mit den Localfarben der Schattenſeite eines Körpers miſcht, um wie viel

weniger iſt es mit Worten zu malen, welche unendlich mannichfaltige Miſchungen durch farbige Reflexe entſtehen. In dieſem Farbenreichthum des Schattens, dieſer gelichteten Dunkelheit, dieſer holden Schattendämmerung, dem Halbdunkel (clair-obscur) in dieſer Wolluſt des Auges war Correggio Meiſter.

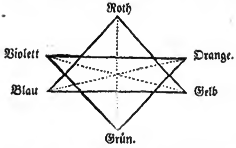
Durch dieſe Reflexe haben wir den Rückweg aus dem Dunkel zu Licht gefunden, denn Widerſcheine, welche von nahen und hellbeleuchteten Körpern kommen, haben bisweilen faſt die Helligkeit des Lichts, welches unmittelbar von der Sonne über die Körper hinſtreift, wogegen das ſenkrecht auffallende Licht das hellſte, aber farblos weiße iſt. — Aber dies Alles erſchöpft und erklärt den Reichthum der Farbe in maleriſcher Bedeutung noch nicht. Es kommt hiezu noch ein Geſetz in Betrachtung, welches unſerm Auge eingeboren iſt und aus Strahlenbrechung nicht erklärt werden kann. Dies Geſetz iſt, daß eine Farbe die andere im Auge gleichſam weckt. „Hat man farbige Flächen lange ſtarr angeſehen,“ ſagt Goethe, „ſo folgt ihm ein anderes gefärbtes Bild, und zwar wenn man das durch jene Farbe angeſtrengte Auge auf weißen Grund richtet, ſieht man Violett ſtatt einer gelben Fläche, Blau, wenn jene orange war, Purpur (volles ſchönes Roth) ſtatt des Grün, und ſo umgekehrt. Die genannten Farben fodern alſo wechſelſeitig eine die andere. Das Auge verlangt dabei Totalität und ſchließt in ſich den Farbenkreis ab, denn in dem von Gelb gefoderten Violett liegt Roth und Blau, in dem von Roth gefoderten Grün liegt Gelb und Blau u. ſ. w.“ Dieſe Einmiſchung der gefoderten Farben braucht der Maler nicht erſt auf ſeiner Tafel hervorzubringen, ſie entſtehen von ſelbſt im Auge des Beſchauers und erhöhen den Zauber der Malerei. Dies Alles findet auf der Lichtſeite nicht ſtatt, nicht das ſanfte Spiel von Reflexen und Localtinten, nicht das Wunder der gegenſeitigen Farbenerweckung, weil die Lichtfarben zu übermächtig ſind und jene ſanfteren Farben und Spiele des Lichts nur im Schatten bemerkbar werden. Wenn aber auch jenes Geſetz, nach welchem eine Farbe die andere fodert, ſelbſt ohne Zuthun des Malers am Bilde ſich geltend macht, ſo muß er es doch berückſichtigen und ſolche Farben zuſammenſtellen, die ſich gegenſeitig fodern, und hierauf beruht die Farbenharmonie. Der Künſtler muß aber die ungeſtüme Foderung beſchwichtigen, indem er der Sehnſucht des Auges zuvorkommt, das Blau ins Violett neben dem Gelb und dies ins Orange neben dem Blau hinüberſpielen läßt, der Purpur aber, der das Grüne verlangt, muß mit Blau geſättigt, und die Friſche des Grün ſchon durch eine Beimiſchung von Roth erwärmt und zu einem bräunlichen ſaftigen Grün geſtimmt werden, denn ohne dieſe Zuſammenſtimmung, ohne Miſchung der ſich fodernden Farben entſteht keine Harmonie, ſondern eine grelle Wirkung, wie in der Muſik von auf einander folgenden Quinten oder Octaven, obwol dieſe die reinſten Harmonien ſind und ebendarum ſchreiend das Ohr berühren, wenn ſie nicht durch Übergänge verbunden werden.

Dieſes Naturgeſetz im Auge, die ſich fodernden Farben, ſchreibt dem Maler vor, welche Farben er miſchen ſoll, damit die Farbe ſeines Gemäldes harmoniſch werde.

Auf der Einheit in der Mannichfaltigkeit beruht auch bei der Farbe der Malerei die Schönheit. Roth und Grün ſchließen einander aus, ſowie Gelb und Blau. Es iſt von der einen Farbe nichts in der andern, aber dieſen Gegenſatz verlangt das Auge aufzuheben und das Getrennte harmoniſch zu vereinen, daher iſt die vom Roth gefoderte Farbe grün, denn das Roth iſt dem Blau und Gelb verwandt und neigt ſich entweder zu dem Einen im Violett oder zu dem Andern im Orange hin. Dieſe beiden Gegenſätze aber, gelb und blau, zu welchen das Roth auf einer oder der andern Seite ſich hinneigt, werden im Grün vereint, welches eine Miſchung aus dieſen beiden iſt. Das Violett iſt aus blau und roth gemiſcht und wird vom Gelb gefodert, denn das Gelb kann ſich zum Roth hinneigen und das Roth verbindet ſich mit dem Blau im Violett.

Da uns hier keine Farben zur Veranſchaulichung zu Gebote ſtehen, ſo müſſen wir uns auf andere Weiſe verſtändlich zu machen ſuchen.

Man denke ſich ein Sechseck oder die Figur, welche aus zwei entgegengeſetzten Dreiecken entſteht. Die Ecken des einen Dreiecks bezeichne man mit Roth, Blau und Gelb, die des andern mit Violett, Orange und Grün.



Fangen wir oben vom Roth an, ſo weiſen die Diagonalen auf die Farben, zu denen ſich das Roth leicht hinneigt, einerſeits zum Blau, andrerſeits zum Gelb. Blau, Roth und Gelb ſind aber als Urfarben, als ungemiſchte und reine Farben zu denken. Die Ecken des andern Dreiecks ſind aber mit Miſchungsfarben bezeichnet: Violett, Orange und Grün. Dieſe Farben ſtehen an Ecken, welche ſich in der Mitte der Ecken befinden, wo die reinen Farben angezeigt ſind, aus welchen ihre Miſchung beſteht. Das Grüne, welches aus Blau und Gelb gemiſcht iſt, ſteht zwiſchen dieſen Beiden, ſo das Violett zwiſchen Blau und Roth, das Orange zwiſchen Roth und Gelb. Punktirt man die Richtung von dem Winkel des einen Dreiecks zu dem ihm entgegengeſetzten Winkel des andern Dreiecks, ſo findet man, welche Farben einander fodern, ſich wechſelſeitig im Auge hervorrufen, und wird bemerken, daß immer eine reine Farbe eine Miſchungsfarbe und ſo wieder umgekehrt fodert. Dieſe Figur erleichtert ſehr, ſich zu merken, aus welchen reinen Farben die gemiſchten beſtehen und welche einander fodern, und man ſieht daraus, wie wunderbar und man könnte ſagen, auf was für Um-

55 *

wegen die entgegengeſetzten Farben ſich doch zu vereinigen und zu vermitteln ſuchen.

Die gemiſchten Farben ſind nur eine Einheit in der Mannichfaltigkeit verſchiedener reiner Farben, und durch Miſchungen die Mannichfaltigkeit zu vermehren, aber auch das Mannichfaltige dadurch in eine Einheit zu bringen, iſt die Aufgabe des Malers, wodurch er die Schönheit der Farbe bewirkt.

Obwol dies Alles, was wir über die Farbe der Malerei geſagt haben, zunächſt die ſinnliche Wahrnehmung, die Empfindung des optiſchen Sehnervens betrifft, ſo ſind wir doch ſchon nahe an das myſtiſche Reich des Gemüths heran getreten; denn alle dieſe Farbenempfindungen des optiſchen Nerven werden zu Vorſtellungen im Geiſte und wecken analoge Gefühle in der Seele, ſie ſtimmen zur Traurigkeit oder Freude. Daß dies ſo iſt, kann Jeder an ſich ſelbſt wahrnehmen, dem nicht der Farbenſinn abgeht und iſt ſogar an den Thieren zu beobachten, von welchen einige Empfänglichkeit für Farbeneindrücke zu erkennen geben.

Zu erklären, wie es zugeht, daß die Farbe im Gemüth Veränderungen hervorbringt, ſcheint unmöglich, wie denn die Receptivität, dieſer Zuſammenhang zwiſchen den Sinnen und dem Geiſte, Phyſiologen und Pſychologen auf dem bisherigen Wege ein Geheimniß blieb. Auch möchte es den Mathematikern ſchwer werden, aus den Brechungen der Strahlen zu berechnen, warum der eine Strahl erheiternd, der andere wehmüthig auf das Gemüth einwirkt, und wie es überhaupt zugeht, daß wir zum Bewußtſein ſinnlicher Eindrücke gelangen.

Es iſt dies eine Thatſache des Bewußtſeins und auf dieſer beruht eben eine höhere Farbenlehre, die wir die äſthetiſche nennen können. Aber wie das Gemüth, vermöge der Receptivität, durch verſchiedene Farben verſchiedentlich geſtimmt wird, ſo beſtimmt auch der Geiſt, vermöge ſeiner Spontaneität, die Farbe, in der die Idee durch die Malerei ins Daſein tritt. Es iſt hierbei jedoch der Subjectivität und der Individualität des Künſtlers ſoviel anheim gegeben, daß ſich eine äſthetiſche Farbenlehre, welche Vorſchriften des Colorits enthielte, nicht wol aufſtellen läßt und man im Allgemeinen nur ſagen kann, daß eine energiſche und lichte Farbe erheitert und eine trübe betrübt, mag nun hiervon das allbelebende Licht oder eine beſondere Wahlverwandtſchaft, welche ihren Grund im optiſchen Nerven hat, die Urſache ſein, oder auch eine andere uns völlig unbekannte ſtattfinden. — Über Farbe, in ganz materieller Bedeutung, müſſen wir Belehrung bei den Technikern und hauptſächlich Chemikern ſuchen.

Was insbeſondere die Farben der Maler betrifft, ſo werden ſolche in Hinſicht ihrer Durchſichtigkeit in Deckfarben und Laſurfarben eingetheilt, wovon die erſten durchſichtig, die andern undurchſichtig ſind. Die meiſten mineraliſchen Farben, beſonders alle Arten von Metalloxydationen, ſind undurchſichtig, die durchſichtigen ſind meiſtens vegetabiliſch und einige auch animaliſch. Eine Ausnahme unter den mineraliſchen findet bei dem Ultramarin und Asphalt ſtatt; beide können als Laſurfarben gebraucht werden und zwar darum, weil das Ultramarin unendlich fein gerieben werden kann, ſodaß die kleinen mikroſkopiſchen Körnchen dem Auge nicht unterſcheidbar ſind und einen blauen Schimmer verbreiten, allein da die darunter liegende Farbe durch die ebenfalls ſehr kleinen Zwiſchenräume, welche unbedeckt blieben, hindurchblickt, ſo ſcheint der Ultramarin durchſichtig zu ſein. Der Asphalt iſt aber halb durchſcheinend. Die undurchſichtigen Farben werden auch Körperfarben, die durchſichtigen Saftfarben genannt.

Endlich theilt man auch noch die Farben nach den Bindemitteln ein, mit welchen ſie vermiſcht werden, wobei auf ihren Auftrag Rückſicht genommen wird, wovon die hauptſächlichſten Arten folgende ſind: 1) Enkauſtiſche Farbe, worunter man insbeſondere die verſteht, welche mit geſchmolzenem oder aufgelöſtem Wachs vermiſcht aufgetragen wird. Im weitern Sinne des Worts kann auch darunter jede Schmelzfarbe oder Schmelzmalerei verſtanden werden. 2) Frescofarbe, die mit Kalkwaſſer vermiſcht iſt und auf friſchen Kalkanwurf aufgetragen wird. 3) Glasfarbe, die eigentlich durch Schmelzung bewirkte Malerei, welche im weitern Sinne des Worts zur Enkauſtik gerechnet werden muß. 4) Temprafarbe oder Tempramalerei, bei welcher die Farbe mit Eiſtoff und Feigenmilch vermiſcht wird. 5) Ölfarbe, wo Öl das Bindemittel ausmacht. Es iſt bekannt, daß Oliven- und Rüböl dazu unbrauchbar ſind, weil dieſe Öle nicht hart werden, ſondern nur gerinnen. 6) Aquarellfarbe iſt Farbe, die im Waſſer ſich auflöſt und mit Waſſer aufgetragen wird, das Bindemittel iſt Gummi. 7) die Paſtellfarbe beſteht aus Erdfarben, welche in Stifte geformt ſind und trocken aufgetragen werden. 8) Gouachefarbe iſt Deckfarbe, welche mit thieriſchem Leim oder auch Gummi und Waſſer vermiſcht iſt.

Die bemerkenswertheſten Schriften über Malerkunſt und Malerfarben ſind: Di *Cennino Cennini* Tratato della pittura. Messa in luce la prima volta con annotazioni dal Cavaliere *Giuseppe Tambroni*. (Roma) 1821. — Introduzione di M. *Georgio Vasari*, pittore Aretino alle tre arti del disegno cioé architettura, scultura e pittura. — Die Malerei der Alten von ihrem Anfange bis auf die chriſtlichen Zeiten nach Plinius mit Berückſichtigung Vitruv's von Joh. Friedrich John. (Berlin). — Die Malerei der Alten in ihrer Anwendung und Technik von R. Wiegmann. — Die Kunſt auf Glas zu malen von D. M. A. Geſſert. (Stuttgart 1842.) — M. B. L. Bouvier's vollſtändige Anweiſung zur Ölmalerei. Überſetzt und mit einem Anhange von D. C. F. Prange. (Halle 1838.) — Die Farben von D. Jacob Roux. — Die Harzmalerei der Alten, von Friedrich Knirim. (Leipzig 1839.) — *De la peinture à l'huile par I. F. L. Mérimée.* (Paris 1830.) — Traité complet de la peinture par *M. P. de Montabert*. — D. F. G. H. Lucanus, Gründliche Anleitung zur Erhaltung, Reinigung und Wiederherſtellung der Gemälde. (Halberſtadt 1832.) *(v. Quandt.)*

Farbe, durch Brechung, durch totale Reflexion, durch

Abſorption, durch Interferenz, durch Beugung des Lichts, ſ. Farbe.

Farbe, natürliche der Körper, chemiſche Wirkung, Einwirkung auf das Auge, ſubjective, phyſiologiſche, complementäre, der Schatten, ſ. Farbe.

Farben, Zuſammenſetzung derſelben, ſ. Farbe.

FARBENCLAVIER, Clavecin oculaire, auch Clavecin des couleurs, machte der Jeſuit Louis Bertrand Caſtel (geb. zu Montpellier den 11. Nov. 1688, geſt. den 11. Jan. 1757) zuerſt im Journal de Trevoux 1725 und 1735 bekannt. Der Mann, der ſich, außer der Geometrie, mit optiſchen und akuſtiſchen Gegenſtänden beſchäftigte, mehr phantaſirend, als methodiſch unterſuchend, wollte durch eine Scala, oder Stufenleiter der Farben, welche er in ihrer Reihenfolge auf Claviertaſten vertheilt, für das Auge ungefähr dieſelben, oder doch ganz ähnliche Bilder in Farbenzuſammenſetzungen hervorbringen, wie ſie die Töne für's Ohr hervorrufen, und zwar ſo, daß das Empfindungsvermögen von der Harmonie der Farben ebenſo lebhaft gerührt würde, als es von der Harmonie der Töne in Bewegung geſetzt wird. — Zu dem Ende hatte er jeder Taſte ſeines Claviaturinſtrumentes eine beſtimmte Farbe in geordneter Reihenfolge zugetheilt, welche ſich ſogleich zeigte, wenn die Taſte niedergedrückt wurde. Dadurch ſollten alſo Bilderſtücke hervorgezaubert werden, wie durch's gewöhnliche Clavier Tonſtücke. — Dieſer uns jetzt ganz ſonderbar vorkommende Einfall lag jedoch völlig in der Richtung jener Zeit, nachdem Newton die Geſetze des Lichtes und der Farben erklärt hatte. Längſt, ja ſchon von den Anfängen der Menſchenbildung, war den Farben, wie den Tönen, eine myſtiſche Bedeutung, eine Beziehung auf das Innere der Menſchen- und Geiſterwelt beigelegt worden. Jetzt ergab ſich noch eine große Ähnlichkeit zwiſchen Farben und Tönen, z. B. ſieben Hauptfarben und ſieben Haupttöne ꝛc. Da ſich nun der berühmte Euler noch ſtärker an dieſe Idee hing, ſogar Farbenoctaven verſchiedener Art ſetzend, ſo nahm das Aufſuchen der Ähnlichkeiten zwiſchen Farben und Tönen ſo überhand, daß in den echten Liebhabern an den Unterſchied zwiſchen beiden, welcher bekanntlich oft ſchwerer zu finden iſt, als die Ähnlichkeit, kaum mehr gedacht wurde. Und ſo war denn der den Hauptſachen nach gegebene Verſuch des Jeſuiten Caſtel, welcher ſich ſeit 1720 im Convent zu Paris befand, wodurch ihm die Ausführung deſſelben ſehr erleichtert wurde, beiweitem zeitgemäßer, als gewöhnlich angenommen worden iſt. Die Hauptgrundſätze, die er bei ſeinem Farbenclavier befolgte, waren folgende: „Es gibt einen Stammton, den wir C nennen wollen; es gibt eine feſte, toniſche Grundfarbe, die allen Farben zur Baſis dient, und das iſt Blau. 2) Sowie man drei weſentliche Töne hat, die vom Stammtone abhangen und mit ihm eine vollkommene und urſprüngliche Zuſammenſtimmung bilden, nämlich c e g, ſo hat man auch drei urſprüngliche Farben, welche, vom Blau abhangend, aus keiner andern Farbe zuſammengeſetzt ſind, und die andern alle hervorbringen, nämlich Blau, Gelb und Roth. Blau iſt der Grundton, Roth die Quinte, Gelb die Terz. 3) Es finden ſich fünf toniſche Saiten: c, d, e, g, a —, und zwei halbtoniſche, f und h; es finden ſich fünf toniſche Farben, worauf ſich gemeiniglich die übrigen beziehen: Blau, Grün, Gelb, Roth, Violett; und man hat zwei zweideutige, nämlich Aurora und Violant, welches ein etwas brennendes Blau iſt. 4) Aus fünf ganzen und zwei halben Tönen beſteht die ſogenannte diatoniſche Tonleiter: c, d, e, f, g, a, h; auf gleiche Weiſe entſpringen aus fünf völligen und zwei halben Farben die natürlichen Stufen der auf einander folgenden Farben: Blau, Grün, Gelb, Aurora, Roth, Violett und Violant. Denn das Blaue leitet zum Grünen, welches halb Blau und halb Gelb iſt; das Grüne leitet zum Gelben, das Gelbe zum Aurora u. ſ. f. Das Violant, welches faſt ganz blau iſt, leitet wieder zum reinen, aber um die Hälfte helleren Blau, ſodaß mit der erhöhten Octave alle vorhergehenden Farben in ebenderſelben Ordnung, nur um die Hälfte heller, zum Vorſcheine kommen." Und dergleichen mehr. Um nun die Vergleichung der Farben mit den Tönen, die gegenſeitige Ähnlichkeit in den auf gleichmäßige Weiſe entſtehenden Farbe- und Tonbildern noch ſchlagender herzuſtellen, ſetzte Caſtel ſeinem Augenclaviere noch Pfeifen an, die beim Niederdrucke der Taſte ihren Ton ebenſo hören ließen, wie ſich die rechte, dem Tone entſprechende Farbe dem Auge zeigte. Dadurch ſollte alſo die Augen- und Ohrmuſik in ihrem gegenſeitigen Zuſammenhange recht deutlich veranſchaulicht oder überhaupt in ihrer Doppelrichtung verſinnlicht werden. — Kurz, die Theorie jener Zeit fand eine ſolche Einigung in beiden, daß man ſich für berechtigt hielt, die Farbe gleichſam als Ton für das Auge, den Ton dagegen als Farbe für das Ohr anzuſehen und für jeden dieſer beiden Sinne eine gleichmäßige Wirkung vorauszuſetzen, wenn man grade unter denſelben Bedingungen und in völlig gleichmäßigen Verhältniſſen Tonſtücke und Farbeſtücke zugleich ſpielend vortrüge. Ob nun gleich grade dieſes Paralleliſiren zweier Dinge, die in ihrem Verlaufe eine ganz entgegengeſetzte Richtung annehmen, die überſpannten Erwartungen auch ſonſt kluger Köpfe jener Zeit durch Leerheit des Erfolges oder der Wirkung vernichten mußte, ſo ging dies doch nicht ſo ſchnell vor ſich, als muſikaliſche Schriftſteller in der Regel es ausſprechen. Vielmehr nahm man auf Caſtell's Augen- oder Farbenclavier in England, Rußland und Teutſchland nicht unbedeutende Rückſicht, auch in Schriften und Überſetzungen. Unter Andern gab der hamburgiſche Georg Philipp Telemann eine Überſetzung aus dem Franzöſiſchen: Beſchreibung der Augenorgel oder des Augenclaviers, ſo der berühmte Mathematicus und Jeſuit zu Paris, Herr Pater Caſtell, erfunden und in's Werk gerichtet hat. (Hamburg 1739.) Man lieſt dieſe Überſetzung abgedruckt in Mizler's Muſikaliſcher Bibliothek. 2. Bd. S. 269—276, wo man noch Ausführlicheres über die Einrichtung dieſes Farbenclaviers nachleſen kann. — Caſtell ſelbſt hat noch gegen Ende ſeines Lebens ſich für die Sache bemüht: Lettre à Mr. *Rondet*, au sujet du Clavecin des couleurs. Im Mercure de France. 1755. — Da aber das Inſtrument den leidenſchaftlichen Erwartungen

nicht weniger Männer nicht nur nicht entſprach, ſondern nur Farben im bunten Wechſel ſich vereinen und trennen laſſen konnten, ohne daß eine Wirkung daraus ſich zu entwickeln vermochte, ſo half das Zweckloſe dieſes Farbenclaviers zu Unterſuchungen, die gegen jenes zu weit getriebene Vergleichungsſyſtem der Farben und der Töne, vielmehr auf den Unterſchied derſelben gerichtet ſein mußten. Somit mußte denn auch das Farbenclavier ſpurlos wieder verſchwinden. Eine hierher gehörige Abhandlung über Ton und Farbe von Auguſt Apel lieſt man in der Allgem. muſikal. Zeitung. 1800. Nr. 44 und 45.

(*G. W. Fink.*)

Farbenringe, Farben dünner Platten, dicker und gemiſchter Platten, ſ. **Farbe**.

FARBENSEHEN, Chromatopſie (von τὸ χρῶμα, die Farbe, und ἡ ὄψις, das Sehen), Chrupſie (von ὁ χρὼς, die Farbe, und ἡ ὄψις). Das ebenfalls vorkommende Wort Crupsia iſt eine Corruption aus Chrupsia. — Unter Farbenſehen verſteht man das Wahrnehmen von Farben, denen keine identiſch gefärbten auf das Auge einwirkenden Objecte entſprechen, die alſo keine objective Realität beſitzen. Das Farbenſehen kommt aber theils als phyſiologiſcher, theils als pathologiſcher Zuſtand vor, und es ſind folgende Fälle dabei zu unterſcheiden:

1) Wenn das Bild eines betrachteten Gegenſtandes genau auf die Retina fällt, das Auge alſo der Entfernung des betrachteten Gegenſtandes accommodirt iſt, ſo verhält ſich daſſelbe wie ein achromatiſcher Apparat, und es kommt zu keiner Farbenzerſtreuung durch ungleiche Brechung der verſchieden brechbaren farbigen Strahlen, welche im weißen oder gemiſchten Lichte enthalten ſind. Das Auge iſt aber kein abſoluter Achromat. Von Gegenſtänden, die vor oder hinter dem fixirten liegen, gelangen Zerſtreuungsbilder auf die Netzhaut, und dieſe ſind nach den Geſetzen der prismatiſchen Strahlenbrechung allerdings mit Farbenſäumen umgeben. Dies bemerken wir freilich nicht bei dem gewöhnlichen Sehen, wenn die Aufmerkſamkeit dem fixirten Objecte ganz zugewendet iſt; denn es werden dann die übrigen Objecte nicht beſtimmt empfunden, alſo auch nicht deren Farbenſäume; auch fehlt der Gegenſatz des ſehr Hellen und ſehr Dunkeln. Die Sache läßt ſich aber leicht durch einen Verſuch zur Anſchauung bringen, wenn man ein weißes Feld auf ſchwarzem Grunde, oder ein ſchwarzes Feld auf weißem Grunde betrachtet. Am beſten iſt es übrigens, wenn bei dem Verſuche das eine Auge geſchloſſen wird. Betrachtet man ein weißes Feld auf ſchwarzem Grunde in der Weiſe, daß das Auge einem entfernter liegenden Punkte accommodirt iſt, dann erſcheint das weiße Feld mit einem Farbenſaume umgürtet, der vom Weißen nach dem Schwarzen hin Violett, Blau, Gelb, Roth enthält; denn die violetten Strahlen des weißen Lichtes werden am ſtärkſten, die rothen Strahlen am ſchwächſten gebrochen. Wird dagegen das Auge einem näher liegenden Punkte accommodirt, dann erſcheint das weiße Feld auch von einem Farbenſaume umgeben, in welchem jedoch die Reihenfolge der Farben die umgekehrte iſt, nämlich von Innen nach Außen Roth, Gelb, Blau, Violett. — Dieſe Farbenſäume werden auch deutlich an den Fenſterrahmen wahrgenommen, wenn man durch die Fenſterſcheiben hindurch entferntere Gegenſtände fixirt, oder wenn man die Augen zwar auf die Fenſterſcheiben gerichtet hat, aber einen diesſeit derſelben liegenden Gegenſtand fixirt. Beſonders bei kleinen Objecten fallen ſolche Farbenſäume leicht in die Wahrnehmung. So bekommen die ſchwarzen Buchſtaben einen Farbenſaum, wenn das Buch in eine Entfernung diesſeit des deutlichen Sehens gebracht wird. Ähnliches kann man an einem auf paſſende Weiſe bewegten Stecknadelkopfe bemerken. Sieht man ferner durch eine kleine Öffnung in einem ſchwarzen Papiere gegen den lichten Himmel, ſo erſcheint der Rand der Öffnung mit einem Farbenſaume umgeben. Sehr leicht und deutlich treten auch dieſe dioptriſchen Farbenſäume auf, wenn durch Eintröpfeln von Belladonna oder Bilſenkraut die Iris unbeweglich gemacht und die Pupille vergrößert wird, ſodaß die Accommodationsfähigkeit des Auges für verſchiedene Entfernungen eine Störung erleidet. — Auch durch innere Urſachen kann dieſe Accommodationsfähigkeit des Auges eine vorübergehende Beeinträchtigung erfahren, und von dieſem Geſichtspunkte aus ſind daher auch wol die rothen Säume um ſchwarze Schrift zu erklären, die nach Einwirkung heftiger Affecten, bei großer Schläfrigkeit u. ſ. w. auftreten. — Wenn ferner von manchen Unterleibskranken erzählt wird, daß ſie alle Gegenſtände mit einem farbigen Saume umgeben ſahen, ſo dürfte auch hier eine ſecundäre Störung des Lichtleitungs- oder Lichtbrechungsapparates, namentlich eine abnorme Erweiterung der Pupille, zunächſt als Erklärungsmoment in Betracht kommen.

2) Galvaniſche Reizung der Retina hat nach Ritter und Purkinje nicht bloße einfache Lichtempfindung zur Folge, ſondern das empfundene Licht ſoll beim Kupferpole hellviolett, beim Zinkpole gelblich ſein.

3) Zu den rein phyſiologiſchen Farbenwahrnehmungen, die der objectiven Grundlage ermangeln, gehören die farbigen Nachbilder, die nicht blos nach Einwirkung farbiger objectiver Bilder, ſondern auch mancher farbloſer objectiver Bilder auftreten.

a) Ein farbiges Nachbild nach einem farbloſen Objecte tritt z. B. auf, wenn wir ein ſehr intenſives Licht, z. B. die im Brennpunkte einer Linſe geſammelten Sonnenſtrahlen, oder die Sonne ſelbſt betrachteten und nun das Auge auf eine weiße Wand richten. Die Netzhautſtelle, welche durch die intenſiven Lichtſtrahlen für ſchwächere Lichtſtrahlen vorübergehend unempfindlich geworden iſt, empfindet das von der weißen Wand kommende Licht nicht, und ſo ſtellt ſich das Nachbild des Linſenfocus oder der Sonnenſcheibe auf der weißen Wand ſchwarz dar. Dieſes zuerſt ſchwarze Nachbild wird aber ſucceſſiv blau, grün, gelb, weiß, und die jedesmalige Farbe entwickelt ſich vom Rande des Nachbildes aus gegen deſſen Mitte. Wird dagegen das Auge von der Sonne oder dem Linſenfocus weg ins Dunkle gerichtet, ſo wird das Nachbild der Sonne zunächſt als relativ erhellt, weiß empfunden; dieſes weiße Nachbild durchläuft aber ſucceſſiv gelb, orange, roth, violett, blau, ſchwarz, wobei ebenfalls die jeweilige Farbe vom Rande des Nachbildes gegen deſſen Mitte

fortrückt. Der Verſuch läßt ſich auch noch auf folgende Weiſe ausführen. Man legt ein kleineres Stück weißes Papier auf ſchwarzen Grund, erleuchtet das ganze durch weißes Licht, und richtet den Blick feſt auf das weiße Papier. Dieſes erſcheint dann alsbald gelb, weiterhin grün, weiterhin blau, und zuletzt verſchwimmt es in dem ſchwarzen Grunde.

b) Bekannter iſt das Auftreten farbiger Nachbilder nach Betrachtung farbiger Objecte. Hat man z. B. eine Zeit lang ein rothes viereckiges Stück Papier, welches auf einem hellen Grunde liegt, betrachtet, ſo ſchwebt dem Auge ein gleichgroßes grünes Feld vor, wenn das rothe Papier weggenommen wird, oder wenn auch nur das Auge vom rothen Papier weg auf den hellen Grund gerichtet wird. War das Papier gelb, dann iſt das Nachbild violett; war jenes orange, ſo iſt dieſes blau und umgekehrt. Das Nachbild hat nämlich jedesmal die complementaire Färbung des gefärbten Objectes; es ſind aber Roth und Grün, Violett und Gelb, Orange und Blau für einander complementär. Die Sache läßt folgende Erklärung zu. Der Eindruck des länger betrachteten Objectes verſchwindet nicht im Nu, ſowie das Object der Augenaxe entrückt wird, ſondern es klingt dieſer Eindruck als Nachbild im Auge ab, deſſen Dauer im Allgemeinen um ſo länger ſein wird, je länger der Eindruck währte. Dieſes Nachbild ſollte nur den Eindruck des Lichten, Hellen mit ſich führen, es ſollte ungefärbt ſein. Da aber in der gereizten Netzhautſtelle die Empfänglichkeit für jene Farbe, welche dem betrachteten Objecte zukommt, vorübergehend abgeſtumpft worden iſt, ſo fallen die ſo gefärbten Strahlen aus dem weißen Lichte aus, welches in dem Nachbilde zur Empfindung gelangt, und es erſcheint daher das Nachbild in der complementären oder gefoderten Farbe, nach Roth grün, nach Grün roth u. ſ. w.

4) Nach rein phyſikaliſchen Geſetzen wird ein Farbenſchimmer empfunden, wenn die Oberfläche der Hornhaut mit Schleim oder mit Augenbutterpartikelchen bedeckt iſt. Wie durch beſchmutzte Brillengläſer erfolgt dann eine ungleichartige Brechung der durchgehenden Lichtſtrahlen. Wenn ferner die Augen durch ſtarke Secretion der Meibomſchen Drüſen verkleben und das Secretum in einzelnen Klümpchen oder Tröpfchen in den Cilien hängt, ſo erleidet ein Theil der Lichtſtrahlen, welcher auf die Hornhaut und ins innere Auge fällt, eine Biegung, wodurch eine ungleichartige Brechung und Farbenerſcheinungen hervorgerufen werden.

5) Ein wirkliches pathologiſches Farbenſehen kommt bisweilen als Visus coloratus vor, wo Gegenſtände, die aller Welt ungefärbt oder weiß erſcheinen, ſich in beſonderer Färbung, roth, gelb, blau darſtellen. Man hat dieſen pathologiſchen Zuſtand unphilologiſch unter dem Namen Chromopſie von dem phyſiologiſchen Farbenſehen, der Chromatopſie, unterſcheiden wollen. Das urſächliche Moment kann hier in den brechenden Medien des Auges liegen: Gelbſüchtigen erſcheinen manchmal alle Gegenſtände mit einem gelblichen Tint behaftet, weil auch die Augenflüſſigkeiten an der gelben Färbung Theil nehmen. In andern Fällen kann man das urſächliche Moment nur in der Netzhaut ſelbſt ſuchen. Einige Beiſpiele dieſes ſeltenen Leidens führt Szokalski (Sur les Sensations des Couleurs. [Paris 1841.] p. 128) an. Dieſer Zuſtand, wo alle Gegenſtände dem Patienten in einerlei Färbung erſcheinen, hält manchmal hartnäckig an; in andern Fällen tritt ein plötzlicher Wechſel ein, indem das normale Farbenſehen wiederkehrt, oder aber auf einmal alle Gegenſtände in einer andern abnormen Farbe auftreten. Manchmal zeigte dieſer abnorme Zuſtand einen remittirenden Typus; die ganze Abnormität tritt aber auch wol mit remittirendem Typus auf. In einigen der aufgezeichneten Fälle war der Visus coloratus offenbar ein begleitendes Symptom der Amblyopie, und in der That führen die Augenärzte die Chrupſie unter den Symptomen der Amauroſe auf, worunter man jedoch auch die Empfindung von Blitzen, von Flackern, von verſchiedenartigem Lichtſchimmer vor dem Auge verſteht. (*F. W. Theile.*)

FARBENUNTERSCHEIDUNGSVERMÖGEN. Durch eine immanente Energie unſeres Sehorganes werden wir von den differenten objectiven Pigmenten verſchiedenartig afficirt; wir empfinden die Pigmentqualität unmittelbar und unterſcheiden daher die Farben von einander. Es läßt ſich dieſes Unterſcheidungsvermögen allerdings durch Übung noch ſchärfen und verfeinern, ſodaß ſchon ganz unbedeutende Nüancirungen der nämlichen Pigmentqualität erkannt werden können.

In ſeltenen Fällen ermangeln aber auch einzelne Individuen des Vermögens der Farbenerkennung und Farbenunterſcheidung; ein Zuſtand, der mit den Idioſynkraſien zuſammengeſtellt werden kann. Die paſſende Bezeichnung für dieſe Unvollkommenheit des Sehvermögens iſt Chromatopſeudopſie oder Chromatometablepſie. Nur für einzelne Fälle paßt der von Goethe zur generellen Bezeichnung gebrauchte Name Akyanoblepſie. Verwerflich iſt die von Helling gebrauchte Benennung Achromatopſie, weil ſie einerſeits auf das rein Phyſikaliſche im Brechungsverhältniſſe des Auges hinweiſt und andererſeits wol auf den höchſten Grad der Unvollkommenheit, nicht aber auf die niedrigern Grade paßt. Chrupsia und das daraus corrumpirte Crupsia bezeichnen ein ganz anderes Verhältniß, und nur durch eine grobe Verwechſelung hat man das fragliche Unvermögen des Auges auch mit dieſen Namen belegen können.

Die Chromatopſeudopſie kommt ſtets nur angeboren vor und iſt bisweilen erblich. Sie wird häufiger bei Perſonen mit hellem Tint beobachtet, ebenſo häufiger beim männlichen Geſchlechte. Die übrigen Functionen des Auges ſind dabei nicht beeinträchtigt; auch ſteht ſie mit keiner Schwäche des übrigen Körpers in einer nähern Beziehung. Übrigens iſt dieſe Unvollkommenheit bei verſchiedenen Individuen in ungleichem Grade zugegen. Beim höchſten Grade, deſſen Vorkommen aber noch keineswegs ganz feſtſteht, werden nur die ſtärkſten Gegenſätze des Erhellten, Schwarz und Weiß, unterſchieden; es beſteht gleichſam Farbenblindheit. Eine Landſchaft muß einem in ſolcher Weiſe Leidenden ungefähr ähnlich vorkommen, wie ein Kupferſtich in ſchwarzer Manier. In den meiſten Fällen ſind es aber nur einzelne Farben die

als ſolche gar nicht, ſondern mit einer andern identiſch empfunden werden, namentlich Blau, Roth, Braun, Grün. Purkinje glaubte nach den bisher beſchriebenen Fällen vier Grade oder Species annehmen zu können.

a) Achromatopſie, die völlige Farbenblindheit.

b) Akyanoblepſie, wenn die blaue Grundfarbe und die aus dieſer gemiſchten nicht unterſchieden werden.

c) Anerythroblepſie, wenn die rothe Grundfarbe und die aus dieſer gemiſchten nicht wahrgenommen werden.

d) Chromatodyſopſie, wenn die betreffenden Individuen zwar alle Farben zu erkennen im Stande ſind, mit Deutlichkeit aber nur dann, ſobald die Farben im höchſten Grade der Sättigung zugegen ſind.

Beſondere Heilmittel zur Beſeitigung oder wenigſtens Verbeſſerung dieſer angebornen Schwäche ſind nicht bekannt. Durch ſorgfältige Übung und ſehr große Aufmerkſamkeit läßt ſich nur in den leichtern Graden einigermaßen nachhelfen. (*F. W. Theile.*)

Farbenzerstreuung, ſ. Farbe.

FARBESTOFF. 1) Des Auges (Augenſchwarz, Ophthalmomelanin). Berzelius und Gmelin haben das ſchwarze Pigment, welches die Chloroidea des Auges bedeckt, unterſucht, neuere Unterſuchungen von Simon beſtätigen nur die frühern Angaben. Möglichſt rein erhält man das Augenſchwarz, wann, nach Hinwegnahme der Retina, die Chloroidea von der Sclerotica abgezogen und in einem feinen leinenen Lappen ſo lange unter Waſſer gedrückt wird, als ſich noch ein ſchwarzer Farbeſtoff darin aufſchwemmt. Im Waſſer vertheilt ſieht der Farbeſtoff dunkelbraun aus, und erſt auf dem Filter erſcheint er als eine ſchwarze zuſammenhängende Maſſe, ganz trocken aber bildet er eine zerreibliche braunſchwarze, geruchloſe Maſſe, welche im Waſſer unterſinkt. Im kalten und kochenden Waſſer, im Alkohol und Äther, in ätheriſchen Ölen und Fetten iſt das Augenſchwarz unlöslich, verdünnten Säuren ertheilt es nach längerem Digeriren eine gelbliche Farbe, und von kauſtiſchem Kali wird es nur unvollkommen, ſehr langſam und unter ſchwacher Ammoniakentwickelung gelöſt. Aus der kaliſchen Löſung ſcheidet Salzſäure braune Flocken ab, welche, wie Simon fand, verändertes Augenſchwarz und ſchon dadurch vom urſprünglichen Farbeſtoff verſchieden ſind, daß ſie von heißem Alkohol gelöſt werden. Nach Berzelius verhält ſich das Augenſchwarz beim Erhitzen an der Luft eher wie eine vegetabiliſche, als wie eine animaliſche Subſtanz; es ſchmilzt weder, noch bläht es ſich auf, riecht unangenehm, aber nicht wie verbrennender Thierſtoff, entzündet ſich und gibt eine Kohle, die von ſelbſt zu glimmen fortfährt und eine etwas röthliche Aſche hinterläßt, welche Kochſalz, phosphorſauren Kalk und Eiſenoxyd enthält.

2) Des Blutes (Hämatin, Hämatoſin, Blutroth). Mit Globulin verbunden bildet dieſer Farbeſtoff die Rinde der Blutkügelchen, welche in dem rothen Blute aller Thiere die Färbung bedingen. Erſt in neueſter Zeit iſt das Hämatin iſolirt worden, und vorzugsweiſe iſt das aus Menſchenblut erzeugte genauer unterſucht worden. Die oben erwähnte Verbindung von Globulin mit Hämatin nennt Berzelius Blutroth, für welchen Namen Hämatoglobulin vorgeſchlagen iſt, um dem Misverſtändniß, als ſei das Blutroth (Berz.) der eigentliche Farbeſtoff des Bluts, vorzubeugen.

Um nach Lecanu das Hämatin darzuſtellen, wird in folgender Weiſe verfahren: In geſchlagenes und vom Faſerſtoff befreites Blut wird ſo lange Schwefelſäure getröpfelt, bis das ſchwarzbraune Gemiſch zu einer breiigen Maſſe geſteht. Dieſe wird im Alkohol zertheilt und zwiſchen feiner Leinwand ausgepreßt, ſo lange noch Flüſſigkeit entfernt werden kann; der Rückſtand wird ſo lange mit Alkohol ausgekocht, als ſich dieſer noch braun färbt, wobei es rathſam iſt, die letztere Menge Alkohol etwas mit Schwefelſäure anzuſäuern. Der Alkohol nimmt hierbei ſchwefelſaures Hämatin und ſchwefelſaures Globulin auf. Die rothe Tinktur wird filtrirt, mit Ammoniak überſättigt, wobei ſchwefelſaures Ammoniak und das ſchwefelſaure Globulin niederfallen, und endlich zur Trockne deſtillirt. Es bleibt nun Hämatin mit Fett, Salzen und extractiver Materie und Blutbraun gemiſcht, zurück. Durch vollſtändiges Ausziehen mit Äther, Waſſer und Alkohol entfernt man dieſe, und das Hämatin bleibt rein zurück.

Berzelius empfiehlt folgende Methode: Nachdem die Blutkörperchen durch eine concentrirte Löſung von ſchwefelſaurem Natron aus geſchlagenem Blute ausgeſchieden worden ſind, werden ſie abfiltrirt und ſo lange mit ſchwefelſäurehaltigem Alkohol gekocht, bis ſie in eine grauweiße Maſſe verwandelt worden ſind. Die noch heiß filtrirte Löſung wird mit kohlenſaurem Ammoniak zur Fällung des Globulins und der Schwefelſäure verſetzt, und die hiervon abfiltrirte rothe Flüſſigkeit bis auf $1/12$ ihres frühern Volumens abgedampft; hierbei ſcheidet ſich das Hämatin völlig rein als ſchwarzes Pulver ab, während die darüberſtehende Flüſſigkeit noch etwas globulinhaltiges Hämatin enthält.

Das Blutroth von Berzelius, nämlich das Gemiſch von Hämatin mit Globulin, welches Berzelius für eine chemiſche Verbindung anſieht, erhält man entweder, wenn man den zwiſchen Löſchpapier ausgepreßten und ſo von Blutwaſſer möglichſt befreiten Blutkuchen mit Waſſer auswäſcht und die Löſung unter + 50° C. abdampft, oder wenn man die aus geſchlagenem Blute durch Glauberſalz gefällten Blutkörperchen, welche auf dem Filter ein dickes Magma bilden, mit Salzwaſſer auswäſcht und dann mit Waſſer auszieht; die wäſſerige Löſung wird dann, wie vorher, abgedampft.

Der Blutfarbſtoff unterſcheidet ſich von allen übrigen Beſtandtheilen des Thierkörpers durch ſeinen Eiſengehalt; es gibt außer dem Hämatin keinen, welcher Eiſen enthält, und kann Eiſen irgendwo nachgewieſen werden, wie in der Muskelfaſer, ſo iſt derſelbe abhängig von der Gegenwart von Blutroth. Nach Mulder's genauen Unterſuchungen iſt das Hämatin keine Proteïnverbindung, und es enthält weder Schwefel noch Phosphor, noch auch ein Alkali. Nach Mulder's Analyſe beſteht es in 100 Theilen aus:

Waſſerſtoff	5,37
Kohlenſtoff	65,84
Stickſtoff	10,40
Sauerſtoff	11,75
Eiſen	6,64

Dieſer Zuſammenſetzung entſpricht die Formel C_{44} H_{22} N_6 O_6 Fe.

Auffallend iſt es, daß Lecanu den Gehalt des Hämatins an Eiſen bei verſchiedenen Thieren verſchieden gefunden hat; es iſt zwar wahrſcheinlich, daß das Hämatin der Thiere denſelben Eiſengehalt hat, doch muß dies weitern Unterſuchungen überlaſſen bleiben.

In welcher Form das Eiſen in dem Hämatin exiſtirt, iſt noch nicht ausgemacht. So iſt auch die Frage immer noch nicht genügend beantwortet, ob und welche Verſchiedenheiten dieſe Eiſenverbindung erleidet, wenn ſie aus dem venöſen Blute in das arterielle übergeht. Gegen die Annahme, daß das Eiſen als Oxyd zugegen ſei, ſprechen nach Einigen die Beobachtungen, daß die vorzüglichſten Reagentien, welche die Gegenwart des Eiſens anzeigen, hier gänzlich wirkungslos ſind. Indeſſen berückſichtige man, daß die Menge des Hämatin, welche man gewöhnlich in den Probeflüſſigkeiten hat, nur gering iſt, ganz beſonders aber beachte man die Erfahrung, daß die Gegenwart organiſcher Subſtanzen die Reactionen zu verhindern oder doch zu modificiren vermag. Aus den Zerſetzungen, welche das Hämatin durch gewiſſe Reagentien erleidet, glaubt Liebig das Eiſenoxyd als präexiſtirend in dem Hämatin annehmen zu dürfen.

Das Hämatin iſt, wie ſchon geſagt, keine Proteïnverbindung, doch laſſen ſich auch bei ihm zwei Modificationen, nämlich eine lösliche und eine unlösliche, unterſcheiden. Es löſt ſich das Hämatin ſehr leicht in ſchwach durch Schwefelſäure oder Salzſäure angeſäuertem Alkohol auf. Die Löſung iſt braun, wird aber durch Sättigung mit Alkalien blutroth. Waſſer, welches mit denſelben Säuren geſäuert iſt, vermag das Hämatin nicht zu löſen. Digerirt man Hämatin mit Schwefelſäure, die mit ſechs Theilen Waſſer verdünnt iſt, ſo wird es nicht aufgelöſt, ſondern nur zum Theil des Eiſens beraubt, und in eine in Alkohol und Äther lösliche neue Subſtanz verwandelt, welche Samſon Blutroth nennt. Von concentrirter Salpeterſäure wird es in der Kälte mit brauner Farbe unter Entwickelung von ſalpetriger Säure aufgelöſt, beim Kochen damit wird es aber vollſtändig zerſtört. Läßt man Chlor auf mit Waſſer angerührtes Hämatin einwirken, ſo löſt ſich alles Eiſen als Eiſenchlorid auf, während weiße Flocken ſich abſcheiden, welche nach Mulder eine chemiſche Verbindung von eiſenfreiem Hämatin mit chloriger Säure ſind. Wird aber über trocknes Hämatin Chlorgas geleitet, ſo bildet ſich ohne Abſcheidung irgend einer Subſtanz eine dunkelgrüne Verbindung, welche im Alkohol ſich auflöſt, von Säuren und Alkalien nicht verändert, von Schwefelammonium aber beim Erwärmen roth gefärbt wird. Mit trocknem Salzſäuregas bildet trocknes Hämatin eine violette Maſſe, welche mit ſchön rother Farbe und ſaurer Reaction ſich in Waſſer und Alkohol auflöſt. Selbſt ſehr verdünnte Löſungen reiner und kohlenſaurer Alkalien löſen das Hämatin faſt in jedem Verhältniß auf. Kocht man die Löſung des Hämatin in Kali und ſättigt dann mit einer Säure, ſo iſt das gefällte Hämatin nicht mehr in mit Ammoniak vermiſchtem Alkohol löslich. Ammoniakgas wird nicht vom Hämatin abſorbirt. Kohlenſäure, Sauerſtoff, Stickſtoffoxyd verändern die Farbe der ammoniakaliſchen Hämatinlöſung nicht, von ſchwefliger Säure wird ſie indeſſen hellroth gefärbt, und Schwefelwaſſerſtoffgas färbt ſie nur wenig dunkler. Aus derſelben Löſung wird das Hämatin durch Silber-, Blei- und Kupferoxydſalze vollſtändig gefällt.

(Über die Anſichten Liebig's in Betreff der Functionen des Hämatin bei dem Athmungsproceß ſehe man Haematoglobulin.) Brauner und blauer Blutfarbeſtoff ſ. Haemaphaeïn und Haemacyanin.

3) Der Galle. Die verſchiedene Färbung der Galle nicht nur verſchiedener Genera, ſondern ſelbſt verſchiedener Individuen derſelben Species lehrt, daß die Galle mehre Farbeſtoffe enthält, oder daß ein zu Grunde liegendes Pigment ſehr leicht modificirt wird. Der Gallenfarbeſtoff findet ſich längs des ganzen Darmkanals, am reichlichſten aber in der Galle, und in dieſer gewöhnlich aufgelöſt, doch oft auch nur aufgeſchlemmt. Sehr häufig bildet er die Kerne zu Gallenſteinen, und zuweilen finden ſich in den Gallengängen und auch in der Gallenblaſe Concremente, die faſt nur aus dem Farbeſtoffe beſtehen. In Krankheiten, in welchen die Functionen der Leber geſtört ſind, wie in der Polycholie, oder in welchen die Ausführung der Galle aus den Gallengängen verhindert iſt, wie im Icterus, findet ſich der Gallenfarbeſtoff auch in andern Theilen des thieriſchen Organismus. Dieſe Theile beſitzen dann eine eigenthümlich gelbe Färbung. Man unterſcheidet folgende Farbeſtoffe der Galle:

a) Gallengrün (Biliverdin). Berzelius hat bei ſeinen neueſten Unterſuchungen der Galle dieſen Farbeſtoff, von deſſen Gegenwart die grüne oder grünbräunliche Farbe der Galle bedingt iſt, abgeſchieden. Nach Berzelius wird trockene Galle im Alkohol gelöſt, und dieſer Löſung in kleinen Mengen eine Chlorbariumſolution ſo lange zugeſetzt, als ſich noch ein dunkelgrüner Niederſchlag bildet, den man erſt mit Alkohol, dann mit Waſſer wäſcht. Noch feucht wird der Niederſchlag mit verdünnter Salzſäure digerirt, die das Biliverdin zurückläßt, den Baryt aber löſt. Das noch unreine Biliverdin digerirt man mit Äther, wodurch das Fett, aber auch etwas Farbeſtoff entfernt wird, und dann mit kaltem, waſſerfreiem Alkohol, der, mit Hinterlaſſung einer grünen Subſtanz, die aus Biliverdin und einer thieriſchen Materie beſteht, das reine Biliverdin auflöſt. Simon erhielt denſelben Farbeſtoff in reichlicher Menge aus den Gallenſteinen.

Das Biliverdin löſt ſich im Alkohol mit grünbrauner Farbe; die Löſung läßt beim freiwilligen Verdunſten den Farbeſtoff als einen ſchwarzbraunen erdigen Körper zurück; beim Verdunſten in der Wärme bildet der Rückſtand einen dunkelgrünen, glänzenden, durchſcheinenden Überzug. Es iſt geruch- und geſchmacklos, iſt im Waſſer unlöslich, aber löslich in reinen und kohlenſauren Alkalien, aus welchen Löſungen das Biliverdin wieder durch Säuren in grünen Flocken gefällt wird. Äther löſt es mit rother Farbe, vom Fett wird es mit grüner Farbe aufgenommen. Berzelius gibt an, daß man mit dem Biliverdin unter günſtigen Umſtänden verſchiedene Thier-

ſtoffe grün oder gelb färben kann, und daß nur eine äußerſt geringe Menge Farbeſtoff hierzu erfoderlich iſt. Das Biliverdin wird von Schwefelſäure und Salzſäure mit ſchön grüner, von concentrirter Eſſigſäure mit rother Farbe gelöſt.

b) Gallenbraun (Biliphaeïn). Dieſer Farbeſtoff bedingt die bräunliche Farbe der Galle, der Gallenſteine, der Excremente u. ſ. w. Gmelin, der das Gallenbraun einer genauern Unterſuchung unterworfen hat, gibt an, daß daſſelbe faſt rein, nur mit wenig Fett, phosphorſaurem Kalk und Schleim vermiſcht, in den Gallenſteinen der Ochſen vorkommt. Es erſcheint als rothbraunes Pulver oder als feſte, kryſtalliniſche Maſſe, ohne Geſchmack und Geruch, iſt unlöslich im Waſſer und im Äther, und nur ſpurweiſe im Alkohol, aber leicht löslich in Alkalien. Die hellgelben alkaliſchen Löſungen werden an der Luft grünlichbraun. Höchſt charakteriſtiſch verhält ſich das Gallenbraun gegen Salpeterſäure; durch dieſe Säure wird das Braun zuerſt grün, dann blau, violett, roth und endlich gelb. Chlor verhält ſich gegen den Farbeſtoff ebenſo, doch findet zuletzt Bleichung ſtatt. Dieſe Farbenveränderungen beruhen nach Gmelin auf dem Einfluſſe des Sauerſtoffes; es findet eine Oxydation des Gallenbrauns ſtatt.

c) Bilifulvin nennt Berzelius einen Farbeſtoff, den er aus der eingedickten Ochſengalle in rothgelben Kryſtallen erhielt.

d) Erythrogen. Bizio hat bei Unterſuchung einer krankhaften Galle einen grünen Farbeſtoff erhalten, der ſich zwar dem Gallengrün in ſeinen Eigenſchaften nähert, doch ſo merkwürdige Eigenthümlichkeiten zeigt, daß, wie Berzelius meint, erſt von Andern eine Beſtätigung erwartet werden müßte, ehe die Beobachtung dieſes Farbeſtoffes für richtig anerkannt werden könne.

4) Des Harns. Man hat im Harn verſchiedene Farbeſtoffe beobachtet, nämlich:

a) Das Harnroth (Uroerythrin), oder roſenfarbene Säure. Beſonders bei intermittirenden Fiebern beſitzt der Harn eine geſättigt rothe Farbe, und er ſetzt einen dunkelrothen Bodenſatz ab, der aber nicht, wie bei Hämaturie, Globulin, auch nicht Hämatin enthält, daher keineswegs von dem Farbeſtoffe des Blutes abzuleiten iſt. Prouſt[1]), welcher den rothen Bodenſatz des Harnes (Sedimentum latericium) zuerſt unterſuchte, glaubte darin eine eigenthümliche Säure gefunden zu haben, die er Acide rosacique nannte; doch fand er ſehr bald ſelbſt, daß der Bodenſatz aus Harnſäure, phosphorſaurem Kalk und einem eigenthümlichen Farbeſtoffe beſtehe. Zur Gewinnung des Farbeſtoffes kocht man den Bodenſatz mit Waſſer, oder beſſer mit Alkohol, verengt durch Abdampfen die Löſung, und läßt durch Abkühlen die kleine Menge Harnſäure, welche außer dem Farbeſtoffe gelöſt iſt, ſich ausſcheiden, ſodann trocknet man die Löſung ein. Es wird ein ſcharlachrothes, geruchloſes und faſt geſchmackloſes Pulver gewonnen, welches ſich leicht im Waſſer und Weingeiſt löſt. Die Angaben, welche Vogel[2]) über die Eigenſchaften des Uroerythrins macht, laſſen nicht verkennen, daß er mit einem noch viele Harnſäure enthaltenden Farbeſtoffe experimentirt hat.

Ein blaßrother Bodenſatz bildet ſich auch bisweilen in geſäuertem Harne; doch ſtimmt deſſen Farbeſtoff, wie Berzelius anführt, nicht vollkommen mit dem Farbeſtoffe des Fieberharns überein. Waſſer löſt nämlich dieſen Farbeſtoff nicht auf; kochender Alkohol färbt ſich damit gelb und hinterläßt beim Verdampfen einen rothgelben extractartigen Rückſtand, welcher ſich im Waſſer, mit Hinterlaſſung des rothen, pulverförmigen Farbeſtoffes, ſchwierig löſt.

Nach einer Angabe Duvernoy's läßt ſich das als pathologiſches Product erſcheinende Uroerythrin durch Mitwirkung der Salpeterſäure künſtlich aus geſundem Harne darſtellen. Wenn man nämlich gewöhnlichen Harn bis auf $1/3$ oder $1/4$ ſeines Volums verdunſtet und ihn hierauf mit wenig Salpeterſäure vermiſcht, ſo wird nach 12—16 Stunden die Farbe des Harns dunkelroth, und ſetzt man alsdann ein harnſaures Salz hinzu, ſo fällt die Harnſäure roth gefärbt nieder, und aus dieſem Bodenſatze zieht Alkohol das Uroerythrin aus. Hiermit hängt die von Prout ausgeſprochene Meinung zuſammen, daß die rothe Farbe des Fieberharns vom purpurſauren Ammoniak bedingt werde, da ſich die Purpurſäure durch Behandlung der Harnſäure mit Salpeterſäure erzeugt, und Prout im Fieberharne Salpeterſäure gefunden haben will. Aber abgeſehen davon, daß Salpeterſäure nur höchſt ſelten im Harne beobachtet worden iſt, ſo ſpricht gegen dieſe Annahme auch ein Experiment von Berzelius, welcher Harn mit der Löſung eines purpurſauren Salzes vermiſchte, einen andern Theil des Harnes aber unvermiſcht ließ; beide Partien Harn ſonderten einen gleich gefärbten Niederſchlag ab, welcher den damit gekochten Alkohol nur gelb färbte. Landerer[3]) hat im Schweiße der Achſeldrüſen eines Fieberkranken das Uroerythrin ebenfalls gefunden.

b) Das Harnblau (Cyanurin). Braconnot[4]), Spangenberg[5]), Granier und Delens[6]) haben im krankhaften Urin einen blauen Farbeſtoff beobachtet, der im Urine ſuspendirt iſt und ſich in der Ruhe aus demſelben abſetzt. Braconnot löſte den auf einem Filter ausgewaſchenen Bodenſatz in verdünnter Schwefelſäure auf, um das beigemengte pechartige Fett, den Schleim und die phosphorſaure Kalkerde zu entfernen, und fällt dann aus der ſchwefelſauren Löſung das Cyanurin durch Bittererde. So dargeſtellt iſt das Cyanurin ein dunkelblaues Pulver von intenſiverer Farbe als Berlinerblau, geruch- und geſchmacklos, wenig löslich im Waſſer, das ſich, damit gekocht, bräunlich färbt, welche Farbe durch einen Zuſatz von Säure in blaſſes Roſenroth übergeht; im kochenden Alkohol löſt es ſich mit grünlicher Farbe doch nur wenig, und aus dieſer Löſung ſcheidet ſich beim Erkalten ein bläuliches Pulver aus. Das Cyanurin löſt ſich in verdünnten Säuren; enthält die Löſung wenig Säure, ſo iſt ſie braun, bei mehr Säure roth gefärbt;

1) Prouſt in Scherer's Journ. VII, 11. 2) Vogel in Schweigger's Journ. XI, 401.

3) Landerer in Buchner's Repert. V, 234. 4) Braconnot in Ann. d. chim. et de phys. XXIX, 252. 5) Spangenberg in Schweigger's Journ. XLVII, 487. 6) Granier und Delens in Schweigger's Journ. XXIII, 262.

auch Pflanzenſäuren, wie Oxalſäure, Eſſigſäure und Galläpfelſäure, wirken löſend. Die geſättigte Löſung in verdünnter Schwefelſäure läßt beim Abdampfen einen carminrothen Rückſtand, der beim Auflöſen braun, beim Verdampfen wieder roth wird. Werden dieſe Löſungen des Cyanurins in Säuren durch Ammoniak, Kalkwaſſer oder Bittererde geſättigt, ſo fällt der blaue Farbeſtoff wieder heraus. Alkalien löſen das Cyanurin nur wenig. Heiße verdünnte kohlenſaure Kalilöſung löſt es mit blaßrother Farbe. Durch concentrirte Salpeterſäure wird es zerſtört und in Pikrinſalpeterſäure verwandelt. In einer Glasröhre erhitzt, entwickelt es kohlenſaures Ammoniak, Brandöl und hinterläßt viel Kohle.

Spangenberg beſchreibt das von ihm erhaltene Cyanurin etwas anders, was wol zu dem Schluſſe berechtigt, daß der blaue Farbeſtoff des pathologiſchen Harns nicht immer von gleicher Natur iſt.

c) Harnſchwarz (Melanurin). In pathologiſchen Zuſtänden hat man bisweilen Harn beobachtet, der durch einen eigenthümlichen Farbeſtoff ſchwarz erſchien. Marcet beſchreibt den Harn eines Kindes, welcher weder Harnſäure, noch Harnſtoff enthielt, deſſen Farbe mitunter tintenſchwarz war, oder doch dieſe Farbe beim Zuſatze eines Alkali's annahm. Ein Säurezuſatz veränderte im erſten Augenblicke die Farbe nicht weſentlich, aber nach einiger Zeit ſetzte der Harn ſchwarze Flocken ab und erſchien dann heller. Der ſchwarze Farbeſtoff löſte ſich weder im Waſſer, noch im Alkohol, aber wol in Schwefel und Salpeterſäure, aus welchen ſaure Löſungen ihn Waſſer unverändert fällte. Kauſtiſche, ſowie kohlenſaure Alkalien löſen ihn mit dunkler Farbe und laſſen ihn beim Sättigen wieder fallen. Im Ammoniak gelöſt, blieb beim Verdampfen der Flüſſigkeit ein glänzender, ſchwarzer, riſſiger Rückſtand, welcher ſich im Waſſer löſte, aber noch Ammoniak gebunden enthielt, das durch kauſtiſches Kali ausgetrieben wurde. Mit Metallſalzen gab das Melanurin braune Niederſchläge. Prout [7]), der die chemiſche Unterſuchung dieſes Farbeſtoffes angeſtellt hat, ertheilte ihm den Namen Melanſäure. Braconnot [8]) beobachtete ein gleichzeitiges Vorkommen von Cyanurin und Melanurin.

Der Gallenfarbeſtoff ertheilt dem Harne gewöhnlich eine dunkelgelbe bis gelbbraune Farbe; Bourchadat beobachtete jedoch einen durch Gallenfarbeſtoff grün gefärbten Harn.

Farbeſtoffe, die nicht in dem thieriſchen Körper erzeugt werden, können, als Arznei- oder Nahrungsmittel in denſelben gebracht, indem ſie durch die Harnwege entfernt werden, den Urin färben. Doch iſt bisweilen ein blauer Harn beobachtet worden, in welchem ſich ein Niederſchlag von Berlinerblau bildete, ohne daß in dieſen Fällen angegeben iſt, daß dieſes Mittel von dem Individuum genoſſen worden ſei.

Der gewöhnliche Harnfarbeſtoff ſchließt ſich den ſogenannten Extractivſtoffen des thieriſchen Körpers an. Man hat ihn noch nicht ganz rein gewinnen können. Um den Harnfarbeſtoff möglichſt rein zu erhalten, verdampfte Lehmann einen möglichſt concentrirten Morgenharn unter der Luftpumpe neben Schwefelſäure; der Rückſtand wurde mit abſolutem Alkohol ausgezogen, der Harnſtoff durch Kryſtalliſation und Auspreſſen zwiſchen Fließpapier entfernt, und das Papier, welches den extractähnlichen Körper eingeſogen hatte, mit Alkohol ausgezogen; der Rückſtand dieſer alkoholiſchen Löſung wurde dann wieder mit Äther extrahirt. Man kann auch die gefärbte Harnſäure mit Waſſer auskochen, die Löſung verdunſten und den Rückſtand mit Alkohol extrahiren.

Der Harnfarbeſtoff iſt ſehr geneigt, ſich mit andern Stoffen zu verbinden, ſowol mit mineraliſchen, als auch mit organiſchen Materien. Die Harnſäure begleitet er ſo conſtant, daß Einige, wie Duvernoy, ihm die Fähigkeit zuſchreiben, die Harnſäure im Urin in Löſung zu erhalten. Vom Harnſtoffe läßt er ſich nur ſchwer durch wiederholtes Umkryſtalliſiren trennen. Er geht ſehr ſchnell in Fäulniß über, und gibt wahrſcheinlich den erſten Anlaß zur Zerſetzung des Urins, und insbeſondere des Harnſtoffes. (*Steinberg*.)

FARBIGE. Die verſchiedenen Menſchenraſſen unterſcheiden ſich auch durch die Hautfarbe. Dieſe iſt weiß, ſchwarz, gelb, roth oder olivenfarbig. Zum Unterſchiede von den Weißen nennt man die Übrigen zwar auch wol Farbige, jedoch nur im weiteren Sinne; im engeren verſteht man darunter die auf der weſtlichen Halbkugel unſerer Erde von Perſonen verſchiedener Raſſen Erzeugten, die einen Mittelſchlag bilden, der ſich aber nicht ſo forterbt, wie der Charakter der Raſſen. Ein Neger mit einer Weißen, oder umgekehrt, erzeugen den Mulatten, bei dem die ſchwarze Farbe ein Übergewicht über die weiße hat, gewöhnlich in das Olivenfarbige übergeht. Ein Mulatte und eine Weiße erzeugen einen Braunen, dieſer aber mit einer Weißen ein weißes Kind. Ein Mulatte und eine Schwarze erzeugen den Terceron, bei dem das Weiße ſchon hervorſtechender iſt. Terceron und Negerin erzeugen den Quarteron. Mulatten und Weiße erzeugen den Quinteron, und immer mehr verliert ſich das Schwarze. Den in Amerika geborenen Europäer erſten Geſchlechts nennt man Kreolen. Dieſer mit einer Uramerikanerin erzeugt den Meſtizen, dieſer den Koſtizen. Das Kind eines Negers und einer Amerikanerin nennt man Zambo. In allen dieſen Generazionen gibt es erſt Mittelfarbe, dann Nachartung zur urſprünglichen väterlichen. Ebenſo verſchieden als ihre Farbe iſt leider auch ihr Rechtsverhältniß. Hat ein weißer Gutsbeſitzer oder ein Sklavenaufſeher mit einer Negerin einen Mulatten erzeugt, ſo iſt dieſer Sklave, weil ſeine Mutter Sklavin iſt, und als geborene Sklaven arbeiten ſie mit den Negern. Von dieſen Sklaven unterſcheidet man farbige Freie, d. i. Freigelaſſene, entweder Neger oder Mulatten, die aber ihrer Freilaſſung ungeachtet großen Einſchränkungen unterworfen ſind, wie ſie denn z. B. keinen Handel treiben dürfen. Der Unterſchied der Rechte erſtreckt ſich ſelbſt bis in das dritte und vierte Glied. (*H.*)

FARCE. Für dieſes Wort, womit man eine Art des Luſtſpiels bezeichnet, hat man verſchiedene Ableitun-

7) Prout in Medico-chirurgical Trans. of Lond. Vol. XII.
8) Braconnot in Ann. d. chim. et de phys. XXIX, 252.

gen verſucht, die, außer der geſuchten von Crescimbeni, ziemlich übereinſtimmen. Menage leitet es von dem lateiniſchen farcire, ſtopfen, ab, der Provenzale Paolo Bernardi von einem provenzaliſchen Gerichte, Farſum genannt, welches die Bedeutung des franzöſiſchen Wortes Farce hat, als eines Gerichtes, aus einer Miſchung von verſchiedenen kleingehackten Fleiſcharten beſtehend, mit feinen Kräutern und Gewürz untermengt. Als man dieſen Namen aus der Küche auf ein Drama übertrug, dachte man vielleicht blos an ein Lieblingsgericht, das man dem Publikum darbieten wolle. Name und Sache laſſen ſich zurückführen auf die merkwürdige Geſellſchaft der Clercs de Bazoche in Paris. Die erſten dramatiſchen Darſtellungen von Geiſtlichen (der Brüderſchaft der Paſſion), die Myſterien, hatten durch den Beifall, den ſie fanden, die Eiferſucht dieſer Geſellſchaft erregt, welche gewöhnlich drei Vorſtellungen im Jahre gab; da es ihr aber unterſagt war, geiſtliche Stoffe zu ihren Darſtellungen zu wählen, ſo gab dies die Veranlaſſung zur Erfindung der Moralitäten, und dann auch, da dieſe weniger Beifall erhielten, als man erwartet hatte, der Farcen. Hatten jene, nachdem ſie den Reiz der Neuheit verloren, gelangweilt, ſo ſorgte man hier für Kurzweil, wozu die Myſterien ebenfalls Veranlaſſung gaben, die in ihrer Entartung das religiöſe Element keineswegs rein religiös behandelten, ſondern mit den ärgſten Poſſen untermiſchten, wodurch ſie zwar den Gebildeten Anſtoß gaben, die Ungebildeten aber um ſo mehr anlockten. Bei den Clercs de Bazoche trennte ſich, was dort widernatürlich unter einander gemiſcht war. „Dieſe Farcen," ſagt der Verfaſſer der Histoire du Théâtre françois depuis son origine (2. Bd. S. 87), „in einem eigenthümlichen Geſchmack gearbeitet, waren nicht ohne Verdienſt; ſie gaben auf eine lebhafte und beluſtigende Weiſe jene in der Welt nur zu ſehr verbreiteten Laſter, die man aber ſo gütig iſt nur als Fehler zu bezeichnen, wie Geiz, Betrügerei, Ausſchweifung u. ſ. w., dem Gelächter Preis. Dieſer vortrefliche Stoff zu einer guten Komödie, den Molière nachmals ſo gut geltend zu machen wußte, ward aber gleich nach ſeiner Entdeckung verdorben; unſaubere Zweideutigkeiten, grobe und perſönliche Satire nehmen länger als zwei Jahrhunderte die Stelle des artigen Scherzes und des feinen Spottes ein." Hierin liegt wol der Grund, warum man die Farce zu dem Groteskkomiſchen gerechnet hat, wozu allerdings wol manche, aber doch nicht alle gehören. Als man dieſe Art Luſtſpiele Farcen nannte, war der Name Komödie noch nicht im Gebrauch, und man befaßte unter Farce alle Arten von Luſtſpielen und unterſchied dieſe durch bezeichnende Beiwörter, die man dem Worte Farce beifügte. So hatte man Farce joyeuse, histrionique, fabuleuse, enfarinée, morale, récréative, facecieuse, badine, françoise, nouvelle a. a. O. 3. Bd. S. 166). Wie ſoll nun die Farce von der Komödie unterſchieden werden? Außer dem Stoff und deſſen Behandlung hat man noch die Form in Betracht gezogen und die Farce von der Komödie dadurch unterſcheiden wollen, daß jene an die dramatiſchen Regeln ſich nicht binde, welche dieſe beobachte. Dabei hat man nun aber doch zu bedenken, daß die Farce die Vorläuferin der regelmäßigen Komödie war, und ſich alſo an deren Regeln nicht binden konnte, daß aber doch ſchon in der erſten und berühmteſten Farce vom Meiſter Pathelin, dem Advokaten, die um das Jahr 1480 zum erſten Mal auf die Bühne kam, auch die Kompoſizion keineswegs roh, wenngleich die Verbindung zuweilen nur locker iſt. Ein weſentlicher Unterſchied geht daraus nicht hervor; wenn es alſo überhaupt einen gibt, ſo wird er anderswo geſucht werden müſſen, und ohne Zweifel nur gefunden werden in der Verſchiedenheit des Zweckes beider. Der Komödie liegt immer Ernſt zum Grunde, und man hat ſie daher wol auch als ernſthafte bezeichnet, die Farce will blos beluſtigen, und muß deßhalb freier und ungebundener ſein. Jene ſpricht mehr den Verſtand an, und erregt, während ſie beluſtigt, auch die zum Nachdenken auffodernden Empfindungen, dieſe wirkt vornehmlich auf die Phantaſie, und erregt die zur Fröhlichkeit anreizenden Empfindungen. Ihr eignet das ſelbſtbewußte, luſtig übertreibende und alsdann willkürlich werdende Komiſche, und man kann hierauf anwenden, was Schlegel von Molière ſagt: „In den Poſſenſpielen, worin das übertreibende Komiſche und oft das Selbſtbewußte und Willkürliche der Luſtigmacherei vorwaltet, hat er zwar eine unerſchöpfliche gute Laune bewährt, vortrefliche Späße verſchwenderiſch ausgeſtreut und mit kecken und derben Strichen ergötzliche Karikaturen gezeichnet; allein alles dies iſt ſchon vor ihm da geweſen" — eben in den Farcen. Boileau in ſeiner art poétique (Geſ. 3) hat ihm dieſe Nacheiferung ſehr übel genommen:

> Dans ce sac ridicule, où Scapin s'enveloppe,
> Je ne reconnois plus l'Auteur du Misanthrope.

Das kam daher, weil Boileau die Arten nicht zu unterſcheiden wußte, und er die Farce für gemein hielt. Dies iſt aber ein Vorwurf, den viele Andre ihr gemacht haben und noch machen, der aber höchſtens eine Art der Farce treffen könnte, die groteske nämlich, die uns allerdings in die Sphäre der Gemeinheit hineinführt, allem Anſchein nach zu einer Beluſtigung des Pöbels. Kann dies äſthetiſch ſein? Dieſe Frage muß hier unbeantwortet bleiben; ſ. Grotesk. (*H.*)

Fardedasche, ſ. Fredcdasche.

FARDHEM, ein Paſtorat auf der ſchwediſchen Inſel Gottland, mit der Mutterkirche Fardhem (erbaut 1049 aus gehauenen Steinen), der Filialkirche Linde (gebaut im 12. Jahrh. aus Kalkſtein, mit Deckenmalereien) und der Filialkirche Loiſta (errichtet 1199 aus Sandſtein). — Die Geſammtzahl der Einwohner ward um 1828 zu 729 angegeben. In Loiſta fand man im J. 1797 Golddraht, goldene Stangen und Ringe, auch einen großen Armring, überhaupt mehre Mark ſchwer, und zu Linde in einem Acker eine Menge Silberſtückchen und angelſächſiſcher, teutſcher, kufiſcher ꝛc. Münzen aus dem 10. Jahrh., 72 Loth ſchwer. (*v. Schubert.*)

FARDULPH, FARDULF, Langobarden. 1) Fardulph, Herzog von Friaul, war aus Ligurien, erhielt, als Ado um das Jahr 695 oder 696 geſtorben, das Herzogthum Friaul, hatte eine ſehr ſchlüpfrige oder ungezähmte

Junge, war von Hochmuth erfüllt, und wollte ſich daher durchaus Ruhm durch einen Sieg über die Slawen erwerben, und brachte dadurch über ſich und Friaul großes Unheil. Er gab nämlich einigen Slawen Geld, daß ſie ein Heer Slawen in das Land Friaul einzubrechen veranlaſſen ſollten. Dieſes geſchah auch. Lange zuvor fielen Räuber von den Slawen eine Schafheerde und ihre Hirten an, welche in ihrer Nachbarſchaft weideten, und trieben Beute von ihnen fort. Der Skuldais oder Rector dieſes Ortes, ein Mann aus edlem Geſchlechte, und ſtark an Muth und Kräften, verfolgte zwar dieſe Räuber, konnte ſie jedoch nicht einholen. Als er von da zurückkehrte, begegnete ihm der Herzog Fardulf, und fragte ihn, was mit dieſen Räubern geſchehen ſei. Argaid, ſo hieß der Skuldais, antwortete, daß ſie entflohen. Da ſprach Fardulf unwillig: Wann wirſt du eine tapfere That thun können; da du den Namen Argaid haſt, der von Arga [1]) herkommt. Zornig antwortete der ſo tapfere Mann Argaid: Wollte Gott ſo, daß ich und du, Fardulf! nicht eher aus dieſem Leben gehen, als bis andere erkennen, wer von uns mehr Arga iſt. Nach vielen Tagen, nachdem ſie dieſe gemeinen Worte gewechſelt hatten, trug es ſich zu, daß das Heer der Slawen, für deren Ankunft Herzog Fardulf Belohnungen gegeben hatte, ankam. Sie hatten ihr Lager auf dem höchſten Gipfel eines Berges aufgeſchlagen, und der Zugang zu ihnen war auf allen Seiten ſchwierig, als Herzog Fardulf erſchien, und begann, den Berg zu umgehen, damit er durch nicht ſo ſteile Stellen über ſie daherfallen könnte. Da ſprach Argaid: Erinnere Dich, Herzog Fardulf! daß du geſagt haſt, ich ſei unthätig, und untauglich, und mich mit dem gemeinen Worte Arga genannt haſt. Nun aber komme der Zorn Gottes über denjenigen, wer von uns beiden zuletzt zu dieſen Slawen kommt. Mit dieſen Worten wandte Argaid das Pferd, und begann zu ſtreben, durch die rauhe Steilheit des Berges, wo ein ſchwerer Hinaufgang war, zu dem Lager der Slawen hinaufzureiten. Fardulf, der es für Schande hielt, wenn er nicht durch dieſelben ſchwierigen Stellen über die Slawen daherfiele, folgte dem Argaid durch alle und jede ſchwierige und unwegſame Örtlichkeiten. Fardulf's Heer hielt es für ſchimpflich, dem Herzoge nicht zu folgen, und begann auch nachzufolgen. Als ſo die Slawen ſahen, daß die Langobarden durch eine abſchüſſige Stelle zu ihnen herauf zu kommen ſuchten, bereiteten ſie ſich männiglich, und kämpften gegen ſie mehr mit Steinen und Äxten, als mit den Schwertern, warfen ſie von den Pferden herab, und tödteten ſie faſt alle. So erlangten ſie den Sieg nicht durch ihre Macht, ſondern durch Zufall. Daſelbſt kam der ganze Adel der Friauler um. Dort fiel Herzog Fardulf, und Argaid, der ihn zum Angriffe gereizt, ward dort vertilgt. Doch einer von den Langobarden, Namens Munichis, welcher Vater der nachmaligen Herzoge Petrus von Friaul und Urſus von Ceneta war, entkam durch ſeine ausgezeichnete Tapferkeit, Stärke und Gewandtheit. Schon war er vom Pferde geworfen, und ein Slawe hatte ihn plötzlich mit einem Seile gebunden. Aber er zog mit den gebundenen Händen dem Slawen die Lanze aus der Rechten, durchbohrte ihn, und warf ſich gebunden die rauhen Örtlichkeiten hinab. Nach Fardulf ward Corvulus zum Herzoge von Friaul geordnet [2]). Muratori erzählt Fardulf's Fall zum J. 706 [3]).

2) Fardulf, Abt von St. Denys, ein Langobarde, war einer der getreueſten Hofleute des Königs Deſiderius, und ging mit dieſem nach Frankreich ins Elend [4]). Hier ward er ein treuer Anhänger Karl's des Großen. Deſſen älteſter Sohn Pipin und gewiſſe Franken verſchworen ſich, weil ſie die Grauſamkeit der Königin Faſtrada nicht ertragen konnten, im J. 792 gegen den König Karl, um ihn des Lebens zu berauben. Fardulf entdeckt dieſe Verſchwörung, und ward wegen dieſes Verdienſtes, daß er ſeine Treue bewahrt, von dem Könige mit der Abtei St. Denys beſchenkt [5]). Man hat noch zwei Epigrammata [6]), aus welchen hervorgeht, daß dieſer Abt Fardulf einen Palaſt bei dem Kloſter des heiligen Dionyſius zum Dienſte des Königs Karl, und außerdem noch eine Kirche dem heiligen Johann dem Täufer zu Ehren erbaut habe, um ein Gelübde, welches er bei ſeinem Elende in Frankreich gethan, zu erfüllen. (*Ferdinand Wachter.*)

FARE (Charles Auguste, Marquis de la), geb. 1644 im Schloſſe Valgorge in dem Departement Vivarais, widmete ſich dem Kriegsdienſte und war Hauptmann unter der Garde des Herzogs Philipp von Orleans, des nachherigen Regenten. Er ſtarb 1712 zu Paris. Sein Freund, der Dichter Chaulieu, weckte ſein poetiſches Talent, das ſich jedoch, nach einer Behauptung Voltaire's, erſt ſpät entwickelt haben ſoll [1]). Seine poetiſchen Erzeugniſſe ſind Lieder, Epigramme und kleine Gedichte, leicht

1) Qui Argaid ab *Arga* nomen deductum habes, und weiter unten ſagt Argaid: Memento, dux Fardulfe, quod me esse inertem, et inutilem dixeris, et vulgari verbo *Arga* vocaveris. So *Paulus Diaconus*, De Rebus Gestis Langobard. Lib. VI. Cap. 24 ap. *Muratori*, Rer. Italic. Scriptt. T. I. P. I. p. 498. Rotharis Leges ſagen L. 384: Si quis aliam (nach anderer Leſart alium) Argam per furorem clamaverit, et negare non potuerit, et dixerit, quod per furorem dixisset, tunc juratus dicat, quod eam (nach anderer Leſart eum) Argam non cognovisset, et postea componat pro ipso injurioso verbo solidos XII. Et si perseveraverit et dixerit, se posse probare, per pugnam convincat eum, si potuerit aut, certe componat, ut supra. Ein ſehr alter Codex Estensis bietet die alte Gloſſe dar: Cenitum, id est, *Arga*, ſ. *Muratori* l. l. T. I. P. II. p. 47. Der Pactus Legis Salicae hat nämlich Tit. XXXIII. L. 1: Si quis alterum cinnitum vocaret *Malb* Quintve DC. den. qui faciunt sol. XV culpabilis judicetur. ſ. *Eccardus*, Leges Francorum Salicae et Ripuariorum p. 64. 65. Daß cennitus, cenitus cinaedus ſein ſoll, läßt ſich aus dem altnordiſchen *ergi* ſchließen; ſ. Snorri Sturluſon's Weltkreis (Heimskringla), überſetzt und erläutert von Ferd. Wachter. 1. Bd. S. 24, und Mehres über arg ſ. bei *Joh. Georg. Wachter*, Glossar. Germ. Col. 70. 71.

2) *Paulus Diaconus* Lib. VI. Cap. 24. 25. p. 498. 499. 3) Geſchichte von Italien. 4. Th. (Leipzig 1746.) S. 241—243. 4) Derſelbe a. a. O. S. 463. 5) *Einardi* Annales ap. *Pertz*, Monum. Germ. Hist. Scriptt. T. I. p. 179. 6) Bei *Du Chesne*, Rer. Franc. T. II. p. 645.

1) „Son talent pour la poésie," ſagt Voltaire, „ne se développa qu'à l'âge de près de soixante ans. Ce fut Madame de *Caylus*, l'une des plus aimables personnes de ce siècle par sa beauté et par son esprit, pour laquelle il fit ses premiers vers, et peut-être les plus délicats qu'on ait de lui.

verſificirt, in der Manier des Chapelle, doch zärtlicher und anmuthiger. Am ſchwächſten ſind ſeine Nachbildungen einiger Oden des Horaz. Gewöhnlich findet man ſeine Gedichte den Ausgaben der Werke ſeines Freundes Chaulieu beigefügt. Doch ſind ſie auch einzeln zu Paris 1755 in zwei Duodezbändchen gedruckt worden, ſpäterhin auch zu London 1781, ebenfalls in Duodez. Außerdem hat er ſich als Autor bekannt gemacht durch ſeine ſehr freimüthig geſchriebenen Reflexions sur les principaux événemens du règne de Louis XIV. (Amsterd. 1734. 12.) [2]).

(*Heinrich Döring.*)

FAREHAM, eine Hafenſtadt in der engliſchen Grafſchaft Southampton, auf der nordweſtlichen Spitze von Portsmouth-Harbour, gut gebaut, mit einer Kirche und zwei Bethäuſern der Diſſenters. Die betriebſamen Einwohner treiben ſtarken Handel mit Steinkohlen, bauen Sloops und kleinere Schiffe, verfertigen Taue und Segeltuch, und verdanken ihr Wohlſein vornehmlich der Nähe von Portsmouth. In der neuern Zeit ſind auch Einrichtungen für diejenigen getroffen, welche den Ort im Sommer beſuchen, um in der See zu baden. (*Eiselen.*)

FARELLONES, FARELLONS. 1) Inſel an der Küſte Sierra Leona, jetzt weit bekannter unter dem Namen Scherbro (ſ. d. Art.). 2) Farallon, eine kleine unbedeutende Inſel in der Marianengruppe. 3) Eine Gruppe von fünf Inſeln in dem Archipel von Chiloe.

(*Daniel.*)

FAREWELL, (Cap). 1) Inſelchen und Cap an dem Südende von Grönland, von den Franzoſen Cap Adieu genannt. 2) Nördliche Spitze der Südhälfte von Neu-Seeland, liegt 40° 30′ 55″ n. Br., 170° 26′ 30″ öſtl. L. 3) Farewell-Island, die nördlichſte Inſel einer Eilandgruppe im Archipel der Fidſchi-Inſeln. Jene aus mehr als 30 Inſelchen beſtehende Gruppe liegt unter 17° 6′ 5″ ſ. Br. u. 181° 3′ öſtl. L. von Greenwich. (*Daniel.*)

FARFANES (in der Einzahl Farfan) hießen in Spanien die chriſtlichen Ritter, welche das Nationalrecht aufgaben und in den Dienſt fremder Königreiche traten. Da ſie vorzüglich in den Dienſt der Muhammedaner ſich begaben, ſo wurde Farfan beſonders ein chriſtlicher Ritter im Dienſte der Mauren genannt. Es hatte nämlich in Spanien der Gebrauch ſtatt, daß, wenn die großen Herren und Edelleute mit ihrem Oberherrn unzufrieden waren und ſich gegen ihn auflehnen wollten, ſie ihrem Nationalrechte dadurch entſagten, daß ſie ihren geleiſteten Eid der Treue öffentlich aufrieſen, gleichſam als wenn ſie durch dieſe Formalität aller Obliegenheit und Verbindlichkeit gegen den Oberherrn entledigt würden, und das Recht erlangten, ihm mit gutem Gewiſſen den Krieg anzukündigen und auf die feindliche Seite überzutreten. Seit dieſer Gebrauch in Spanien herrſchte, gab es beſonders im Königreiche Marokko Farfanes, und ſie lebten hier in der Hauptſtadt in einer Art von Unfreiheit, weil ſie ohne Erlaubniß des Königs dieſelbe nicht verlaſſen durften. König Johann I. von Caſtilien und Leon ließ den König von Marokko erſuchen, einigen chriſtlichen Rittern, welche ſich ſeit geraumer Zeit in der Hauptſtadt ſeiner Staaten aufhielten, die Freiheit wieder zu ſchenken. Dieſe Farfanes geheißenen Ritter fanden ſich (im J. 1390) mit Erlaubniß des Königs von Marokko in Caſtilien ein, und verfügten ſich nach Alcala, um dem Könige Johann ihre Dankſagung abzuſtatten, und wurden von ihm mit den Merkmalen einer beſondern Wohlgewogenheit empfangen. Die Farfanes, da ſie im Dienſte der Ungläubigen in Afrika geweſen, verſtanden die Reitkunſt ungemein, beſonders waren ſie Meiſter im Herumtummeln der Roſſe. König Johann, der dieſes erfuhr, wollte ſie die Probe machen laſſen. Zu dieſem Zwecke begab er ſich an einem Sonntage, den 8. Oct. 1390, mit dem Erzbiſchofe von Toledo und dem ganzen Hofſtaate aus dem Thore von Burgos. Er ritt ein ſehr ſchönes Pferd, und ward durch das Beiſpiel der Farfanes, jener Ritter, welche ſo lange in Afrika geweſen waren, aufgemuntert, ihnen es in den Reitkünſten nachzuthun. Sie tummelten ihre Pferde auf einem neugepflügten Acker herum, und der König wollte ein Gleiches thun, gab ſeinem Roſſe die Sporen, aber wegen der Ungleichheit des Bodens ſtürzte das Pferd mit ſolcher Gewalt, daß der König, durch dieſen Fall zerquetſcht, das Leben verlor *). (*Ferdinand Wachter.*)

FARFAR. *Unter dieſem Namen erwähnt die Peutinger'ſche Tafel einen Zufluß der Tiber auf dem rechten Ufer im Sabinerlande. Eine andere Form des Namens* kommt bei *Ovid.* Metam. *XIV, 330 vor: Narque* tulit praeceps et amoenae *Farfarus* umbrae. Ja, Servius zu Aen. VII, 715 belehrt uns, *daß der dort er*wähnte Fabaris mit dem Farfar identiſch ſei, und ſeine Notiz wird durch eine Stelle des Vibius Sequeſter beſtätigt, der auch einer falſchen Form Faber Erwähnung thut. Jetzt heißt das Flüßchen Farfa, nicht Correſe, wie einige Geographen angeben. An ihm liegt die Abtei S. Maria in Farſa. Dies berühmte Kloſter ſoll ſchon vor dem Einbruche der Lombarden in Italien erbaut, dann aber von dieſem Volke zerſtört ſein. Einige behaupten, gleich nachher ſei es auf Antrieb des Thomas, eines heiligen Prieſters von Morienna, wieder aufgeführt, Andere ſetzen die Reſtauration in die Zeit des Herzogs Pharwald von Spoleto, der den Bau durch verſchiedene Geſchenke unterſtützte. Vgl. *Mabillon*, Annal. Benedict. lib. XVII. c. 20. Das alte Chronicon Farfense hat Muratori im zweiten Bande der Scriptt. Rer. Italic. mitgetheilt.

(*Daniel.*)

FARGESCHEM oder Zargeschem nach dem Bundehesch Cap. 39 in der myth. Geſch. der Parſen ein Enkel Dſjemſchid's und der achte Vorfahr des Feridun. Er lebte 100 Jahre. (*Richter.*)

FARIA E SOUSA (Manoel), Geſchichtſchreiber und lyriſcher Dichter, wurde den 18. März 1590 zu

2) ſ. *L. Ph. La-Madelaine*, Dictionnaire des Poëtes français. (Paris 1805.) p. 161 sqq. Eſchenburg's Beiſpielſammlung zur Theorie und Literatur der ſchönen Wiſſenſchaften. 5. Bd. S. 44. Bouterwek's Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit. 6. Bd. S. 129. Baur's Neues hiſtor.-biogr.-literar. Handwörterbuch. 2. Bd. S. 151 fg.

*) Joh. von Ferreras, Allgem. Hiſt. von Spanien. 5. B. (Halle 1756.) S. 615. 616.

Souto geboren, einem Orte in der Nähe der Städte Amarante und Guimaraens in der portugieſiſchen Provinz Entre Douro e Minho, wo ſeine Ältern einen Edelſitz, genannt Caravela, hatten. Er ſtammte von väterlicher und mütterlicher Seite, aus altadeligen Häuſern; denn ſein Vater, Amador Perez de Eiro, war Edelmann des königl. Hauſes (Fidalgo da Casa real) und von ſeiner Mutter Luiza de Faria e Souza erbte er die Namen und Titel dieſes alten Geſchlechtes. Schon in ſeiner früheſten Kindheit zeigte er bedeutende Anlagen, wiewol er eine ſo ſchwächliche Geſundheit hatte, daß man an ſeinem Aufkommen zweifelte. Noch im zarten Knabenalter machte er ſo zierliche Federzeichnungen, daß man ſie kaum von Kupferſtichen unterſcheiden konnte, und auch in der Malerei hatte er einige Fortſchritte gemacht. Mit zehn Jahren kam er nach Braga, um Grammatik und Logik zu ſtudiren; doch zog ihn die Poeſie beiweitem mehr an, und er ſchrieb ſchon damals mehre poetiſche Verſuche, die er jedoch in reiferen Jahren den Flammen übergab. Mit vierzehn Jahren war er ſchon ſo ſehr entwickelt, daß ſein Verwandter, D. Fr. Gonçalo de Moraes, Biſchof von Oporto, ihn zu ſeinem Secretair machte; in deſſen Hauſe blieb er zehn Jahre und bildete ſich in den philoſophiſchen und politiſchen Wiſſenſchaften völliger aus. Auch während dieſer Zeit ſchrieb er viele Gedichte, und darunter einige von größerem Umfange, wie ein Rittergedicht nach dem Muſter des Palmerin und ein hiſtoriſches Gedicht, worin er in 16 Geſängen das Leben ebenſo vieler Könige von Portugal beſang. Aber auch von dieſen verbrannte er ſpäter die meiſten und das letztere arbeitete er in Proſa um, woraus ſein ſo berühmt gewordenes Werk, die Epitome de las Historias portuguezas entſtand. In den erotiſchen Schäfergedichten aus dieſer Zeit wird eine Schöne unter dem Namen Albania gefeiert, die aber keineswegs ein ideales Weſen, ſondern ein Fräulein aus einem angeſehenen Hauſe, Doña Catalina Machado, war, mit der er ſich auch im J. 1614 verheirathete und in den 35 Jahren ihrer Ehe zehn Kinder mit ihr zeugte. Dieſe Verbindung aber verurſachte die Trennung von ſeinem bisherigen Herrn und Gönner, dem Biſchofe, der ihn zum geiſtlichen Stande beſtimmt hatte und in ſeinem Hauſe kein weibliches Weſen duldete. Doch blieb er noch bis zum J. 1618 in Oporto, ſich ausſchließend mit wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Arbeiten beſchäftigend. In dieſem Jahre zog er mit ſeiner Familie zu ſeinen Ältern, und im folgenden begab er ſich nach Madrid, in der Hoffnung, bei einem Verwandten des Biſchofs, D. Pedro Alvarez Pereira, Staatsrath unter den Königen Philipp III. und IV., Dienſte zu finden und dadurch ſeine Lage zu verbeſſern. Zwar fand er in der That an dieſem einen neuen, ihm ſehr gewogenen Herrn, der ihm jedoch bald wieder durch den Tod entriſſen wurde, wie er denn überhaupt unter keinem glücklichen Sterne geboren war. Unterdeſſen hatte er auch ſeine Familie nach Madrid nachkommen laſſen und begann nun die Früchte ſeiner Studien durch den Druck bekannt zu machen, wodurch ſein Name bald berühmt wurde. So gab er zwiſchen dem J. 1623 bis 1628 die beiden Theile ſeiner Discursos morales y politicos, eine Sammlung ſeiner Gedichte unter dem Titel: Fuente de Aganipe und ſeine Epitome de las Historias portuguezas heraus, ſämmtlich wie faſt alle ſeine Werke, in ſpaniſcher Sprache geſchrieben, die damals auch in Portugal, als einer ſpaniſchen Provinz, Hof- und Modeſprache war, und von nun an war ſein Ruf als Dichter und Geſchichtſchreiber feſt begründet. Nicht ſowol war es ſeine bürgerliche Exiſtenz; denn er hatte nach dem Tode des D. Pedro Alvarez an D. Manoel de Moura Corte Real Marques von Caſtello Rodrigo einen neuen und einflußreichen Herrn gefunden, der aber, um ihn an ſich zu feſſeln, ihn nicht nur mit leeren Verſprechungen hinhielt, ſondern auch die ihm von Anderen angebotene, mehr ſelbſtändige Verſorgung im Staatsdienſte zu hintertreiben wußte. So beredete ihn der Marques, der zum Geſandten am römiſchen Hofe ernannt worden war, ihn als Legationsſecretair dahin zu begleiten; er ſchiffte ſich daher mit ſeiner ganzen Familie ein und langte nach einer langen und ſtürmiſchen Fahrt im Juni 1632 in Rom an. Sein Ruf war ihm vorausgeeilt; denn kaum dort angekommen, ſuchte ihn der Graf von Caſtelvillani, Oberkammerherr Urban's VIII., auf und veranlaßte ihn, einen Panegyricus auf die Krönung dieſes Papſtes zu dichten, welcher von dieſem, der ſelbſt Dichter war, ſehr beifällig aufgenommen wurde. Überhaupt zeichneten die italieniſchen Gelehrten ihn vielfältig aus. Ihm wurde jedoch ſowol ſeine Stellung als auch das römiſche Klima immer unangenehmer; er begehrte daher ſeinen Abſchied und kehrte im J. 1634 nach Madrid zurück. Faria hatte nun den Herrendienſt herzlich ſatt bekommen und beſchloß, ſich lieber mit Wenigerem zu behelfen als je wieder ſeine Selbſtändigkeit aufzuopfern; ohnehin hatte er dadurch ſich nicht einmal eine ſorgenfreie Exiſtenz verſchaffen können, obwol er für einen der gewandteſten Secretaire und der erfahrenſten Geſchäftsmänner galt. So rühmt man von ihm, daß er an einem Tage hundert Gratulations- oder Condolenzſchreiben verfaſſen konnte, deren jedes von dem anderen hinlänglich verſchieden ſtyliſirt war. Er ſollte aber noch eine bittere Erfahrung machen; denn ſtatt Lohn und Beförderung für ſeine Dienſte zu erhalten, mußte er ſogar ſeine Treue verdächtigt ſehen. Er wurde nämlich gleich nach ſeiner Rückkunft nach Madrid, der Indiscretion in den Geſandtſchaftsgeſchäften angeklagt, gefangen geſetzt. Nach vierthalbmonatlicher Haft und Unterſuchung überzeugte man ſich allerdings von ſeiner Schuldloſigkeit; er wurde nicht nur wieder in volle Freiheit geſetzt, ſondern auch aufgefodert, ſich dem Könige vorzuſtellen und von deſſen Gnade eine Anſtellung ſich zu erbitten. Faria aber, der nie die Kunſt des Bittens verſtand und darum auch nichts erhielt, verſchmähte es, bei dem Könige und den Miniſtern als Gnade zu erbetteln, was als wohlverdienter Lohn ſeinen Talenten und ſeinen geleiſteten Dienſten gebührte, und er antwortete ſelbſt dem damals allmächtigen Miniſter, dem Conde-Duque de Olivares, der ihn dazu auffoderte, „wenn Se. Majeſtät und Euere Excellenz wiſſen, daß ich eine Belohnung verdiene, ſo iſt es nicht nöthig, daß ich deßhalb dem König aufwarte." Ja er wollte, der Welt überdrüſſig, ſich in die Einſamkeit ſeines väterlichen Erbgutes zurückziehen, und

nur, als man ihm durchaus nicht erlaubte, den Hof zu verlaſſen, wo man doch ungern einen ſo berühmt gewordenen Mann vermißte, nahm er eine vom Könige zum Unterhalt ſeiner Familie bewilligte Penſion an; auch wurde er zum Ritter des Chriſtusordens und des königlichen Hauſes ernannt. Doch lebte er von nun an ſelbſt am Hofe in großer Zurückgezogenheit und ausſchließend den Wiſſenſchaften und lag ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten mit ſolchem Eiſer ob, daß er, wie er ſelbſt von ſich berichtet, täglich zwölf Bogen, jede Seite zu dreißig Zeilen, geſchrieben hat. Doch auch hierin ſollte er nicht unangefochten bleiben; denn da er, wie gegen ſeine eigenen Werke, auch gegen die Anderer ein ſtrenger, unerbittlicher Cenſor war, ſo machte er ſich dadurch viele Feinde, wie durch ſeinen Ruhm zahlreiche Neider. So ſuchten Einige, deren Werke er ſtreng kritiſirt hatte, ſeine im J. 1639 herausgegebenen Commentare zu den Luſiaden des Camoens zuerſt bei dem Inquiſitionsgerichte von Caſtilien zu verdächtigen, und da es ihnen nicht gelang, von dieſem ein Verbot zu erwirken, wiederholten ſie mit beſſerm Erfolge ihre Anklage bei dem Tribunal von Liſſabon, ſodaß Faria genöthigt war, im nächſten Jahre eine eigene Vertheidigungsſchrift derſelben erſcheinen zu laſſen. In den letzten 15 Jahren ſeines Lebens beſchäftigte er ſich hauptſächlich mit der Ausarbeitung der Geſchichte der politiſchen und militairiſchen Thaten der Portugieſen in allen vier Welttheilen, und zwar ſo anhaltend, daß er ſein Haus nur verließ, um die Kirche zu beſuchen, obgleich ſein Aufenthalt in der Reſidenz und ſein Ruf ihn ſehr geſucht machten, und daß er ſich kaum zum Eſſen und Schlafen Zeit nahm. Dieſe Lebensweiſe in ſchon vorgerücktem Alter mußte ſeine Geſundheit zerſtören; nach mehrjährigen Leiden an Steinbeſchwerden ſtarb er an der Urinverhaltung den 3. Juni 1649. Wiewol er in der letzten Zeit ſich von der Geſellſchaft faſt ganz zurückzog, gewöhnlich ſehr einſylbig war, auch durch ſeine äußerſt einfache Kleidung und einen ungewöhnlich langen Bart nach altportugieſiſcher Mode von den Weltleuten ſich unterſchied, und daher für einen rauhen Sonderling galt, ſo war er doch in dem engern Kreiſe ſeiner vertrauten Freunde geſprächig und liebenswürdig, ja ſelbſt witzig und aufgeräumt. Zu ſeiner Rechtfertigung pflegte er, geſtützt auf ſeine eigenen leidigen Erfahrungen, zu ſagen: „Ein Verſtändiger befreit ſich von der Laſt, die Menſchen kennen zu lernen, nur dadurch, daß er ſich zum Passer solitarius in tecto macht.“ Er ſtarb in Dürftigkeit, und auch ihn, den ſeine Zeitgenoſſen faſt darben ließen, feierte die Nachwelt mit übertriebenen Lobeserhebungen; denn die Portugieſen waren auf ihn ſo ſtolz, wie die Spanier auf ſeinen Zeitgenoſſen und Freund, den großen Lope de Vega, der ſelbſt aber ſeiner im Laurel de Apolo (Silva 3) ſehr lobend gedacht hat und mit dem er wenigſtens in der Fruchtbarkeit und Leichtigkeit der Feder Ähnlichkeit hatte [1]).

Von ſeinen zahlreichen Werken ſind folgende im Druck erſchienen: 1) Muerte de Jesus, y llanto de Maria. (Madrid 1623.) — 2) Fabula de Narciso y Eco. (Lisboa 1623. 8. und 1737. 4.) — 3) Fuente de Aganipe, y Rimas varias. 7 Partes. (Madrid 1624, 1625 und 1627. 8. 12. und 16.) Die erſten vier Theile in vermehrter und verbeſſerter Ausg. Madrid 1644 und 1646. 8. Die 1. Parte enthält 600 Sonette; die 2. zwölf größere Gedichte (Poemas) in Octaven, Silvas und Sextinas; die 3. Canzonen, Oden, Madrigale, Seſtinen und Tercinen; die 4. zwanzig Eklogen; die 5. Redondilien, Gloſſen, Cantilenen, Decimas, Romanzen und Epigramme; die 6. Sonette, Octaven, Terzette, Canzonen, Oden und Madrigale in kürzeren Versmaßen (versos de arte menor), eine von ihm verſuchte Neuerung oder vielmehr Erneuerung der alten Nationalmaße, weshalb er dieſen Theil: Musa nueva betitelt hat; die 7. endlich beſteht aus Akroſtichen, Esdrujulos, Ecos und dergl. künſtlichen Reimſpielen, daher von ihm Ingenio genannt; vorausgeſchickt ſind dieſen Gedichten mehre Abhandlungen über die Dichtkunſt und die Dichtungsgattungen, wie „über die Sonette,“ über „den irrigen Begriff, den die Neueren von der Poeſie haben,“ und über „die Schäferpoeſie“ (dieſe Abhandlungen ſtehen auch, mit Zuſätzen und Verbeſſerungen in ſeinen Commentaren zu den Gedichten des Camoens; vgl. *Sarmiento*, Obras postumas. p. 217). — 4) Epitalamio a los casamientos de los Sen. Marqueses de Molina. Zaragoza, 1624. 4. Eine lange Canzone. — 5) Discursos morales y politicos (denen in der erſten Auflage der Verleger den pompöſen Titel: Noches claras, divinas y humanas flores beigefügt hatte). (Madrid 1623—1626 und Lisboa 1674. 8. — 6) Epitome de las Historias portuguezas (auch unter dem Titel Historia del Reyno de Portugal). (Madrid 1628. 4.) 2 Voll. und oft; eine der beſten Ausg., mit den Bildniſſen der Könige von Portugal, iſt die von Brüſſel (1730. Fol.), und die neueſte: Brüſſel (Liſſabon) 1779. Fol. — 7) Escuriale per Iacobum Gibbes, Anglum, in eine ſpaniſche Ode überſetzt. (Madrid 1638. 4.) — 8) Lusiadas de Luiz de Camoens . . . comentadas todas. (Madrid 1639. 4 Voll. Fol.); nebſt der Vertheidigung dieſes Werkes gegen die Anklagen bei dem Inquiſitionstribunal, die unter dem Titel Information etc. im Jahre 1640 ohne Druckort in Fol. erſchien. — 9) Império de la China, y cultura evangélica en él por los religiosos de la Compañia de Jesus, sacado de las noticias del Padre Alvaro Semedo, de la propria Comp. (Madrid 1642. 4. und Lisboa 1730. Fol.) — 10) Nenia. Poema acrosticho á la Reina de España Da. Isabel de Borbon. (Madrid 1644. 4.) — 11) Nobiliario del Conde de Barcelos D. Pedro, hijo del Rey D. Dioniz de Portugal, traducido y castigado con nuevas ilustraciones de varias notas. (Ma-

1) Man ſ. Retrato de Manuel de Faria . . . . contiene una relacion de su vida, un catálogo de sus escritos, y un sumario de sus elogios, recogidos de varios autores, por *D. Francisco Moreno Porcel*. Ohne Ort und Jahr (die Vorrede iſt Madrid 1650 datirt) in 4. Mit Faria's Portrait, von einer ſeiner Töchter gezeichnet. *Barbosa Machado*, Bibliotheca Lusitana. T. III. p. 253—260. Beide benutzten eine handſchriftliche Autobiographie Faria's, und der Erſtere war ſein vertrauter Freund.

drid 1646. Fol.) (die Anmerkungen dazu waren ſchon früher in der Ausg. des portugieſiſchen Originals [Rom 1640], abgedruckt). — 12) El gran Justicia de Aragon D. Martin Batista de Lanaza. (Madrid 1650. 4.) — 13) Asia portugueza. (Lisboa 1666—1675. 3 Voll. Fol. und ebenda, 1703.) — 14) Europa portug. (Lisboa 1667—1680. 3 Voll. Fol. und vom 1. Bd. 2. Aufl. ebenda 1678.) — 15) Africa portug. (Lisboa 1681. Fol.) Die drei letzten Werke wurden von dem Sohne des Verfaſſers, dem Capitain Pedro de Faria e Souſa, herausgegeben). 16) Rimas varias de L. de Camoens ..... comentadas. (Lisboa 1685.) 5 Tom. Fol. — 17) Peregrino instruido (ohne den Namen des Verfaſſers und des Druckers) 4. — Unter den handſchriftlich hinterlaſſenen und bis jetzt noch nicht herausgegebenen Werken von ihm ſind die wichtigſten: America portug.; — Catalogo de los escritores portug. (enthält 823 Autoren und iſt vollſtändiger als der in der Epitome ſtehende); — der 6. und 7. Theil der Commentare zu den Rimas und die Commentare zu den Comedias und den proſaiſchen Werken des Camoens; — mehre Bände eigener Gedichte, Briefe, Komödien; die erwähnte Autobiographie u. ſ. w.

Schon aus dieſem bloßen Verzeichniß ſeiner Werke erſieht man, daß Faria ſich hauptſächlich als lyriſcher Dichter und als hiſtoriſch-ſtatiſtiſcher Schriftſteller einen Namen in der Literaturgeſchichte der pyrenäiſchen Halbinſel gemacht hat. Es fehlte ihm gewiß nicht an poetiſchem Talent; er hielt ſich jedoch für ein Genie und daher berufen, Außerordentliches, Neues zu leiſten. Dazu muß man, um billig zu ſein, in Anſchlag bringen, daß er in einer Zeit lebte, die aus Überreiztheit Gefallen am Verkünſtelten und Bizarren fand und die, eben weil ſie eine Periode beginnenden Verfalls und zunehmender Schwäche war, Unnatur für Genialität und paroxysmenartige Anſtrengung für überſprudelnde Productionskraft hielt. So ſind ſelbſt ſeine beſten Gedichte nicht ganz frei von Affectation, Manierirtheit, abenteuerlichen Einfällen, geſuchten Bildern und Vergleichungen, und müßiger Gelehrſamkeit; kurz es fehlt ihnen an jener edlen Simplicität und abſichtsloſen Naturwahrheit, für welchen Mangel oft ſehr gelungene Stellen, aller Reiz und Schmelz des Ausdrucks, eine nicht gemeine Fertigkeit in der Verſification und manchmal überraſchend zarte und anmuthige Gedanken und Bilder nicht entſchädigen können. Auch er cultivirte hauptſächlich die beiden damals in der ſpaniſchen und portugieſiſchen Poeſie ſo beliebt gewordenen Gattungen der Lyrik: das Sonett und die Ekloge, deren er auch mehre in portugieſiſcher Sprache ſchrieb (200 Sonette und zwölf Eklogen), während ſeine übrigen Gedichte nur in ſpaniſcher Sprache abgefaßt ſind. Unter ſeinen Sonetten ſind die erotiſchen die zahlreichſten und gelungenſten; unter den moraliſchen ſind einige, die durch lebendige Darſtellung eines tieferen ſittlichen Gefühls anſprechen; die geiſtlichen (sonetos sacros) hingegen entbehren zu ſehr der Begeiſterung und Innigkeit, um ſich nur über die Mittelmäßigkeit zu erheben. Ganz aber hat er die eigentliche Natur der Ekloge verkannt; dies zu beweiſen genügt es, die von ihm ſelbſt gegebene Eintheilung ſeiner verſchiedenen ſogenannten Schäfergedichte herzuſetzen, wobei er ſich nicht wenig auf die von ihm neu erfundenen Arten zu gute that; er theilt ſie nämlich ein in: Eklogen der Liebe (Eglogas amorosas), Jägereklogen (venatorias), Seefahrereklogen (maritimas), Bauerneklogen oder eigentlich ländliche (rusticas), Leichenbegängnißeklogen (funebres), Schiedsrichtereklogen (arbitrarias), Kloſtereklogen (monasticas), kritiſche Eklogen (criticas), genealogiſche Eklogen (genealógicas), Einſiedlereklogen (eremiticas), phantaſtiſche Eklogen (fantásticas) u. ſ. w., worunter grade die einzige plauſible Art, die eigentlich ländlichen oder Bauerneklogen, ſtatt eines poetiſch idealiſirten Bildes ländlichen Stilllebens die Bauernſitten in ihrer Rohheit und in einem faſt unverſtändlichen Patois geben. Dieſe geſchmackloſen Verirrungen einer durch Überverfeinerung von der Naturwahrheit ſoweit abgekommenen Kunſtpoeſie ſuchte Faria noch überdies in den ſeinen Gedichten beigegebenen Abhandlungen und in ſeinen Commentaren zu den Gedichten des Camoens, worin leider der brauchbare hiſtoriſche Theil durch dieſen kritiſchen Unſinn und eine nur läſtige Gelehrſamkeit faſt ungenießbar gemacht wird, auch theoretiſch zu rechtfertigen. So wirkte Faria ſowol durch Beiſpiel als Lehre eben nicht vortheilhaft auf die Entwickelung der Poeſie, beſonders der portugieſiſchen, da er bei ſeinen Landsleuten noch lange als „ein kritiſches Orakel" verehrt und ſeine Manier zu dichten als der „geiſtreiche und affectvolle Styl" bewundert und nachgeahmt wurde [2]).

Auch als hiſtoriſch-ſtatiſtiſcher Schriftſteller zeichnet ſich Faria mehr durch die Menge ſeiner Werke, unermüdlichen Fleiß und Sammlereifer als durch kritiſche Selbſtändigkeit, Schärfe des Urtheils und Verläßlichkeit aus. Die meiſten ſeiner Arbeiten in dieſem Felde ſind nicht viel mehr als bloße Compilationen, in die ihn ſeine Leichtgläubigkeit und Vorliebe für das Abſonderliche und Wunderbare viel Unhaltbares und Schiefes aufnehmen ließen. Sein proſaiſcher Styl iſt wol mitunter lebendig und geſchmückt, leidet aber ebenfalls an Manierirtheit, Geſchwätzigkeit und unnöthigem Prunk. Doch ſichern ihm ſeine noch brauchbaren Nachrichten von dem portugieſiſchen Indien während der ſpaniſchen Oberherrſchaft, die ſtatiſtiſchen Bemerkungen über Portugal und ſeine gelehrten Anmerkungen zu dem genealogiſchen Werke des Grafen von Barcellos eine Stelle unter den hiſtoriſchen Schriftſtellern ſeiner Nation [3]). (*Ferdinand Wolf.*)

FARIA-SEVERIM (Manoel de), ebenfalls, wie ſein berühmt gewordener Landsmann und Namensvetter, Manoel de Faria e Souſa, hiſtoriſch-ſtatiſtiſcher Schriftſteller, wurde 1583 zu Liſſabon geboren. Schon in ſeiner erſten Jugend kam er nach Evora, wo er unter der Leitung ſeines Oheims, der Domherr und Cantor an der dortigen Kathedrale war, Philoſophie und Theologie ſtudirte und

2) Vgl. Bouterwek, Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit. 3. Th. S. 430 und 4. Th. S. 282—295. 3) Vgl. Wachler, Geſchichte der hiſtor. Forſchung und Kunſt. 1. Bd. 2. Abth. S. 505—507, und *Denis*, Resumé de l'hist. litt. du Portugal. (Paris 1826.) p. 366—368.

in beiden Facultäten den Doctorgrad erhielt. Er zeichnete ſich durch Kenntniſſe und ſittliches Betragen ſo ſehr aus, daß ſein Oheim, als er ſich im J. 1609 in ein Kloſter zurückzog und auf ſeine Würden reſignirte, ihm die Nachfolge in denſelben verſchaffen konnte. Faria benutzte aber ſeine nun ſorgenfreie Exiſtenz nur, um ſich mit deſto größerem Eifer den Studien, beſonders denen der heiligen Schrift, myſtiſchen Theologie, der vaterländiſchen und römiſchen Geſchichte, Geographie und Alterthümer zu widmen. Dadurch erwarb er ſich bald einen bedeutenden Ruf und galt für einen der gelehrteſten Antiquare und Numismatiker. Er verwandte einen großen Theil der reichen Einkünfte von ſeinen Beneficien auf Erwerbung von ſeltenen und koſtbaren Werken; ſo beſaß er z. B. die Werke des P. Luis de Granada in japaniſcher Überſetzung, einige Papyrushandſchriften und andere auf Palmenzweigen. Auch hatte er ein Muſeum von allen Arten von Alterthümern angelegt, in dem ſich beſonders eine ſehr vollſtändige Sammlung von römiſchen und portugieſiſchen Münzen befand. Ein Hauptziel ſeiner gelehrten Unterſuchungen war, die in die portugieſiſche Geſchichte eingeſchlichenen Fabeln auszumerzen, und er durchforſchte deshalb mit großem Eifer die Archive. Als er die Laſt der Jahre und die Hinfälligkeit ſeiner Geſundheit immer mehr zu fühlen begann, verzichtete auch er auf ſeine Beneficien zu Gunſten eines Neffen, des ebenfalls als Gelehrten bekannt gewordenen und mit ihm ganz gleichnamigen jüngern Manoel de Faria-Severim, und zwar auf das Kanonikat am 4. April 1633 und auf das Cantorat den 19. März 1642. Auch trug er viel zu dem von dieſem ſeinem Neffen zu Evora errichteten Waiſenhauſe bei. Er wurde von der Gelbſucht befallen, an deren Folgen er den 25. September 1655 zu Evora ſtarb *).

Von ſeinen Werken ſind im Druck erſchienen: 1) Discursos varios politicos (nicht zu verwechſeln mit dem ähnlich betitelten Werke: „Discursos morales y politicos," des Manoel de Faria e Souſa) (Lisboa 1624. 4.), beſtehend aus folgenden ſieben Abhandlungen: Assistencia del Rey em Lisboa; — Vida de Ioão de Barros; — Da lingoa portug.; — Vida de Luis de Camoens (eine der beſten und zuverläſſigen Biographien dieſes Dichters); — De exercicio da Caça; — Vida de Diogo de Couto; — Da origem das vestes sacerdotaẽs. — 2) Meditaçoens do Santissimo Sacramento. (Lisboa 1638.) — 3) Promptuario espiritual. (Lisboa 1651. 4.) — 4) Noticias de Portugal. (Lisboa 1655. Fol.); 2. ed. ad. p. *Iozé Barbosa*, com a vida do autor. (Lisboa 1740. Fol.) — 3. ed. ebenda, 1791. 3 Bde. in 8. (den 3. Bd. bilden in dieſer Ausgabe die unter Nr. 1 erwähnten Discursos); das Hauptwerk des Verfaſſers handelt in acht Abhandlungen von den Mitteln, Portugal zum blühendſten Zuſtande zu erheben; von den Titeln und Wappen adeliger Familien Portugals; von den römiſchen, gothiſchen, arabiſchen und ſpäteren Münzen Portugals; von der Errichtung der Univerſitäten in der Halbinſel; von der Verbreitung der chriſtlichen Religion in Guinea; von der Schifffahrt der Portugieſen nach Oſtindien und von den Cardinälen aus der portugieſiſchen Nation. — 5) Relação universal do que succedeo em Portugal, e mais Provincias do Occidente e Oriente de Março de 1625. até todo Setembro de 1626. (Lisboa 1626. 4.) — 6) Relação.....desde Março de 1626 até Agosto de 1627. (Evora 1628. 4.) — (Dieſe beiden Relationen gab er unter dem angenommenen Namen: Francisco de Abreu heraus). —

Außerdem hinterließ er eine bedeutende Anzahl von Werken handſchriftlich, meiſt hiſtoriſchen und antiquariſchen Inhalts, darunter auch Notas as Lusiadas de Camoens, u. ſ. w.

Faria zeichnet ſich nicht nur durch eine große Gelehrſamkeit, ſondern auch durch Schärfe des Urtheils und geſunde Kritik aus, Eigenſchaften, die an ſeinen Landsleuten und Zeitgenoſſen nicht ſehr häufig getroffen werden; auch empfehlen ſich ſeine Schriften durch einen correcten und eleganten Styl. (*Ferdinand Wolf.*)

FARIMA oder Ban-Siu, eins von den 51 Fürſtenthümern der Inſel Nipon, liegt in der Region Sanyodo, d. i. Gegend des ſüdlichen Gebirgsabhanges, an dem Meerbuſen, in welchem die Inſeln Xicoco und Awaſi liegen. Rings herum liegen die Fürſtenthümer Bigſen im W., Mimaſaka im NW., Tamba im N., Tſingknin im O. In Farima werden als Orte genannt: Finiedzi, Akazi, Ako, Tatsſu. (*Daniel.*)

FARINA, Porto Farina (bei den Einwohnern Gar el-Mailah, d. i. Salzgrube, wegen der benachbarten Saline), Ort im Gebiete von Tunis im W. von dieſer Stadt, an einem Vorgebirge und der Mündung des Fluſſes Medſerdah. Die Landſchaft umher iſt außerordentlich fruchtbar. Sonſt war hier das erſte Seearſenal der tuneſiſchen Marine, denn der Hafen war ſicher und konnte, als er noch im Stande war, große Seeſchiffe faſſen. Jetzt iſt er verſandet; doch iſt noch in Farina eine Schiffswerft und eine Garniſon von 100 Mann. Die Zahl der Einwohner wird auf 9000 berechnet. In der Umgegend ſind die Ruinen des alten Utica. (*Daniel.*)

FARINA (Carlo), aus Mantua, lebte als Violiniſt und Componiſt an der Hofkapelle in Dresden und gab 1626 dort Pavanen und Sonaten heraus. — Ein Francisco Farina, der aber auch Farino genannt wird, machte ſich als Componiſt gegen 1600 in Italien einen Namen. — In neuerer Zeit ließ Dr. Giuſ. la Farina aus der Zeitſchrift il Faro (1836.), Gennajo in demſelben Jahre einen Aufſatz abdrucken: Elogio del cav. Vinc. Bellini, letto all' academia peloritana etc. dal socio etc. Messina, presso Fiumara (kurz). (*G. W. Fink.*)

Farinaria *Sowerb.*, ſ. Aegerita, Eurotium, Spermoedia und Ustilago.

FARINATO (Paolo), geb. zu Verona 1522. Nach

*) ſ. *Barbosa-Machado*, Bibliotheca Lusitana. T. III. p. 368—374. Faria's hinterlaſſene Autobiographie iſt ungedruckt geblieben, aber von Jozé Barboſa, dem Bruder des Obigen, zu der der von ihm beſorgten zweiten Ausgabe von Faria's Noticias de Portugal vorgeſetzten Biographie des Verfaſſers benutzt worden.

Lanzi [1]) ſoll er in Giolfino's Schule die Malerei ſtudirt haben, ging aber zu Tizian und Giorgione über, und bildete in der Folge ſeinen eignen Styl. Die Malereien, welche er in Verona und Venedig ausführte, wurden ſehr bewundert, und viele derſelben von andern Künſtlern copirt. Die fortwährend heitere Laune, die ihn belebte, trug er auch in ſeine Arbeiten über, und ſo gelang es ihm, daß er in ſeinen ſpätern Jahren ſeine frühere etwas trockene Manier veredelte, wie das ſchöne Gemälde, die Vervielfältigung des Brodes in der Wüſte, beweiſt, worunter er mit eigener Hand ſchrieb, er habe es in ſeinem 79. Jahre gemalt. Auch bezeichnete er viele ſeiner Gemälde mit einer gemalten Schnecke.

Den größten Ruhm aber erwarb ſich dieſer Meiſter durch ſeine Freskomalereien. Durch den Geſandten Grimani hatte er Gelegenheit, Rom zu ſehen, und ſeine Malereien daſelbſt erhoben ihn in die Zahl der großen Künſtler. Die Vergötterung Venedigs, welche Darſtellung er nach ſeiner Rückkehr im öffentlichen Palaſte zu Venedig ausführte, wird von Zanetti, Strozza und Mignard, als ein Meiſterſtück geſchildert, und dieſes Kunſtwerk hat ſeinen Ruhm auch in der neuern Zeit behauptet; die Franzoſen ſchnitten es aus der Decke heraus, und transportirten es nach Paris, ſpäter aber kam es wieder nach Venedig [2]). Auch ſeine Hochzeiten zu Kana verdienen gleiche Bewunderung. Der ausgezeichneten Werke dieſes Meiſters ſind aber ſehr viele und wir verweiſen über ſie auf Lanzi, welcher ſie ausführlich beſchreibt. Farinato ſtarb in ſeinem 81. Jahre, und beſaß einen einzigen Sohn, Namens Orazio, welcher auch zu großen Erwartungen in der Kunſt berechtigte, aber in der Blüthe ſeiner Jahre ſtarb. — Nach Bartſch [3]) lieferte Paolo zehn radirte Blätter, im Geſchmack des Paolo Veroneſe und Tintoretto; drei von dieſen Blättern ſind mit der Jahrzahl 1566, 1567 und 1568 ausgeführt, die andern haben keine Bezeichnung. Auch von ſeinem Sohne Orazio ſind fünf radirte Blätter bekannt; er führte dieſe im Geſchmack ſeines Vaters aus, doch ſind ſie mit mehr Sicherheit behandelt; zwei von dieſen haben die Jahrzahl 1593 und 1595. Auch dieſe beiden Meiſter, Vater und Sohn, bedienten ſich bei ihren Stichen der Schnecke als Monogramm. (*A. Weise.*)

FARINELLI, deſſen eigentlicher Name Carlo Broſchi iſt, geb. am 24. Jan. 1705 zu Neapel (nach Andern und zwar auch nach Giovenale Sacchi, welcher Vita del Cav. Don Carlo Broschi [Venezia 1784.] herausgab, zu Andria, was demnach als richtig feſtzuſetzen iſt) von nicht geringer, aber armer Familie. Als lebhafter Knabe ſprang er einſt vom Pferde, ſtürzte und beſchädigte ſich ſo, daß er, um ſein Leben zu erhalten, der Operation ſich unterwerfen mußte, die ihn zum Sänger beſtimmte. Sein Vater, der ihm den erſten Unterricht verſuchsweiſe ertheilte, fand ſo viele glückliche Anlagen in dem Sohne, daß er ihn bald nach Neapel in die Schule des Nicolo Porpora ſchickte. Dieſer berühmte Meiſter nahm ſich dieſes ſeines Zöglings ſo ſehr an, daß er ihn ſogar auf Reiſen nicht von ſeiner Seite ließ. Während ſeiner Bildungszeit in Neapel war er vorzüglich in dem Hauſe dreier Brüder ſehr beliebt und heimiſch geworden, welchen man den Zunamen Farina gegeben hatte. Nach dieſem wurde auch ihr Liebling Farinelli genannt, welcher Name ihm durch ſein ganzes Leben blieb. Bei ſeinem erſten öffentlichen Auftreten ſang er in einer Cantate: Angelika und Medore, welche das erſte muſikaliſche Gedicht des damals noch jungen Metaſtaſio war. In ſeinem 17. Jahre begab er ſich nach Rom und gab dort im Theater Aliberti ſeine erſte Rolle der Heldin des Stücks, denn damals durften im Kirchenſtaate noch keine Frauen auf dem Theater auftreten, was erſt unter Pius VI. erlaubt wurde. Hier wetteiferte er mit einer obligaten Flöte (Burney ſetzt eine Trompete), die ein auf ſeinem Inſtrumente ganz ausgezeichneter Meiſter blies, in einer Doppelbravourarie ſo, daß er in Anmuth des Tones und in Fertigkeit des Vortrags den Sieg über den Flötiſten davontrug. Von jetzt an war ſein Glück bereits gemacht. Rom, wo er bis 1722 verweilte, und öfter wieder dahin zurückkehrte, hatte ihn für ſeinen Liebling erklärt, und jede Stadt, wohin er kam, hörte ihn mit dem lebhafteſten Vergnügen; ja man bewarb ſich ſchon angelegentlich um ihn. Im J. 1727 kam er nach Bologna, wo damals der erſte Geſanglehrer Bernacchi glänzte. Farinelli, ſo ſehr er auch bereits bewundert worden war, bewies hier eine ſo ſeltene Beſcheidenheit und Würdigung ſeiner ſelbſt und des Meiſters, daß er, nachdem er Bernacchi's Geſang gehört hatte, ſich von ihm Unterricht ausbat, den er auch ſorgfältig benutzte. Von jetzt an konnte er ſich den beſten Sängern Italiens, woran damals das Land reich war, da es ſeine goldene Zeit der Geſangskunſt feierte, an die Seite ſtellen. Wohin er kam, erregte er Bewunderung. Von 1728 an ſang er in Venedig, Verona und in Wien, am letzten Orte in drei verſchiedenen Epochen. Bis jetzt hatte er nur dem glänzenden Geſange gehuldigt und damit, wie gewöhnlich, überall die Menge ſich gewonnen, doch ſo, daß auch die beſten Kenner ſeine Fertigkeit anzuerkennen ſich genöthigt ſahen. Als ihm aber einſt der Kaiſer Karl VI. die Bemerkung machte, daß einem ſolchen Sänger, wie ihm, es nicht genug ſein könne, die Hörer in Erſtaunen zu ſetzen, ſondern daß er auch die Herzen rühren müßte, änderte er mit großem Fleiße ſeine Singmethode dahin, daß er Beides, anſtändig und gefühlvoll, verband. Der Segen des Hörens auf guten Rath blieb nicht aus; bald kam er dahin, daß er alle ſeine Nebenbuhler an Ruf und Verdienſt übertraf. Im Jahre 1734 ſegelte er nach England, dem Lande der Italiener, wo ſie längſt Geld und Ehre zu holen gewöhnt worden waren. Hier erregte Farinelli ein ſolches Entzücken, daß einſt eine Lady in überſchwenglicher Rührung laut aus ihrer Loge rief: ein Gott, ein Farinelli! Und in der That, London war nie entzückter, als wenn es Italiener, und beſonders Kaſtraten, hörte. Auch ſeine Einnahme war darnach. Man berechnete ſie auf 5000 Pf. Sterling. Hier hatte er einen der größten Nebenbuhler in der Perſon Caffarelli's (Andere nennen Seneſino, und

1) Geſchichte der Malerei, überſetzt von Waagen. 2. Th. S. 139—145. 2) Wahrſcheinlich iſt dieſe Malerei auf Holz oder Leinwand ausgeführt. 3) Peintre Graveur. T. 18. p. 161.

dieſe haben Recht. Wir ſetzen daher für Caffarelli nun dieſen Namen). Beide zählten ihre beſondern Anhänger, die ſich um die Vorzüge ihrer Begünſtigten lebhaft ſtritten. Man beſchloß daher, beide Sänger auf einem Theater neben einander zu hören, was bis jetzt noch nicht geſchehen war; ja Beide waren an verſchiedenen Orten jeden Abend ſo beſchäftigt geweſen, daß ſie einander ſelbſt noch nicht gehört hatten. Seneſino hatte einen Tyrannen zu ſingen und viel zu thun, bevor Farinelli, der einen unglücklichen, in Gefangenſchaft ſchmachtenden Helden vorſtellte, nur einen Ton zu ſingen hatte. Sein Gegner ſang ſo bewunderungswürdig, daß das ganze Haus vom lärmenden Beifall wiederhallte. Als endlich Farinelli an die Reihe kam, ſeine Arie zu ſingen, war Seneſino von Farinelli's Geſange ſo überraſcht und ſoweit ergriffen, daß er ſeine Rolle ganz vergaß und, vor Bewunderung und Vergnügen außer ſich, auf ſeinen Gegner zuſtürzte und ihn voll Zärtlichkeit an ſeine Bruſt drückte. Solche bezaubernde Eindrücke des Geſanges Farinelli's waren nicht zu ſelten, und man muß wol glauben, was Sacchi in ſeinem Buche über die Kunſtbildung dieſes Allbeliebten ſeiner Zeit ſagt. Dieſe Wirkungen hatte Farinelli aber keineswegs ſeinen, obwol allerdings herrlichen, Anlagen, ſondern auch ſeinem redlichen Fleiße (und ſeinem guten Herzen, was bei einem Künſtler nie fehlen darf, wenn er wahrhaft bewegen und Andere mit ſich fortreißen ſoll, nicht blos zur Bewunderung, ſondern zu innigem Mitgefühl) zu verdanken. So trefflich ſeine Stimme und ſeine Bruſt waren, ſo trefflich waren auch ſeine Triller, Paſſagen und Cadenzen, was nur durch großen Fleiß erlangt wird. Dabei hatte er ſoviel geſunde Beurtheilungskraft und einen ſo ausgebildeten Geſchmack, ſowie ſoviel Kenntniß der Harmonie, daß er nie zur unrechten Zeit ſich von der Sucht zu glänzen hinreißen ließ, ſondern ſeine bewundernswerthen Ausſchmückungen nur da anbrachte, wohin ſie gehörten. Nie war ſein Geſang, ſobald er die Höhe der Meiſterſchaft erreicht hatte, ſchwülſtig oder überladen. Darum legte er ſich auch vorzüglich auf jenes messa di voce, das aus einem allmäligen Anſchwellen und Abnehmen auf einem ausgehaltenen Tone beſteht, worin er unübertrefflich war und worin die Schönheit der Stimme und des Geſanges vorzüglich zu erkennen iſt. Dabei hatte er ſich mit dem größten Eifer auf eine deutliche und reine Ausſprache der Worte gelegt, die er nicht minder für eine Hauptvollkommenheit des Sängers pries, als den dem richtigen Gefühl angemeſſenen Ausdruck der jedesmal darzuſtellenden Leidenſchaft. Soviel er auch Ehre erntete, ſo wenig ließ er ſich doch von irgend einem Beifallsſturme zum Übermuthe verleiten, und achtete das Urtheil der Verſtändigen nicht blos höher als das Geſchrei der Menge, ſondern hielt auch die Regeln der Schule, ſoweit ſie mit dem Geſetze der Vernunft übereinkamen, in den höchſten Ehren. Darum war er auch ſtets geneigt, immer tiefer in die Grundſätze einer guten Schule einzudringen. Er hatte daher auch weder Zeit noch Luſt, in die Ausſchweifungen zu verfallen, in welche äußerlich glückliche Künſtler ſo leicht und ſo gewöhnlich ſich verſtricken laſſen. Kurz, Farinelli war einer von den wenigen, die das Glück zu ertragen Kraft haben und dadurch ſich deſſen würdig machen. Als er von London abreiſte, erhielt er nur allein von dem Prinzen von Wallis, in deſſen Hauſe er geſungen hatte, eine goldene, mit Brillanten beſetzte Doſe, worin ein Paar gleichfalls mit Brillanten geſchmückte Beinſchnallen und 100 Guineen lagen. Es wird, um den Geſchmack des damaligen Englands und die beliebten Werke jener Zeit kennen zu lernen, nützlich ſein, die Stücke zu nennen, in denen Farinelli in London auftrat; es waren zunächſt zwei Opern ſeines Lehrers Porpora, in denen der dankbare Künſtler faſt überall glänzte und ſich glänzend zeigte, Ariadne und Polyphem, dann Artaxerxes von Haſſe; ferner ſang er noch auf dem Haymarkettheater in dem Oratorio David von Porpora und in der Oper Demetrius von Peſcetti, in welcher er mit dem gleichfalls ſehr geſchätzten, in Anſehung ſeines Spiels belebten und in Anſehung des Tones ſeiner Stimme dem Farinelli ſogar von Kennern vorgezogenen Seneſino vereint ſang. Dagegen übertraf Farinelli alle Sänger ſeiner Zeit, ja vielleicht aller Zeiten an Umfang in Tiefe und Höhe, im Portamento di voce, im ſchönen und höchſt angenehmen Triller und in Rundung und Deutlichkeit auch der ſchwerſten Paſſagen. Es will nicht wenig ſagen, wenn er durch dieſe Vorzüge alle Hörer ſo elektriſirte, daß ſie ſeine lange und hagere Geſtalt, ſeine unangenehme Miene und Action darüber vergaßen. Freilich grenzte auch die Verehrung, die ihm vorzüglich der Adel in London erwies, an eine Art Wahnſinn, ſodaß Manche es lächerlich fanden, eine ganze Nation in einem ſolchen Zuſtande der Bethörung zu ſehen. Hogarth unterließ auch nicht auf der zweiten Platte ſeines Rake's Progress darüber zu ſatyriſiren. Es zeigte ſich jedoch bald, daß zwei Operntheater in London nicht gut neben einander beſtehen konnten. Farinelli war klug genug zu gehen und 1736 ſein Glück in Paris zu verſuchen. Im Juli des folgenden Jahres ſchrieb man aus London an Mattheſon (Vollkommener Capellmeiſter S. 27): Farinelli, der vortreffliche welſche Sänger, hatte kaum vor einem Jahre allhier ſeine güldene Ernte zurückgelegt, da er ſich zu einer reichen pariſiſchen Nachleſe einiger tauſend Louisd'or entſchloß, und ſeine Sachen auch wohl ausrichtte. Am 9. Juli 1737 (er war nämlich von Paris nach London zurückgekehrt) ſtellte er ſich aufs Neue zu Verſailles ein, in der Hoffnung, bei der vermuthlichen Geburt eines Herzogs von Anjou abermalige Ausbeute zn machen. Da ihm aber ſolches fehlgeſchlagen, wird er ſich nach Madrid begeben und allda bis nächſten Winter einſammeln. Wornach ihn ſodann die trächtigen engländiſchen Beutel in London von Neuem mit Schmerzen erwarten, damit er ſie in etwas erleichtere und, nächſt ſeiner ordentlichen Beſoldung, an Geſchenken und Einkünften, wenn eine Oper zu ſeinem Behufe geſpielt wird, wenigſtens 5000 Pfund Sterling des Jahres erhebe. — Daß aber Farinelli nach Spanien ging, war nicht ſein Einfall, ſondern er wurde nach Madrid berufen, ohne welchen Vorfall er gewiß noch längere Zeit mit London und Paris gewechſelt haben würde; denn auch in Paris hatte er ſogar die Franzoſen, die damals als Gegner der italieniſchen Oper

aus vaterländiſcher Vorliebe für ihre eigene ſich erwieſen, ſo bezaubert, daß ihm der König 500 Louisd'or und ſein mit Diamanten beſetztes Bildniß verehrte, was von ſo reichen Geſchenken des Adels begleitet wurde, daß dieſe auf 800 Pfund Sterling angeſchlagen wurden. Der König Philipp V. von Spanien war ſeit vielen Jahren ſehr ſchwach und litt vorzüglich an einer ſo ſchweren Melancholie, gegen welche keine Hilfe gefunden werden konnte; nur Muſik war noch im Stande, den ſchwermüthigen Monarchen etwas aufzuheitern. So wurde denn Farinelli, von welchem man ſoviel geleſen hatte, verſchrieben, hoffend, er werde vor Allen geeignet ſein, den König zu zerſtreuen. Wirklich machte ſeine Stimme auf den Kranken eine beſſere Wirkung, als alles Andere, was bisher angewendet worden war. Bald wurde Farinelli, der dem Könige jeden Abend vier Arien von Haſſe vorſingen mußte, ſo unentbehrlich, daß der hohe Gehalt, der ihm verwilligt wurde, ſehr natürlich iſt. Der Sänger erhielt jährlich 1400 Piſtolen, oder 14,000 ſpaniſche Reichsthaler (Stück von Achten, ſagt Mattheſon), eine eigene Hofkutſche und die anſehnlichſten Geſchenke. Auch hier empfing er des Königs Bild mit ſehr werthvollen Diamanten beſetzt, von der Königin eine goldene Doſe, auf deren Deckel zwei große Diamanten prangten und darin ein Wechſel von 500 Piſtolen; der Prinz von Aſturien beehrte ihn mit einem Diamantknopf und einer Diamanthutſchleife von großem Werthe. Gerber gibt Farinelli's feſten Jahrgehalt auf 2000 Carolin an. Ein ſolches Glück hatte alſo Farinelli ſchon in ſeinem 32. Lebensjahre erreicht, allein er überhob ſich deſſen nicht und erwarb ſich durch ſein liebenswürdiges Betragen die Gunſt und Achtung des ganzen Hofes bis an des Königs Tod. Sein Sohn Ferdinand, welcher 1746 folgte, behielt ihn in derſelben Stellung und brauchte ihn nur noch nöthiger, als ſein Vater. Namentlich in den erſten Jahren ſeiner Regierung hatte des Königs Melancholie einen ſo hohen Grad erreicht, daß er auch ſelbſt die Königin nur ſelten zu ſich ließ. Man verſichert, er habe ſich Monate lang nicht bewegen laſſen, weiße Wäſche anzulegen, ſich raſiren zu laſſen und dergleichen. Auch ihm half nichts ſo gut, als Farinelli's Geſang, deſſen ſchöne Töne ihn weich und nachgiebig machten. Dafür war ihm die Königin Barbara, die ihm ſchon früher ſehr wohl wollte, außerordentlich ergeben, ſodaß er ihr vorzüglichſter Liebling war. Daher kam es, daß Farinelli 1750 das Ordenskreuz von Calatrava, das unter den ſpaniſchen Ritterorden in großem Anſehen ſteht, erhielt, welches ihm die Königin mit Erlaubniß ihres Gemahls eigenhändig an ſeinem Kleide befeſtigte. Von jetzt an war ſein Einfluß am Hofe zu Madrid ſo bedeutend, daß die meiſten Gnadenbezeigungen des Königs durch ihn vermittelt wurden. Wenn dieſer Einfluß ſich auch nicht ſoweit erſtreckt haben ſollte, daß Farinelli ſogar zu politiſchen Geſchäften mit gebraucht wurde, weshalb er denn häufige Conferenzen mit dem Miniſter La Enſenada gehabt haben und ganz beſonders von verſchiedenen Höfen als Agent benutzt worden ſein ſoll, welche es durch ſeine Vermittelung zu hintertreiben wünſchten, daß die katholiſche Majeſtät den Familienvertrag, den Frankreich vorſchlug, nicht ins Werk ſetzen möchte, was auch mit Farinelli's darin ſehr richtiger Anſicht völlig übereinſtimmte, indem er überzeugt war, daß ein ſolcher Tractat für ein Land nicht wünſchenswerth ſei, das noch zuviel mit Heilung der Wunden zu thun hatte, die ihm der Succeſſionskrieg geſchlagen hatte; ſo darf doch immerhin ſoviel für gewiß angenommen werden, daß ihm Gelegenheiten, Mittel und Wege genug offen ſtanden, durch kluge, zur rechten Zeit angebrachte Wendungen und Meinungsäußerungen ſowol zum Vortheil als zum Nachtheil auch politiſcher Verhältniſſe bedeutend einzuwirken. Dabei rühmt man an ihm, daß er ſeine Macht wiſſentlich nie gemisbraucht, am allerwenigſten jemals zum Gegenſtande einer Geldſpeculation gemacht habe. Dies aber ſtimmte mit ſeiner Liebe zum Vortheile ſeiner Landsleute und zu ſeiner Kunſt völlig überein, daß er, was ihm auch leicht genug wurde, da er die Leidenſchaft der Königin für italieniſche Operndarſtellungen kannte und die erheiternde Wirkung ſolcher Muſik auf das Gemüth des Königs ihm ſogar ſeine Wünſche als vortheilhaft und heilbringend erſchienen, den König dahin bewegte, ein italieniſches Theater im Palaſte Buen-Retiro zu errichten, an welches er die geſchickteſten Künſtler Italiens berufen wollte. Der Vorſchlag wurde ohne Weiteres angenommen, von ihm ins Werk geſetzt, und er ſelbſt wurde natürlich zum Director der Anſtalt ernannt. Dieſe Anſtalt koſtete aber dem Lande ungeheuere Summen; Farinelli allein erhielt nach Baretti's Reiſen einen Jahrgehalt von beinahe 24,000 Thalern, und auf die italieniſchen Virtuoſen wurden Millionen verwendet. Dabei wird jedoch dem Director dieſer koſtſpieligen Anſtalt nachgerühmt, daß er nicht nur die ganze Geſellſchaft in ſtrengſter Zucht und Ordnung gehalten habe, ſondern auch ſelbſt für ſeine Perſon ihr mit dem beſten Beiſpiele kluger Mäßigkeit vorangegangen ſei, was ganz in ſeinem Weſen liegt; denn obwol ihm zu jeder Stunde freier Zutritt zum König offen ſtand, ließ er ſich doch dadurch ſo wenig zum Stolze verlocken, daß er vielmehr oft vor den Verſammlungen der Großen des Landes aus freiem Antriebe äußerte, er wiſſe ſehr wohl, daß er nur ein Sänger ſei. Um die Misgunſt der Hochgeſtellten möglichſt von ſich abzuhalten, nahm er es nie an, mit ihnen an der königlichen Tafel zu ſitzen, ſo oft er auch dazu eingeladen wurde. Daß er aber dennoch den Neidern in ſolcher Stellung nicht ganz entgehen konnte, war zu natürlich, als daß man ſich darüber verwundern wird, wenn man erzählt, die Königin ſelbſt, die doch ſeine leidenſchaftlichſte Gönnerin war, habe ſich einmal von ſeinen Widerſachern gegen ihn einnehmen laſſen. Dieſen Gunſtwechſel ſogleich bemerkend, ſuchte er Gelegenheit, die Königin zu ſprechen. Da ihm dieſe aber für den Augenblick abgeſchnitten worden war, ließ er ſich durch eine ihm wohlwollende Edeldame der Königin in ein an das Gemach der Königin grenzendes Zimmer führen und drückte dort ſeinen Schmerz über den Zorn der Gebieterin unter Begleitung ſeiner Guitarre ſo rührend aus, daß das ſanfte Herz der zürnenden Frau durch die Macht der Klänge völlig umgewandelt wurde. Gerührt hörte ſie nun ſeine Vertheidigung an und fand ihn ſo völlig

unſchuldig, daß es ſeinen Verklägern übel gegangen wäre, hätte er nicht auch durch dringende Bitten das Herz der Königin zur Vergebung für ſeine Feinde zu ſtimmen gewußt. — In der franzöſiſchen Lebensbeſchreibung Farinelli's, die im 14. Bande der Biographie universelle, ancienne et moderne etc. (Paris 1815.) meiſt nach Erzählung eines Neffen des Sängers geliefert wurde, die aber dennoch mehre hier nach den beſten Quellen verbeſſerte Irrungen enthält, heißt es über Weſen und Charakter des Mannes: Ohne grade ſehr unterrichtet zu ſein, hatte Farinelli doch von Natur ſeinen Tact, zarten Sinn und jene natürliche Beredſamkeit, welche oft Wiſſenſchaft und Talent erſetzen. Man rechne dazu einen ſanften, wohlthätigen Charakter, ein edles und anſtändiges Betragen, und man wird ſich nicht mehr wundern, daß ein einfacher Sänger einen ſo großen Einfluß an einem der damals blühendſten europäiſchen Höfe erlangte. Weit entfernt von eitlem Stolze, war es beſonders ſeine Beſcheidenheit, wodurch er diejenigen entwaffnete, welche ſeinem Glücke hätten in den Weg treten können. Seine Unterwürfigkeit und ſein achtungsvolles Betragen gegen die Großen gewannen ihm größtentheils die Freundſchaft Aller. Seine Feinde ſuchte er nur kennen zu lernen, um ſie ſich verbindlich zu machen. Folgende Züge werden den Edelmuth ſeines Herzens noch näher bezeichnen: Einer der Großen des Hofes wünſchte ſeit langer Zeit einen Geſandtſchaftspoſten, den ihm der König durchaus nicht geben wollte. Dem Farinelli war es nicht unbekannt, daß dieſer Grande, der übrigens alle für dieſen Poſten nöthige Talente beſaß, ihm bei jeder Gelegenheit zu ſchaden geſucht hatte. Deſſenungeachtet unterdrückte Farinelli jedes Rachegefühl und wußte den Monarchen für ſeinen Feind ſo günſtig zu ſtimmen, daß dieſer endlich die von ihm erwünſchte Stelle erhielt. „Aber wiſſen Sie nicht," ſagte der König zu Farinelli, „daß er gar nicht zu ihren Freunden gehört? daß er ſchlecht von Ihnen ſpricht?" Sire, antwortete Farinelli, ſo wünſchte ich mich zu rächen. — Zu einer andern Zeit hörte er, als er ſich eben zum Monarchen begeben wollte, in einem Saale des Palaſtes im Vorübergehen, wie einer der Gardiſten ihn laut verwünſchte und die Schwachheit des Herrſchers beklagte, der alle ſeine Gunſt nur einem elenden Muſikanten geſchenkt habe. Farinelli zog ſogleich Erkundigungen über den Mann ein und erfuhr, daß er ſeit 30 Jahren diene, ohne jemals ein Avancement erhalten zu können. Als nun Farinelli wieder aus dem Cabinet des Königs kam, überreichte er ihm im Namen des Königs ein Oberſtendiplom. Beſtürzt warf ſich der Mann in die Arme ſeines Wohlthäters, welcher, ſtatt aller Antworten auf ſeine Entſchuldigungen und Dankbarkeitsergüſſe, zu ihm ſprach: Ein Gardiſt iſt nicht bemittelt genug, ſich zum Oberſten auszuſtatten. Das wollen wir Morgen in Ordnung bringen. Morgen erwarte ich Sie bei mir zum Mittagseſſen. — Auch folgende Anekdote wirft ein gutes Licht auf die menſchenfreundliche Geſinnung dieſes glücklichſten aller durch Unglück reich gewordenen Sänger: Einſt brachte ihm ein Schneider ſehr reich beſetzte Kleider, die für einen Gallatag beſtellt worden waren. Farinelli verlangte die Rechnung. Der Meiſter zögerte, ſagte dann, daß er ſie nicht habe; wenn er ihm aber die Ehre erweiſen und ihm etwas vorſingen wolle, ſo würde er dieſe Gunſt höher ſchätzen, als jede andere Belohnung. Farinelli nahm ihn bei der Hand, führte ihn, ohne ein Wort zu ſagen, in ſein Muſikzimmer und entfaltete vor ihm ſeine ganze Kunſt, wie er es vor dem Könige gethan haben würde. Der entzückte Schneider wollte ſich nun nach vielen Dankſagungen zurückziehen: Farinelli aber nöthigte ihn, einen Beutel mit doppelt ſoviel Gelde, als die Kleider gekoſtet haben könnten, anzunehmen.

Der Tod Ferdinand's und ſeiner Gemahlin, welche Beide in einem Jahre ſtarben, mußte auf Farinelli einen niederſchlagenden Eindruck machen, um ſo mehr, da die Königin in ihrem letzten Willen ihm *alle ihre Muſikinſtrumente* und ihre ganze Sammlung von Muſikalien vermacht hatte, welche damals für die *größte* gehalten wurde, die vielleicht jemals vorhanden geweſen war (nach Baretti's Reiſen. I. Bd. S. 473). Farinelli fühlte, daß mit dem Tode ſeiner königlichen Gönner auch der Einfluß geſtorben ſein werde, den er bis 1760 etwa auf Spanien gehabt hatte; denn er wußte wohl, daß der Nachfolger Ferdinand's, Karl III., eines andern Sinnes ſei gegen die Kunſt der Italiener. Zwar hatten mehre Granden dem Könige bei ſeiner Ankunft ſoviel Rühmliches von der Beſcheidenheit und Rechtſchaffenheit des Sängers berichtet und namentlich in ihrer Fürſprache hervorgehoben, daß dieſer vieljährige Liebling das Zutrauen der verſtorbenen Majeſtäten nie gemisbraucht, vielmehr ſeinen Einfluß nur *dazu verwandt habe*, ſoviel als möglich Gutes zu thun; ſie hatten jedoch damit nur ſoviel bewirkt, daß der König dem Farinelli ſeinen bedeutenden Jahrgehalt von 1400 Piſtolen mit dem Zuſatze *beſtätigte*, er thue dies deshalb, weil Farinelli die Gunſt und Freigebigkeit ſeines Vorgängers nie gemisbraucht habe. Allein die italieniſche Oper wurde aufgehoben und Farinelli war dadurch ſo überflüſſig gemacht, daß ſein Abgang aus Spanien durchaus kein freiwilliger genannt werden kann. Man berichtete aus Spanien, der jetzige König hat ſeit ſeiner Thronbeſteigung weder zu Madrid noch zu Aranjuez eine italieniſche Oper aufführen laſſen, wie es unter der vorigen Regierung gebräuchlich war. Die Zeiten der Königin Barbara ſind vorbei, wo man Millionen auf italieniſche Virtuoſen verwendete. Man verſuchte es noch ein Mal, Karl III. für einen Verſuch einer Wiederaufführung ſolcher Muſikdramen dadurch zu ſtimmen, daß man die große Liebhaberei der Gemahlin Karl's in die Wagſchale legte; allein des Königs Wille wog ſchwerer, und ſeine Antwort, daß weder jetzt noch jemals eine italieniſche Oper unter ſeinem Königthume erneuert werden ſolle, ſchlug alle anderweitige Verſuche nieder. So verließ denn Farinelli 1761 das Land, wo er ſo lange in den glücklichſten Verhältniſſen gelebt hatte, und begab ſich mit ſeinen Reichthümern nach Italien, wo er als ein Wunderſohn des Glücks mit offenen Armen empfangen wurde. Als er bei dem Papſte Benedict XIV. zur Audienz gelangt war und ihm berichtet hatte, welche Ehre und Güter ſeine Kunſt in Spanien und England erlangt,

ſoll ihm Benedict die verbindliche Bemerkung gemacht haben: Sie werden nur mit andern Worten ſagen wollen, daß Sie auswärts gefunden, was Sie hier zurückgelaſſen haben.

Hier in ſeinem Vaterlande wählte ſich Farinelli zu ſeinem Aufenthaltsorte Bologna, wo er ſich vor dem ſaragoſſaner Thore ein prachtvolles Landhaus erbaute, wo er ſich in glücklicher, doch nicht unthätiger Ruhe mit ſeinen aus Spanien mitgebrachten Flügeln und Clavierinſtrumenten, die er nach den Namen der berühmteſten Maler, als Rafael, Correggio, Titian, Guido u. ſ. w., zu benennen pflegte, und mit ſeiner Viola d'amour, nicht mit ſeiner Harfe, wie die franzöſiſche Erzählung berichtet, ſowie mit der Pflege ſeines Gartens angenehm beſchäftigte. Alle ausgezeichnete Fremden hatten bei ihm Zutritt. Dabei ſchloß er mit dem damals in Bologna berühmten Muſikgelehrten Pater Martini innige Freundſchaft und ermuthigte ihn zum Eifer in der von Martini vorbereiteten Abfaſſung einer Geſchichte der Muſik, an deren Herſtellung der Mann faſt verzweifelte, da er nicht genug Vermögen beſaß, ſich die dazu nöthigen Werke anzuſchaffen. Farinelli unterſtützte den gelehrten Künſtler nicht nur mit ſeiner Bibliothek, ſondern auch mit ſeinem Reichthume, ſodaß Martini die zahlreichſte Bibliothek zuſammenbringen konnte, welche wol jemals die Welt vereint geſehen hat. (Farinelli war aber nicht der einzige Unterſtützer des großen, leider nur zu groß und weitſchichtig angelegten Werkes, wovon nur drei Bände bei ſeinem Leben erſchienen, nämlich die hebräiſche und griechiſche Muſik, die letzte in zwei Bänden, was man unter Giambattiſta Martini ausgeführt finden wird. Als er am vierten Bande arbeitete, war er ſchon ſehr hinfällig. Das Werk hat alſo nicht fortgeſetzt werden können.) Und ſo verlebte denn Farinelli den Reſt ſeiner Tage allerdings in einer literariſch-muſikaliſchen Muße, aber auch im fortgeſetzten Wohlthun gegen Arme, bis er am 15. (oder 16.) Sept. 1782, alſo im 78. Lebensjahre, ſeine Augen ſchloß und als einzigen Erben ſeines Vermögens einen Neffen hinterließ.

Sein Bruder, Riccardo Broſchi, wurde zwar als guter Componiſt geſchätzt, der auch eine ſeiner Opern, Idaſpe, 1730 in Venedig zur Aufführung brachte. Am meiſten machte er ſich jedoch um ſeinen Bruder, den Sänger, dadurch verdient, daß er ihm nicht wenige Arien componirte, womit er, weil für ſeine Stimme, die einen um eine ganze Octave größern Umfang, als anderer Sänger, hatte, beſonders eingerichtet, ſo ſehr glänzte.

Die Hauptwerke, woraus wir ſchöpften, ſind: Hawkins' Geſchichte, Sacchi's obengenanntes Buch, Biographie universelle etc., Forkel und Gerber nebſt Baretti und Efemeridi letter. di Roma. T. 13. p. 388) (das letzte nach Forkel's Angabe, da wir dieſes letztgenannte nicht vor uns haben). In der allgem. muſikal. Zeitung Leipzigs findet man den allergrößten Theil der Opern angegeben, in welchen Farinelli auftrat. Vgl. das Regiſter derſelben.

Es werde hier noch zugleich einer Sängerin Farinella gedacht, eigentlich Maria Camal, auch Comati genannt (nach Gerber), welche Graun 1741 aus Italien mit nach Berlin nahm und an die neu errichtete Oper brachte. Sie verließ aber Berlin ſchon 1742, ging nach einiger Zeit nach Wien und kam von da 1756 nach Petersburg, wo ſie bald darauf in großfürſtliche Dienſte aufgenommen wurde.

Noch wird von Hawkins ein Onkel des Farinelli als berühmter Violiniſt und als Componiſt angegeben, welcher in Hanover um 1684 Concertmeiſter war, auf einer Reiſe nach Kopenhagen vom Könige Dänemarks in den Adelſtand erhoben und von Georg I. von England als Reſident zu Venedig angeſtellt wurde. Auf eine ſeiner Melodien, welche den Namen Folia führt, machte Corelli 24 Variationen, wozu ſie auch von Vivaldi in einer Sonate für zwei Violinen und Baß (erſtes Werk) benutzt wurde. Der Onkel des Sängers kann er aber ſchwerlich geweſen ſein, da wir wiſſen, wie der Sänger zu dieſem Beinamen kam. Der Name dieſes Violiniſten muß ſein eigentlicher Name geweſen ſein. (*G. W. Fink.*)

FARINI (Antonio), wird von Wolfgang Caspar Printz in ſeiner hiſtoriſchen Beſchreibung der edeln Sing- und Kling-Kunſt (Dresden 1690.) S. 149 unter vielen Andern mit unter die neuern und berühmteren Componiſten und Muſici dieſes Jahrhunderts, alſo in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, gezählt. Es iſt mir aber von ſeiner Compoſition nichts vor Augen gekommen. (*G. W. Fink.*)

FARINI (Giovanni), ein geſchickter Mathematiker, geboren zu Ruſſi bei Ravenna von angeſehenen Ältern, den 10. April 1778. Er erhielt ſeine erſte Erziehung zu Ravenna und ſtudirte nachher an den Univerſitäten zu Piſa, Bologna und Pavia, wo er überall durch ſeinen Fleiß und durch die ſanfte Freundlichkeit ſeines Gemüths die Zuneigung ſeiner Lehrer erwarb. Seine erſte allgemeiner bekannt gewordene Schrift iſt eine Abhandlung, worin er zeigt, daß der hydrauliſche Widder, von Béthencourt, welchem kurz zuvor das Inſtitut von Frankreich ſeinen Beifall ertheilt hatte, das nicht leiſten könne, was der Erfinder davon erwartete. Dieſe Abhandlung, die in dem dritten Bande des mailänder Vereins zur Aufmunterung der Künſte u. ſ. w. gedruckt erſchien, zog die Aufmerkſamkeit des Grafen Paradiſi auf ſich, welcher damals die Oberaufſicht der Waſſerbauten im Königreich Italien führte, und Farini ſofort als Ingenieur bei dem Arſenal zu Venedig anſtellte. Von dort ging Farini im J. 1810 nach Padua, wo ihm zuerſt die Profeſſur der Phyſik und nachher die der höheren Mathematik übertragen wurde. Von zwei ſchätzbaren Abhandlungen, die er hier ausarbeitete, iſt die erſte, betreffend die Theorie der von Borgnis erfundenen Drehbank mit mehren Cylindern an einerlei Axe, in den Schriften der Akademie der Wiſſenſchaften von Padua gedruckt erſchienen, die zweite, enthaltend einen neuen Beweis eines Lehrſatzes, den Euler als höchſt wichtig auszeichnet, iſt ungedruckt geblieben. Von einem Gelehrten, der ſchon in kaum erreichtem Mannesalter ſo ſchöne Früchte ſeines Fleißes lieferte, hätte ſich noch Manches für die Wiſſenſchaften erwarten laſſen, leider aber

untergrub der zu große Eifer im Studiren ſeine von jeher ſchwächliche Geſundheit. Er ſtarb am 25. Dec. 1822 *). (*Gartz.*)

FARIS-ELV, ein Fluß im ſüdlichen Norwegen. Er entfällt dem Farisſee in Slendalen und fließt der Stadt Laurvig in der Grafſchaft Laurvig vorbei, wohin viel Holz auf dem Fluſſe geführt wird, in den Meerbuſen. Am Fluſſe liegen das Eiſenhüttenwerk Laurvig, zwei Mahl- und ſieben Sägemühlen. Der Farisſee iſt zwei Meilen lang. (*v. Schubert.*)

FARJAT (Benoit), geb. zu Lyon 1646, lernte das Kupferſtechen bei Guillaume Chateau, reiſte mit dieſem nach Italien, und übertraf ihn bald durch einen breitern und markigern Stichel. Er ließ ſich in der Folge zu Rom nieder, heirathete daſelbſt die Tochter des berühmten Landſchaftmalers Grimaldi, und erwarb ſich viel Anſehen durch ſeine vortrefflichen Arbeiten, die er nach berühmten italieniſchen Meiſtern ſtach. Er ſtarb um 1720. Einen Theil ſeiner vorzüglichſten Blätter findet man in Roſt's Handbuche 7. Th. S. 348. 349 beſchrieben. (*A. Weise.*)

FARKASDIFALVA, teutſch Neumarkt, ein großes zur gräflich Battyániſchen Herrſchaft Dobra gehöriges Dorf im tótſáger Bezirke (Gerichtsſtuhle, Processus) der eiſenburger Geſpanſchaft, im Kreiſe jenſeit der Donau Niederungarns in der Ebene gelegen, nur eine Meile von dem Ciſtercienſerkloſter St. Gotthardt entfernt, mit 113 Häuſern, 986 teutſchen katholiſchen Einwohnern, welche nach Raab St. Martin (Biſthum Stein am Anger) eingepfarrt ſind, und einem Wirthshauſe. Das Dorf liegt an einem Berge nächſt der Raab. In dieſer Gegend wurde den Türken eine entſcheidende Schlacht geliefert. (*G. F. Schreiner.*)

FARKASHIDA (ſpr. Farkaſchhida), Farkasiny, ſlowakiſches Dorf in Niederungarn diesſeit der Donau, preßburger Geſpanſchaft, im äußeren Comitatsbezirke, zur Herrſchaft Sempte des Grafen Eszterhazy gehörig, an der Dudwaag, 1¼ Stunde von Tyrnau, an der Landſtraße zwiſchen Tyrnau und Szered, mit 520 katholiſchen Einwohnern, merkwürdig, weil hier im J. 1490 unter Wladiſlaw II. ein ungariſcher Reichstag gehalten wurde. Der Boden iſt fruchtbar, der Wieswachs gut, Holz und Weide hinlänglich, und die Ortſchaft, welche auch eine ſtark beſchäftigte Mahlmühle beſitzt, wird daher zur erſten Claſſe gerechnet. (*Rumy.*)

FARLEGANI (frieſiſche Rechtsalterthümer). Der Titulus IX. der Lex Frisionum iſt überſchrieben: *De Farlegani*, und beſagt dann I. Si foemina quaelibet homini cuilibet fornicando se miscuerit, componat ad partem regis Weregildum suum. Hoc nobilis et libera faciant. II. Lita vero ad partem domini sui. III. Si vero ancilla et virgo erat, cum qua quislibet homo moechatus est, componat is, qui eam violavit, domino ejus solidos IV, hoc est denarios XII. IV. Si autem ab alio [1]) prius fuit constuprata, solidos III. V. Si vero tertius hic erat, qui tunc eam violavit, duos solidos. VI. Si vero quartus, solidum unum. VII. Si quintus, tremissem unum et quotcunque postea accesserint, trimessem unum tantum componant, i. e. culpabilis trimessem [2]). Als Sicama die Bedeutung des dunklen Wortes Farlegani aufſuchen wollte, glaubte er, es müſſe de horleganis, id est *hoërleggers*, seu de concubinis, geſchrieben werden, weil holländiſch hoer, scortum bedeutet. Aber dieſes gewaltſame Mittel zur Erklärung des Wortes Farlegani iſt nicht nöthig, wenn wir uns mit Du Fresne [3]) und Wachter [4]) an das dem Frieſiſchen ſo nahe verwandte Angelſächſiſche halten. Hier finden wir *forlegere*, scortator, adulter. Marcus 5, 21 iſt scortationes durch forligeru gegeben, und Matthäus 5, 32 vertritt forlegnysse adulterium. Auch dient das Althochteutſche zur Vergleichung. Im Tatian heißt es Cap. 28, 1 *ni furligi thi*, non moechaberis, und Cap. 29, 2 *giwelih thie furlazit sina quenun, uzan sahha huores, tuot si furligan*, quicunque dimiserit uxorem suam, excepta fornicationis causa, facit eam moechari; und Cap. 44, 22 *in thesemo furleganen cunne*, in hac adultera generatione. Die Sprachforſcher teilen dieſe Wörter von fur [5]), for, jetzt vor und ver ab [6]). Doch

*) Weiß in der Biogr. univ. T. 63, welcher dabei eine von Santini gehaltene Leichenrede (Padua 1823.) benutzt hat. Ein Auszug aus dieſer ſind auch die Notizen über Farini im Giornale dell' Italiana Letteratura. Seria terza. (Padova 1825.) T. II. p. 138.

1) ab aliquo. 2) Weiter beſagt dieſer Titulus IX. Lege VIII: Si quis puellam *virginem* rapuerit, et violatam demiserit, componat ei Weregildum ejus, sive *nobilis* sive libera fuerit ad satisfactionem, et ad partem *Regis* similiter. IX. Tertium Weregildum patri, sive *tutori puellae*. X. Si vero puella lita fuerit, satisfaciat ei similiter solutione Weregildi sui, et domino ejus decem solidos componat. Si liberam foeminam extra voluntatem parentum ejus, vel eorum, qui potestatem ejus habent, uxorem duxerit, componat tutori ejus solid. XX, id est denarios LX. XII. Si autem nobilis erat foemina sol. XXX. XIII. Si lita fuerit, sol. X domino ejus persolvere cogatur. Hierauf folgt: Inter Laubachi et Wisarum fluvium talis est consuetudo. XIV. Si nobilis seu liber libero vi aliquid abstulerit etc. Die Geſetze, welche nun folgen, hätten ſtatt zu Tit. IX. De Farlegani paſſender zu Tit. VIII. De *Notnumfti* I. Si quis rem qualibet vi capuerit etc. hinzugefügt werden ſollen. 3) Glossar. med. et inf. lat. unter *Farlegani*. 4) Glossar. Germ. col. 466 unter *Forlegani*. 5) *Palthenius* Not. ad Tatian. p. 356 ſagt: Notandum hic est, quod Gothis *ligan* sit uxorem ducere, proprie cum uxore concumbere, prout exempla adducta a Junio in Gloss. Goth. testantur. Praesens ergo compositum (furlegan) docet, idem etiam in usu fuisse Francorum, unde particula *far* praefixa *ligan* cessationem concubitus matrimonialis, adeoque ipsius, Germanis adhuc *beylager* dicti, dissolutionem, quae per adulterium naturaliter fit, designat. 6) Joh. Georg Wachter (l. l. col. 466) bemerkt: Cuncta a simplici *liyen* cubare, verbo omnibus priscis communi, et particula praepositiva *far*, *for*, *fur*, quae in compositis saepe pravitatem actionis cui praefigitur, et hoc loco omnino significat. Eadem vis particulae Gothicae *fra* et *far*. Sic Gothis *waurkjan* est operari, sed *frawaurkjan* peccare, *quithan* dicere, sed *fraquithan* maledicere, *swaran* jurare, sed *fraswaran* pejerare. Sic et Anglosaxonibus *laeran* et docere, sed *forlaeren* seducere, *raedan* consulere, sed *forraedan* male consulere. Latino-Barbari eodem sensu dicunt *for*, *fore*, *foris*, in vocibus hybridis. Hinc illis *forfacere* est delinquere, et *forfactum*, crimen commissum, unde Gallis hodiernis *forfait*. Equidem *ligen* non semper est cubare, sed interdum etiam se solo

iſt *far* in *far*legani und *fur* in *fur*legan wol eher verwandt mit dem altteutſchen firina [7]), scelus, dem angelſächſiſchen firen, Verbrechen, Frevel, firenlust, frevelhafte Wolluſt, firenlic, ſündlich, firinliger, der ſündlichen Beiſchlaf treibt, firenjan, ſündigen, fyrena thu, non moechaberis [8]). Das *far* in Farlegani bedeutet alſo ein verbrecheriſches Beiliegen, und iſt ein ſtärkerer Ausdruck, als wenn es z. B. in Äthelbirth's Geſetze [9]) 14 heißt: Gif widh eorles birele man geligedh, XII scill. gebete, wenn Jemand der Schenkin eines Eorls beiliegt, büße er mit 12 Schillingen, und 16: Gif widh ceorls birelan man geligedh, VI scillingum gebete, wenn Jemand der Schenkin eines Keorls beiliegt, büße er mit ſechs Schillingen, und bei Somner, Dict. Anglosax. *Legnysse legerscipe*, fornicatio. *Loccen* Lex. Jur. Sueo-*Goth laegher*, illicitus concubitus, *ligrisbot* mulcta pro concubitu, und Verelius, Ind. *laeger-vite* mulcta fornicationis, und im Althochteutſchen Gloss. *Pez.* concubitores *pilegera*. Das *far* in Farlegani iſt dagegen gewählt, um das Sündhafte ſtärker auszudrücken, und iſt daſſelbe *far*, welches wir im Artikel *Far* betrachtet haben. Dieſes das Sündhafte hervorhebende *Far* vor *Farlegani* zu ſetzen, ſchien den Frieſen um ſo nöthiger, da beiliegen auch in ehelicher Beziehung gebraucht ward, und bei den Gothen das einfache liugan [10]) heirathen bedeutete. Dufresne unter *Farlegani*, nachdem er das angelſächſiſche *forlegere*, fornicator, adulter, moechus, *forliggan*, fornicari, adulterari, moechari, *forliggand*, lupanar dazu geſtellt hat, bemerkt weiter: Unde nescio an nostrum *Forligner*, deducatur, de iis qui conjuges inferioris sortis ac conditionis sibi adsciscunt: tametsi probabilius censeatur ejusmodi nuptias quasi *foris* seu extra lineam nobilem contractas appellatas. Aber das *for* in forligner, ausarten, zu Falle kommen, iſt wol kein anderes, als das auch in der Form *For* kommende *Far*, welchem der Artikel *Far* gewidmet iſt, wo wir ſahen, daß *Far* auch verderben bedeutete, forligner bedeutet daher die Linie durch einen außerehelichen oder wenigſtens nicht ſtandesmäßigen Beiſchlaf und die daraus erfolgende Zeugung verderben. Das im Latein des Mittelalters eine ſo bedeutende Rolle ſpielende forefacere (franzöſiſch forfaire), unrecht thun, übel thun, miſſethun, und forconsiliare, Böſes rathen, übeln Rath geben, iſt wol auch von *Far* in der Form von *For*, welches wir im Artikel *Far* betrachtet haben, und man hat ihm die andere Form forisfacere und forisconsiliare gegeben, damit die Baſtardwörter lateiniſcher klingen möchten, als ſie wirklich ſind.

(*Ferdinand Wachter.*)

FARMAGOTH (nord. Mythol.), der mit großer Laſt beſchwerte Gott, ein Beiname des Odin. Kenningar C. c. b. (*Richter.*)

FARMATYR (nord. Mythol.), der Starke, Mächtige, große Laſten zu tragen Vermögende, eine Beiname Odin's. Kenningar C. c. b. (*Richter.*)

FARMER (John), war im letzten Jahrzehend des 16. Jahrhunderts ein thätiger Componiſt Englands, welcher 1591 Kirchengeſänge und 1599 The first Sett of English Madrigals to 4 voices herausgab, wovon Hawkins das erſte im 3. Theile ſeiner Geſchichte in Partitur lieferte. Er gehörte auch mit unter die Componiſten, wie unter Andern G. Farnaby, welche die erſte vollſtändige Ausgabe der Pſalmen, die in London 1594 in Stimmen erſchien (vierſtimmig), beſorgten. Ein anderer Farmer, Thoms, arbeitete ſich von einem gewöhnlichen Spielmanne ſo herauf, daß er 1684 zu Cambridge die Würde eines Baccalaureus der Muſik erhalten konnte. Mehres von ſeinen Compoſitionen wurde in verſchiedene derzeitige Sammlungen aufgenommen, als im Theater of Music; the Treasury of Music etc. A Consort (Concert) wurde 1686 und ein zweites 1690 zu London gedruckt. Der von den Engländern ſehr gerühmte Purcell lieferte auf ſeinen Tod einen elegiſchen Geſang, der 1698 in den Orpheus Britannicus aufgenommen wurde. Farmer muß alſo um 1695 oder 1697 ſpäteſtens geſtorben ſein. Hawkins erwähnt ſeiner gleichfalls. (*G. W. Fink.*)

FARMUR ARMA GUNNLADAR (nord. Myth.), die Laſt der Arme Gunnlada's, einer Gemahlin Odin's, Beiname dieſes Gottes. Kenningar C. c. 3. (*Richter.*)

FARNABE (Thomas), Farnabie, latiniſirt Farnabius, und unter dieſem Namen meiſtens bekannt, war zu London 1575 geboren, wo ſein Vater als Zimmermann lebte, während ſein Großvater, ein Muſikus, von Italien in England eingewandert und hier zuerſt in der Grafſchaft Cornwallis ſich niedergelaſſen hatte. Sein ſchon in der Jugend hervortretendes Talent führte ihn um 1590 auf die Univerſität Oxford, wo er in das Morton-Collegium eintrat und an Thomas French ſich zunächſt anſchloß, um durch ihn den nöthigen Unterhalt zu gewinnen. Von da wandte er ſich nach Spanien und trat hier in ein Jeſuitencollegium ein, das er aber auch wieder nach einiger Zeit verließ, um auf andere Weiſe dem Drange nach Wiſſen und der in dem Jünglinge wohnenden Unruhe zu genügen. Nachdem er den Franz Drake und Johann Hawkins im Jahre 1595 auf ihren Reiſen begleitet, wandte er ſich in die Niederlande, wo er als Soldat eine Zeit lang diente, bald aber auch dieſer Lebensweiſe wieder entſagte, und in ſein Vaterland zurückkehrte. Hier irrte er eine Zeit lang unter dem angenommenen Namen Thomas Bainrafe — dem Anagramm ſeines eigenen Namens — herum, ließ ſich dann aber bleibend zu Martock in der Grafſchaft Somerſet nieder,

---

fornicari significat. Hinc fieri potest, ut quis totum compositum a *ligen*, fornicari, deducere malit. Sed tunc particula *for* sensum intendet. Nimirum tanta vis est in particulis, ut illis nisi probe cognitus et perspectis, de vero verbi sensu nullum judicium fieri possit. Vide ergo quae de vario usu et munere praefixi *ver* notavi in Proleg. Sect. V.

7) Mehre Zuſammenſetzungen ſ. im Art. Far. 8) Mehres ſ. im Art. Far, wo auch die gothiſchen Wörter damit verglichen ſind. 9) Schmid, Die Geſetze der Angelſachſen. 1. Th. S. 2. 10) Vom Manne wird es gebraucht, um ein Weib nehmen, nämlich *γαμεῖν* in den Evangelien auszudrücken, und vom Weibe, um zum Weibe genommen werden, *γαμεῖσθαι* im griechiſchen neuen Teſtamente wiederzugeben; ſ. die Nachweiſungen bei v. d. Gabelentz und Löbe, Gloſſarium der gothiſchen Sprache S. 110, wo das altfrieſiſche logia zur Vergleichung mit *liugan* zuſammengeſtellt iſt.

und legte dort eine lateiniſche Schule an, in der er mit Erfolg lehrte. Von da begab er ſich nach London, wo er ſeinen Unterricht in den alten Sprachen, beſonders in Latein, in Grammatik, Rhetorik und dergleichen fortſetzte, bis zum Jahre 1636, wo er ſich aus verſchiedenen Urſachen auf ein unfern London, zu Sevenock oder Sennock in der Grafſchaft Kent inzwiſchen von dem Ertrage ſeines Unterrichts erworbenes Gütchen zurückzog[1]), aber auch hier noch ſeine frühere Weiſe des Unterrichts, zunächſt für die Söhne des Adels in der Umgegend fortſetzte. In der nun folgenden Zeit der innern Unruhen in England ſtand er auf Seiten der königlichen Partei[2]); ſeine Äußerung, daß er lieber Einen König als fünfhundert Könige haben wolle, zog ihm den Haß der republikaniſchen Partei zu, die ſich im Jahre 1641[3]) auch an ihn gewendet hatte; in Folge deſſen ward er ſogar beſchuldigt, an dem Aufſtande Theil genommen zu haben, welcher im Jahre 1643 in der Gegend von Tunbridge zu Gunſten Karl's I. ausgebrochen war; man nahm ihn gefangen und brachte ihn nach Newgate in Verwahr, wollte ihn auch dann nach Amerika ſchicken, und als dieſer Antrag verworfen ward, brachte man ihn nach Ely-Houſe, wo er aber nach Ablauf eines Jahres, am 12. Juni 1647 in einem Alter von 72 Jahren verſtarb, und in der Kirche zu Sevenock dann ſeine letzte Ruheſtätte erhielt[4]). Zweimal war er verheirathet, das erſte Mal mit Suſanne Pierce aus Launcells in Cornwallis, von der er einen Sohn erhielt, Johann, welcher Soldat war und 1673 ſtarb; das zweite Mal mit Anna Howſon, einer Tochter des Biſchofs von Durham; von einem der aus dieſer Ehe erzeugten Sohne, Franz, der auf dem väterlichen Gute Kippington bei Sevenock lebte, ſtammen die Nachrichten[5]) über das unruhige und bewegte Leben dieſes Mannes, der in der gelehrten Welt unter den Humaniſten und gelehrten Schulmännern des 17. Jahrhunderts immerhin eine bedeutende und ehrenvolle Stelle einnimmt, insbeſondere durch die verſchiedenen, von ihm hinterlaſſenen Schriften und Ausgaben, über die wir allerdings noch ein Urtheil zu fällen im Stande ſind, da, namentlich ſeine Anmerkungen zu verſchiedenen alten Autoren, zunächſt lateiniſchen Dichtern, welche damals beſonders auf den Schulen geleſen wurden, ſich, weil ſie dieſen Zweck der Lectüre ſehr förderten und erleichterten, einer allgemeinen Theilnahme erfreuten, daher auch vielfach wieder abgedruckt und in andere Ausgaben aufgenommen worden ſind. Denn ſolche Autoren waren es hauptſächlich, welchen er ſeine gelehrte Thätigkeit zuwendete und in eigenen Ausgaben bearbeitete, bei welchen er in den hinzugefügten Noten die bemerkten Zwecke zu erreichen ſuchte; und daran ſchließen ſich noch andere, gleichfalls für den Bedarf des Schulunterrichts beſtimmte und durch ſeine eigene Lehrthätigkeit, ſowie durch ſeinen Ruf als Lehrer veranlaßte Schriften, welche den Bedürfniſſen des gelehrten Unterrichts jener Zeit entſprechen ſollten; auch die Schriften der erſten Claſſe erſcheinen nicht minder durch die ganze Behandlungsweiſe, namentlich durch die Faſſung der Noten, welche Farnabius zu den Texten der alten Dichter lieferte, hauptſächlich für die Schule, oder doch für jüngere Leſer, welche zu dem Verſtändniß des Dichters gelangen wollen, beſtimmt, ſie ſind daher auch meiſtens kurz gefaßt, und geben durchaus nichts Überflüſſiges; ſie laſſen ſich nicht in lange und weitläufige Erörterungen ein, wie ſie für ſolche Leſer minder paſſend ſein möchten, ſondern beſchränken ſich auf das unmittelbar Nöthige; aber ſie wählen aus größern Commentaren und Ausgaben der Art geſchickt das Paſſende und zum Verſtändniß Nothwendige aus, ergänzen es auch nöthigenfalls, und zeichnen ſich überhaupt in Allem durch Kürze, Schärfe und Beſtimmtheit aus, ohne daß wir die Spuren eigener Gelehrſamkeit dabei vermiſſen. Und dieſem Umſtande iſt auch wol der Beifall zuzuſchreiben[6]), der einigen dieſer Bearbeitungen zu Theil ward und wiederholte Abdrücke veranlaßte, nicht blos in England, ſondern auch in Frankreich und insbeſondere auch in dem nahen Holland, dem damaligen Hauptſitze der claſſiſchen Philologie. Es gilt dies zuvörderſt von ſeiner Ausgabe der Satiren des Perſius und Juvenalis, deren Text cum annotationibus marginalibus

1) Man ſieht dies auch aus dem Poſtſcriptum eines an G. J. Voſſius im J. 1641 gerichteten Briefes, Ep. 461. p. 337. 2) Seine Dedication des Juvenal und Perſius an Heinrich, den Sohn Jacob's I., ſchließt mit den Worten: „Quae ut feliciter succedant in tuam, publicam, divinam gloriam, Deum O. M. serio precor, *cui Principum rerumque publicarum salus semper curae.*“ 3) In einem in dieſem Jahre geſchriebenen Briefe an ſeinen Freund G. J. Voſſius (Ep. 315. p. 235) ſpricht er von ſich: „homini a Musis averso, quarum castra academica adolescens olim deserui, nomenque dedi ad colonias Martias atque inibi florem aetatis diu exercui; terra tandem marique per Galliam, Hispaniam, Hiberniam jactatum me paupertas impulit audax in hoc pistrinum, docere coactum antequam didicissem redegitque dura Dea ut necesse haberem ad studia per fastidium relicta me recipere. Ubi nec inutili nec plane ingloria defunctus opera *θεωρητικὴν* et *πρακτικὴν* emensus *ἀπολαυστικὴν* jam sperare coepi. Sed et hujus spei incisus est nervus, exorto apud nos dissidio usque ad arma civilia, quorum furorem avertat precor Deus etc.“ 4) Die ihm geſetzte Grabſchrift lautet: P. M. viri ornatissimi *Thomae Farnabii* armigeri, causae olim regiae reique publicae et literariae vindicis acerrimi. Obiit 12. Junii 1647.

Vatibus hic sacris qui lux *Farnabius* olim
Vate carens saxo nunc sine luce jacet.

5) Von dieſem nämlich erhielt Wood dieſe Nachrichten mitgetheilt, die er dann in dem Werke Athenae Oxonienses veröffentlichte. Und daraus haben Niceron (12. Bd. S. 236 fg.) und Andere, auch die Biographie universelle. T. XIV. p. 168 seq. ihre Nachrichten entnommen.

6) Wir ſehen dies aus der Äußerung eines franzöſiſchen Gelehrten jener Zeit, welche Bayle (im Dictionn. s. v. II. p. 447 in der Note B) anführt: „Doleo, meo tempore, cum literis humanioribus studerem, defuisse notis illud subsidium ad rem literariam maximum, *quod suppeditarunt a paucis annis Farnabius et alii; poetis omnibus commentariis marginalibus ita clare explicatis, ut mediocris grammaticus possit etiam difficillimos inoffenso pede locos decurrere.*“ Ebenſo ſchreibt der berühmte G. J. Voſſius (im J. 1632) an ihn: „omnino mihi placet, quod utilissimam operam et antiquis scriptoribus et juventuti impendis, quum iniquum est, prolixis illos commentariis onerari. Melius tu, qui supervacua ommittis, ut eo magis assidua juventus sit in fontibus ipsis hauriendis“ (*G. J. Vossii* Epistoll. 161. p. 214. [August. Vindelic. 1691.). Mit noch mehr Lob ſpricht ſich derſelbe Voſſius in einem andern Briefe (Ep. 431. p. 428) über Farnabius und ſeine Leiſtungen aus.

Thomae Farnabii zum erſten Male zu London 1612. 12. erſchien, aber ſchon 1615 und 1620 (editio *tertia* emendatior et auctior) wieder aufgelegt, und alsbald zu Frankfurt (in bibliopolio *Joann. Stockelii*) 1623. 8., wie zu Paris (Editio novissima, diligenter recognita et aucta etc.) 1628. 8., namentlich aber und wiederholt zu Amſterdam 1624, 1631, 1633, 1642, 1650, 1662, 1668, 1670. 12., im Haag und zu Rotterdam 1683, 1702. 12., zu London 1691, 1720. 12. abgedruckt ward, ohne die größern Ausgaben dieſer Dichter zu rechnen, in welche die Noten des Farnabius ganz oder theilweiſe aufgenommen wurden. In ähnlicher Weiſe bearbeitet erſchien in dem folgenden Jahre, nach der erſten Herausgabe des Perſius und Juvenalis, eine Ausgabe der Tragödien des Seneca, die um dieſe Zeit noch weit mehr, auch auf Schulen, geleſen wurden, als dies heutigen Tags der Fall iſt: *Senecae* tragoediae cum notis *Thomae Farnabii*. (Londini 1613. 8.) Die durch gleiche Eigenſchaften, wie die Anmerkungen zu den beiden Satirikern, ſich empfehlenden Noten des Farnabius wurden ſchon in eine 1624 in 8. zu London (excud. *Thom. Snodham*) erſcheinende neue Ausgabe dieſer Tragödien aufgenommen, desgleichen in eine frankfurter Ausg. 1625. 8., in die zu Amſterdam 1632, 1633, 1643, 1645, 1656, 1665, 1678. 12. veranſtalteten Abdrücke, in die pariſer Ausgabe von 1640. 8., eine londoner von 1675. 12. und eine antwerpner 1728. 12., auch in die größern Ausgaben dieſer Tragödien ſind die Noten des Farnabius übergegangen, wie z. B. in die von Schröder, welcher in der Präfatio als Grund dieſer Aufnahme anführt: „quod is (Farnabius) ob perpetuam nec minus commodam paraphrasin dudum aliquo numero esset habitus."

Zwei Jahre nach Seneca folgte Martialis, von deſſen Epigrammen Farnabius eine mit Noten in ähnlicher Weiſe zum leichtern und beſſern Verſtändniß der Leſer, zunächſt der Jugend, verſehene und dabei durch Hilfe einiger noch nicht benutzten Handſchriften auch kritiſch berichtigte Ausgabe unter folgendem Titel erſcheinen ließ: *Martialis* Epigrammaton libri. Animadversi, emendati et commentariolis luculenter explicati. (Londini Excud. *Felix Kingstonius* 1615. 8.)[7]). Schon Scriver machte in ſeiner Ausgabe (zum erſten Male 1619. 4. und in der Folge öfters) Gebrauch von den Verbeſſerungen und Anmerkungen des Farnabius; mehrfache Abdrücke der genannten Ausgabe deſſelben erſchienen aber 1623. 12. Coloniae Allobrogum, zu London 1633, 1655, 1673, 1677 und 1739. 8.; zu Amſterdam 1644, 1645, 1670. 12., zuletzt noch 1744. 12. Lugd., auch in des Schrevelius Ausgabe von 1656 und 1661 zu Leyden in 8.

Derſelben günſtigen Aufnahme in wiederholten Abdrücken erfreuten ſich auch ſeine in derſelben Weiſe gehaltenen Bemerkungen zu Lucanus, welche drei Jahre nach der Ausgabe des Martialis zuerſt ans Licht traten: Lucani Pharsalia, adjectis ad marginem notis *Thomae Farnabii* (Londini 1618. 12.), wieder abgedruckt ſchon 1634 ebendaſelbſt und dann zu Amſterdam 1643 und 1651. Hier nach dem Texte und zugleich mit den Noten des Hugo Grotius, mit welchen zuſammen die Noten des Farnabius auch in den Ausgaben des Cornel. Schrevelius (zu Amſterdam 1658. 1669. 1670. 8. und in dem noch 1818 zu London in 8. veranſtalteten Abdruck bei Prieſtley), wie in den kleinern Ausgaben des Lucanus zu Amſterdam 1665. 1681. 12., zu Padua 1705. 12., zu Amſterdam 1717 (mit dem Supplemente des Th. Majus), ſowie in andern größern Ausgaben der Pharſalia erſchienen.

Erſt ſpäter, nachdem einige andere Schulbücher, die wir alsbald nennen werden, erſchienen waren, folgte die Bearbeitung des Virgilius, deſſen Gedichte in ähnlicher Weiſe mit kurzen, erklärenden Bemerkungen, die weiter keinen Anſpruch auf eine gelehrte Behandlung oder beſondere Gelehrſamkeit machen ſollen, zuerſt 1634 in 8. zu London unter folgendem Titel erſchienen: *Virgilii* Opera notis marginalibus illustrata a *Thoma Farnabio*, darauf aber gleichfalls wieder abgedruckt wurden zu Amſterdam 1646. 1650. 1652 und 1677. 12., zu Leyden 1652. 1661 und 1666. 8. (in den Ausgaben des Schrevelius), zu Paris 1669. 8. (zugleich mit den Noten des Nicol. Abremius), auch in die zu Amſterdam 1712. 12. erſchienene Ausgabe des Nicolaus Heinſius wurden die Noten des Farnabius aufgenommen, einzelnes Ausgewählte daraus auch in die Ausgabe, welche zu Rouen 1723. 8. erſchien.

An Virgilius ſchließt ſich Ovidius an, deſſen Metamorphoſen zwei Jahre nachher mit ähnlichen Noten ausgeſtattet erſchienen, ohne daß, wie auch bei Virgil, auf den Text und deſſen Geſtaltung Rückſicht genommen ward, da Farnabius es auch hier mehr auf eine das Verſtändniß durch kurze, erläuternde Noten fördernde und erleichternde Schulausgabe abgeſehen hatte: *Ovidii* Metamorphoseon libri XV notis illustrati opera et studio *Thomae Farnabii*. (Londini 1636. 8.), wieder abgedruckt in einer auch mit Kupfern ausgeſtatteten Ausgabe zu Paris 1637 Fol., dann zu Amſterdam 1639, 1655, 1696. 12.

Auch Terentius ſollte in ähnlicher Weiſe bearbeitet erſcheinen, allein während der Bearbeitung, die auf dieſe Weiſe bei den vier erſten Stücken des Dichters ſtehen blieb, übereilte ihn der Tod (1647); worauf der jüngere (Mericus) Caſaubonus die Vollendung übernahm und die zwei noch fehlenden Stücke in gleicher Weiſe bearbeitet, hinzufügte. Die Ausgabe führt den Titel: *Terentii* Comoediae sex ex rec. Heinsiana cum adnotatt. *Thomae Farnabii* in quatuor priores et *Merici Casauboni* in duas posteriores (Londini 1651. 12.) und auch in einem gleichzeitigen Abdrucke zu Amſterdam, der 1660. 12. ebendaſelbſt und zu London 1667. 12. wiederholt ward. Auch in die leydener Ausgabe cum notis variorum vom Jahre 1686. 8. ſind die Noten des Farnabius, die ſich in ihrem Charakter von denen zu den bisher genannten Dichtern nicht unterſcheiden, aufgenommen.

Von andern Schriften des Farnabius verdienen noch genannt zu werden: Index rhetoricus scholis et institu-

7) Vgl. darüber den oben ſchon erwähnten Brief des G. J. Voſſius und ſ. jetzt Schneidewin in ſeiner Ausgabe des Martialis S. LIV.

tioni tenerioris aetatis (Londini 1625.) nebſt: Adjiciuntur Formulae oratoriae et index poeticus (Londini 1648. 8.) und dann zuſammen Amstelodam. 1659. 12. eine Zuſammenſtellung von Phraſen, Redeformeln und dergleichen zum Gebrauche bei der Abfaſſung von lateiniſchen Reden, Briefen und dergleichen, worüber inzwiſchen Morhof ein ſehr ungünſtiges Urtheil fällt [8]), das jedoch, wenn wir die Zeit bedenken, in der dieſes, dem Unterricht in der Rhetorik als Hilfsmittel beſtimmte Buch, erſchien und die damalige Methode des Unterrichts überhaupt in Erwägung ziehen, Milderung verdienen wird; denn wenn es auch für unſere Zeit nutzlos ſein dürfte, ſo ſcheint es dies nicht in jener Zeit geweſen zu ſein, in welcher die Schriften und Ausgaben des Farnabius, wie die zahlreichen und wiederholten Abdrücke zeigen, ſehr verbreitet waren, und das Anſehen des Verfaſſers ſo groß, daß ihm Karl I. den Auftrag gab, eine lateiniſche Grammatik für die Lehranſtalten Englands zu bearbeiten [9]). Und wirklich erſchien auch von ihm ein Systema Grammaticum (Londini 1641.), nachdem ſchon lange zuvor von ihm, ebenfalls für die Zwecke der Schule herausgegeben worden war: Florilegium Epigrammatum Graecorum eorumque latino versu a variis redditorum. (Londini 1629.) Gleichen Zwecken waren noch einige andere, minder wichtige, Werke beſtimmt, die ebenfalls um dieſe Zeit zu London erſchienen: Phraseologia Anglo-Latina; Tabula linguae Graecae, Syntaxis.

Aus allem dem iſt zur Genüge erſichtlich, daß Farnabius zu den angeſehenſten Schulmännern des 17. Jahrhunderts auf dem Gebiete der claſſiſchen Literatur gehört, der nicht blos durch ſeinen Unterricht, ſondern noch mehr durch ſeine Ausgaben der lateiniſchen Dichter, welche die Hauptlectüre auf den gelehrten Schulen bildeten, den lateiniſchen Sprachunterricht zu fördern bemüht war, in dieſer Hinſicht aber ſich einen wohlverdienten Namen errungen hat, wie die ehrenden Zeugniſſe eines G. J. Voſſius und Anderer ſeiner Zeitgenoſſen beweiſen. Vgl. über ihn außer dem oben Note 5 angeführten, noch Bayle in dem Dictionn. s. v. T. II. p. 447 der amſterdamer Ausgabe von 1740 Fol. und die Nachweiſungen bei Saxe Onomastic. Pars IV. p. 587 sq. (*Baehr.*)

FARNESE, früher **FARNETO**, Flecken und Schloß auf einem Hügel am linken Ufer der Olpita (links zum Fiore), etwas nordöſtlich von Caſtro, im alten Herzogthume Caſtro, jetzt in der Delegation Viterbo. Es iſt das Stammhaus der bekannten italieniſchen Fürſtenfamilie und gehörte im vorigen Jahrhundert unter dem Titel eines Fürſtenthumes der Familie Chigi. (*Daniel.*)

FARNESE. Dieſes berühmte, aus Rom ſtammende, Geſchlecht führte ſeinen Namen von dem vorgenannten kleinen Landgute, in deſſen Beſitz es war. Lange zuvor, ehe es zur Fürſtenwürde erhoben wurde, hatten ſich Einzelne deſſelben als Feldherrn der Kirche und der florentiniſchen Republik ausgezeichnet, wie Pietro Farneſe, Feldherr der Florentiner, der im J. 1363 die Piſaner beſiegte und deren Feldherrn mit dem größten Theile ſeines Heeres gefangen nahm, aber ſehr beklagt nur wenige Wochen darauf an der Peſt ſtarb. Zu Florenz in der Kirche S. Maria del Fiore ſieht man ſein Bildniß. Der Glanz dieſes Hauſes begann aber erſt mit dem Kardinal Alexander Farneſe, der im J. 1534 als erwählter Papſt, unter dem Namen Paul III., bis zum Jahre 1549 regirte. Ein natürlicher Sohn deſſelben, mit einer Römerin aus dem Hauſe Rufini erzeugt, war Peter Ludwig Farneſe (Pier Luigi kommt auch als Peter Aloyſius vor), der mit ſeiner Gemalin, Hieronyma Orſini, fünf Kinder erzeugte: Alexander, Ottavio, Horazio, Ranuccio (Rainuto) und deren Schweſter Vittoria. Alle war der päpſtliche Großvater reich zu bedenken bemüht: Alexander wurde, kaum 14 Jahre alt, Kardinal; Vittoria wurde mit dem Herzoge von Urbino vermält; der übrigen werden wir nachher gedenken.

Vor allem war der Papſt darauf bedacht, ſeinen Sohn, welcher Pannerherr der Kirche war, zur Würde eines ſouverainen Fürſten zu erheben. Da ſeine Hoffnung, durch Karl V. das Herzogthum Mailand für ihn zu erhalten, nicht in Erfüllung ging, ſo ſtattete er ihn vorläufig mit einem Theile des Kirchengebiets aus und ernannte ihn *zum Herzog von Caſtro und Ronciglione*; und da die Kardinäle gegen *ſolche Veräußerungen* ſich erklärten, ſo kaufte er, um dieſe zu *beſänftigen*, Frascati, welches er als Erſatz der päpſtlichen *Kammer* übergab. Hiermit aber nicht begnügt, wußte er es, trotz dem Widerſtreben des Kaiſers, dahin zu bringen, daß er mit Parma und Piacenza ſeinen Sohn belehnen konnte, welcher im Auguſt 1545 als Herzog davon Beſitz nahm (ſ. Paul III. 3. Sect. 14. Th. S. 20, beſonders S. 37 fg.). Kaum aber hat je ein Unwürdigerer einen Thron beſtiegen. Daß er, wie die Geſchichte von ihm berichtet, im Schlamm aller Laſter wühlte [1]), würde den Sohn des Papſtes doch vielleicht nicht ſo ſchnell geſtürzt haben, wenn er dabei nicht auch ſo unklug geweſen wäre, den Adel, den er auf die empörendſte Weiſe bedrückte, aufs Äußerſte gegen ſich zu erbittern. Die Häupter des Adels von Piacenza, die Pallavicini, Condi, Anguiſſola und Confalonieri, im Einverſtändniß mit dem kaiſerlichen Statthalter von Mailand, Ferdinand von Gonzaga, bereiteten ſich, das unerträgliche Joch abzuſchütteln. Am 10. Sept. 1547 begaben ſich 37 Verſchworene in die Citadelle von Piacenza, Einer nach dem Andern, mit verborgenen Waffen, und bemächtigten ſich der Hauptzugänge; Johann von Anguiſſola

8) Im Polyhistor T. I. p. 955 oder Lib. VI. Cap. I. §. 27. ſ. dagegen Jugemens des Savans II. p. 462. 9) ſ. den Brief des G. J. Voſſius an Farnabius über dieſe Angelegenheit aus dem Jahre 1640, Ep. 386. p. 390 der oben angeführten Sammlung, und insbeſondere den Brief des Farnabius an Voſſius aus dem Mai 1641 (Ep. 461. p. 336 seq.), worin er die Veranlaſſung näher angibt.

1) In ſeiner früheren Zeit kann man ihn durch Benvenuto Cellini kennen lernen. S. deſſen Leben. Buch 2. K. 3. 10. 12. Lebret (Geſchichte von Italien 2, 66) ſagt: Es iſt nicht möglich, daß ein Geſchichtſchreiber, welcher Achtung für die Beſcheidenheit ſeiner Leſer hat, die Schlüpfrigkeit der Sitten und die geilen Ausbrüche dieſes laſterhaften Menſchen anführen kann, wenn er nicht wie Varchi ſchreiben will.

drang in das Zimmer des Herzogs und ſtieß ihm den Dolch in die Bruſt, ohne daß der durch ſchändliche Krankheit Entkräftete nur eine Bewegung zu ſeiner Vertheidigung machen konnte. Zwei Kanonenſchüſſe, das verabredete Zeichen, benachrichtigen Gonzaga von dem Erfolge, und dieſer ſäumte nicht Piacenza im Namen des Kaiſers in Beſitz zu nehmen. — Des Ermordeten Sohn, Ottavio (geb. 1524, geſt. 21. Sept. 1586), wurde jedoch in Parma zum Herzoge ausgerufen. Kaiſer Karl V. hatte ihm ſeine natürliche Tochter Margarethe vermählt und beſtätigte ihm, jedoch nur nach manchen Zerwürfniſſen, den Beſitz der väterlichen Länder, welche von dieſer Zeit an dem Hauſe Farneſe bis zu deſſen Ausſterben verblieben. Ihm folgte ſein Sohn Aleſſandro, von welchem nachher beſonders wird berichtet werden; ſein Sohn Rainuccio (Rainuto) I. folgte ihm im J. 1592. Aus ſeiner Ehe mit Margarethe Aldobrandini, einer nahen Verwandten des Papſtes Clemens VIII., hatte er drei Söhne und zwei Töchter erzeugt, Aleſſandro, Odoardo, Franz Maria, Kardinal, Maria, Gemahlin des Herzogs von Modena Franz, und Vittoria, Gemahlin deſſelben Herzogs. Da der älteſte dieſer Söhne taubſtumm geboren war, ſo folgte nach des Vaters Tode, im J. 1622, Odoardo (Eduard) I., geb. 1612, geſt. 1646. In ſeiner Ehe mit der Tochter des Großherzogs Cosmus II., Margarethe von Medicis, wurden ihm vier Söhne, Rainuccio II., Aleſſandro, Horazio, Pietro, und zwei Töchter geboren, Maria Magdalena und Katharina. Rainuccio II., geb. 17. Sept. 1630, geſt. 8. Dec. 1694, folgte ſeinem Vater in der Regirung. Er hatte drei Gemahlinnen, Margarethe, die Tochter des Herzogs von Savoyen, Victor Amadeus I., und dann zwei Schweſtern aus dem Hauſe Eſte. Mit dieſen zeugte er drei Söhne, Odoardo, Franz und Anton Franz, und zwei Töchter, Margaretha Maria und Iſabella. Da Odoardo ein Jahr vor des Vaters Tode geſtorben war, ſo gelangte Franz, geb. 19. Mai 1678, geſt. 26. Febr. 1727, zur Regirung, und dieſem folgte ſein jüngſter Bruder Franz Anton, geb. den 29. Nov. 1679, geſt. 20. Jan. 1731. Als letzter Sproß des Hauſes Farneſe lebte nur noch eine Tochter Odoardo's II., Eliſabeth, Gemahlin Philipp's V., Königs von Spanien. Dieſe ließ es ſich höchſt angelegen ſein, ihren Sohn Don Carlos in den Beſitz von Parma und zu der Nachfolge in Toskana zu bringen (ſ. Elisabeth 23. Bd. S. 368), und ſie erlangte es, daß im wiener Frieden vom 30. April 1725 ihm die erbliche Nachfolge in dieſen Staten zugeſichert wurde. Nur wurde noch ihr Verlangen nicht befriedigt, daß Don Carlos ſchon bei Lebzeiten des damals regirenden Herzogs dort einrücke, denn hiegegen erhoben ſich Schwierigkeiten von allen Seiten, ſelbſt nach dem Tode von Franz Anton noch, indem deſſen Wittwe eine Schwangerſchaft vorgab, weßhalb der Kaiſer Parma mit 6000 Mann beſetzen ließ. Es erfolgte keine Niederkunft, und da nun auch der Großherzog von Toskana wegen der Nachfolge des Don Carlos ſich mit Spanien verglich, ſo ſtand der Beſitznahme der ihm zugeſtandenen Staten nichts mehr entgegen. Eine vereinigte engländiſche und ſpaniſche Flotte führten ihn nach Italien, wo er zu Ende des Jahres 1731 landete. Er nahm den Titel an: Don Carlos, Infant von Caſtilien, Herzog von Parma und Piacenza, Erbprinz von Toskana und ſouverainer Herr vom Herzogthume Caſtro und Ronciglione. Das Glück begünſtigte ihn noch weiter. In dem Kriege, welcher nach dem Tode des Königs von Polen und Kurfürſten von Sachſen, Auguſt II., ausbrach, nahm Spanien Antheil gegen den Kaiſer Karl VI., der überall große Verluſte erlitt. Neapel wurde von den Spaniern leicht erobert, und durch die Schlachten bei Bitento, Parma und Guaſtalla gingen alle Plätze in Sicilien, Neapel und der Lombardei verloren. Die Neapolitaner, mit der öſterreichiſchen Oberherrſchaft wenig zufrieden, und zu einer Veränderung derſelben ſehr geneigt, riefen Don Carlos am 15. Mai 1734 zum König von Neapel aus, worauf Sicilien am 30. Aug. nachfolgte. Am 3. Juli 1735 wurde er zu Palermo gekrönt. Die wiener Friedenspräliminarien von demſelben Jahre verſicherten ihm den Beſitz der eroberten Reiche, wogegen er aber Toskana und Parma dem Hauſe Lothringen überlaſſen mußte.

Von allem bisher Angeführten iſt in dem Artikel Parma (3. Sect. 12. Bd. S. 212 fg.) ausführlich gehandelt, hier iſt daher nur übrig deſſen zu gedenken, was dort ſeine Stelle nicht finden konnte. Zunächſt was Aleſſandro (Alexander) Farneſe betrifft, dieſen großen Kriegshelden, der mit dem Ruhm ſeiner Thaten ganz Europa erfüllte. Er war ein Sohn Ottavio's und der, durch ihre rühmliche Statthalterſchaft in den Niederlanden bekannten, Margarethe. Im J. 1547 wurde dieſe zu Rom von Zwillingen entbunden, dieſem Alexander und ſeinem Bruder Karl. Beide erhielten ihre Namen von ihren Taufpathen, Alexander von ſeinem Urgroßvater, Papſt Paul III., Karl, der bald darauf ſtarb, von ſeinem Großvater Karl V. Alexander zeigte ſchon in ſeiner Kindheit einen feurigen Charakter, der ihn mehr zu Leibesübungen als zu Studien hinzog. Seine Erziehung erhielt er meiſtens am ſpaniſchen Hofe unter den Augen Philipp's II. Als ſeine Mutter die Statthalterſchaft der Niederlande erhielt, begleitete er dieſelbe nach Flandern. Von Philipp begünſtigt vermählte er ſich im J. 1565 zu Brüſſel mit der portugieſiſchen Prinzeſſin Maria, einer Tochter Odoardo's, Herzogs von Guimaraens und Enkelin des Königs Emanuel's. Hierauf brachte er mehrere Jahre in Italien zu, bis im J. 1571 von einem ſtarken Heere der Republik Venedig und der vornehmſten Staten Italiens der berühmte Zug zur See gegen die Türken unternommen wurde, der ihrer Macht ſo große Gefahr drohte. Dieſem geſellte ſich Alexander als Freiwilliger bei, und erntete in der großen Seeſchlacht bei Lepanto im J. 1571 die Erſtlinge ſeines nachmaligen Kriegsruhmes. Ein breites Schwert mit beiden Händen ſchwingend ſtürzte er ſich unter die Feinde und bahnte ſeinen Kriegern, die ihm kaum folgen konnten, den Weg zum Siege. Dies mußte die Aufmerkſamkeit des berühmten Oberfeldherrn, des Juan d'Auſtria, noch weit mehr auf ihn lenken, zumal da dieſer ebenſo ein Kind der Liebe Karl's V. war, wie Alexander's Mutter. Mit dieſem glücklichſten Feldherrn ſeiner Zeit lebte er fortan

in der engſten Verbindung. Er widmete ſich nun einzig dem Studium der Kriegskunſt, und da er mit ausgezeichnetem Muthe, großer Gegenwart des Geiſtes und körperlicher Kraft, Anſtand und alle an einem Krieger gefallenden Eigenſchaften verband, ſo erwarb er ſich in dem ſpaniſchen Heere bald einen Namen. Nachdem ſeine Mutter, um nicht mit Alba gemeinſchaftlich zu regiren, oder vielmehr nur neben ihm zu figuriren, der Statthalterſchaft entſagt und Alba ſie übernommen, aber im J. 1573 auch ſeine Zurückberufung begehrt und erhalten hatte, ſein Nachfolger aber 1576 ſchon geſtorben war, wurde Juan d'Auſtria an deſſen Stelle zum Statthalter berufen, und da war Alexander ſein Vertrauter und Rathgeber bei den wichtigſten Unternehmungen. Seine glänzendſte Periode begann aber erſt nach dem Tode Juan's 1578, welcher ſelbſt ihn zum Anführer des Heeres beſtimmte, Philipp aber ertheilte ihm zugleich die Oberſtatthalterſchaft. Ein durchdringender Verſtand, wenig Bigotterie, im Allgemeinen Rechtſchaffenheit, jedoch nicht ohne eine Beimiſchung von Schlauheit und gewiſſenloſer Argliſt, kühner Muth bei erprobter Kriegsgewandtheit und unermüdlicher Standhaftigkeit, dies waren die Eigenſchaften des Mannes, der ſich jetzt rüſtete, die empörten Niederländer wieder unter das ſpaniſche Joch zu bringen. Er fand drei Viertel von den Niederlanden in feindlichen Händen, und die Feinde durch langen Krieg zu Soldaten gebildet, durch ihr Glück voll Muth, ſein Heer nur ſchwach und muthlos, und die Kaſſen leer; aber er wußte dieſen Schwierigkeiten zu begegnen. Durch kluge Benutzung des religiöſen Zwieſpalts zwiſchen den nördlichen proteſtantiſchen und den ſüdlichen katholiſchen Provinzen lieferte er die letzteren 10 den Spaniern in die Hände. Raſch verfolgte er ſeine Siegeslaufbahn. Er nahm 1579 Maſtricht ein, eroberte in den folgenden Jahren einen Ort nach dem andern, ſetzte ſich 1584 durch Gewalt und Liſt in den Beſitz von Gent, Brügge und Ypern, zwang Brüſſel durch Hunger ſich ihm zu ergeben, und machte darauf große Anſtalten zur Belagerung von Antwerpen, das er, nach Beſiegung faſt unglaublicher Schwierigkeiten, wobei er mehrmals in die größte Lebensgefahr gerieth, am 17. Auguſt 1585 zur Übergabe nöthigte. Im folgenden Jahre ſtarb ſein Vater und einige Monate darauf ſeine Mutter, und er ſtand, als nunmehriger Herzog von Parma und Piacenza, auf dem Gipfel des Ruhmes, auf welchem man ihn aber nur bedauern kann, daß er nicht einem beſſern Herrn und einer beſſern Sache diente, und wobei er am ſpaniſchen Hofe doch nur ein Gegenſtand des Neides wurde, wovon die Folgen ſich ihm bald fühlbar machten. Ebenſo wenig als ſein ritterlicher Vorgänger vermogte er es der Abſicht des Königs zu entſprechen, ſich als in Feindes Land zu betrachten, und ſo entzog Philipp auch ihm mehr und mehr die nöthige Unterſtützung an Geld und Truppen. Inzwiſchen verloren doch die Niederländer 1586 Grave, Venloo und Neuß, und im folgenden Jahre eroberte der Herzog die Feſtung Sluys. Nun aber ſtörte eine unglückliche Unternehmung Philipp's zur See das Waffenglück gegen die Niederländer; die gegen England und zur endlichen Beſiegung der Niederlande ausgerüſtete unüberwindliche Flotte, die große Armada, deren Unternehmung der Herzog unterſtützen ſollte, wurde von der engländiſchen und holländiſchen Flotte im Kanal völlig geſchlagen und der Überreſt vom Sturme zu Grunde gerichtet. Dieſe Unternehmung hatte von Anfang an des Herzogs Beifall nicht gehabt, und wol deßwegen ward er beſchuldigt, ſie nicht hinlänglich unterſtützt zu haben. Er wäre wol der Mann geweſen, die endliche Unterwerfung der Niederlande bei gehöriger Unterſtützung zu bewirken, zur Rettung derſelben aber ſollten die bürgerlichen Kriege in Frankreich dienen, denn durch Philipp's Einmiſchung in dieſelben ſchwächte er vollends die ſpaniſche Macht in den Niederlanden. Der Herzog, welchem man durch dieſen fremden Krieg den Sieg über Flandern gleichſam aus den Händen wand, wurde 1590 befehligt, ſelbſt mit aller ſeiner Macht Paris zu Hilfe zu eilen, welches von Heinrich IV. belagert und ausgehungert wurde. Im nächſtfolgenden Jahre hatte er einen ähnlichen Zug zu Gunſten von Rouen zu machen, und an beiden Orten gelang es ihm, die Belagerung vollkommen aufzuheben. Dem Herzog wurde der Vorwurf gemacht, bei Rouen Heinrich IV., der ſich ſehr verwegen ausgeſetzt hatte, nicht gefangen genommen zu haben; er ſagte darauf, daß er geglaubt, er habe es mit einem Feldherrn zu thun und nicht mit einem kleinen Wagehals (carabin). Der König, hierüber empfindlich, ſagte: dem Herzog von Parma iſt es leicht klug zu ſein, denn er wagt blos Eroberungen nicht zu machen, die für ihn unnütz ſind, während ich meine Krone vertheidige, und es iſt ſehr natürlich, daß ich, eines ſo langen Krieges überdrüſſig, mein Blut verſchwende und Alles daran ſetze, um das Ende zu ſehen.

Für das Jahr 1592 hatte er Befehl, nochmals Verſtärkung zu liefern. Da er die Politik des ſpaniſchen Hofes kannte, der jetzt den auf ihn geworfenen Verdacht damit gut machen wollte, daß er in allen Angelegenheiten ihn brauchte und preisgab, und er die unangenehmſten Aufträge erhielt, die ihn mit dem Finanzrath, der Rechnungskammer und den Landſtänden in Zwiſtigkeiten verwickelten, ſo hatte er des Verdruſſes nur allzu viel, und wurde daneben noch von der Waſſerſucht befallen. Auf einige Zeit begab er ſich nach Spaa, aber fand dort keine Geneſung, und ſo ging er nun nach Arras, um den neuen Succurs, den er nach Frankreich ſenden ſollte, zu beſchleunigen. Hier aber nahm in wenigen Tagen ſeine Krankheit ſo überhand, daß er am 3. Dec., in einem Alter von nur 45 Jahren, ſein thatenreiches Leben beſchloß.

Mit ſeiner Gemahlin Maria hatte er, außer ſeinem Nachfolger Rainuccio, noch Odoardo, den Kardinal, und Margarethe, die Gemahlin Vincenz Gonzaga's, Herzogs von Mantua, erzeugt.

Gleich nach der erhaltenen Nachricht von ſeines Vaters Tode hatte er bei Philipp ſeine Entlaſſung gefodert, um die Regirung ſeiner Staten zu übernehmen, ſie aber nicht erhalten, und ſo hatte er dieſelben nie wiedergeſehen. Nur ſeine Leiche wurde dahin gebracht. Zu Piacenza ſtehen auf dem Hauptplatze vor dem Stadthauſe die berühmten bronzenen Ritterſtatuen Aleſſandro's und Ranuccio's, nicht, wie gewöhnlich angegeben wird, Arbeiten

des Giovanni von Bologna, ſondern ſeines braven Schülers Mochi. Sie gehören zu den beſten neueren Werken dieſer Art. Lalande (I, 411 fg.) gibt von ihnen ausführliche Nachricht. Die in altrömiſchem Geiſt und Stil verfaßten Inſchriften der Fußgeſtelle ſagen aus, warum die Stadt Piacenza beiden Fürſten die Denkmäler geſetzt hat. Die Statue Aleſſandro's iſt die vorzüglichere. Die Inſchrift beſagt, daß er, zum Beiſtand der Ligue in Frankreich berufen, Paris entſetzt und durch ſein Feldherrngenie und kalte Unerſchrockenheit den feurigen Ungeſtüm des tapfern Heinrich gedämpft habe. Dieſe Statuen ſieht man auch in Parma bei dem alten berühmten Theater, welches unter Ranuccio I. bei einem Beſuche des Großherzogs Coſimo I. im Jahre 1619 eröffnet wurde. (Morgenſtern, Italien. 1. Bd. 3. Hft. S. 674 fg.) In der Kapuzinerkirche zu Parma ſind die Begräbniſſe der Herzoge aus dem Hauſe Farneſe.

Zu gedenken iſt noch der Verdienſte, welche mehrere Glieder dieſes Hauſes um Beförderung der Künſte ſich erworben haben. Vorzüglich zeugt Rom davon, zunächſt durch den farneſiſchen Palaſt, der unter Paul III. angeblich, jedoch nicht erwieſen, nach einer Zeichnung Bramante's von Antonio Sangallo 1535 angefangen und von Michel Angelo fortgeſetzt wurde, wozu man leider die Marmor aus dem Amphitheater Veſpaſian's und dem Theater des Marcellus entnahm. Wie merkwürdig an ſich, wurde dieſer Palaſt doch noch merkwürdiger durch die Sammlung von alten und neuen Kunſtwerken, die er enthielt. Unter den Antiken hat man von jeher vorzüglich ausgezeichnet den farneſiſchen Herkules, die farneſiſche Flora, den farneſiſchen Stier [2]); von Gemälden der Neueren war ſie vorzüglich reich an Werken der Caracci (Winkelmann's Werke. (7. Bd. S. 361 fg. 486 fg.) Ausführliche Beſchreibung gab Ramdohr (über Malerei und Bildhauerarbeit in Rom I, 8—37.). Außer in dieſem Palaſte enthielten Antiken auch die Villa Farneſe oder Orti Farneſiani, welche faſt den ganzen Palatiniſchen Berg einnehmen (Volkmann: Nachrichten von Italien II, 579. Ausg. von 1770. Ramdohr III, 93.), Vorzüglicheres aber an Antiken und Gemälden enthielt der kleine Palaſt Farneſe, die Farneſina genannt, worin im erſten Saale des Zimmers an der Erde der Plaſond nach Rafael's Zeichnungen unter ſeiner Aufſicht gemalt iſt, zwar größtentheils von ſeinen Schülern, jedoch hat er an verſchiedenen Figuren ſelbſt Hand angelegt. Ein zweiter Saal zeichnete ſich aus durch Rafael's Galathea und die Aphrodite Kallipygos. Auch Parma und Piacenza wurden durch die Farneſe mit vorzüglichen Werken der Malerei geſchmückt, und noch zeigt manches von der entſchwundenen Größe dieſes Hauſes (Morgenſtern: Italien I, 3. S. 623 fg.). Als nach dem Ausſterben deſſelben das

2) Unter Paul III. wurden viele Nachgrabungen veranſtaltet, und der Kardinal Alexander verwendete viel darauf. Bei der Aufgrabung in den Antonianiſchen Thermen des Caracalla wurde dieſer Herkules ohne die Beine gefunden, die von Guglielmo della Porta ergänzt wurden. Dieſe koloſſale Statue, von pariſchem Marmor, ein Werk Glykon's und muthmaßlich einer Bronze des Lyſippos nachgebildet, ſtellt den ſtärkſten männlichen Körper dar, der jeder Anſtrengung zu trotzen ſcheint, der aber eben jetzt nach einer ſolchen ſich erholt. Winkelmann's Bemerkung darüber hat auf die Idee geführt, daß man zwei Idealbildungen des männlichen Herkules zu unterſcheiden habe, eine, die ihn im Laufe ſeiner Thaten und ſeiner Arbeiten darſtellt, will ihn nicht veredeln, ſondern nur das äußerſte Maas von phyſiſcher Kraft und Thatvermögen darſtellen, die andre aber den mit Feuer gereinigten und zu dem Genuß der Seligkeit des Olympus erhobenen Körper deſſelben darſtellt. Jener, ſagt Winkelmann, iſt in dem Farneſiſchen Herkules, und dieſer in dem verſtümmelten Sturze deſſelben im Belvedere vorgeſtellt. (Geſch. d. Kunſt. 2. Bd. S. 95 und die Anm. 273. S. 311 fgg.)

Von der Flora ſagt H. Meyer (Geſch. der bild. Künſte bei den Griechen I, 294), „ſie hat großartig edle Formen; es bekleidet ſie ein ſehr feines, zierliche Falten ſchlagendes, mit ungemeiner Sorgfalt ausgeführtes Gewand, und dieſe Sorgfalt der Ausführung verſchmähte es nicht, gewebte Streifen am Untergewande anzudeuten. Das Ganze hat einen würdigen Charakter, recht Mitte haltend zwiſchen zarter Schönheit and heroiſch-kräftiger Wohlgeſtalt." Dieſe Statue iſt über doppelte Lebensgröße, und es fehlten ihr, als ſie unter Paul III. gefunden wurde, der Kopf, die Hände und die Füße, welche ebenfalls von della Porta gut genug ergänzt wurden. Nun iſt aber Flora eine römiſche Göttin, und eine ſolche mit griechiſchem Gewande dargeſtellt, hat etwas Ungereimtes. Mit Grunde bezweifelte man daher, daß hier eine Flora dargeſtellt ſei, und zwar um ſo mehr, da ſie nur von dem neuen Kranze den Namen erhalten hatte. Man hat daher ſpäter bald eine Muſe, bald das Bild der Hoffnung in ihr ſehen wollen. Meyer ſagt (II, 240): „Als die Farneſiſchen Alterthümer aus Rom nach Neapel gebracht werden ſollten, erhielt die Flora andere, beſſer paſſende Reſtaurationen, und man ſetzte derſelben einen ſchönen, wirklich antiken, jedoch nicht ihr urſprünglich angehörigen Kopf auf. In dieſem Zuſtande muß das Werk jetzt in Neapel eine der edelſten Zierden des reichen Muſeums daſelbſt ſein."

Der ſogenannte Farneſiſche Stier, ein Werk von Apollonius und Tariskus aus Tralles in Lydien, auch in den Bädern des Caracalla gefunden, ſtellt die Beſtrafung der Dirke (ſ. dieſen Artikel) in einer Gruppe dar, aus fünf Figuren gebildet, unter denen der Stier die größte iſt. Der menſchlichen Figuren ſind zwei weibliche, Dirke und Antiope, und zwei männliche, Zethus und Amphion, die Söhne der Antiope. Dieſe, von Dirke mißhandelt, flüchtete zu ihren Söhnen, die im Walde als Hirten erzogen wurden, und die ſie zur Rache anreizt, welche nun eben darin beſteht, daß ſie die Dirke an einen Stier binden. Die Handlung geht auf einem Felſen vor, und man ſieht an den Brüdern viel Energie und Anſtrengung. Der eine hält den Stier beim Kopfe, der andre zieht das Seil, und es iſt der Moment gewählt, wo der Stier mit Dirke davon rennen ſoll. Es iſt über dieſe Gruppe ſehr verſchieden geurtheilt worden. Man ſehe darüber Heyne's Antiquariſche Aufſätze (II, 182 fgg.). Dagegen ſind die Herausgeber von Winkelmann's Werken über das Kunſtverdienſt dieſer Gruppe völlig einverſtanden, und bemerken über Heyne, dieſer gelehrte Forſcher, der aus eigener Anſchauung nicht urtheilen konnte, ſcheine eine viel zu geringe Meinung von dem Kunſtwerthe dieſes Denkmals gefaßt zu haben. Göthe rechnet den Stoff zu den widerſtrebenden Gegenſtänden. Beſonders, ſagt er, entſteht oft Zweideutigkeit und manchmal gar ein falſcher Sinn bei Geſchichten, wo die leidenden Perſonen für begangenes Unrecht büßen müſſen und beſtraft werden, die handelnden und wirkenden aber ſich an ihnen rächen. Deswegen kann die Fabel von der Beſtrafung der Dirke, wenn ſie ſchon in einem der vorzüglichſten Kunſtwerke des Alterthums, dem ſogenannten Farneſiſchen Stier, vorgeſtellt iſt, nicht für einen guten tauglichen Gegenſtand gelten, denn wie konnte es, ſelbſt da das Werk noch unbeſchädigt war, je anſchaulich und deutlich werden, daß die Rache an der Dirke rechtmäßig ſei? Und wenn man dieſes nicht ſehen konnte, ſo iſt die Scene brutal und grauſam, erſchreckt und empört, alsdann ſind Zethus und Amphion nicht mehr Helden, ſondern Mörder, und ihre Geſtalt, der hohe ſchöne Charakter, welchen die Kunſt ihnen gegeben, ſteht mit der Handlung im Widerſpruche. (Propyläen. I. Bd. 2. St. S. 64 fg.)

Herzogthum an die ſpaniſche Linie der Bourbons gekommen, und dann Don Carlos König von Neapel und Sicilien geworden war, nahm dieſer, als Erbe der Farneſe, Beſitz von allem Eigenthum derſelben in Rom und Parma. Aus beiden Orten ließ er alle transportablen Kunſtſchätze nach Neapel ſchaffen, wo man ſie nun in dem großen königlichen Gebäude Gli Studj findet. Der berühmte farneſiſche Stier (Toro Farnese) ſteht in der Mitte der reizenden Anlagen der Villa Reale. Wie das Werk daſteht, ſagt Morgenſtern, macht es eine herrliche Dekorazion des durch dieſen Golf vielleicht ſchönſten öffentlichen Spaziergangs in der Welt; durch das viele Ausbeſſern und Putzen hat es aber, was den Totaleindruck betrifft, mehr das Anſehn einer modernen Kompoſizion, als eines antiken Marmors bekommen.

Kardinäle aus dem Hauſe Farneſe blieben der Beförderung der Kunſt nicht fremd. Paul III. hatte den Orden der Jeſuiten beſtätigt, ſein Enkel, der Kardinal Alexander, erbaute dafür auf ſeine Koſten die Kirche il Geſu, welche dem ganzen Orden den Namen gab, und worin der Stifter deſſelben begraben liegt. Vignola hatte den Riß dazu verfertigt, nach welchem Jakob della Porta baute. Die Inſchrift trägt das Datum des Jubeljahres 1575. Dieſer Farneſe iſt derſelbe, welchen Tiek in der Victoria Accorombona eine höchſt niederträchtige Rolle ſpielen läßt, die der Dichter aber vor der Geſchichte nicht rechtfertigen kann. Der Kardinal Odoardo Farneſe ließ 1610 die Kirche des Kloſters zu Grottaferrata durch Zampieri mit Fresken zieren. (*H.*)

Farnesia, *Gaspar*, ſ. Vachelia.

Farneworth, ſ. Quäker.

FARN-ISLES, eine Gruppe von 17 Eilanden, zur engliſchen Grafſchaft Durham gehörig, Bamborough-Caſtle gegenüber. Die größte Inſel hat ein Fort und einen Leuchtthurm. Die Bewohner leben hauptſächlich vom Vogel- und Fiſchfang und vom Robbenſchlag. Die Eidergans iſt hier häufig. (*Eiselen.*)

FARNOVIUS (Stanislaus), auch Farnesius, Fernesius genannt, von Geburt ein Pole, gehörte zu der Socinianiſchen Glaubenspartei der Unitarier, mußte ſchon als Student die Univerſität Heidelberg verlaſſen, trennte ſich ſpäter im Eifern für ſeine Überzeugung von der Empfängniß Chriſti und über Anbetung des heiligen Geiſtes von den Unitariern, lebte als Director der Stadtſchule zu Sandek mit Stanislaus Wignov, bildete ſich eine beſondere unitariſche Gemeinde und konnte, ſelbſt nach dem Religionsgeſpräche zu Zarſinia mit Smalcius (31. Jan. 1614), nicht bewogen werden, ſeine Anſichten aufzugeben. Erſt nach ſeinem Tode, nach 1615, löſten ſich die Anhänger ſeiner Meinungen, Farnovianer benannt, theils als Partei auf, oder traten wieder zu den Socinianern über. — Es ſind von ihm fünf Schriften vorhanden in polniſcher Sprache, die Bock in Historia Antitrinitariorum. I. p. 1. pag. 336—340 anführt. (*O. Gruber.*)

FARNRODA (Geogr.), ein Dorf mit 700 Einwohnern und 115 Häuſern, mit einem Schloſſe und einer Kirche, die dem h. Laurentius geweiht geweſen, und zu den älteſten Kirchen Thüringens gezählt wird, gehört zum eiſenacher Kreiſe des Großherzogthums Sachſen-Weimar und Eiſenach. Es liegt in einem engen Thal des Thüringergebirges, welches von der Ruhla bewäſſert wird, an der Chauſſee, die von Eiſenach nach dem durch ſeine Meerſchaum-Pfeifenkopfsfabriken bekannten Marktflecken Ruhla führt. Dieſer Ort gab ehemals den Namen einer mediaten Herrſchaft, die zugleich mit Farnroda die Dörfer und Höfe Eichrodt, Seebach, Wuthe, Berbach und Hacherode als ein thüringiſches Lehn enthielt. Ihre ehemaligen Beſitzer waren die edlen Herren gleiches Namens, von denen die Brüder Ludwig und Friedrich von Farnrode im J. 1393 ihre Beſitzungen theilten. Erſterer erhielt die Herrſchaft Farnroda und Letzterer das große Dorf Wenigen-Lupnitz mit ſeinen Höfen, geſchieden von Farnrode durch die Hörſelberge. Da Ludwig's von Farnroda Sohn, Hans, unverheirathet ſtarb, ſo beerbten ihn ſeine Schweſtern, die an Eccard von Enzenberg und Bertold von Hauſen zu Sloternheim verheirathet, wie noch diejenigen, die Kloſterfrauen zu Kreuzburg waren. Der eine Schwiegerſohn, Bertold von Hauſen, fand die übrigen Erbintereſſenten ab, und ſein Sohn, ebenfalls Hans der Ritter genannt, verkaufte die Herrſchaft an den Ritter Kerſten Keudel zum Keudelſtein, Landvoigt von der Werra. Es iſt hier zu bemerken, daß wenn auch gleich Hans von Farnrode ohne männliche Descendenz ſtarb, doch noch ſeine Vettern von der Linie zu Wenigen-Lupnitz am Leben waren, und wenn es damals ein Mannlehn geweſen, was es wenigſtens ſpäter wurde, an die weiblichen Erben nicht hätte kommen können. Die von Farnrode zu Wenigen-Lupnitz machten wenigſtens keinen Anſpruch darauf, und ihre Nachkommen erloſchen erſt mit Hermann Ludwig zu Ende des 16. Jahrhunderts, wo ihre Beſitzungen durch weibliche Erbfolge an die Freiherrn, jetzige Grafen, von Utterodt gelangten. — Kerſten Keudel verkaufte im J. 1461 die Herrſchaft Farnrode mit allen ſeinen Zubehörungen, mit Gericht und Recht über Hals und Hand, mit Zinſen, Beten, Renten, Dienſten, Schankſtätten, Äcker, Wieſen, Weingärten, Holz, Feld, Waſſer und Weiden, Graben, und Teiche an den Burggrafen Hartmann von Kirchberg um 1500 Fl. als ein thüring-ſächſiſches Lehn. Von dieſer Zeit war es der Stammſitz der Burggrafen, nachdem ſie ihre urſprüngliche Beſitzungen an die Herzoge von Sachſen und an viele andere Herren veräußert hatten — bis zum Jahr 1741, wo der Burggraf Georg Friedrich die Hälfte der Grafſchaft Sayn ſich erwarb, und ſeine Reſidenz nach Hachenburg verlegte. — Nach dem Tode des letzten Burggrafen Wilhelm Georg (1799) zog der Herzog von Sachſen-Weimar, und als Lehnsherr, die Herrſchaft Farnrode ein, und im Jahr 1840 verkaufte die großherzogliche Kammer mit landesſtändiſcher Einwilligung die Benz und das Pachtgut zu Farnrode, an die Fabrikanten Ziegler in Ruhla.

(*Albert* Freih. *v. Boineburg-Lengsfeld.*)

FARNUS, eine übrigens unbekannte Gottheit der alten Bewohner Italiens, welche der Beredſamkeit vorgeſtanden haben ſoll. (*Richter.*)

FARO, 36° 59′ 24″ Br., 10° 11′ 03″ L. (von Paris), Hauptſtadt einer Ouvidoria oder Comarca im Kö-

nigreiche Algarve, die zwei Städte, einen Flecken und 34 Dörſer begreift. Die Cidade Faro liegt eine portugieſiſche Legoa vom Meere, am linken Uſer eines Fluſſes, den Link da Quarteira nennt; bei andern Valhermoſo oder Valſermoſo. Die Gegend ringsum iſt eben, nicht ſehr fruchtbar, mit Heide und Ciſten bedeckt, doch durch viele Quellen und Gärten angenehm. Faro iſt ganz offen, ziemlich regelmäßig gebaut, mit breiten Gaſſen; die Häuſer ſind meiſt unanſehnlich. Die Regelmäßigkeit kommt daher, weil die Engländer 1596 hier landeten, die Stadt plünderten und verbrannten; nur die Gegend um die Kirche S. Pedro blieb ſtehen, welche ſich durch ihre älteren, gothiſch gebauten Häuſer auszeichnet. Ein ſchöner Platz mit anſehnlichen Gebäuden liegt an dem ſchmalen Fluſſe und drüben befindet ſich eine kleine Citadelle. Die Zahl der Häuſer wird auf 1300, die der Einwohner auf 8—12,000 angegeben. Faro hat zwei Pfarrkirchen (darunter die Kathedrale; der Biſchof früher zu Oſſonoba und Silves)*), früher vier Klöſter, ein Hoſpital und Armenhaus. Der Handel mit Feigen, Orangen, ſpaniſchem Rohr, Thunfiſchen iſt äußerſt lebhaft; bei der erſteren Frucht iſt hier die Caprification üblich. Nicht zu große Schiffe können bis zur Stadt hinauf kommen, größere aber müſſen auf der Rhede oder im Strome ſelbſt ausladen. Nach vielen Krümmungen bildet der Strom 1½ Leguas von der Stadt den ſchmalen Eingang zum Haſen, der durch das Fort S. Lorenzo de Olhao am rechten Uſer geſchützt wird; Leuchtthurm. Ein anderer ſchmaler Arm des Fluſſes oder vielmehr der See, Barreta genannt, bildet mit dem vorigen eine Inſel, in welcher ſich das ſandige Cabo de S. Maria (das Promontorium Cuneum der Alten) befindet. — Mit dem römiſchen Balſa iſt Faro wol nicht identiſch. Es iſt vom portugieſiſchen König Alphons 1249 nach hartnäckiger Belagerung dem Miramolin von Marokko, der hierher ſeinen tüchtigſten Feldherrn, Aben-Baran, geſandt, abgenommen. Ihre Einkünfte floſſen ſonſt den Königinnen von Portugal zu.

(*Daniel.*)

FAROALD (Herzoge von Spoleto). 1) Faroald I., trägt in Beziehung auf ſeinen Namen die Bezeichnung des erſten, und war auch überhaupt der erſte Herzog von Spoleto, machte ſich einen Namen durch Eroberung der Stadt Claſſe. Wenn Paulus Diaconus ſagt[1]): Hac etiam tempestate (nämlich zur Zeit, als der heilige Gregor den Eutychius verketzerte) Faroald, primus Spoletanorum dux, cum Langobardorum exercitu Classem invadens, opulentam urbem, spoliatam cunctis nudam reliquit, ſo iſt das reliquit nicht ſo zu verſtehen, als wenn Faroald nach Plünderung der Stadt die Eroberung wieder aufgegeben hätte, denn es erhellt aus den folgenden Erzählungen des Paulus Diaconus, daß Faroald eine ſtarke Beſatzung daſelbſt zurückgelaſſen habe, weil die Griechen erſt unter dem Exarchen Smaragd dieſe Stadt wieder eroberten[2]). Hieronymus Rubeus[3]) hält dafür, Faroald I. habe Claſſis im J. 576 belagert, und es im J. 578 in ſeine Gewalt bekommen. Von dieſer langwierigen Belagerung findet ſich jedoch bei den Alten keine Spur. Muratori erzählt die Einnahme von Claſſis durch Faroald I. zum J. 680. Zu dem Herzogthume Spoleto, deſſen erſter Herzog Faroald I. war, gehörten außer der Hauptſtadt, von der es ſeinen Namen hat, die Stadt Caſtello, Gubbio, Nocera, Fuligno, Aſſiſi, Terni, Todi, Narni. Muratori iſt ſogar der Meinung, die Herrſchaft dieſes Faroald habe ſich damals bis diesſeit des apenniniſchen Gebirges erſtreckt, wie denn einige Zeit hernach das ganze ſüdliche Umbrien mit Camerino, der Hauptſtadt deſſelben, zu dem Herzogthume Spoleto hinzukam, und von den Langobarden beherrſcht ward. — 2) Faroald II., des Herzogs Thraſimund's von Spoleto Sohn, ward nach deſſen Tode in deſſen Stelle geſetzt, aber, wie ſich ſchließen läßt, Anfangs nicht als alleiniger Herzog, denn Wechilap, Thraſimund's Bruder, regierte ebenfalls mit ſeinem Bruder daſſelbe Herzogthum[4]), wie Paulus Diaconus bemerkt. Um das J. 716 bemächtigte Faroald, Herzog der Spoletaner, ſich Claſſis, einer Stadt

*) Der Biſchof ſteht unter Evora und hatte ſonſt 15,000 Dukaten Einkünfte.

1) De Gestis Langobardorum. Lib. III. Cap. 13 ap. *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. T. I. P. I. p. 442. 443.

2) Vgl. Muratori, Geſchichte von Italien. 3. Th. (Leipzig 1746.) S. 567. 3) Lib. III. Cap. 13. 4) Muratori (4. Bd. S. 236) bemerkt: „In dem Verzeichniſſe der Herzoge zu Spoleto, welche ich in der Vorrede zu der Chronik von Farſa (Part. II. Tom. II. Rer. Italic. p. 295) herausgegeben habe, findet man, daß Faroald der Andere dem Herzoge Thraſimund, ſeinem Vater, in dieſem Jahre in der Regierung gefolgt ſei. Sigonius ſetzt hinzu, er habe ſeinen Bruder Volchilas zum Mitregenten angenommen und demſelben den Titel eines Herzogs beigelegt. Woher er dieſe Nachricht genommen, kann ich nicht ſagen. Ich meines Theiles finde bei den Alten kein Wort davon." So Muratori. Sigonius (De Regno Italiae Lib. II., frankfurter Ausgabe vom Jahre 1682) ſagt: Eodem tempore (nämlich im J. 712, während jedoch der Index vetustissimus Ducum Spoletanorum et Abbatum p. 295 hat, DCCIII Faroaldus Dux), ſagt Sigonius, Trasemundo, Spoletanorum Duce mortuo, successit Faroaldus filius, isque cum Volchila fratre ditionem administravit. Paulus Diaconus (Lib. VI. Cap. 30) erzählt: Igitur defuncto Trasemundo duce Spoletanorum, Faroaldus filius ejus in loco patris est subrogatus. Denique Wachilapus germanus fuit Trasemundi, et cum fratre pariter rexit eundem ducatum. Sigonius hat alſo aus Faroald's Vatersbruder Wachilap deſſen Bruder gemacht. Aus der Bemerkung des Paulus Diaconus läßt ſich ſchließen, daß Wachilap ſeinen Bruder Thraſimund überlebt und Faroald eine Zeit lang mit ſeinem Vatersbruder Wachilap das Herzogthum Spoleto regiert habe. Wenn ein Brief des Herzogs Faroald II. (nämlich Faroaldi, II. Ducis Spoletani, Epistola ad Johannem VII. Romanorum Pontificem pro Monasterio Farfense) und die darauf erfolgende Bulla Johannis VII., qua Monasterio Farfensi privilegia varia concedit (beide bei *Muratori*, Rer. Italic. Scriptt. T. II. P. II. p. 330—333) echt wären, ſo ließe ſich erweiſen, daß Faroald bereits im J. 705 das Herzogthum Spoleto regiert habe; denn die genannte Bulle, in welcher gloriosus filius noster Faroaldus Dux Spoletanorum erwähnt wird, hat das Datum Data pridie Kal. Julii imperante Domno nostro piissimo PP. Augusto Tiberio Anno VIII. P. C. ejus Anno VI. sed et Theodosio, atque Constantino. Aber beide, Faroald's Brief und des Papſtes Bulle, ſind aller Wahrſcheinlichkeit nach unecht; ſ. Muratori's Anmerkung dazu col. 335. not. 6, welche wir weiter unten mittheilen.

der Ravenater; aber ſie wurde auf Befehl des Königs Luitprand den Römern (Griechen) wiedergegeben [5]). Faroald II. ſchenkte den Klöſtern viel, vornehmlich dem Kloſter Farfa [6]). Gegen ihn ſtand ſein Sohn Thraſimund auf, machte ihn zum Cleriker, und bemächtigte ſich ſeiner Stelle [7]) [nämlich des Herzogthums [8])], im J. 724 [9]). Muratori [10]) bemerkt Folgendes: Bernardinus, Graf von Campello [11]), läßt hier ſeiner Einbildungskraft den Zügel ſchießen, indem er uns die Bewegungsgründe und die Beſchaffenheit dieſer Empörung abbildet; wir wiſſen aber nichts mehr davon, als das Wenige, was Paulus hiervon aufbehalten hat. Außerdem hat Faroald der Andere vermuthlich die Abtei des heiligen Petrus zu Forentillo geſtiftet, welche hernach ein berühmter heiliger Ort wurde, wohin er ſich begab, und ſeine übrige Lebenszeit daſelbſt zubrachte. (*Ferdinand Wachter.*)

Farobaea *Schrank*, ſ. Senecio.

FARQUHAR oder **FARQHAR** (George), geb. 1678 zu Londonderry in Irland, erhielt eine literariſche Erziehung in dem Trinity-Collegium zu Dublin. Der Eindruck einer theatraliſchen Vorſtellung war ſo mächtig, daß er jener Lehranſtalt entlief, und ſich einer Schauſpielertruppe anſchloß, die in den Vorſtädten von Dublin ihr Weſen trieb. Obgleich jung, gut gewachſen und gebildet, fand Farquhar doch als Schauſpieler keinen Beifall. Ein unglücklicher Vorfall brachte ihn nach England. Als Guyomar in Dryden's Tragödie The Indian Emperor hatte Farquhar aus Verſehen ſtatt eines Rappiers einen wirklichen Degen bekommen, mit welchem er den Schauſpieler, der die Rolle des Vasquez hatte, tödtlich verwundete. In Verzweiflung darüber verließ er in ſeinen Theaterkleidern die Bühne und irrte halb ſinnlos in den Straßen Dublins umher. Zufällig fand er einen Freund, der ſich nach England einſchiffen wollte, und ihn (1696) nach London mitnahm. Der berühmte Schauſpieler Wilkes, dem er dort vorgeſtellt ward, merkte bald, daß Farquhar zum dramatiſchen Dichter geboren ſei. Er nahm ihn bei ſich auf, gab ihm, was er brauchte, und leitete ihn bei dem Entwurf ſeines erſten Stücks: Love and a Bottle, das 1698 mit Beifall aufgenommen ward. Durch einen andern Gönner, den Lord Orrary, erhielt Farquhar eine Lieutenantsſtelle bei einem Regiment in Irland. Er ſoll Beweiſe von perſönlicher Tapferkeit gegeben haben. Seine militairiſchen Verhältniſſe, in denen er an Welt- und Menſchenkenntniß gewann, boten ihm den Stoff zu ſeinem Luſtſpiel: The recruiting Officer. Ohne Vernachläſſigung ſeines Dienſtes blieb F. als dramatiſcher Dichter thätig. Er ſchrieb noch einige Stücke, unter denen The constant Couple das Glück hatte, 35 Mal in einem Frühjahre aufgeführt zu werden. Farquhar wußte den Geſchmack ſeines Publicums zu treffen, und führte dabei ein galantes und luſtiges Leben. Nach manchen Liebesabenteuern verheirathete er ſich zuletzt. Seine Lage verſchlimmerte ſich, weil er, nie gewöhnt an Sparſamkeit, mehr ausgab, als er erwarb. Er ſah ſich genöthigt ſeine Officierſtelle zu verkaufen, und ward um den Kaufpreis betrogen. Kummer und Mismuth beſchleunigten ſeinen Tod im J. 1707, dem 30. Jahre ſeines Lebens.

Unter den engliſchen Dichtern, die zu Ende des 17. Jahrh. ihren Vorgängern in der Gunſt des Publicums den Rang abgewannen, war Farquhar einer der erſten. Komiſche Kraft und Fülle des Witzes ſtanden ihm, wie wenigen, zu Gebote. Seine Talente hätten eine ſorgſamere Ausbildung verdient. Wie er über die dramatiſche Kunſt dachte, zeigt ſein Discourse upon Comedy [1]). In dieſer kleinen Abhandlung, die er in Briefform an einen Freund richtete, ſpricht Farquhar über die Poetik des Ariſtoteles, den er zwar als Philoſophen gelten läßt, doch ihm zum Vorwurfe macht, daß er nicht tief genug eingedrungen in das Weſen der dramatiſchen Kunſt, und daher nicht für alle Zeiten und Völker als Muſter gelten könne, zumal, da er nur die Bühne zu Athen vor Augen gehabt [2]). Farquhar war der Meinung, jeder dramatiſche

5) *Paulus Diaconus* Lib. VI. Cap. 44. pag. 504. 505. 6) Chronicon Vulturnense ap. *Muratori*, Rer. Italic. Scriptt. T. I. P. II. p. 401. Das Chronicon Farfense (ap. *Muratori* l. l. T. II. P. II. col. 330) bemerkt: — — — *Faroaldus gloriosus Dux Spoletanus*, in somnio a Beata Dei Genetrice jussus multa Farfensi Monasterio erogavit, et expensas direxit, plurimasque donationes, praecepti per paginas huic sacro Monasterio erogavit, quae prae longinquitate temporum, et incuria custodum multa, nunc minime cernuntur. Antiquissimi tamen hujus loci venerabiles seniores referebant nobis, sibi ab anterioribus relata verace relatione, quod idem Dux Deo sibi auggerente, et Sanctissima Genetrice, huic sacro Coenobio, et Domino Thomae obtulerit XI Curtes, et per eas singulas modia terrarum XI millia simul congruentia. Acquisivit etiam idem Serenissimus Dux suo obtentu huic Monasterio optimam perfectamque omnium rerum, vel possessionum libertatem a Domino Joanne, ni fallor, VI Papa, cui ob hoc in hunc modum precarias direxit literulas. Nun kommen der Brief des Herzogs Faroald II. von Spoleto und die Bulle des Papſtes Johann, welcher, wie aus dem Dato zu ſchließen, der ſiebente ſein muß. Der Brief und die Bulle ſind aber aller Wahrſcheinlichkeit nach unecht. Am Schluſſe deſſelben heißt es nämlich: Post autem relectâ Epistolâ petimus, ut eorum Monasterio reddatur pro perpetua securitate. Hierzu bemerkt Muratori (Col. 331): Suspicionem aliquam confictae serius Epistolae haec mihi movent. Ut quid enim petere, ut Romanus Pontifex Farfensibus Epistolam hanc reddat, quam ipsi ab eodem Faroaldo Duce brevius impetrare poterant? Posteriora tempora exemplum hujus rei suppeditare possunt. Nescio an et illa Secula quid simile ostendere possint. Nach Einſchaltung der päpſtlichen Bulle fährt das Chronicon Farfense (Col. 333) fort: Dedit quoque praefatus *Dux gloriosus Faroaldus* huic Monasterio res in Comitatu Reatino, loco ubi nominatur Clivianus, per designata loca, et eorum vocabula per mensuram modiorum MDCX fines ejus ab una parte Frontini usque Maclam Felchosam, et Cryptam Machelmi infra suos fines, et omnia in omnibus; et sunt ibi constructae Ecclesiae tres, id est Sancti Sabini, Sancti Sebastiani et Sanctae Anatoliae, cum XII manentibus. 7) *Paulus Diaconus* Lib. VI. Cap. 44. p. 505. 8) Catalogus Imperatorum et Pontificum Romanorum vor dem Chronicon Farfense Col. 302. 9) Index vetustissimus Ducum Spoletanorum et Abbatum Farfensium p. 295. 10) Geſchichte von Italien. 4. Bd. S. 282. 11) Storia di Spoleti Lib. XII. c. 13.

1) In dem erſten Bande der Works of the late ingenious Mr. *George Farquhar*. (London 1742.) 2 Voll. Es iſt dies die achte Ausgabe von des Dichters geſammelten Werken. 2) Die

Dichter müſſe ſich nach dem Geſchmack ſeines Publicums richten. Nach ſeiner in dem erwähnten Discours aufgeſtellten Theorie war ihm ein Luſtſpiel nichts anderes, als „eine gut erfundene kleine Geſchichte, artig erzählt, als ein angenehmes Vehikel für Rath und Tadel [3]).“ An der Würde der Kunſt lag ihm wenig. Durch ſeine Luſtſpiele wollte er nur ſein Publicum ergötzen. Es gelang ihm durch ſeinen unerſchöpflichen Humor, durch die ſinnreiche und faſt immer intereſſante Erfindung in ſeinen Stücken, durch den raſchen und muntern Gang der Handlung. Die Zeichnung ſeiner Charaktere, größtentheils nach dem Leben, gelang ihm meiſterhaft. In einzelnen Hauptrollen ſoll er ſich ſelbſt geſchildert haben. Durch eine ungemeine Leichtigkeit des Dialogs wußte er ſeine komiſchen Situationen noch zu heben. Der feſtſtehende Typus für die meiſten ſeiner Charaktere war ein kecker Übermuth, mit einem Gemiſch von Leichtſinn und Gutmüthigkeit vereinigt. Mit Grund aber trifft ihn der Vorwurf, daß er ſich einer gewiſſen Derbheit nie ganz enthalten konnte, die durch unanſtändige Scherze das moraliſche Gefühl verletzt.

„Im Ganzen genommen,“ ſagt Hugh Blair, „iſt die Anlage von Farquhar's Stücken immer unmoraliſch. Der Charakter eines Wüſtlings, freie Liebeshändel und ausſchweifende Lebensart ſind die Gegenſtände, die uns vom Anfange bis zu Ende dargeſtellt werden, als ob die Verſammlung eines großen und geſitteten Volks nur durch Darſtellung des Laſters unterhalten werden könnte. Beſonders auffallend iſt bei dieſem Schriftſteller der Mangel an feinem Gefühl in der Zeichnung weiblicher Charaktere. Nichts kann ſchiefer ſein, als ſeine Schilderung eines tugendhaften und edelgeſinnten Frauenzimmers. Genau betrachtet kommen in ſeinen ſämmtlichen Stücken nur zwei weibliche Charaktere vor: Frauenzimmer von freier Denkungsart, oder Frauenzimmer von affectirtem Anſtande; das letztere, ſo oft Farquhar verſucht, einen tugendhaften weiblichen Charakter auftreten zu laſſen.“

Dem Geſchmack ſeiner Zeitgenoſſen ſcheinen gleichwol Farquhar's Luſtſpiele, ungeachtet ihrer Frivolität, ſehr behagt zu haben. Außer den bereits genannten Stücken ſchrieb er noch die Luſtſpiele: Sir Harry Wildair; The Stage-Coach; The Twin Rivals und The Beaux' Strategem. Das zuletztgenannte Luſtſpiel, während des Dichters letzter Krankheit innerhalb ſechs Wochen geſchrieben, erhielt ſich lange mit ausgezeichnetem Beifall auf der Bühne. Dies Glück verdankt es weniger der kunſtvollen Anordnung des Ganzen, als der äußerſt gewandten Behandlung einzelner Situationen. Beſonders feſſeln darin die Abenteuer zweier junger lebensluſtiger Leute, die ihr Vermögen verſchwendet, und durch eine zwiefache reiche Heirath endlich ihr Glück machen. Archar, der ſich für Aimwell's Bedienten ausgibt, doch überall Kopf und feinere Erziehung verräth, hat das Glück, Mrs. Sullens für ſich einzunehmen. Vorzüglich gelungen und von echt komiſchem Effect iſt beſonders die Scene, wo es zwiſchen ihr und ihrem grämlichen und ungefälligen Manne zur Scheidung kommt [4]). (*Heinrich Döring.*)

FARR (Samuel), ein engliſcher Arzt, 1741 zu Taunton geboren, machte ſeine Vorſtudien zu Warington, und ſtudirte dann in Edinburgh Medicin. In Leyden promovirte er im J. 1765, und ließ ſich dann in ſeiner Vaterſtadt nieder, wo er als Praktiker, wie als Schriftſteller ſich auszeichnete. Er ſtarb im J. 1795.

Schriften: Diss. de animo ut causa morborum. (Lugd. Batav. 1765. 4.) An essay on the medical virtues of Acids. (Lond. 1769. 12.) A philosophical Inquiry into the nature, origin and extent of animal motion, deduced from the principles of reason and analogy. (Lond. 1771.) Aphorismi de Marasmo, ex summis medicis collecti. (Lond. 1772. 12.) (Mit einigen Zuſätzen von Königsdörfer herausgegeben. Altenburg 1774.) Inquiry into the propriety of the Blood-letting in consumption. (Bristol 1775.) (Unterſuchung, ob es wohl ſei, bei der Schwindſucht Blut zu laſſen. Aus dem Engliſchen. Altenburg 1776.) Observations on the character and conduct of a physician. (Bristol 177...) The History of Epidemics by Hippocrates, in seven books, translated into English from the Greek, with notes and observations etc. (Lond. 1781. 4.) The Elements of medical jurisprudence; to which are added directions for preserving the public health. (Lond. 1788. 8. Sec. Ed. Lond. 1811. 12.) (Eine mit Zuſätzen verſehene Überſetzung der Elementa medicinae forensis von Faſelius.)

Außerdem finden ſich einige Abhandlungen von Sam. Farr in Zeitſchriften, z. B. über die Anwendung der Canthariden bei Waſſerſuchten in den Mém. of the med. Soc. of London. 1789. (T. II. p. 132.) (*F. W. Theile.*)

Farrnkräuter, ſ. Filices.

FARSETIA. Dieſe Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der 15. Linné'ſchen Claſſe und aus der Untergruppe der Alyſſinen der Gruppe der Siliculosae der natürlichen Familie der Cruciferae hat Ant. Turra (Diss. de Farsetia. Vincent. 1765. 4.) ſo genannt nach dem venetianiſchen Edelmann Filippo Antonio Farſeti; Linné

Stelle lautet im Original: I have talk'd so long to lay a foundation for these following conclusions: Aristotle was no Poet, and consequently not capable of giving instructions in the art of poetry; his Ars Poetica are only some observations drawn from the works, and not any of the essential principles on which they are compiled. That without giving himself the trouble for searching into the nature of poetry, the has only complemented the heroes of wit and valour of his age, by joining with them in their approbation, with the difference that their applause was plain, and his more scholastick.

3) „A well framed tale, handsomely told, as an agreable vehicle for counsel and reproof.“

4) ſ. Memoirs of the life of George Farquhar vor dem erſten Bande ſeiner Werke. *Cibber's* Lives of the English Poets. T. III. p. 124 sqq. Eſchenburg's Beiſpielſammlung zu ſ. Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften. 7. Bd. S. 270 fg. Bouterwek's Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit. 8. Bd. S. 159 fg. A. W. Schlegel's Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur. 2. Th. 2. Abtheil. S. 326 fg. Allgemeines Theaterlexikon (von Blum, Herloßſohn und Marggraff). 3. Bd. S. 236 fg.

vereinigte ſie mit Cheiranthus, R. Brown (Hort. kew. ed. 2. IV. p. 96) und Candolle (Syst. II. p. 288) ſtellten ſie wieder her und zogen Fibigia *Medicus* (Gen. I. p. 90. t. 2. fig. 23) dazu. Char. Der Kelch geſchloſſen, an der Baſis mit zwei Säckchen verſehen, die Corollenblättchen ganzrandig; die kürzeren Staubfäden ſind bisweilen gezähnt; das mehrſamige, ungeſtielte, elliptiſche oder kreisförmige, mit dem kurzen Griffel gekrönte Schötchen hat flache Klappen; die Samen ſind geflügelt, die Samenlappen anliegend. Candolle (Prodr. I. p. 157) zählt ſieben Arten hierher, welche als Halbſträucher und zweijährige Kräuter mit ganzrandigen, graubehaarten Blättern und gelben oder röthlichen Blumen, im Gebiete des Mittelmeeres und im Morgenlande wachſen. Z. B. F. aegyptiaca *Turr.* (l. c. Cheiranthus Farsetia *L.* mant. p. 94. *Desfontaines* fl. atlant. II. p. 89. t. 160) an der Nordküſte Afrika's. (*A. Sprengel.*)

FARSIOUT, FARSCHUT, Stadt in Oberägypten, der Inſel Nejagheye gegenüber, doch eine Meile tiefer ins Land. Die Stadt iſt ſchlecht gebaut und zerfallen, doch ihre Lage in einer fruchtbaren, wohl bewäſſerten Ebene angenehm. Die Türken haben hier eine Moſchee und die Propaganda ein Franziskanerhoſpiz, das von dem Kloſter zu Achmim dependirt. Bei einigen Reiſenden wird die Einwohnerzahl, gewiß übertrieben, auf 10,000 angegeben; unter ihnen befinden ſich nicht wenige Chriſten. (*Daniel.*)

FARSUND, ein Ladeplatz an der ſüdweſtlichen Spitze Norwegens, Amts Liſter und Mandal, Voigtei Liſter, Kirchſpiels Vandsöe, an einer Meerenge, durch welche der Meerbuſen Farſund ſeinen Auslauf in das Meer hat, 5¾ Meilen von der Stadt Mandal. Alt, aber lange unbedeutend, hob der Ort ſich in der letzten Hälfte des 18. Jahrh. allmälig, erhielt 1777 die Rechte eines Ladeplatzes, 1782 eine eigene Kirche und 1787 waren hier ſchon 324 Einwohner. Im J. 1795 erhielt Farſund endlich gleiche Handels- und Schiffahrtsgerechtſame mit Fleckefjord und eine eigene Zollſtätte, und darf nun hier alle Art ausländiſcher Handel getrieben werden. Bei der Volkszählung im J. 1801 hatte der Ort 496 Seelen in 107 Familien, und im J. 1815 560 Einwohner; im J. 1825 fand man 135 Häuſer und 805 Einwohner, unter welchen eilf Kaufleute und zehn Schiffer ꝛc. (im J. 1835 929 Einwohner). — Die von Grund aus gemauerte Kirche ward 1785 eingeweiht unter dem Namen „Erlöſerskirche;" ſie gehört zwei Kaufleuten, die die Koſten hergaben. Eine Schule beſteht. — Die Handelsbürger des Orts, wie die von Mandal und Fleckefjord, gehören unter den Magiſtrat zu Chriſtianſand, wohin ſie ſchatzen; ſonſt gehört der Ort zum Gerichtsbezirk Helvig, deſſen Richter in Farſund wohnt und dort Polizeimeiſter iſt. Eine Poſterpedition iſt angelegt worden. Der Zolldiſtrict erſtreckt ſich von Lindesnäs im Oſten bis nach Qvinnesdals- oder Feddefjörden im Weſten. An Fabriken findet man eine Reiſerbahn und zwei Tabaksfabriken; eine 1803 errichtete Fabrik zur Bereitung von Farbe aus Steinmoos, welche in den J. 1806—1814 50,294 Pfund ausführte, iſt wieder eingegangen und ſtatt ihrer 1824 eine Branntweinbrennerei angelegt worden. Im Orte trifft man zwei Schiffswerfte, außerhalb deſſelben zwei andere. Handel und Seefahrt, Ausbeſſerung haverirter Schiffe ſind Hauptnahrungszweige; während des 1807 eröffneten Krieges war die Kaperei ſehr gewinnreich. Man trieb von hier aus Häringsfang bei den Shetlandsinſeln, indem man 1798 die Anweſenheit holländiſcher Fiſcher zur Erlernung der holländiſchen Weiſe benutzte. Jetzt bildet der Frühlingshäring von Skudesnäs, wozu im J. 1825 29 kleine Fahrzeuge vom Zolldiſtrict ausliefen, den bedeutendſten Export. Auch viele Dorſche, Lachſe und Hummern werden ausgeführt, letztere auch in eigenen Schiffen, während ſonſt der norwegiſche Hummerhandel mit fremden Schiffen betrieben wird. An Felsſteinen holen die Holländer gewöhnlich zehn oder mehr Ladungen. An Steinmoos wurden im Jahr 1825 106,306 Pfund exportirt. — Die Einfuhr beſteht in Korn, Salz, Wein, Branntwein, Kaffee, Zucker ꝛc. Farſund beſaß im J. 1825 64 Schiffe mit 1021 Lauglaſten, wovon 20 mit 482½ Lauglaſten dem Orte, die übrigen dem Zolldiſtrict gehörten. Unter dieſe Zahl ſind die kleinen Fahrzeuge bis zu vier Laſten nicht gerechnet.

Bei Farſund ſelbſt iſt ein ziemlich guter Hafen, der auf Sandgrund 6—7 Klafter Tiefe hat; doch treibt harter Südoſt etwas See ein. Um herauszukommen braucht man nördlichen Wind. Egvaag und Lotshavn ſind die viel beſuchten Außenhafen. Zum Schutz haben die Einwohner drei Batterien, jede mit vier Kanonen, errichtet; doch ſcheint nur die ſogenannte äußere Batterie von einiger Wichtigkeit zu ſein. (*v. Schubert.*)

FARTUSCH, FARTASCH, FARTAK, eine Gegend in der Landſchaft Schadſchan, wo der beſte Gummi gefunden wird, an der arabiſchen Küſte Hadramaut. Darin die Seeſtadt gleiches Namens. De l'Isle und Thevenot ſchildern ein beſonderes Königreich dieſes Namens. Wellſtedt (Reiſen in Arabien. II, 334) erwähnt nur ein Vorgebirge Ras el Fartak. (*Daniel.*)

FARUS, FARA, der Bundesgenoſſe Radulf's, war Chrodwald's Sohn. Muthmaßlich iſt dieſer Chrodwald derſelbe, welchen der Frankenkönig Dagobert I. hatte umbringen laſſen. Chrodwald war, wie man ebenfalls vermuthet, ein Großer aus dem Geſchlechte der Agilolfingen. Farus verband ſich mit dem Herzoge Radulf von Thüringen, als dieſer ſich von dem Frankenkönige Siegbert III. (oder nach anderer Zählung II.) unabhängig machen wollte. Der König bot im Jahre 640 alle auſtraſiſchen Leudes zur Heerfolge, und ſetzte über den Rhein. Nachdem er auch aus allen Gauen dieſſeit des Rheines die Krieger an ſich gezogen hatte, wandte er zuerſt ſeine Waffen gegen Farus. Dieſer fiel in der Schlacht, und all ſein Volk, das dem Schwert entging, ward in die Gefangenſchaft geführt [1]). Hierauf ging der nach

1) *Fredegarius Scholasticus*, Chron. Cap. 87 ap. *Freher*, Corp. Hist. Franc. T. I. p. 149. F. Wachter, Thüringiſche und oberſächſiſche Geſchichte. I. Th. S. 57.

Thüringen eilende Siegbert mit dem Heere durch Bugonia (Buchonia, den Buchenwald). Deshalb muthmaßet Eckhart [2]), daß Farus Wetterau, Heſſen und die Umgegend beſeſſen. Nach von Leutſch's Muthmaßung gehörten dem Farus die Gaue Logenaha superior, Hessi saxonicus und franconicus, und Grabfeld occidentalis oder die Silva Buchonia nebſt Netere [3]).

(Ferdinand Wachter.)

FARVARDIANS (perſ. Rel.), die zweite Hälfte der Gatahs, d. h. der letzten zehn Tage des Jahres. In dieſen letzten fünf Tagen beſuchen die Seelen der Verſtorbenen die Erde und zwar thun dies nicht blos die ſeligen, ſondern auch die verdammten Geiſter, und kommen zu ihren Angehörigen. Man feiert ihnen daher Todtenfeſte, die auch Gatahs heißen, und welche mit möglichſter Pracht begangen werden, um die Seelen würdig aufzunehmen. Die Häuſer werden gereinigt und ausgeſchmückt und man verläßt ſie nicht, damit die Seelen immer ihre Angehörigen finden können. Beſonders werden die fünf letzten Tage zu Darunsfeſten, d. i. Freudentagen verwendet; man feiert an denſelben Izeſchne, Darun und Vendidad, wofür der Prieſter ein neues Kleid erhält. Den Anfang macht das Ableſen Afergan's. Der dienſtthuende Prieſter hat Blumen (8 oder 5), Früchte, Milch, Wein und Fleiſch (oder für das letztere Reis und Gebacknes) vor ſich. Gewöhnlich ſind zwei Prieſter da, der eine hat die Rolle des Djuti (eigentlichen Prieſters), der andere die des Raspi (Diakonus, Gehilfe). Vor dem Anfange der heiligen Ceremonien wirft der Prieſter Sandelholz und anderes Räucherwerk in das Feuer, worauf die eingeführten Recitirungen geſchehen. Die Parſen, welche dabei den Ort der heiligen Handlung umgeben, ſprechen: Das iſt der Wille Ormuzd. Man ſehe Zend-Avesta überſ. v. Kleuker 3. Th. S. 244. *(Richter.)*

FARVARDIN (perſ. Myth.), der Ized, welcher jedem 19. Tage des Monats vorſteht und den erſten Frühlingsmonat beherrſcht. Er gibt Kraft und Licht, und für ſeinen Tag im Monat iſt ein eignes Gebet, Jeſchts-Farvardin, vorgeſchrieben. Zend-Avesta von Kleuker 3. Th. S. 195. 196. Bun-dehesch Cap. 25. Geschts-Sadés n. 31 und 93. *(Richter.)*

FARVEL, das ſüdlichſte Vorgebirge von Grönland, auch Statenhuk genannt. *(v. Schubert.)*

2) Comm. de Franc. Orient. T. I. p. 213. 3) Markgraf Gero S. 223.

Ende des einundvierzigſten Theiles der erſten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeine
Encyklopädie
der
Wiſſenſchaften und Künſte
in alphabetiſcher Folge
von genannten Schriftſtellern bearbeitet
und herausgegeben von

J. S. Erſch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erſte Section.
A — G.

Herausgegeben von

J. G. Gruber.

Zweiundvierzigſter Theil.

FAS — FERCHARD.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1845.

dar

hat
Jo
S
ſal
der
alle
ſich
pol

bür
Di
nat
Ru
wu
übe
(S

ei
F
wi
H
M
ſo
fri
M
ve
un
in
[illegible]
[illegible]
[illegible]
de
[illegible]

F A S.

FAS, das göttliche Recht, als Perſon gedacht, und dann ſtatt Themis geſetzt. *Auson.* Id. 12. (*Richter.*)

Fasan, ſ. Phasianus.

Fasanenkraut, ſ. Orobus.

Fasanenstrauch, ſ. Lycium.

FASANO (Tommaso), ein neapolitaniſcher Arzt, hat die berühmte Fieberepidemie, welche 1764 ein ganzes Jahr lang ſo verderblich in Neapel herrſchte und durch Sarcone's Schrift allgemein bekannt geworden iſt, ebenfalls beobachtet und beſchrieben. Die Schrift, welche nach dem Urtheile von Dezeimeris auch neben jener Sarcone's alle Beachtung beim Studium dieſer Epidemie verdient, führt den Titel: Della febbre epidemica sofferta in Napoli l'anno 1764. Nap. 1765. (465 p.) (*F. W. Theile.*)

FASCELIS oder FASCELINA, die auf Ruthenbündeln (fasces) Getragene, ein Beiname der tauriſchen Diana, weil Iphigenia und Oreſtes, als ſie deren Dienſt nach Lakonien brachten, ihre Bildſäule in einem Bündel Ruthen fortgetragen haben ſollen. Der Diana zu Aricia wurde auch ein ſkythiſcher Urſprung zugeſchrieben und ſo übertrug man Geſchichte und Beinamen auch auf dieſe. (*Serv.* Aen. II, 116. *Sil. Ital.* XIV, 260.) (*Richter.*)

FASCES, Bündel, iſt ein Ausdruck, der mit Fascia, wie ſelbſt mit dem teutſchen Fatſche, Faſche, Faſſen zuſammenzuhängen ſcheint [1]), und im Allgemeinen wol von jedem Pack oder Bündel geſagt wird, in welchem verſchiedene Gegenſtände, um ſie leichter auf dieſe Weiſe fortzubringen, zuſammengebunden ſind [2]). Insbeſondere aber kommt der Ausdruck ſchon in den erſten und früheſten Zeiten Roms als ein beſonderes Abzeichen höherer Würde und höhern Ranges, bei den Königen, und nach deren Vertreibung bei den an ihre Stelle eingeſetzten Conſuln und andern höheren Staatsbeamten der Republik vor, in ſofern von den ihnen zugetheilten Amtsdienern, den Lictoren, ſolche Fasces oder Bündel von Ruthen, Stäben, aus deren Mitte ein Beil — das Zeichen der Gewalt und Herrſchaft [3]) — hervorragte, ihnen vorgetragen wurden, wenn ſie ſich öffentlich zeigten, oder in Ausübung ihrer amtlichen Verrichtungen begriffen waren; daher denn auch bei den griechiſchen Schriftſtellern, wenn ſie von römiſchen Verhältniſſen reden, wie für Fasces der Ausdruck ῥάβδοι (Stäbe), ſo für die ſie tragenden Lictoren, der Ausdruck ῥαβδοῦχοι gebraucht wird. Es wird aber dieſe Sitte nach den übereinſtimmenden Zeugniſſen des Diodor von Sicilien [4]), wie insbeſondere des Dionyſius von Halikarnaß [5]), der ſich in nähere Erörterungen darüber eingelaſſen hat, als eine altetruriſche zu betrachten ſein, welche von da aus mit den übrigen derartigen Inſignien oder äußern Abzeichen der fürſtlichen Würde nach Rom kam, was auch des Livius [6]) Erklärung, wenngleich darin nicht die Fasces ausdrücklich genannt ſind, anzudeuten ſcheint, ebenſo wie die Angaben des ſpäter lebenden Florus und eine Stelle des Dichters Silius [7]), in welcher der Urſprung dieſer Sitte ganz beſtimmt auf die etruriſche Stadt Vetulonia zurückgeführt wird. In jeder der zwölf Städte der etruriſchen Bundesgenoſſenſchaft hatte der an der Spitze ſtehende Lucumo — βασιλεὺς heißt er bei Dionyſius — einen ſolchen Amtsdiener oder Waibel, der ihm einen Bündel mit Stäben, und damit zugleich ein Beil vorantrug, offenbar als Zeichen ſeiner Macht, ſeiner Strafgewalt — des Blutbanns. Vereinigte ſich aber der Bund zu einem gemeinſamen Kriegszuge, ſo wurden die ſämmtlichen Fasces der zwölf Häupter der Bundesſtädte dem Einen zugetheilt, der an die Spitze des Heeres mit unumſchränkter Vollmacht geſtellt war, und vor ihm hergetragen [8]). Von Etrurien alſo kamen die Fasces als ein äußeres Abzeichen der Herrſchergewalt und des Blutbanns nach Rom: ob dies aber ſchon unter Romulus, alſo bei der erſten Anlage Roms und mit der Begründung von Roms Herrſchaft, geſchehen, oder erſt ſpäter unter Tarquinius Priscus, durch dieſen König eingeführt worden, darüber war man ſchon im Alterthum, wie wir aus demſelben Dionyſius erſehen, nicht ganz einig; doch ſcheint derſelbe, zumal wenn wir eine andere Stelle deſſelben Schriftſtellers [9]) herzu nehmen, die Lictoren und die Ruthenbündel mit den Beilen, dieſe Abzeichen der königli-

1) Vgl. Adelung u. d. W. 2. Bd. S. 48. 2) So z. B. *fasces stramentorum ac virgultorum* im Bell. Gallic. VIII, 15, der *Virgil.* Eclog. IX, 64; vgl. Georg. III, 347. 3) *ὅτι πελέκυς ἐξουσίας ἐστὶ δεικτικός*, ſagt Lydus, De magistrat. I, 32.

4) ſ. Buch V. Cap. 40. 5) ſ. Buch III, 61. 62. 6) Buch I. Cap. 8. §. 2: Me haud poenitet eorum sententiae esse, quibus et apparitores et hoc genus ab Etruscis finitimis" etc. etc. 7) Buch VIII. Vers 483. Florus (I, 5, 6) nennt ausdrücklich die Fasces als ein aus Etrurien ſtammendes Abzeichen; vergl. auch *Sallust.* Catil. 51. §. 38. 8) ſ. *Dionys. Halic.* Antiqq. Romm. III, 61. 9) Ibid. II, 29.

chen Macht und Gewalt, als ein mit der erſten Einrichtung des römiſchen Staats zuſammenhängendes, durch Romulus eingeführtes Inſtitut zu betrachten, alſo auf die erſten Zeiten Roms zurückzuführen. Und darauf führt auch die mythiſche Tradition, welche über dieſen Punkt von Älianus [10]) aufbewahrt iſt, wornach Romulus, zum Andenken an die von ihm als günſtiges Wahrzeichen der künftigen Herrſchaft erblickten zwölf Geier, eine gleiche Anzahl von Dienern beſtimmte, die förderhin mit ihren Stäben- oder Ruthenbündeln den Regenten Roms vorangehen ſollten. Darum wird auch die Darſtellung des Florus [11]), der dieſe Einrichtung ſo gut wie die übrigen Einrichtungen, welche die äußern Abzeichen die Herrſcher- und Amtsgewalt zum Gegenſtande hatten, dem Tarquinius Priscus im Allgemeinen beilegt, von minderem Gewicht ſein können, um die Annahme, welche dieſe alt-etruriſche Einrichtung auf die erſte Anlage Roms überträgt, unglaublich zu machen. Auch die Zwölfzahl der Lictoren mit ihren Ruthenbündeln und Beilen, wie ſie Romulus angeordnet haben ſoll, und wie ſie auch auf ſeine Nachfolger in der königlichen Würde überging [12]), wird uns dann minder befremden; denn es galt, das Anſehen und die Macht des neu gegründeten Königthums, auch von dieſer Seite her, in dem vollen und ſelbſt Schrecken und Furcht erregenden Glanze darzuſtellen. Ebendarum aber ſuchte man auch nach Vertreibung der Könige, als deren Inſignien gleichmäßig auf die beiden, an die Spitze des Staats nun geſtellten Conſuln übergingen, eine Milderung eintreten zu laſſen, indem nicht Jeder der beiden Conſuln, ſondern nur der Eine derſelben die zwölf mit Beilen in den Ruthenbündeln oder **Fasces** verſehenen Lictoren vor ſich her gehen ließ, der andere aber mit Amtswaibeln, die blos Stäbe (ohne Beile) trugen, ſich zu ſeinem Dienſte begnügte, darin aber zwiſchen beiden Conſuln ein monatlicher Wechſel eintrat, der ſich ebenſo ſehr auch auf die Geſchäfte und die Art und Weiſe ihrer Beſorgung bezog, und damit auch jede Unordnung zu verhüten geeignet war. So übernahm, wie Livius ausdrücklich bemerkt [14]), Brutus zuerſt, mit Einwilligung des Tarquinius Collatinus, ſeines Collegen, die Fasces. Nach der Angabe des Cicero [15]) aber war es deſſen Nachfolger im conſulariſchen Amte, Valerius Publicola, welcher, nachdem das Geſetz über die Provocation angenommen war, die Beile aus den Fasces herabnehmen ließ, und ſeinem Collegen Spurius Lucretius, welcher der ältere war, die Lictoren zuwies, der auch zuerſt eine Einrichtung getroffen, welche Livius und Dionyſius unmittelbar in die Zeit nach Abſchaffung des Königthums und in die Einführung der Conſuln verlegen, daß nämlich nur dem Einen der Conſuln die zwölf Lictoren vorantreten ſollten, und darin ein monatlicher Wechſel ſtattfände, auf daß bei einem freien Volke nicht mehr Abzeichen der Gewalt ſeien als bei dem Königthum. Plutarch, welcher gleichfalls dieſer Übergabe der Fasces an den ältern Collegen gedenkt, ſetzt hinzu, daß dies früher Sitte geblieben bis auf ſeine Zeit, und dem Älter der Vorrang darin bewahrt worden [16]). In ähnlicher Weiſe ſpricht ſich auch Gellius [17]) darüber aus, obwol er auch Anderes hinzufügt, was den Vorrang in Übernahme des Fasces und damit der eigentlichen executiven Gewalt, des Imperium, beſtimmt. Derjenige Conſul, welcher im Beſitz der Fasces war, und alſo auch zunächſt an der Spitze der Geſchäfte ſtand, führte, wie es ſcheint, den Namen **major consul**: eine merkwürdige Stelle des Feſtus [18]), des echten, wie des excerpirten, bringt darüber folgenden Aufſchluß: *majorem* consulem L. Caesae putat dici, vel eum, *penes quem fasces sint*, vel eum, *qui prior factus sit* (d. h. der die meiſten Stimmen bei der Wahl erhalten und demnach zuerſt als Conſul proclamirt worden war), praetorem autem *majorem*, Urbanum; minores ceteros; womit ſich auch das, was kurz zuvor ſteht, verbinden läßt: „Maximum praetorem dici putant alii eum, qui maximi imperii sit; alii, quia aetatis maximae etc. etc.“ Wie dem nun auch ſei, Dionyſius [19]) legt dem Publicola noch eine andre Einrichtung bei, durch die er dem Volke gleichſam ein Unterpfand der gewonnenen Freiheit zu geben gewollt, indem er die Beile aus den Ruthenbündeln genommen und für ſeine Nachfolger die bis zu des Dionyſius Zeit — alſo bis zu des Auguſtus Zeit — noch fortdauernde Anordnung getroffen, daß ſie *mit den Beilen* nur außerhalb der Stadt Rom *erſchienen*, in Rom ſelbſt aber nur die Ruthenbündel vor ſich hertragen *ließen*: eine Sitte, die durch mehre Beiſpiele, z. B. bei Livius (**XXIV**, 9, 44), Dionyſius ſelbſt (**X**, 59) allerdings beſtätigt wird. Plutarch [20]) bringt mit dieſem Herausnehmen der Beile aus den Fasces auch das Erſcheinen des Publicola in der Volksverſammlung mit geſenkten Fasces, als ein Zeichen der Achtung vor dem Volk und der höchſten Gewalt deſſelben, in Verbindung: was Livius in größerer Ausführlichkeit nach ſeiner Weiſe rhetoriſch darſtellt [21]) und Florus [22]) in gleichem Sinn und Geiſt berichtet, Quintilian [23]) aber als Etwas anführt, was dem Valerius, der dieſe Sitte zuerſt eingeführt, bleibenden Ruhm gebracht; denn daß die Sitte geblieben, bezeugt Plutarch

10) ſ. H. N. X, 22. 11) I, 5 init. 12) ſ. *Dionys.* Antiqq. Romm. II, 29. V, 2 init. 13) ſ. *Dionys.* V, 2 init. Kürzer, aber mit gleicher Begründung, gedenkt Livius (II, 1) der Sache. 14) *Livius* II, 1: „Brutus prior, concedente collega, fasces habuit.“ Spätere Beiſpiele ſ. ibid. IX, 8 init. VIII, 12; vergl. IX, 34 init. 15) De republic. II, 31. Ebenſo *Valerius Maximus* IV, 1, 1.

16) *Plutarch.* Vit. Poplicol. 12 fin. und daſelbſt die Worte: *καὶ τοῦτο διέμεινεν εἰς ἡμᾶς τὸ πρεσβεῖον ἀπ᾽ ἐκείνου τοῖς γεραιτέροις φυλαττόμενον.* 17) N. Att. II, 15 am Schluſſe: „— solitos tamen audio, qui lege potiores essent, fasces primi mensis collegis concedere aut longe aetate prioribus, aut nobilioribus multo, aut secundum consulatum ineuntibus.“ Er hatte zuvor die *Lex Julia* genannt, welche den Vorrang hinſichtlich der Fasces demjenigen Conſul, der mehr Kinder als der andere Conſul, entweder wirklich habe, oder doch gehabt habe, überließ. 18) p. 175. ed. *Lindem.*; vgl. p. 105. 19) ſ. Antiqq. Romm. V, 19. 20) Publicol. 10: „*βουλόμενος δὲ μὴ μόνον ἑαυτὸν ἀλλὰ καὶ τὴν ἀρχὴν ἀντὶ φοβερᾶς χειροήθη καὶ προσφιλῆ ποιεῖν τοῖς πολλοῖς, τούς τε πελέκεις ἀπέλυσε τῶν ῥάβδων, αὐτάς τε τὰς ῥάβδους εἰς ἐκκλησίαν παριὼν, ὑφῆκε τῷ δήμῳ καὶ κατέκλινε, μέγα ποιῶν τὸ πρόσχημα τῆς δημοκρατίας.*“ 21) Buch II. Cap. 7. 22) I. Cap. 9 und daſelbſt Freinsheim's Note. 23) Iustit. Orat. III, 7. §. 18; ſ. auch *Valer. Maxim.* IV, 1, 1.

ausdrücklich[24]); es bezeugen dies Beiſpiele der ſpätern Zeit und die ſogar bildliche Anwendung des zur Bezeichnung der Sitte gebrauchten Ausdruckes summittere fasces[25]). Auch der oben erwähnte monatliche Wechſel in dem Voraustragen der Fasces bei den Conſuln, der, wie es ſcheint, in ſpätern Zeiten, theilweiſe wol außer Gebrauch gekommen war, ward durch Cäſar, wie ſein Biograph erzählt[26]), in der Weiſe wieder erneuert, daß in dem Monate, in welchem ihm die Fasces nicht zukamen, blos ein Waibel (accensus) vor ihm ging, die Lictoren aber von Hinten ihm folgten; in einem alten, wenn anders nicht unechten, Bruchſtück römiſcher Zeitungen[27]) finden wir ſogar einen Wechſel der Fasces, Tag um Tag, alſo nicht blos monatlich, bemerkt. Auguſtus, als er die conſulariſche Gewalt auf ſeine Perſon übertragen hatte, nahm daher auch die zwölf Fasces, als das äußere Zeichen dieſer Würde, an (ſ. *Dio Cass.* LIV, 10), und ſo finden wir auch in den folgenden Zeiten noch die zwölf Fasces in gleicher Eigenſchaft öfters genannt, wie z. B. bei *Martial.* VII, 63. VIII, 66. IX, 42. *Ovid.* Ex Pont. IV, 9, 3. *Claudian.* In *Eutrop.* Lib. II. Prolog. 8. In *Eutrop.* I, 448. *Cassiodor.* Varr. III, 5. VI, 20. VII, 1. Wenn demnach die Fasces oder Ruthenbündel mit den Beilen als Zeichen der conſulariſchen Gewalt, und Macht, und was die in den Bündel eingefügten Beile betrifft, insbeſondere als Zeichen der höchſten Gewalt über Leben und Tod erſcheinen und in ſofern allerdings das bezeichnendſte und höchſte Merkmal conſulariſcher Macht bilden, deſſen Sinn und Bedeutung ſich ſelbſt in der allgemeinen Anwendung des Ausdrucks zur Bezeichnung der höchſten Macht, Ehre und Würde jeder Art zu erkennen gibt[28]); wenn dies auch aus manchen einzelnen in der römiſchen Geſchichte uns aufbewahrten Zügen ſich herausſtellt[29]), ſo werden wir uns dann auch nicht wundern, wenn dem an die Stelle der beiden Conſuln in ſchwierigen Lagen des Staats mit unumſchränkter Vollmacht, die natürlich auch die ganze Amtsgewalt und Befugniß der Conſuln in ſich ſchließt[30]), tretenden Dictator ebenſo gut, ja in noch weit höherm Grade, die Fasces mit den Beilen zukommen. Sie kommen daher auch ſchon bei der erſten Wahl eines Dictators um die Mitte des dritten Jahrhunderts der Stadt vor, und erfüllten das römiſche Volk, als es die dem Dictator vorangetragenen Beile erblickte, mit Furcht und Schrecken[31]): eine Angabe, die indirect die oben mitgetheilte Anordnung des Publicola beſtätigt, wonach die Conſuln nur außerhalb, nicht aber im Innern der Stadt, die Beile mit den Fasces ſich vortragen ließen; im Gegenſatz damit ließ Lartius, der erſte Dictator, um den Römern einen Begriff von dieſer ſeiner Macht zu geben, die Lictoren mit Fasces und Beilen durch die Stadt ziehen, wie Dionyſius ausdrücklich anführt. Wie ſtark die Zahl der Fasces und der Beile geweſen, gibt Livius bei dieſer Gelegenheit nicht an, aus dem verlorenen 89. Buch aber wird uns in der allein noch erhaltenen Epitome eine Nachricht mitgetheilt, wornach Sulla als Dictator zuerſt mit 24 Fasces, alſo mit der doppelten Zahl, aufgetreten[32]), womit jedoch weder Polybius noch Dionyſius in Übereinſtimmung ſind, in ſofern jener[33]) es grade als einen Unterſchied zwiſchen der dictatoriſchen und conſulariſchen Würde hervorhebt, daß einem Jeden der beiden Conſuln zwölf Beile, wie er ſich ausdrückt (alſo auch Fasces mit den Beilen), dem Dictator aber 24, alſo die doppelte Zahl, zugetheilt ſind: wornach dieſe Zahl als herkömmlich und nicht als eine neue Einrichtung des Sulla, wie die Epitome des Livius angibt, anzuſehen iſt. Und in dieſem Sinne ſpricht auch Dionyſius[34]) von 24 Fasces (πελέκεις ἅμα ταῖς ῥάβδοις), welche den L. Quinctius Cincinnatus umgaben, als er vom Pfluge her nach Rom geholt, dort als Dictator auftrat, wo Livius[35]) nur im Allgemeinen der Sache gedenkt. Daß das Auftreten des Sulla mit 24, die Beile ſammt den Ruthenbündeln tragenden Lictoren, jedenfalls eine großes Aufſehen in Rom machende Sache geweſen war, ſcheint auch aus der beſondern Angabe dieſes Ereigniſſes bei Appianus[36]) hervorzugehen, ohne daß jedoch daraus ein beſtimmtes Zeugniß für die Angabe der Livianiſchen Epitome, wonach vor Sulla kein Dictator dies gethan, abgeleitet werden könnte, auch wenn wir auf die rhetoriſche Ausführung des Dionyſius nicht das Gegengewicht legen wollten, das uns insbeſondere in der Äußerung des Polybius zu liegen ſcheint. Da längere Zeit vor Sulla, während eines Zeitraums von 120 Jahren, kein Dictator ernannt worden war[37]), die Sache ſelbſt alſo und damit auch die äußern Abzeichen dieſer Würde dem Volke fremd, oder doch unbekannt geworden waren, ſo läßt ſich daraus wol dieſes Aufſehen und die daraus hervorgegangene Erwähnung einer durch Sulla zuerſt eingeführten Sitte bei den genannten Schriftſtellern erklären. Daß nach Sulla auch Cäſar als Dictator mit den

24) a. a. O., wo unmittelbar die Worte folgen: *καὶ τοῦτο μέχρι νῦν διαφυλάττουσιν οἱ ἄρχοντες.* 25) ſ. z. B. *Cicer.* Brut. 6 mit den Auslegern; über den Ausdruck vergl. auch *Livius* II, 7. *Plinius*, H. N. VII, 30. s. 31. *Florus* I, 9. *Quintilian.* l. c. In anderem Sinne *summittere Indos fascibus* bei *Claudian.* De bell. Gildon. 20. 26) *Sueton.* Jul. Caes. 20. 27) Bei *Pighius*, Annal. ad ann. 585. 28) Vergl. z. B. nur Stellen, wie *Horatius*, Ep. I, 6, 53. I. 16, 34. Sat. I, 6, 97. Od. I, 12, 34. *Virgil.* Georg. II, 495. *Ovid.* Ex Pont. IV, 9, 61. 29) So z. B. aus der ſchönen Anekdote von dem alten Fabius, der als Legatus bei dem Heere ſeines Sohnes, der Conſul war, ſtand, bei *Livius* XXIV, 44 fin., und bei *Gellius*, Noctt. Att. II, 2 nach dem Annaliſten Claudius Quadrigarius. 30) ſ. *Cicero*, De Legg. III, 3. §. 8, wo es unter Anderem heißt: ‚idem juris, quod duo consules, teneto;" ſ. dazu Creuzer's Note und Nachweiſungen im Excurs. XII. p. 509.

31) ſ. *Livius* II, 18: „Creato dictatore primum Romae, postquam *praeferri secures* viderunt, magnus plebem metus incessit, ut intentiores essent ad dicto parendum." ſ. *Dionys. Halic.* Antiqq. Romm. V, 75. 32) Es heißt hier: „Sulla dictator factus, *quod nemo unquam fecerat*, cum *fascibus viginti quatuor processit.*" 33) ſ. *Polyb.* III, 87. 34) Antiqq. Romm. X, 24. 35) Er ſagt blos bei dieſer Gelegenheit III, 26: „— ea frequentia stipatus, *antecedentibus lictoribus* deductus est domum." 36) Bell. Civil. I, 100. 37) Dies bemerkt Plutarch (Vit. Sull. 33), ſowie auch Vellejus Paterculus (II, 28) ausdrücklich. Der letzte Dictator vor Sulla war C. Servilius Geminus im J. 551 u. c. während des zweiten puniſchen Krieges. Sulla's Dictatur fällt auf 671 u. c.

Fasces und den daraus hervorragenden Beilen auſtrat, zeigt eine Münze, auf welcher wir die Fasces in dieſer Weiſe mit den Beilen dargeſtellt finden [38]). Wie aber durch die Erwählung eines Dictators die Macht der Conſuln und ihre amtliche Thätigkeit ceſſirte, ſo verloren ſie auch damit die Abzeichen derſelben, die Fasces, und alſo auch die ſie tragenden Lictoren; daher Q. Fabius Maximus [39]), als er zum Dictator erwählt (535 d. St.) und ihm zugleich vom Senat das Heer des Conſuls Cnejus Servilius zugewieſen war, dieſem, der an der Spitze ſeiner Reiter, die ihm wol hier als eine Art von Ehrenwache dienten, ihm entgegeneilte, durch einen Viator ſagen läßt, er ſolle ohne Lictoren zum Dictator kommen, eine Ordre, welcher Servilius auch ohne Anſtand gehorchte, wie aus der Erzählung dieſes Vorfalls bei Livius erſichtlich iſt. Plutarch [40]) gedenkt deſſelben Vorfalls und erwähnt dabei ausdrücklich der 24 Fasces, indem es eben Fabius darauf abgeſehen, Weſen und Bedeutung der dictatoriſchen Gewalt auf dieſe Weiſe den Römern anſchaulich zu machen und ihren unbedingten Gehorſam für ſeine Befehle zu erzwingen.

Wie die Dictatoren, ſo waren auch die Decemvirn mit dieſem Abzeichen der höchſten Gewalt bekleidet, durch welches ſie, wenn wir der Erzählung des Livius [41]) trauen dürfen, insbeſondere bedacht waren, dem Volke Schrecken und Angſt vor ihrer Macht und ihrem Anſehen einzuflößen. Während die zuerſt erwählten Decemvirn die Geſammtzahl von zwölf Fasces in der Weiſe beibehalten hatten, daß wie bei den Conſuln, immer nur Einer von ihnen nach dem Andern dieſelben führte, trat bei dem zweiten Decemvirat Jeder der zehn Decemvirn mit zwölf Fasces auf, ſodaß auf einmal 120 Lictoren mit ihren Ruthenbündeln und den daraus hervorragenden Beilen das Forum anfüllten, und dadurch ungemeinen Schrecken unter dem Volke verbreiteten, das in einem Jeden dieſer Decemvirn einen König, umgeben von den zwölf Schergen ſeiner Macht, erblickte. Ob die bald nach dem Sturz der Decemvirn, ſtatt der Conſuln eine Zeit lang vorkommenden Tribuni militum consulari potestate, zugleich mit der Macht und den Befugniſſen der Conſuln auch die äußeren Abzeichen der conſulariſchen Würde, mithin auch die Fasces erhalten haben, wiſſen wir nicht, wenn gleich die Sache ſelbſt nicht auffallend wäre, zumal da dieſe Magiſtrate jedenfalls ihre Lictoren hatten: da das Ganze nur eine vorübergehende Erſcheinung von kürzerer Dauer war, findet ſich darüber keine nähere Angabe bei den Alten, welche der ganzen Sache gedenken [42]). Fragen wir nun weiter, ob auch anderen höheren Staatsbeamten Roms, und welchen zunächſt, die Fasces als Zeichen ihrer Würde wie ihrer Macht und Gewalt zugetheilt worden, ſo tritt uns zunächſt die Prätur entgegen, deren Errichtung im Jahre 387 u. c. zugleich mit der Zulaſſung der Plebejer zum Conſulat, von welchem nun ein Theil der bisherigen Amtsgewalt, die richterliche, getrennt ward, mit dem Conſulat ſie in nähere Verbindung bringt und den Prätor, der ja auch an Rang und Würde unter den verſchiedenen höheren Staatsbeamten Roms dem Conſul zunächſt ſtand, als den natürlichen Stellvertreter der Conſuln oder des einen der Beiden, in Fällen der Verhinderung oder in Abweſenheit derſelben, betrachten läßt: wie dies auch allerdings der Fall war, und ſelbſt in dem Ausdruck collega Consulum, der von dem Prätor vorkommt, erkennbar iſt [43]). Ebendarum wird es auch nicht befremden können, wenn dem Prätor gleiche, äußere Abzeichen ſeiner Würde, wie dem Conſul, wenigſtens zum Theil, zukommen. Ein von dem Volkstribun M. Plätorius vorgeſchlagenes Geſetz, deſſen einſchlägige Worte uns Cenſorinus [44]) aufbewahrt hat, theilt dem Prätor Urbanus für alle Zeiten zwei Lictoren — alſo doch auch wol zugleich mit dieſen die von ihnen getragenen Fasces — zu; auch Cicero [45]) ſelbſt erkennt es als römiſche Sitte an, daß zu Rom dem Prätor zwei Lictoren mit zwei Fasces vorangegangen; nicht anders ſpricht ſich Plautus [46]) in einer Stelle aus, welche zwei Lictoren ſammt den zwei Ruthenbündeln als das charakteriſtiſche Abzeichen der römiſchen Prätur gleichfalls erkennen läßt. Da in dieſen Stellen blos von den Fasces, bei Plautus ausdrücklich blos *duo* viminei *fasces* virgarum genannt werden, ſo iſt es wol allerdings anzunehmen, daß hier dieſelbe Sitte, wie bei den Conſuln obwaltete, daß nämlich in der Stadt Rom ſelbſt blos die Fasces oder Ruthenbündel, keineswegs aber die Beile, welche herausgenommen waren, getragen wurden. Anders war es wol außerhalb Roms, wo die Beile den Fasces wieder zugeſellt wurden, und die Zahl der letztern auf ſechs, wie es ſcheint, erhöhet ward, falls nämlich der Prätor ein militairiſches Commando außerhalb Roms führte und mit einem ſolchen in die Provinz geſendet war. Wie der Conſul zwölf Lictoren mit ebenſo vielen Fasces, ſo erhielt ein ſolcher Prätor ſechs Lictoren und ebenſo viele Fasces, alſo die Hälfte der Zahl des Conſuls, um damit das Verhältniß der Abſtufung und den auch äußerlich kund zu gebenden Rang anzudeuten. Auf eine ſolche Abſicht

38) ſ. bei *Spanheim*, De usu et praest. numismm. T. II. p. 172 oben. 39) ſ. *Livius* XXII, 11. 40) Vit. Fabii Max. 4: „— ὁ Φάβιος, εὐθὺς ἐνδείξασθαι θέλων τῆς ἀρχῆς τὸ μέγεθος καὶ τὸν ὄγκον, ὡς μᾶλλον ὑπηκόοις χρῷτο καὶ πειθηνίοις τοῖς πολίταις, προῆλθε συνενεγκάμενος εἰς ταὐτὸ ῥαβδουχίας εἰκοσιτέσσαρας· καὶ τοῦ ἑτέρου τῶν ὑπάτων ἀπαντῶντος αὐτῷ, τὸν ὑπηρέτην πέμψας, ἐκέλευσε τοὺς ῥαβδούχους ἀπαλλάξαι καὶ τὰ παράσημα τῆς ἀρχῆς ἀποθέμενον, ἰδιώτην ἀπαντᾶν." 41) ſ. Buch III. Cap. 36; vgl. mit *Lydus*, De magistrat. I, 34. 42) Vgl. beſonders *Livius* IV, 6. 7. VI, 42. *Dionys. Halic.* XI, 60.

43) ſ. nur die Stellen in Creuzer's Abriß der röm. Antiqq. §. 140. S. 190 der zweiten Ausgabe. 44) De die natal. cap. 24: „— Praetor urbanus qui nunc est quique post hac fuat, duos lictores apud se habeto." Vgl. dazu *Spanheim* l. c. II. p. 116 seq. 45) De leg. agrar. 34. Er ſpricht von der Colonialſtadt Capua, deſſen Magiſtrate (*Duumviri*) ſich Prätoren nennen ließen, und wie ſolche äußerlich gerirten; anteibant, ſetzt er dann hinzu, *lictores, non cum bacillis, sed, ut hic praetoribus anteeunt, cum fascibus duobus.*" Später hatten die Duumviri allerdings auch die *Fasces*, wie man aus einer Conſtitution des Kaiſers Honorius erſieht, in der es heißt: „Duumvirum impune non liceat extollere potestatem *Fascium* extra metas propriae civitatis." ſ. Cod. *Theodos.* de Decur. leg. 174. Cod. *Justin.* ibid. leg. 53. 46) ſ. Epidic. I, 1, 26.

weiſet uns eine Stelle des Appianus [47]) deutlich hin, und dies zeigt auch der bei den griechiſchen Schriftſtellern von einer ſolchen Prätur gebrauchte Ausdruck ἀρχὴ oder στρατηγὸς ἑξαπέλεκυς, bisweilen auch blos ἑξαπελέκεις (scil. στρατηγοί) zum Unterſchied von den ſtädtiſchen Prätoren, welche einfach στρατηγοί heißen, und wie wir oben geſehen, in der Regel nur zwei Lictoren und zwei Fasces vor ſich her treten ließen. Beiſpiele mehrfacher Art bieten Polybius [48]) und Diodorus [49]), wie Dio [50]); auch Plutarch's [51]) Erzählung von Ämilius Paulus bezeugt dies, welcher, als während des Kriegs mit Antiochus, dem Großen, Unruhen in Spanien ausgebrochen waren, dahin als Prätor (στρατηγὸς) abgeſchickt ward, und wie Plutarch ausdrücklich hinzufügt, nicht die gewöhnliche Zahl von ſechs Beilen (alſo auch Fasces), welche den Prätoren zukam, ſondern um ſich ein conſulariſches Anſehen zu geben, die doppelte Zahl ſich zulegte. Einen andern Fall aus der römiſchen Geſchichte, in welchem dem Prätor ausdrücklich ſechs ihm vorangehende Lictoren — alſo auch ebenſo viele Fasces — zugetheilt ſind, erwähnt Valerius Maximus [52]); auch der bekannte Verres, der nach Führung der ſtädtiſchen Prätur in Sicilien als Prätor ſo berüchtigt ward, hatte dort ſeine Lictoren mit Fasces und Beilen, wie wir aus mehren Stellen Cicero's [53]) erſehen können, und noch mehr ſpricht für die Allgemeinheit der Sitte, welche dem außerhalb Roms im Feld oder in der Provinz commandirenden Prätor ſechs Fasces ſammt den Beilen zutheilte, die von Cicero [54]) in einer andern Stelle angewendete Metonymie, wornach er, ſtatt zwei Prätoren zu nennen, von zwölf Beilen ſpricht, welche in die Gewalt der Seeräuber gefallen ſeien. Und ſo finden ſich noch andere Stellen [55]), aus welchen erſichtlich wird, wie die in die Provinz mit militairiſchem Commando geſchickten höheren Magiſtrate, Proprätores wie Proconſules, die ſechs Fasces mit den Beilen als das äußere Abzeichen ihrer Amtsgewalt, bei ſich gehabt, und daß ihnen dieſe ſechs Ruthenbündel von ebenſo vielen vorausgehenden Lictoren vorgetragen wurden, wie dies denn auch nach den Zeiten der freien Republik unter den Kaiſern fortwährend noch der Fall war, und bis in die Zeiten des Symmachus [56]) und des Theodoſius [57]), wo die Fasces in dieſer Eigenſchaft noch immer erwähnt werden, fortdauerte, auch durch Münzen [58]), welche wir noch beſitzen, beſtätigt wird. Wenn der Grund davon, nach dem Geſagten, keineswegs verkannt werden kann, ſo mag es auf der andern Seite auffallen, wie Plutarch in ſeinen Fragen über römiſche Gebräuche [59]) auch die Frage aufwerfen mochte, warum die zuſammengebundenen Stäbe (fasces) mit den daran hängenden Beilen vor den Prätoren her getragen wurden; er fragt, ob es ein Zeichen ſein ſolle, daß der Zorn des Richters nicht auffahrend und ausgelaſſen ſein dürfe, oder ob das allmälige Losbinden der Stäbe einen Aufſchub herbeiführe, in Folge deſſen ſich dieſer Zorn ſchon in Beſtimmung der Strafe ändere? Dann hinzufügend, wie manche Vergehungen heilbar, manche unheilbar ſind, kommt er zu dem Reſultat, daß die Stäbe daher wol das verbeſſern ſollen, was einer Beſſerung fähig ſei, die Beile aber das Unverbeſſerliche abhauen ſollen. So ſinnreich auch dieſe Deutung iſt, ſo wird ſie doch die hiſtoriſche Erklärung der ganzen Sitte und Einrichtung keineswegs erledigen können. Fragen wir endlich noch, welche der höhern Magiſtrate die Fasces gleichfalls als Auszeichnung getragen, ſo haben wir die in den ſpätern Zeiten damit geſchmückten Duumvirn ſchon oben angeführt [60]). Auch der Praefectus praetorio hatte die Fasces, wie wir aus mehren Stellen erſehen [61]); was die Quäſtoren betrifft, die mit der gleichen Auszeichnung verſehen, vorkommen [62]), ſo liegt der Grund davon wol darin, daß ſie Provinzialbehörden waren und in dieſer Eigenſchaft die Fasces mit den Beilen führten. Aber weder die Cenſoren noch andere Magiſtrate führten, ſoweit wir wenigſtens wiſſen, dieſe Abzeichen der Gewalt, die, wie wir aus Plautus [63]) erſehen, aus Ulmenholz, oder auch, wie Plinius [64]) angibt, aus Birkenholz verfertigt waren, und, in der frühern Periode wenigſtens, allem Anſchein nach, ganz einfach, ohne alle weitere Zuthat und Schmuck gehalten waren, der ſpäterhin, in den Zeiten der Kaiſer allerdings hinzukam und die ganze Sache zu einem Gegenſtande des äußern Glanzes und beſonderer Eitelkeit erhob. Außer dem Lorbeer, womit die Stäbe, wie wir gleich ſehen werden, umwunden wurden, wurden ſie nun auch koſtbar vergoldet [65]). Ihr gewöhnlicher Platz war, wie es ſcheint, die Hausthüre, dort wenigſtens wurden ſie von den Magiſtraten, wenn ſie vom Forum, der Curie oder ſonſt einer amtlichen Handlung, zu der

47) ſ. Syriac. Cap. 15; vergleiche *Dio Cassius* LIII, 13. 48) ſ. Lib. III, 40, 106. II, 24. An einer andern Stelle nennt Polybius (II, 23) die Conſuln ſelbſt πελεκυφόρους. 49) ſ. in den Fragmenten von Buch XXXI am Schluſſe (Eclog. V. p. 519) und dazu Weſſeling's Note (T. X. p. 316. ed. Bipont.). Auch Appianus am Not. 47 a. O. *Themistius*, Or. 34. p. 34. ed. *Mai*. 50) Buch LIII, 13. 51) Aemil. Paul. 4 und daſelbſt insbeſondere die Worte: „— στρατηγὸς, οὐχ ἓξ ἔχων πελέκεις, ὅσους ἔχουσιν οἱ στρατηγοῦντες, ἀλλὰ προςλαβὼν ἑτέρους τοσούτους, ὥστε τῆς ἀρχῆς ὑπατικὸν γενέσθαι τὸ ἀξίωμα.“ 52) ſ. Buch I, I, 9: „qui praetor a patre suo — jussus, *sex lictoribus praecedentibus*, arma ancilia tulit.“ 53) *Cicer.* in Verr. Act. II. Lib. V. cap. 9. 15; vgl. 44. 45. 54) ſ. pro Leg. Manil. cap. 12. 55) Vgl. z. B. *Cicer.* ad Quint. fr. I, 1, 12. Orat. de leg. agrar. I, 3. Bei Ulpian (Leg. XIV. D. de off. procons. [I, 16]) heißt es ausdrücklich: „Proconsul *sex fasces* et non amplius, habeat.“ Andere Beiſpiele ſ. bei *Josephus*, Bell. Jud. II, 16. Zwölf Fasces für den Proconſul, von Afrika bei *Cyprian*, Epist. 37, erklärt ſich wol aus der Angabe des Dio Caſſius (LIII, 13), wornach Auguſtus den geweſenen Conſuln und Prätoren in der Provinz die gleiche Zahl Lictoren, die ſie in Rom gehabt, verwilligte.

56) Epist. VIII, 14. VIII, 70, wo *Praetorii*, *Praeturae* fasces noch vorkommen; vgl. auch *Cassiodor.* Varr. VI, 1. V, 21. 57) L. IV. Cod. *Theodos.* ad l. Jul. repet. (9, 26.) Novell. 24, 4. 25, 5. 58) ſ. bei *Spanheim*, De usu ac praestant. numismatt. T. II. p. 110 seq. 117 seq. 59) ſ. nr. 82. Quaest. Romm. (p. 283 E. T. II. Opp.) 60) ſ. oben Not. 45. 61) ſ. *Cassiodor.* Varr. I, 42; vgl. *Dio Cass.* XLIII. p. 238, nebſt *Spanheim.* De usu et praest. numism. T. II. p. 118 seq. und *A. Drackenborch.* Diss. de praefect. urb. (Trajecti cis Viadr. 1752.) p. 74. 62) *Cicer.* in Verr. II, 4 und eine Münze bei *Spanheim.* l. c. II. p. 164 seq. 63) Asin. III, 2, 28. II, 2, 74. 64) H. N. XVI, 18. s. 30. 65) ſ. *Claudian.* in VI consul. Honorii 646.

ſie unter Voranſchreiten der die Fasces tragenden Lictoren ausgegangen waren, zurückkehrten, aufgeſtellt[66]). Als eine beſondere Auszeichnung iſt hier noch der Sitte zu erwähnen, wonach der ſiegreiche Feldherr bei ſeinem Triumphzug die ihm vorangetragenen Fasces mit Lorbeer umwinden ließ, als dem anerkannten Zeichen ſeines Sieges; ſo erhielt ſelbſt Cicero[67]) in Folge ſeiner in Aſien während der Verwaltung Ciliciens, wo ihn die unter ſeiner Führung ſiegreiche Armee zum Imperator ausgerufen hatte, die mit Lorbeer umwundenen Ruthenbündel (laureatos fasces), und da er die Ausſicht auf einen Triumph hatte — eine Ausſicht, die ſich nachher freilich wieder zerſchlug — ſo behielt er dieſelben noch längere Zeit bei, um mit ihnen als Triumphator in Rom feierlichſt einzuziehen. So wird in dem dem Sturze der Republik vorausgehenden Bürgerkriege die Unterlaſſung dieſer Sitte nach einem über römiſche Bürger von Römern errungenen Siege, als etwas Ehrenhaftes insbeſondere erwähnt[68]). Und daß dieſe Sitte des Umwindens der Fasces mit Lorbeer ſich auch unter den Kaiſern noch erhalten, zeigen andere Beiſpiele[69]); ja wir finden ſogar dieſe Sitte noch weiter ausgedehnt und auch in Fällen angewendet, wo kein ſolcher Sieg vorausgegangen war, ja nach und nach faſt allgemein angenommen[70]), wodurch allerdings das Ganze zu einem bloßen Gegenſtande äußerer Ausſchmückung, welche der Prachtliebe und Eitelkeit der Herrſcher diente, herabſank. Endlich wird als ein beſonderer Umſtand noch zu erwähnen ſein, daß ſchon in den Zeiten der Republik und ebenſo in den Zeiten der römiſchen Kaiſer bei Leichenbegängniſſen hoher, mit dem Rechte der Fasces durch ihre amtliche Stellung begabten Perſonen, wie z. B. bei dem Leichenbegängniſſe des Germanicus[71]), die Fasces gleichfalls mit den übrigen Inſignien ihrer Würde vorausgetragen wurden, und zwar umgekehrt (*versi* fasces), als Zeichen der Trauer, was von der oben angeführten Sitte des Senkens der Fasces (summittere fasces) vor dem Volke wol zu unterſcheiden iſt. — Im Allgemeinen kann über die Fasces verglichen werden: *Lipsii* Electt. I, 23. *Spanheim*, De praestant. et usu num. T. II. p. 87 sq. *Fab. Törner*, Diss. de fascib. (Upsal. 1722.) (welche Abhandlung wir jedoch ſelbſt nur aus Anführungen kennen). *Brissonius*, Sel. Antiq. III, 14. (*Baehr.*)

FASCH (August Heinrich), Prof. der Medicin in Jena, wurde am 19. Febr. 1639 zu Arnſtadt in Thüringen geboren. Er ſtudirte die Medicin in Jena, woſelbſt er auch 1667 promovirte. Im J. 1673 wurde ihm die Profeſſur der Botanik übertragen, ſpäterhin jene der Chirurgie und Anatomie; er ſtarb am 22. Jan. 1690. Außer einer großen Anzahl von Diſſertationen (in der Biographie médicale werden deren 51 aufgezählt) hat er nichts Literariſches hinterlaſſen. Die von ihm verfaßten Diſſertationen betreffen übrigens Gegenſtände aus faſt allen Theilen der Heilkunde; nur ophthalmologiſchen Inhalts ſind keine darunter. (*F. W. Theile.*)

FASCH. Muſiker. Johann Friedrich Faſch, geb. zu Buttelſtädt im Weimarſchen am 15. Apr. 1688. Da ſein Vater als Rector nach Suhla verſetzt wurde, zeigte ſich des neunjährigen Knaben Anlage zur Muſik zuerſt in dortigen Kirchenmuſiken, wo man ſeinen guten Sopran oft zur Freude des Städtchens verwendete. Nachdem er kaum zehn Jahre alt war, ſtarb ſein Vater, und die Witwe ſah ſich genöthigt, den Sohn ihrem Bruder, einem Caplan zu Teuchern bei Weißenfels, zu übergeben. Hier hörte ihn der Tenor der weißenfelſiſchen Kapelle ſingen und empfahl ihn zum dortigen Kapellknaben. Bald darauf, 1701, nahm ihn der neue Cantor in Leipzig, Joh. Kuhnau, unter ſeine Thomaner auf, wo er bis 1707 ſang und ſtudirte. Arm, wie er war, mußte er ſich im Clavierſpielen, um Partituren überſehen und vortragen zu lernen, ſelbſt forthelfen. So verhielt es ſich auch mit ſeinen Compoſitionsverſuchen, wo er ſich nach ſeinem Lieblinge Telemann richtete, der damals in Achtung ſtand. Eine ſeiner größten Freuden war es ihm, daß er einſt, als er einen Verſuch mit Aufſchreibung einer Ouverture gemacht hatte, dieſe unter dem Namen einer Telemann'ſchen wohlgefällig aufgenommen ſah. Als Zögling der Univerſität errichtete er in ſeiner Wohnung ein Studentenconcert, das alle Sonntage Nachmittags gehalten wurde. Bald wurde der Raum zu eng, ſodaß man ſich entſchloß, das Collegium musicum in das Lehmann'ſche Kaffeehaus zu verlegen. Daraus gingen wahrſcheinlich die Sonntagsconcerte hervor, die in dem Richter'ſchen Kaffeehauſe berühmt wurden. Dieſe Concertverwaltung übte unſern Faſch nicht blos auf ſeiner Violine, ſondern auch als Componiſten, deſſen Erzeugniſſe faſt immer mit lebendigem Antheil aufgenommen wurden, ſeiner geſunden Einfälle wegen. Im dritten Jahre ſeiner akademiſchen Laufbahn erhielt er ſogar den Auftrag, die Direction der Oper und ſogar die Compoſition einer neuen Oper zur Petri-Paul-Meſſe zu Naumburg zu übernehmen. Da dies günſtig ablief, erhielt er einen ähnlichen Auftrag für den Geburtstag der Herzogin, der noch beſſer ausgerichtet wurde und noch größern Beifall fand. Die Aufträge für die nächſte naumburger Meſſe wiederholten ſich; er ſollte ſogar zwei neue Opern für ſie liefern. Das war ihm denn doch zu viel, und ſo überließ er die Compoſition einer dieſer Opern ſeinem Freunde Gottfried Heinrich Stölzel (wahrſcheinlich war es die Oper Valeria). Dieſe gefiel beſſer, als die Arbeit von Faſch. Stölzel wurde wenigſtens in Zeitz am herzoglichen Hofe ſo ſehr ausgezeichnet, daß ihm die Stelle eines Kapellmeiſters angetragen wurde, die er jedoch nicht annahm, weil er erſt eine Reiſe

66) ſ. *Claudian.* in IV consul. Honor. 416. In consul. Olybrii et Prob. 233. *Petron.* Satir. 30. — Die Stelle des Aurelius Victor (De vir. illustr. 20) gehört aber hierher wol nicht. 67) ſ. pro Ligar. 3. §. 7 und daſelbſt Möbius; vgl. ad Attic. VII, 10. Die *fasces laureati* des Marius bei *Cicer.* De divinat. I, 28. 68) ſ. *Caesar.* Bell. Civ. III, 71, vgl. mit *Dio Cass.* XLI, 52. 69) ſ. *Tacitus*, Annall. XIII, 9 und daſelbſt Lipſius' Note. 70) ſ. die ſchon von Lipſius in der a. N. angeführten Stellen des Herodianus (VII, 6. §. 2), wo es heißt: *αἵ τε ῥάβδοι ἐδαφνηφόρουν, ὅπερ ἐστὶ σύμβολον εἰς τὸ διαγνῶναι τὰς βασιλικὰς ἀπὸ τῶν ἰδιωτικῶν.* Vergl. auch *Capitolin.* in Maxim. 14. *Claudian.* in IV consul. Honor. 14. *Martial.* X, 10. 71) ſ. *Tacitus*, Annall. III, 2. Andere Belege bei *Polybius* VI, 51. *Statii* Theb. VI, 214. *Pedo Albinovan.* Eleg. ad *Liv.* 142; ſ. *Kirchmann*, De funeribb. Romm. II, 7.

nach Italien vollenden wollte, wozu er auch Geldunterſtützung von der Herzogin erhielt. Faſch kam etwas niedergeſchlagen nach Leipzig zurück. Er begriff jetzt, daß man mit bloßem Naturaliſiren, auch bei glücklichen Anlagen, als Componiſt doch nicht fortkomme; er entſchloß ſich daher, Schule zu machen und zu dem Ende ſich zum Kapellmeiſter Graupner in Darmſtadt zu begeben, welcher auf der Thomasſchule ſein Präfect geweſen war, von dem er immer mit Liebe behandelt wurde. Allein die Reiſe dahin dauerte ein halbes Jahr, weil er als Virtuos an allen Orten verweilte, wo man ihn hören wollte. Als er nun endlich dort angekommen und freundlich aufgenommen worden war, dauerte der ganze Unterricht 14 Wochen. Darauf wurden wieder Reiſen gemacht, auf welchen er unter Anderem in Ansbach den Kapellmeiſter **Bümmler** kennen lernte, der ihn als Violiniſten zum Carneval nach Baireuth verſchrieb In Gera wurde er als Kammerſchreiber angeſtellt. Nach fünf Jahren wurde er Organiſt und Stadtſchreiber in Zeitz, was ihm ſo wenig behagte, daß er nach zwei Jahren die Stelle niederlegte und auf gutes Glück nach Böhmen ging, wo ihn der Graf Morzini als ſeinen Componiſten anſtellte. Hier gefiel er ſich, weil er gefiel. Es war ihm daher gar nicht lieb, daß er, durch Vermittelung Stölzel's in Gotha, als Kapellmeiſter nach Zerbſt verlangt wurde. Zwei Mal lehnte er den Ruf von ſich ab; dem dritten Schreiben konnte er, einer Einlage ſeines Schwiegervaters, des Archidiakonus Laurentius in Zeitz, der ihm bisher ſein einziges Töchterchen verpflegt hatte, aus Gewiſſensgründen nicht widerſtehen. Er nahm nun zum Bedauern ſeines Grafen die Stelle in Zerbſt, die ihm 400 Thaler jährlich brachte, im J. 1722 an. Beſonders viel Geſchäfte machte ihm die beſſere Einrichtung der Kirchenmuſik, da er an tauglichen Muſikwerken wenig vorfand, dafür aber ein deſto größeres Verlangen darnach. Er mußte ſich daher entſchließen, im erſten Jahre ſeines Amtes zwei ganze Jahrgänge Sonn- und Feſttagsſtücke zu componiren, ſodaß auf jede Woche vier Kirchenſätze kamen, außer einer Paſſionsmuſik und außer den Compoſitionen für kleine Kirchenfeſte und Hoffeierlichkeiten. Dennoch fühlte er ſich hier ſo gefeſſelt, beſonders nachdem er ſich wieder verheirathet hatte, daß er mehre gute Anträge, ſelbſt einen zum Cantorat in Leipzig, ablehnte und ſein ſehr beſchäftigtes Leben in Zerbſt 1758 beſchloß. Er ſelbſt hat etwa ein Jahr vor ſeinem Tode die Nachrichten über ſein Leben für die Marpurg'ſchen Beiträge zur Muſik geliefert, wo ſie im dritten Bande S. 124 ſtehen. — Seine Compoſitionen ſind ſehr zahlreich. Zu den genannten Werken wird noch gefügt: ein Oratorium, eine Miſſa für zwei Chöre, eine 1739 geſchriebene Oper Berenice, Concerte für die Oboe und für zwei, ſehr viele Ouverturen u. ſ. w. Vorzüglich wird ihm eine glückliche Anwendung der Blasinſtrumente beigemeſſen, die damals noch nicht ſo gut benutzt zu werden pflegten, als bald nachher. Es iſt aber von allen ſeinen Arbeiten nichts gedruckt worden. Sein Sohn,

Karl Friedrich Chriſtian Faſch, wurde zu Zerbſt am 18. Nov. 1736 geboren. Der Vater ſelbſt war viel zu ſehr amtlich beſchäftigt, als daß er für mehr als für nothwendige Pflege der Geſundheit des ſchwächlichen Kindes und für nothdürftige Anfänge in der Kunſt hätte ſorgen können, was jedoch nicht immer ein Unglück genannt werden kann. Der Concertmeiſter Höckh lehrte ihm Violine. Auf dem Clavier half ſich der Knabe ſelbſt fort. Ebenſo machte er Verſuche in der Compoſition, ohne eigentliche Schule, wie ſein Vater. Im 11. Jahre konnte er zu den Hof- und Kirchenmuſiken zugelaſſen werden; ja er verſuchte ſich ſogar bald in Tonſätzen für die Kirche, in welchen ihm das Gelungene und die Fehler bemerkbar gemacht wurden, worauf er ſo ſtreng achtete, daß er jeden Satz vernichtete, in welchem wieder ein Schnitzer gerügt wurde, der ihm ſchon einmal verwieſen worden war. Um ſein Violinſpiel beſſer auszubilden, ſandte ihn der Vater 1750 zum Concertmeiſter Hertel nach Strelitz. So wenig er auch ſeine Unterrichtsſtunden vernachläſſigte, ſo war doch ſeine Vorliebe mehr dem Orgelſpiele und verſchiedenen Übungen in der Harmonie zugewendet. Auch mit der Fuge beſchäftigte er ſich viel und wendete viel Fleiß auf die Kunſt eines guten Accompagnirens. Das letzte wurde beſonders ehrenvoll anerkannt, als der Violinvirtuos Franz Benda 1751 am Hofe ſich hören ließ, welcher nur von dem jungen Faſch auf dem Flügel begleitet ſein wollte. In der That iſt dies eine Kunſt, zu welcher nicht blos gehörige Übung, ſondern vor Allem eine innere Muſikanlage gehört, die mit Umſicht und ſchnell eingehender Gewandtheit augenblicklich im Nachgeben gegen den Soloſpieler und im Feſthalten des Geſetzlichen das Rechte zu erfaſſen weiß. Man ſollte ſich beſſer darauf verſtehen lernen, als es gewöhnlich geſchieht. Ohne dieſe Geſchicklichkeit gibt es keinen guten Dirigenten. Die Meiſten, die ſich darin vervollkommnen, verdanken dieſer Fertigkeit ihr Glück und ihren Einfluß, was auch an Faſch ſich beſtätigt, wie wir bald vernehmen werden. Nur ein Jahr war es, daß Faſch als Zögling in Strelitz verweilen durfte. Er hatte aber dieſes Jahr trefflich benutzt, und dieſer Fleiß brachte ihm Segen. Sein Vater ſchickte ihn nun zu weiterer Vervollkommnung nach Kloſterbergen, wo er bis 1753 gleich thätig ſich erwies. Jetzt erachtete ſein Vater die Erziehung des Sohnes zum Muſiker für beſchloſſen, meinend, das Übrige habe Jeder, der ſich der Kunſt widme, ſelbſt hinzuzuthun. An ſtillen, aber eifrigen Beſtrebungen fehlte es dieſem ſtillen und beſcheidenen Jünglinge nicht. Als darauf der König Friedrich II. einen Clavierſpieler brauchte, gedachte Franz Benda des guten Accompagniſten und empfahl ihn dem Könige. Nachdem mehre redliche Männer des Vaters Bedenklichkeiten wegen der Hofreligion beſeitigt hatten, gab er ſeine Zuſtimmung, und der Sohn trat ſein Amt in Potsdam 1756 an mit 300 Thalern Gehalt, wofür er täglich in den Kammermuſiken Friedrich's den Flügel zu ſpielen hatte. Der ſiebenjährige Krieg ließ ihm ſo viele Muße, daß ihn dies, was Andern erwünſcht geweſen ſein würde, ſo unzufrieden machte, obwol er ſeine Freiheit von Geſchäften gut zu benutzen verſtand, daß er 1763 um ſeine Entlaſſung anhielt. Es wurde ſein Geſuch abgeſchlagen und 100 Thaler Zulage

dafür bewilligt. Der König, der bekanntlich zu ſeinen Vorträgen der Flötencompoſitionen von Quanz, beſonders im Adagio, das er jedoch ungleich beſſer blies, als geſchwinde Sätze, wo er ſich oft übereilte, einen ſehr nachgiebigen Begleiter auf dem Flügel brauchte, hatte in dem ſtillen und unterwürfigen Faſch ganz ſeinen Mann gefunden, der ihm bald ungleich lieber war, als ſein anderer Accompagniſt, C. Ph. E. Bach, der lange nicht ſo geſchmeidig und fügſam ſein wollte, auch wol zuweilen ſich etwas Verdrießliches abmerken ließ wegen der immerwährenden Wiederholungen des Quanz und der königlichen Compoſitionen. — Während des Krieges war es auch dem jungen Faſch, wie vielen Andern, ſchlecht ergangen; ſeine Beſoldung wurde natürlich auch ihm in Scheinen ausgeſtellt, die Niemand nehmen wollte, höchſtens für ⅕ des Nennwerthes, ſein Vater war geſtorben und unternehmend war der ſchwächliche Mann eben nicht. Allein die Noth verſteht die Menſchen ſchon in Bewegung zu ſetzen; Faſch componirte und gab Unterricht, auch im Generalbaß, wofür er eine Menge Beiſpiele aufſchrieb. Er wurde aber auch launenhaft und grillig, warf ſich in Vielerlei auf ein Mal, ſpintiſirte wie vormals in ſeiner körperlich verweichlichten Jugend und nahm manche Sonderbarkeiten an. Er verfaßte auch in ſeinen beſten Stunden viele Kanons, theils aus Liebe zur Grübelei, theils, und gewiß vorzüglich, um der Prinzeſſin Amalia und Kirnbergern ſich gefällig zu erzeigen. Man muß jedoch die kanoniſche Kunſt ſchlecht kennen, wenn man behauptet, er habe darin alle ſeine Vorgänger übertroffen. Im Winter 1761 ließ ihn der König nach Leipzig kommen, daß er deſſen Flöte begleite. Er fand den Fritz ſehr gealtert, der ihn 1762 wieder entließ, ohne Entſchädigung der Reiſekoſten. Im folgenden Winter ſollte er nach Dresden kommen, allein er kam nicht, weil er ſein mühſam Verdientes nicht zuſetzen wollte. Auch nach dem Frieden hatte Faſch vom Könige Manches zu erleiden, nachdem Bach nach Hamburg gegangen war, und mußte auch noch die Oper dirigiren bis 1776, wo Reichardt als Kapellmeiſter eintrat. Während dieſer Zeit hatte Faſch allerlei Claviervariationen geſchrieben, die damals beliebt waren und immer beliebter wurden. Faſch glaubte ſelbſt, er ſei eigentlich der Erſte, welcher eine größere Mannichfaltigkeit und mehr Charakteriſtiſches in ſie gebracht habe; die Variationsmuſik lag ihm daher am Herzen und er ſprach davon gegen ſeine Freunde ſo gern, daß Gerber dadurch veranlaßt wurde, aus Neigung zu dieſem guten Manne, ihn für einen der eleganteſten und vortrefflichſten Spieler und noch größern Componiſten zu erklären. Mehre ſeiner Variationen ſind gedruckt erſchienen, als: Minuetto dell' ultimo ballo dell' opera: le feste galanti etc. con Variazioni (Berlin 1767.); Ariette pour le Clavecin avec 14 Variations (Berlin, um 1780.); Andantino con 7 Variazioni. (Berlin 1787.) Gerber findet beſonders die um 1780 erſchienenen ganz vortrefflich. Es iſt der Mühe werth und zur Erkenntniß des Zeitgeſchmacks wichtig, ſich dergleichen Werke einmal anzuſehen, ſobald man Gelegenheit dazu findet. — Allein 1774 wurde auch von ſeiner Compoſition in Berlin das Oratorium Metaſtaſio's: Giuseppe ricognosciuto, aufgeführt. — Hatte nun Faſch dadurch, daß Friedrich Reichardt als Kapellmeiſter ſeit 1776 der Oper vorſtand, ſeine Geſchäfte erleichtert geſehen, ſo war dies noch weit mehr der Fall, als der alte Fritz 1778 nach dem bairiſchen Kriege ſeine Muſik faſt ganz vernachläſſigte und nur höchſt ſelten einen ſeiner Muſiker zu ſehen verlangte. Zwar mußte Faſch jeden Monat nach Potsdam und ſeine Dienſtzeit dort verleben, damit er gleich zur Hand ſei, wenn der König einmal nach ihm verlangen ſollte; allein es geſchah nicht und Faſch behielt freie Zeit. „Dieſe gänzliche Muße," ſagt Zelter, „erſchuf indeſſen einen neuen Geiſt in ſeinem kranken Körper, und ſeine alte Neigung zur Kirchenmuſik erwachte aufs Lebhafteſte wieder in ihm." Dieſe Zeit war es, wo Zelter Faſch's Schüler wurde. — In dieſer durch eine größere Muße weit geſchäftiger gewordenen Zeit wurde Faſch auf eine ganz beſondere Weiſe von dem Kapellmeiſter Reichardt angeregt, der 1783 mit manchen Muſikſchätzen aus Italien zurückkehrte. Vor Allem machte auf Faſch eine vierchörige, alſo antiphonariſch für 16 Realſtimmen componirte Missa von Orazio Benevoli wunderbaren Eindruck. Faſch mochte ſich ſolche in frühern Zeiten ſehr gewöhnliche Vielſtimmigkeitsſätze nicht klar oder anders gedacht haben, als er ſie hier beim Benevoli, der allerdings zu den vorzüglichſten Tonſetzern ſolcher Art gehörte, fand. Kurz, es wurde in ihm die Begier rege, auch eine 16ſtimmige Meſſe zu ſchreiben. Mit Eifer ging er an die Arbeit, über und von welcher uns die Hauptſchriftſteller über Faſch viel zu berichten wiſſen, woraus wir uns auf das Deutlichſte überzeugen, daß eine ſolche, auch früher in Teutſchland, wie in allen kunſtgeübten Ländern, gar nicht ſeltene Schreibart ihnen als etwas höchſt Bewundernswerthes und Seltenes erſchienen ſein mußte. Es wird da erzählt, daß Faſch ſchon früher den vielſtimmigen Satz in ſeiner Kraft verehrt und jetzt, nach Anſicht dieſes Werkes, gemeint habe, es müſſe ſich durch einen teutſchen Künſtler in dieſer Art auch noch etwas Beſſeres ſchaffen laſſen. Wenn weiter geſagt wird, Faſch habe den vierchörigen Geſang für daſſelbe im Großen gehalten, was der vierſtimmige Geſang im Kleinen ſei, daher habe er ſich die Regel feſtgeſetzt, jeder Chor müſſe vierſtimmig in ſich ſelbſt ſein: ſo war dies nur eine Unkenntniß der Sache, weil Faſch ſich doch nicht erſt etwas als Regel feſtſetzen konnte, was ſchon längſt als Regel feſtgeſetzt und thatſächlich ausgeführt worden war. Vielleicht glaubte Faſch ſelbſt, aus den Arbeiten der Alten eine neue Regel abgezogen zu haben, ob ſie ſchon ſo und nicht anders vorhanden geweſen war. Sein Eifer für Ausführung einer ſolchen Arbeit war wenigſtens ſo groß, daß er ein ganz Außerordentliches darin gefunden haben muß; denn er ruhte nicht eher, als bis ſie vollendet war, wobei er ſeine ſchwächliche Geſundheit ſo angegriffen hatte, daß ein gefährlicher Bluthuſten die Folge einer Anſtrengung war, welcher die Abſicht zum Grunde lag, in dieſem Werke der Welt ein ſeiner würdiges Denkmal zu hinterlaſſen. Dieſer Gedanke blieb ein ſtehender in des Mannes Seele. Je mehr ihm dieſe Arbeit gekoſtet hatte, deſto lieber gewann er ſie, wie in der Regel. Und dieſe Liebe zum Werke wurde noch bedeutend erhöht durch die Schwierig-

keiten, die ſich der Einführung dieſer Compoſition ins Leben entgegenſtellten. Die erſten Verſuche der Ausführung dieſes Werkes ſchlugen alle fehl, was den Verfaſſer um ſo mehr kränkte, je mehr er ſelbſt dieſe Arbeit für eine gelungene hielt, was ſich ebenſo wol aus ſeinen Thaten für das Werk, als aus dem Urtheile ſeiner Freunde und Verehrer klar ergibt. Gerber ſchrieb in ſeinem neuen Lexikon darüber Folgendes: „In wenig Wochen war die Meſſe fertig. Auch konnte es nicht fehlen, daß ein Werk, welches dem Italiener gelungen war, dem Teutſchen bei gleichem Fleiße und bei überwiegenden Kräften (in dieſem Falle gewiß nicht) und verfeinertem Geſchmacke nicht ebenſo wohl, und noch beſſer, hätte gelingen ſollen.“ Ähnliches und gewiß noch Verbindlicheres mochte der freundliche Gerber dem geſchätzten und achtungswürdigen Componiſten perſönlich geſagt haben. Dazu ſchrieb Hiller 1786, Faſch habe ſeit Kurzem ein 16ſtimmiges Kyrie und Gloria gefertigt, was Alles an Gelehrſamkeit und Geſchmack überträfe, was man nur von Benevoli, Ant. Lotti und Orazio Vecchi in dieſer Art kenne. Wie hätte alſo Faſch nicht in ſeinem Glauben an Liebe für dieſes Werk bis zur Unumſtößlichkeit befeſtigt werden ſollen? Er begleitete ihn bis an ſeinen Tod. Es hatte ſich aber auch die ganze Folge ſeines Schickſals an dieſe Arbeit geknüpft. Natürlich wollte Faſch ſein Werk hören. Alle königliche Sänger und tüchtige Dilettanten, die Potsdam aufzuweiſen hatte, verſammelten ſich um ihn zu öftern Proben, allein es ging nicht. Noch ein Verſuch mit den berliner Singchören in der Nicolaikirche ſchlug gleichfalls fehl. „Faſch (heißt es) kränkte ſich tief, und mußte noch überdies, um nicht zu beleidigen, den verfehlten Effect auf ſich und ſein Werk laden. Die Intention iſt falſch ſpeculirt und ſcheitert an der Erfahrung, ſagte man allgemein.“ So ſehr nun auch der Componiſt verzweifelte, ſein Werk jemals gut zu hören, ſo wenig konnte er ſich von ihm trennen; immer kam er wieder, bei eifrig fortgeſetzten Studien der Theorie, von Zeit zu Zeit auf daſſelbe zurück und beſſerte „bis zur Ängſtlichkeit“ daran, um ihm die möglichſte Vollendung zu geben. Im Jahre 1789 unterrichtete Faſch eine junge vortreffliche Dame, Charlotte Dietrich, im Hauſe ihres Stiefvaters Milow, wo ſich öfters Liebhaber des Geſanges einfanden, ſodaß ein kleines Vocalconcert daraus wurde, wo Faſch accompagnirte und für daſſelbe mehre kleine 4, 5 und 6ſtimmige Stücke ſetzte. Bald wuchs die Zahl der kleinen Geſellſchaft ſo, daß man ſich genöthigt ſah, einen Tag der Woche zu Singübungen zu beſtimmen. Es ging lebhaft und Faſch componirte mit inniger Luſt immer mehr für die Eifrigen. Das Haus wurde zu klein und man nahm mit Freuden den von der verwitweten Generalchirurgus Voitus angebotenen Saal zum Verſammlungsort der wachſenden Geſellſchaft, für welche der Meiſter unter Anderem auch ſein 8ſtimmiges Miserere ſetzte, das ungemein wirkte und für eine ſeiner vorzüglichſten Compoſitionen gilt. Seit 1791 wurden alſo die wöchentlichen Verſammlungen dieſer Anfangs ſo kleinen Geſellſchaft im Hauſe der Frau Voitus gehalten, die ſelbſt eine gute Sängerin war und deren Schweſter, Fräulein Papritz, noch ausgezeichneter und beliebter als Sängerin war, ſodaß auch Zelter, der Schüler und Gehilfe des Meiſters, ſeine Augen auf ſie warf und ſie ſpäter ehelichte. Man nannte nun dieſe herangewachſene Geſellſchaft die Singakademie, für deren Beſtes Faſch um ſo angelegentlicher ſorgte, je näher ihm in der Bildung derſelben die Hoffnung wieder neu entgegentrat, daß er von derſelben bald auch ſeine 16ſtimmige Meſſe nach ſeinem Sinne ausführen hören werde, was wirklich nach Wunſch bewirkt wurde. Für dieſe Anſtalt ſchrieb Faſch ſeine meiſten bekannten Geſangwerke, namentlich ſeine beliebten und angenehmen Verſetten. Beim Vortrage accompagnirte Faſch auf dem Flügel und Zelter half, wo es nöthig war, den noch weniger geübten Sängern und Sängerinnen fort. Im J. 1793 fand Gerber den Verein bis über 40 Mitglieder ſtark, zu denen ſich nicht ſelten der berühmte Baſſiſt Fiſcher mit ſeiner Frau, einem feſten Contraalt, geſellte. Der Raum wurde abermals zu klein, und der Staatsminiſter von Heinitz wies der Geſellſchaft zu ihren Übungen den ovalen Saal der Kunſtakademie unter den Linden an, ſodaß die Geſellſchaft nur für Heizung und Erleuchtung zu ſorgen hatte. Für Noten- und Muſikalienbedarf hatte die Geſellſchaft nichts auszugeben; denn Faſch ſchrieb alle Stimmen der aufzuführenden Stücke mit eigener Hand. Zelter aber gab den noch nicht gehörig Geübten Übungsſtunden und verwaltete die Zuſammenkünfte ſelbſt, wenn Faſch von Kränklichkeit abgehalten war. 1794 zählte man über 60 Mitglieder, zu deren Aufführungen, was früher nicht ſtattfand, nun ſchon Zuhörer auf Freibillets eingelaſſen wurden. Dieſe nunmehrige Singakademie, die einzig von den Beiträgen der Mitglieder erhalten wurde, wozu Faſch, welcher für ſeine Mühe und Arbeit nicht den geringſten Lohn nahm, ſeinen Beitrag ebenſo wie jeder Andere zahlte, war und blieb eine Privatanſtalt für Liebhaber, welche nur Kirchenmuſik, als Choräle und Chöre und mehrſtimmige Soloſätze, ſangen. Als 1797 ſich dieſer Verein auf 84 Mitglieder vermehrt hatte, übergab Faſch, ſeiner zunehmenden Kränklichkeit wegen, die Leitung der Anſtalt ganz und beſuchte nur ihre Zuſammenkünfte, wenn es die Umſtände ihm erlaubten. Er kam, ſo oft es ihm nur möglich war, denn das Inſtitut war ſein Schooskind geworden, dem er bis an ſeinen Tod mit treueſter Liebe anhing. Am 2. Dec. 1798 feierte die Geſellſchaft ihres Gründers 63. Geburtstag beſonders glänzend. J. Fr. Reichardt hatte einen Chorgeſang dazu componirt; der Vorſteher hielt eine angemeſſene Rede über den wohlthätigen Einfluß der ſchönen Künſte u. ſ. w.; dem Feſtmahle wohnten 130 Mitglieder bei; Lieder von Reichardt und Zelter, neu verfaßt, würzten die Tafelfreuden, und der König ehrte den thätigen Greis durch 100 Thaler Zulage zu ſeiner bisherigen Penſion von 400 Thalern. — Mehr über den Gang dieſes noch jetzt unter Rungenhagen beſtehenden Inſtituts findet man in Zelter's hierher gehöriger Schrift: Karl Friedrich Chriſtian Faſch. (Berlin 1801.) — Daß man in dieſem Buche vieles Einzelne über Faſch und über die wichtigſten Perſonen, die mit ihm in näherer Verbindung ſtanden, findet, namentlich auch glaubwürdige Anekdoten von Friedrich II.,

wollen wir nur andeuten. — Einer Beachtung iſt noch werth, was Gerber im neuen Lexikon mit den Worten berichtet: „Trotz den mannichfaltigen Zerſtreuungen, in die ihn ſeit den letzten zehn Jahren die Akademie verwickelt hatte, ſtudirte Faſch dennoch ununterbrochen die Harmonie mit der Wärme und Wißbegierde eines Jünglings, wobei er keinem andern Führer, als blos der Natur und ſeiner eigenen großen Erfahrung folgte. (Wir werden aber ſogleich ſehen, daß er ſich dabei doch, wie nothwendig, von Andern zum nähern Bedenken anregen ließ und ihre Vorſchläge bedachte und prüfte; er verließ ſich alſo keineswegs allein auf ſich ſelbſt.) Durch dieſe anhaltende Aufmerkſamkeit war es ihm unter Anderm auch endlich gelungen, das für uns unbrauchbare, natürliche ſiebente Intervall des Horns und der Trompete, welches weder ais noch b iſt, und welches Kirnberger i nannte, für unſer harmoniſches Syſtem brauchbar zu machen und in ſeinen geiſtlichen Compoſitionen für ſeine Akademie anwenden zu können, wo er dieſes Intervall als zu C dur gehörig durchaus behandelt hatte." Aber das war doch weiter nichts, als Täuſchung, was ſich aus Gerber's eigenen Worten und ſeinem darüber angeführten Beiſpiele in Noten deutlich herausſtellt. Gerber fährt fort: „Er war bei einem meiner Beſuche ſo gefällig, mir auf meine Bitte ein vierſtimmiges Beiſpiel von dieſer Art Reſolution aus einem ſeiner Werke ſogleich eigenhändig abzuſchreiben und zu überreichen." Gerber läßt es folgen, und wir ſehen, daß es eben gar nicht das neue Intervall, ſondern die chromatiſche Erhöhung der Sexte iſt, wie ſie auch Faſch grammatikaliſch richtig ſchrieb. Es iſt ein Quint-Sextenaccord auf c mit der übermäßigen Sexte, der auch ſeiner Natur nach ganz richtig fortſchreitet. Der nichts weniger als neue Accord mit ſeiner Auflöſung iſt:

ais	h
g	f
e	d
c	g.

Das iſt Alles. Wer möchte behaupten, daß der hier als ais, oder auch wol anderwärts als b angegebene Ton grade der Klang zwiſchen b und ais ſein müßte? und wer von den Sängern wird ihn treffen, oder ſich auch nur darum bemühen? Es iſt nichts anderes, als ein papiernes Intervall. Auf dieſe Art kann man aber alle Intervalle, mit Ausnahme der Septime, übermäßig machen und gehörig fortſchreiten laſſen, ohne daß man neue Intervalle anzunehmen nöthig hätte. Es war aber dieſes i Kirnberger's damals eine Art Modeartikel. Merkwürdiger iſt Faſch's Bemerkung über Stimmenführung. J. Seb. Bach's Stimmen, ſagte er, ſingen zwar jede für ſich, aber ihre Verbindungen unter ſich bleiben unſangbar, d. h. ſie ſind zwar ſchöne Theile, aber nicht zu einem ſchönen Ganzen zuſammengefügt. Dies erkläre uns die Bewunderung der Kenner, die dem Componiſten in ſeinem verwickelten Detail zu folgen im Stande ſind, und die Gleichgültigkeit der Dilettanten, die ſich blos an ein ſchönes Ganze zu halten wiſſen, ohne in die innern Verwebungen eindringen zu können. Naumann ſei hierin beſonders Meiſter, den er (Faſch) ſelbſt über ſich anerkenne. (Naumann hingegen, meint Gerber, habe ſich dieſe ſchöne Manier durch Studium und öfteres Hören der Werke Haſſe's zu eigen gemacht. Haſſe ſei eigentlich der Schöpfer des ſchönen Geſanges in den Mittelſtimmen.) — Ebenſo bemerkenswerth, als dieſe Meinungen unſeres Faſch, die eine reifere Überlegung eines jeden Künſtlers anregen mögen, iſt auch eine Mittheilung Zelter's, was Faſch, bei aller Liebe zur Theorie, von kalt berechneter Künſtelei und namentlich vom ſehr vielſtimmigen Satze halte, ſo ſehr er ſich ſelbſt in demſelben eingeübt hatte. Faſch zeigte Herrn Zelter eine vielſtimmige Cadenz, wo er nach vielem Hin- und Herſinnen die 16. Stimme nicht hatte finden können. Zelter'n fiel von ungefähr ein möglicher Gang ein, den er nicht hatte. Schreiben Sie ihn hin, ſagte Faſch. Als Zelter des andern Tages zu ihm kam, hatte er zu dieſen 16 noch 8 Stimmen geſetzt. Als Zelter darüber ſeine Verwunderung blicken ließ, zerſchnitt er die ganze Arbeit und ſagte: Man kann's machen, aber es iſt der Mühe nicht werth. Die Kunſt iſt keine Sache, worüber man ſich wundern ſoll. — Allein ſeine 16ſtimmige Meſſe blieb ſein Liebling. Am 3. Juni 1800 hatte er der letzten Akademie beigewohnt, aber ſo ſchwach, daß er ſich kaum aufrecht erhalten konnte. Er fühlte das Nahen des Todes, räumte des andern Tages Briefe und Compoſitionen zuſammen, ließ alle, trotz der Widerrede, verbrennen, die vor ſeiner 16ſtimmigen Meſſe geſchrieben waren; die übrigen (und die Inſtrumente) übergab er Zelter'n zum Beſten ſeiner Singakademie und zu Veröffentlichung durch den Druck, woran *ihm ſoviel lag*, daß er ſogar für den Stich der 16ſtimmigen Meſſe 300 Thaler zurückgelegt hatte, die er Zelter'n zur Deckung der *Unkoſten* übergab, weil er beſorgte, es möchten ſich für eine ſolche Arbeit nicht genug Käufer finden und ohne ſein eigens dafür beſtimmtes Geld die Herausgabe nicht erfolgen. Zelter verſprach auch am Schluſſe ſeiner genannten Schrift über Faſch, daß er des Meiſters Werke bekannt machen und die andern der vierchörigen Meſſe folgen laſſen werde, ob er ſich gleich gegen Faſch in ſeinen letzten Stunden nur zur Herausgabe der großen Meſſe verpflichtet habe. Die Platten dafür wurden geſtochen, aber herausgegeben wurden ſie nicht. Man mahnte Zelter, aber das machte ihn noch hartnäckiger; die Platten waren veraltet. Da erbot ſich ein Verleger, ſie auf ſeine Koſten neu ſtechen zu laſſen, allein Zelter gab nichts. — Wir bewundern in dieſer Handlungsweiſe nichts, als wie Zelter dies mit ſeiner Liebe zu Faſch und mit ſeinem gegebenen Worte am Todbette des Mannes, dem er ſoviel verdankte, in einige Übereinſtimmung bringen konnte. Ja die Sache wird noch unbegreiflicher, wenn man bedenkt, daß Reichardt im zweiten Bande ſeines Kunſtmagazins das Kyrie a 4 Cori und Christe eleison a due Cori concert. in Partitur mittheilte, natürlich ohne die Verbeſſerungen, die Faſch damit vorgenommen hatte. — Erſt nach Zelter's Tode veranſtaltete die berliner Singakademie zu Ehren ihres Stifters und um ſeinen letzten Willen endlich noch zu erfüllen, eine Ausgabe der Werke von Faſch, bei Trautwein. Und nun erſt ſind ſie Welteigenthum geworden in einer Zeit, die wenigſtens nicht Faſch's Zeit iſt, der ganz

ſanft in ſeinem Lehnſtuhle entſchlief am 3. Aug. 1800. — Wer ſeine Werke noch nicht kennt, nehme zuerſt ſeine Verſetten, dann ſein achtſtimmiges Miſerere in zwei Chören mit eingemiſchten verſchiedenſtimmigen Soloſätzen. In den übrigen wird er ſich dann von ſelbſt zurecht finden, und zwar Jeder am Beſten ſeiner eigenthümlichen Anſicht nach. — Man hat eine Büſte von Schadow in Marmor verfertigen laſſen und ſie feierlich in der berliner Akademie aufgeſtellt. Sein Bild, öfter geſtochen, iſt auch auf dem Titelblatte der Allgem. muſikal. Zeitung Leipzigs zum 11. Jahrgange zu ſehen. Des redlichen Mannes Hauptehre iſt die Singakademie. (*G. W. Fink.*)

FASCHINEN (Fascines), ſind zuſammengebundene Baumäſte, die man bei dem Waſſerbaue ſowol als im Kriege vielfach anwendet: ſchnell einen leichten Bau auszuführen, oder irgend eine Erdböſchung damit zu verkleiden, um das Abrollen der Erde, wenn beſonders der Abdachungswinkel nur klein iſt, zu verhindern. Man kann zwar jede Art von Nadel- oder Laubholz (Winter- oder Sommergrünen Bäumen) benutzen; wenn man jedoch nicht durch die bei der Arbeit eintretenden Verhältniſſe in ſeiner Wahl beſchränkt wird, nimmt man

a) Zu ſolchen Arbeiten, die vorzüglich ſchnell beendigt werden ſollen: Nadelholz, unter dem das fichtene und tännene die beſten ſind, weil das kienene gewöhnlich knorrige und ungleiche Äſte hat, und deshalb eine ſtrengere Auswahl bedarf, ſobald die Faſchinen zur Verkleidung irgend einer Böſchung dienen ſollen. Alle dieſe Holzarten gewähren den Vortheil, daß ſie wegen der ſich ſperrenden Nadeln bei der Verkleidung mehr füllen, als das Weiden- oder Pappelholz, das ſich mehr zuſammenbindet, daher man eine größere Anzahl Faſchinen und folglich auch eine weit größere Menge Äſte und Zweige bedarf.

b) Sobald man aber in Hinſicht der Zeit nicht ſo ſehr gedrängt iſt, hat das Weiden-, Pappel- und Birkenholz den großen Vorzug, ſehr dauerhafte Faſchinen zu geben, die, einmal gebunden, dann eine beſſere Dauer gewähren und ſich nicht ſo ſehr zuſammenſetzen, als die ausgetrockneten Nadeln des Fichtenholzes. Eichen, Buchen und Rüſtern oder Ulmen hingegen ſind nur im Nothfalle anzuwenden, weil die außerordentlich krummen und höckerigen Äſte keine guten Faſchinen, zur Verkleidung brauchbar, binden laſſen.

Dies vorausgeſetzt, muß ein vorläufiger Anſchlag die Maſſe der erfoderlichen Faſchinen, folglich auch des herbeizuſchaffenden Reißholzes angeben. Selbſt in dem Falle, wo die Faſchinen in einem vorhandenen Walde einer angemeſſenen Holzart gebunden werden ſollen, gewährt die Beſtimmung der erfoderlichen Menge des Reißholzes den Vortheil, nur eben eine angemeſſene Anzahl Bäume dazu niederſchlagen zu laſſen, deren Stämme alsdann zu einer gleichzeitigen Beſtimmung verwandt werden können. Im Allgemeinen läßt ſich annehmen, daß ein vierſpänniges Fuder Fichten- oder Tannenäſte, oder ein Schock 6 Fuß lange Reißgebunde von 1 Fuß Dicke, 20 Stück Faſchinen 6 Fuß lang, 10 Zoll ſtark, von Weiden aber nur 14 Faſchinen derſelben Größe gibt.

Zu dem Binden der Faſchinen wird auf jede Bank ein Aufſeher oder Unterofficier und ſechs Mann gerechnet. Von letztern ſind

3 Mann den Strauch herbeizutragen, aufzulegen und zu binden beſtimmt.
2 Mann die Wieden auszuſuchen, auszuäſten,
1 Mann dieſelben über einem kleinen Feuer zu bähen und zu drehen.

Ehe die Arbeit ſelbſt unternommen werden kann, müſſen vorher die Bänke eingerichtet und die Wiedenſtöcke geſchlagen werden. Zu den letzteren ſind runde Pfähle von 3″ Stärke 6′ Länge ſenkrecht in die Erde geſchlagen und oben mit zwei oder drei Löchern verſehen, weit genug, um das ſchwache Ende des zur Wiede beſtimmten Äſtes, nachdem derſelbe gebähet worden, bis die Rinde aufplatzt, hineinzuſtecken, worauf er mit der Hand gedrehet und dabei um den Stock herum geſchlungen wird, die Wiede dadurch biegſam zu machen. Man nimmt ſie durch langſames Rückwärtsdrehen aus dem Stocke heraus, faßt die Spitze mit der linken Hand und gibt mit der Rechten nach, daß ſich an ihrer Spitze eine Schlinge bildet, durch die das ſtarke Ende geſchoben und die fertige Wiede bei Seite gelegt wird.

Sobald eine Anzahl Wieden vorräthig ſind, werden nach Verhältniß der Faſchinenlänge die Bänke aus 6—7′ langen, 3″ ſtarken Pfählen aufgeſchlagen. Es wird zu dem Ende eine ſchwache Stange, von der Länge der Faſchine, auf die Erde gelegt und an jedem Ende derſelben ein $1\frac{1}{2}$ Fuß langer, $1\frac{1}{2}$″ ſtarker Lehrpfahl eingeſetzt. 1 Fuß von dieſem nach der Mitte kommt der erſte Bock zu ſtehen und alsdann von 2 zu 2 Fuß ein anderer, ſodaß zu einer Faſchine von 6 Fuß 3 Böcke, zu einer Faſchine von 12 Fuß aber 6 Böcke nöthig ſind. An jedem dieſer Punkte werden demnach 2 Pfähle, einander gegenüber, 3′ unten von einander in die Erde getrieben, daß ſie ſich 2′ über derſelben kreuzen, und mit einem Strange, oder mit einer guten Wiede zuſammengebunden werden. Zwiſchen dieſe Pfähle wird nun der Strauch dergeſtalt eingelegt, daß die ſtärkeren Äſte deſſelben von wenig über 1″ Dicke in die Mitte kommen, und rings herum mit feinem Strauch bedeckt ſind. Nachdem nun das aufgelegte Strauchholz von zwei Mann mit dem Reitel durch Umſchlagen des Stranges feſt zuſammengezogen worden, daß es die vorgeſchriebene Stärke der Faſchine bekommt, wird eine Wiede um daſſelbe geſchlagen, auf dieſer aber anſtatt eines Knotens eine ſogenannte Schnecke gebildet, deren übriges Ende unter dem Bunde hindurchgezogen und untergeſteckt wird. Alle dieſe Knoten der Faſchine oder Batteriewurſt liegen in einer geraden Linie, und das über den Lehrpfahl hervorſtehende Reißholz wird zuletzt abgeſägt. Von den gewöhnlichen Faſchinen unterſcheiden ſich übrigens die zum Waſſerbaue beſtimmten dadurch, daß ſie von ſehr ſtarken Äſten verfertiget, öfter auch Steine in ſie hinein gebunden werden, um ſie zum Unterſinken zu bringen.

Hat man zu den Wiedenſtöcken keine genugſam ſtarke Pfähle von 3″, werden drei ſchwache Pfähle von $2\frac{1}{2}$″ bis 3″ im Dreieck dicht an einander in den Erdboden geſchlagen, und mit einer Wiede 8″ unter dem Kopfe zuſammen-

gebunden, um die zu drehenden Wieden zwiſchen ſie einzuklemmen.

Die Maße der für den Kriegsgebrauch beſtimmten Faſchinen gibt beiſtehende Tafel:

Arten der Faſchinen.	Gewöhnliche Dimenſionen.		Dimenſionen der Franzoſen nach von Reizenſtein.			
	Länge.	Stärke.	Länge.	Stärke.	Zahl der Bünde.	Zeit zum Verfertigen.
Batteriefaſchinen oder Würſte	12′	— 10″	12′ 4″ 18′ 6″	11,5″	6 bis 9	180 Min.
Tranſcheefaſchinen	4′	— 8″	4′ 2″	5,5″	2	15 „
Waſſerfaſchinen	6′	1′ —	6′ 3″	11,5″	2	20 „
Deckfaſchinen zur Deſcente	8′	1′ —	7′ 9″	7,5″	4	— —
Faſchinen zur Verkleidung	6′	— 10″	6′ 3″	8,5″	4 bis 5	30 „
Schanzkorbfaſchinen	3′	— 10″	2′ —	7,5″	2	— —
Sappenbunde	3′	1′ —	2′ 6″	8,5″	2	20 „

Das Werkzeug zu Anfertigung der Faſchinen beſteht in großen Baumſägen, Äxten und Handbeilen, um den Strauch zu hauen und auszuleſen; dann ſind nöthig ein Faſchinenbohrer, um 1⅓ Zoll kleiner, als die Faſchine ſtark werden ſoll; ein Paar Rötel, nämlich zwei Hölzer, 3½ Fuß lang, 2 Zoll ſtark, durch einen Zugſtrang in der Mitte verbunden, um die Faſchine bis zur gehörigen Dicke zuſammenzupreſſen; zwei Faſchinenmeſſer, zum Abputzen und Ausäſten; zwei Blei- oder Kampirſchlägel, ein Fußmaß und eine Handſäge. Wenn, wie gewöhnlich, mehre Faſchinenbänke zugleich aufgeſchlagen werden, iſt ihr Abſtand von einander, in gerader Linie, 6 bis 8 Schritt; 20 bis 30 Schritt hinterwärts werden die Wiedenſtöcke eingeſchlagen. Die erfoderliche Menge der Faſchinen, und die Zeit, welche man zu ihrer Fertigung bedarf, man muß allezeit eine halbe Stunde auf eine Faſchine wenden, gibt die Zahl der aufzuſchlagenden Faſchinenbänke, um die Arbeit in der gegebenen Zeit zu vollenden. Wäre demnach der Bedarf zu einer Batterie von 7 Rohrgeſchützen und 2 Mörſern 570 Faſchinen, ſo würde man 10 Bänke aufſchlagen müſſen, um ſie binnen drei Tagen zu liefern, vorausgeſetzt, daß auf jeder Bank in 10 Stunden täglich 20 Faſchinen fertig gemacht werden können. Gibt man jeder Bank 8 Schritt Abſtand von der andern, wird man überhaupt einen Raum von 80 Schritt Länge und 30 Schritt Breite dazu bedürfen.

Während der Faſchinenarbeit werden die dazu nöthigen Pfähle aus Scheitholz von angemeſſener Länge geſpalten. Dieſe iſt im Allgemeinen zur Faſchinirung 2½ Fuß, bei 1½ Zoll Stärke. Zum Verankern werden bisweilen etwas ſtärkere Pfähle voll 3′ Länge gebraucht; wenn jedoch mit Faſchinen verankert worden, wie es bei der preußiſchen Artillerie Vorſchrift iſt, werden auch nur gewöhnliche Faſchinenpfähle dazu genommen.

Die Verkleidung mit Faſchinen geſchieht nun folgendergeſtalt: Es wird längs der Trace die unterſte Faſchine um die Hälfte ihrer Stärke in die Erde gegraben und bekommt 3 zu 3 Fuß einen Pfahl, dem man nicht eine runde, ſondern die beiſtehende Geſtalt gibt. Sobald die erſte Faſchine angepflöckt iſt, wird die zweite daneben von Einem, der ſich mit den Füßen quer herübergeſtellt hat, etwas aufgehoben und mit Gewalt an die liegende geſtoßen und ſodann angepflöckt. Auf die unterſte Faſchinenlage kommt die zweite, die man mit einer halben Faſchine anfängt, damit an keinem Orte die Enden zweier Faſchinen auf einander treffen, ſondern immer auf eine volle Faſchine fallen. Auch dieſe zweite Lage Faſchinen wird von 3 zu 3 Fuß durch in ⅓ der Dicke derſelben, von Innen herauswärts, eingeſchlagene Pfähle feſtgehalten. Von der dritten Faſchinenlage an werden die Faſchinen, jede zweite der Lage, durch Ankerwieden (Harts de retraite) gehalten, die man mit 4′ Entfernung um jede 1., 3., 5. und 6. legt und vermittels eines 3 bis 4′ hinterwärts in den feſtgeſtampften Erdboden des angeſchütteten Kaſtens der Schulterwehr geſchlagenen Pfahles hält. Man pflegt auch wol zur ſtärkeren Befeſtigung der Ankerpfähle dieſelben nicht blos in die Erde, ſondern in eine 4 Fuß hinter der faſchinirten Wand eingegrabene Faſchine zu ſchlagen. Die erſtere Art jedoch, bei den Franzoſen und Sachſen üblich, gibt auch ohne beſondere Faſchinen der Wand einen hinreichenden Widerhalt.

Faſchinirungen, die dem feindlichen Feuer und den dadurch verurſachten Beſchädigungen mehr ausgeſetzt ſind und deshalb öfterer Ausbeſſerung bedürfen, werden zweckmäßiger durch eine Verpfählung gehalten. Man hat dazu dreierlei verſchiedene Pfähle:

a) für die untern Schichten 2½′ Länge, 1½″ Stärke;
b) für die mittleren „ 3½′ „ 2″ „
c) für die obern „ 4—5′ „ 2½″ „

Hier werden die Pfähle in jeder Lage dergeſtalt in das äußere Drittheil der Faſchine eingeſchlagen, daß ſie durch die untere Lage hindurch in den Erdboden dringen, oben aber 3½ bis 4 Zoll aus der Faſchine ſenkrecht emporſtehen, ſodaß die folgende Lage hinter ihnen eingelegt werden kann, und ſelbſt ohne eigne Pfähle liegen bleiben würde. Es fällt in die Augen, daß man bei dieſer Einrichtung nur das eben beſchädigte Stück der Faſchine mit

einer Stichſäge herausſägen darf, um es durch ein anderes, eingelegtes Stück zu erſetzen. Erfahrung hat das Nützliche dieſer Verpfählung, beſonders bei den Schießſcharten der Contre- und Brechbatterien hinreichend beſtätigt. (*v. Hoyer.*)

FASCIA, Binde (Anat.). In der Anatomie iſt dieſer Name zur Bezeichnung verſchiedenartiger, hautartig oder bindenartig ausgebreiteter Theile in Gebrauch gekommen. So heißen in der Syndesmologie die ſehnigen Streifen oder Häute auf der vordern und der hintern Fläche der Wirbelkörper Fasciae longitudinales anterior et posterior. In der Angiologie hat C. Fr. Wolff den Namen Fascia eingeführt, und zwar zur Bezeichnung mehrer Muskelfaſerſtreifen am Herzen. In der Splanchnologie wurden die drei Streifen von Längsmuskelfaſern am Dickdarme von Manchen Fasciae coli genannt; — eine die harte Augenhaut umhüllende Membran, welche nach Vorn von den geraden Augenmuskeln durchbohrt wird, führt den Namen der Fascia bulbi; — die fibröſe Umhüllung des männlichen Gliedes, welche zunächſt unter der Haut deſſelben liegt, heißt Fascia penis, und die Fetthaut, welche die Nieren umhüllt, hat den Namen der Fascia renalis erhalten. Ferner iſt in der Neurologie der Name Fascia für einige Theile des Gehirns gebräuchlich; ſo unterſcheidet man am Rande des Ammonshornes eine Fascia dentata, im kleinen Gehirne eine Fascia dentata s. fimbriata. Unter Fascia ſchlechthin verſteht man aber in der Anatomie Gebilde, die zum Muskelſyſteme gehören, und von dieſen iſt hier eine Beſchreibung zu geben.

Von den Fascien oder Muskelbinden.

Mit dieſem Namen belegt man in der Myologie mehr oder weniger dicke Membranen, welche dazu dienen, einzelne Muskeln oder Muskelgruppen zu umhüllen und dieſelben von einander und von den umgebenden Theilen zu ſondern. Jene Membranen ſind im Allgemeinen aus Faſern zuſammengeſetzt, die ſich ſchon mit unbewaffnetem Auge deutlich als ſolche erkennen laſſen, und die ſich durch ihre große Feſtigkeit, ihre ſehr geringe Ausdehnbarkeit und Elaſticität, ſowie durch ihre weiße, atlasglänzende Färbung auszeichnen. Dieſe Gattung von Faſern wurde ſeit Bichat in der allgemeinen Anatomie als das ſogenannte Faſerſyſtem conſtituirend angeſehen, welches auch noch in den hiſtologiſchen Syſtemen der neueſten Autoren (Bruns, Krauſe, Arnold) aufgeführt wird. Dagegen nimmt Henle kein Faſergewebe an, welches dem Zellgewebe, dem Muskelgewebe u. ſ. w. zu coordiniren wäre, ſondern er vereinigt daſſelbe mit dem Zell- oder Bindegewebe. Er unterſcheidet aber das Bindegewebe wieder in das formloſe (das Zellgewebe Anderer) und in das geformte; eine Abtheilung des geformten ſind dann die ſogenannten fibröſen Häute, zu denen die Fascien, die Beinhaut u. ſ. w. gehören. In der That gibt es keine ſcharfe Grenze zwiſchen Bindegewebe und faſerigem Gewebe, und grade jene Theile, die ſpeciell den Fascien zugezählt werden, haben an verſchiedenen Stellen eine ungleichartige Beſchaffenheit, was Manchen Veranlaſſung gegeben hat, die Fascien ſelbſt nach ihrer Textur in zellige, zellig-faſerige und in ſehnig-faſerige einzutheilen. Übrigens kommen in mehren Fascien ſtellenweiſe auch elaſtiſche Faſern vor, bisweilen in ſolcher Menge, daß es zweifelhaft werden kann, ob man ſie als fibröſe oder als elaſtiſche Membranen anzuſehen hat; ſo namentlich nach Henle in der Fascia lata, zumal an der innern Seite zunächſt den Schambeinen, ferner in der Fascia superficialis, in den Fascien des Oberarmes, des Hand- und Fußrückens u. ſ. w.

Dem formloſen Bindegewebe am nächſten ſteht unter den Fascien die *Fascia superficialis s. subcutanea*, welche unmittelbar unter der Haut liegt und ſich über einen großen Theil der Oberfläche des Körpers ausbreitet. Sie gehört zu den zelligen Fascien. Gleich dem formloſen Bindegewebe enthält ſie an den meiſten Stellen Fett innerhalb ihrer Maſchen. Die oberflächlichen Gefäße und Nerven verlaufen innerhalb dieſer Fascia superficialis, und es läßt ſich dieſelbe meiſtens mehr oder weniger leicht in zwei Blätter ſondern, welche zur ſcheidenartigen Umhüllung der genannten Theile dienen, z. B. zur Umhüllung der Vena saphena. Am deutlichſten iſt die Fascia superficialis am Unterleibe; an manchen Stellen der Extremitäten iſt ſie mit der tieferen Fascia vereinigt. An der Hohlhand und an der Fußſohle, ſowie am behaarten Theile des Kopfes kann man aber kaum eine ſolche Verſchmelzung mit der tiefen Fascie annehmen, ſie fehlt vielmehr an dieſen Stellen.

Die übrigen Fascien, die auch wol im Gegenſatze zur Fascia superficialis als tiefe bezeichnet werden, enthalten kein Fett zwiſchen ihren Faſerbündeln, obwol ſich in den von ihnen umſchloſſenen Höhlen, zunächſt zwiſchen ihnen und der Oberfläche der Muskeln, Fett befinden kann, welches bei allgemeiner Abmagerung ebenfalls ſchwindet, wodurch dann die Muskelſcheiden zum Theil für ihren Inhalt zu weit werden. Es ſtehen die tiefen Fascien überall mit andern fibröſen Theilen im Zuſammenhange, im Beſondern entſpringen oder endigen ihre Faſern in der Beinhaut, zumal an den mehr vorragenden Theilen des Skelets. Sodann gehen an mehren Stellen die Sehnen von Muskeln theilweiſe oder ſelbſt ganz in die Faſerausbreitung der Fascien über; ja, die Fascie des Rectus abdominis iſt nichts Anderes, als die ſehnigen Ausbreitungen der ſchiefen Bauchmuskeln und des queren Bauchmuskels. Wollte man ferner die Fascia bulbi zu den Muskelbinden zählen, ſo ſteht auch dieſe mit einem fibröſen Gebilde, der Sclerotica, in Verbindung.

Die ſtärkſte Ausbildung erlangen die Fascien an den Extremitäten mit ihren vorherrſchend langen Muskeln, die durch eine feſte, ſcheidenartige Umhüllung bei den verſchiedenartigen Bewegungen in ihrer Lage geſichert werden mußten. Es bilden hier die unter einander zuſammenhängenden Fascien gleichſam eine große hohle, das ganze Glied umhüllende Scheide, von welcher ſich zwiſchen einzelne Muskeln oder Muskelgruppen ſcheidenartige Fortſätze erſtrecken; doch erhalten auch wol die größern Gefäß- und Nervenſtämme beſondere Scheiden, wie dies bei

der **Fascia superficialis** vorkommt. Die ſtarken Fascien in der Hohlhand und an der Fußſohle ſind ganz dazu geeignet, mechaniſchen, hier einwirkenden, Druck von den unterliegenden Gefäßen, Nerven, Muskeln abzuhalten. Auch ſtehen die Fascien dieſer Regionen durch fibröſe Verlängerungen mit der überliegenden Haut in genauem Zuſammenhange, wodurch einer Verſchiebung der letztern vorgebeugt wird.

An manchen Stellen endigen Muskeln vollſtändig (**Tensor fasciae latae**, **Palmaris longus**), oder doch theilweiſe (**Glutaeus maximus**, **Supinator longus**, **Biceps brachii**) an Fascien. Die Annahme indeſſen, daß die betreffenden Fascien durch dieſe Muskeln angeſpannt werden ſollen, dürfte wol zu den irrigen gehören. Durch ihre Feſtigkeit ſind die Fascien vielmehr ganz geeignet, gleich den ſtarren Knochen den an ſie befeſtigten Muskeln einen Fixationspunkt zu bieten. Daher entſpringen denn auch an andern Stellen einzelne Muskelportionen, z. B. des **Tibialis anticus**, des **Glutaeus medius**, von der zugewandten Fläche einer Fascie; ja der **Palmaris brevis** entſpringt ganz von der Hohlhandfascie.

Einzelne Abſchnitte der Fascien werden wol mit beſonderen Namen belegt. So heißen an den Extremitäten einzelne häutige Blätter, die nach deren Länge verlaufen und durch den einen Rand am Knochen anſitzen, durch den andern mit der die geſammte Muskulatur umhüllenden Fascie zuſammenhängen, Zwiſchenmuskelbänder (**Ligamenta intermuscularia**); ebenſo werden manche ſtärkere Anhäufungen von Faſern, die an den Extremitäten in querer oder ſchiefer Richtung verlaufen und gewöhnlich zur Fixirung von Sehnen dienen, als Bänder (**Ligamenta**) beſchrieben. Es findet aber ein unmerklicher Übergang ſtatt von einigen dieſer ſogenannten Bänder, z. B. vom **Lig. armillare**, zu jenen fibröſen Fixationsmitteln einzelner Sehnen, die als **Vaginae tendinum fibrosae**, als **Retinacula** u. ſ. w. beſchrieben werden; daher auch dieſe letztern, wenngleich weit mehr geſonderten, Theile bei Beſchreibung der Fascien mit aufgenommen werden müſſen.

Zu erwähnen iſt noch, daß einige Fascien herkömmlicher Weiſe als Aponeuroſen bezeichnet werden, welcher Name ſonſt den flächenartig ausgebreiteten ſehnigen Theilen der breiten Muskeln beigelegt zu werden pflegt. Jedenfalls iſt es aber zu weit gegangen, wenn die franzöſiſchen Anatomen Aponeuroſe und Fascie für gleichbedeutend gebrauchen und, wie es Cruveilhier gethan hat, in der beſchreibenden Anatomie jenen Abſchnitt, worin die Fascien abgehandelt werden, unter dem Namen Aponeurologie aufführen.

Überſicht der Fascien des menſchlichen Körpers.

Am Kopfe.

Fascia temporalis, Schläfenfascie. Dieſe ſtarke ſehnige Haut bedeckt den Schläfemuskel. Ihre Faſern entſpringen längs der ganzen ſeitlichen, halbcirkelförmigen Linie, und verlaufen in der Richtung des Schläfemuskels gegen den Jochbogen herab. Nach Unten theilt ſich die Membran in zwei Blätter, zwiſchen denen ſich fetthaltiges Zellgewebe befindet. Das innere Blatt befeſtigt ſich am obern Rande des Jochbogens in deſſen ganzer Länge und am hintern Rande vom Stirnfortſatze des Jochbeins bis zur halbcirkelförmigen Linie hinauf. Das äußere Blatt iſt nur längs des Jochbogens vorhanden und befeſtigt ſich auf deſſen Außenfläche. Zwiſchen dieſer Fascie und dem Schläfemuskel liegt, zumal nach Unten hin, fetthaltiges Zellgewebe.

Fascia parotideo-masseterica. Ein fibröſes Blatt, das vom Jochbogen ausgeht, wo es zum Theil mit der Schläfefascie zuſammenhängt, zieht ſich über die Außenfläche des Kaumuskels herab, und verliert ſich nach Unten theils am Unterkieferrande, theils in der **Fascia cervicalis**. Nach Vorn iſt dieſes Blatt nur dünn und mit dem Ausführungsgange der Ohrſpeicheldrüſe verſchmolzen. Nach Hinten theilt es ſich in ein oberflächliches und tiefes Blatt, die mit dem Gehörgange, dem Ohrknorpel und dem Kopfnicker zuſammenhängen, und von denen die Ohrſpeicheldrüſe umſchloſſen wird.

Fascia buccalis s. *buccinatoria* s. *bucco-pharyngea.* Mit der Außenfläche des Backenmuskels iſt ein fibröſes Blatt in genauem Zuſammenhange, deſſen Faſern mit dem durchbohrenden Ausführungsgange der Ohrſpeicheldrüſe zuſammenhängen. Nach Hinten ſetzt ſich dieſe Fascie auf die Seitenfläche des Schlundkopfes fort.

Am Halſe.

Fascia cervicalis s. *Fascia colli.* Die tiefe Fascie des Halſes, welche vom **Platysma-myoides** bedeckt wird, iſt keine rein fibröſe, ſondern eine zellig-faſerige Membran, in die aber auch elaſtiſche Faſern eingewebt ſind. Sie umhüllt mit einem oberflächlichen und einem tiefen Blatte den **Sternocleidomastoideus**. Vom innern Rande dieſes Muskels ſetzen ſich die vereinigten Blätter zur Mittellinie des Halſes fort; vom äußern Rande deſſelben ſetzen ſie ſich, unter dem Kappenmuskel weg, nach Hinten gegen das **Lig. nuchae** fort. Die vordere zwiſchen den beiden Kopfnickern befindliche Partie der **Fascia cervicalis** iſt nach Oben an der mittlern Sehne und am vordern Bauche des **Biventer maxillae inferioris**, ſowie am Zungenbeinkörper befeſtigt; zugleich ſetzt ſich aber eine Lamelle zum Unterkieferrande fort, wo ſie mit der **Fascia parotideo-masseterica** zuſammenfließt, und es dringt eine andere Lamelle zwiſchen der Ohr- und Unterkieferdrüſe zum Unterkieferwinkel und längs des **Lig. stylo-maxillare** bis zum Griffelfortſatze. Auf ſolche Weiſe wird die Unterkieferdrüſe durch die **Fascia cervicalis** umhüllt und von der Ohrſpeicheldrüſe geſondert. — Nach Unten befeſtigt ſich das oberflächliche Blatt der **Fascia cervicalis** am **Lig. interclaviculare**, am Griffe des Bruſtbeines und am Sternaltheile des Schlüſſelbeines; das tiefe Blatt, welches zugleich den untern Bauch des **Omohyoideus** umhüllt, befeſtigt ſich (und alſo mittelbar auch dieſen Muskel) an der innern Fläche des Bruſtbeingriffes und am obern Rande der erſten Rippe. — Die Faſern der **Fascia cervicalis** verlaufen in der großen Mehrzahl von Oben nach Unten, werden aber auch

durch quer- und ſchiefverlaufende verſtärkt. Dieſe Querfaſern gehen namentlich in die Zuſammenſetzung der Scheide für die Carotis, die Jugularis interna und den Vagus ein, welche hinter dem Kopfnicker liegt und mit dem tiefen Blatte der Fascie zuſammenhängt. Nach Vorn bildet die Fascia cervicalis noch beſondere Scheiden für den Sternohyoideus, den Sternothyreoideus, ſowie für die Schilddrüſe.

Als zur Fascia cervicalis gehörig kann man wol A. Cooper's *Fascia thoracica* anſehen, welche horizontal über die obere Öffnung des Bruſtkaſtens hingeſpannt iſt. Da wo die großen Halsgefäße und die Luftröhre durch ſie hindurchtreten, ſpaltet ſie ſich nach A. Cooper in ein aufſteigendes und ein abſteigendes Blatt. Das erſtere heftet ſich an die Luftröhre und geht in die Scheide der Halsgefäße und in die F. cervicalis über; letzteres geht an der Luftröhre bis zu ihrer Theilungsſtelle herab, umgibt die aus dem Aortenbogen kommenden Gefäßſtämme und dieſen Bogen ſelbſt, und geht in das fibröſe Blatt des Herzbeutels über. Nach Außen und Hinten iſt die F. thoracica am Hakenfortſatze und in Begleitung des Omohyoideus am obern Schulterblattrande befeſtigt.

Am Stamme.

In der Bruſtgegend liegt eine dünne, fibröſe Ausbreitung über den Pleuren, auf der Innenfläche der Zwiſchenrippenmuskeln und der Rippen.

Am Unterleibe iſt die Fascia superficialis, wie bereits bemerkt, ſehr ſtark entwickelt; es ſetzt ſich dieſelbe nach Unten in die Fascia penis, in die Dartos des Hodenſackes, in die Fascia superficialis des Oberſchenkels fort. — Die *Fascia recti*, welche den geraden Bauchmuskel umgibt, iſt eigentlich nicht zu den wahren Fascien zu zählen; ihr vorderes, mit den Inscriptiones tendineae jenes Muskels verwachſenes Blatt wird durch die Sehne des Obliquus abdominis externus und das äußere Blatt der Sehne des Obliquus abd. internus gebildet; das hintere Blatt beſteht aus dem innern Blatte der Sehne des Obliquus abdominis internus und der Sehne des Transversus abdominis. Das hintere Blatt iſt aber nur vom Schwertfortſatze an bis etwa eine Hand breit unterhalb des Nabels vorhanden; dort endigt daſſelbe mit einem nach Unten halbmondförmig ausgeſchweiften Rande, der ſogenannten Plica semilunaris *Douglasii*. — Es bedürfen aber die Fascia transversalis und die Fascia lumbo-dorsalis einer beſondern Beſchreibung am Stamme.

Fascia transversalis (abdominis), quere Unterleibsbinde. Dieſe zwiſchen dem Bauchfelle und den Bauchmuskeln gelegene fibröſe Schicht läßt ſich vorn und unten an den Bauchwänden aus mehren Portionen ableiten. Zunächſt entſpringen Sehnenfaſern vom Schambeinhöcker bis zum innern Winkel des Schenkelringes hin, die hinter den Bauchmuskeln dergeſtalt in die Höhe ſteigen, daß der äußere Rand dieſer Schicht die innere Öffnung des Leiſtenkanales an der innern Seite begrenzt. Eine zweite Faſerſchicht entſpringt dann ebenfalls vom Schambeinhöcker, vom Gimbernat'ſchen Bande und vom Arcus cruralis; ſie verläuft in der Richtung des letztern nach Außen und Oben, begrenzt die innere Öffnung des Leiſtenkanales an der Außenſeite, und vereinigt ſich weiter oben mit der erſten Faſerportion. Zu dieſen Faſern treten dann weiter nach Außen noch jene Faſern der Fascia iliaca, welche vom feſtſitzenden Theile des Schenkelbogens aus hinter den Bauchmuskeln in die Höhe ſteigen. Die ſo entſtehende Fascia transversalis iſt unten am ſtärkſten, und ſie erſetzt hier nach Innen das hintere Blatt der Scheide des Rectus abdominis. Sie ſetzt ſich aber, dünner werdend, nach Oben bis auf die Rippenknorpel, oder ſelbſt auf die untere Fläche des Zwerchfells fort. Nach Hinten läßt ſie ſich vor dem Quadratus lumborum weg bis zur Wirbelſäule verfolgen. Faſern der Fascia transversalis treten von Innen nach Außen in den Leiſtenkanal, und laſſen ſich wol bis zur gemeinſchaftlichen Scheidenhaut des Hoden und des Samenſtranges verfolgen.

Fascia lumbo-dorsalis, Lendenrückenaponeuroſe. Dieſes ſehnige Blatt, welches zumal nach Unten ungemein dick iſt, ſcheidet die zweite und dritte Schicht der Rückenmuskeln von einander. Die von den Dornfortſätzen ausgehenden Faſern zerfallen nach der Richtung ihres Verlaufes in eine oberflächliche und eine tiefe Schicht. Die Faſern der oberflächlichen Schicht entſpringen von den Spitzen der Dornfortſätze des Heiligbeins und der untern Lendenwirbel, und verlaufen ſchief nach Außen und etwas nach Oben; an ſie reihen ſich nach Oben die Faſern der Urſprungsaponeuroſe des Serratus posticus inferior an, welche von den obern Lendenwirbeln und den untern Rückenwirbeln entſpringen, ganz ebenſo verlaufen, und ſich durchaus nicht von der Lendenrückenaponeuroſe ſondern laſſen. Die Faſern der tiefen Schicht entſpringen von den Dornfortſatzſpitzen aller Lendenwirbel und des Heiligbeins, und verlaufen in der Richtung der Rippen nach Außen und etwas nach Unten. Der untere Theil der ſo entſprungenen Aponeuroſe befeſtigt ſich nach Außen an die äußere Lippe vom hintern Drittel des Hüftbeinkammes bis zu den Hüftheiligbeinbändern hinab, und iſt nach Unten in genauem Zuſammenhange mit dem Urſprunge des Longissimus dorsi und des Sacrolumbalis; der obere Theil der Aponeuroſe heftet ſich mittelbar, durch die Faſern des Serratus posticus inferior, an die untern Rippen. Der mittlere Theil der Lendenrückenaponeuroſe aber, zwiſchen der letzten Rippe und dem Darmbeine, trifft am äußern Rande des Sacrolumbalis mit der hintern Sehne des Transversus abdominis zuſammen, die von den Spitzen der Lendenwirbelquerfortſätze kommt, und verwächſt mit derſelben. — An den obern Rand des Serratus posticus inferior reihen ſich übrigens als obere Fortſetzung der Lendenrückenaponeuroſe Sehnenfaſern an, die von den Dornfortſätzen der Rückenwirbel entſpringen, hinter der dritten Schicht der Rückenmuskeln weg nach Außen und Oben verlaufen und in der Gegend der Rippenwinkel ſich am Bruſtkaſten anheften. Weiter nach Oben werden dieſe Faſern ſparſamer, nehmen aber in der Nähe des Serratus posticus superior wieder an Menge zu und reihen ſich an deſſen unteren

Rand an. — Von der Lendenrückenaponeuroſe dringt ein Blatt in die Tiefe zwiſchen den Longissimus dorsi und den Sacrolumbalis.

Am Becken.

Hier unterſcheidet man eine fibröſe Ausbreitung in der Beckenhöhle (Fascia pelvis), eine zweite unter der Haut der Dammgegend (Fascia perinaei). Zwiſchen dieſen beiden befindet ſich aber noch eine ſtarke fibröſe, dreiſeitige Ausbreitung, das dreiſeitige Band (Ligamentum triangulare s. perineale), welches indeſſen gewöhnlich, wenngleich weniger richtig, unter dem Namen der Fascia perinaei profunda s. media beſchrieben zu werden pflegt.

Fascia pelvis, Beckenaponeuroſe. Ihre Faſern entſpringen zunächſt vorn vom Schambeine, neben der Schambeinfuge, und verlaufen als Lig. pubo-vesicale zum Harnblaſenhalſe; ſie entſpringen ferner, oberhalb der Faſern des innern Hüftbeinlochmuskels, vom horizontalen Schambeinaſte, ſodaß aber am obern hintern Winkel des Hüftbeinloches für den Durchtritt von Gefäßen und Nerven eine Öffnung verbleibt; ſie entſpringen weiterhin von der Grenzlinie des Darmbeines bis zur Hüftheiligbeinfuge hin und vom obern Rande des Sitzbeinausſchnittes. Alle Faſern der ſo entſprungenen Faſcie verlaufen nach Unten und Innen in die Beckenhöhle, den Levator ani und den Coccygeus bedeckend. Der vordere Theil der Faſcie tritt an die Seite der Harnblaſe, der Vorſteherdrüſe oder der Scheide, des Maſtdarmes, und die Faſern ſchlagen ſich an dieſen Theilen eine Strecke weit in die Höhe. Der hintere Theil der Faſcie tritt hinter den Maſtdarm, und die Faſern treffen hier zum Theil von beiden Seiten in der Mittellinie zuſammen, zum Theil heften ſie ſich an die vordere Fläche der Steißbeine und des letzten Heiligbeinwirbels. Übrigens trennt ſich längs der bogenförmigen Urſprungslinie des Levator ani in der Beckenhöhle von der Fascia pelvis eine Lamelle ab, welche nach Außen vom Levator ani in der Mittelfleiſchhöhle über den Obturator internus herabſteigt und von Manchen als Fascia pelvis lateralis, Fascia obturatoria bezeichnet wird.

Fascia perinaei (superficialis), Dammaponeuroſe. — Unter der Haut des Dammes liegt eine Schicht feſten Zellgewebes, welche der Fascia superficialis an andern Stellen des Körpers entſpricht. Die Faſern dieſer Schicht verlaufen hauptſächlich in querer Richtung und hängen in der Mittellinie genauer mit der Raphe zuſammen. Nach Vorn verbindet ſie ſich beim Manne mit der Dartos, beim Weibe mit dem Zellgewebe der Schamlippen; nach Hinten ſetzt ſie ſich über die Mittelfleiſchgrube weg zum untern Rande des großen Gefäßmuskels fort und bis zu den Steißbeinen. Über dieſer Zellgewebsſchicht liegt das die Mittelfleiſchgrube ausfüllende Fett, und bei fetten Individuen liegt auch in der eigentlichen Dammgegend ein fetthaltiges Zellgewebe darüber. Nach Entfernung dieſes Fettes erſcheint dann die eigentliche Fascia perinaei, an der man einen vordern und hintern Abſchnitt unterſcheiden kann, welche beide am Rande des Transversus perinaei superficialis in einander übergehen.

a) Der vordere Abſchnitt (Aponeurosis ischio-pubica *Velpeau*) iſt eine ſehnige Ausbreitung, deren Faſern vom Schambogen bis zum Sitzbeinknorren hin entſpringen. Beim Manne bedeckt ſie den Transversus perinaei superficialis, den Ischio-cavernosus und Bulbocavernosus, und ſetzt ſich weiter nach Vorn auf die fibröſe Umhüllung der Ruthe fort. Beim Weibe bedeckt ſie ebenfalls den Transversus perinaei und theilt ſich nach Vorn jederſeits in zwei Blätter, von denen das innere mit dem Constrictor cunni gegen den Kitzler in die Höhe ſteigt, das äußere ſich in der großen Schamlippe verliert.

b) Der hintere Abſchnitt (Aponeurosis analis s. ischio-rectalis *Velpeau*) kleidet die Mittelfleiſchgrube aus, und es läßt ſich darin ein inneres und ein äußeres Blatt unterſcheiden. Das innere, ſchwächere Blatt ſteigt auf der Außenfläche des Levator ani in die Höhe; das äußere Blatt ſitzt nach Unten am Sitzbeinknorren, am Knorrenheiligbeinbande und am untern Rande des großen Gefäßmuskels feſt, bedeckt den Obturator internus, und iſt identiſch mit der vorhin erwähnten Fascia pelvis lateralis s. Fascia obturatoria.

Fascia perinaei profunda s. media, Ligamentum triangulare s. perineale. Eine ſtarke, fibröſe, dreiſeitige Maſſe, aus querverlaufenden Faſern beſtehend, die oberhalb des Ruthenzellkörpers am abſteigenden Schambeinaſte und am aufſteigenden Sitzbeinaſte feſtſitzen. Der hintere Rand, welcher dem *Transversus perinaei* superficialis entſpricht, iſt ausgeſchweift und die Ausſchweifung iſt dem Maſtdarme zugekehrt. Dieſe tiefe Dammaponeuroſe wird von dem häutigen Theile der Harnröhre durchbohrt, ſodaß beim Manne die Vorſteherdrüſe über ihr liegt, die Cowper'ſchen Drüſen aber und die Harnröhrenzwiebel unter ihr.

An der obern Extremität.

a) In der Schultergegend haben faſt alle einzelnen Muskeln ihre beſondern ſehnigen Blätter. Den Untergrätenmuskel nebſt dem kleinen, runden Muskel bedeckt ein ſtarkes, ſehniges Blatt (Fascia infraspinata), welches vom hintern Rande und der Gräte des Schulterblattes aus ſich über die Untergrätengrube hinzieht und ſich am vordern Rande jenes Knochens befeſtigt. Ein dünneres, ſehniges Blatt bedeckt den Obergrätenmuskel. Den dreieckigen Armmuskel umhüllt auf der äußern freien Fläche ein dünnes, ſehniges Blatt; auf ſeiner, dem Knochen zugewandten, Fläche liegt ein ſtärkeres Blatt, eine Fortſetzung des den großen Bruſtmuskel bedeckenden Blattes, welches oben zwiſchen Deltoideus und Pectoralis major in die Tiefe dringt und ſich zum Theil am Hakenfortſatze befeſtigt. Ferner liegt ein ſehniges Blatt zwiſchen dem großen und dem kleinen Bruſtmuskel, und hinter dem kleinen Bruſtmuskel verläuft ein anderes (Fascia coraco-clavicularis s. clavicularis) vom Schlüſſelbeine und dem Schlüſſelbeinmuskel zur Achſelgrube. Endlich liegen auch noch auf dem breiten Rückenmuskel, auf

dem großen Sägemuskel und dem Unterſchulterblattmuskel beſondere ſehnige Blätter. In der Tiefe der Achſelhöhle vereinigen ſich die ſehnigen Blätter des breiten Rückenmuskels und des großen Bruſtmuskels dergeſtalt, daß eine ſichelförmige, mit der Concavität nach Oben ſehende, Falte gebildet wird.

b) *Fascia brachialis*, Oberarmbinde. Die am Oberarme gelegenen Muskeln werden von einer verhältnißmäßig locker aufliegenden und nur dünnen, ſehnigen Scheide umſchloſſen, die theils aus Längsfaſern, theils aus querverlaufenden Faſern beſteht. Die Längsfaſern gehen vom untern Rande des breiten Rückenmuskels und des großen Bruſtmuskels, ferner vom dreieckigen Armmuskel aus; dazu kommen noch Faſern, welche von der Fascia coraco-clavicularis längs der vom Hakenfortſatze kommenden Muskeln herabverlaufen. Von beiden Winkeln des Oberarmknochens verlaufen aber Zwiſchenknochenbänder (Ligamentum intermusculare internum et externum) zur Oberarmbinde, wodurch eine vordere und hintere Scheide der letzteren entſteht.

Von der vordern Scheide dringen wieder andere Fortſätze nach Innen, wodurch beſondere Scheiden für den zweiköpfigen Armmuskel, für den Hakenarmmuskel, für den innern Armmuskel gebildet werden, ſowie eine beſondere Scheide für die Oberarmgefäße und den Mittelnerven.

Die hintere Scheide umhüllt den gemeinſchaftlichen Streckmuskel des Vorderarmes, nebſt dem kleinen Knorrenmuskel, und gibt nur oben eine beſondere Umhüllung für den Anfang des langen Knorrenmuskels ab.

Die Oberarmbinde verliert ſich auf der Hinterſeite des Ellenbuges zum Theil in der Sehne des gemeinſchaftlichen Vorderarmſtreckers und an den hier vorragenden Knochenpartien; zum Theil geht ſie unmittelbar in die Vorderarmbinde über. Vorn am Ellenbuge ſetzen ſich ihre Faſern größtentheils in die Vorderarmbinde fort.

c) *Fascia antibrachii*, Vorderarmbinde. Ihre Längsfaſern kommen theils unmittelbar aus der Oberarmbinde, theils aus der untern Sehne des zweiköpfigen Armmuskels und von den Knochenhervorragungen am Ellenbuge; ihre Ringfaſern, die nach Unten durchaus vorherrſchen, ſitzen am hintern Winkel der Ellenbogenröhre feſt. Die Vorderarmbinde iſt auf der Streckſeite weit dicker, als vorn auf der Beugeſeite, und ſie liegt ſehr ſtraff auf der Muskulatur des Vorderarmes. Vorn erhalten von ihr beſondere Scheiden: der Armſpeichenmuskel; der lange Hohlhandmuskel; die Speichenarterie; der runde Vorwärtswender; der Speichenbeuger; der Ellenbogenbeuger; beide Fingerbeuger, nebſt dem Daumenbeuger; der viereckige Vorwärtswender. Hinten erhalten beſondere Scheiden: die beiden Speichenſtrecker; der kurze Rückwärtswender; der gemeinſchaftliche Fingerſtrecker, nebſt dem Zeigefingerſtrecker und dem langen Daumenſtrecker; der Strecker des kleinen Fingers; der Ellenbogenſtrecker; der lange Abzieher des Daumens, nebſt dem kurzen Strecker des Daumens. Übrigens entſpringen mehre Muskeln am Vorderarme mit einem Theile ihrer Faſern von der Vorderarmbinde.

Am untern Ende der Vorderarmbinde nimmt die Menge der Querfaſern bedeutend zu, und ſie bildet hier das gemeinſchaftliche Hohlhandband und das Handrückenband.

Das gemeinſchaftliche Hohlhandband (Lig. carpi volare commune) iſt nur ſchwach; es ſitzt einerſeits am Kahnbeine, andererſeits am Erbſenbeine und an der Sehne des Ellenbogenbeugers feſt. Sein oberer Rand hängt mit der Vorderarmbinde, ſein unterer mit dem Lig. carpi volare proprium zuſammen.

Das Handrückenband (Lig. carpi dorsale s. lig. armillare) hat 6—8 Linien Breite, und iſt einerſeits am untern Ende der Speiche, namentlich an deren Griffelfortſatz, befeſtigt, andererſeits am Ulnarrande der Handwurzel, namentlich am dreieckigen Beine und ſelbſt am Erbſenbeine. Der obere Rand des ſchief verlaufenden Bandes iſt durchaus nicht von der Vorderarmbinde abgegrenzt; ſchärfer abgegrenzt iſt ſein unterer Rand. Von der Innenfläche dieſes Bandes dringen aber kurze Scheidewände zu den untern Enden der Vorderarmknochen, wodurch hier ſechs Kanäle entſtehen, in denen die Sehnen von Hand- und Fingermuskeln in ihrer Lage feſtgehalten werden, und zwar von der Speiche nach der Ellenbogenröhre hin in folgender Reihe: a) Abductor longus und Extensor brevis pollicis; b) Ext. radialis longus et brevis; c) Ext. pollicis longus; d) Ext. digitorum communis cum Indicatore; e) Ext. digiti minimi; f) Ext. carpi ulnaris.

d) Die Aponeuroſen der Hand zerfallen in die des Handrückens und der Hohlhand.

α) Am Handrücken iſt die oberflächliche Faſcie (Aponeurosis dorsalis manus superficialis), ein ſehr dünnes, querfaſeriges Blatt, welches die Sehnen des gemeinſchaftlichen Fingerſtreckers bedeckt und am fünften und zweiten Mittelhandknochen feſtſitzt. Die tiefe Faſcie (Aponeurosis dorsalis manus profunda) bedeckt die Zwiſchenknochenmuskeln, hängt aber immer mit der Beinhaut jedes Mittelhandknochens zuſammen, ſodaß jeder Zwiſchenknochenraum gleichſam ſein beſonderes ſehniges Blatt hat.

β) In der Hohlhand kann man drei oberflächliche Faſcien, nebſt einer tiefen, unterſcheiden.

Die mittlere Hohlhandaponeuroſe, die gewöhnlich ſchlechthin die ſehnige Ausbreitung der Hohlhand (Aponeurosis palmaris) genannt wird, entſpricht den vier innern Mittelhandknochen und hat eine dreiſeitige Geſtalt. Sie beginnt als ein ſchmaler Streif an der Handwurzel, wo ihre abſteigenden Faſern von der Sehne des Palmaris longus und vom gemeinſchaftlichen und eigenen Hohlhandbande ausgehen, und wird im Abſteigen gleichmäßig breiter. In der Mitte der Hohlhand fängt die Faſerſchicht an drei Stellen an, ſich zu verdünnen und ſich weiterhin der Länge nach zu ſpalten, wodurch eine Theilung in vier Faſcikel erfolgt, welche für die vier innern Finger beſtimmt ſind. Noch ehe dieſe Faſcikel die erſten Gelenke erreichen, ſind ſie durch eine 3 Linien breite Querfaſerſchicht verbunden, deren unterer Rand der in der Hohlhand verlaufenden Querfurche

entſpricht. Von der Außenfläche der Aponeuroſe löſen ſich mehrfach einzelne Sehnenbündel ab, die mit der Haut der Hohlhand verſchmelzen. Jedes der vier untern Faſcikel der Hohlhandaponeuroſe theilt ſich aber einigermaßen wieder in einen mittlern und zwei ſeitliche Schenkel. Der mittlere Schenkel verliert ſich an der Haut der Hohlhand in der Gegend des erſten Fingergelenkes; die beiden ſeitlichen Schenkel umfaſſen die Sehnen der Fingerbeuger für den betreffenden Finger und heften ſich an die Sehnenrollen der Fingerbeuger über dem erſten Fingergelenke. An dieſe ſeitlichen Schenkel der einzelnen Faſcikel reihen ſich dann unmittelbar die ſehnigen Scheiden (Vaginae tendineae) der Fingerbeuger an, deren quer-, zum Theil auch ſchiefverlaufende Faſern an allen drei Phalangen bogenförmig zwiſchen dem Ulnar- und Radialrande dieſer Knochen ausgeſpannt ſind.

Die äußere Hohlhandaponeuroſe (Aponeurosis palmaris externa) umhüllt die kleinen Daumenmuskeln, zwiſchen welche ſie tiefe Blätter entſendet. Sie iſt weit dünner, als die mittlere.

Die innere Hohlhandaponeuroſe (Aponeurosis palmaris interna) beſteht hauptſächlich aus Querfaſern, die am Ulnarrande des fünften Mittelhandknochens anſitzen, über die Muskeln des kleinen Fingers weggehen und zwiſchen dieſen und den Zwiſchenknochenmuskeln in die Tiefe dringen.

Die tiefe Hohlhandaponeuroſe (Aponeurosis palmaris profunda) bedeckt die Zwiſchenknochenmuskeln. Sie hängt nach Oben mit den Bändern der Handwurzel zuſammen, nach Unten mit den Sehnenrollen der erſten Fingergelenke, ſowie mit den Mittelhandknochen.

An der untern Extremität.

a) In der Hüftgegend findet ſich die *Fascia iliaca* s. *lumbo-iliaca*, die Hüftbeinaponeuroſe, welche den großen, runden Lendenmuskel, den Darmbeinmuskel und den kleinen, runden Lendenmuskel, falls er vorhanden iſt, zuſammen umhüllt. Sie entſpringt von dem ſehnigen Bogen am äußern Schenkel des Lendentheiles des Zwerchfelles, ferner von der Seite der Lendenwirbel, von dem Darmbeinkamme, endlich von der Grenzlinie zwiſchen dem großen und kleinen Becken bis zum Schambeinkamme hin. Die ganze Faſcie iſt im obern Theile ſehr dünn; nach Unten wird ſie dicker und liegt zugleich ſtraffer auf den Muskeln. Die innere Portion dieſer Faſcie tritt mit den Schenkelbeugern unter dem Schenkelbogen weg auf die Vorderſeite des Oberſchenkels und geht hier in die Schenkelbinde über. Ihre äußere Portion verwächſt mit dem äußern Theile des Lig. Poupartii, der vom vordern obern Darmbeinſtachel bis zum Schenkelbogen reicht; zugleich aber ſchlägt ſich in dieſer Strecke ein Blatt der äußern Portion hinter den Bauchmuskeln in die Höhe und geht in die Fascia transversalis der Bauchmuskeln über.

b) *Fascia femoris*, *Fascia lata*, Schenkelbinde, Oberſchenkelbinde. Die Längsfaſern der Schenkelbinde entſpringen vom ganzen Umfange des Seitenwandbeines, bilden aber an verſchiedenen Stellen eine verſchieden dicke Schicht. Nur wenige Faſern kommen von der hintern Hälfte des Darmbeinkammes; daran reiht ſich aber eine ½—1 Linie dicke Faſerſchicht, die von der vordern Hälfte des Darmbeinkammes ausgeht, über den mittlern Geſäßmuskel und weiterhin neben dem großen Rollhügel herabſteigt, und die wegen ihrer Dicke auch wol im Beſondern den Namen der Fascia lata trägt. Von ihr entſpringt ein Theil der Faſern des mittlern Geſäßmuskels, zwiſchen ihr und dem großen Rollhügel liegt ein großer Schleimbeutel, und in der nämlichen Gegend endigt die obere Portion des großen Geſäßmuskels an ihr. An die Fascia lata reihen ſich dann die Faſern vom vordern obern Darmbeinſtachel und von dem äußern verwachſenen Theile des Lig. Poupartii, und an dieſe reihet ſich unmittelbar die innere Portion der Fascia iliaca. Dann folgen die Faſern, welche längs des Schambeinkammes entſpringen und über den Kammmuskel nach Unten und Außen verlaufen. Hierauf kommt eine dünne Faſerſchicht vom Schambeinhöcker, von der Schambeinfuge, vom abſteigenden Schambeinaſte; endlich eine dickere Schicht vom aufſteigenden Sitzbeinaſte und vom Sitzbeinhöcker bis zum untern Rande des großen Geſäßmuskels hin. — Die ringförmig verlaufenden Faſern der Oberſchenkelbinde, welche meiſtens von den Längsfaſern gedeckt werden, finden ſich nur ſehr ſparſam in der Gegend des großen Geſäßmuskels, reichlicher auf der hintern Fläche des Oberſchenkels; auf der vordern Fläche ſind ſie in der Mitte am ſtärkſten, unten weit ſchwächer und oben fehlen ſie ganz.

Mit der Schenkelbinde ſtehen ferner in Verbindung: a) Ein ſtarkes, ſehniges Blatt, welches vom vordern Rande des Darmbeinkammes und der Urſprungsſehne des geraden Schenkelmuskels ausgeht, zwiſchen dem geraden Schenkelmuskel und dem Schenkelbindenſpanner herabverläuft, um ſich unterhalb des großen Rollhügels mit dem vordern Rande der eigentlichen Fascia lata zu vereinigen, und ſo gleichſam ein Haltband (Lig. iliacum) für dieſen Theil der Schenkelbinde bildet. b) Das äußere Zwiſchenmuskelband (Lig. intermusculare externum), welches ſich von der rauhen Linie des Oberſchenkels nach Außen zur Innenfläche der Schenkelbinde erſtreckt und an der Außenſeite die Beugemuskeln von den Streckmuskeln trennt. c) Das innere Zwiſchenmuskelband (Lig. intermusculare internum), welches nur ganz unten am Oberſchenkel zwiſchen dieſem und der Schenkelbinde ausgeſpannt iſt.

Folgende Theile erhalten von der ſo entſtandenen Schenkelbinde Scheiden: der große Geſäßmuskel; der mittlere und der kleine Geſäßmuskel; der Schenkelbindenſpanner; der Schneidermuskel; der ſchlanke Schenkelmuskel; der gerade Schenkelmuskel; die beiden großen Schenkelmuskeln, nebſt dem tiefen Schenkelmuskel; die Schenkelgefäße; die Anzieher des Oberſchenkels mit den Beugern des Unterſchenkels.

Als ein Theil der Schenkelbinde iſt der ſichelförmige Fortſatz (Processus falciformis) vorn und oben am Oberſchenkel anzuſehen, der nach Oben längs des Schenkelbogens bis zum Lig. Gimbernati hin anſitzt,

nach Außen mit der Schenkelbinde längs des Randes des Schneidermuskels zuſammenhängt, nach Innen aber einen freien, halbmondförmigen Rand beſitzt. Dieſes dreiſeitige Blatt bildet die vordere Wand des ſogenannten Schenkelkanales, der ſich vom Schenkelringe bis zum Anfange der für die Schenkelgefäße beſtimmten Scheide der Schenkelbinde erſtreckt und etwa $1\frac{3}{4}$ Zoll lang iſt.

Unten ſetzt ſich die Schenkelbinde mittels ihrer Querfaſern brückenförmig über die Kniekehlgrube fort und geht ſo hinten in die Unterſchenkelbinde über. Auf der Vorderſeite des Kniees aber befeſtigen ſich die an der Außenſeite verlaufenden Faſern am äußern Schienbeinhöcker, vom Wadenbeinköpfchen an bis zum Lig. patellae; die an der Innenſeite verlaufenden Faſern befeſtigen ſich zum Theil am innern Schienbeinhöcker, zum Theil gehen ſie unmittelbar in die Unterſchenkelbinde über.

c) *Fascia cruralis*, Unterſchenkelbinde. Dieſe umhüllt nicht den ganzen Unterſchenkel; denn ſie fehlt an der Innenſeite, wo die innere Fläche des Schienbeins nicht von Muskeln bedeckt wird. Sie entſteht am Knie auf der Hinterſeite von den Sehnen der hier endigenden Muskeln, des Biceps femoris, des Sartorius, des Gracilis, des Semitendinosus, ſowie von der fibröſen Decke der Kniekehlgrube; daran reihen ſich Faſern, die vom innern Winkel des Schienbeines ausgehen. Auf der Vorderſeite des Kniees treten zu der Fortſetzung der Schenkelbinde Faſern vom äußern Schienbeinhöcker, und an dieſe reihen ſich die längs des vordern Schienbeinkammes entſpringenden Faſern.

An der Unterſchenkelbinde kann man aber vier in der ganzen Länge des Unterſchenkels verlaufende Scheiden unterſcheiden, zwei hintere (eine oberflächliche und eine tiefe), eine äußere und eine vordere. Eine untergeordnete fünfte Scheide erhält der Kniekehlmuskel von einer Ausbreitung der Sehne des halbhäutigen Muskels.

α) Die oberflächliche hintere Scheide entſteht dadurch, daß die vom innern Schienbeinwinkel bis zum innern Knöchel herab entſpringenden und quer verlaufenden Faſern ſich ſogleich in ein doppeltes Blatt ſpalten, ein oberflächliches mit den Längsfaſern der Fascia cruralis hinter dem Tendo Achillis weggehendes, ein tiefes, vorderhalb der Wadenmuskeln verlaufendes. Beide Blätter vereinigen ſich nach Außen wieder und heften ſich an den hintern Winkel des Wadenbeines. Das die Wadenmuskeln bedeckende Blatt hört mit dem Tendo Achillis am Ferſenhöcker auf.

β) Die tiefe hintere Scheide, nämlich jenes tiefe, zwiſchen Schienbein und Wadenbein ausgeſpannte, Blatt, welches den gemeinſchaftlichen Zehenbeuger, den hintern Schienbeinmuskel und den langen Beuger der großen Zehe von Hinten bedeckt, ſetzt ſich am Fußgelenke als inneres Zipfelband (Lig. laciniatum internum) fort. Dieſes Band entſpringt vom ganzen untern Rande des innern Knöchels, und ſeine Faſern breiten ſich vom Anſatze der Achillesſehne zum innern Fußrande herab fächerförmig aus. Die gerade abſteigenden Faſern am innern Fußrande verlieren ſich in der Haut dieſer Gegend und auf der untern Fläche des Abziehers der großen Zehe. Die tiefen Faſern des untern Theiles der Scheide und des Lig. laciniatum internum dringen übrigens ſcheidewandartig zwiſchen die Sehnen der drei von dieſer Scheide umſchloſſenen Muskeln, und dieſe Septa vereinigen ſich mit den mehr iſolirten, ringförmigen Haltbändern, von welchen jene Sehnen in der Gegend des innern Knöchels und in der Fußſohle umſchloſſen werden.

γ) Die äußere Scheide umhüllt die beiden Wadenbeinmuskeln, und iſt am hintern und vordern Winkel des Wadenbeines angeheftet. Sie ſetzt ſich am Fußgelenke als äußeres Zipfelband (Lig. laciniatum externum) fort, deſſen Faſern vom äußern Knöchel an den Anſatz der Achillesſehne, an die Außenfläche des Ferſenbeins und an den äußern Fußrand verlaufen. Am Fußrande vereinigen ſie ſich theils mit der Haut, theils mit dem Abzieher der kleinen Zehe. Die tieferen Faſern der äußern Scheide hängen mit den ſtarken Retinacula peronaeorum am vordern Theile des Ferſenbeins zuſammen.

δ) Die vordere Scheide bedeckt den vordern Schienbeinmuskel, den gemeinſchaftlichen Zehenſtrecker und den Strecker der großen Zehe; ſie entſteht dadurch, daß die vom Schienbeinkamme entſpringenden Faſern ſich zwiſchen dieſen Muskeln und den Wadenbeinmuskeln am vordern Winkel des Wadenbeines anſetzen.

Oberhalb des Fußgelenkes bildet die vordere Scheide das ſogenannte Querband (Lig. transversum), eine etwa $1\frac{1}{2}$ Zoll breite, aus dichter gedrängten Querfaſern beſtehende Schicht.

Auf dem Fußgelenke ſelbſt bildet die vordere Scheide das ſogenannte gekreuzte Band (Lig. cruciatum), welches aus zwei ſchief über das Fußgelenk verlaufenden, daſelbſt gekreuzten und verwachſenen Streifen von $\frac{1}{2}$—1 Zoll Breite beſteht. Der innere Streif verläuft vom Rande des innern Knöchels zur äußern und obern Fläche des vordern Ferſenbeinfortſatzes. Der äußere Streif iſt meiſtens vom äußern Knöchel bis zur Fußſpanne nur ſehr ſchwach entwickelt; ſehr ſtark aber iſt der untere Theil, welcher von der Fußſpanne zum innern Fußrande verläuft, wo er ſich am Kahnbeine und am großen Keilbeine anheftet. Mit der Innenfläche der Kreuzungsſtelle des Lig. cruciatum iſt jener fibröſe Theil verwachſen, welcher von Retzius unter dem Namen des ſchleuderförmigen Bandes (Lig. fundiforme) beſchrieben worden iſt. Daſſelbe umſchließt die Sehnen des gemeinſchaftlichen Zehenſtreckers und des dritten Wadenbeinmuskels in ähnlicher Weiſe, wie die Retinacula peronaeorum die Wadenbeinmuskeln. Durchſchneidet man nämlich das Kreuzband zu beiden Seiten der Sehnen des gemeinſchaftlichen Zehenſtreckers, ſo werden dieſe Sehnen doch noch in ihrer Lage feſtgehalten, indem von dem Sinus tarsi zwei ſehnige Schenkel ausgehen, welche auf der innern und äußern Seite jener Sehnen nach Vorn verlaufen, vor dieſer Sehne in einander übergehen und zugleich auch mit dem Kreuzbande theilweiſe verſchmelzen.

d) Die Aponeuroſen des Fußes zerfallen in die des Fußrückens und der Fußſohle.

α) Am Fußrücken bedeckt die dünne oberflächliche Faſcie (Aponeurosis dorsalis pedis superfi-

cialis) die Sehnen der langen Zehenſtrecker und den hintern Theil des kurzen Zehenſtreckers. Sie hängt nach Hinten mit dem gekreuzten Bande zuſammen und befeſtigt ſich am innern und äußern Fußrande. Eine mittlere Fascie (Aponeurosis dorsalis pedis media) bedeckt den vordern Theil des kurzen Zehenſtreckers. Eine tiefe Fascie (Aponeurosis dorsalis pedis profunda) bedeckt die Zwiſchenknochenmuskeln.

β) In der Fußſohle findet ſich eine mittlere, innere und äußere Fascie.

Die mittlere Sehnenhaut der Fußſohle (Aponeurosis plantaris media), die auch ſchlechthin Aponeurosis plantaris genannt wird, iſt eine ſtarke, aus Längsfaſern beſtehende, Sehnenhaut, die vom vordern innern Höcker des Ferſenbeines ausgeht und in ihrem Verlaufe nach Vorn immer breiter wird, ſodaß ſie zuletzt die Breite aller fünf Zehen einnimmt. Zwiſchen ihr und der Fußſohlenhaut liegt eine Fettſchicht. Nach Vorn gehen mehre Fascikel von ihr ab, welche durch dieſe Fettſchicht hindurch zur Fußſohlenhaut dringen. Auf dem Mittelfuße theilt ſie ſich allmälig in fünf Fascikel für die fünf Zehen. Zuerſt trennt ſich das Fascikel für die fünfte Zehe, dann jenes für die große Zehe. Die drei mittlern Fascikel trennen ſich erſt in der Nähe des erſten Zehengelenkes. Dieſe Fascikel für die einzelnen Zehen theilen ſich aber wieder in drei Portionen: die mittlere verliert ſich an der Haut der erſten Zehengelenke; die beiden ſeitlichen umfaſſen die entſprechenden Sehnen der Zehenbeuger, heften ſich an die Sehnenrollen der erſten Zehengelenke, und an ſie reihen ſich dann die ſehnigen Scheiden (Vaginae tendineae) der Zehenbeuger, die an allen drei Phalangen zwiſchen dem Tibial- und Fibularrande dieſer Knochen ausgeſpannt ſind.

Die innere Sehnenhaut der Fußſohle (Aponeurosis plantaris interna) umhüllt den Abzieher der großen Zehe. Sie entſpringt ebenfalls vom Ferſenhöcker, wird aber auch durch Faſern verſtärkt, die vom Lig. laciniatum internum und von der mittlern Aponeuroſe der Fußſohle ausgehen.

Die äußere Sehnenhaut der Fußſohle (Aponeurosis plantaris externa) umhüllt den Abzieher der kleinen Zehe. Sie entſpringt ebenfalls vom Höcker des Ferſenbeines, und hängt nach Innen mit der mittlern Aponeuroſe der Fußſohle, nach Außen mit dem Lig. laciniatum externum zuſammen. (*Fr. W. Theile.*)

Fasciata *Gray*, ſ. Laminaria.

FASCIKEL, Bündel, bezeichnet in der anatomiſchen Sprache im Allgemeinen eine größere Summe zuſammengelagerter faſerartiger Theile. So heißen in der Myologie die gröbern Abtheilungen der einzelnen Muskeln, welche durch Bindegewebe von einander geſondert ſind, Muskelfascikel. Nicht ſelten werden aber auch die einzelnen noch gröbern Abtheilungen, durch deren Zuſammentreten ein Muskel entſteht, oder in welche ſich derſelbe theilt, Fascikel genannt: der Muskel entſpringt mit ſo und ſo vielen Fascikeln; der Muskel heftet ſich durch ſo und ſo viele Fascikel an u. ſ. w. In der Angiologie hat C. Fr. Wolff die Benennung Fascikel für einzelne Faſerbündel der Herzſubſtanz eingeführt. Sehr häufig werden die einzelnen bündel- oder ſtrangförmigen Abtheilungen am Rückenmarke und Gehirne Fascikel genannt. In der Splanchnologie endlich ſind die ſogenannten Ferrein'ſchen Pyramiden der Nieren auch wohl als Fasciculi pyramidales bezeichnet worden. (*F. W. Theile.*)

FASCINUS, eine Art Schutzgott der Kinder und der Feldherren (imperatores) bei den Römern. Er ſchützte gegen den Neid und die böſe Rede oder den böſen Blick, deſſen zauberiſchen Wirkungen Kinder wegen ihrer Unſchuld und reinen Schönheit, ſiegende Feldherren wegen ihres Glücks am meiſten, wie man glaubte, ausgeſetzt ſind. Der Fascinus zerſtörte alle ſolche Hexereien und darum hing man Kindern gewiſſe Amulete um den Hals, die auch Fascini hießen, und brachte dergleichen unter dem Triumphwagen des Imperators an. Nach Plinius (*H. N.* XXIV, 4) beſorgten die Veſtalinnen den Dienſt des Fascinus in einem eigenen vom Veſtatempel abgeſonderten Pentapylon. (*Richter.*)

FASCIOLA (Bändchen), iſt die von Linné in die Zoologie eingeführte und von ihm gewiſſen bandförmigen Würmern beigelegte Benennung, denen er (Systema Naturae. Ed. 12. 176⁶/₇) als vierter, auf Gordius, Ascaris und Lumbricus folgenden und vor Sipunculus, Hirudo und Myxine eingereihten Gattung ſeiner Vermes Intestina den Charakter, Corpus planiusculum, poro terminali ventralique, beilegte. Er ſtellte unter dieſe Gattung drei Arten, nämlich Fasciola hepatica, intestinalis und barbata, von denen die erſte das Leberdoppelloch, Distoma hepaticum *Abildg.*, die zweite der gemeine Fiſchriemenwurm, Ligula simplicissima *Rud.*, iſt, und die dritte als ein noch zweifelhaftes Endozoon (aus Loligo vulgaris) daſteht, welches jedoch, nach Rudolphi Entozoorum Synopsis. p. 130 et 198) wahrſcheinlich kein anderes, als der von ihm aufgeführte Tetrarrhynchus megabothrius, iſt. Linné kannte keine Planarien, außer der von ihm entdeckten Planaria lactea *Muell.*, und dieſe warf er mit dem Leberdiſtome zu einer Species zuſammen; hätte er mehre gekannt, ſo würde er ſie ſicher ebenfalls zur Gattung Fasciola gebracht und als beſondere Arten in ihr aufgeführt haben. Dies war der Fall bei O. Fr. Müller, welcher in ſeiner Vermium terrestrium et fluviatilium etc. historia (Vol. I. Pars 2. v. J. 1774), in der Abtheilung Helminthica, die Gattung Fasciola, ſie zwiſchen die Gattungen Gordius, Ascaris, Hirudo, Lumbricus, Naïs, Hydra und Tubularia bringend, als Vermis gelatinosus, planiusculus, poro ventrali duplici bezeichnete und in ihr 32 Arten aufführte, welche alle, außer der erſten, Fasciola hepatica *Linn.*, Außenwürmer und faſt alle Planarien ſind. In ſeinem Prodromus Zoologiae danicae (1776) aber trennt er Fasciola wieder von den Helminthica (jetzt mit dem Charakter „Duriuscula, filiformia, annularia, partitione et evolutione in longitudinem propagabilia,“ — und die Gattungen Gordius, Ascaris, Echinorrhynchus, Lumbricus, Amphitrite, Nereïs, Aphrodita, Naïs, Taenia und Hirudo enthaltend), ſtellt ſie in der neuen Abtheilung Mollusca („Mollia, nuda, tentaculosa, hermaphrodita vel neu-

tra") nach Planaria — ſo nennt er jetzt die Waſſer-Plattwürmer — vor Mammaria, Ascidia u. ſ. w., gibt ihr den Charakter Teres, poris duobus, altero laterali, und verſteht eigentlich unter ihr nur die gegenwärtige Gattung Distomum, von welcher er zehn Arten (und als eilfte unrichtig die Fasciola barbata *L.* mit) aufſtellt, ſpäter aber in der Zoologia danica 17 Arten beſchreibt und abbildet. Ebenſo, wie Müller zuerſt gethan hatte, und damals etwa gleichzeitig mit ihm (1774), vermengte Pallas die Diſtomen mit den Planarien in der Gattung Fasciola und beſchrieb ſolchergeſtalt in ſeinen Spicilegia zoologica als F. ventricosa einen „amboyniſchen Wurm" (ein Diſtom, welches von Rudolphi übergangen, von Owen aber (Transactions of the zool. Soc. of London. Vol. I. P. 4. ſ. Iſis 1837. S. 271 fg.) für das Distoma clavatum *Rud.* — mit Unrecht, wie ich glaube — ausgegeben worden iſt, und daneben unter den Namen Fasciola quadrangularis, fusca und punctata drei Planarien. Dagegen nahm Bloch (1782) in ſeiner Abhandlung von der Erzeugung der Eingeweidewürmer ꝛc. Fasciola nach Müller's ſpäterer Beſtimmung für die Diſtomengattung (Char. „Zwo Saugöffnungen, eine beim Anfange und eine unterm Bauch") und beſchrieb von derſelben zwei Arten, die F. hepatica (Dist. hepaticum) und die F. Lucii *Muell.* (Dist. tereticolle *R.*), welche letztere er auch ſchon früher, in den Beſchäftigungen der berliner Geſellſchaft naturforſchender Freunde, Bd. IV, beſchrieben und abgebildet hatte. Goeze nahm — gleich nach Bloch und ebenfalls im J. 1782 — die Gattung der Fasciolae, welche er „flache, bindförmige Würmer" nennt, und hinſichtlich deren er ſagt, er ſei, „wegen ihres erſtaunlich ſimplen Baues," nicht im Stande, von ihnen einen generiſchen Charakter anzugeben, in einem ſehr ausſchweifenden Sinne, und ſtellte unter ſie ſolchergeſtalt den Nelkenwurm, den Stiefelwurm, den Bind- und den Riemenwurm. Der erſte iſt Caryophyllaeus mutabilis *R.*, der andere Monostoma ocreatum *Zed.*, und der dritte, wie der vierte, ſind Ligula simplicissima *R.* Endlich ſtellte Gmelin, ſeine Vorgänger benutzend, in der 13. Ausgabe von Linné's Systema Naturae (1788) unter Fasciola, mit dem Charakter, Corpus planiusculum, poro duplici, rarius solitario, die ſämmtlichen, ihm aus den Schriften Jener bekannt gewordenen Trematoden zuſammen (mit Ausnahme des Pentastoma serratum *R.*, welches er nach deſſen Entdecker, Frölich, als Linguatula ferrata aufführte, und — unrichtig — wiederum dahin die Fasciola barbata *L.* bringend). Eine ſo vieldeutige Anwendung des Namens Fasciola machte es, ſo gut auch derſelbe an ſich und ſo paſſend er zur Bezeichnung gewiſſer bandförmigen Würmer war, doch wünſchenswerth, daß er gänzlich abgeſchafft und ſtatt ſeiner auch ganz beſonders in der Endozoologie, in welcher er nun nur noch fortlebte, eine andere Benennung eingeführt würde. Hierzu hatte A. J. Retzius ſchon im Jahre 1786 den erſten Schritt gethan, indem er in ſeinen verdienſtlichen Lectiones publicae de Vermibus intestinalibus, inprimis humanis, für die außer dem Mundnapfe mit einem Napf am Leibe verſehenen Saugwürmer („Vermis depressus, inarticulatus, osculis 2 hiantibus, terminali et subventrali") den Gattungsnamen Distoma vorſchlug, welchen er jedoch ſelbſt noch nicht anwenden wollte; er gebrauchte für die Diſtomengattung den Namen Planaria, nach Goeze's Vorgange (welcher jedoch zu ſeinen Planarien außer eigentlichen Diſtomen auch noch Würmer mit nur einem „Saugporus" gerechnet hatte) und beſtimmte die Benennung Fasciola ausſchließlich für die Gattung Riemenwurm („Vermis planiusculus, linearis, inarticulatus, altero apice attenuatus, altero obtusus"). Fr. v. P. Schrank und ſein Schüler Frölich machten auch noch keinen Gebrauch von dem von Retzius vorgeſchlagenen Namen. Der Erſtere theilte in ſeinem „Verzeichniß der bisher bekannten Eingeweidewürmer" ꝛc., 1788, die Gattung Fasciola *Muell.* in die drei Gattungen Festucaria (ſ. d. Art.), Fasciola und Alaria (Holostomum alatum *Nitzsch*, Distoma alatum *R.*), behielt aber die letztere für ſeine Fauna boïca (3. Bd. 2. Abth. 1803.), ſie mit Festucaria vereinigend, nicht bei, nannte in dieſem Werke die Gattung Fasciola — mit Bloch — Doppelloch, und beſchrieb aus ſolcher dort 16 Arten, von denen aber nur 11 Diſtomen nach gegenwärtiger Beſtimmung, die übrigen fünf dagegen Monostoma verrucosum und Mon. mutabile *Zed.*, Amphistoma conicum *R.*, Diplodiscus subclavatus *Dies.* und Polystoma venarum *Zed.* ſind. Frölich beſchreibt im Naturforſcher, 24., 25. und 29. Stück, als Fasciolae einige Diſtomen und dazu auch wiederum das Monostoma verrucosum *Zed.* Bereits 1790 aber hatte Abildgaard den Namen Distoma (in den Schriften der naturforſchenden Geſellſchaft zu Kopenhagen, 1. Bd. 1. Abth. 1790. teutſche Überſ. 1793.) für die Saugwürmer mit einem Mund- und einem Bauchnapfe förmlich angenommen, und ihm folgend bedienten ſich deſſelben Namens für die Würmer nach eben erwähnter Beſtimmung, zugleich den Namen Fasciola überall nicht mehr anwendend, Zeder in ſeinen bekannten beiden Werken über Eingeweidewürmer (1800 und 1803), Rudolphi in ſeiner Historia naturalis (1808—1810), wie in ſeiner Synopsis Entozoorum (1819), und alle ſpäteren Helminthologen in ihren Werken. (Die allmälige Sichtung der Diſtomengattung von einigen auch durch Zeder und ſelbſt noch durch Rudolphi zu ihr irrig gebrachten, anderen Gattungen angehörenden, Arten gehört nicht hierher.) Auf dieſe Weiſe, und da Bloch die Riemenwürmer durch die Benennung Ligula, welche dann auch von allen gleichzeitigen und nachfolgenden Helminthologen (außer Goeze und Retzius) für dieſelben angenommen ward, bezeichnet hatte, erloſch der Name Fasciola, welcher für die Außenthiere, die man mit ihm bezeichnet hatte, die Plattwürmer der Gewäſſer nämlich, wie oben bereits bemerkt ward, durch die Müller'ſche Benennung Planaria (welche nur wiederum Goeze und nach ihm Retzius für endozoiſche Würmer gebrauchten) verdrängt worden war, nun auch in den helminthologiſchen Schriften. Lamarck gebrauchte ihn zwar in ſeiner Histoire naturelle des animaux sans vertèbres wieder ſtatt Distoma (beſſer Distomum), und Cuvier meinte (Le Règne animal. 2. éd., Überſ. v. Voigt, VI. Bd.), man könnte mit ihm die ganze Ordnung der Trematoden

bezeichnen, wobei er dennoch folgewidrig unter Fasciola nur die Monoſtomen, Amphiſtomen, Holoſtomen, den Nelkenwurm (ihm ebenfalls ein Saugwurm) und die Diſtomen brachte [1]), die übrigen aber unter dem Familiennamen Polystoma begriff. Aber beide hatten in der erneuerten Einführung des Namens Fasciola keine Nachfolger, und dieſer iſt jetzt als in der Zoologie veraltet und abgeſchafft zu betrachten. (*Creplin.*) [2])

FASCIOLA, das Diminutivum von Fascia, hat C. Fr. Wolff zur Bezeichnung einer kleinen Muskelfaſerpartie an der Herzſpitze (Apicis fasciola) gebraucht. (*F. W. Theile.*)

Fasciola *Dumort.* ſ. Jungermania.

FASCIOLARIA, eine von Lamarck aufgeſtellte Gattung der Schnecken (Gastropoda, ſ. d. Art.), welche zur Familie der Canalifera gerechnet wird, und ſich mit Turbinella dadurch von den übrigen Gruppengenoſſen unterſcheidet, daß der innere Mundrand erhabene Falten an der Spindel beſitzt, während der äußere in eine ſcharfe Kante ausläuft. Von Turbinella iſt ſie durch ihr ſpitzes, lang vorragendes Gewinde, deſſen einzelne Windungen für ſich gewölbt und dadurch ſcharf abgeſetzt ſind, leicht zu unterſcheiden; auch hat ſie in der Regel weniger (2—3) Falten an der Spindel als Turbinella, die oben am Ende neben dem Kanale ſich zeigen, während ſie bei Turbinella aus der Mitte der innern Lippe ſenkrecht hervortreten. Die Arten leben in wärmeren Meeren und haben zum Theil ſchön gefärbte, fein braun liniirte Schalen. — Einige beſitzen Höcker an den Windungen, ſo F. trapezium: mit drei Falten an der Spindel und glatter äußerer Oberfläche, welche hellbraun gefärbt und mit paarig genäherten braunen Querlinien verſehen; während die hell fleiſchrothe Innenfläche feine braune erhabene Streifen zeigt. Sie wird bis zu einer Spanne lang, und findet ſich an den Küſten Oſtindiens nicht ſelten. Die ähnlich gebaute F. filamentosa unterſcheidet ſich bald von ihr an der gefurchten, mit erhabenen Querleiſten und verküſtet braunen Grundlinien gezierten Außenfläche, und kommt ebenfalls an indiſchen Küſten vor. — Europa beherbergt im Meerbuſen von Tarent eine dritte höckerige Art: F. tarentina mit glatter Oberfläche und zwei ſtumpfen Falten an der Spindel. Sie iſt hell olivengrün gefärbt und kaum 2 Zoll lang. — Andere haben glatte, nicht höckerige Windungen; unter ihnen iſt F. tulipa die bekannteſte Art: eine ſchöne, über ſpannenlange Schnecke von hellrothgelbbrauner Farbe und glänzender Oberfläche, die nicht ſelten hier und da weiß geſcheckt iſt. Außen hat ſie parallele braune Querlinien in gleichem Abſtande, von welchen die alternirenden, wenigſtens auf der Mitte, dunkler gefärbt und breiter ſind, als die andern. Die Innenfläche iſt heller rothgelb, fein geſtreift an der Außenſeite, und mit zwei Falten an der Spindel verſehen. Sie findet ſich an den Küſten der antilliſchen Inſeln. (*Burmeister.*)

FASELIUS (Johann Friedrich), Prof. der Medicin in Jena, wurde am 24. Juni 1721 in dem Städtchen Berka bei Weimar geboren. Er ſtudirte die Medicin in Jena, und ſchloß ſich hier beſonders an den Profeſſor Kaltſchmidt an, unter deſſen Präſidium er auch ſeine Doctordiſſertation: de sanguinis in venam portarum congesti vera natura. (Jen. 1751. 4.) vertheidigte. Im J. 1758 wurde er zum Professor extr., im J. 1761 zum Professor ordin. ernannt. Der Tod ereilte ihn ſchon am 16. Febr. 1767. Der gelehrten Welt hatte er ſich bis dahin nur durch einige 30 Diſſertationen und Programme (zum größten Theile anatomiſch-phyſiologiſchen Inhalts) und durch eine neue Ausgabe von: *Teichmeyeri* Institutiones medicinae legalis s. forensis. (Jen. 1764. 4.) bekannt gemacht. Alsbald nach ſeinem Tode erſchien aber ſein kleines Lehrbuch der gerichtlichen Medicin unter dem Titel: Elementa medicinae forensis, praelectionibus accommodata, ed. *Christianus Rickmann.* (Jen. 1767. 4.) (Teutſch v. Ch. Gf. Lange. [Bautzen 1768. Desgl. Würzburg 1770.]. Auch liegt dieſe Schrift *Samuel Farr's* Elements of medical jurisprudence. [Lond. 1788. Ib. 1811.] zu Grunde). (*F. W. Theile.*)

FASER, FIBER (Fibra). In der Anatomie wird im Allgemeinen ebenſo, wie im gewöhnlichen Leben, ein Theil als Faſer bezeichnet, der vorherrſchend in der Längsrichtung ausgebildet iſt, und der in den beiden andern Dimenſionen ſich mehr oder weniger dem Mikroſkopiſchen nähert.

Von dieſer ſinnlich wahrnehmbaren Faſer iſt die ſogenannte einfache Faſer verſchieden, mit deren Betrachtung Haller ſeine Phyſiologie eröffnet, eine reine Abſtraction, da nach ihm jede ſichtbare Faſer in noch feinere Faſern zerlegbar iſt, oder doch wenigſtens zerlegbar gedacht werden kann. Haller ließ ſeine einfache Faſer aus einem erdigen Theile und aus Gluten beſtehen. Mit dieſer Hypotheſe (die einfache Faſer läßt ſich ja nicht darſtellen, alſo auch nicht chemiſch unterſuchen) ſteht aber das Ergebniß der wirklichen chemiſchen Unterſuchung im Einklange, daß nämlich alle geformten organiſchen Subſtanzen ohne Ausnahme

---

1) Voigt reihte zu dieſen noch die Diploſtomen ein. 2) Ich erlaube mir bei dieſer Gelegenheit um die Ausfüllung einiger Lücken zu bitten, welche bei dem eiligen Reinſchreiben meines Manuſcripts zu dem Artikel Enthelminthologie (Encykl. 1. Sect. 35. Bd.) in dieſem entſtanden ſind. Es iſt nämlich

S. 80, Sp. 2, Z. 24 zu leſen: heraus, welchem er im J. 1824 das Prachtwerk, Icones Helminthum systema Rudolphii entozoologicum illustrantes, Viennae (18 K.-T. in Fol., mit deren Erklärung), folgen ließ.

S. 81, Sp. 2 iſt nach Z. 13 einzuſchalten: Andr. Retzius (Beſchreibung einer neuen Askaris und eines neuen Bothriocephalus [ſpäter Solenophorus *Crepl.*], beider aus Python bivittatus, in den Kongl. Svensk Vetensk. Acad. Handl. für das Jahr 1829, mit ſchönen Abbildungen, und daraus, doch nur die Beſchreibung und Abbildung des Bothriocephalus, in der Iſis, Jahr 1831).

S. 81 iſt in der Anmerk. Z. 6 hinter dem Striche noch einzufügen: Aufſatz über Axine Belones *Abildg.* in Froriep's Neuen Notizen. 7. Bd. Nr. 6.

Ferner ſind in demſelben Artikel folgende Druckfehler zu verbeſſern, nämlich: S. 78, Sp. 2, Z. 17 ſt. minder l. wieder; S. 81, Sp. 1, Z. 7 v. u. ſt. Abbild. l. Abildg.; daſ. Sp. 2, Z. 18 v. o. ſt. Jurinn l. Jurine; Z. 41 ſt. Minſcher l. Mieſcher; daſ. Anmerk. Z. 1 l. Observationes, Z. 10 Echinorrhynchus; S. 82, Sp. 1, Z. 15 ſetze hinter Bombi ein Komma; S. 83, Sp. 1, Z. 18 l. Echinorrhynchen. (*Cr.*)

aus einem anorganiſchen und einem organiſchen Elemente zuſammengeſetzt ſind. Aus ſeiner einfachen Faſer läßt dann Haller zwei ſichtbare, weſentliche Bildungselemente des thieriſchen Körpers hervorgehen, nämlich die ſinnlich erkennbare Faſer (quae vulgo fibra dicitur) und das Blättchen (Lamina). Im letztern findet ſich neben der Längendimenſion auch eine Ausdehnung in der Breite.

Meckel (Allg. Anat. S. 7. und 8.) betrachtet auch noch die Faſer und das Blatt als Elementarformen der organiſchen Bildung, erkennt aber keine einfache Faſer mehr an; vielmehr ſind die Eigenſchaften der Faſern nach ihm ſo verſchieden, als die ſie bildenden Subſtanzen.

An die Stelle der hypothetiſchen einfachen Faſer Haller's iſt in neuerer Zeit die Zelle als Conſtructionselement des thieriſchen Organismus getreten. Die Zellentheorie läßt die elementaren geformten Theilchen aus Primitivzellen hervorgehen. Von der Haller'ſchen Faſertheorie unterſcheidet ſie ſich in der Beziehung weſentlich, daß ſie nicht lediglich eine Hypotheſe iſt, ſondern wenigſtens für mehre Gebilde ſich evident nachweiſen läßt. Durch Metamorphoſen der primitiven Zellen entſtehen nun auch häufig Faſern. Was aber bei ſchwacher Vergrößerung ſich als Faſer darſtellt, das iſt nicht ſelten der Länge nach wieder theilbar in noch feinere Elemente, weshalb man z. B. beim Muskelgewebe, beim fibröſen Gewebe u. ſ. w. Primitivfaſern, die nicht weiter der Länge nach theilbar ſind, und ſecundäre Faſern oder Faſern ſchlechthin unterſcheidet. Die feinſten Faſern heißen auch wol Fädchen, Fäſerchen (*Fila*, Fibrillae).

Beiläufig kann es nur noch als eine Curioſität erwähnt werden, daß Barry (Phil. Trans. for 1842. p. 89—135) in faſt allen thieriſchen Gewebeelementen, z. B. ſelbſt in den Blutkörperchen, im Nerveninhalte, in einander verflochtene Faſern geſehen haben will, ebenſo auch in den vegetabiliſchen Gewebeelementen, ja ſelbſt in anorganiſchen Theilen. (*F. W. Theile.*)

FASERGEWEBE, FASERSYSTEM, Sehnenfaſerſyſtem, fibröſes Syſtem, Systema fibrosum, Textus fibrosus. Seitdem Bichat die allgemeine Anatomie oder Hiſtologie begründet hat, wird in den hiſtologiſchen Syſtemen ein Faſerſyſtem mit aufgeführt, deſſen Umfang aber von den verſchiedenen Autoren verſchieden aufgefaßt worden iſt. Bichat's Schüler, Richerand und Dupuytren, vereinigten im Systéme fibreux auch das Knorpel- und Faſerknorpelgewebe, ſowie die äußere Haut. Hipp. Cloquet dagegen zerfällte Bichat's Faſerſyſtem mindeſtens in drei den übrigen Syſtemen coordinirte Gruppen: Bänder, Sehnen, Aponeuroſen. Meckel faßte das Faſerſyſtem wieder im Bichat'ſchen Sinne auf, ebenſo A. Mayer, Rudolphi. Chauſſier zerſplitterte von Neuem in Bänder, in weiße faſerige Häute. Heuſinger faßte das rein anatomiſche Element, die Faſerung, ins Auge, indem er die Muskelfaſer und die ſehnige Faſer in ſeinem Faſergewebe zuſammenfaßte. Ferner wurde bis auf J. Cloquet das elaſtiſche Gewebe nicht vom fibröſen Gewebe unterſchieden.

Die neuern Hiſtologen, E. H. Weber, Krauſe, Gerber, Bruns, Henle, Fr. Arnold, rechnen zum Faſerſyſteme im Weſentlichen die nämlichen Gebilde, wie Bichat, natürlich mit Ausſchluß jener, die jetzt zum elaſtiſchen Gewebe gezählt werden. Doch hat Henle auf die nachher anzugebende Weiſe die Grenzen des fibröſen Syſtemes erweitert.

Die fibröſen Gebilde geben ſich durch eine ſchon mit unbewaffnetem Auge deutlich erkennbare faſerige Textur, durch große Feſtigkeit, verbunden mit Biegſamkeit und ſehr geringer Ausdehnbarkeit, durch ein weißes, glänzendes, zum Theil faſt atlasglänzendes Ausſehen zu erkennen. Die feinſten in ihnen vorkommenden Faſern, die Sehnenfäden oder Sehnenfäſerchen (Fibrillae tendineae, Fila tendinea) haben nur $^{1}/_{1000}$—$^{1}/_{2400}$ Linie Dicke, ſind gleichförmig cylindriſch, glatt, waſſerhell, verlaufen geſchlängelt, und zeigen nirgends Veräſtelungen, nirgends Anaſtomoſen mit andern Sehnenfäden. Von dem wellenförmigen, geſchlängelten Verlaufe der Elemente des faſerigen Gewebes ſcheint das ſchillernde, glänzende Ausſehen der fibröſen Theile herzurühren. Mehre neben einander liegende Sehnenfäden zuſammen bilden gröbere, ſchon dem bloßen Auge erkennbare, rundlich eckige Faſern (Fibrae tendineae). Die Faſern werden in den fibröſen Gebilden häufig durch Bindegewebe unter einander zuſammengehalten; es treten aber auch einzelne oder mehre Fibrillen aus einer Faſer in die andere über.

Zu den fibröſen Gebilden begeben ſich nur wenige und kleine Blutgefäße, deren Capillarien längliche weitmaſchige Netze bilden. Feine Nervenfädchen, die man an manchen Stellen in ſie verfolgen kann, gehören nicht ſowol ihnen als den darin verlaufenden Gefäßen an. Sie ſind im geſunden Zuſtande ſo gut wie unempfindlich und ermangeln der Contractilität.

Die fibröſen Theile enthalten nach Chevreul bis gegen 62 Proc. Waſſer. Ihr Hauptbeſtandtheil iſt thieriſcher Leim, der durchs Kochen ausgezogen wird. Verlieren fibröſe Theile durchs Austrocknen das Waſſer, ſo werden ſie mehr oder weniger durchſichtig, bernſteinfarbig, hart, zum Theil ſelbſt etwas ſpröde, und ſie bedecken ſich wol mit einzelnen Öltröpfchen. In Waſſer von mittlerer Temperatur erlangen eingetrocknete fibröſe Theile nach einiger Zeit ihre frühern Eigenſchaften wieder.

Die zum fibröſen Syſteme gehörigen Theile laſſen ſich der Form nach einigermaßen in zwei Abtheilungen bringen; es herrſcht bald die Längendimenſion vor, wo dann die Theile bündelförmig oder ſtrangförmig erſcheinen, bald herrſcht die Flächendimenſion vor und die Theile ſind hautartig geſtaltet (Membranae fibrosae). Indeſſen gehen beide Formen ganz allmälig in einander über, und phyſiologiſch zuſammengehörige Theile können in beiderlei Form vorkommen, z. B. jene fibröſen Theile, mittels deren die Muskeln mit der Beinhaut zuſammenhängen. Folgende beſondere Theile gehören aber zum fibröſen Syſteme:

1) Sehnen, Flechſen, Tendines, rundliche oder platte, aus parallelen Strängen beſtehende Bündel, durch welche Muskeln mit Knochen, Knorpeln, Fascien oder unter einander verbunden ſind.

2) Sehnenausbreitungen, Aponeuroses, die breiten, hautartigen, fibröſen Theile, durch welche breite Muskeln mit andern Theilen in Verbindung geſetzt werden.

Indeſſen gebraucht man das Wort Aponeurosis nicht blos in dieſem Sinne, ſondern es werden auch andere hautartige, fibröſe Gebilde mit zwei freien Flächen, namentlich einzelne Fascien, Aponeuroſen genannt.

3) Muskelbinden, Fasciae, die ſcheidenartigen fibröſen Umhüllungen einzelner Muskeln oder Muskelgruppen, und die zu den Muskelbinden gehörigen Ligamenta und Ligamenta intermuscularia.

4) Fibröſe Sehnenſcheiden, Vaginae tendinum fibrosae, an den Extremitäten.

5) Bänder, Ligamenta, rundliche oder platte, aus parallelen Strängen beſtehende Bündel, die beſonders von einem Knochen zum andern ausgeſpannt ſind.

6) Faſerkapſeln, Gelenkkapſeln, Kapſelbänder, Membranae capsulares, Ligamenta fibrosa capsularia, jene fibröſen Theile, welche membranartig von einem Knochen zum andern über die Gelenke weg ausgeſpannt ſind.

7) Fibröſe Häute, Flechſenhäute, Membranae fibrosae, die aus ſich durchkreuzenden Faſerbündeln zuſammengeſetzt ſind und zur Umhüllung von Organen dienen. Dahin gehören die Knochenhaut (Periosteum) und Knorpelhaut (Perimysium), in mancher Beziehung die Matrix des ganzen fibröſen Syſtems. An manchen Stellen hängt die Beinhaut oder Knorpelhaut unmittelbar mit einer Schleimhaut zuſammen, wodurch die ſogenannten fibröſen Schleimhäute gebildet werden. Dahin gehören ferner die fibröſen Umhüllungen mancher Organe, die nach ihrer Farbe zum Theil als Tunicae albugineae bezeichnet werden, die Sclerotica am Auge, die Umhüllungen des Hoden, des Eierſtocks, der Zellkörper von Ruthe, Kitzler und Harnröhre, der Vorſteherdrüſe, der Milz, der Niere; desgleichen die Dura mater von Gehirn und Rückenmark, die fibröſe Schicht am äußern Blatte des Herzbeutels.

Nach Henle gehören aber ferner auch noch zum fibröſen Syſteme:

8) Das Trommelfell und das Nebentrommelfell. Auch Fr. Arnold ſtellt das Trommelfell ausdrücklich mit hierher.

9) Mehre Gebilde, die er mit dem Namen der Bandſcheiben belegt, und die von Andern wegen ihrer Conſiſtenz meiſtens zu den Faſerknorpeln gerechnet werden, nämlich: die Zwiſchengelenkknorpel (Cartilagines interarticulares) im Kiefergelenke, an der Hand zwiſchen Ulna und Os triquetrum, im Kniegelenke, nicht aber jener im Bruſtbeinſchlüſſelbeingelenke; die Augenlidknorpel; die ſogenannten knorpligen Lippen (Labra cartilaginea) am Pfannenrande, am Schulterblatte, am obern Ende der Tibia; die ſogenannten Seſamknorpel (Cartilagines sesamoideae), nämlich die knorpelartig harten Maſſen, welche im Verlauf mancher Sehnen vorkommen, an jener des Tibialis posticus, des Peroneus longus; die ſogenannten Faſerknorpelrollen (Trochleae), auf denen manche Sehnen gleiten.

10) Das Gewebe der Klappen in den Venen, den Lymphgefäßen und im Herzen.

11) Endlich auch noch das Neurolemm der Nerven, die ſogenannte Tunica nervea am Darmkanale, an der Gallenblaſe, der Harnblaſe, am Ureter und einigen andern Ausführungsgängen, die äußere Haut der Gefäße und der Drüſenausführungsgänge, die Matrix der ſeröſen Häute, endlich die Chorioidea des Auges und die Pia mater des Gehirns.

Henle findet nämlich keinen hiſtologiſchen Unterſchied zwiſchen dem Zellgewebe und dem fibröſen Gewebe, und faßt die von Andern unter dieſen beiden Abtheilungen begriffenen Theile nebſt noch einigen andern unter ſeinem Bindegewebe zuſammen. Henle theilt aber das Bindegewebe in das formloſe und das geformte ein. Sein formloſes Bindegewebe entſpricht im Ganzen dem Zellgewebe anderer Autoren. Das geformte zerfällt bei ihm wieder in: a) nicht contractiles (das fibröſe Syſtem Anderer) und b) contractiles. *(F. W. Theile.)*

FASERKAPSELN werden jene fibröſen Theile genannt, welche an den freien Gelenken (Schulter, Pfanne, Finger- und Zehengelenke) die Stelle der befeſtigenden Bänder vertreten. Sie bedecken ziemlich gleichmäßig den ganzen Umfang der Gelenke, bilden daher eine Art Kapſel, durch welche die das Gelenk bildenden Theile umſchloſſen werden. Aus dieſem Grunde heißen ſie auch wol Gelenkkapſeln oder Kapſelbänder (Membranae capsulares, Ligamenta fibrosa capsularia). *(F. W. Theile.)*

FASERKNORPEL, Bandknorpel, Fibrocartilago s. Cartilago ligamentosa s. Chondrosyndesmos. Mit dieſem Namen belegt man ſolche Gebilde des thieriſchen Körpers, in denen die weſentlichen Elemente der Knorpelſubſtanz, die Knorpelkörperchen, mit einer faſerigen Grundlage vereinigt enthalten ſind. Die faſerige Grundlage betrachtet man gemeinhin als identiſch mit dem faſerigen Gewebe. Im äußern Ausſehen unterſcheiden ſich die Faſerknorpeln von den echten Knorpeln durch größere Biegſamkeit und Elaſticität, meiſtens auch durch eine etwas gelbliche Färbung. In der faſerigen Grundlage verlaufen die Faſern bald im Ganzen parallel, bald ſind ſie gleichſam unter einander verfilzt. Die Knorpelkörperchen ſind im Allgemeinen weit ſparſamer darin vorhanden, als in den wahren Knorpeln, und ſie laſſen ſich wol aus der faſerigen Grundlage herausdrücken.

Seit Bichat hat man die verſchiedenen faſerknorpligen Gebilde, welche im menſchlichen Körper vorkommen, zuſammengruppirt; allein bis auf dieſen Tag ſind die Hiſtologen noch nicht ganz in Übereinſtimmung über die Stelle, welche der Geſammtgruppe der faſerknorpligen Gebilde in einem hiſtologiſchen Syſteme zukommt. Bichat ſelbſt ſetzte ein Faſerknorpelſyſtem (Systema fibrocartilagineum) feſt, und coordinirte daſſelbe ſeinem Zellgewebs-, Knochen-, Knorpel-Faſerſyſteme u. ſ. w. Dieſer Anſicht folgten von Walther, Hipp. Cloquet, Meckel, J. Cloquet, Krauſe. Dagegen ſubſumirten Richerand und Dupuytren die faſerknorpligen ihrem Faſerſyſteme, ohne jedoch Nachahmer zu finden. Die meiſten Hiſtologen ſubſumirten vielmehr die faſerknorpligen Gebilde dem Knorpelſyſteme, namentlich C. Mayer, Rudolphi, Heuſinger, E. H. Weber, Bruns, Henle, Fr. Arnold. Bei der letztern Auffaſſungsweiſe werden dann wenigſtens zwei Abtheilungen des Knorpelſyſtems unterſchieden, die wahren Knorpel und die Faſerknorpel.

Welche Theile zu den faſerknorpligen Gebilden zu rechnen ſeien, das konnte bis dahin, wo die Knorpelkörperchen als ein mikroſkopiſches charakteriſtiſches Element der Knorpelſubſtanz erkannt wurden, nur nach äußern unzuverläſſigen Merkmalen feſtgeſetzt werden. Obwol nun aber bereits ſeit 10—12 Jahren ein weit zuverläſſigeres Moment zur Charakteriſirung der einzelnen hierher gehörigen Theile zu Gebote ſteht, ſo ſind doch leider auch die neueſten hiſtologiſchen Schriftſteller über den Umfang und die Grenzen des Faſerknorpelſyſtemes noch keineswegs einig. Henle zählt zu den eigentlichen Faſerknorpeln: die Ligamenta intervertebralia, die Maſſe der Synchondroſen, die Knorpel des Ohres und der Euſtachiſchen Röhre, die Epiglottis, die Santoriniſchen Knorpel und Wrisberg'ſchen Knorpel, den Zwiſchengelenkknorpel des Bruſtbeinſchlüſſelbeingelenkes, endlich die knorpligen Überzüge der zum Unterkiefergelenke beitragenden Knochenpartieen. Dagegen zählen Bruns und Krauſe die Knorpel des Ohres und der Euſtachiſchen Röhre, ſowie die Epiglottis zu den wahren Knorpeln, und conform der frühern allgemeinen Annahme zählen ſie die Labra cartilaginea, die Cartilagines interarticulares, die Cartilagines sesamoideae u. ſ. w. zu den Faſerknorpeln, Gebilde, welche Henle den reinfibröſen ſubſumirt. Den Augenlidknorpel rechnet Bruns zu den wahren Knorpeln, Krauſe zu den Faſerknorpeln, Henle zu den fibröſen Bildungen. Fr. Arnold zählt den wahren Knorpeln die nämlichen Theile zu, wie Henle; das Gebiet der Faſerknorpel aber iſt bei ihm größer. Er theilt die Faſerknorpel wieder in zwei Gruppen, in die elaſtiſchen gelben Knorpel (Cartilagines flavae elasticae) und die ſehnigen weißen Knorpel (Cartilagines tendineae albae). Die letztern begreifen die Bandknorpel, die Zwiſchengelenkknorpel, die ringförmigen Faſerknorpel, die Sehnenknorpel, die Augenlidknorpel u. ſ. w. (*F. W. Theile.*)

FA SOL. In der alten Solmiſation konnte kein Ton der Leiter des Hexachords ſeinen Namen behalten, ſobald der Grundton ein anderer als C wurde. Dieſer Wechſel der Tonica hieß die Mutation, das ſchwere Kreuz der Singknaben. C hieß ut, ſobald es Grundton war. Wurde aber g die Tonica, ſo erhielt c den Namen fa. War aber f Grundton geworden, ſo mußte b mit dem Namen fa, und folglich c mit dem Namen sol belegt werden. Dieſes Verhältniß des b c, oder der Quarte und Quinte der Tonleiter hieß alſo fa sol. Deutlicher wird ſich die ganze Sache unter dem Art. Solmiſation abthun laſſen, weshalb wir alle die dahin gehörigen Artikel, wie fa ut u. ſ. w. unter das genannte Wort verweiſen, wo auch die Mutation zugleich klar werden wird. (*G. W. Fink.*)

FASOLT, der Rieſe, gebot über den Sturm, wie man aus zwei Zeugniſſen ſchließen darf: einmal wird ihm in einem Wetterſegen ausdrücklich zugerufen „ich peut dir, Fasolt, dass du das wetter verfirst (wegführſt) mir und meinen nachpauren ân schaden“ (Grimm's teutſche Mythologie, Anhang zur erſten Ausgabe, S. CXXXII.); dann hetzt Faſolt im Eckenliede (Hagen 213—254) mit Hunden ein wildes Fräulein im Walde, wie ſonſt der wilde Jäger die Moosweibchen jagt, die wilde Jagd aber iſt ihrem Weſen nach der Sturm; Odhinn, ihr Führer, ſelbſt war urſprünglich ein Sturmesgott. Da nun Ecke, Faſolt's Bruder, und Ögir, der aus rieſiſchem Geſchlechte ſtammende Meeresgott der nordiſchen Mythologie, mit ziemlicher Gewißheit für identiſch zu erklären ſind, Ögir aber (urſprünglich wol bei einem andern teutſchen Stamme) auch Hlêr hieß (vergl. Grimm's Myth. 2. Ausg., S. 217—219), und da ferner bei Abendroth, Faſolt's zweitem Bruder, der Name bereits auf ein Licht- oder Feuerweſen deutet, ſo darf man den drei nordiſchen Rieſenbrüdern Hlêr, Kâri, Logi (Rieſen des Waſſers, Sturmes und Feuers) die deutſchen Ecke, Faſolt, Abendroth parallel ſtellen. Die Wurzel des Namens Faſolt ſcheint in dem altnordiſchen fas, superbia, erhalten; „der Stolze, Übermüthige“ iſt eine zum Weſen der Rieſen paſſende Benennung. Sonſt könnte man noch an althochteutſch fasôn (vestigare, quaerere; Graff 3,705) denken, ſodaß Faſolt, der als Jäger gedachte Sturm, „der Durchſuchende, Aufſtöbernde“ hieße. — Im Eckenliede, das offenbar auf altem mythiſchen Grunde ruht, werden die Rieſen Ecke und Faſolt von Dietrich von Bern beſiegt; in der Wilkinaſaga Cap. 44 überwindet Dietrich gemeinſam mit Faſolt einen Drachen. Daß Ecke, Faſolt und Abendroth Rieſen waren, ſcheint die Wilkinaſaga nicht mehr zu wiſſen, wie öfters in der teutſchen Mythologie urſprüngliche Rieſen in jüngeren Darſtellungen das Dämoniſche abgeſtreift haben und nur noch, ihrer Kraft und ihrer Thaten wegen, als Helden erſcheinen. (*E. Sommer.*)

FASSATHAL (das), iſt in geognoſtiſcher und ethnographiſcher Hinſicht eins der allerintereſſanteſten Thäler des ganzen Landes Tyrol, ja vielleicht des geſammten Alpengebirges. Es liegt am linken Ufer des Etſchfluſſes, dem es den Aviſio zuſendet, im trienter Kreiſe, und bildet den obern Theil des vom Avis durchſtrömten Thales, deſſen unterer Theil das Fleimſerthal heißt. Das ganze Thal iſt bei 20 Stunden lang, aber nirgends über eine halbe Stunde breit. Obgleich ein einziges, ununterbrochen fortlaufendes Thal, wurde es doch aus urälteſter Zeit ſchon in drei ſcheinbar geſonderte Thäler eingetheilt. Der unterſte Theil von Lavis, bei welchem Orte daſſelbe in das Etſchthal ausmündet, bis herauf nach Val-Floriana, in einer Länge von ſieben Stunden, heißt Zimmers- (italieniſch Cembra) Thal, val di Cembra; der mittlere, acht Stunden lang von Val-Floriana bis hinauf nach Moena, führt den Namen: Fleims (italieniſch Fiemme) Fleimſerthal, val di Fiemme, und der dritte, letzte und höchſte, der ſich auf einer Strecke von fünf Stunden ausdehnt, und bis an die Grenze von Gröden und Buchenſtein erſtreckt, wird Faſſathal, Evas (italieniſch Fassa) genannt. Der unterſte Theil iſt eine ſchwer zugängliche wilde Schlucht, durch deren einſames Felſengeklüfte der rauſchende Aviſio ſeine ſchäumenden Wogen in mächtig beſchleunigtem Laufe daherfluthet. Er entſpringt an der Grenze von Buchenſtein auf dem Berge von Fedaija und bewäſſert das ganze Thal, welches unſtreitig das längſte Nebenthal von Nord- und Südtyrol iſt. Der Hauptort des unterſten Theils iſt Cembra. Die Einwohner dieſes Theils der drei Thäler gelten allgemein für Nachkommen der Kimbern (daher

Zimmers, Cembra), und in der That ſind ihr Ernſt, ihre Haltung, ihr Körperbau, ihre Geſichtszüge entſchieden teutſch, obgleich ihre Sprache das Italieniſche, das ſie aber mit einem äußerſt rauhen Tone und in einer höchſt ungebildeten Weiſe ſprechen. Das ſchöne, holzreiche alpenluſtige Thal wies in früheren Zeiten auch durch ſeine ganz eigenthümliche Gerichtsverfaſſung auf einen nichts weniger als italieniſchen Urſprung hin [1]). — Fleims, der mittlere, iſt der ſchönſte und fruchtbarſte Theil des Thales, der in den älteſten Zeiten mit Udine, Belluno und Feltre zur trevisaner Mark gehörte. Der Hauptort dieſes Thaltheiles iſt Cavaleſe. In dieſem drängt ſich Ort an Ort, zeigt ſich die Sonnenſeite trefflich angebaut, erſcheint das Thal von Molina an mehr geöffnet, ja theilweiſe ziemlich breit und reich an Feldern, auf denen viel Getreide geerntet wird. Noch höher am Fluſſe hinauf beginnt erſt das eigentliche Faſſathal, das merkwürdigſte mineraliſche Gebiet von Europa. Von ihm ſagt Leopold von Buch [2]): „Noch kein Naturforſcher hat das Faſſathal betreten, ohne von dem Anblicke der hohen, weißen, zackigen Felſen, welche dieſes merkwürdige und lehrreiche Thal von allen Seiten umgeben, in Erſtaunen geſetzt worden zu ſein. Ihre ſenkrechten Spalten zertheilen ſie in ſo wunderbare Obelisken und Thürme, daß man umſonſt ſich bemüht, ſich zu erinnern, in andern Theilen der Alpen etwas Ähnliches geſehen zu haben. Glatte Wände ſtehen ganz ſenkrecht mehre tauſend Fuß in die Höhe, dünn und tief abgeſondert von andern Spitzen und Zacken, welche ohne Zahl aus dem Boden heraufzuſteigen ſcheinen. Oft möchte man ſie mit gefrorenen Waſſerfällen vergleichen, deren mannichfaltige Eiszacken umgedreht und in die Höhe gerichtet ſind. Nirgends bricht eine Zerſpaltung in anderer Richtung das Senkrechte dieſer Linien, und die meiſten erheben ſich bis weit in die Region des ewigen Schnees. Daß ſie alle aus weißem und kleinkörnigem Dolomit beſtehen, und nur aus Dolomit, daß zwiſchen ihnen Kalkſtein niemals vorkommt, muß unſere Aufmerkſamkeit auf das Höchſte erregen; denn ihre Lagerung unterſcheidet ſie ſoweit, als die koloſſale Form ihres Äußern, von allen betrachteten Dolomiten. Sie liegen mitten im Porphyrgebirge. — In der ganzen Länge des Faſſathals liegt der Augitporphyr ſtets unmittelbar unter dem Dolomit und ſcheidet ihn von den darunter liegenden Schichten, und Dolomit kommt nirgends vor, wo ihn nicht der Augitporphyr begleitet. — Der Dolomit im ganzen Faſſathal fällt mächtig auf durch ſeine große Weiße und durch das Körnige ſeines Gefüges. Er weicht in beiden nur manchen primitiven Kalkſteinen, und dafür iſt er denn auch meiſtentheils gehalten worden. Nie iſt ihm irgend ein anderes Foſſil beigemengt, am wenigſten irgend eine Verſteinerung. Die kleinen Höhlungen, welche mit Rhomboëdern beſetzt ſind, durchziehen auch hier die ganze [illegible] und tragen nicht wenig bei, ihr ein rauhes und [illegible] Anſehen zu geben [3]). Dieſe Höhlungen werden [illegible] und faſt in jedem Blocke zu unregelmäßigen Klüften [illegible] Zerberſtungen, welche die trefflichſten, glänzenden [illegible]ſpathdruſen umſchließen. Das Licht der Sonne ſpiegelt ſich auf den glänzenden Flächen, und verräth von überall [illegible]her dieſe Druſen, welches höchſt überraſchend iſt, wenn man ſich mitten zwiſchen ſolchen Felſen befindet. In der That ſind dieſe Zerberſtungen vollkommen ähnlich wie man ſie an Kalkſteinen in ausgebrannten Kalköfen ſieht. — Wie offenbar ſcheint dies nicht alles eine Wirkung der hohen Temperatur, mit welcher der Augitporphyr unterliegende Schichten durchbricht, den Dolomit zu ſenkrechten Säulen, Pyramiden und Thürmen in die Höhe ſtößt (wie den Baſalt), die dichten Geſteine zu körnigen umändert und dadurch alle Spuren von Schichtung vernichtet. Wie deutlich ſcheint es nicht, daß es der ſtets unter dem Dolomit, über dem rothen Sandſtein vorkommende dichte Kalkſtein ſei, welcher auf ſolche Art behandelt und verändert wird. Keine der übrigen dabei vorkommenden Schwierigkeiten kann die Schlüſſe aufheben, durch welche der Dolomit für ein hervorgeſtoßenes Product des Augitporphyrs erklärt wird, wenn auch die Art und Entſtehung der Talkerde darin ein Räthſel bleibt. Das Faſſathal liefert faſt in jedem ſeiner einzelnen Thäler neue Belege und Thatſachen für die Annahme dieſer Wechſelwirkung beider Gebirgsarten auf einander [4]). — Der ſchwarze (Augit) Porphyr des oberen Faſſathals enthält die Zeolithe im Überfluß" [5]). — Dieſes mag zur Ergänzung des Art. Dolomit dienen.

In dieſem, dem höchſten, Theile des ganzen Thales liegen die Quellen des Aviſio, der aus dem Marmolatathale hervorbricht, das Faſſathal nebſt den Thälern von Fiemme und Cembra der Länge nach in ſeinem ſüdweſtlichen Laufe durchſtrömt, und unterhalb Lavis in die Etſch fällt [6]). Zu beiden Seiten deſſelben ergießen ſich durch die Seitenthäler viele Bäche in den Hauptſtrom. Alle dieſe Thäler bevölkert ein höchſt eigenthümliches, in mehrfacher Beziehung intereſſantes Völkchen. Die Bewohner dieſes Landestheiles ſtehen zwiſchen der teutſchen und wälſchen Zunge mitten inne, ſprechen beide Sprachen, jedoch nicht ſelten beide nicht zum beſten. Ihr italieniſches Idiom ſteht der Mundart von Buchenſtein, Gröden und Enneberg näher als dem reinitalieniſchen des eigentlichen Italiens, ſowie ſich ihre Volkseigenthümlichkeit offenbar der dieſer Nachbarſtämme anſchließt. Die Bewohner ſind im Ganzen ſehr betriebſam, ihrer Treue wegen geſchätzt und meiſt ſehr talentvoll; ihren Hauptnahrungszweig bildet die Viehzucht; Faſſa allein hält an die 90,000 Schafe und bei 30,000 kommen den Sommer über aus dem Venetianiſchen, um auf den trefflichen Weiden den ſchönern Theil der warmen Jahreszeit zuzubringen. Man nimmt an,

1) Näheres darüber findet ſich in (Beda Weber's): Das Land Tyrol. Mit einem Anhange: Vorarlberg. Ein Handbuch für Reiſende. (Insbruck 1838.) 3. Bd. S. 22—24. 2) Über Dolomit als Gebirgsart, von Leopold v. Buch. Zwei Abhandlungen, geleſen in der königl. preuß. Akademie der Wiſſenſchaften den 31. Jan. 1822 und den 6. Febr. 1823. (Berlin 1823. 4.) S. 24 fg.

3) Über Dolomit als Gebirgsart, von Leopold v. Buch. Zwei Abhandlungen u. ſ. w. S. 28 und 29. 4) Ebendaſelbſt S. 29 und 30. 5) S. 56. 6) ſ. Tyrol und Vorarlberg, ſtatiſtiſch, mit geſchichtlichen Bemerkungen, von J. J. Staffler. (Insbruck 1839.) 1. Bd. S. 48 und 83.

daß ¼ des geſammten etſchländiſchen Viehſtandes ſich hier befinde. Auch die Holzgewinnung und Ausfuhr iſt bedeutend. Sehr merkwürdig iſt die große Zahl künſtleriſcher Talente. Man findet unter ihnen nicht blos ſehr geſchickte Tiſchler und Holzſchnitzer, ſondern es hat faſt jedes Haus Gemälde von Einheimiſchen aufzuweiſen. Ein Theil der männlichen Bewohner verdient ſich auch dadurch ſeine Einnahme, daß er nach Botzen zieht und zur Zeit der großen Meſſen Handlangerdienſte verrichtet [7]). Der Hauptort des Faſſathales iſt Vigo; minder bedeutend ſind Mazin, Pozza, Alba, Perra, Soraga, Gries, Canazei, Fontanazzi, Campidello, welche alle zu einem Landgerichte dritter Claſſe gehören, das nach dem Thale (Faſſa) auch benannt wird. Sämmtliche Ortſchaften zeichnen ſich durch einen größern oder geringern Waldreichthum aus. Von jeher gehörten die Hochwälder dem Landesfürſten von Tyrol, welcher ſonſt zu ihrer Bewirthſchaftung eigene Beamten im Thale unterhielt, die übrigen Waldungen, theils einzelnen Beſitzern, theils ganzen Gemeinden gehörig, ſind ſeit uralten Zeiten gleichfalls denſelben Waldbeamten unterworfen geweſen. — Aus dem Faſſathale führen nach allen Seiten Bergſteige in die benachbarten Thäler, Gegenden und Länder, ſo z. B. von Pozza nach Tiers über den Roſengartenberg, eine der merkwürdigſten Felſengruppen, ſo genannt, weil ſie beim Sonnenuntergange im herrlichſten Roſenroth erglüht; von Vigo über die Berge dieſer Gemeinde nach Teutſch- und Wälſchnoſen; von Fontanazzi über den Chriſtberg nach St. Chriſtina in Gröden, oder öſtlicher nach St. Maria in Gröden und über Colſoſco nach Enneberg; von Canazei über den Soial nach Buchenſtein [8]). (*G. F. Schreiner.*)

FASSBENDER (Matthias von), geb. 1764 zu Trier, wo ſein Vater kurfürſtlich trierſcher Hofrath war und ſpäterhin einen gleichen Charakter von dem Herzoge von Naſſau-Weilburg erhielt, ſtudirte zu Mainz, wo er ſich die Aufmerkſamkeit und Gunſt des Freiherrn Peter von Frenk erwarb. Er vollendete ſeine Studien zu Göttingen und bildete ſich dort zu einem tüchtigen Juriſten. Seine Welt- und Menſchenkenntniß erweiterte er auf einer achtzehnmonatlichen Reiſe durch den größten Theil von Frankreich. Er war erſt 21 Jahre alt, als er zu Mainz eine Profeſſur der Reichsgeſchichte erhielt. 1790 kam er als kurfürſtlich trierſcher Wahlbotſchafter nach Frankfurt. Bald nachher erhielt er den Charakter eines wirklichen Hofraths. Die unglücklichen Ereigniſſe des franzöſiſchen Revolutionskrieges, der Einmarſch der franzöſiſchen Armee in Trier gaben ſeinem Schickſale eine andere Richtung. Seine Anhänglichkeit an dem gemeinſamen Intereſſe Teutſchlands und des teutſchen Kaiſers verſchafften ihm eine Stelle bei der Reichskriegskanzlei. Als Verfaſſer einiger publiciſtiſchen Schriften war er dem Erzherzoge Karl vortheilhaft bekannt geworden, und er fand an ihm einen thätigen Gönner und Beſchützer, der ihn 1798 zum Reichsgeneral-Kriegscommiſſair erhob. 1801 zog er ihn als Referenten nach Wien, wo er ſpäterhin zum kaiſerl. königl. Staats-Conferenzrath und Geh. Rath erhoben ward. Der Tod rief ihn zu früh, am 23. März 1809 aus dem Wirkungskreiſe ſeiner raſtloſen Thätigkeit *). (*Heinrich Döring.*)

FASSLICH, FASSLICHKEIT. Faßlich bezeichnet überhaupt, was ſich leicht faſſen läßt, und zwar ſowol im eigentlichen körperlichen Sinne (obwol dieſes ſeltener vorkommt), d. h. was ſich leicht mit der Hand faſſen oder handhaben läßt, wie z. B. ein Rapier, eine Handhabe, als auch im metaphoriſchen oder geiſtigen Sinne, wobei das Faſſen ſoviel wie Einſehen, Begreifen, Verſtehen, Lernen bedeutet. Nur in dieſem letztern Sinne wird das Wort Faßlichkeit gebraucht, namentlich z. B. die Faßlichkeit eines Vortrags, einer Allegorie oder ſinnbildlichen Darſtellung, der Idee eines Kunſtwerkes, oder des Styls überhaupt u. ſ. w., womit die leichte Verſtändlichkeit oder Begreiflichkeit bezeichnet wird.

Zum genauern Verſtändniß dieſes Begriffs dient auch die Unterſcheidung der im gemeinen Leben ſynonym gebrauchten Ausdrücke faßlich, leicht, begreiflich, verſtändlich. Was zunächſt faßlich und leicht betrifft, ſo kommen ſie darin überein, daß ſie das bezeichnen, wovon man ſich ohne große Anſtrengung des Erkenntnißvermögens oder Verſtandes eine klare Vorſtellung machen kann (wie z. B. der Sinn in der ſogenannten Äſopiſchen oder Thierfabel z. B. bei Phädrus, Lafontaine und Gellert faßlich und leicht iſt, da man ihn ohne beſondre Mühe klar erkennen kann), und darin, daß beide Ausdrücke metaphoriſch ſind, indem ihre eigentliche Bedeutung vom körperlichen Faſſen oder Heben auf das Geiſtige übertragen wird, da das Faſſen mit dem Vorſtellungsvermögen dem Faſſen mit der Hand ähnlich iſt (wie auch die urſprüngliche Bedeutung des Wortes Begreifen andeutet, vgl. Scheidler, Pſychologie S. 396, Eberhard-Maaß-Gruber's Synon. d. teutſch. Spr. I, 411) und das, was für das Vorſtellungsvermögen leicht iſt, in ſofern Ähnlichkeit mit dem hat, was körperlichen Kräften nicht ſchwer wird. Faßlich und leicht, in dieſem figürlichen Sinne genommen, unterſcheiden ſich aber zunächſt dadurch, daß faßlich doppelt figürlich iſt, leicht dagegen nicht; denn leicht enthält blos die erwähnte Metapher, faßlich hingegen auch außerdem eine Synekdoche, welche den höhern Begriff ſtatt des niedrigern ſetzt; denn es bedeutet zunächſt alles dasjenige überhaupt, wovon man ſich eine klare Vorſtellung machen kann, möge nun Anſtrengung dazu erfoderlich ſein, oder nicht, und hier wird es dann erſt vorzugsweiſe von demjenigen geſagt, was man ſich ohne Mühe klar machen kann. Sodann weiſt faßlich mehr darauf hin, daß der Gegenſtand ſich klar erkennen laſſe; leicht mehr darauf, daß er keine Anſtrengung verurſache. In dieſem

7) ſ. Das Land Tyrol ꝛc. a. a. O. S. 33. Die gefürſtete Grafſchaft Tyrol mit Vorarlberg. Beſchrieben von A. A. Schmidl. (Stuttgart 1837.) S. 68 und 69. 8) Sonſt ſind über das Faſſathal noch nachzuleſen; Sammler III. S. 58. J. v. Senger, Eine Gebirgsreiſe in die Thäler Fleims und Faſſa, und hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Anmerkungen von J. A. v. Riccabona. Brochi's Mineralogiſche Beſchreibung des Thales von Faſſa ꝛc. Aus dem Italieniſchen von K. A. Böck. (Dresden 1817.) *Lettre de M. L. de Buch à M. A. de Humboldt*, renfermant le tableau géol. du Tyrol méridional. (Paris 1822.)

*) Vergl. Allgem. Lit.-Zeit. 1809. Nr. 117. Wiener Hofzeitung vom 22. März 1809.

Sinne kann man von der bekannten Methode, die Jugend nur ſpielend unterrichten zu wollen, den Tadel ausſprechen, ſie mache den Kindern das, was ſie lernen ſollen, zu leicht; aber zu faßlich kann kein Unterricht ſein; denn es kann unmöglich für verwerflich gehalten werden, die Gegenſtände des Unterrichts dem Vorſtellungsvermögen ſo klar wie möglich zu machen. (Vgl. Eberhard-Maaß Synonymik, herausgegeben von Gruber 1826. 2. Bd. S. 379.) Was den Unterſchied zwiſchen faßlich, begreiflich und verſtändlich betrifft, ſo beſtimmt denſelben Gruber in ſeinen Nachträgen zu der angef. Synonymik S. 381 auf folgende Weiſe: Faßlich ſteht im genaueſten Zuſammenhange mit begreiflich; was ich faſſe, das greife und ergreife ich und halte es. Ich kann es nun aber auch begreifen, d. i. ſucceſſiv mit der Hand nach allen Richtungen und Seiten hin berühren, umtaſten, und kann dieſes zwar, um durch Fühlen die Beſchaffenheit des Gegenſtandes kennen zu lernen, oder der Merkmale deſſelben mir bewußt zu werden. Faſſen geht auf das Ganze, Begreifen auf die Theile und das Einzelne. Faßlich iſt nun zunächſt das, was ſo beſchaffen und eingerichtet iſt, daß ich es faſſen, mit mir in Zuſammenhang bringen kann; begreiflich das, was ſo beſchaffen iſt, daß ich es wirklich umtaſten und dadurch der Merkmale deſſelben mir bewußt werden kann. Dies iſt nun metaphoriſch auf Thätigkeiten der Seele angewendet. Man macht ſich ſelbſt und Andern etwas faßlich und begreiflich; faßlich, wenn man den Punkt ausfindet, an welchem angefaßt werden kann, um ſich des Gegenſtandes der Erkenntniß zu bemächtigen („Wo faſſ' ich dich, unendliche Natur?" Goethe.); wenn die zur Erkenntniß nöthigen Vorſtellungen und Gedankenverbindungen ſolcher Art ſind, daß ſie mit ſchon vorhandenen in Zuſammenhang kommen („Gellert's Fabeln ſind [den Kindern] faßlicher, als Klopſtock's Oden, nicht ſowol den Worten nach, als darum, weil der Inhalt jener Fabeln dem Ideenkreiſe und der Empfindungsart der Kinder weit näher liegt, als der Inhalt der Oden des Letztern." Niemeyer), und wenn jene Gedankenverbindungen ſelbſt einen ſolchen Zuſammenhang im Ganzen haben, der den Inhalt behaltlich macht: „Selbſt ungelehrte Zuhörer brachten es ſoweit, daß ſie den Hauptinhalt meiner (bis in die kleinſten Abtheilungen herab genau diſponirten) Predigten richtig und in ſeinem Zuſammenhange faßten." Reinhard. Begreiflich mache ich mir oder Andern etwas, wenn ich ſucceſſiv alle einzelnen Merkmale, an denen es zu erkennen iſt, ſo zum Bewußtſein bringe, daß das dunkle Bild von dem Ganzen des Gegenſtandes, welches bis dahin in der Seele war, verſchwindet und an deſſen Stelle aus den Theilvorſtellungen eine Totalvorſtellung tritt, von welcher man Rechenſchaft zu geben im Stande iſt, weil man ſich der Gründe der Erkenntniß bewußt iſt. — Verſtändlich endlich unterſcheidet ſich vom Begreiflichen hauptſächlich dadurch, daß das Letztere blos auf die Erkenntniß ſelbſt, das Erſtere auch auf die Bezeichnung durch Worte bezogen wird, und daß das Begreifliche auf der genauen Determination der einzelnen Begriffe ihrem Inhalte nach und ihrer paſſenden Anordnung, das Verſtändliche dagegen auf dem der Faſſungskraft angepaßten geordneten Zuſammenhang des Ganzen und der Art oder Form der Darſtellung beruht. Das Verſtändliche iſt, wie ſchon das Wort andeutet, das, was von einem ſolchen Standpunkte, oder ſo ausgeſprochen wird, daß der Andere es verſtehen kann, und was ſich überhaupt an den Gedankenkreis deſſelben anſchließt. Hieraus ergibt ſich zugleich, daß ſowol Begreiflichkeit als Verſtändlichkeit als die wichtigſten Hilfsmittel der Faßlichkeit anzuſehen ſind.

In Bezug auf letztere muß man übrigens noch die wiſſenſchaftliche und die populäre oder Volksfaßlichkeit unterſcheiden. Auch das Gebiet der eigentlichen Gelehrſamkeit oder Wiſſenſchaft muß die Foderung der Faßlichkeit in Bezug auf den Unterricht, ſowie die Darſtellung überhaupt beachten, wenngleich hierbei größere Anſoderungen an den Hörer oder Leſer zu machen ſind, und eine eigenthümliche Terminologie oder der Gebrauch von Kunſtausdrücken ſtattfinden kann, die nicht Jedem ohne weitere Vorbereitung von ſelbſt ſchon verſtändlich ſind, oder ſein können. Nur darf eine ſolche Terminologie keine abſtruſe Phraſeologie ſein, welche die Flachheit trivialer Gedanken unter hochtönenden Floskeln, myſtiſchen Prachtworten und einem ſchwülſtigen Wortformelkram zu verbergen ſucht, um damit den Laien oder Uneingeweihten zu imponiren, wogegen ſchon Lucretius[1]), ſowie der alte ehrliche Montaigne gewarnt hat[2]), leider aber bekanntlich vergebens, beſonders in Bezug auf die Philoſophie, welche namentlich in den neueſten teutſchen Syſtemen und ſogenannten Schulen wieder den Heraklit den Dunkeln (ὁ σκοτεινός) ſich zum Muſter gewählt hat, ſtatt des wahren Urbildes eines Schweizer-Sees, der zugleich tief und klar iſt. Daß die echte, wiſſenſchaftliche Faßlichkeit für den Unterricht nicht in unermüdetem Wiederkäuen, in preiswürdiger Dürre und Dünne des Geſagten beſteht, zeigt Schleiermacher in den gelegentlichen Gedanken über Univerſitäten S. 62. („Das populäre Element des Vortrags — beſteht in der Darlegung des muthmaßlichen Zuſtandes, in welchem ſich die Zuhörer befinden, die Kunſt, ſich auf das Dürftige in demſelben hinzuweiſen und auf den letzten Grund alles Nichtigen im Nichtwiſſen; dies iſt die wahre, dialektiſche Kunſt, und je ſtrenger dialektiſch, deſto populärer.") Daß auch in ſogenannten populären oder gemeinfaßlichen Darſtellungen eigentlicher Wiſſenſchaften, wie namentlich der Aſtronomie, eine gewiſſe Summe wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe nicht entbehrt werden kann, darüber iſt man heutzutage ziemlich einverſtanden. Vgl. z. B. Fries, Popu-

---

1) „Nur Thoren lieben am meiſten
Und bewundern nur das, was unter verſchrobenen Worten
Sie zu entdecken meinen; für wahr gilt ihnen, was irgend.
Schön um die Ohren klingt ꝛc."
(Lib. I. v. 624 sq. nach Knebel's Überſ.)

2) „Die gefliſſentliche Dunkelheit iſt eine Münze, deren ſich die Gelehrten bedienen, wie die Taſchenſpieler ihrer Blechpfennige, nämlich um die Nichtigkeit ihrer Kunſt zu verbergen, womit ſich aber die menſchliche Einfalt ſo leicht bezahlen läßt." (Essais liv. II. ch. 12.)

läre Sternkunde, und Littrow, Die Wunder des Himmels, Vorrede und Einleitung, und über Gemeinfaßlichkeit überhaupt die Hauptſchriften über Logik, z. B. Fries, Logik. §. 88. S. 393. Ausg. II. Bachmann, Logik. S. 401 fg. — Was die Volksfaßlichkeit betrifft, ſo wird darunter überhaupt eine ſolche Darſtellung der Gedanken verſtanden, die dem Volke s. str., der nicht wiſſenſchaftlich gebildeten Menge, dem ſogenannten gemeinen Mann, begreiflich und verſtändlich iſt; wie Luther ſagt: „Den gemeinen Mann muß man nicht mit hohen, ſchweren und verdeckten Worten lehren. Es kommen in die Kirche kleine Kinder, Mägde, alte Frauen und Männer, denen iſt hohe Lehre nichts nütze. Und wenn ſie ſchon ſagen: Ei, er hat köſtliche Dinge geſagt, und man ſie weiter fragt: Was war es denn? ſprechen ſie: Ich weiß es nicht. In der Kirche oder Gemeinde ſoll man reden wie im Haus daheim, die einfältige Mutterſprache, die Jedermann verſteht, die Jedermann bekannt iſt. St. Paul hat nicht ſo hohe und prächtige Worte, als Demoſthenes und Cicero; aber eigentlicher und deutlicher redet er, und hat Worte, ſo etwas Großes bedeuten und anzeigen.“ Die Volksfaßlichkeit hat beſonders für unſere gegenwärtige Zeit eine größere Bedeutung gewonnen, da ohne alle Frage es zu den Hauptzwecken oder Tendenzen derſelben gehört, die Bildung ſoviel wie möglich unter allen Claſſen des Volkes zu verbreiten. Muſter dieſer Art von Faßlichkeit ſind z. B. Franklin, J. Möſer, theilweiſe Peſtalozzi, Jeremias Gotthilf (Bitzius), beſonders Zſchokke. Vgl. Jeniſch, Univerſal-hiſtoriſcher Überblick der Entwickelung des Menſchengeſchlechtes II. 2. Abth. S. 444 (wo zugleich das Weſen der Gemeinfaßlichkeit ſehr gut erklärt wird); ferner Börne, Schriften III. S. 129 fg. Scheidler, Hodegetik S. 135. Ausg. II. Teutſche Vierteljahrſchrift. 1838. 4. Heft. S. 41 fg. Brougham, Praktiſche Bemerkungen über die Bildung der gewerbtreibenden Claſſen, überſetzt von Klöden, S. 9. Greiling, Theorie der Popularität. Jahn, Teutſches Volksthum S. 299, und ſehr gute Bemerkungen über die echte Schriftſtellerei für's Volk in Zſchokke's Prometheus. 1832. I. S. 248 fg. (Dr. *K. H. Scheidler.*)

Fassschnecke, ſ. Dolium.

FASSUNG. Dieſer Ausdruck, von dem Zeitworte faſſen (ſ. Fasslich) bezeichnet 1) im urſprünglichen eigentlichen Sinne theils die Handlung des Faſſens, theils das Product deſſelben, z. B. die Faſſung eines Edelſteines, d. i. deſſen Befeſtigung in Metall; die Faſſung des Bieres, Weines, d. i. die Füllung deſſelben auf Fäſſer; die Faſſung eines Stollen, d. i. die Auszimmerung deſſelben. 2) Im figürlichen Sinne bezeichnet Faſſung zunächſt in Beziehung auf das Erkenntnißvermögen ſoviel wie Ergreifung und Feſthaltung, z. B. die Faſſung eines Vorſatzes, Anſchlags, Entſchluſſes, worunter nichts Anderes verſtanden werden kann, als das Ergreifen eines Gedankens oder Planes unter vielen ſich darbietenden und das Feſthalten deſſelben, da alles Handeln ein Thätigſein nach Zwecken, d. h. Vorſtellungen, iſt, welche man zu verwirklichen ſtrebt, oder welche die Cauſalität ihrer Gegenſtände in ſich enthalten. Sodann bezeichnet es auch ſoviel als das Verſtehen oder Begreifen (das ſogenannte Capiren in der Sprache des gemeinen Lebens), und zwar in den Ausdrücken Faſſungsvermögen, Faſſungskraft. Endlich und vornehmlich wird Faſſung im moraliſchen Sinne, oder in Bezug auf das Gefühls- und Thatvermögen gebraucht, um den Zuſtand unſerer Seele auszudrücken, in welchem dieſelbe im klaren Bewußtſein ihre geſammten Vorſtellungen, Gefühle und Willensbeſtrebungen oder Begierden ſo zu beherrſchen vermag, um durch keine einzelne geſtört oder zu tadelnswerthen Handlungen fortgeriſſen zu werden; ſo in den bekannten Redensarten: nicht aus der Faſſung kommen; die Faſſung verlieren, ſich nicht (z. B. vor Freude oder Schmerz) wieder faſſen können; Jemanden aus der Faſſung bringen; mit Faſſung ein widriges Schickſal ertragen, ſterben und dergl. mehr. In dieſem Sinne bezeichnet Faſſung ſoviel wie Gelaſſenheit, die unerſchütterliche Seelenruhe, Affectloſigkeit oder Apathie (die Stärke), welche die Stoiker als das Merkmal ihres Weiſen darſtellen (ſ. *Seneca*, De tranquill. animi, passim *ej.* epist. 71. 74. 85; de constant. sap. c. 11. de ira I, 16 seq. *Epictet.* Enchir. I, 2. V, 30. *Aul. Gell.* XIX, 1. *Antonin.* III, 4, 11). Namentlich iſt Faſſung die Eigenſchaft der Unerſchrockenheit, die ſich nicht von plötzlichen, noch nicht bekannten Gefahren in Furcht ſetzen läßt, wie z. B. die des Cajus Fabricius (ſ. Plutarch im Leben des Pyrrhus C. 20); überhaupt der Gleichmuth, welchen Horaz (Lib. 3. Od. 3) in dem bekannten Bilde eines echten Mannes ſchildert, den

> Non civium ardor, prava jubentium,
> Non vultus instantis tyranni
> Mente quatit solida, neque Auster,
> Dux inquieti turbidus Adriae,
> Nec fulminantis magna Jovis manus *).

Noch iſt der Unterſchied zwiſchen Faſſung und Sammlung des Gemüthes zu bemerken. Dieſer beſteht zunächſt darin, daß die Sammlung des Gemüthes eine vorhergegangene Zerſtreuung, d. h. Zertheilung der Aufmerkſamkeit oder des Intereſſes nach vielen Richtungen hin, vorausſetzt (denn man kann nur das ſammeln, was nicht ſchon beiſammen, ſondern hierhin und dahin geſtreut iſt), wogegen Faſſung keine Zerſtreuung vorausſetzt, ſondern nur den als normal oder regelmäßig gedachten Zuſtand einer recht gerichteten Aufmerkſamkeit bezeichnet, die ſich nicht zerſtreuen oder auf andere Dinge hinziehen läßt. Sodann bezeichnet Sammlung des Gemüthes auch häufig ſoviel wie ein Einkehren in ſich ſelbſt, oder die Richtung der Gedanken auf religiöſe Betrachtungen; ihr Abziehen oder Abſtrahiren von dem Weltlichen, Irdiſchen, die Vorbereitung zur Erhebung des Gemüthes, zur Andacht. Endlich unterſcheiden ſich beide auch darin, daß die Sammlung des Gemüthes ſich vorzugsweiſe auf das Erkenntnißvermögen beſchränkt, gleichſam nur theoretiſcher oder contemplativer Natur iſt, wogegen Faſſung, wie ſchon bemerkt, auch von der Herrſchaft über die Gefühle und Affecten, ſowie die Begierden und Leidenſchaften gilt. (Dr. *K. H. Scheidler.*)

*) Vergl. des *Spinoza* Tract. de intell. emendat. (beſonders den Anfang) und Schleiermacher's Monolog I. und IV.

FASTEN, iſt entweder ein für eine gewiſſe Zeit gänzliches Enthalten von Speiſe und Trank, oder eine Entſagung gewöhnlicher, nahrhafter Koſt, wofür nur geringe und ſchlechte oder außergewöhnliche Speiſe für jene beſtimmte Zeit ſparſam genommen wird. Es iſt theils ein gebotenes, theils ein freiwilliges Faſten. Der Anfang dieſer Sitte iſt faſt ſo alt, als der Gedanke, daß der Menſch nicht blos für ſeinen Leib, ſondern auch für ſeine Seele zu ſorgen habe; ſo alt, als die unſchwere Wahrnehmung, daß ein wohlgepflegter Körper die ſinnlichen Begierden zu heftig mache und darum zu ſehr von allen Beſchäftigungen mit dem Innern der Menſchennatur ablenke. Sehr begreiflich mußte man da ziemlich ungeſucht auf den Einfall gerathen, es ſei zuträglich, ja wol gar nothwendig, zum Beſten ernſterer Seelenbeſchäftigung die nur allzu regen Verlangen der Sinnlichkeit zu mäßigen, und ſo die Hinderungen ernſter Beſchauung und ungeſtörterer Andacht durch Enthaltſamkeit zu verringern. Je ſtärker noch die ſinnliche Luſt vorherrſchte, was natürlich bei noch ſchwachen Anfängen der Bildung überall am meiſten der Fall ſein muß, deſto größerer Werth mußte auf einen ſolchen Gedanken gelegt werden. Das Opfer, das man dabei ſeinem eigenen Leibe auflegte, konnte ſogar für etwas Verdienſtliches angeſehen werden, da es einen Willen für etwas Höheres, als das Alltägliche, bewies, an deſſen Durchführung man einen Theil ſeines eigenen Wohllebens zu ſetzen Kraft zeigte. Die allgemeine Billigung konnte um ſo weniger fehlen, je beſtimmter Jeder ſelbſt begriff, daß die Heftigkeit ſinnlicher Luſt gemäßigt werden müſſe, um der Glückſeligkeit des Lebens Aller und jedes Einzelnen willen. Daß nun gefördertere oder klügere Menſchen darin ein gutes Erziehungsmittel des noch rohen Haufens ſehen mochten, und ſo die für löblich erkannte Sitte zum Geſetz erhoben, braucht nur angedeutet zu werden; desgleichen, daß die beſondern Richtungen und Abweichungen in dieſen Sitten ſich nach Beſchaffenheit der Länder und der einzelnen Ausüber, beſonders dem Grade nach, anders geſtalten mußten. Und ſo finden wir denn die Sitte des Faſtens auf irgend eine Weiſe beinahe in der ganzen alten Welt unter allen Völkern verbreitet, von denen uns Nachrichten übriggeblieben ſind. Faſt von allen alterthümlichen Völkern Aſiens, der Wiege der Menſchheit, beſonders von denen, die zuerſt unter die gebildeteren gezählt werden dürfen, ſind Zeugniſſe dafür vorhanden, oft ſo alt, daß ſie in der Sagenwelt ſich verlieren, deren dunkele Anknüpfungspunkte ſich in den Gang der Geſchichte unabweisbar verweben und fortſpinnen, ſodaß ſie auch zu andern Völkern fortlaufen, deren Urſprung in Nacht verhüllt iſt.

Wenden wir uns zunächſt zu den Parſen im alten Iran, einem Theile Perſiens und Oberindiens. Die Sitte des zeitweiligen Faſtens iſt hier unverkennbar. Namentlich ſind in der Religion Zoroaſter's (Zerduſcht) die Mithrasmyſterien berühmt, die ſich außerordentlich weit verbreiteten, und noch von dem römiſchen Kaiſer Julian Apoſtata ſo beſonders geliebt wurden, daß ſich Viele, die ſich der kaiſerlichen Gunſt verſichern wollten, in dieſe Myſterien einweihen ließen. Das ganze Ritual der Einweihung verſinnbildete den Kampf des Guten gegen das Böſe, weshalb auch in dieſer Religion die Taufe, als ein Vorbild nothwendiger Sinnesreinigung, Sitte war. Unter die Prüfungen der Aufzunehmenden gehörten allerlei Kaſteiungen, wobei das Faſten keine unwichtige Rolle ſpielte. Waren aber dieſe Myſterien bald über Armenien, Kappadocien, Pontus, Kleinaſien bis nach Paläſtina, ja auch nach Norden hin unter die vielgetheilten Skythen, vielleicht ſogar bis nach Gallien verbreitet, ſo mußte auch nothwendig die Sitte des Faſtens, die noch dazu überall ſo leichten Eingang fand, zugleich mit über die genannten Völker verbreitet worden ſein.

Unter den alterthümlichen Chineſen und Hindu tritt dieſelbe Sitte ganz unverkennbar hervor, am Auffallendſten unter den ungleich leidenſchaftlichern Hinduſtämmen. Unter beiden hatte ſich im graueſten Alterthume, wie bei den Parſen, die Lehre von Himmel und Hölle, von Seligkeit und Verdammniß nach dem Tode auf eigenthümliche Art ausgebildet, woran ſich der Glaube an die Seelenwanderung gereiht hatte. Die Hindu vorzüglich waren in ihren dichteriſchen Philoſophemen auf die Überzeugung gekommen, der Körper ſei nur der Kerker der Seele, den ſie zur Strafe und doch noch aus Gnaden zur Läuterung des Geiſtes bewohne. Dieſer Glaube, der ſich überaus weit, bis in das Chriſtenthum, verbreitete, mußte nothwendig bald Büßungen und Kaſteiungen aller Art hervorrufen, unter denen das Faſten noch zu den anſtändigſten und nächſten gehörte. Vom Fleiſcheſſen enthielten ſich Viele völlig, ohne daß dies zu dem eigentlichen Faſten gerechnet wurde. Der gewöhnliche äußere Cultus beſtand im Allgemeinen hauptſächlich im geſetzlichen Baden und Abwaſchen, als Zeichen der innern Reinigung, in Enthaltungen von verbotenen Speiſen und Getränken, im eigentlichen Faſten, Beten, Opfern, den Beobachtungen ihrer fünf Sacramente u. ſ. w. Ein Bramine, der in ſeinem Alter ſoweit vorgerückt war, daß er Einſiedler werden konnte, durfte z. B. nichts als ſeinen Stab und Waſſertopf in die Einſamkeit mitnehmen, nicht einmal Feuer. Auch das Reden war ihm nicht erlaubt. Unter den vielen Büßungen und Selbſtpeinigungen, die von den Hindu bis ins wahrhaft Gräßliche und unglaublich Fanatiſche getrieben wurden, ſtand die Pavaka, welche von allen Verbrechen reinigen ſollte, ein untrügliches Verſöhnungsmittel für alle Sünden, oben an. Dabei war aber ein gänzliches Faſten auf zwölf Tage vorgeſchrieben, was man kaum für möglich halten ſollte, wenn nicht einige Ermäßigungen vergönnt geweſen ſein dürften, ſo übertrieben auch hierin die Hindu vor allen andern Völkern ſich zeigten, obgleich ihre heiligen Vedas auf körperliche Büßungen nur wenig hielten, eine auffallende Erſcheinung, die ſich leider ſpäter bei den Chriſten wiederholt.

Iſt uns nun auch aus den Nachrichten über die Gebräuche der alten Ägypter keine einzige glaubwürdige Stelle bekannt, welche von geſetzlich anbefohlenen Faſten handelte, ſo ſcheint doch nicht blos der bekannt düſtere und ſchwärmeriſche Charakter der Bewohner des Nilthals für Annahme einer ſolchen Lebensſitte zu ſprechen, ſon-

dern noch mehr die in vielfacher Hinſicht klare Übereinſtimmung ihrer Sitten und Einrichtungen mit den Hauptvölkern des öſtlichſten Aſiens, mit denen ſie ſeit den früheſten Zeiten in enger Verbindung ſtanden, was ſich durch fortgeſetzte Unterſuchungen immer ſtärker bewahrheitet. Der Gebrauch des Faſtens läßt ſich beinahe mit Gewißheit aus dem uralten Beſtande der Iſis- und Oſirismyſterien annehmen, die mit den Mithrasmyſterien der Parſen überaus viel Gemeinſames hatten. So geheim auch vorzüglich in Ägypten die Gebräuche dieſer Weihungen gehalten wurden, ſo treten doch die Haupteinrichtungen derſelben in der Beſchaffenheit der griechiſchen Myſterien, die nach den Ägyptiſchen gebildet wurden, ans Licht. Gründe genug, das Vorhandenſein des Faſtens auch unter den alten Ägyptern, wenigſtens in ihren geheimen Einweihungen, anzunehmen.

Daß ſich jedoch das Faſten namentlich von Hindoſtan aus in alle benachbarte nördliche und weſtliche Länder, ſowie auf alle benachbarte ſüdliche Inſeln verbreitete und zur frühzeitigen Lebensſitte wurde, davon ſind die deutlichſten Anzeigen vorhanden. So wiſſen wir von *Siam*, deſſen Religionsvorſchriften überhaupt die Enthaltſamkeiten ſehr begünſtigen, daß die Faſten zu den allgemeinen Vorbereitungen auf allerlei ernſtere Handlungen gehörten. Daher waren die ordentlichen Faſten auch dahin ermäßigt, daß man während derſelben Betel kauen durfte. Die Hauptfaſten der Siameſen fielen auf die Tage des Neu- und Vollmondes. — Auf *Java*, wo die Enthaltung von Rindfleiſch erſtes Gebot iſt, ſteht, wie auf allen ſundiſchen Inſeln, der hinduſtaniſche Buddhadienſt oben an, und nur einige Gegenden derſelben ſind dem Brahmadienſte zugethan. Aus beiden geht von ſelbſt hervor, daß die Gebote der Hindu auch hier heimiſch ſind, folglich auch das Faſten. Nebenbei ſind in allen dieſen Gegenden ſtarke, berauſchende Getränke verboten. — Von *Tibet*, ſo wenig Genaues wir noch bis jetzt in mancher andern Hinſicht von dieſem Lande wiſſen, iſt doch ſchon längſt ſoviel gewiß, daß ſie den Fo oder Fohi der Chineſen als ihren hierarchiſchen Oberherrn angenommen haben, von dem ſie glauben, daß er ſich ſtets beim Tode ihres Dalai-Lama in einem neugeborenen Knaben wieder verkörpere. Hat ſich nun auch dieſe geiſtliche Herrſchaft in Dalai-Lamaiten und Bogdo-Lamaiten (Roth- und Gelbmützen) getheilt, ſo herrſcht doch in beiden der Glaube an eine Dreieinigkeit, Seelenwanderung ꝛc. und die Sitte mancher Enthaltſamkeiten und Faſten. Ihre Anhänger haben ſich in Mittelaſien nicht wenig verbreitet, wie das Mönchsweſen, das bei ihnen noch lebhafter im Schwunge geht, als bei ihren Vorbildern.

Griechenland ſelbſt hielt gelegentlich das Faſten hoch, und fand nöthig, es für manche Feierlichkeiten anzuordnen. So war es z. B. bei den Orakeln des Trophonios an der Grenze zwiſchen Attika und Böotien gebräuchlich, daß die Anfragenden unter Anderem 24 Stunden faſten mußten. Auch bei den Einweihungen in die eleuſiniſchen Myſterien gingen geſetzliche Faſten vorher, denen die Reinigungen folgten; und der dritte Tag des Feſtes war, nach der Abwaſchung am Meere, dem Faſten geweiht, das in Trauer verbracht werden ſollte, zum Gedächtniß der Trauer der Ceres (ſ. Myſterien). Von den Pythagoräern und ihren hierher gehörigen Einrichtungen leſe man unter Pythagoras und ſeine Schule. — Von den Griechen ging Vieles auf die Römer über u. ſ. w. Überhaupt iſt der Zuſammenhang der älteſten Völker ſo groß, daß die Ideenähnlichkeit unter ihnen kein Wunder heißen kann. Mit der Idee des Faſtens iſt es nicht anders.

Altteſtamentliches Faſten.

Bei der unter allen alten Völkern des Morgenlandes allgemein verbreiteten Sitte des Faſtens konnte es auch den *Juden* nicht fremd bleiben. Derſelbe Gedanke, welcher die heidniſchen Völker dazu trieb, machte auch ihnen das Faſten wichtig. Auch ſie glaubten, den Zorn der Gottheit dadurch von ſich und dem Volke abzuwenden, und ſie ſo gnädig zu ſtimmen, daß ein bereits über das Land gekommenes Unglück, oder ein durch den Mund gottbegeiſterter Seher ihnen angedrohtes dadurch von ihnen genommen und in Heil verwandelt werde. Dennoch ſcheint *Moſes* ſelbſt auf das Faſten nicht ſo außerordentlich viel gehalten zu haben, wozu er auch in ſeiner Erziehung durch die Prieſter der Ägypter nur wenig Veranlaſſung gefunden haben konnte. Wenigſtens hat ſich, ſoviel wir wiſſen, kein *geſetzlicher Faſttag* unter den *Ägyptern* bis jetzt nachweiſen laſſen. Daher hat Moſes, den allgemeinen Volksglauben beachtend, das ganze geſetzliche Faſten nur auf einen einzigen Tag im Jahre beſchränkt, und dieſen dadurch vor allen andern feierlich und einflußreich gemacht zur Beruhigung ſeines Volkes. Es war dies der große *Verſöhnungstag*, der ohne alle Speiſe, ohne Trank und ohne Arbeit hingebracht werden mußte. Alle übrigen von ihm verordneten Feiertage, den Sabbath mit eingerechnet, ſollten Freudentage ſein, an denen das Faſten widergeſetzlich war. Keine Ausnahme von dieſer Regel ſollte ſtattfinden, außer wenn etwa das große Verſöhnungsfeſt auf einen Sabbath fiel; denn der Verſöhnungstag war größer als der Sabbath, und wurde auch der große Sabbath genannt. Die Verordnung für dieſes Enthaltungsfeſt zur Vergebung aller Sünden des Volkes 3 Moſ. 23, 27—32. Die Zeit der Kaſteiung des Leibes zur Verſöhnung dauerte vom Abend an bis zum nächſten Abend. Außer dieſem großen Faſtentage verordnete Moſes keine Faſten. Das Volk der Juden muß aber ſchon damals viel auf das Faſten gehalten und es für Gott gefällig angeſehen haben. Es war unter ihnen nicht ungewöhnlich, unter Anderem Gott zu geloben, daß man faſten und ſeinen Leib kaſteien wolle. Dies ergibt ſich aus 4 Moſ. 30, 14, wo es heißt: „Alle Gelübde und Eide, den Leib zu kaſteien, mag der Hausherr kräftigen oder ſchwächen.“ Schweigt der Hausherr, oder der Vater, oder der Mann zu einem Gelübde ſeiner Untergebenen, ſo iſt das Gelübde zu halten; ſchweigt er nicht und redet an demſelben Tage dagegen, ſo iſt das Gelübde ungültig. Moſes wollte alſo durch dieſe Einrichtung unüberlegte Gelübde der Art verringern, ohne dem patriarchaliſchen Rechte der Hausväter zu nahe zu tre-

ten. — Aber es blieb nicht dabei, denn der allgemeine Volksglaube der Juden war auch in dieſem Punkte vom Glauben der meiſten heidniſchen Völker des Morgenlandes nicht ſehr verſchieden. Man war gewiß, daß Gott durch Faſten und Schreien ſich erweichen und zur Erbarmung bringen laſſe. Die Geſchichte von Ninive nach dem Jonas liefert das beſte Zeugniß dafür. Dabei beſtätigen ſich noch die Gebräuche, daß man im Sack und in der Aſche Buße that, d. h. man legte geringe Kleider ſchlechter oder grober Art an, ſtreuete Aſche auf ſein Haupt, oder zerriß auch wol ſein Gewand (mit Vorſicht). Man mochte wol dem Faſten grade darum ſo großen Beſchwichtigungseinfluß zuſchreiben, je mehr es den Leuten verhaßt war, denn dadurch wurde erſt der Entſchluß zu faſten etwas Verdienſtliches. Man legte ſich alſo eine Unannehmlichkeit auf, um eine größere damit zu vertreiben. Übrigens geſchah es auch nicht ſelten, um die Schicklichkeit und die Mode zu beachten. In ſolchen Fällen war man bei der Hand, es möglich ſchnell wieder zu entfernen. Daher der Gebrauch, daß bei Leichenbeerdigungen die guten Freunde des Trauerhauſes ein Gaſtmahl und den Troſtbecher ins Haus der Leidtragenden brachten, damit ſich die Betrübten erquicken möchten.

Bald nach Moſe nahm unter den Juden das Faſten zu. Der große Verſöhnungsfaſttag war ihnen nicht genug, und es entſtanden noch andere Faſttage, die theils bei gewiſſen Vorfällen öffentlich veranſtaltet und ausgerufen, theils auch für gewiſſe Zeiten des Jahres feſtgeſetzt wurden. Im erſten Buche der Könige Cap. 21 läßt Jeſebel im Namen ihres Gemahls, des Königs Ahab, damit er Naboth's Weinberg erhielte, ein Faſten ausſchreiben, an welchem Naboth obenan ſitzen, dann an demſelben Tage von zwei loſen Zeugen als Gottes- und Königsläſterer verklagt und geſteinigt werden ſollte. Wir wiſſen, Jeſebel war gottlos. — Und im zweiten Buche der Chronika 20, 3 läßt der König Joſaphat darum ein Faſten unter ganz Juda ausrufen, weil er ſich fürchtete vor dem Einfalle des Heeres der Ammoniter und Moabiter, daß er zur Abwendung der Gefahr den Herrn ſuchte. — Ebendarum kamen die Kinder Israel, als der Stamm Juda im Kampfe gegen die gottloſen Benjaminiten zwei Mal geſchlagen worden war, herauf vor den Herrn (nach dem Buche der Richter 20, 26) zum Hauſe Gottes und weinten und blieben vor dem Herrn daſelbſt und faſteten den Tag bis zum Abend, und opferten Brandopfer und Dankopfer. Und nun gab der Herr das Heer Benjamin in ihre Hand, nachdem die Israeliten nämlich einen Hinterhalt geſtellt und eine Kriegsliſt angewendet hatten. — Desgleichen faſteten die Juden nach 1 Sam. 7, 6, als ſie von den Philiſtern geſchlagen worden waren; und Samuel ließ nicht nach zu ſchreien zu dem Herrn und opferte ein Milchlämmlein für Israel, das ſich doch noch fürchtete, bis Samuel dem Volke verkündete, daß der Herr ſein Schreien erhört habe, und ließ donnern einen großen Donner. — Man fuhr auch fort, zum Beweiſe ſeiner Trauer über ein geſchehenes Unglück, beſonders zum Betrauern der Todten, zu faſten. So geſchah es von den redlichen Männern zu Jabes in Gilead, die Saul und ſeine fünf Söhne von den Mauern zu Bethſan holten, wohin die Philiſter die Leichen des Königshauſes gehangen hatten, brachten die Todten gen Jabes, verbrannten ſie, begruben ihre Gebeine unter dem Baume zu Jabes, und faſteten ſieben Tage. David und die Seinen trauerten gleichfalls über den Tod Saul's und Jonathan's, zerriſſen ihre Kleider, trugen Leid und weinten, und faſteten bis an den Abend (2 Sam. 1, 12). Der Begriff materieller Hilfe, daß ſich der Herr durch das Faſten zur Barmherzigkeit erweichen laſſen werde, war jedoch überwiegend, ſelbſt im David, wie wir im zweiten Buche Samuelis Cap. 12 leſen. David faſtet, um damit von dem Herrn das Leben des kranken Kindes der Bath-Seba zu erbitten; läßt ſich auch von ſeinen Älteſten nicht davon abbringen, bis das Kind am ſiebenten Tage geſtorben war. Da ſtand der König auf von der Erde, wuſch und ſalbete ſich, thät andere Kleider an und betete an im Hauſe des Herrn. Darnach ließ er auftragen und aß, ſprechend: Um das Kind faſtete ich und weinte, da es lebte; denn ich gedachte, wer weiß, ob mir der Herr gnädig wird, daß das Kind lebendig bleibe. Nun es aber todt iſt, was ſoll ich faſten? Kann ich es auch wiederholen? Ich werde wol zu ihm fahren, es kommt aber nicht zu mir. — Das gilt für die allermeiſten Fälle in der alten Welt. Man glaubte, mit ſolchem Leid, was man ſich anthat, die Götter zu bewegen, daß ſie gnädig würden, die Sünde zu vergeben und nicht mehr zürnten. — Darum wurden auch unter den Juden neue Faſttage angeordnet, die jährlich zu beſtimmten Zeiten wiederkehren ſollten zur Erinnerung an irgend eine große Noth des Volkes, aus welcher der Herr errettet hatte. Dies bezeugt die Geſchichte der Eſther Cap. 4, 3, wo alle Juden in ihrem Unglücke faſten, und das Feſt Purim Cap. 9, 31, was vom ganzen Volke feierlich begangen werden ſoll. — Im Propheten Sacharja Cap. 7, 5 und Cap. 8, 19 wird zur Zeit der babyloniſchen Gefangenſchaft der Juden eines vierfachen Faſtens in jedem Jahre gedacht, nämlich der Faſten des vierten, fünften, ſiebenten und zehnten Monats. Im vierten Monat faſteten ſie wegen der Eroberung Jeruſalems durch die Chaldäer und Babylonier; im fünften Monat wegen der Einäſcherung des Tempels durch die Babylonier; im zehnten Monat, weil die Chaldäer in dieſem Monate die Belagerung Jeruſalems angefangen hatten, und im ſiebenten Monat zum Andenken der Ermordung des Gedaljah, welcher von den ſiegreichen Babyloniern über die im Lande zurückgelaſſenen Juden geſetzt worden war, deſſen Geſchichte man im 40. und 41. Cap. des Jeremias lieſt, hielten die Juden ein jährliches Faſten, das bis in unſere Zeit Sitte geblieben iſt, wie das Faſten in den andern Monaten. Vom Faſten des fünften und ſiebenten Monats heißt es ausdrücklich, daß ſie von den Juden in der 70jährigen Gefangenſchaft und am Ende derſelben gehalten worden ſind und in der Folge beibehalten. Das Verſöhnungsfeſt heißt jetzt der lange Tag. — Manche andere noch beigefügte Faſttage wurden nicht immer und nicht regelmäßig gehalten.

Da nun die öffentlichen Volksfaſten unter den Ju-

den ſo anſehnlich ſich vermehrt hatten, woraus der Glaube an die Wichtigkeit des Faſtens von ſelbſt ſich kund gibt, braucht es wol kaum erwähnt zu werden, daß es noch ungleich mehrfache *Privatfaſten* gab, die ſich einzelne Perſonen auflegten, um den Zorn Gottes von ſich abzuwenden, oder ihre Trauer damit an den Tag zu legen. In vielen Stellen des alten Teſtaments wird daher des Faſtens als einer nützlichen und Gott wohlgefälligen Handlung gedacht. Selbſt der Prophet Daniel ſagt im 9. Cap. V. 3 von ſich: Und ich kehrte mich zu Gott dem Herrn, zu beten und zu flehen mit Faſten, im Sack und in der Aſchen. Im Buche Judith wird es öfter erwähnt, z. B. Cap. 4. V. 7 und 8 ꝛc. Zuweilen wird jedoch von den Propheten darauf hingedeutet, daß die Beſſerung des Herzens mehr werth iſt, als der äußere Gebrauch, ſo ſehr er auch in Ehren zu halten ſei. Eine ſolche Stelle finden wir Joel 2, 12 und 13: Bekehret euch zu mir von ganzem Herzen mit Faſten, Weinen und Klagen. Zerreißet eure Herzen, und nicht eure Kleider, und bekehret euch zu dem Herrn, eurem Gott. Der Prophet Sacharja macht ſogar an dem ſchon angeführten Orte Cap. 7. V. 5 und 6 ꝛc. auf die eigennützige Idee, die dem Faſten zum Grunde liegt, deutlich aufmerkſam: „Da ihr faſtetet u. ſ. f., habt ihr mir gefaſtet? Oder, da ihr aßet und trunket, habt ihr nicht für euch ſelbſt gegeſſen und getrunken?“ Und im 9. V. fährt er fort, ihnen zu ſagen, was mehr werth iſt, als Faſten oder Eſſen: „Richtet recht, und ein Jeglicher beweiſe an ſeinem Bruder Güte und Barmherzigkeit“ ꝛc. Daſſelbe verkündet Jeremias, welcher im 11. und 12. V. des 14. Cap. Gott folgende Worte in den Mund legt: „Du ſollſt nicht für dies Volk um Gnade bitten. Denn ob ſie gleich faſten, ſo will ich doch ihr Flehen nicht hören; und ob ſie Brandopfer und Speiſeopfer bringen, ſo gefallen ſie mir doch nicht, ſondern (V. 16) ich will ihre Bosheit über ſie ſchütten.“ — Noch mehr peitſcht Jeſaias das verkehrte Faſten im 58. Cap. vom 4. V. an: „Siehe, ihr faſtet, daß ihr hadert; und zanket, und ſchlaget mit der Fauſt ungöttlich. Faſtet nicht alſo, wie ihr jetzt thut, daß ein Geſchrei von euch in der Höhe gehört wird. Sollte das ein Faſten ſein, das ich erwählen ſoll, daß ein Menſch ſeinem Leibe des Tages übel thue, oder ſeinen Kopf hänge, wie ein Schilf, oder auf einem Sacke und in der Aſche liege? Wollt ihr das ein Faſten nennen, und einen Tag, dem Herrn angenehm? Das iſt aber ein Faſten, das ich erwähle: Laß los, welche du mit Unrecht gebunden haſt; gib frei, welche du drängeſt; reiß weg allerlei Laſt; brich dem Hungrigen dein Brod“ ꝛc.

Allein dieſe reineren Anſichten fanden bei der äußerlichen Menge wenig Eingang, und der Glaube an die Werkheiligkeit des Faſtens blieb der alte, ja er ſetzte ſich im Laufe der Zeiten faſt noch feſter, als er geweſen war. So ließ *Esra* bei der Rückkehr aus Babel (Cap. 8. V. 21 und 23) ein Faſten ausrufen, auf daß ſie ſich demüthigten vor ihrem Gott und Hilfe gegen ihre Feinde von ihm erhielten. Als darauf dann Esra berichtet wurde (Cap. 9), das Volk Israel und die Prieſter und Leviten hätten ſich mit den heidniſchen Völkern vermiſcht und ihre Töchter zu Weibern genommen, zerriß er ſeine Kleider (V. 3), raufte ſein Haupthaar und ſeinen Bart aus, und ſaß einſam bis an den Abend; ließ dann Allen einen Eid ſchwören, daß ſie die fremden Weiber von ſich thun wollten, worauf er abermals in die Kammer ging und faſtete um der Sünde der Abtrünnigen willen (Cap. 10. V. 6). Und nachdem der Gottesdienſt durch Esra, nach der ſtarken Hilfe Nehemia's, wieder eingerichtet und ein Freudenfeſt ſieben Tage lang gefeiert worden war, kamen die Kinder Israel zuſammen mit Faſten, Säcken und Erde auf ihnen, ſonderten Israel von allen Fremden und bekannten ihre Sünden u. ſ. f. Nehem. Cap. 9. — Mochte nun Esra dies aus Klugheit, oder aus Überzeugung thun, in beiden Fällen war das Äußere der Gebräuche wieder zu neuem und größerem Anſehen erhoben worden, was ſich auch in der That weiter zeigte und aushielt. Nur wenig konnte es fruchten, wenn Sirach Cap. 34. V. 28 und 31 lehrt: „Wenn Einer bauet und wieder zerbricht, was hat er davon? Alſo der Menſch, der für ſeine Sünde faſtet, und ſündigt immer wieder. Wer ſoll das Gebet erhören, und was hilft ihm ſein Faſten?“ Das Äußere ſiegte und nahm zu, auch der äußerliche Gebrauch des Faſtens, das der Engel des Tobias (Cap. 12. V. 9) ſelbſt preiſt: „Ein ſolches Gebet (Lob- und Dankgebet für göttliche Gnade) mit Faſten und Almoſen iſt beſſer, denn viel Goldes zum Schatz ſammeln.“ — In demſelben Anſehen ſtand das Faſten unter den *Maccabäern*. Denn als der Held Judas Maccabäus gegen den ſyriſchen Hauptmann Seron zog, ſprachen die Seinen zu ihm (Cap. 3. V. 17): „Unſer iſt wenig, dazu ſind wir matt vom Faſten. Wie ſollen wir uns mit einem ſo großen und ſtarken Haufen ſchlagen?“ — Als dann er und ſeine Brüder das verwüſtete Heiligthum reinigten (Cap. 4. V. 38—40) und den Jammer ſahen, zerriſſen ſie ihre Kleider und hatten eine große Klage, ſtreueten Aſche auf ihre Häupter, fielen nieder auf ihr Angeſicht, und blieſen Trommeten und ſchrieen gen Himmel. — (Vergl. im 3. Cap. V. 47.) Ähnliches geſchieht von den Israeliten zur Zeit der Maccabäer öfter, z. B. 2. Buch der Maccab. 13, 12.

Als nun unter ihnen die Sekten überhand nahmen und die *Phariſäer*, als Gegner der freiſinnigen Sadducäer, ſich wichtig machten, die Satzungen des Geſetzes nicht allein buchſtäblich erfüllt, ſondern auch die Auslegungen und Zuſätze berühmt gewordener Lehrer ihrer Vorfahren gehalten wiſſen wollten, und in ein äußerlich ſtrenges Leben Alles ſetzten: wie hätte da nicht auch das Faſten im Anſehen unter der Menge ſteigen müſſen? Die bisher gewöhnlichen Faſten waren denen, die ihre Denkzettel breit machten, auf den Gaſſen beteten und ſich geißelten, nicht auffallend und ſcheinbar genug; ſie ſchrieben ſich ſelbſt daher neue Faſten vor, um ſich von den übrigen ſichtbar zu unterſcheiden und in ſtrengerer Frömmigkeit zu prangen. Und ſo faſteten die Phariſäer jede Woche zwei Mal, und zwar des Montags und Donnerstags. Dieſe Wahl hatte theils, und wol hauptſächlich, der Sabbath herbeigeführt, an dem nicht gefaſtet werden durfte, ſowie die Überzeugung, es ſei nicht gut, den Tag der Freude unmittelbar mit den Tagen der Trauer zuſammenſtoßen

zu laſſen; theils auch aus geſchichtlichen Gründen und um gewiſſer Traditionsmeinungen willen, worauf ſie viel hielten. So ſollte unter Anderem Moſes an einem Donnerstage auf den Berg Sinai geſtiegen und an einem Montage wieder mit ſeinen Geſetztafeln herabgekommen ſein u. ſ. f. Dies und Anderes, z. B. daß der Tempel an einem dieſer Tage zerſtört worden ſei, ſollte die Wahl ihrer Wochenfaſttage vor dem Volke noch mehr heiligen. In der That machten dieſe und ähnliche Dinge die Phariſäer unter der Menge ſo angeſehen, daß ſie nicht nur in den Schulen der Juden, ſondern auch im Gericht das Meiſte galten. Als darauf zur Zeit des Herodes unter dieſer Sekte ein großer Streit zwiſchen zweien ihrer angeſehenſten Lehrer wegen verſchiedener Geſetzauslegung, die ſie vorzüglich eifrig betrieben, entſtanden war, brachte dies noch einen andern neuen Faſttag hervor. Es waren nämlich unter Allen damals in Geſetzgelehrſamkeit zwei Männer durch viele beſondere Erklärungen und Aufſätze ſehr berühmt geworden, Hillel und Samai (welche Joſephus im 13. Buche im 9. Capitel ſeiner Alterthümer Pollio und Sameas nennt). Jeder derſelben gewann ſich ſo viele Anhänger, daß ſich die Phariſäer in zwei Parteien ſpalteten, ſodaß es war, als ob aus Gottes Geſetzgebung zwei Geſetze geworden wären. Der Haß beider Parteien wuchs ſo ſehr, daß es zu den ärgſten Verfolgungen, ja bis zu Mord und Todtſchlag kam. Dieſes Unheil bewog die Juden, einen beſondern Jahresfaſttag einzuſetzen, womit ſie das Unglück abzuwenden vermeinten.

Auch die Eſſäer, über deren Sitten Joſephus am angeführten Orte ausführlich berichtet, desgleichen Philo, faſteten viel und ſtreng; wie ſie denn überhaupt noch härter als die Phariſäer lebten, ſich ungleich größerer Einfachheit befleißigten, beſonders in ihrer äußern Erſcheinung, was eben nicht Sache der Phariſäer war. Ihre gewöhnliche Lebensweiſe, ihr gemeinſchaftliches Eſſen in einem Saal (ſie hatten Gütergemeinſchaft) kann ſchon an und für ſich ein uneigentliches Faſten genannt werden, denn ſie enthielten ſich vom Genuſſe des Fleiſches, und waren dergeſtalt gegen das Tödten der Thiere eingenommen, daß ſie nicht einmal Waffen verfertigten, fürchtend, es möchte etwa ein Thier mit denſelben umgebracht werden. Sie begnügten ſich alſo mit Brod und Pflanzenſpeiſen, wozu ſie Waſſer tranken, denn auch der Wein wurde von ihnen verſchmäht. Ihre eigentlichen Faſten waren daher außerordentlich ſtreng. Dies Alles thaten ſie, weil ſie die Sinne und den Leib für die böſe Materie hielten (nach Art der Hindu), welche nicht genug in Schranken gehalten werden könne, durchaus nichts werth ſei, vielmehr ein Feind der Seele und ein Kerker derſelben, aus welchem der Geiſt erſt beim Tode des Leibes gänzlich erlöſt werde. Viele dieſer Eſſäer, die bald mit den Pythagoräern, bald und noch mehr, vorzüglich die Therapeuten, mit den Mönchen in Vergleich geſtellt werden, aßen jedes Tages nur ein Mal, nur nach Untergang der Sonne; andere derſelben ſogar nur am dritten Tage. Und ſo waren ſie denn hierin allerdings die echten Vorläufer der ägyptiſchen Anachoreten.

Nach ſo ungeheurer Verbreitung und übertriebener Hochſchätzung des Faſtens, deſſen Wichtighaltung in der alten Welt nicht allein aus einem kindlichen Glauben ſondern auch, und noch weit mehr, aus falſchen Einſichten kam, kann man ſich nicht wundern, daß es bis in die neueſten Zeiten noch immer, wenn auch nicht mehr ſo allgemein, noch ſo arg, feſtgehalten wird. Ein Volk wie die Juden, das auch in der Zerſtreuung nicht aufhört, ſeinen altväterlichen Gebräuchen treu zu bleiben bis zur Starrſinnigkeit, die ſich jetzt erſt unter einem Theile derſelben zu verlieren ſcheint, muß nothwendig auch bei ſeinen Faſten manchen ſonderbaren Gebrauch in ganz veränderte Lebensverhältniſſe mit hineingetragen haben. Es iſt nicht unwichtig, dieſe alten Gebräuche kennen zu lernen, oder doch, den Hauptſachen nach zuſammengeſtellt, zu überſehen, um ſie ohne große Mühe mit den Sitten und Einrichtungen ſpäterer Zeiten zuſammenzuhalten. Da nun das vorzüglichſte Geſetzbuch der Juden der Talmud iſt, ſo geben wir im gedrängten Auszuge noch

Nähere Beſchreibung der Gebräuche beim jüdiſchen Faſten nach dem Talmud.

Der neunte Abſchnitt des zweiten Theiles der Miſchnah handelt, unter dem Titel Taanith, von den Faſttagen. Die Hauptſachen ſind folgende, wobei wir im Voraus erwähnen, daß wir dabei die mancherlei ſtreitigen Auslegungen der Rabbinen übergehen, ſobald ſie nicht einen beſondern Einfluß auf die Sitten und Gewohnheiten des jüdiſchen Volkes gehabt haben.

Man fängt an, der Regenkräfte im öffentlichen Gebete zu gedenken und gegen den Anfang der Regenzeit darum zu bitten, vom letzten Tage des Lauberhüttenfeſtes an bis nach Oſtern, oder bis Ende des Oſtermonats u. ſ. f. — Iſt kein Regen bis auf den 17. Tag des Monats Marcheſchvan gefallen, ſo beginnen die Rabbinen ein leichtes Faſten von drei Tagen, Montags, Donnerstags und des nächſten Montags, wobei Arbeiten, Baden, Salben und dergl. erlaubt ſind. Hilft das nicht bis zum erſten des Monats Cislev, werden vom Gerichte der ganzen Gemeinde ebenſo leichte Faſttage vorgeſchrieben. Sind auch dieſe ohne Erfolg geblieben, wird der Gemeinde ein ſchärferes Faſten verordnet, abermals an drei Tagen, wo nur Abends vor dem Faſttage gegeſſen und getrunken werden darf, wie am Verſöhnungsfeſte. Alle Arbeit und jedes Vergnügen iſt verboten, und die Bäder werden geſchloſſen. Erhört der Herr noch nicht, ſo ſchreibt das Gericht noch ſieben Faſttage aus, an welchen mit Poſaunen oder Hörnern getönt, d. i. in einem gebrochenen Tone geblaſen wird, welches Blaſen Truah heißt, und an welchen die Kaufläden geſchloſſen werden. Dabei muß jedoch bemerkt werden, daß das Verſchließen der Verkaufsſtuben derer, die mit Nahrungsmitteln handeln, nur zum Scheine, oder des Anſtandes wegen, ſtattfindet. Denn Montags bei einbrechender Dämmerung iſt der Eingang nicht mehr verſchloſſen, die Thüren ſtehen offen, doch angelehnt, und die Speiſen und Getränke werden nicht, wie ſonſt gewöhnlich, ausgelegt. Donnerstags hingegen iſt es erlaubt, ſie den ganzen Tag offen zu halten,

um der Ehre des Sabbaths willen. — Sind aber dieſe 13 Faſttage der Gemeinde immer noch unerhört geblieben, ſo hört man auf, Handel und Wandel zu treiben, zu bauen und Bäume zu pflanzen, ſich zu verloben und Hochzeit zu machen, einander zu begrüßen, wie Menſchen, die von Gott geſcholten, d. i. in ſeine Ungnade gefallen ſind. Es iſt dagegen zu erinnern, daß auch dieſes Aufhören der Geſchäfte ſich doch im Grunde nur auf Gegenſtände des Vergnügens, keineswegs auf Nothwendigkeiten des Lebens bezieht. Denn Bäume zum Nutzen dürfen ebenſo wol gepflanzt, als Wohnhäuſer gebaut werden. — Dabei fangen nun die Rabbinen ihre Faſten von Neuem an, bis der Monat Niſan zu Ende iſt. Fällt vor Ablauf dieſes Monats dennoch kein Regen, ſo iſt das ein Zeichen des Fluches, oder des göttlichen Zornes, wie es 1 Sam. 12, 17 heißt: Iſt nicht jetzt die Weizenernte? Ich will aber den Herrn anrufen, daß er ſoll donnern und regnen laſſen, daß ihr inne werdet und ſehen ſollt das große Übel, das ihr vor des Herrn Augen gethan habt, daß ihr euch einen König gebeten habt. — Der Regen in der Weizenernte war alſo zu ſpät und ein gänzliches Zeichen der göttlichen Ungnade. Es verſteht ſich, daß dies nur für Paläſtina gilt. In andern Ländern richten ſich die Rabbinen nach der Beſchaffenheit der Lage und verſetzen die Faſttage in die Zeit, wenn der Regen nöthig iſt.

An den ſieben letzten Faſttagen der Gemeinde bringt man die Bundeslade auf die Straße der Stadt und ſtreut Aſche darauf, desgleichen auf das Haupt des Naſſi (Fürſten) und des Oberſten, oder des Vaters des Gerichts. Die Andern ſtreuen ſich ſelbſt Aſche auf das Haupt. Es iſt aber ein Zeichen einer tiefern Demüthigung, wenn es Einem von einem Andern, nicht von ihm ſelbſt geſchieht. Der Älteſte unter ihnen ſpricht dann Worte der Zerknirſchung zu der Verſammlung, z. B.: Lieben Brüder! Es heißt nicht von den Leuten zu Niniveh: Und Gott ſahe an ihre Säcke und ihre Faſten, ſondern: Gott ſahe ihre Werke, daß ſie ſich bekehrten von ihrem böſen Wege. — Und in der Kabbalah heißt es: Zerreißet eure Herzen, und nicht eure Kleider! (Dieſer Spruch, ſo fortgeſetzt: „und bekehret euch zu dem Herrn, eurem Gott. Denn er iſt gnädig, barmherzig, geduldig und von großer Güte, und reuet ihn bald der Strafe" — ſteht im Propheten Joel 2, 13. Hier wird alſo offenbar dieſe Prophetenſtelle Kabbalah genannt. Und nach einigen Rabbinen ſollen alle diejenigen Ausſprüche der Propheten ſo heißen, wo ſie die Juden im Namen oder auf Befehl Gottes warnen und ihnen etwas gebieten). — Das Gebet vor der mit Aſche beſtreueten Lade verrichtete ein Älteſter, der ein Gelehrter iſt, dem das Beten geläufig iſt (damit er nicht fehle, was für ein böſes Zeichen gilt), der Kinder habe ınd deſſen Haus leer iſt (von Vermögen oder von Sünen? damit das Gebet deſto inbrünſtiger ſei). Dieſer be- t ihnen 24 Lobſprüche vor, die 18, die man täglich tet, zu denen noch ſechs hinzugethan werden (lauter tellen der Bibel, deren tägliche Gebete im Schmoneßre ch verlängert werden, z. B. „Der, welcher David und en Sohn Salomo erhört hat zu Jeruſalem, erhöre euch, und höre die Stimme eures Schreiens an dieſem Tage. Gelobet ſeiſt du, Herr, der du dich erbarmeſt über die Erde (das Land).

Die drei erſten Faſttage faſteten zwar die Prieſter, welche die Hut hatten (d. i. welche von den 24 Ordnungen die Woche zur Verwaltung des Gottesdienſtes hatten), auch, doch nicht bis zum Abend; diejenigen Prieſter aber, welche der Hut deſſelben Tages warteten (d. i. diejenigen von den ſieben Abtheilungen jeder Ordnung, welche den Geſchäftspflegern des Tages beiſtanden, ſobald es nöthig wurde), faſteten gar nicht. Die andern drei Faſttage begingen die Hüter ganz, die Standmänner oder Gehilfen nur bis an den Abend (andere Rabbinen nehmen die Ordnung der drei erſten Faſttage). Die ſieben letzten Faſttage wurden auch von den Prieſtern mitgefeiert. — Für die Gemeinde werden die Faſten nie ſo angeſetzt, daß ſie am Donnerstage anfangen, damit man damit nicht die Eßwaaren theurer mache (des folgenden Sabbaths wegen). Dennoch werden die zweiten dreitägigen Faſten des Donnerstags, Montags und Donnerstags geſetzt, was andere Rabbinen verneinen, ſodaß alle des Montags angefangen werden ſollen. — Ferner ſetzt man keine Faſten für die Gemeinde am Neumond, weil er ein beſtimmtes Feſt (Moed) heißt, noch am Kirchweihfeſte, noch am Purim. Sind hingegen die Faſten einmal angegangen, ſetzt man ſie deshalb nicht wieder aus, erlaubt aber, daß man ſchon vor Sonnenuntergange eſſen dürfe. Überhaupt ſoll der Sabbath keines Faſtens wegen hungrig angetreten werden.

Dieſe Ordnung des Faſtens wird beobachtet, wenn der erſte Frühregen ausbleibt (wobei man in drei Zeiten, vom 3., 7. und bis zum 18. des Monats Marcheſchvan, wartet, bevor die Faſten beginnen). Artet aber die Saat aus, fängt man ſogleich an, mit Hörnern oder Poſaunen zu tönen, wie in den ſieben letzten Faſttagen. Daſſelbe geſchieht, wenn der andere Regen in 40 Tagen nicht erfolgt, weil das ein Zeichen kommender Theurung iſt. — Man läßt auch tönen, wenn zwar der Regen für die Erdgewächſe, aber nicht für die Bäume reichlich genug fällt. Daſſelbe erfolgt, wenn er wol Saaten und Bäumen, aber nicht Brunnen und Ciſternen genug gibt. — Das thun auch Ortſchaften, die am Regen Mangel haben, während andere damit geſegnet ſind. Auch wenn in einem Orte die Peſt ausbricht (d. i. wenn von 500 in drei Tagen drei Todte herausgetragen werden); und wenn Landplagen kommen, als bei brandigem Getreide, Auswuchs deſſelben, vor Heuſchrecken und anderem Ungeziefer, vor reißenden Thieren, die ſich in bewohnten Gegenden zeigen, bei durchziehenden Kriegsheeren oder über dem Schwert. Sogar am Sabbath wird in folgenden Fällen getönt (und gebetet: Erhöre uns, Herr!), aber nicht gefaſtet: Wenn eine Stadt von Heiden umringt wird, ein Fluß Überſchwemmung droht, ein Schiff dem Untergange nahe iſt und dergl. Kurz: „Über alle Plagen tönet man, daß ſie nicht über die Gemeinde kommen mögen, außer über zu vielem Regen tönet man nicht."

Wenn man faſtet, und es regnet, ehe die Sonne die Spitzen der Berge beſcheint, ſo vollendet man den

Faſttag nicht; regnet es aber erſt hernach, ſo hält man den Faſttag aus. Andere erſtrecken dies auf den ganzen Vormittag, und verwandeln dann den Nachmittag in einen Feſttag, das große Hallel (im 130. Pſalm) ſagend, das nur von ſatten Seelen geſprochen werden darf.

Im 4. Capitel dieſes Abſchnittes wird der umſtändliche und doch oft undeutliche Talmud in ſeinen letzten Verordnungen und Beſtimmungen der Gebräuche, beides im hohen Grade, wovon gleich der erſte Satz (§.) zeugt, der nach Joh. Jac. Rabe's Verteutſchung und eingeklammerten Erläuterungen ſo lautet: „Drei Mal im Jahre erheben die Prieſter ihre Hände (das Volk zu ſegnen), des Tages vier Mal, bei dem Morgengebet, bei dem Muſaph- oder Zugabgebet, bei dem Minchah- oder Abendgebet und bei dem Thorſchluß, nämlich an den Faſttagen, bei den Stationen (Maamadoth, da die Standmänner vier Tage in der Woche faſteten) und an dem Verſöhnungsfeſte." — Deutlicher, heißt es, ſollte dieſer Satz nach der Gemara ſo heißen: Zu dreierlei Zeiten im Jahre, nämlich an den Faſttagen, bei den Stationen und am Verſöhnfeſte, erheben die Prieſter ihre Hände bei jedem Gebete, nämlich bei dem Morgen-, Abend- und Thorſchlußgebete. An einem Tage von dieſen dreierlei Zeiten thun ſie es aber vier Mal, nämlich am Verſöhnungstage, an welchem das Muſaphgebet hinzukommt. — Die zweite §. oder Miſchnajoth fährt ſo fort:

Mit den Stationen oder Standmännern aber hat es dieſe Bewandtniß: Es heißt 4 Moſ. 28, 2: Gebeut den Kindern Israel, und ſprich zu ihnen: Meine Opfer, welche mein Brod ſind . . ., ſollt ihr halten mir darzubringen ꝛc. Wie kann aber Jemand etwas darbringen, wenn er nicht dabei ſteht? Daher haben die erſten Propheten (Samuel und David) 24 Hüter verordnet. Von jeder Hut war zu Jeruſalem eine Station von Prieſtern, Leviten und Israeliten, und wenn die Zeit einer Hut kam, hinauf zu ziehen gen Jeruſalem, ſo zogen die Prieſter und Leviten hinauf (da die von dem Volke beſtimmten Standmänner ſich ſtets daſelbſt aufhielten). Die Israeliten aber von derſelben Hut (welche weiter von Jeruſalem entfernt wohnten, indem ganz Israel nach den 24 Huten eingetheilt war) verſammelten ſich in ihren Städten (in ihren Schulen, faſteten und beteten, daß das Opfer ihrer Brüder möge gnädig angenommen werden) und laſen (im Geſetz den ganzen Tag) das Werk der Schöpfung (zu bezeugen, daß die Welt durch den Gottesdienſt beſtehe, den ſie im Heiligthume verrichteten). — Und weiter im Satze 3: („Die Standmänner faſteten vier Tage in der Woche, vom Dinstage bis zum Donnerstage. Am Freitage faſteten ſie nicht, dem Schabbes zu Ehren, und am Montage nicht, um nicht auf ein Mal von der Ruhe und Luſt zur Arbeit und zum Faſten überzugehen, damit ſie nicht ſterben möchten.") Über dieſe eingeklammerte und „—" bezeichnete Stelle wird bemerkt, daß ſie ſich in den vorzüglich genauen Ausgaben der Miſchnah nicht finde. In der Gemara wird aber als Urſache des Nichtfaſtens am Sonntage angegeben, daß es um der Nazaräer willen geſchehe, und nach Andern, weil die überflüſſige Schabbesſeele ausgefahren und man deswegen ſchwach ſei. Montags aber faſteten ſie (alsdann wirklich vier Tage) für die, welche auf dem Meere fuhren; Dinstags für die Reiſenden in der Wüſte; Mittwochs für die Kinder, daß ſie von der Bräune befreit blieben, und Donnerstags für Schwangere und Säugende. — Im Fortgange wird nun ausführlich geordnet, welche Abſchnitte der Schöpfungsgeſchichte an jedem Tage geleſen werden und auf welche Weiſe; ferner wo die Standmänner beim Gebete ſein müſſen oder nicht; ferner von den neun Zeiten, wo die Prieſter und das Volk Holz herbeiſchaffen, nämlich zum Altar; endlich von den fünf Dingen (traurige), die ihren Vätern am 17. Tage des Monats Tammus, und von den fünf Dingen, die am neunten Tage des Monats Af begegnet ſind. Die letzten fünf Dinge ſind ihnen beſonders betrübt, denn am 9. des Af iſt über ihre Väter beſchloſſen worden, daß ſie nicht in das heilige Land kommen ſollen; der Tempel iſt das erſte und zweite Mal an dieſem Tage zerſtört worden (das zweite Mal iſt es nicht an dieſem Tage geſchehen; es wird aber auf dieſen Tag, als einen Unglückstag, verlegt); die Stadt Bitter (wo die Juden einen großen König gehabt haben wollen) iſt daran von den Heiden eingenommen und Jeruſalem bepflügt worden. Daher verringert man alle Freudensbezeigungen, ſobald der Monat Af begonnen hat. — In der Woche, in welche der 9. dieſes Monats fällt, iſt es verboten, ſich zu beſcheren und Kleider zu waſchen (bis der Faſttag vorüber iſt). Des Donnerstags aber, wenn der 9. auf den Freitag fällt, iſt das Kleiderwaſchen erlaubt dem Schabbes zu Ehren (wie gewöhnlich). Den Tag zuvor ſoll man nicht von zweierlei Gerichten eſſen (nämlich von gekochten oder gebratenen), kein Fleiſch eſſen und keinen Wein trinken. Dagegen halten es Andere für hinlänglich, wenn man nur etwas von ſeiner gewöhnlichen Lebensweiſe ändert, z. B. nur einen Becher Wein trinke, wenn man ſonſt zwei trinkt ꝛc. — Das Ende dieſes Capitels der Miſchnah gehört nicht hierher.

Das Verſöhnungsfeſt hat natürlich einen Abſchnitt für ſich erhalten; es iſt die fünfte Abhandlung des zweiten Buches, mit der Aufſchrift: *Joma*, d. i. der Tag, vorzugsweiſe ſo genannt, wie ihn die Juden auch jetzt noch „den langen Tag" nennen. Es iſt der jährliche große Faſt-, Buß- und Bettag, deſſen Gebräuche ausführlicher, als jedes andern Feſtes, vorgeſchrieben ſind 3 Moſ. 16. — Der Hauptinhalt dieſes Capitels iſt folgender: Der Herr befahl dem Moſes, ſeinem Bruder Aaron zu ſagen, er ſolle nicht zu jeder Zeit in das inwendige Heiligthum hinter den Vorhang vor den Gnadenſtuhl gehen, daß er nicht ſterbe; denn ich will in einer Wolke erſcheinen auf dem Gnadenſtuhle. Sondern er ſoll mit einem jungen Farren zum Sündopfer und mit einem Widder zum Brandopfer hineingehen; ſoll den heiligen leinenen Rock anlegen und leinen Untergewand, ſich mit einem leinenen Gürtel gürten und den leinenen Hut aufhaben, denn das ſind die heiligen Kleider. Zuvor ſoll er ſich baden. Und ſoll von der Gemeinde der Kinder Israel zween Ziegenböcke nehmen zum Sündopfer und einen Widder zum Brandopfer; die zween Böcke vor den Herrn ſtellen vor der Thür der Hütte des Stifts, dann das

Loos werfen über die zween Böcke, ein Loos dem Herrn (zum Sündopfer), und das andere dem ledigen Bock, den er vor den Herrn ſtellen ſoll, daß er ihn verſöhne; und laſſe den ledigen Bock in die Wüſte. Den Farren ſoll er dann zur Verſöhnung ſeiner Perſon und ſeines Hauſes vor dem Herrn ſchlachten, darauf einen Napf voll Gluth vom Altar nehmen, der vor dem Herrn ſteht, den Napf hinter den Vorhang bringen und eine Hand voll zerſtoßenen Räuchwerks auf's Feuer thun, daß der Nebel vom Räuchwerk den Gnadenſtuhl bedecke, daß er nicht ſterbe; das Blut vom Farren mit ſeinem Finger ſieben Mal vor dem Gnadenſtuhle ſprengen. Mit dem geſchlachteten Bocke, dem Sündopfer des Volkes, ſoll er desgleichen thun, und alſo das Heiligthum verſöhnen von der Unreinigkeit der Kinder Israel und von ihrer Übertretung, in allen ihren Sünden, denn ſie ſind unrein, alle, die umher liegen. Kein Menſch ſoll in der Hütte des Stifts ſein, wenn er hineingeht zu verſöhnen. Wenn er herausgeht zum Altar, ſoll er ihn verſöhnen und des Bluts vom Farren und vom Bocke nehmen und auf des Altars Hörner umher thun, ſieben Mal mit ſeinem Finger vom Blute darauf ſprengen. Nach dieſem Verſöhnen des Heiligthums ſoll er den lebendigen Bock herzu bringen, ſeine beiden Hände auf deſſen Haupt legen und bekennen auf ihn alle Miſſethat der Kinder Israel; und ſoll ſie dem Bock auf das Haupt legen, und ihn durch einen Mann, der vorhanden iſt, in die Wüſte laufen laſſen, daß alſo der Bock alle ihre Miſſethat auf ihm in die Wüſte trage. Dann ſoll Aaron in die Hütte des Stifts gehen, die heiligen Kleider ausziehen und daſelbſt laſſen, ſein Fleiſch an heiliger Stätte mit Waſſer baden und ſeine eigenen Kleider anziehen; ſo herausgehen, ſein und des Volkes Brandopfer machen zur Verſöhnung, und das Fett vom Sündopfer auf dem Altare anzünden. — Der Mann, der den Sündenbock in die Wüſte brachte, ſoll ſeine Kleider waſchen und ſich baden, und darnach ins Lager kommen. Den Farren und den Bock des Sündopfers ſoll man darauf hinaus ins Lager ſchaffen und Alles mit Feuer verbrennen. Der es thut, ſoll ſeine Kleider waſchen, ſich baden und darnach ins Lager kommen. Auch ſoll euch das ein ewiges Recht ſein; am zehnten Tage des ſiebenten Monats ſollt ihr euren Leib kaſteien, und kein Werk thun, er ſei einheimiſch oder fremde unter euch. Denn an dieſem Tage geſchieht eure Verſöhnung, *im Jahr ein Mal*. Darum ſoll's euch der größte Sabbath ſein, und ihr ſollt euren Leib demüthigen. Solche Verſöhnung ſoll aber ein Prieſter thun, den man geweihet hat zum Prieſter an ſeines Vaters Statt. — Dies iſt das ewige Recht, das Moſes geboten hat zur Verſöhnung des Volkes im Namen des Herrn. — In dieſer Abhandlung der Miſchnah haben nun die Älteſten beſchrieben, wie es damit gehalten worden iſt, ſo lange der zweite Tempel noch geſtanden hat; denn nachdem die Juden keinen Tempel und keine Opfer mehr haben, können ſie faſt gar nichts mehr davon beobachten.

Schon die Vorbereitungen zu dieſem Feſte hatten ſich [d]ie Juden ſehr umſtändlich und weitläufig gemacht. Sie[b]en Tage vor dem Verſöhnungsfeſte nahm man den Hohenprieſter aus ſeinem Hauſe und führte ihn in das Zimmer Palhedrin (der Räthe), und ſetzte einen Andern an ſeine Stelle, damit ihm nichts begegne, was ihn zur Verrichtung des Amtes untauglich mache. Täglich übte er ſich hier im Blutſprengen und Räuchern, Opfern, und reinigte die Lampen von der Aſche. Die Älteſten des Gerichts laſen ihm die Verordnung Moſis für dieſen Tag vor und ſprachen zu ihm: Mein Herr Hoheprieſter, lies mit deinem Munde, du möchteſt es vergeſſen, oder gar nicht gelernt haben (dies war zur Zeit des zweiten Tempels nöthig, wo von den Beherrſchern auch Untüchtige gewählt wurden, welche die Andern weder an Weisheit, noch an Reichthum, Gewalt und Schönheit übertrafen). Den Tag vor dem Verſöhnungsfeſte des Morgens ſtellten ſie ihn in das Thor gegen Morgen und führten vor ihm Farren, Widder und Schafe vorbei, damit er den Dienſt erkennen und lernen möchte. Dieſe ſieben Tage über ließ man ihm an Speiſe und Trank nichts mangeln, aber den Tag vorher, nachdem es finſter geworden war, ließen ſie ihn nicht viel eſſen (beſonders keine erhitzenden Genüſſe, wie Milch, Eier, fettes Fleiſch, alten Wein ꝛc.), weil das Eſſen ſchläfrig macht. — Hierauf überließen ihn die Älteſten des Gerichts den Älteſten der Prieſterſchaft, und dieſe führten ihn hinauf auf den Söller des Hauſes Aftinas (zu denen, welche das Rauchwerk zubereiteten, damit er damit umgehen lerne, was eins der ſchwerſten Stücke heißt), beſchworen ihn und gingen von ihm. Sie ſprachen aber zu ihm: Mein Herr Hoherprieſter! Wir ſind Abgeordnete von dem Gericht, und du biſt ein Abgeordneter von uns und dem Gericht. Wir laſſen dich ſchwören bei dem, deſſen Name in dieſem Hauſe wohnt, daß du nichts änderſt von Allem, was wir dir geſagt haben. Er ſchied weinend von ihnen, und ſie weinend von ihm. (Er ſoll weinen, weil ſie ihn im Verdacht gehabt, und ſie, weil ſie ihn vielleicht fälſchlich im Verdacht gehabt haben — alſo ein Schauſpiel mit Thränen! Der Eid ſoll hauptſächlich wider die Meinung der Sadducäer gegangen ſein, die das Rauchwerk außerhalb des Allerheiligſten auf die Pfanne gethan wiſſen wollten, da doch Moſes ausdrücklich vorſchreibt, daß es erſt vor dem Herrn geſchehen ſoll (!). — Nun wurde vorzüglich darauf gehalten, daß er die Nacht über nicht einſchläft. Er erklärt eine Halachah oder läßt ſie in ſeiner Gegenwart von Andern erklären, wenn er kein Gelehrter iſt; lieſt oder läßt ſich vorleſen, wozu meiſt das Buch Hiob, Eſra und die Bücher der Chronika, auch wol Daniel verwendet werden, weil ſie vorzüglich aufregen ſollten. Wollte der Hoheprieſter aber doch entſchlummern, ſo ſpielten die jüngern Prieſter mit den Fingern und ſprachen: Mein Herr Hoherprieſter! Stehe auf und kühle dich ab auf dem Pflaſter. Und ſo erhielten ſie ihn wach bis zur Zeit des Schlachtens. — An gewöhnlichen Tagen wurde die Aſche vom Altare geräumt um die Zeit des Hahnſchreies; an anderen Feſten nach der erſten Nachtwache, aber am Verſöhnungstage gleich nach Mitternacht (zur Erleichterung des Dienſtes und weil ſchon vor dem Hahnrufe der Vorhof vom Volke gefüllt war). — Das zweite Capitel gehört gar nicht zur

Beſchreibung des großen Verſöhnungstages, ſondern erklärt, wie die Prieſter gelooſt haben, um die Ordnung des Dienſtes beim Opfern zu beſtimmen; z. B. wer die Ehre habe, den Altar von der Aſche zu reinigen, das Opfer zu ſchlachten, das täglich gebracht wurde, das Blut zu ſprengen, die Stücke des Opfers auf den Altar zu tragen u. ſ. f. Alles bis auf das Geringſte ausführlich geordnet. — Das dritte Capitel fährt fort, die Gebräuche des Verſöhnungstages zu erörtern:

Hatte ein beauftragter Prieſter verkündet, daß der Tag hervorglänze, ſo führte man den Hohenprieſter zum Bade, das übrigens Jeder nehmen mußte, wer auch nur in den Vorhof des Volkes wollte. Der Hoheprieſter hatte ſich aber an dieſem Tage fünf Mal zu baden, und bei jedem Bade zwei Mal Hände und Füße zu waſchen; immer, mit Ausnahme des erſten Bades, im Heiligthume über dem Gemache Beth Parvah. Dabei zog man einen Vorhang von Byſſus zwiſchen ihm und dem Volke auf. Nach dem Bade legte er die güldenen Kleider an und fing an das tägliche Opfer zu ſchlachten, was ein Anderer vollendete, weil der Hoheprieſter das Blut auffangen mußte, um es zu ſprengen. Dann ging er ins Heilige, die Morgenräucherung zu verrichten, die Lampen in Ordnung zu bringen, die gewöhnlichen Opferſtücke nebſt dem Gebackenen und dem Weine auf den Altar zu legen. — Nach abermaligem Bade zog er nun die weißen Kleider an, des Morgens von peluſiſcher (der theuerſten) Leinwand, gegen den Abend, wenn er die Rauchpfanne heraustrug, von hindoſtaniſcher Leinwand. (Im Ganzen ſollen von der Gemeinde, oder von dem heiligen Schatze 30 Minen darauf verwendet werden, wozu der Hoheprieſter von dem Seinen zulegen darf, wenn er will.) — Dann begab er ſich zu ſeinem Sühnfarren, welcher zwiſchen der Halle und dem Altare ſtand, den Kopf gegen Mittag gerichtet und den Hals gekrümmt, damit das Geſicht gen Abend gewendet würde, als wohin er eigentlich ſehen ſollte. Weil er aber in ſolcher Stellung den Hintertheil dem Altare zugewendet hätte, fand man dieſe Stellung bedenklich. Der Hoheprieſter aber ſtand gegen Abend ſehend und legte ſo beide Hände auf das Opferthier und rief: Ach Herr! ich habe übertreten, gemishandelt und geſündigt vor dir, ich und mein Haus! Ach Herr! laß dich verſöhnen die Übertretungen, Mishandlungen und Sünden, was ich übertreten, gemishandelt und geſündigt habe vor dir, ich und mein Haus, wie im Geſetz Moſcheh deines Knechtes geſchrieben ſteht: 3 Moſ. 16, 30: Denn an dieſem Tage ſoll die Verſöhnung für euch geſchehen ꝛc. Das Volk antwortet ihm darauf: Gelobet ſei der Name der Ehre ſeines Reiches immer und ewiglich. — Darauf ging der Hoheprieſter nach der Morgenſeite des Vorhofs zu dem Altare gegen Mitternacht (um der Böcke willen, über welche gelooſt werden ſollte), den Sagan oder Prieſtervorſteher, ſeinen Gehilfen, zu ſeiner Rechten, und den Oberſten derer, welche Wache halten, zu ſeiner Linken. Daſelbſt war ein hölzernes Käſtchen mit zwei Looſen aus Buchsbaumholz (Escheroa), welche der Hoheprieſter Joſchuah, der Sohn Gamla, aus Gold gemacht hatte, was ihm zum Ruhme gerechnet wurde, wie Allen Alles, was zur Verherrlichung des Tempels geſchah, wobei und wofür auch Wunder geſchahen.

Nun greift der Hoheprieſter ſchnell mit beiden Händen die zwei Looſe. Hatte er das, was dem Herrn gehörte, in ſeiner Rechten, ſo war dies eine gute Vorbedeutung, worauf der Sagan ſprach: Mein Herr Hoheprieſter, erhebe deine Rechte. Im Gegentheil ſprach der Andere zu ihm. Dann legte er die Looſe auf die Böcke und rief bei dem einen: „Dem Herrn!“ Das Volk antwortete: Gelobet ſei der Name der Ehre ſeines Reiches immer und ewiglich. — Dem andern Bocke band er darauf die purpurfarbene Zunge (von rother Wolle) auf den Kopf, und nun wurde er gegen das Thor geſtellt, woraus er fortgeführt wurde. Dem Opferbocke band er die rothe Zunge an den Hals, und man ſtellte ihn gegen den Schlachtplatz. — Darauf ging er zu ſeinem Opferfarren und legte das erſte Sündenbekenntniß zum zweiten Male ab, doch ſo, daß er nicht nur ſich und ſein Haus erwähnte, ſondern auch die Kinder Aaron und das heilige Volk, alſo die ganze Prieſterſchaft. Das Volk antwortete mit ſeinem nun bekannten Spruche. Jetzt wurde das feierliche Schlachten vorgenommen, das Blut von ihm aufgefangen, einem Prieſter übergeben, der es umrührt, bis der Hoheprieſter die goldene Rauchpfanne mit glühenden Kohlen des Altars gefüllt und hineingetragen hatte. An andern Tagen wurden die Kohlen in ein ſilbernes Gefäß gefüllt. Kurz dieſes Feſt war in allen Gebräuchen prunkhafter, als alle andern. So war die Rauchpfanne an dieſem Feſte zierlicher geformt, mit längeren Handhaben verſehen und von rothem Golde, während am andern Tage eine maſſivere und unbequemere, von gelbem Golde überzogene, gebraucht wurde. Man nahm an dieſem Tage nicht nur mehr, ſondern auch von dem feinſten Weihrauch; auf dem Altare brannte ein Feuer mehr, als an andern Tagen (Manche nehmen für gewöhnlich vier, Andere nur zwei Feuer an) u. ſ. w.

Nachdem man dem Hohenprieſter eine Schale und ein Rauchfaß gebracht hatte, nahm er aus dem letzten eine Hand voll und füllte damit die Schale; ergriff dann die Rauchpfanne mit Kohlen rechts und die Schale mit der linken Hand und ging in den Tempel zwiſchen die zwei Vorhänge, deren äußerſter nach Mittag aufgeheftet war, daß man hineinſehen konnte, und der innere Vorhang nach Mitternacht. „Alſo ging er zwiſchen den Vorhängen von der Mittagsſeite bis zur mitternächtlichen. Hier wendete er ſein Geſicht gegen Mittag und ging linker Hand hinter dem Vorhange bis zur Lade (im erſten Tempel, oder bis zum Orte der Lade im zweiten Tempel). Hier ſtellte er die Rauchpfanne zwiſchen die zwei Stangen, ſtreuete das Rauchwerk auf die Kohlen, daß das ganze Haus voll Rauch wurde, ging auf demſelben Wege heraus, jedoch rückwärts, damit er der Lade nicht den Rücken zukehrte, betete dann im Tempel (in dem Heiligen, außerhalb des Allerheiligſten) ein kurzes Gebet, damit er das Volk nicht erſchrecken möchte, als ſei ihm etwa ein Unfall begegnet.“ Dieſes kurze Gebet wird ſo angegeben: „Laß dir wohlgefallen, Herr, mein Gott, daß

dieſes Jahr, ſollte es ein dürres werden, ein Regenjahr werde, und laß die Herrſchaft nicht vom Hauſe Juda kommen. Laß dein Volk Iſrael nicht nöthig haben, daß Einer von dem Andern Unterhalt ſuche, noch von einem andern Volke, und laß nicht vor dich kommen das Gebet derer, die auf dem Wege ſind (d. i. der Reiſenden, die keinen Regen wünſchen)." — „Seit die Lade weggekommen iſt, liegt mitten im Allerheiligſten von den Zeiten der erſten Propheten an (nämlich David und Salomo, womit man behaupten wollte, der Stein habe ſchon den erſten Tempel als ein Heiligthum geziert) ein Stein, welchen man Schathjah nennt (den Grundſtein, worauf Gott die Welt gegründet), welcher drei Finger hoch über den Boden reicht; auf dieſen ſtellte der Hohepriеſter dann die Rauchpfanne.

Darauf ging er mit dem Blute abermals in das Allerheiligſte auf dieſelbe Weiſe, ſprengte das Blut ein Mal nach der Höhe und ſieben Mal nieder, von Oben immer mehr nach Unten. Dabei zählte er: Eins! (für das Sprengen in die Höhe und für das Niederſprengen:) Eins das iſt Eins, und abermals ſind Zwei — u. ſ. f. bis auf ſieben. Beim Herausgange ſtellte er das Gefäß auf das goldene Geſtell im Tempel. — Dann wird der Bock geſchlachtet, mit dem Blute ebenſo verfahren und das Sprenggefäß auf das andere Geſtell im Tempel niedergeſetzt (was von andern Rabbinen anders dargeſtellt wird, als ſei nur ein Geſtell geweſen). — Alsdann entſündigt er den goldenen Altar von Oben nach Unten, und zwar von der nordöſtlichen Ecke an. Das übrige Blut wird am Altare ausgegoſſen. — Geht auch nur das Geringſte wider die beſtimmte Ordnung, heißt es nichts gethan, und muß wiederholt werden. Die Umſtändlichkeit in Allem, was äußerlich iſt, geht bis über die Verwunderung.

Die beiden Böcke ſollten eigentlich an Farbe, Größe und Werth einander gleich ſein; ſie ſind aber auch tauglich, iſt es anders. Nach dem Opfer des Bockes begibt ſich der Hohepriеſter zu dem Bocke, welcher dem Aſaſel zugefallen iſt, legt beide Hände auf ihn, bekennt die Sünden und ſpricht: „Ach Herr! Es haben gemishandelt, übertreten und geſündigt vor dir dein Volk, das Haus Iſrael. Ach im Namen des Herrn lieber, laß dich verſöhnen gegen die Mishandlungen, Übertretungen und Sünden, welche gemishandelt, übertreten und geſündigt haben, vor dir, mein Volk, das Haus Iſrael, wie geſchrieben ſteht im Geſetz" u. ſ. f. Die Prieſter aber und das Volk im Vorhofe, wenn ſie den Schem hamphoraſch, d. i. den eigenen Namen Gottes, hören aus dem Munde des Hohenprieſters, bücken ſich, beten an und fallen auf ihr Angeſicht, ſprechend: Gelobet ſei der Name der Ehre ſeines Reichs immer und ewiglich! — Dann wurde der ledige Bock dem übergeben, der ihn hinausführen ſollte. Dazu war Jeder tauglich. Die Hohenprieſter haben jedoch beſtimmt, daß ihn kein Iſraelit in die Wüſte führe. — Der Bock wurde bis gen Zuk, einen ſteilen Berg in der Wüſte, geführt, welcher 1995 Schritte fern lag. Bis dahin waren in beſtimmten Entfernungen zehn Hütten erbaut, wo ihn die Leute in denſelben von einer zur andern begleiteten, außer von der letzten Hütte, wo es nicht geſchah; man ſah von hier aus nur von fern zu, was der Führer des Bocks that. Dieſer aber zertheilte die rothe angeheftete Zunge, deren eine Hälfte an dem Felſen, die andere zwiſchen den Hörnern des Bockes befeſtigt wurde; dann ſtürzte er ihn hinter ſich hinunter. Schon auf der Mitte des Berges war der Bock in Stücke zerriſſen. Der Mann ging darauf bis unter die letzte Hütte, wo er blieb, bis es finſter wurde. Seine Kleider aber waren unrein. Desgleichen die Kleider derer, welche den Farren und den Bock zum Orte tragen, wo ſie verbrannt werden ſollen, nachdem der Hohepriеſter herausgenommen hatte, was auf dem Altare verbrannt werden mußte.

Während der Zeit, wo das Fleiſch und die Haut des Farren und des Bockes verbrannt werden, lieſt der Hohepriеſter unter allerlei Feierlichkeiten entweder in leinenen Kleidern, oder in ſeiner gewöhnlichen weißen Stola den Abſchnitt vom Verſöhnungsfeſte und noch einige, mit acht Lobſprüchen endend (die ſich alle auf Geſetz, Prieſterſchaft und Iſrael beziehen). — Das Ganze beſchließt mit Opfern. Nach vielem Kleiderwechſel und Waſchen und Baden begleitet man ihn in ſeinen eigenen Kleidern nach Hauſe, wo er ſeinen Freunden einen guten Tag macht. — Jeder Prieſter verrichtet den Dienſt in vierfacher Bekleidung: Rock, Unterkleider, Turban und Gürtel. Zu dieſen hatte noch der Hohepriеſter vier andere: das Schildlein, den Leibrock, den Seidenrock und das Stirnblatt. Mit dieſen mußte er angethan ſein, wenn man das Urim und Tummim fragte, was außer dem Könige und dem Gericht nur noch die Gemeinde fragen durfte, wenn ſie in Noth war. Über mancherlei Gebräuche ſind jedoch ſchon die alten Rabbinen nicht einig.

An dieſem Verſöhnungsfeſte iſt verboten zu eſſen und zu trinken, ſich zu waſchen, zu ſalben, Schuhe anzuziehen und mit Frauen umzugehen. Wer vorſätzlich das Faſten bricht, ſoll ausgerottet werden; unvorſätzliches Eſſen und Trinken löſt man mit einem Sündopfer. Arbeiten koſtet ein neues Sündopfer. — Kinder faſten nicht, man gewöhnt ſie einige Jahre vor der geſetzlichen Zeit nach und nach daran. Ein Mädchen von 12 Jahren und einem Tage, ein Knabe von 13 Jahren und einem Tage ſind zum Faſten verbunden. Schwangern und Kranken iſt das Eſſen erlaubt. Überhaupt: Lebensgefahr vertreibt den Sabbath. Man darf dann auch dafür arbeiten. In zweifelhaften Fällen verſöhnt ein Opfer. Der Tod und der Verſöhntag verſöhnen mit der Buße. — Wer aber die Sünde für erlaubt anſieht und auf Gnade darauf los ſündigt, den verſöhnt auch der große Tag der Verſöhnung nicht. Auch verſöhnt der Verſöhnungstag wol die Sünden gegen Gott, aber gegen den Menſchen nicht eher, als bis es der Beleidigte zugibt. — Übrigens ſollen am Verſöhnungstage die zweiten Tafeln des Geſetzes gegeben und das Heiligthum von Salomo erbaut worden ſein.

Chriſtliches Faſten.

Chriſtus fand alſo den Gebrauch des Faſtens unter ſeinem Volke, das er erheben und beſſern wollte, allgemein verbreitet und in Ehren gehalten, mit alleiniger

Ausnahme der Sadducäer, die nicht faſteten und wenig glaubten, aber auch dafür von den Leuten nicht für die Frömmſten gehalten wurden. Die Menge bewunderte dagegen die äußerliche Zucht der Phariſäer, auch um ihres Faſtens willen. Die eifrig Gläubigen unter den Juden ahmten ihnen nach. So wird uns ausdrücklich im neuen Teſtamente (Luc. 2, 37) von der betagten Prophetin Hanna berichtet: Die kam nimmer vom Tempel, diente Gott mit Faſten und Beten Tag und Nacht. — Als nun Jeſus ſein Meſſiasamt antreten wollte, begab er ſich (Matth. 4) an einen einſamen Ort, wo er 40 Tage und Nächte gefaſtet habe. Die Bedeutung eines ſo viele Tage und Nächte anhaltenden Faſtens kann nach unſerer Überzeugung vernünftiger Weiſe kaum zweifelhaft ſein. Ebenſo bekannt iſt die Hinweiſung auf den Vorgang Moſis, welcher, als er auf dem Berge die heiligen zehn Gebote feſtſetzen wollte, gleichfalls 40 Tage und Nächte lang kein Brod aß und kein Waſſer trank (2 Moſ. 34, 28). Und ſo wird denn von nicht Wenigen dafür gehalten, daß Jeſus durch ſeine eigene That das Faſten geheiligt habe. Es ſcheint uns aber, als unterliege dieſer Ausſpruch nicht nur mancher bedeutenden Einſchränkung, ſondern er unterſtütze auch ohne Grund manchen Fehler, der einer geſunden und chriſtlichen Lebensauffaſſung ſchnurſtracks entgegen iſt. Denn erſtlich kann offenbar dabei von einem Garnichteſſen und Garnichttrinken nicht im Entfernteſten die Rede ſein, wenn die wahre menſchliche Natur Jeſu nicht gefährdet, oder ein offenbares Wunder zur Erhaltung ſeines Lebens angenommen werden ſoll, was er ſelbſt doch in der gleich damit zuſammenhangenden Verſuchungsgeſchichte gradezu für unrecht erklärt. Jeſus enthielt ſich alſo nur der gewöhnlichen, künſtlich zubereiteten Nahrungsmittel, weshalb er auch dem Verſucher es abſchlägt, ſeine göttliche Sendung damit für bewieſen zu halten, daß er den Stein in Brod verwandelt ſehen möchte, ob er gleich danach Verlangen zu tragen anfängt. Zweitens genoß er die gewöhnliche Menſchennahrung nur darum nicht, weil er ſie in dieſer Wüſte nicht haben konnte, wenn er den Zweck ſeines Gehens in die Einſamkeit nicht ſelbſt zu früh vernichten wollte. Er opferte alſo nur um einer höhern Pflicht und um einer ſo höchſt wichtigen Veranlaſſung willen den an und für ſich erlaubten Genuß ordentlicher Nahrungsmittel einmal auf, da ſich beides mit ſeinem vernünftigen und wichtigen Zwecke durchaus nicht vereinigen ließ, nicht aber, daß er eine gewiſſe Verdienſtlichkeit darin geſehen, oder den mäßigen Genuß ordentlicher Menſchenkoſt für gewiſſe Zeiten für unrecht, oder zur Förderung eines ernſtlicheren Bedenkens für nothwendig erklärt hätte. Jeſu Faſten war alſo nicht einmal ein eigentliches, d. i. keine Enthaltung von allen Lebensmitteln, ſondern nur von gewöhnlicher, oder ordentlich zubereiteter Menſchenkoſt, nur eine unvermeidlich übernommene Entbehrung derſelben um einer ungleich höhern Verpflichtung willen, in einer Lage, die nicht blos für ſein eigenes Leben, ſondern für die Glückſeligkeit Vieler, ja des ganzen Menſchengeſchlechts entſchied. Daher kann auch das Faſten an und für ſich durch dieſe That Jeſu nicht geheiligt worden ſein, noch weniger uns als ein Beiſpiel dienen, dem wir nachzukommen verpflichtet wären; es iſt nichts Anderes, als was er uns durch ſein ganzes Leben und Sterben gelehrt hat: Laß dich vom Gutesthun, vom Segenſchaffen weder durch Ungemach, noch durch Gefahr, ſelbſt nicht durch Aufopferung deines Lebens abhalten. Man ſehe J. G. *Körner*, Diſſert. jejunium Chriſti nec legem esse nec exemplum propoſitum. (Lips. 1776. 4.) — Wo aber das Faſten in dieſem Sinne unvermeidlich wird, wenn nicht Höheres um der Vermeidung deſſelben willen vernachläſſigt werden ſoll, wird jeder Tüchtige, ſoweit als es grade nothwendig geworden iſt und nicht weiter, ſich demſelben unterwerfen, ohne es deshalb für etwas an und für ſich Heilbringendes, ſondern nur durch dringende Umſtände dazu Gewordenes, zu halten.

Dies ergibt ſich auch aus dem ganzen Leben und der geſammten Lehre Jeſu. Er ſelbſt faſtete weiter nicht, am allerwenigſten an dazu beſtimmten Tagen, es wäre denn, daß er ſich der allgemeinen Sitte einmal gefügt hätte, um Andern keinen Anſtoß und kein unnöthiges Ärgerniß zu geben; gebot es auch ſeinen Jüngern nicht, ſondern entſchuldigte vielmehr ihr Nichtfaſten, oder richtiger, rechtfertigte ſie und ihr Nichtfaſten gegen die Jünger Johannis des Täufers, welche viel faſteten und darin etwas Verdienſtliches ſahen. Marc. 2, 18—22. Aus dieſer Rede Jeſu geht ſogar hervor, daß er in ſeiner neuen Religion die bisher beſtandenen Gewohnheiten nicht für verbindliche erklärt, ſondern neue Sitten, aus neuen und beſſern Anſichten hervorgegangen, wünſcht. Nur in Noth, Kummer und innerer Betrübniß ſieht er das Faſten für eine natürliche und freiwillige Handlung an, die ſich von ſelbſt dem Menſchen aufdrängt; aber ein Gebot für das Faſten gab er nie. Hierher ziehen wir auch die Stelle Matth. 17, 14—21, wo Jeſus mit den Worten: „Dieſe Art fährt nicht aus, denn durch Beten und Faſten," dieſen beiden in Verbindung „eine beſondere Kraft" beizulegen ſcheint. Es iſt aber doch nur ein außerordentlicher Fall, wo der Menſch von ſelbſt, ohne ein ausdrückliches Gebot, zu einer außerordentlichen Maßregel ſich gedrungen fühlt. Es mag alſo ſein, daß er ein freiwillig aus irgend einem Grunde ſich ſelbſt auferlegtes Faſten in einer Zeit, wo es ſo allgemein gebräuchlich war und als etwas Wirkſames und Förderliches galt, wo es folglich auch leicht irgend einem Menſchen heilſam und zweckdienlich vorkommen konnte, nicht gradehin verbot, ſondern der Schwachheit nachgab, um den Menſchen in ſeiner natürlichen Freiheit des Gewiſſens auch nicht im Geringſten zu beeinträchtigen, ſondern ſeine Änderung in ſeinen Sitten von ſeinen Überzeugungen abhangen laſſen wollte; allein von irgend einer Vorliebe für das Faſten, auch nur der geringſten, findet ſich, in Rückſicht auf gewöhnliches Leben und Lebensverhältniſſe, nicht die kleinſte Spur, weit eher das Gegentheil davon. „Des Menſchen Sohn iſſet und trinket," ſagt er von ſich ſelbſt, im Gegenſatze zu Johannes dem Täufer, u. ſ. f. Daß er das heuchleriſche Faſten der Phariſäer auf das Beſtimmteſte verwarf, weiß Jeder aus der Bergpredigt. Man kann alſo höchſtens ſagen, Jeſus läßt es dem Menſchen frei; als

Gebot hingegen hat er es nie und nirgends hingeſtellt, ja er iſt gegen ein ſolches Gebot, was Marc. 2, 18—22 deutlich genug verkündet.

Offenbar waren auch die Jünger Jeſu keine beſondern Liebhaber des Faſtens, am allerwenigſten, ſo lange ihr Meiſter bei ihnen war. Später, als Jeſus von ihnen genommen worden war, nicht ſo ſtark als ihr Vorbild, nahmen ſie bei wichtigen Anläſſen die Sitte der Zeit und ihres Volkes auf; namentlich bemerkte man dies bereits, wenn ſie mit Auflegung der Hände einen befähigten Schüler zum Apoſtel und Lehrer weihen wollten, wo ſie ſich durch Faſten und Gebet dazu vorbereiteten. Apoſtelgeſch. 13, 2 und 3; 14, 23. — So faſtete auch der Hauptmann Cornelius vier Tage, nachdem er den Entſchluß gefaßt hatte, in die chriſtliche Gemeinſchaft ſich aufnehmen zu laſſen. Paulus gibt den Korinthern (1 Kor. 7, 5) den Rath, daß Eheleute ſich einander nicht entziehen ſollten, es ſei denn aus Beider Einwilligung eine Zeit lang, daß ihr zum Faſten und Beten Muße habt. Und wenn er im zweiten Briefe Cap. 6 ſie ermahnt, daß ſie in allem Trübſal ein Vorbild ſein ſollten, ſo nennt er im 5. V. zur Arbeit, zu Gefängniſſen ꝛc. auch Wachen und Faſten. Im 11. Cap. V. 27 zählt Paulus ſelbſt unter dem, was er zum Beſten der Brüder gethan und erlitten, auch vieles Faſten mit auf. Es iſt demnach gewiß, daß die Sitte des Faſtens, verbunden mit Gebet, von den Apoſteln ſelbſt geübt wurde, wenn es galt. Allein es geſchah mit chriſtlicher Freiheit, in Selbſtwahl und um Andern kein Ärgerniß zu geben, denn ſonſt würde ſich Paulus widerſprechen, wenn er den Koloſſern 2, 16 ſchreibt: „So laſſet nun Niemand euch Gewiſſen machen über Speiſe und Trank" ꝛc., wozu noch V. 21 und 22 zu ziehen iſt, wo dies Menſchengebot genannt wird. Noch deutlicher erklärt er ſich im Allgemeinen 1 Tim. 4, 1—5, wo es als Irrlehre und Gleißnerei bezeichnet wird, wenn man verbieten wolle, ehelich zu werden, und zu meiden die Speiſe, die Gott geſchaffen hat, zu nehmen mit Dankſagung, den Gläubigen und denen, die die Wahrheit erkennen. — Daſſelbe, und nichts Anderes, lehrt er im Briefe an die Römer 14, 14—23, wo er kein Eſſen und Trinken für gemein und unrein erklärt, jedoch den Rath gibt, lieber kein Fleiſch zu eſſen und keinen Wein zu trinken im Angeſichte ſolcher, die ein Ärgerniß daran nehmen in ihrer Schwachheit. Man ſoll ſie ſchonen und ſeinen Glauben für ſich haben und üben. Ja, Paulus preiſt den ſelig, der ſich ſelbſt kein Gewiſſen macht in dem, das er annimmt. Man ſoll den Nächſten gefallen zur Beſſerung, daß man ſie durch Nachgeben und Freundlichkeit zu beſſerer Einſicht bringe. Wenn aber die Schwachheit Stärke zu ſein glaubt und Anmaßung wird, oder wol gar Andere thöricht zwingen wollte in ihre Schwachheit, ſoll ihr mit Kraft und Nachdruck widerſtanden werden, damit nicht das Geringe herrſche über das Beſſere, noch der Wahn über den Glauben. — Es iſt auch nirgends von einem Gebote der Apoſtel für das Faſten die Rede, ſondern nur von einem guten Rathe, daß man nicht in jeder Kleinigkeit hart ankämpfen ſoll gegen eine Meinung, die entſchuldigt werden kann, und gegen eine Zeitſitte, die Manches für ſich hat, mindeſtens die Gewohnheit des Gefühls, ſo lange das letzte nicht übermüthig wird. — Die Geſchichte aber lehrt, daß die Schwachheit, die, wenn auch aus Gefühl und Verwöhnung, ſich in der Wahrheit ſtark dünkt, von den heller Denkenden nicht zu nachgiebig behandelt werden darf, wenn anders Unheil und Plage für die Zukunft vermieden werden ſollen.

Noch, nachdem die Apoſtel die Erde verlaſſen und der Sitte des Faſtens durch ihre That und Nachſicht, in Theilnahme an demſelben ſchon etwas mehr, als Jeſus ſelbſt, der ſeine Jünger nicht zum Faſten anhielt, eingeräumt hatten, ſahen die erſten Chriſten das Faſten doch nicht zu ſtark um ſich greifen. Man hatte Achtung vor demſelben, hielt es fort und fort für ein gutes Vorbereitungsmittel zu heiligen Handlungen und Feſten; aber zu großen Werth legte man ihm noch keineswegs bei, wenigſtens nicht allgemein. Eine ſchon öfter angeführte Stelle aus der apokryphiſchen Schrift: Der Hirt des Hermas ſpricht dafür: „Mit dem äußern Faſten wird für die Tugend nichts gethan und nichts gewonnen. Alſo faſte vielmehr, daß du kein Unrecht thuſt und keiner böſen Luſt Raum gibſt." Allein die Sache war viel zu ſehr durch Sitte und Gewohnheit geheiligt, als daß nicht auch die meiſten Chriſten, deren größte Zahl Anfangs dennoch aus den Juden ſtammten, mehr, als wünſchenswerth, dafür hätte eingenommen geweſen ſein ſollen. Die größte Zahl der erſten Chriſten faſtete wirklich und hielt es in Ehren. Beſonders waren es die Mittwoch und der Freitag, die dazu verwendet wurden, weil Jeſus an der Mittwoche gefangen genommen und am Freitage gekreuzigt worden war. Man verlegte alſo nur die beiden Faſttage der Phariſäer, um ſie in eine chriſtliche Erinnerungsvorbereitung zur Liebe gegen den Erlöſer zu verwandeln. Wurden ſchon dieſe Tage jeder Woche dafür auserleſen, ſo war es natürlich, daß von den Chriſten die Jahreswoche des Leidens und Sterbens ihres Herrn ganz beſonders zu einem noch allgemeinern und größern Faſten verwendet wurde, um ſich des Segens der Erlöſung deſto beſſer zu verſichern. War auch dies Alles nicht ein Geſetzliches, ſondern aus freiwilliger Liebe Entſtandenes, und zwar aus der Richtung der Zeit Hervorgegangenes, ſo war es doch offenbar ſchon früh genug allen Bekennern Jeſu ſo wichtig, daß ſich wol Niemand davon völlig auszuſchließen wagte. Ja es entſtanden ſogar ſchon über die Nothwendigkeit eines unterbrochenen und ununterbrochenen Faſtens in der ſtillen Woche manche Streitigkeiten, beſonders über das chriſtliche Paſcha, oder Oſterlamm, deſſen Vorbild das jüdiſche Paſcha genannt wird. Die Chriſten aßen mit einander ſehr früh ein Oſterlamm, zum Gedächtniß an die letzte Mahlzeit Jeſu mit ſeinen Jüngern, alſo auch der Einſetzung des heiligen Abendmahls wegen, und zum Gedächtniß an den Tod Jeſu. Man fing darauf an, das Kreuzigungspaſcha vom Auferſtehungspaſcha zu unterſcheiden, welche beide alle Chriſten ohne Ausnahme feierlich begingen. Nur über die Zeit dieſer Feier war man uneinig. Die meiſten kleinaſiatiſchen Chriſten feier-

ten es in der Zeit der Juden, am 14. Tage nach dem Neumonde des März, worauf am dritten Tage die Auferſtehung gefeiert wurde, welche Einrichtung ſie auf die Apoſtel Johannes und Philippus zurückführten. Die übrigen Chriſtengemeinden begingen das Gedächtnißmahl ſtets am Abend vor dem Auferſtehungsfeſte, das ſie immer am Sonntage nach dem 14. Niſan (März) feierten, was ſie auf die Apoſtel Petrus und Paulus zurückführten. Der Zwieſpalt kam vorzüglich daher, daß nach der Einrichtung der Morgenländer das Auferſtehungsfeſt nicht immer auf den Sonntag fiel, und daß dadurch die ſchon früh in der ſtillen Woche gebräuchlichen Faſten unterbrochen wurden. Das Faſten mußte demnach bereits für ſehr wichtig gehalten werden, ob es ſich gleich noch auf kein beſtimmtes Geſetz gründete. Es mag daher immer noch jene Freiheit beſtanden haben, ob ſich Jemand das Faſten ſtrenger oder gemäßigter erklären, d. i. gar nichts, oder nur Weniges genießen wollte. Es ſcheint aber doch, als haben ſich die Meiſten dabei aller Speiſen enthalten bis nach Untergang der Sonne. Dabei betete man auf den Knieen zum Zeichen ſeines Ernſtes und innerer Traurigkeit. Juſtin der Märtyrer bemerkt in ſeiner Schutzſchrift, daß diejenigen, die Chriſten werden wollten, vor ihrer Einweihung durch die Taufe aufgemuntert würden, Gott um Vergebung ihrer Sünden zu bitten unter Faſten und Beten; die Gemeinde aber betete und faſtete mit ihnen. Dann erſt wurden die Täuflinge an fließendes Waſſer geführt ꝛc. Eine Sitte, welche die Apoſtel nicht kannten, wodurch ſich die größere Verbreitung des Faſtens ſchon im erſten Jahrhundert bemerklich genug macht. — Die gedrückte Lage der Chriſten und die ganze, ſeltſame Erregung jener Zeit mußte in Vielen auch Überſpanntes hervorſchlagen, was im Kampfe einer neuen Umgeſtaltung des Lebens gegen ein altes, innerlich abgeſchwächtes, dagegen noch äußerlich herrſchendes nie anders möglich iſt. Die Menſchheit war in ſich zerriſſen und der Verſchrobenheit von allen Seiten Thor und Thür geöffnet. Selbſt die Heiden gefielen ſich in ihren Philoſophemen in beliebter Abtödtung des Fleiſches, und die gnoſtiſchen Sekten trieben es theils hierin auf das Äußerſte, oder riſſen ſich bis ins ärgſte Gegentheil in wüſter Zügelloſigkeit. — Da kam Montanus in der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. nach Chriſto (Epiphanius ſetzt den Anfang ſeiner Partei um 157), gab ſich für den Paraklet aus und führte nach ſogenannt göttlichen Eingebungen eine ungemeine Lebensſtrenge ein. Das Faſten, das er erweiterte und vervielfältigte, war natürlich nicht das Letzte. Dieſer phrygiſche Mann, aus einem Lande, das von jeher dem äußern Naturdienſte vor vielen andern ergeben geweſen war, hatte es bekanntlich nicht mit Reinigung oder Umänderung des Glaubens, ſondern der chriſtlichen Sitten zu thun, die er bis zur fanatiſchen Verachtung aller Sinnenluſt, ja des Todes, ſteigerte, ſodaß den rechten Chriſten der Märtyrertod und die Hoffnung auf baldiges Beginnen des tauſendjährigen Reiches die einzigen Freuden ſein müßten. Montan ordnete darum unter ſeinen Anhängern, den Geiſteskindern, die allein die wahre Kirche bildeten, zu den ſchon gewöhnlichen Faſten noch zwei neue für beſtimmte Zeiten, wovon eine nach Pfingſten fiel. In dieſen neuen, von ihm eingeführten, Faſten wurden nur ganz trockene Speiſen genoſſen und Waſſer getrunken; ſogar friſche Früchte und Alles, was ſaftig war, gehörte zu dem Verbotenen. Man nannte dieſe Art Faſten Xerophagie, das Eſſen des Trockenen. An den ſchon gewöhnlichen Faſttagen, z. B. Mittwochs und Freitags, wurde nichts genoſſen bis zum Untergange der Sonne, was bisher bei den meiſten Chriſten nur bis Nachmittags 3 Uhr gebräuchlich geweſen ſein ſoll. Nahmen nun auch an dieſen Neuerungen Montan's nicht wenige chriſtliche Lehrer Anſtoß, ſo geſchah es wol hauptſächlich darum, weil dieſer Mann eine bisher freiwillige fromme Handlung zum Geſetz erhob, und dieſer Äußerlichkeit höheres Verdienſt zuſchrieb, als der Freude an wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, die er ſogar für ſündlich erklärte. Man würde jedoch viel zu weit gehen, wenn man, wie es noch öfter geſchieht, behaupten wollte, daß dieſe Neuerungen Montan's der Chriſtenheit anſtößig geweſen wären; vielmehr war dieſe Überſpannung ſo ſehr im Geſchmacke der Zeit, daß eben darin der Grund zu ſuchen iſt, warum die Anhänger dieſes Schwärmers ſo ſchnell zahlreich wurden und ſo lange (bis ins 6. Jahrh.) widerhielten. Weiß man doch, daß keine Partei unter den Chriſten ſo viele Märtyrer aufzuweiſen hatte, als eben dieſe Montaniſten, und daß, was noch mehr beweiſt, der Einfluß ſeiner Vorſchriften ſogar im Abendlande bedeutend genug wurde. Das Geſetzlichmachen der Faſten, ſodaß alle ſeine Anhänger für die von ihm beſtimmten Zeiten daran gebunden waren und es als eine unverbrüchliche Pflicht zu erfüllen hatten, ging jedenfalls von ihm aus. Das war es aber auch, was viele einſichtsvolle Männer nicht durchgehen laſſen wollten, um ſo weniger, je mehr ſie ſahen, daß die abergläubige Menge, die ſolche Heiligkeiten ſchon oft an einzelnen Beiſpielen bewundert hatte, an ſolchen Äußerlichkeiten hing, wider die Freiheit der Gewiſſen. — Es gereicht überhaupt den Vorſtehern der Chriſtengemeinden in den erſten beiden Jahrhunderten zur Ehre, daß die meiſten derſelben ihren Pflegebefohlenen keine willkürlichen Verpflichtungen auflegten, um ſich damit geltender zu machen; ſelbſt Montan, obgleich der vorgebliche Paraklet, wagte es dennoch nicht, ſeine Vorſchriften für zur Seligkeit ſchlechthin nothwendig auszugeben, ſondern nur für ſolche, welche die Seligkeit in einer Zeit ſolcher Gefahr förderte und den Chriſten die rechte Geiſtesſtärke gebe zur Überwindung der Welt. Die weitere Verbreitung Montaniſtiſcher Anſichten oder Sitten, namentlich im Abendlande, bewirkte durch ſeine Schriften der heftige Tertullian in Carthago, der viel Überſpanntes förderte. Bei jeder Gelegenheit wird von ihm das Faſten hochgehalten, z. B. als Vorbereitung zur Taufe, wo es mit dem Gebete zuſammenfällt, wie gewöhnlich; Ehen mit Heiden, alſo gemiſchte Ehen, findet er nicht gut, weil ſie unter Anderem auch das chriſtliche Faſten hindern. Beſonders gehört hierher ſein Buch **De jejuniis adversus Psychicos.** (So nannten die Montaniſten die Weltmenſchen und die weniger ſtrengen Chriſten, ſich und die Ihren dagegen Pneumatici.) Hier

fällt er mit Spott über alle her, die nur ein einziges geſetzliches Faſten des Jahres annehmen (in der ſtillen Woche) und die übrigen freigelaſſen ſehen wollen, die Biſchöfe ſelbſt des Widerſpruchs beſchuldigend, welche nicht nur öfter in Aſien ihre Kirchenverſammlungen mit Faſten begonnen, ſondern auch zuweilen ſogar ihren Gemeinden beſondere Faſten vorgeſchrieben hätten. Es iſt Schade, daß ſeine ſieben Bücher für die Montaniſten verloren gegangen ſind. — Man ſieht jedoch ſchon hinlänglich aus Tertullian's Spott, daß es mit dem vermehrt geſetzlichen Faſten im Anfange des 3. Jahrh. noch nicht recht vorwärts gehen wollte, am wenigſten bei den chriſtlichen Lehrern, unter denen Origenes mit freiſinnigen Anſichten obenan ſteht in ſeiner zehnten Homilie über das dritte Buch Moſis, welches die einzige Stelle genannt wird, worin er ſich über das Faſten erklärt. Daß aber im Morgenlande, und namentlich in Ägypten, beſonders die Mittwoch und der Freitag nach alter Gewohnheit fortwährend noch dem Faſten geweiht waren, beſtätigt auch der Alexandriniſche Biſchof Petrus: „Niemand darf uns tadeln, daß wir nach einer mündlichen Vorſchrift am vierten und ſechsten Tage der Woche faſten, denn der Grund davon iſt, weil Chriſtus am vierten Tage verrathen worden iſt und am ſechsten gelitten hat." Es liegt in dieſer Stelle nicht blos die Beſtätigung der Fortdauer der alten Sitte im Morgenlande, ſondern auch eine Verwahrung gegen andere Einrichtung des Faſtens, die ſich auch wirklich im Abendlande gebildet hatte. Für die Mittwoch war der Sonnabend beliebt worden, wobei jedoch immer noch ſoviel Verſchiedenheit und Freiheit herrſchte, daß es beinahe überall mehr um der Sitte, als um einer geſetzlichen Beſtimmung willen gehalten wurde.

Seitdem aber noch zu den Montaniſten die Anachoreten in Ägypten, von Paul von Theben und Antonius an, Aufſehen gemacht und ihre Jünger das chriſtliche Mönchsleben in einige Ordnung gebracht hatten, ſeitdem wurde der Chriſtenheit auch das Faſten immer wichtiger und gewiſſermaßen immer verdienſtlicher, was nicht zu verwundern iſt. Nie in der Welt hat es unter irgend einem Volke einen Mönchsorden gegeben, der nicht dem Faſten große Ehre erwieſen und es angelegentlich vor den Menſchen geübt hätte. Dies pflanzte ſich auch auf die chriſtlichen Mönche und Nonnen gebührend fort. Da nun noch die chriſtliche Kirche überhaupt kurz nach dem Beginne des 4. Jahrh. in ganz neue Verhältniſſe trat und ihr gedrückter Zuſtand nicht blos in einen freien, ſondern ſogar herrſchenden umgewandelt worden war, ſo mußte in alle religiöſen Gebräuche ein ohne Vergleich lebhafterer Umſchwung kommen, alſo auch in das nicht mehr unwichtige Faſten. So wird z. B. vom römiſchen Biſchofe Miltiades erzählt, daß er 311 verordnete, es ſolle Niemand weder am Donnerstage, noch am Sonntage faſten, weil Jeſus am Sonntage auferſtanden, am Donnerstage aber das heilige Abendmahl eingeſetzt und gen Himmel gefahren ſei. Änderte ſich dies auch wegen des Donnerstags ſpäterhin wieder, ſo war doch die ganze Verordnung vollkommen auf die älteſte Chriſtenſitte geſtützt, wobei es auch für den Sonntag immerhin geblieben iſt. Allein es iſt immer noch ein Unterſchied zwiſchen einer Verordnung, welche nur beſtimmt, an welchen Tagen nicht, und einer andern, welche feſtſetzt, an welchen Tagen nothwendig gefaſtet werden ſoll. Noch zur Zeit, als der Streit der chriſtlichen Lehrer nur zu laut und übermächtig geworden war, alſo in der andern Hälfte des 4. Jahrh., überliefert uns der berühmte Verfaſſer der Ketzergeſchichte, Epiphanius, Folgendes über das gegen Ende des 4. Jahrh. gewöhnliche Faſten (aus ſ. Exposit. fidei): „In der allgemeinen chriſtlichen Kirche werden folgende Faſttage durch das ganze Jahr regelmäßig beachtet. Alle Mittwochen und Freitage wird bis 9 Uhr (Nachmittags um 3 Uhr) gefaſtet, mit Ausnahme der 50 Tage zwiſchen Oſtern und Pfingſten, an welchen man weder auf den Knien zu beten, noch zu faſten pflegt. Ebenſo wenig darf am Tage der Erſcheinung oder der Geburt Jeſu gefaſtet werden, wenn auch das Feſt auf eine Mittwoch oder einen Freitag fällt. Diejenigen aber, die ſich vor Andern in der Frömmigkeit üben wollen, faſten zu jeder Zeit aus freiem Willen, nur durchaus nicht am Sonntage und an den 50 Tagen zwiſchen Oſtern und Pfingſten. Endlich iſt die Kirche gewohnt, die ſogenannten 40tägigen Faſten vor der heiligen (der Paſcha) Woche zu halten. Des Sonntags aber faſtet ſie niemals, auch nicht einmal in den Oſterfaſten." Man vergleiche damit, was Schröckh in ſeiner chriſtlichen Kirchengeſchichte im 10. Bde. S. 86 und 87 hinzuſetzt. Es deutet auf einige Verſchiedenheiten in den Gebräuchen des Faſtens, die damals freilich noch mehr, als in der Folge, ſtattfinden mußten, da das Faſten immer noch nach Gewohnheit und Sitte, aber noch nach keiner genauen geſetzlichen Vorſchrift ſich richtete. Schröckh ſetzt a. a. O. beſonders noch hinzu, daß das Faſten in den letzten ſechs Tagen vor dem Paſcha in der Xerophagie beſtehe (welche durch die Montaniſten in Anſehen gekommen war), ſodaß man nur Brod, Salz und Waſſer genoß. Manche blieben die ganze ſtille Woche dabei, Andere nur einige Tage. So verſchieden waren auch die Wachen in den Nächten, die heiligen Verſammlungen ꝛc. Dieſer verſchiedene Gebrauch, ſowie eine gewiſſe Freiheit beim Faſten, hier mehr, dort weniger, wird noch im 5. Jahrh. gerühmt, ſodaß aus des *Theodoretus* Epit. divin. decret. c. ult. ausgehoben wurde: Ein Jeder hatte ſeine freie Wahl, und es band ihn kein Geſetz an dieſe oder jene Art des Faſtens. *Nicephor.* Hist. eccles. lib. 12. c. 14. — Freilich bindet auch oft die Sitte noch mehr, als das Geſetz, das nur den Schein des äußern Haltens erzwingen kann; dennoch bleibt es wohlgethan, wenn eben die Sitte nicht erzwungen wird. Dieſe freie Wahl beim Faſten, oder doch dieſes freiwillig ſcheinende Befolgen der Sitte währte unter den Chriſten nicht ungeſtört; auch hierin fanden ſich Geſetzgeber verſchiedener Art, deren erſte jedoch nicht die Päpſte waren.

Die Kirchenverſammlung zu Orleans 541 verordnete ſchon in ihrem zweiten Kanon, daß jeder Chriſt in der kirchlichen Faſtenzeit das Faſten nothwendig zu halten habe und nur des Sonntags ein ordentliches Mittagseſſen genießen ſolle, im Übertretungsfalle aber von ſeinen geiſt-

lichen Seelſorgern mit den geſetzlichen Strafen zu belegen ſei. Auch die achte Kirchenverſammlung zu Toledo im 7. Jahrh. erklärte in ihrem neunten Kanon Alle, welche in der Faſtenzeit Fleiſch genießen würden, für Sünder, die unwürdig wären, an der Feier des Auferſtehungsfeſtes Theil zu nehmen, ja daß ſie dafür das ganze Jahr lang kein Fleiſch zu eſſen verdienten. — War dies nun als eine geſetzliche Verpflichtung für jeden Laienchriſten ausgeſprochen worden, ſo mußte das Anſehen der Faſten in der Meinung der Geiſtlichkeit ſelbſt außerordentlich geſtiegen ſein; die apoſtoliſche Milde hatte ſich verloren und die Anſicht Jeſu, wie ſein eigenes Beiſpiel waren gänzlich verkehrt worden. Das hatten die Mönche gewirkt, die bereits in der erſten Hälfte des 4. Jahrh., vornehmlich von Athanaſius bei Gelegenheit ſeiner Verbannungen, auch ins Abendland eingeführt worden waren, die Mönche, denen das Faſten von jeher außerordentlich wichtig geweſen war und immer mehr wurde. Selbſt die vernünftigſte aller Mönchsregeln, die Regel des heiligen Benedict, kann nicht umhin, ſeinen Gehorſamskindern vor Allem einzuſchärfen, den Körper zu züchtigen, keine Ergötzungen zu ergreifen und das Faſten zu lieben. Wir werden aber von den Mönchsfaſten beſonders ſprechen. Genug, die chriſtliche Kirche war mönchiſch geworden und mußte es wol, da nicht blos die niedere Menge die Entbehrungen und Kaſteiungen dieſer Einſamkeits- und Abſchlußmänner anſtaunte und verehrte, ſondern auch chriſtliche Kaiſer. Und ſo hatte denn der altheidniſche Übertreibungsglaube, daß die Materie böſe ſei, der Leib, als der Kerker der Seele, verächtlich und ſein Verlangen ſündhaft, ſich auch des Chriſtenthums nur zu ſehr wieder bemächtigt, ſodaß eine übermäßige Enthaltſamkeit von aller Sinnenluſt, die man doch liebte, allenthalben ihr ſcheinheiliges Haupt erhoben und ſich geſpenſtig als höchſte Tugendgeberin hingeſtellt hatte. Da dieſer Wahn auch höchſt einflußreiche und in anderer Hinſicht ſogar tüchtige Männer ergriffen hatte, wir wollen nur an Gregor I. erinnern, der auch wol der Vater der Mönche und Nonnen genannt wird, ſo wäre es ein Wunder geweſen, wenn das Mönchiſche nicht einen Weltſieg erlebt hätte. Damit war aber der Werth des Faſtens und Betens von ſelbſt beſtimmt.

Wie verführeriſch dieſer Wahn iſt, als könnten die Ausſchweifungen der Sinne nur durch Ausſchweifungen der Seele und durch bethätigte Feindſchaft und Unterdrückungsbegier beider Theile gegen einander bezwungen werden, ergibt ſich aus der geſchichtlichen Thatſache, daß er die ganze Welt ergriff und wie ein Rieſe feſthielt. In jener Zeit trat Muhammed auf, lehrte ſeine neue Religion, verbreitete und bewies ſie mit dem Schwerte, als Sieger den Koran den Seinen zur Glaubens- und Lebensnorm hinterlaſſend. Bevor wir in der Geſchichte des chriſtlichen Faſtens weiter gehen, wollen wir hier zuvor die Anſichten, Gewohnheiten und Geſetze der Muhammedaner über das Faſten einſchieben.

Muhammedaniſches Faſten.

In dieſer aus altarabiſchen Sitten, aus Judenthum und Chriſtenthum zuſammengeſetzten Religion konnte das Faſten kaum fehlen, um ſo weniger, je mehr Muhammed von ſeinen erſten Jünglingsjahren an chriſtlich Neſtorianiſche Mönche auf ſeinen Reiſen nach Syrien kennen und lieben gelernt hatte, da ſie es waren, die in ſchwärmeriſchen oder vorgeſpiegelten Weiſſagungen in ihm einen Volksbeherrſcher und Stifter einer gereinigten Religion ſahen, und durch ihre wahrſcheinlich parteiſüchtigen Schmeicheleien in ſein Gemüth den erſten Funken legten, der endlich zum Feuer heranloderte. Die Vorliebe zu dieſen Mönchen dauerte auch wirklich in Muhammed's Seele bis in die Zeit ſeines Prophetenthums, was ſich aus der fünften Sure (der Tiſch) ergibt, wo er noch den chriſtlichen Mönchen und Äbten eine ſtattliche Lobrede hält, die freilich ſich in der neunten (die Buße) ſchon in Tadel, namentlich der Vielgötterei, umgewandelt hatte. So ſchmeichelte Muhammed auch Anfangs und noch im Laufe ſeines Prophetenthums den Juden, deren Zahl damals unter den Arabern noch anſehnlicher war, als die Zahl der Chriſten, und welche ſchon ſeit Abraham's und Ismael's Zeiten großen Religionseinfluß auf ſie gehabt hatten, durch das Gebot der Richtung des Geſichts nach Jeruſalem zu bei Verrichtung des Gebets, was er ſpäter in eine Richtung des Antlitzes nach Mekka hin verwandelte. Die geſetzliche Einführung der Faſten von Muhammed ſelbſt war alſo völlig in natürlicher Ordnung.

In der zweiten Sure des Korans, die von den Moslemen für die Hauptſure erklärt wird, betitelt: Die Kuh —, lautet des Propheten Verordnung ſo: „Auch eine Faſtenzeit iſt euch, ihr Gläubigen, ſowie euren Vorfahren, zur Förderung der Gottesfurcht verordnet worden. Eine beſtimmte Anzahl von Tagen müßt ihr faſten. Wer aber unter euch krank iſt, oder auf Reiſen ſich befindet, der ſoll eine gleiche Zahl anderer Tage faſten. Und die es nicht thun, ob ſie es gleich thun könnten, ſollen für Unterlaſſung der Faſtenpflicht, zur Verſöhnung der begangenen Sünde, einen Armen ſpeiſen. Wer aber, was beſſer iſt, ſich freiwillig dazu verſteht, dem wird es heilſam ſein. Das Faſten aber nach dem Geſetz iſt doch beſſer, als Nichtfaſten und einen Armen dafür erquicken. Wenn ihr das deutlich einſehen würdet, ſo würdet ihr es auch thun! Der Monat Ramadhan, in welchem Gott das Buch (den Koran) mitgetheilt hat, dies Lehrbuch für die Menſchen, dies Buch, das die Lehren erklärt und den Unterſchied zwiſchen dem Guten und Böſen zeigt, iſt euch zur Faſtenzeit verordnet worden. Wer alſo von euch gegenwärtig iſt in dieſem Monate, der faſte. Der Abweſende aber, der Kranke, der Reiſende, faſte ſo viele Tage zu einer andern Zeit. Gott will dieſe Angelegenheit euch leicht machen, und ſein Wille iſt nicht, euch beſchwerlich zu ſein. Nur um Gott zu verherrlichen über ſeine ſeligen Führungen mit euch, und eure Dankbarkeit zu erwecken, müßt ihr eine beſtimmte Zahl von Tagen faſten. — Wenn meine Knechte dich über mich befragen werden, ſo bezeuge ihnen, daß ich nahe bin, und daß ich die an mich gerichtete Bitte des Flehenden erhöre, jedoch unter keiner andern Bedingung, als daß ſie mir gehorſam ſind und an mich glauben, um zu richtigen Geſinnungen zu gelangen. Erlaubt ſoll euch ſein, in der Nach-

der Faſten euch zu euren Weibern zu halten; ſie ſind euch ein Troſt und ihr ſeid es ihnen (ſie ſind die Decke eures Leibes, und ihr ſeid die Decke ihres Leibes). Zwar weiß Gott, daß ihr ſelbſt in der Nacht der Faſten euren ehelichen Rechten entſagt habt: daher läßt er ſich zu euch mit geneigter Willfahrung herab. Verbindet euch alſo mit ihnen, und verlangt begierig, was Gott zu verlangen erlaubt hat; eßt und trinkt die ganze Nacht durch, bis ihr bei anbrechendem Tage den weißen Faden von dem ſchwarzen deutlich unterſcheiden könnt. Hernach aber beobachtet die Faſten pünktlich bis an den Abend, ſodaß ihr von einander bleibt, und euch beſtändig an den Stätten aufhaltet, die der Anbetung gewidmet ſind. Dies ſind die Schranken, die Gott euch geſetzt hat, denen ihr euch nicht nähern müßt, um ſie zu überſchreiten. In dieſer Art macht Gott den Menſchen ſeine Befehle bekannt, daß ſie ſich hüten ſollen, ſie zu übertreten." — Der Monat Ramadhan, welcher der neunte der Araber iſt, heißt auch der Monat der Geduld, weil beinahe dieſer ganze Monat mit Faſten zugebracht wird. Das Faſten in dieſem Monate heißt auch das ſtrenge Faſten.

Aus einer andern, bald darauf folgenden Stelle derſelben Sure erhellt, daß das Faſten auch als Stellvertreter für andere Verpflichtungen gelten darf, wenn man gehindert iſt, die eigentlich befohlene Pflicht zu erfüllen. Es heißt: „Die Reiſe nach Mekka vollzieht und beſucht die Wohnung Gottes daſelbſt. Werdet ihr belagert, ſo opfert, was euch nicht hoch zu ſtehen kommt, und ſcheeret eure Häupter nicht eher, als bis ihr euer Opfer an der Stelle habt, wo es hin muß. Wenn aber Jemand unter euch krank iſt, oder am Kopfübel leidet, *der faſte* dafür, daß er das Haupt vor der geſetzten Zeit abſcheeren läßt, oder gebe Almoſen, oder bringe ſonſt ein Opfer. Seid ihr aber vor Feinden ſicher, ſo ſoll der, der den Beſuch des Tempels zu Mekka bis zur Wallfahrt ausſetzt, ein Opfer bringen, was ihm nicht ſauer wird. Und wer nichts zum Opfer hat, ſoll drei Tage auf der Wallfahrt faſten, und ſieben Tage, wenn ihr wieder zurückgekommen ſeid. Zehn volle Tage ſollen mit Faſten zugebracht werden, eine Pflicht für den, der mit ſeiner Familie im heiligen Hauſe nicht gegenwärtig iſt. Fürchtet Gott, überzeugt davon, daß er ſtreng iſt im Strafen."

Nur für den Abfall von der wahren Religion (dem Islâm) hilft keine Buße, alſo auch kein Faſten (Sure 3: Das Geſchlecht Amram). Übrigens wird dem Faſten große Kraft zugeſchrieben unter den Bekennern des Islâm.

Es gab auch ein freiwilliges Faſten, das zum Gelübde gebraucht wurde, damit Noth und Tod abzuwenden. So hatte nach den Erzählungen der Moslemim Ali und Fatima, nebſt ihrer Sklavin Fidda, zur Abwendung einer ſchweren Krankheit Muhammed's, ein dreitägiges Faſten gelobt und es ſo fromm gehalten, daß ſie ſogar die für die Nacht gebackenen Gerſtenkuchen den Armen gaben, die ſie um Speiſe gebeten hatten. Dies wurde vom Engel Gabriel ſehr hoch aufgenommen und dem Muhammed zu einer ſo frommen Familie Glück gewünſcht. (Vergl. den von *Sam. Frdr. Günther Wahl* überſetzten Koran an den angeführten Stellen.)

Fortſetzung des chriſtlichen Faſtens.

Die große Verſchiedenheit, die in den erſten 500 Jahren in den chriſtlichen Kirchen beſtanden hatte, auch im Gebrauche der Faſten, beſchreibt vorzüglich Sokrates im 5. B. Cap. 22 ſeiner Kirchengeſchichte ſo: Chriſtus und ſeine Apoſtel hätten nicht über Feiertage und Einrichtungen, ſondern über Geſinnung und Leben Geſetze ertheilt. Daher werde auch das Faſten vor dem Paſcha, der Sabbath und Anderes ſo wenig gleichförmig gefeiert. Die römiſchen Chriſten faſteten drei Wochen vor Oſtern nach einander, den Sabbath und Sonntag ausgenommen. In Illyrien, Achaja und Alexandria dauere es ſechs Wochen, und werde daher das vierzigtägige genannt. Andere nannten es wol ebenſo, fingen es auch mit der ſiebenten Woche vor Oſtern an, faſteten aber nur eine Woche um die andere, und in jeder Faſtenwoche nur fünf Tage. Auch in der Art des Faſtens wären die Chriſten verſchieden. Manche äßen keine Thiere, Andere blos Fiſche, Andere Fiſche und Vögel; Manche enthielten ſich der Eier und der Baumfrüchte, und Andere genöſſen nichts als Brod, Andere auch nicht einmal dieſes. Es gäbe auch Chriſten, die bis zur neunten Stunde (Nachmittags 3 Uhr) faſteten, dann aber allerlei Speiſe ohne Unterſchied genöſſen. Dieſe Verſchiedenheit, konnte ſie auch nicht völlig aufgehoben werden, verringerte ſich doch immer mehr, je mehr man das Faſten für etwas Verdienſtliches hielt von Seiten der Geiſtlichkeit, d. h. von den meiſten Biſchöfen und Äbten, denn ſelbſt unter dieſen gab es von Zeit zu Zeit Gegner und ſolche, die dem Faſten einen untergeordneten Werth beimaßen. Unter die letzten gehörte ſogar der Abt Theonas (nach *Caſſianus'* 21. Unterredung; vergleiche *Schröckh* B. 8. S. 467), welcher das Faſten nicht für ein Hauptgut, ſondern nur für ein Mittelgut erklärt, was zwiſchen dem liege, das an ſich gut und an ſich böſe iſt. Und ſo wird es gewiß noch Manchen gegeben haben, der, wie der Mönch Jovianus, in der letzten Zeit des 4. Jahrh., glaubte und behauptete, daß Jungfrauen und Ehefrauen bei gleicher Treue in guten Werken einerlei Verdienſt hätten, ſowie Faſten und Eſſen mit Dankſagung nicht den geringſten Unterſchied mache; allein die Überſpannung war bereits zu groß und zu allgemein geworden. Die Wenigen drangen nicht durch, oder fürchteten ſich vor Verketzerung. Vigilantius war für lange Zeit der Letzte, der es wagte, den Aberglauben ſeiner Zeit ſcharf anzugreifen, und wurde, wie Jovian, vom heftigen Hieronymus auf das Schwärzeſte verketzert. Mönchsfrömmigkeit erhob ihr Haupt immer mehr. Daher ſtehe in Umriſſen ein Bild von dem *Mönchsfaſten* im Allgemeinen.

Ohne Faſten und allerlei Enthaltſamkeiten iſt ein Mönch und irgend ein Asket, zu welchem Volke und zu welcher Religion er auch gehöre, gar nicht zu denken. Daß aber unter Menſchen, welche den Leib für nichtswürdig, die Sinne für nichts, als ſchändliche Verführer, und überhaupt die Materie für bös hielten, zunächſt die allernatürlichſten Bedürfniſſe und die allen Menſchen ohne Unterſchied angenehmſten Verlangen geflohen und als zur

Hölle führend bekämpſt werden mußten, iſt einer ſolchen Zerfleiſchung der Natur erſtes und nothwendigſtes Werk. Darum können ſich alle Mönche und Aſketen auch nur durch den Grad der Strenge im Befolgen ihres Wahnes unterſcheiden. Je einſeitiger und fanatiſcher der Irrglaube, deſto heftiger das Wüthen gegen ſein eigenes Fleiſch. Und ſo ſind es denn einzig und allein die unzähligen Stufenverſchiedenheiten vom geringſten Grade der Widernatur bis zum gräßlichſten, was dem traurigen Bilde eine ſolche Mannichfaltigkeit gibt, daß ſie einerſeits kaum überſehbar, andererſeits höchſt ermüdend und erdrückend ſein müßte, weil alle Verſchiedenheiten nur auf Eins und Daſſelbe hinauslaufen, dabei oft nur in zu wenig augenſcheinlichen Unterſchieden beſtehen würden. Fängt aber das Volk an, dergleichen Enthaltſamkeiten als Heldenthaten anzuſtaunen und als bewundernswerthe Kraftäußerungen zu begaffen und zu preiſen, und eine übermenſchliche Heiligkeit darin zu ſehen, ſo iſt ſolchen Überſpannungen Thor und Thür geöffnet. Die Schwäche der Vernunft ſucht dann in der Selbſtqual ihre Ehre und im Ekelhafteſten und Roheſten ihren Ruhm. Kommt noch der Wahn dazu, als ſei in dieſer Abtödtung und Abmergelung ſeiner Sinne der Hauptſchlüſſel zum Himmelreich zu ſuchen, ſo iſt das Widernatürlichſte zum Gottgefälligſten geworden. Daher begnügte man ſich denn nicht mehr, unter dem Faſten eine Enthaltung von wohlſchmeckenden und nahrhaften Speiſen und Getränken, dagegen ein ſehr einfaches Ernähren des Leibes, etwa von Brod und Waſſer für eine beſtimmte Zeit zu denken, ſondern es gab natürlich Manche, die es auf ihre ganze Lebenszeit ausdehnten. Andere, die den Ruhm ſolcher Helden ſahen, begehrten ſie zu überbieten, und nahmen daher theils zu völligem Nichteſſen und Nichttrinken bis auf das Äußerſte ihre Zuflucht, ſodaß nicht Wenige fünf Tage lang ohne alle Nahrung blieben, theils griffen Andere zu den ungeſundeſten und unſchmackhafteſten Stoffen, womit ſie ſich zu Grunde richteten. Es gab Eiferer im Faſten, die nie etwas Anderes genoſſen, als wilde Olivenblätter, oder auch Eichenlaub, was ſie ohne Salz und Schmalz kochen ließen. Noch Andere, beſonders unter den koptiſchen Mönchen, die ſich für immer alles deſſen entzogen, ohne welches der Leib nothdürftig erhalten werden kann, verzehrten ihre elende Koſt nur aus Holznäpfen, die nie vom Tiſche genommen und nie gereinigt wurden. Ließ einer etwas im Napfe, ſo wurde der neue Zuguß über den alten Reſt geſchüttet. Noch Andere, wie die äthiopiſchen Mönche und Nonnen, tunkten ihr Brod in eine Art Senfbrühe, die im Munde biß. Dazu erſannen ſie ſich noch andere Quälereien zu ihrem Faſten, unter welchen ein unabläſſiges Stehen noch zu dem Leichten gehörte, worüber jedoch hier gar nicht geredet werden ſoll. Kurz jeder Orden und jede Abtheilung, ja jeder Einzelne war eifrig bemüht, etwas zu erſinnen, wie er ſein Faſten recht auffallend und beſonders machen konnte, und wäre es nur geweſen, daß ſie ihre Hülſen nicht eher zu ſich nahmen, als bis ſie die Sterne beſchienen. Manche ließen ſich dabei in Höhlen einſperren, brachten die ganze Nacht im Waſſer ſtehend zu u. v. A. Die meiſten Verſchiedenheiten der mönchiſchen Faſten beſtanden jedoch in den ſorgfältigſten Vorſchriften, die außerordentlich mannichfach waren, welche Speiſen genoſſen werden durften und welche nicht. Darin zeichneten ſich auch die verſchiedenen Faſten von einander aus, ſodaß an einem Faſten erlaubt war, was an dem andern verboten worden war. Es ſchien, als ob der ganze Witz der Mönche ſich in ſolchen Regelungen und Erfindungen von allerlei Pönitenzen erſchöpfen wollte. Es drehte ſich alſo Alles darum, ob und wann Fleiſch, Eier, Milch, Butter, Öl, Wein ꝛc. genoſſen werden durften, oder nicht; um mehr oder weniger des Erlaubten oder Verbotenen; alſo um härtere oder gemäßigtere Faſten; endlich um die Zahl der jährlichen Faſten und um die längere oder kürzere Dauer derſelben. — Nirgends aber gab es mehr und ſchärfere Faſten, als im Morgenlande. Hatte das Abendland Mühe, ihm hierin nachzukommen, ſo kann man doch nicht ſagen, daß es in dieſem ſonderbaren Ehrenpunkte ſonderlich weit zurückgeblieben wäre. Wo ein Hieronymus, Ambroſius, Gregor I. ꝛc. glänzen und gebieten, da kann es an guten Fortſchritten im Faſten der Mönche gar nicht fehlen, am wenigſten in einer Zeit, wo die Enthaltung von der Ehe den Biſchöfen bereits Ehrenſache geworden war. Je mehr Päpſte Mönchsfreunde waren, oder aus den Zellen auf den Stuhl Petri erhoben wurden, deſto mehr wurden die ſtarren Enthaltſamkeitsmänner den Biſchöfen und den Laien gefährlich; deſto mehr galt ihre Lehre und ihr Beiſpiel; deſto mehr gelüſtete es den Laien und den Weltgeiſtlichen nach allerlei Entſagungen, um des Himmelreiches willen. Und ſo mußte denn namentlich auch das Faſten in den Augen der chriſtlichen Welt immer mehr im Anſehen ſteigen.

Seit dem 8. Jahrh. ſchien die Nothwendigkeit des Faſtens in der ganzen Chriſtenheit ihre höchſte Höhe erreicht zu haben; das Verdienſtliche deſſelben war allgemeiner Glaube, ſodaß ſich auch der Laie dieſe Wohlthat für ſeine Seligkeit nicht nehmen laſſen wollte. Um ſo lebhafter fuhren die Geiſtlichen fort, für geregelte Einrichtungen zu ſorgen, damit Jedermann wiſſe, was er zu thun und zu laſſen habe auch im Eſſen und Trinken, wenn er nicht verloren gehen wolle. Man hielt von Seiten der Kirchenvorgeſetzten mit Eifer auf die Befolgung der erlaſſenen Faſtengebote, und gewiß größtentheils aus wahrer Überzeugung. Allein die höchſte Spitze in den Beſtimmungen der Faſten, noch viel weniger in der Strenge, womit man auf die Haltung dieſer Faſtengebote drang, war noch lange nicht da. Wie hätte dies auch bei dem ſo ungeheuern Zunehmen der Mönche und der Mönchsorden, ſowie bei dem außerordentlichen Steigen der geiſtlichen Gewalt denkbar ſein ſollen? Das Inſtitut der Faſten wurde nicht allein immer mehr ausgebildet, ſondern die Strenge im Beſtrafen der Übertreter der Faſtengebote fuhr fort zu wachſen bis in 11. Jahrh., wo wenigſtens einiges Licht in die Nacht der Dunkelheit zu ſchimmern begann, das nicht mehr von Allen ſogleich für ein Teufelslicht gehalten wurde. — Wie ſehr jedoch das ſtrenge Halten auf geſetzliches Faſten zugenommen hatte, beweiſt der oft ausgeſprochene Kirchenbann gegen die Frevler, die ſich hatten gelüſten laſſen, in der Faſtenzeit Fleiſch zu genie-

ßen. Baronius erzählt ſogar in ſeinen Annalen auf das Jahr 1018, daß man den Fleiſcheſſern in der Faſten die Zähne ausgeſchlagen habe.

Sehen wir nun auf die verſchiedenen Faſten, die nach und nach in der Chriſtenheit gewöhnlich geworden waren. Nehmen wir

1) *die wöchentlichen Faſten*, wol die älteſten unter den Chriſten und die verbreitetſten. Am heiligſten und allgemeinſten war es der *Freitag*, der zum Faſten beſtimmt worden war, weil Jeſus an demſelben ſtarb. Dazu war noch ſehr frühzeitig von den eifrigen Chriſten die *Mittwoch* genommen worden, weil an derſelben der Tod Jeſu von den Juden beſchloſſen worden war. Die judaiſirenden Chriſten mögen auch wol darum zwei Tage in der Woche dazu beſtimmt haben, weil ſie durch das Vorbild der Phariſäer an zwei Faſttage gewöhnt worden waren, Montags und Donnerstags, wo ſie auch in ihren Schulen (Synagogen) zuſammenkamen, um ſich das Geſetz erklären zu laſſen, wobei die Eifrigen auch faſteten. Die von den Chriſten veränderten Tage und die dafür angegebenen Gründe machten die Sache auch den Heidenchriſten werth. Vorzüglich griffen die Asketen und Mönche darnach, die ſich am liebſten für Streiter Chriſti anſahen, ein Bild, das auch die älteſten Kirchenlehrer gern gebrauchten. Deshalb erhielten auch dieſe Faſttage nach der Wache der römiſchen Soldaten, die Statio hieß, den Namen Stationes. Wir wiſſen ſchon, daß ſie Anfangs nicht für Alle geſetzlich waren, ſondern freiwillig gehalten wurden; ebenſo, daß man in der Regel nur bis Nachmittags um 3 Uhr zu faſten pflegte. Nachdem man es aber, ſeit Montan, ſtrenger mit dem Faſten zu nehmen anfing, erhielt dieſe Art, Faſttag zu halten, den Namen der Halbfaſten oder Semijejunium. Nach den ſogenannten apoſtoliſchen Conſtitutionen waren eigentlich nur die Geiſtlichen und Mönche dazu verpflichtet. Allein viele der Laien fanden es billig und recht, ſich davon nicht ganz zurückzuziehen, vorzüglich des Freitags, der auch immer mehr dafür beſtimmt wurde. — Wegen der *Mittwochsfaſten* gab es ſchon frühzeitig Zwieſpalt zwiſchen den morgenländiſchen und abendländiſchen Biſchöfen. Im Anfange des 4. Jahrh. hatte man auf einer Synode in Spanien zu den Wochenfaſttagen noch den *Sonnabend* hinzugefügt, was von den Morgenländern ſo wenig gebilligt wurde, daß ſogar den Mönchen das Faſten am Sonnabende erlaſſen wurde; ja man fand es unſchicklich, am Sonnabende zu faſten. Im Abendlande war dies anders; es gab nicht Wenige, die das Sonnabendfaſten für eine zweckdienliche Vorbereitung auf den Sonntag erklärten und es hielten. Da jedoch den Meiſten ein dreimaliges Faſten in der Woche zu viel war, ſo trat im Abendlande das Mittwochsfaſten immer mehr in den Hintergrund. In den alten Gewohnheiten der Chriſten lag das Sonnabendfaſten offenbar nicht, im Gegentheil war es eine Neuerung der ſpaniſchen Biſchöfe, die aber auch damit die altgewöhnliche Mittwochsenthaltung nicht verdrängen wollte. Das machte ſich von ſelbſt, wäre aber, bei der entſchiedenen Abneigung der orientaliſchen Biſchöfe gegen dieſe Neuerung, höchſt wahrſcheinlich wieder eingegangen, wenn nicht der römiſche Biſchof Innocentius I. im 5. Jahrh. eingegriffen hätte. Dieſer Mann, der bereits alle abendländiſchen Kirchen von der römiſchen für abhängig erklärte, weil ſie alle von den Schülern und Nachfolgern Petri gegründet worden wären, behauptete gradehin wider alle Gewohnheit der erſten Chriſten, und hauptſächlich der Morgenländer, daß am Sabbath, d. i. am Sonnabende, ſo gut als am Freitage gefaſtet werden müſſe, weil Jeſus auch am Sonnabende im Grabe gelegen hätte, weshalb es wahrſcheinlich ſei, daß die traurigen Jünger Jeſu auch an dieſem Tage gefaſtet hätten. Es fand jedoch ſelbſt im Abendlande nicht allgemeinen Beifall; im Morgenlande gar keinen, ja man ſprach ſich ſo beſtimmt dagegen aus, daß man auch wol diejenigen, die des Sonnabends faſteten, aus der Kirchengemeinſchaft ausſchloß. Die griechiſch-katholiſche Kirche hat auch ſpäter, und ſogar dann noch weniger, etwas davon wiſſen wollen. Selbſt ihre Mönche, auch die ſtrengſten, wie z. B. die äthiopiſchen, die doch ſonſt im Faſten Außerordentliches leiſten und nicht genug derſelben ausfindig machen können, ſind ſtets die heftigſten Gegner der Sonnabendsfaſten geweſen, und haben ſich hierin fortwährend den Bemühungen der römiſch-katholiſchen Miſſionäre widerſetzt. Man vergl. *Chladenius*, De Stationibus veterum Christian. (Lipsiae 1744.) *Albaspinaeus*, De veteribus ecclesiae ritibus. Observatio 15.

2) *Die Vigilien*, oder nächtlichen Gottesdienſte der erſten Chriſten, die Anfangs wegen der Verfolgungen ein Werk der Nothwendigkeit waren, ſpäterhin theils aus Liebhaberei noch im 4. Jahrh. in vielen Gegenden feſtgehalten wurden; theils wurden ſie eben wieder von manchen gedrückten Kirchenparteien, hauptſächlich von den Arianern, gepflegt, welche ſie am meiſten durch Abſingung ſchöner Hymnen feierlich und anziehend zu machen wußten, was Chryſoſtomus ihnen nachthat — dieſe Vigilien, die in der Nacht zum Sonntage und vor allerlei Feſten, hauptſächlich und am dauerndſten vor den Feſten der Märtyrer gehalten wurden, führten doch ſehr bald große Nachtheile mit ſich; man klagte laut über ſittliche Misbräuche und gab Verordnungen, daß keine Frauen ihnen beiwohnen ſollten. Da ſich dies nicht gut durchſetzen ließ, ſo kürzte man ſie ab, machte theils Frühgottesdienſte (Frühmetten) daraus, theils Vespern, theils verwandelte man ſie in *Faſttage*, wohin auch in der abendländiſchen Kirche das Sonnabendfaſten gerechnet werden kann. Solche Faſttage, die vor verſchiedenen Feſten, als den Marienfeſten, Johannis des Täufers, des Laurentius ꝛc., gehalten wurden, behielten in der römiſchen Kirche den Namen *Vigilien* (ſ. dieſen Art.). Dennoch ſind die eigentlichen Vigilien nicht ganz ausgerottet, wol aber verkürzt worden.

3) *Das große oder 40tägige Faſten; Quadrageſimalfaſten des Jahres.* Es iſt ſeinem Urſprunge nach das Faſten, welches jedem andern chriſtlichen Faſten zum Grunde liegt, und zugleich das heiligſte und wichtigſte, wenn man es im Sinne der erſten Chriſten nimmt, ſowol dem Gegenſtande nach, der es hervorrief, als der Strenge nach, mit welcher man es feierte. Dieſes große Faſten begriff nämlich die 40 Stunden, welche

Jeſus im Grabe gelegen hatte. Dabei berief man ſich auf Matth. 9, 15, als auf den Ausſpruch Jeſu wegen ſeiner Jünger: Wie können die Hochzeitleute faſten, ſo lange der Bräutigam bei ihnen iſt? Es wird aber die Zeit kommen, daß der Bräutigam von ihnen genommen iſt; alsdann werden ſie faſten. Es war in der griechiſch-katholiſchen Kirche dieſer Sonnabend darum auch der einzige, an welchem gefaſtet wurde, in Verbindung mit dem Freitage, als dem Todestage Jeſu, und zwar ſo, daß dieſes Faſten ein durchaus ſtrenges war, oder eine *ὑπερθέσις* (superpositio), d. h. eine Verſtärkung, ein Zuſatz zu den übrigen Wochenfaſten am Freitage. Man kann alſo ſagen, daß der Grund der Wochenfaſten, und ſomit aller Faſten, in dieſem 40ſtündigen Faſten lag. Es war aber auch darum ein verſtärktes, weil es nicht blos mit einer Xerophagie, ſondern mit einer gänzlichen Enthaltung von allen Speiſen (abstinentia) ohne Unterbrechung gefeiert wurde. — Nach und nach verlängerten ſich dieſe Tage der großen Faſten, nämlich in der heiligen oder der Kreuzigungswoche am Freitage und Sonnabende, oder das 40ſtündige Faſten in 40 Tage, doch nicht ſo, als ob wirklich volle 40 Tage gefaſtet worden ſei, ſondern nur in Angabe einer runden Zahl, und zwar der heiligen 40, was die meiſten alten Kirchenlehrer ausdrücklich berichten. Die Wochen vor Oſtern wurden deshalb in der lateiniſchen Kirche quadragesima und in der griechiſchen *τεσσαρακοντῇ* genannt. Dieſer Name war gewählt worden, um des Vorbildes willen, das Moſes, Elias und Chriſtus mit ihren 40tägigen Faſten gegeben hatten, oder auch um der 40 Jahre willen, welche die Juden in der Wüſte zubrachten, und um der 40 Lager willen, die als Vorbilder auf das Chriſtenthum angeſehen wurden. War aber auch die Benennung ſchon in den erſten Zeiten des Chriſtenthums ziemlich allgemein eingeführt worden, ſo war es deshalb doch noch lange die Zeit nicht, in welcher dieſes Faſten beobachtet wurde. Bei der Freiheit der Gemeinden, ſich ihre Einrichtungen ſelbſt zu beſtimmen, wurde an einem Orte länger, an andern Orten kürzer gefaſtet. Nicht anders verhielt es ſich mit der Art, wie gefaſtet wurde. Ein Theil der Chriſten enthielt ſich in der großen Faſten alles Fleiſches, ein anderer nur des Fleiſches der vierfüßigen Thiere, anderer noch genauerer Beſtimmungen des Erlaubten und Verbotenen nicht zu gedenken; hier waren Milchſpeiſen erlaubt, anderwärts verboten, ſowie Alles, was von Milch kommt, als Butter, Käſe. Unter den Mönchen waren natürlich die Verbote geſchärfter, ſodaß zuweilen auch ſelbſt das Öl nicht erlaubt war, ſondern nur Brod und Waſſer. Kurz eine gleichmäßigere Beſchaffenheit dieſes Faſtenlebens, was vita quadragesimalis hieß, und das erlaubte Eſſen cibus quadragesimalis, ordnete ſich erſt nach und nach. Auch in den für dieſes Faſten beſtimmten Wochen wich man ſehr von einander ab, wie in der Zahl der Tage. Dennoch gaben die Alten dieſe Einrichtung für eine göttliche oder auch apoſtoliſche aus, was ſie offenbar nicht war, weil ſonſt mehr Übereinſtimmung darin geherrſcht haben würde. Daß jedoch dieſe Ausdrücke auch von den Alten nur für rhetoriſche Figuren und nicht im ſtrengen Sinne genommen wurden, beweiſt ein Ausſpruch des ſonſt überaus mönchiſchen Hieronymus: Praecepta majorum leges apostolicas arbitrantur. — Im Laufe der Zeit wurde die Zahl der eigentlichen Faſttage der Quadrageſima auf 36 geſetzt, wofür die Abendländer ſechs Wochen, die Morgenländer dagegen ſieben Wochen vor Oſtern ordneten, weil die letzten nicht blos den Sonntag, ſondern auch den Sonnabend (mit Ausnahme des letzten Sonnabends vor Oſtern) nicht faſteten. Mit dieſen 36 Faſttagen wurden wieder Hinweiſungen auf altteſtamentliche Einrichtungen verbunden, weil das ganze alte Teſtament ein Vorbild auf Chriſtum ſein ſollte. Man verglich dieſe 36 Tage mit dem Zehnten, den die Juden den Leviten abzutragen hatten, und erklärte, daß man mit ſolchem Faſten Gott den zehnten Theil ſeiner Jahre weihe. Man ſprach daher von einer decimatio animae. Vergl. *Cassian.* collat. 21. c. 24. 25 und 30. Ferner *Gregor.* homil. 16 in evangelia: Dum vero annus per 365 dies ducitur, nos autem per 36 dies affligimur (durch das Faſten), quasi anni nostri decimas Deo damus. Sieht man auch daraus, und noch mehr aus den überaus zahlreichen Beſprechungen dieſes Gegenſtandes, welche Wichtigkeit die alte Kirche dem Faſten beimaß, ſo ſieht man doch auch mit Freuden aus mehren Ausſprüchen der Väter, daß ſie ſich nicht immer, im Grunde ſogar nur ſelten, bis zur Unduldſamkeit gegen andere Einrichtungen, als die ihrigen waren, bewegen ließen. So berichtet Auguſtin von dem in andern Dingen ſtrengen Ambroſius, er habe zur Mutter Auguſtin's, die ungewiß war, wie ſie ſich bei ſo abweichenden Gebräuchen betragen ſollte, geſagt: „Wenn ich in Rom bin, faſte ich am Sonnabende (Sabbath); bin ich aber hier (in Mailand), ſo faſte ich nicht. So mache du es auch, damit du Keinen ärgerſt, noch geärgert werdeſt." — Eine Sammlung von Faſtenpredigten hieß Quadrageſimale. Unter den zwölf noch übrigen Faſtenpredigten Leo des Großen ſind z. B. folgende Sätze hier von Bedeutung: Das Faſten iſt nicht genug, obgleich es nothwendig iſt zur Vertheidigung gegen den Teufel, ſondern man muß auch beſſer werden. Man ſündigt aber auch, wenn man erlaubte Genüſſe meidet, wie dies die Manichäer thun, und dgl. — Freilich wurde der letzte Ausſpruch nur allzu wenig bedacht, noch weniger geübt. Vielmehr fuhr man in näheren Beſtimmungen dieſes allzu wichtig gehaltenen Gegenſtandes lebhaft fort, wovon nur angezeigt werden ſoll, daß endlich im 8. Jahrh. (wol noch nicht durch Gregor I.) die 40 Tage der Faſten vollſtändig gemacht worden waren. Je weniger in den erſten Zeiten des Chriſtenthums (in den erſten vier bis fünf Jahrhunderten) gleichmäßig feſtgeſetzt worden war, deſto größer war die freiwillige Strenge, mit welcher ſich die Freunde des Faſtens hervorthaten. Da es aber auch Gegner des Faſtens gab, von denen wir zu den bereits genannten nur noch den Aërius im 4. Jahrh. anführen wollen, ſo kann man ſich nicht wundern, wenn die meiſten Biſchöfe, die gewöhnlich Förderer und Liebhaber der Enthaltſamkeitspredigt waren, einen Grund lebhafterer Empfehlung, beſonders der Quadrageſima, dahernehmen, daß ſie der Chriſtenheit nachſagen, ſie habe nicht

wenig in früherer Strenge des Faſtens nachgelaſſen. Man hielt daher täglich fromme Verſammlungen in den Kirchen, wenigſtens in den Hauptkirchen, reichte jeden Sonnabend und Sonntag das heilige Abendmahl, nahm um Oſtern die Büßenden wieder in die Gemeinſchaft der Gläubigen auf ꝛc. Die bürgerlichen Geſetze halfen nicht wenig zu einer größern Eingezogenheit des Lebens während der Quadrageſima, in welcher, nach Cod. *Theod.* I, 15. tit. 5. leg. 5, alle geräuſchvolle Vergnügungen, als Hochzeiten, Schauſpiele, Gaſtmähler, verboten waren. Nach einem andern Gebote dieſes eifrig chriſtlichen Kaiſers mußten ſogar die Criminalproceſſe während der Faſten eingeſtellt werden. — Empfohlen wurde noch, daß das durch die Faſten erſparte Geld den Armen gegeben werden ſolle.

Erſt im 6. Jahrh. fing das Faſten an geſetzlich zu werden, ſodaß die Biſchöfe auf Concilien beſchloſſen, Alle für Übertreter der Kirchengeſetze zu erklären, die den Faſtenbeſtimmungen nicht Folge leiſten würden. Wir haben bereits geſehen, wie und bis auf welche Zeit die Strenge hierin wuchs. Kaum hatten aber die Biſchöfe eine allgemein geſetzliche Verbindlichkeit für alle Chriſten aus dem Faſten und ihren Vorſchriften darüber gemacht, als man auch anfing, allerlei Auswege zu ſuchen, die Geſetzesbeſtimmungen künſtlich zu umgehen und mitten im Faſten nicht zu faſten. So hatte Jonas, der Biſchof von Orleans um 828, auf das Erſuchen eines frommen Laien, ein Werk verfaßt: Libri tres de Institutione Laicali, worin aus einem ſchon im 7. Jahrh. geſchriebenen Buche Folgendes ausgehoben wird: „Wenn ſich die Chriſten der vierfüßigen Thiere im Faſten enthalten, und ſtatt derſelben Faſanen, Pfauen und andere koſtbare Vögel und Fiſche genießen, ſo ſcheinen ſie mir ihre ſinnlichen Vergnügungen ſich nicht abzuſchneiden, ſondern nur zu ändern, und zwar nicht aus Enthaltſamkeit, ſondern wegen ihres zarten, verwöhnten Magens jene gemeinen Ergötzungen und ſchlechten Fleiſchſpeiſen wegzuwerfen, damit ſie nicht blos mit anderem, ſondern ſogar mit noch ſchmackhafterem Fleiſche ihre Wollüſte befriedigen können; indem man nicht die von Gott hervorgebrachte Natur von mancherlei Fleiſche, das dem Menſchen zum Gebrauche überlaſſen worden iſt, verdammen, wol aber die fleiſchliche Begierde fliehen muß, welche der Teufel mit dem Gefühle des Fleiſches eingeführt hat. Andere aber, welche mäßiger ſcheinen wollen und in einer ſtrengern Enthaltſamkeit ihren Ruhm ſuchen, eſſen von gar keinem Thiere, befriedigen dagegen ihre ungeheuere Eßluſt mit ausländiſchem Obſte und allerhand feinen Getränken, da doch die geiſtliche Enthaltſamkeit empfiehlt, nicht den Genuß einiger Speiſen, ſondern die Begierden einzuſchränken." (Vergl. Schröckh 23. B. S. 296.) — Man fing alſo ſehr zeitig an, dergleichen Auskunftsmittel hervorzuſuchen. Die Biſchöfe waren aber um ſo weniger im Stande, dieſe Umgehungen des Faſtenzweckes zu entfernen, je weniger ſie ſelbſt im Verbieten und Erlauben einig waren und ſein konnten. Hatte doch Iſidorus in ſeinen zwei Büchern de ecclesiasticis officiis zwar das Eſſen des Fleiſches, als wol nach der Sündfluth erlaubt, von Chriſto jedoch wieder verboten, ausgegeben, dagegen das Eſſen der Fiſche für rechtmäßig erklärt, weil Jeſus nach der Auferſtehung Fiſche aß. Bei ſo verſchiedenen Anſichten und oft geänderten, hier ſo, dort anders geſtellten Vorſchriften konnte natürlich gar keine gleichförmige, oder auch nur feſte Einrichtung in die Art des Faſtens gebracht werden, um ſo weniger, je mehr man daran arbeitete, und je mehr Jeder ſeine Neigung für eine größere oder geringere Strenge, wenigſtens für ſeine Untergebenen, geltend zu machen ſuchte, die alſo auch ebendarum nicht allgemeine Gültigkeit erlangen konnte. Daß veränderte Zeitverhältniſſe gleichfalls manche Abänderungen nöthig, oft ſogar zweckmäßig machten, liegt in der Sache. Je weiter daher das Faſteninſtitut ausgebildet wurde, um ſo mehr Mannichfaltigkeit in den Geſetzen ſelbſt und um ſo mehr Luſt, dieſe auf eine geſchickte Art zu umgehen, mußte ſich zeigen, und zeigte ſich wirklich. Im Allgemeinen iſt daher nur zu ſagen: Je reicher die Klöſter wurden, deſto nachläſſiger wurden die Mönche in Befolgung der Strenge ihrer Faſten. Dies gab gewöhnlich den Eiferern Veranlaſſung, Reformationen zu machen und neue verbeſſerte Congregationen in ihre Orden zu bringen, die nicht ſelten bis zur Überſpannung ſtreng waren, ſo lange der Reichthum nicht wieder andern Sinnes werden ließ, oder auch die Ehrſucht, die gern Auffallendes bringt, was die Menge anſtaunt.

4) Die übrigen Faſten im Laufe des Jahres haben mit dem Quadrageſimalfaſten Vieles gemein, und ſind, wie die bis zur angegebenen Zeit eben geſchilderten, gleichfalls Vorbereitungen zu mancherlei Feſten, und beſonders feierlichen Handlungen der Kirche. Unter dieſen ragen die vierteljährlichen Faſten hervor, wofür oft folgende Stelle aus dem erſten Sermon Leo des Großen angeführt wird: Si quidem jejunium vernum in quadragesima, aestivum in pentecoste, auctumnale in mense septimo, hiemale autem in hoc, qui est decimus, celebramus. M. Karl Chriſt. Friedr. Siegel ſetzt in ſeinem Handbuche der chriſtlich-kirchlichen Alterthümer (2. Bd. S. 77) hinzu: Das Vorgeben Bellarmin's (De bonis operibus. L. I. c. 19), als wären die drei erſten vierteljährlichen Faſten von den Apoſteln, das vierte aber von Calliſto im J. 224 angeordnet, hat nichts für ſich. Auch die vierteljährlichen Faſten ſind nach und nach entſtanden, und zwar um die Juden nachzuahmen, die im 4., 5., 7. und 10. Monate faſteten (was wir ſchon angemerkt haben, und was wir hier darum wiederholen, um das Judaiſirende der altchriſtlichen Biſchöfe an einem Beiſpiele mehr hervorzuheben). Vielleicht auch mit Rückſicht auf die Heiden, welche drei sacrificia solemnia, und zwar fructuum causa, feierten, welche vinalia, robigalia und floralia hießen. Auch konnte man ſie als ſtellvertretend für die Vigilien anſehen, die man, nachdem ſie abgeſchafft worden waren, allmälig in Faſttage verwandelte. Sie ſind auch nicht an allen Orten zu gleicher Zeit gehalten worden, wie z. B. aus dem Synodo Salegunstadensi (Seligenſtadt am Main) 1023. can. 2 erhellt. — Dieſem fügen wir noch eine Stelle aus der Schrift des Iſidor (De ecclesiasticis officiis libri II.) bei, wo zu-

erſt von der großen Faſtenzeit (den Quadrageſimalfaſten) und von vier jährlichen Faſten geredet wird, als: nach Pfingſten, im ſiebenten Monate, am 1. November und am 1. Januar. Auch Iſidor läßt die erſten drei jährlichen Faſten als jüdiſchen Urſprungs gelten; das Neujahrfaſten hingegen ſei als Gegenſatz wider die Heiden, die an dieſem Feſte ſich allen möglichen Erluſtigungen überließen, eingeführt worden. Endlich wird vom dreitägigen Faſten und vom wöchentlichen gehandelt — und alſo damit die ganze Reihe der zu Iſidor's Zeit gewöhnlichen Faſten dargeſtellt. Zuletzt erwähnt auch er, daß die Gemeinden in ihren Faſten und Faſtengebräuchen ſehr von einander abwichen, und gibt die Regel, daß man die Gebräuche jeder Gemeinde mit ihr zu beobachten habe. — Kam man demnach auch mit der Benennung der vier jährlichen Faſten, außer den Quadrageſimalfaſten, lange Zeit nicht überein, was darum nicht wol möglich war, weil die Zeit der Haltung derſelben lange verſchieden blieb, ſo waren es doch immer, vom 5. Jahrh. an, vier Zeiten des Jahres, in welchen, ohne die großen Faſten, noch beſonders gefaſtet wurde. Die quatuor tempora beſonderer Faſten waren alſo gewöhnlich, ohne daß eine gleichmäßige Ordnung in ſie hineingebracht worden war. Sie fielen auch wol mit andern gewöhnlichen Faſttagen zuſammen und verdoppelten nur die Wichtigkeit derſelben. Am meiſten ſcheint dies mit dem jejunium vernum der Fall geweſen zu ſein, weil es mit der quadragesima zuſammenſtieß. Wenn aber dieſe ſogenannten Vierteljahrfaſten jeden erſten Freitag eines Vierteljahrs begangen wurden, woher das zuſammengezogene Wort Quatember aus quatuor tempora kommt, ſo waren es ja keine neuen, ſondern nur verſtärkte Faſten, die mit größerer Genauigkeit und Strenge gehalten werden ſollten. Dabei darf jedoch nicht vergeſſen werden, daß die Gebräuche nicht überall gleich waren, ja daß viele Biſchöfe eine ſolche Gleichheit nicht einmal für nothwendig hielten. Darum ſind auch die Nachrichten darüber ſo verſchieden. Von Zeit zu Zeit wurden Änderungen vorgenommen, die ſich doch meiſt auf irgend eine ſchon herrſchend geweſene Gewohnheit der alten Kirche bezogen. So ſchreibt Grundmayr in ſeinem liturgiſchen Lexikon der römiſch-katholiſchen Kirchengebräuche S. 319: „Nach dem 10. Jahrh. erſt ſind die vier Quartalfaſten mit dreimaligen Faſttagen, als Mittwochs, Freitags und Sonnabends, durch jede Quatemberwoche ordentlich anbefohlen und in der ganzen Chriſtenheit eingeführt worden." Dieſe neu befohlenen drei Tage der erſten Woche jedes Vierteljahres waren aber nur für dieſe Allgemeinbeſtimmung für die Quatemberfaſten etwas Neues, im Übrigen keineswegs. Schon ſeit dem Anfange des 6. Jahrh. hatte man einige dieſer Faſten mit drei Tagen gefeiert; nur daß die Tage ſelbſt verſchieden waren. Das Pfingſtfaſten z. B., gleich in der Woche nach Pfingſten, was mit dem jejunium aestivum für eins genommen wird, wurde 517 auf der Kirchenverſammlung zu Girona für drei Tage angeſetzt, vom Donnerstage bis zum Sonnabend. Ebenſo wurde das Advents- oder Winterfaſten nach der Kirchenverſammlung zu Mascon im J. 581 auf drei Tage in jeder Woche geſetzt und dafür der Montag, die Mittwoch und der Freitag gewählt. Dieſes Faſten, als Vorbereitung auf die Feier der Geburt Jeſu, war überhaupt eins der wichtigſten, ſodaß es unmittelbar nach dem Quadrageſimalfaſten, ſeiner Bedeutung nach, folgte. Die Dauer deſſelben war zwar verſchieden, immer jedoch in der alten Kirche von nicht geringer Länge; die übertriebene Dauer der mönchiſchen Faſten gar nicht in Erwägung gezogen. Erſt auf der ſchon genannten Synode zu Seligenſtadt 1022, und anderwärts ſpäter wiederholt, wurde es auf die letzte Woche vor Weihnachten eingeſchränkt. — Die *jejunia quatuor ordinationum*, die man nach und nach einführte, theils um die Weihungen wichtiger zu machen, weil die Kirche gewohnt war, ſich auf alle ihre Hauptfeſte durch Faſten vorzubereiten, theils um die Apoſtel nachzuahmen, von denen es im 14. Cap. der Apoſtelgeſch. V. 23 heißt: „Und ſie ordneten ihnen (den gläubig Gewordenen) hin und her Älteſten in den Gemeinden, beteten und faſteten," — können wenigſtens in der alten Kirche nicht für der Zeit nach beſtimmte Faſten gehalten werden, da keine Zeit der Weihe feſtgeſetzt war. Da ſie aber ſeit 813 (Kanon 34 des Concils zu Mainz) auf die vierteljährlichen Faſten verlegt wurden, ſo fallen ſie wenigſtens mit dieſen zuſammen und können nur für verſtärkte Faſttage angeſehen werden. Auf dieſe Weiſe war es auch mit den Monatsfaſten, die eine Nachahmung der jüdiſchen Neumondsfeier ſein ſollten.

Manche der in den erſten 600 Jahren der Kirche eingeführten Faſten hatten einen ſehr gelegentlichen Urſprung. Im Grunde war es mit allen Faſtenbeſtimmungen nicht anders, da ſie nach und nach, völlig unabhängig von einander, hier ſo, dort anders eingerichtet wurden, ohne daß man dieſe Verſchiedenheit einander zur Sünde machte. Es waren fromme Annahmen, die in den Zeitbegriffen lagen, die aber doch Jeder ſo oder anders machen konnte. Selbſt Auguſtinus erklärte ſich über die Faſtengebräuche ſo: Wenn ihr mich um meine Meinung hierüber fragt, ſo finde ich in den Schriften der Evangeliſten und Apoſtel, daß wir faſten ſollen; aber an welchem Tage es geſchehen ſolle, oder nicht, davon hat uns weder Chriſtus, noch ſeine Apoſtel etwas geboten. Darum waren auch nicht wenige angeſehene Kirchenlehrer ſo nachgiebig, wie wir geſehen haben, gegen die verſchiedenen Faſtenbeſtimmungen, weil ſie die Ordnung hierin nicht für Gottes Gebot, ſondern für eine fromme Sitte hielten, die gut ſei, wenn ſie nur von Zeit zu Zeit geſchähe, während ſie die durch Gewohnheit dafür beſtimmte Zeit für gleichgültig hielten. Nur daß eine Annahme mehr oder weniger für ſich hatte, als die andere. Und darin beſtand denn auch in der That der ganze Unterſchied. Da uns aber nicht immer alle Umſtände und Verhältniſſe, unter welchen eins und das andere dieſer Faſten eingeführt wurde, überliefert worden ſind, ſo kann auch der Grund der Entſtehung nicht immer gleich einleuchtend ſein. Mit dem Faſten vor Himmelfahrt, das in der Mitte des 5. Jahrh. von Mamercus, einem Biſchof von Vienne, eingeführt wurde, liegt der Grund deutlich vor, welcher hier vorzüglich um deswillen anzugeben war, weil in der

frühern chriſtlichen Zeit die Tage zwiſchen Oſtern und Pfingſten gar nicht gefaſtet worden war. Es hatten ſich Landplagen eingefunden, welche der Biſchof durch beſondere Faſttage (abermals nach altjüdiſchen Begriffen) zu beſeitigen vermeinte. Drei Faſttage waren dafür angeordnet worden. An dieſen Tagen wurden nun verſchiedene Litaneien, wahrſcheinlich ſolche, die auf die Plagen ſelbſt Beziehung hatten, abgeſungen, weshalb denn dieſes Faſten jejunium litaniarum genannt wurde. **Jejunium rogationum** hieß es gleichfalls, und zwar darum, weil es nach dem Sonntage Rogate gefeiert wurde. Dieſem Faſten ſchloſſen ſich nun noch manche andere Gegenden an, ob es gleich nie allgemein geworden iſt, nicht einmal in der abendländiſchen Kirche, wie viel weniger im Morgenlande.

Ähnliche einzelne Faſttage hat es noch viele gegeben, die jedoch keinen Fortgang und ſomit keine Geſchichte haben. Daß ſich die Einrichtung einer Gegend und einer Zeit von der andern auch wol gradehin widerſpricht und die Gebräuche ſeltſam in einander laufen, iſt unter ſolchen Umſtänden natürlich. Eine große Veränderung auch im Faſten ereignete ſich, als der lang vorbereitete Streit der abendländiſchen mit der morgenländiſchen Kirche, oder eigentlich der römiſchen Patriarchen mit den conſtantinopolitaniſchen ſeinen Höhepunkt erreicht hatte, ſodaß ſich beide Kirchen zu trennen anfingen.

Nicolaus I. begann um 860 von Neuem den ehrgeizigen Kampf mit dem ſchnell für den abgeſetzten Ignatius gewählten Patriarchen Photius, gegen welchen der Papſt die Sprache des Oberherrn führte, desgleichen gegen den Kaiſer Michael. Der Verlauf dieſes Streites, der nicht hierher gehört, iſt in Schröckh's Kirchengeſchichte B. 24. S. 126—226 nachzuleſen. Da aber ohne dieſe ehrgeizige Eiferſucht der römiſchen und conſtantinopolitaniſchen Patriarchen alle noch ſo bedeutende Abweichungen beider Kirchen in Gebräuchen und Einrichtungen dennoch keinen Bruch herbeigeführt haben würden, ſo muß mindeſtens auf den Grund ſo ernſthafter Händel im Allgemeinen verwieſen werden. Der Streit ging zur Frage über, ob der römiſche oder der conſtantinopolitaniſche Patriarch rechtmäßiger Oberhirt über die Bulgaren ſei. Der Fürſt der Bulgaren ſelbſt neigte ſich für Rom, ſchickt Geſandte und Geſchenke 866 und bat um Beantwortung mancher Fragen. Nicolaus belehrte ihn in einem langen Schreiben, wobei er das Volk von Conſtantinopel völlig abzuziehen ſuchte und mancherlei griechiſche Gebräuche verwirft, z. B. daß man ſich an der Mittwoch und am Freitage (als an den gewöhnlichen Faſttagen) nicht baden ſolle; ſchreibt ihnen dagegen vor, in der großen Faſtenzeit nicht zu heirathen, noch Gaſtmähler anzuſtellen ꝛc. Photius dagegen hält 867 eine Synode, auf welcher der Papſt in den Kirchenbann gethan und für abgeſetzt erklärt wird. In dem Rundſchreiben nennt Photius die abendländiſchen Geiſtlichen Irrlehrer, welche das Faſten am Sabbath (Sonnabend) eingeführt, auch in den erſten Wochen der großen Faſten den Genuß der Milch, der Käſe und dergl. erlaubten. — Auf dieſe Art wurden denn auch die verſchiedenen Faſteneinrichtungen der abend- und morgenländiſchen Kirche unter vielen andern mit in den großen Streit gezogen, deſſen Grund Herrſchſucht war. — Im Fortgange dieſer Geſchichte, als Kaiſer Michael von ſeinem Mitregenten Baſilius noch 867 ermordet und Photius vom Baſilius abgeſetzt, Ignatius dagegen wieder eingeſetzt worden war, wurde den bußfertig ſich zeigenden Klerikern auferlegt, kein Fleiſch, keine Eier und keinen Käſe zu eſſen bis Weihnachten ꝛc., alſo das Faſten als Strafe der Bußzucht aufgelegt. Das Anathema des Photius und die Unterwerfung des Baſilius unter Rom wirkten jedoch unter Vielen Unzufriedenheit; man beſchwerte ſich, daß die conſtantinopolitaniſche Kirche der römiſchen wie eine Magd der Frau unterworfen worden ſei. Kurz der Streit brach von Neuem aus. Hierher gehört in des Biſchofs von Paris, Äneas, durch dieſen Streit entſtandenen Widerlegungsſchrift, **Liber adversus Graecos**, die Auseinanderſetzung vom Unterſchiede der Gebräuche vieler chriſtlichen Länder im Faſten: Ägypten und Paläſtina faſten neun Wochen vor Oſtern; ein Theil Italiens enthält ſich in der großen Faſtenzeit in jeder Woche drei Tage lang vom Gekochten; in Teutſchland ißt Jedermann in ſolcher Zeit Milch, Butter, Käſe und Eier, es wäre denn, daß Einer es aus beſonderer Andacht unterließe. — Als nun Photius nach des Ignatius Tode von Neuem Patriarch wurde und dem römiſchen Biſchofe ſich gar nicht unterwürfig, dabei doch klug und feſt bezeigte, zerfiel alle Einigkeit ſo gänzlich, daß der Bruch vollkommen wurde. Man hatte, wie ſchon erinnert, den Herrſchſuchtſtreit beider Patriarchen zu einem Streite beider Kirchen, der abendländiſchen und morgenländiſchen, gemacht, wo auch die Abweichungen im Faſten hart angegriffen wurden; namentlich 1053 wird von Michael Cerularius bemerkt, daß die Abendländer mit ihrem ungeſäuerten Brod und Sabbathfaſten weder Juden, noch Chriſten ſind, ſondern den Leoparden gleich, deren Haare weder weiß, noch ſchwarz ſind. Was auch dagegen geſchah, ſo ſind doch beide Kirchen von dieſer Zeit an als getrennte zu betrachten. Unter die Irrlehren der abendländiſchen Kirche wird von jetzt an immerfort geſetzt, Anfangs vorzüglich von den Patriarchen zu Conſtantinopel, daß ſie den Sabbath feierten, die großen Faſten nicht ſtreng genug hielten und ihre Mönche Fleiſch und Speck eſſen ließen. Urtheilten nun auch andere morgenländiſche Patriarchen und Biſchöfe über dieſe und ähnliche Verſchiedenheiten gelinder, ſo drang dies doch nicht durch, ſodaß wir von jetzt an auch in den unwichtigern Gebräuchen beide Kirchen als getrennte und einander feindſelige betrachten müſſen. Von jetzt an ſind alſo die Gebräuche beider Kirchen von einander zu trennen, auch in dem Faſten. Alſo:

Fortgeſetzte Geſchichte des Faſtens in der abendländiſchen Kirche oder der römiſch-katholiſchen. In den Zeiten der Trennung beider Kirchen hatte allerdings die Strenge des Faſtens im Abendlande bedeutend nachgelaſſen. Das war jedoch nicht allgemein ſo, noch weniger war es immer ſo geweſen. Der große Mönchsfreund, Gregor I., hatte z. B. ausdrücklich verordnet, daß an den Faſttagen weder Fleiſch, noch was dem Fleiſche verwandt ſei, genoſſen werden dürfe. Von

7 *

der Schärfe dieſer Regel hatte man ſich freilich zu befreien gewußt. Selbſt die Mönche, ſo hoch ſie auch ihren Gregor den Großen ehrten, waren doch in dieſem Punkte immer dann anderer Meinung geworden, ſobald ihre Klöſter durch Gaben der Laien, die überſchwenglich ausfielen, weil ſie Sündenvergebung und Himmelreich brachten, reich geworden waren. Dann gab es aber auch immer Andere, die bald aus Gewiſſenhaftigkeit, bald aus Ehrgeiz unzufrieden damit waren, neue Congregationen ſtifteten, und meiſt ſo ſtrenge, daß ſie ſich hierin kühn den Morgenländern wenigſtens an die Seite ſetzen konnten; ja ſie übertrafen oft ihre Gegner, wenn wir auch nur die geſetzlichen, nicht die freiwilligen Faſten ausgezeichneter Eiferer in Betracht ziehen wollen. Dieſe Strenge währte dann immer wieder ſo lange, bis auch dieſe Mönchsreformationen durch Reichthum verweltlichten. Und ſo waren denn immer ſtrenge und nachläſſige Beobachtungen der geſetzlichen Faſten unter den verſchiedenen Mönchscongregationen zu gleicher Zeit an verſchiedenen Orten zu finden. — Die Sonnabendfaſten waren gegen die Gewohnheit der Morgenländer allerdings in Rom längſt eingeführt worden, wie wir bereits berichteten, obgleich Innocentius I. feſtgeſetzt hatte, daß am Sonnabend nicht gefaſtet werden ſollte, weil Jeſus an demſelben im Grabe gelegen, wodurch die Ruhe der Chriſten in der ewigen Seligkeit vorgebildet worden ſei. In der Folge erhob Gregor VII. (von 1073 an) das Faſten am Sonnabende zum Unterſcheidungsgeſetz von der morgenländiſchen Kirche, und zwar aus demſelben Grunde, aus welchem Innocenz I. es unterſagt hatte, weil nämlich Jeſus an dieſem Tage im Grabe gelegen und alſo ſeine traurigen Jünger an demſelben gefaſtet hätten. — Die Mittwoche und der Freitag, vor Allem der letzte, blieben jedoch geſetzlich vorzüglich heilige Faſttage, an denen nur dann, nach Honorius' Beſtimmung, die auch mit den Kirchenregeln vollkommen übereinkam, nicht gefaſtet werden ſollte, wenn das Weihnachtsfeſt auf einen dieſer Tage fallen ſollte. — Innocentius III. (1198—1216) hatte im Anfange des 13. Jahrh. geboten, daß der heilige Abend (der Tag vor dem Feſte) jedes Apoſteltages ein Faſttag ſein ſollte. Ausgenommen waren das Feſt Philippi und Jacobi, weil es zwiſchen Oſtern und den weißen Sonntag fiel (die Woche nach Oſtern hieß die weiße und die Woche vor Oſtern unter Anderem auch die ſchwarze); ebenſo das Feſt Johannis des Evangeliſten, weil es ins Weihnachtsfeſt fiel, die zur Freudenzeit gehörten. — Endlich hatte Urban IV. (1261) die heiligen Abende vor den drei Marienfeſten: Heimſuchung, Himmelfahrt und Geburt, zu Faſttagen erhoben. — Die Zahl der geſetzlichen Faſttage war demnach gewachſen, allein die Strenge, mit welcher es doch auch ſonſt nicht immer ganz vortrefflich geſtanden hatte, war freilich nicht mehr wie ehedem. Das beweiſen beſonders die eingeführten Lacticinia, wo allerlei Milchſpeiſen, Eier und Wein erlaubt waren. Durch den Genuß des Weines und Confectes wurde kein Faſten mehr für unterbrochen gehalten. Durandus (ſtirbt 1296) in ſ. Rationale divinorum officiorum begründet die Erlaubniß, an Faſttagen Fiſche zu eſſen, damit, daß er ſagt, es ſei recht, weil Gott wol die Erde, aber nicht das Waſſer verflucht habe, damit durch daſſelbe bei der Taufe Vergebung der Sünden ertheilt werden könne. Alexander von Hales iſt derſelben Meinung und rechnet das Faſten (wie Gebet und Almoſen) zu den Genugthuungen für wirkliche Sünden. Dennoch wurde es immer mehr erleichtert. Sogar die Collationen, d. h. Abendeſſen, wo in den Faſten, die nur am Tage etwas gewiſſenhafter befolgt werden mußten, allerlei kalte Speiſen, Obſt und Wein erlaubt waren, erheiterten ſeit dieſer Zeit die Faſtenden. Daher iſt es denn zum Sprüchwort geworden, daß man in römiſch-katholiſchen Ländern nie beſſer ſpeiſt, als in den Faſten. Darüber iſt auch ſchon die Stelle des Erasmus aus einem Briefe an den Biſchof von Baſel angeführt worden: Nunquam apud Pontificios operosior est culina nec apparatus major, quam per quadragesimam, in qua pauperes quidem esuriunt et duriter vivunt, sed divites jejunando deliciantur. Quis enim non malit truttam vel muraenam edere, quam suillam fumo duratam? Et quam multa sunt non carnes, quae ad libidinem provocant, v. g. testudines, cochleae.

Bei allen dieſen Erleichterungen der Faſten für Alle, die ſich dieſelben zu Nutze machen können, blieb dennoch der Grundſatz, das Faſten ſei ein ſo verdienſtliches Werk, daß man dadurch ſeiner Seele Seligkeit gewinne, ungekränkt. Die Laien wurden und werden daher ſtets eifrig von den Prieſtern zur Befolgung der Faſtenregeln angehalten, wie ſie eben waren und ſind; die Übertretung derſelben wurde und wird daher ſtets für eine Sünde erklärt, die gebüßt werden muß, am beſten durch Dispenſation oder Bezahlung um ſeiner Seele willen, welche Dispenſation man auch vor dem Faſten erlangen kann, wenn einer zu ſchwach zum Faſten iſt. Auch von den Hauptfaſten kann man ſich ſo befreit ſehen.

Man theilt die Faſten ein 1) in jejunium generale, wozu alle römiſch-katholiſche Chriſten verpflichtet ſind, als das 40tägige und die vier Quatemberfaſten; 2) consuetudinarium, das Gewohnheitsfaſten, oder das hergebrachte, das nur für gewiſſe Gegenden gilt, aber nicht überall; 3) poenitentiale, was zur Buße für allerlei Vergehungen aufgelegt wird; 4) votivum, das man ſich ſelbſt durch ein Gelübde auflegt; endlich 5) voluntarium, das freiwillige, um irgend etwas beſſer ausführen zu können, namentlich um größerer Andacht willen.

Das Faſten der griechiſch-katholiſchen Kirche.

Die griechiſch-katholiſche Kirche hält unter allen chriſtlichen Parteien das Faſten am höchſten und hat die alte Strenge der Väter am meiſten noch bis jetzt beibehalten. Die morgenländiſchen Chriſten im türkiſchen Reiche und im ruſſiſchen ſind jedenfalls im Faſten die eifrigſten, und erlauben ſich eher jede andere Sünde, als daß ſie ſich eine Übertretung der Faſtenvorſchriften zu Schulden kommen laſſen ſollten. Dazu haben ſie mehr Faſttage als jede andere Kirche, ſodaß beinahe $^3/_4$ des Jahres mit Faſten hingebracht werden. Am Nächſten ſtehen ihnen hierin die Armenier und Habeſſinier (Äthiopier) mit Grund-

ſätzen der altkoptiſchen Chriſten. Sie halten die Faſtengebote als Traditionen von den Apoſteln und den Vätern der erſten Kirche für ſo hoch, daß Jedermann zu willigem Gehorſam verbunden iſt, weshalb auch Befreiungen von den geſetzlichen Faſten nur im Nothfalle gegeben werden. Zwar hat auch hier die übertriebene Strenge der Alten, ſodaß ſelbſt Kranke, Wöchnerinnen und Säuglinge nicht davon losgeſprochen wurden, ſoweit nachgelaſſen, daß für ſolche Fälle Dispenſationen vom Faſten nicht mehr ſchwer halten; allein die Ärzte ſind doch noch immer eidlich verpflichtet, ohne Anzeige und Erlaubniß keinem Kranken ein Heilmittel zu verordnen, wozu Fleiſch, Fleiſchbrühe, Eier, Milch und Butter genommen werden. Die Hauptſache für Bewahrung dieſer Strenge iſt, daß das Volk ſelbſt in ſeinem Gewiſſen daran hängt, beſonders der Ruſſe. Daß in ſolchen Verhältniſſen von Seiten mancher Thäter und mancher Lehrer Übertreibungen vorkommen, iſt in der Ordnung. Indeſſen dürfte die Faſtenanſtalt doch wol nicht mehr für eine von Gott ſelbſt gegebene Verordnung gehalten werden, wie es der Patriarch Jeremias that, welcher ſich deshalb auf 3. Buch Moſ. C. 16. V. 29 berief (!) u. ſ. w. Mit Gebet und Almoſen ſoll das Faſten übrigens allerwärts verbunden ſein, ſodaß dies für keinen Unterſchied der griechiſch-katholiſchen und irgend einer andern chriſtlichen Partei angeſehen werden kann. Im Ganzen iſt das Verdienſtliche der Faſten ebenſo hervorgehoben worden, wie in der abendländiſchen Kirche. Es iſt ein Handel um das Himmelreich, wie der Patriarch Jeremias ſpricht: „Laſſet uns bemüht ſein durch Faſten und Gebet, als geiſtliche Kaufleute nach dem Himmelreich zu handeln;" was nicht in Streit und Zank und allerlei Ungerechtigkeit geſchehen kann, ſondern, „wenn wir mit dem Leibe faſten, ſollen wir auch im Geiſte faſten und uns aller Bosheit enthalten." — Man theilt die Faſten in ordentliche und außerordentliche. Die erſten ſind die wöchentlichen und jährlichen, die in beſtändiger Ordnung wiederkehren; die außerordentlichen werden nur in Zeiten der Noth von ihren Biſchöfen und Patriarchen, in dieſer oder jener Gegend, zuweilen angeordnet, als in Kriegszeiten, bei großer Dürre, in Überſchwemmungen, bei Seuchen und dergleichen, wie es ſtets und überall Sitte war.

1) Wöchentliche Faſten ſind Mittwoch und Freitag, an welchen Tagen ſtets das ganze Jahr hindurch gefaſtet wird, wovon nur folgende vier Zeiten im Jahre ausgenommen ſind: a) die Zeit zwiſchen Weihnachten und dem Feſte der Erſcheinung, oder in den 12 Nächten, wie wir dieſe Zeit nennen, wogegen ſie ſagen, „in den 12 Tagen (*ἐν τῷ δωδεκαημέρῳ*); b) in der Woche nach Oſtern, bei den Abendländern die weiße Woche genannt, von den weißen Kleidern der am Grabe Jeſu erſchienenen Engel und den weißen Kleidern der Täuflinge ſo genannt, im Morgenlande dagegen hieß dieſe Woche *διακαινήσιμος* (Erneuerung), weil durch Jeſu Auferſtehung Alles erneuert wurde, oder die erſte Woche des neuen Kirchenjahres; c) in der Woche nach Pfingſten, *ἐν τῇ ἑβδομάδι τοῦ ἁγίου πνεύματος* (in der Heiligen-Geiſt-Woche); d) in der dritten Woche nach dem Feſte der Erſcheinung, um ſich von den ketzeriſchen Armeniern zu unterſcheiden, welche in dieſer Zeit ein feierliches Faſten halten, ihrem Sergius zu Ehren (ſ. Sergius), den dieſe den Heiligen nennen. — Daß die Morgenländer ſtets wider das Sonnabendfaſten der Lateiner eiferten und nur ſelten Ausnahmen zulaſſen, weil es in den ſogenannten apoſtoliſchen Satzungen unterſagt iſt, haben wir bereits erwähnt; nicht minder, daß die Mittwochs- und Freitagsfaſten für apoſtoliſche Traditionen gehalten werden. Es wird aber nützlich ſein, noch an Folgendes dabei zu erinnern: Man erlaubte in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche das Sonnabendfaſten unter Anderm auch darum nicht, weil es mehre Gnoſtikerparteien gab, welche den Gott der Juden für das böſe Princip erklärten, und zur Verachtung deſſelben und der Juden grade an dem Tage, welcher der Verehrung dieſes Gottes gewidmet war (der Sabbath), ein feierliches Faſten eingeführt hatten. In den ſogenannten apoſtoliſchen Conſtitutionen waren daher von den Rechtgläubigen, welche dieſe Gnoſtiker für Ketzer erklärten, alle Geiſtliche, welche dieſe Sonnabendsfaſten mitmachen würden, ihres Amtes zu entſetzen und die Laien aus der Kirchengemeinſchaft zu ſtoßen verordnet worden. Man berief ſich auch auf die untergeſchobene Epiſtel des Ignatius an Philipp, worin es heißt, daß derjenige für einen Mörder Chriſti zu halten ſei, der am Sonntage oder am Sonnabende faſte. Man erklärte alſo dieſen Brief des Pſeudo-Ignatius für echt.

2) Die großen jährlichen Faſten (*αἱ τέσσαρες νηστεῖαι τοῦ καθ᾽ ἑνὸς χρόνου*). Deren ſind alſo vier. Die erſten die großen Oſterfaſten, *ἡ πρώτη μεγάλη καὶ ἁγία τεσσερακοστὴ* (die Quadragesima der Abendländer), welche 7 Wochen dauert oder 48 Tage, von dem Montage Sexagesimae an bis auf den Oſterheiligenabend. — Die zweiten die großen Weihnachtsfaſten (*ἡ δευτέρα νηστεία καὶ αὐτὴ τεσσερακονθήμερος πρὸ τῆς κατὰ σάρκα τοῦ σωτῆρος γεννήσεως*), dauert 39 Tage, vom 15. Nov. an bis zum 24. Dec. — Die dritten zur Ehre der Jungfrau Maria (*ἡ τρίτη νηστεία τῆς θεοτόκου*), fängt am 1. Auguſt an und währt bis zum 15., alſo bis auf Maria's Himmelfahrt. — Die vierten, die großen Faſten der Apoſtel (*ἡ τετάρτη νηστεία τῶν ἁγίων ἀποστόλων*), fangen am Montage nach Allerheiligen an, d. i. nach uns den Montag nach Trinitatis, und dauern ſo viele Tage, als man von Oſtern an bis zum 2. Mai zählt. Es kommt alſo darauf an, ob Oſtern früher oder ſpäter fällt, was die Zahl der Apoſtelfaſttage vermehrt oder vermindert. Das Ende derſelben iſt auf den 29. Juni geſetzt.

3) Die kleinen jährlichen Faſten (*νηστεῖαι προεόρτιοι*), die Heiligenabendfaſten, die ſogenannten Vigilien der römiſch-katholiſchen Kirche, alſo die Vorbereitungsfaſten auf folgende Feſte: a) Faſten vor dem Feſte der Erſcheinung, gehalten am 5. Januar; b) Faſten vor Pfingſten, gehalten am Montage und Sonnabende vor dieſem Feſte; c) vor der Verklärung Jeſu, gehalten am 5. Auguſt; d) vor Kreuz-Erfindung, am 14. September; e) vor Johannis Enthauptung, am 28. Auguſt. (Man

ſehe über dieſe Faſten *Christoph. Angeli* enchirid. cap. 4—9. *Thom. Smith*, De statu Eccles. Graec. hod.)

Zu bemerken iſt, daß die Morgenländer die großen Faſten vor Oſtern, welche von der älteſten Kirche zur würdigen Feier der Leiden Jeſu gehalten wurden, ſpäter vorzüglich als eine Nachbildung der 40tägigen Faſten Jeſu anſehen; dagegen die großen Faſten vor Weihnachten von dem 40tägigen Faſten Moſis auf dem heiligen Berge herleiten und zwar, damit die Chriſten ihren Geſetzgeber des neuen Bundes (τὸν νομοθέτην) deſto würdiger empfangen. Die Faſten der Apoſtel werden von Apoſtelgeſch. 13, 3 hergeleitet u. ſ. w.

Die Oſterfaſten werden am Sonntage Septuagesimae angeſagt, weshalb dieſer Sonntag κυριακὴ προςφωνήσεως (der Verkündigung) heißt. In dieſer Woche geben ſie Almoſen, Gaſtmähler und verſöhnen ſich mit ihren Feinden. Der Sonntag darauf, an welchem ſie das letzte Mal Fleiſch eſſen dürfen, heißt κυριακὴ τῆς ἀπόκρεως. In der erſten Woche der Faſtenzeit iſt aber blos das Fleiſch unterſagt; Eier, Butter, Milch, Käſe werden geſpeiſt bis zum nächſten Sonntage, welcher deshalb κυριακὴ τυρινὴ oder τυροφάγος heißt (der Milchſpeiſen wegen). Von jetzt an hören auch die Milchſpeiſen auf und es ſind blos erlaubt, Brod, Salz, Honig, getrocknetes Obſt und andere gedörrte Speiſe, alſo eine wahre Xerophagie der Alten. Sogar Öl und Wein ſind verboten, mit Ausnahme der Sonnabende und Sonntage, an denen ſie Öl und Wein genießen und zwei Mal des Tages eſſen. An den Faſttagen aber bleiben ſie bis Mittags um 2 Uhr nüchtern, wo ſie etwas Faſtenſpeiſe zu ſich nehmen. Am höchſten ſteigt die Enthaltung in der Woche vor Oſtern, beſonders Donnerstags, Freitags und Sonnabends (der Hauptſonnabend, der als Ausnahme dem Faſten beſtimmt iſt), wo ſie Tag und Nacht in der Kirche weilen und nur etwas Brod und Waſſer genießen, wenn ſie ganz ſchwach werden. Das Alleluja wird in der ganzen Faſtenzeit nicht geſungen, was auch hin und wieder im Abendlande unterlaſſen wird. — Weniger ſtreng ſind die großen Weihnachts- und Apoſtelfaſten, an denen doch wenigſtens Fiſche, Öl und Wein erlaubt ſind, aber weder Fleiſch, Eier, noch Milchſpeiſen; auch wird in dieſen beiden Faſtenzeiten des Tages zwei Mal gegeſſen. Die Faſten vor Maria's Himmelfahrt ſind dadurch etwas ſtrenger, als die beiden vorigen, weil auch die Fiſche wegfallen, es verſteht ſich Milch u. ſ. w. gleichfalls. Es darf aber doch täglich zwei Mal gegeſſen werden. Mit der Art dieſer Marienfaſten kommen die kleinen jährlichen Faſten und die Wochenfaſttage beinahe überein.

Das iſt aber die Vorſchrift für die Laien. Die Mönche haben es viel ſtrenger, ſodaß ſie das ganze Jahr hindurch nur ſehr wenig Fleiſch und Fiſche genießen; die meiſten thun es gar nicht. Von den griechiſch-katholiſchen Mönchen, die meiſt nach der Regel des heiligen Antonius und Baſilius leben, ſ. den Art. Mönche und die einzelnen Artikel. An Strenge und Menge der Faſten ſtehen ihnen die Maronitenmönche, die armeniſchen, die koptiſchen und vor Allen die äthiopiſchen bald ganz nahe, bald völlig gleich, bald überbieten ſie die griechiſch-rechtgläubigen Mönche noch, wenn nicht an Zahl der Faſttage, was kaum möglich iſt, doch an Strenge, die bis ins Unglaubliche geht, die freiwilligen Selbſtpeinigungen ſogar weggerechnet.

Es iſt hier am Orte, der Neſtorianer in Alt-Aſſyrien, Armenien, Medien und Meſopotamien zu gedenken, über welche noch manche Dunkelheiten herrſchen. Der neueſte Reiſende, der Unterſuchungen über ſie anſtellte und ſeine Entdeckungen in einem Werke: Über die Neſtorianer in Alt-Aſſyrien u. ſ. w. herausgab, iſt Aſahel Grant. Es iſt verteutſcht erſchienen in Baſel 1843. Der Mann erklärt ſie für Abkömmlinge der 10 Stämme Iſraels, die ſehr Vieles vom altteſtamentlichen Cult bewahrt haben und beſonders auch Reinigungen und Faſten ſehr hoch halten.

Die proteſtantiſche Kirche verwirft das Faſten nicht gradehin, ſondern daß man einen nöthigen Dienſt daraus, auf beſtimmte Tage und Speiſe, zur Verwirrung der Gewiſſen, gemacht hat. Sie will nicht, daß es für ein nothwendiges Stück zur Seligkeit gehalten werde, noch daß man dadurch Vergebung ſeiner Sünden vor Gott verdienen könne. Sie rechnet es unter die Adiaphora, die geſchehen können und auch nicht, alſo auch nicht für Gottesdienſt zu halten ſind. Sie bringt auf Freiheit in äußerlichen Gebräuchen, und erkennt darum nur ein freiwilliges Faſten an, kein befohlenes und auf irgend eine Zeit feſtgeſetztes. Man ſehe Augsburgſche Confeſſion im Artikel: Vom Unterſchied der Speiſen. Die Apologie der augsburgiſchen Confeſſion ſpricht ſich noch ausführlicher darüber aus, wie z. B.: „Menſchenſatzung hat einen Schein der Weisheit; denn Faſten dient dazu, den alten Adam zu zähmen; da fällt bald die Vernunft darauf und macht ein Werk daraus, das Gott verſöhne, wie Thomas ſchreibt: Faſten ſei ein Werk, das da tauge, Schuld gegen Gott auszulöſchen und ferner zu verhüten.“ „Es ſind Gottesdienſte, die gleiſen vor den Leuten und keine ſind. Von den rechten guten Werken *ſchreiben die* Gegner aber nicht, ſondern allein von *ſolchen Satzungen*, als von den 40 Tagen zu faſten. Dagegen ſpricht Paulus zu den Koloſſern 2, 16 u. 17: Laſſet euch Niemand Gewiſſen machen über Speis und Trank, Neumonden, Sabbather.“ Kurz, Faſten und leiblich ſich bereiten, iſt wol eine feine äußerliche Zucht, aber der Glaube an Chriſtum iſt das Würdige und Rechte. — Und ſo hatte denn das Faſten unter den Proteſtanten aufgehört ein Kirchengeſetz zu ſein. Man ließ Jedem freie Wahl, zu faſten oder nicht. Beſſeres hätte man nicht thun können. Nur in der Freiheit liegt der rechte Fortſchritt. Bei ſo langer Gewöhnung ans Faſten, als an einen frommen Gebrauch, konnte es kaum fehlen, daß es Viele gab, die es als *eine* nützliche Vorbereitung auf beſonders wichtige Feiertage und heilige Handlungen beibehielten. Da aber weder Zeit noch Ort des Faſtens vorgeſchrieben war, ſo konnte es ebenſo wenig fehlen, daß das Faſten nach und nach immer ſeltener und in jeder Hinſicht geringer wurde, bis es in unſern Zeiten faſt gänzlich eingeſtellt worden iſt. Wer über Nutzen und Nachtheil des Faſtens eine aus-

führliche Unterſuchung leſen will, nehme Reinhard's Moral 4. Bd. S. 587—603, wo auch einige geſchichtliche Bemerkungen abgeriſſen eingewebt worden ſind. Jedenfalls iſt der Nachtheil größer als der Vortheil, welcher letzte im Grunde nur in der Gemüthsverfaſſung einzelner Menſchen zu finden iſt, nie aber im Ganzen und Großen. Beiſpiele, daß Spener, Reimmann, Bernd, Breithaupt, Zinzendorf u. ſ. w. öfter zu ihrem Nutzen faſteten, liegen eben in der Gemüthsbeſchaffenheit dieſer Männer, ſprechen aber nichts weiter, als daß eben Faſten und Nichtfaſten frei ſein müſſen. Zu einem ſtets mäßigen Genuß der Gottesgaben gehört mehr als zum Faſten. Chamier's Wort: Nostrae compotationes sunt modestiores vestris jejuniis — iſt der Anführung werth. — Aber der Menſch kann das Tagewählen nicht gänzlich austreiben, ſeiner ſinnlichen Natur und des einflußreichen Wechſels wegen. Daher hielt man auch unter den Proteſtanten lange genug Buß- und Faſttage für eins, was jetzt auch ziemlich ganz vorüber iſt. Beſonders aber behielt am meiſten die Lutheriſche Kirche manche römiſch-katholiſche Gebräuche der Quadragesima, die zuletzt mit der Aſchermittwoch anfing, bei, weil man die Leidenszeit Jeſu vor jeder andern auch äußerlich auszeichnen wollte. Man verbot in dieſer Zeit alle laute Luſtbarkeiten, als Muſik, Tanz, Schauſpiele, Hochzeiten u. ſ. w., was man tempus clausum nannte. Auch davon iſt jetzt nur noch ſehr wenig übriggeblieben. Es hat Noth, daß die Charwoche, oder die ſtille, noch ſtill bleibt; denn wo Freiheit gegeben iſt, hat die Natur bald den Sieg und ihr Recht wieder, und wenn es ausgeſtorben geſchienen.

Die Literatur über das Faſten iſt überſchwenglich. Außer den gelegentlich genannten Werken heben wir aus, auf die Gloſſarien und Theſauren nur hindeutend, desgleichen auf die ausführlichern Kirchengeſchichten: *Bingham*, Origg. Vol. IX. l. 21. *Fabricius*, Bibliographia antiquaria c. 11. *J. A. Muratori*, De quatuor temporum jejuniis, eorum origine et usu. — *J. Dallaeus*, De jejuniis et quadragesima. 1654. *Fr. Ulr. Calixtus*, De jejunio. 1676. Schöne's Geſchichtsforſchungen. 1. Th. S. 201—216. Beantwortung acht wichtiger Fragen über den Urſprung, die Geſchichte des Faſtens und des Abſtinenz-Gebotes u. ſ. w. 1786. — Geſchichte der in der katholiſchen Kirche eingeführten, bis auf die gegenwärtigen Zeiten fortgeſetzten Faſtenanſtalten, mit manchen wichtigen Bedenken den Biſchöfen Teutſchlands gewidmet. (Wien 1787.) J. Mich. Heineccii eigentliche und wahrhaftige Abbildung der alten und neuen griechiſchen Kirche, nach ihrer Hiſtorie, Glaubenslehren und Kirchengebräuchen in 3 Theilen. (Leipzig 1711.) — Briefe über den Gottesdienſt der morgenländiſchen Kirche von Dr. Edw. v. Muralt. (Leipzig 1838.) — Bibliſche Encyklopädie oder exegetiſches Realwörterbuch u. ſ. w. durch eine Geſellſchaft von Gelehrten. (Gotha 1794.) — Handbuch der chriſtlich-kirchlichen Alterthümer in alphabetiſcher Ordnung u. ſ. w. von M. Karl Chriſtian Frdr. Siegel. 2. u. 4. Bd. (Auguſti's Denkwürdigkeiten u. ſ. w. liefern zerſtreut manches Wichtige.) — *J. Tilesaci* Oper. varia. (Parisiis 1621.) *Ge. de Dassel*, De jure temporis quadragesimalis. (Argent. 1617.) — *J. G. Walch*, De jejunio quadragesimali. (Jenae 1727.) — *J. J. Homborg*, De quadragesima veterum Christianorum et ritibus in ea quondam usitatis diss., qua etiam de recentiorum Papistar., Graecor., Russor., Syrianor., Georgianor., Maronitar., Jacobit. etc. passim disseritur. (Helmst. 1677.). (*G. W. Fink.*)

Fastenblume, ſ. Primula veris.

FASTI, sc. dies, hießen bei den Römern die Tage, an welchen Gericht gehalten und rechtliche Ausſprüche gethan werden durften, alſo entweder von fari, reden, weil der Prätor die entſcheidenden Worte: do, dico, abdico ausſprechen durfte (*Macrob.* Sat. 1, 16; *Varro* L. L. 5, 4), oder von fas, das Recht. Entgegengeſetzt waren die dies nefasti, an denen jene rechtlichen Ausſprüche nicht gethan werden durften (*Ovid.* Fast. 1, 47). Das Buch, in welchem ſolche gerichtliche und ungerichtliche Tage verzeichnet wurden, hieß nachmals ſelbſt Faſti, auch mit dem Beiſatze calendares, sc. dies. Man unterſchied Fasti majores und minores calendares. Jene beſtanden aus marmornen Tafeln und waren theils Fasti consulares, wenn die Conſulate, Dictaturen, Kriege, Siege und die ludi seculares darin bemerkt waren, theils Fasti triumphales, wenn darin angeführt war, zu welcher Zeit und über welches Volk ein Triumph gehalten worden. *Cic.* ad Div. V, 12. Man hat im 16. Jahrhundert die Fasti majores in Rom ziemlich zerbrochen wieder aufgefunden und ſie durch den Druck bekannt gemacht, nämlich in *Pighii* Ann. rom. (Antwerpen 1650. F.); *Graevii* thes. rom. T. X., auch in *van Vaassen*, Animadv. ad fastor. rom. sacros.

Die Fasti minores waren entweder romani oder rustici. In den erſtern fand man eine Darſtellung des Jahres nach ſeinen Monaten, wobei die dies fasti und nefasti, die Comitial- und Feiertage, die Göttermahle und Spiele, ſowie die eingeſchalteten Tage verzeichnet waren. Bis A. U. 550 hielten die Pontifices dieſe Faſti geheim und machten dem Volke nur durch Ausrufer bekannt, was es davon wiſſen ſollte. Als aber der Pontifex Maximus Appius Claudius blind geworden war, ließ er den Kalender durch ſeinen Schreiber Cn. Flavius abſchreiben und ohne Einſchränkung bekannt machen, worauf die Faſti in Marmortafeln gehauen und für Jedermann öffentlich im Capitole aufgeſtellt wurden. Liv. IX, 46. In den Fastis rusticis waren die Wochenmärkte und diejenigen Feſte verzeichnet, welche die Landleute zu feiern hatten; denn um die Feldarbeiten nicht zu ſehr zu ſtören, wurden ſie mit der Feier mancher ſtädtiſchen Feſte verſchont. Außerdem fand man in dieſen Faſtis auch verzeichnet, welcher Gott der Vorſteher eines jeden Monats war und welche Feldarbeiten in jedem Monat verrichtet werden mußten. Auch die 12 Zeichen des Thierkreiſes fand man bemerkt. Dieſer Kalender war nicht auf Tafeln, ſondern auf einem würfelförmigen Stück Marmor auf den vier Seiten deſſelben eingegraben. Von ſolchen ſind noch Exemplare vorhanden. In ſpätern Zeiten bemerkte man auch bei den Tagen die an denſelben vorgefallenen merkwürdigen Begebenheiten, z. B. bei dem Feſte der Luperkalien, daß Antonius dem

Cäſar eine Krone dargereicht habe. *Cic.* Phil. II, 34. Daher bedeutet Fasti auch ſoviel als Chronik, Annalen, Geſchichtswerk, denn ſchon die älteſten Geſchichtſchreiber Roms folgten bei Erzählung der Begebenheiten der Ordnung der Jahrestage. Zu ſolchen Faſtis gehören die Fasti praenestini, welche außer der Angabe der einzelnen Feſttage auch eine kurze Bemerkung der wichtigſten Ereigniſſe im römiſchen Staate enthielten, in wiefern ſie auf das Haus des Auguſtus Bezug hatten. Der Grammatiker M. Verrius Flaccus ließ ſie in Stein gehauen zu Präneſte aufſtellen, wo ſie bis ins 4. Jahrhundert n. Chr. unbeſchädigt geſtanden zu haben ſcheinen. Um das Jahr 1770 entdeckte P. Fr. Foggini mehre Bruchſtücke derſelben, aus denen er vier Tafeln zuſammenſetzte, die er unter dem Titel: Fastorum anni rom. a Verrio Flacco ordinatorum reliquiae cura *P. F. Fogginii.* (Rom. 1770. Fol.) — Es war die größte Ehre, wenn Jemandes Name den Faſtis einverleibt wurde (*Cic.* Ep. ad Brut. 15; *Ovid.* Fast. I, 9; *Tac.* Ann. I, 15), aber auch die größte Schande, wenn ein Name wieder ausgelöſcht wurde. *Cic.* Sext. 14; Pis. 13; Verr. II, 53, IV. fin.; *Tac.* Ann. III, 17. — Daß Ovid unter dem Namen Fasti die römiſchen Jahresfeſte und ihre Veranlaſſung beſchrieben hat, iſt bekannt. (*Richter.*)

FASTNACHTSSPIELE nannte man ſchon früh denjenigen Theil der Faſtnachtsluſtbarkeiten, der die Maſſen und Poſſen des Carnevals mit einer Art dramatiſcher Färbung zu beſonderen Darſtellungen vereinzelte, ſich bald den Regeln der allmälig herangebildeten Kunſt unterwarf und endlich durch volksthümliche Bearbeitungen, günſtige Aufnahme und ſchnelle Verbreitung für das Mittelalter und deſſen weltliche Beluſtigungen daſſelbe wurde, was die ſogenannten Myſterien den kirchlichen Feierlichkeiten geweſen waren.

Ihr Anfang iſt wirklich den Mimen und Hiſtrionen (auch joculatores, agyrtae, circumforanei, praestigiatores genannt) [1]) zuzuſchreiben, die wir als herumziehende Gaukler und. Poſſenreißer im 11., 12. und 13. Jahrhundert erwähnt finden, wo ſie von einem Hofe zum andern wanderten, um auch bei feierlichen Gelegenheiten, bei Hochzeiten und Gaſtmahlen durch Tanz, Geſang und mimiſches Spiel die Geſellſchaft zu unterhalten [2]). Es waren extemporirte Farcen, die zur Darſtellung gebracht wurden, ähnlich denen, die noch jetzt in den ſchlechtern Marionettentheatern und den früheren Marktſchreierbuden aufgeführt wurden und in den rohen Anfängen der dramatiſchen Poeſie bei ungebildetern Völkern auch heute noch zu finden ſind.

Dennoch iſt ein tieferer Zuſammenhang mit dem durchdringenden Geiſte des Alterthums nicht zu verkennen, der nicht beſtimmt und geneigt war, blos der Kirche des Mittelalters in unfreiwilliger Beſchränkung zu eigenwilliger Geſtaltung und blendend glänzender Selbſterhebung zu dienen, ſondern der in ſeiner aufgedrungenen Unmündigkeit die Kindlichkeit nicht verlor, die nach und nach mit dem myſteriöſen Heiligenſchein, der die päpſtliche Despotie umgab, zu ſpielen anfing und trotz aller Bedrückung und Strafe ſich bald ſo fühlen lernte, daß er zum kräftigen Gegenſatz erſtarkte.

Und ſo iſt man jetzt daran gewöhnt, zur Erklärung der Entſtehung beſonders der teutſchen Faſtnachtsſpiele auf die dramatiſchen Spiele der Alten hinzuweiſen, ihren Urſprung nicht allein mit denen der heidniſchen Dramen zu paralleliſiren [3]), wo Weltluſt und Gottesverehrung ſich bunt mengte, ſondern gerade darin keinen geringen Fortſchritt des Nationalgefühls und Volksbewußtſeins zu finden, daß den Aufwallungen der Freude ein eigenes Feld ſich öffnete, auf dem öfters der Volkswitz ſich den pfäffiſchen Spitzfündigkeiten gegenüber Geltung zu verſchaffen ſuchte, weil das rein Menſchliche ſich von dem Drucke des als göttliche Ordnung dem Geiſte aufgedrungenen Spieles mönchiſchen Aberwitzes loszuringen ſtrebte.

Denn ſeit die lateiniſchen Komödien einzelner Dichterinnen und Dichter des Mittelalters in den Klöſtern von Mönchen und Schülern theils zur Beluſtigung, theils zur Übung des Converſationslateins [4]) ſtattgefunden und die Myſterien (ludi, ludi paschales) in Teutſchland zur Aufnahme gekommen, war es eben natürlich, daß man den Ernſt rein religiöſer Darſtellungen durch Scherz zu mildern ſuchte, wie uns ein Fragment eines geiſtlichen Drama des vierzehnten Jahrhunderts beweiſt, das ſich nicht blos auf reines Wiedergeben und dramatiſirtes Anordnen der Auferſtehungsgeſchichte Chriſti nach den Erzählungen der heiligen Schrift beſchränkt (wie noch in den ſogenannten Moralitäten geſchah und in den Myſterien der Griechen, in denen, wie Flögel [IV, 2] ſagt: die Geſchichte der Götter von den Windeln bis zum Grabe geſpielt und beſonders ihre traurigen Schickſale auf die tragiſcheſte Art dargeſtellt waren), ſondern das aus einzelnen Nebenumſtänden die Motive zu weitläufig ausgeführten, ganz weltlichen und ſogar an das Poſſenhafte ſtreifenden Scenen entnommen hat [5]). So fing, wie an andern feſtlichen Feierlichkeiten, die Repräſentation des religiöſen Elements tief unter ſeine Würde zu ſinken begann (man denke nur an die dies stultorum s. libertatem Decembricam, das Eſelsfeſt u. a.) [6]) das Weltliche zugleich an ſich emporzuheben, indem es von jenem angezogen und durchdrungen ward. Legenden wurden von jener Seite, Anekdoten, Schwänke, Ta-

1) Cf. *v. Berger*, Commentatio de personis, vulgo larvis seu mascheris, von der Carnevalsluſt, critico-historico-morali atque juridico modo conscripta. (Lips. et Francof.) c. II, 45 sq.
2) Naſſer, Vorleſungen über die Geſchichte der teutſchen Poeſie. 1798. 1. Bd. S. 175. (Flögel) Geſchichte der komiſchen Literatur. 1787. Bd. I. und IV, 12 fg.

3) Vgl. über die heidniſchen Luſtbarkeiten bei ſtehenden Feſten Flögel a. a. O. 1, 324 fg. Derſ. über die Feſte der Ceres und des Bacchus. Bd. IV, 11 fg., add. von Berger S. 49 fg. Ähnlich die Anthesteria des nyſeiſchen Dionyſos (auch gehalten im Monat Antheſterion (= Februar), bei Kannegießer, *Die alte* komiſche Bühne zu Athen. 1817. S. 207 fg. — Die römiſchen Saturnalia, ihren Zweck und ihre Bedeutung, verwandt denen der mittelalterlichen Mummereien, Flögel 1, 325 fg. Die Entſtehung der Chöre iſt allbekannt. 4) ſ. Kehrein, Die dramatiſche Poeſie der Teutſchen. (Leipzig 1840.) 1. Bd. §. 31. 5) Koberſtein, Grundriß der teutſchen Nationallit. S. 309. 6) Nitzsch Tom. III. Ephem. Erudit. 9. §. 4. p. m. 680, und *v. Berger* II, 201 sq.

gesbegebenheiten von dieſer Seite geliefert, und bald war trotz des überwiegend geiſtlichen Stoffes ein Miſchſpiel entſtanden, deſſen Tendenz eher zur Beluſtigung als zur Erbauung diente, und das den Exodien oder Nachſpielen der atellaniſchen Stücke bei den Alten nicht unähnlich war [7]), deren Poſſen zum Ende (wie noch heute in Frankreich) faſt gänzlich den Eindruck der vorangegangenen Aufführung einer Tragödie verwiſchte [8]). Noch entſchiedener ward es, als Teufel und Hanswurſt ihre Rollen dabei zu ſpielen begannen; jener wie dieſer mit witzigen oder derben Späßen, die Hofnarren der Großen unter dem Volke repräſentirend. Der Kampf des Guten und Böſen wurde vom Engel gegen den Teufel geführt, bald von mehren gegen mehre, von Maria, Chriſtus, Gott und den himmliſchen Heerſcharen gegen Legionen Teufel; grobe, executive und die Einbläſer des Böſen, die Hofteufel, Sauteufel, Aufruhr-, Fluch-, Kriegs-, Ehe-, Jagd-, Faul-, Spiel-, Schrop-, Zauber-, Geſinde-, Schul- und andere Teufel. Spiele mit ihm hießen Teufeleien. Der ſprüchwörtlich werdende arme Teufel mußte zur ausgelaſſenen Freude des zuſchauenden Volks ſeine Haut zu Markte tragen, aber der Kaufpreis blieb — die meiſtens ungetrübte, ſtille Erbauung der frühern Myſterien und Moralitäten [9]). Der Hanswurſt [10]), ein Schmarotzer, der ſich gewöhnlich einer Mahlzeit wegen zur Poſſenreißerei hergab, erweiterte die Grenzen des Faſtnachtsſpiels noch mehr. Mit ihm tritt es als Poſſe hinüber auf den Boden des Luſtſpiels, indem es ſich ſelbſtändig dramatiſch geſtaltend abſchied.

Blieb nun gleich Hans Worſt hier und da noch den Myſterien getreu, ſodaß er ſogar noch 1653 zu Mainz in der von Wolfram Stuck geſchriebenen ungeheuer perſonenreichen und ausführlichen Darſtellung des Inhalts der Evangelien allen Ernſtes die Declamation des Prologanſangs veni creator spiritus zugetheilt bekam, wie in Brummer's tragicomoedia apostolica (ſ. u.) die Vertretung des Chors der alten Dramen, ſo war es doch ſeinem eigenthümlichen Charakter gemäßer, ſich als eigentlicher Comus zu den Freuden der Tafel zu begeben, und im näheren Verhältniß zu einzelnen Gaſtgebern, Gönnern und einladenden Lachluſtigen ſeinen Witz markirter, ſeine ſatyriſchen Bemerkungen und Späße bezüglicher und perſönlicher einzurichten. War er doch hier ebenſo der triumphirende Luſtigmacher, wie der Teufel der myſteriöſen Faſtnachtsſpiele der unterdrückte, und wie der Hofnarr oft der einzige lachende Weiſe ſeiner Umgebung, die das Bittere ernſthafter Wahrheiten nicht allzuwenig zu hören bekam. Vielleicht waren auch zur förmlicheren Geſtaltung des teutſchen Faſtnachtsluſtſpiels, das dort in der Kirche und bei den Tafeln der heiteren Reichen, hier im Leben ſelbſt aufgeführt wurde, die mehrfachen Überſetzungen des Terenz und Plautus (auch des Euripides) nicht ohne Einfluß, die bekannter zu werden anfingen [11]), und nach dem Ge-

7) Flögel a. a. O. IV, 88 fg. 8) Man wird nicht leicht, ſagt Flögel (a. a. O. IV, 6 fg.), eine merkwürdige Begebenheit in der heiligen Schrift finden, die nicht hier und da, beſonders vor den Zeiten der Reformation, ſollte dramatiſch in den Kirchen vorgeſtelle worden ſein. In dem Dome zu Halberſtadt zeigt man noch an einer Säule den Adamsſitz, welcher ein runder, an der Mauer befeſtigter, Stein iſt, auf welchem ehemals der ſogenannte Adam, ehe er aus der Kirche hinausgetrieben, und wenn er wieder aufgenommen wurde, an der Aſchermittwoche zu ſitzen pflegte. (ſ. *Joh. Andr. Schmidii* Dissert. de Adamo halberstadiensi in die cinerum ex ecclesia ejecto. [Helmstad. 1702. 4.]) In den ruſſiſchen Kathedralkirchen, beſonders zu Moskau und Nowgorod, wurde vor Zeiten am Sonntage vor Weihnachten die ſogenannte Ofenhandlung, ein wirkliches Schauſpiel, in den Gottesdienſt eingeflochten, zum Andenken der drei Männer im feurigen Ofen, wobei man wirklich einen Ofen vor den Altar ſetzte. Die handelnden Perſonen waren jene drei Männer, der Engel und zwei Chaldäer. Vgl. Bacmeiſter, Ruſſiſche Bibliothek III, 233. In dem oben erwähnten Bruchſtücke eines Oſterſpiels iſt wol der Contraſt nicht minder ſeltſam, die Wirkung nicht minder komiſch. Es wechſeln ernſte Sing- und Spruchſtellen von dem Begräbniß und der Auferſtehung Chriſti mit Marktſcenen zwiſchen einem Kaufmann und ſeinem Diener, ſeinem Weibe und einigen Käuferinnen; ganz im derben Geſchmack des Poſſenſpiels ſind die Perſonen gehalten, häßliche Figuren, ein keifendes Weib, eine Prügelſcene zwiſchen Mann und Weib und dgl., wobei der Ritterton parodirt wird:

Fraue liebe Fraue mein,
Daß ir immer ſelig müßt ſein,
Vergib mir, daß ich dich habe geſlagen
Gar hartlich an deinen kragen.

(ſ. Gervinus Krit. Liter. II, 367), add. Flögel IV, 289: Störung eines kirchlichen Oſterſpiels durch Eulenſpiegel. 9) cf. Theatrum diabolorum. (Frankfurt a. M., Geſammtausgabe 1575.) — Thom. Murner in ſeiner Narrenbeſchwörung ſtellt ſich ſelbſt als einen Gaukelmann, einen moraliſchen Exorciſten dar, der ſich durch langes Studium der menſchlichen Narrheit in den Stand geſetzt habe, den Narrheitsteufel zu bannen. 10) Hanswurſt (Hans Worſt), ein nicht von Luther, wie man meinte, erfundenes Wort (ſ. Luther's Schrift gegen den Herzog von Braunſchweig-Wolfenbüttel im J. 1541), „von andern Leuten gebraucht wider die groben Tölpel, ſo klug ſein wollen, doch ungereimt und ungeſchickt zur Sache reden und thun," — auch Harlekin (Arlequino), nach Leſſing (Theatr. Nachlaß I, 47) ein Freſſer, bei dem es aber nicht ſo anſetzt, damit er ſchlank, leicht und geſchmeidig bleibt; Hans Knapkäſe (ſ. Rehrein a. a. O. S. 59 und 135), in Niederſachſen Putznelken (Polichinello), Pickelhäring, Jean Poſſet, Jean Pudding, Jean Potage, Jean Farine, Pantalon, Trivelin (vgl. Heinſius und Adelung u. d. W. Hanswurſt); früher hieß er der närriſche Knecht.

11) Ein Einfluß, der, den mehrfach fortgeſetzten Überſetzungsverſuchen nach zu urtheilen, wenigſtens größer geweſen ſein muß, als der der lateiniſch gedichteten Schauſpiele damaliger Zeit. Von Reuchlin's Scenica Progymnastica iſt es bekannt, daß dieſe Komödie, die er 1497 vor dem Biſchofe Joh. Camer. Dalberg in Worms von Studenten aufführen ließ, Chöre enthielt, die nicht, wie die dialogiſchen Partien des Stücks, in altem römiſchen, der Sprache des Terenz nachgebildeten, Latein, ſondern in der Manier der lateiniſchen Verſificatoren des Mittelalters geſchrieben und ſogar mit Reimen verſehen ſind. Er romantiſirte alſo, um ſeinem Publicum zu gefallen. Deſſenungeachtet ging — wenigſtens von der antiken Form — an das er ſein Publicum durch Accommodation gewöhnen wollte, nichts in die Nationalpoeſie der Teutſchen über (vgl. Gotteſched, Nöthiger Vorrath ꝛc. 2. Th. Hegewiſch, Teutſche Culturgeſchichte. S. 219. Bouterwek, Geſchichte der teutſchen Poeſie und Beredſamkeit IX, 368 fg.). Als teutſche Überſetzungen römiſcher Schauſpiele finden wir die Andria des Terentius von Notker, Mönch in St. Gallen, die Phädria und den Heautontimorumenos in teutſchen Reimen: „Ain Maiſterliche vnd wolgeſetzte Comedien zeleſen vnd zehören, luſtig und kurtzwillig. Die der Hochgelert vnd groß Maiſter und Poet Therencius gar ſübtill mit großer kunſt vnd hochem flyß geſezt hat. Darin man lernet die gemüt, aigenſchafft und ſitten der menſchen des gemainen Volks erkennen. Darum ein yeder ſo durchleſen oder hören deß wiſſen emphachet ſich deſter bas vor aller betrügniß der böſen Menſch mag hütten

ſchmack des Zeitalters moderniſirt waren. Gewiß war, daß die gewohnheitsmäßigen Mummereien der Faſtnacht, deren Intereſſe allmälig auch geſteigert werden mußte, zur Losreißung und Selbſtändigkeit, ſowie zur regelmäßigeren Ausbildung der Spiele der Faſtnacht das Ihrige beitrugen. Nicht ohne Wahrſcheinlichkeit iſt die muthmaßliche Weiterbildung der Faſtnachtsſpiele, wie ſie aus den Narrenpoſſen herumſchweifender Joculatoren hervorkeimte, und wie ſie ebenſo in das Volk, als in die Häuſer und Gemüther der Gebildeteren ſich Eingang verſchafften, von Gottſched (Nöth. Vorr. I. p. 12. [coll. *Flögel* l. l. IV, 292. Tieck, Teutſches Theater. Vorr. I. p. 8. *Kehrein* l. l. I. §. 37. 41]) beſchrieben. „Um die Faſtnachtszeit," ſagt er, „zogen zuweilen verkleidete Perſonen aus einem Hauſe in das andere, um ihren Freunden und Bekannten eine Luſt zu machen. Eine luſtige Geſellſchaft dieſer Art kam auf den Einfall, in dieſer Verkleidung etwas vorzuſtellen, und eine dieſer Mummerei gemäße Unterredung zu halten. Dieſer Verſuch gelang ihr; man lobte die unbekannten Schauſpieler, man bewirthete ſie wohl, oder beſchenkte ſie gar. Durch dieſen Beifall aufgemuntert verſtärkten ſich die Banden, und ihre Fabeln und Geſpräche wurden allmälig länger, bis ſie zu ordentlichen Nachahmungen menſchlicher Handlungen anwuchſen, die theils ſatyriſch, theils auch ſchlüpfrig waren und den guten Sitten eben keinen Vortheil brachten." „Sonderlich zu Nürnberg," fährt Flögel fort, „glich es dem Theater der alten Römer und Griechen, hatte ſeinen Chor, war ſatyriſch u. ſ. f." — Auch ziemlich gleich den larvis convivalibus der Alten (cf. *von Berger* l. l. II. p. 54 sq.), die zur Ergötzung regierender oder vornehmer Herren ſich bei Gaſtmählern oder bei Privatgeſellſchaften einfanden [12]) und denen, wobei der deus comessationum, Comus, verlarvt mit gleichfalls vermummtem Gefolge der Götter und Göttinnen als unterhaltender Hiſtrio auftrat. Bei Ayrer finden wir ausdrücklich Larven erwähnt. Ebenſo erfährt man, daß ſchon zeitig genug ſich über dem platten Boden der Aufführungslocale Bretergerüſte und Buden erhoben, wobei Maſchinerien und Theatervorſchriften in Anwendung gebracht wurden, und fahrende Schauſpielertruppen (ſ. u. über Verbote) [13]) mit einſtudirten Luſtſpielen die Faſtnachtsfreuden eintheilen halfen. An Joh. Brummer's berühmter tragicomoedia apostolica (einer dramatiſchen Darſtellung des Inhalts der ganzen Apoſtelgeſchichte, aufgeführt von 266 Perſonen i. J. 1572) und an Holzwarth's Saul (von 100 redenden und 400 ſtummen Perſonen in 10 Acten dargeſtellt) erſieht man das geſteigerte Intereſſe an ſolchen Darſtellungen, das Drängen oder wenigſtens die Luſt zu ſchauen oder ſelbſt mitzuſpielen, ſowie an einzelnen Überſchriften, als: „der heilige Geiſt fährt hernieder, und erſcheinen an den Apoſteln feurige Zungen;" „der heilige Geiſt zeigt ſich mit Bewegung der Stätte;" „es geſchieht ein Erdbeben; die Thüren thun ſich auf, und werden ſie aller Bande ledig;" und an Crigingeris Vallensis (historia vom Reichen Mann vnd armen Lazaro, in eine Action verfaſſet. Dresden 1555) Vorſchrift: „die Seelenperſon des verdammten reichen Mannes, *ein Knab, der unter Augen, an Händen und Füßen kohlſchwarz ſei, in einem ſchwarzen Kittel,*" wie an Joh. Sauder's Johannes der Täufer, worin dem Texte zufolge die fama, im Faſtnachtskleide, mit Flügeln und vielen plumis behangen erſcheinen muß; — daß man Ordnung im Äußern, in Scenerie, Maſchinerie, Coſtüm, mit der größern und künſtlicheren innern Ordnung der Spiele erſtrebte. Einen Schluß über die Betheiligung des Publicums bei Aufführung derartiger Stücke mag man aus der beſtätigten Nachricht machen, daß, *als zu*

---

und wiſſen zebewaren. Dieſe Comedia hat Hanns Nythart zu Ulm laſſen truken den Cunrad Dinckmut. Nach Criſts Geburt. M.C.C.C.C.L.x.x.x.v.j. Jar." Nach Gervinus iſt dieſe Übertragung in der harten, aber kernigen, Weiſe des Niclas Wyle im J. 1499 erſchienen: „Terentius, der hochgelert vnd aller bruchliſt Poet von Latein zu Tütſch transferiret, nach dem Text vnd nach der Gloß. In ſeinen vj Büchern vß dem ein yeglicher menſch erkennen mag die ſytten vnd gemut der andern menſchen." Jede Komödie mit einem Holzſchnitt und jeder Auftritt mit einem Bildchen. — Nächſtdem Valentin Boltz von Ruffach, der den ganzen Terenz überſetzte, und den Theologen erklärte, daß er aus der weltfreudigen, ſchimpflichen, fleiſchlichen Materie der Heiden habe das Evangelium verſtehen lernen, und doch nicht ihren Glauben und Leichtſinn angenommen; Gott habe uns die ſchöne Kunſt durch die gelehrten Heiden gegeben, und wer die verachte, der verachte Gott ſelbſt. — Getruckt zu Tübingen durch Ulrichum Morhart an. 1544 (neu aufgelegt 1567). — Von Klemens Stephan von Buchau des Terenz Eunuch und Andria in Reimen (1554); und Überſetzungen, ebenfalls gereimt, von Episcopus (1568), Bapſt (1596). — „Zwo Comedien des ſynnreichen poeten Plauti, nämlich in Menechmo vnn Bachide. Nachvolgent ain Comedia Ugolini Philegenia genannt; geteuwtſcht. (Augsburg 1518. 4.)" Von Dr. juris Albrecht von Eyb, Archidiakonus zu Würzburg, Domherr zu Bamberg und Eichſtädt, Kämmerling des Papſtes Pius II., auch ſchon in deſſen Spiegel der Sitten. (Daſ. 1511. Frankf. 1550 fg. und daſ. 1557.) — Joach. Gräff (Greff) in Deſſau: Eine ſchöne luſtige Comedia des Poeten Plauti, Aulularia (Magdeburg 1535.) u. A. Daß übrigens dieſe Überſetzungen im Weſentlichen aus demſelben Geſichtspunkte angefertigt wurden, aus dem die Myſterien, Teufeleien und Faſtnachtsſpiele vor ihrer Abtrennung von jenen, bezeugt der Vorbericht zu des Hans Nythart Überſetzung, in welchem er eine Komödie nennt „ain gedicht, aus mangerlai das gemüt vnd anfechtung mitler Perſonen inhaltende, daraus man lernet, was gut iſt zegebrauchen vnd das Böß zemeiden (ſ. *Kehrein* l. l. I. §. 44. 45. *Flögel* IV, 294).

12) v. Berger erzählt a. a. O.: quam *in rem in memoriam* revocari potest cognitum satis epulum Augusti, quod δωδεκάθεον dicebatur, propterea quod sex dii personati totidemque deae huic intererant et discumbebant. Has dearum personas olim suscipiebant Persarum reges, qui nihilo inferiores diis videri volebant, cum fastu insolentiaque animi elati, subjecta nunc pedibus suis sphaera, ut polum se calcare per vices mentiantur, nunc radiato capite, ne sint homines, solis resident in figura, nunc impositis sibi cornibus, quasi viros se esse doleant, effeminantur in Lunam, nunc varias velut siderum sumunt figuras, ut hominis perdant figuram, et nihil supernae claritatis non acquirant, ut ait Petr. Chrysologus, serm. XX. Ad cujus generis convivia accedere solebant Chiromimi, e theatro vocati, et artificiosa manuum digitorumque commotione insignes, qui sub persona alia, forsan plurium artificiorum specimina dabant, volucres certe, et cetera obsoniorum genera scissorio gladio dividebant. — Add. seq. p. 55 und III. p. 90: Pariter fere ac Romani (Graeci nonnisi sub persona publice comedentes) Comoedos delectationis causa in conviviis habebant, quemadmodum constat, praeter alios, e *Plinio* lib. I. epist. 15 et lib. IX. epist. 36. — Huc etiam attinet, quod de Cois habet *Plutarchus*, Quaest. Graec. LVIII. 13) Über fa vgl. Schmidt, Geſchichte der Teutſchen. 3. Th. S. 102.

Bautzen im Jahre 1412 auf dem Markte die Hiſtorie von der heiligen Dorothea gegeben wurde, das Dach des Löbau'ſchen Hauſes vom Volk ſo beſetzt war, daß es einſtürzte und 33 Perſonen zerſchmetterte.

Je wohlwollender dieſe Spiele nun vom Volke aufgenommen wurden, deſto beſtimmter wurde ihr Charakter; die belehrenden und die ſatyriſch-polemiſchen Elemente der Faſtnachtsſpiele wurden nicht vergebens dem Volke geboten. Recht und Unrecht im Kampfe gab bald den dramatiſchen Darſtellungen ganz den Anſchein eines öffentlichen Proceſſes, um ſo lieber und erfreulicher, da Rechtskenntniß dem Bürger mehr und mehr eigen wurde. Ähnliches wird ſchon im Kriege auf der Wartburg geboten, in Salomon und Markolf, Suſanna, Haman, Hiob, Lucretia, Virginia, dem jüngſten Gericht, entſchieden in Ayrer's Proceß wider der Königin Podagra Tyrannei [14]). Das urſprünglich von Jacob de Therano lateiniſch geſchriebene Buch Belial (Strasburg 1477.) enthält einen förmlichen Proceß, die Überwindung des Teufels durch Chriſtus. Jeſus iſt der Beklagte; Belial Kläger und Bevollmächtigter der Hölle; Moſes, der Anwalt Jeſu; Salomo von Gott zum Richter ernannt; Daniel, Notar. Belial ſtellt zuerſt eine Spolienklage an; in der Folge ändert ſich die Action, und er führt eine Klage über das eigene Gut. Der Proceß wird ganz bis zur Appellation durchgeführt. (ſ. *Kehrein* I. §. 39. 50. add. *Flögel* l. l. IV, 8 sq. *Panzer*, Annalen I. p. 63 und weiter unten.) Ja, man hat Beiſpiele, daß „eine ehrſame Bürgerſchaft" zur Aufführung zuſammentrat. Bemerkenswerth iſt, was (nach dem Lit. Converſationsblatt 1826. Nr. 31 aus einer handſchriftlichen Chronik der Stadt Windsheim) Kehrein I, §. 41 erzählt. „Heute (14. März 1568) iſt auf unſerm Rathhaus vor einem ehrbaren Rath, den ſämmtlichen hieſigen Eheweibern und ihren Kindern die Comödia von König Ahasver und der Eſther agirt worden; hernach den 21. deſſelben Monats, als ein hochedler Rath dieſes Schauſpiel mit ſattſamen Contento genoſſen, hat derſelbe großgünſtig erlaubt, daſſelbe auf dem Tanzhaus auch vor einer ganzen Gemeinde zu geben. — Einen hohen Genuß brachte uns die Faſtnacht dieſes Jahrs (1608). Unſer kunſtreicher neuangehender Herr Candidat Georgius Öſterreicher, nachdem er des weltberühmten Herrn Nicodemi Friſchlini Schauſpiel, betitelt Rebecca (Comoedia ex cap. Geneseos XXIV.), ins Teutſche überſetzt, hat ſolches in dieſer Sprache durch ſeine Scholaren uns vorſtellen laſſen. — Der ſchon öfters gerühmte Herr Cantor Georgius Öſterreicher hat uns in dieſem Monat Julio (1617) die Comediam von der Dorothea gegeben, dabei ſich etliche Bürger gebrauchen laſſen. Inſondernheit hat Herr Valentinus Zinck, des Herrn Cantoris Koſtgänger, der noch dies Jahr gen Wittenberg zog, die Dorotheam ſo wohl repräſentirt, daß ihm ein Erbarer Rath ein Zehrpfennig verehren laſſen." Daß Bürger neben ihren Tagsbeſchäftigungen als Schauſpieler fungirten, war zur Zeit des Hans Sachs gewöhnlich; auch fand Profeſſor Wille in Altdorf noch 1715 einen Handwerker in die Bürgerliſte eingetragen: Wolfgang Dorſch, Scheibenzieher und Comödiant (ſ. Taſchenbuch für die Schaubühne 1782. S. 124. *Flögel*, IV, 293). Und daß die Luſt, Schauſpiele aufzuführen, beſonders zur Faſtnachtszeit in alle Stände eingedrungen, beweiſt die Erzählung eines Chronikenſchreibers (cf. Iduna und Hermode, 4. Jahrgang S. 158): „Als anno 1570 etliche Grafen nach Waldenburg kamen, daſelbſt die Faſtnacht zu halten, hatten ſie den Adeligen Fräulein ein Nachſpiel gegeben, wie es bei ihnen Gebrauch geweſen; haben ſich derowegen etliche als wilde Leute vermummt, ihre Kleider mit Pech, Harz und grobem Wergk überzogen, ein ſchönes, luſtiges Schauſpiel gehalten, und mit einander gewürfelt. Aus Unachtſamkeit verbrannten ſie ſich am Feuer, da wunderbarerweiſe nirgends Waſſer zu bekommen war." — Nur bei Hofe ward die Aufführung der Faſtnachtsſpiele, die auch die Myſterien parodirten, weniger günſtig aufgenommen, als die der Myſterien ſelbſt, da die teutſchen Fürſten die vaterländiſche Poeſie überhaupt immer mehr zu vernachläſſigen anfingen, ſogar unter Maximilian noch an kein teutſches Hoftheater gedacht zu ſein ſcheint, obgleich er an einzelnen dramatiſchen Vorſtellungen bekanntlich Gefallen fand (ſ. *Flögel* IV, 295), und erſt im 17. Jahrhundert, als ſich das Faſtnachtsſpiel in allmäligem Fortſchritt zum Singſpiel geſtaltet (dem es der Anlage nach nie unähnlich geweſen und dem die Bürger als Acteurs und Meiſterſänger nachhalfen), haben wir ein Beiſpiel, daß in Dresden beim Beilager des Landgrafen von Heſſen Georg II. mit der Prinzeſſin Maria Eleonora, Schweſter des Kurfürſten Johann Georg I., das erſte wahre teutſche Singſpiel, Daphne von Opitz, an die Stelle eines Turniers, Ringelrennens und einer Mummerei zu treten im Stande war. Liebte man ſchon Faſtnachtsſpäße, ſo fand man doch keinen Gefallen an jedem Spaße, der als Rechtfertigung ſeiner verwundenden Bezüglichkeit die Freiheit der Comödie vorſchützte; wie denn Anton Schorus aus Hochſtraaten in Brabant, der in Heidelberg in ſeinem Hauſe vor wenigen Zuſchauern ein ſolches Drama hatte aufführen laſſen, ſich nur durch die Flucht der Anklage eines Verbrechens entziehen konnte, das der Kaiſer ſelbſt in einem Briefe an Kurfürſt Friedrich II. ihm Schuld gab und auf deſſen Grund mehre ſeiner Schüler vom Rector der Akademie in das Gefängniß geworfen wurden. Schorus hatte nämlich die Religion zu den Großen kommen und um Herberge bitten laſſen; dieſe ſchloſſen ihr die Thür. Da wendet ſie ſich an die Geringſten des Volks, und wird von ihnen aufgenommen. „Was wird man," ſchreibt der Kaiſer, „von den Großen denken, wenn es erlaubt ſein ſollte, ſie als Verfolger der Religion auf dem Theater auszupoſaunen?"

In der That war es aber eben die Religion mit, die auch ridendo und risum movendo hier ihre Wahr-

14) Hierher gehört auch das witzigſte und zugleich ſchamloſeſte Stück des Schnepperers, das unter der bloßen Überſchrift: Ein Faſtnachtsſpiel, mehre Männer ſich vor Gericht vertheidigen läßt gegen die Beſchuldigungen des Ehebruchs. Die Frauen ſind Klägerinnen. Nachdem auf die ſkandalöſeſte Weiſe die Geheimniſſe des Ehebettes zur Sprache gebracht, hat dieſes Stück ſogar das ſeltſame Reſultat der Vertagung des Proceſſes, indem die Parteien auf einen andern Termin beſchieden werden (ſ. Gottſched, Nöth. Vorrath). — Sehr häufig iſt die wiederkehrende Proceßform bei Folz.

heiten an den Mann zu bringen ſuchte. Ein Vorgefühl lag wol darin, daß man ſchon dem Hans Nythart es übel nahm, daß er durch Überſetzung des Terenz einen heidniſchen Schriftſteller der Welt bekannt gemacht habe, ferner, in den ausdrücklichen Gewiſſensverwahrungen des Valentin Bolz (ſ. o.), wie auch, und noch mehr, darin, daß manche Dichter es für nothwendig hielten, ſich über den Vorwurf der Ketzerei zu verantworten [15]). War doch der kirchliche Gegenſatz und der religiöſe Zwieſpalt ſchon in die Gemüther des Volks gedrungen und beunruhigte, beſonders zur Zeit der Reformation, die Polemik gegen einzelne Satzungen des Katholicismus Kirche und Staat, Pfaffen und Fürſten nicht wenig. Dabei nahm die Kühnheit der polemiſchen Richtungen überhand. Beweis iſt die vielbeſprochene [16]): Tragedia oder Spill, gehalten in dem küniglichen Sal zu Pariß (1523. 4.). Als nämlich der Kaiſer einſt zu Augsburg mit ſeinem Bruder, dem römiſchen Könige Ferdinand, ſich bei der Tafel befand, hielten einige Schauſpieler um die Erlaubniß an, ſie mit ihren Vorſtellungen bei Tiſch zu beluſtigen. Da dieſe, wie Maſenius ſagt, Ketzer waren, ſo wollten ſie dem Kaiſer den Urſprung und die Urſachen der neuen Sekte vorſtellen. Als ſie die Erlaubniß dazu erhalten, trat zuerſt ein Mann auf, wie ein damaliger Doctor gekleidet, auf deſſen Rücken geſchrieben war Johann Kapnio oder Reuchlin; dieſer trug ein Bündel Holzſcheite, die er hin und her in dem Hofe zerſtreute, als wollte er ſie dem erſten beſten Vorübergehenden überlaſſen. Als dieſer fortgegangen war, trat ein anderer Vermummter auf, der, als er gerade und krumme Scheite vermengt und hin und her zerſtreut ſah, ſich viel Mühe gab, dieſelben zu ſammeln und in Ordnung zu bringen. Weil es ihm aber nicht gelingen wollte, das Krumme mit dem Geraden zu vereinigen, ſo ging er unwillig davon. Auf ſeinem Rücken ſtand der Name Erasmus von Rotterdam. Nach ihm trat ein Mönch auf, der Luther's Namen führte, welcher glühende Kohlen und Brände trug, die er zu den Scheiten legte, welche durch ſein Blaſen in volle Flammen geriethen. Hierauf ging er vergnügt davon, als hätte er ſeine Sache noch ſo gut gemacht. Nun kam ein Mann in kaiſerlicher Kleidung, der, als er die Flamme erblickte, ſein Schwert herauszog, und mit großer Gewalt in das Feuer ſchlug, um die Gluth zu löſchen. Da aber die Flamme dadurch noch heftiger zu lodern anfing, ging er voll Zorns eiligſt davon. Zuletzt erſchien ein Geiſtlicher in päpſtlicher Kleidung, der ſehr beſtürzt wurde, als er die Flamme erblickte. Da er ſich nun nach einem Hilfsmittel umſah, der Flamme zu ſteuern, erblickte er in der Nähe zwei Eimer, die er eifrigſt ergriff, in der Meinung, das Feuer zu löſchen. Er goß aber ſtatt des Waſſers Öl in die Flamme, wodurch ſie nur deſto mehr verſtärkt wurde, und eilte dann in Verzweiflung davon. — So hatte das Spiel ein Ende. Aber der Kaiſer und ſein Bruder wurden durch dieſe Vorſtellung ſo erbittert, daß ſie die Urheber derſelben aufſuchen ließen; dieſe aber waren nirgends zu finden.

Noch heftiger polemiſirten die Faſtnachtsſpiele der Schweizer. Dort wurden [17]) Stücke aufgeführt, in denen der Heiland auf einer Eſelin einherritt, neben ihm der Papſt im feierlichen Pompe mit einem Harniſch bedeckt und gefolgt von Reitern und Fußvolk; außerdem die ſarkaſtiſchen Geſpräche des N. Manuel, deſſen „Bonenlied" (1522. 4.) wider den päpſtlichen Ablaß und „jämmerliche Klage wider den Todtenfreſſer; „Ein Faſtnachtſpyl, ſo zu Bern vff der Hern Faſtnacht, in dem 1522 jare, von Burgerßſönen öffentlich gemacht iſt, darinn die wahrheyt in ſchimpffs weyß vom pabſt, vnd ſeiner prieſterſchafft gemeldet wird. Item ein ander ſpyl, daſelbs vff der alten faſtnacht darnach gemacht, anzeigend groſſen vnderſcheid zwiſchen dem Papſt, vnd Chriſtu Jeſum vnſerm ſeligmacher." — „Der neudeutſch Bileams Eſel, wie die ſchön germania durch arge Liſt vnd Zauberey iſt zur Pabſt-Eſelin transferiret worden, jetzund aber alß ſie vom Waſſer auß dem weiſſen Berg flieſſent getrunken, durch Gottes genad ſchier wieder zu ihrem rechten Aufſitzer gekommen (nach Gottſched vom J. 1522). Und „Claws Pawer, ein gar luſtig vnd ſchön ſpiel von vier Perſonen (ohne Ort und Jahr, wieder abgedruckt zu Magdeburg 1606. 8.), beißend ſatyriſch gegen die römiſche Geiſtlichkeit. Auch der wirkſame Scharfſinn Huttens und des Barfüßer Kettenbach (wie Kehrein mit Gervinus bemerkt), der die Handlungen Chriſti mit denen ſeines Statthalters verglich, gingen in belebte Darſtellung und dramatiſche Aufführung über, wie z. B. das echt Lucianiſche Geſpräch Hutten's „die Anschauenden" nebſt andern Dialogen eine Menge Nachahmungen in Latein und Teutſch erweckte, auch von Hans Sachs und Folz nebſt Andern ſtets als Dramen betrachtet und Faſtnachtsſpiele genannt werden [18]).

In ernſthafteſter Darſtellung wurden aber hierin auch von den Myſterien dem Spott der Faſtnachtsſpiele ſtillſchweigend ſeine Bahnen geöffnet. Die Apotheosis Joannis VIII., Pontificis Romani [19]), iſt eigentlich nichts anderes als ein ernſt ſcheinendes komiſches Faſtnachtsſpiel, wie auch Myſterien, um Faſtnacht aufgeführt, keine Seltenheit waren. Zugleich führt es den Titel: Ein ſchön Spiel von Fraw Jutten, welche Babſt zu Rom geweſen, vnd aus ihrem bäbſtlichen Scrinio pectoris auff dem Stuel zu Rhom ein Kindlein zeuget. (Eisleben 1565. 8.) Herausgeber iſt Mr. Hieronymus Tileſius Hirſchpergenſis, der aber in der Vorrede verſichert, daß es ſchon im Jahre 1480 von Theodoricus Schernberk (einem katholiſchen Geiſtlichen, ſogenannten Meßpfaff) verfertigt ſei [20]). Es iſt übrigens

15) Umgekehrt befleißigte man ſich ja, bibliſche Hiſtorien in die altclaſſiſchen Formen zu bringen; wie ſpäter Mehre ſich angelegen ſein ließen, bibliſche Moral in den alten Komödien zu ſuchen. 16) Vgl. Panzer, Annalen 2, 320, wo ſich angeführt finden: *G. G. Zeltneri* Dissert. de Comoedia muta Carolo V. exhibita. Altteutſch 1725. 4. *Burcardi* Vita Hutteni II, 294. III, 296. *Burignii* Vita Erasmi II, 278. — Noch zwei Mal gedruckt 1524. 4. add. des Jeſuiten Maſenius specul. imag. veritatis occultae p. 662 und *Flögel* l. l. IV, 309. *Kehrein* §. 49.

17) *Kehrein* I. §. 48. 18) *Gervinus* l. l. II, 447. 19) Bei Gottſched (Nöth. Vorr.) iſt es ganz abgedruckt. 20) *Nasser* l. l. p. 178. In dieſem ſatyriſch-komiſch-tragiſchen Stücke iſt die bekannte Fabel von der Päpſtin Johanna behandelt. Es endigt damit, daß Frau Jutte (der Papſt), nachdem ſie ein Kind zur Welt gebracht hat und ihre Seele in die Hölle gefahren iſt, endlich

das vollſtändigſte dramatiſche Stück dieſes Jahrhunderts, und in Anlage, Durchführung und Sprache ebenſo Ernſthaftes und Feierliches mit kecken, groben Schimpfreden und plattem Witz paarend, als das unter dem Namen „**des Türken Fastnachtsspiel**“ bekannte Drama des Schnepperers (ſ. u.), das neben der Rüge vieler Misbräuche und Laſter in Kirche und Staat doch als Reſultat die Ermahnung zur Treue und zum Glauben an Papſt und Kaiſer dem Türken gegenüber aufſtellt, und ſowol chriſtliche als patriotiſche Geſinnungen erwecken ſoll.

Nicht minder kämpfte die Geiſtlichkeit in ſatyriſchem Spiele gegen die politiſche Erhebung des Adels. So im Faſtnachtſpiele de **Schwekloth**: „welches nach erhaltener Schlacht für Soltau der Biſchof zu Hildesheim halten und ſeinen Stiftsadel damit perſtringiren laſſen.“ Handſchriftlich zu Wolfenbüttel, auch mit dem Titel: de Brillenmaker (= Biſchof). Auch ſoll der Biſchof ſelbſt Verfaſſer geweſen ſein, wenigſtens in dem Kreuzgange es an die Wand haben malen laſſen, nachdem es zum Ärger des Adels von Bürgern aus Hildesheim aufgeführt war. Auch Pamphilus Gengenbach's: Prophetien Sancti Methodii vnd **Nollhardi** (= Vorausſagungen künftiger Schickſale von Kaiſer, Königen, Fürſten, Päpſten, Biſchöfen, Freiſtaaten), welche ſind geſpilt worden im **XV.** vnd **XVII.** Jor (1515 und 1517) vff der Herren Faſtnacht von etlichen erſamen vnd geſchickten Burgeren einer lob-

---

durch die Fürbitte der Maria aus der Hölle erlöſt und vom Engel Michael in den Himmel gebracht wird. Spielende Perſonen ſind im Ganzen 25; darunter Lucipers, Unverſün, Lillis (des Teufels Mutter), Sathanas, Spiegelglanz, Fedderwiſch, Nottis, Aſtrot, Krenzelein (ſämmtlich Teufel), Babſt Jutta, Clericus, Babſt Jutten Bule, Magister Noster Parisiensis, Baſilius (Papſt), vier Cardinäle, ein römiſcher Rathsherr, Simſon vom Teufel beſeſſen, Chriſtus Salvator, Maria, S. Nicolaus, Gabriel, Michael, Mors der Tod. — Luciper erſcheint und ruft ſeine Geſellen; ſie kommen und ſingen den Chor:

Luciper in Dein Throne
Rimo, Rimo, Rimo;
Warſt Du ein Engel ſchone,
Rimo, Rimo, Rimo;
Nu biſtu ein Teufel grewlich
Rimo, Rimo, Rimo.

Hierauf erhalten ſie von Luciper den Auftrag:

Sehet hin zu iener Awen,
Da gehet gar ein ſchön Jungfrawe,
Die iſt Juttha genant,
Die wil ziehen aus Engelland
Mit einem Schreiber weiß
In die hohe Schule kegen Paris,
Vnd ſie wil ſich anderſt laſſen nennen,
Daß man ſie nicht mag erkennen,
Auch wil ſie heimlich und leiſe,
Gekleidet gehn in Mannes weiſe,
Vnd ihr Nam ſol ſein genant
Johannes aus Engellandt,
Da rathet liebe Geſellen zu,
Das ſie das gar balde thu,
Vnd mügen ſie zu vns gerücken,
Zu ihrem groſſen vnglücke,
Das wird vnſer groſſer Frome werden,
Nach alle vnſers hertzen begerden.

Die Teufel verrichten ihre Geſchäfte. Jutta entſchließt ſich zur Reiſe; ſie gibt dem Clericus Nachricht von ihrem Entſchluß und geht endlich mit ihm in Mannskleidern nach Paris. Hier kommen ſie zum **Magister Parisiensis**, und es beginnt folgendes Geſpräch:

Clericus zum Magiſter:
Magister reverende proficiat.

Magiſter.
Et vobis nunquam deficiat.

Clericus.
Meiſter hoch und an Künſten reich,
Mein Geſelle vnd ich
Wir ſind her zu euch komen,
Denn wir haben verſtanden vnd vernomen,
Daß ihr der klügſte Meiſter ſeid,
Der da itzund zu dieſer Zeit
Allhie zu Paris mag werden funden,
Nun vnd zu allen ſtunden,
Darumb das vns das iſt worden bekandt,
So haben wir vns zu euch gewandt,
Vnd bitten euch aus herzlichem begeren,
Das ihr vns wollet geweren,
Vnd wollet vns on allen Schemen,
Zu zweien Studenten auffnemen u. ſ. f.

Das geſchieht; ſie werden Studenten und nach ertheiltem Unterricht Doctoren. So ziehen ſie hin nach Rom zum Papſte und erhalten die Cardinalswürde. Bald darauf ſtirbt Baſilius und Julla wird zum Papſte gewählt. Jetzt fängt Luciper an ſein Spiel zu treiben; der Teufel Unverſün iſt in den Sohn eines römiſchen Senators gefahren, er ſpricht aus ihm und verräth unter Anderem, daß Papſt Jutta ein Weib und geſchwängert ſei. Indeſſen muß doch der Teufel weichen. Beim Weggehen ſagt er zu Jutta:

Ich wil dein Betrieger ſein,
Bis das ergehet der wille mein,
Sindt das du ein Bebſtin biſt genant,
So muß ich von dir weichen zuhandt,
Kompſt du aber wider in meine gewalt,
Ich wil dirs vergelten hundertfalt,
Vnd wil dich ſetzen gar vnſachte nieder,
Vnd machſt du dich noch ſo from vnd bieder.

Nun folgt eine ernſthafte Scene. Chriſtus, Maria und der Engel Gabriel treten auf und unterreden ſich über das Verbrechen der Päpſtin. Es wird beſchloſſen, daß ſie ſterben ſoll. Der Tod erſcheint, um Jutten ihr Urtheil anzukündigen; ſie bereitet ſich zum Tode, fällt zur Erde, gebiert ihr Kind und ſtirbt. Der Teufel fährt mit der Seele ab, und der Schauplatz verwandelt ſich in die Hölle, wo die Teufel geſchäftig ſind, Jutta's Seele zu quälen. Nachher kommen die Cardinäle und berathen ſich über den ſonderbaren Fall. Einer gibt den Rath:

Darumb wollen wir keinen zum Babeſt han,
Wir ſein es denn gewis das er ſei ein Man,
Wir wollen einen ſtul laſſen machen,
Der da dienet zu ſolchen ſachen,
Da ſol ſich der new Babſt begreiffen lahn,
Wie es iſt vmb ihn gethan,
Das man da erkenne,
Ob er ſei ein Han oder Henne.

Gleich darauf iſt wieder die Scene in der Hölle. Die Teufel ſtrengen ihre ganze Erfindungskraft an, um Jutta zu quälen; endlich wird ſie erlöſt und in den Himmel aufgenommen. (Vgl. Bouterwek a. a. O. S. 363 fg.) — Die Geſprächsform iſt ebenſo in den meiſten Faſtnachtsſpielen vorherrſchend, wie auch H. Folz 1470 ein Drama als „Geſprächſpiel“ und H. Sachs „Kampfgeſpräche“ ankündigte. Die Acte heißen gewöhnlich Wirkungen oder Handlungen (deren einige Spiele 10, ſogar 19 hatten), Austritte, Ausfahrt (bei Ayrer: Angang); ferner Fürtragen, Fürbringen ꝛc.

lichen Statt Baſel. 4. — Gelegentliche Erweiterungen brachten auf dieſe Art moraliſche und politiſche Stücke in groſser Anzahl mit einem groſsen Reichthume gröberer und feinerer Satyre. Einen gleichen Verlauf und gleich theilweiſe Verdrängung der religiöſen Stücke durch Faſtnachtsſpiele finden wir, nur in ſchnellerer Entwickelung einer kürzeren Zeit, bei den Paſſionsbrüdern Frankreichs, deren jeux des pois pilés (Spiele der geſtoſsenen Erbſen) ſich als poſſen- und ſalbungsreiche Miſchſpiele aus den allmälig mit wachſender Gleichgültigkeit aufgenommenen Moralitäten herausbildeten, und bei den ſogenannten Enfans sans souci, die unter ihrem ſelbſtgewählten Oberhaupte, dem Narrenkönige, ihre sotties (Narrenpoſſen oder Narretheien), — freilich unter Bewilligung Karl's VI., mit einem Inhalte wie unſere Faſtnachtsſpiele, aufführten.

Die Reihe namhafter **Dichter** ſolcher Faſtnachtsſpiele eröffnet der wormſer H. Folz, Barbier und Meiſterſänger zu Nürnberg [21]). Von ihm 1) das Faſtnachtſpil von einem pawern Gericht. (Nürnberg 1474.) (1535. 1542). — 2) Ein teutſch wahrhaftig poetiſch yſtori von wannen das heylig römiſch reich ſeine Vrſprung erſtlich habe vnn wie es darnach in devtſche lāt kumme ſey. (Nürnberg, gedruckt durch Haanſen vollczen. 1480. 4.) — 3) Ein hübſch Faſsnachtſpil von einer gar pawriſchen pawre heyrat, ſeer kurtzweylig und gut zu lachen. (Nürnberg, gedruckt durch Jobſt Gutknecht. 1521. 8.) — 4) Von einem wirtzsknecht und der Hauſsmayd. (Nürnberg, gedruckt durch Joh. Nuchs. 1521. 8.) — 5) Von dem künig Salomon vnd Marckolffo, vnd einem narrn, ein hübſch Faſtnachtſpil new gemacht. (Nürnberg, gedruckt durch Joh. Nuchs. 1521. 8.) — 6) Ein Faſtnachtſpil von pulern, den fraw venus ein vrteil fellt. (ohne Jahr und Ort. 4.) — 7) Ein Faſtnachtſpil von den die ſich weiber narrn laſſen. (ohne Ort und Jahr. 4.) — 8) Das Kargenſpil, ein Geſprech in Reimen zwiſchen einem reichen Kargen vnd einem armen dürftigen. (Nürnberg, 1534. 4. geſchrieben 1474.) — 9) Von einem Arzte und einem Kranken. (ohne Ort und Jahr.) —

Ihn übertrifft an ungezügelten und ſchmutzigen Scherzen im Faſtnachtsſpiele, die übrigens auch roh und ohne dramatiſche Verwickelung ſind, der nürnberger Wappenmaler H. Roſenblüt, genannt der Schnepperer (loſer Schwätzer, Spaſsmacher). Gedruckt von ihm ſind 1) Ein vaſsnacht Spil von den Syben Meiſtern. — 2) Ein vaſsnachtſpil von dem Jüngling. — 3) Die Kuchenſpeiſe. — 4) Von dem König aus Engellant. — 5) Von dem geiſtlichen Gericht. — 6) Von dem Bawern mit dem Fleiſchgaden. — 7) Von drei in ein Haus entronnen und 8) von zwei Eheleuten, welches letztere mit dem (oben angeführten) (Faſtnachtsſpiel vom Ehebruch) gleich gehalten wird. Ferner die genannten 9) des Türken Faſtnachtſpiel und 10) Ein vaſsnachtſpil von dem pawern und dem Bock, welches ein wenig mehr Handlung enthält, als die übrigen. Sechs von ihnen theilt Gottſched mit (Nöth. Vorr. 2. Th. S. 43—80). —

21) ſ. auſser **Panzer**, Annalen II, 51 fg. **Kehrein** a. a. O. I. §. 42 fg. und die dort angeführten Autoren, nebſt §. 75.

Nicht mehr ganz ſo roh ſind die Faſtnachtsſpiele des Schuhmachers und Meiſterſängers H. Sachs (1494—1576). Fehlt gleich ſeinen Charakteren und Situationen im Ganzen meiſtens ein wahrhaft dramatiſches Intereſſe, ſo findet ſich doch öfters grade in den Faſtnachtsſpielen in der langen Reihe mehrer, früher nur an einander gedrängter Scenen, hier und da eine burleske Intrigue eingeflochten. Einige, ſagt ganz richtig von ihnen Bouterwek (*l. l.* IX, 400), beſonders diejenigen, in denen Eulenſpiegel die Hauptrolle ſpielt, haben der Phantaſie und dem Witze des Dichters wenig gekoſtet; andere ſind dafür deſto geiſtreicher erfunden und ausgeführt. Die Verwickelung iſt nicht künſtlich, aber drollig; die Situationen haben ein wahrhaft komiſches Intereſſe; die Darſtellung iſt natürlich und voll Leben; die Charaktere ſind gut gehalten, und das Ganze thut die erheiternde Wirkung, die man von witzigen Farcen erwarten darf. Die Satyre dieſer Faſtnachtsſpiele beweiſt Hans Sachs' bürgerliche Menſchenkenntniſs und ſein Talent, das Charakteriſtiſche zu ergreifen, und wo es an Satyre fehlt, da werden wir ſchadlos gehalten durch jovialiſchen Scherz.

Sein erſtes Faſtnachtsſpiel (1517 am Samſtage vor Faſtnacht) beſteht aus 13 Perſonen und gehört in die Kategorie der erwähnten Proceſsſtücke: Das Hofgſind Veneris. Eins der witzigſten iſt das Vom Teufel nahm ein alt Weib zur Ehe 1557 [22]), dem Grundgedanken nach ähnlich andern: Der Teuffel mit dem kauffman vnd den alten Weibern. 1549. Noch andere, ebenfalls aus Einem Acte beſtehende: 4) Von der Eygenſchafft der Lieb. 1518.— 5) Von einem böſen Weib. 1533. — 6) Die ſechs Kla-

22) Der Teufel entſchlieſst ſich zur Ehe freiwillig, aber unter gewiſſer Bedingung. Er tritt auf:

In der Höll mag ich nit mehr bleiben,
Mein Zeit und weill darin vertreiben,
Sonder bin herauff gefahren auff erden,
Vnd wil gleich auch ein Ehman werden.
Hab an mich genommen ein Mannes leib.
O hett ich nur ein altes Weib!
Ich hab gehört, wie in der Eh
All Ding ſo wol vnd frewdig ſteh,
Deſs wil ich mich auffs kürtzſt vmſchawen
Nach einer frommen alten frawen.
Ein junge die wer mir zu geil;
Ich bin auch alt auff meinen theil.
Eine junge thät mir ſeicht kein gut.
Gleich mit ſeim gleich ſich frewen thut,
Wie uns ſagt das alt Sprichwort klug;
Darumb iſt ein alte wol mein Fug.

Es erſcheint eine ſolche Alte und geht die Ehe ein. Doch nur zu bald ergeht es dem Teufel übel. Er enteilt ſeiner Plage und verdingt ſich einem Arzt und Teufelsbanner. Beide einigen ſich dahin, daſs der Teufel in Perſonen fahren, der Arzt dieſe dann durch Austreibung ſeines Geſellen heilen ſoll, der Lohn ſoll dann getheilt werden. Allein der Arzt betrügt den Teufel, und dafür will der Teufel aus einem Beſeſſenen nicht entweichen, ſondern beſchimpft den Arzt aus dem Kranken heraus ſo lange, bis dieſer eine Liſt gebraucht, um die Vorwürfe und den Theilnehmer ſeines Erwerbes los zu werden. Er meldet jenem, ſein altes Eheweib ſei angekommen, um ihn mit einem richterlichen Ausſpruche zurückzuholen. Äuſserſt erſchrocken fährt der Teufel ſchnell aus dem Beſeſſenen heraus und flüchtet zur Hölle hinab, wo er ſich immer beſſer zu befinden hofft, als in der Ehe mit einer Alten.

genden. 1535. — 7) Die Rockenſtuben. 1536. — 8) Bachen holen im Teutſchen Hof. 1539. — 9) Krappfen holen. 1540. — 10) Der ſchwanger Pawer. 1544. — 11) Die Laſter Artzney. 1544. — 12) Der Teufel mit dem alten Weib. 1545. — 13) Der Naſen Tantz. 1550. — 14) Der Geſellen Faſtnacht. 1550. — 15) Der fahrent Schuler im Paradeiß. 1550. — 16) Der jung Kauffman Nicola mit ſeiner Sophia. 1550. — 17) Fraw Warheit wil niemand beherbergen. 1550. — 18) Der Pawer mit dem Kühdieb. 1550. — 19) Von Joſeph vnd Meliſſo, auch König Salomon. 1550. — 20) Das Wildbad. 1550. — 21) Der böß Rauch. 1551. — 22) Zwiſchen dem Gott Apolline vnd dem Römer Fabio. 1551. — 23) Der vnerſetlich Geitzhunger. 1551. — 24) Das Kelberbrüten. 1551. — 25) Die ſpäch Bulerey. 1551. — 26) Der Pawren Knecht wil zwo Frawen haben. 1551. — 27) Der farent Schuler mit dem Teufel pannen. 1551. — 28) Das heyß Eyſen. 1551. — 29) Von der unglückhafften, verſchwetzten Bulſchafft. 1552. — 30) Der Parteckenſack. 1552. — 31) Der geſtolen Bachen. 1552. — 32) Der Pawr im Fegfewr. 1552. — 33) Die liſtig Bulerin. 1552. — 34) Das Weib im Brunnen. 1553. — 35) Das weynent Hündlein. 1553. — 36) Der Tyrann Dioniſius mit Damone. 1553. — 37) Der Ewlenſpiegel mit den Blinden. 1553. — 38) Das böß Weib, mit den Worten, Würtzen vnd Steinen gut zu machen. 1553. — 39) Der verdorben Edelman mit dem weichen Beth, das Kayſer Auguſtus Kauffen wolt. 1553. — 40) Der Ketzermeiſter mit den vil Keſſelſuppen. 1553. — 41) Die Burgerin mit dem Thumbherrn. 1553. — 42) Der Todt Mann. 1553. — 43) Der Ewlenſpiegel mit der Pfaffen Kellerin vnd dem Pferdt. — 44) Der Roßdieb zu Früſing mit den Thollen diebiſchen Bawren. 1553. — 45) Der alt Buler mit der Zauberey. 1554. — 46) Die wunderlichen Männer, vnd unheußlichen Weiber geſchlacht vnd heußlich zu machen. 1554. — 47) Der loß Mann, mit dem muncketen Weib. 1554. — 48) Der Krämerskorb. 1554. — 49) Der blind Meßner mit dem Pfaffen vnd der Meßnerin. 1554. — 50) Der Bawer mit dem Saffran. 1557. — 51) Das Narrenſchneiden. 1557. — 52) Ewlenſpiegel mit dem blawen Hoßtuch, mit dem Bawern. 1557. — 53) Der ſchwanger Bawer mit dem Füll. 1559. — 54) Der verſpilt Reuter. 1559. — 55) Die zwen Gfattern mit dem zorn. 1559. — 56) Die fünff armen Wanderer. 1559. — 57) Der Doctor mit der groſſen Naſen. 1559. — 58) Der Neydhart mit dem Feyhet. 1562. (3 Acte.) — 59) Ewlenſpiegel mit dem Beltzwaſchen zu Trügſtetten. 1562. — 60) Der groß Eyferer, der ſein Weib Beicht höret. 1563. — 61) Der Pfarrherr mit dem Ehbrecher Bawren. 1563. — 62) Der Bawer mit dem Plerr. 1563. — 63) Die alt verſchlagen Kuplerin mit dem Thumherrn. 1563. — Auch hierin fehlt der Narr nicht, wie der Teufel in ſeinen Komödien und geiſtlichen Dramen.

Von Wickram (Stadtſchreiber zu Burgheim) findet ſich noch ein nachgelaſſenes Stück: Ein hübſch neu Faſtnachtſpil, der treu Eckart genannt, darinn alle ſtand der Welt begriffen werden (Straßburg 1538.); von Peter Probſt zu Nürnberg: ein ſchön Buch von Faſtnachtſpielen vnd Maiſtergeſängen, eine Sammlung von ſieben ſolcher Stücke, die Gottſched (l. l. I, 34) anführt. Des J. Ayrer Faſtnachtſpiele ſ. in dem nach ſeinem Tode erſchienenen Werke: Opus thaeatricum, dreyſig ausbündtige ſchöne Comedien vnd Tragedien von allerhand denckwürdigen alten römiſchen Hiſtorien vnd anderen Politiſchen geſchichten vnd gedichten, Sampt noch andern Sechs vnd dreiſſig ſchönen luſtigen vnd kurztweiligen Faßnacht oder Poſſen Spilen, durch Weyland den Erbarn vnd wolgelährten Herrn Jacobum Ayrer, Notarium Publicum vnd Gerichts Procuratorn zu Nürnberg ſeeligen ꝛc. (Nürnb. Anno 1618. Fol.) — Über Sprache und geſangmäßige Abfaſſung ſeiner Faſtnachtſpiele in gleichförmigen Stanzen, als erſte Verſuche teutſcher Singſpiele, ſ. den Art. Ayrer in dieſer Encyklopädie. — Als von ihm verfaßt nennt man: 1) Vom Antreuro, aus dem Cento Novella, die fünff Tagreiß, wie viel Unglücks jhm in einer Nacht zugeſtanden. — 2) Von Meiſter Simon, wie er in einen Dobe geworfen wird. — 3) Die zwei paar verwechſelten Eheleut vnd den Marggraffen von Rom. — 4) Von einem Juden zu Franckfort, der einen Dieb will ſein geſtollenes gut abkauffen. — 5) Von einem halbnärriſchen Wucherer vnd ſeinem Sohn, vnd Zechgeſellen. — 6) Der Baur mit ſeinem Gefatter Todt. — 7) Aus dem Ritter orden deß Podagriſchen Fluß. — 8) Comediſcher Prozeß wider der Königin Podagra Tyranney. — 9) Hofflebens kurtzer Begriff. — 10) Von einer verſoffenen Bäurin. — 11) Die beſeſſene Bäurin mit jhrem Pfarherrn Bulent. — 12) Wie der Teufel einer Bulerin jhr Ehr vor jhren Bulern hütet, biß jhr Ehemann wiederkommt. — 13) Von einem Pfaffen, der den Teufel beſchwern wolt, daß er jhm ſeine Köchin nicht hinführn ſolt. — 14) Die zwen vereinigten Bulern. — 15) Wie einem Weib jhr eygener Mann vnwiſſenter Ding verkuppelt wird. — 16) Die ehrlich Beckin mit jhren drey vermeinten Bulern. — 17) Der vberwundene Eifferer. — 18) Der Bock, der ſein Weib wider lebendig geiget hat. — 19) Von Fritz Dölla mit ſeiner gewünſchten Geigen. — 20) Der vberwundene Trummelſchläger. — 21) Von dem Engelländiſchen Jann Poſſet wie er ſich in ſeim Dienſt verhalten. — 22) (Daſſelbe als) „Singetsſpil.“ — 23) Der verlohren Engellendiſch Jann Poſſet. — 24) Der Hämpel genant ſo Doctor werden wil. — 25) Das kein Landtsknecht in Himmel, noch in die Höll kommt. — 26) Der falſch Notarius mit ſeiner vnwarhafften Beicht. — 27) Der verlarfft S. Franciſcus mit der ſchönen venediſchen Wittfrauen. — 28) Daſſ. als Singſpiel. — 29) Singetsſpil von einem vngerechten Juriſten, der ein Mönch worden; Im Thon „Liebhaben ſteht ein jeden frey.“ — 30) Singetsſpil von dreyen böſen Weibern, denen weder Gott noch jre Männer recht thun können. Im Thon „Wie man den Engliſchen Roland ſingt.“ — 31) Singetsſpil, Der Forſter im Schmaltzkübel. Im Thon „Aus friſchen freyen Muth, Tantz du mein edles Blut.“ — 32) Singetsſpiel, Von dem Knörren Cüntzlein. Im Thon „Venus du vnd dein Kind, ſeind alle beide blind.“ — 33) Singetsſpil, der Münch im Keßkorb. Im Thon „Wie man den Engliſchen Roland ſingt.“ — 34) Singetsſpil,

der Wittenbergiſch Magiſter in der Narrenkappen. Im Thon „Wie man den Dillathey o Narr Dummel dich ſingt." — 35) Singetsſpiel, Von etlichen närriſchen Reden des Claus Narrn, vnd anderer zuſammen colligirt. Im Thon „Laßt vns ein weil bey einander bleiben." — 36) Singetsſpil, Von dem Eulenſpiegel, mit dem Kauffmann vnd Pfeiffenmacher. Im Thon „Wie man den Engliſchen Roland ſingt" [23]).

Aber ungeachtet der großen Anzahl und der günſtigen Aufnahme dieſer Faſtnachtsſpiele, dem auch fremder, beſonders engliſcher, Einfluß noch nachhalf [24]), ſuchte man doch, hauptſächlich im 17. Jahrhundert, ſie durch Vorſtellungen beſſerer Stücke und regelmäßigere Einrichtungen ſowol der Schauſpielertruppen als der Theater ſelbſt zu verdrängen. So ſanken ſie allmälig zu bedeutungsloſen Mummereien und zweckloſen Poſſen herab, und erhielten nur, nachdem das reine Luſtſpiel ſich aus ihnen hervorgebildet, ſich noch in Volksgebräuchen fröhlicher Feſte. In einzelnen teutſchen Landen wurden auch dieſe, wie das Carneval ſelbſt, eingeſchränkt, wo nicht ganz bei Strafe unterſagt. Das Verbot: larvas daemonum ante se ferre wurde als ein diaboliſcher Misbrauch und als sacris canonibus prohibitum öfters eingeſchärft; im Würtembergiſchen wurde „Das Mommen und die Butzen-Kleider" u. ſ. w., das Herumziehen „zu einiger Zeit des Jahrs mit verdecktem Angeſicht" bei „Strafe des Thurms oder Narrenhäusleins" verboten (cf. Ordin. Provinc. Würtemb. tit. 102. von Faſtnacht-Küchlein und Butzen-Kleidern §. 3); die Canones Concilii Toletani III. (can. 2. Irreligiosa de consecr. distinct. 3. add. cap. I, 10) und die Constitutio Innocentii III. de vita et honestate clericorum, ne mimis joculatoribus et histrionibus intendant (coll. c. XII, 10 und Concil. Trident. sess. XXII. c. 21), den Geiſtlichen ins Gedächtniß zurückgerufen und ihnen nur spectacula rerum piarum erlaubt (cf. glossa ad cap. XII, 10 de vita et hon. cleric.), doch auch dieſe (nach *Tellez* ad l. l.) durften die Gottheit nicht perſönlich erſcheinen laſſen, wie Tertullianus (de spectaculis VI.) ſagte: iam vero ipsum opus personarum, an deo placeat, qui omnem similitudinem vetat fieri, quanto magis imaginis suae? — Der nachmals überhand nehmende Gebrauch öffentlicher Luſtſpiele, „wobei insgemein vieles ſündliches mit unterläuffet, auch die daraus entſtehende, und ſonſten vielerley, Exceſſe nicht wohl abzuwenden ſind," ward 1713 in Sachſen unterſagt, und zwei Studenten zu Wittenberg [25]) nach dem Ausſpruche des Hofgerichts und Schöppenſtuhls wegen einer Mummerei mit Gefängniß und um einige „neue Schocke" geſtraft. Joh. Georg II. auch hatte ſchon ſeine „höchſte Ungnade und ernſtliche unnachläſſige Strafe" angedroht; Friedrich Auguſt am 14. Febr. 1719 bei Vermeidung der Verhaftung und Strafe „alles verlarffen auf denen öffentlichen Straßen und Gaſſen der Stadt Leipzig, als auch in dergleichen Geſtallt Zuſammenkünfte in privat-Häuſern angeſtellet, und darbey geſpielet werden wollen" verboten; wie denn auch im Febr. 1722 der Senat zu Dresden bei Contravention gegen 150 Menſchen von Militair ins Gefängniß abführen, den Hausbeſitzern eine Geldbuße auferlegte und die betheiligten Fremden aus der Stadt weiſen ließ. Documente über dieſe Beſchränkungen der Faſtnacht und ihrer Spiele finden ſich bei *von Berger* l. l. c. III. de jure actionum.

Was ihre Überreſte im Volksleben betrifft, ſo ſind ſie ihrem Uranfange wieder ſehr verähnlicht worden. In allen Ländern, wo Faſtnachts- und dieſen ähnliche Spiele vorhanden waren, in den Städten, die ſie beſonders pflegten, finden ſich noch heute in einzelnen Äußerungen der Faſtnachtfreude Erinnerungen an die ehemals beliebten Faſtnachtsſpiele. In Freiburg, Jauer, Nürnberg, Augsburg u. ſ. w., über ganz Teutſchland verbreitet, und oft noch mit deutlichen Anklängen an die Aufführungen früherer Zeit und anderer Länder, beſtehen an verſchiedene Feſte vertheilt Darſtellungen mit Inhalt und Form der alten Faſtnachtsſpiele als Volksſchauſpiele, Mummen- oder Mummelſpiele, Mummenſchanz u. ſ. w. mit dem Mummelmann (Mummanz, Mumelack, Mummelbätz). So der heilige Chriſt, Knecht Ruprecht, das Tod austreiben, die heiligen drei Könige, die verſchiedenen Pfingſtpoſſen, Quargſchießen, die Guggelfuhre, Schönbartlaufen u. a. m., und ebenſo am gewöhnlichſten bei Hochzeiten und Polterabenden (cf. *Flögel* l. l. I, 328 sq. und IV, 7 sq.). Die letzten auch Faſtnachtsſpiele genannten Nachahmungen lieferte Goethe: 1) Ein Faſtnachtsſpiel u. ſ. w. vom Pater Brey, dem falſchen Propheten. 2) Satyros, oder der vergötterte Waldteufel; das letztere in mehren Acten. Den faſtnachtlichen Miſchſpielen kommt nahe das Schönbartſpiel: Das Jahrmarktfeſt zu Plundersweilern (ſ. Bd. XIII. ſämmtl. Werke). Im Egmont gebraucht Goethe Faſtnachtsſpiel = ſcherz überhaupt (2. Act: Iſt denn ein Faſtnachtsſpiel gleich Hochverrath?). (*O. Gruber.*)

FASTOLF (Johann), von den Gefährten der Siege Königs Heinrich V. von England einer der gefeiertſten, hatte durch eine Reihe tapferer Thaten ſich zu der Stelle eines Oberſthofmeiſters bei dem Herzoge von Bedford, dem Regenten von Frankreich, aufgeſchwungen, auch den Hoſenbandorden empfangen, als ihm der Auftrag wurde, eine bedeutende Zufuhr, dem Belagerungsheere vor Orleans, das nicht weniger als die Belagerten unter dem Mangel von Lebensmitteln zu leiden hatte, beſtimmt, zu geleiten. Er befehligte „1600 combattans et bien mille communs," an deren Spitze er, Aſchermittwoch 1429, von

23) Literariſche Nachweiſungen bei Kehrein a. a. O. I. §. 75.

24) Vom J. 1620 und 1630 iſt eine Sammlung engliſcher Schauſpiele vorhanden: Engliſche Comedien und Tragedien, d. i. ſehr ſchöne, herrliche und auserleſene, geiſtliche und weltliche Comedi und Tragedi Spiel, ſampt dem Pickelhäring ꝛc. 2 Thle. Und von 1670 (ſpäter 1727): Schaubühne Engliſcher und Franzöſiſcher Comödianten. 3 Bde. — An die Manier engliſcher Faſtnachtſpiele, eben wie in Teutſchland gewöhnlich wurde, Stoff aus den Moralitäten zu entlehnen und mit witziger Doppelzüngigkeit zu verdrehen oder zu deuten, erinnert u. A. das Wort Richard III. (act. 3. sc. 1):

Gleichwie im Faſtnachtſpiel die Sündlichkeit
Deut' ich zwei Meinungen aus Einem Wort.

25) In den alten Geſetzen dieſer Univerſität heißt es: Bacchanalia et personatas pompas in paganorum morem celebrare, sub relegationis poena vetitum esto.

Paris auszog, auch nach mehren Tagmärſchen das Dorf Rouvray-S. Denys, zwiſchen Genville und Orléans, erreichte. Da erwarteten ihn eine gute Anzahl franzöſiſcher Hauptleute, der Herzog von Bourbon, die beiden Marſchälle von Frankreich, der Connétable von Schottland, die Herren von la Tour, von Chauvigny, von Graville, von Albret, der Vicomte von Thouars, der Baſtard von Orléans, Jacob von Chabannes, Gilbert von la Fayette, Pothon von Saintrailles, Stephan von Vignolles, genannt Lahire, Theobald von Valperga und Andere, mit 3 bis 4000 Reiſigen, und von deren Abſicht Faſtolf zeitig die Kunde erhielt. Daher ordnete er ſofort all ſein Fuhrwerk zu einer Wagenburg mit zwei offenen Ausgängen, ſtellte auch an den Ausgängen ſeine Schützen, hinter denen und ſeitwärts, an den zweckmäßigſten Punkten, ſeine Reiſigen auf. Wo die Wagenburg am ſtärkſten war, da wurde den Krämern, Fuhrleuten, Pagen und anderem Volke von geringer Wehrfähigkeit, auch ſämmtlichen Roſſen, ein Raum angewieſen. In ſolcher Lage erwarteten die Engländer beinahe ganzer zwei Stunden einen Angriff, da der Feind unter großem Geſchrei vor der Wagenburg, jedoch außer Schußweite, ſich in Schlachtordnung zeigte. Es ſchien auch der Franzoſen große Anzahl, verglichen mit der bunten Zuſammenſetzung von Faſtolf's Geſchwader, wo unter den Leuten der verſchiedenſten Zungen kaum 600 Engländer zu zählen waren, denen in der Wagenburg wenig Gutes, vielmehr eine baldige Überwältigung zu verheißen; zum Glück hatte ſich auf der Gegner Reihen ein Geiſt der Zwietracht und des Widerſpruchs niedergelaſſen. Die einen, vornehmlich die Schotten, wollten abſitzen und zu Fuß fechten, die andern beritten bleiben. Die Aufmerkſamkeit der Streitenden zu beſchäftigen und hiermit vielleicht den Gegenſtand des Streites in den Hintergrund zu drängen, verlangten der Herzog von Bourbon und einige andere Herren aus den Händen des Marſchalls la Fayette den Ritterſchlag zu empfangen. Während dieſer dem Begehren willfahrte, erſahen der Connétable von Schottland und ſein Sohn dieſen Augenblick als den günſtigſten, ihre Abſicht zu erreichen; ſie ſtiegen ab und dergleichen thaten alle ihre Leute, die auch ſofort zum Angriffe der Wagenburg ſich wendeten, und durch ihr Beiſpiel die Übrigen, welche jedoch beritten blieben, fortriſſen. Der kühne Angriff fand herzhaften Widerſtand; denn die engliſchen Schützen, hinter der Wagenburg ſicher, empfingen Schotten und Franzoſen mit einem Hagel von Pfeilen, der, in Schußweite ausgehend, zuerſt die Reiter zum Weichen brachte. Doch ſetzte der Connétable mit ſeinen Leuten allein den Sturm gegen das eine Thor der Wagenburg fort, bis er ſelbſt, zuſammt ſeinem Sohne, tödtlich getroffen, niederſank. Da fielen auch Wilhelm von Albret, der Herr von Château-brun, der Herr von Montpipel, Johann Larigot, überhaupt wol 120 Edle und in allem 5 bis 600 Reiſige, meiſt Schotten. Die Übrigen aber ritten davon, da ein Ausfall, von Faſtolf geleitet, ſie mit vollſtändiger Niederlage bedrohte. Alſo endigte die Häringsſchlacht, Samſtag den 12. Febr., und den Dinstag darauf traf Faſtolf mit ſeiner Convoi wohlbehalten im Lager von Orléans ein. Der Noth der Belagerer war hiermit abgeholfen, aber die Hoffnung, die Stadt zu gewinnen, ſchwand Angeſichts der begeiſterten Johanna. Nochmals ſollte Faſtolf den entmuthigten Landsleuten Beiſtand bringen, und es war zu dem Ende eine bedeutende Kriegsmacht ſeinen Befehlen untergeben. Von Paris ausziehend, vernahm er in Eſtampes den Fall von Jargeau, eine Botſchaft, welche ihn veranlaßte, alle ihm anvertrauten Vorräthe von Lebensmitteln und Kriegsbedarf in Eſtampes zurückzulaſſen, mit ſeinem Volke aber in der Richtung von Yenville vorwärts zu gehen. In Yenville traf er mit Talbot zuſammen, und die beiden Feldherren hielten daſelbſt Berathungen, in denen ſie den Entſatz von Beaugency zu verſuchen ſich einigten. Sie erreichten Méun-ſur-Loire ohne Hinderniß, und ließen alsbald die daſige Brücke ſtürmen. Eben hatten aber die letzten, von den Engländern zu Beaugency bis dahin behaupteten, Poſten, Brücke und Burg, capituliren müſſen, und ungeſäumt ſeinen Marſch fortſetzend, erſchien der Vortrab des franzöſiſchen Heeres zu Méun am 18. Juni. Da ließen die Engländer ab von dem Sturme auf die Brücke, und Lebensmittel und Kleidungsſtücke hinter ſich laſſend, zogen ſie hinaus ins Freie, als zu einer Schlacht ſich ordnend. Auf einmal aber traten ſie den Rückmarſch an gen Patay, hitzig von den Franzoſen verfolgt, und dabei noch durch der Anführer Uneinigkeit beunruhigt. Darum ließen ſie ein Schlachtfeld, das viele Vortheile dargeboten hätte, unbenutzt, um eine Viertelſtunde weiter in ein Gefecht ſich einzulaſſen, welches ſo unverhofft entſtand, daß Faſtolf, der Baſtard von Thien, und viele ihrer Leute nicht einmal Zeit gewannen, abzuſitzen, vielmehr in wilder Unordnung davon jagten. Während der Engländer Niederlage durch die Gefangennehmung von Talbot und Scales vervollſtändigt wurde, gelangte Faſtolf, ohne zu verſchnaufen, nach Corbeil, ein Benehmen, das der Herzog von Bedford ihm höchlich verwies, und dem feldflüchtigen Ritter auch den Verluſt des Hoſenbandordens zuzog. Er remonſtrirte jedoch, wiederholend, was er ſchon im Kriegsrathe gegen Talbot wahr gehalten hatte, daß nämlich der vor Orléans, Jargeau und anderwärts erlittene Verluſt den Soldaten zum äußerſten entmuthigt, ſein Gegner aber die höchſte Zuverſicht gewonnen habe. Unter dieſen Umſtänden wäre es Thorheit geweſen, ſich auf eine Schlacht einzulaſſen, man hätte vielmehr, als wozu er mit aller Macht gerathen, die Truppen in die nächſten Feſten verlegen und ihnen Zeit gewähren ſollen, von ihrer Beſtürzung zurückzukommen, mittlerweile dann die über Meer erwartete Verſtärkung im Felde erſchienen ſein würde. Daß man ihn nicht hätte hören wollen, ſei zu Patay theuer gebüßt worden, berechtige aber keineswegs, ihn, den Rathgeber, der Feigheit zu bezüchtigen, da er fremder Thorheit ein Opfer zu fallen ſich geweigert habe. Dieſe Ausführung entbehrte keineswegs einer rechtlichen Begründung, und nach Unterſuchung und Erwägung der wahren Beſchaffenheit der Dinge wurde Faſtolf durch Urtheil und Recht wieder zu den Ehren des Hoſenbandes aufgenommen, was ihn jedoch in weitläufige Streitigkeiten mit dem mittlerweile der Gefangenſchaft entlaſſenen Talbot verwickelte. Sechs Jahre ſaß Faſtolf noch zu Corbeil,

der ihm zugetheilten Hauptmannſchaft, dann wich er den ſiegreichen Waffen der Franzoſen, um in der Väter Hauſe, zu Caſter bei Yarmouth, zu ſterben. Sein Lieutenant, Ferrieres, übergab Corbeil an Jacob von Chabannes. Ja ſpätere Zeiten haben Faſtolf in den Ruf gebracht, als ſei er das Original zu einer Art von ritterlichem Hanswurſt, zu jenem Sir John Falſtaff, welcher auf der Bühne zu erſcheinen pflegte; es berichtet jedoch Fuller mit beſſerm Grunde, daß Falſtaff, der ausſchweifende, aber kurzweilige Ritter, jener Thomas Oldcaſtle, Lord Cobham, ſei, welchem, als dem Haupte der Lollarden, Hume ungemeſſene Lobſprüche ſpendet. (*v. Stramberg.*)

FASTOLPHUS (Richard), geboren zu York in England, wurde Ciſtercienſer, lebte um 1150 zu Clairvaux als Freund des heiligen Bernhard, darauf als Abt zu Fontaines in Burgund, und ſchrieb De Harmonia oder De Musica. Dieſes noch nicht aufgefundene Manuſcript erwähnt Gesner in ſeinen Bibl. und Ballum de script. Brit. Cent. 13 (nach Gerber). (*G. W. Fink.*)

FATALE, Nothfriſt [1]). Unter Friſt (dilatio) verſteht man, im Gegenſatze des Termines oder der Tagefahrt, jeden beſtimmten Zeitraum, innerhalb deſſen gewiſſe gerichtliche Handlungen vorzunehmen ſind. Ihrer Wirkung nach ſind dieſe Friſten entweder dilatoriſche, oder peremtoriſche oder Nothfriſten. Die dilatoriſchen (oder verzögerlichen) unterſcheiden ſich dadurch, daß ihre Verſäumung keinen rechtlichen Nachtheil mit ſich führt, ſondern der Richter ſie auch im Fall der bereits eingetretenen Verſäumung zu verlängern befugt iſt [2]), von den andern beiden, welche, wegen des mit ihrer Verſäumung verknüpften Präjudizes, in einem weitern Sinne des Worts unter den gemeinſchaftlichen Ausdruck Fatalien ſubſumirt werden [3]); das Präjudiz aber beſteht darin, daß die gerichtliche Handlung, deren wirkſame Vornahme von der Beobachtung des Fatale abhängig war, nach abgelaufener Friſt nicht mehr wirkſam vorgenommen werden kann [4]). In dieſem weitern Sinne aufgefaßt, unterſcheidet man bedingte (oder relative) und unbedingte (oder abſolute) Fatalien, und zwar ſo, daß die letzteren ſchon ipso jure und ohne Dazwiſchenkunft eines richterlichen Decrets eintreten [5]), die erſtern hingegen ein richterliches Decret als Bedingung vorausſetzen, von deſſen Publication ab ſie zu laufen beginnen [6]). Unter dieſen bedingten Fatalien hat man die oben erwähnten peremtoriſchen (oder zerſtörlichen) Friſten, unter den unbedingten die ebenfalls obengedachten Nothfriſten zu verſtehen; dieſe Nothfriſten bilden, den peremtoriſchen Friſten gegenüber, die Fatalien im engern Sinne. Die peremtoriſchen Friſten ſtehen zwiſchen den dilatoriſchen und Nothfriſten in ſofern gewiſſermaßen in der Mitte, als ſie zwar einer Seits, wenn ſie verabſäumt ſind, gleich den Nothfriſten ihr Präjudiz nach ſich ziehen, allein anderer Seits, gleich den dilatoriſchen, vom Richter verlängert werden können, obſchon freilich, wie bereits ihre innere Natur mit ſich bringt, nur im Falle der noch vor ihrem Ablaufe erbetenen Prorogation [7]). Die Nothfriſten ſchließen eine ſolche Verlängerung aus, ſondern wie ſie ohne richterliches Decret zu laufen beginnen, laufen ſie auch im Verſäumungsfalle ab, ohne daß ein richterliches Decret ihren Lauf zu hemmen vermag [8]). Indem aber hiernach Anfang, Lauf und Ende der Nothfriſt unabhängig von aller richterlichen Einwirkung iſt, kann auch kein Richter dergleichen Nothfriſten ſetzen, ſondern es erfodern dieſelben unmittelbare geſetzliche Vorſchrift. (*Dieck.*)

FATALIA, Nothfriſten, peremtoriſche Friſten, beſonders von den Geſetzen beſtimmte (ſ. den vorhergehenden Artikel). Hierüber finden ſich Bemerkungen und Nachweiſungen in Beziehung auf die Oberappellationsgerichte in der Allgemeinen Encyklopädie d. W. und K. 3. Section. 1. Theil. S. 422. Wir bemerken daher hier nur das Rechtsgeſchichtliche im Betreff des Reichshofraths. Hier war das Fatale, innerhalb deſſen die Reviſion nachgeſucht werden mußte, vier Monate, und Supplik ward auch den letzten Tag angenommen. Wenn vor Ablauf der vier Monate ein Paritori-Urthel erging, oder Execution erkannt ward, hinderte es die Reviſion nicht. Man konnte zwar Prorogirung des Termins zu Übergebung des Libelli Gravaminum ſuchen; doch mußten die übrigen Formalien [1]) innerhalb der vier Monate beobachtet werden. Übergab man in dem prorogirten Termin den Libell nicht, ſo durfte man denſelben hernach nicht mehr übergeben. Die Reviſion ſelbſt war jedoch deshalb nicht deſert [2]). (*Ferdinand Wachter.*)

FATA MORGANA. An den Küſten Calabriens, beſonders zu Reggio, zeigt ſich bisweilen, wenn die Meerenge weder vom Winde noch von den Wellen bewegt wird, ein wunderbares Phänomen, welches den Namen der Fata Morgana, d. h. des Schloſſes der Fee Morgana, erhalten hat; es erſcheinen nämlich dann über dem Meere eine Menge der verſchiedenſten Gegenſtände, Paläſte, Thürme, Säulen, Reiter u. ſ. w. Die Beſchreibungen deſſelben ſind aber gewiß übertrieben. Statt vieler möge hier nur die Beſchreibung des Dominikaners Minaſi *) Platz finden, welche derſelbe bekannt machte, nachdem er das Phänomen nach ſeiner Ausſage drei Mal beobachtet hatte. Er erzählt: „Wenn am Morgen die Sonne ſo hoch geſtiegen iſt, daß ihre Strahlen ungefähr in einem Winkel von 45° auf die See Reggio fallen, und weder Wind noch Strömung den hellen Waſſerſpiegel bewegen, ſo zeigen ſich dem auf einem erhabenen Orte in der Stadt

1) Nettelbladt, Anleitung zur praktiſchen Rechtsgelahrtheit. §. 28 fg. Glück, Erläuterung der Pandekten. 3. Th. §. 265. 2) Vergl. z. B. L. 36. D. de judiciis. (5, 1.) 3) L. 32. pr. C. de appellat. (7, 62.) L. 3. pr. C. ubi senatores. (3, 24.) 4) L. 3. C. de temporib. appellat. (7, 63.) 5) L. 1. §. 5. 11—15. D. quando appelland. (49, 4.) 6) Cap. 1 in 6to de restit. spoliator. (2, 5.)

7) Ein Beiſpiel liefern die Beweisfriſten vieler Particularrechte. Kori, Theorie des ſächſiſchen bürgerlichen Proceſſes. §. 96. 8) Ein Beiſpiel liefern die Nothfriſten für Einlegung der Rechtsmittel.

1) Über die Bitten um Friſtenerſtreckungen ſ. Herchenhahn, Geſchichte der Entſtehung, Bildung und gegenwärtigen Verfaſſung des kaiſerlichen Reichshofraths. (Mannheim 1793.) 3. Th. S. 177—185. 2) Vergl. Joh. Jac. Moſer, Von der teutſchen Juſtizverfaſſung. 2. Th. S. 244.

*) Dissertazione sopra un fenomeno volgarmente detto Fata Morgana etc. Al sua Eminenza il Sign. Cardinale di Zelada. (In Roma 1773.)

befindlichen Beobachter, welcher, den Rücken gegen die Sonne gewandt, auf das Meer blickt, plötzlich im Waſſer, wie auf einem katoptriſchen Theater mannichfaltig vervielfältigte Gegenſtände, z. B. lange Reihen von Pfeilern und Bogen, Paläſten mit Fenſtern und Thürmen, ausgedehnte Alleen von Bäumen, große, mit Heerden bedeckte Ebenen, ganze Scharen von Fußvolk und Reitern, und eine Menge anderer ſeltſamer Bilder, ſämmtlich in natürlicher Farbe und Haltung, welche während der kurzen Zeitdauer der angegebenen Bedingungen ſich ſchnell nach einander über die Oberfläche der See hinbewegen. Iſt unter den angegebenen Umſtänden die Luft ſtark mit Dünſten erfüllt, welche weder durch Wind, noch durch Wellen und Sonnenwärme verjagt und verdünnt werden, ſodaß ſie gleich einem Vorhange dicht über der See etwa 30 Palmen hoch längs der Meerenge ſtehen, ſo erblickt man jene Scenen nicht blos im Spiegel der See, ſondern auch in dieſen Dünſten, wiewol minder deutlich und beſtimmt. Wenn aber endlich die Luft feucht, nebelig und dunkel, etwa einen Regenbogen zu bilden geſchickt iſt, ſo zeigen ſich die Gegenſtände zwar blos auf dem Spiegel der See, aber insgeſammt mit prismatiſchen Farben erleuchtet, oder mit rothen, gelben und andern Rändern umgeben." Eine ſpätere ſorgfältige und nicht übertriebene Beſchreibung dieſer Erſcheinung iſt mir nicht bekannt; ſie muß alſo nicht häufig auftreten, ſonſt würde ſie von Reiſenden gewiß öfter beobachtet worden ſein. — Die ganze Erſcheinung ſcheint nichts als eine Luftſpiegelung zu ſein; es iſt zur genauern Kenntniß derſelben freilich aber nothwendig, daß zuerſt beſtimmt wird, welches die geſpiegelten Gegenſtände ſind, ob vielleicht die Stadt Meſſina mit ihren Umgebungen durch eine Luftſpiegelung nach Aufwärts eine Zeit lang ſichtbar wird. Es iſt mir aber auch gar nicht unwahrſcheinlich, daß dieſes Phänomen ähnlich, wie das ſogenannte Brockengeſpenſt, ein bloßer Schatten iſt, den die Häuſer und Umgebungen von Reggio ſelbſt bilden, wozu auch die von Minaſi angegebene Stellung recht gut paßt; die Phantaſie hat dann zur Ausſchmückung der Erſcheinung das Ihrige beigetragen. Daß die Sonnenſtrahlen unter einem Winkel von 45° auf die See von Reggio fallen müßten, ſtimmt mit den Angaben anderer Beobachter nicht, welche vielmehr die Zeit der aufgehenden Sonne angeben, wie z. B. ſchon Facellus *): „Früh beim Beginn der Morgenröthe ſieht man bei ſtiller Luft verſchiedene Figuren von Menſchen und Thieren, deren einige unbeweglich bleiben, die meiſten aber in der Luft laufen oder mit einander ſtreiten; aber alles verſchwindet, wenn die Sonne emporkommt." (In den Annalen der Phyſik von Gilbert finden ſich eine Reihe von Abhandlungen über dieſe Erſcheinung und die Luftſpiegelungen). (*Hankel.*)

Faterna *Noronh.*, ſ. Urceola.

FATESCH, eine kleine, ſeit 1779 errichtete Kreisſtadt in der ruſſiſchen Statthalterſchaft Kurſk, am Fateſch, mit 242 Wohnhäuſern, 1 Kirche und 1750 Einwohnern, welche größtentheils noch Landwirthſchaft treiben, 7 Meilen von der Hauptſtadt Kurſk. Es iſt hier auch eine Seilerei, eine Schmiede und eine Ziegelhütte. Sie hat blos zwei Haupt- und einige Nebengaſſen. In den neuern Zeiten ſind bei der Stadt mehre Obſt- und Gemüſegärten angelegt worden. Unter den Gebäuden zeichnen ſich die neuen Gerichtshäuſer aus. Der Handel mit Getreide, Hanf, Wachs, Honig, Borſten, Lederwerk, Haſenfellen und leinenen Zeuchen iſt nicht ganz unbedeutend. In dem zu dem Orte gehörigen Kreiſe werden gute Mühlſteine gebrochen; auch ſind in demſelben 5 Stutereien, 5 Ziegelbrennereien, eine Kalkbrennerei, eine Leinwandmanufactur und eine Fabrik zur Reinigung des Hanföls. In den Wäldern halten ſich Wölfe, Haſen, Hermeline, Murmelthiere, Adler, Kraniche, Trappen, Reiher, Repp- und Birkhühner und andere Vögel auf. (*J. C. Petri.*)

FÂTIMA (فاطمة) war eine der vier Töchter Muhammed's, des Stifters des Islam, von der Chadidſcha. Zu Mekka geboren fünf Jahre vor dem öffentlichen Auftreten ihres Vaters, wurde ſie in ihrem ſechszehnten Lebensjahre mit dem damals 22jährigen Ali, dem nachmaligen Khalifen, vermählt. Die Hochzeit fand etwa zwei Jahre nach der Auswanderung aus Mekka ſtatt, die Trauung ſchon etwas früher. Die Muhammedaniſche Sage hat die Geſchichte der Familie Muhammed's im kleinſten Detail überliefert, aber ihr Schwanken, beſonders im Punkte der Zahlen, zeugt von ihrer Unſicherheit in dieſen Einzelheiten. Von der Fâtima wird unter Anderm berichtet, und dies gewiß der Wahrheit ziemlich nahe, daß ihre Ausſteuer folgende Stücke in ſich begriffen habe — recht eigentlich die Ausſteuer einer Beduinenbraut: zwei Kleider, zwei ſilberne Armbänder, ein Kopfkiſſen von Leder und als Bett ein Hammelfell nebſt einer kurzen Decke, eine Handmühle, zwei größere Waſſergefäße, einen Krug, einen Becher, und einen Schminkapparat. Der Hochzeitſchmaus ſoll in einer Schüſſel mit Datteln und Oliven beſtanden haben. Fâtima wird als eine ſehr tugendhafte Frau geſchildert, und in der Geſchichte des Prophetenhauſes nimmt ſie als die Mutter der beiden unglücklichen Söhne Ali's, des Haſan und des Huſein, eine hohe Stelle ein. Sie ſtarb, erſt 28 Jahre alt, ein halbes Jahr nach ihrem Vater in Medina. Vgl. die Art. Ali und Muhammed. (*E. Rödiger.*)

FATIMIDEN, auch Aliden genannt, eine Dynaſtie arabiſcher Herrſcher, welche ihre Abkunft auf den Khalifen Ali und deſſen Gemahlin Fâtima, die Tochter Muhammed's, zurückführten, den Khalifentitel annahmen und von 296—567 der Hidſchra, d. i. 909—1171 Chr., einen Theil des nördlichen Afrika, dann Ägypten und längere Zeit auch Syrien regierten. Die Dynaſtie der Aghlabiden, welche etwas länger als ein Jahrhundert in der Gegend des alten Carthago herrſchte, fand mit dem Tode des Wüſtlings Sijadet-Allah III. ihr Ende im J. 296 H. =909 Chr.

Abu-Abdallah, Miſſionar einer Art von Propaganda der Aliden, an deren Spitze ein gewiſſer Muhammed in der ſyriſchen Stadt Salamia ſtand, hatte ſeit mehren Jahren im nördlichen Afrika zuvörderſt in der Stille für die Sache der Aliden gewirkt. In dem genannten Jahre trat er

*) De rebus Siculis. Dec. I. Lib. 2.

öffentlich mit einem ſo zahlreichen Anhange hervor, daß er die gegen ihn geſchickten Streitkräfte ganz und gar zurückſchlug und, da Sijadet-Allah auf der Flucht ſtarb, die Herrſchaft der Aliden begründete, indem er dem Obeidallah, dem Sohne des genannten Muhammed, überall Bahn machte und ihn als den Mahdi (المهدى) oder den erwarteten zwölften Imâm dem Volke zeigte. Außer dem Reiche der Aghlabiden hatte er für ihn ſchon das Gebiet der Ruſtemiden in Tahart erobert, und als Obeidallah, durch den Khalifen von Bagdad verfolgt, nach Sigilmaſa geflohen war, auch den dort regierenden letzten Fürſten aus dem Hauſe der Medrariden bezwungen, ſodaß Obeidallah's Herrſchaft, auf den Trümmern dreier Dynaſtien gegründet, ſich faſt über die ganze Nordküſte von Afrika, ſowie über Sicilien erſtreckte. Zur Befeſtigung ſeiner Herrſchaft war es aber nach orientaliſchen Grundſätzen nöthig, daß Abu-Abdallah aus dem Wege geräumt wurde, was auch alsbald geſchah. Jetzt dachte Obeidallah auf Vergrößerung ſeines Reiches und richtete ſeine Eroberungspläne beſonders auf Ägypten. In drei Feldzügen ſtand ſein Sohn Abul-Kâſim Muhammed an der Spitze des Heeres (301. 302 u. 306 H.), er kämpfte zu Waſſer und zu Lande, und drang tief in das Land ein; aber jedes Mal wurde er von Munas, dem Feldherrn des Khalifen, wieder vertrieben. Mittlerweile erbaute Obeidallah die Stadt Mahdia und nahm darin ſeine Reſidenz. Er ſtarb nach 24jähriger Regierung 322 H. = 934 Chr.

Da den bedeutendern Fürſten des Hauſes beſondere Artikel gewidmet ſind, ſo begnügen wir uns hier, ſie der Reihe nach aufzuzählen und die wichtigſten Ereigniſſe kurz anzudeuten, beſonders ſolche, an die ſich die Schickſale der Dynaſtie knüpfen. Alſo

1) **Obeidallâh el-Mahdi**, über welchen ſchon geſprochen iſt, regierte von 296—322 H. (=909—934 Chr.)

2) Deſſen Sohn **Abul-Kâsim Muhammed**, mit dem Beinamen **El-Kâjim bi-amr-Allâh**, bis 334 H. (= 946 Chr.) Im J. 323 ſchickte er eine Flotte gegen Genua ab, die Stadt ward genommen und geplündert, auch auf Sardinien wurde ein Raubzug gemacht. Ein Aufſtand, der in Agrigent ausbrach 325 H., wurde nach vierjähriger Belagerung gedämpft. Gegen Ende ſeiner Regierung erhob ſich der berüchtigte Abu-Jaſid in Afrika, ſchlug die Heere des Kâjim, nahm eine Stadt nach der andern weg und belagerte zuletzt ſogar Mahdia eine Zeit lang. Kâjim ſtarb 334 H. und ſein Sohn

3) **Ismail ben Muhammed**, mit dem Beinamen **el-Manssûr-billâh**, verfolgte den Abu Jaſid, als er abzog, und drängte ihn ins Gebirge, bis er ihn endlich gefangen nahm und tödtete. Dieſer Krieg dauerte bis gegen das Ende des Jahres 336 H. (= Mitte 948 Chr.) [1]. Manſur ſtarb 341 H. (= Anf. 953 Chr.) Es folgte ihm ſein Sohn

4) **Abu-Tamim Maadd** mit dem Beinamen **Moïss lidîn-Allâh**, der Erſte der Fatimiden, der den Titel Khalifa annahm 341 bis 365 H. (=975 Chr.) Die Wegnahme eines ſeiner Schiffe brachte ihn im Jahre 344 H. in Streit mit Abd-er-Rahmân III., Khalifen von Spanien; Haſan, Statthalter von Sicilien, blokirte den Hafen von Almeria und verbrannte die dort liegenden Schiffe. Er machte ausgedehnte Eroberungen zuerſt im Weſten, wo ihm auch Fes nicht widerſtehen konnte, 347 H. In Sicilien befeſtigte er ſeine Herrſchaft, in Italien unternahm er mehre Raubzüge. Der wichtigſte, wenn auch nicht der mühſamſte Fortſchritt in ſeinen Eroberungen war die Beſitznahme Ägyptens im Jahre 348 H. (= 969 Chr.), welcher ſogleich auch die Unterwerfung Syriens folgte. Der Feldherr, der dort ſeine Eroberung ſo ſchnell und glücklich vollendete, war Gauhar, ein vormaliger griechiſcher Sklave. Ägypten war von den letzten Fürſtenſtatthaltern, dem Ichſchid und dem ſchwarzen Eunuchen Kafur, mit feſter Hand regiert worden. Als aber Kafur geſtorben und noch keine neue Wahl getroffen war, rückte Gauhar plötzlich mit ungeheuren Streitkräften in das Land, und es ergab ſich faſt ohne Widerſtand; auch in Syrien wurde ſolcher faſt nur von Damaskus geleiſtet. Gauhar gründete el-Kâhira (d. i. die Siegreiche, eine Nikopolis), wo Moïss im Ramadhân 362 H. einzog [2]) und wo auch ſeine Nachfolger fortan ihren Sitz nahmen, während Syrien ihnen wiederholt ſtreitig gemacht wurde.

5) **Abu-Manssûr Nesâr**, mit dem Beinamen **Asis-billah**, des vorigen Sohn, regierte v. 365 H. (=975 Chr.) bis 386 H. (=996 Chr.) Er faßte wieder feſteren Fuß in Syrien.

6) **Manssûr Abu-Ali** mit dem Beinamen **el-Hâkim biamr-Allâh**, das berüchtigte Oberhaupt der Druſen. Da er erſt 11 Jahre alt war, als ſein Vater ſtarb, ſo verwaltete ein vertrauter Diener des Letzteren, der Eunuch Argawan, die Reichsgeſchäfte. 397 H. wurde in Ägypten der Aufſtand des Abu-Rakwa gedämpft. Wie Hâkim mit Hilfe des Hamſa und ſeiner Emiſſäre die Druſenlehre verbreitet, die Juden und Chriſten bald begünſtigt, bald bedrückt, wie er die heilige Grabkirche in Jeruſalem zerſtört, desgleichen über ſeine wunderlichen Launen und Gewohnheiten, ſ. den Art. **Hakem**. Er verſchwand plötzlich 411 H. (= Anf. 1021 Chr.), auf Veranſtaltung ſeiner Schweſter ermordet, und ſogleich wurde ſein Sohn

7) **Abul-Hasan Ali**, mit dem Beinamen **eth-Thâhir lii'sâs dîn-Allâh**, als Chalifa auf den Thron erhoben, ein gerechter und milder Regent, geſt. 427 H. = 1036 Chr. Ihm folgte ſein Sohn

8) **Abu-Tamim Maadd**, mit dem Beinamen **Mustanſser-billâh**, beim Antritt der Regierung erſt ſieben Jahre alt. Er erlaubte unter andern den Wiederaufbau der Grabkirche zu Jeruſalem, welche Hâkim zerſtört hatte, und erhielt für dieſe Conceſſion vom griechiſchen Kaiſer 5000 gefangene Muslims zurück, gewiß meiſt die Beute der Kämpfe in Syrien. Unter ihm entſtand in Kairo Tumult, als ein Mann aufſtand, der ſich für den verſchwundenen Hâkim ausgab, aber er wurde bald entlarvt und hingerichtet. Der Fürſt von Kairowan hörte auf, die

1) ſ. Abulfeda's Ann. 2. Th. S. 430 fg.

2) ſ. Makriſi in Koſegarten's Arab. Chreſtomathie S. 115 fg. Abulfeda's Annalen. 2. Th. S. 510. 524. Eine Biographie des Moïss von Quatremère im Journ. asiat. 1836 und 1837.

Oberhoheit der Fatimiden anzuerkennen und ſchloß ſich dem Khalifen von Bagdad an, wurde aber mit Hilfe einiger Araberſtämme dafür hart geſtraft. — Dagegen fand bald darauf in Bagdad ſelbſt eine Bewegung zu Gunſten der ägyptiſchen Khalifen ſtatt [3]). In Syrien wurde die Oberhoheit der Fatimidiſchen Khalifen noch zu wiederholten Malen in Frage geſtellt, und beſonders zu Damaskus war häufig die Partei der Sunniten gegen die den Fatimiden anhängenden Schiiten in Vortheil; bei einer dieſer Raufereien ging die große prächtige Moſchee zu Damaskus in Feuer auf. Haleb, Ramle, Jeruſalem, ſpäter auch Damaskus wurden der ägyptiſchen Herrſchaft entriſſen und zwar das letztere für immer. In Ägypten ſelbſt hatte die Mutter des Khalifen alle Macht an ſich geriſſen und uſurpirte die Herrſchaft mit Hilfe ihrer Sklaven. Gegen ſie machte Naßir-ed-Daula aus dem Geſchlechte der Hamdaniden Partei, und ihm hingen die türkiſchen Soldaten an. Auch er ſtrebte nach der Gewalt, der Chalifa wurde zur Null und wäre faſt verhungert und verjagt, wenn ihn nicht ſein treuer Feldherr Badr el-Gamâli befreit hätte. Sicilien wurde an die Normanen verloren. Er ſtarb nach 60jähriger Regierung, die er freilich ſchon als ſiebenjähriges Kind angetreten hatte, 487 H. = Ende 1094 Chr.

9) **Abul-Kâsim Ahmed**, mit dem Beinamen **el-Musta'li-billâh**, des vorigen Sohn, nahm noch auf eine kurze Zeit Jeruſalem in Beſitz, worauf es von den Franken erobert wurde, welche nun überhaupt durch ihre Kreuzzüge der Herrſchaft der ägyptiſchen Khalifen in Syrien und Paläſtina mehr und mehr Abbruch thaten, während bis dahin und noch fortwährend in den einzelnen Städten kleine Fürſten ſaßen, beſonders aus dem Geſchlechte der Seldſchukiden und der Ortokiden. Muſta'li regierte nur ſieben Jahre; ſein erſter Miniſter war Afdhal, der Sohn und Nachfolger jenes Badr el-Gamâli.

10) **Abu Ali Manſsûr**, mit dem Beinamen **el-Âmir bi-ahkâm-Allâh**, kam durch den Tod ſeines Vaters ſchon im fünften Lebensjahre auf den Thron 495 H. = 1101 Chr., und ſtand gleichfalls unter der Leitung des Afdhal, bis dieſer (vielleicht nicht ohne Vorwiſſen des Khalifen) ermordet wurde. Bald aber fand der Khalif ſelbſt den Tod durch die Hand eines Meuchelmörders 524 H. = 1130 Chr. Er ſtarb ohne männliche Nachkommen, und es folgte ihm ein Enkel des Muſtanßer, nämlich

11) **Abd-el-Magid**, mit dem Beinamen **el-Hâfith lidin-Allâh**. Er ließ alle ſeine Veſire der Reihe nach umbringen, denn einer derſelben, des Khalifen eigener Sohn, riß alle Macht an ſich; ein anderer, ein armeniſcher Chriſt, brachte alle Ämter an ſeine Glaubensgenoſſen; der letzte war der erſte ägyptiſche Veſir, der den Titel Malik führte.

12) Des Vorigen Sohn **Abu-Manſsûr Ismail**, mit dem Beinamen **eth-Thâfir bi-amr-Allâh**, kam zur Regierung im Jahre 544 H. = 1149 Chr. und wurde 549 H. = 1154 Chr. von ſeinem Veſir ermordet.

13) Sein fünfjähriger Sohn **Abul-Kâsim Isa**, mit dem Beinamen **el-Fâïs bi-naſsr-Allâh**, ſtarb ſchon nach ſechs Jahren, und man wählte einen Enkel des Khalifen Hâfith, nämlich:

14) den letzten Fatimidiſchen Khalifen **Abu-Muhammed Abdallah**, mit dem Beinamen **el-Âdhid li-dîn-Allâh**, der von 555—567 H. (= 1160—1171 Chr.) regierte. Die Veſire der genannten letzten Fatimidiſchen Khalifen hatten nach und nach durch ihre Herrſch- und Raubſucht das Reich zerrüttet, und die Schwäche deſſelben lockte die Eroberer an. Aſad ed-dîn Schirkuh, von Nureddin geſchickt, eroberte einen Theil Ägyptens im Jahre 562 H., wurde jedoch diesmal mit Hilfe der Franken vertrieben, die dafür das Land brandſchatzten. Schirkuh kam aber 564 H. wieder, von dem Khalifen ſelbſt gegen die Franken zu Hilfe gerufen. Er verjagte die Franken, welche eben die Reſidenz des Khalifen belagerten. Schirkuh wurde feierlich und durch ein beſonderes großes Diplom zum Veſir ernannt. Er ſtarb, nachdem er nur zwei Monate dieſe Würde bekleidet hatte, und zu ſeinem Nachfolger ernannte der Khalif den damals noch ganz jungen Saladin, einen Neffen des Schirkuh, welcher der Begründer einer neuen Herrſcherdynaſtie in Ägypten wurde, der Dynaſtie der Ejjubiden.

Wir berühren ſchließlich noch einmal die ſtreitige Abkunft der Fatimiden von Ali und Fâtima. So feſt ſie ſelbſt und ihre Anhänger, die Schiiten, die Abkunft aus dem Hauſe des Propheten behaupteten, ſo heftig wurde dieſelbe von der Partei der Sunniten und von den abbaſidiſchen Khalifen von Bagdad beſtritten. Es kamen Gerüchte auf, und daraus wurden allmälig Verſicherungen, die wie beglaubigte Geſchichte ausſahen, und für deren Glaubwürdigkeit die angeſehenſten Männer, von Glaubenseifer oder Parteihaß geblendet, mit ihren Namen bürgten, daß die verhaßten ſchiitiſchen Khalifen nichts weniger ſeien, als Abkömmlinge der erlauchten Prophetenfamilie, ſondern daß ſie in gerader Linie von einem infamen ketzeriſchen Vorvater, einem Dualiſten Daiſan, oder gar — denn zwiſchen dieſen beiden Angaben ſchwankt die ſchmähſüchtige Sage — von einem Juden abſtammten. Mehre der einſichtsvollſten Hiſtoriker unter den Muhammedanern, wie Ibn Khaldun, Makriſi und Andere [4]), halten dieſe Gerüchte für gehäſſige Erfindungen, und der öffentliche Act der Verfluchung und Infamirung, den der abbaſidiſche Khalif Kâder-billâh in Bagdad gegen Hâkim und ſein ganzes Geſchlecht hervorzurufen wußte und dem ſich auch mehre ſchiitiſche Doctoren anſchloſſen, läßt ſich aus politiſcher Eiferſucht, aus Furcht, Parteihaß und aus dem Abſcheu, den die verruchte Druſenlehre und Hâkim's Vergötterung erregen mußte, ſo vollſtändig erklären, daß daraus nicht das Mindeſte gegen die Abkunft der ägyptiſchen Khalifen von Ali gefolgert werden kann. Auf der andern Seite gibt es aber freilich kein hiſtoriſches Zeugniß oder ſonſtiges Beweismittel, wo-

3) ſ. Abulfeda's Ann. 3. Th. S. 168—180.

4) *S. de Sacy*, Chrestom. arabe. T. II. p. 18 sq. des Textes und p. 94 der Anmerk.; ſein Exposé de la religion des Druzes I. p. LXVI. Abulfeda's Annalen. 2. Th. S. 308 fg.

durch ſich die Richtigkeit der Alidiſchen Abkunft des Fatimidiſchen Herrſcherhauſes vollkommen conſtatiren ließe. In neuerer Zeit iſt dieſer Gegenſtand hauptſächlich von zwei franzöſiſchen Gelehrten ausführlicher und mit Benutzung vieler handſchriftlichen Quellen behandelt worden, Silveſtre de Sacy und Etienne Quatremère, deren Erſterer ſich mehr für, der Letztere mehr gegen die Prätenſionen der Fatimiden ausſpricht [5]). (*E. Rödiger.*)

FATIO de Duillier (Nicolas), ein geſchickter und fleißiger Mathematiker, geb. zu Baſel den 16. Febr. 1664, erzogen in Genf, wo er auch 1678 das Bürgerrecht erhielt. Er lebte eine Zeit lang in Paris und im Haag, am längſten aber in England, wo er ſich endlich ganz niederließ. Schon in ſeinem Jünglingsalter zeigte Fatio vielumfaſſende Kenntniſſe und eigene productive Kraft. Beweis davon iſt ein Brief an Caſſini, den er in ſeinem 17. Jahre ſchrieb, und worin er den Verſuch einer Theorie zur Beſtimmung der Entfernung der Sonne von der Erde und eine Hypotheſe zur Erklärung der Erſcheinungen des Saturnsringes vorträgt. Kaum 24 Jahre alt, wurde er in die londoner royal society aufgenommen; noch früher würde er Mitglied der pariſer Akademie geworden ſein, wenn er nicht reformirter Religion geweſen wäre, ein Hinderniß, welches Colbert, Abbé Nicaiſe und Abbé Catelan vergeblich zu überwinden ſuchten. Einige von den gelehrten Gegenſtänden, mit denen ſich Fatio beſchäftigte, ſind folgende: In einem Briefe an Mariotte vom 13. April 1684 unterſucht er die Erweiterung und Zuſammenziehung der Pupille, und weiſt die Fibern der vorderen Traubenhaut und der Aderhaut des Auges nach. Er erfand eine eigene Methode zur Bearbeitung der Gläſer für Fernröhre, ein Mittel, die Geſchwindigkeit der Schiffe zu meſſen; ferner ein Mittel, Rubine zu durchbohren und ſie zur Vervollkommnung der Taſchenuhren zu verwenden. Er gab an, wie man die Furche, welche im Waſſer durch die Fortbewegung eines Schiffes entſteht [das Kielwaſſer], benutzen könne, um zu ſägen, Korn zu mahlen, Anker zu lichten, Segelſtangen aufzuhiſſen u. ſ. w. Er erſann ein auf Schiffen anzuwendendes aſtronomiſches Obſervatorium. Er maß die Höhen der Genf umgebenden Berge über dem Spiegel des genfer Sees, und hatte auch alle Materialien zu einer Karte dieſes Sees ſelbſt geſammelt, welche jedoch unausgeführt blieb. Was aber Fatio's Namen am meiſten auf die Nachwelt gebracht hat, und was ihm leider nicht zum Ruhme gereicht, iſt der von ihm zuerſt erhobene Streit über die Priorität der Erfindung des Differentialcalculs. Bis zum Tode ihres gemeinſchaftlichen Freundes Oldenburg hatten Leibnitz und Newton durch Oldenburg's Vermittelung in freundſchaftlichem Verkehr geſtanden. Newton hatte auf dieſem Wege die Reſultate angegeben, zu welchen die von ihm erfundene Fluxionenrechnung in Bezug auf das Ziehen von Berührungslinien an Curven und in Bezug auf Quadraturen führe, hatte aber ſeine Methode ſelbſt nicht enthüllt, ſondern in ein Anagramm verſteckt. Darauf hatte Leibnitz den 21. Juni 1677 eine von ihm ſelbſt erfundene Methode, welche zu denſelben Reſultaten führte, mitgetheilt. Dies war die Differentialrechnung, welche Leibnitz jedoch dem größeren Publicum bis zum J. 1684 vorenthielt, wo er ſie zuerſt in den Acta Eruditorum drucken ließ. Unterdeſſen behielt Newton ſeine Fluxionenrechnung noch immer für ſich und gab nur in ſeinen 1687 herausgegebenen Philosophiae naturalis principia mathematica einen Abriß derſelben, erwähnte jedoch in einem Scholion zum Lemma 2 der Propositio 7 des zweiten Buches aufs Ehrenvollſte Leibnitzens, der, unabhängig von ihm [1]), eine der ſeinigen in der Hauptſache gleiche Methode gefunden habe. Bis zum J. 1699 genoß daher auch Leibnitz ohne Widerſpruch der Ehre, Erfinder des von ihm zuerſt veröffentlichten und von ihm Differentialrechnung benannten Calculs zu ſein. In dieſem Jahre aber war es zuerſt Fatio, welcher Zweifel gegen Leibnitzens Recht an der ſo höchſt wichtigen Erfindung erhob; geſtachelt, wie es ſcheint, durch ſeine Eitelkeit, welche ſich dadurch verletzt fühlte, daß Leibnitz ihn nicht unter den Gelehrten mit genannt hatte, von welchen er die Auflöſung mehrer von ihm vorgelegten Aufgaben erwartete. Leibnitz beklagte ſich über dieſen Angriff bei der royal society, und nun erhitzte ſich der Streit, beſonders durch Zwiſchenträgerei und Einflüſterungen von Parteigängern zweiten und dritten Ranges, vorzüglich Keil's, durch welchen endlich Newton ſelbſt, der bis dahin geſchwiegen hatte, zur Theilnahme an dem bedauernswerthen Zwiſte beredet wurde. Mehr darüber ſ. in den Artikeln Keil, Leibnitz und Newton.

Faſt möchte man glauben, ein böſer Geiſt habe von da an den bisher nur als ſcharfſinnigen und erfindungsreichen Mathematiker bekannten Fatio regiert; denn er verirrte ſich jetzt zur eifrigen Theilnahme an dem fanatiſchen Treiben der nach London geflüchteten Camiſards aus den Cevennen, wurde Anhänger und Vertheidiger ihrer Propheten, wollte mit ihnen Todte erwecken u. ſ. w. Dieſem Unfuge machte im September 1707 die *Polizei ein* Ende, verhaftete Fatio und zwei andere *Fanatiker* und ſtellte ſie an den Pranger [2]). Nach ſeiner Freilaſſung gab Fatio alle ſeine wiſſenſchaftlichen Arbeiten auf, und dachte nur daran, die Welt zu bekehren. Er reiſte deshalb nach Aſien, kam von dort, zwar mit fehlgeſchlagenen Erwartungen, aber mit nicht vermindertem Bekehrungseifer, nach England zurück und ſtarb in Dunkelheit im J. 1753.

---

5) de Sacy a. a. O. Quatremère im Journ. asiat., Août 1836.

1) Das geſchichtlich wichtige Scholion lautet: In literis, quae mihi cum geometra peritissimo G. G. Leibnitio annis abhinc decem intercedebant, cum significarem me compotem esse methodi determinandi Maximas et Minimas, ducendi Tangentes, et similia peragendi, quae in terminis surdis aeque ac in rationalibus procederet et in literis transpositis hanc sententiam involventibus [Data aequatione quotcunque fluentes quantitates involvente, fluxiones invenire, et vice versa] eandem *celarem*; rescripsit vir clarissimus se quoque in ejusmodi methodum incidisse, et methodum suam *communicavit* a mea vix abludentem praeterquam in verborum et notarum formulis et idea generationis quantitatum. Utriusque fundamentum continetur in hoc lemmate. 2) Dies behauptet wenigſtens Nicollet in der Biogr. universelle, Art. *Fatio.* Andere leugnen es.

Nur eine von ihm ausgearbeitete Theorie der Schwerkraft ſcheint, nach Brieffragmenten, welche die genfer Bibliothèque universelle (T. 22 und 23. Sciences et arts) mittheilt, ihn noch damals als Mathematiker und Phyſiker lebhaft intereſſirt zu haben. Im Druck erſchienen iſt dieſe Theorie nicht, vermuthlich weil er nicht die nöthige Anzahl von Subſcribenten zur Deckung der bedeutenden Druckkoſten zuſammenbringen konnte. Außerdem fanden ſich in ſeinem Nachlaſſe noch viele Aufſätze über Mechanik, Aſtronomie, Alchymie, Kabbala, Inſpiration u. ſ. w.; drucken laſſen hat aber Fatio nur Folgendes: 1) Lettre à Cassini sur une lumière extraordinaire qui paraît dans le ciel depuis quelques années. (Amsterdam 1686.) Es iſt darin vom Zodiakallicht die Rede. 2) Epistola de mari aeneo Salomonis ad Bernardum, in qua ostenditur geometriae satisfieri posse mensuris, quae de mari aeneo in sacra scriptura habentur. (Oxoniae 1688.) 3) Fruit walls improved. (Lond. 1699. 4.) Dieſe anonym erſchienene, Vorſchläge zur Verbeſſerung der Spalierwände enthaltende, Schrift legt Böhmer unſerm Fatio bei. 4) Lineae brevissimi descensus investigatio geometrica duplex, cui addita est investigatio geometrica solidi rotundi, in quod minima fiet resistentia. (Londini 1699. 4.) 5) La navigation perfectionnée (1728), lehrt die geographiſche Breite aus Beobachtung zweier Sonnenhöhen und der dazwiſchen verſtrichenen Zeit genauer, als man vorher pflegte, beſtimmen. 6) Excerpta ex sua responsione ad excerpta ex litteris *J. Bernoulli* in den Acta Eruditorum vom J. 1700. 7) Epistola Nic. Facii ad Joh. Christoph. Facium, qua vindicat solutionem problematis de inveniendo solido rotundo seu tereti, in quo minor sit resistentia in den philosophical Transactions von 1713. — Das Gentlemen's magazine liefert in faſt allen ſeinen Nummern aus den Jahren 1737 und 1738 Aufſätze Fatio's über phyſiko-mathematiſche und techniſche Gegenſtände, z. B. über die Parallaxe der Sonne, über die Refraction der Mondsatmoſphäre, über die allgemeine Schwere, über die Schwerpunkte, über Uhrmacherkunſt u. ſ. w. (*Gartz.*)

FATIO (Jean Christophe), der ältere Bruder des Vorhergehenden, war ebenfalls ein fleißiger, aber nicht ſo erfindungsreicher Mathematiker und Phyſiker. Auch er war Mitglied der londoner royal society. Man hat von ihm einige Beobachtungen über die Naturgeſchichte der Umgebungen des genfer Sees, welche hinter Spon's Geſchichte von Genf gedruckt ſind, aber, wie man ſagt, großentheils von ſeinem Bruder herrühren. (*Gartz.*)

FATIOA. So nannte Candolle (Prodr. III. p. 88) eine Pflanzengattung, aus der erſten Ordnung der zwölften Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Lythrarieen, nach dem Phyſiker Nicolas Fatio de Duillers. Char. Der Kelch ohne Stützblättchen, glockenförmig, ſechsſpaltig; ſechs Corollenblättchen, abwechſelnd mit den Kelchſetzen in dieſen eingefügt; 24 Staubfäden im Grunde des Kelches ſtehend; der Fruchtknoten dreikantig, mit langem, fadenförmigem Griffel und einfacher Narbe; die Frucht unbekannt. Die einzige Art, welche Wallich in Nepal gefunden hat, F. nepalensis *Cand.* (l. c. p. 89; Denkſchr. der allgem. ſchweizer. Geſellſchaft für die Naturwiſſ. I. S. 97. t. 3), iſt ein Strauch oder Baum mit vierkantigen, knotigen, unbehaarten Zweigen, gegenüberſtehenden, elliptiſchen, oben unbehaarten, dunkelgrünen, unten ſammethaarigen, weißlichen, ganzrandigen Blättern und drei- bis fünfblumigen, in den Blattachſeln ſtehenden Blüthenſtielen. (*A. Sprengel.*)

FATIUS (Anselm), geb. zu Enna in Sicilien, hat, nach Mongitoris (Bibl. Sicul. T. I. p. 40) Cantiones sacras und ein fünfſtimmiges Madrigalwerk 1589 zu Meſſina drucken laſſen. Ebenda wird noch ein Auguſtinermönch erwähnt, welcher 1628 zu Meſſina ein Werkchen: Memoria artificiale di casi di Conscienza etc. (8.), herausgab. Mongitor kann nicht ſagen, ob die Muſikhefte und die Abhandlung einem und demſelben Verfaſſer zugehören, oder nicht. (Nach Walther.) Wir führen dieſen ſiciliſchen Componiſten des 16. Jahrh. vorzüglich darum an, daß man ſich überzeuge, die eigentliche Kunſtſatzbildung war ſo frühzeitig nach Sicilien, als nach Italien gekommen. Es iſt dies eine Bemerkung, die man bis jetzt in allen uns bekannten Geſchichtwerken über Muſik nicht gehörig berückſichtigte, obgleich der genannte Componiſt keineswegs das einzige Beiſpiel eines frühzeitigen Antheils der Inſulaner an der neuen Kunſt iſt. (*G. W. Fink.*)

FATOUA. Eine zweifelhafte, durch Gaudichaud (*Freycinet*, Voy. p. 509) aus Urtica japonica *Thunberg* gebildete Pflanzengattung, welche vielleicht mit Dorstenia zu vereinigen, jedenfalls aber genauer zu unterſuchen iſt. (*A. Sprengel.*)

FATRA, ein Theil des Karpatengebirges, das in die drei Hauptabtheilungen des Tatra, Fatra und Matra getheilt wird. Den Namen Fatra führt jener Gebirgsſtamm, welcher ſich der Hauptmaſſe nach zwiſchen den Geſpanſchaften Thurócz und Liptó ausbreitet, und ein Theil der von Magda ſogenannten neitraer Gebirgsreihe iſt. Unter den Bergen dieſes Höhennetzes, das über einen großen Theil der genannten Comitate ausgebreitet iſt und auch den ſüdöſtlichſten Theil der arvaer Geſpanſchaft mit einigen ihrer Höhen berührt, ſind die große und die kleine Fatra die bemerkenswertheſten. Die große Fatra, über welche eine Poſtſtraße aus der thuróczer in die liptauer Geſpanſchaft geht, erhebt ſich zu einer Höhe von 3721 Fuß; ihr gegenüber jenſeit der Waag, da wo ſie die Arvá aufnimmt, ſteigt am rechten Flußufer die kleine Fatra, 3497 Fuß hoch, empor und bildet mit ihr gleichſam das Thor, durch welches die hier vereinigten Flüſſe Waag und Arvá in die thuróczer Geſpanſchaft eingehen, deſſen ſchöner Garten durch die letztere zum Theil geſchützt wird. Das äußere Anſehen des Gebirges iſt beiweitem nicht ſo impoſant, als jenes der Tatraformation; doch gewähren auch die mächtigen Kalkmaſſen, aus denen die Fatra beſteht, immerhin noch einen großartigen Anblick. Das kleine Fatragebirge charakteriſiren aber insbeſondere bituminöſer Mergelſchiefer, Sandſtein und Grauwacke. Die niedrigeren Höhen des Fatragebirges ſchmücken ſchöne

Buchenwaldungen, unter deren kräftigem Schatten eine reiche Vegetation grünt *). (*G. F. Schreiner.*)

Fatraea *Thouars*, ſ. Terminalia.

FATSISIO. Von dem Buſen von Jeddo aus erſtreckt ſich eine Gruppe kleiner Inſeln nach Südoſten in das Meer; die äußerſte iſt die dreizipflige Felſeninſel Fatſiſio. Sie iſt vielleicht der merkwürdigſte Verbannungsort der Welt. Ihre Felſenküſten ſind von ſo erſtaunlicher Höhe, daß nur vermittels einer Art von Krahn die Verbannten, meiſt japaneſiſche Fürſten und Große, heraufgewunden werden. Oben iſt eine Seidenfabrik, in der ſie arbeiten müſſen. Und die ſeidenen, mit Gold durchwebten, Zeuche von Fatſiſio ſind von ſo vorzüglicher Feinheit und Güte, daß der Kubo Soma ſelten ſich in anderes Zeuch kleidet. Er trägt alſo die Beweiſe der Strafgewalt, ſelbſt gegen die Mächtigſten im Lande, höchſteigen auf dem Leibe herum. Die Ausfuhr der Zeuche von Fatſiſio iſt ſtreng verboten. (*Daniel.*)

FATTORI (Santo), ein anatomiſcher Schriftſteller, von dem ich aber weiter nichts anzugeben weiß, als daß er Profeſſor der Anatomie in Pavia war. Er mag ums J. 1819 geſtorben ſein. Von ihm ſind: Discorso sulla natura dei nervi. (Pavia 1791.) Guida allo studio della anatomia umana per servir d'indice alle sue lezioni. (Pavia 1807--1812.) 3 Voll. (*F. W. Theile.*)

FATUA, Tochter des altitaliſchen Gottes oder Königs Pikus und Gemahlin des Gottes Faunus. *Justin.* 43, 1. Man verehrte ſie als Orakel ſpendende Sibylle, und an manchen Orten hatte ſie geweihte Höhlen, Haine, wol gar Tempel. Zuletzt ward ſie mit der Ops, Maja, der Kybele als Bona Dea und der Fauna, d. h. überhaupt mit einer Gottheit verwechſelt, in der man die Erdmutter verehrte. Nach Macrob (Sat. I, 12. *Lactant.* I, 22) ertheilte ſie beſonders dem weiblichen Geſchlechte Orakelſprüche. Man ſehe auch *Serv.* ad *Virg.* Aen. VII, 47. *Moser* ad *Nonni* Dionys. XIII, 328. p. 278. Creuzer's Symbol. II. S. 976. 2. Ausg. (*Richter.*)

FATUM, *Μῶρος*, Eimarmene, Pepromene, Schickſal, Beſtimmung, Verhängniß, Tochter des Erebos und der Nyx, weil die Fügungen des Schickſals für den Menſchen ihren Veranlaſſungen und Gründen nach mit Finſterniß und Nacht bedeckt ſind. Götter und Menſchen ſind ihm unterworfen. Selbſt Jupiter vermag Sarpedon's Tod nicht zu hindern, weil das Schickſal ihn beſchloſſen hat. In dieſem Weſen erſcheint die allen Menſchen eingepflanzte Idee einer über Alles waltenden allmächtigen Gottheit, der ſich nichts entziehen kann. Die Parzen, beſonders die Töchter der Nacht, ſind ſeine Dienerinnen und die Vollzieherinnen ſeines Willens. Man unterſchied ein gutes und böſes Fatum, wie freundliche und feindliche Parzen. Eine Abbildung des böſen Fatums findet man auf einem antiken Steine in der Stoſch'ſchen Sammlung. Es erſcheint in zorniger Geſtalt mit fliegendem Haar, einen Dolch in der erhobenen Linken, mit Sturmesſchritten zum Verderben heranſchreitend. Der Glaube an eine von dem Menſchen ganz unabhängige Beſtimmung, die alſo im Charakter der Nothwendigkeit auftrat und mit der menſchlichen Freiheit gradezu im Widerſpruche ſtand, mußte ſich ſehr frühzeitig ausbilden, da die Erfahrung bald lehren konnte, wie oft menſchliche Kraft und Klugheit an dem Walten einer unſichtbaren Macht ſcheitert, die nach ganz andern Berechnungen ihre Verfügungen zu treffen ſcheint. Der aufgeklärte Denker erkennt darin das weiſe und gütige, wenn auch von uns unbegriffene, Walten der Gottheit, die Alles zum Beſten lenkt, wenn es auch nicht mit unſern Wünſchen und Erwartungen übereinſtimmt. Auch dann hält er dieſen Glauben feſt, wenn er wahrnimmt, wie oft das Schickſal der Menſchen ſo wenig mit dem Zuſtande ihrer Sittlichkeit und Intelligenz übereinſtimmt, wie ununterbrochenes äußeres Glück oft den Unwürdigen bei allen ſeinen Unternehmungen begleitet, oder der ſittlich-gute Menſch unausgeſetzt mit Widerwärtigkeiten aller Art zu kämpfen hat. Er weiß, daß die Gottheit unendlich weiter ſieht, als der Menſch, und da einen zweckmäßigen Zuſammenhang der Ereigniſſe erblickt, wo unſere Kurzſichtigkeit nur Verwirrung, Widerſpruch, Ungerechtigkeit zu ſchauen meint. Aber zu dieſem Glauben verhilft uns erſt eine durch die Lehre des Chriſtenthums ausgebildete Vernunft. Im früheſten Alterthume konnte er von der Sinnlichkeit des Menſchen noch nicht gefaßt werden, und ſo entſtand bei ihm die Idee eines geheimnißvollen Weſens, das nach andern Grundſätzen über die Ereigniſſe verfügt, als der menſchliche Verſtand für recht und angemeſſen erkennen kann. So bildete ſich alſo die Idee eines Fatums nicht nur bei den Griechen, ſondern bei allen Völkern. Indem ſich dieſe Idee in den ſabäiſchen Religionen mit der Verehrung der Geſtirne und dem Glauben an ihren Einfluß auf den Menſchen, ſeine Schickſale und die allgemeinen Weltbegebenheiten verband, erzeugte ſie die *vermeinte* Wiſſenſchaft der Aſtrologie und modificirte *den Begriff* des Fatums ſo, daß es den Geſtirnen untergeordnet blieb. Dies war ſchon ein Übergang zur Wahrheit. Das Fatum war nicht mehr ein blindes Verhängniß, das rückſichtslos, nur den Geſetzen der Nothwendigkeit gehorchend, einherſchreitet, ſondern es hing von den Beſchlüſſen höherer Intelligenzen ab, die in den Geſtirnen thronten. Auch bei den jüdiſchen Sekten der Phariſäer, Sadducäer und Eſſäer fand die Lehre vom Fatum Eingang, bei den Griechen aber bildete die Idee ſich bald philoſophiſch aus. Einige, wie Thales, ſcheinen eine von dem unwandelbaren Entſchluſſe der Gottheit bedingte Nothwendigkeit anzunehmen; Andere, wie Pythagoras, beſchränkten die Macht des Fatums, und wollten, daß die menſchliche Freiheit und der Zufall bei den uns treffenden Ereigniſſen nicht ohne Einfluß wären. Heraklit und Demokrit huldigten wieder der Idee der allgemeinen Nothwendigkeit; Plato ſah den Widerſtreit der menſchlichen Freiheit und eines unbedingten Fatums deutlicher ein, vermochte aber nicht den Knoten zu löſen. Ariſtoteles ſetzte die Unter-

*) ſ. A. v. Sydow's Bemerkungen auf einer Reiſe ꝛc. nach den Centralkarpaten ꝛc. (Berlin 1830.) S. 148. 168 fg. Neueſte ſtatiſtiſch-geographiſche Beſchreibung des Königreichs Ungarn, Kroatien und Slavonien ꝛc. (Vom Prof. Magda.) Zweite Ausgabe. (Leipzig 1834.) S. 6. 180. 191 fg.

ſuchung nicht weiter fort, die Stoiker aber erhoben das Fatum über die Gottheit, was noch weniger mit der Willensfreiheit zu vereinigen war. Die Löſung des Räthſels glückte ebenſo wenig den Neuplatonikern und der Streit dauerte unter den Philoſophen bis in die neueſten Zeiten fort. Hobbes, Spinoza, Bayle waren Gegner der menſchlichen Freiheit; Leibnitz vertheidigte dieſelbe, ordnete die Nothwendigkeit der göttlichen Allmacht ſo unter, daß dieſe die Freiheit behielt, die Geſetze der Natur zu ändern, und ſuchte zu erweiſen, daß äußere Einflüſſe auf menſchliche Entſchließungen wol da wären, aber keine zwingende Gewalt ausübten, ſodaß der Menſch gegen ſie ſeine Freiheit behaupten könnte. Die höchſte Ausbildung fand das Syſtem des Fatalismus in der Muhammedaniſchen Religion, die im ſtrengſten Sinne eine abſolute Vorausbeſtimmung annimmt, der kein Menſch entgehen könne. Die chriſtliche Lehre von der göttlichen Vorſehung iſt eigentlich am beſten im Stande, den Glauben an ein blindes Fatum als irrig zu erweiſen und die Nothwendigkeit mit der Willensfreiheit zu verſöhnen; aber auch hier miſchte ſich die Speculation in die Religion, und es bildeten ſich hier die Syſteme des Determinismus, Indeterminismus und der Prädeſtination. (Vgl. Schicksal.) (*Richter.*)

FATUNHU, auch Fattuuhu, eine lange, ſchmale Inſel in der Waſhington- oder Revolutions-Inſelgruppe, im ſüdlichen ſtillen Ocean. Sie und Hiau ſind die nördlichſten in der Gruppe. (*Eiselen.*)

FATZEBAJA, Bergwerk im Großfürſtenthume Siebenbürgen, zarander Geſpanſchaft. Eins der reichſten Goldbergwerke im ganzen Lande. Auf der Mittagsſeite deſſelben baut man allein neun Stollen. Nordwärts auf der trimpoeller Seite wird, außer drei andern, noch ein Kreuzbau auf Hoffnung, nebſt zwei Zubauſtollen angetrieben. Unter andern Seltenheiten findet man hier auch öfters gediegenes Gold von der Farbe des ſpaniſchen Tabaks. (*v. Benigni.*)

FATZMAN, ein Untergott oder göttlich verehrter Heiliger in Japan, Bruder des Tenſio Dai Sin, des oberſten Gottes und Schutzherrn des ganzen Reichs. Die Anhänger der einheimiſchen oder Sintoreligion verehren ihn und feiern ihm jährlich am 25. Tage des achten Monats ein Feſt. Sein Haupttempel iſt Uſa Fatzman in Buſſen oder Bungo. Außer dem Hauptfeſte wird ihm auch jeden 15. des Monats ein kleineres gefeiert. Kämpfer's Geſchichte von Japan I. S. 276. (*Richter.*)

Fauces Caudinae, ſ. Caudium 1. Sect. 15. Bd.

FAUCHARD (Pierre), ein Zahnarzt, der zuerſt in einem tüchtigen Handbuche ſich über die Zahnheilkunſt verbreitete, die ſich bis dahin nur mehr durch mündliche Mittheilung von Lehrern auf Schüler fortgepflanzt hatte. Am Ende des 17. Jahrh. in der Bretagne geboren, übte er die Zahnheilkunde zuerſt in Nantes; in Folge ſeines ausgebreiteten Rufes ſiedelte er ſich aber ſpäter nach Paris über, wo er bald der Angeſehenſte ſeines Faches wurde, den Titel Chirurgien-major des vaisseaux du roi erhielt und über 40 Jahre lang wirkte. Er ſtarb am 22. März 1761. Er gibt in ſeinem Handbuche genaue Anweiſungen über das Feilen und Plombiren der Zähne, welches Letztere durch ihn in die zahnärztliche Praxis eingeführt worden ſein ſoll, über den künſtlichen Wiedererſatz von einzelnen Zähnen oder ganzen Gebiſſen; er beſchreibt die Caries der innern Zahnſubſtanz, wobei ſich das Email erhält, genau, und bildet eine große Menge von Inſtrumenten ſeiner Erfindung ab, darunter auch künſtliche Gaumen. Die Schrift führt den Titel: Le Chirurgien dentiste, ou Traité des Dents, où l'on enseigne les moyens de les entretenir propres et saines, de les embellir, d'en réparer la perte, et de remédier à leurs maladies, à celles des gencives et aux accidens qui peuvent survenir aux autres parties voisines des dents, avec des Observations et Réflexions sur plusieurs cas singuliers. Avec 42 planches. 2 Voll. Paris 1728. 12. (Ib. 1746 und 1786. Teutſch: Berlin 1733. 8.) (*F. W. Theile.*)

FAUCIGNY (le), eine der acht Abtheilungen des dem Könige von Sardinien unterthänigen ſouverainen Herzogthums Savoyen. Begrenzt wird es im Oſten von dem ſavoyiſchen Chablais (ſ. d. Art.) und dem ſchweizeriſchen Canton Wallis; im Süden von dem piemonteſiſchen Val d'Aoſta (ſ. d. Art.), von welchem die Gletſcherkette des Montblanc es trennt; im Weſten von der ſavoyiſchen Tarentaiſe und dem ſavoyiſchen Genevois und im Norden von den ſavoyiſchen Intendanzen Genevois und Carouge [1]). Zur Römerzeit bewohnten die Centronen das Ober-Faucigny (le Haut-Faucigny), während Unter-Faucigny (le Bas-Faucigny) zum Gebiete der Allobrogen gerechnet wurde. Im Mittelalter beherrſchte faſt drei Jahrhunderte hindurch das Haus der Freiherren von Faucigny das Land; was nach demſelben la Baronie de Faucigny genannt wurde. Der erſte bekannte Herr aus dieſem Hauſe war Emmeraud (Emeraldus) im J. 1000 nach Chriſtus. Einem ſeiner Nachfolger, Ardutius, verlieh der Kaiſer Friedrich Barbaroſſa im J. 1162 das Bisthum Genf. Mit Aimon II. ſtarb der Letzte aus dieſem Mannsſtamme; denn Margaretha, Erbin von Faucigny, die zweite Frau des Grafen Thomas I. (geſt. 1233), brachte 1223 das Land an Savoyen. Es behielt auch noch lange bedeutende Vorrechte, eigene Stände und ein eigenthümliches Städteweſen, alles Wohlthaten, die es dem Hauſe Faucigny verdankte, von welchem der jedesmalige Erbfreiherr, wie in der Provence und in dem Viennois, „Dauphin" hieß. Auf dem zu Chambery im J. 1560 abgehaltenen Landtage ward indeſſen Faucigny genöthigt, ſich der allgemeinen ſavoyiſchen Geſetzgebung und Verfaſſung anzuſchließen, und hörte auf, ein ſelbſtändiger, politiſcher Verband zu ſein [2]). Während der

1) Umſtändlich bezeichnet dieſe Grenzen der Generallieutenant von Bourcet in ſeinen Mémoires militaires sur les frontières de la France, du Piémont et de la Savoye depuis l'embouchure du Var jusqu'au lac de Genève. (Berlin 1801.) p. 290.

2) „Dans les états (de Savoie) convoqués à Chambery en 1528 on proscrivit les livres et la doctrine de Luther; et dans ceux de 1560, rassemblés dans la même ville, on obligea les provinces de Genevois et de Faucigny à reconnaître l'unité du gouvernement et l'uniformité d'une même législation dans tout le duché. Depuis cette époque ils ne furent plus convoqués." *Grillet*, Dictionnaire historique de la Savoye. Tome I. p. 354 sq.

franzöſiſchen Herrſchaft gehörte es erſt zu dem Departement du Montblanc und alsdann zu dem Departement du Leman. Es bildete darin das Arrondiſſement de Bonneville, welches in neun Bezirke (Cantons), 74 Gemeinden mit 67,157 Einwohnern zerfiel. Sitze der Friedensgerichte waren damals Bonneville, Chamonix, Cluſes, Mégève, la Roche, Sallenches, Sanions, Tanninges und Viûz-en-Sallaz [3]). Als ſpäter die Beſitzungen des ſavoyiſchen Hauſes unter die Botmäßigkeit deſſelben zurückkehrten, ward durch den wiener Congreß unter dem 26. März 1815 beſchloſſen, daß die Provinzen Chablais und Faucigny in der durch alle Mächte gewährleiſteten ſchweizeriſchen Neutralität mitbegriffen ſein ſollten [4]). Die, ſoviel wir wiſſen, noch nicht vermeſſene Größe des Faucigny wird von Norden nach Süden auf 18 Stunden und von Oſten nach Weſten auf 12 Stunden geſchätzt; was einer Oberfläche von 441,663 piemonteſiſchen Tagwerken gleich kommt. Davon wurden nach einer im J. 1782 vorgenommenen amtlichen Abſchätzung 205,863 auf bebautes Land, 135,675 auf Viehweiden, 100,000 auf Gletſcher, Felſen, Flußbetten und Straßen u. ſ. w. gerechnet. Wenige Länder in Europa können ſich, rückſichtlich der Naturſchönheiten aller Art, mit dem Faucigny vergleichen; in welcher Beziehung es hinreichend iſt, das Chamounythal und den Montblanc zu nennen. Die ſeltſamſten Schichtungsverhältniſſe der Berge und Thäler, die noch lange nicht hinreichend erforſchten Gletſchermaſſen, der Reichthum an Kryſtallen, an Silber-, Kupfer-, Blei- und anderen Erzen, an Steinkohlen, Schiefertafelbrüchen und die mannichfaltigſten Verſteinerungen entzücken den Phyſiker und den Mineralogen, die es den harmloſen Ureinwohnern gönnen, die Turbiniten und Ammonshörner, die man häufig, z. B. bei Cluſes, findet, als Kunſtwerke zu betrachten, mit deren Verfertigung ſich die Feen in ihren Nebenſtunden beſchäftigen (ſ. Friedrich Mathiſſon's Briefe. [Zürich 1795.] I, 94). Alle Schätze der Alpenflora, herrliche Urwälder voll rieſiger Kaſtanienbäume, Eichen, düſterer Arben (Pinus Larix *L.*), Tannen und Fichten ziehen die Kräuterkundigen in dieſe Berge. Von einem dieſer Wälder ſagt De Luc: „le chemin des Fonds à Sixt est en partie dans des bois de sapins, qui produisent quelquefois une pleine nuit (!). Nous ne pouvions suivre alors notre guide qu'au bruit de ses pas“ (Relation a. a. O. p. 102). Dafür kann der Zoolog Gemſen [5]), Bären, Luchſe, Steinböcke, Murmelthiere und deren Feinde, die Lämmergeier, und eine Menge ſchöner Inſekten und Alpenſchmetterlinge beobachten. Auch hat es nicht an Naturforſchern gefehlt, welche grade dieſen Theil von Savoyen zum Ziele ihrer Forſchungen gemacht haben. Als Beiſpiele mögen hier genannt werden die genfer Gebrüder De Luc [6]), Horaz Benedict und ſein erſt kürzlich verſtorbener Sohn Theodor de Sauſſure [7]), Bourrit [8]), Pictet [9]), Berthoud van Berchem [10]), Ebel [11]), Albani von Beaumont [12]) u. m. A. Alle Berge gehören zwar zu den Alpen, ihre Gipfel ſind darum aber nicht alle mit ewigem Eiſe bepanzert, ſo wenig, als alle Thäler mit Schnee oder Gletſchern ausgefüllt ſind. Einige, wie der Col d'Anternes, der Col des Gets, der Col de Jourplane u. ſ. w., gewähren Päſſe oder für Maulthiere und Pferde brauchbare Übergänge; andere enden ſpitz wie Nadeln, und heißen daher **Aiguilles**, wie z. B. **l'Aiguille de Gouté, l'Aiguille de Bionnassey** u. dgl. m.; andere endlich zeichnen ſich durch ihre ſeltſamen Geſtalten aus, wie z. B. die prächtigen Felſenwände des **Aigle de Vorens** und die **Cheminées des Fées**, kegelförmige Erderhöhungen, auf welchen ungeheure Felſenblöcke liegen. Von dieſen Bergen ſtammen mannichfaltige Gewäſſer ab, die theilweiſe ſchöne Waſſerfälle bilden, wie z. B. le Nant d'Arpenas, theilweiſe als Flüſſe oder Wildbäche die Thäler durchbrauſen. Dieſe Wildbäche heißen in der Landesſprache **Nants**, welches Wort vom lateiniſchen **natare** herkommt. Zu den bedeutenderen gehören le Bon-Nant, le Nant noir, le Bionnaſſay, la Menoge, la Borne, le Tonnant, l'Arly, la Sallenche u. ſ. w. Zu den Flüſſen rechnet man die Arve, das wilde Eismädchen vom Col de Balme, in welche ſich die meiſten der Nants ergießen, und welches durch ſein ungeſtümes Weſen und die Verheerungen ſeines oft überſchrittenen Bettes während der Sommermonate ſattſam bekannt iſt, und den Giffre, deſſen De Luc's **Relation p. 3** beſonders gedenkt. Im J. 1782 betrug die Bevölkerung des Faucigny 55,539, im J. 1790 ſchon 57,826 Seelen. Sie wird jetzt auf 61,000 geſchätzt. Die Bewohner ſind katholiſch, aufgeweckt, doch mit allen Vorurtheilen der Gebirgsvölker. Man rühmt ihren Fleiß, ihre Fröhlichkeit, ihre herzliche Gutmüthigkeit und ihre harmloſen Sitten, wenigſtens in den entlegenern, von Fremden weniger beſuchten, Gegenden. Sie ernähren ſich vom Ackerbau, von der Viehzucht

3) Almanach impérial, an bissextil MDCCC. XII, présenté à S. M. l'Empereur et Roi, par *Testu*. (Paris.) p. 418.

4) Uſtery's Handbuch des ſchweizeriſchen Staatsrechts. Zweite Auflage. (Aarau 1824.) S. 46.

5) und Gemſeklemmen (Contraintes des Chamois) könnte man hinzufügen. Siehe, was De Luc von dieſen grauſamen Örtern ſagt, wo dem armen Thiere nichts übrigbleibt, als ſich oder den Jäger in einen Abgrund zu ſtürzen.

6) ſ. Recherches sur les modifications de l'Atmosphère. 1778. 2 Bde. — Lettres physiques et morales sur l'histoire de la terre et de l'homme. (Paris et à la Haye MDCCLXXIX.) Tome V. p. 393—448. — Relation de différents voyages dans les Alpes du Faucigny par Messieurs *D.* et *D.* (à Maestricht MDCC.LXXVI.)

7) Voyages dans les Alpes précédés d'un essai sur l'histoire naturelle des environs de Genève. (Genève et Paris 1786. 4.) 4 Vol. Mit Kupfern.

8) Voyage pittoresque aux Glacières de Savoye, fait en 1772. (Genève 1773.) Description des aspects du Mont-Blanc. (Lausanne 1786.) — Itinéraire de Genève, Lausanne et Chamouni. Nouvelle édition. (Genève 1792.) — Nouvelle description générale et particulière des glacières, vallées de glace et glaciers, qui forment la grande Chaine des Alpes. (Genève 1785.) 3 Vol. Mit Kupfern.

8) *J. P. Pictet*, Nouvel itinéraire des vallées autour du Mont-Blanc. (Genève 1818.)

10) Itinéraire de la Vallée de Chamonix, d'une partie du Bas-Vallais et des montagnes avoisinantes. (Lausanne 1790.) Mit einer Karte.

11) Anleitung, auf die nützlichſte und genußvollſte Art die Schweiz zu bereiſen. Von D. G. von Eſcher. Achte Originalauflage. (Zürich 1843.)

12) Description des Alpes grecques et cottiennes, ou tableau historique et statistique de la Savoie etc. (Paris 1802. 4.) 2 Vol. Mit Karte und Kupfern.

und Alpenwirthſchaft und von dem Handel mit den von ihnen gewonnenen Producten, namentlich nach Genf, welche Stadt gleichſam als ihr Stapelplatz angeſehen werden kann. Auf zeitweiſen Auswanderungen erwerben ſie ſich wol auch einige Erſparniſſe.

Die bemerkenswertheſten Örtlichkeiten ſind nachſtehende:

Aise, am ſüdlichen Abhange des Môle, unweit Bonneville, mit reichen Weinbergen, deren Ertrag im Lande geſchätzt wird. Außer eilf zerſtreuten Weilern gehören die Dörfer Buaz, Chardon, Broiſin, Vallet, l'Epaner, les Cullets, Bochu und les Coutumiers zu der Pfarrgemeinde Aiſe (oder Ayze), die gegen 800 Seelen zählt. Die Sennhütten dieſer Gemeinde ſind 578 Klaftern höher, als der Genferſee.

Aviernoz, bildet mit den Weilern les Ollières und la Grimottière eine Pfarrgemeinde von etwa 600 Einwohnern. Die Umgegend, deren Freundlichkeit gerühmt wird, iſt fruchtbar und gut angebaut.

Balme, kleines Dorf, etwa eine Stunde von Cluſes, mit einer berühmten, von allen Reiſenden beſuchten, 640 Schritte langen Höhle, worin ein ſehr tiefer Waſſerbehälter iſt. Die Wände ſind mit Tropfſtein beſetzt. Die Caverne oder Grotte de Balme liegt 700 Fuß höher, als die Arve. In der Nähe gibt es Steinkohlenflötze.

Bionnassey, ein Dorf am Fuße des Bionnaſſeygletſchers, auf welchem das Waldwaſſer le Bionnaſſey entſpringt. Es fließt in den Tonnant, der ſich ſpäter mit der Arve vereinigt. Ritter (a. a. O.) nennt den Ort treffend ein „Gletſcherdorf.“

Bionnay, ein Dorf, 477 Klaftern über dem Meere in dem Val de Mont-Joie (Mons Jovis), welches von einem Waldwaſſer, le Bon-Nant, durchſtrömt wird.

Boëge, in dem von zwei Armen der Montagne des Voirons gebildeten und von der Menoge bewäſſerten Thale. Die zerſtreuten Weiler l'Egliſe, les Périers, chez Dupuis, Laint, Rogi, vers la Cochi, la Penotte, chez Dubois und les Combes ſind in Boëge pfarrgenöſſiſch. Die Einwohner, etwa 1150 an der Zahl, ſetzen ihr Vieh und ihr Getreide mehrentheils in dem nahen Genf ab. Das ehemals befeſtigte Schloß iſt während der Kriege mit dem Hauſe Savoyen mehr als ein Mal von den Genfern erobert worden. In dieſem Orte hatte das Geſchlecht Montvagnard ſein Familienarchiv, in welchem man die Acten der koſtnitzer Kirchenverſammlung entdeckte. Lefranc brachte ſie 1589 nach Genf, wo ſie auf der öffentlichen Bibliothek aufbewahrt werden.

Bogève, liegt nicht weit von Boëge, doch etwas höher. Dieſe Pfarrgemeinde, deren 640 Einwohner in 14 Weilern zerſtreut leben, treiben Ackerbau und Alpenwirthſchaft. Ihr Vieh und ihre Butter ſetzen ſie theils in Genf, theils in Thonon, der Hauptſtadt der ſavoyiſchen Provinz Chablais, ab.

Bonneville (la), Hauptort der Provinz, 234 Fuß oder 39 Klaftern über dem Genferſee. Bei ſeiner Gründung durch die Freiherren von Faucigny hieß der Ort Burgum castri, denn er beſtand, wie auch noch ſpäter, nur aus einem mit mehren Häuſern umgebenen Schloſſe. Beatrix, Frau von Faucigny, verlieh ihm beſondere Freiheiten, und verwandelte ſeinen Namen 1283 in den, welchen er jetzt führt. Im 14. Jahrhundert hatte Bonneville mit ihrer Nebenbuhlerin, der Stadt Cluſes, langwierige Fehden zu beſtehen; im 16. Jahrh. ward ſie von den Bernern und von den Genfern erobert. Sie liegt am Fuße des Môle (760 Klaftern über dem Genferſee) und dem Brezon (755 Klaftern über dem Genferſee) gegenüber, am rechten Ufer der Arve, über welche eine lange, im J. 1751 gebaute, ſteinerne Brücke führt, iſt wohl gebaut und beſteht aus einem mit Baumgängen und einem Springbrunnen beſetzten, faſt dreieckigen Marktplatze und drei kleinen daran ſtoßenden Straßen. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich höchſtens auf 1200, worunter, weil die Stadt der Sitz der Provinzialbehörden, als des Intendanten, eines eigenen Commandanten u. ſ. w. iſt, ſich eine unverhältnißmäßige Menge von Advocaten befindet. Bonneville iſt die Vaterſtadt des um die Literargeſchichte von Savoyen vielfach verdienten gelehrten Kanonikus Grillet, deſſen Dictionnaire historique, littéraire et statistique du département du Mont-Blanc et du Léman, contenant l'histoire ancienne et moderne de la Savoie. (Chambéry 1807.) 3 Vol. zur nähern Kunde des Faucigny's unentbehrlich iſt.

Bornand (le petit), Pfarrgemeinde, zu welcher die Weiler le Cry, la Ville deſſous, la Ville deſſus, Eſſy, Glievaz, les Linières, les Villards, Eſſambuy, Senize, Saſſiaz, Termines, Vavey und Eſſey gehören, an dem ungeſtümen Waldwaſſer la Borne, welche in den Gebirgen Grand-Bornand und Cluſaz entſpringt. Die Einwohner, 1800 an der Zahl, ernähren ſich hauptſächlich vom Kohlenbrennen und dem Verfertigen von allerhand Holzgeräthſchaften. Bei Vavey (auch Vaſſey und Bavet geſchrieben) iſt eine von den Thalbewohnern ſtark benutzte Mineralquelle, und noch im J. 1786 wurden unweit des petit Bornand Steinkohlen gewonnen. In dem von der Borne bewäſſerten Bornethale (Vallée des Bornes), in welchem Bornand liegt, bricht auch Schieferkohle.

Bourdignin, Pfarrgemeinde im Thale von Boëge. Sie beſteht aus 15 zerſtreuten Weilern, deren 560 Einwohner ſich von Ackerbau und der Alpenwirthſchaft ernähren.

Brison, Pfarrgemeinde von etwa 400 Einwohnern. Sie liegt mit den dazu gehörenden Weilern Solaiſon, Chavanney und l'Egliſe Pichord zwiſchen dem Briſon, einem 5680 Fuß hohen Berge, und dem Mont du Berger, der 6879 Fuß über dem Meere anſteigt. Der Mont du Berger wird von den Hirten Mont du Bergy genannt, was von Sauſſure in ſeinen Voyages dans les Alpes I. verleitet hat, ihm den Namen Mont Bergy beizulegen.

Chamouny, ſ. dieſen Artikel in der Encyklopädie und vergleiche noch den ganz vortrefflichen Abſchnitt: „Das Chamouny und der Montblanc,“ in Gerold Meyer von Knonau's Erdkunde der ſchweizeriſchen Eidesgenoſſenſchaft. Zweite Auflage. (Zürich 1839.) II. S. 386—

422. Wir wollen hier nur noch daran erinnern, daß der Doctor **Michel Paccard** und **Jacques Balmat**, die zu allererſt am 8. Aug. 1786 die Spitze des Montblanc erreichten, aus Chamouny gebürtig waren. Von dieſer Beſteigung erhielt Balmat den Beinamen „**le Montblanc.**"

Chatillon-de-Faucigny, Pfarrgemeinde, zu der die Dörfer Blanc, Balmotte, le Bois d'en haut, Preſſe und Lard, nebſt zehn zerſtreuten Weilern, gehören, zählt über 1000 Einwohner, mit einem alten Schloſſe, dem gewöhnlichen Sitze der vormaligen Freiherren von Faucigny. Es ward im 11. Jahrh. von Emeraud (Emeraldus) Freiherrn von Faucigny erbaut und gelangte im 13. Jahrh. an den Erbherrn von Viennois (dauphin de Viennois) und 1355 an das Haus Savoyen.

Chède, ein romantiſch gelegener Weiler unweit Paſſy und der Arve, am Fuße eines gleichnamigen Berges, über den man nach Servoz gelangen kann. Wer kennt nicht aus von Sauſſure's Beſchreibung (Voyages dans les Alpes II. p. 209) den lieblichen Lac de Chède und den ungeheuren Felſenſturz von Fis, der ſich im J. 1751 ereignete? Dafür, daß im J. 1817 der Chèdeſee durch Bergſchutt faſt ganz ausgefüllt ward, entſchädigen die nahen Zertrümmerungen des eben erwähnten, noch immer ſichtbaren Felſenſturzes, der wilde, oft ſchwer zu bändigende Nant-noir, der höchſt maleriſche Pont aux Chèvres, der herrliche Fall der Arve und die wunderbaren Geſtalten der zerklüfteten Aiguilles de Fis.

Cluses, Stadt, die mit den dazu gehörigen Dörfern Preſſy, Marſan, Cruſeille, Diliag, La Feuilliere und den Weilern Noiret, Fresney, les Concs und Pegy an 2102 Einwohner zählt. Die Stadt beſteht aus einer einzigen Straße und hat ihren Namen von ihrer ſeltſamen Lage, indem die Berge hier ſo nahe an einander rücken, daß dazwiſchen nur die Stadt und die Arve Platz haben. Sie liegt 378 Fuß über dem Genferſee, hat mehrmals, und noch zuletzt im J. 1844, an bedeutenden Feuersbrünſten gelitten, woran die eigenthümlichen, ſchon von Bourrit als leicht entzündlich gerügten, hölzernen Vorbaue (grands domes de bois enfumé) das Ihrige beigetragen haben mögen. Die Bewohner leben vorzüglich von der Uhrmacherei und dem Handel. Sie lieben die Muſik, den Tanz, militairiſche Aufzüge und Beluſtigungen, und feiern alljährlich, unter lebhafter Theilnahme der ganzen Nachbarſchaft, ein Vogelſchießen. Die Stadt hat ſtark beſuchte Wochen- und Jahrmärkte. Über die Arve führt hier eine ſchöne ſteinerne Brücke. Cluſes war die Hauptſtadt der alten Freiherrſchaft Faucigny. Sie verdankt dem Freiherrn Hugo von Faucigny beſondere Privilegien. Dieſe letzten wurden noch von den Grafen von Savoyen vermehrt, was die Einwohner übermüthig machte, ſodaß ſie ihre Nachbarn befehdeten, namentlich Bonneville plünderten. In einer alten, von J. P. Berthout van Berchem (Itinéraire de la Vallée de Chamonix. [Lausanne 1790.] p. 30) angezogenen, Handſchrift heißt es: „Per portam Pertuiseti (Agathopolis) intraverunt latrones Clusarum, violaverunt filias nostras et depraedaverunt nos." Bei Cluſes auf einem Hügel iſt das um 1310 durch Hugo Freiherrn von Faucigny zur Vertheidigung des Engpaſſes gebaute Schloß Muſſel, welches jetzt ein Privatmann beſitzt. Zwiſchen Cluſes und Saint-Sigismond treten die ſehenswerthen Berggipfel hervor, die man les Sommets de Frêtes nennt.

Col d'Anternes, ein nur für Maulthiere und Pferde gangbarer Weg führt über dieſen Bergübergang. Er trennt die Thäler Sixt und Servoz von einander und erhebt ſich 6960 bis 7000 Fuß über das Meer. Nordöſtlich von dieſem Paſſe ragt der Felsſtock des Buët 9480 und ſüdweſtlich die Pointe de Salens 8770 Fuß über das Meer empor.

Col des Gets, ein 4190 Fuß über dem Meere hoher Bergpaß zwiſchen dem faucigny'ſchen Thale von Tanninges und dem chablaiſchen Thale von Saint-Jean-d'Aulps. In der Nähe erblickt man den Mont Salvan (6620 Fuß ü. d. M.), die Roche d'Enfer (6040 Fuß ü. d. M.), die Pointe du Roi (6380 Fuß ü. d. M.), die Pointe de Bezine (6000 Fuß ü. d. M.) und den Folly (8020 Fuß ü. d. M.). Auf dem Abhange des Col liegt die zerſtreute Gemeinde les Gets, deren Kirche 3880 Fuß ü. d. M. ſteht.

Col de Jourplane, Bergübergang, 6270 Fuß ü. d. M., zwiſchen dem Thale von Samoëns und dem chablais'ſchen Thale von Morzine. In der Nähe die ſchon genannten Bergſpitzen la Pointe du Roi, der Folly und die Pointe de Crioud (8540 Fuß ü. d. M.).

Col des Tenneverges, ſ. nachſtehend **Sixt**.

Combloux, ſüdlich von Sallenches, wozu, außer eilf Weilern, das Dorf Baſſeville gehört, iſt eine Pfarrgemeinde, die nahe an 1000 Einwohner zählt.

Contamine-sur-Arve, im Bas-Faucigny, zwiſchen der Arve und einem Bergabhange am Fuße des Môle, mit Weinbergen, in welchen aber die Reben, ohne an Weinſtöcke gebunden zu ſein, gezogen werden.

Contamines (les), im Haut-Faucigny, und zwar in dem von dem Tonnant durchſtrömten Val de Montjoie am weſtlichen Fuße des Montblanc, auf dem Wege, der über den Col de Bonhomme nach Bourg, St. Maurice und Courmajeur führt. Die Kirche liegt 3060 Fuß über dem Meere. In dieſer Pfarrgemeinde, die an 900 Einwohner zählt und zu der die Dörfer la Fraſſe, la Chapelle, le Champel, le Cuynon, la Gorge, le Baptieux und die Weiler les Soines, Lelay, la Braſière, le Cuynolet, les Houches, la Revenaz und Nivorin gehören, iſt der Aſtronom Alexis Bouvard, Mitglied des Inſtituts zu Paris, geboren.

Côte d'Arbos. Zu dieſer aus 580 Einwohnern beſtehenden Pfarrgemeinde rechnet man die Dörfer l'Egliſe, la Villaz, les Pluies, les Bouts, chez le Comte rouge und die Weiler les Moulins, chez les Martins, la Villaz-ſur-Foron und Courbaſol.

Côte d'Hyot. Dieſe Pfarrgemeinde zählt 390 Einwohner, die in acht Weilern und den Dörfern les Baudins, Mereguay und Urgevaz zerſtreut ſind.

Demi-quartier-de-Mégève, Pfarrgemeinde von 500 Einwohnern, zu welcher die Dörfer Ormaret, Or-

dier, Vovrey, les Pois, les Chaſeaux und die Weiler les Bertheſets und la Fouetaz gehören.

Domancy, Pfarrgemeinde von ungefähr 560 Einwohnern. Es werden dazu gerechnet die Dörfer le Cruet, Verver, Lapalun und die Weiler Vers-le-Nant und Laviaz. Von hier aus hat man die herrlichſten Ausſichten auf den Montblanc und deſſen nächſte Umgebungen. Auf dem 18. Blatte des Meier'ſchen Atlas Suisse werden die Namen Domancy in „Domandi" und Lapalun in „Palus" verwandelt. In dem Wörl'ſchen Atlas der Schweiz ſteht fälſchlich „Domanei" ſtatt Domany.

Entremont, an der Borne, ſüdlich von Petit-Bornand, unweit der genevoiſchen Grenze mitten unter hohen Bergen, bildet mit den Weilern Vers l'Egliſe, au Regard, Torty und la Piſſe eine Pfarrgemeinde von 690 Einwohnern. Auf ältern Karten wird hier eine 1154 geſtiftete Abtei Auguſtiner Chorherren angegeben, die 1770 aufgehoben ward.

Faucigny, liegt hoch auf einer der Abſtufungen des Môle, oberhalb der Arve unweit Contamine-ſur-Arve im Bas-Faucigny. Zu dieſer Pfarrgemeinde gehören les Goyards, chez Padion, chez Papet, au Biolley und chez Dubois. An das Stammſchloß des Hauſes Faucigny erinnern nur noch einige maleriſche Trümmer.

Flaine (le lac de), berühmt durch ſeine anmuthige Lage, mitten in einer kleinen, von hohen Bergen eingeſchloſſenen, Ebene. Dieſer kleine See iſt etwa ¾ Stunde von dem einſamen Weiler Colonne entfernt und in der Gegend von Cluſes. De Sauſſure glaubt, daß die ſehr reiche Quelle, ¾ Stunde von Cluſes, ein Ausfluß dieſes Sees ſei. Nicht weit von dem Lac de Flaine gegen Weſten findet man den Berg le haut de Veron oder la Croix de fer, 1172 Klaftern über der See, wo man verſteinerte Auſtern antrifft.

Flumet, iſt ein Flecken von 1100 Einwohnern, den die Wörl'ſche Karte in die Haute-Savoie verſetzt, während er allerdings zu der im Faucigny gehörenden Vallée de Mégève gehört. Man rechnet dazu die zerſtreuten Ortſchaften le Bourg, la Fraſſette, Tandieu, Valentin, Mayen, l'Envers, l'Eglière, Scionzier und l'Adroit. Der Ort liegt am Arly, hat einen Wochenmarkt und jährlich drei Jahrmärkte. Von dem ehemaligen Schloſſe, das die Freiherren von Faucigny hier beſaßen, ſieht man heutzutage nur noch einige wenige Überreſte.

Granges des Communes, ein Sommerdorf bei Sixt, d. h. eine Anzahl von nur während des Sommers von Kuhhirten bewohnten Sennhütten. Es iſt den Lawinen ſehr ausgeſetzt. Nach de Luc 3875 Fuß über dem Genferſee. De Luc auf ſeiner erſten Reiſe im J. 1765 kletterte bis auf die Reihe von Felſen, die man Grenier des Communes nennt, alſo noch 2863 Fuß höher hinauf. Die höchſte Spitze heißt le Grenairon. Sie erhebt ſich 7223 Fuß über den Genferſee. Man findet daſelbſt unter andern Verſteinerungen auch Ammonshörner. ſ. J. A. de Luc's Reiſen nach den Eisgebirgen von Faucigny in Savoyen. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. (Leipzig 1777.) S. 41. 63.

Maglans, nicht Mayland, wie Lutz in den Zuſätzen und Berichtigungen zum geographiſch-ſtatiſtiſchen Handlexikon der Schweiz. (Aarau 1828.) S. 106 ſchreibt, liegt im gleichnamigen Thale (la Vallée de Maglans) zwiſchen Cluſes und Sallenches. Es gehören zu dieſer wohlhabenden Gemeinde, außer zehn zerſtreuten Weilern, die Dörfer la Balme, la Colonnaz, Sarel, Ver, Vanzier, la Golettaz, au Rebas, Gravin, Cheſſin, Chamonix und la Vulpilière. Es iſt eine alte Sitte der Einwohner, auf mehre Jahre auszuwandern, um im Auslande Handelsgeſchäfte zu treiben. Mit ihrem Verdienſte eilen ſie dann der Heimath wieder zu, um daſelbſt von ihren Erſparniſſen zu leben. In der unmittelbaren Nähe iſt ein berühmter Wiederhall (Echo). Der ungenannte Verfaſſer einer im Jahrgange 1828 des Morgenblattes abgedruckten „Schilderung der Alpen und Gletſcher von Faucigny" ſagt treffend von demſelben: „Es iſt wirklich überraſchend; die Schüſſe aus einer Menge daſelbſt aufgeſtellter Böller wiederholen ſich wol zehn Mal ganz deutlich und abgeſetzt, hernach rollen ſie noch lange und immer ſchwächer werdend durch die Berge und verlieren ſich endlich in der ewigen Eis- und Schneeregion mit einem Laut, der dem einer hart angeſtoßenen Harfe gleicht." In dieſem Thale iſt, etwa eine Stunde von Maglans, noch ſehenswerth der herrliche Waſſerfall, der le Nant d'Arpenas genannt wird. Nach der Meſſung der Herren Pictet und Trembley aus Genf beträgt ſeine Höhe 800 Fuß. Er ſetzt mehr durch dieſe bedeutende Höhe, als durch ſeine Fülle in Erſtaunen; denn, wie Friedrich Matthiſſon in ſeinen Briefen (Zürich 1795. I. S. 95) richtig bemerkt, iſt es keine donnernde Waſſerſäule, deren gewaltiger Sturz Felſen höhlt, ſondern ein leichtes Silberband, das in ſanften Wallungen an der grauen Steinwand flattert und ſich unten in tauſend zarte Fäden auflöſt.

Marcossey bei Scionzier. Das Stammſchloß eines gleichnamigen adeligen Geſchlechts, dem unter Anderem der 71. Biſchof von Genf, Guillaume Fournier de Marcoſſey, entſproſſen iſt. Er ſtarb 1377, von ſeinen Unterthanen beweint. Nach J. Senebier's Histoire littéraire de Genève I. p. 104 hatte er Genf mit 22 Thürmen befeſtigen laſſen. Zwei Jahrhunderte ſpäter (1589) eroberten die Genfer ſein Stammſchloß und verbrannten es.

Marigny, mit guten Weinbergen.

Mégève, nicht Mégère, im gleichnamigen Thale (la Vallée de Mégève), iſt eine der bevölkertſten und wohlhabendſten Gemeinden des Faucigny; denn ſie zählt nahe an 3000 Bewohner, zerſtreut in 17 Weilern und den Ortſchaften le Praz-de-Mégève, la Thonnaz, les Varins, Caſſiour, le Tour, ſur le Mau, le Plancy, le Planclet, les Petorreaux, Allard, Lecoin, la Mottaz und le Villard. Die Einwohner ziehen ihren Unterhalt aus dem Verkaufe von Getreide, Vieh, Strohgeflechten und den von ihnen verfertigten Spitzen, die im Lande geſchätzt werden.

Mélan bei Tanninges. Hier ruht Beatrix Freifrau von Faucigny in dem von ihr 1292 geſtifteten, aber 1793 aufgehobenen Karthäuſerkloſter. Die Kloſtergebäude, die

hohen Kloſtermauern und die ſchöne Kloſterkirche ſind noch gut erhalten.

Mont-Joie (Vallée de Mont-Joie, d. h. mons Jovis), ein Thal, welches vom Col de Bonhomme herabkommt, da wo die Hauptmaſſe der Montblanc-Kette, oder, wie ſie ſonſt hieß, les monts maudits, ſechs bis ſieben Stunden breit iſt. Es wird vom Bon-Nant durchſtrömt.

Notre-Dame de la Gorge, nahe bei les Contamines im Haut-Faucigny, eine kleine, von Wald umgebene, Ebene am äußerſten Ende der Vallée de Mont-Joie. In dieſer Wildniß am Fuße des Bonhomme (7518 Fuß über dem Meere) und über dem Felſenſchlunde des Bon-Nant verſammeln ſich am 15. Auguſt jedes Jahres die Bewohner aus den nahen ſavoyiſchen Thälern zur Verehrung eines in einer eigenen Kapelle aufbewahrten wunderthätigen Marienbildes. Bourrit in ſeiner Description des aspects du Mont-Blanc. (Lausanne MDCCLXXVI.) p. 28 zählt ſtatt einer Kapelle — „quinze petites chapelles, rangées sur une même ligne à vingt pas de distance.“ Über das Schickſal derſelben, ſowie über den Gnadenort ſelbſt bemerkt Karl Ritter in ſeiner Geographiſch-hiſtoriſch-topographiſchen Beſchreibung zu K. W. Kummer's Stereorama oder Relief des Montblanc-Gebirges und deſſen nächſter Umgebung. (Berlin 1824.) S. 88 Folgendes: „Das Marienbild thut Wunder vor der gläubigen Menge noch am heutigen Tage; ein Brunnen, der in der Kapelle ſelbſt ſpringt, ſprudelt Weihwaſſer, das Kopf und Glieder heilt. Vergeblich hat man mehre Male das Bild der Madonna aus dieſer Kapelle, die ſchon für Geſunde, geſchweige denn für Kranke und Lahme, einen gefahrvollen Zugang hat, in die tiefer im Thale liegende Kirche gebracht, immer iſt es von ſelbſt wieder in jene Kapelle zurückgekehrt, die ein ſtark bewallfahrteter Gnadenort für die ganze Alpengegend iſt. Seit einiger Zeit hat ſelbſt der Bon-Nant dem Gnadenbilde keinen Gehorſam geleiſtet; längs ſeinem Ufer hin, das er oft gewaltig einriß und das ganze Thal verödete, hatte man zwölf Oratorien Notre-Dame zu Ehren erbaut, und hoffte dadurch auch den Gebirgsſtrom in Reſpect und innerhalb ſeiner Ufer zu erhalten. Aber jetzt ſind ſie faſt alle zerſtört; nur von wenigen ſieht man noch Mauern; die Einen ſagen, daß der Waldſtrom, die Andern, daß die Revolution, die auch bis in dieſe verlaſſenen Thalwinkel vordrang, ſie zerſtört habe. — Früherhin lebten hier bei der Kapelle zwei Patres, welche von Almoſen, das ſie im Lande herbeitrieben, die Reiſenden gratis bewirtheten, die den gefahrvollen Paß des Bonhomme durchzogen. Nur zuweilen werden hier noch Feſtpredigten gehalten.“

Passy, eine Gemeinde von 1556 Einwohnern mit neun zerſtreuten Weilern und den Dörfern Chède, les Plagnes, la Mottaz, les Juillards, le Cret, Jour, le Perrey, Maffrey, Berbet und le Grand-Eſſert. Man ſchätzt den Wein und das Obſt, welches in der Umgegend gebaut wird. Hier gedeihen die letzten Trauben gegen das Eisgebirge hin, unter dem erwärmenden Schutze der Aiguilles de Vorens und anderer gegen Süden gekehrter, die Sonnenſtrahlen ſtark zurückprallender, Felſen. Daß dieſer Ort ſchon zur Römerzeit bewohnt war, beweiſen die hier und in der nahen Gemeinde les Outards ausgegrabenen mehrfachen römiſchen Alterthümer und die noch deutlichen Spuren einer Römerſtraße. Auch behauptet ſchon Durandi in ſeinem Piemonte Cispadano antiquo p. 40, daß Paſſy das alte, von Plinius erwähnte, Batiscum ſei, wo die Centronen einen Markt hatten. Bei dem Baue der Kirche fand man nachſtehende zwei ex voto, die jetzt in dem Kirchthurme eingemauert ſind:

I.

MARTI
AYSVGIVS AF
VOLTVATVRVS
FLAMEN AVGy
II. VIR AERARI
EX VOTO.

II.

MARTI AVG
PRO SALVTE
I△VIBI. LyFIL
FLAVIIVI
LVIBIVS VESTINVS
PATER
II. VIR.IVR.DIC
III VIR.LOC.PP
EX VOTO.

Berthoud van Berchem im Itinéraire de la Vallée de Chamonix p. 61 lieſt ſie alſo:

I.

Marti Aulus Isugius, Auli filius, volvaturus flamen Augustali II vir aerari ex voto.

II.

Marti Augusto pro salute Lucii vibii, Lucii filii flavini Lucius vibius vestitus, pater Duumvir loco publico posuit ex voto.

Reposoir (le), ein eigenes, ſchönes Thal mit einem Dorfe dieſes Namens, in welchem Aimon I. Freiherr von Faucigny im Februar 1151 ein Karthäuſerkloſter, la Chartreuse du Reposoir, ſtiftete. Ergötzlich iſt die Schilderung des tödtlichen Schreckens, der die guten Mönche, die grade ihr „Spaciment“ feierten, überfiel, als Horaz Benedict von Sauſſure auf ſeinen Alpenwanderungen ſie zum erſten Male beſuchte (ſ. Voyages dans les Alpes. Tome I. p. 226). Die das Kloſter umgebenden Berge ſind wegen ihrer Verſteinerungen und ſeltenen Pflanzen berühmt.

Saint-Gervais, ein Dorf unweit Sallenches, durch welches ein nur im Sommer zu benutzender Weg führt, deſſen man ſich bedient, um aus dem Faucigny in die Tarentaiſe oder in Piemont zu treten. Es liegt an 200 Fuß über der Arve, in einer Schlucht der Vallée de Mont-Joie, die, um mit Ritter (a. a. O.) zu reden, vom kalten, weißen Gletſcherwaſſer des Bon-Nant und von ſehr kalten Winden faſt ununterbrochen durchſtrömt wird.

Dicht am Ufer des Wildbaches, der einen herrlichen Waſſerfall bildet, liegt zwiſchen Erlenwäldern eine erſt 1806 entdeckte, warme Schwefelquelle, noch keine 720 Fuß über dem Genferſee. Sie wird in den Sommermonaten, namentlich von Genfern, ſehr ſtark beſucht. 607 Fuß höher als der Thalboden liegt das Dorf Saint-Gervais, nach Pictet's Meſſung nur 30,000 Fuß im directen Abſtande vom Gipfel des Montblanc. Auf dieſer Höhe, 2453 Fuß über dem Meere, wechſeln noch Weizenfelder, Nußbäume und Kaſtanienwälder mit Alpenweiden.

Saint-Joire-en-Faucigny, am öſtlichen Fuße des Môle, ein Flecken von 1385 Einwohnern, beſtehend aus den Weilern le Bourg, Poully, Cormaud, ſus Chable, Montrenaz, Chounaz und Verſanton. Hier beſaßen die Freiherren von Faucigny ein Schloß.

Saint-Martin, ein ärmliches Dorf unweit Sallenches mit einer Kapelle, einer ſteinernen Brücke über die Arve und einem Berge voll ſchwarzen Marmors und Schiefer. Von der Brücke aus genießt man eine herrliche Ausſicht auf den Montblanc.

Sallenches (Salancia), liegt am gleichnamigen Bache, auf einem Hügel, an deſſen Fuße die Arve fließt, am Ausgange des Thales von Mégève. Es gehören dazu die Weiler Clos, Batard, Bellegarde mit einem Schloſſe und St. Joſeph. Es iſt die bedeutendſte Stadt im Faucigny, erhielt im J. 1310 von den damals regierenden Freiherren große Vorrechte, und hat ſeit 1388 eine Stiftskirche, die älteſte und reichſte im Sprengel des vormaligen Biſthums Genf. Die Einwohner, etwa 1800 an der Zahl, ernähren ſich von dem Betriebe eines Eiſenhammers, einer Kupferſchmelze, einer Baumwollenſpinnerei, dem Handel mit Tuch, Vieh und allerhand Metallwaaren. Zu ihrer geiſtigen Ausbildung haben ſie ein ſogenanntes Collegio, d. h. eine unſeren teutſchen Gymnaſien entſprechende öffentliche Unterrichtsanſtalt, nebſt einer Bürgerſchule. Sie ſind ſehr geneigt, als Bauhandwerker oder Bediente auf einige Jahre auszuwandern, namentlich nach Paris, wo ſie ſich ſoviel verdienen, daß ſie auf ihren alten Tagen in der Heimath von den Zinſen ihrer Erſparniſſe dem dolce far niente fröhnen können. Der 19. April 1840 war für den Ort ein Schreckenstag; denn an demſelben wurden durch eine gräßliche Feuersbrunſt 320 Häuſer eingeäſchert, wobei 63 Perſonen in den Flammen umkamen; Zahlenangaben, die ich aus einer kleinen Gelegenheitsſchrift des Hrn. Oscar entlehne, welche auf amtlichen Erörterungen beruht. Zur Verbreitung des Feuers hat der Umſtand weſentlich beigetragen, daß die meiſten, ohnehin ſchlecht gebauten, Häuſer mit Schindeln gedeckt waren. In Sallenches wohnte ehemals einer der beſten Wegweiſer im Faucigny, deſſen Bourrit in ſeinem Itinéraire de Génève, Lausanne et Chamouny. (Génève 1792.) p. 215 unter dem ihm beigelegten Namen eines „Baron de Pierre-Ronde“ gedenkt. Entzückend iſt die Ausſicht, die von Sallenches aus der Montblanc gewährt. Die ſchönſten umliegenden Berge ſind le Mont Roſſet, le Mont Vorens, deſſen Gipfel l'Aiguille de Vorens 1388 Klaftern über das Meer ſteigt, für St. Martin und le Mont Dorens mit nur im Sommer bewohnten Alpenhütten, oder einem ſogenannten Sommerdorfe. Eine halbe Stunde von der Stadt fließt der Nant-Sauvage, ein Alpenwildbach, gefährlich, wenn es auf den Bergen geregnet hat, und nicht weit der Nant-d'Orli, der einen prächtigen Waſſerfall bildet.

Samoëns (Septimontium), im gleichnamigen Thale (Vallis septem montium), welches an Wallis und Chablais grenzt. Zu dieſer über 3300 Einwohner zählenden Gemeinde gehören le Bourg, Lalanche, Vigny, Marthoner, les Allemands, Verclans, Verchez, la Verrouze, Chantemerle, les Chozalles, la Roſière, Coſſin, l'Etteley und chez Renaud.

Siongy oder **Songy**, in einer mit Obſtbäumen bepflanzten und aus ſchönen Wieſen beſtehenden Ebene, zwiſchen Bonneville und Cluſes. In dieſem großen Dorfe beſaßen die Karthäuſermönche des Kloſters le Repoſoir ein anſehnliches Haus. Das Kloſter ſelbſt gehörte zu der Gemeinde

Scionzier.

Sixt, eins der intereſſanteſten Alpenthäler, am Fuße des 9497 hohen Buët, durchſtrömt von dem daſſelbe oft verheerenden Giffre. Wenige Thäler haben einen ſolchen Reichthum an den ſteilſten Felſenwänden, Waſſerfällen und Gletſchern aufzuweiſen. Die erſten Spuren menſchlicher Anſiedelungen gehen bis zum Jahre 1144 zurück, in welchem einige Geiſtliche aus Notre-Dame d'Abondance ſich zuerſt in dieſer Wildniß niederließen. Im J. 1167 errichteten ſie ein Kloſter (l'Abbaye de Sixt) und ſpäter vermehrte ſich die Bevölkerung des Thales bis auf 1262 Seelen, die in 17 zerſtreuten Weilern und in den Dörfern L'Abbaye, Nambride d'en haut, Nambride d'en bas, Paſſy, Savagny und le Mont wohnen. Bekannter iſt dieſe Gegend erſt ſeit 1765 geworden, von wo ab ſie das Ziel von vier naturwiſſenſchaftlichen Reiſen des berühmten Phyſikers J. A. de Luc aus Genf und ſeines Bruders ward. Siehe deren noch jetzt leſenswerthe Relation de divers voyages aux Montagnes de Sixt en Faucigny, die zu Maſtricht MDCCLXXVI unter dem Titel erſchienen iſt: Relation de différens voyages dans les Alpes du Faucigny. Par Messieurs *D.* et *D.* Von der Vallée de Sixt kann man in das Valorſiner Thal gelangen, und zwar auf einem der gefährlichſten Alpenpäſſe, dem Col de Tanneverges. Es erhebt ſich 7260 Fuß über das Meer, zwiſchen den beiden Bergen le Cheval blanc und le Vieux. Nördlich dehnt ſich der Grenairongletſcher aus, über welchen der ſchwarze Felſenkamm des Grenier emporragt. Aus dem Sixtthale war der verwegene Gemsjäger, deſſen von Sauſſure Voyage dans les Alpes II. p. 151 gedenkt, und der das Schickſal ſeines Vaters und ſeines Großvaters hatte. Alle drei ſtarben nämlich als Opfer ihrer blinden Leidenſchaft für die Gemſenjagd.

Tanninge-Flairier, gleichſam am Fuße des hohen Berges Marcheli oder Marchilly oberhalb des Giffre. Dieſe Pfarrgemeinde zählt 2721 Einwohner, die in den Dörfern le Bourg, le Mont, Rond, Arroner, Rems, Fry, Verner-la-Pallu und 14 Weilern leben. Das gleichna-

mige, fruchtbare und äußerſt liebliche Thal, welches zwiſchen dem Marcheliberg und dem Môle liegt, endet in den ewigen Schneefeldern des Buet und des Dent du Midi. Da es nicht paſſend ſein würde, hier in alle Einzelnheiten einzugehen, ſo verweiſen wir auf Martin's Itinéraire de la Vallée de Taninge etc. (Genève 1821.)

Viùz-en-Salaz, am Fuße der Montagnes des Voirons, in einer getreidereichen Thalebene des Bas-Faucigny. Zu dieſer Gemeinde, die 1961 Einwohner zählt, gehören 26 zerſtreute Weiler. Die Genfer bemächtigten ſich im 16. Jahrh. dieſes Ortes, wurden aber 1538 aus demſelben und aus dem dortigen Schloſſe vertrieben, wo ſie einen eigenen Verwalter angeſetzt hatten. (Graf *Henckel von Donnersmarck.*)

FAUCILLE. 1) Berge von la Faucille, eine Bergkette in der Landſchaft Ger, einem Theile des Jura. Sie erreichen auf dem höchſten Punkte, der Straße zwiſchen Ger und Mijour, 4104 Fuß. 2) Berge im Departement der Vogeſen, welche die Vogeſen und Cevennen verbinden. (*Daniel.*)

FAUDACQ (Charles François), Chirurg, wurde zu Ende des 17. Jahrh. in Namur geboren, ſtudirte in Paris unter J. L. Petit und Morand, und ließ ſich dann in ſeiner Heimath nieder. Seine Schriften über Wunden und Schußwunden ſind für die damalige Zeit immer beachtenswerth, nämlich: Réflexions sur les plaies, ou la méthode de procéder à leur curation, suivant les principes modernes, la structure naturelle des parties et leurs mouvements méchaniques; fondées sur l'expérience la plus certaine. Avec des Remarques des plus grands maîtres de l'art et leurs observations les plus curieuses et les plus instructives, touchant les plaies des trois ventres. (Namur 1735.) 577 p. Nouveau Traité des plaies d'armes à feu, avec des remarques et des observations. (Namur 1746.) (*F. W. Theile.*)

FAUGUES (Vincenzo), auch Fagus, oder la Fage genannt, ein Componiſt des 15. Jahrh., den Baini wiederholt mit anführt, da ſich von ſeiner Arbeit im päpſtlichen Archive mancherlei vorfindet, namentlich Meſſen, vorzüglich über das damals und lange noch beliebte Thema: l'homme armé (Kandler's Überſetzung des Baini). Gerber nennt in ſ. alten Lexikon noch einen andern Tonſetzer la Faghe aus der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts, der mit dem vorigen nicht zu verwechſeln iſt. (*G. W. Fink.*)

FAUJAS de St. Fond (Barthélemi), Geolog, geb. am 17. Mai 1741 zu Montélimart im Dauphiné, geſt. am 18. Juli 1819 auf ſeinem Landgute St. Fond im Dauphiné, woſelbſt er auch an dem von ihm beſtimmten Platze beerdigt worden iſt. Seine Vorſtudien machte Faujas vom 12. Jahre an im Jeſuitencollegium zu Lyon. Er legte hier einen ſolchen beſondern Geſchmack an der Poeſie an den Tag, daß der Director der Anſtalt bei einer Gelegenheit, wo ihm der poetiſche Preis zuerkannt wurde, ihm die Worte zuzurufen ſich veranlaßt fühlte: Si vous voulez être heureux, ne faites pas des vers. Als er aber nachher in Grenoble die Rechtswiſſenſchaft ſtudirte, ſcheint er dieſer poetiſchen Neigung ſich gänzlich entſchlagen zu haben; denn ſelbſt ſeine häufigen Beſuche der Alpen in dieſer Periode des Lebens galten nicht etwa der poetiſchen Auffaſſung der Naturſchönheiten der Gebirgswelt, ſondern der junge Student der Rechte forſchte dabei nach der Zuſammenſetzung der Gebirgsmaſſen, und legte ſo den Grund zu ſeinen Kenntniſſen über Geologie oder über die Theorie der Erde, wie man die Sache damals mit Buffon und Guétard nannte.

Nachdem er einige Jahre die Advocatur betrieben hatte, wurde er 1765 Präſident des Tribunals in Grenoble, welcher Stelle er zwar aufs Beſte vorſtand, ohne aber mit Freude an ſeinem Berufe erfüllt zu werden. Namentlich ſoll die Erkennung der Todesſtrafe ſeinem Herzen immer ſehr wehe gethan haben. Dazu kam, daß, je mehr er in ſeinen Forſchungen in der Natur fortſchritt und die Großartigkeit und Einfachheit der letztern kennen lernte, um ſo mehr auch durch das kleinliche Formenweſen die richterliche Carriere ihm verleidet werden mußte. Faujas ſetzte aber das Studium der Geologie, der Chemie und Phyſik mit Eifer fort, und trat 1776 als Schriftſteller im Gebiete der Paläontologie auf. Dadurch kam er mit Buffon in Correſpondenz, und es erhielt ſeine Laufbahn ſchnell eine veränderte Richtung. Buffon nämlich, der 1777 die perſönliche Bekanntſchaft von Faujas in Paris machte, benutzte ſeinen großen Einfluß, um demſelben die Stelle eines Adjoint-Naturaliste au Muséum mit 6000 Franken Gehalt auszuwirken. Später wurde er auch noch zum Commissaire du roi pour les Mines mit 4000 Franken Gehalt ernannt. Von da an lebte Faujas ganz der Geologie, zu welchem Ende er viele Reiſen unternahm, nicht nur in verſchiedene Provinzen Frankreichs, ſondern auch nach England, Schottland, den Hebriden, nach Oberitalien, Kärnthen, Böhmen, Teutſchland, Holland, den Niederlanden. Während der Revolution verlor er zwar den Gehalt von einer ſeiner Stellen; dafür decretirte ihm aber 1797 der Rath der Fünfhundert, auf den Vorſchlag von Dubois aus den Vogeſen, eine Entſchädigung von 25,000 Franken für ſeine zum Vortheile der Wiſſenſchaft unternommenen Ausgaben.

Als der öffentliche Unterricht wieder vollſtändig geordnet wurde, erhielt Faujas die Profeſſur der Geologie am Muſeum der Naturgeſchichte, und ſeine bis zum J. 1818 fortgeſetzten Vorleſungen gehörten zwar nicht grade zu den ausgezeichnetern, aber doch zu den ſehr belehrenden, da Faujas, weit entfernt, ſich als den Centralpunkt ſeiner Wiſſenſchaft zu betrachten, den Unterſuchungen Anderer ſtets volle Rechnung trug, und ſo die Wiſſenſchaft nach ihrem jeweiligen hiſtoriſchen Standpunkte vortrug. Faujas hatte eine ſcharfeindringende Beobachtungsgabe, und ſein Name wird in der Geſchichte der Geologie und Paläontologie ſtets geachtet bleiben, wenngleich er in den ſpätern Jahren an dem lebhaften Umſchwunge dieſer Wiſſenſchaften keinen eingreifenden Antheil mehr genommen hat. — Außer 36 Abhandlungen in den 19 erſten Bä-

den der Annales et Mémoires du Muséum d'histoire naturelle hat er folgende, insgeſammt in Paris erſchienene, Schriften herausgegeben: Mémoire sur les bois de cerf fossiles trouvés en 1775 dans les environs de Montélimart, à quatorze pieds de profondeur. (1776. 4. 1779. 4.) — Recherches sur les volcans éteints du Vivarais et du Velay, avec un discours sur les volcans brûlants, des mémoires analytiques sur les Schörls, la Zéolithe, les Basaltes etc. (1778. fol.) — Mémoire sur la manière de reconnaître les différentes espèces de pouzzolane et de les employer dans les constructions sous l'eau et hors de l'eau. (1780.) — Histoire naturelle de la province de Dauphiné. (1781. 8. 1782. 12.) — Description des expériences aérostatiques de M. Montgolfier et de celles, auxquelles cette découverte a donné lieu. 2 Voll. 1783. (Teutſch von Gehler. Leipzig 1784.) — Minéralogie des Volcans, ou Description de toutes les substances produites ou rejetées par les feux souterrains. (1784.) — Essai sur l'histoire naturelle des roches de trapp, avec des analyses et des recherches sur leurs caractères distinctifs. (1788. 12. 1813. 8.) — Essai sur le goudron du charbon de terre, et de la manière de l'employer pour caréner les vaisseaux. (1790.) — Voyage en Angleterre, en Ecosse et aux îles Hébrides, où l'on trouve la description détaillée de la grotte de Fingal à l'île de Staffa. 1797. 2 Voll. (Teutſch von Wiedemann. Gött. 1799. Auch ins Engliſche überſetzt.) — Histoire naturelle de la Montagne de Saint-Pierre de Maestricht. 1798. gr. 8. (Hundert Exemplare in Fol.) — Essai de géologie, ou Mémoires pour servir à l'histoire naturelle du globe. (1808 et 1809.) 3 Voll.

Faujas hat auch eine Ausgabe der Oeuvres de Bernard de Palissy (1777. 4.) beſorgt, und mehre Manuſcripte hinterlaſſen, darunter eins über die Seidenwürmer. Von Freycinet, dem Bruder des Schiffers, erſchien: Essai sur la vie et les Ouvrages de Faujas de St. Fond. (Paris 1820. 4.) (*F. W. Theile.*)

Faujasia *Cassin.*, ſ. Senecio.

FAUKEN (Johann Peter Franz Xaver), Arzt, geb. zu Wien am 9. März 1740, promovirte daſelbſt im J. 1767, und wurde ſpäterhin Arzt des Hoſpitals zu St. Marcus und des Waiſenhauſes am Rennwege in Wien. Er ſtarb am 19. Juni 1794. Außer ſeiner Inauguralabhandlung (Diss. de solutione reguli et vitri antimonii in diversis vinis hic loci cognitis. [Vindob. 1767.]) ſchrieb er noch einige, im Ganzen unbedeutende, Schriften: Das in Wien im J. 1771 und 1772 ſehr viele Menſchen anfallende Fäulungsfieber. Sammt Anhang einer bösartigen Krankheit, welche im J. 1770 unter den Kindbetterinnen im Spitale zu St. Marx gewüthet hat. (Wien 1772.) — Anmerkungen über die Lebensart der Einwohner in großen Städten. (Wien 1779. 12.) — Entwurf eines allgemeinen Krankenhauſes. (Wien 1784.) — Entwurf zu einer Einrichtung der Heilkunde. (Göttingen 1794.) Lateiniſch: Diagramma de studio medico. (Gött. 1794.) (Gegen die wiener Univerſität. Der Druck in Wien ſtieß auf Cenſurſchwierigkeiten, obwol Fauken die Erlaubniß erhalten hatte, das Schriftchen dem Kaiſer zu dediciren, und deshalb wurde es im Auslande gedruckt.) (*F. W. Theile.*)

FAUL (August Heinrich), geb. am 29. Auguſt 1718 zu Roſtock, ſtudirte zu Helmſtedt die Rechte und lebte dann als Advocat zu Schwerin. Seine Kenntniſſe und Talente erwarben ihm 1753 die Stelle eines Legationsſecretairs bei der herzogl. Regierung. Im J. 1763 ward er zum mecklenburg-ſchweriniſchen Kanzleirath ernannt. Den Charakter eines wirklichen Regierungsraths erhielt er ein Jahr vor ſeinem 1775 erfolgten Tode. Faul war Verfaſſer vieler anonymen Schriften, und nahm in jüngern Jahren thätigen Antheil an mehren Journalen. Von ihm ſind unter Anderem die Briefe über die Einrichtung des Schulweſens und des Unterrichts der Kinder und jungen Leute überhaupt [1]. Er ſchrieb außerdem einen Beitrag zur Berathſchlagung über die Handelsgrundſätze zur wahren Aufnahme der Länder. (Kosmopolis 1771.) Auch entwarf er den Plan zu dem ehemaligen Pädagogium zu Bützow. Er beſaß überhaupt vielſeitige Kenntniſſe und ſprach und ſchrieb mit großer Gewandtheit. In ſeinem Charakter als Menſch war er höchſt liebenswürdig [2]. (*Heinrich Döring.*)

Faulbaum, Faulbeerbaum, ſ. Rhamnus Frangula und Prunus Padus.

Faule Grete, ſ. Aethusa Cynapium.

Faulfieber, ſ. Fieber.

FAULFISCH (Peter). So wird hin und wieder ein Schulmann des 15. Jahrh. genannt, welcher mehr unter dem Namen Peter von Dresden (Petrus Dresdensis) bekannt iſt und zu den treueſten Bekennern der Huſſitiſchen Lehre gehört. Man weiß ſehr wenig von ſeiner Perſon und ſeinen Lebensumſtänden, und auch das Wenige iſt meiſtentheils unzuverläſſig. Der gelehrte Leipziger Jacob Thomaſius hat eine Monographie über ihn, Dissertat. de Petro Dresdensi (Lips. 1678. 4.), herausgegeben, die mit vielem Fleiß gearbeitet iſt, jedoch in mehren Punkten durch neuere Forſchungen berichtigt wird. Sein Taufname Peter iſt wol außer Zweifel; deſto ungewiſſer iſts, wie er weiter geheißen, wobei man auch nicht aus der Acht laſſen darf, daß Familiennamen damals noch nicht ſo allgemein üblich waren. Von dem Zunamen *Dresdensis* hat man den ſichern Beweis hernehmen wollen, daß er aus Dresden ſei gebürtig geweſen. Aber, nicht zu gedenken, daß ſich ſtatt Dresdensis hier und da auch Dresensis, Trecensis, Drasensis findet, was allenfalls als Schreib- oder Leſefehler gelten möchte, ſo wird von namhaften Schriftſtellern,

1) Nebſt einer hiſtoriſchen Betrachtung der Religion von Erſchaffung der Welt bis zum Anfange der chriſtlichen Kirche unter den Apoſteln. Mit einer Vorrede begleitet von A. J. D. Äpinus, ordentl. Profeſſor der Redekunſt zu Roſtock. (Roſtock und Wismar 1750.) 2) Vergl. Nugent's Reiſen durch Mecklenburg. 2. Bd. S. 216 fg. Meuſel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 286.

wie Äneas Sylvius, Herm. von der Hardt u. A., weit glaubwürdiger, Böhmen als ſein Vaterland und Tauſchkow ob der Miß, ein kleiner Ort unweit Prag, als ſein Geburtsort angegeben. Will man endlich den von Einigen ihm beigelegten Familiennamen Faulfiſch nicht gradezu für irrthümlich erklären, ſo wird man geneigt ſein, ihn für einen Verwandten ſeines Lehrers Hieronymus von Prag zu halten, der nach faſt allgemeiner Behauptung Faulfiſch ſoll geheißen haben, was indeſſen auch noch einigem Zweifel unterliegt.

Aus den wenigen, aber zum Theil einander ganz zuwiderlaufenden, Nachrichten von Peter's Leben und Wirken dürfte Folgendes am ſicherſten anzunehmen ſein. Er erhielt ſeine wiſſenſchaftliche und geiſtige Bildung auf der prager Univerſität, vornehmlich durch den Unterricht der beiden hochgeachteten Männer Huß und Hieronymus, die er lieb gewann und deren Grundſätzen er eifrig zugethan war, wie denn unter den Namen ihrer wärmſten Freunde auch der ſeinige mit genannt wird. Nach vollendeten Studien trat er ſelbſt in das Lehramt zu Prag, wahrſcheinlich nicht als akademiſcher, ſondern als Schullehrer. Da er ſich aber, nachdem im J. 1409 jenes bekannte harte Schickſal über Prag ergangen war, nicht länger dort halten konnte, verließ er Stadt und Vaterland und wendete ſich nach dem benachbarten Sachſen. Hier arbeitete er an gelehrten Schulen, anfänglich in Dresden, dann in Chemnitz, ſpäter, und vielleicht am längſten, in Zwickau. Nach Tob. Schmidt's zwickauiſcher Chronik hat er das Rectorat, nach Thomaſii Bericht das Cantorat verwaltet. Beides konnte in jenen Zeiten wol füglich neben einander beſtehen; und daß er der Kunſt des Geſanges mächtig geweſen, iſt nicht zu bezweifeln. Wie lange ſein Aufenthalt in Sachſen gedauert, iſt ungewiß; nach der gewöhnlichen Angabe fünf Jahre, jedoch wahrſcheinlich etwas länger. Die von Einigen gehegte Meinung aber, daß er in Zwickau geſtorben ſei, iſt gewiß falſch, und mag vielleicht aus Misverſtändniß der Angabe entſtanden ſein, daß er daſelbſt zuletzt (in Sachſen nämlich) gelebt habe. Denn als nun die Huſſiten mit zerſtörender Gewalt in Sachſen eindrangen, war hier ſeines Bleibens nicht mehr, und er kehrte nach Prag zurück, ſetzte daſelbſt das Lehramt wieder fort, und ſoll es bis an ſein Ende geführt haben. Iſt dieſes, wie einſtimmig berichtet wird, im J. 1440 erfolgt, ſo läßt ſich mit ziemlicher Sicherheit berechnen, daß er höchſtens etwas über 50 Jahre alt geworden iſt. Beſtimmt läßt ſich aber ſein Alter nicht angeben, da man ſein Geburtsjahr nicht weiß.

Nicht ohne Bedeutung iſt ſein Name in der Geſchichte des chriſtlichen Cultus, und zwar in Bezug auf einige ihm zugeſchriebene, aus Latein und Teutſch zuſammengeſetzte, Weihnachtsgeſänge, von denen die drei: Puer natus in Bethlehem etc., Quem pastores laudavere etc. und In dulci jubilo etc., die bekannteſten ſind, und dieſer letzte als ein macaroniſches Lied, d. h. in welchem bei fortgehendem Inhalte beide Sprachen zeilenweiſe abwechſeln, ſich am auffallendſten vor den übrigen auszeichnet, in denen der Wechſel nur ſtrophenweiſe ſtattfindet, und die teutſche Strophe immer die Überſetzung der vorhergehenden lateiniſchen enthält. — Schon Luther machte in den beiden letzten der von ihm ſelbſt beſorgten Geſangbücher von dieſen lateiniſch-teutſchen Liedern Gebrauch, gleichzeitig auch die katholiſche Kirche; und es haben ſich in vielen, namentlich Lutheriſchen, Geſangbüchern jene Lieder, doch meiſt mit Umwandlung des Lateiniſchen in Teutſch, bis in die neuern Zeiten erhalten. Dagegen hat bei der reformirten Kirche, ſowie bei der böhmiſch-mähriſchen Brüdergemeinde, dergleichen Geſang gleich vom Anfange an keinen Eingang gefunden. — Wie viel Antheil Peter an den ihm beigelegten Liedern haben mag, iſt mit Gewißheit durchaus nicht zu beſtimmen, da es an hinlänglichen Nachrichten darüber gänzlich fehlt. Auffallend bleibt es immer, daß jene Lieder ſammt und ſonders, nachdem ſie ſchon weit über hundert Jahre in öffentlichem Gebrauche waren, noch anonymiſch in den Geſangbüchern ſtehen, und erſt um die Mitte des 17. Jahrh. der Name Petrus Dresdensis ſich dabei findet, welcher aber von der Zeit an auch mehren Liedern beigeſetzt iſt, die ihm nicht angehören können, ſondern nachweislich theils frühern, theils ſpätern Urſprungs ſind. Hierbei iſt nicht zu überſehen, daß Zachar. Theobald, ein gelehrter Geiſtlicher in Böhmen, der 1627 ſtarb, in ſeiner Hiſtorie des Huſſitenkrieges die beiden Lieder: Puer natus in Bethlehem und In dulci jubilo, einem andern Freunde Huß's, M. Petrus de Mladonowicz, zuſchreibt; und es könnte gar wohl ſein, daß derſelbe wirklich Verfaſſer dieſer und ähnlicher Geſänge wäre, und Petrus Dresdensis dieſelben blos zum öffentlichen Gebrauche befördert, höchſtens hier und da etwas verändert hätte. — Eine früherhin von Vielen gehegte, oft nachgeſprochene und nachgeſchriebene Meinung ging dahin: Peter von Dresden ſei nicht nur Verfaſſer jener Weihnachtslieder und anderer aus Latein und Teutſch beſtehenden Geſänge, ſondern auch Erfinder der macaroniſchen Versart, und er habe, um dem Volke zu einem verſtändlichen Geſange behilflich zu ſein, dieſe ſeine Lieder bei dem öffentlichen Gottesdienſte eingeführt, wozu er auf ſein Geſuch die ausdrückliche Erlaubniß des Papſtes erhalten habe, jedoch mit der Weiſung, die teutſche Sprache dabei nur abwechſelnd mit der lateiniſchen anzuwenden. Dies Alles erſcheint als völlig grundlos. Gedichte und Lieder, aus der lateiniſchen und der Landesſprache zuſammengeſetzt, namentlich auch in macaroniſcher Versart, gab es damals ſchon ſeit Jahrhunderten, wie die noch jetzt vorhandenen Sprachdenkmale zur Genüge beweiſen. Neues bei dem öffentlichen Gottesdienſte einzuführen, ſtand nicht einmal den niedern Geiſtlichen, geſchweige einem Schulmanne zu. Und an ein Geſuch bei dem Papſte war in dem vorliegenden Falle vollends gar nicht zu denken. Peter würde als Mitglied der Huſſitengemeinde ſich klüglichermaßen ſolches nicht haben beigehen laſſen; und jedenfalls würde er als Mitgenoſſe einer bei dem römiſchen Stuhle ſo übel angeſchriebenen Ketzerſekte die Erlaubniß nicht erhalten haben. Es bedurfte aber auch ſolcher Erlaubniß nicht. Wenn nur die Meſſe, als der weſentliche Theil des katholiſchen Cultus, unangefochten und unverletzt blieb; im Übrigen war mehr Freiheit verſtattet, wie denn damals

ſchon ſeit langer Zeit in verſchiedenen Ländern ſelbſt Kanzelvorträge in der Mutterſprache gehalten wurden.

Folgendes möchte wol die Sache ins rechte Licht ſtellen. Schon von frühen Zeiten her gab es in den chriſtlichen Gemeinden Schülerchöre, die ſowol vor den Häuſern und bei Proceſſionen, als auch in den kirchlichen Verſammlungen ſingen mußten. Die Verſammlungen waren aber beſonders zahlreich bei den Frühgottesdienſten am Weihnachtsfeſte, oder den ſogenannten Chriſtmetten, die ſich bekanntlich auch in der evangeliſchen Kirche noch bis in die neuern Zeiten erhielten. Nun hatte Peter bei ſeinem Schulamte auch die Direction eines Singechors. Er ließ alſo, mit Zuſtimmung der Geiſtlichkeit, die hier gedachten, gleichviel ob von ihm ſelbſt, oder von Andern verfaßten, Weihnachtsgeſänge, die in vielen der noch vorhandenen alten Geſangbücher ausdrücklich als „Chriſtmetten-Lieder“ überſchrieben ſind, durch ſeine Choriſten in dem Frühgottesdienſte am Weihnachtsfeſte ſingen, allerdings wol in der guten Abſicht, daß das Volk, welchem Kirchengeſang in der Mutterſprache bisher noch fremd geweſen, an ſolchen möchte gewöhnt und allmälig zum Selbſtmitſingen teutſcher Lieder geneigt werden. Allem Vermuthen nach theilte er die Choriſten in zwei Chöre, ſodaß das eine die lateiniſchen, das andere die teutſchen Strophen oder Verszeilen ſingen mußte. Während des Chorgeſanges ſchwieg die Gemeinde; ihr aber wurden, entweder damals ſchon oder doch in der Folge, bekannte teutſche Lieder zum Selbſtſingen gegeben, und dieſe mit dem Chorgeſange Strophe um Strophe verbunden, ſodaß das Ganze einen Wechſelgeſang bildete, wie denn auch hiervon ſich Beiſpiele in alten Geſangbüchern finden. Auf dieſelbe Weiſe mag es auch bei den andern Feſten gehalten worden ſein, z. B. an Oſtern mit dem lateiniſchen Chorgeſange Surrexit Christus hodie, welcher ebenfalls, wiewol irrthümlich, unter dem Namen Peter's von Dresden vorkommt.

Denkt man ſich die Sache ſo, ſo wird man an den gedachten Liedern, in deren Inhalte die freilich zum Theil ſehr kraſſen Ideen mit Nachſicht beurtheilt werden müſſen, doch die Zweizüngigkeit des Ausdrucks, zumal in dem einen „In dulci jubilo,“ beiweitem nicht mehr ſo anſtößig finden, vielweniger beſpötteln, wie ſo oft geſchehen iſt; und Peter, möge er nun *Dresdensis* oder Faulfiſch heißen, wird unbeſtritten den Ruhm behalten, in einem finſtern Zeitalter zur Gründung des teutſchen Kirchengeſanges und Förderung eines vernünftigen Gottesdienſtes redlich das Seinige beigetragen zu haben.

(*Fulda.*)

FAULHABER (Johann), ein für ſeine Zeit ſehr geſchickter Mathematiker und Ingenieur, geb. den 5. Mai 1580 zu Ulm, wo er das Handwerk ſeines Vaters, eines Webers[1]), erlernte und eine Zeit lang ausübte, dabei aber eifrig ſtudirte und endlich Rechenmeiſter und Modiſt, d. h. Aufſeher über die Maße und Gewichte in ſeiner Vaterſtadt, wurde. Angeſteckt von dem Hange ſeines Zeitalters zur Schwärmerei und zum Myſticismus, verdarb er leider einen großen Theil ſeiner Zeit mit Roſenkreuzerei, Goldmacherei und Kabbala, und wurde wegen ſeiner Verbindungen mit dem Pſeudopropheten Noah Kolb im J. 1602 eine Zeit lang gefangen gehalten. Dieſe Strafe heilte ihn aber nicht ganz von ſeinen Thorheiten; denn noch im J. 1621 glaubte er „aus 1 Gran Gold in wenig Tagen 2 Gran in ebenderſelben Güte“ machen und durch Kabbala die Erſcheinung von Kometen vorausſagen zu können. Seine wirklich ſchätzbaren Kenntniſſe in der Arithmetik und Geometrie und ſein unermüdlicher Fleiß[2]) erwarben ihm indeſſen einen bedeutenden Ruf im In- und Auslande, ſodaß Descartes, als er im J. 1620 als junger Officier durch Ulm kam, nicht verſäumte, ihn aufzuſuchen. Faulhaber ſoll, nach Montucla's Erzählung (Hist. des mathém. nouv. édit. T. I. p. 614), den jungen Descartes, welcher ein Problem, das unſerm Faulhaber ſehr ſchwierig ſchien, in kurzer Zeit zu löſen verſprach, Anfangs für einen ruhmredigen Fant gehalten und daher nicht wenig geſtaunt haben, als ihm Descartes Tags darauf wirklich die Auflöſung brachte. Beide Männer blieben ſeitdem in freundſchaftlicher Verbindung und rühmten einander. — Im J. 1618 erhielt Faulhaber von dem Landgrafen Philipp zu Heſſen die für jene Zeit anſehnliche Summe von 50 Gulden für Mittheilung ſeiner mathematiſchen und mechaniſchen Erfindungen und Geheimniſſe, mit Ausnahme derer, welche die Minirkunſt betrafen. Im J. 1619 wurde Faulhaber bei dem Feſtungsbaue zu Ulm zu Rathe gezogen, im J. 1622 bei dem Feſtungsbaue zu Baſel. Im J. 1625 verlangte ihn der Prinz von Oranien, 1629 der Fürſt und Cardinal von Ditrichſtein zu ſeinen Dienſten. Im Anfange des Jahres 1630 wurde Faulhaber nach Frankfurt gefodert, um die eingefallenen Bollwerke zu verbeſſern. Im J. 1632 wollte ihn der König von Schweden, bei welchem er auch eine Privataudienz hatte, in ſeine Dienſte nehmen. Die Feſtungswerke von Lauingen und von Memmingen wurden unter Faulhaber's Leitung abgeſteckt ꝛc. Faulhaber ſtarb im J. 1635 an der Peſt. Er hatte ſich

1) Die Familie Faulhaber lebte ſchon in der Mitte des 15. Jahrh. unter den Bürgern in Ulm. Hundert Jahre früher findet man ſie als ein edles Geſchlecht und als Lehensleute des Abtes zu Fulda zwiſchen den Jahren 1354—1461.

2) Faulhaber hatte erſt in reiferem Mannesalter Lateiniſch, Franzöſiſch und Italieniſch gelernt. Wie fleißig er immer fortſtudirte, zeigt ein Brief von ihm an Matthäus Beger, Tuchſcheerer in Reutlingen, worin er unterm 16. April 1617 ſchreibt: „Ich habe mich ſeithero bemühet, die aller fürnehmſten mathematiſchen Bücher teutſch zu bekommen, welche ich durch keine andern Mittel habe erlangen mögen, als daß ich mich eines ſehr mühſamen Werkes unterfangen, und ſolche Bücher, ſo gut ich gekonnt (und mir als einem, der die lateiniſche Sprach nie ſtudirt und erſt den Verſtand derſelben lernt), aus dem Latein in einfältig teutſch vertieret, daß ich jezo alſo bei der Hand habe, in teutſcher Sprach die Bücher Euclidis, Archimedis, Apollonii, Sereni, Theodosii, Regiomontani, Cardani u. A., die ich unterlaſſe zu nennen, welche mir von Herrn M. Michael Möſtlino, Prof. in Tübingen, ſind fürgeliehen worden; und habe jezt unter Handen noch zu vertieren die opticen Vitellionis, ſo mir Gott Gnad verleyhet, daß ich alſo vermeine, ich werde nunmehr an rechten guten mathematiſchen Grund und Fundament keinen Mangel haben, fürhin etwas darauf zu conſtruiren und bauen ꝛc.“ Auch aus dem Franzöſiſchen überſetzte Faulhaber Vieles.

im J. 1600 verheirathet und mit ſeiner Frau neun Kinder erzeugt. Mehre ſeiner Nachkommen haben ſich in der Arithmetik, Geometrie, Ingenieurkunſt, Phyſik ꝛc. rühmlich ausgezeichnet. Faulhaber's Werke ſind: 1) Arithmetiſcher, cubicoſſiſcher Luſtgarten, mit neuen Inventionibus gepflanzet ꝛc.; gedruckt zu Tübingen 1604. 4. (nachher mehrmals neu aufgelegt und erklärt). 2) Neu erfundener Gebrauch eines niederländiſchen Inſtruments zum Abmeſſen und Grundlegen, mit ſehr geſchwindem Vortheil zu prakticiren. (Augsburg 1610. 4. [nachher öfter aufgelegt, auch ins Lateiniſche überſetzt]). 3) Neue geometriſche und perſpectiviſche Inventiones etlicher ſonderbarer Inſtrumenten, mit Kupfern. (Frankfurt 1610. 4.) — Faulhaber's Kunſtkammer und Sammlung mathematiſcher Inſtrumente war zu ihrer Zeit ſehr berühmt. 4) Neue geometriſche und perſpectiviſche Inventiones zu Grundriſſen der Paſteyen und Veſtungen. (Frankfurt 1610. 4.) Mit Kupfern. Die letztgenannten drei Werke ſind auch ins Lateiniſche überſetzt von Joh. Remmelin. (Frankfurt 1610. 4.) 5) Neuer mathematiſcher Kunſtſpiegel. Darinnen fürnemlich dreyerley Stuck zu ſehen. Als erſtlich, ein gründtliche Verzeichnuß der wunderbarlichen Natur und Eigenſchaften etlicher Zahlen Danielis vnd der Offenbahrung St. Johannis. Zum andern, ein newerfundener gebrauch Daniel Specklins Inſtrument zu Abmeſſung der Höhe, Tiefe, Weite vnd Breyte, wie auch zum Planimetriſchen Grundlegen. Zum dritten, ein Kurzer doch klärlicher Bericht vonn einem ſechsſpitzigen Proportional-Zirkel, wozu derſelbig fruchtbarlich zu gebrauchen ſeye. Mit einem Kupfer. (Ulm 1612. 4.) — Auch dieſe Schrift iſt ins Lateiniſche überſetzt. 6) Andeutung einer unerhörten Neuen Wunderkunſt, welche der Geiſt Gottes in etlichen prophetiſchen und bibliſchen Geheimniſſen, Zahlen bis auf die letzte Zeit hat wollen verſiegelt und verborgen halten. (Nürnberg 1613. 4.) Die lateiniſche Überſetzung heißt: Ansa inauditae et novae artis, quam Spiritus Dei arcanis aliquot propheticis et biblicis numeris ad ultima haec tempora obsignare et operire voluit. (Ulm 1613.) Dawider erſchien: Phantasma quae Joh. Faulhaber de ansa inauditae et admirabilis artis etc. et de Magia Arcana Coelesti etc. somniavit, explicata, discussa. (1614. 4.) 7) Himmliſche geheime Magia oder neue Cabaliſtiſche Kunſt- und Wunderrechnung von Gog und Magog. (Nürnberg 1613. 4.) Dieſe Schrift, die gleichfalls ins Lateiniſche überſetzt wurde, gab wieder Veranlaſſung zu Gegen- und Vertheidigungsſchriften. 8) Arithmetiſcher Wegweiſer (Ulm 1614. 8.), iſt oft neu aufgelegt, ſeit 1762 unter dem Titel: Arithmetiſcher Tauſendkünſtler, welcher alles Mögliche und Nöthige in der Rechenkunſt mit vielen Exempeln u. ſ. w. aufs Kürzeſte und Leichteſte erklärt. 9) Gemein offen Außſchreiben an alle Philosophos, Mathematicos, ſonderlich Arithmeticos vnnd Künſtler Europae. (Augspurg 1615.) 10) Herrn Joh. Faulhaber's Continuatio ſeiner neuen Wunderkünſten oder Arithmetiſchen Wunderwerken. Herausgegeben durch Conradum Holzhalbium, von Zürich. (1617. 4.) 11) Neue Invention einer Hauß- und Handmühle. (Nach Weyermann Ulm 1617. 4., nach Käſtner Augsburg 1616. 4.) 12) Solution, wie man die Friſten, welche ohne Intereſſe auff gewiſſe Ziel zu bezahlen verfallen, wenn mans auff einmal vorher mit Abzug eines gewiſſen per cento — anticipirt — Abrechnen ſoll. — (Ulm 1618. fol.) 13) Fama Syderea Nova. Gemein offentliches Außſchreiben des Ehrenveſten, Weitberühmten Vnd Sinnreichen Herrn Joh. Faulhaber's u. ſ. w. Anlangend den neuen und durch ein ſonderbare Invention lange zuvor prognosticirten Cometſtern, So den 6. Monatstag Decembr. des ablauffenden 1618. Jahrs, An alle Philosophos Mathematicos etc. Authoris manu propria Schriftlichen verfaſt und abgangen; Nun aber ꝛc. ꝛc. in offenen Truck publicirt durch M. Julium Gerhardinum Goldtbergen, Jenensem. (Nürnberg. 4.) (Die Dedication iſt vom December 1618 an David Verbez, ulmiſchen Stadtphyſikus.) 14) J. Faulhaber's Continuatio deß newen Mathematiſchen Kunſtſpiegel ꝛc. (Tüb. 1620. 4.), enthält ein Verzeichniß von 32 Inventionen ꝛc., welche in der folgenden Schrift wieder vorgetragen und mit zehn neuen vermehrt werden. 15) J. Faulhaber's — Zwey und viertzig Secreta etc. (Augspurg 1621. 4.) 16) Appendix Oder Anhang der Continuation des Newen Mathematiſchen Kunſtſpiegel ꝛc. (Augspurg 1621. 4.) Mit einem Kupfer. 17) J. Faulhaber's erſte teutſche Lection, ſo er in löbl. Fürſtenthum Würtemberg offentlich angeſchlagen vnd gehalten, welche begreift das Prognosticon von Gog und Magog. (Augspurg 1621.) 18) Miracula arithmetica zu der Continuation des Arithmetiſchen Wegweiſers, herausgegeben von David Verbez. (Augsb. 1622. 4. [neu aufgelegt 1631]). 19) Tariff vber das kurze vnd lange Brennholz — auß Befelch Eines Ehrſamen Raths der Stadt Vlm. (Vlm 1625.) 20) Weitere Continuation des privilegirten mathematiſchen Kunſtſpiegels. (Ulm 1626. 4.) 21) Geheime Kunſtkammer ꝛc. (Ulm 1628. 4.) 22) Ingenieurs-Schul, Erſter Theyl: Darinnen durch den Canonem Logarithmicum alle Planiſche Triangel zur Fortification, oder Architectura Militari, Optica, Geodaesia, Geometria etc. gar leichtlich vnd behänd zu ſolviren *gelährt wird*, darneben die Doctrina triangulorum sphaericorum zur Geographia, Gnomonica, Astronomia gehörig auch zu ſehen ꝛc. (Frankfurt a. M. 1630.) 170 S. mit 3 Kpft. 23) Appendix Oder Anhang des Erſten Theils der Ingenieur-Schul Joh. Faulhaber's ꝛc., darinnen das ganze Fundament vnd rechte grund der Logarithmorum, daraus ſie entſpringen vnd gemacht werden, kürzlich angedeutet und erleutert wird. Allen denen, ſo das eigendtliche Fundament der Kunſt zu wiſſen begehren, zu gefallen angehengt. 24) Canon Triangulorum logarithmicus, d. i. künſtliche logarithmiſche Tafeln der Sinuum, Tangentium vnd Secantium; Nach Adriani Vlacq's Calculation, Rechnung vnd Manier geſtellt. (Augsburg 1631.) 25) Zehntauſent Logarithmi der abſolut oder ledigen Zahlen von 1 bis 10000 ꝛc. (Augsb. 1631.) — Die drei letztgenannten Werke wurden bei der zweiten 1637 in 4. erſchienenen Ausgabe des erſten Theils der „Ingenieurs-Schul" in dieſe mit aufgenommen. 26) Academia Algebrae, darinnen die miraculoſiſchen Inven-

tiones zu den höchſten Coſſen weiters continuirt und perficirt werden ꝛc. (Augsburg 1631. 4.) 27) Vernünftiger Creaturen Weiſſagungen ꝛc. (Augsburg 1632.) 28) Ingenieurs-Schul, der andere Theil (von der Regular-Fortification ſammt den Außenwerken), der dritte Theil (Irregular-Fortification), der vierte Theil (Belagerung und Vertheidigung). (Ulm 1633. 4.) Die ganze Ingenieurs-Schul iſt nachher öfter wieder aufgelegt, z. B. Nürnberg 1634, 1637. — Von den übrigen zahlreichen Mitgliedern der Familie Faulhaber, welche ſich als Gelehrte beſonders um die Mathematik und die Naturwiſſenſchaften verdient gemacht haben und größtentheils auch als Schriftſteller aufgetreten ſind, mögen hier nur noch folgende zwei erwähnt werden:

I. Christoph Ehrhardt Faulhaber, geb. zu Ulm den 10. Aug. 1708, ſtudirte in Jena und Wittenberg, und erhielt 1737 einen Ruf nach Ulm als Profeſſor der Mathematik. Zwei Jahre ſpäter wurde er Pfarrer und verwaltete nach einander verſchiedene geiſtliche Ämter, bis er den 16. Juli 1781 als Senior Ministerii und Eherichter ſtarb. Er beſaß in der Phyſik, Mathematik und in den theologiſchen Wiſſenſchaften gründliche Kenntniſſe und ſtiftete an den ulmiſchen Kirchen und Schulen viel Gutes. Seine Schriften ſind: 1) De effectu lentium simplicium tam extra oculum quam in oculo, Praes. *J. P. Hasio.* (Wittenb. 1735. 4.) 2) Duae ex Optica controversiae, Respond. *Jo. Matthaeo Faulhabero,* fratre praesidis. (Wittenb. 1735. 4.) 3) De incerta mutabilitate obliquitatis Eclipticae. (Ulmae 1740. 4.) 4) De mensura geometrica constante nondum detecta. (Ulmae 1744. 4.) 5) De motus perpetuitate in machinis impossibili. (Ulmae 1751. 4.) 6) Communionbuch, mit Kupfern. (Ulm 1754, nachher öfter aufgelegt.) 7) De virtute speculorum causticorum. (Ulmae 1755. 4.) 8) Sammlung von Meinungen großer Gelehrten vom Blutregen. (Ulm 1755.) 9) Dissert. ubi mechanica sessionis nostrae consideratio sistitur. (Ulmae 1760. 4.)

II. Elias Matthäus Faulhaber, geb. zu Ulm den 2. Sept. 1742, ſtudirte in Erlangen und Jena Theologie, Mathematik, Phyſik, Chemie, Phyſiologie, jus publicum und Geſchichte. Im J. 1766 kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück und wurde dort 1767 Profeſſor der Mathematik. Zwei Jahre ſpäter wurde er Pfarrer und ſtarb nach rühmlicher Verwaltung mehrer Schul- und Kirchenämter im J. 1794 den 28. Mai. Er wird als ein tiefer Denker und als ein ſehr aufgeklärter, freiſinniger, dienſteifriger, wohlthätiger und frommer Mann gerühmt. Seine Schriften ſind: 1) De oppositis Mathematicorum quantis. (Ulmae 1768. 4.) 2) De attractione. (Ulmae 1779. 4.) 3) Recenſionen in Seiler's Gemeinnützigen Betrachtungen vom J. 1777 an. 4) Beſorgte er viele Jahre den ulmer Wappen- und Quartkalender.

Über dieſe und die übrigen Glieder der Faulhaber'ſchen Familie ſehe man Albr. Weyermann's Nachrichten von Gelehrten, Künſtlern und andern merkwürdigen Perſonen aus Ulm. (Ulm 1798 und Fortſetzung Ulm 1829.) Über Johann Faulhaber's Werke ſ. Käſtner's Geſchichte der Mathematik. 3. Bd. S. 111—152. Über Elias Matthäus Faulhaber ſ. Schlichtegroll's Nekrolog 1796. S. 215—237. (*Gartz.*)

FAULHORN (das). In der Kette von Gebirgen, die in dem ſchweizeriſchen Canton Bern das Grindelwald von dem Thale des Brienzerſees ſcheidet, verdient beſonders das Faulhorn genannt zu werden. Früher kaum beachtet, hat es erſt im J. 1787 die Aufmerkſamkeit der Alpenwanderer auf ſich gezogen[1]), und noch im J. 1809 galt die Beſteigung ſeines Gipfels für eine, wenngleich völlig gefahrloſe, Reiſe[2]). Seit 1832, wo ein geräumiger Gaſthof von drei Stockwerken unweit der Spitze dazu einladet[3]), gehört es zu den beſuchteſten Bergen in der Schweiz; zumal die Marſchzeit von Grindelwald aus nur auf 4½ Stunden berechnet wird. Das Faulhorn hat die Geſtalt eines halb von Oben nach der Grundfläche entzweigeſchnittenen Kegels, der ſeine ſenkrechten tiefen Abſtürze gegen Norden hin ausſtreckt. Sein ſüdlicher Abhang iſt auf dem Gipfel nicht nur, wie es in Höpfner's Magazin a. a. O. geſagt wird, mit etwas Gras bewachſen, ſondern auch, wie König a. a. O. erinnert, mit „Vergißnichtmeinchen"[4]) geziert und von Mäuſen durchfreſſen. Dieſer Gipfel erhebt ſich 8020 Fuß über die Meeresfläche[5]) und gewährt eine weit ausgedehntere Ausſicht, als der freilich an 2500 Fuß niedrigere Rigiculm. Dieſe Fernſicht iſt, wie es in der Beſchreibung des Grindelwaldthales (Höpfner a. a. O. S. 25) mit Recht behauptet wird, mehr ausgebreitet, als ſchön, und für das Auge wirklich ermüdend; denn ſie umfaßt den größten Theil der nördlichen und nordweſtlichen Schweiz mit ihren Seen, Flüſſen, Bergen und Thälern, die Alpenkette vom Montblanc bis nach Tyrol, und findet ihre Grenzen nur am Jura, in den Vogeſen und in den Bergen des Schwarzwaldes und Lothringens. In den Felſenklüften des Faulhorns horſten oft Lämmergeier und gewöhnliche Adler, ſowie es auch noch den Gemſen zum Aufenthaltsorte und zur Weide dient. Wer ohne

1) Verſuch einer Beſchreibung des Grindelwaldthales in Albrecht Höpfner's Magazin für die Naturkunde Helvetiens. (Zürich 1787.) 1. Bd. S. 25. Die Lage des Faulhorns iſt in dem Meyer'ſchen Atlas der Schweiz, Blatt 10, ſehr kenntlich angegeben, 46° 40′ 34″ der Breite und 5° 39′ 32″ der Länge. 2) Reiſe nach dem Faulhorn, den 10. Aug. 1809, in den Reiſen in die Alpen von F. N. König. (Bern 1814.) S. 56—59. 3) In ſeinen „claſſiſchen Stellen der Schweiz" (Karlsruhe u. Leipzig 1836.) nennt Zſchokke wol etwas dichteriſch dieſes Gaſthaus die höchſte aller menſchlichen Wohnungen unſeres Welttheils. 4) Myosotis perennis et alpestris und Myosotis nana *de Candolle.* 5) Nach J. G. Tralles, Beſtimmung der Höhen der bekannteren Berge des Canton Bern. (Bern 1790.) S. 155 und Helvetiſcher Almanach für das Jahr 1819. (Zürich.) S. 50. — 8312 Fuß über dem Meere nach dem Ingenieur Frey aus Knonau. ſ. Marcus Lutz, Wegweiſer durch die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft. (Aarau 1822.) S. 113. Glutz-Blotzheim, Handbuch für Reiſende in der Schweiz. Fünfte Auflage. (Zürich 1837.) S. 237. Beitzke, Die Alpen. (Colberg 1843.) S. 138. — 8140 Fuß über dem Meere. Wörl, Karte der Schweiz. Golbery, Geſchichte und Beſchreibung der Schweiz. Aus dem Franzöſiſchen. (Stuttgart 1840.) S. 515. — 6240 Pieds de France au-dessus du Lac de Thoune. Wyß, Handatlas a. a. O. Nr. 1.

den Berg zu beſteigen, der auch den Geologen manches Intereſſante darbietet, ſich einen anſchaulichen Begriff von ſeinen nächſten Umgebungen und von dem Umfange der in der That außerordentlichen Fernſicht, der einzelnen ſichtbaren Berghöhen, ihrer gegenſeitigen Lage u. ſ. w. machen will, den verweiſen wir auf nachſtehende Darſtellungen: 1) Karte von Grindelwald, gezeichnet von Kuhnle, geſtochen von Claus in Zug, in Albrecht Höpfner's Magazin für die Naturkunde Helvetiens. (Zürich 1787.) 1. Bd. 2) Vue des montagnes les plus élevées de la Suisse, dessinée sur le Faulhorn par *Weiss.* 3) Ausſicht vom Faulhorn ins höchſte Gebirge des berner Oberlandes in Joh. Rud. Wyß, Handatlas für Reiſende in das berner Oberland. (Bern 1816. Nr. 9 und S. 71 des Textes. Dieſe Ausſicht iſt vom Kunſtmaler Stähli gezeichnet. 4) Das Faulhorn im Grindelwald von J. J. Schweizer, Pfarrer. (Bern 1833.) Eine recht gute Monographie mit einem Panorama von Schmid, und endlich 5) Gebirgspanorama vom Faulhorn in der achten von G. von Eſcher bearbeiteten Auflage der Ebel'ſchen Anleitung, die Schweiz zu bereiſen. (Zürich 1843.) (Graf *Henckel von Donnersmarck.*)

FAULQUEMONT, FAUQUEMONT, FALKENBERG, eine alte Herrſchaft oder Marquiſat im Herzogthume Lothringen, an der Nied, gehörte früher zum Bisthume Metz und kam dann an die lothringiſchen Herzoge. Nach der neuen, 1751 getroffenen, Eintheilung gehörte Faulquemont zum Amte Borlar. Jetzt liegt es im Bezirke Metz des Departements Moſel und hat etwa 1900 Einwohner in 160 Häuſern. Dabei der Blaubrunnen, eine Quelle mit bläulichem Waſſer. (*Daniel.*)

Faulthier, ſ. Bradypus.

FAUNA, als bildlicher Ausdruck für den Inbegriff der Thiere und ihrer Geſchichte. Hier macht Fauna als Thiergeſchichte den Gegenſatz zur Flora, der Pflanzengeſchichte, und zur Mineralogie, für welche kein bildlicher Ausdruck gebraucht iſt, und die daher im proſaiſchen Ausdrucke daneben geſetzt wird. Ob der Ausdruck Fauna für Aufzählung der Thiere oder rückſichtlich für Thiergeſchichte paſſend iſt, zu unterſuchen, würde zu ſpät ſein, da der Gebrauch deſſelben ſo beliebt worden iſt, und wie hätte dieſes anders ſein können, da ein ſo mächtiger Vorgänger vorleuchtete, wie Linné mit ſeiner Fauna Suecica [1]). Der Ausdruck Fauna für Thiergeſchichte wird beſonders dann gebraucht, wenn von der eines beſtimmten Landes die Rede iſt. So haben wir von Carlo Luciano Bonaparte, Prinzen von Muſignano, Iconografia della Fauna italica [2]). Roſſi (Peter), Arzt zu Piſa, Fauna Etrusca, sistens Insecta, quae in provinciis, Florentina et Pisana praesertim collegit *Petrus Rossius* [3]) etc. Scopoli (Joh. Anton), Profeſſor der Chemie und Botanik zu Pavia, Deliciae Florae et Faunae Insubriae. (4 Bde. Pavia 1786–1788.) Zu Scopoli's Entomologia carniolica (1. Bd. Wien 1763.) bemerkt Cuvier (Das Thierreich, überſetzt von Voigt. 6. Bd. [Leipzig 1843.] S. 559): „Er hat auch Supplementtafeln zu ſeiner Fauna carniolica herausgegeben, die aber wenig bekannt ſind.“ In Beziehung auf Teutſchland nennen wir: Duftſcheid (Kaſpar), Profeſſor in Linz, Fauna Austriae [4]); Schrank (Franz von Paula), Profeſſor zu Ingolſtadt, Fauna Boica [5]); Panzer (Georg Wolfgang Franz), Arzt zu Nürnberg, Faunae Insectorum Germaniae initia, oder Teutſchlands Inſekten [6]); Heer (Oswald), Profeſſor zu Zürich, Fauna Coleopterorum Helvetica (1. Bd. Zürich 1842.); Sturm (Jacob), Maler zu Nürnberg, Teutſchlands Fauna, mit Abbildungen, Nürnberg 1807 fg., deren zahlreichen Hefte ſich über Vögel, Amphibien, Käfer und Conchylien verbreiten; bis 1844 geht dieſe Fauna in der V. Abtheilung. Inſekten bis zum 15. Bändchen. Käfer mit 16 illuminirten Kupfertafeln (Nürnberg 1844); Fürnrohr (A. E.), Profeſſor der Naturgeſchichte am Lyceum zu Regensburg, Naturhiſtoriſche Topographie von Regensburg. In Verbindung mit Forſter, Herrich-Schäffer, Koch, v. Schmöger und v. Voith bearbeitet u. ſ. w. 3. Bd., die Fauna von Regensburg enthaltend. Auch unter dem Titel: Fauna Ratisbonensis, oder Überſicht der in der Gegend um Regensburg einheimiſchen Thiere. Von K. L. Koch, Kreisforſtrath, Dr. A. Herrich-Schäffer, Kreis- und Stadtgerichtsarzt, und F. Forſter, Patrimonialrichter (Regensburg 1840.); ferner Fauna von Thüringen und den angrenzenden Provinzen. I. Säugethiere. Herausgegeben von Dr. Karl Koch, Profeſſor an der Univerſität zu Jena, und die nach der Natur gefertigten Originalzeichnungen von Dr. Ernſt Schenk, akademiſchem Zeichnenlehrer zu Jena [7]). IV. Schmetterlinge, herausgegeben von Dr. Theodor Thon, Profeſſor zu Jena, und die nach der Natur gefertigten Originalzeichnungen von Dr. Ernſt Schenk, *fortgeſetzt von* Joh. Wilh. Krauſe, *Pfarrer in Taupadel, und die* Originalzeichnungen von Schenk [8]). In Beziehung auf andere Länder Europa's: *Linnaei* Entomologia Faunae Suecicae, descriptionibus aucta, curante et augente *C. de Villers* (4 Bde. Leyden 1789.), mit Abbildungen; Villers hat die Beſchreibungen mehrer Inſekten der ſüdlichen franzöſiſchen Departemente hinzugefügt; Paykull (Guſtav), Rath des Königs in Schweden, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, Fauna Suecica (Insecta) [9]); Walckenaer (Karl Athanaſius), Mitglied der Akademie der Inſchriften, Faune parisienne [10]), und Aranéides

1) 1. Bd. Stockholm 1746; zweite vermehrte Ausgabe, ebendaſelbſt 1761; dritte Ausgabe von Andr. J. Retz (Leipzig 1800.), blos die Wirbelthiere begreifend. 2) Rom ſeit 1833 bis jetzt bereits über 29 Hefte. 3) 2 Bde. Livorno 1790, mit colorirten Tafeln; iterum edita et annotationibus perpetuis aucta, von Helwig (1. Bd. Helmſtädt 1795.) und fortgeſetzt von Illiger. (2. Bd. 1807.)

4) Der 1. Bd. 1805 und der 2. Bd. 1812 zu Linz und Leipzig. 5) 3 Bde. (Nürnberg u. Ingolſtadt 1798.) 6) 109 Hefte (Nürnb. 1796 fg.), jedes aus 24 illuminirten Kupfertafeln mit Text beſtehend; vom 110. Hefte bis jetzt zum 180. fortgeſetzt von Herrich-Schäffer. 7) 1. Heft. Mit vier colorirten Kupfertafeln. (Jena 1841.) 8) Heft 1 – 8. Mit colorirten Kupfertafeln. 1838 fg. Die erſten Hefte zu Leipzig, die folgenden zu Jena. 9) 3 Bde. (Upſala 1800.), nur die Käfer enthaltend. 10) 2 Bde. (Paris 1802.)

de la France, ein Theil des unter dem Titel: Faune française publiée par MM. *de Blainville*, *Desmaret*, *Viellot* etc. erſchienenen Werkes; Rambur (M. P.), franzöſiſcher Naturforſcher, der Corſica und Spanien bereiſte, Faune entomologique de l'Andalousie [11]); Zetterſtädt (Joh. Wilh.), ſchwediſcher Naturforſcher, Fauna Insectorum Lapponica [12]). In Beziehung auf Europa überhaupt: Göze (Joh. Aug.), Prediger zu Quedlinburg, Europäiſche Fauna, oder Naturgeſchichte der europäiſchen Thiere. 3 Bde., vom 4. bis zum 9. Bde. fortgeſetzt von J. A. Donndorf. (Halle 1791—1803.) *Augusti Ahrensii* [13]) Fauna insectorum Europae [14]). Im Betreff der außereuropäiſchen Länder bemerken wir: Fabricius (Otto), Pfarrer in Grönland [15]), Fauna Groenlandica [16]); Harlan (Richard), Profeſſor zu Philadelphia, Fauna Boreali-Americana [17]); Schreiber's (Karl von), Directors des kaiſerl. Naturaliencabinets in Wien, Collectanea ad Faunam Brasiliae. Ornithologia [18]); Mikan (Johann Chriſtian), Profeſſor emeritus zu Prag, Delectus Florae et Faunae Brasiliensis [19]); Rüppell (Eduard), Neue Wirbelthiere zur Fauna von Abyſſinien [20]); Siebold (Ph. Fr.), Fauna Japonica, seu descriptio animalium, quae in itinere 1823—1830 collegit etc. Mammalia elaborantibus *C. J. Temminck* et *H. Schlegel* [21]). Pisces, elaborantibus iisdem [22]); *Eichwald* (Eduardus, phil. med. et chir. Dr. etc.), Fauna Caspio-Caucasia nonnullis observationibus novis illustravit [23]). Außer dem, daß zu Fauna gewöhnlich das Land geſetzt wird, wird Fauna in einzelnen Fällen auch ohne dieſe Bezeichnung gebraucht. Für Fauna wird auch ihr Gatte Faunus in Gebrauch genommen. So Faunus, Zeitſchrift für Zoologie und vergleichende Anatomie; herausgegeben von Dr. Johannes Giſtl [24]). (*Ferdinand Wachter.*)

Fauna, ſ. Fatua.

FAUNALIA, ein Feſt, das in Rom den 13. Febr. (*Ovid.* Fast. II, 193), auf dem Lande den 5. Dec. dem Faunus zu Ehren gefeiert wurde. In Rom opferte man dem Gotte eine junge Ziege, etwas Weihrauch und Wein. Die Landleute aber verſammelten ſich in Wäldern und auf Wieſen, und opferten auf dem Altar des Faunus ein Böckchen, goſſen ihm zu Ehren Wein aus und ließen den Pflugſtier raſten. Übrigens überließ man ſich bei dem Feſte dem Tanze und andern Vergnügungen. Horaz (Od. III, 18. 9 sq.) ſingt davon:

Faunus, der du fliehenden Nymphen nacheilſt,
Wenn du meine Grenzen und ſonnenhelle
Trift berührſt, ſo gehe der jungen Brut nicht
Zornig vorüber.

Dafür ſoll dir jährlich ein Böcklein bluten,
Und dem Venusbübchen kein voller Becher
Fehlen, und mein Raſenaltar von Wolken
Weihrauchs dir dampfen.

Alles Vieh, ſobald die Decembernonen
Wiederkehren, ſpringt auf begrastem Anger;
Auf den Feldern feiert das Dorf, und müßig
Weidet der Pflugſtier.

Selbſt der Wolf irrt unter den dreiſten Lämmern,
Und der Buchwald ſtreuet dir Laub zum Lager;
Und der Winzer ſtampft mit vergnügtem Fuße
Drei Mal den Boden.

(*Richter.*)

FAUNI (alte Geographie), ein Volk, das man in den unbekannten aſiatiſchen Norden ſetzte. Nach Strabo [1]) wurde die Macht der Befehlshaber in den griechiſchen Beſitzungen längs des Indusſtromes auf kurze Zeit ſo mächtig, daß einige ihre Herrſchaft durch das Land der Sakae bis an die Grenzen der Serer und Faunen (*Σύρων καὶ Φαύνων*) ausdehnten, welches keinem der vorhergehenden Eroberer geglückt war. Daß für *Σύρων Σήρων* geleſen werden müſſe, darüber iſt kein Streit. Nach Mannert [2]) hießen die Fauni vielleicht *Φρουροί* nach einer Stelle des *Dionys. Perieg.* v. 752, oder vielmehr *Φρῦνοι*, nach der Erklärung des Euſtathius. Nach unſerer Meinung haben die Fenni (die Finnen) zur Bildung des Namens des Volkes Fauni die Veranlaſſung gegeben. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß der große Stamm der Finnen erſt dem Tacitus [3]) ſollte bekannt geworden ſein. Aber bevor ihn die Römer durch die Germanen näher kennen lernten, und man nichts mehr von ihnen wußte, als den Namen, machten die fabelliebenden Griechen Faunen daraus. Da man nach Herodot die Geißfüßler dahin ſtellte, wohin man nichts wußte, ſo konnte es nicht anders kommen, als daß man auch den Faunen einen Platz in dem aſiatiſchen Norden anwies, wiewol ſie eigentlich dem europäiſchen Norden angehören. Doch wollen wir ſie auch von dem aſiatiſchen Norden nicht ausſchließen. Ja! Aſien mag ihre Urheimath ſein, und um ſo leichter konnten die aus den Fennen (Fennis) gebildeten Faunen im aſiatiſchen Norden Wohnſitze erhalten. (*Ferdinand Wachter.*)

Fauni, ſ. Faunus.

FAUNUS, eine alte ländliche Gottheit der Lateiner, nach Virgil (Aen. VII, 45) ein Sohn des Picus, nach Dionyſius (A. R. I, 31 und *Appian.* Fragm. I, 1) des Mars, nach Plutarch aber (Parall. min. 35) des Hermes. Nach dem Tode des Vaters Picus regierte er über die Aboriginer und hatte den mit der Nymphe Marica erzeugten Latinus zum Nachfolger. In dieſen Angaben iſt er alſo ein alter König, aber man betrachtete ihn auch als einen Gott und zwar als einen weiſſagenden. In einem heiligen Haine hatte er ein berühmtes Orakel, das den Umwohnern, wenn ſie in Noth waren, Antworten ertheilte. Der Hain lag unweit weſtlich von Tibur. In

11) Paris 1838. 12) 1. Bd. (Hamm 1828.) 13) Früher Schauſpieler, dann Entomolog. 14) Heft 1—12, ſpäter in Verbindung mit Germar bis Heft 20. 15) Hierauf in Norwegen und Dänemark. 16) 1. Bd. (Kopenhagen und Leipzig 1790.) 17) 1. Bd. (Philadelphia 1825.), enthält die Naturgeſchichte der Säugethiere von Nordamerika. 18) Heft 1. 1833, mit Taf. 19) Wien 1820. 20) 17 Hefte, Frankfurt a. M., wo Rüppell auch wohnt, 1835—1840, mit Abbild. 21) II. Dec. (Leyden 1833 und 1843.) 22) V. Dec. (Leyden 1844.) 23) Mit 40 lithographirten Abbildungen. (Petersburg 1842.) 24) 1. und 2. Bd. (1. Folge.) München 1834. 1835. Neue Folge 1. Bd. (3 Hefte) ebendaſelbſt 1837.

1) Lib. XI. p. 516. 2) Geographie der Griechen und Römer. 4. Th. S. 473. 474. 3) Über die Fenni ſ. *Tacitus*, Germ. 46.

demſelben floß die Geſundheitsquelle Albunea (jetzt Aqua zolfa oder Solfatara di Tivoli genannt) und darum war dieſer Hain der Nymphe Albunea gewidmet. Auf dieſe Lage ſcheint nicht zu paſſen, wenn Virgil, als er den Latinus das Orakel des Vaters befragen läßt, ſich ſo ausdrückt:

Aber der König erſchrak ob der Schau und zu Faunus Orakel
Geht er und forſcht in den Hainen des Schickſal redenden Vaters
An der Albunea Schlund, die groß vor den Nymphen der Wälder
Rauſcht mit heiligem Quell und dumpf mephitiſchen Dunſt haucht.

Dies paßt nicht auf die Waſſerſtröme von Tivoli, die rein und geruchlos ſind und von Schwefeldunſt keine Spur zeigen. Bonſtetten (Reiſe in die claſſ. Geg. Roms I, 315 fg.) erklärt ſich daher ſo darüber: Virgil ſcheint durch Albunea mehr einen Wald als eine Quelle zu bezeichnen. Setzt man mit Servius die Albunea in die große Ebene zwiſchen Tivoli und Rom, ſo findet man zwar ſchwefelartige Gewäſſer, aber ſie fließen geräuſchlos und ohne Abfall, in einer vollkommnen Ebene, eine Meile von jeder Anhöhe, jedem Felſen entfernt, und Virgil konnte ſich ſo nicht ausdrücken. Überdies wäre das Familienorakel des Latinus in einem ganz fremden Gebiete geweſen, faſt 40 Miglien von Laurentum. Bonſtetten vermuthet daher, die Albunea Virgil's ſei die jetzige aqua solforata d'Altiere, deren milchichtes Waſſer viel Schwefelſäure entbindet, einen ſehr ſcharfen und herben Geſchmack hat, und zwiſchen Laurentum und Alba, ſüdlich von Rom, alſo mit der Albunea von Tivoli grade in entgegengeſetzter Richtung ſich befindet. Hier ſtimmt die Natur noch mit Virgil überein, denn der Schwefelgeruch kommt nicht blos aus dem Baſſin oder der Höhle, ſondern auch von dem umliegenden Boden, der früher mit Wald bewachſen geweſen ſein mag. Wenn man Virgil mit Aufmerkſamkeit lieſt, ſo wird man finden, daß er unter Albunea einen geweiheten Hain von großer Ausdehnung unter einem Felſen dieſes Namens verſteht. Das Orakel ſelbſt war ein Wald, der Hain des Faunus, hinter dem Palaſte des Picus. Bei Tibur gab es aber allerdings eine Quelle Albunea, d. h. wie der Name ſagt, eine Quelle mit weißem, milchichtem Waſſer. — Nach Ovid (Fast. 4, 648) befragte auch Numa das Orakel. Er beginnt die Ceremonie mit dem Opfer von zwei Schafen, das eine für Äneas, das andere für den Gott des Schlafs. Die Stirn mit Buchenzweigen bekränzt, legt er ſich auf das Fell der Opferthiere, nachdem er ſein langhaariges, von der Scheere nie berührtes Haupt zweimal in der heiligen Quelle gewaſchen hatte. Er hatte ſich jeder Liebesgemeinſchaft enthalten, nichts Lebendiges geſpeiſt und jeden Ring von ſeinen Fingern genommen. Mit einem gelben Gewande bekleidet, ſprach er vor Schlafengehen ſorgfältig die Worte, die nur an den Gott Faunus gerichtet wurden. Kaum war er eingeſchlafen, ſo erſchien ihm der Gott an ſeiner rechten Seite und drückte mit ſeinem ſchweren Fuße auf das Schaffell, auf welchem Numa ſchlief. Die Antwort ertheilte das Orakel in einer rauhen Versart, welche man die Saturniſche nannte, wahrſcheinlich, weil in ihr Saturnus ſeine Geſetz- und Denkſprüche ertheilt hatte. *Varro* l. l. VI, 3. Origo Romana ex auct. Rom. Q. Fabio Pictore L. Egnatio Veratio etc. collecta in *Sylb.* ed. *Dionys.* p. 1[illegible]; *Hermann* de metr. Graecor. — Des Faunus Gemahlin hieß Fauna, Fatua, die Sprechende, Schickſal Verkündende, von fari, reden (*Justin* 43, 1. Heyne exc. ad Aen. VII, 3. p. 156 sq.) Auch eine Tochter, Fauna, ſoll der Gott gehabt haben. Beide waren in Rückſicht der Keuſchheit das Gegentheil des Gottes und werden mit der Bona dea identificirt. Von der Gemahlin wird erzählt: Sie habe einſt im Genuſſe des Weins ausgeſchweift und ſei deswegen vom Gatten mit einem Myrtenſtrauche ſcharf gezüchtigt worden. Deshalb durfte man bei dem Feſte der Bona Dea nicht einmal den Namen Wein ausſprechen, und obgleich das Haus der Feier mit Weinranken verziert war, ſo wurde doch der Wein, den man in einem zugedeckten Gefäße vor die Göttin hinſtellte, nicht Wein, ſondern *Milch* genannt. Macrobius erzählt daſſelbe von der Tochter, aber mit Veränderung. Der Vater habe ſie mit einem Myrtenſtabe gezüchtigt, weil ſie nach dem Weingenuſſe ſich ſeiner Liebesgier nicht habe fügen wollen; nur in eine Schlange verwandelt habe er ſeinen Zweck erreicht. Deswegen dürfe in ihrem Tempel kein Myrtenſtab ſein; über ihrem Haupte breiten ſich Weinranken aus, durch deren Frucht der Vater ſie habe bethören wollen; Wein müſſe in ihrem Tempel Milch heißen und Schlangen erſcheinen darin weder ſchreckend noch fürchtend. Man vergleiche Bona Dea. — Auch nach ſeinem Tode weiſſagte noch Faunus. Denn vor einem nahen Treffen zwiſchen den Römern und Etruskern wegen Wiedereinſetzung der Tarquinier erſchallte ſeine Stimme ins römiſche Lager, ſprach Muth ein und verhieß den Sieg. Deswegen weihete ihm im J. R. 245 Domitius Ahenobarbus auf der Tiberinſel eine Kapelle (*Liv.* XXXIII, 42) und er erhielt eigene Prieſter, die Luperken.

Als die griechiſche Religion in Italien eindrang (Evander kam zur Zeit des Faunus nach Italien und brachte die Verehrung des Arkadiſchen Pan mit), erklärte man ihn für den Lykäiſchen Pan oder Luperkus, weil Pan ebenſo wol als Faunus die Heerden liebte, und die mit der Fauna erzeugten Faunen, deren Stimme oft aus den Wäldern ſchallte und in Schlachten das paniſche Schrecken erregte, für die Panen der Griechen. Hierbei bemerkt Visconti (Mus. Pio-Clem. III, 54, 6), daß der Name Faunen von dem Griechiſchen: Panen wol nicht verſchieden ſein möchte, obgleich nach Varro (B. 6.) die Faunen davon den Namen haben, weil ſie in Waldgegenden ihre Anweſenheit durch Stimmen (fando) verkündigten. Zu bemerken iſt, daß Horaz, der für den feinern, der Umdeutungen kundigen Römer ſchrieb, den Gott Pan immer Faunus nennt, wogegen Virgil in ſeinen Hirtengedichten immer den Namen Pan gebraucht, weil ſeine Hirten als griechiſche Abkömmlinge des einheimiſchen Namens Pan gewohnt waren. Nur in der einen (ſechsten) Idylle, die einen höheren Ton hat, nennt er Faunen ſtatt Pane. Dieſe Faunen dachte man ſich nun, wie die griechiſchen Pane, als krummnaſige Waldgötter mit Hörnern, Schwänzen und Bocksfüßen, und ſchrieb ihnen, wie jenen, die Erregung plötzlicher Schrecken und unvermuthete Erſcheinungen zu. Man ſuchte ſie daher durch Opfer zu verſöhnen, um zu bewirken, daß ſie

nicht etwa einen Faun zu Geſichte bekommen möchte, was nie ungeſtraft geſchehen konnte. Deſto lebhafter wußte aber die Phantaſie ihre Geſtalt auszumalen und es gab eine eigene Krankheit, welche Träume verurſachte, in denen man ſich von Faunen gequält glaubte, vielleicht derſelbe Zuſtand, den wir Alpdrücken nennen. Durch Opfer und Gebete ſuchte man auch die Faunen zu bewegen, daß ſie den Kindern nicht ſchadeten und durch fürchterliche Erſcheinungen aus dem Schlafe erweckten. Übrigens waren die Faunen auch wohlthätige Feldgottheiten, und darum ruft Virgil (Georg. I, 10) ihren Schutz an. Faunus ſelbſt ward als Schützer und Mehrer der Heerden gedacht. — Gewiß, wie Mitſcherlich zu Horaz (l. c.) bemerkt, lag dem Begriffe des Faunus eine phyſiſche Idee zum Grunde. Sowol die roheren als edleren ländlichen Gottheiten des Alterthums waren Symbole der erzeugenden Kraft. Dies knüpften die Dichter an menſchliche Liebesverhältniſſe, die bald eine ſchlüpfrige Natur offenbarten; ſo wurden denn die Faunen Symbole der ſinnlichen, immer nach Genuß ſtrebenden Liebe. Darum flohen denn die Nymphen das reizbare Geſchlecht und Mädchen ſcheueten die Wälder, wo ſie ſolche böſe Laurer fürchteten. Doch bisweilen findet man auch Nymphen und Faunen in gutem Einverſtändniſſe. Da Pan die Syrinx ſpielte, ſo fehlte dieſe vielleicht auch den Faunen nicht und darum kommen ſie wol bisweilen in Geſellſchaft der Muſen vor. Bacchus war wahrſcheinlich der Vermittler, denn Horaz (Epist. I, 19, 5) ſagt, Liber zähle die Dichter, wofern ſie nicht nüchterne ſeien, ſeinen Satyrn und Faunen zu. Faunen aber kommen zum Bacchus durch ihre Ähnlichkeit mit den Satyrn und den Panen. — Über die Unterſchiede zwiſchen Panen, Satyrn und Faunen erklärt ſich Heine in den Antiquar. Auff. 2. Bd. S. 53 ſo: Die Satyren der Griechen ſind eines doppelten Weſens. Einmal Waldgötter. Ein ſolcher kommt zur Danaide Amynione; einen noch früheren erlegt Argos Panoptes, und Jupiter verführt die Antiope in Geſtalt eines Satyrs. Dann bildete ſich die Idee weiter aus durch pantomimiſche Darſtellungen der ehemaligen Wildheit der Menſchen in den Bacchiſchen Aufzügen. Die Wilden bedeckten ſich mit einem über den Kopf gezogenen Ziegenfelle, daher denn der Geisſchwanz, die ſpitzen Ohren und die etwas geplätſchte Naſe der Satyrn. Dem Erzieher des Bacchus, Silenus, gab man dieſelbe Geſtalt, nur ſtellte man ihn alt vor. Man nannte daher alte Satyrn Silene, obgleich immer ein erſter Silen, eben jener Erzieher des Gottes, als Anführer der übrigen bleibt. Bei Homer kommt von dem Allen nichts vor. In einem Fragmente des Heſiodus bei Strabo X, p. 723 werden Satyri als Waldgottheiten unter den Nymphen aufgeführt und die Hymne an die Venus V. 263 gedenkt der Silenen. Künſtler bildeten nun Silenen und Satyrn ſehr häufig, um die bäuriſche Natur in ihren verſchiedenen Nüancen darzuſtellen. Berühmt iſt der Satyr des Praxiteles unter dem Namen Periboëtus (der Berühmte), von dem Rom noch viele Copien aufbewahrt. Ein anderer berühmter Satyr war das Gemälde des Protogenes, Anapauomenos (der Ruhende) genannt. Ebenſo oft bildete man auch alte Satyrn oder Silene. Die Pane hatten urſprünglich mit den Bacchiſchen Aufzügen nichts gemein. Als Hirtengott und Heerdenſchützer hatte Pan eine viel rauhere thieriſche Natur, Hörner, ſtarke Ohren, ſtraubigen Bart, krumme Naſe und eigentliche Ziegenfüße. Dieſer urſprüngliche Ausdruck des Wilden und Rohen mochte ſpäterhin Veranlaſſung geben, daß auch Pansgeſtalten in die Bacchiſchen Aufzüge und dramatiſchen Chöre eingeführt wurden. Man nannte nun Figuren ohne Ziegenfüße Satyrn, und wenn ſie noch ſehr jung waren, Satyriſci, andere mit Ziegenfüßen Pane und als jung Paniſci. Nach und nach wurde dieſer Unterſchied nicht mehr beobachtet, beſonders ſeitdem der Bacchiſche Dienſt nach Italien überging. Pan war hier zum Faunus geworden, und ſo kam auch dieſer, oder ſeine Vervielfältigung, die Faunen, in die Bacchiſchen Aufzüge. Nun wurden auch weibliche Satyren und Faunen (Satyrae und Faunae) dargeſtellt. In neuern Zeiten gewöhnte man ſich, den Satyrgeſtalten ohne Ziegenfüße den Namen Faunen und den eigentlichen Panen mit Ziegenfüßen den Namen Satyrn zu geben. Lanzi (Vasi p. 96 sq.) geſteht offen, er wiſſe nicht, was ein Faun ſei, gibt aber mit Kennerblick mehre treffliche Winke. Nach ihm ſoll in der Kunſtſymbolik Faun und Satyr in der menſchlichen Form gleich ſein. Dagegen ſoll der Faun mehr von einem Bock, der Satyr mehr von einem Pferde haben. Die Miene des Satyrs ſoll mannichfaltiger und unbeſtimmter ſein, die des Faun einförmiger mit jener heitern Einfalt, wie man ſie an jungen Bauern ſieht. Dazu kommen oft noch beſtimmte Charakterzeichen: jene zwei knotigen Auswüchſe, wie man ſie am Ziegengeſchlechte findet, und jene Symbole der Landleute: das Ziegenfell, das Pedum oder der Hirtenſtab, die Schalmei und der Fichtenkranz, oft auch eine Anzahl Früchte im Ziegenfelle zuſammengefaßt. Der Satyr dagegen hat gewöhnlich den Thyrſus, die Flöte und den Epheukranz. Das Ideal eines Faun zeigt die Statue aus der Villa des Hadrianus im Museo Pio-Clem. (I. tav. 47) und das des Satyrs die ſchöne Statue ebendaſelbſt (II. tav. 30). — Voß in den mythol. Br. (II. S. 252) ſagt: Der gewöhnliche Gang der Kunſtbildung iſt allmälige Entedelung der Menſchengeſtalt zur thieriſchen. Ein Satyr bei Kalliſtratus, dem Dionyſos tanzend, erhob rückwärts die Ferſe des rechten Fußes, natürlich des menſchlichen, und war übrigens rauh von Geſtalt, als Bergdämon und mit Epheu gekränzt; neben ihm ſtand Pan, die Echo umarmend So fand in Gemälden Philoſtrat (icon. I, 22) die Satyren rauh, blutreich, großöhrig, hohl an den Hüſten, üppig und mit Roßſchweifen; von Geißfüßen redet er ſo wenig als Lucian. Spätere Künſtler, die dem Sonderbaren die Schönheit aufopferten, erfanden ein Mittelding zwiſchen Satyr und Pan, indem ſie den Satyren die vorragenden Knollen am Haupte zu eigentlichen Hörnern von beliebiger Größe und die Füße zu Geißfüßen umſchufen. Pollux (IV, 19, 4) bemerkt im ſatyriſchen Drama einen Papposilenus, deſſen Geſtalt thieriſcher war; vielleicht nur haariger. Aber Heraklit (incred. 25) kennt Pane und Satyrn mit Bockshaar und Bocksfüßen. Bekannt ſind auch die bocksfüßigen Satyrn bei Lukrez und Horaz. Gleiche Er-

findſamkeit brachte ſtumpfnaſige Satyrinnen mit ſpitzen Ohren und Hörnchen hervor, und krummnaſige Paninnen mit langen Geißhörnern, die, ein Pänchen im Arme, auf Geißfüßen trippelten. Da der Römer ſeinen Faunus für den Lykäiſchen Pan anſah, ſo dürfen wir unter Faunen wol nichts anderes als Pane verſtehen, nicht aber menſchliche Satyrn.

Dem Faunus war die Fichte (*Ovid.* Ep. Oenon. 137) und der Ölbaum (*Virg.* Aen. XII, 766) heilig. Man opferte ihm Böcke und Lämmer. Unter ſeiner Regierung ſoll auch Herkules in Italien geweſen ſein, ja ihn hingerichtet haben (Auct. parall. minor. n. 35), weil er vorhatte, den Heros ſeinem Vater Merkur zu opfern, wie er auch andern Fremdlingen gethan. Er erfand auch die Schalmei und ſetzte dem Saturn zu Ehren Menſchenopfer ein. (*Richter.*)

FAUSSEBRAIE, der niedere Wall (ſpan. Falsabrayer), findet ſich ſchon in alten befeſtigten Städten als Zwingermauer zur doppelten Vertheidigung, die eingenommen ſein mußte, ehe man ſich der Hauptmauer nähern konnte. Sie war deshalb allezeit von der letzteren überhöhet, an die man nun keinen Mauerbrecher heranbringen konnte, und deren Fuß die Zwingermauer ſchützte, als mit der Einführung der Feuergeſchütze das Niederſchießen der Umfangsmauer aus der Ferne möglich ward, da ihre Höhe die Erſteigung mit Sturmleitern verhinderte. Als in Folge des durch die Erfindung des Pulvers veränderten Angriffes die hohen Thürme auf den Ecken der Befeſtigung ſich in Rundeele verwandelten, denen man wegen des ſtärkern Widerſtandes gegen äußere Gewalt, nicht ohne Grund die runde Form ließ, brachten die alten Baumeiſter in denſelben Kaſematten (Mordkeller) an, um dem Graben eine niedere Beſtreichung zu gewähren; ließ jedoch dafür bei Waſſergräben öfter die vorliegende Zwingermauer weg; ſie findet ſich dann nur noch hie und da mit Schußſpalten für die Muskete durchbrochen.

San Micheli, der Erfinder der noch jetzt üblichen Bollwerke, die früher ihre Spitze dem Feinde entgegenſtreckten, ſich aber in der ſpätern Zeit möglichſt hinter den Ravelin verbergen, um ſich der ſo ſehr gefürchteten Enfilade zu entziehen, — behielt, wie ſeine italieniſchen Nachahmer, lange den Hohlbau bei, der bei mehren Feſtungen des 16. Jahrhunderts auf den Flanken der Bollwerke eine bloße Frontmauer ohne Überwölbung iſt, weil damals kein Grund vorhanden war, ſich gegen die noch ganz unſicheren Würfe der Mörſer zu decken.

Der lange und blutige Krieg, durch den die Niederländer ihre Freiheit erſtritten, gab ihnen Veranlaſſung, ihre Städte zu befeſtigen, oder die ſchon befeſtigten durch eine neue Umwallung zu verſtärken. So erhielt mit den Horn- und Kronwerken auch die Fauſſebraie ihr Daſein; denn die Kürze der Zeit, welche man auf den Bau verwenden konnte, und der Mangel des Materials geſtatteten die hohen Mauern der Italiener nicht mehr. Man begnügte ſich mehrentheils mit einem Waſſergraben, durch den die Feſtung — wenigſtens im Sommer, während der gewöhnlichen Dauer des Feldzuges, — ſturmfrei ward, und einem Erdwall, vor dem auf dem Horizonte des Grabens, ein zweiter, niederer Wall lag, der zur Beſtreichung des Grabens und des gedeckten Weges mit leichtem Feldgeſchütz und Haubitzen beſetzt ward. (Die letzteren dienten damals blos zu Kartätſchen, daher ihr Name Haufnits, nicht aber von einem Marcheſe Obizzi, der nach dem Gebrauche jener Zeit eher ſeinen Namen von dem Geſchütze erhalten haben könnte.)

Freitag iſt der Erſte, der in ſeiner Neu vermehrten Fortification (Leyden 1631. Fol.) die Fauſſebraie erwähnt, die von den Niederländern ſo allgemein angenommen und für ſo unentbehrlich gehalten ward, daß man ſie ſogar an größern Feldſchanzen anbrachte. Auch bei ihr nehmen nach Vorſchrift der niederländiſchen Befeſtigungsart die Dimenſionen mit der Zahl der Polygonſeiten zu, wodurch allerdings die Profile für die kleinern Vielecke zu ſchwach und für die größern übermäßig ſtark werden. Die Länge der Bollwerksfacen iſt zugleich allezeit 24 Ruthen und die Curtine 36 Ruthen. Man hat nun am Fuße des Hauptwalles

	Die Breite der Fauſſebraie.	Bruſtwehrdicke derſelben.	Höhe des Walles.	Anlage deſſelben.	Breite des Wallganges.
In IV. Ecke . . .	12 Fuß	12 Fuß	12 Fuß	54 Fuß	21 Fuß
„ V. Ecke . . .	15 „	14 „	14 „	60 „	22 „
„ VI. Ecke . . .	15 „	15 „	15 „	66 „	25 „
„ VII. Ecke . . .	17 „	18 „	16 „	72 „	27 „
„ VIII. Ecke . .	21 „	20 „	18 „	78 „	28 „
„ IX. Ecke . . .	21 „	24 „	18 „	84 „	30 „

Bei einer zweckmäßigen Einrichtung der Fauſſebraie gibt ſie durch ihre, nöthigenfalls bombenfrei bedeckten, Kanonenſtände ein raſirendes Feuer auf den äußern Grabenrand und die Brechbatterie, ſowie gegen alle Theile des Grabens, gegen die außerdem blos Senkſchüſſe von den hohen Flanken ſtattfinden. Sie iſt folglich bei ſolchen Feſtungen unentbehrlich, unter deren Hauptwalle keine Kaſematten ſich befinden, durch die ſie nur allein erſetzt werden kann. Mehre teutſche Ingenieure haben ſie daher dringend empfohlen, Cöhorn, Landsberg, Dürange, Virgin haben ſie ſogar bei ihren Außenwerken als vortheilhaft angebracht, wo doch dadurch eine Überhäufung von Werken herbeigeführt würde, welche die Baukoſten auf eine mit der Gegenwehr in keinem Verhältniſſe ſtehende Weiſe erhöhete. Die Bedingungen, unter denen ſie am Hauptwerke mehr noch als nützlich iſt, ſobald ſich an demſelben keine Kaſematten unter den Facen und Flanken finden, ſind: 1) Daß ſie durch einen beſondern Graben von dem Hauptwalle hinter ihr geſchieden iſt, wodurch es möglich wird, jenem eine Höhe von 24 Fuß zu geben. 2) Daß auch

der große Graben vor ihr tief genug iſt, damit die Fauſſebraie durch ihre Höhe ſturmfrei wird, wenn ſie auch keine Futtermauer bekommen ſoll. Andernfalls muß ſich im Graben eine mindeſtens 24 Fuß breite und 8 Fuß tiefe Lunette befinden. 3) Ihr Wallgang muß breit genug zu Aufſtellung von Rohrgeſchütz ſein, und man muß ihn 4) aus einer auf der Schulter des Bollwerks liegenden Kaſematte, oder auch durch die am Schulterpunkte gebrochene Form der Bruſtwehr, — wie bei Heer, Sturm, Glaſer, Dürange, Fäſch, — beſtreichen können. Vauban, mehr dem Umriß der alten Italiener folgend, und mit ihm alle Franzoſen haben die Fauſſebraie verworfen und nie angebracht, weil ſie 1) Durch die darauf fallenden Bomben und durch die heruntergeſchoſſenen Trümmer der Futtermauer des Hauptwalles zur Vertheidigung unbrauchbar wird — vorausgeſetzt, daß ſie keinen Graben hinter ſich hat. 2) Weil ſie die Wallhöhe theilt, begünſtigt ſie eine Leitererſteigung und erleichtert die Deſertion. 3) Die auf ihr liegen bleibenden Trümmer der Escarpenmauer befördern die Erzeugung eines erſteiglichen Wallbruches. 4) Sie verſchafft dem Feinde beim Sturm-Gelegenheit, ſich auf ihrem Wallgange auszubreiten, und vielleicht am Schulterpunkte oder im Flankenwinkel den Hauptwall zu erſteigen. Alle dieſe Einwürfe finden jedoch bei einer zweckmäßigen Anlage nicht ſtatt, und es iſt leicht, den hier angeführten Nachtheilen zu begegnen. Daher hatte auch der Praktiker Megrigny bei der von ihm 1670 angelegten Citadelle von Tournai eine Fauſſebraie angebracht; Vauban glaubte ſie durch ſeine Grabenſcheere (Tenaille) erſetzt, die er mit ihrem Wallgange in Neu-Breiſach 5 Fuß tiefer legte, als den bedeckten Weg, während andere Ingenieure ihr die Höhe der Contreſcarpe gegeben haben, wodurch doch die Flankengeſchütze masquirt werden, ohne irgend einen beſondern Vortheil dafür zu erlangen, den doch die Fauſſebraie durch ihre unmittelbare Beherrſchung des Grabens und gedeckten Weges gewährt. Choumara hat daſſelbe Syſtem durch ſeine doppelten Bruſtwehren der Wälle befolgt, deren äußere dem Umriſſe der Futtermauern folgt, eine Fauſſebraie mit ihren Fehlern darſtellt, deren hintere aber der eigentliche Hauptwall iſt, und bei nur geringer Höhe wol nicht für unbedingt ſturmfrei angeſehen werden darf, da ſeine Futtermauern blos durch ihre Kraft der Trägheit widerſtehen, ohne Gelegenheit zu irgend einer kräftigen Gegenwehr zu geben. Camp's von dem Walle getrennte, vorwärts in den Graben gerückte Futtermauern helfen dieſem Mangel ab. Sie ſetzen der Breſch- und Contrebatterie ein ihnen gleiches Kanonenfeuer entgegen, das ſchon Anfangs die Anlegung eines Logement, die Erbauung und Bewaffnung der Batterie hindert, wenigſtens höchlich erſchwert. (*v. Hoyer.*)

FAUST (Bernhard Christoph), geb. am 23. Mai 1755 zu Rothenburg in Kurheſſen. Sein Vater, Otto Chriſtoph Fauſt, war dort Landphyſikus, ſeine Mutter eine Tochter des Kanzleidirectors Hilchen. Er verdankte ſeinen Ältern eine ſorgfältige Erziehung. Auch auf die Elementarkenntniſſe der Medicin erſtreckte ſich der Unterricht in dem Carolinum zu Caſſel, wo er den Grund zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung legte. So gewann er jene Wiſſenſchaft ſchon früh lieb, und beſchloß ſie, nach dem Beiſpiele mehrer Mitglieder ſeiner Familie, zu ſeinem künftigen Lebensberufe zu wählen. Mit rühmlichem Eifer ſtudirte er zu Göttingen Arzneikunde. In Rinteln erwarb er ſich den Grad eines Doctors der Medicin durch ſeine am 19. Juli 1777 unter Schröter's Vorſitze vertheidigte Diss. inaug. Descriptionem anatomicam duorum vitulorum bicipitum et conjecturas de causis monstrorum exhibens[1]). Eine bald nachher von ihm herausgegebene ſehr gründliche Unterſuchung über die Trennung der Schoosbeine bei ſchweren Geburten[2]), und eine gleichzeitig geſchriebene Abhandlung über die Tödtlichkeit der Fußgeburten und deren Verminderung[3]) ſprachen für ſeine Kenntniſſe und für ſeinen Beruf zum praktiſchen Arzte. Als ſolcher begab er ſich in ſeine Vaterſtadt. Die ärztliche Praxis, die er dort nicht ohne günſtigen Erfolg einige Jahre getrieben, ſetzte er zu Alt-Morſchen fort, einem in Niederheſſen gelegenen Dorfe.

Von dort aus datirte er unter dem 26. Dec. 1785 einen gedruckten Quartbogen[4]), worin er in dem Tone eines Volkslehrers ſich zu ärztlicher Hilfe erbot. „Liebe Landleute," ſchrieb er, „da es gut iſt, wenn man den Mann, mit dem man etwas zu thun hat, kennt, ſo will ich euch ſagen, daß ich ein gerechter, guter, rechtſchaffener Mann bin." Er macht hierauf weiter bekannt: ſein Recept ſolle einen Groſchen koſten, die Arzeneien gibt er für den Einkaufspreis, und die Bereitung derſelben nach dem Recept ſolle auch nicht mehr als einen Groſchen koſten u. ſ. w. Hierauf folgen einige Verhaltungsregeln für den Landmann in Krankheitsfällen, beſonders bei den Kinderblattern. Er rügt hierauf die Unwiſſenheit der Hebammen und erbietet ſich zu deren Unterricht[5]). Schließlich machte er 32 vorgeſchriebene Fragen namhaft, welche von Patienten beiderlei Geſchlechts zu beantworten wären, und in gewiſſen Fällen noch ſechs beſondere für das weibliche Geſchlecht und wiederum zwölf andere bei Kindern. „Und ſo, liebe Mitmenſchen," ſchließt er ſeinen Bericht, „will ich wünſchen, daß ihr meiner Hilfe nicht bedürft. Bedürft ihr derſelben aber, ſo werdet ihr finden, daß ich ein rechtſchaffener und verſtändiger Mann bin."

Nach der Rückkehr von einer Reiſe durch Holland und England lebte Fauſt als Landphyſicus zu Bach im Heſſen-Caſſelſchen. 1788 folgte er einem Rufe nach Bückeburg. Er ward dort Leibarzt der verwitweten Fürſtin Juliane

1) Rintel. 1777. 4.; ſpäterhin teutſch mit Zuſätzen von Fauſt herausgegeben unter dem Titel: Anatomiſche Beſchreibung zweier Misgeburten, nebſt einer Unterſuchung der wahrſcheinlichen Entſtehung derſelben. (Gotha 1780.). Vergl. Hall. gel. Zeitung. 1780. 51. St. S. 402 fg. Allgem. teutſche Bibliothek. 47. Bd. S. 413 fg. 2) Gotha 1780. Vergl. Göttinger gel. Anzeigen. 1780. 85. St. S. 696 fg. Jenaiſche gel. Zeitung. 1780. 68. St. S. 551 fg. Erfurter gel. Zeitung. 1780. 40. St. S. 318 fg. Allgem. teutſche Bibliothek. 46. Bd. S. 158 fg. Baldinger's Neues Magazin für Ärzte. 2. Bd. 6. St. S. 541 fg. 3) In dem Frankfurter mediciniſchen Wochenblatte. 1780. 35. St. Vergl. Allgem. teutſche Bibliothek. 51. Bd. S. 186 fg. 4) Die Stirn des Blattes ziert der Hexameter: Non ignarus mali, miseris succurrere disco. 5) Ausführlicher hatte er über dieſen Gegenſtand ſchon geſprochen in ſeinen „Gedanken über Hebammen und Hebammenanſtalten auf dem Lande." (Frankfurt a. M. 1784.) Dieſer Schrift hatte er als Anhang die früher erwähnte Abhandlung von der Tödtlichkeit der Fußgeburten beigefügt.

Wilhelmine Luiſe von Schaumburg-Lippe, einer geborenen Prinzeſſin von Heſſen-Philippsthal. Zugleich erhielt er das Landphyſicat zu Bückeburg. 1789 ward er beauftragt, den jungen Fürſten, der zu Lauſanne der Aufſicht und ärztlichen Pflege Tiſſot's übergeben geweſen war, nach Bückeburg zu begleiten. Die genannte Stadt blieb ſeitdem ſein beſtändiger Wohnſitz. Längere Zeit war er dort als Arzt und Geburtshelfer thätig und allgemein beliebt. Er entſagte indeſſen allmälig immer mehr der ärztlichen Praxis, ohne ſich jedoch, wenn er darum erſucht ward, der Ertheilung von Rathſchlägen zu entziehen. Immer feſter war in ihm die Überzeugung geworden, daß Krankheiten leichter verhindert, als geheilt werden könnten. In dieſer Überzeugung ſchrieb er ſeinen „Geſundheitskatechismus"[6]), der in mehr als 150,000 Exemplaren verbreitet, viele Leſer fand, faſt in alle lebende Sprachen überſetzt[7]) und in mehren Schulen als Leſebuch eingeführt ward. In ſeinem Eifer gegen die Menſchenpocken ſtellte er in mehren unten angeführten Schriften[8]) neben manchen zweckmäßigen Vorſchlägen auch manche unausführbare Idee auf, die durch die Einführung der Kuhpocken in ſich ſelbſt erloſch. Dieſe ſelbſt zu verbreiten, ließ er ſich ſehr angelegen ſein. Schon im Jahre 1801 impfte er zu Bückeburg die erſten Kinder, und die Zahl derer, die er nach und nach geimpſt, ſoll ſich gegen 4000 belaufen haben. Auch durch mehre Schriften[9]) und Abhandlungen[10]) ſuchte er die neue Erfindung zu verbreiten. In einem Zurufe an die Menſchen, den er ſeiner unten erwähnten Schrift: „Öffentliche Anſtalten, die Blattern auszurotten" (Bückeburg 1804. 8.) beifügte, äußert er im dritten Artikel: „Der Menſch, deſſen Geſicht und Körper m[it] unzähligen Blattern, Geſchwüren, Beulen und Schr[unden] bedeckt iſt, und der aus keinem Auge ſehen kann, ſieh[t] keinem Menſchen ähnlich, er iſt ſich und den Menſchen ei[n] Scheuſal, gleicht nicht dem Ebenbilde Gottes."

Schon in eine frühe Zeit fällt ſeine, von Campe m[it] einem Vorworte begleitete Schrift: „Wie der Geſchlechtstrieb der Menſchen in Ordnung zu bringen, und wie die Menſchen beſſer und glücklicher zu machen[11])." In dieſem Werke, das große Senſation machte und mehre Gegenſchriften veranlaßte[12]), hatte Fauſt beſonders auch eine verbeſſerte Kinderkleidung empfohlen, und gegen das frühe Tragen der Hoſen geeifert. Sein Name auf dem Titel einer franzöſiſchen Schrift hat zu der irrigen Vermuthung geleitet, ihn für den Verfaſſer derſelben zu halten. Es war ein gewiſſer Andreas Meyer, der Fauſt's Namen misbrauchte, um den von ihm behandelten Gegenſtand der franzöſiſchen Nationalverſammlung zur Prüfung und Beherzigung vorzulegen[13]).

Nach mannichfachen Richtungen hin verbreitete ſich Fauſt's unermüdete literariſche Thätigkeit zum Wohle ſeiner Mitmenſchen. Aus der Mäßigkeit, die ihm ſelbſt in allen Genüſſen eigen war, floß ſein Eifer gegen den Branntwein[14]). Wie er früher die Blattern bekämpft, ſo ſuchte er auch durch zweckmäßige Vorſchläge anderen Krankheiten[15]) und verheerenden Seuchen Einhalt zu thun. Bemerkenswerth iſt in dieſer Hinſicht vorzüglich ſein Werk: „Über die Rindviehpeſt und über die Verhütung und Ausrottung derſelben[16])." Ein beſonderer Gegenſtand ſeiner

6) Bückeburg 1792. Eilfte Auflage, beſorgt von J. G. Reinhardt. (Leipzig 1830.) Vergl. Allgem. Lit.-Zeit. 1793. Nr. 5. S. 39 fg. 1795. Nr. 41. Salzburger mediciniſch-chirurgiſche Zeitung. 1793. 3. Bd. S. 84 fg. 1794. 3. Bd. S. 97 fg. 1796. 3. Bd. S. 41 fg. Neue Allgem. teutſche Bibliothek. 1. Bd. S. 306 fg. Nürnberger gel. Zeit. 1793. 65. St. S. 513 fg. Gothaiſche gel. Zeit. 1793. 68. St. S. 601 fg. Erlanger Lit.-Zeit. 1801. Nr. 168. S. 1343. 7) Ins Engliſche von J. H. Baſſe (Leipzig 1794. 12.); ins Däniſche von N. Böttcher (Kopenhagen 1793. 8.); auch von J. C. Tode (Ebend. 1794. 8.); ins Lateiniſche von C. Meiner (Leipzig 1796. 8.) u. a. m. 8) Verſuch über die Pflicht des Menſchen, jeden Blatterkranken von der Gemeinſchaft der Geſunden abzuſondern und dadurch zugleich in Städten und Ländern und Europa überhaupt die Ausrottung der Blatternpeſt zu bewirken. (Bückeburg 1794.) Vergl. Allgem. Lit.-Zeit. 1794. Intell.-Bl. Nr. 120. S. 954 fg. 1795. Nr. 1. S. 14 fg. Göttinger gel. Anzeigen. 1795. 6. St. S. 56 fg. Annalen der theologiſchen Literatur. 1794. Beil. 11. S. 163 fg. An den Congreß zu Raſtadt, wegen Ausrottung der Blattern. (Bückeburg 1798. 6. Aufl. Ebend. 1800.) Vergl. Junker's Archiv gegen die Pockennoth. 6. St. S. 158 fg. 9) Über die Kuhpocken und deren Impfung. (Bückeburg 1801.) An Herrn Dr. Eduard Jenner über einige Verſuche zur weitern Unterſuchung der Wirkungen und zum Beweiſe der Unſchädlichkeit der Kuhpockenmaterie. (Hanover 1802.) (Vergl. Salzburger mediciniſch-chirurgiſche Zeitung. 4. Bd. S. 161 fg.) Öffentliche Anſtalten, die Einimpfung der Blattern durch Kuhpocken auszurotten. (Bückeburg 1804.) 10) Anfang der Blattern-Ausrottung in Teutſchland und in Europa (in dem Berliner Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks. 1797. 1. Bd. S. 452 fg.) Über die Kuhpocken (im Allgem. Reichsanzeiger. 1801. Nr. 143 und 144). Reſultate der Kuhpocken-Einimpfung in Großbritannien während des Jahres 1799 (im Hanov. Magazin. 1800. Nr. 58 und 59; auch im Allgem. Reichsanzeiger. 1800. Nr. 190).

11) Braunſchweig 1791. Vergl. Gothaiſche gel. Zeit. 1791. 55. St. S. 524 fg. Göttinger gel. Anzeigen. 1791. 157. St. S. 1574 fg. Blumenbach's Medicin. Bibliothek. 3. Bd. 3. St. Nr. 111. Allgem. teutſche Bibliothek. 104. Bd. S. 375 fg. Allgem. Lit.-Zeit. 1791. Nr. 151. S. 521 fg. Durch die zuletztgenannte Recenſion ward Fauſt zu einem Aufſatze veranlaßt in dem Intell.-Bl. der genannten Zeitung. 1792. Nr. 101. S. 838 fg. 12) ſ. unter Anderem C. G. Salzmann's Pädagogiſches Bedenken über die Fauſtiſche Schrift: Wie der Geſchlechtstrieb u. ſ. w. (Schnepfenthal 1791.) (Vergl. Allgem. teutſche Bibliothek. 105. Bd. S. 167 fg.) Auch eines Unaufgefoderten Recenſion der Fauſtiſchen Schrift. (Jena 1792.) Fr. Schulz in ſeinen Mikrologiſchen Aufſätzen (Königsberg 1793.) bekämpft mit Gründen die Abſchaffung der Beinkleider, und bemerkt dabei ſcherzend: „Fauſt wolle die ganze Generation zu Sans-Culottes machen." 13) Die erwähnte Schrift erſchien unter dem Titel: Hommage fait à l'Assemblée nationale de quelques idées sur un vêtement uniforme et raisonné, à l'usage des enfans par Mr. *Faust.* (Strasbourg 1792. 4.) Vergl. Gothaiſche gel. Zeit. 1792. 22. St. S. 203 fg. Strieder's Heſſiſche Gelehrtengeſchichte. 9. Bd. S. 373. 14) Im Allgem. Reichsanzeiger. 1801. Nr. 15 und 16 und in der Minerva. 1806. Auguſt. S. 302 fg. Der in der erſtgenannten Zeitſchrift befindliche Aufſatz fand eine ſcherzhafte Erwiederung in dem Sondershäuſiſchen Intell.-Bl. 1801. Nr. 16. 15) ſ. unter Anderem den Aufſatz: Über kalte oder Wechſelfieber und ein Heilmittel derſelben (im Allgem. Reichsanzeiger. 1808. Nr. 176. S. 1929 fg.). 16) Leipzig 1797. Verwandten Inhalts iſt ſein Noth- und Hülfsbüchlein zur Verhütung der Rindviehpeſt oder Viehſeuche. (Bückeburg 1797.) Vergl. Göttinger gel. Anzeigen. 1797. 192. St. S. 1917 fg. Gothaiſche gel. Zeit. 1798. 74. St. S. 657 fg. Hierher gehören auch die Abhandlungen: Iſt Teutſchland nicht wieder in Gefahr der Rindviehpeſt? (im Allgem. Reichsanzeiger. 1799. Nr. 117) und der Plan zu einer Aſſecuranz gegen die Rindviehpeſt. (Ebend. 1800. Nr. 16 und 17.)

Aufmerkſamkeit blieb die Geburtshilfe, zu einer Zeit, wo er längſt ſeine ärztliche Praxis aufgegeben hatte. Noch im Jahre 1807 ſuchte er durch ſeinen zu Bückeburg erſchienenen „Guten Rath an Frauen über die beſte Art des Gebährens“ nützlich zu werden. Eine vermehrte Ausgabe dieſer Schrift ließ er 1811 zu Hanover drucken, begleitet von einer Abhandlung K. A. Böttiger's über das Gebähren bei den Alten, und dem Fragmente eines chineſiſchen Hebammenkatechismus. Sein raſtlos beſchäftigter Geiſt führte ihn zu mancherlei Erfindungen im Gebiete der Heilkunde [17]).

Manche ſeiner Ideen, wie unter andern die Unverletzlichkeit der Lazarethe im Kriege, die politiſche Eintheilung der pyrenäiſchen Halbinſel u. a. m., waren ebenſo wenig ausführbar, als die von ihm vorgeſchlagene Einrichtung von Kornvereinen, Kornhäuſern und Kornpapieren, die er durch eine zu Hanover 1825 gedruckte Schrift zu verwirklichen ſtrebte. In dieſe Kategorie gehört auch die Rüge mancher Mängel im Bauweſen [18]) und beſonders ſein Vorſchlag zum Bau einer Sonnenſtadt, die genau nach Süd, Nord, Oſt und Weſten orientirt, und wo alle Wohnungen nach Süden, alſo der Sonne, dem Lichte und der Wärme, alle Gärten dagegen nach Norden zu gelegen ſein ſollten [19]). Sein gemeinnütziges Streben war frei von jedem Egoismus. Es kränkte ihn daher kaum, wenn die Ausführung ſeiner Plane ſcheiterte. Selbſt das Schickſal, ſeine Bemühungen verkannt zu ſehen, machte ihm wenig Kummer. Innig freute er ſich, als am Abend ſeines Lebens ihm ein eigner Platz mit der Erlaubniß angewieſen ward, ſich dort nach ſeinen eignen Ideen ein Häuschen bauen zu dürfen. Er hatte bereits ſein 80. Jahr überſchritten, als ihn das Schickſal traf, zweimal das Bein zu brechen. Eine beſondere Befriedigung gab ihm die beſchleunigte Heilung des Bruchs nach den von ihm ſelbſt öffentlich bekannt gemachten Vorſchriften [20]).

Ein Feſt für ſeine zahlreichen Freunde war die Feier ſeines Doctorjubiläums im Jahre 1827 auf dem von ihm errichteten Turnplatze. Von ſeinem Fürſten erhielt er eine zu jener Feier geprägte goldene Medaille und von dem König von Preußen Friedrich Wilhelm III. den rothen Adlerorden dritter Claſſe. Da die Hochſchule zu Rinteln, der er ſein Doctordiplom verdankte, aufgehört hatte, ſo ward daſſelbe durch die mediciniſche Facultät zu Marburg erneuert. Zu dem großen ſilbernen Pokale, mit welchem ihn ſeine bückeburger Freunde überraſchten, fügte der königl. preußiſche Oberregierungsrath Koppe, einer ſeiner innigſten Verehrer, noch einen gläſernen Pokal, mit der zwiefachen Inſchrift: „ἄριστον μὲν ὕδωρ“ und „den Heiden eine Thorheit und den Juden ein Ärgerniß.“ Die erſtgenannte Inſchrift bezog ſich auf den ſchon in frühern Jahren von ihm empfohlenen Gebrauch des kalten Waſſers, innerlich und äußerlich als Verdauungs- und Heilmittel. In der zweiten Inſchrift lag eine Hindeutung auf das ihn oft getroffene Schickſal, ſeine gemeinnützigen Bemühungen vielfach verkannt zu ſehen. Die Beſchwerden des Alters drückten ihn wenig, und ein ſanfter Tod endete am 25. Januar 1842 ſeine irdiſche Laufbahn. Ein zahlreiches Gefolge begleitete ihn zu ſeiner Ruheſtätte, und die Liedertafel zu Bückeburg ſang ihm den Abſchiedsgruß. Seine gewohnte Thätigkeit war ihm auch noch in den letzten Jahren ſeines Lebens geblieben. Immer war er beſchäftigt mit neuen Ideen und voll reger Theilnahme an den Weltereigniſſen. Eine ungetrübte Heiterkeit gab ihm das Bewußtſein, ſich allgemein geliebt und verehrt zu ſehen, ſelbſt von Fremden, die gelockt durch den Ruf ſeines Namens ſeine Bekanntſchaft zu machen ſuchten [21]).

(*Heinrich Döring.*)

FAUST (Sage von). Im J. 1771 ſchrieb Möhſen über Fauſt: „Mit denen bekannten elenden Tragödien von ihm hat es, Gott Lob! ein Ende, da man endlich ſolche einfältige Vorurtheile (die von Zauberern) abgelegt hat und vernünftigere Vorſtellungen liebt. Fauſt hat es nunmehro lediglich Rembrandten zu danken, daß ſeiner noch gedacht wird.“ Einige Jahre früher hatte Goethe in Leipzig das Puppenſpiel vom Dr. Fauſt geſehen, welches die Idee zu ſeiner Tragödie in ihm anregte, durch welche allein die Fauſtſage, wenn nun auch Alles, was wir ſonſt über ſie beſitzen, untergehen ſollte, der Unſterblichkeit gewiß iſt. Sie iſt es aber auch an ſich, denn hätte Goethe ſeine Tragödie auch nicht geſchrieben, dieſe Sage iſt als eine der tiefſten und großartigſten unter allen teutſchen Sagen, die noch bis in die Gegenwart ſich forterhalten haben, als die, an welche die reichſten Überlieferungen des Mittelalters, die mannichfaltigſten Reſte des teutſchen Heidenthums ſich knüpfen, unſterblich. So iſt ſie doppelt gegen den Untergang geſchützt.

Beim Entſtehen der Fauſtſage, in der Zeit der Reformation, konnte Niemand ahnen, daß ſie einſt ſo hohes Anſehen erlangen würde. Damals beſtanden zahlreiche ähnliche Sagen neben ihr. Ihre Bedeutung hat die Fauſtſage dadurch gewonnen, daß ſie alle jene verwandten Sagen überlebt, zum Theil ſie in ſich aufgenommen hat und ſo mehr und mehr erweitert allein durch drei Jahrhunderte zu uns herübergedrungen iſt. So iſt ſie unter den Sagen der Gegenwart faſt die alleinige Vertreterin des Glaubens an Bünde mit dem

17) Er gab darüber nähere Auskunft in dem im Allgem. Reichsanzeiger (1803. Nr. 336) gedruckten Aufſatze: An das Publicum über meine vier Erfindungen: 1) das Geburtslager; 2) die Wiege; 3) die Beinbruchmaſchine; 4) das Krankenbette. (Vgl. Journal des Luxus und der Moden. 1804. Januar. S. 18 fg. Salzburger mediciniſch-chirurgiſche Zeitung. 1803. 4. Bd. S. 385 fg.) 18) Beitrag zum Bauweſen. (Bückeburg 1830.) Lebhaft vertheidigt Fauſt in dieſer Schrift den Bau der Häuſer von Lehmſteinen und mit platten Dächern. 19) Die von ihm darüber verfaßte Schrift, von der bereits acht Bogen gedruckt waren, blieb unvollendet. 20) Über Beinbrüche (im Allgem. Reichsanzeiger. 1806. Nr. 304). Vergl. den ebendaſelbſt (1807. Nr. 65) befindlichen Aufſatz: Ein edler Mann und meine Beinmaſchine.

21) Vergl. Elwert's Nachrichten von jetzt lebenden teutſchen Ärzten. (Hildesheim 1799.) 1. Bd. S. 141 fg. Strieder's Heſſiſche Gelehrtengeſchichte. 4. Bd. S. 80 fg. 6. Bd. S. 513 fg. 9. Bd. S. 373 fg. 10. Bd. S. 381 fg. 11. Bd. S. 336. 12. Bd. S. 350. 13. Bd. S. 338. 14. Bd. S. 326 fg. 16. Bd. S. 537. Meuſel's Gel. Teutſchland. 2. Bd. S. 295 fg. 9. Bd. S. 326 fg. 11. Bd. S. 215. 13. Bd. S. 363 fg. 17. Bd. S. 553. 22. Bd. 2. Abth. S. 113 fg. Den Allgem. Anzeiger der Teutſchen. 1842. Nr. 68. Den Neuen Nekrolog der Teutſchen. Jahrg. XX. 1. Th. S. 117 fg.

Teufel und an die übermenſchliche Gewalt, welche durch ſolche Bünde erreicht wird. Sie führt uns zurück in das graueſte Alterthum und klingt doch zugleich an all die Ideen an, welche heut das Volk aufs Lebendigſte beſchäftigen, und welche zu allen Zeiten die beſten Kräfte der Völker für die Forſchung in Anſpruch genommen haben. Mit zwei Wurzeln hat ſich die Sage gleichſam in das Herz des Volkes gegraben. Einmal erfreute ſich das Volk an den Reſten ſeiner älteſten Religion, die es in ihr fand, an Reſten, wie ſie zwar auch ſonſt noch in tauſend Sagen und Mährchen fortleben, von denen jedoch hier ein großer Theil wie in einem cykliſchen Gedichte vereinigt iſt. Die meiſten Erzählungen von Fauſt's Thaten und Erlebniſſen nämlich, wie ſie das Volksbuch und die neben ihm fortbeſtehende mündliche Überlieferung uns erhalten hat, ſind nur umgeſtaltete teutſche Götter- und Elfenmythen; dies war, obwol es noch von Niemandem ausgeſprochen iſt, nach dem Erſcheinen von Grimm's teutſcher Mythologie leicht zu erkennen; ich füge darum, indem ich die Ergebniſſe der Grimm'ſchen Forſchungen im Allgemeinen vorausſetze, unten bei Beſprechung der einzelnen Sagen nur den dunkleren eine Hinweiſung auf früheres Vorkommen und auf ihre Verbreitung bei. Doch nicht blos die Erinnerungen an das Alterthum ſprachen das Volk in der Fauſtſage an; es waren in ihr auch die tiefſten Fragen der Philoſophie und Theologie berührt. Fauſt lehnt ſich gegen Gott auf; er verbindet ſich mit der Hölle, um durch ſie zu erlangen, was Gott ihm verſagt, und um Gott dann Trotz bieten zu können; hier drängt ſich die Frage von der Freiheit des Menſchen, der göttlichen Weltregierung gegenüber, und von der Macht des Teufels ein, und das ſpäteſte Mittelalter beantwortet die letztere in der Sage durch ſeine ganze furchtbar ausgebildete Idee vom Teufel, der perſönlich auf Erden waltet und in einzelnen Sagen faſt ſchon wie im orientaliſchen Dualismus gleichmächtig Gott gegenübertritt. Wie ſich Fauſt mit dem Teufel verbindet, hofft er, daß es ein Leben nach dem Tode nicht gebe, und oft wiederholt er im Volksbuche dieſe Hoffnung auf Errettung: ſo wird die Unſterblichkeit in Frage geſtellt. Außerdem ſtreitet Fauſt im erſten Theile des Volksbuches mit Mephiſtopheles über Weltſchöpfung und Weltuntergang, über den Bau des Himmels, die Bewegung der Geſtirne, die Beſchaffenheit der Hölle und ob es eine Hölle gebe, und über andere ähnliche Fragen. An eine wirkliche Löſung derſelben iſt natürlich nicht zu denken; doch ſie wurden aufgeworfen, und dies beweiſt, daß, wenn nicht das Volk, doch der Verfaſſer des älteſten Volksbuches fühlte, was in der Sage lag, und er regte auch durch ſeine unvollkommene Beſprechung der Probleme gewiß die Leſer zu weiterem Nachdenken über dieſelben an. Jene ſagenhaften Beſtandtheile mögen das Volk beſonders angezogen haben; die philoſophiſchen und theologiſchen aber mußten den Dichtern für weitere Ausbildung und tiefere Deutung der Sage willkommen ſein. So erklärt es ſich, wie die Fauſtſage immer wieder und wieder auf Volks- und Puppentheatern dargeſtellt und in neuen Auflagen der Volksbücher erzählt wurde, wie das Volk noch jetzt die drei Bogen von Fauſt, die es als „gedruckt in dieſem Jahr" auf den Märkten findet, eifrig kauft, und wie die Dichter dieſen Stoff ſo häufig behandelten, daß von keinem andern in der neueren und von wenigen in der geſammten teutſchen Literatur ſo viele poetiſche Bearbeitungen vorhanden ſind.

Ich beabſichtige hier nur die Geſchichte der Fauſtſage in ihren Hauptumriſſen zu geben, indem ich von der hiſtoriſchen Grundlage derſelben und von ihrer Entwickelung bis zum Erſcheinen des älteſten Volksbuches ausgehe, und darauf die Fortbildung der Sage durch die Volksbücher und die neben ihnen fortdauernden ſchriftlichen und mündlichen Überlieferungen hindurch verfolge.

Von einem Fauſt, der ſich ſelbſt ſeiner Zauberkunſt rühmte, und von dem man ſchon Manches erzählte, was mit den Sagen von Fauſt übereinſtimmt, ſpricht zuerſt Tritheim von Sponheim, den ſeine Steganographie ſelbſt in den Ruf eines Zauberers brachte. In einem Briefe vom 20. Aug. 1507 ſchreibt er dem Mathematiker Johann Wirdung von Haßfurt[1]: Homo ille, de quo mihi scripsisti, Georgius Sabellicus, qui se *principem necromanticorum* ausus est nominare, gyrovagus, battologus et circumcellio est: dignus qui verberibus castigetur, ne temere deinceps tam nefanda et ecclesiae sanctae contraria publice audeat profiteri. Quid enim sunt aliud tituli, quos sibi assumit, nisi stultissimae ac vesanae mentis indicia, qui se fatuum, non philosophum ostendit? Sic enim titulum sibi convenientem formavit, *Magister Georgius Sabellicus*, *Faustus junior*, *fons necromanticorum*, *astrologus*, *magus secundus*, *chiromanticus*, *agromanticus*, *pyromanticus*, *in hydra arte secundus*. Vide stultam hominis temeritatem, quanta feratur insania, ut se fontem necromantiae profiteri praesumat, qui vere omnium bonarum literarum ignarus fatuum se potius appellare debuisset quam magistrum. Sed me non latet ejus nequitia. Cum anno priore de marchia brandenburgensi *redirem*, hunc ipsum hominem apud Geilenhusen *oppidum* inveni: de quo mihi plura dicebantur in hospitio frivola, non sine magna ejus temeritate ab eo promissa. Qui mox, ut me adesse audivit, fugit de hospitio et a nullo poterat persuaderi, quod se meis praesentaret aspectibus. Titulum stultitiae suae, qualem dedit ad te, quem memoravimus, per *quendam* civem ad me quoque destinavit. Referebant quidam in oppido sacerdotes, quod in multorum praesentia dixerit, tantam se omnis sapientiae consecutum scientiam atque memoriam, ut, si volumina Platonis et Aristotelis omnia cum tota eorum philosophia in toto periissent ab hominum memoria, ipse suo ingenio, velut Ezras alter Hebraeus, *re*stituere universa cum praestantiore valeret elegan-

1) Jacob Spiegel's Ausgabe der Briefe. (Hagenau 1536.) S. 312 fg. Hannöverſche Beiträge zum Nutzen und Vergnügen, Montag den 14. Mai 1759. Görres, Die teutſchen Volksbücher. S. 212—214.

tia. Postea me Neometi existente Herbipolim venit eademque vanitate actus in plurimorum fertur dixisse praesentia, quod Christi salvatoris miracula non sint miranda, se quoque omnia facere posse, quae Christus fecit, quoties et quandocunque velit. In ultima quoque hujus anni quadragesima venit Stauronesum[2]) et simili stultitia gloriosus de se pollicebatur ingentia, dicens se in alchemia omnium, qu fuerint unquam, esse perfectissimum, et scire atque posse quicquid homines optaverint. Vacabat interea munus docendi scholasticum in oppido memorato, ad quod Francisci ab Sickingen, Balivi principis tui, hominis mysticarum rerum percupidi, promotione fuit assumptus: qui mox nefandissimo fornicationis[3]) genere, cum pueris videlicet, voluptari coepit: quo statim deducto in lucem fuga poenam declinavit paratam. Haec sunt, quae mihi *certissimo constant testimonio* de homine illo, quem tanto venturum desiderio praestolaris. Cum venerit ad te, non philosophum sed hominem fatuum ac nimia temeritate agitatum invenies.

Denſelben Georg Fauſt erwähnt Conradus Mutianus Rufus, Kanonikus zu Gotha (geſt. 1526), in einem Briefe vom 3. Oct. 1513[4]): Venit octavo abhinc die quidam chiromanticus Erphurdiam, nomine *Georgius Faustus*, Helmitheus Hedebergensis, merus ostentator et fatuus. Ejus et omnium divinaculorum vana est professio et talis physiognomia levior typula. Rudes admirantur. In eum theologi insurgant. Non conficiant philosophum Capnionem[5]). Ego audivi garrientem in hospitio. Non castigavi jactantiam. Quid aliena vesania ad me?

Ein Anſtoß, den man an dieſen beiden Stellen nimmt, liegt in dem Vornamen Georg. In den Volksbüchern heißt Fauſt ſtets Johann und ebenſo in dem bald zu erwähnenden Zeugniſſe von Manlius. Da dieſes Zeugniß jedoch in mehre jüngere Schriften übergegangen iſt, und der Verfaſſer des älteſten Volksbuches ein Gelehrter war, ſo iſt es ſehr möglich, daß auch er den Namen Johann nur von Manlius überkommen hat; er aber iſt der Gewährsmann aller ſpätern Bearbeiter des Volksbuches, ſodaß der Name Johann jedenfalls nicht beſſer bezeugt iſt, als Georg. Vielleicht nannte ſich Fauſt ſelbſt verſchieden, wofür ſich die übrigen Beinamen bei Tritheim und Mudt anführen ließen; oder es vertauſchte das Volk in der lebendigen Sage den Namen Georg mit Johann, weil ihm Georg weniger geläufig war; als Manlius ſchrieb, war die Sage ſchon ſehr ausgebildet, und obwol er Fauſt's Exiſtenz bezeugt, ſtützt ſich der größere Theil ſeines Berichtes doch nur auf die Sage. Bei ſolch' einer Vertauſchung der Namen könnte die Erinnerung an den Buchdrucker Johann Fauſt mit eingewirkt haben, der ſelbſt am Schluſſe ſeiner Bücher ſagte, ſie ſeien nicht durch Feder und Griffel, sed arte quadam perpulcra zu Stande gebracht, und die man lange für Erzeugniſſe der ſchwarzen Kunſt hielt. In keinem Falle wird man in Johann und Georg Fauſt verſchiedene Perſonen ſehen. Der Fauſt bei Tritheim führt daſſelbe ausſchweifende Leben, welches Manlius und das Volksbuch von dem Fauſt der Sage berichten; er nennt ſich das Haupt der Zauberer, was er im Volksbuche iſt, und vielleicht ſtellte Tritheim Manches nur als übermüthiges Selbſtlob Fauſt's dar, was das Volk bereits von ihm erzählte; ebenſo ruhmredig, wie bei Tritheim und Mudt, aber iſt Fauſt bei Begardi, Manlius, Wier (ſ. unten) und in den Volksbüchern; wie Fauſt bei Tritheim die Werke des Plato und Ariſtoteles, wenn ſie verloren gingen, wieder zu ſchaffen verſpricht, ſo erbietet er ſich im älteſten teutſchen und im niederländiſchen Volksbuche zu Erfurt die verlorenen Komödien des Plautus und Terenz aus dem Gedächtniß zu dictiren; wie er in der Sage ganz Teutſchland durchzieht, ſo erſcheint er hier ſchon zu Geilenhauſen, Kreuznach, Würzburg und Erfurt; in Kreuznach aber erzählt man noch jetzt, daß Fauſt einſt Lehrer dort geweſen ſei, und zu Erfurt tritt er im Volksbuche auf und lebt ebenfalls noch jetzt dort in der Sage. Um ſo übereinſtimmende und doch durchaus nicht gewöhnliche Angaben auf zwei verſchiedene Männer, welche denſelben Namen gehabt und beide in der erſten Hälfte des 16. Jahrh. gelebt hätten, zu beziehen, müßte man ſtärkere Gründe beſitzen, als die Verſchiedenheit der Vornamen bei Zeugen, welche ſämmtlich Fauſt nicht genau kannten, bei denen alſo ein Irrthum im Vornamen leicht denkbar iſt[6]). — Hiernach wäre Fauſt ſpäteſtens um 1480 geboren, da er 1506, nach dem, was Tritheim von ihm berichtet, mindeſtens 25 Jahre alt geweſen ſein muß. Die Namen Sabellicus bei Tritheim und Helmitheus

2) Kreuznach. 3) Conjectur von Heumann (in den Hannöv. Beiträgen a. a. O.) für formationis. 4) Tenzel's Ausgabe der Briefe. S. 95. Deſſelben Curieuſe Bibliothek oder Fortſetzung der monatlichen Unterredungen einiger guten Freunde. 1706. S. 196. Hannöv. Beiträge a. a. O. Görres, Die teutſchen Volksbücher. S. 214. 5) Zuvor hat Mutianus gegen die Verfolgungen Reuchlin's geſprochen.

6) Stieglitz in ſeinem Aufſatze über Fauſt (in Raumer's Hiſtoriſchem Taſchenbuche. 1834.) und Andere verwerfen die Zeugniſſe von Tritheim und Mudt des abweichenden Namens wegen, ohne auf ihren Inhalt einzugehen. Sie dürften alsdann überhaupt nur das Zeugniß von Manlius auf den Fauſt der Sage beziehen, da Wier, wo er Fauſt's Vornamen Johannes nennt, Manlius abſchreibt, die übrigen Schriftſteller aber, welche vor Erſcheinen des Volksbuches von Fauſt ſprechen, keinen Vornamen anführen, alſo, wenn es in der That zwei ſo vollendete Doppelgänger gab, ſo gut Georg als Johann Fauſt meinen können. S. 139 ſeines Aufſatzes vermuthet Stieglitz, daß Georgius Sabellicus den ältern, wirklichen Fauſt „nachahmte und, um ſo mehr Anſehen zu erhalten, deſſen Namen annahm"; damit im Widerſpruche aber nimmt er, freilich völlig unkritiſch nach dem Widmann'ſchen Volksbuche, S. 162 ausdrücklich an, daß Fauſt erſt im J. 1525 „ſeine Schwänke begann," alſo 19 Jahre ſpäter, als Tritheim ſeinen Nachahmer in Geilenhauſen traf. Wenn ein Fauſt den andern nachgeahmt und, um hierbei des Erfolges ſicherer zu ſein, deſſen Namen misbraucht hätte, ſo müßte natürlich der wirkliche Fauſt damals bereits berühmt geweſen ſein, und dann würden die Schriftſteller, welche den falſchen Fauſt kennen lernten, ohne Zweifel auch von dem echten etwas erfahren haben, zumal da der Zuſatz junior zur Nachfrage nach dem ältern veranlaßte; und ſie würden ſolch einen Betrug um ſo weniger verſchweigen, als ſie ſämmtlich bemüht ſind, Fauſt als verächtlich darzuſtellen.

Hedebergensis bei Mutianus Rufus weiß ich nicht zu erklären. Der Verfaſſer des Aufſatzes über Fauſt in Bieſter's Neuer berliniſcher Monatsſchrift. 1810. Juli. S. 40 erinnert bei Sabellicus an die Tapferkeit und Zauberkunde der Sabiner oder Sabeller, und Heumann erklärt in ſeinen „Gründlichen Nachrichten von D. Fauſten" (Hannöverſche Beiträge. 1759. S. 609—622) Helmitheus Hedebergensis als Hemitheus (ἡμίθεος) Wirtebergensis, was er nur durch Leſefehler Tenzel's entſtellt glaubt; Wirtebergensis aber könnte ſich Fauſt genannt haben, weil er nach Manlius und Anderen zu Knittlingen, das ſeit 1504 zu Würtemberg gehörte, geboren war. Beide Deutungen haben wenig für ſich; doch liegt an dieſen Beinamen überhaupt nichts: wahrſcheinlich gab ſie ſich Fauſt nur, um mit ſeinen neugierigen und leichtgläubigen Bewunderern, vielleicht auch mit den Gelehrten ſich einen Scherz zu machen. Ebenſo wenig weiß ich, welchem ältern Fauſt gegenüber ſich der unſere bei Tritheim Faustus junior nennt; doch war der Name Fauſt, in welchem der lateiniſche Faustus und der teutſche Fauſt, Fûſt ſich begegnen, ſehr gewöhnlich [7]. — Zu beachten iſt, daß Tritheim und Mutianus Rufus noch nicht von Zauberthaten Fauſt's ſprechen, ſondern nur von den Künſten, die er zu verſtehen vorgab. Man ſieht hier zwar ſchon, wie die Sage ſich bilden konnte, doch von der Sage ſelbſt finden wir noch nichts.

Das dritte Zeugniß für die Exiſtenz Fauſt's gewährt Begardis Zeyger der Geſundheit. (Worms 1539.) Da ich die Schrift ſelbſt nicht habe erreichen können, ſo nehme ich die Stelle aus dem Aufſatze von Stieglitz (Raumer's Hiſt. Taſchenbuch. 1834. S. 131): „Es ward auch ein nahmhafter, tapferer Mann erfunden, ich wollt aber doch ſeinen Namen nicht genannt haben, ſo aber will er auch nicht verborgen ſein noch unbekannt. Denn er iſt vor etlichen Jahren faſt durch alle Landſchaft, Fürſtenthümer und Königreiche gezogen, ſeinen Namen Jedermann ſelbſt bekannt gemacht und ſeine große Kunſt, nicht allein der Arzenei, ſondern auch der Chiromanzie, Nigromanzie, Phyſionomie, Viſiones in Kryſtallen und dergleichen mehr Künſte ſich höchlich berühmt. Und auch nicht allein berühmt, ſondern ſich auch einen berühmten und erfahrnen Meiſter bekannt und geſchrieben. Hat auch ſelbſt bekannt und nicht geleugnet, daß er ſey, auch hieß Fauſtus, damit ſich geſchrieben philosophum philosophorum etc. Wie aber Viele mir geklagt haben, daß ſie von ihm ſeyn betrogen worden, deren iſt eine große Zahl geweſen. Nun, ſein Verheiſen war auch groß, wie des Theſſali (zu Galen's Zeiten), dergleichen ſein Ruhm, wie auch des Theophraſti, aber die That, wie ich vernehme, faſt ſehr klein und betrüglich erfunden; doch hat er ſich in Geld nehmen und empfangen (daß ich recht red) nicht geſäumt, Viele mit den Ferſen geſegnet. Aber was ſoll man nun dazu thun, hin iſt hin, ich wollt es jetzt auch dabey laſſen, ſchau du weiter, was du zu ſchicken haſt."

Dieſe Schilderung ſtimmt zu den beiden vorhergehenden, und ſie beweiſt zugleich, daß Fauſt ſchon bei ſeinen Zeitgenoſſen ungewöhnliches Aufſehen erregte. Aus den Worten „hin iſt hin" könnte man ſchließen, daß Fauſt 1539 bereits todt war; doch folgt dies nicht ſicher. Ausdrücklich geſagt wird es in folgender für die Geſchichte der Sage beſonders wichtigen Erwähnung Fauſt's in Johannes Gaſt's Sermones convivales. Tom. *II.* (4. Ausg. [Baſel 1554.] S. 274. 275):

De Fausto Necromantico. Divertitur sub noctem in coenobium quoddam valde dives, pernoctaturus illic. Fraterculus apponit illi vile vinum, pendulum et nihil gratiae habens. rogat Faustus, ut ex vase altero hauriat melius vinum, quod nobilibus dare consueverat. Fraterculus mox dixit: Claves non habeo, Prior dormit, quem exsuscitare piaculum est. Faustus inquit: Claves jacent in *isto angulo*, has accipe et vas illud ad sinistrum latus aperi et adfer mihi potum. Fraterculus renuit, sibi non esse commissum a Priori aliud vinum hospitibus proponere. Faustus *iis auditis* iratus dixit: Videbis brevi momento mira, *inhospitalis* fratercule. Abiit summo mane insalutato hospite, ira accensus, ac immisit satanam quendam furibundum, die nocteque in coenobio perstrepentem, omnia moventem tam in ecclesia, quam in ipsis habitationibus monachorum, adeo ut quietem nullam habere possint, quodcunque negocium attentarent. Tandem deliberarunt, an coenobium esset relinquendum aut omnino pereundum. Palatino *itaque scripserunt* de infortunio illo, quo *tenebantur*. Qui coenobium in suam recepit defensionem, abjectis monachis, quibus alimenta praestat in singulos annos, reliqua sibi servat. Ajunt quidam, etsi adhuc hodie monachi coenobium intrent, tantas turbationes fieri, ut quietem incolentes habere non possint. Hoc novit satan instituere.

Aliud de Fausto exemplum. Basileae cum illo coenatus sum in collegio magno, qui varii generis aves, nescio ubi emerat aut quis dederat, cum hoc temporis nullae venderentur, coquo ad assandum praebuerat, quales etiam ego nunquam in nostris regionibus viderim. *Canem secum ducebat et equum, Satanas fuisse reor, qui ad omnia erant parati exequenda. Canem aliquando servi formam assumere* et esculenta adferre, quidam mihi dixere. Atqui miser deplorandum finem sortitus est, nam *a Satana suffocatus*, cujus cadaver in feretro facie ad terram perpetuo spectans, etsi quinquies in terg

---

7) Eine Familie Fauſt im Kur- und meißniſchen Kreiſe, beſonders zu Mühlberg, führt Köhler in ſeiner „Hiſtoriſch-kritiſchen Unterſuchung über das Leben und die Thaten D. Johann Fauſt's" an (S. 62). Das Wappen eines Juriſten Doctor Fauſt ſoll in dem Wappenbuche enthalten ſein, welches Frankfurt a. M. 1579 herauskam (Hiſtoriſche Remarqven über D. Johan Fauſten, Zwickau o. J. S. 7). Der Buchdrucker Fauſt, Fauſtus Socinus, der Stifter der Socinianer, und Fauſtus Arundelinus, Profeſſor zu Paris, ſind gradezu mit unſerm Fauſt verwechſelt worden. Raphael Volaterra hat, nach Neumann's Disquisitio de Fausto. Cap. I. §. 11, einen ganzen Katalog von Männern Namens Fauſt zuſammengeſtellt.

verteretur. Dominus custodiat nos, ne Satanae mancipia fiamus.

Johann Gaſt aus Breiſach war proteſtantiſcher Geiſtlicher zu Baſel. Die Dedication des erſten Theiles ſeiner dreibändigen Schrift, einer ſehr rohen Compilation von Anekdoten, eigenen Erlebniſſen des Verfaſſers, Ausſprüchen alter und neuer Gelehrten und dergl., iſt 1543 unterſchrieben; es kommen jedoch in der von mir benutzten Ausgabe des zweiten Bandes ſchon Stücke aus den Jahren 1544—1547 vor, ſo daß ich leider nicht weiß, ob die Erzählung von Fauſt's Tode ſchon in der erſten Ausgabe enthalten war. Doch ſteht ſie wenigſtens bereits in der Ausgabe von 1548, aus der Beeſenmeyer dieſes Zeugniß im Allgem. literariſchen Anzeiger. 1799. S. 2030 zuerſt nachgewieſen hat. Fauſt war alſo 1548 ſchon todt und wurde 60 bis 70 Jahre alt. — Der Verfaſſer der hiſtoriſchen Remarquen über D. Joh. Fauſten ſagt S. 33 ausdrücklich, Fauſt ſolle 1541 geſtorben ſein; doch gibt er nicht an, woher er dies nimmt. Mit dieſer Angabe ſtimmt, vielleicht nur zufällig, das niederländiſche Volksbuch von Chriſtoph Wagner überein, in welchem Wagner bald nach Fauſt's Tode auf 30 Jahre einen Bund mit dem Teufel ſchließt und 1570 ſtirbt. — Die Sage aber war zu Gaſt's Zeiten offenbar ſchon ſehr ausgebildet; beſonders finden wir ſchon Spuren der doppelten Faſſung des Bundes mit dem Teufel, welche in der Pfitzer'ſchen Bearbeitung des Volksbuches (vielleicht ſchon bei Widmann, deſſen Werk, Pfitzer's Quelle, mir noch unbekannt iſt) wiederkehrt, indem der Teufel nach der einen Sage als Hund, nach der andern als Diener Fauſt's ſteter Begleiter war. Zugleich wird Fauſt's Hund durch dieſes Zeugniß hiſtoriſch erwieſen, ſowie auch Cornelius Agrippa's Hund, der in der Sage zum Teufel wurde, hiſtoriſch iſt. Das von Gaſt erwähnte Pferd iſt vielleicht ebenfalls nur ſpäter zu dem Zauberpferde umgebildet worden, welches in den Volksbüchern erſcheint, und in das ſich, nach einem ausdrücklichen Zuſatze des älteſten teutſchen und des niederländiſchen Volksbuches, Mephiſtopheles verwandelt. Auch daß Fauſt vom Teufel erwürgt wird, daß ihm der Teufel als Diener Speiſen zuträgt wie der Hausgeiſt, und daß Fauſt, um ſich zu rächen, Poltergeiſter in Häuſer ſendet, iſt dem Volksbuche gemäß. Die naive Erzählung, Fauſt habe Vögel gehabt zu einer Zeit, da man in Baſel keine verkaufte, und Vögel, wie ſie Gaſt nie geſehen, bürgt, daß auch im Übrigen nichts von Gaſt erfunden iſt, da er dieſen Zug ſonſt wol ausgeſchmückt hätte: doch war er allerdings tief befangen in dem Zauberglauben ſeiner Zeit; ſo z. B. ſah er einſt ſelbſt, wie ein Hahn einen ungeheuern Balken zog, während es in der That nur ein Strohhalm war (Serm. conv. III, 76; vergl. Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm II, 149). — Aus dem offenbar verderbten Schluſſe der Erzählung erkennt man nicht, ob die Sage ging, Fauſt's Kopf habe nach vorn herabgehangen, und man habe umſonſt geſucht ihn zurück zum Rücken zu drehen, oder ſein Geſicht habe, als er auf der Bahre, alſo auf dem Rücken, lag, zur Erde geblickt, d. h. es habe im Nacken geſeſſen, wie der wilde Jäger öfter erſcheint (z. B. in den Niederſächſiſchen Sagen von Harrys. 2. Heft. Nr. 5). Für die letztere Erklärungsweiſe ſpräche, daß auch Manlius, zu dem wir jetzt kommen, berichtet, Fauſt's Leiche habe inversa facie dagelegen.

Locorum communium collectanea a *Johanne Manlio* per multos annos tum ex lectionibus D. *Philippi Melanchthonis* tum ex aliorum doctissimorum virorum relationibus excerpta jamque postremum recognita. (Basileae 1562.) p. 38:

Novi quendam nomine *Faustum de Kundling*, quod est parvum oppidum patriae meae vicinum. Hic cum esset Scholasticus Cracoviensis, ibi magiam didicerat, sicut ibi olim fuit ejus magnus usus et itidem fuerunt publicae ejusdem artis professiones. *Vagabatur passim, dicebat arcana multa.* Ille Venetiis cum vellet ostendere spectaculum, dixit se volaturum in coelum. Diabolus igitur subvexit eum et afflixit adeo ut allisus humi pene exanimatus esset: sed tamen non est mortuus.

Ante paucos annos idem *Johannes Faustus* postremo die sedit admodum moestus in quodam pago ducatus Wirtenbergensis. Hospes ipsum alloquitur, cur moestus esset praeter morem et consuetudinem (*erat alioqui turpissimus nebulo, inquinatissimae vitae, ita ut semel atque iterum pene interfectus sit propter libidines*); ibi dixit hospiti in illo pago: Ne perterrefias hac nocte. Media nocte domus quassata est. Mane cum Faustus non surgeret, hospes, adhibitis aliis, ingressus est in ejus conclave invenitque eum jacentem prope lectum *inversa facie*, sic a diabolo interfectus. *Vivens adhuc habebat secum canem, qui erat diabolus*, sicut iste nebulo qui scripsit De vanitate artium[8]) etiam habebat canem secum currentem, qui erat diabolus. Hic Faustus in hoc oppido Witenberga evasit, cum optimus princeps dux Johannes dedisset mandata de illo capiendo. Sic Norinbergae etiam evasit, cum jam inciperet prandere, aestuavit, surgitque statim, solvens quod hospiti debebat; vix autem venerat ante portam, ibi veniunt lictores et de eo inquirunt.

Idem Faustus magus, turpissima bestia et cloaca multorum diabolorum vane gloriabatur de se omnes victorias, quas habuerunt caesarini exercitus in Italia[9]), esse partas per ipsum sua magia. Idque fuit mendacium vanissimum. Id enim dico propter juventutem, ne statim talibus vanis hominibus assentiantur.

Als eigentlicher Gewährsmann für dieſe Angaben wird gewöhnlich Melanchthon angeſehen: wie viel ihm davon gehört, läßt ſich nicht erkennen; doch iſt deutlich, daß ihm Manlius wenigſtens den Anfang ſeines Berichtes in den Mund legt, da Knittlingen, wie ſchon Neumann (Disquisitio de Fausto. Cap. 1. §. 3) ſtatt Kundling richtig lieſt, zwei Stunden ſüdöſtlich von Bretten,

8) Cornelius Agrippa. 9) 1527.

dem Geburtsorte Melanchthon's, liegt. Es gehörte zum Kloſter Maulbronn und war, wie das Kloſter ſelbſt, urſprünglich pfälziſch; erſt 1504 wurden beide durch Herzog Ulrich an Würtemberg gebracht (Chronicon parvum Sueviae, oder kleines ſchwäbiſches Zeitbuch, durch Martinum Zeilerum. [Ulm 1653.] S. 564). Kundling iſt ohne Zweifel nur Schreib- oder Druckfehler bei Manlius; denn daß Knittlingen früher Kundlingen hieß, was in den bereits erwähnten hiſtoriſchen Remarquen S. 4, in Köhler's hiſtoriſch-kritiſcher Unterſuchung über Fauſt S. 60 und ſonſt geſagt wird, läßt ſich nicht beweiſen. Auch kommt die Form Kundlingen überhaupt nur bei den Schriftſtellern vor, welche erweislich die Stelle von Manlius vor Augen hatten [10]).

Alles Übrige, was Manlius erwähnt, bezeugt uns nur die raſche Entwickelung der Sage. Für geſchichtlich könnte man höchſtens noch Fauſt's Flucht aus Wittenberg halten, die Manlius ebenfalls wie mit Melanchthon's eigenen Worten anführt. Neumann zwar leugnet, daß Fauſt je nach Wittenberg gekommen ſei; Manlius, ſagt er, ſchreibe non tam latine quam audacter, Wittenberg ſei eine Verwechſelung mit Würtemberg, die auch im Volksbuche wiederkehre, wo erzählt wird, daß Fauſt im Speſſerwalde bei Wittenberg den Teufel beſchwur, und daß er bei einem Vetter, dem Bruder des Vaters, zu Wittenberg erzogen wurde; allein mit dem Speſſerwalde könne nur der Speſſart gemeint ſein, und ein Mann, Namens Fauſt, habe ſich, wie aus dem Einwohnerverzeichniſſe auf dem wittenberger Rathhauſe hervorgehe, nie in Wittenberg aufgehalten. Neumann, als angeſehener Theolog zu Wittenberg, ſcheint die wittenberger Univerſität durch das Volksbuch von Fauſt für beſchimpft gehalten zu haben: obgleich er daher ſonſt in der ganzen Abhandlung ſehr gründlich verfährt, ſo übergeht er hier doch offenbar abſichtlich all die zahlreichen Stellen des Volksbuches, aus denen er ſehen mußte, daß Wittenberg wenigſtens auf keiner Verwechſelung mit Würtemberg beruht, ſondern daß ſich die Sage wirklich an Wittenberg knüpft. Daß Fauſt ſich einige Zeit zu Wittenberg aufgehalten hat, ſcheint unzweifelhaft, da mindeſtens der dritte Theil der Sage in Wittenberg ſpielt. — Für die Zeitbeſtimmung gewinnen wir durch die Worte ante paucos annos nach Gaſt's Zeugniß nichts. Die Schilderung von Fauſt's Tode aber ſteht dem Volksbuche ſchon näher, als die bei Gaſt. Von der Sage, daß der Teufel Fauſt als Diener begleitete, ſcheint Manlius nichts gewußt zu haben, doch wie hier aus Wittenberg und Nürnberg, wird Fauſt im älteſten teutſchen Volksbuche aus Erfurt verwieſen; Fauſt's Aufenthalt zu Krakau kommt nur im franzöſiſchen Volksbuche (wol nach Wier, der ſich auf Manlius ſtützt) vor; worauf die Angabe ſich gründet, daß in Krakau öffentlich die Magie gelehrt worden ſei, weiß ich nicht. Der verunglückte Verſuch in den Himmel zu fliegen aber, welchen die Volksbücher nicht erwähnen, iſt wahrſcheinlich von Simon Magus auf Fauſt übertragen. Wie ähnlich dieſe Sage von Fauſt der von Simon iſt, fühlte ſchon Samuel Meiger (Pfarrer zu Nordtorf in Holſtein), der, vielleicht nur nach Manlius, in ſeinem Nucleus Historiarum, oder Auſſerleſene liebliche, denckwürdige vnd warhaffte Hiſtorien u. ſ. w. (Hamburg 1599. Fol.) Buch 7. Cap. 18 erzählt: „In gleiche vnſinnigkeit (wie Simon Magus) geriete Faustus das fromme kindt zu Venedig auch, der ließ ſich auch vernehmen, wie er ohne Federn fliegen wolte, da jederman dem ſpiel zu ſicht, ſtürtzet er herunter, vnnd bricht ein bein entzwey, doch dieweil ſeine zeit noch nicht gekommen vnnd er noch nicht ausgedienet, kam er domahlen mit dem leben dauon, biß ſein glaß war ausgelauffen, da zerbrach jhm der Teuffel den Hals." — Nur einen Auszug aus der Stelle bei Manlius gibt Andreas Hondorff: Theatrum historicum sive Promptuarium illustrium exemplorum ad honeste, pie beateque vivendum etc., initio quidem a reverendo viro D. Andrea Hondorffio Theologo *idiomate* Germanico conscriptum, jam vero labore et industria Phil. Loniceri ... latinitate donatum multisque in locis auctum et illustratum. Ed. quinta. (Francof. 1633.) (Die erſte Ausgabe erſchien 1575.) p. 167.

Auch Wier, der ſechste Zeuge, hatte die Stelle von Manlius vor ſich; doch fügt er Eigenes hinzu. De Praestigiis Daemonum et Incantationibus ac Veneficiis libri sex. Ab auctore sexies aucti et recogniti, juxta Exemplar Basiliense 1583 (in *Joannis Wieri*, illustrissimi Ducis Juliae, Cliviae etc. quondam archiatri, opera omnia. Ed. nova et hactenus desiderata. [Amstel. 1659.]) lib. 2. §. 8: Joannes *Faustus* ex Kundling oppidulo oriundus, Cracoviae magiam, ubi olim docebatur palam, didicit *eamque paucis annis ante quadragesimum supra sesquimillesimum, cum multorum admiratione, mendaciis et fraude multifaria in diversis Germaniae locis exercuit.* Inani jactantia nihil non potuit. Exemplo uno artem ea conditione Lectori ostendam, ut se non imitaturum mihi prius fidem faciat. Hic sceleris ergo captus Batoburgi in Mosae ripa ad Geldriae fines, barone Hermanno absente, mitius ab ejus sacellano D. Joanne Dorstenio tractabatur, quod huic viro bono nec callido plurium rerum cognitionem artesque varias polliceretur. Hinc et tamdiu vinum, *quo* Faustus unice afficiebatur, prompsit ille, donec vas evacuaretur. Quod ut Faustus intelligeret atque Graviam sibi abeundum esse, ut raderetur barba, diceret alter, vinum is si adhuc curaret, artem denuo promittit singularem, qua citra novaculae usum tolleretur barba. Conditione accepta arsenico confricari eam citra ullam praeparationis mentionem jubet. Adhibita illinitione tanta successit inflamma-

10) Daß Fauſt zwar nicht in, doch bei Knittlingen geboren und daſelbſt vom Teufel in Stücke geriſſen ſei, gibt auch Konrad Dietrich (aus Ulm) an in ſ. Werke Ecclesiastes, d. i. der Prediger Salomo, in unterſchiedenen Predigten erklärt u. ſ. w. (Nürnb. 1664.) II, 237. Noch jetzt zeigt man in Maulbronn ein Gemach, das Fauſt einſt bewohnte, und aus dem ihn der Teufel holte, wovon noch die Blutſpuren an der Wand zu ſehen ſind (Schwab, Wanderungen durch Schwaben S. 29). Auch Tritheim's Angabe, daß Fauſt früh mit Franz von Sickingen bekannt war, macht es wahrſcheinlicher, daß Fauſt aus Schwaben, als daß er, wie die Volksbücher ſagen, aus Roda im Weimariſchen, oder aus Salzwedel in der Mark gebürtig war. Für ſichere Gewähr wird man jedoch das Zeugniß von Manlius ſeinem ganzen Tone nach nicht halten.

tio, ut non modo pili sed et pellis cum carne exureretur. Cum stomacho idem ille mihi facinus hoc non semel recensuit. Alius mihi non incognitus, barba nigra, reliqua facie subobscura et melancholiam attestante (spleneticus etenim erat) quum Faustus accederet, incunctanter hic ait: Profecto te sororium meum esse existimabam, pedibus tuis mox observatis, num longae et incurvae in iis prominerent ungulae; ita hunc daemoni assimilans, quem ad se ingredi arbitraretur, eundemque affinem appellare consuevit. Hic tandem in pago ducatus Wirtenbergici inventus fuit juxta lectum mortuus inversa facie et domo, praecedente nocte media, quassata, ut fertur.

Wier (lateiniſch Piscinarius genannt), Agrippa's Schüler, war ſelbſt aus Grave an der Maas gebürtig, und lange Zeit Leibarzt des Herzogs Wilhelm von Cleve. Er ſpricht zuerſt ausdrücklich von dem Aufſehen, das Fauſt im Volke erregte; doch iſt daſſelbe nach der bisher dargelegten Entwickelung der Sage ſchon früher vorauszuſetzen. — Der Scherz, den ſich Fauſt mit dem Meancholiſchen macht, ſcheint anzudeuten, daß Fauſt ſchon ei ſeinen Lebzeiten beſchuldigt wurde, nicht blos als Hund, ſondern auch in menſchlicher Geſtalt begleite ihn er Teufel [11]), und daß Fauſt ſelbſt heiter auf dieſe Anlage einging. „Schwager" mag eine der traulichen Beennungen ſein, welche vom alten Hausgeiſte auf den eufel übergingen; wenigſtens nannte der Zwergkönig Golemar den Neveling von Hardenberg Schwager (Grimm's eutſche Mythologie. 2. Ausg. S. 477; vergl. „Lieber achbar" als Anrede, die der Kobold empfängt). — Daß auſt in den Jahren kurz vor 1540 beſonders berühmt ar, ſtimmt zu dem Zeugniß von Begardi; da er jedoch her vor 1548 ſtirbt, ſo ſcheint die Sage erſt gegen nde ſeines Lebens allgemeiner geworden zu ſein.

In dem folgenden Paragraph erzählt Wier noch von nem Schulmeiſter zu Goslar, der ex Fausti magi vel erius infausti mali doctrina instructus den Teufel ſchwört, und, wie der Teufel erſcheint, ſo erſchrickt, ß er ein Jahr lang ſtumm bleibt [12]), dann zwar wier zu ſprechen anfängt, doch am dritten Tage darauf rbt. Hierin ſcheint zu liegen, daß ſchon zu Wier's it eine Zauberſchrift unter Fauſt's Namen umlief; denn enn Wier meinte, der Schulmeiſter ſei von Fauſt ſelbſt er nach einer mündlich überlieferten Lehre Fauſt's im eſchwören unterrichtet worden, ſo würde er wol a Fausto er secundum Fausti doctrinam instructus ſagen.

Auf Wier ſtützt ſich zum Theil Philippus Cameraus (Operae horarum subcisivarum [Francof. 1624.] enturia prima p. 314), von welchem hierher nur die ußerung gehört, daß es noch zu ſeiner Zeit allgemein kannt ſei, wie unter den Zauberern der vorhergehenden neration beſonders Fauſt berühmt geweſen ſei, und daß ſelbſt ſich von denen, welche Fauſt wohl gekannt hatn, noch Vieles habe erzählen laſſen.

Außerdem wird Fauſt von Konrad Geßner 1561 in einem Briefe an Johann Krato von Kraftheim (Epistolae medicinales p. 1) erwähnt. Hier heißt es: Equidem suspicor illos (die Schüler des Theophraſtus Paracelſus) ex Druidarum reliquiis esse, qui apud Celtas veteres in subterraneis locis a daemonibus aliquot annis erudiebantur, quod nostra memoria in Hispania adhuc Salamancae factitatum constat. Ex illa schola prodierunt quos vulgo scholasticos vagantes nominabant, inter quos Faustus quidam non ita pridem mortuus mire celebratur. Dieſes wunderbare Preiſen zeigt aufs Neue die raſche Fortbildung der Sage. Zu den fahrenden Schülern rechnet Geßner auch im Onomaſticon Fauſt: ob er wirklich zu ihnen gehörte, wiſſen wir nicht; ſicher iſt nur nach Begardi's Schilderung, daß er gleich den fahrenden Schülern unſtät umherſtreifte [13]).

Endlich wird die Verbreitung der Sage vor dem Erſcheinen des Volksbuches noch durch eine Stelle in Ludwig Lavater's, reformirten Predigers zu Zürich, Abhandlung: De spectris, lemuribus et magnis atque insolitis fragoribus variisque praesagitionibus (Genevae 1570.) p. 208, bezeugt: nachdem er von den Zauberern ſeiner Zeit, die Gott ſtrafen werde, geſprochen, ſchließt er, um gleichſam ein ſchlagendes Beiſpiel anzuführen, Quam miranda referuntur de Fausto Germano, quae nostra aetate per magicas artes effecerit!

Köhler erwähnt in ſeiner hiſtoriſch-kritiſchen Unterſuchung über Fauſt S. 153—155 nach dem Magazin der ſächſiſchen Geſchichte (1785. St. 16. S. 208 fg.) einen Johann Fauſt, einen alten wittenberger und leipziger Studenten, der in dem mühlbergiſchen Amtsdorfe Außig wohnte und bei dem Kaiſer Karl V. im J. 1547 einkehrte. Da jedoch die Sage, nach Gaſt's Zeugniß, zu jener Zeit ſchon ſehr ausgebildet war, und ſie hier mit keinem Worte berührt wird, ſo dürfen wir annehmen, daß nicht unſer Fauſt gemeint iſt. Daß eine Familie Fauſt in jener Gegend anſäßig war, iſt ſchon oben bemerkt, und Johann war ſchon damals ein ganz gewöhnlicher Name.

Auch die in der Vorrede zu der Widmann'ſchen Bearbeitung des Volksbuches erwähnten Worte Luther's glaube ich nicht als geſchichtliches Zeugniß für Fauſt anführen zu dürfen. Von der Hagen in ſeinem Aufſatze über Fauſt im ſechsten Bande des Neuen Jahrbuchs der berliniſchen teutſchen Geſellſchaft S. 289—308 hält dieſe Stelle für beſonders wichtig, und wundert ſich, daß ſie bisher gänzlich unbeachtet geblieben ſei; doch iſt ſie von denen, welche früher über die Sage geſchrieben haben, offenbar deshalb übergangen, weil ſie richtig erkannten, daß Widmann, welcher verſichert, ſein ganzes Buch gründe ſich auf das von Johann Waiger (Fauſt's Diener) und von andern Bekannten Fauſt's hinterlaſſene „rechte und wahrhaffte Original", Widmann, der mehrfach bei rein ſagenhaften Erzählungen ſich auf das Zeugniß von Au-

11) Vergl. Gaſt's Angabe, daß Fauſt's Hund, wie man erlte, ſich bisweilen in einen Diener verwandle. 12) Wer Geiterſcheinungen ſieht, wird ſtumm. Vergl. Wolf's niederländi Sagen. Nr. 319.

13) In dem Discursus de vagantibus scholasticis von Jacob Thomaſius, einem der vielen Werke, die ſeit Neumann's Abhandlung traditionell angeführt werden, iſt hierüber auch nur geſagt, daß Fauſt wahrſcheinlich kein fahrender Schüler geweſen ſei.

genzeugen beruft, ja ſogar Briefe mittheilt, in denen Fauſt ſelbſt ſeine Thaten beſchreibt, daß ſolch ein Gewährsmann keinen Glauben verdient, wenn er aus dem Briefe eines Ungenannten anführt, was einſt Luther mit einigen Freunden bei Tiſche über Fauſt geſprochen habe. Es kann dieſes Geſpräch ſeinem Tone und Inhalte nach ſehr wol zu Luther's Tiſchreden gehören; doch um es wirklich zu ihnen zu rechnen und irgend Folgerungen darauf zu gründen, müßte man eine beſſere Bürgſchaft für ſeine Echtheit beſitzen, als Verſicherungen Widmann's.

Endlich wird unter den Zeugen für die Exiſtenz Fauſt's häufig noch Melanchthon genannt; doch iſt dieſe Angabe in ein gewiſſes Dunkel der Tradition gehüllt und beruht vielleicht nur auf einem Irrthume. Zuerſt begegnet ſie in den hiſtoriſchen Remarquen über D. J. Fauſt, wo es S. 7 heißt: „Philippus Melanchton, ein ſcharfſer Einſeher in ſeine Zeiten und genauer Kenner der Hiſtorie, hat in ſeinen Schrifften des D. Fauſt's auch gedacht." Dann ſagt Köhler in ſeiner hiſtoriſch-kritiſchen Unterſuchung über Fauſt S. 56: „Noch ſicherer aber iſt eine Angabe in Melanchthon's Briefen nach Kaſpar Peucer's Ausgabe"; doch in den von Peucer herausgegebenen Briefen Melanchthon's kommt eine Erwähnung Fauſt's nicht vor. Nur allgemein auf einen Brief Melanchthon's berufen ſich Görres (Die teutſchen Volksbücher S. 212), Horſt (Zauberbibliothek VI, 87), Stieglitz (a. a. O. S. 141, nach Horſt), v. d. Hagen (a. a. O. S. 290) und Andere; keiner aber gibt an, wo jener Brief Melanchthon's ſtehen ſoll, während ſie doch ſonſt weit Unbedeutenderes durch genaue Citate belegen. Wahrſcheinlich iſt dieſe Berufung auf Melanchthon nur dadurch veranlaßt, daß mehrere Frühere, wie Tenzel, die Fauſt's Exiſtenz nachzuweiſen ſuchten, unter den Zeugen für dieſelbe Melanchthon aufführten, indem ſie ihn als Gewährsmann der von Manlius mitgetheilten Angaben betrachteten. Wenn man ſpäter fand, daß Melanchthon Fauſt erwähne, ſo lag es am nächſten zu vermuthen, daß er in ſeinen Briefen von ihm ſpreche.

Ohne Zweifel iſt in Schriften des 16. Jahrh. noch manche Erwähnung Fauſt's enthalten; allein es iſt nicht zu fürchten, daß irgend eine von ihnen die Auffaſſung der Sage weſentlich verändern oder zu ihrer Erklärung im Einzelnen etwas Weſentliches beitragen werde. Daß die Sage auf einer hiſtoriſchen Grundlage ſich entwickelte, iſt hinlänglich bezeugt, und wenn wir kein Zeugniß dafür hätten, ſo würden wir es bereits aus ihrem plötzlichen Auftauchen und ihrer raſchen Entfaltung ſchließen können. Doch hielt ſie ſich mit ſo geringer Pietät an die Perſon ihres Helden, daß an eine bloße Umgeſtaltung und Ausſchmückung geſchichtlicher Ereigniſſe nicht zu denken iſt. Zu wünſchen wäre darum noch, daß durch ein geſchichtliches Zeugniß erklärt würde, wie grade Fauſt unter den zahlreichen Zauberern des 16. Jahrh. in ſo hohem Grade die Aufmerkſamkeit des Volkes auf ſich zu ziehen vermochte, daß ſein Ruhm in wenigen Jahrzehnten ſich über ganz Teutſchland verbreitete und das ganze Volk ein Gedicht weiter und weiter zu dichten begann, das zu Anfang wenigſtens nur ſeine Thaten verherrlichte. Die Gelehrten ſchildern ihn als unſittlich und unwiſſend, und ſagen nur, er habe ſich ſelbſt übermüthig ſeiner tiefen Weisheit und ſeiner Zauberkräfte gerühmt; doch durch bloßen Selbſtruhm wird das Volk nicht gewonnen; auch bemerkt Manlius wenigſtens, Fauſt habe vieles Geheime offenbart, und das erſte Beiſpiel bei Wier zeigt, daß man beſondere Künſte von ihm zu ſehen und zu lernen gewohnt war. Wenn daher Fauſt auch kein fahrender Schüler war, ſo ſcheint er doch gleich den fahrenden Schülern aus der angeblich magiſchen Kunſt ein Gewerbe gemacht zu haben. Daß er nicht ohne alle Kenntniß war, darf man aus Tritheim's Erwähnung ſchließen; da Tritheim bei der Verachtung, mit der er von ihm ſpricht, ihn ſicher nicht zum Lehrer in Kreuznach und zum Magiſter gemacht haben würde, wenn er Grund gehabt hätte, dieſe Angaben zu bezweifeln. Auch die Schilderungen von Fauſt's Unſittlichkeit wird man nicht buchſtäblich nehmen dürfen: die Gelehrten fühlten ſich durch die Bewunderung, die Fauſt beim Volke genoß, herausgefodert, und konnten das, was ſie als verächtlich an ihm erkannten, unwillkürlich mit ſchwärzeren Farben malen, ſowie ſie Manches, was zu Fauſt's Gunſten ſprach und uns vielleicht das Aufſehen, das er im Volke erregte, erklären würde, leicht übergehen konnten. Auf welche Weiſe jedoch Fauſt auch dieſes Aufſehen erregt haben mag, daß er es erregte, iſt eine Thatſache, und ſobald es da war, hatte die Sage bei ihm um ſo freieren Spielraum, weil er dem Volke allein angehörte und bis dahin ein dunkles Leben geführt hatte; ſie durfte ihn daher weit höher heben, als ſie Tritheim, Paracelſus, Agrippa und die vielen Gelehrten der Zeit, denen ſie ebenfalls den Ruhm der Zauberer zugedacht hatte, zu heben vermochte. Dieſe wirkten theils während ihres Lebens ſelbſt noch der Sage entgegen; theils hatte man nach ihrem Tode in ihren Schriften und im Andenken an ihr öffentliches Wirken einen Maßſtab, nach dem man die Glaubwürdigkeit der Sage beurtheilte. Fauſt's Ruhm war erſt durch die Sage geſchaffen; ſobald ſich ſeine Geſtalt aus dem Dunkel erhob, war ſie ſchon in die Sage gehüllt; der Sage entgegen zu treten, hatte er keinen Grund, vielmehr mußte er nach Allem, was uns die Gelehrten von ihm berichten, ſich ihrer Ausbildung freuen und ſie ſelbſt zu befördern ſuchen. Sein unſtätes Leben begünſtigte die Entwickelung der Sage, da man nun an den verſchiedenſten Orten zugleich die Sage fortzubilden begann, was die Wiederholungen und Widerſprüche im Volksbuche beweiſen. Wenn man hierzu noch den Zauberglauben des 16. Jahrh. erwägt, ſo überraſcht es nicht, daß ſich die Sage kaum ein halbes Jahrhundert nach Fauſt's Tode ſoweit ausgebildet zeigt, wie vielleicht keine Sage, die von einer hiſtoriſchen Geſtalt ausging, ſich je ausgebildet hat. Doch eben weil dieſe hiſtoriſche Geſtalt erſt durch die Sage berühmt geworden war, ging die Sage mit ihr um ſo eigenmächtiger um, und ſie gab, wenn auch gewiß nur nach und nach, die Perſönlichkeit ihres Helden vollſtändig auf und ſchuf ihn zum allgemeinen Typus der Zauberer um, auf den ſie die verſchiedenartigſten Sagen und Mährchen übertrug. So finden wir in den Volksbüchern von Fauſt eine bunte Sammlung von Zauberſagen, die ſich faſt alle noch auf alte teutſche Mythen zurückführen laſ-

ſen, und die durch Fauſt's Namen nur wie durch ein zufälliges Band zuſammengehalten werden.

Das älteſte dieſer Volksbücher erſchien 1588. Sein vollſtändiger Titel iſt: Historia Von D. Johann Fauſten, dem weitbeſchreyten Zauberer vnnd Schwartzkünſtler, Wie er ſich gegen dem Teuffel auff eine benandte zeit verſchrieben, Was er hierzwiſchen für ſeltzame Abenthewer getrieben, biß er endtlich ſeinen wol verdienten Lohn empfangen. Mehrertheils auß ſeinen eygenen hinderlaſſenen Schrifften allen hochtragenden, fürwitzigen vnd Gottloſen Menſchen zum ſchrecklichen Beyſpiel, abſcheuwlichen Exempel und treuwhertziger Warnung zuſammen gezogen vnd in den Druck verfertiget. Jacobi IIII. Seyt Gott vnterthänig, widerſtehet dem Teuffel, ſo fleuhet er von euch. CVM GRATIA Et Privilegio. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn, durch Johann Spies. M.D.LXXXVIII. kl. 8. — Dieſen ſehr ſeltenen älteſten Druck beſitzt die Ponickau'ſche Bibliothek zu Halle; den von 1592 hat mir Jacob Grimm aus ſeiner Bibliothek gütigſt mitgetheilt. In dem letztern iſt die Orthographie mehrfach verändert, doch oft nur zum Nachtheil; auf der Rückſeite des Titels ſteht in dieſer Ausgabe, doch nicht in der von 1588, folgendes

Epigramma.

QVisquis es, ingentes qui vis cognoscere technas
Daemonis, hunc librum perlege, certus eris.
Offeret hic etenim tibi Fausti tristia fata,
Squalida quem vivum traxit in antra Draco.
Testis eris multo paries maculate cerebro,
Dentibus et mixto foeda cruore domus.
Membra, animam secum raptans, collisa reliquit,
Insculptum busto qua brevo carmen habent:
Hac lacerum FAVSTI corpus requiescit in vrna,
Spiritus est Stygij raptus in antra ducis.
Exemplo quivis moniti coluisse Tonantem
Discant, blasphemos poena maligna manet.
Astra Fides Penetrat.

Eine Grabſchrift Fauſt's findet ſich ſonſt nirgends erwähnt, und ſie iſt hier wol nur fingirt.

Der Verf. dieſes Volksbuches, aus dem die ſpätern alle durch Überſetzung oder Umarbeitung hervorgegangen ſind, war ein Gelehrter, wie man aus der häufigen Einmiſchung lateiniſcher Wörter und Sätze erſieht. Obgleich auch er durch die Darſtellung der Sage ſchon von ähnlichen Zauberwerken abzuſchrecken bezweckt, ſo faßt er die Sage doch noch weit heiterer und unbefangener, als die ſpäteren Bearbeiter, und der ganze Ton ſeiner Schrift iſt ungleich volksthümlicher, als der aller jüngeren, welche die harmloſeren Scherze, und beſonders die ſchöne Ironie, mit der oft ſowol Fauſt als der Teufel ſelbſt verlacht wird, durchgängig unterdrücken, dürre moraliſche Betrachtungen an ihre Stelle ſetzen und in einförmigem, ſteifen Lehrtone die Vorzüge der ältern Darſtellung verwiſchen. Beſonders geſchickt wird in dieſem älteſten Volksbuche eine Menge von Sprichwörtern eingeflochten, von denen ſich in den jüngern Bearbeitungen keine Spur mehr findet. Ich ſetze nur eine Stelle als Beiſpiel her. Mephiſtopheles verſpottet Fauſt, deſſen Vertrag zu Ende geht:

„Weiſtu was, ſo ſchweig;
Iſt dir wohl, ſo bleib;
Haſtu was, ſo behalt.
Vnglück kömpt bald.
Drumb ſchweig, leyd, meyd vnd vertrag,
Dein Vnglück keinem Menſchen klag.
Es iſt zu ſpat, an Gott verzag;
Dein Vnglück läufft herein all tag.

Darumb, mein Fauſte, iſt's nit gut mit groſſen Herrn vnd dem Teuffel Kirſchen eſſen, ſie werffen einem die Stiel ins Angeſicht, wie du nun ſieheſt, derhalben wereſtu wol weit von dannen gangen, were gut für die Schüß geweſen; dein hoffertig Rößlein aber hat dich geſchlagen; du haſt die Kunſt, ſo dir GOtt gegeben, veracht, dich nicht mit begnügen laſſen, ſonder den Teuffel zu Gaſt geladen vnd haſt die 24 Jar hero gemeynet, es ſeye alles Golt, was gleiſſet, was dich der Geiſt berichte, dardurch dir der Teuffel, als einer Katzen, ein Schellen angehengt. Siehe, du wareſt ein ſchöne erſchaffene Creatur, aber die Roſen, ſo man lang in Händen trägt vnd daran riecht, die bleibt nit; deß Brot du geſſen haſt, deß Liedlein muſtu ſingen; verziehe biß auff den Karfreytag, ſo wirdts bald Oſtern werden. Was du verheiſſen haſt, iſt nicht on Vrſach geſchehen. Ein gebratene Wurſt hat zween Zipffel. Auff deß Teuffels Eiß iſt nicht gut gehen. Du haſt ein böſe Art gehabt, darumb läßt Art von Art nicht, alſo läßt die Katz das mauſen nicht. Scharpff fürnemmen macht ſchärtig. — — — Hoffart thäte nie gut; wolteſt Hans in allen Gaſſen ſeyn, ſo ſoll man Narren mit Kolben lauſen. Wer zuviel wil haben, dem wirt zu wenig; darnach einer Kegelt, darnach muß er auffſetzen. So laß dir nun meine Lehr vnd Erjnnerung zu Hertzen gehen, die gleichwohl ſchier verloren iſt; du ſolteſt dem Teuffel nit ſo wol vertrawet haben, dieweil er GOttes Aff, auch ein Lügener vnnd Mörder iſt, darumb ſolteſt du Klüger geweſen ſeyn. Schimpff bringt Schaden, denn es iſt bald vmb einen Menſchen geſchehen, vnd er koſtet ſo viel zu erziehen; den Teuffel zu beherbergen braucht ein klugen Wirt. Es gehört mehr zum Tantz dann ein roht par Schuch, hetteſtu Gott vor Augen gehabt vnd dich mit denen Gaben, ſo er dir verliehen, begnügen laſſen, dörffteſtu dieſen Reyen nicht tantzen, vnnd ſolteſt dem Teuffel nicht ſo leichtlich zu willen worden ſeyn vnd gegläubet haben, dann wer leichtlich glaubt, wirdt bald betrogen; jetzt wiſcht der Teuffel das Maul vnnd gehet davon" (S. 209—213).

Dieſes hochteutſche Volksbuch wurde noch in demſelben Jahre 1588 ins Niederteutſche überſetzt. Ein Exemplar der Überſetzung, die bei Johann Balhorn gedruckt wurde, beſitzt die berliner königliche Bibliothek.

Vier Jahre ſpäter, 1592, erſchien zu Emmerich die erſte Ausgabe der niederländiſchen Überſetzung deſſelben Volksbuches (ſ. Marchand, Dictionnaire historique s. v. Fauste). Im J. 1607 wurde es in Delft neu aufgelegt unter dem Titel: „Die Historie van D. Johannes Faustus, die eenen uitnemenden groote Tooveraar ende swert Constenaar was, uit de Hooch-Duytschen oversien ende met figuren verclart." 4. (Marchand daſelbſt.) Ich habe es benutzt in dem amſterdamer Druck von 1728: Historie van Jan Faustus grooten Tooveraer en swarten Konstenaer. Von sijn Duyvelsche Beschryvinge, van syn onchriste-

lijck Leven, met wonderlycke Avonturen, en van syn schrickelyck en grouwelyck Eynde en ofscheydt. Meestendeel uyt syn eygen naergelaeten Schriften by een vergadert etc. T'Amsterdam. By Jean de Nivel, Broeder van het wytvermaert Manneke-pis[14]). 12. Die Überſetzung iſt mit Sinn und Gewandtheit ausgeführt; ſie ſchließt ſich in der Anordnung der Stücke genau an das Original an, läßt nur zwei unbedeutende Zuſätze, gegen die, wie es ſcheint, des Verfaſſers Patriotismus ſich auflehnte, weg und fügt nur einen, wahrſcheinlich aus der Volksſage aufgenommenen, Zug ein. Bei der Erzählung nämlich, daß Fauſt einſt im Winter mehrere adlige Studenten und deren Schweſtern zu Wittenberg in ſeinen Garten lud, der vom Winter unberührt reich blühte, wird hinzugeſetzt, daß man von den Trauben und Roſen, die man bewunderte, keine abſchneiden konnte; denn ſobald Jemand eine abzuſchneiden verſuchte, hielt er einen Andern aus der Geſellſchaft bei der Naſe. Dieſelbe Sage, nur in anderer Verbindung, überliefern Camerarius und der Überſetzer des franzöſiſchen Volksbuches, auch beſteht ſie noch jetzt zu Boxberg bei Heilbronn im Volke fort (ſ. unten). Weggelaſſen aber hat der Überſetzer Folgendes. Erſtens ſchafft Fauſt bei einem Gaſtmahle unter andern Weinen auch niederländer und brabanter; doch dieſe beiden fehlen in der Überſetzung, indem wahrſcheinlich der Überſetzer nicht wollte, daß ein Zauberer die Weine ſeines Landes zu ſchaffen vermöge (S. 161 des teutſchen Volksbuches; vgl. S. 124 fg. des niederländiſchen). Zweitens befinden ſich unter den ſieben ſchönen Frauen, die ſich Fauſt im 19. und 20. Jahre ſeines Bundes mit dem Teufel zu Genoſſinnen wählt, auch zwei Flamänderinnen, von welchen ebenfalls in der Überſetzung geſchwiegen wird (S. 197 des teutſchen, S. 175 des niederländiſchen Druckes).

Ferner iſt das älteſte teutſche Volksbuch ins Franzöſiſche überſetzt von Petrus Victor Palma Cayet (Cajetanus) oder Cailette. Cayet war huguenottiſcher Prediger, wurde jedoch wegen mehrerer groben Verbrechen, deren man ihn anklagte, vorzüglich weil er einen Bund mit dem Teufel geſchloſſen haben ſollte, ſeines Amtes entſetzt, ging hierauf zum Katholicismus über, ward Doctor der Theologie und Profeſſor der morgenländiſchen Literatur zu Paris und endlich, nach der Sage, wie Fauſt vom Teufel geholt[15]). Vielleicht trug die Überſetzung des Volksbuches von Fauſt zur Ausbildung dieſer Sage bei. Die Überſetzung erſchien zuerſt in Paris 1598. 12.[16]); wahrſcheinlich war Cayet, als er ſie abfaßte, noch Huguenott, da er S. 172 eine Erzählung von einem Prieſter in Cöln einfügt, der ein ſchönes Brevier mit ſilbernen Spangen hatte und in die Meſſe eilte, doch von Fauſt verblendet, plötzlich ein Spiel Karten in der Hand zu haben glaubte und das Brevier wegwarf, welches Fauſt und ſeine Geſellen ſich zueigneten. Ohne Zweifel wollte Cayet hiermit die katholiſchen Prieſter perſifliren, welche der Teufel zu verblenden Macht habe, und bei deren Brevieren die Karten ſo nahe liegen, daß eine Verwechſelung ſtets zu fürchten ſei. Daß Cayet aus dem Hochteutſchen überſetzte, ſieht man aus mehreren beibehaltenen Wörtern; S. 134 fg. z. B. ruft Fauſt zwei Mal wol-auf, S. 159 ſteht le bourgemaistre. Doch ſcheint Cayet des Teutſchen nicht vollkommen mächtig geweſen zu ſein, da die Überſetzung nicht nur oft unklar und bisweilen völlig unverſtändlich iſt, was auch nur zum Theil in Entſtellungen der ſpäteren Abdrücke ſeinen Grund haben kann, ſondern da ſie viele Fehler enthält, die auf ſichtlichen Misverſtändniſſen beruhen; z. B. gleich zu Anfange iſt Fauſt nach dem teutſchen Volksbuche gebürtig aus Rod bei Weimar, nach Cayet de Veimmar sur le Rod; das Pferd, welches ſich nachträglich in einen Strohwiſch verwandelt, verkauft Fauſt auf einem Jahrmarkte zu Pfeifering; doch bei Cayet heißt es von dem Roßtäuſcher, der es kauft, il avoit nom Fiffring, *comme qui* diroit le Fleusteur (S. 164); Fauſt's Haus zu Wittenberg iſt „neben deß Ganſers vnd Vit Rodingers (nach der Ausgabe von 1588, Rödingers nach den ſpätern) Hauß gelegen, bey dem Eyſern Thor in der Schergaſſen an der Ringmawren," was Cayet überſetzt auprès de la maison des Oyes et eu la place des Royers près la porte de fer, en la ruë des Barbiers près la ceinture des murailles; Ganſer ſcheint er für den Plural von Gans genommen, ſtatt Rödinger aber Rädinger geleſen und dies ſich als Radmacher (ſ. Royer, Roquefort II, 499) erklärt zu haben; la place entſtand vielleicht gar dadurch, daß er Velt, d. i. Feld ſtatt Vit, las. — Ich habe dieſes Volksbuch in drei jüngeren Ausgaben benutzt: Histoire *prodigieuse de Jean Fauste*, grand et horrible *enchanteur*, avec sa mort espouvantable. Dernière édition. A Roven, chez Clement Malassis. M.DC.LXVII. 12. 222 S., dann A Paris, chez Cl. Malassis. MDCLXXIV. 12. 222 S. und A Cologne, chez les Héritiers de Pierre Marteau (d. i. à Bruxelles chez George de Backer; vgl. Marchand a. a. O.) M.D.CC.XII. 12. 209 S. Die beiden erſten Ausgaben ſtimmen nicht blos wörtlich überein, ſondern es beginnen in ihnen die Seiten ſtets genau mit demſelben Buchſtaben, und man ſieht nur aus einzelnen kleinen Unregelmäßigkeiten, daß es in der That zwei verſchiedene Abdrücke ſind. Die Ausgabe von 1712 dagegen, die jüngſte, die ich überhaupt erwähnt gefunden habe, iſt neu durchgeſehen, doch ohne Vergleichung des Originals. Die Orthographie iſt durchgehend moderniſirt; einzelne Wörter ſind verändert, meiſt ſolche, die zu veralten anfingen, z. B. für devis, Geſpräch, iſt ſtets entretien geſetzt; ſtiliſtiſche Nachläſſigkeiten und ſinnentſtellende Fehler ſind häufig weggeſchafft, doch iſt immer noch viel Verkehrtes ſtehen geblieben. Beigegeben iſt die

14) Vergl. Wolf's niederländiſche Sagen Nr. 375—378. Durch dieſen Scherz hoffte der Verleger ohne Zweifel ſich größern Abſatz zu verſchaffen, indem er das Buch noch geheimnißvoller erſcheinen ließ; doch hieß er Johann von Nivelle? und war in einer Sage ein Johann von Nivelle der Bruder des Manneken-Piß? Sagen von zwei verſchiedenen Jan von Nivelle ſ. bei Wolf Nr. 133. 134. 15) ſ. Bayle s. v. Cayet. Die Überſetzung des Fauſt erwähnt Bayle nicht; vergl. über ſie Marchand, Dict. hist. s. v. Fauste und J. Ben. Scheiben's Freymüthige Gedanken aus der Hiſtorie, der Critic und zumahl der Litteratur. 2. Aufl. (Franckenthal an der Werra 1737.) S. 53. 16) Nach Gräße's Bibliotheca magica p. 69; daſelbſt werden noch zehn ſpätere Ausgaben angeführt.

ſer Ausgabe ein Titelkupfer, welches Fauſt darſtellt, wie er im Walde bei Wittenberg den Teufel beſchwört; er ſteht im Zauberkreiſe, dunkel gekleidet, ziemlich alt, mit angſtvollem Geſicht; rings um den Kreis ſtehen Teufel, auf deren Rumpfe Todtenſchädel und Thierköpfe ſitzen. Ein Band, das ſich über Fauſt um die Baumwipfel ſchlingt, trägt die Aufſchrift: Doctor Fauste. — Mehrere Stücke ſind von Cayet umgeſtellt; es fehlen ſechs auf einander folgende einzelne Erzählungen, welche in dem Drucke von 1592 ſich finden, doch noch nicht im älteſten (die, wie Fauſt zu Leipzig auf einem Weinfaß aus dem Keller reitet, und fünf Sagen von Erfurt; Cayet arbeitete alſo nach der erſten Ausgabe, der Niederländer nach einer ſpätern); dagegen ſind ſieben Stücke hinzugefügt (S. 169—175. 176. 192. 194) und einige ſtark verändert. Unter den neu eingeſchalteten treffen wir den von Wier erzählten Streich, wie Fauſt den Kaplan zu Batoburg mit Arſenik barbiert; und zwar ſtimmt Cayet ſo genau mit Wier überein, daß wol nur Wier ſelbſt ſein Gewährsmann war, ſowie Cayet wahrſcheinlich auch die Angabe von ihm entlehnte, daß Fauſt zu Krakau die Magie ſtudirte (S. 7), was in keinem andern Volksbuche vorkommt, und was Wier wiederum von Manlius hat.

Ohne Zweifel iſt auch das engliſche Volksbuch nur eine Überſetzung des älteſten teutſchen, da dem ohne Jahrzahl erſchienenen erſten Theile der zweite ſchon 1594 folgte, alſo vor dem Erſcheinen der Widmann'ſchen Bearbeitung. Gräße's Behauptung, daß dieſes engliſche Volksbuch die erſte Aufzeichnung der Fauſtſage enthalte und die Quelle aller jüngern Darſtellungen ſei (Literargeſchichte des Mittelalters II, 2, 631), weiſt ſchon v. d. Hagen (Neues Jahrbuch der berliniſchen Geſellſchaft für teutſche Sprache und Alterthumskunde VI, 304) als unbegründet zurück. Ich habe dieſes Volksbuch nicht erreichen können.

Auch Widmann's Werk habe ich bisher vergeblich geſucht und kenne es nur aus der Pfitzer'ſchen Recenſion. Es erſchien zuerſt im J. 1599 in drei Quartbänden und iſt eine Umarbeitung des älteſten Volksbuches mit mehrfachen Umſtellungen, Zuſätzen und Weglaſſungen. Von der Hagen a. a. O. S. 300. Anmerk. * gibt eine Überſicht der Abweichungen Widmann's von ſeinem Original und S. 303. Anmerk. * der Abweichungen Pfitzer's von Widmann, und im Allgemeinen wird man ſich wol auf dieſe Angaben verlaſſen können, wenn man auch durch die Anmerkung auf S. 301 zur Vorſicht ermahnt wird; dort nämlich heißt es, daß nur Widmann berichte, wie Fauſt den Studenten zu Erfurt bei Erklärung des Homer die trojaniſchen Helden und Polyphem vorgeführt habe, daß jedoch daſſelbe umſtändlicher in einer von Möhſen benutzten alten erfurter Chronik erzählt ſei; allein es ſteht dieſe Sage ausführlich im älteſten Volksbuche, nur nicht in der erſten Ausgabe deſſelben (ſ. S. 181 des Druckes von 1592), und iſt von Widmann ohne Zweifel nur daraus beibehalten; die alte erfurter Chronik aber, von der Möhſen ſpricht, iſt entweder das älteſte Volksbuch ſelbſt, oder ein Werk, in welches Auszüge aus demſelben aufgenommen ſind, da Alles, was Möhſen (Verzeichniß einer Sammlung von Bildniſſen S. 16 fg.) und Motſchmann (Erfordia literata continuata. Dritte Fortſetzung. [Erfurt 1735.] Sectio II. p. 369—371) aus dieſer angeblichen Chronik anführen, genau mit dem Volksbuche übereinſtimmt, nur fehlen die von ihnen ausgehobenen Stücke ſämmtlich im älteſten Drucke des Volksbuches, finden ſich jedoch in dem von 1592 und ſind wahrſcheinlich ſchon in der 1589 erſchienenen, vermehrten Ausgabe eingeſchaltet. — Widmann's Hauptveränderung des Volksbuches beſteht darin, daß er den einzelnen Capiteln deſſelben ſehr weitſchweifige moraliſche Anmerkungen beigefügt hat, durch welche der Charakter des Volksbuches faſt gänzlich verwiſcht iſt. Über Widmann's Perſon iſt nichts bekannt, außer daß er ſelbſt in der „zu Schwäbiſch Hall" unterſchriebenen Dedication an den Grafen Georg Friedrich von Hohenlohe-Langenburg dieſen ſeinen gnädigen Herrn nennt und ſagt, daß ſein Vater, Dr. Georg Rudolf Widmann, 30 Jahre Rath und Advocat bei des Grafen Vater, Eberhard, geweſen ſei (ſ. v. d. Hagen a. a. O. S. 294).

Die Pfitzer'ſche Bearbeitung des Widmann'ſchen Textes erſchien zuerſt 1674 und wurde öfter wiederholt (vergl. Gräße's Bibl. mag. p. 68). Ich benutze ſie in der Ausgabe von 1695: Das ärgerliche Leben und ſchreckliche Ende des viel-berüchtigten Schwartzkünſtlers D. Johannis Fausti, Erſtlich, vor vielen Jahren, fleiſſig beſchrieben von Georg Rudolph Widmann; Jetzo, aufs neue überſehen, und ſo wol mit neuen Erinnerungen als nachdencklichen Fragen und Geſchichten, der heutigen böſen Welt zur Warnung, vermehrt durch Joh. Nicolaum Pfitzerum, Med. Doct. Nebſt vorangefügtem Bericht Conradi Wolffg. Platzii, weiland der heiligen Schrifft Doctorens, von der greulichen Zauberey-Sünde; und einem Anhange, von den Lapponiſchen Wahrſager-Paucken, wie auch ſonſt etlichen zaubriſchen Geſchichten. Nürnberg, In Verlegung Wolffgang Moritz Endters. M.DC.XCV. 8. — In der Vorrede wiederholt Pfitzer ausdrücklich, er gebe das Buch nur zur Warnung heraus, weil ſich der Teufel „in einen Engel des Liechts gar meiſterlich verſtellen kann." In den frühern „Exemplarien," ſagt er, iſt „viel Unwahres mit eingemiſchet, viel auch unterlaſſen worden; in dieſer Edition aber, als welche dem rechten Original, ſo Chriſtoph Wagner, der Famulus D. Fausti guten und special-Freunden, namentlich Thomas Wolhaldt, Thomas Hanner, Chriſtoph Haillinger, Caſpar Moir, Friderich Bronauer, Gabriel Renner, Johann Victor, auf D. Fausti Befehl, kurtz nach ſeinem Tode, zu handen geliefert und in einer alten Bibliothec nachmals aufbehalten worden, allerdings gemäſſe iſt, deren keines anzutreffen." Dieſes angebliche Werk Wagner's iſt offenbar nur einer der vor Widmann erſchienenen Drucke geweſen; da Pfitzer in vielen Punkten, in denen er Widmann's Angaben falſch nennt, mit dem älteſten Volksbuche übereinſtimmt. Das Ganze iſt in drei Bücher getheilt, welche in Capitel getrennt werden. Die religiöſen und philoſophiſchen Geſpräche zwiſchen Fauſt und Mephiſtopheles ſind zum Vortheil des Buches ſehr gekürzt und die Erzählungen von Fauſt's Reiſen ganz weggelaſſen[17]);

17) In der Note zum 24. Cap. des erſten Buches bemerkt

dagegen ſind die von Widmann zugefügten Anmerkungen ſtark vermehrt. — Wahrſcheinlich nur um Fauſt zu einem um ſo größeren Propheten zu machen hat Pfitzer die ganze Zeitrechnung verrückt, indem er Fauſt die Reformation vorher verkündigen läßt und ausdrücklich hinzuſetzt, Fauſt ſei vor der Reformation geſtorben; auch tritt an die Stelle Karl's V., an deſſen Hofe Fauſt nach den ältern Volksbüchern mehrere Zauberſtücke ausführt, bei Pfitzer Maximilian I.; gleichwol aber kommt Fauſt in Leipzig mit dem Cardinal Campegius zuſammen, der bekanntlich erſt während der Reformation nach Teutſchland kam, was Pfitzer nicht wußte oder nicht bedachte.

Auf Pfitzer ſtützt ſich folgende Bearbeitung des Volksbuches: Des durch die gantze Welt beruffenen Ertz-Schwartz-Künſtlers und Zauberers Doctor Johann Fauſts mit dem Teufel auffgerichtetes Bündnüß, abendtheurlicher Lebens-Wandel und mit Schrecken genommenes Ende. Auffs Neue überſehen, in eine beliebte Kürze zuſammen gezogen und allen vorſetzlichen Sündern zu einer hertzlichen Vermahnung und Warnung zum Druck befördert von einem Chriſtlich Meinenden. (Franckfurt und Leipzig 1726.) 46 S. (Auch daſelbſt ohne Jahrzahl, jüngerer Druck mit gebeſſerter Orthographie, und Braunſchweig und Leipzig 1740.)

Auf der Rückſeite des Titels ſtehen die beiden Sprüche aus Auerbach's Keller:

Der Doctor Fauſt zu dieſer Friſt
Aus Auerbachs Keller geritten iſt
Auf einem Vaß mit Wein geſchwind,
Welches geſehn viel Mutter-Kind;
Hats durch ſein ſubtil Kunſt gethan,
Des Teufels Lohn empfangen davon.

Vive bibe obgraegarememor Fausti cujus et hujus
Poenae aderat claudo haec asterat ampla gradu.
Anno M.D.XXV [18]).

In dem kurzen Vorwort an den „unparteiiſchen Leſer" ſagt der Verfaſſer, er würde gern die Wahrheit der Thaten Fauſt's beweiſen, und „wo dieſes ja nicht möglich," die Falſchheit derſelben „der galanten Welt deutlicher vor Augen legen." „Weil aber," fährt er fort, „ſo viele Schrifften pro et contra davon heraus, die theils ex professo, theils incidenter dieſe intricate Materie berühret und nicht ohne Verwunderung viele von den Gelehrteſten unſerer Zeit hierinnen Schiffbruch gelitten, ſo habe ſolches zu einer reifferen Meditation ausgeſetzt und blos die von ihm erzehlten Fata zuſammen getragen, damit ich dem Verlangen einiger, welche ſeine Lebens-Beſchreibung nur in etlichen Bogen zu haben gewünſchet, ein Genügen thun möge." Daß der Verfaſſer nur nach Pfitzer arbeitete, lehrt der ganze Gang und die häufige, genaue Übereinſtimmung in unbedeutenden Einzelheiten, beſonders dort, wo Pfitzer angibt, daß er von ſeinem Original abweiche. Doch iſt das Ganze ſehr verkürzt; die Eintheilung in Bücher und Capitel iſt aufgegeben; ſämmtliche Anmerkungen ſind weggelaſſen, dagegen ſind oft religiöſe Exclamationen im Texte eingeſchaltet. Auch die Namen und Ortsangaben fehlen häufig; einige Male ſind verwandte Sagen zuſammengefaßt und einige Stücke ſind umgeſtellt. Neu ſind zwei Erzählungen. Erſtens (zwiſchen dem 35. und 36. Capitel des erſten Buches bei Pfitzer) wie Fauſt in Wien mehrere Freunde in einen Palaſt außerhalb der Stadt zu einem Gaſtmahl ladet; ſie bringen goldenes und ſilbernes Trinkgeſchirr, ſpeiſen und zechen köſtlich; Jungfrauen erfreuen ſie mit Saitenſpiel; endlich ſchlafen ſie ein; Fauſt entflieht mit dem Geſchirr, und als die Betrogenen am Morgen erwachen, liegen ſie unter dem Galgen. Zweitens (zwiſchen dem 18. und 19. Capitel des zweiten Buches bei Pfitzer) ſieht Fauſt einſt zu Wien, wie man ein Schiff mit vielen Pferden in die Donau ziehen wollte; er wettete mit dem Schiffer um 50 Thaler, daß ſein Affe allein dies vermöge, rief den Affen herbei und gewann die Wette. Dieſe beiden Sagen ſind dem Volksbuche von Chriſtoph Wagner (Berlin 1712. S. 81 fg. und 73 fg.) entlehnt und von Wagner auf Fauſt übertragen. Ebendaher ſtammt vielleicht auch die Form Mephiſtophiles, welche der Chriſtlich Meinende ſtatt der ältern Mephoſtophiles braucht: wenigſtens habe ich ſie vor der von Marperger beſorgten Ausgabe des Volksbuches von Wagner nirgends gefunden.

Nach Pfitzer's Bearbeitung oder vielleicht nur nach dieſem Auszuge des Chriſtlich Meinenden erzählt Fauſt ſeine eigene Geſchichte in der Schrift „Geſpräche im Reiche derer Todten zwiſchen dem ehemaligen Frantzöiſiſchen General-Feldt-Marſchall Hertzog Frantz Heinrich von Luxemburg und Doct. Johann Fauſten, zweyer Weltbekannten Ertz-Zauberer und Schwartz-Künſtler. Der böſen, gottloſen, ſichern Welt zur Warnung auffgeſtellet und gedruckt. Leipzig Anno 1733." 104 S.

Ein anderes kurzes Volksbuch auf Löſchpapier mit Holzſchnitten, welches die Lieblingslectüre der Landleute war, erwähnt **Köhler** in ſeiner hiſtoriſch-kritiſchen Unterſuchung S. 54.

Außerdem gibt v. d. **Hagen** a. a. O. S. 303 den Titel einer, wie es ſcheint ſpurlos verſchwundenen, poetiſchen Bearbeitung: Von D. Johann Fauſten Schwartzkünſtler ein erſchrecklich Geſchicht, allen Gottloſen zum ſchrecklichen Exempel vnd trewhertziger Warnung, Reimenweiſe. 1588.

Pfitzer ſelbſt, im Original finden ſich noch mehrere Fragen über Lauf, Zierde und Urſprung des Himmels, Winter und Sommer; doch ſei nicht zu glauben, „daß der Geiſt ſo ungereimt von der Sachen ſolte geredet haben, . . . zumaln er ja der beſte Astrologus und Physicus iſt, unter dem Himmel ſeine Wohnung hat, wie bekannt iſt."

18) Stieglitz in ſeinem Aufſatze „Über die Bilder in Auerbach's Keller" (in den Beiträgen zur vaterländiſchen Alterthumskunde. 1. Bd. [Leipzig 1836.] S. 70—80) ſchreibt S. 76: Vive. Bibe. Obgraegare. Memor Fausti hujus et hujus Poenae. Aderat claudo haec Asterat ampla Gradu. Hierzu fügt er eine Erklärung des Rectors Nobbe, nach welcher obgraegare ſo viel wie obi sodalium circulos heißen ſoll, und haec in hic, asterat in astra ad zu ändern iſt; das ganze Diſtichon wird dann überſetzt: „Lebe, trinke im Kreiß der Freunde, doch gedenke dieſes Fauſt und ſeiner Strafe, der mit ſchwankendem Schritte von hier zur ſternenhellen Oberwelt gelangte;" hiermit ſoll auf die Strafe, die Fauſt vom Teufel empfing, hingedeutet ſein; doch könnte man nach dieſer Überſetzung die Verſe vielmehr darauf beziehen, daß Fauſt, nachdem er genug gezecht, in der Nacht ſchwankend aus dem Keller ſtieg. — Wenn man ſich eine ſtarke Änderung für obgraegare erlaubt, kann man etwa leſen:

Vive, bibe, oblectare memor Fausti hujus et ejus
Poenae. Aderat claudo haec, ast erat ampla, gradu.

Sonſt ließe ſich auch et graecare vermuthen.

Ich laſſe nun den Inhalt des älteſten Volksbuches folgen.

Fauſt war gebürtig aus Roda bei Weimar[19]). Seine Ältern waren arme, fromme Bauersleute; doch hatte ſein Vater einen begüterten Bruder zu Wittenberg, der ſelbſt keine Erben beſaß und Fauſt an Sohnes Statt annahm. Fauſt ſtudirte Theologie und wurde Doctor derſelben[20]). Doch hierauf gerieth er in ſchlechte Geſellſchaft, legte die Bibel eine Weile „hinter die Thür und unter die Bank" und ſtudirte Zauberſchriften, „wolte ſich hernacher keinen Theologum mehr nennen laſſen, ward ein Weltmenſch, nandte ſich ein D. Medicinae, wardt ein Astrologus vnnd Mathematicus vnd zum Glimpff ward er ein Artzt." Er lernte nun mit Zaubercharakteren, Beſchwörungen und dergleichen umgehen und begab ſich eines Abends zwiſchen 9 und 10 Uhr in den Speſſerwald[21]) bei Wittenberg, um den Teufel zu beſchwören. Auf einem Kreuzwege zog er Zauberkreiſe um ſich her und begann die Beſchwörung. Da erhob ſich ein mächtiges Getöſe; die Bäume bogen ſich bis zur Erde, und es donnerte, als ob lauter Wagen durch den Wald führen[22]): dann wurden Pfeile auf Fauſt zu geſchoſſen, und er hörte eine liebliche Muſik von vielen Inſtrumenten, auch Geſänge, und ſah die Teufel tanzen und mit Spießen und Schwertern turnieren[23]). Wie dies vorüber war, beſchwur Fauſt den Teufel zum zweiten Male, und es erſchien ein Greif oder Drache über ihm; dann fiel ein feuriger Stern herab und verwandelte ſich in eine feurige Kugel, und nachdem Fauſt dieſe drei Mal hinter einander beſchworen hatte, nahm ſie die Geſtalt eines feurigen Mannes an; der ging eine Viertelſtunde um Fauſt's Zauberkreis, verwandelte ſich in einen grauen Mönch und fragte Fauſt, was er begehre. Fauſt beſtellte ihn für die folgende Nacht um 12 Uhr in ſein Zimmer; doch erſt ließ ſich der Teufel aufs Neue „bey ſeinem Herrn" beſchwören, eh er Fauſt's Wunſch zu erfüllen verſprach[24]).

Zu Hauſe fobert Fauſt, daß ihm der Teufel bis an ſeinen Tod diene, all ſeine Wünſche erfülle, unſichtbar in ſeinem Hauſe walte, und wenn er erſcheine, die Geſtalt annehme, die Fauſt ihm anzunehmen gebieten werde. Dagegen verlangt der Teufel, der ſich Mephoſtophiles[25]) nennt, Fauſt ſolle ſich ihm mit Blut verſchreiben, den chriſtlichen Glauben ableugnen, aller Chriſten Feind ſein und ſich nicht verführen laſſen, wenn man ihn bekehren wolle. Fauſt ſtellt die Verſchreibung aus, und ſagt darin

19) Nach Pfitzer, der dieſe Angabe ausdrücklich verwirft, iſt Fauſt zu Sondwedel in der „Graffſchaft" Anhalt geboren; wahrſcheinlich iſt hiermit Soltwedel, d. i. Salzwedel, in der Mark gemeint. Zu Neu-Ruppin in der Mark erſcheint Fauſt noch jetzt in einer Volksſage; ſ. Kuhn's märkiſche Sagen. Nr. 152. — Das niederländiſche Volksbuch fügt hinzu, daß Fauſt im J. 1491 geboren ſei. 20) Nach Pfitzer wird Fauſt nur Magiſter und zwar zu Ingolſtadt, wo er hierauf noch drei Jahre Medicin ſtudirt. 21) Welcher Wald gemeint iſt, läßt ſich nicht erkennen. Bei Widmann ſoll der „Speſſart" ſtehen, nach Köhler's Hiſtoriſch-kritiſcher Unterſuchung über Fauſt S. 95; Köhler ſelbſt erinnert an die Specke, ein Luſtwäldchen bei Wittenberg. 22) Der Teufel erſcheint als wilder Jäger, deſſen Geſtalt er oft in Sagen annimmt. 23) Bei den Gelagen, die Fauſt ſpäter mit ſeinen Geſellen zu Wittenberg hält, kommen öfter Katzen, Affen und andere Thiere vor, welche zauberiſche Muſik machen, bei der Tiſche und Bänke, Schüſſeln und Becher zu tanzen anfangen. Wahrſcheinlich iſt dies nur eine Erinnerung an die verführeriſche, zaubermächtige Muſik elbiſcher Weſen, beſonders der Waſſergeiſter (Grimm's Mythologie. S. 438 fg. 460 fg.); wenn die elfte Variation des ſchwediſchen Strömkarlslag geſpielt wird, tanzen ebenfalls Tiſche und Bänke, Kannen und Becher und alle Menſchen, die ſie hören. — Auch die Turniere der Teufel ſind wol nur den Turnieren der Zwerge nachgebildet; vergl. meine Abhandlung: De Theophili cum diabolo foedere. p. 17. 24) Als Drache, feurige Kugel, Irrlicht, Sternſchnuppe und dgl. wird der Teufel ſehr oft dargeſtellt. Dieſe Geſtalten alle ſcheint er vom teutſchen Hausgeiſt überkommen zu haben, an deſſen Stelle er in ſehr vielen Sagen von Bünden mit dem Teufel getreten und von dem beſonders auch auf Mephiſtopheles viel übertragen iſt. Der teutſche Hausgeiſt nämlich iſt wol ſicher eine Feuergottheit, indem man, wie ſchon Kuhn in der Vorrede zu ſeinen märkiſchen Sagen aufgeſtellt hat, das Feuer des Herdes in ihm verehrte. Zu den in Kuhn's Sammlung enthaltenen und in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik, December 1843. Nr. 112 aus den niederländiſchen Sagen von Wolf angeführten Beſtätigungen dieſer Anſicht kommt hinzu, daß in ganz Norddeutſchland der Kobold als rothgekleidet gedacht wird, und daß er nach niederſächſiſchen Sagen auf dem Herde und im Schornſteine ſeinen Sitz hat, und oft gradezu als hell lodernde, rothe und bläuliche Flamme durch das Zimmer oder zum Schornſteine hinaus durch die Luft ſchwebt. — Die wichtigſten Züge, welche vom Kobold auf Mephiſtopheles übertragen ſind, beſtehen in Folgendem: Mephiſtopheles ſelbſt ſagt von ſich, er ſei kein ſcheußlicher Teufel, ſondern ein Spiritus familiaris, der gern mit den Menſchen verkehre (Pfitzer's Volksbuch. 1. Buch. Cap. 11), und an einer andern Stelle, er ſei ein fliegender Geiſt, der unter dem Himmel wohne (daſelbſt I, 16. Volksbuch von 1588. S. 15. 36; vergl. den Drachen). Wie Mephiſtopheles oben bei der Beſchwörung in Geſtalt eines feurigen Mannes erſcheint, ſo geht er darauf in Fauſt's Hauſe um „wie ein fewriger Mann, daß von jhm giengen lauter Fewerſtramen oder Strahlen" (Volksbuch von 1588. S. 24), und als Fauſt ſich verheirathen will und Mephiſtopheles vergebliche Einwendungen dagegen macht, erfüllt ſich plötzlich das ganze Haus mit Flammen (daſelbſt S. 33: um ſich für erlittene Beleidigungen zu rächen, verwandeln ſich Kobolde in Feuer und ſetzen die Häuſer über ſich in Brand). Das Glöcklein, welches Mephiſtopheles tragen muß, um Fauſt ſtets ſein Nahen zuvor anzuzeigen (daſelbſt S. 18), erinnert an die Schellenröcke der Kobolde (Myth. 479. *Gisberti Voetii* Selectae disputationes theol. [Ultraj. 1659.] III, 118. Firmenich's teutſche Mundarten I, 68. Pfitzer fühlte, wie es ſcheint, ſchon, daß dieſer Schmuck des alten Hausgeiſtes für den Teufel nicht paſſe, denn bei ihm widerſetzt ſich Mephiſtopheles, als Fauſt ihm die Schelle umhängen will). Mephiſtopheles waltet unſichtbar in Fauſt's Hauſe (vergl. die norwegiſchen und däniſchen Niſſen, Myth. 476. Hermann Püttmann, Nordiſche Elfenmährchen und Lieder. S. 139; von ihnen hat Mephiſtopheles vielleicht auch ſein graues Gewand empfangen); er verrichtet Fauſt's Geſchäfte, beſorgt Saat und Ernte auf deſſen Äckern (Pfitzer I, 14), holt Geld, Kleider und Speiſen von fernen Orten und ſucht, die Natur des Teufels ganz verleugnend, in der Weiſe des freundlichen Koboldes, Fauſt von ſeinem böſen Wandel abzubringen (vergl. z. B. Wolf's niederl. Sagen. Nr. 474). Endlich zieht er als Poltergeiſt in ein Haus, deſſen Beſitzer Fauſt ſtrafen will, weil derſelbe ihn zu bekehren verſucht hat (Pfitzer II, 2). Nicht ſpeciell vom Kobolde, doch von den elbiſchen Weſen im Allgemeinen ſcheint auf Mephiſtopheles übertragen, daß er noch ſelig zu werden hofft; vergl. die ſchöne Sage vom Strömkarl, Myth. 461; auch Püttmann a. a. O. S. 154 fg. Iriſche Elfenmärchen S. 23 fg.

25) Die Form Mephiſtophiles findet ſich, wie oben bemerkt iſt, zuerſt in Marperger's Bearbeitung des Volksbuches von Wagner (Berlin 1712.), dann in dem Fauſtleben des „Chriſtlich Meinenden." Mephiſtopheles kommt vor Goethe nicht vor. Die Ableitung des Namens iſt dunkel.

ausdrücklich: „Nachdem ich mir fürgenommen die Elementa zu ſpeculieren, vnnd aber auß den Gaaben, ſo mir von oben herab beſcheret vnd gnedig mitgetheilt worden, ſolche Geſchicklichkeit in meinem Kopff nicht befinde vnd ſolches von den Menſchen nicht erlehrnen mag, So hab ich gegenwertigem geſandtem Geiſt, der ſich Mephostophiles nennet, ein Diener des Helliſchen Printzen im Orient [26]), mich untergeben, auch denſelbigen mich ſolches zu berichten vnd zu lehren mir erwehlet, der ſich auch gegen mir verſprochen inn allem vnterthänig vnd gehorſam zu ſeyn." Daß Fauſt vom Wiſſensdurſte getrieben ſich dem Teufel verbündet, um von dieſem zu erlangen, was Gott ihm verſagt hat, iſt alſo hier ſchon entſchieden ausgeſprochen [27]), nicht, wie oft behauptet wird, erſt von Leſſing, dem Maler Müller oder Goethe in die Sage gelegt.

Fauſt gebietet Mephiſtopheles, ſtets in Geſtalt und Kleidung eines Franziskanermönchs mit einem Glöcklein zu erſcheinen, damit Fauſt hören könne, wenn er naht. Mephiſtopheles bringt Speiſen, Wein und Kleider für Fauſt und deſſen Famulus Chriſtoph Wagner; außerdem empfängt Fauſt wöchentlich 25 Kronen von ihm, und er legt „dem Geiſte," wie Mephiſtopheles im älteſten Volksbuche gewöhnlich heißt, nun eine Reihe theologiſcher, philoſophiſcher und naturwiſſenſchaftlicher Fragen vor (über die Beſchaffenheit der Hölle, über der Teufel Gewalt und Herrſchaft, über Lucifers Verſtoßung aus dem Himmel, über die Weltſchöpfung, des Himmels Bau und die Geſtirne, Sommer und Winter u. ſ. w.), welche Mephiſtopheles, dem Vertrage gemäß Fauſt's Wißbegier zu befriedigen, beantwortet. Hierauf unternimmt Fauſt zu ſeiner weiteren Belehrung drei Reiſen, eine in die Hölle, die zweite durch den Wolken- und Sternenhimmel, die dritte durch die meiſten Reiche der Erde: die Hölle ſieht er nicht wirklich, ſondern glaubt nur, vom Teufel eingeſchläfert, im Traume ſie zu ſehen [28]).

Es folgen Fauſt's Zauberthaten.

Zu Insbruck beſchwur Fauſt Alexander den Großen und deſſen Gemahlin aus der Unterwelt herauf und führte ſie Karl V. vor. Ebenda zauberte er am Hofe des Kaiſers einem Ritter, der aus dem Fenſter ſah, ein Hirſchgeweih an den Kopf, ſo daß ſich derſelbe weder vorwärts noch rückwärts bewegen konnte [29]). Als der Kaiſer und das Hofgeſinde ihn ausgelacht hatten, löſte Fauſt den Zauber. Doch wie er ſpäter den kaiſerlichen Hof verließ, zog ihm der Ritter mit ſechs Reitern nach, um Rache an ihm zu nehmen. Da eilte Fauſt in ein Gehölz am Wege, und als er wieder heraus trat, ſchien ſeinen Verfolgern das ganze Gehölz voll geharniſchter Ritter [30]); ſie flohen, allein ſie wurden umringt und ergaben ſich: Fauſt ließ ſie frei, doch zauberte er den Menſchen Geiß- und den Pferden Kuhhörner an, die ſie einen Monat lang behalten mußten.

Vor Gotha verſchlang Fauſt einſt einem Bauer ein Fuder Heu, nebſt dem Wagen und den Pferden; doch als der Bauer Fauſt beim Bürgermeiſter von Gotha verklagt hatte und mit dieſem zurück zu dem Platze kam, ſtand der Wagen unverſehrt da. Ebenſo verzehrte er einem Bauer bei Zwickau ein halbes Fuder Grummet, nachdem ihm der Bauer erlaubt hatte, für einen Löwenpfennig an dem Grummet ſich ſatt zu eſſen; als der ſo Beraubte daheim war, hatte er ſein Heu, wie zuvor [31]).

Drei Grafen, die in Wittenberg ſtudirten, führte Fauſt in ſeinem Mantel in einer Nacht nach München und von da zurück [32]). Sie ſchauten der Hochzeit zu, welche der Sohn des Baierfürſten hielt; doch hatte ihnen Fauſt verboten, ein Wort zu ſprechen. Als nun der Eine ſprach, entfloh Fauſt mit den beiden Andern [33]); doch holte er jenen, der gefangen genommen und eingekerkert wurde, noch vor Tagesanbruch nach Wittenberg heim, indem er ſeine Hüter in Schlaf verſenkte und Thür und Schlöſſer „mit ſeiner Kunſt" öffnete [34]).

Von einem Juden lieh Fauſt einſt 60 Thaler auf einen Monat. Als der Monat vorüber war, bot er, da er noch nicht zahlen konnte, dem Juden zu größerer Sicherheit ſein Bein zum Pfande. Der Jude nahm den Schenkel, den Fauſt ſich abgeſägt hatte, und warf ihn in einen Fluß; doch nach drei Tagen wollte Fauſt das Pfand einlöſen, und da es der Jude nicht ſchaffen konnte, ging er ſeiner Forderung verluſtig und mußte noch 60 Thaler zuzahlen. Fauſt aber hatte ſein Bein nach wie vor; denn es war „lauter Verblendung" geweſen.

Auf einem Jahrmarkte verkaufte Fauſt einem Roßtäuſcher ein Pferd für 40 Gulden; doch als dieſer es in die Schwemme ritt, verwandelte es ſich unter ihm in ein Bündel Stroh. Er eilte zurück zu Fauſt, der ſcheinbar ſchlafend auf einem Bette lag, zog ihn am Bein, aber kaum hatte er ihn gefaßt, ſo riß er ihm ſchon das Bein

26) Mephiſtopheles hat zuvor erzählt, daß es in den vier Himmelsgegenden vier verſchiedene Reiche der Teufel gebe, und daß Lucifer, ſein Herr, im Orient gebiete. 27) In der Pfitzer'ſchen Bearbeitung des Volksbuches tritt dieſer Zug faſt ganz zurück; vielleicht, weil Pfitzer ſah, daß er für den Haupttheil der Sage, wie ſie im Volksbuche erſcheint, für die Zauberthaten Fauſt's ohne Bedeutung iſt. 28) Vergl. die Sage von Tundalus, welche, beſonders durch Vincentius Bellovacenſis (Speculum historiale 27, 88), ſehr verbreitet wurde und Dante wahrſcheinlich bekannt war. 29) Dieſe Sage wird oft wiederholt. Die jüngſte Anlehnung derſelben iſt wol die, nach welcher ein litthauiſcher Müllergeſelle dem alten Deſſauer, als er aus dem königlichen Schloſſe in Königsberg ſah, ein Elendsgeweihe anzauberte (Tettau und Temme, Die Volksſagen Oſtpreußens, Litthauens und Weſtpreußens. Nr. 155). Vergl., daß der Teufel häufig mit einem Horn erſcheint und überhaupt verſchiedne angefangene, doch unvollendete Thiergeſtalten annimmt, Myth. 946.

30) Als Merlin mit Niniannen am Bache ſaß, ließ er plötzlich, ihr eine Freude zu machen, viele Ritter, Damen und Edelknechte ſich nahen, welche vor ihnen muſicirten und tanzten. — Zu Steehdinge in Seeland ſollen einige alte Bäume auf dem Kirchhofe ſtehen, welche ſich bei Nacht in Geiſter verwandeln und des Elfenkönigs Soldaten heißen (Püttmann a. a. O. S. 68). 31) Offenbar ſind dieſe beiden Sagen nur Variationen einer und derſelben: wenn der Verfaſſer des Volksbuches beim Sammeln der einzelnen Überlieferungen einigermaßen kritiſch verfahren wäre, würde er nur eine von ihnen aufgenommen haben. — Es ſcheint bei dieſen und den vielen ähnlichen, aller Anſchauung entbehrenden Sagen nur angenommen zu werden, daß die Sinne der Zuſchauenden durch Zauber verblendet ſind. 32) So führt Wodan in ſeinem Mantel Helden durch die Luft. Vergl. Altteutſche Blätter I, 289. 33) Es iſt ein in Sagen häufiger Zug, daß, wenn man ſpricht, der Zauber verſchwindet. 34) Vergl. Myth. 424.

aus. Erſchrocken entfloh er; doch Fauſt lachte: er hatte den Roßtäuſcher nur verblendet und ſo das Geld gewonnen. — Ebenſo verkaufte Fauſt ein ander Mal fünf Schweine für 30 Gulden, und als ſie ins Waſſer getrieben wurden, ſchwammen ſie als Strohbündel dahin [35]).

Zu Wittenberg ſah Fauſt einſt, wie ſich zwölf Studenten, ſieben gegen fünf, vor ſeinem Hauſe ſtritten; da verblendete er ſie, daß ſie ohne einander zu erkennen blind Einer auf den Andern losſchlugen [36]). Und als ihn in einer Schenke einſt das Singen und Schreien der Bauern verdroß, machte er, daß ihnen plötzlich der Mund weit aufſtand und ſie kein Wort zu ſprechen vermochten, bis er den Zauber wieder von ihnen nahm.

Beim Grafen von Anhalt, „ſo jetzundt Fürſten ſeind,“ ließ Fauſt einſt im Januar durch ſeinen Geiſt Trauben und Obſt, wonach die Gräfin begehrte, binnen einer halben Stunde aus fernen Ländern holen. Auch baute er dort über Nacht ein zauberiſches Schloß, in welchem er den Grafen nebſt vielen Gäſten herrlich bewirthete. Doch als ſie weg zogen, ging das Schloß in Flammen auf und ſie hungerten, als ob ſie nichts gegeſſen hätten [37]).

Von Anhalt zog Fauſt wieder nach Wittenberg, wo er mit ſeinen Geſellen die Faſtnacht feierte. In der Nacht vom Montag zum Dienstage fuhr er mit ihnen auf einer Leiter in den Keller des Biſchofs von Salzburg, wo ſie allerlei Weine koſteten und den beſten tranken [38]). Die folgenden Tage unterhielt Fauſt ſeine Genoſſen durch verſchiedene kleinere Zauberſtücke, und am weißen Sonntage (14 Tage vor Oſtern) führte er ihnen Helena, die Griechin, vor, deren Schönheit die Studenten ſo entzückte, daß ſie beſchloſſen am folgenden Tage ſie abmalen zu laſſen. Fauſt wandte ein, er könne ſie nicht immer erwecken; doch ſchickte er ihnen ein Gemälde von ihr, welches oft wieder abgemalt und weit verbreitet wurde. Wie hier Helena, beſchwur er einſt zu Erfurt, wo er Vorleſungen hielt, die Homeriſchen Helden und Polyphem aus der Unterwelt, und zeigte ſie den Studenten, welchen er den Homer interpretirte. Ebenda erbot er ſich die verlornen Komödien des Plautus und Terenz auf einige Stunden wieder zu ſchaffen, damit man ſie abſchreiben und für immer beſitzen könne: doch lehnte man ſein Anerbieten ab, weil zu fürchten ſei, daß der böſe Geiſt allerlei Gift und ärgerliche Exempel in die neugefundenen Komödien einſchiebe [39]).

In der Nähe von Braunſchweig begegnete Fauſt einſt einem Bauer, der einen leeren Wagen mit vier Pferden führte. Fauſt bat ihn ſich aufſetzen zu dürfen, und da der Bauer dies ihm weigerte, ließ er ihm die vier Räder des Wagens an die vier Stadtthore von Braunſchweig fliegen und die Pferde wie todt niederſtürzen. Als jedoch der Bauer ſein Unrecht eingeſtand und auf den Knien bat, Fauſt möge die Pferde wieder beleben, hieß ihn Fauſt Erde auf dieſelben werfen; da richteten ſie ſich unverletzt wieder auf.

Als Fauſt in Leipzig mit mehreren wittenberger Studenten an einem Weinkeller vorüberging und die Schröter verhöhnte, welche ein Faß von 16—18 Eimern heraufzuwinden ſich ſehr anſtrengten, verſprach der Weinherr dem das Faß als Eigenthum, welcher es allein aus dem Keller ſchaffe: da ſetzte ſich Fauſt darauf wie auf ein Pferd, ritt es hinauf und trank es mit ſeinen Geſellen aus [40]).

In der Schloſſergaſſe zu Erfurt wohnte in dem Hauſe, „zum Enker“ genannt, ein Stadtjunker, der mit Fauſt nah befreundet war. Als dieſer einſt bei einem Gelage mit mehreren andern Freunden Fauſt's zuſammen ſaß, rief einer im Scherz Fauſt, der ſich grade am kaiſerlichen Hofe in Prag aufhielt, beim Namen und bat ihn herbeizueilen und mit ihnen fröhlich zu ſein. Alsbald erſchien Fauſt, von Mephiſtopheles, der ſich in ein geflügeltes Roß verwandelt hatte [41]), durch die Lüfte dahergeführt. Während des Zechens ließ er ein neues Zauberſtück ſehen: er fragte jeden der Anweſenden, was für Wein er trinken wolle; darauf bohrte er vier Löcher in den Tiſch, und aus ihnen floſſen die verſchiedenen gewünſchten Weinarten [42]). Gegen Morgen eilte er wieder durch die Luft nach Prag.

Später, von Prag zurückgekehrt, lud Fauſt dieſelben Freunde in Erfurt zu einem Gaſtmahle zu ſich. Als ſie kamen, ſahen ſie noch keine Vorbereitungen zur Bewirthung. Da ſchlug Fauſt mit einem Meſſer auf den Tiſch, und es trat ein Diener herein, welchen er fragte, wie ſchnell er ſei. Der Diener antwortete: Wie ein Pfeil. Das ſchien Fauſt zu langſam; er entließ ihn darum, und es kam ein zweiter, ſchnell wie der Wind. Auch er wurde entlaſſen; doch der dritte, welcher ſchnell war wie die Gedanken der Menſchen, ſchaffte bald die herrlichſten Speiſen und Getränke in Fülle herbei [43]). — Das große

35) Dieſelbe Sage erzählt Gaſt (Sermones convivales. T. III. p. 76 sq.) von einem Bauer, der einen Fleiſcher betrügt; auch hier kehrt der Fleiſcher, wie er den Betrug erkennt, zurück, findet den Bauer ſcheinbar ſchlafend und reißt ihm ein Bein aus. — Gaben der Götter und Elbe ſcheinen werthlos, wenn man ſie empfängt, doch nachträglich verwandeln ſie ſich in Gold; das Geld des Teufels aber und der Zauberer wird zu Spreu: ſo ſind die Thiere, welche die Zauberer ſchaffen, nur auf einige Zeit umgebildete und belebte Strohbüſchel. Daß das Waſſer den Trug zerſtört, deutet auf die alte Reinheit und Heiligkeit des Elementes: ſ. Hoffmann's Fundgruben I, 284. Anmerkung. 36) So erzählt die Sage von Hinzelmann, daß er ſeine Luſt daran hatte, Menſchen zum Streit an einander zu hetzen, doch dafür ſorgte, daß ſie ſich keinen Schaden thaten. Teutſche Sagen. I. Th. S. 109 fg. 37) Zauberſchlöſſer, welche der Teufel, nach Art der alten Rieſen, ſchnell erbaut und ebenſo ſchnell wieder zerſtört, kommen oft vor. — Die Speiſe des Zauberers ſättigt und nährt nicht, ſowie die Hexenmahlzeit; Myth. 1024. 38) Der iriſche Cluricaun hauſt in einem Weinkeller. Auch zieht er nächtlich mit ſeinem Diener Mac Daniel in fremde Keller und zecht daſelbſt. S. Iriſche Elfenmärchen. Nr. 12. 14.

39) Dieſe beiden Sagen von Erfurt, ſowie die drei unten folgenden erfurter und die von Leipzig fehlen in der erſten Ausgabe des Volksbuches; doch ſtehen ſie in der von 1592. 40) Auerbach's Keller wird in keinem der Volksbücher erwähnt. 41) Karl der Große wurde von einem Teufel, der ſich in ein Roß verwandelt, in einer Nacht aus dem Morgenlande nach Frankreich geführt. Myth. 980. 42) Vergl. Myth. 1025. 43) Dieſer Zug, daß Fauſt unter mehren Geiſtern den ſchnellſten auswählt, kehrt in den unten anzuführenden in Cöln gedruckten Verſen und im Mirakelbuche und Puppenſpiel wieder; er iſt von Leſſing und dem Maler Müller für die Poeſie verwandt worden.

Aufſehen aber, welches Fauſt's Thaten in und um Erfurt machten, wurde die Veranlaſſung, daß er, beſonders auf Antrieb des Doctor Klinge, eines Barfüßermönchs [44]), vom Rector der Univerſität und vom Rathe der Stadt aus Erfurt verwieſen wurde [45]).

Zu Frankfurt traf Fauſt während der Meſſe einſt mit vier Zauberern zuſammen, welche einander die Köpfe abhieben und wieder aufſetzten. Sobald ein Kopf vom Körper getrennt war, wuchs aus einem dabei ſtehenden Gefäß voll deſtillirten Waſſers eine Lilie, welche die Wurzel des Lebens hieß. Dies bemerkte Fauſt, und „vermeynendt, er were allein deß Teufels Han im Korb," ſchlich er zu dem Gefäß und durchſchliß die Lilie, welche eben wieder empor ſchoß, heimlich mit einem Meſſerchen: da verſuchten die drei Zauberer vergeblich ihrem Geſellen den Kopf wieder aufzuſetzen [46]).

Im 17. Jahre ſeines Bundes mit dem Teufel mußte Fauſt ſich dieſem aufs Neue verſchreiben, weil er ſich von einem frommen Arzte faſt hätte bekehren laſſen, und Mephiſtopheles ihn zu zerreißen drohte, wenn er ihm nicht eine neue Verſchreibung ausſtelle. Um an dem Frommen ſich zu rächen, ſandte ihm Fauſt Mephiſtopheles als Poltergeiſt ins Haus. Doch da dieſer von dem Frommen nur verhöhnt wurde, mußte er bald entweichen [47]).

Durch Liebeszauber gewann Fauſt zu Wittenberg einem jungen Edelmann ein Mädchen, welches bis dahin alle Freier, doch am meiſten den Edelmann verachtet hatte und nun ſich ſelbſt ihm antrug.

Im 19. Jahre ſeines Bundes lud Fauſt einſt um Weihnachten Studenten und Mädchen in ſeinen Garten zu Wittenberg, und zur Verwunderung der Gäſte grünte und blühte hier Alles; Trauben hingen an den Weinreben, und es war nirgends eine Spur des Winters zu ſehen [48]).

In demſelben und dem folgenden Jahre lebte Fauſt mit ſieben Teufelinnen, welche den ſieben ſchönſten Frauen glichen, die er auf ſeinen Reiſen geſehen hatte. Im letzten Jahre aber mußte ihm ſein Geiſt die Griechin Helena ſchaffen, die Fauſt ſo lieb gewann, daß er faſt keinen Augenblick fern von ihr war. Sie gebar ihm einen Sohn, welcher Juſtus Fauſtus genannt ward und viele Zukünftige verkündete. Nach Fauſt's Tode verſchwanden Mutter und Kind [49]).

Zuvor hatte Fauſt noch im 22. Jahre ſeines Bundes in einer verfallenen Kapelle bei Wittenberg einen Schatz gehoben, welchen eine Schlange bewachte [50]).

Zu dieſen einzelnen Zauberſagen des älteſten Volksbuches kommen in Pfitzer's und vielleicht ſchon in Widmann's Bearbeitung noch folgende.

Neben Mephiſtopheles hatte Fauſt noch einen Geiſt in ſeinem Dienſte, der in Geſtalt eines ſchwarzen, zottigen Hundes ihn begleitete und Präſtigiar hieß [51]). Dieſen lieh er einſt einem Abt in Halberſtadt auf drei Jahre, doch ſchon nach dem erſten Jahre ſtarb der Abt im Wahnſinn.

Wie Fauſt die lärmenden Bauern in der Schenke plötzlich zum Schweigen gebracht hatte (ſ. o.), ſo bezauberte er zu Heilbronn die Kühe, deren Blöken ihn verdroß, daß ſie mit aufgeſperrten Mäulern plötzlich verſtummten.

Auf einem Bergſchloß bei Borberg in der Nähe von Heilbronn ſtreckte Fauſt einſt ſeine Hand nach dem

---

44) D. Konrad Klinge, Guardian des Franziskanerordens und Domprediger zu Erfurt, geſt. 1556. Vergl. J. Chr. Motſchmann's Erfordia literata continuata, dritte Fortſetzung. (Erfurt 1735.) Sectio II. p. 369 sq. 45) Vergl. Fauſt's Flucht aus Wittenberg und Nürnberg bei Manlius. 46) Dieſe Sage ſpricht deutlicher, als die mir ſonſt bekannten, den Übergang der Seelen in Blumen aus (Myth. 786 fg.); ſie wiederhole ſich in den Volksbüchern von Wagner, wo an die Stelle der Lilie eine Roſe geſetzt iſt; auch vergl. Teutſche Sagen I, 93. Sinnig wird dieſelbe Vorſtellung in einem noch ungedruckten mittelhochteutſchen Gedichte (Cod. pal. 341. p. 46 d) ausgedrückt. Ein Ritter, der im Alter ins Kloſter gegangen war, heißt es hier, konnte nichts mehr erlernen, als die Worte Ave Maria; die aber ſprach er, wo er ging und ſtand. Nach ſeinem Tode wuchs eine Lilie aus ſeinem Grabe, und auf jedem ihrer Blätter ſtand mit goldenen Buchſtaben Ave Maria. Man grub nach und fand, daß die Blume im Gaumen des Todten wurzelte. — In dieſe Worte war gleichſam die Seele des Ritters aufgegangen, ſie mußten darum auch an der Blume fortdauern, deren Geſtalt die Seele annahm. — Aus den Herzen, die man in Zauberſchlaf verſenkten Mädchen ausſchneidet und in die Erde gräbt, ſprießen alsbald Blumen hervor, und aus dem reinſten Herzen blüht die ſchönſte Blume: ſ. die Roſenkönigin in Bechſtein's Märchenbuche. (Leipzig 1845.) S. 35—39. Auch Roſe und Rebe auf Triſtan's und Iſolden's Grabe wurzeln nach Heinrich von Freiberg (6830 fg.) in ihren Herzen. 47) Daß Geiſter, wenn man ſie verhöhnt, entweichen, iſt in Sagen gewöhnlich. 48) Vergl. die bekannte Sage von Albert dem Großen, welcher dem Könige Wilhelm von Holland zu Liebe den Winter in Sommer verwandelte. Schon Virgil hatte einen Garten, in den kein Regen drang, der von unbeweglicher Luft wie von einem Zaune umſchloſſen war, und zu dem eine aus Luft gebaute Brücke führte. Und in den Gestis Romanorum (1499. fol. 15 a) hat ein Zauberer einen Garten, durch den er große Schätze gewann und alle ſeine Feinde vernichtete; der Garten war ſo ſchön, daß, wer ihn betrat, im Paradieſe zu ſein glaubte und nie in die Welt zurückzukehren begehrte; der Zauberer lockte daher ſeine Feinde hinein und erlaubte ihnen darin zu bleiben unter der Bedingung, daß ſie ihn zum Erben ihrer Güter einſetzten; dann kam er in der Nacht und tödtete ſie.

49) Ich vermuthe, daß die Sage von der Vermählung mit Helena nur durch den Verfaſſer des älteſten Volksbuches von Simon Magus auf Fauſt übertragen iſt und nicht auf volksthümlicher Grundlage beruht. Simon wird in dieſem Volksbuche einige Male ausdrücklich erwähnt; ſeine Sage war alſo dem Verfaſſer bekannt: Helena aber war, obwol man durch die verſchiedenen Darſtellungen des trojaniſchen Krieges von ihr wußte, durchaus nicht, wie etwa Alexander der Große, mit einheimiſchen Überlieferungen verſchmolzen und zur mittelalterlich-romantiſchen Geſtalt umgebildet worden. Das Volk würde Fauſt vielmehr, wie dem Ritter von Staufenberg und Andern, eine Meerminne, eine Waldfrau oder ſonſt ein göttliches oder elbiſches Weſen zugeſellt haben. — Schon oben iſt bemerkt, daß vielleicht auch die von Manlius erzählte Sage, daß Fauſt zu Venedig in den Himmel zu fliegen verſucht habe, von Simon, der in Rom vor Nero in den Himmel ſtieg, doch dabei herabſtürzte und ſtarb, auf Fauſt übergegangen iſt, zumal da ſonſt keine Sage von Fauſt in Italien ſpielt. 50) Vergl. Myth. 653 fg. 51) Offenbar beſtanden urſprünglich zwei von einander unabhängige Sagen, daß der Teufel in Geſtalt eines Dieners und in Geſtalt eines Hundes Fauſt's Begleiter geweſen ſei; daß jedoch die letztere nicht erſt nach dem Erſcheinen des älteſten Volksbuches ſich gebildet hat, beweiſen die Erwähnungen des Hundes bei Gaſt und Manlius. Dieſelbe Sage von zauberiſchen Hunden knüpft ſich an Simon den Zauberer, an den Papſt Sylveſter II., Cornelius Agrippa, Marcus Bragadinus und an einen Prieſter in Thorn, Namens Heinrich Knotte (ſ. Tettau und Temme, Die Volksſagen Oſtpreußens, Litthauens und Weſtpreußens. Nr. 117).

Regenbogen aus, der am Himmel ſtand. Da ſenkte ſich der Regenbogen immer tiefer und tiefer herab, bis ihn Fauſt ergriff und feſthielt. Er erbot ſich auf ihm zum Himmel hinauf zu fahren, doch da ihn die Anweſenden baten, dies nicht zu thun, ließ er ihn los, und der Regenbogen ſchnellte an ſeinen alten Platz zurück[52].

Auf einer Reiſe nach Wittenberg verſchlang Fauſt in einem Wirthshauſe den aufwartenden Burſchen und trank einen Keſſel voll Kühlwaſſers darauf. Nachher fand man den Burſchen ganz naß hinter dem Ofen[53].

Einem Wirth in Gotha, mit deſſen Frau Fauſt zu vertraut geworden war, und der ihn im Zorn darüber faſt erſtochen hätte, ſandte Fauſt einen Poltergeiſt ins Haus, welcher die Lichter im Keller ausblies, und ſo tobte, daß kein Geſinde bei dem Wirthe aushielt, daß die Nachbarn ſich beſchwerten und er zuletzt die Wirthſchaft aufgeben mußte[54].

Dem Cardinal Campegius zu Ehren veranſtaltete Fauſt in Leipzig während der Meſſe eine Luſtjagd, bei welcher er mit einem Hifthorn und Mephiſtopheles von vielen Hunden begleitet durch die Luft fuhr, und bei der ſie eine Stunde lang das verſchiedenſte Wild hetzten[55].

Als Fauſt dem Kaiſer Maximilian, welchen Pfitzer an die Stelle Karl's V. ſetzt, Alexander den Großen und deſſen Gemahlin erweckt hatte, belohnte ihn der Kaiſer durch ein Geſchenk; und um ſich wieder dankbar zu bezeigen, verwandelte Fauſt eines Morgens des Kaiſers Schlafgemach in einen zauberiſchen Garten. Pomeranzen, Granaten, Feigen, Limonien und andere ſeltne Früchte hingen an den Zweigen der Bäume; reife Trauben glänzten dazwiſchen; der Boden war eine blumige Wieſe, auf der Haſen und Kaninchen ſpielten; man hörte die Nachtigallen ſingen, und dies währte etwa eine Stunde; dann verſchwand Alles. — Ein ander Mal ließ Fauſt bei einem Banquet im Saale des Kaiſers Wolken heraufziehen; ſie theilten ſich, und die Sterne leuchteten hindurch; doch nach einer Viertelſtunde thürmte ſich neues Gewölk, die Sonne begann heftig zu blitzen, ſo daß alle Anweſenden ſich bekreuzten; ein Regenbogen wölbte ſich vor der Tafel des Kaiſers: bald aber verſchwand er wieder, und es folgten Blitz, Donner, Hagel, und Regen; die Gäſte entflohen voll Angſt, doch litt Niemand Schaden[56].

Einem Freiherrn auf Helpeda bei Eisleben ſchuf Fauſt einen Luſtwald voll Nachtigallen, Droſſeln, Faſanen und andern Gevögels. Einige der Vögel verkündeten die Zukunft; doch als Fauſt zwei Jahre darauf ſtarb, flogen ſie davon[57].

Endlich ließ Fauſt noch einen Edelmann, der in der Türkei gefangen ſaß, durch Mephiſtopheles befreien und nach Wittenberg holen. Des Edelmanns Weib hatte ſich ſchon ein Jahr vorher mit einem Andern verheirathet; doch dieſer war von Fauſt durch Zauber untüchtig gemacht: nun wurde die Ehe für nichtig erklärt, und der Edelmann lebte durch Fauſt wieder im Genuß ſeines alten Glückes[58].

Als nun die 24 Jahre, welche Fauſt ſich von der Hölle bedungen hatte, verfloſſen waren, wurde er nach der übereinſtimmenden Angabe aller Volksbücher vom Teufel geholt. Er ſetzte ſeinen Famulus, Chriſtoph Wagner, zum Univerſalerben ein, verſchaffte ihm zuvor noch den Geiſt Auerhahn, der Wagner in Geſtalt eines Affen ſtets begleitete[59], ging am Morgen ſeines letzten Tages mit vielen Freunden in das Dorf Rimlich bei Wittenberg und erzählte ihnen hier voll Reue, was er gethan und was ihm bevorſtehe. In der Nacht zwiſchen zwölf und eins erhob ſich ein mächtiger Sturm. In Fauſt's Zimmer hörte man ein grauenerregendes Pfeifen und Ziſchen, als ob das ganze Haus von Schlangen und Nattern erfüllt wäre. Fauſt's Thür ging auf; man hörte ihn mit halber Stimme um Hilfe rufen: dann plötzlich war Alles ſtill. Am Morgen ſah man Fauſt's Gehirn an den Wänden kleben; die Augen und mehrere Zähne lagen auf dem Boden, und das ganze Zimmer war mit Blut beſpritzt: den Körper aber fand man auf einem Miſthaufen. Noch nach dem Tode erſchien Fauſt ſeinem Diener Wagner und offenbarte ihm vieles Geheime. Auch ſahen ihn Viele, die bei Nacht an ſeinem Hauſe in Wittenberg vorübergingen, zum Fenſter herausſchauen, und in dem Hauſe war es ſeit ſeinem Tode ſo unheimlich, daß Niemand darin zu wohnen vermochte.

Neben dieſen Überlieferungen der Volksbücher beſtand und beſteht zum Theil noch jetzt eine Reihe von Sagen lebendig im Volke fort, die bald ihrem Tone nach ſich den Volksbüchern anſchließen, bald einen entſchieden andern, mehr heitern, märchenhaften Charakter annehmen. Die wichtigſten derſelben ſind folgende.

Die Münze, mit der Fauſt und Agrippa auf ihren Wanderungen in den Herbergen bezahlten, pflegte ſich wenige Tage nach ihrer Abreiſe in Hornſcheibchen oder andern Unrath zu verwandeln[60].

52) Thraziſche Zauberinnen zogen den Mond auf die Erde herab; ſonſt weiß ich nichts mit dieſer Sage zu vergleichen. Vielleicht hängt der Glaube, daß man auf den Regenbogen nicht mit Fingern zeigen darf (Haupt's Zeitſchrift III, 363, 31), mit ihr zuſammen. 53) Dieſelbe Sage wird von Zito erzählt, der einen Baiern verſchlang (*Camerarius*, Meditaliones historicae I, 4, 10). Wahrſcheinlich wird auch hier nur Verblendung der Zuſchauer vorausgeſetzt. 54) Vergl. die Sage vom Poltergeiſte, den Fauſt in ein Kloſter ſendet, oben bei Gaſt. 55) Fauſt ſelbſt erſcheint hier an der Spitze der wilden Jagd, neben dem Teufel, der ſie in vielen Sagen führt. 56) Vergl. das Wettermachen der Hexen: Myth. 1040 — 1043; Wolf's niederländiſche Sagen, Anmerkung zu Nr. 282.

57) Prophezeiende und den Menſchen rathende Vögel kennt ſchon die Edda. — Werke der Zauberer beſtehen meiſt nur, ſo lange die Zauberer leben und ſie gleichſam durch ihre Kraft forterhalten. 58) Der Glaube an das Binden der männlichen Kraft durch Zauber, das „Neſtelknüpfen," erſcheint früh und war ſehr verbreitet; vergl. im 13. Jahrh. das Gedicht von der guten Frau 2043. 2433 — 2444. 59) Vergl. die Volksbücher von Wagner. Sie ſcheinen ſich nicht, wie die von Fauſt, auf lebendige Volksſage zu ſtützen, ſondern nur durch die Erwähnung Wagner's in den Volksbüchern von Fauſt veranlaßt und die Erfindung eines Einzelnen zu ſein, da ſich vor dem Erſcheinen der Volksbücher in Geſchichte und Sage von Wagner keine Spur findet. Auch ſind die meiſten ihm zugeſchriebenen Thaten nur Wiederholungen und oft zur Carricatur entſtellte Übertreibungen der Thaten Fauſt's. 60) *Martin Delrio*,

Bei einem fröhlichen Gelage im Winter zauberte Fauſt einſt einen Weinſtock auf den Tiſch, an dem ſo viele reife Trauben hingen, wie Zechbrüder um den Tiſch ſaßen. Fauſt ließ ſich verſprechen, daß ſie keine Traube abſchneiden wollten, bevor er das Zeichen dazu geben würde. Begierig faßte Jeder mit der einen Hand eine Traube, mit der andern ein Meſſer: da entzauberte Fauſt ihre Augen, und ſie ſahen, daß Jeder das Meſſer an ſeines Nachbarn Naſe geſetzt hatte [61]).

Wie im Volksbuche zu Erfurt, ſoll Fauſt auch zu Nürnberg ein Collegium über Homer geleſen und ſeinen Zuhörern die homeriſchen Helden vorgeführt haben [62]). Auch ſoll er den Nürnbergern einſt außerhalb der Stadtmauern Helden des Alterthums, unter ihnen auch Hercules, zu Pferde gezeigt haben [63]).

Wie Fauſt im Volksbuche zu Leipzig ein Weinfaß aus dem Keller hinauf reitet, ſo iſt er einſt auf dem Schloſſe Waerdenberg bei Bommel auf einer Tonne Bier vor den Augen vieler Gäſte aus dem Zimmer geritten [64]).

In Kreuznach erzählt man, wie ſchon angeführt iſt, noch jetzt, daß Fauſt einſt Lehrer daſelbſt war. Und in Erfurt zeigt man noch Fauſt's Haus, ſowie das Haus „zum Anker," in welchem der Stadtjunker wohnte, der nach dem Volksbuche mit Fauſt befreundet war. Auch gibt es zu Erfurt noch ein Fauſtgäßchen, durch welches Fauſt, obgleich es ſehr eng iſt, einſt mit einem vierſpännigen Wagen gefahren ſein ſoll.

Zu Neu-Ruppin in der Mark pflegte Fauſt mit den Bürgern Abends Karten zu ſpielen. Er hatte Pferdefüße und gewann ſehr viel. Noch lange nach ſeinem Tode ſah man ihn oft in einem Buſch am See mit Andern am Tiſche ſitzen und Karten ſpielen, und dort treibt er noch jetzt ſein Weſen [65]).

Im 30jährigen Kriege rettete ſich der Schulze zu Brada bei Wittenberg, als ein Soldat in ſein Haus bringen wollte, dadurch, daß er ihm ſagte, dies ſei das Haus, in welchem der Doctor Fauſt ſein Ende genommen. Zum Beweiſe zeigte er ihm eine mit Blut befleckte Wand, und voll Angſt floh der Soldat [66]). — Ebenſo zeigt man noch auf Waerdenberg die unvertilgbaren Blutflecken, welche zurückblieben, als der Teufel dort mit Fauſt aus einem Fenſter des Schloßthurms in die Hölle fuhr [67]).

Auch zu Maulbronn werden in dem Zimmer, aus dem Fauſt vom Teufel geholt worden ſein ſoll, noch an der Wand die Blutſpuren gezeigt. Endlich ſoll der Teufel auch in Cöln mit Fauſt durch ein Fenſtergitter gefahren ſein; ſo daß, wenn wir hierzu noch die Angaben bei Manlius und im Volksbuche nehmen, die Sage von Fauſt's Tode ſich an ſechs verſchiedene Orte knüpft.

Dieſe Züge der neben dem Volksbuche fortlebenden Sage weichen von der Auffaſſung des Volksbuches nicht ab; ja ſie ſtehen derſelben zum Theil ſo nah, daß ſie vielleicht nur daraus entlehnt und localiſirt ſind. Entſchieden unabhängig vom Volksbuche ſind dagegen die weit naiveren, milderen Erzählungen, welche ein als fliegendes Blatt in Cöln gedrucktes Gedicht [68]) und die ſchon berührte niederländiſche Sage enthält. Das Gedicht erzählt, daß Fauſt einſt 40,000 Geiſter aus der Hölle beſchwur, doch unter ihnen nur einen fand, der ihm ſchnell genug war, Mephiſtopheles, „geſchwind wie der Wind." Der mußte ihm Geld, Speiſen und was er ſonſt begehrte, ſchaffen. — Zu Strasburg ſchoß Fauſt vortrefflich nach der Scheibe; er ſchoß [69]) nach dem Teufel, daß dieſer oft laut aufſchrie. Wenn er reiſte, mußten die Geiſter vorn, hinten und auf beiden Seiten ihm den Weg pflaſtern. Zu Regensburg war es ſeine Freude, Kegel auf der Donau zu ſchieben und Fiſche zu fangen. Als er einſt am Charfreitage in Jeruſalem war, zeigte ihm der Geiſt Chriſtus am Kreuze und ſagte ihm, Chriſtus ſei für uns geſtorben, doch dies danke ihm die Menſchheit nicht. Fauſt gebot ihm darauf, drei Ellen Leinwand zu bringen und die große Stadt Portugal darauf zu malen. Dies hatte Mephiſtopheles in wenigen Augenblicken gethan, und nun hieß *ihn Fauſt* Chriſtus am Kreuze abmalen; doch *ſchärfte er ihm* ein, es dürfe nichts daran fehlen, beſonders nicht an ſeinem Titel und heiligen Namen.

Dieſen konnt' er nicht abmalen,
Darum bitt er Fauſtum
Ganz inſtändig: „Schlag mir ab
Nicht mein Bitt; ich will dir wiederum
Geben dein zuvor gegebene Handſchrift,
Denn es iſt mir unmöglich,
Daß ich ſchreib „Herr Jeſu Chriſt.""

Hier iſt im Gedicht offenbar eine Lücke. Es wird fortgefahren:

Disquisitiones magicae, lib. 2. quaest. 12. (ed. Moguntiae 1612. p. 149 a). Daß Fauſt und Agrippa zuſammen umherzogen, was man aus dieſer Stelle geſchloſſen hat, liegt nicht in den Worten.

61) *Philippus Camerarius*, Horae subcisivae, centuria prima p. 315 und darnach bei *Simon Majolus*, Dies caniculares. T. II. colloqu. 3. p. 602, und *Drexelius*, Aurifodina. Pars II. c. 8. Auch findet ſich dieſe Sage im franzöſiſchen Volksbuche (S. 192), wol nur von Camerarius entlehnt, und erſt in die jüngern Ausgaben des Volksbuches eingefügt. Vergl. Mone's Anzeiger 1838. S. 226, wo ſie mit der Sage von dem Zaubergarten, den Fauſt im Winter erblühen läßt, vermiſcht und nach Boxberg bei Heilbronn verlegt iſt.

62) Hiſtoriſche Remarquen. S. 12.

63) Nach einer von San-Marte nachgewieſenen Bemerkung Stanislaus Sarnicki's, welcher hinzufügt, daſſelbe geſchehe in Krakau mit den alten polniſchen Helden: ſ. Neues Jahrbuch der berliniſchen Geſellſchaft für teutſche Sprache und Alterthumskunde V, 271. Vergl., daß Fauſt, nach Manlius, zu Krakau die Magie lernt.

64) Wolf's niederländiſche Sagen. Nr. 266.

65) Kuhn's märkiſche Sagen. Nr. 152. Es kommt öfter in Sagen vor, daß der Teufel mit Menſchen Karten ſpielt oder würfelt, urſprünglich wol um die Seele, was auch noch bisweilen ausdrücklich hinzugeſetzt wird; vergl. Tettau und Temme, Die Volksſagen Oſtpreußens, Litthauens und Weſtpreußens. Nr. 201. 204. 205. 218. Wolf's niederländiſche Sagen. Nr. 468. Mit einem Engel würfele der Teufel ſchon ſeit 600 Jahren um die Seele des Herrn von Falkenberg, und ein Mönch gewann einſt im Schachſpiel dem Teufel die Seele einer längſt Verſtorbenen ab; Wolf a. a. O. Nr. 130. 179.

66) *Neumann*, Disquisitio de Fausto praestigiatore. Cap. 3. §. 8.

67) Vergl. Wolf a. a. O. Nr. 266 und die Anmerkung dazu. An der Grenze von Geldern erſchien Fauſt bei Wier.

68) Des Knaben Wunderhorn I, 214. Erlach's Volkslieder der Teutſchen II, 288. Wolff's hiſtoriſche Volkslieder. S. 655. Der Text des Gedichtes iſt ſehr entſtellt; urſprünglich ſcheint es aus vierzeiligen Strophen beſtanden zu haben.

69) Im Gedichte ſteht „Er thät nach dem Teufel ſchieben."

Der Teufel fing an zu fragen:
„Herr, was giebſt du mir für Lohn?
Häts das lieber bleiben laſſen.
Bei Gott findſt du kein Pardon."

Auch hierauf antwortet Fauſt nicht, ſondern der Dichter ermahnt ihn ſich zu bekehren, weil er noch eine Stunde Zeit habe und ihm Gott die ewige Huld ſchenken wolle.

„Nach Gott thu ich nichts fragen
Und nach ſeinem himmliſchen Haus."
In derſelben Viertelſtunde
Kam ein Engel von Gott geſandt:
Der thät ſo fröhlich ſingen
Mit einem engliſchen Lobgeſang.
So lang der Engel da geweſen,
Wollt ſich bekehren Doktor Fauſt.
Er thäte ſich alsbald umkehren.
Sehet an den Höllen-Grauß.
Der Teufel hatte ihn verblendet,
Malt ihm ab ein Venus-Bild.
Die böſen Geiſter verſchwunden
Und führten ihn mit in die Höll.

Nach der niederländiſchen Sage gab ſich ein Teufel, Namens Joſt, auf ſieben Jahre bei Fauſt in Dienſt. „Von dem Augenblicke war nichts ſo ſchön in der Welt, welches Fauſt nicht begehrt hätte. Alles mußte aus Amſterdam und Paris kommen. Mitten im Winter verlangte er ſchöne Trauben, mitten im Sommer Schnee und Eis. Auf dem Schloßhof (zu Waerdenberg) blühte fortwährend eine große Hortenſia; der Garten war ſtets gefüllt mit den koſtbarſten Blumen. — Aber dabei blieb er nicht ſtehen. Der Teufel mußte ihm auch noch eine Kutſche mit vier Pferden ſchaffen, die nimmer müde wurden. In kürzeſter Zeit war er in Conſtantinopel und gleichſchnell wieder zurück. Wollte er nach Bommel, dann hieß es nur: „Joſt, zur Stunde eine Brücke über die Wael und gleichſchnell wieder abbrechen!" und die Brücke lag da und verſchwand, wenn er hinüber war. In Bommel waren die Straßen damals ſchlecht gepflaſtert, aber Fauſtus rief nur: „Joſt, vor den Pferden voraus, Alles ebnen und gleich wieder in vorigen Stand ſetzen; denn ich mag die Bommeler nicht leiden." ... Joſt machte er den ganzen Tag zu ſchaffen, und hatte der ſich nun müde gearbeitet und gedachte der Ruhe zu pflegen, dann ging Fauſtus und ſäete Abends einen Scheffel Korn weit und breit in die Dornenhecken, und Joſt mußte in der Nacht alles wieder zuſammenleſen; oder er warf auch eine große Menge Mehl in den Graben des Schloſſes, aus welchem Joſt es wieder ganz rein und unverdorben hervorzuſuchen hatte. — Das hielt Joſt vier Jahre lang aus, wurde aber dabei ſo mager, daß er erbärmlich anzuſchauen war. Endlich brach ihm die Geduld, und er ſprach zu Fauſt: „Ich will dir die vier Jahre umſonſt gedient haben, aber ich bitte dich, entlaſſe mich, denn ich halte es länger nicht aus." Deß lachte Doctor Fauſtus und ſagte: „Biſt du es auch müde, ich bin's noch lange nicht." So mußte Joſt ihm auch noch die drei Jahre dienen."

Der Zug, daß die Geiſter Fauſt den Weg ebenen müſſen, erſcheint auch zu Borberg, wo noch jetzt die Sage geht, daß Fauſt einſt mit vier Rappen um drei Viertel auf Zwölf von Borberg wegfuhr und mit dem letzten Glockenſchlage zwölf in Heilbronn war: ein Arbeiter auf dem Felde ſah, wie gehörnte Geiſter vor dem Wagen her den Weg pflaſterten und andere hinter ihm die Steine wieder aufriſſen (Baader in Mone's Anzeiger 1838. S. 226).

Hier treten wir aus der ernſteren Sage ganz in das heitere Gebiet des Märchens. Wenn im Volksbuche eine Rettung Fauſt's nicht denkbar iſt, ſo kündigt ihm hier der Teufel ſelbſt den Dienſt und bittet ihn die Verſchreibung zurückzunehmen. Es ſcheint dies wieder eine Erinnerung an den Hausgeiſt, welcher den Menſchen, der übel mit ihm umgeht, freiwillig verläßt, ſo läſtig ſonſt oft ſeine Treue wird [70]). Zugleich erſcheint der Teufel, wie beſonders oft in Märchen, als der dumme, arme Teufel, welcher dem Menſchen, wenn er einen Vertrag eingeht, Alles zu leiſten verſpricht und zuletzt doch nicht erfüllen kann, was des Menſchen Übermuth und Eigenſinn ausdenkt. Auch die Mahnung, welche Mephiſtopheles in dem Gedichte Fauſt zu Jeruſalem vor dem Kreuze Chriſti ertheilt, iſt der Natur des Teufels, welcher ſonſt am Kreuze nicht einmal vorbeizugehen und auch hier Chriſti Namen nicht zu ſchreiben vermag, entgegen, und erinnert an die Verweiſe, welche die Menſchen bei ſchlechtem Wandel von ihren Koboldꝺen empfangen. — Wie der Teufel hier an drei Orten Fauſt den Weg bahnt, ſo baut er in einem märkiſchen Märchen (bei Kuhn S. 280) dem General Luxemburg Wege durch die Luft mit Balken und Bohlen, die er immer hinten abbricht und vorn wieder anſetzt. Daß der Teufel in der niederländiſchen Sage Joſt heißt, iſt wol nur eine Erinnerung an Juſtus Fauſtus im Volksbuche, den Sohn Fauſt's und der Helena. Auf ſieben Jahre aber werden Bünde mit dem Teufel und überhaupt mit übermenſchlichen Weſen gewöhnlich geſchloſſen [71]). — Beſonders ſchön und wiederum märchenhaft iſt der Zug des Gedichtes, daß Gott noch in der letzten Stunde einen Engel ſendet, der vor Fauſt fröhlich ſingt, um ſeine Gedanken Gott zuzuwenden. Ich weiß damit nur zu vergleichen, daß es in einem ſchleſiſchen Volksliede (Hoffmann S. 51 fg.), in welchem drei Reiter ein Mädchen mit dem Schwerte zertheilen, heißt:

Und wo ein Tröpflein Blut hinſprang,
Da ſchwebte ein Engel und er ſang.

Doch ſoll der Engel hier wahrſcheinlich nur die Unſchuld des Mädchens verkünden, nicht die Mörder zur Buße bewegen. — Mit dem Venusbilde iſt wol nur Helena gemeint, welche auch im Puppenſpiel noch in der letzten Stunde Fauſt von Gott abwendet.

Wäre die Fauſtſage bei ihrem Entſtehen eine eigenthümliche Schöpfung geweſen, ſo dürfte man in der zuletzt beſprochenen Faſſung derſelben eine jüngere Abſchwächung vermuthen, weil ſie der früheren an Tiefe bei Weitem nachſteht; und es wäre für Sagenbildung im Allge-

70) Vergl. z. B. Wolf's niederländiſche Sagen. Nr. 474.
71) Vergl. meine Abhandlung über die Sage von Theophilus S. 19**, und füge hinzu: Kinder- und Hausmärchen. Nr. 39, 2. 106. 125. Hoffmann's Schleſiſche Volkslieder S. 3. Pfitzer's Volksbuch von Fauſt S. 340. Auch ſind Wieland und ſeine Brüder ſieben Jahre mit drei Walkyrien vermählt.

meinen lehrreich zu bemerken, wie auch dieſer ungeheure Stoff, der Himmel und Erde umſpannte, ſich faſt zum heitern, anſpruchsloſen Märchen verflüchtigte. Da jedoch die Fauſtſage nur aus Vereinigung der verſchiedenartigſten ältern Elemente erwuchs, ſo iſt es ſehr wol möglich, daß dieſe zweite Geſtalt gleichzeitig neben der erſten entſtand, daß das Märchen ebenſo früh, wie die ernſtere Sage ſich Fauſt aneignete. Für das Alter dieſer zweiten Geſtaltung ſpricht, daß ſie an drei verſchiedenen Orten durchbricht, ohne daß ſich Spuren einer ältern Aufzeichnung fänden. Geringere Verbreitung fand ſie natürlich, weil in ihr, obwol ſie ſehr ſchön iſt, die tiefere Idee des Bundes mit dem Teufel und der dadurch erlangten übermenſchlichen Gewalt aufgegeben iſt.

Ein beſonderer Sagenkreis reiht ſich um die angeblich von Fauſt verfaßten Bücher. Die Zahl der theils wirklich untergeſchobenen, theils nur fingirten Zauberſchriften, als deren Verfaſſer man bekannte Perſonen alter und neuer Zeit angab, war ſehr groß. Schon Abel ſoll ein Zauberbuch geſchrieben haben, welches er, da er die Sündfluth vorausſah, in einem hohlen Steine verbarg; nach der Sündfluth, welche auch zum Theil durch die Sünde der Zauberei hervorgerufen wurde (*Clementis Romani* recognitiones, [Colon. Agr. 1570.] p. 74), fand es Hermes Trismegiſtus, und ſpäter beſaß daſſelbe Thomas Aquinas (*Arpe*, De talismanibus p. 53; *Naudé*, Apologie pour les grands hommes soupçonnéz de Magie. [Amsterdam 1712.] p. 384). Henoch ſoll 30 und mehr Zauberſchriften verfaßt haben. Noah wird ein Buch de magia naturali zugeſchrieben (*Fabricius*, Codex pseudepigraphus V. T. p. 263). Dieſes entwandte ihm Cham, über deſſen Zauberei viele Zeugniſſe vorhanden ſind (vergl. *Arpe* p. 4). Von Cham ging die Zauberkunde über auf ſeinen Sohn Mesraim, welchen man auch Zoroaſter nannte (*Clemens Romanus* ib.). Nach Anderen hieß Cham ſelbſt Zoroaſter und Noah iſt identiſch mit Azonach, der nach Plinius Zoroaſter's Lehrer war. Von Zoroaſter, der nach einer weit allgemeineren Überlieferung die Magie erſt erfunden hat, kannte man mehrere magiſche Schriften (vgl. *Clementis Rom.* recognitiones p. 74. *Suidas* s. v. *Zoroaster*). Die Clavicula Salomonis iſt eins der berühmteſten Beſchwörungsbücher. Alexander der Große ſchrieb: de septem herbis septem planetarum (vgl. z. B. *Fabricius*, Bibl. graec. lib. III. c. 8. p. 206). Auch Papſt Johann VIII. oder die Päpſtin Johanna ſoll ein Buch über Magie hinterlaſſen haben (*Naudé*, Apologie p. 395) u. ſ. w. [72]). Von allen irgend namhaften neueren Zauberern kannte man Schriften, die theils wirklich von ihnen verfaßt, doch ganz anders gemeint waren, wie die von Paracelſus, Tritheim, Agrippa, theils ihnen angedichtet wurden, wie mehrere dem Albert von Bollſtädt und Thomas von Aquino. Fauſt durfte daher in der Sage den Ruhm, ſeine Kunſt in Schriften dargeſtellt zu haben, nicht entbehren. Eine Spur der Sage von Fauſt's Schriften haben wir ſchon bei Wier gefunden. Später führte man ſechs bis zehn Werke an, welche Arpe De talismanibus p. 125, Bock in den hannöv. nützlichen Sammlungen vom J. 1758. 92. Stück, Stieglitz in dem oft angeführten Aufſatz in Raumer's Taſchenbuch und Gräße in ſeiner Bibliotheca magica p. 25 angeben. Doch weichen die Titel ſo ſtark von einander ab und ſtützen ſich ſo offenbar nur wieder meiſt auf Tradition, daß ich ſie nicht erſt herſetze; zumal da ſich für die Geſchichte der Sage aus ihnen nicht das Mindeſte gewinnen läßt. Auf einigen der Bücher ſtehen die Jahrzahlen 1509. 1510. 1511, die ohne Zweifel nur zugeſetzt ſind, um den Büchern, außer dem Anſehen, welches ſie durch Fauſt's Namen erhielten, noch das des Alterthums zu verleihen; denn obgleich Fauſt nicht, wie Stieglitz bei Beſprechung dieſer Jahrzahlen meint, erſt 1525 auftrat, ſo war er doch um 1510 noch nicht ſo berühmt, daß man ihm bereits Schriften unterzuſchieben Grund gehabt hätte; auch zeigen die Titel, wenn ſie irgend genau abgedruckt ſind, ſchon durch ihre Sprache, daß die Schriften nicht aus dem Anfange des 16. Jahrh. ſind. Wahrſcheinlich wurden dieſelben erſt im 17. Jahrh., nachdem das Volksbuch Fauſt's Ruhm vollendet hatte, untergeſchoben. Wäre die Sage von Fauſt's Zauberſchriften ſchon allgemein geweſen, als der Verfaſſer des *älteſten* Volksbuches und Widmann ſchrieben, ſo würde ſie von dieſen gewiß nicht übergangen worden ſein. Die oft ausgeſprochene Anſicht aber, daß Fauſt wirklich etwas möge geſchrieben haben, was zum Theil die Grundlage dieſes Unſinns wurde, läßt ſich zwar nicht durch Facta widerlegen; allein bei der Leichtfertigkeit, mit der man, oft wol nur um Geld zu verdienen, den Zauberſchriften berühmte Namen vorſetzte, hat man durchaus kein Recht, dieſe Anſicht erſt aufzuſtellen.

Ich kenne von dieſen Schriften nur zwei.

1) „Doctor Fauſts groſer und gewaltiger Höllenzwang, mächtige Beſchwörungen der hölliſchen Geiſter, *beſonders* des Aziels, daß dieſer Schätze und Güter *von allerhand* Arten gehorſamvoll, ohne allen Aufruhr, Schreckenſetzung und Schaden vor den geſtellten Crayß ſeiner Beſchwöhrer bringen und zurück laßen müße. Nach dem Prager Exemplar 1509.“ Gedruckt in Horſt's Zauberbibliothek II, 115 — 144; nach Sprache und Orthographie in dieſer Geſtalt kaum über den Anfang des vorigen Jahrhunderts hinauszurücken. — In der Einleitung wird der Leſer ermahnt, daß er ſich nicht von Aziel, dem beſchworenen Geiſte, verlocken laſſe, ihm die Seele mit Blut zu verſchreiben, daß er den Weg des Herrn wandle, durch deſſen höchſte und allmächtige Namen der Geiſt das Befohlene überliefern müſſe, daß er den Armen, den Kirchen und Schulen von den gewonnenen Schätzen mittheile. Der Geiſt muß in Geſtalt eines lieblichen zwölf*jährigen* Jünglings erſcheinen. S. 116 iſt das Siegel *Aziel's* abgedruckt: auf dieſes muß der Beſchwörer mit dem linken Fuße treten. Hierauf werden die Stunden angegeben, welche an den einzelnen Tagen zum Beſchwören geeignet ſind. Es werden Gebete vorausgeſchickt und mit Gebeten werden die Beſchwörungen unterbrochen. Zum Schluß

72) Eine große Menge von ältern und neuern Zauberſchriftſtellern wird kurz beſprochen oder nachgewieſen von *Arpe*, De talismanibus. Cap. 2—4.

erfolgt die Abdankung des Geiſtes im Namen Gottes. Den Beſchwörungen, bei denen die hebräiſchen Gottesnamen, der Name und das Kreuz Chriſti angerufen werden, ſind lateiniſche und eine Menge ganz barbariſcher Wörter eingemiſcht, die wol unverſtandene Reſte kabbaliſtiſcher Weisheit ſind [73]). Der Geiſt muß 299 tauſend Dukaten bringen (es muß eine ungerade Zahl ſein); doch wird ihm mit größter Ängſtlichkeit wiederholt eingeſchärft, es müſſe gutgemachte, unveränderliche Münze ſein. — Daraus, daß es S. 116 heißt: „Das Siegel des Geiſtes Aziel, welches er dem Doctor Fauſt überreichen mußte," ſchließt Horſt, daß Fauſt nicht der Verfaſſer ſei; doch würde es hieraus nicht folgen, da die Einleitung, ihrem Tone nach, von einem Andern zugefügt ſein könnte. Allein es wird überhaupt in der ganzen Schrift mit keinem Worte geſagt, daß Fauſt ihr Verfaſſer ſei, und der Titel: „Fauſt's Höllenzwang," ſoll vielleicht nur „der von ihm angewandte," nicht „der von ihm geſchriebene" heißen.

2) „Dr. Johann Faustens Miracul-Kunst- und Wunder-Buch oder die ſchwarze Rabe, auch der Dreifache Höllen Zwang genannt. Womit ich die Geiſter gezwungen, daß Sie mir haben bringen müßen, was ich begehret habe. Es ſey Gold oder Silber, Schätze groß oder klein, auch die Spring-Wurzel und was ſonſt mehr dergleichen auf Erden iſt, das habe ich Alles mit dieſem Buche zu Wege gebracht, auch die Geiſter wieder losſprechen können." Lyon MCDXXXXXXIX (nach Sprache und Schreibung nicht viel älter, als der Höllenzwang). Gedruckt in Horſt's Zauberbibliothek III, 86—114. IV, 141—163.

Die gereimte Einleitung ermahnt, das Buch nicht ohne Zauberkreis zu leſen, weil es dann ſchon gefährlich ſei [74]). Durch den Anfang „Ich Dr. Johann Fauſt" führt ſich Fauſt ſelbſt als Verfaſſer ein. Er erzählt, wie er anfänglich den Teufel nur zur Probe beſchworen, doch wie ihm dieſer alsbald ein Bündniß angetragen habe, welches Fauſt, obwol nicht dazu geneigt, annehmen mußte, weil er kaum mit einem ſchlechten Kreiſe verſehen war. Als Fauſt den Bund geſchloſſen hatte, erſchien der Geiſt Mochiel, der auf Fauſt's Frage, wie geſchwind er ſei, antwortete: „Wie der Wind." „Du dieneſt mir nicht," ſagte Fauſt, „fahre wieder hin, woher du gekommen." Darauf erſchien Aniguel, der war ſchnell wie ein Vogel in der Luft. „Du biſt mir dennoch zu langſam," antwortete Fauſt, „fahre wieder hin." Da kam Aziel, geſchwind wie der Menſchen Gedanken. „Recht vor mich; dich will ich haben," ſprach Fauſt und nahm ihn an. — Hierauf folgt eine Ermahnung, ſich vor Pakten mit den Geiſtern zu hüten, „damit es dir nicht gehe, wie mir geſchehen wird." S. 102 fg. wird eine Aufzählung der wichtigſten Teufel nach dem Range gegeben: 1) Lucifer, der König. 2) Belial, Vice-Roi. 3) Satan, Belzebub, Aſtaroth, Pluto: Gubernatores. 4) Aziel, Mephiſtophilis und fünf andere Großfürſten. 5) Abbadon und vier andere Grand-Ministres, Geheimde hölliſche Räthe. 6) Milpeza, Geh. Reichs Secretarius. 7) Zwölf Spiritus familiares. S. 109 fällt der Verfaſſer ſchon aus dem Tone, indem er ſagt: Dr. Johann Fausti vornehme Geheimniſſe u. ſ. w., und 4. Th. S. 151 heißt es gar „nachdem nun meine Zeit und Stunde bald vorhanden war, ſo habe ich noch mein Teſtament einem jeden Operiſten wohlmeinend hinterlaſſen wollen." S. 158 wird eine Anweiſung zu Fauſt's Mantelfahrt gegeben. — Daß Fauſt's Geiſt Aziel hieß, habe ich außer in dieſen beiden Schriften nirgends gefunden; wahrſcheinlich iſt der Name nur in den ſchon früher vorhandenen Büchern, als man ſie auf Fauſt übertrug, unverändert geblieben.

Ein geſchriebenes Büchlein, das noch am Anfange des vorigen Jahrhunderts unter Fauſt's Namen umging, erwähnt Tenzel in der Curieuſen Bibliothek 1706. S. 195. Von verdächtigen Leuten ſagte man: Er hat Fauſt's Bücher geleſen; er hat dies oder jenes aus Fauſt's Büchern gelernt (Hiſt. Rem. S. 21). Beſonders den zu Paſſau gedruckten Höllenzwang Fauſt's ſuchte man eifrig und bot viel Geld dafür (Tenzel's Curieuſe Bibl. 1704. S. 746). Noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ſoll man, wie Köhler (Hiſtoriſch-kritiſche Unterſuchung S. 160) ſagt, einen einträglichen Handel mit dem Höllenzwang getrieben haben, indem man Abſchriften deſſelben an Bibliotheken, beſonders an die öſterreichiſchen, bairiſchen und ſchwäbiſchen Klöſter verkaufte: der gewöhnliche Preis ſoll 200 Thaler geweſen ſein; nur wer billig war, ließ ſich mit 100 genügen [75]). Mehrere anſehnliche Bibliotheken ſtanden in dem Rufe, das Original des Höllenzwanges als einen großen Schatz zu beſitzen (Köhler a. a. O. S. 159). Nach Zwickau kamen noch 1699 und 1700 Schatzgräber und forderten unter ſchweren Drohungen Fauſt's Bücher, die nach einer alten Sage ſich auf der zwickauer Bibliothek befinden. Auch lernten die zwickauer Schüler aus Fauſt's Schriften das Mantelfahren und flogen auf ihren Schulmänteln über die Stadtmauer und um die

73) Von ſolchen Formeln iſt das Volksbuch von Wagner (Berlin 1712.) voll. Ähnliche haben ſich bis auf unſere Tage erhalten und werden gegen Krankheiten angewandt; ſ. Tettau und Temme, Die Volksſagen Oſtpreußens, Litthauens und Weſtpreußens. S. 270 fg. Von der Kraft der Gottesnamen handeln faſt alle Zauberſchriftſteller; vergl. unter den ältern teutſchen Gedichten den Sylveſter Konrad's von Würzburg. Die höchſte Macht hat der Name Jehovah, weil er nicht eine Eigenſchaft, ſondern die Subſtanz Gottes ausdrücken ſoll (Arpe a. a. O. S. 11). 74) Über die Gefahr, welche das bloße Leſen in Zauberbüchern bringt, gibt es viele Sagen. Eine von einem Schüler Agrippa's theilt Wolf in ſeinen niederländiſchen Sagen Nr. 264 mit. Eine andere erzählt nach Hotting (Hist. eccles. seculi 11. p. 352) der Verfaſſer der hiſtoriſchen Remarquen S. 23: Gregor VII. ging faſt nie ohne ſein nekromantiſches Buch aus. Einſt aber hatte er es doch vergeſſen, und wie ihm dies beim lateraniſchen Thore einfiel, ſchickte er zwei vertraute Jünglinge darnach; doch verbot er ihnen ſtreng das Buch zu öffnen. Gleichwol ſahen ſie hinein und laſen darin, und alsbald erſchienen des Satans Engel und fragten, was ſie thun ſollten; wenn ſie ohne Grund berufen ſeien, drohten ſie ſich ſchwer zu rächen. Erſchreckt geboten die Jünglinge den Geiſtern, die dabei ſtehenden Mauern Roms einzureißen, was ſie auch thaten. Die Beiden aber bekreuzten ſich und eilten davon. — Vergl. auch unten die Sage vom Höllenzwang in der zellerfelder Kirche.

75) Auch die berliner königliche Bibliothek beſitzt eine Abſchrift des Höllenzwanges (MS. germ. quart. 413): Praxis Magica Faustiana, oder der von mir Doct. Johann Faust Practicirter und Beſchworner Höllenzwang. (Passau ao. 1525.)

benachbarten Teiche (Hiſt. Rem. S. 28. 34) [76]). Noch Bahrdt nahm, um einer Geldnoth abzuhelfen, einſt zum Höllenzwange ſeine Zuflucht (ſ. deſſen Biographie S. 188 fg.). Oft wurden die Gläubigen mit dem Höllenzwange durch angebliche Schatzgräber betrogen. In mehreren Klöſtern läßt ihn die Sage in beſonderen Kaſten an Ketten liegen (Köhler S. 159). So liegt er noch jetzt in der zellerfelder Kirche an einer eiſernen Kette. Wenn man ihn dort vorwärts lieſt, ſo erſcheint der Teufel, wenn man ihn rückwärts lieſt, entweicht er. Doch wer ihn vorwärts geleſen und ihn rückwärts nicht leſen kann, wird vom Teufel umgebracht (Harrys, Volksſagen, Mährchen und Legenden Niederſachſens. [Celle 1840]. 2. Abth. Nr. 13) [77]).

Dies ſind die Sagen vom Dr. Fauſt. Schon im 17. Jahrh. wurden dieſelben Gegenſtand dramatiſcher Vorſtellungen [78]). Von jenen Volksſchauſpielen iſt uns nichts durch ſchriftliche Aufzeichnung erhalten, doch ohne Zweifel ſind Reſte derſelben in den verſchiedenen Bearbeitungen des Puppenſpiels von Fauſt zerſtreut. Dieſes Puppenſpiel machte ſchon am Schluſſe des 17. und zu Anfange des 18. Jahrh. ſolches Aufſehen, daß die berliner Geiſtlichen, unter ihnen Ph. Jac. Spener, ſich beim Könige darüber beſchwerten, daß Fauſt Gott und Chriſtum abſchwöre (Franz Horn, Die Poeſie und Beredſamkeit der Teutſchen II, 270). Noch jetzt gehört „Doctor Fauſt's Leben, Thaten und Höllenfahrt" [79]) zu den beliebteſten tragiſchen Poſſen der Puppentheater. Einzelne ſtark abweichende Faſſungen des Puppenſpiels theilen mit Roſenkranz, Zur Geſchichte der teutſchen Literatur (Königsberg 1836.), Leutbecher, Über den Fauſt von Goethe (zweiten Buches zweiter Abſchnitt), Zeller, Bilder aus Schwaben, Franz Horn, Die Poeſie und Beredſamkeit der Teutſchen II, 265 — 284; zwei giebt von der Hagen im neuen Jahrb. der berl. Geſellſchaft für teutſche Sprache und Alterthumskunde IV, 211 — 255. In folgender, durch einzelne Züge ſich auszeichnenden Geſtalt habe ich noch 1844 das Puppenſpiel in Berlin geſehen.

Erſter Act. Fauſt in Mainz [80]) klagt, daß er ſo lange vergeblich den Wiſſenſchaften obliege und immer nicht den Ruhm erlange, nach dem er trachte. Was helfe ihm ſein eifriges Studium der Theologie? er wolle ſich mit der Hölle verbünden, doch dazu fehle ihm „die Studia der Magie." Indeſſen kommt Wagner und berichtet, es ſei ein Mann in ſchwarzer Kleidung in das Haus getreten, der habe ein Buch an der Schwelle niedergelegt, und dies ſei die Studia der Magie. Entzückt eilt Fauſt mit ihm hinaus. — Kaspar tritt auf und erzählt, wie ſeine Mutter ihn in die Fremde geſchickt habe, wie er auf dem Wege in zwei Schenken ſein Geld verzehrt und hier in dieſem Wirthshauſe zu borgen denke. Nachdem er einigen Lärm gemacht, kommt Wagner, und nach kurzem Hin- und Widerreden iſt Kaspar als Diener angenommen. Er dingt ſich monatlich 36 Groſchen Lohn und 10 Thaler Trinkgeld aus und wird zunächſt in die Küche geſchickt, um ſich von den Mühſalen des Weges zu erholen. — Fauſt kehrt zurück, löſt ſeinen Gürtel, der ein Zaubergürtel iſt, legt ihn um ſich her auf den Boden als Zauberkreis und beginnt den Teufel zu beſchwören. Doch plötzlich ſchwinden ihm die Sinne, er ſinkt auf einen Stuhl hin; eine Stimme ertönt zu ſeiner Rechten; es erſcheint „der Engel der Menſchheit" und warnt ihn, nicht von Gott zu laſſen. Zugleich mahnt ihn eine Stimme zur Linken an den Ruhm, den er bald gewinnen werde. Fauſt ſchwankt einen Augenblick, dann beginnt er den Teufel von Neuem zu beſchwören. Es erſcheint Vizlipuzli [81]). Fauſt fragt, wie ſchnell er ſei. „Wie die Schnecke im Sande." — „Ha, um ſo ſchnell zu ſein brauch' ich keine Geiſter. Zurück, wo du hergekommen biſt. Aperti male spiriti (sic)." — Es erſcheint Asmodeus, ſchnell wie der Bach, der ſich vom Felſen ſtürzt. „Eine ſchöne Geſchwindigkeit, doch mir zu langſam. Ap. m. sp." — Der dritte Geiſt, Haribar, iſt ſchnell wie der Wind; Fauſt entläßt ihn mit denſelben Worten wie den vorhergehenden; ebenſo Xerxes, ſchnell wie das Laub, das im Herbſt von den Bäumen fällt, und Auerhahn, ſchnell wie die Kugel aus dem Rohr. Endlich erſcheint Mephiſtophles (ſo); er iſt ſchnell wie die Gedanken der Menſchen und wird von Fauſt zum Dienſte angenommen. 48 Jahre ſoll er Fauſt dienen, doch eilt er erſt zu ſeinem Herrn, dem Gotte Pluto, ihn zu befragen, ob er ſo lange dienen dürfe, und er kehrt mit der Antwort zurück, daß 24 Jahre die längſte Friſt ſei, für die er ſich Fauſt unterwerfen könne. Fauſt willigt in dieſe Zeit, und der böſe Geiſt Mercurius bringt in Geſtalt eines Raben [82]) den Pact der Hölle, welchen Fauſt mit ſeinem Blute unterſchreibt. Die Bedingungen, welche Fauſt eingeht, ſind: 1) er muß Gott und dem chriſtlichen Glauben entſagen; 2) er darf ſich, während der Teufel ihm dient, weder waſchen noch kämmen, auch Haare und Nägel nicht verſchneiden [83]); 3) er muß den

76) Der Verfaſſer der hiſtoriſchen Remarquen ſpricht mit ſo großer Erbitterung gegen dieſe Sage, daß er hiernach ohne Zweifel ſelbſt aus Zwickau, vielleicht Lehrer daſelbſt war. 77) Über das Rückwärtsleſen, welches der Teufel fordert, vergl. Grimm's Myth. S. 1023. Anm. **. Wer es kann, ſcheint als im Dienſte des Teufels erfahren oder doch zu ihm geſchickt betrachtet und darum vom Teufel geſchont zu werden. 78) *Neumann*, Disquisitio de Fausto. Cap. 3. §. 8: Adeo quidem obscuram satis vitam transegit praestigiator, futurus longe obscurior, nisi in scenam toties atqve Theatrum Tragicum fuisset productus. Hiſt. Rem. S. 3: Es mag wohl die Urſache ſolches Zweiffels (ob Fauſt gelebt habe) von den theatraliſchen Vorſtellungen herrühren, welche ſchon im XVII. Seculo über das gottloſe Leben und jämmerlichen Untergang dieſes Zauberers, ſowohl in Städten als auch auf dem Lande, um dadurch denen Leuten eine Furcht und Schrecken vor der Hölle einzujagen, vorgenommen worden. 79) Der Titel iſt wol von Klinger's Roman entlehnt. 80) Verwechſelung mit dem Buchdrucker.

81) Vergl. Eiſelein, Grammatik der hochteutſchen Sprache unſerer Zeit. S. 358 a. 82) Dieſer Rabe, der aus der Hölle geſandt wird, ſcheint noch deutliche Erinnerung an den Raben, den Wodan als Boten ausſandte. Den Namen Mercurius mag ihm ein Gelehrter gegeben haben, welcher ſchon richtig erkannte, daß in der claſſiſchen Mythologie Mercur dem teutſchen Wodan am nächſten ſtehe, weshalb auch nach der interpretatio romana Wodan durch Mercurius überſetzt wurde. 83) Noch jetzt iſt es Volksglaube, daß, wer einen Kobold in ſeinem Dienſte habe, ſich weder

Eheſtand meiden; 4) nach 24 Jahren, das Jahr zu 365 Tagen gerechnet, iſt Fauſt dem Teufel mit Leib und Seele verfallen. — — Fauſt fordert nun, Mephiſtopheles ſolle eine freundlichere Geſtalt annehmen: er iſt bisher in rothem Unterkleide mit langem, ſchwarzem Mantel und mit einem Horn an der Stirn erſchienen. Hierauf kommt er wenig verändert, indem er nur das Horn unter einem Baret verborgen und anſtatt des langen, weiten Mantels einen kurzen Rittermantel angelegt hat. Doch tröſtet er Fauſt, daß er nur in ſeinen Augen dieſe Geſtalt habe, in den Augen jedes Andern erſcheine er ſo, wie Fauſt es wünſche; ebenſo ſoll Fauſt ungeachtet der zweiten Bedingung des Vertrags in den Augen Aller der ſchönſte Mann ſein. — Sie gehen ab, um auf dem „Luſtmantel" des Mephiſtopheles in wenigen Minuten nach Parma zu fahren. — — Kaspar kommt aus der Küche und lieſt an Fauſt's Gürtel „Wenn man will, daß die Geiſter erſcheinen, ſpricht man perlippe," und alsbald erſcheint eine Menge von Geiſtern und erbietet ſich Kaspar zu dienen. Er fragt ſie, was ſie gekocht haben; ſie antworten „Eiſen und Stahl, Pech und Schwefel." Hierauf lieſt er weiter an dem Gürtel „Wenn man will, daß die Geiſter verſchwinden, ſpricht man perlappe," und die Geiſter entweichen. Zu ihrem Verdruß wiederholt er nun mehrere Male die beiden Worte. Endlich kommt Auerhahn und erzählt ihm, daß Fauſt in Parma ſei; er erbietet ſich Kaspar nachzuführen, wenn ihm dieſer Leib und Seele verſchreibe. Kaspar erklärt, dies ſei unmöglich, denn den Leib brauche er ſelbſt, eine Seele aber habe er nicht; als er zur Welt gekommen, ſeien ſchon alle Seelen vergeben geweſen. In Hoffnung auf künftigen Gewinn jedoch führt ihn Auerhahn hinweg.

Zweiter Act. Kaspar fällt in einen Garten zu Parma aus der Luft herab, weil er geſprochen, was ihm verboten war[84]). Er trifft mit einem Kammerherrn Don Carlos zuſammen, nennt ſich Fauſt's Lehrer und ſoll für ein Goldſtück eine Probe ſeiner Kunſt zeigen; doch nach einigen mislungenen Späßen läuft er davon. — Es treten auf Fauſt und die Herzogin von Parma. Fauſt lieſt ihre Wünſche in ihren Augen und läßt vor ihr den weiſen Salomo, wie er auf dem Throne ſitzt, erſcheinen, dann Judith im Lager der Aſſyrer und die Enthauptung des Hauptmanns Holofernes, den Rieſen Goliath und den kleinen David, endlich den Selbſtmord der keuſchen Lucretia[85]). Fauſt ſoll zur herzoglichen Tafel kommen, doch hält ihn Mephiſtopheles zurück. Kaspar, durch den Zaubergürtel belehrt, hat erzählt, daß Fauſt ſeine Künſte durch den Beiſtand der Hölle verrichte; man hat ihn darauf offen tödten wollen, doch dies hat Mephiſtopheles verhindert; nun will man ihn bei Tiſche vergiften, und bei des Herzogs Tiſch hat Mephiſtopheles keine Gewalt, weil die hohe Geiſtlichkeit eingeladen iſt. Sie gehen ab, um vor den Augen des Volkes ſich über der Stadt in die Luft zu ſchwingen und nach Conſtantinopel zu ziehen. — Kaspar erfährt wiederum von Auerhahn, daß ſein Herr in Conſtantinopel ſei; er wünſcht von Auerhahn nach Mainz zurückgeführt zu werden und verſpricht nach der Fahrt ihm Leib und Seele zu verſchreiben.

Dritter Act. Fauſt iſt wieder in Mainz. Er hat zwölf volle Jahre in den Gaben des Teufels geſchwelgt. Reue befällt ihn. Er betet zu Gott. Mephiſtopheles ſtürzt herbei: wenn Fauſt noch wenige Augenblicke betet, iſt er ihm entriſſen. Er ſtellt das Bild der Helena hinter Fauſt auf[86]); Fauſt hat ſie zu ſehen gewünſcht und ſoll ſie nun umarmen und für immer beſitzen, wenn er Gott von Neuem abſchwört. Er thut es, wendet ſich um und eilt auf Helena zu; doch ſie verſchwindet und Mephiſtopheles lacht: „Betrügen iſt mein Handwerk." Zugleich kündigt er Fauſt an, daß er ihn um Mitternacht holen werde; er habe ſich verpflichtet ihm 24 Jahre, das Jahr zu 365 Tagen, zu dienen, doch habe er ihm Tag und Nacht gedient, alſo ſein Verſprechen ſchon in zwölf Jahren gelöſt. Fauſt will beten, doch eine Stimme ruft „Gott verſchworen, Alles verloren." Er geht traurig ab. — Kaspar tritt auf als Nachtwächter und bläſt fünf Stunden hinter einander ab. Fauſt kehrt zurück, und Kaspar fordert ſeinen rückſtändigen Lohn. Fauſt will ihn durch Liſt bewegen, mit ihm die Kleider zu tauſchen, damit Mephiſtopheles den falſchen ergreife; doch vergeblich. Es ſchlägt zwölf. Mephiſtopheles erſcheint. Fauſt bittet ihn, nur noch einmal am Grabe ſeines Vaters beten zu dürfen. „In der Hölle haſt du Zeit zu beten," ruft Mephiſtopheles; „dort ſollſt du über dein Leben jammern und heulen, daß die Ewigkeit über dir grau wird." Und unter Flammen verſinken ſie.

Der bemerkenswertheſte Zug des Puppenſpiels, der in allen Faſſungen deſſelben wiederkehrt, iſt, daß im Gegenſatz zu Fauſt's glühender, überſchwänglicher Natur, zu ſeinem unerſättlichen Drange die Tiefen der Natur und der Gottheit zu ergründen, in Kaspar der beſchränkte, nüchterne Verſtand dargeſtellt wird, der mit kleinlichem Behagen in ſeinem engen Kreiſe ſich dreht, und an dem dieſelben Verſuchungen eindruckslos vorübergehen, welche Fauſt zum Bunde mit der Hölle und zum offenen Trotze gegen Gott führen. Goethe hat in Wagner denſelben Gegenſatz dargeſtellt: ihn durch die Tragödie hindurchzuführen hatte er keinen Grund, weil in den beiden Scenen des erſten Theils, in denen Wagner auftritt, ſein Charakter bereits erſchöpft iſt. Im Volksbuche findet ſich von einem Gegenſatze zwiſchen Fauſt und Wagner keine Spur. Der Geiſt Auerhahn

---

waſchen noch kämmen dürfe. Umgekehrt aber heißt es auch, wer ſich mit dem Teufel verbunden hat und ſich ſieben Jahre nicht wäſcht, noch kämmt, wird ihn wieder los (Grimm's Myth. 970). Vielleicht iſt die letzte Sage nur aus der erſten entſtellt, da die Bünde mit elbiſchen Weſen häufig ſieben Jahre währten, und nach Verlauf dieſer ſieben Jahre, während deren der Menſch ſich weder wuſch noch kämmte, der Geiſt freiwillig den Dienſt aufgab.

84) Der Zug wiederholt ſich im Volksbuche von Wagner. Auch Fauſt verbietet den drei Grafen, die er nach München führt, auf der Fahrt zu ſprechen, und wie Einer im Saale ſpricht, müſſen ſie entfliehen (ſ. o.). An viele Zaubergebräuche knüpft ſich das Gebot, daß ſie ſchweigend vollführt werden ſollen.

85) Wenn die Geſtalten erſcheinen ſollen, ruft Fauſt „Heu-us, heu-us, Mephistophles," wenn ſie verſchwinden ſollen, „unio stenta." — Vergl. daß Fauſt im Volksbuche die trojaniſchen Helden, Alexander den Großen und Helena erſcheinen läßt.

86) Vergl. das fliegende Blatt aus Cöln.

aber, der Kaspar im Puppenſpiel begleitet, iſt von dem Wagner des Volksbuches auf ihn übertragen.

Der erſte namhafte Dichter, welcher die Fauſtſage dramatiſch bearbeitet hat, iſt Chriſtoph Marlowe (Old plays. [London 1816.] vol. I. — Doctor Fauſtus. Tragödie von Chriſtoph Marlowe. Aus dem Engliſchen überſetzt von Wilh. Müller. Mit einer Vorrede von L. Achim von Arnim. [Berlin 1818].) Marlowe hält ſich ſtreng an die Sage, und zwar hat er nicht, wie in der Einleitung zu den Old plays vermuthet wird, Camerarius, Wier und andere Zauberſchriftſteller, benutzt, ſondern er hat nach dem älteſten teutſchen Volksbuche (wahrſcheinlich nach der engliſchen Überſetzung deſſelben) gearbeitet, was durch den Gang der Tragödie und durch die genaue Übereinſtimmung in vielen unbedeutenden Einzelheiten unzweifelhaft dargethan wird. In vielen Scenen ſind nur Capitel des Volksbuches in der kurzen, knappen, ſpringenden Weiſe des altengliſchen Theaters dramatiſirt, und die Grundidee der Sage tritt wenig ſchärfer hervor als im Volksbuche. Da Marlowe vor 1593 ermordet wird, ſo ſchrieb er ſeinen Fauſt zwiſchen 1588 und 1593.

Die zahlreichen teutſchen Tragödien von Fauſt einzeln durchzugehen, würde über den Zweck dieſer Abhandlung, die eine gedrängte Darſtellung der Geſchichte der Fauſtſage beabſichtigt, hinausführen; da jene Tragödien alle entweder nur vereinzelte Züge der Sage oder, was bei der Mehrzahl der Fall iſt, nur Fauſt's Namen und die Grundidee der Sage, d. i. die allgemeine Idee des Zauberglaubens und der Sagen vom Bunde mit dem Teufel, beibehalten haben, im Übrigen von der Sage völlig unabhängig ſind. Goethe, der eine ſo überſchäumende Fülle der Poeſie über die Sage ausgegoſſen hat, daß ſein Gedicht zu den größten aller Zeiten und Völker gehört, hat auch noch die meiſten Einzelheiten der Sage für ſeine Schöpfung zu benutzen gewußt; doch iſt dieſelbe ihrem Grundgedanken nach von der Sage weit entfernt. Im Volksbuche verbindet ſich Fauſt mit der Hölle, weil er an Gott verzweifelt und durch den Teufel zu erlangen denkt, was er von Gott vergeblich gehofft hat. Im vollen Vertrauen auf den Teufel fordert er Gott zum Kampf heraus, während er bei Goethe verzweifelt, je in ſeinem Streben befriedigt zu werden, und darum des Teufels ſpottend nur eine Wette, nicht einen Bund mit ihm eingeht.

Zum Schluß habe ich die bisher erſchienenen Schriften und Abhandlungen über die Sage kurz zu beſprechen, weil es mit zur Geſchichte derſelben gehört zu erfahren, wie man zu verſchiedenen Zeiten über ſie geurtheilt hat.

Kaum der Erwähnung werth iſt es, daß Einige Fauſt's Exiſtenz ganz geleugnet, Andere ihn für den Buchdrucker Johann Fauſt von Mainz gehalten haben. Das Erſtere thut z. B. *Naudé*, Apologie pour les grands hommes soupçonnéz de Magie (Amsterdam 1712.) p. 314, und *Bodinus*, Diss. de fallacibus indiciis magiae §. XXII; das Andere Humphrid Prideaux, Zeltner, Miſſonius (ſ. *Bierling*, Commentatio de Pyrrhonismo hist. p. 159. Anm. f), und beſonders Johann Konrad Dürr, Profeſſor der Theologie zu Altorf, in ſeiner Epistola ad Georgium Sigismundum Führerum, Altorfi 18. Julii 1676 (gedruckt in Schelhorn's Amoenitates literariae V, 50 — 80). Dieſe Abhandlung iſt ein Muſter von gelehrtem Pedantismus. Mit dem Aufwande vieler Kategorien und dem gewichtigen Bewußtſein hoch über den Thorheiten des Volkes zu ſtehen, beweiſt Dürr nichts, als daß die Angabe des Volksbuches, es ſtütze ſich auf ein Autographon Fauſt's, falſch ſei, und daß das Volksbuch manche Widerſprüche enthalte. Dafür, daß Fauſt nur der Buchdrucker ſei, hat er natürlich keine Gründe: der Haß der Mönche, ſagt er, dichtete dem Buchdrucker dieſe Fabeln an; und hieraus erklärt ſich die Sage, daß Alexander der Große aus der Unterwelt von Fauſt heraufbeſchworen ſei; der Drucker nämlich habe mit zuerſt Doctrinalia Alexandria herausgegeben, und hierdurch ſei bei der stupiditas jener Zeiten ein ſolches Gerücht entſtanden.

Weit gründlicher iſt die oft genannte Abhandlung von Neumann: Q. D. B. V. Disquisitio historica de Fausto praestigiatore, vulgo von Doctor Fauſt, quam in alma hac Levcorea publico examini committunt praeses M. Johann. Georg. Neumann et respondens Carol. Christianus Kirchner. Die XXIII. Maji, anno CIↃ IↃC XXCIII. H. L. Q. C. Im erſten Jahre erſchienen drei Auflagen; ſpätere 1693 (zwölf unpaginirte Blätter, kl. 4.) 1712. 1743. Überſetzt wurde die Schrift unter dem Titel: „M. J. G. Neumann's Curieuse Betrachtungen des ſo genannten D. Fauſtens, aus dem Lateiniſchen ins Teutſche überſetzt von M. M.“ Dreßden und Leipzig bei Joh. Chriſtoph Miethen 1702.); auch findet ſich die Überſetzung in der Sammlung Deliciarum manipulus, das iſt: Annehmliche und rare Discurse von mancherlei nützlichen und Curioſen Dingen. 1. Th. (Dreßden und Leipzig 1703. kl. 8.[87]). Neumann (Prof. der Theologie zu Wittenberg, geſt. 1709) führt zunächſt die Stellen älterer Schriften an, in denen Fauſt erwähnt wird, und er hat unter denſelben ſchon die Zeugniſſe von Manlius, Wier, Phil. Camerarius und das aus Geſner's Onomaſticon. Darauf verſucht er im zweiten Capitel eine Kritik von Fauſt's Leben und Thaten, leugnet, daß Fauſt ſich in Wittenberg aufgehalten habe, und daß er Doctor geweſen ſei, hält ihn für einen wirklichen Zauberer; doch meint er, daß ſeine Thaten unzuverläſſig erzählt ſeien. Denn Alexander den Großen habe ſchon Tritheim beſchworen und den Sommer im Winter ſchon Albertus Magnus entſtehen laſſen, den Teufel als Hund habe Agrippa mit ſich geführt und den Heuwagen ſchon Zito verſchlungen; dieſe Züge ſeien offenbar auf Fauſt übertragen. Hieraus ergibt ſich im dritten Capitel der Schluß, daß Fauſt zwar wirklich *gelebt*, doch daß man ihm ſpäter viele Thaten angedichtet *habe*. Wir finden hier ſchon im Allgemeinen die völlig richtige Auffaſſung der Sage, und ein ſo großer Schritt iſt zum

87) Die Überſetzung enthält im 2. Capitel einen § weniger und im 3. einen mehr, als die von mir benutzte Ausgabe des Originals von 1693.

Verſtändniß derſelben in keiner der ſpäteren Abhandlungen mehr gemacht; vielmehr ſind in den beſſern derſelben faſt nur die Ergebniſſe der Neumann'ſchen Diſſertation wiederholt worden.

Hierauf gab Tenzel, ohne Neumann zu kennen, in der Curieuſen Bibliothec oder Fortſetzung der monatlichen Unterredungen einiger guten Freunde, in des dritten Repoſitoriums erſtem Fach (1706. S. 195—197), die Zeugniſſe von Tritheim, Mutianus Rufus und Manlius. An der Verſchiedenheit der Vornamen Fauſt's nahm er keinen Anſtoß.

In Bierling's Dissertatio de Pyrrhonismo historico p. 158—173 ſind verſchiedene Anſichten Anderer zuſammengeſtellt. Bierling ſelbſt meint, was Gräße in ſeiner Literärgeſchichte II, 2 wiederholt, daß die weſentlichen Züge in Fauſt's Geſchichte wahr ſeien, doch daß man ſie ſpäter ausgeſchmückt und Vieles hinzugedichtet habe; allein der Bund mit dem Teufel und die Zauberei ſind doch wol weſentlich; ſie müßten demnach auch als wahr angenommen werden. Ein ſolches Urtheil über die Sage wird man allenfalls Bierling, doch nicht Gräße verzeihen.

Der Verfaſſer des ſelten gewordenen Schriftchens: „Hiſtoriſche Remarqven über D. Johann Fauſtens, des Schwartz-Künſtlers, geführtes Leben und deſſen Ausgang, nebſt andern ſich hiebey ereigneten Begebenheiten, auch was ſonſt von Fauſtens Büchern ohne Grund ausgeſtreuet worden" (Zwickau o. J. 4. 36 Seiten), führt in fünf Abſchnitten aus, 1) daß Fauſt exiſtirt habe, 2) daß er ein Schwarzkünſtler geweſen ſei, 3) daß er keine Bücher geſchrieben, 4) daß man ſeine vermeintlichen Bücher aus Geldgier ſuche, 5) daß ſich dieſe Bücher auf der zwickauer Bibliothek nicht befinden. Die Schrift iſt mit einiger Gelehrſamkeit ausgeſtattet, doch entbehrt ſie aller Schärfe. Fauſt's Exiſtenz wird nur aus dem Zeugniſſe Lavater's und aus dem Volksbuche ſelbſt gefolgert; von einer tieferen Auffaſſung der Sage zeigt ſich keine Spur; auch war dem Verfaſſer von den früheren Abhandlungen über Fauſt nichts bekannt. Schon oben habe ich vermuthet, daß derſelbe Lehrer zu Zwickau oder doch ein Einwohner der Stadt war. Mir hat das Schriftchen, welches ſeinem Styl nach in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verfaßt iſt, nur die wenigen Bemerkungen eingetragen, bei denen ich es als Quelle genannt habe.

In den hannöverſchen nützlichen Sammlungen vom Jahre 1758. 92. Stück (Freitag den 17. Nov.) S. 1463—1470 beantwortet J. Chriſt. Bock, der Rechte Baccalaureus zu Brüggen, die in Nr. 70 derſelben Zeitſchrift aufgeſtellte Frage: „Was wohl von Dr. Fauſt zu halten ſei." Obgleich er am Schluſſe ausdrücklich ſagt: „Mehreres iſt mir von Fauſt nicht bekannt," hat er doch nichts gethan, als die Neumann'ſche Diſſertation ausgezogen und ſogar einzelne Ausdrücke, die er, wie es ſcheint, nicht verſtand, beibehalten, z. B. daß Fauſt gelebt habe zur Zeit des Herzogs von Sachſen Johannis Constantis, indem er Constans wahrſcheinlich für Eigennamen hielt. Selbſt zugefügt hat er nur den Titel der Neumann'ſchen Abhandlung und die Namen von ſieben angeblichen Schriften Fauſt's.

Auf Tenzel ſich ſtützend, ließ Chriſt. Aug. Heumann in ſeiner gründlichen Nachricht von Dr. Fausten (Hannöverſche Beiträge zum Nutzen und Vergnügen 1759. 39. Stück. S. 609—622, wiederholt in Hauber's Bibliotheca magica, 27. Stück. S. 184 fg.) die Zeugniſſe von Wier, Manlius, Mutianus Rufus und Tritheim abdrucken.

Einige neue Nachweiſungen gibt Möhſen (Verzeichniß einer Sammlung von Bildniſſen, größtentheils berühmter Ärzte. [Berlin 1771.] S. 13—18). Er beginnt ſchon die plattrationaliſtiſche Auslegung der Sage, indem er aus Fauſt's Geiſterbeſchwörungen ſchließt, Fauſt habe die Zauberlaterne bereits gekannt. Die ganze Sage kommt Möhſen, wie den meiſten bisher Genannten, abgeſchmackt vor.

Hierauf folgte die anonyme Schrift: „Hiſtoriſch-kritiſche Unterſuchung über das Leben und die Thaten des als Schwarzkünſtler verſchrieenen Landfahrers Doctor Johann Fauſts, des Caglioſtro ſeiner Zeiten." (Leipz. 1791.) Ihr Verfaſſer iſt Joh. Fr. Köhler. Seine Quelle für die hiſtoriſchen Zeugniſſe iſt wiederum Neumann's Diſſertation; in der Kritik geht er keinen Schritt weiter als Neumann; von der Bedeutung der Sage aber, ſowie von Sagenbildung überhaupt, hat er nicht die leiſeſte Ahnung; vielmehr iſt es Hauptzweck ſeiner Schrift mit der faden Ironie der Aufklärung die Sage zu perſifliren, und damit dies um ſo beſſer gelinge, nimmt er, wenn er Fauſt's Thaten nach dem Volksbuche erzählt, zu einer Menge offenbar abſichtlicher Übertreibungen und Verdrehungen ſeine Zuflucht. Wenn man nicht aus der nüchternen, altklugen Selbſtgefälligkeit, mit welcher die ganze Schrift abgefaßt iſt, des Verfaſſers Ernſt ſähe, ſo könnte man ſie für eine gelungene Parodie der alten rationaliſtiſchen Erklärung der Wunder Chriſti halten, da Fauſt's Thaten ganz in derſelben Art etymologiſch und phyſikaliſch gedeutet werden, indem bald den Worten des Volksbuches ein anderer Sinn untergelegt, bald Fauſt als ein in der Naturkunde bewanderter Taſchenſpieler dargeſtellt wird. Wie ſich aus den Späßen eines Betrügers und den ſtyliſtiſchen Nachläſſigkeiten ſeines Biographen eine Sage bilden könne, die Jahrhunderte lang mehrere Nationen beſchäftigt hat, dies zu fragen war gegen das Princip der Aufklärung, welche meinte, die tiefſte Poeſie des Volkes ſei nur da, damit die Plattheit der Gelehrten daran ihre Kunſt übe.

Ein Jahr ſpäter, 1792, erſchien im Journal von und für Teutſchland, herausgegeben von Siegmund Freiherrn von Bibra, S. 657—671 und 1041 ein Aufſatz „Über die verſchiedenen poetiſchen Behandlungen der Nationallegende vom Doctor Fauſt, in deutſcher Sprache." Hier wird eine Deutung der Sage nicht erſt verſucht; doch waren unter den vielen Nachweiſungen einige neu und noch zu brauchen.

Einen großen Fortſchritt in der Beurtheilung der Sage und den erſten und einzigen ſeit Neumann, that Görres in ſeiner Schrift Die teutſchen Volksbücher (Heidelberg 1807.) S. 207—229. Über die geſchichtliche Grundlage der Sage zwar bringt er nichts Neues, doch

zeigt er zuerſt durch zahlreiche Beiſpiele (S. 219—224), daß ein großer Theil der Thaten Fauſt's ſich mit früheren gleichlautenden Überlieferungen belegen laſſe.

Der Aufſatz in Bieſter's neuer berliniſcher Monatsſchrift, 1810. Juli S. 17—42, ſtellt nur die von Neumann und Heumann nachgewieſenen hiſtoriſchen Zeugniſſe in Überſetzungen zuſammen, ohne ſie in den beigefügten Bemerkungen beſſer auszubeuten.

Chriſtian Ludwig Stieglitz gab ſchon in Fr. Schlegel's teutſchem Muſeum, 1812 Oct., einen Aufſatz über „die Sage vom Doctor Fauſt," in dem er viele Stellen über Fauſt aus ältern und neuern Schriften nachwies. Dieſer Aufſatz erſchien im fünften Jahrgange von Raumer's hiſtoriſchem Taſchenbuche (1834.) um viele Citate reicher; doch ſind dieſelben faſt alle nur aus Neumann's Diſſertation, aus Möhſen's oben erwähnten Bemerkungen über Fauſt und aus dem Journal von und für Teutſchland wiederholt. Nachgeſchlagen hat Stieglitz die meiſten ſeiner Citate offenbar nicht; denn er würde in mehreren der von ihm genannten Werke, z. B. in Bierling's diss. de Pyrrhonismo hist., neue Nachweiſungen gefunden haben, die wichtiger ſind als viele der von ihm beigebrachten, und die er gewiß nicht übergangen hätte. Auch gibt er, wo er bei den Citaten ſeiner Vorgänger keine genauere Bezeichnung fand, dieſelbe ebenfalls nicht; ſo z. B. fehlt ſie bei Naudé's Apologie, weil ſie bei Neumann fehlt, und das Werk wird ſogar noch als Naudaei Apologia angeführt, weil Neumann in ſeiner lateiniſchen Abhandlung den Titel überſetzt hat. Aus dem einen franzöſiſchen Volksbuche macht Stieglitz zwei; das ältere ſoll von einem Unbekannten, das jüngere von Victor Palma Cayet (Col. 1712.) verfaßt ſein: offenbar iſt dieſer Irrthum durch zwei verſchiedene Notizen über daſſelbe Buch veranlaßt. Stieglitz ſelbſt gehören nur einige Anführungen aus Schriften dieſes Jahrhunderts und die Beſprechung der auf Fauſt bezüglichen Bilder, zumal der beiden leipziger, über die er in den Beiträgen zur vaterländiſchen Alterthumskunde, herausgegeben von dem ſächſiſchen Verein u. ſ. w. (Leipzig 1826.) noch beſonders geſchrieben hat. Die Abhandlung über die geſchichtlichen Beſtandtheile der Sage und über verwandte Sagen iſt unkritiſch; in der Auffaſſung der Sage aber ſteht Stieglitz weit hinter Görres zurück. Dieſen Aufſatz von Stieglitz hat Leutbecher im 1. Buche ſeiner Schrift: „Über den Fauſt von Goethe" (Nürnberg 1838.), ſehr ſtark abgeſchrieben. Nächſt Stieglitz hat ihm Roſenkranz (Zur Geſchichte der teutſchen Literatur. [Königsberg 1836.] S. 95—161) einen großen Theil des Materials und der Gedanken liefern müſſen. Der Abſchnitt über Fauſt in Gräße's Literärgeſchichte II, 2, 624—633 fügt zu den Nachweiſungen bei Stieglitz noch manche dankenswerthe hinzu. (*E. Sommer.*)

FAUSTINA, 1) die Ältere, Annia-Galeriana, Gemahlin des Kaiſers Antoninus Pius und Tochter des Annius Verus, welcher dreimal Conſul geweſen war. Sie entehrte ſich durch eine ungezügelte Sittenloſigkeit und überließ ſich öffentlich den größten Ausſchweifungen. Der Kaiſer, ihr Gemahl, duldete dieſes mit unglaublicher Nachſicht, welches, anſtatt Reue und Beſſerung in ihr zu bewirken, ihre Laſterhaftigkeit nur vermehrte. Sie gebar ihm zwei Söhne, Marcus Galerius Antoninus und Aureus Fulvius Antoninus, und zwei Töchter, Aurelia Fadilla und Annia Fauſtina die Jüngere. Die erſten drei ſtarben frühzeitig, Fauſtina allein überlebte ihre Mutter und übertraf ſie wo möglich noch an ſittlicher Verworfenheit. Fauſtina die Ältere ſtarb 158 n. Ch. drei Jahre vor ihrem Gemahle, der ihr Tempel und Altäre errichten, zu ihrem Andenken Denkmünzen fertigen ließ, wo ihr der Beiname der „vergötterten," Diva beigelegt wird.

2) **Faustina, Annia**, dritte Gemahlin des Kaiſers Heliogabalus (reg. 218—222) Tochter des Claudius Severus und der Vibia Aurelia. Sie war zuerſt mit dem Statthalter von Möſien, Pomponius Baſſus, vermählt. Heliogabalus, jenes Ungeheuer von ſittlicher Nichtigkeit, von ihrer Schönheit angelockt, zwang ſie ſeine Gemahlin zu werden, nachdem er ihren Gatten auf eine veranſtaltete Anklage aus dem Wege geräumt und ſeine zweite Gemahlin, Aquilia Severa, verſtoßen hatte. Er verbot der Fauſtina, ihren Gatten zu betrauern, wählte ſie zu ſeiner Gemahlin, verſtieß ſie aber nach kurzer Zeit gleichfalls, um Aquilia Severa wiederum anzunehmen. Es gibt wenige echt beglaubigte Denkmünzen von Annia Fauſtina, weshalb vielfache Fälſchungen vorgekommen ſind.

3) **Faustina, Flavia Maxima**, wurde 361 dem Kaiſer Conſtantius vermählt und gebar, da er in demſelben Jahre ſtarb, nach ſeinem Tode eine Tochter, Conſtantia, welche ſpäter die Gemahlin des Kaiſers Gratian wurde (reg. v. 375—383). Über den Urſprung dieſer Fauſtina geben die Geſchichtſchreiber keine Nachweiſung. *Herodianus; Raschii* Lexicon rei num.; Biographie universelle.

4) **Faustina, Annia**, war die Tochter des Kaiſers Antoninus Pius, welcher ſie ſeinem Mitregenten und Nachfolger Marc-Aurel († 180 n. Ch.) zur Gemahlin gab. Sie gebar mehre Töchter und vier Söhne, wovon Commodus, der älteſte, nachmals als Kaiſer regierte. Der Senat gab ihr den Ehrennamen „mater castrorum," als ihr Gemahl einen Sieg über die Quaden davon getragen. Indeſſen wird Fauſtina der Sittenloſigkeit und ſelbſt der Theilnahme an einer Verſchwörung des Statthalters von Syrien, Caſſius, gegen Marc-Aurel, beſchuldigt. Sie ſoll ihn ermuntert haben, ſich zu erheben, ſo bald er den Tod des Kaiſers vernehmen werde, weil ſie die Grauſamkeit des Commodus, wenn er zur Kaiſerwürde gelange, für ſich und ihre Kinder gefürchtet. Ein Gerücht von des Kaiſers Tode habe Caſſius zum Beginn der Empörung getrieben; es widerlegte ſich zwar als falſch, aber nun konnte er nicht mehr zurück; nach Andern verbreitete er ſelbſt dieſes Gerücht und Fauſtina habe keinen Theil dabei gehabt; Caſſius wurde von einigen ſeiner Leute ermordet, und Fauſtina ſoderte ihren Gemahl in einem Briefe zur äußerſten Strenge gegen alle Mitſchuldigen auf, worauf er ihr bemerklich machte, einem römiſchen Kaiſer gezieme Gnade zu üben.

Nach der öffentlichen Meinung waren Tertullus, Utilius, Orfitus und Moderatus die begünſtigten Liebhaber

Fauſtina's. In Gegenwart des Kaiſers wurde daher auf der Bühne in einem Poſſenſpiele durch den Bouffon an einen andern die Frage gerichtet: wie der Mann heiße, welcher mit deſſen Frau gar zu vertraut ſei? worauf jener dreimal den Namen „Tullus" wiederholte, woraus die Zuhörer leicht „Tertullus" von ter, dreimal, ergänzten. Gleichwol bewies Marc-Aurel fortwährend eine langmüthige Nachſicht gegen Fauſtina, entweder weil er den ihm hinterbrachten Nachrichten über ihre Ausſchweifungen keinen Glauben beimaß, oder ſie auf dieſe Weiſe zu verdecken hoffte, vielleicht auch durch Liebe an ſie gefeſſelt war; denn als ſie ihn auf einem Zuge nach dem Orient begleitend, in dem Dorfe Halala, am Fuße des Taurus, ſtarb, beklagte und betrauerte er ſie tief, hielt ihr ſelbſt die Leichenrede, ließ ſie durch den Senat unter die Götter verſetzen, nannte das Dorf Halala „Fauſtinopolis" und erhob es zu einer Stadt, wo ihr ein Tempel erbaut wurde, in welchem neuvermählte Frauen Opfer darbringen ſollten. Dieſes alles dürften doch Zeichen einer innigen Liebe ſein, welche Marc-Aurel für Fauſtina empfunden; vielleicht geſellte ſich auch das Gefühl der Dankbarkeit gegen ihren Vater hinzu; einigen, die ihm zur Scheidung riethen, antwortete er: dann müßte ich ihr auch ihr Heirathsgut, nämlich das Reich, das ich von ihrem Vater erhielt, zurückgeben." Wieland hat Fauſtina's Vertheidigung in ſeinen „Göttergeſprächen" verſucht. Allgem. Weltg. XIII. §. 360, 369, 402, 408 fg. — *Capitolini* vita M. Aurelii. (*A. Herrmann.*)

FAUSTITAS, allegoriſche Gottheit der Römer, Viehzucht und Ackerbau befördernd. (*Richter.*)

Faustkampf, ſ. Gymnastik.

Faustpfand, ſ. Pfand.

FAUSTRECHT (**jus manuarium**, beſſer **jus in armis** und **jus vindictae privatae**), das Recht der Selbſtrache oder der Selbſthilfe überhaupt. Bei der Geſchichte des Fauſtrechts in Teutſchland müſſen an die Spitze geſtellt werden die Stellen des Tacitus Annal. XIII, 57: **Libido cuncta armis agendi**, und Germ. 21. Es iſt nothwendig, ſowol die Feindſchaften, als Freundſchaften des Vaters oder eines Blutverwandten zu übernehmen. Doch dauern ſie nicht unverſöhnlich, denn es wird auch der Todtſchlag durch eine gewiſſe Anzahl von Großvieh oder Schafvieh [1]) gebüßt, und das ganze Haus [2]) nimmt die Genugthuung an. Die Freiheit beſtand aber darin, die Sühne anzunehmen oder nicht. Es galt für heldenmüthiger, dieſes nicht zu thun [3]), oder wenigſtens nicht ſogleich, ſondern erſt Blut fließen zu laſſen. Nichts von der römiſchen Herrſchaft war den Teutſchen verhaßter als ihre Juſtizpflege [4]). Die Teutſchen entſchieden ihre Streitigkeiten am liebſten durch die Waffen, wiewol ſie auch nicht ohne alle Rechtspflege waren [5]). Die Worte des Vellejus Paterculus: **et solita armis decerni etc.** [6]) müſſen daher modificirt und nicht ſo verſtanden werden, als wenn bei den alten Teutſchen blos das Fauſtrecht in Kraft geweſen. Wenn einer der beſten teutſchen Geſchichtsforſcher [7]) in Beziehung auf die ſaliſchen Geſetze ſagt: „Dieſe Geſetze tragen zwar durchaus das Gepräge der alten teutſchen Sitten; doch ſtellen ſie uns die Nation um einen großen Schritt weiter in dem geſellſchaftlichen Leben vor, als Tacitus die Teutſchen angetroffen. Das Fauſtrecht iſt nun abgeſchafft, und anſtatt deſſen findet man ordentliche Gerichte bei der Nation"; ſo läßt ſich allerdings im Betreff der Gerichte nichts Beſtimmtes ermitteln, weil Tacitus blos ſagt: Es werden auf den Volksverſammlungen auch Fürſten erwählt, welche Recht in den Gauen und Dörfern ſprechen. Jeder hat hundert aus dem Volke zu Begleitern, welche ihm Rath und Anſehen geben. Aus den ſaliſchen Geſetzen läßt ſich Folgendes abſtrahiren: „Wie hart es aber gehalten, die Franken an ordentliche Gerichte zu gewöhnen, ſehen wir gleich aus dem erſten Geſetze, wo demjenigen, der vor Gericht citirt iſt, und nicht erſcheinet, eine Strafe von 15 Solidis (Goldgulden) aufgelegt wird, wenn er ſich nicht durch eine rechtmäßige Verſäumniß entſchuldigen kann. Nichts war gemeiner, als daß der Beklagte ſich nicht ſtellen wollte. Deswegen ward bei den Franken eingeführt, daß der Richter aus der Anverwandtſchaft Bürgen ausheben konnte; indem nach den alten Sitten der Teutſchen Freunde und Verwandte zuſammen für einen Mann ſtehen mußten, und Beleidigung ſowol, als Genugthuung mit einander theilten. Der Kläger mußte aber auch ſeine Bürgen ſtellen, um in dem Falle einer muthwilligen und ungegründeten Klage den Beklagten ſchadlos zu halten [8]). Aber außer den ordentlichen Gerichten war ein Mittel zur Beſchränkung das Friedgeld, nämlich der **Fredus** oder die **Freda**, wie das hieß, was dem Könige oder dem Volke [9]) für den gebrochenen Frieden [10]) entrichtet wurde. Dieſes Friedgeld läßt ſich ſchon bei den Teutſchen des Tacitus nachweiſen (Germ. c. 12). Der Theil des Strafgeldes [11]), welcher dem Könige, oder wo kein König war, dem Staate gezahlt ward, hieß, wie aus den Geſetzen hervorgeht, Friede (latiniſirt **Fredus** und **Freda**). Schon zu den Zeiten des Tacitus alſo ſuchte man das Fauſtrecht zu beſchränken, aber bei ſchweren Beleidigungen geſchah dieſes nur auf dem Wege des Vergleiches mit dem ganzen Hauſe, nachdem man hatte Blut fließen laſſen; denn Tacitus ſagt: **recipit satisfactionem universa domus**. Mit Gewalt war aber das ganze Haus nicht ſo leicht zur Annahme der Genugthuung zu zwingen, und die Wirkſamkeit des altteutſchen Gerichtsperſonals

1) Durch **certus armentorum et pecorum numerus** drückt Tacitus das altteutſche Son, eine Zuchtheerde, aus, und weil eine ſolche son genannte Anzahl zur Sühne gegeben ward, ward Suone (Sühne) aus son gebildet. 2) Vergl. *Tacitus*, Germ. XII. 3) Im Betreff der Blutrache ſ. z. B. das Helgilied bei F. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bds. 2. Abth. S. 108. 4) ſ. was *Vell. Paterc.* II, 117 in Beziehung auf Varus ſagt, und *Florus* IV, 12 in Beziehung auf die Niederlage des Varus.

5) *Tac.* Germ. cap. 12. 6) ſ. die 4. Anmerk. dieſes Artikels. 7) M. J. Schmidt, Geſchichte der Teutſchen. 1. Th. 2. Buch. Cap. VIII. Ulmer Ausgabe von 1784. S. 307. 308. 8) Derſelbe a. a. O. S. 308. 9) „alſo dem Fiscus," Grimm, Teutſche Rechtsalterthümer. S. 656. 10) Der gebrochene Friede hieß feda (Fehde). So z. B. heißt es im Capitulare de Villis Caroli Magni Cap. 57: de freda fracta vel feda. 11) Es beſtand damals in Pferden und anderem Vieh; ſ. die 1. Anmerk. dieſes Artikels.

(Tac. Germ. c. 12) beſtand bei Schlichtung der Fehden oder Familienkriege hauptſächlich wol blos darin, daß es die Schiedsrichter machte und den Vergleich entwarf, welchen die ſich die ſtreitenden Theile annahmen. Je mehr aber die königliche Gewalt ſich unter den teutſchen Völkerſchaften ausbreitete, oder rückſichtlich derer, bei denen ſie ſchon ſtatthatte, mehr entwickelte, je mehr ward das Fauſtrecht beſchränkt, weil der König nun bleibend den Richter machte. Aber beſonders wenn das Reich zerrüttet, und das Anſehen des Königs geſunken war, konnte der beleidigte Theil es leichter ausführen, ſich die Genugthuung nach Willkür zu verſchaffen, als daß er ſolche erſt durch gerichtliche Wege hätte ſuchen ſollen. Daher gingen die kleinen Familienkriege auch unter der königlichen Regierung beſtändig fort. Nicht ſelten traten die Biſchöfe ins Mittel, ſodaß ſie ſogar die Friedegelder aus den Kirchengütern bezahlten [12]). Dergleichen Gewaltthätigkeiten erzählt Gregor von Tours viele [13]). Unter dem ſchwachen Scepter der Merovinger herrſchte das Fauſtrecht gewaltig, aber nicht ſo unter der ſtärkeren Herrſchaft der Karolinger, beſonders unter der ſtrengen Rechtspflege Karl's des Großen konnte das Fauſtrecht ſich nicht erheben, da er überall ſeine Gewaltboten (missos) hinſandte. Auch ließ er den Franken keine Zeit, ihr Blut in Fehden zu verſpritzen, ſie mußten es in den Schlachten vergießen. Auf die ſtarke Regierung Karl's folgte die ſchwache ſeines Sohnes Ludwig's des Frommen. In den Kriegen, die er mit ſeinen Söhnen führen mußte, und in denen, welche ſie ſelbſt gegen einander führten, erwachte das Selbſtändigkeitsgefühl der Großen wieder, da ſie an Wichtigkeit wieder zunahmen. Um ſich gegen einander ſelbſt und gegen die Einfälle der äußern Feinde, der Nordmannen, der Slawen und der Hunnen zu ſchützen, bauten ſie Burgen, von welchen aus das Fauſtrecht mit Sicherheit getrieben ward. Unter dem letzten Karolinger in Teutſchland unter Ludwig dem Kinde wüthete das Fauſtrecht in ſeiner vollſten Stärke. Einer der lebhafteſten und wichtigſten Privatkriege ward in Franken zwiſchen dem Grafen von Babenberg und dem Biſchofe von Würzburg geführt. Von beiden Geſchlechtern oder Familien büßten einige Perſonen das Leben ein. Die Verheerung nahm kein Ende. Es ward daher der Graf von Babenberg zur Rechenſchaft auf den Reichstag nach Tribur beſchieden. Da der Graf nicht erſchien, ſo beſchloß die Fürſtenverſammlung zu Tribur, ihn in ſeiner Feſtung zu belagern. Aber ſie war für das Heer des Königs zu ſtark. Der Erzbiſchof Hatto von Mainz ſchändete ſich daher durch treuloſe Argliſt, mit welcher er den Grafen in des Königs Gewalt brachte, der nun enthauptet wurde [14]). Da die Biſchöfe ſtrebten, ſich zu Landesfürſten zu machen, ſo zwangen ſie die weltlichen Großen nicht ſelten dazu, das Fauſtrecht zu üben. So z. B. nöthigte der Biſchof von Conſtanz unter König Konrad II. die ſchwäbiſchen Kammerboten Erchanger und Berthold, die Waffen gegen ihn zu führen, und ſie wurden als Landfriedensbrecher zum Tode verurtheilt, und enthauptet [15]). Unter Otto dem Großen befehdete Eberhard, der Herzog der Franken, Bruningen, verbrannte deſſen Stadt Elveri, und erſchlug alle ihre Einwohner. Daher verurtheilte der König Eberharden zu einer Geldſtrafe von hundert Talenten (Mark), welche in Pferden entrichtet ward, und alle ſeine Krieger, welche ihm bei jener Unthat beigeſtanden, mußten Hunde bis zu der Königsſtadt Magdeburg tragen [16]). König Heinrich II. befeſtigte 1012 einen Landfrieden auf fünf Jahre, wenn nämlich unter dem, was Dithmar von Merſeburg erzählt, wirklich ein Landfriede [17]), und nicht vielmehr ein Friede mit den Slawen zu verſtehen iſt. Kaiſer Konrad II. wird von Wippo [18]) als Friedensſtifter vorzüglich gerühmt. Heinrich III. hielt wie ſein Vater ſehr auf den Landfrieden. Beſonders berühmt war, was er im J. 1043, bevor er ſeine Hochzeit feierte, that, und was Hermann der Gichtbrüchige [19]) zum J. 1043 erzählt, daß er auf dem Concil zu Conſtanz einen in vielen Jahrhunderten unerhörten Frieden geſtiftet habe. Da dieſes im J. 1043 auf dem Concil zu Conſtanz geſchah, ſo läßt ſich ſchließen, daß es mit den damaligen Beſtrebungen der Geiſtlichkeit, das Fauſtrecht zu beſchränken, zuſammenhing. Dieſes Beſtreben hatte ſich

12) Schmidt a. a. O. 1. Th. S. 308. 13) ſ. Löbell, Gregor von Tours und ſeine Zeit. S. 48—69. 14) Regino zum J. 905. *Witichind*, Annal. Lib. I. ap. *Meibom* T. I. p. 635. *Luitprand* Lib. II. c. 3.

15) ſ. den Art. Erchanger. 16) ſ. *Witichind* Lib. II. l. c. p. 144 und d. Art. Eberhard, Herzog der Franken. 17) *Mascov*, Commentarii de Rebus Imperii Romano-Germanici a Conrado primo usque ad obitum Henrici III., verm. Ausg. v. J. 1757, ſagt im Regiſter: Pax publica, ab Henrico II. sancita. IV, 22. 218, und im Texte p. 218: Initio sequentis anni MXII. Rex Merseburgi pacem domesticam sancit in quinque annos, jurantque omnes, neminem vi in quemquam usurum. Antiquum hoc adversus privata arma remedia, und bemerkt in der Note zu usurum [1]) Folgendes: 1) *Dithmar* p. 350 (nämlich bei *Leibnitz*, Rer. Brunsvic. Scriptt. T. 1.): „Firmata ad quinque annos mutua pace.“ Herchenhahn, Geſchichte der Entſtehung, Bildung und gegenwärtige Verfaſſung des kaiſerlichen Reichshofraths. 1. Th. S. 158 ſagt: „Beleidiger der Majeſtät wurden zum Tode verdammt, und die Rebellen, welche die öffentliche Ruhe ſtörten, mußten einen Hund von einem beſtimmten Orte zum andern tragen. Um den zunehmenden Befehdungen Einhalt zu thun, verkündete Otto einen Landfrieden, Heinrich II. publicirte einen andern auf fünf Jahre; unter dieſem Landfrieden verſtand man Gebote, durch welche, nach vorhergehender Übereinkunft des Kaiſers und der Stände, befohlen ward, Frieden auf eine gewiſſe Zeit zu halten. Nach dem Verfluß derſelben war man an den Frieden nicht mehr gebunden“ [1]). 1) *Ditmarus* L. II. p. 335. L. VI. p. 390. *Witikindus* L. II. p. 644. L. III. p. 645. Günderode S. 86 a. So Herchenhahn. Dithmar von Merſeburg (Wagner'ſche Ausg. S. 174) ſagt: Tractatis tunc patriae laborantis necessitatibus plurimis, Rex iterum occidentales invisit regiones, et fluctivagos habitatorum animos sapientiae freno edomans, Natale Domini festiva jucunditate in Palithi celebravit. Tunc iterum sibi percaram Merseburg invisit, et firmata ibi ad V annos mutua pace, cum consilio paucorum urbem *Luibusuam* dictam et confirmare praecepit etc. Unter dieſem befeſtigten Frieden ſcheint man nicht ſowol einen gewöhnlichen Landfrieden, ſondern vielmehr einen Frieden zwiſchen den Teutſchen und den dortigen Slawen, welche freilich auch zu dem teutſchen Reiche gehörten, verſtehen zu müſſen. Über die Zerſtörung Libuſua's noch im nämlichen Jahre (1012) durch den Herzog Boleslav von Böhmen ſ. Dithmar von Merſeburg S. 184. 185. 18) De Vita Chunradi Salici ap. *Pistorium*, Rer. German. Scriptt. ex ed. *Struvii*. T. III. p. 482. 19) Bei *Ussermann*, Germaniae Sacrae Prodromus. T. I. p. 211. 212. Bernold ebendaſelbſt S. 211 hat Hermann's von Reichenau Erzählung zuſammengezogen.

damals beſonders in Frankreich geregt. Hier wütheten die kleinen Kriege und Befehdungen unter den hohen und niedern Vaſallen unaufhörlich. Bald flammte das Kriegsfeuer in dieſer, bald in jener Grafſchaft. Die Bewohner einer Burg, oder einer Stadt überfielen und plünderten die Bewohner einer andern. Einzelne Familien, einzelne Perſonen, verfolgten einander, ohne daß die Obrigkeit oder ſonſt jemand ſich darum bekümmert hätte, oder zu bekümmern ſchien. Jedermann trug Waffen bei ſich, um entweder ſich zu vertheidigen, oder Andere angreifen zu können. Unmöglich konnte der Feldbau emporkommen; daher riß ſehr oft Hungersnoth ein, wovon die Geſchichtsbücher dieſer Zeit ſchauderhafte Beiſpiele anführen. Aus dem Mangel und den Entbehrungen entſtanden außerordentliche Krankheiten. Die Zahl armer Leute ward groß. Schwärme von Räubern durchſtreiften das Reich, und nahmen das hinweg, was die das Fauſtrecht gegen einander übenden Nachbarn einander noch gelaſſen oder verborgen hatten. Wie man dieſes allgemeine Übel heben oder hemmen könnte, hierauf hatte man lange gedacht. Die Geiſtlichen vorzüglich ſuchten Mittel zu dieſem Zwecke, denn die Domainen und Klöſter litten ſehr dadurch, wenn die weltlichen Herren ſich befehdeten[20]). Im J. 1027 verordneten die Biſchöfe auf einer Synode zu Elne in Rouſſillon, daß man von neun Uhr des Sonnabends bis um ein Uhr des Montags ſeinen Feind nicht bekriegen ſollte[21]). Der Friede von der neunten Stunde des Sonnabends bis zur erſten Stunde des Montags ward der Sonntagsfeier wegen gemacht. Die ganze übrige Zeit der Woche blieb alſo immer noch zur Ausübung des Fauſtrechts übrig. Beſonders beſchäftigte man ſich im tauſendſten Jahre nach Chriſti Tode, wie Glaber Rodulphus[22]) erzählt, mit Herſtellung des Friedens. Aquitanien war es zuerſt, wo die Biſchöfe und Äbte und die andern gottesfürchtigen Männer aus dem ganzen Volke Concilienzuſammenkünfte zuſammenzubringen begannen, zu welchen viele Leichname der Heiligen und andere Reliquien gebracht wurden. Hierauf ward durch die Provinz von Arles und von Lyon, und ſo durch ganz Burgund bis zu den äußerſten Gegenden Frankreichs durch ſämmtliche Biſchöfe befohlen, daß an gewiſſen Orten von den Prälaten und Magnaten des ganzen Landes wegen Reformirung des Friedens und Inſtitution des heiligen Glaubens Concilien ſollten gehalten werden. Als die ganze Menge des geſammten Volkes dieſes hörte, gingen ſowol die Größten, als die Mittleren und die Kleinſten freudig hinzu, alle bereit zu gehorchen allem, was von den Hirten der Kirche vorgeſchrieben worden, nicht minder, als wenn eine vom Himmel ausgeſandte oder ausgehende Stimme mit den Menſchen ſpräche[23]). Auf den Concilien, welche im J. 1034 zu Bourges, zu Beauvais und zu Limoges gehalten wurden, ward ein allgemeiner Friede (pax universalis) geboten, ita ut nemo seditionem ageret, nullus per viam (nach andern per vim) raperet, nullus, ut solebat, quasi propter justas querelas pugnam iniire constitueret etc. Biſchof Gerhard von Cambrai, welcher von den Lotharingern allein zu der Parochie der Franzoſen gehörte, antwortete, wie Baldrich[24]) von Cambrai erzählt, und entgegnete, daß dieſes nicht ſowol unmöglich, als unpaſſend erſcheine, wenn ſie (die Biſchöfe) das, was zu dem königlichen Rechte gehöre, ſich zuzueignen herausnähmen. Auf dieſe Weiſe werde auch das von der Kirche Feſtgeſetzte unter einander geworfen, da es Vorſchrift ſei, daß von zwiefachen Perſonen, nämlich der königlichen, und der prieſterlichen adminiſtrirt werden ſolle. Denn es werde dieſer zu beten, und jener zu kämpfen befohlen. Daher komme es den Königen zu, die Aufrührer durch Tapferkeit in Zaum zu halten, die Kriege zu ſtillen, Friedensunterhandlungen (pacis commercia) zu verbreiten. Sache der Biſchöfe aber ſei es, die Könige zu ermahnen, daß ſie tapfer für das Wohl des Vaterlandes kämpfen ſollen. Dieſes Decret ſei daher allen gefährlich, nämlich daß alle entweder ſchwören, oder dem Anathema unterliegen ſollen, denn alle würden in die gemeinſame Sünde verwickelt, wenn ſie ſich einer Erfindung ſolcher Art bedienen ſollten. Nichtsdeſtoweniger gab Biſchof Gerhard den Ermahnungen der Biſchöfe und andrer wider Willen nach. Aber der Erfolg bewies, daß das, was Gerhard darüber eingewendet, wahr geweſen, da ſehr wenige dem Verbrechen des Meineids entgingen[25]). Die geiſtige Aufregung oder Schwärmerei währte nämlich nicht lange. Wie groß ſie aber geweſen, geht aus *Glaber Rodulphus* Lib. IV. Cap. V. De pace et abundantia anni millesimi a passione Domini hervor. Die Menſchen hielten nicht, was ſie gelobt, ſondern kehrten zu ihrem alten Thun zurück[26]). So hatte in den genannten

20) Vgl. Meuſel, Geſchichte von Frankreich, in der Fortſetzung der Allgem. Welthiſtorie. 36. Th. S. 333. 21) oder, wie ſich der Beſchluß der genannten Kirchenverſammlung ſelbſt ausdrückt: Ut nemo in toto comitatu vel episcopatu habitans assaliret aliquem suum inimicum ab hora sabbathi nona usque in die Lunis hora prima, ut omnis homo persolvat debitum honorem diei Dominico. Dieſer Grund wird noch weiter ausgeführt durch die Bemerkung: Hoc autem pactum sive treugam ideo constituerunt, quoniam divina lex et paene omnis Christiana religio ad nihilum deducta, ut legitur, abundabat iniquitas, et refrigescebat caritas. 22) Historiae Lib. IV. Cap. 5 ap. *Pithoeum*, Historiae Francorum ab anno Christi 900 ad ann. 1285. p. 25.

23) non minus videlicet, quam si vox emissa de coelo hominibus in terra loqueretur, ſagt Glaber Rodulphus. Später fingirte man Folgendes, wie Sigbertus Gemblacensis (ap. *Pistorium* l. l. T. I. p. 831) und nach ihm Albericus Monachus trium Frontium (ap. *Leibnitz.* Access. Hist. T. II. p. 63), beide zu dem J. 1032, erzählen: Unus eorum (nämlich der Biſchöfe von Frankreich) dicit, coelitus sibi delatas esse literas, quae pacem monerent renovandam in terra. Quam rem mandavit caeteris, et haec tradenda dedit populis. 24) Chron. Camerac. Lib. III. Cap. 3. 25) Gerhard's Klagen hierüber erzählt *Baldricus* l. l. Lib. III. Cap. 52. 26) Sed heu proh dolor, ſagt Glaber S. 46, humana denique stirps immemor beneficiorum Dei ab initio prona ad malum, veluti canis ad vomitum, vel sus lota in coeni volutabrum, irritum in multis facere propriae sponsionis pactum. Et sicut scriptum est, impinguatus et dilatatus recalcitravit: nam ipsi primates utriusque ordinis in avaritiam versi exercere plurimas, ut olim fecerant, vel etiam amplius rapinas cupiditatis; hierauf werden die Mittleren und Minderen nach dem Beiſpiele der Größeren in abſcheuliche Verbrechen geſtürzt. Glaber (S. 46) zählt nun dieſe auf, und zeigt, wie viel hierzu die weltlichen und geiſtlichen Obrigkeiten, und ſelbſt Papſt

Gegenden die gänzliche Aufhebung des Fauſtrechts nur kurze Zeit in ſchwärmeriſcher Begeiſterung gewährt. Man mußte daher, weil man einſah, daß man es nicht ganz aufheben könnte, darauf denken, es wenigſtens zu beſchränken. Statt des Gedankens eines Univerſalfriedens, den man nicht dauernd hätte begründen können, entwarf man nun den Plan eines Friedens für die jedesmalige Wochenzeit vom Mittwochs Abend bis Montags früh. Über die Verbreitung dieſes Friedens, welcher Gottesfriede [27]) genannt ward, ſagt Glaber Rodulphus L. V. p. 55: Contigit vero ipso in tempore, inspirante divina gratia, primitus in partibus Aquitanicis, deinde paulatim per universum Galliarum territorium firmari pactum propter timorem Dei pariter et amorem, taliter ut nemo mortalium a feriae quartae vespere usque ad secundam feriam incipiente [28]) luce ausu temerario praesumeret quippiam alicui hominum per vim auferre, neque ultionis vindictam a quocumque inimico exigere nec etiam a fidejussore sumere: quod si ab aliquo fieri contigisset contra hoc decretum, aut de vita componeret [29]), aut a Christianorum consortio expulsus [30]) patria pelleretur, hoc insuper placuit universis, veluti vulgo dicitur, ut *treuga* [31]) *Domini* [32]) vocaretur: quae scilicet non solum humanis fulta praesidiis, verum etiam multotiens divinis suffracta terroribus. Denn an den Völkern und Wahnſinnigen, welche ſich nicht ſcheuten, den zuvor beſchriebenen Vertrag (praescriptum pactum) mit verwegener Tollkühnheit zu überſchreiten, nahm ſogleich entweder der Zorn Gottes als Rächer, oder das menſchliche Schwert rächende Strafe, und dieſes geſchah, wie Glaber weiter bemerkt, ſo häufig, daß es wegen ſeiner Menge nicht einzeln angemerkt werden kann, und das geſchah hinlänglich gerechter Weiſe. Denn ſo wie der Tag des Herrn wegen der Auferſtehung des Herrn für ehrwürdig gehalten und Octavus beigenannt wird, ſo müſſen der fünfte, ſechste und ſiebente Tag wegen der Ehrfurcht vor dem Mahle des Herrn und den Leiden deſſelben von unrechten Handlungen rein gehalten werden. Es trug ſich nämlich zu, daß, während faſt durch ganz Gallien (paene per totas Gallias) dieſes Statut feſt beobachtet ward, das Volk Neuſtriens [33]) es anzunehmen ſich weigerte. Hierzu gab Gelegenheit der Zwieſpalt des hoffärtigſten Streites zwiſchen dem Könige Heinrich und Odo's Söhnen, welche gegen

---

Johann, der als ein zehnjähriger Knabe mittels Beſtechung dazu erwählt worden, beigetragen.

27) oder Waffenſtillſtand Gottes (treuga sive treugae Dei sive Domini); ſ. *Moellerus*, Progr. Treuga Dei. (Gryphiswaldiae 1769.) *Du Fresne* zu *Joinville*, Diss. 29 und denſelben Gloss. lat. unter *Treua* s. *Treuga*. *Velly* T. II. p. 361 seqq. 28) Vaces ſingt im Roman de Rou:

Quant li Clergiè et li cors saint,
Et li Barons, dont j'ont maint,
A Caem furent assemblé
Au jour que lour ont commandé
Paix à tenir et à garder,
Dés Mercredy soleil couchant,
Tresqu' à Lundi soleil levant,
Trieves l'appellent, ce m'st vis,
Qui n'est celée en nul païs,
Qui autri batroit entretant
Ou mal eust apparessant,
Et qui riens de l'autrui prendroit,
Escumiegé estre devroit,
Et de noef livres en merchi
Vers l'Evesque, cen establi.
Et jura li Dus hautement,
Et tuit li Barons ensement,
C'en jurerent que paix tendroient,
Et celle trieves garderoient,
Pour la paix tout temps remembrer,
Qui tout temps devoit més durer.

29) Das clermonter Concil ſetzt feſt (Can. I.), daß der des Friedensbruches Schuldige, wie der Richterſpruch fiele, geſtraft werden ſolle (fractionis pacis reus, prout judicatum fuerit, puniatur). Als auf den Bruch des Gottesfriedens bezüglich, iſt aus dem illiboner Concil, welches gehalten ward, als König Philipp von Frankreich die Normandie unterwarf, zu bemerken: Item diximus de Treuga, quod si aliquis vulneraverit alium, unde debet perdere membrum vel vitam, placitum remanebit in Curia D. Regis, si consequens vult persequi causam et Ecclesia habebit emendam suam usque ad IX libras. Si accusatus fuerit convictus, dominus Rex habebit residuum. Treuga vero durat a die Mercurii sero usque ad diem Lunae mane. In der Urkunde des Erzbiſchofs Richard von Bourges vom J. 1065 (im Tabul. S. Dionysii de Capella ch. 20) heißt es: Si alicui res sua furata fuerit, vel ablata in Treuga Dei, et forisfactor in nundinis inventus fuerit, et forisfactor sit salvus, qui in nundinis inventus fuit: si autem res vendita fuerit, et emptor legitime probaverit, se nescire illum esse latronem, de quo emerat, nec illam rem fuisse ablatam in Treuga Dei, habebit rem suam, et reddet emptori tantum, quantum dedit.

30) Die illeboner Synode vom J. 1080 (Can. 1 und 26), die römiſche Synode vom J. 1179 und andere ſetzen feſt, daß die des Bruches des Gottesfriedens Schuldigen excommunicirt werden ſollen, wie auch der Erzbiſchof Rainold von Rheims in dem um das Jahr 1095 geſchriebenen Briefe (bei *D'Achery*, Spicilegium. T. V. p. 559) ſagt; ſ. auch die Concilia Rotomagensia p. 145. 185 und *Ivo Carnot*. Epist. 90. 31) Bedeutet Sicherheit, Waffenſtillſtand, Friede. 32) Der Friede ward als von Gott begründet gedacht. So z. B. ſagt der Schwabenſpiegel, Eingang (bei *Schilter*, Thes. p. 2) §. 10: Friedliches Leben hat unſer Herr unmaßlichen lieb, „wan" (denn) er kam ſelbſt durch andres *nicht auf* Erde „wan" (als) durch rechten Frieden (*wegen rechten Friedens*), daß er uns einen Frieden ſchuf vor den Teufeln und vor der ewigen Marter, „ob" (wenn) wir ſelbſt wollen. §. 11. Und davon ſangen die Engel, da (als) unſer Herr geboren ward: Gloria in excelsis Deo et infra pax hominibus bonae voluntatis. Das ſpricht alſo: Gott Herr! deine Ehre in dem Himmel, und guter Friede ſei auf der Erde allen denen, die gutes Willens ſind. §. 12. Und da Gott hie auf Erden war, da war ſein „eilich" (beſtändiges) Wort: Pax vobis. Das ſpricht alſo: der Friede ſei mit euch, und alſo ſprach Gott alle Zeit zu ſeinen Jüngern und zu andern Leuten. §. 13. Und dabei ſollen wir merken, wie lieb Gott den Frieden hat, „wan" (denn) da (als) Gott wieder auf von Erdreich zu Himmel fuhr, da ſprach er „aber" (abermals): der Friede ſei mit euch, und empfahl dem guten St. Peter, daß er ein Pfleger wäre des rechten Friedens, und gab ihm „den" (die) Gewalt, daß er den Himmel aufſchlöſſe allen denen, die den rechten Frieden behielten, und wer den Frieden bräche, daß er dem den Himmel verſperrte. §. 14. Das iſt alſo geſprochen: Die alle, die die Gebote zerbrechen, die der allmächtige Gott geboten hat, die haben auch den Frieden zerbrochen. Das iſt auch von Gott recht: wer Gottes Gebote bricht, daß man dem den Himmel „vor beschliezze" (verſchließe). 33) Mit dem, was wir oben im Texte nach Glaber Rodulphus erzählen, vergleiche man das, was Hugo Flaviniacensis ſagt.

einander durch Brandſtiftungen innere Kriege führten, einander große Schäden beibrachten, ſodaß ſie ſehr viele von den Ihrigen in den Schlachten verloren. Hernach fing auch durch Gottes geheimes Gericht die göttliche Rache unter ihren Völkern zu wüthen an; denn es raffte eine gewiſſe todtbringende Hitze (das heilige Feuer)[34]) viele, ſowol von den Magnaten, als von den Mittleren und Unterſten des Volkes, hin; einen Theil aber mit verſtümmelten Theilen der Glieder behielt ſie zum Exempel für die Künftigen auf[35]). Damals litt auch das Volk faſt des ganzen Erdkreiſes Mangel wegen der Seltenheit des Weines und Weizens. So nach Glaber Rodulphus. Die Zeit des Gottesfriedens von Mittwoch Abends bis Montags erhielt in der Folge vielfache Zuſätze und Erweiterungen in Beziehung auf ganze Feſtzeiten und einzelne Feſttage. Die Leges Angliae, Edovardo Confessori vulgo adscriptae ſagen Cap. 2[36]). *De temporibus et diebus pacis domini regis.* Ab adventu domini usque ad octavam epiphaniae pax Dei et ecclesiae per omne regnum. §. 1. Similiter a septuagesima usque ad octavam Paschae[37]). §. 2. Item ab ascensione Domini usque ad octavas Pentecostes. §. 3. Item omnibus diebus quatuor temporum. §. 4. Item omnibus sabbatis ab hora nona usque ad diem lunae. §. 5. Item vigiliis sanctae Mariae, Michaelis, Johannis Baptistae, omnium sanctorum Apostolorum, et sanctorum, quorum solennitates a sacerdotibus dominicis annunciantur diebus, et omnium sanctorum in Calendis Novembris, semper ab hora nona vigiliarum in subsequentem solennitatem. §. 6. Item in parochiis ecclesiarum, ubi proprii festivitas sancti celebratur. §. 7. Similiter in parochiis, in quibus dedicationis[38]) dies observatur, et si quispiam devote ad celebrationem veniat sancti, pacem habeat eundo, subsistendo, redeundo. §. 8. Item omnibus Christianis ad ecclesiam causa orationis euntibus, pax in eundo et redeundo sit eis. §. 9. Similiter ad dedicationes, ad synodos, ad capitula venientibus, sive submoniti sunt, sive se quid agendum habuerint, sit pax summa; etiam si excommunicatus aliquis absolvendi causa ad episcopum confugerit, absolutus eundo et redeundo pacem Dei et sanctae ecclesiae habeat. Quod si aliquis ei forisfecerit, episcopus inde justitiam faciat. §. 11. Rex autem constringet malefactorem, ut emendet cui forisfacturam fecit, scilicet primum episcopo, deinde regi et sic erunt ibi duo gladii, et gladius gladium juvabit. Aus dem Synodal-Decret, über die Trevia, welches der illeboner Synode vom J. 1080 in der Conciliensammlung beigefügt iſt, wird zweifelhaft, ob Eduard ſelbſt dieſes Geſetz, das wir ſo eben mitgetheilt, ſanctionirt, oder nicht vielmehr Wilhelm der Baſtard in die von ihm verbeſſerten Geſetze Eduard's aufgenommen. In den Beſchlüſſen der genannten illeboner Synode vom J. 1080[39]), heißt es: Pax Dei, quae vulgo Trevia dicitur, sicut ipse princeps Willelmus eam in initio constituerat, firmiter teneatur etc. Auf dem Concil von Clermont im J. 1095 machte der Papſt be-

34) quidam mortifer ardor, ſagt Glaber Rodulphus (S. 55); es iſt der ignis sacer. 35) quosdam vero truncatis membrorum partibus reservavit ad futurorum exemplum. 36) So nach Roger-Hoveden; nach Wilkins Cap. 3: De temporibus et diebus pacis regis. Beide Recenſionen ſind neben einander geſtellt bei Schmid, Die Geſetze der Angelſachſen. 1. Th. S. 276. 37) Mit dieſem Statut in den engliſchen Geſetzen vergl. das Decret des Biſchofs von Lüttich, von welchem Aegidius Monachus Aureaevallis Cap. 12 Folgendes bemerkt: Horum omnium petitione, consilio et voluntate decretum est, ut a primo die Adventus Domini usque ad exactum diem Epiphaniae, et ab intrante Septuagesima usque ad octavas Pentecostes infra Episcopatum Leodiensem nemo arma ferat, nisi forte inde exiens ad alia loca, aut aliunde domum revertens. Incendia, praedas, assultus, nemo faciat, nemo fuste aut gladio aut aliquo armorum genere, usque ad collisionem membrorum aut internecionem in quemquam desaeviat: quod si hoc fecerit homo liber, haereditatem perdat, beneficio privetur, ab Episcopatu pellatur: servus autem amittat omne, quod habet, et dextram perdat. Quod si culpati fuerint contra pactionem hanc, liber juret cum duodecim: qui vero liber non est, judicio se purget, si tamen signa fuerint manifesta, alioqui cum septem se immunem esse probet. Incipiet autem observatio hujus pacis sexta feria, statim illucescente aurora, et durabit usque ad exordium diei, qui vocatur dies Lunae, et observabitur per omnes festivitates, quae proprie in hoc Episcopatu celebres habentur, et similiter per omnes illas, quas ubique universalis celebrat ecclesia, et maxime in festivitate S. Lamberti, et in dedicatione, et duobus diebus ante et duobus post in utraque festivitate, propter adventum et reditum caeteraque impedimenta. Denique etiam in jejuniis quatuor Temporum, et in vigiliis praedictarum festivitatum eadem lex et pactio tenebitur, excepto quod in illis arma licebit ferre, ea tamen conditione, ne alicui noceatur. Hanc pactionem si quis violaverit, noverit se excommunicationi subjacere. Die Veranlaſſung zur Feſtſetzung dieſes Friedens erzählen die Chronica Episcoporum Leodiensium (Auszug im Magnum Chronicon Belgicum p. 236) auf dieſe Weiſe: Episcopus Henricus post haec misit decem marchas ad reaedificandum S. Mariae templum, cum nimia fieret strages hominum et incendia multa, et praedae et rapinae eousque, ut idcirco multi ad inopiam devenirent: quod Henricus Episcopus dolens, consilio Alberti Comitis Namurcensis, de consensu omnium Primatum, Baronum, qui Ducatus, Marchias, Comitatus, Feuda tenent in Leodiensi dioecesi, ab Imperio descendentia, pacem cum praedicto Alberto composuit, omnibus pauperibus et divitibus, nobilibus et ignobilibus in dicto Episcopatu perpetuo profuturam. Unde per eos ordinatum est, ut in festo et sacro tempore in Leodiensi Episcopatu nemo arma ferat, nemo praedas vel incendia faciat; quod si fecerit, homo liber haereditatem perdat, et ab Episcopatu pellatur: servus autem amittat omne quod habet, cum dextera, et excommunicetur; quae pax anno Pontificatus Henrici XIV. (er ward im J. 1075 zum Biſchofe von Lüttich ordinirt) in expeditione Romana per Henricum Regem quartum et Principes confirmata, et Episcopo Henrico datae literae: sed Comes se et suam terram exemit ex hac pace: et ideo hic Episcopus deinceps pacificus vocatus est (über dieſen Bezeichnungsnamen des genannten Biſchofs ſ. auch S. 135; vergl. S. 144, wo er amator pacis et religionis genannt wird).

38) Man vergleiche, was Papſt Leo IX. bei der Einweihung der Kirche des heiligen Stephan zu Beſançon, welche den 3. Oct. 1050 ſtattfand, feſtſetzte, es ſolle beobachtet werden, wie es auf einem alten Blatte (daraus bei *Chifletius*, Trenorchium p. 557) ſich findet: Statuit item, ut vigilia et dies dedicationis in Treuga Dei in perpetuum haberetur, et omnes illi, qui ad eandem dedicationem vel ad nundinas ibidem institutas convenirent, et omnis substantia eorum ubique quousque domum reversi essent. 39) Bei *Odericus Vitalis* Lib. X. p. 552.

kannt, daß die Kirche die Güter der Kreuzfahrer in ihren Schutz nehme. Wer die, welche das Kreuz genommen, beläſtigte, ſollte von den Biſchöfen excommunicirt werden. In Beziehung auf alle ward feſtgeſetzt, daß ſie den Gottesfrieden halten ſollten, wie es der zehnte Kanon des genannten Concils vorſchreibt [40]). Während das Concil von Clermont ein Alter von zwölf Jahren beſtimmt, in welchem ſchon der Schwur geleiſtet werden ſoll, wird in einer Urkunde des Königs Jacob von Aragon vom J. 1228 ein Alter von 14 Jahren beſtimmt. Ivo, Biſchof von Chartres, welcher dem Concil von Clermont beiwohnte, ſagt demnach ganz richtig, es habe kein allgemeines Geſetz dafür gegeben. Auf vielen Concilien ward der Gottesfriede feſtgeſetzt, auf dem narbonnenſer im J. 1054 Kan. 3. 4. 5. u. ſ. w., auf dem elner im J. 1065, auf dem trojaner im J. 1093 Kan. 12, auf dem clermonter im J. 1095, auf dem rouener im J. 1096 Kan. 1, und befeſtigt auf dem rheimſer Concil im J. 1119, durch das rheimſer Statut des Papſtes Calixtus II. im J. 1136 Kan. 11, auf dem römiſchen im J. 1136 unter Innocenz II. Kan. 12, auf dem lateraniſchen im J. 1139 Kan. 12, auf dem dritten lateraniſchen im J. 1179 Kan. 24, auf dem monſpelienſer im J. 1195 und auf andern mehr [41]). Unter Papſt Leo IX. nahmen die Großen des Elſaß den Gottesfrieden an [42]). Um das Jahr 1099 ward er von dem Biſchofe Heinrich von Lüttich in deſſen Biſthume eingeführt, und vom Könige Heinrich IV. beſtätigt [43]). In Beziehung auf die Beſchlüſſe des Generalconvents der Biſchöfe und Kleriker, welchen König Heinrich V. noch bei Lebzeiten ſeines Vaters, gegen den er ſich empört, im J. 1105 zu Nordhauſen halten ließ, ſagt das Chronicon Abbatis Urspergensis [44]) unmittelbar darauf, nachdem es von der Einführung der Faſten nach römiſcher Weiſe gehandelt: et pax Dei confirmatur. Nachdem das ſo eben genannte Zeitbuch zum J. 1119 S. 199 geſchildert, welche Verwüſtungen und andere Leiden die Ränke des Erzbiſchofes von Mainz gegen die Getreuen des Königs verurſacht, ſchildert er, wie grauenvoll damals das Fauſtrecht wüthete. Doch ward der Gedanke des Gottesfriedens nicht aufgegeben, ſondern ſeine Beſtimmungen kamen ſelbſt in die Geſetzbücher. Der Sachſenſpiegel 2. Bch. Art. 66 [45]) beſagt: Nun vernehmet den alten Frieden, den die kaiſerliche Gewalt geſtätigt (beſtätiget) hat dem Lande zu Sachſen. Mit der guten Knechte [46]) Willkür von dem Lande. Alle Tage, alle Zeit ſollen Frieden haben Pfaffen [47]), und geiſtliche Leute [48]), Maide [49]) (Jungfrauen) und Weiber an ihrem Gute und ihrem Leibe; Kirchen und Kirchhöfe, und jeglich Dorf binnen ſeiner Grube und ſeinem Zaune [50]), Pflüge und Mühlen und des Königs Straße in Waſſer und in Felde, die ſollen ſtäten Frieden haben, und alles, was darbinnen (hinein) kommt. Heilige Tage und gebundene Tage [51]), die ſind allen Leuten zu Friede-Tagen geſetzt, dazu in jeglicher Woche vier Tage, der Donnerstag, Freitag, Sonnabend und Sonntag. Des Donnerstags weiht man „den Creſem“ (das Chrisma) damit (womit) man uns alle zeichnet zu der Chriſtenheit in der Taufe. Des Donnerstags [52]) märete (tunkte, tauchte ein) unſer Herr Gott mit ſeinen Jüngern in dem Kelche, „dar“ (da) begann ſich unſere Ehe (Geſetz). Des Donnerstags führte Gott unſre Menſchheit zu Himmel und öffnete uns den Weg dahin, der uns eh (zuvor) beſchloſſen (verſchloſſen) war. Des Freitags machte Gott den Mann (Menſchen); und ward des Freitags gemartert durch den Mann [53]) (um des Menſchen Willen). Des Sonnabends ruhete er, da (als) er Himmel und Erde gemacht hatte, und alles, was darin war. Er ruhte auch des Sonnabends in dem Grabe nach ſeiner Marter. Des Sonnabends weiht man auch die Pfaffen zu Gottes Dienſte, die der Chriſtenheit Meiſter ſind. Des Sonntags wurden wir verſühnet [54]) um Adam's Miſſethat. Der Sonntag ward der erſte Tag, der je ward, und ward der letzte, als wir aufſtehen (auferſtehen) ſollen von dem Tode, und ſollen fahren zu Gnade mit Leibe und mit Seele, die es wider (um) Gotte verdienet haben (die es zu [55]) Gotte verdienen). Darum ſind dieſe vier Tage gemeine Friede-Tage allen Leuten, ohne die, die an der handhaften That gefangen werden, oder in des Reiches Acht ſind, oder verfeſtet [56]) in dem Gerichte. Da der Gottesfriede nicht ausreichte, ſo mußte als zweites Mittel zur Beſchränkung des Fauſtrechts der Landfriede wiederholt in Anwendung gebracht werden [57]). Auf dem Hof-

40) Sancta Synodus statuit, ut Trevia Dei firmiter custodiretur a Dominica die ante caput jejunii usque ad secundam feriam oriente Sole post octabas Pentecostes, et a quarta feria ante Adventum Domini occidente Sole, usque ad octabas Epiphaniae; et per omnes hebdomadas anni a quarta feria occidente Sole usquo ad secundam feriam oriento Sole, et in omnibus festis S. Mariae, et vigiliis eorum, ut nullus homo alium adsaliat, aut vulneret, aut occidat, nullus nummum aut praedam capiat. Statuit etiam, ut omnes Ecclesiae et atria earum, et Monachi et clerici et Sanctimoniales et foeminao, et peregrini et mercatores et famuli eorum, et boves et equi arantes, et homines carrucas ducentes, et herceatores, et equi, de quibus herceant, et homines ad carrucas fugientes, et omnes terrae Sanctorum et pecuniae Clericorum, perpetua sint in pace: ut in nulla die aliquis audeat assalire vel capere, vel praedari, vel aliquo modo impedire. Statuit etiam, ut omnes homines a XII annis et supra jurent hanc constitutionem Treviae Dei, sicut hic determinata est, ex integro se servaturos tali juramento: Hoc audiatis vos. 41) Mehre Nachweiſungen über den Gottesfrieden ſ. auch bei v. Raumer, Geſch. der Hohenſtaufen. 2. Aufl. 5. Bd. S. 580. 581. 42) ſ. die Urkunde bei *Glareanus*, Rer. Germ. Lib. II. p. 101. 43) ſ. die 37. Anmerk. dieſes Artikels. 44) Strasburger Ausgabe vom J. 1609. S. 186.

45) Gärtner'ſche Ausgabe S. 306—310. 46) Nach dem lateiniſchen Texte S. 307: Nunc considerate antiquam pacem, quam in terra Saxoniae Imperialis Majestas ex consensu religiosorum, nobilium, vasallorum, proborumque hominum in ea commorantium, confirmavit.“ 47) „clerici.“ 48) „et religiosi.“ 49) „virgines.“ 50) „intra sepes suas aut foveas,“ d. h. Gräben. 51) „Omnes etiam dies feriales ac ligati ad pacem omnibus hominibus sunt constituti.“ 52) An einem Donnerstage. 53) „Sexta feria Deus hominem formavit, et moriendo eum redemit. 54) „gesunt,“ nach dem quedlinburger Coder; „Dominica die Deo reconciliabantur.“ 55) Nach dem quedlinburger Coder. 56) „Exceptis tamen his, qui in manuali violentiae facto deprehenduntur, vel qui pro eorum reatu a Rege vel ab alio judice proscribuntur, *eodemque judicio fuerint deprehensi.*“ 57) Die Friedensanordnungen, welche im 11. und 12. Jahrh. vor Friedrich I. ſtatthatten, ſind aufgezählt bei Pertz, Archiv VII. S. 796. Im J. 1083 ward in Weſtfa-

tage, welchen Kaiſer Heinrich V. im J. 1121 zu Michaelis in Würzburg hielt, ward ein allgemeiner Landfriede geſchloſſen, über welchen im Chronicon Abbatis Urspergensis p. 202 beſonders nachzuſehen iſt. Ebenſo das Schreiben, welches die Erzbiſchöfe Adalbert von Mainz und Friedrich von Cöln, die Biſchöfe Udalrich von Conſtanz, Bucco von Worms und Arnold von Speier, Abt Udalrich von Fulda, Pfalzgraf Gottfried, Herzog Heinrich, Graf Berengar von Sulzbach und die übrigen geiſtlichen und weltlichen Fürſten, welche dem Leichenbegängniſſe des Kaiſers Heinrich's V. beigewohnt, an den Biſchof Otto von Bamberg gerichtet hatten [58]). König Konrad III. ſagt in dem Briefe [59]), in welchem er den Papſt Eugenius von der Wahl ſeines Sohnes Heinrich zum Nachfolger auf dem allgemeinen Hoftage zu Frankfurt im J. 1147 und von der angeſetzten Krönung zu Aachen benachrichtigt: **ordinataque et firmata communi per omnes regni nostri partes solida pace.** Bei Gelegenheit der Königswahlen und der Krönungen wurde nämlich, damit ſie deſto beſſer und ſicherer beſucht werden könnten, der Landfriede beſonders anbefohlen und angeordnet. Kaiſer Friedrich I. that viel zur Beſchränkung des Fauſtrechts, aber ſein Streben würde noch mehr Kraft gehabt haben, wäre er nicht ſo häufig in Italien abweſend geweſen. Am merkwürdigſten iſt die Fehde des Erzbiſchofs Arnold von Mainz und des Pfalzgrafen Hermann bei Rhein, von Stahleck genannt. Als der Kaiſer aus Italien zurückgekehrt war, wurden die Beiden von ihm auf dem Hoftage zu Mainz 1156 angeklagt, jenes Land (die Rheinlande) durch Raub und Brand beunruhigt zu haben. Sie wurden Beide mit ihren Helfershelfern für ſchuldig befunden und verurtheilt, jedoch dem Erzbiſchofe in Rückſicht auf ſeinen Stand die Strafe erlaſſen [60]). Eine alte Gewohnheit galt bei den Franken und Schwaben als Geſetz, daß, wenn Jemand vor ſeinem Richter derartiger Exceſſe für ſchuldig befunden worden, bevor das Todesurtheil an ihm vollzogen ward, zur Schmach der Edle einen Hund, der Dienſtmann einen Sattel, der Bauer ein Pflugrad von der Grafſchaft in die nächſte Grafſchaft tragen mußte. Dieſen Gebrauch beobachtete der Kaiſer und nöthigte den Pfalzgrafen mit zehn Grafen, ſeinen Helfern, Hunde eine teutſche Meile weit zu tragen. Durch Bekanntmachung dieſes ſtrengen Urtheils durch das ganze Reich jenſeit der Alpen ward allen ſolches Schrecken beigebracht, daß ſämmtliche lieber ruhen, als ſich dem Strudel der Fehden überlaſſen wollten [61]). Statt das Fauſtrecht zu üben, unterwarfen ſie ſich dem Spruche des Richters [62]). Zu dem Schrecken, welchen die erwähnte Strafe einflößte, kam noch, daß der Kaiſer allenthalben herumzog, und einiger Räuber Schlöſſer, Befeſtigungen und Zufluchtsörter zerſtörte, einen Theil der Räuber enthaupten, einen andern aufhängen [63]) ließ. Nur Baiern konnte wegen des bekannten Zwiſtes dieſer Wohlthat des Kaiſers noch nicht genießen. Aber auch dieſer Streit zwiſchen den beiden Heinrichen, dem von Öſterreich und dem von Sachſen, ward noch in dieſem Jahre (1156) hergeſtellt, und nun beſchränkte der Kaiſer auch in Baiern das Fauſtrecht, wie Otto von Freiſingen [64]) bemerkt, und zwar nicht blos auf ein Jahr [65]). Auf dem Reichstage, auf dem roncaliſchen, im J. 1158, gab Kaiſer Friedrich I. folgendes Geſetz [66]). Wir Friedrich von Gottes Gnaden Römiſcher Kaiſer, ſtets Auguſtus, befehlen ſämmtlichen unſerm Kaiſerreiche (imperio) Unterworfenen, durch dieſes für alle folgende Zeiten gültige Geſetz, daß alle Unterthanen unſers Kaiſerreichs wahrhaften und ewigen Frieden unter einander beobachten und einen ewigen unter allen unverletzten Bund ewig halten ſollen. Die Herzoge, Markgrafen, Grafen, Capitaneen, Valvaſſoren, aller Orte Rectoren [67]) nebſt aller Orten Primaten und Plebejern von ihrem achtzehnten bis ſiebenzigſten Jahre ſollen eidlich geloben, daß ſie den Frieden halten und den Rectoren der Orte [68]) in Beſchützung und Vindicirung des Friedens beiſtehen wollen und am Schluſſe jedes Zeitraums von fünf Jahren ſollen die Eide aller über Haltung des vorherbeſagten Friedens erneuert werden. Wenn aber Jemand aus irgend einer Urſache oder Handlung ein Recht gegen einen andern zu haben vermeint, ſo wende er ſich an die gerichtliche Gewalt und erlange durch dieſelbe das ihm zuſtändige Recht. Wenn aber jemand in tollkühnem Wagniß den genannten Frieden zu verletzen ſich herausgenommen, ſo werde er, wenn es eine Stadt iſt, mit einer an unſre Kammer zu entrichtenden Strafe von 100 Pfund Goldes beſtraft. Die Herzoge aber und Markgrafen und Grafen zahlen 50 Pfund. Die Capitaneen aber und größern Valvaſſoren werden mit 20 Pfund geſtraft. Die kleinern Valvaſſoren aber und alle andere Verletzer des vorhergenannten Friedens ſollen genöthigt

len ein Landfriede zu Stande gebracht. P. Wigand, Das Fehmgericht Weſtfalens. S. 489.

58) In *Udalrici Babenbergensis* Codex No. 320 ap. *Eccardum*, Corp. Hist. Med. Aev. T. II. col. 334. 335. 59) Bei *Martène*, Collect. Monum. unter den Wibald'ſchen Epist. 20; ſ. die Stelle bei *Mascov*, Commentarii de Rebus Imperii Romano-Germanici sub Lothario II. et Conrado III. p. 197. 60) Sowol für ſeine Perſon, als auch zum Theil für ſeine Helfer. Graf Ludwig von Lohim und Graf Wilhelm von Glisberg fingen zwar Hunde zu tragen an, aber der Kaiſer befahl, daß ſie aufhören ſollten. *Dodechinus* ap. *Pistorium* T. I. p. 676. 61) *Otto Frisingensis*, De Gestis Friderici I. Lib. I. Cap. 39 ap. *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. T. VI. col. 732. 733.

62) Gunther ſingt im Ligurinus Lib. V. ap. *Reuber*, Vet. Scriptt. ex edit. *Joannis* p. 573:

Cujus inauditae poenae timor altus in omnes
Irruit: ut nullus procerum praesumeret ultra
Armata certare manu, sed pace sequestra
Judicis arbitrio sua quisque reposceret aequi.

63) An den Füßen, muß man ſchließen, wenn Otto von Freiſingen (a. a. O. col. 733) ſagt: alios patibuli tormento torquendo. 64) Lib. II. Cap. 33. col. 737. 738. 65) In den Denkwürdigkeiten aus dem Leben Kaiſer Friedrich's I., beſchrieben durch den Biſchof Otto von Freiſingen (bei Schiller, Allgem. Sammlung hiſtoriſcher Memoires. 1. Abth. 2. Bd. S. 558), iſt dieſes gegeben: „und ließ den folgenden Tag den Gottesfrieden von den nächſten Pfingſten bis auf ein Jahr in einer feierlichen Verſammlung beſchwören." Aber Otto von Freiſingen ſetzt zu treuga weder Dei, noch Domini. Auch wäre die Beſchwörung des Gottesfriedens, da er nur gewiſſe Zeiten und Tage betraf, auf ein Jahr, kein großes Friedenswerk geweſen, ſondern es iſt eine allgemeine Waffenruhe oder Landfriede auf ein Jahr gemeint. 66) *Radevicus* Lib. II. apud *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. Tom. VI. col. 790. 791. 67) Obrigkeiten. 68) Ebenſo.

werden, 7 Pfund Gold zu entrichten, und ſollen das damnum pacis (den durch den Friedensbruch verurſachten Schaden) erſetzen. Beleidigung oder Diebſtahl werden nach den Geſetzen (legitime) beſtraft. Todtſchlag und Verſtümmelung der Glieder und jedes andere Verbrechen werden nach den Geſetzen (legaliter) beſtraft. Richter aber und Befehlshaber (locorum defensores) und alle Magiſtratsperſonen, von dem Kaiſer oder deſſen Gewalthaber (ejus potestate) eingeſetzt oder beſtätigt, welche die Rechtspflege zu üben vernachläſſigen und den verletzten Frieden nach den Geſetzen (legitime) zu vindiciren verabſäumen, ſollen genöthigt werden, allen Schaden und Beleidigung des Friedens zu erſetzen und überdies, wenn es ein größerer Richter iſt, ſoll er dem heiligen Ärar zur Strafe 10 Pfund Goldes zahlen; ein kleinerer aber werde mit einer Strafe von 3 Pfunden Goldes geſtraft. Wer aber an Mangel, die genannte Strafe zu bezahlen, leidet, erdulde Züchtigung ſeines Körpers durch Schläge und lebe von dem Orte, den er bewohnt, 50 Meilen entfernt fünf Jahre lang. Daß Conventikel auch und alle Verſchwörungen in Städten und außerhalb, auch bei Gelegenheit von Verwandtſchaft, zwiſchen Stadt und Stadt und zwiſchen einer Perſon und Perſon, oder zwiſchen einer Stadt und Perſon, auf irgend eine Weiſe gemacht werden, verbieten wir und heben die ſchon gemachten auf und bedrohen jeden der Verſchworenen mit einer Geldbuße von einem Pfunde Goldes. Auch wollen wir, daß die Biſchöfe der Orte mit kirchlicher Cenſur die Verletzer dieſer Sanction, bis er Genugthuung leiſtet, ſtrafen. Diejenigen auch, welche die Übelthäter, die den Frieden verletzt haben, aufnehmen, und die, welche ſie kaufen, ſollen unſrer Ungnade unterliegen und von der nämlichen Strafe getroffen werden. Überdies ſollen die Güter desjenigen, der den Frieden nicht ſchwören und halten will und die Geſetze des Friedens nicht hält, confiscirt und ſein Haus zerſtört werden. Unerlaubte Eintreibungen (exactiones), vornehmlich von der Kirche, deren Misbrauch ſchon lange Zeiten hindurch eingeriſſen iſt, in den Städten und Schlöſſern verdammen und verbieten wir auf alle Weiſe, und wenn ſie geſchehen ſind, ſollen ſie auf das Doppelte zurückerſtattet werden. Item die Eide der Pupillen, welche ſie freiwillig über ihr Vermögen betreffende Contracte gemacht haben, ſollen unverletzlich gehalten werden. Daß aber die durch Gewalt oder ungerechte Furchteinflößung ſelbſt von Erwachſenen, vornehmlich daß ſie keine Klage wegen der verübten Übelthaten führen ſollen, erpreßten Eide von keinem Belange ſein ſollen, befehlen wir. Endlich wer ſein Allodium verkauft, erkühne ſich nicht, den Diſtrict und die Jurisdiction des Kaiſers zu verkaufen, und wenn er es gethan, gelte es nicht. Als Kaiſer Friedrich I. ſich zu ſeinem Kreuzzuge anſchickte, erließ er auf dem Reichstage zu Nürnberg im J. 1187 den 30. Dec. zur Bewahrung des Landfriedens einen Friedebrief[69]). Er ſagt, daß die Veranlaſſung dazu geweſen, die Betrachtung, quanta damna quantaeque desolationes hominum et provinciarum per seditiones et incendia provenerunt[70]). Zuerſt ſagt er über die Brandſtifter (incendiarios) im Allgemeinen, daß wenn ein Vollfreier (liber homo ingenuus), ein Dienſtmann, oder weſſen Standes er immer ſei, einen Brand geübt in eigner Fehde (pro werra propria), für einen Freund, für einen Verwandten, oder aus Urſache irgend einer andern Gelegenheit, nach Urthel und Recht für der Reichsacht[71]) ſogleich unterliegend gehalten werden ſoll. Hierbei werden ausgenommen, wenn welche vielleicht in offner Fehde (manifesta werra) Schlöſſer offen (manifeste) einnehmen und wenn daſelbſt Vorſtädte oder Ställe oder andere Hütten[72]) davor liegen, in Feuer ſtecken. Ausgenommen werden auch die Richter, welche es trifft, daß ſie, wie die Gerechtigkeit erfodert, Strafe gegen die Übelthäter ausüben müſſen; wenn einer in dem Herzogthume Jemandes einen Brand gemacht, ſo verkünde er (der Herzog) ihn als geächtet und ächte ihn dann durch die Autorität ſeiner Juſtiz; daſſelbe ſollen die Markgrafen, Pfalzgrafen, Landgrafen und die andern Grafen thun, und einen ſolchen loszuzählen, ſoll keinem derſelben erlaubt ſein, außer dem Herrn Kaiſer. Jeder auch, wer es immer ſei, der einen Brandſtifter (incendiarium) in ſeinem Hauſe wiſſentlich aufgenommen und ihm mit Rath und That beigeſtanden, ſoll den Schaden und die Beleidigung dem, der ſie erlitten, nach ſeinem Vermögen vergüten, dem Richter aber zahle er zehn Pfund Münze von jener Diöces, in der es verübt worden und dem Herrn Kaiſer entrichte er nach deſſen Willen und Gnade. Wenn aber Jemand im Betreff dieſer Schuld ſeine Unſchuld darthun will, ſo reinige er ſich mit zwei wahrhaftigen Männern in Gegenwart des Richters; wenn aber einer Jemandem zur Laſt legt, daß er einen Brandſtifter aufgenommen und ihn deshalb rechtlich belangen will, ſo iſt ihm dieſes zu thun keineswegs erlaubt, wenn er nicht vorher den

69) Burchard (Historia Friderici Imperatoris Magni hujus nominis primi Ducis Svevorum et parentelae suae conscripta circa annum MCCCVI a Burchardo, patria Biberacensi, Canonicorum Urspergensis et Sorethanae Praeposito et Abbate. Recens edidit *Ge. Ant. Christmann.* [Ulmae 1790.] p. 93) ſagt: Eo anno (1187) Imperator jam cruce signatus, conventum *Principum* apud Nurenberg coadunavit, ubi de pace *terrae disposuit* et in literas redigi jussit, quas literas Allemanni usque in praesens Fridebrief, id est, literas pacis vocant, nec aliis legibus utuntur; sed nec eisdem recte utuntur, tanquam gens agrestis et indomita. Quarum tenorem huic operi duximus inserendum, quatenus saltem lex tam decurtata non pereat de hominum memoria. Dieſer Friedebrief findet ſich daſelbſt S. 93—99 und in der ältern Ausgabe unter dem Titel: Conradi a Liechtenau Urspergensis Coenobii Abbatis Chronicon. (Argentorati 1611.) p. 230—233, und daraus bei *Crusius*, Annal. Suev. P. II. Lib. XI. p. 497, und in: Neue und vollſtändige Sammlung der Reichsabſchiede u. ſ. w. (Frankfurt 1747.) 1. Th. S. 12, und bei von Olenſchlager, Neue Erläuterung der Guldenen Bulle, Urkundenbuch Nr. 48. S. 123—127.

70) Er fährt fort: et quantos praeterea futurorum timores reportent, ea, quae de conscientia et consilio principum et aliorum fidelium nostrorum liberorum, quam ministerialium, ad reprimendas incendiariorum insolentias, imperialis nostra sanxit auctoritas, universalis imperii fidelibus nota fieri volumus, et sicut in castro nostro Nuremberg haec ordinata et confirmata sunt, firmiter indicimus observanda.

71) Oder beſſer: nach kaiſerlichem Spruch und Gericht der Acht unterliegen, wenn wir mit von Olenſchlager (S. 124) interpungiren: de sententia et judicio imperiali, proscriptioni statim subjectus habeatur.

72) tuguria.

Eid der Gefährde geleiſtet hat. Auch der Herr des Reichs (der Kaiſer) ſoll keinen der Geächteten von dem Spruche der Acht loszählen, wenn er nicht ſich mit dem Beleidigten wegen der unerlaubten Beſchädigungen vergleicht und wenn er dieſes nicht unter Mitwiſſen des Richters thut. Den Geächteten aber, von dem kund iſt, daß er wegen Brandſtiftung in den Spruch der Acht gefallen, ſoll der Diöceſan-Biſchof, wenn er zur Satisfaction ungehorſam iſt, aus der Communion der Kirche Gottes und der gläubigen Chriſten herauswerfen und ihn außen befindlich machen und ihn nicht abſolviren, bis er dem Verletzten den Schaden erſtattet; und umgekehrt, wen der Biſchof in geſetzlichen Friſten citirt, wie die Juſtiz vorſchreibt, excommunicirt hat und es dem Richter angezeigt hat, ihn ſoll der Richter zur Strafe der Acht (banno proscriptionis) verurtheilen und ihn nicht ehrr loszählen, als bis er vor dem Biſchofe wegen deſſen, weshalb er verurtheilt iſt, Genugthuung leiſtet; wenn er von jener vorgenannten Acht auf vorgenannte Weiſe losgezählt iſt und ſeinem Biſchofe gehorchen will, ſo verſchwöre er zuerſt die Brandſtiftung, hierauf ſei er in der Willkür des Biſchofs, welche Strafe er ihm auferlegen will, das Grabmal des Herrn oder die Schwelle Jacobi, des Apoſtels zu beſuchen; wenn aber der Geächtete auf die Weiſe, wie geſagt worden iſt, losgezählt zu werden wünſcht, ſo verſchwöre[73]) er dem Herrn Kaiſer das Gebiet des Reichs ein Jahr und Tag hindurch; wenn aber einer von der Acht und von der Excommunication auf gleiche Weiſe innerhalb eines Jahres und Tages nicht losgezählt iſt, ſo werde er des geſammten Rechtes, Ehre[74]) und Geſetzlichkeit für beraubt gehalten, ſodaß er zur Ablegung eines Zeugniſſes, oder zu Fällung eines Richterſpruches im übrigen durchaus nicht zugelaſſen werden darf. Auch ermangle er für immer alles Lehnrechtes. Item wenn in der Reiſe eines Herrn, mit dem Herrn ſelbſt, deſſen die Reiſe iſt, Jemand iſt, der, wie öfters ſich trifft, einen Brand macht, ſo ſoll der Herr ſelbſt, deſſen die Reiſe iſt, über den Reliquien (Heiligthümern) ſchwören, daß es Jener nicht mit ſeinem Mitwiſſen oder Befehl oder Willen gethan habe, den Schuldigen aber von ſich ſtoßen und niemals wieder annehmen; wenn er ihn nach der Satisfaction annimmt, ſo iſt er gehalten, allen Schaden, den jener verübt, zu erſetzen. Item wenn ſich zuträgt, daß ein Herr in einem Orte[75]) gewaltſamer Weiſe Herberge nimmt und es durch Zufall geſchieht, daß ein Haus in Feuer aufgeht und derjenige, dem der Schade geſchieht, den Herrn angehet, daß es auf ſeinen Befehl oder Willen oder Mitwiſſen geſchehen ſei, ſo ſoll er den Schaden dem Beſchädigten erſetzen. Item wenn ein Brandſtifter gefangen worden iſt und vor dem Richter leugnen will, daß er die Brandſtiftung verübt habe, wenn es vielleicht nicht landeskundig iſt, ſo werde er, wenn der Richter ihn mit ſechs tauglichen Zeugen überführen kann, durch Enthauptung beſtraft. Wenn es aber notoriſch iſt, ſo iſt das Zeugniß keines zu ſuchen, ſondern er muß ſogleich enthauptet werden. Item wenn Caſtellane eines Herrn von der Burg ihres Herrn herabſteigen und einen Brand machen, während ihr Herr aus dem Lande abweſend iſt, ſo darf deshalb die Burg des Herrn nicht verbrannt werden, ſondern alle Güter der Brandſtifter, welche außerhalb der Burg gefunden werden, ſollen verbrannt werden. Nach der Rückkehr des Herrn aber, wenn der Herr den Brandſtifter zurückbehalten will und nicht von ſich ſtößt, ſo muß ſeine Burg auf gleiche Weiſe verbrannt werden. Item wenn ein Geächteter wegen eines Brandes in ein Haus flieht, aus dem er nicht zu erlangen iſt, wenn das Haus nicht angezündet wird, wegen dieſes Brandes ſoll Niemand ein Brandſtifter ſein, ſondern muß den Schaden für den Brand erſetzen. Item wenn ein Brandſtifter (incendiarius) gejagt auf eine Burg flieht und der Herr, deſſen die Burg iſt, vielleicht ſein Herr oder Vaſall[76]) oder Blutsfreund iſt, ſo muß jener Herr ihn den Verfolgern nicht ſtellen, ſondern ſoll ihn aus der Burg in den Wald oder anders wohin helfen, wo er ſich ſicher ſcheint; wenn es weder ſein Herr, oder Vaſall, noch ſein Cognat iſt, ſo ſoll

73) abjuret, d. h. er ſchwöre dem Kaiſer, daß er das Gebiet des Reichs Jahr und Tag meiden wolle. 74) Nämlich universo jure, honore et legalitate privatus habeatur. 75) oder Dorfe, oder Hofe, nämlich in villa aliqua.

76) Der Sachſenſpiegel 3. Buch. S. 492. 493 dagegen ſchreibt vor: Der König und jeglicher Richter muß wohl richten über Hals und Hand über jegliches ſeines Mannes und Mages (cognati) Erbe; und thut daran wider ſeine Treue nicht. Der Mann muß auch wohl ſeinem Könige oder Richter Unrechtes widerſtehen (nach dem lateiniſchen Texte: „Vasallus etiam suo regi et judici et aliis omni tempore licite in injuriis resistere poterit“), und „san“ (bald) helfen wehren (ſteuern) auf alle Weiſe, ob derſelbe gleich ſein Mag (cognatus) oder ſein Herr ſei, und thut daran wider ſeine Treue nicht. Der Mann muß auch folgen (nachſetzen) ſeinem Herrn (Vasallus licite insequi potest dominum suum), und der Herr dem Manne, und der Mag (cognatus) dem Mage, und „san“ (ſogleich) helfen beſtätigen von Gerichtes halben um Ungerichte, da (wenn) er mit dem Geruchte (Gerufe) zugeladen wird, an (bei) einer handhaften That, und thut wider ſeine Treue nicht. Der Mann muß auch folgen vor ſeines Herren Haus, und der Herr vor des Mannes, und der Mag vor des Mages, ob (wenn) er um Ungerichte mit Geruchte vorgeladen wird, und muß es „san“ (ſogleich, nach dem quedlinburger Codex wohl), ob (wenn) man es mit nicht entredet (entſchuldigt) und thut wider ſeine Treue nicht. Jeglicher Mann muß mit Hilſe wehren (nach dem quedlinburger Codex muß wohl helfen wehren) Städte, Burgen und Land ſeines Herrn und Mages und Mannes, und „san“ (ſogleich) ſeines Freundes wider Herren und Mage und Mann, die ſie gewaltiglichen ſuchen, und muß auf ſie ſtreiten und thut wider ſeine Treue nicht, „deste“ (wenn nur) er ſelbſt „ires selbes habe“ (res ipsorum) nicht nehme (nimmt). Wundet (verwundet) auch ein Mann ſeinen Herren, und ſchlägt er ihn todt an (in) Nothwehre, oder der Herr den Mann, er thut wider ſeine Treue nicht, ob (wenn) die Noth auf (gegen) ihn mit Rechte vollbracht wird. Seinem wegfertigen Geſellen (Reiſegefährten) und ſeinem Wirthe, da (wo) er geherberget iſt, und ſeinem Gaſte, und wer zu ſeinen Gnaden fliehet, dem ſoll der Mann helfen wider jeglichen, daß er ſich erwehre unrechter Gewalt, und thut wider ſeine Treue nicht. Suchet (überzieht) ein Mann den Herrn, oder der Herr den Mann unverklaget vor ſeinen Herren nach Rechte, er thut wider ſeine Treue. Kommt (zieht) er aber auf ſeinen Schaden nicht aus, und geſchieht ihm Schade von ihm ſelber, oder von denen, die durch ſeinen Willen da ſind, oder dazu (wozu) er Helfer iſt unwiſſend, den Schaden ſoll er gelten auf Recht, und (es) iſt wider ſeine Treue nicht. Wo aber ein Mann in einer Reiſe iſt, und nicht iſt Hauptmann, reiten Leute an ihn und an die Seinen, thun ſie Schaden ſeinem Herren, oder ſeinem Manne, oder ſeinem Mage, oder wem es ſei, ohne ſeinen Rath und ohne ſeine That, gewähret er es auf den Heiligen, er bleibt es ohne „Gelt“ (Erſatz) und ohne Laſter.

er ihn den Verfolgern ſogleich ſtellen, oder ſei mit ihm in derſelben Schuld. Auch beſchließt der Kaiſer und ſancirt feſt durch daſſelbe Edict, daß jeder, wer einem andern Schaden zu thun oder ihn zu verletzen vorhat, wenigſtens drei Tage vorher ihm durch ſeinen ſichern Boten Fehde ankündige; wenn der Verletzte leugnen will, daß ihm Fehde angekündigt geweſen ſei, ſo ſoll derſelbe Bote, wenn er am Leben iſt, ſchwören, daß er ihm von Seiten ſeines Herrn am beſtimmten Orte und zu beſtimmter Zeit widerſagt hat; wenn er geſtorben iſt, ſo ſchwöre der Herr in Verbindung mit zwei wahrhaſtigen Männern, daß er ihm widerſagt hat, damit Niemand, wenn Argliſt dabei einwirkt, wegen verletzter Treue [77]) angeſchuldigt werden kann. Dieſes ſancirend fügt der Kaiſer hinzu, daß jeder, welcher dem andern Waffenruhe (treugas) gegeben, wenn daſelbſt nicht determinirt und ausgenommen iſt, auf welche Weiſe er ſie halten oder nicht halten ſolle, er ſie ihm vor der feſtgeſetzten Friſt durchaus nicht widerſagen kann, wenn er es gethan, ſoll er als Verletzer des Friedens gerichtet werden. Item wenn einer einen Boten dafür, daß er, um zu widerſagen, geſchickt wird, verletzt, bricht ſeine Treue und ſoll im Übrigen aller ſeiner Ehre [78]) entbehren und in Zukunft braucht ihm Niemand zu widerſagen. Im Betreff der Söhne der Prieſter (sacerdotum), der Diakonen und Bauern ſetzt der Kaiſer feſt, daß ſie nicht das cingulum militare (den Heerſchild) einigermaßen annehmen, und die, welche es bereits angenommen, von dem Richter des Landes aus der Militia getrieben werden ſollen; wenn der Herr eines derſelben, ihn in der Militia gegen des Richters Verbot zurückzubehalten, ſich herausnimmt, ſo ſoll der Herr ſelbſt verurtheilt werden, dem Richter zehn Pfund zu zahlen, der Knecht aber alles Rechtes der Militia beraubt werden. Auch ſetzt der Kaiſer feſt, daß wer Weinberge oder Obſtpflanzungen aushaue, der Acht und Excommunication der Brandſtifter unterliegen ſolle. Am Schluſſe ſeiner Verordnung ſagt Kaiſer Friedrich I.: Ut autem haec tam utilis ordinatio omni tempore rata permaneat, et eo, quo dicta est tenore, inconvulsa consistat, eam legibus praedecessorum nostrorum, Imperatorum, atque Regum jussimus inseri, et perpetuo jure servari, cui si quis ausu temeritatis contrarie praesumpserit, Dei omnipotentis et nostrae perpetuo indignationis sit reus; fiat, fiat. Sowie Kaiſer Friedrich I. das Fauſtrecht möglichſt zu beſchränken ſuchte, ſo ſtrebte dieſes auch die Geſetzgebung ſeines Enkels, des Kaiſer Friedrich's II., zu bewerkſtelligen. Zunächſt that er dieſes in ſeinem Königreiche Sicilien. Zwar hatten die Barone ſchon im J. 1089 den Gottesfrieden angenommen. Da dieſer aber die Waffenführung nur für gewiſſe Tage und Zeiten verbot und alſo in den Zwiſchenzeiten das Fauſtrecht ungehindert ſein Haupt erheben konnte und dieſes beſonders in der Zeit der Minderjährigkeit des genannten Königs geſchehen war, ſodaß das Band geſelliger Ordnung faſt ganz aufgelöſet ſchien, ſo ſuchte er, als er das Scepter der Regierung mit ſtarker Hand führte, durch ſtrenge Geſetze den Reichs- oder Landfrieden zu bewahren. Sie verbieten ſchlechthin alle Selbſthilfe und Befehdung mit Ausnahme des Falles der Nothwehr; jeder ſoll ſein Recht vor dem Richter ſuchen. Wer gegen dieſes Geſetz handelt und öffentlich im Reiche Krieg erhebt, wird, ohne Rückſicht auf Stand und Würden, aller ſeiner Güter für verluſtig erklärt und enthauptet. Wenn ſich Jemand Wiedervergeltung erlaubt, ſo büßt er die Hälfte ſeiner Güter ein und muß das Land meiden. Das Tragen von Waffen, vornehmlich von Angriffswaffen, iſt im Allgemeinen verboten und als Ausnahme nur den nach Hofe oder in ihren Geſchäften reiſenden königlichen Beamten zugelaſſen, und Rittern, Ritterſöhnen und Bürgern geſtattet, für den Fall, daß ſie außerhalb ihres Wohnortes reiſen müſſen. Nach ihrer Rückkehr jedoch dieſe Waffen ſogleich abzulegen, haben ſie die Verpflichtung und ſind, falls ſie das nicht thun, mit einer bedeutenden Geldſtrafe bedroht. Wenn Jemand dieſe aus Armuth nicht zahlen kann, ſo wird er genöthigt, eine Zeit lang öffentliche Arbeit zu thun. Das Doppelte der Strafe für das Tragen der Waffen muß der zahlen, der das Schwert gegen einen Andern zieht; wer einen verwundet, wird mit dem Verluſte der Hand beſtraft; der Ritter, welcher Jemanden des Lebens beraubt, wird enthauptet, der Niedere gehängt. Denſelben Geſetzen ſind Fremde, denen ſie ſogleich an der Grenze bekannt gemacht werden ſollen, unterworfen. Wenn der Todtſchläger nicht ausgemittelt werden kann, ſo müſſen die Einwohner des Bezirks, wo der Frevel verübt worden iſt, 50 Pfund [79]) oder 200 Auguſtalen [80]) (gegen 800 Thaler) entrichten, und zwar die Chriſten größere Strafgelder, als die Sarazenen oder Juden, aller Wahrſcheinlichkeit nach, weil der Chriſt als höher im Range, als die Sarazenen und Juden betrachtet ward, denn auch bei den Chriſten hatten nach den verſchiedenen Ständen Abſtufungen des Wehrgeldes und der Gerichtsbuße [81]) ſtatt. Der Richter hatte die Verpflichtung, bei geheimem Raube, Todtſchlage und Gewalt, von Amtswegen die *Unterſuchung* einzuleiten. Wer während einer Feuersbrunſt, oder ſchiffbrüchige Güter, raubte, mußte vierfachen Erſatz entrichten und mit dem Kopfe büßen; wer in ſolchen Nöthen nicht zu Hilfe eilte, mußte zur Strafe einen Auguſtalen erlegen. Wer eine Nonne raubte, verlor das Leben [82]). Durch ſolche Geſetze wirkte Kaiſer Friedrich II. für die Ruhe ſeines Königreichs Sicilien. Auf dem großen Hofe zu Mainz im Auguſt 1236 gab er das berühmte Geſetz für den Landfrieden [83]) in Teutſchland. Er ſetzt und gebietet

77) Oder gebrochenen Wortes, nämlich: ne dolo mediante de fide violata quis valeat inculpari. 78) omni honore suo carebit.

79) *Petrus de Vineis* Lib. V. Ep. 108. 80) Regest. 273. Const. I, 28. 81) Dieſe betrug nämlich für einen Grafen 100 Auguſtalen, für den Baron 50, für den Ritter 25, für den Bürger 12, für den freien Landmann 6. 82) v. Raumer, Geſchichte der Hohenſtaufen. 2. Aufl. 3. Bd. S. 381. 382, wo auch die Nachweiſungen ſich finden. 83) Vgl. *Gatterer*, Comment. Gotting. v. 178. p. 24. Bei *Schilter*, Thesaurus. T. II. Ad secundum Thesauri Antiquitatum Teutonicarum Schilteriani Paralipomena, exhibentia Constitutiones aliquot vetustas Imperatorum ſind S. 1—9 die Goldaſt'ſche Ausgabe und das Schilter'ſche Manuſcript zuſammengeſtellt. Dieſen bewährten Geſetzen, welche Kaiſer Friedrich auf dem Hoftage im Auguſt 1235 gab, gingen

bei des Reiches Hulden und von ſeiner kaiſerlichen Gewalt, und mit der Fürſten Rath und anderer des Reiches Hulden und Getreuen. Welcher Sohn[84]) ſeinen Vater von ſeinen Burgen oder von anderm ſeinem Gute verſtößet oder ihn brennet (Brand gegen ihn übt), oder raubet (Raub gegen ihn übt), oder zu ſeines Vaters Feinden ſich macht mit Eiden oder mit Treuen, daß es auf ſeines Vaters Ehre geht oder auf ſein Verderbniß: bezeuget ihn deſſen der Vater zu den Heiligen vor ſeinem Richter mit zweien Sempermannen, die Niemand mit Recht verwerfen mag, der Sohn ſoll ſein „verteilet" (für verluſtig erklärt) Eigens und Lehens und fahrendes Gutes ewiglich, das er von Vater und Mutter erben ſollte, alſo daß ihm (weder) der Richter noch Vater nimmer wieder helfen mag (kann), (ſo) daß er kein Recht zu dem Gute nimmermehr gewinnen möge. Und welcher Sohn an ſeines Vaters Leib räth (ihm nach dem Leben trachtet) oder „urleuglichen" (durch Krieg) angreifet mit Untreue oder mit Gefängniß; wird er deſſen von ſeinem Richter bezeuget, als hievor geſchrieben ſteht, derſelbe Sohn iſt ehrlos und rechtlos ewiglich, alſo daß er nimmer mag zu ſeinen Rechten kommen mit keinen Dingen. Alle, die auch der Vater zu Zeugen nimmt vor dem Richter über alle die Sachen, die hievor geſchrieben ſind, die ſollen deſſen nicht überwerden (überhoben werden) mit Sippe (wegen Verwandtſchaft), noch mit „kainer schlacht sach" (wegen keiner Art Sache), ſie „gestanden" dem Vater der Wahrheit bei (ſollen dem Vater zur Feſtſtellung der Wahrheit behilflich ſein); der das nicht thun will, den ſoll der Richter dazu zwingen, es ſei denn, daß er vor dem Richter ſchwöre zu den Heiligen, daß er darum nicht wiſſe. Hat der Vater Dienſtmannen oder Eigenleute, von deren Rath oder Hilfe ſoll der Sohn der Dinge keins, die oben geſchrieben ſind, wider ſeinen Vater thun, bezeuget (erhärtet) es aber der Vater, es ſei vor ſeinem Richter, als hievor geſchrieben iſt, ſelb dritt (mit noch zweien) zu den Heiligen, dieſelben ſind ehrlos und rechtlos ewiglich. Der Vater mag aber ſie nicht bereden (beſchuldigen) der Dinge, er bezeuge ehe den Sohn, als hiervon geſchrieben iſt. Bezeuget er darnach die Dienſtmannen oder die Eigenleute, der Richter, in deſſen Gericht es geſchehen iſt, der ſoll ſie zu Acht thun und ſoll ſie nimmer daraus laſſen, ſie geben denn dem Vater ſeinen Schaden zwiefalt, den er von ihrem Rathe und Hilfe genommen hat und dem Richter ſeine Rechte. Haben dieſelben Lehen von dem Vater, die Lehen ſollen dem Vater ledig ſein zu Hand, ſo er ſie bezeuget[85]), und ſoll ſie ihnen nimmer wieder leihen. Leihet er ſie ihnen aber wieder, ſo ſoll er alſo viel, als des Lehens iſt, dem Richter ohne Widerrede geben. An allen Sachen, die hievor geſchrieben ſind, mag ein jeglicher ſemperfreier Mann, der ſein Recht hat behalten, er ſei Fürſt oder (ein) andrer Hochmann, helfen bezeugen, was er weiß; ein Dienſtmann mag auch bezeugen mit andern Dienſtmannen; ein Eigenmann mit ſeinen Genoſſen; ein jeglicher freie Mann hilft wol einem Dienſtmann, ob (wenn) er es weiß. Im Betreff des Falles Cap. 2. „Da ain Vater des rechtens

---

mehre andere, zum Theil ähnliche, voraus. Zunächſt von ſeinem Sohne, dem Könige Heinrich, der die Beſchlüſſe, welche die Reichsfürſten auf dem Hofe, den er im J. 1231 in Worms hielt, beſtätigte. Dieſe Beſchlüſſe betrafen beſonders die Städte (bei *Schannat*, Codex Probationum Historiae Ep. Wormat. No. 119. p. 109). Dieſe auf dem Hofe zu Worms im J. 1231 erlaſſenen Decrete beſtätigte Kaiſer Friedrich II. im Mai 1232 zu Pavia. Davon bemerken wir die, welche zur Beſchränkung der Eigenmacht der Städte gegeben wurden; denn dieſe übten theils ſelbſt das Fauſtrecht, theils nahmen ſie die Friedensbrecher, die in ihre Mauern flohen, auf. Daher mußte Reichsoberhaupt beſtimmt werden: In civitatibus nostris nullus terrae damnosus vel a judice dampnatus vel proscriptus recipiatur scienter, recepti convicti ejiciantur. Im Betreff der Pfahlbürger wird beſtimmt: Cives, qui *Falburger* dicuntur, penitus ejiciantur. Über die Aufnahme der Eigenleute fremder Herren: Principum, Nobilium, et Ministerialium Ecclesiarum Homines proprii in Civitatibus nostris non recipiantur. Über das gewaltſame Anſichreißen fremden Eigenthums: Principibus, Nobilibus, Ministerialibus et Ecclesiis proprietates et feoda per civitates nostras occupata restituantur, nec ulterius occupentur, und weiter unten: Non compellantur aliqui per Sculteтos nostros ad restitutionem eorum, quae a longinquo tempore ab hominibus receperant, priusquam se in Civitatibus nostris collocarunt, nisi homines ipsi fuerint Imperio immediate subjecti. Über die eigenmächtige Ausdehnung der Gerichtsbarkeit: In civitatibus nostris novis *bannitum miliare* (die Bannmeile) deponatur. Civitates nostrae jurisdictionem suam ultra Civitatis ambitum non extendant, nisi ad nos jurisdictio specialis pertineat. In Civitatibus nostris actor Forum Rei sequatur; nisi Reus, vel debitor principalis ibidem fuerit inventus, quo casu ibi tenebitur respondere. Im Betreff der Ausdehnung der Marktgerechtigkeit: Quod nova Fora non possint antiqua aliquatinus impedire. Nemo cogatur ad aliquod Forum ire invitus. Über den Straßenzwang: Stratae antiquae non declinentur, nisi de transeuntium voluntate. Über das Geleite: Conductum Principum per terram eorum quam de manu nostra tenent in feodo, vel per nos, vel per nostros non impediemus, vel infringi patiemur. Durch ſolche und andere Beſtimmungen ſuchte Kaiſer Friedrich II. und ſein Sohn, König Heinrich, die Veranlaſſungen der Reibungen zwiſchen den Fürſten und Dienſtmannen und den Reichsſtädten zu beſeitigen, oder wenigſtens zu vermindern (ſ. Friderici II. Imp. Praeceptum, per quod edita in Comitiis Wormatiensibus Decreta confirmat bei Schannat a. a. O. Nr. 121. S. 111. 112). Die Conſtitutionen des Königs Heinrich und der Fürſten Teutſchlands ſind im J. 1234 im Februar zu Frankfurt gegeben.

84) Schmidt, Geſchichte der Teutſchen. 3. Th. S. 190 bemerkt in Beziehung auf den Landfrieden vom J. 1235: „Betrübt iſt ſogleich die Überſchrift des erſten Capitels: Da ein Sun mit seinem Vater kriegt. Ich zweifle ſehr, ob irgend ein Geſetz in der Welt damit anfange, die Strafen gegen einen Sohn feſtzuſetzen, der ſeinen Vater von ſeinem Gute verſtößt, ihm mit Brennen und Rauben Schaden zufügt, oder zu ſeiner Gefängniß hält. Dies ſollte uns in der That ſchlimme Begriffe von dem Fauſtrechte machen, wenn es nicht vielleicht einigen Bezug auf dasjenige hat, was Heinrich IV. von ſeinen Söhnen erlebet, welches freilich hie und da böſe Wirkung und Nachahmung mag hervorgebracht haben." Aber Kaiſer Friedrich II. hatte noch nähere Veranlaſſung, dieſes Geſetz an die Spitze der Geſetze, welche er im J. 1235 zu Mainz gab, zu ſtellen; denn ſein Sohn, König Heinrich in Teutſchland, hatte ſich das Jahr zuvor gegen ihn empört. Da die Päpſte und die Päpſtlichgeſinnten, beſonders ſeit Heinrich's IV. Zeiten und ganz neuerdings, im J. 1234 als Mittel, um ihren Gegnern Unruhen zu verſchaffen, die Verführung der Söhne zur Empörung derſelben gegen ihre Väter gebraucht hatten, ſo war es natürlich, daß Kaiſer Friedrich II. vor Allem dasjenige, welches die größten Drangſale innerer Kriege brachte, mit der harten Strafe der Ehrloſigkeit, Erbloſigkeit und Rechtloſigkeit bedrohte, ſodaß dem Empörer die Empörung nichts nützen konnte.

85) Durch Zeugen oder Eidſchwur und Eideshelfer überführt.

(**das Recht**) nicht geſuchen mag (kann) wird geſagt: Iſt aber, daß der Vater von der Gefängniß oder von andrer ehhafter Noth das Recht nicht fodern mag (kann), ſo ſoll es ſeiner Mage (Cognaten) einer thun und ſoll der Mann bewähren, daß den Vater ehhafte Noth irret, daß er dar nicht kommen mag und ſoll die Noth nennen; wann er das beredet, ſo ſoll ihm Recht um die Klage beſchehen an des Vaters Statt, als ob der Vater ſelbſt da wäre. Cap. 3. **Wer dem** ***andern des rechten helffen sol***, wird beſtimmt: Ein Dienſtmann hilft es auch einem ſeiner Ungenoſſen. Die Niedern mögen den Höheren nicht helfen. Im 4. Cap. **Wie man schaden beclagen sol**, ſetzet und gebietet der Kaiſer: Was Schadens jemand geſchehe, daß er daſſelbe nicht entrichten (ſich Genugthuung verſchaffen) ſoll, er klage es denn erſt ſeinem Richter und folge ſeiner Klage an das Ende, als (wie) recht iſt. Es ſei denn, daß er da zu hand[86]) ſitze Nothwehr ſeines Leibes und ſeines Gutes: wer ſich anders richtet, denn (als) hievor geſchrieben iſt, was Schaden er darum hat, den ſoll er ihm zwiefältig gelten und was Schadens, der ihm geſchehen iſt, der ſoll gar verloren ſein und ſoll nimmer keine Klage darnach gewinnen. Wer ſeine Klage aber vollführt, als davor geſchrieben ſteht, wird ihm nicht gerichtet, und muß er durch Noth ſeinen Feinden widerſagen, das ſoll er bei Tag thun, und von dem Tage, daß er widerſagt, bis an den vierten Tag, ſoll er ihm keinen Schaden thun weder an Leib noch an Gut, ſo hat er drei ganze Tage Friede. Es ſoll auch der, dem er da widerſagt hat, an „**wederm**“ dieſem Geſetz (an keinem von dieſen beiden Geſetzen) gebrochen werden und ſoll der Richter Jenem[87]) verbieten ſelbſt oder mit ſeinem Boten, und jener, mag ſich derſelbe, dem da verboten iſt, nicht entſchuldigen, **selb sibende semperlute** (er ſelbſt mit ſechs Semperleuten) vor dem Richter, ſo iſt er erblos und rechtlos ewiglich alſo, daß er nimmer kommt zu ſeinem Rechten. Das 5. Cap. **Von dem Handtfrid** beſagt: An wem der Handfriede[88]) gebrochen wird, bezeuget er das zu den Heiligen vor ſeinem Richter, mit dem, der den Handfrieden gemacht hat, und mit zwei Sempermannen, die ihr Recht gehalten haben, daß der Handfriede an ihm gebrochen ſei, der Richter ſoll ihn zu Acht thun, der den Handfrieden gebrochen hat, und ſoll ihn nimmermehr aus der Acht laſſen ohne des Klägers Willen, oder er verliere die Hand. Iſt aber der Handfriede mit dem Todtſchlag gebrochen, ſo ſoll „**des mag einer**“ (einer von deſſen Cognaten), der da erſchlagen iſt, klagen und ſoll den Mord bereden als davor geſchrieben iſt, und wenn er das beredet, ſo ſoll man jenen nimmer aus der Acht laſſen, er gebe denn den Leib darum, und ſoll ehrlos und rechtlos ſein. Will aber der, der den Handfrieden gemacht hat, oder gefangen (empfangen hat), ihm des Gerichtes nicht ſtehen (geſtehen), daß der Friede

---

86) So nach der Recenſion bei Schilter. Nach der bei Goldaſt: **Es sy da ze huss das ere setze notwere sines libes und gutes.** 87) Bei Goldaſt: jedem. 88) Handfriede heißt dieſer Friede, weil er durch Handſchlag geſchloſſen ward. So ſagt die **Charta MS.** *bei* ***Schilter***, **Glossarium p. 327. 328:** Friede macht man mit dem Handſchlag, da einer dem andern die Hand darreichet und Frieden verheißet. II. Daß man ein Zeichen aufrichtet, was es dann iſt, als wir leſen **Josuae** von Rohab. III. So ſchüttet man Waſſer aus, als die Alten thaten, als wollten ſie ſprechen: Wer den Frieden bricht und ihn nicht hält, deſſen Blut ſoll alſo vergoſſen werden, wie das Waſſer, daß weder Geſchmack noch Zeichen nicht geblieben iſt. In Beziehung auf Obiges vgl. ***Haltaus***, **Glossarium col. 803.** ***Schilt.*** **in Gloss. v.** ***Fried.*** **p. 327.** ***Kilian.*** **p. 173 b.** Im Latein des Mittelalters hieß der Handfriede am häufigſten **treugae**, und es ſtand auf die Verletzung deſſelben der Verluſt der Hand, wie die **Anno 1234 tertio Idus Februarii** gegebenen **Constitutiones Regis et Principum Alemanniae apud civitatem Frankenvoert** (bei ***Albericus*** **p. 549**) beſagen. Früher wurde der Bruch der **treugarum** blos mit Gelde, aber doch ſehr hart, geſtraft (ſ. Die langobardiſchen Geſetze ***Liutprandi*** **Leges. Lib. V. L. 13 ap.** ***Muratori***, **Rer. Ital. Scriptt. T. I. P. II. p. 60.** Die langobardiſchen Geſetze **Henrici I. Augusti** [als Königs **II.**] **Leges L. 3. l. c. p. 175. 176**). Hier iſt die Strafe des Verluſtes der Hand dem Friedensbruche nicht eigenthümlich, wie aus den **Formulis veteribus** zum II. Geſetz zu erſehen iſt, wo davon gehandelt wird, wenn einer ſeinen Verwandten aus Habbegierde umgebracht. Im Sachſenſpiegel wird der Handfriede gelobter Friede, oder nach dem lateiniſchen Texte **pax stipulata** genannt. Der neunte Artikel des III. Buches beſagt: Wer Bürge eines Mannes wird, ihn vor Gericht zu bringen, und mag (kann) er ihn nicht haben, als (wenn) er ihn vorbringen ſoll; er muß beſſern nach dem, das er beklaget war (**tenetur pro reo ad solvendum secundum modum actionis**), „**wenne**“ (weil) er an der Klage gewonnen iſt (**quia absens victus judicatur**). Geht ihm aber die Klage an den Leib, er muß ſein Wehrgeld geben, das ſoll werden dem Kläger, und nicht dem Richter; ſein Gewette (**mulctam**) hat er aber daran. Zu derſelben Weiſe ſoll man den Frieden beſſern, den ein Mann für den andern gelobet. Bricht aber ein Mann den Frieden, den er für ſich ſelbſt gelobet, es gehet ihm an den Hals. Frieden ſoll man entreden oder beſſern binnen dem Gerichte, „**dar**“ (wo) er gelobet iſt. Niemand muß auch klagen binnen dem Frieden über den, dem Friede gelobet iſt. Bricht aber ein Mann den gelobten Frieden, das muß man wohl über ihn klagen, „**weder**“ (ob) man will zu Kampfe oder ohne Kampf. Fahet (fängt) man ihn in der handhaften That, man richtet wider ihn binnen dem Frieden. Gewinnet man auch Burgen binnen gelobtem Frieden, oder fäht (fängt) man Leute, das mag (kann) jener, der es gethan hat, ſeinem Bürgen mit ſeinem Eide nicht abnehmen. Wer Bürge wird eines Mannes vor Gerichte, ihn zu bringen, kommt der Mann vor, ſonder den Bürgen, und bietet er ſich vor Gerichte zu Rechte, und mag er das „**gezugen**“ (erweiſen), er hat ſeinen Bürgen gelediget (befreit). Wer aber bürget (ſich verbürget) einen Gefangenen wieder zu antworten (ſtellen), das muß der Bürge vollbringen (beweiſen), daß er wieder antwortet (überantwortet) ſei, als (wie) ſein „**Gelobede**“ (Angelöbniß) ſtand, und nicht der gefangene Mann. Welcher Mann einen um Ungerichte (eines Verbrechens wegen) beklagten (angeklagten) gewaltiglich dem Gerichte entführet, wird er gefangen mit „**Geruchte**“ (Geruſte), er ſoll jenem gleiche Pein leiden. Kommt er aber hinweg, man verfeſtet ihn allzuhand, ob (wenn) man ihn in der handhaften That geſehen hat, und beſchreiet mit dem **Geruchte** (Geruſte), und man das „**zezugen**“ (beweiſen) mag. Der Schwabenſpiegel S. 158. Cap. 262: „**Der ainen frid brichet**,“ beſagt: Bricht ein Mann einen Frieden, den er für ſich ſelbſt „**git**“ (zuſagt), es geht ihm an den Hals. „**Git**“ (ſagt zu) ein Mann Frieden für den andern, und bricht jener den Frieden, und mag (kann) er ihn nicht vorbringen, man ſchlägt ihm ab die Hand. Deſſen ſoll man ihm Friſt geben vierzehn Tage, und bringet er ihn vor, man ſchlägt ihm auch ab die Hand; das iſt davon, daß er den Frieden ſelbſt nicht gab. Mag aber er ihn nicht bringen, man ſchlägt ihm ſeine Hand ab, „**wann**“ (weil) er den Frieden ſelbſt gab für ihn, und ſtirbt er (der Hauptſchuldige) darnach und er (der Bürge) lobte (gelobte) ihn vor zu bringen, und iſt die Schuld auf ihn „**erziugt**“ (bewieſen), eh daß (bevor) er ſterbe, er ſoll für ihn büßen, als recht iſt; und iſt ſie nicht „**erziuget**“ (erwieſen), er iſt ledig, ſie haben denn das ausgenommen, er lebte oder er wäre todt, daß ſie Recht hin zu ihm hätten.

an ihm gebrochen ſei, dem ſoll der Richter gebieten bei des Kaiſers Hulden, daß er ihm helfe ſeines Rechtens oder muß ſchwören zu den Heiligen, daß er (es) nicht wiſſe. Läßt er es aber durch Sippe (wegen Verwandtſchaft) oder „dehein“ (irgend ein) Ding, er iſt dem Richter der (die) Hand ſchuldig. In dem 6. Cap. Wie die rechten (richten) sullent, die recht inne haben ſetzt und gebietet der Kaiſer bei des Reiches Hulden, daß alle ſeine Fürſten, und alle, die Gerichte von ihm haben, recht richten, als des Landes Sitte[89]) und Gewohnheit ſei, und auch daſſelbe gebieten denen, die Gerichte haben von ihnen. Wer das nicht thut, über den will der Kaiſer richten ſchärflich, als recht iſt. Und was dem Kaiſer über ihnen erteilt (gegen ſie entſchieden) wird, das will er ihnen nicht laſſen (erlaſſen), noch Niemanden überſehen, noch Niemanden ſchonen. Und gebietet auch ſeinen Fürſten, daß ſie mit der Buße bezwingen die von ihnen Gerichte haben, daß ſie recht richten, und die Buße nicht laſſen (nachlaſſen), die ihnen erteilt (zuerkannt) wird. Im 7. Cap. *Von der acht* gebietet und ſetzt der Kaiſer, daß kein Richter Niemanden zu Acht thue, denn öffentlich, und daß kein Richter Niemanden aus der Acht laſſe, er nehme die Gewißheit, daß dem Kläger gerichtet werde nach des Landes Gewohnheit. Und thut das der Richter nicht, der Kaiſer ſoll über ihn richten, als recht iſt. Der Kaiſer gelobet, daß er das ſelbſt halte. Im 8. Cap. *Von Gewett* (Geldſtrafe) ſetzet und gebietet der Kaiſer, was jeglichem Richter gewettet (als Strafgeld gezahlt) wird, daß er den Achter (Geächteten) aus der Acht laſſe, daß er das gar[90]) (ganz) nehme, und es nicht entlaſſe, daß die Leute deſto ungerner in die Acht kommen. Nachdem hierauf Cap. 9. Von den Pfalburgern und Cap. 10 Von unrechten Zollen[91]) gehandelt iſt, beſagt Cap. 11 Von der Strassen. Man ſoll auch die rechte Landſtraße fahren und ſoll Niemand den andern zwingen von der rechten Straße. Da (wo) zwei mit einander „urleugent“ (kriegen) und der eine oder ſie beide Geleit haben, wer dann zu Leide die Straße angreifet, wird er deſſen zu Recht bezuget (überzeugt), über den ſoll man richten, als über einen Straßenräuber. Cap. 12 Von Buwen. Wer Burgen oder Städte oder deheine (irgend eine) Wehre machen will, der ſoll es mit ſeinem Gute thun oder ſeiner Leute, und nicht von ſeiner Landleute. Dieſes, das ſehr billig war, hatte zugleich den Zweck, den Bau befeſtigter Orte zu mindern, denn je mehr es ſolche gab, je ſchwieriger war es dem Kaiſer und den Richtern dem Fauſtrechte Einhalt zu thun. Cap. 13 Aber (abermals) von dem Zolle beſagt: Wer darüber einige Zölle oder Ungelt nehme in deheiner (irgend einer) Stadt oder auf einer Straße, über den ſoll man richten, als über einen Straßenräuber. Nachdem Cap. 14 Von Montze (Münze), Cap. 15 Von geistlichen Dingen, Cap 16 Wye die Gotzhüser-Vogtdy Gotteshuser beschirmen sol, Cap. 17 Wye viel Vogt über ein Gotzhus syn sollen[92]) gehandelt haben, beſagt Cap. 18. Dye, die Gotzhusere den Vogten zu Leyde angriffent: Wir gebieten (verbieten) auch bei unſern Hulden, daß Niemand durch eines Voigts Schuld noch ihm zu Leide Gotteshäuſer-Gut, das ihre Voigtei iſt, weder brennen, noch rauben, noch pfänden ſoll. Wer das darüber thut, wird er deſſen bezeuget (überzeuget), als recht iſt, vor dem Richter, den ſoll man zu Acht thun, und ſoll ihn aus der Acht nicht laſſen, er gelte denn den Schaden drei „Stund“ (mal) als (ſo) theuer als er iſt, und ſollen die zwei Theile dem Gotteshaus werden, und das Drittheil dem Voigt. Cap. 19. Pfaenden ohne Recht. Wir verbieten auch, daß Niemand pfändet ohne des Richters[93]) Urlaub (Erlaubniß). Wer das darüber thut, über den ſoll man richten, als über einen Räuber. Cap. 20. Der diebig oder raubig Gut wissentlich kaufft. Wir ſetzen und gebieten, wer wiſſentlich raubiges oder diebiges Gut kauft, oder Räuber oder Diebe wiſſentlich hält und nicht Achter (Geächtete) ſind, wird er deſſen bezeuget (überzeuget) vor dem Richter nach Recht, ſo ſoll er zu dem erſten den Schaden zwiefältig gelten, den er gethan hat, er ſei diebig oder raubig. Wird er aber ſein (deſſen) überzeugt, daß er es mehr denn zu einem Mal habe gethan, iſt es Raub, ſo ſoll man über ihn richten, als über einen Räuber, iſt es aber diebig, ſo ſoll man über ihn richten, als über einen Dieb. Cap. 21. Der den Achter wissentlich behältet. Wir gebieten auch, daß man keinen Achter (Ächter, Geächteten) wiſſentlich behalte. Wer das darüber thut, wird er deſſen bezeuget (überzeuget) zu Recht, man ſoll über ihn richten, als über einen Ächter. Mag er aber ſich entreden (entſchuldigen) mit ſieben ehrbaren[94]) Mannen, daß er es nicht wußte, daß er ein Achter war,

89) Bei Goldaſt: des Handfriedens. 90) Bei Schilter gern. 91) Aus dieſem Capitel bemerken wir: Alle, die Zoll nehmen auf Waſſer oder auf dem Lande, die ſollen den Wegen und den Brücken ihre Rechte halten mit Machen und mit Beſſerung, und von denen ſie den Zoll nehmen, die ſollen ſie befrieden und beleiten nach ihrer Macht „als ferre“ (ſo weit) als ihre Gewalt gehet, daß ſie nichts verlieren.

92) Dieſes Capitel findet ſich nicht in der Recenſion bei Schilter, ſondern nur in der bei Goldaſt. Es beſagt: Wir wollen und gebieten, daß über ein Kloſter oder über ein Gotteshaus nicht mehr denn ein Voigt ſei, als (ſo) lange der Landfriede währet. Und wer das nicht halte, oder dawider thäte, den ſoll der Landfriede ſtrafen. Und wenn der Landfriede ausgehet, ſo ſoll es dann Niemanden an ſeinem Rechten „icht“ (etwas) ſchaden. 93) So nach der Recenſion bei Schilter, nach der bei Goldaſt „des Gerichtes.“ Doch gab es Rechtsfälle, wo man ohne des Richters oder des Gerichtes Erlaubniß pfänden konnte. Der Sachſenſp. ſagt 1. Bch. Art. 54. S. 117—119, wo er von den Rechten der Zinsleute und ihres Herrn handelt: Der Herr muß (darf) wohl pfänden auf ſeinem Gute um ſein „Gelt,“ das man ihm von ſeinem Gute gelobet hat, ohne des Richters Urlaub (nach dem lateiniſchen Texte: Dominus pro precio a suo fundo sibi stipulato seu promisso, sine licentia judicis licite unum [nach dem leipziger Cod. 4 und der baſeler Ausgabe in eodem] pignorabit). Der Schwabenſpiegel ſagt Cap. 67: „Wa (wo) man pfenden müge aun dez Richterz urlop,“ beſagt: Ein Mann mag wohl pfänden auf ſeinem Gut, und daran man ihm Gelt (Zins) git (zuſagt) ohne des Richters Urlaub. Wehret aber man ihm das Pfand, und iſt das Gut ſein, er nimmt recht wohl mit Gewalt ein Pfand; und iſt (es), daß der Mann ſein nicht iſt, ſo ſoll er dem Richter klagen, der ſoll ihm Pfand antworten (überantworten), und iſt, daß der Mann ſein nicht iſt, ſo ſoll er dem Richter büßen, und auch ſeinem Herrn darum, daß er ihm Pfand verſagt. Das Wandel (die Geldſtrafe) iſt etwa ein Pfund oder ſechzig Pfennige nach guter Gewohnheit des Landes. 94) Nach der Recenſion bei Goldaſt: mit ſieben Sempermannen.

er ſoll unſchuldig ſein. Cap. 22. **Von dem Acht-Schatze.** Wer einen Achter fördert oder ſchirmet, da man ihn begreiſet (ergreiſet), wird er deſſen bezeugt, als recht iſt, man ſoll über ihn richten, als über einen Ächter. In welche Stadt der Achter kommt, da ſoll man ihn nicht behalten, noch keinen Kauf geben (etwas an ihn verkaufen), noch fürgeben (leihen), noch um ihn nicht kaufen, noch ſoll (ihn) Niemand ſchirmen. Man ſoll ihn meiden in allen Dingen. Behält ihn eine Stadt gemeinlich und wiſſentlich, iſt ſie ummauert, der Richter ſoll ſie niederbrechen und ſoll über den Wirth (Hausherrn), der ihn behält, richten als über einen Ächter, und ſoll ſein Haus zerführen (zerſtören). Iſt die Stadt ungemauert, ſo ſoll ſie der Richter brennen (verbrennen). Setzet ſich dann die Stadt dawider, die Stadt und Leute ſind rechtlos. Mag der Richter da nicht richten, ſo ſoll er es kunden dem Kaiſer oder König, der ſoll ſie von (mit) des Reiches Gewalt zwingen. Die letzten Capitel des Friedebriefes beſchäftigen ſich damit, daß des Reichs Hof einen Hofrichter haben ſolle und was dieſer zu verrichten habe. In Beziehung auf die Acht wird jedoch beſtimmt: Er ſoll Niemand zu Acht thun, noch aus der Acht laſſen, „denn das wollen[95]) wir ſelbſt thun, und wollen Niemandem geſtatten, daß er ſich damit belade." Auch ſuchte Kaiſer Friedrich II. durch das Schwert das Fauſtrecht zu beſchränken, indem er z. B. den Herzog Friedrich von Öſterreich wegen begangenen Landfriedenbruches bekriegte. Aber alles, was der Kaiſer zu bauen ſuchte, riß der Papſt durch ſeine Bannbullen wieder nieder. Biſchof[96]) Konrad[97]) ſagt: Als Honorius geſtorben war, folgte Gregor IX. Dieſer auch excommunicirte Friedrichen. Es freuen ſich die Räuber und frohlocken die Schergen[98]) über die gemachte Beute. Die Pflugſcharen werden in Schwerter, und die Sicheln in Lanzen verwandelt. Es iſt keiner, der nicht an der Seite Stahl und Stein trägt, um Feuer anzuſchlagen und Brand zu ſtiften. Alle Übel ſtrömen zuſammen insbeſondere über die mainzer Kirche und vornehmlich in den Rheingegenden von der Stadt Speier bis Cöln." Sobald der römiſche König, Wilhelm von Holland, einige Ruhe bekommen, ſorgte er auch für die öffentliche Ruhe und ſchrieb im J. 1255 zu Oppenheim einen Landfrieden[99]) aus. Das größere[1]) für Erhaltung des Landfriedens geſchloſſene Bündniß, welches von dem Könige Wilhelm in dem genannten Jahre beſtätigt ward, erhielt durch Waffengewalt große Ausdehnung[2]). Man ſehe auch ebendaſelbſt zum Jahre 1247[3]). Es waren aber die unterſchriebenen Fürſten und die unterſchriebenen Städte, welche des heiligen Friedens Bündniſſe beſchworen: Gerhard, Erzbiſchof von Mainz; Konrad, Erzbiſchof von Cöln; der Abt von Fulda; Ludwig, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog in Baiern; Konrad, Wildgraf (comes silvester); Richer, Graf von Katzenellenbogen; Friedrich, Graf von Leiningen; Berthold, Graf von Zigenhagen (Ziegenhain); Emicho, Wildgraf (comes sylvester); Gottfried, ſein Bruder; Poppo, Graf von Tübingen; Ulrich, Graf von Ferreto; der Graf von Wurnburg (Virnberg); Frau Sophia, Landgräfin von Thüringen[4]); Frau Udelhild, Gräfin von Leiningen; Ulrich von Minzenberg; Gerlach von Limburg; Philipp von Drachenfels; Philipp von Falkenſtein; der Herr von Stralenberg; der Schenk von Erbach[5]); Wernher, Truchſeß von Alzey; Heinrich von Ernberg; Rumpold von Steinach. Die Namen der zum allgemeinen Frieden verbundenen Städte (**nomina civitatum confoederatarum ad pacem generalem**) ſind: Mainz, Cöln, Worms, Speier, Strasburg, Baſel, Zürich, Freiburg, Breiſach, Schleſſeſtadt, Hagenow, Weißenburg, Neunſtadt, Wimpfen, Heidelberg, Lauterburg, Oppenheim, Frankfurt, Friedberg, Wetzlar, Gelenhauſen, Marburg, Agliſfeld, Fulda, Mühlhauſen, Aſchaffenburg, Seligenſtadt, Bingen, Erbach, Dippach, Bacharach, Weſel, Boppard, Andernach, Bonn, Neuß, Aachen der Königsſitz, in Weſtfalen Münſter und andere Städte mehr als ſechszig mit der Stadt Bremen, Grünberg, Hirsfelden[6]). Die Geſetze des Bundes[7]) ſind in den Urkunden vom 12. Juli 1253 und den 28. Sept. 1254 enthalten und Zuſätze in den Jahren 1255 und 1256 gemacht. Auch werden in der Formula vom J. 1256 die Namen der Fürſten und Städte, wie wir angegeben haben, erſt zum J. 1255 ſo vollſtändig aufgezählt. Dieſen Frieden beſchworen mit ihnen die ehrwürdigen Väter und Herren, die Erzbiſchöfe Gebhard von Mainz, Konrad von Cöln, Arnold von Trier, die Biſchöfe Richard von Worms, Heinrich von Stras-

95) Nach der Recenſion bei Goldaſt ſollen. 96) Ungewiß, von welchem Biſthume. 97) Chronicon vetus rerum Moguntiacarum ap. *Urstisium*, Germ. Historic. T. I. p. 574. 98) lictores, hier bildlich; Schmidt (Geſchichte der Teutſchen. 3. Th. S. 191) gibt es durch: Leuteſchinder. 99) Bei Senkenberg, Reichsabſchiede. I. Th. S. 30. *Dalt*, De pace publica p. 22.

1) Mehre kleine Bündniſſe gingen voraus, aber nicht ſo genügend und umfaſſend; ſ. Sartorius, Geſchichte der Hanſe. I. Th. S. 53. Als Beiſpiel führen wir das Bündniß an, welches im J. 1253 die Städte Münſter, Dortmund, Soeſt und Lippſtadt ſchloſſen; ſ. Literae Confoederationis inter Civitates Monasteriensem, Tremonensem, Susatiensem et Lippensem, factae. A. C. 1253 ap. *Haeberlin*, Analectae Medii Aevi p. 231 — 235. 2) Bei *Freher*, Scriptt. T. I. p. 378; ſ. Chronica Monasterii SS. Udalrici et Afrae apud *Augustum Vindel.* ad ann. 1255. 3) Jedoch nicht als in dieſes Jahr, ſondern zur Regierungszeit des Königs Wilhelm überhaupt gehörend, nämlich: MCCXLVII. Wilhelmus comes Hollandiae in Regem eligitur. Hujus Wilhelmi Regis tempore etc. 4) Hier hatte das Fauſtrecht furchtbar gewüthet durch den Ausbruch des Krieges um Thüringen nach Heinrich Raspe's kinderloſem Tode, im J. 1247. Zu den Übeln, welche über Thüringen und Heſſen durch den Fürſtenkrieg kamen, geſellten ſich die Gewaltthätigkeiten der Edelleute, da ſie nach des Landgrafen Tode Niemanden mehr fürchteten. Die Dienſtmannen Herwig von Hörſelgau und Johann Atze und ihre Geſellſchaft nahmen alles Vieh vor der Stadt Eiſenach und in der Umgegend hinweg und führten den Voigt von Tenneberg gefangen fort. Die Dienſtmannen des Landes beſetzten die Berge, die ihnen behaglich waren. Die von Wangenheim bauten ein Schloß auf dem Kalenberge, die von Döllſtedt auf dem Steinforſte, Hermann Stranz baute Straßenau bei Schönau, die von Luppnitz Luchtenwald, die von Lobſtedt Scharfenberg, die von Frankenſtein Waldenburg bei Allendorf (ſ. F. Wachter, Geſchichte Sachſens. 3. Th. S. 7). 5) Nach der Chron. S. Udalrici August. p. 375, nach *Joannis Staindelii* Chronicon (ap. *Oefele*, Rer. Boic. Scriptt. T. I. p. 507). Statt Erlach muß es jedoch Erbach heißen. 6) Die Namen der beiden letzten Städte finden ſich in der Formula pacis nicht, ſondern nur in dem Chron. S. Udalrici und bei Staindel. 7) Bei Leibnitz a. a. O. *Boehmer*, Cod. Francofurt. p. 98 sq. *Pertz*, Mon. Germ. Hist. T. IV. p. 374 — 376.

burg, Jacob von Metz, Bertold von Baſel und viele Grafen und Edle des Landes; ſie erkannten an, daß ihre Zölle ungerecht ſeien und hoben ſie zu Lande und Waſſer auf, ſowie dieſes auch die Städte thaten. Den Schutz des Bündniſſes, ward verſprochen, ſollten nicht blos die Größeren genießen, ſondern mit ihnen alle Kleineren, Geiſtliche und Weltliche jedes Standes, und ſelbſt die Juden. Gegen die Verletzer und Störer dieſes Friedens wollen die eidlich Verbündeten mit aller Macht aufſtehen und ſie zur Leiſtung von Genugthuung zwingen. Zur Schlichtung der jetzt unter den zum Frieden eidlich Verbündeten obſchwebenden oder künftig entſtehenden Streitigkeiten ſollen in jeder Stadt und bei jedem Herrn vier Geſchworene gewählt, die ſollen erſt über die Streitfragen gütlichen Vergleich zu ſtiften, oder ſie auf dem Wege des Rechtes beizulegen ſuchen. Können ſie auf dieſe oder jene Weiſe die Streitigkeiten nicht entſcheiden und ſchlichten, ſo ſoll, wenn viere ſchwören, daß ihr Herr oder ihre Stadt das was ihm aufgebürdet wird, nach der Ordnung des Rechtes zu leiſten nicht ſchuldig ſei, dieſer Herr oder die Stadt von der Leiſtung des ihm Aufgebürdeten völlig losgezählt ſein. Stirbt einer dieſer vier, ſoll ein andrer an ſeine Stelle ſubſtituirt werden. Wird der Friede in einer Herrſchaft oder in einer Stadt geſtört, ſo ſollen die genannten Viere vor den Herren oder Städten hierzu deputirt im Betreff der Friedensſtörung verhandeln, wie der Friede auf ehrenvolle Weiſe herzuſtellen. Im J. 1254 in der **Octava sancti Michaelis** hielten die eidlich verbundenen Städte zu Worms eine Unterredung und Verhandlung über das den allgemeinen oder Generalfrieden Betreffende; 1) ſetzen ſie feſt, daß ſie ohne gemeinſamen Beſchluß keine Heerfahrten thun wollen, und daß dieſes vornehmlich an die Orte geſchehen ſolle, wo es am nöthigſten ſei, indem ſie einander nach Kräften beiſtehen und ihre Beſchwerden auf gleiche Weiſe tragen wollen. 2) Keine, die dem gemeinſamen Frieden und ihnen (den verbündeten Städten) widerſtehen, ſollen von einer Stadt oder einem mit ihnen eidlich verbundenen Herrn, Lebensmittel oder Waffen oder andre Unterſtützungen erhalten, weder von Chriſten, noch von Juden. 3) Denen, die wider den Frieden und die Verbündeten ſind, ſoll nichts in ihren Städten creditirt oder geliehen werden. 4) Keiner der Bürger einer verbündeten Stadt ſoll Umgang mit ihnen haben, noch ihnen mit Rath oder That beiſtehen, bei Strafe der Vertreibung aus der Stadt, und ſolcher Strafe an ſeinem Vermögen und Häuſern, daß er Andern zum Beiſpiele diene. 5) Wenn einer der Ritter außerhalb der Feſte ſeines den Verbündeten feindlichen Herrn ſie verfolgt oder beläſtigt, indem er ſeinem Herrn gegen den Generalfrieden beiſteht, an einer ſolchen Perſon und deſſen Habe wollen ſie auf alle mögliche Weiſe Rache nehmen. Wird er in einer Stadt ergriffen, ſoll er in Haft gehalten werden, bis er gebührende Genugthuung leiſtet. Wenn die Dörfer (**villani**), deren Beſchützer und Schirmer gegen Unbillen ſie ſein wollen, wenn ſie den Frieden mit ihnen halten, ſich gegen die Städter ſo vergangen, ſo wolle dieſe wider ſie mit ſchuldiger Rache aufſtehen und ſie ergriffen in ihren Städten wie ihre Übelthäter beſtrafen. 6) Sollen alle Städte die Schiffe an den Stellen der Überfahrten (**naves in passagiis**), oder in der Nähe derſelben (**in vicinis**) an ſich ziehen und zu ſich führen, damit keine Überfahrt (**passagium**) ſei, außer nur vor den eidlich verbündeten Städten, damit den Feinden des Friedens kein Übergang über den Rhein bewilligt werde, oder ſie keinen andern Vortheil davon erhalten mögen. 7) Wenn einer der Herren oder Ritter den Frieden mit ihnen zu befördern ſchwört, ſo beſchütze er auch den Frieden nach Kräften; wer aber den Frieden nicht mit ihnen beſchworen, ſoll von dem Generalfrieden ausgeſchloſſen bleiben. 8) Wer immer in Pfandſchaft liegt (**jacebit in pignore**) in ihren Städten, habe von den Bürgern und Conjuraten Frieden in Allem, ſodaß ſie ihn in ihren Städten, ſo lange er in ihnen iſt, von keinem beunruhigen laſſen, ſondern vielmehr ihn vertheidigen und er Frieden haben ſoll; in die Stadt und aus derſelben zu gehen. 8) Wenn einer der Bürger ſeine Treue dadurch verletzt hat, daß er nicht in Pfandſchaft liegt (**non jacendo in pignore**), und hierüber von der conjurirten Stadt dreimal gemahnt worden, ſo kann der Creditor oder Fideireceptor ihn durch die Richter legal in Pfandſchaft legen (**licite pignorare**) und in die Pfandſchaften ihrer Stadt bringen (**et in nostrae civitatis pignora deducere**). 9) Vor allem verſichern ſie, daß ſie mit der größten Anſtrengung dahin arbeiten wollen, daß die Herren und ihre (der verbündeten Städte) Comprovinzialen Frieden und Eintracht mit ihnen (den verbündeten Städten) und ſie (die verbündeten Städte) mit ihnen glücklich haben, ſodaß ſie in ihrem Rechte und die verbündeten Städte in ihren Rechten bleiben. 10) Feſt unter ſtrenger Strafe haben ſie verboten, daß einer der Bürger den Herren, obſchon ſie ihre Widerſacher ſeien, durchaus nicht widerſage, indem ſie wollen, daß ſie zwar an ihnen ihre Beleidigungen rächen, aber doch zuvor die Herren ermahnen, daß ſie von ihrer Beleidigung abſtehen mögen, damit ſie ſich nicht in der Nothwendigkeit befinden, gegen ſie vorzuſchreiten. 11) Haben ſie verordnet, daß von der Stadt Mainz, ſofern etwas dieſe Angelegenheit betrifft, den unteren Städten und von der Stadt Worms den oberen geſchrieben werde. 12) Heißt es: **Item promisimus, quoniam saepe indigemus, ut in quocunque loco colloquium indixerimus, Domini et civitates suos solemnes nuncios mittant illos quatuor, qui ad hoc deputati sunt, vel partem eorum, secundum quod tractatus negotii tunc agitantis expetit, qui plena autoritate a suis civibus super ordinandis quibuslibet perfruantur, et ibidem statuta suis civitatibus revelabunt: omnes vero cum nunciis civitatum equitantes vel ad ipsos venientes pacem habebunt, ita quidem ut nullo judicio occupari possint.** 13) Iſt verboten, daß keine der Städte Bürger, die ſich nicht häuslich niedergelaſſen haben (**cives non residentes**), die gewöhnlich Pfahlbürger genannt werden, zu ſich nehme. 14) Haben ſie feſt verſprochen, daß, wenn einer der **Conjuratorum pacis** den Frieden gebrochen, ſie ſchneller gegen ihn, als gegen einen **extraneum** procediren und ihn zu hinreichender Emendation (Beſſerung im Sinne der Rechtsſprache) zwingen wollen. 15) Wollen ſie und

die conjurirten Herren einahder treulich durch ihre Briefe zur Sicherung von Allem benachrichtigen, was ſie von ihren Gegnern vernommen haben, ſowie auch über Anderes, was den Verbündeten ſchaden kann, damit ſie ſich durch einen zeitigen Rathſchluß vorſehen können. 16) Soll Niemand ſich erkühnen, in die Höfe oder Häuſer der Secularkleriker und aller Religioſen, der grauen, ſchwarzen, weißen Mönche oder Nonnen und anderer Religioſen, welches Ordens ſie ſind, gewaltſam hineinzugehen, oder von ihnen Herbergen, Lebensmittel oder Dienſte, oder was es ſein mag, wider ihren Willen zu requiriren, oder auf irgend eine Art zu erpreſſen. Wer es unternimmt, ſoll für einen Verletzer des Landfriedens (pacis publicae) gehalten und als ſolcher gerichtet werden. 17) Jede der Städte ſoll von denjenigen, welche nicht ihnen benachbart und nahe ſind und den Frieden noch nicht geſchworen haben, fodern und verlangen, daß ſie den Frieden ſchwören. Wenn ſie dieſes unterlaſſen, ſo ſollen ſie von dem Frieden völlig geſondert und ausgeſchloſſen ſein, ſodaß Keiner den Frieden an ihren Perſonen oder ihrer Habe verletzt oder ſtört, wenn er gegen ſie etwas thut. 18) Alle Conjuraten, ſowol die Herren als die Städte und Andere, ſollen ſich ſo anſtändig und ehrenvoll mit Waffen verſehen, daß die Verbündeten, wenn ſie es nöthig haben, ſie zu jeder Stunde gerüſtet finden. 19) Die Städte von der Moſel bis Baſel ſollen 100 und die unteren Städte 500 anſtändige und mit Pfeilſchützen gerüſtete Kriegsſchiffe haben, und jede Stadt ſich nach Vermögen mit Reiter- und Fußvolkswaffen geziemend und mächtig rüſten. Im Jahre 1255, am Feſte der Apoſtel Petrus und Paulus, kamen die Geſandten der verbündeten Herren und Städte in Mainz zuſammen, unter dem Vorſitze des Herrn von Waldecke, Imperialis aulae Justitiarii (des Reichs-Hofrichters), und ſetzten feſt, wie viel die Juden Zinſen von einem Darlehen nehmen durften [8]). Daſelbſt hoben ſie die Aufnahme der Pfahlbürger gänzlich auf, und beſtimmten, daß die bereits aufgenommenen in der Stadt mit den Weibern und der Familie das ganze Jahr, mit Ausnahme der Ernte- und Weinleſezeiten, reſidiren ſollten [9]). Die Städte hielten im J. 1255 zu Mariä Himmelfahrt ein Generalcolloquium, und ſetzten daſelbſt feſt, was jeder Menſch in den conjurirten Orten zur Erbauung eines Friedenshauſes an Geld beiſteuern ſollte [10]). Sie ſagten ein Colloquium zu Straßburg am Feſte des heiligen Martin für die Angelegenheit der Erhaltung des Friedens an. Als zu demſelben die Geſandten der Städte gingen, wurden von denſelben der Kämmerer Arnold, der Schulze Friedrich von Mainz, Ritter Wolfram, Heinrich und Richard von Worms durch den Grafen Emicho von Leiningen heimlich und in der Stille der Nacht in dem Dorfe Herde gefangen und in das Schloß Landeck gebracht, am Michaels-Heiligenabend 1255. Deshalb kamen die verbündeten Städte ſogleich, um Unterhandlung zu pflegen, zu Worms am Tage des heiligen Calixtus zuſammen. Vier auf immer zu haltende Generalcolloquien, das erſte zu Cöln in Epiphania Domini, das zweite zu Mainz in Octava Paschae, das dritte zu Worms am Feſte der Apoſtel Paulus und Petrus, das vierte zu Straßburg zu Mariä, der heiligen Jungfrau, Geburt, ſetzten ſie feſt. Vor dem römiſchen Könige Wilhelm waren ſie zu Oppenheim am heiligen Abend Sancti Martini 1255. Dieſer beſtätigte die vier von ihnen conſtituirten Colloquia, und die Eintracht zwiſchen den Städten [11]) und den Herren und Edlen des Landes ward von dem Könige befeſtigt, wie der Brief des Königs Wilhelm über den Landfrieden vom Jahre 1255 enthält. Eidlich erneuerten die Verbündeten daſelbſt das Angelöbniß, das Feſtgeſetzte zu halten, und gelobten, daß ſie gegen den, der in Angelegenheit des Friedens abgefertigte Geſandte finge oder ausplünderte, verwundete oder ihnen irgend eine Beſchwerde oder Beläſtigung an ihren Perſonen oder ihrer Habe zufügte, ſogleich ohne Verzug mit aller ihrer Macht vorſchreiten und ihn und ſeine Gönner auf immer vernichten wollten, um für die Andern ein abſchreckendes Beiſpiel zu geben. Wenn welche von den Bürgern dergleichen Übelthätern Lebensmittel oder Kleider oder irgend andere Waare zuſteckten, ſollten ſolche von ihnen aus den Städten mit ihrer Familie herausgetrieben, ihre Häuſer und Gebäude von Grund aus zerbrochen und ſie für immer ausgeſchloſſen werden. Das ſtatutmäßig feſtgeſetzte Colloquium hielten ſie zu Cöln 1256 zu Epiphanias, verhandelten vieles der Angelegenheit des heiligen Friedens Nützliche. Daſelbſt ſetzten ſie feſt, daß, wenn eine von den durch Friedensbündniß eidlich verbundenen Städten von Jemandem beſchwert worden, die Stadt ſelbſt, wenn ſie könne, ſich durch ſich ſelbſt rächen ſolle, wenn aber nicht, ſolle ſie die ihr nächſten zur Rache zuſammenrufen, und wenn der Gegner ein ſolcher ſei, daß ihre Macht nicht hinreiche, ſtark genug gegen ihn zu verfahren, ſo ſollen alle mit vereinigten Kräften ſich gegen ihn erheben, und ihre Beleidigungen und Beſchwerden für gemeinſame erachten. Daſelbſt ſagten ſie auch eine allgemeine Heerfahrt (expeditionem generalem) gegen alle Verletzter in Octava Sanctae Walpurgis an. Nach dem Tode des römiſchen Königs Wilhelm kamen ſie am Sonntage Reminiſcere 1256 zuſammen und verhandelten vieles dem Frieden Nützliches. Um einander ſchnell Hilfe leiſten zu können, ſollte jede Stadt ſich nach Vermögen zu den Waffen rüſten, und Söldner und Pfeilſchützen haben. Den Herren aber, Rittern oder Andern, welche dem Frieden nicht

8) ſ. das Nähere in der Formula pacis bei Leibnitz a. a. O. S. 96. 9) ſ. die nähern Beſtimmungen ebendaſelbſt S. 96. 10) statuimus ibidem, ut in omnibus civitatibus et locis conjuratis ad pacem, quilibet hominum habens in valore bonorum ad quinque libras suae monetae et ultra dabit singulis annis in quadragesima unum denarium (einen Pfennig); quam pecuniam congregabunt in qualibet civitate viri quatuor idonei ad hoc deputati et jurati: de qua eleemosina aedificabitur domus pacis; usuras etiam ibidem (auf dem Generalcolloquium zu Worms im J. 1255) quantum in nobis fuit et est, condemnamus, formam pacis per omnia confirmantes.

11) Daß dieſes Friedensbündniß von den Städten ausgegangen, hieran nahmen Manche Anſtoß, wie Albert von Stade (Chronicon ap. *Schilter*, Scriptores p. 320) erzählt. Wie wir aber aus den Namen der Beigetretenen in der Friedensformel ſehen, ſpricht Albert von Stade zu allgemein.

beigetreten, wollten ſie keinen Beiſtand leiſten. Die Güter und Regalien des Reichs, ſo lange das Reich erledigt, verhießen ſie mit aller Macht zu vertheidigen, und Jeder ſollte in ſeinem Poſſeß bleiben. Zum Heil des ganzen Volkes und Landes gelobten ſie unter Schuldigkeit des Eidſchwurs, daß wenn die Fürſten, welchen die Königswahl zuſtehe, vielleicht mehr als einen wählen ſollten, ſie keinem derſelben, weder in Wort noch That, beiſtehen, noch einige Dienſte leiſten, noch Geld darleihen, noch in eine Stadt einlaſſen, noch den Huldigungseid leiſten wollen; bricht eine Stadt dieſes, ſo ſoll ſie für meineidig und ehrlos gehalten werden und die Verbündeten gegen ſie und zu ihrer ewigen Zerſtörung mit aller Macht aufſtehen. Wenn aber die Fürſten einen Herrn zum Könige wählen, ihm wollen die Verbündeten ohne Widerſpruch die ſchuldigen Dienſte und Ehren erweiſen. Überdies verhießen ſie daſelbſt alles von ihnen über den Frieden Feſtgeſetzte unverbrüchlich zu halten. Ebenfalls kamen ſie in Mainz 1256, den Tag nach Himmelfahrt, zuſammen und verhandelten, wie ſie mit Ehren zu dem auf den bevorſtehenden heiligen Abend Johannis des Täufers in Frankfurt angeſetzten Tag der Königswahl kämen, und alles zur Beförderung des heiligen Friedens daſelbſt verhandelten, indem ſie ihre feierlichen Geſandten und Briefe über das Vorerwähnte an die Fürſten geſchickt hatten. Auch ſagten ſie daſelbſt (in Mainz 1256 nach Himmelfahrt) eine Heerfahrt in der Octava Sancti Johannis Baptistae wider die Friedensbrecher an. Einen beſondern Landfrieden ſchloſſen im J. 1259 zu Cöln der daſige Erzbiſchof Konrad, die Herzoge von Geldern, Cleve und Jülich, die Grafen von Mons und Sayn, der Biſchof von Utrecht und viele Städte, hauptſächlich in der Gegend des Unterrheins, und verſprachen den Kaufleuten, Pilgern, Reiſenden und Andern Sicherheit, ſofern ſie nur die geſetzlichen Zölle und Abgaben entrichteten[12]). Zu einem Landfrieden mit dem Erzbiſchofe von Mainz vereinigten ſich im J. 1265 verſchiedene rheiniſche Fürſten und Städte[13]). Auf der Kirchenverſammlung[14]), welche der Erzbiſchof Engelbert II. von Cöln im J. 1266 hielt, wurden unter Anderm Beſchlüſſe gegen Laien und Geiſtliche[15]), welche an Geiſtlichen Gewalt, ja Mord verübten, gefaßt. In Teutſchland war, wie ein Geſchichtſchreiber[16]) bemerkt, eine Art von Gewaltthätigkeiten, von welcher in den Decretalen des Gregorius wenig Meldung geſchieht, gewöhnlicher, als die Todtſchläge und Verwundungen der Geiſtlichen, nämlich die Gefangennehmung derſelben, welches man in der Sprache des Fauſtrechts das Niederwerfen hieß. Die „Schnapphähne," die aus ihren Schlöſſern auf die Vorbeipaſſirenden lauerten, waren ungemein begierig, reiche Geiſtliche in ihre Gewalt zu bekommen, die ſie ſo lange gefänglich aufbewahrten, bis ſie eine fette Ranzion dafür erhielten[17]). Denjenigen, die wegen der Mehrheit ihrer Präbenden, oder aus andern Urſachen, öfters auf Reiſen waren, mußte dieſes ſehr beſchwerlich fallen. Aus dieſer Urſache findet man in den teutſchen Concilien ſo viele Verordnungen und Strafen gegen die Niederwerfung und Gefangennehmung eines Geiſtlichen. Der Erzbiſchof Sigfrid von Mainz ſetzte mit Genehmigung des Papſtes Innocenz IV. feſt, daß die Söhne derjenigen, die einen Geiſtlichen gefangen genommen oder dazu geholfen, keineswegs ſollen zu den Weihen, Präbenden oder gar geiſtlichen Ehrenſtellen können befördert werden. Da der Adel ungemein begierig war, ſeine Kinder auf die Dom- und andere Stifter zu bringen, zugleich aber meiſtens dieſe Gewaltthätigkeiten verübte, ſo ſuchte man ihm durch jene Kirchenſatzung Einhalt zu thun. Der Erzbiſchof Gerhard, ſich damit nicht begnügend, excommunicirte Alle, die ſich etwas dergleichen zu Schulden kommen ließen, und verordnete zugleich, daß in dem ganzen Archidiakonat, in welchem ein Geiſtlicher gefänglich aufbewahrt würde, ſogleich aller Gottesdienſt ſollte eingeſtellt werden, beſonders aber an den Orten, wo die Verbrecher ſelbſt wohnten[18]). Der Erzbiſchof Werner, noch weiter gehend, verordnete, daß, wenn ein ſolcher, der einen Geiſtlichen niederwirft, andere Geiſtliche in ſeinen Dienſten habe, entweder als Kaplane oder als Schreiber, dieſe ſogleich keine Gemeinſchaft mehr mit ihrem Herrn in gottesdienſtlichen Sachen ſowol, als beim Tiſch haben, ihm nicht mehr mit Rath oder Schreiben an die Hand gehen, und wenn er ſich in zwei Monaten mit der Kirche nicht werde ausgeſöhnt haben, ihn gar verlaſſen ſollen. Wenn er auch nach einem Monate den gefangenen Geiſtlichen wird entlaſſen haben, binnen einer Jahresfriſt aber ſich nicht wird haben abſolviren laſſen, ſoll er aller Lehen, die er von der Kirche habe, verluſtig gehen. Wenn einer gar einen Biſchof gefänglich anhalten wird, ſollen ſeine Geiſtlichen ſogleich aus den Dienſten gehen, alle Lehen, die er von der Kirche hat, ſogleich verwirkt, und ſeine ganze Nachkommenſchaft unfähig ſein, ein Lehen von einer Kirche zu bekommen, und diejenigen ſogar, die ihm eins geben wollen, excommunicirt ſein. Die Zeit des großen Zwiſchenreichs iſt beſonders als Blüthezeit des Fauſtrechts berüchtigt. Zur Zeit der Streitigkeiten der Päpſte und Kaiſer war das Fauſtrecht nicht ſelten in Mord und Todtſchlag ausgeartet und die Sicherheit der Reiſenden äußerſt gefährdet. Der Wirkſamkeit des Städtebundes konnte es nicht gelingen, das Fauſtrecht zu beſeitigen, weil ſie auch kein anderes Mittel, als Waffengewalt, hatte, die Beſchlüſſe des Bundes durchzuſetzen. Das Fauſtrecht hatte die Städte gezwungen, ſich auf das Äußerſte zu befeſtigen, und ſie trotzten nun den Herren. So wütheten nicht blos zahlloſe Fehden zwiſchen Herren und Herren, ſondern auch zwiſchen Städten und Städten, und zwiſchen Herren

12) ſ. die Urkunde bei Kindlinger, Münſteriſche Beiträge. III, 1. Nr. 78. 13) ſ. die im Stadtarchive zu Wetzlar aufgefundene und durch den H. v. Ulmenſtein im Jahrbuche für Weſtfalen und den Niederrhein 1817 mitgetheilte Urkunde. 14) Concil. XIV, 335. 15) Auch Geiſtliche gab es, die das Fauſtrecht übten. So weglagerte im J. 1208 der Erzbiſchof von Lyon und plünderte die Kaufleute aus. Fr. v. Raumer a. a. O. 5. Bd. S. 582. 583. 16) M. J. Schmidt a. a. O. 3. Th. S. 280.

17) Einen Fall erzählt das Chronicon Episcoporum Merseburgensium Cap. 22 (ap. *de Ludewig*, Reliq. Manuscr. T. IV. p. 397) im Betreff des Biſchofs Heinrich von Merſeburg, welcher den Hirtenſtab von 1248—1263 führte. 18) Conc. Germ. T. III. p. 609.

und Städten. Rudolf von Habsburg führte Fehde mit Baſel, und erhielt die Nachricht von ſeiner Wahl zum Könige vor den Thoren dieſer Stadt und machte nun Friede mit ihr. In dem Landfrieden[19]), welchen er im J. 1281 nach dem Muſter des Landfriedens des Kaiſers Friedrich II. gab, und im J. 1287 zu Würzburg verbeſſerte, werden unter andern Strafbeſtimmungen wegen feindlicher Heimſuchung eines Herrn und eines Bauern, und wegen Bruches des Handfriedens gegeben, und in letzterer Beziehung eine Beſtimmung. Wer öffentlich reiſet wider Jemand, der den Frieden geſchworen hat, den Reiſehauptmann ſoll man enthaupten. In Anſehung des Verbotes des Pfändens, ohne Erlaubniß des Richters, wird bemerkt: Es pfändet ein jeglicher Mann ſeinen Hinterſaſſen wol ohne Frohnboten um ſeinen Zins und um „ein Gülte“ (bedungene Abgabe in Gelde). Den 29. Dec. 1282 zu Augsburg traten König Rudolf und Herzog Ludwig von Baiern über einen wechſelſeitigen Landfrieden in Baiern und Schwaben in folgendes Bündniß: König Rudolf theilt die ſchwäbiſchen Lande zu Erhaltung des Landfriedens in Oberſchwaben und Niederſchwaben. Für Oberſchwaben werden als Richter und Conſervatoren[20]) des Landfriedens, welche mit Hilfe des Adels und der Städte alle Frevel abſtellen und wandeln ſollen, Volkmar von Kemenaten, Voigt von Augsburg, und die Bürger von Schellenberg beſtellt, für Niederſchwaben der Guſſo und der Ulrich von Aichen. In ähnlicher Weiſe theilt Herzog Ludwig ſein Gebiet in das Land oberhalb Augsburg und in das Land unterhalb Augsburg (Plaga inferior). Für den obern Bezirk wurde Winhard von Rorbach, Konrad von Wildenrod und der Vizdom, für den untern Schildberger, Spät von Venningen und der andere Vizdom beſtellt; dabei ward beſtimmt, daß wer einen Friedbrecher wiſſentlich auch nur eine Nacht beherberge, an ſeiner Statt verantwortlich bleiben ſolle[21]). Auf dem Reichstage zu Frankfurt 1281 wurde Truppenzuſammenziehung zur Zerſtörung von Raubſchlöſſern beſchloſſen. Nach dem Schluſſe des Reichstags erſtürmte der römiſche König mit eilig zuſammengezogenen Kriegern Reichenſtein, Schöneck und einige andere Burgen der Räuber, und ließ ſie hinrichten[22]). Als König Rudolf ſich im J. 1290 in Thüringen befand, ſandte er, um den von ihm gebotenen Landfrieden noch mehr zu befeſtigen, zu Mittfaſten 1290 ſeine Ritter mit den erfurter Bürgern und dem Volke der Thüringer aus, und ließ auf 66 an verſchiedenen Orten Thüringens gelegene Burgen zerſtören, in welche ſich ſchlechte Menſchen, deren Handwerk Räuberei war, zurückzuziehen gewohnt waren[23]). Den 1. März 1293 hielt König Rudolf einen Reichshof in Eßlingen und ließ den Landfrieden in Schwaben von den Ständen beſchwören, aber der Graf von Würtemberg weigerte ſich deſſen[24]). Nach dem Muſter des Friedbriefes des Kaiſers Friedrich II., den der römiſche König Rudolf 1281 beſtätigte, erließ ſein Sohn Kaiſer Albrecht I. einen Friedbrief, der ſich auch bei Schilter (Constitutiones Imperiales im Thesaurus. T. II. p. 10 sq.) findet. Im 28. Jahre ſeiner Regierung machte König Ludwig der Baier Landfrieden (generalem pacem) in Teutſchland, in Schwaben, Baiern, Franken und um den Rhein, wie vorher ſeit langer Zeit dießſeit (nämlich in Teutſchland) nicht gehört worden war. Ihn befeſtigten durch ihre Eidſchwüre die Fürſten, Herren und Städte, und es wurden eigene Richter dieſes Friedens beſtellt. Im 30. Jahre ſeiner Regierung entſtand wegen des vorgenannten Friedens Zwietracht zwiſchen den Herren und Edeln auf der einen, und den Städten auf der andern Seite, hauptſächlich in Franken, weil die früher gehabten Tractate des Friedens die Städte nach dem Willen Ludwig's verändern und feſter machen wollten, die Fürſten und Edeln aber widerſprachen. Daher rüſteten ſich beide Theile zur Ergreifung der Waffen. Aber Ludwig trat dazwiſchen und ſchloß Eintracht zwiſchen den beiden Parteien[25]). Der römiſche König Karl IV. gebot im J. 1351 einen rechten Landfrieden von oberhalb Strasburg, eine halbe Meile bis zu Bingen, auf dem Rhein, und auf jedweder Seite des Rheins auf dem Lande drei Meilen, und ſetzt, daß man auf dem Waſſer und auf dem Lande ſchirmen und wehren ſoll, in des Landfrieden Zielen allen Raub und allen Brand, Nahme und Gefängniſſe, und alle Gewalt, die denen widerfahren, die zu dieſem Landfrieden gehören, und auch allen Kaufleuten und allen guten Leuten u. ſ. w.[26]). Soviel auch König Karl IV. ſich Mühe gab, die Hauptfragen im Betreff der teutſchen Verfaſſung zu ordnen, ſo blieb es doch, was die innere Verfaſſung betraf, beim Alten, nämlich beim Fauſtrecht, welches ſich bei dem Geiſte jener Zeit und bei den damaligen Verhältniſſen nicht durch ein Geſetz aufheben, ſondern nur beſchränken ließ. Die von Karl IV. im J. 1356 gegebene goldene Bulle ſagt Tit. 17 Von Abſagen und Befehden („De Diffidationibus“): Wir wollen auch, daß diejenigen, welche ins Künftige wider Andere eine rechte Urſache zum Abſagen („justam diffidationis causam“) zu haben dächten, dieſelben auch an den Orten, wo ſie ihre Wohnung nicht haben, oder die ſie gemeiniglich nicht bewohnen, unzeitlich befehden (intempestive diffidant), keine Schäden durch Brand, Raub und Plünderung den Widerſagten und Befehdeten („diffidatis“) mit Ehren zufügen können. Dieweil denn Niemandem ſeine Liſt und Betrug helfen und fürtragen (patrocinari) ſoll: ſo ordnen wir durch dieſe

19) Aus einer gleichzeitigen Abſchrift bei v. Olenſchlager, Urkundenbuch zur Guldenen Bulle. Nr. 49. S. 127—138. 20) oder Pfleger. Eine Urkunde vom J. 1296 (bei Mereau, Miſcellaneen II. S. 54) beginnt: Wir Günther von Saliza, haubtmann des Fredis in dem lande zu Doringen an des edilin mannes Stadt. herrn Gerlacus von Brübergk, unde wir auch die Czwelffe desselbin Friedis plegir u. ſ. w. In einer Urkunde vom J. 1266 (bei Kopp, B. d. heſſ. Ger. I. S. 368) werden genannt: „Executores pacis in terra Hassye“ (Hassiae). 21) R. v. Lang, Baierſche Jahrbücher von 1179—1294. S. 234. 235. 22) *Gerardus de Roo*, Annales p. 33.

23) Ferd. Wachter, Geſchichte Sachſens. 3. Bd. S. 134. 24) Häberlin, Die Allgem. Welthiſt. Neue Hiſtorie. 2. Bd. S. 637. 25) Heinrich von Rebdorf S. 433. 26) ſ. den Landfrieden bei Dan. Schneider, Vollſt. Hoch-Gräflich-Erbachiſche Stammtafel, Urkunden zum zweiten Satze. Nr. 49. S. 101—105.

gegenwärtige Conſtitution, ewig zu halten, daß ſolches Ab- und Widerſagen, welchen Herren oder Perſonen, mit denen, welche in Geſellſchaft, Kundſchaft oder ſonſten ehrlicher Freundſchaft ſind, alſo geſchehe, oder noch geſchehen möchte, hinfüro keine Kraft haben, noch erlaubt ſein ſoll, unter dem Schein einigen Abſagens, Jemanden mit Brand, Raub und Plünderung zu überfallen, es ſei denn ſolches Abſagen drei ganzer Tage zuvor demjenigen, dem abgeſagt wird, in der Perſon oder an dem Orte, da er zu wohnen pflegt, öffentlich angekündigt, und könne daſſelbe auch mit tüchtigen Zeugen erwieſen werden. Wer aber in andere Wege (auf andere Weiſe) einem abſagen, und vorgemeldeter Maßen denſelben zu überfallen unterſtehen wird, der ſoll dadurch ehrlos gemacht werden, gleich als ob kein Abſagen beſchehen, den wir denn auch als einen, vermöge der Rechten, durch einen jeglichen Richter geſtraft zu werden verordnen. Wir verbieten und verdammen alle und jede Kriege (guerras) und unbefugte Zänke (lites injustas), auch alle unrechtmäßige Brände, Raub und Plünderung, unbillige und ungewöhnliche Zölle und Geleit und Foderungen, welche ſolches Vergleitens wegen beſchehen und herausgezwungen werden, bei denjenigen Pönen, womit die heiligen Geſetze und Voriges (das Vorausgeſchickte) alles und jedes insbeſondere zu ſtrafen verordnet. Da alſo die goldene Bulle das Fauſtrecht nicht abſchaffte, ſondern es bei den vorigen hierüber gemachten Beſtimmungen ließ, ſo ging das Fauſtrecht nicht nur ſeinen alten ungeſtörten Gang fort, ſondern wegen der Abweſenheit und des Aufenthaltes der Kaiſer und Könige in ihren Erblanden griff es noch mehr um ſich. Keine der teutſchen Provinzen blieb von ſeinen verheerenden Erfolgen verſchont. Nicht nur die Stände übten es unter einander, und die unabhängigen Ritter, ſondern die Edelleute befehdeten ſelbſt ihren eigenen Lehnsherrn, wie ſie nach der Zeit der Gebung der goldenen Bulle thaten, und beſonders vorher gethan haben. So z. B. hat ſich folgender Fehdebrief (bei *Kollarius*, Analecta [Vindob.] T. II. p. 878) erhalten: „Durchlauchtigſter, Gnedigſter Fürſt Friedrich, römiſcher Kunig, Herzog zu Öſterreich. Ich Heinrich Mayemberg laß Ewer königliche Gnad wiſſen, daß ich Ewr königlichen Gnaden zu dieſen Zeiten nicht mag dienen, ſundern Ewer Lannd und Leuten Veindt ſeyn woll, und ſchaden trachten das peſt und ich mag, geben auf Yderſpewgen Freytag vorm Palmtag." Wenn ein Vaſall wider ſeinen Lehnsherrn Gewalt braucht, ſo verliert er nach dem Lehnrechte ſein Lehen. Dennoch ließ er ſich durch dieſes Geſetz nicht abſchrecken, indem er ein Rettungsmittel dagegen erfand. Ein ſolcher Lehnsmann ließ nämlich ſeinem Herrn durch einen Boten das Lehen aufkündigen und zog mit ſeiner Habe von dem Gute hinweg. Kaum war dieſes geſchehen, ſo ſandte er einen zweiten Boten an den Lehnsherrn mit dem Fehdebriefe. Der Anfang der Feindſeligkeiten ward dann mit der Beſetzung des nur eben verlaſſenen Schloſſes gemacht, und der Lehnsherr konnte von der Aufkündigung des Lehns keinen Gebrauch machen. Zwar ſetzt die goldene Bulle Cap. 14 feſt, daß eine ſolche Aufkündigung der Lehen für nicht geſchehen erachtet werden, und der, der ſeinen Lehnsherrn angegriffen, ehrlos ſein und der Reichsacht unterliegen, und die Lehen verlieren, und der Zugang zu Lehen künftig verſchloſſen ſein ſoll; aber ſie konnte jedoch das Übel nicht hemmen, da ſie es nicht bei der Wurzel angriff, indem ſie den Gebrauch der Selbſthilfe nicht ſchlechterdings verbot. Die Bündniſſe und Conföderationen, als ein Gegenmittel des Fauſtrechts, vervielfältigten ſich in dieſem Zeitraume ungemein; allein, oft nicht ſowol um den Frieden zu erhalten, als um ihn deſto nachdruckſamer ſtören zu können, ſodaß Johann von Trithem ſagen konnte, daß die Hunde, die die Schafe hüten ſollen, ſelbſt zu Wölfen geworden. Einzelne Glieder derſelben wurden auch um ſo dreiſter und geſchickter, Andern zu ſchaden, weil ſie ſich auf den Beiſtand ihrer Mitverbündeten verlaſſen konnten, die allemal die Sache eines der Ihrigen für beſſer anſahen, als jene ſeines Gegners. Daher kamen, wenn Einer glaubte, blos mit einem Edelmanne zu thun zu haben, ihm ſogleich hundert auf den Hals. Die Städte misbrauchten die unter dem Vorwande des Landfriedens gemachten Bündniſſe zur Vergrößerung ihrer Macht. Doch hob die goldene Bulle dieſe Bündniſſe nicht auf. Im 15. Titel, welcher die Verbote der Verbindungen enthält, heißt es: Doch ausgenommen die Verbündniſſe und Ligen, welche die Fürſten und Städte, wie auch Andere, wegen des gemeinen Landfriedens (super generali pace terrarum et provinciarum) aufgerichtet haben; denn wir wollen dieſelben unſerer Erklärung inſonderheit vorbehalten, und wollen, daß dieſelben in Kräften, bis Wir derwegen andere Verordnung thun und anſtellen werden, verbleiben ſollen. Weſtfalen gab der Kaiſer Karl IV. im J. 1371 einen Landfrieden[27]). Aber der römiſche König Wenzel mußte ihn im J. 1387 wieder aufheben, indem er an den Erzbiſchof Friedrich zu Cöln, die Biſchöfe zu Münſter und Paderborn und alle geiſtlichen und weltlichen Fürſten, Grafen, Herren, Dienſtleute, Ritter, Knechte, Gemeinſchaften in dem Lande zu Weſtfalen ſchreibt: „Wann" (weil) vorzeiten unſer Vater ſeliger, Kaiſer Karl und auch Wir in den Landen daſelbſt erlaubet, gegönnet und mit unſern Briefen beſtätet haben, bis auf Widerrufen, und „Wann" (weil) mit demſelben Landfrieden jetzund großes Gefährde geſchieht, getrieben und geführt wird, Landen und manchen Leuten zu Verderbniſſe, und nicht alſo gehalten wird, als er begriffen iſt, und billig gehalten würde, als wir deſſen kundlichen

27) Kaiſer Karl's IV. Sicherheitsbrief für die Landbewohner und Reiſenden in Weſtfalen, nebſt Vorſchrift, das Schöpfengericht mit aufrichtigen Leuten zu beſetzen, im J. 1247, bei Wigand a. a. O. S. 247. 248 nach dem Original zur Berichtigung des bei *de Ludewig*, Reliquiae Manuscript. Diplom. ac Mon. T. X. p. 293 abgedruckten Exemplars. Bei de Ludewig findet ſich S. 246 auch ein Vertrag mehrer weſtfäliſchen Stände von 1374 in Beziehung auf den Landfrieden dieſes Jahres. Im J. 1385 ſchloſſen der Erzbiſchof Friedrich von Cöln, Biſchof Heidenrich von Münſter, Biſchof Simon von Badernborn, Biſchof Dietrich von Osnabrück, der Abt Bado von Corvey, Graf Engelbert von der Mark, Graf Heinrich von Waldeck, Herr Simon von der Lippe und die Bürgermeiſter und Räthe der Städte Soeſt, Osnabrück, Münſter und Dortmund ein Bündniß zur Erhaltung des Landfriedens; ſ. den Verbünd-Brief bei *Emminghaus*, Memorabilia Susatensia p. 709—718.

unterweiſet ſind, und große Klage an uns gekommen iſt. Darum mit wohlbedachtem Muthe und gutem, einträchtigem Rathe unſrer und des Reiches Kurfürſten, Fürſten, Edlen und Getreuen, die mit uns auf dem Tage[28]) zu Würzburg waren; ſo haben Wir denſelben Landfrieden, alle ſeine Richter, Gerichte, Urtheile und alles, das daraus geht und daran hänget, widerrufet und abgethan, widerrufen und thun ab mit Kraft dieſes Briefes[29]), und von Römiſcher königlicher Machtvollkommenheit: alſo daß von dem Tage, als dieſer Brief gegeben iſt, fürbaß derſelbe Landfriede, alle ſeine Richter, Gerichte und was daraus geht, oder daran hänget, gänzlich und gar abſein ſoll, und fürbaß niemanden zu Frommen oder Schaden kommen in keine Weiſe. Und deuchte jemanden, daß ihm in demſelben Landfrieden „ichtes“ (etwas) zu „kurtze“ geſchehen wäre, der mag ſich zu uns und unſer Hofgericht wohl berufen.“ Um den Streitigkeiten der Fürſten und Städte, und dem bisherigen Blutvergießen ein Ende zu machen, ſchrieb König Wenceslaus im J. 1388 einen Reichstag nach Eger aus. Zwar erſchienen zu Eger die Kurfürſten von Mainz und Trier, verſchiedene geiſtliche und weltliche Fürſten, einige Grafen und Herren, und die Geſandten von allen rheiniſchen und ſchwäbiſchen Städten, aber die Errichtung eines Vergleiches bot viele Schwierigkeiten dar. Wenceslaus ſchob alle Schuld des Kriegs auf die Städte, und behauptete, daß ſie ihre Bündniſſe ohne ſeine Einwilligung gemacht hätten, woraus dem Reiche Schaden und Nachtheil erwachſen ſei. Daher verlangte er, daß ſowol der Städtebund, als auch die Vereinigungen der Fürſten aufgehoben werden ſollten. Hierzu aber wollten ſich die Boten der Städte nicht verſtehen, und ſchützten den Mangel an Vollmacht, hierüber zu handeln, vor. Anbei ſprachen ſie die Meinung aus, daß, wenn ja der Bund der Städte aufgehoben werden ſollte, zugleich eine allgemeine Amneſtie bewilligt, und wegen des den Fürſten zugewachſenen Schadens nichts gefodert werden müßte. Wenceslaus jedoch, ſich wenig an die Einwendungen der Städte kehrend, vernichtete den 2. Mai 1389 durch ein allgemeines Ausſchreiben und Befehl an die Städte ihre bisherige Verbindung, und befahl ihnen dabei, daß ſie in den gemachten gemeinen Landfrieden treten ſollten. Dieſen publicirte er den 5. Mai und hob darin ſowol den Bund der Städte, als auch ſeine und der Fürſten Vereinigung auf. Sechs Jahre ſollte dieſer Landfriede dauern, und alle Straßen, Kirchen, Stifte, Klöſter, Pflüge mit den Pferden und aller Zugehörde und Bauleute in ihren Rebenäckern oder Felde, und Mühlen ſollten Frieden haben, und unbeſchädiget in allen Kriegen und Reiſen bleiben. Dieſer Landfriede ſollte ſich über Franken, Baiern, Schwaben, die rheiniſchen Länder, Heſſen, Thüringen und Meißen erſtrecken. Zu beſſerer Handlung des neuen Landfriedens wurde er wieder in vier getheilt, in den einen in Baiern, in den andern in Franken, in den dritten in Schwaben, in den vierten in Elſaß. Über jeden Landfrieden wurden neun Mann geſetzt, fünf von den Herren und vier von den Städten. Der eine von den Herren war der Obmann, den ihnen der König zugeſellte. Die neun Mann oder der mehre Theil ſollten zu Gerichte ſitzen und alle Klage verhören, und beſinnen, wie alle That und Schade, die wider Recht geſchehen, ſollten wiedergekehrt und gebeſſert werden nach den Rechten[30]). Dieſem Landfrieden traten ſofort zu Eger die Biſchöfe von Bamberg, Würzburg, Regensburg, die Herzoge Stephan und Friedrich von Baiern, Pfalzgraf Ruprecht der jüngſte, Markgraf Wilhelm der jüngere von Meißen, Landgraf Hermann von Heſſen, Burggraf Friedrich von Nürnberg, die Grafen Eberhard von Würtemberg und Friedrich von Öttingen, Landgraf Albrecht von Leuchtenberg und Friedrich von Heydeck bei. Von den Städten aber nahmen den Landfrieden vorerſt nur Regensburg, Nürnberg und Weißenburg im Nordgau an, und ihrem Beiſpiele folgte ſodann auch noch Eßlingen. In dieſem neuerrichteten Landfrieden war ausdrücklich feſtgeſetzt, daß deſſelben ſich nur diejenigen Reichsſtädte ſollten zu erfreuen haben, welche ſich entweder mit den Fürſten ſchon verglichen, oder ſich gegen den römiſchen König anheiſchig gemacht hätten, ihre mit den Fürſten noch nicht abgethanen Streitigkeiten entweder durch den Weg Rechtens oder der Güte ausmachen. In Anſehung der übrigen aber ſollte der bisherige Bund der Fürſten vor wie nach beſtehen. Auch mußten diejenigen, welche zu Eger dem Landfrieden nicht ſofort beigetreten waren, vor ihrer Abreiſe von da, an den gemeinen königlichen Obmann Reverſe ausſtellen, und ſchwören, daß ſie, nach getroffenem Vergleiche mit den Fürſten, allen und jeden Artikeln des neuen Landfriedens nachleben wollten. Auf dem eger Landfrieden faßten die Städte zwar eine Antwort ab[31]), aber durch den bisherigen Krieg und die in demſelben erlittenen Niederlagen zu ſehr entkräftet, mußten ſie ſich entſchließen, um des Landfriedens theilhaftig zu werden, ſich mit den Fürſten über deren Foderung wegen der ihnen im letzten Kriege zugefügten Schäden ſo gut als möglich zu vergleichen. Sie waren genöthigt viel zu zahlen. So zahlten die rheiniſchen, elſaſſiſchen und wetterauiſchen Städte, welche größtentheils ſich zu Heidelberg am Donnerstage nach Pfingſten mit dem Kurfürſten von der Pfalz verglichen, an ihn wegen der ihm in ſeinen Ländern zugefügten Schäden 60,000 Gulden an Gold in drei Terminen. Den 5. Juni darauf ward unter des Königs Namen der eger Landfriede für die rheiniſchen Länder beſonders publicirt[32]). Den Landfrieden in Weſtfalen, welchen Wenceslaus von einigen zu Würzburg aufgehoben hatte, beſtätigte er im J. 1391 den 13. Dec. in der Maße wieder, wie ihn ſein Vater ehemals gegeben hatte, fügte jedoch hinzu, daß einem Jeden freiſtehen ſollte, von dem Ausſpruche des Landrichters des weſtfäliſchen Landfriedens an ihn und an das Reich zu appelliren, und daß ſeine Diener und Unterthanen in allen ſeinen Erbländern, wie

28) Auf dem Reichstage zu Würzburg 1387. 29) Bei *Haeberlin*, Analecta p. 374—377.

30) Der Fortſetzer der Chronik Jacob's von Königshoven, Ausgabe von Schilter S. 359. 360. 31) Sowol der eger Landfriede, als auch die Antwort der Städte darauf findet ſich bei *Datt*. De pace publica p. 60 sq. 32) Häberlin, R. Geſch. 4. Bd. S. 153—158. 166.

auch ſeines Bruders, des Herzogs Johann zu Görlitz, Diener und Unterthanen in deſſen Ländern und im Luxemburgiſchen vor keinen Landrichter ſollten können gefodert werden [33]). Kaiſer Sigismund übergab auf dem Reichstage zu Koſtnitz im J. 1415 den anweſenden Fürſten, Herren und Städten ein Project zu einem allgemeinen Landfrieden in Teutſchland [34]). Auf dem Reichstage zu Wien im J. 1429 ging ſein Vortrag dahin, daß ihm die Kurfürſten, Fürſten und Stände guten Rath geben möchten, wie ein allgemeiner Landfriede im teutſchen Reiche könnte angeordnet und befeſtigt werden, damit man hernach deſto beſſer die ungläubigen Ketzer in Böhmen vertilgen könnte [35]). Ehe die neue Heerfahrt gegen die Huſſiten im J. 1431 angetreten wurde, hielt man auf dem Reichstage zu Nürnberg vor allen Dingen für das Nöthigſte, den innerlichen Ruheſtand in Teutſchland durch einen zu errichtenden allgemeinen Landfrieden feſtzuſetzen. Auch wurde man endlich den 16. März 1431 von Seiten der Kurfürſten, Fürſten und Stände mit einander einig, daß, ſo lange der Zug wider die Huſſiten währen würde, Niemand dem Andern ohne redliche [36]) Sache abſagen ſolle, er hätte ihn denn erſt vorher in der Güte darum erſucht und erfodert, und daß auch der, welcher dem Andern auf ſolche Art abſagte, dieſem einen Abſagebrief zuſchicken, und ihm in den nächſten drei Tagen nachher keinen Schaden zufügen ſolle. Diejenigen aber, welche wirklich in dem Zuge wider die Böhmen begriffen wären, ſollten, ſo lange der Zug währte, nebſt allem dem Ihrigen alle Sicherheit haben und von Niemandem dürfen beſchädigt werden. Die Brecher dieſes Landfriedens ſollten aller ihrer Ehren, Rechte, Freiheiten und Lehen, welche ſie von dem Kaiſer und Reiche oder ſonſten hätten, verluſtig ſein. Damit dieſer von dem Kaiſer durch das ganze Reich publicirte, und von den Reichsſtänden beſchworene Landfriede noch mehr befeſtigt würde, erließ Kaiſer Sigismund den 25. März (1431) eine neue, auch unter dem Namen der goldenen Bulle bekannte Verordnung wegen der Pfahlbürger, und ſuchte dadurch den häufigen Streitigkeiten der Fürſten, Grafen, Herren, und des Adels mit den Städten vorzubeugen [37]). Der römiſche König Albrecht ſuchte das Fauſtrecht gänzlich dadurch zu beſeitigen, daß er den Entſchluß faßte, einen beſtändigen und allgemeinen Landfrieden zu Stande zu bringen. Er ließ auf dem Reichstage zu Nürnberg, der den 13. Juli 1438 ſeinen Anfang nahm, durch ſeine Commiſſarien den Reichsſtänden eine Verordnung übergeben, kraft welcher alle Befehdungen verboten, und befohlen wurde, die Streitigkeiten durch Austräge gütlich zu entſcheiden. Zur Vollſtreckung aber der gerichtlichen Ausſprüche und beſſeren Handhabung dieſes Landfriedens ſollte das teutſche Reich, Böhmen und Öſterreich ausgenommen, in vier Kreiſe, nämlich 1) Franken und Baiern, 2) die Rheinländer und Schwaben, 3) den Niederrhein, Weſtfalen und die Niederlande, und 4) Ober- und Niederſachſen getheilt und in jedem Kreiſe ein Hauptmann beſtellt werden. Aber die Fürſten und Städte kamen in ihren Geſinnungen nicht mit einander überein, und jeder Theil übergab einen beſonderen Entwurf des Landfriedens. Doch kamen beide Entwürfe demjenigen ſehr nahe, was man ſchon vormals zu Eger und Frankfurt hierüber berathſchlagt hatte. Auf dem Reichstage zu Nürnberg im J. 1438, welcher auf Gallentag (den 16. Oct.) ausgeſchrieben war, brachten die königlichen Commiſſarien einen neuen Aufſatz eines Landfriedens zum Vorſchein, welcher aus den beiden ſo eben erwähnten, auf dem vorigen Reichstage theils von den Kurfürſten und Fürſten, theils von den Städten übergebenen Entwürfen zuſammengezogen war, aber doch dem ſtädtiſchen Project mehr gleichkam. Der erſte Punkt des neuen Aufſatzes war, daß König Karl's IV. goldene Bulle nach ihrem ganzen Inhalte, und beſonders in Anſehung der Artikel von den Befehdungen und Pfahlbürgern ſollte erneuert, und dieſe beiden letztern noch ſtärker ſollten verpönt werden. Das ganze teutſche Reich, Böhmen und Öſterreich ausgenommen, ſollte in ſechs Kreiſe getheilt werden, damit dadurch der Landfriede beſſer gehandhabt und die von den Gerichten ergangenen Urtheile vollſtreckt werden könnten. Aber die vorgeſchlagene Einrichtung kam nicht zum erwünſchten Schluſſe, weil die Kurfürſten anderer Meinung als die Reichsſtädte waren, weil jene dafür hielten, daß dieſe zu viel Freiheit hätten, welche man ihnen in dem Landfrieden nicht beſtätigen könnte. Außerdem verdroß es die Kurfürſten und Fürſten, daß der König ſich mehr nach dem Entwurfe der Städte gerichtet hätte, und ſie murmelten, daß die Städte, damit vorzüglich ihr Project zum Grunde gelegt würde, dem königlichen Kanzler Schlick Geld gegeben hätten. Der frühe Tod des römiſchen Königs Albrecht II. unterbrach die Ausführung des großen Vorhabens der innerlichen Beruhigung Teutſchlands. Sein Nachfolger Friedrich III. durch die Umſtände gehindert, ſofort nach angetretener Regierung auf einen allgemeinen Landfrieden in Teutſchland zu denken, war doch wenigſtens beſorgt, die Unruhen zu ſtillen, welche die Streitigkeiten des bairiſchen Herzogs Ludwig des Bärtigen, zu Ingolſtadt mit ſeinem Sohne Ludwig dem Höckerigen erregten und ließ deshalb den 2. Juli 1440 einen Befehl an Beide ergehen. In der von Kaiſer Friedrich III. auf dem Reichstage zu Frankfurt 1442 publicirten ſogenannten Reformation erneuerte und beſtätigte er die im 17. Titel der goldenen Bulle enthaltene Verordnung von den Befehdungen. Nachdem die öffentliche Ruhe, welche vorzüglich der pfälziſche Krieg ſtörte, im J. 1460 ſo ziemlich wieder hergeſtellt worden, ſo dachte Kaiſer Friedrich III. darauf, wie er nun einen beſtändigen und uneingeſchränkten Landfrieden errichten könnte. Aber in der Erwägung, daß wegen der Vielheit der Reichsſtände und Entlegenheit der Länder es ſchwer

33) ſ. Schannat, Sammlung u. ſ. w. I. Th. Nr. II. S. 35 fg. 34) ſ. Häberlin, N. Hiſt. 5. Bd. S. 220. 35) Derſelbe S. 463. 36) Das Wort redlich ſpielt in der Geſchichte der Anſichten über das Fauſtrecht eine große Rolle. So z. B. als Markgraf Albrecht von Ansbach von dem gefangenen Herzoge Ludwig dem Bärtigen von Baiern ſchweres Löſegeld foderte, und da es ihm verſagt ward, es durch Drohungen erpreſſen wollte, ſagte der eiſenfeſte Greis: Steche getroſt zu, du bekommſt doch nichts, ich bin nicht dein Gefangener durch redliche Fehde; ſ. Mannert, Die Geſchichte Baierns. I. Th. S. 460. 461. 37) Häberlin a. a. O. 5. Bd. S. 499. 500.

fallen würde, dieſe Sache auf ein Mal mit allen Ständen abzumachen, ſo wollte er den Landfrieden vorerſt nur mit Einigen, welche er noch für die verträglichſten und beſtgeſinnten hielt, den Verſuch machen. Die kaiſerlichen Commiſſarien thaten nun auf dem Reichstage zu Ulm 1466 den Vortrag, ſowol wegen der Aufrichtung eines beſtändigen und uneingeſchränkten Landfriedens, als auch wegen Beſtellung gewiſſer Austräge bei vorfallenden Streitigkeiten. Die Erinnerungen, welche hierauf einige der anweſenden Reichsſtände übergaben, misfielen der kaiſerlichen Commiſſion nicht. Man verglich ſich in dem ulmiſchen Reichsabſchiede [38]) über eine neue Zuſammenkunft auf den nächſten Sonntag Laetare zu Nördlingen, wo von dieſen Reichsangelegenheiten weiter gehandelt und ein Schluß gefaßt werden ſollte. Auf dem, den 16. März 1466 beginnenden, nördlingiſchen Convent wurde den 22. März ein Entwurf zu einem Landfrieden auf zehn Jahre gemacht, aber er kam nicht zur Vollziehung, ſondern man verglich ſich, daß man deswegen nochmals zu Nördlingen auf den Sonntag Exaudi (den 18. Mai) wieder zuſammenkommen wollte. Noch vorher, den 6. Mai, ward zu Ansbach eine Zuſammenkunft gehalten und auf ihr äußerten die kaiſerlichen Geſandten, ſowie auch der Markgraf Albrecht, und noch einige andre Herren die bisher verborgen gehaltene Abſicht, den Kurfürſten Friedrich von der Pfalz, den der Kaiſer nicht als ſolchen erkannte, und den Herzog Ludwig von Baiern von dem Landfrieden namentlich auszuſchließen. Aber andre von den anweſenden Reichsſtänden waren hiermit nicht zufrieden, und die Geſandten einiger Reichsſtädte baten ſich aus, daß ſie die Sache erſt mit ihren Freunden überlegen dürften. Dieſes ward ihnen auch bewilligt. Auf dem Reichstage zu Nürnberg 1467 brachten die Kurfürſten und Fürſten in Vorſchlag, daß ein Landfriede auf fünf Jahre geboten, zu mehrer Befeſtigung deſſelben das Reich in ſechs Kreiſe getheilt und ein kaiſerliches Gericht dergeſtalt beſtellt werden ſollte, daß daſſelbe aus 24 Urtheilern beſtände, die aus den ſechs Kreiſen zu nehmen und ihnen ein kaiſerlicher Richter beizufügen wäre. Aber dem Kaiſer misfiel dieſer Entwurf eines Landfriedens, und das Ende war, daß man unverrichteter Dinge aus einander ging. Doch ließ ſich der Kaiſer nochmals den von den Kurfürſten und Fürſten auf dem um Martini des vorigen Jahres (1466) zu Nürnberg gehaltenen Reichstag entworfenen und ihm übergebenen Rathſchlag gefallen und publicirte dem zufolge den 20. Aug. 1467 zu Neuſtadt einen Landfrieden, kraft deſſen alle Räubereien, Fehden und Kriege auf fünf Jahre lang aufgehoben, auf die Übertreter deſſelben das Laſter der beleidigten Majeſtät und die Reichsacht und Oberacht [39]) fallen ſollte, auch die vorigen Geſetze vom Landfrieden beſtätigt wurden, jedoch mit Aufhebung der in der goldenen Bulle und in der frankfurter Reformation vom J. 1442 enthaltenen und dieſem Landfrieden zuwiderlaufenden Artikel, wie denn auch der Kaiſer und die Reichsſtände die Änderung, Beſſerung und Vermehrung dieſes neuen Landfriedens ſich vorbehielten. Auf dem Reichstage zu Regensburg 1471 erſuchten die Kurfürſten und Fürſten den 27. Juni den Kaiſer, daß er noch auf dieſem Reichstage einen gemeinen Landfrieden verfügen möchte, und übergaben den 28. Juni ihren gefaßten Schluß durch den Kurfürſten von Mainz. Der Kaiſer verſprach ihnen auch, den Landfrieden auf dieſem Reichstage zu publiciren. Er ließ den 22. Juli den Entwurf des Landfriedens vorleſen. Die Kurfürſten und etliche Fürſten ließen ſich ihn gefallen, nicht aber ſo die Reichsſtädte, welche hiervon erſt an ihre Obern berichten zu dürfen baten. Da der Kaiſer dennoch den 24. Juli den neuen Landfrieden auf vier Jahre ließ, ſo beſchwerten ſich die Reichsſtädte darüber und äußerten, daß die geringeren Stände keinen Nutzen davon haben könnten. Obgleich der Kaiſer deu 16. Sept. (1471) an die Reichsſtände Befehle wegen Publication und Feſthaltung des Landfriedens ergehen ließ, ſo ward er doch ſchlecht beobachtet [40]). Auf dem Reichstage zu Augsburg 1474 that der Kaiſer den 13. Mai den Vortrag wegen Verlängerung des zu Regensburg im J. 1471 publicirten Landfriedens. Die Kurfürſten und Fürſten waren mit dem Kaiſer hierüber einverſtanden, aber die Reichsſtädte gaben nach genommener Bedenkzeit, den 14. Mai, dem Kaiſer zu verſtehen, daß ihnen der regensburgiſche Landfriede mehr zum Nachtheile als zum Nutzen gereicht habe, und ſie drangen daher vornehmlich auf eine beſſere Handhabung deſſelben. Allein der Kaiſer ließ, ohne ihr Beiſtimmen, aus eigner Bewegung noch an demſelben Tage (den 14. Mai) die Verlängerung des letztern Landfriedens auf weitere ſechs Jahre publiciren. Indeſſen verlangte er den 28. Mai von den Reichsſtädten weitere Vorſchläge zur beſſeren Handhabung des Landfriedens. Auf dem Reichstage zu Frankfurt 1486; der Kaiſer erlangte von den Kurfürſten und Fürſten, daß ſie den Entwurf eines Landfriedens und den einer Kammergerichtsordnung entwerfen möchten. Die Fürſten waren in ihrem Rathſchlage der Meinung, daß man den letzten Landfrieden und die königliche oder frankfurter Reformation mit allen ihren Pönen oder Strafen erneuerte. Die Kurfürſten ließen ſich in ihrer Antwort dieſen Vorſchlag gefallen. In dem gemeinſchaftlichen Gutachten ward beliebt, daß vorerſt ein ordentliches Reichsgericht und hernach auch ein allgemeiner Landfriede angeordnet werden ſollte. In dem hierauf gemachten Schluſſe wurde ausgemacht, daß die Biſchöfe von Bamberg und Würzburg in ihren Gebieten den Landfrieden handhaben und dem Grafen Otto von Henneberg auf ſein Anrufen hierbei beiſtehen ſollten. Ein Gleiches ſollte von den Markgrafen von Brandenburg, dem Pfalzgrafen Otto zu Mosbach und den Herzogen Georg und Albrecht von Baiern-Landshut und München in ihren Ländern geſchehen. Der Kaiſer aber ſolle zu Weißenburg am Nordgau einen Hauptmann beſtellen, der die Macht hätte, Biſchöfe, Prälaten, Grafen, Freien, Herren, Ritter, Knechte und Städte zu Handhabung dieſes Landfriedens aufzubieten. Dieſe vorbenannten Handhaber des Landfriedens ſollten zugleich auch die von dem Kammergerichte ausgeſprochenen Urtheile

38) Häberlin 6. Bd. S. 29—33. 91. 39) Eigentlich Aberacht, d. h. abermalige, oder wiederholte Acht.

40) Häberlin 6. Bd. S. 550. 551. 571. 572. 664—665.

vollziehen. Der Kaiſer verlangte nun von den Kurfürſten und Fürſten, daß ſie ihm den Entwurf eines allgemeinen Landfriedens übergeben ſollten. Sie ſetzten eine Notel des neuen Landfriedens auf zehn Jahre auf. Der Kaiſer publicirte noch auf dem damaligen Reichstage zu Frankfurt den 17. März 1486 dieſen zehnjährigen Landfrieden. Dieſer kann als Grundlage zu dem nachmals vom Kaiſer Maximilian I. auf dem Reichstage zu Worms publicirten ewigen und allgemeinen Landfrieden angeſehen werden. Der Frankfurter Reichsabſchied vom J. 1489 enthielt, daß der Kaiſer zu beſſerer Handhabung des Landfriedens zwiſchen hier und Weihnachten Executoren beſtellen und die ihm auf dem letzten nürnbergiſchen Reichstage von den Reichsſtänden überreichte Erklärung über den Landfrieden ausfertigen und ins Reich verkünden laſſen ſolle. Insbeſondere hatten die Fürſten auf dem frankfurter Reichstage vom J. 1489 durch die Geſandten des Herzogs Albrecht's von Sachſen, auch noch einige Beſchwerden vorbringen laſſen, welche theils auf die unziemliche Beſchützung fremder Unterthanen wider ihre ordentliche Obrigkeit, theils auf die von den geiſtlichen Gerichten angemaßte Erkenntniß in weltlichen Sachen gerichtet waren. Und ſie verlangten, daß dieſe beiden Artikel ebenfalls in den allgemeinen Landfrieden eingerückt würden, doch findet ſich in dem Reichsabſchiede nichts davon[41]). So ward unter Kaiſer Friedrich III. dem ewigen Landfrieden, welcher unter ſeinem Sohne und Nachfolger Maximilian zu Stande kam, vorgearbeitet. Den größten Antheil daran, daß das Fauſtrecht geſetzlich abgeſchafft werden konnte, hatte die Wirkung des immer in größerem Maße gebrauchten Schießpulvers. Die Edelleute, die zuvor aus ihrer Burg Fürſten und Städten trotzten, wurden nun bald durch einige Donnerbüchſen, durch welche man ihnen ihre Thürme und Mauern beſchädigte, geduldig und biegſam. War früher eine Burg erobert, welche Arbeit koſtete es, ſie zu ſchleifen. Die feſteſten Mauern und Thürme blieben gewöhnlich ſtehen und von den übrigen der Grund. Jetzt ward ein Faß Pulver unten in die Grundfeſte des Wartthurms eingegraben und er flog zertrümmert in die Luft. War eine Feſtung noch nicht erobert und ward erſt belagert, ſo lebten jetzt die Belagerten in weit größerer Angſt, als zur Zeit der Sturmböcke, daß nicht eine untergrabene und in die Luft geſprengte Mauer den Feinden einen leichten Eingang gewähre. Die Belagerten waren jetzt, wenn ſie auf den Mauern erſchienen, durch die Kugeln der Karrenbüchſen und Handbüchſen weit mehr gefährdet, als früher durch die Geſchoſſe der Wurfmaſchinen und durch die Pfeile. Ebenſo wenig wie die Ritter auf ihre Burgen, konnten jetzt die Städte auf ihre vormals unüberwindlichen Befeſtigungen pochen. Da nicht blos die Edelleute, ſondern ſelbſt auch die Bürger mit dem unritterlichen Mordgewehr, wie die Edelleute die Schießgewehre nannten, nichts zu thun haben, ſo verloren Beide, die Ritter und die Städter, den kriegeriſchen Geiſt, welcher dem Fauſtrechte eine beſtändige Nahrung verſchafft hatte. Die Nothwendigkeit eines geübten Fußvolks immer mehr erkennend, waren nun die Fürſten genöthigt, faſt alle ihre Kriege durch Söldner zu führen. Aber die Bezahlung derſelben erfoderte einen großen Aufwand, den die Wenigſten lange aushalten konnten, da das Geld ſelten bei Fürſten war und ein Herzog, Georg der Reiche von Baiern-Landshut, zu den Ausnahmen gehörte. Die Meiſten waren daher unter dieſen Umſtänden froh, wenn ſie des Kriegführens überhoben ſein konnten; denn Mancher lud durch eine einzige Fehde eine ſolche Schuldenlaſt auf ſich, daß er ſie kaum in ſeinem ganzen Leben mehr abtragen konnte. Gegen Ende der Regierung Kaiſer Friedrich's III. und auf deſſen Betrieb nahm der ſchwäbiſche Bund ſeinen Urſprung und demſelben traten viele mächtige Reichsſtände, ſowie auch die Löwengeſellſchaft bei. Durch den ſchwäbiſchen Bund wurde vielen die Luſt zu Befehdungen genommen, denn der genannte Bund hatte beſtändig 8 bis 9000 Mann auf den Beinen, und es mußte einer, der das Fauſtrecht üben wollte, Muth und Macht in hohem Maße haben, wenn er ſich getrauen ſollte, gegen ihn in die Schranken zu treten. Von den einzelnen Fürſten in Teutſchland war ihm kein Einziger gewachſen, und er mußte daher erſt Bundesgenoſſen ſuchen. Durch den Anblick des ſchwäbiſchen Bundes wurden die meiſten Reichsſtände und die Mehrzahl des teutſchen Adels gleichſam vorbereitet und williger gemacht, ſich den Geſetzen eines allgemeinen und beſtändigen Landfriedens zu unterwerfen. Die ſtärkſte Stütze der in dieſem Zeitraume von Zeit zu Zeit errichteten Landfrieden und des dadurch geſuchten innerlichen Rechtsſtandes war, daß die Theilnehmer an ſolchen Landfrieden ſowol, als auch an den häufigen zu deſſen Erhaltung geſchloſſenen beſondern Verbindungen Friedensgerichte gemeinſchaftlich beſtellten. Dieſe beſtanden aus den Friedensrichtern und einem aus ihnen gewählten Obmanne. Dieſem kam die Zuſammenberufung der Bundesverwandten und die Aufnahme neuer Bundesgenoſſen mit Einwilligung der älteren Bundesglieder zu. Solche Friedensgerichte beſorgten nicht nur die Aufrechterhaltung des Landfriedens, ſondern ſie entſchieden auch die unter den Bundesgenoſſen entſtandenen Streitigkeiten; vornehmlich aber hingen von ihrer Anordnung die gegen die Landfriedensbrecher vorzukehrenden Anſtalten ab[42]). — Außer dem kriegeriſchen Geiſte der Teutſchen war eine Haupturſache, warum man ſich ſo ſchwer von Ausübung des Fauſtrechtes trennte, die Parteilichkeit der Richter. Wir haben oben geſehen, daß ſelbſt über das weſtfäliſche Friedensgericht Klagen einliefen und Kaiſer Wenzel deshalb den von ſeinem Vater gegebenen Landfrieden aufheben mußte. Noch ſchlimmer ſah es mit den eigentlichen Reichsgerichten aus. Nicht blos die Beſtechlichkeit und Parteilichkeit der Richter aus ſonſtiger Gunſt ſchreckte die, welche in Streitigkeiten geriethen, davon ab, ſich an die Gerichte

41) Häberlin 7. Bd. S. 35. 36. 311—314. 475. 476.

42) Schamelius, Hiſtor. Nachrichten von dem thüringiſchen Friedegerichte in den mittleren Zeiten, in der Sammlung vermiſchter Nachrichten zur ſächſiſchen Geſchichte. 4. Bd. Nr. 3. S. 209—229. *Kayser (Jo. Frid.)*, Diss. de judiciis Pacis in Imperio R. G. (Giessae 1747. 4., wieder abgedruckt daſelbſt 1749. 4.). Geſchichte der T. R. Grundgeſetze. C. 2. §. 45—52. S. 90—93. Häberlin, N. Hiſt. 8. Bd. S. 14.

zu wenden, ſondern überhaupt auch, daß es der menſchlichen Natur ſo ſchwer wird, nicht Partei zu ergreifen. Auch der redlichſte Richter wird nicht ſelten unvermerkt ſo hingeriſſen, daß er zu Partei wird. Die Furcht, in dem Richter einen Gegner zu finden, hatte viele veranlaßt, ſich lieber durch das Fauſtrecht Recht zu ſchaffen. Da man von neuen Einrichtungen, deren Mängel man noch nicht aus Erfahrung erkennt, mehr hofft, als von den alten, deren Mängel man erfahren hat, ſo war die Hoffnung der Reichsſtände, welche einen beſtändigen Landfrieden wünſchten, auf die Aufſtellung eines neuen Reichsgerichtes gerichtet. Dieſes war das Reichskammergericht, welches dem ewigen Landfrieden eine feſte Stütze geben ſollte. Maximilian fühlte ſo gut als ſein Vater, daß durch den überwiegenden Einfluß der Stände bei dem Reichskammergerichte einiges von den kaiſerlichen Vorrechten aufgeopfert wurde. Aber Maximilian willigte in dieſe Aufopferung, um die Ruhe im Vaterlande zu ſichern und ſich mit Glück in die auswärtigen Angelegenheiten einmiſchen zu können. Friedrich III. wollte noch, wie es ſich auch Friedrich II., als er den Reichshofrichter aufſtellte, ausdrücklich vorbehielt, die Acht ſelbſt verkünden. Maximilian bewilligte, daß auch das Reichskammergericht in die Acht erklären könnte. Die Reichsſtände wollten auf dem Reichstage zu Worms im J. 1495 in die von dem römiſchen Könige wider Frankreich, welches in Italien eingefallen war, verlangte Hilfe nicht eher willigen, als bis auch Friede, Recht und Ordnung im teutſchen Reiche zu Stande gebracht wäre. Bei dem Landfrieden beſtanden die Reichsſtände darauf, daß derſelbe nicht mehr auf gewiſſe Jahre, ſondern auf beſtändig errichtet werden ſollte. Als wegen der in Italien täglich wachſenden Gefahr der König auf den Abtrag der bewilligten Geldhilfe drang, ſo weigerten ſich die Reichsſtände, beſonders die Städte, deſſen, bis man erſt mit der Materie wegen der innerlichen Beruhigung Teutſchlands zur Richtigkeit gekommen wäre. Hierdurch bewogen durchlas der König den ihm übergebenen Entwurf eines beſtändigen und allgemeinen Landfriedens zwei Tage hinter einander von Morgen 8 Uhr bis Abends 8 Uhr, nur daß er ſeine Mahlzeit dazwiſchen einnahm, und überlegte mit ſeinen Räthen. Auch ließ er ſich den Entwurf bis auf den Punkt wegen der Pfändungen gefallen. Darüber kam ein neuer Entwurf wegen eines Landfriedens zum Vorſchein. Bei dieſem gab es aber wieder, ſowol von Seiten des römiſchen Königs, als auch der Reichsſtände, allerhand Erinnerungen und Streitigkeiten. Aus dieſem Grunde hielten zuletzt die beiden höhern Reichscollegien für das Rathſamſte, den Artikel wegen der Pfändungen gänzlich hinwegzulaſſen und dagegen zu ſetzen, daß dieſer Landfriede Niemandem etwas an ſeinen Verſchreibungen abnehmen oder zugeben ſolle. Dieſe Temperirung ließen ſich denn auch die Reichsſtädte und der römiſche König ſelbſt gefallen. So kam endlich den 7. Aug. (1495) der ſogenannte königliche Landfriede [43]) zu Worms, gewöhnlich der ewige Landfriede genannt, zu Stande. Er war allgemein und beſtändig, und durch ihn wurden alle Befehdungen und innerlichen Kriege bei Strafe der Reichsacht und wie die an ebendieſem Tage publicirte Handhabung des Landfriedens verordnete, bei 2000 Mark Goldes, auch bei Verluſt aller Gnaden, Freiheiten, Rechte, Lehngüter, Schuld- und anderer Anſprüche, gänzlich unterſagt. Auch ſollte Niemand bei ähnlicher Strafe dergleichen Thätern oder Landfriedensbrechern Rath, Hilfe und Vorſchub thun, noch weniger ſie beherbergen oder dulden. Jeder, der Anſprüche an den andern habe, ſollte ſie vor den gehörigen Gerichten anbringen und rechtlichen Austrag gewärtigen. Nach geendigtem Reichstage ließ der römiſche König von Worms aus ein Ausſchreiben oder einen Befehl an alle und jede Reichsſtände ergehen, daß ſie den Landfrieden in ihren Landen verkündigen und darüber feſthalten ſollten. So ward das Fauſtrecht in Teutſchland geſetzlich abgeſchafft, weil der Gebrauch des Schießpulvers die Übung der Selbſthilfe gefährlicher gemacht und den kriegeriſchen Geiſt geſchwächt hatte. Doch geſchah dieſes natürlich nur allmälig und noch gab es manche Fehde, und die Übung des Fauſtrechts wird noch mit ſtarken Zügen von Götz von Berlichingen in deſſen Selbſtbiographie veranſchaulicht. Auch Franz von Sickingen und andere ſchienen noch der alten Zeit anzugehören. In der Erklärung des Landfriedens [44]) vom J. 1522 ſagt Kaiſer Karl V.: „in viel Weg unter andern durch Empoerung, eigen gewältige Thaten, aufsätzliche Beschädigung, Abklagen, Berehden, Fahen, gefängliche Enthaltungen, Schatzungen, Strassenräuberei, Krieg, Zweytracht und Uneinigkeit, allenthalben beschwerlich erscheinen, dadurch dasselbig Reich und Herrschungen so in Unordnungen und Zweytracht unter ihm selbst leben“ u. ſ. w. Die Übung des Fauſtrechts wüthete nämlich wieder in ſeiner vollen Stärke durch den großen Zwieſpalt, welchen die Misbräuche des kirchlichen Glaubens, welche nothwendig eine Abſtellung erheiſchten, hervorgerufen hatten. Da man bei den Religionsſtreitigkeiten nicht blos mit der Feder, ſondern auch mit dem Schwerte kämpfte, mußte aus Gründen der ewige Landfriede mehrmals [45]) beſtätigt, erneuert und vermehrt werden, namentlich im J. 1548 auf dem Reichstage zu Worms [46]). Als einer derjenigen, welche ſich einen Namen in dem letzten Zeitraume der Übung des Fauſtrechtes gemacht, iſt beſonders Wilhelm von Grumbach zu nennen und die nach ihm genannten Händel zu erwähnen. Außerdem daß der Kaiſer und das Reichskammergericht die Übung des Fauſtrechts beſtraften, thaten es auch die Reichsſtände für ſich in ihren Ländern.

43) Landfriede, 1495 zu Worms aufgerichtet, bei *Schmauss*, Corpus Juris publici S. R. Imperii Academicum, Ausgabe von 1794. S. 56—62.

44) ſ. den Extract bei Schmauß S. 98—102. 45) ſ. die Reichsabſchiede zu Worms 1521, zu Nürnberg 1522 und hernach 1551. Kaiſer Ferdinand I. beſtätigte den Landfrieden zu Augsburg 1555, 1557 und 1559. Maximilian II. und Rudolf II. machten neue Zuſätze in den Reichsabſchieden zu Augsburg 1566, zu Speier 1576, zu Regensburg 1594. Die Executionsordnung iſt hieraus gezogen und der Landfriede in dem weſtfäliſchen Frieden Articl. XVII beſtätigt worden. 46) ſ. Römiſcher Kaiſ. und des H. Reichs Landfried, auf dem Reichs-Tag zu Augsburg declarirt, erneuert, aufgericht und beſchloſſen, im Jahr 1548, bei Schmauß a. a. O. S. 126—146.

So z. B. ſuchte Kurfürſt Johann der Beſtändige von Sachſen dem Unheile der Befehdungen, die noch immer nicht ganz ausgerottet werden konnten, durch wiederholte ſtrenge Verordnungen Einhalt zu thun. Sowie in Teutſchland der Landfriedensbruch mit der Acht beſtraft wurde, ſo auch in Skandinavien. Der, welcher Waffengewalt geübt, oder ſonſt den Frieden gebrochen, ward utlagr, d. h. außergeſetzlich gemacht (d. h. geächtet), ſo z. B. der berühmte Gaungu-Rolfr, der in der Wik Strandhieb geübt 47). Beſonders häufig überraſchte man, wenn man ſich des Fauſtrechtes bediente, ſeine Feinde in ihren eignen Häuſern, vornehmlich bei Nachtzeit, umzingelte die Gebäude, ſteckte ſie in Brand und die Gegner mußten entweder darin verbrennen, oder wurden, wenn ſie herauszudringen ſuchten, erſchlagen. Die auf dieſes Aufbrennen geſetzte Strafe war in Schweden nach der Schärfe des Rechtes nicht mehr als 40 Mark 48). Es ward daher, wie man vermuthet, von dem Könige in das Geſetzbuch eingerückt, daß ſolche Mordbrenner, oder wie man ſie hieß Kaxna-Warger, wenn ſie auf friſcher That mit dem Feuerbrande in der Hand ergriffen wurden, ins Feuer geworfen und ihre Güter dem Könige, dem Härad und dem Kläger verfallen ſein ſollten 49), jedoch ſo, daß der letzte den Vorzug behielte, wenn die Güter nicht zureichend wären 50). Der gemeine Mann nannte Amunden einen Kohlenbrenner, weil er in der Strafe ſo ſtreng war, daß er ſelbſt die Haus- und Mordbrennereien unterſuchte 51). In Ungarn verlor der Edelmann, welcher die Wohnung eines andern überfiel, ſein Vermögen, oder wurde, wenn er nichts beſaß, geſtäupt und als Sklave verkauft. In Frankreich hob Ludwig IX. im J. 1257 alle Privatkriege ohne Ausnahme auf 52). (*Ferdinand Wachter.*)

Faustula *Cassin.*, ſ. Ozothamnus.

FAUSTUS (röm. Myth.), ein Sohn des Saturn und der Eutoria, einer Tochter des Ikarus. (*Richter.*)

FAVAGNANA, FAVIGNANA, FAVAGNONA, eine der ägatiſchen Inſeln. Sie hat etwa 18 ital. Meilen im Umfange und liegt zehn dergleichen von Trapani, bei der Inſel Levanzo. Sie iſt länger als breit. Im Oſten und Süden iſt ſie eben, im Weſten hohes Bergland; hier liegt das Schloß S. Catarina. Außerdem hat das 4000 Einwohner zählende Eiland noch ein Dorf, S. Leonardo, mit einem kleinen Hafen. An Südfrüchten, Wein und Öl iſt Favagnano reich; es gehörte im vorigen Jahrhunderte der genueſiſchen Familie Pallavicini. Nach Einigen dient ſie jetzt zum Staatsgefängniß. Bei den Alten hieß die Inſel nach der gewöhnlichen Annahme Ägusa oder Capraria; mehr würde mit dem jetzigen Namen das Aponiana bei Hirtius (B. Afr. 2) ſtimmen, „quae non longe abest a Lilybaeo," und in der That entſcheidet ſich Cluver in ſeiner Sicilia Antiqua für die Identität beider Inſeln. (*Daniel.*)

FAVART, 1) Charles Simon, geb. am 10. Nov. 1710 zu Paris, der Sohn eines Paſtetenbäckers auf dem Platze Puits-d'Amour, erhielt eine wiſſenſchaftliche Bildung im königlichen Collegium. Sein Geſchmack für die ſchöne Literatur zeigte ſich in frühem Alter. Die dramatiſche Poeſie, beſonders das italieniſche Singſpiel, wurden Hauptgegenſtände ſeiner Studien. Im J. 1745 hatte er die Direction einer wandernden Schauſpielertruppe in Flandern übernommen. Das unſtäte Leben behagte ihm jedoch nicht lange. Er ging wieder nach Paris zurück, widmete ſich dort ausſchließlich der dramatiſchen Poeſie und ward der Schöpfer der feinern komiſchen Oper. Sein Talent und ſeine Beſcheidenheit verſchafften ihm den Umgang mit den berühmteſten ſchönen Geiſtern Frankreichs. Auch als Menſch war er geſchätzt wegen ſeiner geſelligen Tugenden und wegen ſeiner Wohlthätigkeit. Freigebig unterſtützte er Arme und Hilfsbedürftige, obgleich er ſelbſt nicht reich war. Er ſtarb am 18. Mai 1793 mit dem Ruhm eines der talentvollſten und fruchtbarſten Operndichter Frankreichs. Er ſoll gegen 90 Theaterſtücke geſchrieben haben, zum Theil geſammelt in den Oeuvres de Mr. et Madame *Favart.* (Paris 1720.) 10 Voll. und in dem Théâtre de Mr. et de Madame *Favart.* (Ibid. 1772.) 10 Voll.

In dieſer zwiefachen Sammlung befinden ſich komiſche Opern, Parodien, Luſtſpiele und Schäferſpiele. Zu den bekannteſten gehören: Les amours champêtres, Ninette à la Cour, Soliman II., les trois Sultanes, l'Anglois à Bordeaux, Isabelle et Gertrude, la Fée Urgelle, les Moissonneurs, la Rosière de Salenoy, la Chercheuse d'esprit, l'Astrologue de Village, la belle Arsene, la noce interrompue u. a. m. Mehre dieſer Stücke arbeitete Favart gemeinſchaftlich aus mit Pannard, d'Orville, Anſeaume u. a. franzöſiſchen Dichtern. In Allem, was er für die Bühne ſchrieb, wußte er auf eine ſehr glückliche Weiſe Gefühl und Witz, Munterkeit und Anſtand zu vereinigen. Durch Friſche der Ideen, Anmuth und Natürlichkeit im Ausdrucke und lebenswahre Charakterzüge erhielten ſich ſeine Stücke lange auf der franzöſiſchen Bühne und auch auf der teutſchen, durch Überſetzungen von Huber, Weiße, Meißner u. A. Am thätigſten war Favart für das Théâtre italien und das Théâtre de la Foire zu Paris, ſodaß die Geſchichte ſeiner Werke großentheils die Geſchichte jeder beiden Bühnen iſt.

2) Marie Justine Benoite, geborene Cabaret du Ronceroi, Gattin des Vorigen, geb. 1727 zu Avignon, wurde von ihren Ältern, die in der Kapelle des Königs Stanislaus Lesczinski angeſtellt waren, der theatraliſchen Laufbahn gewidmet, und betrat 1744 zu Paris, wohin ſie mit ihrer Mutter gereiſt war, das Theater der komiſchen Oper. Als Schauſpielerin, wie als Tänzerin, fand ſie großen Beifall, und erhielt ſich fortwährend in der Gunſt des Publicums. Sehr gern geſehen ward ſie auch in Pantomimen, die ſie übernahm, als die komiſche Oper in Paris, auf

47) ſ. Snorri Sturluſon's Weltkreis (Heimskringla), überſetzt und erläutert von Ferd. Wachter. 1. Bd. S. 201. 202.
48) Dale-Lag Byggn. B. §. 56 ap. *J. Wild* ad *Puffend.* p. 467.
49) L. L. Ostrog. C. 31 de Infr. Jur. Reg.
50) L. L. Upl. C. 25. §. 1 de Jur. Vicin. L. L. Westm. C. 62 de Jur. Aedif.
51) Dalin, Geſchichte des Reiches Schweden; aus dem Schwediſchen überſetzt durch J. Benzelſtierna und J. C. Dähnert. 1. Th. S. 499; ſ. auch 2. Th. S. 162. 344. 347, wo andere Beiſpiele von Arten der Übung des Fauſtrechts angeführt werden.
52) Vgl. v. Raumer a. a. O. 5. Bd. S. 585.

Veranlaſſung der übrigen Theater, unterdrückt ward. In Flandern, wohin ſie ihrem Gatten gefolgt war, der dort die Direction einer Schauſpielertruppe übernommen hatte, feſſelte ſie den Marſchall von Sachſen, der ſie mit ſeiner Zudringlichkeit beſtürmte, und ſie in ein Kloſter ſperren ließ, als ſie ſeinen Wünſchen nicht Gehör geben wollte. Ihre Standhaftigkeit erlag unter der rauhen Willkür, womit ſowol ſie, als ihr Gatte von jenem Fürſten behandelt ward. Längere Zeit galt ſie für die erklärte Maitreſſe des Marſchalls. Als ſie wieder ihrem Gatten nach Paris folgte, ward ſie dort Mitglied des Théâtre italien. Bis zu ihrem Tode, der 20. April 1772, war ſie eine Zierde dieſer Bühne und allgemein gefeiert als Künſtlerin. Ihr Talent war ſo ausgezeichnet, daß ſie oft an einem Abende in vier verſchiedenen Rollen auftrat und in allen gleich vortrefflich ſpielte[1]. Auch als dramatiſche Schriftſtellerin verſuchte ſie ſich mit Glück. Der fünfte Band der Oeuvres de Mr. et Madame Favart enthält von ihr die nachfolgenden ſechs Stücke: Les amours de Bastien et Bastienne, les Ensorcelés ou Jeannot et Jeannette, la fille mal gardée ou le Pedant amoureux, la fortune du Village, la Fête d'amour ou Lucas et Colinette und Annette et Lubin. Noch heutzutage wird ein Theater zu Paris la Salle Favart genannt, als ein Beweis der Liebe und Achtung, die das Publicum der trefflichen Künſtlerin und geiſtreichen Frau zollte[2]. (*Heinrich Döring.*)

FAVELET (Joh. Franz), Prof. der Medicin in Löwen, geb. im Fort Perle bei Antwerpen am 18. April 1674, geſt. zu Löwen am 30. Juni 1743. Favelet war der Sohn eines Fähnrichs in ſpaniſchen Dienſten, aus vornehmer, aber armer Familie. Er machte ſeine Vorſtudien in Malines und ſtudirte dann in Löwen zuerſt Philoſophie und weiterhin Medicin, und zwar mit ſolchem Erfolge, daß ihm im J. 1697 jene große Auszeichnung zu Theil ward, welche ein löwener Student nach den Statuten der Univerſität erreichen konnte, eine Zeit lang den öffentlichen Disputationen zu präſidiren. Nachdem er ſich hierauf im Militairſpitale zu Malines vier Jahre lang der Praxis gewidmet hatte, kehrte er 1701 nach Löwen zurück und erwarb ſich die Rechte eines Licentiaten. Im J. 1705 wurde er Arzt am ſtädtiſchen Hoſpitale, und er erſetzte Wilh. van Limborch auf dem Lehrſtuhle der Botanik; 1710 folgte er, nach Verheyen's Tode, dieſem als Profeſſor der Anatomie; 1718 erhielt er einen der beiden erſten mediciniſchen Lehrſtühle. Favelet zeichnete ſich nicht minder durch ſeine Uneigennützigkeit und Liebenswürdigkeit als Menſch und als Arzt, wie durch ſein Lehrtalent aus und erlangte dadurch eine große Berühmtheit in Folge der er auch ſeine Ernennung zum Leibarzte der Erzherzogin Marie Eliſabeth, Regentin der öſterreichiſchen Niederlande, im J. 1725, ſowie zum Mitgliede der pariſer Akademie der Wiſſenſchaften, im J. 1729, verdankte. Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit beſchränkte ſich auf folgende unbedeutende Werke: Prodromus apologiae fermentationis in animantibus; instructus aliquot animadversionibus in librum de digestione nuper editum per cl. virum D. Hecquetium. (Lovan. 1731. 12). — Animadversiones in S. de Villers medicas institutiones. (Lovan. 1735. 4.). — *Novarum, quae in medicina a paucis annis repullularunt hypotheseon Lidius Lapis.* (Lovan. 1737. 12). (*F. W. Theile.*)

FAVENTIA, 1) Stadt in Gallia Ciſpadana (jetzt Faenza), nordweſtlich vom Forum Livii (jetzt Forli), ſüdöſtlich vom Forum Cornelii (jetzt Imola), reich an Wein, Geburtsort der Mutter des Kaiſers Commodus. Metellus Pius, ein Feldherr Sulla's, ſchlug bei Faventia den Carbo und Norbanus. — — 2) in Spanien: a) in Hiſpania Tarraconenſis, nach Plinius die Kolonie Barcino mit dem Beinamen Faventia (8, 3), war die Hauptſtadt der Lacetani, jetzt Barcelona. — — b) In Hiſpania Bätica, ſ. Vesci. (*H.*)

FAVERIUS (Joannes), machte ſich nach *Draudii* Bibl. class. mit folgenden *Compoſitionswerken* bekannt: Canzonette Neapolitane a 3 voci. *Libro I.* 1593. Teutſche Lieder mit vier Stimmen, *auf neapolitaniſche* Art componirt. (Cöln 1596. [4.]) Opus Cantionum mutarum 4 et 5 vocibus. (Coloniae 1606. [4.]) Von ſeinem Leben iſt nichts bekannt. (*G. W. Fink.*)

FAVIANA, im Ablativ Favianis, eine Feſtung an der Donau[1]), welche in der Geſchichte der rugiſchen Fürſten Feletheus, mit anderem Namen Feva, und Friedrich und des heiligen Severinus eine Rolle ſpielt. Der Ort wurde von den Rugen nur durch die Donau getrennt[2]). Das Rugiland lag aber am linken Ufer der Donau[3]), Faviana alſo auf dem rechten. Viele Gelehrte[4]) haben gemeint, Faviana ſei Wien. Aber Lambecius hat dieſes aus der Vita S. Severini ausführlich widerlegt[5]), und meint, unter Favianis ſei das von Pi-

1) Charakteriſtiſch ſind die nachfolgenden Verſe Bouran's unter das Bildniß der Künſtlerin:

Nature un jour epousa l'Art:
De leur amour naquit *Favart*,
Qui semble tenir de son père
Tout ce qu'elle doit à sa mère.

2) Vergl. *Ph. la Madelaine*, Dictionnaire des Poètes français. p. 183 sqq. Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. 52. Bd. S. 132 fg. Eſchenburg's Beiſpielſammlung zu ſ. Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften. 7. Bd. S. 723 fg. Allgemeines Theaterlexikon (von Blum, Herloßſohn und Marggraff). 3. Bd. S. 243 fg.

1) *Eugippus*, Vita S. Severini Cap. 35 (ap. *Pez*, Scriptt. Rer. Austr. T. I. p. 88): Praeterea Fridericus a fratre suo, Rugorum Rege Feva ex paucis, quae ripam Danubii remanserant oppidis, unum acceperat Favianis, juxta quod S. Severinus, ut retuli, commanebat. Vom heiligen Severinus ſagt Eugippus (Cap. 30. S. 84): Ipse vero Favianis degens in antiquo suo monasterio etc. 2) Derſelbe Cap. 30. S. 84: Feletheus, Rugorum Rex, qui et Feva, audiens cunctorum reliquias oppidorum, quae barbaricos evaserant gladios, Lauriaco per famulum Dei se contulisse, assumpto veniebat exercitu, cogitans repente detentos abducere, et in oppidis sibi tributariis atque vicinis (ex quibus unum erat Favianis, quod a Rugis tantummodo dirimebatur Danubio) collocare. 3) ſ. *Paulus Diaconus* Lib. I. Cap. 19 ap. *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. T. I. P. I. p. 415. 416. 4) z. B. Schwarz, Das altteutſche Öſterreich S. 67. 5) Lib. II. de Bibl. Caes. p. 10 sq. Dem Lambecius folgt Pagius ad A. 454. n. 11 sq. und ad An. n. 17.

nius (Lib. III, 24) unter den Städten der Noriker aufgezählte Flavium Soluense zu verſtehen. Daß Flaviana nicht Wien ſein könne, hierüber ſagt Mannert [6]): „Wien kann durch Faviana nicht bezeichnet werden, denn dies hieß Vindomina, und gehörte zu St. Severin's Zeiten zur Herrſchaft der Gothen. *Jornand.* c. 50." Maſcov [7]) bemerkt: „Faviana lag in Norico Ripensi, und alſo diesſeits vom Calenberge (Monte Cetio), welcher Noricum von Pannonien abſonderte; Vindebona aber, das jetzige Wien, iſt jenſeit deſſelben, und gehörte ſchon zu Pannonien." Über die nähere Lage von Favianis ſagt Eugippus [8]), daß es über hundert (römiſche) Meilen von Patavis (Paſſau) lag, und wie Mannert hierzu bemerkt, alſo bei Arlape. Von Favianis zwei (römiſche) Meilen entfernt war Purgum [9]). Zwei (römiſche) Meilen von Faviana befand ſich der Bach Dicuncia [10]). Nach Mannert ſcheint Faviana der nämliche Ort zu ſein, den Not. Imp. Fasiana nennt, hat vielleicht vom Könige der Rugen, Fava oder Feletheus, dem es gehörte, den Namen angenommen, und lag wahrſcheinlich nicht fern von der Mündung der Ens. (*Ferd. Wachter.*)

FAVIANA ACTIO, gehört, gleich der *Actio Calvisiana*, zu denjenigen Klagen, welche von den Römern eingeführt worden waren, um die Succeſſionsrechte des Patronus an den Freigelaſſenen ſicher zu ſtellen, und jenen, den Patron, vor jedem Nachtheile zu wahren, der ihm in dem Falle hätte erwachſen können, wenn der Freigelaſſene ſein Vermögen, welches im Falle des Todes an den Patronus entweder ganz, oder zu einem geſetzlich beſtimmten Antheil zurückfiel, durch Veräußerungen oder Schenkungen, bei Lebzeiten verringert, und dadurch alſo ſeinen Patronus um die zu erwartenden Vortheile ganz, oder zum Theil gebracht hatte. Hatte der Freigelaſſene ein Teſtament hinterlaſſen, ſo konnte der in der bemerkten Weiſe benachtheiligte und in ſeiner Succeſſion geſchmälerte Patron mit der Actio Faviana auftreten, um durch dieſelbe das Veräußerte oder Verſchenkte zurückzuverlangen, natürlich nur in ſoweit, als es zu ſeiner Befriedigung erfoderlich war und ſein Erbtheil geſchmälert worden; war der Freigelaſſene ohne Teſtament geſtorben, ſo trat in einem ſolchen Falle die Actio Calvisiana ein. Nur gegen den Gläubiger, welchem der Freigelaſſene eine Schuld bezahlt hatte, fand die Actio Faviana nicht ſtatt, auch in dem Falle nicht, wenn die Zahlung des Freigelaſſenen das Anſehen eines Acts freier Schenkung hatte; worüber noch nähere und ſpeciellere Beſtimmungen gegeben waren.

Weiter war auch dieſe Actio dem arrogirten Unmündigen wider den Arrogator zuſtändig, welcher ſein Vermögen bei Lebzeiten in der böſen Abſicht geſchmälert hatte, um dem Unmündigen dadurch den vierten Theil der Güter zu entziehen; ſ. das Nähere bei *Mühlenbruch*, Doctrina Pandectarum. Vol. III. (Lib. IV. Cap. II.) §. 555. not. 4 und (Lib. V. Cap. III.) §. 629. not. 15, nebſt Glück, Ausführl. Erläuterung der Pandekten VII, 1. S. 192 fg. XIII, 1. S. 123. Not. 54. (*Baehr.*)

FAVIDA, eine Inſel im Meerbuſen von Georgia, in der Nähe der Weſtküſte von Nordamerika, von welcher ſie durch den Kanal von Nueſtra Senhora del Roſario getrennt wird. Sie hat bei einer Breite von einer Meile höchſtens eine Länge von ſechs Meilen. (*Eiselen.*)

FAVIER, zu Anfange des 18. Jahrh. geboren, folgte bereits in ſeinem 20. Jahre ſeinem Vater in der Stelle eines General-Secretairs der Stände von Languedoc; allein jugendliche Ausſchweifungen nöthigten ihn bald, dieſe ſo ehrenvolle als einträgliche Stelle aufzugeben. Da er nun ſich auf ſich ſelbſt verlaſſen mußte, betrieb er mit großem Eifer Geſchichte und Politik, und erlangte bei ſeinem erſtaunlichen Gedächtniß in kurzer Zeit eine vollſtändige Kenntniß der Verträge, Verbindungen, Genealogien, Gerechtſame und Anſprüche aller regirenden Häuſer, wodurch er ſich die diplomatiſche Laufbahn eröffnete, worin ihn das Glück im Anfange ſehr begünſtigte. Er begann ſie als Secretair des Herrn v. Chetardie, welcher gewandte Diplomat damals Geſandter am Turiner Hofe war. Hier wurde er ſehr bald in die Geheimniſſe der alten europäiſchen Politik eingeweiht. Nachmals ein Günſtling des Miniſters d'Argenſon, für welchen er verſchiedene werthvolle Denkſchriften von großer Wichtigkeit ausgearbeitet hatte, enthüllte dieſer ihm Frankreichs politiſches Syſtem gegen die europäiſchen Mächte, die es als ſeine natürlichen Feinde zu betrachten hatte. Favier faßte dies mit Feuer auf, und daraus gingen ſeine ausgezeichneten Réflexions contre le traité de 1756, zwiſchen Frankreich und Öſterreich hervor, die ihm freilich auch viele Feinde zuzogen, die nach des Miniſters Abgange wenigſtens ſeine öffentliche Anſtellung verhinderten. Indeß wurden ihm unter Choiſeul's Miniſterium verſchiedene geheime Sendungen nach Spanien und Rußland übertragen. Auch der Graf Broglie bediente ſich ſeiner. Im Auftrag Ludwig's XV. unterhielt dieſer einen geheimen Briefwechſel mit den franzöſiſchen Geſandten an verſchiedenen Höfen, und Favier verfaßte für ihn mehrere Denkſchriften, die von ſeinen tiefen Kenntniſſen zeugten, aber keineswegs zu ſeinem Vortheil gereichen ſollten. Der Miniſter, dem einige Stücke dieſes geheimen, gegen ſeine Inſtructionen geführten, Briefwechſels zugekommen waren, drang bei dem Könige auf einen Verhaftbefehl gegen Favier, der nur in des Königs Auftrag gehandelt hatte. Dieſer unterzeichnete den Befehl, ſchrieb aber ſogleich an Favier, daß er ſich flüchte und ſeine Papiere in Sicher-

6) Germania, Rhätia, Noricum, Pannonia nach den Begriffen der Griechen u. Römer dargeſtellt. S. 680. In der Geſchichte Baierns ſagt Mannert (1. Th. S. 12): „Seinem Bruder Friedrich übergibt er (Fava) die öſtlichen Striche, welche unter den Römern ſchon zu Pannonien waren gerechnet worden. 7) Geſchichte der Teutſchen. 2. Th. S. 168. 8) Vita S. Severini. Cap. 23. p. 79: Ad antiquum itaque et omnibus majus monasterium suum juxta muros oppidi Favianis, quod centum et ultra millibus aberat (nämlich von Patavis) Danubii navigatione descendit (nämlich der heilige Severin). 9) Vita S. Severini. Cap. 5. p. 68: Ipse (der heilige Severin) vero ad secretum habitaculum, quod Purgum appellatur ab accolis, uno a Favianis distans milliario, saepius secedat, ut hominum declinata frequentia etc. 10) *Eugippus* Cap. 3. p. 67. 68: Eodem tempore civitatem nomine Favianis saeva fames oppresserat etc., und weiter unten: Exeuntes igitur in secundo milliario super rivum, qui vocatur Dicuncia, praedictos latrones inveniunt.

heit bringe. Favier begab ſich nach England und dann nach Holland, wo er dem Prinzen Heinrich von Preußen bekannt wurde, dem er, wie man meint, wichtige Eröffnungen über ſein Syſtem und ſeine geheimen Sendungen gemacht haben ſoll. Auch hat man behauptet, daß er, unterſtützt von einigen Höfen, viel dazu beigetragen habe, den Herzog von Choiſeul von dem Miniſterium zu entfernen. Seine Rückkehr nach Frankreich aber konnte er nicht bewirken. Der Haß der Höfe, gegen die er geſchrieben, verfolgte ihn; man verwickelte ihn in eine fabelhafte Verſchwörung, und er wurde zu Hamburg aufgehoben und als Störer des Friedens von Europa nach Paris gebracht. Namentlich wurde ſein Briefwechſel mit dem Prinzen Heinrich von Preußen als ſtrafbar betrachtet, und er in die Baſtille gebracht, wo er mehrere Jahre gefangen ſaß, bis Broglie mit kräftigem Freimuth ſeiner ſich annahm. Im J. 1773 ſchrieb er dem Könige: „So viel Geiſt und ſo viel Armuth, ſo große Talente und ſo großer Haß von auswärts, beweiſen den Stand unſers Kabinets; ſie erinnern an das, was Ew. Maj. ehemals war, und wohin Ihre Alliirten Sie gebracht haben," und dann in einer muthvollen Vertheidigung: „Wenn in meiner letzten, Ew. Maj. vorgelegten Schrift ſich einige nützliche Bemerkungen finden, ſo gehören dieſe einem jetzt verlaſſenen, geächteten und eingekerkerten Manne." Favier erhielt hierauf ſeine Freiheit, aber keine Anſtellung, deren er bei ſeiner gewohnten Lebensweiſe ſo ſehr bedurft hätte. Er hatte jetzt nichts als ſein Talent, welches er zu literariſchen Arbeiten anwendete. Ohne ſeinen Namen erſchienen le Spectateur litteraire sur quelques ouvrages nouveaux 1746. 12. Essai historique et politique sur le gouvernement présent de la Hollande (angeblich zu London) 1748. 2 Bde. 12. Le poète réformé, ou Apologie pour la Semiramis de Voltaire. (Amſterd. 1748. 8.) Mémoires secrets de Milord Bolingbroke, traduits de l'Anglais avec des notes historiques (angebl. Lond.) 1754. 3 Bde. 8. Doutes et questions sur le traité de Versailles entre le roi de France et l'impératrice-reine de Hongrie (angebl. Lond.) 1778. 8. (in der Ausgabe von 1791 mit des Verfaſſers Namen), Lettres sur la Hollande. (Haag 1780. 2 Bde. 12.) Mit Freron, Rouſſeau, Arnaud, Suard hatte er auch Theil an der Redaction des Journal étranger. So ſchnell nun aber ſein Geiſt ſeine Schriften entwarf und ausführte, eben ſo ſchnell vergeudete er die davon bezogenen Einnahmen, ſo daß er in einem fortwährenden Wechſel von Mangel und von Wohlbehagen, von Arbeit und Verſchwendung lebte. Endlich erwirkte der Graf von Vergennes bei Ludwig XVI. für ihn 40,000 Francs zur Tilgung ſeiner Schulden und eine Penſion von 2000 Thalern, womit er im hohen Alter ein geregelteres Leben führte. Er ſtarb am 2. April 1784. Ségur hat einen Theil ſeiner politiſchen Schriften geſammelt und herausgegeben unter dem Titel: Politique de tous les Cabinets de l'Europe pendant les règnes de Louis XV. et de Louis XVI. 1793. 2 Bde. Die dritte Ausgabe 1802. 3 Bde. Hiebei findet ſich die berüchtigte geheime Correſpondenz Ludwig's XV. *(H.)*

FAVILA, König von Aſturien, war ſeinem Va[ter] Pelagius 737 auf dem Throne gefolgt, welchem er aber auf keine Weiſe glich; denn dieſer hatte tapfer gegen die Mauren gekämpft, ſein kleines Reich eine Zeit lang erweitert, zuletzt aber freilich ſeinen zahlreichen Feinden unterlegen. Favila dagegen liebte nur träge Ruhe und Weichlichkeit; auch dauerte ſeine Regierung nur zwei Jahre. Er fand ſeinen Tod, indem er ſich auf der Jagd von jenem Gefolge verirrt hatte und auf einen Bären ſtieß, von welchem er zerriſſen wurde. Seine Unterthanen, weit entfernt, ihn zu betrauern, nannten dieſen Unfall vielmehr einen Glücksfall, der ſie von einem werthloſen Regenten befreite. Es folgte ihm in der Regierung ſein Schwager Alfons der Katholiſche. — Allgem. Weltgeſch. 5. Bd. 2. Abth. S. 455. *(A. Herrmann.)*

FAVISSAE, ein Ausdruck, der offenbar mit *foveae* zuſammenhängt und auf gemeinſame Abſtammung zurückführt *), daher auch in ſeiner Bedeutung nicht ſehr davon verſchieden iſt (ſ. Döderlein, Synonymik der lateiniſchen Sprache V. S. 143), mag man nun an die in den Excerpten des Feſtus (p. 66. ed. *Lindemann.*) zuerſt angegebene Erklärung denken, welche unter dieſem Worte eine Art von Tempelciſternen verſteht — *Favissae*, locum sic appellabant, in quo erat aqua inclusa circa templa — oder an die von Andern angegebene und in dieſelben Excerpte aufgenommene Deutung, welche unterirdiſche Gemächer, Keller oder derartige heilige Räume, zunächſt in Rom unter dem Capitol, darunter verſtand, welche zur Aufbewahrung verſchiedener Tempelgeräthſchaften, die durch Alter unbrauchbar geworden waren, alter, aus dem Tempel herabgefallener, Götterbilder oder ähnlicher Weihgeſchenke und dergl. dienten; wovon der natürliche Grund eben in der großen Verehrung und Heiligachtung Alles deſſen, was auf den Cultus und die Religion ſich bezog, zu ſuchen iſt, vermöge deſſen man ſelbſt das Veraltete oder für ſeinen nächſten Zweck untauglich Gewordene nicht zu vernichten, oder zu etwas Anderem verwenden zu dürfen glaubte, wie ſchon Nardini (Vet. Rom. V, 15) richtig bemerkt hat. So hatte man eigene Keller oder unterirdiſche Vorrathskammern unter dem Capitol, an geheiligter Stätte, um hier alle ſolche veralteten oder unbrauchbar gewordenen Tempelgeräthſchaften, Heiligenbilder, Votivgeſchenke und dergl. aufzubewahren; und dies ſind eben die *Favissae Capitolinae*, über welche der Juriſt Servius Sulpicius ſich, da er das Wort in den libri censorii fand, eine Erklärung von dem gelehrten, in dem Gebiete der Sprache, wie der Alterthümer gleich bewanderten, Varro ausbat, welche ihm dieſer auch in folgender Weiſe gibt: „— esse cellas quasdam et cisternas, quae in area sub terra essent; ubi reponi solerent signa vetera, quae ex eo templo collapsa essent et alia quaedam religiosa donariis consecratis." Bei Gellius (N. Att. II. 10), womit auch die Excerpte aus Feſtus (a. a. O.) übereinſtimmen: „Sunt autem qui putant, favissas esse in

*) foveo, faveo, alterthümlich für *fodeo*, ſ. die Excerpte des *Festus* p. 65 und dazu *Dacier* p. 426. ed. *Lindemann.*

Capitolio cellis cisternisque similes, ubi reponi erant solita ea, quae in templo vetustate erant facta inutilia.“ Auch anderwärts mögen ſolche Favissae exiſtirt haben, wie man denn ſolche unlängſt zu Fieſole in Etrurien bei einem Tempel entdeckt haben will; ſ. das Nähere im Giornal Arcadic. Vol. III. p. 119. Aber die von Q. Valerius Soranus (bei Gellius a. a. O.) gegebene Erklärung des Wortes *Favissae*, das, mit Auslaſſung eines Buchſtabens, für *Flavissae* ſtehe, alſo von *flare* komme — quod in eos (thesauros) non rude aes argentumque sed flata signataque pecunia conderetur, dürfte ſchwerlich Beifall finden, wenn man auch ſeine Deutung der Favissae, als analog den griechiſchen Theſauren (ſ. *Plutarch.* Philopoem. 19. *Livius* XXXIX, 50; vergl. *Pausan.* II, 23. §. 7) nicht verwerfen kann, da ſie mit der oben mitgetheilten durchaus im Einklang iſt: „favissas esse dictas cellas quasdam et specus, quibus aeditui Capitolini uterentur ad custodiendum res veteres religiosas.“ (*Baehr.*)

FAVOLUS. Eine von Paliſot de Beauvois (Fl. d'Owar. p. 12) aufgeſtellte Gewächsgattung aus der letzten Ordnung der 24. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Schwämme der natürlichen Familie der Pilze. Char. Der Hut meiſt lederartig, geſtielt oder ungeſtielt; die zarten Platten der Schlauchſchicht bilden zwiſchen ſich rhombiſche oder ſechseckige, wabenförmige Vertiefungen (daher der Gattungsname: favus, die Honigwabe). Fries (Syst. myc. III. Ind. p. 90) zählt ſieben außereuropäiſche, auf abgeſtorbenen Baumſtämmen wachſende, Arten hierher: 1) F. brasiliensis *Fr.* (Elench. fung. I. p. 44. Linnaea V. p. 511. t. XI. f. 1) in Braſilien; 2) F. flaccidus *Fr.* (Linnaea l. c.) ebenda; 3) F. pusillus *Fr.* (l. c. f. 2) ebenda; 4) F. canadensis *Klotzsch* (Linn. VII. p. 197) in Canada; 5) F. hepaticus *Klotzsch* (l. c.) auf der Inſel Moritz; 6) F. hirtus *Pal. de Beauv.* (l. c. t. 42. f. 1) an der Küſte von Guinea, und 7) F. tenuiculus *P. de B.* (l. c. f. 2) ebenda. (*A. Sprengel.*)

FAVONIA, nannte Peron eine Gattung der Meduſen, welche Eſchſcholtz in ſeinem Syſteme der Acalephen (Berl. 1829. 4.) unter die Discophora cryptocarpa in die Familie der Geryonidae geſtellt und durch den Mangel der Fangfäden von den Gattungen, deren Stiel mit Armen verſehen iſt, unterſchieden hat. Peron führt zwei Arten ſeiner Gattung auf: F. octonema, mit acht geſpaltenen Armen, aus dem Meere an der Nordküſte Neu-Hollands, und F. hexanema, mit ſechs einfachen Armen, aus dem ſüdlichen atlantiſchen Ocean. Vergl. Eſchſcholtz a. a. O. S. 95. (*Burmeister.*)

Favonium *Gärtn.*, ſ. Didelta.

Favonius, Name des Zephyrs bei den Römern, ſ. Zephyrus.

FAVORINUS (*Φαβωρῖνος*), einer der angeſehenſten und namhafteſten Gelehrten in dem Zeitalter des Trajanus, und insbeſondere des Hadrianus, mit dem er in näherer Berührung ſtand, ausgezeichnet als Sophiſt und Rhetor, wie als Philoſoph, wohl befreundet, wie wir aus Mehrem erſehen, mit den erſten Gelehrten und Staatsmännern jener Zeit, in der er durch mündliche Vorträge, wie durch ſeine zahlreichen Schriften, die aber leider faſt gänzlich, wenn wir von den bloßen Titeln abſehen, verſchwunden ſind, eine bedeutende und auf die allgemeine Bildung in Beredſamkeit, wie Philoſophie einflußreiche Stellung eingenommen zu haben ſcheint. Von ſeinem Leben wiſſen wir nur ſehr Weniges; Einiges hat uns Philoſtratus in einem ihm gewidmeten Artikel (Vet. Sophist. I, 8) aufbewahrt, woran ſich noch die Notizen reihen, welche Suidas in ſeinem Wörterbuche unter dieſem Namen, ſowie in dem den Hadrian betreffenden Artikel (T. I. p. 57. T. III. p. 572. ed. *Küst.*) mitgetheilt hat, auch über die einzelnen Schriften deſſelben ſich verbreitend und deren Titel wenigſtens angebend; aus den mündlichen Vorträgen hat Gellius, ſein Schüler [1]), Manches noch erhalten, wie er uns denn überhaupt über Favorinus, ſeine Stellung in ſeiner Zeit, ſeine gelehrte Richtung und dergl. ſchätzenswerthe Nachrichten hinterlaſſen hat, womit ſich das Wenige verbinden läßt, was zerſtreut hier und da bei andern Autoren über dieſen in ſeiner Zeit ſo bedeutenden Mann vorkommt. Er war gebürtig aus der Stadt Arles in Gallien; ſeine abendländiſch-römiſche Abkunft kann ſchon der Name, den wir darum auch nicht *Ph*avorinus, wie theilweiſe geſchehen, ſchreiben dürfen [2]), andeuten, obwol wir über ſeine Familienverhältniſſe und ſeine Herkunft nichts weiter wiſſen; nur dies wird ausdrücklich von Philoſtratus bemerkt, und auch durch eine Stelle des Lucian [3]) gewiſſermaßen beſtätigt, daß er als Hermaphrodit, oder, wie Lucian, der ſeine Blüthe kurz vor die eigene Lebenszeit ſetzt, ſich ausdrückt, als Eunuche auf die Welt gekommen: wie er denn nach Philoſtrat's Verſicherung dies auch durch ſein ganzes Ausſehen, ſein ſelbſt im Alter noch unbärtiges Geſicht, ſeine feine Stimme und dergl. verrathen haben ſoll, während er dabei doch ſo lüſtern nach Liebesgenuß geweſen, daß ihn ein angeſehener Römer — *ἀνὴρ ὕπατος* — des Ehebruchs anklagte. Und darauf bezieht auch Philoſtratus eine Äußerung des Favorinus, der in ſeinem eigenen Leben drei auffallende Dinge von ſich ſelbſt hervorgehoben: daß er als geborener Gallier der Helleniſchen Sprache ſo mächtig ſei, daß er als Eunuche des Ehebruchs angeklagt worden, und daß er mit einem Kaiſer (dem Hadrian) einen (gelehrten) Streit gehabt und doch noch am Leben ſich befinde [4]).

Was die Bildung des Favorinus betrifft, ſo war ſie in gleicher Weiſe auf die griechiſche Sprache und Literatur, wie auf die römiſche gerichtet; Beredſamkeit mit Allem, was damit zuſammenhing, gelehrte Sprachſtudien, Grammatik und Kritik im weiteren Sinne des Wortes, wie Philoſophie umfaſſend. Seinen Lehrer, den berühmten Rhetor Dio Chryſoſtomus [5]), lernen wir aus einer eigenen

1) Er nennt ihn daher vorzugsweiſe *noster Favorinus* (Noctt. Att. III, 3. V, 11); er ſpeiſt bei ihm und bringt bei ihm ſeine Zeit zu; ſ. ibid. II, 22. III, 19 init.; vergl. IV, 1. 2) *Olearius* ad Philostrat. Vit. Sophist. I, 8 und *Reitz* ad Lucian. Demonact. §. 12. 3) Im Eunuchen §. 7; vergl. Demonax §. 12. 13. 4) Sie lautet wörtlich: *Γαλάτης ὢν ἑλληνίζειν, εὐνοῦχος ὢν μοιχείας κρίνεσθαι, βασιλεῖ διαφέρεσθαι καὶ ζῆν.* 5) Bei

Äußerung deſſelben an den Kaiſer kennen, als er an dieſen ſich mit der Bitte wendete, ihn von den Verpflichtungen zu dispenſiren, welche ihm das in ſeiner Heimath übertragene Amt eines Archiereus oder Oberprieſters auferlegte, und dieſer, der Kaiſer Hadrian, der Gewährung dieſer Bitte ſich nicht geneigt zeigte, Favorinus aber dann als gewandter Hofmann ſich zur Übernahme des läſtigen und koſtſpieligen Amtes, das ihm die Sorge für die öffentlichen Spiele und andere Geſchäfte auferlegte, von welchen die öffentlichen Gelehrten und Lehrer damals ſchon, in Folge eines ihnen ertheilten Privilegiums, befreit waren [6]), bereit erklärte.

Wenn er auf dieſe Weiſe durch Dio ganz beſonders zu dem ausgezeichneten Redner gebildet worden, deſſen Vorträge ſo ungemein gerühmt und ſo hoch geſtellt wurden, ſo ſcheint er in der Philoſophie jedenfalls die Vorträge des Epictet gehört zu haben [7]), ohne daß er darum ein Anhänger der Lehre dieſes Philoſophen ward, den er vielmehr ſpäterhin in ſeinen philoſophiſchen Schriften, insbeſondere in einer eigenen, wider Epictet gerichteten, Schrift, beſtritten zu haben ſcheint, da Galenus [8]), der uns davon Nachricht gibt, veranlaßt ward, wiederum in einer eigenen Schrift, die wir jedoch nicht beſitzen, die Vertheidigung des Epictet wider Favorinus zu führen [9]). Denn es neigte ſich derſelbe mehr der akademiſchen oder vielmehr ſkeptiſchen Richtung zu, die mit ſeiner rhetoriſchen Bildung und mit ſeiner ganzen Lebensrichtung mehr übereingeſtimmt haben mag; und wenn auch eine namhafte Zahl von jetzt verlorenen Schriften über philoſophiſche Gegenſtände von ihm angeführt wird, auch die Freundſchaft mit dem edlen Plutarch, der an ihn die noch vorhandene Schrift, über die Natur und Urſache der Kälte, gerichtet hat [10]), unter deſſen verlorenen Schriften aber ein Brief über die Freundſchaft an Favorinus gerichtet, ausdrücklich erwähnt wird, für ſorgfältige Studien und nähere Beſchäftigung mit der Philoſophie, namentlich auch mit der Naturphiloſophie, ſpricht, endlich ſelbſt Gellius ihm faſt ſtets das Prädicat *philosophus* gibt [11]), ſo ſcheint doch Favorinus ganz beſonders als gelehrter Rhetor in ſeiner Zeit geglänzt zu haben, und dieſem Umſtand ſeine näheren Berührungen mit andern ausgezeichneten Männern jener Zeit, einem Demetrius von Alexandria [12]), wie auch dem Cyniker Demetrius [13]), einem Fronto und Andern, insbeſondere auch mit dem Kaiſer Hadrian, zu verdanken, da er, wie wir aus dem, was ſein Schüler und Verehrer Gellius mehrfach von ihm berichtet, erſehen, daß er der griechiſchen wie der lateiniſchen Sprache gleich mächtig war, und in der einen, wie in der andern mit einem gleichen Fluß der Rede ſich auszudrücken verſtand [14]), daß er in allen den Gegenſtänden, welche einem Gelehrten bei Hadrian Eingang und Empfehlung verſchaffen konnten, bewandert war, in Disputationen, wenn auch über geringfügige Gegenſtände, wie ſie damals an der Tagesordnung waren, und durch Hadrian, der an ſolchen Spielereien beſonderen Gefallen hatte, begünſtigt wurden, ſich mit vielem Geſchick und Gewandtheit zu bewegen wußte. Auf einen ſolchen Wortſtreit bezieht ſich auch die oben ſchon mitgetheilte Äußerung des Favorinus, wie er mit einem Könige in Streit gerathen und doch mit dem Leben davon gekommen; auch nennt des Kaiſers Biograph Spartianus [15]) den Favorinus ausdrücklich unter denjenigen Gelehrten, welche die Gunſt des Kaiſers ganz beſonders genoſſen, und darum auch wol vorzüglich der Gunſt und Gnadenbezeugungen, welche dieſer Kaiſer den Gelehrten in ſo hohem Grade ſpendete, ſich erfreut. Wenn er daher auch einmal die Ungnade des Kaiſers ſich zugezogen, ſodaß die deshalb auch über ihn erzürnten Athener die ihm zu Ehren errichtete Bildſäule umwarfen, weil er des Kaiſers Feind ſei, ſo ſcheint dieſe Ungnade doch von keiner Dauer, noch von Nachhalt begleitet geweſen zu ſein; wie er denn ſelbſt nach des Philoſtratus Erzählung. darüber keineswegs in Zorn gerieth, ſondern ausrief: es wäre dem Sokrates auch beſſer geweſen, die Athener hätten ſein Standbild umgeworfen, als ihn den Giftbecher zu trinken genöthigt [16]). Die Vielſeitigkeit ſeiner Bildung, die Mannichfaltigkeit ſeiner Kenntniſſe, die zu dieſer Gunſt gewiß viel mit beitrug, läßt ſich aus Manchem, was derſelbe Gellius von ſeinen Vorträgen, Anſichten und Rathſchlägen, von ſeinen gelehrten Disputationen und Anderem der Art als ein gewiß vollgültiger Zeuge anführt, entnehmen. Wie zweckmäßig er einen jungen Mann, der ſich in veralteten, ungewöhnlichen und ſeltenen Ausdrücken im täglichen und gewöhnlichen Verkehr und Geſpräch gefiel, zurechtwies, mit den ſchönen Worten ſchließend: „*vive ergo moribus praeteritis; loquere verbis praesentibus*,“ und wie er ihm empfahl, Cäſar's Vorſchrift: „ut tanquam scopulum sic fugias inauditum atque insolens verbum,“ vor Allem ſtets eingedenk zu ſein, ſehen wir aus der Erzählung des Gellius [17]); und doch war er ſelbſt in allen dem wohlbewandert, was die ältere Sprache und den Gebrauch ſeltener oder dunkeler Ausdrücke betraf, zumal bei älteren

Philostratus l. l. §. II. und §. IV.; ſ. auch *Dio Cassius* LXIX. §. 32. 36. p. 1152. T. II. und *Dio Chrysost*. Or. 36. p. 462.

6) Vgl. *Westermann*, Comm. de publ. Athen. hon. et praem. p. 70 seq. 7) Man ſieht dies jedenfalls aus dem Berichte des Gellius (Noctt. Att. XVII, 19; vergl. auch XVIII, 1). 8) ſ. T. I. p. 6. Es war die Schrift in die Form eines Dialogs eingekleidet, in welchem Oneſimus, ein Sklave des Plutarch, mit Epictet redend, eingeführt war. 9) ſ. *Galen*. T. IV. p. 367, wo er dieſe Schrift *ὑπὲρ Ἐπικτήτου πρὸς Φαβωρῖνον* nennt. 10) *περὶ τοῦ πρώτου ψυχροῦ* T. II. p. 945 seq.; ſ. insbeſondere den Anfang, wie den Schluß. 11) ſ. z. B. Noctt. Att. III, 1. III, 19. VI, 1. X, 12. XVII, 10. XX, 1. XIX, 3. 12) ſ. *Galen*. T. III. p. 455. 13) ſ. *Philostrat*. Vit. Apoll. IV, 25.

14) Favorinus ſagt von ſich ſelbſt bei *Gellius*, Noctt. Att. XIII, 23: „Etiamsi opera mihi princeps et prope omnis in literis disciplinisque Graecis sumta est, non usque eo tamen infrequens sum vocum Latinarum, quas subsecivo aut tumultuario studio colo (eine Höflichkeitswendung), ut hanc ignorem interpretationem etc. etc.“ Über ſeine umfaſſende Kenntniß des griechiſchen wie römiſchen Weſens ſ. das Urtheil des Gellius bei *Gellius*, Noctt. Att. XX, 1. 15) Vit. Hadrian. 15. 16) ſ. *Philostr*. Vit. Sophist. I, 8. §. II. III. Darauf ſpielt auch Suidas an s. v. *Ἀδριανός*. T. I. p. 57. In der Antichambre des Kaiſers finden wir den Favorinus mit vielen Andern, die dem Kaiſer ihre Aufwartung machen wollen, bei *Gellius*, Noctt. Att. IV, 1 zu Anfang. 17) Noctt. Atticc. I, 10.

Autoren, Dichtern und dergl., deren Erklärung von dieſer Seite aus eine beſondere Aufgabe und ein Hauptmittel der Gelehrten jener Zeit war, ihr gelehrtes Wiſſen an den Tag zu legen und ſich insbeſondere bei dem Kaiſer Hadrian, der an allen ſolchen Unterſuchungen beſonderes Intereſſe und große Liebhaberei bewies, zu empfehlen; eine Reihe von bald kürzeren Ausſprüchen, bald ausführlichen Erörterungen der Art, die uns Gellius mittheilt, zeigen dies zur Genüge, und beweiſen zugleich, beſonders wenn wir jene verſtändige Zurechtweiſung eines jungen Mannes damit in Verbindung bringen, daß Favorinus nicht in jenen kleinlichen Spielereien, Etymologien und Deuteleien der Gelehrten ſeiner Zeit in dem Grade untergegangen war, daß er darüber den richtigen Blick für das Wahre, und ebendadurch auch wahrhaft Nützliche und Richtige verloren hätte. Mehrmals theilt uns Gellius ſolche Erklärungen mit, welche den Virgil [18]) und einzelne Ausdrücke deſſelben, oder auch den Plautus [19]), oder andere Gegenſtände der Art betreffen, wie z. B. über die Ausdrücke zur Bezeichnung der verſchiedenen Winde [20]), oder über die richtige Erklärung der Redensart *περιπλομένου ἐνιαυτοῦ* [21]), und Anderes der Art aus dem Gebiete der Etymologie und Worterklärung [22]). Und daran ſchließen ſich andere Bemerkungen und Urtheile, z. B. über die Redeweiſe des Plato im Unterſchiede von der des Lyſias [23]), über Salluſtius [24]).

Eine Erörterung über die zwölf Tafeln [25]) zeigt, daß er auch das Studium der Rechtsalterthümer betrieben hatte, ebenſo wie er auch mit andern Gegenſtänden, welche in den Kreis des Rechts, wie der Philoſophie gehörten, ſich beſchäftigte; dahin gehört z. B. ein Vortrag über die Pflicht eines Richters [26]), und Anderes aus dem Gebiete der Pflichtenlehre [27]), wie ſelbſt der Dialektik [28]), manche Sentenzen [29]) u. ſ. w.; ſelbſt die Natur- und Heilkunde ſcheint ihm nicht fremd geweſen zu ſein, da er z. B. ausführlich einer Dame die Gründe auseinanderſetzt [30]), warum ſie ihre Kinder ſelbſt ſtillen ſolle, oder, an einer andern Stelle des Gellius [31]), über einen Satz des berühmten Arztes Eraſiſtratus ſich ausſpricht. In allen dieſen Erörterungen und Vorträgen erkennt Gellius ebenſo ſehr die gelehrte Bildung des Mannes an, welcher bei Suidas [32]) darum wol mit Recht ein *ἀνὴρ πολυμαθὴς κατὰ πᾶσαν παιδείαν* heißen kann, als auch ſein herrliches Gedächtniß, was ihm bei dieſen Vorträgen ſehr zu ſtatten kam [33]), vor Allem aber die fließende Sprache und die Gewandtheit des griechiſchen Ausdrucks [34]), wie er denn, ſeiner eigenen Äußerung zufolge, mehr und vorzugsweiſe mit griechiſcher Beredſamkeit und Wiſſenſchaft ſich beſchäftigt zu haben, und darum auch in Athen ſeinen Aufenthalt genommen haben mag, wiewol er auch in Rom, wo ſeine Vorträge ſo großen Beifall fanden, eine Wohnung hatte, die er ſammt einem indiſchen Sklaven, Autolekythos, dem nicht minder berühmten Sophiſten Herodes, der ihn als Lehrer und Vater verehrte, vermachte, ſammt der von ihm zuſammengebrachten Bibliothek [35]). Dagegen mit Polemo, dem Sophiſten, den Smyrna ſo hoch ſtellte, lebte er in einem durch gegenſeitige Eiferſucht hervorgerufenen Misverhältniß, worüber ſich Philoſtratus [36]) näher und es entſchuldigend wo möglich ausgelaſſen hat. Als einen namhaften Schüler des Favorinus bezeichnet ebenderſelbe [37]) den Alexander Peloplaton.

Von den Schriften, in welchen, nach Verſicherung des Suidas [38]), Favorinus ſehr den Plutarch nachgeahmt haben ſoll, hat ſich nichts erhalten; ein neuerer Gelehrter hat jedoch die Vermuthung aufgeſtellt, daß die korinthiſche Rede (*Κορινθιακός*) ſeines Lehrers Dio [39]) dieſem mit Unrecht beigelegt werde, indem ſie vielmehr ein Werk des Favorinus ſei [40]). Unter ſeinen Reden, von denen, wie auch aus Gellius im Allgemeinen hervorgeht, nicht wenige exiſtirt haben mögen, hebt Philoſtratus [41]) insbeſondere hervor eine Rede *ἐπὶ τῷ λήρῳ*, woraus irrthümlich in einigen Codd. *ἐπὶ τῷ ἀώρῳ* [42]) gemacht worden, als gelte es hier eine Rede auf einen zu früh Verſtorbenen, da vielmehr Favorinus, im Sinne und Geiſte ſeiner Zeit, der auch ein Fronto huldigte, über ſolche unbedeutende Materien (*ἀδόξους ὑποθέσεις*), wie über Scherz und Geſchwätz, gern zu reden pflegte, wie Gellius [43]) ausdrücklich verſichert, und als Beleg deſſen eine Lobrede auf den Therſites, und eine andere auf das viertägige Fieber anführt; weiter nennt Philoſtratus als echt und vorzüglich eine Rede über die Bäder und über die Gladiatoren (*ὑπὲρ τῶν βαλανείων* und *ὑπὲρ τῶν μονομάχων*), dabei macht er auch auf Verfälſchungen aufmerkſam, wie dies bei einer Schrift (*τὰ ἐς Πρόξενον*) der Fall war: worin allerdings ein Beweis des hohen Anſehens liegt, welches dieſer Redner in ſeiner Zeit ſich errungen hatte, ſodaß man ſeinen Namen zu ſolchen Fälſchungen benutzte. Bei

18) ſ. Noctt. Attic. I, 21. XVII, 10. 19) ibid. III, 3. 20) ibid. II, 22. 21) ibid. III, 16. 22) Vgl. ibid. XIII, 23 oder III, 19. IV, 1. 23) ibid. II, 5. 24) ibid. III, 1. 25) ibid. XX, 1. 26) ibid. XIV, 2. 27) Vgl. ibid. I, 3. II, 12. 28) Vgl. V, 11. 29) Vgl. z. B. IX, 8. XIX, 3; ſ. auch XIV, 1. 30) ibid. XII, 1. 31) ibid. XVI, 3. 32) s. v. T. III. p. 572. 33) ſ. Noctt. Att. XIII, 23: „ut erat Favorinus *egregia vel divina quadam memoria.*“ 34) Von dieſem ſchreibt *Gellius*, Noct. Att. XII, 1 fin.: „Haec Favorinum dicentem audivi *Graeca oratione*; cujus sententias communis utilitatis gratia, quantum meminisse potui, retuli; *amoenitates vero et copias ubertatesque verborum Latina omnis facundia vix quidem indipisci potuerit*, mea tenuitas nequaquam.“ Vgl. auch XIV, 1, oder II, 21: „*Favorinus* — summa cum elegantia verborum totiusque sermonis comitate atque gratia denarravit.“ Auch Philoſtratus (a. a. O. §. IV.) rühmt außer andern Vorzügen die Leichtigkeit, mit der er extemporirte.

35) ſ. *Philostr.* l. l. §. IV. 36) a. a. O. §. III. 37) Vit. Sophist. II, 5 fin. §. IV. 38) s. v. T. III. p. 572. 39) Bei Reiske S. 101 fg. 40) ſ. *Emperius*, De orat. Corinthiaca falso Dioni Chrysost. adscripta. (Brunsvig. 1832.) p. 10—14. 41) a. a. O. §. IV. 42) So auch bei *Fabricius*, Bibl. Graec. III. p. 174 und in Pauly's Realencyklopädie des claſſiſchen Alterthums III. S. 441. 43) Noctt. Att. XVII, 12: „Infames materias sive quis mavult dicere inopinabiles, quas Graeci ἀδόξους ὑποθέσεις appellant et veteres adorti sunt non sophistae solum sed philosophi quoque; et noster *Favorinus oppido quam libens in eas materias dicebat*, vel ingenio expergificando ratus idoneas, vel exercendis argutiis vel edomandis usu difficultatibus, sicuti quum Thersitae laudes quaesivit et quum febrim quartis diebus recurrentem laudavit, lepida sane multa et non facilia inventu in utramque causam dixit etc.“

dem Grammatiker Phrynichus[44]) ſinden wir auch eine Rede *περὶ Δημάδους σωφροσύνης* und eine andere *περὶ εὐχῆς* genannt; und vielleicht gehört auch Einiges von den noch zu nennenden Schriften des Favorinus in dieſe Claſſe.

Als Philoſoph war Favorinus, wie wir ſchon angedeutet haben, der akademiſchen oder vielmehr ſkeptiſchen Schule zugethan; es läßt ſich dies ſchon aus der ihm von Gellius[45]) in den Mund gelegten Äußerung erſehen: Noli, antwortet Favorinus auf eine ihm vorgelegte Frage, ex me quaerere quid ego existimem; scis enim solitum esse me pro disciplina sectae, quam colo, inquirere potius quam decernere. Und in der Erwiederung, welche Sextus Cäcilius auf die Darſtellung des Favorinus folgen läßt, leſen wir zu Anfang unter Anderem auch die Worte: „Sed quaeso tecum, tamen digrediare paulisper e *curriculis istis disputationum vestrarum Academicis, omissoque studio quidquid lubitum est arguendi tuendique* consideres gravius etc. etc." Es läßt ſich aber auch dies zum Theil wenigſtens aus ſeinen Schriften abnehmen, ſo wenig wir auch dieſelben näher kennen, da wir auch hier auf bloße Titel uns beſchränken müſſen; von einer Schrift wider Epictet's Lehre iſt ſchon oben die Rede geweſen; weiter wird angeführt eine Schrift[46]) *περὶ τῆς καταληπτικῆς φαντασίας* aus mindeſtens drei Büchern, von welchen eins an Hadrian, ein anderes an Dryſon, ein drittes an einen Ariſtarchus gerichtet war: ſchon die Aufſchrift läßt vermuthen, daß es ſich darin um Grundlehren der akademiſchen Philoſophie, über das Princip des Erkennens der Dinge und ähnliche Gegenſtände handelte, ohne daß wir jedoch den Inhalt auch nur einigermaßen näher kennen; in einer andern, nach jener abgefaßten, von demſelben Galenus[47]) genannten Schrift, welche den Titel *Ἀλκιβιάδης* führte, war er gleichfalls zu Gunſten der akademiſchen Philoſophie und ihrer Vertreter aufgetreten, und hatte ſeine Anhänglichkeit an dieſe Lehre in den bezeichnenden Worten ausgeſprochen: *πιθανὸν ἑαυτῷ φαίνεσθαι μηδὲν εἶναι καταληπτόν.* In wieweit damit in Übereinſtimmung oder davon abweichend der Inhalt einer andern Schrift war, welche den Titel *Πλούταρχος* oder *περὶ τῆς Ἀκαδημαϊκῆς διαθέσεως*[48]) führte, in welcher er zugeſtanden haben ſoll *εἶναί τι γνωστόν, ἄμεινον γὰρ οὕτως ὀνομάζειν τὸ καταληπτόν,* — worin ein Widerſpruch mit dem eben als Grundlehre des Favorinus angegebenen Satze allerdings zu liegen ſcheint, vermögen wir bei dem Untergange der ſonſt ganz verſchwundenen Schrift jetzt nicht weiter mehr zu beurtheilen. Ebenſo nennt Suidas[49]) noch Schriften *περὶ Πλάτωνος, περὶ Σωκράτους καὶ τῆς κατ' αὐτὸν ἐρωτικῆς τέχνης*, eine Schrift, wider welche Galenus gleichfalls mit einer Gegenſchrift aufgetreten war: *πρὸς τὸν Φαβωρῖνον κατὰ Σωκράτους*, wie er ſie ſelbſt anführt[50]); *περὶ ἰδεῶν, περὶ τῆς διαίτης τῶν φιλοσόφων, περὶ τῆς Ὁμήρου φιλοσοφίας*; wenn dies anders keine Rede, ſondern wirklich eine Abhandlung von allgemein philoſophiſchem oder äſthetiſchem Inhalt war, wie wir deren ja auch ähnliche in der noch vorhandenen Sammlung Plutarchiſcher Schriften, in den ſogenannten Moralia, beſitzen. Eine Hauptſchrift des Favorinus mögen jedenfalls die auch von Gellius[51]) belobten zehn Bücher *Πυῤῥωνείων τρόπων*, die auch Philoſtratus[52]) für ſein vorzüglichſtes philoſophiſches Werk erklärt, worin er, wahrſcheinlich die ganze Lehre des Pyrrhon auseinanderſetzend, insbeſondere zu zeigen geſucht hatte, daß dieſe Lehre keine bloße Skepſis ſei, ſondern auch der gerichtlichen Beredſamkeit Vortheil gewähre[53]), wahrſcheinlich um auf dieſe Weiſe, um dieſes praktiſchen Nutzens wegen, dieſe Philoſophie und ihr Studium den Römern zu empfehlen und ſie unter denſelben möglichſt zu verbreiten, grade wie dies ja auch früher Cicero von ſeiner akademiſchen Philoſophie geſagt hatte, deren Studium er, weil ſie dem Redner ſo große Vortheile bringe, wie er an ſich ſelbſt erfahren, darum ganz beſonders ſeinen Landsleuten empfahl. Näher kennen wir leider dieſe, für die richtige Beurtheilung und Würdigung der ſkeptiſchen Lehre Pyrrhon's gewiß höchſt wichtige, Schrift des Favorinus nicht, indem weiter nichts davon auf uns gekommen iſt. Für ſeine naturphiloſophiſchen, mit den übrigen in Einklang ſtehenden, Studien ſpricht eine gleichfalls verlorene Schrift, worin er zu zeigen geſucht hatte: *τὸν ἥλιον μὴ εἶναι καταληπτόν*, wie ſich Galenus[54]), dem wir dieſe Notiz überhaupt verdanken, ausſpricht. Und in ſolcher Beſchäftigung darf wol auch der Grund geſucht werden, warum Plutarch, des Favorinus Freund, an ihn grade eine Schrift richtete, welche ebenfalls mit einer in die Naturwiſſenſchaft einſchlägigen Frage — über das Princip der Kälte — ſich beſchäftigt, und in ihrer Schlußfaſſung wol auf die eigenen philoſophiſchen Anſichten des Favorinus eine unmittelbare Beziehung enthält. Nachdem nämlich Plutarch die Gründe für die von ihm aufgeſtellte Anſicht, welche die Kälte für eine Realität, für eine der Wärme entgegengeſetzte Subſtanz erklärt und ihren Sitz in der Erde ſucht, ausführlich erörtert und dabei auch die verſchiedenen Meinungen anderer Philoſophen, insbeſondere der Stoiker, des Empedokles u. A., darüber angeführt hat, bittet er ſeinen Freund, dieſelben mit den von Andern vorgebrachten Gründen zuſammenzuſtellen, und wenn er hier fände, daß ſie an Wahrſcheinlichkeit einander weder nachſtänden noch einen Vorzug vor einander hätten, ſo möge er jede beſondere Meinung darüber gehen laſſen, in der Überzeugung, daß es des Philoſophen angemeſſener ſei, in dunkeln und ungewiſſen Gegenſtänden mit ſeiner Anſicht zurückzuhalten, als dieſer oder jener Anſicht gradezu ſeinen Beifall zu ſchenken[55]). Mancherlei Mittheilungen,

44) p. 240. 244. ed. *Lobeck.* 45) Noctt. Attic. XX, 1. 46) ſ. *Galenus* T. I. p. 6. 47) a. a. O. 48) ſ. *Galen.* T. I. p. 6. 49) III. p. 572. 50) T. IV. p. 368.

51) Noctt. Att. XI, 5: „— super qua re Favorinus pleque subtilissime argutissimeque decem libros composuit, quos *Πυῤῥωνείων τρόπων* inscribit." 52) a. a. O. §. IV. 53) Philoſtratus drückt ſich darüber a. a. O. alſo aus: *τοὺς γὰρ Πυῤῥωνείους ἐφεκτικοὺς ὄντας οὐκ ἀφαιρεῖται καὶ τὸ δικάζειν δύνασθαι.* 54) T. I. p. 8. 55) *χαίρειν ἐᾶ*, lauten Plutarch's ſchöne Worte p. 955 C: *τὰς δόξας, τὸ ἐπέχειν ἐν τοῖς ἀδήλοις τοῦ συγκατατίθεσθαι φιλοσοφώτερον ἡγούμενος.*

zunächſt aus philoſophiſchen Schriften des Favorinus, finden ſich noch bei Stobäus; ſ. die Nachweiſung dieſer Stellen bei Weſtermann in der Note 19 zu *G. J. Voss*, De histor. Graecc. p. 256.

Aber außer dieſen, in das Gebiet der Beredſamkeit, wie der Philoſophie fallenden, Schriften werden uns noch andere, zum Theil, wie es ſcheint, ausgedehnte und umfangreiche Werke genannt, deren Inhalt mehr allgemein und gemiſcht war, zum Theil in das Gebiet der Geſchichte, der Geographie und dergl. überſtreifte, oder auch andere Gegenſtände des Lebens und der Wiſſenſchaft berührte. Dahin gehört vor Allem eine Schrift *Παντοδαπῆς ἱστορίας*, wie ſie Diogenes von Laerte [56]), welcher ſogar ein achtes Buch derſelben citirt, nennt, oder *παντοδαπῆς ὕλης ἱστορικῆς*, wie Stephanus von Byzanz [57]), minder genau, wie es ſcheint, dieſelbe nennt; auch Photius (Bibl. Cod. 161) gedenkt derſelben unter dem Namen *παντοδαπὴ ὕλη*; das Werk ſcheint encyklopädiſcher Art geweſen zu ſein, oder eine Sammlung von mannichfachen Erzählungen jeder Art gebildet zu haben, die aus älteren Schriften veranſtaltet und in eine gewiſſe Ordnung, es ſei die alphabetiſche oder eine mehr ſachliche, gebracht war; — wie denn Schriften der Art in jenen Zeiten, ja ſchon früher keineswegs ſelten waren; eine Stelle des Stephanus von Byzanz [58]) läßt ſogar vermuthen, daß ein Auszug dieſes großen und umfaſſenden Werkes, in ſpäterer Zeit wahrſcheinlich veranſtaltet, exiſtirt hat. Bei demſelben Stephanus, in deſſen geographiſchem Wörterbuche mehrfach Favorinus als Beleg angeführt iſt [59]), wird auch eine Schrift über Cyrene (*ἐν τῷ περὶ Κυρηναϊκῆς πόλεως*) angeführt [60]); ob ſie ein Theil oder ein Abſchnitt des genannten Werkes, oder eine beſondere Schrift über die Geographie oder Geſchichte von Cyrene war, oder, wie faſt glaublicher erſcheinen möchte, eine Rede *λόγος περὶ Κυρηναϊκῆς πόλεως*, wird jetzt ſchwer zu entſcheiden ſein, da nirgends ſonſt dieſe Schrift oder Rede vorkommt. Irrthümlich aber und auf einer ungenauen Auffaſſung einer Stelle deſſelben Stephanus beruhend iſt die Annahme [61]) von einer durch Favorinus gleichfalls abgefaßten Schrift: *προτεχνολογήματα ἐθνικῶν*, eine Einleitung in das Studium der Geographie [62]). Denn es iſt hier eine Schrift des Stephanus von Byzanz gemeint, oder vielmehr eine als Vorrede oder Einleitung ſeinem geographiſchen Werke vorausgeſchickte Abhandlung [63]).

Ein Sammelwerk ähnlicher Art, wie die *παντοδαπὴ ἱστορία*, wenn auch verſchiedenen Inhalts, ſcheinen die *Ἀπομνημονεύματα* geweſen zu ſein, von welchen Diogenes von Laerte ein erſtes, drittes und fünftes Buch anführt; ob darin, wie Valois [64]) vermuthet, Manches, das auf Kritik ſich bezog, enthalten geweſen, oder ob, wie wir eher glauben möchten, Anekdoten, Denkſprüche bezeichnender Art, Sentenzen und dergl. darin zuſammengetragen worden, möchte jetzt ſchwer zu beſtimmen ſein. Jedenfalls hat Diogenes dieſes Werk vielfach benutzt, und daher auch öfters daſſelbe citirt, oder darauf ſich berufen, wie z. B. VIII, 63. 73. 90 oder IX, 20. V, 76. III, 20. 25 aus Buch I, VI, 89 aus Buch II; III, 40. VIII, 12 aus Buch III; III, 62 aus Buch V; vielleicht gehören auch dahin die VIII, 53 citirten *ὑπομνήματα* des Favorinus; desgleichen die unbeſtimmten Verweiſungen III, 37. V, 41. IX, 29. 87. Die von Suidas erwähnten *Γνωμολογικά* möchten wol auf Letzteres führen und ſelbſt in den *Ἀπομνημονεύματα* keine davon verſchiedene Schrift vermuthen laſſen.

Über Favorinus im Allgemeinen ſ. *Brucker*, Histor. critic. philos. T. II. p. 166 sq. *Fabricius*, Bibl. Graec. T. III. p. 173 sq. ed. *Harles*. Histoire liter. de la France I. p. 265 sq. Schloſſer, Univerſalhiſtoriſche Überſicht der Geſchichte der alten Welt III, 2. S. 185 fg. *Kayser* ad *Philostrat.* Vit. Sophist. p. 181 sq. Dazu kommen noch zwei Abhandlungen, von *J. F. Gregor*, Commentat. de Favorino (Laub. 1755. 4.) und *Forsmann*, Diss. de Favorino. (Abo 1789. 4.)

Gewöhnlich unterſcheidet man von dieſem Favorinus noch einen andern Philoſophen dieſes Namens, den man zum Peripatetiker macht, mit Bezug auf die Stelle Plutarch's in deſſen Tiſchgeſprächen VIII, 10. p. 734 F., die einzige, wo ſeiner allerdings gedacht wird. Indeſſen wir glauben, daß auch in dieſer Stelle an keinen andern, als den vorher genannten, zu denken iſt, da Plutarch von ihm wie von einem nahen Freunde ſpricht, mit dem er ſich nach der Tafel, der Sitte jener Zeit gemäß, über wiſſenſchaftliche Materien unterhält, ganz in derſelben Weiſe, wie dies ja auch mit Gellius in den oben angeführten Stellen ſeiner Attiſchen Nächte zu geſchehen pflegt; und daß beide Männer wol befreundet mit einander waren, iſt ſchon oben gezeigt worden. Wenn aber Favorinus als ein eifriger Verehrer des Ariſtoteles, als ein Mann, der auf die Lehre der peripatetiſchen Schule viel hält, bezeichnet wird *ὁ δὲ Φαβωρῖνος αὐτὸς τὰ μὲν ἄλλα δαιμονιώτατος Ἀριστοτέλους ἐραστής ἐστι καὶ τῷ περιπάτῳ νέμει μερίδα τοῦ πιθανοῦ πλείστην κ. τ. λ.* — ſo wird daraus wol auf eifriges Studium und große Hochachtung der Lehre des Ariſtoteles geſchloſſen werden können, ohne daß daraus gefolgert werden müßte, der

56) An den beiden Stellen III, 24. VIII, 47. Vgl. Eudocia Viol. p. 53. 57) s. v. *Τετράπολις* p. 276, 2. 3. ed. *Westerm.* An andern Orten citirt er das Werk anders: z. B. s. v. *Αἰταριάται* blos: *ἐν παντοδαπαῖς* (p. 66, 22), wofür s. v. *Ὠκεανός* (p. 316, 14) *ἐν ταῖς παντοδαπαῖς ἱστορίαις* und s. v. *Χελιδόνιοι* (p. 308, 34) *ἐν τοῖς παντοδαποῖς* ſteht. 58) Es heißt nämlich s. v. *Ῥωπεῖς* (p. 243, 18) *Φαβωρῖνος ἐν ἐπιτομῇ τετάρτῃ*. 59) ſ. außer den Note 57 und 58 angeführten Stellen s. v. *Αἴθιοψ* (p. 22, 18), *Ἀκτή* (p. 29, 2), *Ἀραχωτοί* (p. 50, 2), *Βισάλτια* (p. 76, 35), *Κρεμμύων* (p. 169, 27), *Σιρακηνία* (p. 264, 36). 60) s. v. *Ἀλεξάνδρεια* (p. 32, 18). 61) z. B. bei *Fabricius*, Bibl. Graec. III. p. 175, bei *Kayser* ad *Philostr.* p. 182. 62) Die Stelle lautet, nach der richtigen Abtheilung in Weſtermann's Ausgabe p. 22, 17 sq. s. v. *Αἴθιοψ* jetzt alſo: *ὀνομάζουσι δὲ τοὺς αἰτίους τούτων Μίθραν καὶ Φλεγύας, ἄνδρας Αἰθίοπας τὸ γένος, ὡς Φαβωρῖνος· περὶ τοῦ Αἰθιόπισσα πλατύτερον ἐν τοῖς τῶν ἐθνικῶν προτεχνολογήμασιν εἴρηται.*

63) ſ. *Westermann*, Praefat. ad *Stephanum Byzant.* p. VI. 64) De critica I, 15 bei deſſen Emendatt. p. 164.

hier genannte Freund ſei ein anderer, als der oben bezeichnete, ihm ſo befreundete Favorinus.

Ganz anders verhält es ſich jedoch mit einem Favorinus, welchen Gellius (Noctt. Att. XV, 8) nennt, und ihm, offenbar um eine Verwechſelung mit dem ſpäteren, ihm ſelbſt ſo befreundeten Philoſophen Favorinus zu vermeiden, das Prädicat *vetus orator* gibt; auch die von dieſem Favorinus zu Gunſten der den Aufwand und Luxus der vornehmen Römer, beſonders bei Gaſtmahlen, einſchränkenden liciniſchen Bill (593 u. c. oder 161 a. Chr.) gehaltene Rede, aus der er Einiges anführt, *orationem veterem Favorini* nennt. Da ſich nun aber von einem Redner *Favorinus* aus den Zeiten der römiſchen Republik durchaus keine weitere Spur findet, ſo wird die Sache, wie die Perſon, ungewiß bleiben, vorausgeſetzt, daß die Lesart bei Gellius richtig iſt, und nicht, wie Pithöus vorſchlug, *Fannius*, oder, wie Jacob Gronovius wollte, *P. Augurinus*, oder endlich, wie Virdung vorſchlug und Meyer (in ſeiner erſten Ausgabe der Fragmenta oratt. Romann. p. 184 sq.) und Weſtermann (Geſchichte der römiſchen Beredſamkeit S. 218) billigten, *Favonius* ſtatt *Favorinus* zu leſen iſt, obwol auch gegen die letzte Annahme weſentliche Bedenken ſich erheben laſſen, die auch Meyer bewogen haben, von der frühern Anſicht in ſeiner neuen Ausgabe der Fragmenta oratt. Romm. p. 208 abzugehen und die ganze Streitfrage unentſchieden zu laſſen. (*Baehr.*)

FAVRAS (Thomas Mahy, Marquis v.), geb. 1745 zu Blois, anfangs Mousquetair, als welcher er den Feldzug von 1761 mitmachte, dann nach verſchiedenen Beförderungen Lieutenant in der Schweizergarde bei Monſieur. Dieſe Stelle gab er 1775 auf und ging nach Wien, wo er ſeine nachmalige Gemahlin, die einzige Tochter des Fürſten von Schauenburg, kennen lernte. Bei dem Aufſtand gegen den Statthalter befehligte er 1787 eine Legion in Holland. Als die Finanznoth in Frankreich das Äußerſte erreicht hatte, ſchrieb er: le Deficit des Finances de France vaincu par un mode de réconstitutions annuitaires, qui opérera aussi en 30 ans la libération de la Dette nationale. 1789. 4. Noch in demſelben Jahre aber ward er heimlicher Plane gegen die Revoluzion angeklagt; er habe zur Nachtzeit bewaffnete Leute nach Paris bringen wollen, um Bailly, La Fayette und Necker aufzuheben, die königliche Garde anzugreifen, des Statsſiegels ſich zu bemächtigen und den König mit deſſen Familie nach Peronne zu entführen. Die Zeugen gegen ihn, Morel, Turcatti und Marquié, ſagten aus, er habe ihnen ſeinen Plan mitgetheilt, nach welchem 12,000 Schweizer und 12,000 Teutſche ſich zu Montargis vereinigen ſollten, um von da nach Paris aufzubrechen und das Angegebene zu vollführen. Damals war angeklagt ſein und verurtheilt werden eins, und hier beſonders, da das wüthende Volk ſtürmiſch ſeinen Tod verlangte. Er wurde zu öffentlichem Gericht an der Hauptkirche und zum Strange auf dem Greveplatz verurtheilt. An der Kirche Notre-Dame nahm er dem Greffier das gefällte Urtheil aus der Hand, und las es ſelbſt mit lauter Stimme ab. Am Stadthauſe angelangt gab er folgende Erklärung: Bereit vor Gott zu erſcheinen, verzeihe ich denen, die gegen ihr Gewiſſen mich verbrecheriſcher Plane angeklagt haben. Ich liebte meinen König, und werde dieſer Geſinnung treu ſterben, niemals aber habe ich weder die Mittel, noch den Willen gehabt gewaltſame Maasregeln gegen die jetzt eingeführte Ordnung der Dinge zu ergreifen. Ich weiß, daß das Volk mit großem Geſchrei meinen Tod verlangt. Wohl denn, wenn es eines Opfers bedarf, ſo iſt es mir lieber daß die Wahl auf mich fällt, als daß ſie vielleicht einen unſchuldigen Schwachen getroffen hätte, der im Angeſicht einer unverdienten Todesſtrafe in Verzweiflung gerathen wäre; ich gehe Verbrechen zu büßen, die ich nicht begangen habe." Dies war am 19. Febr. 1790. Schon auf der Leiter ſtehend rief er: Bürger, ich ſterbe unſchuldig, betet für mich zu Gott! Zum Henker ſagte er dann: Verrichte dein Amt! — Im Laufe des Prozeſſes hatte man auch ſeine Gemahlin, die ſich durchaus als die eines ſolchen Gatten würdige Frau bewies, während der Nacht aus ihrer Wohnung geholt und verhaftet. Durch Vermittelung des damals auch verhafteten Generalpächters Argeaud ward es beiden möglich, ſich einander zu ſchreiben, und als ſie nach des Gemahls Hinrichtung der ſechs und zwanzigtägigen Haft entlaſſen wurde, erſchienen: Testament de mort 1790 und bald darauf Correspondance du Marquis et de la Marquise de Favras pendant leur détention, welche Schriften eine lebhafte Theilnahme erregen mußten. Überſetzt findet man ſie in mehreren teutſchen Zeitſchriften, unter andern im franzöſiſchen Muſeum Bd. I. St. I. 2. Nicht minder denkwürdig iſt der, im J. 1791 in mehreren Journalen mitgetheilte, Brief dieſer ausgezeichneten Frau an Bailly, als man ſie für eine patriotiſche Beiſteuer abgeſchätzt hatte. Wie, ſo ſchrieb ſie, hat man ſo wenig Schaam, um nicht zu fühlen, daß das von kirchenräuberiſchen Händen unſchuldig vergoſſene Blut eine fluchwürdig patriotiſche Beiſteuer iſt? (*H.*)

FAVRAT (Louis), Arzt, in Würzburg geboren, ſtudirte auf mehren teutſchen Univerſitäten, promovirte 1757 in Baſel und ließ ſich als Arzt in dem ſchweizeriſchen Städtchen Payerne nieder. Er hat ſich dadurch bekannt gemacht, daß er die teutſche alchemiſtiſche Schrift: Aurea catena Homeri, welche von einem Ungenannten zu Anfange des 17. Jahrh. herausgegeben wurde, ins Lateiniſche überſetzte und mit Anmerkungen verſah: Aurea Catena Homeri, i. e. concatenata naturae historia physico-chimica. (Franc. et Lips. 1763.) Seine Ausgabe iſt die geſuchteſte. (*F. W. Theile.*)

FAVRE (Peter Franz), eins der vielen Opfer der Verfolgungen, welche die Jeſuiten gegen Jeden zu erregen wußten, der ſich nicht unbedingt ihrem Willen fügen wollte. Er wurde im Anfange des 18. Jahrhunderts von katholiſchen Ältern geboren zu St. Barthelemi, in der den Städten Bern und Freiburg gemeinſamen Herrſchaft Tſcherliz (Schallens), im jetzigen Canton Waadt. Seine Jugendjahre bieten nichts Beſonderes dar; er widmete ſich dem geiſtlichen Stande, wurde zum Prieſter geweiht und erhielt eine Pfründe zu Laudun in Nieder-

Languedoc. Frommer Eifer für die Ausbreitung der katholiſchen Religion beſtimmte ihn zu dem Entſchluſſe, nach Holland oder England zu gehen, um eine Gelegenheit zu finden, als Miſſionair zu wirken. Grade zu dieſer Zeit aber hatten die Nachrichten von den heftigen Streitigkeiten zwiſchen den Jeſuitenmiſſionen in Cochinchina und den dortigen franzöſiſchen Miſſionairs, und von der durch die Jeſuiten begünſtigten Vermiſchung heidniſcher Gebräuche mit dem Chriſtenthume, den Papſt Clemens XII. bewögen, eine Viſitation in Cochinchina anzuordnen. Der Biſchof von Halikarnaſſus, Franz de la Baume, übernahm den gefährlichen Auftrag, das Treiben der Jeſuiten in dieſen fernen Ländern zu unterſuchen und die Streitigkeiten zu entſcheiden; aber es ſcheint, daß er mehr redlichen und frommen Sinn, als die erfoderliche Gewandtheit und Schlauheit zu dieſem Unternehmen beſaß. Der Erzbiſchof von Avignon, der Favre perſönlich kannte, bewog ihn, als Secretair und Beichtvater bei dem apoſtoliſchen Viſitator einzutreten. Die Geſchichte dieſer Viſitation findet man in dem von Favre herausgegebenen Werke, welches aus einer Reihe von Briefen beſteht, die er während der Reiſe an den Marquis von Nicolai ſchrieb. Der Titel, welcher von den Miſſionsberichten der Jeſuiten hergenommen iſt, lautet: Lettres édifiantes et curieuses sur la visite apostolique de M. *de la Baume*, Evêque d'Halicarnasse, à la Cochinchine en l'année 1740; où l'on voit les voyages et les travaux de ce zèlé Prélat, la conduite des Missionaires Jesuites etc. Pour servir de continuation aux Mémoires historiques du R. P. Norbert, Capucin.; par Mr. *Favre*, Prêtre Suisse, Protonotaire Apostolique et Provisiteur de la même visite. (Venise [Neufchatel oder Biel] 1746.) Das Werk enthält zugleich Beiträge zur Kenntniß der Sitten und Gebräuche in Cochinchina. — Der apoſtoliſche Viſitator kam mit ſeinem Gefolge den 15. Juli 1738 zu Macao an, wo aber auch ſogleich die Intriguen der Jeſuiten begannen, ſodaß er acht Monate hier verweilen mußte. Die Abreiſe wurde eine Zeit lang auf Antrieb der Jeſuiten vom portugieſiſchen Gouverneur förmlich verboten und der Biſchof gewiſſermaßen gefangen gehalten. Zwei franzöſiſche Miſſionairs, die er bei ſich hatte, entflohen heimlich, um nicht durch die Jeſuiten der Inquiſition zu Goa in die Hände geliefert zu werden. Damals ſchon drohte dem Biſchofe das Schickſal des Cardinals Tournon, der in China ebenfalls als päpſtlicher Viſitator den Jeſuiten entgegengetreten war, durch ihren Einfluß aber von Peking nach Macao gebracht worden und dort 1710 nach dreijähriger Gefangenſchaft geſtorben war. Den 16. März 1739 gelang es endlich dem Biſchofe, mit Favre von Macao abzureiſen. Zu Canton wurden ſie wieder drei Wochen aufgehalten, kamen aber endlich in den erſten Tagen des Mai in Cochinchina an. Die Briefſammlung erzählt nun ausführlich die Verfolgungen der Jeſuiten gegen die franzöſiſchen Miſſionaire, die ſich der Vermengung heidniſcher Gebräuche mit dem Chriſtenthume nicht unterziehen wollten, und von den Jeſuiten unter dem Vorwande des Janſenismus excommunicirt wurden; wie die Jeſuiten den einheimiſchen Chriſten, die nach den Vorſchriften jener Miſſionaire dieſe Gebräuche nicht mitmachen wollten, die Sacramente verweigerten; wie der Biſchof von Halikarnaſſus ſich zuerſt von ihnen täuſchen ließ, dann aber, da er dem Unweſen ſteuern wollte, als Störer der öffentlichen Ruhe bei den Mandarinen verklagt wurde, und wie er und Favre ein Mal in Gefahr waren, auf Anſtiftung der Jeſuiten ermordet zu werden. Die Briefe der Propaganda zu Rom an den Biſchof wurden von ihnen aufgefangen und kamen nie in ſeine Hände. — Da die Bereiſung des ganzen Landes dem Biſchofe unmöglich war, ſo ernannte er Favre zum Proviſitator, der dann die ſüdlichen Provinzen viſitirte. Der Biſchof überzeugte ſich endlich, daß kein Friede mit den Jeſuiten, die allein herrſchen wollten, möglich ſei, ſo lange andere Miſſionaire mit ihnen in Berührung kommen. Er theilte die Provinzen zwiſchen den Jeſuiten, den franzöſiſchen Miſſionairen und den Franziskanern. Allein Kummer und Anſtrengungen, wie Favre ſagt, ohne indeſſen der andern Anſicht zu widerſprechen, oder Gift, wie ein Franziskaner nach Rom berichtete, machten den 2. April 1741 dem Leben des Biſchofs ein Ende. Nun konnte ſich auch Favre nicht mehr in Cochinchina halten. Er traf als Proviſitator noch einige Anordnungen, reiſte am 8. Aug. 1741 ab und kam Anfangs Juli 1742 wieder in Frankreich an. Er begab ſich nun nach Rom, um zu berichten und das Benehmen des Biſchofs gegen die Anklagen der Jeſuiten, welche Favre vergeblich zu beſtechen verſuchten, zu vertheidigen. Durch die Umtriebe der Jeſuiten wurde die Sache bis ins Jahr 1744 verzögert, wo endlich eine Congregation von ſieben Cardinälen zuſammentrat, in Folge deren dann der Papſt die Anordnungen des Biſchofs von Halikarnaſſus in Beziehung auf die Anweiſung beſonderer Provinzen für die Jeſuiten und die franzöſiſchen Miſſionairs beſtätigte, die Beſtimmungen aber, welche die Franziskaner betrafen, abänderte. — Als dann Favre 1746 ſeine Lettres édifiantes herausgab, wurden ſie von dem Biſchofe von Lauſanne (zu Freiburg) verdammt und Favre alle prieſterlichen Verrichtungen unterſagt. Seine Appellation nach Rom ließ man liegen. Die Jeſuiten bewirkten, daß das Werk zu Freiburg durch den Henker verbrannt wurde und kauften die Exemplare möglichſt auf, ſodaß es ſehr ſelten wurde. Alle Verſuche, ſich mit dem Biſchofe, dem Werkzeuge der Jeſuiten, auszuſöhnen, waren vergeblich; 1752 verbot dieſer ſogar den Prieſtern ſeiner Diöceſe, ihm die Sacramente zu ertheilen. Gegen gewaltthätige Angriffe ſchützte ihn aber die Regierung von Bern. Er hielt ſich meiſtens zu Aſſens, in der Voigtei Tſcherlitz, auf, wo er ein wirkliches Einſiedlerleben führte, und im Anfange der achtziger Jahre ſtarb. Einen ausführlichen Auszug aus den Lettres édifiantes findet man in Simler's Sammlung alter und neuer Urkunden zur Beleuchtung der Kirchengeſchichte. (1757.) 1. Bd. S. 159 fg. (*Escher.*)

Favre, Louis, ſ. Faber.

FAXE (Jacob Wilhelm), geb. zu Skaberſjö in Schonen 1730, geſtorben 1790. Sohn eines Geiſtlichen, widmete er ſich auf den Univerſitäten Lund und Upſala dem geiſtlichen Stande. 1751 erlangte er den Magiſter-

grad, 1761 die Ordination und ward Adjunct. 1762 ward er Paſtor zu Quiſtofta und Glumslöf in Schonen, ſpäter wirklicher Propſt. Er war ein tüchtiger Philoſoph und Theolog, und als Prediger ſehr begabt. Außer Dis- putationen hat er mehre Schriften herausgegeben, die ins- beſondere die Apologie des chriſtlichen Glaubens zu ihrem Gegenſtande haben. Sein Sohn iſt Wilhelm Faxe, Pro- feſſor der Theologie zu Lund und ſeit 1811 Biſchof zu Lund, geboren zu Quiſtofta 1767 am 18. Mai.
(*v. Schubert.*)

FAXEFJELD, eine iſolirte Alpe, etwa 4000 Fuß hoch und dennoch ohne Eis auf dem Gipfel, weil die Abfälle zu ſteil ſind, als daß Schnee liegen bleiben kann, im norwegiſchen Norrland, Senjen's Voigtei.
(*v. Schubert.*)

FAXÖE, ein Kreis (Heide) auf der däniſchen Inſel Seeland, Amts Präſtöe, an der Oſtſee, mit 6200 Ein- wohnern auf einem Flächeninhalte von vier □Meilen. Der Kreis enthält, außer der Kloſterkirche zu Wemmeltoft, 11 Kirchſpiele, die adeligen Stifte Giſſelfeld und Wem- meltoft, 6 Güter, 53 Dörfer, und iſt reich an vorzüg- lichen Kalkſteinbrüchen. Das Dorf Faxöe, im gleichna- migen Kirchſpiel und Kreiſe, liegt auf einem Kalkberge; in den nahen berühmten Kalkbrüchen finden ſich oft Verſtei- nerungen von Seethieren. (*v. Schubert.*)

FAYAL, 1) eine zu den Azoren gehörige Inſel, zwei □Meilen groß, mit hohen Bergen, aber einem ſehr fruchtbaren Boden, der zu Ackerbau und Weinbau benutzt wird. Die Inſel mag 15,000 Einwohner haben. 2) Eine Stadt auf der Inſel deſſelben Namens, mit ei- ner vortrefflichen, von den aus Indien zurückkehrenden Schiffen fleißig beſuchten Rhede. Von den benachbarten Inſeln Pico, Corvo und Flores bietet keine einen gleich guten Ankerplatz für größere Schiffe dar. Die Stadt hat etwa 6000 Einwohner, mehre Kirchen, drei Mönchs- und zwei Nonnenklöſter, und gleicht einem großen Land- hauſe in der Mitte ſüdlicher Gärten, denn die Gegend umher iſt trefflich angebaut. (*Eiselen.*)

FAYDIT (Gaucelm), geb. 1190 zu Uzerche in dem Bezirke Haute Vienne, von Ältern bürgerlichen Stan- des, führte in ſeiner Jugend ein regelloſes Leben und überließ ſich ſinnlichen Genüſſen aller Art. Die von ihm ſpäter gedichteten Lieder, obſchon arm an biographiſchen und hiſtoriſchen Notizen, beſtätigen doch, daß er ein Schlemmer und den Freuden der Tafel unmäßig ergeben geweſen [1]). Als er ſeine ganze Habe im Würfelſpiel ver- loren, ergriff er nothgedrungen das Gewerbe eines Trou- badours. Das Glück war ihm nicht günſtig auf ſeiner neuen Laufbahn. Länger als 20 Jahre ſoll er ſich in der Welt umhergetrieben haben, ehe ſein Talent Anerkennung fand, woran vorzüglich ſeine mittelmäßige Stimme ſchuld ſein mochte. Er hielt es nicht unter ſeiner Würde, eine öffentliche Dirne, Guillelma Monja, zu heirathen, die ihn ſeitdem auf ſeinen Streifzügen begleitete, und mehr Ta- lent beſeſſen zu haben ſcheint, als er [2]).

Nicht lange ſcheint er indeſſen ſeine Guillelma in Liedern geprieſen zu haben. Er richtete ſeine Blicke auf einen beſſern Gegenſtand. Maria von Ventadour, auf einem wenige Meilen von Uzerche gelegenen Schloſſe, aus dem Hauſe Turenne, die Tochter Boſo's II., vermählt mit dem Vicomte Eblas de Ventadour [3]), galt für eine feine Kennerin der Dichtkunſt. Sie wechſelte Terzonen mit den berühmteſten Troubadours ihrer Zeit, und zeigte ſich ge- wandt in der Entſcheidung von Liebesfragen, die man ihr vorlegte. Auch Faydit wagte der geiſtreichen Frau, um welche Fürſten buhlten, in Gedichten zu huldigen. Mehre ſeiner Minnelieder ſchildern den Eindruck, den Maria's geiſtige und körperliche Reize, beſonders ihre ſchö- nen Augen, auf ihn gemacht. Einige dieſer Gedichte athmen nichts als raſtloſe Sehnſucht nach der Geliebten und demüthige Ergebung in ihren Willen. Mit gefalte- ten Händen und gefeſſeltem Herzen bittet er um ihre Gnade [4]). In ſo ehrerbietigem Tone beſang er Maria eine Reihe von Jahren, bis er endlich, des fruchtloſen Singens müde, eines Tages vor ſie hintrat, ſie müſſe ihm ihre Liebe mit That beweiſen, oder er werde ſich eine andere Freundin ſuchen. Somit nahm er Abſchied von ihr. Maria, die den Dichter zu reizen fürchtete, nahm den Vorſchlag einer Freundin, Audiart (Aldearde) von Malamort, an, welche ihn dahin zu bringen verſprach, daß er ſeine Liebe zu Maria aufgäbe, ohne einen Groll auf ſie zu werfen [5]). Die Freundin ließ demgemäß dem Sänger durch einen Boten ſagen: ein kleiner Vogel in der Hand ſei beſſer, als ein Kranich am Himmel. Als er dies hörte, begab er ſich zu ihr und befragte ſie um die Deutung dieſer Worte. „Seht," ſprach Audiart, „ich habe Mitleid mit euch [6]), denn ich weiß, ihr liebt eine Frau, die nichts an euch liebt, als euere Lieder, weil ſie ihr zum Ruhme gereichen. Dieſe iſt der Kranich und ich bin der kleine Vogel, den ihr in der Hand habt. Bedenkt, auch ich bin artig, reich, jung und, man ſagt, auch ſchön. Noch habe ich Keinen hintergangen und bin nie hintergangen worden; doch hätte ich Luſt, geliebt und geſchätzt zu wer- den, um Lob und Preis davonzutragen. Ihr, das weiß ich, ſeid einer, der mir beides verſchaffen kann, und ich

---

1) Il mangea et buvait beaucoup, ce qui le rendit gras outre mesure. ſ. *Millot*, Histoire des Troubadours. Tom. I. p. 354. 2) Selbſt ihr Geburtsort wird genannt. „Elle etait du bourg d'Alest (Alais) de la Seigneurie de Bernard d'Anduse, dans la marche de Provence. ſ. *Millot* l. l. T. I. p. 354. Noch hat ſich eine Terzone erhalten, worin ihm von Elias von Uiſel jene Heirath ironiſch zur Ehre angerechnet wird, indem es keinen ſchö- nern Bund geben könne, als den zwiſchen einer öffentlichen Dirne und einem Spielmann. ſ. *Raynouard*, Choix des poésies origi- nales des Troubadours. Vol. V. p. 143 sqq.; cf. Vol. IV. p. 370, wo auch der Mönch von Montaubon dieſen Gegenſtand be- rührt. Nach der Äußerung des Letztern ſcheint Faydit ſich erſt ſpät verheirathet zu haben.

3) Post idem Ebolus de Maria sorore Raymundi de *To- renna* genuit Raymundum etc. Cf. *Godofridus Vosiensis* ap. *Bouquet*. T. XII. p. 424. 4) ſ. die von Raynouard (*l. c.*) aufbewahrten Gedichte: Maintas sazos es hom plus volcatos und Trop malamen m'anet un temps d'amor. 5) Vgl. Fr. Diez, Leben und Werke der Troubadours. S. 364. 6) J'ai pitié de vous, sachant que vous aimez Madame Marie, qui ne repond à vos soins que par politesse, et parce qu'elle est flattée de vos chansons etc. ſ. *Millot* l. c. T. I. p. 360. Diez a. a. O. S. 365.

bin eine, die zu belohnen verſteht. Darum wähle ich euch zum Geliebten, und ſchenke euch meine Liebe und mich ſelbſt unter der Bedingung, daß ihr von Maria ablaßt und eine Canzone dichtet, worin ihr euch in aller Höflichkeit über ſie beſchwert und ihr euere Sinnesänderung kund thut.“ Faydit, bezaubert von der Schönheit ſeiner neuen Freundin, erklärte ſich bereit, ihr ſein ganzes Herz zu widmen, und entwarf ſogleich die noch erhaltene Trennungscanzone, in welcher er nicht ohne Zartheit die Urſache ſeines Abfalls erklärte. Nur gezwungen, ſagt er, ſcheide er von einer Dame, die ihn mit ſammt ſeinen wohlklingenden Liedern verſchmäht habe. In der letzten Strophe begrüßt und feiert er ſeine neue Gebieterin, die er ſchön und edel, gütig und liebreich nennt, und die ihm durch einen artigen Boten habe ſagen laſſen: ein kleiner Vogel in der Hand ſei ihr lieber, als ein am Himmel fliegender Kranich [7]). Dies Verhältniß war jedoch von keiner Dauer. Die neue Geliebte empfing ihn freundlich, erklärte aber, als er ſich ihr zu Füßen warf, ziemlich kalt, was ſie für ihn gethan, ſei nicht aus Liebe, ſondern in der Abſicht geſchehen, ihn zu heilen von einer ſiebenjährigen thörichten Hoffnung, da ihr Marien's Geſinnung bekannt ſei; übrigens trage ſie ihm ihre Freundſchaft an. Sie wolle, ungeachtet er dies zu glauben ſcheine, nichts weniger, als ihn verrathen und verderben, ſondern habe ihn vielmehr vor Verrath und Verderben geſchützt [8]). Mit zerriſſenem Herzen wandte er ſich an ſeine erſte Geliebte in einer Canzone, worin er ſie um Verzeihung bat, daß eine argliſtige Betrügerin durch ihre Reize ihn zu einem Fehltritte verleitet habe. Die Zuſchrift, mit der er dieſe Canzone begleitete, iſt an den Grafen von Poitou gerichtet. Da ſich der Vorfall, wie aus andern Liedern erhellt, in den letzten Jahren des 12. Jahrhunderts zugetragen haben muß, ſo iſt mit dieſem Comte de Poitou höchſt wahrſcheinlich der König Richard von England, Heinrich's II. Sohn, gemeint, der zwar ſeinem Neffen, dem Herzog Otto von Braunſchweig, jene Provinz abgetreten, ſich aber die Lehnsherrlichkeit darüber vorbehalten hatte [9]). Dieſe Annahme wird um ſo wahrſcheinlicher durch ein ſehr gelungenes Gedicht, in welchem Faydit den Tod Richard's, des tapferſten Fürſten ſeiner Zeit und eines der größten Gönner der Hofpoeſie, in rührenden Verſen beklagt [10]).

Vielleicht war es der Tod des von ihm gefeierten Fürſten, was ihn bewog, um dieſe Zeit ſich nach Welſchland zu begeben, an den Hof des Grafen Bonifaz von Montferrat. Der Glanz des Hofes ſcheint ihm indeſſen keinen Erſatz gegeben zu haben für die Trennung von Maria, deren Bild ihn in den entfernten Thälern der Lombardei fortwährend umſchwebte. Aus Limouſin, wohin er ſich gewandt, verſuchte er die gekränkte Freundin durch eine Canzone, die er ihr ſandte, zu verſöhnen. „In dem Augenblicke,“ heißt es darin, „wo ich das Beſte hoffe, verliere ich es, wie einer, der ſich beim Spiel verwirrt, immer fortſpielt und nichts gewinnt. Zu hoch ſtieg ich empor, und bin nun um ſo tiefer gefallen. Ich klomm den Berg hinan, in dem Wahne, den Orion greifen zu können, den kein Menſch erreichen kann“ u. ſ. w. [11]). In jenem Gedichte entſchuldigt er ſich bei Bonifaz, den er den Schatz von Montferrat nennt, daß er noch nicht zurückgekehrt ſei [12]). Maria ſoll alle ſeine Bitten zurückgewieſen haben, womit ſich aber ſeine Gedichte nicht in Einklang bringen laſſen. In einer ſeiner Canzonen verſichert er, wenn Maria ihn ihrer Liebe würdige, ſo werde er ihr anhänglicher ſein, als es der Löwe jenem Golfier war, nachdem ihn dieſer von ſeinen grauſamſten Feinden befreit hatte [13]). Zugleich gelobt er ſeiner Gebieterin, ſobald er ihre Verzeihung erlangt, eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande. Wirklich ſchloß er ſich 1212 dem Kreuzzuge an, deſſen Führung Bonifaz von Montferrat übernommen. Maria ließ ſich durch ſeine Schmeicheleien [14]) bewegen, ihm zu verzeihen, und jetzt erſt erklärte er in einem feurigen Kriegsliede ſeinen Entſchluß, für Gottes Ehre zu fechten. In jenem Kriegsliede [15]) rühmt er die Reſignation der Kreuzfahrer und verdammt die Selbſtſucht der Zurückbleibenden. Der Antichriſt, ſagt er, ſei zum Verderben der Welt ausgezogen; er unterdrücke das Gute und fördere das Böſe u. ſ. w. Mit dem Antichriſt, den er an einer andern Stelle Saphadin nennt, iſt offenbar Al Adel Seiſſeddin gemeint, der bald nach ſeines Bruders, des großen Saladin, Tode die Herrſchaft von Ägypten und Syrien an ſich geriſſen und ſich einen gefürchteten Namen erworben hatte. Mit nicht ganz unverdienten Vorwürfen überhäuft Faydit in jenem Gedichte den König Philipp Auguſt von Frankreich, der, ſtatt für die Sache Gottes zu fechten, die kaum beigelegten Streitigkeiten mit Heinrich II. von England wieder erneuerte, raſtlos den Lieblingsplan verfolgend, der engliſchen Herrſchaft in Frankreich ein Ende zu machen. Mit gleichzeitigen Dichtern theilte Faydit die Befangenheit im Urtheile

---

7) Un petit oiseau dans la main vaut mieux qu'une grue dans les airs. ſ. *Millot* l. c. p. 362. Die Canzone befindet ſich bei *Raynouard* l. c. Vol. III. p. 288 sqq. 8) Mon intention, lui repondit-elle, n'est pas de vous tuer ni de vous tromper. Je vous ai delivré de tromperie et de mort. ſ. *Millot* T. I. p. 363. 9) ſ. Diez a. a. O. S. 367. 10) Man findet dies Gedicht bei *Raynouard* l. c. Vol. IV. p. 54 sqq.; cf. Vol. II. p. LIV sqq., und in einer teutſchen Überſetzung bei Diez a. a. O. S. 367 fg.

11) ſ. Diez a. a. O. S. 369 fg.

12) Cansos vai t'en
Tost e corren
Dir mon tesaur, de qui es Montferrat
Que perdo il quier car lai non sui fornatz
S'om pognes partir son voler.

13) Nach Papen (Histoire de Prov. Vol. II. p. 246; cf. *Millot* I, 372) iſt hier die aus den Kreuzzügen bekannte Geſchichte von Gottfried de la Tour und dem Löwen gemeint. Allein, wie Diez (a. a. O. S. 370) verſichert, haben die Handſchriften nicht Godefroi, ſondern Golfier, und ohne Zweifel war dieſer ein fabelhafter Ritter. Vgl. Ideler's Geſchichte der altfranzöſiſchen Nationalliteratur. S. 51.

14) Na Maria, tant es vostra valors,
Qu'e non estai, bona domna e reigna,
Que'm meraveil, que nuls cors la sosteigna,
E quascun jorn creissez alz trobadors,
Avinenz faiz, don cresquan Cansors.

15) Bei *Raynouard* l. c. Vol. IV. p. 96 sqq.

über einen Fürſten, der den Grund zu Frankreichs politiſcher Größe legte. Dagegen iſt Faydit unerſchöpflich im Lobe ſeines Nebenbuhlers Richard, der ihm recht eigentlich als Spiegel aller ritterlichen Tugenden gilt [16]). Am Schluſſe des Liedes äußert der Dichter den Wunſch, das Heer möge den Grafen Balduin (von Flandern) und den edlen Markgrafen (Bonifaz von Montferrat) in Syrien antreffen.

Begeiſtert von dem heiligen Kriege, ergriff er jede Gelegenheit, ihn zu empfehlen. In einem Gedichte auf eine Gräfin Beatrix [17]) ſuchte er der Welt zu zeigen, wie man das letzte ernſte Geſchick, das keines Sterblichen ſchone, in Leben verwandeln könne. „Wer Gut und Blut für Gott opfert," ſagt er in jenem Liede [18]), „der öffnet ſich den Weg zum Paradieſe, und wer nicht mitzieht, der entehrt ſich ſelbſt. Ich fürchte, Gottes Zorn wird Jeden treffen, der ohne Grund zurückbleibt. Wol kenne ich ſolche, die der Beſitz und der Reichthum, der Teufel, die Sünde und der Betrug zurückhält wie falſche, ſchändliche Geizhälſe, die Gottes Feinde und allem Guten entgegen ſind. Sie wähnen ſich in den Ländern auszubreiten und Eroberungen zu machen; aber ich glaube, es wird anders kommen, denn Gott kann ſeinen Bogen ſpannen, und er führt durchbohrende Pfeile, die nimmer fehlen" u. ſ. w.

Schmerzlich empfand Faydit die Trennung von Maria, und weich und ſchwärmeriſch ſind die aus der Ferne an ſie gerichteten Canzonen, ſeit die Geliebte, wieder mit dem Sänger verſöhnt, ihn ſogar mit einem Zeichen ihrer Gunſt belohnt hatte. In einem ſeiner Lieder ſagt er ihr den wärmſten Dank für den Kummer, den ſie bei dem ſchweren, von Seufzern beengten Abſchied gezeigt. „Sie konnte," ſagt er, „kaum ein Wort hervorbringen, als wir uns trennten; ſie bedeckte ihr Antlitz, und ſeufzte: Zieht mit Gott! Denk' ich im Herzen der liebreichen Mienen, ſo möcht' ich mich todt weinen, daß ich nicht bei ihr bin" [19]).

Über Faydit's Schickſale unter den Fahnen des Markgrafen von Montferrat enthalten ſeine Lieder keinen Wink. Doch läßt ſich aus einigen Stellen ſchließen, daß ihm nach ſeiner Heimkehr aus Paläſtina die Sonne ſeines Lebens, Maria von Ventadour, wieder geleuchtet. Zu ſeinen letzten Gedichten gehört eins, in welchem Faydit eine leichtfertige Dame, mit der er in einer galanten Verbindung geſtanden zu haben ſcheint, die Gemahlin des Vicomte Raynaut d'Aubuſſon, mit ſeiner züchtigen Maria vergleicht [20]). Er ſtarb 1240. Nach Millot [21]), der ſich auf eine provençaliſche Quelle beruft, ſoll ſich Faydit in der letzten Zeit ſeines Lebens bei Raymond von Agoult aufgehalten und noch einen Liebesroman mit einer Edelfrau geſpielt haben. Von ſeinen Gedichten haben ſich über 60 erhalten, die man in der mehrfach erwähnten Sammlung Raynouard's findet [22]). (*Heinrich Döring.*)

FAYE (Georges de la), ein bekannter franzöſiſcher Chirurg, der in Paris geboren war und ebendaſelbſt am 17. Aug. 1781 ſtarb. Er hat ſich ebenſo wol als geſchickter Operateur, wie als beliebter Schriftſteller ausgezeichnet. Als Mitglied der Académie de Chirurgie hat er in den Abhandlungen dieſer Geſellſchaft einige Mittheilungen niedergelegt: über Haſenſcharte, über Amputation des Arms im Gelenke, über Lappenamputation, über den Transport von Perſonen mit Fracturen an den untern Extremitäten, über Cataracta; in den Mém. de l'Acad. des sc. aber hat er über Hypertrophie des Herzens gehandelt, einige überzählige Muskeln und einen Schweinscyklopen beſchrieben. Sodann beſorgte Faye eine neue verbeſſerte und vermehrte Ausgabe von: *Dionis* Cours d'Opérations de Chirurgie. (Paris 1736. Ib. 1740. 1751. 1757. 1765.) Beſonders aber hat er ſich durch ſein chirurgiſches Handbuch bekannt gemacht; denn ſeine Principes de Chirurgie (Paris 1739. 12.) erlebten nicht nur mehre Ausgaben in Frankreich (Ib. 1744. 1747. 1757. 1761, zuletzt durch Dr. Mouton 1811. 8.), ſondern ſie wurden auch ins Teutſche (Strasburg 1751. Ebendaſ. 1763.), ins Italieniſche (Venez. 1751.), ins Spaniſche (Madrid 1761.), ins Schwediſche (Stockholm 1763.) überſetzt. Zu bemerken iſt übrigens, daß ſein Name von Vielen Lafaye geſchrieben wird. (*F. W. Theile.*)

FAYENCE iſt die Benennung einer Art irdenen Geſchirrs. Die dazu geeignete Maſſe hält die Mitte zwiſchen Letten und Thon, und wo ſich dieſe nicht findet, da erſetzt man ſie durch eine Miſchung von jenen Erdarten, und in Ermangelung des Thons von Letten und feinem Sand. Von gemeiner Töpferarbeit unterſcheidet es ſich, außer ſeiner Feinheit, durch ſeine undurchſichtige, weiße oder farbige, Glaſur mit kunſtmäßiger Malerei. Den Namen hat dieſes Geſchirr von der Stadt Faenza im Kirchenſtate, welche durch Verfertigung ſolcher Geſchirre berühmt war. Die erſte Fayence in Frankreich wurde zu Nevers verfertigt. Ein Italiener, der den Herzog von Nivernois dahin begleitet hatte, fand beim Spazierengehen die in Italien dazu gebrauchte Erdart, bereitete ſie zu, ließ einen kleinen Ofen bauen, und lieferte das erſte franzöſiſche Geſchirr dieſer Art. Daher die franzöſiſche Benennung. Der ältere Name war Majolika (ſ. d. Art.), welchen Einige von dem gleichnamigen Erfinder, Andere aber von der baleariſchen Inſel Majorka oder Mallorka ableiten wollen. Man ließ nämlich dieſe Erfindung über jene Inſel aus China kommen. Da aber die Majolika in Europa früher bekannt war, als China entdeckt wurde, ſo kann ſie, wie Beckmann in ſeiner An-

16) Vgl. Diez a. a. O. S. 372 fg. 17) Es wird hier und da bezweifelt, daß dies Klagelied Faydit's Werk ſei, da die Gräfin Beatrix von Provence, die Gemahlin Karl's von Anjou, zu ſpät, erſt gegen 1260, geſtorben. ſ. *Millot* l. c. T. I. p. 373. Allein das Gedicht bezeichnet ſie nirgends als Gräfin von Provence. Um das Jahr 1201 kann irgend eine andere Gräfin dieſes Namens geſtorben ſein. 18) Bei *Raynouard* l. c. Vol. IV. p. 56 sqq. 19) ſ. *Raynouard* l. c. Vol. III. p. 282. 20) Ibid. p. 292. 21) a. a. O. S. 371.

22) Vgl. *Millot*. Histoire des Troubadours. T. I. p. 354 seqq. Fr. Diez, Leben und Werke der Troubadours. S. 361 fg. Brinkmeier in der Schrift: Die provençaliſchen Troubadours. (Halle 1844.) Die von Raynouard herausgegebene Choix de poésies originales des Troubadours. (Paris 1816—1821.) 6 Voll. Vgl. Sismondi in der Literatur des ſüdlichen Europa; teutſch mit Anmerkungen von L. Hain. (Leipzig 1816.) 1. Bd. S. 58 fg.

leitung zur Technologie bemerkt, keine europäiſche Nachahmung des chineſiſchen Porzellans ſein. Ebenſo, ſagt er, verdient weder Majolika noch Fayence den Namen des unechten Porzellans, den ihr Unkundige geben; höchſtens kann er nur durch eine Ähnlichkeit der Bemalung gerechtfertigt werden. Weit näher kommt das engliſche und teutſche Steingut dem Porzellan, doch unterſcheidet ſich das Steingut von Porzellan und Fayence ſowol durch ſeine Maſſe, zerſtoßene Feuerſteine, als durch ſeine durchſichtige Glaſur. Späterhin ſind noch mehrere Erfindungen zur Verbeſſerung deſſelben gemacht worden; ſ. Buſch, Handbuch der Erfindungen. *(H.)*

FAYETTE (La) [1]), Pontus Motier, Herr von la Fayette, und mit Helis Brun veheirathet, erhielt von ſeinem Schwiegervater, Ägidius Brun, auf Champeſtieres und Jobes, alle deſſen in Auvergne belegene Güter, und wurde ein Vater von fünf Kindern, unter denen der zweite Sohn, Pontus, als der Stammvater der Linien in Champeſtieres und Wiſſac merkwürdig iſt, während der älteſte, Gilbert I. Motier, die Hauptlinie fortſetzte. Gilbert's Urenkel, Gilbert III. Motier auf la Fayette, Ayes, Pontgibaut, Nebouzac, S. Romain, Monteil-Gelat und theilweiſe Champeſtieres, wurde von dem Herzoge von Bourbon, an deſſen Hofe er ſeine Erziehung empfangen, zum Seneſchalk von Bourbonnais beſtellt, diente auch unter demſelben Herzoge, als deſſen Marſchalk, gegen die Engländer in Languedoc. In dieſer Eigenſchaft wirkte Gilbert zu der Belagerung von Soubiſe, gleichwie er ſich bei dem von dem Herzoge zu Paris 1414 abgehaltenen Turniere und bei der Belagerung von Compiegne, 1415, betheiligte. In demſelben Jahre empfing er von dem Könige die Hauptmannſchaft zu Carlat und Rochefort. Von dem Dauphin Karl wurde Gilbert am 13. Juni 1417 zu der Amtmannſchaft in Rouen beſtellt, in der Abſicht, der zunächſt bedrohten Normandie einen mannhaften Schirm zu verſchaffen. In der That vertheidigte la Fayette die wichtige Stadt Caen mit vielem Muthe, und als ſie endlich erſtürmt wurde, behauptete er noch ganzer drei Wochen das Schloß, bevor er ſich auf ehrliche Bedingungen ergab, 1417. Am 1. März 1418 trat er das Gouvernement von Lyon und Maconnais an, welches gegen die Burgunder zu vertheidigen ihm 50 Gendarmen vergütet wurden. Das folgende Jahr nahm er die Feſte Beaulieu, deren Hauptmannſchaft ihm ſofort ſammt jener von S. Sulpice und Milhau übertragen wurde. Am 27. Mai 1420 mit dem Gouvernement vor Dauphiné bekleidet, blieb er in deſſen Genuſſe bis zum 1. Oct. n. J. Zum Marſchall von Frankreich ernannt 1421, unterzog er ſich im folgenden Jahre, verſtärkt durch etwa 5000 Schotten, unter den Befehlen des Grafen von Buchan, der Vertheidigung der durch den Herzog von Clarence bedrohten Landſchaft Anjou. Eine Schlacht ſollte derſelben Schickſal entſcheiden, und für dieſe Schlacht war von den beiderſeitigen Heerführern Ort und Tag verabredet, als der Herzog, getäuſcht durch falſche Nachrichten um des feindlichen Heeres Stärke und Beſchaffenheit, in der Abſicht, daſſelbe zu überfallen, einen Gewaltmarſch antrat. Noch war ein Theil ſeiner Völker zurück, als er in der Nähe von Baugé die Vorhut derjenigen, die er zu überfallen wähnte, 140—160 ſchottiſche Bogenſchützen, in vortheilhafter Stellung, an einem Engpaſſe traf. So hartnäckigen Widerſtand leiſteten die Wenigen, daß la Fayette Zeit gewann, einen Theil wenigſtens ſeiner zerſtreuten Scharen zuſammenzuziehen und in Schlachtordnung den Angreifern entgegenzuführen. Einen Augenblick überlegte der Herzog von Clarence, ob er nicht beſſer thue, den Anzug ſeines übrigen Volkes zu erwarten, dann trieb ihn vorwärts die Verachtung eines in ſo gar geringer Fronte ſich entwickelnden Feindes. Mit ſeinen 1000—1200 Gleven, der Blüthe der engliſchen Ritterſchaft, ſprengte er die Franzoſen an, die ſofort in eine dichte Phalanx ſich zuſammendrängten, die Schützen an der Spitze, die Ritterſleute, die bis auf wenige abgeſeſſen waren, die Lanzen vorhaltend. Der Heftigkeit des Sturmes erzeigte ſich angemeſſen die Gegenwehr; von beiden Seiten wurden mehre Paniere gefällt und wieder erhoben, bis nach einer blutigen Arbeit von einigen Stunden die Engländer ganz plötzlich aus einander geſprengt wurden. Es fielen der Herzog von Clarence und mehre der vornehmſten ſeiner Begleiter, in allem 2—3000 Mann, andere geriethen in Gefangenſchaft: den Sieg nicht, aber des Sieges Trophäen zu vervollſtändigen, hätte la Fayette des feindlichen Prinzen Leiche behaupten müſſen, die wurde ihm aber nach einem verzweifelten Gefechte von der am Oſtermorgen auf dem Schlachtfelde eintreffenden Nachhut der Engländer entriſſen (die Schlacht fiel am Charſamſtag 1421, i. e. 1422, vor), da ein großer Theil ſeiner Truppen ſchon wieder in die Standquartiere zurückgekehrt war, ein Umſtand, welchem auch die Trümmer des engliſchen Heeres, 3—4000 Mann, ihre Rettung zu verdanken hatten. Im folgenden Jahre beſiegte la Fayette die von dem Herrn von Rochebaron angeführten Burgunder, auch wurde ihm am 10. April 1423 Beſtellung auf 1000 Reiſige und 500 Schützen. Am 17. Aug. 1424, kurz vorher hatte er bei Bourges einen Vortheil über die Engländer erlangt, focht er bei Verneuil und gerieth in des Herzogs von Bedford Gefangenſchaft, deren Härte ihm ſchwere Krankheit zuzog. Der Bande entledigt, empfing er von dem Könige verſchiedene Gnadenbezeigungen, deren weſent-

---

1) Alſo, und nicht Lafayette, ſoll man ſchreiben. Dieſe letzte Form ſcheint der Held der Revolution erwählt zu haben; ſie iſt aber nicht nur dem Herkommen, ſondern auch der Sprache ſelbſt zuwider. Die meiſten der Ortſchaften Frankreichs, alle ſeine Landſchaften und Flüſſe, führen vor dem Namen den Artikel; wollte man Artikel und Namen verbinden, ſo müßte alle lexikographiſche Ordnung aufhören, unter den Buchſtaben L beinahe ganz Frankreich gebracht werden. Eine Menge Namen, zumal ſolche, die dem Auslande entſtammen, würden durch ihre Verbindung mit dem Artikel vollkommen unkenntlich gemacht; nur Wenige vermöchten alsdann zu ermitteln, daß ein Comte de Lamark ein Graf von der Mark ſei. Endlich, und dieſer Grund wird zumal entſcheidend ſein für alle feudale Namen, wenn der Ort, von welchem die Familie den Namen entlehnt, den männlichen Artikel im Singular vor ſich hat, wie z. B. le Châtelet, le Fresne, le Terail, ſo kommt die Familie unter den Genitiv, du Châtelet, du Fresne, du Terail. Verbindet man nun Namen und Artikel, ſo gehört das Stammhaus unter den Buchſtaben L, die Familie unter den Buchſtaben D. Iſt das vernünftig, iſt das thunlich?

lichſte doch die Verleihung der peinlichen Gerichtsbarkeit für die Herrſchaft la Fayette geweſen zu ſein ſcheint. Im J. 1429 führte er der Stadt Orléans 300 Gleven zu Hilfe, blieb auch daſelbſt, als Hauptmann, zurück, bis er dem Könige nach Reims zur Krönung folgte. Einer der Unterhändler des Friedens von Arras, wurde er am 3. Mai 1439 zum Seneſchalk für Beaucaire und Nimes beſtellt; einen Monat ſpäter beſchenkte ihn der Herzog von Bourbon mit der Herrſchaft Béauche in Forez. Die Normandie aus Feindes Gewalt zu befreien, wirkte der Marſchalk auf dem Schlachtfelde, wie in Unterhandlungen, mit gleich viel Thätigkeit und Erfolg, daher er auch, bei des Königs Einzug in Rouen, als eine der ausgezeichnetſten Perſonen von deſſen Gefolge genannt wird. Am 20. Aug. 1450 beſtätigte er ſeine frühere Stiftung in der Abtei la Chaiſe-Dieu. Er ſtarb am 23. Febr., jedenfalls vor 1463. Von ſeiner zweiten Frau, Johanna von Joyeuſe, hatte er neun Kinder. Sein dritter Sohn, Gilbert IV. auf S. Romain, Pont-Gibault, la Roche-d'Agoult, Monteil-Gelat, Goutenoutouze, Hautefeuille, Jaligny, Tréteaux und Ponſat, hat das Geſchlecht fortgeſetzt in ſeiner Ehe mit Iſabella von Polignac, in deren Rechte er ſogar die Burg Polignac gewaltſam einnahm, für ihn die Veranlaſſung zu ſchweren Rechtshändeln. Von Gilbert's IV. zweitem Sohne, Franz Motier, entſtammt die Nebenlinie in S. Romain, deren Mannsſtamm jedoch ſchon mit des Franz Enkel Claudius erloſchen iſt. Claudius hatte aber fünf Schweſtern, von denen die älteſte, Maria Motier de la Fayette, auf la Verſine, durch Eheberedung vom 9. Nov. 1576 an Johann le Clerc du Tremblay, den Président aux requêtes bei dem pariſer Parlament, Geſandter von Venedig und Kanzler des Herzogs von Alençon, verheirathet wurde, gleichwie die jüngſte, Magdalena, den Franz du Pas, Baron von Fauquieres, und nach deſſen Ableben den Iſaac Arnauld, Intendant des finances, heirathete. Gilbert's IV. älteſter Sohn, Anton, auf Pont-Gibault, Monteil-Gelat, und Antheil Roche d'Agoult, war zu S. Romain den 5. Juni 1474 geboren. Unter Gaſton von Foix in Italien dienend, war er einer der vornehmſten Hauptleute der Beſatzung von Bologna, wo ihm ein großer Antheil an der heldenmüthigen Vertheidigung dieſer nur durch Mauern geſchützten Stadt zukommt. Nach den Anſtrengungen von 19 Tagen mußte Raimund von Cardona zu Anfang Febr. 1512 die Belagerung aufheben, la Fayette aber empfing von K. Ludwig XII. das Amt eines Maître de son artillerie de delà les monts, welches er jedoch zu Gunſten Johann's von Pommereul 1515 aufgab. Anton kommt hierauf in der Eigenſchaft eines Seneſchalk von Ponthieu und Boulonnais vor, und ſtarb den 22. Aug. 1531. Sein Sohn, Johann Motier de la Fayette, vernehmend, wie in Nevers den Hugenotten jede gottesdienſtliche Übung unterſagt worden, darüber aber große Unruhe entſtanden ſei, verließ eiligſt ſeinen Aufenthalt in der Auvergne, um ſeinen Glaubensbrüdern, den Katholiken, Hilfe zu bringen. Am 23. Mai 1562 traf er zu Nevers ein, „et en vertu de l'arrêt du parlement de Paris, rendu contre les protestans séditieux, il fit vendre leurs biens, dont il tira beaucoup d'argent.“ Auf ſein Geheiß mußten alle Hugenotten die Stadt räumen. Er nahm auch la Charité, wurde aber endlich in dem Gefechte bei Cognac, als er ſich dem Durchmarſche der empörten Vicomtes entgegenſetzte, getödtet, 1568. Die Sieger verbrannten zugleich ſein Schloß. Seine Hausfrau, Franziska von Montmorin, die Erbin von Nades und l'Espinace, hatte ihm die Söhne Peter und Claudius geboren. Jener fiel bei Moncontour, 1569, unvermählt, Claudius war Vater von Johann III. Motier de la Fayette, auf Hautefeuille, der mit Margaretha de Bourbon-Buſſet verheirathet, am 3. Dec. 1651 ſein Leben beſchloß, Vater, u. a. Kindern, von Franz und Louiſe Motier. Louiſe zählte nur 17 Jahre, als die Königin Anna ſie als Fille d'honneur an den Hof nahm. Von einer blendenden Schönheit, mit ſeltener Liebenswürdigkeit gepaart, wurde ſie dem ganzen Hofe ein Gegenſtand der Bewunderung. Selbſt die traurige Perſönlichkeit Ludwig's XIII. fühlte ſich angezogen durch das blendende Geſtirn. „Le roi en devint amoureux à sa mode.“ Anna von Öſterreich und des Königs frühere Geliebte, die Hautefort, vereinigten ſich zu Widerſtand gegen diejenige, durch welche ihre erworbenen Anſprüche bedroht waren. Auch Richelieu empfand ernſtliche Beſorgniſſe um die einzige wahrhaftige Leidenſchaft, deren Ludwig XIII. jemals fähig geweſen. Den Gang derſelben, des Königs Verkehr mit der Geliebten zu beobachten, ſtellte er einen eigenen Agenten, den Boiſenval, auf. Des Cardinals Beſorgniß gewahrend, erkannten die Königin ſowol als die Hautefort die Nothwendigkeit, derjenigen, die dergleichen Beſorgniſſe zu veranlaſſen vermögend war, ſich anzuſchließen. Zwiſchen den drei Damen fand eine vollſtändige Ausſöhnung ſtatt, beſiegelt durch ein Bündniß zu gemeinſamer Vertheidigung. Der Jeſuit Cauſſin, der ſeit Kurzem an die Stelle des P. Arnoux getreten war, unternahm es, die Vertheidigung in Angriff zu verwandeln. Der Königin und der Hautefort fehlte es hierzu an Entſchloſſenheit, die la Fayette bot zu einer ſehr verwickelten Intrigue die Hände. Ihr ſtand berathend zur Seite ihres Vaters Bruder, Franz Motier de la Fayette, Abt zu Dalon, Biſchof zu Limoges, ſeit 2. Jan. 1627 premier aumonier der Königin Anna (er iſt in dem Alter von 86 Jahren, den 3. Mai 1676, verſtorben). Die Geſchwätzigkeit des P. Cauſſin vereitelte den wohlberechneten und beinahe zur Reife gelangten Entwurf. Der Baſtard K. Karl's IX., der Herzog von Angoulême, hatte ſich von dem Cardinal eine Gunſt erbeten. Aus der Audienz zurückkehrend, hielt er vor dem Jeſuitencollegium der Straße S. Antoine, und kam ins Geſpräch mit dem P. Cauſſin. Dieſer, in das Thema, welches eben ſein Gemüth beſchäftigte, ſich vertiefend, äußerte: der König, von Mitleiden für ſein Volk gerührt, gedenke den Cardinal, den nichtswürdigſten der Menſchen, vom Hofe zu verweiſen, und an deſſen Stelle ihn, den Herzog, zu ſetzen. Vorläufig wolle er ihm, der bereits Witwer war, den Cardinalshut verſchaffen. Angoulême, mit der Gemüthsart des Königs wohl bekannt, dankte, gelobte ſich aber auf der Stelle, das Geheimniß an Chavigny zu ver-

trauen. So that er ohne Zeitverluſt, und Chavigny lohnte ihm mit einer feurigen Umarmung: „Sie geben uns das Leben wieder; ſeit ſechs Monaten bemühen wir uns vergeblich, zu ermitteln, was der König im Schilde führt.“ Chavigny trug die Mittheilung ſofort nach Ruel, und dahin begab ſich am andern Tage auch Angoulême, welchen Richelieu ſelbſt bei dem Könige einführte. „Da iſt er,“ begann der Cardinal, „der Nichtswürdige, der Treuloſe, der Böſewicht, deſſen Stelle der Herzog von Angoulême einzunehmen hat.“ Dazu lachten die drei Herren, der König zwar nur mit halbem Geſichte. Zuletzt ſprach Ludwig: „Es iſt ſchon einige Zeit her, daß ich des armen P. Cauſſin Abnehmen bemerke.“ Darauf folgte die Vergeltung. Angoulême erhielt für ſeinen Sohn, als des Verrathes Lohn, das Gouvernement der Provence, Cauſſin wurde nach Quimper-Corentin verbannt, die Frau von Senecey, der la Fayette Buſenfreundin, vom Hofe verwieſen, der Rädelsführerin ſelbſt dergeſtalt zugeſetzt, daß ihr als Zuflucht einzig das Kloſter blieb. Am 19. März 1637 wurde Schweſter Louiſe Angelica in dem Kloſter Ste. Marie zu Paris, des Ordens der Saleſianerinnen, eingekleidet. Ein Schreiben des P. Cauſſin, an ſie ſelbſt gerichtet (histoire du ministère du cardinal de Richelieu, par M. *Jay*, II, 307), zählt die Gründe auf, durch welche die ſchöne Büßerin dem Kloſter zugeführt worden; da es vergebliche Arbeit geweſen wäre, ihr ſelbſt dieſe Gründe mittheilen zu wollen, ſo muß nothwendig angenommen werden, daß der P. für ein größeres Publicum, zu beſtimmten Zwecken, ſchrieb, und daß demnach die reine Wahrheit bei ihm nicht zu finden iſt. Nicht minder unhaltbar iſt aber auch die romantiſche Anſicht, Louiſe, ihrer Schwachheit für den liebenswürdigen Monarchen ſich bewußt, und den Abgrund vor ihren Füßen, der den Geliebten zugleich mit ihr zu verſchlingen drohte, erblickend, habe Zuflucht und Frieden innerhalb heiliger Mauern geſucht. Ludwig XIII. war in allem Betrachte der Liebenswürdigkeit Gegenſatz, höchſtens Mitleiden, mit Verachtung gemiſcht, konnte ein fühlendes, geiſtreiches Weib für ihn empfinden: von Mitleiden, mit einem Zuſatze ſelbſtſüchtiger Abſichten getrieben, wagte Louiſe den Verſuch, den König ſeiner Bande zu entledigen, der Verſuch ſcheiterte an den knechtiſchen Gewohnheiten des Gefangenen, und diejenige, welche ſeine Befreierin werden wollte, enttäuſcht über Menſchen und Welt, bedroht von einem unverſöhnlichen Feinde, gelangte zu einem Entſchluſſe, der ſie aller Rechnungsablage gegen die Welt enthob. Sehr bald gelangte Louiſe zu allen Vollkommenheiten des neuen Standes; ſie wurde der Stolz und die Zierde ihres Kloſters, und mehr denn einmal ſah Ludwig XIII. ſich dahin gebracht, bei der ſo ſchnöde aufgeopferten Freundin Troſt zu ſuchen, die jedesmal einen Sturm von Leidenſchaft und Beſorgniß in des gebietenden Herrn Bruſt erweckte. Einſt brachte der König ganze fünf Stunden an dem Sprachgitter des Kloſters zu. Als er endlich aufbrach, ſagte ein Begleiter: „Sire, vous venez de voir la pauvre prisonnière?“ — „Je suis plus prisonnier qu'elle,“ erwiederte der König. Als eine der auffallendſten Wirkungen von dem Einfluſſe der Kloſterfrau erſcheint die Ausſöhnung Ludwig's XIII. mit ſeiner Gemahlin, welche nach 20jähriger Unfruchtbarkeit der Ehe, durch die Geburt Ludwig's XIV. gekrönt wurde. Die Königin Henriette von England, die Errichtung eines Kloſters der Saleſianerinnen zu Chaillot beabſichtigend, bediente ſich hierzu vornehmlich des Raths von Schweſter Louiſe Angelica, die in beſagtem Kloſter, als deſſen Stifterin ſie gewiſſermaßen zu gelten hat, im Jan. 1665 verſchied. Mademoiselle de la Fayette, par Mde. *de Genlis*. (Paris 1812.) 2 Bde. in 12., iſt ein hiſtoriſcher Roman. Der Kloſterfrau Bruder, Franz Motier, Graf von la Fayette, auf Nades, Hautefeuille, Espinace und Beauregard, diente zuerſt in Holland, dann als Fähndrich in des Marſchalls von Albret Compagnie und als Lieutenant bei den Gardes-françaises. Eine Frau verſchaffte ihm ſein Oheim, der Biſchof von Limoges, welcher nicht nur die Brautwerberei beſorgte, ſondern auch alle Verhandlungen des Ehecontracts, ſodaß der Neffe einzig um die Trauung ſich bemühen durfte. Sie erfolgte 1655, wie eben Scarron in einer Nummer ſeiner Gazettes burlesques von einem quidam erzählte „qui arriva le samedi, s'étoit habillé à la friperie, et le vendredi s'étoit marié; qu'il pouvoit dire: Veni, vidi, vici; mais qu'on ne savoit si la victoire avoit été sanglante.“ Ein Luſtigmacher ließ ſich beigehen, auf das junge Ehepaar la Fayette dieſe Stelle anzuwenden. Da erſchrak Scarron über den unerwarteten Erfolg ſeines Witzes; nicht nur proteſtirte er in der nächſten Nummer gegen die ihm zu Unrecht gegebene Deutung, er ſchrieb auch einen langen Entſchuldigungsbrief an Ménage, den dieſer, ungeſchickt genug, der jungen Frau mittheilte. Es fand ſich, daß ſie von der Exiſtenz des Zeitungsartikels keine Ahnung hatte. Einer gewöhnlichen Frau würde Menage wol ſchwerlich die vergebliche und verletzende Sorgfalt zugewendet haben, dergleichen war aber auch

Maria Magdalena Pioche de la Vergne keineswegs. Tochter von Aymar Pioche de la Vergne, dem Maréchal-de-Camp und Gouverneur von Havre, war ſie 1632 geboren, und als ein Gegenſtand beſonderer Zärtlichkeit für den Vater, mit ungewöhnlicher Sorgfalt erzogen. Ménage und der P. Rapin gaben ihr Unterricht im Lateiniſchen, mit ſolchem Erfolge, daß ſie nach einem Unterrichte von drei Monaten eine ſchwierige Stelle, um welche die beiden Lehrer uneinig waren, weil keiner den wahren Sinn aufgefaßt hatte, vollkommen richtig zu erklären vermochte. Ménage begnügte ſich nicht, die geiſtigen Gaben der hoffnungsvollen Schülerin zu bewundern und auszubilden, er ſcheint ihr ſogar einen gewiſſen Grad von Zärtlichkeit zugewendet zu haben. Wenigſtens beſingt er ſie häufig in den Gebilden ſeiner lateiniſchen Muſe. In die große Welt, und beſonders in den geiſtreichen Zirkel des Hôtels von Rambouillet eingeführt, erregte die junge la Vergne allerwärts Aufſehen, und wäre es auch nur um die von jedermann anerkannte Ähnlichkeit mit der glänzenden Herzogin von Lesdiguières geweſen. „Monsieur, prenez garde à la ressemblance,“ ſagte ſie, als der Herzogin Liebhaber neben ihr Platz nahm. „Mademoiselle, pre-

nez y garde vous même," erwiederte Roquelaure. Von ihrer Vermählung an wußte ſie allgemach einen Kreis von Literatoren um ſich zu verſammeln. Als dergleichen werden la Fontaine und Segrais genannt. Dieſer vorzüglich unterſtützte ſie mit ſeinem Rathe bei ihren erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuchen. Ihre beiden Romane, Zaïde und la Princesse de Clèves, wurden auf Saurin's Namen ausgegeben: er hat jedoch durch ein ſehr beſtimmtes Zeugniß ſie als der Frau von la Fayette Eigenthum anerkannt. Der Zaïde zur Einführung und Einleitung ſchrieb Huet ſeine Abhandlung de l'origine des romans. Witwe geworden ging die Gräfin ein zweites Ehebündniß ein mit dem Chevalier de Sevigné, das aber gar bald wieder auf die eine oder die andere Weiſe aufgelöſet worden ſein muß. Deshalb, vielleicht auch, weil bereits eine andere Sevigné Aufſehen erregte, führte die Gräfin den Namen la Fayette bis zu ihrem Ende. Als Gräfin la Fayette kam ſie in die genaue Bekanntſchaft mit dem Herzoge von la Rochefoucauld, der bereits an die Princesse de Clèves eine verbeſſernde Hand gelegt hatte. Beinahe 20 Jahre beſtand zwiſchen den beiden der innigſte, alle Kennzeichen eines Liebesbundes tragende Verkehr. Sie hatten eine gemeinſchaftliche Wohnung, ſahen ſich zu allen Stunden, „ils étoient nécessaires l'un à l'autre." Der Freundin zu Ehren erfand der Herzog für ein altes Wort die neue, ſeitdem in die Sprache aufgenommene, Bedeutung „elle est vraie," womit er zugleich von ihr eine der ſchönſten Seiten ihres Gemüths hervorhob. Die la Fayette dagegen rühmte: M. de la Rochefoucauld m'a donné de l'esprit, mais j'ai reformé son coeur. Der Herzog ſtarb 1680, ſchmerzlich beweint von einem zärtlichen Sohne, ſchmerzlicher vielleicht noch von der Freundin. Ganzer 13 Jahre überlebte ſie den Freund, heimgeſucht durch viele körperliche Leiden, Troſt aber findend in der ſtrengſten Andachtsübung, für welche der Abbé Duguet, von Port-royal, ihr Führer war. Sie ſtarb im Juni 1693. „C'est une femme aimable," hat einſtens die Sevigné von ihr geſagt, „plus on la connaît, plus on s'y attache." Sie ſprach ungemein anmuthig in den gewählten, ihrem Stil eigenthümlichen Formen und vorab bündig; darum meinte ſie ein ausgemerztes Wort gelte wol ſeine 20 Sols, während für eine erſparte Periode ein Louisd'or nicht zu viel ſein würde. D'Alembert, la Harpe und Marmontel haben wetteifernd ihrer Romane Verdienſte geprieſen. Der Letztere meint, es ſei das Büchlein das Höchſte, wozu in Gewandtheit und Zartheit eines Weibes Fähigkeit ſich aufzuſchwingen vermöge. Ähnliches Lob möchten wol auch zwei andere Romane der Gräfin, la Comtesse de Tende und la Princesse de Montpensier, verdienen, wenn ſie gleich nicht das ausgebreitete Publicum gefunden haben wie die Princesse de Clèves, welche zu vier verſchiedenen Malen geleſen zu haben Fontenelle bekennt. Die Histoire de madame Henriette d'Angleterre (Amsterdam 1720 und fg.) läßt den Kritiker zweifelhaft, ob ſie dem hiſtoriſchen Roman oder den romantiſchen Hiſtorien zuzutheilen ſei. Manche Einzelheiten aus dem Jugendleben Ludwig's XIV. werden darin geſchildert, der Wettkampf der um ſeine Gunſt buhlenden Frauen, die Parteien, welche der einen oder der andern dieſer Frauen zugethan und die lächerliche Heftigkeit, in welcher die Höflinge, welcher Partei ſie auch zugethan, dieſe kindiſche Umtriebe verfolgten. Kaum dürfte dergleichen Erzählung heute noch Intereſſe erwecken, wäre ſie nicht aus ſo gewandter Feder hervorgegangen. Nicht lange und dieſelbe Frau, der die Gabe zu beobachten im ausgezeichneten Grade verliehen war, erhebt ſich zu einer Schilderung der bedeutendern Begebenheiten unter der Regierung Ludwig's XIV. Leider iſt von dieſer wichtigen Arbeit nur ein Fragment, die Jahre 1688 und 1689 behandelnd, auf uns gekommen. Dieſes Fragment empfiehlt ſich nicht nur durch muſterhafte Behandlung, ſondern auch durch einen beinahe prophetiſchen Geiſt, welcher in mitten der anhaltenden Proſperitäten die fernen Nebelflecken der Sturmwolken erkennt. Nicht nur die Geſchichte Ludwig's XIV. bis auf jenen Reſt iſt verloren gegangen, ſondern auch manche andere Arbeit der Gräfin, die ebenfalls nur in der Handſchrift vorhanden geweſen. Eine ſolche Handſchrift, den Roman Caraccio, bewahrte die Bibliothek des Herzogs von la Vallière. Mit den Werken der Frauen von Tencin und Fontaines zu einer Ausgabe vereinigt, ſind der la Fayette Schriften, zu Paris, 1804 in 5 Octavbänden erſchienen.

Von der Gräfin zwei Söhnen hat der ältere, Ludwig Motier de la Fayette, geb. 1658, den geiſtlichen Stand erwählt, und die Abteien N. D. de Valmont und la Grenetiere in Poitou beſeſſen. Er ſtarb im Mai 1729. Der jüngere, Renat Armand, Marquis de la Fayette, geb. 17. Sept. 1659, erhielt eine Hauptmannsſtelle bei dem Regiment du roi, 1679, wurde Oberſt des Regiments la Fère im April 1680, Brigadier von der Infanterie 1693 und ſtarb zu Landau, den 12. Aug. 1694. Die einzige Tochter ſeiner Ehe mit Maria Magdalena von Marillac, Maria Magdalena Motier, Marquiſe von la Fayette, 1706 mit dem Herzoge von Touars, Karl Ludwig Bretagne de la Tremouille, vermählt, ſtarb den 6. Juli 1717. Einige Jahre früher war die Linie in Champeſtieres, abſtammend von Pontus Motier, jenem bereits genannten jüngeren Sohne des erſten Pontus, zu Grabe getragen worden, mit Ausnahme des Seitenaſtes in Wiſſac.

Der Stammvater der Linie in Wiſſac, Johann Motier de Champeſtieres, auf Villeneuve und Vidieres, Hauptmann in dem Regiment Chevreuſe, 1617, erwarb die Baronie Wiſſac, bei S. Romain, in dem Bisthum S. Flour. Sein Sohn, Karl Motier de Champeſtieres, Baron von Wiſſac, wurde durch das Teſtament von Karl Armand, Marquis von la Fayette, 11. Mai 1692 ſeiner eigenen Tochter, der Herzogin von Thouars, ſubſtituirt, für die dereinſtige Nachfolge in dem Namen und den Gütern des Hauſes la Fayette, mit welchen die Linie in Wiſſac einen gemeinſchaftlichen Urſprung habe. Karl's älteſter Sohn, Eduard Motier de la Fayette, Baron von Wiſſac, auf Bouchet, Fiſes, Villeneuve und Fargettes, bediente ſich bereits in Folge dieſer Subſtitution des Namens von la Fayette, den Anfall der Erb-

ſchaft erlebte aber erſt Jacob Rochus Motier de la Fayette, welchem die Herzogin von Thouars, durch Teſtament vom 3. Juli 1717, die Herrſchaft la Fayette gab. In der Ehe mit Maria Katharina von Chavagnac ward er Vater von mehren Kindern. Der ältere Sohn fand den Tod in Italien, in einem der letzten Feldzüge des öſterreichiſchen Erbfolgekriegs, der jüngere Michael Ludwig Chriſtoph Rochus Gilbert, Marquis de la Fayette, Oberſt bei den Grenadiers de France, blieb in der Schlacht bei Minden 1. Aug. 1759. Er war nicht völlig 25 Jahre alt, und hatte für ſich unbemittelt, mit Marie Louiſe Julie de la Rivière bedeutenden Reichthum erheirathet. Der Sohn dieſer Ehe

Maria Paul Joſeph Rochus Ivo Gilbert Motier, Marquis de la Fayette, geb. zu Chavagnac, in Auvergne, den 6. Sept. 1757, wurde als eilfjähriger Knabe nach Paris gebracht, um die Schule in dem Collége du Plessis zu beſuchen. Der höchſt mangelhafte Unterricht, den er da empfing, ſchien ganz eigentlich berechnet, einem jugendlichen Gemüthe jedes ernſtliche Studium zu verleiden, und ſolcher Tendenzen Wirkung iſt bei dem jungen la Fayette nicht ausgeblieben. Gelernt hat er auf der Schule nicht das Mindeſte. Bei den ſchwarzen Mousquetaires einrangirt, ohne darum die Schule zu verlaſſen, verlor er ſeine tugendhafte Mutter am 12. April 1770, und wenige Tage ſpäter ſeinen Großvater, den Marquis de la Rivière, und den hierdurch plötzlich zu großem Reichthum gelangten Jüngling in der kürzeſten Friſt zu verheirathen, ließen Oheim und Tanten ſich angelegen ſein. Bereits unter dem 8. Febr. 1772 iſt von einem ſolchen weit vorgerückten Eheproject die Rede. Nur 16 Jahre war la Fayette alt, als ihm, nach einigem Verweilen auf der Akademie zu Verſailles, am 11. April 1774 des Herzogs von Noailles zweitgeborene Tochter, Maria Adriana Franziska, geb. den 2. Nov. 1759, angetraut wurde. Dieſe Vermählung gab ihm eine Stellung bei Hofe, wo er aber wegen der Trockenheit ſeines Verkehrs wenig Glück machte. Dem Grafen von Provence, welcher bereits halb und halb beſtimmt, den jungen Marquis in ſeine unmittelbarſte Umgebung aufzunehmen, wurde das bei näherer Beobachtung des Individuums verleidet, wiewol im Widerſpruche zu dieſer Anſicht la Fayette verſichert, er habe, um ſeiner Freiheit nicht verloren zu gehen, gefliſſentlich ein Wort geäußert, das dem Prinzen misfallen, und alſo einer näheren Beziehung hinderlich werden mußte. Gewiß iſt, daß der Graf von Provence, ſelbſt nicht als Ludwig XVIII., irgend eine Hinneigung zu la Fayette blicken ließ. Der Marquis führte an dem Hofe Ludwig's XVI. ein wahres Pflanzenleben, modificirt allein durch öftere Reiſen zu den Standquartieren des Regiments Noailles, welchem er für jetzt zugetheilt war, als die erſten Nachrichten von den Ereigniſſen in Nordamerika eingingen, 1776. Dieſes verhieß ſeinem Hange zu Thätigkeit Befriedigung. Er ſetzte ſich in Verbindung mit dem von Kalb, welcher bei den Inſurgenten Dienſt zu nehmen wünſchte, und gelangte durch deſſen Vermittelung, ohne allzu großes Aufſehen zu erregen, zu Silas Deane. Der Geſchäftsträger bezeigte dem Jünglinge alle die Aufmerkſamkeit, welche deſſen großmüthige Aufopferung zum Beſten eines bedrückten Volkes verdienen konnte, und am 7. Dec. 1776 wurde ein Vertrag abgeſchloſſen, worin la Fayette, der Hauptmann bei dem Regimente Noailles war, den Grad eines Generalmajors empfing, und dagegen ſich verpflichtete, „de servir les Etats-Unis avec tout le zèle possible, sans aucune pension ni traitement particulier, me reservant seulement la liberté de revenir en Europe, lorsque ma famille ou mon roi me rappelleront." Unter den waltenden Umſtänden war für den projectiven Zug von Seiten des Miniſteriums einiger, von Seiten der Familie mächtiger Einſpruch zu beſorgen. Ihn zu vermeiden, unternahm la Fayette eine Reiſe nach England, und er erzählt, daß er ſich geweigert habe, die Häfen und das Einſchiffen der gegen die Rebellen beſtimmten Truppen, überhaupt irgend etwas zu ſehen, um welches er ſpäterhin den Vorwurf misbrauchten Vertrauens hätte befürchten können. Drei Wochen hatte er in England zugebracht und in aller Weiſe den Glauben verbreitet, daß er wenigſtens ebenſo lange noch zu bleiben gedenke, als er unerwartet ſeinem Oheim, dem Marquis de Noailles, als dem franzöſiſchen Geſandten, das Vorhaben, einen kleinen Abſtecher nach Paris zu machen, mittheilte. Er durchſchiffte den Kanal, begrüßte in Paris ſeinen Freund Kalb, hielt ſich drei Tage in Chaillot verborgen, ohne daß Jemand, Amerikaner und vertraute Freunde ausgenommen, ihn geſucht hätte, und flog nach Bordeaux, um ſich am Bord des für ſeine eigene Rechnung befrachteten Schiffes zu begeben. Er hatte den ſpaniſchen Hafen Paſſage erreicht, als eine Lettre de cachet ihn ereilte, worin ihm, unabhängig von dem Verbote, das Feſtland von Amerika zu beſuchen, auferlegt wurde, ſich nach Marſeille, zur Vernehmung fernerer Befehle, zu begeben. Da das Schiff wenigſtens außer dem Bereiche des Miniſteriums war, ſo glaubte der Marquis ohne Gefahr auf franzöſiſchem Boden eine Rechtfertigung ſeines Schrittes verſuchen zu können. Er kam nach Bordeaux zurück, überzeugte ſich, daß die Machthaber nicht weiter an ihn dachten, und begab ſich hierauf auch nach Marſeille. Unter der Verkleidung als Courier gelangte er dann ungehindert nach S. Jean-de-Luz. Da wurde er von einem jungen Mädchen erkannt, aber ein Zeichen, deſſen Bedeutung dem Scharfſinn der Jungfrau nicht entging, wendete die Folgen dieſer Entdeckung von ihm ab, und der neuen Freundin ſinnreiche Treue gab ſogar der Verfolgung eine veränderte Richtung. Am 26. April gelangte la Fayette nach Paſſage, und an demſelben Tage ging die Victoire wieder unter Segel. Es führte dieſelbe nur zwei Kanonen, war dabei ſchwerfällig, ſodaß im Falle eines Zuſammentreffens mit dem Feinde Vertheidigung oder Entwiſchen gleich ſchwierig war. Entſchloſſen, in keinem Falle ſich gefangen zu geben, verabredete la Fayette, ſo verſichert er, mit dem Holländer Bedaux, dem die unfehlbare Ausſicht zu hängen, im Falle er ergriffen werden ſollte, gleich verzweifelte Gedanken einflößte, das Schiff nöthigenfalls auffliegen zu laſſen. Ein günſtiges Schickſal bewahrte die Equipage vor den Folgen eines ſolchen Entſchluſſes, und nach einer

Schiffahrt von ſieben Wochen, welche la Fayette zum Erlernen der Sprache ſeiner dereinſtigen Waffenbrüder benutzte, befand man ſich Angeſichts von Georgestown, in Carolina. La Fayette begab ſich über Charlestown nach Philadelphia. Sein Wunſch, für die Sache der Freiheit zu fechten, begegnete von Seiten des Congreſſes einigem Widerwillen; groß war die Maſſe franzöſiſcher Abenteurer, die unter ähnlichem Vorwande, ſelbſtſüchtige Abſichten zu verfolgen ſich eingefunden hatten, und ſtatt dienen zu können, nur Unordnung ſtifteten. La Fayette ließ ſich nicht abſchrecken. Er ſchrieb an den Congreß: „d'après mes sacrifices, j'ai le droit d'exiger deux grâces; l'une est de servir à mes dépens, l'autre est de commencer à servir comme volontaire.“ Sei es nun, daß dieſer Stil, in ſeiner antiken, lapidariſchen Größe auf die Congreßmitglieder gewirkt, oder daß der Verſammlung über Nacht beſſerer Rath gekommen war, und daß ſie begriff, welche Bedeutung in den Augen der eigenen, wie der fremden Völker die Anweſenheit eines franzöſiſchen Cavaliers, des Schwiegerſohns des Hauſes Noailles, haben müſſe; am 31. Juli 1777 beſchloß der Congreß, das Dienſterbieten anzunehmen, und in Erwägung ſeines brennenden Eifers und der Illuſtrationen der eigenen, wie der verſchwägerten Familie erhielt der Freiwillige in der Armee der vereinigten Staaten Rang und Patent eines General-Majors. Die Vorſtellung bei Waſhington war die natürliche Folge dieſes Beſchluſſes. Zu verſtändig, um in ſo einfacher Angelegenheit des Nachdenkens zu bedürfen, empfing der amerikaniſche Feldherr den Jüngling als einen Freund; daß er aber auf der Stelle deſſen Innerſtes durchſchaute, davon gibt Waſhington's Verfahren das bündigſte Zeugniß. So anſpruchlos, ſo einfach der berühmte Mann in Allem, was die eigenen Verrichtungen traf, ſich erweiſet, ſo ſorgfältig iſt er bemühet, dem ehrgeizigen Franzoſen die Gelegenheiten zu Auszeichnung zu verſchaffen, und demnächſt durch eine ſiebenfache Trompete dieſe Auszeichnung anzupreiſen. Es trug auch dieſe wohl verſtandene Politik ihre goldenen Früchte. La Fayette, wollte er nicht an ſich ſelbſt eine Untreue begehen, mußte über alles Vermögen beinahe ſeine Kräfte anſtrengen; es wurde ihm eine Bedeutung beigelegt, eine Berühmtheit geſchaffen, die ihn gar häufig in den Stand ſetzten, den Abſichten der Parteihäupter ungemein förderlich auf das in ſeinen Anſtrengungen ermattende und verzweifelte Volk von Amerika zu wirken. Träger endlich und Repräſentant des franzöſiſchen Waffenruhms mußte er dem reizbaren Volke an der Seine ein Sporn werden und ein Gegenſtand der Nacheiferung, einer Nacheiferung, welche früh oder ſpät die franzöſiſche Regierung, wider ihren Willen, hinreißen würde, ſich bei dem Kampfe gegen den Erbfeind zu betheiligen. Seine erſte Waffenthat verrichtete er in dem Treffen an dem Brandywine, den 11. Sept. 1777. Indem er die Flüchtigen aufzuhalten ſich bemühte, traf eine Kugel ihm das Bein. Sein Aide-de-camp, Gimat, half ihm wieder zu Roſſe und bei den Herrnhutern zu Bethlehem genoß der Verwundete der ſorgfältigſten Pflege. Ganzer ſechs Wochen erfoderte die Heilung; am 24. Oct. befand ſich la Fayette wieder im Lager von Whitemarſh, von wo ſein Schreiben an Vergennes, den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, datirt iſt. In dieſem Schreiben räth er zu einem Unternehmen gegen der Engländer Beſitzungen in Indien, und zeigt ſich nicht ungeneigt, das Commando einer ſolchen Expedition zu übernehmen. Was er aber von deren Mitteln und Zweck vorbringt, berechtigt, dem Briefſteller nicht nur an ſeiner Kenntniß von Indien zu zweifeln, ſondern auch gegen ſeine Fähigkeit für die Beurtheilung kriegeriſcher oder politiſcher Ereigniſſe mistrauiſch zu ſein. Am 26. Nov. errang la Fayette in einem Vorpoſtengefecht bei Glroceſter einige Vortheile über die wenigen ihm entgegenſtehenden Heſſen (350 Mann), was den Congreß zu der Äußerung beſtimmte, daß es ihm höchſt angenehm ſein würde, den Marquis von la Fayette an der Spitze einer Diviſion zu ſehen. In Folge dieſes Wunſches mußte Stephen das Commando der virginiſchen Truppen an la Fayette abtreten, womit dieſer die Eigenſchaft eines Volontaire aufgab. Den Winter füllten großentheils Umtriebe aus, beſtimmt, den Oberfeldherrn entweder ſeiner hohen Stellung zu entſetzen, oder ihm dieſelbe unerträglich zu machen. La Fayette hielt in dieſer kritiſchen Lage ſtreng zu Waſhington, der ihm in väterlicher Freundſchaft zugethan war, obgleich der projectirte Einfall in Canada, deſſen Leitung la Fayette, unabhängig von dem Oberfeldherrn, übernehmen ſollte, für eine gemeine Seele eine ſehr anſprechende Lockſpeiſe ſein mußte. Der Marquis erklärte, in Gegenwart und an der Tafel von Gates, daß er als erſte Bedingung für die Übernahme von jenem Commando ſich ausbitten müſſe, nicht wie Gates, unabhängig von Waſhington handeln zu dürfen. Dieſe Bedingung ſcheint auf die Berathungen im Congreß großen Einfluß geübt zu haben. Zu Albany eintreffend, fand la Fayette, anſtatt der ihm für die Expedition verheißenen 2500, nur 1200 Mann, überhaupt den vollſtändigſten Mangel von allen Erfoderniſſen eines Winterfeldzugs. „En gémissant, il abandonna l'expedition,“ jedoch das Commando an dieſer Grenze bis zur Eröffnung des Feldzugs beibehaltend. Nicht nur wurden durch ſeine Thätigkeit die der Linie benachbarten *rothen* Männer in Ehrfurcht gehalten, ſondern er *verſuchte* es auch, in einer großen Verſammlung an dem Mohawkfluſſe die Vorurtheile, welche die Engländer den Indianern beigebracht hatten, zu bekämpfen, die Gefühle der Anhänglichkeit für die Franzoſen neuerdings zu beleben. Er vertheilte den Häuptlingen einige Louisd'or und Zeuche aus den Fabriken von New-York, und empfing dafür den Namen Kayewla, an den ſich eine Erinnerung indiſcher Großthaten knüpft. Es wurde auch ein Tractat abgeſchloſſen: quelques-uns l'observèrent. Mit des Frühlings Anfang wurde er nach dem Süden zurückgerufen: in dem Lager von Valley-forge konnte er ſich überzeugen, daß grade in ſeiner Abweſenheit Waſhington der Umtriebe Meiſter geworden war, und in Congreß und Volk eine günſtigere Stimmung ſich gewonnen hatte. Von Waſhington mit 2000 Mann ausgeſendet, um jenſeit des Schuylkill zu recognosciren, erreichte la Fayette am 18. Mai 1778 Barren-hill, und von einer vortheilhaften Poſition aus ordnete er die Art und Weiſe an, um über den Zuſtand von Philadelphia Erkundigung einzuziehen. Ein junges Frauenzimmer wollte ihm hierzu als Mittlerin die-

nen. Aber während der Verabredungen hatte der engliſche General Grant bedeutende Streitkräfte herbeigeführt, und vollſtändig eingeſchloſſen, verdankte la Fayette einzig der Langſamkeit ſeiner Gegner, daß er durch die Furth von Matſon entkam. „M. de la Fayette fut bien reçu du général et de l'armée.“ Als die Engländer am 17. Juni Philadelphia räumten, um ſich auf New-York zurückzuziehen, beſtand la Fayette, gegen die Anſicht von Lee, deſſen Befehlen er untergeben, gegen die Anſicht des Kriegsraths, auf einer lebhaften und thätigen Verfolgung. Die Abſicht, den Engländern die Straße von New-York abzuſchneiden, führte das Treffen von Monmouth oder Freehold herbei (28. Juni), in welchem la Fayette's leichte Reiter, mit den Dragonern der Königin zuſammentreffend, die erſten zum Weichen gebracht wurden. Die rückgängige Bewegung zu einer Flucht ausartend, hatte der ganzen Diviſion von Lee ſich mitgetheilt, als Waſhington, mit dem Nachtrab auf dem Schlachtfelde eintreffend, dem Gefechte eine günſtigere Richtung gab, ohne doch die Engländer verhindern zu können, daß ſie in der Nacht ihren Rückzug gegen Middletown, wo die Bagage bereits in Sicherheit war, fortſetzten. Kaum war die Umgebung von Philadelphia von den Feinden verlaſſen, ſo verſchaffte die Ankunft der franzöſiſchen Escadre unter d'Eſtaing die Mittel zu einem Angriffe auf Rhode-Island, der, wenn auch la Fayette mit einer Truppenabtheilung dazu wirkte, als verfehlt aufgegeben werden mußte, 30. Aug. Ebenſo unbefriedigend endigte der perſönliche Zwiſt, in welchen der Marquis mit einem der engliſchen Commiſſaire ſich eingelaſſen hatte. Dieſe, in ihrem Schreiben vom 26. Aug. hatten dem Congreſſe das Verfahren der franzöſiſchen Regierung in dem Colonien-Streite mit dem Mutterlande in grellen Farben geſchildert. Als den Verfechter ſeiner Nation ſich gebend, foderte la Fayette den Grafen von Carlisle, der aber erklärte, in ſeiner Stellung als Commiſſarius habe er von einer öffentlichen Verhandlung einzig ſeinem Vaterlande und ſeinem Könige Rechenſchaft abzulegen, und was die Differenzen von Nation zu Nation betreffe, würden Byron und d'Eſtaing, auf dem Meere ſich begegnend, die der Lage der Dinge angemeſſenſte Entſcheidung herbeiführen. Nachdem auch das neuerdings aufgenommene und von la Fayette mit vorzüglichem Eifer verfolgte Project eines Angriffs auf Canada und Neu-Schottland an Waſhington's Einſpruch ſcheiterte, weil dieſer die Reſtauration einer franzöſiſchen Herrſchaft in dieſen Provinzen mehr als der Engländer Nachbarſchaft ſcheute, ſcheint la Fayette doch einigen Verdruß über die ſelbſtſüchtige Anſicht ſeiner Freunde empfunden zu haben. Er ſchrieb an den Congreß: „ſo lange er geglaubt habe, über ſeine Perſon verfügen zu können, habe er der Amerikaner Sache verfochten, jetzt kriege das eigene Vaterland, und dieſem zu dienen, fühle er ſich vorderſamſt verpflichtet; er hoffe aber dereinſt wiederzukommen; allenthalben würde ihn der Wunſch, den vereinigten Staaten zu nützen, begleiten.“ Der Congreß bewilligte ihm einen ungemeſſenen Urlaub, welchem die ſchmeichelhafteſten Lobſprüche beigefügt (den 22. Oct.) waren. Es wurde ein Degen votirt, welchen der vereinigten Staaten Geſandter in Frankreich dem Marquis einhändigen ſollte, nicht minder ein Schreiben an König Ludwig XVI.: nous recommandons ce noble jeune homme à l'attention de V. M., parceque nous l'avons vu sage dans le conseil, brave sur le champ de bataille, patient au milieu des fatigues de la guerre.“ Endlich wurde, die Überfahrt zu ſichern, zu des Reiſenden Verfügung die ſchönſte Fregatte der Republik, die Alliance von 36 Kanonen, geſtellt. Aber Verdruß und Sorgen, und die Beſchwerden der weit ausgedehnten Reiſen, welche der Einſchiffung vorhergehen mußten, nahmen la Fayette's letzte Kräfte in Anſpruch; im Begriffe, nochmals mit Waſhington zuſammenzutreffen, und von deſſen Hauptquartier nur acht Meilen entfernt, zu Fiſhkill, verfiel er in lebensgefährliche Krankheit. Alle Claſſen von Einwohnern, Waſhington an der Spitze, äußerten um den Liebling die zärtlichſten Beſorgniſſe, die Armee beſonders beklagte „the soldiers friend,“ und die Nation trauerte und betete für den „Marquis.“ Die Krankheit wich jedoch der ſorgfältigſten Pflege und der kräftigen Jugend, und nach Verlauf von ängſtlichen drei Wochen konnte der Marquis wieder den Geſchäften ſich zuwenden, und dann die Reiſe nach Boſton, wo die Einſchiffung vor ſich gehen ſollte, antreten. Am 11. Jan. 1779 ging la Fayette unter Segel; im Februar landete er zu Breſt, nachdem er acht Tage vorher den ärgſten Gefahren ausgeſetzt geweſen durch eine unter den vielen gefangenen in die Equipage der Alliance aufgenommenen Engländern eingeleitete Verſchwörung. Als Flüchtling hatte la Fayette Frankreich verlaſſen, triumphirend, um von Volk und Hof der Liebling zu werden, kehrte er dahin zurück. Mit achttägigem Arreſt büßte er den vormaligen Ungehorſam, dann wurde ihm auf der Königin Betrieb, das Regiment du roi, Dragoner, verliehen, und ſtillſchweigend ſein Beruf als Mittler zwiſchen Frankreich und Amerika anerkannt. Er bediente ſich dieſes Augenblicks von Gunſt, um die Angelegenheiten der Amerikaner zu fördern, die ihnen feindlichen Inſinuationen abzuweiſen, die Trägheit des einen Miniſters, die Scheu des andern vor einem koſtſpieligen Kriege zu bekämpfen. Er war ausdrücklich angewieſen, keine Truppenſendung für Amerika zu begehren, weil man des daſigen Volks Antipathien gegen die Franzoſen fürchtete, er erlangte auf ſeine eigene Verantwortlichkeit die Zuſage einer Hilfsdiviſion von 6000 Mann, die Rochambeau nach dem von den Engländern verlaſſenen Rhode-Island führen ſollte; er entwarf den Plan zu einem Corſarenzuge gegen Liverpool, von dem bekannten Paul Jones auszuführen, der zwar als unpraktiſch ſich erwies; er ließ ſich bei dem Generalſtabe der Armee, die unter de Vaux Befehlen England heimſuchen ſollte, anſtellen. Bei dieſer Heerfahrt überreichte ihm, zu Havre, Franklin's Enkel den von dem Congreß votirten Degen. Es waren darauf die Namen Monmouth, Barren-hill, Gloceſter und Rhode-Island eingegraben, ſowie ein Jüngling, welchem das ſeiner Ketten entledigte Amerika einen Lorbeerzweig reicht, und nochmals derſelbe Jüngling, wie er dem engliſchen Leoparden eine tödtliche Wunde beibringt. Auf einer andern Stelle zeigte ſich als des jugendlichen Amerika Sinnbild, ein

wachſender Mond mit der Deviſe crescam ut prosim. Endlich war auch la Fayette's Deviſe, cur non, angebracht. Angeſpornt durch dieſe Aufmerkſamkeit erlangte er noch eine baare Unterſtützung für Waſhington's Kriegscaſſe, dann begab er ſich wieder zu Schiffe, um, bevor Amerikaner oder Engländer von der nach Rhode-Island beſtimmten Expedition die mindeſte Notiz empfangen würden, in Boſton einzutreffen (den 28. April 1780). Von der Bevölkerung dieſer Stadt wurde er mit der freudigſten Theilnahme begrüßt, von Waſhington als ein Sohn aufgenommen. Es ſoll dieſer auch, bei dem Empfange des Couriers, welcher die Landung des jugendlichen Freundes anmeldete, Thränen vergoſſen haben. Sofort übernahm la Fayette das Commando von Waſhington's Vortrab, eine auserwählte Schar, für welche er aus Frankreich mancherlei Geſchenke mitgebracht hatte, kriegeriſche Zierathen, Säbel, Fahnen, deren eine den Spruch No other zeigte, mit einer verſchlungenen Lorbeer- und Bürgerkrone, die andere eine Kanone, mit der Deviſe ultima ratio (regum war ausgelaſſen). Zu eigentlicher kriegeriſcher Thätigkeit fand ſich jedoch in dem ganzen Laufe dieſes Feldzugs keine Gelegenheit. Das Jahr darauf nahm la Fayette auf ſich, den zu den Engländern übergegangenen Arnold aus Portsmouth zu vertreiben; das Unternehmen, zu welchem er 1200 Mann führte, ließ ſich günſtig an, aber die Engländer mit ihren Schiffen gewannen in der Bai von Cheſapeak die Oberhand, und la Fayette mußte ſich glücklich ſchätzen, in dem eiligſten Rückzuge (den 24. März 1781) Head-of-Elk zu erreichen. Daſelbſt warteten ſeiner von Seiten des Obergenerals Befehle, wie ſie der gefährdeten Lage von Virginien, und den Fortſchritten von Phillips angemeſſen waren, welcher in der Abſicht, mit Arnold ſich zu vereinigen, von New-York herabzog. Der Aufgabe angemeſſen war jedoch keineswegs der Beſtand von la Fayette's Mannſchaft, die, von dem Nothwendigſten entblößt, durch eine ſtarke Deſertion gelichtet wurde. Er erborgte auf ſeinen eigenen Credit in Baltimore 2000 Guineen zu der Anſchaffung von Leinwand; von den daſigen Frauen wurden die Hemden genähet, die jungen Leute ſcharten ſich zu einer Dragonercompagnie, und nach allen dieſen Vorbereitungen fand der General noch die nöthige Zeit, um das von den Engländern bedrohte Richmond zu retten. Aber es führte aus Süden Lord Cornwallis ſeine kleine Armee von höchſtens 4000 Mann herbei, und gegen ſolche Übermacht durfte la Fayette kaum vertheidigungsweiſe verfahren. Ohne den Feind aus den Augen zu verlieren, hielt er ſich ſtets in angemeſſener Entfernung. Cornwallis, das ungeheure, ihm geöffnete Schlachtfeld überblickend, empfand ähnliches dem, was Napoleon empfinden mußte, als er ſeine halbe Million Streiter im Verhältniſſe zu der unermeßlichen Fronte des ruſſiſchen Reichs bewegen ſollte. Viel zu ſchwach, um dieſes Schlachtfeld auszufüllen, war Cornwallis nur bedacht, mit der Küſte und folglich mit der Flotte in Verbindung zu bleiben. Dieſes ängſtliche Manoeuvre ſchützte ihn vor den Unfällen, mit welchen eine zahlreiche und feindliche Bevölkerung ihn bedrohte, wurde ihm aber jene Falle, in deren Bereitung die Verehrer von la Fayette's kriegeriſchem Ruhme durchaus ihres Schützlings fruchtbares Genie erkennen. In der That war dieſer, durch ſeine Vereinigung mit Steuben und Wayne den Engländern ein gleich wichtiger und beſchwerlicher Gegner geworden, und blieb das auch, ungeachtet der bei Jameſtown erlittenen Niederlage, weil Cornwallis, ſtatt am anderen Tage das Treffen zu erneuern, den Sieg zu vervollſtändigen, nur daran dachte, den von Clinton empfangenen Befehl zu vollſtrecken und einen Theil ſeiner Truppen zu Schiffe und nach New-York zu bringen. Als der Gegenbefehl eintraf, hatte la Fayette von ſeinem Unfalle ſich erholt; das alte Spiel wieder aufgenommen, dem bald die Ankunft der franzöſiſchen Flotte unter de Graſſe die entſcheidende Wendung geben ſollte. Zur See und zu Lande in Yorktown blokirt, mußte, nachdem die Blokade zu verſtärken, auch Waſhington und Rochambeau ſich mit ihren Truppen eingefunden hatten, Cornwallis auf jede Hoffnung eines glücklichen Ausgangs verzichten; doch ſetzte er noch einen ganzen Monat die Vertheidigung fort, bis zu der Capitulation vom 19. Oct. 1781. Factiſch war hiermit der Krieg zu Ende, la Fayette ſchiffte ſich wieder auf der Alliance ein und ſchmeichelhafter noch, als das erſte Mal, fand er die in der Heimath ihm bereitete Aufnahme. Unter anderem empfing er von dem Kriegsminiſter, im Auftrage des Königs, ein in den ehrendſten Ausdrücken abgefaßtes Schreiben, und zugleich ein Patent als Maréchal-de-camp, welches das Datum der Capitulation von Yorktown trägt. Der Congreß hatte ſämmtliche Reſidenten angewieſen, ſtets im Einverſtändniſſe mit la Fayette zu wirken; dieſes verſchaffte ihm bedeutenden Einfluß auf die fernern Entſchließungen des Cabinets von Verſailles. Deutliche Spuren dieſes Einfluſſes trägt das Project, in den Antillen 70 Linienſchiffe und 24,000 Mann zu vereinigen, mit dieſer Armee, dergleichen Weſtindien noch nicht geſehen, Jamaica zu erobern und demnächſt New-York. Weil aber ein ſolches Reſultat immer noch zu unerheblich, ſollte la Fayette, der unter d'Eſtaing's Oberbefehl zum Chef d'état-major des vereinigten franzöſiſch-ſpaniſchen Heeres ernannt worden, von New-York aus einen Abſtecher nach Canada machen, um endlich einmal dieſe Provinz zu revolutioniren. Lieber hätte er wol das Gouvernement von Jamaica übernommen, aber K. Karl III., den Vorſchlag hierzu vernehmend, äußerte „non, non, je ne veux pas cela, il y ferait une republique.“ Über dieſe Äußerung zeigt ſich der Marquis etwas ungehalten[2]). Eine bedeutende Truppenzahl und la Fayette ſelbſt hatten ſich zu Cadiz, wo die Einſchiffung vor ſich gehen ſollte, eingefunden, als die Nachricht von dem Abſchluſſe des Friedens hemmend eintrat. Gern hätte die Nachricht davon la Fayette nach Amerika getragen, aber der amerikaniſche Geſchäftsträger zu Madrid, den der Hof anzuerkennen ſich weigerte, bedurfte und begehrte ſeines

2) Er ſchreibt an Livingſton, den 2. März 1783: „Ils (les Espagnols) redoutent la perte de leurs colonies, et le succès de notre révolution semble devoir augmenter cette crainte. Le roi a sur cet object d'étranges idées, comme, en verité, il en a sur toutes choses.“ Der Erfolg hat Karl's des Einfältigen Beſorgniſſe nur zu ſehr gerechtfertigt.

Beiſtandes. Der Marquis eilte nach Madrid, ſprach in verſchiedenen Conferenzen mit Florida-Blanca in trotzigen Worten von den vereinigten Staaten, und drohte ſchließlich, den Geſchäftsträger, im Falle deſſen Anerkennung noch länger verweigert werden ſollte, zu entführen, dann möchte es lange währen, bis ſich für Amerika ein neuer Repräſentant einfinde. Dieſe Drohung verfehlte der gehofften Wirkung nicht. Carmichael wurde in ſeiner officiellen Eigenſchaft anerkannt, und außerdem verſtand ſich Florida-Blanca zu mehren Bewilligungen, welche bald darauf die Baſis zu dem endlichen Abkommen der vereinigten Staaten mit Spanien geworden ſind. La Fayette kehrte nach Paris zurück, um nach kurzem Aufenthalte, vom 4. Aug. 1784 nochmals in Amerika der Ehre eines Triumphs zu genießen. Er beſuchte Yorktown, Williamsburg und Richmond, und genoß zu Mount-Vernon der Gaſtfreundſchaft Waſhington's, eine Ehre, die bis dahin ihm allein vorbehalten geweſen. Zu Trenton wurde er in den Sitzungsſaal des Congreſſes eingeführt, und da erwarteten ſeiner 13 Repräſentanten, für jeden der Unionsſtaaten einer, um Namens der vereinigten Staaten von ihm Abſchied zu nehmen. Er empfing zugleich, für ſich und ſeine Nachkommen, das Bürgerrecht der vereinigten Staaten. Der Staat von Virginien ließ ſeine Büſte zu Richmond aufſtellen, und durch den Geſandten der vereinigten Staaten eine zweite Büſte des Generals der Stadt Paris überreichen, welche dann dieſes Geſchenk in großem Pomp aufnahm und in dem Hauptſaale des Stadthauſes ihm eine geziemende Stelle anwies. Zu Boſton ſich einſchiffend, brachte la Fayette nur wenige Monate in Paris zu, dann unternahm er eine Reiſe nach dem Süden, in der Abſicht, über die Lage der Proteſtanten genaue Erkundigung einzuziehen. Dieſe Erkundigung ſollte die Einleitung werden zu dem Verſuche, einer gedrückten Bevölkerung Erleichterung zu verſchaffen. In einer verwandten Abſicht erkaufte der Marquis um 125,000 Livres eine Plantage in Cayenne, zu einem Verſuche über die Freilaſſung der Neger. Ein Brief an Waſhington, den 14. Juli 1785, iſt aus Saargemünd datirt. Der General hatte bereits ſeine Reiſe nach Teutſchland angetreten, die über Zweibrücken und Caſſel nach Berlin führen ſollte. Er wohnte dem großen Manoeuvre Friedrich's II. in Schleſien bei, bereiſete Sachſen und Böhmen, um daſelbſt wieder ein Lager zu ſehen, und kehrte über Wien nach Berlin zurück, wo die großen Manoeuvres, Ende Septembers, ſeine Aufmerkſamkeit beſchäftigten, und mehr noch der König, vieux, decrépit et sale caporal, tout couvert de tabac d'Espagne, la tête presque couchée sur une épaule, et les doigts presque disloqués par la goutte. Mais ce qui m'a surpris beaucoup plus, c'est le feu et quelquefois la douceur des plus beaux yeux que j'aie jamais vus, qui donne à sa physionomie une aussi charmante expression qu'il en peut prendre une rude et menaçante à la tête de son armée.“ Am 7. Aug. 1785 befand er ſich noch in Rheinsberg, wo er dem Prinzen Heinrich aufwartete. Auch in der Heimath gab er ſich keine Ruhe, bald iſt es die Aufhebung des Tabakmonopols, das er betreibt, bald verwendet er ſich um Begünſtigung für den Handel der Amerikaner, bald trägt er ſich mit der chimäriſchen Idee, für eigene Rechnung Ägypten oder die Raubſtaaten zu erobern und zu beglücken, bald löſet er gewaltſam, von mehren jungen Leuten unterſtützt, die Stricke, an welchen ein Ballon befeſtigt war, deſſen Aufſteigen der König unterſagt hatte; bald empfängt er aus Amerika ein neues Zeugniß dankbarer Geſinnung, den ungeheuern Käſe von 500 Pfund, den zu bereiten die ſämmtlichen Kühe der Landſchaft Nantuket ihre Milch hatten hergeben müſſen. In der erſten Verſammlung der Notablen, wo la Fayette dem von dem Grafen von Artois präſidirten Bureau zugetheilt war, erlangte er, daß ſein Antrag, die Gabelle aufzuheben, dem Könige ſammt einer bündigen Empfehlung vorgelegt wurde, er verwendete ſich auch für die Wiedereinſetzung der Proteſtanten in ihre bürgerlichen Rechte, für die Abſchaffung der Lettres de cachet, für eine Reviſion der peinlichen Geſetzgebung. Aber als er eine „Assemblée nationale, mieux que les états généraux,“ foderte, da ergriff namenloſer Schrecken die Verſammlung, und nicht eine Stimme erhob ſich, das unbedachtſame Wort zu bekräftigen. Um dieſelbe Zeit befand ſich la Fayette in einer Geſellſchaft, welche, unter dem Vorſitze des Herzogs von Harcourt, die Frage, welche Geſchichtswerke dem Zöglinge des Herzogs, dem Dauphin, in die Hände zu geben ſeien, diſcutirte. „Meines Dafürhaltens,“ ſprach la Fayette „wird er wohl thun, in der franzöſiſchen Geſchichte nicht weiter, als bis auf das J. 1787 zurückzugehen.“ So entſchieden war bereits des Marquis Oppoſition, daß die Ritterſchaft der Bretagne, gegen die Eingriffe des Hofes ſich erhebend, ihm aus der Ferne ihre Dankſchrift zukommen ließ. Er ſchrieb an ſie: „qu'il s'associait à toute opposition aux actes arbitraires présens ou futurs qui pourraient attenter aux droits de la nation en général et particulièrement à ceux de la Bretagne.“ Als auf Veranlaſſung derſelben Ritterſchaft in Paris ein Convent der vornehmſten Bretagner zuſammentrat, wurde la Fayette zu dieſem Convent gezogen, da er, einer Bretagnerin Sohn, ſein meiſtes Eigenthum in Bretagne habe. In dieſem Convent wurde die Proteſtation unterzeichnet, welche die zwölf Deputirten der Ritterſchaft in der Baſtille büßen mußten, während la Fayette ſein Commando in der Militairdiviſion ſeines Schwiegervaters verlor. Es ließ auch die Königin, bis dahin ſeine entſchiedene Gönnerin, ihm ihre Verwunderung bezeigen, daß er, ohne Bretagner zu ſein, bei deren Treiben ſich betheilige. Er erwiederte: „qu'il était Breton de la même manière que la reine appartenait à la maison d'Autriche.“ Und nicht nur in der Heimath verfocht la Fayette die Intereſſen der Freiheit. Nach Außen hin ſeine Blicke wendend, war er von 1786 ab, mit den Gegnern des Erbſtatthalters in die innigſte Verbindung getreten. Als die Dinge zu gewaltſamer Entſcheidung ſich neigten, ſollte la Fayette an die Spitze der republikaniſchen Armee geſtellt werden; aber die Sache ſcheiterte, ſo verſichert er ſelbſt, an den Umtrieben der Engländer, an der Treuloſigkeit des berliner Hofs, und vorzüglich an der Schwachheit und Unzuver-

läſſigkeit des franzöſiſchen Miniſteriums. Des Marquis Haus blieb aber allen holländiſchen Demagogen ein Mittelpunkt, ein Herd für alle ihre weitern Entwürfe, ſoviel Beſchäftigung auch dieſem Hauſe die Anſtalten für die unmittelbar bevorſtehende Revolutionirung des eigenen Vaterlandes gaben. Als die Kriſis eintrat in der Zuſammenkunft der Generalſtaaten, ſtimmte la Fayette für eine von den drei Ständen in Gemeinſchaft auszugehende vérification des pouvoirs, dann legte er der Verſammlung am 11. Juli 1789 die berühmte déclaration des droits de l'homme et du citoyen vor, die eine Contrafactur der amerikaniſchen Unabhängigkeitsbill, für ſo viele Unordnungen ein Aushängeſchild geworden iſt. Bereits tobte in Paris der Aufruhr, zu welchem das Lager auf dem Marsfelde den Vorwand gegeben. Beſorgniſſe heuchelnd, ſuchte die Nationalverſammlung ſie dem Könige mitzutheilen. Seiner Schwachheit wurden die Befehle für den Abzug der Truppen, die Verabſchiedung der Miniſter, die Zurückberufung Necker's und ſeiner Collegen abgepreßt. Die Nachricht von der Ausſöhnung von König und Volk nach Paris zu tragen, entſendete die Nationalverſammlung ihren Vicepräſidenten la Fayette mit einer zahlreichen Deputation nach Paris. Auf dem Stadthauſe war man eben in Verlegenheit, um für die improviſirten Gardes-Bourgeoises, an die Stelle des freiwillig ausſcheidenden la Salle, einen Anführer zu ermitteln: da deutete ein Wähler, Moreau de S. Mery, auf die in dem Hauptſaale aufgeſtellte Büſte von la Fayette und eine ſtürmiſche Aufwallung Aller berief den Helden der beiden Welten zu dem Oberbefehle der bewaffneten Macht der Inſurgenten, den 15. Juli. Als die Deputirten der Nationalverſammlung ſich einfinden, als la Fayette die Wähler darüber beglückwünſcht, daß ſie ſich der Ausübung der höchſten Gewalt, nachdem dieſe ihre eigene Sache aufgegeben, unterzogen habe, als er der Pariſer Heldenmuth preiſet, die zugleich mit der Baſtille ſich die Freiheit zu erobern wußten, da bricht zum andern Male der Enthuſiasmus aus, und feierlicher, als zuvor, wird la Fayette als Commandant général de la milice parisienne ausgerufen. Bailly ſei Prevôt des marchands," rufen die nämlichen Stimmen. „Nicht Prevôt, maire de Paris heiße er," und dieſes von einem Unbekannten vorgebrachte Amendement wird ſogleich beliebt. Necker, la Fayette, Bailly, waren zu der Herrſchaft über Frankreich berufen, während in der Garde nationale, ſolchen Namen empfingen am 16. Juli auf la Fayette's Vorſchlag die milices bourgeoises, der Revolution eine bewaffnete Macht von drei Millionen Köpfen geſchaffen war. La Fayette genügte aber die Ernennung durch Acclamation nicht; ſie mußte durch eine regelmäßige Wahl in allen 60 Diſtricten der Hauptſtadt beſtätigt werden; daß dieſe Beſtätigung nicht ausbleiben werde, davon mochte er wol die Gewißheit haben. Ihm, als dem Feldherrn der Hauptſtadt, wurde auch der große Schlüſſel der Baſtille eingehändigt, den er an Waſhington überſendete, welcher dieſe Trophäe unter Glas im Hausflur zu Mount-Vernon aufhängen ließ. Am 26. Juli überreichte la Fayette den im Stadthauſe verſammelten Wählern die eben beliebte dreifarbige Cocarde und das Project einer Organiſation der Nationalgarde mit den Worten: je vous apporte une cocarde qui fera le tour du monde, et une institution à la fois civique et militaire, qui doit triompher des vieilles tactiques de l'Europe, et qui reduira les gouvernemens arbitraires à l'alternative d'être battus, s'ils ne l'imitent pas, et renversés, s'ils osent l'imiter." In dem unausgeſetzten politiſchen Rauſche dem la Fayette hingegeben, in dem allgemeinen Aufbrauſen der Gemüther, das er hervorzurufen ſo thätig geweſen, die zu beherrſchen aber nicht in ſeiner Macht ſtand, dürfen einzelne Züge, die ſein wohlwollendes Gemüth bekunden, nicht überſehen werden. Mehre Individuen, der Wuth des Volkes als Opfer bezeichnet, wie der Abbé Cordier, Boisgelin, der General Türkheim, la Salle, Beſenval, die Frau von Fontenay, wurden durch ihn gerettet, zum Theil mit eigener Lebensgefahr; hingegen hat man in ſeinen Anſtrengungen zu Gunſten von Foullon und Berthier lediglich eine Komödie erblicken wollen, wenngleich er am folgenden Tage, den 23. Juli, in einem Schreiben an Bailly und die 60 Diſtricte ſagte: „le peuple n'a pas écouté mes avis, et le jour où il manque à la confiance qu'il m'avait promise, je dois, comme je l'ai dit d'avance, quitter un poste où je ne peux plus être utile." Er ließ ſich jedoch durch eine der hergebrachten Verſöhnungsſcenen beſtimmen, ſeine Würde beizubehalten. Aber den ihm ausgeſetzten Gehalt von 120,000 Livres, dann eine baare Summe von 100,000 Livres, als den Erſatz früherer Ausgaben, anzunehmen hat er ſich beharrlich geweigert. Als der Fortgang einer Auflöſung aller geſellſchaftlichen Elemente nicht länger zu verkennen war, bemühete ſich la Fayette dasjenige, was einer Reihe von Urſachen nothwendige Folge war, als das Werk geheimer Feinde der Revolution darzuſtellen. Dieſes Beſtreben, dieſe fixe Idee wird zumal ſichtbar in demjenigen, was er über die Vorgänge in Verſailles, den 5. und 6. Oct. 1789, niederſchrieb. La Fayette, an der Spitze einer geregelten Macht, mit Kanonen, gegen das Geſindel, von welchem Verſailles überſchwemmt worden, ausziehend, anſtatt dem Geſindel, das er en flagrant délit betraf, eine Lehre zu ertheilen, welche durch ganz Frankreich wohlthätig gewirkt haben würde, war mehr darauf bedacht, durch eine drohende, wenn auch unter höflichen Formen verborgene, Einwirkung auf das ſchwache Gemüth des Königs jene Conceſſionen zu erlangen, welche für den Augenblick die, ohne beſtimmten Zweck zuſammengelaufenen, Horden beruhigen konnten. Denn das eigentliche Geheimniß der Expedition, der gegen die Geſammtheit der königlichen Familie gerichtete Mordanſchlag, hatte nur den Vertrauteſten mitgetheilt werden können. Von den „Salutaires concessions," wie der General ſie nennt, ſollte ohne Zweifel die folgenreichſte die Verlegung des königlichen Hoflagers nach Paris werden. Nachdem der General deren Bewilligung der Nationalverſammlung bekannt gemacht, die Poſten beſichtigt hatte, begab er ſich zur Ruhe:

„Veilla pour les brigands, dormit contre son roi,"

zürnte Delille. Leider wurde dieſer Schlaf von der eigentlichen beſoldeten Mörderbande zu einem förmlichen Sturme

auf das Schloß benutzt. Unter den Händen des feigſten Geſindels ſtarben die ritterlichen Garde-du-corps, die, weil ihnen der bewaffnete Widerſtand unterſagt war, freudig ſich dem Tode weihten, damit ihre Leichname um die zunächſt bedrohte Königin einen ſchützenden Wall bilden; es fanden ſich, ohne Befehl, zwei Compagnien von der Nationalgarde zum Entſatz ein, und dem Morden wurde Einhalt gethan, bevor der General zur Stelle gelangte. La Fayette erhielt es von der Königin, daß ſie vom Balcon herab den unten aufgeſtellten Mördern ein Zeichen der Verſöhnung zunickte, und um ihr den Stempel der Unverletzlichkeit aufzudrücken und die Macht, die er auf die tobende Menge übte, zu offenbaren, erfaßte und küßte er der Königin Hand. „Es lebe der General, es lebe die Königin,“ wiederhallt es in dem Hofe. „Könnten Sie jetzt für meine Garden etwas thun?“ fragte der König. „Laſſen Sie einen vortreten,“ erwiederte la Fayette, und den Garde-du-corps umarmend, heftet er ihm die Cocarde an. Des Volkes Ruf: „Es leben die gardes-du-corps!“ lohnte ihn für ſeinen glücklichen Einfall. Dès ce moment la paix fut faite,“ ſchreibt la Fayette, und daß in der hierauf angetretenen marcia funebre dem königlichen Wagen die Köpfe der ermordeten Gardes-du-corps vorgetragen wurden, ſtellt er in Abrede; es iſt jedoch ausgemacht, daß zu Sevres ein Haarkräusler dieſe Köpfe friſiren mußte, den Kanibalen zu größerer Beluſtigung. Als hierauf die königliche Familie die Tuilerien beziehen ſollte und die weiten Räume in der vollſtändigſten Entblößung aller jener Dinge, welche ein anſtändiger Haushalt erfoderte, befunden wurden, ſuchte la Fayette mit dem Verſprechen, daß er für die Anſchaffung des Nothwendigſten die Befehle ertheilen werde, die Königin zu tröſten, mußte aber dafür die ſpitzige Antwort hinnehmen: „je ne savais pas que le roi vous eût nommé l'intendant de sa garde-robe.“ Cromwell-Grandiſon, nannte ihn ſeit dem 5. und 6. Oct. Mirabeau, der, zwar Haupt der Orléaniſtiſchen Partei, den höchſten Ingrimm empfand, daß la Fayette, der Gunſt der Umſtände ſich bedienend, den Herzog zwang, einer anſtändigen Verbannung ſich zu unterwerfen. Solche Strenge übte der General in ſeiner Überzeugung von dem verbrecheriſchen Ehrgeize des Herzogs, eine Überzeugung, welche er dem Könige mitzutheilen keinen Anſtand nahm. „Il n'est pas necessaire d'être prince pour prétendre à la couronne,“ bemerkte ſpitzfindig die Königin; worauf la Fayette erwiedert haben will: „du moins, Madame, je ne connais que lui qui en voulut.“ Als die Nationalverſammlung mit einem Geſetze, durch neue aufrühriſche Bewegungen hervorgerufen, ſich beſchäftigte, ſprach la Fayette: „je me contenterai de dire que la révolution étant faite il ne s'agit plus que d'établir la constitution. Pour la révolution il a fallu des désordres, l'ordre ancien n'était que servitude, et dans ce cas l'insurrection est le plus saint des devoirs, mais pour la constitution, il faut que l'ordre nouveau s'affermisse, que les personnes soient en sûreté, il faut faire aimer la constitution nouvelle, il faut que la puissance publique prenne de la force et de l'énergie.“ Der General befindet ſich, das verrathen ſeine Worte, Angeſichts der furchtbaren, entfeſſelten Mächte, in dem Bewußtſein ſeiner Unfähigkeit, den ungleichen Kampf zu beſtehen, und das unheimliche Gefühl ſeiner Hilfloſigkeit gibt ihm zuweilen wunderliche Dinge ein, wie z. B. das Project, dem zerſtörenden Einfluſſe der Volksgeſellſchaften eine Geſellſchaft feiner Leute, mit denen in Gefahren ſelten viel ausgerichtet wird, entgegenzuſetzen; ein ander Mal überbietet er, in dem Dienſte der Freiheit und Gleichheit, ſelbſt arge Demagogen. Auf ſeinen Antrag wird den Prinzen des königlichen Hauſes der Titel Monſeigneur abgeſprochen; er widerſetzt ſich aus aller Macht, bei der bevorſtehenden Föderationsfeier, den 14. Juli 1790, der Königin irgend eine der dem Könige zugedachten Ehrenbezeigungen zukommen zu laſſen. Am vorhergehenden Tage hatte er ein Decret, des Inhalts, daß Niemand in verſchiedenen Departementen zugleich die Nationalgarde befehligen dürfe, durchgeſetzt und nichtsdeſtoweniger trat er vor die Geſetzgeber, um Namens der Bürgermiliz des ganzen Königreichs eine lange Rede vorzutragen. An dem feſtlichen Tage ſelbſt zeigte er ſich an der Spitze einer Deputation von 18,000 Nationalgardiſten, umgeben von einem zahlreichen Generalſtabe, beritten, wie gewöhnlich auf einem prächtigen Schimmel. Zum Beſchluſſe der Ceremonie legte er ſeinen Degen auf den Altar des Vaterlandes nieder, und im Namen der Föderation ſprach er den Eid, getreu zu ſein der Nation, dem Geſetze und dem Könige, und die Conſtitution aufrecht erhalten zu wollen. Aber ſchon begannen die Gegner, zu entſcheidenden Angriffen auf dieſe Conſtitution ſich vorzubereiten; ſchon hatten ſie einige Tage vor dem 14. Juli gegen den Willen von la Fayette die Rückkehr des Herzogs von Orléans durchgeſetzt. Dieſe Rückkehr gab den Jakobinern das Bewußtſein ihrer Kräfte, und ſie wendeten ſie gegen die Conſtitutionellen, gegen la Fayette vornehmlich, den die Clubs und die tumultuariſche Volksverſammlung als den „Verräther“ zu brandmarken begann. Da verzieh man ihm nicht, daß auf ſeinen Antrag die Frage, wie ſich Frankreich um die belgiſche Revolution zu verhalten habe, der Weisheit des Königs anheimgeſtellt worden, angeſehen: „le congrès des Etats actuels des Pays-Bas ne paraît pas avoir les caractères qui émanent de la souveraineté du peuple.“ Viel heftiger noch war der Zorn über die Bemühungen la Fayette's, dem Könige, und namentlich dem Marquis de Bouillé, die Mittel zu Unterdrückung des Soldatenaufruhrs zu Nancy zu geben, und ſeine Verwendung zu Gunſten der ungeſchworenen Prieſter. Vielleicht veranlaßte der Wunſch, die Zuneigung der abgefallenen Freunde wieder zu gewinnen, den General zu der Expedition gegen die ſogenannten Chevaliers du poignard im Schloſſe, wo er ausrief: le roi de la constitution ne doit être entouré que des soldats de la liberté. Es ereignete ſich an demſelben Tage, den 28. Febr. 1791, daß er von den Soldats de la liberté, unter Santerre's Befehlen, von der Vorſtadt S. Antoine arge Verhöhnung erdulden mußte. Die Rotte wollte an Vincennes verüben, was ihr mit der Baſtille gelungen war, und als la Fayette mit ſeinen Grenadieren zur Abwehr anrückte, vernahm er

den von der Nationalgarde wiederholten Ruf: „à bas la Fayette!“ Doch gelang es ſeiner beharrlichen Anſtrengung, das Gebäude zu retten, die Aufrührer zu zerſtreuen, die jedoch ſo wenig ſich überwunden bekannten, daß ſie nachträglich den Verſuch machten, der von der Expedition zurückkehrenden Nationalgarde den Durchzug der Vorſtadt S. Antoine zu verwehren. Noch ſtörriſcher zeigte ſich das Volk am 18. April, als la Fayette um keinen Preis dem Könige die Straße nach S. Cloud zu öffnen vermochte. Er ſah hier wieder den Einfluß der Gegner der Revolution wirkſam, welche den König in der Gefangenſchaft aller Welt zu zeigen beabſichtigt hätten. Er ſprach von Abdankung, allein die Mehrzahl nöthigte ihn unter den Verſicherungen unbegrenzter Ergebenheit, das Wort zurückzunehmen und in ſeinen Verrichtungen zu verharren. Für jetzt beſchränkten ſich dieſelben vorzüglich auf die der Bewachung des Königs zuzuwendende Sorgfalt. Es mag ſein, daß la Fayette den Umſtänden unterthänig war, daß ſeine Officiere „éprouvaient quelques remords des précautions qu'ils avaient à prendre,“ aber ausgemacht bleibt, daß ſie alle zuſammen den Verrichtungen von Kerkermeiſtern ſich hingaben. Nicht minder iſt ausgemacht, daß la Fayette um des Königs Flucht, den 21. Juni, durchaus nicht wußte, wie denn Marie Antoinette, dem Blutgerüſte gegenüber, verſicherte, daß er der Letzte würde geweſen ſein, welchem die unglückliche Familie ihr Geheimniß anvertraut haben würde. Nichtsdeſtoweniger wurde er in dem erſten Aufbrauſen des Volkes einer Theilnahme an dieſer Flucht beſchuldigt und durch manche Gefahren bedroht, wenn er gleich durch Kaltblütigkeit und feſte Haltung den Leidenſchaften der Menge zu gebieten wußte. Als er dem von Varennes zurückgebrachten Könige in den Tuilerien ſeine Aufwartung machte, ſchloß er ſeinen Vortrag mit den unzeitigen Worten: „V. M. a-t-elle quelques ordres à me donner?“ — „Il me semble, Monsieur, qui je suis plus à vos ordres que vous n'êtes aux miens,“ entgegnete Ludwig, deſſen Gefangenſchaft von da an, wie zu erwarten, viel abgeſchloſſener wurde als zuvor, und deſſen Königthum ſogar, in Folge ſeiner Flucht, in Frage gezogen wurde. In der Discuſſion dieſer Frage ſtimmte la Fayette für Barnave's Motion, und Ludwig XVI. wurde in ſeine conſtitutionellen Rechte wieder eingeſetzt. Einzig Danton, Robespierre und drei oder vier ihrer Genoſſen widerſprachen dem darüber ergangenen Decret, und ſetzten in dem Jacobinerclub eine Bittſchrift durch, für die Widerrufung des Decrets und die Abſetzung des Königs. Es wurde zugleich beſchloſſen, daß die Bittſchrift auf den in dem Marsfelde errichteten Altare des Vaterlandes niedergelegt, und jeder gute Bürger eingeladen werden ſollte, ſie durch ſeine Unterſchrift zu bekräftigen. Dieſes veranlaßte einen Auflauf, den 17. Juli, der, zwei Mal beſiegt, in ſeiner Niederlage den Unruhſtiftern eine heilſame Lehre hinterließ, aber ihren Haß gegen la Fayette und Bailly zum Äußerſten ſteigerte. Am 13. Sept. wurde die Conſtitution von dem Könige beliebt. In dem Glauben, welcher die Revolution als hiermit geſchloſſen anſah, ſetzte la Fayette eine Generalamneſtie für alles Vergangene durch, ſchrieb dann einen Scheidebrief an die Nationalgarde und legte an demſelben Tage, 8. Oct., auf dem Stadthauſe das Commando derſelben nieder. Für dies Mal wurde die Abdankung vollzogen. Die Municipalität votirte eine Medaille, zu Ehren von la Fayette zu prägen, dann, als ihm zu überreichendes Geſchenk, die Anfertigung des marmornen Standbildes von Waſhington. Die Nationalgarde widmete dem vormaligen Anführer einen Degen, aus Riegeln der Baſtille geſchmiedet, mit einem goldenen Griffe, worin die Worte ſtanden: **à la Fayette l'armée parisienne reconnaissante.** Der Beſchenkte begab ſich ſofort auf die Reiſe; die 120 Stunden Wegs, bis Chavagnac, geſtalteten ſich zu einem ununterbrochenen Triumphzuge. Gleichwol unterlag er in der Bewerbung um die durch Bailly's Abdankung erledigte Stelle eines Maire von Paris, dem Einfluſſe Péthion's. Hingegen wurde er, in der Gefahr eines auswärtigen Kriegs, zum Commando der einen von den dreien, der Coalition entgegen zu ſtellenden Armeen berufen. Er verließ, Dec. 1791, ſeinen bisherigen Aufenthalt, die Auvergne, erſchien am 24. Dec. vor der Nationalverſammlung, für das ihm geſchenkte Zutrauen zu danken, und zog am folgenden Morgen von der Hauptſtadt aus, um ſich nach dem Orte ſeiner fernern Beſtimmung zu begeben. Die Nationalgarde, ſo berichtet er, machte Spalier in der Straße, und eine unüberſehbare Menſchenmenge gab ihm das Geleit bis zu der Barrière. Nach dem Winter empfing er zu Paris im Staatsrathe die Weiſungen für einen unvermeidlich gewordenen Krieg. Ihm wurde die Eroberung oder Revolutionirung der Niederlande aufgegeben, „parcequ'il s'agit là de révolution, et V. M. sait, que M. de la Fayette s'y connait mieux que personne,“ hat in der Conferenz Rochambeau zu dem Könige geſagt. Die Kriegserklärung gegen Öſterreich erfolgte am 20. April 1792. Den 26. ſchon ſetzte la Fayette ſeine kleine, aber auserleſene, Armee von 25,000 Mann in Marſch, um bei Givet, auf dem rechten Ufer der Maas, Poſition zu nehmen. Der Vortrab ließ ſich in den Wäldern um Philippeville nieder, erlitt aber, durch vier Wegſtunden von der Hauptarmee getrennt, von Seiten der aus Mons hervorgebrochenen Öſterreicher, vollſtändige Niederlage. Als der Feind nicht mehr zu erreichen war, traf la Fayette mit der Reiterei auf dem Schlachtfelde ein. Zu Anfang Juni's bezog der General das befeſtigte Lager bei Maubeuge, und wiederum ließ er ſeine Avantgarde bis zu den Holzungen von Malplaquet und Griſuel vorgehen, ſie dadurch abermals ſchwerer Einbuße ausſetzend. Dieſelbe öſterreichiſche Colonne verließ Mons in der Nacht, und fiel zu Hamptinne, bei Floreunes, auf Gouvion, den Freund von la Fayette, den 11. Juni. Gouvion ſelbſt wurde getödtet, ſeine Infanterie litt namhaften Verluſt, wie denn ein Bataillon von der Côte d'or ganz aufgerieben worden. La Fayette konnte nichts thun, um den nachtheiligen Eindruck dieſer an ſich unerheblichen Ereigniſſe zu tilgen, und die Eroberung eines Landes zu verſuchen, wo die Stimmung der Revolution ſo günſtig, wo die Vertheidigungsmittel nicht in dem fernſten Verhältniſſe zu dem Angriffe ſtanden. Er lavirte die Grenze entlang, eine Zeit lang auf eine Bewegung in Belgien ſelbſt hof-

ſend, dann aber ſeine ganze Aufmerkſamkeit dem Kampfe der Parteien im Innern zuwendend. Beunruhigt durch die reißenden Fortſchritte des Jacobinismus ſchrieb er den 16. Juni an die Nationalverſammlung, um in kräftigem Ausdrucke die Partei anzuklagen, welche nach ihm die Veranlaſſung alles auf Frankreich laſtenden Übels und ſeine Wünſche für die Wiederherſtellung bürgerlicher Gleichheit [3]) und religiöſer Freiheit, nach ihren unwandelbaren Grundſätzen, nicht minder für die Aufrechthaltung der königlichen Prärogative zu äußern. Das Schreiben, Manifeſt vielmehr, erzeugte eine lebhafte Aufregung. Die rechte Seite erlangte, daß daſſelbe gedruckt wurde, der linken Seite ſtumme Misbilligung erhob ſich zu Murren, als einige Stimmen die Verſendung des Schreibens an die Departemente foderten. Die Girondiſten gaben der Verſammlung die Gefahren zu bedenken, welche eines Feldherrn bewaffnete Rathſchläge der Freiheit bereiten könnten, heuchelten Zweifel an der Echtheit der Unterſchrift, und verlangten, daß der Brief einem Comité zugewieſen, und durch deſſen Verwendung dem General Genugthuung verſchafft werde für den ruchloſen Misbrauch ſeines Namens. Dieſen von Guadet ausgehenden Vorſchlag ergriff die Verſammlung, als geeignet, ſie einem unangenehmen Dilemma zu entheben. Darüber kam der 20. Juni und durch ſeine Freunde in Kenntniß geſetzt von dem tiefen Eindrucke, welchen der Unfug dieſes Tags allen beſſern Gemüthern hinterließ, glaubte la Fayette, daß ſeine Gegenwart in der Hauptſtadt, ſeine Popularität, dieſer Empfindung die Conſiſtenz geben könnte, einer Reaction in dem monarchiſchen Sinne zu dienen. Er trat am 29. Juni vor die Verſammlung, das in ſeiner Echtheit beſtrittene Schreiben anzuerkennen, zu erklären, daß er von ſämmtlichen Truppenabtheilungen ſeiner Armee angewieſen ſei, ihre Misbilligung der dem Könige zugefügten Beleidigungen auszuſprechen, und ſchließlich die Auflöſung einer Geſellſchaft, welche in öffentlichen Verhandlungen die blutigſten Abſichten bekenne, zu beantragen. Von der einen Seite wurde dieſer entſchiedene Vortrag mit ſtürmiſchem Beifalle, mit finſterem Schweigen von der anderen Seite aufgenommen. Guadet, das Wort ergreifend, wollte zuerſt die Anweſenheit des Generals einem entſcheidenden Siege, der Vernichtung des Feindes zuſchreiben. Gleich aber die Ironie aufgebend, beſchuldigte er ihn der Pflichtvergeſſenheit, der Verletzung der Conſtitution; ob der Kriegsminiſter einen Urlaub bewilligt habe, fragte er ſchließlich. Ramond, die Vertheidigung von la Fayette übernehmend, ſprach von den vielen Dienſten, durch ihn der Freiheit geleiſtet. Guadet's Antrag wurde durch eine Majorität von 100 Stimmen verworfen. Zu einer Manifeſtation gegen die Anarchiſten ſich zu erheben, gebrach aber der Verſammlung der Muth, und la Fayette's verſpätete Anerbietungen, den König aus der Gewalt ſeiner Feinde zu befreien, fanden ebenſo wenig die gehoffte Anerkennung und Mitwirkung. Die Vorurtheile der Königin gegen ihn wirkten allzu mächtig. Traurig kehrte der General am 30. Juni zu ſeiner Armee zurück, nachdem er vorher in einem Briefe an die Nationalverſammlung die Anklage gegen die Anarchiſten wiederholt hatte. Als letzte Hoffnung blieb ihm die Armee: aber es muß der Feldherr, um ihrer in dem Intereſſe einer Partei ſich bedienen zu können, die Empfehlung des Siegs benutzen. La Fayette will den Plan einer Schlacht bei Jemappes entworfen haben, welcher jedoch an der Unſchlüſſigkeit des alten Luckner geſcheitert ſein ſoll. Mit um ſo mehr Thätigkeit verfolgten Jacobiner und Girondiſten ihre Anfeindungen gegen la Fayette. In dem Club wurde er von Robespierre in angeborener Bösartigkeit verfolgt, in der Nationalverſammlung erhoben ſich gegen den Mann, „qui se croit le chef d'une faction, dont il n'est que l'instrument, Vergniaud und Delaunoy. Noch ſtärker drückte ſich der angebliche Biſchof Torné aus, und Condorcet verglich ihn dem Engländer Monk, „sacrifiant à son roi la liberté qu'il avait d'abord servie.“ Gobel, ein Biſchof deſſelben Guſſes wie Torné, benutzte die Anweſenheit Luckner's, welchen die Feier des 14. Juli herbeigerufen, um denſelben in einem Banket, in Gegenwart von ſechs Jacobinern, Mitgliedern der Nationalverſammlung, zu berauſchen, und in dieſem Zuſtande ihm das Geſtändniß zu entlocken, daß er und la Fayette die Abſicht gehabt hätten, ihre vereinigten Heere der Hauptſtadt zuzuführen und das Gouvernement nach ihrem Gutbefinden zu modificiren. Die Gäſte verfehlten nicht, das Vernommene der Nationalverſammlung zu denunciren, und dieſe ſah ſich veranlaßt, den beiden Generalen eine Erklärung über der Sachen wahre Beſchaffenheit abzufodern, auch den Officier, welcher der Zwiſchenträger der Verabredung geweſen ſein ſollte, vor die Schranken zu ziehen. Nun ergab ſich zwar aus den Ausſagen von Bureaux de Puſy, daß nicht eine Bewegung gegen Paris, ſondern ein Angriff auf die vor Mons aufgeſtellten Öſterreicher der Gegenſtand der Verhandlung geweſen; Luckner leugnete auf das Beſtimmteſte, und la Fayette ſchrieb den 26. Juli „cela n'est pas vrai,“ aber nichtsdeſtoweniger beantragte am 8. Aug. Jean Débry, der Rapporteur der zur Unterſuchung von la Fayette's Benehmen niedergeſetzten Commiſſion, ein Anklagedecret, und es mußten Vaublanc, Dumolard, Limouſin alle ihre Mittel aufbieten, um dieſen Antrag zu beſeitigen. Letztlich gewannen ſie eine Majorität von 406 gegen 224 Stimmen. Es waren nur noch zwei Tage bis zum 10. Aug., welcher für jetzt allen Träumen la Fayette's ein Ende machen ſollte. Von dem blutigen Hergange in Kenntniß geſetzt, ſchrieb er aus dem Lager von Sedan nach Mézières, an die Verwaltung des Ardennendepartements, als die nächſte conſtitutionelle Behörde, um ihr zu eröffnen, daß er die neue Ordnung der Dinge nicht anerkenne. Die Verwaltung antwortete noch an demſelben Tage mittels eines Beſchluſſes, welcher al-

3) Organisée comme un empire à part dans sa métropole et dans ses affiliations, aveuglément dirigée par quelques chefs ambitieux, cette secte forme une corporation distincte au milieu du peuple français, dont elle usurpe les pouvoirs en subjuguant ses représentans et ses mandataires. C'est là, que dans des séances publiques, l'amour des lois se nomme aristocratie et leur infraction patriotisme; là les assassins de Désilles reçoivent des triomphes, les crimes de Jourdan trouvent des panégyristes; là le recit de l'assassinat qui a souillé la ville de Metz vient encore d'exciter d'infernales acclamations.

len in dem Schreiben ausgeſprochenen Grundſätzen huldigte. Die Departementalverwaltungen der Aisne und der Maas bekannten nicht minder conſtitutionelle Geſinnungen, und es eröffnete ſich die Ausſicht, in den Departementen eine Föderation gegen die Anmaßungen der Anarchiſten zu Stande zu bringen. Auch die Armee, belehrt durch einen energiſchen Tagsbefehl, verrieth eine dem General durchaus günſtige Stimmung, und leiſtete ohne Widerſpruch, bis auf ein Bataillon und eine Compagnie, den ihr abgeforderten Serment civique, die durch die Nationalverſammlung abgeſendeten Commiſſarien wurden auf la Fayette's Betrieb in Sedan von der Municipalität verhaftet, und ihm ſodann ausgeliefert, allein die entſcheidenden Momente ließ er unbenutzt verſtreichen, und als er die Gleichgültigkeit der Departemente für eine chimäriſche Sache wahrnahm und den Fortgang der Jacobinerumtriebe bei ſeinen eigenen Truppen, verließ er Sedan am 19. Aug., ſchrieb an die daſige Municipalität, aus Bouillon, einen Abſchiedsbrief, und überſchritt ſofort die Grenze, um zu Rochefort das öſterreichiſche Gebiet zu betreten. Ihn begleiteten in allem 23 Officiere. Zunächſt in Holland Zuflucht zu ſuchen und mit den daſigen Patrioten neue Umtriebe, kriegeriſche Unternehmungen ſogar vorzubereiten, war la Fayette entſchloſſen. Dazu ihm den Weg zu öffnen, waren ſeine Gegner doch nicht blind genug. Er wurde in Rochefort aufgehalten, dann auf Befehl des commandirenden Generals in Namur, dahin abgeführt. Vorher unterzeichnete er in Rochefort, den 19. Aug. gemeinſchaftlich mit ſeinen Reiſegefährten, eine Erklärung, des Inhalts, daß ſie, auf den franzöſiſchen Dienſt verzichtend, auf die Satzungen des Völkerrechts ſich berufend, Freiheit und Straße verlangten, ſich nach einem Gebiete zu begeben, deſſen Regierung nicht im Kriege mit Frankreich begriffen ſei. Von Namur wurden die Gefangenen nach Nivelles gebracht, und daſelbſt in drei Kategorien vertheilt: das ſchlimmſte Loos fiel den Vieren, welche als der conſultirenden Verſammlung Mitglieder den beſonderen Unwillen der Coalition ſich zugezogen hatten. Sie, la Fayette einbegriffen, erhielten die Feſtung Luxemburg zu ihrem einſtweiligen Aufenthalte angewieſen. Dahin abgehend, ſprach la Fayette zu ſeinem Aide-de-camp Romeur am Schluſſe ſeiner Rede: „au reste, ils ont beau faire, les verités que j'ai dites, mes travaux dans les deux mondes ne sont pas perdus. L'aristocratie et le despotisme sont frappés à mort, et mon sang, criant vengeance, donnera à la liberté de nouveaux défenseurs." Alles Ernſtes wähnte er ſich in ſeinem Leben bedroht; er ſchreibt, es ſei in der Armee-Conferenz anerkannt worden, „que l'existence de la Fayette était incompatible avec la sûreté des gouvernements de l'Europe." In der Hälfte Septembers wurden die vier Gefangenen zu Luxemburg von einem preußiſchen Detachement übernommen, um von Coblenz an zu Waſſer nach Weſel geſchafft zu werden. Der Aufenthalt zu Weſel währte drei Monate; damals will la Fayette, vom Krankenlager ſich erhebend, in einem Schreiben K. Friedrich Wilhelm's II. die Auffoderung geleſen „à donner des conseils contre la France," darauf aber nichts weiter erwiedert haben, als „le roi de Prusse est bien impertinent," obgleich ihm angedeutet worden, daß Willfährigkeit allein ihm eine Erleichterung ſeines Zuſtandes verſchaffen könne. Von Weſel wurden die vier Gefangenen im Januar 1793 nach Magdeburg gebracht. Wie ſtreng auch die Aufſicht, in Bezug namentlich auf Feder und Tinte war, ſo brachte doch la Fayette mit Hilfe ſeines Zahnſtochers einen erſten Brief an die Prinzeſſin von Hénin zu Stande (den 3. März 1793), worin er z. B. der 1000 Gulden gedenkt, von Seiten der vereinigten Staaten, zu Magdeburg angewieſen: ce qui m'empêchera, à la fin de mon argent, de vivre au pain et à l'eau." Dieſem Schreiben folgten mehre andere an dieſelbe Prinzeſſin, an Archenholz, an die eigene Frau u. ſ. w., daß alſo die Klagen um eine gänzliche Recluſion durch die That widerlegt ſind. Das letzte Schreiben aus Magdburg, den 3. Jan. 1794, iſt an den König von Polen gerichtet, und ſollte dem Verſuch, aus Neiße zu entfliehen, zur Einleitung dienen. Dahin den Gefangenen zu übertragen, hatte der berliner Hof beſchloſſen, und dieſer Entſchluß wurde unverzüglich verwirklicht. Am 16. Jan. 1794 traf la Fayette zu Neiße ein, und fand dort mancherlei Erleichterung, im Vergleiche zu der früheren Strenge. Der Hof war der Coalition längſt überdrüſſig. „Je remarquerai, que le roi de Prusse a écrit à madame de Maison-Neuve, que ce n'était pas lui mais l'empereur qui était cause de notre détention; l'empereur m'a dit que ce n'était pas lui, mais le roi de Prusse; M. Pitt a dit au parlement qu'il n'y était pour rien, et pendant ce temps, les trois prisonniers étaient remis à la cour de Vienne, que M. Pitt prenait à sa solde." Am 17. Mai 1794 wurden la Fayette, la Tour-Maubourg und Bureaux de Puſy aus Neiße abgeführt, um an der Grenze von einem öſterreichiſchen Detachement übernommen und demnächſt in der Feſtung Olmütz eingeſchloſſen zu werden. Bei ihrem Empfange daſelbſt wurde ihnen das Wenige, was ihnen geblieben, dergleichen z. B. Hals- und Hoſenſchnallen, Uhren, Bücher, genommen; im Übrigen ſcheint, trotz der vielen Verſicherungen des Gegentheils, die Behandlung nicht übermäßig drückend geweſen zu ſein. Sogar erhielt la Fayette, auf des Arztes Betrieb, die Vergünſtigung zu regelmäßigen Spazierfahrten, deren eine, den 8. Nov. 1794, die Gelegenheit zu einem Befreiungsverſuche geworden iſt. Ein hanoverſcher Arzt, Bollmann, hatte ſich im October zu Olmütz eingefunden, auch mit dem Generale einen brieflichen Verkehr eingeleitet. In Folge dieſes Einverſtändniſſes fuhr la Fayette ſpazieren. Unweit der Stelle, wo Bollmann und der Amerikaner Huger ſeiner warteten, ließ er halten; während die Soldaten von der Escorte in der nächſten Schenke ein ihnen gereichtes Geldſtück vertranken, ging la Fayette mit dem ihn begleitenden Stockmeiſter auf und ab. Der Mann, ein Corporal, hatte den Säbel an der Seite; unter dem Vorwande, die Klinge zu prüfen, ließ la Fayette blank ziehen. In dem Augenblick griff er nach der Waffe, deren er aber, bei der entſchiedenen Gegenwehr des Corporals, ſchwerlich Meiſter geworden ſein

würde, wären nicht Bollmann und Huger hinzugelaufen. Der Anblick einer Piſtole mit geſpanntem Hahn verſcheuchte den Stockmeiſter, und das eine der von dem Befreier in Bereitſchaft gehaltenen zwei Pferde ward von dem General beſtiegen, während Bollmann und Huger ſich in das andere theilen. „Get to Hoff,“ nach Hoff, ruft Bollmann dem General zu. Aber dieſer, der von Hof niemals den Namen gehört hat, noch daß der Ort 3 Poſten von Olmütz, an der Straße nach Troppau gelegen iſt, verſteht „get off,“ vorwärts, und gelangt anſtatt auf Seitenwegen die Richtung von Hof, wo Poſtpferde beſtellt waren, zu verfolgen, auf der geraden Straße nach Sternberg, als der nächſten Poſtſtation, wo er, mit Blut und Koth bedeckt, denn in dem Ringen um den Säbel ward ihm ein Stück Finger abgebiſſen, angehalten und am anderen Morgen nach der Feſtung zurückgebracht wurde. Auch Huger wurde von den Verfolgern ereilt, während Bollmann, auf ſchleſiſchem Boden angelangt, von der preußiſchen Regierung ausgeliefert wurde. Dieſe verfielen beide einer langwierigen Unterſuchung, von ihrem Manne aber ſchreibt Frau von la Fayette: „ne croyez pas au reste que son évasion ait beaucoup ajouté aux rigueurs de son traitement; il ne restait plus qu'à retrancher cette promenade, et à ne plus amener son domestique, tout le reste existait d'avance.“ Indeſſen la Fayette von Gefängniß zu Gefängniß wanderte, ward ſein Eigenthum, in Frankreich, wie in den Colonien, namentlich die Plantage in Cayenne mit den freigegebenen Negern confiscirt und durch des Nachrichters Hand der Stempel der weiland zu ſeinen Ehren geprägten Medaille zerbrochen. Eine Anklage auf Fayettisme ſtand beinahe einem Todesurtheile gleich. Die Frau la Fayette ward im September 1792 verhaftet, auf Briſſot's Verwendung entlaſſen, um in Chavagnac unter Aufſicht zu leben, dann wieder, mit dem Eintritte der eigentlichen Schreckenszeit eingeſetzt, und bis zum Februar 1795 feſtgehalten. Der Freiheit wiedergegeben, wendete ſie ihre ganze Sorgfalt der Lage ihres Mannes zu, und was ſie nicht verändern konnte, das beſchloß ſie zu theilen. Dem Kaiſer in Wien perſönlich ſich vorſtellend, erhielt ſie die Erlaubniß, ſammt ihren beiden Töchtern, mit ihrem Manne daſſelbe Gefängniß bewohnen zu dürfen. Ein Jahr hatte ſie wol in Olmütz zugebracht, und es begann der Einfluß der kriegeriſchen Ereigniſſe ſelbſt innerhalb der Mauern ihres Kerkers fühlbar zu werden. Als zu Leoben die Friedenspräliminarien unterzeichnet wurden, empfing Bonaparte von dem Directorium die Weiſung, die Entlaſſung der drei Gefangenen, la Fayette, la Tour-Maubourg, Bureaux de Puſy, zu fodern. Sie wurde verzögert durch eine von la Fayette getriebene Wortkrämerei, aber doch endlich am 19. Sept. 1797 bewerkſtelligt. La Fayette und ſeine Familie begaben ſich über Dresden, Leipzig, Halle, nach Hamburg, wo der öſterreichiſche Officier, ihr Führer, ſie an Pariſh, den amerikaniſchen Conſul, überwies. Am 6. Oct. vereinigten ſich la Fayette, Maubourg und Puſy zu einem Dankſagungsſchriben an Bonaparte: „nôtre resurrection,“ ſchreiben ſie, est au nombre des miracles que vous avez opérés.“ Während geſchäftige Freunde mit dem Directorium verhandelten, um für la Fayette die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich zu erhalten, verließ er Hamburg nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen, um zuerſt Wittmold, ſeiner Tante, der Frau von Teſſé, Gut, am kleinen plöner See, dann das herrſchaftliche Haus zu Lehmkuhlen, und hierauf wieder Wittmold zu bewohnen. Darüber verging das Jahr 1798, denn die Unterhandlung mit dem Directorium wollte den gehofften Fortgang nicht nehmen; es beunruhigte die armſeligen Machthaber die Erinnerung an la Fayette's vormalige Wichtigkeit, und ſie fühlten ſich beleidigt durch deſſen Anſicht von dem 18. Fructidor. Des Tadlers Eigenthum in der Bretagne wurde als Emigrantengut verkauft, und nur zögernd ihm verſtattet, aus Holſtein nach Holland zu überſiedeln, Anfangs 1799. Mittlerweile kam Napoleon aus dem Orient zurück: wohlwollend äußerte er gegen Frau la Fayette, es ſei ihres Gemahls Leben „attachée à la conservation de la république,“ und ſchrieb aus Utrecht, 30. Oct. 1799, um den General Bonaparte zu beglückwünſchen und ſeinen Dank für die empfangene Wohlthat zu wiederholen. Dann begab er ſich, unmittelbar nach dem 18. Brumaire, auf den Weg, um auf franzöſiſchem Boden ſich des halb und halb verheißenen retour aux principes de 1789 zu erfreuen. In Paris meldete er ſofort ſeine Ankunft ſchriftlich dem erſten Conſul, der zwar einigen Unwillen bezeigte, jedoch geſchehen ließ, daß la Fayette unter Vermeidung jedes Aufſehens abwechſelnd zu Paris, oder in ſeiner Frau Beſitzung, la Grange-Bleneau, unweit Roſoy, wohnte. In der an Fontanes ertheilten Weiſung, in der Gedächtnißrede für Waſhington, den 8. Febr. 1800, des Namens von la Fayette nicht zu erwähnen, erblickte dieſer eine Fortſetzung, eine Erweiterung des conſulariſchen Vorhabens, das Andenken ſeiner gehäſſig gewordenen Wirkſamkeit zu begraben. Daß aber der Conſul dieſem durch Cabanis und nachmals durch Talleyrand eine Senatorſtelle anbieten ließ, jedoch abſchlägig beſchieden wurde, daß auch la Fayette die Geſandtenſtelle in Nordamerika verbat, dieſes müſſen wir glauben, da er ſelbſt davon Zeugniß gibt. Trotz dieſer Weigerung, ſich für die neue Ordnung der Dinge zu compromittiren, unterhielt er einen ziemlich lebhaften Verkehr mit dem Machthaber. Als das lebenslängliche Conſulat zu Frage kam, gab la Fayette die folgende Abſtimmung: „je ne puis voter pour une telle magistrature jusqu'à ce que la liberté publique soit suffisamment garantie, alors je donnerai ma voix à Napoléon Bonaparte,“ und ſtand nicht an, daſſelbe Thema in einem Schreiben an Napoleon weiter auszuführen. Hiervon war eine nothwendige Folge das Abbrechen aller Beziehungen zu dem Regierungsoberhaupte. Er zeigt ſich wenigſtens empfindlich über Bonaparte, „qui n'ignora pas mon bulletin, mais je n'eus de lui ni messager, ni mention de moi.“ La Fayette lebte vergeſſen, als ihm am 24. December 1807, nach langem Leiden, die treue Lebensgefährtin entriſſen wurde. Das Jahr darauf will er, ungeachtet der Einſamkeit von la Grange, bedeutender Gefahr von Seiten des kaiſerlichen Mistrauens, nur durch Freundes

Verwendung entgangen ſein, und im Augenblicke der großen Umwälzung, kurz vor dem 1. April 1814, behauptet er mit einigen Anführern der Nationalgarde dem ſterbenden Kaiſerthum feindliche Entwürfe verhandelt, ſich gegen Ternaux, falls dieſer auf ein einziges Bataillon zählen könne, verpflichtet zu haben, an der Spitze dieſes Bataillons die Contrerevolution durchzuſetzen. Zum Glücke blieb das Bataillon unbeweglich, wie die Philadelphen. Die Reſtauration erfolgte: la Fayette brachte ihr ſeine Huldigung dar, mußte aber mit einiger Beſtürzung wahrnehmen, daß Ludwig XVIII. in der Antipathie früherer Zeiten verharre. Er kehrte in die Einſamkeit von la Grange zurück, bis das Ereigniß vom 1. März 1815 ihm eine Einladung wurde, dem Mittelpunkte jeglicher Bewegung zuzueilen. Seinen Rath zu ſuchen, ſah in ihrer Rathloſigkeit die Regierung ſich genöthigt. In einer geheimen Beſprechung wurde der Vorſchlag gemacht, an la Fayette das Commando der Nationalgarde zu geben, aber durch die Äußerung eines Vertrauten des Miniſters Blacas, „qu'il était impossible de faire cette violence aux affections personnelles du roi,“ beſeitigt. Hingegen wollte in einer anderen Berathung la Fayette der nicht weiter zweifelhaften materiellen Überlegenheit des unaufhaltſam vordringenden Kaiſers als moraliſches Gegengewicht die ſämmtlichen Mitglieder der mancherlei National-Repräſentationen von 1789 an, zu einer Körperſchaft vereinigt, entgegenſetzen, dann äußerte er, „qu'il serait prudent d'écarter les neveux du roi et de n'employer que son cousin, M. le duc d'Orléans, le seul prince populaire.“ Von den erſten Tagen der Reſtauration her war er nämlich zu vertraulichen Beziehungen mit dem Herzoge von Orléans gelangt. Es iſt begreiflich, daß man auf die weitern Mittheilungen eines ſolchen Rathgebers verzichtete. La Fayette nachdem er des Kaiſers Beſitznahme von den Tuilerien angeſehen, blieb noch drei Tage in Paris, „pour n'avoir pas l'air de craindre,“ dann wendete er ſich wieder nach la Grange, und hier erhielt er die Einladung zu jenen Conferenzen mit dem Exkönige von Spanien, worin er deſſen Bruder einzig unter dem Geſichtspunkte eines „chef provisoire, un soldat venu de corps-de-garde en corps-de-garde jusqu'au Tuileries, où il s'était établi pour combattre les ennemis et gouverner la France jusqu' à ce qu'elle put être organisée par une assemblée de représentans.“ und die kaiſerliche Regierung als das kleinere von zwei Übeln gewürdigt haben will, doch zugleich ſich anheiſchig machte, zu dem Widerſtande gegen die Fremden, gegen die Bourbons zu wirken. Die ihm angebotene Pairswürde, eine Beſprechung mit dem Kaiſer lehnte er beharrlich ab, dagegen ließ er ſich von ſeinem Departement, Seine et Marne, zum Repräſentanten für die Kammer der Deputirten, und von dieſer Kammer zugleich mit Flaugergues, Dupont de l'Eure und Grenier zum Vicepräſidenten erwählen. Schon in der Discuſſion um die Adreſſe beſtand er auf der Nothwendigkeit, der Kammer eine ſelbſtändige Haltung zu bewahren, damit Europa in ihr eine National-Repräſentation erkennen möge, nicht aber „le club Napoléon.“ Als Napoléon von dem Schlachtfelde von Waterloo heimkehrte, Gerüchte von Auflöſung der Kammer, von Dictatur, mehr die verſammelten Väter, als das Volk beunruhigten, erhob ſich in der Sitzung vom 21. Juni la Fayette zu der bekannten Motion, welche, die Unabhängigkeit der Nation bedroht findend, die Permanenz der Kammer ausſpricht, jeden Verſuch einer Auflöſung dieſer Kammer als Hochverrath verpönt, die vollſtändige Bewaffnung der Nationalgarde von Paris verfügt, und die Miniſter an die Schranken ruft. Conſtitutionswidrig an ſich war dieſe Motion zugleich unzeitig, denn die Kammer, des Kaiſers Macht lähmend, mußte zugleich das einzige, dem revolutionairen Frankreich übrige, Rettungsmittel vernichten, das letzte Gegengewicht gegen die ungeheuere Übermacht der Verbündeten, den in dem Namen Napoleon enthaltenen Zauber, zerſtören; aber la Fayette hatte ſich bethören laſſen durch Fouché's Argliſt, und wie er bethört worden, ſo bethörte er die Kammer. Seine Anträge wurden beliebt, dem Kaiſer zu nicht geringem Mißfallen, dem beſonders die Vorladung der Miniſter anſtößig war. Sie mußte mehrmals wiederholt werden, und um den Eindruck dieſer Nachgiebigkeit möglichſt zu ſchwächen, zugleich nöthigenfalls ſeine Vertheidigung zu führen, ließ Napoleon die Miniſter durch ſeinen Bruder Lucian begleiten. Es entſpann ſich eine lebhafte Discuſſion über den Zuſtand der äußeren Angelegenheiten, in deren Laufe Lucian von der Unbeſtändigkeit der Franzoſen ſprach, und dafür von la Fayette die berühmte Phraſe hören mußte: „de quel droit le préopinant ose-t-il accuser la nation d'avoir été légère, d'avoir manqué de persévérance envers l'empereur Napoléon? Elle l'a suivi dans les sables de l'Egypte et dans les déserts de Russie, sur cinquante champs de bataille, dans ses revers comme dans ses succès ... et c'est pour l'avoir ainsi suivi que nous avons à regretter le sang de trois millions de Français.“ In der Nacht vereinigten ſich die Präſidenten der Kammer, einige Pairs, die Miniſter, unter dem Präſidium von Cambacères, zu einer Conferenz, die angeblich mit den Mitteln der Vertheidigung ſich beſchäftigen ſollte. Die konnten freilich, nach der Zuſammenſetzung der Conferenz, nicht gefunden werden. La Fayette wählte ſich ein ihm geläufigeres Thema: einen am Morgen in der Kammer vernommenen Vorſchlag ergreifend, wollte er, daß die Verſammlung zur Stunde ſich zum Kaiſer begebe, um deſſen Abdankung zu erhalten. Am anderen Morgen ließ er dem Kaiſer wiſſen, „que si on n'avait pas l'abdication, je proposerais la déchéance.“ Die Abdankung erfolgte, und an des Kaiſers Stelle trat eine Regierungscommiſſion, zu welcher erwählt zu werden la Fayette ſich vergebliche Hoffnung gemacht hatte, wie ihm auch für den Oberbefehl der Nationalgarde Maſſéna vorgezogen wurde. Ihm fiel dagegen das in mancher Beziehung höchſt unangenehme Loos der Plenipotenz adjungirt zu werden, welche durch eine Unterhandlung mit den verbündeten Monarchen dem Vorrücken der feindlichen Heere ein Ziel ſtecken und Friedensbedingungen eingehen ſollte, *ohne doch die Reſtauration der Bourbons zuzugeben.* „Cette

condition absolue," heißt es in der den Plenipotentiarien ertheilten Inſtruction, „est un des points auxquels les plénipotentiaires doivent le plus tenir." Die Geſandten konnten aber weder die Monarchen erreichen, noch in den mit ihren Miniſtern zu Hagenau gepflogenen Conferenzen zu irgend einem Reſultat gelangen. In dem Laufe der Discuſſion äußerte Lord Stewart gegen la Fayette, es werde überhaupt ein Friede nur alsdann möglich ſein, wenn Frankreich den geächteten Bonaparte ausliefere. „Je suis bien étonné," entgegnete la Fayette „que pour proposer une telle lâcheté au peuple français vous vous adressiez de préférence à un prisonnier d'Ollmütz." Die Geſandten, unverrichteter Dinge wiederkehrend, fanden die Capitulation von Paris unterzeichnet, und als am 8. Juli Morgens la Fayette zur Kammer ſich begeben wollte, war der Eingang verſchloſſen, und um den Verſchluß zu behaupten, eine preußiſche Schildwache aufgeſtellt. Er zog ſich zurück, um bei Lanjuinais, in Geſellſchaft mehrer Collegen, ein Protokoll über dieſen Thatbeſtand zu unterzeichnen. Erkennend, daß er dem unheilbaren Bruche mit der älteren Linie der Bourbons durch die Negotiation in Hagenau das Siegel aufgedrückt habe, reſignirte er ſich zu einer ganzer drei Jahre fortgeſetzten Zurückgezogenheit, denn der Verſuch, ihn 1817 zu einem Repräſentanten der Stadt Paris erwählen zu laſſen, ſcheiterte, obgleich er 2674 Stimmen gehabt hatte, auf die Geſammtzahl von 7378. Dagegen wurde er, November 1818, von dem Sarthedepartement zu der Kammer entſendet. Am 22. März 1819 bekämpfte er Barthélemy's Vorſchläge in Betreff der Wahlgeſetze und am 27. April ſchrieb er an den Generalprocurator, um gegen die gerichtliche Verfolgung des Ami de la royauté Einſpruch zu erheben. Es hatte die Zeitſchrift einen für den vormaligen Anführer der Nationalgarde höchſt ehrenrührigen Artikel aufgenommen, was dieſen veranlaßt zu äußern: „M. Bellart me permettra donc de me refuser à sa protection, et sans connaître quelle est l'offense, de déclarer que, ne me tenant point pour offensé, je désavoue toute poursuite à cet égard, et m'y oppose de tout mon pouvoir." Am 17. Mai wollte er zu Gunſten der Petition für die Zurückberufung der Verbannten ſprechen, ohne doch das Wort erhalten zu können. Er ſah ſich hierdurch veranlaßt, ſeine Gedanken anderweitig durch den Druck zu veröffentlichen. Hingegen hat er über die Budgets des Marine- und des Kriegsminiſteriums frei ſeine Meinung äußern können, immer zwar in einer der Regierung feindlichen Tendenz. In dem folgenden Jahre begann er mit einem Antrage für die Wiederorganiſation der Nationalgarde, den 10. Febr. 1820, welchem am 8. März eine Rede über die individuelle Freiheit, am 23. März eine Abhandlung über die Cenſur folgte. Am 27. Mai, bei Gelegenheit des neuen Wahlgeſetzes, veröffentlichte er ein wahres Manifeſt, reichlich mit bittern Reminiſcenzen aus der Vergangenheit gewürzt. Die königliche Octroyirung der Charte, die Legitimität, die Emancipation, welche nach ihm, den 10. Aug., die Abſchaffung des Königthums, den 21. Jan., das Schreckensſyſtem verſchuldet hat, die Ohnmacht des „ancien régime," Alles ohne Unterſchied, wurde durch ihn angegriffen mit einer Schonungsloſigkeit, welche einzig durch die Rathloſigkeit der Reſtauration erklärbar iſt. Allein la Fayette beſchränkte ſeine Thätigkeit nicht auf die Kammer allein. Es iſt wol nicht zu bezweifeln, daß er auf den Ausbruch der Soldatenempörungen in Spanien, Neapel und Piemont den weſentlichſten Einfluß übte, daß er, der erklärte, er fühle ſich durch die höhern Orts der Charte angethane Gewalt ſeiner Eide entbunden, mit der ganzen Lebhaftigkeit ſeines Mannesalters die Umtriebe gegen die beſtehende Ordnung der Dinge erneuerte. Zum erſten Male figurirt la Fayette's Name in der Soldatenverſchwörung vom 19. Aug. 1820: mehre Deponenten haben ihn als einen der geheimen Obern des Bundes bezeichnet. In dem Proceſſe von Gohier und Sauquaire-Souligné, März 1821, mußte er als Zeuge erſcheinen, und das öffentliche Miniſterium ſchrieb den in ſeinen Briefen enthaltenen Anreizungen die verbrecheriſchen Illuſionen zu, welchen die Angeklagten ſich hingegeben. Ein Brief namentlich, der Jugend von Mans beſtimmt, konnte als eine wahre Auffoderung zur Empörung gelten. La Fayette mußte von Seiten des Präſidenten ſehr unangenehme Dinge vernehmen, bekannte ſich jedoch ſtandhaft zu ſeinen Meinungen, um welche er einzig der Kammer verantwortlich ſei. Es errichteten eben die Verſchwörer, das Unzulängliche der vereinzelten Manifeſtationen erkennend, ſtändige Geſellſchaften, zu Widerſtand und Aufruhr gerüſtet. „Dans la plus importante" dieſer Geſellſchaften ſich haben aufnehmen zu laſſen, bekennet la Fayette und unter ſeiner Einwirkung entſpann ſich das weit verzweigte Complot, das in den erſten Tagen des Jahres 1822 zu Béfort zum Ausbruche kommen ſollte. Schon war der Tag beſtimmt, an welchem la Fayette Paris verlaſſen und an die Spitze der Aufrührer ſich ſtellen würde. Er ließ ſich durch die Beſorgniſſe ſeiner Familie beſtimmen, ſeine Abreiſe um 24 Stunden zu verſchieben. In der Nähe von Béfort anlangend, vernahm er durch einen von ſeinen Verbündeten entſendeten Boten, daß der Entwurf vereitelt ſei. Andere Getreue benutzten die Nacht, um den Reiſewagen zu brechen und alle Spuren von der Gegenwart ihres Anführers zu entfernen. Gleichwol erregte la Fayette's Erſcheinen im Elſaß einiges Aufſehen, ſodaß er genöthigt war, daſſelbe mittels eines in die Zeitungen aufgenommenen Schreibens zu erklären. In Berton's Aufſtand zu Saumur, Februar 1822, wurde la Fayette vielfältig und beſtimmt als einer von den Anſtiftern des Aufruhrs bezeichnet, und dem zufolge von dem Generalprocurator Mangin angeklagt. Der Anklageact ſtellt ſeine fortwährende Verbindung mit den zwei Hauptverſchwörern dar, und berührt in der gleichen Weiſe die Strafbarkeit von Foy, Argenſon, Benjamin Conſtant. Sein kühner Angriff erregte in der Kammer heftige Stürme. Foy lehnte in großer Lebhaftigkeit die ihm zugemuthete Mitſchuld ab, la Fayette äußerte: „Wie groß meine Gleichgültigkeit für Parteihaß und die von ihm ausgehenden Anmuthungen iſt, kann ich doch nicht umhin, den Äußerungen meiner Freunde Einiges hinzuzufügen.

Einzig und allein dem Dienſte der Freiheit mich widmend, habe ich in dem ganzen Verfolge meiner Bahn jederzeit der Ehre genoſſen, der Ungunſt aller Gegner der Freiheit ein Ziel zu ſein, unter welcher Form, Despotismus, Ariſtokratie, Anarchie es ihnen auch beliebte, die Freiheit anzufechten oder zu entſtellen. Darum will ich mich nicht beklagen, obgleich ich des Hrn. Procurators Wort „bewieſen," auf mich angewendet, etwas flüchtig zu finden berechtigt wäre, aber gemeinſchaftlich mit meinen Freunden verlange ich, daß unſerer Angelegenheit, Angeſichts der Nation, in dieſer Kammer, die vollſtändigſte Öffentlichkeit gegeben werde. Dann können meine Ankläger, welchen Ranges ſie auch ſein mögen, dann kann ich, ohne Verbrämung, ohne Verzierung, jene Vorwürfe ausſprechen, welche in dem Laufe von 33 Jahren ſich gehäuft haben." Es iſt die allgemeine Anſicht, daß dieſe Herausfoderung perſönlich gegen Ludwig XVIII. gerichtet, und daß ſie auf eine genauere Kenntniß von dieſes Monarchen Verfahren in dem Handel des unglücklichen Favras gegründet war. Wie dem auch ſei, ſie hat ihre Wirkung nicht verfehlt. Statt der Anklage ihren Lauf zu laſſen, wurde alles Ernſtes die Frage debattirt, ob nicht der Procurator, wegen beleidigender Äußerungen gegen Mitglieder der Kammer, in Anklageſtand zu verſetzen ſei. La Fayette wurde nicht weiter in Anſpruch genommen, wenngleich Mangin, vor dem Aſſiſenhofe zu Poitiers, in der Angelegenheit Berton's, alle ſeine Äußerungen in Bezug auf ihn wiederholte, dann fortfuhr: „Warum wird uns auferlegt, uns der gerichtlichen Verfolgung derjenigen zu enthalten, welche von den Verſchwörern als die Mitglieder einer proviſoriſchen Regierung genannt wurden?" Jene Vorſtellung Baudrillet's bei dem Marquis von la Fayette bezieht ſich auf die zweite Verſchwörung, für welche ich incompetent bin. Wäre ich competent ... Sie wollen vorgeben, daß wir ſie im Rücken angreifen, Feige werden wir von ihnen genannt. Feig und ehrlos ſind diejenigen, welche einfältige und treuherzige Männer in den Strudel der Verſchwörungen herabziehen, ſie bethören, und demnächſt verleugnen." La Fayette fühlte, daß er für die Ereigniſſe von Béfort und Saumur mehr Sympathie verrathen habe, als mit den immerwährenden Proteſtationen von ſtrenger Rechtlichkeit vereinbar war, — und aus dieſem Grunde wird ſeiner Mémoiren Einſylbigkeit oder Stillſchweigen über dieſe wichtigen Ereigniſſe zu erklären ſein —; er gewahrte, daß die häufig wiederkehrende Nothwendigkeit ſich, wenn auch nur in den allgemeinſten Ausdrücken, zu rechtfertigen, ihn in der öffentlichen Meinung herabſetze; er fand, durch die Erfahrung belehrt, was Péthion und Danton inſtinctmäßig gefunden hatten, daß durch die vielfältigen kleinen Inſurrectionen, die regelmäßig ihr Ziel verfehlten, der Sache der Freiheit nur geſchadet werde, und dem unfruchtbaren Treiben ſich abwendend, ſcheint er von da an auf einem anderen Wege, von mächtigeren Verbündeten begleitet, das große Ziel ſeiner Anſtrengungen, das Königthum unter republikaniſchen Formen, geſucht zu haben. Für dieſen Zweck war es nothwendig, ſein etwas verkümmertes Andenken, wie denn ſeine Wahl zur Deputirtenkammer von 1824 nicht durchzuſetzen war, einigermaßen aufzufriſchen. Er ſchiffte ſich zu Havre den 13. Juli ein und landete zu New-York den 16. Aug. 1824, wo der glänzendſte Empfang ſeiner wartete. Da beſuchte er der Reihe nach 24 Staaten der Union, und die zwölf Monate, welche er dieſer Umreiſe widmete, geſtalteten ſich zu einer ununterbrochenen Reihe von Triumphen, Feſtlichkeiten, oratoriſchen Anſtrengungen. Am 20. Dec. 1824 votirte der Congreß eine Gabe von 200,000 Piaſtern, dem Befreier, *dem* Begründer der Republik darzubringen; bereits unter Jefferſon's Präſidentſchaft, und bei der Erwerbung von Louiſiana hatte la Fayette bedeutende Ländereien empfangen. Am 7. Sept. 1825 beurlaubte er ſich bei dem Präſidenten, und dieſer hielt, in Gegenwart der Miniſter und einer zahlreichen Verſammlung aus allen Ständen, ſeine Abſchiedsrede, worin des ſcheidenden Gaſtes Leben überhaupt, vorzüglich aber deſſen Verdienſt um Amerika geprieſen wurde. Den 5. Oct. 1825 ging la Fayette zu Havre ans Land. Frankreichs Zuſtände hatten ſich weſentlich verändert, die Hoffnungen der einzigen in ihrer Centraliſation bedeutenden Partei, in der Thronbeſteigung Karl's X. für ihre Hoffnungen eine weſentliche Förderung gewonnen. Am 21. Juni 1827 wurde la Fayette von der Wahlverſammlung zu Meaux für die Deputirtenkammer gewählt. Am 24. Aug. ſprach er an Manuel's Sarge die kühnen Worte, um derentwillen Mignet, als der Berichterſtatter um die Einzelheiten der Leichenfeier, Buchdrucker und Händler zu Rechenſchaft gefodert wurden, was den Redner veranlaßte, in Gemeinſchaft mit Schonen, Lafitte und dem jüngern Manuel die Ehren einer gerichtlichen Verfolgung als Mitſchuldiger in Anſpruch zu nehmen. Es blieb aber dieſe Bravade ohne Folge, da Mignet und Conſorten freigeſprochen wurden. Aber Karl X., den widerſprechendſten Anſichten zugänglich, erſchwerte durch ſeine Zweifelhaftigkeit die Stellung des Miniſteriums, des einzigen vielleicht, das der ſchwierigen Aufgabe der Vertheidigung der Reſtauration gewachſen war, als er in dem eigenen Lager, von Seiten der *geprüften* Freunde, die Ausbrüche von Mistrauen und *Unzufriedenheit* vernahm. Die miniſterielle Majorität wurde erſchüttert, Villèle zu der Auflöſung der Kammer getrieben. Die meiſten der Deputirten, deren das Miniſterium ſich zu entledigen gewünſcht hatte, la Fayette namentlich, empfingen in den neuen Wahlen die Sanction der Wahlcollegien. Mehr und mehr beunruhigt gab Karl X. das bisherige Miniſterium auf, gegen eine neue Combination, deren furchtſame Nachgiebigkeit die Gegner der Reſtauration zu unaufhaltſam wachſender Kühnheit herausfodern mußte. Am 23. Juni 1828 über das Budget von 1826 ſprechend, benutzte la Fayette die Gelegenheit, der Regierung ihre contrerevolutionairen Tendenzen vorzuwerfen. Am 9. Juli beſchreibt er die heilige Allianz, als eine *Ligue*, beſtimmt das Menſchengeſchlecht zu entwürdigen und dem Sklavenjoche zu unterwerfen. Die Verhandlungen in der Kammer boten jedoch nur wenig Hoffnung, zu einer Entſcheidung zu gelangen, da trat la Fayette, in der Abſicht ohne Zweifel den Begebenheiten eine raſchere Bewegung mitzutheilen, die Reiſe durch die Provinzen an, welche

in ihrer Außenſeite den Triumphzug durch die Staaten von Nordamerika wiederholend, durch ihre eigentliche Tendenzen der Regierung gegründete Beſorgniſſe erweckte. In einem Banket zu Lyon äußerte er ohne Umſchweif, daß im Falle des Verſuchs, das Wahlſyſtem durch Ordonnanzen zu entſtellen, die Nation, um ihre Gerechtſame belehrt, ſie vertheidigen würde. Dieſe revolutionaire Reiſe trug ſofort ihre Früchte: auf des Meiſters Worte bildeten ſich Vereine für die Verweigerung der Abgaben, und die geheimen Geſellſchaften fanden Gelegenheit, bis in die abgelegenſten Winkel des Reichs ihre Verzweigungen auszudehnen. In dem Laufe ſeiner Fahrt, zu le Puy, den 11. Aug., empfing la Fayette die Nachricht von der Bildung des Miniſteriums Polignac, von welcher die Adreſſe der 221, oder vielmehr das Kriegsmanifeſt einer vollkommen ſchlagfertigen Partei die angebliche Folge war. Hinderniſſe, von deren Natur wir noch nicht belehrt ſind, hielten die Partei damals ab, den Worten ſogleich die That folgen zu laſſen; es kamen aber, ihrem fernern Treiben erwünſcht, die Ordonnanzen und die drei Julitage. Auf die erſte Botſchaft von dem Tumulte in der Nacht verließ la Fayette la Grange, um ſeinen Namen und ſeine Thatkraft der Inſurrection zu weihen. Von der polytechniſchen Schule, gleich nach ſeiner Ankunft in Paris, den 27. Juli, durch eine Deputation begrüßt, wohnte er am 28. mehren Verſammlungen von Deputirten, bei Audry de Puyrcevau und Bérard bei. In der letzten nächtlichen Zuſammenkunft erklärte er, „daß das Vorgefallene nicht weiter erlaube, ſich innerhalb der Grenzen einer buchſtäblichen Legalität zu behaupten; es handle ſich um eine Revolution, ihm ſcheine die Beſtellung einer proviſoriſchen Regierung unerläßlich; bereits werde, durch des Volks Vertrauen und mit ſeiner eigenen Zuſtimmung, ſein Name an die Spitze der Inſurrection geſtellt; dafür die Zuſtimmung der Collegen zu haben, ſei ihm ein dringender Wunſch, im Falle ſie bis Morgen nicht zu einer Entſchließung kommen ſollten, halte er ſich berechtigt, allein und im eigenen Namen zu handeln." In derſelben entſchiedenen Richtung war er der einzige beinahe, unter den als Deputirte ſich gerirenden Männern, die Sendung einer Deputation an Marmont zu misbilligen, und es ſteht feſt, daß ſeine Unerſchrockenheit, geſteigert vielleicht durch einen gegen ihn eingegangenen Verhaftsbefehl, allein der Collegen Unſchlüſſigkeit, die ſich ihrer bemächtigende Muthloſigkeit, im Gleichgewicht erhielt. Einen großen Theil der Nacht vom 28 — 29. verwendete er, um des Volkes Thatkraft anzufeuern und anzuweiſen, und die Barricaden in Augenſchein zu nehmen. Als nach der unerklärlichen Räumung des Louvre und der Tuilerien, am Morgen des 29., der Sieg der Inſurrection nicht länger zweifelhaft erſcheinen konnte, erhob ſich aus ihrem Schlummer die ſeit zwei Jahren aufgelöſte Nationalgarde, und bei ihrem Anblicke wurde la Fayette als der Anführer der bewaffneten Macht von Paris ausgerufen. Er hatte Eile, von einer Würde Beſitz zu nehmen, die 39 Jahre lang der Gegenſtand ſeiner ſüßeſten Erinnerungen geweſen. Um 3 Uhr langte er auf dem Stadthauſe an, und an Proclamationen im alten Stil hat er es nicht fehlen laſſen. Mittlerweile hatte man etwas einer Regierung Ähnliches gebildet, und deren erſte Sorge war, das Generalcommando ſämmtlicher Nationalgarden des Reichs an la Fayette zu verleihen. Bekleidet mit einer Macht, wie keine in Frankreich beſtand, konnte dieſer ungezweifelt über des Landes Schickſal verfügen, aber, gleich allen den Urhebern von Umwälzung und Zerſtörung, hatte er niemals bedacht, was an die Stelle der gebrochenen Herrſchaft zu ſetzen ſei. Die Commiſſion, die nur mittels ſeines Namens beſtand, bemächtigte ſich der Hauptſtadt in derſelben Weiſe ſchier wie Danton am 10. Aug. 1792. Die Lenker der Bewegung verfielen in ſolche Ohnmacht, daß la Fayette mit Sémonville, dem Überbringer von Friedensbotſchaften, verhandelnd, nichts weiter zu fodern wagte, als die Einführung der nationalen drei Farben. Aber es fand die Revolution wirkſamere Vertreter unter den Räthen Karl's X., die unbegreiflichen Zögerungen der königlichen Partei löſeten die Zweifel des Generals der Republik. Schon am Morgen des 30. ließ la Fayette die Truppen, welche S. Cloud umſchloſſen, die Auffoderung, die Waffen niederzulegen, vernehmen. Sie blieb erfolglos, aber es fand ſich Collin de Suſſy ein, um der Verſammlung der Deputirten die Zurücknahme der Ordonnanzen zu überbringen. Die kalte ihm gewordene Aufnahme beſtimmte ihn bei der factiſchen Gewalt, die vom Stadthauſe aus die Bewegung leitete, ein beſſeres Glück zu ſuchen. Nicht ohne Schwierigkeit erreichte er den General, welchen ein drohendes Gefolge von Deputirten der Volksgeſellſchaften, von Nationalgardiſten und Handwerkern umgab. „Der ſchönſte Tag meines Lebens iſt angebrochen!" Mit dieſen Worten wurde er von dem General empfangen. „Sie finden mich von Freunden umringt, welche, wie ich, müde ſind des Despotismus der 15 vergangenen Jahre. Sie werden erlauben, daß wir alle gemeinſchaftlich Ihre Botſchaft vernehmen." Suſſy, vor die Municipalcommiſſion gebracht, wurde mit einem „es iſt zu ſpät," abgefertigt. Dem in dem großen Saale zuſammengedrängten Volke wollte la Fayette ſelbſt die neueſten Ordonnanzen vorleſen; aber misbilligender Zuruf ließ aus allen Ecken ſich vernehmen. Da wendet, in dem Tumult, la Fayette mit lächelnder Miene ſich zu Suſſy hin: „Vous le voyez, il faut vous résigner, c'est fini des Bourbons." Wie nun Suſſy ihn zu einer Conferenz mit dem im Luxembourg des Ausgangs harrenden Herzoge von Mortemart zu beſtimmen ſuchte, da äußerte er, es könne „le délegué du peuple" nichts zu ſchaffen haben mit dem Geſandten „de la monarchie déchue." Dem Generale Talon, der ſich eine Erklärung ausbat über die königlichen Ordonnanzen vom 29., antwortete er ſchriftlich: On me demande une réponse explicite sur la situation de la famille royale depuis la dernière agression contre les libertés publiques, et la victoire de la population parisienne; je la donnerai franchement: c'est que toute réconciliation est impossible, et que la famille royale a cessé de régner." Alſo wurde durch des Marquis Ausſpruch Karl X. des Königthums

entſetzt. An ſeine Stelle mußte die Republik, oder eine neue Dynaſtie geſetzt werden. Ungeachtet ſeiner Verbindungen mit dem Herzoge von Orléans, „un des jeunes patriotes de 89, un des premiers généraux qui firent triompher le drapeau tricolore,“ konnte la Fayette keine Manifeſtation zu deſſen Gunſten wagen. Ihm ſtanden für dergleichen ebenſo ſehr die geheimen Geſellſchaften, als die Äußerungen ſeines ganzen Lebens im Wege. Lafitte übernahm die Initiative, und la Fayette gab ſich das Anſehen, als weiche er lediglich dem Einfluſſe ſeiner Freunde Gérard, Barrot und Mauguin. Der Herzog kam am 31. nach dem Stadthauſe. La Fayette empfing ihn am Fuße der Treppe und begleitete ihn durch die in den Sälen wogenden Maſſen. Es gab ſich eine dem Vorhaben nicht eben günſtige Stimmung zu erkennen. Man verlas die von der Kammer erlaſſene Erklärung; ſie wurde mit Kälte vernommen. La Fayette reichte dem Herzoge die Rechte, gab ihm eine dreifarbige Fahne zu halten, und führte ihn zu dem offenen Fenſter. Das Volk, den Herzog alſo begleitet und bekleidet in der drei Farben Pracht erblickend, ließ einen ſtürmiſchen Freudenruf vernehmen: der alte Feldherr der Revolution vergab in dieſem Augenblicke die Krone von Frankreich. Es hatten einige Mitglieder der Municipalität von einem Programm der künftigen Regierung, von einem zwiſchen dem Volke und der ausübenden Gewalt zu errichtenden Staatsvertrage geſprochen; dieſe Gedanken wurden beſeitigt, und la Fayette übernahm es, in ſeinem dem Herzoge abzuſtattenden Gegenbeſuche, den 1. Aug. deſſen Herzensmeinung zu erforſchen. „Sie wiſſen,“ begann der General, „daß ich Republikaner bin, und daß ich die Regierungsform der vereinten Staaten als die vollkommenſte der jemals eingeführten Formen betrachte.“ — „Ich denke wie Sie,“ erwiederte der Herzog, „Jemand, der zwei Jahre in Amerika zugebracht hat, kann unmöglich eine andere Meinung haben; glauben Sie aber, daß dieſe Form, nach der Lage von Frankreich, nach der allgemeinen Stimmung, bei uns einzuführen ſei?„ — „Nein,“ entgegnete la Fayette „für jetzt bedarf das franzöſiſche Volk eines volksthümlichen Throns, von republikaniſchen, vollkommen republikaniſchen Inſtitutionen umgeben.“ — „Durchaus meine Meinung,“ ſchloß der Herzog, „puis vint un roi nous escamoter la victoire.“ Am 7. Aug. vernahm Ludwig Philipp die Botſchaft, daß er durch der Kammern Wahl zur Krone berufen ſei; von la Fayette begleitet erſchien er auf dem Söller des Palais-royal und in tiefer Rührung um die königliche Acolade ſagt der General zu dem ſich herandrängenden Volke: „Sehet da, den Fürſten, wie wir ihn brauchen; mehr Republik war nicht zu erreichen.“ In den nächſten Monaten ſchien la Fayette ſich einzig auf die Bildung der neuen Nationalgarde zu beſchränken, doch iſt nicht zu verkennen, daß er neben dieſer oſtenſiblen noch eine zweite Thätigkeit übte, in welcher er ohne allen Zweifel der geheimen Unterſtützung der Regierung ſich erfreute. Dieſe mußte vor Allem den in der Eile aufgerichteten Thron gegen äußere Angriffe ſicher ſtellen. Einen ſolchen ſcheint man zunächſt von Seiten Ferdinand's VII. befürchtet zu haben, und la Fayette's Correſpondenz gibt Zeugniß, daß er den neuen Soldatenverſchwörungen der Halbinſel nicht fremd geblieben iſt. In Belgien, in mehren Landſchaften von Teutſchland, in Italien, in Polen fanden ſeine Rathſchläge eine mehr oder minder günſtige Aufnahme, und es bleibt ausgemacht, daß das unglückliche Polen großentheils durch ihn zu der Schilderhebung fortgeriſſen wurde, die einzig den Intereſſen Frankreichs zu dienen beſtimmt, und die, nachdem ſie ihre Dienſte geleiſtet, in einer, in den Jahrbüchern der Geſchichte kaum erhörten Ehrloſigkeit von dem franzöſiſchen Volke ihrem Schickſale preisgegeben wurde. Die Anſtrengungen, von la Fayette in den Kammern gemacht, um eine Bewegung, eine Demonſtration wenigſtens, zu Gunſten des ſterbenden Volks hervorzurufen, ſchützen ihn wenigſtens gegen den Vorwurf, der Landsleute Undankbarkeit gegen ihre nützlichſten Bundesgenoſſen getheilt zu haben. Unabhängig von der Leitung einer in ihren Reſultaten theilweiſe ſo unglücklichen Propaganda, ſprach la Fayette zu Gunſten der in Vorſchlag gebrachten Abſchaffung der Todesſtrafe; eine Manifeſtation, die wenige Augenblicke vor der Eröffnung des gegen die Miniſter Karl's X. gerichteten Proceſſes ihre beſondere Wichtigkeit erlangt; er allein erhielt auch die öffentliche Ordnung, in den drohenden Bewegungen, von denen die Hauptſtadt, während dieſes Proceſſes, der Schauplatz war. In dem Maße, wie die Regierung ſich befeſtigte, mußte ſie das Unbequeme in ihrer Stellung zu dem Feldherrn der Revolution empfinden: das Mittel, ſich ſeiner zu entledigen, war bald gefunden. Anfänglich war beliebt worden, daß la Fayette für ſeine Lebtage das General-Commando aller Nationalgarden des Reichs haben ſolle; ein Vorſchlag darüber wurde in die Deputirtenkammer gebracht, mit dem bedenklichen Zuſatze, daß Niemand für ein ganzes Departement dieſes Commando ausüben dürfe.“ Mehre Amendements, des Zwecks, von dieſer letzten Beſtimmung für la Fayette eine Ausnahme zu erhalten, wurden verworfen. Karl Dupin äußerte: „der General könne nicht ſein Leben lang das lebende Geſetz bleiben, es ſei denn, daß das politiſche Geſetz ſtets leblos bleibe.“ Am anderen Tage, den 25. Dec. 1830, ſchrieb la Fayette an den König, um in deſſen Hände das Commando niederzulegen. Nach dem Austauſche einiger für ſolche Fälle hergebrachten Formeln wurde die Abdankung ausgeſprochen. In einer ſchließlichen Mittheilung an die Nationalgarde, den 1. Jan. 1831, ſchildert der General ſeine Abdankung „als eine Handlung der Ehrfurcht und des Gehorſams für die Mehrheit der Kammer, als das Ergebniß eines Freiheitsinſtincts, der, im Widerſpruch mit des Königs Wünſchen für die Fortſetzung ſeiner Dienſte, ihn gemahnt habe, daß es an der Zeit ſei, ſeine Gewalt den glorreichen Ergebniſſen der Revolution von 1830 zu opfern.“ Am 27. Dec. hatte er der Kammer geſagt, nimmermehr würde er, vor der von Frankreich überſtandenen Kriſis abgedankt haben; jetzt finde ſein Gewiſſen, ſoviel die allgemeine Ruhe betreffe, ſich befriedigt, nicht aber ſei dazu, in Bezug auf die Freiheit, ſein Gewiſſen gelangt.“ Dieſe letzte Äußerung bezeichnet zur Genüge die Richtung, welche er, auf eine parlamentariſche Thätigkeit ſich beſchränkend,

verfolgen werde, und ſofort nahm er auf der äußerſten Linken die Stelle ein, welche er während der ganzen Reſtauration innegehabt, nur daß die meiſten ſeiner damaligen Verbündeten, nachdem ſie ihre durchaus perſönlichen Zwecke erreicht, ſeine Gegner geworden waren. Seine Anſichten, ſeinen Verdruß, hat er am deutlichſten in einem Schreiben an die Wähler von Meaux, den 13. Juni 1831, ausgeſprochen; da heißt es in Bezug auf das ſo oft beſprochene Programm vom Stadthauſe, oder genauer auf la Fayette's Unterredung mit dem Könige, woraus die allgemeine Wahlfähigkeit, Freiheit der Religion und des Unterrichts, die Herabſetzung der Civilliſte, die Abſchaffung der erblichen Pairswürde ſich ergeben ſollte: „Dieſe Betrachtungen zu veröffentlichen, fühle ich in meinem Gewiſſen die Verpflichtung. Habe ich perſönliche Beziehungen beſprochen, ſo geſchah dieſes lediglich, um demjenigen, was man als Theorien — Ideologie ſagte Napoleon — verhöhnen wird, größere Verläßlichkeit zu verſchaffen; nicht minder um die geheiligte Sache der Freiheit abzuſondern von den Ketzereien, durch welche ſie entſtellt, von den Ausſchweifungen, durch welche ſie in ihren Bewegungen gehemmt, von den Verbrechen, durch welche ſie befleckt wird, und von den Schutzreden, in welchen ſie abermals untergehen müßte, fände ſie nicht ihre Zuflucht in den unbefleckten Erinnerungen und in den erhabenen Gefühlen, welche der großen Woche des Volks ihren eigenthümlichen Charakter ausdrücken." Er hatte eine Saite berührt, welche allzu verletzend für das Ohr des Königs war; ſein Verkehr mit Ludwig Philipp war für immer abgebrochen. Als im Verlaufe der zweiten Empörung in der Romagna der franzöſiſche Geſandte zu Wien in einer diplomatiſchen Note die italieniſchen Patrioten als factieux behandelte, erhob ſich la Fayette mit Macht gegen einen Ausdruck, „welcher, der heiligen Allianz würdig, einer, aus den Julibarricaden hervorgegangenen Regierung durchaus ungeziemend ſei." Dann meinte er, dieſe angeblichen Rebellen, für jetzt der Gewalt von Öſterreich, „cette maréchaussée européenne" unterliegend, hätten lediglich ihre unveräußerlichen Gerechtſame zurückgefodert, jene Gerechtſame, welche jüngſt Frankreich ſich erſtritten. In den Debatten ein Gegner der erblichen Pairie, ſetzte er auch durch, daß in dem Strafgeſetzbuche die Strafe für den unbefugten Gebrauch adeliger Titel abgeſchafft würde. Kurz vor Caſimir Périer's Ende will er von mehren Patrioten, même des plus ardents" aufgefodert worden ſein, den König über die Lage des Landes zu belehren. „Je m'y suis refusé parceque j'ai l'intime conviction de l'inutilité de cette démarche." Statt der Unterredung wurde der von 140 Deputirten unterzeichnete Compte rendu beliebt, den 29. Mai 1832, wo es u. a. heißt: „Que le système se prolonge, et la révolution de juillet et la France sont livrées à leurs adversaires." Denſelben Tag ſah la Fayette mit lebhafter Erwartung dem Ausgange des hambacher Feſtes entgegen. Schlecht haben dieſe Erwartungen ſich bewährt, während hingegen Périer's Abſterben, den 16. Mai 1832, in der Ausſicht auf eine neue miniſterielle Combination, der republikaniſchen Partei im Innern einige Ausſichten zu bieten ſchien. Das Begräbniß des Generals Lamarque ſollte von ihr zu einer Schilderhebung benutzt werden. Eben hatte la Fayette einige Worte über den Verſtorbenen geäußert und die Fahnen von Polen, Italien, Portugal, Spanien und Teutſchland begrüßt, als einer Fahne, überſchrieben: la liberté ou la mort, indem ſie ſich dem Sarge näherte, eine rothe Mütze aufgeſetzt wurde. Dem Symbol der Freiheit von 1793, indem daſſelbe an dem Gerüſte, wo la Fayette und ſeine Geſellſchaft Platz genommen hatten, vorbeidefilirte, wurden einige Kränze zugeworfen, einer namentlich von la Fayette. Ihm war, ſo erzählt er, von wohlwollender Hand, ein Kranz aufgeſetzt worden: er hatte ihn abgenommen und hielt ihn noch in der Hand, als der Anblick jenes Symbols einer blutigen Zeit ſeinen Unwillen hervorrief. Den Kranz warf er nach der Jacobinermütze. Das Geſchrei: „vive la liberté, à-bas Louis-Philippe," ließ ſich vernehmen, und es löſte der Zug ſich in ein drohendes Getümmel auf, welchem zu entfliehen la Fayette zu einem Fiacre ſeine Zuflucht nahm. Dem wurden aber die Pferde ausgeſpannt, damit an deren Stelle Leute vom Volke treten konnten. Noch befand ſich der Wagen in dem dichten Gedränge, als er von jungen Leuten angeriſſen wurde, die mit Heftigkeit verlangten, daß der General dem Volke Befehl zum Angriffe auf die zahlreich aufgeſtellten Truppen gebe. Sie foderten, ſie geboten im Namen des Volks, wogegen la Fayette ihnen erklärte, daß ſie nicht das franzöſiſche Volk, und daß er vor allem ſeinem Gewiſſen und dem Menſchenverſtande zu gehorchen habe. Die Dazwiſchenkunft einer Dragonerabtheilung machte dem Strauße ein Ende, und la Fayette gelangte nach ſeiner Wohnung, während in Straßen und Plätzen die Schlacht ſich verbreitete. Die Oppoſition trat bei Lafitte zuſammen, um die Frage, ob eine Botſchaft oder eine Adreſſe an den König abzuſenden ſei, in Berathung zu nehmen. La Fayette widerſprach dem einen, wie dem andern Vorſchlage, erklärte, daß er der Deputation ſich nicht anſchließen werde, indem ſeine Gegenwart, ohne das Mindeſte fruchten zu können, den König nur an den Bruch einer feierlich übernommenen Verpflichtung erinnern würde, und endigte in einigen ſchmerzlichen Betrachtungen über die Vergeblichkeit ſeiner in den zwei wichtigſten Abſchnitten ſeines Lebens wiederholten Beſtrebungen, eine Bürgermonarchie auf die Grundlage der Volksſouverainetät zu erbauen. Als der Aufruhr beſiegt war, verweilte la Fayette noch einige Tage in Paris, „pour regarder en face le gouvernement de l'état de siége," dann wendete er ſich wieder der Einſamkeit von la Grange zu, „un peu étonné que ce retour au plus complet arbitraire n'eut pas excité plus d'émotion dans les esprits." Am 21. Juni 1832 entſagte er dem ſeit der Julirevolution bekleideten Amte eines Maire von Courpalais, wie er auch aus dem Conseil général des Departements ſchied. In den Kammerdebatten über die Adreſſe von 1833 ſprach er einige verhallende Worte über das unterjochte Polen, ſpäter über das Geſetz für die Organiſation nach Departements, und unterſtützte den Antrag einer Penſion für die Eroberer der

Baſtille. Als zu la Grange, unter ſeinen Augen beinahe, ſein Gaſt Lelewel verhaftet wurde, erhob er ſich in verjüngter Kraft gegen ein Verfahren, das er nicht à la restauration elle-même vorzuwerfen gehabt hatte, und welches zu verleugnen, er den Miniſter Argout nöthigte. Mit der Discuſſion der Adreſſe, den 3. Jan. 1834, beſchloß er ſeine parlamentariſche Laufbahn, denn eine Krankheit, die er bei dem Begräbniſſe des Deputirten Dulong ſich geholt, machte, nach einem Krankenlager von mehr denn drei Monaten, ſeinem Leben ein Ende, den 20. Mai 1834. Sein letztes Schreiben nach Glasgow, an den Präſidenten der Geſellſchaft für die Emancipation der Schwarzen gerichtet, trägt das Datum vom 1. Mai. Er wurde, unter großem Zulaufe von Leidtragenden, auf dem Kirchhofe der Picpus, der Ehegefährtin zur Seite, beerdigt. Der amerikaniſche Congreß veranſtaltete für ihn dieſelbe Leichenfeier, die für Waſhington ſtattgefunden hatte. In Frankreich ſelbſt wurde das Ereigniß kaum bemerkt: vollſtändig hatte er da ſeine Rolle ausgeſpielt. Im häuslichen und geſelligen Leben war er in ſeinem reiferen Alter ein Muſter von Liebenswürdigkeit; angebetet in ſeiner Familie hat er auch aufrichtige, ſtandhafte und thätige Freunde zu finden gewußt. Außer dem Sohne, Georg Waſhington, hinterließ er zwei Töchter. Von Levaſſeur hat man einen, in das Teutſche überſetzten, Bericht von la Fayette's letzter Reiſe nach Amerika, 1826, 2 Bde. Wichtiger ſind: La Fayette et la révolution de 1830, par Sarrans jeune, 1834, 2 Bde., und les Souvenirs de la vie privée de la Fayette, par *Jules Cloquet*, 1836. Die reichſte Fundgrube für des Mannes Geſchichte ſind: Mémoires, correspondance et manuscrits du général la Fayette, publiés par sa famille. (Paris 1837. 1838.) 6 Bde. Wie zu erwarten, ſind in dieſer Sammlung nur die Glanzſtellen berückſichtigt, ſowie des Satirikers Rivarol Portrait von la Fayette an ſich eine ſehr geiſtreiche Production, nur mit den Mängeln ſich beſchäftigt. (*v. Stramberg.*)

FAYETTE, 1) eine Grafſchaft des Staats Pennſylvania, weſtlich von Somerſet und im Süden an Virginien ſtoßend. Der Boden iſt wellenförmig und fruchtbar. Der Monongahela fließt an der Weſtſeite. 2) Eine Grafſchaft des Staats Indiana, an die Grafſchaften Franklin und Wayne grenzend. 3) Eine der Grafſchaften des Staats Kentucky, von Woodford, Jeſſamine und Madiſon umgeben, ein ſchönes und fruchtbares Land, mit dem Fluſſe Kentucky im Süden und den Quellen des Elkhorn. 4) Eine Grafſchaft im Staate Georgia. 5) Ein Diſtrict von Nordcarolina, die Grafſchaften Moore, Cumberland, Sampſon, Richmond, Robeſon und Anſon umfaſſend. (*Eiselen.*)

FAYETTEVILLE, 1) Hauptort der Grafſchaft Lincoln im Staate Tenneſſee, am Fluſſe Elk. 2) Hauptort der Grafſchaft Cumberland im Staate Nordcarolina, an der Mündung des Croſſin in den Cape-Fear, hatte 1830 noch nicht 3000 Einwohner und ſcheint gegen früher zurückgekommen zu ſein. Indeſſen hat ſie eine gute Lage für Handel und Gewerbe. (*Eiselen.*)

FAYOLLE (François Joseph Maria), geboren zu Paris 1754, gab heraus: Notices sur Corelli, Tartini, Gaviniés, Pagnani et Viotti, avec leurs portraits, gravés par Mr. *Lambert*, sur les dessins originaux. (Paris, imprimerie littéraire et musicale. 1810.) Die Bildniſſe ſind ſchön. Auf XXXI S. wird gehandelt über den Urſprung der Violine und des Bogens, dann über die Brüderſchaft de Saint-Julien des Ménéstriers, über das Amt des Roi des Violons; endlich wird ein Schreiben Tartini's an Signora Maddalena Lombardini in italieniſcher und franzöſiſcher Sprache mitgetheilt, das gute Vorſchriften für das Violinſpiel enthält. Darauf folgen auf 47 Seiten die Lebensbeſchreibungen der oben im Titel genannten Männer. In einer Notenbeilage wird ein Kuhreigen von Viotti geliefert. — Gemeinſchaftlich mit Alexand. Etienne Choron, unter welches letztern Mannes Namen die folgende Schrift gewöhnlich angeführt wird, gab er heraus: Dictionnaire historique des musiciens, artistes et amateurs morts et vivans, qui se sont illustrés en une partie quelconque de la musique, et des arts, qui y sont rélatifs, tels que compositeurs, écrivains didactiques, théoriciens, poëtes, acteurs lyriques, chanteurs, instrumentistes, luthiers, facteurs, graveurs, imprimeurs de Musique etc. Avec des renseignemens sur les théâtres, conservatoires et autres établissemens dont cet art est l'objet: précédé d'un Sommaire de l'histoire de la Musique. (Paris 1810. Vol. 1. 1811. Vol. 2.) Das Meiſte dieſes Werkes iſt nur eine franzöſiſche Überſetzung des alten Tonkünſtler-Lexikons von Gerber; daß es aber doch auch Artikel beſonders franzöſiſcher Künſtler liefert, die Gerber, der es nöthig gefunden hatte, ein neues Lexikon zu ſchreiben, was auch bekanntlich erſchien, im alten noch gar nicht haben konnte, iſt in der Ordnung. Den Franzoſen war das Buch gewiß überaus nützlich; es wurden auch 500 Exemplare verkauft, was für die Gleichgültigkeit der Muſiker gegen die Geſchichte ihrer Kunſt immerhin nicht wenig iſt. Mehr wollten aber nicht fort. Da kaufte ein Schiffscapitain, der ſchleunigſt abſegeln mußte, die übrigen Ballen und warf ſie dann als unnützen Ballaſt ins Meer. Dadurch iſt das Buch nun ſelten geworden. — Muſikaliſche Abhandlungen und Nachrichten von Tonkünſtlern enthält: Les quatre saisons du Parnasse. (Paris 1805—1809 in 16 Duodezbändchen.) — Endlich: Paganini et Bariot ou avis aux jeunes artistes qui se destinent à l'enseignement du Violon par *Fr. Fayolle* etc. (Paris 1831.) (*G. W. Fink.*)

FAYOUM, FAJUM, FIUM, ein Kaſcheflik von Mittelägypten, 8 Stunden lang und 7 breit, ein Plateau im Weſten des Nilthales, da wo ſich die Gebirge, die den Nil begleiten, auf ein paar Stunden erweitern und dann in Steilwänden zu Fayoum abfallen. Nur durch einen Gebirgspaß ſteht Fayoum mit dem Nilthale in Verbindung *). Hier liegt der See Birket-Karun, und der

*) Die Araber verſichern, daß nach der Eroberung durch Amru dieſe Provinz dem Sieger noch zwei Jahre unbekannt geblieben ſei. Durch die Nachrichten von ihrem Reichthume gelockt, habe er dann eine völlige, mit glücklichem Erfolge gekrönte, Entdeckungsreiſe dorthin angetreten.

Joſephskanal führt aus ihm in den Nil. Überhaupt iſt Fayoum durch Kanäle reichlich bewäſſert und gehört zu den fruchtbarſten Gegenden des Landes, wie ſie denn ſchon im Alterthume der Garten der Pharaonen genannt ward. Der Boden iſt ſo gut und fruchtbar, daß Alles, was hier wächſt, immer einen weit beſſern Geſchmack hat, als was in andern Provinzen erzeugt wird. Hier nur ſieht man Boskets von ſchnellwachſenden und ſehr fruchtbaren Feigenbäumen, die niedrig ſind, drei Jahre hindurch Früchte tragen und dann durch neue erſetzt werden, hier nur wachſen die Oliven wild. Fayoum hat die beſten Datteln und Roſen. Alle Getreidearten und Futterkräuter, Flachs, Baumwolle und vor Allem Wein gedeihen vortrefflich. Die Kanäle wimmeln von Fiſchen und Waſſervögeln. Unter der Türkenherrſchaft hat ſich durch Verſchlämmung der Kanäle und Streifereien der Beduinen dieſer Segen in Etwas gemindert. Arabiſche Geographen zählen 365 Ortſchaften, neuere Reiſende etwa 64. Die Bewohner treiben viel Handel mit Kahira. Der Hauptort gleiches Namens (jedoch mit ungenauer ſchwankender Schreibart) heißt bei den Kopten noch immer Arſinoe (Crocodilopolis), wie im Alterthum, bei den Türken Medinat al Fares oder Medinat al Fajum. Die Stadt liegt drei Tagereiſen von Kahira 28° 41′ 9″ öſtl. L. (von Paris) und 29° 28′ 48″ nördl. Br., an beiden Seiten des Joſephskanals und im Mittelpunkte des ganzen Bewäſſerungsſyſtems, von reizenden Gärten umgeben. Gegen früher iſt Fayoum etwas in Verfall. Die Zahl der Einwohner wird von Einigen auf 5000 (ſo Jomard), von Andern auf 12,000 berechnet; ſie ſind der größten Mehrzahl nach Muhammedaner. Die Kopten haben hier einen Biſchof, aber keine Kirche, ſondern halten ihren Gottesdienſt in einem benachbarten Dorfe. Sonſt wohnte auch ein Franziskanermönch als Miſſionair hier. Als Gewerbszweig blüht beſonders die Leinen- und Baumwollenweberei, auch die Roſenwaſſerfabriken ſind von Bedeutung. Jede Woche geht eine Handelskaravane nach Kahira; es wohnen türkiſche und griechiſche Kaufleute hier. Das ganze Plateau, der alte Nomos von Arſinoe, iſt voll von Reſten des ägyptiſchen Alterthums; namentlich am öſtlichen Eingange ſtehen Pyramiden und bedeutende Reſte des Labyrinths. Dieſe ſind zuerſt von Lepſius aufgefunden, der auch den Nachweis führt, daß der See Birket-Karun keineswegs mit dem alten Möris identiſch, ſondern dieſer letztere bis auf wenige Reſte völlig abgefloſſen iſt. Vgl. Verhandlungen der königl. preuß. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin. 1843. S. 284 fg. Ritter, Erdkunde. I. S. 771. 793—814. (*Daniel.*)

FAYUS (de la Faye, Antonius), einer der verdienſtvollſten Lehrer an der Akademie zu Genf, welche in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts dieſe Stadt geziert haben. Von ſeiner Jugendzeit iſt nichts bekannt. Aus dem Beinamen Dunus, den er ſich gibt, ſieht man, daß er entweder zu Dün in Lothringen, oder zu Chateau-Dün, in der Provinz Orleanois, geboren wurde. Er erſcheint zuerſt 1561 als Schullehrer zu Genf; 1568 wurde ihm das Bürgerrecht geſchenkt. Durch vielſeitige Kenntniſſe zeichnete er ſich bald aus. Calvin und Beza ſchätzten ihn ſehr. 1574 erhielt er den Doctorgrad der Arzneiwiſſenſchaft, wurde dann 1577 zum Profeſſor der Philoſophie und bald zum Rector der Akademie gewählt. Seine Studien richteten ſich indeſſen jetzt vorzugsweiſe auf die Theologie. 1580 erhielt er ein Predigtamt; 1584 wurde er zum Profeſſor der Theologie gewählt, 1586 mit Beza zu dem bekannten Colloquium zu Mömpelgard geſandt und 1587 zu demjenigen zu Bern wegen Samuel Huber's (ſ. d. Art.). Er ſtarb 1615 an der in dieſem Jahre zu Genf wüthenden Peſt. — Seine Schriften ſind neben mehren theologiſchen Diſſertationen, deren Verzeichniß man in *Senebier*, Histoire littéraire de Genève (Tom. 2. p. 53) findet, und Überſetzungen von Joſephus' jüdiſchen Geſchichten (Genev. 1560. Fol.) und von Livius (Genev. 1582. Fol.): Replique chrétienne à la Réponse de M. Fr. De Sales, se disant evêque de Genève, sur le traité de l'adoration de la croix. (1604. 8.) — Geneva liberata, sylva εὐχαριστική *Antonii Fayi Dunensis*. (Genev. 1602. 4.); ein Gedicht auf die Escalade, d. h. den verrätheriſchen Angriff des Herzogs von Savoyen gegen Genf im Jahre 1602, der von den Genfern mit großer Tapferkeit abgeſchlagen wurde. — De vita et obitu *Theodori Bezae*. (Genev. 1606. 4.) Commentarius in Epist. ad Romanos. (1608. 8.) — Com. in Ecclesiasten et Psalm. XLIX. (1609. 8.) — Com. in Psalm. LXXXVII. (1609. 8.) — Com. in priorem Epist. ad Timoth. (1609. 8.) — *Jacobi*, Lectio oratio funebris. (1611.) (*Escher.*)

FAZELLO (Tommaso), zu Sciacca in Sicilien 1498 geboren, Mitglied des Dominikanerordens, durch Gelehrſamkeit und Rednergaben ausgezeichnet. Er ſtudirte zu Palermo, Rom und Padua. In Rom ward er mit Paulus Jovius bekannt, welcher ihn veranlaßte die Geſchichte Siciliens zu ſchreiben. Er widmete ſich dieſem Werke mit raſtloſem Fleiße und ſolcher Liebe, daß er die ihm zugedachte Ehre, die höchſte Würde in ſeinem Orden zu übernehmen, ablehnte. Sein Werk: De rebus Siculis, Decades II. erſchien zuerſt Panormi 1558. Fol. und 1560. Fol.; mit kritiſchen Anmerkungen und Zuſätzen Catanae 1749—1753. 3 Vol. Fol. Italieniſch von Remigio (Nani) Venez. 1574. 4. Palermo 1628. Fol. und Ibid. 1819. 3 Vol. 8. Er ſtarb 1570. Daß er wegen Mishandlungen, welche er von einem Malteſerritter empfangen, den Orden verleumdet habe, und daß er den Tod gefunden, indem er von einem Thurme herabgeſtürzt ſei, wird von Mongitor (Bibliotheca sicula) für Fabeln erklärt. (*Blanc.*)

FAZIO (Bartolommeo), aus Spezia im Genueſiſchen; ſein Geburtsjahr iſt unbekannt. Er ſtudirte unter dem berühmten Guarino von Verona, welchen er Zeitlebens wie einen Vater verehrte. Später ging er nach Florenz, um Griechiſch zu lernen. Man weiß nicht, wie er dem Könige Alfons I. von Neapel bekannt geworden, welcher ihn an ſeinen Hof berief, wo er ſein Leben als Hiſtoriograph zugebracht hat. Die Gunſt des Königs verfeindete ihn mit Laur. Valla, und Beide wechſelten die heftigſten Streitſchriften. Die des Valla ſind gedruckt, von denen des Fazio hat man nur einige Bruchſtücke.

Der König hatte ihm aufgetragen, nicht ſowol ſein Leben als ſeine Thaten zu beſchreiben. So entſtand ſein Hauptwerk: *B. Facii* **de rebus gestis ab Alphonso I., Neapolitanorum rege, L. X.,** zuerſt von dem Venezianer Mich. Brutus (Lugduni 1560. 4.) herausgegeben. Später iſt dies Werk noch oft gedruckt, ſo: Lugd. 1562—1566. Mantuae 1563. 4., nur die erſten ſieben Bücher. Basil. 1566. Fol. Leyden 1723 im 9. B. des Theſaurus des van der Aa. Italieniſch von Jacopo Mauro. (Ven. 1580. 4.) Andere hiſtoriſche Werke des Fazio ſind: De bello Veneto Clodiano (Chioggia 1377.) liber. Lugduni 1568. 8. und im 5. B. des Theſaurus von van der Aa; worin ſich auch noch ein Fragment über eine Seeſchlacht zwiſchen den Venezianern und Genueſen befindet. De origine belli inter Gallos et Britannos, ungedruckt. De viris (aevi sui) illustribus, liber, von Mehus mit einigen Briefen und einem Leben des Verfaſſers herausgegeben. (Florent. 1745. 4.) Apostolo Zeno in den Dissertazioni Vossiane. T. I. p. 67 führt noch zwei Werke des Fazio an: Historia suorum temporum (Basil. 1597.) und Historiarum chronicarum mundi epitome (Lugd. 1533.), die er aber ſelbſt nicht geſehen. Außerdem hat man noch von Fazio De humanae vitae felicitate und De excellentia et praestantia hominis. (Beide Antwerp. 1556. 8. und Hanau 1611. 4.) Auf den Wunſch des Königs überſetzte er den Arrian ins Lateiniſche und dieſe Überſetzung iſt gedruckt Pesaro 1508. Fol., Basil. 1539. 4., Lugduni 1552. 12. und Bern 1554. 8. Er ſtarb 1557, wenige Wochen nach dem Tode ſeines Feindes Laur. Valla, worauf folgendes Epigramm gemacht wurde:

Ne vel in Elysiis sine vindice Valla susurret,
Facius haud multos post obit ipse dies.

(*Blanc.*)

FAZUGLO, FAZOGLO, FASSOKL. Vierzehn Tagereiſen von Sennaar ſüdlich kommt man auf die erſte Bergterraſſe über der Ebene Sennaar, zwiſchen dem weißen und blauen Nil, Fazuglo genannt, 11—12° nördl. Br. Der König der hier wohnenden Neger war früher dem Könige von Sennaar tributpflichtig und lieferte Sklaven und Gold. Noch jetzt, wo ſich ägyptiſche Herrſchaft bis hierher ausdehnt, werden von Sennaar, Kordofan, Darfur aus hier förmliche Menſchenjagden gehalten. Auch den Goldreichthum beutet der Vicekönig von Ägypten aus; es findet ſich dies Metall in einer rothen Erde, aus der es erſt ausgeſchmolzen werden muß. Vgl. Berghaus, Grundriß der Geograph. S. 275 fg. Über einige andere Naturmerkwürdigkeiten dieſer Gegend berichtet (freilich nur nach Hörenſagen) Fürſt Pückler in der Augsb. Allg. Zeitung 1844. Nr. 165. S. 1315.

(*Daniel.*)

FAZZINI (Don Giov. B.), wird von Baini S. 73 der Kandler'ſchen Überſetzung: Über das Leben und die Werke Paleſtrina's, unter den Tonſetzern mit aufgezählt, die ſich durch Fortpflanzung des Paleſtrinaſtils einflußreich gemacht haben. Der Name des Mannes, den weder Walther noch Gerber kennen, gehört zu den neuen Bekanntſchaften, die wir durch Baini gemacht haben, dem Alles daran gelegen iſt, ſeinen Helden der römiſchen Schule ſo leuchtend als möglich zu machen. Zu dem Ende ſchreibt er, nachdem er verſicherte, daß die römiſche Schule auch in Neapel ſich Anhänger erwarb (und ſchon früher, als er es angibt): Es iſt zu wiſſen nöthig, daß Liberati, de Pone, F. Ant. Ceſti und M. Simonelli, gleichzeitig Sänger der päpſtlichen Kapelle (etwa 1660), theils mündlich theils ſchriftlich die durch Tradition (!) überkommenen Lehren des Pierluigi auf ihre Zeitgenoſſen und Nachfolger vererbten, wie die nun folgende Reihe berühmter Meiſter, deren Werke die Schätze des päpſtlichen Archives ausmachen, ſattſam zeigen wird. D. Giuſeppe Fede, Franc. Maria Fede (ſ. d.), D. Benedetto Ceccarelli, D. Silvio Garghetti, Baldaſare Sartori, Virgilio Unioni, Giov. Biordi, Giov. Celi, D. Soccorſo Rinaldini, D. Lorenzo de Roſſi, Giuſ. Santarelli, Pasquali Piſari, Giuſ. Jannaconi, P. Felice Maſi, Paolo Serra, Geminiano Santini, D. Andrea Giubilei, D. Giov. B. Fazzini, D. Leandro Piazza, P. Iſidoro Briani u. ſ. w. — Auf alle dieſe meiſt ſehr berühmten Deſcendenten hatte die Schule des Pierluigi, d. i. ſein Geiſt und die Tradition ſeiner Lehren, den lebendigſten Einfluß. Soweit Baini. Hätten alle die angezeigten Männer, deren Werke das päpſtliche Archiv aufbewahrt, nicht das Weſen des Paleſtrinaſtyls aus deſſen vielen Werken kennen zu lernen die beſte Gelegenheit gehabt, ſo würde ihnen die Tradition der Lehren des Hauptes der römiſchen Schule ſchwerlich etwas genützt haben.

(*G. W. Fink.*)

F DUR iſt die mit unſerm Normal-C dur nächſtverwandte Durtonart (ſ. Dur) nach der Seite der Senkung, alſo die erſte der beruhigenden, weichern oder ſanftern Durtonarten, als das helle, offene C dur; ſie iſt eine von den 12 Dur- (und 12 Moll-) tonarten unſeres, nach dem Rücktritte der acht Kirchentonarten, neu eingeführten Tonſyſtems. Um die Ordnung einer Durtonart nach dem Vorbilde von C dur herzuſtellen, ſodaß nach der großen Terz eine reine (oder große) Quarte folgt, muß nothwendig in dieſer Durtonart das *h* in *C* dur durch ein Erniedrigungszeichen in *b* umgewandelt werden, daß alſo die Töne oder Intervalle folgende Reihe geben:

f g a b $\bar{c}$ $\bar{d}$ $\bar{e}$ $\bar{f}$.

Damit aus einer dieſer 24 Dur- und Molltonarten ohne Verletzung der Tonverhältniſſe und des reinen, gebildeten Gehörs in jede beliebig andere Tonart modulirt werden könne, mußte die Temperatur gehörig feſtgeſtellt worden ſein, worüber unter Temperatur nachgeleſen werden muß. Vor Seb. Bach konnte man nicht aus allen 24 Grundtönen ſpielen. Seb. Bach war daher der Erſte, der ein „wohltemperirtes Clavier" mit Tonſätzen aus allen 24 Tonarten ſchreiben konnte. Man componirte daher früher nur aus wenigen, mit C, als dem Normaltone, in nicht zu entfernten Verwandtſchaften ſtehenden Tonarten. Das in F dur hinzugefügte b für h war der erſte Halbton, welcher der Tonart von C dur beigegeben wurde, was noch viel früher geſchah, als von unſerm geregelten Dur und Moll die Rede ſein konnte (ſ. Geſchichte der Muſik). — Man hat auch, beſonders

ſeit Schubart's Ideen zu einer (ſogenannten) Äſthetik der Tonkunſt, alſo ſeit 1806, viel von einer Charakteriſtik der verſchiedenen Tonarten geſprochen, oft als von einem Lieblingsgegenſtande, der aber unter den einzelnen Tonarten nur oberflächlich und nutzlos abgemacht werden kann. Wir verweiſen daher auf den Art. Tonarten, wo von der Charakteriſtik derſelben zu einer genaueren Begründung gehandelt werden muß. (*G. W. Fink.*)

FE, SANTA, d. i. Heiliger Glaube, der Name mehrer von Spaniern gegründeten Städte oder benannten Provinzen.

1) Santa Fé (ohne Beinamen), eine Villa im Königreiche Granada, am Xenil, zwei Meilen weſtlich von Granada. Sie beſteht aus zwei Hauptſtraßen mit einer Pfarrkirche und etwa 2200 Einwohnern. Ferdinand der Katholiſche legte ſie während der Belagerung von Granada an, theils um einen dauerhafteren Aufenthalt zu haben, als das bewegliche Lager, theils um den Mauren alle Hoffnung zur Aufhebung der Belagerung zu benehmen.

2) Santa Fé (ohne Beinamen), war früher unter dem Namen Neu-Mexico ein Territorium des mexicaniſchen Staatenbundes zwiſchen Californien und Chihuahua, das aber 1824 in die Reihe der Staaten trat. Auf 2138¾ (2055) □Meilen hat der neue Staat noch nicht 60,000 Einwohner, darunter viele Indianerſtämme, wie die meiſtens zum Chriſtenthume bekehrten Xeres. Angebaut iſt das Land nur im Thale des Rio del Norte; im W. und O. begleiten das Flußthal hohe Gebirge, die Sierra de los Menibres, del Sagramento, de Grulla und andere, daher das Klima ziemlich rauh. Die Nachrichten über den Getreide-Ertrag lauten verſchieden; gerühmt wird der Reichthum an Obſt, Wein, Tabak. Der Handel erſtreckt ſich auf Tabak, Salz, Felle, Kupferwaaren und Anderes. Die Hauptſtadt Santa Fé, 36° 14′ nördl. Br., am Ende der großen, von Mexico ausgehenden Nordſtraße, am Rio del Norte, mit etwa 5000 Einwohnern, treibt Karavanenhandel mit St. Louis am Miſſouri. — Die ganze Gegend wurde den Spaniern 1581 bekannt, ſeit 1595 erobert und bildete bis zur Revolution eine Intendantur.

3) Santa Fé (ohne Beinamen), einer der Bundesſtaaten der La-Plata-Republik, zwiſchen Entre Rios, Cordova, Buenos Ayres (Grenzfluß Ennedio) und San Jago, mit etwa 18,000 Einwohnern, zum Theil Guaycurus. Die Hauptſtadt Santa Fé, 31° 40′ ſüdl. Br., liegt vortheilhaft am Einfluſſe des Salado in den Parana, iſt gut gebaut, treibt Handel und Fiſcherei, und mag jetzt gegen 7000 Einwohner zählen.

4) Santa Fé de Antioquia, 6° 36′ nördl. Br., in der Provinz gleiches Namens im Departement Cundinamarca der Republik Neu-Granada am Inuzko, in einer äußerſt goldreichen Gegend, Sitz eines Biſchofs, 4—5000 Einwohner, ſonſt an 20,000.

5) Santa Fé de Bajade de Santa, der ältere Name für Parana (ſ. d. Art.).

6) Santa Fé de Bogotá, jetzt meiſtens nur Bogotá, 4° 35′ 48″ nördl. Br., 76° 34′ 08″ weſtl. L. (von Paris), Hauptſtadt der Provinz Bogota im Departement Cundinamarca der Republik Neu-Granada und Mittelpunkt der ganzen Staaten. Bogota liegt auf der nach ihm benannten 8615′ hohen Hochebene, welche, von N. nach S. 9½ Meilen lang und faſt 5 Meilen breit, den Anblick einer faſt wagerechten Ebene darbietet. Auf dieſer Höhe ſteigt das Thermometer ſelten über 20°, ſinkt aber zuweilen unter 7°, dabei iſt der Himmel faſt immer bewölkt und ſechs Monate lang, April und Mai, September bis December, regnet es faſt anhaltend. Dennoch iſt das Klima nicht ungeſund. Die 1538 angelegte Stadt liegt am Fuße zweier Berge, Montſerrat und Guadelupe, welche auf ihren Gipfeln Klöſter tragen, am Flüßchen Bogota, das alle Bäche des Thales aufnimmt und dem Magdalenenfluſſe zugeht (ſ. d. Art.). Die halbkreisförmig an die Berge gelehnte Stadt beherrſcht die Ebene und kann ſich leicht gegen einen von dieſer Seite andringenden Feind vertheidigen. Sie hat einen großen Umfang und ſchließt viele Klöſter und Gärten ein. Die geraden, öfters von Bächen durchfloſſenen, Straßen ſchneiden ſich in rechten Winkeln, haben Trottoirs, aber kein beſonderes Pflaſter. Man unterſcheidet drei Hauptſtraßen; aber auch die Seitengaſſen ſind bequem und man iſt in ihnen, weil die Dächer der Häuſer weit vorragen, vor dem Regen geſchützt. Der öffentlichen Plätze gibt es viele; ſie ſind mit Springbrunnen geziert. Die Erleuchtung der Straßen zur Nachtzeit iſt äußerſt ſpärlich; die Lampen vor den Marien- und Heiligenbildern thun das Beſte dabei. Die Häuſer ſind faſt alle einſtöckig, von Backſteinen erbaut und weiß angeſtrichen; um den innern Hof zieht ſich gewöhnlich eine bedeckte Galerie. Glasfenſter ſind ſelten; man hat dafür dünne, zierliche Drahtgitter, die man häufig vergoldet antrifft. Man baut mit Rückſicht auf die nur leider zu häufigen Erdbeben, daher auch die gewaltigen Fundamente der öffentlichen Gebäude, die Säulen der Kirchen, deren Höhe zu der Dicke in gar keinem Verhältniſſe ſteht. Die Hauptſtraße von Bogota iſt die frühere Königs- jetzt Republikanerſtraße, welche auf dem vorzüglichſten Platze, dem Domplatze, endigt. Auf ihm ſteht die 1814 neu erbaute, aber 1827 ſchon wieder zerſtörte Kathedrale, das Regierungsgebäude, worin die Bureaux der Miniſterien und das Local der Deputirtenkammer, das Zollhaus. Auf dieſem Platze wird alle Freitage Markt gehalten, der durch das bunte Gewühl der Kreolen, Mulatten, Meſtizen, Indianer und Neger und durch die Mannichfaltigkeit von Waaren, namentlich der Gemüſe und Baumfrüchte, dem Fremden ein intereſſantes Schauſpiel darbietet*). Die übrigen 26 Kirchen ſind von Außen unanſehnlich, im Innern aber überſchwenglich reich an goldenen und ſilbernen Verzierungen. Unter den 12 Klöſtern ſind das von S. Juan und das der Dominikaner die reichſten; ihnen ſollen ⅔ der ſämmtlichen Häuſer in Bogota gehören. In einem Flügel des zweiten Kloſters iſt der Senatspalaſt; der Präſident wohnt

*) Cochrane gibt folgende Marktpreiſe: 1 Pfund Rindfleiſch 15 Kreuzer Rheinisch, Schweinefleiſch 18, ein altes Huhn 40, ein junges Huhn 20 Kr., ein Strohhut 1 Fl. 21 Kr.

in dem unſcheinbaren Palaſte des früheren Vicekönigs. Unter den ſonſtigen öffentlichen Gebäuden wären noch die Münze und das Theater zu nennen. An wiſſenſchaftlichen Anſtalten ſind hier zu finden: eine Univerſität, die beſuchteſte in Columbien, eine Normalſchule für den gegenſeitigen Unterricht, ein naturhiſtoriſches Muſeum, in welchem Vorträge über Botanik, Chemie und Mineralogie gehalten werden, das Protomedicat, in welchem die Medicin und die Advocaten-Akademie, wo Jurisprudenz gelehrt wird, die Collegien San Bartolome, Roſario, San Tomas, Ordinandas. — Die Nationalbibliothek von 40,000 Bänden iſt die bedeutendſte in Columbien, eine Sternwarte, ein botaniſcher Garten, die erſten Mädchenſchulen im ganzen ſpaniſchen Amerika. Der Nationalakademie gehören die ausgezeichnetſten Gelehrten der drei columbiſchen Republiken als Mitglieder an. Im J. 1826 erſchienen hier ſechs Journale. Bogota iſt natürlich Sitz aller höchſten Behörden von Neu-Granada, auch Reſidenz eines Erzbiſchofs. Während es im J. 1821 21,500 Einwohner zählte, hat es jetzt gewiß 40,000. Der Binnenhandel iſt nicht unbedeutend. In der mit Landſitzen gefüllten Umgegend ſind verſchiedene Naturwunder: der Waſſerfall von Tequendama, der See Guatavita, die natürlichen Brücken von Iconouzo (ſ. dieſe Art.). Vgl. Travels in Columbia. By *Charles Stuart Cockrane*. Third. edition London 1827.

7) Santa Fé de Guanaxuto, ſ. Guanaxuto.

(*Daniel.*)

FEAEA nannte K. Sprengel (*Syst. veg.* III. p. 581) nach dem franzöſiſchen Botaniker A. L. A. Fée, früher Apotheker, jetzt Profeſſor der Pflanzenkunde zu Strasburg, eine Pflanzengattung, welche Kunth ſechs Jahre früher (1820) unter dem Namen Selloa bekannt gemacht hatte. K. Sprengel hatte nämlich bereits 1818 eine andere Gattung Selloa aufgeſtellt, welche Leſſing neuerdings Gymnosperma genannt hat; ſ. Denekia, Gymnosperma und Selloa. Da auch die von Bory de St. Vincent aufgeſtellte Farrngattung Féea als nicht weſentlich von Trichomanes verſchieden, keine Aufnahme gefunden hat, ſo kann der Name Feaea von Neuem vergeben werden. (*A. Sprengel.*)

FEBRE (Valentin Le, oder Lefebure), geb. zu Brüſſel im J. 1642, geſt. zu Venedig um 1700. Bei ſeinem Aufenthalte zu Venedig malte er viel nach den Werken des Paolo Veroneſe, dem er glücklich nachahmte. Seine Gemälde im kleinern Umfange werden mehr geſchätzt als die größern. Weniger glücklich in der Zuſammenſtellung iſt er glücklicher im Auftrage der Farbe, die obwol ſtark, doch nicht verletzt *). Weniger Ruhm erwarb er durch die radirten Blätter, welche er nach Tizian und Paolo Veroneſe herausgab, ſie haben wenig Harmonie und Wirkung, übrigens ſind ſie mit Geiſt und Leichtigkeit behandelt, und oft iſt die Meiſterhand nicht zu verkennen. Dieſe Stiche, welche zu Venedig im J. 1680 herauskamen, haben den Titel: Opera selectiora, quae Titianus Ve-rellius Cadubriensis et Paulus Caliari Veronensis inventarunt et pinxerunt; quaeque Valentinus Lefebre Bruxellensis delineavit et sculpsit. Im J. 16[illegible] erſchien eine zweite Auflage und 1749 eine dritte, mit Platten von A. Schweigkart zu Nürnberg [illegible] ſind. (*A. We*[illegible]

FÉBRE (Jacob le), daher auch zuweilen Lefebre, geb. zu Prenzlau in der Uckermark 1723, wurde Violiniſt unter **Graun**, als dieſer noch Concertmeiſter war, ſtudirte Compoſition unter C. Ph. E. Bach, und kam als Violinſpieler in die Kapelle Prinz Heinrich's in Berlin. Von ihm ſind verſchiedene Werke für die Violine bekannt geworden, als Solo, Duetten, Trios, Concerte. Nach Marpurg's Beiträgen zur Aufnahme der Muſik lebte er noch in Berlin 1766. Man findet ihn nicht wieder erwähnt. (*G. W. Fink.*)

FEBRIS, das Fieber, ein vergöttertes Abſtract bei den Römern, eine Geſundheitsgöttin, die auf dem palatiniſchen Berge ihren Haupttempel (*Ael.* V. H. V. XII, 11) und in den andern Vierteln der Stadt keinen Tempel hatte, in denen man Heilmittel gegen das Fieber verkaufte (*Plin.* H. N. II, 7) und die Göttin um Abwendung der Krankheit anflehete. Eine Vorahnung der Homöopathie. (*Richter.*)

Febronius, ſ. Hontheim.

Februa, ſ. Februus.

FEBRUAR nannte der römiſche König Numa Pompilius denjenigen Monat, welchen er nebſt dem Januar den urſprünglichen zehn Monaten des Jahres noch hinzufügte: denn daß urſprünglich mit dieſem Monate das Jahr ſchloß, beweiſet außer den Monatsnamen von Quintilis oder Julius bis zum December, durch welche der März als der erſte Monat des Jahres bezeichnet wird, die unvollkommene Zahl ſeiner Tage nebſt dem Namen, welchen er von der Reinigung (Februatio) oder Sühnung der Stadt durch die Todtenopfer an den Feralien oder dem Feſte der Manen in deſſen letzten Wochen erhielt. Er war im Numa'ſchen Kalender der einzige Monat, in welchem die Tage nach den Iden kein volles Trinundinum von 17 Tagen erfüllten, und wurde dadurch, daß ihm Numa die theilbare Zahl von 28 Tagen zutheilte, während er den übrigen Monaten eine untheilbare Zahl von 29 oder 31 Tagen gab, als ein unglücklicher Monat bezeichnet. Er-wie dem Romuliſchen Jahre von zehn Monaten zwei namenloſe Schaltmonate von 28 und 22 oder 23 Tagen hinzugefügt werden mußten, um ein volles Mondenjahr zu erhalten; ſo ſchaltete Numa, um das Mondenjahr mit dem Sonnenjahre auszugleichen, nach dem 23. Tage ſeines 28tägigen Februars alle zwei Jahre abwechſelnd einen Schaltmonat von 22 oder 23 Tagen unter dem Namen Mercedinus oder Mercedonius ein, was jedoch aller 22 oder 24 Jahre unterbleiben ſollte. Hierdurch war den Oberprieſtern, welchen wegen der zu feiernden Feſte die jährliche Anordnung des Kalenders oblag, eine Gelegenheit gegeben, das Jahr nach ihrer Willkür zu verkürzen oder zu verlängern, und ebendadurch war der Kalender gegen das Ende des Freiſtaats in ſolche Verwirrung gerathe[n]

*) Lanzi, Geſchichte der Malerei. 2. Th. S. 184. Vergl. Roſt's Handbuch. 6. Th. S. 232 und Nagler, Künſtlerlexikon. 4. Th. S. 258, wo noch viele ſeiner Radirungen beſchrieben ſind.

daß Julius Cäſar bei der Einführung ſeines Sonnenjahrs im J. 708 oder 46 v. Chr. G. eine Zahl von 90 Tagen oder 4 Schaltmonaten dem Jahre von 355 Tagen hinzufügen mußte, um die Feſte ſeines Sonnenjahrs von 365 Tagen mit der Natur in Übereinſtimmung zu bringen.

An die Stelle des früher üblichen Schaltmonats ſetzte er einen Schalttag, welcher in jedem vierten Jahre nach dem 23. Februar eingeſchaltet werden ſollte, und deshalb als dem ſechsten Tage vor den Kalenden des Märzes vorhergehend bissextus genannt wurde. Dieſe Einrichtung beſteht noch, obwol nach dem neuen verbeſſerten Kalender dieſer Schalttag alle hundert Jahre mit Ausnahme jedes vierten Jahrhunderts weggelaſſen werden ſoll.

Nach Ovid's Feſtkalender wurde der Monat Februar mit dem Feſte der Juno Sospita und den Lucarien zum Andenken des von Romulus errichteten Aſyles eröffnet, während die Quirinalien oder das Feſt des vergötterten Romulus, den vom 18. des Monats zu feiernden Feralien unmittelbar voranging, das Regifugium aber oder die Flucht des letzten Königs Tarquinius in deren Mitte fiel. An den Iden dieſes Monates, an welchen man die Faunalien oder das Feſt der Waldgötter auf der Tiberinſel, wie zwei Tage ſpäter die Lupercalien oder das Feſt des Hirtengottes, feierte, ſollten die Fabier für das Vaterland kämpfend gefallen ſein; an den Nonen deſſelben erhielt dagegen Auguſtus den Titel eines Vaters des Vaterlandes. Unmittelbar vor dem Schalttage feierte man die Terminalien zu Ehren des Grenzgottes, welchen ein Familienſchmaus unter dem Namen der Chariſtien nebſt dem Feſte der Dea Lara oder Muta voranging. Dem Märzmonate gingen die Equirien mit einem Wettrennen zu Ehren des Mars auf dem Marsfelde voran; die Fornacalien oder das Feſt des Backens und der Getreidedörrung wurden aber nach beliebiger Beſtimmung des Curio Maximus in dieſem Monate gefeiert, und wurden zum Narrenfeſte für die, welche ſie aus Unachtſamkeit zu ſpät feierten. Bekannt ſind die Luſtbarkeiten des in dieſen Monat fallenden Carnevals in der römiſchen Kirche, auf welche man das römiſche Narrenfeſt übertragen zu haben ſcheint, wie die Feier des Frühlingsanfangs vom 9. Februar oder dem Tage der heiligen Apollonia auf die Faſtnachten übertragen worden iſt, ungeachtet die Faſtnachten in die ſiebente Woche vor Oſtern fallen, ſtatt daß der 9. Februar den Verfluß von ſieben Wochen nach dem kürzeſten Tage bezeichnet. Das auf den 2. Februar oder den 40. Tag nach dem Feſte der Geburt Chriſti verlegte Feſt der Reinigung Mariä wird auch Lichtmeſſe wegen der Kerzenweihe zur Feier der nun länger werdenden Tage genannt. Die bei Licht arbeitenden Handwerker pflegen alsdann den ſogenannten Lichtbraten zu verzehren, wie ſie am Martinstage die Lichtgans ſchmauſen, da dieſer Tag ebenſo wol als die Lichtmeſſe um ſechs Wochen von dem kürzeſten Tage entfernt iſt. So ſehr auch die minder ſchrägfallenden und länger verweilenden Sonnenſtrahlen im Februar an Kraft gewinnen, iſt doch die Kälte oft noch ſo empfindlich, daß daher der Reim entſtand: „Es ſpricht zum Januar der Monat Februar: Hätt' ich die Macht wie du, ſo erfröre das Kalb in der Kuh." Vom 24. Februar, da nach Ovid in Italien die erſten Schwalben kamen, gilt die Bauerregel: „Mattheis bricht das Eis; findet er keins, ſo macht er eins." Von dem Kothe, welchen die Rückkehr des Frühlings im Februar durch das Aufthauen des Froſtes zu verurſachen pflegt, nannte Karl der Große dieſen Monat Hornung, welchem die im Bremiſchen übliche Benennung Hartmaand, wie der holländiſche Name Sporkelmaend entſpricht, wovon das Schneeglöckchen als erſte Frühlingsblume auch Hornungs- oder Sporkelblume genannt wird. Im Osnabrückiſchen heißt dieſer Monat dagegen auch Wannenmaand, d. h. Windmonat, wie Wachlerz im Polniſchen.

(*G. F. Grotefend.*)

FEBRUUS, ein Name des Pluto bei den Römern (*Isid.* Or. V, 33; *Serv.* ad Georg. I, 43), von dem alten Worte Februare, reinigen. Ihm waren die Februa oder Februationes geweihet, d. h. das Feſt der Reinigung oder Entſündigung. Es wurde in dem letzten Monate des alten römiſchen Jahres, dem Februar, und zwar 10 Tage lang, vom 18. bis 28. Februar, gefeiert, um die Seelen der Abgeſchiedenen zu verſöhnen, die ihnen vielleicht zugefügten Beleidigungen wieder gut zu machen und den umherirrenden Schatten Ruhe zu verſchaffen, dadurch aber ſich und ſein ganzes Haus gegen Unglück und die Einwirkungen der böſen Geiſter für das folgende Jahr zu ſchützen. Am erſten Feſttage ſetzten ſich die höchſten obrigkeitlichen Perſonen nebſt den decemviris sacris faciundis vor den Tempel des Capitoliniſchen Jupiter. Die Decemviri führten verſchiedene Sachen bei ſich, womit die böſen Geiſter vertrieben werden konnten. Ihre Diener theilten ſodann unter das zahlreich verſammelte Volk Schwefel, Harz und Pechfackeln aus. Mit dieſen ging jeder nach Hauſe, zündete die Pechfackel an, warf Schwefel und Harz darauf und ging ſo räuchernd durch das ganze Haus, um den beabſichtigten Zweck zu erreichen. *Ovid.* Fast. II, 19; IV, 726; *Juven.* II, 156. Dann wurde alles, was von Schwefel, Harz und der Fackel übrig war, verbrannt, die Aſche und andere Überreſte ſorgfältig geſammelt und ſtillſchweigend über den Kopf in die Tiber oder anderes fließendes Waſſer geworfen (*Virg.* Ecl. VIII, 201). Am letzten Februar wurde endlich die ganze Feierlichkeit mit dem Todtenopfer (Feralia, ſ. d.) beſchloſſen. So lange die Februalien dauerten, wurden weder Ehebündniſſe geſchloſſen, noch Hochzeiten gefeiert, oder ſolche Geſchäfte unternommen, die man gern mit glücklichen Vorbedeutungen anfing und wobei man die Ideen von Tod und Grab nicht gern berührte, oder man wollte auch die den Verſtorbenen gewidmete Trauerzeit nicht mit etwas Fröhlichem unterbrechen. Bekanntlich hat der Monat Februar von dieſen Sühnfeſten den Namen. Zur Zeit des aufblühenden Chriſtenthums wurden die Februalien in das Feſt der Reinigung der Jungfrau Maria verwandelt. *Hospinian* de Fest. Christian. p. 52 etc.

(*Richter.*)

FEBURE (Jean le), auch Lefebure, machte ſich in den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts als Kapellmeiſter des Cardinals von Öſterreich und kurz nach 1600 als Kapellmeiſter zu Mainz mit folgenden Compoſitionen

bekannt: Madrigali à 5 et 8 voc. (Antwerpen 1595.); Madrigali et Motetti à 4, 5 et 6 voc. (Antwerpen 1596.); Hymni 4 voc. für das ganze Jahr Op. 1. (Costnitz 1596.); il primo libro de Madrigali à 5 voc. (Costnitz 1600.); Fasciculus sacrarum Cantionum 6—12 voc. (Mainz und Frankfurt 1607) (enthält nach Gerber 40 Geſänge); Cantiones sacrae 4, 5, 6—8 voc. (Frankfurt 1607.); Rosetum Marianum oder Vnſer lieber Frawen Roſengärtlein, von 33 Lobgeſängen mit drei Stimmen. (Mainz 1609.) — Ferner:

Febure de Wely (Antoine le), öfter Lefebure, lebte als Componiſt zur Zeit der Revolution in Paris und wurde 1797 vom damaligen Directorium unter die Tonſetzer des zweiten Ranges gezählt und öffentlich ausgerufen. Doch ſind nur folgende Werke von ihm bekannt geworden: Nouveau Solfège. (Venise et Paris 1780.) Dieſe neue Methode ſolfeggiren zu lernen nach den ſieben Sylben der Solmiſation hat 23 Octavſeiten; IV Sonat. p. le Clav. Op. 2. (Paris.); 1., 2. et 3. Recueil d'Airs p. Pianof. Op. 3, 4, 5 (Ebenda.); Révues, erreurs et méprises de différens célèbres en matières musicales. (1789. 12.) — Er muß ſich wol noch in Tonſätzen für die damaligen Nationalfeſte beliebt gemacht oder als Lehrer ſich empfohlen haben, wenn der ehrende Ausruf ſeines Namens einen Grund haben ſoll. Später machte er ſich noch durch eine Abhandlung bekannt, welche er am 2. Dec. 1801 in öffentlicher Sitzung des pariſer Nationalinſtituts vorlas: Über die Wirkungen der Muſik auf die Nerven bei den Krankheiten des Gefühls. Man fand ſie ſo anziehend, daß die Herren Sabatier und Charles mit genauerer Unterſuchung der aufgeſtellten Behauptungen beauftragt wurden. — Die Muſik als Heilmittel gegen allerlei Krankheiten hat von den früheſten Zeiten an die Menſchen beſchäftigt und noch immer werden von Vielen ſorgfältige Verſuche angeſtellt und die Ergebniſſe der Welt in Schriften mitgetheilt. — Von dem Manne ſelbſt iſt in Teutſchland nichts weiter bekannt geworden. (*G. W. Fink.*)

FEBURE DE VILLE BRUNE (Jean Baptiste le), einer der vorzüglichſten Philologen Frankreichs, bekleidete eine Zeit lang eine Profeſſur der orientaliſchen Sprachen am Collége de France. Er war Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften und Aufſeher der Nationalbibliothek. Späterhin erhielt er eine Lehrſtelle der Phyſik und Chemie an den Centralſchulen. Seine drückenden Verhältniſſe, die ihn nicht vor offenbarem Mangel ſchützten, nöthigten ihn gegen das Ende der franzöſiſchen Revolution, obſchon er nicht Medicin ſtudirt, durch dieſe Wiſſenſchaft ſich die Mittel zu ſeiner Subſiſtenz zu ſichern. Nicht ohne Glück betrat er die neue Laufbahn. Seine ärztliche Praxis trug ihm mehr ein, als ſeine gründliche Kenntniß von vierzehn Sprachen, die er ſich durch eiſernen Fleiß und durch Auswendiglernen von Wörterbüchern und Grammatiken erworben hatte. Er ſtarb zu Angoulême am 7. Oct. 1809 im 77. Lebensjahre.

Aus den ältern und neuern Sprachen hatte er Mehres ins Franzöſiſche übertragen, ſo einige Werke von Zimmermann: über die ärztliche Erfahrung und über die Ruhr; Roſen von Roſenſtein's Schrift über die Kinderkrankheiten, aus dem Schwediſchen; die Novellen von Grazzini und Cervantes, aus dem Italieniſchen und Spaniſchen, und mehre Schriften von Hamilton, Armſtrong und Andern aus dem Engliſchen. Auch eine Überſetzung der Werke des Hippokrates hatte er beſorgt, ſowie mehre brauchbare Ausgaben von Silius Italicus, Epictet und Cebes *). (*Heinrich Döring.*)

FEBVRE (le, Johann), auf St. Remy, le Baſquerie, Avesnes und Morienne, war beiläufig 1394 zu Abbeville geboren. Dem Studium der Heroldswiſſenſchaft ſich widmend, fand er, wie es ſcheint, ſeine erſte Anſtellung, als poursuivant d'armes, bei den Engländern. Wenigſtens ſchreibt er in dem Berichte von der Schlacht von Azincourt: „Durant la bataille, *tous officiers d'armes*, tant d'un party que d'autre, se tinrent ensemble, et après la bataille ceulx de France s'en allèrent où bon leur sembla, et ceulx d'Angleterre demourèrent avec leurs maistres, qui avoient gaigné la bataille. Mais quant à moi, je demourai avec les Anglois." Etwa 1422 trat er als herault Charollois in des Herzogs von Burgund Dienſt, und 1429 bei der Stiftung des Vließordens wurde er als deſſen Wappenkönig, genannt Toison d'or, in Beſtallung genommen. In dieſer neuen Eigenſchaft wurde er 1430 nach Rouen an den Herzog von Bedford entſendet, um denſelben zu einer Diverſion gegen die Franzoſen zu beſtimmen; 1432 mußte er dem Freiherrn von Antoin die Ordenskette überbringen, im Sept. 1435 Friedensvorſchläge nach England tragen und 1449 in dem von Jacob von Lalaing abgehaltenen pas d'armes als Richter auftreten, bei welcher Gelegenheit des von Lalaing Chronik ihm ausgezeichnetes Lob ſpendet 1). Er iſt auch noch ferner auf mehren Irrfahrten des rittlichen Abenteurers le Febre ihm zur Seite geweſen. Anno 1452 war dieſer der Geſandtſchaft zugetheilt, welche wegen des Herzogs nach Rom, Neapel und Frankreich ging; dann wurde er verſchiedentlich, 1456, 58 und 59, mit Vorſchlägen zu einer Sühne an den aufgeregten Grafen von Charollois entſendet, gleichwie an König Karl VII. In dem mit der ſogenannten Vaulderie zu Arras getriebenen Unfuge erſcheint le Febvre in beſonders ehrenhaftem Lichte 2). Er zählte

*) ſ. Erſch im Gel. Frankreich. Morgenblatt 1809. Nr. [illegible] Baur's Neues hiſtor.-biograph.-literar. Handwörterbuch. 6. B. S. 390 fg.

1) „Lequel noble roy d'armes de la Toison d'or, que chacun nommoit Toison d'or, fut tenu tout son vivant le plus sachant et vertueux et voir-disant que pour son temps estoit, pour un roy d'armes, le nonpareil qui pour lors fût en vie, et pour la prud'hommie de luy et pour son bon sens estoit conseiller du duc." 2) „Lequel duc envoya devers les inquisiteurs à Arras, pour estre présent à interroger les prisonniers sur le faict de vaulderie, Thoison-d'Or, son premier hérault, auquel il avoit parfaicte fiance et credence. Lequel Thoison d'Or il envoya pour estre mieulx adverti de la vérité, pour tant qu'on luy avoit rapporté, qu'aulcuns de la ville de Paris et d'ailleurs en France, disoient qu'il faisoit prendre en son pays les riches hommes et aultres, afin d'avoir leurs biens et leurs terres, dont très troublé il estoit; mais pour ce ne vouloit-il pas laisser à soustenir la foi, si le cas le requeroit, comme il disoit. Et ainsi s'en retournèrent les dicts vicais

67 Jahre, wie er ſeine Denkwürdigkeiten und das in des Herzogs Dienſten Erlebte niederzuſchreiben begann: „tant en ses guerres que ès grandes et notables ambassades ès quelles lui a plu moi envoier, tant devers les papes Eugène et Nicolle en Italie que devers plusieurs prinches du pays; aussi devers le roi d'Arragon ès royaumes de Naples et de Sicile, ès Espaignes, devers le roy de Chastille, de Portugal, de Navarre et de Grenade; plusieurs voyaiges ès Allemaignes et en Angleterre, en Escoche et plusieurs aultres lieux.“ Es ſpricht in derſelben Stelle le Febvre von ſeines Leibes Schwachheit, die ihm das Reiſen zu Fuß, zu Pferd oder zu Karren unterſage, doch folgte er 1467 der Leiche des Herzogs Philipp nach Dijon zu ihrer Ruheſtätte, gleichwie er 1468 von Herzog Karl abgeſendet wurde, um dem Herzog von Savoyen den Vließorden zu überbringen. Indeſſen wird dieſe ſeine letzte Verrichtung geweſen ſein, denn auf ſein Anſuchen begab ſich der Herzog am 7. Mai 1468 nach der Meſſe in den Audienzſaal. „Là, au bout d'ung banc, ledict Toyson d'Or, vestu de sa robe d'escarlate, la couronne de roy d'armes on chief, se rua à genoux devant le duc,“ und der Biſchof von Tournay, als des Ordens Kanzler, hielt eine kurze Rede, in deren Eingange die Dienſte aufgezählt, welche in dem Laufe von 36 Jahren der Orden von ſeinem Wappenkönig empfangen hatte. Alt und ſchwach, hieß es ferner, bitte der jetzt um ſeine Entlaſſung oder vielmehr um die Erlaubniß, das bis dahin bekleidete Amt an ſeinen Schüler Fuſil (Ägidius Gobert) übertragen zu dürfen. Alſolches Geſuch bewilligte der Herzog in Gnaden, „Mès nous desplest de vostre ancienneté. Et alors Toyson d'Or prit la couronne de dessus son chief, et la résigna en la main du duc; et le duc, apres l'avoir prise, l'assist sur le chief du nouvel eslu, et fut baptisé Toyson d'Or.“ Darauf fiel auch der Biſchof auf die Knie, den Herzog demüthigſt zu erſuchen, er möge an le Febvre, „pour toutes ses labeurs passées et pour fin de toutes retribucions,“ die Ritterwürde verleihen, „car en cely tittre il désire à finer ses jours.“ Es erwiederte der Herzog: „je le ferai volontiers,“ ließ ſich darauf ſeinen Degen reichen und ſchlug den alten Mann zum Ritter. Es überlebte aber le Febvre dieſe Krönung ſeiner Wünſche nur um eine kurze Friſt; er ſtarb am Fronleichnamsfeſte deſſelben Jahres. Seine Denkwürdigkeiten hat zuerſt le Laboureur, im Anhange zu dem Anonymus von St. Denys, veröffentlicht, ſie reichen aber in dieſer Ausgabe nur bis 1422. Eine zweite Ausgabe bis 1434 lieferte Buchon in ſeiner Collection des croniques und abermals in dem Panthéon litteraire. S. 319—564. Auch in dieſer neuen Geſtalt fehlen an dem vollſtändigen Werke 25 Jahre, von 1435 ab; ſagt doch der Verfaſſer ausdrücklich: „et je parlerai en brief de moult merveilleuses et piteuses aventures depuis l'an 1407 jusques à l'an 1460.“ In dieſen 25 Jahren entbehren wir aber Bedeutendes, denn, wie kaum einer ſeiner Zeitgenoſſen, iſt le Febvre bündig, klar, unparteiiſch, in ſeinem Ausdrucke würdig. Er hat auch 1463 eine heraldiſche Abhandlung geſchrieben, in welche beſonders die Beſtimmungen des Herzogs von Burgund um den Gebrauch der Wappen aufgenommen. (*v. Stramberg.*)

et leur compaignie, et ledict Thoison d'Or avec eulx, et revindrent en la ville d'Arras. Et combien que je ne puisse savoir quel conseil on leur baillia à Bruxelles, toutefois, eulx revenus, on ne print plus prisonnier pour le cas de vaulderie, jà-soit-ce que plusieurs, et tant que sans nombre, en estoient accusés; et furent lesdicts prisonniers plus doulcement traictés que par devant ils n'avoient esté.“

FEBVRE DE SAINT MARC (Charles Hugues le), Mitglied der Akademie von La Rochelle, war zu Paris 1698 geboren. Nachdem er einige Zeit die militairiſche Laufbahn verfolgt, trat er in den geiſtlichen Stand, den er aber ebenfalls wieder verließ, um eine Zeit lang mit Erfolg ſich der Erziehung junger Leute zu widmen. Zuletzt lebte er einzig und allein ſeinen literariſchen Beſchäftigungen. Als ſelbſtändige Arbeiten kann man von ihm nur ſein erſtes und ſein letztes Werk nennen, nämlich einige Beiträge zur Geſchichte von Port royal, welche 1735 erſchienen und ein Abrégé chronologique de l'histoire d'Italie, wovon der erſte Band 1761, der letzte erſt nach des Verfaſſers Tode, 1770 in 8. erſchien. Außerdem hat er zahlreiche Werke anderer Schriftſteller herausgegeben und commentirt; ſo die Mémoires des Marquis von Feuquières 1734, die Histoire d'Angleterre von Rapin Thoyras 1749, die Werke von Boileau, Chaulieu, Chapelle und Bachaumont, Malherbe, St. Pavin u. A. Er ſtarb 1769. (*Blanc.*)

FÉCAMP, alt FESCAMP, latein. FISCANUM, 49° 45′ 50″ nördl. Br., 1° 58′ 00″ weſtl. L. (von Paris), liegt an dem kleinen Fluſſe gleiches Namens, der bei der Mündung einen kleinen Hafen bildet. Durch eine moraſtige Strecke iſt Fécamp von dieſem Hafen und dem Meere geſchieden. Im J. 662 wurde hier von dem Abte Waning ein Nonnenkloſter gegründet. Robert II. von der Normandie transferirte die Kloſterfrauen nach Montvilliers, ließ im Bereiche des Schloſſes ein neueres, ſchöneres Gebäude aufführen und rief Chorherren hinein. Sein Nachfolger, Robert III., vermehrte noch die Güter der Abtei und bevölkerte ſie mit Benedictinern aus dem Kloſter des heiligen Benignus zu Dijon. Das Kloſter Fécamp, welches die Familiengruft der alten Herzoge von der Normandie einſchließt, wurde bald von der Gerichtsbarkeit der Erzbiſchöfe von Rouen eximirt (durch Johann XVI.) und erlangte überhaupt große Reichthümer und Vorrechte. Zuletzt beſaß es zehn Baronien, zehn Obergerichte, zehn Sergenterien und eine Art biſchöflicher Gerichtsbarkeit über die zehn Kirchſpiele der Stadt Fécamp und 16 andere in der Diöceſe von Rouen. Die Tafelgüter des Abtes (60,000 Livres) bildeten die Baronien Fécamp und Vilfleur. Außer der Abtei und den zehn Pfarrkirchen (wovon drei extra muros) gab es noch in Fécamp ein Kloſter der Capuciner, eins der Nonnen der Verkündigung, eine Johanniter-Comthurei, ein Hoſpital, eine gelehrte Schule. Außerdem reſidirte in Fécamp ein königlicher Gouverneur, ein Lieutenant, ein Schloßcapitain, eine Seneschauſſee, ein Obergericht, eine Admiralität, eine Salzkammer. Ein Maire, zwei Bürgermeiſter und zehn Syndici machten die Stadtregierung aus. Im Hafen, der

durch einen Thurm und Batterien vertheidigt wird, befehligte ein eigener Ingenieur. Jetzt wird der Hafen weniger beſucht, doch hat Fécamp auch eine Börſe und ein Handelsgericht. Die Einwohner (9—10,000 in 1000 Häuſern) treiben Fiſcherei (Häringsfang), Handel und Gewerbe. Nach jetziger Eintheilung liegt Fécamp im Bezirke Havre de Grace des Departements Nieder-Seine und iſt Hauptort eines Cantons. (*Daniel.*)

FECHENBACH, Vechinbach, ein Pfarrdorf am Main des bairiſchen Landgerichts Klingenberg und des katholiſchen Dekanats Miltenberg, mit 126 Häuſern, 640 Einwohnern, unter welchen viele Juden, einem Schloſſe, ſchönen Gartenanlagen, dem Sitze eines Patrimonialgerichts des Grafen von Reigersberg, gutem Obſtbaue und einer berühmten Baumſchule, zwei Stunden von Miltenberg entfernt. Fechenbach gehörte vormals, und namentlich im J. 1497, den Rüdten von Collenberg, welche daſelbſt eine eigene Cent errichteten, oder vielmehr ſolche als ein kaiſerliches Lehen zu beſitzen behaupteten, wozu auch das eine Viertelſtunde davon entfernte Dorf Reiſtenhauſen gezogen wurde. Nach dem Ausſterben dieſer Familie kam Fechenbach an die gräfliche Familie von Reigersberg, welche dieſen Ort noch im Beſitze hat und das dortige Schloß bewohnt. Laut des Synodalregiſters von Würdtwein war Fechenbach nach Bürrſtadt eingepfarrt, woraus ſich ergibt, daß die Pfarrei zu Fechenbach nicht ſehr alt und wahrſcheinlich durch die Rüdten von Collenberg geſtiftet worden ſei, welche auch dieſe Pfarrei beſetzten, ſowie noch wirklich dieſes Beſetzungsrecht von den Grafen von Reigersberg ausgeübt wird. Den Namen Fechenbach, mit dem Beiſatze auf Laudenbach, führt auch eine freiherrliche Familie in Baiern. (*Eisenmann.*)

FECHENBACH, Vechinbach, ein ſehr altes reichsfreies Geſchlecht, welches ſeit hundert Jahren den Freiherrentitel führt, hat ſeinen Urſprung in den Rheinlanden und ſpäter ſich in Franken anſehnliche Herrſchaften erworben, wie die Herrſchaften Laudenbach und Sommerau, die zum ehemaligen fränkiſchen Rittercanton Odenwald gehörten, weshalb ſie jetzt unter den königlichen bairiſchen Adel gezählt wird. Dieſes Geſchlecht war früher in mehre Linien getheilt, die bis auf die zu Laudenbach erloſchen ſind, wie aus der am Schluſſe dieſes Bandes beifolgenden genealogiſchen Tafel erhellt.

Eberhard den Älteren, welcher urkundlich als mainziſcher Miniſterial 1255 erſcheint, nimmt man als Stammvater an, und ſeine Nachkommen von Vater auf Sohn können bis auf die jetzigen Zeiten nachgewieſen werden. Von ſeinen drei Söhnen, Gottfried I., Domcapitular zu Mainz (1280), und Konrad I., Domcapitular in Cöln (1284) pflanzte Eberhard II. (der Jüngere), Ritter und Miniſterial der erzbiſchöflichen Kirche, ſeinen Stamm mit einem Sohne Gottfrid II. fort, der in einer Urkunde vom J. 1315 als Sohn von Eberhard dem Älteren und als kurmainziſcher Rath genannt wird. Drei Enkel gleiches Namens, Eberhard IV., V. und VI., welche die ritterliche Würde beſaßen, waren Stifter ebenſo vieler Linien zu Miltenberg, Starkenburg und Sommerau (1399). Nur die von Eberhard V., der Anna von Hutten zur Gattin hatte, iſt der Urheber der jetzt noch blühenden Linie. Sein Sohn Konrad IV., Burggraf zu Miltenberg, Viced[illegible] zu Aſchaffenburg und Amtmann zu Wertheim (13[illegible]–1437) hinterließ von Anna von Roſenberg eine zahlr[illegible] Nachkommenſchaft, von denen in der ſiebenten Generat[illegible] A., Adam Ludwig und B., Adolf Ernſt die Stif[illegible] zweier Hauptlinien wurden.

A. Adam Ludwig zu Laudenbach, Domherr z[u] Mainz, erhielt, da er noch nicht die letzte Weihe erhalten hatte, die päpſtliche Erlaubniß, ſeine geiſtliche Stelle aufzugeben, und verheirathete ſich darauf mit Eva von Dietz (1612). Aus dieſer Ehe entſproßten mehre Kinder, von denen Hans Ernſt und Hans Georg ihre Linie weiter fortpflanzten.

1) Hans Ernſt, fürſtlich würzburgiſcher Hofrath und Oberamtmann zu Grünsfeld, hinterließ von Katharina Maria von Hedersdorf und von Maria Voit zu Rhineck drei Söhne und ſieben Töchter, von denen folgende zu bemerken ſind: Hermann Friedrich (geb. 1673, † 1714), Domcapitular zu Bamberg und Würzburg, Mitglied des Ritterſtifts St. Beuhardi, kurmainziſcher und würzburgiſcher Geheimerath und Kammerpräſident. Karl Sigismund (geb. 1691, † 1722), teutſcher Ordensritter und Komthur zu Münnerſtadt, auch Hauptmann des fränkiſchen Kreis-Dragonerregiments. Johann Reinhart (geb. 1697), Domherr zu Würzburg, ſtarb in Italien. Albrecht Ernſt († 1735), fürſtlich würzburgiſcher Oberſt über ein Cuiraſſierregiment und Geheimer Kriegsrath, hinterließ von Maria Anna von Lauter einen Sohn, Georg Adam. Nachdem dieſer teutſche und italieniſche hohe Schulen beſucht, einige Feldzüge mitgemacht, wählte er den geiſtlichen Stand, erhielt mehre Präbenden in Mainz und ward als kurmainziſcher Geheimerath ein Mäcen aller gelehrten Männer damaliger Zeit von allen Religionsparteien und ſtand mit ihnen in geiſtigem Verkehr.

2) Hans Georg erzeugte mit Sibylla von Breitenbach, genannt Breitenſtein a) Johann Chriſtoph († 1697), teutſcher Ordensritter und Hauskomthur zu Ellingen, wie auch kaiſerlicher Hauptmann, und b) Johann Reinhard († 1716), fürſtlich würzburgiſcher Geheimerrath und des fränkiſchen Kreiſes Feldmarſchalllieutenant, wie auch Oberſt über ein Regiment zu Fuß; ihm wurde auch die Commandantſchaft über Würzburg und Feſtung Marienburg anvertraut. Aus zwei Ehen, mit Maria Antonie Freiin Schenk von Kaſtel und Maria Joſephe von Eyb, wurden ihm ſieben Kinder geboren, von denen hier angeführt werden: Karl Ludwig (geb. 1699), Domcapitular und Propſt auf St. Petersberg in Fulda, Johann Philipp (geb. 1708), Domcapitular zu Würzburg und Wimpfen, Propſt des St. Georgenordens in München, auch kaiſerlicher königlicher, kurcölniſcher und würzburgiſcher Geheimerath und Regierungspräſident zu Würzburg. Franz Wilhelm (geb. 1711, † 1749) kaiſerlicher königlicher und kurbairiſcher Oberſt und Commandant von Landshut, Chriſtoph Hartmann (geb. 1709, † 1779), kurmainziſcher Geheimerrath, Kämmerer und Oberamtmann zu Amorbach. In der Ehe mit Sophia Leopoldine von Buſeck waren ihm eilf Kinder geworden; unter dieſen ſind bemerkbar: 1) Georg Karl Franz Ignatz Joh. Ne

Zu Seite 186.

. Burggraf zu ...
... Amtmann zu ...
... Anna von ...
... von denen in ...
...zig und B. ...
...munten.
...udwig zu ...
... er noch ...
...e Erlaubniß ...
...erathen ...
...ster Ehe ...
...ß und ...

...ranz, ...
...n zu ...
...

Conrad I., Capitular zu Köln 1284.

...rhard III.,
...ainz. Vicedom
...schaffenburg.

...I., Ritter. 1385 — 99.
...tarkenburg, Amtmann zu
Bartenstein.
...es v. Kolling.

Eberhard,
Capitular zu St...

Conrad V.
1388.
Justina v. Hartheim.

Friederich I.
1371.
Margareta v. Hirschberg.

Wolf I.
1424.
Barb. v. Fechenbach.

Friederich II.
kur=mainz. Rath † 1450.
Beza v. Rheinberg.

Conrad VI. 1468. kur=mainz. Rath u. Amtmann.
Anna v. Rheinberg.

Gerhard I., Ritter. 1454.
Anna Forstmeister
v. Gelnhausen.

Wolf II. 1486.
Catharina.

Gerhard II.
blieb vor Umbstadt 1481.

Wolf III.
1530.
Margaretha.

...Mainz

Johann Wolf.
† 1544.
Amtmann zu Bartenstein.
†

Sommerau.

Adam Ludwig ...dolph Ernst, geb. 1604. † 1669.
...a v. Breitenbach, gen. Breitenstein.

H... ...n Philipp, geb. 1660. † 1742. kur=...gen.=Feldzeugmstr. u. Command. in Mainz.
Sibylla v. ... Elisabeth v. Fechenbach.

Johann Gotfrid, geb. 1653.
K. M. Hauptmann der Dragoner.
Sophia Schenk v. Schweinsberg.

Hans Christoph † 1... ...riederich,
teutscher Ordens=Ritter 17.. kur=mainz.
Komtbur zu Ellingen. ... Obermarschall.

Philipp Franz,
kur=mainz. Kämmerer und
Generalmajor.

Christoph Max,
Major bei der Republik Venedig,
blieb bei Corfu. 1716.

1. Carl Ludwig,
Capitular u. Propst
zu St. Peter in Fulda.
17..

2. ...ann,
kur...
Obe...

Franz Georg,
geb. 1756.
Capitular zu Mainz.

Johann Ludwig,
geb. 1759. Malteserordens=Ritter u. Oberamtmann zu
Höchst u. Königstein.

Joseph,
geb. 1764. Capitular zu
Trier.

Georg Carl Franz
geb. 1749. † 1808. Fürstbi...
zu Würzburg, Herzog in Fr...
u. Coadjutor zu Bamber...

Fried.
geb.
königl. bai...

Me...

(geb.
lar
rath
wur
Fra
Wü
ſein
Bar
zu L
der
Rent
geb.
zu B
heim
ſiden
farm
leime
Buf
mit
zills

hint
Br
fri
den.
nera
der
Phil
ſildz
auch
ſtin
den,
ier
Orde
Phi
ein
rich
hof
als
des
mar
cap
und
bair
doch
Die

Inh
den.
In
und
des

[illegible]

geb. 1749, † 1808), Dombechant zu Mainz, Domcapitular zu Würzburg und Bamberg, kurmainziſcher Geheimerath und Statthalter zu Mainz. Am 12. März 1795 wurde er zum Fürſtbiſchof von Würzburg und Herzog in Franken erwählt, und am 11. Juni 1795 zu dieſer hohen Würde conſecrirt. Am 26. Febr. 1801, nach dem Tode eines Oheims, erfolgte ſeine Wahl zum Fürſtbiſchof von Bamberg. Mit ihm ſchloß ſich die Reihe der Fürſtbiſchöfe zu Würzburg und Bamberg, und durch die Seculariſation der geiſtlichen Fürſtenthümer wurde ihm eine jährliche Rente von 90,000 Fl. ausgeworfen. 2) Lothar Franz (geb. 1761, † 18..), Chorbiſchof zu Trier, Domcapitular zu Bamberg und Würzburg, fürſtlich bambergiſcher Geheimerath, auch Obereinnahms- und Hofkriegsrathspräſident. Sein Zwillingsbruder, Joſeph Franz Ignatz, kurmainziſcher, darauf großherzoglicher frankfurter Geheimerath, heirathete 1786 Johanna Gräfin von Oltz zu Wukowor in Ungarn, pflanzte daher ſein Geſchlecht fort mit Friederich, königlich bairiſchem Kämmerer, der ebenfalls männliche Nachkommenſchaft hat.

B. Adolf Ernſt zu Sommerau (geb. 1604, † 1669) hinterließ von Johanna Eliſabeth von Breitenbach, genannt Breitenſtein, mehre Kinder, von welchen Johann Gotfried und Johann Philipp Stifter zweier Linien wurden. Die erſtere erloſch aber ſchon mit der zweiten Generation, indem Philipp Franz als Major in Dienſten der Republik Venedig in Korfu 1716 ſtarb. Johann Philipp (geb. 1660, † 1735), kurmainziſcher Generalfeldzeugmeiſter, Oberſt über ein Regiment zu Fuß, wie auch Commandant von Mainz, war mit Eliſabeth Chriſtina von Fechenbach a. d. H. Laudenbach ehelich verbunden, die ihm zwölf Kinder gebar. Von dieſen finden hier Aufnahme: Hartmann Sigismund, teutſcher Ordensritter und Komthur zu Münnerſtadt († 1749), Philipp Franz, kurmainziſcher Generalmajor, Oberſt über ein Regiment zu Fuß und Kämmerer, und Karl Friedrich (geb. 1697), kurmainziſcher Geheimerath und Oberhofmarſchall. Mit ſeinen vier Söhnen erloſch dieſe Linie, als Johann Ludwig (geb. 1759, † 1828) Ehrenritter des Malteſerordens und herzoglich naſſauiſcher Oberamtmann zu Höchſt und Königſtein, Friedrich Karl, Domcapitular zu Würzburg, Joſeph, Domcapitular zu Trier und Johann Philipp Karl (geb. 1771, † 1832) königlich bairiſcher Major. Obgleich derſelbe verheirathet, ſo ward ihm doch nur eine Tochter, die mit dem königlich preußiſchen Oberforſtmeiſter Freiherrn von Dallwigk ſich verheirathete.

Das Wappen im ſilbernen Felde, ein ſchwarzes, von Außen gekrauſtes Büffelhorn ohne Mündung, das ſich unten in Form eines aufwärtsſtehenden Kleeblatts endigt. Auf dem Helme zwei ſolche Büffelshörner von Silber und Schwarz mit verwechſelten Farben quergetheilt, Helmdecke ſchwarz und ſilbern.

(*Albert* Freih. *von Boineburg-Lengsfeld.*)

FECHT (Johann), geb. am 26. Dec. 1636 zu Sulzburg im Breisgau, brachte ſeine Jugend in Baſel zu, wohin ſich ſeine Ältern während der Kriegsunruhen geflüchtet hatten. Das Gymnaſium zu Durlach, dem er den Grund zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung verdankte, verließ er 1655. Er begab ſich um dieſe Zeit nach Straßburg, wo er ſeine theologiſchen Studien begann, und ſie 1662 zu Tübingen und Heidelberg fortſetzte. Er beſuchte hierauf noch die Hochſchule zu Jena, wo er ſich etwa ein Jahr, in Wittenberg aber zwei Jahre aufhielt. Kürzer war ſein Aufenthalt in Leipzig und Gießen. Im J. 1666 ward er auf der zuletztgenannten Univerſität Licentiat der Theologie, und noch in demſelben Jahre Pfarrer zu Langendenzlingen im Badiſchen. Der Synodalconvent im Markgrafthume Hochberg ernannte ihn um dieſe Zeit zum Adjuncten ſeines Vaters, der dort Superintendent war. Im J. 1668 kam er als Hofprediger nach Durlach. Er ward Mitglied des Kirchenraths und des Conſiſtoriums. Zugleich erhielt er eine Profeſſur der Theologie an dem Gymnaſium zu Durlach. Die Functionen eines Superintendenten verſah er dort ebenfalls, obgleich er dieſen Charakter erſt 1688 und mit demſelben zugleich die Inſpection über das Gymnaſium erhielt. Die damaligen Kriegsunruhen nöthigten ihn, ſich ins Würtembergiſche zu flüchten. In Calw überraſchte ihn ein Ruf nach Roſtock. Er erhielt dort 1690 die durch Varenius erledigte Stelle eines Profeſſors der Theologie, und ward zugleich Superintendent des roſtocker Kreiſes. Spener, mit dem er ſpäterhin aufs Heftigſte zerfiel [1]), ſoll ihn dem Herzoge Guſtav Adolf von Mecklenburg empfohlen haben, während er ſich noch in Durlach befand. Fecht ward in Roſtock Doctor der Theologie und 1691 auch Conſiſtorialrath. Er ſtarb am 5. Mai 1716 im 80. Lebensjahre, als Senior der theologiſchen Facultät und der ganzen Univerſität Roſtock.

Fecht iſt als ein Mann von gründlicher und vielumfaſſender Gelehrſamkeit ebenſo bekannt, als durch ſeine rüſtige und heftige Polemik. Seine ſtrenge Orthodoxie machte ihn zu einem der erbittertſten Widerſacher gegen Alles, was man Pietismus nannte, oder irgend dazu rechnete. Mit ſeinem ehemaligen Freunde Spener, der für das Haupt der Pietiſten galt, ward er dadurch in mehrfache Fehden verwickelt, und ging in ſeinem Eifer ſoweit, daß er ihm in einer ſeiner Abhandlungen gradezu die Seligkeit abſprach [2]). Gegen die Pietiſten und in Beziehung auf ſie nahm Fecht die von ihnen verachtete ſyſtematiſche Theologie in Schutz [3]). Er vertheidigte die Nothwendigkeit der theologiſchen Polemik; und behauptete, daß man die ſymboliſchen Bücher nicht aequivoce, ſondern vere göttlich nennen müſſe [4]). Dies behauptete er noch beſonders gegen G. Arnold, gegen den er in Beziehung auf deſſen unparteiiſche Kirchen- und Ketzerhiſtorie mehre Diſſertationen richtete [5]). Auch die halle'ſchen Theo-

1) Chr. Gerber erzählt (in ſeiner Hiſtorie der Wiedergeborenen in Sachſen): Spener und Fecht wären von der Akademie her ſehr gute Freunde geweſen, und Fecht habe ſeinen Freund, als derſelbe von einer Beförderung zur andern geſtiegen, erſucht, doch gelegentlich auch für ſein Fortkommen zu ſorgen. ſ. Walch's Einleitung in die Religionsſtreitigkeiten außer der evangeliſch-lutheriſchen Kirche. 4. Bd. S. 1093. 2) ſ. Walch a. a. O. 4. Bd. S. 1074. 3) ſ. Walch a. a. O. 2. Bd. S. 101. 4) In zwei Diſſertationen: De notitia sermonis divini literali de quaestione: utrum libri symbolici vere, an aequivoce, dicantur divini. ſ. Walch a. a. O. 2. Bd. S. 693. 5) Dahin gehören die Vindiciae pro

logen J. S. Stryck und J. J. Breithaupt und den dortigen Profeſſor der Rechte, J. F. Ludovici, der ſpäterhin nach Gießen kam, bekämpfte er mit den Waffen ſeiner theologiſchen Polemik. Mit noch mehren Gelehrten ſeiner Zeit lebte er in literariſchen Fehden, ſo mit J. G. Böſe, C. E. Triller, und beſonders mit J. C. Dippel, der unter dem Namen Christianus Democritus ſchrieb. In der Achtung ſeiner Freunde ſtieg er durch die Bereitwilligkeit, womit er ſeine eigenen, von ihm in Schriften ausgeſprochenen Meinungen widerrief, wenn er ſich von deren Ungrund überzeugt, oder darin irgend Gefahr für die chriſtliche Religion fürchtete. Ein Verzeichniß ſeiner ſämmtlichen Schriften und Abhandlungen über verſchiedene Gegenſtände der Theologie und Kirchengeſchichte hat Jöcher geliefert[6]). Auszuzeichnen ſind darunter die Historia Indifferentismi, der apparatus ad suppl. histor. ecclesiast. saeculi XVI., die kurze Nachricht von der Religion der heutigen Griechen und das aus ſeinem literariſchen Nachlaß gedruckte Compendium universae theologiae theticae et polemicae[7]). (*Heinrich Döring.*)

Fechtelgerſte, ſ. Hordeum Zeocrithon.

FECHTER. Mit dieſer Benennung hat man mehrere antike Statuen bezeichnet; ob mit Recht, iſt die Frage. Heyne (Antiquar. Aufſätze II, 224 fg.) ſagt darüber: „Als man anfing Statuen zu ergänzen, gerieth man hier und da an ſtarke fleiſchichte männliche Körper, ohne weitere Beſtimmungszeichen, als daß man zuweilen etwa noch den Stand eines Fechtenden daran abmerken konnte. Die Gelehrten hatten damals ihre Köpfe blos mit römiſchen Alterthümern angefüllt, und alles was ihnen in den Weg kam, ſuchten ſie darin auf. — — Man gerieth daher auch bei jenen nackten Körpern mit Ausdruck von Stärke und Kraft auf die Fechter in den alten Spielen zu Rom, und errichtete eine ganze Klaſſe von Antiken, die Fechter: und ſeitdem einmal die Vorſtellungsart angenommen war, deutete und ergänzte man alle ähnliche Werke eben dahin; es mußten Fechter ſein." Heyne hält es nicht für unmöglich, daß die großen Meiſterſtücke darunter erſt zu Rom unter den Kaiſern (von griechiſchen Künſtlern) hätten verfertigt ſein können, aber für mehr als unwahrſcheinlich, daß von allen den ſogenannten Fechtern wirklich einer ein Fechter iſt. „Die ſtarken Körper, warum müſſen es durchaus Fechterkörper ſein? Warum nicht Krieger, Soldaten, Helden, fechtend, verwundet, ſterbend?" Eine nähere Betrachtung der unter jenem Namen aufgeführten Antiken wird weiteren Aufſchluß geben. Den erſten Rang behauptet unſtreitig der

Borgheſiſche Fechter. Dieſe Statue wurde unter Paul V. zu Antium (Porto d'Anzio) zugleich mit der des Apollo von Belvedere aufgefunden, und Winkelmann (Werke VI. 1, 259. VI. 2, 526 fg.) vermuthete, daß beide an dieſen Lieblingsaufenthalt der Kaiſer von Nero (nach Fea von Caligula) aus Griechenland gebracht worden. Die Stellung dieſes ſogenannten Fechters iſt eine faſt gefährliche, ſie zeigt ihn im Ausfall mit vorgeſtrecktem Körper, wie er von unten auf einen Streich ausholt, während er mit vorgeworfenem Schilde einen Streich von oben, auf den ſein Blick geheftet iſt, aufzufangen ſucht. Meyer (Geſch. der bild. Künſte bei den Griechen I, 208. 292. II, 238) ſagt: alle Theile ſind kräftig ausgedrückt, Sehnen und Knochen vorwaltend, in den ſehr beſtimmten, deutlich angegebenen Muskeln und Knochen und mehrerem offenbart ſich das Beſtreben des Künſtlers mehr nach kräftigem Ausdruck als nach ſchöner Form. Hinſichtlich auf lebhafte Bewegung nimmt dieſe Statue unter allen antiken Denkmalen den erſten Platz in Anſpruch. Der Kopf iſt voll Leben, voll Geiſt und Ausdruck, doch nicht eben von ſchönen Zügen, ſondern treu der Natur nachgebildet. Nur der rechte Arm, das rechte Ohr und die Spitze des Daumens am rechten Fuße ſind moderne Ergänzungen; übrigens hat dieſes Monument durchaus nichts gelitten, ſondern iſt noch ſo friſch, wie es aus der Hand des Meiſters hervorgegangen.

Zu mancherlei Deutungen hat dieſe Statue Veranlaſſung gegeben. Stoſch hatte einen Diskobolus darin ſehen wollen, was aber Winkelmann mit Recht verwarf, und ſagt, daß man ſie mit mehrerem Rechte für eine Vorſtellung eines Kriegers halten könne, welcher ſich in einem gefährlichen Stande beſonders verdient gemacht. Die hiebei zurückbleibende Unbeſtimmtheit ſuchten Andere zu heben. Leſſing zuerſt im Laokoon (XXVIII.) erklärte ſie für den Chabrias, geſtützt auf eine Stelle des Nepos im Leben dieſes Feldherrn (c. 1), fand aber beſonders an Heyne einen Gegner, und nahm in den Antiquariſchen Briefen (Br. 38) ſeine Muthmaßung gänzlich zurück. „Der Borgheſiſche Fechter," ſagt er, „mag meinetwegen nur immer der Borgheſiſche Fechter bleiben; Chabrias ſoll er mit meinem Willen nie werden." Man ließ ſich jedoch von neuen Deutungen nicht abhalten, zu denen faſt allen Heyne's Vermuthung Anlaß gab, daß dieſe Statue das Überbleibſel einer Gruppe ſein könne, da ſie vermöge ihrer Stellung wider eine verloren gegangene Figur zu Pferde zu kämpfen ſcheine. Dieſes führte auf den Gedanken an einen Krieger in einem Amazonenkampf, für den zuerſt Visconti ſich erklärte (Mus. Pio Clem. IV. t. 21. V, 42), welchem Lamberti folgte in ſeiner Beſchreibung der Villa Pinciana (St. VII. N. 10), dann aber Millin noch beſtimmter für einen Theſeus (Mon. ant. ined. I, 373), welchem auch Böttiger folgte*). „So

veritate adversus *Godofredi Arnoldi* criminationes, die Diss. de excommunicatione ecclesiastica ejusque indolo et aequitate contra G. Arnoldum u. a. m.

6) Theses ex universa Theologia biblica, morali, polemica et patristica; de mediis cognoscendi existentiam et divinitatem Scripturae Sacrae; de quaestione: an doctrina de vera irregenitorum notitia christianismo sit noxia; de Pelagianismo, a doctrina de vera irregenitorum notitia depulso; de innocentia Concilii Nizaeni; de approximatione Spiritus S. substantiali; de adparitionibus Christi post adscensum u. a. m. 7) Lipsiae 1744. Mit Fecht's Bildniß. Vergl. über ihn die Acta Eruditorum Lips. Ann. 1719. p. 47 sqq. Unſchuldige Nachrichten. 1716. S. 333 und 854. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 539 fg. J. B. Krey's Andenken an die roſtocker Gelehrten aus den drei letzten Jahrhunderten. (Roſtock 1813.) 2. St. S. 62 fg. Anhang S. 38 fg.

*) Böttiger ſagt, daß die Stellung des Theſeus auf dem Ba-

iſt," ſagt er (Andeutungen S. 142), „jene berühmte Statue höchſt wahrſcheinlich ein Theil einer Gruppe eines Amazonenkampfes, wo nur die Amazone zu Pferde fehlt, und Theſeus allein noch übrig iſt. Theſeus ſelbſt aber wurde als Stifter der Gymnaſtik in Athen vorzüglich gern mit einem gymnaſtiſch gebildeten Körper und in gymnaſtiſchen Stellungen vorgeſtellt. Daher die verführeriſche Ähnlichkeit mit einer gymnaſtiſchen Figur." Gegen dieſe Muthmaßung aber hat man eingewendet, daß hienach das ganze Werk ein Gegenſtand aus der heroiſchen Zeit wäre, und als ſolcher ideale Figuren erfodert hätte; der Augenſchein aber lehre, daß dieſe Statue ein Bildniß ſei. Mongez Mémoire sur les gladiateurs et deux des statues antiques désignées par le nom de gladiateurs (Mém. de l'Inst. nat., Litt. et beaux arts II, 423) ſuchte zu beweiſen, daß dieſe Statue ein Athlet oder Heros ſei, der ſich gymnaſtiſch übte. Am Ende wird man Böttigern beiſtimmen, wenn er ſagt: Man kann die Idealſtellung höchſt bewundernswürdig finden, ohne gerade von der Seuche, Namen zu nennen, ergriffen zu ſein. Ramdohr (Über Malerei und Bildhauerarbeit in Rom I, 326) findet die Gründe für das Unpaſſende der Benennung eines Fechters nicht befriedigend. Heyne hatte geſagt, daß es ein hiſtoriſches Stück iſt, iſt mir ſehr wahrſcheinlich. Ramdohr ſagt: Ich habe im Ganzen Nichts gegen die Möglichkeit dieſer Erklärung. Aber ich geſtehe zugleich, daß ich die größere Wahrſcheinlichkeit nicht fühle. — — Warum ſoll ſchlechterdings dieſe ſwelte Figur mit dem Begriffe kontraſtiren, den wir uns von einem Fechter zu machen berechtigt ſind? Verlangt denn ihr Talent weniger Geſchmeidigkeit, als die des Ringers, des Kriegers? Weniger ſchlanken Wuchs, weniger ausgearbeitete Glieder? Heyne geſteht ſelbſt ein, daß ihre Körper zum Ausdruck, zumal in Marmor, ſehr geſchickt geweſen ſein müßten. Aber warum blos zum Ausdruck? Das iſt, wie mich dünkt, erſt die zweite Rückſicht des Künſtlers. Die erſte iſt ihm die Stellung, die die Formen des Körpers in ihrer größten Schönheit und Abwechſelung zeigt. Warum ſoll nun eben dieſes Stück ein hiſtoriſches Stück ſein? Weil der Kopf Ähnlichkeit mit einer beſtimmten Perſon zu haben ſcheint? Wie leicht kann nicht ein ſchöner Fechter Gelegenheit zu dieſer Nachbildung gegeben haben, den entweder das Volk oder der Kaiſer gerade in dieſer Stellung bewunderte?

Als Urheber dieſes Kunſtwerks wird der Bildhauer Agaſias von Epheſus genannt. Wir haben, ſagt Winkelmann, keine Nachricht von ihm, aber deſſen Werk verkündiget ſeine Verdienſte. Nach Merkmalen des Stils und der Behandlung ſetzt es Meyer in die Zeit zwiſchen Myron und Praxiteles, alſo während der hohe Stil zum Schönen überging (S. 208). Im geſammten Ganzen, ſagt er S. 295, äußert ſich noch der ernſte Geiſt des hohen Stils. Indeſſen will er das Alter dieſes Denkmals nicht völlig bis in die Zeit des Myron hinaufgerückt wiſſen, weil man an den Haaren weder die drahtartige Manier, noch die reihenweiſe gelegten Locken wahrnimmt; aber auch nicht zu allernächſt vor Einführung des ſchönen Stils. — Ob nun aber dieſes Werk gerade die Verdienſte des Agaſias verkündige, bleibt immer noch die Frage. Daß dieſer der Urheber deſſelben ſei, gründet ſich lediglich auf das Fußgeſtell, welches die Aufſchrift hat: *Αγασιας Δοσιϑεου Εφεσιος ἐποιει.* Wäre hier nicht noch Leſſing zu berückſichtigen? Ich geſtehe, ſagt er, mir wird bange, ob die Baſis zur Statue gehört. Denn es gibt in der Villa Borgheſe ſo unzählige Werke, wo beides, die Statue und Baſis, zwar alt, aber im geringſten nicht eins für das andre gemacht geweſen, ſondern nur ſo zuſammen gebracht worden; und die Baſes haben daher faſt immer Inſchriften, die nichts weniger als zu dem gehören, was ſie tragen. (Kollektaneen I, 135.)

Abbildungen: *Maffei* Raccolta 75. Winkelmann's Werke. Meyer's Geſch. Kupfertafel Nr. XXIII.

Der ſterbende Fechter im Kapitol, auch der Ludoviſiſche genannt, weil er, ehe Clemens XII. ihn in das Kapitol gebracht hatte, in der Villa Ludowiſi ſtand, hat nicht weniger Bedenklichkeiten erregt, zunächſt durch eine Stelle bei Plinius (H. N. 34, 8, 10), in welcher er von einem Kunſtwerk des Kteſilas oder Kteſilaos, einen verwundeten Sterbenden darſtellend, redet und hinzufügt, daß man an ihm bemerken konnte, wie viel von ſeiner Sele noch in ihm übrig ſei. Wegen dieſer Stelle hat man bei dem ſterbenden Fechter an Kteſilaos gedacht. Winkelmann (Werke VI. 1, 59. VII, 168) aber ſagt darüber: Ich deute deſſen Figur auf einen Helden, weil ich glaube, daß ſich dieſer Künſtler auf nichts Niedriges heruntergelaſſen habe, da ſein großes Verdienſt nach dem Plinius war, edle Menſchen noch edler erſcheinen zu laſſen. Auch in dieſer Betrachtung ſcheinet die Statue des ſogenannten ſterbenden Fechters nicht von des Kteſilaos Hand zu ſein, weil dieſelbe eine Perſon von gemeinem Stande vorſtellet, und die ein arbeitſames Leben geführt, wie das Geſicht, die eine alte Hand, ſeine Füße und die Fußſohlen anzeigen. Es hat dieſe Statue einen Strick mit einem Knoten unter dem Kinne, um den Hals gelegt, und lieget auf einem länglich-runden Schilde, über welches ein zerbrochenes Blaſerohr geworfen iſt. Einen Fechter kann dieſe Statue nicht vorſtellen, theils weil ſich nicht findet, daß Klopffechtern in guten Zeiten der Kunſt Statuen errichtet worden, theils weil kein Griechiſcher Künſtler, dem dieſe Figur würdig iſt, wird Fechter gemacht haben, da in den blühenden Zeiten der Kunſt den Griechen keine Fechterſpiele bekannt waren. Es kann auch kein Fechter ſein, weil er ein krummes Horn, wie der Römer ihre Litui waren, trug, welches zerbrochen vorgeſtellt unter ihm liegt." Winkelmann erklärte ihn für einen griechiſchen Herold und ſuchte dies aus den Beiwerken zu erweiſen, wogegen aber ſchon Heyne (a. a. O.), dann auch Fea ſo gegründete Einwendungen machten, daß dieſe Erklärung fallen mußte. Ob es je gelingen wird, dieſe Beiwerke, die ſchon ſo viel zu ſchaffen gemacht haben, richtig zu erklären, ſteht da-

ſengemälde, welches Millin bekannt gemacht, durchaus dieſelbe ſei, wie die des Fechters; Millin aber ſagt blos: L'attitude de Thesée n'est pas précisement celle du guerrier d'Agasias, mais elle en approche beaucoup.

hin: aber auch über die Statue ſelbſt iſt man verſchiedener Meinung. „Mich wundert," ſagt Heyne, „daß Winkelmann über dieſen Kopf nicht ſtutzig ward. Für einen Fechter iſt der Ausdruck gut genug: die Miene iſt unedel, wild; das Haar ſtraubig. — Wie konnte Winkelmann den Stutzbart ſo hingehen laſſen? der doch wider alles Coſtume des Alterthums iſt? und der allein hinlänglich iſt, den Verdacht zu erregen, daß der ganze Kopf des Fechters neu iſt. Und hierauf bitte ich diejenigen zu achten, welche das Stück genau zu unterſuchen Gelegenheit haben." Ramdohr (I, 221) that dieſes, und erklärte: „Daß dieſer Kopf gerade unter dem Stricke von dem Rumpfe einſt abgeſondert geweſen, erkennt man an den nicht ganz verdeckten Fugen. Man bemerkt ſogar an dieſem Halſe Spuren von einem Stücke abgebrochenen Marmors, womit der Kopf leicht mit etwas Anderem zuſammengehängt haben könnte. Inzwiſchen läßt ſich darum gar nicht behaupten, der Kopf gehöre nicht zu dem Körper. Denn auf der andern Seite ſpricht wieder die Übereinſtimmung, die ſich ſowohl, was Stil als Marmor anbetrifft, zwiſchen dem Kopfe und dem Rumpfe findet, für ihre urſprüngliche Beſtimmung für einander. Ja, was dieſe Meinung außer Zweifel ſetzt: es haben ſich auf dem Rumpfe ausgeſprungene Stücke von dem Stricke erhalten, die bei der Reſtauration in denjenigen Theil des Stricks, der an dem Kopfe ſitzen geblieben war, wieder eingepaſſet ſind. Der Kopf gehört alſo, wie ich glaube, der Statue an. Der rechte Arm iſt modern, und ſo ſind die Zehen beider Füße, wie auch der äußere Theil der Baſe, worauf er liegt, nebſt einem Stücke des Degens und des Schildes. Der größte Theil des Horns iſt unſtreitig alt." Allerdings hat dieſer Kopf nichts Ideales, und was ſonſt auffällig an ihm iſt, hat Mongez (a. a. O.) auf die, von Visconti verbeſſerte, Vermuthung geführt, daß dieſe Statue ein auf dem Schlachtfelde ſterbender Barbar von einem Tropäum ſei, dergleichen Darſtellungen nicht ſelten ſind. Wie dem ſei, ſo darf man aber an dieſem Kopfe den Ausdruck nicht überſehen. Meyer in den Anmerkungen zu den Werken Winkelmann's ſagt: „Athem ſcheint aus dem geöffneten Munde zu dringen; die Augen ſtarren und brechen; es kraußt ſich die Stirn wie im Todesſchauer, und die Haare ſträuben ſich empor." Sein Urtheil über das ganze Werk iſt dieſes: „Die kunſtreiche trefliche Anordnung der ganzen Figur, die natürliche Darſtellung eines dahin ſinkenden ſterbenden Mannes, deſſen Kräfte allmälig entfliehen, die Wiſſenſchaft, der geiſtreiche mit dem Ganzen meiſterhaft zuſammenſtimmende Ausdruck im Geſicht, ſind Eigenſchaften, welche das Werk des griechiſchen Meiſels und des Ruhms, den es erhalten hat, würdig machen. Hingegen hat von den eigentlich griechiſchen Arbeiten keine ſo wenig elegante, man möchte ſagen ſchlechtweg natürliche Formen, und die Geſtalt zieht nicht an, wie mit großer Kunſt und Wiſſen ſie übrigens auch ausgeführt iſt. Die Umriſſe ſind fließend zu nennen, doch die Falten der Haut, die Winkel, wo Glieder zuſammenſtoßen, tief und kräftig angegeben. Offenbar ging des Meiſters Zweck zuvörderſt dahin, einen gemeinen, aber phyſiſch tüchtigen Menſchen mit vollkommen entwickelten Gliedmaßen treu nachzubilden." An ein Werk des Kteſilaos iſt nicht zu denken, höchſtens will Meyer zugeben, ein ſpäterer Künſtler könne vielleicht von deſſen Werke die Stellung und etwas vom Ausdruck benutzt haben, indem er übrigens ſeine Figur faſt akademiſch nach der Natur ausführte. (Winkelmann's Werke VI, 2. Anm. 342.)

Ich kann nicht unterlaſſen, hier eine Vermuthung des verſtorbenen Prof. Braun mitzutheilen, die auf die Beurtheilung dieſes Werkes nicht ohne Einfluß ſein dürfte. Er ſchrieb: „man fand einen gewundenen Ringkragen von Erz in einem Grabe bei Braunfels, den vermuthlich ein Anführer um den Hals trug, ſo daß der Strick, den man am Halſe des ſterbenden Fechters erblickt, vielmehr einen ſolchen Ringkragen bedeuten mag (*Tac.* Germ. 31), der ein Kriegsehrenzeichen war. Das Horn, welches zerbrochen auf der Erde liegt, deutet auf einen Heerfürſten."

Abbildungen hat man mehrere: *Maffei* Raccolta T. 65; Museum Capitolinum III. 67 sq.; *Montfaucon* III. 2. p. 155. Musée Napoléon. Heft 57. Pl. 22. zu Winkelmann's Werken VI. A.

Außer dieſen beiden berühmteſten werden noch andre Statuen unter den Namen von Fechtern angeführt, nicht mit beſſerem Grunde; im Museum Capitolinum III. 69, im Museum Florentinum 76—78, Marbres de Dresde 9. 76. 81. 91. 99. 102. 114; mehrere in Neapel aus dem Palaſt Farneſe. Darunter wurde auch eine Statue mit Lorbeer um den Kopf und einem todten Kinde auf dem Rücken, das am Beine gehalten wird, für einen Fechter ausgegeben. Man hat ſie bald für einen gekrönten Fechter, bald für den Kaiſer Commodus als Fechter erklärt, wobei aber das todte Kind auf dem Rücken unerklärt bleibt. Winkelmann (VI, 1, 325) ſagt: derjenige, welcher dieſe Statue auf einem ſehr ſchlechten Kupfer in einer Sammlung von Statuen, die zu Rom im Jahre 1623 in Folio erſchienen, einen Atreus genennet, iſt der Wahrheit näher gekommen; das iſt „Atreus, welcher ſeines Bruders Sohn Thyeſtes ermordet." Woher nun aber der mit Lorbeer gekrönte Kopf? Dieſer iſt allerdings ein Kopf des Commodus, der aber urſprünglich nicht zu dieſer Statue gehörte. (*H.*)

FECHTKUNST. Begriff und Weſen; Zweck und Werth; Geſchichte, Literatur. — I. Begriff und Weſen. In dem weiteſten Sinne bezeichnet das Wort Fechtkunſt den Begriff einer Theorie und praktiſchen Geſchicklichkeit in der Führung der Waffen im Kriege, in welcher Bedeutung das Wort Fechtkunſt in den Kriegswiſſenſchaften gebraucht zu werden pflegt (z. B. wenn man darin redet von der Theorie des Gefechts, ſowie von der Verſchiedenheit der Fechtarten der verſchiedenen Truppengattungen, Infanterie, Cavalerie, Artillerie, nach den Grundſätzen der Taktik und Strategie und dergleichen mehr). Im engern Sinne wird unter Fechtkunſt jedoch nur die Theorie und praktiſche Geſchicklichkeit in der Führung der Handwaffen, beſonders im Einzelkampfe, Mann gegen Mann, verſtanden, gleichviel welcher Waffen man ſich dabei bedient, daher in dieſem Sinne auch der Kampf mit Keulen, Streitärten oder Kolben, Bayonetten, Piken, Lanzen oder Hellebarden,

mit dem Baton und Fleau, mit Tuſeyks (früher ſogenannten Meſſern, d. i. kurzen Säbeln), mit Hirſchfängern, Dolchen, ferner der uralte Fauſtkampf (die „Ringkunſt“), ja ſelbſt der Kampf mit dem Feuergewehre zur Fechtkunſt gerechnet werden muß. (So erſchien im J. 1841 ein „Fechtunterricht mit dem Feuergewehr.“) Im engſten Sinne wird dieſelbe auf die Führung der ſogenannten blanken Waffe, d. i. des Degens, beſchränkt. Dieſer Degen kommt übrigens in ſehr verſchiedenen Formen vor, theils als langes, gerades Schwert (Cuiraſſier- oder Dragonerdegen, Hieber oder Haudegen, Studentenſchläger, Pallaſch), theils als krummer (oder ſogenannter Huſaren-) Säbel, theils als Stoßdegen, welcher wiederum entweder eine ſogenannte Rencontreklinge hat, die zum Hauen und Stoßen zugleich beſtimmt iſt (wie die frühern ſogenannten ſpaniſchen Raufdegen und die jetzigen Officiersdegen), oder eine dreikantige (prismatiſche) oder ſogenannte Schilfklinge, wie die Galanteriedegen (Parisiens) und der auf den teutſchen Univerſitäten übliche Stoßſchläger. Da das Fechten, abgeſehen von dem eigentlichen ernſten, kriegeriſchen oder Einzelkampfe theils als Vorbereitung für denſelben, theils als körperliche oder gymnaſtiſche Übung heutzutage meiſtens mit bloßen Rapieren, d. h. dem Degen in ſeinen verſchiedenen Formen ähnlichen, aber abgeſtumpften oder ſonſt unverletzend gemachten Klingen, geübt zu werden pflegt, ſo bezeichnet Fechtkunſt gewöhnlich nur die Geſchicklichkeit in Führung des Hau- oder Stoßrapiers. Es iſt hiernach nicht ganz richtig, wenn neuere Schriftſteller, z. B. der verdiente Werner, die Fechtkunſt definiren als die Kunſt, die (blanke) Waffe zur Vertheidigung ſeiner ſelbſt und zur Verletzung des Gegners nach berechneten und bewährten Grundſätzen und Regeln geſchickt zu führen (ſ. deſſen Schrift: Das Ganze d. Gymnaſtik 1834. S. 258).

Die Fechtkunſt wird in den ältern Fechtbüchern öfters als Wiſſenſchaft definirt („*sciença* d'arme,“ ſ. unten die Literatur; und ſelbſt in neuerer Zeit redet z. B. P. Frank in ſ. medic. Polizei (2. Bd. S. 590) von der Fechtkunſt als der „Wiſſenſchaft, ſich gegen einen feindlichen Angriff zu vertheidigen;“ ebenſo wird die Fechtkunſt auch noch in der in Jena 1798 erſchienenen „Anweiſung zu der teutſchen Fechtkunſt“ definirt als „Wiſſenſchaft“). Dies hing damit zuſammen, daß man früherhin das Wort Wiſſenſchaft in einer ſehr weiten Bedeutung zu nehmen pflegte, wie auch der Ausdruck ſchöne Wiſſenſchaften beweiſt, unter welchen man noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Theorien zu den ſogenannten ſchönen oder „galanten,“ d. i. „ritterlichen“ Künſten verſtand, zu denen namentlich das Fechten gehörte [1]). In der That hat aber auch wirklich die Fechtkunſt eine wiſſenſchaftliche Seite, indem ſie auf Theorien ſogenannter exacten Disciplinen, auf der mathematiſchen und phyſikaliſchen Lehre vom Hebel und Keil beruht. Die wirkliche Ausübung der Fechtkunſt beſteht nämlich in einer künſtlichen Verwechſelung der Lage des Degens in geraden Linien und Winkeln oder in Cirkeln, mit genauer Berechnung der Entfernung (der ſogenannten Menſur) der beiden Kämpfer von einander, ſowie der verſchiedenen Eintheilung der Klinge (in ganze oder halbe Stärke und Schwäche), was zugleich der Grund iſt, warum es eine eigentliche Fechtkunſt (im ſtrengſten Sinne) nur für den Degen, nicht aber für Hirſchfänger, Dolche u. ſ. w. gibt, ſowie, warum man dieſe Fechtkunſt blos auf den Kampf zu Fuß beſchränkt, da bei dem Kampfe zu Pferde von keiner beſtimmten und regelmäßigen Menſur die Rede ſein kann, ebenſo wenig wie von einem ſogenannten Anbinden der Klingen und ſchulgerechten Hieben und Paraden. Daß viele Fechter gar nichts von dieſer mathematiſch-phyſikaliſchen Theorie in abstracto wiſſen und doch gute Fechter ſein können, wenn ſie nur überhaupt nach Regeln die Fechtkunſt erlernt haben, iſt richtig, entſpricht aber nur dem, daß auch die meiſten Billardſpieler und oft die beſten, z. B. die Marqueurs, gar nichts von der Theorie des Stoßes oder Abprallens der Billardkugeln in abstracto wiſſen, obwol ſie ſie in concreto geſchickt ausüben. Über die Anwendung der Mathematik und Phyſik auf die Fechtkunſt vgl. Dr. Joh. Wilh. Roux's Anleitung z. Fechtk. (1808.) 1. Bd. Auch die Grundſätze der Phyſiologie und Anatomie des menſchlichen Körpers müſſen hierbei berückſichtigt werden, wofür noch das Meiſte zu thun bleibt; es iſt zu wünſchen, daß dieſe Partie nach Analogie des claſſiſchen Werkes der Gebrüder Weber: „Mechanik der menſchlichen Gehwerkzeuge“ bald ausgefüllt wird. Noch iſt dabei zu bemerken, daß die in ſo vielen Fechtbüchern ſich findende Bezeichnung als theoretiſch-praktiſch um ſo überflüſſiger erſcheint, als in dieſen Büchern von jener wiſſenſchaftlichen Theorie in der Regel gar keine Rede iſt.

Die Fechtkunſt iſt, wie ſchon ihr Name ſagt, eine Kunſt im allgemeinſten Sinne, d. h. eine nach beſtimmten techniſchen Regeln des Angriffs und der Vertheidigung und einer zweckmäßigen Methode zu erlernende und auszuübende Geſchicklichkeit oder Fertigkeit, und man hat von Anfang ihrer Ausbildung an deshalb ſie ſtreng von dem ſogenannten Naturaliſiren im Waffengebrauche, dem durch bloße Übung ohne Beachtung von Regeln erlernten Fechten unterſchieden; wie ſich Ähnliches auch in Bezug auf die Reitkunſt und andere Künſte findet. Die Fechtkunſt iſt auch Kunſt im engern Sinne,

1) Vergl. Herder's Werke zur Philoſophie und Geſchichte. 1830. XIX. S. 170 fg.: „In den Zeiten des Ritterthums galten die ſog. galanten Künſte, die den Ritter galant, d. i. tapfer, liebreich, gefällig, artig machen ſollten. Die Theorie hierzu waren die ſogenannten ſchönen und galanten Wiſſenſchaften. — Noch in der Mitte des abgegangenen Jahrhunderts machten wenig mehr als Reiten, Jagen, Fechten, Ballſchlagen, Voltigiren, Tanzen das Regiſter der ſchönen Künſte aus, die man außer dem Pedantismus der Schulen dafür annahm; die Kenntniß dieſer Künſte, ſammt etwa der theatraliſchen und edlen Wappenkunſt, hießen die ſchönen Wiſſenſchaften unſerer Ritter und Helden. — Sie ſind galant zuſammengefaßt, wie in mehren Büchern, ſo in dem „Kurioſen Reit-, Jagd-, Fecht-, Tanz-, Ritterexercitien-Lexikon, verfaſſet von Valentino Trichtern, Stallmeiſter der G. A.-Univerſität Göttingen 1742,“ wo ſich denn auch die Muſik, vorzüglich die Jagdmuſik unter den ſchönen Wiſſenſchaften befindet.“

im Gegenſatze aller nur handwerksmäßigen Geſchicklichkeiten (wie z. B. der Uhrmacherkunſt), weil die Hand, obgleich das weſentliche Organ, doch nicht in ihnen die Hauptrolle ſpielt, auch die bloße Anweiſung von Seiten des Lehrers, ſowie der emſigſte Fleiß und die genaueſte Befolgung der Lehren von Seiten des Schülers noch keineswegs hinreichen, einen Fechter zum Fechtkünſtler zu bilden, und beſonders zu den höhern Graden der Vollkommenheit ſchlechterdings ein angebornes beſonderes Talent oder Naturgabe erfodert wird; endlich weil Niemand in der Fechtkunſt vollſtändig auslernt oder auslernen kann. Hierzu kommt noch, daß bei der Fechtkunſt der Gegenſtand, an dem oder gegen den ſie geübt wird, nicht eine todte Maſſe oder blos materielle Kraft (wie bei den meiſten übrigen Turnkünſten), ſondern ein beſeelter Organismus und zwar nicht ein immer noch in beſtimmte Schranken gebannter thieriſcher (wie z. B. das Pferd für die Reitkunſt), ſondern ein eigentlich geiſtiger oder vernünftiger, mithin unendlicher Steigerung fähiger iſt, und da ſich hierbei, wie im allgemeinen Menſchenkampfe oder Kriege, die einzelnen entſcheidenden Elemente, beſonders die geiſtigen Kräfte und mithin die Erfolge nie im Voraus berechnen laſſen [2]). Obwol ſich aus allem dieſen von ſelbſt ergibt, daß die Fechtkunſt nicht blos theoretiſch (z. B. durch bloßes Bücherſtudium, wie etwa die Schachſpielkunſt) erlernt werden kann, ſondern nur durch wirkliche Praxis, und obwol die ſo häufig auf den Titeln der Fechtbücher ſich findende Bezeichnung: „zum Selbſtunterricht" wahrhaft lächerlich erſcheint, ſo reicht doch allerdings die bloße Praxis oder Routine keineswegs aus, und auch hier hat die Theorie ihren unleugbaren Werth, weil ceteris paribus der ihrer Kundige dem bloßen „Naturaliſten" nothwendig überlegen iſt, daher auch auf die Fechtkunſt Goethe's Wort ſich anwenden läßt: „Die Kunſt iſt Kunſt; wer ſie nicht durchgedacht, der darf ſich keinen Künſtler nennen." Die Fechtkunſt wird ferner mit Recht nicht zu den blos techniſchen Künſten, ſondern zu den höhern, namentlich zu den ſogenannten liberalen Künſten gerechnet, theils weil es bei ihrer Ausübung nicht auf materiellen Gewinn ankommt, ſie auch kein handgreifliches Product liefert, theils weil herkömmlich die Fechtkunſt zu denjenigen Künſten gerechnet wird, die zu der Erziehung eines Freigebornen (gentleman) gehören, theils weil bei ihr eine ganze Menge körperlicher und geiſtiger Eigenſchaften oder Vorzüge erfodert werden, um es nur einigermaßen zur Meiſterſchaft zu bringen, die nicht Jedermanns Ding ſind. Es erfodert dieſelbe nämlich: 1) ein ſcharfes Augenmerk, um des Gegners Abſichten ſchon in ihrer kaum begonnenen Entwickelung zu durchblicken; 2) richtige Beurtheilungskraft, um dem errathenen Unternehmen des Gegners jeder Zeit mit den zweckmäßigſten Angriff- und Vertheidigungsbewegungen zu begegnen; 3) feines Gefühl, d. i. Taſtvermögen, mittels deſſen man ſchon durch den leiſeſten Druck der Waffenlage die Stellung zu erkennen vermag, in welcher man ſich mit ſeiner Klinge gegen die des Gegners befindet; 4) Geſchwindigkeit, um alle Bewegungen, für welche das Geſicht oder die Beurtheilungskraft entſchied, ausführen zu können, bevor noch der Gegner ſeine Gegenanſtalten zu treffen vermag; 5) Präciſion oder Beſtimmtheit, welche in der genauen Ausübung aller Regeln der Kunſt und ſo zu ſagen, in der tactmäßigen oder mechaniſchen Vollziehung paſſender und im Augenblicke erfoderlicher Bewegungen des Körpers und der Waffe (wie in der ſogenannten Applicatur beim Clavierſpiele) beſteht, da jedes Zögern ſelbſt dem übrigens geübten Fechter von größtem Nachtheile ſein würde; 6) Gegenwart des Geiſtes, um durch keine ungewöhnliche Bewegung des Gegners und überhaupt durch nichts außer Faſſung gebracht zu werden, ſondern in jedem vorkommenden Falle mit ruhiger Überlegung ſogleich das zweckdienlichſte Mittel anzuwenden; 7) endlich für die Fälle der ernſten Anwendung im Kriege oder Einzelkampfe Muth (der ſich, wie im Goethe'ſchen Götz von Berlichingen mit Recht geſagt iſt, nicht lernen läßt), d. h. Furchtloſigkeit in Gefahren und Tapferkeit oder andauernder Muth. Dagegen kann allerdings die Fechtkunſt nicht, wie die Reitkunſt (ſ. Hermann, Vorrede z. Metrik S. 17 und Krug Äſthetik, vgl. Scheidler, Hodegetik S. 437) zu den eigentlich ſchönen Künſten gerechnet werden, da ſie ihren Haupt- oder letzten Zweck nicht in ſich ſelbſt hat, ſondern immer nur entweder in dem Intereſſe der kriegeriſchen oder ſocialen Wehrhaftigkeit, der körperlichen Bewegung, oder als (immer egoiſtiſchen) Wettkampfſpiel, in welcher letztern Beziehung ſie mit der Schachſpielkunſt zuſammenzuſtellen iſt, wie auch wenigſtens beim Stoßfechten ein Paar kunſtgerechte Fechter ihre Gänge auf ähnliche Weiſe wie die Züge beim Schachſpiel einrichten können (vgl. des Dr. Wilh. Roux, Anleit. z. Fechtkunſt 1808.). Auch fehlt es beim Fechten an der Möglichkeit, eigentlich ſchöne Formen darin auszudrücken, da ſich auch bei ihr Alles auf allerlei winkelige oder geradlinige Bewegungen reducirt, deren Sinn und Bedeutung nicht jedem Beſchauer, ſondern nur dem Kunſtverſtändigen klar wird, nicht zu dem Schönheitsgefühle, ſondern nur zu dem Verſtande ſpricht (vgl. Wilh. Meiſter's Lehrjahre. 4. Buch 5. Cap.). grade ſowie die der Fechtkunſt in mehrfacher Hinſicht ähnliche Feſtungsbaukunſt von der äſthetiſchen Architektur ſpecifiſch verſchieden iſt.

II. Zweck und Werth. — Im Allgemeinen läßt ſich das Fechten unter folgenden verſchiedenen Geſichtspunkten auffaſſen: 1) Als geſunde und kräftigende Leibesbewegung (Motion) ſchlechtweg, oder in blos diätetiſcher Beziehung. 2) Als eigentlich gymnaſtiſche Übung oder als Theil der Turnkunſt, welche als ſolche nicht blos die harmoniſche Ausbildung aller Theile, Kräfte und Anlagen des Körpers, oder die phyſiſche Ertüchtigung, ſondern auch die geiſtige Erſtarkung durch Übung und Ausbildung der Beſonnenheit, Geiſtesgegenwart, des Muthes, der Tapferkeit, der Ausdauer u. ſ. w. zum Endzweck hat. 3) Als eine in der teutſchen Volksthümlichkeit gegründete, derſelben vorzugsweiſe zu-

2) Die Schwierigkeit der Fechtkunſt und die Vorzüge derſelben vor der Tanz- und Reitkunſt in dieſer Hinſicht hat ſchon einer der Hauptſchüler des ſpäter zu erwähnenden W. Kreußler in Jena, der weimariſche Hauptmann Weiſchner, in ſ. „Übungen auf dem fürſtl. ſächſ. Hoffechtboden zu Weimar 1764, Vorberichte," in ſeiner naiven Sprache ſehr gut auseinandergeſetzt.

ſagende, insbeſondere auch auf unſern Hochſchulen von jeher eingebürgerte Art Kampfſpiele. 4) Als ein nothwendiger Beſtandtheil der männlichen Ausbildung überhaupt, zu welcher nothwendig ein gewiſſes Maß von Wehrhaftigkeit gehört, und der eigentlichen kriegeriſchen Ausbildung insbeſondere, welche letztere keineswegs blos auf den Kriegerſtand zu beſchränken iſt, da ohne Frage jeder geſunde und waffenfähige Mann in jedem Stande oder Berufe perſönlich zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet iſt. 5) Gemäß der im modernen Europa dermalen noch herrſchenden Begriffe von Ehre und Ehrenhaftigkeit als ein nothwendiger Beſtandtheil der adeligen oder ritterlichen Erziehung, oder mit andern Worten: als eine nothwendige und nützliche Kunſt in Beziehung auf den in gewiſſen Standesverhältniſſen oft unvermeidlichen und immer möglichen Zweikampf. Nach dieſen verſchiedenen Geſichtspunkten ſtellt ſich theils überhaupt der Werth dieſer Kunſt dar, theils insbeſondere die Verſchiedenheit des Fechtens auf Hieb und Stoß.

Als Leibesbewegung gehört das Fechten ohne Zweifel zu den allervorzüglichſten, zumal es in der kürzeſten Zeit die ſtärkſte Motion macht; doch iſt aus demſelben Grunde, weil es eine ſehr gewaltſame Bewegung iſt, in diätetiſcher Beziehung die nöthige Vorſicht nicht zu vernachläſſigen. (Vgl. Peter Frank, Med. Polizei 2. Bd. S. 590.) Das Stoßfechten ſtrengt weniger an und übt zugleich nicht blos die Muskeln des Arms, ſondern auch die der Schenkel und Füße, wogegen das Hiebfechten den Vorzug hat, eine ſtärkere Motion zu ſein und den Körper mehr zu kräftigen. Beſonders für Gelehrte erſcheint das Fechten als die trefflichſte aller Leibesbewegungen, da daſſelbe, wie bemerkt, am wenigſten Zeit koſtet, und wenn es als Kunſt getrieben wird, zugleich den Geiſt beſchäftigt. Daher wird daſſelbe auch von dem berühmten Tiſſot auf das Nachdrücklichſte empfohlen [3]). Es iſt ſehr zu beklagen, daß in der neuern Zeit dieſe edle Kunſt namentlich in der Gelehrtenwelt ſo ſehr aus der Mode gekommen iſt, eine Sache, die zugleich in national-ökonomiſcher und ſtaatswirthſchaftlicher Beziehung beachtet zu werden verdient; man berechne nur, wie viel Geld und Zeit Jahr aus Jahr ein durch den Beſuch der Bäder verloren geht [4]), der in den allermeiſten Fällen doch blos den Zweck hat, die übeln Folgen des Sitzlebens unſrer Gelehrten und Staatsdiener, die, mit Jean Paul zu reden, immer auf ſchlechten Unterleibern wohnen, wieder aufzuheben und welcher füglich erſpart werden könnte, wenn die Fechtkunſt fortwährend auch im männlichen Alter getrieben würde [5]). Beſonders iſt zu beklagen, daß auf unſern Univerſitäten grade der diätetiſche Werth des Fechtens am allermeiſten von den Studenten verkannt zu werden pflegt, indem in der Regel nur die doch immer ſehr geringe Minorität der ſogenannten Corpsburſchen oder Landsmannſchafter, Kränzianer, den Fechtboden beſucht, welche dem ſogenannten Duellcomment ſich unterwirft und das Fechten blos des Duells wegen lernt und übt. So lange das Duellweſen auf unſern Univerſitäten fortdauert, wird freilich auch dieſer Übelſtand bleiben und werden grade die geiſtig und wiſſenſchaftlich Tüchtigern, von denen der Staat am meiſten zu hoffen hat und bei denen zugleich eine tüchtige körperliche Ausbildung am allernöthigſten wäre [6]), um das harmoniſche Gleichgewicht (die Eurythmie) der Körper- und der Seelenkräfte, welches die Griechen als das höchſte Ziel anſahen, zu bewirken — den Fechtboden vermeiden. Hierzu kommt der Umſtand, daß eben jenes Duellunweſens wegen der Staat ſich von jeher genöthigt geſehen hat, auf jeder Univerſität nur einen Fechtmeiſter anzuſtellen und den Beſuch nur eines Fechtbodens zu erlauben (vgl. Michaelis Raiſonnement über die proteſt. Univ. 3. Bd. S. 106 fg.), ſowie alles Fechten außerhalb des Fechtbodens gar zu verbieten. Iſt es aber nicht im Grunde wahrhaft lächerlich, wenn in unſern Lectionskatalogen auch von der Gelegenheit, fechten zu lernen, durch Namhaftmachung eines Fechtmeiſters für eine Univerſität die Rede iſt, die von 400, 600, 800 oder 1200 Studenten und darüber beſucht wird?

Als eigentlich gymnaſtiſche Kunſt betrachtet gebührt der Fechtkunſt, wie auch Jahn bemerkt, eine der erſten Stellen unter allen Turnkünſten [7]), ja wenn dieſelbe wahrhaft als Kunſt ausgeübt wird, aus den oben ſchon erörterten Gründen und beſonders, weil hier Geiſt gegen Geiſt kämpft, die erſte Stelle. Dies gilt wiederum vorzugsweiſe von der Stoßfechtkunſt, die in dieſer Beziehung unendlich mehr Werth hat, als das Hiebfechten [8]). Doch ſollte nach alter teutſcher Art die Fechtkunſt ſowol auf Stoß wie auf Hieb und ebenſo wol auf die rechte, wie auf die linke Hand geübt werden. Auch darin hat die Fechtkunſt einen Vorzug vor den übrigen Turnübungen, daß man ſie auch im höhern Mannesalter, wo der Körper für die Übungen am Reck nicht mehr geſchmeidig genug iſt, fortſetzen und darin zugleich mit der Jugend in Verbindung bleiben kann, ohne grade wie in den andern Turnkünſten, deren Überlegenheit fühlen und anerkennen zu müſſen. Es iſt auch zu wünſchen und gewiß zu hoffen, daß die Fechtkunſt bei dem ſo lebhaft wieder erwachten Intereſſe an dem Turnen (welches bekanntlich vor einem Vierteljahrhundert aus Gründen einer nicht ſonderlich lobenswerthen ſogenannten Politik verpönt worden war) auf den Fechtſälen der Turngemeinden wieder recht emporblühen und von dem Verfalle ſich erholen wird, in welchen es beſonders auf den akademiſchen Fechtböden gerathen iſt, wie ebenfalls ſchon Jahn angedeutet hat [9]).

3) Über die Geſundheit der Gelehrten. (Die hierauf bezügliche Stelle findet ſich auch in Vieth, Encyklopädie der Leibesübungen. 2. Bd. mitgetheilt.) 4) Vgl. Schleiermacher, Sarkaſtiſche Strafpredigt über dieſen Beſuch, in ſ. Reden und Abhandlungen. (Berlin 1835.) S. 282. 5) Vgl. Scheidler's Einleitung zu W. Roux's Anweiſung zum Hiebfechten. 1840. S. 38 fg.

6) Scheidler, Hodegetik S. 419; vgl. S. 10. 112. Dahlmann, Politik S. 261. 7) „Das Fechten iſt eine weſentliche Hauptübung, und zwar zur vollſtändigen Turnbildung ganz unentbehrlich.“ Jahn und Eiſelen, Teutſche Turnkunſt. (Berlin 1816.) Vorr. S. XIII. 8) Scheidler, Über das teutſche Studentenleben. (Jena 1842.) S. 71. Vgl. deſſen Hieb oder Stoß? (Jena 1843.) 9) „Es hat der Fechtkunſt als ſolcher geſchadet, daß ſie als Selbſthilfe und Kampfſchirm ausſchließlich betrachtet worden. So hat ſich jeder beſondere Kampfbrauch in die Kunſt gemiſcht. Dadurch, daß der altteutſche Kampfwart erſt ein

Dies führt uns zugleich auf den dritten Punkt, die Bedeutung der Fechtkunſt als volksthümlicher Kampfſpiele, wobei wir auf die Geſchichte der Fechtkunſt verweiſen und daran den Wunſch knüpfen, daß jene alten Fechtergeſellſchaften, die ſich im ganzen teutſchen Volke fanden, in einer zeitgemäßen Umgeſtaltung wieder aufleben möchten. Es iſt dies um ſo mehr zu wünſchen, als die Fechtkunſt namentlich auf den Stoß, dem Körper eine edle männliche Haltung gibt, deren Mangel grade als ein Nationalfehler der Teutſchen und zwar leider nicht blos des ſogenannten gemeinen Mannes anzuſehen iſt und mit Recht getadelt wird; in welcher Hinſicht man das Wiederaufblühen der Fechtkunſt in unſerm Vaterlande als eine Nationalſache betrachten ſollte [10]). Es iſt auch heutzutage keineswegs zu fürchten, daß dadurch etwa dem Duellunweſen Vorſchub gethan werden würde, da letzteres jetzt nur noch bei der privilegirten Claſſe des noch mittelaltrigen Feudaladels, ſowie des Officiercorps und einem (ſehr klein gewordenen) Theile der Studentenwelt noch üblich iſt, während die unermeßliche Mehrheit der eigentlichen Bürger (des dritten oder Mittelſtandes) längſt über die Alfanzereien, Grillen und Capricen des wälſchen Point d'honneur und der ſogenannten Ehrenduelle hinausgekommen iſt. (Wir kommen auf dieſen Punkt noch ſpäter zurück.) In ſofern hierbei die Volksthümlichkeit in Frage kommt, hat allerdings das Hiebfechten vor dem Stoßfechten den Vorzug, daß es echt teutſchen Urſprungs iſt [11]), ferner den, daß es nicht ſo ſchwer zu erlernen, mithin einer allgemeinern Verbreitung fähiger iſt [12]).

Der Zuſammenhang der Fechtkunſt mit der allgemeinen Pflicht der Wehrhaftigkeit jedes Mannes bedarf wol keiner ausführlichen Beweisführung; da übrigens heutzutage das Degentragen außer an Höfen pro forma ganz abgekommen und an die Stelle deſſelben der Stock getreten iſt, ſo verlangt jene Pflicht gegenwärtig vorzugsweiſe die Erlernung der Fechtkunſt auf den Hieb, welche auch in der Beziehung den Vorzug vor der Stoßfechtkunſt hat, daß der derſelben Kundige ſich bei einem unvermutheten Anfall ſelbſt mit einem bloßen Stock beſſer vertheidigen wird, als der bloße Stoßfechter, der überdies nur das leichte Rapier zu führen gewohnt iſt und deſſen Arm daher weniger gekräftigt zu ſein pflegt [13]). Daß das Hiebfechten auch den Muth mehr übt und ausbildet, iſt ebenfalls klar und wird ſelbſt von Solchen eingeſtanden, die ſonſt dem Stoßfechten den Vorzug geben [14]).

Die Wichtigkeit der Fechtkunſt für die kriegeriſche Ausbildung verſteht ſich gleichfalls von ſelbſt, obwol leider! dieſelbe, namentlich wiederum bei den Teutſchen, viel zu ſehr verkannt wird, während z. B. bei allen franzöſiſchen Regimentern ſich Fechtmeiſter finden. Auch hierbei müßte das Fechten zugleich auf Stoß und Hieb gelernt werden, während höchſtens bei der Cavalerie bis jetzt und zwar gewöhnlich nur das rohe Hiebfechten (die ſogenannten Schwadronenhiebe) geübt wird. Namentlich müßten alle diejenigen Truppengattungen, welche einen geraden Säbel führen, wie die Dragoner und Cuiraſſiere, das Stoßfechten vorzugsweiſe üben, da ihre Waffe als Stoßwaffe gebraucht, ihnen eine große Überlegenheit gibt, indem man mit dem Stoße nach einer Parade den Gegner viel raſcher erreichen und viel gefährlicher verwunden kann. Nur zu gewiß iſt es, daß ſelbſt die Meiſten unſerer Officiere die Fechtkunſt nicht verſtehen [15]), was ſich unter

---

Mitmann und zuletzt ein Beiſtändner und lebendiger Schildhalter geworden, durch Stichblätter wie Suppenteller, durch Sturmhüte, Rieſenſtulpen, Schlaghoſen und Stiefeln wie Löſcheimer, iſt ſie auf den hohen Schulen ſehr ausgeartet." Jahn ꝛc. Turnkunſt. Vorr. S. XIV.

10) „Das Erlernen und die Übung der Stoßfechtkunſt iſt eine zugleich würdige und angenehme Erholung, trägt dazu bei, dem Körper eine männliche und doch nicht ſteife Haltung zu geben, und die allgemeine Verbreitung dieſer Fertigkeit iſt einer der wenigen Vorzüge, welche die Franzoſen in der That vor uns voraus haben. Denn wir müſſen es bekennen, daß wir Teutſche in dieſem Stücke große Rückſchritte gemacht haben; während in ältern Zeiten die Fechtkunſt ein Eigenthum des geſammten Volkes war, das ſich zur Verbreitung und Erhaltung derſelben in Brüderſchaften verband, vermag in unſern Tagen kaum noch der Edelmann, der Officier und — wohl oder übel — der Student die Klinge zu führen, der Bürger aber gar nicht, der im Geſellenſtande auf der Wanderſchaft unter Fechten nur noch Betteln verſteht!" Wilhelm v. Chézy, Die ſechs nobeln Paſſionen ꝛc. (Stuttgart 1842.) S. 93 fg. (Was das Wort Fechten in der letztgenannten Bedeutung betrifft, ſo ſtammt es von der ehemaligen Gewohnheit her, die Soldaten nach geendigtem Kriege allemal abzudanken, da dann viele derſelben unverſchämte Bettler wurden, welche ihre ungeſtüme und gewaltthätige Bettelei mit dem anſtändigen Namen des Fechtens zu bemänteln ſuchten. Vgl. J. G. Krünitz, Ökonomiſch-technologiſche Encyklopädie der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthſchaft und Kunſtgeſchichte. XXI. Th. S. 511 und XII. Th. [2. Aufl. Berlin 1786.] S. 366.) 11) „Es kann nicht beſtritten werden, daß von jeher den Teutſchen das Hauen natürlicher geweſen iſt, als das Stoßen, denn dies beweiſt die Geſchichte der Fechtkunſt unwiderleglich. — Das Hiebfechten iſt den Teutſchen ganz eigenthümlich, was der Mangel einer ordentlichen Hiebfechtkunſt bei andern Völkern zeigt." Eiſelen (Das teutſche Hiebfechten der berliner Turnſchule. [Berl. 1818.] Vorr. S. XVI) „Das Hiebfechten iſt ein echt teutſches Inſtitut. Die älteſten Schwerter der Teutſchen waren ohne Spitze, nur zu gewichtigen Hieben brauchbar. Von den älteſten Zeiten her wurde das Hiebfechten vorzüglich in Teutſchland kunſtgerecht getrieben und immer mehr ausgebildet; erſt ſpäter wurde mit dem Hiebe der Stoß verbunden und endlich Beides geſondert. Das Stoßen wurde zwar in neuern Zeiten allgemeiner, als das Hauen; doch hat letzteres ſich in Teutſchland immer im Ganze erhalten, und namentlich auf den Univerſitäten iſt das Hauen vorherrſchend geblieben." Werner, Gymnaſtik S. 336.

12) Vgl. die Einleitung zu W. Roux, Anweiſung zum Hiebfechten. 1840. S. 45 fg. 13) „Wird man z. B. auf der Landſtraße angefallen, und iſt vielleicht genöthigt, ſich mit einem bloßen Stocke gegen ungleiche Waffen und gegen einen Gegner, der nicht nach den Regeln der Kunſt uns angreift, zu vertheidigen, ſo wird uns die Fechtkunſt auf Stoß nichts helfen, wol aber kann uns dann die auf Hieb von großem Nutzen ſein." Werner, Gymnaſtik S. 336. 14) ſ. Riemann, Anweiſung zum Stoßfechten u. ſ. w. 1834. S. 6. 15) Werner, Das Ganze der Gymnaſtik S. 258: „Die Fechtkunſt verdiente von jedem Militair beſonders beachtet zu werden, und als einen nothwendigen und weſentlichen Zweig ſeiner Berufskenntniſſe ſollte ſie inſonderheit jeder Officier betrachten; darüber kann gar kein Streit ſtattfinden, denn die Waffen ſind ja ſein Handwerk. Um ſo mehr befremdet die Ungeſchicklichkeit und Bequemlichkeit, die man bisweilen bei jungen Officieren ſieht, welche mit dem Bischen zufrieden ſind, was ſie aus der Militairſchule herausgebracht haben, und nicht weiter daran denken, ſich in der Geſchicklichkeit zu vervollkommnen, die Waffe kunſtgerecht

Anderm auch dadurch beſtätigt findet, daß es immer mehr und mehr auch bei ihnen Mode wird, ihre Duelle durch die Piſtole auszumachen. Ein Hauptgrund dieſer ſo beklagenswerthen Vernachläſſigung der Fechtkunſt von Seiten des Officiercorps mag wol darin liegen, daß die gewöhnliche Waffe deſſelben, der ſogenannte Officiersdegen, zwar zum Hauen und Stoßen eingerichtet, aber weder für das Eine, noch das Andere wahrhaft brauchbar iſt, da das Stoßen nur mit einer dreikantigen oder ſogenannten Schilf-Klinge wirklich nach den Regeln der Kunſt geübt werden und das Hauen mit einer geraden Klinge, nur wenn dieſelbe bedeutend ſtark und mit einem beſonders ſchweren Gefäß verſehen iſt, von Erfolg ſein kann. Wie die Erfahrung gelehrt hat, iſt der gewöhnliche Officierdegen in dem wirklichen Kriege für die Officiere gar keine wahre Schutz- und Trutzwaffe [16]); daher es ſehr zu wünſchen wäre, wenn demſelben eine ſogenannte Halbpike oder ein Sponton gegeben würde, um wirklich ſowol beim Handgemenge thätigen Antheil nehmen, als auch in den Fällen eines Angriffs von Seiten eines einzelnen Reiters ſich ſchützen zu können. Übrigens iſt zwar im Allgemeinen nicht zu leugnen, daß in der neuern Kriegsführung ſeit der Erfindung des Pulvers die Fechtkunſt an Bedeutung für den Krieger verloren hat, daß aber dennoch auch noch jetzt in einzelnen Fällen dieſelbe gute Dienſte leiſten kann [17]), und daß ſie wegen der Ausbildung der früher genannten geiſtigen Fähigkeiten, ſowie wegen des Selbſtvertrauens, welches ſie dem ihrer Kundigen einflößt, von einem jeden Soldaten gelernt werden müßte [18]). Da nun in unſrer Zeit beſonders nach Preußens muſterhafter Wehrverfaſſung das uralte teutſche Inſtitut der Landwehr wieder aufgekommen iſt, wonach jeder Waffenfähige auch wirklich ſich kriegeriſch auszubilden die Pflicht hat, ſo ergibt ſich auch hieraus von ſelbſt, daß auch die Fechtkunſt von Allen ohne Ausnahme erlernt werden müßte.

Hier iſt der Ort einer neuerdings entſtandenen Unterart der Fechtkunſt mit einigen Worten zu gedenken, nämlich des Bayonnetfechtens, welches als Kunſt durch einen Teutſchen (den königlich ſächſiſchen Hauptmann von Selmnitz) begründet worden [19]) und ohne Frage in militairiſcher Hinſicht von der größten Wichtigkeit iſt, da heutzutage überall die Infanterie die Hauptmaſſe der Armeen, ſowie die, in der Regel wenigſtens, Alles entſcheidende in den Treffen oder Schlachten iſt. Für die Infanterie iſt aber grade das Bayonnet die wichtigſte Waffe, da das Schießen meiſt wirkungslos iſt (man hat ja berechnet, daß unter tauſend Musketenkugeln in einer Schlacht nur eine ihren Mann trifft!), auch oft, z. B. in Folge des ſtarken Regens oder bei Nacht, oder beim Ausgehen der Munition nicht angewendet werden kann und überdies durch den Rückſtoß des Gewehrs bei oftmaliger Wiederholung dem Schießenden die Backe wund ſchlägt. Mit großem Recht wird daher faſt überall jetzt das Bayonnetfechten eingeführt, welches ſich auch darum beſonders gut eignet, weil es nicht ſo ſchwer zu erlernen iſt, als die Fechtkunſt mit dem Degen oder Säbel [20]).

Wir kommen nun zu der letzten der erwähnten Beziehungen der Fechtkunſt, nämlich der zum Duell überhaupt, und zum Studentenduell insbeſondere. Es iſt zur Genüge bekannt, daß die Fechtkunſt in dem modernen Europa zu den ſogenannten edeln, oder richtiger adeligen, ritterlichen Künſten gerechnet wird, nicht ſowol weil ſie früher, als noch das Ritterthum blühete, ein nothwendiger Theil der adeligen oder ritterlichen Erziehung war, ſondern vornehmlich wegen des im Adel- und Officiercorps und dann auch in der dieſen bevorrechteten Ständen ſich gleichſtellenden Studentenwelt ſtattfindenden Herkommens die Ehrenſtreitigkeiten durch den Degen auszuma-

führen, die ſie an der Seite tragen. Sie könnten und ſollten am erſten in einer ununterbrochenen Übung bleiben, die allein eine vollendete Fertigkeit zu geben vermag."

16) Der General Rogniat erzählte zum Belege ſeiner Behauptung, daß, wenn z. B. beim Forciren eines Defilé's oder beim Sturm Ehre und Pflicht den Officieren vorſchreiben, ſich an die Spitze der Truppen zu ſetzen, und ſie nun an den Feind kommen, ſie mit ihrem ſchwachen Degen nichts gegen die Bayonnete ausrichten können, und die ihnen folgenden Soldaten nur hindern. „So habe ich einen von den Franzoſen auf das Fort Sagunt in Spanien gemachten Sturm mislingen ſehen. Die Breſche war eng und nur für fünf oder ſechs Mann gangbar. Als die Soldaten am Fuße der Breſche angekommen waren, ſtutzten ſie; acht oder zehn Officiere ſtürzten ſich an die Spitze, ſie erſtiegen die Breſche und der Reſt der Colonne folgte —; aber auf dem Gipfel angekommen, ſtrengten ſie ſich vergebens an, mit ihren Degen das Gefecht gegen die Bayonnete und Piken der Vertheidiger zu beſtehen; bald erlagen ſie dem Kampfe mit ungleicher Waffe, und ihr Sturz zog den der ganzen Colonne nach ſich." Näheres hierüber findet ſich in den Kriegsſchriften, herausgegeben von bairiſchen Officieren. (München 1820.) 1. Bd. 4. Heft. S. 60 fg. 17) Beiſpiele hierfür hat Riemann, Anweiſung zum Stoßfechten. Einleit. 1834. 18) „In dem Bewußtſein eines wohlgeübten und ſichern Gebrauchs der Waffe wird der Kämpfende ſtets eine mächtige Stütze ſeines Muthes und kühner Unerſchrockenheit finden, und ſich um ſo leichter zu heldenmüthigen, mit Selbſtaufopferung verbundenen Unternehmungen entſchließen, die mit der Sieger- und Bürgerkrone belohnt zu werden verdienen. Möge daher die Fechtkunſt auch zur Sache jedes gemeinen Soldaten aller Waffengattungen werden! Denn auf allen Punkten in den kämpfenden Reihen ſind es immer die Kundigen der genannten Kunſt, von welchen das Vaterland ſich die erſprießlichſten Dienſte zu verſprechen hat. Und iſt auch bei dem allgemeinen Zuſammenwirken in unſern heutigen Kriegsangriffen, wo die Schießwaffe dominirt und den entſcheidenden Ausſchlag gibt, die Anwendung der Fechtkunſt minder abzuſehen, ſo gibt ſie doch jedem Einzelnen eine heilſame Zuverſicht und Selbſtvertrauen, und macht ihn geſchickt in der Entwickelung der Hauptaction und etwa eintretendem einzelnen Kampfe, nicht nur das eigene Leben zu ſchützen, ſondern auch zum Retter ſeiner Kameraden zu werden." Werner, Das Ganze der Gymn. S. 259.

19) Die Bayonnetfechtkunſt. (Dresden 1825.) Neuere Schriften hierüber ſind: Zeitſchrift für Kunſt, Wiſſenſchaft und Geſchichte des Kriegs. 1826. 4. Heft. — Wieland, Anleitung zum Gebrauch des Bayonnets. (Baſel 1826.) — Vorſchriften für den Unterricht im Bayonnetfechten. (Neuburg 1828. 12.) — Die Anwendung des Bayonnets gegen Infanterie und Cavalerie in der königl. däniſchen Armee. Aus dem Däniſchen vom Capitain v. Janſen, Vorſteher der Unterofficierſchule zu Schleswig. (Braunſchweig 1829.) — v. Sinner, Das Bayonnetfechten. 1835. Wer, Bayonnetinſtruction. 1836. v. Rhein, Die Bayonnetfechtkunſt. 1840. 2. Ausg. 1844. — Vgl. die Allgem. Militairzeitung. 1827. S. 595—599. 601—606. 1828. S. 61. 1829. — Baiern führte gleich Hanover das Bayonnetfechten 1825 (Allgem. Militairzeitung. 1827. S. 164) nach v. Selmnitz ein; Würtemberg ſchon ſeit 1824 (ebend. 1826. S. 389. 391). Wie Frankreich darüber denkt, lieſt man ebend. 1826. S. 366. 1828. S. 668. 20) Vgl. Der praktiſche Unterricht in der Bayonnetfechtkunſt. (Bern 1835.) S. 1 fg.

chen; daher ſie auch unter den ſogenannten nobeln Paſſionen neben der Jagd, der Reit- und Tanzkunſt u. ſ. w. aufgeführt zu werden pflegt [21]). In Beziehung auf das Verhältniß der Fechtkunſt zum Duell iſt zunächſt der Hauptſatz feſtzuſtellen, daß mit dem Duell dies Verhältniß ein keineswegs in dem Begriffe ſelbſt ſchon gegebenes, ſondern nur zufälliges und ſodann, wo es ſich wirklich findet, ein im Ganzen vortheilhaftes iſt; mit andern Worten: die Fechtkunſt verliert nichts von ihrem wahren Werth, weil ſie zum Duell gemisbraucht worden iſt, noch jetzt gemisbraucht wird, oder doch werden kann, da ſie in keinem nothwendigen Zuſammenhang mit dieſer eingewurzelten Unſitte ſteht und im Gegentheile ſelbſt in dem Falle, daß man ſich beim Duell der blanken Waffe bedient, nur vortheilhaft wirkt. In den frühern Zeiten des mittelalterlichen Ritterthums war der Zweikampf in der damaligen naiven Vorſtellung bekanntlich ein wirkliches Gottesurtheil (eins der ſogenannten Ordalien), ein gerichtliches Beweismittel zur Entſcheidung von Rechtsſtreitigkeiten, ja von Rechtsfragen (ſ. Art. Duell), wobei natürlich nichts auf die größere oder geringere Ausbildung in der Fechtkunſt ankommen konnte oder doch ſollte. Ohnehin brachte es die damalige Ritterrüſtung mit ſich, daß Alles nur auf größere phyſiſche Stärke ankam (man denke nur an die Flamberge oder großen Turnierſchwerter, die mit beiden Händen gefaßt wurden, oder an die Streitkolben oder Streitärte, und daß die ganze Fechtergeſchicklichkeit nur darin beſtand, dem Feinde die ſogenannten Helmkleinodien herunterzuhauen. Dieſe Vorſtellung des Gottesurtheils wurde ſpäter dann auch auf die Duelle als Ehrenzweikämpfe übertragen und Montaigne erzählt unter Anderem, daß noch zu ſeiner Zeit wahrhaft ritterlich geſinnte Edelleute bei ihren Zweikämpfen abſichtlich derjenigen Waffe entſagten, in deren Führung ſie die Meiſterſchaft erlangt hatten, damit ihre bloße Tapferkeit oder phyſiſche Stärke deſto glänzender hervortrete. Allerdings änderte ſich dieſes ſpäter, als die frühere kräftige Erziehung einer allmälig einreißenden Verweichlichung Platz machte und darum an die Stelle des germaniſchen Schwertes der von Italienern und Spaniern zuerſt aufgebrachte Degen trat (ſ. Geſchichte der Fechtkunſt). Von dieſem Zeitpunkte an bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, wo endlich das Degentragen abkam, ward unleugbar die Fechtkunſt faſt nur des Duells wegen betrieben. In dieſer ganzen traurigen Periode einer allgemein herrſchenden Raufluſt [22]) hatte die Fechtkunſt jedenfalls noch das Verdienſt, die Ausgänge der Duelle weniger tragiſch zu machen, als ſie ſonſt jene geweſen ſein würden. In unſerer Zeit, die mit der franzöſiſchen Revolution bekanntlich beginnt [23]), und in der in Folge des allgemein erwachten Intereſſes an der Politik ſowie des durch jenes welthiſtoriſche Ereigniß allgemein herrſchend gewordenen Begriffs der Gleichheit vor dem Geſetz jenes aus der mittelalterlichen Apolitie und der widerrechtlichen Anmaßung des Adels [24]) ſtammende excluſive Weſen, welches die Selbſthilfe noch in einem wirklich geordneten Staatsleben als Standesprivilegium beibehalten will, immer mehr abkommt, iſt natürlich auch der Gebrauch oder vielmehr Misbrauch der Fechtkunſt für das Duell immer ſeltener geworden. Hierzu kam, daß in der neueſten Zeit das Piſtolenduell die herrſchende Form wurde, in der man Ehrenſtreitigkeiten nicht blos von Seiten des Adels überhaupt, ſondern auch des Officiercorps abzumachen übereinkam, was freilich gleicherweiſe ebenſo ſehr eine Folge, als Urſache eines fernerweiten Verfalls der Fechtkunſt war und reſp. noch iſt. Nur in Frankreich hat ſich, und zwar vorzugsweiſe der Gebrauch des Stoßdegens, ſowol beim Militair, als beim Civil, als Duellwaffe erhalten [25]) und ebendeshalb wird dort allerdings noch das Stoßfechten in ſteter Beziehung auf das Duell betrieben. In Teutſchland dagegen findet die Anwendung der Fechtkunſt beim Duell faſt nur noch auf unſern Univerſitäten ſtatt, und bei der unleugbaren Wichtigkeit dieſer Anſtalten für unſer ganzes Volks- und Staatsleben verdient dieſer Punkt gewiß eine größere Beachtung, als ihm ſeither zu Theil geworden iſt. Da man die längſt angedeuteten wirkſamen Mittel zur Abſchaffung der Duelle unter den Studenten durch Ehrengerichte, Belebung des Intereſſes am öffentlichen oder politiſchen Leben u. ſ. w. [26]) bisher nicht beliebt oder nicht beachtet hat, ſo verfiel man gar auf die Idee, die ſeit Jahrhunderten auf unſern Univerſitäten eingebürgerte Fechtkunſt völlig abſchaffen zu wollen. So erklärte z. B. der berühmte geheime Kirchenrath Paulus in Heidelberg in ſeiner Schrift über die Duellvereine auf Univerſitäten (1828.) S. 11: „die Fechtermeiſterkünſte und der Studienzweck gehören nicht zuſammen; die burſchikoſe Gladiatura adelt nicht; wozu jetzt noch Meiſter die Gladiaturam docent auf Studienanſtalten?" u. ſ. w., ferner S. 36: „Was iſt für unſre Zeit überflüſſiger, als die ganze akademiſche Fechterkunſtanſtalt? Ebendeswegen möchte der erſte nöthige Vorſchlag ſein, vor Allem das Fechten ſelbſt von den akademiſchen Studienanſtalten zu verbannen und die jetzigen Fechtmeiſter anderswo möglichſt gut zu verſorgen. So lange

21) W. v. Chézy, Die ſechs nobeln Paſſionen. 1842. S. 97: „Ein ritterlicher Mann ſoll mit großer Fertigkeit den Stoßdegen, das Rapier, den Säbel, den Pallaſch zu Fuß und zu Roß führen." Derſelbe bemerkt übrigens S. 98, daß das Fechten, wie auch die übrigen ſogenannten ritterlichen Übungen, nur mittelbar (d. h. nicht unbedingt oder excluſiv) den nobeln Paſſionen angehöre. „Und wenn einerſeits ein Cavalier ſich ſchämen ſollte, nicht Meiſter des Schwertes zu ſein, ſo wäre andererſeits zu wünſchen, daß auch im Volke die Fechtkunſt ſich wieder verbreite, und namentlich dieſe Verbreitung von den Heeren ausgehe, wozu bei uns die ehrenwerthe Claſſe der Unterofficiere erfreuliche Anfangsgründe lege (wo?), die von oben herab begünſtigt werden." 22) Pet. Frank, Medic. Poliz. II. S. 618.

23) Wachsmuth, Europäiſche Sittengeſchichte V, 2. S. 754.
24) Scheidler, Der Studentenſpiegel. 1844. S. 52. 106. 133.
25) „L'épée (der Dolchdegen oder ſogenannte Pariſien) est l'arme du gentilhomme français," ſagte mit Recht ein herausgefoderter Franzoſe. (S. des Fürſten von Lichnowsky 1844 herausgekommene Memoiren eines Lanzenknechts; früher abgedruckt in der Wiener Zeitſchrift für Kunſt, Literatur u. ſ. w. 1842. Nr. 107. S. 850.) Vgl. Scheidler, über das teutſche Studentenleben. 1842. S. 92.
26) So Stephani's Schrift: Wie die Duelle ſo leicht abzuſchaffen wären, 1828. Vgl. Scheidler, über die Abſchaffung der Duelle. 1829. Deſſen Teutſcher Studentenſpiegel. 1844. S. 33—135.

dieſe nur aus den ſogenannten Ritterakademien u. ſ. w. auch auf die Univerſitäten herübergekommene Kunſt der Gladiatura wie eine liberale gelehrt und bezahlt wird, verſuchen die Gewandteren ſie auch auszuüben. Iſt es nicht höchſt inconſequent, eine Kunſt mit Koſten lehren zu laſſen und ihre Ausübung doch verbieten zu müſſen? Nur wenn bei den Studirenden überall kein Rapier ſein darf, wird auch der Schläger verſchwinden. Sie werden dennoch „all der ſieben freien Künſte Magistri“ werden können. Denn ſoviel ich weiß, gibt es nirgends für irgend eine Staats- oder Kirchenanſtellung ein Examen rigorosum, wie weit ſich Supplicant in der gladiatura academica vorgeübt habe. Vielmehr kleidet es doch irgend einen Competenten um Civilſtellen gar nicht gut, wenn ihm einige Marken ſolcher Gladiatorskünſte quer im Geſicht ſtehen, die, wenn auch der ſpaniſche Knebelbart ohnehin abgelegt wird, dennoch zurückbleiben. Darf daher in dem ganzen Umkreiſe der Univerſitätsſtädte nicht rapiert werden, ſo ſind die Vorübungen für das Duelliren abgeſchnitten. Auch müßten die Pedelle um ſo gewiſſer jedes Raſſeln eines Schlägers hören und entdecken können. Daß nirgends in Wirths- oder Privathäuſern das Rapieren wider alles Verbieten doch geübt werde, wird die Polizei, wenn die Polizeidirectoren dadurch den ernſten Willen des Regenten zu erfüllen wiſſen und die unfolgſamen Rapierer einen bedeutenden Entdeckungspreis bezahlen müſſen, ſicherlich verhindern. Nicht ganz überflüſſig wird ſein, den Schwertfegern zu verbieten, daß ſie weder Rapiere, noch Schläger an Studenten verkaufen [27]) u. ſ. w.“ Dieſe Worte ſind nicht ſpurlos verhallt; vielmehr wurde derſelbe Vorſchlag ein Paar Jahre ſpäter in der freiſinnigſten der teutſchen Kammern, der badiſchen, alles Ernſtes wiederholt, indem es in einem desfallſigen Berichte der Petitionscommiſſion (von dem jetzigen Miniſterialdirector Rettig) heißt: „man hebe die akademiſchen Klopffechterſchulen auf!“ [28]). Auch noch vor einigen Jahren wurde in Bran's Minerva (Maiheft S. 329, in einer Gloſſe über den Zweikampf vom geheimen Medicinalrath Harnier in Caſſel) die Behauptung aufgeſtellt: „daß die Anſtellung eigentlicher Univerſitätsfechtmeiſter mit dem unbedingten Verbote des Duells doch eigentlich in dem wunderlichſten Widerſpruche ſtehe.“ Das Irrige dieſer Anſicht, die gleichwol von gar Vielen getheilt wird, wenn ſie ſich auch nicht ſo beſtimmt darüber ausſprechen und das Eitele oder Thörichte und Vergebliche, ſowie ſelbſt Widerrechtliche des Vorſchlages, das Fechten ganz von unſern Univerſitäten zu verbannen, bedarf ſchwerlich einer weitläufigen Auseinanderſetzung, da Alles, was von dem Werthe der Fechtkunſt und ihrer Betreibung als Motion, gymnaſtiſcher Kunſt, Mittel zur Ausbildung der allgemeinen Wehrhaftigkeit, endlich als volksthümliches Kampfſpiel geſagt worden, doppelt und dreifach für Studenten gilt. Dieſe grade in der Periode des ſich vollendenden körperlichen Wachsthums begriffen und einem von Hauſe aus ungeſunden Berufe ſich widmend [29]), bedürfen ſchon aus phyſiologiſchen Gründen einer beſonders kräftigen Motion, die auch in ethiſcher Beziehung nur vortheilhaft wirken kann, da die Ausbildung der Charakter- oder Willensſtärke in der Regel wenigſtens an die der Muskelſtärke geknüpft iſt [30]), wozu noch kommt, daß bemerktermaßen die Betreibung der Fechtkunſt theils die ſtärkſte Motion in der kürzeſten Zeit gewährt (eine halbe Stunde täglich tüchtig gefochten, iſt ſo gut, wie zwei Stunden ſpazierengehen!), theils als die geiſtigſte aller Turnkünſte ebenfalls vorzugsweiſe ſich am meiſten für Studenten eignet [31]). Ferner iſt der männlichen Jugend überhaupt die Luſt an Waffen- und Kriegsſpielen unleugbar angeboren [32]), wie die Pſychologie lehrt und die Erfahrung überall beſtätigt, und der teutſchen Jugend iſt ſie nun ohne Frage im höchſten Grade angeerbt. Kein Wunder, daß der teutſche Student das treffliche Inſtitut der akademiſchen Freiheit, die ihm geſtattet, er ſelbſt zu ſein, ſich ganz frei nach ſeiner Individualität zu entwickeln, ſobald er nur keine fremden Rechte verletzt [33]), auch dazu benutzt, um auch dieſem eingepflanzten (zu dem edlern Spieltriebe [34]) gehörigen) Triebe Befriedigung zu verſchaffen und namentlich im Luſtwettkampfe mit Andern die männlichen Eigenſchaften der Tapferkeit und des Muthes zu erproben und zu entwickeln. „Die Jugend“, ſagt in dieſer Beziehung ſehr richtig Profeſſor Roſenkranz [35]), „hat ihre Freude an der Kraft; ſie überſchätzt nicht ſelten dieſelbe, ſie kokettirt nicht ſelten mit dem Muthe. Aber angemeſſen iſt ihr eine ſolche Auffaſſung. Das Imponirende muß ihr noch den Vorzug haben. Der Körper ſelbſt iſt noch in der Entwickelung begriffen und ſo nimmt denn namentlich die Übung und Geltendmachung phyſiſcher Stärke und Gewandtheit einen nicht unbeträchtlichen Raum bei ihr ein. Die Tapferkeit, als Nichtachtung des Lebens, als Beweis perſönlicher Entſchloſſenheit, wird zärtlich geliebt. Die Waffenluſt iſt der männlichen Jugend eines freien Volks ſo natürlich, als der weiblichen die Putzluſt. In ganz Teutſchland macht man ſich vom Studenten kein anderes Bild, als daß er zu fechten verſtehe. Das Rapier iſt ein von ihm unabtrennbares Acceſſorium; ein eigener Zauber ſcheint in dem gefährlichen Stahle zu ruhen, obwol die Zeit längſt vorüber iſt, wo der Student nie anders ging, als mit dem Degen an der Seite.“ Ohne Zweifel würde man überdies durch Abſchaffung der Fechtkunſt auf unſern Univerſitäten, geſetzt auch, ſie ließe ſich durchſetzen, den eigentlichen Hauptzweck, die Abſchaffung der Duelle, nicht nur nicht erreichen, ſondern im Gegentheil die letztern nur noch

27) Vgl. dagegen Scheidler, über die Abſchaffung der Duelle. 1829. S. 99 fg. 28) Geprüft und widerlegt in Scheidler's Apologie der teutſchen Univerſitäten. Minerva 1832. Aprilheft S. 65—136.

29) Scheidler, Hodegetik S. 424 fg. 30) Heinroth, Pſychologie S. 255. 31) Selbſt in Hinſicht der praktiſchen Berufsbildung iſt eine möglichſte Stärke der Arme oft ſehr wünſchenswerth, z. B. für Mediciner. 32) „Tout jeune homme, pour peu qu'il ait d'ardeur, est animé par les *jeux* même et *l'image de la guerre.*“ *Gibbon*. Mémoires 1, 140. 33) Scheidler, Idee der Univ. S. 320. 34) Daß es einen ſolchen gibt, iſt aus Schiller wol als bekannt vorauszuſetzen; vgl. Jeniſch, Univerſalhiſtoriſcher Überblick u. ſ. w. 1. Bd. S. 240 fg. 35) Der Zweikampf auf unſern Univerſitäten. 1837. S. 10.

geſährlicher machen, indem dann entweder das Duelliren mit krummen Säbeln, bei welchem nur die rohe Körperkraft entſcheidet und weit mehr gefährliche Verwundungen vorkommen, oder gar das Piſtolenduell allgemein auch unter Studenten Mode werden würde, dieſe unſinnigſte aller Arten von Zweikämpfen, die nur einer ſo unmännlich gebildeten und blaſirten Generation zuſagen kann, wie leider! die moderne Nobleſſe und das heutige Junkerthum faſt überall erſcheint [36]). Weit entfernt, die Fechtkunſt von unſern Univerſitäten zu verbannen, müßte man im Gegentheile, wie auch Schleiermacher ſchon längſt angerathen [37]), ihre Betreibung allgemein zur Pflicht machen, und alle diejenigen, die ſich, ohne ausgelernte Fechter zu ſein, ſchlagen, mit harten Strafen belegen. Dagegen iſt es allerdings im Intereſſe der Fechtkunſt ſelbſt ſehr zu wünſchen, daß die Studentenduelle endlich aufhören (wozu jetzt die Ausſichten günſtig ſind) [38]), da, wie oben ſchon bemerkt, die Fechtkunſt auf unſern Hochſchulen ſeit Langem durch jene Beziehung ſehr in Verfall gerathen iſt.

III. Geſchichte der Fechtkunſt. — Die erſte Kunde von eigentlicher Fechtkunſt finden wir bei dem merkwürdigen Volke, welches unter allen uns bekannten am erſten eine höhere Stufe der Civiliſation und Cultur erſtiegen hat, bei den Hindus, bei welchen gymnaſtiſche Übungen überhaupt allgemeine Volksſitte waren und zu den öffentlichen Ergötzungen gehörten, und welche beſonders dann eine rege Theilnahme fanden, wenn ein Fürſt ſie begünſtigte [39]). Dabei wird erwähnt, daß unter der Muhammedaniſchen Dynaſtie der Niſamſchahe (d. i. Ordnungskönige) Ahmed I. ein ſehr großer Liebhaber des (heutzutage beim Militair bekanntlich ſehr beliebten) [40]) Stockfechtens war, wodurch dieſe Leibesübung ſo zur herrſchenden Mode ward, daß man ſtatt der Schulen überall nur Übungsplätze für ſolche Fechtkünſte ſah, und daß die Zweikämpfe ſehr zunahmen [41]).

Bei den alten Griechen ward bekanntlich die Gymnaſtik als der eine Hauptgegenſtand der Erziehung angeſehen und durch Staatseinrichtungen und allgemeine Volksfeſte mehr gefördert [42]); doch bezog ſie ſich mehr auf Ringen, Laufen, Tanzen und andere Übungen, die dem Schönheitsſinne dieſer Nation mehr zuſagten. Schon beim Homer wird der Fauſtkampf (πὺξ, πυγμαχία) erwähnt (Il. XXIII, 621. 634. 653), der allerdings als die erſte und natürlichſte Art der Fechtkunſt im weiteren Sinne angeſehen werden kann, übrigens ſpäter als eine nur rohe Äußerung der Körperkraft in Miscredit kam, namentlich den Jünglingen unterſagt ward [43]). Auch galt den Griechen das Ringen, die Jagd und der kriegeriſche Tanz (die Pyrrhichia) für die beſte Vorübung des Kriegs [44]), während der Fauſtkampf nur von Athleten von Profeſſion getrieben wurde, die ſich dazu des ſogenannten Ceſtus bedienten, indem ſie Hand und Arm mit einem ſtarken ledernen Riemen umwickelten, worin an mehren Stellen Stücke Blei befeſtigt waren, um die Streiche deſto nachdrücklicher zu machen; eine begreiflich höchſt gewaltſame Übung, die oft gefährliche Verletzungen oder ſogar den Tod zur Folge haben mußte und daher unmöglich beliebt ſein konnte [45]). Nur eine edle und ſchöne Ausbildung des Körpers, die gleichmäßige Entwickelung aller Anlagen deſſelben (Euexie) galt den feinen, gebildeten Griechen als das eigentliche Ziel der Gymnaſtik [46]), nicht aber die einſeitige Klopffechterkunſt der Athleten, welche deshalb in ſchlechtem Rufe ſtand [47]) und unter Andern von Platon und von Ariſtoteles entſchieden verworfen wird [48]), welcher Erſtere zugleich es beſtimmt ausſpricht, daß die bloße Betreibung der Gymnaſtik (ohne Muſik, d. h. geiſtige Bildung) ebenſo leicht zur Rohheit und Wildheit ausarte, wo dann die Überlegenheit in körperlichen Übungen zum Nachtheile Anderer leicht gemisbraucht werde, als die bloße Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften zur Weichlichkeit und Feigheit [49]).

Die Römer, wie bekannt von Haus aus eins der kriegeriſcheſten Völker, übten beſonders in ihrer frühern guten Zeit ihre Jugend in allen Arten von Leibesübungen, wie dies unter Anderm aus einer Stelle des Plautus ſich ergibt [50]), in der auch ausdrücklich von Fechterkämpfen geredet wird. Mit dem einreißenden Sittenverfalle und dem damit zuſammenhängenden politiſchen änderte ſich dieſes, und nach Aufhören der Republik ſtand auch die Gymnaſtik nicht mehr in ihrem frühern Anſehen [51]). Während in Griechenland die gymnaſtiſchen Wettkämpfe ausſchließlich Sache der als Sieger durch Statuen und Lieder verherrlichten Freien und von ihnen die Sklaven ausgeſchloſſen waren, galt bei den Römern die Theilnahme an denſelben für Schande und Schmach, und war eigentlich nur Sache Gedungener oder Leibeigener [52]).

36) Man gedenke nur der Duellgeſchichten der letzten Jahre, beſonders des Gölen-Haber'ſchen Skandals. 37) Geleg. Gedanken über Univerſitäten S. 129. 38) Scheidler, Teutſcher Studentenſpiegel, Vorrede. Vgl. die Allgem. Zeitſchrift für Teutſchlands Hochſchulen. 1844 und 1845. 39) Ritter's Erdkunde I, 805. 40) Maßmann, Leibesübungen zur Militairgymnaſtik. (Landshut 1830.) S. 9. 170. 41) Cramer, Geſchichte der Erziehung und des Unterrichts. 1832. I, 67. 42) Vgl. Pindar, und Thierſch's Dedication der Überſ. an Jahn. 43) Otfr. Müller's Dorier III, 305. — Platon gedenkt (de leg. lib. VII.) zweier Fauſtfechtmeiſter, des Epeios und Amykos, die allerlei Kunſtgriffe erfannen, welche Platon aber als unnütz und unpraktiſch verwirft.

44) *Plato*, De leg. lib. VII. 45) Vieth, Encykl. der Leibesübungen I. S. 49. 46) Cramer a. a. O. I. S. 213. Krauſe's Theagenes. 1835. S. 9 fg. 47) Plutarch im Philopömen C. 4. — Nur bei den Doriern, Kretern und Spartanern überwog die einſeitige agoniſtiſche Gymnaſtik. Cramer, Geſchichte der Erziehung ꝛc. I, 212. 292. 48) *Plato*, *De leg.* lib. VII. *Aristot.* Polit. VIII. c. 4. 49) De rep. lib. VIII. De leg. lib. III. 50)

Namque cursu, luctando, hasta, pugillatu, pila,
Saliendo sese exercebant magis quam scorto aut suaviis,
Ibi suam aetatem extendebant.

Plautus in Bacchid. Act. III. Sc. 3. v. 24. Einem fetten Reiter entzogen die Römer das Pferd, welches er vom gemeinen Weſen empfangen hatte. ſ. *Stukius*, Antiquit. convival. Jul. c. *Bulengeri* lib. de Ludis veterum. Edit. *Gronovii*. T. VII. Vgl. P. Frank, Syſtem der medic. Polizei. II. Bd. S. 469. 51) *Seneca* Ep. 124. (Die Stoiker waren beſonders gegen dieſelbe eingenommen; *Epict.* Enchir. c. 48. *Seneca*, De brev. vit. c. 12.) 52) Niebuhr, Röm. Geſch. I, 401. Cramer a. a. O. I, 404. II, 520 fg.

Dies gilt namentlich von den römiſchen Gladiatoren, die dem Sklavenſtande oder der verächtlichſten Volksclaſſe angehörten, und zu den grauſamen öffentlichen Fechterſpielen verbraucht wurden, an denen nur ein ſo rohes, blutdürſtiges, die kriegeriſche Ausbildung allem Übrigen vorziehendes Volk, wie die alten Römer, Geſchmack finden konnte. Bei den Griechen erregten ſie Abſcheu[53]), während ſelbſt die gebildetſten und beſten Römer keinen Anſtoß an ihnen nahmen[54]), wie denn nicht nur Cäſar (überhaupt freilich) eine große Menge von Gladiatoren unterhielt, ſondern auch Trajan in Zeit von einem halben Jahre 10,000 Gladiatoren auf die Schaubühne brachte und hinopferte[55]). Da dieſe Gladiatoren vor den Fechterſpielen regelmäßig jeden Tag von ihrem Aufſeher (lanista) in Fechtübungen unterrichtet wurden, wozu ſie ſtatt des Schwertes einen hölzernen Stab (rudem ligneam, ſowie wir heutzutage den Stock, Baton oder das Rapier) brauchten, und da dem geſchickten Sieger Ruhm und oft Freiheit, dem Beſiegten faſt jedes Mal der Tod zu Theil ward, ſo iſt kein Zweifel, daß hierbei die eigentliche Fechtkunſt (und zwar auf den Stoß, da die kurzen Schwerter der Römer ſchwerlich zum Hiebfechten taugten) zuerſt entſtand, wenngleich der Natur der Sache nach Niemand daran dachte, die hierbei aufgefundenen Regeln ſyſtematiſch zu ordnen und einen methodiſchen Unterricht darüber zu veröffentlichen, da, wie bemerkt, nur Sklaven, ausgeſetzte Kinder, Verbrecher u. ſ. w. der Gladiatur oblagen.

Was Teutſchland betrifft, ſo iſt es zur Genüge bekannt, wie kriegeriſch unſere Vorfahren von jeher waren. Schon Tacitus erzählt[56]) von ihren Waffenübungen, und bei ihnen galt überhaupt die ſogenannte körperliche Tapferkeit oder der Kriegsmuth allein für Mannhaftigkeit oder Tugend, wie ſchon ihre Sprache beweiſt[57]), und Seneca ausdrücklich ſagt[58]). Das Waffentragen, welches bei ihnen eine uralte allgemeine Sitte war, mußte nothwendig in Verbindung mit dem allgemein für erlaubt, ja für Pflicht gehaltenen Inſtitute der Selbſthilfe und Blutrache[59]) zu Fechtübungen Anlaß geben. Die Hauptwaffe der Teutſchen war urſprünglich die Lanze[60]), dann aber das lange Schwert als Hiebwaffe, welches daher bis auf die neueſte Zeit als der „teutſche Degen“ bezeichnet zu werden pflegt. Ihren kriegeriſchen Sinn behielten die Teutſchen auch noch lange nach Einführung des Chriſtenthums und ebenſo das Waffentragen, was natürlich zu vielen Gewaltſamkeiten Anlaß gab. Deshalb ſuchte ſchon Karl d. Gr. (ein großer Bekämpfer teutſchen Freiheitsſinnes) dieſe Sitte abzuſchaffen, aber er fand hierbei den größten Widerſtand. Die Biſchöfe ſchrieben auf dem Concilium zu Mainz im J. 813: „Wir Biſchöfe, die wir nichts mit weltlichen Dingen zu thun haben, wollen dabei bleiben, daß wir blos geiſtliche Waffen gebrauchen und die weltlichen Andern überlaſſen; aber den Laien, die bei uns ſind, wollen wir nicht verwehren, Waffen zu tragen, weil dies ein alter Gebrauch iſt, der zu uns gekommen“[61]). Daß auch die Biſchöfe, die ſich hier mit den geiſtlichen Waffen begnügen wollen, es damit nichts weniger als genau genommen haben, und daß, obgleich das kanoniſche Recht den Geiſtlichen das Tragen von Waffen bei Strafe der Excommunication unterſagte, der größte Theil der höhern Geiſtlichkeit ſich um dieſes Geſetz gar nicht bekümmerte, daß vielmehr Erzbiſchöfe und Biſchöfe, Äbte und Prälaten das ganze Mittelalter hindurch bis in das 16. Jahrhundert hinein ebenſo gepanzert und gewaffnet einhergingen, wie Ritter und Knappen, iſt unbeſtreitbare Thatſache der Geſchichte und war auch in der Periode des Fauſtrechts ganz unvermeidlich. — Am meiſten mußten eigentliche Fechtübungen (der gerichtlichen Zweikämpfe als einer beſondern beliebten Art der Ordalien zu geſchweigen) durch die Ausbildung des Ritter- und Turnierweſens gefördert werden, welches letztere bekanntlich Heinrich der Vogler zum Schutze gegen die Angriffe der Hunnen in Teutſchland einführte[62]) und zur eigentlichen Nationalſache machte; eine Einrichtung, welche z. B. Möſer[63]) weit über die Lykurgiſchen und Fr. von Raumer[64]) über die der Olympiſchen Spiele ſetzt, und die ſich, da ſie dem kriegeriſchen teutſchen Charakter ſo zuſagte, aller ſpätern Verbote zum Trotz, noch lange (wenngleich in veränderten Formen), ſogar bis auf die neueſten Zeiten, erhielt. Da dieſe Schauſpiele, ſelbſt wenn ſie nur Turniere zum Schimpf (d. h. zur Luſt, mit abgeſtumpften Waffen) waren, häufig einen tragiſchen Ausgang hatten (ſo kamen z. B. 1403 auf einem Turnier zu Darmſtadt 26 Ritter ums Leben)[65]), ſo beſtrebte ſich die Geiſtlichkeit ſchon ſehr früh, ſie abzuſchaffen, und ſchon Innocenz II. ſagte im lateran'ſchen Concil: „Aus dieſen verabſcheuungswürdigen Schauſpielen folgt Leibes- und Seelenmord. Diejenigen, die dabei umkommen werden, ſollen daher nicht nach Kirchengebrauch begraben werden.“ Ebenſo abſolvirte der Erzbiſchof Wichmann von Magdeburg den im Turnier 1175 getödteten Sohn des Markgrafen Dietrich von Meißen nicht eher von der Excommunication, bis deſſen Vater und einige Andere eidlich verſprachen, kein Turnier mehr zu halten[66]). Dieſe Verbote fanden ſo wenig Beachtung, wie das frühere des

53) Winkelmann's Werke. 1808. I. S. 15. 54) Plinius vertheidigt ſogar (im Paneg.) dieſelben aus jenem Geſichtspunkte; nur Tacitus (Dial. de orat. c. 29) erklärt ſich ſtark gegen die „gladiatorum studia.“ 55) *Diodor.* XLVIII; 15. 56) German. c. 24. 57) Tugend von Taugen, d. h. körperlich tüchtig ſein (wie virtus von vir, *Cic.* Tusc. p. II. 18). Auch Degen (urſprünglich thegan, ſ. Eberhard-Gruber's Synonym. 1829. s. Degen II, 37) gehört hierher, indem es von Thiehen, d. h. taugen, gedeihen, tapfer ſein (nur der Tapfere taugt etwas) herkommt. Noch jetzt bezeichnet Degen einen Krieger (Jungfrau von Orleans I, 3); ein alter Degenknopf (eigentlich Degenknoop, d. i. Knapp), ein Haudegen ꝛc. Anton, Geſchichte der teutſchen Nation I, 63. Ein Mann und eine Lanze war in den thüringiſchen Geſetzen ſynonym (Schmid, Geſchichte der Teutſchen II. C. 11), wie neuerdings ein Chapeau. 58) De ira I, 11 (Armis innascuntur innutriunturque, quorum unica cura est, alia negligentibus). 59) Schmid *a. a.* O. I. C. 3. 60) Wachsmuth, Europäiſche Sittengeſchichte. 1. Bd.

61) Vieth, Encykl. I. 215. 62) Vollgraff, Politik III. S. 142. 63) Patriot. Phantaſ. I. Nr. 4. Vgl. IV. Nr. 3. 35. 51. 64) Geſch. der Hohenſtaufen VI, 616. 65) Vieth I, 239. 66) Vieth a. a. O.

Waffentragens, und bis zu Ende des 15. Jahrhunderts wurde kein Reichstag, keine große Verſammlung in den Staaten ohne Turniere geſehen [67]). Selbſt in den ſpätern Jahrhunderten wurden deren noch gehalten, namentlich bei den Krönungsfeſten in Prag. In letzterer Stadt fand ein Turnier (freilich mehr ein ſogenanntes Carouſſel) noch im J. 1791 ſtatt; ebenſo in Rudolſtadt im J. 1793 (26. Aug.), welches von dem regierenden Fürſten (der ſich in dem Ausſchreiben Ludwig der Schwarzburger nannte) gegeben ward, und auf welchem der Herzog von Sachſen-Meiningen unter dem Namen Gürge der Meininger mitturnierte [68]). Daß dieſe Sitte vielfache Übungen des Körpers und namentlich im Fechten mit dem Schwerte, als der eigenthümlichſten teutſchen Waffe [69]), veranlaßte, und überhaupt viel zur Erhaltung des Ruhms der teutſchen Tapferkeit beitrug, iſt ebenſo klar und unbeſtreitbar, als daß der Geiſt des Ritterthums mit ſeinen Grundſätzen der Ehre, der Hochſchätzung des weiblichen Geſchlechts, der Beſchützung des Schwachen u. ſ. w. tief in unſere ganze Volksthümlichkeit eindrang. Übrigens lag es in der Natur der Sache, daß das adelige Ritterthum allmälig in Verfall kommen mußte, und ſchon vor der Erfindung des Schießpulvers war die Fechtkunſt auf ähnliche Art an den Bürger- und Gelehrtenſtand gelangt, wie auch die früher erblühte Hof- und Ritterpoeſie der dem Fürſten- und Adelſtande angehörige Minneſinger der Volksdichtung der bürgerlichen Meiſterſänger Platz machte, von der dann ein Rücktritt der Dichtung aus dem Volke unter die Gelehrtenwelt (den geiſtigen Adel) ſtattfand [70]).

Wie bekannt, erlangten ſchon ſeit dem 13. Jahrhundert die Städte durch das Aufblühen der Gewerbe und des Handels eine große Macht und eine politiſche Stellung gegenüber dem Adel und den Fürſten, namentlich ein eigentliches Waffenrecht [71]), auf deſſen Bewahrung ſie eifrig hielten. Da die Kriegsverfaſſung der damaligen Zeit es mit ſich brachte, daß beinahe alle Streitkräfte aus Reiterei beſtanden, ſo fanden ſich auch in den Städten eine große Menge von Bürgern, die zu Roß dienten, ſogenannte Conſtabler (von constabulus) oder reitende Glevenbürger, welche ebenfalls in der damaligen Zeit turnierfähig waren [72]), und ſchon hieraus läßt ſich annehmen, daß unter dieſem Bürgerſtande auch die Fechtkunſt gehörig betrieben wurde, da ſie dieſelbe namentlich zum Schwertkampfe auf den Turnieren brauchen konnten. Über die Bedeutung dieſes kriegeriſchen Bürgerſtandes mag es genügen, daran zu erinnern, daß berichtet wird, wie z. B. Mailand zu Ausgange des 13. Jahrhunderts 40,000 waffenfähige Bürger und mit Inbegriff ſeines anſehnlichen Gebiets 240,000 Mann Fußvolk und 8000 Reiter zählte; ſowie Florenz um die Mitte des 14. Jahrhunderts ein Heer von 25,000 Mann, worunter 1500 Reiter, aufſtellte [73]).

Wie damals Alles ſich in Zünfte, Gilden und Innungen vereinigte, ſo finden ſich ſchon frühzeitig dem Bürgerſtande angehörige und privilegirte Fechtergeſellſchaften. Die älteſte unter dieſen war in der freien Reichsſtadt Frankfurt a. M. unter dem Namen der Brüderſchaft von St. Marcus vom Löwenberg unter einem Hauptmanne und vier Meiſtern zuſammengetreten, den beſten damals im Fechten mit dem Schwerte in den freien Städten, und hatten ſo eine Fechtergilde gebildet [74]). Wenn ihnen gegenüber Einer als Fechter auftreten wollte, ſo hieben dieſe Marxbrüder, wie ſich dieſe fünf Männer von ihrem Schutzheiligen nannten, ihn alsbald ſo zuſammen, daß der ſich ihnen entweder in die Schule gab, oder ganz vom Fechten abſtand und ein anderes ehrſames Handwerk ergriff. Dadurch kam die frankfurter Fechtſchule der Marxbrüder ſehr in Ruf; auch wer der Waffen kundig war und in Teutſchland eine Fechtſchule halten wollte, pflegte in der Herbſtmeſſe nach Frankfurt zu ziehen. Dort ward er von den Meiſtern des Schwertes probirt, d. h. der Hauptmann und die vier Meiſter fochten auf öffentlichem Platze mit ihm vor den Augen der Bürger. Beſtand er bei der Probe, ſo ward er auf Geheiß des Hauptmanns mit dem großen Frankſchwerte kreuzweis über die Lenden geſchlagen. Zwei Goldgulden legte er für die Brüderſchaft aufs Schwert und empfing dann „die Heimlichkeit,“ die er ſchwören mußte, Keinem anzuvertrauen. Die Heimlichkeit beſtand in allerlei Kunſtgriffen bei der Führung des Schwertes. Jetzt durfte er das Wappen der Marxbrüder, einen Löwen, führen und in ganz Teutſchland das Fechten lehren. Das Privilegium der Marxbrüder ward am 10. Mai 1480 von Kaiſer Friedrich in Nürnberg erneuert, und noch ein Mal, den 27. Sept. 1512, durch Kaiſer Maximilian I. in Cöln am Rhein. Maximilian II. wiederholte es in Augsburg den 6. Mai 1566, und endlich noch ein Mal Kaiſer Rudolf II. den 10. Juli 1579 zu Prag. Das Fechten verbreitete ſich, alſo kaiſerlich geehrt, in Teutſchland weiter und weiter, ſodaß ſich allmälig auch andere, nicht privilegirte, Fechtereien bildeten, unter denen die berühmteſte und verbreitetſte die der „Federfechter“ war. Ihren Namen hatten ſie von der Feder, d. h. einem leichteren Degen, der nicht blos zum Hauen, ſondern auch und vornehmlich zum Stoßen gebraucht ward [75]), und den ſie im Gegenſatze gegen das große Schwert der Marxbrüder gewöhnlich führten, mit deren Waffen ſie übrigens ebenfalls gut umzugehen wußten. Die Federfechter machten bei ihrem Umherziehen in Teutſchland Anſchläge gegen die Marxbrüder und foderten ſie

67) Pfiſter, Geſch. der Teutſchen III. S. 647. 68) Vieth I, 244. 69) Werner, Gymnaſtik S. 9. 70) Gervinus, Geſchichte der poet. Nationalliteratur der Teutſchen. 1839. Abſchn. X und XI. 71) Eichhorn, Teutſche Staats- und Rechtsgeſchichte II, 503. Hüllmann, Städteweſen des Mittelalters. 1828. 3. Bd. S. 91 fg. 72) Hüllmann a. a. O. II. S. 180.

73) Hüllmann II, 195. 74) Vgl. Jahn's Turnkunſt S. 278, und beſonders einen Aufſatz vom Prof. Göttling über die thüringiſchen Fechterfamilie Kreußler, im Thüringer Volksfreund 1829. Nr. 43. S. 345. 75) „Feder“ bezeichnet in der (alten und zum Theil noch üblichen) Jagdſprache einen Spieß mit einem Knebel, auf welchen man die Wildſchweine anlaufen läßt, Schweinsfeder, Knebelſpieß; ſ. Adelung, Wörterbuch u. d. W. Feder (III. S. 66).

öffentlich auf, mit ihnen auf Stoß und Hieb ehrlich zu fechten; daher denn die Marxbrüder allmälig ſich auch mit der **Feder** bekannt machten. Dieſe „Feder," wie überhaupt das Fechten auf den Stoß, ſcheint **wälſchen** Urſprungs zu ſein, wovon gleich noch näher die Rede ſein wird. Damit ſteht nicht im Widerſpruche, daß (wie **Göttling** meint) die Federfechter zuerſt in Mecklenburg in eine **Gilde** zuſammengetreten ſind; ſie rühmten ſich nämlich, daß ihr Stifter das Wappen, welches ſie führten, nämlich einen Greifen, im Gegenſatze zum Löwen, von einem Herzoge von Mecklenburg erhalten habe. Sie nannten ſich auch **Freifechter von der Feder zum Greifenfels**, und hatten den heiligen Veit zum Patron. Der Hauptmann der Marxbrüder war nebſt der Lade und den Urkunden in **Frankfurt** a. M., der der Federfechter nebſt Lade und Urkunden in **Prag**; der Oberhauptmann beider Geſellſchaften war beſtändig im kaiſerlichen Hoflager als ihr Vertreter und Anwalt. Gemeiniglich waren den **Feder-** oder **Freifechtern** zugethan: Drahtzieher, Drechsler, Färber, Feuermauerkehrer, Gürtler, Hutmacher, Klipper oder Klempner, Meſſerſchmiede, Nadler, Schloſſer, Schneider, Schuhmacher, Seiler, Uhrmacher, Windenmacher und Zinngießer. **Marxbrüder** hingegen waren mehr Bäcker, Feilenhauer, Hammerſchmiede, Kürſchner, Poſamentirer, Rothgießer, Schellenmacher, Sägeſchmiede und Tuchmacher. Die Mitglieder beider Geſellſchaften hatten gleichen **Fechtbrauch** und gleiche Fecht- und Ringgeſetze, wonach Augen- und Schaftſtoß, ſowie Bein- und Armbruch verboten waren. Beide hielten überhaupt ſehr auf Ehre, Zucht, Sitte, Treue und Glauben. Wer dawider frevelte, wider Verbot mörderlich Gewehr brauchte oder damit verletzte, muthwillig Schulden machte und nicht bezahlte, überhaupt etwas beging, was ihm und der ganzen Geſellſchaft zu Schimpf und Schande gereichte, der wurde für einen untüchtigen Meiſter erkannt. Ihm wurde das Schwert öffentlich gelegt und er ſo aus der Rolle einer löblichen Zunft ausgelöſcht und getilgt [76]).

Es wird auch noch eine dritte Partei genannt, die ſogenannten **Luxbrüder**; über dieſe iſt man jedoch noch nicht ganz im Reinen. Nach der Meinung Einiger (z. B. **Jahn's**) bedeutet **Luxbrüder** eben das, was man gewöhnlich einen **Naturaliſten** nennt [77]). Andere (z. B. **Göttling**, **Werner**) meinen (und dies iſt wol die richtige Anſicht), daß die Luxbrüder ihren Namen von dem heiligen **Lukas** hätten, und eine gewöhnliche Fechtergilde geweſen wären, die jedoch jedenfalls in geringerem Anſehen ſtand, als die beiden obengenannten. Von ihnen ſollen auch die ſogenannten **Klopffechter** abſtammen [78]), die in den vorigen Jahrhunderten auf den Jahrmärkten herumzogen und ſich mit ihren Fechterkünſten für Geld ſehen ließen, auch bei Vermählungen und andern Feierlichkeiten von den großen Herren zum Vergnügen der Geſellſchaft gemiethet wurden. Es gab auch in den früheren Jahrhunderten an den Höfen ſolche eigens beſtallte fürſtliche Ringer und Klopffechter, bei deren Übungen das Arm- und Rippenbrechen, wie aus **Shakeſpeare** erhellt [79]), häufig vorgekommen ſein mag.

Die Geſellſchaft der Marxbrüder war, wie bemerkt, die älteſte (daher auch die älteſten teutſchen Fechtbücher in Frankfurt a. M. herauskamen [ſ. die Literatur]); die der **Federfechter** ward dagegen die am meiſten verbreitete, was beſonders ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts der Fall geweſen ſein mag, als das Tragen der Schwerter und Harniſche abkam und das der „Feder" oder des **Degens** s. str. aufkam. Dieſe „Feder" (öfters auch das „Rappier" genannt) [80]) und ihre Anwendung vorzüglich als **Stoßwaffe** iſt offenbar **wälſchen** Urſprungs und war, wie ſich aus den alten Fechtbüchern ergibt [81]), nichts anderes, als ein ſogenannter zweiſchneidiger Raufdegen mit einem Korbe (wie die göttinger Haurappiere); man focht mit demſelben auf Stoß und Hieb zugleich, was ebenfalls aus jenen Fechtbüchern erhellt, wo zugleich der Unterricht auf den Hieb mit eingeflochten iſt [82]). Den wälſchen Urſprung des Stoßes beweiſen theils die älteren italieniſchen Fechtbücher, theils die Namen der Stöße: Prim, Second, Terz etc. und die übrigen Kunſtausdrücke Passado, Ligada, Battuta etc., die ſchon **Shakeſpeare** [83]) ſammt dem ganzen wälſchen point d'honneur der „Ehrenpunkt-Auspunkter" verſpottet. Und ganz offenbar iſt der **dreikantige** (aus einer ſogenannten Schilfklinge beſtehende) Stoßdegen ein **wälſches** Product; er iſt nichts als eine Art verlängerten **Dolches**, dieſer eigenthümlichen Lieblingswaffe der Italiener, die auch ganz der tückiſchen, unerſättlichen Rachgier dieſer Nation entſpricht. **Dieſe** Italiener haben auch in ihren Fechtbüchern eigentlich nur (wie Kahn [84]) ſich ausdrückt) Anweiſungen zum „Todtſtechen und Maſſakriren" aufgeſtellt, wie ſich denn auch bei ihnen allein die Lectionen, dem Gegner Arm und Bein zu brechen, die des „Mantelwerfens [85])" und dergleichen mehr findet, welche von der **teutſchen** Fechtſchule, ſelbſt von den Klopffechtern [86]), als unehrenhaft („falſche Stöße") durchaus verworfen werden.

Mit der Verbreitung der **Feuerwaffe** kamen auch die genannten **Fechtergeſellſchaften** der Bürger und

---

76) **Jahn**, Turnkunſt S. 278. 77) „Wer ſich nicht in die Geſetze und den Brauch fügte, auch nicht mit reinen Stößen und Schlägen nach redlicher Fechterweiſe umging, ward nicht für tüchtig und zunftmäßig geachtet, ſondern als ein grauſamer und tückiſcher Lux (Luchs von lugen) angeſehen und **Luxbrüder** (wälſch Naturaliſt) genannt. Ein Luxbruder konnte in keiner Fechtergeſellſchaft Geſell und Meiſter werden, durfte keine Fechtſchule halten oder andere Übungen als Lehrmeiſter treiben; doch geſtatteten beide Geſellſchaften, daß ſich Luxbrüder mit ihnen auf Hieb und Stoß ſchlugen." a. a. O. S. 278. 78) **Vieth** I. S. 283.

79) Wie es euch gefällt. I. Sc. 2. 80) So z. B. im Hamlet V. 2. Hamlet und Laertes verwunden ſich beide mit der (vergifteten) **Spitze** des einen **Rappiers**. 81) Am deutlichſten aus dem Werke des **Salvator Fabris**, berühmteſten Fechters im 16. Jahrh., Ital. Fechtkunſt, überſetzt von **Hynitzſchen**. 1713. S. 18. Dieſe italieniſche Schule brachte ein gewiſſer Heinrich von und zum Velde (geſt. 1662 in Leipzig) nach Teutſchland. 82) Vgl. das handſchriftlich in Dresden befindliche Fechtbuch von **Hektor Mair** (**Werner's** Gymnaſtik S. 13. 258). **Schmid's** Fechtkunſt. (Nürnberg 1713.) S. 95. **Kahn**, Fechtkunſt, 1761, im Anhange. 83) Romeo und Julia II. Sc. 4; vgl. Was ihr wollt V. 4 und dazu **Warburton's** Noten. 84) Fechtkunſt. 1761. Anhang S. 30. 85) Vgl. das citirte Werk des **Salv. Fabris** S. 243. 86) **Vieth** I. S. 284.

Handwerker in Verfall und an ihre Stelle traten die Schützencompagnien. Dagegen erhielt ſich das Fechten fort und fort an den Cadetten- und Militairſchulen, überhaupt als nothwendiger Beſtandtheil einer ritterlichen oder adeligen Erziehung, da der Adel bis auf die neueſten Zeiten das Vorrecht behauptete, in allen ſogenannten Ehrenſachen ſich durch den Degen ſelber Recht zu verſchaffen und ebendarum auch auf den teutſchen Univerſitäten, weil die Studenten von jeher in dieſer Hinſicht dem Adel ſich gleich hielten.

Beſonders vom 16. Jahrhundert an verbreitete ſich die Anſicht allgemein, daß dieſes Zeichen des Adels nicht blos den Gebornen von Adel, ſondern allen Lehrern und Jüngern der Wiſſenſchaft, oder dem gelehrten Adel ohne Ausnahme zukomme. Die Studenten trugen demnach überall, wo man ſie nicht in ſogenannte „Burſen" oder ſogenannte Collegia einſperrte, Degen, was die akademiſche Obrigkeit ſtillſchweigend duldete, wenngleich es allerdings in den Statuten der meiſten im 16. Jahrhunderte geſtifteten Univerſitäten verboten war [87]). Die eigentlichen Duelle, als verabredete Zweikämpfe zur Sühne von Beleidigungen (im Gegenſatze gegen das ſogenannte Rencontre), ſollen in der That erſt aus dieſer Periode ſtammen, in der das Degentragen als Zeichen des Adels Mode ward [88]). Nach dem 30jährigen Kriege, während deſſen eine unerhörte Zügelloſigkeit im Misbrauche des Waffentragens und Duellirens auf den Univerſitäten eingeriſſen war, ſuchte man das Degentragen wieder möglichſt einzuſchränken; aber am Ende des 17. und in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts gaben die Geſetze überall der gewaltigen Mode nach, nach welcher nicht blos Studenten, ſondern alle den höhern Ständen („Honoratioren") angehörigen Männer und Jünglinge Degen trugen und tragen mußten, wenn ſie vor ihren Obern oder in Geſellſchaft erſcheinen wollten.

Der Degen, den man damals auf Univerſitäten trug, war, wie unſere heutigen ſogenannten Officiersdegen, zum Hauen und Stoßen zugleich brauchbar, wenngleich er vorzugsweiſe zum Stoßen gebraucht wurde. Es ergibt ſich dieſes, wie ſchon angedeutet, aus allen älteren Fechtbüchern, die nicht nur das Hauen anhangsweiſe in ihre Theorie des Fechtens auf den Stoß (welches ſie allein als eigentliche Fechtkunſt anſahen) mit abhandelten, ſondern welche auch verſchiedene Lectionen geben, wie man gegen Angriffe mit dem Stoße ſich zugleich des Hiebes bedienen könnte, oder umgekehrt. Am entſchiedenſten ſpricht hierüber der noch öfters zu erwähnende Kahn, welcher die Kreußler'ſche Schule zuerſt in einer ſyſtematiſchen Darſtellung veröffentlicht hat [89]).

Um nun auf die Fechtkunſt ſelbſt zurückzukommen, ſo iſt aus dem ſchon Erörterten zu vermuthen, daß die Studenten von jeher derſelben oblagen und ihre Waffen nicht blos zur Schau getragen haben werden. Dies beſtätigt auch die Geſchichte der Univerſitäten [90]), namentlich durch die mehrfach in den frühern akademiſchen Geſetzen vorkommenden Verbote des Beſuchs der „Fechtſchulen'' [91]), dergleichen erſt im 17. Jahrhundert eigens für die teutſchen Univerſitäten errichtet und privilegirt wurden, auf denen dann die Fechtkunſt von dieſer Zeit am meiſten blühte und ihren Culminationspunkt hatte; daher die Geſchichte der Fechtkunſt ſich an die Namen Jena und Kreußler knüpft. Wir glauben übrigens hierüber einiges Ausführlicheres mittheilen zu müſſen, da der Name Kreußler zwar weltberühmt und in jedem Fechtbuche erwähnt iſt, allgemein aber immer nur von einem Kreußler geredet wird, während vier Generationen dieſer Fechterfamilie die ausgezeichnetſten Meiſter der Fechtkunſt lieferten.

Ums Jahr 1618 kam der Sohn eines naſſauiſchen Schulmeiſters aus Niederhadamar, der lieber die Klinge als den Stock ſeines Vaters zu führen gewillt war, nach Frankfurt a. M., um ein Schüler der Marxbrüderſchaft zu werden. Er ward zum Marxbruder gemacht und zog alsbald nach Jena, wo er privilegirter Fechtmeiſter ward und bis an ſein Ende blieb, welches 1673 erfolgte; er war geboren 1597. Sein Bild, wie das des frankfurter Hauptmannes der Marxbrüder, der ihn zum Meiſter ſchlug, in ſeiner Amtstracht iſt noch auf der jenaiſchen Bibliothek zu ſehen [92]). Das Bild dieſes älteſten Kreußler, Wilhelm Kreußler I. genannt, iſt merkwürdig genug; es iſt in der Zeit gemalt, als er ſchon einige und ſiebzig Jahre alt war; er iſt ſchwarz gekleidet, mit einem weißen Hemdkragen, mit Schwert und Stulphandſchuhen verſehen; lange weiße Haare fallen ihm an der Seite herunter, während ſein Scheitel kahl iſt. Seine rechte Schulter iſt ſtärker als ſeine linke, ſein rechtes Auge feurig und lebendig wie eines Adlers, die Augenbraue darüber wie ein Bogen, der eben einen Pfeil ablaſſen will, während ſein linkes wie noch nicht flügge erſcheint. Überhaupt iſt ſeine ganze rechte Seite auf Koſten der linken ausgebildet, weil dieſer ehrenfeſte Fechtmeiſter von 1620 bis 1673 über 50 Jahre auf der Menſur rechts ausgelegen hat und ſo mit ſeiner linken Seite wenig oder nichts anzufangen wußte. Damals waren die Fechter auch noch nicht beidrechts, was die alten griechiſchen Philoſophen Platon und Ariſtoteles von jedem ordentlichen Menſchen verlangten. Der alte Kreußler, der in Jena blos die „eiſerne Feder," d. h. den Stoßdegen, führte, hat das eigentliche teutſche Stoßfechten gegründet und von Jena aus verbreitete ſich dieſe eigenthümliche regelrechte Kunſt auf die andern teutſchen Univerſitäten. Dieſer fruchtbare Mann hatte zwölf Kinder hinterlaſſen, darunter vier ausgezeichnete Fechtmeiſter, von welchen der älteſte, Gottfried, erſt in Leipzig, dann nach ſeines Vaters Tode in Jena; der zweite, Friedrich, nach dem Tode Gottfried's in Jena; die beiden jüngſten auf andern Univerſitäten das Fechten lehrten. Von dieſen vier Söhnen hat ſich Gottfried dreimal verheirathet und 15 Kinder gezeugt, darunter zwar nur einen Fechtmeiſter,

87) Meiners, Geſchichte der hohen Schulen IV. S. 188. 88) Meiners a. a. O. S. 184. 89) In §. 7 ſeines Fechtbuches. 2. Aufl. 1761. 90) Meiners, Geſchichte der hohen Schulen IV. S. 184 fg.

91) Meiners, Gött. Ann. I, 272. 281. 290. 92) Vgl. Prof. Göttling's erwähnten Aufſatz in dem Thür. Volksfreund 1829. Nr. 43 über dieſe thüringiſche Fechterfamilie, deren Stammbaum ſich ebenfalls auf der jenaiſchen Bibliothek befindet.

Johann Wilhelm, aber — einen Löwen! In Leipzig [g]eboren, übernahm er nach ſeines Vaters Tode in Jena [d]en Fechtboden. Er und ſein Sohn Heinrich Wilhelm ſind die berühmteſten teutſchen Fechtmeiſter geworden. Johann Wilhelm iſt es, der als Schulmeiſter verklei[d]et, zu Dresden die königlichen Pagen, dann den Fechtmeiſter derſelben, ja endlich König Auguſt den Starken ſelbſt, der von einem Schulmeiſter hörte, der auf dem Pagenfechtboden alle Klingen fliegen laſſe, ſo zuſammenarbeitete, daß der König zuletzt ausrief: „Schwarzer Kerl, du biſt Kreußler aus Jena, oder der Teufel!" worauf der Alte antwortete: „der erſte in Perſon, Ihre Majeſtät zu dienen." In Heinrich Wilhelm, ſeinem Sohne, entwickelte ſich ein ebenſo großes Fechtgenie, wie in dem Vater. Ihm hat die teutſche Fechtkunſt ihre ſyſtematiſche Begründung zu verdanken; denn Kahn's erwähnte Fechtkunſt iſt, wie dieſe Zierde zuerſt des göttinger, dann des helmſtedter Fechtbodens ſelbſt in ſeiner Vorrede geſteht, blos eine Frucht langer Kreußler'ſcher Lehre und Weiſchner's Fechtkunſt ebenfalls. Von dieſen Fechtern ſind Gottfried, Johann Wilhelm und Heinrich Wilhelm auf der jenaiſchen Bibliothek zu ſehen. Alle waren zugleich Stadthauptleute und ſomit zum Tragen des Harniſches berechtigt, den ſie auch im Bilde führen. Das Fechten war in die Familie ſo eingewachſen, daß der Sohn von Wilhelm, Ernſt (einem Sohne jenes Heinrich Wilhelm), welcher in Jena bis zum Jahre 1787 Doctor juris war, wieder ein Fechtmeiſter ward und in Leipzig lange Zeit lehrte. Er hieß Heinrich Wilhelm Gottlieb. Ein zweiter Sohn von Johann Wilhelm, Friedrich Wilhelm genannt, ward Fechtmeiſter in Gießen. Die Klinge war damals ſo in Anſehen in ganz Teutſchland, daß ſelbſt Profeſſoren, wie z. B. Eusbach und Schubart, Unterricht im Fechten ertheilten.

Dieſe Kreußler'ſche Schule[93]) breitete ſich nicht nur in ganz Teutſchland aus, ſondern war auch im Auslande hoch angeſehen, wie denn z. B. im Anfange des 18. Jahrhunderts in Paris, wo ſich einige teutſche Cavaliere, die Kreußler'ſche Scholaren waren, aufhielten, während dieſer Zeit Niemand zum Fechtmeiſter gemacht wurde, der nicht mit dieſen Herren gefochten und von ihnen ein Zeugniß ſeiner Geſchicklichkeit erhalten hatte[94]). Den Grund von der Vorzüglichkeit der Kreußler'ſchen Methode ſieht Kahn, welcher dieſelbe zuerſt vollſtändig in ſeinem Fechtbuche aufgeſtellt hat, darin, daß die Kreußlers überall herumreiſten, wo es gute Fechter gab und das Beſte von Allen bemerkten und ſich aneigneten. Hierzu kam, wie ebenfalls Kahn bemerkt[95]), die Nothwendigkeit, ſich in dieſer Kunſt gehörig zu üben, indem bereits in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, ſowie in der erſten des 18. das Schlagen in Jena dermaßen überhand genommen, daß auch der „friedliebendſte Studente ſeines Lebens nicht ſicher war." Mit welchem Eifer man damals die Fechtkunſt betrieb, wie viel Geld und Zeit man es ſich koſten ließ, darüber gibt Kahn ebenfalls merkwürdige Notizen. Er erwähnt unter Andern eines Beamten, der noch ein Schüler des alten Kreußler (Johann Wilhelm) war und mehrmals bezeugt habe, daß ihm ſein Fechten in Jena etliche neunzig Thaler gekoſtet, was, wie Kahn hinzufügt, nach jetzigem Maßſtabe (1761) an 200 Thaler betragen würde. Kahn ſagt unmittelbar darauf noch Folgendes: „Es kam hinzu, daß man zu der Zeit noch nicht ſo zärtlich erzogen ward, als in unſern Tagen (1761); die Jugend wurde härter erzogen, konnte mehr vertragen und ſich beſſer angreifen;" ferner: „man blieb zu der Zeit länger auf den Univerſitäten als jetzo; die übrigen Wiſſenſchaften waren noch nicht ſo mannichfaltig, wie heutiges Tages (1761!!), daher konnte man es im Fechten weiter bringen und mehr Zeit und Fleiß darauf wenden."

Wie eifrig gleichwol das Fechten von Einzelnen ſelbſt noch im Anfange der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts getrieben wurde, ergibt ſich daraus, daß Michaelis in ſeinem „Raiſonnement über die proteſtantiſchen Univerſitäten" (1771 fg.) gelegentlich den Einfluß guter Fechtmeiſter auf den Flor oder die Frequenz der Univerſität näher erörtert und dabei anführt (III, 128), daß „bisweilen Bemittelte, die nicht eben tief zu ſtudiren gedachten, blos des Fechtens wegen lieber auf das (mit einem ausgezeichneten Fechtmeiſter verſehene) Carolinum nach Braunſchweig, als auf eine Univerſität gegangen." Übrigens trat allerdings eben damals ſchon ein Wendepunkt in dieſer Hinſicht ein, und auch Michaelis ſah ſich veranlaßt, zu bemerken (S. 125), daß „das Fechten jetzt (1773) nicht mehr ſo in der Mode iſt, als ſonſt." Dies lag ganz in der Natur der Sache und dem damaligen Zeitgeiſte. Mit dem unſeligen 30jährigen Kriege war Teutſchlands Selbſtändigkeit und Bedeutung auf dem politiſchen Welttheater verſchwunden, und ſeit dem ſchmachvollen, von Fremden dictirten weſtfäliſchen Frieden hatte das in ſeiner Zerſplitterung ohnehin ohnmächtige teutſche Volk ſeitdem nur ein politiſches Scheinleben gelebt. Erſt des großen Friedrich's II. Heldenthaten hatten den erloſchenen teutſchen Waffenruhm wieder hergeſtellt und durch Erregung des nationalen Selbſtgefühls mächtig auf die ganze geiſtige Entwickelung unſeres Volks gewirkt[96]), namentlich auf die teutſche Literatur, obgleich er, ja eben weil er ſich nicht ſonderlich viel aus ihr machte[97]). Daher damals die ſchönen Künſte und beſonders die Wiſſenſchaften einen ganz neuen Aufſchwung erhielten, der nothwendiger Weiſe auf das teutſche Univerſitätsleben zurückwirken mußte. Friedrich ſchuf die Denkfreiheit zuerſt in Glaubensſachen, bahnte durch dieſe Emancipation der Philoſophie deren Einfluß auf alle übrigen Wiſſenſchaften [illegible] durch auf dieſe Weiſe bewirkte Umgeſtaltung di[illegible] [er]hielt das akademiſche Studium

93) Über das Eigenthümliche derſelben im Gegenſatze der franzöſiſchen Fechtkunſt vgl. Riemann's Anweiſung zum Stoßfechten S. 15; ferner den Verſuch über das Contrafechten nach Kreußler'ſchem Grunde. (Jena 1786. bei Cröker.) Auch Goethe ſchildert dieſen Unterſchied recht gut und anſchaulich; Wahrh. und Dicht. Bd. IV. (W. Bd. XXIV. S. 231.) 94) Kahn, Anfangsgründe der Fechtkunſt. Anhang S. 30. Jahn, Turnkunſt S. 284. 95) Anhang S. 29.

96) [illegible] über den Einfluß Friedrich's II. [illegible] Goethe

derſelben ein lebendigeres Intereſſe und die Studenten begannen ihren Fleiß mehr dem Beſuche der Collegia, als des Fechtbodens zu widmen. Zugleich hatte außer dieſem das lebhafte Intereſſe, welches die ſo raſch zur höchſten Stufe ſich erhebende ſchöne Literatur und Kunſt erweckte, viel dazu beigetragen, daß auch auf unſern Univerſitäten die Sitten wenigſtens im Allgemeinen ſich ſehr milderten und beſſerten. Hierdurch minderte ſich die Anzahl der Duelle, und da nun einmal herkömmlicher Weiſe (obwol ganz irrig) das Fechten auf den Univerſitäten faſt ausſchließlich blos in Beziehung auf das Duell betrieben wurde, ſo verlor auch in ſofern die Fechtkunſt an Bedeutung. Nur in Jena und Halle war dies nicht der Fall, weil daſelbſt die rohern Formen des alten Burſchenlebens in Folge verſchieden zuſammenwirkender Umſtände (deren Auseinanderſetzung hier nicht wohl gegeben werden kann) am längſten ſich erhielten, wie dies z. B. aus Goethe's Bemerkungen über den Ton unſrer Univerſitäten in den 60ger Jahren[98]), und aus dem berühmten komiſchen Heldengedicht von Zachariä „der Renommiſt" ſich deutlich ergibt, deſſen letzte Zeile übrigens ſchon die bedeutungsvollen Worte enthält: „Auf ewig fiel in Schmach der Name Renommiſt." Hierzu kam, daß in dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts der Stoßdegen auf den teutſchen Univerſitäten, um das Duell weniger gefährlich zu machen, faſt allgemein abgeſchafft und durch den ſogenannten Hiebcomment erſetzt wurde, und nur in Jena und Erlangen bis auf die neueſte Zeit ſich erhielt, aber endlich auch (in Jena 1843)[99]) aufhörte, nachdem die Fechtkunſt daſelbſt (wie anderwärts) ſchon lange vorher in argen Verfall gekommen[1]). Eine Regeneration derſelben wird übrigens gewiß von den Militair- und Turnfechtböden ausgehen und wenn die Duelle erſt von unſern Hochſchulen verſchwunden ſein werden, dann wird auch auf dieſen die Fechtkunſt ihrer mehrfachen früher erörterten Beſtimmung gemäß auf Hieb und Stoß nach guter alter teutſchen Weiſe eifrig betrieben werden.

IV. Literatur. — In ſofern das Wort Fechtkunſt im weiteſten Sinne gebraucht wird, gehört hierher die Literatur der Kriegswiſſenſchaft und Kriegskunſt (in dieſer iſt wol das älteſte gedruckte Werk: Duello, cive il Libro de Re militare, da *Puteo* (Vinegia 1544. 8.) Die Literatur der eigentlichen Fechtkunſt beginnt nach Jahn's Turnkunſt (1816 S. 264), dem wir hier folgen, übrigens ſowol für die ältere, wie die neuere Zeit mehrfach ergänzt haben, mit dem Werke: Der alten Fechter anfengliche Kunſt. (Frankfurt ohne Jahreszahl.) — Fechtkunſt, die ritterlich mennliche Kunſt und Handarbeit [des Fech]tens und Kempfens. (Frankfurt 1558.) — Trattato di Scienza d'arme, di M. *Cam. Agrippa* in Venet. 1568. — Arte dell'Armi di *Achille Marozzo* Bolognese. In Venetia appresso *Antonio Pinargenti* (1568 gr. 4.) — Die italieniſchen Fechtbücher von Jacob Modenese, Guido Antonio und Lucano Bologneſe ſind (wie Jahn, Turnkunſt 1816 S. 265 bemerkt hat) bald nachher geſchrieben. — Ragione di adoptar sicuramente l'arme, si de offesa, come da defesa etc. di *Giac. di Grassi* in Venet. 1570. — Joach. Meyer, Gründliche Beſchreibung der freien ritterlichen und adeligen Kunſt des Fechtens u. ſ. w. (Straßburg 1570 und Augsburg 1600 und 1660.) — Dell arte di Scrimia libri III. di M. *Giov. dall Agocchie*, in Venet. 1572. — Traité de l'Epée, seule chere de toutes Armes, par *S. Didier*, avec Fig. 4. (Paris 1573.) — *A. Guntherot* (Heinr.) de veris principiis artis dimicatoriae. (Wittb. 1579. 4.) — Le combat de Mutio Justinopolitain, avec les Reponses chevaleresques, par Chapuis. (Lyon 1581. 4.) — Trattato delle Scherme d'*Angelo Vizani* dall Montone in Bologna 1588. — Paradoxe of Defense wherein is proved the travegrounds of fight to be in the short ancien Weapons and that the short Sword hath advantage of the long Sword, or long Rapier; by *George Silver*. (Lond. 1599.) — Libro de las grandezas de la Espada por *D. Luys Pacheco de Narvaez* en Madrid 1600. — Trattato di Scienza d'Arme, di *Camillo Agrippa*, con Fig. (Venez. 1604. 4.) — Le Combat de seul à seul en champ-clos et le moyen d'éviter les querelles et d'en sortir avec honneur, par *de la Beraudière*. (Paris 1608. 4.) — Hund's Fechtkunſt mit dem Rappiere, mit Kpf. (Leipzig 1611.) — Arte dell'Armi da *Marozzo* (Verona 1615. 4.) — Garzonnii, Allgemeiner Schauplatz (Frankfurt 1619.) S. 535. — Köppen's Cours v. d. Fechtkunſt. (Magdeb. 1619. in kl. Fol.) — Schola, o vero Teatro, nel quale sono rappresentate diverse maniere e modi, di parare e di ferire di Spada sola et pugnale di *Nicolette Giganti* in Venet. 1606. ed. in Padona 1628. — Scienza e practica d'arme di *Salvatore Fabris* in Copenh. 1606. (Teutſch Leipzig 1677.) — Scienza e practica d'arme di *Salvatore Fabris* (teutſch von Joh. Joach. Hynitzſchen. Leipzig 1713. bei Joh. Herbord Kloßen [auf jeder Seite italieniſch und teutſch]) Fol. — Des kunſtreichen und weitberümten Fechtmeiſter Salvatoris Fabri italieniſche Fechtkunſt. (Leidin, bei Iſaak Elzevier. Anno 1619 Fol.) (in klein Fol. Leipzig 1713.) — Ein new künſtlich Fechtbuch im Rappier, zum Fechten und Balgen u. ſ. w. durch Mich. Hundt. (1611.) — Joach. Koppen newer Diskurs von der rittermäßigen und weitberühmten Kunſt des Fechtens u. ſ. w. (1619.) — Hans Mich. Schöffer von Diez gründliche und eigentliche Beſchreibung der freien adelichen und ritterlichen Fechtkunſt. (Marpurg 1620.) — Oplomachia di *Bonav. Pistofilo* nella quale ... etc. si tratta par via di Teoria e di Practica dell maneggio e dell' uso delle armi in

---

98) „In Jena und Halle war die Rohheit (1767) aufs Höchſte geſtiegen; Misbrauch der körperlichen Stärke, Fechtergewandtheit, die wildeſte Selbſthilfe war dort an der Tagesordnung u. ſ. w. (XXI, 58.) Wirklich wurde noch damals in Jena auf offenem Markte duellirt, auf welche ſogenannte „Marktſchlägereien" 1–2 Jahre Feſtungsſtrafe auf der Wartburg durch das Duellmandat von 1767 geſetzt wurden. Meiners, Geſchichte der hohen Schulen IV, 193.

99) Der Verfaſſer dieſes hat dazu möglichſt mitgewirkt; vgl. deſſen Schreiben über das teutſche Studentenleben, 1842, und Hieb oder Stoß? (Jena 1843.)

1) Vgl. die citirte Einleitung zu W. Roux's Anweiſung zum Hiebfechten. Abſchn. II. am Ende.

Siena 1621. — Seienza d'Armi di *Fabri* con Fig. (Padova 1624.) — Academie de l'Epée ou pratique du maniement des armes par *Girard Thibauld* (1628 und 1668.) — Jo. Salgen, Kriegsübung u. ſ. w. ... den friſchanfahenden Fechtern und Soldaten für erſt nützlich und nöthig zu wiſſen. (1637.) — La Scherma di *Francesco Jeronimo Alfieri* in Padoua 1640. — L'Essercizio della Spada, regolata con la perfetta idea della Scherma, di *Ceresa*. (Ancona 1641. 4.) — *Thibauld* ars digladiatoria. (Amsterd. 1650. Fol.) — L'arte di ben maneggiare la Spada di *F. J. Alfieri* in Padoua. 1653. — Le Maître d'Arme liberal, par *Besnard*, av. fig. (Rennes 1653. 4.) — Il vero Maneggio di Spada, *d'Alessandro Senese*, con Fig. (Bologna 1660.) — Kurze, jedoch deutliche Beſchreibung, handelnd vom Fechten auf den Stoß und Hieb. (Halle 1661.) — Jo. Ge. Triegler's neues künſtliches Fechtbuch. (Leipzig 1664.) — L'Ange, Fechtkunſt mit Kupf. 8. (Heidelb. 1664.) — Fecht- Ring- u. Voltagirbuch. (Leipzig 1673.) — *Jo. Ge. Bruchii* grondige Beschryvinge van de edele en de ridderlike Scherm-ofte Wapen-Konste, tot Amsterdam 1676. — Der künſtliche Fechter, oder Theodori Verolini Beſchreibung des Fechtens im Rappier, Duſacken und Schwerdt. (Würzburg 1679.) — Der Adelichen Gemüther Wohlerfahrne Exercitien Meiſter, das iſt: vollſtändige Fecht- Ring- und Voulteſier-Kunſt von Joh. Georg Paſchen. (Frankfurt und Leipzig bei Chriſtian Weidemannen 1683. Fol.) — Regole della Scherma, da *Marcelli*, 2 Vol. c. Fig. 4. (Roma 1686.) — Le Maître d'Armes, ou l'exercice de l'Epée seule, dans sa perfection, par le Sieur *de Liancour* à Paris et à Amsterd. 1692. — L'Art en fait d'Armes, ou de l'Epée seule, par *Labat*, av. fig. 8. (Toulouse 1696.) — Der geöffnete Fechtboden, Reitſtall und Jägershaus u. ſ. w. (Hamb. 1706.) c. f. 12. — Alexander Doyle Neu altmodiſche ritterliche Fecht- und Schirmkunſt. (Nürnb. und Frkf. 1715.) — The Art of Self-Defense, with proposals for a Court of honour in Great-Britain. (Edinb. 1724.) — Nouveau Traité de la Perfection sur le fait des Armes, av. fig. 4. (Paris 1736.) — Anton Friedr. Kahn, Oberfechtmeiſter zu Helmſtädt (erſt zu Göttingen, Schüler des Kreußler in Jena) Anfangsgründe der Fechtkunſt. (Göttingen 1739. 4. Neue Ausgabe Helmſtädt 1761. 4.) — L'académie de l'homme d'épée etc. par M. *Girard*. (A la Haye 1740 u. 1755. Querfol.) — Trichter's Exercitien-Lexicon. (Leipz. 1742.) 2 Thle. — Joh. Andr. Schmidt, gründlich lehrende Fechtſchule, oder leichte Anweiſung auf Stoß und Hieb ſicher zu fechten, nebſt einem curieuſen Unterrricht vom Voltigiren und Ringen, mit viel ſaubern dazu dienlichen Kupfern verſehen. (Nürnb. 1749. Quer-8.) — Académie de l'Homme d'épée, p. *Girard*, av. Fig. 4. (Haye 1755.) — L'école des armes par *Angelo* à Londres. 1758. Querfol. — Hahn's, A. Fr., Anfangsgründe in der Fechtkunſt. (Göttingen 1739. 4. Helmſtädt 1761. 4.) — Übungen auf dem fürſtl. Sächſiſchen Hoffechtboden zu Weimar. Verb. und verm. Aufl. (Weim. 1764.) (v. Hauptm. S. C. F. Weiſchner.) — Weiſchner, ritterliche Geſchicklichkeit im Fechten. (Weim. 1766.) — Traité de l'art des Armes, par *de la Boissière*, av. fig. 8. (Paris 1766.) — *Gme. Danet*, L'art des armes, ou la manicre la plus certaine de se servir utilement de l'Epée, à Paris chez Herissant 1766, av. fig. 8. 3 Thle. — Heinr. Chriſtoph Ranis Anweiſung zur Fechtkunſt. (Berlin bei Mylius 1771.) — Théorie et pratique de l'escrime pour la pointe seule, avec des Remarques instructives pour l'assaut par *Battier*. (Paris 1772. 12.) — The Fencers Guide, by *Lonnergan*. (London 1772.) — Manuel militaire, ou l'Art de vaincre par l'Epée, par *De Navarre*. (Paris 1775. 12.) — Maximes et Instructions sur l'art de tirer des armes, par le Chev. de *Treville*. (Petersbourg 1775.) — Temlich's Anfangsgründe der Fechtkunſt. (Halle 1776.) — Veſter's Anleitung zur adelichen Fechtkunſt. (Breslau 1777.) — Nouveau Traité de l'art des armes, dans lequel on établit les principes certains de cet art et où l'on enseigne les moyens les plus simples de les mettre en pratique, par *Demeuse*. (Liege 1778. 12.) — Treatise on the theory and practice of Fencing, by *M. Arthur*. (London 1781. 4.) — Joh. Georg Heinr. Haspelmacher's ſyſtematiſche Abhandlung von den ſchädlichen Folgen einer nicht auf ſichere Regeln gegründeten Fechtkunſt, nebſt einer Anweiſung, wie man ſolche vermeiden kann. (Helmſtädt bei Joh. Heinr. Kühnlin. 1783.) — Verſuch über das Contrafechten auf der rechten und linken Hand nach Kreußler'ſchen Grundſätzen. (Jena 1786. bei Cröker) (von Heinrich Roux, dem Vater des ſpäter genannten.) — Flüchtige Bemerkungen über die verſchiedene Art zu fechten einiger Univerſitäten von einem fleißigen Beobachter. (Halle 1791.) — Gründliche Abhandlung der Fechtkunſt auf den Hieb zu Fuß und zu Pferde mit Kupfern von Karl Timlich. (Wien 1796. 4.) — Schmidt's Lehrſchule der Fechtkunſt. 1. Theil, oder Lehrbuch für die Cavalerie zum vortheilhaften Gebrauche des Säbels. (Berlin 1797. 4.) — Die Fechtkunſt auf Univerſitäten mit Kupf. (Köthen bei Aue.) — Art of Defense on foot with the broad Sword and sabre, uniting the Scotch and Austrians methods into one regular System, to which are added Remarks on the spadroon. (London 1798.) — Gründliche und vollſtändige Anweiſung in der teutſchen Fechtkunſt auf Stoß und Hieb aus ihren innerſten Geheimniſſen wiſſenſchaftlich erläutert u. ſ. w. mit Kupf. (Jena, in Wolfg. Stahl's Buchhdl. 1798.) (von J. Ad. K. Roux.) — Grundriß der Fechtkunſt als gymnaſtiſche Übung betrachtet, von Joh. Adolf Karl Roux. (Jena 1798.) — Theoretiſch praktiſche Anweiſung über das Hiebfechten v. J. A. K. Roux. (Fürth 1803.) — Anleitung zur Fechtkunſt von Dr. Joh. Wilh. Roux. Erſtes Bändchen, die Anleitung zum Stoß enthaltend; mit 10 Kupf. (Jena 1808. 4.) — Die Fechtkunſt auf Stoß und Hieb von Venturini. (Braunſchweig 1802.) — Abhandlung der Fechtkunſt auf den Stoß, mit chorographiſchen Kupfertafeln von Ch. C. Timlich. (Wien 1807. 12.) — Das teutſche Hiebfechten der berliner Turnſchule, dargeſtellt von

F. W. B. Eiſelen. (Berlin 1818.) — Theorie der Fechtkunſt nach dem Traité d'escrime par le Chevalier *Chatelain*, officier supérieur de cavallerie dans l'armée française, frei bearbeitet, nebſt einer Anleit. über das Hiebfechten von Anton Lüpſcher und Franz Gömmel, kaiſerl. königl. Lieutenants. (Wien 1819.) — Das Hiebfechten zu Fuß und zu Pferd, von G. B. von Pöllnitz, königl. preuß. Rittmeiſter. (Halberſtadt 1820.) — Die Fechtkunſt auf den Stoß, von Pönitz. (Dresden 1822.) Verſuch einer theoretiſchen Anweiſung zur Fechtkunſt im Hiebe von Joh. Ad. Ludw. Werner, Lehrer der Fecht- und Voltigirkunſt an der Univerſität Leipzig, mit 20 erläuternden Kupf. (Leipz. bei C. H. F. Hartmann 1824.) — Werner, das Ganze der Gymnaſtik. (Leipz. 1834.) — Riemann, Anweiſ. z. Stoßfechten. (Leipz. 1834.) — Segers, das Hiebfechten. (Bonn 1835.) — Chriſtmann und Pfeffinger, das Hau-Stoßfechten. (Offenbach 1838.) — W. Roux, Anweiſ. z. Hiebfechten. (mit einer Einleit. von Dr. K. H. Scheidler) (Jena 1840.) — Rohn, Anweiſ. z. Hiebfechten. (Quedlinburg 1840.) — Werner, Militair-Gymnaſtik. (Deſſau 1840.) — Köthe, Fechtkunſt I. das Stoßfecht. (Nordhauſen 1841.) — J. Ad. K. Roux, Verhältniß des Ehrenduells z. Fechtkunſt. (Erfurt 1841.) — Thallhofer und Isnardi, Anleit. z. Fechtk. (Wien 1841.) — Seidler, Anleit. z. Hiebfechten mit dem Säbel. (Berlin 1843.) — Müller, Handwaffenlehre. (Prag 1844.) — Segers, Anleit. zu den Fechtüb. der Cavalerie. (Bonn 1844.) (Dr. *Karl Hermann Scheidler.*)

Fecialis, ſ. Fetialis.

FECUNDITAS, die perſonificirte Fruchtbarkeit, welche nach Einigen bei den Römern als beſondere Göttin verehrt wurde. Doch hat man weiter keine Spur von ihrem Dienſte, als die Nachricht des Tacitus (Ann. XV. c. 23), daß man der Poppäa zu Ehren ihr einen Tempel erbaut habe. Eigentlich wurde Juno als die Göttin angerufen, welche die Fruchtbarkeit der Weiber beförderte. Nach Montfaucon röm. Alterth. Auszug von Schatz I. S. 92 wurde ſie in weiblicher Geſtalt mit einem Füllhorn in der Linken abgebildet. Vor ihr ſteht ein Knäblein. Bisweilen ſieht man auch vier Knäblein bei ihr, die ſie theils auf den Armen trägt, theils neben ſich ſtehen hat. (*Richter.*)

FEDALAH, FEDALLE, ein unbedeutender Seehafen, davor einige kleine unbebaute Inſeln in der marokkaniſchen Provinz Siedma. Man führt von da Korn und Gerſte aus. Die Lage iſt: 33° 47′ nördl. Breite und 10° 29′ 15″ öſtl. Länge (von Ferro). Der Engländer Waſhington ſah Fedalah am 25. Nov. 1829 und berichtet darüber: Fedalah an dem Rande einer ſchönen kornreichen Ebene, ¾ Meile vom Meere, vor der Erbauung von Mogador zu einem Kornmagazin beſtimmt; ein ummauerter Platz von etwa 250 Schritten umſchließt jetzt eine anſehnliche Moſchee, die Ruinen europäiſcher Kaufmannshäuſer und ein arabiſches Lager; etwa 300 Inwohner, Mauren, Araber und Juden. Eine halbe Meile weſtwärts erſtreckt ſich eine felſige Halbinſel eine Meile gegen Oſt-Nord-Oſt, bildet eine ſandige Bucht von 1½ Meile Tiefe, die eine ſchöne und geſicherte Rhede für kleine Kauffarteiſchiffe darbietet. Vgl. Ausgewählte Schriften der königl. geogr. Geſellſchaft zu London. (Berlin 18[illegible] I. S. 279.) (*Daniel.*)

FEDDERSEN (Jacob Friedrich), geb. am [illegible] Juli 1736 zu Schleswig, der Sohn eines Kaufmanns, widmete ſich Anfangs dem väterlichen Gewerbe, beſuchte aber ſpäterhin, um zu ſtudiren, die lateiniſche Schule ſeiner Vaterſtadt. Seine Fähigkeiten und ſein Fleiß erwarben ihm die Zuneigung des Rectors Licht. Er hatte ſein 19. Lebensjahr erreicht, als er, mit gründlichen Elementarkenntniſſen 1755 die Univerſität Jena bezog. In der Theologie, die er ſich zu ſeinem Berufe gewählt, war der Profeſſor Müller ſein Führer. Nach dreijährigem Aufenthalte in Jena, wo er Mitglied der teutſchen Geſellſchaft geworden war [1]), kehrte er 1758 in ſeine Vaterſtadt zurück. Er übernahm eine Hauslehrerſtelle bei dem Kanzleirath Otto. Bereits 1760 ernannte ihn der Herzog von Holſtein-Auguſtenburg zu ſeinem Cabinetsprediger. 1765 ward er Pfarrer der evangeliſch-lutheriſchen Gemeinde zu Ballenſtädt, Bernburg und Harzgerode. Mit dieſer Stelle war die eines Hofpredigers bei der damaligen Fürſtin von Anhalt-Bernburg zu Ballenſtädt verbunden. Schon in Auguſtenburg hatte er ſich mit Charlotte Friederike Müller, der Tochter eines Predigers zu Gleichendorf, verheirathet und an ihr eine durch Geiſt und Herz ausgezeichnete Gattin gefunden. 1769 überraſchte ihn ein Ruf nach Magdeburg. Er ward dort dritter Prediger an der Johanniskirche. Kurz vor ſeiner Abreiſe war die Fürſtin von Anhalt-Bernburg geſtorben. Wie tief ihn dieſer Todesfall ſchmerzte, zeigt das Denkmal, das er jener hochherzigen Frau errichtete [2]). Das Jahr 1777 führte ihn nach Braunſchweig, wo er Domprediger und 1785 Hofprediger der verwitweten Herzogin von Braunſchweig ward. Eilf Jahre verwaltete er die genannten Ämter mit unermüdeter Berufstreue, geliebt von ſeiner Gemeinde und geſchätzt vom Hofe. Mehre Beweiſe ſeines Wohlwollens gab ihm beſonders der Herzog Ferdinand von Braunſchweig. 1788 folgte Fedderſen einem Ruf nach Altona. Er ward dort zum königl. däniſchen Conſiſtorialrath, zum Propſt der Kirchen und Schulen zu Altona und der Herrſchaft Pinneberg, zum Gymnaſiarchen des Christianei academici und zum Ephorus des königl. Pädagogiums ernannt. Es war ihm ſchwer geworden, aus ſeinen bisherigen Verhältniſſen und von einem Fürſtenhauſe zu ſcheiden, dem er ſich dankbar verpflichtet fühlte. Nach einem noch erhaltenen Briefe war es ſein Patriotismus, der Eifer, ſeinem Vaterlande, von dem er 22 Jahre entfernt, nützlich zu werden [3]). Sein Kanzelrednertalent, ſeine unermüdete Berufstreue und beſonders die ſtrenge Aufſicht über das Schulweſen wurden rühmend anerkannt in ſeinem neuen Wirkungskreiſe. Seine feſte Geſundheit verſprach, verbun-

1) Er ließ bei dieſer Gelegenheit eine kleine Schrift drucken, unter dem Titel: Die Beredſamkeit, als die prächtige Herolde des Schönen und Nutzbaren in den Wiſſenſchaften. (Jena 1756. 4.) Ebendaſelbſt 1758 erſchien von ihm die Abhandlung: Beredſamkeit und Dichtkunſt ſind die vertrauteſten Freundinnen der Gottesgelahrtheit. 2) ſ. Fedderſen's Nachrichten von dem Leben und Ende gutgeſinnter Menſchen. (Stettin 1776.) I. Th. S. 256 fg. 3) ſ. Fedderſen's Leben von F. W. Wolfrath. (Halle 1790.) S. 11 fg.

den mit ſeiner geregelten Lebensweiſe, ein hohes Alter. Dennoch kam ihm mitunter die Ahnung eines frühzeitigen Todes. Schon zu Ballenſtädt hatte er in einem anmuthigen Garten, der an ſeine Wohnung ſtieß, zwiſchen zwei Linden ſeine Ruheſtätte gewählt [4]). Ein hartnäckiger Katarrh, den er von Braunſchweig nach Altona mitbrachte, ermattete ihn ſehr, ohne ihm ſeine gewöhnliche Heiterkeit und Thätigkeit zu rauben. Im November 1788 ergriff ihn ein heftiges Fieber, das ſein Nervenſyſtem aufs Heftigſte erſchütterte. Unter der ſorgſamen Pflege ſeines Arztes **Henſler** ergab er ſich mit ſtiller Reſignation und feſtem Gottvertrauen in ſein Schickſal. Nichts beunruhigte ihn mehr, als in ſeiner gewohnten Thätigkeit gehemmt zu ſein, und beſonders nicht mehr die Kanzel betreten zu dürfen. So nahete ihm unter Gebeten und Troſtworten, die er an die Seinigen richtete, der Tod am 31. December 1788.

Auf das Denkmal, das ihm ſeine Gemeinde und einige Freunde errichteten [5]), hatte er durch Geiſt und Herz gegründete Anſprüche. Ungeheuchelte Frömmigkeit, Wohlwollen und rege Theilnahme an den Schickſalen Anderer waren die Grundzüge in ſeinem Charakter. Ohne ein Gelehrter im ſtrengen Sinne des Worts zu ſein, beſaß er ſchätzbare Kenntniſſe, nicht blos in der Theologie, ſondern auch in mehren wiſſenſchaftlichen Fächern, beſonders der Literärgeſchichte. Seine milde Sinnesart entfernte ihn von der theologiſchen Polemik und lehrte ihn Toleranz gegen Andersdenkende. Ein gemeinnütziges Wirken in ſeinem Predigtamte erſchien ihm als Hauptaufgabe ſeines Lebens. Wenige Seelſorger können ſich rühmen, Frömmigkeit und Religioſität in höherm Grade verbreitet zu haben [6]). Fedderſen ſuchte dieſen Zweck theils durch ſeine Kanzelvorträge [7]), theils durch ſeine Schriften zu erreichen, die alle mehr oder minder beweiſen, wie ſehr ihm die Beförderung des Guten in jedem Stande und Alter am Herzen lag. Zur Bildung der Jugend nach der Lehre und dem Beiſpiel Jeſu kräftig zu wirken, ließ er ſich beſonders angelegen ſein. Den richtigen Ton zu treffen, in welchem man Kindern die bibliſchen Geſchichten erzählen muß, war Wenigen ſo gelungen als Fedderſen in ſeinen **lehrreichen Erzählungen für Kinder** [8]). Auch in der Wahl und Behandlung ſeiner Stoffe, die er immer ins Praktiſche zu ziehen und dem Geſichtskreiſe der Jugend zu nähern wußte, ſteht er keinem der Schriftſteller nach, die ſich in dieſer Gattung verſucht haben. Für einen zweckmäßigen Auszug aus einigen Büchern des alten Teſtaments kann ſein **bibliſches Leſebuch** [9]) noch immer durch die Art und Weiſe gelten, wie die darin enthaltenen Erzählungen auf die mannichfachen Verhältniſſe, Lagen und Bedürfniſſe der Jugend angewandt werden. Auch in ſeinen **Nachrichten von dem Leben und Ende gutgeſinnter Menſchen** [10]) und in den **Beiſpielen der Weisheit und Tugend aus der Geſchichte** [11]) ſtellte Fedderſen eine Reihe von ſchönen und nachahmungswerthen Muſtern auf. Um auch die niedern Stände auf ihre Pflichten hinzuweiſen und den wohlthätigen Einfluß der chriſtlichen Lehren auf alle Verhältniſſe des Lebens darzuthun, ſchrieb er ein **chriſtliches Sittenbuch für den Bürger und Landmann** [12]), das an praktiſchem Werthe ſeinen übrigen Schriften nicht nachſteht [13]).

Fedderſen's Bildniß, gezeichnet von **Jänſch**, ward nach ſeinem Tode von **Fritzſch** in Kupfer geſtochen [14]).

(*Heinrich Döring.*)

FEDDERSEN (Berend), geb. am 9. Sept. 1767 zu Huſum im Herzogthume Schleswig, wo ſein gleichnamiger Vater Bürgermeiſter und Stadtſecretär war, verdankte als der Sohn wohlhabender Ältern denſelben eine treffliche Erziehung. Auf der Univerſität Kiel ſtudirte er die Rechte. 1798 erhielt er das Stadtſecretariat in ſeiner Vaterſtadt Huſum. Dies Amt bekleidete er dreizehn Jahre mit rühmlicher Thätigkeit. Gleiche Berufstreue und Tüchtigkeit zeigte er in ſeiner Stellung als Hardesvoigt in der Schlurharde des ſchleswigſchen Amtes Tondern. Er wohnte ſeit dem Jahre 1811, in welchem er dieſe Stelle angetreten hatte, in dem Kirchdorfe Räpſtadt. Vieljährige körperliche Leiden ſeiner Gattin und der Verluſt einer geliebten Tochter trübten ſein Leben. Er beſchloß es am 25. Febr. 1841 im 74. Lebensjahre, mit dem Rufe eines Mannes von vielſeitigen Kenntniſſen in ſeinem Fache. Im Drucke erſchien von ihm: Das däniſche und ſchleswig-holſteiniſche Papiergeld; mit Rückſicht auf das königl. däniſche Patent von 4. Januar 1809, den Obergerichten, Amtmännern und Magiſtraten gewidmet. (Altona 1809.) Seinen Sinn für das Gemeinwohl zeigte er in einem

4) ſ. Fedderſen's Leben von F. W. **Wolfrath**. (Halle 1790.) S. 17. 5) Es iſt aus weißem Sandſtein, 12 Fuß hoch und 8 Fuß breit, und ſtehe zwiſchen zwei im Gipfel ſich bogenförmig zuſammenſchließenden Linden. In der Mitte des Piedeſtals ſtehen auf einer ſchwarzen Marmorplatte, von einem Lorbeerkranze umwunden, die Worte: Jakob Friedrich Feddersen. Geboren den 31. Juli 1736. Geſtorben den 31. Dec. 1788, und darunter einige Bibelſprüche. 6) „Alle rechtſchaffene Religionslehrer," ſagt er ſelbſt, „ſollten es ſich zur Hauptſache machen, das wahre Chriſtenthum in das bürgerliche und häusliche Leben einzuführen." ſ. Fedderſen's Leben von **Wolfrath**. S. 61. 7) Die meiſten ſeiner Predigten ſind einzeln gedruckt worden. Eine kleine Sammlung von Predigten, bei Veränderung des Amtes gehalten, erſchien zu Bernburg 1767, und eine andere unter dem Titel: Chriſtliche Vorſchriften bei den Freuden und Widerwärtigkeiten des Lebens. (Hamburg 1780. 2. Aufl. Ebend. 1781.) Eine ähnliche Tendenz haben ſeine Unterhaltungen mit Gott bei beſondern Fällen und Zeiten. (Halle 1774. und in einer vierten Ausgabe. Ebendaſ. 1789.) 8) Halle 1776. Vierte Ausgabe. Stockholm 1789.

9) Bibliſches Leſebuch für Kinder von reiferem Alter, darin die Pſalmen, die Sprüche und der Prediger Salomo, das Buch Sirach u. ſ. w. zur Erbauung angewandt ſind. (Leipzig 1782.) 10) Stettin 1776—1790. 6 Thle. (Der letzte von F. W. **Wolfrath** herausgegeben.) 11) Halle 1777—1780. 2 Thle. Dritte Auflage. Ebendaſ. 1789. 2 Thle. 12) Hamburg 1783. Dritte Auflage. Ebendaſ. 1790. 13) ſ. das Verzeichniß derſelben in **Meuſel's** Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 289 fg. 14) Vergl. Fedderſen's Leben von F. W. **Wolfrath**, vor dem 6. Theile der Nachrichten vom Leben und Ende gutgeſinnter Menſchen, auch einzeln gedruckt Halle 1790. Schleswigſche Provinzialblätter. 1796. 3. Heft. J. A. **Bolten's** Hiſtor. Kirchennachrichten von der Stadt Altona (1790). S. 91 fg. Ruſt in den Nachrichten von anhaltiſchen Schriftſtellern. 1. Th. **Schmide's** Anhaltiſches Schriftſtellerlexikon. (Bernburg 1830.) S. 91 fg. H. **Döring's** Teutſche Kanzelredner des 18. und 19. Jahrh. (Neuſtadt 1830.) S. 54 fg.

Vorſchlage zur Errichtung einer Bürgerwitwencaſſe in Huſum [1]), und in ſeinen Gedanken über das Jus publicum in Beziehung auf das Herzogthum Schleswig. Dieſe in Briefform abgefaßte Schrift erſchien zu Tondern 1819. Anonym miſchte er ſich in den durch Harms veranlaßten Theſenſtreit und ergriff lebhaft deſſen Partei. Er that dies in ſeinem zu Tondern 1818 gedruckten Sendſchreiben an den Herrn Conſiſtorialrath Boyſen zu Borsfleth, über den einzigen wahren Standpunkt, den er zur Beurtheilung der von dem Archidiakonus Harms zu Kiel aufgeſtellten 95 Theſen hätte nehmen müſſen; dem Publicum zur Aufklärung und zur Verehrung gegen den beſagten, ſehr unrecht behandelten Prediger Harms [2]).

(Heinrich Döring.)

FEDE (Francesco Maria), und noch Einer, D. Giuſeppe, werden von Baini unter diejenigen gezählt, auf welche der Geiſt und die Tradition der Lehren des Paleſtrina den lebendigſten Einfluß gehabt haben ſoll. Der Abt Ruggiero Gaetano (ſ. d.) rühmt den Erſten, welcher 1667 Maeſtro zu St. Margaritta in Traſtevere wurde, wegen ſeiner überaus melodiſchen Geſänge, und den Andern, ſeit 1662 päpſtlicher Sänger und zugleich Kapellmeiſter von St. Marcello bei den Serviten, als damals ſehr beliebten Kirchencomponiſten. Beſonders wird ſeinem Geſange von Angelo Berardi in ſeinen Ragionamenti musicali ſoviel Rührendes zugeſchrieben, daß ſich die Zuhörer beim Vortrage wehmüthiger Stellen der Thränen nicht hätten enthalten können. — Gerber führt noch einen Fede ohne Vornamen an, von welchem zu Amſterdam bei Roger um 1715 Sonates p. Flûte avec Basso continuo geſtochen wurden. *(G. W. Fink.)*

FEDELE (Cassandra), geb. zu Mailand aus einem berühmten Geſchlecht im J. 1465 (nach Thomaſini), bewundert als muſikaliſches und dichteriſches Genie, ſowie als Gelehrte. Sie ſtarb 1567, muß alſo ein Alter von mehr als 100 Jahren erreicht haben. Ein

Fedele (Daniele Teofilo), war von Geburt und Erziehung ein Teutſcher, der eigentlich Daniel Gottlieb Treu hieß, geb. zu Stuttgart 1695, wo ſein Vater Kanzleibuchdrucker war. Die Lebensgeſchichte dieſes Mannes hat Ernſt Ludwig Gerber in ſeinem alten Lexikon der Tonkünſtler ziemlich ausführlich nach der Autobiographie deſſelben, welche Mattheſon in ſeiner Ehrenpforte noch ausführlicher lieferte, veröffentlicht. Da jedoch die Ehrenpforte faſt ſelten geworden iſt, das alte Lexikon Gerber's wenigſtens ſeit vielen Jahren aus dem Buchhandel trat und nur noch bei Antiquaren zu ſuchen iſt, wollen wir hier das Wiſſenswertheſte im gedrängten Auszuge mittheilen. Der Knabe lernte zwar die Buchdruckerkunſt, aber ſein reger Geiſt hatte nicht nur die lebhafteſte Luſt zur Tonkunſt, ſodaß er von einem Geſellen ſeines Vaters, Brucker, das Violinſpiel recht geſchickt lernte, ſondern auch den größten Eifer für Dichtkunſt und für wiſſenſchaftliche Bildung überhaupt zeigte. Sein Fleiß war außerordentlich, wie ſeine Fortſchritte in Schulkenntniſſen, in der Singkunſt und im Clavierſpiele. Dabei trieb ihn ſeine Neigung zur Muſik, auch noch das Zinkenblaſen zu lernen, ſodaß er bald „ſcharf vom Thurme herab" blaſen konnte. Auch Gedichte wurden von dem Knaben verſucht und als ſein Violinlehrer Brucker ſtarb, ſang er an deſſen Grabe eine ſelbſtverfertigte Ode. Ja er fing ſogar an muſikaliſch zu componiren. Nach dem früh erfolgten Tode ſeines Vaters war der Bruder der Mutter, der irländiſche Kapellmeiſter Kuſſer, oder, wie er ſich ſelbſt ſchrieb, Couſſer, nach Stuttgart gekommen, um ſeiner Schweſter in Auseinanderſetzung bürgerlicher Angelegenheiten beizuſtehen. Dieſer, die Anlagen des jungen Treu bedeutend findend, lehrte ihn, ſo lange es ging, den doppelten Contrapunkt. Jetzt fühlte ſich der zwölfjährige Knabe verpflichtet, ſeiner Mutter thatſächlich beizuſtehen und gab ihr von ſeinem Verdienſte, den er zu erhöhen ſich angelegen ſein ließ, was er nur erübrigen konnte. Dabei fühlte er ſich ſchon berufen, drei von ihm vierſtimmig geſetzte Ouverturen ſelbſt in der Druckerei zu ſetzen und zu veröffentlichen: Ouvertures sur le Violon avec les quatre parties d'instrumens. Auf vier teutſche Opern, wovon er zu zweien das Textbuch ſelbſt verfaßt hatte, hielt er ſoviel, daß er die erſte derſelben mehrfach verbeſſerte, um ſie ſo vollendet als möglich zu machen. Namentlich war für die Inſtrumentation ſo eigenthümlich geſorgt worden, daß die damaligen Orcheſter alleſammt ihm zur Ausführung derſelben nicht geſchickt genug ſchienen, weshalb er ſie lieber im Pulte liegen, als ſie zu einer mangelhaften Darſtellung bringen laſſen wollte; ja er war ſo eingenommen für ſie, daß er, immer auf beſſere Gelegenheit hoffend, nicht einmal ihre Titel namhaft machte. Bis in ſein 21. Jahr hatte er jeden Morgen für irgend eine Compoſition verwendet, namentlich viele Partien (Vorläufer der großen Symphonien), Sonaten, Concerte für allerlei Inſtrumente geſetzt, als er dem Herzoge Eberhard Ludwig zur Feier ſeines Namensfeſtes ein ſelbſt verfaßtes Gedicht zu überreichen und ſich mit einem Violinſolo hören zu laſſen, Gelegenheit fand. Er gefiel neben Giuſeppe Antonio Breſcianello ſo ſehr, daß ihn der Herzog reichlich unterſtützte für eine Reiſe nach Italien. In Venedig lernte er von Ant. Vivaldi und wurde nicht wenig gefördert vom Muſikdirector an S. Marco, Ant. Biſſi. Sein Spiel auf faſt allen damals beliebten Inſtrumenten verſchaffte ihm guten Unterhalt und machte ihn ſo beliebt, daß man ihm die Gondeln vor ſeine Wohnung ſchickte, um ihn holen zu laſſen. Hier ließ er zwei Serenaden drucken, ſeinem Herzoge gewidmet; legte ſich auf Compoſition italieniſcher Opern, ſodaß die Italiener ſeine Recitative gern ſangen, was um ſo mehr zu bemerken iſt, da ein teutſches und noch mehr ein franzöſiſches Recitativ vom italieniſchen ſehr verſchieden war. In ſeiner Selbſtbiographie nennt er acht Geſangſtücke auf welſche Texte, die er noch zu verbeſſern gedachte, bevor er ſie bekannt machen wollte. Schon hatte man ihn zum Compoſitore des Theaters F. Angelo ernannt, als er von einer italieniſchen, nach Breslau gewanderten, Geſellſchaft als ihr Maeſtro abgeholt wurde 1725. Mattheſon ſchaltet S. 374

1) In den ſchleswig-holſteiniſchen Provinzialberichten. 1812. 4. Heft. S. 460 fg. 2) Vergl. Lübker's Lexikon der ſchleswig-holſtein-lauenburgiſchen und eutiniſchen Schriftſteller. 1. Abth. S. 159. Den Neuen Nekrolog der Teutſchen. Jahrg. XIX. 1. Th. S. 257 fg.

bis 378 ſeiner Ehrenpforte ein Verzeichniß aller welſchen Opern ein, welche von 1725 bis 1734 auf dem breslauiſchen Schauplatze vorgeſtellt worden ſind. Es werden 41 Operaufführungen genannt, von denen Treu vier ſeiner Compoſition auf die Bühne brachte: Aſtarto, Coriolan, Ulyſſes und Donquixot. Reichardt nennt noch eine fünfte italieniſche Oper unſers Mannes, Endimione, die ſpäter geſetzt worden ſein muß. — Hier war es auch, wo Treu ſeinen teutſchen Namen in den italieniſchen Fedele umwandelte, nicht um ſich für einen Italiener halten zu laſſen, was damals namentlich manche Engländer thaten, ſondern „zum Unterſchiede des hernach eintreffenden Kaſtraten Dreier," der als florentiniſch-teutſcher Alt an Paolo Vida's Stelle kam. — Treu blieb nur bis zum J. 1727 Muſikdirector und Cembaliſt dieſer Geſellſchaft, weil er nach Prag berufen wurde. Von jetzt an wurde er Vorſteher verſchiedener Hauskapellen in Böhmen, Schleſien und Wien, überall geehrt und geliebt; auch ſeine Compoſitionen, namentlich welſche Serenaten und eine Opera burlesca, nach Art des berühmten Joh. Joſeph Fux, d. h. wo keine faulen Stimmen darin ſind, gearbeitet, waren beliebt. „Endlich," heißt es, „iſt Graf Karl von Schaffgotſch zu Hirſchberg im Fürſtenthume Jauer ſein Herr geworden, aus welchem Orte er den 25. Januar 1740 alles dieſes berichtete." Er hatte damals einen Sohn, der bereits als Hofmeiſter des Grafen von Reichenbach angeſtellt wurde. Dies iſt auch zugleich die letzte Nachricht, die wir von ihm haben. Bei allen Geſchäften für Unterhaltung und bei allen gelieferten Tonſätzen hatte er doch noch Zeit, mancherlei Betrachtungen nachzuhangen, welche durch Kircher's Muſurgie, die er ſchon vor ſeiner Abreiſe nach Italien kennen gelernt hatte, angeregt worden waren. Mattheſon und nach ihm Gerber nennen zwei lateiniſch geſchriebene Werke, die er damals fertig hatte: Palatium harmonicum, constans tribus portis vel divisionibus, quarum singulae rursus in tres partes, in Cameram primam, secundam et tertiam, dividuntur, quae Camerae singulae sex denuo novis divisionibus distincta capita habent. Das zweite Werk führt den Titel: De Musica universali. Den Inhalt geben beide genannte Schriftſteller in den angeführten Werken genau an. Sie ſind aber nicht gedruckt worden; es ſcheint auch nicht, als ob wir etwas dabei eingebüßt hätten. Übrigens iſt es Schade, daß ſich grade von dem, worauf er ſelbſt das Meiſte hielt, nämlich von ſeinen teutſchen Opern, nichts erhalten hat, ebenſo wenig von ſeinen Inſtrumentalpartien. Er iſt einer der Erſten, der auf eine mehr gearbeitete Inſtrumentirung etwas hielt, ob er ſich derſelben auch in ſeinen italieniſchen Opern, Cantaten u. ſ. w. nicht bediente, was verſtändig war. Mattheſon nennt ihn den werthen und gründlichen, den braven und rechtſchaffenen. War aber Mattheſon in ſeinem Lobe nicht eben zu freigebig, ſo hatte er doch auch die Schwäche, diejenigen beſonders auszuzeichnen, die ſich erkenntlich für ſeine Schriften zeigten und ihm gefällige Nachrichten gaben. Beides hatte Treu gethan, und ſeine Briefe an Mattheſon ſind uns wichtig geworden zur Vernichtung eines geſchichtlichen Irrthums über Aſtorga, von welchem mehre nicht unbedeutende Männer behaupteten, der Baron Aſtorga ſei mit ſeinen Compoſitionen nie öffentlich aufgetreten. Namentlich wurde verſichert, die Aufführung der Oper Aſtorga's: il Dafni, gewöhnlich und irrig Dafne genannt, ſei unerwieſen; Niemand habe noch ein glaubwürdiges Zeugniß gebracht. Dieſes Zeugniß, das freilich nicht angeführt worden war, liefern aber Treu's Briefe, die er als Kapellmeiſter in Breslau an Mattheſon ſchrieb, und welche uns der Letztere auszüglich in der 43. Betrachtung ſeines muſikaliſchen Patrioten S. 346—349 mitgetheilt hat. Il Dafni iſt nach dem zweiten Briefe vom 23. Sept. 1726 wirklich dort zur Aufführung gebracht worden. Daſſelbe beweiſt auch das in der Ehrenpforte gegebene Verzeichniß aller damals von jener italieniſchen Geſellſchaft zu Gehör gebrachten Opern vollſtändig. Beſonders ſtellt ſich das anmaßend Zufahrende des Herrn Fétis, des Vaters, bloß, welcher auf gutes Glück und ohne den geringſten Grund die alten Biographen dahin verbeſſern will, daß er behauptet, Aſtorga habe in Breslau keine ſeiner Compoſitionen aufführen laſſen, wol aber in Wien. Am letzten Orte war zwar der viel reiſende Tonſetzer, aber von einer muſikaliſchen Thätigkeit deſſelben in der kaiſerlichen Reſidenz weiß Niemand etwas. — Die ausführlichen Berichte unſerer Vorfahren über ſich und ihre Amtsführungen ſind den Geſchichtſchreibern oft von ſo großem Nutzen, daß ſie dankbarer zu beachten ſind, als es in der Regel geſchieht. Auch Treu gehört mit darunter; und der Mann hat dadurch für die Erhaltung ſeines Namens mehr geſorgt, als durch alle ſeine Compoſitionen, die ſämmtlich, wenn auch wahrſcheinlich unverdient, der Vergeſſenheit zugefallen ſind, ſodaß nur noch wenige von ihm im Staube der Bibliotheken ruhen. (*G. W. Fink.*)

FEDELE (San), ein großes, in Ober- und Unter-San Fedele getheiltes, Gemeindedorf, nach dem der Diſtrict V der lombardiſchen Provinz Como den Namen führt, auf deſſen Gebirge ſich der Berg (Monte) Generoſo befindet, in überaus reizender Gegend gelegen, mit einem königlichen Diſtrictscommiſſariate, einer eigenen katholiſchen Pfarre, einer Kirche, Schule und einer Poſt und Pferdewechſel zwiſchen Como und Maccagno; es liegt im Valle-Intelvi. Der Diſtrict gleiches Namens umfaßt 15 Gemeinden. (*G. F. Schreiner.*)

FEDELI, 1) Giuseppe, gebürtig aus Cremona und dort Kanonikus des Collegiums der heiligen Agata, um die Mitte des 18. Jahrh., ſchrieb: Regole di Canto fermo, ovvero Gregoriano, presentate all' illustrissimo e reverendiss. Monsignore *Ignazio Maria Fraganeschi* etc. (Cremona 1757. [mit Kupfern]). Das Werk handelt in der erſten Abtheilung: 1) Vom griechiſchen Monochord; 2) von den Grundregeln des Gregorianiſchen Geſanges; 3) von der Beſchaffenheit und den Eigenſchaften der Töne; 4) und 5) von allen Regeln, welche nothwendig beim Kirchengeſange beachtet werden müſſen. Am Ende wird vom Urſprunge der Muſik gehandelt, nach Anleitung des von Zacconi 1592 herausgegebenen Werkes, deſſen Inhalt bis auf 1750 fortgeſetzt wird. ſ. An-

nali d'Italia, 1762. Vol. II. p. 108. Gewährsmann iſt Forkel.

2) **Fedeli, Ruggiero,** war von 1700 an landgräflich heſſiſcher Kapellmeiſter zu Caſſel, von deſſen Kirchenwerken, die ſehr gut gearbeitet genannt werden, viele noch in dem caſſelſchen Muſeum aufbewahrt werden. Für das Theater ſoll er weniger geſchrieben haben, ob er gleich von ſeinem Landgrafen für jede Oper ein beſonderes Geſchenk erhielt. Sein Gehalt betrug 1416 Thaler, wofür er noch zwei junge Caſtraten zu unterrichten hatte. Überdies erhielt er den Kragenhof, ein fürſtliches Kammergut nahe bei Caſſel, zur lebenslänglichen Benutzung, was der Verfaſſer der Galerie caſſelſcher Tonkünſtler aus den Rechnungen beweiſt. Seine Gattin übernahm 1713 eine Sängerhauptrolle, wofür ſie reichlich beſchenkt wurde, da ſie als Sängerin nicht angeſtellt war. Er ſtarb zu Caſſel 1722, iſt alſo nie preußiſcher Kapellmeiſter geweſen, wie Gerber ſelbſt, nach Mattheſon, im alten Lexikon gemeldet hatte, was er im neuen Lexikon, woraus dieſe Nachrichten genommen ſind, verbeſſert. Mattheſon hat jedoch in ſ. Ehrenpforte S. 359 nur gemeldet, daß Ruggiero blos in der Oper, wo in Berlin einzig hohe Perſonen ſangen und die Königin Sophia Charlotte auf dem Clavier accompagnirte, mit im Orcheſter ſpielte; ferner, daß 1705 zum Leichenbegängniſſe der Königin von Preußen eine Trauermuſik deſſelben aufgeführt wurde (S. 362).

(*G. W. Fink.*)

FEDER (Johann Heinrich), geb. am 5. Dec. 1713 zu Langenau bei Langenſtein in Franken, ſtudirte die Rechte zu Halle und Gießen, und ward nach Beendigung ſeiner akademiſchen Laufbahn 1744 Secretair der Teutſch-Ordens-Balley Heſſen. Im J. 1757 kam er mit dem Charakter eines Raths nach Ellingen. Im J. 1774 ward er mit dem Freiherrn v. Eyb nach Nürnberg geſandt, um die zwiſchen dieſer Stadt und der Ordensballey Heſſen obwaltenden Streitigkeiten durch einen gütlichen Vergleich zu beendigen. Der Tod überraſchte ihn zu Nürnberg am 22. Sept. 1775. Zu ſeinen Schriften, die größtentheils die Geſchichten und die Gerechtſame des teutſchen Ordens betreffen, gehört unter andern ſein „Hiſtoriſch-diplomatiſcher Unterricht und gründliche Deduction von des hohen teutſchen Ritterordens, und insbeſondere der löbl. Balley Heſſen, vermöge kaiſerl. und königl., wie auch landgräfl. heſſiſcher Privilegien, von den älteſten Zeiten hergebrachten, nun aber ſeit 200 Jahren hart angefochtenen Immediatät, Exemption und Gerechtſamen. Mit 250 Beilagen und Documenten." (Frankfurt 1751. Fol. 2. Aufl. Regensburg 1752. Fol.) Anonym, wie die eben erwähnte Schrift, erſchien auch folgende Deduction: „Entdeckter Ungrund derjenigen Einwendungen, welche in zweien, von Seiten der Hochfürſtl. Häuſer Heſſen-Caſſel und Heſſen-Darmſtadt neuerlich ans Licht getretenen Impreſſis, gegen des Hohen T. R. Ordens löbl. Balley Heſſen, und insbeſondere der Landcommende bei Marburg und Commende Schiffenberg, wohlhergebrachte Immediatät, Exemtion und Gerechtſame, fürgebracht werden. Mit 229 Beilagen." (Frankfurt 1753. Fol.) Auch in einigen kleinen Schriften nahm er die Reichsunmittelbarkeit des teutſchen Ordens in Schutz. Handſchriftlich hinterließ er ein ausführliches Werk über die Gerechtſame des teutſchen Ritterordens, in vier Foliobänden mit 700 Beilagen, und eine hiſtoriſche Beſchreibung des teutſchen Ordens in gebundener Rede, mit vielen Anmerkungen und einer Nachweiſung von des Ordens ältern und neuern Münzen*). (*Heinrich Döring.*)

FEDER (Johann Georg Heinrich), geb. am 15. Mai 1740 in dem baireuthiſchen Dorfe Schauenweißach, zwei Meilen von Neuſtadt an der Aiſch, ein Sohn des dortigen Pfarrers, Martin Heinrich Feder, erhielt den erſten Unterricht im Leſen, Schreiben und Rechnen in der Schule ſeines Geburtsortes. Im Lateiniſchen unterwies ihn ſein Vater, ein vielſeitig gebildeter Mann, der bei äußerſt beſchwerlichen Amtsgeſchäften noch Muße fand zu hiſtoriſchen Studien und ſelbſt einigen literariſchen Arbeiten[1]). Er ſtarb 1749, als er eben Pfarrer zu Gutenſtädten geworden war und ſeine mäßigen Einkünfte ſich etwas verbeſſert hatten. Seine Gattin, eine Tochter des Superintendenten Leutwein zu Hohenlohe-Waldenburg, ward durch ſeinen Tod in eine traurige Lage verſetzt, und ſah ſich der Mittel beraubt, für die Bildung ihres Sohnes zu ſorgen, deſſen Fähigkeiten ſich in früher Jugend entwickelt hatten. Er verband damit einen raſtloſen Fleiß, ein ſittliches Betragen und eine ſehr rege Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur. Sein früherer Unterricht war unterbrochen worden. Von dem Dorfſchulmeiſter zu Gutenſtädten konnte er wenig lernen. Schnellere Fortſchritte in ſeiner Bildung machte er, als ſeine Mutter ihn nach Neuſtadt an der Aiſch ſchickte und ihn der Leitung des Rectors Georg Chriſtoph Oertel übergab. Feder war damals eilf Jahre alt. Durch ſeinen Fleiß und ſeine Fähigkeiten ward er bald aus der dritten Claſſe in die erſte verſetzt. Er erwarb ſich gründliche Sprachkenntniſſe, beſonders im Hebräiſchen, Griechiſchen und Franzöſiſchen. Noch in ſpätern Jahren geſtand er, daß er der ſtrengen Schuldisciplin ſeines Lehrers Oertel nicht blos die Baſis ſeiner gelehrten Kenntniſſe zu verdanken gehabt, ſondern daß derſelbe auch auf ſeine Charakterbildung und Sittenreinheit günſtig eingewirkt. Ähnliche Verdienſte erwarben ſich Raab, Wiesner und Roos als Lehrer um den vielverſprechenden Jüngling, der ſich durch ſeinen hellen Verſtand, ſein glückliches Gedächtniß und ſeine rege Wißbegierde vor vielen ſeiner Mitſchüler auszeichnete. Außer ſeinen Sprachſtudien machte er raſche Fortſchritte in der Geſchichte, Logik, Metaphyſik, Botanik und andern wiſſenſchaftlichen Zweigen. Sein früh erwachtes religiöſes Gefühl bewahrte ihn vor jugendlichen Verirrungen. Nur

*) Vergl. Deductionsbibliothek von Teutſchland. 1. Bd. S. 501 fg. Fikenſcher's Gel. Fürſtenthum Baireuth. 2. Bd. S. 111 fg. Adelung's Fortſetzungen und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon. Meuſel's Lexikon der vom Jahre 1750–1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 293 fg.

1) Auch als Schriftſteller machte er ſich bekannt durch eine im J. 1739 gedruckte **Historia genealogica Familiae Federicianae.** Mehre handſchriftliche Werke von ihm, unter andern eine Geſchichte des Kloſteramtes Münchſteinach, bewahrt die Univerſitätsbibliothek zu Erlangen.

über die Regung der Eitelkeit, einer der erſten unter ſeinen Mitſchülern zu ſein, machte er ſich in ſpätern Jahren wol dann und wann einen leiſen Vorwurf. Erſt in Göttingen, geſtand er, habe ſich dieſer Stolz gelegt, als er dort Männer auf einer unerreichbaren Stufe des Wiſſens und der Wirkſamkeit über ſich erblickt habe. Die günſtig lautenden Zeugniſſe ſeiner Lehrer hatten jenen Dünkel in ihm geweckt, der in ſofern verzeihlich war, als ſeine Lernbegierde und ſein Eifer gar keine Grenze kannten. Er ſcheute keine Mühe und Anſtrengung ſeiner Kräfte. Immer hatte er ein Buch in der Hand, ſelbſt beim Eſſen. Vergebens blieben die Bitten ſeiner Mutter, ſeine ſchwächliche Geſundheit zu ſchonen. Eine eigentliche Krankheit befiel ihn nicht. Er ward vielmehr täglich ſtärker, nicht nur an Körper, ſondern auch an Geiſt. Im Lateiniſchen war er ſo geübt, daß ſeine Aufſätze nicht nur wohl durchdacht und grammatiſch richtig waren, ſondern ſich auch in ſtyliſtiſcher Hinſicht empfahlen. Die Fertigkeit, griechiſche und lateiniſche Verſe zu machen, ſchien ihm angeboren. Im Hebräiſchen wählte ihn der Rector Örtel einſt ſelbſt zum Lehrer von acht Zöglingen, die er auf die jedesmalige Lection vorbereiten mußte. Er brachte ſeine Mitſchüler ſoweit, daß der neue Conrector Hagen, als er vor dem Antritte ſeiner Lehrſtelle die Schule beſuchte, ſich nicht genug darüber verwundern konnte. Im Franzöſiſchen hatte er auch im Sprechen eine ungemeine Fertigkeit erlangt, und nach einem dreimonatlichen Unterrichte im Italieniſchen war er im Stande, einem ſeiner jungen Mitſchüler, Johann Chriſtian Friedrich von Knebel, ſo gründliche Kenntniſſe jener Sprache beizubringen, daß die von ihm 1757 gehaltene italieniſche Rede mit allgemeinem Beifall aufgenommen ward. In Bezug auf ſeine claſſiſchen Studien bedauerte Feder in ſpätern Jahren, daß, außer Eutrop, Cornelius Nepos, Cäſar, Curtius, Plinius dem Jüngern und Livius, keiner der übrigen griechiſchen und römiſchen Schriftſteller ganz geleſen oder überhaupt den Schülern in die Hände gegeben worden. Außer Cicero's auserleſenen Reden und Briefen waren noch Geßner's Chrestomathia Pliniana und Freyer's Fasciculus poematum Latinorum die Schulbücher für's Lateiniſche; für's Griechiſche, neben dem neuen Teſtament, der Fasciculus poematum Graecorum und die Geßner'ſche Chrestomathia graeca. Statt der lateiniſchen Verſe, die er wöchentlich machen mußte, begann er im letzten Jahre ſeines Aufenthalts in der neuſtädter Schule auch griechiſche zu verfertigen, in denen er auch ſeine Abſchiedsrede hielt. Sie führt den Titel: De praestantia et utilitate linguae graecae.

Um dieſe Zeit (1757) bezog Feder die Univerſität Erlangen, begleitet von den Ermahnungen ſeines väterlichen Freundes, des Rector Örtel, der ihm beſonders einſchärfte, der chriſtlichen Religion treu zu bleiben. Die Liebe des Jünglings zum Seneca und zur Philoſophie hatte ihn beſorgt gemacht. Sein Plan war, Theologie und Pädagogik zu ſtudiren, um ſich zu einem tüchtigen Jugend- und Volkslehrer zu bilden. Seine Neigung zog ihn mehr zur Pädagogik. Er hörte bei Pfeiffer Dogmatik, bei Huth Kirchengeſchichte, beide Collegien, wie Feder in ſpätern Jahren geſtand, mit einer ſcharfen Polemik verbunden, die ihn abſchreckte, noch beſonders ein Anti-Calvinianum, ein Anti-Pontificium und andere polemiſche Collegien zu hören, welche Huth damals mit großem Beifall las. Unter den Studirenden hatte ſich der Ruf von Feder's philologiſchen Kenntniſſen bald ſo verbreitet, daß Mehre einige Zeit bei ihm im Hebräiſchen Unterricht nahmen. Mit ihnen übte er ſich auch wöchentlich in lateiniſchen Aufſätzen, theils in Proſa, theils in Verſen, ſpäterhin auch in teutſchen Ausarbeitungen. Einen von gleichem Eifer für die Wiſſenſchaften beſeelten Freund fand er an Harles, der ſpäter in Coburg ſein College ward.

Anziehender, als die theologiſchen Studien, ward für Feder die Philoſophie. Succov, ein Bruder des berühmtern Phyſikers in Jena, ward in dem Gebiete dieſer Wiſſenſchaft ſein Hauptführer. Seinen Grundſätzen nach ein Anhänger von Leibnitz, war Succov in den Beſtimmungen und Beweiſen weit ſcharfſinniger und genauer, als die meiſten damaligen Wolfianer. Sein klarer, gehaltvoller Vortrag galt für einen der beſten auf der Univerſität, und ſeine Polemik war beſcheiden und ſchonend. In den Sprachen glaubte Feder hinlängliche Kenntniſſe zu beſitzen, ohne fernern Unterricht entbehren zu können. Deſto fleißiger beſchäftigte er ſich mit philoſophiſchen Studien. Auch zur Theologie, die ihm Anfangs wenig behagte, kehrte er wieder mit neuem Eifer zurück, und durchwanderte das ganze weite Feld dieſer Wiſſenſchaft, von der Dogmatik und Typik an bis zur Moral, Katechetik und geiſtlichen Beredſamkeit. Die Geiſtesgegenwart, mit der er einſt in einem Dorfe bei Erlangen predigte, verſprach einen künftigen trefflichen Kanzelredner. Fleißig übte er ſich auch im Disputiren, und trat am 30. Juli 1759 als Reſpondent auf in einer Disputation des Profeſſor Wiedeburg, durch dieſen ſelbſt dazu aufgefodert. Die Diſſertation [2]) ſoll größtentheils von Feder ſelbſt ausgearbeitet worden ſein. Einen neuen Reiz gewannen ſeine Studien durch den Wetteifer mit einem Freunde, Paul Siegmund Hummel, der ſpäterhin Pfarrer zu Ahlesheim in der Grafſchaft Pappenheim ward. Auch über ſeinen ſittlichen Wandel wachte jener junge Mann und hielt ihn von manchen jugendlichen Thorheiten und Übereilungen zurück. Sein Sinn für Poeſie ward genährt in dem Umgange mit dem Dichter Schubart, der durch ſeine unglücklichen Schickſale und ſeine vieljährige Verhaftung auf der ſchwäbiſchen Feſtung Hohenasperg bekannt geworden.

Im Herbſte 1760 verließ Feder die Univerſität Erlangen, wo er viertehalb Jahre ſtudirt, um eine Hofmeiſterſtelle anzutreten, zu welcher ihn ſein ehemaliger Lehrer, der Rector Örtel, dem Freiherrn von Wöllwarth empfohlen hatte, der auf dem Landgute Polſingen an der ſchwäbiſchen Grenze lebte. Er erhielt dieſe Stelle zu einer Zeit, wo er ſich an Freylingshauſen in Halle gewandt, um durch

2) Sex dies, intra quos opus creationis absolutum, quales fuerint? ad Genes. I, 4. 5. In dieſer phyſikaliſch-mathematiſch-exegetiſchen Abhandlung ward noch ſteif und feſt behauptet, daß die ſechs Schöpfungstage ganz eigentliche Tage von 24 Stunden geweſen ſeien.

deſſen Verwendung Lehrer an dem dortigen Pädagogium zu werden. Wenig über 20 Jahre alt, außer einiger Übung im Unterrichte ohne alle pädagogiſche Vorbereitung, ward er Aufſeher und Führer von zwei Junkern, von denen der eine 12, der andere 14 Jahre alt ſein mochte. Aus einem damals vielgeleſenen Romane: **Les aventures d'un homme de qualité**, und aus Fenelon's Telemach erinnerte er ſich in ſpätern Jahren, einige Belehrung über das Verhalten eines Hofmeiſters geſchöpft zu haben. Die vielen und großen Fehler, die er in ſeiner neuen Stellung begangen, rügte er ſpäterhin unter fremdem Namen in einer von ihm herausgegebenen Schrift [3]). Erſt im zweiten oder dritten Jahre ſeines Lehramts lernte er Rouſſeau's Schriften kennen, der ihm über Manches die Augen öffnete, und ihn von dem unklugen Eifer zurückbrachte, Alles auf der Stelle oder gradezu erzwingen zu wollen. Er blieb in dieſer Laufbahn im Ganzen fünf Jahre. Nach einem kurzen Aufenthalte im älterlichen Hauſe brachte er ſeine Zöglinge auf die Schule nach Neuſtadt an der Aiſch, und von da nach Ansbach, wo ſie ſich dem Tanzen, Fechten und andern körperlichen Übungen widmen ſollten. Den wiſſenſchaftlichen Unterricht übernahm Feder, und erwarb ſich durch ſeine Kenntniſſe und ſein einnehmendes Betragen die Achtung und Liebe des Vaters ſeiner Zöglinge, ſowie mehrer benachbarten Adeligen, beſonders des hochgebildeten Freiherrn von Seckendorff auf Zenn in Franken. In Ansbach lernte er auch den Dichter Uz als einen geſetzten, mehr ernſten als aufgeregten Mann kennen. Zur Annahme des Rectorats am Gymnaſium zu Ansbach ſpürte er wenig Neigung in ſich, und verzichtete auf dieſe Stelle, die bald nachher der als Orientaliſt bekannte Profeſſor Faber in Jena erhielt.

Im Frühjahre 1764 brachte Feder ſeine Zöglinge auf die Univerſität Erlangen, wo ſie ſich, außer den Leibesübungen und neuern Sprachen, größtentheils mit Geſchichte, Phyſik und Naturgeſchichte beſchäftigten. Von Feder erhielten ſie eine kurze Anleitung zum Studium der Philoſophie. Es war der erſte Verſuch eines ſpäterhin von ihm herausgegebenen Werkes [4]). In Erlangen fand Feder einige ſeiner vormaligen Mitſchüler ſchon als Docenten und Schriftſteller wieder, unter ihnen Harles und Krafft. Durch ſie aufgefodert, nahm er Antheil an der erlanger gelehrten Zeitung. Auch wagte er einige ſchriftſtelleriſche Verſuche. In eine Monatsſchrift, die der Hofrath Schulin herausgab, ließ Feder einige Aufſätze, meiſt ſatyriſchen Inhalts, einrücken. Für ſeinen Freund Harles, als derſelbe Profeſſor in Coburg ward, ſchrieb er das zu Erlangen 1765 in Quart gedruckte Programm: **Amor Polyphemi, ex Theocrito, Ovidio et Metastasio.** Klotz nannte in den **Actis literariis** jenes Programm ein **aureum libellum**, und ermunterte ihn einige Zeit nachher in einem Briefe zur Bearbeitung der griechiſchen Erotiker. Feder aber fühlte dazu in ſich noch weniger Beruf, als zur Annahme einer Collaboratorſtelle in Neuſtadt an der Aiſch. Sie war ihm durch ſeinen väterlichen Freund, den Rector Örtel, angetragen worden. Er ſehnte ſich überhaupt noch nicht nach einem öffentlichen Amte. Seine damalige Lieblingsidee waren Reiſen, durch die er ſeine Welt- und Menſchenkenntniß bereichern wollte. Seine Freunde Harles und Krafft beredeten ihn zur Annahme der Magiſterwürde. Er erhielt ſie ohne Examen, ſchrieb aber ſogleich die Inauguraldiſſertation, die er, um den Statuten gemäß, auch die **facultas docendi** zu erlangen, in zwei Sectionen theilte und in zwei Tagen nach einander vertheidigte [5]). Er war keck genug, aus jedem Haupttheile der Philoſophie einen Satz zum gelehrten Kampfe aufzuſtellen, ungeachtet er in manchen Theilen derſelben noch wenig bewandert war. Auch erlaubte er ſich über Rouſſeau ein ziemlich hart absprechendes Urtheil. Gleichwol fand ſeine Abhandlung und ihre Vertheidigung faſt ungetheilten Beifall. Sein Freund Harles benutzte dieſen Anfang ſeines literariſchen Anſehens, um ihm einen Ruf zum Profeſſor der Metaphyſik und der morgenländiſchen Sprachen an dem Caſimirianum zu Coburg zu verſchaffen. Um das mir angetragene Lehramt mit mehr Würde anzutreten, ſchrieb und vertheidigte ich noch, ehe ich Erlangen verließ, eine hiſtoriſch-philoſophiſche Abhandlung [6]).

Am 5. Nov. 1765 reiſte Feder von Erlangen nach Coburg ab, von ſeinem Freunde Krafft bis Bamberg begleitet. Beim Antritte ſeines Lehramtes ſchrieb er ein Programm: **De simplici animae natura**, und vertheidigte bald nachher die zweite Section ſeiner früher erwähnten Abhandlung: **De morte voluntaria.** Das Disputiren trieb er damals mit großem Eifer. Einige der geſchickteſten Caſimirianer hatten ſich vereinigt und vertheidigten philoſophiſche Sätze, die Feder nachher mit kurzen Erläuterungen unter einem gemeinſchaftlichen Titel zuſammendrucken ließ. Bei einem der darin aufgeſtellten Sätze [7]) galt es nichts weniger, als ſeine eigene Berichtigung und Rechtfertigung. Von den Beweiſen, die für das erwähnte Princip in der Leibnitz-Wolfiſchen Schule aufgeſtellt worden, hatte ſich Feder nicht überzeugen können. Auch die Dictate ſeines Lehrers Succov in Erlangen hatten ihn nicht befriedigt. Statt Beweiſe zu führen, die er ſelbſt für nichtig erkannte, zog er es vor, gradezu ſeine Verlegenheit einzugeſtehen, in der Hoffnung, daß ihm Jemand helfen werde. Die Compendien von Hollmann und Cruſius führte ihm um dieſe Zeit der Zufall in die Hände. In dem erſtgenannten Lehrbuche zog ihn vorzüglich die Geſchichte der Philoſophie und der einzelnen Dogmen an. Schon damals war der Gedanke in ihm vorherrſchend, daß die Vergleichung verſchiedener Vorſtellungsarten und das Studium mehrer philoſophiſchen Syſteme durchaus erfoderlich ſei, um ſich vor Einſeitigkeit

3) Der neue Emil, oder von der Erziehung nach bewährten Grundſätzen. (Erlangen 1768—1771. 2 Thle. N. A. Göttingen 1789.) 4) Grundriß der philoſophiſchen Wiſſenſchaften, nebſt der nöthigen Geſchichte. (Coburg 1767. Zweite Ausgabe. Ebend. 1769.)

5) Der Titel ſeiner Inauguraldiſſertation lautet: **Homo natura non ferus.** Seine Opponenten waren Mertens aus Augsburg, ſpäterhin Rector an dem dortigen Gymnaſium, der nachmalige Hof- und Juſtizrath Rudel, und auf Feder's Erſuchen der Profeſſor der Medicin, Hofrath Iſenflamm. 6) **De morte voluntaria. Sectio I.** (Erlangae 1765. 4.) 7) **Demonstrationem validam principii rationis sufficientis nondum vidimus.**

bewahren. Brucker's Institutiones histor. philos. hatte er ſich ſchon zu Erlangen angeſchafft. In der Bibliothek des Caſimirianums fand er das größere Brucker'ſche Werk, ſowie auch eine gute Ausgabe des Diogenes Laertius, den er nun fleißig ſtudirte. Auch benutzte er den damals (1765) ſo eben erſchienenen Extrait du Dictionnaire de Bayle.

Seine Lehrſtunden fanden vielen Beifall. Er war Anfangs genöthigt, bei der Logik und Moral die von Darjes verfaßten Compendien zu Grunde zu legen, die ſein Vorgänger, der Profeſſor Cramer, in dem Caſimirianum eingeführt hatte. Bald nachher aber entſchloß er ſich zur Ausarbeitung ſeines bereits erwähnten „Grundriſſes der philoſophiſchen Wiſſenſchaften. Für das mäßige Honorar, das er von ſeinem Verleger erhielt, entſchädigte ihn eine kleine Gehaltserhöhung, die er mit dem durch den Tod des Profeſſor Link erledigten Lehrſtuhle der Moral erhielt. Mit dem Director des Caſimirianums, Frommann, der neben der Theologie auch Logik las, vertauſchte Feder dies Collegium gegen die orientaliſchen Sprachen, worin ihm Frommann weit überlegen war. Unter ſeinen Schülern erwarb er ſich bald Liebe und Anſehen durch freundliche Begegnung und ſichtbaren Eifer, ihnen nützlich zu ſein. Doch zeigte er auch Strenge, wo ſeine ſanften Ermahnungen nichts fruchteten.

Sein früher erwähnter „Grundriß der philoſophiſchen Wiſſenſchaften," den er an Münchhauſen, Küſtner und Hollmann geſchickt hatte, verſchaffte ihm einen Ruf nach Göttingen. Nach einem Briefe Pütter's war es Erneſti in Leipzig geweſen, der ihn zu jenem Lehramte empfohlen. Gleichzeitig ward ihm die Stelle eines Hofkapellans, verbunden mit einer Profeſſur am Gymnaſium zu Baireuth, angetragen. Gegen den Antrag ſtritten aber, wie Feder in ſpätern Jahren äußerte, ſeine damaligen Zweifel an einigen kirchlichen Dogmen, über die er mit gutem Gewiſſen nicht habe hinwegkommen können.

Der Antritt ſeiner Profeſſur zu Göttingen, im März 1768, fiel in eine Zeit, wo ein neuer Lehrer der Philoſophie dort nichts weniger als überflüſſig ſchien. Weber, ein Wolfianer, der als Profeſſor der Theologie zu Kiel ſtarb, war in der öffentlichen Achtung ſehr geſunken. Becmann, ein eifriger Cruſianer, hatte keinen ſonderlichen Vortrag. Hollmann war faſt zu gelehrt für die jungen Leute, wol auch zu alt und zu trocken nach dem damals ſchon vorherrſchenden äſthetiſchen Geſchmack. Auf Erſuchen las Küſtner Metaphyſik. Alle dieſe Umſtände ſchienen nicht ungünſtig für Feder's Erſcheinung. Er meinte gleichwol in ſpätern Jahren, damals für Göttingen noch nicht reif geweſen zu ſein. Ohne ein feſtes Syſtem ſchwankte er zwiſchen dem Wolfiſchen Dogmatismus und einem durch Naturanlagen und Lecture erzeugten Skepticismus. Dieſe Dispoſition zeigt das Programm: De sensu interno, mit welchem er zu ſeiner Antrittsrede einlud. Er ſprach darin de eo, quod in philosophia concedendum sit genio seculi, und ſchloß mit den Worten: Gottingae moriar! Sein zu Coburg geſchriebener „Grundriß" ſchien nicht geeignet, in Göttingen darüber Vorleſungen zu halten. Er beſchäftigte ſich daher mit der Ausarbeitung eines beſondern Lehrbuchs über Logik und Metaphyſik[8]), und zwar mit einer ſo raſtloſen Anſtrengung, daß die vielen ſchlafloſen Nächte ſeine Geſundheit faſt untergruben.

Nicht allen ſeinen Collegen war Feder eine willkommene Erſcheinung. Am engſten ſchloß er ſich an Diez an, ſpäterhin an Heyne. Außer einem publicum über Plato's Phädon las er im erſten Semeſter Logik, Metaphyſik und praktiſche Philoſophie. Er fand zahlreiche Zuhörer, die beſonders die Lebhaftigkeit ſeines Vortrags rühmten. Aber die Folgen ſeiner zu großen Geiſtesanſtrengung blieben nicht aus. Im Juli 1768 brachte ihn eine lebensgefährliche Krankheit dem Tode nahe, der ſogar in einer damals zu Frankfurt an der Oder erſcheinenden Zeitung angezeigt ward. Das dadurch erregte Mitleid wirkte zu ſeinem Vortheil. Die Zahl ſeiner Zuhörer vermehrte ſich, ungeachtet er, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, damals beiweitem nicht ſo gut las, als ſpäterhin, wo ſich ſein Beifall verminderte. Eine eigentliche philoſophiſche Schule zu ſtiften lag weder in ſeinem Plane, noch in ſeinen Kräften und in dem Charakter ſeiner Lehrart. Er ſuchte praktiſche Philoſophie aus den natürlichſten, oder nicht füglich zu beſtreitenden Vorſtellungsarten zu entwickeln, und das Wahre und Gute, was darin enthalten, durch Vernunftgründe jeder Art zu befeſtigen.

Tief erſchütterte ihn im J. 1772 der Tod einer geliebten Gattin, mit der er ſich bereits in Coburg verheirathet hatte[9]). Vergebens ſuchte er Zerſtreuung auf Reiſen nach Coburg, Baireuth und Hamburg, wo er Klopſtock, Büſch, Hensler und Claudius kennen lernte. Auf der Rückreiſe über Braunſchweig machte er Jeruſalem's und Ebert's Bekanntſchaft. In dem Philanthropin zu Deſſau war Baſedow für ihn eine intereſſante Erſcheinung. Auch ein längerer Aufenthalt in Berlin und Leipzig wirkte günſtig auf ſeine Gemüthsſtimmung. Mit erneueter Thätigkeit kehrte er zu ſeinem Lehrberufe und zu ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten zurück.

Den erſten Theil ſeines Neuen Emil hatte er, wie früher erwähnt worden, ſchon in Coburg herausgegeben. Der zweite Theil folgte 1774 in Göttingen. Die Abſicht dieſer Schrift war, theils nachdrücklich zu warnen vor einigen Fehlern, die er auf ſeiner pädagogiſchen Laufbahn begangen zu haben glaubte, theils das Gute des Rouſſeau'ſchen Emile mehr zu verbreiten und es anwendbarer zu machen durch die Abſonderung des allzu Idealiſchen. Feder ward dadurch dem Publicum von einer Seite bekannt, durch die er mehrmals Gelegenheit erhielt, durch Empfehlung von Hauslehrern Andern zu nützen. In welchem Geiſte ſein Compendium der Logik und Metaphyſik und das von ihm herausgegebene Lehrbuch der praktiſchen Philoſophie abgefaßt waren, zeigt die Vorrede zu den Institutionibus Logicae et Metaphysicae[10]). Man ſieht aus jener Vorrede, daß er ſich noch nicht von Wolf ſo

8) Göttingen 1769. Achte Auflage. Ebendaſ. 1794. 9) ſ. Denkmal der beſten Gattin, für diejenigen, die ſie kannten, aufgeſetzt von ihrem lieben Feder (ohne Angabe des Druckorts). 1772. 4.
10) Gottingae 1777. Edit. II. emend. Ibid. 1781. Edit. III. Ibid. 1787. Edit. IV. Ibid. 1797.

weit abzuweichen getraute, als er nach ſeiner eignen Vorſtellungsweiſe wol gekonnt hätte. Noch immer glaubte er das Wolf'ſche Princip der praktiſchen Philoſophie: „Liebe dich, vervollkommne dich ſelbſt," in Schutz nehmen zu können. Ausführlicher erklärt er ſich darüber in ſeinen „Unterſuchungen über den menſchlichen Willen [11])", beſonders in der Vorrede zur zweiten Auflage. Mit rühmlicher Beſcheidenheit äußerte Feder ſelbſt in ſpätern Jahren, daß den von ihm verfaßten Compendien von freundſchaftlich geſinnten Recenſenten, beſonders in der halle'ſchen gelehrten Zeitung, ein zu übertriebenes Lob geſpendet worden. Er ſchwieg daher, als ihn bald nachher in einer braunſchweiger gelehrten Zeitung ein ebenſo ungemeſſener Tadel traf. Doch ſchmeichelte es ſeiner Autoreitelkeit, als Leſſing ihm gelegentlich in der Recenſion einer nicht von ihm verfaßten Schrift „einen jungen Mann nannte, der die Wege ſeiner Vorgänger mit Glück betrete und neue ſuche." Wirklich galt Feder auch damals, bis zu der durch Kant bewirkten Revolution, für einen beſſern Philoſophen, als die meiſten ſeiner Vorgänger aus der Wolf'ſchen und Anti-Wolfiſchen Schule. Jedenfalls trug das in Recenſionen ihm reichlich geſpendete Lob viel dazu bei, daß ſeine philoſophiſchen Compendien faſt auf allen Univerſitäten und in vielen Gymnaſien gebraucht, und mehrmals nachgedruckt wurden. Er ſelbſt verkannte die Mängel jener Lehrbücher ſo wenig, daß er ſich bald zu einer neuen Darſtellung ſeines logiſchen und metaphyſiſchen Syſtems entſchloß. Es waren die bereits erwähnten Institutiones Logicae et Metaphysicae, die 1797 zu Göttingen zum vierten Male aufgelegt werden mußten. Mit den Diſputirübungen, welche Feder hielt, verband er die Nebenabſicht, talentvolle Köpfe, die ſich zu Hauslehrern eigneten, kennen zu lernen, weil häufige Anfragen in dieſer Beziehung an ihn gerichtet wurden. Darum ließ er auch Aphorismos paedagogicos drucken, über welche diſputirt werden ſollte. Seit dem Jahre 1769 hatte er faſt ununterbrochen Antheil genommen an den göttinger gelehrten Anzeigen. Seine erſte Recenſion beurtheilte faſt zu günſtig *Zambaldi's* Saggi sopra la storia naturale. Feder wendete vielen Fleiß auf dieſe Kritiken, denen er, ſeinen eigenen Äußerungen nach, einen höhern Werth beilegte, als manchen kleinern Aufſätzen. Die meiſte Zeit, die ihm ſeine Collegien übrig ließen, wandte er auf das unlängſt erwähnte Werk: „Unterſuchungen über den menſchlichen Willen" [12]). Die erſte Idee zu dieſem Unternehmen war, außer ſeiner Vorliebe für die praktiſche Philoſophie, durch Locke's Werk über den menſchlichen Verſtand in ihm geweckt worden. Eine ähnliche Schrift über den Willen ſchien ihm zu fehlen. Faſt zwanzig Jahre verwandte er auf die Ausarbeitung dieſes Werks, und ohne die Mängel deſſelben in ſpäten Jahren zu verkennen, legte er noch immer einen gewiſſen Werth auf dieſe Schrift, ſchon deshalb, weil er darin die Grundſätze der Tugend und Glückſeligkeit aufgeſtellt zu haben glaubte, nach denen er ſelbſt zu leben ſich bemüht. Er ſchmeichelte ſich, über einige der ſchwierigſten Unterſuchungen dort mehr Licht verbreitet zu haben; beſonders über die verwickelte Streitfrage von der metaphyſiſchen Freiheit. Er hatte dieſen Punkt ſchon ziemlich ausführlich berührt in ſeinen Lehrbüchern der Logik und Metaphyſik [13]), und dadurch gezeigt, daß er weder zu den entſchiedenen Determiniſten gehöre, noch zu den Vertheidigern einer metaphyſiſchen Freiheit, wie Cruſius und Andere nach ihm ſie behaupten wollten. Er meinte, daß es bei Unterſuchungen dieſer Art zwar nicht allein, aber doch beſonders darauf ankomme, ob man wirklich an Gott und an göttliche Vorſehung glaube, und nach welchen Begriffen. Mittels jenes Glaubens ſei auch bei den entgegengeſetzten Syſtemen ſittliche Beruhigung möglich. Die Verſchiedenheit der Begriffe aber, die jenen Glauben beſtimmten, werde auch Einfluß haben auf das Dogmatiſche der übrigen Beſtimmungen.

Über die „Vereinigung der verſchiedenen Religionsgenoſſen in gemeinſchaftliche Schulen" zu ſchreiben, ward Feder veranlaßt durch einen damals in Göttingen ſich aufhaltenden Ungar, der zu der Partei der Magnaten gehörte, die mit Joſeph II. eine ſolche Vereinigung wünſchten. Die Idee eines ſolchen Werks ſtimmte mit Feder's pädagogiſch-politiſchen Grundſätzen überein, und die Arbeit war ihm, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, ebenſo leicht als angenehm. Weniger Werth legte er in ſpätern Jahren auf mehre kleine Aufſätze [14]) verſchiedenen Inhalts, die er in Lichtenberg's Magazin, in die berliner Monatsſchrift, in das teutſche Muſeum und andere Journale, die meiſten aber in das hanoveriſche Magazin einrücken ließ. Viele dieſer Aufſätze wurden durch auswärtige Auffoderungen veranlaßt, deren viele an Feder ergingen, ſo lange ſein ſchriftſtelleriſcher Ruf durch lobpreiſende Recenſenten gehoben ward.

Die wichtigſte Epoche in ſeinem Leben bildet die Geſchichte ſeiner Streitigkeiten über die Kant'ſche Philoſophie. Für den Verfaſſer der „Träume eines Geiſterſehers," die Feder noch in Coburg geleſen, hatte er die entſchiedenſte Hochachtung gehabt, die er auch durch eine Recenſion

11) Der vollſtändige Titel dieſes Werkes lautet: Unterſuchungen über den menſchlichen Willen, deſſen Naturtriebe, Veränderlichkeit, Verhältniß zur Tugend und Glückſeligkeit, und die Grundregeln, die menſchlichen Gemüther zu erkennen und zu regieren. 1. Th. (Lemgo 1779. 2. verm. Auflage. Ebendaſ. 1785. 2. Th. Ebendaſ. 1782. 2. verb. Aufl. Ebendaſ. 1787. 3. Th. Ebendaſ. 1786. 2. verb. Aufl. Ebendaſ. 1792. 4. Th. Ebendaſ. 1793. 12) Eine italieniſche Überſetzung dieſes Werkes erſchien nach Feder's Tode zu Brescia 1822 unter dem Titel: Ricerche annalitice sul cuor' umano.

13) Grundſätze der Metaphyſik. §. 63—70. 14) Über den Büchernachdruck; über den Urſprung der Sprachen; über die Todesſtrafe; über das moraliſche Gefühl; über die Kunſt zu entbehren; Würde und Glückſeligkeit; über den Glauben an fortſchreitende Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts; über die Wirkungen drückender Zeitumſtände auf die Menſchen; Beiträge zur Verbeſſerung des Kirchen- und Schulweſens in den braunſchweig-lüneburgiſchen Landen; vom praktiſchen Sinne des Religionslehrers; über den Eid; der Prediger und der Prieſter, oder von der religiöſen Wirkſamkeit der Geiſtlichen außer der Kirche u. a. m. ſ. das Verzeichniß dieſer Aufſätze in Pütter's Verſuch einer Gelehrtengeſchichte von Göttingen. 2. Th. S. 165; vollſtändiger in Fikenſcher's Gelehrtengeſchichte von Erlangen. 3. Abth. S. 179 fg. und in Meuſel's Gel. Teutſchland.

jener launig-ſkeptiſchen, aber in pſychologiſcher Hinſicht höchſt merkwürdigen Schrift unumwunden zu erkennen gegeben hatte. Deſto ungünſtiger aber war der Eindruck, den die Erſcheinung von Kant's Kritik der reinen Vernunft auf Feder machte. Er konnte ebenſo wenig begreifen, wie die dogmatiſche Metaphyſik, die ihm bereits gemäßigt und geläutert genug ſchien, mit ſolcher Heftigkeit angegriffen, als wie ein ſolcher ſcholaſtiſcher Apparat noch bei der Philoſophie für nöthig erachtet werden könnte. Einer von Garve verfaßten Recenſion der Kant'ſchen Vernunftkritik für die göttinger gelehrten Anzeigen hatte Feder daher ein Urtheil beigefügt über den Idealismus Kant's im Vergleiche mit dem Berkeley'ſchen. Über jene Kritik äußerte Kant in den Prolegomenen der Metaphyſik ſein Misfallen auf eine ſo heftige Weiſe, daß Feder ſich dadurch veranlaßt fand, in ſeiner Schrift: „Über Raum und Cauſalität [15])" dem Kant'ſchen Idealismus aufs Entſchiedenſte entgegenzutreten. Er verband ſich zugleich mit Meiners zur Herausgabe einer philoſophiſchen Bibliothek [16]), die jedoch, aus Mangel an Abſatz, mit dem vierten Bande geſchloſſen werden mußte. Er fühlte ſich dadurch und durch die verminderte Zahl ſeiner Zuhörer ſo tief verletzt, daß er in einem Anfalle hypochondriſcher Stimmung nahe daran war, ſein philoſophiſches Lehramt niederzulegen und die Stelle eines Directors an dem Philanthropin zu Deſſau anzunehmen. Die Zerſtreuung auf einer mit Meiners unternommenen Harzreiſe ſtimmte ihn wieder ruhiger. Mit Eifer ſtudirte er die kritiſche Philoſophie und die dadurch veranlaßten Schriften. Eine Veränderung in ſeinem philoſophiſchen Syſteme bewirkte ſie nicht, weder den weſentlichen Grundlagen, noch der Form nach. Aber Feder gewöhnte ſich dadurch an genauere Beſtimmungen, angemeſſenere Ausdrücke, ſorgfältigere Entwickelung und beſſere Anordnung einzelner Theile. Die Reſultate ſeines ſchärfern Denkens zeigen ſeine „Grundſätze der Logik und Metaphyſik." Deſſenungeachtet erregte dies letzte Compendium Feder's die Aufmerkſamkeit nicht, die es vielleicht im höhern Grade verdiente, als alle vorhergehende Lehrbücher. Er mußte ſich über dies Schickſal tröſten mit einer ſehr günſtig lautenden Recenſion in der Allgemeinen Teutſchen Bibliothek und mit einem ſchmeichelhaften Briefe F. H. Jacobi's [17]), der keine Bemühung unverſucht ließ, durch ſeine Schriften das Anſehen der kritiſchen Philoſophie, die ſo viele Köpfe verwirrt hatte, zu ſchwächen.

Durch ſeine Grundſätze beruhigt, verſchmerzte Feder den Nachtheil, den jene Umgeſtaltung der Philoſophie ſeinem Autor- und Docentenruhm gebracht hatte. Der Synchronismus der revolutionären Beſtrebungen in der gelehrten und politiſchen Welt konnte ſeinem Scharfblicke nicht entgehen. Auch die franzöſiſche Staatsumwälzung, die in jene Zeit fiel, blieb nicht ohne Einfluß auf ſeine Denkart und ſeine Schickſale. Daß er ſich zu einigen der Grundſätze bekannte, die beim Ausbruch der franzöſiſchen Revolution zur Rechtfertigung gebraucht und gemisbraucht werden, zeigen die von ihm herausgegebenen Lehrbücher. Vor und nach jenem Ereigniſſe beſtritt Feder in ſeinen Vorträgen über das Naturrecht die anti-monarchiſchen und anti-ariſtokratiſchen Behauptungen Rouſſeau's, mit welchen man die begangenen Ungerechtigkeiten und Schwärmereien vertheidigen wollte: die Unveräußerlichkeit der Volksſouverainetät, die Abhängigkeit Aller, auch der höchſten obrigkeitlichen Behörden und aller bürgerlichen Würden und Gerechtſame, von der Willkür der Majorität des Volkes, die Unverträglichkeit eines erblichen Adels mit dem Naturrecht oder dem allgemeinen Wohle. Manches aber von dem, was vor der Revolution ohne Bedenken ſchriftlich und mündlich geäußert werden konnte, erregte ſpäterhin Beſorgniß auch in den mit Mäßigung und Billigkeit urtheilenden Gemüthern. Bei der Reviſion eines Theils ſeiner „Unterſuchungen über den menſchlichen Willen" ward Feder ſelbſt ſtutzig bei einigen Stellen, und fragte ſich, wann und mit welchen Geſinnungen er ſo geſchrieben. Er machte ſich ſelbſt in ſpätern Jahren Vorwürfe, daß er ſeine damalige Begeiſterung für Freiheit und Menſchenrechte zu offen an den Tag gelegt, ohne die nöthige Klugheit und Mäßigung. Nachtheilig ward für ihn aber beſonders der Verdacht, der ihn und einige ſeiner Collegen traf, für Illuminaten gehalten zu werden, wozu Feder's Eintritt in den Freimaurerorden, beſonders aber ſeine Verbindung mit Knigge und Mauvillon beigetragen haben mochte, die für die Hauptbeförderer des Illuminatismus galten.

Ungefähr um dieſe Zeit (1797) veränderte Feder ſeinen bisherigen Aufenthalt in Göttingen. Mit dem im J. 1782 erhaltenen Charakter eines königl. großbritanniſchen und kurbraunſchweigiſchen Hofraths ging er nach Hanover, als Director des königl. Pageninſtituts oder ſogenannten Georgianums, mit einem Gehalte von 1200 Rthlrn. [18]). Um zu einer genauen Kenntniß des Charakters

15) Mit dem Beiſatz auf dem Titel: „Zur Prüfung der Kantiſchen Philoſophie." (Göttingen 1787.) 16) Göttingen 1788. 4 Bde. Von Feder befinden ſich in dieſem Journal, außer mehren Recenſionen, die nachfolgenden Aufſätze: 1) über die ſubjective und objective Wahrheit und die Übereinſtimmung aller Wahrheiten untereinander. 2) Beobachtung über Vernunfeurtheil im Traum. 3) über den Begriff von Subſtanz. 17) In einem Schreiben des genannten Philoſophen vom 13. Febr. 1789 an Feder heißt es unter Anderem: „Was ſollten Sie nicht können, da Sie das Departement der reinen und praktiſchen Vernunft haben und die prätorianiſchen Cohorten des Syllogismus anführen." ſ. Jacobi's Auserleſenen Briefwechſel. 1. Bd. S. 508. Ein feines Lob Jacobi's enthält ein in franzöſiſcher Sprache geſchriebener Aufſatz Feder's, der ſich nach ſeinem Tode unter ſeinen hinterlaſſenen Papieren fand. „Ce philosophe," heißt es darin, „qui se servit des armes du scepticisme contre les nouveaux systémes, est le plus respecté par tous les partis; il le merite. Il joint la subtilité la plus pénétrante, où il en est besoin, à une diction précise, forte, tranchante. Habitué à l'urbanité d'un homme du monde, il sait, quand il le veut, terrasser l'adversaire en athlète; il ne le fait jamais qu'après l'avoir mis dans son plus grand avantage. C'est ainsi qu'il a écrit pour et contre *Spinoza*, *David Hume* et *Kant*, pour et contre le fatalisme. Quoiqu'il ne se soit pas declaré bien positivement sur la propre confession, on s'apperçoit pourtant clairement, que sa tendance est toute morale etc." ſ. Feder's Leben, Natur und Grundſätze. (Leipzig 1825.) S. 357 fg.

18) Fikenſcher's Gelehrtengeſchichte der Univerſität Erlangen. 3. Abth. S. 179. Über das oben erwähnte Inſtitut vergl. die von Feder verfaßte Schrift: Die Errichtung des königl. Georgianums und deſſen Zuſtand. (Hanover 1802.)

der einzelnen Zöglinge zu gelangen, hielt es Feder für zweckmäßig, den Unterricht in allen Claſſen zu übernehmen. Zum Hauptgegenſtande deſſelben wählte er Naturgeſchichte, die ſchon während ſeines Aufenthalts in der neuſtädter Schule und ſpäterhin in Göttingen, neben ſeinen philoſophiſchen Forſchungen, ſein Lieblingsſtudium geweſen war. Die jungen Zöglinge machte er nur mit der Zoologie bekannt, die ältern aber auch mit den Elementen der Botanik, Mineralogie und Naturgeſchichte des Menſchen. Späterhin änderte er indeſſen dieſe Einrichtung dahin ab, daß er auch ſchon in den untern Claſſen die Anfangsgründe der Botanik und Mineralogie vortrug. In den beiden obern Claſſen, der Militairclaſſe und der Studirenden, lehrte er die philoſophiſche Moral in Verbindung mit dem Nöthigſten aus dem Naturrechte. Zum Leitfaden ſeines Unterrichts, in den er auch Logik und alte Literaturgeſchichte mit aufnahm, dictirte er kurze Paragraphen. Bei ſeinem praktiſchen Sinne fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, auf den Verſtand und das Herz ſeiner Zöglinge zu wirken, und zugleich eine ſtrenge Aufſicht zu führen über die unter ſeiner Leitung ſtehenden Hofmeiſter. Seine vielfachen pädagogiſchen Erfahrungen machten ihm ſein Geſchäft leicht und angenehm, und immer hielt er dieſe Zeit für die angenehmſte ſeine Lebens.

Seine glücklichen Verhältniſſe wurden geſtört durch den längſt gefürchteten Einmarſch franzöſiſcher Truppen in Hanover im Juni 1803. Er ertrug dies Schickſal mit männlicher Faſſung und ſuchte ſeine Mitbürger zu tröſten durch die Vorſtelluug, daß der Menſch ſich in das Unvermeidliche fügen müſſe. Für ſein Inſtitut ſorgte er redlich und traf die im Drange der Zeit nöthigen Erſparniſſe. Harte Bedrückungen und Schändlichkeiten empörten ſein Herz, und er mußte dann wieder zu ſeinen unerſchütterlichen Grundſätzen ſeine Zuflucht nehmen. Vor unzähligen Anläſſen zum Unmuth bewahrte ihn aber auch das Princip, nichts Böſes, von welcher Art es auch ſein möchte, zu glauben, was ſich noch irgend bezweifeln laſſe. Doch drückten ihn auch häusliche Leiden in jener verhängnißvollen Zeit, beſonders der Verluſt ſeiner zweiten Gattin im März 1805, nach einer mehr als dreißigjährigen Ehe. Die preußiſche Occupation der hanoverſchen Lande hatte für ihn keine unangenehmen Folgen, da er durch zufällige Veranlaſſungen mit einem der vornehmſten Männer der Adminiſtrations- und Organiſations-Commiſſion bekannt geworden war. Tief aber erſchütterte ihn das Schickſal des preußiſchen Heeres im Herbſte 1806. Durch Spanier, die im Juni 1807 nach Hanover kamen, fand Feder Veranlaſſung, noch in ſeinem 68. Jahre die Sprache jenes Volks zu lernen. Er brachte es darin in wenigen Wochen zu einer ziemlichen Fertigkeit. Trübe Stunden brachte ihm beſonders das Jahr 1811 durch die Aufhebung des Georgianums. Doch ward ihm nicht ſein bisheriger Gehalt geſchmälert. Eine innere Zufriedenheit gab ihm ſein faſt ununterbrochener Geſundheitszuſtand. „Noch hat," ſchrieb er am 15. Mai 1816, „die Munterkeit meines Geiſtes mich in den Stand geſetzt, für die göttinger gelehrten Anzeigen mehr Recenſionen zu liefern, als ich ſelbſt in Göttingen je in ſo kurzer Zeit geliefert habe." Eine Auszeichnung ward ihm um dieſe Zeit zu Theil durch die Ernennung zum Ritter des Guelphenordens[19]). Auch die göttinger Societät der Wiſſenſchaften ernannte ihn zu ihrem Mitgliede in der hiſtoriſch-philologiſchen Claſſe. Immer blieb ihm ſeine gewohnte Kraft und Thätigkeit. Im J. 1818 ſchrieb er einem Freunde: „Das Vermögen des Geſichts, des Gehörs und der Erinnerung hat ſich zwar etwas, aber nicht bedeutend verringert. Meine Geiſtesbeſchäftigungen, namentlich meine philoſophiſchen Verträge, werden mir ſo leicht, als in meinen frühern, kraftvollen Jahren." 1819 ward er zum geheimen Juſtizrath und 1820 von der juriſtiſchen Facultät zu Göttingen zum Doctor ernannt. Seinen 82. Geburtstag überlebte er nur eine Woche. Mit gänzlich dahingeſchwundenen Kräften entſchlummerte er am 22. Mai 1821. Noch wenige Stunden vor ſeinem Tode hatte er, den Schmerz ſeiner anweſenden Tochter berückſichtigend, einen ihn beſuchenden Freund mit den Worten angeredet: Non equidem aegre ferrem, si ultima hora adesset.

Feder war von mittler Größe, hager und von ſehr reizbarem Temperament. Seine in früher Jugend ſchwächliche Conſtitution ſchien gegen das funfzigſte Jahr feſter geworden zu ſein. Durch ſtrenge Diät und Mäßigkeit in allen Genüſſen erhielt er ſich faſt ununterbrochen geſund und kräftig, ohne ſich je durch eine Brunnencur geſtärkt zu haben. Sein Gedächtniß war mehr geeignet zum ſchnellen Auffaſſen, als zum langen Behalten, und ſeine Einbildungskraft ſehr lebhaft. Überwiegend unter ſeinen Verſtandeskräften war ſein Abſtractionsvermögen. Er hatte viele Gelegenheit gehabt, es zu üben, und ebendaher war vielleicht ſeine Urtheilskraft gewandter im Bemerken der Übereinſtimmung, als des Unterſchiedes. Er beſaß alſo, um in der Wolf'ſchen Schulſprache zu reden, mehr Witz, als Unterſcheidungskraft[20]). Zufriedenheit in allen ſeinen Verhältniſſen, Geduld im Leiden und eine raſtloſe Thätigkeit bildeten die Hauptzüge ſeiner Perſönlichkeit.

In der Philoſophie ging Feder ſchon früh von der ſchönen Vorſtellung aus, die ſogleich den letzten Zweck aufſtellt und aus dem *Namen ſelbſt fließt: Liebe zur Weisheit, Streben nach Weisheit, studium sapientiae.* Demgemäß galt ihm die *Philoſophie* als eine durch unbefangenes, gründliches *Nachdenken* entſtehende Aufklärung und Anordnung der Vorſtellungen und Geſinnungen, zur Erzeugung einer möglichſt feſten, richtigen und naturgemäßen Denkart und Handlungsweiſe. Mit dem Menſchen, meinte Feder, habe es die Philoſophie zu thun, und alles, was ſie behandle, geſchehe am Ende doch immer *nur in Beziehung auf den Menſchen.* Eine Hauptbedingung beim Philoſophiren, mithin auch bei dem, was man Erforſchung der Wahrheit, vernünftiges Denken nenne, ſei daher menſchlich denken zu wollen. Auf dem Wege einer überſpannten Speculation werde man ebendarum zu keiner klaren Erkenntniß gelangen, weil man dabei von Foderungen und Prämiſſen ausgehe und in Fragen und Behauptungen ſich einlaſſe, denen nur Worte, nicht Vorſtellungen zum

19) Vgl. Horn, Der Guelphenorden. S. 399 fg. 20) Vgl. Feder's Unterſuchungen über den menſchlichen Willen. 2. Th. §. [illegible]

Grunde liegen, ohne alle feſte Baſis. Das nosce te ipsum hielt Feder für eine Hauptregel beim Philoſophiren. Er bezog dieſe Selbſtkenntniß nicht blos auf das Allgemeine des menſchlichen Verſtandes, ſondern auf die individuelle Art, die Dinge zu betrachten und zu ſchätzen, auf das beſondere Intereſſe in jedem einzelnen Falle, auf die verſchiedenen Neigungen und Beſtrebungen der Menſchen und ihre Vorliebe für dies und jenes. Denn in und durch uns, meinte Feder, im Strome unſrer Gefühle und Ideenverbindungen ſtellten wir uns alles Übrige vor, pflegten gewöhnlich Alles nach uns zu meſſen, Alles am liebſten in Beziehung auf uns zu beurtheilen. Daraus glaubte Feder ſchon in ſeinem früheſten Syſteme, dem er im Weſentlichen ſtets treu blieb, folgern zu können: die Furcht des Herrn ſei der Weisheit Anfang. Dieſem Grundſatze blieb er treu, ſelbſt auf die Gefahr hin, dadurch einen argen Verſtoß gegen die meiſten philoſophiſchen Syſteme zu begehen und auf den Namen eines Philoſophen alle Anſprüche zu verlieren. Aus dem rein ſittlichen Intereſſe, das er von ſeiner Art und Weiſe zu philoſophiren nie trennte, wird auch die praktiſche Richtung erklärlich, die er verfolgte. Seine moraliſchen Grundſätze von Tugend und Glückſeligkeit ſind beſonders in dem vierten Theile ſeiner mehrfach erwähnten „Unterſuchungen über den menſchlichen Willen“ aufgeſtellt. Für die Hauptbedingungen, man könnte faſt ſagen, Beſtandtheile der menſchlichen Glückſeligkeit hielt Feder, wie er es durch ſein eigenes Leben oft bethätigte, Genügſamkeit in Abſicht auf Beſitz und Genuß und unverdroſſene Thätigkeit im Guten, nach dem Maße der menſchlichen Kräfte, um des Gewiſſens willen, ohne gierigen oder neidiſchen Hinblick auf äußern Lohn irgend einer Art. Auf eben dieſen Bedingungen, auf eben dieſen Beſtandtheilen beruhe die menſchliche Tugend. Gutes zu thun, wo man könne, ohne auf Vergeltung zu rechnen, und das Gute überall aufzuſuchen an jedem Menſchen, nicht um es für ſich zu benutzen, ſondern ihn ſelbſt dadurch im Guten zu fördern, ſich jedes Glückes beſcheiden freuen und es entbehren lernen — das ſcheinen die Hauptmaximen ſeiner Klugheitslehre geweſen zu ſein, ſeit er mit männlicher Kraft und Beſonnenheit und mit klarem Bewußtſein ſeiner individuellen Anlagen und Verhältniſſe ſich mit der Ausbildung ſeines Charakters beſchäftigte. Begangene Fehler gut zu machen hielt er für ein Hauptſtück menſchlicher Weisheit und für das weſentliche Erfoderniß hierzu die Aufmerkſamkeit auf unſere Verhältniſſe und Pflichten, mit dem ernſtlichen Willen, ihnen gemäß zu handeln. Dabei, meinte Feder, bleibe man am geneigteſten, ſeine Fehler einzugeſtehen, weil keine überſpannte Eigenliebe ſich dagegen ſträube, und das im Ganzen gute Bewußtſein Vertrauen einflöße, in der nöthigen Achtung Anderer ſich doch erhalten und wieder heben zu können. Für einen andern, ebenſo wichtigen und mit dem vorigen in einem natürlichen Zuſammenhange ſtehenden Theil der Weisheit hielt es Feder: unter mehren Übeln, wo es ſein müſſe, recht und bald zu wählen. Man quäle ſich ſonſt nur lange vergeblich, und mache insgemein das Übel ärger. In ſeinen „Unterſuchungen über den menſchlichen Willen“[21]) legt Feder das offene Bekenntniß ab: „Ich habe, wie ohne Zweifel jeder unbefangene und aufmerkſame Beobachter, viele Menſchen gekannt, die nicht nur das Äußere der Religion, ſondern auch innern Glauben an Gott und Unſterblichkeit hatten, und groben Laſtern ergeben, und Ungläubige, die jenen im Ganzen weit vorzuziehen waren; aber Keiner unter dieſen, an dem nicht viel auszuſetzen geweſen wäre. Die beſten, uneigennützig thätigſten, am ſtrengſten gerechten, billigſten, menſchenfreundlichſten Menſchen, die ich kennen lernte, hatten lebendigen Glauben an Gott. Einige meiner Vertrauten wurden ſittlicher, wie ſie gläubiger wurden. Ob dieſes durch jenes oder umgekehrt, mögen die Syſteme entſcheiden, wie ſie wollen. Nach meiner Überzeugung befördern, reinigen, ſtärken Religion und Tugend einander wechſelſeitig. Aber lebendiger Glaube an Gott, Feſthalten dieſer Idee und Leben in ihr, heben und ſtärken den Geiſt, wie nichts anderes. Wie kann das Gebet fehlen, wo ſolch ein Glaube iſt, ſolch ein inneres Leben? Wer aber Religion liebt und achtet, wie ſie es verdient, der wird auch durch ſein Beiſpiel Achtung für ſie zu erwecken und zu erhalten ſuchen. Dem wird es alſo auch ſchon darum wichtige Pflicht des guten Menſchen und des guten Bürgers ſcheinen, an den gemeinſchaftlichen Religionsübungen fleißig Theil zu nehmen und keine der darauf abzweckenden Feierlichkeiten zu vernachläſſigen, wenn ſie ſittlichen Werth haben, wie dieſes bei der chriſtlichen Religion der Fall iſt. Oder hat man ſoviel Vertrauen zu den in der Natur des Menſchen liegenden Gründen des religiöſen Glaubens und der religiöſen Furcht, daß man, nämlich in dem nicht durch Aufklärung über ſolche dunkle Gefühle ſich erhebenden großen Haufen, ſie auch ohne Beförderung äußerer Anſtalten für unvertilgbar hält? Etwas Wahres iſt hierin, was dem religiöſen Menſchenfreunde auch einige Beruhigung geben kann. Innere Kräfte und Antriebe wirken oft am beſten, wenn von Außen nichts für ſie geſchieht, und bisweilen am ſtärkſten bei Hinderniſſen und Schwierigkeiten. In Anſehung der Religion iſt dies in ihrer Geſchichte mannichfach beſtätigt, aber eben in dieſer auch eine zwiefache Gefahr für das Politiſche, nämlich entweder eine aus Unglauben entſtehende Sittenloſigkeit und Frechheit, die auch der Throne ſpottet und ſie umſtürzt, wenn ſie kann, oder ſchwärmeriſch ausbrechender Eifer für die Sache der Religion und deren Wiederherſtellung“[22]).

Wie jeder, der die Rechte des Verſtandes anerkennt und die Herrſchaft der Vernunft über die Sinnlichkeit als die höchſte Würde des Menſchen verehrt, mußte auch Feder, nach den oben mitgetheilten Anſichten, ein entſchiedener Gegner des Myſticismus und der religiöſen Schwärmerei ſein. „Es mag wol,“ äußerte er ſich darüber[23]), „in den Empfindungen, Erfahrungen, Beziehungen der Ereigniſſe des innern und äußern Lebens mancher Menſchen Erſcheinungen geben, welche unter die gemeinen Begriffe

21) 4. Th. S. 167 fg. 22) Vergl. Feder's Leben, Natur und Grundſätze. (Leipzig 1825.) S. 282 fg. 23) ſ. a. a. O. S. 337 fg.

zu ſtellen, ſie ſich nicht leicht entſchließen können. Solcher Anſchein, vielfach und in hohen Graden, kann die Urſache ſein, daß außerordentliche Menſchen, die Urheber der wichtigſten Veränderungen in den religiöſen und ſittlichen Angelegenheiten, glaubten, fühlten, äußerten, mehr als gemeine Naturproducte zu ſein, oder nicht blos im gemeinen Verhältniſſe zum allbelebenden, allordnenden Weltgeiſte zu ſtehen. Und wie wollte man das Gegentheil beweiſen, wenn ſie durch Thaten oft nicht gemeinen Anſehens ſich auszeichneten? Wenn ein ähnlicher Glaube aus dem zuerſt angezeigten Grunde, ohne ſolche Thaten, entſtehen will, gebrauche man ihn immerhin zur Belebung des eigenen ſittlichen Seins und Wirkens und zur Stärkung des Glaubens an die höchſten Vorſtellungen, den die Vernunft wohl begründen und rechtfertigen, aber ohne Hilfe angemeſſener Gefühle zum beſeligenden Leben und Wirken ſchwerlich bringen kann. Aber vor Andern als ein Dogma ihn aufzuſtellen, läßt, ohne entſprechende Thaten, die Vernunft nicht zu. Wie weit Sokrates ſelbſt im Glauben an einen ihn belehrenden und leitenden Genius ging, wie vieles von ſeinen ſtaunenden Jüngern hinzugedacht ward, weiß ich nicht. Aber wie ein ſolcher Glaube entſtehen konnte, begreife ich. Ein Gedanke, ein Entſchluß entſteht, wie es ſcheint, ganz unvorbereitet, man weiß nicht wie; er wird in frommer Einfalt geneigt, gutherzig befolgt, ausgeführt, und hat unbeabſichtigte Wirkungen von großer Wichtigkeit. Fehler, die man im Begriffe war zu begehen, und die das Gute, was bewirkt werden ſollte und bewirkt ward, um vieles vermindert hätten, wurden durch eine dabei ganz zufällige Dazwiſchenkunft verhindert. Wenn nun dies im Leben des Menſchen öfter der Fall wäre und im Leben eines Menſchen, der die höchſten Ideen der Vernunft ohnedies wärmer und zutraulicher behandelte, als die Kategorie der Metaphyſik vorſchreibt, ſo möchte dieſe immerhin Alles ganz leicht aus gemeiner Pſychologie erklären können. Begreiflich bliebe es doch, wie der Mann quaest., wenngleich in der Metaphyſik nicht ganz unbewandert, einer andern Meinung wäre, und an ſo etwas, an einen belehrenden und leitenden Genius zu glauben fortführe."

So erklärte ſich Feder den tief in der menſchlichen Natur begründeten Hang des Menſchen zum Myſticismus. Alle unſere Vorſtellungen vom Überſinnlichen, meinte er, brächten es ſchon ſo mit ſich, daß auch die wahrſte und wirkſamſte Theologie an den Grenzen des Skepticismus, Dogmatismus, Myſticismus, Idealismus und Materialismus vorüberſtreife, bald das Gepräge des einen, bald des andern mehr an ſich tragend. Kaum könnte es befremden, daß hier, wie meiſt bei allem Philoſophiren zweck- und verhältnißmäßige Miſchung des Mannichfaltigen das fruchtbarſte, ſchönſte und dauerhafteſte Product gäbe. Aber um auf dieſem, dem Ganzen der menſchlichen Natur angemeſſenen Wege glücklich und beharrlich fortzuſchreiten, dazu, meinte Feder (was er wol in Bezug auf ſeine eigenen Erfahrungen behaupten konnte), ſei nicht nur ein helles Vorſtellungsvermögen erfoderlich, ſondern auch ein, durch Naturell oder Ausbildung, zur Mäßigung und Selbſtbeherrſchung geſtimmtes Gemüth, in ſeiner Faſſung ſtark genug, die Beſchuldigungen des Synkretismus und d Oberflächlichkeit, und was ſonſt noch in der Art den e ſeitig ſtarken Denkern beliebt, über ſich ergehen zu laſ- Feder ſelbſt fand dafür Troſt in dem nie wankenden u mit den Jahren noch geſteigerten Vertrauen auf eine a waltende Vorſehung. „Dieſe Überzeugung," ſchrieb e im April 1819 einem Freunde, „iſt noch immer dieſelb in mir. Für gläubige Seelen, d. h. ſolche, die nicht an dem religiöſen Glauben nicht abgeneigt ſind, ſondern durch metaphyſiſche und moraliſch-logiſche Gründe denſelben bei ſich gegründet und gerechtfertigt haben, gibt es ſicher keine wirkſamere Bekräftigung dieſes Glaubens, als vielfache Erfahrungen von Hilfe aufs Gebet, ſo folgend, daß ſich zwar noch immer allerlei darüber ſagen läßt, um die Sache als ganz natürlich vorzuſtellen, demjenigen aber, der im vollen Bewußtſein ſeiner Erfahrung bleibt, ſein an ſich ja nicht unvernünftiger Glaube ebenſo wenig dadurch genommen werden wird, als er ihn dem Andern mitzutheilen im Stande iſt. Lebe denn Jeder ſeinem Glauben, im Wege der Tugend!"

Man kann wohl behaupten, daß Feder in ſeiner Schrift Camillus, das „Bild eines im Glücke und Unglücke großen Mannes"[24]) manche Züge von ſich ſelbſt und ſeiner eignen Natur entlehnt. Ein intereſſantes Lebensgemälde entwarf er von der Kurfürſtin Sophie von Hanover[25]). Späterhin widmete er dieſer Fürſtin auch ein auf der Bibliothek zu Hanover aufbewahrtes und von ihm herausgegebenes Manuſcript[26]). Eine ſeiner letzten literariſchen Arbeiten war eine von ihm verfaßte Selbſtbiographie, die jedoch erſt nach ſeinem Tode zum Druck befördert ward. Unermüdet thätig kehrte er noch im höhern Alter ſelbſt zur Poeſie zurück, die er in ſeiner Jugend ſehr geliebt, und verſuchte ſich in mehren Gedichten[27]). In ſeinem literariſchen Nachlaß fand ſich noch eine reichhaltige Collectaneenſammlung, unter der Überſchrift: Unvollendete vermiſchte Aufſätze und Entwürfe, einige darunter auch in italieniſcher und franzöſiſcher Sprache[28]). Beſondere Erwähnung unter dieſen Aufſätzen verdienen die *Reflexions sur la question proposée par l'Institut National: Determiner comment on doit decomposer la faculté de penser, et quelles sont les facultés élémentaires qu'on doit y reconnaître.* Von noch höherem Intereſſe iſt der durch lichtvolle und unparteiiſche Darſtellung ausgezeichnete Précis historique et critique de la philosophie de Kant, et des effets qu'elle a produite en Allemagne. *Presenté à la Société philotechnique de Paris par son membre correspondant J. G. H. Feder.* (1803. S. 32. Fol.) Der Aufſatz zerfällt in zwei Sectionen[29]). Herauszuheben

24) Hanover 1809. 25) Ebendaſ. 1810. 26) A memorial humbly offered to her Royal Highness, the Princess Sophia, Electress and Duchess Dowager of Hanover, by the Bishop *Gilbert Burnet*. (London 1815.) 27) Man findet ſie unter der Überſchrift: Otium senile, in einem Anhange zu Feder's Leben, Natur und Maximen. S. 363 fg. 28) ſ. die Notizen darüber a. a. O. S. 349 fg. 29) Sect. I. Exposé succinct de la philosophie de Kant et des principales objections faites contre elle. §. 1. Exposé des principes developpés da

iſt unter den übrigen Aufſätzen noch eine gekrönte Preisſchrift: de juris jurandi vi rectoque usu.

Feder's Bildniß iſt von Haid und Riepenhauſen geſtochen worden, auch von Henning in der Sammlung ſeiner Schattenriſſe. Nr. 23. Seine Silhouette befindet ſich im nürnberger Kinderalmanach [30]).

(*Heinrich Döring.*)

FEDER nennt man das eigenthümliche hornige Hautgewächs, womit die Oberfläche des Vogelkörpers und einiger Inſekten (beſonders aus der Bienenfamilie) bekleidet iſt. Ihr ſubſtanzielles Gefüge, welches die allgemeinen Charaktere des Horns (ſ. d. Art.) oder Horngewebes beſitzt, hier nicht weiter berückſichtigend, mag gegenwärtige Schilderung auf ihre formelle Anlage und ihre allmälige Ausbildung ſich beſchränken.

Eine jede Feder beſteht mindeſtens aus zwei Beſtandtheilen, welche ſich als Axe und davon ausgehende, gewöhnlich zweizeilig an ihr vertheilte Äſte verhalten, und hierin allein, in dieſer pflanzenförmigen Zuſammenſetzung, unterſcheidet ſie ſich vom Haar, das ſtets eine einfache aſtloſe Axe, ein reiner Stamm iſt. Die Axe oder der Kiel (scapus) iſt an allen Federn unten aus einem hohlen Horncylinder gebildet, den man Spuhle (calamus) nennt; nach Oben geht dieſer Cylinder gewöhnlich in einen aus dichtem Zellgewebe, ſogenanntem Mark, beſtehenden, außen von feſtem Horn überzogenen Theil über, den man zum Unterſchiede von der Spuhle den Schaft (rhachis) zu nennen pflegt. Er hat ſtets eine gewölbte äußere, vom Vogelkörper abgekehrte und eine ihm zugewendete innere, etwas vertiefte Seite, nebſt zwei unter ſich gleichen, einander gegenüberſtehenden, flachen Seiten; iſt alſo um ſo deutlicher viereckig, je dicker er iſt, und je ſchärfer die Seiten an ihm hervortreten. An den beiden flachen Seiten ſitzen die Äſte, die vordere und hintere Fläche ſind aſtlos. Nicht ſelten findet ſich außer dieſem Hauptſchafte noch ein zweiter oder Afterſchaft (hyporhachis), welcher ihm gerade gegenüber von der innerſten Seite der Spuhle entſpringt, ganz ſo wie er gebaut, nur kleiner iſt, und die beiden ungleichen Flächen in umgekehrter Stellung gegen einander zeigt, die gewölbte alſo gegen den Vogelkörper, die vertiefte abwärts, ſodaß ſie der vertieften Fläche des Hauptſchaftes gegenüber liegt. Nur in einer einzigen Vogelfamilie, nämlich bei den Kaſuaren, ſind beide Schäfte gleich groß und vollkommen gleich gebaut; bei allen andern Vögeln iſt der äußere Hauptſchaft größer als der innere Afterſchaft, und letzterer wird bisweilen ſo klein, daß man ihn überſieht. Dies iſt immer an den großen Schwungfedern der Flügel und an den Steuerfedern des Schwanzes der Fall, daher man ihnen den Afterſchaft ganz abſpricht. Am deutlichſten ſieht man den Afterſchaft an den Rumpffedern der Hühner, während die Rumpffedern der Strauße ihn kaum noch beſitzen, mithin ſich wie die Schwungfedern der übrigen Vögel verhalten. Auf der andern Seite gibt es aber auch Federn ohne allen Schaft, doch nicht ohne Spuhle; eine ſolche iſt immer vorhanden. Fehlen ihr gleich die Schäfte, ſo fehlen ihr darum noch nicht die Äſte; dieſe ſitzen vielmehr um den obern offenen Rand der Spuhle und bilden einen doldenförmigen Kranz, während ſie am Schafte eine zweizeilige Ähre darſtellen. Man nennt daher ſolche Federn Doldenfedern, oder beſſer, da ihr Typus nur bei Dunen vorkommt, Doldendunen. Dieſe Bemerkung führte uns eigentlich zur näheren Unterſcheidung beider Hauptarten der Federn: der Dunen (plumulae) und der Federn im engern Sinne (pennae); allein ehe wir ihre Unterſchiede angeben können, müſſen wir noch die übrigen Theile der Federn kennen lernen, weil grade in ihnen die Hauptunterſchiede liegen.

Die Äſte (rami) gehen alſo zweizeilig von den beiden einander gegenüberſtehenden flachen Seiten des Schaftes aus und haben in der Regel eine ſchmal lanzettförmige Geſtalt. Sie ſind beträchtlich dünn in ihrer Subſtanz, obwol ſie noch aus lockerem Zellgewebe, das mit einer feinen, aber ſoliden Hornſchicht bekleidet iſt, beſtehen. Unten breit, bisweilen ſo breit, wie die flache Seite des Schaftes, an der ſie ſitzen, ſpitzen ſie ſich nach Oben gleichmäßig und allmälig zu, ſind dabei innenwärts gegen die gefurchte Seite des Schaftes langſam zugeſchärft, an der Außenſeite aber ziemlich dick oder ſchief abgeſtutzt. An dieſem ſtärkern Rande ſitzen die nächſtfolgenden Beſtandtheile der Federn, die Strahlen (radii): Fortſätze von ähnlicher Bildung wie die Äſte, nur viel kleiner und zarter gebaut, aber ebenfalls zweizeilig am oberen oder äußeren Rande eines jeden Äſtes grade ſo befeſtigt, wie die Äſte ſelbſt am Schafte ſitzen. Dieſe Strahlen beſtehen aber nicht mehr aus lockerem Zellgewebe, ſondern

l'ouvrage „Critique de la raison pure." §. 2. Objections faites contre ces principes. §. 3. Application des principes de la philosophie critique aux principaux articles de la metaphysique. §. 4. Principes de la philosophie morale de Kant. §. 5. Reflexions sur ces principes. §. 6. Dogmes les plus marquans de Kant concernant le droit naturel et politique, la théorie des beaux arts, la physique et les religions positives. Sect. II. Des effets que la philosophie de Kant a produite en Allemagne. §. 1. Remarques générales sur les causes, qui ont retardé ou facilité les progrès de la philosophie de Kant. §. 2. Mouvemens arrivés dans l'encyclopédie philosophique. §. 3. Grand schisme dans l'école de Kant. Le professeur Fichte. §. 4. Classification des philosophes pendant et après la revolution litéraire. §. 5. Changemens apportés aux sciences philosophiques et aux autres branches de la litérature. §. 6. Apperçu général du produit né de ces disputes.

30) Vergl. Feder's Leben, Natur und Grundſätze (herausgegeben von ſeinem Sohne, K. A. L. Feder). (Leipzig 1825.) Feder's Tod und Begräbniß (in Salfeld's Vierteljährigen Nachrichten von Kirchen- und Schulſachen. 1821. 2. Bd. 2. Heft). *G. C. Oertel*, De vita et fatis Federi. (Norimbergae 1789. 4.) (Feder's Jugendgeſchichte enthaltend.) Pütter's Gelehrtengeſchichte von Göttingen. 2. Th. S. 164 fg. 398. 3. Th. (herausgegeben von Salfeld). S. 192 fg. Fikenſcher's Gel. Fürſtenthum Baireuth. 1. Bd. 2. Abth. S. 512 fg. 11. Bd. S. 34 und 120. Deſſen Gelehrtengeſchichte der Univerſität Erlangen. 3. Abth. S. 172 fg. (Küttner's) Charaktere teutſcher Dichter und Proſaiſten. S. 505 fg. Seiler's Gemeinnützige Beiträge. 1789. Beil. IV. S. 79 fg. (S. Baur's) Charakteriſtik der Erziehungsſchriftſteller Teutſchlands. S. 111 fg. Rotermund's Gel. Hanover. 2. Bd. Spiel's Vaterländiſches Archiv. 1821. 5. Bd. Nr. 24. Meuſel's Gel. Teutſchland. 2. Bd. S. 298 fg. 9. Bd. S. 328 fg. 11. Bd. S. 216. 13. Bd. S. 364 fg. 17. Bd. S. 553 fg. 22. Bd. 2. Abth. S. 116.

blos aus einer einzigen Reihe primärer Hornzellen, welche durch innige Verwachſung ihrer Wände ſich nach und nach zu einem Hornplättchen ausbilden, an dem man jedoch häufig noch die Höhle der urſprünglichen Zellen erkennen kann. Erſt wenn ſie verſchwunden iſt, hat der Strahl ein völlig homogenes Anſehen. Bei manchen Federn, namentlich den metalliſch glänzenden, oder den Panaſchen des Straußes, ſind die Strahlen flache, länglich lanzettförmige Hornblättchen, ohne alle anderen Anhänge, welche ſich durch dichtes Aneinanderlegen allſeitig berühren und mit ihren Spitzen kreuzen, ſodaß die nach Vorn gegen das Ende der Feder gewendete Reihe des hinteren Äſtes über die nach Hinten gegen die Baſis der Feder gewendete Reihe des nächſtfolgenden oberen Äſtes weggreift. Man pflegt deshalb jene die vordere oder obere, dieſe die hintere oder untere Strahlenreihe zu nennen. Allein die Äſte der meiſten Federn, namentlich die der größern Schwung- oder Steuerfedern, haben an den Strahlen neue Fortſätze, die vom Ende jeder einzelnen primären Bildungszelle nach Oben wie nach Unten auszugehen pflegen. Die obern, vom Körper des Vogels abgewendeten, Fortſätze ſind ſtets einfache Fädchen von verſchiedener Länge, ſie werden Wimpern (ciliae) genannt; die untern dagegen ſind ähnlich geformte, aber mit der Spitze hakenförmig nach Unten und Hinten umgebogene Häkchen. Jene, die Wimpern, ſtehen ab von der Fläche der Feder und neigen ſich ſchief nach Oben, die Häkchen aber biegen ſich abwärts nach Unten gegen die unter ihnen liegenden Strahlen des nächſtfolgenden Federnaſtes und umfaſſen ſeinen obern etwas verdickten Rand, ſodaß derſelbe in ihren öſenförmigen Haken genau hineinpaßt und dadurch in einer beſtimmten Lage erhalten wird. Dieſe Wimpern und Häkchen finden ſich übrigens nur an den Strahlen der obern oder vordern Reihe jedes Äſtes, nie an den untern oder hintern Strahlen, ſie bewirken durch das Eingreifen der Häkchen hinter den oberen leiſtenartig vorſpringenden Rand der untern Strahlen das innige Zuſammenhalten der ſämmtlichen Strahlen und Äſte in der einmal angeordneten Verbindung und machen dadurch den veräſtelten Theil der Feder zu einer gleichmäßigen continuirlichen Fläche, welche, als Ganzes betrachtet, den Namen Fahne (vexillum) führt und als zweiter Haupttheil der Feder der Spuhle gegenüberſteht. Aber nicht alle Federn haben, wie geſagt, die Häkchen und den dadurch bedingten innigen Zuſammenhalt der Theile der Fahne; nur den größern, derbern Federn, und ganz beſonders den Schwingen, kommen ſie zu; die meiſten Federn ſind häkchenlos, ſelbſt wimpernlos, ja einige haben nicht einmal Strahlen, z. B. die borſtenförmigen Federn des indiſchen Kaſuars. Äſte aber müſſen vorhanden ſein, denn Federn ohne Äſte ſind Borſten oder Stacheln, je nach ihrer Dicke und Größe. Nur zwei Vögel haben ſolche aſtloſe Federn, der Truthahn zeigt uns einen Schopf langer Borſten mitten auf der Bruſt, und der indiſche Kaſuar hat eine Reihe ſtarker Stacheln am Flügel ſtatt der Schwingen.

Kommen wir nun zurück auf den Unterſchied der eigentlichen Federn und Dunen, ſo hängt derſelbe vom Bau der Äſte, Strahlen und Wimpern ab. Abgeſehen davon, daß dieſe Theile an echten Federn immer [illegible] viel derberen, ſolideren Bau haben, unterſcheiden ſich [illegible] Dunen von den wahren Federn beſonders durch die [illegible]liche cylindriſche Form und die größere Längsausdehnung aller ihrer Beſtandtheile, mit Ausnahme der Axe, welche im Gegentheil bei Dunen ſtets kürzer iſt, als bei wahren Federn. Beſonders lang und fein ſind die Strahlen, weniger lang erſcheinen dagegen die Äſte ſelbſt, und dieſe Unterſchiede ſteigern ſich, je vollendeter die Dune iſt. Endlich aber und ganz beſonders weichen die Dunen darin von den Federn ab, daß ſie weder Wimpern noch Häkchen an ihren Strahlen beſitzen, ſondern dafür abſatzweiſe ringsum verdickt oder in zwei gegenüberſtehende feine Spitzen ausgezogen ſind. Dieſe Verdickungen oder Zacken ſitzen am Ende jeder einzelnen primären Bildungszelle und erſcheinen bisweilen als trichterförmige Erweiterungen ihres Endes. Haben die Dunen eine graue Farbe, ſo ſind dieſe erweiterten Stellen jeder Zelle ſchwarz gefärbt, die dünn gebliebenen Theile aber rein weiß; bei weißen Dunen ſind natürlich auch die Verdickungen weiß. Andere Farben kommen aber bei Dunen nicht vor, nur bei der Trappe ſind ſie roſenroth, ſelbſt braunroth gefärbt, dagegen prangen die wahren Federn, ſoweit ſie äußerlich ſichtbar ſind, mit ſehr lebhaften, intenſiven und mannichfach verſchiedenen Farben. Dieſe Farben haben ihren Sitz in der Hornmaſſe ſelbſt, und ſind hier von beſonderen Farbenzellen umſchloſſen. Iſt die Färbung metalliſch, ſo liegt der Glanz und das ſchöne Colorit oben auf einem braunen oder ſchwarzen Grunde auf; iſt dagegen das Gefieder miſchfarbig, z. B. grau, graugelb, graugrün, oder graublau, ſo beſteht auch das äußere Gefieder aus abwechſelnd hell und dunkel gefärbten Stellen. Klare Farben ſind gleichmäßig aufgetragen und in der ganzen äußern Hornmaſſe gleichförmig vertheilt. Dies gilt jedoch nur von ihren außen ſichtbaren Stellen, die unſichtbaren, von benachbarten Federn bedeckten, Stellen ſind ſtets ſchwächer gefärbt, gewöhnlich grau oder weiß, wie die Dunen, denen ſie auch im Baue gleichen; denn nur ſoweit wie eine Feder hervorragt und bei der Betrachtung von Außen geſehen wird, hat ſie den oben beſchriebenen derberen Bau, an allen verdeckten Stellen iſt ſie dunig gebaut. Nur die Schwingen, Steuerfedern und großen Flügeldeckfedern ſind ganz derb, ohne Dunenäſte, ingleichen die Federn der Strauße und Kaſuare, welchen beiden Vögelgruppen die Dunenbildung, wenigſtens im erwachſenen Alter, ganz fehlt. Das ſind aber auch die einzigen Vögel ohne Dunen, alle andern haben wenigſtens Dunenäſte an den äußern Deck- oder Konturfedern, ſoweit dieſelben von ihren Nachbarn bedeckt werden. Auch iſt der Afterſchaft aller Vögel blos dunig gebaut, nur nicht bei den Kaſuaren, denn hier gleicht er dem Hauptſchafte völlig. Alle Sumpf- und Waſſervögel haben ganze Dunen zwiſchen den Konturfedern, die übrigen Vögel tragen ihre Dunen in der Regel nur auf ſolchen Stellen des Körpers, wo keine Konturfedern ſtehen. Daß man ſie dennoch äußerlich nicht ſieht, rührt von der Größe der benachbarten Konturfedern her, indem letztere ſich über die Dunenflächen mit ausbreiten.

Neben dieſen beiden Hauptarten der Federn unter-

ſcheidet man noch eine dritte Form, für welche Nitzſch, dem wir durch ſein Syſtem der Pterylographie (Halle 1840. 4.) die beſten Aufſchlüſſe über das Vogelgefieder verdanken, den Namen Fadenfedern (filoplumae) vorgeſchlagen hat. Es ſind feine dünne Federn mit zartem, hohlem, ganz ſpuhlförmigem Schafte, der oben, bisweilen auch unten, einige Paare von Äſten trägt. Die unteren Äſte haben einen einfach dunigen Bau, die obern aber ſind derber gebaut, haben ſperriger geſtellte kürzere Strahlen und ſehr feine, ungleiche Spitzen an den Enden ihrer primären Zellen. Dieſe Fadenfedern kommen allen Vögeln zu, ſtehen immer dicht neben den Konturfedern, bald je zwei, bald in noch größerer Zahl, werden aber ihrer Kleinheit wegen leicht überſehen und üben daher nirgends einen bemerkenswerthen Einfluß auf die Beſchaffenheit des Gefieders aus. Welchen Zweck ſie erfüllen, läßt ſich bis jetzt nicht gut angeben. Dagegen ſcheinen die Borſtenfedern (setopennae) ſehr beſtimmte, leicht erkennbare Zwecke zu haben. Es ſind dies kleine Konturfedern mit ſtarken, ſteifen, oben aſtloſen Schäften, die daher in eine lange Borſte ausgehen, und als ſolche leicht erkannt werden. Sie ſtehen theils am Mundwinkel und Schnabelrande, theils am Rande der Augenlider, und dienen dort vielleicht als Taſtwerkzeuge, hier aber als Schutzmittel für das Sehorgan des Vogels. Ob ſie beſondere Bewegungsmuskeln haben, wie alle wahren Konturfedern, iſt zwar nicht ſicher ermittelt, für die Augenliderborſten aber durchaus unwahrſcheinlich; dagegen fehlen allen Dunen und Fadenfedern beſondere Bewegungsmuskeln ganz. Letztere kommen dagegen den wahren Konturfedern zu, und zwar jeder einzelnen derſelben vier; ſie gehen von vier benachbarten Federtaſchen da aus, wo dieſe nach Innen die Haut überſchreiten, und ſetzen ſich an die Spitze der einen, zwiſchen den vieren ſtehenden Feder. Ihre Contractionen bewirken das Sträuben oder Senken des Gefieders und die davon abhängige aufgedunſene oder ſchlanke Geſtalt des Vogels. In fraglichen Fällen entſcheidet ihre Anweſenheit bei einer Feder, ob ſie Konturfeder iſt oder nicht, denn nur ihnen kommen Bewegungsmuskeln zu.

Dies iſt das Wichtigſte, was ſich über die formalen Unterſchiede der Vogelfedern im Allgemeinen angeben läßt; wir reihen daran eine ähnliche Schilderung ihres allmäligen Entſtehens und ihrer Verbindung mit der Haut des Vogels.

Die Federn, ſowol die Dunen als auch die Konturfedern, ſtecken in Taſchen der Haut, welche nach Innen über die Hautgrenze um ſo mehr hervorragen, und in das Fettgewebe unter der Haut eindringen, je größer und kräftiger ſie ſind. Eine ſolche Taſche iſt zunächſt von einem lederartigen Balge ausgekleidet, deſſen derbe weißliche Wand aus mehren Lagen pflaſterförmiger Epithelialzellen beſteht, nirgends aber, als nur in der äußerſten Tiefe, mit der Hauttaſche innig zuſammenhängt. Dort, in der Tiefe, gehen beide in einander über, und öffnen dadurch den vom Fettgewebe herkommenden Blutgefäßen einen Zugang in die innere Höhle des Balges. Dieſe Höhle umſchließt eine weiche, ſulzige, vorzugsweiſe von den Äſten der Blutgefäße durchzogene Materie, welche den Bildungsſtoff der Feder producirt und alſo die Matrix der Feder iſt. Sie hat ganz genau die Form des Balges, und ſpitzt ſich, wie dieſer, nach Oben zu. Beide ſtellen alsdann einen kurzen, dicken Stachel dar, und das iſt auch die urſprüngliche Form, unter welcher die dann noch ganz vom Balge umſchloſſene junge Feder die äußere Grenze der Haut überſchreitet. Sobald dies geſchehen iſt, öffnet ſich der Balg an ſeiner Spitze und die erſten oberſten Äſte, welche paarig von der Spitze des Schaftes ausgehen, treten in Form eines Pinſels aus der Öffnung hervor. Während dieſer Pinſel immer größer und höher wird, entwickeln ſich in der Tiefe des Balges die mittleren und unteren Theile der Feder, und hier findet der aufmerkſame Beobachter Gelegenheit, ihre Bildung zu ſtudiren. Ich habe meine darüber angeſtellten Beobachtungen in der ſchon erwähnten Pterylographie von Nitzſch niedergelegt (S. 6 in der Note *) und gebe davon jetzt einen möglichſt gedrängten Auszug.

Zwiſchen den Balg und die Matrix, welche ſelbſt von einer ſehr zarten, ſtructurloſen Haut überzogen iſt, wird von letzterer eine Flüſſigkeit abgeſetzt, in der ſich bald kleine Kernzellen (ſogenannte Cyſtoblaſten) und ſpäter um dieſe größere Zellen bilden. In den höher hinaufgerückten Theilen der Flüſſigkeit legen dieſe größeren Zellen ſich dicht an einander und bilden bei ziemlich gleicher Größe ein ſehr regelmäßiges, weiches Gewebe. Dies Gewebe ſtellt natürlich da, wo es ſchon im völligen Zuſammenhange der Zellen exiſtirt, einen zwiſchen Balg und Matrix gelegenen, um die letztere herumgehenden Cylinder dar, und beſteht nicht blos aus einer einzigen Zellenlage, ſondern aus mehren über einander. Je weiter dieſer Zellencylinder hinaufrückt, um ſo mehr verdicken ſich die Zellenwände und verwachſen dabei inniger; doch ſcheint auch von der Matrix her ihre Maſſe immer zuzunehmen, mithin der ganze Cylinder dicker und dicker zu werden. Die dabei nothwendig ſtattfindende Ausdehnung der äußeren, am Balge liegenden Zellenſchichten wird aber durch die unveränderliche Weite des Balges in eine beſtimmte Grenze zurückgehalten, und dadurch die äußere Oberfläche des Zellencylinders genöthigt, ſich zu falten. Das geſchieht nun nach einem ſehr beſtimmten, überall gleichen Typus, es bilden ſich in gleichem Abſtande von einander rund herum Längsfalten am Zellencylinder, die tiefer und tiefer einſchneiden, je höher der Cylinder hinaufrückt, und endlich an ſeinen obern Theilen ihn wahrhaft zerſchneiden, in getrennte Streifen eines dichten Zellgewebes auflöſen. Aus dieſen Streifen entſtehen die Äſte der Feder. Hat ein ſolcher Streifen eine gewiſſe Länge erreicht, ſo geht er aus der runden Fadenform immer mehr in die eines dreiſeitigen Prisma's über, deſſen eine ſcharfe Kante grade nach Außen gegen die innere Wand des Balges gerichtet iſt. Auf den beiden Flächen neben dieſer äußern Kante ſieht man alsdann die einzelnen, aber verwachſenen Zellen in ſchiefen Reihen über einander ſtehen, während die dritte gegen die Matrix gewendete Fläche ſich vertieft und nach und nach durch eine ſcharf einſchneidende Furche in zwei Blätter ſpaltet. Jedes dieſer Blätter beſteht nur aus

einer einzigen Zellenlage, und aus ihr entſtehen die Strahlen des Äſtes, indem ſich die ſchief über die beiden andern Seiten des Prisma's verlaufenden Zellenreihen von einander ſo ablöſen, daß die Zellen einer und derſelben Reihe im innigſten Verbande mit einander bleiben, die der neben einander liegenden Reihen dagegen ſich von einander trennen. Iſt das geſchehen, ſo ſind die einzelnen Strahlen in der Anlage gebildet, und zugleich iſt der Aſt ſelbſt ſchärfer entwickelt, indem für ihn die Zellenmaſſe in der Mitte unter wie neben der äußern ſcharfen Kante des Prisma's übrig bleibt. Während nun die Strahlen ſich weiter entwickeln, namentlich an ihren untern Zellen eine ſehr kräftige Zellenhaut geſtalten, rückt der ganze Cylinder von Unten nach Oben zwiſchen Balg und Matrix in die Höhe, allein ungleich, in ſofern nämlich der Fortſchritt an der äußern vom Vogelkörper abgewendeten Seite viel ſchneller erfolgt, als an der innern. Ein ſolcher ungleicher Fortſchritt der äußern und innern Theile des Zellencylinders findet bei allen Federn ſtatt, die keinen doldenförmigen Typus haben, und dieſer ungleichmäßige Fortſchritt in der Entwickelung bewirkt die Entſtehung des Schaftes, wie der Fahne. Haben nämlich die äußern Zellenſtreifen, aus denen die erſten oberſten Äſte gebildet werden ſollen, bis zu einer gewiſſen Tiefe ſich von einander abgelöſt, ſo hört ihre Trennung auf, während die Trennungslinien der neben ihnen liegenden Äſte noch etwas weiter nach Unten hinabreichen. Indem nun dieſer Theil des Cylinders ſchneller wächſt als die andern, wird er natürlich auch viel höher und bildet dadurch, daß er in dem Maße, wie er höher ſich erhebt, auch immer mehr Zellen in ſeine Maſſe aufnimmt, den nach Unten ſtets dicker werdenden Schaft. Der Schaft iſt demnach nichts anderes, als der obere, ſchief ausgezogene Rand des Spuhlencylinders, der zur Verſtärkung ſeiner ſelbſt, ſtatt aus einfachen, ſoliden Hornzellen, aus einem maſchigen, von feſter Hornſchicht bekleideten, Horngewebe beſteht, und dadurch ſich ſo auffallend verdickt. Sind zwei Schäfte vorhanden, ſo hat der obere Rand des Spuhlencylinders ſich an zwei gegenüberſtehenden Punkten, dem äußerſten und innerſten, ſchaftartig erhoben, und ſind beide Schäfte gleich groß, ſo geſchah dieſe Erhebung gleichzeitig und gleich kräftig. Fehlt der Schaft, ſo hat die Spuhle ihren urſprünglichen Grundtypus unverändert beibehalten. Die Doldendunen ſind alſo die einfachſten Geſtalten der Federn; die Schwungfedern, an denen der Schaft ſo ſehr überwiegt, die weiteſten Modificationen dieſes Typus. Dennoch kann man auch an ihnen ſehr gut bemerken, daß alle Äſte, obwol ſie zweizeilig geſtellt ſind, eigentlich eine ſehr langgezogene Ellipſe am Schafte beſchreiben, denn nach Unten nähern ſich beide Reihen und treffen hier ſogar zuſammen. Ebenda endet auch die hintere Schaftfurche, ja ſie dringt ſelbſt als Rohr ſich fortſetzend in die Höhle der Spuhle ein, ſodaß die letztere nach Oben eigentlich nicht geſchloſſen iſt, ſondern wirklich offen bleibt, was ſie dem Typus der Feder zufolge auch ſein muß. Zugleich erklärt ſich aus dieſer Anlage ſehr gut die hintere Schaftfurche und ihre Lage am Schaft; ſie iſt eine Fortſetzung der obern Spuhlenmündung und zeigt, daß der Schaft eigentlich ein ſchief ausgezogener Halbcylinder, eine einſeitige Fortſetzung der cylindriſchen Spuhle iſt. Beide Schäfte, der Hauptſchaft und der Aſterſchaft, müſſen aus demſelben Grunde ihre gefurchten halbhohlen Seiten gegen einander, ihre glatt gewölbten aber von einander wenden, weil ſie ſich wie die Hälften eines der Länge nach geſpaltenen Cylinders zu einander verhalten. Wenn nun die auf ſolche Weiſe ungleichmäßig im ganzen Umfange des Zellencylinders nach und nach erfolgende Spaltung deſſelben in Äſte vollſtändig bis zur hinterſten oder innerſten Stelle ſeines Umfanges ausgeführt iſt, ſo hat die Bildung der Fahne ihr Ende erreicht, und die Bildung der Spuhle beginnt, d. h. die Spaltung des Zellencylinders in einzelne Zellenſtreifen (Hornzellen) hört auf, er bleibt fortan wieder, was er zuerſt war, ein in ſich geſchloſſener Cylinder. Auch in ihm verlieren die Hornzellen, wie in den alten ausgebildeten Strahlen, ihre Höhlen, und die ganze Subſtanz erſcheint als eine ſolide Hornmaſſe, deren Zellen durch Ausmachung an beiden Enden ſich zu Fäden umbilden und als ſolche durch die Behandlung mit kauſtiſchem Kali wieder dargeſtellt werden können. Die Spuhle wird übrigens auch ferner, ſo lange ſie noch wächſt, von der Matrix ihrem Stoffe nach gebildet, und ihre Zellen ſind es, welche ſich aus dem von der Matrix zubereiteten Cyſtoblaſtema ſelbſtändig geſtalten und wachſend vergrößern, wie umbilden. Daher iſt die Matrix der eigentliche Lebensherd der Feder, ihre wahre Mutter, die alle ſubſtantiellen Beſtandtheile der Feder bereitet hat und dem in dieſer Grundmaterie erwachten Zellenleben es überläßt, ſich nach ihrem beſondern Schema als Hornzellen weiter zu geſtalten. In dieſer Matrix und durch deren Zuſammenhang mit dem Zellgewebe unter der Haut wird die Feder empfindlich, ſie ſelbſt iſt todt, ſowie ſie ſich gebildet hat, und kann ohne Schmerz verſchnitten werden, wie das Haar. Nur das Ausreißen macht Empfindung, weil dabei die Matrix verletzt und ihre Verbindung mit dem lebendigen Zellgewebe der Fettſchicht zerſtört wird. Deshalb blutet die Stelle und ebendeshalb füllt ſich der untere Theil einer ausgeriſſenen, nicht ganz ausgewachſenen Feder mit Blut, das aus den Blutgefäßen im Innern der Matrix hervorquillt. Iſt aber die Feder ganz im Wachsthum vollendet, ſo hat auch die Matrix ihren ganzen Stoffinhalt verbraucht, und nichts bleibt von ihr im Innern der Spuhle zurück, als die zarte, ſtructurloſe Haut, womit ihre Oberfläche bekleidet war. Dieſe Haut wird von der Matrix in ihren obern Theilen nach und nach abgeſtoßen, je mehr ſie an Stoff verliert und dadurch ſich verkleinert; es entſtehen daraus länglich koniſche oder wie über einander geſtülpte Tuten ausſehende Schichten, welche innig aneinanderhängend in ihrem zuſammengeſchrumpften Zuſtande die ſogenannte Seele im Innern der Spuhle ausmachen. Die letzten unterſten Schichten derſelben wölben ſich gewöhnlich nicht mehr, weil dann die Matrix ſchon zu klein geworden iſt, ſie ſchließen vielmehr, in vielfacher Zahl als Querſcheidewände übereinanderliegend, die nach Unten mehr zuſammengezogene Öffnung der fertigen Feder. Mit dem Rande dieſer Öffnung ſtößt die Feder an den Balg, der ſie in der Hauttaſche umſchließt, und ebendaraus

tzen ſich ihre Bewegungsmuskeln, wenn ſie eine Konturfeder iſt. (*Burmeister.*)

FEDERALAUN. FEDERSALZ, zum Theil Alun vierge (Alumine sulfatée alcalisée. H.) Ein der Claſſe der Salze angehöriges, ohne Zweifel ſehr neues Erzeugniß des Mineralreiches, was noch täglich aus denjenigen Steinarten, in welchen ſeine Beſtandtheile, Thonerde, Schwefelſäure und Kali, enthalten ſind, unter gewiſſen Verhältniſſen auswittert.

Er iſt gewöhnlich von gelblich- oder graulich-weißer Farbe, findet ſich meiſt nur als Beſchlag und Überzug auf Steinarten der erwähnten Art; ſeltener und kaum derb, tropfſteinartig, nierenförmig, traubig, bisweilen in haarförmigen Kryſtallen, die entweder verworren unter einander verwachſen, oder auch büſchelförmig zuſammengehäuft ſind. Der Bruch iſt theils erdig und matt, theils faſerig und perlmutterartig ſchimmernd oder glänzend. Er iſt weich, wenig ſpröde, leicht zerſprengbar, nicht ſonderlich ſchwer, hat einen ſüß zuſammenziehenden Geſchmack, iſt in 16 bis 20 Theilen kalten Waſſers auflöslich und zergeht in der Hitze in ſeinem eigenen Kryſtalliſationswaſſer, wo er ſich dann aufbläht und endlich eine lockere, zerreibliche Maſſe bildet. Er ſcheint nicht als völlig reiner Alaun in der Natur vorzukommen, ſondern meiſt mit Eiſen verunreinigt zu ſein. Wenigſtens enthält der freienwalder Federalaun, nach Klaproth's Unterſuchung, in 100 Theilen neben 15,25 Thonerde 0,25 Kali und 77,0 Schwefelſäure und Waſſer noch 7,5 Eiſen.

Er findet ſich auf (wahrſcheinlich Schwefelkies enthaltendem) Thonſchiefer und Schieferthon (bei Sifitz in Kärnthen, bei Krems und Gottwich in Öſterreich und an mehren andern Orten). Ferner als Auswitterung auf Alaunſchiefer (zu Freienwalde) und Steinkohle (in Böhmen, Sachſen, zu Potſchappel und anderwärts). Auch ſoll er (nach Steffens) mit Fraueneis in den Braunkohlenlagern bei Halle und andern Orten vorkommen. Endlich findet er ſich häufig in vulkaniſchen Gegenden, vorzüglich in der ſogenannten Alaunhöhle bei Capo di Miſeno unweit Neapel, bei Solfatara, auf Vulcano und Stromboli und andern Orten.

Von dieſem bisher bekannt geweſenen natürlichen Alaun iſt ein ganz neuerlich (im Sommer 1817) in einem Braunkohlenlager bei Tſchermig zwiſchen Saatz und Kaaden in Böhmen entdeckter und zur Zeit noch nirgends beſchriebener natürlicher Alaun in oryktognoſtiſcher und chemiſcher Hinſicht weſentlich verſchieden. Da der erſte Band der Schriften der dresdener Geſellſchaft für Mineralogie eine vollſtändige Beſchreibung und Analyſe deſſelben enthalten wird, ſo iſt hier vorläufig nur ſoviel davon zu bemerken, daß dieſer Alaun, welcher in derben Maſſen und in Trümmern von mehren Zollen Stärke vorkommt, nach einer wiederholten ſorgfältigen Unterſuchung des Profeſſors Dr. Ficinus in Dresden, kein Kali enthält, ſondern ein durch Bittererde geſättigtes, ſchwefelſaures Thonſalz, folglich auch in chemiſcher Hinſicht höchſt intereſſant iſt. (*Blöde.*)

FEDERAUN, eine Landgerichtsherrſchaft im Bezirke Arnoldſtein des villacher Kreiſes Oberkärnthens, mit dem Dorfe und Schloſſe gleiches Namens, wovon das erſtere nächſt dem linken Ufer des Gailfluſſes an der von Villach nach Udine führenden Commercial-, Haupt- und Poſtſtraße, das letztere auf einem hohen Felſen liegt, der über die Straße zu hängen ſcheint und eine überaus maleriſche Anſicht gewährt, mit einer Brücke über den Gailfluß, einer Kirchengilt, deren Beſitzer die Kirche iſt, und einem lebhaften Frachtfuhrweſen, das hier ſeinen Zug nach Italien vorüber nimmt. Das Dorf zerfällt in Ober- und Unter-Federaun, davon das erſtere auf dem Berge in der Nähe der alten Burg, das letztere aber unten an der Poſtſtraße liegt. (*G. F. Schreiner.*)

Federbinſe, ſ. Eriophorum.

Federharz, ſ. Erdharz Bd. 36. S. 401.

FEDERICI (D. Francesco), Prieſter und Componiſt zu Rom um 1676. Sein Oratorium, welches Burney auffand, war nach dieſes Mannes Urtheil das erſte regelmäßige, in ſolcher Einrichtung gehalten, wie wir uns ein Oratorium zu denken gewohnt ſind, mit Berückſichtigung der Inſtrumentationsweiſe des 17. Jahrhunderts. Das Werk heißt: Oratorio di santa Christina con Stromenti. (1676.) Die Begleitung beſteht blos aus zwei Violinen, der Bratſche und dem Violoncello. Es hat keine Einleitungs-Sinfonie oder Ouverture, ſondern hebt gleich mit einem ordentlich begleiteten Recitative an, das unter die älteſten der Art gehört, ſodaß es Burney gradehin das erſte nennt. In demſelben Jahre: Santa Caterina da Siena, Oratorio a 5 voci con Stromenti. Burney hat in ſeinem Geſchichtwerke (T. 4. p. 117) aus beiden Werken Arien mitgetheilt. Noch ein

Federici, Vincenzo, geboren zu Peſaro 1764, von ſeinen Ältern zum Rechtsgelehrten beſtimmt. Im 13. Jahre fing er an das Clavierſpiel zu lernen, worauf er auch Unterricht in der Harmonielehre nahm. Als er in ſeinem 16. Lebensjahre ſeinen Vater durch den Tod verloren hatte, trieb ihn ſein jugendlicher Wunſch, die Welt kennen zu lernen, nach der von vielen Nationen beſuchten Hafenſtadt Livorno, wo er ſich bald mit einſchiffte, nach London und von da nach Nordamerika fuhr. Nachdem er ſich hier einige Zeit herumgeſchlagen hatte, ſegelte er nach London zurück, wo er ſich vom Unterricht in der Muſik ernährte und in ſeinen Freiſtunden die Tonſätze älterer Italiener und Händel's ſtudirte. Etliche Verſuche in der Compoſition fielen ſo aus, daß er mehr dahin gezogen wurde. 6 Sonates pour le Clavecin avec accomp. Op. 1 erblickten bei Preſton in London das Licht der Muſikwelt. Dies verhalf ihm zur Cembaliſtenſtelle an der italieniſchen Oper in London, wo er unter andern mit Cimaroſa's, Paeſiello's und Sarti's Theaterſtücken bekannt wurde, die ihn lebhaft anregten. Eine noch größere Wirkung brachten Haydn's Symphonien hervor, die er in Privatakademien zu hören bekam. Sie befeſtigten ſeinen Entſchluß, ſich mit dem größten Ernſte der Compoſition und dem tiefern Studium der Kunſt zu widmen. Aus dieſem Grunde verließ er London, wo er nicht Maeſtro der Oper geweſen war, wie es gewöhnlich heißt, und begab ſich nach Italien, wo er bei Bianchi in Cremona Unterricht nahm und das Valotti'ſche Syſtem erklärt be-

kam. 1790 ſchrieb er ſeine erſte Oper: l'Olimpiade, für Turin; dann für London: Il Demofoonte; La Zenobia; La Nitteti; La Didone und mehre einzelne Sätze, z. B. die Scene: Guardami in volto etc. Im Jahre 1802 verließ er London abermals und kehrte nach Italien zurück, wo er 1803 für Mailand il Castor e Polluce ſchrieb, welche Oper für ſeine beſte gehalten wird; Il Giudizio di Numa; 1804 Oreste in Tauride; 1805 La Sofonisba für Turin; 1806 Idomeneo für Mailand; 1808 La Conquista delle Indie für Turin; 1809 Ifigenia in Aulide für Mailand. — Da nun im Jahre 1809 in Mailand das muſikaliſche Conſervatorium errichtet wurde, worüber man die Leipziger Allgem. muſikal. Zeitung 1810 Nr. 22 nachſehen mag, wählte man ihn zum Lehrer für den Contrapunkt. Dieſen Poſten verwaltete er 17 Jahre lang, nicht aber den eines Maestro di Composizione, wie in der mailänder Zeitung ſelbſt unrichtig gemeldet wurde. Erſt als Ambrogio Minoja als Cenſore dieſes Inſtituts ſtarb, erhielt er 1826 deſſen Stelle. Der Cenſore iſt aber der oberſte Aufſeher der Anſtalt und zugleich Lehrer der Compoſition, oder der Rhetorik und Äſthetik. Dieſem Amte ſtand er nur ein Jahr vor und ſtarb am 26. Sept. 1827. (*G. W. Fink.*)

FEDERKOHL (Plumage-Kohl) iſt eine fein zerſchlitzte Abart des Grünkohls (Brassica oleracea sabellica). (*A. Sprengel.*)

Federkraft, ſ. Elasticität.

FEDERN (chemiſch). Nach Scherer beſteht

		d. Federfahne	d. Federſpuhle
in 100 Theilen aus:	Kohlenſtoff	50,434	52,427
	Waſſerſtoff	7,110	7,213
	Stickſtoff	17,682	17,893
	Sauerſtoff	24,774	22,866

Dieſer Zuſammenſetzung entſpricht die Formel C_{48} H_{78} N_{14} O_{16}. (*Steinberg.*)

FEDERN (ressorts) nennt man die gehärteten, elaſtiſchen Stahlblätter, die in Stand- und Taſchenuhren, künſtlichen Spielwerken, Automaten und Maſchinen aller Art als bewegende Kraft dienen. Sie ſind in Anſehung der Länge, Breite und Stärke ſehr verſchieden. Jede Feder, deren Ausdehnung einen oder mehre Umgänge betragen ſoll, muß ſpiralförmig gewunden und ihrer ganzen Länge nach, meiſtentheils von völlig gleicher Stärke ſein. Die Länge und Breite dieſer Federn richtet ſich theils nach der Hauptbeſtimmung der Maſchine, theils nach ihrem räumlichen Umfange und der Vertheilung ihrer Räder. Die nicht allgemein bekannte Verfertigungsart dieſer Federn iſt kürzlich folgende: Der feinſte engliſche Stahl oder derjenige franzöſiſche, welcher unter dem Namen étoffe de Pont bekannt iſt, wird bei mäßiger Glühhitze geſchmiedet, mittels der Walze (laminoir) zu Tafeln von verſchiedener Stärke geſtreckt, in Streifen geſchnitten, ausgeglüht, in ſpiralförmigen Kreiſen aufgewunden und in dieſer Lage mit einem Drahte umgeben. Mittels einer eigenen Vorrichtung wird die Feder nun bis zum Rothglühen erhitzt, und ſchnell in ein Gefäß mit Öl oder zerlaſſenem Hammeltalge geworfen. Nach dieſer Härtung wird die Feder von dem umgebenden Drahte befreit, ihre beiden Se[illegible] mit Schmergel und Öl bis zum Weißwerden beid[illegible] abgerieben und hierauf blaßblau angelaſſen. Die Se[illegible]ränder werden nunmehr abgerundet, die Flächen nach[illegible] durch Hin- und Herziehen zwiſchen zwei flachen Stü[illegible] Lindenholz mit Schmergel und Öl abgeſchliffen [illegible] auf gleiche Weiſe polirt. Nach dieſem gibt man [illegible] auf einer rothglühenden Platte durch allmäliges Fortſchieben ein ſchönes Blau, läßt ſie an beiden Enden eine kleine Strecke glühen und verſieht ſie daſelbſt mit kleinen Öffnungen, welche zum Einhaken der Feder dienen, worauf ſie endlich mittels des Federwinders ihre ſpiralförmige Geſtalt erhält. Kleinere Federn zu Taſchenuhren und dergleichen werden auf dieſe Weiſe oft zu Hunderten zugleich behandelt. — Eine andere Gattung von Federn, welche in der Mechanik häufig vorkommen, ſind die Spreizfedern (ressorts de cadrature). Sie dienen meiſtentheils in Vorlegewerken und andern Mechanismen, wo ſie theils in gerader, theils in mannichfaltig gekrümmter Geſtalt faſt immer nur einen einſeitigen Druck bezwecken. Gewöhnlich ſind ſie an einem Ende an der Platine angeſchraubt und erhalten durch den Stellungsfuß eine beſtimmte Lage. Der Raum, den ſie zu durchlaufen haben, iſt oft unbedeutend, weshalb dieſe Gattung von Federn nicht immer von Stahl, ſondern auch zuweilen von federhart geſchlagenem Meſſing gemacht wird. (*Racine.*)

Federnelke, ſ. Dianthus plumarius u. *D. superbus.*

Federnfluren, ſ. pterylae.

Fedeꝛnſtellung, ſ. pterylae.

FEDER-SEE (Fedder-See), Landſee in Schwaben (Donaukreis des Königreichs Würtemberg), ½ Meile nördlich von der Stadt Buchau. Er hat etwa vier Stunden im Umfange, iſt 1½ Stunde lang und ebenſo breit, liegt 1811′ über dem Meere und hat durch die Kanzach einen Abfluß zur Donau. Seine ſumpfigen Ufer ſind mit Woll- und Federgräſern bedeckt und die ganze Gegend zwiſchen Buchau und Biberach deutet darauf hin, daß der jetzt vorhandene Waſſerſpiegel nur als Reſt eines größern Landſees anzuſehen iſt. (*Daniel.*)

FEDERSTIFT, FEDERWELLE (arbre de ressort) wird die cylindriſche, ſtählerne Welle genannt, um welche ſich die Feder einer Uhr beim Aufziehen windet. Sie bildet vermöge zweier ſtarken Zapfen die Are des Federhauſes, welches ſich frei um ſie herum bewegt. Die Mitte der Welle trägt einen kurzen Haken, an welchem das innere Ende der Feder eingehängt wird. Der Durchmeſſer der Welle muß in Uhren von franzöſiſcher Bauart ein Drittheil vom innern Diameter des Federhauſes betragen. In engliſchen Uhren beträgt er dagegen oft kaum ein Fünftheil. Dies iſt der Grund, weshalb in dieſer Art Uhren die Federn ſo leicht ſpringen. (*Racine.*)

Federwilhelm, ſ. Convolvulus Quamoclit.

Federzeichnung, ſ. Zeichnung.

FEDI, ein ſehr geſchätzter Geſanglehrer in Rom, deſſen Schule um 1700 und im erſten Viertel des 18. Jahrhunderts blühte. Sonderbar iſt es, daß man, ſo groß auch die Achtung gegen ſeine Lehrergaben ſich kund

gibt, nur einige bemerkenswerthe Anekdoten aus ſeinem Leben erzählt; nicht einmal ſeinen Vornamen findet man angezeigt. Er war ein Freund Arcangelo Corelli's, welcher bekanntlich gegen 1700 von München nach Rom ging und bis an ſeinen Tod (1720) dort blieb. Unter Andern ſchreibt Arteaga im 9. Capitel ſeiner Geſchichte der italieniſchen Oper, wo er von den vornehmſten Geſangſchulen handelt, Folgendes: Rom blühete damals durch den Fleiß und die Talente des Fedi und des Giuſeppe Amadori, die nach einem ſehr ſeltenen Beiſpiele unter Gelehrten mit andern geſchickten Künſtlern in vertraulicher Freundſchaft lebten, ſich ihre Meinungen und Bemerkungen gegenſeitig mittheilten und dem allgemeinen Urtheile unterwarfen. Hierdurch erwarb ſich Jeder die gehörigen Einſichten, ſeine eigenen Fehler zu berichtigen, den Plan ſeiner muſikaliſchen Erziehung zu verbeſſern und die Grenzen der Kunſt zu erweitern. Zum Beweis des Fleißes dieſer vortrefflichen Meiſter kann angeführt werden, daß ſie nach der Erzählung des Buontempi, der in der römiſchen Schule erzogen war, die Gewohnheit hatten, ihre Schüler zum Vergnügen außerhalb Roms an einen Ort zu führen, wo ſich ein Echo fand, welches einerlei Worte mehrmals wiederholte. Hier ließen ſie, nach dem Vorbilde des Demoſthenes, gegen einen Felſen ſingen, welcher die Modulationen deutlich zurückwarf, ihnen ihre Fehler merklich machte und dadurch die Verbeſſerung derſelben erleichterte. — In der Leipziger Allgem. muſikal. Zeitung heißt es, Fedi habe ſeine Zöglinge vor das Thor S. Paolo geführt, wo ein gutes Echo war u. ſ. w. Das iſt Alles, was ſich von dem berühmten Geſanglehrer auffinden läßt. Auch in neueren Zeiten wird ein anderer tüchtiger Sänger

Fedi, gleichfalls ohne Vornamen, genannt, der als ausgezeichneter Geſanglehrer gerühmt wird. Er ſtand als guter Tenor 1826 an der herzoglichen Hofkapelle in Modena. Die weiteren Nachrichten über ihn fehlen gänzlich. Ebenſo wird noch eine Sängerin

Fedi, als ſchöne Geſtalt, mit angenehmer und voller Stimme, auch ſehr gefälligem Ausdrucke belobt, welche 1809, noch unverheirathet, in Florenz am Teatro della Valle ergötzte. Auch ſie iſt ohne weitere Erwähnung geblieben. (*G. W. Fink.*)

Fedia *Adans.* et *Mönch*, ſ. Petrinia und Valerianella.

FEDT, Pfarrei in Norwegen, etwa drei Meilen von Chriſtiania, an beiden Seiten des Fluſſes Glommen und des Oyeren, eines Sees im Glommen, in der Voigtei Nieder-Rommerige, Amts Aggerhuus. Das Areal beträgt 1½ □Meile. Fedt bildet einen eigenen Gerichtsſprengel. Die Seelenzahl betrug im J. 1815 1513 (im J. 1801 1701). Dazu gehört das Filial Nelling, im J. 1801 mit 659, im J. 1815 mit 604 Seelen. Vor der Reformation beſtanden noch Kirchen zu Byrgen und Faller. Der Boden iſt fruchtbar; doch wird nicht das nöthige Korn gewonnen, die Höfe ſind zu klein und der Fluß überſchwemmt. Der Kartoffelbau nimmt zu. Auch durch Fuhren wird verdient. Übrigens ſäet man Haſer, Gerſte, Erbſen und Roggen. 42 Sägemühlen ſind vorhanden. — Die Einwohner ſtehen noch auf einer erfreulichen Stufe der Sittenreinheit. Beide Kirchen ſind von Holz. (*v. Schubert.*)

FEEN, der Name gewiſſer weiblicher, doch auch bisweilen männlicher, aus feineren Stoffen gebildeter, mit höheren Kräften begabter, zwar nicht ewig, aber außerordentlich lange lebender, meiſtens guter, zum Theil auch böſer Weſen, welche den Menſchen ſich ſichtbar und unſichtbar machen können und durch Anwendung ihrer Macht denſelben gewöhnlich wohlthätig werden. Die Phantaſie der Morgenländer ſchuf zuerſt die Idee derſelben und bildete ſie nach den Hauptzügen aus, das Mittelalter des Abendlandes ſchmückte ſie mit neuen Schönheiten und Wunderkräften. Vielleicht ſtammte die Uridee aus der indiſchen Mythologie, die in ihren Gandharwas und Apſaras wenigſtens in mancher Hinſicht ähnliche reizende Weſen kennt, die ſich auch bisweilen den Menſchen freundlich zugeſellen, und denen die Nymphen der Hellenen ziemlich verwandt ſind. Perſien und Arabien wären dann die Mittelländer, durch welche ſie in die europäiſche Romantik eingeführt wurden. Wir folgen bei dieſem Artikel hauptſächlich dem dieſem Gegenſtande vornehmlich gewidmeten Werke: „Mythologie der Feen und Elfen ꝛc., aus dem Engliſchen überſetzt vom Prof. Dr. O. L. B. Wolff."

Der Urſprung der Namen: Fee, Fée, Fairy, Féerie, wie ſie bei den Franzoſen und Engländern vorkommen, Fata, wie die Italiener, Fada, oder Hada, wie die Spanier ſie nennen, wird verſchieden angegeben. Die, welche Alles auf claſſiſche Quellen zurückführen wollen, wie Meyrie. Caſaubonus und Andere, denken an das griechiſche φήρ, welches Heſychius durch Centauren erklärt, oder wollen die letzte Sylbe des Wortes nymphae darin finden, aber Beides iſt offenbar verwerflich. Der Engländer W. Ouſeley will den Namen vom Hebräiſchen פאר (pheër), Schönheit, Skinner vom angelſächſiſchen papan, fahren, gehen, noch Andere von Feres, Gefährten, ableiten, oder meinen, Fairy-folk ſei ſoviel als fair-folk, ſchöne blonde Leute. Aber der Begriff iſt wol älter, als die Angelſachſen, und daher möchte auch die Abſtammung des Namens eine ältere ſein. Sehr viel hat die Meinung derer für ſich, welche das engliſche Fairy von dem perſiſchen Peri ableiten, denn da die Araber, welche Perſien eroberten, den Laut p nicht in ihrem Alphabete hatten und ihn mit f vertauſchten, ſo konnte durch ſie das Wort Peri in Feri verwandelt werden. Dies brachten denn die Kreuzfahrer und Pilgrime mit nach dem Abendlande, namentlich zu den Britten und Franzoſen, und ſo bildete ſich der Name Fairy und Féerie. Aber theils wird dadurch die Benennung Fee, Fata, Fada und Hada nicht erklärt, theils bezeichnet Fairy und Féerie im Engliſchen und Franzöſiſchen nicht urſprünglich die Individuen, ſondern ihre Handlungsweiſe; es iſt daher das vom Namen des Handelnden abgeleitete Abſtractum, aber nicht Name des Individuums ſelbſt, welche Bedeutung es erſt ſpäter und auch da nur im collectiven Sinne bekommt. Überdies hat nur das engliſche Fairy gleiche Endſylbe mit dem perſiſchen Peri, nicht einmal mehr das Franzöſiſche. Für die Namen

Fee. Fata. Fada u. ſ. w. ſcheint folgende Ableitung die richtigſte. Die alten Parzen der Griechen zeigen ſich in mancher Hinſicht feenartig. Gleich den Feen wohnen ſie der Geburt von Helden, Fürſten und Prinzeſſinnen bei, verkünden ihr Schickſal vorher und beſchenken ſie mit mancherlei guten, auch wol böſen, Gaben. Nun werden aber die Parzen als Schickſalsgöttinnen in Italien auch Fatae genannt, in ähnlichem Sinne hieß auch des Faunus Gattin Fatua und den Nymphen wurde nach *Donatus* ad Eun. *Terent.* sc. 8 der Name Fatuae gegeben. Aus Fata bildete ſich bei den Provençalen und Spaniern ſehr leicht Fada und Hada, ſowie aus dem Zeitworte fatare, bezaubern, das franzöſiſche Faer. Das Participdes letztern aber heißt faé, im Weiblichen faée und aus dieſem entſtand auf ganz natürliche Art das Wort Fee und Fée, um das handelnde Weſen, und Féerie oder Fairy, um die Handlung ſelbſt auszudrücken, ſowie diablerie von diable, drollery von droll, Hexerei von Hexe ſich bildete. Die urſprüngliche Identität von fata, faé, fée ergibt ſich aus mehren Schriftſtellern. So ſingt Arioſt (Orlando furioso Canto I. 9):

> Queste ch'or *Fate* e dagli Antichi foro
> Gia dette Ninfe e Dee con piu bel nome.

„Die, welche jetzt Fate heißen, haben die Alten mit ſchönerem Namen Nymphen und Göttinnen genannt.“ Strapparola ſagt vom geſtiefelten Kater: la gatta che era *fatata*, und dies heißt in der alten franzöſiſchen Überſetzung: la chatte qui étoit fée, die Katze, welche mit übernatürlichen Kräften ausgerüſtet war. Im Roman de la guerre de Troye heißt es:

> Mout ont Jason entr'auls loé,
> Bien dient tos qu'il est *Faé*.

„Viele haben unter andern Jaſon gelobt; wol ſagen Alle, daß er mit höheren Kräften begabt ſei.“

Das Wort faerie (fairy), féerie hat bei Engländern und Franzoſen vier verſchiedene Bedeutungen:

1) Täuſchung — Zauber. So ſagt *Gul. Giar.* ap. *Ducange:*

> Plusieurs parlent de Guenart,
> Du Loup, de l'Asne et de Renart,
> De *faeries* et de songes,
> De phantomes et de mensonges.

„Mehre ſprechen von Guenart, vom Wolf, vom Eſel, vom Fuchs, von Zauberei und Träumen, von Phantomen und Lügen.“

Im Merchant's Tale von Chaucer heißt es:

> Mains that sit with so benigne achere,
> Hire to behold it semed *faerie*.

„Häupter, die mit ſo wohlwollender Miene da ſaßen, es zu ſehen, ſchien ihr Zauberei.“

In Gower's Constance endlich leſen wir:

> The God of her has made an end
> And fro this worldes *faerie*
> Hath taken her into companie.

„Der Gott hat ein Ende mit ihr gemacht und aus der Täuſchung (Eitelkeit) dieſer Welt ſie in (ſeine) Geſellſchaft aufgenommen.“

2) Das Land der Täuſchung, die Wohnu[ng] die Zaubertäuſchung hervorbringenden Feen. Ein ſehr [na]türlicher Übergang, für den auch andere Analogien [ſpre]chen, wie z. B. nonnerie, ein von Nonnen bewoh[nter] Platz, Bücherei für Bibliothek. So heißt es im Hu[on] de Bordeaux:

> La puissance qu'il avoit sur toutes *faeries* du monde.

„Die Macht, welche er über alle Feenreiche der We[lt] hatte.“

Und im Ogier le Danois:

> En effect, s'il me falloit retourner en *faerie*, je ne sca[u]roye où prendre mon chemin.

„In der That, wenn ich nach dem Feenlande zurückkehren ſollte, ſo wüßte ich nicht, wohin ich meinen We[g] zu nehmen hätte.“

Ebenſo auch in Squier's Tale:

> That Gawayn with his old curteisie,
> Though he were come agent out of feerie.

„Jener Gawayn mit ſeiner alten Artigkeit, obgleich er als Geſandter aus dem Feenreiche gekommen war.“

Und in Lydgate's Fall of Princes 8, 24:

> He (Arthur) is a king is crowned in *Feerie*
> With sceptre and pall, and his regalty
> Shall resort, as lord and sovereigne,
> Out of *Faerie*, and reign in Bretaine,
> And repair again the ould round table.

„Er (Arthur) iſt ein König, gekrönt im Feenlande mit Scepter und Talar, und ſeine Herrlichkeit wird kommen als Herr und Herrſcher aus dem Feenlande und in Britannia regieren und die alte runde Tafel wiederherſtellen.“

3) Das Volk der Feen im Allgemeinen, indem die Benennung des Landes auf deſſen Bewohner überging. So heißt es in Merchant's Tale:

> Full often time he, Pluto and his Queene,
> Proserpina and all his *faerie*,
> Disporten hem and maken melodie
> About that well.

„Sehr oft ſcherzte Pluto und ſeine Königin Proſerpina und ihr ganzes Gefolge, und machten Muſik an dieſer Quelle.“

Und in *K. James* Demonologie I, 3:

> Of the fourth kind of Sprits called the *Phairie*.

„Von der vierten Art von Geiſtern, genannt das Feenvolk.“

4) Endlich bezeichnete das Wort bei den Engländern auch den oder die einzelnen Bürger des Feenreiches, und zwar nicht nur die eigentlichen, in natürlicher menſchlicher Größe gedachten männlichen und weiblichen Feen, ſondern auch die pygmäenartigen Elfen, welche in Wäldern und Gründen hauſen. Dieſe Bedeutung kam ſpäter als Chaucer, aber früher als Spenſer auf, dem ſie aber erſt ihre Allgemeinheit verdankte. Während des 16. Jahrhunderts wurde das Wort für die Feen der Romane und beſonders bei Überſetzern für die Elfen gebraucht. S[o] ſagt *Hollingshed* B. V. c. 14 (gedruckt 1577):

> They believed that king Arthur was not dead, but carr[ied] away by the *Fairis* into some pleasant place etc.

Sie glaubten, daß König Arthur nicht todt ſei, ſondern von den Feen an einen angenehmen Ort fortgetragen ſ. w.“

Das Ovidiſche aber:

Pan ibi dum teneris jactat sua carmina nymphis.
(Met. II, 153.)

wird von Golding überſetzt:

„Then Pan among the *Fairie-elves* that daunced round together.“

Spenſer's berühmtes Gedicht: The Faerie Queene, die Feenkönigin, erſchien einige Jahre früher als Shakeſpear's Sommernachtstraum, und veranlaßte nach Warton's Bemerkung viele Geiſtesproducte, in denen Feen die Hauptperſonen waren. Nach Bekanntwerdung dieſes Gedichtes hörte aller Unterſchied der Bedeutung auf, und Alles, was die Romane von den eigentlichen Feen geſagt hatten, ward auch auf die kleinen Elfen übertragen, ſodaß dieſe Identificirung ſelbſt bei dem Volke tiefe Wurzel faßte. Shakeſpear war mit ein Hauptwerkzeug dieſer Umwälzung; doch bedient er ſich des Wortes Fairy auch noch im eigentlichen Sinne von den Feen, eine Bedeutung, die ſich gänzlich verlieren zu wollen ſchien, bis ſie im vorigen Jahrhundert in England durch die Überſetzer der franzöſiſchen Contes de Fées wieder aufgebracht wurde. So heißt es in Antony and Cleopatra 4, 8:

To the great Fairy I'll commend thy acts.

„Der großen Fee will ich deine Handlungen empfehlen.“

Auch Milton ſpricht von Feendämchen (of Faery damsels), an einem andern Orte aber auch von

Faery elves
Whose midnight revels by a forest side
Or fountain some belated peasant sees.

„Feenelfen, deren mitternächtliche Tänze am Rande eines Waldes oder einer Quelle ein verſpäteter Bauer ſieht.“

Randolph in ſeinem Amyntas gebraucht das Wort vom Feenlande, vielleicht von Allen zum letzten Male, wenn er ſagt:

I do think
There will be of Jocastus brood in Fairy.

„Ich denke, es wird Brut des Jokaſtus im Feenlande ſein.“

Früh, und zwar zugleich mit den franzöſiſchen Romanen, nahmen die Teutſchen den Namen Fee an, und nannten ſie Feyen oder Feinen. Im Triſtan des Gottfried von Straßburg heißt es: Herzog Gylan habe einen kleinen ſirenenartigen Hund geſehen,

Dez wart dem Herzoge gesandt,
Uz Avalun der *Feinen* Land
Von einer Gottinne.

Und in dem altteutſchen Romane von Iſotte und Blantſcheflur ſagt der Jäger, der Iſotten ſchlafend erblickt: Ich zweifle,

Dez sie menschlich sei,
Sie ist schöner denn eine *Feine*;
Von Fleische noch von Beine
Kunte nit gewerden
So Schönes auf der Erden.

Am früheſten möchten wir in Perſien dem romantiſchen Gebilde der Feen begegnen; denn wenn auch manche Urzüge derſelben in Indien aufzufinden ſein ſollten, wie Vergleichungen mit den Artikeln Apsaras und Gandharwas unſere Leſer überzeugen möchten, ſo erſcheinen dieſe doch daſelbſt weit weniger ſelbſtändig und faſt immer nur als Dienerinnen und im Gefolge der Götter, beſonders, des Indra, deſſen Hof ſie, gleich ſchönen Blumen, zu ſchmücken beſtimmt ſind. Aber auch in Perſien lernen wir die holden Weſen erſt in ſpätern Zeiten kennen, als der Staat der Saſſaniden ſchon durch die ſiegreichen Waffen des Islam untergegangen war, und der Koran ſeinen zerſtörenden oder umbildenden Einfluß auf Alles ausübte. War indeſſen der Name von Artaxerxes' Gemahlin, Pariſatis, ſoviel als Pari-zadeh, die Perigeborne, ſo möchte wol die Idee der Peris in Perſien ſo alt ſein, als Zoroaſter's Lehre.

Nach der Erzählung der neueren Perſer wurde die Welt vor Adam von Divs und Peris, aus Feuer gebildeten Weſen, bewohnt. Über ſie herrſchte eine Reihe von 72 Solimanen, deren letzter Gian Ben Gian (Geiſt Sohn des Geiſtes) durch Übermuth und Ungehorſam Gott beleidigte. Dieſer ſandte deswegen den aus edleren Feuerſtoffen gebildeten Hareth (Wächter, Hüter) auf die Erde herab, um die Rebellen zu beſtrafen. Im Kriege mit Gian Ben Gian wurde dieſer beſiegt und Hareth herrſchte nun an ſeiner Statt über die Erde, aber auch er wurde übermüthig und weigerte ſich, den neuen von Gott geſchaffnen Erdherrſcher, Adam, anzubeten. So ſtellte er ſich an die Spitze einer neuen Empörung, bei der die Divs auf ſeine Seite traten, die Peris aber ſich von ihm trennten, dem Gebote Gottes gehorchten und ſeitdem Freunde der Menſchen wurden. Hareth, der nun den Namen Eblis bekam, wurde in die Regionen der Unterwelt verſtoßen, die weniger ſchuldigen Divs aber bekamen die Erlaubniß, die Erde zu durchſtreifen, den Gehorſam der Menſchen zu prüfen und ihren Stolz zu unterdrücken.

Die Wohnung der Divs und Peris war das Gebirge Kaf (der Kaukaſus), von dem man glaubte, daß er die Erde wie ein Ring umgebe. Das Geſammtgebiet dieſer idealen Region aber hieß Dſchinniſtan (die Welt der Geiſter oder Dämonen) und war in mehre Königreiche getheilt, die wieder Provinzen und Städte enthielten. So lag im Reiche der Peris die üppige Provinz Schadukam (Freude, Entzücken) mit der prächtigen Hauptſtadt Dſchuherabad (Juwelenſtadt), der Stadt Amberabad (Ambra-Stadt) und anderen herrlichen Städten. Im Reiche der Div's iſt die Hauptſtadt Ahermanabad (Ahermann's, Ahrimann's Stadt) und die Einbildungskraft hat ihre Fülle an dem bezauberten Schloſſe, Palaſte und Galerie des Herrſchers Arzſchenk verſchwendet. Divs und Peris ſind einander feindlich und führen beſtändig Krieg mit einander. Beide ſind dem Tode unterworfen, obgleich ihr Leben ſehr lange dauert, und haben menſchliche Gefühle und Leidenſchaften, übertreffen aber beiweitem an Macht die Staubgeborenen. Wenn die Divs in den Kriegen Peris zu Gefangenen machen,

ſo ſperren ſie dieſelben in eiſerne Käfige und hängen dieſe an den Wipfeln der höchſten Bäume auf, ſodaß ſie jedem Blicke und jedem Winde ausgeſetzt ſind. Dann kommen die andern Peris herbei und bringen ihnen die ſchönſten Wohlgerüche zur Nahrung mit; denn von ſolchen Düften leben die Peris, den Divs aber ſind dieſelben verhaßt, und ſo werden dieſe zugleich dadurch entfernt gehalten. Vermögen die Peris nicht, einem Feinde Widerſtand zu leiſten, ſo rufen ſie einen ſterblichen Helden zu Hilfe (grade wie in Indien die guten Dewetas im Kampfe gegen die Aſurs), und durch bezauberte Waffen und Talismane ſetzen ſie ihn in den Stand, gegen die gigantiſchen Divs kämpfen zu können. Der Rücken eines wunderbaren Thieres bringt ihn dann nach Dſchinniſtan, und auf der Erde beſingen Dichter ſeine Thaten und ſeinen Ruhm. Der berühmteſte Abenteurer in Dſchinniſtan war Tahmuras, mit dem Beinamen Div-Bend (Div-Binder), ein alter König Perſiens. Die Peris ſandten ihm eine glänzende Geſandtſchaft, aber auch die ihn fürchtenden Divs. Er zog den wunderbaren Vogel Simurgh zu Rathe, der alle Sprachen ſpricht und in die Zukunft ſchaut. Dieſer empfiehlt ihm die Peris, ſchreibt ihm vor, wie er handeln ſoll, warnt ihn vor Gefahren, und erbietet ſich, ihn nach Dſchinniſtan zu bringen. Zugleich rupft er ſich einige Federn aus der Bruſt, mit denen der König ſeinen Helm ſchmückt. So eilt dann Tahmuras, auf dem Simurgh reitend, fort, den mächtigen Schild des Gian Ben Gian, der im ganzen Morgenlande, gleich dem des Achilles, hoch berühmt iſt, an ſeiner Seite, ſchwingt ſich über den Abgrund, den kein Sterblicher aus eigener Kraft überſchreiten kann, und hat die Freude, daß der Vezier Imlan, welcher die Geſandtſchaft der Divs angeführt hatte, zu ihm übergeht und ihn mit ſeinen Zauberkünſten unterſtützt. Nun wird der Herrſcher der Divs, Arzſchenk, beſiegt und dann ein noch weit mächtigerer Div, Damruſch, überwunden, der in einer dunkeln, mit Pfeilern unendlichen Reichthums, den er aus Perſien und Indien weggeführt hatte, umgebenen Höhle wohnte. Hier findet Tahmuras eine ſchöne Gefangene, die Peri Merjan (Perle, Leben, Seele), welche Damruſch entführt, und die ihre Brüder, Dal Peri und Milan Schah Peri, lange vergeblich geſucht hatten. Er feſſelt nun den Div an den Mittelpunkt des Berges und eilt auf Merjan's Geſuch, einen anderen mächtigen Div, Namens Hudkuz, anzugreifen. Aber jetzt verläßt ihn das Glück und ungeachtet ſeiner Talismane und gefeieten Waffen muß der edle Held unterliegen. Der Div Arzſchenk entflieht nun aus ſeinen Feſſeln, wird aber nach Verlauf mehrer Jahre von dem tapfern Ruſtam, deſſen Thaten der Schah Nameh des Ferduſi beſingt, nach wildem Kampfe erſchlagen. Nach demſelben Gedichte wird der Div Munheras von Gerſchah, dem letzten der Piſchdadier, mit einem Pfeile im Munde verwundet und ſpäter von Sorah, dem Sohne Ruſtam's, erſchlagen. Die Geſtalten dieſer Divs ſind als Abbild ihres Charakters mehr oder weniger thieriſch. Der Div Arzſchenk hat zwar einen menſchlichen Körper, aber ein Stierhaupt, das Ruſtam mit einem Schlage vom Rumpfe trennt. Der Div Munheras hat beim erſten Kampfe mit Gerſchah den Kopf eines Ebers, beim zweiten mit Sora gar zwei Hirn[illegible] das eines Ochſen und das eines Ebers. Dagegen iſt die Reize der Peris über alle Beſchreibung, die der weiblichen beſonders übertrifft jede Schilderung. Sterbliche Schönheiten wurden daher mit den Peris verglichen. Der Engländer W. Ouſeley meint, ſie glichen weder den Engeln, Cherubim und Seraphs der Hebräer, noch den Dämonen der Platoniker, oder den Genien der Römer noch der Houris der Araber. Aber mit den Apſaras der Hindu möchten ſie wol viel Übereinſtimmung haben, denn dieſe werden von den indiſchen Dichtern mit ebenſo unendlichen Reizen ausgeſtattet. Ouſeley meint dagegen, daß Milton's Schilderungen von Feengeſtalten der perſiſchen Idee am nächſten kommen, wenn er im Comus ſagt:

> Mehr noch als menſchlich ſchienen die Geſtalten
> Mir, wenn ſie ſtanden; und ich hielt es wol
> Für eine Viſion von Feen, oder
> Sonſt fröhlichen Geſchöpfen in
> Dem Element,
> Die in des Regenbogens Farben leben
> Und in den dichten Wolken ſpielen.
> Ich war erſchreckt;
> Als ich vorüber zog, verehrt ich ſie.

Der Name Peri kommt von dem Zendworte Pereh und **Perekeh**, welches Wahl durch geflügelt, Ouſeley durch ſchön erklärt, indem er es vom hebräiſchen [illegible] ableitet. Da indeſſen die Divs offenbar zu den Geſchöpfen und Unterthanen Ahriman's gehören, ſo möchte man wol die Peris dem Ormuzd zueignen und dabei an die von Ormuzd geſchaffene Geiſterwelt der Fervers denken, deren Name vielleicht in den lieblichen Weſen fortlebte. Zu bedauern iſt übrigens, daß wir keine Angaben über das Weſen der Peris aus den Zeiten vor Muhammed beſitzen, ehe die perſiſche Phantaſie ſich mit der arabiſchen vermiſchte.

Auch von der Plaſtik der Phantaſie der Araber vor Muhammed und einige Zeit nachher wiſſen wir wenig. Erſt als Bagdad ſich zur Königin der Städte erhob und Pracht und Luxus ihren Thron daſelbſt aufſchlugen, eröffnet ſich für die von Muhammed verdammten Mährchenerzähler der Perſer ein fruchtbares Feld, indem ſie geſchickt die Lehren des Islam in ihre Schöpfungen mit zu verweben wußten. So entſtanden denn allmälig die lieblichen Dichtungen der Tauſend und Eine Nacht. Für die Peri der Perſer hatten die Araber kein entſprechendes Wort; ſie brauchten für alle ſolche geiſtige Mittelweſen den Namen Dſchinnen (Genien, obgleich von den römiſchen Genien ganz verſchieden), welche mehr Ähnlichkeit mit den perſiſchen Divs haben, und theils gute, theils böſe ſind, doch ſo, daß die letztern den erſtern an Macht untergeordnet ſind. Sie haben ſinnliche Neigungen wie die Götter des Olympus, und die weiblichen ſchließen oft Ehebündniſſe mit ſterblichen Männern. Von der ätheriſchen Natur der Peris, die vom Duft der Blumen leben, iſt nicht mehr die Rede. Auch die Prachtſtädte Schadukam und Amberabad ſind verſchwunden; doch gibt es noch große, von Dſchinnkönigen beherrſchte, Reiche

und in den Erzählungen des Haſſan von Baſſora erinnert das Juwelenſchloß an Schuheraband. Eine beſondere Eigenheit der arabiſchen Feen iſt, daß ſie einer Umwandlung in Schlangen unterworfen ſind. — Von Ben Schonah wird erzählt, daß im Jahre der Hedſchra 455 unter dem Khalifen Kaiem das Gerücht ſich verbreitet habe, einige Türken hätten auf der Jagd ein ſchwarzes Zelt geſehen, in dem ſich Leute von beiden Geſchlechtern befunden, welche ihre Wangen geſchlagen und laut geſchrien hätten: „Der große König der Dſchinnen iſt todt, wehe dieſem Lande!" Dann wären eine Anzahl Frauen und anderes Volk nach dem nahen Kirchhofe gegangen, ſich beſtändig ſchlagend zum Zeichen der Trauer und des Kummers. Der Hiſtoriker Ebn Achir erzählt, zu Moſul habe eine epidemiſche Krankheit geherrſcht, von der alle die befallen wurden, welche einer Frau aus dem Geſchlechte der Dſchinnen nicht ihr Beileid über den Verluſt ihres Sohnes bezeigt hatten. Da hätten ſich denn alle Kranken, um Heilung zu erlangen, verſammelt und laut gerufen: O Mutter des Ankud, vergieb uns! Ankud iſt geſtorben und wir haben es nicht beachtet!

Hoch ausgebildet wurde das Feenreich von den Europäern des Mittelalters. Über Spanien und Syrien her wirkten die üppigen Schilderungen des Morgenlandes auf die Phantaſie des Abendlandes, und die Schauſpiele, welche das Ritterthum im Geleite ſchöner Frauen ſo glänzend aufführte, trugen das Ihrige zur Vollendung bei. Die arabiſchen Mährchen waren unſtreitig ſchon ſehr früh in Europa bekannt. Der Roman-Kleomades und Klaremonde, geſchrieben von Aldans auf Befehl Blanka's von Frankreich, der Tochter Ludwig's des Heiligen und Witwe von Alfons X. in Caſtilien, ſtammt wahrſcheinlich ſeinem Stoffe nach von den Mauren ab, und hat die größte Ähnlichkeit mit der Erzählung vom bezauberten Pferde in Tauſend und Einer Nacht. Auch in andern Mährchen des Mittelalters, ſelbſt in ſolchen, die im Munde des Volks waren, entdeckt man Spuren orientaliſchen Urſprungs. Die Kreuzzüge und dann die Wallfahrten nach dem heiligen Lande und der lebhafte Handel nach dem Orient waren die Kanäle, auf welchen ſo manche Ideen der Phantaſie aus Aſien nach Europa übergehen konnten, ſodaß dieſes in ſeiner Feenwelt nicht Weniges dem Sonnenlande entlehnte. Beſonders iſt dies der Fall in den Romanen des 14., 15. und 16. Jahrh., weniger in den frühern. Auch die claſſiſche Mythologie konnte manche Vorbilder liefern; nicht weniger die keltiſche, in der ein der Fee nah verwandtes Weſen eine Rolle ſpielt. Die Damoiſelles, welche dem Lanval (Launfal, ſ. weiter unten) und Grälent ihre Gunſtbezeigungen zukommen ließen, waren den Feen ſehr ähnlich. Auch die Sagen von Druidinnen mögen manchen Zügen zum Grunde liegen. In den Ritterromanen aus dem Kreiſe der Tafelrunde zeigen ſich die Feen noch ſelten; in aller Pracht und Macht aber erſcheinen ſie in den Dichtungen über Karl den Großen und ſeinen Paladinen. In den Romanen von Amadis, Palmerin und ihren Verwandten kommt wenigſtens der Name nicht vor, aber die Zauberin Urganda gibt den mächtigſten Feen nichts nach und übertrifft noch an Gewalt die Dame du Lac in der Dichtung Lancelot vom See. Hier wird erzählt: Die über den nahen Tod ihres Gemahls, des Königs Ban, betrübte Gattin deſſelben hatte ihr neugebornes Kind am Ufer eines Sees zurückgelaſſen, und war fortgegangen, um dem Sterbenden beizuſtehen. Bei ihrer Rückkehr ſah ſie das Kind in den Armen einer ſchönen Frau; als ſie aber um die Rückgabe flehet, taucht dieſe unter das Waſſer und verſchwindet mit dem Kinde. Dieſe Frau war die Dame du Lac und das Kind der berühmte Lancelot. Die Dame hieß Vivienne und ihr Wohnort war la marche de la petite Bretagne geweſen. Der Zauberer Merlin hatte ſich in ſie verliebt und ſie in ſeiner Kunſt unterrichtet, und eben durch ihre Wiſſenſchaft wurde ſie eine Fee. Der See, in dem ſie verſchwand, war eine féerie, eine durch Zauber hervorgebrachte Täuſchung. Der Roman erzählt nämlich: Die Dame hielt ſich nur im Walde auf und wohnte auf der Spitze eines niedrigen Hügels. Hier, wo der Wald weit und tief ſchien, hatte ſie viel ſchöne und reiche Häuſer; in der Ebene unten war ein hübſcher, kleiner, ſehr fiſchreicher Fluß, aber die Gegend war ſo verſteckt und geheim, daß es ſchwer war, ihn zu finden, denn die Täuſchung des genannten Sees verbarg ihn allen Blicken. Die Dame war hier nicht allein, ſondern hatte große Geſellſchaft von Rittern, Damen und Fräulein bei ſich. Nach einer anderen Erzählung war Sebille die Frau vom See und ihre Burg von einem Fluſſe umgeben, auf dem ein ſo großer Nebel lag, daß Niemand durchſehen konnte. Alexander der Große und Floridas ließen ſich bei ihr von ihren Wunden heilen, und die 14 Tage ihres Aufenthalts erſchienen ihnen nur wie Eine Nacht. Sie wurde vom Könige ſchwanger mit einem Sohne, von dem der König Artus abſtammte. Im 31. Cap. des 3. Theiles deſſelben Romans wird erzählt, daß auf der Inſel Zellande (Zeeland) eine Fee Morgane gewohnt habe, ſehr vertraut mit einem Geiſte, Namens Zephyr, der an waſſerreichen Orten ſich aufhielt, aber nur bei Nacht geſehen werden konnte. Morgane war boshaft und ſchlau, und ſtrebte, ſich die Wiſſenſchaft des Zaubers und der Beſchwörungen zu verſchaffen. Zephyr hatte ihr den jungen Paſſelyon zur Erziehung übergeben, der die Tochter der Morgane liebgewann. In Tristan de Leonois wird König Meliadus, der Vater des Triſtan, durch die Zauberei einer Fee, die in ihn verliebt war, zur Jagd verleitet und von ihr entführt. Nur Merlin vermag ihn zu erlöſen. Am anmuthigſten aber iſt die Maſchinerie der Feenwelt in dem Romane Sir Launfal (von Thomas Cheſtre unter Heinrich VI.), entwickelt worden. Sir Launfal war Ritter der Tafelrunde und Liebling des Königs Artus; aber deſſen Vermählung mit der leichtſinnigen Ginevra reizte ſein und anderer Ritter Misvergnügen. Die Dame merkte dies, und als ſie einſt an einem Feſte alle Ritter beſchenkte, gab ſie ihm allein gar nichts. Dies kränkte ihn, er nahm unter einem Vorwande Abſchied von Artus und zog ſich nach Karlyoun zurück, wo er in großer Armuth lebte. Einſt reitet er in einen gefeiten Wald und legt ſich kummervoll in den Schatten eines Baumes. Da kommen zwei ſchöne, reichgekleidete Damen, deren Teint

weiß war wie Schnee, die Wangen roth, die Augen braun. Die eine trug ein goldenes Becken, die andere ein weißes, feines, ſeidenes Handtuch. Höflich grüßte ſie Launſal; ſie erwiederten den Gruß und ladeten ihn ein, ihre Herrin in dem nahen Pavillon zu beſuchen. Der Ritter gehorchte und fand den Pavillon über alle Beſchreibung prächtig. Auf der Spitze war ein ſo reich mit Edelſteinen beſetzter Adler, daß weder Alexander, noch Artus ein ſolches Juwel beſaßen. Im Pavillon fand er die Dame Tryamour, die Tochter des Königs von Oliroun, nämlich des Feenlandes, das fern im Weſten lag. Die Schönheit der Tryamour übertraf alle Beſchreibung. Sie ſchenkt dem Ritter ihr Herz, nur ſolle er ihr treu bleiben, und macht ihm außer anderen ſchönen Gaben einen Geldbeutel zum Geſchenke, der nie leer wurde. Am Morgen entläßt ſie ihn mit der Verwarnung, keinem ihre Liebe zu verrathen; wolle er ſie ſehen, ſo dürfe er nur in ein abgelegenes Gemach gehen, ſogleich würde ſein Wunſch erfüllt werden. Der Ritter kehrt nun an Artus' Hof zurück und ſpielt hier die glänzendſte Rolle. Die Königin erklärt ihm ihre Liebe, von der ſie plötzlich ergriffen worden, wird aber zurückgewieſen, weil ſeine Geliebte eine Dame ſei, deren häßlichſte Dienerin ſie noch an Schönheit übertreffe. Nun klagt ſie bei Artus den Ritter an, er habe ihrer Ehre nachgeſtellt; er wird zum Feuertode verdammt, wenn er nicht an einem beſtimmten Tage jene Schönheit ohne Gleichen zeigen könne. Der Tag erſcheint und die Königin dringt auf Vollziehung des Urtheils. Da nahen ſich zehn ſchöne, prächtig gekleidete Frauen auf weißen Zeltern dem Palaſte und verkünden die Ankunft ihrer Herrin. Die Behauptung des Ritters findet ſich beſtätigt; er wird freigelaſſen und folgt der Geliebten nach dem Feenlande Oliroun (ſonſt gwöhnlich Avalon); ſeitdem ward er nicht mehr geſehen.

Beſonders wichtig für die Kenntniß der Feenwelt iſt der franzöſiſche Roman, Huon de Bordeaux (nach Einigen aus der Mitte des 15., nach Andern aus dem 14. Jahrh.), deſſen Mährchen von Wieland ſo herrlich bearbeitet wurde. Der kleine König Oberon ſcheint eine Art Verbindung zwiſchen den Feen der Romantik und den nordiſchen Elfen oder Zwergen zu bilden. Gerasmes (Scherasmin) berichtet dem Huon von ihm, er ſei drei Fuß hoch, ganz buckelig, aber mit einem himmliſch ſchönen Geſicht begabt, das keiner ohne Entzücken anſehen könne. Wer durch den Wald geht, in dem er hauſet, der mag ſich ja ſehr in Acht nehmen, mit ihm zu ſprechen, weil er ſonſt für immer verloren iſt. Oberon bietet aber auch alle mögliche Liſt auf, um ihn dazu zu bewegen und durch ſeine über alles liebliche Stimme zu verlocken. Gelingt es ihm nicht und nahet der Pilger dem Ende des Waldes, ſo verfolgt er ihn mit Donner, Blitz und Hagel oder zaubert einen großen Fluß vor ihm hin, der aber nur Trug iſt, denn man darf nur getroſt fortreiten, man macht keinen Huf naß. Huon erfuhr alles dies, und entſchloß ſich endlich, den Zwerg anzureden. Dieſer erſchien ihm in einem wunderbar ſchönen Kleide, ſo reich mit Edelſteinen beſetzt, daß ſeine Helle der Sonne glich. In der Hand trug er einen ebenfalls unſchätzbaren Bogen, und ſein Pfeil war ein nie fehlender. Um den Hals aber hing an goldenen Schnüren ein reiches Horn, das von vier Feen verfertigt und mit wunderbaren Eigenſchaften begabt worden war. Oberon erzählt dem Huon, er ſei der Sohn des Julius Cäſar und der Dame von der verſteckten Inſel (Cephalonia). Dieſe habe früher ſchon einen Gatten gehabt, dem ſie den Nektanebus (König von Ägypten) gebar, der Alexander den Großen erzeugte. An 700 Jahre ſpäter kam Cäſar nach der Inſel und zeugte mit ihr den Oberon. Viel edle Fürſten und Feen waren bei der Geburt zugegen, aber Eine Fee war nicht eingeladen, und dieſe ſprach das Urtheil aus, daß er nur bis zum vierten Jahre wachſen ſolle. Später bereuete ſie es und verlieh ihm als Erſatz die Gabe, das ſchönſte Werk der Natur zu ſein. Andere der ihm verehrten Gaben waren, die Gedanken der Menſchen zu durchdringen, ſich und Andere nach jedem beliebigen Orte zu verſetzen, Burgen, Paläſte, Gärten, Banquete u. ſ. w. durch bloßen Wunſch hervorzubringen. Er ſei, fuhr er fort, König und Herr von Mommur, und da er guter Chriſt ſei, ſo wäre ihm auch ſchon ſein Platz im Paradieſe aufgehoben. Nachdem Oberon dem Huon beigeſtanden und mit Karl dem Großen ausgeſöhnt hatte, meldete er ihm, daß er (Oberon) bald dieſe Welt verlaſſen werde. Binnen vier Jahren ſolle er in ſeiner Stadt Mommur erſcheinen, wo er ihn zu ſeinem Nachfolger krönen wolle. Ein ſpäterer Zuſatz berichtet noch, wie er mit der ſchönen Eslairmonde (Rezia bei Wieland) nach Mommur gekommen ſei. Hier wird er, trotz des Widerſtandes, welchen der auch an den Hof gekommene König Arthur mit ſeiner Schweſter Morgue la Faé dem Oberon entgegenſetzt, zum Könige des ganzen Feenlandes gekrönt. Arthur bekommt das Königreich le Bouquant, ſowie das, welches Sibylla von Oberon hatte, und alle Feen in den Ebenen der Tatarei. Huon ſollte vor der Stadt auf einer von ihm geliebten Wieſe eine Abtei erbauen und ſeinen Körper daſelbſt begraben. Dann überfiel ihn der Todesſchlummer und ſtrahlende Engel, welche in ihrem Fluge die herrlichſten Düfte verbreiteten, trugen ſeine Seele in das Paradies.

Bei allen Nationen findet man Schilderungen der Phantaſie von Gegenden, wo Glück, Ruhe und Segen die Guten für ihre Mühen belohnt, oder höhere Weſen ihren Aufenthaltsort hatten, und je nach den Begriffen und Anſchauungen der Menſchen wurden ſolche Plätze mehr oder minder prächtig und herrlich dargeſtellt. So wußten denn auch die Romantiker von einem Feenlande zu erzählen. Man unterſcheidet bei ihnen drei Arten ſolcher Gebiete: 1) Avalon, eine Inſel im Ocean, 2) die Feenbezirke im Innern der Erde und 3) ihre Wohnplätze in Wildniſſen und dichten Wäldern. Avalon (man leitet den Namen vom britiſchen Aval, Apfel, her, weil die Inſel reiche Obſtgärten hatte — man kann an die heſperiſchen Gärten der Griechen mit goldenen Äpfeln denken — oder es war auch das Wort in der keltiſchen Mythologie, ohne Rückſicht auf eine Bedeutung, eine Bezeichnung der Inſel der Seligen) hieß auch Ynis gwydrin, d. h. Glaston-ey, Glastonbury, Glasinſel, Glas-

burg, von der grünen Farbe des ſie umgebenden Waſſers. Hier wohnten Arthur, Oberon und Morgue la Faye, vollſtändig aber wird es beſchrieben in dem Romane Ogier le Danois. Mehre Feen, heißt es daſelbſt, waren bei der Geburt Ogier's zugegen und verliehen ihm ihre Gaben, unter andern auch Morgue la Faye, die ihn zu ihrem Geliebten und Freunde einweihete. Nach unzähligen Thaten erreichte Ogier ſein hundertſtes Jahr und Morgue dachte nun daran, den Geliebten allen Mühen und Gefahren des irdiſchen Lebens zu entziehen und ihn nach dem Schloſſe Avalon zu bringen. Ein Sturm muß Ogier's Schiff überfallen und es nach dem Schloſſe von Magnetſtein treiben, welches auch das Schloß Avalon heißt und nicht ſehr weit von dem irdiſchen Paradieſe iſt, wohin Enoch und Elias verſetzt wurden. Das Schiff ſcheiterte hier, die Mannſchaft ſtirbt aus Hunger, Ogier bleibt am längſten leben und hört eine Stimme vom Himmel, die ihm zurief, er ſolle mit Anbruch der Nacht nach einem Schloſſe zu gehen, welches er leuchten ſehen würde und das auf einer Inſel liege, wo er einen kleinen Fußſteig finden würde, doch ſolle er ſich durch nichts, was er auch ſähe, in Schrecken ſetzen laſſen. Ogier ſah die Burg leuchten, ſtieg von Schiff zu Schiff und gelangte ſo zur Inſel und zur Burg. Zwei Löwen, die den Eingang bewachten, erſchlug er und trat nun in eine Halle, wo ein Pferd, Papillon genannt, an einer reichbeſetzten Tafel ſaß. Es ladete ihn höflich ein, zu eſſen (denn es war ein verwandelter Prinz, der, von Artus bezwungen, verurtheilt worden, 300 Jahre Pferd und der Sprache beraubt zu ſein, dann aber die Freudenkrone im Feenlande zu erhalten) und ermunterte ihn dann, es zu beſteigen. So trägt es ihn in ein prächtiges Zimmer, wo er ſchlief. Am folgenden Morgen trifft er ſtatt des Papillon auf eine große Schlange, die er nach hartem Kampfe tödtet, und ein Fußſteig führt ihn in einen Obſtgarten, der mit dem Paradieſe zu vergleichen war. Hier pflückt und ißt er einen Apfel, fühlt aber ſogleich ein tödtliches Übelſein, und nimmt Abſchied von Allem, was ihm theuer iſt. Aber indem er ſich nach Oſten wendet, erblickt er eine ſehr ſchöne Dame, in weißem Gewande, und ſo reich geputzt, daß es eine Wonne war, ſie zu ſehen. Er hält ſie für die Jungfrau Maria und betet ſein Ave, aber die Dame erklärt ſich für Morgue la Faye, die ihn ſchon bei der Geburt zu ihrem Geliebten geweihet. Nun ſteckt ſie ihm einen Ring an den Finger, der dem Greiſe ſogleich wieder die Kraft und Schönheit eines 30jährigen Mannes verleihet. Dann führt ſie ihn in das Schloß Avalon, wo ihr Bruder Artus und Oberon waren. Auf dem Wege dahin kamen ihm reizende Feen, lieblich ſingend, entgegen, und im Saale erblickte er noch viele andere im reichſten Schmucke und mit prächtigen Kronen. Alle Tage vergnügten ſie ſich mit Geſang und Tanz. Morgue ſetzt ihm nun eine unbeſchreiblich koſtbare und glänzende Krone auf, und ſogleich vergaß er ſeinen frühern Stand und jeden Schmerz und jede Freude der Erde. Hier lebte er denn in unaufhörlichen Vergnügungen, als ob er im Paradieſe wäre. Aber Avalon war noch auf der Erde und daher von trüben Wolken nicht ganz frei. So machte Kapalus, der König der Luytons (in niedere Thierarten verwandelte, den Feen widerwärtige Menſchen, die einen beſonderen Staat bildeten) immer Angriffe auf das Schloß, um den König Artus aus ſeiner Beſitzung zu vertreiben. Ogier rückte gegen den Feind aus, und ſein bloßer Anblick bewog den Kapalus ſich zu unterwerfen, worauf eine Ausſöhnung zu Stande kam. In lauter Wonne waren nun 200 Jahre verfloſſen. Karl der Große und ſein Geſchlecht waren ausgeſtorben, auch Ogier's Nachkommen erloſchen. Da fielen die Heiden mit großer Macht in Frankreich und Italien ein und Morgue beſchloß, ihnen den Ogier entgegen zu ſetzen. Sie nahm ihm die Krone vom Haupte und ſogleich erinnerte er ſich wieder an alle alte Verhältniſſe und wünſchte ſein Vaterland wieder zu ſehen. Die Fee gab ihm einen Feuerbrand mit, der vor dem Verbrennen geſchützt werden mußte, weil davon ſein Leben abhing; auch gab ſie ihm noch das Pferd Papillon und ſeinen Gefährten Benoiſt. Unter Muſik und Geſang der Feen erfolgte die Abreiſe. Eine Wolke, ſie umhüllend, führte ſie fort und nahe einer ſchönen Quelle bei Montgolfier ließen ſie ſich nieder. Ogier verjagt die Heiden und iſt im Begriff, nach dem Tode des Königs die ſchöne Witwe zu heirathen, als Morgue erſcheint und ihn mit nach Avalon zurücknimmt. Seitdem iſt er nicht wieder in der Welt geſehen worden.

Das zweite Feenland, das unterirdiſche, iſt am deutlichſten beſchrieben in dem engliſchen Romane Orfeo und Heurodis (Orpheus und Eurydice). Orfeo und Heurodis herrſchten über Wincheſter. Einſt ſchlief die Königin, von ihrem Hofe umgeben, unter einem gefeieten Baume ihres Gartens und hatte einen Traum. Es erſchienen zwei ſchöne, herrlich geputzte Ritter und foderten ſie auf, ſogleich zu ihrem Herrn, dem Könige, zu kommen. Sie ſchlug es ab und nun kam der König ſelbſt mit tauſend Rittern und 50 Damen, alle auf ſchneeweißen Roſſen und in weißen Gewändern, der König auf dem Haupte eine Krone, ganz von Edelſteinen, und leuchtend wie die Sonne. Er nahm ſie bei der Hand und befahl ihr, am nächſten Morgen ihn unter dem gefeieten Baume zu erwarten. Das verſpricht ſie, erzählt den Traum dem Gemahle und dieſer begleitet ſie mit tauſend gewaffneten Rittern, um ſie zu ſchützen. Dennoch wird ſie aus deren Mitte heraus plötzlich fortgeriſſen und Niemand wußte, wo ſie hingekommen. Orfeo verläßt in der Verzweiflung ſeinen Thron und flieht in eine Wildniß, wo er die Harfe ſo lieblich ſpielt, daß alle wilden Thiere bezaubert werden. Oft hatte er Erſcheinungen vom Feenkönige und ſeinem Gefolge, welche der Jagd oblagen, oder er ſah ein großes Heer von wohlgeharniſchten Rittern ziehen, oder Ritter und Damen in zierlichem Aufzuge und tanzend. Einſt zogen 60 Damen zu Roſſe fröhlich und wohlgemuth, jede einen Falken auf der Hand, vor ihm vorbei zur Falkenjagd. Unter ihnen erkennt er die Geliebte Heurodis und beſchließt ihr zu folgen und ſie zu befreien. Die Damen reiten in einen Felſen, er folgt und nachdem er wol drei Meilen weit gegangen, kommt er in ein ſchönes Land, hell wie die Sonne, eben und

ganz grün, ohne Thal und Hügel. In der Mitte war ein reiches, wunderhohes Königsſchloß, die äußerſten Mauern kryſtallhell, rund herum hundert feſte und ſtarke Thürme, die aus dem Graben kommenden Strebepfeiler von rothem Golde, die Halle geziert mit Thieren mancherlei Art, im Innern weite Sitze von koſtbaren Steinen, deren Licht die Nacht ſo hell wie den Tag machte. Den Feenkönig bezaubert er nun ſo durch ſein Spiel, daß er ihm die Gattin wieder gibt, worauf beide nach Wincheſter zurückkehren und dort in Frieden und Freude herrſchen.

Die dritte Art von Feenland in Wildniſſen und Wäldern findet man in dem Romane Sir Thopas geſchildert. Dieſer Roman wurde geſchrieben, um die Romanciers lächerlich zu machen. Die Abenteuer des Helden gleichen daher denen in Romanen und das Feenreich beſonders dem im Huon de Bordeaux. Noch kein Mädchen hat auf Sir Thopas Eindruck gemacht, keuſch und rein hat er ſeine Jugend verlebt. Einſt kommt er in einen ſchönen Wald, legt ſich ins Gras und träumt im Schlafe von einer Elfenkönigin. Erwachend erklärt er, daß er nur eine Elfenkönigin lieben wolle und macht ſich auf, ſie zu ſuchen. Über Stock und Stein reitet er fort, bis er endlich in ganz abgelegenem Winkel das Land der Feerei fand. Nach allen Seiten durchſpäht er den wilden Wald, findet aber Niemanden, der ihn berichten könnte, bis ihm endlich die Kunde wird, hier ſei die Königin des Feenreichs, die mit Harfen, Pfeifen und Symphonie an dieſem Orte wohne. Leider aber erfahren wir nicht, wie es ihm weiter mit der ſchönen Dame ergangen und wie dieſe Art Feenreich beſchaffen ſei.

Im 16. Jahrh. unter der Regierung der Eliſabeth ſchuf Spenſer ſein berühmtes Gedicht Faerie Queene und verherrlichte in ſeiner Feenkönigin zugleich allegoriſch den Ruhm ſeiner jungfräulichen Fürſtin. Die früheren Romanciers lieferten ihm die Grundlage des Stoffs, vorzüglich Huon de Bordeaux. Die Idee, eine Königin zur Alleinherrſcherin des Feenlandes zu machen, entſprang aus dem Plane, in ihr die Eliſabeth zu verherrlichen; doch waren auch Andere ihm ſchon darin vorangegangen. Die ätheriſchen Weſen des Feenreichs nennt Spenſer Fays, Farys, Faeries, Elfes, Elfins. Seine Erzählung vom Urſprunge der Feen iſt reine Erfindung, doch hat ſie einige Ähnlichkeit mit dem Urſprunge der Bewohner von Dſchinniſtan im Orient. Er erzählt:

Denn einen Mann erſchuf Prometheus
Aus vielen Theilen, die vom Thier entlehnt;
Den ſo erſchaffnen Menſchen nannt' er Elfe,
Den erſten Zeuger des Geſchlechts der Elfen;
Der, durch die Welt mit müdem Fuße wandernd,
Einſt in den Gärten des Adonis fand
Ein lieblich Weſen, das nicht erdgeboren
Er wähnte, aber wol für einen Geiſt
Oder auch Engel hielt, Urheberin
Des ganzen weiblichen Geſchlechts auf Erden.
Und dem zufolge nannte er ſie Fee,
Von der die Feen all' in rechter Linie ſtammen.
Ein großes Volk entſprang gar bald aus dieſen
Und mächt'ge Könige, die die Welt bekriegten
Und alle Nationen unterjochten.

Das Stehlen des Ritters vom rothen Kreuze, als er noch Kind war, iſt eigentlich die einzige Begebenheit, an den Volkscharakter der Feenwelt erinnert, denn des Arthegal iſt ihr völlig gleich. Es heißt von ihm:

Er wohnet in dem Feenland, doch iſt
Kein Fee-geborner er, und nicht verwandt
Den Elfen, ſondern erdentſproſſen nur
Und ehemals von Feen weggeſtohlen,
Als er noch in den Kinderwindeln war;
Auch iſt ihm Andres nicht bis jetzt bekannt,
Als daß von einem Elfen er und einer Fee erzeugt.

Übrigens iſt Spenſer in ſeinem Bemühen, Elfen und Feen als einerlei unter einander zu miſchen, nicht immer conſequent. So nennt er die Unterthanen Gloriane's eine niedrige Elfenbrut, oder gar falſche Feen; dennoch aber iſt wieder ein Weſen, wie Belphöbe,

Rein und von Hauptverbrechen unbefleckt,
Die Erdenſtaube angeboren ſind,

von einer Fee geboren. — Der Ritter Sir Calidore iſt ſelbſt ein Fey und alle Eingebornen ſind es mit ihm, dennoch darf der lieblichen, vom Berge Acidale herunter rauſchenden, Quelle nicht

Der gröbre Bauer
Sich nähern oder Unrath in ſie werfen.
Doch Feen und Nymphen ſitzen an den Ufern
Im Waldesſchatten, der die Fluth bekränzt.

Und als Calidore weiter hin auf die „hundert nackten Mädchen lilienweiß" blickt, weiß er nicht,

Ob es der Schönheitskönigin Gefolge,
Ob Nymphen, Feen, oder Zaubertäuſchung,
Die ſeine Augen ihm geblendet hat.

Im Ganzen ſind noch Spenſer's Feen die der alten Romantik, aber nachher ging aller Unterſchied zwiſchen Feen und Elfen vorloren, und die volksthümlichen Elfen wurden ebenfalls Feen genannt.

Während die guten Feen über alle Beſchreibung ſchön, ewig jung und blühend, aller weiblichen Künſte Meiſter, von Herzen und Gemüth gut und edel waren, und ihre mächtigen Zauberkräfte immer ſo anwendeten, wie es beſſeren Weſen höherer Art geziemt, waren die böſen von Allem das Gegentheil, aber ihre Macht nicht ſelten noch größer. Doch kann kein Feenweſen das geradezu aufheben, was ein anderes gewirkt hat, ſondern nur ihm entgegenwirken und den Zweck des Gegners hintertreiben. Dies iſt denn allerdings ein Kampf zwiſchen guten und böſen Feen. Ihre Lieblinge rüſten die Feen mit Zauberkräften, mit Glück bringenden Eigenſchaften, mit Verſtand, Schönheit und Muth aus, oft machen ſie ihnen aber auch unangenehme Geſchenke, die man nur unter gewiſſen Bedingungen los werden kann. Der Kampf zwiſchen guten und böſen Geiſterweſen entwickelt in den Zauber- und Feenromanen die ganze Maſchinerie, ſchürzt den Knoten und löſt ihn zuletzt auf. — Bei den teutſchen Völkern ſowol des eigentlichen Teutſchlands als des Nordens im Mittelalter kommt der Name Feen wenig oder nicht vor, ihre Stelle vertreten die Rieſen, Zwerge und Elfen (ſ. Duergar und Elfen). Im Nibelungenliede und Heldenbuche ſpielen die Zwerge die Hauptrolle, der Zwerg Ellerich im Otnit iſt ſehr wahrſcheinlich mit Oberon einerlei Weſen. Im Norden iſt der

...ame Elfen der gewöhnliche, im eigentlichen Teutſchland ...icht man von Zwergen, Niſſen, Kobolden und Nixen. ...rſt in den neuern romantiſchen Gedichten iſt auch von ...en die Rede, und bekanntlich iſt es Wieland, der ſie ...d ihre Macht ſo reizend zu ſchildern weiß. (*Richter.*)

Fegatella *Radd.*, ſ. Marchantia.

Fegefeuer, ſ. Feuerprobe.

FEGFEUER, ein Gut in Harrien in Ehſtland, der ...amilie von Handwig gehörig, hatte ehedeſſen ein kleines, ...was befeſtigtes Schloß, das von einem Biſchofe bewohnt ward. Im Jahre 1560 verbrannten es die Ruſſen im damaligen Kriege. Vor ungefähr 50 Jahren waren noch einige Zimmer in einem Thurme bewohnbar; jetzt ſtehen die Mauern ganz verwüſtet, der Graben hat ſich aber noch ziemlich gut erhalten. (*J. C. Petri.*)

FEHDE, hieß im Mittelalter der Privatkrieg im Gegenſatze des Volkskriegs. Durch das Gefolgsweſen war alle Macht in die Hände eines ungebändigten, übermüthigen Herrenſtandes gekommen, und dies führte zu einem abenteuernden Leben, in welchem Tapferkeit und Stärke ſtatt Geſetz und Recht galten, theils Züge in das Ausland, theils Befehdungen im Innern waren die Folgen davon. Das Fauſtrecht galt, Selbſthilfe wurde die Ordnung des Tages. Alle freien Landeigenthümer und Güterbeſitzer machten mit ihren Helfershelfern gegen einander eigne Mächte, zwiſchen denen faſt dieſelben Verhältniſſe ſtattfanden, wie im Großen zwiſchen unabhängigen Völkern. Schon in den Capitularien Karl's des Großen heißt es: „Iſt einer in einer Fehde (si factiosus sit), ſo ſoll man unterſuchen, wer von beiden dem Frieden entgegen iſt, und ſoll ſie, auch wider ihren Willen, zum Frieden zwingen. Können ſie nicht anders dazu gebracht werden, ſo führe man ſie vor uns; und wenn einer nach dem Frieden den andern umbringen wird, ſo ſoll er deſſen Wehrgeld zahlen, die Hand verlieren, wenn er falſch geſchworen, und zugleich den Königsbann zahlen." Karl's kräftiger Geiſt aber wohnte nicht in allen folgenden Kaiſern, und die Gegenwirkung der Vaſallen gegen den Regenten wurde allgemein. Wurde es den Kaiſern oft ſchwer, die Reichsvaſallen zu einem Reichskrieg in Bewegung zu ſetzen, ſo ward es ihnen nicht leichter den Privatkriegen zu ſteuern, die, weil jeder nach Belieben ſolchen Krieg anfing, die Unſicherheit allgemein machten. Mehrere Kaiſer traten daher mit Landfrieden dazwiſchen, um dieſem Fauſtrecht ein Ende zu machen. Der von Friedrich I. iſt auch dadurch beſonders merkwürdig, daß er das Geſetz enthält, derjenige, der einen Andern angreifen wolle, ſei gehalten, ihm wenigſtens drei Tage vorher durch einen ſichern Boten die Fehde anzukündigen. Zwar hielt nichts deſto weniger der Adel ſich befugt, Anſprüche, die er an einen andern hatte oder doch zu haben glaubte, mit Schwert und Lanze geltend zu machen, und Beleidigungen ebenfalls mit dieſen Waffen auch wol mit Brand, Raub und Mord zu rächen, und es war nicht ungewöhnlich, in ſolchen Fällen ſeinen Gegner unvermuthet zu überfallen, weshalb denn auch noch viele nachfolgende Landfrieden bis auf Maximilian I. 1495 nöthig wurden: allein mit der Zeit ward es doch für ſchicklicher und ehrenhafter gehalten, den Frieden vorher aufzukündigen. Man nannte dies: Abſagen, auch Entſagen, d. i. ſich öffentlich als Feind eines Andern erklären, ihm eine Fehde ankündigen. Dieſes geſchah oft nur durch Boten mündlich, häufiger jedoch durch Abſagebriefe oder Fehdebriefe. Dieſe waren öfters ganz kurz, z. B.: „Wiſſe, daß ich N. N. dein NN's Feind ſein will," enthielten aber zuweilen auch die Urſache der Befehdung, oder es wurde, wenn der Abſagende nur als Bundesgenoſſe auftrat, der Hauptgegner genannt. So lautet ein ſolcher Abſagebrief vom J. 1411 (mit einer kleinen Abänderung der Schreibart): „Edeler Herre Graf Aylff zu Naſſau und zu Dietz. Ich Henne von Dortzenbach laſſe euch wiſſen, daß ich euer, eurer Helfer und eurer Lande und Leute Feind ſein will, um Willen meiner Herren des Raths und der Stadt Frankfurt, und will in ihrem Frieden und Unfrieden; und nehmt ihr deß Schaden, deß wollen ich und meine Knechte, die ich jetzt habe oder weiter gewinne, unſere Ehre gegen euch, eure Helfer, Lande und Leute und die eurigen bewahrt haben, und bedürften wir einiger Bewahrung mehr, deß wollen wir auch unſere Ehre gegen euch bewahrt haben. Gegeben unter meinem Inſiegel." Stand der Ausſteller des Briefs in Lehnspflichten gegen den Herrn, an den er gerichtet war, ſo wurde der Fehdeankündigung zugleich das Aufſagen des Lehns oder die Aufkündigung des Lehnsverbandes angehängt. Öfters ward auch zum voraus beſtimmt, wann die Feindſeligkeiten ihren Anfang nehmen ſollten.

Es wurde ſprüchwörtlich, daß dem Landfrieden nicht zu trauen ſei, und man ſann daher noch auf ein anderes Mittel, die Befehdungen und deren Folgen zu beſeitigen, und dies beſtand in Conföderationen (Einigungen, Verbunde), welche ſich von den Landfrieden dadurch unterſcheiden, daß dieſe faſt durchgehends auf Vorſchlag und unter Mitwirkung der Kaiſer gemacht und in deren Namen veröffentlicht, die Conföderationen hingegen von den Ständen unter ſich geſchloſſen wurden und höchſtens kaiſerliche Beſtätigung hatten. In ſolche Conföderationen traten Fürſten, Städte und Adel unter ſich, aber freilich nicht allezeit um den Frieden zu erhalten, ſondern öfters, um ihn deſto nachdrücklicher zu zerſtören. (*H.*)

FEHLGEBÄREN, Abortus, Missfall, die zu frühe Niederkunft eines ſchwangeren Weibes, beſteht in einem Ausſtoßen des befruchteten Eies aus dem ſchwangeren Gebärtheile vor der Reiſe. Dies Ausſtoßen kann, ſobald ſich das Ei gebildet hat, in jedem Zeitraume der Schwangerſchaft geſchehen, ſtreng genommen heißt es indeſſen nur bis zum Schluſſe des ſiebenten Mondsmonats (von grade vier Wochen), mithin vor der 28. Woche, ein Fehlgebären, unzeitiges Gebären, und von da an bis zur Hälfte des zehnten Monats, oder bis zur 38. Woche, ein Frühgebären, frühzeitiges Gebären. Im gemeinen Leben wird Abortus und Abortiren für beide, für das unzeitige und für das frühzeitige, Gebären genommen; als wiſſenſchaftlicher Ausdruck bezeichnet er aber nur das Erſte. Eine Geburt, die zwiſchen der 38. und 40. Woche fällt, iſt rechtzeitig. Die Frucht kann aber dabei unzeitig ſein,

wenn ſie früher abgeſtorben war, ein Umſtand, der in dieſer Hinſicht nicht in Betracht gezogen wird. Fehl- und Frühgeburten werden ſtets durch eine krankhafte Beſchaffenheit herbeigeführt, und ſie erſcheinen entweder als die Krankheit ſelbſt, oder als die Folge einer Krankheit. Die Urſachen, die ſie herbeiführen, bringen eine Veränderung in dem richtigen Verhältniſſe zwiſchen Mutter und Kind hervor, und dieſe Veränderung bedingt den Eintritt des Abortus. Vor dem vierten, und nach dem ſiebenten, Monate entſteht derſelbe am leichteſten, weil im Anfange der Schwangerſchaft das Verhältniß zwiſchen Mutter und Kind noch nicht gehörig ausgebildet und geſichert iſt, gegen das Ende derſelben es ſich aber bereits zu löſen beginnt. Dies Verhältniß beſteht darin, daß die Mutter das befruchtete Ei in ſeinem fortſchreitenden Wachsthume und bis zur gänzlichen Ausbildung des Kindes, ohne Schaden für ihre Selbſterhaltung, tragen und ernähren kann. Die Mutter muß dem Kinde alſo geben, was es bedarf, und das Kind muß in ſeinem Bedürfniſſe der Beſchaffenheit des mütterlichen Körpers und ihrem nährenden und zeugenden Vermögen entſprechen. Hierauf beruht überhaupt die Möglichkeit einer geſunden Schwangerſchaft. Wird dies Verhältniß durch Umſtände irgend einer Art ſo verſchoben, daß die Fruchttragung dabei nicht mehr ſtattfinden kann, ſo erfolgt ein Abortus. Umſtände, die dies bewirken, geben daher die Urſachen des Abortus ab. Man kann ſie in zwei Claſſen theilen. Erſte Claſſe enthält Dasjenige, wodurch der Selbſterhaltung der Mutter Eintrag geſchieht. Es wird auch dem Kinde dadurch zugleich auf doppelte Weiſe Schaden zugefügt, zum Erſten, weil die in der Schwangerſchaft der Ernährung des Kindes beſtimmte regere Zeugungskraft nun dem Bedürfniſſe der mütterlichen Selbſterhaltung dienen muß, und zweitens, weil die Zeugungskraft, die in der Stärke des ſelbſtändigen Lebens des Weibes wurzelt, durch die Abnahme dieſer Stärke ſelbſt geſchwächt wird. Die zweite Claſſe umfaßt diejenigen Umſtände, wodurch die freie Ausdehnung des Gebärtheils gehindert, ſeine Zuſammenziehung bewirkt und der Zuſammenhang zwiſchen Mutter und Ei oder Kind getrennt wird. Die erſte Claſſe bringt ſelten für ſich allein den Abortus hervor, ſie bewirkt aber die Anlage zu dieſem Übel; die Urſachen der zweiten Claſſe hingegen bewirken ihn für ſich allein zwar, doch leichter und gewiſſer bei einer vorhandenen Anlage. Jede dieſer beiden Claſſen hat ihre beſonderen Gattungen und Arten von Urſachen. Das, was die Selbſterhaltung der Mutter hindert, alſo der erſten Claſſe angehört, kann auf dreifache Weiſe wirken, nämlich entweder durch Entziehung des von Außen her Nöthigen; hieraus entſteht die erſte Gattung, oder durch Verhinderung der Aufnahme und der Bearbeitung des Äußeren, die zweite Gattung, oder endlich durch Unterhaltung eines Verbrauchs, der die mögliche Aufnahme überwiegt, und dies bildet die dritte Gattung.

Die erſte Gattung enthält den Mangel an Nahrungsmitteln überhaupt, und beſonders an hinreichend kräftigen und leicht genug zu verdauenden Nahrungsmitteln, den Mangel an friſcher Luft und Wärme, weil ohne beide die Aneignung der Nahrungsmittel nicht ſtattfinden kann, ſowie der freien Bewegung und des Sch[...] der Heiterkeit.

Die zweite Gattung ſchließt Alles ein, was die Thätigkeit der Werkzeuge des Kauens, des Verdauens und der weitern Bearbeitung und Aneignung geſtört wird, als anhaltende Zahnſchmerzen, Leiden des Magens u. Darmkanals, wodurch ſie auch hervorgebracht werden, Bildungsfehler in den für die Aufnahme, Bearbeitung und Aneignung beſtimmten Werkzeugen, niederdrückende Leidenſchaften, ſitzende Lebensart, hauptſächlich in kalter, feuchter Luft, Erkältung und ihre Folgen, Mangel an Schlaf u. a. m.

Die dritte Gattung, bei welcher der Verbrauch im Verhältniſſe zur Aufnahme zu ſehr geſteigert iſt, wird herbeigeführt durch zu große Jugend, bei der der mütterliche Körper noch ſelbſt wächſt, durch zu heftige körperliche und geiſtige Anſtrengungen, verſtärkte gewohnte oder krankhafte Ab- und Ausſonderungen, wie fortgeſetztes Kinderſtillen, Monatsfluß, Blutfluß auch aus andern Theilen, Schleimflüſſe, beſonders aus den Geſchlechtstheilen (der ſogenannte weiße Fluß), und durch alle Krankheiten, die eine merkliche und anhaltende Abzehrung hervorbringen. Schwangere befinden ſich bei langwierigen Zehrkrankheiten, des geſteigerten Zeugungsvermögens wegen, meiſtens beſſer, doch gewöhnlich zum Nachtheil der Frucht.

Die zweite Claſſe beſteht aus zwei Gattungen. Die erſte Gattung enthält Alles, was die nöthige Ausdehnung des Gebärtheils hindert, als alle Krankheiten und Bildungsfehler des Gebärtheils, des Beckens und des Rückgraths und aller Baucheingeweide, wodurch der Gebärtheil gehindert wird, ſich gehörig auszudehnen und die ihm für die Fruchttragung zukommende Lage anzunehmen und zu behaupten. Wo der Gebärtheil ſich nicht weiter ausdehnen kann, da zieht er ſich zuſammen, ein Stehenbleiben in einer mittleren Ausdehnung findet überall nicht ſtatt, es ſei denn unter ganz beſonderen Umſtänden, als bei einer plötzlichen Lähmung des Gebärtheils, nach dem Abſterben des Kindes u. ſ. w. Ferner iſt hierher auch zu rechnen die zu ſtarke und krankhafte Ausdehnung des Gebärtheils, durch eine in ihm enthaltene zu große Menge von Waſſer (Waſſerſucht des ſchwangeren Gebärtheils), durch kranke und monſtröſe Früchte, oder ſchon durch mehre Kinder, die in der Höhle des Gebärtheils in ihrem fortſchreitenden Wachsthume nicht Platz haben.

Die zweite Gattung entſteht aus Umſtänden, die eine zu frühe Zuſammenziehung des Gebärtheils hervorrufen. Dahin gehört Alles, was den Andrang von Blut nach den Geſchlechtstheilen und hauptſächlich nach dem Gebärtheile, ja eine entzündliche Beſchaffenheit derſelben hervorbringt; ferner alle Reize, die auf die Nerven der Geſchlechtstheile heftig wirken und endlich alle mechaniſche Erſchütterungen, wodurch der Zuſammenhang zwiſchen Mutter und Kind aufgehoben wird. Es gibt Einflüſſe, die auf mehre der angegebenen Arten zugleich wirken, und dieſe werden dadurch um ſo ſchädlicher. Am nachtheiligſten iſt ein zu oft wiederholter Beiſchlaf, indem er das Gefäß- und Nervenſyſtem heftig reizt und zugleich den ſchwangeren Leib gewaltſam erſchüttert. Die ſogenannten Abor-

mittel gehören theils zu den mechaniſch erſchütternden, wie Schläge, Stöße, heftige Niesmittel, Brechmittel und dergleichen, oder zu denjenigen, die vorzugsweiſe auf die Nerven und Gefäße des Beckens und der Geſchlechtstheile wirken, als erhitzende und draſtige Abführungsmittel, die ſehr erhitzenden und reizenden ätheriſchen Öle und dergleichen. Ganz zuverläſſige Abortivmittel und ſolche, die ohne Schaden der Mutter wirken, gibt es nicht. Gemüthserſchütterungen durch Schrecken, Angſt und dergleichen ſcheinen die Thätigkeit der Geſchlechtsnerven vorübergehend zu lähmen und dadurch Fehlgebären zu erzeugen.

Durch öftere Misfälle entſteht eine Anlage dazu in dem Gebärtheil, der ſich in jeder neuen Schwangerſchaft immer nur bis auf den Punkt ausdehnt, bei dem er ſich zuerſt zuſammenzuziehen anfing, und daher immer faſt um die nämliche Zeit die Frucht wiederum ausſtößt. Zur Zeit, wenn das Monatliche im ungeſchwängerten Zuſtande ſonſt einzutreten pflegt, iſt die Neigung zum Fehlgebären ſtärker als in der Zwiſchenzeit.

Dasjenige nun, wodurch alle die angegebenen urſächlichen Umſtände wirken, und welches den Abortus unmittelbar zur Folge hat, iſt die Abtrennung des Eies, Kindes, von der Mutter, und die Zuſammenziehung des Gebärtheils. Das Eine hat immer das Andere zur Folge, wenn es bis zu einem hinreichenden Grade vorhanden iſt. Durch dieſe nächſten Veranlaſſungen werden die örtlichen Zufälle, die den Abortus begleiten, bedingt. Überhaupt kann man dieſe

Zufälle, Erſcheinungen in allgemeine und örtliche und in vorhergehende oder ankündigende, in begleitende und in nachfolgende eintheilen.

Die allgemeinen Erſcheinungen haben zum Theil den Charakter der Urſache, zum Theil aber ſind ſie die Wirkungen und Folgen der Anſtrengung des Schmerzes des Blutverluſtes und verrathen daher Erſchöpfung.

Die örtlichen Erſcheinungen beziehen ſich auf den Zuſtand des Gebärtheils und ſein Verhalten zum Kinde. Da immer eine Urſache vorangehen muß, ſo treten ſie niemals ohne vorhergehendes allgemeines Übelbefinden oder vorangehende Äußerung eines beſondern Leidens in den Geſchlechtstheilen, als den nächſten Äußerungen der Wirkung beſtimmter Urſachen, hervor. Ein ganz plötzlicher Abortus ereignet ſich nur dann, wenn die Urſache ſo heftig war, daß ſie mit der Wirkung in eins zuſammenfiel. Durch das Werkzeug und ſeine eigenthümliche Handlungsweiſe und Beziehung erhalten übrigens die örtlichen Erſcheinungen, die an ihm wahrgenommen werden, hauptſächlich ihre Eigenthümlichkeit; ſie werden aber durch die Beſchaffenheit der Urſache modificirt, ſodaß ſich die Unterſchiede, die in den Urſachen liegen, etwa auch in den Erſcheinungen nachweiſen laſſen. In Bezug auf dieſe Unterſchiede kann man zwei allgemeine Claſſen von Abortus annehmen, die paſſiven und activen Abortus. Die erſten entſpringen aus reinem Erlöſchen der Geſchlechtsverrichtung, weil das mütterliche Leben ſie nicht zu beſtreiten vermag. Hier findet die erſte Claſſe von Urſachen ſtatt. Schwäche und Abzehrung gehen voran, ein Krampf bewirkt dann gemeiniglich das Auswerfen der Frucht, und Erſchöpfung mit allen ihren Begleitern folgen. Die zweite Claſſe hat drei Gattungen, den plethoriſch entzündlichen Abortus, den nervöſen und den entzündlich-nervöſen. Der letztere iſt der häufigſte. Um dieſe mit Gewißheit zu erkennen, muß man die ganze Leibesbeſchaffenheit, die Urſachen und die allgemeinen Erſcheinungen zu Hilfe nehmen, denn hierdurch erhält man den Schlüſſel zur Erkenntniß der feinen Verſchattungen der örtlichen Zufälle, die ſich für ſich allein nicht angeben laſſen. Daß eine Fehlgeburt eintreten wird, ſieht man, wenn bei einer allgemeinen Beſchaffenheit, die dazu die Anlage hergibt, oder nach Einwirkung von Urſachen, die ſie veranlaſſen können, folgende örtliche Zufälle eintreten: Ein Ziehen im Kreuze und Schmerzen im Unterleibe, beſonders in der Schoosgegend, die ſtoßweiſe eintreten und von Zeit zu Zeit ſtärker werden; Drang, den Harn zu laſſen, bisweilen auch Drang zu Stuhl zu gehen und Schwere im Schoos mit dem Gefühle, als wolle etwas herausfallen; Abgang von mehr oder weniger Blute aus der Scheide, auch Schleimes, entweder reinen oder blutigen. Durch die Unterſuchung entdeckt man jetzt eine ungewöhnliche Ausdehnung des Scheidengrundes und des unteren Abſchnitts des Gebärtheils, und in den ſpäteren Monaten hat derſelbe ſich auch tiefer herabgeſenkt und iſt leichter zu erreichen. Dieſe Zufälle laſſen bei ruhigem Verhalten wol wieder nach, ja ſie können bei zweckmäßigem Verfahren wol ganz wieder aufhören, doch kommen ſie leicht bei der kleinſten Gelegenheit wieder, werden heftiger und heftiger, und verſchwinden nur dann erſt, wenn das Kind ausgeſtoßen iſt. Der Muttermund eröffnet ſich unter dieſen Umſtänden unter den ſchmerzhafteſten Wehen, man fühlt das Ei, oder, wenn das Kind ſchon größer iſt, die Eihäute, und nachdem ſie geſprungen ſind und Fruchtwaſſer abgegangen iſt, die Kindestheile, im unteren Abſchnitte des Gebärtheils. Die Scheide wird ſchlüpfriger, das Blut ſtürzt in Strömen oder Klumpen aus derſelben, und mit ihm oft unter Ohnmachten, und wol unbemerkt auch die Frucht. Gefährlicher und heftiger ſind alle dieſe Zufälle, beſonders der Blutverluſt, wenn ſich vor der Zuſammenziehung des Gebärtheils die Frucht von demſelben zu trennen anfängt, minder heftig aber, wenn die Trennung in Folge der Zuſammenziehung des Gebärtheils geſchieht. Auch hierbei iſt es aber übeler, wenn die Frucht im untern Abſchnitte des Gebärtheils oder in der Scheide hängen bleibt, welches in den erſten Monaten der Schwangerſchaft am leichteſten geſchieht, und dann die vollkommene Entleerung und gänzliche Zuſammenziehung des Gebärtheils verhindert. War die Frucht ſchon abgeſtorben, ehe der Misfall beginnt, ſo gehen die Erſcheinungen des Abſterbens und des Todes der Frucht voran und dieſe iſt oft bereits ſchon faul, wenn ſie ausgeſtoßen wird.

Die Wirkung des Abortus ſind für das Kind und für die Mutter nicht blos höchſt gefährlich, ſondern für das erſte ſogar, bis zur 28. Woche, beſtändig und bis zur 35. Woche meiſtens tödtlich. In höchſt ſeltenen Fällen kann das Fehlgebären, indem es als Kriſe einer entzündlichen Krankheit erſcheint, oder indem dadurch die unerträglichen Laſten der Schwangerſchaft gehoben werden, oder endlich, weil eine ſchwere und regelwidrige Entbindung da-

durch verhütet wird, wohlthätig für die Mutter ſein. Man hat daher vorgeſchlagen, es, unter den Umſtänden, die es fodern, künſtlich zu erregen. Die Ausführung dieſes Vorſchlages iſt der Folgen wegen gefährlich, und weil ſichere Mittel dazu fehlen, unthunlich.

Die Gefahren für die Mutter, die, abgeſehen von ſeinen Urſachen, den Abortus ſelbſt begleiten, ſind, die der Entzündung des Gebärtheils und der Unterleibeseingeweide und diejenigen der Erſchöpfung, hauptſächlich wegen des Blutfluſſes, der oft ſehr heftig iſt und lange andauert, und des Schmerzes, ja ſelbſt der körperlichen Anſtrengung. Außer der Anlage zu neuen hinterlaſſenen Misfällen auch bald eine Erſchlaffung, bald Anſchwellung, Verdickung und Verhärtung des Gebärtheils, ja der übrigen Geſchlechtstheile, und dadurch für die Zukunft die Urſachen zu Unordnungen in dem Monatsfluß und in den Geſchlechtsverrichtungen überhaupt, ſowie die Anlage zu Vorfällen des Gebärtheils und der Scheide. Selbſt die Neigung zu Skirrhus und Krebs ſoll darnach entſtehen, doch gewiß nicht ohne vorangegangene große Abweichungen in den allgemeinen Ernährungsvorgängen des mütterlichen Körpers.

Die ärztliche Behandlung einer Schwangeren in Bezug auf das Misgebären erſtreckt ſich auf dreierlei, auf die Verhütung des Misfalls, auf eine unſchädliche Leitung deſſelben, wenn er nicht mehr zu verhüten iſt, und auf die Abwendung der üblen Folgen und ihre Verbeſſerung.

Die erſte Anzeige, das Übel zu verhüten, tritt ein entweder wo eine beſondere Anlage zu dieſem Übel ſtattfindet, oder wo Urſachen gewirkt haben, die es wol herbeiführen können, oder endlich, wo ſich bereits die erſten Spuren des Eintritts, als Ziehen im Kreuze und Schmerzen im Schoße u. ſ. w., zeigen. Um dieſer Anzeige Genüge zu leiſten, rathe man der Schwangeren, Alles zu meiden, was früher den Misfall begünſtigte, beſonders zu große erſchütternde Anſtrengungen des Körpers, Gemüthsbewegungen, erhitzende Speiſen und Getränke, und hauptſächlich den Beiſchlaf. Sind beſondere Urſachen zugegen, die den Abortus erzeugen könnten, ſo müſſen dieſe nach ihrem eigenthümlichen Charakter behandelt werden. Sobald ſich Spuren des zu befürchtenden Misfalls zeigen, muß die Schwangere eine horizontale Lage annehmen und gänzlich ruhen. Iſt Vollblütigkeit und eine zur Entzündung neigende Leibesbeſchaffenheit zugegen, ſo läßt man zur Ader, bei großer Empfindlichkeit mit Schwäche dienen die krampfſtillenden ſtärkenden Mittel und eine milde nährende Diät, bei großer Nervenempfindlichkeit mit erhöhter Reizbarkeit im Gefäßſyſtem verbunden, ſind die narkotiſchen Mittel, die Cicuta, Belladonna und das Kirſchlorbeer-Waſſer paſſend.

Zur Befriedigung der zweiten Anzeige gehört, daß man der zu früh Kreißenden Ruhe des Geiſtes und des Körpers verſchafft, ihr dabei eine dem vorhabenden Geſchäft angemeſſene horizontale Lage annehmen läßt, ſie lehrt, die Wehen zu verarbeiten und im Fall es nöthig iſt, die Entleerung des Gebärtheils kunſtmäßig befördert und hauptſächlich ihr dasjenige reicht, was der allgemeine Zuſtand erfodert.

Die dritte Anzeige fodert hauptſächlich Berückſichtigung des Blutfluſſes. Dieſer darf nur dann geſtopft werden, wenn er im Verhältniſſe der Kräfte zu ſtark iſt, ſichtlich erſchöpft. Unterdrückt man ihn ohne Noth, ſo folgt leicht Entzündung. Oft dauert er fort, weil Stücken des Eies oder Blutklumpen im Gebärtheile ſind, wornach der Arzt fühlen und ſie wegnehmen muß; zuweilen iſt es Krampf, der ihn unterhält, und einige Gaben Opium ſtillen ihn dann. Wo dies nicht der Fall iſt, helfen äußerlich warme Eſſigumſchläge und innerlich Phosphorſäure mit Zimmttinctur reichlich gegeben. Wo der Blutfluß fehlt und ſich etwas Entzündliches zeigt, muß antiphlogiſtiſch verfahren werden. Die nachbleibende Schwäche und Erſchöpfung weichen der Ruhe am beſten und einer milden nährenden Diät. Sehr reizende und ſtärkende Mittel erregen leicht von Neuem gefährliche Blutflüſſe. Örtliche Fehler müſſen beſonders berückſichtigt werden. Schriften, die nachzuleſen, ſind: *Cooper*, Dissert. de abortionibus. (Lugd. Bat. 1767.) *J. Burns*, Observations on abortion. (London 1806.) El. v. Siebold, Handbuch zur Erkenntniß und Heilung der Frauenzimmerkrankheiten, 2. Bds. 1. Abſchn. 5. Abth. (Frankfurt am M. 1815.) *(Mende.)*

FEHLGEBURT (Abortus) heißt, in der gerichtlichen Medicin, jede vorzeitig geborne, nicht lebensfähige, Leibesfrucht. Eine nicht lebensfähige Frucht (partus non vitalis) iſt aber diejenige, die wegen Unzeitigkeit und Unreife zum fortgeſetzten ſelbſtändigen Leben außer Mutterleibe untüchtig iſt. Die Lebensfähigkeit einer vorzeitig gebornen Frucht hängt von dem Vorhandenſein desjenigen Grades der Ausbildung in den Organen der Reſpiration, der Ernährung u. ſ. w. ab, wodurch dieſe zu den Verrichtungen fähig werden, ohne welche das Leben des Kindes nach der Geburt nicht beſtehen kann. Da dieſe Ausbildung mit der fortſchreitenden Entwickelung des Fötuslebens meiſt in dem ſpätern Zeitraume der Schwangerſchaft eintritt, ſo muß es nothwendig einen Termin in der Schwangerſchaft geben, vor deſſen Ablauf die Frucht nicht lebensfähig ſein kann. Erfahrungsgemäß iſt dieſer Termin das Ende des ſiebenten Monats, oder der 32. Woche der Schwangerſchaft. Alle früher gebornen Kinder, wenn ſie auch lebend zur Welt kommen und einige Stunden oder ſelbſt Tage fortleben (wovon Beiſpiele vorhanden ſind), ſind als nicht lebensfähig und folglich als Abortus zu betrachten. Für die Strafrechtspflege iſt dieſe Beſtimmung bei den Unterſuchungen über Kindermord ſehr wichtig. Vgl. die Artikel: Geburt, neugeborne Kinder. *(Henke.)*

FEHMGERICHT[1]). I. Benennung. Bei derſelben bietet ſich ſogleich die ſchwierige Frage dar, ob das

1) Der Literatur widmen wir keinen beſondern Abſchnitt, ſondern handeln, um Wiederholungen zu vermeiden, nur beiläufig von derſelben, und geben hier in dieſer erſten Anmerkung nur die wichtigſten Schriften vorläufig an: *Marqu. Freherus*, De secretis Judiciis olim in Westphal. — — usitatis etc. 4. und wiederholt: cum Collectan. Mss. Lib. Bar. de Senkenberg ex edit. *Jo. Henr. Dav. Goebilii*. (Ratisbon. 1764. 4.) Anonymi (vermuthlich des Herrn von Eckhart [Eccardus]) Narrat. histor. de Judiciis Fehmicis ap. *Pistorium*, Amoenitat. histor. jurid. P. I n. I. p. 833—871. (H. A. Koch) Anmerkungen über die weſtfäliſchen Gerichte, ebenfalls bei Piſtorius a. a. O. IV. Themis De vera origine, natura, progressu et interitu Jud. Westph.

Wort Fehme urſprünglich blos den weſtfäliſchen, mit dieſem Worte genannten, Gerichten eigen und erſt von da herüber genommen auch in andern Ländern gebraucht worden, oder ob daſſelbe urſprünglich nicht blos Weſtfalen eigen, ſondern nur erſt hier die Wichtigkeit ſeiner Bedeutung erhalten hat, und ſpeciell auf die heimlichen Gerichte Weſtfalens angewendet worden. An der Spitze dieſer Unterſuchung ſteht, daß Heinrich von Hervord die Anſtalt nennt: Legem secreti judicii, quod patria illius lingua *Veme* dicitur. Wigand (S. 310) bemerkt: „Da nun einmal die höchſten Gerichte Weſtfalens, auf die ganz Teutſchland mit Achtung ſah, Femgerichte hießen, ſo pflegte man oft Femgerichte und Hochgerichte, auch außerhalb Weſtfalens, gleichbedeutend zu nehmen, und das beſondere Verfahren in den Städten, wo man auf den böſen Leumund, ohne ſtrenge Form, ſchnell richtete und zum Theil die weſtfäliſchen Gerichte nachahmte, wurde auch wol Feme oder Feinrecht genannt. Alſo bezeichnet Femgericht nicht, wie Eichhorn (III. S. 178) bemerkt, überhaupt das obere oder Blutgericht, ſondern der Ausdruck wurde erſt von Weſtfalen entlehnt." Dieſes würde größere Wahrſcheinlichkeit für ſich haben, wenn man den Ausdruck nur in Stellen der ſpäteren Zeit fände, wie in folgender [2]) Weiſe: In der Urkunde [3]), durch welche Kurfürſt Friedrich der Sanftmüthige im J. 1456 dem Rathe und der Bürgerſchaft zu Eilenburg die Ober- und Niedergerichte im Weichbilde daſelbſt verkauft, ſagt: Hetten auch unser Keuffer vorgenant Ubelthaeter zu ihren Haenden bracht, die *straffwürdig* weren, sollen und moegen sie zu unsern Faehmstedten freye Wege zu und abe haben *uff* dem Felde und anderswo nach irer Nottdurfft und der Gebrechen mit Ubelthaetern zu thun und zu lassen nach iren Gefuge von uns, unsern Erben und Ambtleuten allerdings unvorhindert. Im handſchriftlichen Theile von Vogel's Leipzigſchem Geſchicht-Buch findet ſich: In Stameln ist eine Feymstaedt, das grüne Gericht genennet. Ebendaſelbſt: „So ſtehet auch im Dorfe (Euderitzſch) beim Spielhauſe ein Stock mit einer Überſchrift, welcher ſoviel bedeutet, als hatte der Rath einen Galgen oder Feymſtätt im Felde ſtehen." Ferner auch in dem zuletzt angeführten Buche: „Es iſt daſelbſt (im Dorfe Neutzſch) auch ein Stock anſtatt der Feymſtaett vorhanden, und wenn man daſelbſt einen Übelthäter richten will, muß es im Dorfe geſchehen: es erhielte denn E. Hoch-Edler Rath von dem Landes-Fürſten einen ſonderlichen Ort im Felde" u. ſ. w. In des Herzogs Georg von Sachſen Vergleiche zwiſchen den Edeln von Rockhauſen zu Kirchſcheidung und dem Stadtrathe von Laucha vom Jahre 1526: — — — also entschieden und geweist haben, nehmlich dass obgedachte von Rockhausen die aufgerichtete *Feimstad* widerum sollen abthun, und an stat derselben zu einem Zeichen der Obergerichte — — — — eine Seule aufrichten, und die Gerichtsfaelle, so auf derselben Gemeine, zu Kirchscheidung lassen rechtfertigen. Das Protokoll zum Jahre 1569 hat dieſes: Auffrichtung einer neuen *Pheumseule* uf der Scheidunger Gemeine. Nachdem und dieweil denen von Rockhausen Gevettern zu Kirchscheidung die Gerichte oberst und niederst, uber Hals und Hand, Leib und Blut uf der Scheidunger Gemeine zustaendig u. ſ. w. auch *Pheumseule* zum Zeichen und Bekräfftigung der Jurisdiction durch Gottseeligen Hertzog Georgen zu Sachsen u. ſ. w. erhöhet worden. In einer halle'ſchen Urkunde [4]) vom J. 1499: Der Rath soll auch der Feymstadt, der Radebreche zu ihrer Nothdurfft — — — — gebrauchen. Der Mönch von Pirna [5]) ſagt von dem Landgrafen Hermann I. von Thüringen in Beziehung auf Eiſenach: verlegte dy fehmestat vor S. Niclasthor. Im Regiſter der naumburger Dompropſtei vom J. 1590 heißt es: Es hatt vor meiner Zeit die Thumprobstei keine Fehmstadt mit dem Strange zu richten gehabt, Ich habe wegen der nahe gelegen Weissenfeldischer Gerichten den Galgen weiter nicht denn wie er itzo stehet hinaus setzen dorffen. In der Bedeutung von Richt- und ſpeciell von Galgenſtätte wird noch jetzt Fehmſtätte gebraucht [6]). Johann Rothe [7]) ſagt in Beziehung auf den Sängerkrieg auf der Wartburg: Der krig wart alzo herte mit deme gesange undir en, daz sy sich vorphlichtin, wer do vorlore, der solde stemphele, also hiess zcu deme male der *femer*, zcu teile werdin. In der Erzählung [8]) im Lateiniſchen heißt es dafür: Quae partes mutuo decertantes, tandem decretum est, ut jam accersito spiculatore, praesentique funem tenenti, pars devicta daretur suspendenda, und in dem in Reimen gefaßten Leben der heiligen Eliſabeth [9]) wird geſagt:

Der (Heinrich von Oſterdingen) allezeit wieder sie were
mit gesang,

1711. Diss. *Hahn*, Collectio Monumentor. veterum et recent. 1726. Hutter, Das Vehmgericht des Mittelalters nach ſeiner Entſtehung, Einrichtung, Fortſchritten und Untergang. Hiſtoriſch unterſucht (Leipzig 1793.), wo ſich S. 182—186 findet: Verzeichniß der Schriften, die der Verfaſſer bei dieſer Schrift benutzt hat. Kopp (C. Ph.), über die Verfaſſung der heimlichen Gerichte in Weſtfalen. (Göttingen 1794.) Eichhorn, Teutſche Staats- und Rechtsgeſchichte. 3. Bd. Berck (Theod.), Geſchichte der weſtfäliſchen Femgerichte. (Bremen 1815.) Wigand (Paul), Das Femgericht Weſtfalens, aus den Quellen dargeſtellt und mit noch ungedruckten Urkunden erläutert. Ein Beitrag zur teutſchen Staats- und Rechtsgeſchichte. (Hamm 1825.) Troß (Ludw.), Sammlung merkwürdiger Urkunden für die Geſchichte des Femgerichts. Ein Nachtrag zu Wigand's Geſchichte der Feme. (Hamm 1826.) Uſener, Die Frei- und heimlichen Gerichte Weſtfalens. (Frankfurt 1832.)

2) In Beziehung auf dieſelben ſagt *Haltaus*, Glossarium Germanicum Medii Aevi col. 434: „*Faemstatt*, *Feymset*, olim locus patibuli, quae significatio profecta videtur e Westphalia." 3) Bei Horn, Nützliche Sammlungen zu einer hiſtoriſchen Handbibliothek von Sachſen. S. 745—750.

4) Bei Lünig, Reichsarchiv P. Spec. Cont. IV. P. II. Fortſ. S. 586. 5) Bei *Mencke*, Scriptt. T. II. col. 1481. 6) ſ. Klingner, Samml. zum Dorf- und Bauernrechte. 3. Th. S. 514—533. 7) Thüringiſche Chronik bei *Mencke* T. II. col. 1687. 8) Bruchſtück bei Wagenſeil, Von der Meister-Singer Ursprung, und daraus bei *Tentzel*, Hist. Goth. Sagittarii. Supplem. II. p. 520. 9) Bei *Mencke* T. II. col. 2039.

Und funden darümb den gendanck,
Wie sie das moechten aussgegebenn,
Das sie Ine brechten umb sein leben,
Ir einer wolde den andern pflichte,
Sie wolden umb das halsgerichte
Gegen einander ire lieder syngen,
Das gelobet inen Heinrich von Afterdingen,
Aso das der henger gegenwertig stunde
Und wen man alsdan fellig funde,
Den solt man one alles verlengen,
Und darumb an einen baum hengen.
Nach deme hencker wart gesandt,
Deme thet man den strick an seine handt,
Steuffell desselbigen name was u. ſ. w.

Fehmer wird alſo von Rothe für Henker gebraucht. Man glaubt, daß die Benennung von den Fehmgerichten entlehnt ſei [10]). Aber bei dieſer Annahme, ſowie bei der, daß auch der Ausdruck Fehmſtätte erſt von weſtfäliſchen Fehmgerichten auf die Richtſtätten anderer Länder übertragen ſei, muß man erwägen, daß das Wort Fehme [11]), außer der Beziehung auf die weſtfäliſchen Gerichte, gleichzeitig ſich auch auf außerweſtfäliſche Gerichte nachweiſen läßt. Die älteſten beigebrachten Urkunden, welche das Wort Fehme in dem Ausdrucke Veme-note, d. h. Fehmgenoſſen, darbieten, ſind von 1267, 1280 und 1291 [12]). Hält man dieſe Urkunden mit andern außerweſtfäliſchen Denkmälern zuſammen, ſo iſt nicht wahrſcheinlich, daß das Wort Fehme ſich ſo ſchnell anderwärts hin ſollte verbreitet haben, wenn es urſprünglich Weſtfalen eigenthümlich geweſen. So z. B. ſagt das erſte braunſchweigiſche Stadtrecht [13]) I. St. 54: Id ne schal neyman den anderen wroghen in dat *vemedingh* bi wane, id en si witlik dem Rade, welches Leibnitz [14]) überträgt: Nemo alterum in jus vocare debet ad judicium dictum *Vemeding*, propter opinionem (seu rumorem, famam) nisi sciente senatu. Man vergleiche auch das goßlariſche Stadtrecht 1. Buch S. 47 [15]). In einem, wahrſcheinlich vor 1300 geſchriebenen, die Suſanna-Sage behandelnden Liede [16]) antwortet Suſanna, die ſich weigert, den ihr drohenden Pfaffen anzunehmen:

Mir is bezzer herde vele,
Dat ich mich der schande scheme
Und lide âne schult de *veme*.

D. h. Mir iſt weit beſſer, daß ich mich der Schande ſchäme, die Sünde mit euch zu begehen, und mich dem Gerichte und der Strafe, die ihr durch eure Verleumdung über mich verhängen könnt, ausſetze. „Die Fehme erleiden," bemerkt Grimm weiter, „bedeutet alſo Gericht über ſich ergehen laſſen, und wie man ſieht, ganz [17]) in allgemeiner Redensart; im Verfolg des Bruchſtückes kehrt der Ausdruck nicht wieder, wol aber wird von richten und rechte richten geſprochen; der Dichter hätte dort eben ſo wol ſagen dürfen: ane schult dat recht liden, als dat gerichte [18]) liden. Zum Glück ſetzt er veme in den Reim, denn nun wird eine genaue Geltung der Buchſtaben möglich. Augenſcheinlich iſt das e in unſerm Worte weder ein ê (langes e), noch ein e (umgelautetes a), ſondern ein ë, vëme reimt ſich auf schëme (pudet me). Hiermit fallen die falſchen Ableitungen weg, z. B. die Moſer'ſche von fahmen, abrahmen, nach dem öſterreichiſchen Fâm (Schaum), dem ein hochteutſches Feim (woher abgefeimt) entſpricht." So Jacob Grimm. Unter denen, welche das Wort Fehme von Faum ableiten, gibt Freher [19]) die natürlichſte Erklärung, da er ſagt, das Fehmgericht ſei von Faum, Schaum, genannt geweſen, weil es den Staat von böſen Menſchen befreite und gleichſam abſchäumte. Frehern folgt Schottel [20]), nur daß ihm *fehmen* nicht blos abſchäumen, ſondern auch abſondern bedeutet, indem er dieſe Bedeutung aus der Zuſammenſetzung Fehm-Schwein zu begründen ſucht. Demnach bedeutet ihm Fehme „Separatio ad certum actum," z. B. Schweine fehmen [21]), in die Maſt verdingen. „Dies führt," bemerkt Jac. Grimm [22]), „auf etwas Allgemeines; Fehme wäre wie Ding: causa, lis, judicium. Der niederländiſche Sprachgebrauch iſt ein wenig beſtimmter, vêm heißt Genoſſenſchaft, und dann der Ort, wo Genoſſen, Handwerker, zuſammenkommen. Ähnliche Bedeutung hat auch Ding: locus *judicii*, *conventus* publicus. Die Idee von heimlichem oder peinlichem Verfahren ſcheint nichts im Worte zu begünſtigen." Möſer [23])

10) Haltaus unter *Faemer*. 11) Die Stellen, wo das Wort Fehme ſeit dem 12. Jahrh. vorkommt, ſind angegeben von Jac. Grimm, Aufſatz bei Wigand S. 308, und in des Letztern Archiv für Geſchichte und Alterthumskunde Weſtfalens. 1. Bd. 4. H. S. 114. 115. 2. Bd. 1. H. S. 108. 109. 12) ſ. Kindlinger, Münſterſche Beiträge. 3. Bd. Nr. 81. 87 und 94. 13) Bei *Leibnitz*, Rer. Brunsvic. Scriptt. T. III. p. 457. 14) Introduct. in Tom. III. p. 14. 15) Bei Leibnitz a. a. O. S. 499. 16) Das Bruchſtück in Grimm's Aufſatz über das Wort Fehme bei Wigand S. 308. 17) Die Allgemeinheit iſt aber doch nicht ganz; zwar hat das hier gebrauchte Fehme keine ſpecielle Beziehung auf die weſtfäliſchen Gerichte, aber doch auf die Leumundsgerichte überhaupt, und alſo auf eine beſondere Gattung von Gerichten.

18) Aber was für eine Art von Gericht? Doch wol das Gericht auf Leumund. 19) De secretis Judiciis Westphaliae. 20) De singularibus et antiquis Germ. linguis. (Wolfenb. 1671.) p. 562. Schottel'n bedeutet das Wort Fehm, welches nach ihm ein teutſches Wort iſt, Abſonderung zu einer gewiſſen Verrichtung, welcher Meinung auch *Mencken* (*Dissert.* de Feymeris veteris Westphal. Judicii Scabinis [ſ. *Diss. Academ.* VIII. p. 37. 41]) beitritt. Das Fehmgericht iſt daher, nach Schottel's Meinung, ein beſonderes Gericht, nach einer gewiſſen Norm eingerichtet. Fehmzeit iſt die Zeit, wo eine gewiſſe Handlung vollzogen wird. Verfehmen heißt ſoviel als verführen. In dieſem Sinne wird das Wort in der Reformation des Freyen und Heymlichen Gerichtes von J. 1439 Cap. 10 gebraucht, wo es heißt: „Es ſoll der Freygraf niemand verführen oder verfehmen," d. i. Niemanden verleiten, wider die Vorſchriften und Verordnungen dieſes Gerichtes etwas zu unternehmen, oder darwider zu handeln. Dieſes iſt aber, wie Hatter (S. 4) bemerkt, nichts weiter, als eine Nebenbedeutung dieſes Wortes, denn verfehmen bedeutet im Allgemeinen etwas ganz Anderes, als verführen, wie wir dieſes weiter unten zeigen werden. 21) Vergl. Tiling, Verſuch eines bremiſch-niederſächſiſchen Wörterbuchs. 1. Th. S. 372: „*Femen*, verdingen. Hanov. Swine upfomen, Schweine in die Maſt verdingen." Ferner findet ſich daſelbſt S. 387: „*Fiem*, 1) eine Zahl von hundert Korngarben. Die rechte Bedeutung dieſes Wortes ſcheint ein Haufen Korngarben zu ſein; denn bei Friſch findet man, daß es ſowol vom Heu, als vom Korn gebraucht wird. Getraid-feimen, meta frumenti; Heu-feimen, meta foeni. 2) Es wird auch in der hamb. Rolle für Faden, Faem, Klafter (da von Brennholz die Rede iſt) gefunden." 22) Bei Wigand S. 309. 23) Patr. Phant. IV. S. 205.

ſagt: „Da noch jetzt in einigen Ländern der Rahm, cremor, Fahm genannt wird, mithin fahmen ebenſo gut, als rahmen oder berahmen für citiren gebraucht ſein kann, ſo wird Fehmding, ein Name, der den Stillgerichten gegeben wurde, ebenfalls nur ein geboten Ding anzeigen. Verfehmen iſt dann ebenſo viel, als verbannen, weil auch bannen für citiren gebraucht wird.“ Jacob Grimm ſagt: „Die frieſiſche Rechtsverfaſſung kennt ein ſogenanntes ſimel-thing, welches nach Wiarda (Wörterbuch S. 372, 373) und Aſegababuch (S. 61) ein von dem allgemeinen bod-thing verſchiedenes, geſondertes Gericht geweſen ſein ſoll. Ob deſſen Einrichtung mit der des Fehmgerichts Berührung habe, kann ich nicht beurtheilen; dem Worte nach ließe ſich ſimel wol vergleichen, denn el iſt nichts als die zugefügte Bildungsſylbe. Eine gewagte Muthmaßung wäre es, dieſes ſimel mit dem altnordiſchen ſimbul (nach der Analogie von Kuml und Kumbl) in Verbindung zu bringen. Die altnordiſche Sprache hat die einfache Wurzel ſimr, welches dexter, celer bedeutet; wir müßten die ganze Familie genauer kennen, um eine Vermittelung ſolcher Verzweigungen mit einiger Sicherheit nachzuweiſen“ [24]). Wachter in ſeinem Glossarium billigt, daß Staden [25]) Fehm von dem isländiſchen ſimur, ſchnell, beweglich, mit welchem man das Subſtantiv *fum* [26]) verbinden könne, ableitet, und Fehmgericht durch ſchnelles, raſch verfahrendes Gericht erklärt, dieſes ſei ſeiner früheren (im Specim. Glossar. geäußerten) Ableitung von ſimt vorzuziehen. Der ältere Thorlacius [27]) leitet *Fehme* vom altnordiſchen ve [28]) (sacra) ab, und bemerkt: es ſei faſt kein Zweifel, daß der Teutſchen Vehmgerichte davon abzuleiten ſei.“ Allerdings wird das Gericht die heilige Fehm genannt; aber gegen das Sprachliche bemerkt Jac. Grimm: „Beide Wörter zu vergleichen, iſt widerſinnig. 1) *Vè* (nom. pl.) gen. vêa, dat vêum, hat langes ê; das weſtfäliſche vëme kurzes ë. 2) Dem altnordiſchen v entſpricht nothwendig das teutſche w, nie das teutſche v, welches dem nordiſchen f gleich ſteht. 3) Dem Wort vëme iſt das m wurzelhaft, mangelt aber im altnordiſchen vê; vëme aus vê zu leiten, wäre folglich nicht beſſer, als *Schëm* (pudor) aus dem nordiſchen *Skë* (damnum) zu erklären.“ Gryphiander [29]) leitet das Wort Fehm von Fahne her, das man per licitam conjecturam für Fehm-Recht geſetzt hätte, verwirft aber ſeine Meinung in der Folge mit dieſen Worten: „quod nullibi [30]) legatur vexilla judiciis adpensa fuisse.“ und glaubt, daß es vielmehr a despumando von Feimen, Schäumen herzuleiten ſei.“ Werner Rolevink [31]) nennt das Fehmrecht *jus* vetitum, und ſo auch Aeneas Senensis [32]) das Fehmgericht *judicium* vetitum. Dieſe Benennung, welche Neuere beibehalten haben, hat zu vielen gelehrten Erörterungen Veranlaſſung gegeben. Die Herleitung der Benennung von vetitum läßt Freher nicht gelten, ſondern ſagt: es ſei ein Fehler der Abſchreiber oder des Verfaſſers ſelbſt. Doch ſagt auch Felix Faber, der das, was er über das Fehmgericht beibringt, von Äneas Sylvius entlehnt hat, von dem Gericht: vocaturque vetitum. Gryphiander bemerkt: Äneas Sylvius habe als ein der teutſchen Sprache unkundiger Italiener aus dem teutſchen Worte *Wette* (Strafe) Vetitum gemacht. Freher glaubt, daß für Vetitum Vemum oder Vemium zu ſchreiben ſei. Früher hatte er gemeint, es ſei Vitutum, ſetzte dieſe Meinung aber ſpäter jener nach. Meibom gab ſie aber nicht auf, ſondern will Vitium oder Wittium ſchreiben, und leitet dieſes von Witti, Weisheit, ab, führt den Eigennamen Witta, und die mit Wit zuſammengeſetzten Eigennamen [33]) auf, und ſchließt: Erit igitur judicium Westvalicum non *Vetitum* sed *Wittium*, hoc est prudens, vel hominum prudentia praeditorum. Sollte aber auch Äneas Sylvius das *Wittium*, wofern das Fehmgericht ſo geheißen, nicht verſtanden und dabei an Vetitum gedacht haben, ſo doch nicht Werner Rolevink, welcher Plattteutſch verſtand. Das Vetitum iſt daher keineswegs aufzugeben. Deshalb hat auch ein Theil der Forſcher es wörtlich genommen und es zu erklären verſucht. Eichhorn bemerkt bei der Erklärung des Ausdrucks judicia vetita „verbotene Gerichte, hießen ſie, weil ſie in ihrer Eigenſchaft als heimliche Gerichte kein echt Ding (placitum legitimum), ſondern blos gebotene Gerichte (zu denen der Beklagte vorgeladen werden mußte) waren.“ — „Aber ein gebotenes Gericht war,“ wie Wigand (S. 300) dagegen bemerkt, „doch kein vetitum.“ Richtig ſagt daher Müller [34]): Vetitum ſei nicht de vero usu, ſondern abusu zu verſtehen, daß man näm-

24) Vergl. Finn Magnuſen, große Ausgabe der Edda-Sämundar. 3. Bd. S. 220. 25) Voc. Bibl. p. 777 seq. 26) *Biorn Haldorson*, Lexicon Islandico-Latino-Danicum. Vol. I. p. 255: „*Fum*, n. inconsiderata festinatio, *formegen Hast. Fuma (at fuma)* multum festinare, *skynde sig formeget.*“ 27) Antiqu. boreal. spec. VII. (Hafn. 1803.) p. 74. 28) *Biörn Haldorson* Vol. II. p. 415: „*Ve*, n. pl. jura asyli, sanctitas juridica, *Fristaeds Ret*, *Hellighed*, *et fredhelligt Staed.* 2) sacra v. res sacrae, *Helligdom.*“ Gundmund Magnäus im Gloſſar zum I. Bde. der Edda Sämundar S. 693: „*Ve* in Genit. *Vea*, Dat. *Veom*, Sedes, mansio, habitaculum, domicilium. *Vaf.* LI, 2. *Hrafn.* VIII, 3. *Aeg.* LII, 4. 5. *at valldа veum*. *Grim.* XIII, 3. ubi forte rectius vertitur, Habere sedem. alias *Ve* in plurali notat Sacra, Loca sacrosancta, sacrosanctam Loci religionem, asylum, pacem, ab *at vera*, esse, manere in uno loco. Interdum notare videtur Arma ab *at Vega*, pugnare, aut *Verin* defendere.“ Finn Magnuſen im Gloſſar zum 2. Bde. S. 830: „*Ve* n. pl. sacra, jurisdictiones l. habitacula *H.* III, 13. Alias etiam jus, religio, pax — idem quam AS. *ae Al.* ewa, Germ. *ehe* jus, religio, foedus; *AS.* ae ejusdem linguae *Ath* l. *Ad. Isl. eidr* caet. juramentum Cfr. *Dan. aegte*, nubi, *Aegteskab* matrimonium etc. — *Ve* nostro cognatu sunt *AS. Vih*, *vig*, *Al. wih*, *MSoth. veihs* sanctus, *Veiha* pontifex, *veihan* consecrare, cfr. *Pelv veh* purus, *Pers. veh* excellens, *Zend. vehmae* Finn. *pyhitan*: *Ind. Sanscr.* et *Pali Vihar*, *Vehar* templum, fanum. Hinc *isl. vigia*, *Dan vie*, *Germ.* *weihen*, *Finn.* wihin et multa alia. Cfr. Gl. Synt.“ In den Hákonar-mál wird geſagt ol of thrymt veom; ſ. F. Wachter, Snorri Sturluſon's Weltkreis. 2. Bd. S. 104. *Vargr i veom*, Wolf im Heiligthume ward r genannt, der an heiliger Stätte Mord verübt.

29) De Weichbildis Saxonicis p. 59. 30) ſ. dagegen den Art. Fahne in Beziehung auf Rechtsverhältniſſe. 31) De antiqua Saxonia Cap. VI. ap. *Leibnitz*, Rer. Brunsvic. Scriptt. T. III. p. 624. 32) Europae Status sub Friderico III. Cap. 29 ap. *Freher*, Germ. Rer. Scriptt. T. II. p. 74. 33) ſ. *Meibom*, Irminsula Saxonica Cap. XII. in *ejusdem* Rer. Germ. T. III. p. 94. 34) Reichstheater unter Friedrich V. (III.)

lich ſolche Gerichte in Rückſicht auf ihren Misbrauch nur für verbotene Gerichte (pro judiciis vetitis) zu halten habe. Auch Kopp (§. 162) deutet den Ausdruck vetitum in ähnlicher Weiſe, weil nämlich in der Folge das Fehmgericht häufig durch erworbene Privilegien verboten und unterſagt ward. Die Rechte der Stadt Deventer verbieten die Evocationen unter dem Titel von verbotenen Gerichten; die Rechte von Oberyſſel unter der Benennung von auswärtigen (uytheims) Gerichten. Kaiſer Sigismund ſagt in der Urkunde vom Jahre 1433, in welcher er einigen augsburgiſchen Bürgern, die vor ein Freigericht geladen waren, Richter ernannte: coram quibus rei debeant sisti, nec vetito illi juri comparere. In dem kaiſerlichen Freiheitsbriefe für die Stadt Nürnberg vom J. 1439 heißt es: „Westphaelische und andere verbotten Gerichte.“ Kaiſer Friedrich III. ſagt in der zu Frankfurt gegebenen Reformation Cap. 7: Item de Judiciis Vetitis; und im Texte ſelbſt auch Judicia Vetita. Daraus, daß er ſich auf die zu Arnsberg auf Auftrag des Kaiſers Sigismund durch den Erzbiſchof veranſtaltete Reformation bezieht, geht hervor, daß Kaiſer Friedrich III. unter den Judiciis Vetitis die weſtfäliſchen Fehmgerichte verſteht. Kaiſer Friedrich III. und Äneas Sylvius nennen alſo das Fehmgericht Weſtfalens vorzugsweiſe Judicium vetitum, und Werner Rolevink das Fehmrecht auch vorzugsweiſe vetitum, weil die weſtfäliſchen Gerichte dieſer Art unter allen ſich am meiſten anmaßten. Wenn daher das Fehmgericht Weſtfalens bis in unſere Zeiten noch fortwährend judicium vetitum genannt wird, ſo iſt dieſes, wenn nicht Westphalicum dazu geſetzt wird, oder keine andere Bezeichnung durch Weſtfalen, wie z. B. Kaiſer Maximilian I. in der Reformatio liberorum scabinorum judicii vetiti in Westvalia vom J. 1495 thut, indem er de Judicio Vetito in Westvaliâ ſagt, und im Verlaufe der Conſtitution den Ausdruck vetita Westvaliae judicia und Westvaliae vetita judicia wiederholt und für dieſe Gerichte keine andere Benennung braucht, angewandt wird, die bloße Bezeichnung durch judicium *vetitum* kein Ausdruck, der bezeichnend genug wäre. Aber es iſt auch ſchwer, einen paſſenden, allgemein gültigen, lateiniſchen Ausdruck zu finden, weil man nicht überſetzen kann, wenn man nicht weiß, was das zu Übertragende eigentlich bedeutet. Joh. Coccejus[35]) ſchreibt: Vehmicum dicitur quasi *heimlich*, id est occultum, non vetitum, ut vulgo. Koch[36]) ſagt jedoch mit Recht in Beziehung auf dieſe Muthmaßung: „Audacissima est opinio.“ Böcler[37]) leitet Fehm von dem ſchwäbiſchen Worte Faempe her, und ſagt, es ſei ein Gericht, worin ein ordentlicher Proceß geführt, Bürgſchaft geleiſtet und geſchworene Zeugen zugelaſſen würden. Jacob Grimm ſagt: „Die ungeſchickten und ungültigen Herleitungen des Wortes Fehme würden nicht ſo lange wiederholt worden ſein, wenn es ſich in den Denkmälern unſerer Sprache nachweiſen ließe. Allein weder die althochteutſchen Quellen kennen es, noch die weit reichhaltigeren mittelhochteutſchen. Es war alſo wenigſtens nicht hochteutſch. Aber auch im Angelſächſiſchen, Frieſiſchen und Nordiſchen ſcheint es nicht zu begegnen. Beſäßen wir weſtfäliſche Gedichte oder Aufſätze vom 9. bis 13. Jahrhundert, ſo dürften wir es anzutreffen hoffen.“ Nämlich wenn die Vorausſetzung richtig wäre, daß Fehme durchaus teutſch ſein müßte. Da dieſe Vorausſetzung aber der Nothwendigkeit ermangelt, ſo iſt auch zweifelhaft, was Jacob Grimm in Folgendem ſagt: Die richtige Schreibung vëme deutet auf ein älteres vime oder fime, wie nëmen für niman lautete; die neuere Sprache dehnte zuletzt den kurzen Vocal, und ſchrieb vehme, fehme, d. h. vème, fème, der Analogie von nehmen, d. h. nèmen, gemäß. Die Wurzel fim (vielleicht mit den Ablauten fam, fâmen, fomen) iſt nun unſerer Sprache abgeſtorben, und lediglich die weſtfäliſche, etwa theilweiſe die niederſächſiſche, ſodann aber die niederländiſche Mundart bewahrt uns das weibliche Subſtantiv, die vême, ſammt den davon hergeleiteten verbis vêmen, vervêmen; Wörter, deren eigentliche Bedeutung ſchwer anzugeben iſt.“ Vielleicht gelingt es uns, wenn wir zu einer fremden Sprache unſere Zuflucht nehmen, und zwar ein Wort ſuchen, welches übrigens in teutſch geſchriebenen Denkmälern vorkommt. Preusker leitet Fehm von dem griechiſchen *φιμόω*, eng oder feſtbinden, zuſammenſchnüren, verengen, verſchließen, vorzüglich den Mund zuſtopfen, und nimmt es in der Bedeutung von erſticken oder erdroſſeln (suffocare), weil jene Unglücklichen meiſtentheils in den Wäldern ihr Leben enden mußten, indem ſie mit einem Stricke an den Bäumen aufgehängt wurden. Aber dieſe Ableitung ſteht ohne weiteren Anhalt in der Geſchichte der teutſchen Sprache da. Wol aber läßt ſich eine andere Ableitung, nämlich die von fama, in vielfacher Beziehung ſprachlich und geſchichtlich begründen. Im Holländiſchen bedeutet *Faam* f. Gerücht, Leumund, Ruf, ter goeder naam en faam staan, in gutem Rufe ſtehen; *Faamrover*, ein Namenſchänder, Ehrendieb, Ehrenſchänder, Verleumder. Die jülichſche Polizeiordnung ſagt S. 66: „von was Famen und Namen ein Missethaeter ist.“ In der Urkunde des Rathes zu Soeſt vom J. 1560 heißt es: „Die sullen wesen goet van naam ende faam.“ Bei Kilian S. 30 und 115 findet ſich *Fame-schender*, *diffamator*. Auf dieſe und die folgenden Stellen geſtützt, erklärt Haltaus Fam richtig durch fama hominis consentiens in utramque partem. Von Fam iſt gebildet *befamet* und im Umlaut befaemet, *famosus*, *diffamatus*. In den alten ſoeſter Statuten Nr. 88[38]) heißt es: off ock ein Borger *befamet* offte verschryven (verſchrien) worde, sall man on nicht handfest macken, et sey sacke dat he dreymal verbot sey u. ſ. w. In den uitſchter Statuten vom J. 1533[39]): over lange jaren befaemt

35) Jur. Publ. Prudentia. Cap. XXIII. §. 43. 36) Bei *Pistorius*, Amoenitates Histor. Juridicae. P. II. 37) Dissert. de Wittikindo Magno, befindlich in ſeinen Excerptis Controvers. illustr. Rivius (Hist. Daventriae) ſagt: Sed quomodo hinc est *veme*? nisi esset Weet-men, puto tamen potius esse *vedemen*. Vete est hostilitas, bellum, ut *vede* et *vrede* opponantur. Vedemen ergo sunt viri constituti ad eos coërcendos, qui pacem violant etc.

38) Bei *a Westphalen*, Monumenta Germ. ined. p. 3089. 39) Bei *Matthaeus*, Tr. de Jure Gladii p. 620.

s geweest. Haltaus ſagt unter *Faem*, *Fam*, er habe dieſes von Klerikern aus dem Lateiniſchen aufgenommene Wort feſthalten und erklären wollen, weil es unter allen am beſten das ſo dunkle Wort gewiſſer Gerichte des alten Teutſchlands erläutere. Er handelt in zwei Artikeln, und zwar in dem letztern von den weſtfäliſchen. Den erſtern beginnt er: *Faeme*-sive *Faem-Ding*, *Faem-Gerichte*, in genere fuit apud Germanos criminale de maleficis *infamatis* judicium, quo graviora delicta, dolosa ac occulta, quamvis nemine privato accusante, ex *publica infamia*, per juratam delationem accusabantur, und ſo von Amtswegen von den Obrigkeiten unterſucht und abgeurtheilt, beſtraft wurden zum Schutze des öffentlichen Friedens. So nach der urſprünglichen Anſtalt. Später war es auch den Beſchädigten erlaubt, vor einem Gerichte ſolcher Art die Verbrecher anzuklagen, und nach Brauch und Ordnung die ihnen zugefügten Unbillen in Strafe nehmen zu laſſen. Ein ſolches Fehmgericht (Judicium Faemicum) hatten Cöln, Strasburg, Goßlar, Braunſchweig[40]), beide Frankfurte, Erfurt, Zerbſt[41]) u. ſ. w. ſeit alten Zeiten, andere Städte aber ſpäter. So Haltaus. In dem Eide des Vicegrafen des hohen Gerichts zu Cöln vom J. 1449[42]) heißt es: Ind sall auch angreiffen alle diejene, die in missdatt beziegen, *beruchtigt* gefunden, off mich anebracht werdent. In dem Zeugniſſe der cölner Schöppen vom J. 1258[43]): contra *publice infammatos* de excessibus potest Archiepiscopus inquirere et judicare, etiam nullo conquerente, denn eigentlich war kein Richter, wo kein Kläger war, Anfangs auch bei Verbrechen. Ferner in dem Zeugniſſe der cölner Schöppen vom J. 1375[44]) wird geſagt: Vort unsers Herrn von Colne — — — Greve, dat is sein Richtere mag binnen Colne den Angriff doin buyssen die Scheffen, da er der frischer Dait off on den bliehenden Schyn kompt, oder war ein klager des Angriffes gesinnet u. ſ. w. Mer von andern Lüden, die von missedait *beruchtiget* weren, den Angriff sall he doin mit Wist ind Raide der Scheffene, oder ire eym deyls, umb deswilien want den Scheffen viel Sachen vurkompt ind kunden sint, die der Greve nit en weiss. In dem Privileg des Kaiſers Ludwig für die Stadt Nürnberg vom Jahre 1340: Wir thuen den Burgern von Nürnberg die Gnad und das recht, das sie einen jeden schedlichen menschen, der in ihr und des reichs Fengnüs zu Nürmberg kombt, *mitt bösem Leumut* uberkommen, den Leib abgewinnen mögen, also das der Raht undt Schöepfen, oder der mehrere theil under ihnen dunckt auf ihr ayd, das der *Leimuth* so stark[45]) auf ihne gegangen, das man billigen richte uber seinen Leib, den man es lasse, das er den Leib damit verlohren hab. König Ruprecht geſtattet[46]) im J. 1408 der Stadt Kempten: das sie alle und jegliche schaedliche Leute und Personen, Mortbrenner, Rauber, Diebe oder wie die genannt sint, die uffentlich oder heimlich schädeliche Leute sind, die den merern Theil des Rates der Stadt zu Kempten — —, — — — *nach Lumden* ducket, und uff ihre Eyde erkennet und sprechent, dass sie schädliche Lüte sint, und nützer und besser dott sin, dann lebende, sollen und mögen umb ihre Missethat solliche Döte aulegen, und sie döten, nach Urtheil und Usssprechung des merern Teil des Rates daselbsten u. ſ. w. König Wenceslaus bewilligt[47]) den Eßlingern im J. 1391: dass sie *verleumpte* schedliche Lute u. ſ. w. *unbeklaget* in iren Reten, noch dem merentheil ir Erkentnusse wol verurteilen, stroffen und uber sie richten mügen, alss sie sich uff ir Eyde erkennent, das sie verschuldt haben. König Ruprecht geſtattet[48]) im Jahre 1401 ebenfalls den Eßlingern: dass Sie und die Iren — — — alle solliche Lüte, die *in bosem Lymeder oder in Argewon sint*, und die In für schedeliche Lüte dorgeben werdent u. ſ. w. alss verre Ir Zwinge und Banne geet — — — wol hemmen, fahen und rechtvertigen mügen u. ſ. w. So sollen und mügen Sie die in irem Rate, mit dem merentheil ir Erkenntnisse, an Libe und an Leben straffen und bessern, als Sie dann Je uff ir Eyde duncket und duncken würdet, dass solich verschuldet haben. König Sigismund beſtätigte im J. 1422 den Rotenburgern ein altes Privileg[49]), welches faſt dieſelbe Formel hat, wie das eßlingiſche. König Wenceslaus gab im J. 1398 den Ulmern ein dergleichen Privileg[50]). König Sigismund ſagt in dem Privileg[51]) der Weißenburger vom J. 1431: Sonderlich dass durch der Sieben

40) Die gegen das Ende des 14. Jahrh. verfaßte Ordnung des braunſchweiger Fehmgerichts ſteht bei *Rehtmeier*, Br. Chr. p. 626 sq. Daſelbſt wird gefunden und nachgewieſen, daß in Braunſchweig Fehmgerichte in den Jahren 1314, 1321, 1322, 1326, 1329, 1331, 1337, 1345 und 1368 gehalten worden ſind. Das braunſchweiger Bilderzeitbuch (bei *Leibnitz*, Bruns. Scriptt. T. III. p. 383) erzählt zum J. 1365: „In dussem sulven jare do was to Brunswick ein fedyngh, dat örer achte worden berund unde gehenghet, so was ein mangk den achten, de heyt *Grashoff*, de gingk na dem galgen unde sangk, unde hadde upp synem hovede eyn kraus, unde do ön de henger hengen wolde, so stelde he sick upp der ledderen, dat he dem meister hadde vil na den hals toworpen, alse ön de meister affstotte, do stotte he mit den voten an de ledderen, dat de meister mit der unvornunfft uppe de erde to liggen kam.“ Im J. 1361 erhielt der Erzbiſchof zu Utrecht ein Privilegium über ein Fehmgericht (ſ. *Matthaei*, De jure Gladii p. 468). Nach Urkunden von 1357 und 1372 bekamen die Grafen von Bentheim ein Fehmgericht (ſ. v. Senkenberg, Von der höchſten kaiſerlichen Gerichtsbarkeit, Anhang Nr. 22—24). 41) Über das zerbſter Fehmgericht handelt Beckmann, Anh. Hiſt. 1. Bd. 3. Th. S. 273 fg. 42) Bei *Lunig*, Spicil. Eccles. P. I. Fortſ. S. 589. 43) In der Apologia des Erz-Stiffts Cöln wider die Stadt Cöln, im Anhang der Documente S. 32. 44) Ebendaſelbſt S. 513.

45) Über die Stärke des Leumunds (fama) wird in der Concordia inter Principes, Comites et Barones ac ecclesiam Halberstadiensem super magna jurisdictione (im Diplomatarium Halberstadiensis Episc. No. 17 bei *de Ludewig*, Reliq. Manuscr. T. VII. p. 451. 452) gehandelt. 46) ſ. das Privileg bei *Lunig*, Corp. Jur. Feud. p. 1171. 47) ſ. das Privileg bei *Datt*, De Pace publica. L. I. c. I. No. 91. 48) Ebendaſelbſt Nr. 99. 49) ſ. Lünig, Reichsarchiv P. Spec. Cont. IV. P. II. p. 341. 50) Ebendaſelbſt S. 592. 51) Ebendaſelbſt S. 619.

Eide willen, die man in diesen Landen uber unstetige Leuth pflicht zu haben, fast verhindert, und boese Leut dadurch gestrafett werden — — — alle und jegliche schadliche Leuthe, Mordbrenner, Fälscher, Mörder, Rauber, Dieb — — soll derselbe Rath oder ihr der mehrer Theil zu jedem male uf ir Ehre, Treue und Ayde erkennen, dass diese dergleichen Leute sind. Waldemar, Markgraf zu Brandenburg und zu Lauſitz, ſagt in der Urkunde vom Jahre 1318 [52]): dass wir den frommen leuten, unserm rath zu Franckfurth gegeben haben, tu richtende up öre ede, dy sie uns geschworen hebben, obbir alle missdedige lüde, die dat hogeste Gerichte verschuldet hebben, in unsern landen Lebuss, sy sind röbere, dybe, oder mördere, dy lüde doden und inen ör gud nemen, und aber ehbreckern und frauenschändere, si sind schalbar oder hemelich, die richte [53]) hebbe wy gegebben, den betrübten tu hülpe, und den bösen to schaden, die der Godesgerichte nicht voerchten, dat sie doch voerchten dat gerichte der lüde. In den ſtrasburger Acten von 1391 lieſt man [54]): Sub Dno Burckardo de Mullheim de Rechberg Magistro ward Johannes von Albe — — enthauptet, und sprach der vorgenannt Meister nit anders, denne Johanns von Albe, der ist disser Stadt und dem Lande ein shedelicher Mann gewesen, und darumbe so setze ich an dich u. ſ. w. Da, wie wir oben ſahen, Fam im Niederteutſchen für Leumund gebraucht ward, und aus den angeführten Stellen hervorgeht, daß bei dazu privilegirten Gerichten die Verurtheilung auf bloßen Leumund hin, wenn die Verurtheilenden ſchworen, ſtatthaben konnte, und ſtatthatte, ſo hat die gewöhnlichſte Meinung, welche das Wort Fehme aus Fama, Gerücht, erklärt, weil man übelberüchtigte Perſonen ohne große Umſtände zur Rechenſchaft gezogen und gerichtet habe, die größte Wahrſcheinlichkeit für ſich. Leibnitz [55]) bemerkt: *Vemeding* videtur significare judicium famae sive existimationis [56]). Biener [57]) ſagt von den weſtfäliſchen Gerichten: ipsa judicia dicta fuere *vemica*, id est, inquisitoria et rumore atque sinistra hominis *fama* provocata. Berck (S. 178) bezeichnet die Fehmgerichte als genus aller Gerichte, welche auf den bloßen Leumund ohne ſtrengen Beweis richteten. Nach Spath [58]) auch heißt Fehm ſoviel als Diffamatio, und er ſagt: Unde *Fehmgericht* judicium illud occultum, quo inculpatus et suspectus quilibet, der Geſehmde, sine ordine et processu judicii ex sola fama, der Vehmruge, a judice vemico, dem Vehmer, ejusque assessoribus, den Vehmſchöpfen, condemnabatur. Nach Stiler auch iſt *fehmen* diffamare, und Fehmrüge judicium occultum, quo suspecti ex sola fama condemnantur, beides von *fam*, ſama. Ihre bemerkt: „Verfehmen, heißt bei den Sachſen verwünſchen, verfluchen, verſtoßen, verweiſen, und zum Äußerſten läſtern und verfolgen." Dieſer Meinung tritt auch Frisch bei, welcher Fehme durch Acht erklärt. Dieſer Meinung iſt auch Paulini [59]), der gleichfalls unter verfehmen verbannen, verweiſen, verſtoßen verſteht. „Und dieſe Drei haben wol die richtigſte Erklärung des Wortes Fehme gegeben," fügt Hütter (S. 2) richtig hinzu, „nämlich in Beziehung auf die Bedeutung, die ſich wirklich nachweiſen läßt, ohne daß jedoch die urſprüngliche Bedeutung des Wortes ermittelt wird." So auch wenn Adelung ſagt, daß Fehme eine allgemeine Benennung der peinlichen Gerichtsbarkeit geweſen ſei, und daß in Sachſen verfehmen verbannen bedeutete, hat in Beziehung auf die Bedeutung des Wortes verfehmen Recht, kann aber die Wurzel nicht nachweiſen, weil er behauptet, daß man die Etymologie des Wortes in der teutſchen Sprache und ſächſiſchen Mundart nachweiſen müſſe. Die urſprüngliche Bedeutung von Fehm (eigentlich Faem) iſt alſo Leumund [60]). Fehmgericht bedeutet alſo Leumundsgericht, und als abgeleitete Bedeutung erhielt dann Fehme die Bedeutung von Strafgericht und Strafe, welche das Leumundsgericht verhängt. Aus dieſer abgeleiteten Bedeutung hat verfehmen ſeine Bedeutung, nämlich ächten, erhalten. Herman von Lerbeke, im Zeitbuche der Biſchöfe von Minden [61]), ſagt: Mercatoribus fuerunt *bona* spoliata pro eo, quod fuerunt proscripti *per imperatorem*, id est, *vorfemet*. Auch das *bloße fehmen bedeutete* das Urtheil über Jemand ſprechen, *ihn verbannen*. *So heißt es*: ze dinge si si fëmeten [62]), und einem *folgen mit der* fëme [63]), ihn vor ein Strafgericht ziehen, ihn verurtheilen

52) Bei *de Ludewig*, Reliq. Manuscr. T. IX. p. 517. 518. 53) Gerichte. 54) ſ. *Bischoff* (*Franc. Hen.*), Disp. inaug. de usu septem Sacramentalium in probatione etc. p. 38. 55) Scriptt. Rer. Brunsv. T. III. Introd. p. 14. 56) Das, was Leibnitz weiter ſagt, theilen wir in dem nächſtfolgenden Abſchnitte mit. 57) Comment. de Origine et Progressu legum juriumque Germanorum. Part. II. p. 235. 58) In deſſen Teutſchem Sprachſchatze.

59) Historia Caroli Magni. 60) Amoenit. Curios. P. I. Cap. 126. 61) Wigand (S. 306 und 307) ſagt von der gewöhnlichſten Meinung, welche Fehme von fama erklärt, ſie ſei unrichtig und unkritiſch, wie alle übrigen, und bemerkt: „Bei den Gerichten der Städte führte man beim Leumund, üblem Gerücht, ein inquiſitoriſches Verfahren ſtatt der Anklage und des Überſiebenens ein und vermiſchte die Bedeutung des Wortes Feme mit fama." Aber das Wort Feme läßt ſich als ein beſonderes ſelbſtändiges Wort, wenn man es nicht von fama ableitet, nicht mit Sicherheit nachweiſen. S. 483 ſagt Wigand: „Eine große Reihe von Privilegien hat uns die Geſchichte aufbewahrt, wodurch beſonders Städte von der Pflicht des Überſiebenens der Verbrecher befreit werden, und man ihnen geſtattet, dieſe blos auf Leumund, fama publica, zu richten. Das unterſcheidet aber grade von der Feme, denn hier kam es nicht auf Gerücht, ſondern auf das Wiſſen der That an." Wie der Ausdruck Wiſſende zu verſtehen, ſ. im Abſchnitt Wiſſende. Über das Recht, den Angeklagten ohne weitern Beweis und Indicien zu überſiebenen, wird z. B. in dem Privileg des K. Ludwig des Baiern für Lindau vom J. 1331 (Act. Lindav. p. 653) gehandelt. Da das Überſiebenen oder Beſiebenen, oder die Beſiebnung (convictio malefici cum sex conjuratoribus, ſ. Franc. Hen. *Bischoff*, Disp. inaug. de usu septem Sacramentalium in probatione vel septem Testium in confessione criminis, von Besiebungen. [Straſb. 1716]) in Miscredit gekommen war, ſo wußte man ſich durch die Leumundsgerichte zu helfen ſuchen, bei welcher der Richter (in den Städten der Rath) und die Schöpfen die Stärke des Leumunds beſchworen. 62) Bei *Leibnitz*, Rer. Brunsvic. Scriptt. p. 205. 63) Gloube 1397. Vergl. Ziemann, Mittelhochteutſches Wörterbuch S. 539 unter Vëmen. 64) ſ. derſelben a. a. O. unter Vëme.

…ſſen, oder zu ſeiner Verurtheilung beitragen. Aus femen, …er in der hochteutſchen Umbildung iſt feimer, feimer …bildet. Femer oder Feimer gab es ſowol in Beziehung auf die weſtfäliſchen Fehmgerichte, als auch im Betreff der peinlichen Gerichtsbarkeit in den Städten, …ie Georgius Torquatus[65]) in dem Capitel, das er …m weſtfäliſchen Gerichte widmet, aus einander ſetzt. …emwroge (Fehmrüge) und femwrogige sake (fehm…gige Sache) hieß eine Sache, die nach Fehmrecht zu …chten war, oder vor das Fehmgericht gehörte. Es kommt …uch Freywroge vor in Beziehung auf die Benennung …reigericht. Der Freigraf Matthias Hake zu Arnsberg …but in der Urkunde[66]), durch welche er den Freigrafen …u Varendorp nach Arnsberg, wohin der Gograf zu Telgt …ppellirt hat, im J. 1575 kund: das mir in nahmen unndt von wegen dess Ehrenachtparen Henrichen Snaitborn Gogreven zu Telgeth, uff dato hier under geschriebenn, ein Instrumentum Appellationis durch den erfahrnen Johan Nychuiss gemeine Notarie unndt dess Munsterischen Weldlichen Hoffgerichts vereideter schreiber, underschrieben, euch auch insinuirt worden, wie ess auss demselben erschein, im original furbracht, darinne ich vernommen, des Ir etzliche seiner bevohlenen Gogerichtz undergesessen, die fur Ihme zur ehren zu antwordten urpotich, allein uf *bloese fama, ohne furgehende freywroge* uff negst vergangenen Montagh unndt dinxtagh nach Quasimodo geniti, an eur freygerichte citiren, unnd jegenn dieselben eur ausgangen citation reproduciren lassen. Dieſe Stelle ſcheint auf den erſten Anblick der Ableitung des Wortes *Fehme* von fama entgegen. Aber warum gebraucht der Verfertiger der Urkunde hier grade freywroge und nicht, wie in den andern Urkunden und den Rechtsbüchern und Formularen geſchieht, femwroge? Dieſe Frage läßt ſich am beſten dahin beantworten, daß der Verfaſſer der Urkunde wußte, fem komme von fama, und er vermied deshalb hier, wo er ſagte: „allein uff bloese fama“ (auf bloße Fama), als Gegenſatz den gewöhnlichen Ausdruck Femwroge, um in keinen Wortwiderſpruch zu gerathen. Die weſtfäliſchen Freigerichte hatten nämlich wegen der Heimlichkeit des Verfahrens, wenn ſie die heimliche Acht ausſprachen, wie die heimlichen Gerichte in den Städten, die auf bloßen Leumund, wenn die Richtenden ihn beſchworen, richteten, den Namen von Fama bekommen, jedoch aber den alten Proceßgang auch noch, als ſie die heimliche Acht als neue Rechtsanſtalt zu dem alten öffentlichen Verfahren hinzufügten, beibehalten. Die Schriften der Fehmgerichte brauchen das Wort Fehme in zwiefacher Bedeutung, nämlich einmal für heimliche Acht und zweitens für die Heimlichkeit oder die Geheimniſſe der heimlichen Acht. So z. B. heißt es in erſterer Beziehung im Formulare zu gerichtlichen Verhandlungen und Verfügungen des Fehmgerichts Lit. A[67]), wo der Freigraf ſagt: ind ich heb de twe fryscheffen uitgesant in u. ſ. w. ind een bevalen up ere eyde, de se daer der *veyme* gedain hebben u. ſ. w. Anderwärts werden dieſe Eide der heimlichen Acht gethan genannt. So z. B. heißt es in der Ordnung der weſtfäliſchen Gerichte[68]): und nemen das uff unser Eyde, die wir der heylgen *heimlichen acht* gethann habn. In der zweiten Beziehung führen wir an aus den Urtheilen ins Freyen Stohls-Gerichte gehoerig[69]): Wer die *Fim* und loese insgemein brochte, und weiter unten: und die Lose (Loſung) und *Fimme* der heimlichen Achte ihm nachseede. Hierfür heißt es in den entſprechenden Stellen der Rechtsbücher der Fehme, in dem bei Wigand Nr. 38. S. 558: „off dese man dese heymlichest und lose der heymlichen achten int gemeyne brechte, und weiter unten: und sechte eynich stuke dair van der heymlichen achte, und ſo auch in dem bei Troſt S. 39 nämlich: die heymlicheit und lose der heymlichen achten.“

II. Entſtehung des Fehmgerichts. A. Die angebliche. Die Fehmer oder Fehmrichter ſelbſt fingirten, daß die Fehmgerichte eine Anſtalt Karl's des Großen ſeien. So heißt es in der gereimten Einleitung des alten Rechtsbuches der Fehmgerichte aus einer Handſchrift des 15. Jahrhunderts[70]):

Keyser Karll die hogelovede man[71]),
Alle kristendom was ym horsam,
Rome wan hie mit macht,
Leo den Paist[72]) hie weder dair in bracht,
Der hait dit heimlichet recht
In westfalen lant durch noit gelecht
Dem kristene geloiven to stüre. —
Och wo wirt dat no soe dure,
Dat nyemantz des rechten en stadet,
Und so vaker durch noit beladet,
Dat nymant mit rechte vort en *kan komen*
Wante dat gelt schaffet nu den fromen

65) Annalium Magdeburgensis et Halberstadiensis Dioecesium Partis I. Lib. III. Cap. 8. De Jure Westphalico (ap. *Boysen*, Monum. Ined. Rer. German. T. I. p. 151). Er ſagt: Jurisconsulti Barisellos vocant, vulgo hodie *Feimherrn* v. occultos judices rerum capitalium, sive certo tribunali judicantes, appellant. Quorum umbram prae se ferunt nostrates *Feimeri*, qui sunt duo viri ex plebeis, nullius quidem ordinis et dignitatis, vitae tamen inculpatae. Hos occulte olim elegit magistratus in civitatibus recens constitutis singulis annis. Etenim non prius se delectos resciebant, quam a Magistratu ad officium exercendum vocarentur, quod tale est. Primum, ut cum judice capitali seu aliis personis ex ordine senatorio vel numero Scabinorum praesto sint, quando exercetur quaestio in sceleratum adhibitis tormentis. Deinde caeteris remotis soli cum judice capitali vel ejus locum tenente, in publico foro sistunt coram tribunali sceleratum ultimo supplicio afficiendum, ut interrogatus publice fateatur delictum et meritas poenas corpore luat. Tunc primum agnoscuntur *Feimeri*, per totum alioqui annum sui regiminis non publicaret magistratus a se delectorum nominum, nisi capitale judicium habendum esset. Probrosum enim et ignominiosum eorum officium judicabatur, perinde ut et carnificis et judicis. 66) Bei Wigand S. 566. 567.

67) Bei Wigand S. 230. 68) Bei *Hahn* T. II. p. 625. 69) Bei *Emminghaus*, Memorabilia Susatensia. P. V. No. III. p. 430. 70) Bei Wigand S. 551. Vergl. S. 12. 13, wo die betreffende Stelle aus der Handſchrift, welche die herzogliche Bibliothek zu Gotha beſaß, und die Fehmgerichtsordnungen, Reformationen und Weisthümer enthielt, mitgetheilt iſt. 71) Nach der gothaiſchen Handſchrift stam. 72) Pawest.

Dat Keyser Karll der heilge man
Also nicht an en begann,
Der richtede selven na rechter walldait
As dat hir na beschreven stait.

Nun folgt Art. I. Der frygreve sall up den frien stoil sitten gain u. ſ. w. Ein andres altes Rechtsbuch [73]) der Feme beginnt: Ewiger Got verlüchte myne synne, dat ich moige machen und setten van dem friengerichte, dat die rechtverdicheit vorgae to troiste und bistande der hilgen kerken und dem cristen geloeven, und dar lude to setten und ordineren, die dar bequemelich to moigen werden, want dat sint vier kune der lude, die nicht en moigen frygreven werden, dat die grote und hilge Keiser Karl gesat hefft. Es folgt nun, daß kein ausländiſcher Mann, der nicht auf weſtfäliſcher Erde geboren iſt, Freigraf werden könne. Aber dieſem, daß Karl der Große dieſes geſetzt haben ſollte, widerſpricht die Geſchichte, da ſowol ſeine Vorgänger und Nachfolger (die Merovinger und Karolinger), ſowie er ſelbſt in die Gauen der unterworfenen Länder vorzugsweiſe Franken zu Grafen ſetzten. Weiter unten ſagt das genannte Rechtsbuch der alten Fehme: Hyrumme satte ouch die selve Keiser Karl dat nein ryke man ouch en sal eyn frygreve werden u. ſ. w. [74]). Dazwiſchen ſpielt nun auch Julius Cäſar eine Rolle, indem das genannte Rechtsbuch bemerkt: To gelyken wisen en sullen die vorbenomeden [75]) manne an geyinigen gerichten, die wertliche Gerichte sint, ouch nicht recht wisen, als dat die rechtferdige Keiser Julius am Romschen Ryke die erste Keiser in synen gesetten gesat hefft, und vort geboden to halden. Hyrumme dorch ingevonge (Eingebung) des hilgen Geistes dan der hilge Keiser Karll sich angenommen hefft to besetten und to ordineren, und confirmert sint worden van dem hilgen Pawase Leo, so dat men die ordentlich ummer halden soll u. ſ. w. Hierauf wird nun zuerſt von den öffentlichen [76]) Freigerichten gehandelt. Man könnte alſo vielleicht annehmen, daß die Angabe des Rechtsbuches Karl der Große habe die Freigrafen und Freigerichte eingeſetzt, ſich nur auf ihre Öffentlichkeit beziehe und beziehen ſolle. Aber auch im zweiten Theile des Rechtsbuches, welcher überſchrieben iſt: Hyr na volget die heimliche achte, kommt die Beziehung auf Karl den Großen mehrmals vor S. 48: Den man nemme ich hyrup ute dem rechten, ute dem freden, und ute den fryheiden, die Keiser Karll gesat und Pawes Leo bestediget hefft, und S. 47: und sett en wederumme in den högesten freden, fryheit und rechte der heimlichen achten [77]), so als dat die hilge und grote Keiser Karll gesat und Pawes Leo bestedigt hebn, S. 49: und richtet over en na sete der heimlichen achten, als vor eynen unwittende man und en gevet eme doch Keiser Karls dach nich als eynem andern fryeschepen. Doch ſcheint S. 52 ein Gegenſatz zwiſchen den Geſetzen Karl's des Großen und den Rechten der heimlichen Acht gemacht, oder ſie wenigſtens nicht als eine und dieſelbe genommen zu werden, denn es heißt: Nu off sich eijnich frygreve overtrede und en tegen düsse vorbenompten artieule und gesette des groten und hilgen Keiser Karls und der heimlicher achte rechte dede u. ſ. w. [78]). Doch ſchrieb man auch die Rechte der heiligen Acht Karl dem Großen zu. Das Protokoll [79]) des Capitels über den Convent, welchen die Feimer (Fehmer) im Overveymgerichte (Oberfehmgericht) zu Arnsberg in dem Baumgarten im J. 1490 hielten, heißt es S. 264: Da quame de Ehrenveste gestrenge her Philips van Hörde, im Nahmen unde van wegen unses leven Heren von Cöllen, als Stadthalter der heimliken Gerichte, unde sprack uns alsso an: dat wy thosamen beropen ümme Ursake willen, etzliche Mispreueh, die sick by der heimliken Vehme offgethan hedden, trewlich abzuthun, und alles wyder na Vorschrifft *Caroli Magni* und des heimliken *Gerichts Reformationibus* [80]) inzurichten und anzustellen, und S. 265: Werd se (die, welche zu Freiſchöppen aufgenommen werden ſollen) gefraget, als *Carolus Magnus* ingesetzt u. ſ. w., und kurz darnach: Mutet (müſſen) se den Veihmen-Eidt schweren, also als *Carolus Magnus* vorgeschrieben hefft u. ſ. w., und weiter unten: Segget he enen dat Nothwordt, als et *Carolus Magnus* der hemliken Achte gegeven het u. ſ. w. [81]). In dem Formulare zu gerichtlichen Verhandlungen und Verfügungen des Fehmgerichts vom J. 1334 wird in der Formel H [82]) geſagt: Want de grote *Keiser Karll hevet alle* vrygestole gesatet und *gemaket* in westphalen to den eirsten maill umb veir artikule u. ſ. w., und weiter unten: na dem de groete Keyser Karll de macht hadde van gode van hemelrich, dat he mochte maken de vrygenstoille in westphalen up anders geyne Stede to beheff und umb noit des rechten Kristen geloven, dat men dan de heimlichen beslaten (verſchloſſene) achten benomet u. ſ. w. Auch die Freigrafen beriefen

73) Bei Troſt nach Rademacher's genauer Copie S. 28. Ähnliche Rechtsbücher treffen wir auch bei Hahn und Senkenberg. Bei Troſt (S. 59 fg.) findet ſich auch ein Aufſatz: „Einen wiſſenden Mann oder Freiſchöffen zu machen," der in die Periode von 1650—1700 zu gehören ſcheint, in welchem Art. 1 geſagt wird: „Das Freygerichte- oder Freyſchöffen-Recht iſt von dem glorr. Kayſ. Carolo M. — — anfangs bloß und allein zu dem Ende ordiniret und geſtiftet, damit der chriſtliche Glaube und Wort Gottes überall möge eingeführt und fortgepflanzet werden" u. ſ. w. 74) Wir theilen das nun Folgende im Abſchnitte Freigrafen (Erfoderniſſe) mit. 75) Nämlich unſinnige und unverſtändige. 76) ſ. den Abſchnitt: Zwiefache Beſchaffenheit, welche zerfällt in zwei Theile: 1) Öffentlichkeit, 2) Heimlichkeit.

77) Genitiv von der Einzahl von achte (Acht). 78) Das Weitere theilen wir im Abſchnitte Freigrafen (Erfoderniſſe) mit. 79) Bei Wigand S. 262—267. 80) In der Reformacie des heymelichen Gerichtes vom J. 1437 (bei Troſt S. [illegible]) heißt es: unde ober keyne andern sache zcu richten, das sich vor dem frigen stule gebord, als das Keyser Karle seliger gedechtnisse gesastz had unde van aldirs gehalden is u. ſ. w. Das dortmunder Weisthum (bei *Hahn* II. p. 602) ſagt: den heiligen und allerclaresten Keyser Karl, und besonder als [illegible] meint, das im das gericht des göttlichen sy verkundet worden 81) ſ. das Weitere im Abſchnitte Geheimworte. 82) S. Wigand S. 210.

…ch in ihren Briefen auf Karl den Großen als Urheber …r Geſetze ihrer Freigerichte. So z. B. heißt es in einer …rkunde vom J. 1488 (bei Datt.): „Heinrich von Wer-…inchlusen — — — — daſs ich uf hunden datum …iss briefs den Frienstoel zu Volgisten gelegen vur …weirten mit ordell und rechte becleid und busuden …ut, gespannender bangh, in eyme openbaren Frien-…gerichte to richten, na alden herkommen und ge-…sette Kaiser Karls Freygerichtsrechte u. ſ. w. Der …Freigraf von Warendorf in dem Briefe vom J. 1439 (bei Kindlinger III. 2. S. 217): Na insate Kaiser Karle des groten mylder gedacht. Die Kaiſer auch ſelbſt ließen ſich überreden, daß die Fehmgerichte von Karl dem Großen eingeſetzt ſeien. Kaiſer Sigismund ſagt in der Reformation von 1439 (bei Müller von 1439): „Wie denn solches der grosse und heilige Keyser Karl Hochlöblicher Gedächtniss gesetzt und verordnet hat und von Alters hergebracht ist. So auch bezieht Kaiſer Friedrich III. in der frankfurter Reformation [83]) ſich auf Karl den Großen. Die Geſchichtſchreiber, aber freilich nur ſolche, welche dem Zeitalter Karl's des Großen fern ſtehen, folgen der Sage, daß Karl der Große die Fehmgerichte angeordnet habe, und ſuchen die Beweggründe dazu anzugeben. Werner Rolevink unterläßt nicht, die Erzählung ſogar durch ein Mährchen zu beleben. Doch ſchickt er wohlweislich ſeiner Erzählung ein *Fertur* voraus, denn es ſpringt in die Augen, daß ſie eine Nachbildung der römiſchen Sage von dem ſinnbildlichen Abhauen der Mohnköpfe iſt. Vielleicht iſt dieſe Nachbildung eine Schöpfung Werner Rolevink's ſelbſt. Wenigſtens war es keine allgemein [84]) bekannte Sage; denn der ſagenliebende und nach Sagen haſchende Verfaſſer des braunſchweiger Bilderzeitbuches [85]), welches den Namen Konrad Botho's als Verfaſſers gewöhnlich trägt, kennt die Erzählung von dem Hängen des Unkrauts an kleine Galgen nicht, ſondern

83) Er verordnet daſelbſt: Cap. 7. Item de Judiciis Vetitis: ut Judicia Vetita honestis, probis, prudentibus ac peritis hominibus non bannitis, illegitimis, perjuris aut mancipiis committantur: utque hi non aliter in illis procedant, quam ab initio est a Divo Carolo Magno, nostro in Imperio praedecessore, deinde etiam in Reformatione Venerabilis Theoderici Archiepiscopi Coloniensis etc., dilecti *nostri* consanguinei et Electoris, quemadmodum ei ab *Imperatore* Sigismundo, praeclarae memoriae, nostro antecessore, demandatum erat, Arnspergae, in praesentia multorum Comitum, Baronum, Equitum, Justiciariorum, Comitum, Palatinorum et *Liberorum* Scabinorum, constitutum, ordinatum et sancitum etc. K. Sigismund und Friedrich III. haben die Beziehung auf Karl den Großen aus der arnsberger Reformation genommen. Wenn dieſe Beziehung in kaiſerlichen Urkunden ſich findet, ſo iſt kein Wunder, daß auch die Geſchichtſchreiber ſie haben. Heinrich von Herford, der im 14. Jahrh. unter Kaiſer Karl IV. lebte, ſagt: Karolus (nämlich der Große) in patriam, de qua antiquos Saxones fugaverat ultra Wiseram, de Francia, Eiflata (d. h. der Eifel), Hasbania et Ardania populum novum introducens, Terram eis dedit perpetuo possidendam. Sic tamen quod Regionis totius proprietatem (dieſe Angabe ſoll die Benennung Freigrafen, Freiſchöpfen, Freiſtühle u. ſ. w. erklären) de eo dederit, ut videlicet Patriam illam in fide Christi et fidelitate Regis manutenerent, propter quod et *Legem Secreti Judicii*, quod patria illius lingua *Veme* dicitur: studens Regionem ipsam expurgare furtis, quod terra saltuosa sit, et latibunda, perjuriis etiam et proditionibus et aliis talibus sibi crebro compertis ibidem perpetuis temporibus inviolabiter inter Rhenum et Wiseram observari sancivit. Äneas Sylvius, der nachmalige Papſt Pius II., ſagt: Carolus Magnus multa cum Westphalis proelia gessit, eosque magnis affecit cladibus, coëgitque Christi religionem amplecti, relicto idolorum cultu: quam cum saepius abnegassent, nec jusjurandum adverterent, ut metu poenae rebellionem compesceret, *occultos* instituit judices, quibus potestatem dedit, ut quamprimum dejerasse aliquem comperissent, aut fregisse fidem, aut aliquod aliud flagitium commisisse, mox illum supplicio afficerent, ubi primum comprehendi posset, nulla citatione praevia, aut defensione praemissa. Elegit viros graves, et recti amantes, quos plectere innocentes haud verisimile fuit. Terruit ea res Westphalos, ac demum in fide continuit, cum saepe in nemoribus et proceres et mediocres viri laqueo suspensi invenirentur, nulla accusatione prius audita. Quaerentibus tamen causam, constabat fregisse fidem, aut magnum aliquod scelus commisisse, qui necati reperiebantur. Id judicium usque ad nostram perdurat aetatem, vocaturque *Vetitum*. Bei dieſer einfachen Angabe der Einſetzung des Fehmgerichtes konnte die Sage ihrem Geiſte nach nicht ſtehen bleiben, ſondern bildete ſie weiter aus. Werner Rolevink erzählt: Interea ut fertur misit Rex legatum Romam ad Leonem Papam, pro consilio habendo de rebellibus istis, quos nulla poterat diligentia ex toto compescere aut exterminare. Ast vir sanctus audita legatione nihil prorsus respondit, sed surgens ad hortulum ivit, et zizania cum tribulis colligens, supra patibulum, quod de virgulis fecerat, suspendit. Rediens autem legatus haec Carolo nunciavit, qui mox jus vetitum instituit, quod usque in praesens *veniae* (lies *vemae*) vocatur. Über die Erzählung, welche *Henricus de Herfordia*, De Factis illustribus ab orbe condito usque ad annum 1353 darbietet, bemerkt Thomaſius a. a. O. S. 393, daß er ſie gemacht habe, um das Fehmgericht, das den Geiſtlichen ſeinen Urſprung zu verdanken habe, bei der Nachwelt zu empfehlen und in Anſehen zu bringen. Doch iſt wol Heinrich von Herford ſelbſt ſchwerlich der Erfinder der Angabe, daß das Fehmgericht eine Anſtalt Karl's des Großen ſei. Aus *Aeneae Piccolominei Senensis Cardinalis*, De his quae Frederico III. Imperante in Germania et per totam Europam gesta sunt, usque ad annum 1458 Commentarius, Cap. 29. De Westphalia ap. *Freher*, Scriptt. T. II. p. 74. *Aeneae Sylvii* Oppr. Geogr. et Hist. (Helmstadii 1690.), Historia de Europa. Cap. 37. p. 296. 297 haben entlehnt: *Felix Faber*, Monachus Ulmensis, Hist. Suevorum. Lib. I. Cap. 7 ap. *Goldastum*, Rerum Svevicarum Scriptt. aliq. vet. Ed. II. p. 18. *Joh. Bohemus Aubanus*, Descriptt. Orbis terrae. Lib. III. Cap. XIV. Münſter, Kosmographie. 3. Bch. Cap. 456. *Ubbo Emmius*, De Frisior. Orig. Lib. III. Über die Erzählung des Äneas Sylvius fällt Wiener (De Origine et Progressu Legum Juriumque Germanorum. T. II. [Lips. 1790.] p. 237. Not. 3) folgendes Urtheil: Memorabilis narratio, sed falsae origines, quas tamen isti scabini judiciorum prae se ferunt, veluti in Ord. Westph. ap. *Hahnium*. T. II. Collect. Monumentor. p. 590 sq.

84) Doch iſt das, was Rolevink darbietet, nicht ganz unberückſichtigt geblieben, denn Kaspar Fachius (Politica Liviana, Errore 23) ſagt: Cum Carolus M. de Saxonibus toties rebellantibus Leonem III. consuleret per Legatos, refertur Papa eos introduxisse in hortum, et radicitus evulsis zizaniis, imposuisse ea ferulis, in modum patibuli erectis, sanguinarium suum responsum hoc facti ambage reddens. Unde Imperator conjectans, quid per ambages sibi vellet, instituit judicium occultum Westphalicum, *das Heimliche Westpfalische Gericht*, quo qui saltim suspectus erat defectionis, a clandestinis judicibus clam e medio tollebantur. Von Rolevink's Erzählung von der ſinnbildlichen Antwort des Papſtes ſagt Gryphiander (Weichb. Saxon.), daß es ein von den Mönchen erfundenes Mährchen ſei, wie das von Karl dem Kahlen und der Päpſtin Johanna. 85) *Leibnitz*, Rer. Brunsv. Scriptt. T. III. p. 283.

ſagt blos (zum J. 772): Da König Karl die alten Sachſen verjagt hatte (aus dem Lande), daß man nun Weſtvelingh heißt, daß die über die Weſer geflohen waren, da verſtörte (zerſtörte) er ihren Abgott zu „Marsbarge“ (Marsberg), der heißt Armesule, und zerbrach „Marsbarge,“ und beſetzte das Land mit neuem Volke aus Frankreich, aus „Hispanien“ (in dieſes hat der Verfaſſer des Bilderzeitbuches das Hasbania[86]) Heinrich's von Herfort fälſchlich verwandelt), und (aus) Ardania, und gab ihnen das zu Erbe, und zu eigen ewiglich zu beſitzen, und das Land war voll Holzes, ſodaß „dar“ (daſelbſt) viel Raubes und Mordes geſchah, ſo gab König Karl das Land mit heimlichen Rechten, das man namet die Feme, und das Recht ſollte gehalten werden zu ewigen Zeiten zwiſchen der Weſer und dem Rheine. Darnach ſo wurden die, die über der Weſer waren, Oſtſachſen genannt, und die zwiſchen der Weſer und dem Rheine wurden genamet „Weſtevelingh.“ Während ein Theil der Geſchichtſchreiber, die Genannten und Andere[87]), die Anordnung Karl dem Großen zuſchreiben, hat es ein an Theil der Forſcher, wie z. B. Leibnitz[88]), mit Recht eine bloße Fiction gehalten, daß die Fehmgerichte von Karl dem Großen angeordnet ſeien. Dieſe richtige Meinung herrſchte bei einem Theile der tiefer Schauenden ſchon zur Zeit der Blüthe der Fehmgerichte; denn in einer Urkunde[89]) des 14. Jahrhunderts heißt es: Ok ſcholl gy uetten dat de Vrygreven in Weſtphalen neine bewysinge en hebben eres Richtes vom Konynck Karle. Man glaubte nämlich, es ſei nicht wol möglich, daß Karl Leuten, welche eben zum Glauben bekehrt worden ſeien, ein ſolches Vorrecht, wie das Fehmgericht, gegeben habe. Die Kaiſer pflegten, wenn ſie eine alte Bevorzugung oder alte Freiheit beſtätigten, in die Beſtätigungs-Urkunden die alte Urkunde über das Privileg einzurücken.

86) Der vormals vier große Grafſchaften enthaltende Gau Haspengowe, Hespengov, Haspungawe, Haspan, Asbania, jetzt Hesbyaie, ein Stück des Bisthums Lüttich. 87) z. B. *Joh. Trithemius*, Polygraphia. Lib. VI. p. 589, welchem *Cuspinnus*, Vita Caroli Magni, folgt. Ferner *Aemilius Paulus*, De Rebus gestis Francorum. Lib. III. Ähnlich, wie Paulus Ämilius, redet auch Georgius Torquatus (a. a. O. S. 150) von der Einſetzung des heimlichen Gerichtes bei Weſtphalen durch Karl den Großen. Joh. Trithemius ſagt: Veritus (nämlich Karl der Große) autem, ne denuo sicut pluries fecerant, apostatarent a fide, secretos quosdam instituit exploratores, quibus judiciariam contulit potestatem, qui totam Saxoniam peragrantes de fide ac moribus gentis secreto inquirerent diligenter et quoscunque reperissent apostatasse a fide, raptores, adulteros, blasphemos, Ecclesiae ac sacerdotum ejus et mandatorum contemptores, seu notoriis criminibus Christianorum Rempublicam perturbantes, aut populum ad paganismum revocantes vel sollicitantes, sine dilatione imperiali et regali autoritate laqueo suspenderent, vel alias, ut possent, necarent. Begreiflich iſt, daß die Geſchichtſchreiber, wenn ſie Karl's des Großen Grauſamkeiten, die er an den Sachſen beging, ihre gewaltſame Taufe, ihre Hinrichtungen zu Tauſenden und ihre gewaltſame Überſiedelung in andere Theile des Frankenreichs durch den Überwinder erwogen, ihm auch die Aufſtellung eines ſo grauſamen heimlichen Gerichtes, wie des Fehmgerichts, zutrauen können. Aber unbegreiflich wäre, wie das Fehmgericht, wenn es Karl der Große den Sachſen aufgedrungen hätte, in den folgenden Zeiten, wo ſie wieder mehr Freiheit gewannen, nicht von denſelben wieder aufgehoben worden, und die als Richter und Kundſchafter eingeſetzten Fremdlinge wieder wären vertrieben worden. Doch ſucht ein Theil der Geſchichtſchreiber ſich die Möglichkeit der Einſetzung des Fehmgerichts durch Karl den Großen durch die Annahme zu erklären, daß Nicht-Sachſen dahin gepflanzt worden. Sowie wir oben aus der Stelle Heinrich's von Herfort und des ihm folgenden Verfaſſers des braunſchweiger Bilderzeitbuches geſehen haben. Ähnlich ſagt auch Johannes Aventinus (Annalium Bojorum Lib. IV. Cap. 3. [Lips. 1710.] p. 314), nachdem er bemerkt hat, daß zehntauſend freie Sachſen, nebſt Kindern, Ehefrauen und Leibeigenen, in das übrige Teutſchland hier und dahin vertheilt worden: In quorum domicilia, gravissimi quique delecti, vitae et morum probitate insignes, ex omni Germania translati, penes quos foret arbitrium, et potestas animadvertendi etiam indicta causa, in pacis et fidei violatores, religionisque desertores. Inde *jus*, ut vocant, *Westophalense* derivatum, silentio et taciturnitate sacrosanctum. Werlich (Chronica der weitb. —— Statt Augſpurg. Ander Theil. 1. Cap. S. 16) gibt an: Hiernach da Carolus, der dann mit Namen und That groß war, nach 30 Jahren, aus Anregung Rolandi Anglerii ſeines Enkels, von ſeiner Schweſter Bertha, eines unerſchrockenen tapfern Helden (deſſen Bildniß noch in vielen ſächſiſchen Städten öffentlich zu ſehen iſt), bezwungen hatte Wietikundum, den König der ganzen ſächſiſchen Nation (aus welcher er 10,000 Einwohner mit Weib und Kind in die ſieben Städte Ungerlands und in Brabant geſchickt), damit er den chriſtlichen Glauben, den er ſo oft verleugnet, nicht wiederum verließe, hat er das hohe und ſtrenge Gericht, welches man das heimliche und heilige, die Richter und Schöffen aber die „Geheime“ und „wiſſende“ genennet, bei den Sicambern und Weſtfalen angerichtet, daß nämlich ein Jeder, der von dem Glauben abfiele, ſollt ohne alles ferneres Urtheil an den nächſten Baum gehängt werden. Chyträus (Chron. Sax. Lib. III. p. 70) ſucht die Anſtalt des Fehmgerichts durch Karl den Großen zu entſchuldigen.

88) Introduct. in T. III. Scriptt. *Brunsvic. illust.* p. 14, nachdem er die Stellen aus dem alten braunſchweiger Stadtrechte, welche wir im Abſchnitte Benennung mitgetheilt haben, und die Stelle des braunſchw. Bilderzeitbuches über das im J. 1563 zu Braunſchweig gehaltene Fehmding, welche wir ebenfalls im Abſchnitte Benennung eingerückt haben, beigebracht hat, ſagt weiter: Unde apparet, ex inquisitione in haereticos originem suam habuisse. Vemeding videtur significare judicium famae sive aestimationis, et fuisse quaedam extraordinaria censurae species, initio quidem autoritate publicâ instituta, sed cui se postea ingessere privati homines, qui dicebantur *Femeri*, quales hodie familiares inquisitionis apud Hispanos. Sed *Femeri* sibi autoritatem quandam et occulti judicii speciem *arrogabant* etc. In Rückſicht der ſich auf Karl den Großen berufenden Feimer ſagt er: ad Caroli Magni institutionem, *se falso referentes*. Weiter unten bemerkt er: Ex istis autem legibus (nämlich aus dem alten braunſchw. Stadtrechte) patet, jam saeculo XIII tale fuisse judicii genus, sed alia plane formâ, cum sub magistratus loci inspectione esset: prorsus ut inquisitores haereticae pravitatis Pontificii apud Venetos nihil, nisi consciis iis, possunt, quibus Senatus id negotii dedit, ut eorum actibus invigilent. Gewiß iſt, daß die Geiſtlichkeit die Anſtalt der weſtfäliſchen Gerichte als beſonders ihrerhalb gemacht annahm und ausgab. Das Vetus Chron. Midense (die Stelle daraus bei Joh. Konr. Knauth zu Kasp. Schneider's Saxonia Vetus et Magna in parvo p. 87) lautet: Totius regionis proprietatem Carolus clero dedit, ut patriam in fide Christi et Regis fidelitate tenerent, propter quod etiam *legem Judicii secreti*, inter Weseram et Rhenum perpetuis temporibus servandam, sancivit, et quia vidit terram hanc sylvosam et latibundam; ideo timuit, eam extirpari et spoliari crebris furtis, perjuriis et praedationibus, propter haec et consimilia legem dedit praedictam. Ähnlich alſo, wie bei Heinrich von Herfort. Nur daß bei dieſem ſteht: Sic tamen, quod Regionis totius proprietatem de eo dederit, ut videlicet etc. Siehe die Stelle Heinrich's von Herfort, welche wir weiter oben in dieſem Abſchnitte mitgetheilt haben. 89) Bei Berck Nr. I.

Da ſie es bei einer ſo wichtigen Sache nicht thaten, ſo läßt ſich mit Sicherheit ſchließen, daß das Perſonal der weſtfäliſchen Freigerichte keine Urkunde über ihre Einſetzung von Karl dem Großen hatten. Auch hatten ſie die Satzungen, welche ihnen Karl der Große gegeben haben ſollte, nicht in einem beſondern alten Buche oder Briefe, ſondern Kaiſer Sigismund und Friedrich III. erhielten nichts vorgelegt als die arnsberger Reformation vom J. 1437, worin ſich findet: unde obir keyne andern sache zcu richten, dan sich vom frigen stule gebord zcu, als das Keyszer Karlo[90]) seliger gedechtnisse gesastz hat und van aldirs gehaldin is. Außer dem Stillſchweigen der gleichzeitigen Geſchichtſchreiber kommt hier noch der wichtige Umſtand hinzu, daß die angebliche Einſetzung der Fehmgerichte durch Karl den Großen einer Zeit angehört, wo die Geſetze und andre Verordnungen aufgeſchrieben wurden, und zwar ſelbſt dann auch, wenn ſie nicht das ganze Reich betrafen. Unter den Capitularibus Caroli Magni findet ſich eine Capitulatio de partibus Saxoniae. Dieſe enthält Beſtimmungen über die Obliegenheiten der Grafen in Beziehung auf die Rechtspflege. Aber von einer beſondern Art Grafen, nämlich Freigrafen, iſt darin nicht die Rede. Auch nicht davon, daß die Grafen, ungeachtet ſie mit den Sachſen ſehr ſtreng verfahren ſollten, heimlich verfahren ſollten. Ja! nicht die mindeſte Beziehung findet ſich darin auf die heimliche Acht. Daß die Fehmgerichte keine Anſtalt Karl's des Großen ſein können, hierfür gibt Biener folgende Urſache an: „ut taceam haec judicia plane repugnare ordini disceptationum criminalium a Carolo M. constituto. Daher haben die Unrecht, welche, wie Gryphiander[91]), den Urſprung des Fehmgerichts lieber den fränkiſchen Missis oder Landvoigten, als Karl dem Großen ſelbſt ſeiner hohen Pietät und Leutſeligkeit wegen zuſchreiben möchten. Die Missos als Urheber des Fehmgerichts haben vornehmlich Lothmann[92]) und Möſer[93]) in Anſpruch genommen. Nach ihnen hat das Fehmgericht ſein Daſein den Karolingiſchen Commiſſarien (missis per tempora discurrentibus) zu verdanken. Dieſe bereiſeten des Jahres ein oder zwei Mal die ihnen von dem Kaiſer Karl angewieſenen Diſtricte und hielten unter des Kaiſers Namen oder unter Königsbann in denſelben ihre Sitzungen, wobei jeder, der wider ſeine vorgeſetzte Obrigkeit oder ſonſt zu klagen oder ſonſt etwas anzubringen hatte, das nur durch den Kaiſer entſchieden werden durfte, erſcheinen konnte. Dieſe Commiſſarien aber unterſuchten und beſtraften vorzüglich diejenigen Verbrechen, deren Beſtrafung der Kaiſer ſich ſelbſt vorbehalten hatte, und wie es überhaupt ſcheint, daß der ordentliche Richter nicht anders als zur Erhaltung, das iſt zur Genugthuung, mit Gelde richten konnte; alſo mochten jene Commiſſarien über alle Verbrechen richten, welche entweder der Kaiſer für unablösbar erklärte, oder der Verbrecher ſelbſt dadurch, daß er ſich zur Genugthuung vor ſeinem ordentlichen Richter nicht bequemen wollte, unablöslich gemacht hatte. Die Natur dieſer Anſtalt erfoderte zweierlei, eine öffentliche und geheime Sitzung. Denn da unter den unablöslichen Verbrechen Ketzerei, Zauberei, Kirchenraub mit begriffen waren, ſo ließ ſich darüber nicht vor dem ganzen Volke eine Unterſuchung anſtellen, und ſo ward die Commiſſion erſt mit dem verſammelten Volke eröffnet und hernach mit einem geheimen oder Stillgericht beſchloſſen. Zweitens erfoderte ſie, weil die Commiſſarien ſich nicht lange aufhalten konnten, einen geſchwinden Proceß, und dieſer beſtand darin, daß in jedem Diſtrict zwei oder mehre der beſten und redlichſten Männer zu Eidgeſchworenen angeſetzt und alle Verbrechen, die zu ihrer Beſtrafung gehörten, auf deren Zeugniß gerichtet wurden. Hiermit ſtimmt auch die Geſchichte, wenn man alle kleine Umſtände zuſammennimmt, überein, und die ſpäteren Geſchichtſchreiber ſetzen dieſem noch den beſonderen, aber wahrſcheinlichen Umſtand hinzu, daß die Eidgeſchworenen dem Volke nicht wären bekannt gemacht worden, damit ſich keiner von ihnen hätte in Acht nehmen können; ſodaß ein Bruder vor dem andern ſich habe fürchten müſſen. Vergleicht man die Verfahrungsart der Karolingiſchen Commiſſarien, fährt Möſer fort, mit der Verfahrungsweiſe des Fehmgerichtes, ſo findet man unter beiden die größte Ähnlichkeit und kann daher auch mit Recht ſchließen, daß dieſe Jenen ihre Exiſtenz zu verdanken habe. Dieſe Muthmaßungen Lothmann's und Möſer's widerlegt Biener[94]). Wigand ſagt: „Auch[95]) der ſcharfblickende Möſer hat eine der Wahrheit ziem-

90) Pfeffinger (Vitriarium Illustratum P. IV.) bemerkt richtig, daß dieſe Beziehung des Geſetzgebers auf Karl den Großen kein Gewicht haben könne, da die gleichzeitigen Geſchichtſchreiber ſchweigen. Auch Müller im Reichstheater unter Friedrich V. bemerkt richtig, daß das, daß die Freigrafen und ſogar die Kaiſer in ihren Edicten Karl den Großen zum Urheber machen, nichts beweiſe, weil auch eine entſtandene Sage durch ſolche Edicte fortgepflanzt werden könne. 91) Comment. Historico-Jurid. de Weichbildis Saxon. et Colossis Rulandinis Cap. 54 et 57. Gryphiander möchte nämlich, wenn der Urſprung der Fehmgerichte einmal in die Karolingiſche Zeit geſetzt werden ſoll, ſie lieber ſeinen Missis, als ihm ſelbſt zuſchreiben. Aber er meint, daß eigentlich der Urſprung der Fehmgerichte in die Zeiten des Kaiſers Friedrich III. zu ſetzen ſei, und ſagt dann weiter: „quo tempore, cum irrepsissent hujusmodi judicia, verisimile est, Scabinos eorum, ut dignitatem sui judicii ex antiquitate commendarent, eoque praetextu crudelitatem palliarent, originis Carolinae opinionem et famam credulo vulgo impressisse.“ Der Grund aber, welchen Gryphiander weiter anführt, iſt nicht gültig; denn Karl der Große hielt wegen der öfteren Empörungen der Sachſen ſich zu grauſamen Verfahren gegen dieſelben berechtigt. Deshalb, und namentlich in Beziehung darauf, daß Karl der Große die Theilnehmer an den beiden Verſchwörungen, der einen unter Anregung ſeines Sohnes Pipin und der andern unter Hardrad's Anſtiften, hart beſtrafen ließ, und Karl der Große alſo von Grauſamkeit überhaupt nicht freigeſprochen werden konnte, ſagt er Vita Caroli M. Cap. 21: vel minima *injustae* crudelitatis nota.

92) Diss. de origine Jud. Vemicorum. 93) Über die weſtfäliſchen Gerichte in der Berl. Monatsſchrift 1786. 94) De Origine et Progressu Legum Juriumque Germanorum. T. II. p. 237. 6. Anmerk. 95) Wigand (S. 8) ſagt nämlich unmittelbar zuvor (S. 7 und 8): „Der richtigen Anſicht am nächſten gekommen iſt Kindlinger, wie es bei dem Schatz von Urkunden, die er in Weſtfalen ſammelte, nothwendig war; aber doch hat derſelbe, indem er das Freigericht und Fehmgericht völlig gleichſtellte, das Unterſcheidende des ſpäteren Inſtituts zu wenig hervorgehoben und in der Art, wie er es an die Karolingiſche Zeit reiht, dem gewöhnlichen Irrthume auch gehuldigt.“

lich nahe kommende Meinung aufgeſtellt, indem er das Femgericht von der Geſandtſchaft der Karolingiſchen Verfaſſung herleitet. Doch iſt es verfehlt, dieſer Anſicht gradezu zu huldigen, und ebenſo unrecht, ſie ganz zu verwerfen, wie man neuerlich gethan hat. Das Femgericht iſt weder rein aus der Geſandtſchaft entſtanden, noch ganz frei von der Einwirkung dieſes Inſtituts. Das Letztere wird uns die Folge zeigen, das Erſtere widerlegt ſich, wenn wir nur bedenken, daß das Amt der Geſandtſchaft einging. Irrig iſt es, die geheimen Sitzungen wegen Ketzerei und Zauberei zu einer Quelle der Herleitung zu machen, oder den geſchwinden Proceß der Fehmgerichte daraus zu erklären, daß die Commiſſarien bei ihren Reiſen ſich nicht lange aufhalten konnten. Die Grafengerichte verhandelten nicht weitläufiger, als die Placita der Geſandten, und das Femgericht war in ſeinen Formen des Verfahrens nicht ſchneller, als jedes andere Gericht des Mittelalters." So Wigand. Zur Erklärung der Entſtehung der Sage, daß Karl der Große die Fehmgerichte eingeſetzt habe, muß man vornehmlich zwei Umſtände beachten. Der eine iſt, daß Karl's des Großen Zeitalter im 12., 13. und 14. Jahrhunderte in jeder Hinſicht für eine goldene, aber geſchwundene Zeit galt. Diejenigen, welche die Mängel der Fehmgerichte ſahen und ſie doch in Schutz nahmen, ſtellen daher auf, daß ſie in ihrem Urſprunge eine vollkommene Anſtalt geweſen, aber ſpäter ausgeartet ſeien, weil nämlich die Menſchen nicht mehr ſo vollkommen ſeien, als zur Zeit Karl's des Großen. Der Ghuter [96]) z. B. erhebt die Zucht und Ehre, die zu Karl's Zeiten geherrſcht, und klagt:

Nu ist valsch diet den herren mite.

Karles lot bedeutete das richtigſte, genaueſte Gewicht, und mit Karles lote wider wegen oder gelten, ſoviel als etwas nach der größten Strenge erwiedern, dem Andern nicht das Geringſte überſehen oder zu Gute halten [97]). Vor allem ſtand Karl's Geſetzgebung und ſeine Sorge für unparteiiſche Rechtspflege in dem größten Rufe. Daher läßt Wirnt von Gravenberg Z. 9554 den Wigalois allen Fürſten in ſeinem Lande, nachdem ſie von ihm belehnt waren und ihm gehuldigt hatten, gebieten:

Daz sie behielten Karles reht,
Und die gerihte machten sleht [98])
Uber allez sin rich.

Karls reht ward nämlich ſprüchwörtlich, und bezeichnet im Allgemeinen alles, was recht und billig iſt. So ſagt Her Dietmar der Sezzer [99]) von den falſchen dasbrüdern, die von Rechtswegen auf dem Rade ... mußten, ſtatt deſſen aber für ihre Verrätherei belohnt ... den: ſie hätten *Karls reht verdrungen*. *Karles* ... (Karl's Buch) ſtand in ganz Teutſchland im allgem... Anſehen. Hardegger [1]) ſagt, nachdem er Karl's ... Rechtspflege gegen die beſtechliche ſeiner Zeit gerühmt ...

Ichn zihe es hie die herren niht (also vernent die ...
Die rihtent nach dem rehte, und als in *Karles* ... ...

Ungeachtet Karl der Große, ſowie ſeine Vorgänger, jedem unterworfenen Volke ſein Recht gelaſſen hatte, ſoweit dieſes die Einführung des Chriſtenthums erlaubte [2]), ſo wurde doch alles Karl's Recht genannt, weil er aufſchreiben [3]) laſſen und beſtätigt hatte. In dem Eingange des Schwabenſpiegels heißt es §. 31: *Und also stat dehainerley* lantrecht noch lehenrecht *noch dehainerley* urtail wan alz von roemischer pfar und von Kunig Karls reht komen ist, und alz die Baebest und die Kayser zen conzilien und ze den hoefen habent gesetzet und geboten uz decrete und decretale. Karl's Buch wurde aller Wahrſcheinlichkeit nach die Sammlung der fränkiſchen Capitularien genannt. Daß die Geſetze (capitula) gehörig in Abſchriften vertheilt und in den Grafſchaften verleſen werden ſollten, verordnet das Capitulare Triburiense des Kaiſers Ludwig des Frommen vom J. 822. Aus Obigem bildete ſich, wie Benecke bemerkt, natürlicher Weiſe die Vorſtellung, daß alles Recht von Karl dem Großen ausgehe, ſodaß ſpäter hier auch die Freigrafen ſchwören mußten, nach Karl's Geſetz und Ordnung zu richten und die Fehmgerichte ſelbſt dieſem Kaiſer zugeſchrieben und nach ſeinem Namen benannt wurden [4]). In Beziehung auf die Satzungen des Fehmrechtes hatten aber die Fehmrichter ganz Unrecht, wenn ſie dieſelben Karln dem Großen zuſchrieben. Daß z. B. der Diebſtahl mit dem Tode beſtraft ward, geſchah nach dem alten ſächſiſchen Rechte [5]), das Karl den Sachſen gelaſſen hatte. Im Betreff der Gerichte [6]), wenn wir von den ſpäteren Zuſätze des Eigenthümlichen des Fehmgerichts abſehen, haben die Freigrafen Recht, wenn ſie die Einſetzung ihrer Gerichte in Weſtfalen Karln dem Großen zuſchreiben. Er hatte zwar, beſonders in dem, was die Rechtsſatzungen betrifft, den Sachſen ihre Rechtsverfaſſung gelaſſen. Aber die Gerichtsverfaſſung war verändert und ſtatt der ſächſiſchen die fränkiſche eingeführt worden, wie namentlich aus der Urkunde des Königs Karl vom J. 779 [7]) und der

96) Aldt Meister-Gesangbuch bei Müller, Sammlung teutſcher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrh. S. 1. 97) ſ. die Nachweiſungen bei Benecke, Anmerkungen und Wörterbuch zum Wigalois S. 495 und bei Jac. Grimm, Teutſche Rechtsalterthümer S. 830. Daſelbſt S. 340 findet ſich die Stelle der Kaiſerchronik umbe der bulute gewaete, wie es Kaiſer Karl feſtgeſetzt haben ſoll, wobei „Karles pfate" (Caroli pactum) genannt wird. In Bamberg ward im J. 1493 ein Meiſtergeſang unter dem Titel: „Kaiſer Carls Recht," gedruckt. Er enthält eine Geſtaltung der Fabel, daß ein Jude Geld unter der Bedingung darleihe, im Falle der Nichtbezahlung dem Schuldner ein feſtgeſetztes Gewicht Fleiſches irgendwo aus dem Leibe ſchneiden zu dürfen, hernach aber durch den richterlichen Ausſpruch, daß er bei Verluſt ſeines eigenen Kopfes nicht mehr und nicht weniger ſchneiden ſolle, zu Schanden gebracht wird. (Vgl. Jac. Grimm a. a. O. S. 616.) 98) ſchlicht, vgl. ſchlecht und gerecht.

99) Bei Bodmer, Maneſſiſche Sammlung von Minneſ. II. S. 119.

1) Ebendaſelbſt II, 121 a. 2) Dieſes geht z. B. aus der Lex Saxonum hervor, und der Sachſenſpiegel ſagt I. Bd. Art. 18 (Gärtner'ſche Ausgabe S. 52): „Darzu behilden sie (die Sachsen) daz alde recht, swo ez wider cristenen e, und wider den globen nicht en was. 3) Cap. 24 (bei Georgiſch S. 88) und Capitularium. Lib. II. Cap. 24. p. 1334. 4) Benecke a. a. O. S. 499. 5) ſ. Lex Saxonum Titulus IV. De furtis col. 458. 6) Wiener (a. a. O. 2. Th. S. 228) ſagt, daß zwar Karl der Große die weſtfäliſchen Gerichte eingeſetzt hätte, aber die weſtfäliſchen Fehmgerichte nicht, zwiſchen welchen man doch einen großen Unterſchied machen müſſe, und daß daher das weſtfäliſche Gericht und das weſtfäliſche Fehmgericht ſei verwechſelt worden. 7) Bei Heydenreich, Entwurf einer Hiſtorie derer Pfalzgrafen

Capitulatio de partibus Saxoniae hervorgeht. Aber von der heimlichen Acht, dem Charakteriſtiſchen der Fehmgerichte, findet ſich in der Karolingiſchen Zeit, ſowie noch lange nachher keine Spur.

B. Die wahre. Von dieſer läßt ſich nur muthmaßlich handeln, weil weder eine Urkunde über die Einſetzung derſelben vorhanden iſt, noch ein gleichzeitiger Geſchichtſchreiber der Einſetzung derſelben gedenkt. Man kann daher nur die Umſtände zuſammenſtellen, welche ins Licht ſetzen oder doch zu ſetzen ſcheinen, auf welche Weiſe die Fehmgerichte in Weſtfalen entſtanden ſind. Hier erhebt ſich ſogleich die Frage, warum grade in Weſtfalen? Ein zur Beantwortung dienlicher Umſtand iſt, daß die Sachſen ſchon längſt vor Entſtehung der Fehmgerichte grauſamere Geſetze hatten, als andre teutſche Volksſtämme, weshalb Wippo das Geſetz der Sachſen das ſo oder ſehr grauſame [8]) nennt. Es verhängt nämlich häufiger die Todesſtrafe, als die Geſetze der andern teutſchen Stämme. Vornehmlich ward der Diebſtahl [9]) bei den Sachſen mit dem Tode beſtraft. So auch der Meineid [10]). Ungeachtet der Grauſamkeit des Geſetzes mußten es ihnen doch die fränkiſchen Könige und Kaiſer beſtätigen, ſo feſt hingen ſie daran, denn ſie wollten die Übelthäter auf das Beſte beſtraft wiſſen [11]). Grauſame Geſetze hatte Karl der Große zur Unterdrückung des Heidenthums und zu Gunſten der Einführung des Chriſtenthums den Sachſen gegeben [12]). Nachdem dieſe Chriſten geworden, war es leicht, daß ſie dieſe Geſetze billigten, wenn ſie gegen Ketzer oder Verächter des Chriſtenthums angewandt wurden, und es war auch in dieſer Beziehung den Satzungen der Fehmgerichte vorgearbeitet. Das dortmunder Weisthum [13]) ſagt von dem Fehmgerichte: „Den Westphaelischen ist es gesetzt worden, und keinem lande meer. Dann in dem lande die leut von Natur zu ubel und unbillichen Sachen geneygt sin, als Ketzerei, Raube und Diepstall. In einer alten Relation bei Berck Anh. Nr. 1 heißt es: So delete he (Karl der Große) dat ganse land, dat nu Westphalen heth uppe desse Zide der Wesere in vele kleyner Gravescuppe, lichte in hundert, de nu en deel vorgheten sin, so dat yewelik sin endeschede hedde, und over itlik deel enen Stolheren und enen Vrygreven, dat is so vele gesecht als enen Richter, de myt den hemeliken Richter scholde sine gravescup unde vurder nicht *vryen van der* boesheit, *de in dem lande wontlik was, unde ok nicht vorgangen is.* In der Unterſuchung eines cölniſchen Doctors der Theologie über die Fehmgerichte (bei Hahn a. O. S. 599) wird geſagt: „Umb die Bossheit und widerwertigkeit der lüte desselben Landes Westvalen, dieselb Bosheit man durch den lauff der der gemein Gericht nit mag ussgerutten, noch verpiettn. Johann von Herford und der Verfaſſer des Chron. Vet. Mind. [14]) ſagen, der Urheber des heimlichen Geſetzes, das Fehme heiße, habe die Gegend von Diebſtählen, weil das Land waldreich ſei und viele Schlupfwinkel darbiete, und auch von Meineiden und andern dergleichen, was er dort häufig in Erfahrung gebracht, reinigen wollen. Kaiſer Karl IV. deutet in der Urkunde vom J. 1349 den Zweck der Fehm-

---

zu Sachſen S. 4. 5 und bei Müller, Reichstheater unter Karl dem Großen. Die Freigrafen hatten Recht, wenn ſie die Einſetzung ihrer Gerichte, wenn wir von der ſpäteren Umwandlung in Fehmgerichte abſehen, Karl dem Großen zuſchrieben; denn die Freigerichte, welches eigentlich Reichsgerichte heißen ſollte, wie wir im Abſchnitte Freigrafſchaften entwickeln werden, waren Trümmer von der von Karl dem Großen eingeſetzten Gau- oder Grafengerichte. Aber es iſt dieſe Ableitung der weſtfäliſchen Freigerichte nichts für ſie beſonders Ausgezeichnetes. Das Gerichtsperſonal des benzhäuſer Freigerichts in Thüringen ſagt: wir zentgrafe, schepfen und landfolk des gerichts zu Benshausen geminlich bekennen, das wir ein recht *frihe gericht kunig Karls* gesessen haben. Auch die frieſiſchen Geſetzbücher ſtellen ihr Recht und ihre Freiheit als „thes kyning Kerles jeft dar" (Asegabok 12. 13. 85. 223. 332), und reden von freiem Gericht und freiem Stuhl ganz in dem Sinne der alten Placita: thet is thio siugunde liodkest, thet alle Frisa an fria stole besitte and hebbe *fria sprcke* and *fri* ondwarde, thet urjef us thi Kyning Kerl (Asegabok 15). Es geſchieht dieſes ohne die mindeſte Beziehung auf die ſpäteren Fehmgerichte. Dieſe werden alſo Karl dem Großen nach der Sage des Mittelalters beigelegt, weil ſie ihm allgemein jede alte Rechtseinrichtung zuſchrieb, ſowie die däniſche Sage dieſes im Betreff des Königs Fradi that.

8) *Wippo*, De Vita Chunradi Salici (ap. *Pistorium*, Rer. Germ. Scriptt. ed. *Struv.* T. III. p. 469) ſagt: Reversus Rex de Ripuariis ad Saxoniam venit, ibi legem *crudelissimam* Saxonum, secundum voluntatem eorum, constanti autoritate roboravit. Manche Schriftſteller haben in dieſer Stelle des Wippo die erſte Erwähnung des Fehmgerichts ſehen wollen. ſ. z. B. *Conringius*, De Origine Juris Germ. Cap. 19. p. 105 und *Meibom*, Irminsula Saxonica p. 24. Böller (Dissert. de Wittikindo Magno) ſagt gegen Meibom, daß unter dem „grauſamen" Geſetz des Wippo die Einſetzung des Fehmgerichts nicht zu verſtehen ſei. Ebenſo *Schilter*, Instit. Jur. Publ. Tom. I. Lib. IV. p. 382. So auch *Mascow*, Commentarii de Rebus Imperii Romano-Germanici a Conrado-Primo usque ad obitum Henrici tertii. (Lips. 1757.) p. 271. Datt (De Pace imperii publica) will unter dem von Wippo erwähnten grauſamen das ſächſiſche Geſetz des Herold und Lindenbrog nicht verſtehen, ſondern meint, daß Konrad's des Saliers Geſchichtſchreiber Karl's des Großen Capitulatio de partibus Saxoniae meine, weil in dieſer härtere und grauſamere Strafen, als in der Lex Saxonum bei Herold und Lindenbrog zu finden ſeien, wie z. B. in der Capitulatio die Übertretung der 40tägigen Faſten durch Fleiſcheſſen mit der Todesſtrafe belegt werde. Aber wahrſcheinlich ſind unter Wippo's Lex crudelissima beide, ſowol die Lex Saxonum, als auch die Capitulatio zu verſtehen, weil dieſe jene ergänzt. Sie waren aller Wahrſcheinlichkeit nach in ein Buch zuſammengeſchrieben; wenigſtens war die Lex Saxonum erweislich durch Abſchriften verbreitet, denn *Witichindus Corbeiensis*, Annalium Lib. I. ap. *Meibom*, Scriptt. T. I. p. 634, bemerkt: De Legum vero varietate nostrum non est in hoc libello disserere, cum apud plures inveniatur lex Saxonica diligenter descripta.

9) Die Lex Saxonum. Tit. IV. De Furtis. p. 458. 10) Die Lex Saxonum. Tit. II. §. 8. S. 457. 11) Und zwar auch ſchon zur Heidenzeit. Rudolf von Fulda (Translatio S. Alexandri Cap. 1. 2 [ap. *Pertz*, Monum. Germ. Hist. Scriptt. T. II. p. 675]) ſagt in der Schilderung, die er von den Sachſen macht, bevor ſie von den Franken unterworfen und zur Annahme der chriſtlichen Taufe gezwungen, und nachdem er die vier verſchiedenen Stände der Sachſen aufgeführt: Si vero quispiam horum sibi non congruentem et genere praestantiorem duxerit uxorem, cum vitae suae damno componat. Legibus etiam ad vindictam malefactorum optimis utebantur. 12) Die Capitulatio de partibus Saxoniae enthält Beiſpiele in mehren ihrer Capitel, ſo z. B. Cap. III. IV. VII. 13) Bei *Hahn*, Collectio Monum. II. p. 598. 14) ſ. die betreffenden Stellen im Abſchnitte: Angebliche Entſtehung.

gerichte an, indem er ſagt: ad exterminandas malorum pravitates [15]). In dem Privileg, durch welches Kaiſer Karl IV. und ſein Sohn Wenceslaus im J. 1409 [16]) ſechs lauſitziſche Städte mit dem Rechte, heimliche Gerichte zu halten, begnadigte, heißt es: Durch Friedens und auch Gemachs willen. Wigand bemerkt [17]) in Beziehung auf die weſtfäliſchen Fehmgerichte: „Die allegirten Formulare deuten immer auf Friedensbruch hin.“ Aus einem derſelben, nämlich dem vom J. 1334 [18]) bemerken wir: boven den frede ind geleide, den der gemeyne hilge kirche ind de alre durchluchtichste forste Romscher Koningh u. ſ. w. van Koninglicher gewalt dar gestediget ind gegeven hadn. Das Daſein der Fehmgerichte in Weſtfalen läßt ſich nicht früher als für die letzte Hälfte des 13. Jahrhunderts nachweiſen. Es iſt dieſes das Jahrhundert, wo in Teutſchland das Fauſtrecht am furchtbarſten wüthete. Wie wir im Art. Fauſtrecht ſahen, wurden zur Beſchränkung deſſelben mehre Mittel angewandt. Eins waren die ſcharfen Befehle der Kaiſer zur Aufrechthaltung des Landfriedens, ein anderes die Städtebündniſſe, beſonders auch in Weſtfalen, wo das Fauſtrecht ſo ſchrecklich wüthete [19]). An die Städtebündniſſe ſchloſſen ſich auch theilweiſe die Fürſten an. Erwägen wir dieſes, ſo hat es alle Wahrſcheinlichkeit für ſich, daß auch die Schöffen der Reichsgerichte in Weſtfalen zu demſelben Zwecke ſich verbanden. Die Fehmgerichte haben viel Unerklärliches, wenn wir von ihnen vorausſetzen, daß ſie als ganz neue Gerichte eingeſetzt worden. Nehmen wir hingegen an, daß alte vorhandene Reichsgerichte zu dem alten Verfahren, nämlich zu dem offenen Ding, auch noch ein neues, nämlich das heimliche Ding hinzufügten, ſo iſt die Entſtehung der Fehmgerichte weit erklärlicher. Auf den Bruch des Landfriedens ſtand die Reichsacht, welche der Kaiſer ausſprach. Er hatte die Macht, dieſes öffentlich zu thun. Die Reichsgerichte in Weſtfalen ſprachen aber nur im Namen des Kaiſers, und konnten ſich der Macht deſſelben nicht bedienen. Sie mußten daher zur heimlichen Acht ihre Zuflucht nehmen. Sie mußten dieſes aus Schwäche thun. Wenn der Gedanke des Schöffenbundes von den Schöffen der weſtfäliſchen Reichsgerichte von dieſen ſelbſt ausgegangen, ſo ſtammt wol der Gedanke zu dem alten offenen oder öffentlichen Dinge noch ein heimliches hinzuzufügen, aller Wahrſcheinlichkeit nach von dem Erzbiſchofe von Cöln. Dieſe Annahme hat ſoviel für ſich, daß ſie als geſchichtliche Thatſache aufgeſtellt und Erzbiſchof Engelbert als Urheber der Fehmgerichte geltend gemacht worden iſt [20]). Selbſt die, welche Karln den Großen als Urheber der weſtfäliſchen Ger[ichte] annehmen, müſſen doch endlich auch auf die H[olle] kommen, welche der Erzbiſchof von Cöln dabei ſpielt. [So] erzählt das ſtuttgarter Manuſcript: „Wie nun d[as] heimliche weſtphäliſche Gericht von Kaiſer Carolo dem Gr[o]ßen „(im)“ 772 Jahr aufgerichtet geworden, iſt be[meldtes] Gericht bei dem Haus zu Sachſen, welchem der Zeit [das] Fürſtenthum Weſtphalen einverleibt war, bis auf die Regierung Kaiſer Friedrich's des Erſten Barbaroſſae genannt beblieben, als aber Herzog Heinrich von Sachſen und Baiern um ſeine wohlverſchuldete Miſſethat, welche er wider die kaiſerliche Würdigkeit begangen, von benannten Kaiſer Friedrich „(im)“ 1164 Jahr, von der Chur, Fürſtenthum, Land und Leuten entſetzet ward, iſt das Land zu Weſtphalen mit Gewalt durch Biſchof Philippum zu Kölln an das Erzbiſtum und Stift zu Kölln gekommen und gebracht worden. Daher ſich denn noch heutiges Tages ein jeder Erzbiſchof zu Kölln einen Herzog von Weſtphalen ſchreibt, und beſondere Belehnung, als ein Obriſter Kayſerlicher Statthalter des heiligen heimlichen Gerichts von Römiſcher Kayſerlicher Gewalt über alle und jede Freigrafen der heiligen heimlich Rechtwiſſenden Acht, bis auf unſre Zeit trägt und hat.“ So das ſtuttgarter Manuſcript. Als nämlich Kaiſer Friedrich im J. 1180 dem Herzoge Heinrich von Sachſen und Baiern ſowol das Herzogthum Baiern, als das von Weſtfalen und Engern, ſowie auch ſämmtliche vom Reiche gehabte Lehen abſprechen ließ, erhielt der Erzbiſchof Philipp von Cöln einen Theil des Herzogthums Weſtfalen und Engern mit der Gerichtsbarkeit, nämlich den Grafſchaften [21]). König Philipp bewilligte und beſtätigte im J. 1204 dem Erzbiſchofe Adolf, und im J. 1208 Dietrichen das Herzogthum Weſtfalen und Engern, und alle Beſitzungen und Rechte deſſelben [22]). Endlich im J. 1216 ward Engelbert, der ſchon vorher Dietrich's Nebenbuhler geweſen war, von Kaiſer Friedrich II. für deſſen Nachfolger erklärt, und war der Erſte, der dem Herzogthume Weſtfalen ruhig und ohne Streit vorſtand [23]). In dieſen Lehnbriefen wird der Fehmgerichte noch nicht gedacht. Zwar geſchieht der Comitatuum Erwähnung, aber ſie werden nicht, wie ſpäter geſchah, durch den Zuſatz Freigrafſchaft erklärt [24]). Warum die Fehmgerichte noch nicht unter Friedrich I. und Philipp von Schwaben beſtanden, wird dadurch erklärt, daß der inquiſitoriſche Geiſt noch nicht in die Gerichte Teutſchlands gedrungen [25]) war. Erzbiſchof Engelbert war von Friedrich II., welcher ſich fern von Teutſchland in Sicilien auf-

15) Vergl. Wigand S. 506. 16) ſ. Singularia Historico-Literaria Lusatiae, Collect. XXI. n. 1. 17) S. 506. 18) Bei Wigand S. 229. 19) Wie z. B. die Städte Münſter, Dortmund, Soeſt und Lippe in der Verbindungsurkunde vom J. 1253 (bei *Häberlin*, Analecta p. 231 seqq.) kund thun. Der Erzbiſchof Wiebold von Cöln, der Biſchof Eberhard von Münſter und der Graf Eberhard von der Mark, ſowie die Bürgermeiſter, Rathmannen und Gemeinden von Münſter, Soeſt und Dortmund ſagen Ähnliches in der Urkunde über den Landfrieden, den ſie im J. 1298 auf fünf Jahre beſchworen (bei *Häberlin* p. 259 seqq.) 20) Dieſes entwickelt umſtändlich Haltaus (Glossar. unter *Faeme, Faem-Ding, Faem-Gerichte in Westphalen*, col. 429—431) und Wiener (l. l. p. 229) faßt es auf überzeugende Weiſe zuſammen.

21) *Kaiſer Friedrich I. ſagt in der Urkunde vom J. 1180* (bei *Schaten*, Annal. Paderborn. Pars I. Ed. II. p. 585. 586): ducatum, qui dicitur Westphaliae et Angariae in duo divisimus, et — — — — unam partem, eam videlicet, quae in Episcopatum Coloniensem, et per totum Episcopatum Patherburnensem praetendebatur, cum omni jure et jurisdictione, videlicet cum *comitatibus*, cum Advocatiis, cum conductibus etc. — — — ad eundem Ducatum pertinentibus Ecclesiae Coloniensi legitimae donationis titulo imperatoria liberalitate contulimus etc. 22) ſ. *Jo. Thomae Brosii* Annal. Jul. et Mont. T. I. p. 21. 23) ſ. *Anonymi* Commentatio historica de Judicio Fehmico ap. *Pistorium*, Amoenitat. P. IV. p. 855. 24) ſ. den Abſchnitt d. Art. Freigrafſchaft. 25) ſ. *Haltaus* col. 430.

ielt, zum Vormunde Heinrich's, des Sohnes des Kaiſers, und Proviſor des ganzen römiſchen Reichs durch Teutſchland beſtellt [26]). Dieſer gebrauchte ſtreng das geiſtliche und weltliche Schwert durch ſein Herzogthum und in ſpeciellem Auftrage des Kaiſers, und ſcheint die erſte Grundlage zu den heimlichen Gerichten gelegt zu haben [27]). Man hält für unzweifelhaft, daß er auch das hohe weltliche Gericht in Cöln, welches ohne einen Kläger zu erwarten, nach dem Leumunde richtete, eingeführt habe. Gewiß iſt, daß es in dem Zeugniſſe der cölner Schöppen vom Jahre 1258 [28]) heißt: contra *publice infammatos* potest Archiepiscopus inquirere et judicare, etiam nullo conquerente. Dieſes ſind aller Wahrſcheinlichkeit nach die Zeiten, in welche die Entſtehung der Fehmgerichte in Weſtfalen zu ſetzen iſt, ſo nämlich, daß die daſigen Reichsgerichte außer dem bisherigen offenen oder öffentlichen Dinge noch ein heimliches verſchloſſenes Ding durch Einfluß des Erzbiſchofes von Cöln zu beſſerer Beſchränkung des Fauſtrechts erhielten. Zwar fehlen die Urkunden darüber und es kann nicht als geſchichtliche Thatſache aufgeſtellt werden. Aber das Verhältniß der Fehmgerichte zu dem Erzbiſchofe von Cöln, wie es ſich ſpäter herausſtellt, ſcheint dafür zu ſprechen. Die Freigrafen erhielten zwar ihr Richteramt unmittelbar von dem Kaiſer, aber Statthalter oder Obermarſchall von Weſtfalen war der Erzbiſchof von Cöln [29]). In der Urkunde vom J. 1355 ſtellte Kaiſer Karl IV. dem Erzbiſchofe Wilhelm von Mainz das alte Recht in den freien Herzogthümern Weſtfalen und Engern her, und ſchrieb namentlich vor, daß keinem der Grafen und Schöpfen erlaubt ſein ſollte, Stühle zu errichten, zu haben, oder Recht in den Gerichten zu ſprechen, welche Grafſchaft und heimliche Gerichte genannt wurden, wenn ſie ſie nicht von dem Erzbiſchofe als Lehen beſäßen [30]). Zugleich beſtätigte er dem Erzbiſchofe die Macht, welche er ihm im J. 1353 verliehen hatte, diejenigen, welche von den Stillgerichten unrecht verurtheilt waren, wieder in ihre vormalige Ehre und guten Ruf zu ſetzen [31]). Im J. 1359 verlieh Kaiſer Karl IV. dem Erzbiſchofe zu Cöln, an den Freigrafſchaften oder Stillgerichten taugliche Männer als Richter zu beſtellen und die untauglichen abzuſetzen [32]). In einer Urkunde vom J. 1360 [33]) ſagt der genannte Kaiſer: Alleine wir von unsern keiserlichen genaden solich briefe, da mit der Erwirdige Wilhelm Erczbischoff zu Kolne u. ſ. w. und ander seine vorfarn Erczbischoff, daselbest zeu Colen, von Romischen Keisern und Kunigen unsern vorfarn begnadet sein, auch bestetiget haben, darinne geschriben ist, daz niemant in dem Herczogentum zu Engarn und Westphalen, nur eyn Erczbischoff zu Colen — — — freyen grafen machen, ereyeren und die belehen sol u. ſ. w. Kaiſer Friedrich III. erließ im J. 1440 an den Erzbiſchof Dietrich zu Cöln im Betreff des heimlichen Gerichts zu Weſtfalen ein Schreiben [34]), in welchem es heißt: „Ehrwürdiger lieber Neffe und Kurfürſt, Uns haben deine und andre, der Ehrwürdigen und Hochgeborenen unſrer lieben Neffen und Kurfürſten Räthe angebracht, wie das heimliche Gericht zu Weſtphalen nicht gehandhabet und gehalten werde, als es denn von altem Herkommen angefangen, aufgeſetzt und geordiniret ſei, dadurch mannigfaltiger Schade, Verdrieß und Schmachheit vielen Leuten ungebührlich zugezogen werde, und haben uns darüber gebeten, ſolches auf eine gute Ordnung, wie das von alters herkommen und aufgeſatzt ſei, zu bringen und zu ſetzen, und wie wohl wir von denſelben heimlichen Gerichten nicht „wiſſende" ſeien, ſo wollten wir doch ſonderlich gern, daß dieſelben Gerichte nicht mißbraucht würden, ſondern daß ſie bei altem Herkommen bleiben möchten, und wir haben auch wohl von deinen Räthen, die jetzt bei uns geweſen ſind, vernommen, wie du mit großer Mühe, Koſten und Arbeit eine bequemliche Ordnung, als ein Herzog zu Weſtphalen, darin vereinet, und dieſelbe ſeliger Gedächtniſſe Kaiſer Sigmunden in Geſchrift geſendet habeſt, der nach dem bald von dieſer Welt abgangen und verſchieden ſei, davon ſolche Ordnung nicht viel Nutzes gebracht habe; ſo iſt unſre Begierde und gebieten deiner Liebden mit ganzem Fleiße, ſolche Ordnung auf Sant-Andres-Tag nächſtkünftig mit dir gen Nürnberg zu bringen, und auch hiezwiſchen fleißelich erfahren, was über ſolche deine Ordnung mehrer Nutzes und Gutes ſein möge, ſolche Gerichte auf ihren erſten Aufſatz zu bringen." Die Fehmen bekennen in dem Schreiben an den Kaiſer Friedrich III. vom J. 1454 [35]): angesehen daz uwer kays. Gnade dy heimliche frien Gerichte, dy frien Stul unnd frigreven bevolen habet dem Herzogen zu Westvalen, unnsern lieben gnedigen Herren, dem wir in uwer Keys. Gn. Stat und Namen gehorsam müssen wesen, zu Capitel und zu siner Fürstl. Gn. Gebot, und en sin darumb nicht pflichtig, dywil wir dem gehorsam sin, uss dem Lande zu Westvalen und uss unsern Rechten zu volgen. Der Kaiſer Friedrich III. ſagt in dem Reſcript an den Erzbiſchof Dietrich zu Cöln vom J. 1454 [36]): Darumb so empfehlen wir deiner Lieb ernstlich und vestiglich gepietende, dass du auch von unser und des Reichs wegen und als Herzog in Westvaln ;mit den vorgen. Frey-Grefen schaffest und bestellest, dass si solchen vorgenanten unsern

26) *Caesarius*, Vita S. Engelberti c. V. 27) *Anonymus* ap. *Pistorium* l. l. §. XXII. 28) ſ. Apologia des Erz-Stiffts Cöln wider die Stadt Cöln, Anh. d. Doc. S. 32. 29) Als ſolcher ſagt Erzbiſchof Engelbert II. im J. 1272: Judices dicti Vrigreven auctoritatem judicandi immediate a Rege recipiunt. Et idem servatur in omnibus Comitatibus ... Et simili modo omnes Gogravii per terram, cujuscunque sint, non deberent judicare nisi auctoritate per gladium a Duce recepta: modo quilibet comes (nämlich Territorialherr) tales Gogravios instituit ac destituit et judicat, quod facere non possunt, et infringunt jus judicis. 30) *Schaten*, Annal. Paderborn. P. II. p. 239 ad ann. 1355. Die zu Mailand gegebene Urkunde ſelbſt hat Gelenius mitgetheilt. 31) ſ. was Kaiſer Karl IV. in der zu Mainz gegebenen Urkunde vom J. 1353 (bei Wigand S. 245) von dem ſagt, was der Erzbiſchof Wilhelm von Cöln ihm angezeigt. 32) ſ. was Kaiſer Karl IV. in der zu Aachen gegebenen Urkunde vom J. 1359 ſagt (bei Wigand S. 245). 33) Bei *Glafey*, Anecdot. p. 423.

34) Bei Wigand S. 250. 251. 35) Bei Müller, Reichs-Tags-Theater unter Friedrich III. S. 503. 36) Bei demſelben a. a. O. S. 505 fg.

Gebotten und Geschefften in den sachen gehorsam sein und gnug thun. In der Reformation vom J. 1522 ſagt der Erzbiſchof von Cöln: dass wir als *ein Herzog zu Westphalen, solcher Gerichte oberster Stadthalter*[37]) *und des loeblich priveligirt seyn.* Manche Freigrafen brauchten in Schreiben und Gerichtsacten den Titel[38]): Ick Friegreve des Ehrwirdigsten in Godt u. ſ. w. Ertzbischoffs zu Cöln u. ſ. w. mines Gnedigen Herrn Stadthalder des frienstuls tho N. Doe kunt allen frommen friegreven und allen echten rechten frienscheppen der hemelicken achte u. ſ. w. In dem Auftrage des Kaiſers Friedrich III. an den Erzbiſchof Johann von Trier zur Prüfung der Urkunden, auf deren Grund der Erzbiſchof von Cöln die Belehnung mit den weſtfäliſchen Gerichten nachgeſucht hat, im J. 1471[39]), ſagt der Kaiſer: „Nachdem der ehrwürdige Ruprecht, Biſchof zu Cöln, des heiligen Römiſchen Reichs in Italien Erzkanzler, unſer lieber Neffe und Kurfürſt, jetzt ſeine und ſeines Stiftes Regalia, Lehen und Weltlichkeit von ſein und ſeines Stifts zu Cöln wegen zu Lehen empfangen, und uns darunter demüthiglich gebeten hat, daß Wir ihm auch als Römiſcher Kaiſer mit ſammt denſelben ſeinen und ſeines Stiftes Regalien und Lehnſchaften, die Weſtfähliſchen Stulgerichte und freien Grafſchaften, die dar von ſeinen Vorfahren auf ihn kommen wären, und von Uns und dem heiligen Reiche auch zu Lehen zu empfangen gebühren zu Lehen zu verleihen gnädiglich geruheten. Wann Er aber ſolche der Weſtfähliſchen Stuhlgerichte und Grafſchaften Original- und Hauptbriefe nicht bei ihm gehabt, denn (als) etliche vidimus, darin Wir kein Genügen auf dießmal gehabt haben, vorgebracht u. ſ. w." Der Kaiſer ertheilt daher dem Erzbiſchofe von Trier, des heiligen Reichs in Gallien und durch das Königreich zu Arelat Erzkanzler, den Auftrag: „dieſelben Hauptbriefe und Originalia über die obgemeldeten Weſtfähliſchen Stuhlgerichte und freien Grafſchaften lautende" zu beſichtigen. In der Urkunde auch des Kaiſers Friedrich III. vom J. 1475[40]), durch welche er dem Landgrafen Hermann von Heſſen als angeordnetem Adminiſtrator des Erzſtiftes Cöln, die Beaufſichtigung und Beſetzung der Freien-Stühle in Weſtfalen überträgt, ſagt er: Nachdem wir den ehrwürdigen Hermann, Landgrafen zu Heſſen, unſern lieben andächtigen, zu einem Gubernatoren und Verweſer des Stiftes Cöln geſetzet und geordnet haben, inhalt unſrer kaiſerlichen Briefe deßhalben ausgegangen, daß wir als Römiſcher Kaiſer denſelben Landgrafen Hermann als einem Gubernator des gemeldeten Stifts befohlen, und unſre ganze Macht und Gewalt gegeben haben, befehlen und geben ihm auch den (die)[41]) wiſſentlich in Kraft dieſes Briefes, daß er die heimlichen und freien Gerichter (Gerichte) allenthalben in Weſtphalen-Landen von unſer des heiligen Reiches und des Stiftes Cöln wegen verſehen, die handhaben, und an die freien Stühle derſelben Gerichte Freigrafen ſetzen und ordiniren, auch denſelben Freigrafen zu ſeinen Zeiten um ihre Verhandlung und Unrecht Capitals-Tage legen und ſetzen, und ſolche ihre Verhandlung und Unrecht zu rechtfertigen, und alles das darinnen handeln und thun ſoll, und mag, daß Wir als Römiſcher Kaiſer oder ein Erzbiſchof zu Cöln, ſo in unſer und des Reichs Huld und Gnade wäre, handeln und thun möchten „ungeforlich"[42]), doch daß der genannte Landgraf Hermann von den Freigrafen, ſo alſo durch ihn geſetzt und geordnet werden, an unſer ſtatt, und von unſer und des heiligen Reichs wegen gewöhnliche Gelübde und Eide zu uns, dem heiligen Reiche, und dem vorgeſchriebenen Gubernator als unſerem Statthalter von ſolcher Freigrafen Amt getreu, gehorſam und gewärtig zu ſein, die getreulich verweſen, haben und halten, und in allen und jeglichen Sachen und Händeln, ſo ſich vor ihm zu rechtfertigen gebühren, dem Reichen als dem Armen, und dem Armen als dem Reichen ein gleicher Richter zu ſein, und darinnen nicht anzuſehen Liebe, Leid, Meyndt, Gabe, Freundſchaft noch Feindſchaft, noch ganz keine andre Sache, denn allein gerecht Gericht und Recht, und als ſie das gegen Gott den allmächtigen am jüngſten Gerichte verantworten wollen, doch uns und dem heiligen Reich unſer Obrigkeit und Herrlichkeit vorbehalten u. ſ. w.

III. Das Gericht, deſſen Perſonale und Hegung auf rother Erde. Das Gericht wird Freiſtuhl genannt. Die abgeleitete Bedeutung von Stuhl iſt Gerichtsſitz, und ſo wird auch das Gericht ſelbſt genannt. Die Sitze des Fehmgerichts hießen Freiſtühle, weil ſie Reichsſtühle waren, d. i. weil ſie unmittelbar unter dem Kaiſer oder deſſen Statthalter ſtanden, aber doch nicht wegen der Sachen, die vor ſie gehörten, vor die kaiſerlichen Hofgerichte konnten gezogen werden. Nach dem Volksausdrucke wurden diejenigen, die es mit der heimlichen Acht zu thun hatten, Fehmding genannt. (S. Freistuhl, Freigericht.) Zu dem Perſonal dieſes Gerichts gehörten der Freigraf, Freiſchöpfen, Freiboten, Freifrohnen, von denen an ihrem Orte gehandelt und dabei auch der Wiſſenden gedacht werden wird. Die Sachen, welche in dieſem Gerichte verhandelt wurden, hießen

Fehmrügige Sachen (plattteutſch femwrogige[43]) saken). Das Formulare zu gerichtlichen Verhandlungen

---

37) Statthalter. 38) Vergl. *Georgius Torquatus* l. l. p. 150. 39) Bei Wigand S. 260. 40) Bei demſelben S. 261. 262. 41) Nämlich den Gewalt, welches in den damaligen Urkunden als männlichen Geſchlechtes gebraucht wird.

42) ungefährlich, ohne Gefährde. 43) Von femwroge, oder wroge, Anklage. Im lateiniſchen Texte des Sachſenſpiegels Buch I. Art. 2 (Gärtner'ſche Ausgabe S. 18. 19) iſt das wrugen und rugen der teutſchen Texte durch accusare gegeben. Das gothiſche wrohjan bedeutet auch anklagen, *κατηγορεῖν*, und wrohs, Anklage, *κατηγορία*. Mehres ſ. in Wachter's Gem. und Haltaus' Gloſſarien; in Tiling's Verſuch eines bremiſch-niederſächſiſchen Wörterbuchs. 5. Th. S. 294. *H. C. v. d. Gabelentz* und Dr. *J. Loebe*, Glossarium der gothischen Sprache p. 198. In der Reformatio Judicior. Arnsperg. ap. *Hahn*, Coll. II. p. 68. conf. p. 650. Dux Sax. Wilhelmus ad judicem Westphal. de ann. 1454 heißt es: *Und du hast auss diesen allen grundlich zu merken, dass die Sachen, die durch yn furbracht, nicht Fenrüge gesin mögen, die wyle die nicht zuvor an billichen Enden gesucht sind, da ym Weigerunge zu Eren und Recht geschen were*, v. *Mülleri* R. Tags-Theat. sub. Frid. III. p. 501. Ibid.

Verfügungen des Fehmgerichts von 1334 ſagt Nr. ...[1]): Kaiſer Karl habe zuerſt die freien Stühle in Weſt...n geſetzt und gemacht: vier Artikel, und mehr Artikel ... den vieren genommen ſind. Die arensberger Refor...tion des heimlichen Gerichts vom J. 1437[45]) beſtimmt ...gende Punkte, um deren Miſſethat man einen mit Recht ...fodern kann: 1) Chriſten-Laien, die von dem Chriſten...uben in Unglauben treten; 2) diejenigen, die geweihte ...rchen mit Kirchhöfen und Königsſtraßen ſchänden, und ...f der Straße rauben; 3) diejenigen, die kundliche (kund...re) Verrätherei oder Falſchheit thun; 4) diejenigen, welche „Kyndelbetheschen“ (Kindbetterinnen) ſchänden; ... um Deube (Diebſtahl)[46]), Mord, Raubmord, Brand ...d alle diejenigen, die wider Ehre und Recht thun, ...nd darum zu den Ehren nicht antworten. Das Proto...oll des Fehmer-Convents vom J. 1490[47]) ſagt: Da ſich ...ſt und dick[48]) gewieſen, daß die Freien-Stühle Sachen ...or die heimliche und offene Acht bringen, die nicht dahin „behüren“ (gehören), wurde gefragt, welche Sachen vor ...ie heimliche und offene Acht gehören. Vor die heimliche Acht gehören erſtlich: Die Heimlichkeit, die Carolus Magnus offenbart. Zweitens, ſo jemand Ketzereien aushecket und vorbringt. Drittens: So jemand vom Glauben abfällt und Heide wird. Viertens: ſo einer einen falchen Eid ſchwöret. Fünftens: So jemand hexet und zaubert, oder mit dem Böſen[49]) ein Bündniß aufrichtet. Sechstens: So jemand die Heimlichkeit offenbaret. Vor die offene Acht oder offen Ding behört erſtlich: Muthwill an Kirchen und Kirchhöfen. Zweitens: Diebſtahl. Drittens: Nothzucht. Viertens: Wer Kindelbett raubet. Fünftens: Offene Verräther. Sechstens: Straßenraub. Siebentens: Eigenmächtige[50]). Achtens: heimliche und offene Todtſchläger. Neuntens: Landabpflüger[51]). Zehntens; Judaei sacrilegia committentes. Her Lips von Hörde offenbarte, daß dieß recht gewieſen. In demſelben Jahre, von welchem wir das Protokoll des Fehmer-Convents vom J. 1490 haben, ward ein Capitels-Beſchluß[52]) im Beiſein deſſelben Bevollmächtigten, des Statthalters Philipp von Hörde und der meiſten gleichnamig aufgeführten Stuhlherren und Freigrafen erlaſſen, in welchem zu Recht gewieſen wird: dat men over die jennen stille richtet, die de Konnickstrate, Kerckwege, Mollenwege[53]), Noitwege und Dodenwege und Richtelpede entengen mit Tuenen efte Graven oder anders, und die Waldemeinen entenget, und die dem andern zu nae Ert affbuwet, grevet off tervet, off Peile sloge in den agrunt des Stoilheren in syner Fryengraveschop. — In der heimlichen, beſchloſſenen (verſchloſſenen) Acht unter Königsbann gebühre ſich zu richten: alle dat jene dat tegen den Cristen-Gloven, tegen dat hillige Evangelium, und tegen de hilgen tein Gebote Godes[54]) is, dat sy van Ketterye, Wycheleye, Verredereye, Devereye, Molkentoversehen und alle stoven und verflogen und gestolen Guit, und alle dat jene, dat tegen God, Ere und Recht is. Ungefähr dieſelben Verbrechen führt ein anderes arnsberger Weisthum[55]) auf, und fügt dem Diebſtahle hinzu: die Dieb sint, und stellend, oder verstollen gut helfen ver trucken. Ferner: valsch das drift an alle velscher die velscherei treibent durch mancher hand stücke. Der todt leutt beraubt, die mit recht oder von Gottes gewalt tod seint. Der die kranken beraubt, die mit dem Sacrament bewart seint, oder des Kaisers oder Königes und des reichs botten und der freyen Gericht botten. Und alle die die sich zu Eren und recht nit verantworten woellen, und der man nit fürbringen kan, die mag man auch an das Freygericht vordrn. Das alte Rechtsbuch der Fehme bei Troſt S. 35. 36 enthält: Ich frage dich fryfrone, so wat klagen und sachen ich hyr in düssem heimlichen gerichte to rechte richten solle und moige na saten der heimlichen achten, und wat klagen und

p. 496 in Imperatoris Mandato de cod. an. *dadurch er* (Wilh. Dux) *und die seinen sich bedüncken wider unser vorberürt Reformation grösslich beschwert zu sein, nachdem sy den Clegern Eern und Rechtens an billigen Enden und Steten nye ausgegangen sein.* In Pactis Nobilium cum Episcopo Wurtzburg. ann. 1461. *Unser kainer den Seinen gestatten soll, dem andern die Seinen mit Westphalischen Gerichten fürzunehmen, es were dann, dass einem Ehre und Recht an ordentlichen, daran der Antworter gehorte, wissentlich versagt were worden*, v. *Lünig*, R. Arch. P. Spec. Cont. III. p. 298. Inde ab initio Seculi XV an causa delata ad Judicium Faemicum pertineret, ante omnia in judicio per sententiam erat definiendum, v. *Datt* p. 751. n. 15. In Reform. Arnsberg. ap. *Hahn* l. l. p. 632. *Item* so sol *man um kein puncte, die ſaimrögig* (in der Ausgabe der genannten Reformation bei Troſt S. 26 findet ſich dafür *ſembrochig*) erkannt sint, und mit Recht sich gepurt in der heimlichen Acht zu richtenn, davon us des heimlichen Richs Geriecht (nach der Ausgabe bei Troſt uisz des heylichen riches heymelichen gerichte) appelliren etc. Conf. ap. *Datt* p. 774. n. 8. In *Johannis Gardewegs*, Liberi Comitis Limburg. excusatione ab Imp. ann. 1454: *um* Sach und Clage willen, die mit Urtel und mit Recht erkant und gewist sint, geburlich eyme Frygreven zu richten, in des heilgen fryen heimlichen Gerichte etc. wann die egenannte Cleger Eren nach Rechtes sich nicht enhabin bekommen mogen, v. in *Mulleri* R.-Tags-Theatro l. l. p. 502 seq. Man ſehe auch das Formular zu gerichtlichen Verhandlungen und Verfügungen des Fehmgerichts, 1334, bei Wigand S. 229. 230.

44) Bei Wigand S. 240. 45) Bei Troſt S. 23. 46) Einer der wegen Diebſtahls von dem Fehmgerichte verurtheilt wurde, hieß Strickkind (Andere haben Strickling). Eine Anmerkung in dem dortmunder Codex ſagt: „Strickkind ist einer, der um Diebstall zu dem Tod von den Wissenden verfeimt und verurtheilt worden ist.“ 47) Bei Wigand S. 264. 48) oft. 49) dem Teufel.

50) Die Eigenmacht verübet. 51) Die Land abpflügen. 52) Bei Kindlinger, Münſterſche Beiträge III, 2. Nr. 211. Vergl. Wigand N. 344. 53) Mühlenwege. 54) Nach einer Formel bei Hahn (l. c. p. 650) war alles das Femwroge, was gegen die zehn Gebote Gottes und das heilige Evangelium, gegen den chriſtlichen Glauben, gegen Gott, Ehre und Recht iſt. Daher ſagt Senckenberg: super omnia, quae contra Decalogum commissa, nec non super ea, quae Evangelio adversantur. Mit andern Bezeichnungen rechnen manche Urkunden zur Competenz der Fehmgerichte „alles, was die heilige Kirche und den Chriſtenglauben angehe, wo man das vor den andern Gerichten nicht richten könne.“ (ſ. Lang, Geſchichte Ludwig's des Bärtigen S. 247.) Ein Gegner der Fehmgerichte ſagt in der Relation bei Berck, Urkunde Nr. 1: se baten ok valscheliken luden, een Romesch konnynk unde Pawes en hebben dar nene macht over, dat Ketterye is und tiegen den gloven“ u. ſ. w. 55) Bei *Senckenberg*, Corp. Jur. Germ. I. p. 98.

sachen to recht fym froege (femwröge) sachen syn? Der fryfrone sal wisen vor recht, alle klagene und sachen, die fymfroige (femwröge) sint, und alles dat en tegen die teyn gebode godes und en tegen die hilgen ewangelia is, dar die beslotten rechte herkommen utgeslotten sint. Ähnlich das alte Rechtsbuch der Fehmgerichte aus einer arnsberger Handſchrift des 15. Jahrhunderts bei Wigand S. 558. Art. X.: Ich fragen dich frifrone, wat clagen und sachen u. ſ. w., wie im obigen Rechtsbuche, hierauf weiter: De frifrone sall wisen vur recht, alle saken und klagen die rechte veym wroge clagen und sake sint. Art. XI: Ich fragen dich frifrone, wat saken und clagen die toe rechte veymwrogen sin und geboren to richtene? De frifrone sall wisen to rechte: allet dat entgen die Tien gebot gaitz is und entgen die heilgen ewangelio dair die gesatten rechte uitgelloten sint. Die ins Freyen-Stohls-Gerichte der Stadt Soeſt gehörige Urtheile[56]) ſagen IV.: *Wat Sacken de Grave von den heimlichen Achten richten sall und was sein Frage* (Wroge) *sey?* Antw. Gy sollen hier richten auf alle Klage und Sacke das mit froge (wroge) sein zu Recht und das angehet Gottes Ehr, die zehen Gebott und sein heiliges Evangelium, dar alle gesatzte Rechte auch einen Ursprung von hebben. Die Articuli defensionales in Sachen der Grafen zu Waldeck gegen den Erzbiſchof zu Cöln, wegen des Freiſtuhls zu Dedinghauſen, aus dem 16. Jahrhundert bemerken: „Item wahr, daß vorm Freyen Stuhls Gericht, die heimliche Acht genannt, gerüget, gehandelt und gerichtet wird, über Scheltworte, Zauberei, Diebſtahl und alles, was wider Ehre, Glauben und die zehen Gebote Gottes iſt. — Am offenen Dinge aber des Freiſtuhles wird gerüget, geklaget und gerichtet, über freie Güter, Wege und Stege, auch Schuld und Schaden und dergleichen bürgerliche[57]) Sachen, iſt wahr. In den proceſſualiſchen Verhandlungen wegen des Freigerichts im Grunde Aſtinghauſen[58]) wird geſagt: und gehören an ſolchem waldeckiſchen Freigericht nachfolgende Sachen zu verrichten von Rechts und althergebrachter Gerechtigkeit wegen, nämlich „Freigütere," bürgerliche und alle andere peinliche Sachen, Leib und Leben, „Gelimpf" und Ehr betreffend u. ſ. w., Dieberei, Raub, Mord, „Reroff" und Mord[illegible] item Ehebruch und Vermiſchung mit befreundten Perſonen, item ehrrürige Schmähſachen, Scheltworte, werden gleich bürgerlich oder peinlich vorgenommen, item ſo Jemand vom Chriſtenglauben in Unglauben abgetreten, item ſo Jemand Kirchen, geweihete Kirchhöfe in des heiligen Reichs Königs Straßen aufſetzlich heimlich ſchänden und berauben, item Verrätherei und die Falſchheit treiben, oder krank Kindelbett oder Kindelbetts Frauen ſchänden und berauben, wie ſolches von Alters bekommen, und am Freien-Gericht, wenn der Fall kommen, gerüget und eingebracht, auch mit Kaiſer Karl des Großen, item Erzbiſchofs Dietrich von Cöln eigner Reformation und den älteſten Zeugen im Grund Aſtinghauſen zu beweiſen iſt." Erzbiſchofs Dietrich von Cöln Reformation iſt die „Reformacie des heimlichen gerichts," welche wir als die arnsberger Reformation vom J. 1437[59]) mehrmals angeführt haben. Nach ihr zählt auch eine ungedruckte Urkunde[60]) „die Verbrechen auf und fügt hinzu: Hieraus iſt abzunehmen, daß omnes causae criminales an dieſes Gericht gehört haben, aber alle causae civiles ausgeſchloſſen geweſen, es ſei denn, daß man des Beklagten an ſeinem ordentlichen Gericht nicht mächtig ſein könne. Aber die Sache iſt wol ſo zu faſſen, daß dann erſt die Civilſachen zu fehmrügigen wurden, wenn der Beklagte ſich nicht vor ſeinem ordentlichen Gerichte ſtellte, und daß die arnsberger Reformation die Civilſachen überhaupt nicht aufgeführt hat, nicht weil die Civilſachen von den Freigerichten ausgeſchloſſen waren, ſondern weil ſie nur die fehmrügigen Sachen als Gegenſtand des heimlichen Gerichtes betrachtete. Sie beginnt nämlich: „Reformacie des heimlichen gerichts wy man das ordentlich nach altem gesetze und Herkomen der heymelichen achte halden sal, und frygreven und fryscheffen zeu machen u. ſ. w. In einem ungedruckten Schreiben des Hirdeschen Freigrafen Berg von *1698*[61]) wird geſagt: Nach alter Obſervanz *gehören in das* Freiſtuhlsgericht und werden gefraget[62]) *und geklaget: 1) über heimliche* Dieberei, 2) falſche Gewicht *und* Maß, *3)* Gotteslästerung und Meineid, *4)* Schelt- und Schmäheworte, 5) Schlägerei, vorbehaltlich die Blutrunſt; 6) abzäunen, abbauen oder pflügen, abgraben, abtörwen[63]); 7) Beengung der Heerwege[64]), Kirchwege, Mühlenwege, Richtelpäde und andern Verſperrung, 8) Entziehung der Waſſerfluß, und was mit Erdfängen und Mergelgraben geſchehen; 9) was der Freiſtuhls-Gericht halber für Streitigkeiten vorfallen, dahin

56) Bei *Emminghaus*, Duc. Susat. P. V. No. III. p. 429. 57) Äneas Sylvius ſagt: Degeneravit autem hoc judicium: nam et viles aliquae personae admittuntur, et civilia negocia tractare audent, quibus erat solum de criminalibus permissa potestas. Äneas Sylvius geht nämlich davon aus, Karl der Große habe das judicium vetitum zur Beſtrafung des Meineides, des Bruches des Glaubens und anderer großer Verbrechen eingeſetzt, und handelt blos von dem heimlichen Theile des Gerichtes, oder hebt wenigſtens, weil er das Merkwürdigſte war und das größte Aufſehen erregte, ihn blos hervor. Nimmt man hingegen an, daß die Freigerichte Trümmer von Gaugerichten waren, welche unmittelbar unter dem Reiche geblieben, und daß die heimliche Acht erſt ein Zuſatz des 13. Jahrh. zur Nothwehr gegen das damals am ärgſten wüthende Fauſtrecht iſt, ſo erklärt ſich, warum der öffentliche Theil des Gerichtes ſich auch mit bürgerlichen Sachen beſchäftigte, denn die alten Gaugerichte, von welchen die Freigerichte der unmittelbar unter dem Kaiſer gebliebene Theil ſind, waren nicht blos Hochgerichte, oder beſchäftigten ſich nicht blos mit peinlichen, ſondern auch mit Civilſachen. 58) Bei Kopp S. 494.

59) Sie iſt am correcteſten im Druck erſchienen bei Troß S. 21. 22, beſſer noch als bei Grote S. 318. 60) Vergl. Wigand S. 345. 61) Vergl. denſelben S. 346. 62) Wird fehlerhaft für gewroget, gerüget, gebraucht. 63) abraſen. 64) Eine Urkunde vom J. 1352 (bei Kindlinger III, 2. Nr. 225) erkennt auch Femwroge: „wo dat gy hebben de Konynckstraten up der lucht ... tho geslagen, und den gemeinen Helwech merklichen myth Thünen und anders benowet und gekrenket ... und ys vor *Vemwroge Sake* erkant, und geboert syck an de keyserlichen Fryggenstoellen tho rychten." Beſtimmungen über die Weite der Königsſtraße und anderes hierher Bezügliches enthält ein altes Rechtsbuch der Fehmgerichte bei Wigand Nr. 25. S. 558.

őrig und zu erörtern ſein. Eine gleiche Aufzählung det ſich in den commiſſariſchen Verhandlungen Cölns t dem oberſten Freigrafen zu Arnsberg [65]), und es wer auch Streitigkeiten wegen Freiſtuhlsgütern hinzuge zt; jedoch wird zugleich bemerkt, daß man nunmehr eine it her an Ausübung dieſer Competenz verhindert ſei. einem Reſcript auf eine Beſchwerde der Witwe von ateflucht zu Ebbinghauſen als Inhaberin eines Freiſtuhls m J. 1655 [66]) heißt es: „Gleich wie Wir nun nicht ge eint, unſere ordinaire Jurisdiction ſchwächen zu laſſen, ſo wollen wir auch jemanden an ſeiner alten wohlherbrachten Recht und Gerechtigkeit einige Hinderung nicht fügen laſſen, und ſintemalen denn die freien Stuhlsge chtere hieſigen Unſeren Fürſtenthums Weſtphalen in ge ngen wörtlichen Schmähungen, Schlägerei, ſo ohne Blut unſt, Lähmung oder ſonſt gefährliche Weiſe geſchehen, wie uch das Abpflügen, Abzäunen, und Diebereien und Feldſchäden zu beſtrafen pflegen, ſo können wir auch gnädigſt zugeben, was in jeder diesfalls von Alters hergebracht, and in üblicher Obſervanz noch hat, daß er dabei ruhig zelaſſen werde, jedoch die Appellationem an Unſern Oberfreigrafen allhier zu Arnsberg vorbehaltlich." Der Herzog Wilhelm von Sachſen lehnte im J. 1454 die Ladung des Freigrafen zu Limburg ab, und ſchrieb [67]) ihm: Er habe allerdings über Leib und Ehre zu richten, dahin ſei aber keine Geldſchuld zu rechnen und, was auch Leib und Ehre anlange, ſei nichts in der Welt ſo groß, daß du das für dich zu heiſchen oder darüber zu richten habſt, wo der Fürſt oder geordnete Richter unter dem das geſchehn, darüber mächtig iſt zu richten, und ſich recht darin hält. Dennoch procedirte der Freigraf fort, und rechtfertigte ſich gegen den Kaiſer ſelbſt mit der Erklärung, daß der Herzog und ſeine Räthe wider Gott, Ehre und Recht mit dem Kläger umgegangen ſeien. Ein andrer Freigraf erließ im J. 1533 eine Ladung [68]) wegen Vorenthaltung eines Erbes wider Gott, Recht und Billigkeit. Ein wegen Erbe und Gut geladener Freiſchöppe von Utrecht wandte (im J. 1459) [69]) ein, daß die Sache keine Femwroge ſei. Das dortmunder Gewohnheits-Recht [70]) ſagt: „Wenn Einer um Koſten und Schäden belangt wird, ſo iſt die Sentenz ſo hoch als in andern weltlichen Gerichten die Acht, weil alle Fehmbrüche peinliche Sachen ſind, die man am Freiſtuhle richtet, und man doch deßhalb keinem am Leben was thun ſoll." In der Reformation des Erzbiſchoffes Hermann [71]), die auf die arnsberger Reformation vom J. 1437 oder die des Erzbiſchofs Dietrich Beziehung nahm, wird geboten, daß keine Sachen an das Freigericht gezogen werden ſollen, welche dahin nicht gehören, daß auch die Scheltworte an den Gerichten, wohin ſie gehören, abgemacht werden ſollen, ſofern man den Beklagten an ſolchen mit gebührlichem Rechte bekommen kann [72]), daß aber, ſo die Übelthaten, welche an das Freigericht laut der Ordnung gehören, mit gebührlichem Recht ausfindig gemacht und an den kurfürſtlichen Gogerichten zu gebührlicher Strafe vermöge der kaiſerlichen Halsgerichts-Ordnung nicht geſtraft würden, den freien Gericht ihr gebührlicher Lauf und Proceß unbenommen ſei. Die Schrift eines Freigrafen [73]) fügt dieſer Stelle bei: „Alſo iſt nicht zu verwundern, daß dies Gericht in Verfall zu Zeiten Hermanni de Weida gekommen, daß daſſelbe nicht mehr behalten, als die zwei Caſus, 1) wo man des Beklagten an den ordentlichen Gerichten nicht mächtig ſein konnte, und 2) in criminalibus, wo die Gogerichte die Delinquentes nicht beſtrafen. Ja auch dieſe zwei Caſus ſind nicht mehr in usu, ſondern nunmehr werden nur geringe Verbrechen daſelbſt juxta observantiam eingeklagt. Der Rath Zapfenfeld als Oberfreigraf zu Arnsberg ſagt in dem Berichte an den Kurfürſten von Cöln: Ew. Churfl. Durchl. iſt gnädigſt gefällig geweſen, von mir den unterth. Bericht zu erfordern, wie es mit hieſigen Freigrafen, oder Kaiſerl. freien Stuhlen für eine Beſchaffenheit habe, wie dieſelbe dermalen bekleidet und wohin von ſelbigen bis dahin appelliret worden ſei. Zu unterthänigſter Einfolge ſothanen gnädigſten Befehls berichte (ich) gehorſamſt, daß dieſe „Frystuhls-gerichtere" (Gerichte) dem Vermuthen nach von Caroli Magni Zeiten her ihren Urſprung haben, deren Macht und Jurisdiction vormals ſehr weitläufig geweſen, nachgehends aber propter abusum durch Kaiſerl. ſowohl als landesherrliche Verordnungen, auch Reichsabſchiede ſehr beſchnitten worden ſind, alſo daß nunmehro denenſelben die Criminal-Jurisdiction gänzlich benommen, in Civil-Sachen aber nur über wörtliche Schmähungen, Schlägerei, ſo ohne Blutrunſt, Lähmung oder ſonſt gefährliche Weiſe geſchehen, wie auch über abpflügen, abzäunen, Diebereien und Feldſchaden zu erkennen haben, gleichwohlen hat in dieſem Stück das eine Gericht bisweilen mehr als das andere hergebracht, und iſt dieſerhalb beſonders auf das Herbringen zu reflectiren." Alle diejenigen, welche ſich vor andern Gerichten nicht ſtellten, fielen der Competenz der Freigerichte als höchſten kaiſerlichen Gerichten anheim. So z. B. ſagt der nördlinger Codex bei Senckenberg, von den kaiſ. Gerichten Nr. 21: Noch ain Artickel, und alle die sich zu Eren und recht nit verantworten wölln, und der man nit furbringen kan, die mag man auch an das freygericht

65) Bei Kindlinger, Münſterſche Beiträge III, 2. Nr. 235. 66) Die Stelle aus einer arnsberger Handſchrift bei Wigand S. 347. 67) ſ. Müller, Reichstagstheater S. 502. 68) ſ. Kopp S. 443. 69) ſ. die Urkunde bei Kindlinger, Münſt. Beitr. III, 2. Nr. 203. 70) Bei *Senckenberg*, Corp. Jur. Germ. p. 109. 71) Bei Hortleder und Goldaſt. Vergl. Wigand S. 353. 72) Der Gograf zu Haſtehuſen ſchreibt dem Freigrafen (bei Kindlinger, Münſterſche Beiträge III, 2. Nr. 216): „dat men numende (Niemanden) besweren sal myt dem frigen hemeliken off offenbaren Gerichte und Frigenstole, he en sy dan eirsten Eer und Rechtz utegan vor synen templiken degelik Richter und Gerichte." Der gehmenſche Rentmeiſter ſagt in dem Schreiben vom J. 1626 (bei Kindlinger a. a. O. Nr. 237): „Es iſt faſt ſcharfer Discurs zwiſchen den Beamten und mir gefallen, da hat der Droſte geſagt, in der Reformation des heimlichen Gerichts ſtände, daß man die ſo man zu Ehren mechtigh, nie ſolle laden. Ergo Neminem." Die Fehmgerichte waren nämlich nur als Nothwehr gegen das Fauſtrecht entſtanden, oder rückſichtlich als der heimliche Theil früher beſtehenden Reichsgerichten beigefügt worden. Als ſpäter die Rechtspflege beſſer geworden, hatten ſich die heimlichen Gerichte überlebt, und verloren immer mehr von ihrer Macht und Anſehen.

73) Die Stelle bei Wigand S. 353.

vordern. Der Verfaſſer der alten Relation über das Fehmgericht (bei Berck Nr. 1), ein Gegner des Fehmgerichts, erkennt doch die Competenz deſſelben für den Fall an: „So vere alz de anderen openbaren Richtere des nicht mechtig to richtende æn weren edder wolden.“

Im Betreff der Perſonen waren die Frauen von den Fehmgerichten Weſtfalens befreit [74]). Die arnsberger Reformation vom J. 1437 [75]) ſagt: Item szo sal men nicht eischen noch vorbodunge [76]) thun frauwen umme eynegerleye sache willen anders dan vor offinbar gedinge myt den fronen in den frien banne, dar se ynne geseszen sin. Der dortmundiſche Codex [77]) enthält: „Man ſoll auch kein Weibsbild, noch Kinder, die zu ihren Tagen nicht kommen ſind, vor das Gericht laden.“ Im Betreff der Ausnehmung der Juden beſtimmt ein Geſetz in der Ordnung des Fehmgerichts [78]): Man soll auch keinen Juden mit hailigen haimblichen Gericht nit bekomben noch beschweren.“ Der dortmundiſche Codex S. 98 führt als Grund an: „darumb sy des Gerichts nit würdig seyn.“ Doch war wol der Grund dieſer, daß ſie als des Königs oder Kaiſers Kammerknechte unter dem königlichen Frieden ſtanden und alſo ſie die heimliche Acht nicht treffen konnte, wol aber die öffentliche. Das Protokoll des Fehmer-Convents vom J. 1490 [79]) ſagt: Vor de oppene Achte oder oppen Ding behort — — — — — — *Teindens:* Judaei sacrilegia committentes. Lersner [80]) erzählt ein Beiſpiel von einem frankfurter Juden, der vor das heimliche Gericht zu Lichtenfels citirt ward, aber wider dieſe Vorladung appellirte. Im Betreff der geiſtlichen Leute beſtimmt die arnsberger Reformation vom J. 1437 [81]): Item szo en sal man myt dem heiligen heymlichen gericht keine geistlichen lude, de sich zeu dusszen frygen banne nicht verbunden hand, myt des heiligen riches Heymeliches gerichtes ..... nicht besweren noch belesten; ouch szo en sal das geistliche gerichte keyne Innebieien [82]) oder mandata dem greben kegen daz heymeliche gerichte umme eynnigerleye sache willen, de in dem heymelichen gerichte geborlich sint, zcu richten. Das Protokoll des Fehmer-Convents vom J. 1490 bei Wigand S. 265 ſagt: *Thom Derden.* Hedde sick upgedalın, dat men geistlike lüde und Meinche und Klosterfrawen vor de hemlike Achte brechte, ob dat wol gedahn? — Daran were nit vol gedahn utbescheeden in Saken de vor dat hemlike ding höret, oder wan ein Geistlichman en Scheppen iss. Da die Fehmgerichte weltliche Gerichte waren, ſo waren die Geiſtlichen ſchon dadurch von denſelben eximirt. Doch hebt Kaiſer Karl IV. in dem Privileg vom J. 1... das er Minden gibt, das Fryding ſpeciell als ſolche... vor, vor welches die Geiſtlichen nicht gezogen werde... len. Siehe auch das alte Rechtsbuch der Fehmge... aus einer arnsberger Handſchrift des 15. Jahrhunde... Wigand S. 554.

Hegung auf rother Erde. Aus dem Zuſa... menhange einer Stelle im Protokolle des Fehmer-Conve... vom J. 1490 [84]) geht hervor, daß unter rother Erde ... Weſtfalen zu verſtehen iſt. Gradezu wird dies in den Antworten der Fehmer auf des König Ruprecht's Fragen vom J. 1404 [85]) geſagt, wo Frage XII geſagt wird: „Ob ain Römischer Keiser *Schöpfen* mög machen an andern Enden, dann *zu Westphalen an den frien Stülen* u. ſ. w. Hierauf beſagt die Antwort: Er möge noch solle dess nicht thon von rechtes wegen: *Wann* alle Schöpfen sollen gemacht werden *auf der roten Erden*, das ist *zu Westphalen.* In dem Briefe Hans Römer's, Freigrafen der Grafſchaft zu Hunden, vom J. 1451 [86]), wird erzählt: Item vort wart gefraget vermidz den vorg. vorsprecken eyns rechten ordels, af eynich vrygreve gerichtz breife (Briefe) ut sende, und bode dede, dey nicht *op westfelscher erden* und in gerichte gegeven und gewunnen weren, sundern in anderer lantschap buten *Sasscher* und *westfelscher erden*, aff solich bot och van werde sy, dat ordell wart gestalt an *Cracht Rumpe*, dey berett sich mit den andern vryscheffen, *und* wysede vor recht. dat solich bot *van neyne werde en sy* u. ſ. w. Es iſt daher richtig, wenn Jac. Grimm von den Fehmgerichten ſagt: „Sie wurden gehegt auf **rother Erde** [87]),“ d. h. **weſtfäliſcher** oder **ſächſiſcher**, wie andere Gerichte auf **fränkiſcher** Erde (terra salica), Meuſel, Geſchichtsf. 5, 243 (a. 1258) oder auf **ſchwäbiſcher**, **bairiſcher**. Bemerkenswerth iſt, wie noch ſpät ins Mittelalter hinunter auf die perſönlichen Rechte der Stämme geſehen wurde. Nach einem Landgerichtsbrief vom J. 14.. (bei **Wegelin**, Beil. 189) mußte der nürnberger Landrichter ſtehen, wenn er einen Franken in Aberacht thun wollte, auf **fränkiſchem Erdreich**, jenſeit der Brück, die bei Furth über das Waſſer geht, auf der Straße gen der Neuenſtadt; war es ein Schwabe auf **ſchwäbiſchem** Erdreiche, jenſeit der Brücke, genannt zum Stein, auf der Straße gen Onolzbach; war es ein Baier, auf **bairiſchem**, vor dem Frauenthore zu Nürnberg; ein Sachſe, vor dem Thiergartenthore auf der Straße nach Erlangen“ [88]). Hierdurch wird erklärlich, warum die Fehmgerichte auf weſtfäliſcher oder ſächſiſcher Erde gehegt werden mußten. Sie waren nämlich eine weſtfäliſche Anſtalt, und richteten nach ſächſiſchem Rechte. Warum aber die weſtfäliſche Erde die rothe hieß, hierüber ſind die Forſcher nicht einig. Wigand [89]) ſagt: „Man nannte Weſtfalen auch die rothe

74) Turckius (l. l.), welcher ſeine Nachrichten von dem Fehmgerichte aus einer münſterſchen Handſchrift, »die, wie man vermuthet, ein Freigraf oder Freiſchöppe geſchrieben hatte, ſagt: Soli viri non foeminae judicantur. 75) Bei **Troſt** S. 22. 76) Vorladung. 77) 7. St. S. 96. 78) Bei **Senckenberg** in den Anmerkungen zu *Marq. Freher*, De occ. Jud. Westph. cum notis *Senckenberg.* edit. *Goebel.* (Ratisbon. 1764.) p. 174. 79) Bei **Wigand** S. 264. 80) Frankf. Chronik. 1. Th. S. 558. 81) Bei **Wigand** S. 25. 82) Inhibitiones.

83) Bei *Pistorius*, Rer. Germ. Script. T. III. ex ed. *Struvii* p. 833. 84) Bei **Wigand** S. 266. 85) Bei ... De Pace Imperii publica. Lib. IV. c. VII. p. 779. 86) ... **Wigand** S. 256. 87) Vergl. Haltaus 1558. Wigand Feme S. 257. 266. 276 und Archiv I, 2. 117. 88) ... **Grimm**, Teutſche Rechtsalterthümer S. 829. 830. 89) ...

rde, ein Ausdruck, deſſen Bedeutung unbekannt iſt. ielleicht entſtand die Rede, auf rother Erde richten, in ner Zeit, wo man den Gegenſatz bezeichnen wollte zwiben Gerichten, die in Häuſern und Kammern gehegt urden, und ſolchen, die noch an alter freier Malſtätte, nter offenem, freiem Himmel, ſtatthatten." Warum aber othe Erde? unberaſete Erde, eine Bezeichnung, die für ie Hegungsſtätten der Fehmgerichte zu allgemein wäre. lach der Meinung Möſer's [90]) wird mit dem Ausdrucke othe Erde in Beziehung auf die Hegungsſtätten der Fehmgerichte auf die Farbe des Feldes im herzoglich ſächſiſchen Schilde gezielt. Nach Klüber [91]) bedeutet rothe Erde blutige Erde. Dieſes iſt die beſte Erklärung, wenn ſie in ſinnbildlicher Beziehung [92]) mit andern ähnlichen Ausdrücken verglichen wird. Rothe Bank hießen die Sitze des Richters und der Schöpfen, welche ein Todesurtheil ausſprachen, und zum Zeichen deſſen war ſie mit rothem Tuche bedeckt. Daher ward rothe Bank metonymiſch ein Todesurtheil genannt. In einigen Reichsſtädten pflegte man zu ſagen: „Er iſt einmal vor der rothen Bank geweſen," das heißt, man hat ihn auf Leib und Leben angeklagt. In dem gerichtlichen Verzeichniſſe der freien Stühle der Freigrafſchaft von Soeſt und der Renten eines ſoeſter Freigrafen vom J. 1503 (bei Troſt S. 62) heißt es: Item einer (nämlich ein Freiſtuhl) tho Soist up dem Rathuyss vor *der Roden Taffeln* (vor der rothen Tafel). Hier befand ſich alſo der Freiſtuhl grade vor der rothen Tafel. Rothes Buch ward das Verzeichniß der Miſſethäter genannt, welche den Tod verwirkt. So heißt es in dem Rotulo der braunſchweiger Zeugen vom J. 1607 [93]): „diejenigen, ſo ſich unter der Gemeine wider die *Patricios* und ihren Anhang aufgelehnet, ſonderlich auf- und in das rothe Buch gezeichnet, und habe Zeuge auch daher ſein Unglück." Blutbuch hieß das Verzeichniß der in den Fehmgerichten Verurtheilten. Münſter [94]) ſagt: Der größte Theil dieſer weſtfäliſchen Schöpfen oder Fehmrichter iſt ſo verborgen, daß ſie ſich nichts davon merken laſſen, und wenn ſie durch die Lande ziehen, geben ſie Acht auf die Übelthäter, verklagen ſie, und bewahren es nach ihrem Brauche vor Gericht: Und wenn einer von ihnen verurtheilt iſt, ſchreiben ſie ihn alsbald ins Blutbuch, und befehlen den jungen Schöpfen die Execution, oder das Nachrichteramt. Alſo müſſen die Schuldigen, die nichts von ihrer Verurtheilung wiſſen, das Leben laſſen." Die Blutfahne, welche auch die rothe Fahne hieß, war mit keinem Wappen bemalt, ſondern ganz roth. Noch im 16. Jahrhundert ſpielte ſie, wenn der Kaiſer einen Reichsfürſten mit deſſen verſchiedenen Beſitzungen und Regalien belehnte, die Hauptrolle, weil ſie das Regale des Bannes über Leib und Blut zu richten, bedeutete, und dieſes Regale unter allen das höchſte war. Sitzen und richten unter Königsbanne ward von dem mit dem Königsbanne Belehnten geſagt, über dem die rothe Fahne aufgepflanzt wehte. Die Fehmrichter richteten unter Königsbanne. Es mußte daher die Gerichtsſtätte, wenn die Sonne auf die Blutfahne ſchien, einen rothen Schimmer erhalten. Vielleicht war auch der Fußboden mit rothem Tuche bedeckt. Wahrſcheinlicher aber nahm man Erde, deren natürliche Farbe ausgezeichnet roth war, ſowie z. B. beſonders in der Gegend von Hörter die Erde blutroth iſt, ſchaffte ſie auf die Gerichtsſtätte, und belegte ſie damit. Wenn dieſes den weſtfäliſchen Freigerichten als vorzugsweiſe Criminalgerichtsbarkeit übenden, eigen geweſen ſein ſollte, ſo ließe ſich am Beſten erklären, wie auf weſtfäliſcher und auf rother Erde richten, eins und daſſelbe bedeuten konnte. In den Notizen über die Hegung des Freigerichts von 1727—1750 [95]) wird geſagt: 1727, am 12. Aug. iſt das Freigericht bei der Heydemühle an der rothen Becke, woſelbſt in dem Grunde in der Ecke ein großer ſchöner Stein war, worauf der St. S. Schlüſſel gehauen, gehalten worden. Eodem zog der freie Stuhl von da nach Sutdincken und wurden daſelbſt am ſogenannten Rodenſtein zu freien Schöpfen gemacht. Wol nicht zufällig waren die Gerichtsſtellen des Freigerichtes an die rothe Becke (den rothen Bach) und an den „Rodenstein" gelegt, ſondern der ſinnbildlichen Bedeutung wegen waren dieſe Stätten an den rothen Bach, welcher ſeinen Namen hatte von dem rothen Waſſer, welches er nach Regengüſſen durch das aufgelöſete rothe Erdreich führte, und an den Rothenſtein, welcher, wie auch ſein Name beurkundet, von rother Farbe war, gelegt.

IV. Anklage und Vorladung. Der Kläger erſchien mit ſeinem Vorſprecher oder Procurator vor dem auf dem Freiſtuhl ſitzenden und ein Freigericht hegenden Freigrafen, und klagte mittels ſeines Vorſprechers. Die Klage ward vor dem Freigrafen durch die Freiſchöpfen in des heiligen Reiches heimliche Acht mit Urtheile und Rechte „vymwrogich gewist" und erkannt [96]). Hierauf ließ der Freigraf die erſte „Vurladinge" (Ladung) mit zwei Freiſchöpfen ergehen. Schriftliche Ladungsbriefe ausgefertigt und beſiegelt kamen erſt in der Mitte des 15. Jahrh. auf. Wenn früher der Kläger immer vor dem Gerichte erſcheinen mußte, nahm der Freigraf ſpäter auch ſchriftliche Klagen an, und erließ die Ladung auch auf ſolche, die nicht im gehegten Dinge angebracht worden [97]).

Wenn man einen Freiſchöpfen oder wiſſenden Mann „an dedingen" (vor das Gericht durch Ladung bringen) wollte vor einen Freienſtuhl und Freiengrafen, den mußte man verklagen und laden zu dreien Sechs-Wochen und neun Tagen [98]), als zu den erſten ſechs Wochen mit zwei echten rechten Freiſchöpfen und Freigrafenbriefe; zu den

90) Phantaſ. IV. S. 201. 91) Beſchreibung von Baden I. S. 172. 92) Haltaus (col. 155) ſagt: *„Rothe Erde in Westphalen*, Terra Rubea in Westphalia per meton. vocabantur Judicia Frigraviorum, sub Bando Rubeo Regio habenda, unter Koenigs-Bann, in Westphalia, quae Terra natalis quasi Juris Faemici omniumque Judiciorum Westphalic., ubi etiam Sedes originaria et principalis Frigraviatuum Tremonia, dicta inde Camera Regis et Speculum Juris Faemici." 93) In der Deduct. contra Civ. Brunsvic. T. III. p. 2417. 94) Coſmographen. Buch III. Cap. 451.

95) Bei Troſt S. 77. 78. 96) ſ. das Formular vom J. 1334 bei Wigand S. 231 und die ſoeſter Artikel S. 358. 97) Vergl. Wigand S. 358. 98) und die tyt sall tot allen tyden verlenget werden und nicht verkortet, fügen die Rechtsbücher der Fehmgerichte bei Wigand Nr. XXV. Art. XX. S. 555 und Nr. XXVII. Art. II. S. 559 weiter unten hinzu.

andern ſechs Wochen und drei Tagen mit vier echten rechten Freienſchöpfen und Freigrafenbriefe, zu den dritten ſechs Wochen und drei Tagen mit ſechs echten rechten Freiſchöpfen und mit einem Freigrafen und mit des Freigrafen Briefe, und die „Vorbodinge“ (Verbotung, Vorladung) und die Briefe mußte man ihm bringen und thun jedes Mal an ſeine Gegenwärtigkeit, oder in ſein Haus oder Wohnung oder ſeine Ausflucht oder Einflucht, da, wo er ſich zu behelfen pflegte [99]). Die arnsberger Reformation des Erzbiſchofes Dietrich von 1437 [1]) beſchreibt dieſes näher: Item szo sal men eynen iglichen wisszenden man zcum irsten myt zwen frygen scheppheu, als vorgeschreven ist zcu sess wochen unde dreu tagen in sine kegenwortikeit offte in syne wonunge, hette he keine wonunge szo sal man stechen dar syne zcu donge und syne Infart unde uiszfart ys, den sal men in vir orden des landes Osten, Suden, West unde Norden an de wege scheiden vorboden unde fort als ez sich gebort. Wenn die Boten an dem Tage, wenn die Verbotung (Vorladung durch Boten) geſchehen ſollte, vor Angſt nicht wagten zu kommen, ſo konnten ſie die Verbotung vor der Stadt oder dem Schloſſe, wo der Mann wohnte oder ſein „uisz“ (aus) unde ynne“ hatte, thun [2]), und in den Grindel [3]) oder Schlag den Brief ſtecken und einen Span aushauen oder ſchneiden, und mit ſich bringen zu einem Urkunde [4]), und den Wächter anſprechen, daß ſie dem Manne den Brief gebracht haben, und in den Grindel oder Schlag geſteckt mit einer Königsurkunde [5]). Ein Verboteter (Vorgeladener) konnte mit dreißig Freunden und dem Vorſprecher oder Procurator im Gerichte erſcheinen, doch unbewaffnet. Ward ihm das Gehör verweigert, konnte er zu einem andern Freigerichte gehen, und das erſtere hatte keinen weiteren Theil an ihm [6]). Auch war er der Verbotung los, wenn er das Gericht verſchloſſen fand, doch mußte er auf den Richter von Mittags bis Nachmittags drei Uhr warten [7]). Anfangs lud man vor das heimliche Gericht nur Freiſchöpfen oder Wiſſende, und die Unwiſſenden wurden gar nicht geladen [8]), und der Verklagte wurde auf die eidlichen Ausſagen der Schöppen oder Wiſſenden

99) Die ſo eben genannten Rechtsbücher.

1) Bei Troſt S. 25. 2) So nach der Reformation des Erzbiſchofs Dietrich von Cöln vom J. 1437, bei Troſt S. 124; die cölniſche Reformation Cap. 9 (bei *Datt* Cap. IV. p. 757) hat noch den Zuſatz, den wir durch geſperrte Lettern auszeichnen: „so mögten sie die Verbottung i n d e r N a c h t thun vor der Stadt oder Schloss u. ſ. w. 3) Thorgitter. 4) Zeugniß, Wahrzeichen. 5) myt eyne koniges orkunde, ob sie morgen (mogen) de vorbodunge thun an ernen friggreben dar die yenne in synen frygen banne under gesesszen were ob sich zcu behelfen plage, fährt die arnsberger Reformation Dietrich's vom J. 1437 bei Troſt S. 26 fort. 6) Er ward nämlich ſeine Ladung vor dem Freigerichte, das ihn geladen hatte und ihm Verhör verweigerte, dadurch los. Die Ladungen vor mehre Freiſtühle waren ungültig. Das handſchriftliche Weisthum von 1426 (die Stelle bei W i g a n d S. 362) ſagt: „Were sache dat eyuche Vryescheffen up eyne zyt an drey Vryestoele van dreyen Frygreven geladen were umb eine sache willen, dat dat nycht bynden en sulde und were nyt recht.“ 7) Nach der Sigismund'ſchen Reformation, welche auf die Dietrich'ſche fußt. 8) W i g a n d S. 527.

unverhört verdammt. Daher mußte Kaiſer Sigm[illegible] ausdrücklich befehlen [9]), den Angeklagten erſt zu [illegible] die Citation ſolle ferner mit Vorwiſſen des Stuhl[illegible] geſchehen, in voller Verſammlung ausgefertigt, und Urſachen darin angegeben werden [10]).

V. C o n t u m a z - V e r f a h r e n. Erſchien der Geladene überhaupt, und namentlich auch, wenn er Freiſchöppe war, nicht [11]), ſo wiederholte der Kläger mit ſeinem Vorſprecher und ſechs echten rechten Freiſchöppen von Neuem ſeine Klage [12]) und bat noch ein Mal um ein Urtheil, ob die Sache Femwroge ſei. Im Falle ſie dafür gewieſen oder erkannt war, zählte der Kläger oder ſein Vorſprecher die richtig ergangenen Ladungen des Beklagten auf und bat den Freigrafen, daß er denſelben, weil an dieſem Tage und an dieſer Stätte ſein letzter rechter königlicher Dingtag [13]) ſei, aufrufen möge, ſeinen Leib und ſeine Ehre zu verantworten unter Königsbann zu dem höchſten Rechte. Da von dem abweſenden Beklagten keine Antwort erfolgte, ſo ſtellte ſich heraus, daß er ungehorſam war. Nun forderte der Kläger Vollgericht und es ward hinauf ein Urtheil gewieſen, was der Kläger zu thun habe, den Beklagten zu gewinnen, alſo daß er in der Form des Verfahrens Recht thue, und ihm kein Unrecht geſchehe, und das heilige Reich in ſeinem Rechte bleibe. Wenn endlich nichts mehr zu erörtern war, befahl der Freigraf dem Kläger, daß er ſich auf ſeine Knie niederſetzen, zwei Finger auf das Schwert legen und folgenden Eid ſchwören ſollte: Der N. hat mir genommen mein Gut außer Fehde, wider Gott, Ehre und Recht. Darum hab ich ihn verklagt, und er iſt geheiſcht und geladen, nach dem Rechte des heiligen Reichs. Und er hat das höchſte Gericht des heiligen Reichs verſchmäht, und iſt ungehorſam geweſen, hat mir weder Ehre noch Recht pflegen wollen, und in ſeiner Bosheit verhärtet, und ſeine angeborene Tugend alſo vergeſſen, weshalb er um ſeiner Miſſethat willen Reip (Strick) und Galgen verdient, und ſeinen Hals verwirkt allen Freigrafen und Freiſchöffen. Daß dies wahr iſt, das helfe mir Gott und alle Heiligen. Der Freigraf ließ hierauf drei von den Freiſchöffen in ihre Knie ſetzen, die Finger auf das Schwert legen und ſchwören, daß dieſer Eid, den N. da geſchworen, ſei reine und unmeine, daß ihnen Gott ſo helfe und die Heiligen. Dann that der Freigraf ſelbſt mit den drei andern Freiſchöppen das Nämliche, und ſprach darauf gegen die Ungehorſamen ohne Weiteres die Verfehmung aus [14]), ſowie das Weisthum bei Hahn ſagt: „were er dan nit kommen und hette sich verantwordt, so mocht man in von stund an verfaimt haben.“

9) Aber auch mit den Citationen ward Mißbrauch getrieben, gegen welchen die Kaiſer Friedrich III. und Maximilian I. in ihren Reformationen ſcharfe Befehle erließen. 10) Vergl. Hütter S. 127. 128. 11) ſ. das Formular zu gerichtlichen Verhandlungen und Verfügungen des Femgerichts vom J. 1334 bei Wi g a n d S. 233. 234. Das alte Rechtsbuch der Fehme bei Troſt S. 44 – 46. 12) Der coesfelder Codex bei Grote S. 326 [illegible] ſchreibt dieſes. 13) Gerichtstag. 14) Vergl. Wigand S. [illegible] 419. 420.

VI. Verfehmung und Entfehmung. Das alte Rechtsbuch der Fehmgerichte aus einer arnsberger Handſchrift des 15. Jahrhunderts bei Wigand Nr. 26. S. 551. 552. ſagt Art. XII.: So heiſche ich den Kläger und alle die hier rechtes begehren ins Gerichte zu Rechte nach Ausweiſung der Urtheile treffende auf die zehn Gebote Gottes und auf die heiligen Evangelia und geſetzten Rechte. Dann ſollſt du klagen und antworten, Urtheil und Rechte ehen laſſen nach den geſetzten Rechten, und wer dann erwonnen wird der Klage mit Rechte als mit ſieben Händen über den Heiligen, den ſollſt du dann fort ver=ichten, verurtheilen, verfahren („verforen“) und verfehmen und die letzten ſtrengen Urtheile und Sententien geben und thun alſo: Art. XIII: Den beklagten Mann mit Namen N., den nehme ich hier auf und aus dem Frieden, aus dem Rechte und Freiheit als die Päpſt und Kaiſer beſtätiget und geſetzt haben, und fort alle Fürſten, Herren, Ritter und Knechte, Schöffen und Freien beſchworen haben in dem Lande zu Weſtphalen, und werfe ihn nieder und ſetze ihn aus allem Frieden und Freiheiten und aus allen Rechten und Freiheiten in Königbann und „Wedde“ [15]), und in den höchſten Unfrieden und Ungnade, und mache ihn unwürdig, „achtelois“ (echtlos) [16]), rechtlos, „segelois“ (ſiegellos) [17]), friedlos und unbequem alles Rechten, und verfehme und verfahre („verfore“) ihn nach Sätzen der heimlichen Acht und weiſe ſeinen Hals dem Reype (Stricke), ſeinen Leichnam den Vögeln und Thieren in der Luft zu verzehren und befehle ſeine Seele Gotte von Himmel in ſeine Gewalt, und ſetze ſeine Lehne ledig den Heren, davon die rührend ſind, ſein Weib Wittwe, ſeine Kinder Waiſen.“ Ähnlich lautet die Verfehmungsformel in dem alten Rechtsbuche der Fehme bei Troſt S. 46, doch mit folgenden Abänderungen: „Den Mann nehme ich hier auf aus dem Rechten, aus dem Frieden und aus den Freiheiten, die Kaiſer Karl geſetzt und Papſt Leo beſtätiget hat, und fort alle Fürſten, Herren, Ritter und Knechte und Freiſchöpfen gelobet und geſchworen haben in dem Lande zu Sachſen, und werfe ihn nieder von dem höchſten Grade in den niederſten Grad, und ſetzte ihn aus allen Freiheiten und Frieden und Rechten in Königsbann und Wedde, und in den höchſten Unfrieden und Ungnade, und mache ihn unwürdig, „achtelois“ (echtlos), rechtelos, „siegelois“ (ſiegellos), ehrlos, friedlos und unbequem alles Rechten und verfahre („verfoire“) ihn und verfehme ihn und ſetze ihn hin nach Sätzen der heimlichen Acht und weiſe ſeinen Hals dem Reipe (Stricke), ſeinen Leichnam den Vögeln und Thieren in der Luft zu verzehren, und befehle ſeine Seele Gotte vom Himmel in ſeine Gewalt, und ſetze ſein Lehen und Gut den Herren ledig, davon das zur Lehn rührt, ſein Weib Wittwe, ſeine Kinder Waiſen [18]).“ Die dortmunder Formel ſagt: „Er ſoll ihn abſchneiden von der Gemeinheit aller Chriſten, er ſoll verflucht werden, daß er an ſeinem Leibe verdorre, und nicht mehr grüne und zunehme, in aller Weiſe, wie man in dem höchſten Banne die ſieben Pſalmen über einen liſt zu ſeiner Maledeiung, ſein Weib ſoll ihm vertheilt werden zu einer Wittwe, ſeine Kinder zu Waiſen.“ Traf die Verfehmung eine Stadt, Fürſten oder Commun, ſo ſchreibt die Formel im dortmunder Coder [19]) noch Folgendes vor: „Wäre es eine Stadt, Fürſt oder Commun, ſo werden ſie dazu verfallen und verluſtig aller ihrer Freiheit, Privilegien und Begnadigung.“

Die weſtfäliſche Gerichtsordnung [20]) hat folgende Verfehmungsformel: „So verweine (verfeyme) und vervören ich In als recht iſt, und neme In aus der rechten Zale, und ſetze und wyſe In in die ohnrechten Zale, und wyſs In von allen rechten wart, das er yn gehätte, ſint der zeyt, daß er uſs der Tauffe gezogen ward. Und ich verweiſe In forter von den 4 Elementen, die Gott dem Menſche zu Troſte gegeben und gemacht hatt, und wyſe In furt rechtloß, wordlos [21]), zeckerloß (ſicherlos), mißdadich, veempflichtige, lybloß [22]), das man mit Im thue und fortbare mach, als mit einem andern verfeympte zufahrenden [23]) verwyſten Mann. Und er ſoll nun unwerdlich gehalten ſein, und er ſoll kein Gerichts noch Rechtes gebrauchen noch beſitzen, und er ſol kein Freyheit noch Geleit meer haben, noch gebrauchen in eygn Steln [24]), den ingewerden Stette, und vermaledin hyn [25]) ſein Fleiſch und Blut, bleibt, das das nymant zu der Erde gemenge [26]), es werde dye Krayen und den Raven, und die Gedirrte verberend und betreuet, und ich teil und wiſt zu den Kräyen and den Rappen [27]) und dem Gevogeln und andern Tyren [28]) ſein Fleiſch, ſein Blut und Gebeine, und die Seel aus ſein Leib Herrn Gott auff, wenn ſie Gott haben wol. Nu gebeute ich allen Könign, Fürſtn, Herrn, Graven, edlen, Rittern und allen deneníenen, die zu dem heilge Reiche höret und Freyſchöppen ſin, und gemeinlichn allen Freyſchöppen der heimlichen Acht bei iren Trewen und Eyden, die ſie dem heylgn Reiche in der heimlichen Acht gethan han, daß ſie dartzu hebn, und beyſtandlich zu ſin mit voller Macht, das over dieſen Verfeimten und verwonden und verwyſten Man, der ſich ſchreibet und nennet N. N. über ſein Leib und über ſein Gut gerichtet werde, und Correxion geſchen, als des heiligen Reichs und der heimlichen Acht recht iſt, und en laß das umb Lieb, noch umb Leyde, noch umb Frund, noch umb Magd,

15) Geldſtrafe. 16) geſetzlos. 17) Vergl. die Formel bei Hütter S. 107: und mache ehme ohnwürdig, achtloeß, rechtloes, ſiegelloeß, vredtlos und ohnbequem (declaro indignum, infamem, omni jure, sigillo, pace regia exuo, ac horum jurium incapacem facio) tho allen rechten, und verfahre und ſette ehmen hin (condemno et depono secundum jura arcani judicii) nach den Sette (Saƶung) der heimlichen Achte u. ſ. w. 18) Vergl. Goth. Kal. 1784 und die Verfehmungsformel (des 15. Jahrh.) bei Grote, Jahrb. für Weſtf. S. 324, woraus wir bemerken: „Neme one ute den vrede des rechten und vryheit, dat pawes und Kayser gesat und gesteddiget hebbet, und vort alle forsten und heren, rittere und knappen, Schepenen und vryen besworen hebbet in dem lande to sassen.

19) Bei *Senckenberg*, Corp. Jur. Germ. I. p. 110. 20) Bei *Hahn* p. 634. 21) würdelos. 22) leiblos, d. h. lebenslos. 23) zerfahrenden. 24) Stellen. 25) vermaledeie hin. 26) begrabe. 27) Raben. 28) Die Formel des dortmunder Coder bei Senckenberg (Corp. Jur. Germ. I. p. 110) hat: „Sein Leib ſoll frei und erlaubt ſein allen Leuten und Thieren, den Vögeln in den Lüften, den Fiſchen im Waſſer, ſodaß niemand gegen ihn einen Frevel begehen kann, deſſen er büßen dürfe. So iſt er auch allenthalben ehrlos und rechtlos, und man mag ihn tödten.“

noch umb yemantz willn Eres, Leibs oder gutts, noch umb eines Dinges willen, die in der Welt ſint." Die Verfehmungsformel des coesfelder Codex [29]): Da nun vor mir verklagt, verfolgt und verwunnen iſt N., der ſich ſchreibet und nennet u. ſ. w., den ich um ſeiner Miſſethat und Bosheit willen habe heiſchen und laden laſſen, als Recht iſt der heimlichen Acht, von Klage wegen des N., daß er ihm ſein Gut mit Gewalt wider Gott, Ehre und Recht vorenthält, und in der Bosheit ſo verhärtet iſt, daß er nicht Ehre noch Rechts pflegen will, und das höchſte Gericht des heiligen Reichs verſchmäht, und ungehorſam geweſen iſt, ſo verfehme und verfahre ich hin hier von königlicher Macht und Gewalt wegen, als Recht iſt, und Königsbann gebietet und ausweiſt, und nehme ihn aus dem Frieden des Rechten und Freiheit, das Papſt und Kaiſer geſetzt und beſtätigt hat, und ferner alle Fürſten und Herren, Ritter und Knappen, Schöffen und Freie beſchworen haben, in dem Lande zu Sachſen, und ſetze ihn von aller Freiheit und Rechte, ſo er je hatte, ſeit er aus der Taufe gezogen wurde, in Königsbann und Wette, in den höchſten Unfrieden. Und ich weiſe ihn forthin von den vier Elementen, die Gott den Menſchen zu Troſt gegeben und gemacht hat. Und ich weiſe ihn forthin echtlos, rechtlos, friedelos, ehrlos, ſicherlos, miſthätig, fehmpflichtig, leiblos, alſo daß man mit ihm thun und verfahren mag, als man mit einem andern verfehmten, verfahreten und verweiſeten Manne thut. Und er ſoll nun forthin unwürdig gehalten, und er ſoll forthin keines Gerichtes und Rechtes genießen, noch gebrauchen, noch beſitzen. Und er ſoll keine Freiheit, noch Geleit ferner haben, noch gebrauchen, in keinen Schlöſſern, noch Städten, außer an geweiheten Stätten. Und ich vermaledeye hier ſein Fleiſch und Blut, auf daß es nimmer zur Erde beſtattet werde, der Wind ihn verwehe, die Krähen, Raben und Thiere in der Luft ihn verführen und verzehren. Und ich weiſe und theile zu den Krähen und Raben, und den Vögeln und andern Thieren in der Luft ſein Fleiſch, ſein Blut und Gebein, die Seele aber unſerm lieben Herr Gott, wenn ſie derſelbe zu ſich nehmen will." Dieſe Worte mußte der Graf nach einigen Gewohnheitsrechten drei Mal ausſprechen. Das alte Rechtsbuch der Fehme bei Troſt S. 46 ſchreibt, nachdem die Verfehmungsformel geſprochen iſt, Folgendes [30]) zu thun vor; Und nehme dann ein Theil Strenge von Seilen oder Wieden gefüget, und wirf die über den Werf (d. h. rückwärts) aus dem Gerichte, und ſo ſollen dann alle, die um das Gericht ſtehen, aus dem Munde ſpeien gleich (als) ob man denſelben führte in der Stunde (ſogleich) hengen, darum weil er dadurch ſo unwürdig und verſchmäht gemacht iſt worden." Dann nahm der Freigraf wieder das Wort und ſagte: „Ich gebiete allen Königen, Fürſten, Herren, Rittern und Knappen, allen Freigrafen und allen freien Schöffen und allen denjenigen, die dem heiligen Reich zugehören, bei der Treue und bei den Eiden, die ſie dem heiligen Reiche zur heimlichen Acht gehuldet und gethan haben, daß ſie helfen und dazu beſtändig ſind mit voller Macht, daß dieſen verfehmeten, verfahreten, verweiſeten Mann, der ſchreibt und nennet u. ſ. w. über ſeinen Leib gerichtet werde, als des heiligen Reichs heimlicher Acht Recht iſt. Und ſollen das nicht laſſen um Lieb noch um Leid, um Freunde noch um Verwandte, noch aus Sorge um ihren Leib oder ihr Gut, noch um keines Dinges willen in all dieſer Welt."

Über die Entfehmung ſchreibt das Rechtsbuch der Fehme bei Troſt S. 47—49 und das bei Wigand S. XXVII. S. 561. 562 Folgendes vor: „Wenn ein Freibürtiger mit Unrecht aus ſeinem Frieden, Freiheit und Rechten geſetzt, verurtheilt, verfahret und verfehmt wäre worden und das kundlich und wahrlich beibringen möchte (könnte), daß er zu Unrecht beklaget und ihm Unrecht gethan wäre worden, den ſoll man in das heimliche Gericht und Acht [31]), wo die Verbothung (Vorladung), Urtheil und Gericht über ihn gethan und geſchehen ſind, mit rechten Urtheilen und bei Gnade kommen und haben laſſen einen Strick oder Seil an ſeinem Halſe mit gefalteten Händen mit zwei weißen Handſchuhen, mit einem grünen Kreuze und mit einem Königsgulden und haben zwei ſeiner Gadelinge [32]) oder Mage [33]), die Freiſchöpfen ſind, als auf jeder Seite einen, die ihn ins Gericht bringen, und fallen daſelbſt vor das heimliche Gericht und den Freigrafen in die königliche Gewalt auf ſeine Knie und heiſchen und bitten daſelbſt Gnade durch Gott, durch den König und durch Recht, weil über ihn auf ſolche Weiſe zu Unrecht gethan und ergangen wären die ſchweren ſtrengen Urtheile, Sentenzien und Gerichte der heimlichen Acht, als das daſelbſt mit Rechte bekundet und eingebracht wäre. Sodann ſoll der Freigraf denſelben Mann bei ſeinen chriſtlichen Namen und Zunamen namen (nennen) und nehmen bei der Hand und heißen ihn in Gnaden aufſteben, und thun ihm den Strick und das Seil von dem Halſe, und wirken ihm dann dawider, und ſetzen ihn wiederum in ſeinen alten Königsfrieden, Freiheit und Recht der heimlichen Acht alſo: „Den beklagten, verunrechteten, verurtheilten, hinſetzten, verſahreten, verfehmeten Mann mit ſeinem Namen und Zunamen, den nehme ich hier auf aus der höchſten ſchwerlichen, Ungnade, Unrechte, Unfrieden und aus Königsbanne und Wette in Gnade, und ſetze ihn wiederum in den höchſten Frieden, Freiheit und Recht der heimlichen Acht, ſo als daß der heilige und große Karl geſetzt und Pabſt Leo beſtätiget haben, und mache ihn wiederum würdig, frei und bequem alles Rechten, die ſeien heimlich oder offenbar alſo als er war vor dem Tage, eher über ihn die unrechte Beſchwerung, Gerichte, Urtheile und Sentenzien der heimlichen Acht ergangen und alſo gethan waren, und wirke ihm und ſetze ihm einen ganzen, alten, feſten, ſteten Königsfrieden unter Königsfrieden und Königsbanne einmal, das andere mal unter Königsbanne, das dritte mal unter Königsbanne, und zum vierten Male über Recht; und gebiete darum

29) Bei Grote S. 324 und die Formel daraus in Hochteutſch übertragen bei Wigand S. 433. 434.

30) Gleiches ſchreibt auch das alte Rechtsbuch der Fehmgerichte bei Wigand S. 554 und der dortmunder Codex bei *Senckenberg*, Corp. Jur. Germ. I. p. 90 vor.

31) In die heimliche Acht und Gericht nach dem Rechtsbuche bei Wigand S. 561.

32) „Gedelinge" im Rechtsbuche bei Wigand S. 582.

33) Blutsverwandte.

…rt allen Fürſten, Herren, Herzögen, Grafen, Freiherren, Rittern, Knechten, Freigrafen, und ſort allen ehrbaren Männern, die Freiſchöpfen ſind der heimlichen Acht, daß ſie dieſen vorbenameten Mann dabei laſſen und behalten, und an ihm als an ſeinem Leibe, Ehren und Gute nicht freveln, und keinen Anſpruch noch „Wedertant“ [34]) an dieſer ſeiner Gnade thun, ſo oder ſo geſchaffen gethan werde um der vorgenannten Ungnade und Unrechtes Willen bei Königsbann und bei der Pön der heimlichen Acht.“ Der Freigraf mag demſelben Manne dann deshalb einen gerichtlichen Schein und Kundſchaft von Gerichts wegen beſiegelt geben, den ſoll dann auch der Mann heimlich bei ſich behalten, und den Niemanden ſehen noch hören laſſen förder dann wannehr ihm deſſen Noth gebührte oder iſt.

Wenn ein unwiſſender [35]) Mann aus ſeinen Rechten und Frieden geſetzt, verfahret [36]) und verfehmt würde nach Sätzen der heimlichen Achten, der muß hingeſetzt, verfahret und verfehmt bleiben, darum (weil) man denſelben in die heimlichen Achten [37]) nicht kommen mag (kann) laſſen ſich zu verantworten, darum, weil die heimliche Achten allen unwiſſenden Leuten und Thieren verbothen ſind; doch ſo mag unſer gnädigſter Herr der römiſche Kaiſer oder König demſelben verfahreten, hingeſetzten Manne, alſofern ihm wahrlich vorgebracht würde, daß demſelben Manne Unrecht wäre gethan worden, und ſonſt doch ein frommer Mann wäre *„sonder eynich belumpden* [38]) *dait“* (d. h. außer der einzigen That, die der Leumund ihm zugeſchrieben), bei Gnade der heimlichen Achten der ſchweren Urtheile, Gerichte und Sentenzien wegen eine Friſtenaufſtellung [39]) geben und thun hundert Jahr und ſechs Wochen und einen Tag, doch mag (kann) er nimmermehr Freiſchöpfe der heimlichen Achten werden.

Die dortmunder Weisthümer [40]) enthalten in der Verfehmungsformel, daß, wenn Einer Jahr und Tag in der Verfehmung gelegen, alle ſeine Güter, Eigen und Leben an die kaiſerliche Majeſtät verfallen. Dieſes iſt aber, wie Wigand [41]) bemerkt, ein Zuſatz, der ſich aus dem gemeinen Rechte eingeſchlichen. Nicht blos die weſtfäliſchen Freigerichte der heimlichen Acht, ſondern auch die übrigen kaiſerlichen Gerichte ſahen zuweilen die Acht gleich als Finial-Strafurtheil an [42]). Eine Urkunde von 1531 bei Kopp von dem heimlichen Gerichte ſagt: Die hosie achte des Keysers die verfehmunge begerth also, das man in hanckmessig solt verurteylen.“ Die Ruppracht'ſchen Weisthümer [43]) nehmen an: Wan so er also verfaimbt ist, so ist er auch vollkommen *bewisen*, als recht ist, und darumb sol man auch einen sollichen als einen boesen und verfaimbten halten. Die dortmunder Weisthümer [44]) bemerken: „Und ob jemand ainigen verfaimbten furdrung“ (Förderung) „dett, den mag man darum belangen nach freyn stuls recht.“ Die Rupprecht'ſchen Weisthümer [45]) beſagen: „Ob einer verfaimt wäre, und ritten mit ihm vier, fünf, ſechs, mehr oder minder, die wohl wußten, daß er verfaimt war, und hälfen ihm jemanden beſchädigen und legen die mit ihm nieder, ſo mag man ſie gleich der Verfeimten halten, und alſo auch über ſie richten mit dem Strange.“

VII. Appellation. Die Freigerichte betrachteten ſich als höchſte unmittelbare Reichsgerichte, und erkannten daher keine andern als ein höheres Gericht an. Vornehmlich lehnten ſie im Betreff der heimlichen Acht die Appellation an ein anderes Gericht entſchieden ab. Die arnsberger Reformation vom J. 1437 [46]) ſagt: Item szo en sal men uns keyne puncte de fembrochich mit rechte irkant synd unde sich myt rechte geborden in der heymelichen achte zcu richtene dar von uisz des heylicher riches heymelichen gerichte appeliren offte sich beruffen in eynich ander gerichte offie stede, dan worden twey orteyl in gerichte tzweyschelig gewist offte geschulden, der urteyl mochten men sich beruffen unde bekommen an stede dar ez sich myt rechte gebord, unde wan men szo eyn urteil vor gerichte alszo geschulden worde, szo sal der grebe geloben nemen von den partigen szo vil als recht is. Die Ruprecht'ſchen Weisthümer beſagen: Der Verfehmte, welcher glaube, daß ihm Unrecht geſchehen ſei, möge es da austragen, wo es ſich in Rechten gebühre. Der Codex bei Hahn [47]): „Und welcher also verfaimt und verfurt wurt, als Gerichts Recht is an wieder-

34) So nach dem Rechtsbuche der Fehmgerichte bei Wigand Nr. XXVII. S. 562, nämlich: ind ghenen anspruck noch wedertant, an deser syner gnade eyn doin; nach dem bei Troſt S. 48 heißt es: und geynen weder noch anefanck ain düsser syner gnaden en doin. 35) unwitten man macht den Gegenſatz zu den Wiſſenden, d. h. iſt einer, der nicht in die Loſung und die andern Geheimniſſe der heimlichen Acht eingeweiht iſt, oder mit andern Worten kein Freiſchöpfe der heimlichen Acht iſt. 36) verfoirt, d. h. durch das gerichtliche Verfahren gegen ihn verurtheilet iſt; das niederteutſche fören bedeutet ſowol fahren in activer Bedeutung, als auch führen; deshalb übertragen Neuere, z. B. Wigand, verfoirt durch verführt. Da aber das verforen und mit dem Umlaute verfören in den Formeln der Fehmgerichte wahrſcheinlicher durch verfahren, d. h. durch das Verfahren verurtheilen, bedeutet, ſo geben wir es durch verfahren, und bei dem Particip verfort, verfoirt wiſſen wir uns nicht anders als durch die Bildung verfahret, d. h. durch das Verfahren oder den Proceß verurtheilt, zu helfen. 37) Vor die Gerichte der heimlichen Acht. 38) Dieſe Stelle iſt zugleich für die Annahme, daß die Gerichte der heimlichen Acht von fama (Leumund) Fehm- (eigentlich Faem-) Gerichte genannt worden ſind, merkwürdig. 39) friste upstell. 40) *Senckenberg*, Corp. Jur. Germ. I. p. 110. 41) S. 425.

42) ſ. die Urkunde von 1497 bei Harpprecht, Staatsarchiv II. Nr. 109. 43) Bei *Datt*, De Pace Imperii publica p. 778. Auf das Schrecklichſte ſpricht ſich daſelbſt Cap. 7 der Grundſatz des Fehmrechtes aus: „Der verfeimt ist, ist verfaimt, und hilfft nicht, dass er fromm sey, wer verfeimt ist, ist auch vollkommen bewiesen.“ Und bei demſelben Lib. IV. Cap. V: „Ein Verfaimter ist ainer, der um arge und boese Missthat, an diesen Westph. Gericht zu dem Strick schon verurtheilt ist.“ 44) Bei *Senckenberg* l. l. I, 2. p. 128. 45) Bei *Datt* p. 777. 46) Bei Troſt S. 26. 27. Mit dieſer arnsberger Reformation des Erzbiſchofs Dietrich von Cöln vergl. die darnach entworfene des Kaiſers Sigismund (in d. N. S. des Reichsabſchiedes I. S. 180) Art. 18: „Auch ſoll man umb keinerley Puncten und Articul, ſo mit rechten Urteilen vom wroge (fem-wroge, oder nach anderer Lesart vor wroge, für wroge) erkannt und gewiſen worden, und ſich gebühren in der heimlichen Achten zu richten, davon aus des heiligen Reichs heimlicher Achten gerichte appelliren, oder ſich davon in einer andern Statt oder Gericht beruffen, aus Urſachen, dieweil die heimliche Acht das höchſte Gericht iſt 47) Coll. Monum. II.

sache oder wiederstatt und falsch, der mag weder von Keysern, Konign, noch von allen Westvallingen nymermer widerbracht werdn. Dann welcher rechtlichen und schuldiglichen umb sin Ere komet, der mag sin Ere nymer wiederbringen. Nu ist in diesem Gerichte lybe und Ehre in Im selber, also durch wolln das eins an [48]) das annder nit sein mag.“ Das Rechtsbuch der Fehme aus einer arnsberger Handſchrift des 15. Jahrhunderts [49]) beſtimmt Art. XVII.: Nyemantz en sall iere (der Freiſchöppen) oirdell schelden, hie en sy dan ere genoit van geburt [50]). Off eynich schildet iere oirdell der scheffen genoit, die sall der bang bidden to wysen; dan so sall die gene vort up stain, die dat ordell wisede, und die scheldere sall sich setten yn sine stede, und wysen dan dat ene recht dunket sin, und tien des dan dair hie iles durch recht tien sall, as um den Romschen Keyser oder Konnigh. Man appellirte an den Kaiſer [51]) oder an das höchſte kaiſerliche Hofgericht, oder an das Kammergericht, oder auch endlich ausnahmsweiſe an den Papſt. Sogar findet ſich eine Appellation an das Concil zu Baſel. Konrad von Langen hatte einem osnabrückiſchen Bürger, Namens Blom, drei Kühe geraubt. Dieſer erlangte ſie mit Hilfe des osnabrückiſchen Gaugrafen von der Wick wieder, und Konrad mußte deswegen flüchten. Damit man ihn aber für unſchuldig halten ſollte, ſo ließ er den osnabrückiſchen Bürger Blom vor das Fehmgericht zu Limburg laden. Dawider aber proteſtirte Blom, weil Osnabrück das Privilegium de non Evocando hatte, und verklagte Konraden bei dem muddendorfer Fehmgericht, von welchem die Stadt Osnabrück Oberſtuhlherr war. Konrad, der auf dreimalige Vorladung nicht erſchien, wurde für verfehmt erklärt. Nun wendete er ſich an den Kaiſer Sigismund. Dieſer befahl dem dortmundiſchen Freigerichte, die Sache näher zu unterſuchen. Das zuletzt genannte Gericht aber beſtätigte das Erkenntniß des muddendorfer Freiſtuhls. Hierauf übergab der Kaiſer die Unterſuchung und Entſcheidung der Sache dem Freiſtuhl Soeſt, aber auch dieſer pflichtete dem Urtheile des muddendorfer Stuhles bei. Der Kaiſer nahm Konraden von Langen in ſeine Dienſte, um ihn vom Gehängtwerden zu retten, denn wie das Rechtsbuch der Fehmgerichte aus einer arnsberger Handſchrift des 15. Jahrhunderts [52]) Art. 18 beſagt, ſollte kein Freigraf über Jemanden, der in des Reiches Dienſte oder in des römiſchen Kaiſers oder Königs Dienſte war, vorſtehen. Von allen jenen Erkenntniſſen der Fehmgerichte verfolgt appellirte Konrad von Langen von denſelben endlich an das Concilium zu Baſel [53]).

Kaiſer Friedrich III. ſchreibt im J. 1449 [54]) an den Freigrafen: Wilhelm Selter, Freigraf zu Wessing[illegible] (Weſenfort) und Ludenhuſen (Ludinghuſen) unſer lieber Getreuer, wir haben die Appellation mit allem ihrem Anhangenden an uns genommen, damit ſich der Edle [illegible] Graf von Schomborch (Schaumburg) und zu Holstein (Holſtein), Graf von Landsberg und Ulrich ſein Sohn an uns beruft haben von der Ladung, damit du ſie von Klage Hermann Corſes genannt Smiſing vorgenommen haſt, af (vor) den Freien-Stuhl zu Ripensten, und wir haben die Sache dem Hochgebornen Ludwig, Landgrafen zu Heſſen und Fürſten, an unſer Statt befohlen: darum ſo gebieten wir dir von Romiſcher königlicher Macht ernſtlich und feſtiglich, daß du an derſelben Sache, als und die Weil das von uns und unſern Commiſſarien unentſchieden und unausgetragen hangt, nicht ſit (hernach) „understandest,“ vornehmeſt noch procedireſt in keiner Weiſe; denn was nach ſolcher Appellation durch dich oder andern in dieſer Sache procedirt, unterſtanden und vorgenommen wäre oder hinfür würde, das alles jetzt als (wie) dann, und dann als (wie) jetzt heben wir auf, und thun das ganz ab, und thu hierin nicht anders als lieb dir ſeiner Ungenade und Pön in unſrer Reformation zu Frankfurt beſchloſſen begriffen zu vermeiden. Hier iſt nur erſt von einer Ladung vor einen Freiſtuhl die Rede. Die größte Schwierigkeit hatte der Kaiſer, wenn das Urtheil bereits gefällt war, und eine Appellation an ihn erging. Am bekannteſten und merkwürdigſten iſt die Antwort, welche jener Freigraf dem Kaiſer Friedrich III., an welchen ſich der in die größte Enge getriebene Herzog Wilhelm von Sachſen gewendet hat, ſchriftlich gab [55]): Was geurtheilet ſei, deſſen wären ſie nicht mächtig; denn ſie hätten keine Macht, die Todten aufzuwecken. In derſelben Sache ſchrieb [56]) ebenfalls der Freigraf Wyneke Paßendall zu Bintheim dem Kaiſer: Es gebühre Sr. Kaiſ. Gnaden ſolche Appellirung gegen das heilige Reich und heimliche Gericht nicht zuzulaſſen, ſondern zu vernichten. Die Ladung des Kaiſers lehnt er ab, weil Sachen, die gehörig und gebührlich zu richten wären, in des heiligen Reichs freien heimlichen Gerichten, nur auf weſtfäliſcher Erde gerechtfertigt werden könnten. Die arnsberger Reformation bei Senckenberg [57]) ſagt: Item ob ein Urtail zwitrechtig würde am Freyustul oder ungebürlich wider ainen gieng, da sol man sich an kain ander gerichte berüffen noch appelliren umb kainer hand sache dann in das Capittel der haimlichen beschlossen acht der Keyserlichen Cammer, das sol sein uff westphelischer Erden: Man mag es auch wol tun für den Roemischen Künig oder Keyser, wan sy wissende [58]) seint, oder für den stathalder, das sol doch zu ustrag komen vor den wissenden freyschöpfen und besunderbar uf westpfällische erden.“

48) ohne. 49) Bei Wigand S. 554. 50) Auch die osnabrückiſche Fehmgerichtsordnung ſpricht den Grundſatz aus, daß von der Partei nur dann das Urtheil konnte geſcholten werden, wenn ſie mit den Schöppen ebenbürtig war. ſ. *Mascov*. Not. jur. et jud. Bruns. Anh. S. 85 und 115. 51) Der 54. Art. der Reform. Carol. ſagt: Habent illi, qui Scabini non sunt, recursum ad Imperatorem, statque in sua potestate his inducias centesimales dare, quae durant per centum annos ac sex septimanas, quia homo ad centum annos vivere praesumitur. 52) Bei Wigand S. 554. 53) *Pfeffinger*, Vitriarius Illustratus. T. IV. p. 487. Hütter S. 79 – 81.

54) ſ. das Schreiben bei Wigand S. 564. 565. 55) ſ. Müller, Reichstagstheater. S. 502. 56) ſ. denſelben a. a. O. S. 505. 57) Corp. Jur. Germ. I. 2. p. 106. 58) ſ. den Abſchnitt Wiſſende. Es konnte nämlich keiner, der nicht Freiſchöppe war, über Fehmgerichtsſachen urtheilen.

ach einer Urkunde vom J. 1465 [59]) ertheilt Kaiſer Fried: ch in einer Rechtsſache des Hans Gyger's von Offingen gen Bürgermeiſter und Rath zu Überlingen, welche an s kaiſerliche Kammergericht gediehen, dem Grafen Ulrich Würtemberg das Commiſſorium: „da nit gepürlich solichs an dem bemelten unserm kammergericht verhanleln, sunder solichs solle nach gestalt der chen billichen vor deme die dan derselben Westälischen rechten gewandt und wissent sin fürgeommen, daselbst verhoert und gerechtfertigt weren, und wen du frysehoepf bist .... so empfehlen ir dir solich egemelt sachen an unser statt, geben ir auch hiemit gantzen vollen gewalt u. ſ. w. Nach iner Urkunde vom J. 1474 bei Berck Nr. 2 ertheilt der Kaiſer der Stadt Hamburg in einer Erbſchaftsſache das Commiſſorium, und dieſe hebt das Erkenntniß des Freiſtuhls auf. Auch hat man ein Beiſpiel einer durch das höchſte kaiſerliche Hofgericht geſchehenen Aufhebung eines Freigerichtsurtheils vom J. 1447 [60]). Das Verhältniß der andern auswärtigen Hofgerichte betreffend, ſo ſtellten ſich die Fehmgerichte ihnen gleich, erkannten ihre Competenz an, und fanden ſelbſt von ihnen dieſelbe Anerkennung. Als Beiſpiel für das erſtere dienen die Weisthümer vom J. 1441 [61]), in welchen es heißt: „Is die Sache erst to Rotwyle also angehaven und gerichtet als recht ist, so sal man daröver nyt me richten.“ Ein Beiſpiel für das zweite bietet das Verfahren des Hofgerichtes des bairiſchen Herzogs Albrecht dar. Er war wegen gebrochenen Geleits zu Weſtfalen bei einem Freiſtuhle belangt und freigeſprochen worden. Deshalb wies nachher ſein Hofgericht die Sache im J. 1456 mit folgenden Worten [62]) von ſich: Des hab ich gefragt Her Jorgen Marschalk, der hat sich mit den andern Räten underredt und ertailt: als er de baider Tail Clag, Antwort, Red und Widerred gehort hab, und sunder den Brieff von dem freygraven ausgangen, darin begriffen ist, das mein gnadiger Herr Hertzog Albrecht und alle, die darin verdacht und gewant, umb die Handlung so an Ullen Pawrn des Glaits halben, beschehen solt sein, absolvirt und quit gelassen sind, so sprech er zu Recht auf seinen Ayd, dass er bei demselben Brieff pillichen beleibe.“ Die Behörde, an welche von den Erkenntniſſen der einzelnen Freiſtühle appellirt ward, war das Generalcapitel. Die Weisthümer vom J. 1454 [63]) ſagen: Darup ist geloist under Konigs banne vor recht, Alle Sache, dey vor eyn gemeyn Capittel van stathalder des Ryches verscreven werden, und mit Ordell und rechte erklert, verhandelt und gebunden werden, dar entgegen noch darent boven en sall geyn forder Gerichte gain, dat bendig sy, Ind wat Sacken dar gerichtet werden, solle man darby laten. Der Bericht [64]) des Raths Zeppenfeld als Oberfreigrafen [65]) ohne Jahr aus einem arnsberger Copialbuche ſagt: „Soviel die appellationes betrifft, habe ich mich zwahren verſchiedentlich informiren laſſen, daß ſolche von obbenannten freyen ſtühlen ahn den Oberfreygraffen devolviren, wie auch die Anlage mit mehreren zeiget, es hat ſich aber zeith meiner Bedienung niemandt bei mir dießfalls gemeldet, alſo ich nicht wiſſen kann, ob deren keine vorgefallen, weil es bei denen Stuhlgerichteren ſchlecht herzugehen pfleget, und Ew. Churf. Durchlt. ordentliche Gerichtere gemeinlich in denen benannten Fällen die Jurisdiction concurrenten exerciren, oder ob ſie zu Werll introducirt worden ſeyndt.“ Nach einem Schreiben vom J. 1541 befiehlt der Freigraf zu Arnsberg in einer Ehrenſache dem Freigrafen zu Warendorf bei 1000 Gulden Strafe, nicht weiter zu procediren, und die Acten verſchloſſen zu überſchicken, da Erſterer von dem wider ihn ergangenen Urtheile an den Hauptſtuhl zu Arnsberg in den Baumhof appellirt habe [66]). Der Freigraf zu Arnsberg citirte im J. 1575 den Freigrafen zu Warendorp nach Arnsberg, wohin der Gograf zu Telgt appellirt hatte.

VIII. Execution. Sie lag den Freiſchöppen, und vorzugsweiſe den jungen [67]), ob. Als Galgen diente der nächſte Baum, wo man den Verfehmten fand. Die Rechtsbücher der Fehme, nachdem ſie von der Verfehmung gehandelt, ſchreiben dem Freigrafen vor, bei Wigand Nr 26. S. 554. Art. XIV: Fort an ſo mahne und gebiete einem jeglichen Freigrafen bei ihren Eiden und Treuen der heimlichen Acht gethan: ſo wo ſie den Mann ankommen, daß ſie den hängen an den nächſten Baum, den ſie kriegen, und dann haben mögen [68]), und bei Troſt S. 46:

59) Die Stelle aus der Handſchrift bei Wigand S. 471. 60) Bei Harpprecht, Staatsarchiv I. Anh. Nr. 25. 61) Die Stelle aus der Handſchrift bei Wigand S. 469. 62) ſ. Monum. Boica IX. No. 161. 63) Die Stelle aus der Handſchrift bei Wigand S. 471. 64) Bei demſelben S. 572.

65) Der Rath Zapfenfeld ſagt in dem genannten Berichte unmittelbar nach der Stelle, welche wir im Abſchnitte Fehmrügige Sachen mitgetheilt haben: „Anſonſten haben die Herrn Grafen, nunmehro Fürſten von Waldeck, im Brilonischen Gerichtsbezirk ein dergleichen Gericht, wobei ſie noch ohnlängſt in allen andern Fällen eine privativam jurisdictionem behaupten wollen, welche ihnen aber nicht zugegeben iſt. Inngleichen haben die Herrn von Allmen im Briloniſchen dergleichen Gericht, das Haus Ebbinghauſen im Erwittiſchen, die Herren von Hörde zu Störmede, im Geſeker Gericht. Die Städte Ruden, Warſtein, Callenhardt, Beleke, ſo dann die freyheiten Hüſten, Sundern, Hagen und derer Burgermeiſtere und Rathsglieder müſſen vor mir, als Oberfreygrafen, den freyen aydt ausſchweren und wird denenſelben dabey die heilige Feme (gleich wie heutiges Tages bei der Milice die parolle außgetheilt wirdt) offenbahret, wie ſolches von undenklicher Zeit alſo hergebracht iſt. Ein gleiches geſchieht, wenn die obgenannte Cavaliere einen neuen freygraffen bei Abgang des vorigen benennen, welchen ſie dann dem Oberfreygraffen präſentiren, und von dieſem in Ayt genommen zu werden pflegt. Nicht weniger muß noch heutiges Tages der Graff von der Lippe zu Detmold jedesmahls einen neuen Freigrafen bei Abgang des vorigen dahier zur Beraydung präſentiren.“ 66) Vergl. Wigand S. 470. 471. 67) Äneas Sylvius ſagt: — — et minoribus Scabinis committitur executio. Reus ignarus suae damnationis, ubicunque repertus fuerit, supplicio afficitur, und nach ihm Münſter, Cosmographey. Buch III. Cap. 451: „und befehlen denen jungen Scheppen die Execution oder das Nachrichter-Ambt. Alſo müſſen die Schuldigen, die nichts von ihrer Verurtheilung wiſſen, wo ſie ergriffen werden, das Leben laſſen.“ 68) Vergl. bei Grote (Jahrbuch von 1817. S. 333): „dat se de antasten und hanghen die an den neesten boem den se dan bekomen koennen.“ Die Urtheil ins Freyen Stohl-Gerichte gehoerig bei *Emminghaus*, Antiq.

Dann gebührt (gebiete) fort allen Freigrafen und Freiſchöppen und ermahne ſie bei ihren Eiden und Treuen der heimlichen Acht gethan, ſo wo ſie den verurtheileten, hingeſetzten, verfahreten[69]) und verfehmten Mann ankommen, daß ſie den hängen ſollen an den nächſten Baum[70]), den ſie dann mit ihm haben mögen, und ankommen können nach aller ihrer Macht und Kraft." Möſer[71]) und mit ihm Hütter und Kopp meinen, man habe das freie kaiſerliche Richteramt durch die Art der Execution anzeigen wollen, da ſie einen Baum, nie aber eine herrliche Fehmſtätte zum Aufknüpfen wählten. Wigand[72]) bemerkt dagegen: Der Verfehmte, ſowie der Erſchienene, der ſein Urtheil anhörte, wurde mit einem Stricke, oder, nach alter Sitte, mit der Weide (Wiede) aufgehängt, und zwar an einen Baum, nicht etwa, um damit etwas Beſonderes anzudeuten, ſondern es mochte altherkömmliche Sitte ſein, ſich eines ſo natürlichen einfachen Mittels zu bedienen, und den Gerichtsplatz nicht mit Galgen und andern Werkzeugen der Hinrichtung auszuzieren." Aber der eigentliche Grund, warum der nächſte Baum zum Galgen gewählt werden ſollte, war aller Wahrſcheinlichkeit nach kein anderer, als weil die Vollſtreckung der Strafe heimlich geſchah und heimlich geſchehen ſollte. Hieraus folgte, daß ſie ſo ſchnell und ohne ſo wenig Aufſehen als möglich geſchehen mußte, damit dem Verfehmten keine Hilfe von ſeinen Freunden geleiſtet werden konnte, und die Vollſtrecker der Strafe nicht bekannt würden, und ſo der Rache der Verwandten und anderer Freunde des Gehängten preisgegeben wurden. „Eines Morgens," erzählt Kotzebue[73]), „wurden zwei ſonſt unbeſcholtene Ritter mit dem Zeichen der Fehme an einer Eiche vor Marienburg hängend gefunden. Man bat den Hochmeiſter, die Mörder zu verfolgen; der ſchwieg: man erneuerte die Bitte ungeſtüm; da erklärte er mit fürchterlichem Ernſte, man ſolle des Urtheils über ſolche Dinge ſich enthalten." So kam der Hochmeiſter in Verdacht, daß er ein Mitglied des Schöppenbundes ſei. Daß teutſche Ritter Mitglieder deſſelben waren, erzählt der genannte Geſchichtſchreiber. Sogar Fürſten ließen ſich im 14. und 15. Jahrhundert zu Freiſchöppen aufnehmen oder wiſſend machen. Es mußte daher das Streben der Fehmgerichte ſein und bleiben, ſich auch in der Executionsart von den andern Criminalgerichten zu unterſcheiden, damit die Freiſchöppen, denen die Vollſtreckung der Strafe oblag, nicht als gemeine oder gewöhnliche Henker erſcheinen möchten. Das Freiſtuhlsprotokoll von Heiden aus dem J. 1533[74]) ſagt: „Erntvest und vromme Johann van Raesfeld, Stuhlholder over dem Braemd, is iudt gerichte erschenen, und ein ordell gefraget, wes des genne (was dasjenige) wer, daer de vrye Stoell und de Stoelsheren over tho richten hebben. Dyt ordel is bestadet an Johan Smedes vrygreven, de dar vor recht up gesede, na dem dat romesche Ryke vryestoele verordent heft, tho richtene over lyff, eher und gelymp und guedt, nha inholt keyserlicher Reformation, so mach de Vrygreve richten myth dem Brande, Water und Stricke eder Reip, und de Gogreve myt dem Swerde, Galgen und Raide, so ver du myt dem gerichte bevangen is, dar dat gerichte geschen sall und dusses eyn Richtschein geworten." Die Executionsart der Fehmgerichte hat mehr den Charakter des Fauſtrechtes, nur durch die Vorſchriften, die ſich der Schöppenbund gab, geregelt. Je mehr das Fauſtrecht in Teutſchland beſchränkt ward, und je mehr daher die andern Gerichte zu guter Rechtspflege ausreichten, je mehr wurden die Fehmgerichte in ihrer Execution beſchränkt. So z. B. heißt es in dem Berichte des münſterſchen Domcapitels[75]) im Betreffe eines gewaltſamen Actes der Criminaljurisdiction, den das Freigericht im J. 1582 ausübte: „Man wiſſe ſeit 50 Jahren kein Beiſpiel, daß ſelbſt im Hauptfreigericht zu Arnsberg ſolche Leibſtrafe im Gebrauch geweſen. Den Freigerichten ſei aber verboten worden, ſich einiger Leibſtrafe hinfüro zu unterziehen, ſondern die Übelthäter der ordentlichen Obrigkeit zu überantworten und dieſelbe in Kraft der Regalien gewerden zu laſſen." Da die Landeshoheit der Reichsfürſten ſich immer mehr ausbildete, und der Kaiſer immer mehr an Macht verlor, ſo wurden auch die Freigerichte als Reichsgerichte immer mehr beſchränkt. Auch zur Veranſchaulichung der Veränderung des Geiſtes der Zeit iſt die Geſchichte der Fehmgerichte ſehr wichtig. Die alten Rechtsbücher enthalten Folgendes: „Ich frage dich Freifrohne, ob (wenn) dieſer Mann[76]) die Heimlichkeit und „Loese" (Lose, Loſung) der heimlichen Achten ins Gemeine brächte und unwiſſenden Leuten und Thieren darum ſagte oder kund thäte einig Stück klein oder groß, ſo was da ſeine Brüche darum wäre um die Meldung. Der Freifrone ſoll weiſen für Recht, wär' es Sache, daß dieſer Mann oder einig Mann, der Freiſchöppe wäre der heimlichen Achten, die Heimlichkeit oder Lose (Loſung) der heimlichen Achten, oder etwas davon in das Gemeine brächte, oder ſagte einigen unwiſſenden Leuten oder Thieren einig Stück davon klein oder groß, ſo wannehr daß man das dann erfahren könnte oder möchte, denſelben, der das gethan hätte, er (ihn) oder andere, die ſolches thäten, ſollen dann die Freigrafen und Freiſchöppen angreifen unverklaget, und binden ihm ſeine Hände vorn zuſammen, und ein Tuch vor ſeine Augen, und werfen ihn auf ſeinen Bauch, und winden

Susat. P. V. No. III. p. 428 ſagen: „*Wo men mit demselben zu procediren die erste Frage:* Antw. Den sall men bey den Halse nemen und thuen en Strick an Hals und hangen ihm an den nechsten Baum dar men by kümpt."

69) verfoirden, proceſſirten. 70) Der Baum als Galgen hat eine unrichtige Lesart oder Deutung veranlaßt, nämlich die Verwandlung der fehmwrogigen in baumwürgige Sachen, wie Viele angenommen haben. Dieſe Meinung bekämpfen jedoch mit Recht Freher S. 122 zur Sigismundiſchen Reformation von 1439 und Wigand S. 450. 71) Patr. Phant. IV. S. 200. Hütter S. 49 ſagt: „Sie hängten den Unglücklichen an keinen Galgen, ſondern mit der Wyd (Strick) an einen Baum auf der Landſtraße, um damit anzuzeigen, daß ſie ein freies kaiſerliches Richteramt durch das ganze Reich hätten, welches an keine herrſchaftliche Gerichtsſtelle gebunden wäre." 72) S. 450. 73) Preuß. Geſch. II. S. 242.

74) Die Stelle daraus bei Wigand S. 142. 143. 75) Bei Kindlinger, Münſt. Beitr. III, 2. S. 233. 76) Nämlich der zum Freiſchöppen Aufgenommene, dem die „Lose" ([illegible]) und Zeichen der heimlichen Acht kund gethan ſind.

n ſeine Zunge zu ſeinem Nacken hinaus[77]) und ſtecken en Pinne (Pflock) davor[78]) und thun ihm einen drei ängigen[79]) oder dreigeſtrångeten[80]) Reip (Strick) um nen Hals, und hången ihn ſieben Fuß höher, denn ei n verfahreten[81]), verfehmten, misthätigen Dieb." Die erkwürdigen Fragepunkte und deren Beantwortung, be ffend die Freigerichte bei Troſt S. 75 ſagen: 9. So er jemand unter ſelbigen (nämlich den Freiſchöppen zu oeſt) erfunden würde, welcher hiernächſt wider den Frei höffeneid ſündige, oder auch die Loose (Loſung), welche zu einem verſicherten Kennzeichen eines frommen und dlichen Freiſchöffen in geheim zu behalten, angenommen ffenbaren würde, wie iſt mit demſelben zu verfahren. Rsp. Einen ſolchen Übelthäter, welcher gegen den Freiſchöffeneid geſündiget, und die Loſe (Loſung) unter die, welche keine Freiſchöffen ſein, gemein gemacht, hat man vormals unverfolget angegriffen, ihm die Hände auf den Rücken gebunden, die Zunge durch den Nacken gezogen, einen Pinn (Pflock) davor geſtecket, und ihn alſo ſieben Fuß höher als einen andern Miſſethäter gehangen, jetzo aber wird mit demſelben ſo verfahren, daß er wegen begangenen Meineids denen Rechten nach wird abgeſtrafet, ſeiner Ehrenſtellen entſetzet und nimmer zu Ehren wieder gelangen kann.

Das weiter oben erwähnte Zeichen der Fehme war ein Meſſer, welches in den Baum geſteckt ward, zum Beweis, daß er von der heiligen Fehme gerichtet ſei. Aber freilich Raubmörder konnten dieſes, um die Unthat auf die Fehmgerichte zu wälzen, auch nachahmen. Daher hat nach den dortmunder Weisthümern[82]) der Verfehmte kein ſicher Geleit und ſeine Helfer mögen weder an dem Leib noch an den Gütern des Verfehmten Unthat begehen, und können ihm nehmen, bis er ihn an ſeinem Leibe ſtraft mit der ſchweren Sentenz. Aber er ſoll ihm, wenn er ihn tödtet, nichts nehmen, was er bei ihm findet, damit man erkenne, daß er durch Recht gerichtet ſei. Um aber ſeiner (des Verfehmten) gewiß zu ſein, wie die Rupprechtiſchen Weisthümer ſich ausdrücken, ſollten ſie nur zu Dreien den Schuldigen faſſen. „Man ſoll ſich dann," bemerken die Weisthümer bei Hahn, „dabei vor Schaden hüten, und zum mindeſten ſelb Dritt ſein." Aber nur dann war der Freiſchöpfe, wie die Rupprechtiſchen Weisthümer vorſchreiben, zu Hilfe verpflichtet, wenn er eines Freigrafen Siegel und Brief ſah, oder wenn drei oder vier andere Freiſchöpfen bei ihrem Eide ſagten, daß der Mann verfehmt ſei, und ſo des Freiſchöpfen Hilfe begehrten. Die arnsberger Reformation vom J. 1437 ſuchte die Executionen möglichſt zu beſchränken und ſchreibt daher vor: Item ob eynich frygrebe enighen man von synen rechten setzen unde verfemen sölde, dar sal der greve nymant dringen noch gebiden eynige voylge zcu doyn, der klegere sal sus myt eme krigen syn recht zcu fulforen alse ez sich gebord, andirs sal der frygrebe nymant uff die clage vorfemen, unde thede he ez dar entboven, so sal he in der selben vorfemunge staen. Aber dieſe Beſchränkung ward wenig beachtet, denn es ſoll nach einer Urkunde vom J. 1470[83]) jeder Unterthan des Reichs dem Kläger byredich (beiräthig), „bystendig und zu synen rechten behulfflich syn, bei ſchwerer Pön. Nach der Ordnung des Freigerichts zu Neuenſtadt kann der Kläger gegen den Ungehorſamen nach erfolgter Sentenz ſeinen Leib, Hab und Gut, wo zu Waſſer und Lande, in Städten, Märkten oder Dörfern er dem ankäme, anhalten und nehmen ſein gewonnen Recht. Niemand ſoll Widerſpruch thun, ſondern Beihilfe leiſten, widrigenfalls er auch verhaftet iſt. Keine Freiheit und Privileg ſchützt dagegen. Die Gemeinde, worin der Beklagte geſeſſen, muß ihn anhalten, nach 6 Wochen und 3 Tagen dem Kläger genug zu thun, oder ihn aus ihrem Geleit treiben, ſonſt wird ſie auch geladen. Nach einer Urkunde vom J. 1548 fodert der Freigraf die Vollſtreckung eines Urtheils von Stadt St. Goar, und heiſcht ſie eventuell ſelbſt vor ſein Gericht[84]). Nach dem Erkenntniſſe des Freiſtuhls zu Brakel vom J. 1470[85]) gegen die Stadt Frankfurt, welches Execution gegen alles Gut und Eigenthum der Stadt, wo es ſich befinden mag: in Richsstetten, Herenstetten, Fryhenstetten, zu wasser, zu lande, slossen (Schlöſſern), merckten, wibbolten, vryhongen, derffern, zellen u. ſ. w. verfügt, ſollen alle Fürſten, Herren, Grafen, Edle, Ritter, Knechte, Schultheiße, Bürgermeiſter und Räthe dem Kläger beiſtehen und helfen. Da viel Misbrauch mit der Execution getrieben ward, ſo ſuchte der römiſche König Maximilian I.[86]) die Fälle derſelben möglichſt zu beſchränken.

(*Ferdinand Wachter.*)

FEHR (Johann Michael), Arzt, geb. am 9. Mai 1610 zu Kitzingen in Franken, ſtudirte Medicin in Leipzig und Wittenberg. Sein Aufenthalt in Wittenberg, wohin ihn Sennert zog, dauerte aber nur kurze Zeit; er mußte 1634 ebenſo wol ſeiner dürftigen Umſtände halber, als wegen der Kriegsereigniſſe Wittenberg verlaſſen, und nachdem er einige Zeit in Erfurt verweilt hatte, kehrte er nach Schweinfurt zurück, wohin ſeine Mutter nach des Vaters Tode gezogen war. Mit wenigen Mitteln verſehen ging er nachher einige Zeit nach Jena und dann wiederum nach Leipzig. Im December 1636 übernahm er die Hofmeiſterſtelle bei drei jungen ſächſiſchen Herren. Zwei Jahre ſpäter übertrug ihm der kurfürſtliche Leibarzt Sultzberger die Direction des chemiſchen Laboratoriums in Dresden, und zugleich auch einen Theil ſeiner bedeutenden

77) Das Rechtsbuch bei Wigand Nr. XXVI. S. 556 hat blos: zu ſeinem Nacken. 78) Dieſe Beſtimmung des Rechtsbuches der Fehme bei Troſt S. 39, nämlich: und eynen pynne davor, und in den Urtheilen ins Freyen-Stohls-Gerichte gehörig Nr. III. Urth. VII. (bei *Emminghaus*, Ant. Susat. P. V. p. 430): und stecken dar einen Pin vor hat das Rechtsbuch bei Wigand S. 558 nicht. 79) Nach dem Ausdrucke des Rechtsbuches bei Troſt S. 39. 80) Nach dem Ausdrucke des Rechtsbuches bei Wigand S. 558. 81) verfoirden. 82) Bei *Senckenberg* l. c. p. 111.

83) Bei Senckenberg, Von d. kaiſ. Ger. Nr. 41. 84) Wigand S. 441. 85) Bei Senckenberg, Von den kaiſ. Ger. Nr. 40. 86) ſ. hierüber: Die auf dem Reichstage zu Worms 1495 gegebene Reformatio liberorum scabinorum judicii vetiti in Westvalia Cap. 8 (bei *Goldast*, Const. T. II. p. 113).

Praxis. Fehr blieb in dieſer Stellung ein halbes Jahr. Dann begab er ſich zu einem Verwandten in Berlin, von wo ihn jedoch der Tod der Mutter alsbald nach Schweinfurt zurückführte. Er erlangte durch dieſen Todesfall die nöthigen Mittel, um 1639 nach Altorf zu gehen, wo Kaspar Hoffmann lehrte, und weiterhin Italien zu beſuchen. In Padua wurde er im J. 1641 unter Vesling Doctor. Er ließ ſich dann als Arzt in Schweinfurt nieder, wurde unter dem Namen Argonauta Mitglied, und 1665 Präſident der Academia Naturae Curiosorum. Den Hochbejahrten beehrte Kaiſer Leopold noch 1686 mit dem Titel eines Leibarztes; er ſtarb aber bald nachher, am 15. Nov. 1688. Außer mehren Mittheilungen und Beobachtungen in den Acta Nat. Cur., unter denen ſeine auf Verſuche geſtützte Empfehlung der Arnica beſondere Erwähnung verdient, hat Fehr zwei Schriften pharmakologiſchen Inhalts herausgegeben, in denen aber gelegentlich auch von anderen intereſſanten Gegenſtänden der Arzneikunde die Rede iſt: Anchora sacra vel Scorzonera. (Jen. 1666.) — Hiera picra seu de Absynthio analecta. (Lips. 1667.) — Ferner erſchien auch ſein Briefwechſel mit Welſch unter den Namen, welche beide in der Acad. Nat. Cur. führten, Epistolae mutuae Argonautae ad Nestorem. (Aug. Vindel. 1677. 4.)

(*F. W. Theile.*)

FEHR (Franz Joseph), geb. im Dorfe Lauffenburg, zwiſchen Schafhauſen und Rheinfeld, am 6. Mai 1746. Sein Vater, ein Müller, beſtimmte ihn zum Geiſtlichen und gab den Knaben ins Kloſter Maria-Stein bei Baſel, wo ihn der Benedictiner Felix Tſchupp in den Wiſſenſchaften und in der Muſik unterrichtete. Kränklichkeit halber wurde ihm die Aufnahme in den Orden verſagt; er mußte heimkehren, wurde geſund und begab ſich nach Ravensburg, wo er bald Organiſt, und ſpäter ſeiner Kenntniſſe wegen auch Stadtprocurator wurde. Da beide Ämter ſeine zahlreiche Familie (er hatte 1787 ſchon 15 Kinder) nicht gut nährten, warf er ſich auf Verbeſſerung dort gewöhnlicher Claviere, die bald Ruf gewannen und bis nach Göttingen verlangt wurden. Bei dieſen mechaniſchen Geſchäften litt nun zwar ſeine Fertigkeit im Clavierſpiele, dennoch wurde er noch unter die guten Organiſten und gleichfalls unter die guten Violoncelliſten gezählt. Von ſeinen Compoſitionen nennt Gerber, deſſen Angaben zum Grunde liegen, vorzüglich ein Te Deum und ſeine Chöre zur Lanassa. Andere nennen noch Clavierſtücke, die er herausgegeben haben ſoll, die ſie jedoch für unbedeutend halten. Es iſt uns kein einziges von ihm zu Geſicht gekommen. Zwölf Lieder für das Clavier, um 1796, ſind ungewiß von ihm oder von

Febre, J. A., deſſen Vater Clavierlehrer zu Mitau war und wenigſtens 1792 ſtarb, nachdem er den Sohn gebildet hatte, der um dieſe Zeit nach Riga kam und mancherlei Unbedeutendes drucken ließ, worunter auch zwölf Lieder für's Clavier waren, welche 1796 zu Kempten herauskamen. Bald darauf nahm er eine Stelle als Secretair und iſt in der Muſikwelt verſchollen.

(*G. W. Fink.*)

FEHRBELLIN (Schlacht bei, am 18. (28.) und Überfall von Rathenow vor der Schlacht am 15. (25.) Juni 1675. Der König von Frankreich Ludwig XIV., hatte ſich ſeit dem aachner Frieden (2. Mai 1668) vergeblich bemüht, den Kurfürſten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, von dem er Widerſtand gegen ſeine ferneren Eroberungsplane fürchtete, in ſein Intereſſe zu ziehen. Standhaft hatte ſich der Kurfürſt geweigert, in ein Bündniß mit ihm zu treten, oder eine Neutralitätserklärung für den Fall abzugeben, daß Frankreich wieder in Krieg verwickelt werden ſollte, er war vielmehr im Jahre 1672, nachdem er von den durch ein franzöſiſches Heer hart bedrängten vereinigten Niederlanden zu Hilfe gerufen worden, als deſſen Feind aufgetreten. Mit Öſterreich im Bunde war er zu ihrem Beiſtande mit einem Corps an den Mittelrhein gerückt, hatte aber, als es ihm klar geworden, daß jenes nicht ſo, wie er geſonnen ſei, die Waffen mit Nachdruck zu gebrauchen, und als die Niederlande ſäumten, ihm die verſprochenen Subſidien zu zahlen, noch die Gelegenheit wahrgenommen, auf einen nicht unvortheilhaften Separatfrieden einzugehen (am 16. Juni 1673 zu Voſſem bei Löwen). Darauf blieb es jedoch immer noch Ludwig's XIV. Streben, Frankreich auf Koſten der Nachbarſtaaten zu vergrößern. Er beläſtigte widerrechtlich das Trierſche, die Unterpfalz und ſelbſt das cleveſche, dem Kurfürſten gehörende, Land mit fortdauernder Einquartierung oder mit Contributionen, er zauderte, Letzterem die zu Voſſem zugeſagten Geldentſchädigungen zu entrichten und entriß Spanien zum zweiten Male die ſchon früher einmal eroberte und durch den aachner Frieden ihm wieder zurückgegebene Franche-Comté. Dieſen Gewaltſtreichen konnte nicht länger mit Ruhe zugeſehen werden. Die vereinigten Niederlande, noch im Kriege mit Frankreich, Spanien und auch der Kaiſer Leopold entſchieden ſich, ſolchen auf's Neue Schranken zu ſetzen, und Friedrich Wilhelm, fortdauernd auf die bedrohte Sicherheit Teutſchlands, wie auf die ſeiner eigenen Staaten bedacht, verband ſich am 21. Juni (1. Juli) 1674 zu Cöln an der Spree mit dieſen drei Mächten zu einem Schutz- und Trutzbündniſſe gegen Frankreich, welchem gleichzeitig auch andere teutſche Reichsfürſten ſich anſchloſſen. So ſehr nun auch Frankreich ſich es angelegen ſein ließ, ihn davon wieder abwendig zu machen, und offenkundiger noch das Letzterem ganz ergebene Schweden, mit welchem der Kurfürſt noch im Dec. 1673 einen Freundſchaftsbund geſchloſſen hatte, ſo blieb derſelbe doch den von ihm übernommenen Verpflichtungen getreu. Er hatte ſich anheiſchig gemacht, mit 16,000 Mann, wovon die Hälfte von Spanien und den Niederlanden beſoldet werden ſollte, auf dem Kriegsſchauplatze zu erſcheinen, rüſtete aber, um deſto ſelbſtändiger handeln zu können, 30,000 Mann aus, und überſchritt mit einem ſtärkeren Corps, als er verſprochen, am 2. (12.) Oct. bei Straßburg den Rhein. Jenſeits vereinigte er ſich mit einem vom Herzoge von Bournonville befehligten kaiſerlichen Corps und einigen Reichstruppen, und übernahm das Obercommando über das verbündete Heer. Dieſes war nun dem unter dem Marſchall Turenne gegenüberſtehenden franzöſiſchen

Zahl überlegen, aber dennoch war Bournonville, ſo auch der Kurfürſt günſtige Momente erkannte, um mit ...rtheil zu ſchlagen und darauf drang, ſie zu benutzen, ... einer ernſtlichen Unternehmung nicht zu bewegen. Er... rer war nicht nur unfähig, ſondern auch zweideutig, in...m er von dem von Ludwig XIV. gewonnenen kaiſer...hen Miniſter, Fürſten Lobkowitz, die Inſtruction erhal...n hatte, den Feind zu ſchonen und den Kurfürſten ...icht dazu kommen zu laſſen ſein Feldherrntalent und den ...ehalt der brandenburgiſchen Truppen geltend zu machen, ...nd ſo verſtrich der Feldzug faſt thatenlos bis zu dem ...artnäckigen Gefechte bei Türkheim am 26. Dec. 1674 ...5. Jan. 1675), deſſen glücklicher Ausgang für die Verbündeten Bournonvillen nicht abhielt, eiligſt Winterquartiere in Schwaben und bald darauf in Franken zu ſuchen. Nur durch die Verhältniſſe gezwungen folgte ihm der Kurfürſt und erreichte am 31. Jan. (10. Febr.) Schweinfurt, wo er ſein Hauptquartier nahm. Inzwiſchen hatte Frankreich nichts verabſäumt, um ſich an ihm wegen des gebrochenen Friedens zu rächen. Es war ihm gelungen, den König von Schweden Karl XI. endlich zur Erfüllung eines ſchon im April 1672 mit ihm geſchloſſenen Vertrags zu bringen, nach welchem dieſer gegen eine von Frankreich jährlich zu zahlende Summe von 600,000 Thalern, ſich verpflichtet hatte, jedem teutſchen Reichsfürſten, der den vereinigten Niederlanden bewaffnete Hilfe leiſten würde, den Krieg zu erklären. Karl XI. fürchtete nämlich bei fortgeſetzter Neutralität jene Geldunterſtützung zu verlieren, er war beleidigt durch die Beharrlichkeit, mit welcher der Kurfürſt alle ſeine Verſuche, ihn für Frankreich günſtig zu ſtimmen, zurückgewieſen hatte und konnte von einer feindlichen Unternehmung gegen den Kurſtaat, wo damals nur wenige Truppen zur Vertheidigung bereit ſtanden, einen glücklichen Erfolg mehr als je erwarten. Sonach rückte am 15. Dec. 1674 ein ſchwediſches Corps von 13,700 Mann nebſt 30 Geſchützen unter dem Generalfeldmarſchall Wrangel in die Uckermark ein und drang in den nächſten Monaten, als es ſich ergab, daß der Kurfürſt geſonnen ſei, an dem Bündniſſe gegen Frankreich unter allen Umſtänden feſtzuhalten, von Prenzlau und Stettin aus immer weiter weſtlich gegen die Havel vor. Der Kurfürſt erhielt das Schreiben mit der erſten Nachricht von dem Einmarſche der Schweden noch im December, als er ſich bei den Truppen auf dem Marſche nach Schweinfurt befand und ſagte nach deſſen Durchleſung zu den nebenſtehenden Officieren ruhig und im heiteren Tone: „Die Schweden ſind in die Mark eingefallen! auf dieſe Art könnte ich ganz Pommern bekommen!" — Seine erſte Sorge war die Sicherſtellung Berlins und der Feſtungen in den Marken und in Pommern. Dieſe mußten durch bewaffnete Bürger verſtärkt werden und das platte Land war nur durch eine größtentheils aus Bauern zu bildende Landwehr und durch aufzubietende Forſtmänner zu Fuß und zu Pferde unter den Befehlen von Linienofficieren zu ſchützen. Die Organiſirung und Leitung von dem Allen war dem zum Statthalter ernannten Fürſten Johann George von Anhalt, Schwager des Kurfürſten, übertragen und Letzterer ſelbſt war, als er ſah, daß die Schweden ſich nicht auf eine bloße Demonſtration beſchränkten, ſondern daß es ihnen mit dem Kriege Ernſt ſei, vorerſt eifrig bemüht, ſich ſeiner bisherigen Verbündeten zu verſichern, ſowie auch andere Verbindungen zu ſchließen, um freie Hand gegen den neuen Feind zu behalten und dabei einer Unterſtützung von Außen gewiß zu ſein. Er begab ſich deshalb ſelbſt nach dem Haag, um mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien, Statthalter der vereinigten Niederlande, zu verhandeln, der ganz in ſeine Plane einging, und brachte es dahin, daß auch Dänemark dem Bunde gegen Schweden beitrat, und daß der Biſchof von Münſter verſprach, gegen Hanover feindſelig zu verfahren, wenn dieſes mit Schweden gemeinſchaftliche Sache machen ſollte. Weniger bereitwillig zeigte ſich der Kaiſer Leopold, der ebenſo mistrauiſch gegen den Kurfürſten als gegen die eigentlichen Abſichten Schwedens war, und bei dem er nur ſoviel erreichte, daß ein kaiſerliches Corps unter dem Feldmarſchalllieutenant Grafen Kopp in Schleſien zuſammengezogen wurde, doch mit dem ausdrücklichen Befehle, erſt dann zu dem Heere des Kurfürſten zu ſtoßen, wenn dieſer es wirklich gegen die Schweden geführt haben würde.

Nicht eher als am 26. Mai (5. Juni) nach Abſchluſſe dieſer Verhandlungen war es dem Kurfürſten möglich, mit ſeinem zu derſelben Zeit nicht mehr über 15,000 Mann ſtarken Heere aus den Quartieren in Franken aufzubrechen. Er führte es, obſchon von Gichtleiden ſehr geplagt, ſelbſt über den thüringer Wald, Arnſtadt, Heldrungen und Staßfurth nach Magdeburg und Gegend, und traf, nachdem er bei faſt beſtändigem Regenwetter auf ſchwierigen Wegen binnen 17 Tagen 40 und etliche Meilen zurückgelegt hatte, am 11. (21.) Juni mit der Reiterei, ſowie mit einem Theile der Artillerie und des Fußvolks daſelbſt ein; der größere der letztern beiden Waffen war nur noch um einige Märſche zurück. Bis dahin waren die Schweden bis nach der Mittelmark und in das von der Havel, dem Rhin und der Doſſe umſchloſſene und damals von Sümpfen und Brüchen vielfach durchſchnittene Havelland, was dem von den Brandenburgern geführten Parteigängerkriege bisher noch zum Schutze und Stützpunkte gedient hatte, vorgerückt. Sie bedrohten, nachdem ſie die Päſſe von Fehrbellin, Cremmen und Oranienburg, wo ſie den letzten Widerſtand gefunden, eingenommen, Berlin und Spandow, hatten die Stadt Brandenburg ſtark beſetzt, dehnten ſich über Rathenow und Pritzerbe an der Havel bis nach Havelberg aus, wo das Hauptquartier des Feldmarſchalls Wrangel, das Hauptmagazin und 3000 Mann ſich befanden, und ſchienen im Begriffe zu ſein, in die Altmark vorzudringen, um ſich mit den Hanoveranern zu vereinigen. Überall hatten die Schweden, beſonders angereizt durch den im Hauptquartiere ſich befindenden franzöſiſchen Bevollmächtigten de Vitri, das Land auf's Äußerſte bedrückt und an den einzelnen Einwohnern, zumal während der Generallieutenant von Wrangel für den einige Monate lang erkrankten Feldmarſchall, ſeinen Stiefbruder, das Commando geführt, die empörendſten Grauſamkeiten verübt. Der Kurfürſt erſchien jetzt als Retter in der höch-

ſten Noth, und war entſchloſſen, ihr ohne Zaudern mit aller Kraft ein Ziel zu ſetzen. Gleich nach ſeiner Ankunft in Magdeburg ließ er die Thore ſchließen, um jede Verbreitung der Nachricht von der Annäherung des Heeres zu verhindern. Am 12. (22.) wurde Kriegsrath gehalten und beſchloſſen, vorerſt Rathenow (10 Meilen von Magdeburg) zu überfallen, was, wie es hieß, nur von 100 Dragonern beſetzt ſein ſollte. Gelang es, dieſen ungefähr in der Mitte zwiſchen Brandenburg und Havelberg gelegenen Ort zu nehmen, ſo war die Verbindung der größtentheils um jene beide verſammelten Truppen des Feindes unterbrochen, man konnte dann hoffen, ihn einzeln zu ſchlagen und ſeine Abſicht, nach der Altmark oder über die Elbe vorzudringen, war vor der Hand wenigſtens vereitelt. Der Kurfürſt ſetzte ſich demnach, von dem Feldmarſchall Derfflinger, dem Generale der Cavalerie Prinzen Friedrich von Heſſen-Homburg, dem Generallieutenant Görtzke und dem Generalmajor Lüdecke begleitet, an die Spitze von 6000 ſchweren Reitern, den Dragonerregimentern Derfflinger und Bomsdorf, 1200 aus dem geſammten Fußvolke auserleſenen Musketiren unter den Generalmajors von Götze, von Pelnitz und dem Oberſten Grafen Dönhof und 13 aus 9 dreipfündigen, 2 zwölfpfündigen Kanonen und 2 Haubitzen beſtehenden Geſchützen. Am 13. (23.) früh vor Tagesanbruche wurde der Marſch über Genthin und Bähne auf dem linken Havelufer angetreten; die Musketire, welche auseinandergenommene ſpaniſche Reiter mit ſich führten und einige Kähne zum Gebrauche bei dem Überfalle, waren, um der Reiterei folgen zu können, auf 120 Wagen geſetzt. Zum Glücke war noch Tags vorher die Verrätherei des Oberſten Schmidt, Commandanten von Magdeburg, der in Verbindung mit einem weit verzweigten Complote die Feſtung dem Feinde hatte überliefern wollen, entdeckt worden und der Kurfürſt hatte Maßregeln zu ihrer Sicherſtellung treffen können. Noch am 13. (23.) ging zwar vor Genthin die beſtimmte Nachricht ein, daß die Beſatzung von Rathenow ſeit dem 8. (18.) bis auf ſechs Compagnien Dragoner unter dem Oberſten von Wangelin verſtärkt worden und eine andere, welche vermuthen ließ, daß die Schweden von dem Anmarſche Kenntniß erhalten; letztere wurde aber am 14. (24.) Morgens durch einen eiligſt im Hauptquartiere angekommenen Herrn von Brieſt aus Bähne widerlegt, der noch am Abende vorher im nahegelegenen Rathenow mit Wangelin geſprochen hatte und verſicherte, daß dieſer von dem, was ihm bevorſtehe, keine Ahnung habe. Der bis dahin durch die früheren Nachrichten unterbrochene Marſch wurde nun unverzüglich fortgeſetzt und am Abende ſtand der Kurfürſt mit der Reiterei eine Meile von Rathenow. Nur die Wagen mit dem Fußvolke waren bei der in Folge unaufhörlich ſtrömenden Regens ſehr ſchlechten Beſchaffenheit der Wege noch zurückgeblieben, kamen jedoch eben ſowie die Patrouillen, welche zur Zuſammenbringung einer größern Anzahl von Kähnen und von Leuten, die mit der Örtlichkeit Rathenows bekannt waren, ausgeſchickt waren, gegen Mitternacht an, worauf nach kurzer Raſt zum Angriffe aufgebrochen wurde. Die Reiterei ging im Trabe vor und neben ihnen die auf den Wagen [illegible] Musketire in vollem Laufe. Es war auf die [illegible] Überraſchung des Feindes abgeſehen, wenn dies geglückte, ſo blieb doch die Einnahme von Rathenow immer noch ſehr zweifelhaft. Man konnte vom linken Ufer der Havel her, auf welchem der Anmarſch ſtattfand, nur auf zwei ſchwierigen Wegen zu zwei Thoren der damals noch ganz auf einer Inſel gelegenen Stadt gelangen. Auf dem einen zum Havelthore mußte eine Brücke über einen weſtlichen Havelarm überſchritten werden, dann ein langer, über eine ſumpfige Wieſe geführter, von kleinen größtentheils abgeworfenen Brücken durchſchnittener Damm und an dem Thore noch ein überbrückter Havelarm. Der andere zum ſüdlich von letzterem ſtromabwärts gelegenen Mühlenthore war nur mittels eines ſchmalen landzungenartigen Mühlendammes, zwiſchen welchem und der ſumpfigen Wieſe eine Freiarche lag, zu erreichen. Es lag im Plane, zuvörderſt gegen das Havelthor, und wenn man auf den Mühlendamm kommen könnte, auch gegen das Mühlenthor vorzugehen; während von dieſem auf der Seite der Weinberge ſollten der Oberſtlieutenant Kanne und der Generaladjutant Kanowski mit 400 auf Kähne geſetzten Musketiren landen und in die Stadt einzudringen ſuchen. Demnach ging eine aus 100 Dragonern und einigen ſchweren Reitern beſtehende Vorhut gegen den erſten Havelübergang vor. Der Feldmarſchall Derfflinger führte ſie ſelbſt, näherte ſich, als der Tag zu grauen anfing, einem dort aufgeſtellten ſchwachen ſchwediſchen Wachtpoſten, der die Zugbrücke vor ſich aufgezogen hatte, nur mit wenigen Reitern, und ritt allein an ihn heran, ſich für einen ſchwediſchen Officier ausgebend, der in Gefahr ſei, von den ihn verfolgenden Brandenburgern gefangen zu werden. Da er Glauben fand, ſo wurde die Zugbrücke herabgelaſſen und ihm für ſeine Perſon verſtattet einzupaſſiren. Dieſen Augenblick benutzend drängten ſich ſeine Begleiter mit ihm zugleich hinüber und hieben die Wache nieder bis auf Einige, welche über die auf den Pfeilern der folgenden abgebrochenen vier kleinen Brücken liegen gebliebenen Balken entkamen und Lärm in der Stadt machten. Unmittelbar darauf kam der Kurfürſt an und rief, freudig ergriffen von dem Gelingen des erſten Schritts zu ſeinem gewagten Unternehmen, ſeiner Umgebung zu: „Gott hat gezeigt, daß er noch mit mir iſt!“ Er befahl ſofort den beiden Dragonerregimentern abzuſitzen und theils über die vorerwähnten Balken, theils rechts ſeitwärts über die Wieſen bis an die große Brücke am Havelthore vorzurücken. Dieſe ſtellte jedoch, da ſie großentheils abgetragen und mit einer Zugbrücke verſehen war, ein um ſo bedeutenderes Hinderniß entgegen, als der Fluß dort eine Breite von wol 80 Schritten und mit Gebäuden, Hecken und Gärten beſetzte Ufer hatte. Ein lebhaftes Feuergefecht entſpann ſich nun, bei welchem der Oberſtlieutenant von Uckermann, Commandeur des Derfflinger Dragonerregiments, tödtlich verwundet wurde. Die Brandenburger, welche voran waren, ſtockten, und die, welche ſich auf dem Damme befanden, wurden durch die über die erſte Havelbrücke nachrückenden Regimenter zuſammengedrängt, jedoch

ordnung entſtand, welche immer mehr überhand zu [...]men drohte. Da ſchickte der Kurfürſt den Kammer[...]rn von Buch mit 50 Reitern ab, die er verſuchen [...]lte, über die Freiarche nach dem Mühlendamme hinü[...] zu bringen. Dieſe mußten zwar wieder umkehren, [...] ſie auf der naſſen Wieſe nicht fortkommen konnten, [...]er Buch traf dort den General Götze mit 600 Musketi[...]ren, der den nämlichen Weg ſuchend in der Halbdäm[...]erung umherirrte, welchem er dazu half ihn noch zu [...]den und auf den Mühlendamm zu gelangen, worauf [...]as Mühlenthor ſofort angegriffen wurde. Mittlerweile [...]ar auch der Oberſtlieutenant Kanne in der Nähe der Weinberge gelandet. Er wurde Anfangs von dem ziem[...]ch ſteilen Abhange auf dem ihm gegenüber die Stadt [...]elegen, den er beinahe erklommen, wieder zurückgetrieben, wiederholte jedoch den Angriff, als der Feind ſeine Trup[...]en theilen mußte, um das Mühlenthor gegen Götze zu vertheidigen, und drang in die Stadt durch eine Pforte an der Südſeite ein. Ungefähr gleichzeitig nahmen auch der General Götze und der Oberſt Graf Dönhof das Mühlenthor; ſie ſchickten Truppen ab, um den Zug der großen Havelbrücke herabzulaſſen, und, nachdem dieſe, ſowie die vier kleinen Brücken in der möglichſten Schnelligkeit hergeſtellt worden, wurde es den wieder aufgeſeſſenen Dragonern und einigen Reiterregimentern möglich, durch das bereits vom Fußvolke trotz der hartnäckigen Gegenwehr der Schweden aufgeſchlagene Havelthor in die Stadt einzubrechen. Derfflinger reinigte nun mit der Reiterei die Straßen, welche noch eine Zeit lang von den Schweden, die auch in den Häuſern ſich wehrten, gehalten wurden, bis ſie von der Übermacht erdrückt wurden. Die Meiſten von ihnen wurden niedergehauen, nur wenige entkamen und eine geringe Anzahl, worunter der Oberſt Wangelin und einige Stabsofficiere ſich befanden, gerieth in Gefangenſchaft; der Verluſt der Brandenburger beſtand nur in 50 Mann. Die Kühnheit, mit welcher der Kurfürſt den Überfall unternommen, die Einſicht, mit der er ihn geleitet, und die Tapferkeit ſeiner Truppen waren, vom Glücke begünſtigt, mit dem glänzendſten Erfolge belohnt worden.

Dieſen Tag über ruhten die durch ſo viele Anſtrengungen ermüdeten Sieger und der Kurfürſt, der erfahren, daß ſowol der Feldmarſchall von Wrangel, als deſſen Bruder, der Generallieutenant, mit ihren Truppen noch wie vorher, Erſterer in Havelberg, Letzterer in Brandenburg und Pritzerbe ſtänden, befahl dem in Magdeburg zurückgelaſſenen Herzoge von Holſtein mit dem Gros des Fußvolkes und der Artillerie, was bereits dort eingetroffen war, abzumarſchiren und eiligſt zu ihm zu ſtoßen. Bis zur Vereinigung mit dieſem hoffte er, daß die Schweden noch in ihrer Stellung bleiben würden, und wollte dann mit ganzer Macht auf einen ihrer Flügel fallen. Noch am 16. (26.) früh ließ er feierlichen Gottesdienſt halten, um dem Höchſten für den erfochtenen Sieg zu danken. Darauf ging durch einen Landmann aus der Gegend die Nachricht ein, daß der Generallieutenant von Wrangel am 15. (25.) Morgens gegen Rathenow aufgebrochen ſei, um über die Havel nach Havelberg zu gehen; auf dem Marſche habe er aber die Meldung von der Eroberung Rathenows erhalten und ſich ſofort nach Barnewitz (5½ Stunden von Rathenow) gewendet, um von da weiter den Paß von Fehrbellin zu erreichen und ſich in der Priegnitz mit dem Feldmarſchall zu vereinigen; dieſer ſei auch im Begriffe, Havelberg zu verlaſſen und ſich nach Ruppin zurückzuziehen. Patrouillen, die in verſchiedenen Richtungen ausgeſchickt waren, oder noch wurden, beſtätigten dieſe Ausſage, und nun änderte der Kurfürſt ſeinen Plan. Er entſchloß ſich, ohne das Fußvolk und die Artillerie abzuwarten, auf das ſchwediſche Hauptcorps unter dem Generallieutenant von Wrangel loszugehen und ihm den Rückzug, ſowie die Verbindung mit dem Feldmarſchall, wo möglich ganz abzuſchneiden. Deshalb ſchickte er mehre kleine Truppenabtheilungen ab, um von Jägern und Forſtbeamten auf ſchwierigen, aber den kürzeſten Wegen geführt, die Ausgänge des großen havelländiſchen Luchs, namentlich bei Fehrbellin, Cremmen und Oranienburg früher als der Feind zu erreichen, wo ſie die etwa noch vorhandenen Brücken zerſtören, die Engwege verſperren und durch bewaffnetes Landvolk ſtark beſetzen laſſen ſollten. An den Statthalter in Berlin erging der Befehl, ſchleunigſt gleiche Maßregeln an den letztgenannten beiden Päſſen zu treffen; an den Herzog von Holſtein der, grade auf Brandenburg zu marſchiren und ihm ſo zu folgen. Zur Beſatzung von Rathenow beſtimmte der Kurfürſt 500 Musketire unter dem Oberſten Grafen Dönhof, und marſchirte noch am Nachmittage mit ſämmtlichen übrigen Truppen dem Feinde nach. Abends neun Uhr traf er bei Barnewitz ein, wo übernachtet wurde. Die durch ſtarken Regen grundlos gewordenen Wege hatten es unmöglich gemacht, weiter zu kommen. Die Schweden hatten in einer Entfernung von zwei Stunden hinter den Seen von Bähnitz und Nievent eine Stellung genommen. Am 17. (27.) vor Tagesanbruch brach der Kurfürſt wieder auf und ging auf dem Damme zwiſchen beiden Seen auf Gohliz. Ein Vortrab von 1000 Pferden unter dem General Lüdecke hatte einem gleich ſtarken Nachtrabe der Schweden ſchon am Abende vorher nahe gegenüber geſtanden und blieb ihnen, während ſie vom frühen Morgen an in großer Eile den Rückzug fortſetzten, immer auf den Ferſen. Während der Verfolgung hatte er mehre kleinere Reiterhaufen und nahe vor Nauen einen größeren theils niedergehauen, theils verſprengt, und erſt bei dieſem Orte ſchienen die Schweden Stand halten zu wollen, indem ſie ihn mit Fußvolk beſetzten. Doch räumten ſie ihn, als das Gros der Gegner anlangte, und zogen ſich über den Damm, der damals jenſeits durch einen tiefen Moraſt führte, zurück, auf welchem ſie eine Brücke abwarfen und dahinter Geſchütz aufſtellten. Durch daſſelbe erlitten die hier angekommenen, zum Angriffe ſich anſchickenden, Brandenburger, die ſich auf dem ſchmalen Damme nicht entwickeln konnten, einen nicht unbedeutenden Verluſt, worauf der Kurfürſt ſich entſchied, den übrigen Theil des Tags bei Nauen raſten zu laſſen, was nach den bisherigen ermüdenden Märſchen, und da ſeit drei Tagen das Brod fehlte, um ſo nothwendiger war.

Am 18. (28.) Juni bei Tagesanbruche überzeugte

man ſich, daß der Feind ſeine Stellung hinter der erwähnten Brücke verlaſſen habe, und zugleich ging eine Meldung vom Statthalter Fürſten von Anhalt ein, daß für die befohlene Beſetzung der Defiléen geſorgt und der Feldmarſchall-Lieutenant Kopp mit dem erwarteten kaiſerlichen Hilfscorps aus Schleſien aufgebrochen ſei, worauf ſogleich die weitere Verfolgung beſchloſſen wurde. Dem tapfern Prinzen von Heſſen-Homburg, welcher ſchon in früheren Feldzügen ſeine kriegeriſchen Talente bewährt und im J. 1658, als er noch in ſchwediſchen Dienſten ſtand, vor Kopenhagen ein Bein verloren hatte, wurde jetzt auf ſeine Bitte vom Kurfürſten für dieſen Tag die Führung des aus den Dragonerregimentern Derfflinger und Anhalt, welche zuſammen 1600 Pferde ſtark waren, beſtehenden Vortrabs anvertraut, mit welchen er auf der Stelle im Trabe vorging. Es war ihm die ausdrückliche Ordre gegeben, den Schweden ſcharf zuzuſetzen und ſie, wo möglich, zum Stehen zu bringen. Ihr Rückzug aus der Gegend von Nauen war einer Flucht ähnlich, was die von ihnen weggeworfenen Waffen und Cuiraſſe und unbeſpannt zurückgelaſſenen Wagen bezeugten. Nach Verlauf einer Stunde ging bei dem Kurfürſten, der ſich auf derſelben Straße, die der Prinz genommen, mit dem Hauptcorps von halb ſechs Uhr an in Bewegung geſetzt hatte, von dieſem die Meldung ein, er habe den Feind erreicht, der im Begriffe zu ſein ſcheine, ſich in Schlachtordnung aufzuſtellen; der Graf Promnitz habe ſich auf ſeinen Befehl bereits in Beſitz einer für ihn vortheilhaften Höhe geſetzt, er bitte den Kurfürſten, ſchnell herbeizukommen und ihm Erlaubniß zum Angriffe zu ertheilen, damit der Feind feſtgehalten werde. In Erwartung eines beifälligen Beſcheids zögerte auch der Prinz nicht, mit den Vorpoſten ſich in's Gefecht einzulaſſen. Der Kurfürſt trug jetzt noch Bedenken, ihm zu willfahren, da er noch zu weit entfernt war, um bald heranzukommen und auch vorerſt die Geſchütze abwarten wollte, welche dem ſchnellen Marſche der Reiterei nicht hatten folgen können. Er ließ ihm zurück ſagen, ruhig ſeiner zu harren, oder, wenn dies nicht ausführbar, ſich auf ihn zurückzuziehen. Das Eine wie das Andere konnte, da das Gefecht ſchon eingeleitet war, nicht mehr ohne Gefahr geſchehen. In dieſer Verlegenheit ſchickte der Prinz den Grafen Promnitz ab, um ſeine Lage und die Wahrſcheinlichkeit zum Siege, wenn er unterſtützt würde, dem Kurfürſten zu ſchildern. Als jener ankam, hatte dieſer eben ſeine Generale um ſich verſammelt, um ſich mit ihnen zu berathen. Derfflinger hatte ſich dahin erklärt, daß der Kurfürſt mit der Hauptmacht unverzüglich nach Cremmen und von da nach Fehrbellin ſich wenden ſolle, wo die Brücke nach eingegangener Meldung ſchon abgebrannt war. Nicht nur dieſe Päſſe, ſondern auch die von Oranienburg und Nauen müßten nach Zerſtörung der Brücken und Dämme ſtark beſetzt bleiben; ſo würde man die Schweden aushungern und ſie würden, wie er hinzuſetzte, „nach einigen Tagen kommen und um ihr Leben bitten." Nicht dieſer Meinung war der Kurfürſt, nachdem er Promnitzen angehört. Durchdrungen vom Schmerze über das Elend, was die Schweden über ſein Land gebracht und in dem Glauben, daß der günſtige Moment zu einem entſcheidenden Kampfe nun gekommen ſei, entſchloß er ſich raſch, ihn ungeſäumt zu beſtehen *). Da ſprach der Feldmarſchall zu ihm: „Gnädiger Herr, ich habe geglaubt als General meine Meinung nach beſter Einſicht ausſprechen zu müſſen; da es aber Ew. kurfürſtlichen Durchlaucht nicht gefällt, ihr beizupflichten, ſo wird mich nichts abhalten, dem Feinde nach beſten Kräften Abbruch zu thun, ſei auch im Kampfe dem Zufalle mehr überlaſſen als ich wünſche, ſei auch die Gefahr größer, als ſie bei meinem Vorſchlage geweſen ſein würde." Ein Wagniß war es allerdings, zur Schlacht mit ungleichen Kräften zu ſchreiten, denn die ſchwediſche Macht unter dem Generallieutenant von Wrangel beſtand aus 4000 Reitern, 7000 Mann Fußvolk und 38 Geſchützen, der Kurfürſt hatte aber nur über 5600 Reiter, 13 Geſchütze und über gar kein Fußvolk zu verfügen, da 500 Musketiere, die er von Rathenow mitgenommen, noch um einige Meilen zurück waren. Er zog nun den Degen mit den Worten: „die göttliche Kraft macht uns ſieghaft durch Jeſum Chriſtum!" und befahl den Marſch noch mehr, als bisher zu beſchleunigen. Dieſer konnte nur auf engen Wegen durch Holz und Bruchland fortgeſetzt werden, ſodaß einige Mal Halt gemacht werden mußte, um die auseinandergekommenen Leute wieder zu ſammeln. In dieſer Weiſe war das kleine Corps wol über eine Stunde lang marſchirt, als der Prinz von Homburg dem Kurfürſten melden ließ, der Feind ſei, von ihm gedrängt, noch etwas weiter zurückgegangen und habe eine Stellung hinter dem Landwehrgraben nahe vor dem Dorfe Linum genommen. (Linum 2 Meilen von Nauen, 1½ Meile von Fehrbellin.) Aus dieſer ſei er nicht im Stande, ihn, mit der Reiterei, die er bei ſich habe, zu vertreiben, er bitte daher, ſchleunigſt noch eine Unterſtützung von Dragonern zu ſenden, welche auch ſofort abging. Bevor ſie aber bei dem Prinzen angekommen, war der Generallieutenant von Wrangel wiederum eine halbe Meile weit zurückgegangen und hatte ſich zwiſchen Linum und Hackenberg aufgeſtellt. Er ließ es zu, daß der Prinz eine Bewegung, um ihn in ſeiner rechten Flanke zu umgehen, durch ein Holz, die dechtower Eichen benannt, machte, und nahm, nachdem er dies bemerkt, weiter rückwärts eine dritte Stellung bei Hackenberg (1¾ Stunde von Fehrbellin) in zwei Treffen ſo, daß das Dorf hinter dem linken Flügel blieb, indeſſen der rechte ſich gegen die tarnower Fichten (eine nördliche

*) Die Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg par le baron *de Pöllnitz*, und nach dieſen die Mémoires Friedrich's des Großen (jene ſind ſpäter gedruckt, aber früher geſchrieben und in letzteren benutzt worden) erzählen, daß der Prinz von Heſſen-Homburg bei Einleitung der Schlacht von Fehrbellin, indem er gradezu gegen die Befehle des Kurfürſten gehandelt, eine ſchwere Verantwortung auf ſich geladen habe, und ſtellen ihn als einen unbeſonnenen Waghals dar; eine Schilderung, die auch in das Drama übergegangen iſt. Ein ganz anderes Bild, als jene Mémoires von ihm, von dem, was der Schlacht unmittelbar voranging und dieſe ſelbſt geben aber frühere Urkunden, authentiſche Berichte, und beſonders das Tagebuch Leopold's von Buch, welchen Quellen hier auch vorzugsweiſe gefolgt worden iſt.

…tſetzung der dechtower Eichen) hinaus dehnte. Offen… war es ihm vor allen Dingen daran gelegen geweſen, … Paß von Fehrbellin mit Vermeidung eines jeden …ſtlichen Gefechts zu erreichen und dies nicht nur, um … mit dem Feldmarſchall, ſeinem Bruder, zu vereinigen, …dern auch, weil ihm das Gerücht zugekommen war, … das vom Kaiſer geſtellte Hilfscorps mit den Bran…burgern heranziehe. Deshalb hatte er die ſo vortheil…te Stellung hinter dem Landwehrgraben aufgegeben, … er einem Angriffe in der Fronte durch ſein überlege…s Geſchütz den nachdrücklichſten Widerſtand hätte leiſten …nnen und ſolcher gegen die Flügel faſt unmöglich war, … beide durch ſumpfige unüberſchreitbare Brüche geſchützt …aren, die, durch jenen Graben verbunden, auf der lin…n Seite unter dem Namen der Rhinwieſen nördlich bis …hrbellin nahe bei Linum, Hackenberg und Tarnow vor…i, und auf der rechten, unter dem des Luchs, nordöſt…ch bis Dechtow hin ſich erſtreckten. Um ſo fehlerhafter …ar es, daß er zwiſchen Linum und Hackenberg mit …loßgebung ſeines rechten Flügels, der, wenn er die dech…ower Eichen mit Fußvolk beſetzt hätte, geſichert geweſen …äre, nochmals ſich aufſtellte und dort ſo lange verweilte, bis der Kurfürſt nahe herangekommen war. Hierauf konnte er einer Schlacht, der er hatte ausweichen wollen, nicht mehr entgehen.

Der Kurfürſt hatte die unter ſeinem unmittelbaren Befehl ſtehenden Truppen ſchon nahe hinter Linum den Schweden gegenüber in drei Treffen aufmarſchiren laſſen und folgte ihnen, als ſie gen Hackenberg aufbrachen nnd während der Prinz von Homburg die ſchon begonnene Seitenbewegung fortſetzte, auf dem Fuße. Er fand, in der Nähe der feindlichen Stellung bei Hackenberg angelangt, Letztern bereits im Gefechte mit den Vorpoſten, und es entging ihm nicht, daß die Schweden einige Hügel, die ihren rechten Flügel begrenzten, unbeſetzt gelaſſen hatten. Auf einem derſelben ließ er ſofort einige Geſchütze aufpflanzen und ſie von den Dragonerregimentern Derfflinger und Bomsdorf decken, die abgeſeſſen in dem an den Hügeln ſich hinziehenden Holze (den tarnower Fichten) ſich poſtirten. Dieſe Bewegungen hatte dem Feinde ein dichter Nebel verhüllt und er erkannte ſie erſt, als derſelbe ſich etwas gelichtet und dann die Geſchütze ihr Feuer begannen, was um ſo wirkſamer war, als ſie ſeine ganze Linie vom rechten Flügel her enfilirten. Da ließ Wrangel den rechten Flügel ſeiner Reiterei und das 1200 Mann ſtarke Regiment Dallwig unter dem Oberſtlieutenant Maltzan nebſt mehren Geſchützen vorrücken, um den bemerkten Hügel zu erſtürmen. Eben waren links deſſelben die kurfürſtlichen Leibtrabanten und das Regiment Anhalt zur Unterſtützung der Dragoner angekommen und es entſpann ſich nun ein Gefecht, was zum größten Nachtheile der Brandenburger auszuſchlagen drohte. Beide Regimenter wurden geworfen und das von Anhalt verließ in ſo völliger Auflöſung das Schlachtfeld, daß der Kurfürſt perſönlich alle Mühe anzuwenden hatte, um es zu ſammeln und wieder gegen den Feind zu kehren. Um ſo braver benahmen ſich die Dragoner. Sie hatten den Fliehenden zugerufen: „ſie würden ſich bei den Kanonen begraben laſſen," und vertheidigten ſie ſo lange, bis das vom Feldmarſchall Derfflinger abgeſchickte Regiment Götzke ankam, worauf die Schweden ſich zurückzogen. Dies thaten ſie aber nur, um ſich den ihnen nachrückenden Truppen zu nähern. Wrangel verſtärkte ſeinen rechten Flügel aus der Mitte immer mehr und ergriff abermals die Offenſive; der Kurfürſt dagegen hatte ſeinen Aufmarſch in die Schlachtlinie, der darauf berechnet war, jenen Flügel, wo möglich, aufzurollen, noch nicht beendigt. Er konnte ſeine Reiterei, die erſt nach und nach eintraf, nur regimenterweiſe oder in kleinern Abtheilungen ins Gefecht bringen, was jedoch durch die Anordnung erleichtert war, daß ſie mehrentheils in zwei Treffen neben einander in Compagniecolonnen marſchirten und ſo durch Einſchwenken auf dem kürzeſten Wege die Frontherſtellung gewinnen konnten. Als nun der Feind um 8 Uhr Morgens den Angriff auf die brandenburgiſchen Geſchütze erneuerte, ließ der Kurfürſt dem Dragoneroberſten Joachim von Mörner, der ſie zu beſchützen hatte, befehlen, die äußerſten Kräfte dazu aufzubieten, und dieſer, nachdem er erwiedert: „Eher ſterben, als den Schweden die Geſchütze laſſen!" ſtürzte ſich auf der Stelle mit ſeinen Reitern den Heranſtürmenden entgegen. Er ſank alsbald, von einer Kugel durchbohrt, vom Pferde, was er gewollt, war aber erreicht; die Geſchütze blieben unerobert. Immer allgemeiner und heftiger wurde nun der Kampf. Mit ſcharfem Blicke und heldenmüthiger Kraft leitete ihn der Kurfürſt. Seine äußere Erſcheinung war einfach. Er trug einen leichten Bruſtpanzer, darüber ein tuchenes, vorn offenes, Kleid und auf dem Haupte eine ſchlichte eiſerne Sturmhaube, die Klinge ſeines Schwertes war drei Fuß lang, das Gefäß von Eiſen mit zwei Bügeln. So gerüſtet ſetzte er auch überall, wo es galt, ſein Leben ein nnd hielt durch ſeine Perſönlichkeit und ſein Beiſpiel den Muth der Truppen aufrecht. Einige Compagnien, deren Befehlshaber auf dem Platze geblieben waren, führte er ſelbſt gegen den Feind mit dem Zurufe: „Getroſt, tapfere Soldaten! Ich, euer Fürſt nnd nunmehriger Capitain, will ſiegen oder ritterlich zugleich mit euch ſterben." Nach einem dieſer Angriffe ging eine Kanonenkugel über den Kopf ſeines Pferdes und ſchmetterte ſeinen Stallmeiſter von Froben, der immer an ſeiner Seite geblieben war, nieder. Froben hatte, als beim Beginne der Schlacht die Leibtrabanten und das Regiment Anhalt geworfen waren, den Kurfürſten auf vieles Bitten bewogen, den Schimmel, den dieſer ritt, ihm zu geben, und dafür ſein dunkelfarbiges Pferd zu beſteigen, um dem Feinde weniger erkennbar zu ſein, und ſo wurde er das Opfer der Treue und Ergebenheit für ſeinen Herrn. Bald darauf gerieth der Kurfürſt mitten in einen andringenden Reiterhaufen und würde verloren geweſen ſein, wären nicht neun der Seinigen herbeigeeilt, die ihn auch glücklich heraushieben. Die Gefahr, in welcher der Lenker und Hort der Schlacht eben geſchwebt, reizte die Brandenburger noch mehr gegen die Schweden auf, und nicht minder begeiſterte ſie die Freude über deſſen Rettung. Sie ſchaarten ſich von Neuem zu einem allgemeinen Anlaufe zuſammen, der nun unwiderſtehlich war. Beinahe

zwei Stunden lang hatte das Handgemenge gedauert, hin und her hatte der Sieg bald da, bald dort auf der einen oder der andern Seite geſchwankt; jetzt aber löſte ſich die wilde Verwirrung, in der beide Theile oft vermengt durch einander geſtritten. Der rechte Flügel der ſchwediſchen Reiterei wurde gänzlich geſchlagen und zerſtreut, und auch das Fußvolk, was ſie unterſtützt und bisher unerſchüttert ſich behauptet hatte, mußte, von ihr verlaſſen, nun unterliegen. Eins der Fußregimenter, das von Dallwig, wurde durchbrochen, umringt und beinahe vernichtet; denn außer 60—70 Gefangenen entkamen lebend nur einige Officiere und 20 Mann. Gleichzeitig eroberten die Brandenburger eine dreipfündige Kanone und es erlitt das oſtgothiſche Cuiraſſirregiment, eins der letzten auf dem Kampfplatze, einen ſehr bedeutenden Verluſt. Der Gewinn der Schlacht, die nur von einem Heerführer gewagt werden konnte, der keinem Höheren Rechenſchaft zu geben hatte, war für die Brandenburger entſchieden; der Kurfürſt verdankte den Sieg, wie ſich ſelbſt, ſo auch ſeinen tüchtigen Reitergeneralen, und unter dieſen am meiſten dem kriegserfahrenen und kühnen Feldmarſchall Derfflinger. Früh 10 Uhr trat Wrangel in zwei Colonnen mit dem ganzen Heere über Tarnow nach Fehrbellin (Tarnow 3/4 Stunde davon) den Rückzug an. Erſt jetzt war der Nebel ganz gefallen und man konnte die Bewegungen des Feindes deutlich erkennen. Die gänzlich aufgelöſte Reiterei des ſchwediſchen rechten Flügels hatte ſich in die Zwiſchenräume der feſtgeſchloſſenen Abtheilungen des Fußvolks geflüchtet. Der Kurfürſt traf ſogleich Anſtalten zur Verfolgung. Ein Vortrab ging der in zwei Treffen geordneten Reiterei voraus, welcher die Artillerie immer zur Seite blieb, um bei der Hand zu ſein und ihre Angriffe vorzubereiten. Letztere, die ſo brav und ausdauernd während der Schlacht geweſen, bewährte dies auch jetzt und that dem Feinde noch vielen Abbruch; die Reiterei verſuchte es wiederholt ihn feſtzuhalten und zu trennen, aber es gelang ihr nur, kleinere Abtheilungen und einzelne Leute gefangen zu nehmen, oder in das Moor der Rhinwieſen zu treiben, wo man in den dortigen Torfſtechereien noch in neuerer Zeit ſchwediſche Waffen und Münzen gefunden hat. Zu ſtark war noch der Feind, beſonders an tüchtigem Fußvolk, und zu ermüdet waren die Brandenburger, ſowol Leute, als Pferde, von den bisherigen Eilmärſchen und der Arbeit in der Schlacht, als daß es möglich geweſen wäre, ihm eine gänzliche Niederlage beizubringen. Zuletzt wurde noch auf dem geraden Wege nach Tarnow ihr Vortrab von der feindlichen Reiterei des linken Flügels, die an Zahl überlegen und, bisher geſchont, auch noch kräftiger war, gleich beim erſten Anlaufe über den Haufen geworfen und bis an das Gros der Brandenburger getrieben; die Reiter hatten, uneingedenk des vor Stunden erfochtenen Ruhms, ihre Officiere verlaſſen. So gelang es den Schweden gegen Mittag in Fehrbellin anzukommen, woran ſie um ſo weniger gehindert werden konnten, da bereits vor Anfange der Schlacht ein Regiment mit ſämmtlichem Gepäcke hingeſchickt worden war, um die verbrannte Brücke hinter dem Städtchen über den Rhin (ein breites, von den Rhinwieſen herkommendes Fließ) herzuſtellen, ſowie alle Zugänge zu beiden zu befeſtigen, welches Letztere inzwiſchen auch [illegible] war. Um zu ſehen, was für Maßregeln zu nehmen, war der Kurfürſt ſelbſt bis nahe an Fehrbellin geritten. Mehre von ſeiner Umgebung machten ihm jetzt den Vorſchlag, das Städtchen zu beſchießen, worauf er [illegible] wiederte: „Ich bin nicht gekommen, mein Land zu verbrennen, ſondern zu retten!" und die Truppen bis hinter Tarnow zurückgehen ließ, um zu lagern und auszuruhen. Bald darauf langte das frankenberger Dragonerregiment von Berlin an, mit welchem Derfflinger ſich erbot, einen Angriff auf Fehrbellin zu unternehmen; der Kurfürſt verſagte es aber mit den Worten: „Dem fliehenden Feinde muß man goldene Brücken bauen;" und, als am Nachmittage die Meldung einging, daß 1800 Mann Fußvolk aus Berlin eine Meile vom Lager eingetroffen ſeien, und daß auch der Oberſtlieutenant Kanne mit den zurückgebliebenen 500 Musketiren ſich nähere, war es ſchon zu ſpät geworden, um von dieſen Truppen gegen die Schweden, während ſie durch Fehrbellin zogen, noch Gebrauch machen zu können. Den Schweden koſtete die Schlacht und der Rückzug bis vor Fehrbellin an Todten und Verwundeten gegen 2400, den Brandenburgern gegen 500 Mann, und von erſteren waren noch einige Hunderte in Gefangenſchaft gerathen, von letzteren nur ſehr wenige. Der Kurfürſt befahl ſtrenge Beſtrafung jedes Einzelnen, der im Gefecht ſeine Schuldigkeit nicht gethan und belohnte die Braven. Noch auf dem Schlachtfelde hatte er dem verwundeten Oberſtlieutenant Henning zum Anerkenntniſſe ſeines ausgezeichneten Benehmens den Adel mit dem Beinamen von Treffenfeld beigelegt — was auch in ſofern Erwähnung verdient, als es das erſte Mal war, daß ein teutſcher Reichsfürſt dieſe Würde ertheilte, was zu thun damals nur der Kaiſer bevorrechtet war —; von den Neun, welche ihm in der Schlacht das Leben gerettet, beſchenkte er einen Jeden mit einer Hand voll Dukaten. Am 19. (29.) ſchrieb er noch aus dem Lager bei Tarnow eigenhändig an den Kaiſer: „Wäre der Feldmarſchall-Lieutenant Kopp oder auch meine Infanterie bei mir geweſen, ſo hätte kein Einziger (von den Schweden) davon kommen ſollen." An ſelbigem Tage früh bei guter Zeit ließ er die Dragoner von Grumbkow nebſt einigen Geſchützen gegen Fehrbellin vorrücken. Die Schweden hatten nach Herſtellung der Rhinbrücke den hinterliegenden Damm mit dem allergrößten Theile der Truppen ſchon überſchritten. Es waren viele Fuhrwerke ihres Gepäcks in Bewegung und die Schanzen vor dem Städtchen, ſowie dieſes ſelbſt noch mit einem Fußregimente beſetzt. Während des Plänkerns erfuhr man, daß die Brücke unter der Laſt der darüber Ziehenden zuſammengebrochen, dadurch eine Stockung entſtanden ſei, und daß auf den Straßen eine Menge von Wagen, Pferden und Soldaten ſich dränge. In Folge dieſer Nachricht kam auf des Kurfürſten Befehl Derfflinger mit 1500 ſchweren Reitern herangeſprengt und drang, Alles vor ſich niederrennend, in Fehrbellin ein. Nur mit Mühe konnte er bis zum Amthauſe nahe der Brücke durchkommen, an deren Wiederherſtellung 300 ſchwed-

Fußtruppen arbeiteten und nun gegen eine Abthei- ..ug abgeſeſſener Reiter ein überlegenes Feuer richteten. ..e Grumbkowſchen Dragoner mußten noch herbeigeholt ..rden, um ſie zum gänzlichen Rückzuge zu zwingen; ..vor hatten ſie die der Brücke zunächſt gelegenen Häuſer .. Brand geſteckt. Nahe dabei waren eine Kanone und .. Pulverwagen im Stiche gelaſſen worden, die glück- ..erweiſe unverſehrt blieben und nebſt 2000 Bagage- ..gen, ſowie noch drei in den Schanzen vor Fehrbellin ..hengebliebene Geſchütze den Brandenburgern in die ..ände fielen.

Am 20. (30.) Juni ſetzte der Kurfürſt, nachdem er ..it ſeinen Truppen ein gottesdienſtliches Dankfeſt gehal- ..n, die Verfolgung der Schweden, die ſich nach Wittſtock ..n der Priegnitz) zurückgezogen, weiter fort. Ebenda- ..n war der Feldmarſchall von Wrangel, der die erſte ..achricht von dem unglücklichen Ausgange der Schlacht .. Kyritz erfahren, mit ſeinen Truppen gegangen um ſich ..ort mit den Corps ſeines Bruders zu vereinigen. Beide ..etraten am 22. Juni (2. Juli), die Richtung nach Wis- ..nar nehmend, das Mecklenburgiſche und der Kurfürſt ..olgte ihnen für jetzt nicht weiter. Er mußte der Reite- ..ei, die ſeit eilf Tagen nicht abgeſattelt hatte, einige Zeit Ruhe gönnen, und wollte auch das Eintreffen des Fußvolks und der Artillerie unter dem Herzoge von Hol- ſtein abwarten, der an jenem Tage, nachdem ihm befohlen worden, die Richtung nach Brandenburg zu verlaſſen, erſt bis Havelberg gekommen war. Vor Allem hatte der Kurfürſt nun die Eroberung von Schwediſch-Pommern im Auge, wozu er jedoch nicht eher als in der Mitte des Octobers ernſtlich ſchreiten konnte, nachdem ein däniſches Hilfscorps und auch das kaiſerliche unter Kopp, was bis- her Hinterpommern gegen eine ſchwediſche Invaſion ge- deckt hatte, zu ihm geſtoßen waren.

Die Reiterſchlacht bei Fehrbellin, als ſolche eine der merkwürdigſten, erregte in ganz Europa großes Aufſehen. Der Kaiſer und alle teutſche Reichsfürſten überſandten dem Kurfürſten beſondere Glückwünſchungsſchreiben; Erſterer mahnte ihn eigenhändig, „ſich ferner nicht ſo großer Ge- fahr auszuſetzen und mehr Sorge für ſein Leben zu tra- gen, da an der Erhaltung ſeiner Perſon dem Reiche aufs Höchſte gelegen ſei," und ſtimmte bei, daß Schweden nun förmlich als Feind des teutſchen Reichs erklärt wurde. Zu Wien, Madrid, im Haag und zu Kopenhagen feierte man den Sieg durch glänzende mehrtägige Feſte. Beſon- ders lebhaften Antheil daran nahm der König von Eng- land, Karl II., der ſich von dem brandenburgiſchen Ge- ſandten den Hergang der Schlacht bis in die geringſten Einzelheiten erzählen ließ und ſelbſt Ludwig XIV. be- wunderte unverhohlen des Kurfürſten große That und ließ ſich Plane des Havellandes anfertigen, um darauf die kühnen Operationen ſeines Gegners verfolgen zu können. Der Zar von Rußland und der Khan der Tataren be- mühten ſich von jetzt an um die Freundſchaft des Sie- gers, Hanover ſchloß einen Neutralitätsvertrag mit ihm ab und Polen blieb, wie bisher, theilnahmlos an dem von Schweden begonnenen Kriege. Doch nährte der Kaiſer Leopold gegen Friedrich Wilhelm, ſo freundlich er ihm auch geſchrieben, in ihm, nicht ohne Furcht, den Mann erkennend, durch welchen die brandenburgiſche Macht ei- nen höheren Aufſchwung nehmen werde, fortdauernd die ſchon länger gehegte Eiferſucht. Wohl konnten die Schwe- den noch Stand halten, denn ihr Verluſt von Rathenow bis zur mecklenburgiſchen Grenze betrug nicht mehr als 4000 Mann und war im Verhältniſſe zu ihren Streitkräf- ten nur unbedeutend; aber das Vertrauen zu ihren Waf- fen war ebenſo geſunken, als das der Brandenburger zu den ihrigen erhöht, und führte dieſe in den folgenden Feldzügen faſt immer zum Siege. So bezeichnet denn auch die Schlacht von Fehrbellin, in welcher ſie unter dem Kurfürſten zuerſt, nur auf eigene Kraft geſtützt, auf- traten, den Anfangspunkt des Weiterſtrebens und Wachs- thums des nachmaligen Preußens. Ein einfaches Stein- denkmal am Wege von Hackenberg nach Fehrbellin zeigt den Nachkommen die Stätte des Kampfes. Alljährlich am 28. Juni wird es mit Blumen- und Getreidekränzen von den Umwohnern geſchmückt, in deren Munde heute noch Sagen fortleben von den Thaten, welche die Vor- fahren an jenem Tage vollbrachten. (*Heymann.*)

FEIERLICH. Dieſes Wort wird bald von dem altteutſchen Fir, Fiar, ruhig, ſtill, wovon Fira, Fiara, Feier, Firôn, Feiern, Firatag, Feiertag, bald von dem lateiniſchen Feriae abgeleitet. Adelung ſagt: „dieſes Wort ſtimmt mit Feriae ſehr genau überein, und alle Sprachforſcher leiten es auch von demſelben ab. Allein, da daſſelbe, noch mehr aber das Zeitwort Feiern, in allen teutſchen Mundarten von ſo langen Zeiten und ſelbſt unter dem gemeinſten Volke üblich geweſen, ſo iſt es nicht glaublich, daß ſolches, wenigſtens in der Bedeutung der Ruhe, zunächſt aus dem Latein entlehnt worden. Es ſtammt vielmehr mit demſelben aus einer gemeinſchaftli- chen älteren Quelle her." Fira kommt nun aber nicht blos als otium, ſondern auch als feriae vor, und Firôn nicht blos als otiari, vacare, ſondern auch als sabba- tizare vor (ſ. Graff Altteutſcher Sprachſchatz III, 664 fg.), wie Fira als otium und Sabbatum. Mithin findet zwi- ſchen Fira und Firôn daſſelbe Verhältniß ſtatt wie zwiſchen Feriae und Feriari. Dieſe verſchiedenen Be- deutungen wird man zuſammen nehmen müſſen, um zu erklären, was feierlich, d. i. einer Feier gleich oder ähn- lich, ſei. Feier bedeutet allerdings Ruhe bei, von und nach der Arbeit; wir finden es aber in dieſer Bedeutung nur in Zuſammenſetzungen und in dem Zeitwort Feiern, wo es eine zu lange Unterbrechung der Arbeit andeutet: „Nicht lang gefeiert, friſch!" (Schiller im Tell.) Als Ruhe von und nach der Arbeit finden wir es in Feier- ſtunde, Feierabend und auch Feiertag, als einen von der Arbeit freien Tag. Iſt nun aber jede Ruhe eine feier- liche? Iſt der Raſttag der Soldaten auf dem Marſche ein feierlicher? Niemand wird dieſes wol behaupten wol- len, und deshalb wird man zur Erklärung des Feierlichen an die Feriae denken müſſen. Mochten dieſe privatae oder publicae ſein (ſ. Feriae), ſo wurden dadurch Tage von vorzüglicher Wichtigkeit bezeichnet. Für den Privat- mann und im Kreiſe ſeiner Familie und ſeiner Freunde gab es vielerlei Veranlaſſung, an einem für ſie merkwür-

digen und wichtigen Tage zu feiern, d. i. die gewöhnlichen Geſchäfte und Arbeiten nicht zu betreiben; darin aber liegt es noch keineswegs, daß dieſer Tag von ihnen gefeiert, d. i. feierlich begangen wurde, er konnte ſogar ein Tag der Unruhe und lärmender Freude ſein, und alſo nichts weniger als wahrhaft feierlich; er war nur feiertäglich. Um das Feierliche zu finden, wird man daher auf die öffentlichen Ferien eines ganzen Volkes und States das Augenmerk richten müſſen. Dieſe zeichnen ſich hauptſächlich durch Gottesdienſtliche Handlungen aus, die es erfoderten, daß eine allgemeine Ruhe von den alltäglichen Geſchäften eintrete; weit verbreitete Stille herrſchte. Solche äußere Ruhe und Stille bewirkt innere, die zum Nachdenken geneigt macht und das Gemüth in ernſte Stimmung verſetzt. Es gibt indeß auch ernſte Stimmungen, die man doch nicht feierliche nennen kann. Um ſo genannt werden zu können, iſt Beziehung des Denkens auf die Feier erfoderlich, die, als eine religiöſe, den Geiſt über das Alltägliche und Gemeine erhebt. Es iſt ganz eigentlich der Gedanke an das Verhältniß des Menſchenlebens zur Gottheit, der unſichtbar allwirkenden, die menſchlichen Geſchicke beſtimmenden, Macht. Es gibt für den Menſchen keinen Gedanken von höherer Wichtigkeit als dieſen, keinen, der das Intereſſe des Geiſtes und Herzens inniger in Anſpruch nehmen könnte. Die Idee der Gottheit ſo gefaßt, wie angegeben, kann das Gemüth nur mit Ehrfurcht erfüllen, in welche der Gedanke an unſer Verhältniß zu ihr eine Rührung miſcht, welche ſich des ganzen Gemüths bemächtigt, ohne jedoch demſelben die Ruhe zu rauben, deren es zu ſtillem Nachdenken bedarf. Durch die Richtung des Geiſtes auf das Ehrfurcht Gebietende und die Ergriffenheit von der durch daſſelbe bewirkten Rührung entſteht jene ernſte Stimmung, die allein eine feierliche genannt werden kann; ſie ſchafft ehrerbietige Stille in uns durch das religiös Ahnungsvolle. Hat bei ſolcher Feier das Innere des Menſchen über das Gemeine und Alltägliche ſich erhoben, ſo bleibt dies auch nicht ohne Einfluß auf ſein Äußeres, denn zufolge der innigen Gemeinſchaft zwiſchen Sele und Leib bewirken Zuſtände und Veränderungen jener allezeit auch entſprechende Zuſtände und Veränderungen in dieſem, ſie ſind natürliche Ausdrücke jener. Was ſich als Ausdruck des Feierlichen im Äußern zu erkennen gibt, könnte man im Allgemeinen als menſchliche Würdigkeit bezeichnen. Das Geſicht hat den Ausdruck ruhiger Sammlung der Gedanken, der ganze Körper eine edlere Haltung, die Bewegungen ſind nicht raſch, der Gang iſt ruhig gemeſſen. Wird von einer Menge eine Feier begangen, ſo ſtellt ſie ſich nur dann feierlich dar, wenn man erkennt, daß eine einzige große Idee ſie vereinigt, wozu alles Mannigfaltige übereinſtimmen muß. Daher nichts Raſches, nichts Geräuſchvolles, überall aber Wohlgeordnetes und rhythmiſch ſich Bewegendes wie in den Feierzügen der Alten.

Soll ſich nun aber das Feierliche auf das Gottesdienſtliche beſchränken? Kann das Gefühl deſſelben nicht auch außerhalb deſſelben erregt werden, da es doch im öffentlichen ſowohl als im Privatleben auch verſchiedene Arten von Feier gibt, die wenigſtens nicht ausſchließlich gottesdienſtlich ſind, von einer Krönungs- oder [illegible]gungs- und Friedensfeier an bis zu einem Schul-, einer Hochzeit-, Geburtstagsfeier bis zu einer Jubel- und Begräbnißfeier? Allerdings wird allen dieſen der Charakter des Feierlichen nicht abzuſprechen ſein, aber ſie haben ihn nur in ſo weit, als das Religiöſe Einfluß darauf hat, und eine religiöſe Stimmung bewirken. Nur [illegible] daß nur große und wichtige Gegenſtände und [illegible]ſungen dazu gehören, um jene ſtillernſte Stimmung, die zu dem Feierlichen gehört, zu bewirken. Man hat [illegible] Unrecht, nur muß der Grund der Wichtigkeit mit in Frage kommen. Dieſer liegt in den Ideen, welche dadurch in uns angeregt werden in Bezug auf die höhern Intereſſen unſers Lebens und unſrer Beſtimmung, über das bevorſtehende oder vollendete Schickſal, ſei es eines einzelnen Menſchen oder eines ganzen Volks, welches alles den Geiſt nicht beſchäftigen kann, ohne zu religiöſem Gefühl und eben dadurch zu ernſter Rührung geſtimmt zu werden. Man muß von einer ſolchen Feier jedoch alles abrechnen, was nicht zu ihr ſelbſt, ſondern zu den damit gewöhnlich verbundenen Feſtlichkeiten gehört, die oft nichts weniger als feierlich ſind.

Aus den angegebenen Gegenſtänden, die zu einer Feier Veranlaſſung geben, läßt ſich ſchon vermuten, daß auch das Feierliche mehrfach modificirt werden könne je nach den Ideen, welche dadurch natürlicher Weiſe erregt werden, gibt es ein erhabenes und ein elegiſches Feierliche; ja es kann auch ein ſchönes geben, welches den Charakter ſtiller Heiterkeit nicht ausſchließt, z. B. an einem Dankfeſte wegen der Ärnte.

Gegenſtände und Erſcheinungen der Natur erhalten einen eigenthümlichen äſthetiſchen Charakter dadurch, daß wir ſie in Beziehung auf unſer Leben und Empfinden auffaſſen, und daß die Phantaſie, zufolge ihres Strebens mit Analogien und ihres anthropomorphiſirenden Verfahrens, dieſelben in Verbindung mit Bewegungen und Rührungen unſers Herzens bringt und, durch die objektive Beſchaffenheit von Gegenſtänden veranlaßt, ſolche Vorſtellungen aufregt, welche, einer beſondern Stimmung unſers Gemüths gemäß, mit der objektiven Beſchaffenheit der Gegenſtände harmoniren. Die Natur ſtimmt uns feierlich durch den Eindruck, den die Ahnung des göttlichen Geiſtes durch ihre Werke auf unſer Gemüth macht, [illegible] aber nur bei ruhiger Betrachtung in einſamer Stille, wenn wir uns ganz dieſen Gedanken überlaſſen, geſchehen kann. Die Rührung, welche hiedurch entſteht, kann durchaus den Charakter des Schönen an ſich tragen, wie ihn die umgebende Natur ſelbſt an ſich trägt. Wenn nun aber unter dem geſtirnten Himmel um Felſen und Waldpartien eine tiefe Ruhe herrſcht, und die Entfernung von dem betäubenden Geräuſch des irdiſchen Treibens zu Gedanken einladet, welche die Ideen der Unendlichkeit, Gottheit, Unſterblichkeit in der Tiefe der Sele wecken, ſo entſpringt aus dem Gefühl des Erhabnen die feierliche Stimmung. In dämmernden Hainen dagegen, in Waldpartien beſonders von dunkler Belaubung, in einem Herbſtwald, bei Beleuchtung der ſpäten Abendſonne, und überhaupt bei allem, was an Hinfälligkeit des Irdiſchen erinnert, [illegible]

…änenweiden an einer leiſe murmelnden Quelle, wird des ruhigen, den Einflüſſen dieſer Natur ſich hinge- …den, Betrachters eine elegiſch feierliche Stimmung be- …chtigen.

Das Feierliche eignet vornehmlich der religiöſen Poe- … Klopſtock iſt in Darſtellung und Ausdruck deſſelben …erkannter Meiſter. In ſeiner **Frühlingsfeier** ver- …igen ſich religiöſe Ehrfurcht gegen den Schöpfer und …rrn und Liebe für den Vater. Erhaben feierlich be- …nend geht der Dichter gegen das Ende zu dem Schön- …erlichen über, und in dem Gange ſeiner Darſtellung …det ſich auch ein Anklang von Elegiſchem. Der In- …lt umfaßt alles, was eine feierliche Stimmung zu er- …gen fähig iſt, aber das durch die Darſtellung erregte …efühl iſt nicht einartig, ſondern wechſelt, und eben ſo …s Metrum. Delbrück hat Folgendes hierüber bemerkt: …da die Bewegung, worin die Sele durch die Bewun- …erung verſetzt wird, ganz verſchieden iſt von der, worein …e durch die Liebe verſetzt wird; und da das für jede Strophe gewählte Sylbenmaas durch den charakteriſtiſchen Tonverhalt in ſeinen verſchiedenen Bewegungen harmoniſch …inſtimmt; da ferner der Gegenſtand, welcher das darge- …ſtellte Gefühl erregt und unterhält, nicht beſchränkt iſt, ſondern eine wahre Unendlichkeit hat: ſo entſteht aus der Harmonie zwiſchen dem Sylbenfall und der Empfindung, und aus der anſcheinenden Regelloſigkeit des Metrums für den Verſtand eine weit größere Zweckmäßigkeit, als aus einem gleichförmigen Metrum entſtehen würde." (Lyr. Gedichte I, 259.) Wo jedoch das Gefühl nur einartig iſt, da iſt die Wahl des Metrums nichts weniger als gleichgiltig, wie ſich auch aus dem ergibt, was bei der Muſik zum Ausdruck des Feierlichen erfodert wird. Zur Darſtellung einer Idee und Ausdruck des dadurch erregten Gefühls hat die Muſik zu achten auf die angemeſſenſte Wahl und Verbindung deſſen zu einem in ſich vollendeten Ganzen, was in Tönen und ihrer Bewegung der durch die Idee natürlich bewirkten Gemüthsſtimmung analog iſt. Nur zufolge der in der Natur begründeten Analogie zwiſchen Empfindungen und Tönen ſind dieſe, durch ihre Eigenſchaften der Bewegung und Bedeutung fähig Gemüthszuſtände darzuſtellen. Geſetzgeberin der Muſik iſt die menſchliche Natur. Jedes Gefühl, jeder Affekt, jede Leidenſchaft hat, wie ihre eigene Bewegung, ſo auch ihren eigenen Ton, und zwiſchen beiden herrſcht eine, durch die Natur begründete, Harmonie. Hierauf baſirt ſich in drei urſprünglich vereinigten Schweſterkünſten, dem Tanze, der Muſik und der Poeſie, das Metrum. Die Schritte des Tanzes, die Töne der Muſik, die Sylben der Sprache wurden einem Maaſe der Bewegung unterworfen, wie ein ſolches für die herrſchende Empfindung erfoderlich war. Um das Feierliche darzuſtellen, hatten alle drei daſſelbe Maas der Bewegung. Man muß ſich erinnern, daß es auch gottesdienſtliche Tänze gab, und die Feierzüge ſelbſt ſind als ſolche zu betrachten, einfach erhabene, mit Würde langſam ernſt ſich bewegende Reigen nach und in dem Ehrfurcht gebietenden Heiligthum. Die Bewegungen des Tanzes begleitete der Geſang, welcher natürlich demſelben Maaſe der Bewegungen folgen mußte. Der feierliche Schritt der Prieſter bei dem Opfer hat ſeinen Namen von der Cäremonie des Weinſprengens auf das Opferthier, Spondeios, von σπονδή, die Spende, und der angeſtimmte Hymnus bewegte ſich im ſpondeiſchen Versmaas, dem eigentlich feierlichen. Mit Recht hat man daher bei der Kirchenmuſik, die das Gefühl des Religiöſen beleben ſoll, Entfernung aller Läufe und geſchwinden Paſſagen, aller Verzierungen und Künſteleien, als der feierlichen Gemüthsſtimmung zuwider, geſodert. Der Choral ſelbſt und das Choralmäßige tragen in ihrer hohen Einfachheit, ihrer ernſten, langſamen Bewegung den Charakter des Feierlichen vorzugsweiſe an ſich, indeß finden auch hier Modifikazionen ſtatt. Hierüber ſehe man den Artikel Kirchenmusik nach. (*H.*)

FEIERTAGE (christliche), ſind den gewöhnlichen Geſchäften des bürgerlichen Lebens entzogene und dafür vorzugsweiſe vor anderen dem Gebet und der Betrachtung des Göttlichen oder der Religion des Herrn gewidmete Tage. Gewöhnlich wird Feier, ungeachtet des altteutſchen Fiara, fiar und feia, vom lateiniſchen feria, und dieſes von ἑορτή abgeleitet (ſ. Auguſti, Denkwürdigkeiten aus der chriſtlichen Archäologie. 1. Bd. S. 5 und *Dresser*, De festis diebus Christ. 1590. p. 1 und 2), weshalb auch die ganze Feiertagslehre Heortologie heißt. Hagiologie bezeichnet zu viel. — Solche ausgewählt feierliche Tage, die irgend eine geſchichtliche Wichtigkeit hatten, oder um eines Volksbedürfniſſes willen feſtgeſetzt worden waren, fanden ſich unter Juden und Heiden aller Art, die ſeit den älteſten Zeiten gehalten worden waren. Man ſehe die Artikel: Feste (der Heiden) und Feste der Juden. Im Allgemeinen ſind ſie von Zeit zu Zeit auch nothwendig, ſchon um das Einerlei des Lebens zu unterbrechen, und durch Ruhe und Freude die Kraft und Luſt zu den fortlaufenden Beſchäftigungen des Lebens wieder anzufriſchen: allein die Art und Weiſe der Begehung ſolcher Feſte wird ſich ebendeshalb in jedem veränderten Zeitalter nach dem neuen Bedürfniſſe oder dem veränderten Standpunkte der Bildung zu richten haben. Bei umgewandelten Anſichten der Völker und Zeiten werden daher faſt nothwendig auch die Feſttage ſelbſt, ihrer Zeitbeſtimmung, ihrer Zahl und Veranlaſſung nach, Umwandlungen erleiden dürfen, ja endlich müſſen, was auch die ganze Geſchichte der Feſte und Feiertage überhaupt und der chriſtlichen insbeſondre unabweisbar beſtätigt.

Von dem Stifter unſrer Religion findet ſich bekanntlich keine einzige Verordnung, nicht einmal eine Hindeutung für neu zu beſtimmende Feiertage, die künftig von ſeinen Freunden und Verehrern an feſtgeſetzten Tagen auf irgend eine vor anderen Tagen ausgezeichnete Weiſe begangen werden ſollten. Er war nicht gekommen, die Seinen zu binden, ſondern zu löſen; er wußte ſicher, daß ſich dies unter Menſchen von ſelbſt und am beſten in freier Wahl einrichten würde. Durch ſein Vorbild hatte er bewieſen, daß er kein Feind, vielmehr ein Freund von Erholungen und Ergötzungen war, was die Hochzeit zu Kana, ſein Eſſen und Trinken an der Tafel im Hauſe des Lazarus

und des Zöllners darthut, daß er aber auch ſelbſt ſolche Gelegenheiten immer zur Erhebung und Vergeiſtigung des Lebens benutzte, ohne Unterdrückung der Freude und des erlaubt menſchlichen Genuſſes. Ebenſo wenig war er gegen den herrſchenden Gebrauch in Anſehung der jüdiſchen Feſte, that nichts auffallend Durchgreifendes und die gewohnte Ordnung Störendes zur Beſeitigung hergebrachter Feſte, ſondern benutzte vielmehr die Hauptvereinigungszeiten der Volksmaſſe, z. B. das Paſſahfeſt zu Jeruſalem, das Laubhüttenfeſt, die Synagogen ꝛc. zur Verbreitung ſeiner Lehre. Wie viel oder wie wenig Gebräuche er von dieſen und ähnlichen Feſten ſeines Volkes mitgemacht habe, oder nicht, wiſſen wir nicht, da ſeine Evangeliſten darüber ſchweigen. Daß er aber ein entſchloſſener Gegner aller Übertreibungen und dem Leben nachtheiliger Gewohnheiten war, und daß er auch hierin den Seinen zur Freiheit verhelfen wollte, wiſſen wir gewiß. Schon ſein Ausſpruch Matth. 12, 8: Des Menſchen Sohn (worunter wol jeder Menſch zu verſtehen iſt und nicht allein der Meſſias, da nach Marc. 2, 27 — der Sabbat um des Menſchen willen, und nicht der Menſch um des Sabbaths willen gemacht iſt) iſt ein Herr auch über den Sabbath —, dazu die Vertheidigung ſeiner Jünger gegen die Phariſäer würde dies allein genüglich beweiſen, wenn wir auch keine weitern Zeugniſſe hätten, wie z. B. Ev. Joh. 4, 20 — 27, wo er erklärt, daß eine Zeit kommen wird, wo Gott weder auf dem Berge, noch im Tempel zu Jeruſalem werde angebetet werden, ſondern überall, im Geiſt und in der Wahrheit, denn der Vater will auch haben, die ihn alſo anbeten. Bei aller dieſer Freiheit des Denkens und Handelns maßte er ſich jedoch kein Recht an, die beſtehende Ordnung der Dinge gewaltſam aufzulöſen, ſondern er will ſie erfüllen, höher heben durch ſein Vorbild und durch ſeine Lehre veredeln (Matth. 5, 17. 18). — Hatte nun Jeſus den Seinen hierin Freiheit gelaſſen, obgleich mit deutlicher Hinweiſung, daß ſie in dieſen und ähnlichen Dingen nach Beſchaffenheit ihrer innern und äußern Bedürfniſſe ändern könnten und möchten, ſo hatten auch ſeine Jünger das Recht nach ihren jüdiſchen Gewohnheiten zu verfahren und ſich nach den Volkseinrichtungen derer zu betragen, unter welchen ſie zunächſt das Evangelium verkündigten. Dies that auch der erſte Verein der Verehrer Jeſu in Jeruſalem, an deſſen Spitze die Apoſtel ſtanden, Juden unter Juden. Sie beachteten Anfangs offenbar, und mit Recht die jüdiſch feſtgeſetzten Zeiten, gingen in den Tempel und feierten die gewohnten Feſte. Es würde noch ungleich mehr jüdiſcher Gebrauch in das erſte Chriſtenthum gekommen ſein, wenn nicht Paulus der Verkündiger unter den Heiden, ſich gegen Petrus und die übrigen judaiſirenden Apoſtel geſetzt und mit ſiegender Kraft das Joch des altteſtamentlichen Ceremoniels von den Chriſten, namentlich den Heidenchriſten, genommen hätte. Er tadelt die Galater (C. 4. V. 9 — 11) darum, daß ſich Etliche von den judaiſirenden Brüdern das Halten der Tage, Monden und Feſte hatten aufbürden laſſen, und fürchtet, vielleicht umſonſt an ihnen gearbeitet zu haben. Koloſſ. 2, 16 und 17 nennt er das jüdiſche Geſetz nur einen Schatten des wahrhaftigen Lebens der Freiheit in Chriſto iſt, und will, daß ſich Niemand ein Gewiſſen machen laſſe über Speiſe und Trank, über beſtimmte Feiertage, oder Neumonden und Sabbather. In allen dieſen Dingen will er den Chriſten die nöthige Freiheit [illegible]ten, wobei er zugleich ſo gerecht iſt, den ſtärkeren Brüdern Schonung gegen die Schwachen zur Pflicht zu machen, die noch in ihrem Gewiſſen einen Tag heiliger hielten als den andern. Röm. 14, 5 und 6. Paulus ſelbſt unterwarf ſich gelegentlich mancher herrſchenden Gewohnheit aus Achtung gegen das Beſtehende, um auch den noch Schwachen kein Ärgerniß zu geben; deßgleichen benutzte er nach der Apoſtelgeſchichte oft die Feier des Sabbaths, die Juden zu lehren und die Bekehrten zu ſtärken. Viele Judenchriſten behielten die Feier des jüdiſchen Sabbaths bei, nicht blos die Ebioniten. Dies dauerte, namentlich im Morgenlande, lange genug fort, bis ins 4. Jahrh., und zwar in nicht wenigen chriſtlichen Gemeinden, die ſich erſt nach und nach in der Folge davon entfernten, bis auf die äthiopiſchen Chriſten, welche die Sabbathsfeier beibehielten bis heute, wie die Ebioniten.

Wenn nun auch den Chriſten alle Tage der Woche heilige, oder dem Herrn geweihete, ſein ſollten, weßhalb denn von den Vätern alle Tage feriae genannt wurden, ſo blieb doch das Hervorheben beſonderer Zeiten, die mehr als andere der chriſtlichen Freude gewidmet ſein ſollten, zu natürlich, als daß ſich nicht ſehr frühe Spuren davon auch unter den Chriſten hätten finden ſollen. Zu der im Morgenlande Anfangs meiſt beibehaltenen Sabbathsfeier trat nun auch der erſte Wochentag, der den Verehrern Jeſu wegen der Auferſtehung ihres Herrn vorzüglich wichtig ſein mußte.

Die erſte Anzeige einer beſonderen Feier des Sonntags findet man Apoſtelgeſch. 20, 7; in welcher Stelle die Verteutſchung Luther's: „Auf einen Sabbath" verwandelt werden muß in: „An einem Sonntage" ꝛc. Ebenſo verhält es ſich mit 1 Kor. 16, 2: Daß aber dies nur für einen frommen Gebrauch, nicht für eine Einrichtung Pauli, noch weniger irgend eines andern Apoſtels angenommen werden kann, ſcheint klar. Apokal. 1, 10 iſt nicht nothwendig vom Sonntage zu verſtehen. Und ſo ſcheint es denn durch keine Stelle bewieſen werden zu können, daß die Feier des Sonntags von den Apoſteln ſelbſt eingeſetzt worden ſei. Daß dies die älteſte Kirche auch nicht geglaubt hat, geht theils aus den verſchiedenen Gebräuchen derſelben hervor, theils behauptet es der Kirchengeſchichtſchreiber Sokrates im 5. Buche C. 22 gradezu mit folgenden Worten: „Niemals haben weder der Apoſtel (Paulus) noch die Evangelien denjenigen, die zum Unterrichte kamen, das Joch der Knechtſchaft aufgelegt, ſondern ſie überließen die Feier des Paſſah und der andern Feſte dem Gutdünken derer, die dadurch etwas Gutes zu thun glaubten. Da nun die Menſchen die Feſte liebten, weil an denſelben die Arbeiten nachgelaſſen werden, ſo feierten ſie, in verſchiedenen Gegenden, wie es ihnen gefiel, und nach hergebrachter Gewohnheit, das Andenken des heiligen Leidens. Denn der Erlöſer und die Apo-

haben weder durch ein Geſetz dies geboten, noch haben die Evangelien und die Apoſtel wie das Geſetz Moſis bei den Juden mit einer Verurtheilung, Strafe oder einem Fluche gedroht. Der Zweck der Apoſtel war nicht, Geſetze über die Feſttage vorzuſchreiben, ſondern ein rechtſchaffenes Leben und Gottſeligkeit einzuführen." Faſt mit denſelben Worten erklärt ſich Nicephorus im 12. Buche C. 32 ſeiner Kirchengeſchichte. Man vergleiche Auguſti 2. Bd. S. 19 und 20, wo es noch heißt: „Zuletzt macht Sokrates noch aufmerkſam auf die Inconſequenz mancher chriſtlichen Lehrer, die ſich darin zeige, daß ſie zwar von andern alten Vorſchriften und Gebräuchen unbedenklich abwichen, bei der Feier der heiligen Tage hingegen eine feindſelige Hartnäckigkeit bewieſen. — Man wollte ſich alſo nicht einmal von alten Gebräuchen der Chriſten binden laſſen, ſondern foderte ſchlechthin Freiheit in der Haltung oder Änderung ſolcher Gebräuche.

Daß aber der Sonntag, der Tag des Herrn, ſehr früh von den Chriſten, wenn auch nicht auf eine und dieſelbe Art, auch nicht befohlen, ſondern aus eigener Wahl ausgezeichnet wurde, iſt gewiß, wie aus der apokryphiſchen Epiſtel des Barnabas (C. 15) hervorgeht (wenigſtens im 2. Jahrh. bereits bekannt). Ferner Juſtinus der Märtyrer in ſeiner erſten Apologie: „Am Sonntage verſammeln wir uns deswegen Alle, nicht nur weil dieſer Tag der erſte iſt, an welchem Gott an die Stelle der Finſterniß und Materie die Welt geſchaffen hat, ſondern auch, weil unſer Erlöſer Jeſus Chriſtus an ebendemſelben Tage vom Tode auferſtanden iſt." Und in der zweiten Apologie: „An dem Tage, welchen man den Sonntag nennt, verſammeln ſich Alle, die in Städten und auf dem Lande wohnen, an einem Orte, wo die Bücher der Propheten und Apoſtel geleſen werden, ſoviel es die Zeit erlaubt." (Juſtin wurde 163 oder 165 zu Rom enthauptet.) Die ſogenannten Constitutiones apostolicae, die gleichfalls davon reden, fallen erſt ins 3. Jahrh. Merkwürdiger iſt der 29. Kanon der Synode zu Laodicea im 4. Jahrh., welcher verordnet: Die Chriſten ſollen nicht judaiſiren und am Sabbath nicht der Arbeit ſich enthalten. Den Sonntag aber, welchen ſie vor allen andern zu ehren haben, ſollen ſie, wenn es möglich iſt, als Chriſten ohne Arbeit feiern.

Sobald das Chriſtenthum Staatsreligion des römiſchen Reiches geworden war, gaben auch die Kaiſer bereits Geſetze für die Heilighaltung des Sonntags und anderer heiliger Tage. Schon Conſtantin der Große verordnete eine allgemeine Sonn- und Feſttagsfeier, ſodaß auch ſelbſt die Soldaten ſich jedes Geſchäftes bürgerlicher Art zu enthalten hatten, was ihm ſehr hoch angerechnet wird. Gericht an Sonn- und Feſttagen zu halten, war gleichfalls unterſagt; desgleichen durften keine öffentlichen Spiele im Circus und auf den Theatern gehalten werden. Den Landleuten war hingegen die Bebauung ihrer Felder und jede darauf bezügliche Arbeit, die ſich der Witterung wegen nicht aufſchieben laſſen wollte, geſtattet. Dieſe Gebote und Verbote wurden aber unter den folgenden Kaiſern immer ſchärfer, wie aus dem Cod. Theodos. und Justin. zu erſehen iſt. Vergl. Auguſti, Denkwürdigkeiten. 1. Bd. S. 106 fg. Daß hingegen noch im 4. und 5. Jahrh. neben dem Sonntage auch der Sonnabend von den Chriſten feierlich begangen wurde, davon zeugt die obengenannte Synode zu Laodicea im J. 367, wo beſchloſſen wurde, daß auch des Sonnabends das Evangelium und die heilige Schrift geleſen, auf jedem Sonnabende und Sonntage das Abendmahl geſpendet und an dieſen beiden Tagen nur in den Faſten zugelaſſen werden ſollte, die Gedächtnißtage der Märtyrer zu feiern. Und Sokrates verſichert im 5. B. C. 22 ſeiner Hist. eccles. und im 6. B. C. 8, es ſei damals von allen Chriſten am Sonnabende das heilige Abendmahl gefeiert worden, mit Ausnahme der römiſchen und Alexandriniſchen Kirche, die es einer alten Überlieferung wegen unterließen. — Immer wurde jedoch der Sonntag von den Chriſten höher gehalten, eine Gewohnheit, die den Haß der Juden auf das Äußerſte brachte. Der Rabbi Iſmael erklärt daher einen Chriſten für einen ſolchen, der dem Irrthume des Mannes folgt, welcher den erſten Tag der Woche zu heiligen befohlen habe. Mit einem ſolchen, ſetzt er hinzu, ſollt ihr drei Tage vor und drei Tage nach dem Sabbath nicht Handel treiben. — Der Sonntag wurde von den Chriſten nicht nur der Tag des Herrn, ſondern auch der Auferſtehungstag (ἀναστάσιμον) genannt.

Noch früher, als die wöchentlich wiederkehrende Sonntagsfeier mußte natürlich von den Jüngern Jeſu das jüdiſche Paſſah (Paſcha, ſ. dieſen Artikel) gehalten werden, da es, als das Hauptfeſt der Juden, von ihrem Meiſter ſelbſt in Jeruſalem begangen worden war. Es war ihnen alſo an ſich, wie durch das ihnen von Jeſu ſelbſt gegebene Vorbild, wichtig, und mußte ihnen noch wichtiger werden durch das Leiden und Sterben und durch die Auferſtehung ihres Herrn. Man ſprach daher bald von einem πάσχα σταυρώσιμον und ἀναστάσιμον, rechnete alſo die Feier des Charfreitages oder Karfreitages (ſ. d. Art.), als den Todestag Jeſu, mit hinein, nannte den darauf folgenden Sonnabend den großen Sabbath, und hielt ihn heiliger, als die andern Vorbereitungstage auf den Sonntag, ſetzte auch einer recht würdigen Vorbereitung wegen das große 40tägige Faſten ein (ſ. Fasten und beſonders die Abtheilung der Quadragesima), um einer möglich vollkommenen Feier der Oſtern wegen, worüber man den Artikel Osterfest nachzuſehen hat, und wobei wir nur noch erinnern wollen, daß auch hierin bald zwiſchen den Juden- und Heidenchriſten ein bedeutender Unterſchied in der Feier deſſelben ſich herausſtellte, welcher zu einem gewaltigen Streite führte, in welchem beide Theile ihre Gebräuche für empfangen von den Apoſteln ausgaben. Welche hohe Würde dieſem Hauptfeſte der Chriſtenheit beigelegt wurde, ſieht man aus den Beinamen, die daſſelbe verherrlichen, als Tag des Lichtes, Heils, Sieges, der Loslaſſung der Gefangenen, Feſt der Feſte ꝛc. Auch fingen die Alten ihr Kirchenjahr, zum Unterſchiede von dem römiſch-bürgerlichen, das ſie haßten, damit an, gleichfalls nach dem Vorgange der Juden, welche auch ihr heiliges Jahr mit dem Paſſah begannen und einen Unterſchied vom bürgerlichen

Jahre feſthielten. Es iſt daher auch der Zeitrechnung wegen von großer Wichtigkeit, und zwar bis in die neuere Zeit nach der Reformation herab.

Pfingſten gehört nicht minder unter die früheſten chriſtlichen Feſte, und zwar unter diejenigen, die mit den jüdiſchen Feſten in genaueſter Verbindung ſtehen. Es hat ſeinen Namen von dem griechiſchen πεντηκοστή, der 50. Tag vom Pascha an gerechnet, welchen die Juden als das Feſt der Frühernte nach Moſaiſchem Geſetz feierten; an welchem Tage auch die Apoſtel nach Apoſtelgeſch. 2, 1 — verſammelt waren, wo der heilige Geiſt über ſie ausgegoſſen wurde. Ein Beweis mehr, daß ſich die Apoſtel an die heiligen Zeiten ihres Stammvolkes hielten. Und ſo war denn die erſte Feier deſſelben offenbar eine jüdiſche nach jüdiſcher Sitte. Zugleich war dieſe jüdiſche Feſtlichkeit Veranlaſſung, daß das Ereigniß mit den Apoſteln Jeſu allgemeiner verbreitet wurde, da es unter den Augen Vieler geſchehen mußte, eben weil es ein jüdiſcher Feſttag war.

Läßt es ſich auch nicht durch ausdrückliche Zeugniſſe der Geſchichte erhärten, daß die von den Apoſteln Bekehrten dieſe Feier nicht allein in jüdiſcher, ſondern auch in chriſtlicher Beziehung regelmäßig jedes Jahr begangen haben, ſo mußte ihnen doch die Sache ſelbſt nothwendig ſo wichtig und außerordentlich ſein, daß mindeſtens vermuthet werden darf, es werden viele Schüler der Apoſtel nicht blos nach Art der Juden das Feſt als Frühernte und zum Andenken an die Geſetzgebung auf Sinai, ſondern auch als Feſt der Geiſteserfüllung gefeiert haben. Daß es aber unter den Heidenchriſten nicht ſogleich allgemein ſich verbreitet haben wird, iſt eben ſo natürlich, theils der chriſtlichen Freiheit wegen, die in den Einrichtungen der früheſten Zeiten unter den Chriſten herrſchte, theils weil an eine gleichförmige Verfaſſung in Gemeindenweſen während der Zeit der Verfolgung nur von fern gedacht werden konnte. Iſt es alſo auch zu viel behauptet, mit Ambroſius und Hilarius das Pfingſtfeſt für eine apoſtoliſche Einrichtung zu erklären, ſo beſtätigen doch Zeugniſſe des Irenäus und Tertullianus, ſowie des Origenes ꝛc., daß es ſchon im 2. Jahrh. gefeiert wurde, wenn auch noch nicht allgemein und noch nicht als dreitägiges Feſt. Tertullian leitet die Entſtehung deſſelben aus der Tradition ab: Harum et aliarum ejusmodi disciplinarum, si legem expostules scripturarum, nullam invenies. Traditio tibi praetendetur auctrix, consuetudo confirmatrix, et fides observatrix (de corona milit. c. 3. Cf. de Idolol. c. 14). Der Montanismus mit ſeinen Schwärmereien über den verheißenen Paraklet mochte vielen Lehrern der Kirche das Feſt des heiligen Geiſtes (πνεύματος ἡμέρα) noch berückſichtigungswerther gemacht haben. In *J. Andr. Schmidii* Historia festorum et Dominicarum (Helmstadii 1726.) heißt es S. 142: In concilio Eliberino, quod Nicaeno fere coaevum est, Canone 43 statuitur: Pravam institutionem emendare placuit juxta auctoritatem scripturae, ut cuncti diem pentecostes celebremus, quod, qui non fecerit, quasi novam haeresin induxisse notetur. Da ſich die Gebräuche und völlige Einrichtung dieſes Feſtes, und zwar in ſeinem weiten und engen Sinne, erſt nach und nach ſo ordneten, wie ſie in den verſchiedenen Kirchen beſtehen, ſo fodert dieſes Feſt mit in der Geſchichte einen beſondern Artikel, ſo nothwendig als Oſtern. Man ſehe daher ausführlicher darüber unter Pfingſtfeſt, das am Ende des 4. Jahrh. als ein allgemein gültiges Feſt angenommen werden muß, der vielen Homilien wegen, die von den berühmteſten Vätern, als Chryſoſtomus, Epiphanius, Gregorius von Nazianz und von Nyſſa, Ambroſius, Auguſtinus ꝛc., gehalten wurden. In Auguſti, Denkwürdigkeiten ꝛc. 2. Bd. S. [illegible]–419 lieſt man eine verteutſchte Pfingſtrede von Gregor von Nazianz und eine von Chryſoſtomus nach Cramer's Überſetzung.

Das Himmelfahrtfeſt ſchließt ſich von ſelbſt daran und ſtimmt auch in der Zeit der kirchlichen Einführung ziemlich mit Pfingſten überein. Iſt auch die erſte Feier deſſelben nicht genau nachzuweiſen, weil es wahrſcheinlich ſtillſchweigend mit zur Quinquageſima (ſ. d. Art.) gerechnet wurde, ſo iſt doch ſoviel gewiß, daß dieſer Feiertag eher in der morgenländiſchen, als in der abendländiſchen Kirche feſtlich begangen wurde. Dennoch war es im Occidente im 4. Jahrh. zu Auguſtin's Zeiten allgemein eingeführt, welcher es in ſ. Epist. 118 ad Januarium c. 1 gleichfalls auf die Tradition gründet. Man ſehe darüber den Art. Himmelfahrt Christi, beſonders S. 228.

Die Weihnachtsfeier iſt früher von Vielen für eine Verordnung der Apoſtel ausgegeben worden, wobei man ſich auf die Angabe der ſogenannt apoſtoliſchen Conſtitutionen verließ, deren Unechtheit nun längſt erwieſen iſt. Vielmehr hielt die älteſte Kirche den Streit über Jahr und Tag der Geburt Jeſu für unnütz, und die wenigen Anzeigen von abweichenden Meinungen darüber unter den Gelehrten hatten keinen Einfluß auf die Kirche, ſodaß von einem Weihnachtsfeſte gar nicht die Rede war. Auguſtin ſelbſt rechnet den Tag der Geburt Jeſu zur Tradition, und ſchreibt der Feier derſelben eine geringere Wichtigkeit, als dem Oſterfeſte, zu (Epist. 119). Eine Rede des Chryſoſtomus, welche Auguſti gegen Ende des Jahres 386 ſetzt und ſie nach der Überſetzung J. A. Cramer's (herausgekommen zu Leipzig 1749 im 3. Bde. der verteutſchten Predigten und kleinen Schriften des Joh. Chryſ.) im 1. Bde. ſeiner Denkwürdigkeiten S. 230–251 mittheilt, beſtätigt, daß es noch nicht zehn volle Jahre, daß den Chriſten zu Conſtantinopel dieſer Tag erſt völlig bekannt iſt. Man kann mit Recht ſagen, daß er zugleich „den Namen eines alten, und auch eines neuen, ſonſt ungewöhnlichen, Feſttages verdient. Er iſt neu, weil er uns nicht vor ſo gar langer Zeit erſt recht deutlich bekannt geworden iſt. Alt verdient er genannt zu werden, weil er den ältern Feſttagen ſo geſchwind gleich geworden iſt.“ Chryſoſtomus fügt noch hinzu, daß dieſer Feiertag erſt im Occidente bekannt geworden und nun auch im Oriente es ſei, aber noch verſchieden beurtheilt. Einige vertheidigen ihn als einen ſehr alten, der von Thrakien bis nach Spanien überall lange bekannt und feſtlich geweſen ſei u. ſ. w.

Der Grund, warum das Geburtsfeſt Jeſu ſo lange mlich unbeachtet blieb, mag allerdings auch darin zu chen ſein, daß die erſten Chriſten einen höhern Werth f den Tag des Todes, als auf den Tag der Geburt gten, weil erſt vom Tode an das wahre Leben beginne. Wichtiger war ihnen daher der Tag der Erſcheinung eſu im Tempel (ἐπιφάνεια), der auch die zweite Geurt Jeſu (zum Eintritt in ſeine höhere Beſtimmung) nannt wird; dagegen Jeſu eigentliche Geburt (γενέθλια nd γενέθλιος ἡμέρα, dies nativitatis) als Anfang des Standes ſeiner Erniedrigung angeſehen wurde. Man hat ch daher viel gemüht, die Veranlaſſung zur Einführung es Weihnachtsfeſtes durch die abendländiſche Kirche im . Jahrh. zu finden, worüber Auguſti im 1. B. ſeiner Denkwürdigkeiten S. 220—229 das Bedeutendſte lieerte, was auch in M. Karl Chriſtian Frd. Siegel's Handbuch der chriſtlich-kirchlichen Alterthümer 2. B. S. 188—193 wiederholt worden iſt. Die Hypotheſen der geſuchten Einführungsveranlaſſung ſind kurz folgende: 1) ſoll es von einem jüdiſchen Feſte der Tempelweihe (Chanuca. Feſt des neuen Altars, des Lichts ꝛc.), 1 Makkab. 4, 27—61; 2 Makkab. 10, 1—9; *Josephi* Antiq. L. 12. c. 10 — ſtammen, welches am 25. Dec. (Kislev) acht Tage lang durch Erleuchtung der Häuſer mit vielen Lichtern gefeiert wurde. Allein dann müßte es von den Judenchriſten viel früher nachgebildet worden ſein, was doch nicht geſchah. 2) Soll es um der Verdrängung der römiſch-heidniſchen Saturnalien willen, die in der letzten Hälfte des Decembers ausgelaſſen gefeiert wurden, als Natales invicti Solis am 24. und 25. Dec., von Julius I. (337—352) zum Geburtsfeſte des Erlöſers geweiht worden ſein. (Vorzüglich *Wernsdorf*, De orig. solemn. natal. Christ. ex festivit. Natalis Invicti. [Viteberg. 1757.]). Man hat ſich viel und gern dieſer Meinung angeſchloſſen, weil manche alte Gebräuche der Chriſten am Weihnachtsfeſte ſich daraus erklären laſſen, und weil *Prudentius*, Cathemer. hymn. 2 und *Pontinus* Nolan. Carm. 18 auf das Sonnenfeſt der Heiden anſpielen. Allein die Anſpielung liegt dem Dichter viel zu nahe, als daß ſie etwas dafür beweiſen könnte; und die Nachahmung luſtiger Gebräuche der Heiden war der Menge unter den Chriſten nie verhaßt, es wäre denn in den Zeiten der Verfolgung. Auguſti erklärt es jedoch für bedenklich, weil die ſchriftlichen Überreſte des Julius I. verdächtig ſind; weil die älteſten Spuren dieſes chriſtlichen Feſtes nicht in Rom, noch in Italien, ſondern in Ägypten und Gallien vorkommen, und weil man grade damals, wie früher, jede Annäherung an die Heiden, was ſeit dem 5. Jahrh. erſt anders wurde, zu vermeiden ſtrebte und es nur für eine Gewohnheit der Ketzer erklärte. 3) Wollte man ſogar aus der nordiſchen Mythologie den Urſprung des Weihnachtsfeſtes herleiten, aus einem der Freya gewidmeten Feſte, dem Jud- oder Jod- (Juel- oder Joel-, ſchreibt Auguſti) Feſte, welches gegen Ende des Decembers gehalten wurde und, mit der Moduenat oder Mutternacht ſeinen Anfang nehmend, ſieben Tage lang währte (*Schefferi* Upsalia c. 16. p. 296 sq. *Loccenii* Antiquit. Suio-Goth. Lib. I. c. 5). Auch dies kann ſich nur auf ähnliche, vielleicht von den Chriſten in der Folge in manchen Gegenden angenommene Gebräuche des Lebens beziehen. 4) Läßt es Jablonſki (De origine festi nativ. Christi in ecclesia christ. quotannis stato die celebrari soliti. Dissert. 1. 2 Opuscula. Ed. *te Water*. T. III. 1809. p. 317—376) in Ägypten entſtehen, und zwar als von den Baſilidianern, einer gnoſtiſchen Sekte, zuerſt aufgenommen. Es iſt das von den Alten oft genannte Festum Osiridis nati oder renati, auch Inventio Osiridis, welcher den Ägyptern ein Symbol der Sonne iſt. Man feierte es jährlich unter allgemeiner Freude am 6. Jan. Mit Recht wendet Auguſti dagegen ein, daß eine aus dem Innern der chriſtlichen Religion und Kirche abgeleitete Urſache der Einführung vor einer blos äußern, was die Verpflanzung eines heidniſchen Feſtes doch immer ſein würde, den Vorzug verdiene, und daß eine ſo verhaßte und von der allgemeinen Kirche ſo geſonderte Sekte ihr unmöglich zum Muſter und Vorbild in einer ſo wichtigen Angelegenheit habe dienen können. Vielmehr lehre die Geſchichte, daß die meiſten Kirchenregeln, ſowol in der Lehre, als in Gebräuchen, erſt durch die Gegenſätze der Ketzer veranlaßt wurden. Dagegen bringt Auguſti (a. a. O. B. 1. S. 226—229) eine neue Muthmaßung, warum Weihnachten (heilige Nacht) grade im 4. Jahrh. von der abendländiſchen Kirche zu einem allgemeinen Feſte der Chriſtenheit erhoben wurde. Er leitet 5) die Feier dieſes Feſtes weder aus dem Judenthume oder Heidenthume, noch aus Nachahmung einer häretiſchen Sekte ab, ſondern läßt es vielmehr als Gegenſatz von häretiſchen Vorſtellungen und Einrichtungen entſtanden ſein. Zu dieſem Ende wird nachgewieſen, daß die Manichäer ſowol gegen den chriſtlichen Sonntag und die andern Feiertage nicht viel Hochachtung bezeugten, ſondern ſie nach Auguſtin's Ausdrucke tepidissima celebratione begingen, ja ſogar ſie durch Faſten und Bußübungen entheiligten. (Die orthodoxe Kirche oder der Verein der Biſchöfe erklärte bekanntlich das Faſten an Sonn- und Feſttagen für unrecht.) Vom Sohne Gottes nahmen ſie von den Darlegungen des neuen Teſtaments überhaupt nur das an, was zur Ehre und zum Preis des Sohnes der Herrlichkeit geſagt worden war, nicht das, was zum Stande der Erniedrigung gehört; ſie fanden es entwürdigend, daß er aus einem Weibe geboren, jüdiſch beſchnitten, niedrig getauft und vom Teufel durch die Wüſte geführt worden ſei. Vergl. *Augustinus* contra Faustum. Lib. 20. c. 2 das Glaubensbekenntniß der Manichäer. Sie konnten alſo vom Geburtsfeſte Jeſu keine hohe Meinung haben. Derſelbe Auguſtin bezeugt in Serm. 202. c. 2, daß die Donatiſten von der Feier des Epiphanienfeſtes, welches in Afrika lange Zeit mit dem Weihnachtsfeſte eins war, nichts wiſſen wollten. Auch die Priscillianiſten kamen mit den Manichäern, weil auch ſie die wahre Menſchwerdung Chriſti leugneten, darin überein, daß ſie am Weihnachtsfeſte und am Sonntage faſteten. Vergl. *Leonis* M. Epist. ad Turrib. ep. 93. c. 4; deſſen Serm. 2 de natali Chr. c. 2. serm. 7. c. 3—6. serm. de Epiphan. 4. c. 4. Gegen dieſe Ketzer erhoben ſich mehre Concilien mit aus-

drücklichen Beſchlüſſen, die a. a. O. nachgeleſen werden können. Aus dieſem ſchließt Auguſti: „Wir finden alſo, daß grade drei der vornehmſten häretiſchen Parteien aus der Periode von der Mitte des 3. bis zum Ende des 4. Jahrh. das Weihnachtsfeſt verſchmäheten. Grade in dieſer Zeit aber finden wir die erſten zuverläſſigen Spuren von einer förmlichen Anordnung deſſelben in der katholiſchen Kirche. Es iſt daher gewiß kein übereilter Schluß, wenn man in dieſen abweichenden Meinungen der Häretiker die Geneſis dieſes Feſtes findet. Jede andere Herleitung trägt mehr das Gepräge des Fremdartigen, und läßt ſich nicht mit ſolcher Wahrſcheinlichkeit in den Verhältniſſen der Zeit und der Verfaſſung nachweiſen. Daß man in der Folge, beſonders zu homiletiſchen und aſketiſchen Zwecken, auch die verwandten Vorſtellungen und Einrichtungen, welche das Juden- und Heidenthum bot, benutzte, lag in der Natur der Sache, und hat die Analogie vieler andern Fälle für ſich. Aber zwiſchen einer ſolchen Benutzung und zwiſchen der Einführung eines ganz neuen Ritus iſt ein großer Unterſchied." — Gegen dieſe Hypotheſe iſt eingewendet worden, es ſei nicht zu überſehen, daß die Stellen aus den Kirchenvätern, auf welche ſich Auguſti beruft, mehr lehren, wie jene häretiſchen Parteien das bereits eingeführte Geburtsfeſt Jeſu gleichgültig behandeln, als daß dieſe Gleichgültigkeit gegen die Menſchwerdung Jeſu (!) die rechtgläubige Kirche zu einem ſolchen Feſte veranlaßt habe. Mir ſcheint dieſer Einwurf darum nicht ſchlagend, weil die Lehre der Gnoſtiker und derer, die ſich hierin an ſie ſchloſſen, viel älter iſt, als ſogar Baſilides, der Gnoſtiker, im 2. Jahrh., als Mani im 3. Jahrh., die ſämmtlich Jeſu einen Scheinkörper zuſprachen, weil ihnen die Materie das böſe Princip war und verächtlich behandelt wurde. Auch war die Feier der Erſcheinung Jeſu im Tempel (Epiphania) noch älter, als die Einführung des eigentlichen Weihnachtsfeſtes. Da nun beſonders die Manichäer im 4. Jahrh. noch immer ſo bedeutend wuchſen, daß ſie ſich auch in Italien verbreiteten und ſich den Biſchöfen immer verhaßter machten, ſo konnte die abendländiſch-katholiſche Kirche wol durch ſie veranlaßt werden, die wahre Menſchennatur Jeſu durch Veranſtaltung eines eigentlichen Geburtsfeſtes Jeſu zu verherrlichen, und dadurch den Anſichten der genannten Häretiker um ſo beſſer entgegenzuarbeiten. Man ſonderte alſo Epiphania (das Vielerlei in ſich begriff, auch die Taufe Jeſu im Jordan ꝛc.) vom Geburtstage Jeſu, und feierte nun zwei Feſte, ſtatt daß früher nur eins gefeiert worden war, und ſelbſt dies, wie es ſcheint, noch nicht ganz allgemein. — War alſo das Umſichgreifen dieſer Sekten höchſt wahrſcheinlich dennoch der Hauptgrund der Einführung des eigentlichen Weihnachtsfeſtes, ſo werden doch wol auch die heidniſchen, grade um dieſe Zeit fallenden, Feſte, die unter der chriſtlichen Menge gar Manchen lieb ſein mochten, einen Nebengrund abgegeben haben; ſelbſt wenn man es von Seiten der Biſchöfe Anfangs nicht laut hätte zugeſtehen mögen.

Seitdem nun das Epiphanienfeſt, das früher ſchon am 6. Jan. gefeiert wurde, vom eigentlichen Geburtsfeſte Jeſu getrennt worden war, iſt auch der 25. Dec. [illegible] beſtimmt worden. Wenigſtens geben faſt Alle zu, [illegible] dies ſeit dem Anfange des fünften Jahrhunderts der [illegible] geſetzte Termin geweſen iſt. Das hinderte aber die [illegible] Kirchenlehrer nicht, weder die früheren noch die ſpäteren nach der Trennung beider Feſte, die Ungewißheit des wahren Geburtstages Jeſu einzugeſtehen und die verſchiedenſten Anſichten darüber zu äußern. Schon im zweiten Jahrhunderte war er ungewiß. Vgl. *Wernsdorf*, Exercit. in novissimam litem de anno nati Chr. (Witteb. 1776.) Die Verſchiedenheit der Meinungen darüber geht ſoweit, daß J. Fr. Mayer eine beſondere Abhandlung ſchreiben konnte: Quod quilibet anni mensis Christum nati servatoris sibi asserat, ſ. Winer's bibliſches Realler. S. 327. Verſchiedenheiten der Meinung, die weder ein Kirchenrecht noch einen Glaubensartikel beeinträchtigten, ließ man gern frei. Doch gehörte auch der 25. Monatstag unter die früheren Annahmen, da (nach Auguſti I. Bd. S. 214) Clemens von Alexandrien ſchrieb: „Es gibt auch Einige, welche mit unnöthiger Mühe bei der Geburt unſeres Heilandes nicht nur das Jahr, ſondern auch den Tag zu beſtimmen ſuchen, nämlich den 25. des Monats Pachon, im 28. Jahre des Auguſtus." Daß aber vor Kurzem vom Profeſſor Seyffarth, dem tüchtigen Forſcher im Fache ägyptiſcher Alterthümer, nach alten aſtronomiſchen Tabellen bewieſen worden iſt, es ſei nicht allein das Jahr unſerer chriſtlichen Zeitrechnung das wahre, ſondern auch der 25. Dec. der eigentliche Geburtstag Jeſu, iſt an ſich ſelbſt von Wichtigkeit, wird aber noch dadurch um ſo mehr werth, genau angezeigt zu werden, je weniger wir bis hieher die Sache bemerkt gefunden haben, da das Werk bis jetzt noch nicht durch den Druck veröffentlicht worden iſt. Endlich vergleiche man noch *Planck*, variar. de orig. festi nat. Chr. Sententt. epicrisis. (Gott. 1796.)

Die zum Weihnachtsfeſte gehörigen Adventsſonntage (ſ. Advent), die als fromme Vorbereitungen auf die Ankunft des Herrn anzuſehen ſind, können natürlich nicht eher beſtanden haben, als das Weihnachtsfeſt ſelbſt. Die Annahme Einiger, als habe ſie der Apoſtel Petrus verordnet, fällt daher von ſelbſt. Die Zeugniſſe für eine frühere Feier des Advents, die aus Tertullian und Cyprian beigebracht worden ſind, beruhen auf Misverſtändniß des Wortes Adventus, und Auguſtin's beide Homilien, de Adventu Domini, ſind ſchon von den Benedictinern in ihrer Ausgabe T. 5. P. 2. p. 209 für unecht erklärt und einem Cäſarius Arelatenſis aus dem ſechsten Jahrh. zugeſchrieben worden. Selbſt die zwei kurzen Reden des Maximus Taurinenſis (Biſchofs von Turin), de Adventu Domini, aus dem fünften Jahrhunderte, beweiſen nicht genug ein wirkliches Beſtehen einer ſchon kirchlich verordneten Zurüſtungszeit auf Weihnachten, weil ſie nicht deutlich darauf hinweiſen und auch die kirchlichen Bibelabſchnitte dafür nicht zum Grunde legen. Das erſte Zeugniß für Einführung dieſer Vorbereitungszeit bringt das Concilium Ilerdense (zu Lerida in Spanien) im J. 524, welches vom Advent bis zum Epiphanienfeſte alle Hochzeiten unterſagt. Und ſo wird denn der Anfang der Adventseinrichtung wol ins ſechste Jahrhundert geſetzt bleiben müſſen,

n auch die Kirchengeſchichte von Dr. Karl Haſe (4. eſſerte Aufl. S. 146. Leipz. 1841) „Spuren einer men Zurüſtung auf Weihnachten (adventus) erſt im nten Jahrhunderte erſcheinen" läßt. Daß hingegen ſolche kirchliche Einrichtungen nicht gleich in ihrem inne völlig abgerundet ſein konnten, ſondern erſt nach nach ausgebildet, oder doch zeitgemäß verändert werden ßten, liegt in der Natur der Sache. Auch ließ man ver= edene Gebräuche in verſchiedenen Gegenden gelten, ſo ge kein dringender Grund vorhanden war, auf Einheit halten. Im Abendlande wurden, die Weihnachtswoche erechnet, nur drei Vorbereitungswochen geſetzt, was egor I. zugeſchrieben wird; vier Wochen iſt die längſte t des Advents, der ſtets zwiſchen dem 26. Nov. und Dec. anfängt, der vier Sonntage wegen, die zur Ad= tsfeier gehören. Zuweilen wurden dieſe vier Sonntage n Feſte an rückwärts gezählt, ſodaß der erſte der vierte ß. Siehe über Adventus und die beſonderen Kirchen= bräuche *Durandi*, Rationale div. offic. Lib. 6. c. 2 l., *Mart. Gerbert*, De cantu et musica sacra a ima ecclesiae aetate etc. T. 1. p. 518 sq. Dage= n fängt die griechiſch=katholiſche Kirche ihren Advent mer mit dem 14. Nov. an, ſodaß ſie eine Vorberei= ngszeit von 40 Tagen, alſo eine Quadrageſima, herausbrin= en, die auch zuweilen im Abendlande gehalten wurde und Quadrageſima St. Martini hieß (zum Unterſchiede von er großen Oſterquadrageſima), weil das Faſten vom Mar= instage an begann, bis der Advent auf die vier Sonntage vor Weihnachten beſchränkt wurde. Dafür fing aber auch die abendländiſche Kirche ihr Kirchenjahr mit dem Advente an, was die griechiſche Kirche nicht thut, ſondern bei Oſtern bleibt, womit auch früher im Abendlande das Kirchenjahr begonnen wurde. — Die bibliſchen Abſchnitte zum Vor= leſen in den Kirchen waren ſchon eingeführt; es verſteht ſich zu den Feſten und Verſammlungstagen, die vorhan= den waren; allein in der alten Kirche nicht ſo, daß darü= ber auch hätte gepredigt werden müſſen; ſ. den Artikel Perikopen. Die Perikope des erſten Adventſonntags handelte vom Einzuge Chriſti in Jeruſalem; des zweiten von ſeiner Zukunft zum Weltgerichte, alſo von der erſten Gründung des neuen Reiches Jeſu auf Erden (ſodaß der Einzug des Herrn allegoriſch gedeutet wurde) bis zum Ende aller Dinge; des dritten von Johannes dem Täufer, als Vorläufer Jeſu (demnach geſchichtlich) nämlich vom Zeugniſſe Jeſu über Johannes den Täufer (Matth. 11, 9—14) und des vierten vom Zeugniſſe des Täufers über Jeſum (Ev. Joh. 1, 29—34); vgl. Auguſti's Denk= würdigkeiten 1. Bd. S. 182 und 183. — Die vorge= ſchriebenen Texte aus den Evangelien waren: Matth. 21, 1—9; Luc. 21, 25—36; Matth. 11, 2—10 und Joh. 1, 19—28 und die Abſchnitte aus den Epiſteln: Röm. 13, 11—14; Röm. 15, 4—13; 1 Kor. 4, 1—5 und Philipp. 4, 4—7. Die Zeit ihrer Einführung iſt ungewiß.

Nach und nach, und zwar vom fünften Jahrhunderte an bis in das achte, brachte man noch mehre Feſte mit Weihnachten in Verbindung, welche treffend Beglei= tungsfeſte genannt wurden, um den Heiland der Welt deſto höher zu ehren, weshalb Durandus in ſeinem oftge= nannten Rationale div. offic. ſchreibt: Quemadmodum regi, urbem intranti, comites additi sunt, sic et ecclesia salvatori mundum ingresso congruos comi- tes voluit adjunctos. Qui autem sunt hi comites? Ea de re in Cantico (das hohe Lied bezog die Kirche auf Chriſtum, den Bräutigam, und ſich ſelbſt als die Braut) sic dicitur: Dilectus meus, h. e. puer Jesus, est can- didus et rubicundus, electus e millibus. Ecclesia igitur Christo nato comitem rubicundum sive *Stepha- num*, qui rubicundum pro Christo sanguinem fudit, comitem candidum *Sanct. Joannem Evangelistam*, quem candor virgineus (man hält ihn für unverheira= thet) commendat, et multa millia infantum, e quibus electus est puer Jesus, cum reliqui omnes occideren- tur in tractu Bethlehemitico, pulchre reddidit. — Man weihete aber den zweiten Feiertag des Weihnachts= feſtes dem erſten Märtyrer Stephanos oder Protomar= tyr, wenn auch nicht in den früheſten Zeiten, wo ſein Ge= dächtnißtag ſchon im J. 36 im Auguſt gefeiert, dann nach Auffindung ſeiner Reliquien auf den 7. Januar, endlich und zwar ſchon im vierten Jahrhunderte, was jedoch erſt im fünften Jahrhunderte allgemein wurde, auf den zweiten Weihnachtsfeiertag verlegt worden iſt; den dritten Weih= nachtsfeiertag dem Evangeliſten Johannes, was aber doch erſt, ſo ſehr auch immer dieſer Schoosjünger Jeſu ausgezeichnet wurde, im 13. Jahrhunderte allgemein ge= worden iſt. Die Gründe dieſer Wahl beſtimmt die Kirche ſo: Quia virgo (der unvermählte Johannes) electus ab ipso (Jesu), virgo in aevum permansit. In cruce denique moriturus huic Matrem suam virginem vir- gini commendavit. — Dieſen fügte man noch einen vierten Feiertag bei, den unſchuldigen Kindertag, Festum Innocentium, welcher auch ſchon in der älteſten Kirche hervorgehoben worden war. Man nannte dieſe unſchuldig gemordeten Kinder Flores Martyrum, was auch in der Rede Auguſtin's geſchah, die zum Theil als eine Lection für dieſes Feſt verwendet wurde. An die be= kannte Hymne: Salvete, flores Martyrum etc. brauchen wir nur zu erinnern, ſowie an die zahlreichen Homilien der Kirchenväter über dieſen Tag.

Man würde jedoch den Zuſammenhang dieſer Ver= knüpfungen mit dem fröhlichen Geburtsfeſte Jeſu, an wel= chem ſchlechthin alles Faſten bereits im fünften Jahrhun= derte für eine Ketzerei angeſehen wurde, immerhin noch nicht klar faſſen, wenn man ſich nicht die Anſicht der Kirche über die Märtyrer ins Gedächtniß rufen wollte. Die Verehrung derſelben mußte faſt nothwendig ſchon in den erſten Zeiten der Verfolgung der Chriſtenheit ent= ſtehen, um die Bedrängten deſto mehr zur Beſtändigkeit im Glauben zu ermuntern. Man nannte daher ſehr früh ſchon den Tag des Todes eines Blutzeugen der Religion Jeſu ſeinen Geburtstag (ἡμέραν γενέθλιον, diem nata- lem) für ein höheres Leben in jener Welt. Je mehr dieſe Anſicht mit den Geſinnungen der Apoſtel, mit den Über= ſpannungen der Gnoſtiker und mit der ganzen Lage der erſten Chriſtenheit übereinſtimmte, deſto allgemeiner mußte ſich dieſe Gemüthsrichtung verbreiten. Die Lehrer der Gemeinden halfen ſelbſt dazu, damit dieſe Treue der Be=

drücklichen Beſchlüſſen, die a. a. O. nachgeleſen werden können. Aus dieſem ſchließt Auguſti: „Wir finden alſo, daß grade drei der vornehmſten häretiſchen Parteien aus der Periode von der Mitte des 3. bis zum Ende des 4. Jahrh. das Weihnachtsfeſt verſchmäheten. Grade in dieſer Zeit aber finden wir die erſten zuverläſſigen Spuren von einer förmlichen Anordnung deſſelben in der katholiſchen Kirche. Es iſt daher gewiß kein übereilter Schluß, wenn man in dieſen abweichenden Meinungen der Häretiker die Geneſis dieſes Feſtes findet. Jede andere Herleitung trägt mehr das Gepräge des Fremdartigen, und läßt ſich nicht mit ſolcher Wahrſcheinlichkeit in den Verhältniſſen der Zeit und der Verfaſſung nachweiſen. Daß man in der Folge, beſonders zu homiletiſchen und aſketiſchen Zwecken, auch die verwandten Vorſtellungen und Einrichtungen, welche das Juden- und Heidenthum bot, benutzte, lag in der Natur der Sache, und hat die Analogie vieler andern Fälle für ſich. Aber zwiſchen einer ſolchen Benutzung und zwiſchen der Einführung eines ganz neuen Ritus iſt ein großer Unterſchied." — Gegen dieſe Hypotheſe iſt eingewendet worden, es ſei nicht zu überſehen, daß die Stellen aus den Kirchenvätern, auf welche ſich Auguſti beruft, mehr lehren, wie jene häretiſchen Parteien das bereits eingeführte Geburtsfeſt Jeſu gleichgültig behandeln, als daß dieſe Gleichgültigkeit gegen die Menſchwerdung Jeſu (!) die rechtgläubige Kirche zu einem ſolchen Feſte veranlaßt habe. Mir ſcheint dieſer Einwurf darum nicht ſchlagend, weil die Lehre der Gnoſtiker und derer, die ſich hierin an ſie ſchloſſen, viel älter iſt, als ſogar Baſilides, der Gnoſtiker, im 2. Jahrh., als Mani im 3. Jahrh., die ſämmtlich Jeſu einen Scheinkörper zuſprachen, weil ihnen die Materie das böſe Princip war und verächtlich behandelt wurde. Auch war die Feier der Erſcheinung Jeſu im Tempel (Epiphania) noch älter, als die Einführung des eigentlichen Weihnachtsfeſtes. Da nun beſonders die Manichäer im 4. Jahrh. noch immer ſo bedeutend wuchſen, daß ſie ſich auch in Italien verbreiteten und ſich den Biſchöfen immer verhaßter machten, ſo konnte die abendländiſch-katholiſche Kirche wol durch ſie veranlaßt werden, die wahre Menſchennatur Jeſu durch Veranſtaltung eines eigentlichen Geburtsfeſtes Jeſu zu verherrlichen, und dadurch den Anſichten der genannten Häretiker um ſo beſſer entgegenzuarbeiten. Man ſonderte alſo Epiphania (das Vielerlei in ſich begriff, auch die Taufe Jeſu im Jordan ꝛc.) vom Geburtstage Jeſu, und feierte nun zwei Feſte, ſtatt daß früher nur eins gefeiert worden war, und ſelbſt dies, wie es ſcheint, noch nicht ganz allgemein. — War alſo das Umſichgreifen dieſer Sekten höchſt wahrſcheinlich dennoch der Hauptgrund der Einführung des eigentlichen Weihnachtsfeſtes, ſo werden doch wol auch die heidniſchen, grade um dieſe Zeit fallenden, Feſte, die unter der chriſtlichen Menge gar Manchen lieb ſein mochten, einen Nebengrund abgegeben haben; ſelbſt wenn man es von Seiten der Biſchöfe Anfangs nicht laut hätte zugeſtehen mögen.

Seitdem nun das Epiphanienfeſt, das früher ſchon am 6. Jan. gefeiert wurde, vom eigentlichen Geburtsfeſte Jeſu getrennt worden war, iſt auch der 25. Dec. dafür beſtimmt worden. Wenigſtens geben faſt Alle zu, daß dies ſeit dem Anfange des fünften Jahrhunderts der feſtgeſetzte Termin geweſen iſt. Das hinderte aber die alten Kirchenlehrer nicht, weder die früheren noch die ſpäteren, nach der Trennung beider Feſte, die Ungewißheit des wahren Geburtstages Jeſu einzugeſtehen und die verſchiedenſten Anſichten darüber zu äußern. Schon im zweiten Jahrhunderte war er ungewiß. Vgl. *Wernsdorf*, Exercit. in novissimam litem de anno nati Chr. (Viteb. 1776.) Die Verſchiedenheit der Meinungen darüber geht ſoweit, daß J. Fr. Mayer eine beſondere Abhandlung ſchreiben konnte: Quod quilibet anni mensis gloriam nati servatoris sibi asserat, ſ. Winer's bibliſches Reallex. S. 327. Verſchiedenheiten der Meinung, die weder ein Kirchenrecht noch einen Glaubensartikel beeinträchtigten, ließ man gern frei. Doch gehörte auch der 25. Monatstag unter die früheren Annahmen, da (nach Auguſti 1. Bd. S. 214) Clemens von Alexandrien ſchrieb: „Es gibt auch Einige, welche mit unnöthiger Mühe bei der Geburt unſeres Heilandes nicht nur das Jahr, ſondern auch den Tag zu beſtimmen ſuchen, nämlich den 25. des Monats Pachon, im 28. Jahre des Auguſtus." Daß aber vor Kurzem vom Profeſſor Seyffarth, dem tüchtigen Forſcher im Fache ägyptiſcher Alterthümer, nach alten aſtronomiſchen Tabellen bewieſen worden iſt, es ſei nicht allein das Jahr unſerer chriſtlichen Zeitrechnung das wahre, ſondern auch der 25. Dec. der eigentliche Geburtstag Jeſu, iſt an ſich ſelbſt von Wichtigkeit, wird aber noch dadurch um ſo mehr werth, genau angezeigt zu werden, je weniger wir bis hieher die Sache bemerkt gefunden haben, da das Werk bis jetzt noch nicht durch den Druck veröffentlicht worden iſt. Endlich vergleiche man noch *Planck*, variar. de orig. festi nat. Chr. Sententt. epicrisis. (Gott. 1796.)

Die zum Weihnachtsfeſte gehörigen Adventsſonntage (ſ. Advent), die als fromme Vorbereitungen auf die Ankunft des Herrn anzuſehen ſind, können natürlich nicht eher beſtanden haben, als das Weihnachtsfeſt ſelbſt. Die Annahme Einiger, als habe ſie der Apoſtel Petrus verordnet, fällt daher von ſelbſt. Die Zeugniſſe für eine frühere Feier des Advents, die aus Tertullian und Cyprian beigebracht worden ſind, beruhen auf Misverſtändniß des Wortes Adventus, und Auguſtin's beide Homilien, de Adventu Domini, ſind ſchon von den Benedictinern in ihrer Ausgabe T. 5. P. 2. p. 209 für unecht erklärt und einem Cäſarius Arelatenſis aus dem ſechsten Jahrh. zugeſchrieben worden. Selbſt die zwei kurzen Reden des Maximus Taurinenſis (Biſchofs von Turin), de Adventu Domini, aus dem fünften Jahrhunderte, beweiſen nicht genug ein wirkliches Beſtehen einer ſchon kirchlich verordneten Zurüſtungszeit auf Weihnachten, weil ſie nicht deutlich darauf hinweiſen und auch die kirchlichen Bibelabſchnitte dafür nicht zum Grunde legen. Das erſte Zeugniß für Einführung dieſer Vorbereitungszeit bringt das Concilium Ilerdense (zu Lerida in Spanien) im J. 524, welches vom Advent bis zum Epiphanienfeſte alle Hochzeiten unterſagt. Und ſo wird denn der Anfang der Adventseinrichtung wol ins ſechste Jahrhundert geſetzt bleiben müſſen,

wenn auch die Kirchengeſchichte von Dr. Karl Haſe (4. verbeſſerte Aufl. S. 146. Leipz. 1841) „Spuren einer frommen Zurüſtung auf Weihnachten (adventus) erſt im ſiebenten Jahrhunderte erſcheinen" läßt. Daß hingegen alle ſolche kirchliche Einrichtungen nicht gleich in ihrem Beginne völlig abgerundet ſein konnten, ſondern erſt nach und nach ausgebildet, oder doch zeitgemäß verändert werden mußten, liegt in der Natur der Sache. Auch ließ man verſchiedene Gebräuche in verſchiedenen Gegenden gelten, ſo lange kein dringender Grund vorhanden war, auf Einheit zu halten. Im Abendlande wurden, die Weihnachtswoche abgerechnet, nur drei Vorbereitungswochen geſetzt, was Gregor I. zugeſchrieben wird; vier Wochen iſt die längſte Zeit des Advents, der ſtets zwiſchen dem 26. Nov. und 4. Dec. anfängt, der vier Sonntage wegen, die zur Adventsfeier gehören. Zuweilen wurden dieſe vier Sonntage vom Feſte an rückwärts gezählt, ſodaß der erſte der vierte hieß. Siehe über Adventus und die beſonderen Kirchengebräuche *Durandi*, Rationale div. offic. Lib. 6. c. 2 sq., *Mart. Gerbert*, De cantu et musica sacra a prima ecclesiae aetate etc. T. I. p. 518 sq. Dagegen fängt die griechiſch-katholiſche Kirche ihren Advent immer mit dem 14. Nov. an, ſodaß ſie eine Vorbereitungszeit von 40 Tagen, alſo eine Quadrageſima, herausbringen, die auch zuweilen im Abendlande gehalten wurde und Quadrageſima St. Martini hieß (zum Unterſchiede von der großen Oſterquadrageſima), weil das Faſten vom Martinstage an begann, bis der Advent auf die vier Sonntage vor Weihnachten beſchränkt wurde. Dafür fing aber auch die abendländiſche Kirche ihr Kirchenjahr mit dem Advente an, was die griechiſche Kirche nicht thut, ſondern bei Oſtern bleibt, womit auch früher im Abendlande das Kirchenjahr begonnen wurde. — Die bibliſchen Abſchnitte zum Vorleſen in den Kirchen waren ſchon eingeführt; es verſteht ſich zu den Feſten und Verſammlungstagen, die vorhanden waren; allein in der alten Kirche nicht ſo, daß darüber auch hätte gepredigt werden müſſen; ſ. den Artikel Perikopen. Die Perikope des erſten Adventſonntags handelte vom Einzuge Chriſti in Jeruſalem; des zweiten von ſeiner Zukunft zum Weltgerichte, alſo von der erſten Gründung des neuen Reiches Jeſu auf Erden (ſodaß der Einzug des Herrn allegoriſch gedeutet wurde) bis zum Ende aller Dinge; des dritten von Johannes dem Täufer, als Vorläufer Jeſu (demnach geſchichtlich) nämlich vom Zeugniſſe Jeſu über Johannes den Täufer (Matth. 11, 9—14) und des vierten vom Zeugniſſe des Täufers über Jeſum (Ev. Joh. 1, 29—34); vgl. Auguſti's Denkwürdigkeiten 1. Bd. S. 182 und 183. — Die vorgeſchriebenen Texte aus den Evangelien waren: Matth. 21, 1—9; Luc. 21, 25—36; Matth. 11, 2—10 und Joh. 1, 19—28 und die Abſchnitte aus den Epiſteln: Röm. 13, 11—14; Röm. 15, 4—13; 1 Kor. 4, 1—5 und Philipp. 4, 4—7. Die Zeit ihrer Einführung iſt ungewiß.

Nach und nach, und zwar vom fünften Jahrhunderte an bis in das achte, brachte man noch mehre Feſte mit Weihnachten in Verbindung, welche treffend Begleitungsfeſte genannt wurden, um den Heiland der Welt deſto höher zu ehren, weshalb Durandus in ſeinem oftgenannten Rationale div. offic. ſchreibt: Quemadmodum regi, urbem intranti, comites additi sunt, sic et ecclesia salvatori mundum ingresso congruos comites voluit adjunctos. Qui autem sunt hi comites? Ea de re in Cantico (das hohe Lied bezog die Kirche auf Chriſtum, den Bräutigam, und ſich ſelbſt als die Braut) sic dicitur: Dilectus meus, h. e. puer Jesus, est candidus et rubicundus, electus e millibus. Ecclesia igitur Christo nato comitem rubicundum sive *Stephanum*, qui rubicundum pro Christo sanguinem fudit, comitem candidum *Sanct. Joannem Evangelistam*, quem candor virgineus (man hält ihn für unverheirathet) commendat, et multa millia infantum, e quibus electus est puer Jesus, cum reliqui omnes occiderentur in tractu Bethlehemitico, pulchre reddidit. — Man weihete aber den zweiten Feiertag des Weihnachtsfeſtes dem erſten Märtyrer Stephanos oder Protomartyr, wenn auch nicht in den früheſten Zeiten, wo ſein Gedächtnißtag ſchon im J. 36 im Auguſt gefeiert, dann nach Auffindung ſeiner Reliquien auf den 7. Januar, endlich und zwar ſchon im vierten Jahrhunderte, was jedoch erſt im fünften Jahrhunderte allgemein wurde, auf den zweiten Weihnachtsfeiertag verlegt worden iſt; den dritten Weihnachtsfeiertag dem Evangeliſten Johannes, was aber doch erſt, ſo ſehr auch immer dieſer Schoosjünger Jeſu ausgezeichnet wurde, im 13. Jahrhunderte allgemein geworden iſt. Die Gründe dieſer Wahl beſtimmt die Kirche ſo: Quia virgo (der unvermählte Johannes) electus ab ipso (Jesu), virgo in aevum permansit. In cruce denique moriturus huic Matrem suam virginem virgini commendavit. — Dieſen fügte man noch einen vierten Feiertag bei, den unſchuldigen Kindertag, Festum Innocentium, welcher auch ſchon in der älteſten Kirche hervorgehoben worden war. Man nannte dieſe unſchuldig gemordeten Kinder Flores Martyrum, was auch in der Rede Auguſtin's geſchah, die zum Theil als eine Lection für dieſes Feſt verwendet wurde. An die bekannte Hymne: Salvete, flores Martyrum etc. brauchen wir nur zu erinnern, ſowie an die zahlreichen Homilien der Kirchenväter über dieſen Tag.

Man würde jedoch den Zuſammenhang dieſer Verknüpfungen mit dem fröhlichen Geburtsfeſte Jeſu, an welchem ſchlechthin alles Faſten bereits im fünften Jahrhunderte für eine Ketzerei angeſehen wurde, immerhin noch nicht klar faſſen, wenn man ſich nicht die Anſicht der Kirche über die Märtyrer ins Gedächtniß rufen wollte. Die Verehrung derſelben mußte faſt nothwendig ſchon in den erſten Zeiten der Verfolgung der Chriſtenheit entſtehen, um die Bedrängten deſto mehr zur Beſtändigkeit im Glauben zu ermuntern. Man nannte daher ſehr früh ſchon den Tag des Todes eines Blutzeugen der Religion Jeſu ſeinen Geburtstag (ἡμέραν γενέθλιον, diem natalem) für ein höheres Leben in jener Welt. Je mehr dieſe Anſicht mit den Geſinnungen der Apoſtel, mit den Überſpannungen der Gnoſtiker und mit der ganzen Lage der erſten Chriſtenheit übereinſtimmte, deſto allgemeiner mußte ſich dieſe Gemüthsrichtung verbreiten. Die Lehrer der Gemeinden halfen ſelbſt dazu, damit dieſe Treue der Be-

kenner Jeſu bis in den Tod in Aller Herzen recht lebendig werde. Sie veranſtalteten deshalb feierliche Verſammlungen der Brüder am Todestage jener tapferen Glaubenshelden an ihren Gräbern, laſen die Geſchichte des Lebens der rühmlich Heimgegangenen, im Kampfe Bewährten und nun mit dem Herrn zu ewiger Wonne Vereinten; veranſtalteten Sammlungen für die Armen, wie auch an den übrigen Feiertagen der Chriſten u. ſ. w. Die erſte geſchichtlich beglaubigte Feier eines ſolchen Märtyrergeburtstages finden wir bei der Verbrennung des Polykarp, Biſchofs in Smyrna, um 170, deſſen von ſeiner Standhaftigkeit begeiſterte Gemeinde ein Schreiben an die Gemeinden der Umgegend, namentlich an die Chriſten zu Philadelphia, worin des Mannes ehrwürdiges Verhalten in ſeinem letzten Kampfe dargelegt wurde (in *Cotelerii* Patr. Apostol. Vol. 2. P. 1. p. 195—204, Edit. a. 1724, und ein Auszug in *Eusebii* Hist. eccles. Lib. 6. c. 15), worin es unter anderem heißt: Sie hofften, wenn ſie nicht durch die Wuth ihrer Feinde verhindert würden, warum ſie Gott täglich anriefen, ſich an ſeinem Grabe zu verſammeln und den Geburtstag ſeines Todes mit Freuden zu begehen, ſowol zum Andenken derer, welche bereits einen ſolchen Kampf errungen und ſiegreich ausgeführt, als auch zur Ermunterung der Nachkommen. Daß aber der Zweck eines ſolchen feierlichen Zuſammenkommens Anfangs durchaus keine Anbetung der Märtyrer war, geht aus demſelben Rundſchreiben der Gemeinde zu Smyrna über allen Zweifel deutlich hervor. Ihre Gegner (beſonders Juden) hatten den Statthalter erſucht, den Chriſten nicht die Überbleibſel des Entſeelten zu überlaſſen, damit ſie nicht ihn, ſtatt des Gekreuzigten, verehren möchten. Dagegen ſchreibt die Gemeinde: Sie wiſſen nicht, daß wir Chriſtum niemals verlaſſen und einen Andern verehren können. Denn ihn beten wir an, weil er der Sohn Gottes iſt; die Märtyrer aber lieben wir mit Recht als Schüler und Nachahmer des Herrn, wegen ihrer ungemeinen Zuneigung zu ihrem Könige und Lehrer. — Daß dieſe an ſich ſehr löbliche Einrichtung von nun an immer mehr um ſich griff und die Geburtstage der Märtyrer (*γενέθλια τῶν μαρτύρων*, natalitia martyrum) den Chriſten immer anziehender wurden, beglaubigen die vielen Erwähnungen derſelben von den meiſten Schriftſtellern der nächſten Zeit, z. B. vom Tertullian, Origenes, Cyprian u. ſ. w. Daß man aber auch bald genug hierin zu weit ging, und zwar, merkwürdig genug, von den Zeiten an, als die Chriſten zu bürgerlicher Ruhe gekommen waren, beweiſt ſchon Conſtantin des Großen Befehl, im ganzen Reiche die Tage der Märtyrer mit aller möglichen Feierlichkeit zu begehen und die Statthalter der Provinzen dafür verantwortlich zu machen (*Euseb.* vita Constantini Lib. 4. c. 23.). Das Weitere ſehe man unter Märtyrer und vgl. *Caspar Sagittarius*, de martyrum natalitiis in primitiva ecclesia (Jenae 1683 u. Francof. 1696.) Wir haben hier nur noch zu bemerken, daß alſo die Feſte der Märtyrer ſchon lange vor dem Weihnachtsfeſte eingeführt und allgemein geworden waren, alſo zu den ſehr alten Kirchenfeiertagen gehörten, an denen auch ſchon früh genug der Wunderglaube reichliche Nahrung fand. —

Um noch zu erklären, wie der Evangeliſt Johannes in die Geſellſchaft der das Geburtsfeſt Jeſu verherrlichenden Märtyrer kommt, hat man beſonders das ganze Capitel des 7. Buches des Rationale divinorum officiorum von *Guliel. Durandus* (Lugduni 1612.) p. 460— nachzuleſen. Daraus zur überſichtlichen Erklärung: Die Kirche wollte am Weihnachtsfeſte alle Arten der Märtyrer, welche um der Erſcheinung Chriſti im Fleiſche willen zu Märtyrern geworden waren, mit einander vereinigen. Sie nimmt aber ein dreifaches Martyrium an. Das erſte iſt das Märtyrerthum aus freiem Willen und in der That (voluntate et opere), wie es das Märtyrerthum des St. Stephanus war; und dieſes erklärt ſie für das würdigſte in ſeiner Art; das zweite iſt das Märtyrerthum, das in der Geſinnung vorhanden iſt, das auch das Leben zum Zeugniſſe für den Chriſt opfern würde, wenn es zur Verwirklichung ſeines feſten Entſchluſſes Veranlaſſung hätte (voluntate, sed non opere), welche Art des Martyriums der Evangeliſt Johannes darſtellt; das dritte iſt das Märtyrerthum, das in der That ſich zeigt, ohne daß die bewußte Überzeugung dabei iſt, wie es bei den kleinen Kindern zu Bethlehem der Fall ſein mußte (opere, sed non voluntate).

Und ſo gehörte denn das Weihnachtsfeſt, das zu den beiden früheſten Feſten der Chriſtenheit, die mit einander in der engſten Verbindung ſtanden, ſodaß die ganze Reihe der 50 Tage von Oſtern bis zu Pfingſten für eine ununterbrochene Feier- und Freudenzeit gehalten wurde, ſodaß Oſtern, von welchem auch die Sonntagsfeier kommt, als der Anfang, und Pfingſten als der Beſchluß angeſehen werden muß, — ſeit dem letzten Viertel des vierten Jahrhunderts gekommen war, ausgezeichnet durch Betrachtungen, Vigilien oder Nachtgottesdienſte (ſ. d.), die unter den älteſten Chriſten aus Noth gehalten, bis Ende des ſechsten Jahrhunderts noch ſehr gebräuchlich waren, doch der Unordnungen wegen immer mehr zurücktraten; durch Abendmahlsfeier, Zeitdauer und durch eigenthümliche Gebräuche, die ſich freilich im Laufe der Zeit veränderten, — zu den großen Feiertagen, an denen die chriſtlichen Kaiſer alle öffentlichen Beluſtigungen unterſagten und wozu das Concil. Aurel. im J. 511 das Verbot für größere Städte fügte, daß die Feier deſſelben in kleinern Städten oder auf dem Lande keinem Bürger erlaubt ſein ſolle, außer im Krankheitsfalle. Auch die beſonderen Gebräuche beim Weihnachtsfeſte, als das Geſchenkegeben der Erwachſenen unter einander und an Kinder, fröhliche Schmaußereien und allerlei Kurzweil in Spielen und Vermummungen waren ſchon im fünften Jahrhunderte Sitte, wovon doch wol Vieles aus den heidniſchen Feſten der Saturnalien und Juvenalien auf die Chriſtenheit überging, was beſonders Wernsdorf in ſeiner Schrift de originibus solemnium natalis Christi ex festivitate invicti des Weiteren auseinanderſetzt, mit welchem auch Hildebrand (de Natal. vet. sac. et prof. c. 12) übereinſtimmt. Wenn auch die Geiſtlichen ſelbſt, d. h. ein Theil derſelben, mit ſolchen letztgenannten Gebräuchen nicht zufrieden waren, ſo ergibt ſich doch aus vielfältigen Verordnungen der Concilien verſchiedener Zeiten, daß ſich die Menge ihre äußere Feier lange genug gar nicht neh-

…es. Es mag daher auch nur für eine rhetoriſche Figur, …e mit Klugheit gewählt wurde, um das Volk durch gutes …utrauen zum Rechten zu bringen, anzuſehen ſein, wenn …regor von Nazianz in ſeiner 38. Homilie von der wür…igen Feier des Chriſtfeſtes ſagt: Hanc festivitatem non …elebremus panegyrico, sed divino, non mundano, …ed supermundano modo. Nequaquam fores coro…nemus, non choros instauremus, non compita viarum …xornemus, non oculos pascamus, non auditum ob…ectemus, non odoratum effoeminemus, non gustui …enocinemur, non tactui obsequamur, non vestimentis teneris ac fluidis, ex quibus id, quod pulcherrimum, plane est inutile, molliter induamur, non gemmarum splendoribus, non auri fulgoribus, non colorem fucis naturalem mentientibus pulchritudinem, et propter imaginem repertis, non commessationibus et ebrietatibus, quibus cubilia et libidinem scimus esse conjunctam etc. Weiter und teutſch führt dieſe Stelle Auguſti an im 1. Bd. ſeiner Denkwürdigkeiten S. 104—106. Daß des Kirchenvaters Wunſch nicht ganz in Wirklichkeit verwandelt wurde, und kaum verwandelt werden konnte, beweiſt die Geſchichte ſelbſt nur zu klar. Daß aber Alles vor Conſtantin dem Großen, bevor die chriſtliche Kirche zur herrſchenden im Staate erhoben worden war, ohne allen Vergleich einfacher ſein mußte, liegt ganz in der Natur der Sache und braucht keiner weitern Erwähnung.

Jedes bedeutende Feſt erhielt erſt im Laufe der chriſtlichen Feiertagsausbildung ſeine Octava, oder ſeine Nach- und Schlußfeier am achten Tage nach dem Feſte, weshalb ſie auch von den Lateinern clausula festorum genannt wurde. Sie entſtanden erſt im vierten Jahrhunderte. Ob man dabei auf 3 Moſ. 23, 36 ſah, oder nicht, ob alſo auch die Einführung der Octaven eine Nachahmung der Juden war, oder nicht, mag zweifelhaft ſein. Das Übrige ſ. Octava.

Betrachten wir nun das Weſen der chriſtlichen Feiertage in den erſten Zeiten des Chriſtenthums, den jüdiſchen und heidniſchen Feſten gegenüber, ſo iſt nichts natürlicher und leichter, als daß ſich die chriſtlichen vor jenen hervorthun und ungleich ſittlicher erſcheinen mußten. Philo's Beſchreibung der außerchriſtlichen Feſtbegehung in ſeinem Tractat. de Cherubim, die man im Auszuge in Auguſti's oft genanntem Buche 1. Bd. S. 102 fg. lieſt, ſchildert ſo ſtark, daß nicht viel dazu gehört, ſolche Sitten von Seiten der Chriſten zu überwinden. Übrigens hatten dies auch Nichtchriſten ſchon gethan, und nur zu ſehr, wovor ſich auch die Chriſten zu hüten hatten, um es nicht auf der entgegengeſetzten Seite abermals zu weit zu treiben, worin doch Viele nicht gering fehlten. Denn die reinern Begriffe namhaft alter Kirchenlehrer, als des Clemens von Alexandrien, des Origenes, Hieronymus, Auguſtinus und Anderer, ſind wol herrliche Zeugniſſe für dieſe Männer ſelbſt, aber lange nicht für die ganze alte Kirche. Der Erſte lehrt, daß wir den Herrn nicht an den auserwählten Tagen, ſondern unſer ganzes Leben hindurch zu ehren haben, weder an einem beſtimmten Orte, noch an einem beſtimmten Tage, ſondern überall und ſtets durch rechtſchaffene Erfüllung unſerer Pflicht. Der große Haufe aber, der ſich für gläubig hält, ohne es zu ſein, und der ſolche beſtändige Lebensfeiertage weder feiern will, noch kann, bedarf der Erinnerung an die göttlichen Wohlthaten und daher auch einer ſinnlichen Belehrungsanſtalt, damit ſie nicht ganz unterbleiben. In ſolchem Sinne verlangt auch Auguſtin, übereinſtimmend mit Ambroſius, daß man ſich in allen Dingen, die vom freien Gebrauche abhängen und nichts wider den Glauben und gute Sitten fodern, die alſo gleichgültig ſind, nach der Ordnung der Geſellſchaft halten ſoll, unter welcher man lebt. Es iſt auch ſchon geſagt worden, daß das Geſetz, an den Feiertagen nicht zu arbeiten, die Noth- und Liebeswerke keineswegs ausſchloß, ſondern vielmehr als einen Dienſt des Herrn anſah. Daß man hingegen das Beſuchen der Kirchen zu den allgemeinen Verſammlungszeiten für eine nothwendige Pflicht erklärte, kann nicht getadelt werden; es wäre denn, daß an manchen Orten mit einer die Freiheit ſehr zu beſchränkenden Strafgewalt darauf gehalten wurde, was ſich auch in ſpäteren, ja in neuern Zeiten wiederholte.

Übrigens betrachtete die Kirche ihre Feiertage als Freudentage auf chriſtliche, d. h., durch keine zu lauten Welterluſtigungen oder zu üppigem Sinnenreiz in Ausgelaſſenheit ausartende Weiſe. Es war ſchon eine Erholung für die Chriſten, daß an den Feiertagen nicht gefaſtet werden durfte, was als Vorbereitung auf dieſelben geſetzt worden war; desgleichen, daß bürgerliche Arbeiten, Handel und Wandel ruheten, um ſich deſto beſſer mit dem Heiligen zu beſchäftigen. Nur geſchah es auch damals, daß die Staatsgewalt, ſobald ſie ſich für das Chriſtenthum erklärt hatte, zur Aufrechthaltung kirchlicher Verordnungen in zu ſtarke Thätigkeit geſetzt wurde. Dennoch gaben ſich die Biſchöfe auch wieder alle Mühe, den Feiertagen ein möglich heiteres Anſehen zu geben. Das that man zwar zunächſt um der Sache und um der Chriſtenheit willen, allein man wollte ſich auch von der übermäßig einförmigen Strenge und der Düſterheit der jüdiſchen Sabbathsruhe unterſcheiden und vielleicht auch wol den oft wiederholten Vorwurf der Heiden beſeitigen, als ſei die chriſtliche Religion eine traurige. Man verlangte alſo von den Chriſten, und mit Fug, daß ſie an Sonn- und Feſttagen, zwar nicht im Schmucke, wol aber in anſtändiger Kleidung erſcheinen ſollten. Am beliebteſten waren weiße Kleider, und zwar bereits in den Zeiten der Bedrückung des Chriſtenthums, alſo vor Conſtantin dem Großen. Namentlich erhielten die Katechumenen bei der Taufe ein weißes Kleid, meiſt zu Oſtern, was ſie bis zum Sonntage nach Oſtern trugen, der daher Dominica in albis (der weiße Sonntag) hieß, an welchem ſie als Mitglieder der Gemeinde aufgenommen wurden und das Taufkleid ablegten. Auch Geiſtliche trugen ſolche, wenn auch mit Widerſpruch Einiger. Ob aber die Geiſtlichen in den erſten Jahrhunderten ſich durch eine beſondere Amtskleidung auszeichneten, iſt ungewiß. Daß hingegen Conſtantin ihre Kleidung und überhaupt die Ceremonien des Gottesdienſtes prächtig machte, iſt bekannt. Von dieſer Zeit an kam nun ſoviel Glanz und Pracht in die Kirchen und in die Kleidung namentlich der Geiſtlichen, daß man bald im

Gegentheile vor allzu großem Luxus warnen mußte. Auch war nun ſo Vieles aus dem Cultus der Heiden ins Chriſtenthum übergegangen, daß man nicht mehr mit den alten Vertheidigern des Chriſtenthums ſagen konnte, man wolle mit den Gebräuchen der Heiden, als einem Werke der Dämonen, nichts gemein haben. Im Grunde hatten auch die älteſten Jahrhunderte des Chriſtenthums dies nur auf Glanz und Ausgelaſſenheit, aber nicht auf jeden ſinnlichen Gebrauch beziehen können, wenn ſie nicht übertreiben und wider alles Menſchliche, ja wider die Wahrheit reden wollten. Keine Religion kann der äußern Gebräuche ganz entbehren. Auch die erſten Chriſten hatten ſie nicht entbehrt, nur daß Alles einfach ſein mußte, ſchon ihrer Lage wegen. Dieſem Einfachen ſuchte man daher deſto mehr Bedeutung zu geben. Daher ſtanden die Lichter bei ihnen in großem Anſehen, ſind auch bis heute in ihrem Anſehen geblieben; ſelbſt das Anzünden derſelben am Tage wurde ſchon von Hieronymus (adversus Vigilantium c. 7) vertheidigt; vgl. Auguſti I. Bd. S. 117 u. 118. Bei allen Zuſammenkünften der erſten Chriſten wurden die Agapen (ſ. d.) gehalten. Als dies im ſiegreichen Stande des Chriſtenthums der Ordnung wegen nicht mehr anging, ſorgte man wenigſtens dafür, daß an allen Feiertagen Gaben für die Armen geſpendet wurden. — An allen Feſt- und Sonntagen, mit Ausnahme der ſpäteren Buß- und aller Trauertage, wurde das Gebet in den Kirchen nicht kniend, ſondern ſtehend verrichtet zu Bezeigung innerer Freudigkeit und im Gefühle der Kindſchaft und Liebe zu Gott. Selbſt in den Wohnungen der Chriſten wurde für mehr Schmuck und Zier geſorgt, als an andern Tagen. — Man hatte auch an den Gräbern der Märtyrer zur Zeit der Gedächtnißfeier derſelben Mahlzeiten gehalten, die den Schmäußen ſo wenig unähnlich waren, daß es die Geiſtlichen für gerathener hielten, ſie abzuſtellen, beſonders der Vorwürfe und Spöttereien wegen, welche von manchen Ketzern gegen dieſe Sitte erhoben wurden. Weil aber auch an dieſen frommen, faſt heidniſch frommen Gaſtgelagen den Armen ihr Theil zukam, ſo wurden Oblationen und Collecten für die Armen angeordnet. Man ſieht daraus, wie das Volk der Chriſten zu allen Zeiten, ſobald es nur die äußern Umſtände erlaubten, eine lebhafte Neigung in ſich fühlte, ſich ihre Feiertage nicht blos ſo heiter, ſondern auch ſo luſtig als möglich zu machen, was denn auch in der Folge der Zeit immer mehr gelang, ſodaß ſich das abgeſchaffte Heidenthum im Chriſtenthume nicht zu ſelten anſehnlich erneuert und verjüngt ſah.

Aber auch ſchon in den Zeiten, bevor das Chriſtenthum zur herrſchenden Staatsreligion erhoben worden war, hatte das Heidenthum doch manchen Einfluß auf die Einrichtung chriſtlicher Feiertage geübt, wie es auch kaum anders ſein konnte und in manchen Dingen ſogar gar nicht übel war. Dahin gehörte z. B. noch die myſterienhafte Art der Gottesverehrung in Allem, was zur *disciplina arcani* gerechnet wird. Dieſe war ſo ſehr aus den heidniſchen Myſterien erwachſen, daß Chryſoſtomus ſogar Ausdrücke derſelben ins Chriſtenthum überträgt und in ſeiner 24. Homilie ſich dahin ausſpricht: Wir halten die Myſterien bei verſchloſſenen Thüren und geſtatten den Uneingeweihten keinen Zutritt. Tertullian (apologet. c. 7) iſt [illegible] minder dafür und verſichert, daß den Chriſten die [illegible] Handlungen nur unter dem Siegel der Verſchwiegenheit anvertraut werden ex forma omnium mysteriorum; er nennt es tadelnswerthe Ketzerei, die Zucht und [illegible] untergräbt, wenn es anders damit gehalten wird. Merkwürdig genug erklärt Auguſtinus in ſeiner Rede in Psalm 109 dieſes Geheimhalten für eine Sache der Klugheit. Wenn den Katechumenen die Geheimniſſe der Gläubigen nicht mitgetheilt werden, ſo geſchieht es nicht darum, weil ſie dieſelben noch nicht tragen könnten, ſondern damit ſie deſto begieriger darnach werden. Nach Bingham (Antiquit. Lib. 10. c. 5 u. De origine, natura et causis reticentiae sanctorum ecclesiae mysteriorum coram Catechumenis. T. 4. p. 119—137) gehörten zu dieſer disciplina arcani Taufe, Abendmahl (das an allen Feiertagen gehalten wurde), Conſecration der Prieſter, das Sprechen des Vater Unſers und des Glaubensbekenntniſſes. Unter die Eigenheiten der alten Kirche rechnet man noch, daß man ſich am Charfreitage des Kniens und des Bruderkuſſes enthielt, um damit ſeinen Abſcheu vor der Verhöhnung Chriſti durch die Kriegsknechte (Matth. 27, 29.) und vor der Verrätherei des Judas Iſchariot (Matth. 26, 48 u. 49) auszudrücken. Was hingegen zu den liturgiſchen Einrichtungen gehört, darüber ſ. d. Art. Liturgie.

Schon im 4. Jahrh., nachdem kaum das Chriſtenthum angefangen hatte einen vollkommenen Sieg über alle bisher geltenden Religionen davon zu tragen, nachdem kaum aus einfachen Bethäuſern der Chriſten prächtige Tempel, aus ſchlichten Tiſchen koſtbare Altäre u. ſ. w. geworden waren, fingen auch die Feiertage an ſich zu vermehren, wie die ganze Einrichtung eine andere Geſtalt zu gewinnen. Die Märtyrer und ihre Gedenktage gewannen ſchon jetzt immer mehr an äußerer Ehre, je mehr der Aberglaube mit den Reliquien überhand nahm. Es fanden ſich von jetzt an immer mehr ſolcher Überbleibſel, und ſo mußte denn auch die Zahl der Feiertage immer bedeutender zunehmen. Der Neubau vieler, und unter dieſen großer und glänzender Kirchen, die bald einem Apoſtel, bald einem Heiligen oder Märtyrer geweiht wurden, gaben gleichfalls nicht geringe neue Veranlaſſungen. Mögen auch die Chriſten in frühern Zeiten noch ſo ſehr es im Gebrauche gehabt haben, wie die übrigen Völker, Alles, was zu ihrem Cultus gehörte, beſonders zu weihen, ſo kehrten doch ſolche Weihungen nicht jährlich zu feſtgeſetzten Zeiten wieder. Selbſt in der Beſchreibung des Euſebius (Hist. eccl. Lib. 10. c. 2—5) von den Einweihungen der in Diocletian's Verfolgung zerſtörten und wieder neu und herrlicher erbauten Kirchen, ſo erbaulich und feſtlich dabei Alles erklingt, wird nichts von einer jährlichen Wiederholung berichtet. Die erſte

Kirchweihe, die als jährlich wiederkehrendes Feſt beſtimmt angegeben wird, iſt die Einweihung der von Conſtantin dem Großen erbaueten Märtyrerkirche zu Jeruſalem. Gibt auch Euſebius ſelbſt, obſchon er die dabei ſtattgehabten Feierlichkeiten im 4. Buche c. 43—45 de vita Constant. M. beſchreibt, die jährliche Wiederkehr des Feſtes nicht an, ſo finden ſich doch in Sozomeni

…t. eccles. Lib. 2. c. 25 (nach Andern 26) und Ni…h. Hist. eccles. Lib. 8. c. 50 die umſtändlichſten …genaueſten Berichte darüber mit Angabe der jährlichen …ederkehr, die ſich durch große Pracht auszeichnete, wie Conſtantin überhaupt liebte, oder doch damit dem Volke …rfurcht beizubringen gedachte. Zu dem Ende hatte der …iſer eine nicht geringe Zahl der angeſehenſten Biſchöfe …e Einweihung (ἐγκαίνια) nach Jeruſalem beordert, die …nmtlich in ihrem glänzendſten Amtsſchmuck theils predig…n und Lobreden auf den Kaiſer hielten, theils Gebete …rachen und Hymnen anſtimmten (das Liturgiſche beſorg…n), theils Opfer und Fürbitten brachten, das Sacrament …s heiligen Abendmahls ſpendeten und reiche Almoſen an …e Armen vertheileten. Grade in Jeruſalem fand man …hon damals die alljährliche Wiederkehr eines ſo glänzenden …eſtes auch darum höchſt angemeſſen, weil ſchon jetzt ſehr viele …hriſten aus allen Himmelsgegenden nach Jeruſalem pil…erten, denen man ihre Wanderung recht anziehend zu …nachen wünſchte. Waren dieſe Pilgerfahrten auch nicht …ach dem Sinne aller Väter des Glaubens, z. B. des …hryſoſtomus, des Gregor von Nyſſa in epist. de eunti…ous Hierosolyma, ſo ſtimmten ſie doch ſo völlig mit der Allgemeinrichtung der Zeit, daß Einzelne mit ihrer Gegen…berzeugung nichts dagegen auszurichten vermochten. Das Feſt blieb und die Liebe zum Pilgern nach der Stadt, wo Jeſus gewandelt, gelehrt und gelitten hatte, nahm immer mehr überhand. Dieſes Kirchweihfeſt zu Jeruſalem, das am 14. Sept. feſtgeſetzt wurde, war alſo nicht blos eine consecratio ecclesiae (novae), ſondern in Wahrheit das erſte festum encaeniorum annuum, die beide nicht mit einander verwechſelt werden dürfen. Auch dieſe Neuerung in den chriſtlichen Einrichtungen leitet man von der Tempelweihe der Juden (Channuca) her; nicht von der Einweihung des Salomon'ſchen Tempels, die 1. Bch. der Könige, c. 8 beſchrieben wird, ſondern vom Reinigungsfeſte des durch die Syrer entheiligten zweiten Tempels, das Judas Maccabäus anordnete (1 Macc. 4, 36 u. ſ. w.), deſſen auch Joſephus in Antiquit. Lib. 11. c. 4 gedenkt und ἐς λυχνοπόϊα und τὰ φωτά nennt, woraus (wie unter Andern Auguſti 3. Bd. S. 317 bemerkt) die Sitte der achttägigen Häusererleuchtung entſtanden iſt, welche noch heutzutage von den Juden, beſonders am erſten und letzten Tage dieſer heiligen Zeit beobachtet wird. (Abermals ein Zeugniß, daß doch auch die chriſtlichen Octaven aus jüdiſchen Einrichtungen ſich herſchrieben.) Da ſich an den jährlich wiederholten Einweihungsfeſten der Kirchen dieſelben Luſtbarkeiten zeigen, als bei den jüdiſchen, ſo liegt die Verwandtſchaft ſo nahe, daß die chriſtlichen für eine Fortſetzung der maccabäiſchen zu halten ſind. — Von Jeruſalem aus verbreiteten ſich nun dieſe jährlichen Kirchweihen nach und nach weiter, ſodaß ſie ſeit dem 9. Jahrh. auch in Teutſchland zu allgemeinen Volksfeſten an allen Orten geworden waren. Die ausführliche Geſchichte derſelben ſehe man unter dem Artikel Kirchweihe.

Das 4. Jahrh. hatte alſo nicht blos Glanz und Pracht in die Kirchen gebracht, ſondern auch durch abergläubiſche Geſinnung, namentlich Conſtantin des Großen und ſeiner Mutter Helena, wol noch angefeuert dazu von den Biſchöfen, wenigſtens nicht davon zurückgehalten, die Zahl der Feiertage bereits vermehrt. Das 5. Jahrh. übertraf jedoch ſeinen Vorgänger in Vermehrung der Feiertage ſo ſehr, daß man behauptet, es könne in dieſer Hinſicht mit dem 4. Jahrh. gar nicht verglichen werden. Im Grunde aber muß das 4. Jahrh. der eigentliche Vater der meiſten Feſtvermehrungen des 5. genannt werden. Der Same dafür war im 4. Jahrh. ſo reichlich ausgeſtreut worden, daß das nachfolgende Seculum nur als die Zeit zu betrachten iſt, wo jener Same zur üppigen Ernte, oder zum Walde heraufgewachſen war. Man gibt gewöhnlich folgende Urſachen der Feiertagsvermehrung der Kirche an, wovon etliche ſchon berührt wurden: 1) die zunehmende Verehrung der Märtyrer, der Heiligen, deren immer mehre wurden, ſowie der Reliquien ſeit Conſtantin des Großen Zeiten namentlich; 2) die beſondern Einrichtungen der verſchiedenen Ketzerparteien, auch in ihrem kirchlichen Cultus, deſſen volksthümliche Bedeutſamkeit die orthodoxe Kirche theils auf geſchickte Weiſe ſich aneignen, theils durch entgegengeſetzte Feſte unſchädlich machen und im Ganzen ſie überbieten wollte; 3) die Herrſchſucht der Biſchöfe ſelbſt, der Übermuth der Mönche und der bis zum Fanatismus ſich ſteigernde Hang des Chriſtenvolkes nach völliger Vernichtung alles Götzendienſtes, doch ſo, daß zugleich in ihrem Herzen eine Lüſternheit nach ſinnlicher Unterhaltung ſich laut gemacht hatte, die jene altheidniſche Üppigkeit unter chriſtlichem Namen gerechtfertigt wünſchte. Eiferten nun auch wirklich mehre Kirchenväter und Synoden gegen eine ſolche Vermengung des altchriſtlichen mit dem heidniſchen und jüdiſchen Cultus, als Chryſoſtomus in ſeinen Homilien, das Concil. Laod. 361 etc., ſo ergibt ſich daraus nur um ſo deutlicher, daß jene Unzufriedenheit mit dem alteinfach chriſtlichen Ritus bereits anſehnlich um ſich gegriffen und ein heftiges Verlangen nach ſinnlichern Neuerungen ſich feſtgewurzelt hatte. Aber dieſer Eifer für Erhaltung des einfach Chriſtlichen war bald nicht ein Mal mehr die Vorliebe der meiſten Biſchöfe, im Gegentheile glaubten Viele, es könne ein ſolches Nachgeben nun, da das Chriſtenthum zur Herrſchaft gekommen, nicht allein nicht mehr ſchaden, ſondern es werde gradezu nützen und ſowol Juden als Heiden zu einer ſchnellern Annahme des Chriſtenthums bringen; 4) veranlaßten auch die fortgeſetzten theologiſchen Streitigkeiten und die daraus hervorgehenden nähern Beſtimmungen mancher Lehrſätze zu deſto größerer Aufnahme der erweiterten Erklärungen von Zeit zu Zeit neue Feiertage; 5) endlich kam die Liebhaberei der Zeit für die Jungfrau Maria hinzu, die nicht wenig neue Feiertage in ihrem Gefolge hatte. Die übrigen, öfter noch angeführten Urſachen zur Vermehrung chriſtlicher Feſte fallen alle mit den genannten zuſammen, man müßte denn noch die Sucht nach Bereicherung oder die Habgier dazu zählen wollen, die wir doch nicht anders, als eine Ausnahme von der Regel gelten laſſen möchten, ſo ſcheinbar ſich auch dieſer Grund zuweilen ſpäterhin aufzudringen ſcheinen mag.

Im 5. Jahrh., reich an Luſt und That für Kirchenbau und Prunk, und noch reicher im Preiſe ewiger Jungfrauſchaft und Ehre des Mönchthums, ſtand Maria,

die jungfräuliche Mutter des Herrn, bereits in hoher Glorie da. Schröckh zeigt ſchon aus den Zeiten Diocletian's ein an ſie gerichtetes Gebet an (7. Buch S. 102), was er jedoch ſelbſt für verdächtig erklärt. Die verſchiedene Meinung der alten Kirche über ſie gehört nicht hieher; es iſt genug, wenn wir erinnern, daß ſie von Alexander zu Alexandrien, von Athanaſius, von Gregor zu Nyſſa und zu Nazianz u. ſ. w. ſchon θεοτόκος (Gottesgebärerin) genannt wurde. Gregor von Nazianz, der von Märtyrerehre und Mönchsliebe, ſowie von Gernrednerei, durch und durch erfüllte Mann, läßt in ſeiner 24. Oration der Benedictiner Ausgabe, oder in Orat. 18 edit. Col. eine von der Leidenſchaft ihres Liebhabers in Gefahr gebrachte Jungfrau die Jungfrau Maria um Beiſtand anrufen, den die Himmliſche ihr gewährt, daß ſogleich der Liebhaber vom Teufel beſeſſen wird. Gewiß ein guter Anfang. — Der ganz vorzüglich leidenſchaftliche Streit gegen den Neſtorius, Biſchof zu Conſtantinopel, ſeit 428, ſelbſt ein heftiger Ketzerverfolger, welcher die Maria nicht Gottesgebärerin genannt wiſſen wollte, ſchlug ſeit der Synode zu Epheſus 431 die Verehrung der Jungfrau wider ſeinen Willen mächtig hervor. Man vgl. Schröckh, 18. Bd. S. 176 fg. Gab es auch ſchon früher unter den Chriſten ſolche, welche die Maria verehrten, ſo waren es doch nur Weiber, als die Kollyridianerinnen, die man aber auch für Mariolatrae und für Ketzer erklärte, weil der Jungfrau Maria keine göttliche Verehrung gebühre. Zeigten ſich Philomarianiten, ſo zeigten ſich doch auch als Gegner der Marialiebhaber Antidikomarianiten, welche ſogar übertriebene Herabſetzungen der mütterlichen Jungfrau ſich erlaubten, und deshalb gleichfalls unter die Ketzer gerechnet wurden. Die Kirchenväter ſchlugen alſo einen Mittelweg ein, der ſich jedoch bei immer überſpannteren Begriffen vom Werthe ewiger Jungfrauſchaft immer mehr verlor, obſchon am Ende des 4. Jahrh. noch Streitigkeiten über die fortdauernde Jungfrauſchaft Marien's geführt wurden. Man darf auch im Allgemeinen wol ſagen, daß ſich am Ende des 4. Jahrh. unter den Biſchöfen ſelbſt der Widerwille gegen Aufnahme heidniſcher Gebräuche in das chriſtliche Element des Ritus bedeutend verringert hatte, bei der Menge der Chriſten aber war ein ſolcher gar nicht überall da geweſen. So hatten z. B. die thrakiſchen und arabiſchen Chriſten (nebſt andern in Vorderaſien), nach Epiphanius, die Verehrung der großen Göttin der Syrer, der Aſtarte oder Aſtaroth, die auch unter dem Namen Alatha oder Alitta, Mylitta (Gebärerin), Anadyomene u. ſ. w., kurz als weibliche Urkraft unter dem Bilde des Mondes oder auch des Venusſternes verehrt, auf die Maria bezogen und ihr den Namen Königin des Himmels nach dem Namen der ſyriſchen Göttin Melechet (Königin) beigelegt; Stern des Meeres u. ſ. w. — Alles zuſammen, und die Mönchsliebe zur ewigen Jungfrauſchaft als Hauptſache, mußte ſchon die Liebe zur Mariaverehrung, wozu ſo leicht ſowol echt menſchliche als ſchwachſinnliche Gefühle ſich geſellten, heben. Den Dichtern aber konnte eine ſolche Himmelskönigin u. ſ. w. nur höchſt willkommen ſein. Es iſt daher nicht im Geringſten zu verwundern, daß Prudentius am Ende des 4. Jahrh., ſchrieb er auch keine Hymne für die Maria, ihrer doch in manchem Gedichte höchſt ehrenvoll gedenkt. —

Iſt nun auch der Zeitpunkt des Beginnes der eigentlichen und kirchlichen Mariaverehrung nicht völlig genau zu beſtimmen, ſo iſt doch das 5. Jahrh. darin bereits ſo weit vorgerückt, daß man es unbedenklich als Anfangspunkt bezeichnen darf. Jetzt erſt findet man der Maria geweihte Kirchen, und zwar als Gottesgebärerin, namhaft gemacht, die von nun an außerordentlich ſich vervielfältigen. Suchte ſich auch der Hauptgegner des Neſtorius, Cyrillus, noch ſo ſehr, bei ſeiner offenbaren Vergötterung des Menſchen in Chriſtus, vor einer Vergötterung der Maria zu ſchützen, ſo muß er dennoch für einen ganz ausgezeichneten Förderer des Mariendienſtes gehalten werden, wofür allein ſchon ſeine zur Zeit der Synode zu Epheſus in der Marienkirche gehaltene Rede Zeugniß gibt. Man ſehe Schröckh, 17. Bd. S. 489 fg., wo auch von den drei Predigten des Proklus auf die Gottesgebärerin gehandelt wird. Die erſte dieſer Predigten des Proklus ſteht Röſler im 7. Bande der Bibliothek der Kirchenväter überſetzt. Man lieſt ſie auch in Auguſti's 3. Bde. S. 37—43. Dieſe in jeder Hinſicht merkwürdige Homilie wurde gleichfalls 431 gehalten und zwar an einem Marienfeſte.

Über die Fragen: welches Marienfeſt war es? war es neu oder ſchon früher gebräuchlich? war es ein allgemeines oder nur ein Provinzialfeſt? redet Auguſti a. a. O. bis S. 57. Die Hauptpunkte ſind: Man erklärt ſich für Maria-Verkündigung, *Festum Annunciationis Domini* oder Annunciationis *Angeli ad B. Mariam*, welches noch jetzt am 25. März begangen wird (immer mehr als wahrſcheinlich). Es wird ein früherer Urſprung vermuthet und mit nicht geringen Gründen. Zum Allgemeinfeſte erhob es ſich jedoch erſt im 6. Jahrh., wo die Marienverehrung, beſonders unter Juſtinian I., die lebhafteſten Fortſchritte gemacht hatte. In dieſer Zeit kommen bereits Erſcheinungen der Maria vor, die ſich von nun an ſehr vermehren und faſt gewöhnlich werden. Die öftere Erwähnung der Maria mit ehrenvollen Beiwörtern im Koran wird nicht minder als Zeugniß der vorgeſchrittenen Mariolatrie angeſehen, und mit Recht; die göttliche Verehrung Jeſu und ſeiner Mutter wird dazu im Koran häufig getadelt, und dabei die Trinität ſo bezeichnet, als ſei unter den Chriſten Maria die dritte Perſon der Gottheit, mit welcher der heilige Geiſt, als das Weibliche in der Gottheit, eins ſei u. ſ. w., was auch als Beweis einer allgemein unter den Chriſten geltenden Verehrung der Maria angeſehen werden kann. — Die Annunciatio Angeli ad Beatam Mariam kommt grade unter dieſem Namen zuerſt im Lib. Sacramentorum *Gregorii M.* vor (nur daß in dieſem auch ſpäter entſtandene Feiertage nachmals eingerückt worden ſind). Annunciatio Domini wird es in *Anastasii* Lib. Pontif. S. Sergii genannt, welcher Papſt (Sergius III. ſeit 687) dieſes Feſt feierlicher gemacht habe, als es zuvor geweſen war (Platina macht den Sergius zum Urheber des Feſtes im J. 688). Daraus iſt der gewöhnlich gewordene Ausdruck Annunciatio Mariae entſtanden. Die erſten Hymnen auf dieſes Feſt ſind griechiſche, von Johannes Damascenus gedichtet

…er ihm doch zugeſchriebene), welcher nach 754 ſtarb; …n ſeines Zeitgenoſſen und Lehrers, des Cosmas, deſſen …mnen in *Gallandi* Bibl. Patr. T. 13. p. 234—260 …ammelt worden ſind.

Das Feſt Mariä Reinigung, Purificationis …ariae, fällt auf den 2. Febr., völlig chronologiſch richtig …ch der Verordnung des Moſaiſchen Geſetzes, nach wel…m die Reinigung am 40. Tage ſtattfinden mußte. Das …fft vom Geburtsfeſte Chriſti an gerechnet. Da aber … heidniſchen Römer im Februar, als dem letzten Monat …s Jahres, allerlei Luſtrationen feierten, unter Andern …ch der Göttin Februa, der Mutter des Mars, am …chluſſe des Monats ein großes Reinigungsfeſt gehalten …urde, die Lupercalien u. ſ. w., ſo mußte es den chriſt…chen Biſchöfen ſehr willkommen ſein, an die Stelle die…r heidniſchen ein chriſtliches Reinigungsfeſt zu ſetzen. …enn nach und nach hatte ſich, wie ſchon geſagt, die alte Scheu vor Vermengung des Chriſtenthümlichen mit heid…iſchen Gebräuchen ſoweit verloren, daß es im Gegen…heile für eine Klugheitsmaßregel galt, den kirchlichen Ri…us allem Volke, auch den Unbekehrten, anmuthiger zu machen. Gregor I. hatte es gradehin ausgeſprochen, man müſſe die Feſte der Heiden in chriſtliche umzuwandeln, ja in manchen Gebräuchen ſie nachzuahmen ſuchen. Dies war auch nach dem *Theodoret* de Mart. L. 8 ſchon mit den Gedächtnißtagen der Märtyrer geſchehen. — Nach ſolchen Anſichten mußte denn die Geſchichte der Feiertage nicht geringe Bereicherung erleben. — Dafür zeugt beſonders *Beda venerabilis* de tempor. rat., wo es heißt: Secundum mensem Numa dicavit Februo, i. e. Plutoni, qui lustrationum potens credebatur, lustrarique eo mense civitatem necesse erat, quo statuit, ut justa (sacrificia) Diis Manibus solverentur; sed hanc lustrandi consuetudinem bene mutavit religio christiana, cum in mense eodem die S. Mariae plebs universa cum sacerdotibus ac ministris hymnis modulatae vocis per ecclesias perque congrua urbis loca procedit; datosque a Pontifice cuncti cereos in manibus gestant ardentes. — Baronius ſagt in ſeinen Annal. zum Jahre 544: Cujus festi diei in occidente Gelasium, Papam, fundamenta jecisse, quum Lupercalia penitus abstulit, in notis ad Romanum Martyrologium diximus. — Später, als die Kerzenweihe und Umzüge mit dieſen Kerzen eingeführt worden waren, nannte man dieſes Feſt auch ***Festum candelarum*** oder ***luminum***. Manche laſſen Gregor I. die erſte Proceſſion 600 anſtellen, Andere ſchreiben es dem Papſte Sergius I. im J. 689 oder 690 zu, und noch Andere (zu ſpät) Sergius III. im J. 907. Die Weihe findet man genau beſchrieben Caeremon. Rom. Lib. 2., und Durandus in ſeinem Rationale div. offic. L. 7. c. 7. deutet ſie myſtiſch. Nach dem Zeitglauben vertrieben die geweiheten Kerzen böſes Wetter und böſe Geiſter. Um der Kerzen willen heißt das Feſt im Teutſchen Lichtmeß. Die morgenländiſche Kirche nennt es *ὑπάντησις*, *ὑπάντη* oder *ὑπαπάντη*, festum occursus (der Begegnung des Simeon's im Tempel, daher auch zuweilen Simeonis, das aber nicht dem Simeon, ſondern dem Kinde zu Ehren gefeiert wurde); daher auch ***festum praesentationis Domini***. — Die erſte Feier veranſtaltete in Conſtantinopel Kaiſer Juſtinian I. im J. 542 zur Abwendung einer großen Peſt und anderer Unglücksfälle. Kurz, es iſt ſicher erſt im 6. Jahrh. eingeführt worden, und alle Reden früherer Kirchenlehrer, die ſich auf dieſes Feſt beziehen, ſind untergeſchoben, oder laſſen ſich auf andere Gelegenheiten beziehen, als eine Homilie des Chryſoſtomus (*Chrys.* Opera T. VI. Homil. 22. edit. Francof.), wo mindeſtens die Überſchrift von ſpäterer Hand iſt; des ***Augustin.*** de Simeone etc.

Seit dieſer Zeit vermehrten ſich nun die chriſtlichen Feiertage zuſehends, ſodaß man das 6. Jahrh. als den Anfang einer zu großen Begier darnach bezeichnen darf. Vorzüglich wird dies recht ſichtbar, ſeitdem Gregor I. ſeine Veränderungen mit den kirchlichen Einrichtungen vornahm. Im Mittelalter war ihre Zahl ſo hoch geſtiegen, daß man mit Recht dem chriſtlichen Cultus vorwarf, er habe ſich ſelbſt damit nicht weniger Nachtheil gebracht, als ſich die heidniſchen Römer einſt durch eine zu ſtarke Vermehrung ihrer von andern Völkern aufgenommenen Gottheiten zuzogen, ſodaß aller Ernſt und jede gute Wirkung ihrer Religionsgebräuche ſie verließ, ſo glänzend man ſie auch zu machen ſuchte. Dennoch ergriff man jede Gelegenheit eifrig, ein neues Feſt an die ſchon geordneten zu reihen, was in der katholiſchen Kirche bis in die neueſten Zeiten fortgegangen iſt. Die ganze Richtung des Gemüths war aber ſo beſchaffen, daß die Marienverehrung ganz beſonders wachſen mußte, ſowie der Märtyrer und der Heiligen, die ſich natürlich ungemein vermehrten. Sehen wir zunächſt auf die Entſtehung der übrigen Marienfeſte, ohne uns von einer andern Rückſicht unterbrechen zu laſſen. Das der Zeit nach nächſte ihrer Feſte war

Mariä Himmelfahrt, festum dormitionis et assumtionis Mariae. In den älteſten Kirchenzeiten geſtand man, vom Ende der Maria nichts zu wiſſen (*Epiphan.* Haeres. 89. §. 11. Op. T. 1. p. 1043), will keine Anbetung derſelben, doch daß man ihr die gebührende Ehre nicht entziehe. In der erſten Hälfte des 5. Jahrh. glaubte man annehmen zu dürfen, Gott werde ſie auf beſondere Weiſe verherrlicht und zu ſich aufgenommen haben. Die Feier mag wol unmittelbar nach dem Concil zu Epheſus (wider den Neſtorius) ihren Anfang genommen haben. Im 7. Jahrh. ſtand ſie feſt, was eine Homilie des Andreas Cretenſis bezeugt (vgl. Auguſti 3. Bd. S. 110 fg.). Man betrachtete die Sache als ein Myſterium. Gregor von Tours im 6. Jahrh. ſchreibt darüber ſo: „Nachdem Maria ihren Lebenslauf vollendet hatte und von der Welt gerufen wurde, verſammelten ſich alle Apoſtel aus allen Weltgegenden in ihrem Hauſe und wachten bei ihr. Und ſiehe, da kam der Herr Chriſtus mit ſeinen Engeln, nahm die Seele von ihr und übergab ſie dem Erzengel Michael. Am andern Morgen brachten die Apoſtel den Leib in ſein Grab und hüteten daſſelbe in Erwartung der Ankunft des Herrn. Und der Herr ſtand plötzlich unter ihnen, nahm den heiligen Leib in eine Wolke und ließ ihn ins Paradies bringen. Daſelbſt wurde die Seele wieder mit ihm vereinigt und genießt nun mit den Auserwählten der ewigen Seligkeit." Nicephorus (Hist. eccles.) erzählt im

Lib. 2. c. 21 und Lib. 15. c. 14 das Lebensende der Maria, ſich auf Dionyſius Areopagita berufend, deſſen Schriften ſeit dem Beginne des 7. Jahrh. für echt galten. Derſelbe berichtet in Lib. 17. c. 28, daß ſich dieſe Feier unter dem Kaiſer Mauritius (reg. von 582 an) im Morgenlande allgemein machte. Im Abendlande wurde das Feſt erſt im 9. Jahrh. mit ſteigendem Antheil eingeführt, und zwar zuerſt von Ludwig dem Frommen beſonders, da Frankreich die heilige Jungfrau zur Patronin hat. In Teutſchland hieß es auch Festum herbarum oder Würzweihe (ſ. d.). Es wird noch von den Katholiken am 15. Aug. gefeiert. Man ſehe über das officium dieſes Feſtes *Durand.* Rationale div. offic. Lib. 7. c. 24.

Mariä Geburt, festum nativitatis Mariae, ſoll nach Mehren gleichfalls durch die Streitigkeiten mit dem Neſtorius, alſo im 5. Jahrh., hervorgerufen worden ſein, was jedoch von den Meiſten, als zu früh, nicht angenommen wird. Selbſt im Morgenlande, wo es entſtand, laſſen ſich keine früheren Zeugniſſe dafür auffinden, als am Ende des 7. Jahrh., was abermals aus einer Rede des Andreas Cretenſis (*Gallandi,* Bibl. vet. Patr. T. XIII. p. 93 sq.) deutlich hervorgeht. Andere wollen es auch von Sergius im J. 695 geſtiftet wiſſen; Andere vom Johannes von Damaskus, oder doch auf Veranlaſſung des Wunders, daß ihm die himmliſche Jungfrau die abgehauene Hand wieder anheilete u. ſ. w. Alle verſchiedene Angaben der Entſtehung dieſes und der meiſten chriſtlichen Feſte überhaupt erklären ſich aus dem Umſtande, daß dieſe Feſte zuerſt als Provinzial= oder Landesfeſte gefeiert und dann nach und nach aus einer Gegend in die andere übergeſiedelt wurden, wo dann nicht ſelten derjenige angeſehene Mann, welcher die erſte Feier eines ſolchen Feſtes in einem Lande veranſtaltete, der Urheber deſſelben genannt wird. Verbreitete ſich aber irgend ein Feſt durch nicht beſonders namhafte Männer, vielmehr durch den Geſchmack der Zeit oder der Gemeinden an demſelben, ohne daß es Anfangs durch Kirchengeſetze befohlen war, ſo mußte die Zeit der Entſtehung noch ungewiſſer werden. Man wird daher die verſchiedenen Angaben nicht ſeltſam, ſondern der Natur der Sache angemeſſen finden. Das Geburtsfeſt der Maria ging offenbar vom Morgenlande aus, ſeit dem Ende des 7. Jahrh. nach dem Abendlande, wo es ſich nach und nach erſt zu einem Allgemeinfeſte erhob, und zwar zu einem ſolchen, das ſeine Octave und Vigilie erhielt. Man ſehe darüber *Durand.* Rationale div. offic. Lib. 7. c. 28, wo es unter andern auch heißt, daß Innocenz IV. die Octave beifügte. So feierte denn nun die Kirche drei Geburtstage: Johannis' des Täufers, als des Morgenſterns, der Maria, als der Morgenröthe, und Chriſti, als der Sonne des Lichts.

Mariä Opferung, festum praesentationis Mariae, iſt die Feier ihrer Einweihung zum Tempeldienſt und zur beſtändigen Jungfrauſchaft. Die Ältern der Maria ſollen ſie in ihrem dritten Jahre dem Herrn geweiht und in den Tempel geführt haben, wo ſie erzogen worden ſein ſoll. Das Morgenland iſt auch dieſes Feſtes Mutter und der erſte, der dieſer Feier gedenkt, iſt Simeon Metaphraſtes, welcher Conſtantinopel und das Jahr 730 als Anfangspunkt angibt. Da das zweite Concil zu [illegible] 787 Anzeigen vom Vorhandenſein dieſer Feier gibt, [illegible] doch wenigſtens kurz zuvor angeordnet worden ſein. [illegible] wurde das Feſt im Abendlande erſt ſpät aufgenommen. Frankreich ging auch hierin andern Ländern des [illegible] zuvor, fing aber doch die Feier nicht eher als 1373 an; [illegible] Teutſchland führte es Papſt Paul II. auf den Rath des Herzogs Wilhelm von Sachſen erſt 1464 ein. Es muß aber keinen ſonderlichen Fortgang gefunden haben, da Sixtus IV. im J. 1475, und Sixtus V. im J. 1585 neue Verordnungen dafür ergehen ließen. Es wird auch jetzt in der katholiſchen Kirche nach Clemens VIII. Liturgie am 21. Nov. begangen, ohne je ein hohes Anſehen erlangt zu haben. Der Widerſpruch mit *festo dispensationis* Mariae mag das Seine dazu beigetragen haben.

Mariä Empfängniß, *festum conceptionis* Mariae, d. i. die unbefleckte Empfängniß der Maria von ihrer Mutter Anna, nicht die Empfängniß Jeſu von der Maria. Beides nicht immer unterſcheidend, das Feſt bald mit der Annunciatio, bald mit der Geburt Mariens verwechſelnd, entſtanden die verſchiedenſten Meinungen. Man ſetzt die Entſtehung dieſes Feſtes am wahrſcheinlichſten nach England, wo Anſelm von Canterbury vom heiligen Nicolaus darüber belehrt ſein wollte, zwiſchen die Jahre 1067—1094. Allein ſelbſt eine Synode zu Oxford 1122 wollte Niemanden dazu verpflichtet wiſſen, [illegible] den Geiſtlichen ſollte die Feier frei ſtehen und die [illegible]geſchäfte ſollten dadurch nicht geſtört werden. Als die Canonici zu Lyon in Frankreich dieſe Feier 1145 angenommen hatten, war der heilige *Bernhard, ſo ſehr er auch ſonſt* Marienverehrer war, dagegen, *epist. 147 ad Canonicos* Lugdun.) Im 13. Jahrh. warfen ſich die Franziskaner zu Vertheidigern dieſes Feſtes und der Lehre auf, daß Maria ohne Sünde von ihrer Mutter empfangen worden und folglich ohne Erbſünde ſei. War dies eine Behauptung, die ſelbſt dem Anſelm fremd war, und hatte Bernhard von Clairvaux ſich dahin geäußert, daß ein ſolches Feſt weder in der Tradition, noch in der Vernunft begründet ſei, weshalb höchſtens angenommen werden könne, daß Maria nach ihrer menſchlichen Empfängniß von der Erbſünde befreit worden ſei, ſo konnte der Streit darüber kaum fehlen und die vorzüglichſten Gegner der Franziskaner mußten die Dominikaner ſein, deren hauptſächlichſte Stütze, außer ihrem Bernhard, Thomas von Aquino war, ſowie der Franziskaner Jo. Duns Scotus. Endlich wurde die Annahme der Franziskaner vom Concil zu Baſel 1439 für orthodox erklärt und das Feſt allgemein vorgeſchrieben, als eine consuetudo antiqua et laudabilis. Somit wurde es auch von den Dominikanern angenommen, immer aber in ihrem Sinne, was immerwährenden Zwieſpalt gab, vorzüglich ſeitdem ſich die Jeſuiten auf die Seite der Franziskaner geſchlagen hatten. Rom ſelbſt und das tridentiniſche Concil wich einer beſtimmten Erklärung aus, obgleich die Allgemeingültigkeit des Feſtes beſtätigt wurde. Alexander VII. entſchied, daß die Lehre von der unbefleckten Empfängniß der Maria von der Anna kein nothwendiger Glaubensartikel ſei. Dabei iſt es geblieben, allein mehre folgende Päpſte vermehrten die Feierlichkeit des Fe-

und gaben ihm eine Octave. Die abendländiſche he hält das Feſt am 8. Dec. und die morgenländiſche, jedoch das Dogma der Franziskaner nicht annimmt, Gegentheil behauptet, Maria ſei, wie jeder anderer nſch, in Sünden empfangen und geboren worden, be-t es (σύλληψις) am 9. Dec.; denn auch ſie lehrt, Maria von jeder wirklichen Sünde ledig, da ihr Gott die Kraft liehen habe, nicht ſündigen zu müſſen. — Durandus 7. Cap. des 7. Buches nimmt nur vier Hauptfeſte der rreichen Mutterjungfrau, welche den oberſten Rang unter n Heiligen behauptet, an: Annunciatio, Assumptio, tivitas und Purificatio, ſetzt aber hinzu: Quidam am faciunt quintum festum, scilicet *de conceptione Mariae*, dicentes, quod sicut celebratur de morte nctorum non propter mortem, sed quia tunc recepti nt nuptiis aeternis, similiter potest celebrari festum conceptione; non quia sit concepta, quia in pec-ato est concepta, sed quia mater Domini est con-epta; asserentes hoc fuisse revelatum cuidam Ab-ati in naufragio constituto, quod tamen non est uthenticum: unde non est approbandum, cum con-epta fuerit in peccato, scilicet per concubitum ma-is et foeminae, de consec. dist. IV. firmissime. Verumtamen licet fuerit concepta in peccato, dimis-sum est ei illud originale peccatum, cum sanctifi-cata fuerit in utero etc. — Endlich kam noch zu dieſen großen Marienfeſten, mit Ausnahme des festi praesentationis, welches nicht mit unter die großen gerechnet werden kann, das Feſt

Mariä Heimſuchung, festum Visitationis Mariae, das erſt im 14. Jahrh. als Kirchenfeſt aufkam, und erſt im 15. Jahrh. allgemein wurde. Das Feſt hat ſeine Entſtehung der Noth zu verdanken, die durch das große päpſtliche Schisma über Länder und Kirche gebracht wurde. Urban VI. nahm daher ſeine Zuflucht zur Mutter des Herrn und ordnete ihr zu Ehren noch ein neues großes Marienfeſt an, damit ſie deſto geneigter ſeiner Bitte willfährig ſei und das unheilvolle Zerwürfniß der Kirche durch ihren Schutz beſeitige. Das geſchah 1389. Bonifacius IX. beſtätigte das neue Feſt 1390. Da aber die Papſtſpaltung dennoch kein Ende genommen hatte, ſo konnte natürlich, der widerſtrebenden Gegenpäpſte wegen, das neue Feſt kein allgemein anerkanntes werden. Als darauf durch das allgemeine Concil zu Koſtnitz das Ende des großen Schisma erzwungen worden war, ſo ordnete das mit jenem im Zuſammenhange ſtehende Concil zu Baſel außer dem ſchon genannten Feſte der unbefleckten Empfängniß auch noch dieſes als allgemein gültiges an im J. 1442: Cum totus orbis christianus hodie sit in angustiis, et ubique bella et schismata vigeant, adeoque ecclesia militans varie agitetur: dignum judicat haec sancta Synodus, ut solemnitas, quae Visitatio S. Virginis dicitur, per singulas ecclesias celebretur, ut Mater gratiae a piis mentibus pie honorata benedictum filium suum sua intercessione reconciliet, et pacem fidelibus largiatur. — Das Feſt ſteigerte ſich zu einem festum duplex mit einem eigenen officium, welches man im Breviarium romanum von 1550 lieſt, das jedoch von Pius V. bis auf die Homilie verändert wurde, dann wieder vorzüglich in den Geſängen von Clemens VIII., der es für ein festum duplex majus erklärte, was es noch iſt. Die Feier deſſelben iſt auf den 2. Juli geſetzt, was chronologiſch freilich auf den 24. Juni fallen ſollte, ſobald man es für den Beſuch der Maria erklärt, den ſie der noch ſchwangern Eliſabeth abſtattete. Man hat es daher für den Abſchied der Maria von der Eliſabeth erklärt. Allein der Grund der Einrichtung dieſes Feſtes iſt bei den Katholiken nicht ein chronologiſcher, ſondern ein politiſcher zur Erringung des Friedens für die Chriſtenheit durch Fürbitte der Maria. Eine ähnliche Erklärung, nur von anderer Seite her aufgefaßt, iſt: Hoc festum ad invocandam Mariam conditum fuit, ut ipsa Turcas tunc temporis ecclesiae infestos supprimeret, quemadmodum in itinere ad Elisabetham montana calcaverat. Iſt dieſe Erklärung auch allerdings weit hergeholt, ſo muß ſie doch den Beifall der hohen Geiſtlichkeit der Katholiſchen erlangt haben, weil man die Stelle 2 Sam. 1, 21 fg.: in montibus Gilboae etc. zur Lection wählte. Man hatte auch in der Octave Johannis des Täufers (am 1. Juli) ſchon Gelegenheit, die bibliſche Erzählung vom Beſuche der Maria zu benutzen, ohne daß ein eigenes Feſt dafür hätte beſtimmt werden müſſen. Das neue Feſt war alſo keineswegs als eine Ergänzung der bibliſchen Geſchichtserklärungen u. ſ. w. anzuſehen, ſondern als eine Ehrenfeier der heiligen Jungfrau, daß ſie ſich deſto geneigter der römiſch-katholiſchen Kirche als Retterin aus der Noth bewähre und ſie heimſuche mit ihrer mächtigen Hilfe. Darum wird auch die Angabe nach Macri's Hierolexic., als habe die ſyriſche Kirche dieſes Feſt ſchon lange vorher gefeiert und zwar im December, kurz vor Weihnachten, an demſelben Tage, wo man in Conſtantinopel eine beſondere Feierlichkeit zur Ehre der Gottesgebärerin hatte, zurückgewieſen und entweder für eine Verwechſelung mit dem Verkündigungsfeſte am 18. Dec., oder für eine bloße Perikopenwahl des zu dieſem Feſte gehörenden Bibelabſchnitts, ohne daß ein eigentliches Marienfeſt ſtattgefunden habe, erklärt (vgl. Auguſti 3. Bd. S. 91 u. 92).

Dieſen Marienfeſten fügte die katholiſche Kirche, größtentheils erſt nach der Reformation, noch ſogenannte kleine Marienfeſte bei, welche jedoch nie zu Allgemeinfeſten wurden, als das Roſenkranzfeſt, festum Rosarii Mariae, am 1. Oct. von 1573 an (ſ. Rosenkranz); Maria's Verlobungsfeſt mit Joſeph, festum desponsationis, am 23. Jan., geſtiftet 1546, doch nicht eher, als nach Benedict's XIII. Verordnung 1725 gebräuchlich geworden, und auch dann nur im Kirchenſtaate und in einigen italieniſchen Provinzen; Mariä Ohnmachtsfeier, oder Feſt der ſieben Schmerzen, F. spasmi Mariae s. septem dolorum Mariae, am Freitage oder Sonnabend vor Palmarum, ſeit dem 15. Jahrhundert; Mariä Freudenfeier, F. gaudiorum Mariae, am 24. Sept. für Portugal geſtiftet 1745; Mariä Schneefeier, F. Mariae Nivis, am 5. Aug. nach dem römiſchen Kalender — und noch einige Provinzial- oder Ordensfeſte, die von keiner Bedeutung im Ganzen ſind.

Dennoch mag das Wichtigſte zur Erklärung dieſer Feiertage der Deutlichkeit wegen nicht übergangen werden. Das Feſt der Ohnmacht Marien's, in welche ſie zur Leidens- und Sterbenszeit ihres Sohnes fiel, war an einigen Orten im Abendlande acht Tage lang, von Judica bis Palmarum, gefeiert worden, jetzt nicht mehr gebräuchlich (ſ. *P. Ch. Mitternacht*, Diss. de festo de spasmo Mariae etc. [Lips. 1722.]), und war verſchieden vom Feſte der ſieben Schmerzen, ob es gleich mit jenem zuſammenhing, da dieſes am Sonnabend vor dem Palmſonntage gefeiert wird. Dieſe ſieben Schmerzen ſind: 1) als Chriſtus von ihr Abſchied nahm; 2) als er die Dornenkrone trug; 3) als er ans Kreuz geſchlagen wurde; 4) als er mit Eſſig und Galle getränkt wurde; 5) als er rief: Mein Gott, mein Gott! warum haſt du mich verlaſſen? 6) als er geſtorben war; 7) als ſie ihn todt auf ihrem Schooße hielt. Allein die Katholiken ſtimmen nur ungefähr in dieſer Aufzählung überein. In folgender Schrift: Alterthum, Urſprung und Bedeutung aller Ceremonien, Gebräuche und Gewohnheiten der heiligen katholiſchen Kirche u. ſ. w. von Gregor Rippel. (Erfurt 1739.) heißt es S. 338: „Das ſeynd die ſiebenfache Schmertzen, welche das H. Hertz der übergebenedeyeten Mutter Gottes in ihrem Leben bis an ihr heil. End ausgeſtanden hat, als: Der erſte, den Simeon (Luc. 2) ihr prophezeyhet hat, daß ein Schwerdt ihr eigene Seel wird durchdringen. Der andere Schmertz war die Flucht in Ägypten. Matth. 2, 13. Der dritte die Verliehrung ihres lieben Sohns. Luc. 2. Der vierte Schmertz, als Jeſus Mariä in der ſchmählichen Creutztragung begegnete. Der fünfte, die Anſchauung, wie Jeſus gecreutziget wurde. Joh. 19, 25. Der ſechste, die Abnehmung vom Creutz. Marc. 15. Der ſiebende, die Begräbniß ihres lieben Sohns. Luc. 23. — Du ſiehſt auch die Mutter Gottes mit einem Schwerdt abgebildet" u. ſ. w., ja wol mit ſieben Schwertern in der Bruſt. Mater dolorosa. — Die ſieben Freuden Marien's dagegen beſtehen aus einem Gebete, das ein ſiebenfaches Lob der heiligen Jungfrau enthält, welches Maria ſelbſt dem heiligen Thomas von Cantuaria offenbarte, mit der Zuſage, daß ſie jeder Seele, die ihr täglich dieſes Preisgebet darbringe, in ihrem Scheiden vom Erdenleben und vor ihrem Sohne Schützerin ſein wolle; ſ. Acta Histor. Eccles. (Wimar.) T. 12. p. 421. — Man wird ſich nicht wundern, daß der gelehrte Benedict XIV. das Feſt beſtätigte, wenn man die Erhaltung des päpſtlichen Rechts, Feiertage ein- und abzuſetzen und die politiſchen Verhältniſſe bedenkt. Vgl. Schlegel's Geſchichte des 18. Jahrhunderts. S. 338.— Zum Verſtändniß des Feſtes der Schneefeier Marien's gehört folgende Erzählung: Zur Zeit des römiſchen Biſchofs Liberius (geſt. 366) gab es, nach der Erzählung, einen frommen Ritter, welcher ſich mit ſeiner frommen Ehefrau entſchloß, weil ſie ohne Nachkommen geblieben waren, all ihr Gut der heiligen Jungfrau zu vermachen. Siehe da erſchien ihnen Maria im Traume, bezeugte ihnen ihre Zufriedenheit mit ihrem Entſchluſſe und ſprach ihren nähern Willen über die Verwendung des Vermögens des Ehepaares dahin aus, daß ſie ihr eine Kirche auf der Stelle des esquiliniſchen Berges [bauen] ſollten, die ſie mit Schnee bedeckt finden würden. [Als] nun die frommen Leute den Schnee auf dem Berg[e ge]ſehen hatten, erbaueten ſie daſelbſt die Kirche und [gaben] derſelben den Namen Maria ad praesepe, weil [ſie] ſelbſt es veranſtaltete, daß zur Verherrlichung ihrer [Kirche] die Krippe aus Bethlehem, die ſie zur Wiege des Jeſukindes gebraucht hatte, hierher gebracht wurde. [Die] Kirche führte in der Folge den Namen S. Mariä majoris. Das Schneewunder wird an jedem Jahrestage mit weißen Blumenblättern nachgebildet, die man [illegible] auf den Boden fallen läßt, daß es einem künſtlichen Schnee zu vergleichen iſt; ſ. *Daniel*, de Virgine Maria in Speculum Carmelitanum. T. 2. p. 623 sq. (Antverp. 168[illegible])

Selbſt unter den Katholiken erkannten nicht Wenige den Nachtheil zu vieler Feſte, ſogar einige Päpſte waren dagegen, als Urban VIII. und Benedict XIV. Beſonders hatte Adam Widenfeldt großen Einfluß auf die Verminderung der Mariaverehrung durch ſeine Schrift: Monita salutaria B. Virginis Mariae ad indiscretos cultores suos. (Gent. 1673.) Der Streit darüber blieb nicht aus, aber der Sieg des Rechts auch nicht. [illegible] darüber in Auguſti, Denkw. 3. Bd. S. 117–134. — Wichtiger, als die eben genannten jüngſten Feſte der Maria iſt für die Geſchichte kirchlicher Einrichtungen die

Sonnabendsfeier der Maria, Sabbatum Mariae. Wie man dem Sohne den Sonntag geweihet hatte, ſo wollte man der Mutter deſſelben den Sonnabend heiligen. Der Gedanke hatte viel Anziehendes. Als beſondere Freunde deſſelben werden Johannes Damascenus, Alcuin, Karl's des Großen Liebling, Bonifacius, Gregor II. und III. genannt. Der bekannte Cardinal Damiani aber, ein ganz beſonderer Verehrer der Maria, ſoll vor dem J. 1056 das Officium parvum B. V. M. angeordnet haben. Zunächſt war die Sonnabendsfeier nur für die Klöſter; Urban II. dehnte ſie 1095 bereits auf die geſammte Geiſtlichkeit aus. Die Laien ließen ſich jedoch ihren Antheil daran nicht nehmen, und ſo kam der Gebrauch in immer größeres Anſehen. Ein Concil zu Toulouſe 1229 ſetzte feſt, daß es auch den Laien eine fromme Pflicht ſei, des Sonnabends Abends die Kirche zu Ehren der heiligen Jungfrau zu beſuchen; den Verächtern dieſer Sonnabendsvesper wurde mit Geldſtrafe gedroht. Durandus in ſ. *Rationale Lib.* 4. c. 1. n. 31 etc. ſchreibt darüber: *In Septima feria* (Sonnabend) de beata Virgine: quoniam olim in quadam ecclesia civitatis Constantinopolis erat imago B. Virginis, coram qua dependebat velum, quod totam velabat imaginem. Sed hoc velum in sexta feria post vesperas recedebat ab imagine, nullo movente, solo Dei miraculo, quasi deferretur in coelum, ut ad plenum posset imago a populo prospici. Celebratis vero vesperis in Sabbato descendebat ipsum velum ante eandem iconem sive imaginem, et ibi manebat usque ad sextam feriam. Hoc viso miraculo sancitum est, ut semper illa feria de beata Virgine cantaretur. 2. Alia etiam ratio est, quia

…ino crucifixo et mortuo, et discipulis fugientibus …e resurrectione desperantibus, in ea sola tota …s in sabbato illo remansit (welche Meinung jedoch … mehren Katholiken ſelbſt gemisbilligt worden iſt: …*anti* Thesaur. T. 1. p. 50). Sciebat enim, quo…lo portaverat eum sine labore, et pepererat … dolore: et ideo certa erat, quod filius Dei esset, …a mortuis tertia die resurgere debebat. Et haec … ratio, quare dies sabbati magis quam alia dies …tae Mariae appropriatur (alſo iſt der erſte angege… Grund von Durandus nicht für den Hauptgrund …årt worden, wie Auguſti S. 123 im 3. B. der Denk…rdigkeiten behauptet, wo der Ausdruck primaria causa … untergeſchoben worden iſt, abgeſehen davon, daß die …glaſſungen den ganzen zweiten Grund, der an ſich …lig klar iſt, verdunkeln). 3. Tertia ratio est, quia …s sabbati est janua et introitus ad Dominicam …em. Unde cum sumus in sabbato, sumus juxta …ominicam. Dies autem Dominica est dies requiei, … significat vitam aeternam. Unde cum sumus in …atia Domini nostri, sumus quasi in janua Para…si. Quia igitur ipsa est nobis porta ad regnum …elorum, quod per diem Dominicam figuratur, ideo … illa solennizamus in septima feria, quae diem …ominicam praecedit. 4. Quarto, ut solennitas ma…is solennitati filii continuetur. 5. Quinto, ut festi…itas agatur in die, in qua Deus ab omni opere …equievit. (Wenn Auguſti noch hinzuſetzt: requievit …utem in Maria, ut in Tabernaculo suo! ſo iſt das …ool im Sinne der myſtiſchen Deutung des Durandus, …s ſteht aber nicht am angeführten Orte.) — Durch …dieſe Sonnabendsfeier zu Ehren der Maria kam nun al…lerdings die römiſch-katholiſche Kirche in Widerſpruch mit …ſich ſelbſt wegen der angenommenen und gegen die mor…genländiſche Kirche behaupteten Sonnabendsfaſten, die ihr …von den Griechen ſtets, und zur Zeit des großen Schisma …hauptſächlich, zum Vorwurfe gemacht worden waren. Wollte man nun auch im Abendlande den Sonnabend zum Feſte der Maria machen, ſo mußte auch nothwendig, nach allgemeiner Feſtſtellung, daß an Feſten nicht gefaſtet werden dürfe, das Sonnabendfaſten wegfallen und auf den Freitag verlegt werden; man war zum Nachgeben gegen das Morgenland hierin allerdings nun gezwungen und hatte nur dafür zu ſorgen, den Schein freier Wahl für ſich zu retten. Um dieſes ſonnabendlichen Marien-Wochentages willen iſt daher auch im Abendlande ſtill-ſchweigend das Sonnabendsfaſten auf den Freitag verlegt worden, der nun noch allgemeiner Hauptfaſttag der Katholiken iſt. — Übrigens vergleiche man noch die Artikel Maria und Maria-Verehrung.

Da nun Maria als Königin und Haupt aller Heiligen gilt, die Märtyrer aber ſchon in den erſten Zeiten der Kirche als Heilige beſonders geehrt wurden, ja auch ſelbſt die Apoſtel Anfangs vorzüglich darum ihre Denk- und Feiertage erhielten, weil ſie als Märtyrer für die Lehre ihres Herrn ihr Leben ließen: ſo gehen wir, bevor wir zur Weiterentwickelung der übrigen Allgemeinfeiertage der chriſtlichen Kirche zurückkehren, ſogleich zu den Apoſtel-, Märtyrer- und Heiligenfeſten über, deren Urſprung bereits angegeben worden iſt.

In den Jahrhunderten der noch unterdrückten und verfolgten Kirche würde der Gedanke, daß das irdiſche Leben nur eine Vorbereitung auf das jenſeitige Leben der Seligkeit nach dem Tode ſei, daß alſo auch diejenigen glücklich zu preiſen wären, die in Treue und Standhaftigkeit überwunden hätten, ein ſehr natürlicher heißen müſſen, wenn auch die Gnoſis und ihre Verachtungsidee der Sinnlichkeit und der Materie überhaupt nicht ſo außerordentlich auch unter den Chriſten verbreitet geweſen wäre. Hatten doch die Apoſtel ſelbſt, namentlich Paulus und Petrus, im Abſcheiden vom Leben der Erde den wünſchenswerthen Anfang des echten Lebens gefunden und das irdiſche Wandeln als ein mühevolles Ringen nach dem Ewigen angeſehen, woraus ſo leicht der Gedanke hervorgehen mußte, daß der Tod ein Rettungsengel aus dieſem Jammerthale ſei. Und ſo hatten ſich denn auch in Wahrheit ſchon ſehr früh die Chriſten gewöhnt, den Tag des Todes als ihren rechten Geburtstag zum wahren Leben zu betrachten. Es iſt ſchon bemerkt, daß die Väter der Kirche den Todestag der Blutzeugen dies natalis nannten, den ſie feierlich begingen mit Proceſſionen an ihre Gräber oder an die Orte, wo ſie gelitten und den Geiſt aufgegeben hatten. Dort pflegte man die Lebensgeſchichte des Märtyrers vorzuleſen (daher Legenda), Lobreden und Lobgeſänge zu halten, Abendmahlzeiten nach Art der Agapen zu genießen, wobei die Armen nicht vergeſſen wurden. Selbſt die Reden der Väter über die Apoſtel nehmen weit geringere Rückſicht auf ihre Lehre, als auf den Märtyrertod der Apoſtel, ſo ungewiß dieſer auch bei den meiſten Apoſteln iſt. Wenn daher die Apoſtel Petrus und Paulus die erſten Apoſtel waren, die einen Feiertag erhielten, ſo bezog ſich dieſe Auszeichnung nicht auf irgend einen Vorzug, den man ihnen unter den zwölfen eingeräumt hätte, ſondern auf den Glauben, daß Beide gemeinſchaftlich den Märtyrertod ausgeſtanden hätten; ſ. *Euseb.* hist. eccles. L. 2. c. 25. — Man ging in der Sorgfalt der Märtyrerverehrung ſoweit, daß man eifrig die Zeit zu erforſchen ſuchte, nicht nur bis auf den Tag, ſondern ſogar bis auf die Stunde des Heimganges, damit ſich die Brüder grade zur wahren Stunde des Todes verſammeln möchten, es ſei Morgens, Mittags oder des Nachts. Solche Feierlichkeiten wurden dann gewöhnlich als Localfeſte angeſehen. Im Falle der Ungewißheit des Todestages irgend eines Märtyrers wurde eine Zeit dafür gewählt, die aus irgend einem Grunde die zweckmäßigſte ſchien. Daher ſind die Martyrologia (ſ. d.) in dieſer, wie in verſchieden anderweitiger Hinſicht (z. B. für alte und mittele Geographie) ſo wichtig; desgleichen die ſpäteren Acta Sanctorum. — Sobald es Sitte wurde, den Überbleibſeln der Märtyrer und Heiligen, als wunderthätigen Reſten, einen hohen Werth beizulegen, was ſchon im vierten Jahrhundert geſchah und immer mehr um ſich griff; ſobald man anfing, ſich um Theile der heiligen Knochen und Kleider zu bemühen, und ſolche Reſte von einem Orte zum andern zu verſetzen, was vom fünften Jahrhunderte an ſtark in den Gang kam, ſo

mußten ſich auch die Märtyrer- und Heiligenfeſte an verſchiedene Orte verpflanzen und eine allgemeinere Verbreitung gewinnen, obgleich noch keine Allgemeinfeier der Märtyrer von der Kirche veranſtaltet worden war, wovon doch zeitig genug ſich mindeſtens Andeutungen vorfinden, z. B. in der afrikaniſchen Kirche im ſechsten Jahrhunderte, wovon Auguſti (3. B. S. 137) eine Rede des Biſchofs Fulgentius über die Märtyrer mittheilt.

Vorzüglich war es die morgenländiſche Kirche, die zuerſt den Märtyrer- und Heiligendienſt begünſtigte und lebhaft verbreitete. Die Reden ihrer wichtigſten Kirchenväter, als Gregor des Wunderthäters und der übrigen Gregore, des Baſilius, des Ephräm, Chryſoſtomus u. ſ. w. ſind voll von überſpannten Begriffen wegen der Verehrung der Märtyrer. So ſehr ſich auch manche andere Kirchenlehrer, z. B. Auguſtinus, Mühe gaben, die göttliche Verehrung der Märtyrer abzuwenden, ſo waren ſie doch nicht im Stande durchzudringen, da die Sache ſelbſt den vielen Heidenchriſten, die an Verehrung ihrer Halbgötter und Heroen gewöhnt waren, höchſt erwünſcht erſcheinen mußte. Es war ihnen lieb, wenn ſie von ihren Biſchöfen dazu aufgefodert wurden, ſich mit Gebet an dieſe Wundermänner zu wenden, damit ſie vor Gott eine Fürbitte einlegten und ſich wo möglich ſelbſt in eigener Perſon aus ihrem Himmel zur Erde bemüheten, um ihnen Beiſtand zu leiſten, oder doch im Geiſte unſichtbar ihrem Feſte beizuwohnen (*Gregor von Nyſſa*, Op. T. III. p. 578 sq.). Wenn noch, gleichfalls aus dem Heidenthume ins Chriſtenthum übergegangen, nicht blos ganze Länder, ſondern ſelbſt Städte, ja einzelne Kirchen ſich ihre beſondern Schutzheiligen wählten, die natürlich ſämmtlich ihre beſondern Feiertage erhalten mußten; wenn noch dazu bei ſteigender Verehrung des Mönchthums die Kirchenheiligen, oder die von den Päpſten und den Synoden heilig Geſprochenen, dazu kamen, ſo mußte nicht nur die Zahl der Feiertage, ſelbſt wenn die allermeiſten dieſer Art blos als Localfeiertage gepflegt werden konnten, ins Außerordentliche gehen, ſondern der Inhalt dieſer Feſte mußte auch vom wahrhaft Chriſtlichen ſoweit entfernen, daß die von Jeſu gelehrte Verehrung Gottes im Geiſte und in der Wahrheit einem Aberglauben Platz machte, der einen Rock höher achtet als den Leib, und einen Leib höher als die Seele. Durandus im 7. B., worin er de Sanctorum festivit. handelt, berichtet im 1. Cap. N. 28, daß bereits Euſebius meldet, es kommen jährlich mehr als 5000 Feſte der Heiligen vor, die an jedem Tage, mit Ausnahme des 1. Januars, gefeiert würden, weil an dieſem Tage die Heiden ihre Schmäuſe hielten, dazu noch fügend, Gregor habe ausgerufen: Totus mundus plenus est sanctis! Wie viele Heilige werden nun jetzt ſein? Denn daß die Verehrung der Heiligen und der Reliquien an beſtimmten Feſttagen noch heute im größten Schwunge ſteht, weiß Jedermann und kann dadurch die fortſchreitende Bildung des Volkes der Chriſtenheit am beſten gemeſſen werden. Die Hagiolatrie iſt demnach ein ſo großes Feld, daß es in ſeiner Geſchichte bis ins Einzelne von einem Einzigen kaum ausgemeſſen werden kann, wovon die großen Sammlungen der Lebensbeſchreibungen dieſer Heiligen das beſte Zeugniß geben. Das Nähere darüber ſehe man aber unter den Artikeln: Heilige, Märtyrer. — Die Entſtehung der vorzüglichſten einzelnen Feſte derſelben, der Apoſtel u. ſ. w., ſehe man bei Auguſti (Denkwürdigkeiten 3. Bd. S. 152–310) und Feſte Johannis des Täufers an. Daraus möge das Merkwürdigſte überſichtlich mitgetheilt werden, ſoweit [illegible] dieſe Feiertage einer allgemeinen Theilnahme erfreuen. Unter dieſen ſteht oben an:

Das Feſt Johannis des Täufers am 24. Juni. Es war ſchon im fünften Jahrhunderte den Chriſten wichtig, was die Homilien Auguſtin's, Leo des Großen und Anderer beweiſen. Das vierte Jahrhundert vereinte über des Täufers Reliquien, und ſein vorzüglich gut erhaltener Kopf war dem Athanaſius überliefert worden, weshalb das *Feſtum decollationis S. Joannis Baptiſtae* oder *Inventio capitis* genannt, als bereits vorhanden angenommen wird (29. Auguſt), ein hoher Feiertag mit Vigilie und Octave, als welcher er ſpäter immer [illegible]. Man ehrte ſowol ſeinen Geburts- als ſeinen Todestag, in ihm den Vorläufer und Vorkämpfer des Herrn auszeichnend. Das dabei gebräuchliche Johannisfeuer ſoll die Einäſcherung der Stadt Sebaſte und das von Julian befohlene Verbrennen der Gebeine des Täufers andeuten, ſowie Blumen und Roſen ſeinen Märtyrertod. — Die noch immer im Morgenlande beſtehende Sekte der Johannisjünger (Sabier oder Zabier) feiern ihm ein dreitägiges Feſt. Ob die Johanniter ihn oder den Apoſtel zu ihrem Schutzpatron wählten, iſt unbeſtimmt. Auch die Templer hatten Manches, was ſich auf ihn bezog; desgleichen die Freimaurer (ſ. d. Art.). Dabei iſt noch ſehr merkwürdig, daß die Wirkſamkeit der Fürbitten der Heiligen ſchon zu Auguſtinus' Zeiten geglaubt wurde, was aus der Rede deutlich wird, welche Auguſtinus am Johannisfeſte hielt (Sermo II. der vier Reden über Johannes, die entſchieden echte), worin es heißt, nachdem die Chriſten ermahnt wurden, das Feſt nicht blos äußerlich, ſondern in Mäßigkeit, Keuſchheit und Friedfertigkeit zu feiern: Tunc enim pro nobis S. Johannes, quicquid petierimus, poterit obtinere.

Tag Petri und Pauli am 29. Juni, ſchon am Ende des 4. Jahrh. gefeiert, im 5. ſehr verbreitet und unter dem Kaiſer Anaſtaſius auch in Conſtantinopel eingeführt (*Niceph.* Lib. 18. c. 39), was auch eine Rede des Chryſoſtomus (Homil. 167. Op. T. V. ed. Savil.) beglaubigt, welcher übrigens ein beſonderer Lobredner des Paulus iſt, was die morgenländiſche Kirche ſpäterhin, als ſie mit der abendländiſchen in Zwieſpalt gerieth, immer that. Früher und bis ins 5. Jahrh. hatten hingegen nicht wenige orientaliſche Väter, als Irenäus, Origenes, Cyrillus von Jeruſalem u. ſ. w., gleichfalls dem Petrus die Schlüſſel des Himmelreichs zuerkannt und ihn Apoſtelfürſten genannt, ſo lange noch keine politiſchen und dogmatiſchen Gegengründe obwalteten. Die Morgenländer ließen aber dem Petrus keine Löſungs- und Bindegewalt für dieſe Welt, ſondern erkannten in ihm allein den Pförtner des Himmelreichs. Den Tag der gemeinſchaftlichen Verehrung beider Apoſtel hielt man für ihren

...stag (nur Einige ſetzen den 30. Juni, die Meiſten ... Jahr 67), Petrus gekreuzigt, Paulus enthauptet. In ... Mittelzeiten wurde auch noch der 30. Juni als ...amemoratio S. Pauli mitgefeiert, was ſchon zu des ...gen Bernhard's Tagen wieder aufhörte.

Beide Apoſtel erhielten aber auch noch ihre beſondern ...rtage; Petrus zwei, nämlich:

Petri Stuhlfeier, festum cathedrae Petri, ... wieder ein doppeltes war, für den römiſchen Stuhl ... 18. Jan., für den Antiocheniſchen Stuhl am 22. Febr. ...s letzte wird für noch älter gehalten; das römiſche ...d als im 5. Jahrh. entſtanden angenommen, allein ...ter großem Streite der Katholiken ſelbſt. Jedenfalls ...tte das 5. Jahrh. bereits eine Stuhlfeier des Petrus ...fzuweiſen, wofür auch der Name festum epularum ...tri gebraucht wurde.

Die Kettenfeier, festum Petri ad vincula, oder ...weilen catenarum Petri, am 1. Aug. von den Römiſch-...atholiſchen gefeiert, zugleich mit dem Feſte der Macca-...äer (als Märtyrer). Man ſ. *Durand.* Lib. 7. c. 19 ...nd c. 20, festum Machabaeorum. Bald ſoll es vom ...Biſchof Sylveſter 325, bald unter Alexander I., bald von ...er Gemahlin Kaiſer Theodos des Jüngern, Eudoria, ge-...gründet worden ſein.

Das beſondere Feſt der Bekehrung des Paulus, festum Conversionis Pauli, iſt erſt von Innocenz III. begründet worden, 1200; es wird am 25. Jan. gefeiert; ſ. *Dresserus*, De festis diebus etc. (Lipsiae 1590.) p. 19—24, wo es zum Schluſſe heißt: Dies Pauli criticus est, ex quo judicium fit de anni totius salubritate, sterilitate aut foecunditate, sicut in versibus continetur:

Clara dies Pauli, bona tempora denotat anni;
Si fuerint venti, designat praelia genti.
Si fuerint nebulae, pereunt animalia quaeque;
Si nix, si pluvia, designat tempora cara.

Übrigens behandelt Matth. Dreſſerus die chriſtlichen und heidniſchen Feſte nach den Monaten und Tagen von Januar bis Ende des December, hat auch, wie die alten Schriften meiſt, einen alphabetiſchen Inder.

Apoſteltag des Philippus und Jacobus (nämlich Sohn des Alphäus, oder der jüngere Jacobus) am 1. Mai. Vgl. *Durandus* Lib. 7. c. 10. Früher wurde an dieſem Tage das Feſt aller Apoſtel gefeiert, geſtiftet von Bonifaz IV. im Anfange des 7. Jahrh. (608—615). Allein das Feſt hatte keinen guten Fortgang, ſodaß es dieſen Beiden blieb, ohne daß man für die Verbindung im Abendlande einen beſſern Grund anzugeben weiß, als daß die Gebeine beider Apoſtel nach Rom gebracht und in einem Sarge begraben oder beigeſetzt wurden, wo ſie der römiſche Biſchof Pelagius 559 fand, ihnen die neu erbaute Baſilica weihte und ihr gemeinſchaftliches Feſt anordnete. — Die griechiſche Kirche feiert den Gedächtnißtag eines Jeden beſonders, am 14. Nov. und 25. Oct. Von beiden Apoſteln nennt man apokryphiſche Schriften; ſ. ihre Artikel.

Apoſteltag des Simon und Judas am 28. Oct., als Brüder, Halbbrüder oder Vettern Jeſu, oder wegen der Gleichzeitigkeit ihres Märtyrertodes in Perſien (ſ. *Nicephor.* Lib. 2. c. 40; *Euseb.* Lib. 3. c. 32) unter Trajan, was Beiden ein Alter von 115—120 Jahren geben würde. Die morgenländiſche Kirche gibt Jedem einen beſondern Tag, den 27. April und 19. Juni. Judas führt unter Anderem den Beinamen Thaddäus, Verfaſſer des kanoniſchen Briefes, den die Syrer und Edeſſener ihren Apoſtel nennen. Nach Einigen ſoll Judas zu Edeſſa eines natürlichen Todes geſtorben ſein; ſ. die Art. Simon und Judas.

Apoſteltag des Andreas am 30. Nov. (Bruders des Petrus), Apoſtels der Skythen (man vgl. den Art. Andreas) u. ſ. w., der an einem anders als gewöhnlich geformten Kreuze (crux decussata), in Form eines X, alſo an zwei quer über einander gelegten Balken, auf Befehl des Achäiſchen Proconſuls Ägeas (oder Königs zu Edeſſa), den Märtyrertod erlitt. Daher Andreaskreuz. Dieſer Apoſtel ſpielt in der alten Kirche eine große Rolle; ſeine Reliquien ſind ſo verbreitet, wie ſeine Patronatſchaften ganzer Länder, Städte, vieler Innungen und Brüderſchaften, z. B. Ritterorden des heiligen Andreas in Schottland und Rußland; Orden des goldenen Vließes, ihm und der heiligen Jungfrau gewidmet. Wegen der Verbindung mit der S. Virgo war er auch Patron der Ehe; daher das Lied der Jungfrauen: Ach Andreas, heiliger Schutzpatron u. ſ. w., das Bleigießen an der Vigilie deſſelben u. ſ. w. Von ihm ſollte ein Evangelium ſein, das ſchon Auguſtinus für apokryphiſch erklärt, ſowie die Acta Andreae, Thomae et Joannis, die von den Enkratiten angenommen wurden, für untergeſchoben erklärt worden ſind. Seine Gedächtnißfeier fand bereits im 4. Jahrh. ſtatt. Auch Gregor I. hatte eine beſondere Neigung zu ihm. Vgl. *Dresser.* p. 193 und *Durandus* Lib. 7. c. 38. Man hat mehre Reden der Väter und Hymnen auf ihn.

Apoſteltag des Thomas am 21. Dec. in der römiſch-katholiſchen Kirche, in der griechiſch-katholiſchen am erſten Sonntage nach Oſtern. Der Zweifel des Mannes wird zwar allerdings von Manchen getadelt, von Andern aber gerechtfertigt, ja geprieſen. Sein Leben und ſeine Thätigkeit iſt blos durch die Tradition bekannt; das Evangelium deſſelben, das ſchon Origenes nennt, apokryphiſch, noch mehr das Itinerarium und Apocalypsis Thomae. Euſebius (Lib. 3. c. 1) läßt ihn unter den Parthern lehren, Chryſoſtomus in Äthiopien und Abyſſinien; desgleichen ſoll er nach alter Sage in Teutſchland gelehrt haben. Man läßt ihn auch bis nach Indien gehen, was nicht unwahrſcheinlich heißen kann, wenn er die Parther, Perſer u. ſ. w. belehrte. Daher in Indien die Thomas-Chriſten. Er ſoll dort von den Braminen getödtet worden ſein. Freilich hat es vielen Streit darüber gegeben. Vgl. Dreſſer. S. 208 u. 209. Durandus gibt im 7. B. C. 41 nur Folgendes über ihn: Historia s. legenda de S. Thoma Apost., ut si quid ex ea in responsoriis et antiphonis sumptum reperitur, inter apocrypha deputatur: in ipso autem festo

legitur ad missam Evangelium: Thomas unus ex duodecim. Joan. 20. cap.

Apoſteltag des Jacobus, des Ältern, Bruders des Johannes, am 25. Juli in der abendländiſchen, am 16. April in der morgenländiſchen Kirche. Die letzte feiert ſeinen Todestag, die erſte ſeine Überſiedelung nach Spanien (dies translationis est, nam obiit in Paschate. *Gavanti* Thesaur. T. II. zum 25. Juli). Daß aber der Leib des Getödteten gleich nach der Hinrichtung nach Compoſtella gebracht worden ſein ſoll, was die Spanier für einen Glaubensartikel halten, iſt erſt im 10. Jahrh. angenommen worden. Der Beiname Major wird nicht immer auf ein höheres Lebensalter bezogen, ſondern auch, bald auf ſeine frühere Wahl zum Apoſtel, bald auf ſeine nähere Verbindung mit Jeſu und daß er ſtets mit Johannes und Petrus genannt wird, die für die drei Hauptbewahrer der Tradition angeſehen wurden. Die ihm zugeſchriebenen Schriften, namentlich das Protevangelium Jacobi, ſind apokryphiſch. Daß er der Schutzpatron Spaniens iſt, wo er auch eine kurze Zeit gelehrt haben ſoll, iſt bekannt.

Bartholomäustag, der 24. Auguſt. Nur Rom feiert dafür den 25., weil Kaiſer Otto II. den Leib des Bartholomäus an dieſem Tage 983 von Benevent nach Rom brachte. Die Griechen hingegen feiern ſeinen Todestag am 11. Juni und ſeine Translation am 24. Auguſt. Daß an ſeinem Tage Luc. 22, 24—30 zum Texte gewählt wurde, der vom Rangſtreite der Apoſtel handelt, mag wol der alten Sage wegen geſchehen ſein, Bartholomäus ſtamme von den Ptolemäern. Das Übrige ſ. im Art. Bartholomäus.

Matthäustag, der 21. Sept., in der griechiſchen Kirche der 16. Nov. Etwas Gewiſſes iſt über ſeinen Todestag nicht vorhanden, ebenſo wenig von ſeinen Reiſen. Er ſoll in Äthiopien umgekommen ſein, weil er dem Könige Hirtacus die Ehe mit einer Gott geweiheten Jungfrau verweigert habe. Nicephorus (Lib. 2. c. 41) erzählt deſſen Tod ganz anders. Ein natürlicher Tod deſſelben iſt nach mehren Zeugniſſen nicht unwahrſcheinlich. Seine Überreſte wurden 954 nach Salerno gebracht und hoch geehrt. Vgl. *Dresser.* p. 149—152. *Durand.* Lib. 7. c. 30; ſ. noch den Art. Matthäus.

Apoſteltag des Matthias, am 24. Febr. und im Schaltjahre am 25. in der abendländiſchen Kirche, in der morgenländiſchen am 9. Aug., weil jede dieſer Kirchen den gewählten Tag für des Matthias Todestag ausgibt, der keineswegs beglaubigt iſt, nicht einmal ſein Martyrium. Daß er zu Jeruſalem ſtarb, wird ziemlich allgemein behauptet, und daß Helena, Conſtantin's des Gr. Mutter, die Überreſte deſſelben nach Europa brachte, welche dann nach Rom und Trier kamen. Die Griechen laſſen ihn in Judäa und Äthiopien (wofür Manche Kappadocien annehmen) lehren und gekreuzigt werden, was auch Nicephorus (Lib. 2. c. 40) berichtet. Bekanntlich wurde Matthias auf des Petrus Antrag durch das Loos an Iſcharioth's Stelle aus den 70 Jüngern Jeſu zum zwölften Apoſtel gewählt (Apoſtelgeſch. 1, 15—26), welcher Abſchnitt auch an ſeinem Tage vorgeleſen wird. Nachdem Paulus als Heidenapoſtel dazu gerechnet wurde, kam die Zwölfzahl der Apoſtel freilich in Überſchuß, und in Verlegenheit brachte, die man möglichſt auszugleichen ſuchte, wie wir ſogleich hören werden. Man ſetzt ein unechtes Evangelium und eine Schrift Überlieferungen (παραδόσεις) unter ſeinem Namen, welche ſchon Hieronymus und Euſebius kennen. Vgl. Dreſſer. S. [illegible]. Durandus gehört unter diejenigen, die ihn übergehen, um die 13 Apoſtel beſtens zu vermeiden.

Den Apoſtel und Evangeliſten Johannes zeichnete aber die alte Kirche, wie ſchon gemeldet, dadurch aus, daß ſie ſeinen Tag auf den 27. Dec. ſetzte und mit dem Geburtsfeſte Jeſu in genaueſte Verbindung brachte. Man ſchrieb ihm eine höhere Weisheit als den übrigen Jüngern Jeſu zu, was ſchon Auguſtinus that; und Hieronymus fragte bereits, warum nicht vielmehr die Kirche auf ihn, als auf den Petrus, gegründet worden ſei? und ſetzt dann den Grund in das Alter des Petrus. Theils war durch dieſen Ausweg der Schoosjünger höher geehrt, theils war aber auch die Zwölfzahl der Apoſtel gedeckt. Man legte ihm ſieben Vorzüge bei: 1) excellens sapientia; 2) quod semper virgo et caelebs; 3) singularis ejus fides et amor in Christum; 4) quod Salvatori familiarissimus; 5) quod Christus crucifixus eidem curam matris suae, virginem virgini commendaverit; 6) quod unus ipse Sanctorum fere omnium encomia habuerit. *Fuit Apostolus, Evangelista, Propheta, Virgo, Ecclesiae doctor, Martyr* (des ſiedenden Öls *wegen*); *7) quod Apostolos omnes* supervixerit. — *Über Johannis Errettung aus dem ſiedenden Öle ſchreibt Durandus im 7. Buche Cap. 8:* In ferventis olei dolium missus Joannes *Apost.* divina se protegente gratia illaesus exivit: ut sicut non senserat carnis aestum, quia virgo fuit mente et corpore, sic nec aestum ferventis olei sensit.

Damit hängt auch das Feſt *Joannis Apost. ante Portam Latinam* zuſammen, was die abendländiſche, vorzüglich die römiſche, Kirche am 6. Mai feiert, worüber Notker in ſ. Martyrolog. ſchreibt (ſ. *Gallandi*, Bibl. Patr. T. XIII. p. 783): Romae d. 6. Maji ante portam Latinam passio S. Joannis Apostoli. Qui ab Epheso, ubi manere consueverat, jussu Domitiani, fratris Titi, secunda in Christianos persecutione, quam ipse post Neronem exercuit, ad urbem Romam perductus, praesente Senatu ante portam Latinam in ferventis olei dolium missus est. *Agente hoc* impio Principe, qui Christianorum *infestissimus persecutor* erat, ut tam valido capite detruncato, infirmiora cederent Ecclesiae membra. *Sed* beatus Apostolus tam illaesus a poena immanissima exiit, quam a corruptione carnis permansit immunis. Tunc in Pathmum insulam relegatus exsilio, Apocalypsin vidit et scripsit. Ad commendandam ergo ipsius dignam memoriam, et apostolicam in fide et confessione Domini nostri Jesu Christi constantiam, Christiani Basilicam ipsius nomine ac memoria gloriosam, ut supra dicto loco ante portam Latinam praeclaro opere condiderunt. Ubi festivum concur-

pridie nonas Majas annuatim usque hodie ...ere non desistunt. Quod et in plurimis Ecclesiae ...holicae locis religioſe ſolet actitari. — Es iſt ...es Feſt allerdings einzig in ſeiner Art, da hier nicht ... Märtyrertod, ſondern die Befreiung von demſelben ...iert wird, als eines beſondern Wunders. Man wollte ...r den Johannes durch dieſes zweite jährliche Feſt nicht ...nger ſtellen, als die Apoſtel Petrus und Paulus, die ...chfalls zwei Feſttage haben. Vgl. über dieſes Feſt ...eſſer. S. 96, und der Weihnachtsfeier wegen u. ſ. w. ... 215—217, wo unter Anderem auch ſieben von jenen ...n angeführten ganz verſchiedene Vorzüge (virtutes) ...gegeben werden. — Daß Johannis Ausgang aus ...ſer Welt, den Manche auch wol für einen nur ſchein...ren Tod hielten, wegen des Wortes Jeſu nach Joh. ... 23, bald auf den erſten Oſtertag, bald auf das Feſt ...hannis des Täufers am 24. Juni geſetzt wird, und ...ar zu Epheſus, mag noch berührt werden. ſ. den Art. ...hannes.

Tag des Evangeliſten Marcus, der 25. April, ...ommt nicht vor dem Ende des 7. Jahrh. vor, was Ga...anti (Thesaur. sacr. rit. T. I. p. 490) auseinander...eſetzt hat. Damit iſt zuſammenzuhalten deſſelben Thesaur. T. II. p. 227. An dieſem Tage ſoll Marcus in Alexandrien am Serapisfeſte zu Tode geſchleift worden ...ein. *Gallandi*, Bibl. Patr. T. XIII. p. 779. Andere halten dieſen Tag für den Ankunftstag der Überreſte des heiligen Marcus aus Alexandrien nach Venedig im J. 800 (Apparizione di S. Marco). Er iſt der Schutzpatron Venedigs und des ganzen Gebietes, wo ſeine Reliquien die größten Wunder thun. Unter Anderem weiſt man die eigenhändige Urſchrift des Evangeliums Marci dort auf. *Dorschaei* Dissert. de Sceletomania Pontific. circa reliquias Marci et Lucae. 1654. Sein zweites Evangelium für die Ägypter, die Acta S. Marci und deſſen Liturgia ſind untergeſchoben. Dennoch will man in Venedig die Echtheit der letzten zuweilen noch behaupten, während Andere ſie für eine conſtantinopolitaniſche ausgeben, die von Pius V. in wenigen Stücken verbeſſert worden ſein ſoll. Man ſehe *Nicephor.* Lib. 2. c. 43. *Dresser.* p. 69—71. Endlich den Art. Marcus.

Tag des Evangeliſten Lucas, der 18. Oct. Die Nachrichten von ſeinem Leben ſind ſo verſchiedenartig, daß ſie in der Kürze nicht gegeben werden können, ſowie ſeine Reliquien ſich vielfach wiederholen (der Hauptort dafür iſt Padua). Unter den ihm zugeſchriebenen Apokryphen, deren einige ein hohes Alter haben, ſchon von Origenes und Hieronymus erwähnt, ſind die bemerkenswertheſten: Acta S. Pauli et Theclae und Liturgia 12 Apost. Die Sage, daß er ein Maler geweſen ſei, iſt alt. Durandus ſagt im 6. Buche C. 89 vom Bilde der Maria in ihrer Kirche zu Rom, quam B. Lucas pinxisse dicitur. Vgl. Dreſſer. S. 162—164. Wir verweiſen auf den Art. Lucas.

Bei dem immer nur zunehmenden Wunderglauben der Menſchen, der bis zum Jahre 1000 in üppigſter Fülle ſich vermehrte, und bei der Richtung der Geiſtlichkeit, nicht blos alle bibliſchen Geſchichten einflußreicher Namen und alle aus der heiligen Schrift gezogene Hauptglaubenspunkte, vorzüglich myſteriöſer Art, durch Feiertage zu verherrlichen, ſondern auch das Leben beſonders heiliger Biſchöfe, Äbte u. ſ. w. als Ermunterungen der Chriſtenheit zu höherer Tugend, bald auch aus Dankbarkeit für große Wohlthaten, welche durch ausgezeichnete Männer der Kirche erwieſen worden waren, ja auch wol zuweilen aus politiſchen Gründen mit neuen Feſttagen zu verſehen, mußte der Reichthum an Feiertagen, wenn auch nicht unüberſehbar, aber doch ſo groß werden, daß die Tage des Jahres beiweitem nicht zugereicht haben würden, wenn auch nur der zehnte Theil als Allgemeinfeiertage der ganzen Chriſtenheit hätten begangen werden ſollen. Man half ſich mit Localfeiertagen, wie ſchon geſagt, namentlich für die neueren Heiligen, für die allermeiſten derer, die durch Kanoniſation der Päpſte zur Würde der Heiligen erhoben worden waren, was 993 zum erſten Male vorkam; früher hatte der Volksglaube in Übereinſtimmung mit ihren Biſchöfen und Geiſtlichen überhaupt die Aufnahme vorzüglich frommer Helden ins Kirchengebet beſtimmt. Man vgl. den Art. Heiligsprechung.

Auch die Heiligenverehrung ging von der morgenländiſchen Kirche aus und wurde ſammt der Anrufung der Heiligen, die in den erſten Jahrhunderten gar nicht ſtattfand, vom Abendlande aufgenommen. Es iſt merkwürdig, daß ſelbſt in einem um 890 gebrauchten codice Corbejensi nicht ora pro nobis, ſondern dafür exaudi Christe oder adjuva Christe und dergleichen ſteht. Auch waren die alten Heiligenverzeichniſſe ſehr abweichend von einander, was kein Wunder iſt, ſo wenig, als daß man in der Folge Übereinſtimmung in dieſe Angelegenheit möglichſt zu bringen ſuchte. Ja, es gab nicht wenige Männer, ſogar Päpſte und ganze Kirchenverſammlungen, welche ſich der Vermehrung der Heiligen gradezu entgegenſetzten, bereits von Karl's des Großen Zeiten an; aber es half nicht viel, obgleich die Päpſte ſich das Heiligſprechen allein vorbehielten. Theils wollten ſie es, eben als Vorrecht, von Zeit zu Zeit neu geltend machen, theils konnten ſie es ohne Nachtheil nicht einmal vermeiden, da ſelbſt gekrönte Häupter nach dieſer Ehre begierig waren, wenn auch nicht für ſich, doch für ihre Vorfahren. Unter vielen gekrönten Häuptern, die heilig geſprochen wurden, mag nur an Karl den Großen erinnert werden, welcher auf Anregung Friedrich's I., des Kaiſers, von Paſchalis III. kanoniſirt wurde, 1165. Sein Tag war der 28. Jan., der auch viel gefeiert wurde, wenngleich nicht in Italien, weil der genannte Papſt dort als Gegenpapſt nicht angenommen worden war. Schröckh im 19. Th. S. 290 u. 291 führt eine Strophe aus einer an Karl gerichteten Hymne an und weiſt ein Officium de S. Carolo nach. — Es war daher ein recht zweckmäßiger Gedanke ſchon der alten Kirche, ein

Feſt aller Heiligen anzuordnen, was gleichfalls von der morgenländiſchen Kirche ausging und bereits von ihr im 4. Jahrh. als Feſt aller Märtyrer und Heiligen am Sonntage nach Pfingſten gefeiert worden war (*Κυριακὴ τῶν ἁγίων*). Allein die Einzelnfeſte der Märtyrer und Heiligen machten dennoch grade unter ihnen die

größten Fortſchritte. Im Abendlande wurde ein ſolches Feſt zum erſten Male von Bonifaz IV. im J. 610, und zwar in dem vom Kaiſer Phokas ihm überlaſſenen Pantheon, der Rotonda der Maria, hergeſtellt am 12. Mai, welcher Tag ſpäter auf den 1. Nov. verlegt wurde, welche Verlegung meiſt von 834 oder 835 an, von Andern ſchon 731 angenommen wird. Seit der Mitte des 9. Jahrh. wurde es allgemein, als Feſt vom erſten Range, deſſen Officium von Gregor IV. kommen ſoll, und von Pius V. völlig umgeſchaffen wurde; ſ. *Gavanti*, Thesaur. sacr. rit. T. II. p. 243 sq. Vgl. Dreſſer. S. 167—170, wobei auf einiges Abweichende, von Andern berichtigte, zu achten iſt.

Als nun aber der Kirchenkalender mit einer außerordentlichen Zahl immer neu hinzugefügter Heiligen angefüllt worden war, beſonders der heiliggeſprochenen Stifter neuer Mönchsorden, denen die Chriſten nicht genug ſchenken konnten, und dies noch im 12. und 13. Jahrh., wobei zu bemerken iſt, daß die lateiniſche Kirche viel mehr heilige Frauen, als die griechiſche aufzuweiſen hat, deren Heilige ungleich mehr Männer ſind, ſo verordnete Bonifaz VIII. im J. 1295 (*Raynaldi* Annales eccles. zu dieſem Jahre, nach Schröckh 28. Th. S. 270) nach den vier Hauptlehrern und Säulen der abendländiſchen Kirche, und zwar in folgender Ordnung: Gregorius, Auguſtinus, Ambroſius und Hieronymus, Jedem ein beſonderes Feſt, die auch beibehalten worden ſind. Daß Auguſtinus, der Apoſtel der Engländer, damals bereits ſein beſonderes Feſt, aber nur in England, hatte, was von dieſem ganz verſchieden iſt, braucht nur berührt zu werden. Waren dieſe vier gefeierten Männer auch wirklich lauter Beförderer der Mönchsfrömmigkeit, ſo waren ſie doch auch ſchon längſt ihrer Lehrverdienſte und ihrer großen Wirkſamkeit für die Kirche wegen anerkannt und geehrt; ſchon Karl der Große hatte ſie für die vier Lichter der Kirche erklärt und ließ ſich aus ihren Schriften am liebſten vorleſen. Es mag alſo in dieſer Hinſicht der Gedanke des Bonifaz allerdings ein „beifallswürdiger" heißen, aber zur Verringerung der chriſtlichen Feiertage trug er ſicher nichts bei, im Gegentheil zur Vermehrung derſelben. Ganz natürlich war es auch, daß unter dieſen das Feſt des Papſtes Gregorius I., am 12. März, beſonders hervorgehoben wurde. Daß Gregor als Patron der Schulen unter Anderem geehrt wurde (daher das Gregoriusſingen) iſt bekannt. Daher erinnert Dreſſer, der S. 41—43 davon ſchreibt, zugleich an das Feſt der heiligen Katharina (am 25. Nov.), als der Vorſteherin der philoſophiſchen Schulen, von welcher er S. 189—192 weiter handelt.

Auch die vier Hauptlehrer der morgenländiſchen Kirche: Athanaſius, Baſilius der Große, Gregorius von Nazianz und Chryſoſtomus, haben die Abendländer mit Feſttagen geehrt, ſo gut als die griechiſche Kirche, was ſie aber auch kaum anders konnten, wenn ſie die allgemeine Kirche vertreten wollten. Die Morgenländer dagegen nahmen die Feſte der vier abendländiſchen Hauptlehrer nicht an. Ob ſie aber die Feſte der vier Genannten vor den Feiertagen der vier lateiniſchen Hauptlehrer hatten, zu denen ſpäter auch noch Thom[illegible] Aquino und Bonaventura hinzugethan wurden, [illegible] ſie erſt die abendländiſche Einrichtung nachahm[illegible] ungewiß.

Daß nun bei ſolchem Wachsthume der Heiligen und ihrer Feſte die Verzeichniſſe der Heiligen, und die Feiertagsordnung der Kirche zu verſchiedenen Zeiten verſchieden ausfallen mußten, iſt ſehr erklärlich, nicht minder daß, bei beliebten Änderungen im Laufe der Zeit, in die liturgiſche Einrichtungen, die man noch weiter gebrauchen wollte oder mußte, Nachträge gemacht und neue Feſte eingeſchaltet werden mußten. Beides fiel ſowol in der abendländiſchen, als in der morgenländiſchen Kirche vor. Daher die mancherlei, nicht gering von einander abweichenden Handſchriften dem Namen nach eines und deſſelben Kirchenrituals, z. B. des Baſilius und Chryſoſtomus, in welche ſpäter die Maria- und Heiligenverehrung eingeſchaltet wurde, ſowie der ſehr verſchiedenen Textesangaben in verſchiedenen Ausgaben des Sacramentarium Gregorianum, der Martyrologien u. ſ. w. Die ganze Heiligenverehrung mußte ſich nothwendig nicht nur in verſchiedenen Jahrhunderten, ſondern auch in verſchiedenen Ländern anders geſtalten, da jedem Lande gewiſſe Heilige näher lagen und daher auch für verehrungswürdiger gehalten werden mußten, als dem andern. Und ſo mußte man auch wol bei ſolchem Übermaße der Heiligen an eine gewiſſe Rangordnung derſelben bedacht ſein, um ſo mehr, je mehre Stimmen ſich gegen die Menge der Feſte erklärt hatten, was beſonders Nicol. de Clemangis in ſeinem De novis celebritatibus non instituendis zu Beginne des 15. Jahrh. gethan hatte (Schröckh 30. Th. S. 435). Dafür wurde denn auch eifrig geſorgt; man ſuchte den Rang der Heiligen im Canon missae und in den Litaneien wenigſtens einigermaßen zu regeln, wovon Auguſti im 3. Bde. ſeiner Denkwürdigkeiten S. 263 fg. nach Ordo romanus de officiis divinis (Colon. 1568) p. 108 u. 109 folgende Anordnung mittheilt, wo auch das ora pro nobis gilt, was in den früheſten nicht gewöhnlich war:

Sancta Maria, ora pro nobis!
Sancte Petre, ora pro nobis!
— Andrea, ora pro nobis!
— Jacobe, ora pro nobis!
— Johannes, ora pro nobis!
— Thoma, ora pro nobis!
— Jacobe, ora pro nobis!
— Philippe, ora pro nobis!
— Bartholomaee, ora pro nobis!
— Matthaee, ora pro nobis!
— Simon, ora pro nobis!
— Thaddaee, ora pro nobis!
— Matthia, ora pro nobis!
— Luca, ora pro nobis!
— Marce, ora pro nobis!
Omnes Sancti Apostoli et Evangelistae, orate pro nobis!
Sancte Stephane, ora pro nobis!
— Crispine, ora pro nobis!

Sancte Crispiniane, ora pro nobis!
— Line, ora pro nobis!
— Clete, ora pro nobis!
— Clemens, ora pro nobis!
— Sixte, ora pro nobis!
— Corneli, ora pro nobis!
— Cypriane, ora pro nobis!
— Laurenti, ora pro nobis!
— Chrysogone, ora pro nobis!
— Dionysi, ora pro nobis!
Omnes Sancti Martyres, orate pro nobis!
Sancte Silvester, ora pro nobis!
— Hilari, ora pro nobis!
— Martine, ora pro nobis!
— Leo, ora pro nobis!
— Ambrosi, ora pro nobis!
— Gregori, ora pro nobis!
— Germane, ora pro nobis!
— Remigi, ora pro nobis!
— Hieronyme, ora pro nobis!
— Benedicte, ora pro nobis!
Omnes Sancti Confessores, orate pro nobis!
Sancta Felicitas, ora pro nobis!
— Perpetua, ora pro nobis!
— Agatha, ora pro nobis!
— Lucia, ora pro nobis!
— Caecilia, ora pro nobis!
— Agna, ora pro nobis!
— Petronella, ora pro nobis!
— Regina, ora pro nobis!
— Christina, ora pro nobis!
— Margaretha, ora pro nobis!
— Eutropia, ora pro nobis!
— Brigitta (Brigida), ora pro nobis!
Omnes Sanctae Virgines et Viduae, orate pro nobis!
— Sancti, orate pro nobis!

Im Grunde betrifft aber die Rangordnung doch nur die großen Abtheilungen der Heiligen, nicht die Einzelnen im Laufe dieſer Abtheilungen, welche letztere Reihenfolge mehr der Zeit nach geordnet erſcheint. So ſteht 1) Maria, als Mutter des Herrn und Königin des Himmels, einzig in ihrer Art, an der Spitze; 2) die Reihe der Apoſtel, vom Felſen der römiſchen Kirche an bis auf den Letzten, an die Stelle des Iſcharioth durchs Loos erwählten Matthias, wobei die Zeitfolge nicht zu verkennen iſt. Die Ausſchließung des Paulus, um nicht 13 Apoſtel zu erhalten, iſt dabei merkwürdig genug. An dieſe reihen ſich ſogleich die beiden Evangeliſten, als unter den Apoſteln ſtehend, weil ſie nur Schüler der Apoſtel ſind. 3) Die Märtyrer, anhebend mit dem erſten chriſtlichen Märtyrer, offenbar der Zeitfolge nach, mindeſtens im Allgemeinen. Daß hier ſchon eine große Auswahl getroffen werden mußte, die bei der Aufnahme manches Einzelnen mehr den Umſtänden oder einer Vorliebe irgend einer Art, der Zeit, des Landes, des Zuſammenſtellers, zuzuſchreiben iſt, als irgend einer andern Rückſicht, ſcheint klar. So verhält es ſich auch 4) mit den erwählten Bekennern (confessores) und endlich 5) mit den erwählten heiligen Jungfrauen und Witwen. — Eine genaue, ſtets und ſicher durchgeführte Rangordnung war auch in der That, bis ins Einzelne herab, nicht möglich, iſt auch nicht da geweſen; die Einheit der Kirche konnte ſich bei den verſchiedenen Liturgien (ſ. d.) durchaus nicht bewahren, worüber eine Menge Beiſpiele vorgebracht werden könnten (ſ. *Gavanti*, Thesaur. sacr. rit.).

Es iſt in dieſem Anrufungskataloge von keinem Engel die Rede, allein ſie kommen in den Litaneien allerdings vor, als: Sancte Michael, S. Gabriel, S. Raphael, Omnes S. Angeli et Archangeli! S. Joannes Baptista! Omnes Sancti Patriarchae et Prophetae etc. Man ſieht, daß Niemand vergeſſen iſt. Es kann auch nicht mit Recht geſagt werden, daß es in der alten Kirche gar keine Engelverehrer gegeben hätte. In Phrygien und Piſidien war der Engeldienſt vorzüglich heimiſch, und Epiphanius (Haeres. 60) zählt die Angelici unter die Ketzer. Im 4. Jahrh. ſoll, nach Eutychius, der Biſchof Alexander zu Alexandrien, um dem Volke das Götzenbild Micail zu nehmen, den Tempel des Saturn, worin es ſtand, dem heiligen Erzengel Michael gewidmet und die zahlreichen Opfer auf ihn übertragen haben, der ihnen beſſern Beiſtand werde angedeihen laſſen durch Vertretung vor Gott u. ſ. w. Auch Ambroſius war für die Anrufung der Engel im Gebet, als die dem Menſchen zum Schutz gegeben wären. Wegen dieſes Schutzes der Engel hätte man auch das N. T. ſelbſt anführen können. Ferner wurden den Engeln ſogar noch eher Kirchen geweiht, als der heiligen Jungfrau Maria, was die von Conſtantin dem Gr. in ſeiner Reſidenz erbaute Kirche beweiſt, die dem heiligen Michael gewidmet worden war (Μιχαήλιον). Es folgten mehre dergleichen. — Allerdings hatte das Concil zu Laodicea den Engeldienſt verboten, doch nicht anders als den Marien- und Heiligendienſt gleichfalls, der dennoch lebhaft um ſich griff, trotz der Verketzerung. Auguſtinus war ausdrücklich gegen die Engelverehrung (Confession. Lib. 10. c. 41). Man war alſo offenbar verſchiedener Meinung in dieſem Punkte. Dies konnte jedoch bei zunehmendem Wunderglauben der Welt nicht hindern, daß, ſowie Märtyrer und Heilige überhaupt, auch Engel den Menſchen erſchienen und wunderſam ſich bethätigten. Vom Erzengel Michael werden nun beſonders drei ſolcher Erſcheinungen angeführt: Eine auf dem Berge Gargano in Apulien, wo Michael ſelbſt ausdrücklich will, daß über der unter ſeinem Schutze ſtehenden Höhle ein Tempel erbaut und darin Gottesdienſt gehalten werden ſolle zu ſeinem und aller Engel Gedächtniß. Gelaſius I. habe, um dem Willen des Erzengels zu genügen, am 8. Mai 493 ein festum apparitionis S. Michaelis Archangeli angeordnet, was Andere erſt unter Felix 538 geſchehen laſſen. — Eine zweite Erſcheinung in monte S. petra Tumba in der Normandie, welche ein ähnliches Feſt nach ſich zog. Die dritte zu Rom in mole Hadriana, weshalb künftig Engelsburg. Es wird dieſe Erſcheinung bei Gelegenheit einer Peſt in Rom ſchon unter Gregor I. ausführlich erzählt, alſo früher als 607—615 unter Bonifaz IV. Auch dieſe wurde feſtlich begangen am 29. Sept.

Dieſe Feſte waren alſo provinzielle, nicht allgemeine. Im Anfange des 9. Jahrh. war jedoch daraus ein Allgemeinfeſt des heiligen Michael entſtanden, welches auf dem Concil zu Mainz 813 erwähnt wird. Wann ein ſolches im Morgenlande aufgenommen wurde, iſt noch ungewiſſer. Im 12. Jahrh. verordnete Manuel Komnenus die Feier eines ſolchen. Und ſo hatte man denn auch ein Feſt Michaelis oder aller Engel am 29. Sept. Man ſehe darüber *Jo. Burch. Maji* De festo Michaelis. (Kilon. 1698.) *Carol. Stengelii* De Michaelis Archangeli principatu, apparitionibus, templis, cultu et miraculis. — *Fr. Dom. Haeberlin,* Selecta quaedam de S. Michaele Archangelo, festis et cultu etc. (Helmstadii 1758.) — Gottfr. Benjamin Eiſenſchmied's Geſchichte der Sonn- und Feſttage der Chriſten u. ſ. w. (Leipzig 1793.) nimmt vier Michaelisfeſte an und verwechſelt unſtreitig das aus jenen drei Erſcheinungsfeſten entſtandene Allgemeinfeſt, woraus er ein beſonderes macht. Da er für ſeine Angaben keine geſchichtlichen Gründe hinſtellt, indem er nur ein Volksbuch liefern wollte, wird dadurch die obige, von Vielen bereits erörterte Darlegung nicht im Mindeſten entkräftet. Übrigens gehörte auch dieſes Feſt, wie manches andere, unter diejenigen, nach denen man Wetterprophezeiungen machte. Das Weitere unter dem Art. S. Michael.

Zu dieſen vorzüglichſten Marien-, Apoſtel-, Märtyrer-, Heiligen- und Engelsfeſten ſetzen wir nur noch in kurzen Angaben die übrigen der hierher gehörend gebräuchlichſten, und verweiſen dabei im Allgemeinen auf die Namen ihrer Perſonen, wobei wir uns nach den Monaten richten wollen und nach dem jetzigen Kalender, der von Dreſſer's Angaben (1590) wieder abweicht.

Im Januar ſind die Namen Melchior, Kaspar und Balthaſar die gebräuchlichſten Namen der ſogenannten heiligen drei Könige, am 2., 3. und 4. Jan. Nach ihnen wird auch das Feſt Epiphania (am 6. Jan.) das Feſt der heiligen drei Könige genannt, nach erſter Meinung Leo des Großen (alſo im 5. Jahrh.). Vgl. Dreſſer S. 11—16. — Am 17. der heilige Antonius, der Einſiedler. — Am 20. Fabian, Sebaſtian, Beide Märtyrer. — Am 24. Timotheus, der Schüler und Begleiter des Apoſtels Paulus, deſſen Bekehrung am folgenden Tage (25.) fällt. Timotheus ſoll 96 zu Epheſus geſteinigt worden ſein; alſo auch Märtyrer. — Am 26. Polykarpus, Schüler des Apoſtels Johannes und Biſchof zu Smyrna, Märtyrer.

Im Februar. Am 3. Baſilius, Biſchof zu Cäſarea, dann Mönch, ſtandhafter Vertheidiger der Orthodoxie gegen Arius. — Am 6. Dorothea aus Alexandrien, ſchöne Märtyrin unter Maximin. — Am 24. Matthias, der Apoſtel.

Im März fallen keine auszuzeichnenden Heiligenfeſte wegen der Quadrageſima; desgleichen im April nur wenige, als am 23. Georg, Märtyrer unter Diocletian (*Nicephorus* Lib. 7. c. 15). Der Erleger des Drachen im nahen Sumpfe der libyſchen Stadt Silea.

Im Mai begegnet uns am 1. die heilige Walpurgis, eine teutſche Benedictinernonne. Auch in dieſem Monate kommen wenig bemerkenswerthe [illegible] außer etwa der Witterungstag des Servatius am [illegible] vor, da die ganze Zeit der 50 Tage, von Oſtern bis Pfingſten, zur Feſtfreude der Chriſten gehörte. Urbanus I., Märtyrer, am 25. werde noch genannt.

Im Juni. Am 5. Bonifazius, der Apoſtel der Teutſchen im 8. Jahrh. — Am 8. Medardus, [illegible]ſcher Biſchof im 6. Jahrh., deſſen Tag unter die Witterungs-prophetiſchen gehört. — Am 15. Vitus, ein [illegible] gewiſſer Märtyrer. — Am 27. die Siebenſchläfer, welche 251 aus Epheſus ſich vor der Verfolgung in eine Berghöhle retteten, wo ſie, nach Zumauerung derſelben, bis 446 ſchliefen.

Im Juli. Am 8. Kilian, ein Schotte, Biſchof zu Würzburg im 8. Jahrh., Wettertag. — Am 13. Margaretha, aus Antiochia, die im 15. Jahre zum Götzendienſte gezwungen werden ſollte und nach allerlei Martern ſtarb. Sie wird mit dem Drachen abgebildet, der ſie umſonſt zum Abfall verlocken wollte. — Am 22. Maria Magdalena, wird als bibliſche Perſon vor den andern ausgezeichnet und der Erklärung des bibliſchen Abſchnittes wegen: Luc. 7, 36—50, auch in manchen Gegenden unter den Proteſtanten für wichtig gehalten. Die Angabe, daß es im 6. Jahrh. bereits gefeiert worden ſei, wird von den Meiſten verworfen und das Entſtehen dieſes Feiertages erſt 1125 geſetzt. Das Feſt hat manche Abänderung erfahren, die letzten von Pius V. und Clemens VIII.; ſ. *Gavanti*, *Thesaur. T. II. p.* 139 (ed. Lugd. 1685.), wo noch beigefügt wird, daß Urban VIII. die letzte Hand angelegt habe. — Am 24. Chriſtina, Märtyrin in Tyrus. — Am 25. ſonſt der Tag des großen Chriſtoph, der das Kind Jeſus auf ſeinen Schultern durch das Waſſer trägt u. ſ. w., der nun dem Apoſtel Jacob dem Ältern zugetheilt worden iſt. — Am [illegible] die bibliſche Anna, die Mutter Samuel's; auch die chriſtliche Anna nach Luc. 2. — Desgleichen Martha am 26.

Im Auguſt. Am 7. Donatus, Biſchof in [illegible]cien, dann Lehrer der Grammatik in Rom, unter Andern des Hieronymus, unter Arkadius und Honorius enthauptet. — Am 10. Laurentius, Diakonus zu Rom, unter Decius langſam geröſtet. — Am 20. der heilige Bernhard, Abt zu Clairvaux im 12. Jahrh. — (Der Bartholomäustag, 24., bezieht ſich auf den Apoſtel.) Am 28. Aus dem Auguſtinus, dem Kirchenvater, einem der vier Hauptlehrer des Abendlandes, iſt nun im Kalender Pelagius geworden.

Im September iſt nur am 26. Cyprian, Biſchof zu Carthago, Märtyrer — und am 30. Hieronymus hervorzuheben.

Im October. Am 1. Remigius, Biſchof zu Rheims, welcher den fränkiſchen König Clodwig taufte, den Rom zum „allerchriſtlichſten" König ernannte, weil er Athanaſianiſch getauft worden war. Remigius ſtarb 533 und that nun viele Wunder, von den Franken hoch geehrt. — Am 9. Dionyſius der Areopagit, von Paulus in Athen bekehrt und dort der erſte Biſchof; deſſen untergeſchobene Schriften lange für echt gehalten

…rben. — Am 10. Athanaſius, der bekannte Symbol-…faſſer. — Am 14. Burkhard (auch am 13.), Ge-…e des Bonifazius in Teutſchland, endlich Biſchof zu …ürzburg, ſtarb 791, unter die Heiligen verſetzt. Man …egte an der Vigilie ſeines Feſtes eine fette Gans zu …iſen, die man deshalb Burkhardiſch nannte. — Am … die heilige Urſula, eine britanniſche Prinzeſſin, die …t vielen Jungfrauen nach Rom wallfahrtete und mit …en 11,000 Jungfrauen bei Cöln ihren Tod fand. — …onſt wurde auch noch am 30. ein Feſt der 16,000 …ärtyrer begangen, welche alle unter dem Perſerkönige …apor ihren Tod gefunden und die Märtyrerkrone erlangt …ben ſollten.

Im November. Der Monat beginnt mit dem …eſte aller Heiligen, wovon geſprochen wurde. Am 3. …heophilus, der ſechste Biſchof zu Antiochien, 169, …on dem Inſtitutionen da ſein ſollen. — Am 6. Leo-…ardus, Schüler des heiligen Remigius, Biſchof im … Jahrh. — Am 9. Theodor., Märtyrer unter Ju-…ian (?). — Am 11. Martinus, ein Heidenſohn aus …er Stadt Sabaria in Pannonien, deſſen Vater, von Ti-…ino aus, ihn unter die galliſchen Soldaten Julian's that, …wo er einem Armen ſeinen Mantel mit dem Schwerte theilte, darauf Chriſt und endlich Biſchof von Tours wurde, die Götzenbilder zerſtörte und gegen die Arianer heftig eiferte. Er ſtarb 399. An ſeinem Tage wurden gleichfalls Gänſe geſpeiſt, daher die Martinsgans, und reichlich Moſt getrunken, weil man glaubte, daß er den Tag darauf zu Wein würde. — Am 19. S. Eliſabeth, die ungariſche Königstochter und Gemahlin des Landgrafen Ludwig von Thüringen; ſ. den Art. Elisabeth. — Am 25. S. Katharina aus Alexandrien, zur Philoſophie erzogen und ſo eifrige Chriſtin, daß ſie ſich der unter Maximin verdammten Chriſten annahm. Märtyrin 312. Daher Vorſteherin der philoſophiſch-chriſtlichen Schulen, wie ſchon berührt. — Darauf beginnt die Adventszeit, in welcher ſich die Chriſten auf Weihnachten vorbereiten mit Faſten und Beten.

Im December. Am 4. S. Barbara aus Nikomedien, von ihrem Vater ſelbſt überliefert und gemartert bis zum Tode. — Am 6. Nicolaus aus Patara in Lycien, wurde Biſchof zu Myra. Seines frommen und wohlthätigen Lebens wegen iſt er Schutzpatron der Knaben und Mädchen, weil er Vielen Ausſteuer gab; dann der Schiffer, weil er einmal durch ſein Gebet einen harten Sturm ſtillete. — Am 9. Agrippina (ſonſt gehörte dieſer Tag dem heiligen Joachim, einem Abte in Calabrien, dem großen Wahrſager um 1186). — Am 13. die heilige Lucia, eine ſchöne und fromme Jungfrau in Sicilien, von ihrem erzürnten Bräutigam als Chriſtin angeklagt und nach gerichtlichem Spruche getödtet 310. — Die übrigen ſind angegeben und bekannt bis auf den Sylveſter am 31.

Von der großen Schülermenge des Apoſtels Paulus, von denen das römiſche Martyrologium 300 angibt, hat Gavantus im 2. Th. ſ. Thesaur. p. 323 und 324 eine nicht kleine Zahl, über 50, nach den Monaten namhaft gemacht, worunter ſich gleichfalls mancher Kalendername befindet.

Nun noch von den übrigen wichtigern Feiertagen der Chriſtenheit, die ſich auf Chriſtum, auf Glaubensartikel und beſondere Vorfälle oder Lebenslagen der Gläubigen beziehen. Zunächſt von den übrigen Chriſtusfeſten.

Das Feſt der Verklärung Chriſti, transfigurationis Christi oder patefactionis Christi in monte Thabor, am 6. Auguſt. Es iſt griechiſchen Urſprungs, wurde an demſelben Tage gefeiert, hieß τὸ Θαβώριον und fand bereits im 6. und 7. Jahrh. ſtatt, was die Hymnen des Johannes von Damaskus und ſeines Lehrers Kosmas beweiſen. Das Feſt mußte der abendländiſchen Kirche ihrer Glaubens- und Sinnesrichtung nach ebenſo wichtig ſein, als der morgenländiſchen, dennoch wurde es lange im Abendlande gar nicht, oder doch, und auch ſoviel ſpäter, nur an einigen Orten gefeiert. Man findet es (nach Auguſti) in Wandelbert's Martyrologium aus dem Anfange des 9. Jahrh. erwähnt; auch Durandus kennt daſſelbe, es war aber doch auch wieder Vielen ganz unbekannt geblieben, ſodaß es noch im 12. Jahrh. für eine Neuerung gehalten werden konnte, und zwar für eine ſolche, die ſowol, als das Trinitatisfeſt, nicht gebilligt wurde. Kurz, es wurde erſt 1457 von Calixtus III. zu einem Allgemeinfeſte des Abendlandes erhoben. Noch Dreſſer S. 136 macht den Papſt Calixtus III. zu dem eigentlichen Urheber des Feſtes, was dagegen Gavantus im 2. Th. ſeines Thesaur. richtiger ſo beſtimmt: Auctor festi et Officii *apud omnes* fuit Calixtus III. a. 1456 ex Platina et Nauclero, sed vere non fuit Festi, quod notat Baronius in 2. not. lat. Martyrolog. ex Wandelberto. Es war alſo zu dieſer Zeit erſt im Abendlande ein Allgemeinfeſt geworden, was unter den angegebenen Umſtänden immerhin ſeltſam genug iſt.

Das Feſt der Kreuzes-Erfindung, Inventionis S. Crucis, am 3. Mai. Nach den Erzählungen des Sokrates (Hist. eccles. Lib. 1. c. 11) und Anderen, hatte die Mutter Conſtantin's des Großen, Helena, auf ihrer Wallfahrt nach den heiligen Orten, wo Jeſus gelehrt und gelitten, das Kreuzesholz gefunden, woran Jeſus geſtorben war, welches Kreuz ſich ſogleich durch Wunder, als das echte, erprobte. Einen Theil deſſelben ließ ſie zur Beſchauung der Gläubigen in Jeruſalem, den andern Theil ſandte ſie ihrem Sohne, der es zu ſchätzen und zu gebrauchen wußte. Euſebius gedenkt zwar allerdings bei der Beſchreibung der genannten Reiſe der Helena weder des Grabes noch des Kreuzes Chriſti (De vita Const. Lib. 3. c. 42 sq.); mag er dafür ſeinen Grund gehabt haben, oder mag es blos in der Lückenhaftigkeit dieſer ſeiner Erzählung liegen, ſein Schweigen beweiſt nichts gegen eine Sache, welche von Cyrillus, Biſchof von Jeruſalem (ſtarb 386), in ſ. Cateches. 13. c. 4 u. Cateches. 10. c. 19 vollkommen beſtätigt wird: „Das heilige Holz des Kreuzes, das bis jetzt bei uns geſehen wird und von hier aus faſt ſchon die ganze Welt erfüllt durch diejenigen, welche aus heiligem Glaubenseifer Stücke davon abbrachen." Auch in ſeinem Schreiben an den Conſtantius erſieht man, daß er das Kreuz für echt erklärt, wenigſtens daß es zu-

verläſſig in Jeruſalem daſtand und bewundert wurde. Vgl. Schröckh 5. Bd. S. 140. Offenbar fing unter Conſtantin dem Großen die Verehrung der Reliquien überhaupt und des heiligen Kreuzes namentlich ungemein zu ſteigen an. Waren auch gewiß ſchon vor Conſtantin abergläubiſche Verehrungen ſolcher Dinge und bewirkte Wunder derſelben unter den Chriſten im Schwange, ſo waren ſie doch noch lange nicht ſo allgemein, als ſie es nun wurden. Konnte doch Minuc. Felix im 29. c. p. 195 ed. Langosalissae 1760 ſagen: Cruces etiam nec colimus, nec horremus; ferner c. 12. p. 76: non adorandae, sed subeundae cruces. — Jedenfalls wird man es ſich in Jeruſalem nicht haben entgehen laſſen, unmittelbar nach Auffindung und Aufſtellung des Kreuzes Chriſti ein Feſt zur Ehre dieſes Kreuzes anzuordnen. Dieſes beſondere Stadtfeſt mag nun auch bald an einige andere Orte übergegangen ſein, allein ein Allgemeinfeſt war es nicht, ſondern die Feier ſtand in der Freiheit der Chriſten und beruhte auf der Denkungsweiſe der jedesmaligen Ortsbiſchöfe, mit Ausnahme der Stadt Jeruſalem, die ſich ein ſolches Feſt kaum entgehen laſſen konnte. Bald darauf verwahrte man Stückchen dieſes Kreuzholzes in Kirchen, z. B. in der Kirche des heiligen Felix (Schröckh 7. Bd. S. 134); ja man glaubte, daß ſich die abgeſchnittenen Stückchen wunderbar wieder ergänzten, daß es durch alles Abſchneiden doch nicht kleiner würde (S. 139). Alle dieſe Anſichten, ſo individuell ſie auch waren, konnten doch nicht ohne Einfluß auf eine ſo wunderſüchtige Zeit bleiben, als das 4. Jahrh. bereits war und die folgenden noch mehr wurden. Die Verehrung des Kreuzes ging demnach reißend vorwärts, darum aber noch nicht ſo die Feier des genannten Feſtes, ſo hoch auch das Kreuz und ſelbſt das Zeichen des Kreuzes gehalten wurde, ſodaß Julian den Chriſten die Anbetung deſſelben vorwerfen konnte. — Daß hingegen das Vorgeben, als habe der römiſche Biſchof Euſebius im 2. Jahrh. dieſes Feſt angeordnet, ein durchaus irriges iſt, leuchtet ein, wenn auch noch Durandus (Lib. 7. c. 11) es annimmt, doch ſo, daß die Mutter Conſtantin's als Finderin des heiligen Kreuzes bezeichnet wird (!). — In Wahrheit hat ſich dieſes Feſt doch nur langſam verbreitet, am langſamſten im Abendlande. Hatte man doch überhaupt Gelegenheit genug, in den Kirchen von der Kraft des heiligen Kreuzes zu reden, namentlich am Charfreitage, wo auch die meiſten Homilien ſich darüber verbreiten. Aus dem 26. Kanon des Concil. Tolos. im J. 1229 ergibt ſich, daß es allgemeiner gefeiert wurde; aber auch dies iſt verhältnißmäßig ſpät genug. Zum eigentlichen Allgemeinfeſte des Abendlandes machte es erſt Clemens VI. im J. 1347, oder Gregor XI. im J. 1376. Es iſt ein Doppelfeſt der erſten Claſſe und wird ſchon vom Durandus (ſtarb 1296) als ein ſolches bezeichnet. Es muß alſo doch wenigſtens im 13. Jahrh. ſehr um ſich gegriffen haben.

Das Feſt der Kreuzeserhöhung, Exaltationis S. Crucis, am 14. Sept., wurde vom Kaiſer Heraklius 631 geſtiftet, als die beſiegten Perſer das von Coſroes als Beute aus Jeruſalem mit fortgenommene Kreuz, das ſie 14 Jahre beſeſſen hatten, wieder herausgeben mußten. Papſt Honorius I. beſtätigte das Feſt auch für das Abendland, und nach Gavanti ſoll er es erweitert haben. Die Streitigkeiten, die darüber noch obwalteten, ſind indeſſen doch zu geringfügig. Daß hingegen die griechiſche Kirche das Kreuz im Allgemeinen noch höher verehrt als die römiſch-katholiſche, ſomit auch dieſes Feſt, iſt der Erinnerung werth.

Das Feſt der Lanze und der Nägel Chriſti, festum Lanceae et Clavorum, am 16. April. Der Nägel des Kreuzes hatte ſich ſchon Conſtantin der Große als Schirm gegen alle Gefahr bedient. Wie die Späteren fortfuhren, Reliquien zu ſuchen, zu bezahlen, zu [illegible], gehört nicht hierher. Kaiſer Karl IV. war ein ganz ausgezeichneter Reliquienſammler. Den höchſten Werth legte er der Lanze bei, womit Chriſti Seite durchſtochen worden war, und den Kreuzesnägeln, die er 1350 vom Markgrafen von Brandenburg, Ludwig, erhalten hatte. Innocenz VI. beſtätigte auf des Kaiſers Bitte das genannte Feſt für Böhmen und Teutſchland 1354. Daher wird es auch in den römiſchen Breviarien und Kalendarien nicht gefunden. Darüber beſonders: J. Henr. a Seelen, De festo lanceae et clavorum. (Flensb. 1715.) Dieſelben Miscellan. (Lubec. 1734.) p. 339 sq. — Jac. *Gretseri* syntagma de sanctis reliquiis et regalibus monumentis, praesertim quadruplici lancea Dominica etc. (1618.) c. 4—7. *Swantenii* diss. de lancea militari, qua Christi latus perfossum. (Rostoch. 1686.) Vgl. Auguſti 3. Bd. S. 296.

Das Fronleichnamsfeſt, festum corporis Christi, am Donnerstage nach Trinitatis, zuerſt als ein allgemeines Kirchenfeſt beſtätigt von Urban IV. im J. 1264. Den eigentlichen Urſprung dieſes Feſtes hat die römiſch-katholiſche Welt bekanntlich drei entzückten Nonnen zu Lüttich, die im Gebet immer Geſichte ſahen, zu verdanken, der Juliana, ihrer Freundin Iſabella und ihrer Schülerin, der Eva. Die ausführliche Geſchichte lieſt man Schröckh 28. Bd. S. 77 fg. Juliana ließ durch einen jungen Kleriker eine Liturgie für ein ſolches der Kirche noch mangelndes Feſt aufſetzen, und die Geiſtlichen fanden ſie ſo vortrefflich, daß ſie dieſelbe ein Werk nannten, das nicht von Menſchen, ſondern von dem Vater des Lichts ſelbſt ſtamme. Fand es auch Gegner, ſo wurde es doch in Lüttich ſeit 1246 vom Biſchofe Hugo gefeiert, ohne ſolchen Fortgang zu haben, als Juliana wünſchte, welche hoffend dafür 1251 ſtarb. Eva ſetzte eifrig fort, was jene gewünſcht und brachte wenigſtens die dortigen Canonici des heiligen Martin zur Feier des genannten Feſtes. Endlich, immer von den Dominikanern begünſtigt, beſchloß es Urban IV., es auf den Donnerstag anordnend, mit Rückſicht auf den grünen Donnerstag, als das Einſetzungsfeſt des heiligen Abendmahls, weil man an dieſem ſo Vieles in Anſpruch nehmenden Tage nicht mit Allem fertig werden könne, und er es ſelbſt erfahren habe, daß ein ſolches neues Feſt durch eine göttliche Offenbarung geheiligt worden ſei und zur Beſchämung der Ketzer (vorzüglich des Berengar von Tours) diene. Dennoch ging das Feſt noch nicht ſonderlich vorwärts, und Durandus erwähnt es noch gar nicht. Da gab Clemens V., Ur-

Bulle wiederholend, noch eine neue 1311. Eng= Frankreich und Aragonien nahmen das Feſt an. nn XXII. gab noch eine Bulle dafür 1316. Nun agt Gavanti: certum est, quod post promulga- m a Johanne XXII. factam, fuerit ab omnibus esiis, nulla discrepaute, susceptum. Vorzüglich war Thomas von Aquino, der Transſubſtantiation n, dafür; es wird ihm auch das gebräuchliche Offi- ı für dieſes Feſt zugeſchrieben, was unter die ſchönſten rt, z. B. der Hymnus: Pange lingua gloriosi poris mysterium etc. Vgl. *Gavanti*, Thesaur. *l.* p. 255, wo es heißt: Feria quinta (der Donners=) proxime sequenti occurrit festum Corporis risti cum Octava, ex instituto Urbani IV. a. 1262. Eugenio IV. a. 1433 confirmatum, ob causam um reddit S. Thomas in Offic. ejusdem Festi; us Officii et ipse fuit auctor, ut in ejusdem usc. 57 Leodienses primo celebrarunt hoc Festum. ovius anno 1230. n. 16. Daſſelbe verſichert auch xtus VI. (1472—1484): Ac in ejus solemnitatem venerandam inde memoriam idem Urbanus Prae- cessor statuit festum gloriosissimi Sacramenti, nis singulis et temporibus, Feria quinta post Oc- vas Pentecostes a cunctis fidelibus ubique solem- iter celebrari, propriumque ejusdem solemnitatis Officium per b. Thomam de Aquino tunc in ipsa Curia existentem compositum edidit. Nov. Bullar. Dominic. T. III. p. 555. — Allein auch ſelbſt katholi= ſche Schriftſteller zeigten ſich bald unzufrieden mit den vielen Misbräuchen, welche die Proceſſionen dieſes Feſtes, das auf ſinnlichen Prunk berechnet iſt, herbeiführten; am ſtärkſten Muretus in einem Schreiben an Gaſſendi 1645. Fron wird theils erklärt für wahr, theils für heilig, und endlich für Herr, was den Meiſten das Annehmbarſte ſcheint. Vgl. noch Eiſenſchmid, Geſch. der Sonn= und Feſttage S. 96—98. — Daß aber dieſes Feſt zur Si= cherſtellung der Lehre von der Transſubſtantiation eingeführt worden iſt, wird ſelbſt von Römiſch=Katholiſchen zugegeben; es bildet daher den ungeſuchteſten Übergang zu dem

Trinitatisfeſte. Es wird am Sonntage nach Pfingſten gefeiert. Man hat ſich von Seiten der Römiſch= Katholiſchen ſehr viele Mühe gegeben, dieſes Feſt, das von der griechiſch=katholiſchen Kirche nie angenommen worden iſt, ſo alt als möglich zu machen. Was Durandus (Lib. 6. c. 114. n. 6.) über den geſchichtlichen Gang des Feſtes vorbringt, iſt allerdings geſucht, verworren und zum Theil offenbar falſch. Ausgemacht iſt es dagegen, daß Alexan= der III., der Gegner Friedrich's I., ſich gegen die Feier deſſelben erklärte 1179. Hymnen für die Trinität konnten immerhin früher da ſein, da die heilige Dreieinigkeit immer in der Kirche verehrt werden ſollte, ohne daß ſie nur im Entfernteſten etwas für ein frühes Daſein eines eigenen Trinitätfeſtes beweiſen. Hätte aber, wie Durand verſi= chert, Gregor IV. im J. 834 wirklich den Tag, der ſonſt (bei den Morgenländern fortwährend) der Allerheiligen= tag iſt, zum Trinitatisfeſte umgewandelt, ſo wäre dies 1) ein Beweis mehr, daß ein Papſt gegen den andern decretirt und 2) daß Gregor's IV. Verordnung nicht im Geringſten durchgegangen wäre. Es mag alſo wol früher, aber auch dann nicht zu früh, in einigen Kirchen des Abend= landes die Trinität an dieſem Tage beſonders hervorgehoben worden ſein, aber ein befohlenes Kirchenfeſt war es nicht eher als im 14. Jahrh. Sogar der gelehrte Papſt Benedict XIV., welcher als Cardinal Prosper. Lambertini de festis Domini nostri Jesu Christi ſchrieb, behauptet nur Lib. 1. c. 12. §. 10, daß die Trinitätsfeier an der Octave des Pfingſtfeſtes von Johann XXIII. im J. 1334 verordnet angenommen werden könne. Das Feſt iſt alſo offenbar erſt ſpät im Abendlande eingeführt worden. Im 12. Jahrh. wurde es von einigen Klöſtern gefeiert, aber auch von einem gewiſſen Potho als eine unnütze Neuerung getadelt in ſeiner Schrift de statu domus Dei S. eccle- siae. Miramur quod nostro tempore nonnulli in Monasteriis novas celebritates inducunt. Quae igi- tur ratio celebrandi festum Trinitatis et Transfigu- rationis Christi? Vgl. Schröckh 28. Bd. S. 246. — In der That wurde das Trinitätsfeſt erſt zu der Zeit Peter's von Alliaco (ſ. d.) etwa 1405 zu einem all= gemeinen Feſte der Kirche. — Auguſti ſtellt in ſeinen Denkwürdigkeiten 2. Bd. S. 430—432 die Vermuthung auf, daß dieſes Feſt im Abendlande dem Feſte der Or= thodoxie (ἑορτὴ oder πανήγυρις τῆς ὀρθοδοξίας), das um dieſelbe Zeit und gleichfalls mit zu Ehren der Drei= einigkeit gefeiert wurde, entgegengeſtellt worden ſei, wor= über man ſeine Gründe a. a. O. nachleſen mag.

Das Feſt aller Seelen, omnium animarum, am 2. Nov., gleich auf das Feſt aller Heiligen folgend, wird in den Ritualſchriften gewöhnlich Commemoratio omnium fidelium defunctorum genannt. Unter dieſem Namen handelt *Gavanti* Thesaur. sacr. rit. davon T. II. p. 153 (ed. Lugdun. 1685): Tribuitur hic ri- tus communiter *Odiloni*, Abati Cluniacensi, ex Si- geberto anno 998, a quo diffusus est in totum or- bem auctoritate Apostolica: Sed a Bonifacio IV. in- dictam esse Commemorationem hanc, scribit M. Po- lonius anno 607, imo anno post institutionem festi Omnium Sanctorum ab eodem Bonifacio, docet Pe- trus de Natal. citatus a Demochare T. IV. c. 28. Petrus Galesinus auctorem facit Joannem XVI. suadente Odilone, in not. Martyrologio. Amacarius (Amalarius) autem meminit de Ordine Antiphonar. cap. 95, qui vixit post Bonifacium et ante Odilonem, circa annum 800 et causam reddit. Post Officium, inquit, Sanctorum in Servii Officium pro mortuis: multi enim transierunt de praesenti saeculo, qui non illico Sanctis conjunguntur, pro quibus *solito more* of- ficium agitur. — Über den Amalarius oder Amalhard, ſowie über das Feſt aller Seelen ſ. Schröckh 23. Bd. S. 223 u. 224 u. ſ. w., wo ſeine 820 vollendete liturgiſche Schrift (de ecclesiastico officio libelli 4.) und die Abdrücke derſelben angezeigt ſind. Auguſti führt im 3. Bd. ſeiner Denkwürdigkeiten die hierher gehörige Stelle aus Amalar. S. 275 und 276 an, woraus ſich ergibt, daß ſich Alles nur auf die Seelenmeſſen für die Verſtorbenen (Officium defunctorum oder mortuorum), aber nicht auf eine all= gemeine Feſtfeier aller Seelen bezieht. Mit Recht wird

alſo Odilo, der Abt zu Clugny, Urheber dieſes Feſtes bleiben, was ihm auch für ſeine Klöſter vom Papſte Johann XVI. und XVII. beſtätigt wurde. Als allgemeines Kirchenfeſt haben es die Päpſte nicht beſtätigt; weshalb auch dieſer Tag im römiſchen Breviar. fehlt. Da aber dieſes Feſt den Cluniacenſern ungemeine Vortheile brachte, verbreitete es ſich zunächſt in den Klöſtern und dann in anderen Kirchen von ſelbſt, ohne ausdrücklichen Befehl, um ſo mehr, da es mit der Lehre vom Fegefeuer ſo trefflich übereinſtimmte und ebendarum der Volksliebe für ihre Todten ſo werth werden mußte.

Endlich gibt es noch manche Gelegenheitsfeſte, um irgend einen wichtigen Vorfall feierlicher zu machen, Gott um Beiſtand anzuflehen, oder ihm zu danken für erwieſene, beſondere Wohlthaten. Dahin gehören die Biſchofsweihen, Natales Episcoporum (Ordination), bereits im 5. Jahrh. gebräuchlich, was aus den Homilien Auguſtin's und Leo des Großen erhellt. S. Auguſti 3. Bd. S. 320—327; das römiſche Jubeljahr, annus jubilaeus oder aureus, von Bonifacius VIII. eingeführt im 14. Jahrh. (ſ. d. Art. Jubeljahr; Sieges- und Erntefeſte, die letzten den jüdiſchen nachgebildet (2 Moſ. 23, 16); Buß- und Bettage u. ſ. w.

Um nun dieſe nach und nach nur zu groß gewordene Menge der Feiertage der katholiſchen Kirche, von deren Einrichtung gehandelt worden iſt, und zwar ſowol der römiſch-katholiſchen (und vorzugsweiſe) als der griechiſchen, zu überblicken, hat man ſie hauptſächlich in drei große Abtheilungen gebracht: 1) Festa Jesu Christi; 2) Matris Christi und 3) Sanctorum et Martyrum. Ebenſo die griechiſche Kirche in: 1) ἑορταὶ δεσποτικαί (Herrnfeſte), 2) θεομητορικαί (Muttergottesfeſte) und 3) τῶν ἁγίων (Heiligenfeſte). Nach dieſer an ſich ſehr guten Eintheilung haben wir uns möglichſt in der geſchichtlichen Entwickelung der chriſtlichen Kirchenfeſte gerichtet. — Von anderer Seite betrachtet iſt ſie aber auch wieder zu allgemein und gibt die Verſchiedenheit der Feiertage nur in Anſehung des Gegenſtandes an, den ſie vorzugsweiſe feiern. Man hat daher noch andere Eintheilungen, die ſich durch ihre Wichtigkeit empfehlen, wie man denn überhaupt auf dieſen Gegenſtand ſehr vielen Fleiß verwendet hat. Die gewöhnliche Eintheilung der Feiertage 1) in Wochen- und Jahresfeſte; 2) in unbewegliche und bewegliche; 3) in hohe, mittlere und kleine; 4) in ganze und halbe; 5) in kirchliche und bürgerliche und 6) in alte und neue. — In *Joh. Andr. Schmidii*, Abbatis Mariaevallensis, hist. festorum et Dominicarum. (Helmstadii 1726) wird in der Einleitung folgende mit Bemerkungen ausgeführte Eintheilung gegeben (S. 1—26), nachdem das Kirchenjahr ſo erklärt worden iſt: Annus ecclesiasticus est coordinatio dierum et hebdomadum facta, aut assumta ab ecclesia pro publico cultus divini exercitio. — §. 2. Festa alia sunt generalia, quae generatim ab omnibus celebrantur et vocantur solennitates (wie der Sonntag, Epiphania etc.), vel particularia, quae ab aliquibus duntaxat coluntur, et vel a tota aliqua regione sine communione (wie die Apoſteltage), vel ab uno aliquo loco (wie die Tage mehrer Heiligen und Märtyrer), vel ab una aliqua familia habentur sacra (wie das Bibelüberſetzungsfeſt Bugenhagen). — §. 3. Festa illa in universum vel *immobilia* (oder stata, oder fixa), vel mobilia haec iterum vel hebdomaria vel anniversaria. — §. 4. Pascha nostrum, a Judaeorum paschate diverso tempore celebrandum, est fundamentum omnium festorum mobilium, quae certo intervallo ab hoc distant. — §. 5. A Judaeorum quoque Sabbato recessit ex libertate ecclesia christiana, et diem dominicum prima feria sacrum esse voluit. — §. 6. Praeter dominicos dies et solennitates in anno ecclesiast. occurrunt sanctorum memoriae et martyrum natalitia, jam olim certo tempore, loco et modo celebrata, etsi ubivis terrarum non fuerint eadem. — §. 7. Dies dominicos atque festa olim vigiliae antecedebant, in quibus noctu variis piis officiis ad sequentem diem se praeparabant fideles, licet postea ob scandala quaedam, nocturna illa sacra in diurnum tempus, retento vigiliarum vocabulo, fuerint translata. — §. 8. Huc etiam spectant jejunia, quae olim fuere vel privata, vel publica; cum vero et hic temporis successu opinio necessitatis et meriti accesserit, pauca in ecclesia nostra fuere servata eaque vel stata, vel extraordinaria. — §. 9. Varia haec festorum genera instituit ecclesia, quae ab initio pauca habuit, sed postea magis cumulata vidit, a reformatoribus tamen ad minorem reducenda numerum. — Und darauf beſchreibt er alle Feſte des Kirchenjahres 1719 vom 3. Dec. an bis zum 30. Dec. 17[illegible] Das ganze Buch zählt 190 Seiten (8.).

Eine Eintheilung der chriſtlichen Feiertage, die von Mehren wiederholt worden iſt, gab Gottfr. Benj. Eiſenſchmid in ſ. Geſchichte der Sonn- und Feſttage der Chriſten (Leipzig 1793.) S. 94—96: Unſere Tage im Jahr ſind ſonach:

1) Heilige, oder Feiertage oder Feſttage (sancti et feriati, et Festi). Dieſe ſind entweder:
   a) wöchentliche (hebdomadarii), z. B. jeder Sonntag, oder
   b) alljährliche (anniversarii), wohin alle und jede alljährigen Feſte gehören. Dieſe ſind nun wieder einzutheilen
      א) in
         α) große, hohe (majores), z. B. Oſtern, Pfingſten und Weihnachten, und
         β) kleine Feſte (minores), z. B. das Neujahr, Himmelfahrt Chriſti u. ſ. w.
      ב) in
         α) bewegliche (mobiles), nämlich alle diejenigen Feſte, die ſich nach dem veränderlichen Oſtertage richten, und zwar alljährlich an beſtimmten Tagen in der Woche, aber nicht in dem einen, wie in dem andern Jahre, an einem und ebendemſelben Monatstage gefeiert werden. Z. B. der grüne Donnerstag, Char-

freitag, Oſtern, Himmelfahrt, Pfingſten. Dieſe könnten auch unſtäte Feiertage (feriae conceptivae) genannt werden.

β) unbewegliche Feſte (immobiles), welche in einem Jahre wie in dem andern auf einerlei Monatstag fallen und an demſelben gefeiert werden, z. B. Weihnachten am 25. Dec.; das neue Jahr am 1. Jan.; das Feſt der Erſcheinung am 6. Jan.; das Feſt der Reinigung Mariä am 2. Febr.; das Feſt der Verkündigung Mariä am 25. März; das Feſt Johannis des Täufers am 24. Juni; Feſt der Heimſuchung Mariä am 2. Juli; Feſt Michaelis am 29. Sept.; alle Apoſteltage und das Reformationsfeſt. Dieſe Feiertage könnte man auch beſtimmte (feriae stativae und fixae) nennen.

Anmerkung. Die gebotenen Feiertage (feriae imperativae) wären alle außerordentlichen, von der Obrigkeit gebotenen, Bußtage und Dankfeſte.

[illegible]) in

α) ganze (integri), die einen ganzen Tag gefeiert werden, und

β) halbe (intercisi), die nur einen halben Tag gefeiert werden, wohin alle Apoſteltage ꝛc. gehören.

2) Werkel- oder Geſchäftstage (profani et negotiosi), von welchen auch diejenigen, an denen früh eine Predigt oder Betſtunde gehalten wird, nach der alten Weiſe (liturgici) Kirchendienſttage genannt werden können.

Baumgarten in ſ. Erläuterungen der chriſtlichen Alterthümer liefert S. 252 folgende Eintheilung:

I. Tempora sacra.
  1) Tum anniversaria fuerunt eaque
    a) vel festa cultui publico destinata.
      α) Tam universalia
        א) et antiquiora, ex 4 primis seculis orta, ut Pascha, Pentecoste, Natalis Christi atque Martyrum natalitia,
        ב) et recentiora, per singulos menses consideranda.
      β) Quam particularia, in nonnullis tantum ecclesiis atque ob peculiarem rationem diversis temporibus celebrata.
    b) Vel semifesta, ut Vigiliae et Octavae festorum, jejunia stata, et Quinquagesima.
  2) Tum hebdomadalia, ut dies dominica, Sabbathum et jejunia minora.
  3) Tum diurna horarum canonicarum.
II. Quo etiam referri debet aera Christianorum, atque annus ecclesiasticus et jubilaeus.

Dieſe dreifachen Eintheilungen im Allgemeinen werden genügen.

Bevor wir die Überſicht aller Feiertage nach den Monaten geben, wollen wir zuvor noch eine Stelle aus Dreſſer, der auch Allgemeineintheilungen vorausſchickt, über die Feiertage zu Karl's des Großen Zeiten ausheben. S. 4 heißt es: Carolus M. haec festa instituit, diem Dominicum, Pascha cum diebus, quibus memoria passionis Christi repetitur, Pentecosten, Petri et Pauli diem, nativitatem Joannis Baptistae, Ascensionem Mariae, diem S. Remigii, Martini, Andreae, natalem Christi cum 4 sequentibus diebus, trium regum, purificationem Mariae. Martyrum vero memoriam iis tantum locis coli voluit, quibus corpora eorum recondita sunt.

Aus *Gavanti* Thesaur. T. II. p. 212—223 (deſſen Buch überhaupt ſehr reich iſt an Tabellen) geben wir *Calendarium Breviarii Romani*, worüber wir bemerken, daß die am Ende jedes Tages geſetzten Zahlen die Seite des Werkes anzeigen, wo man ganz kurze Erörterungen über das Feſt findet.

Januarius.

1. Circumcisio Domini dup. 2. class. Vide Dom. 2. p. 101.
2. Oct. S. Stephani dup. cum commem. Octa. 101.
3. Oct. S. Joan. dupl. cum comm. Oct. Innoc. 102.
4. Oct. SS. Innocentum, dup. 102.
5. Vigil. Epiph. semid. (p. 102) com. (commemoratio) S. Telesphori Papae mart. 126.
6. Epiphania Domini dup. primae classis. 102.
7. De Oct. Epiph. semid.
8. De Octava.
9. De eadem.
10. De eadem.
11. De Oct. cum comm. S. Hygini Papae et mart.
12. De Octava.
13. Octava Epiphaniae dup. 104.
14. Hilarii Episc. conf. semid. comm. S. Felicis presb. mart. 126.
15. Pauli primi Eremitae semid. comm. S. Mauri Abb. 126.
16. Marcelli Papae et mart. semid. 126.
17. Antonii Abbatis dup. 126.
18. Cathed. S. Petri Rom. dup. majus com. S. Priscae virg. et martyris. 126.
19. Mariae, Marthae, etc. mart. 126.
20. Fabiani et Sebastiani mart. dup. 126.
21. Agnetis virg. et mart. dup. 126.
22. Vincentii et Anastasii mart. semid. 127.
23. Emerentianae virg. et mart. 127.
24. Timothei Episc. semid. 127.
25. Conversio S. Pauli Apost. dup. majus. 127.
26. Polycarpi Episc. et mart. semid. 127.
27. Joann. Chrysostomi Episc. et conf. dup. 127.
28. Agnetis secundo. 127.

Februarius.

1) Ignatii Episc. et mart. semid. 128.
2) Purificatio B. Virg. dup. classis. 128.

3. Blasii Episc. et mart. 128.
5. Agathae virg. et mart. 128.
6. Dorotheae virg. et mart. 128.
7. Romualdi Abb. semid. 128.
9. Apolloniae virg. et mart. 128.
14. Valentini presb. et mart. 128.
15. Faustivae et Jovitae mart. 128.
17. Simeonis Episc. et mart. 128.
22. Cathed. S. Petri Antioch. dup. majus. 128.
23. Vigilia. 126.
24. Matthiae Apost. 2. class. sed in anno Bissextili celebratur die 25. p. 129.

Martius.

3. Casimiri conf. semid. comm. Lucii Papae et mart. 129.
5. Thomae de Aquino confess. dup. comm. S. Perpetuae et Felicitatis. 129.
9. Quadraginta Mart. semid. 129.
11. Gregorii Papae et conf. dup. 130.
16. Patricii Episc. et confess. commem. 130.
18. Joseph. confessoris dup. 130.
19. Joachim. confessoris dup. 130.
20. Benedicti Abbatis dup. 130.
24. Annuntiatio B. Virg. dup. 2. p. 130.

Aprilis.

1. Francisci de Paula Confessoris duplex. 131.
9. Leonis Papae et Conf. dup. 131.
12. Tiburtii? Valetiani, et Maximi mart. 131.
17. Aniceti Papae et mart. 131.
22. Soteris et Caji Pontif. et mart. semid. 131.
23. Georgii mart. semid. 131.
25. Marci Evang. dup. 2. class. 131.
26. Cleri et Marcellini Pontif. et Mart. semid. 131.
28. Vitalis mart. 131.
29. Petri Martyris semidupl. 131.
30. Catharinae Senensis semid. 131.

Majus.

1. Philippi et Jacobi Apost. duplex 2. classis. 132.
2. Athanasii Episc. et conf. dup. 132.
3. Inventio S. Crucis, dup. 1. classis, comm. SS. Alexandri etc. 132.
4. Monicae viduae. 133.
6. Joannis ante portam Latinam, dupl. majus. 133.
7. Stanislai Episc. et mart. semid. 133.
8. Apparitio S. Michaelis Archang. dupl. majus. 133.
9. Gregorii Nazianzeni Episc. et conf., dupl. 133.
10. Gordiani et Epimachi mart. 134.
13. Nerei, Achillei, Domitillae virg. et Pancratii mart. semid. 134.
15. Bonifacii mart. 134.
17. Ubaldi Episc. et Conf. 134.
19. Pudentianae Virginis. 134.
25. Urbani Papae et mart. 134.
26. Eleutherii Papae et mart., Philippi Neri fess. semidupl. ad libitum. 134.
27. Joannis Papae et mart. 134.
29. Felicis Papae et mart. 134.
30. Petronillae Virginis. 134.

Junius.

2. Marcellini et Erasmi martyrum. 135.
6. Norberti Episc. et Confess. semid. 135.
9. Primi et Feliciani mart. 135.
11. Barnabae Apost. dupl. majus. 135.
12. Basilidis, Cyrini, Naboris et Nazar. mart. 135.
13. Antonii de Padua conf. semid. 135.
14. Basilii Magni Episc. et conf. dupl. 135.
15. Viti Modesti et Crescentiae mart. 135.
18. Marci et Marcelliani mart. 135.
19. Gervasii et Protasii mart. 136.
20. Silverii Papae et mart. 136.
22. Paulini Episc. et conf. 136.
23. Vigilia. 136.
24. Nativitatis S. Joann. Bapt. dupl. 1. classis. 136
25. De Oct. Nativit.
26. Joannis et Pauli mart. semid. comm. Oct. 136
27. De Oct. Nativit.
28. Leonis Papae et Conf. semid. comm. Oct. e Vigil. 136.
29. Petri et Pauli Apost. dupl. 1. classis 137.
30. Commemor. S. *Pauli Apostoli.* dupl. com Oct. Nativitatis. *137.*

Julius.

1. Octava Nativit. S. Joannis dup. comm. de Apost. 138.
2. Visitatio B. Virginis, dup. majus, comm. de Apost. et SS. Processi et Martiniani mart. 138
3. De Oct. Apostol.
4. De Oct. vel Elisabeth Reginae Portugaliae semidup. ad libitum. 138.
5. De Octava.
6. De Octava Apostolorum. dup. 138.
10. Septem Fratrum mart. et SS. Ruffinae et Secundae, semid. 138.
11. Pii Papae et mart. 139.
12. Nabonis et Felicis mart., comm. Jo. Gualberti Abb. 139.
13. Anacleti Papae et mart. semid. 139.
14. Bonaventurae Episc. et conf., dup.: comm. S. Henrici Imperatoris conf. 139.
17. Alexii conf. 139.
18. Simphorosae cum septem filiis mart. 139.
20. Margaritae virg. et mart. 139.
21. Praxedis virg. 139.
22. Mariae Magdalenae, dupl. 139.
23. Apollinaris Episc. et mart. semid. 139.
24. Vigilia (S. Jacobi), et comm. S. Christinae virg. et mart. 140.
25. Jacobi Apostoli, dupl. 2. classis. 140.
26. Annae, Matris B. Virginis, dupl. 140.

7. Pantaleonis, mart. 140.
8. Nazarii, Celsi, Victoris et Innocentii semid. 140.
9. Marthae, Virg., semid., et comm. Felicis PP. Simplicii etc. 141.
0. Abdon et Sennen. mart. 141.

Anmerkung. Alexius iſt in dieſer Ausgabe des …wantus auf den 18. geſetzt, und alſo alle folgenden ei…n Tag ſpäter; es iſt aber Druckfehler, was unter An…em am beſten der Marien-Magdalenen-Tag beweiſt.

Augustus.

1. Petri ad Vincula, dupl. majus, comm. SS. Machabaeorum, mart. 141.
2. Stephani Papae et mart. 141.
3. Inventio S. Stephani Protomart. semid. 141.
4. Dominici, confess., dupl. 142.
5. Dedicatio S. Mariae ad Nives, dupl. majus. 142.
6. Transfiguratio Domini, dupl. majus; comm. SS. Sixti Papae et soc. 142.
7. Donati Episc. et mart. 142.
8. Cyriaci, Largi et Smaragdi, mart., semid. 142.
9. Vigilia (S. Laurentii); comm. S. Rom., mart. 142.
10. Laurentii, mart., dupl. 2. classis. 142.
11. De Oct. B. Laurentii; comm. SS. Tiburtii et Susannae. 143.
12. De Oct. et commem. S. Clarae Virg. 143.
13. De Oct. et commem. S. Hippolyti et Cassiani, mart. 143.
14. De Oct., comm. Vigiliae et Eusebii conf. 143.
15. Assumptio B. Virginis, dupl. 1. classis. 143.
16. Hyacinthi conf. dupl. comm. Octavarum. 143.
17. Octava S. Laurentii dupl. comm. Oct. Assumpt. 144.
18. De Oct. et comm. S. Agapiti, mart. 144.
19. De Oct.
20. Bernardi Abb., dup., comm. S. Stephani, Hungariae Regis. 144.
21. De Oct.
22. Octava Assumpt. B. Virg. dupl. comm. SS. Timothei etc. 144.
23. Vigilia (S. Bartholomaei) Romae. 144.
24. Bartholomaei Apostoli, dupl. 2. classis. Romae celebratur die 25. 144.
25. Ludovici (9), regis Franciae, conf., semid. Romae celebratur die 26. 144.
26. Zephyrini, Papae et mart. 145.
28. Augustini, Episc. conf. et doct., dup.; comm. Hermetis, mart. 145.
29. Decollat. S. Joannis Bapt., dupl., comm. S. Sabinae, mart. 145.
30. Felicis et Adaucti, mart. 145.

September.

1. Aegidii Abb.; SS. comm. duodecim Fratrum, mart. 145.
8. Nativitas B. Virginis, dupl. 2. classis, comm. S. Adriani, mart. 146.
9. De Oct. Nativit., comm. S. Gregorii (oder vielmehr Gorgonii), mart. 146.
10. Nicolai de Tolentino, conf., semid., comm. Oct. 146.
11. De Oct., comm. SS. Proti et Hyacinthi. 146.
12. und 13. De Octava.
14. Exaltatio S. Crucis, dupl. majus, comm. Oct. 146.
15. Oct. Nativit. B. Virg., dupl., comm. S. Nicomedis, mart. 147.
16. Cornelii et Cypriani, mart., semidup.; comm. SS. Euphemiae etc. 147.
17. Stigmatum S. Francisci, semid. (ad libitum). 147.
19. Januarii, Episc. et Sociorum mart., semidupl. 148.
20. SS. Eustachii et soc. mart., semidupl.; vigilia. 148.
21. Matthaei Apost. et Evang., dupl. 2. classis. 148.
22. Mauritii et soc. mart. 148.
23. Lini, Papae et mart., semid.; comm. S. Theclae virg. et mart. 148.
26. Cypriani et Justinae mart. 148.
27. Cosmae et Damiani mart., semidupl. 148.
29. Dedicatio Michaelis Archang., dupl. 2. classis. 148.
30. Hieronymi, Presb., confess. et Doct., dupl., 149.

Festum sanctissimi Rosarii celebratur in Dominica 1. Octobris. Siehe darüber in des Verfaſſers 2. Thle. S. 149, wornach es in allen Kirchen ſtets gefeiert werden ſoll, in denen ein Altar oder eine Kapelle des Roſenkranzes der heil. Jungfrau vorhanden iſt u. ſ. w.

October.

1. Angelorum custodum, dupl. minus (ad libitum) cum commem. S. Remigii, vel S. Remigii festum simplex. 150.
4. Francisci confess., dupl. 151.
5. Placidi et sociorum, mart. 151.
6. Brunonis, confess., semid. 151.
7. S. Marci Papae et Confess. et SS. Sergii, Bacchi etc., martyrum. 151.
8. Brigittae viduae, semid. 151 (in der Tabelle des Werkes verdruckt).
9. Dionysii, Rustici et Eleutherii, mart., semid. 152.
14. Callisti Papae et mart., semid. 152.
18. Lucae Evang., dupl. 2. classis. 152.
21. Hilarionis Abb., comm. SS. Ursulae et soc. Virginum mart. 152.
25. Chrysanthi et Dariae, mart. 152.
26. Euaristi Papae et mart. 152.
27. Vigilia. 152.
28. Simonis et Judae Apost., dupl. 2. classis. 152.
31. Vigilia (omnium Sanctorum). 153.

November.

1. Festum omnium Sanctorum, dupl. 1. classis. 153.

2. Commemor. omnium Fidelium defunctorum, et de Octava. 153.
3. De Octava.
4. De Octava. Vel Caroli, semid. (ad libitum), comm. SS. Vitalis et Agricolae mart. 154.
6. und 7. De Octava.
8. Octava omnium Sanctorum, dupl.; et comm. SS. quatuor Coronatorum. 154.
9. Dedicationis Basilicae Salvatoris, dupl.; et comm. S. Theodori, mart. 154.
10. Tryphonis, Respicii et Nymchae mart. 154.
11. Martini Episc. et conf., dupl., commem. S. Mennae mart. 155.
12. Martini Papae et mart., semid. 155 (in der Tabelle verdruckt).
17. Gregorii Thaumaturgi, Episc. et confess., semid. 155 (verdruckt).
18. Dedicatio Basilicarum Petri et Pauli. 155.
19. Pontiani Papae et Mart. 155.
21. Praesentatio B. Virginis, dupl. majus. 155.
22. Caeciliae, Virg. et Mart., semidupl. 155.
23. Clementis Papae et Mart., semid., commem. S. Felicitatis, Mart. 156.
24. Chrysogoni mart. 156.
25. Catharinae virg. et mart., dupl. 156.
26. Petri Alexandrini Episc. et mart. 156.
29. Vigilia et commem. S. Saturnini mart. 123.
30. Andreae Apost., dupl. 2. classis. 123.

December.

2. Bibianae virg. et mart., semid. 124.
4. Barbarae virg. et mart., commemor. 124.
5. Sabbae Abb. comm. 124.
6. Nicolai Episc. et confess., semid. 124.
7. Ambrosii Episc., conf. et Doct., dupl. 124.
8. Conceptio B. Virginis, dupl. majus. 124.
10. Melchiadis Papae et mart. commemor. 125.
11. Damasi Papae et conf., semid. 125.
13. Luciae virg. et mart., dupl. 125.
15. Eusebii Vercell. Episc. et mart. commem. 125.
20. Vigilia.
21. Thomae Apost., dupl. 2. classis. 125.
24. Vigilia. 99.
25. Nativitatis D. N. Jesu Christi, dupl. 1. classis. 99.
26. Stephani Protomart., dupl. 2. classis cum commem. Octavae Nativitatis. 100.
27. Joannis Apost. et Evang., dupl. 2. classis, comm. Octavae. 100.
28. Innocentum mart., dupl. 2. classis, commem. Oct. 101.
29. Thomae Cantuariensis Episc. et mart., semid., comm. Oct. 101 und 125.
30. De Dominica infra Octavam (Nativitatis) vel de Oct. cum comm. Oct. 101.
31. Silvestri Papae et conf., dupl. comm. Oct. 126.

Nachdem bis auf S. 299 lauter Tabellen gegeben worden ſind, die nicht hierher gehören, folgt von 300—302 eine vielfach brauchbare Abhandlung: Conc[illegible] Martyrologii Romani cum Breviario Romano [illegible] der Einleitung ſagt Gavantus: Videntur multa pug[illegible] cum Martyrol. Romano, quae tamen re vera [illegible] pugnant: et idcirco ea ob oculos ponere hic [illegible] volui, ut appareat in sensu concordia, quae [illegible] in verbis. Es iſt hier nur darauf aufmerkſam zu machen, nicht darauf einzugehen.

Da die griechiſch-katholiſche Kirche von der römiſch-katholiſchen auch in Hinſicht auf die Feiertage bedeutend abweicht und ſich ihre eigenthümliche Einrichtung gemacht hat, haben wir auch darüber das Nöthige zu erwähnen. Auch in den Benennungen der Sonntage weichen beide Kirchen ab; ſ. Sonntag. Übrigens hat auch die griechiſch-katholiſche Kirche, wie die römiſche, ihre *δουλεία* (Heiligendienſt), *ὑπερδουλεία* (Engeldienſt und der Jungfrau Maria) und *λατρεία* oder *προσκύνησις* (eigentliche Anbetung, die nur Gott und ſeinem Sohne gebührt). Ja der Heiligendienſt, der allerdings von der orientaliſchen Kirche ausgegangen iſt, ſowie die Anrufung der Heiligen, die wenigſtens im 6. Jahrh. bereits vorhanden war, wogegen er im Abendlande erſt ſeit dem 8. Jahrh. ſtarke Fortſchritte machte, immer mit Widerſpruch Einiger, der freilich nichts half, iſt in der griechiſchen faſt noch mehr, als in der römiſchen, herrſchend, ſowie die Griechen auch noch ſtärkere Verehrer des heiligen Kreuzes ſind, als die Römer. Die Menge der Heiligen iſt bei ihnen ſo groß, daß Anaſtaſius durch Überſetzung einer griechiſchen Märtyrergeſchichte die Heiligen des Abendlandes mit 1480 vermehrte. — Die Eintheilung der Feſttage in *ἑορταὶ δεσποτικαὶ* (Herrnfeiertage), *θεομητορικαὶ* (Marienfeſte) und *τῶν ἁγίων* ſtimmt mit festa Jesu Christi, Matris Christi und Sanctorum et Martyrum. Desgleichen haben ſie ihre hohen Feſte *καντζογικαι* [illegible] *ται* etc. ſ. *Jacob. Goari* Euchologion.

Joh. Mich. Heineccius, nachdem er im [illegible] Theile ſeiner „Eigentlichen und wahrhaftigen Abbildung der alten und neuen Griechiſchen Kirche ꝛc." (Leipz. 1711) S. 180 gemeldet hatte, daß ſie ihr Jahr mit dem 1. Sept. beginnen und bei dem Julianiſchen Kalender geblieben ſind; ferner die Woche nicht vom Sonntage, ſondern vom Montage anfangen und doch die ganze Woche vom Sonntage benennen (welcher den Schluß ihrer Woche macht), mit Ausnahme der Wochen zwiſchen Oſtern und Pfingſten, welche ſie vom vorhergehenden Sonntage an rechnen, gibt S. 182—187 ein Verzeichniß ihrer Sonntage, und von 187—212 folgendes

Verzeichniß der griechiſchen Feſttage.

September.

1. Simeon Stylites. Neujahrstag.
2. Mammas martyr et Joannes jejunator.
3. Authymas martyr, Nicomediensis Episc. et magnus Euthymius.
4. Babylas Antiochenus et Moses legislator.
5. Zacharias, der Vater Johannis des Täufers.
6. Commemoratio (Gedächtnißtag) miraculi facti a

Michaele Archangelo Colossis aut Chonis.
7. Profestum Nativitatis Mariae Virg. et Sozon mart.
8. Mariens Geburt. τὸ γενέσιον τῆς ὑπεραγίας Θεοτόκου.
9. Joachim et Anna, et Severianus mart.
10. Menedora, Metrodora et Nymphodora martyres.
11. Theodora von Alexandrien.
12. Autonomus martyr.
13. Encaenia templi cujusdam (Kirchweih). Profestum S. Crucis; Cornelius Centurio.
14. Kreuzeserhöhung. ἡ ὕψωσις τοῦ τιμίου καὶ ζωοποιοῦ ξύλου τοῦ σταυροῦ.
15. Nicetas.
16. Euphemia.
17. Sophia et ejus tres filiae: Fides, Spes, Charitas.
18. Eumenius Episc.
19. Trophimus, Sabbatius, Dorimedon, Martyres.
20. Eustathius martyr et Socii.
21. Codrates sive Quadratus Apostolus et Jonas. Octava exaltationis S. Crucis.
22. Phocas martyr.
23. Conceptio Joannis Baptistae.
24. Thecla martyr mulierum prima.
25. Euphrosyne.
26. Todestag Johannis des Evangelisten. ἡ μετάστασις τοῦ ἁγίου Ἰωάννου τοῦ Θεολόγου καὶ εὐαγγελιστοῦ.
27. Callistratus mart. et Socii.
28. Chariton confessor.
29. Cyprianus Anachoreta.
30. Gregorius martyr Armeniae.

October.

1. Ananias e 70 discipulis (Act. 9, 10 und 11) S. Romanus, Melodus.
2. Cyprianus et Justina Martyres.
3. Dionysius Areopagita martyr.
4. Hierotheus Episc. Athenarum.
5. Carithena virgo martyr.
6. τοῦ ἀποστόλου Θωμᾶ.
7. Sergius et Bacchus martyres.
8. Pelagia.
9. τοῦ ἁγίου ἀποστόλου Ἰακώβου τοῦ Ἀλφαίου.
10. Eulampius et Eulampia martyres.
11. Philippus Diaconus.
12. Martyres Probus, Tarachus, Andronicus; Cosmas poëta.
13. Carpus et Papylus Martyres.
14. Nazarius, Gervasius, Prothasius et Celsius Martyres.
15. Lucianus Presbyter magnae Antiochiae, martyr.
16. Longinus martyr.
17. Oseas propheta, Andreas martyr.
18. τοῦ Εὐαγγελιστοῦ Λουκᾶ.
19. Joël propheta, Varus martyr.
20. Artenius martyr.
21. Hilarion magnus.
22. Abercius, Vir Apostolicus Hieropolitanus, Episcopus mirificus. Septem Pueri Ephesini martyres.
23. Jacobus, frater Domini, Apostolus.
24. Arethas martyr et Socii.
25. Martianus et Martyrius martyres et Notarii.
26. τοῦ μεγαλομάρτυρος Δημητρίου.
27. Nestor martyr.
28. Terentius et Neoniles martyres, Stephanus Sabbaties poëta.
29. Anastasia Romana martyr. Abramius Abbas.
30. Zenobius et Zenobia, martyres.
31. Stachys, Amplius et Socii Apostolici, Epimachus martyr.

November.

1. Cosmas et Damianus, miraculorum effectores, medici gratuiti (die umsonst gesund machten).
2. Acindinus, Pegasius, Alphthonius, Elpidephorus et Anempodistus martyres.
3. Acepsima, Aithala et Joseph. martyr.
4. Joannicus magnus, Nicander Episc. Myrensis (Myron) martyr.
5. Galaction et Episemes, martyres.
6. Paulus, Archiepisc. Constantinopolit., Confessor.
7. Triginta tres martyres Melitenenses.
8. τῶν ταξιαρχῶν καὶ τῶν ἀρχαγγέλων Μιχαὴλ καὶ Γαβριὴλ καὶ τῶν λοιπῶν.
9. Onesiphorus martyr, Porphyrius et Matrona.
10. Erastus, Olympas et Socii Apostoli.
11. Menas, Victor et Vincentius, et Stephanus martyres. Theodorus Studites confessor.
12. Joannes, Patriarcha Alexandrinus eleemosynarius, Nilus confessor.
13. Ἰωάννου Χρυσοστόμου.
14. τοῦ Ἀποστόλου Φιλίππου.
15. Gorias, Samonas, Abibus martyres.
16. τοῦ Ἀποστόλου Ματθαίου.
17. Gregorius Neocaesariensis Thaumaturgus.
18. Plato et Romanus martyres.
19. Barlaam martyr, Abdias Propheta.
20. Profestum Praesentationis Virginis in templo, Proculus Episc. Constantinop., Gregorius Decapolites.
21. τῆς εἰσόδου ἐν τῷ ναῷ τῆς Θεοτόκου.
22. Philemon Apostolus et Socii.
23. Gregorius Agrigentinus Episc. et Amphilochius, Iconii Episcopus.
24. Catharina martyr et virgo. Mercurius martyr.
25. Clemens Romanus papa, et Petrus Alexandrinus, martyres.
26. Alypius Sionites.
27. Jacobus Persa martyr.
28. Stephanus junior martyr.
29. Paramonus et Philomenes, Acacius et Climachus martyres.
30. τοῦ Ἀποστόλου Ἀνδρέου.

December.

1. Nahum Propheta.
2. Abacuh Propheta.
3. Sophonias Propheta (Zephanja).
4. Barbara virgo et martyr, et Joannes Damascenus.
5. Sabba Abbas.
6. *τοῦ ἁγίου Νικολάου.*
7. Ambrosius, Mediolani Episcopus.
8. Patabius Abbas.
9. Conceptio B. Annae, Domini aviae.
10. Menas, Hermogenes et Eugraphus martyres.
11. Daniel Stylites.
12. *τοῦ ἁγίου Σπυρίδωνος.*
13. Eustrathius, Auxentius, Eugenius Mardarius et Orestes martyres.
14. Thyrsus, Lucius, Philemon, Apollonius, Arianus martyres.
15. Eleutherius martyr, Paulus Latrensis Abbas.
16. Haggaeus Propheta.
17. Daniel Propheta, et tres Pueri Ananias, Azarias, Misaël.
18. Sebastianus martyr et Socii.
19. Bonifacius martyr.
20. *τοῦ Θεοφόρου Ἰγνατίου* (Ignatius Theophorus.)
21. Juliana martyr.
22. Anastasia martyr.
23. Decem martyres Cretenses.
24. Eugenia martyr.
25. *Ἡ κατὰ σάρκα τοῦ σωτῆρος Ἰησοῦ Χριστοῦ γέννησις.*
26. Puerperium S. Dei genetricis, Euphymius martyr, Sardensis Episc.
27. Stephanus Protomartyr.
28. Bis decem millia martyrum in Nicomedia ustorum.
29. S. Innocentes in Bethlehem ab Herode occisi. Marcellus Abbas monasterii non dormientium.
30. Anysia virgo et martyr. Zoricus, orphanorum domicilii presbyter.
31. Melania Romana.

Januarius.

1. *Τῆς περιτομῆς τοῦ Σωτῆρος καὶ τοῦ μεγάλου Βασιλείου.*
2. Sylvester, Papa Romanus.
3. Malachias et Gordius martyres.
4. LXX discipuli et Theretistus.
5. Theopemptus et Theonas martyres, Syncletica.
6. *τὰ ἅγια ἐπιφάνεια* sive *τὰ θεοφάνια τοῦ Σωτῆρος, ἐν τῷ Ἰορδάνῃ.*
7. Joannes Baptista.
8. Domneca, Georgius Chozebites, Aemilianus confessor.
9. Polyeuctus martyr.
10. Gregorius Nyssenus, Domitianus Episcopus.
11. Theodosius, coenobiarcha (Abt).
12. Tatiana martyr.
13. Hermilus et Stratonicus martyres.
14. Sancti Abbates montis Sinai et Raithu
15. Paulus Thebaeus et Joannes Calybites
16. Catena Petri Apostoli.
17. *τοῦ ἁγίου Ἀντωνίου.*
18. *τῶν Ἐπισκόπων Ἀλεξανδρείας, Ἀθανασίου καὶ Κυρίλλου.*
19. Macarius Aegyptius.
20. Magnus Euthimius.
21. Maximus conf., Neophytus martyr, Iguatius Canidius, Valerianus et Aquila martyres.
22. S. Apostolus Timotheus, Anastasius Persa martyr.
23. Clemens Ancyranus, Aganthangelus martyres
24. Sancta Xena.
25. *Γρηγορίου τοῦ θεολόγου τοῦ ἐν Ναζιανζῷ.*
26. Xenophon cum sua conjuge et liberis
27. Translatio reliquiarum S. Joannis Chrysostomi
28. Ephraem Syrus.
29. Translatio reliquiarum Ignatii Theophori martyris.
30. *τῶν τριῶν Ἱεραρχῶν Βασιλείου, Γρηγορίου καὶ Χρυσοστόμου ἅμα.*
31. Cyrus et Joannes, medici mirifici.

Februar.

1. Tryphon martyr.
2. *τῆς ὑπαπαντῆς τοῦ Χριστοῦ μετὰ τεσσαράκοντα ἡμέρας.*
3. Simeon.
4. Isidorus Pelusiota.
5. Agatha virgo et martyr.
6. Bucolus Smyrnae Episc.
7. Parthenius Episc.
8. Theodoretus martyr, Zacharias propheta.
9. Nicephorus martyr.
10. Charalampus martyr.
11. *Ἁγίου Βλασίου.*
12. Meletius, Antiochiae Archiepisc.
13. Martianus Abbas.
14. Auxentius, eremi cultor (Eremit).
15. Onesimus Apostolus.
16. Pamphilus martyr et Socii.
17. Theodoretus Tyro.
18. Leo Romanus Papa.
19. Archippus Apostolus.
20. Leo Cathanae Episc. (zu Catanea).
21. Timotheus Symbolensis, et S. Eustachius Antiochenus.
22. Inventio reliquiarum S. Eugenii martyris Troterii.
23. Polycarpus martyr Smyrnensis Episcopus.
24. Prima et Secunda inventio capitis praecursoris Domini.
25. Terasius, Archiepisc. Constantinop.
26. Porphyrius Archiepisc. Gazae et Symsi.
27. Vergeopius, confessor decapolita, Gelasius senior.

Basilius confessor socius Sancti Procopii monachi.
Cassius Romanus.

Martius.

Eudoxia virgo et martyr.
Nestor et Theodoretus martyr, Cyrenae Episcopus.
Eutropius, Cleonicus et Basilicus martyres.
Gerasimus ad Jordanem Eremita.
Conon martyr.
Martyres 42.
Chesponis episcopi, Martyres Basilii, Effraim, Capito.
Theophylactus, Nicomediae episcopus, confess.
τῶν ἁγίων 40 Μαρτύρων τῶν ἐν Σεβαστείᾳ τῇ λίμνῃ μαρτυρησάντων.
Quadratus martyr et Socii.
Sophronicus, Patriarcha Hierosolymit.
Theophanes Sygrianae Episcopus, confessor.
Translatio reliquiarum Nicephori Patriarchae Constantinopol.
14. S. Benedictus et Alexander martyr.
15. Agapius martyr et sex socii; Olympas.
16. Sabianus et Papas martyres.
17. Alexius, Vir Dei.
18. Cyrillus, Hierosolymorum Episcopus.
19. Chrysanthus et Daria.
20. Virgines 7, sancti Patres in monasterio sancti Sabbae interfecti.
21. Jacobus Episcopus, confessor.
22. Basilicus, Ancyranus martyr.
23. Nicon martyr et 200 ejus discipuli cum eo occisi.
24. Zacharias.
25. *ὁ Εὐαγγελισμὸς τῆς Παρθένου* (Verkündigung Maria's).
26. Congressus Gabrielis Angeli.
27. Matrona Thessalonicensis.
28. Stephanus, miraculorum effector, et Hilarion junior.
29. Marcus Erethusiorum Episc., Cyrillus Diaconus et alii sub Juliano Tyranno pietatem exercentes. Barrachesius.
30. Joannes Climacis sive Scalae auctor.
31. Hypatius, Ancyrae Episc., miraculorum effector.

Aprilis.

1. Maria Aegyptiaca.
2. Titus, miraculorum effector.
3. Nicetas, monasterii Mediciae ductor.
4. Joseph, hymnorum scriptor, et Georgius.
5. Theodatus et Agatopas martyres.
6. Eutychius Constantinopolitanus Archiepiscopus, Claudius.
7. Georgius Episc. Melitinae.
8. Herodion, Agabus, Ruffus et Socii Apostoli.
9. Eupsychius martyr.
10. Terentius, Pompejus et Socii, martyres.
11. Antipas, Episc. Pergami, Asiae martyr. Apoc. 11, 13.
12. Basilius Episc. Pariae, confessor.
13. Artemon martyr.
14. Martinus, Papa romanus, confessor.
15. Aristarchus, Pudens et Trophimus Apostoli.
16. Crescens, Chionia, Agapa, Hircene martyres.
17. Simeon, Persa, Episc., et Acacius, Melitinae Episcopus.
18. Saba Gothus; Joannes, S. Gregorii discipulus, Decapolitanus.
19. Joannes Pataeolaurites.
20. Theodoretus Trichiuensis.
21. Januarius et socii martyres. Theodorus, Pergensis martyr.
22. Theodorus Sycoetes.
23. *τοῦ ἁγίου, ἐνδόξου μεγαλομάρτυρος Γεωργίου.*
24. Saba martyr. S. Elisabeth, miraculorum effectrix.
25. *τοῦ Εὐαγγελιστοῦ Μάρκου.*
26. Basilius martyr, Amisiae episcopus.
27. Simeon, Domini frater, martyr.
28. Jason et Sosipater, Apostoli. Dadus, Maximus et Quintilianus martyres.
29. Novem martyres Cyziceni, et Memnon mirificus.
30. Jacobus, Joannis theologi frater.

Majus.

1. Hieremias Propheta.
2. Translatio reliquiarum Athanasii.
3. Timotheus et Maurus martyres.
4. Pelagia virgo et martyr. Olbianus.
5. Hierene martyr.
6. S. Job (Hiob).
7. Commemoratio signi Crucis, quod in coelo apparuit Hierosolymis sub noctis tertium Imperatori Constantino, a sancto Calvariae monte per stellas usque ad Olivarum montem Martyris Acatii memoria.
8. *Ἰωάννου τοῦ Θεολόγου.*
9. Esaias Propheta. Christoph. martyr.
10. (ſteht leer gelaſſen)
11. Mobion martyr. Natalis dies Constantinopolis.
12. Epiphanius Cypri Episc. Germanus Patriarcha Constantinopol.
13. Glyceria martyr.
14. Isidorus martyr.
15. Pachomius magnus Eremita.
16. Theodorus, Pachomii discipulus, eremita. Alexander.
17. Andronicus Apostolus et Socii.
18. Martyres Petrus, Dionysius et Socii. Theodorus Ancyranus et septem ejus Socii. S. Euphrasia.
19. Patricius Brusae martyr et Socii.
20. Thalaleus martyr.
21. *τοῦ μεγάλου Κωνσταντίνου καὶ τῆς ἁγίας Ἑλένης.*

22. Basiliscus martyr.
23. Michaël Syndoarum Episc. confessor.
24. Simeon Eremita.
25. Ἡ εὕρεσις τῆς κεφαλῆς Ἰωάννου τοῦ Βαπτιστοῦ.
26. Carpus Apostolus, unus de 70 discipulis.
27. Terrapon martyr. Helladus martyr.
28. Nicetas Episc. Chalcedonensis.
29. Theodosia virgo et martyr.
30. Haacius Abbas monasterii Dalmatarum.
31. Hermias Apostolus. Hermaeus martyr.

Junius.

1. Justinus philosophus et martyr. Justinus alter martyr et socii.
2. Nicephorus, Constantinopol. Patriarcha confessor.
3. Lucilianus et Lucianus martyres.
4. Metrophanes Patriarcha Constantinop.
5. Dorotheus Tyri Episc. martyr. Eustathius.
6. Bisarion, mirificus Abbas, et S. Hilarion jun. de monasterio Dalmatarum.
7. Theodorus, Episc. Ancyranus, martyr.
8. Theodorus, exercitus ductor, martyr.
9. Cyrillus Alexandrinus Archiepisc.
10. Timotheus, Prusae Episcopus. Martyr Antoninus.
11. τῶν ἁγίων Ἀποστόλων Βαρθολομαίου καὶ Βαρνάβα.
12. Onuphrius et Petrus Athonitus, Eremitae.
13. Aquilina virgo et martyr. Tryphilus Leontiae Cypri Episcopus.
14. Helisaeus (Eliſa) Propheta, Methodius Patriarcha Constantinopol.
15. Amos Propheta.
16. Tycon, miraculorum patrator, Episcopus.
17. Manuel, Sabel et Ismaël martyres.
18. Leontius martyr.
19. Judas, frater Domini, Apost. Zosimus.
20. Methodius, Patarae Episc., martyr.
21. Julianus Tarsensis martyr.
22. Eusebius, Samosatensis Episc., martyr.
23. Agrippina virgo et martyr.
24. τὸ γενέσιον τοῦ προδρόμου Βαπτιστοῦ.
25.
26. David Thessalonicensis.
27. Samson hospitalis.
28. Translatio ossium S. Joannis et Cyri.
29. Ἡ τῶν Ἀποστόλων Πέτρου καὶ Παύλου ἀποτομή.
30. Collectio duodecim Apostolorum.

Julius.

1. Cosmas et Damianus, mirifici medici gratuiti, qui Romae martyrio coronati.
2. Depositio venerandae vestis et zonae Virginis in Blachernis, templo Constantinopolitano.
3. Hyacinthus martyr. Anatholius Patriarcha Constantinopolitanus.
4. Andreas, Cretae Episcopus.
5. Martha, S. Simeonis thaumastoritis mater. Athanasius Abbas montis Athos.
6. Siloes magnus Eremita.
7. Thomas Maleensis. Acacius Climacus. [Cy]riaca virgo et martyr.
8. Procopius martyr.
9. Pancratius, Taurومeniae Episcopus, et Pater Mutius.
10. Martyres 45, Nicopoli Armeniae passi.
11. Euphemia virgo et martyr Chalcedonensis, [de] futura professione 630 Patrum.
12. Proclus et Hilarius martyres. Michaël Mai-nus Abbas.
13. Collectio Archangeli Gabrielis. Memoria Josephi, Thessalonici confessoris. Stephanus Sabaites.
14. Justus, Aquila Apostolus.
15. Cyricus et Julitta, martyres.
16. Athenogenes martyr et ejus 10 discipuli. Memoria Patrum Nicaenorum 318; Patrum secundae Synodi Constantinopolitanae 150; tertiae Ephesinae 200; quartae Chalcedonensis 630; quintae 160; sextae 170 (Patrum).
17. τῆς ἁγίας Μαρίνης.
18. Hyacinthus Amastrideus Aemilianus martyr.
19. Dius eremita. Macrina, magni Basilii soror.
20. τοῦ προφήτου Ἡλίου.
21. Simeon eremita, et Joannes collega. Propheta Ezechiel. Phronimus.
22. Maria Magdalena. Translatio reliquiarum Phocae martyris.
23. Theophanus, Theophilus et socii, martyres.
24. Christina virgo et martyr.
25. Dormitio S. Annae, Deiparae genitricis.
26. τῆς ἁγίας καὶ ὁσιομάρτυρος Παρασκευῆς.
27. τοῦ ἁγίου μεγαλομάρτυρος καὶ ἰαματικοῦ Παντελεήμονος.
28. Prochorus, Nicanor, Timon, et Parmenas. Apostoli et Diaconi.
29. Callinicus martyr.
30. Silas et Silvanus Apostoli.
31. Eudocimus.

Augustus.

1. Processio venerandae et vivificae crucis. Memoria VII Martyrum Machabaeorum et Salome eorum matris, et doctoris eorum Eleazari. 2 Macc. 1, 6 et 7.
2. Translatio reliquiarum Stephani protomartyris et Diaconi.
3. Sancti Patres Isacius, Dalmata et Faustus.
4. VII dormientes Ephesini pueri.
5. Eudocia martyr.
6. Profestum transfigurationis Domini nostri Jesu Christi. Eusignius martyr.
6. ἡ μεταμόρφωσις τοῦ Σωτῆρος.
7. Domitius martyr et ejus discipuli.
8. Aemilianus Cycizenus confessor.
9. Matthias Apostolus.
10. Laurentius Archidiaconus et martyr.

Eyplus Archidiaconus et martyr.
Photius et Anicetus martyres.
Maximus confessor.
Michaeas Propheta. Profestum dormitionis Virginis.
ἡ κοίμησις τῆς Θεοτόκου.
Translatio ex Edessa, non manu factae imaginis Domini nostri Jesu Christi. Diomedes martyr.
Myron martyr.
Florus et Laurus martyres.
Andreas, exercitus ductor, martyr.
Samuel Propheta.
Thaddaeus Apostolus. Bassa cum filiis suis martyr.
Agathonicus martyr.
Luppus martyr.
Eutyches martyr, Joannis Theologi discipulus.
Reductio reliquiarum Bartholomaei Apostoli.
Hadrianus et Natalia, martyres cum sociis.
Poemen Abbas.
Moses Aethiops Abbas.
ἡ ἀποτομὴ τοῦ Βαπτιστοῦ Ἰωάννου.
Alexander, Joannes, Paulus junior, Patriarchae Constantinopolitani. Fantinus.
1. Depositio zonae Sanctae Dei genitricis.

Das Abweichende der Einrichtung der griechiſch-katholiſchen Kirche in ihren Feiertagen von der römiſch-katholiſchen liegt am Tage; noch mehr iſt dies der Fall in der Benennung der Sonntage (ſ. Sonntag). Allerdings ſind auch die Gebräuche ſelbſt im Äußerlichen verſchieden: allein dem Weſentlichen nach ſind ſie ſich gleich. Umgänge, Weihungen (namentlich des Waſſers), Räuchern, Lichteranzünden, das Fußwaſchen am grünen Donnerstage, eine Art Schauſpiel, das feierliche Begraben Jeſu am Charfreitage ꝛc. finden ſich in beiden katholiſchen Kirchen, natürlich mit verſchiedener **Liturgie** (ſ. d. Art.). Die ganz eigenthümlichen Gebräuche jeder Kirche ſ. unter Kirche. Das Feſt der Orthodoxie iſt vorzüglich zur Erhebung des Bilderdienſtes wegen da. Daß die Hauptfeſte, damit ſie ſogleich in die Augen fallen, griechiſch angegeben worden ſind, und daß die Vergleichung derſelben mit den römiſch-katholiſchen, ſowie die Vergleichung der von einer oder der andern Seite angenommenen oder weggelaſſenen Märtyrer und dergl. faſt von ſelbſt auf anziehende Folgerungen führt, braucht kaum einer Berührung.

Es iſt ein ſehr guter Gedanke Auguſti's, in ſeinem 3. B. der Denkwürdigkeiten aus der chriſtlichen Archäologie von S. 341—416 auch auf die **Feſte der Häretiker** Rückſicht zu nehmen, da durch manche von der allgemeinen Kirche abweichende Glaubensmeinung die Orthodoxen nicht ſelten zu einem ſo großen Eifer für ihre Lehrſätze gebracht worden ſind, daß ſie kein Mittel unverſucht ließen, ihre Rechtgläubigkeit ſoweit und ſo lebendig, als möglich, unter das Volk zu bringen und zu erhalten. Gewiß entſtanden auf dieſe Weiſe manche Feſte, die ohne ſolche Reizungen nicht entſtanden ſein würden. Hängt nun auch nicht eben die richtige Würdigung der Feſte ſelbſt davon ab, daß man weiß, warum ſie grade ſo und nicht anders entſtanden ſind: ſo iſt es doch äußerſt anziehend, zu erfahren, aus welchem Grunde man dies und jenes bis zur Übertreibung hervorhob, oder fallen ließ. Dieſe Vergleichungen und Aufklärungen haben uns aber von der einen Seite die Orthodoxen ſelbſt durch allzu großen Haß gegen Andersdenkende höchſt erſchwert durch gefliſſentliche Vernichtung der Schriften der Gegner, und von der andern Seite haben es vielerlei Sekten dadurch gethan, daß ſie, wie die Gnoſtiker und Manichäer, ihre Einrichtungen zu Geheimniſſen machten, die nur der Eingeweihete erfahren durfte. Im Ganzen kann aber aus den Glaubensſätzen jeder Partei ein guter Schluß auf die Art ihrer Feiertage gemacht werden. So mußten die Judaiſirenden für Beibehaltung des Sabbaths und zum Theil deshalb wider den Sonntag ſein, wie die **Neſtorianer** keine Marienfeſte begünſtigen konnten. Daher der Zwieſpalt wegen der Faſten, wegen der Oſterfeier u. ſ. f. Waren nun Gnoſtiker, Manichäer ꝛc. gegen das Jüdiſche, ſo wollten ſie auch ſelbſt den Sonntag, noch viel weniger den Sonnabend nicht als Freudentage anſehen nach jüdiſcher Weiſe, ſondern wollten ihn vielmehr durch Faſten auszeichnen. Das Gegentheil waren die Nazaräer und Ebioniten, welchen Chriſtus nur ein Verbeſſerer der jüdiſchen Religion war. Das Nähere darüber wollen wir nicht wiederholen und verweiſen auf Auguſti's Werk, auch im 5. und 8. B. — Suchte Paul von Samoſata die Chriſtusgeſänge zu verdrängen und dafür Pſalmen ganz andern Inhalts einzuführen, ſo ſuchten ſie ſeine Gegner um ſo eifriger zu fördern.

Aller dieſer Zwieſpalt mußte natürlich auch auf die Einrichtung der Feiertage in der allgemeinen Kirche von Einfluß ſein. Der heftige und lange Kampf mit den **Arianern** war es gewiß noch mehr, wenn nicht in Einführung neuer, von ihren Gegnern abweichender Feſte, doch in der Art der Haltung und der liturgiſchen Einrichtung derſelben, welche Arius mit verſtändiger und kluger Wahl mehr dem Volke anzupaſſen verſtand. Am meiſten wußte Arius, als frommer Liederverfaſſer längſt beliebt, mit ſeinen Hymnen und Antiphonen zu wirken, welche in ihren Zuſammenkünften, namentlich in den Nocturnen und Matutinen, ſo anziehend geſungen wurden, daß der Zuſammenlauf des Volkes groß war, und Chryſoſtomus ſogar gefährlichen Einfluß auf ſeine orthodoxe Gemeinde befürchtete. Der Patriarch fand es am gerathenſten, auch eine Hymnenſammlung für ſeine Gemeinde zu veranſtalten und Geſänge nach Art der Arianer, freilich zum Preiſe der Dreieinigkeit, erſchallen zu laſſen, eine Einrichtung, die von jetzt an beibehalten wurde und einen nothwendigen Theil des Cultus ausmachte, der auch durch Aufſtellung ſilberner Kreuze mit brennenden Wachskerzen ſinnlicher gemacht wurde. Vergl. Schröckh B. 5. S. 323. *Socrates*, Hist. eccles. Lib. 6. c. 8. *Sozomenus*, Hist. eccles. Lib. 8. c. 8. — Es änderten ſich alſo nicht blos die Feſte ſelbſt auf Veranlaſſung der Ketzer, ſondern auch die liturgiſche Einrichtung derſelben. Wären uns nun die kirchlichen Verfaſſungen der Ketzer bei

ihren gottesdienſtlichen Verſammlungen beſſer bekannt, als ſie es bis jetzt noch ſind, ſo würde ſich auch bei vielen Änderungen der orthodoxen Kirche der Grund ausweiſen, warum grade dieſe oder jene neue Feierlichkeit hinzugethan wurde; die Geſchichte der Feſte würde in Vielem zuſammenhängender erſcheinen. Es wäre daher ein Gewinn, wenn die Feiertage der ältern Ketzer noch näher unterſucht würden. Nur ein einziges Werk iſt in dieſer Hinſicht bis jetzt namhaft zu machen: Verſuch über die kirchlichen Alterthümer der Gnoſtiker (von Münter). (Ansbach 1790.)

Über die noch jetzt in Aſien zahlreich genug vorhandenen Neſtorianer, die ſich ſelbſt chaldäiſche Chriſten nennen, welche ihr eigenes, wohlgeordnetes Kirchenſyſtem haben, hat Auguſti a. a. O., und zwar aus *Assemani* Bibliotheca Orientalis. T. III. P. II. p. 380—391 (Romae 1728.), eine Tabelle ihrer Sonn- und Feiertage mitgetheilt, auf die wir hier nur verweiſen, ſo abweichend von den gegebenen Tabellen und ſo nützlich zur Vergleichung ſie auch iſt. Vorzüglich wird neben dem Sonntage auch der Freitag für einen großen Feiertag gehalten, den auch die Syrer dem Sonntage völlig gleichgeſtellt haben. — Selbſt die kleineren Sekten bieten in dieſer Hinſicht manches Anziehende, keineswegs blos zum Beſten der Überzeugung, daß es ſchon in den erſten Zeiten der Kirche ganze Vereine gab, die mit den Feiertagsgeſetzen der Biſchöfe oder ihres Bundes unzufrieden waren, ſich abſonderten und ihrer eigenen, beſonderen Verfaſſung folgten. Unter den großen, weit verbreiteten und bedeutſamen Sekten möchten die Arianer, welche die befohlenen Faſten, nicht die freiwilligen, die Gebete und Opfer für die Todten ꝛc. verwarfen, obenan ſtehen. ſ. Walch, Geſchichte der Ketzereien. 5. Th. Schröckh B. 6. S. 236—241.

So ſehr aber auch die rechtgläubigen Väter und die Concilien durch widerſtrebende Ketzer bald zu einer Veränderung der Gebräuche, bald zu neuen Feiertagen veranlaßt wurden, oder ſich veranlaßt ſehen mochten, ſo würde man doch gewiß zu weit gehen, wenn man darin die Hauptveranlaſſung ſuchen wollte. Die Geſinnung der Kaiſer und der Hang des Volkes trugen, wenn nicht noch mehr, doch ſicher ebenſo viel dazu bei; nicht minder die Mönche und ihr Anhang, wozu auch noch die beſondere Vorliebe manches in der Kirche hochgeſtellten Mannes das Ihre beitrug. Und ſo wird denn die Sittengeſchichte der Zeitalter und der hervorragenden Männer wenigſtens ebenſo ſehr, wo nicht noch mehr hierbei, wie faſt in jeder geſchichtlichen Erörterung, zu beachten ſein. — Im Allgemeinen werden wir alſo auch in der Geſchichte der Feiertage den Satz beſtätigt finden: Wenn etwas zu weit getrieben wird, muß überall eine Gegenwirkung ſtattfinden. Dies hat ſich auch an den chriſtlichen Feiertagen gezeigt. Die Gegner mehrten ſich namentlich vom 12. Jahrh. an. Man verlangte nach Vereinfachung. Konnte man ſie öffentlich nicht durchſetzen, ſo that man es im Stillen, wovon vorzüglich die Waldenſer zum Beiſpiele dienen. Vergl. Schröckh B. 29. S. 536 fg. Dieterici, Über die Waldenſer. (Berlin 1831.) Die Kirchenverfaſſung der piemonteſiſchen Waldenſergemeinden u. ſ. w. [illegible] Weiß. (Zürich 1844.)

Endlich nach langen Vorbereitungen und wachſenden Widerſtrebungen gegen das Hinauf[illegible] als eine Nöthigung der Zeit die Kirchenreform hervor, welche in Hinſicht auf die übrigen [illegible] Feiertage im Grunde nichts Neues that, [illegible] kräftiger durchſetzte, was ſchon längſt [illegible] harrlichkeit angeſtrebt worden war. Die [illegible] len katholiſchen Feiertage hat beſonders [illegible] origine Festorum p. 17 et 18 zuſammengeſtellt. [illegible] gar die engliſche Epiſkopalkirche [illegible] verſtanden, daß jede Kirche berechtigt ſei, [illegible] und ihren kirchlichen Ritus nach ihren Bedürfniſſen [illegible] verändern. Dies aber iſt die Hauptſache, [illegible] auch gar nicht ſonderliches Gewicht auf die Frage [illegible] Thatſache zu legen iſt: Welche von den ſich hier [illegible] den Kirchen hat ſich gleich von allem Anfange an am weiteſten von den Gebräuchen der römiſch-katholiſchen Kirche losgeriſſen? Es liegt darin weder ein Vorzug, noch ein Nachtheil, ſondern es kommt dabei [illegible] die Freiheit jeder Kirche an, dies nach Zeit und Umſtänden grade ſoweit zu thun, als es ihr und den [illegible] trauten Gemeindegliedern zuträglich und förderlich iſt. [illegible] das iſt's, was jederzeit der oberſte Grundſatz bleiben [illegible] Zwingli und Calvin griffen in Abſchaffung der Feiertage thatſächlich noch viel raſcher zu, als Luther; [illegible] welcher Seite das größere Recht und eine größere [illegible] iſt, das liegt nicht im Abwägen des Mehr oder [illegible] ſondern in den Gründen, die Jeder zu ſeiner Handlungsweiſe unter den Seinen vorfand, für welche er handelte. „Es iſt nicht noth," heißt es im 34. der 39 Artikel, „daß die kirchlichen Traditionen und Ceremonien überall dieſelben oder durchaus übereinſtimmend ſind. Denn [illegible] ſie immer verſchieden waren, ſo können ſie auch, [illegible] Verſchiedenheit der Gegenden, Zeiten und Sitten, [illegible] ändert werden, ſobald nur nichts wider Gottes [illegible] angeordnet wird. Wer aber die kirchlichen Traditionen und Ceremonien, welche mit dem göttlichen Wort nicht ſtreiten und unter öffentlicher Autorität angeordnet und beſtätigt ſind, aus Privatrückſichten und abſichtlich öffentlich verletzt, der ſoll als einer, der wider die öffentliche Kirchenordnung ſündigt, der dem Anſehen der Obrigkeit nahe tritt und das Gewiſſen ſeiner ſchwächeren Brüder verwundet, öffentlich, damit Andere ſich fürchten [illegible] beſtraft werden. Jede Partikular- oder Nationalkirche [illegible] die Befugniß, Ceremonien oder Kirchengebräuche, welche blos auf menſchliches Anſehen gegründet ſind, anzuordnen, zu verändern oder abzuſchaffen, ſobald nur alles zur Erbauung geſchieht." — Daſſelbe, nur in der Kürze, wird im 7. Artikel der augsburgiſchen Confeſſion ausgeſprochen; ferner im 15. Artikel; im 21. Verwerfung des Heiligendienſtes oder der Anrufung derſelben; im [illegible] der befohlenen und verdienſtlichen Faſten.

Dagegen eiferten freilich die Päpſtlichen, unter welchen obenan ſteht der Jeſuit Jac. Gretſer (De festis Christ.), behauptend, die chriſtlichen Feſte ſeien nicht blos der äußern Ordnung, ſondern auch des Geheimniſſes [illegible]

weshalb ſie auch heiliger als andere Tage wür-
ie Proteſtanten ſelbſt wollen ihre angenommenen
ze auf das Strengſte gehalten wiſſen, was gleich-
er Freiheit widerſtrebe; es fehle ihnen ein feſter
des Ausſchließens und der Annahme ihrer Feier-
endlich erhielten die Fürſten zu großen Einfluß auf
nangelegenheiten, wenn die Sache blos polizeilich
men würde. Darin beſtanden die Hauptgegen-
e der Katholiſchen. — Dieſen leicht möglichen Mis-
) der chriſtlichen Freiheit ſuchten die Lutheriſchen da-
zu vermeiden, daß ſie ſo wenig, als es ohne Sünde
Beſchwerung der Gewiſſen angehen wolle, an der
ung der Dinge rütteln, ſondern ſich in Adiaphoris
wollten um der Einigkeit und des Friedens willen.
vergl. Apologie der augsburgiſchen Confeſſion S.
und 266 der Ausgabe von Chriſtian Weiß (Leip-
1739.); ferner S. 640 fg., 807 fg. — Aus dieſen
len geht auf das Beſtimmteſte hervor, daß ſie die
wendige chriſtliche Freiheit mit gleichfalls nothwendig
gerlicher Ordnung verbunden wiſſen und ſehen wollten.
rum haben ſie ſich auch nachgebend und billig gezeigt,
o nur dasjenige zunächſt abgeſchafft, was ſich mit der
iſtlichen Freiheit und mit der heiligen Schrift nicht ver-
igen ließ. Karlſtadt's und Münzer's Fanatismus,
gen welchen ſie ſich ſelbſt, auch in den ſymboliſchen
Büchern, erklären, kann ihnen nicht zur Laſt fallen; viel-
mehr ſind ſolche Erſcheinungen Folgen von einer Über-
ſpannung zu einer grade entgegengeſetzten. Aus Willkür des Geſetzes folgt Willkür der Freiheitsluſt, die keine Freiheit mehr iſt, ſondern Zügelloſigkeit. — Um aber in den neuen Gang der evangeliſch-proteſtantiſchen Feiertagsverfaſſung, mit Feſthaltung der chriſtlichen Freiheit des Änderns aller menſchlichen, nicht göttlichen Vorſchriften, eine ſichere Ordnung zu bringen, wurden ſeit 1523 eine Menge Kirchenagenden unter den Lutheranern gedruckt und veröffentlicht. — Die ſehr löbliche Doppelrückſicht auf innere Freiheit und äußere Ordnung, vorzugsweiſe von Seiten der evangeliſchen Lutheraner, das daraus hervorgegangene Beibehalten der früheren katholiſchen Kirchenordnung, ſoweit ſie ſich mit dem Geiſte des Evangeliums zu vertragen ſchien, hatte ſtatt des Dankes dafür die gewöhnliche Folge, daß die Feuerköpfe und die einſeitig Frommen ihrer eigenen Partei damit ebenſo unzufrieden waren, als die Katholiken, die auf dem tridentiniſchen Concil gar nicht auf eine Berichtigung oder Verbeſſerung der Kirchenfeier eingingen, ſondern nur beim Allgemeinſten ſtehen blieben, und beſonders Volksermahnungen zum Gehorſam gegen die Beſchlüſſe der Vorgeſetzten empfahlen. Bei ſo großen Hinderniſſen von allen Seiten muß man es den proteſtantiſchen Männern zum Ruhme anrechnen, daß ſie ſich bei Einrichtung der Kirchenordnung in ihren gemäßigten Anſichten nicht irre machen ließen und ohne Wanken ihren wohlbedachten Grundſätzen möglichſter Einigkeitserhaltung und Gewiſſensbewahrung treu blieben. Sowol Luther als Calvin hätten manches Feſt noch beſeitigt, wenn es ihnen nicht um Vermeidung eines Anſtoßes beim Volke zu thun geweſen wäre. Aus dieſem Grunde wurden z. B. nicht alle Marienfeſte abgeſchafft, die aber als Herrnfeſte, nicht als Verehrungsfeſte der Maria, angeſehen wurden. Man würde aber den Reformatoren großes Unrecht thun, wenn man meinen wollte, ſie hätten ihr Werk als ein vollendetes, für alle Zeiten ohne Änderung in allen Dingen feſtzuhaltendes angeſehen. Das Gegentheil iſt die Wahrheit; ſie trauten ihren Nachkommen auch etwas zu, wenn es ſich nothwendig machen würde. Und in dieſem Sinne haben ſie Außerordentliches, auch in ihren Kirchenverfaſſungen, geleiſtet, was nicht blos den proteſtantiſchen, ſondern auch den katholiſchen Kirchen zu Gute kam; was ſogar auch nicht zu ſelten anerkannt worden iſt. Sind doch auch in vielen katholiſchen Ländern die gar zu überhäuften Kirchenfeſte hernach bedeutend verringert worden, wie in Frankreich unter Heinrich IV., in Öſterreich unter Maria Thereſia und Joſeph, ja ſelbſt in Spanien und Portugal. Waren auch die Nachtheile zu vieler Feiertage von nicht Wenigen unter den Römiſch-Katholiſchen ſelbſt anerkannt worden, ſo wurde doch nicht eher zu einer weſentlichen Verminderung derſelben geſchritten, als nach den Zeiten der Reformation, die ſich in dieſer Hinſicht nicht weiter von den beiden katholiſchen Kirchen getrennt hatte, als es ſchlechthin die Nothwendigkeit in Übereinſtimmung mit ihren Glaubensgrundſätzen mit ſich brachte. Die Reformatoren, die nicht auf eine bloße Umwälzung, ſondern auf eine Beſſerung der Verhältniſſe ſahen, behielten alſo die Hauptfeſte, wie ſie dieſelben geordnet fanden, bei, verwarfen nur die Heiligen- und Märtyrerfeſte, ſowie alle, die unbibliſch waren und zum Aberglauben verleiten konnten, ja das Letzte ſelbſt mit Schonung des Beſtehenden, in wiefern noch das Volk große Anhänglichkeit dafür bezeigte. Man ging alſo nicht darauf aus, auf ein Mal Alles zu nehmen und umzuwandeln, ſondern nur das, nach ihrer Überzeugung, durchaus Unſtatthafte. Daher kommt es, daß im Allgemeinen die Überſicht der chriſtlichen Feiertage nach den Monaten, wie es ſchon Auguſti in ſ. 3. Thle. der Denkwürdigkeiten S. 332—338 gethan hat, ſo gegeben werden kann, daß die mit einem † bezeichneten nur der katholiſchen Kirche gehören, von der proteſtantiſchen aber nicht gefeiert werden, alle übrigen Feſte dagegen auch von der proteſtantiſchen beibehalten worden ſind. Die ſehr nützliche Tabelle iſt folgende:

1) Unbewegliche Feſte.

Januar.

1. Feſt der Beſchneidung und des Namens Jeſu. (Das bürgerliche Neujahr wurde bis ins 8. Jahrh. von den Chriſten als ein Satansfeſt und Trauertag betrachtet.)
6. Epiphanien, als Feſt der heil. 3 Könige, als Taufe Chriſti im Jordan und Antritt ſeines Lehramtes, als erſtes Wunder Chriſti zu Kana (mit Beziehung auf Kraft und Wirkung des Taufwaſſers).
18. Petri römiſche Stuhlfeier. †
25. Pauli Bekehrung.

Februar.

2. Mariä Reinigung (ὑπαπάντη, festum Simeonis et

Hannae, praesentationis Domini, candelarum (Lichtmeß).
22. Petri Antiocheniſche Stuhlfeier. †
24. Gedächtnißtag des Apoſtels Matthias.

März.

12. Gregoriusfeſt † (zuweilen von Proteſtanten als Schulfeſt).
25. Mariä Verkündigung (annunciationis Mariae, ἀσπασμός, εὐαγγελισμός).

April.

16. Das Feſt der Lanze und der Nägel Chriſti. †
25. Gedächtnißtag des Evangeliſten Marcus. †

Mai.

1. Gedächtniß der Apoſtel Philippus und Jacobus (ſonſt omnium Apostolorum).
3. Kreuzes Erfindung. †
6. Johannes ante Portam Latinam. †
8. Erſcheinung des Erzengels Michael. †

Juni.

24. Feſt der Geburt Johannis des Täufers.
29. Gedächtnißfeier der Apoſtel Petrus und Paulus.
30. Commemoratio Apostoli Pauli. †

Juli.

2. Mariä Heimſuchung (visitationis Mariae).
15. Apoſtel-Theilung (divisionis Apostolorum). †
22. Maria Magdalena † (nur zuweilen in proteſtantiſchen Kirchen).
25. Gedächtnißtag des Apoſtels Jacobus des Ältern.

Auguſt.

1. Feſt der Maccabäer (in der alten Kirche). Petri Kettenfeier (ad Vincula). †
5. Mariä Schneefeier (ad nives). †
6. Verklärung Chriſti auf dem Berge Thabor. †
10. Gedächtnißtag des heiligen Laurentius (mit Vigilie und Octave). †
15. Mariä Himmelfahrt. †
24. (25.) Gedächtnißtag des Apoſtels Bartholomäus.
29. Enthauptung Johannis des Täufers. †

September.

8. Mariä Geburt. †
14. Kreuzes Erhöhung. †
21. Gedächtnißtag des Apoſtels Matthäus.
29. Michaelisfeſt (omnium Angelorum).

October.

1. Feſt des Roſenkranzes (Rosarium). †
2. Feſt der Schutzengel (Angelorum custodum). †
18. Gedächtnißtag des Evangeliſten Lucas. †
28. Gedächtnißtag der beiden Apoſtel Simon (Zelotes) und Judas (Thaddäus).

November.

1. Feſt Aller Heiligen. †
2. Feſt Aller Seelen. †
4. Gedächtnißtag Kaiſer Karl's des Großen (in Italien). †
11. (10.) Gedächtnißtag des Biſchofs Martin von Tours.
12. (11.) Gedächtnißtag des Papſtes Martinus. †
21. Mariä Opferung (praesentationis Mariae). †
30. Gedächtnißtag des Apoſtels Andreas.

December.

6. Nicolaus, Biſchof. †
8. Mariä Empfängniß (immaculatae conceptionis b. Virginis). †
21. Gedächtnißtag des Apoſtels Thomas.
25. Weihnachten (Nativitatis Jesu Christi).
26. Gedächtnißtag des Märtyrers Stephanus (als zweiter Feiertag).
27. Gedächtnißtag des Apoſtels und Evangeliſten Johannes (als dritter Feiertag).
28. Feſt der unſchuldigen Kinder (ſonſt als vierter Feiertag). †

2) Bewegliche Feſte.

I. Der Anfang des Kirchenjahres (nicht des älteſten) fällt immer zwiſchen dem 26. Nov. und 4. Dec. wird Dominica I. Adventus, oder ſchlechthin Advent genannt, und iſt der Anfang der Vorbereitung auf Weihnachten und des Temporis clausi.

II. Der Weihnachts-Cyklus hat einen fixirten Termin, nicht nur in ſeinem Mittelpunkte, ſondern auch in Anſehung der damit in Verbindung ſtehenden heiligen Tage. Dagegen ſind ſowol ſein Introitus (Adventzeit), als auch ſein Anhang (die Epiphaniasſonntage, welche ſich nach Oſtern richten) beweglich.

III. Der Oſter-Cyklus iſt in ſeinem Mittelpunkte und in allen von ihm abhängigen vorhergehenden und nachfolgenden Tagen, in dem weiteſten und ungemäßigſten Zeitlaufe — in der Zeit vom 22. März bis zum 24. April — beweglich.

Die Berechnung der Oſter-Epakten veranlaßte viel Streit.

IV. Es ſind demnach im angemeſſenen Verhältniſſe zu Oſtern beweglich:
1) Die Quadragesima (Quadrageſimalfaſten).
2) Palmſonntag (Festum Palmarum †).
3) Gründonnerstag (Dies viridium, dies Eucharistiae).
4) Charfreitag (Parasceve, πάσχα σταυρώσιμον).
5) Sabbatum magnum. †
6) Oſtern (Paschatis Feriae 1. 2 und [3]).
7) Dominica in albis (Dominica nova, Octava Paschatis. †) Quasimodo geniti.

V. Der Pfingſt-Cyklus iſt ebenfalls durchaus beweglich, weil er von Oſtern abhängt.
1) Himmelfahrt (der 40. Tag nach Oſtern).
2) Pfingſten (Pentecostes, der 50. Tag, Quinquagesima, Fer. 1. 2 und [3]).

3) Trinitatisfeſt (als Pfingſtoctave. In der griechiſchen Kirche als Feſt aller Heiligen).

4) Fronleichnamsfeſt † (erſt ſeit dem 13. Jahrh. im Occident hinzugekommen am darauf folgenden Donnerstage, als feria 5 post Octavam Pentecostes.

Mit dem Johannisfeſte beginnt wieder eine ungeſtörte Reihe unbeweglicher Feſte bis zum Ende des Kirchenjahres.

VI. Unter die außerordentlichen und veränderlichen Feſte werden vorzugsweiſe gerechnet:

1) Die Kirchweihen (Encaenia), wofür man zuweilen gewiſſe Jahreszeiten zur Collectivfeier gewählt hat.

2) Die Biſchofsweihen (Natales Episcoporum).

3) Gedächtnißtage gewiſſer außerordentlicher Ereigniſſe und merkwürdiger Begebenheiten.

Luther erklärt ſelbſt in der Abhandlung: Von der Ordnung Gottesdienſt in der Gemeine (Wittenberg 1523): Die kirchliche Feier ſolle ſich an die der alten Kirche knüpfen, unter Abthuung der Heiligenfeſte, mit Ausnahme der Reinigung und Verkündigung Mariä, ſelbſt ihre Geburt und Aufnahme in den Himmel, die eine Zeit lang noch bleiben dürften, wiewol der Geſang darin nicht lauter ſei. Auch Johannis des Täufers Feſt könne bleiben wegen des reinen Geſanges: nicht ſo der Apoſtel Legend an St. Pauli. — In der formula Missae (1523) will er nicht nur die gedehnten, ſondern faſt alle Sequenzen weghaben, und im Ritus des Geſanges überall kein Gebot, ſondern Freiheit, nach Gelegenheit der Stätte, Zeit und Perſon. — Und in ſeiner beſtimmter feſtgeſetzten Kirchenordnung 1526 heißt es: Summa, dieſer und aller Ordnung iſt alſo zu gebrauchen, daß wo ein Misbrauch daraus wird, daß man ſie flugs abthue und eine andere mache u. fg. — Dieſe Freiheit, die Ritus nach Zeit und Umſtänden zu verändern, war durchgreifender Hauptſatz der Zeit der Kirchenverbeſſerung, worin Alle übereinſtimmen. Man ließ alſo Veränderungen nicht blos zu, ſondern man verlangte ſie, ſobald ſie nöthig wurden. Es kommt alſo im Grunde Alles auf die Frage an, ob die neuen Einrichtungen den Bedürfniſſen der Zeiten und der Gegenden angemeſſen waren. Ob ſich dies in einer entfernten Zeit, die ganz anders geworden iſt, immer ſo genau beurtheilen läßt, daß keine Irrung und kein Vorurtheil unterlaufe, wollen wir ebenſo wenig unterſuchen, als eine andere Frage, wie viel oder wenig ſubjective Neigung und Abneigung der Veränderer ſelbſt am mehr oder weniger Beibehalten oder Abſchaffen, ohne weitere Rückſicht auf den Zuſtand der Gemeinden, Einfluß hatte. — Daß Zwingli am ſchärfſten, wol auch zuweilen am ſchroffeſten (z. B. im Abſchaffen ſelbſt der Orgeln, woraus an manchen Orten ein förmliches Zerſtören derſelben wurde) durchzugreifen geneigt war, iſt allbekannt. Sein Ausſpruch ging dahin (ſ. Explanat. Artic. 25): Man habe an der Sonntagsfeier genug; dazu könne man noch einige Hauptfeſte mit einem Morgengottesdienſte, nicht aber als bürgerliche Feiertage (an denen alſo gewöhnliche Arbeit verrichtet werden dürfe) begangen werden, weil das Müßiggehen zu allerlei Unarten führe. Dieſe bloßen Frühgottesdienſte, nicht bürgerliche Feiertage, ſollten ſein die Geburt Jeſu und Stephanus, an welchem Tage vom Lobe der Märtyrer gehandelt werden könne; an Mariä Verkündigung vom Preiſe der Mutter Jeſu und von der Menſchwerdung des Erlöſers; am Johannistage vom Glauben der Patriarchen und Propheten, am Peter-Paulstage vom Andenken an alle Apoſtel und Evangeliſten. Alle übrigen katholiſchen Feſte ſollten völlig übergangen und nicht ein Mal durch einen Morgengottesdienſt ausgezeichnet werden. — Ging er nun auch in Einſchränkung der Feiertage ſelbſt noch weiter als Calvin, und noch viel weiter als Luther, ſo war er doch hierin lange nicht ſo ſchroff, als man ihn von manchen Seiten her beſchuldigt hat. Wenigſtens wollte er das Gedächtniß an die Apoſtel, an die Maria und die Märtyrer nicht verdrängt wiſſen, ſondern nur ihre Feſte auf die Sonntage verlegt haben, weil er die vielen Feiertage ſittengefährlich fand. — In der Hauptſache waren aber alle Proteſtanten einig, nämlich in Feſthaltung der Freiheit, mit den Feiertagen ſolche Veränderungen zu treffen, die der Zeit und dem Lande immerhin die zweckmäßigſten wären zur Erbauung und Erhebung der Gemeinden, ſodaß in dieſen Dingen keine Einrichtung als eine für immer abgeſchloſſene und unveränderliche gelten ſolle.

Hielt nun auch die römiſche Kirche die Feiertage nicht für Adiaphora, ſondern für weſentlich nothwendig, weil ſie nicht blos zur Bewahrung einer äußerlichen Ordnung dienten, ſondern vielmehr der Geheimniſſe der Lehren wegen begangen würden und werden müßten: ſo hatte ſich doch auch die katholiſche Kirche in Hinſicht auf die Feiertage wie an eine unveränderliche Richtſchnur weder theoretiſch, noch viel weniger praktiſch, gebunden erklärt, was die ungeheure, nach und nach verſtärkte Vermehrung der Feiertage thatſächlich beweiſt. Allein die Päpſte, am meiſten nach der Zeit der Reformation, ſuchten doch auch hierin ſich allein das Recht der Feiertagseinrichtung zuzuſchreiben, am ſtärkſten Urban VIII., was ſich doch die Biſchöfe nicht überall gefallen laſſen wollten, woraus ein Streit entſtand, deſſen Weiterführung Benedict XIV. verbot. — Wendeten ſich hingegen die Könige und Fürſten katholiſcher Länder um Verminderung der Feiertage an den Papſt, ſo haben wir bereits geſehen, daß dies von Rom zugeſtanden wurde. In der Sache waren alſo auch die Päpſte von keiner andern Geſinnung: nur wollten ſie das Recht, Änderungen zu treffen, keinem Anderen als ſich ſelbſt zuerkannt wiſſen. Darin liegt alſo der Hauptunterſchied, und freilich ein einflußreicher und gewaltiger. Die Einrichtungen der Kirche ſollten nicht von jeder Landeskirche, ſondern vom Papſte, als dem alleinigen Oberhaupte der Kirche, abhängen. — Darum wurde auch unter Anderem, namentlich von Greiſer, dem gewichtigſten Bekämpfer der Evangeliſchen in Hinſicht auf ihre Feiertagsfreiheiten, ſchwer vorgerückt, daß ſie damit der geiſtlichen Gewalt die Kraft nähmen und dafür der

Macht der Fürſten viel zu große Einmiſchung einräumten, ſomit das Geiſtliche zu einer Polizeiverwaltung machten. Dazu hatte er freilich ein Recht, denn es gab einige Fürſten, wie z. B. Braunſchweig (Agenda 1545), die ſich zu ſtark einmiſchten und, als zeitliche und ewige Wohlfahrt bringend, Etwas als weſentlich geboten, was die Reformatoren für unweſentlich erklärt hatten. Allein der Fehler lag doch im Grunde mehr in der Form, als in der Sache, darin, daß der Fürſt in ſeinem Namen und auf ſeinen Befehl geboten hatte, was er nur als Geſetz der Kirche, um nothwendiger Ordnung willen, hätte gebieten ſollen; denn in der Sache ſelbſt hatte ſich der Fürſt nach der Beſtimmung der Geiſtlichen gerichtet. Ungleich mehr miſchten ſich die Fürſten in die Feiertagsbeſtimmungen der ſogenannt reformirten Kirche, und zwar wider die Überzeugung der Geiſtlichen, was aus einem Beſchluſſe der belgiſchen Synode 1578 hervorgeht, wo es heißt: Es wäre zu wünſchen, daß die Unſeren ſechs Tage arbeiteten und nur den Sonntag feierten. Da aber auf Befehl der Obrigkeit auch einige andere Feſte gefeiert werden, nämlich die Geburt Jeſu und der folgende Tag; ferner zwei Oſter- und zwei Pfingſttage, und an einigen Orten auch das Neujahr und Himmelfahrt: ſo müſſen die Geiſtlichen an dieſen Tagen durch ihre Predigten dahin zu wirken ſuchen, daß der unnütze und verderbliche Müßiggang in eine nützliche Übung verwandelt werde. Die Geiſtlichen in den Städten müſſen die von der Obrigkeit angeordneten Feſte beobachten, indeſſen die Kirchen dahin zu arbeiten haben, daß der allgemein eingeführte Gebrauch ſämmtlicher Feſte, mit alleiniger Ausnahme des Geburtsfeſtes Chriſti, da Oſtern und Pfingſten auf den Sonntag fallen, ſoviel möglich und thunlich, gänzlich abgeſchafft werde. — Alſo war der Gang der Reformation in der Zwingli'ſchen und Calviniſchen Kirche in der That und Wahrheit darum noch lange nicht freier, weil ſie ſich gleich Anfangs weiter, auch in den Feiertagsbeſtimmungen, von der katholiſchen Kirche entfernen wollten, als die Lutheriſch-Evangeliſchen; denn die erſten ſetzten nicht durch, was ſie wollten und konnten ſich nur die Weiterverfolgung ihrer Zwecke zum Vorſatze machen. Dies Weiterbilden hatte hingegen Luther nicht minder zum Hauptgeſetze ſeiner Einrichtung gemacht, welche nicht länger beſtehen ſollte, als ſie ſich nützlich erwies; bei ſich zeigenden Misbräuchen u. ſ. ſollte ſie flugs geändert werden. Man geht naturgemäßer, wenn man Schritt für Schritt zum Ziele gelangen will, und nicht im gewaltigen Sprunge. — Und ſo war denn die Freiheit in Feſtſtellung der Feiertage unter allen Proteſtanten eine und dieſelbe: nur nicht die Art und Weiſe, wie ſie von dieſer Freiheit Gebrauch machten, was auch nicht ſein konnte, wenn die Freiheit ſelbſt, bei Verſchiedenheit der Meinungen und der Volkszuſtände, nicht gradehin wieder hätte vernichtet und in Zwang verwandelt werden ſollen. — Das begriff auch Calvin, ſo ſehr er auch die Feier des Sonntags, wir werden hören warum, für hinlänglich hielt. Im 2. Buche C. 8 ſeiner Inſtitutionen, wo er über das dritte Gebot ſpricht, läßt er ſich dem Hauptinhalte nach ſo vernehmen: Nachdem Chriſtus erſchienen iſt und das Schattenwerk aufgehört hat, ſollen wir Gott unſer ganzes Leben widmen und uns von abergläubiger Tagewählerei hüten. Die Schwachheit Vieler macht aber ein tägliches Zuſammenkommen zur Anbetung Gottes unmöglich (alſo doch auch ein Richten nach menſchlicher Schwachheit). Daher haben die Väter für den jüdiſchen Sabbath den Sonntag gewählt, der Auferſtehung Jeſu wegen: Allein es ſei Niemand zu verdammen, der einen andern Tag feierlich macht, nur ohne Aberglauben (aber auch der Glaube kann wegen der menſchlichen Schwachheit nicht vollkommen ſein, ſondern muß an Vollkommenheit immer mehr wachſen). Um der Ordnung willen bleibt es jedoch des Menſchen wegen noth, einen Tag der Woche zum beſondern Feiertag zu machen, damit die Religion nicht lau werde oder ganz zerfalle (aus demſelben Grunde können aber auch Kirchen einige Tage im Jahre mehr dazu nöthig ſcheinen und um des Volkes willen auch wol nöthig ſein). — In ſeinen Briefen 51, 128 und 278 gibt Calvin, eben um des Volkes willen, auch ſchon Einiges nach, was er für zuträglicher und beſſer halten müſſen, als ein zu feſtes Halten an ſubjectiven und für einen namhaften Standpunkt der Bildung auch vielleicht richtigen Grundſätzen in Lebens- und Volkseinrichtungen, die doch jedenfalls zum Vortheile des Ganzen, aber nicht einiger Beſondern dienen ſollen. — Und ſo iſt denn in der That, ſehen wir auf das Weſentliche und nicht blos auf das Äußerliche, in dieſer Hinſicht der Unterſchied unter den Proteſtanten keineswegs ſo bedeutend, als wol öfter gemeint und darüber Streit erhoben worden iſt. Die Übereinſtimmung liegt im Princip, in der freien Änderung nach den Bedürfniſſen der Zeit und der Länder. Daß daraus Verſchiedenheit der kirchlichen Formen hervorgehen muß, liegt am Tage. Worin aber das Beklagenswerthe ſolcher Verſchiedenheit liegen ſoll, wie Etliche meinen, wäre ſchwer zu begreifen, wenn nicht die Furcht vor der Gefahr wäre, die die Freiheit immer im Gefolge hat, wegen des Misbrauches von der einen Seite, und wegen der daraus ſich nothwendig machenden dreifachen Thätigkeit derer, die am Ruder ſtehen und das Ganze leiten ſollen, von der andern Seite. Freiheit und Ordnung laſſen ſich freilich ſchwerer verbinden und noch ſchwerer feſthalten, als Ordnung und Zwang, weshalb aber doch die Idee der Freiheit nicht aufgegeben werden kann. Die Kämpfe, welche Carlſtadt, der nichts weiter als den Sabbath gefeiert wiſſen wollte, Münzer, Schwenkfeld und die übrigen Separatiſten, herbeiführten, beweiſen gar nichts mehr als den alten Spruch: Es muß ja Ärgerniß kommen, und zwar um thatſächlicher Erhebung zum Beſſern willen, die ohne Anregung und Gefahr ebenſo unmöglich iſt, wie Tugend ohne Freiheit. Machte aber der mögliche, ja ſogar nicht zu umgehende Misbrauch irgend Etwas verwerflich, ſo hätte Gott die Welt nicht erſchaffen, und Chriſtus ſeine Religion gar nicht geben dürfen u. ſ. f.

Bei ſo geſtalteten Dingen wäre es nicht zum Verwundern, wenn der Unterſchied in den Cultuseinrichtungen der verſchiedenen proteſtantiſchen Länder, und namentlich der beiden Hauptparteien, noch ungleich größer

, auffallender wäre, als er wirklich iſt. Er würde
h ſonder Zweifel noch viel bedeutender ſich herausgeſtellt
en, wenn nicht das Anſehen Luther's und Calvin's
er ihren Anhängern ſo ſtark geweſen wäre, daß man
auch in den Kichenordnungen ſich zum Muſter genom=
n hätte, wozu allerdings noch manche, eine größere
heit der Gebräuche fördernde, Zeitverhältniſſe kamen,
B. der Religionsfriede von 1555. Daher wurden die
hſiſchen Kircheneinrichtungen zum Vorbilde der meiſten
angeliſch=lutheriſchen Länder, ſowie es die Genfer für
evangeliſch=calviniſtiſchen wurden. — Wie würden
her gern einen Auszug aus einer der älteſten Calvini=
ſchen Agenden geben, wenn wir trotz aller Mühe eine
rſelben hätten erhalten können. Von evangeliſch=luthe=
ſchen Agenden liegen dagegen vor uns:

Agenda. Das iſt, Kirchenordnung ꝛc., für die Die=
er der Kirchen in Hertzog Heinrichen zu Sachſen Für=
enthumb geſtellet. Auffs new gebeſſert mit etzlichen
Collecten der Superintendenten ꝛc. (Leipzig 1564.) Die
Vorrede, unterzeichnet von Juſtus Jonas D., Georgius
Spalatinus etc., hat zum Schluſſe: Datum 19. Septem=
bris, Anno Domini 1536 (was wohl zu bemerken iſt.
Vergl. übrigens über die Agenden *J. Guil. Feuerlin*,
Biblioth. symbol. [Gotting. 1752]. Append. I. Ordi-
nationes et Agenda eccles. p. 179 sq.) Da heißt es
auf dem 35. Blatte bis zum 36.: Von den ſondern
Feſten oder Feiertagen, ſo man im Jar halten
ſol. Vber die Gemeinen Sontage, ſollen gehalten wer=
den, die hohen Haupt Feſte des Herrn Chriſti, welche
von alters her in der Chriſtenheit darzu geordnet ſind,
das die ſondern ſtücke der Hiſtorien oder geſchicht von
Chriſto, ſo man im Glauben bekennet, in gedechtnis des
Gemeinen Volkes behalten, vnd daran dieſelben Artickel
des Chriſtlichen Glaubens gehandelt werden.

Zu ſolchen Feſten Chriſti gehören auch etliche von
denen, ſo man bisher der Jungfrawen Maria gefeiert hat.
Vnd ſollen nemlich dieſe Feſt gehalten werden:

Der Tag Nativitatis oder der Geburt Chriſti, ſampt dem andern, vnd auch dem dritten nechſtfolgenden, So man daran Communicanten hat.

Der Tag Circumcisionis oder der Beſchneidung Chriſti.

Der Tag Epiphanie, das iſt, der Erſcheinung oder Offenbarung Chriſti, da die Weiſen aus Morgenlandt, durch erſcheinung des Sterns, zu Chriſto kamen. — Dieſer Tag wird auch gehalten von der Tauſe Chriſti.

Der Tag der Offenbarung Chriſti in dem Tempel, ſo man nennet Purificationis Mariae.

Der Tag Annunciationis seu Conceptionis Christi, Da Chriſtus in der Jungfrawen Leib empfangen iſt.

Der Tag Coenae Domini, ſo man nennet den Grünen Donnerſtag, Daran von dem Abendtmal vnd Hochwürdigen Sacrament zu predigen iſt.

Der Tag des Leidens Chriſti, ſo der Karfreytag genennet wird.

Der Oſtertag von der Aufferſtehung des Herrn, ſampt dem nechſtfolgenden vnd dritten, ſo man Communicanten hat.

Der Tag der Himmelfahrt Chriſti.

Der Pfingſtag, von der Sendung des heiligen Geiſts.

Der heiligen Dreifaltigkeit Feſt, geſtellet auff den neheſten Sontag nach Pfingſten.

Hierüber ſollen auch dieſe Feſt gehalten werden.

Der Tag S. Johannis des Teuffers, zu ehren dem heiligen Predigampt des Evangelii von Chriſto.

Der Tag Visitationis, da Maria jre Mume Eliſabeth heimgeſucht hat, von wegen derſelben Hiſtorien des Evangelii.

Der Tag Michaelis, daran von den heiligen Engeln zu predigen.

Man mag auch die Tage der heiligen Apoſtel halten, das man vor Mittag daran predige, vnd ſo es fürfelt, die Communio halte, Nach Mittage aber|mag man wol der teglichen arbeit warten|Oder wo man wil|mag man die Evangelia vnd gedechtnis von den heiligen Apoſteln|auff die neheſten Sontag|ſo darnach gefallen|zur Mittags oder Veſper predigt verlegen.

Desgleichen mag es auch mit etlichen anderen Feſten der Heiligen|welcher Hiſtorien im Evangelio beſchrieben ſind|gehalten werden|Als da ſind S. Paulus Bekerung|Maria Magdalena|S. Johannis enthauptung|S. Stephan|ꝛc. Denn es wunder ſchöne Exempel vnd Hiſtorien ſind.

Es ſol aber das Volck vermanet vnd darzu gehalten werden|das ſie der Feiertage nicht misbrauchen zu Füllerey vnd andern Laſtern|ſo aus Müſſiggang folgen|Sondern ein jeglicher daran Gotteswort und des Gebets warte|vnd die ſeinen ſolches auch lere|oder leren laſſe|So aber darneben vbrige Zeit iſt|mag ein jeglicher für müſſiggehen wol ſeiner Arbeit warten.

So weit die angeführte Agende. Vom Müßiggange hatten alſo beide proteſtantiſchen Kirchen eine und dieſelbe Anſicht. Nur in der Zahl der Feiertage waren ſie verſchiedener Meinung. Dagegen mußten bei den Lutheriſch=Evangeliſchen alle Feiertage, ſogar die freigelaſſenen Apoſteltage, ſich auf ſchöne bibliſche Geſchichten gründen, die das Volk lernen und daran erinnert werden ſollte und dergl. mehr.

Vergleichen wir dieſe Agende mit dem „Manuale aus der Kirchen Agenda“ ꝛc. (Eisleben 1563.), ſo verwahrt ſich die Vorrede ausdrücklich, daß man damit die Ordnung, die der heilige Mann Gottes, Doctor Luther ſeligen, mit chriſtlichem Rath anderer gottſeligen Lerer fürgeſchrieben, nicht brechen, verendern oder gleich verbeſſern wolle, ſondern weil es allhie vom Anfang des heiligen Evangelii in allen Kirchen ſtets alſo gehalten und von Luther ſelbſt, als er 1546 vor ſeinem ſeligen abſchiede etliche wochen allhie zu Eisleben gepredigt ꝛc. als chriſtlich und wohlgeſtellet approbieret vnd alſo zu halten befohlen worden iſt. Das habe auch der von Luther zum Superintendenten vorgeſchlagene M. Johann Spangenberg treulich ſo fortgeſetzt ꝛc. Da ſtehen aber nur Collecten: Im Advent; auf Weihnachten; auf Purificationis; von dem Leiden Chriſti; auf Oſtern; von der Himmelfahrt; auf Pfingſten; von der heiligen Dreifaltigkeit. — Weiter

wird keines Feſtes gedacht, ſondern es werden nur noch einige Gemeine Collecten (oder Gebete), im Ganzen auf 3 Blättern, gegeben, die man gebrauchen kann nach erforderung der Zeit.

Agend Büchlein/für die Pfarrherren auff dem Land. Durch: M. Vitum Dietrich. (Nürnberg 1569.) — Handelt im 29. Abſchnitte (es hat weder Seiten= noch Blattzahlen): Was man für Feyertag außerhalb dem Sontag/durchs gantz Jar halten ſoll. Da heißt es:

Dieſe nachgeſchriebene Feyertag ſollen dem volck allweg des Sontags verkündet werden/das ſie von der Hausarbeyt abſtehen/vnd zu Gottes wort vnnd dem Gebet inn die Kirchen an ſolchen Feyertagen gehen ſollen.

Den newen Jarstag oder Circumcisionis Domini.
Den Oberſtag/oder heyligen Drey König tag/Epiphanie genant.
Sanct Matthias des Zwölffboten.
Marie Verkündigung/Annunciationis genant.
Den heyligen Oſtertag.
Vnd den nechſt darnach folgenden tag.
Sanct Philipp vnd S. Jacobs der Zwölffbotten.
Vnſers Herrn Himelfart/Ascensionis genant.
Den heyligen Pfingſtag/Pentecostes genant.
Vnd den nechſten tag darnach.
Der heyligen Trifaltigkeyt tag/Trinitatis genant.
Sanct Johans des Tauffers.
Sanct Petrus vnd S. Paulus der Zwölffbotten.

Weyl aber gemeinigklich das Feſt Visitationis Marie in ein wochen/mit S. Peter vnnd Paul felt/vnd der Feyrtage vmb der feldarbeyt willen/dazu mal zu vil wöllen ſein/iſt's alſo bedacht/das ſolches Feſt Visitationis Marie/auff den 15. tag Auguſti verſchoben werde/da man ſonſt das Feſt von der Himelfart Marie helt. Welches doch kein grund inn der Schrifft/vnnd zu großer Abgötterey vil urſach geben hat. Darumb ſol man auff ſolchen Tag Assumptionis die Hiſtori rein halten/von der Heymſuchung/welche inn der Schrifft gegründet/vnnd derhalb ein nütze lehr geben kan.

Sanct Jacobus des Zwölffboten.
Sanct Bartholomäus des Zwölffbotten.
Sanct Mattheus des Zwölffbotten.
S. Simon vnd Juda der Zwölffbotten.
S. Thomas des Zwölffbotten.
Den heyligen Chriſtag/Nativitatis Domini genant.
Vnnd Sanct Stephans tag/als den nechſten tag darnach.

Dieſe Feyrtag ſind gnug/durch das Jar/denn es iſt doch der wenigſte theyl/der darumb feyret/das er Gottes wort hören/vnnd den Feyrtag alſo heyligen möge. Die andern mißbrauchen der Feyr/zum ſpil/ſauffen vnd vnzucht. Vnnd dennoch ſollen die Pfarrherren etliche fürnemliche Hiſtorien/ob man gleich den tag nicht feyert/in der Kirchen behalten/Als da iſt die Hiſtori/wie Chriſtus iſt getaufft worden/Mathei am 3. die mag man predigen am Sontag zwiſchen Epiphanie/vnnd Circumcisionis, Denn es ein ſonder nütze/vnnd tröſtliche Hiſtori iſt. Derhalb ſie auch in der Haußpoſtill D. Luthers mit eingezogen iſt.

Desgleichen ſollen auch die noch übrigen beibehaltenen Feſte auf Sonntage verlegt werden, nämlich: St. Pauli Bekehrung Act. 9 mag am 3. Sonntage nach Epiphanias gehalten werden; die Hiſtori Magdalene, am 7. Sonntage nach Trinitatis; die Hiſtori von der Enthauptung Johannes des Täufers, Matth. 14. Marc. 6, am 12. Sonntage nach Trinitatis; Item, das Feſt von den Engeln/auf den 18. oder 19. Sonntag nach Trinitatis. — Alle dieſe ſollen ihrer trefflichen Hiſtorien wegen allezeit behandelt und in der Chriſtlichen Kirchen behalten werden, ob man gleych die Feyertag nit helt.

Das wird genug ſein, die ebenſo frei geweſen, als daher nach Beſchaffenheit der Gegenden und Länder verſchiedene, Einrichtung der Feiertage in der evangeliſch-lutheriſchen Kirche gleich in den erſten Zeiten vollkommen zu beglaubigen; nicht minder aber auch zugleich den Geiſt der Ordnung und der Sittlichkeit, der überall in dieſen freien Ordnungen waltete. Es wird ſich aber auch manches Vorurtheil dadurch beſeitigen, z. B. als habe die lutheriſche Kirche Anfangs überall die drei hohen Feſte mit drei Feiertagen begangen, während die reformirte höchſtens zwei Feiertage beibehalten habe u. v. a., was wir nicht ausdrücklich zu erörtern nöthig haben, da es die Tabellen einem Jeden von ſelbſt klar machen.

Die ganze Lehre wird nach den Hauptſchriften der Evangeliſchen im 16. Jahrh. kürzlichſt in Folgendem beſtehen: So ſpricht Paulus Koloſſ. 2: Laſſet euch Niemand ein Gewiſſen machen über Speiſe und Trank, oder über beſtimmte Feiertage u. ſ. w. Dabei muß aber Ordnung ſein auch in den Kirchen und Verſammlungen der Gemeinde, welche Zucht und Ordnung derſelbe Paulus 1 Kor. 14 auch machte. Um ſolcher Ordnung und Zucht willen müſſen alſo etliche Ceremonien geſetzt und gehalten werden, nicht aber, daß ſie für einen Gottesdienſt gelten und die Gewiſſen damit beſchwert werden ſollten, ſondern daß ſie dem Volke zur Beſſerung gereichen. Damit nur aber, anſtatt der mit dieſer Ordnung bezweckten Beſſerung und Erbauung, dem Volke oder den Schwachen unter ihnen kein Ärgerniß gegeben werde, ſoll nicht jeder Pfarrer, wie Sänger, in Kleidern und andern an ſich nicht unrechten Dingen es machen und ändern, wie es ihm gefällt, ſondern ſoll ſich nach dem Brauche halten, und darüber nicht Zank anrichten, ob z. B. in der Kirche ein Chorrock zu tragen ſei oder nicht, denn es iſt ein Mittelding und nicht Gottes Gebot. — Was ſich dagegen mit Gottes Wort nicht verträgt und dawider iſt, muß fort und ernſtlich angegriffen werden, als Salve ſingen, die Heiligen anrufen, Waſſer= und Salzweihen umtragen, das Sacrament einſperren u. ſ. f. Da ſoll man keine Geduld mit haben, wenn nemlich das Wort darüber zuvorgangen und die Leut darüber unterrichtet worden ſind. Denn wer on vorhergehenden unterricht, auch in ſolchen ſtücken eilen wolle, da möchten die ſchwachen, der man ein zeytlang ſchonen muß, verſtürtzet vnd jrr drüber werden. Auch an ihm ſelbſt nicht unrechte Dinge ſoll man laſſen, ſobald ſie Aberglauben anrichten ꝛc. Und ſo ſoll man denn

Brauch chriſtlicher Freiheit mit Vernunſt und Beſchei- ...heit handeln, daß Niemand ohne Noth geärgert werde. ... iſt aber nach dem Evangelion ein Stück der chriſt- ...hen Freiheit, daß man kein ſolche ſatzung in der Kir- ...n mache, die man für Gottesdienſt halten, vnnd zu ...gebung der ſünden, oder gerechtigkeit nötig wolte ach- ... Solches mag man ordnen, das man zu beſtimpter ...yt inn die Kirchen komm, Gottes wort höre, diß oder ...nes leſe, oder predige rc., denn Alles inn der Kirchen ...n ordentlich vnd züchtig zugehen ſoll. Daher ſind die ...nen vnd nützen ordnungen kommen, die alle Pfarrherrn ...lich halten ſollen, das man auff gewiſe zeyt die heyli- ...n Feſt Chriſti vnd der Apoſtel helt. Denn auff einen ...g kan mans nicht alles handeln u. ſ. w.

Wer auff diſe weyſe von Chriſtlicher fryheyt prediget ...nd lehret, der wird nit allein zu auffrhur nit rathen, ...ie doch ſonſt vnſere widerſacher dem heyligen Evangelio ...huld geben, vnd vns auffrhüriſche Prediger heiſſen, Son- ...er auff das fleiſſigeſt zum gehorſam weltlicher Oberkeyt, ...nd allein das zu frieden vnd beſſerung dienet, vermanen. Denn da iſt die Schrifft vol zeugnuß, das Gott welt- ...iche Oberkeyt eingeſetzt, vnd den vnterthanen den gehor- ...am befolhen hat, ſo vil weltliche ſachen vnd handel er- ...ordern. Wo aber weltliche Oberkeyt weyter faren, vnnd ...nn Gottes ſachen etwas unrechts gebieten vnd aufflegen wolte, Da ſol man ehe drumb leiden, was vns auffgelegt wirdt, ehe wir wider Gottes gehorſam, der die höchſte Oberkeyt iſt, etwas thun oder fürnemen wollen.

Das iſt nun Alles evangeliſch-lutheriſch, wird aber doch auch wol evangeliſch-calviniſch und zwingliſch ſein, alſo echt proteſtantiſch ohne allen Unterſchied, der nur in Nebendingen, nicht in der Hauptſache, beſteht. Man hat überhaupt viel zu viele Unterſchiede gemacht, die nur ſcheinen und nicht ſind, außer in Mitteldingen, die eben der chriſtlichen Freiheit angehören. Hat man doch ſogar behauptet, die evangeliſch-lutheriſche Kirche habe vorzugsweiſe gegen das Judaiſirende der Römiſchen, und die evangeliſch-reformirte beſonders gegen das heidniſche Element der römiſch-katholiſchen Kirche angekämpft (!). Auch in Hinſicht auf die Geſchichte der Feiertage hat man Unſtatthaftes vorgebracht. So hat man behauptet, die Lutheriſchen Proteſtanten hätten Anfangs überall die drei hohen Feſte mit drei Feiertagen, die Calviniſchen dagegen höchſtens mit zweien begangen. Wir haben geſehen, daß dies keineswegs überall der Fall war. Daß hingegen die drei Feiertage, wo ſie Anfangs nach hergebrachter Art beibehalten worden waren, immer allgemeiner unter den Proteſtanten auf zwei zurückgebracht worden ſind, weiß Jedermann. Wir halten aber eine genaue Aufzählung der Länder, die anſtatt der drei Feiertage zwei einführten, wie ſie in dieſer Angelegenheit auf einander folgten, lange nicht für ſo wichtig, daß wir Urſache fänden, uns dabei aufzuhalten. Erwähnen wollen wir nur, daß das Königreich Sachſen das letzte proteſtantiſche Land war, welches ſeit dem Jahre der Conſtitution dieſe Einrichtung auch traf. Es hat ſich jedoch bis jetzt gezeigt, daß dieſe Feiertagsbeſchränkung weit weniger genutzt hat, als man glaubte. Die allermeiſten Leute arbeiten auch am dritten Tage nicht, ſondern feiern nach wie vor; ſind alſo nur der Predigt und der Kirche enthoben, was für Viele wol eher ein Nachtheil ſein dürfte. — Auch iſt der Menſch doch nicht allein um des Arbeitens willen da, ſondern daß er auch an ſeine Seele gedenke und ſich zuweilen auch etwas mehr als gewöhnlich erhole, damit er zum Gefühle ſeines Lebens komme, was am meiſten den niedrig Geſtellten noth iſt. — Es iſt jedoch nur zu natürlich, daß in Dingen, die der chriſtlichen Freiheit verfallen und für Mitteldinge mit Recht gehalten worden ſind, nicht eine allgemeine Übereinſtimmung möglich ſei, wenn bei Feſthaltung und Veränderung derſelben nicht mit äußerſter Vorſicht, Überlegung, Billigkeit und Schonung, ſondern zufahrend und ſcharf durchgreifend verfahren wird, was die proteſtantiſche Kirche, wie wir ſahen, durchaus nicht billigte. Und ſo ſind denn über dieſe Adiaphora eine Menge, oft recht hartnäckiger, Streitigkeiten vorgefallen, wovon nur die wichtigſten kurz berührt werden mögen.

Die Pietiſten (ſ. dieſe), an deren Spitze Phil. Jac. Spener (ſ. dieſen), hielten noch beſondere Privatzuſammenkünfte, weil der öffentliche Gottesdienſt zu mechaniſch, zu ſehr mit Gebräuchen überladen und dabei doch nicht anregend und erbaulich genug ſei. Daher ihre Collegia pietatis, worin nicht blos Prediger, ſondern Jeder, der ſich dazu begeiſtert fühlte, zur Erbauung thätig behilflich ſein durfte. Gegen dieſen Separatismus und ſeine „Winkelandachten" eiferten vorzüglich die Carpzove, Löſcher, Neumeiſter u. A., als gegen Überſpannungen, die geiſtlichen Hochmuth förderten und dem Kirchlichen nachtheilig ſeien. Auch die Fürſten erklärten ſich in Befehlen gegen dieſe bis 1730 ſtarke Partei, daß ſie ſich auch nach und nach verlor. Zugleich behauptete Thomaſius, man müſſe weiter gehen in der Reformation, und zwar in Lehren und Gebräuchen; Joh. Sam. Stryk, Profeſſor der Rechte in Halle, griff in ſ. de jure Sabbati, 1702 — nicht mehr als Alles an, was zur kirchlichen Einrichtung gehörte; ebenſo drang er in ſ. Schrift: de incommodis Festorum, auf Verringerung der Feiertage, oft übertreibend. Vergl. Walch's Einleitung in die Rel.-Streitigkeiten der evangeliſch-lutheriſchen Kirche. 3. Th. — Der Kampf war ſcharf und die Geiſtlichen blieben Sieger, die alten Einrichtungen bewahrend. — Allein das Recht der Fürſten circa sacra und circa Adiaphora wurde zu groß, am ſtärkſten durch Thomaſius zum Nachtheile der Kirche auf die Spitze getrieben. Man ſehe darüber Auguſti, Denkwürdigkeiten. 1. Th. S. 45—55, wo es unter Anderem heißt: „Eine Folge des eingeführten Territorialſyſtems war die ſeit der Mitte des 18. Jahrh. von der Staatsgewalt vorgenommene Veränderung der kirchlichen Feſte. In den meiſten Ländern Teutſchlands wurden nicht nur bei den hohen Feſten die dritten Feiertage abgeſchafft (das war aber auch in der Lutheriſchen Kirche frei, und fand auch im 16. Jahrh. hie und da ſchon ſtatt, wie wir gezeigt haben), ſondern auch mehre Mittelfeſte und die Gedächtnißfeier der Apoſtel entweder ganz unterlaſſen, oder auf die nächſten Sonntage verlegt" (was auch im 16. Jahrh.

ſchon geſchehen war). „Überdies (fährt der Verf. fort) wurden mit den Faſt-, Buß- und Bettagen große Veränderungen vorgenommen und verſchiedene Einrichtungen in Anſehung des Temporis clausi getroffen, ſodaß eigentlich erſt von dieſem Zeitpunkte an die auffallende, noch jetzt (nämlich 1817) beſtehende, Verſchiedenheit in den kirchlichen Einrichtungen des proteſtantiſchen Teutſchlands gefunden wird.“ Das Letzte iſt aber, nach Zeugniß der alten Agenden aus dem 16. Jahrh., in der That nicht der Fall; die Verſchiedenheit war ſchon da, und lag völlig in den Grundſätzen der Reformatoren. Die Veränderungen an ſich waren alſo nicht gegen die proteſtantiſchen Beſtimmungen, ſondern allein in der Form lag der Fehler, darin, daß die Geiſtlichkeit von den Fürſten in Anordnung neuer Kirchenangelegenheiten oft gar nicht gefragt wurde. Vergl. Nova acta histor. eccles. T. XII. p. 692 und T. XIX. p. 370 sq. Schlegel's Kirchengeſch. des 18. Jahrh. 2. Bd. S. 231 fg. Flügge's Geſch. des teutſchen Kirchen- und Predigtweſens. 2. Th. S. 284 fg. — Schweden machte 1750 mit Einſchränkung der Feſte den Anfang; allein es ging nicht vom Könige, ſondern von der Kirche und ihren Vorſtehern aus, was in der Ordnung iſt.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. wuchs immer mehr ein weit gefährlicherer Feind unter den Gelehrten, alſo im Schooße der Kirche ſelbſt, heran, der den chriſtlichen Feſten und der chriſtlichen Lehre, die an dieſen Feiertagen vorgetragen werden ſollte, den Untergang zu bereiten ſich anſchickte. Es traten nicht Wenige auf, welche die Feſtdogmen der Aufklärung der vorgeſchrittenen Zeit nicht mehr angemeſſen, oft wol anſtößig und Aberglauben fördernd fanden, daher eine völlige Umwandlung der an Feſttagen von der Kanzel herab zu lehrenden Gegenſtände foderten. Die ganzen Religionswahrheiten ſollten mehr verbürgerlicht, mehr ins gewöhnliche Leben gezogen, moraliſch-nützlich gemacht werden, mit Übergehung der Geheimniſſe u. ſ. f. Kurz es war ein kleiner Krieg, der, zum Beſten der Naturreligion, den Unterſcheidungslehren des Chriſtenthums angekündigt wurde.

In Frankreich hingegen wurde der große Krieg geführt zur Zeit der Revolution, wo nicht blos die ganze Staatsverfaſſung von Außen und in bürgerlicher Hinſicht, ſondern auch die Glaubenswelt von Innen in Hinſicht auf Religion in glänzender Freiheit ſtehen ſollte. Und ſo wurden denn auf Robespierre's Veranlaſſung vom Nationalconvent 1793 folgende Feſte der franzöſiſchen Republik für die Prieſter der Vernunft, die an ein höchſtes Weſen und an Unſterblichkeit der Seele glauben, angeſagt:

Das Feſt des höchſten Weſens und der Natur.
— — des Menſchengeſchlechts.
— — des franzöſiſchen Volkes.
— — der Wohlthäter der Menſchheit.
— — der Freiheit und Gleichheit.
— — der Märtyrer der Freiheit.
— — der Republik.
— — der Freiheit der Welt.
— — der Vaterlandsliebe.
Das Feſt des Haſſes der Tyrannen und Verräther.
— — der Wahrheit.
— — der Gerechtigkeit.
— — der Schamhaftigkeit.
— — des Ruhms und der Unſterblichkeit.
— — der Freundſchaft.
— — der Mäßigkeit.
— — des Heldenmuthes.
— — der Treue.
— — der Uneigennützigkeit.
— — des Stoicismus.
— — der Liebe.
— — der ehelichen Treue.
— — der kindlichen Liebe.
— — der Kindheit.
— — der Jugend.
— — des männlichen Alters.
— — des Greiſenalters.
— — des Unglücks.
— — des Ackerbaues.
— — der Induſtrie.
— — unſerer Ahnen.
— — der Nachwelt und der Glückſeligkeit.

Man wird nicht ſagen, daß die Zahl der neuen Feſte allzu gering geweſen wäre, wenn ſie alle gefeiert worden wären. Daß aber nur einige derſelben wirklich in Ausübung gebracht wurden, lag an den Zeitumſtänden (ſ. darüber Histoire secrète du Tribunal révolutionnaire par Mr. de *Proussinale*. (Paris 1815.) — Ganz in demſelben Sinne handelten die ſeit 1794 ſich wirkſam zeigenden Theophilanthropen, welche, als ſogenannte Freunde Gottes und der Menſchen, alles Chriſtliche in eine Naturreligion umzuwandeln ſich beeiferten, und ſo mit ſich völlig den neuen Einrichtungen des Nationalconvents anſchloſſen. Man nannte dieſen Gottesdienſt le culte philosophique, den la Basteys beſchrieb. (Paris 1794.) Im folgenden Jahre wurden zu Paris gedruckt: Reflexions sur le culte, sur les cérémonies civiles et sur les Fêtes nationales. Es wurden 1796–1799 Feſte der Toleranz, der Vernunft, des Sieges, der Treue, der Jugend, Hymens ꝛc. gefeiert; beſonders liebten ſie es, glänzende Todtenfeſte zu veranſtalten, wozu man verdiente Männer der Gegenwart und der Vergangenheit wählte, als die Generale Hoche und Joubert, den Sokrates, Marc Aurel, Voltaire, Rouſſeau ꝛc.; ſ. die Geſchichte des Theophilanthropismus in Stäudlin's Magazin für Religions-, Moral- und Kirchengeſchichte. 4. Bd. 2. St. S. 257—401; Tzſchirner's Memorabilien für das Studium und die Amtsführung des Predigers, 2. B. 2. St. 1812.

Wurden nun auch dieſe franzöſiſchen Überſpannungen, welche die chriſtliche Religionsfeier in Frankreich ziemlich unterdrückt zu haben ſchienen, im Auslande nicht nachgemacht, ſo regten ſie doch in einer dem alten Glauben nicht beſonders mehr ergebenen Zeit, wenigſtens im Einzelnen, viele Köpfe gewaltig auf, ſodaß man, dem Poſitiven des Chriſtenthums ſchon entfremdet, auch i

utſchland immer lauter für eine Verallgemeinerung der ſte nach Grundſätzen der natürlichen Religion, oder der iloſophiſchen, ſich ausſprach. Wie z. B. Löffler die auptfeſte der Chriſtenheit behandelt und den Leuten nütz- h gemacht wiſſen wollte; was für Veränderungen zſchirner in ſ. Diſſertation de sacris ecclesiae ostrae publicis caute emendandis. 1815 — vorſchlug, obei er auch ein Frühlingsfeſt und manche bürgerliche ſte, als die Rettung des Vaterlandes, angemeſſen fand; ner de Wette in ſ. Schrift: Über Religion und Theo- gie (Berlin 1815.), welcher Weihnachten als Verherr- bungsfeier der menſchlichen Natur durch Verbindung mit r göttlichen, als Feſt der Kinder; Oſtern als Feſt der ärtyrer und Helden; Pfingſten als Feſt der Confirma- on und der Wehrhaftmachung angeſehen wiſſen wollte, ozu Andere noch vier Jahreszeitfeſte ꝛc. vorſchlugen, es Alles hat Auguſti ſorgfältig in ſ. 1. Thle. S. 56 –70 auseinandergeſetzt und noch weitere Erläuterungen is S. 77 gegeben. — Iſt dieſe eben in Umriſſen ge- hilderte Zeitrichtung auch nicht ohne Folgen geblieben, wird doch die Ermahnung nicht mehr nöthig ſein: „Gegen ſolche Grundſätze und Anſichten iſt die von allen hriſtlichen Hauptconfeſſionen angenommene und beibehal- ene Feier der chriſtlichen Feſte gemeinſchaftlich zu ver- heidigen."

In Frankreich hat ſchon Napoleon Alles wieder ſo- veit zum römiſch-katholiſchen Cultus zurückgebracht, als s ſich mit ſeinen Herrſcherplanen nur vertragen wollte. Welche Obergewalt die katholiſche Kirche jetzt in Frankreich behauptet, weiß Jedermann. Es kann nach ſo gründlichen Heilungen auch nicht der kleinſte Stoff mehr übrig ſein, der nicht alsbald zum neuen Siegesfeſte der Orthodoxie werden müßte, wenn er ja einmal, ſich laut zu machen, Kühnheit gewinnen und ſein frühzeitiges Grab bauen helfen wollte. — Auch in Teutſchland haben ſich jene Schwarmgeiſter zur Ruhe gelegt, und die Liebe zur Natur und zu ihren Feſten iſt verſtummt. Der Katholicismus thut das Seine; die Jeſuiten ſind wieder wach und bringen manche alte Feſte zu jungen Ehren. Die Proteſtanten wollen nicht häkeln und mäkeln, damit es Friede ſcheine; und wenn es ja einmal Einer thut, ſo iſt es nur ein Rationaliſt, der eigentlich ſchweigen ſollte, wie die Rechten meinen. Wenn er aber auch redete, es hätte gewiß, der Feſte ſelbſt wegen, nichts zu bedeuten; denn über jene allzu ſtarke Liebe zum Naturdienſte iſt unſere geſammte Zeit längſt hinweg, wie denn immer das Allzuſtarke am früheſten matt wird. Es iſt ein ganz anderes Übel, was unſere Zeit befallen hat, das iſt Mangel an kirchlichem Sinn, Gleichgültigkeit gegen kirchliche Verſammlungen überhaupt. Man hat viel gefragt, woher das Übel kommt, und hat ſich beſonders in der Urſache gefallen, es fehle dem proteſtantiſchen Cultus zu ſehr an ſinnlichem Reiz; die Feſte unterſchieden ſich nicht genug durch äußere Gebräuche vom gewöhnlichen Sonntage, weshalb man mehr auf Auge und Ohr wirken müſſe, als es bisher geſchehen ſei. Zum Glück gehört die Beleuchtung unter Liturgie, die auch in der That jetzt ein Modeartikel geworden iſt. Wir haben aber doch ſtets gefunden, daß die Kirchen, trotz der Liturgie, überall ſehr gefüllt waren, wo gute Prediger ſprachen, und überall leer, wo ſchlechte declamirten. Demnach dürfte es doch wol mehr auf gute Redner, als auf ſchauſpielartige Erregung der Sinnlichkeit ankommen, die in proteſtantiſchen Kirchen immerhin untergeordnet, wenn auch nicht gänzlich vernachläſſigt bleiben muß. Man vgl. Homiletiſches Handb. für alle chriſtl. Feſttage des ganzen Jahres. Von Sam. Baur. (Halle 1808.) Aphorismen zur Erneuerung des kirchlichen Lebens im proteſtantiſchen Teutſchland. (Berlin 1814.) ꝛc. — Es wird ſich wol am Ende aus allen Betrachtungen, wie aus dem Gange der Geſchichte ſelbſt, ergeben, daß zu wenige und nicht mit der gehörigen Sorgfalt behandelte chriſtliche Feſte von der andern Seite her ebenſo nachtheilig ſind, als zu viele und mit ſinnlichen Gebräuchen überladene.

Es iſt uns daher in der That ſchwer zu begreifen, wie man jetzt noch behaupten darf, es ſei auch die proteſtantiſche Kirche von dem Vorwurfe nicht frei zu ſprechen, daß die Zahl der gefeierten Feſte zu groß ſei.

Sogar die römiſch-katholiſche Kirche hat im Laufe des 18. Jahrh., von Seiten der Staaten und der Päpſte ſelbſt, eine Verminderung ihrer allerdings gar zu überhäuften Feiertage nöthig gefunden. Wir haben ſchon erwähnt, daß Frankreich, Öſterreich, ja ſelbſt Spanien und Portugal, eine Verringerung ihrer Feiertage durchſetzten. Gingen dieſe Veränderungen auch von Seiten der Staatsgewalt aus, ſo konnte die Vollſtreckung ihrer Beſchlüſſe doch nicht anders, als mit Genehmigung des römiſchen Stuhls ins Leben treten. Aber dieſe Genehmigung blieb nicht aus, wurde auch ſpäter noch ertheilt, als man in manchen Ländern die Erfahrung gemacht hatte, daß ſich das Volk ſelbſt ſeine Feiertage nur ſehr ungern, ja mit Widerſtreben nehmen laſſen wollte. In Öſterreich, wo man freilich auch ſogar die drei hohen Feſte nur auf einen einzigen Feiertag beſchränkte, wäre es beinahe zu aufrühriſchen Thätlichkeiten gekommen, wenn nicht die Geiſtlichkeit ſelbſt den Unwillen des Volkes beſänftigt hätte. Seit Benedict's XIV. Regierung lag die Beſchränkung der allzu zahlreichen Feiertage ſo ernſtlich in dem Willen der Päpſte, daß einige Scheingründe gegen dieſe offen vorliegende Thatſache ſich auf das Ungeſuchteſte beſeitigen. Vermehrte auch Benedict XIV. ſelbſt die Feiertage der Maria 1745 noch mit dem Feſte der ſieben Freuden der heiligen Jungfrau, nachdem er 1743 ſchon das Feſt des heiligen Petrus acht Tage lang hatte feiern laſſen, ſo war doch die Urſache davon keine andere, als daß er zugleich die Macht des Papſtes, die Urban VIII., noch mit Widerſtreben nicht weniger Biſchöfe, für den römiſchen Stuhl beanſprucht hatte, daß dieſer allein die Feiertage zu beſtimmen berechtigt ſei, auch von dieſer Seite thatſächlich geltend machen wollte. Von der andern Seite lag ihm die Verringerung der Feiertage, und zwar um derſelben Gründe willen, die auch von den Proteſtanten dafür angegeben worden waren, ſo ſehr am Herzen, daß er in ſeinem eigenen Staate die Abſchaffung vieler Feſte befahl. Um die Anſichten einer Gegenpartei unter den Geiſtlichen ſelbſt, die der Papſt im Voraus ahnen mochte und konnte,

deſto leichter zu entkräften, war der berühmte Alterthumsforſcher und Bibliothekar Ant. Lud. Muratori zu einer gelehrten Vertheidigung der Sache nach geſchichtlichem und kanoniſchem Rechte vom Papſte beauftragt worden. Raccolta di Scritture concernenti le diminuzione delle Feste di precetto. (Lucca 1748.) — Viele einſichtsvolle Männer waren auch damit völlig einverſtanden. Dennoch war die Gegenpartei nichts weniger als gering, die beſonders noch dadurch an Muth gewann, daß ſogar der gelehrte Cardinal Quirini ſich an die Spitze derſelben ſtellte und gegen Benedict's Unternehmen ſich unter Anderem in der Schrift ausſprach: La moltiplicità di giorni festivi, che oggidì si osservano di precetto, autorizata da tutti sommi pontifici di dagenti e vinticinque anni etc. (Venezia 1749.) Der Papſt ſah ſich genöthigt, der Gegenpartei mit dem Bannſtrahl zu drohen. Als nun grade damals der König von Sicilien um Verminderung der Feiertage bat, beſtimmte der Papſt in Übereinſtimmung mit den Biſchöfen am 12. Dec. 1748, daß außer den drei hohen Feſten noch begangen werden ſollten die Beſchneidung, Erſcheinung und Himmelfahrt des Herrn, das Fronleichnamsfeſt; die Feſte der Reinigung, Verkündigung, Himmelfahrt, Geburt und Empfängniß Mariä; die Feſte Petri und Pauli, Allerheiligen, und das Feſt der Schutzheiligen jeder Stadt oder Diöces: an allen übrigen hingegen ſolle nur eine Meſſe gehört werden. Auch in Toscana wurde dem Verlangen des Kaiſers 1749 eine Verringerung der Feſte zugeſtanden. Nachdem auch in Öſterreich eine ähnliche, im Grunde noch ſtärkere, Verminderung der Feſte durchgeſetzt worden war, gingen in Kurmainz und Trier 1789 ähnliche Veränderungen durch. Die einmal ſoweit geförderte Beſchränkung der Feiertage zählte nun immer mehr Anhänger auch unter den Biſchöfen, und verbreitete ſich ziemlich raſch. In den katholiſchen Provinzen Preußens wurde ein Gleiches 1773 durchgeſetzt; in Polen 1775. Mitten unter dieſen Verringerungen der Menge der Feiertage fügte doch auch Clemens XIII. wieder ein neues Feſt des Herzens Jeſu 1765 zu, aus demſelben Grunde, welcher Benedict XIV. dazu bewogen hatte; denn Clemens XIII. bewies es im Übrigen ebenſo ſehr, wie ſeine Vorgänger und Nachfolger, daß ihm im Allgemeinen die Verringerung der Feiertage, nicht ihre Vermehrung, am Herzen lag. — Der Vorwurf, den man der römiſch-katholiſchen Kirche des Übermaßes ihrer Feiertage wegen machte, trifft alſo die jetzige lange nicht mehr mit demſelben Rechte, als er die frühere traf, vielmehr iſt hierin grade ſehr Bedeutendes geändert worden, und mit feſter Hand; freilich nicht nach proteſtantiſcher, ſondern nach ihrer Anſicht. Daß dieſe aber der katholiſchen Kirche ebenſo frei bleibt, als der proteſtantiſchen, wird Niemand leugnen. Jede Kirche hat ſich nach ihren Grundſätzen einzurichten, und nicht nach einer andern. Genug, daß auch hier von der mittelalterlichen Überſpannung bedeutend abgewichen worden war. — Es liegt aber im Weſen der proteſtantiſchen Kirche, daß in ihr die im 18. Jahrh. allgemein unter den Gebildeten für nothwendig erachtete Feiertagsverminderung weit friſcher angegriffen und weit ſtärker durchgeſetzt werden mußte. Im Durchführen des Werkes ſelbſt waren aber bei manche Fehler vorgegangen, die gradehin wider die [illegible] ren Vorſichtsmaßregeln der erſten Verbeſſerer im 16. Jahrh. liefen, welche, nach ausdrücklichem Ausſpruch der [illegible] Agenden, keine Veränderung ohne vorhergegangene Belehrung des Volkes vorgenommen wiſſen wollten. Dies hatten nun die Regierungen mancher kleinen Länder [illegible] völlig außer Acht gelaſſen, ſodaß die ganz [illegible] kommenden Befehle wegen Feſttagsverminderung dem Volke als ein Eingriff in die Rechte der Religion und der Gewiſſensfreiheit erſchienen. Man widerſetzte ſich daher am ſtärkſten in Hildburghauſen, wo die Unruhen nicht eher geſtillt wurden, als bis das Volk von Seiten der Geiſtlichen gehörig belehrt worden war. In den meiſten Ländern Teutſchlands wurden jedoch die Befehle der Fürſten über Verringerung der Feiertage ruhig und willig angenommen. Die Zahl derſelben iſt nun in der proteſtantiſchen Kirche ſo verkleinert, daß wir an dem Vorwurfe Einiger, als ſei dieſe Zahl immer noch zu groß, durchaus nicht Theil nehmen können. Wir möchten dagegen vielmehr behaupten, daß die Zahl der noch gefeierten chriſtlichen Feſte, vielleicht mit Ausnahme eines einzigen, in der lutheriſchen Kirche noch beibehaltenen Marienfeſtes, gar nicht kleiner werden könne, als ſie bereits iſt, wenn nicht die chriſtliche Lehre ſelbſt bedeutend umgewandelt werden ſoll. Was haben wir denn noch, außer den von Allen als nothwendig anerkannten Sonntagen, für beſtimmte chriſtliche Feiertage? Es ſind die drei hohen Feſte, jedes zu zwei Feiertagen, von denen Oſtern und Pfingſten zwei Sonntage wegnehmen; dazu der grüne Donnerſtag, Charfreitag und Himmelfahrt. Meiſt wird der grüne Donnerstag nur als halber Feiertag begangen. [illegible] Mariä Verkündigung iſt von den Mittelfeſten in Sachſen noch als ein Feiertag beibehalten worden, wahrſcheinlich aus Rückſichten gegen die katholiſche Kirche; aber auch ſelbſt dieſes fällt weg, ſo oft es, der veränderlichen Oſterzeit wegen, in die ſogenannte Marterwoche, d. i. die Woche vor Oſtern, fällt, weil ſonſt grade in dieſer Woche der Feiertage allzu viele würden. Die übrigen Feſte ſämmtlich ſind auf die Sonntage verlegt, auch das Johannisfeſt nicht ausgenommen, ſo ſehr das Volk die Beibehaltung deſſelben wünſchte und noch wünſcht, freilich nicht des chriſtlichen Feſtes, ſondern der [illegible] wegen, ſodaß es mehr als ein Naturfeſt zum Lebensgenuß dienen möchte, wozu es denn auch Viele am feſtgeſetzten Tage benutzen, ſich ſelbſt von der Arbeit freiſprechend. An manchen Orten hat ſich der Volksſinn das Johannisfeſt zum Erinnerungs-, Liebes- und Ehrenfeſte an und für ſeine Todten umgewandelt; namentlich wird dies in Leipzig feierlichſt beachtet. Auch der Ärmſte unterläßt nicht, die Gräber ſeiner Lieben mit Laubgewinden und Blumen aller Art zu ſchmücken, ſodaß der Friedhof im herrlichſten Schmucke, gleich dem reizendſten Garten, prangt, wo Liebe und Treue unter Thränen lächeln, und ſelbſt die gleichgültige Menge, die bis an den ſpäten Abend zwiſchen den Hügeln wandelt, ſtill und feierlich ſich hält. Da wird denn auch eine Frühkirche im Gotteshauſe des Kirchhofes gehalten: nicht geſetzlich, ſondern freiwillig. —

ſich nun das Volk der Proteſtanten faſt überall mehr …rtage macht, als es jetzt geſetzlich hat, ſo kann auch … dieſer Hinſicht unter den Evangeliſchen lange nicht …r von zu viel, ſondern eher von zu wenig verordne… Feiertagen die Rede ſein.

Die Verlegung der Mittelfeſte und der Apoſteltage … die Sonntage iſt doch gewiß nichts anderes, als eine …hebung ſo vieler Feiertage, als die katholiſche Kirche … die genannten Feſte beſtimmt. Damit aber an die… auf die Sonntage verlegten, Feſten die an denſelben …ſt verhandelten bibliſchen Abſchnitte nicht gänzlich ver…mt würden, hat man in manchen proteſtantiſchen Län…n die Einrichtung getroffen, daß über die Texte der …ttelfeſte in der Frühſonntagskirche und über die Sonn…sperikopen in der Nachmittagskirche gepredigt wird; für … verlegten Halbfeſte hat man die Nachmittagsverſamm…igen am Sonntage benutzt. Gegen dieſe Einrichtung …t man vorgebracht: „Wie leicht muß da bei dem ge…einen Manne die Meinung entſtehen, als ob die Feier …eier Tage wichtiger oder unwichtiger ſei, je nachdem ihr …ntweder der Vor- oder Nachmittag gewidmet werde! …die unproteſtantiſche Vorſtellung von einem opus ope…ratum liegt dieſer Einrichtung viel näher, als Viele glau…en." Allein unter die Letzten, die ſolche Beſorgniß nicht …heilen, gehören wir auch. Denn erſtlich iſt von einem …opus operatum gar nichts mehr zu beſorgen; und wäre es wirklich irgendwo einmal der Fall, ſo wird es jedem Prediger ein Leichtes ſein, durch ein paar erklärende Worte die ganze befürchtete Irrung zu beſeitigen. Selbſt der Geringſte wird es ſogleich begreifen, wenn man ihm ſagt, daß zwei verſchiedene Gegenſtände in einer Verſammlung nicht beſprochen werden können; man habe alſo den einen für den Frühgottesdienſt, den andern für den nachmittägigen beſtimmt, um der Ordnung willen, nicht aber, um damit dem einen mehr Werth beizulegen, als dem andern u. ſ. w. Es werden ſich auch Gegenſtände finden laſſen, welche eine Vereinigung der Sonn- und Feſttagsperikopen recht gut geſtatten, ohne daß die Erbauung dadurch beeinträchtigt wird. Am Ende könnte ja auch jedem Prediger die Freiheit gelaſſen werden, entweder den einen oder den andern Gegenſtand in die Vor- oder Nachmittagsverſammlung zu verlegen, wodurch jeder Wahn eines opus operatum ſogleich von ſelbſt beſeitigt wäre. Und dieſe Freiheit wäre in der That keine andere, als die iſt, welche im 1. Jahrh. der Kirchenverbeſſerung nach den alten Agenden auch ſtattfand. Da aber die Veränderung der Feiertage nach den Zeitumſtänden überhaupt frei gegeben war, ſo iſt nur über das Zweckmäßige der Veränderung, aber nicht über dieſe ſelbſt zu rechten. Sie hat ihren Grund im Proteſtantismus, in der Freiheit, die vernünftig ſein muß.

Daß Einerleiheit der Gebräuche in der ganzen proteſtantiſchen Kirche obwalten müſſe, war wenigſtens nicht Luther's Meinung, welcher, wie es ſich aus der zu Eisleben gedruckten Agenda, oder Manuale aus der Kirchen-Agenda, 1563 — ergibt, die ganze dortige, obwol äußerlich, nur nicht unproteſtantiſch, abweichende „Kirchenordnung, als Chriſtlich vnd wolgeſtellet approbieret, vnd alſo zu halten befohlen." Deſſenungeachtet war es dort Jedem frei geſtellt, ſich nach dem Manuale oder nach der gemeinen Agenda zu richten, nur nicht, daß „einem jeden, ſeines gefallens, etwas in den Kirchen anzurichten, frey ſtünde, um gutte ordnunge der Ceremonien" zu erhalten.

Eine ganz andere Frage iſt es, ob der Kirche von Außen her etwas aufgedrungen werden dürfe, was nicht aus ihrem eigenen freien Entſchluſſe hervorgegangen iſt? Und dies iſt auch die Frage, welche jetzt die Meiſten beſchäftigt. Manches hierher Gehörige wird man unter Anderem in folgender Schrift finden: Die gegenwärtige Noth der evangeliſchen Kirche Preußens, deren Urſachen und die Mittel zu ihrer Abhilfe, beleuchtet von Karl Bernh. Moll, evangeliſchem Pfarrer ꝛc. (Paſewalk 1843.) Die Vermiſchung des Kirchlichen und Weltlichen wird als Grundſchaden geſchildert und die Abhilfe nur darin gefunden, daß die Kirche als ſolche, im Unterſchiede vom Staate, ſich aus ihrem eigenen Geiſte nach ihrer eigenen Lebensordnung regele, wozu ſie ein geſchichtliches und ein göttliches Recht habe u. ſ. f. — Alle dieſe Lebensfragen haben wir hier nur anzudeuten, nicht durchzuführen. Was aus dieſem und Ähnlichem hervorgeht für etwanige Umwandlung der Kirchenordnung, zu welcher freilich auch die Einrichtung mit den Feiertagen gehört, muß die Zeit bringen; wir haben es vor Allem mit dem Stande der Dinge zu thun, wie er ſich bis in unſere Tage ins Leben ſtellte. — Deshalb erinnern wir noch an das neue „Kirchenbuch für den evangeliſchen Gottesdienſt der königlich ſächſiſchen Lande, auf allerhöchſten Befehl herausgegeben. (Dresden 1812.) In zwei Theilen, deren zweiter Theil „an die Stelle der bisher gewöhnlichen, im Jahre 1536 zuerſt herausgegebenen, und nachher verbeſſerten und vermehrten Agende treten, und von ſämmtlichen Geiſtlichen der königlich ſächſiſchen Lande bei allen gottesdienſtlichen Handlungen vom 1. Jan. 1813 an ausſchließend gebraucht werden ſoll." Kein Geiſtlicher ſoll ſich eigenmächtige Veränderungen erlauben, wo es nicht beſondere Umſtände nothwendig machen; am wenigſten ſoll er ſich anderer Formulare bedienen, zumal er hier unter mehren das wählen kann, welches er den jedesmaligen beſondern Verhältniſſen am angemeſſenſten erachtet. „Nur bei der Confirmation der Katechumenen und bei der Communion der Kranken iſt er nicht nothwendig und durchgängig auf das gegebene Formular beſchränkt, ſondern er ſoll es als eine Anleitung betrachten, wie dieſe Handlungen vorzunehmen ſind. — Die neue preußiſche Agende von Friedrich Wilhelm III. und die Union, welche beide vielen Kampf und die altlutheriſche Partei hervorſchlugen, gehören ſo weſentlich zum Stande der jetzigen Kirchenverhältniſſe überhaupt, daß ſie auch hier berührt werden müſſen (ſ. Union). Die laufenden Unterſuchungen hierüber dürften auch auf Ordnung der Feiertage nicht ohne Einfluß bleiben. Man behauptet nämlich, daß Manches in der Feſtordnung der meiſten proteſtantiſchen Länder mehr dem Staate in cameraliſtiſcher Hinſicht, als der chriſtlichen Kirche ſelbſt vortheilhaft ſei. Aus dieſem Grunde hat man eben wieder angefangen, darauf zu dringen, die

Kirchenordnung müſſe von der Kirche und nicht von dem Fürſten ausgehen.

Eine ganz eigene Bewandtniß hat es mit dem jährlichen Reformationsfeſte der Proteſtanten, das in den erſten Zeiten der evangeliſchen Kirche gar nicht gefeiert wurde, weshalb man natürlich in Dreſſer's 1590 herausgekommenem Buche: De festis diebus, nichts erwähnt finden kann. Der 30jährige Krieg machte dann eine ſolche Einrichtung in Teutſchland unmöglich. Dafür wurde aber Luther's Todestag (der 18. Febr. 1546) von 1568 an (wahrſcheinlich noch früher) von Vielen beſonders gefeiert, was die noch vorhandenen Predigten zum Gedächtniß des hochverdienten Mannes außer allen Zweifel ſetzen. Sogar eine Säcularfeier ſeines Todes wurde in den meiſten Ländern des proteſtantiſchen Teutſchlands 1746 (1646 machte ſie noch der blutige Religionskrieg unmöglich) mit vieler Auszeichnung begangen (ſ. Auguſti, Denkwürdigkeiten. I. Th. S. 80. Acta historico-ecclesiastica. T. X. p. 921—938, und T. XI. p. 114. Keil's Lebensumſtände Luther's. 4. Th. [Leipzig 1764.] S. 292—319). Gleich im Jahre 1668 wurde in Sachſen vom Kurfürſten Johann Georg II. das erſte Reformationsfeſt angeordnet und im Lande gefeiert. Es fällt am 31. Oct., weil Luther an dieſem Tage 1517 ſeine 95 Theſen gegen den Ablaß anſchlug, was bekanntlich der erſte Schritt zur Kirchenverbeſſerung war. Aber ſelbſt in den Lutheriſch-proteſtantiſchen Ländern war dieſe Feier lange nicht allgemein, wurde an den meiſten Orten nur einen halben Tag (jetzt einen ganzen) gefeiert, in andern Ländern auf den Sonntag vor oder nach dem 31. Oct. verlegt u. ſ. f. Allein das Feſt hat ſich immer mehr gehoben, nicht ohne beſondern Einfluß tüchtiger Männer unter den Lutheriſch-proteſtantiſchen Geiſtlichen, die mit freimüthigem Sinne, ſelbſt ohne Scheu vor Gefahr, an dieſem Feſte treffende Worte an ihre Verſammlungen richteten und ihre Predigten nicht ſelten durch den Druck allgemein nützlich machten. Erſt in dem verfloſſenen Jahre (1844) iſt von der königl. preuß. Regierung das Reformationsfeſt für die Lutheriſchen Schleſier eingeführt worden, jedoch mit der Weiſung an die Prediger, auf ihren Kanzeln nichts gegen die katholiſche Kirche vorzutragen. — Daß die reformirt-proteſtantiſche Kirche an dem Reformationsfeſte der Lutheriſch-Evangeliſchen keinen Antheil nahm, war bei dem unglückſeligen Haſſe, der ſich zwiſchen den beiden proteſtantiſchen Hauptkirchen erhoben hatte und nur zu lange anhielt, ſehr natürlich. Merkwürdiger iſt es, daß auch die Calviniſten ſogar kein beſonderes jährliches Reformationsfeſt ihrer Partei einrichteten. Dieſen Mangel eines ſolchen Feſtes, der nur in politiſchen Umſtänden ſeinen Grund haben mag, ſuchte nun (nach Auguſti's Angabe) J. J. Stolz in einer Reformationspredigt, die in Ammon's Magazin für chriſtliche Prediger I. Bd. I. St. vom Jahre 1816 zu leſen iſt, aus einem freieren Geiſte zu erklären, welcher in der reformirt-proteſtantiſchen Kirche herrſchen ſollte. Es heißt: „In der nach Luther ſich nennenden Kirchenpartei ward, nach des großen Mannes Tode, die Verehrung ſeiner Perſon zu weit getrieben, da hingegen in unſerer Kirche in der Verehrung der Männer, welche ſich in dem Zeitalter der Kirchenverbeſſerung durch Verdienſte hervorgethan haben, mehr Maß gehalten, und z. B. das Bekenntniß der verbeſſerten Lehre nicht an den Namen dieſer Männer geknüpft ward (?). Es könnte (!) der Grund dagegen wirklich ſein, daß man aus Grundſatz nicht feſtſetzen wollte, daß Zwingli's oder Calvin's und ihres Werks jährlich in den Kirchen gedacht werden ſollte; es ſollte nämlich, ob man gleich ihren Verdienſten und den übrigen alle Gerechtigkeit widerfahren ließ, keine Abgötterei (!) mit ihren Namen getrieben werden; ihre Namen ſollten nicht das Loſungswort einer beſondern Partei werden; man wollte ſich mehr an die von ihnen erkannte Wahrheit mit Überzeugung halten, als ihrem Namen ein beſonderes Anſehen in der Kirche geben, und an ihre Namen die verbeſſerte Lehre knüpfen, zu welcher man ſich bekannte" u. ſ. f. Auf Etwas, was, nach des Mannes eigenem Ausdrucke, ſein könnte, einen Vorzug ſeiner Kirchenpartei zu gründen, iſt kein echtes Zeugniß eines freieren Geiſtes; die Furcht vor Namenverehrung ſoll doch der Dankbarkeit keinen Eintrag thun! Man ſchwört auch darum weder auf Luther's, noch auf Calvin's, und auf Zwingli's Wort, wenn man ein allgemeines Reformationsfeſt feiert. Soweit ſind jetzt beiweitem die allermeiſten Proteſtanten gekommen; und es wäre nichts wünſchenswerther und nichts nöthiger, als daß ein allgemein proteſtantiſches Reformationsfeſt gefeiert würde, wohin es auch zuverſichtlich kommen wird. — Die dritte 100jährige Jubelfeier der Reformation war eine der glänzendſten und verbreitetſten.

Seit der großen Völkerſchlacht bei Leipzig, oder ſeit der Befreiung vom Joche Napoleon's, ſind, beſonders von 1813—1816, in vielen Ländern, vorzüglich in Teutſchland, mancherlei vaterländiſche Feſte mit kirchlicher Feier angeordnet worden, als die Schlacht von Leipzig am 18. Oct.; das Andenken an die Einnahme von Paris am 31. März u. A., die wieder größtentheils, denn die Einrichtung war nicht überall gleich, auf Sonntage verlegt wurden. Auch eine allgemeine Todtenfeier wurde in Preußen 1816 auf den letzten Sonntag des Kirchenjahres ausgeſchrieben; alle für jährliche Wiederholung beſtimmt. — Sind auch die erſtgenannten allerdings zunächſt politiſche Veranſtaltungen, ſo hangen ſie doch mit dem Volksthümlichen nicht allein, ſondern auch mit dem Religiöſen ſo genau zuſammen, daß gegen kirchliche Begehung derſelben nichts Haltbares eingewendet werden dürfte. Im Gegentheil ſind ſie ſo zweckmäßig, daß ſie gerechtfertigt ſtänden, wenn ſich auch nicht zahlreiche Beiſpiele ähnlicher Feierlichkeiten, mit glänzenden Aufzügen ſogar, ſeit Conſtantin's des Großen Zeiten aufweiſen ließen (ſ. Processionen). Bei Abhaltung ſolcher Feierlichkeiten wird es auf die Geiſtlichen ankommen, ob ſie der Würde der Kirche etwas vergeben wollen, oder nicht. Der Zweck der Religion bleibt bei jeder Kirchenfeier das Höchſte, dem nichts entzogen werden kann, wenn die Vorſteher und Ausüber ſolcher Feſte nur würdige Diener des Wortes ſind. Dann wird ſich die Gefahr von ſelbſt verlieren, ſchon durch Vermeidung jener Schmeicheleien

dem heiligen Ernſt ſchlechthin entgegen ſind, daß des …tlichen im Kirchlichen zu viel werde, oder das Welt… über das Kirchliche obſiege. Ob das oft gefürchtete δαιμόνιον in der Kirche Wurzel faſſe, oder nicht, …gt nach unſerer Überzeugung zunächſt vom Geiſte und …igen Muthe der Lehrer und Prediger der Religion ab, … ſie wiſſen, wozu ſie berufen ſind, und daß ſie Kraft …en zu thun, was ihres Amtes iſt. — Man kann zu …eglich ſein, und kann zu feſt auf einem Flecke ſtehen; …es iſt nicht echt proteſtantiſch, was einen vernünftigen …rtſchritt fodert, der freilich ſein Schwieriges hat.

Wir haben endlich noch von den Bußtagen und …n, was in ſie hineinſchlägt, zu handeln. Dabei haben …r weder den neuteſtamentlichen, noch den kirchlichen …egriff der Buße auseinanderzuſetzen (ſ. den Art. Busse); …ch weniger von der Kirchenbuße und den verſchiedenen …aſſen der Büßenden, wovon Auguſti im 9. B. ſ. Denk…ürdigkeiten ꝛc. ausführlich ſchreibt, ſondern allein von …n Feiertagen zu berichten, die dieſen Namen tragen …nd mit ihnen in nächſter Verbindung ſtehen. Zu den …rchlichen Feiertagen gehören ſie ohne Widerſpruch, da alle …ürgerliche Geſchäfte an denſelben ruhen. Man muß alſo …inen Unterſchied zwiſchen Feſt- und Feiertagen machen. Die letzten bezeichnen das Allgemeine, daß man an ſol…hen Herz und Seele zu Gott und göttlichen Dingen er…geben, und für Beſſerung und ſein ewiges Heil mit Sorgfalt ſich bemühen ſoll. Darum wurden auch in der alten Kirche alle Tage des Lebens als feriae bezeichnet, weil der Chriſt täglich auch mitten in der Arbeit dafür ſorgen und im Guten wachſen ſoll. Da aber nicht alle Menſchen bis zu einer ſolchen Höhe des Gemüthes ſich emporzuſchwingen im Stande ſind, hat man beſondere Feiertage für ſolche Erhebung des inneren Sinnes angeordnet, weshalb denn auch die Bußtage wahrhaft chriſtliche Feiertage, wenngleich keine Feſttage ſind. Denn die letzten ſind keine Trauer-, ſondern Freudentage, an denen das Gebet nicht knieend, ſondern ſtehend geſprochen, auch ſchlechthin nicht gefaſtet werden ſollte. So war es an jedem Sonntage, an den allermeiſten der behandelten Feiertage und in der ganzen Zeit zwiſchen Oſtern und Pfingſten, der recht eigentlichen Freudenzeit der Chriſten. In dieſem Sinne kann demnach der Charfreitag durchaus nicht zu den Feſttagen, wol aber zu den hohen Feiertagen gerechnet werden, ſowie die ganze große Woche vor Oſtern.

Die Bußtage ſind ſehr alt, älter als das Chriſtenthum, was auch gar nicht zu bewundern iſt, da dem Menſchen, ſobald er nur über die Dinge zu denken anfängt, nichts ſtärker ſich aufdrängt, als jenes Abhängigkeitsverhältniß von höheren Gewalten, gegen welche er nicht kämpfen kann, denen er ſich nur zu unterwerfen hat. Nichts liegt näher, als der Wunſch, den Zorn jener Schickſalsmächte durch Demüthigung und Opfer aller Art von ſich abzuwenden. Dergleichen Bitt- und Bußtage finden ſich in der That nicht allein bei den Juden, ſondern auch bei allen heidniſchen Völkern, überall in Nebengebräuchen verſchieden, nach beſonderen Richtungen hin, und überall in der Hauptſache ſich gleich. Mit dem Schreien und Bitten um Hilfe waren gewöhnlich auch Faſten verbunden. Die Supplicationes der Römer z. B. ſind bekannt genug und werden von vielen römiſchen Schriftſtellern genannt, z. B. *Liv.* Lib. 3. c. 7. Man wollte damit Unheil abwenden ꝛc. Die Juden kündigten allgemeine Faſttage an bei großer Dürre und dergl. Die Chriſten haben ſolche Bitttage fortgeſetzt und nach ihrer Art verändert, doch ſo, daß die Hauptſache geblieben iſt, wie es kaum anders ſein kann. Wir müſſen daher die Frage, ob die chriſtlichen Bußtage z. B. von dem jüdiſchen großen Verſöhnungsfeſte, oder von den heidniſchen Supplicationen abzuleiten ſind, für eine müßige erklären, da die erſte chriſtliche Kirche ſich bald hier mehr nach dieſen, bald mehr nach jenen Gebräuchen gerichtet, oder ſie zum Vorbilde genommen haben wird. Da ſich über die Einrichtung der Bittverſammlungen der erſten Jahrhunderte des Chriſtenthums nicht einmal etwas Beſtimmtes weiter nachweiſen läßt, als daß die Gemeinden Gott um Abwendung der Gefahren oder um Kraft anfleheten, ſie fromm und gläubig zu beſtehen, ſo wird jene Ableitungsfrage dadurch nur noch mißlicher. Daß hingegen die Chriſten im 4. Jahrh., nachdem ihre Religion Staatsreligion des großen römiſchen Reichs geworden war, nicht nur im Haſſe gegen die Juden, ſondern auch in einer näheren Verbindung mit den Heiden, mehr zur Beimiſchung heidniſcher Gebräuche geneigt waren und immer geneigter wurden, iſt gewiß. Unter Theodos des Großen Regierung gab ein Erdbeben und eine weit ſich verbreitende Seuche Veranlaſſung zu einem Bußtage der Chriſten um Abwendung des Unheils; dabei wurde namentlich verordnet das *Κύριε ἐλέησον!* zu gebrauchen. Dieſe Bußfeier wird im Übrigen ziemlich übereinſtimmend mit den Supplicationen der heidniſchen Römer geſchildert. Mancherlei Unglücksfälle riefen in Gallien 452 ähnliche Bußtage hervor, welche der Biſchof zu Vienne, Mamertus, anordnete, drei Tage hinter einander, den Montag, Dinstag und Mittwoche vor Himmelfahrt. Man nannte ſie Rogationes, welche die Synode zu Orleans zum Beginne des 6. Jahrh. jährlich zu wiederholen befahl. Spanien ahmte dieſen Gebrauch bald nach, nur daß es dieſe Rogationen nach Pfingſten verlegte, um die alte Gewohnheit der Chriſten, die Faſttage zwiſchen Oſtern und Pfingſten zu halten, nicht damit zu verdrängen. Erſt im 7. Jahrh. ſetzten die Päpſte Gregor VI. und Martin I. allgemeine Bußtage des Jahres feſt, wobei jedoch die beſonderen Rogationes um Abwendung namhafter Unglücksfälle in verſchiedenen Gegenden immerhin noch beibehalten wurden. Damit wollten alſo die Chriſten Gott ſo gut verſöhnen, als die Heiden ihre Götter damit hatten verſöhnen wollen. Das Faſten konnte demnach an ſolchen Tagen, bei der großen Neigung der Chriſten dafür, am wenigſten vernachläſſigt werden. Sie wurden daher bald genug recht eigentliche Buß-, Bet- und Faſttage. Die ganze Anſicht der Welt von den Wirkungen der Faſten ſprach für dieſe Verbindung, die auch bis tief in die Zeit der Reformation hinein blieb. Sie hangen alſo mit Faſtnacht und mit der Aſchermittwoche genau zuſammen. Die Faſtnacht im eigentlichen Verſtande nahm um 12, um

Mitternacht, zum Scheiden des Dinstags vor der Aſchermittwoche, ihren Anfang. Man pflegt aber den ganzen Dinstag vor dem erſten Faſttage der Quadrageſima **Faſtnacht** zu nennen. An dieſem Tage war das Volk gewohnt, ſich noch ein Mal gütlich zu thun und durch allerlei Schmaußereien und andere Erluſtigungen vor der bald eintretenden langen Entbehrung ſich möglichſt ſchadlos zu halten. Es kamen daher nach und nach allerlei Volksſpiele und Mummereien auf, womit man ſich gegenſeitig ergötzte. S. darüber Faſtnachtsſpiele. Da man nun die ganzen 40 Tage hindurch vom Genuſſe des Fleiſches Abſchied zu nehmen hatte, ſo nannte man dieſe Erluſtigungen vor dem großen Faſten auch Carneval (von Caro und vale), wofür in Südteutſchland der Name **Faſching** gebräuchlich geworden iſt. Wie ſehr das Volk geneigt war, auch ſelbſt Religionsgebräuche in's Lächerliche zu ziehen und ſeinen Witz damit zu treiben, beweiſen zur Genüge die allbekannten Narren- und Eſelsfeſte des Mittelalters, die trotz aller Verbote der Geiſtlichen und der Synoden, lange genug gar nicht zu unterdrücken waren. Eine ähnliche, nur nicht ſo arg ausgelaſſene Bewandtniß hat es mit der Carnevalsfreude, die ihnen viel zu ſehr anmuthete, als daß man ſich mit einem Tage hätte begnügen ſollen. Faſtnacht, oder der Tag vor der Aſchermittwoche, bezeichnete alſo nur den Endpunkt und die Spitze der Luſtbarkeiten, wo man ſeinem Muthwillen noch vor dem Abdrucke am ſtärkſten freien Lauf ließ, ſodaß recht ausgelaſſene Poſſen und Faſtnachtsſtreiche Eins und Daſſelbe bedeuten. Um nun den Bällen, Maskeraden, Aufzügen ꝛc. volle Zeit zu geben, fing man das Carneval ſo früh als möglich an; an manchen Orten bald nach Weihnachten und dem Neujahr. Die berühmteſten Carnevalsbeluſtigungen ſind die in Rom und in Venedig, in welcher letzten Stadt noch ein zweites gefeiert wird, das am Himmelfahrtsfeſte ſeinen Anfang nimmt, zugleich der Vermählung des Dogen wegen mit dem adriatiſchen Meere. Man feiert es 14 Tage lang, während das römiſche Carneval nur 8 Tage dauert, dafür aber deſto glänzender iſt. Man kennt die Beſchreibung des römiſchen Carnevals von Goethe im 29. Bande der vollſtändigen Ausgabe letzter Hand S. 228—274, woran ſich bis 276 die Aſchermittwoche, wie von ſelbſt, ſchließt. Für ſolche echt ſüdliche Carnevalsluſt hat Teutſchland wenig Sinn, denn die Maskenbälle und ſelbſt die ſonſtigen Faſtnachtsſpiele thun es noch lange nicht. Nur am Rhein findet man ſich am Beſten noch in ſolche Ausgelaſſenheit, wovon vorzüglich die cölner Aufzüge Beweiſe geben. Und da wir hier vor Allem chriſtliche Feiertage zu ſchildern haben, ſo eilen wir von der Weltluſt ſo ſchnell als möglich hinweg, die hier recht eigentlich in Staub und Aſche zerfällt, uns zunächſt an Aſchermittwoch haltend, den Anfangspunkt der langen Faſten, das Caput jejunii, dies cinerum. An dieſem Tage ſpielt die Aſche eine ſo große Rolle, wie einſt bei den Juden, wo ſie ein Sinnbild der Trauer, der Klage und der Buße war. *Geier*, De luctu Hebraeorum. Dieſe Sitte ging theilweiſe auf die Chriſten über und zwar ſchon in der alten Kirche, wo man die Redensarten Sacco et cineri incubare, cineri adhaerere etc. häufig genug findet. ſ. *Götze*, De cinerum in sacris usu. (Lips. 1722.) — An dieſem Erſtlingstage der großen Faſten pflegt ſeit alter Zeit die Aſche noch beſonders geweiht zu werden, was incineratio heißt. Wenn auch Einige den Gebrauch der Aſchenweihe bereits im 5. Jahrh. haben üblich finden wollen, beſonders nach einer Rede des Maximus Taurinenſis (in diem cinerum) um 430, ſo halten doch die meiſten und vorzüglichſten Erklärer mindeſtens die Aechtheit dieſer Homilie für unecht und ſchreiben die Einführung der Aſchenweihe Gregor dem Großen und zwar am Ende ſeines Lebens, alſo gegen das Ende des 6. oder in den erſten Jahren des 7. Jahrh., zu. So heißt es in der ſchon angeführten Schrift von Georg Kippel (Erfurt 1739.) S. 54: „Daß man im Anfang der Faſten die Aſche auf das Haupt empfängt, will ſagen, daß nunmehro die Zeit der Buß- und Pönitenz vorhanden, wie die Kirch in den prieſterlichen Tagzeiten ſingt: Advenerunt nobis dies poenitentiae, ad redimenda peccata. Denn je und allezeit die Buß in Aſchen verrichtet worden, wie David meldet, daß er Aſchen wie Brodt geſſen, alſo die Niniviter, Judith, Eſter ꝛc. Die andere Urſach iſt, damit der hoffärthige und ſtolze Menſch der Demuth erinnert werde, wohin ſein von Staub und Aſchen geringes Herkommen antreiben ſoll. Deswegen in Austheilung der Aſche ſpricht der Prieſter: Memento homo, quia pulvis es et in pulverem reverteris. Und daß die Faſten an dieſem Tag ihren Anfang nimmt, hat der H. Gregorius gegen dem End ſeines Lebens eingeſetzt, wie zu leſen in ſeinem Sacramentario, da es vorher den Tag zuvor angefangen." Neuere Beſchreibungen wiſſen von der letzten Behauptung nichts, auch wurde die Aſchenweihe, wobei die Aſche von den im vorigen Jahre geweiheten Palmen gewonnen wird, lange nicht allgemein, ſondern erſt durch Cöleſtin III. im Jahr 1191 zu einem Allgemeingebrauch der römiſch-katholiſchen Kirche. In der Schrift: Vollſtändiges katholiſch-liturgiſches Lehr- und Erbauungsbuch von K. W. W. (Prag 1796.) wird noch hinzugefügt: „Der Prieſter, der die Aſche weiht, läßt ſich dieſelbe von einem der Vornehmſten aus dem beiſtehenden Klerus auf die Stirn ſtreuen, unter (obigen) Worten. Dann ſtreut ſie der Prieſter auf eben die Art auf die Häupter des Klerus und der ganzen Verſammlung der Gläubigen, um ſie an die Vergänglichkeit des menſchlichen Lebens zu erinnern. Auch ſoll dieſe ſinnbildliche Handlung an die Nothwendigkeit der Buße mahnen und an die Verdienſte Jeſu erinnern." — **Kottmayr** im Lexikon der römiſch-katholiſchen Kirchengebräuche berichtet ungefähr daſſelbe. Vergl. noch: Rom, wie es iſt, oder Sitten, Gebräuche, Ceremonien, Religion und Regierung in Rom. 1825. Hier empfängt der Papſt die geweihete Aſche vom Amt haltenden Cardinal, aber ohne die obigen Mahnungsworte an die Vergänglichkeit des Irdiſchen ꝛc. Übrigens werden auch noch an dieſem Tage die Altäre verhangen und bleiben es die ganze Faſtenzeit hindurch, weil es Tage der Trauer ſind, wo alle Freuden ruhen, wie Hochzeit, Tanz und dergl. — Unter den Proteſtanten wird die Aſchermittwoche nicht gefeiert, wenn ſich auch der Volksſcherz mit dem

…eabkehren wol noch erhalten hat; ſelbſt dieſer Scherz …m Abnehmen. ſ. *Mittwochii* diss. de capite je…i, vulgo Aschermittwoch. (Lips. 1693.) — Dr. …*G. Wolf*, De diebus poenitentialibus et supplica…um.

Konnte alſo auch die Zeit der Kirchenverbeſſerung …er den Proteſtanten die geſetzlichen Faſten nicht beibe…en, die für ein Jedem freigelaſſenes Mittelding erklärt …rden, ſo behielten ſie doch die Bußtage bei, ſowol jähr… feſtgeſetzte, als auch ſolche, wenigſtens im 16. und … Jahrh., die durch beſondere Noth veranlaßt wurden, … z. B. durch den Türkenkrieg, wo noch außerdem Wo…ntagsbetſtunden eingeführt wurden, die lange fortdauer… und an manchen Orten auch nach der Zeit beibe…ten wurden. Die Zahl der Bußtage war nicht be…nmt und in verſchiedenen Ländern die Einrichtung ſehr …nnichfach. In einem Lande wurde jeden Monat, in …em anderen jedes Vierteljahr ein Bußtag gefeiert. Sie …rden von den Regierungen ausgeſchrieben, welche ſie im …ufe der Zeit überall verringerten. Lange wurde auch unter …n Proteſtanten das Faſten an ſolchen Tagen beibehalten, …as gleichfalls am Charfreitage zu geſchehen pflegte u. ſ. f.: …lein das Faſten war kein gebotenes, ſondern ein freiwil…ges, als eine feine äußerliche Zucht, die nun faſt völlig …llgemein beſeitigt worden iſt, weil man den Ernſt ſolcher …age mehr in ein frommes Nachdenken über den Zuſtand …einer Seele und ſeines Lebens, ſowie in die Erwägung …er Nothwendigkeit frommer Beſtrebungen und wirkſamer Entſchlüſſe zur Veredlung und Erhebung ſeiner ſelbſt, als in körperliche Enthaltſamkeiten ſetzt, die mindeſtens manches Zweideutige in ſich tragen. Man hat auch an den meiſten Orten das Singen der Litanei (ſ. dieſen Art.) weggelaſſen, auch die Orgel, die an ſolchen Tagen ſchwieg, zur Unterſtützung des Gemeindegeſanges wieder ertönen laſſen. Die Prediger ſorgen für eindringliche Reden, wie denn überhaupt der Kanzelvortrag unter den Proteſtanten, wie der Gemeindegeſang, die Hauptererweckungsmittel gottesdienſtlicher Zuſammenkünfte ſind. — Um den Eindruck ſolcher Bußtage, die hier keine Faſttage mehr ſind, noch mehr zu ſtärken, iſt auch ſeit langer Zeit ihre Zahl vermindert worden. In Kurſachſen wurden ſeit 1710 die jährlichen Bußtage auf drei geſetzt, was bis 1813 ſo geblieben iſt. In andern teutſchen Ländern hatte man ſchon zwei auf das Jahr verordnet, was nun auch in Sachſen ſo gehalten wird. Allein die Aufhebung des dritten ſolennen Bußtages, wie die Herabſetzung der drei Feiertage an den drei Hauptfeſten auf zwei fand in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. große Misbilligung, wegen der Heiligkeit der Drei, als einer Verehrung der heiligen Trinität. In Preußen hatte Friedrich der Große nur einen einzigen Bußtag des Jahres zu feiern geboten und dieſen auf die Mittwoche nach Jubilate verlegt. Kurheſſen hat gleichfalls nur einen jährlichen Bußtag, der am 1. Nov. gehalten wird. So herrſcht denn in der Zahl und in der Zeit, die jeder Landesherr dafür beſtimmt, volle Freiheit. Dagegen wird in der Regel, und jetzt faſt noch ernſtlicher, als vor einiger Zeit, darauf gehalten, daß ſolche Tage durch keine öffentlichen Geſchäfte oder Luſtbarkeiten entweiht werden; desgleichen ſind alle Einwohner eines Landes, ſie mögen proteſtantiſcher oder katholiſcher Religion ſein, verbunden, an dem vorgeſchriebenen Tage den Bußtag zu feiern, jede Kirchenpartei nach ihrem Ritus. In manchen Ländern ſind jedoch neben dem feierlichen Hauptbußtage auch die monatlichen Bettage noch geſetzlich. In Kurheſſen fallen z. B. dieſe Monatsbettage jedesmal auf die nächſte Mittwoche nach dem Neumonde, oder auf den Neumond ſelbſt, wenn dieſer auf die Mittwoch fällt. Neuerdings hat man ſich von Kurheſſen aus über die in jedem Lande anders eingerichtete Ordnung darum beſchwert, weil das kurheſſiſche Gebiet nirgends weit von der Grenze entfernt iſt, was Störungen gibt, da die Ausländer an ſolchen Tagen natürlich ihre Geſchäfte treiben, weil ſie keinen Feiertag haben. Man hat alſo in Hinſicht auf die Bußtage, und noch mehr auf die Kirchweihfeſte, für ganz Teutſchland eine und dieſelbe Einrichtung gewünſcht, welche durch eine Generalſynode am Beſten zu Stand und Weſen gebracht werden könne.

Literatur. Über chriſtliche Feiertage überhaupt: Blackmore, Chriſtliche Alterthümer. Aus dem Engliſchen überſetzt von Rambach. 2. Th. — *Bingham*, Antiquitates eccles. — Baumgarten, Erläuterung der chriſtlichen Alterthümer. — Auguſti, Denkwürdigkeiten aus der chriſtlichen Archäologie. — *Durandi*, Rationale divinor. offic. — *Martène*, De antiquis ecclesiae ritibus. — Rheinwald, Kirchliche Archäologie. — Binterim, Denkwürdigkeiten. — *Gavantus*, Thesaurus. — *Jac. Gretseri* De festis Christianorum Lib. 2; adversus Danaeum, Dresserum, Hospinianum aliosque sectarios. 1612. — *Gretseri* Auctuarium ad duos libros de festis nuper evulgatos etc. 1612. — *Carol. Guyeti* Heortologia, seu liber de festis propriis locorum etc. 1657. — *Henr. Engelgrave*, Coeleste Pantheon sive coelum novum in festa et gesta Sanctorum totius anni morali doctrina varie illustratum. P. 2. 1658. — *Louis Thomassin*, Histoire des fêtes. 1683. — *Adr. Baillet*, Histoire des fêtes (Anhang an deſſen Vies des Saints. 1701.). — *Prosper. Card. Lambertini* (Benedicti XIV.) Commentarii duo de Jesu Christi Matrisque ejus festis et de Missae sacrificio retractati atque aucti, ex italico in latinum sermonem vertit *Mich. Angel. de Giacomellis*. 1752. — P. N. Jamin, Geſchichte der Kirchenfeſte. Aus dem Franzöſiſchen. 1786. — Chr. Ant. Buttler, Beſchreibung der Feſte Jeſu Chriſti, Mariä, der heil. Engel und des Lebens der heil. Apoſtel, Evangeliſten u. ſ. Aus dem Franzöſiſchen von J. Steuer. 2. Bd. 1795. — Die beweglichen Feſte der katholiſchen Kirche. Aus dem Franzöſiſchen von Räß und Weis. 2. Bd. 1827. — (Ant. Selmar) Über den erſten Urſprung der Feſte, Faſten und Bittgänge in der kathol. Kirche. 1803. — Franz von Paula Schrank, Die Feſte des Herrn. 1811. — H. Seel, Geſchichte des hohen Feſtkreiſes und der heil. Zeiten der Kirche. 1826. — M. A. Nickel, Die heil. Zeiten und Feſte nach ihrer Geſchichte und Feier in der

katholiſchen Kirche. 2 B. 1835. — — *Leo Allatius*, De dominicis et hebdomadibus Graecorum. 1648. — Joh. Mich. Heineccius, Eigentliche und wahrhaftige Abbildung der alten und neuen griechiſchen Kirche ꝛc. 1711. (worin auch die übrige Literatur ſich findet).

Von Proteſtanten: *Rud. Hospiniani* Festa Christianorum, h. e. de origine, progressu, ceremoniis et ritibus festorum dierum christ. liber unus, in quo ostenditur ex probatis auctoribus, veram primitivam ecclesiam paucissima habuisse festa, progressu autem temporis prodigiose a superstitiosis hominibus numerum eorum accumulatum et multiplices errores in observatione illorum introductos esse, adeoque a verae antiquitatis veneranda simplicitate ac vestigiis Ecclesiam hac etiam in parte longissime recessisse. 1593. 1669 und 1674. — *Matth. Dresseri* De festis diebus Christianorum et Ethnicorum Liber, quo origo, caussa, ritus et usus eorum exponitur. 1590. — *Theod. Thummii* Tractatus hist. theolog. de festis Judaeorum et Christianor. 1624. — *Andr. Wilkii* ἑορτογραφίας pars prior, festa Christianorum oecumenica continens: ex poetis qua veteribus qua recentibus celebrata etc. 1610. — *Christian. Wildvogel*, Chronoscopia legalis de jure festorum. 1694. — *Joach. Hildebrand*, De diebus festis libellus. 1701. — *Ejusd.* De priscae et primitivae ecclesiae sacris publicis, templis et diebus festis Enchiridion collectum. 1702. — Arnold, Abbildung der erſten Chriſten. 1712. — *Jo. Andr. Schmidt*, Historia Festorum et Dominicarum. Ed. nova. 1729. G. B. Eiſenſchmid, Geſchichte der Sonn- und Feſttage der Chriſten, nach ihrem Urſprung und Benennungen, üblichen Gebräuchen und Misbräuchen an denſelben u. ſ. f., für Studirte und Unſtudirte. 1793. — Flügge, Geſchichte des teutſchen Kirchen- und Predigtweſens. 2. Th. 1800. — G. C. Horſt, Myſteriosophie, oder über die Veredelung des proteſtantiſchen Gottesdienſtes u. ſ. w. 2. Th. 1816. — C. Chr. Fr. Siegel, Handbuch der chriſtlich-kirchlichen Alterthümer. 4 Bde. 1836.

I. Über die Feſte des Herrn. 1) Weihnachtsfeſt: *M. Aegid. Strauch*, Dissert. chronologica de natali Immanuelis. Ed. II. (Wittenb. 1670.) — *Ant. Bynaei* De natali Jesu Christi libri duo. (Amstel. 1694.) — *Dav. Henr. Köpken*, ἱστορουμένα ferias natalitiorum in Messiae memoriam illustrantia. (Rostoch. 1705.) — *Thom. Ittig*, De ritu festum nativitatis Christi de 25. Decembr. celebrandi ejusque antiquitate. Dissertat. 3. — *Joh. Praetorii* Weihnachts-Fratzen. (Leipzig 1663.) — *Car. Frid. Pezoldi* Dissert. de S. Christi larvis et munusculis. (Lips. 1699.) — *S. J. Baumgarten*, De solemnium Christo nato sacror. originibus. (Halae 1739.) — *Ejusd.* Programma de mense dieque memoriae nati Christi antiquitus consecrato 1740; *ejusd.* Opuscula latina. Vol. II. p. 1—94. — *E. Fr. Wernsdorf*, De originibus solemnium natalis Christi ex festivitate Natalis invicti. (Viteberg. 1757.) — *Ejusd.* Exercit. in novissimam litem de anno nati Christi. (Viteb. 1776.) — *Magnani* Problema de anno nati Christi. (… 1772.) — *D. J. G. Körner*, De die natali serv… (Lips. 1779.) — *P. E. Jablonskii* Dissert. II. de origine festi nativitatis Christi, in ecclesia chri… quotannis stato die celebrari soliti. ſ. deſſen Opuscula. Edit. *te Water*. Vol. III. (Lugd. Bat. 18…) p. 317—376. — *Planck*, Variar. de orig. fest… Chr. sententt. epicrisis. (Gott. 1796.) — — Epiphanienfeſt: *Herm. Crombacchii* Primitiarum gentium, seu historia trium regum Magorum libri tres, encomiasticus, exegeticus et historicus. (Col. Agr. 1654.) — *Jo. Kindler*, De Epiphaniis. (Sch… 1684.) — *Jo. Paul. Hebenstreit*, De Epiphaniis … Epiphaniis apud Gentiles et Christianos. (Jenae 1693.) — *A. Blumenbach*, Antiquitates Epiphaniorum. (Lips. 1737.) — *J. Seb. Arberger*, Dissert. de diversa festi Magorum denominatione et celebratione. (Curiae 1737.) *Ern. Fr. Wernsdorf*, τὰ ἐπιφάνια veterum ad illustrandum hymnum: Was fürchtſt du Feind Herodes ſehr? (Viteb. 1759.)

3) Oſtern. Große-Woche (Marterwoche): *Godofr. Ludovici*, De Septimana sancta, von der Marterwoche. (Lips. 1692.) — *Jo. Faes*, De Hebdomade magna libri tres. (Bremae 1695.) — *Jo. Frid. Mayer*, De Hebdomade Magna, von der Marterwoche. (Greifswalde 1706.) — *J. M. Fischer*, Solemnia vet. eccles. antepaschalia. (Lips. 1704.) — *J. Casp. Lemmer*, Dissert. de die viridium, vulgo den grünen Donnerstag. (Jenae 1700.) — Dissert. historica de die Parasceves, vulgo Kar-Freytag, quam in Lipsiens. Acad. exhibet Eruditorum examini M. Christian. Clajus. (Lips. 1697.) — *G. H. Götze*, De vigiliis paschalibus veterum christianorum. (Lipsiae 1687.) — *J. Mich. Fischer*, Solemnia veteris ecclesiae ante-paschalia. (Lips. 1704.) — *E. F. Wernsdorf*, De veteris ecclesiae pridie paschal. religione. (Viteberg. 1772.) — *Ejusd.* De Constantini M. religione paschali etc. (Viteb. 1758.) — *Mich. Chr. Krause*, De pervigilio paschatis … von der Oſternacht. (Lips. 1714.) — Die heilige Charwoche nach dem Ritus der römiſch-katholiſchen Kirche. (München 1817.)

Oſterſtreit: *Gabr. Daniel*, Recueil de divers ouvrages. Vol. III. p. 473 sq.: Sur la discipline des Quartodecimans pour la célébration de la Pâque. — *Chr. A. Heumann*, Vera descriptio priscae contentionis inter Romam et Asiam de vero Paschate. (Gotting. 1745.) ſ. deſſen Sylloge Dissert. P. I. p. 156 seq. — *Jo. Laur. Mosheim*, De rebus Christianorum ante Constantinum M. (Helmstad. 1753.) p. 435 seq. — Chr. W. Fr. Walch, Entwurf einer vollſtändigen Hiſtorie der Ketzereien. I. Th. 1762. — *Guil. Abr. Teller*, Pars actorum inter Asiaticas et reliquas ecclesias super controvers. sacrorum Paschatis tempore etc. (Helmst. 1767.) — J. Fr. Friſch, Vollſtändige bibliſche Abhandlung vom Oſterlamm ꝛc. Und viele Andere mehr. — Oſterfeſt: *Jo. Deutschmann*,

ti paschalis Energiis, vel operationibus. (Vi-. 1695.) — *Jo. Joach. Homborg*, De Paschate m Christianorum. (Helmstad. 1685.) — *Hier. Lauterbach*, Schediasma de tripudio solis li. (Helmst. 1706.) — *Jo. Oecolampadii* Epist. ad Capitonem de risu paschali. (Basil. — *Godofr. Wegner*, De risu paschali. Dis- (Regiomont. 1705.) — *Fr. G. Erdmann*, De aschali. (Lips. 1763.) — *Jo. Georg. Schnell*, aschate Veterum ἀναστασίμῳ. (Lipsiae 1718.) m.

) Himmelfahrtsfeſt: Joh. Horn, Über das des Himmelfahrtsfeſtes. ſ. Liturgiſches Journal von . Wagnitz. 5. Bd. 3. St. (Halle 1806.) Die einen Schriften ſind für jedes Feſt zu benutzen.

Pfingſtfeſt: *Henr. Nicolai*, Pentecostalia. (Ge- 1648.) — *Dan. a Virg. Maria*, De festo Pen- tes in deſſelben Specul. Carmelit. T. II. p. sq. (Antw. 1680.) — *Isaac. Faustius*, Dissert. entecoste. (Argentorat. 1690.) — *Ch. Wildvo-* Dissert. de eo, quod justum est circa festum ecostes. (Jenae 1691.) — *Mich. Hoynovius*, De o Pentecostes. (Regiomont. 1693.) — *J. Elias hardt*, Disput. de Pentecoste. (Jenae 1693.) — *r. Ludov. Königsmann*, De betulis pentecostali-, quibus templa illo festo exornari solent. (Ki- 1707.) — (*J. Andr. Schmid*) Progr. de Pente- e veteri seu Quinquagesima paschali. (Helmst. .) — *J. Andr. Danz*, Programmata 5 de festo ico Septimanarum abrogato, et surrogato in ejus um festo Pentecostali Christianorum. (Jen. 1715.) *Jo. Christian. Hebenstreit*, De Pentecoste vete-. (Lips. 1715.) — *Christian. Reuter*, Dissert. de quod theologice sanctum justumque est circa pus Pentecostale. (Servestae 1718.) — *J. D. inckleri* Oratio de iis, quae circa festum Pente- tes sunt memorabilia. Edit. 2. (Lipsiae 1735.) ieſelbe Rede in ſ. Disquisitt. philolog. [Hamburg. 41.]) — *Bened. Gottl. Clauswitz*, De analogia Pen- ostes Vet. et N. Testamenti. (Halae 1741.) — *E. Wernsdorf*, De quinquagesima paschali. (Lips. 52.) — *Jo. Henr. Heinrichs*, De prima festorum entecostalium celebratione ab Apostolis instituta c. ad Act. 2, 1—13. Vid. Novum Testam. Kop- anae edit. Vol. III. P. II. (Gotting. 1812. [p. 310— 34].) — *Ammon*, De novis linguis. (Erl. 1808.) — ase, Zur Geſchichte des erſten chriſtl. Pfingſtfeſtes in Winer's Zeitſchr. für wiſſ. Theol. Heft 2. S. 827. — Vergl. noch: J. G. Planck, Geſchichte des Chriſtenthums n der Periode ſeiner Einführung. (Gött. 1818.) — A. Neander, Geſchichte der Pflanzung und Leitung der chriſtlichen Kirche durch die Apoſtel. (Hamb. 1838.)

Über das Trinitatisfeſt muß man ſich mit den allgemeinen Werken über die Feiertage begnügen, als von Hospinian, Bingham, Hildebrand u. ſ. f.

Feſt der Verklärung Chriſti. Auch hier lie- fern die allgemeinern Werke faſt Alles, als *Durandi*, Rationale etc.; *Gavanti* Thesaurus; *Gallandi*, Biblioth. T. 13. p. 114—124; *Dresser* u. A. — Dann: Briefe über den Gottesdienſt der morgenländiſchen Kirche, von Dr. E. W. v. Muralt. (Leipzig 1838.) — Feſt der Lanze und der Nägel Chriſti: *Jac. Gretseri* Syntagma de sanctis reliquiis et regalibus monumentis, praesertim quadruplici lancea Dominica etc. 1618. cap. 4—7. — *En. Swantenii* Dissert. de lancea militari, qua Christi latus perfossum. (Rostoch. 1686.) — *Jo. Henr. a Seelen*, De festo lanceae et clavorum (Flensburg. 1715.), und deſſelben Miscellan. (Lubec. 1734.) p. 339 seq. — Pelzel's Kaiſer Karl IV. 1. Th. S. 277. 2. Th. S. 306 ꝛc. — Fronleichnamsfeſt: Nic. Gallus, Vom Fronleichnams-Tage. (Frankf. 1561.) — *Jac. Gretseri* Auctuarium ad duos libros de festis. (Ingolst. 1612.) Deſſelben De Ecclesiae Romanae processionibus. (Ingolst. 1606.) — *Barth. Fisen*, Origo prima festi Corporis Christi ex viso S. Virgine Julianae divinitus oblato a. 1212. (Leodii 1629.) — *Joh. Zwingeri* Liber de festo Corporis Christi. Edit. sec. (Basil. 1685.) — Jac. Heerbrandt, Vom Fronleichnamsfeſte. 1684. — Joh. Chr. Helmſchrödt Hiſtoriſcher Bericht vom Fronleichnamsfeſte. 1729. — *Jo. Conr. Dannhaueri* De festo corporis Christi. Dissert. P. 2. (Lips. 1707.) p. 1125 seq. — Chr. Aug. Behr, Über das altteutſche Wort Fron, und die Ausdrücke, worin man es findet. (Gera 1795.)

II. Mariafeſte. Im Ganzen: *Prosper Lambertini*, De festis Jesu Christi ejusque Matris. (Patav. 1752.) — *Christian. de Vega*, Theologia Mariana. 1653. — *Maximil. Sanduri*, Maria sol mysticus. — *Alphons Salmeron*, Opera. — *Jo. Andr. Schmid*, Prolusiones Marianae. (Helmst. 1733.) — *Lud. Thomassini*, Tractatus de dierum festorum celebratione (der Chronologie einiger Marienfeſte wegen). Vgl. J. Georg Walch's Einleitung in die Religionsſtreitigkeiten außer der evangeliſch-lutheriſchen Kirche. — *Jo. Fr. Mayer*, De conventu Apostolorum ad mortem Mariae. (Gryphisw. 1694.) — *Mart. Chemnitii* Examen Concil. Trident. P. 3. — A. Gau, Über den Urſprung und den Charakter der Marienfeſte — in der bonner Zeitſchrift für Philoſophie und kathol. Theol. Heft 8.

Einzelne Feſte. a) Mariä Empfängniß: *Fr. Ulr. Calixti* B. M. V. immaculatae conceptionis historia. (Helmst. 1696.) — *Ant. Gravois* (Franziskaner), De ortu et progressu cultus ac festi immaculati conceptus dei genetricis. (Lucca 1762.) — Scheill, Über die Meinung, Verehrung und Feſtfeier von der Empfängniß der ſeligſten Jungfrau Maria, ein theologiſcher Tractat, zugleich eine Beleuchtung der dogmatiſchen Erörterung über die Würde der ſeligſten Jungfrau u. ſ. w. (Landshut 1834.)

b) Mariä Geburt: *Daniel a Maria Virgine*, Dissert. de nativitate Mariae in ſeinem Speculum Carmelitanum. T. II. — (*Hospinian* und *Thomassin*).

c) Mariä Verkündigung: In den allgemeinern Schriften, z. B. Proſp. Lambertini ꝛc., auf die wir uns

ſtets beziehen, wo nichts Beſonderes anzuzeigen iſt, desgleichen bei den übrigen Feſten.

d) Mariä Reinigung: *Angeli Rocca*, De praesentationis Mariae in templo historia et festivitate. (Romae 1597.) — *Godofr. Henschen*, Commentar. hist. de Hypapante domini et purificatione b. M. in Actis Sanctorum. Februar. T. I. — *Daniel a Virgine Maria* T. II. — *Jo. Moebii* Dissert. de Hypapante. (Lips. 1691.)

e) Mariä Heimſuchung: *Daniel a Maria Virg.* T. II. Desgl. über Marien's Schneefeier ebenda.

f) Mariä Himmelfahrt: *Jo. Fr. Mayer*, De conventu Apostolorum ad mortem Mariae. (Gryphisw. 1694.) — *Jo. Meisner*, De morte Mariae. (Viteb. 1698.) — *Jo. Andr. Schmid*, De conventu Apostol. ad mortem Mariae, de morte ipsa et assumptione. In deſſen Historia seculi primi fabulis variorum maculata. (Helmst. 1704.) — *Daniel a Virgine M.* T. II.

g) Mariä Roſenkranzfeſt: *J. Fr. Mayer*, Dissert. de Rosario. 1720. — Rosarium et Psalterium Mariae. — Dazu als Anhang über Maria Magdalena: *Anquetin*, Dissert. sur S. Marie Magdelaine, pour prouver, que Marie Magdalène, Marie soeur de Marthe et la femme pécheresse sont trois femmes différentes. (Rouen 1699.) — *J. Bt. Sollerius*, De Maria Magd. apud Massiliam. Commentar. hist. crit. in Act. Sanct. Antwerp. Juli. T. V. — Illustrat. of Luke 7, 37. 38 in Class. Jour. T. 9. No. 18. — Winer, Bibliſches Reallexikon.

III. Apoſtel-, Evangeliſten- und Märtyrerfeiertage. 1) Apoſteltage: *Buddei* Ecclesia apostolica. (Jen. 1729.) — *Cave*, Antiquitates apostolicae. (Lips. 1696.) — *Suiceri* Thesaurus; *Du Fresne*, Glossarium etc.; Winer's Bibl. Reallexikon ꝛc. — *Andr. Wilkii* ἑορτογραφίας etc. 2. P. festa 12 apostolorum. — *Rullmann*, Dissert. de apostolis primariis relig. christ. doctorib. (Rinteln 1789.) — *J. Fr. Mayer*, Dissert. de apostolis Hebraeorum. (Gryphisw. 1704.) — *Lud. Capelli*. Historia apostolica illustrata. (Genev. 1634.) — *Ph. J. Hartmann*, Commentar. de rebus gestis Christianor. sub apostolis. 1699. — *Ludov. Thomassini* Tractatus de dierum festorum celebratione etc. — Über die einzelnen Apoſtel ꝛc. verweiſen wir auf ihre beſonderen Artikel, nur Einiges beifügend: *Andr. du Saussay*, Gloria S. Andreae Lib. 12. (Paris. 1656.) — *Godof. Hanke*, Dissert. hist. de Andrea Apostolo. (Lips. 1698.) — *J. Flor. Hammerschmid*, Cruciger Apostolicus. (Prag. 1699.) — *J. Nic. Nahr*, De Nathanaele apost. a Bartholomaeo non diverso. (Lips. 1740.) — *W. Cuper*, De Jacobo majore, apostolo et martyre commentar. hist. in Actis Sanctorum. Juli. T. 6. p. 5—124. — Commemoratio Matthaei ex *Simeone Metaphrasta* in *Surii* Vitis Sanctorum. Septbr. — *Authperti* Sermo de Matthia, cum commentar. praevio et notis *Gf. Henschenii* in Actis Sanctorum. Antverp. Februar. T. 3. — *J. G. Bittelmaier*, Disp. phil. de M… sorte ad apostolum electo. (Wittenb. 16… *Flor. Hammerschmid*, Senator apostolicus. M… in apostolatus electione, vita, morte, martyr… comiis etc. descriptus. (Prag. 1700.) — *Proem*… comium Marci graece ex Mscr. Vatic. … Sanctorum. Antverp. April. T. 3. p. 46 — … p. 350; auch in *Surii* Vit. Sanctor. April. — … *Damiani* Opera. (Lyon 1623.) T. 2: de S. Marc… *Giov. Stringa*, Vita di S. Marco etc. (Venez… — *Bern. Justiniani* De Marci vita, translatione … sepulturae loco Libri III. in Thesaur. Antiquitat. e… Historiar. Ital. T. V. P. I. — *Nicetae* … Marci graece cum vers. lat. in *Fr. Combefisii* Auctar. noviss. Biblioth. Patr. graec. (Paris. 16…) — *F. Spanheim*, Exerc. acad. de historiae evang. scriptorib. et in specie de Marco, quis ille et … scripserit? in ſeinen Werken: Leyden 1703. T. 2. — Das Übrige, namentlich die neuern Unterſuchungen über den Marcus, ſ. unter ſ. Artikel.

Simeonis Metaphrastae Commentar. rerum Lucae gr. cum vers. lat. et notis *Fr. Combefisii* … Auctar. noviss. Patr. graec. — *Surii* Vitae Sanctorum. October. — *Petr. Damianus* wie oben. — *Mth. Florini* Exercitt. de orig. et progressu … gr. (Francof. 1707.) p. 53—66: de Luca. — *Jo. Jacobetti*, Oratio de Luca in Opusc. (Venet. 17…

2) *Joh. Burch. Maji* De festo Michaelis (… lon. 1608.) — *Jac. Thomasii* Programm. et … tat. Progr. 43. — *Herm. Conringii* Programma … cra. p. 143 etc. — *Chr. Wildvogel*, De eo, quod justum est circa Angelos. (Jenae 1692.) — *Car. Stengelii* De Michaelis Archangeli principatu, apparitionibus, templis, cultu et miraculis. (Aug. 1629.) — *Fr. Dom. Haeberlin*, Selecta quaedam de S. Michaele Archangelo, festis et cultu etc. (Helmst. 1758.) — *Ern. Fr. Wernsdorfii* Comment. de originibus Solemnium S. Michaelis. (Viteb. 1773.) — Das Übrige unter dem Art. Michael. Erzengel.

3) Martyrologium Romanum. — Quensted, Dissert. de cultus Sanctorum origine ac progressu i… eccles. christ. (Vitenb. 1686.) — *Ant. Gallonius*, De cruciatibus Martyrum. (Rom. 1594 und öfter.) — *Euseb. Roman.* (*J. Mabillon*) ad Theophilum Gallum epistola de cultu Sanctorum ignotor. (Paris. 16… Utrecht. 1702.) — *Casp. Sagittarii* Dissert. de Natalitiis Martyrum in *Th. Crenii* Dissertat. philolog. Syntagm. I. 1699. — *J. P. Schwabe*, De insigni veneratione, quae obtinuit erga Martyres in primitiva ecclesia. (Altorf. 1748.) — *Mart. Chemnitii* Examen Concil. Trident. P. 3: Historia de origine invocationis Sanctorum. — K. W. Biedinfeld, Die Bilderanbetung und Heiligenverehrung der römiſch-katholiſchen Kirche, beleuchtet vom Standpunkte der Vernunft und der heiligen Schrift. (Elberfeld 1827.) — *Jo. Her. Stuss*, Comment. de natalitiis eccles. Comment. … et 2. (Gothae 1737.) — Unter den allgemeinen Sch…

orzüglich Schröckh und Hoſpinian. — Das unter den beſonderen Namen der Heiligen.

V. Beſondere Feiertage. Kirchweihen: *Ra- Mauri* De institut. Cleric. Lib. 2. c. 45: de eniis et unde omnis ordo ille originem duxerit. *mman. Weber*, De Encaeniis templorum, von neſſen, judaicis et christianis, inprimis Germa- (Lips. 1683.) — *Dan. Lundii* Dissert. de En- iis templorum. (Upsala 1706.) — *Jac. Oweni* bria consecrationis templorum et altarium. (Lon- 1706.) — *P. Galuzzi*, il rito di consacrare le e colla sua antiquita, significato, convenienza, gative. (Rom. 1722.) — *Matth. Hayeri* Dis- de dedicationibus templorum. (Havn. 1719.)

Jubeljahr: *Jac. Cajetani* Relat. de centesimo bilaeo anno. ſ. Bibl. PP. T. 25. Ed. Lugd. — *r. Culens*, Collatio Jubilaei veteris Hebraeorum ovi Christianorum. (Antv. 1617.) — *Jos. de Voi-* Liber de Jubilaeo secundum Hebraeorum et istianorum doctrinam. (Paris. 1655.) — *Ch. Chais*, tres sur les Jubilées et les Indulgences. T. 2. — s Übrige unter den beſonderen Artikeln.

Die Einrichtungen mit den kirchlichen Feiertagen wer- alſo nach dem Geſagten ſelbſt in der römiſch-katho- hen Kirche nicht für unauflöslich erklärt; ſowie ſie ſich n Zeit zu Zeit verändert haben, ebenſo können ſie auch, n Zeitumſtänden gemäß, wieder verändert werden. Am enigſten haben ſie in der morgenländiſch-katholiſchen Kirche Veränderungen erlitten. Der römiſche Stuhl acht auf das Alleinrecht, dergleichen Veränderungen zu achen, Anſpruch. Unter den Proteſtanten iſt in mehren ändern, z. B. in Preußen, das jus majestaticum und s jus episcopale vereint. Man behauptet jetzt mehr, s je, das Epiſkopalrecht iſt dem Fürſten aus Noth ertragen worden, die Noth aber ſollte nicht beſtändig uern, vielmehr gehoben werden. — Das chronologiſch erkwürdige und die verſchiedene Zeitrechnung der man- erlei Zeiten und Völker, auch in Hinſicht auf die Feier- ge hat man unter dem Art. Kalender zu ſuchen. — brigens würde eine nähere Vergleichung der heidniſchen eſte, wenigſtens der vorzüglichſten, mit den chriſtlichen icht nur überaus anziehend, ſondern ſogar von großem Nutzen ſein. Dazu würden zuvörderſt die Feſte der wich- igſten heidniſchen Völker des Alterthums ſorgfältig zu eſchreiben ſein, wozu bereits ein guter Anfang gemacht vorden iſt. Auf dieſen beſonders beachtenswerthen und weiter auszubildenden Gegenſtand macht Auguſti in der Vorrede zum 3. Bd. ſ. Denkwürdigkeiten aus der chriſt- lichen Archäologie aufmerkſam und bezeichnete den berühm- ten Orientaliſten Joſeph v. Hammer als den Mann, der ſehr Scharfſinniges darin bereits geleiſtet, was dort namhaft angezeigt worden iſt, z. B. Aſtronomiſches Ge- ſpräch des Griechen und Arabers in (v. Hormayr's) Archiv für Geographie ꝛc. 1817. Nr. 5 u. 6, worin verſucht wird, den chriſtlichen Kalender, in Bezug auf das Weihnachts- und Neujahrsfeſt, aus dem Perſiſchen zu erläutern. Auguſti, obwol er vor glänzenden Hypotheſen und ſchnellen Combinationen warnt, findet den Verſuch für Heortologie ſo wichtig, daß er ihn der ſorgfältigen Prüfung Aller empfiehlt und Auszüge daraus mittheilt, um deſto geneigter für ſolche weitere Unterſuchungen zu machen. Daß vorzüglich dabei auf Hindu, Perſer und Ägyptier Rückſicht genommen worden iſt, braucht nur der Andeutung. Bei noch genauerer Erörterung würde man (heißt es) nicht mehr, wie ſo oft, über die Festa de praecepto ſtreiten, ſondern man würde ſich zu dem alten Spruche vereinigen: Id quod omnibus ita videtur, lex naturae putandum est. Dabei würde man ſich allerdings an die allgemeinen Thatſachen zu halten haben, ohne die Übereinſtimmung in jedem einzelnen Punkte ſuchen zu müſſen. — Daß dabei die Feſte der Juden nicht minder zu beachten ſind, iſt an und für ſich einleuchtend. (*G. W. Fink.*)

FEIGA, heißen bei den Bewohnern der freundſchaftlichen Inſeln die fremden, überirdiſchen Weſen, deren Exiſtenz ſie anerkennen. Unter dieſen geben ſie dem Gott der Chriſten den höchſten Rang, erkennen ihn ſogar für weiſer und beſſer als ihre Götter, weil er die Europäer gelehrt hatte, ſoviel beſſere Schiffe, Kleider und Geräthe zu verfertigen, als die ihrigen ſind. Engl. Miſſionsreiſe nach dem ſüdlichen Ocean, überſetzt von Sprengel, S. 310. (*Richter.*)

Feigbohne, ſ. Lupinus.

Feige, ſ. Ficus Carica, indianiſche und ſpaniſche Feige, ſ. Cactus Opuntia und Ficus indica.

FEIGE (Johann), lat. Ficinus genannt, war 1482 in der kleinen niederheſſiſchen Stadt Lichtenau geboren und der Sohn eines dortigen Bürgers. Im J. 1503 bildete er ſich auf der Univerſität Erfurt zum Rechtsgelehrten und 1508 war er bereits in der heſſiſchen Kanzlei angeſtellt. Unter der Landgräfin Anna, der Mutter und Vormünderin Philipp's des Großmüthigen, wurden ihm ſchon die wichtigſten Angelegenheiten übertragen. Nachdem Philipp die Regierung angetreten, ernannte ihn dieſer zum Kanzler. Feige wurde einer der ausgezeichnetſten Männer, und erwarb ſich nicht nur große und unſterbliche Verdienſte um Heſſen, ſondern auch um die Reformation, ſodaß ſein Andenken ſo wenig, als das Philipp's, erlöſchen kann. Er war deſſen rechter Arm, ſowol in der Geſetzgebung, als in allen Unterhandlungen mit auswärtigen Fürſten. An der Synode zu Homberg (1526), dem Religionsgeſpräche zu Marburg (1529), der Errichtung der Univerſität Marburg (deren Kanzler er eine Zeit lang war) ꝛc. nahm er den thätigſten Antheil. Er war ebenſo weiſe und ſtaatsklug, als redlich, und ein Freund der Gelehrten, wie die Schriften eines Euricius Cordus und eines Eobanus Heſſus bezeugen. Tief beklagte Melanchthon ſeinen Tod, und ſchrieb dem Landgrafen, daß der Verluſt dieſes weiſen und ehrlichen Mannes um ſo unerſetzlicher ſei, als man ſeines Gleichen nicht wieder finden würde. Sein Tod erfolgte am 20. März 1543. Er war zwei Mal verehelicht geweſen, und hinterließ drei Söhne. Obgleich ihn ſchon Kaiſer Maximilian 1517 in den Adelſtand erhoben hatte, ſo machten doch weder er, noch ſeine Nachkommen davon Gebrauch. (*G. Landau.*)

FEIGE (Joh. Gottlieb), geb. zu Zeitz 1748, von ſeinem Vater zum Violinſpieler gebildet, erhielt eine treffliche Baßſtimme, die ihn 1769 zum erſten Sänger auf dem herzoglich mecklenburgiſchen Theater zu Strelitz machte, wo er auch eine Zeit lang Theaterinſpector wurde. Im J. 1780 finden wir ihn wieder als Violiniſten, und zwar in Breslau, was auch Karl Jul. Adolf Hoffmann in ſ. Buche: Die Tonkünſtler Schleſiens (1830), bezeugt, ohne jedoch das Jahr und die Vornamen anzugeben. Unter ſeinen mannichfachen Compoſitionen werden überall zwei Operetten, gedichtet von Kellner, als die vorzüglichſten genannt, die ſich auch lange Zeit auf den Bretern erhielten; es waren „der Frühling" und „die Kirmeß." Sein Todesjahr iſt ungewiß. Sein Bruder

Gottlieb Feige, geb. zu Zeitz 1751, gleichfalls von ſeinem Vater in der Muſik gebildet, hatte mehr Neigung zum Militair, dem er ſich auch widmete, ohne dabei ſeine Muſik zu verlaſſen. Sein Lieblingsinſtrument war die Violine, die er je länger je mehr trieb, beſonders von 1775 an, wo er als Unterofficier in Danzig lebte. Da er ſchon als Soldat ſich mit ſeiner Virtuoſität Liebe und Achtung erworben hatte, wuchs der Drang, ſich der Welt als Künſtler zu zeigen, ſo ſehr, daß er etwa 1785 ſeinen Abſchied nahm, nach mehrjähriger Vorübung einige große Kunſtreiſen mit ausgezeichnetem Beifall unternahm und ſogar bewundert wurde. Auf einer ſolchen Reiſe nach Rußland ließ er ſich etwa um 1797 in Riga als Concertmeiſter des Theaters und des öffentlichen Concerts feſthalten. Aus Nachrichten dieſer Stadt von 1800, die in der leipziger Allgem. muſikaliſchen Zeitung niedergelegt zu leſen ſind, ſehen wir ihn ſehr geehrt; vorzüglich wird ſein Vortrag der Violinconcerte von Viotti und Eck gerühmt. Dieſe faſt überall überſehene Thatſache veranlaßte unſern fleißigen Gerber, in ſeinem neuen Lexikon der Tonkünſtler, nachdem er gemeldet hatte, der Violiniſt ſei kurz vor ſeiner Anſtellung in Riga herzoglich kurländiſcher Concertmeiſter in Mitau geweſen, zu der irrthümlichen Behauptung, unſer Violinvirtuos ſei nie in Breslau geweſen. Gerber kannte den Fortgang der Lebensverhältniſſe ſeines Mannes nicht, den der Ausbruch des Krieges gegen Napoleon nicht ruhig in Riga bleiben ließ. Im J. 1806 machte er als Hautboiſt im Cuiraſſierregimente von Heiſing die Schlacht von Jena und Auerſtädt mit, wo er, als General Blücher's Pferd niedergeſchoſſen worden war, aus eigenem Antriebe und aus Liebe zum alten Degen, dieſem, mit offenbarer Lebensgefahr ſeiner Perſon, ſein Pferd anbot, worauf ſich Blücher rettete. Nach Beendigung dieſes Krieges reiſte Feige wieder als Violinvirtuos, und wurde 1810 als Concertmeiſter am breslauer Nationaltheater angeſtellt. Im Kriege 1813 rief ihn Blücher als Stabstrompeter zu ſich; er erhielt darauf den ruſſiſchen St. Georgenorden. Im J. 1815 nahm er wieder ſeinen Poſten in Breslau ein und ſtarb hier am 24. Mai 1822. Componiſt war er nie. Ein anderer

Feige, deſſen Vornamen wir nirgends finden, lebte mit ſeiner Frau, die eine gute Schauſpielerin war, wie er ſelbſt in komiſchen Rollen, am Theater zu Caſſel. Auch als Sänger war er zu gebrauchen. Im J. 1815 übernahm er, da Karl Guhr, ſpäter dort [illegible] Leitung des Theaters niederlegte, die Direction [illegible] es bekannt geworden war, hatten ſchon die [illegible] glieder, beſonders die muſikaliſchen, ihre Stellen [illegible] legt und waren anderwärts angeſtellt worden. [illegible] in Caſſel wurde daher in den erſten Jahren [illegible] rectoriums ſchlecht, ſodaß die Unzufriedenen [illegible] auf ihn warfen und ihn öffentlich der [illegible] digten. Karl Guhr ſelbſt warf ſich [illegible] diger des Mannes auf, der allerdings [illegible] Stand hatte, den die Unbilligkeit [illegible] ſichtigt. Das caſſeler Theater war [illegible] eine Privatunternehmung, die vom [illegible] einem jährlichen Zuſchuß von 6000 [illegible] wurde. Erſt 1820 wurde es in ein [illegible] wandelt und Alles neu eingerichtet, [illegible] worauf beſonders viel verwendet wurde. Feige [illegible] hielt die Oberleitung und wurde [illegible] man das Beſte nachrühmen konnte. Nicht [illegible] ſpiel, ſondern auch die Oper wurden [illegible] daß ſie zu den vorzüglichern in Teutſchland [illegible] den mußten. Ludwig Spohr wurde Kapellmeiſter [illegible] J. 1825 war Feige noch Generaldirector. – [illegible] noch eines Fräuleins Feige gedacht, [illegible] Stettin die damals allgemein beliebte [illegible] gab. Sie wird nicht weiter erwähnt. (G. W. [illegible]

Feigenapfel, ſ. Pyrus dioeca.

Feigenbaum, ſ. Ficus.

Feigwarzenkraut, ſ. Ranunculus Ficaria.

FEILER (Johann), Arzt, im J. 1771 [illegible] prakticirte in Landshut und wurde [illegible] der Geburtshilfe an der landshuter Univerſität, ſowie [illegible] Hofrath ernannt. Er ſtarb daſelbſt am 1. März [illegible] 51 Jahre alt. Seine Schriften ſind: [illegible] ſämmtlichen Regierungen, Polizeibehörden [illegible] Teutſchlands in Hinſicht auf die gegen [illegible] treffenden Vorkehrungen u. ſ. w. (Nürnberg [illegible] 1805.) De spinae dorsi incurvationibus [illegible] curatione. (Norimb. 1807.) Über den Bruch des [illegible] cranums. (Sulzbach 1811.) Pädiatrik, oder [illegible] zur Erkennung und Heilung der Kinderkrankheiten. [illegible] bach 1814.) Über angeborene menſchliche [illegible] im Allgemeinen und Hermaphroditen insbeſondere. [illegible] hut 1820.) Handbuch der Diätetik. (Landshut 18[illegible])

(*Fr. Wilh. Theile*.)

FEILHOFEN, ein fürſtlich von Liechtenſtein'ſches Schloß und Werbbezirksherrſchaft im nordweſtlichen Theile des marburger Kreiſes der untern Steiermark, zunächſt dem Markte Teutſch-Landsberg im Thale der Loßnitz, in einer beſonders milden Gegend gelegen, in der die Rebe die Dicke eines Mannsarmes hat, die Kaſtanie, Pfirſiche, Aprikoſen, Miſpeln, ja ſelbſt Feigen gedeihen. Im Schloſſe iſt die Direction der fürſtlichen Güter, zu denen auch Frauenthal, Schwamberg, Hollenegg gehören, untergebracht. Der Werbbezirk umfaßt einen Flächenraum von 2479 Joch und 638 □Kl., der von [illegible] Seelen bewohnt iſt, die in ſieben Gemeinden vertheilt ſind, und theils im Gebirge, theils in der Fläche [illegible]

nen. Die Unterthanen der Herrſchaft ſind, wie in der Steiermark überhaupt, in 21 Ortſchaften zerſtreut, und durchaus Teutſche. (*G. F. Schreiner.*)

FEILITZSCH (Feilitsch, Feilitz), ein altes, noch blühendes adeliges Geſchlecht, welches ſeinen Urſprung im Voigtlande unweit der Stadt Hof genommen, wo noch das Dorf gleiches Namens mit zwei Burggütern im Beſitze dieſes Geſchlechtes ſich befindet. Daß im 12. Jahrh. zwei Brüder, die ſich nach ihren Wohnſitzen Feilitzſch und Zedwitz genannt, Stammväter der jetzt noch blühenden Familien geworden, iſt, wenn auch noch durch keine Urkunden documentirt, doch wol um ſo mehr anzunehmen, da die Mitglieder beider Häuſer ſchon in den früheſten Zeiten von einem Stamm zu ſein erklärten, ſich in den Urkunden Vetter nannten, auch das nämliche Wappen führten.

Die Chronik der Stadt Hof behauptet, daß die Stadt im J. 1080 Mitgliedern aus den edlen Geſchlechtern derer von Feilitzſch, Kotzau, Sparneck, Rabenſtein und Lüchau als ein Ganerbenſchloß ihren Urſprung verdanke, und zugleich als Vertheidigungsort derjenigen Geſchlechter, die am Fichtelberge ihre Burgen hatten und die offene Gegend in Contribution ſetzten, gegolten habe, daß die Gegend damals eine Wildniß und ein großer Wald geweſen ſei, welche die Erbauer des Schloſſes cultivirt und mit der Stadt und den Dörfern bebaut hätten. Soweit wenigſtens ſtimmt die Geſchichte mit der Sage überein, daß die benannten Geſchlechter Commenden in der Stadt hatten, das Richteramt daſelbſt bekleideten, und Beſitzer von den Dörfern und dieſer Gegend waren. In meißniſchen, reußiſchen, burggräflich-nürnbergiſchen (brandenburgiſchen), bamberg- und würzburgiſchen Urkunden, aus dem 12. Jahrh., findet man die Feilitzſche als Zeugen mehrfach angeführt. Die Stammreihe fängt aber erſt mit Hans v. Feilitzſch, „geſeſſen zu Feilitzſch,“ an, der in einer Urkunde v. J. 1280 als Rath und Diener des Markgrafen Friedrich von Meißen vorkommt. Deſſen zwei Söhne, Matthias und Sigismund, waren auf dem Turnier zu Schweinfurth, Letzterer ſtarb unbeerbt, Erſterer, der als Beſitzer mehrer Güter vorkommt, erzeugte mit Sophia von Poſeck drei Söhne: A. Reinbold I., B. Joſt und C. Friedrich, Domcapitular zu Naumburg, 1300. Die beiden Erſtern waren Stifter der jetzt noch blühenden zwei Hauptlinien mit ihren Nebenlinien.

A. Reinbold I. zu Feilitzſch, erhielt noch alle die übrigen Güter, indem Joſt einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen in Syrien unternahm und ſich daher mit Geld abfinden ließ (1315). Von Reinbold's vier Enkeln pflanzten a) Hans II., und b) Andreas ihr Geſchlecht fort. Hans erhielt Feilitzſch und die Dörfer Sachsgrün, Heinersgrün, Gumpertsgrün, Trogen-Zech und Guttenfurſt, unterſchrieb mit ſeinen Brüdern die wichtige Erwerbsurkunde, zu Folge deren Burggraf Friedrich von Nürnberg von dem edlen Herrn Heinrich, Voigt zu Weyda, die Stadt Hof ſammt dem Lande an der Regnitz mit aller Zubehörung um 20,250 Thlr. verkauft (1373). Mit Katharinen von Thoß zu Erlenbach erzeugte er Heinrich und Sigismund; der Erſtere folgte dem Beiſpiele ſeines Vorfahren Joſt und beſuchte das heilige Grab. Mit Herzog Albrecht von Sachſen trat er am 5. Mai 1476 die Reiſe nach Jeruſalem an, und erhielt, wie jener, auch den Ritterſchlag in der Grabeskapelle. In den Turnieren zu Würzburg 1479, zu Bamberg 1486 und zu Onolzbach 1485 zeichnete er ſich aus, und bekleidete bei dem erſten Markgrafen Johann von Brandenburg die Stelle eines erſten Raths; daher kommt auch ſein Name als Zeugeunterſchrift in den Urkunden öfters vor. Er erwarb ſich die Rittergüter Krötenbruck, Hartmannsgereuth und Kloſchwitz, ſtiftete auch anſehnliche Legate in den Kirchen zu Hof zu einer täglichen Seelenmeſſe zum Heile ſeiner und ſeiner Vorfahren auf ewige Zeiten (1498). Er ſtarb in einem hohen Alter, weshalb er gemeiniglich der alte Ritter genannt wurde, ohne mit ſeinen beiden Frauen, Kunegunde von Pirckickt und Katharine von Sparrenberg, Nachkommen hinterlaſſen zu haben. Sigismund, ſein Bruder, mit Maria von Reitzenſtein verehelicht, kaufte 1442 einen Hof zu Lemnitz und ſtiftete ebenfalls in dem Franziskanerkloſter zu Hof eine ewige Meſſe auf St. Joſt Altar. Von ſieben Urenkeln waren 1) Kaspar, 2) Heinrich und 3) Hans Stifter beſonderer Nebenlinien. Fabian, der jüngſte von ihnen, iſt aber noch deshalb anzuführen, weil ſein Name in der Reformationsgeſchichte öfters erwähnt wird und eine ehrenvolle Rolle ſpielte. Er, der das Vertrauen, deſſen ihn die kurfürſtlichen Brüder Friedrich und Johann würdigten, in höchſter Maße verdiente, war ihr erſter Miniſter, geheimer Rath und ſpäter Statthalter von Sachſen (1519). So wurde er mit Haubold von Einſiedel und Günther von Bünau vom Kurfürſten Friedrich beauftragt, die gülde ne Roſe in Empfang zu nehmen, welche der Papſt Leo X. durch ſeinen Nuntius Karl von Miltitz ſenden ließ. Als auf dem Wahltage zu Frankfurt (1519) dieſer Kurfürſt einſtimmig zum Kaiſer erwählt worden war, die Würde aber ablehnte und die Wahl auf den König Karl von Spanien lenkte, er dieſes ſeinem Miniſter und Vertrauten Fabian erzählte, gab Fabian die weiſſagende Antwort: Die Raben müſſen ihren Geier haben. Daher er auch die Beſcheidenheit und die Klugheit ſeines Herrn mit folgenden Worten lobte: mein gnädiger Herr iſt heimlich und verbirgt ſeine Beſcheidenheit; aber wahrlich, wenn er auch in einem Dorfe geboren wäre, ſo wäre er doch wenigſtens ein Schulze worden! Aber Karl V. am 25. Juni 1519 gekrönt, ſo wurde er mit noch einigen Andern zum Ritter des heil. röm. Reichs geſchlagen. Mit Dr. M. Luther ſtand er in einem Briefwechſel, der ſpäter durch den Druck bekannt gemacht wurde, woraus man ſieht, wie ihre Perſönlichkeit zu einander ſich hinneigte. Luther dedicirte ihm mehre von ſeinen Schriften, und erwähnt ihn öfters in ſeinen Colloquiis wegen ſeines Scharfſinnes bei Geſchäften, wo die gelehrten Doctoren weder hätten rathen, noch helfen können, habe Fabian ſchnell Rath gewußt; auch führt Luther an, „daß des Kurfürſten Friedrich's Weisheit, Fabian's hoher Verſtand, Melanchthon's Gelehrſamkeit und ſeine eigene (Luther's) Furchtloſigkeit, in Anſehung der Religionswahrheiten, einen guten Grund zur Abſtellung der Religionsmisbräuche gelegt habe.

1) Kaſpar (geb. 1480, geſt. 1554), durch Margaretha von Beulwitz Urheber der Linie zu Zedwitz und Gattendorf, Rittergüter, die er ſich erworben, ward Hofmeiſter und Marſchalk bei Friedrich Markgrafen von Brandenburg, in deſſen beſonderen Gnaden er wegen ſeiner Geſchicklichkeit ſtand; doch als er den Sigismund v. Magwitz, deſſen Feind er war, trotz dem ſichern Geleit, welches ihm der Markgraf, durch ſein Land zu reiſen, verſprochen, gefangen nahm und ihn 40 Tage auf ſeinem Schloß verwahrte, verlor er ſeine Stellen, und mit ſeinem Urenkel erloſch dieſe Linie.

2) Heinrich (geb. 1470, geſt. 1516), Stifter der Linien zu Wiedersberg, Gumbertsgereuth und Ober- und Unter-Reuth, war erſter Rath bei dem Markgrafen Friedrich und Sigismund von Brandenburg, ward von demſelben zu vielen wichtigen Geſandtſchaften gebraucht, namentlich bei Kaiſer Max I., von dem er auch den Ritterſchlag empfing und bei dem König Wladislaus von Böhmen und Ungarn, der ihn mit Ober- und Unter-Reuth belehnte (1507). Vor ſeinem Ende ſtiftete er in dem Franziskanerkloſter in Hof, wo auch eine beſondere Grabkapelle dieſes Geſchlechts ſich befand, ein ewiges Licht (1516). Seine durch Felicitas von Wallenfels geſtiftete Linie erloſch ſchon in der zweiten Generation.

3) Hans (geb. 1468), der älteſte von den Söhnen Heinrich's I., ererbte die väterlichen Beſitzungen Feilitzſch und Sachsgrün. Auch er machte in dem Gefolge des Kurfürſten Friedrich von Sachſen eine Karavanenreiſe zum heiligen Grabe (1493), und wurde noch bis zum J. 1513 zum Hofgeſinde des Kurfürſten gezählt. Von da an zog er ſich auf ſeine Güter zurück, und ſetzte mit Brigitte v. Wallenfels ſeinen Stamm weiter fort. Seine Nachkommen haben ſich bis in die neueſten Zeiten im Staatsdienſte als gelehrte Männer ausgezeichnet. Einige der merkwürdigſten ſeien hier aufgeführt:

1) Philipp, einer der Söhne des Vorhergehenden, hat vorzüglich in der Geſchichte ſeiner Zeit eine ehrenvolle Stelle eingenommen. Nachdem er ſich in Erfurt und Leipzig den Wiſſenſchaften gewidmet, begab er ſich an den Hof des Königs Wladislaus von Böhmen. Als böhmiſcher Vaſall war er bei mehren Feldzügen in Ungarn gegen die Türken thätig. Darauf verwaltete er bei den Herzogen Ruprecht und Ott Friedrich von der Pfalz das Amt eines Landpflegers zu Floſſenburg, welches er ſpäter mit dem eines Landrichters zu Neuburg vertauſchte. Im J. 1509 wurde er vom Markgrafen Georg von Brandenburg zu ſeinem Rathe und Hofmeiſter ernannt, ward Amtmann zu Stein und vom Markgrafen Friedrich zum Hauptmann der Stadt Hof beſtellt (1512). Doch verließ er einige Jahre nachher dieſe Stelle und trat in die Dienſte des Kurfürſten Friedrich von Sachſen (1519) als deſſen Rath, erhielt das Amt Zwickau und wurde 1522 Landeshauptmann des neuſtädter Kreiſes in Weida. Von dieſer Zeit bis zu ſeinem Tode (1545) leitete er ſowol bei dem Kurfürſten Friedrich, als auch Johann und Johann Friedrich die wichtigſten Geſchäfte. Auf ſieben Reichstagen vertrat er die Stelle des Kurfürſten. Auf dem Reichstage 1528 proteſtirte er feierlichſt gegen jene Beſtimmung, daß das Wort Gottes in Druck und Rede freigelaſſen blühe, und das auch das Glück, durch ſeine Rede alle übrigen Stände ſo zu ſtärken, daß man ſiegte. Auf einem andern Reichstage wurde er vom Kaiſer Karl V. zum Ritter des heil. röm. Reichs geſchlagen. Außer den Reichstagen beſuchte er die Convente oder Bundestage, wurde auch noch [illegible] zum König Ferdinand (1522) geſandt, als man wegen Abwehr der Türken eine Berathſchlagung hielt. Von ſeiner Frau Lucia von Eyb waren ihm Sigismund und Daniel geboren, die in die Fußtapfen ihres Vaters traten, in Anſehung ſeiner Gelehrſamkeit, als auch ſeines kriegeriſchen Muthes. Sigismund zu Feilitzſch, Sachsgrün, Ober- und Nieder-Reuth, Trogen-Zech und [illegible]mannsgereuth, und ſeit 1525 Taubenlitz, was er ſich erkaufte, ſtudirte zu Wittenberg, ging dann in Kriegsdienſte, wo er bei allen Gelegenheiten durch ſeinen Muth ſich auszeichnete, ſowol in dem Heere des Kaiſers Karl V. in Italien, als auch in dem des röm. Königs Ferdinand gegen die Türken.

Er war im ſchwäbiſchen Bunde gegen Herzog Ulrich von Würtemberg zwei Mal, und im Bauernkriege, wo ihm in der Schlacht bei Rötha drei Pferde unter dem Leibe getödtet wurden. Mit fünf Pferden war er mit Markgraf Albrecht in Preußen, und mit 14 Pferden in Ungarn. Als er bei Rochlitz gefangen alle ſeine Pferde verlor, und mit ſeinem eigenen Gelde ſich ranzioniren mußte, verließ er den brandenburgiſchen Dienſt. Da er zugleich unter ſieben Markgrafen gedient, den Prinzen Sigismund aus der Taufe gehoben, als Amtmann zu [illegible] Thierſtein und Bairuth viele wichtige Dienſte geleiſtet hatte, glaubte er doch mit Undank belohnt zu ſein. Der Kurfürſt von der Pfalz freute ſich, ihn für den Seinigen zu gewinnen, ernannte ihn zum Landrichter und Pfleger der Ämter Backſtein und Weyden, auch wurde er [illegible] von den Ganerben zu Rothenburg zu ihrem Burggrafen ernannt, in welcher Stelle er auch 1553 ſtarb. Von ſeinen mit Anna von Bünau erzeugten Söhnen pflanzten 1) Friedrich (ſ. w. u.) und 2) Melchior den Stamm dauerhaft fort.

2) Melchior, der auf den Akademiin der Rechtswiſſenſchaft obgelegen, wurde vom Kurfürſten Ott Heinrich von der Pfalz zum Kammeraſſeſſor in Neuburg ernannt, doch bald darauf wegen ſeiner Kenntniſſe als Beiſitzer zum Reichskammergericht nach Speier berufen, welche Stelle er 22 Jahre lang bis an ſeinen Tod (den 17. April 1587) bekleidete. Mit ſeinen von Anna von Flehingen erzeugten drei Söhnen, Heinrich IV., Heinrich Johann und Ludwig Marquard, erloſch Melchior's Nachkommenſchaft. Erſtere beide hatten ſich in den Kriegszügen damaliger Zeit die Ritterwürde erworben, und Letzterer hatte ſich, wie ſein Vater, der Rechtswiſſenſchaft gewidmet, ward ebenfalls kurpfälziſcher Hofgerichtsaſſeſſor in Amberg, Pfleger des Amtes Herſtein, wo er ſpäter von Kur-Brandenburg zum Reichskammergerichts-Aſſeſſor präſentirt und inſtallirt wurde. Er ſtarb den 12. Jan. 1624.

1) Friedrich, Stifter der jetzt noch blühenden Linie zu Feilitzſch durch Margaretha von Reitzenſtein. Einer ſeiner Söhne, Chriſtoph, brachte 1580 das Rittergut

Zech an ſich und kommt als kurſächſiſcher Hofmeiſter vor. Deſſen Enkel, Adam Ernſt (geb. 1692, geſt. 1744), gräfl. reuß. plauenſcher Oberforſtmeiſter, kaufte das Rittergut Mödlareuth. Von dieſem leben jetzt in der vierten Generation Wilhelm, Emil und Hugo in königl. preußiſchen, ſächſiſchen und bairiſchen Kriegsdienſten.

2) Daniel, der zweite Sohn von Philipp und Bruder von Sigismund III., Stifter der Linien zu Trogen-Zech und Stendorf-Saaleck, war kurſächſiſcher Amtshauptmann des Voigtlandes, ein Freund von Dr. M. Luther und treuer Anhänger der Reformation, von dem jener in ſeinen Tiſchgeſprächen anführt: Dieſer Rittersmann urtheile pure, acute et feliciter! Er erhielt vom Kurfürſten Johann den Auftrag, die Klöſter und Kirchen zu viſitiren (1528). Der Kurfürſt Johann Friedrich ernannte ihn zu ſeinem Rathe von Haus aus, gebrauchte ihn in den Bundesangelegenheiten, und beauftragte ihn, die Conventstage in ſeinem, des Kurfürſten, Namen zu beſuchen. Mit Eliſabeth von Feilitzſch wurde er der Stammvater von vier Linien. Die von Hans Sebaſtian in der dritten Generation von ihm abſtammend, erloſch im 18. Jahrh. Er ſelbſt war fürſtl. brandenburg-kulmbachiſcher Hofrichter und Deputirter der voigtländiſchen Ritterſchaft. Er beſaß die Rittergüter Trogen-Zech. Sein Bruder, Wolf Chriſtoph, wurde der Stifter der noch blühenden Linien 1) zu Stendorf-Saaleck, 2) zu Trogen und Zech, 3) zu Poſſek und 4) zu Weinzlitz, die von ſeinen beiden Urenkeln, 1) Chriſtian Daniel und 2) Ernſt Chriſtoph II., ihren Urſprung hatten.

Aus dieſen Linien von Daniel von Feilitzſch abſtammend, ſind folgende noch beſonders herauszuheben: a) Aus der Linie Weisdorf Ernſt Chriſtoph (geb. 1667, geſt. 1715), kurſächſiſcher Generalmajor, Oberſt eines Dragonerregiments, ſpäter fürſtlich brandenburg-ansbachiſcher geheimer Rath, Kammer- und Landſchaftsdirector. Er kam als Edelknabe an den Hof des Markgrafen Chriſtian Ernſt von Brandenburg, und begab ſich ſpäter auf eine hohe Schule, um den Wiſſenſchaften obzuliegen. Er begleitete darauf den Markgrafen nach Italien, trat dann in den Kriegsdienſt ein und ſchwang ſich innerhalb 20 Jahren bis zum Generalmajor und Oberſten eines Dragonerregiments. Mit dieſem Regimente, welches der Markgraf Friedrich Wilhelm dem Könige Friedrich Auguſt von Polen und Kurfürſten von Sachſen im J. 1711 überließ, ging er in ſächſiſche Dienſte, verließ aber denſelben, indem der Markgraf ſeinen Jugendgenoſſen, mit dem er erzogen war, und den er wegen ſeiner Fähigkeiten ſehr ſchätzte, zum Kammer- und Landſchaftsdirector, mit dem Range eines geheimen Raths, ernannte. Dieſe Stelle bekleidete er nur wenige Jahre, da er frühzeitig, in ſeinem 48. Jahre, ſtarb. Das Rittergut Trogen überließ er ſeinem Bruder Chriſtian Daniel, verkaufte das Rittergut Schwand und kaufte dafür das Rittergut Weisdorf. Mit ſeiner Frau, Maria Katharina von Reitzenſtein, wurden ihm mehre Kinder geboren, von denen Jonas Ernſt und Chriſtoph Ernſt, beide als kaiſerliche Hauptleute, unverheirathet im Kriege blieben. Nur Johann Friedrich Ernſt (geb. 1709, geſt. 1770), kur-ſächſiſcher Oberſt, pflanzte die Linie durch Chriſtiane Louiſe von Feilitzſch, aus dem Hauſe Treuen, mit einem Sohne, Wilhelm Chriſtoph Ernſt, fort, der als königl. ſächſiſcher Generallieutenant der Cavalerie, Commandant von Dresden und Ritter des heil. Heinrichsordens 1835 ſtarb. Dieſer trat als Silberpage in ſeinem 15. Jahre ſeinen Dienſt an, und wurde 1771 zum Lieutenant in der Garde du Corps angeſtellt. Seinen militairiſchen Kenntniſſen hatte er es zu verdanken, daß er noch als Oberſt im Feldzuge 1807 in Schleſien einem Corps von einem Cavalerie- und zwei Infanterieregimentern, nebſt einer Batterie ſchweren Geſchützes, vorſtand, das nicht unter franzöſiſchen Befehlen, ſondern ſelbſtändig handelte. Man war in Schleſien ſo mit ſeiner Mannszucht zufrieden, daß man ſie mehr als friedliche Einquartierung, denn als Feinde anſah, ſodaß man nach geſchloſſenem Frieden ihm und dem Corps auf der Grenze ein Abſchiedsfeſt gab. Der König von Sachſen ernannte ihn auch daher zum Generalmajor und zum St. Heinrichsritter. In der Schlacht von Wagram (1809) trug ihm der Marſchall Bernadotte, deſſen volle Achtung und Zutrauen er beſaß, das Commando der ſächſiſchen Cavalerie auf. Einen Beweis ſeiner Kaltblütigkeit und ſeines Dienſteifers legte er dadurch ab, daß, wie ſein Sohn, der als Adjutant neben ihm zu Pferde hielt, und da daſſelbe durch eine Stückkugel getödtet mit dem Sohne niederſtürzte, der Vater an der Spitze der Cavalerie einen Angriff unternahm, und erſt, als er vollführt, ſich erkundigte, ob ſein einziger Sohn noch unter den Lebenden ſich befände? — Im J. 1810 zum Generallieutenant und Commandant von Dresden ernannt, mußte er in dieſer Stellung den König und die königliche Familie, als ſolche wegen der Annäherung der Ruſſen im Frühjahre 1813 von Dresden nach Prag floh, begleiten, und kehrte auch mit ihr im Sommer wieder zurück. Als der König von Sachſen 1815 ſein Land wieder erhielt, machten ſich viele Erſparniſſe und Einſchränkungen nothwendig, daher auch der würdige Veteran, der über ein halbes Jahrhundert ſich dem Dienſte Sachſens gewidmet, aus ſeiner Laufbahn heraustrat und Wartegeld erhielt. — Durch des Schickſals Härte, das ihm ſeinen in der Ehe mit Henriette Erneſtine von Schönberg von 15 erzeugten Kindern noch einzig lebenden Sohn, den königl. ſächſiſchen Rittmeiſter der Garde du Corps, in der Schlacht von der Moskwa am 7. Sept. 1812, raubte, tief gebeugt, zog er ſich von der Welt gänzlich mit ſeiner Gattin zurück, um für die Erziehung ihres Enkels zu leben.

Aus der Linie zu Trogen und Zech. Ludwig Chriſtoph (geb. 1745, geſt. 1827), war der älteſte Sohn von Chriſtoph Ernſt I. und Sophia von Raab aus dem Hauſe Geimla bei Gera, und trat ſchon in ſeinem 14. Jahre als Standartenjunker in das k. pr. Leibcuiraſſierregiment ein. Hier hatte er das Glück, als das Regiment im gewaltigen Sturm einen Verhau durchbrach und größtentheils aufgerieben wurde, in Begleitung zweier Wachtmeiſter ſeine Standarte zu retten. Sein ſchnelles Roß konnte der nachfolgende Koſak nicht mehr mit der Lanze ereilen. Bis zum hubertsburger Frieden verweilte er in dem k. pr. Militairdienſte, nahm darauf mit dem

Grade eines Rittmeiſters ſeinen Abſchied, da er unter mehren Bleſſuren durch einen Kanonenprellſchuß am Schienbeine bis an ſein Ende eine offene Wunde behielt, und kehrte auf ſeine Güter zurück, wo ihm in der brüderlichen Theilung das Stammgut Trogen-Zech und Heinersgrün zugefallen war. Er, deſſen Bewirthſchaftung er bis in ſein Greiſenalter vorſtand, hat ſolches mit ſtrengem Pflichtgefühl, mit raſtloſer Thätigkeit, Sparſamkeit und einfacher Sitte, durch ehrenhafte Sorge für ſein Haus, vollführt. In gleicher Thätigkeit wurde er durch ſeine Gattin, Eleonore Friederike von Schmidt (1770), die ihm zwei Söhne und zwei Töchter gebar, treulich unterſtützt. So ſtand er ein halbes Jahrhundert ſeiner Landwirthſchaft vor, und gab ein Beiſpiel, wie man auch in einer kargen und unfreundlichen Gegend durch Cultur und Beharrlichkeit den Ertrag des Bodens verbeſſern und die Einnahme erhöhen kann; daher er auch mehre Werke über dieſen Gegenſtand ſchrieb und herausgab. 1) Über die Zerſchlagung der Rittergüter, beſonders in dem Voigtlande. 1799. 2) Ökonomiſch-praktiſche Bemerkungen über den Ackerbau und über die Veredelung der Producte. 3 Thle. 1800—1801. Außer ſeiner theoretiſchen und praktiſchen Thätigkeit in der Landwirthſchaft war ein Hauptcharakterzug die Unterſtützung aller Nothleidenden, wo er vorzüglich in den Jahren 1806, 1816 und 1817, wie auch bei dem großen Brande der nahen Stadt Hof, 1823, durch bedeutende Unterſtützungen ſich einen dauerhaften Ruhm erworben hat. So war auch ſeine Gaſtfreundſchaft nicht allein für ſeine Standesgenoſſen, ſowie für alle Gebildete in der Umgegend zum Sprüchwort geworden. — Sein Bruder, Chriſtoph Ernſt II., der die Rittergüter Nerſchau, Poßeck, Papsleithen erhielt, iſt der Stammvater nicht allein dieſer Linie, ſondern auch der zu Saaleck und Stendorf in der Provinz Sachſen des Königreichs Preußen.

b) Die Linie zu Guttenfürſt und Kemnitz. Andreas (ein Bruder von Hans I., Stifter der vorherigen Linie zu Feilitzſch ꝛc.) war 1403 auf dem Turniere zu Darmſtadt und hinterließ von Magdalena von Künsberg zwei Söhne, Hans III. und Otto. Letzterer war 1484 auf dem Turniere zu Stuttgart, und ward zur Schau und Juſtificirung der Turnierwaffen erwählt. Vor ſeinem Tode ließ er ſich und ſeine Frau in die Brüderſchaft des heil. Franziskus des Kloſters zu Hof aufnehmen, nachdem er demſelben beträchtliche Schenkungen gemacht hatte. Hans III., der mit Dorothea von Miltitz ſeine Linie fortpflanzte, war Beiſitzer des Hofgerichtes in Gotha, 1450. Sein einziger Sohn, Hans Wilhelm, hatte ſich ebenfalls den Wiſſenſchaften gewidmet, und wurde daher vom Kurfürſten Friedrich von Sachſen zu ſeinem Rath und Beiſitzer des Hofgerichts ernannt. Doch verließ er ſpäter den ſächſiſchen Dienſt, ging auf ſeine Güter, und erhielt vom Markgrafen von Brandenburg die Oberaufſicht über die Jagden und Forſten des Ober-Fürſtenthums als Oberforſt- und Wildmeiſter. Sein Enkel, Hans Chriſtoph, der außer den erwähnten Stammgütern noch Weinzlitz, Heinersgrün, Wittersberg, Troſchenreuth, Poßeck und Zettwitz beſaß, war bei Kaiſer Karl V. Obermarſchall und Oberſtallmeiſter. Er hatte zwei Frauen, die er nach einander ehelichte, [illegible] mehre Kinder, von denen Johann Adam als königl. franzöſiſcher Major in einem teutſchen Cavalerieregimente ſich auszeichnete. Derſelbe mußte aber ſeinen Abſchied nehmen, als der Kaiſer Karl V. alle Teutſche, die in dem franzöſiſchen Heere dienten, bei Verluſt ihres Vermögens zurückrufen ließ. Er begab ſich auf ſeine Güter (Löbnitz) und erwarb ſich käuflich noch Bloſenberg und Reichenau. Mit Chriſtian Heinrich erloſch 1777 dieſe Linie, und die Lehengüter fielen daher an die ältere Linie zurück.

B. Der jüngere Hauptſtamm zu Körbitz von Joſt (wahrſcheinlich ein Bruder von Reinbold, Stifter des erſten Hauptſtammes). Er war ein tapferer Kriegsmann, der in 14 Feldzügen gegen die Ungläubigen in Preußen ſeinen Muth und ſeine Beharrlichkeit erprobte, auch in Jeruſalem zum Ritter des heil. Grabes geſchlagen wurde. Trotz ſeiner empfangenen Wunden und zu ertragenden Mühſeligkeiten erreichte er ein ſehr hohes Alter. Im 93. Jahre ſeines Lebens verließ er die Welt, und ward in Körbitz begraben, wo auf ſeinem Bildniſſe, auf Holz gemalt, das Ordenszeichen des heil. Grabes, wie auch ſeine Thaten aufgezeichnet ſind. Von Sophie von Löbnitz ward ihm ein Sohn, Moritz, geboren, der in den Feldzügen gegen die Schweizer focht, mit Kaiſer Karl IV. nach Italien zog und nach deſſen Krönung auf der Tiberbrücke zum Ritter des heil. röm. Reichs geſchlagen wurde. Er erzeugte mit Adelheid, der Tochter des heil. röm. Reichs Erbſchenken, Friedrich Herrn zu Limburg, einen Sohn, Eberhard, und ſtarb 1370. Dieſer war ebenfalls ein in Kriegszügen erfahrener Ritter, der ſich in des Herzogs Friedrich von Öſterreich Gefolge, zu dem, wie die Chroniſten bemerken, 17,000 berittene Pferde gehörten, ſich befand, als der genannte Fürſt zu ſeiner Krönung nach Aachen zog. Ihm ward ebenfalls die Ehre zu Theil, mit dem Schwerte Karl's des Großen zum Ritter geſchlagen zu werden (den 27. Juli 1442). Er ſtarb 1449 und pflanzte ſeine Linie durch Margarethe von Bünau und Kunigunde von Obernitz mit mehren Söhnen fort. Von dieſen iſt Joſt II. zu bemerken, der mit Herzog Friedrich von Sachſen Jeruſalem und das heil. Grab beſuchte. Daß er den Ritterſchlag daſelbſt, wie ſeine Vorfahren, empfangen hätte, wird nicht erwähnt, wol aber, daß derſelbe, als der Erzherzog Max in Aachen als Kaiſer gekrönt wurde, an ihm vollzogen wurde (den 24. April 1486). Er war gleich ſeinen Voreltern in Schimpf und Ernſt ein Rittergenoſſe, und daher ein Mitglied der ritterlichen Geſellſchaft zum Bären. Auch brach er mehre Lanzen auf dem Turniere zu Ansbach (1485), wo noch ſein Bruder, Joſt III., ſich befand. — Sein Gütercomplex wurde das Rittergut Treuen, welches er von denen von Hermannsgrün 1510 erkaufte. Seine drei Söhne: 1) Moritz, 2) Urban und 3) Friedrich Heinrich, die er von Anna von Beulwitz hinterließ, ſtifteten ebenſo viele Linien.

1) Moritz, Stammvater der Linie zu Ober- und Unter-Treuen, Brodfeld und in Preußen, wurde 1478 geboren, begleitete den Herzog Moritz von Sachſen, als

Karl V. [illegible]
[illegible] Frauen, die er [illegible]
[illegible] Kinder, von denen [illegible]
[illegible]der Maler [illegible]
[illegible]zeichnete. [illegible]
, als der Kaiser [illegible]
[illegible]schichen [illegible]
[illegible] [illegible]
erwarb sich [illegible]
Christian Heinrich [illegible]
[illegible]
B. Der jüngere [illegible]
[illegible]scheinlich [illegible]
[illegible]
14 Feldzügen [illegible]
[illegible] und seine [illegible]
[illegible]
[illegible] empfangenen [illegible]
[illegible]
[illegible] seines [illegible]
[illegible] begraben [illegible]
das [illegible]
[illegible]
[illegible]
gegen die [illegible]
[illegible]

Digitized by Google

r 1548 von Kaiſer Karl V. feierlichſt mit der Kurwürde
)nt wurde, und empfing bei dieſer Gelegenheit vom
ſer den Ritterſchlag. Sein Urenkel, Heinrich Ehren-
, welcher die Rittergüter Brückla und Thauhof be-
ward der Stifter einer Linie, die im Anfange des
gen Jahrhunderts im Königreiche Preußen ſich anſie-
e, und die jetzt erloſchen zu ſein ſcheint; der zweite
akel, Wolf Heinrich, ſtiftete die Linie zu Lichtentanna
Treuen, und erloſch mit Heinrich Chriſtian 1780.
e dritte Urenkel, Hans Chriſtoph, kaufte die Rit-
güter Tobertitz, Steinsdorf und Blankenberg, verkaufte
s wieder, und erwarb ſich das Rittergut Brodenfeld
Ölsnitz; er ſtarb 1750, und mit ſeinen Kindern er-
h auch dieſe Nebenlinie.

3) Friedrich Heinrich, Stammvater der Linie zu
nnitz, Guttenfürſt und Kröſtau. Von dieſem führt Dr.
. Luther in ſeinen Tiſchreden an, daß derſelbe beſon-
s aus dem Gefolge der Ritter, welche Kaiſer Karl V.
f dem Reichstage zu Worms ermuthigt habe: er ſolle
t Vertrauen dem Kaiſer die Sache anheimſtellen! Dr.
artin aber habe das Bedenken geäußert, daß man ihm
s kaiſerliche Geleite nicht einmal halten würde — da
itte Friedrich Heinrich ihm zur Antwort gegeben: Ich
ill Euch mein Geleit heim geben! Das iſt wahrlich,
t anders nicht zu viel. Er ſtarb in ſeinem 83. Jahre,
nd unter ſeinen vier Söhnen und drei Töchtern waren
Hans Fabian und Friedrich, die beſondere Linien ſtifte-
en. Hans Fabian, der als Rath bei Kurfürſt Johann Friedrich in Anſehen ſtand, kaufte die Rittergüter Altenberga und Ingersdorf, und hinterließ von ſeiner Gattin, Margaretha von Ende, einen Sohn, Günther, der unverheirathet im Anfange des 17. Jahrh. ſtarb. Friedrich, welcher in dem Lehnbriefe vom J. 1571 als lebend angeführt wird, ſetzte ſeine Linie durch Maria von Reizenſtein fort, die aber auch mit ſeinen Enkeln, Georg Adam, kaiſerlichem Oberſtwachtmeiſter, der im 30jährigen Kriege am Rhein blieb, und Wolf Joachim, kur-ſächſiſchem Hauptmanne, erloſch.

2) Urban, Stammvater der Linie zu Körbitz und Tobertitz, deren Nachkommen im Königreiche Baiern noch blühen. Dieſer ward geboren am 17. April 1480, und war derjenige von ſeinen Brüdern und Vettern, der dem Hausweſen vorſtand, wenn die andern in den Kriegen und andern politiſchen Zuſtänden ſich gebrauchen ließen. Er hatte dabei das beſondere Glück, das hundertſte Jahr ſeines Alters zu erreichen, da er erſt am 7. Mai 1580 das Zeitliche verließ, wo ſeine Ehefrau, Katharina von der Planitz, erſt fünf Jahre früher vorangegangen war. Seine beiden Söhne: a) Rudolf Lewin und b) Joſt Chriſtoph, ſetzten den Stamm weiter fort.

a) Rudolf Lewin's Enkel, Urban Kaspar (geb. 1586, geſt. 1644), war einer der ausgezeichnetſten dieſes berühmten Geſchlechts. Er hatte ſich auf mehren hohen Schulen in Teutſchland, Frankreich und Italien, wie auch auf Reiſen in fremden Ländern gebildet; deshalb wurde er ſchon in ſeinem 23. Jahre vom Markgrafen Chriſtian von Brandenburg zum wirklichen geheimen Rath, Kanzler und Lehndirector ernannt (1618). Seit dieſer Zeit bis zu ſeinem Tode hatte er 66 Geſandtſchaften zu den Reichs-, Friedens-, Commiſſions-, Compoſitions- und Correſpondenztagen beſorgt und ihnen beigewohnt. Daher er auch ſeine ruhmvolle Thätigkeit mit der Unterzeichnung des weſtfäliſchen Friedens in Münſter 1648 beſchloß. Während der Zeit ſeines Staatsdienſtes hatte er ſich ein großes Vermögen erworben, ſodaß er die Rittergüter Iſar, Förbau, Schwarzenbach an der Saale, Joditz, Weinzlitz und Roſenberg theils von Fremden, theils von ſeinen Vettern erkaufte; auch hatte er auf drei verſchiedenen Beſitzungen neue Kirchen erbaut. Von Veronica von Mülich hinterließ er keine Nachkommenſchaft, wol aber von Sophie Stiebad von Buttenheim, die ihm eilf Kinder gebar; doch ſtarben ſie alle frühzeitig, bis auf Hans Heinrich, der aber in ſeinem 26. Jahre noch vor dem Vater ſtarb (1635), als er nach einer ſechsjährigen Abweſenheit auf Univerſitäten und auf Reiſen zurückgekommen, um als Hofrath in Dresden angeſtellt zu werden und zugleich mit Eva Metzſch ſich zu vermählen.

Zwei andere Enkel von Urban, als Urban Heinrich und Hans Sigismund, ſetzten die Linie fort. Urban Heinrich (geb. 1573, geſt. 1629), fürſtl. brandenburgiſcher geheimer Rath, Obermarſchall und Oberamtmann zu Lauenſtein, Beſitzer des Ritterguts Haſſelbach, hatte in ſeiner Jugend acht Feldzüge gegen die Türken unter dem Regimente des Grafen Thurn in Ungarn mitgemacht. Nach geſchloſſenem Frieden kehrte er noch bei Lebzeiten ſeiner Ältern zurück (1604), ging an den weimariſchen Hof, und 1613 ernannte ihn der Markgraf Chriſtian von Brandenburg-Kulmbach zum Kammerjunker und Rittmeiſter der Leibgarde. Kurz vor ſeinem frühzeitigen Tode erhielt er die Stelle eines Obermarſchalls und Oberamtmanns. Aus einer dreifachen Ehe mit Magdalene von Dieskau, mit Eleonore Metſch und Dorothea von Wallenrodt hinterließ er nur eine weibliche Nachkommenſchaft.

Hans Sigismund (geb. 1575, geſt. 1633), Beſitzer der Rittergüter Schwand, Ober- und Unter-Lauterbach, Grünſtein, Marieney und Kürbitz, iſt der Stifter der noch jetzt blühenden Linie, wovon der jetzige Stammhalter, der Freiherr Ernſt Heinrich, königlich bairiſcher Kämmerer. Deſſen Urgroßvater, Moritz Heinrich (geb. 1688, geſt. 1760), hat ſich dadurch verdient gemacht, daß er die Geſchichte ſeines Geſchlechtes unter dem Titel herausgegeben hat: Genealogiſch-hiſtoriſche Beſchreibung, nebſt den Stamm- und Ahnentafeln des altadeligen Geſchlechtes derer von Feilitzſch, zum Gebrauche und Nutzen gedachter Familie. (Hof 1725.) ſ. die Stammtafel am Ende des Bandes.

Das Wappen: Ein dreifach in die Quere getheilter Schild, darin der obere Theil Silber, der mittlere roth und der untere ſchwarz iſt. Auf dem gekrönten Helme eine Pyramide, oder, wie es wahrſcheinlicher iſt, eine ſpitze Mütze mit einem Knopfe zwiſchen einem Adlerfluge, alles Beides ſo tingirt, wie der Schild.

(Albert Freih. v. Boyneburg-Lengsfeld.)

FEILLÉE (de la), ein franzöſiſcher Geiſtlicher des 18. Jahrh., gab heraus: Méthode pour apprendre les règles du Plaint-chant et de Psalmodie. (Paris 1745.) Nach *Formay*, France littér. Dagegen läßt La Borde

in ſ. Essai sur la Musique eine Ausgabe 1748 erſcheinen, was auch die neue Auflage des Wörterbuches von Sulzer in den Zuſätzen zum Artikel Choral verſichert. Ferner erſchien das Werk unter folgendem Titel: Méthode nouvelle pour apprendre parfaitement les règles du Plain-Chant et de la Psalmodie, avec des Messes et d'autres ouvrages en Plain-Chant figuré et musical, à voix seule et en partie, à l'usage de paroisses. Nouvelle édition. (Lyon 1812. [12.]; dann zu Avignon 1815.) — Die Biographie universelle ancienne et moderne T. 14. (Paris 1815.) übergeht dieſen Schriftſteller. (*G. W. Fink.*)

FEINE (Robinet de), wird von dem im Monat Mai 1844 verſtorbenen Baini in ſ. Werke über Paleſtrina unter die Tonſetzer der Ockenheim'ſchen Periode gezählt, welche nicht ganz ohne Grund von ihm beſchuldigt werden, Schwierigkeit auf Schwierigkeit gehäuft zu haben, womit ſie der Kunſt einen Dienſt zu erweiſen wähnten. Die Überſetzung des Baini'ſchen Werkes von Franz Sales Kandler berichtigt dagegen in der Anmerkung S. 158, daß dieſer Robinet de Feine wol kein Anderer ſein wird, als Robert de Fevin, der auch anderwärts nach irriger Lesart ſogar Feum genannt wird; ſ. alſo den Art. Fevin. (*G. W. Fink.*)

FEINGUR, der Vielerwerbende, Beiname des Odin in der nordiſchen Mythologie. (*Richter.*)

FEIRA, auch Feyra, früher eine Ouvidoria in der Provinz Beira (nicht eines Correiçao, wie zuweilen irrig angegeben wird). Die Villa gleiches Namens liegt an dem Flüßchen Caſtos, in einem angenehmen, geräumigen Thale, zwiſchen Aveiro und Porto, dicht an den Grenzen von Entre Duro e Minho, etwa zwei Meilen vom Meere. Die officielle Zählung von 1732 ergab für die Stadt eine Pfarrkirche (und Kloſter) und 952 Seelen — für den Stadtbezirk 56 Pfarrkirchen und 27,331 Einwohner. Neuere geben der Stadt 260 Häuſer und 1400 Einwohner. Sie erwähnen ein Hoſpital, ein Armenhaus und ein Caſtell. Das letztere iſt vielleicht identiſch mit dem Schloſſe, das hier die Familie Pereyra, die Beſitzerin der Stadt, haben ſoll. (*Calmenar*, Delic. de Portug. p. 723.) Einige glauben, daß hier das alte Laucobriga zu ſuchen ſei. (*Daniel.*)

FEISTRITZ, 1) eine freiherrlich von Dietrich'ſche Herrſchaft im V. U. W. W. Niederöſterreichs, am Fuße des Wechſels, einen Theil des herrlichen Feiſtritzthales umfaſſend, mit reichem Waldſtande, ausgebreiteter Viehzucht und einiger Induſtrie. Die Gegenden, welche dieſe Herrſchaft einſchließt, gehören zu den intereſſanteren in dieſem Theile des Landes. 2) Ein zu derſelben Herrſchaft gehöriges Dorf, am feiſtritzer Bache, zwiſchen Edlitz und Aſpang gelegen, mit 90 Häuſern, 660 teutſchen Einwohnern, welche neben dem Feldbau vorzüglich Viehzucht treiben, und ſich auch ſonſt noch mit der Anfertigung von Weinpfählen, Schindeln und mancherlei Holzwaaren beſchäftigen, die ſie in der umliegenden Gegend bis Wiener-Neuſtadt hinaus verkaufen, einer alten katholiſchen Kirche, an der man die Grabmäler vieler Glieder der Familien Rottel, Wurmbrand und Götzersberg ſieht, einem mehre Fenſter mit gemalten Scheiben von Kothgaſſer in Wien von den Jahren 1811—1820 hat, einem herrſchaftlichen Schloſſe, das auf einer mäßigen Anhöhe liegt, mit einer Mauer umgeben iſt und gleichſam in einem großen Park mit hübſchen Anlagen und reizenden Spaziergängen liegt, in den ein Theil des Feiſtritzthales umgeſchaffen iſt. In dieſem Schloſſe befinden ſich eine werthvolle Sammlung von Alterthümern, eine ſchöne Rüſt- oder Waffenkammer, ein Prunkſaal, eine Kapelle; bemerkenswerth ſind außerdem noch das alte Burgverlies und die ſogenannte eiſerne Jungfrau. Vor dem Schloſſe liegt ein ſchöner Blumengarten. Die in dieſem Schloſſe aufgeſtellten Waffen übertreffen an Anzahl ſowol, als an Seltenheit gewiß jede andere Privatſammlung dieſer Art in Öſterreich. Groß iſt die Anzahl ritterlicher Rüſtungen, denen, wie anderwärts, geſchichtlich berühmte Eigenthümer gegeben werden; ſo z. B. zeigt man eine Rüſtung von Götz von Berlichingen, eine andere von Ritter Eppelein von Gailingen, der bekanntlich durch einen Sprung von Nürnbergs Stadtmauern der Gefangenſchaft entging; ein altrömiſches Schwert mit dem eingegrabenen Namen Vindobona u. m. A. 3) Ein Feiſtritz an der Mur, auch Feiſtritz bei Peckau genannter, romantiſch gelegener Marktflecken im grätzer Kreiſe der untern Steiermark, am rechten Ufer der Mur, gegenüber dem Markte Peckau, am Eingange des waldſteiner Thales, zunächſt der wien-trieſter Eiſenbahn, welche hier vom linken auf das rechte Flußufer überſetzt, deſſen Kirche auf einer maleriſchen bewaldeten Anhöhe am Fuße höherer Berge ſteht, mit 86 Häuſern, unter denen ſich einige recht hübſche Gebäude befinden, 517 teutſchen Einwohnern, zwei Eiſenhämmern, einer Senſenſchmiede, einem aufgelaſſenen ſilberhaltigen Bleibergwerke, einer zum Bisthume Seckau gehörigen katholiſchen Pfarre, deren Sprengel von einem Prieſter des Ciſtercienſerſtiftes Rein verwaltet wird und über 2100 Seelen umfaßt, einer Schule, mehren Wirthshäuſern und zwei Jahrmärkten. Die Waſſerhebemaſchine des ſehr tiefen Schachtes, welche ſonſt ein Rad in Bewegung ſetzte, der in einem Stollen durch einen Berg hindurch geleitet iſt, und alle dazu gehörigen Pochwerke, Schmelzöfen, ſind jetzt außer Thätigkeit geſetzt. 4) Burg-Feiſtritz, windiſch Wisterza-Greschina, eine gräflich von Attemſiſche Herrſchaft im cillyer Kreiſe der untern Steiermark, mit einem Landgerichte und Werbbezirke von 42 Gemeinden und einer Volksmenge von mehr als 6000 Seelen. Dieſe Herrſchaft hat auch die Vogtei über die Kirchen zu St. Martin am Bacher und Ober-Pulsgau. Die Unterthanen ſind, wie in dieſem Lande überhaupt, in vielen Ortſchaften vertheilt, die im marburger und cillyer Kreiſe liegen. 5) Die zu dieſer Herrſchaft gehörige Gemeinde gleiches Namens, mit einem Schloſſe. 6) Windiſch-Feiſtritz, eine Stadt im Bezirke der Herrſchaft Burg-Feiſtritz im cillyer Kreiſe der untern Steiermark, windiſch Wisterza-Nusta genannt, fünf Meilen von der Kreisſtadt entfernt, am Feiſtritzbache gelegen, mit 134 meiſt netten, freundlichen Häuſern, 880 größtentheils windiſchen Einwohnern, welche Feld- und Weinbau tre

ı, einer katholiſchen Dekanatspfarre des Bisthums La=ıt, die von drei Geiſtlichen beſorgt wird, einer katholiſ=en Kirche, Schule, mehren Gaſthöfen und dem Schloſſe urg=Feiſtritz, welches geräumig, obgleich alterthüm=) iſt. In der Nähe ſind an den Vorbergen des nahen ıchergebirges Brüche von herrlichem weißem Marmor. e umliegende Landſchaft iſt überaus anmuthig und rch die an das Gebirge grenzende Fläche ſehr wechſel=ll. Durch dieſes Städtchen führt die wien=trieſter Poſt=aße, an der hier ein Poſtamt und eine Station iſt, welche t Marburg und Gonowitz Pferde wechſelt. Hier wer=n jährlich vier Jahr= und fünf Viehmärkte gehalten. as ehemalige Minoritenkloſter und die heilige Geiſt=che ſind längſt aufgelaſſen. (*G. F. Schreiner.*)

FEISTRITZ, heißen gar viele Ortſchaften und Ge=wäſſer in der öſterreichiſchen Monarchie, welche, wenngleich jetzt von Teutſchen bewohnten Gegenden, doch ſchon Namen ihren Urſprung verrathen. Die wichtigſten arunter ſind: 1) eine im Bezirke Hohenwang des brucker reiſes der Steiermark gelegene Herrſchaft mit einem Schloſſe, das unter dem 47° 33′ 40″ nördl. Br. und 3° 15′ 0″ öſtl. L. von Ferro liegt; in ſeiner Nähe be=ndet ſich ein Eiſenhammerwerk an einem von der Mürz bgeleiteten Mühlgange. In der Nähe des Schloſſes eht die erſte öſterreichiſche Staatseiſenbahn vorüber. 2) Ein Fluß im öſtlichen Theile des grätzer Kreiſes, welcher durch die Vereinigung der zwei Quellenbäche der weißen und ſchwarzen Feiſtritz gebildet wird, deren Quellen zwi=ſchen dem Wechſel und dem Pfaff dicht an der Grenze Öſterreichs liegen, ſofort durch den Zufluß von einer Menge von Bächen verſtärkt wird, das Thal, welches den Na=men Ratten führt, bewäſſert, an den Märkten Pirkfeld und Anger vorüberſtrömt, in der ſogenannten Freienberger=Klamm von hohen, eng zuſammentretenden, Bergen, auf deren einem das ſtattliche Schloß Herberſtein liegt, auf ein ſchmales Bette eingeengt wird, hierauf in einem breiten, von freundlichen Höhen begrenzten, fruchtbaren Thale da=hinfließt, bei Wilfersdorf die Ilz aufnimmt, an der Stadt Fürſtenfeld vorübergeht, ſodann auf einer kurzen Strecke die Grenze der Steiermark und Ungarns bildet und durch das eiſenburger Comitat des letztern Landes der Raab ent=gegengeht, in die ſie unterhalb St. Gotthardt fällt. Sie iſt ſehr fiſchreich, treibt eine Menge Mahl= und Säge=mühlen und Stampfen. An dieſem Fluſſe muß es einſt Biber gegeben haben, denn es wurde im J. 1094 Ru=dolf, Graf von Saurau, als Gerhabe des Grafen von Wurmbrand mit dem Piber=Gjaid auf dem Feiſtritzfluſſe belehnt. 3) Ein Fluß im laibacher Kreiſe Oberkrains, der im Süden des Koſchatagebirges entſpringt, durch ein einſames, hochgelegenes Waldthal ſeinen Lauf nimmt, ſich durch den Loibler= oder Moſchenik= und Wamſchitzafluß verſtärkt, den gewerbreichen Markt Neumarktl bewäſſert, in einem ſehr tief eingeſchnittenen Bette, zwiſchen ausge=dehnten Auen dahin fließt, viele Mühlen treibt und unter Schoje ſich in die Save ergießt. 4) Ein anderer viel be=deutenderer Fluß gleiches Namens, entſpringt in demſel=ben Kreiſe und Lande zunächſt der Grenze Kärnthens und der Steiermark aus verſchiedenen Quellenbächen, die am ſüdlichen Fuße der Oiſtritza zuſammenfließen, nimmt ſei=nen Lauf durch ein waldreiches, einſames Thal des Hoch=gebirges, bis herab zum Städtchen Stein, wo die Berge mehr zurücktreten, und geht nun im wüſten, ſtei=nigen Bette, durch die Molniza verſtärkt, der Save ent=gegen, in die ſie bei Luſtthal, der Laibach gegenüber, in einer mit weit verbreiteten Auen beſetzten Gegend, fällt. 5) Ein Flüßchen, das im klagenfurter Kreiſe Kärnthens entſpringt, bald darauf aber in den marburger Kreis der Steiermark übertritt, zum Holzflößen benutzt wird, einer großen Gewerkſchaft nächſt Hohenmauthen dient und ſich bald darauf am linken Ufer in die Drau ergießt. 6) Eine gräflich von Lamberg'ſche Bezirksherrſchaft und Schloß im öſtlichen Theile des grätzer Kreiſes, welches mit dem Amte Steinbach vereinigt iſt. Der **Werbbezirk** um=faßt einen Flächenraum von 8156 n. ö. Joch und 1185 □ Klaftern und einen Stand der Bevölkerung von 2221 Seelen. Die Bezirksverwaltung hat im Schloſſe gleiches Namens ihren Sitz und erſtreckt ſich über die Gemeinden Blaindorf, Hainersdorf, Obergrün, Dambach, Hartmanns=dorf, Kroisbach, Leiten, Neuſiedel und Steinbach. Das **Schloß** liegt in der Gemeinde Leiten, unſern vom rechten Ufer des gleichnamigen Fluſſes, und kommt in Urkunden ſchon im 15. Jahrh. vor. Die Unterthanen der **Herr=ſchaft** liegen theils im Bezirke gleiches Namens, theils ſind ſie in anderen Bezirken zerſtreut. 7) Eine Herrſchaft und Ortſchaft im Bezirke Rothenfels des judenburger Krei=ſes der obern Steiermark, am Bache gleiches Namens, in der Nähe von St. Peter am Kammersbache gelegen, mit einem Schloſſe, das ſehr alt, aber noch bewohnt iſt. Der Hauptnahrungszweig der Einwohner iſt ein ergiebi=ger Feldbau und Viehzucht. Im 13. und 14. Jahrh. gab es hier eigene Herren von Feiſtritz oder Viſtritz, de=ren Beſitzungen ziemlich ausgebreitet waren. Der Bach gleiches Namens bewäſſert die Gründe der Gemeinde. 8) Ein großes Dorf im Bezirke Paternion, im villacher Kreiſe Ober=Kärnthens, am rechten Ufer der Drau, an der von Villach nach Lienz führenden Poſtſtraße gelegen, mit einer eigenen, zum Bisthume Gurk gehörigen, katho=liſchen Pfarre von 900 Seelen, von denen ungefähr 250 ſich zur evangeliſchen Kirche bekennen; einer Kirche und Schule, einem größeren Wirthshauſe, einer Pfarr= und einer Kirchengilt. Der Kirchthurm des Dorfes liegt 1701 wiener Fuß über dem Meeresſpiegel. 9) Eine Ortſchaft in der Nähe von Sachſenburg in Ober=Kärnthen, mit ei=nem Eiſenhammer. 10) Windiſch=Feiſtritz im Roſenthale des klagenfurter Kreiſes. 11) Eine ehemalige Herrſchaft im Mühlkreiſe des Erzherzogthums Öſterreich ob der Ens, welche im J. 1438 mit Weitersfelden an die Grafen von Starhemberg kam. In dieſem Kreiſe iſt auch ein Fluß gleiches Namens, der nordwärts aus dem reichenſteiner Walde kommt und ſich bei Dornach mit der Feldaiſt ver=einigt. (*G. F. Schreiner.*)

FEITHIUS (Everhardus), gebürtig aus Elburg in Geldern im 16. Jahrh., ſtudirte auf der reformirten Aka=demie in Bearn, wo er ſich vorzüglich in der griechiſchen und hebräiſchen Sprache auszeichnete, auch darauf in Frankreich als Lehrer des Griechiſchen in großes Anſehen

kam. Auf einer Reiſe nach Rochelle, wo er glücklich angekommen war, ging alle Spur von ſeinem Daſein ſo ganz verloren, daß auch ſelbſt gerichtliche Nachforſchungen nicht das Geringſte zu entdecken im Stande geweſen ſind. Die vorzüglichſten Gelehrten ſeines und des folgenden Jahrhunderts beklagten ſeinen geheimnißvollen Ausgang aus der gelehrten Welt mit Recht um ſo lebhafter, je wichtiger ſie alleſammt die Schriften fanden, die der ſo früh Geſchiedene hinterlaſſen hatte. Sie betreffen alle die griechiſchen Alterthümer, als Antiquitates Homericae; Respublica Atheniensium und Antiquitates Atticae. — Namentlich hat die erſte ſeiner hinterlaſſenen Schriften, außer daß ſie Gronovius in ſ. Thesaurus antiquitat. graec. T. VI. aufgenommen hat, nicht wenige Ausgaben erlebt unter dem Titel: Antiquitatum Homericarum Libri IV. (Lugd. Batav. 1677. Amstelod. 1725. Argentorati 1743. [Editio nova, prioribus multum emendatior, notis et indicibus aucta.]). Im 4. Buche handelt das 4. Capitel von der Muſik zu Homer's Zeiten, was im Gronov drei Folioſeiten einnimmt und in der letztgenannten Ausgabe S. 425—436 zu leſen iſt, worauf das Capitel vom Tanze folgt, als den beiden beliebteſten Vergnügungen der Alten, die auch meiſt vereint waren. Zunächſt werden die zu Homer's Zeiten üblichen Inſtrumente genannt, nämlich zwei Blaswerkzeuge: Aulos und Syrinx (Flöte und Panspfeife), und drei Saitenwerkzeuge: Kithara, Phorminx und Lyra, welche eins und daſſelbe nach Pollux's angeführtem Zeugniſſe geweſen ſein ſollen. Allein der Form nach waren ſie verſchieden, und ſo müſſen ſie auch dem Tone nach nicht völlig einerlei geweſen ſein. Sie waren mit ſieben Schafdarmſaiten bezogen, was mehre Stellen Homer's bezeugen; auch daß ſie mit dem Plectrum geſchlagen wurden. Der Geſang zu dieſen Inſtrumenten erſcholl vorzüglich bei Opfern und Gaſtmahlen. Auch die alten Helden trieben Geſang und Saitenſpiel. Dies die Hauptlehren, wofür zahlreiche Beweisſtellen der Alten beigebracht worden ſind. In der Odyſſee heißen Geſang und Tanz die Zierden des Gaſtmahls. Auch bei Opfern war Geſang und Tanz verbunden. Soviel aus dem Buche ſelbſt, damit man ſieht, was man darin zu ſuchen hat. (*G. W. Fink.*)

FEJÉREGYHÁZ, Weißkirchen, Bili Kostel, Albanus*), hübſches Dorf in Niederungarn, Kreis diſſeit der Donau, presburger Geſpanſchaft, tyrnauer Bezirk, ½ Stunde von Tyrnau, am roßindoler Walde, der gräfl. Brunßwikiſchen Familie gehörig, mit einem ſchönen Caſtelle, welches die Jeſuiten zu Tyrnau (Nagy Szombat) im J. 1719 bauten und 1768 erneuerten und verſchönerten, und wo ſie ſich, da dieſer Ort eine herrliche Gegend hat, ſehr oft in freien Stunden mit der auf der tyrnauer Univerſität ſtudirenden Jugend unterhielten. Als aus Tyrnau im J. 1777 die Univerſität nach Ofen und im J. 1784 die königl. Akademie nach Presburg verſetzt wurde, hörte zwar Fejéregyház auf, ein Unterhaltungsort der ſtudirenden Jugend zu ſein, wird aber noch jetzt von Naturfreunden aus Tyrnau wegen ſeiner Nähe fleißig be Die Einwohner ſind Katholiken. Der Ackerboden iſt gut und fruchtbar und wird daher zur erſten Claſſe gerechnet. (Ro

*) So von den Jeſuiten in dem benachbarten Tyrnau genannt, die hier ein Gebäude zur Unterhaltung aufführten.

FEJÉR VÁRMEGYE (albenſer Geſpanſchaft, Unter=albenſer Geſpanſchaft (Comitatus Albensis inferior., ungariſch Alsó Fegér Varmegye), Geſpanſchaft im Großfürſtenthume Siebenbürgen. Es grenzt gegen Weſten an Ungarn, gegen Süden an den hunyader und zarander Comitat, den ſzászvároſer, mühlenbacher und reußmarkter Stuhl, gegen Oſten an den hermannſtädter Stuhl, mediáſcher Stuhl, und die kokelburger Geſpanſchaft, gegen Norden an den aranyoſer Stuhl, die thordaer= und koloſcher Geſpanſchaft. Der Flächeninhalt dieſer Geſpanſchaft beträgt 76¾ □Meilen. In der Rangliſte der ungariſchen Geſpanſchaften Siebenbürgens nimmt Unter=Alba den erſten Platz ein. Die Einwohner ſind größtentheils Walachen und nähren ſich vom Feld=, Wein= und Bergbaue. Der Boden gehört zu den niedrigſten und fruchtbarſten Gegenden Siebenbürgens. Die größten Berge ſind an der ungariſchen Grenze der Vulkuj, in welchem ſchon ſeit den älteſten Zeiten auf Gold gebaut wird, die Balamiráſza, Sorlitza, Kirnik, Ketſ Cſaki. Das Klima iſt mild und warm, darum gedeihet auch der Weinſtock und die edleren Obſtgattungen treflich. Unter den Gewäſſern iſt das anſehnlichſte und wichtigſte die Maroſch; ſie kommt aus der thordaer Geſpanſchaft, durchſtrömt Unter=Alba von Norden gegen Süden der Breite nach und tritt dann in die hunyader Geſpanſchaft. Der Kokelfluß, welcher in dem kükülloer Comitate unter der Grenze des Unter=Albenſer aus dem Zuſammenfluſſe der großen und kleinen Kokel entſteht, durchſtrömt einen Theil der Geſpanſchaft und fällt bei Mihályfalva in die Maroſch. Die große Aranyoſch entſpringt im bihaer Gebirge an der ungariſchen Grenze, nimmt bei Topánfalva die ebenfalls weiter ſüdlich in dem nämlichen Gebirge entſpringende kleine Aranyoſch auf, tritt in die thordaer, aus dieſer wieder in die albenſer und dann neuerdings in die thordaer Geſpanſchaft, in welcher ſie ſich bei Sebes Szent Márton in die Maroſch ergießt. Schon der Name dieſes Fluſſes (Aranyos, von arany, Gold) deutet auf jene Eigenſchaft, welche ihn vorzüglich merkwürdig macht: er führt häufigen Goldſand mit ſich und an ſeinen Ufern befinden ſich mehre Goldſeifenwerke. Auch in dem Ampoj, welcher ober Zolathna in der Nähe des Berges Vulkaj entſpringt und bei Karlsburg in die Maroſch fällt, wird Gold gefunden. — An Producten aller Art iſt dieſe Geſpanſchaft einer der fruchtbarſten Theile Siebenbürgens. Der größte Theil der ſiebenbürgiſchen Goldbergwerke liegt in derſelben, als Offenbánya, Abrudbánya, Verespatak, Bráza, Fatzebája, Kuſchena u. a. m. Auch Silber, Queckſilber, Spießglas, Kochſalz wird gewonnen. Die Brodfrüchte gedeihen ſehr gut; Wein wird in Menge, und bei Igen, Czélna und an andern Orten von vorzüglicher Güte erzeugt. Die Gegend um Karlsburg bringt veredeltes Obſt von vorzüglicher Größe und Güte hervor. Wälder ſind in bedeutender Menge vorhanden und von mannichfaltigen Gattungen Wild belebt. Die Maroſch lie-

effliche Fiſche. Die Viehzucht iſt in dieſer Geſpanſchaft icht ſo ſtark wie in den an der moldauiſchen und wa-chiſchen Grenze gelegenen Theilen des Landes, wo die eitläufigen, weidereichen Grenzgebirge und die Überwin-rung in der Moldau und Walachei dieſen Nahrungs-weig vorzüglich begünſtigen.

Die Geſpanſchaft wird in zwei Kreiſe (Cirkel) und der derſelben wieder in ſechs Bezirke (Proceſſe) getheilt.

Oberer Cirkel.

Albenſer Bezirk mit	18	Ortſchaften.
Alvinzer Bezirk mit	16	—
Klein enyeder Bezirk mit	12	—
Offenbányer Bezirk mit	5	—
Magyár Igener Bezirk mit	28	—
Zalathner Bezirk mit	12	—
	91	Ortſchaften.

Unterer Cirkel.

Baláſchfalver Bezirk mit	15	Ortſchaften.
Maroſch Ujvarer Bezirk mit	16	—
Csomporder Bezirk mit	19	—
Nagy enyeder Bezirk mit	18	—
Pokafalver Bezirk mit	14	—
Szent Benedker Bezirk mit	16	—
	98	Ortſchaften.

Die ganze Geſpanſchaft enthält folglich 189 Ortſchaften, darunter eine königl. Freiſtadt, 13 Marktflecken, 174 Dörfer und 2 Prädien. (*v. Benigni.*)

FEJÖE, 1) eine Inſelgruppe an der weſtlichen norwegiſchen Küſte, eine Meile vom Lande, in Nordhordlehn's Voigtei, Amts Süd-Bergenhuus. Auf der einen Inſel ſteht die Kapelle Fejöe, zum Filial Öſtrem in der Pfarrei Lindaas gehörig.

2) Fejöe, eine fruchtbare däniſche Inſel, ½ Meile nordwärts von Laaland, unterhalb Famöe (ſ. d. Art.), ¾ Meile lang, ⅛—¼ Meile breit, mit einem Areal von ⅓ □Meile und 800 Einwohnern in 98 Höfen, 86 Häuſern und zwei Mühlen. Die Inſel gehört zum Kreiſe Fugelſe, Amts Mariboe, bildet einen eigenen Diſtricts-Gerichtsſprengel (Birkeret) und, einſchließlich der benachbarten kleinen Inſel Skalöe und der entferntern Veirö, ein eigenes Kirchſpiel. Die Einwohner treiben Kornbau und Dorfſchfiſcherei. (*v. Schubert.*)

FEKETE-HALOM, latein. Cidinum, auch Villa Cidinis, teutſch Schwarzburg Zeyden, Zeiden, und wallach. Kotle, Kotlia, auch Koe genannt. 1) Ein Kreis des kronſtädter Diſtricts des Landes der Sachſen im Großfürſtenthume Siebenbürgen, deſſen Oberfläche gebirgig iſt, und der theils von Sachſen und Walachen bewohnt, theils von Magyaren bevölkert iſt. 2) Einer der vier Märkte des Burgenlandes im Kreiſe gleiches Namens, am Fuße des Zeidenberges und am linken Ufer des Neugraben- oder ſogenannten großen Baches in maleriſcher Gegend gelegen, mit 738 Häuſern, unter denen das auf dem Markte ſtehende Kaufhaus bemerkenswerth iſt, 3210 Einwohnern, welche größtentheils Sachſen und nur zum kleinſten Theile Walachen ſind, einer zum burgenländer Capitel gehörigen evangeliſchen und einer griechiſch nicht unirten Pfarre und Kirche, einem Bethauſe der Evangeliſchen augsburgiſcher Confeſſion, welche eine mit Gräben und Mauern verſehene Kirchenbefeſtigung, ſtatt der einſtigen ſie beſchützenden Burg, hat, einer Schule und einer ſtarken Induſtrie, indem die Bewohner viele Halbleinwand aus Flachs und Baumwolle verfertigen und davon jährlich mehre Tauſend Ellen abſetzen. Der Ort iſt auch geſchichtlich merkwürdig, indem der Markt Zeiden und ſeine Burg die letzten waren, die ſich dem ungariſchen Könige Karl Robert unterwarfen. Am 4. Sept. 1595 traf Siegmund Báthory mit ſeiner Leibwache aus Weißenburg hier ein, fand 24,000 Székler, 13,000 Ungarn und 4000 Sachſen hier verſammelt, und drang mit dieſer Macht am 7. Sept. durch den törzburger Paß in die Walachei ein, lagerte ſich bei Rukur, ſchlug im weiteren Vorrücken die türkiſche Macht über die Donau zurück und eroberte am 7. Nov. die Feſtung Gyurgewo. Der Ort mag früher wol größer geweſen ſein, als jetzt, wie man aus den vorhandenen Mauerreſten erſehen kann. 3) Der Zeidnerberg, mit den auf dem ſüdlichen Abhange gelegenen Ruinen des alten Schloſſes Schwarzburg (Fekete Halom), deſſen einige Urkunden vom J. 1364 gedenken. (*G. F. Schreiner.*)

FEKETE-ÜGY, 1) ein Fluß Siebenbürgens, welcher im oberen Bezirke des kézdier Stuhles des Széklerlandes aus den Gebirgen Törnlö-Sark und Mihálty des öſtlichen Höhenzuges entſpringt, eine Menge von Bächen aufnimmt, an vielen Ortſchaften vorüberfließt und gleich unterhalb Farkasvágó, nach einem Laufe von 18 Stunden, am linken Ufer in den Altfluß fällt. Sein Flußgebiet nimmt das ſüdöſtliche Landeseck ein, iſt ſehr ausgebreitet und umfaßt das Gebiet von 92 Ortſchaften. 2) Ein nach dieſem Fluſſe benannter Bezirk (Gerichtsſtuhl, Processus) des háromſzéker Stuhls des Széklerlandes; er erſtreckt ſich zwiſchen dem 45° 31′ 30″ und 45° 54′ 30″ nördl. Br. und vom 43° 23′ 30″ bis zum 43° 48′ öſtl. L., enthält 17 Dörfer und vier Prädien, wird von dem Fekete-Ügy- und dem Altfluſſe und einer Menge von Bächen bewäſſert, und grenzt zum Theil an das Fürſtenthum der Walachei. (*G. F. Schreiner.*)

FEKI (Orden des), Kakekigo-Orden. Der reiche, blinde Feki in Japan, der um das Jahr 1150 lebte, ſammelte eine Menge Blinder um ſich, ordnete ihre Lebensweiſe nach beſtimmten Regeln zu gemeinſchaftlicher Unterſtützung, Frömmigkeit und Thätigkeit. Der treue Bruder Kakekigo, mit geſunden Augen, half ihm hierbei ſo treulich, daß er den Namen erhielt: „Das Auge des Ordens." Nach Feki's Tode ſchien die Geſellſchaft mit Auflöſung bedroht. Der Kaiſer wollte ihr auch die letzte Stütze nehmen, indem er Kakekigo in ſeinen Dienſt begehrte. Der weigerte ſich jedoch, und um auf immer den kaiſerlichen Anträgen zu entgehen, riß er ſich ſeine Augen aus und ſendete ſie dem Kaiſer als einzige Gabe, die er bieten könne. Solcher Edelmuth rührte den Kaiſer. Zur Verewigung dieſes heroiſchen Entſchluſſes erhob der Kaiſer den Verein der Blinden zu einem Orden, ſtellte ihn

unter ſeinen unmittelbaren Schutz, erklärte ſich und ſeine Nachfolger zum „Auge des Ordens," und von ſeinen Hofleuten und Beamten Viele zu „Unteraugen" und verſüßte ſo den Blinden das Leben, wie er ihnen die Thätigkeit zu nützlichen Zwecken erhielt. Das Ordenszeichen war ein goldenes Schild, worauf ein offenes und zwei geſchloſſene Augen ſich zeigten. Ob dieſer Orden jetzt noch beſteht, iſt unbekannt, aber ſehr zu bezweifeln, da neuere Reiſebeſchreiber ſeiner nicht erwähnen. Daß er aber im 18. Jahrh. noch blühte, weiß man; ſ. Biedenfeld, Erloſchene Orden. S. 88. (*F. Gottschalck.*)

FEKISADO, oder die blinden Feki, eine alte halb geiſtliche, halb weltliche Geſellſchaft in Japan, zu der die größten Männer des Reiches, wenn ſie blind waren, gehörten. Feki bezeichnete urſprünglich eine der mächtigſten Familien in Japan. Noch früher gab es eine ähnliche Geſellſchaft, die Buſſetz-Sado oder die blinden Buſſetz. Dieſe beſteht jetzt aus Geiſtlichen, deren Regeln und Gebräuche von denen der Jammabos wenig abweichen. Ihr Stifter war Sannimar, ein Sohn des Kaiſers Jangino Mikaddo, ſehr ſchön, der Geliebte einer kaiſerlichen Prinzeſſin, deren Tod ihm ſo zu Herzen ging, daß er vor Kummer blind wurde. Um das Andenken an dieſes ſein Unglück und zugleich an die ſo innig geliebte Prinzeſſin zu erhalten, ſtiftete er eine Geſellſchaft, in die nur Blinde aufgenommen wurden. Dieſe hatte bald einen ſo glücklichen Fortgang, daß ihr Ruhm ſich über das ganze Reich verbreitete. Aber der Krieg zwiſchen den mächtigen Familien der Feki und Gendzi um die Mitte des 12. Jahrh. veranlaßte die Stiftung der Fekiſado, welche bald den Buſſetz-Sado den Rang abliefen, ſodaß dieſe immer mehr Glieder verloren und jetzt nur noch aus geiſtlichen Perſonen beſtehen. In dem erwähnten Kriege nämlich wurden erſt die Feki von dem Dairi unterſtützt und ſie ſiegten über die Gendzi. Aber nun wurde das Haupt der Feki nebſt den Seinen ſo übermüthig, daß ſie ſelbſt dem Dairi trotzten. Dieſer hob alſo die Gendzi wieder, ermunterte ſie zum Kriege und verſprach ihnen Beiſtand. Jetzt waren die Gendzi ſiegreich, ſchlugen die Feki ſelbſt bei Simonoſaki bis zur Vernichtung und nahmen den tapferſten Feldherrn Kakekigo gefangen. Zwar ſuchte dieſen Joritomo, der Feldherr der Gendzi, durch gütige Behandlung zu verſöhnen und ihn zu bewegen, daß er in ſeine Dienſte treten möchte. Aber Kakekigo verweigerte alles, ſo ſehr er auch erkannte, daß er dem Joritomo das Leben verdanke. Ich kann, ſagte er, dich nicht anſehen, ohne den Wunſch zu fühlen, dir den Kopf abzuſchlagen. Ich will daher zum Zeichen meiner Dankbarkeit die dir ſo gefährlichen Augen dir opfern. Zugleich riß er ſich ſchnell die Augen aus und überreichte ſie dem Joritomo. Erſtaunt über ſolche Entſchloſſenheit ſetzte er den General ſogleich in Freiheit. Dieſer ging nun nach der Provinz Fjuga, lernte hier ein muſikaliſches Inſtrument ſpielen und ſtiftete die Geſellſchaft der Feki-Blinden, die er nach ſeinem unglücklichen Herrn, dem er auch im Tode nicht treulos wurde, benannte. Dieſe Geſellſchaft breitete ſich nun ſchnell immer mehr aus und nahm Perſonen von jedem Stande und jeder Lebensart auf. Die Mitglieder ſcheeren ſich das Haupt nicht, wie die Buſſetz-Sato, [illegible] ben weltlichen Standes und tragen weltliche Kleider, aber doch nach Jedes Rang und Würde verſchieden. Sie leben nicht von Almoſen, ſondern ſuchen durch allerlei Beſchäftigungen ihren Unterhalt zu gewinnen, vornehmlich durch Muſik, die ſie an den Höfen der Fürſten und bei Feſten und Proceſſionen machen. Sie ſind durch das ganze Reich zerſtreuet, ihr General aber (Dſiel?) wohnt immer in Miako, hat die Caſſe der Geſellſchaft unter ſich und bekommt vom Dairi eine Penſion. Er regiert das Ganze und hat zehn Räthe zu Gehilfen, die [illegible] heißen. Ihre Macht erſtreckt ſich über Leben und Tod, doch muß ihr Spruch vom oberſten Richter in Miako unterzeichnet werden. In den verſchiedenen Provinzen ſind untergeordnete Vorſteher, Kengio, d. h. Provinzialoberſte, genannt. Einen höheren Titel hatte auch der erſte Stifter nicht geführt, aber als die Geſellſchaft wuchs, mußte über die Kengios ein oberſter Gerichtsherr geſetzt werden. Ein Kengio hat wieder ſeine Kotos oder Räthe bei ſich und außerdem mehre Diener in abſteigender Subordination. Der gemeine Hauſe der Blinden heißt Rakun, trägt keine Hoſen und iſt in vier Quans oder Rangordnungen getheilt. Die Kengios tragen lange Hoſen. Alle fünf Jahre müſſen ſich die untergeordneten Diener einen neuen und höheren Titel für Geld von ihrem Kengio kaufen; wird dies verſäumt, oder können ſie nicht zahlen, ſo werden ſie in einen geringeren Rang verſetzt. Nach und nach kann man ſo zur Würde eines Koto und Kengio gelangen. Kämpfer's Geſchichte von Japan I. S. 291. (*Richter.*)

FELBER-TAUERN, ein hohes Gebirgsjoch im Kreiſe im Puſterthale und an der Eiſack in der gefürſteten Grafſchaft Tyrol, das einen Theil des windiſch-matreyer Tauerns ausmacht. Dieſes hohe Schneejoch liegt in der Tauernkette, die ſich längs der Grenze Tyrols und Salzburgs hinzieht. Ein beſchwerlicher Saumweg führt von Lienz aus an dem vier Stunden von Windiſch-Matrey entfernten Felber-Tauernhauſe vorüber nach dem ſalzburgiſchen Markte Mitterſill. Bei heiterem Wetter iſt der Übergang über dieſes Joch mit dem Genuſſe unbeſchreiblicher Schönheiten verbunden. Zu oberſt liegen ewiger Schnee und Eis, die aber am Übergange ſelbſt von geringem Umfange. Auf jeden Fall iſt der Gang über das Joch nicht ohne Führer zu wagen. Unweit der Höhe liegt der Felberſee, aus welchem der Felberbach entſpringt und einem Seitenthale des Pinzgaues von drittehalb Stunden Länge den Namen gibt. Dieſer Bach bildet über eine Wand ins eigentliche Thal einen ſchönen Waſſerfall. Am jenſeitigen Fuße des Gebirges iſt wieder ein Tauernhaus für diejenigen Wanderer, die von Mitterſill herkommen*). Das Dorf Felbm, auch Felben, im Landgerichte Mitterſill des Herzogthums Salzburg, aus zerſtreut liegenden Häuſern beſtehend, liegt am Anfange des ſchönen grasreichen Thales, das ſich am Fuße des hohen Felbertauerns endet, es hat eine Filiale von Mitterſill. (*G. F. Schreiner.*)

*) ſ. Beda Weber, Das Land Tyrol. Mit einem Anhange: Vorarlberg. Ein Handbuch für Reiſende. (Innsb. 1838.) 3. Bd. S. 16

FELBIGER (Johann Ignatz von), geb. am 6. Jan. 1724 zu Groß=Glogau in Schleſien von katholiſchen Ältern. Er ſtudirte zu Breslau Theologie, und trat dann 1746 in das fürſtl. Stift Canonicorum regularium Ordinis S. Augustini Congregationis Lateranensis unſerer Lieben Frauen zu Sagan in Schleſien. Im J. 1758 ward er Erzprieſter des ſaganiſchen Kreiſes und bald nachher Abt und Prälat. Im J. 1774 rief ihn die Kaiſerin Maria Thereſia nach Wien, wo er Generaldirector des Schulweſens in den k. k. Staaten ward. Von Joſeph II. der Oberaufſicht über die Normalſchulen in den öſterreichiſchen Staaten entbunden, ging er 1782 nach Presburg. Er ſtarb als Propſt des dortigen Collegiatſtiftes am 17. Mai 1788[1]).

Schon während ſeines Aufenthalts in Sagan hatte er ſich viel mit Pädagogik beſchäftigt, und ſich von der Nothwendigkeit einer Reform des katholiſchen Erziehungsweſens überzeugt. Die erſten Schritte hierzu that er in ſeinem Stifte. Die darin herrſchenden Mängel und Misbräuche waren ihm längſt fühlbar geworden. Um ſie zu beſeitigen, reiſte er nach Berlin. Seine Hauptabſicht war, die Einrichtung der dortigen Realſchule, in welcher die Hähn'ſche Literalmethode eingeführt worden war, näher kennen zu lernen. Er ſchickte auch zwei Lehrer, die er für die Schule zu Sagan beſtimmt hatte, nach Berlin, um Methodik zu ſtudiren. Nach ihrer Rückkehr und mit ihrer Hilfe gelang es ihm, obgleich mehrfach gehemmt durch Bigotterie und Widerſetzlichkeit gegen jede Neuerung, raſche Schritte zu thun für die von ihm beabſichtigte Reform, die er, unterſtützt vom Könige, auf alle katholiſche Schulen ausdehnte. Der Schulverbeſſerungsplan, den er der königl. Kammer vorgelegt, bewirkte die Errichtung von Seminarien, in denen ſich jeder künftige Prieſter mit der verbeſſerten Schulmethode bekannt machen mußte. Zu Sagan ſelbſt hatte Felbiger eine Vorbereitungsanſtalt errichtet, nach deren Muſter ähnliche Inſtitute an andern Orten Schleſiens ins Leben traten. In dem Hauptſeminare wurden die Directoren und Lehrer durch Felbiger ſelbſt unterrichtet, und die von ihm verfaßten Schulbücher in einer eigenen Druckerei im Stifte zu Sagan gedruckt. Obgleich ein zu ſtarrer Anhänger der Hähn'ſchen Literalmethode, erwarb ſich Felbiger doch durch Lehre und Schriften und durch ſeine zweckmäßigen Verbeſſerungen große Verdienſte um das katholiſche Schulweſen, durch den raſtloſen Eifer, mit welchem er viele Misbräuche zu bekämpfen ſuchte. Schon 1763 ließ er eine vorläufige Nachricht von beſſerer Einrichtung der Trivialſchule zu Sagan drucken und gleichzeitig eine Inſtruction für die katholiſchen Schullehrer. Das 1764 zu Sagan von ihm herausgegebene Buchſtabir= und Leſebüchlein iſt ein bloßer Abdruck des Hähn'ſchen, mit einer Vorrede begleitet. In einer eigenen Schrift, zu Sagan 1765 gedruckt, ſtellte er das Allgemeine und Weſentlichſte über die von ihm unternommene Verbeſſerung der ſchleſiſchen Trivialſchulen zuſammen. Aus den mehrfachen Verordnungen und Inſtructionen, die zur Verbeſſerung der Trivialſchulen erlaſſen worden, wies er die Unterricht ertheilenden Lehrer in einem zu Sagan 1766 gedruckten Büchlein auf ihre Pflichten hin. Für die erſte Schulclaſſe ſchrieb er einen römiſch=katholiſchen Katechismus. (Sagan 1765. N. A. ebd. 1768.) Auch für den Unterricht in den niedern Schulen verfaßte er chriſtliche Grundſätze und Lebensregeln. (Sagan 1768.) Gleichzeitig erſchien von ihm eine ausführliche Nachricht von der erſt zu Sagan, dann aber in ganz Schleſien und in der Grafſchaft Glatz unternommenen Verbeſſerung der katholiſchen Schulen. (Sagan 1768.) In einem ähnlichen Kreiſe bewegte ſich ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, ſeit er in Wien Generaldirector des Schulweſens für die öſterreichiſchen Staaten geworden war. Auch in den dortigen Normalſchulen führte er die Literalmethode ein. Er ſprach ſich darüber aus in ſeiner 1774 zu Wien in Fol. gedruckten allgemeinen Schulordnung. Für ſeine Zwecke ſchrieb er ein A=B=C= und Namenbüchlein (Wien 1774.), ein Leſebuch für die Schüler der deutſchen Schulen in den k. k. Staaten (ebend. 1774.), ein Rechenbuch (ebend. 1774.), ein Methodenbuch (ebend. 1775.) und mehre ähnliche Schriften. Viele Auflagen erlebte vorzüglich ſein Katechismus für die k. k. Staaten. (Wien 1777.) Auch einzelne Schriften über Katechetik empfehlen ſich durch ihre Zweckmäßigkeit. Von den allgemeinen und weſentlichſten Lehren der katholiſchen Religion gab er eine gedrängte Überſicht. (Wien 1777.) Seinem Kern der bibliſchen Geſchichte alten und neuen Teſtaments (Bamberg 1777.) fügte er die Hauptlehren der chriſtlichen Moral bei. Über Beſchaffenheit der Normalſchulen in den öſterreichiſchen Staaten und beſonders der Hauptnormalſchule zu Wien gab er in einer eigenen Schrift (Wien 1781.) nähere Auskunft. Auch nach andern Richtungen hin, verbreitete ſich ſeine gemeinnützige Thätigkeit. Den Landmann ſuchte er über die Unſchädlichkeit der Blitzableiter zu belehren in der von ihm verfaßten Schrift: Die Kunſt, Thürme oder andere Gebäude vor den ſchädlichen Wirkungen des Blitzes durch Ableitungen zu bewahren. (Breslau 1771.) Auch noch ſpäter kam er auf dieſen Gegenſtand zurück in dem anonym zu Wien 1787 erſchienenen Buche: Wie weit gewähren wol Gewitterableiter Sicherheit? Aus dem Franzöſiſchen überſetzte er (1773) Lambert's Vorſchläge zu verbeſſerten meteorologiſchen Beobachtungen. Er ſelbſt hatte ſchon früher in einer kleinen Schrift (Sagan 1771. 4.) Vorſchläge gethan, wie die Nordlichter zu beobachten. Felbiger's Bildniß befindet ſich vor dem 19. Bande der Allgem. teutſchen Bibliothek[2]). (*Heinrich Döring.*)

FELD. 1. Feld (und dazu Gehöriges in landwirthſchaftlicher Hinſicht). Unter Feld in landwirthſchaftlicher

1) Schon einige Jahre früher hatte ſich das Gerücht ſeines Todes verbreitet. ſ. Ehrhardt in dem Journal von und für Teutſchland. 1785. 11. St. S. 469 fg.

2) Vergl. Streit's Alphabet. Verzeichniß ſchleſiſcher Schriftſteller. Ehrhardt in dem Journal von und für Teutſchland. 1785. 11. St. S. 469 fg. (Salzmann's) Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Teutſchen. (Schnepfenthal 1802.) S. 330 fg. Meuſel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 297 fg. (mit einem vollſtändigen Verzeichniß von Felbiger's zahlreichen Schriften).

Hinſicht verſteht man, im Gegenſatze zu Wieſe, Wald, Weide ꝛc., alle diejenigen tragbaren Grundſtücke, die einem regelmäßigen Ackerbaue unterworfen ſind, d. h. nach einer beſtimmten Ordnung gedüngt, mit dem Pflug oder anderen Ackerwerkzeugen bearbeitet und mit verſchiedenen landwirthſchaftlichen Gewächſen in der Art beſtellt werden, daß ſie nur höchſt ſelten mehre Jahre hinter einander unbearbeitet liegen bleiben, ſondern faſt jedes Jahr eine regelmäßige Beackerung erhalten, und eine andere Frucht tragen, auch von Zeit zu Zeit gedüngt werden. Es iſt demnach Feld ziemlich gleichbedeutend mit Acker (ſ. d. Art.), Acker- oder Pflugland, und in mehren Fällen kann man ſich, wie es auch im gemeinen Leben gar oft geſchieht, gleicherweiſe des einen oder des andern Wortes für denſelben Gegenſtand bedienen; doch gibt es auch einen Unterſchied in der Bedeutung dieſer beiden Wörter, der in wiſſenſchaftlicher Hinſicht nicht unbeachtet bleiben darf und ſelbſt von dem gewöhnlichſten praktiſchen Landwirthe ſelten außer Acht gelaſſen wird. Unter Acker verſteht man nämlich blos das Allgemeine, unter Feld, könnte man ſagen, daneben noch das Beſondere. Jedes Stück Land, das ſich pflügen läßt, und von Zeit zu Zeit wirklich gepflügt oder mit andern Ackerinſtrumenten bearbeitet wird, pfluggängig, pflügbar iſt, führt den Namen Acker, Ackerland gradehin, ohne irgend eine Rückſicht auf die Art ſeiner Benutzung. Nennt man es aber Feld, ſo hat man dabei jedes Mal auch ſeine in einer beſtimmten Ordnung regelmäßig wiederkehrende Beackerung, Düngung und Beſtellung mit im Sinne. So heißt bei der Dreifelderwirthſchaft (ſ. d. Art.) das Drittheil des geſammten pflügbaren Landes, welches, der Regel dieſer Wirthſchaftsform gemäß, alljährlich brach liegen oder mit ſogenannten Brachfrüchten (ſ. d. Art.) beſtellt ſein ſoll, „Brachfeld,“ nicht „Brachacker.“ Der letzteren Benennung bedient man ſich dagegen, um den Theil dieſes Feldes zu bezeichnen, der wirklich brache liegt, wenn er grade ſeine Brachbearbeitung erhält, und man ſagt in dieſer Beziehung z. B.: „der Brachacker macht ſich dieſes Jahr ſehr gut, oder ſehr ſchön,“ d. h. ſeine Bearbeitung fällt ihrem Zwecke entſprechend aus. Ebenſo gibt es bei dieſer Wirthſchaftsform keinen Winter- und keinen Sommeracker, wol aber ein Winter- und Sommerfeld. Ferner hat man keine ſechs-, ſieben-, acht-, neun- ꝛc. ackrige Fruchtwechſelwirthſchaft (ſ. d. Art.), wol aber eine ſechs-, ſiebenfeldrige, d. h. eine ſolche, bei der das ſämmtliche Ackerland in dieſer Zahl entſprechende gleich oder doch ziemlich gleich große Abtheilungen (Felder, Schläge) gebracht iſt, die in einer feſtgeſetzten Ordnung regelmäßig nach einander gedüngt und beſtellt werden. — Auch bedient man ſich des Wortes Acker gar nicht, oder doch nur ausnahmsweiſe und dann wol nicht richtig, wenn man ein mit einer gereiften Frucht beſtelltes Stück Land bezeichnen will. Man ſagt z. B. nicht: „den Roggenacker,“ ſondern „das Roggenfeld,“ nicht: „den Kleeacker,“ ſondern „das Kleefeld“ ꝛc.

Feldflur, Feldmark. Darunter begreift man ſämmtliche zu einer Ortſchaft, ſei es Stadt, Flecken oder Dorf, ſowie zu jedem einzelnen Gute gehörigen Grundſtücke an Feldern, Wieſen, Weiden, Waldungen ꝛc. Die Grenzen der Feldmarken oder Fluren ſind in der Regel (oder ſollten es doch wenigſtens ſein) genau beſtimmt und bezeichnet, und zwar Letzteres auf verſchiedene Weiſe, bald mit Bäumen, bald mit Säulen, oder Gräben, Rainen, Erdhaufen (den ſogenannten Malen oder Malhaufen) und Steinen. Letztere Bezeichnungsart, in Verbindung mit Feldrändern (Rainen), auch wol Gräben, kommt am häufigſten vor. In vielen Gegenden herrſcht die Sitte, daß an einem beſtimmten Tage, gewöhnlich am Walpurgistage (den 1. Mai), oder am Mittwoch nach Pfingſten, von den Gliedern der Gemeinde die Grenzen umzogen (der Flurzug gehalten) und dabei die Markzeichen, Grenzſteine ꝛc. beſichtigt, auch die verfallenen oder unſichtbar gewordenen wieder aufgerichtet, hergeſtellt und ſichtbar gemacht werden. An dieſem Flurzuge, der zu den ländlichen Feſtlichkeiten gehört, nimmt in der Regel Alt und Jung Theil, auch wohnt ihm häufig eine Gerichtsperſon bei.

Feldraine, nennt man diejenigen bald breiteren, bald ſchmäleren Raſenſtreifen, welche nicht nur zur Abgrenzung ganzer Feldmarken oder Fluren, ſondern auch zur Scheidung der einzelnen in einer Flur liegenden, verſchiedenen Beſitzern gehörigen Grundſtücke, vorzugsweiſe der Felder, dienen und den Grenzſtreitigkeiten vorbeugen ſollen. Sie führen manche Nachtheile mit ſich, indem ſie mit Landverſchwendung verbunden ſind, den Mäuſen und anderm Ungeziefer einen Zufluchtsort darbieten, zu Felddiebſtählen unter dem Vorwande des Abgraſens, häufig Veranlaſſung geben und ſogar, wenn ſie für ſich allein zur Grenze dienen ſollen, nicht ſelten Zwiſtigkeiten zwiſchen den Nachbarn herbeiführen, indem bald der eine, bald der andere, bald auch alle beide von dem Raſenrande heimlich etwas zu ihren Feldern hinzupflügen und ſich gegenſeitig zu übervortheilen ſuchen. In dieſem Falle befördern ſie das, was ſie verhüten ſollen, nur deſto mehr. Feldraine ſollten daher nie für ſich allein, ſondern nur in Verbindung mit genau geſetzten und auf der Flurkarte verzeichneten Grenzſteinen, zur Grenzſcheide zwiſchen zwei Grundſtücken dienen und jederzeit ſo ſchmal wie möglich gehalten werden. Übrigens iſt nicht unbemerkt zu laſſen, daß das auf ihnen wachſende Gras ſich faſt jedesmal durch Nahrhaftigkeit auszeichnet und von dem Vieh beſonders gern gefreſſen wird.

Feldſchäden, nennt man alle die Beſchädigungen, Verheerungen und Beeinträchtigungen, welche den Feldern ſowol wie den darauf ſtehenden Früchten, theils durch Naturereigniſſe (Hagel, Waſſerfluthen, Fröſte, Stürme ꝛc.), theils durch räuberiſche Hände und Thiere, namentlich durch Wild, Mäuſe ꝛc., durch mehre Arten von Vögeln und beſonders durch zahlreiche Inſekten und Würmer, durch Raupen und andere Larven verſchiedener Art, durch Käfer, Regenwürmer ꝛc., zugefügt werden und nicht ſelten dem Landwirthe großen Verluſt bringen. Gegen die erſtgenannten vermag derſelbe in ſeiner Abhängigkeit von der Natur an ſich freilich nur wenig; aber er iſt doch im Stande, den für ihn möglicherweiſe daraus entſtehenden Verluſt ſehr zu mäßigen durch verſchie-

Verſicherungen (Hagelaſſecuranzen) und durch zweckmäßige Vorkehrungen, z. B. durch fleißige und ſorgfältige Bearbeitung der Felder, durch Gräben, Waſſerabzüge, Dämme, Erdfänge ꝛc., zur Ableitung des Waſſers, zum Schutze gegen deſſen Andrang und zum Auffangen des von ihm den Feldern entführten Erdreichs. Gegen räuberiſche Hände ſchützen am beſten Wachſamkeit, die durch Zuſammenwirken der Grundſtückbeſitzer, ſowie durch aufmerkſame Feldhüter (Flurſchützen) ſehr erleichtert wird, und eine gute Feldpolizei (ſ. d. Art.), die leider in den meiſten Ländern und Staaten noch viel zu wünſchen übrig läßt. Gegen das Wild, Mäuſe, näſchige Vögel ꝛc. helfen Verminderung und Verſcheuchung dieſer Thiere durch Tödtung, achtſame Hüter und verſchiedene ſie abhaltende Mittel. Der Kampf mit den Inſekten, Würmern ꝛc. iſt zur Zeit noch am ſchwierigſten, weil ihr Erſcheinen und ihre oft über alle Begriffe ſtarke Vermehrung ſo raſch vor ſich gehen und von ſo vielen größtentheils noch unbekannten Umſtänden abhängen, daß man ſich gegen ſie im Voraus nicht hinlänglich zu ſichern im Stande iſt. Zuverläſſige Mittel dagegen kann nur ein ſorgfältiges Studium der Natur dieſer Thiere, die zum Theil noch in großes Dunkel gehüllt iſt, nach und nach an die Hand geben, und es beweiſt dies, wie wichtig es für den Landwirth iſt, dieſem Studium ſelbſt nach Möglichkeit obzuliegen, weil er die beſte Gelegenheit dazu hat. Er darf es ja nicht als etwas für ihn Unbedeutendes gering achten; denn der Schade, der alljährlich durch Inſekten ꝛc. angerichtet wird, iſt von einem außerordentlichen, kaum glaublichen, Umfang. Es iſt in der neuern Zeit zwar viel in dieſer Hinſicht geſchehen, auch manches wirkſame Gegenmittel gegen dieſe Thiere entdeckt worden, es bleibt hier aber noch viel zu thun übrig; im Allgemeinen kann man jedoch annehmen, daß eine dem vorliegenden Boden und Klima angemeſſene Auswahl der anzubauenden Gewächſe und eine zweckmäßige, ſorgſame Beſtellung derſelben, ſowie Ordnung und Reinlichkeit bei der Aufbewahrung der Früchte, viel zur Verminderung der von Inſekten ꝛc. ausgehenden Beſchädigungen beitragen können.

Feldwirthschaft, Felderwirthschaft. Unter der erſteren verſteht man im Allgemeinen ziemlich daſſelbe, wie unter Feldbau oder Ackerbau, die Bewirthſchaftung der Felder überhaupt, um ihnen einen Ertrag abzugewinnen. Je höher dieſer iſt, der Rohertrag ſowol, wie der Reinertrag, um ſo beſſer wird die Feldwirthſchaft betrieben. Mit dem Namen „Feldwirthſchaft" dagegen wird von den landwirthſchaftlichen Schriftſtellern eine beſondere Hauptform, oder vielmehr Claſſe, der verſchiedenen Wirthſchaftsſyſteme bezeichnet, die ſich von den anderen, der Koppel- oder Wechſelwirthſchaft, der Fruchtwechſelwirthſchaft, der Graswirthſchaft (ſ. dieſe Art.), vornehmlich dadurch unterſcheidet, daß bei ihr die Felder blos zum Anbau der grasartigen Getreidepflanzen, der Halmfrüchte oder Cerealien, deren Erzeugung man ehedem, ihrer mehlhaltigen, dem Menſchen zur Nahrung dienenden, Körner, des Getreides wegen, für den wichtigſten, bisweilen ſogar alleinigen, Zweck des Ackerbaues hielt, benutzt werden, und folglich nur einen Theil des zu ihrer Krafterhaltung nothwendigen Düngermaterials, das Stroh, liefern. Zur Erzeugung des andern Theiles des Düngermaterials, des Futters, müſſen daher bei ihr andere Grundſtücke, Wieſen und Weiden, vorhanden ſein. Bei der Felderwirthſchaft in ihrer früheſten, reinſten Geſtalt trugen die Felder nie etwas Anderes, als Halmfrüchte, und um dies dauernd zu vermögen, blieben ſie von Zeit zu Zeit einmal brache liegen, um durch Ruhe, Düngung und Bearbeitung wieder neue Kraft zur Erzeugung von zwei bis drei Halmfruchternten hinter einander zu gewinnen (daher Dreifelder- und Vierfelderwirthſchaft). Nur erſt ſpäterhin, als mit der ſteigenden Bevölkerung auch die Nahrungsbedürfniſſe ſich mehrten, und um dieſe zu decken, immer mehr Wieſen, und namentlich Weiden, in Feld verwandelt wurden, dann aber die noch übrigbleibenden zur nothwendigen Futtererzeugung nicht mehr ausreichen wollten, fing man an, das Brachfeld mit zur Sommerweide zu benutzen, auch wol einige Futtergewächſe darauf zu bauen. Dem zufolge gibt es, wenigſtens in den beſten cultivirten Ländern, wol keine ganz reine Felderwirthſchaft in ihrer früheſten Geſtalt mehr; doch belegt man mit dieſem Namen immer noch diejenigen Wirthſchaften, welche einen ſtarken Anbau von Halmfrüchten vorzugsweiſe erſtreben, ihnen daher den beiweitem größten Theil der vorhandenen Feldfläche, und faſt ſämmtlichen Dünger allein, widmen, zwei bis drei Ernten von ihnen hinter einander auf demſelben Felde nehmen, den Anbau von Handels- und Futtergewächſen dagegen vernachläſſigen, und deshalb zu ihrer Erhaltung jederzeit viel natürliches Grasland, Wieſen und Weiden neben den Feldern noch nöthig haben. Sie ſind im Allgemeinen unter allen bekannten Wirthſchaftsformen diejenigen, welche den Anſprüchen, die von der menſchlichen Geſellſchaft gegenwärtig an den Ackerbau gemacht werden, am wenigſten zu genügen vermögen, und ihren Beſitzern in der Regel den geringſten Reinertrag abwerfen; ſie paſſen daher nicht wohl mehr für die jetzigen landwirthſchaftlichen Verhältniſſe, und werden deshalb auch mit der fortſchreitenden Cultur immer mehr von andern Wirthſchaftseinrichtungen verdrängt. (*Schweitzer.*)

II. Feld (und dazu Gehöriges in militairiſcher Rückſicht).

Feldartillerie, begreift denjenigen Theil einer Armee, der zur Bedienung des Geſchützes im Felde beſtimmt iſt, zum Unterſchiede von der Feſtungsartillerie, der die Vertheidigung der Feſtungen anheimfällt. Die ungeheueren Heere der letzteren Zeit bedurften auch für ihre großen Geſchützzüge eine anſehnliche Menge Artillerie: ſo die Armee, welche Napoleon 1812 nach Rußland führte, hatte 30,000 Mann Artillerie; ſowie einſt Xerxes, als er gegen die Griechen zog, deſſen Schickſal auch das ſeine war. Von 500,000 kehrten hier nicht über 50,000 Soldaten zurück. Die ruſſiſche Artillerie rückte ungefähr mit 11,727 Mann ins Feld; ſtärker war noch die 1815 nach Frankreich marſchirende Artillerie: 13,092 Mann. Unter dieſer Zahl ſind außer den zur Bedienung des Geſchützes erfo-

derlichen acht oder zehn Kanonieren, auch die zum Fahren desſelben beſtimmten Leute begriffen, das bei den Ruſſen, Preußen und Schweizern ebenfalls Artilleriſten ſind, während die anderen beſondere Trainſoldaten dazu beſtimmen. Beiſtehende Tafel zeigt den Beſtand der zu einer Batterie gehörigen Abtheilung von Artilleriſten:

Namen der Armee.	Geſchütze. Kaliber.	Zahl derſelben.	Oberoffiziere.	Unteroffiziere.	Chirurgen.	Spielleute.	Bombard. und Kanoniere.	Handwerker.	Trainſoldaten.	[illegible]
	Pfünder.									
Ruſſiſche . .	12	12	7	26	2	13	256	12	—	[illegible]
	6	12	7	26	1	2	177	11	—	[illegible]
	Reitende	12	7	27	2	2	249	13	—	[illegible]
Preußen . . .	12	8	5	13	1	2	181	—	—	[illegible]
	6	8	5	13	1	2	116	—	—	[illegible]
	Reitende	8	5	13	1	2	132	1	—	[illegible]
Franzöſiſche	12 u. 6	6	4	10		2	68	4	57	141
	Reitende	6	4	8		2	74	4	57	140
Sächſiſche .	12 u. 6	6	4	11	1	2	73	6	28	[illegible]
	Reitende	6	4	11	1	2	81	3	30	128
Engliſche . .	9 u. 6	6	6	6	1	1	73	—	50	151
	Reitende	6	5	8		1	83	7	50	154
Niederländer	12 u. 6	8	4	16		3	98	5	55	177
	Reitende	8	5	26		2	128	7	55	218
Schweiz . .	12 oder	4	4	33	1 und	3	94	4	—	136
	6			31	1 Thierarzt.		81			121

Die Stärke der ganzen Feldartillerie muß nothwendig von der Stärke der Armee ſelbſt abhängen, mit Rückſicht auf die Beſchaffenheit des Kriegstheaters, auf die Streitkräfte des Feindes und auf die Art, ſich derſelben zu bedienen. Friedrich der Große ſagt: „Erweislich entſcheiden gute, nicht eben zahlreiche Truppen über das Schickſal der Staaten; ebenſo ſicher ſind es nicht 500 Kanonen, ſondern eine gute, mit Einſicht placirte Artillerie iſt es, die den Sieg vorbereitet und entſcheiden hilft." Napoleon beſtimmte für 40,000 Mann 15 Batterien, oder 120 Geſchütze, worunter 30 Haubitzen. Bei den Ruſſen werden 3⅘—5 Geſchütze auf 1000 Mann gerechnet; 1813 brachten ſie bei 193,278 Mann 73⅔ Batterie, oder 498 Kanonen und 300 Haubitzen, oder lange Granatſtücken. Die Engländer brachten 1815 in 15 Fußbatterien und 10 Reitenden, 125 neunpfündige Kanonen und 25 Haubitzen auf das feſte Land herüber, und jede Batterie enthielt 17 Geſchütze und Wagen mit 79 Zugpferden. Die ruſſiſchen Batterien ſind unter allen die ſtärkſten, 53—73 Fuhrweſen mit 264 Pferden, zu denen noch bei der reitenden Artillerie 134 Reitpferde kommen. Die preußiſche Batterie enthält 6 Kanonen, 2 Haubitzen, eine Vorrathslaffette, 6 Kartuſchwagen, 2 Granatwagen, einen Trainwagen, hierzu die zwölfpfündige Batterie 157 Zug- und Reitpferde, die 6 Pfünder 85, die reitende Batterie aber 213 Pferde.

Feldbäckerei, kam ſchon ſehr früh in Gebrauch, denn Eduard II. führte auf ſeinem Zuge nach Frankreich Handmühlen und Feldbacköfen mit ſich, und Kaiſer Karl V. richtete 1546 ein völliges Proviantweſen ein; es wurde 300 Feldbäcker bei dem Heere angeſtellt, und 9000 Säck Korn zum Backen mitgeführt, damit jeder Soldat täglich 2 Pfund Brod bekommen konnte. Die Feldbacköfen beſtehen gewöhnlich aus eiſernen Stäben, die das mit Mauerſteinen bedeckte Gerippe bilden. Sie werden höchſtens zu 500 Portionen beſtimmt, deren jedes einzelne Brod zwei ausmacht; denn es ſind 10 Minuten nöthig, 250 Brode in den Ofen zu ſchieben, daher werden ſie entweder zu ſehr, oder zu wenig gebacken, wenn das Einſchieben derſelben über 10 Minuten dauert. Der Herd des Ofens bildet gewöhnlich ein Rechteck, 14' 4" lang und 10' 7½" breit. Das 2' 3" hohe Gewölbe beſteht aus einer einzigen Rollſchicht, die auf 9" hohen Widerlagen, oder wenn der Erdboden feſt iſt, auf einem bloßen Sohlſteine ruhet. Der Herd wird aus Platten, oder aus feinem Sande, oder aus Erde mit Lehm geſchlagen, ehe man anfängt, ihn zu überwölben, worauf er oben mit Erde beſchüttet wird, in der oben zwei Luftzüge von 4" ins Gevierte gelaſſen werden. Die vordere und hintere Wand beſteht aus Luftſteinen, von 1½ Stein Dicke, und alles wird mit gutem Lehm, oder, bei dem Mangel deſſelben, mit friſch gemachter Erde, oder Kalk, gemauert. Man bedarf zu einem ſolchen Ofen:

zum Herd und den Widerlagen 1000 Mauerſteine,
zu dem Gewölbe von zwei Steinen . . . . 8000 —

zu der vordern und Grund-
mauer . . . . 1500 Mauerſteine.

Zwei Abtheilungen Maurer zu einem Doppelofen, jede zu 3 Mann, nebſt den nöthigen Handlangern, die ſich von drei zu drei Stunden ablöſen, bringen damit 12—15 Stunden zu. Hat man feuerbeſtändige Steine zur Hand, können ſie anſtatt der Mauerziegel angewandt werden. Kann man eiſerne Stäbe von einiger Stärke bekommen, läßt ſich die Arbeit bis auf zwei Stunden abkürzen, indem man anfänglich die Seitenmauern des Ofens rechtwinkelig oder elliptiſch von 9½ und 6¼ Fuß Durchmeſſer aus Luftſteinen aufführt, 1½ Stein dick, mit einem Mundloche von 1 Fuß ins Gevierte. Dieſe Seitenmauern bekommen 15″ bis 26¾″ Höhe, je nachdem der Ofen 200 oder 500 Portionen faſſen ſoll, während man zugleich den Herd aus Platten, Dachziegeln, oder Schiefer auf einem Lager von Aſche oder trockener Erde bildet. Senkrecht auf die große Axe werden die eiſernen Stäbe 5—7″ von einander gelegt, daß ſie 3¾—6″ auf der Mauer aufliegen, und mit zwei Schichten Mauerſteinen, auf der Fläche liegend, bedeckt werden können. Oben und an der Seite mit 7—9″ Erde beſchüttet, vollendet den Ofen, vor dem ein 2½ Fuß tiefes Loch gegraben wird, um das Brod einſchieben zu können. Iſt alles trocken, kann man ſchon nach fünf Stunden von Anfang der Arbeit friſches Brod liefern.

Man hat auch ganz eiſerne Backöfen, die theils im Ganzen fortgebracht, theils erſt an Ort und Stelle zuſammengeſetzt werden. Ein ſolcher Ofen auf 200 Portionen wird nicht weniger als 1200 Pfund wiegen und erfodert daher ſeinen eigenen Wagen, wodurch das Geſchlepp des Heeres bedeutend vermehrt wird. Der Herd, die Widerlagen, die kugelförmige Haube beſtehen aus ſchwarzem Blech, und werden auf den Stäben des Gerüſtes zuſammengeſetzt, die auf der hohen Seite liegen und ſich über dem Ofen kreuzen.

Der Ofen kann auch, wenn andere Mittel nicht zureichen, von Luftziegeln verfertigt werden, die man in hölzerne Formen preßt, entweder vermittels einer Schraube, oder durch fünf Schläge eines Rammbären von 240 Pfunden, der von 5′ Höhe herabfällt. Die ſchwierige Bereitung dieſer Luftſteine iſt ihrer Verfertigung entgegen, obgleich ſie ſehr dauerhaft ſich erweiſen, weil nach einigen Heizungen die Luftſteine beinahe die Härte der Mauerziegel bekommen.

Drei Minirer, die ſich oft ablöſen, können in 4 oder 5 Stunden einen vollſtändigen Ofen in die Erde graben. Man wählt dazu einen 6 Fuß hohen Abhang, wo man einen 6 Fuß langen Gang ausgräbt, niedrig, enge und ohne Vertrempelung, 4 Fuß vom Eingange werden, ſenkrecht auf dieſen Gang zwei kleine Seitenzweige abgetrieben, um durch Ausheben der Erde zwiſchen dieſen Zweigen den elliptiſchen Herd, mit etwas Abhang auswärts, zu bilden, daß er oben ein Kugelgewölbe darſtellt. Vermittels eines Erdbohrers laſſen ſich ein oder zwei Zuglöcher bilden, das jedoch öfters unterbleibt. Man heizt dieſen Ofen 10 Stunden lang, um ihn auszutrocknen, ehe man das Brod einſchiebt; die anderen Heizungen aber dauern nur 2—3 Stunden. Um die Arbeit abzukürzen, kann man auch einen 2½ Fuß tiefen Graben ausheben, 11—15 Zoll breit, und von dieſem aus links und rechts Korbbögen aushöhlen, damit man 4¾—5½ Fuß Breite für den Herd bekommt, deſſen Mundloch man vorn ausſticht, den Graben aber mit drei oder fünf Raſenſtücken ausfüllt.

Aus gutem und gehörig abgeſtochenem Raſen kann man ebenſo gut einen Ofen zuſammenſetzen, als ob er aus Mauerſteinen gemacht wäre. Die Widerlagen bekommen 7½ Zoll Höhe, und man ſetzt das Gewölbe über einem Bogen von feſter Erde zuſammen, den man hernach ausgräbt. Es iſt nothwendig, die Raſen, welche das Gewölbe bilden, ſorgfältig feſtzuſchlagen und dabei naß zu machen, indem man drei Reihen keilförmig geſchnittene Raſen dazu nimmt. Das Gewölbe wird, um das Ausſtrömen des Brennſtoffes zu verhindern, mit Erde bedeckt. Der Bau dieſer Öfen iſt nicht leicht und bedarf 7—8 Stunden. Sie halten mehre Heizungen aus, wenn aber ihr Inhalt 100 Portionen überſteigt, ſind ſie nicht feſt genug.

Will und kann man Holz zum Ofenbau anwenden, hebt man eine Grube aus, 8′ lang und breit, 1½ Fuß tief, indem man dem Herd 3″ nach Vorn Abdachung gibt. Die Grube wird dicht mit tannenen Hölzern von 9″ oder mit eichenen von 6″ mindeſtens belegt, die genau behauen ſind, daß ſie an einander paſſen, und die man oben mit der ausgegrabenen Erde bedeckt. Dieſe wird feſtgerammt, damit durchaus kein Luftzug zwiſchen den Hölzern ſtattfindet, weil ſie dadurch ſogleich anbrennen würden. Das Mundloch wird unter dem gewachſenen Raſen des Erdbodens angebracht, oder, wo möglich, aus Mauerſteinen aufgemauert. Wenn der Herd trocken iſt, wird durch eine achtſtündige Heizung das Brod gar gebacken, die folgenden Heizungen dauern nur zwei Stunden. Nicht mehr Zeit erfodert auch der Bau eines ſolchen Ofens, der fünf oder ſechs Heizungen aushält, bisweilen auch mehr, ehe das Holz ganz verkohlt. Fehlt es weder an Zeit noch Holz, kann man den Herd auf Pfählen über die Erde erheben und auf Dielen legen, mit einer Rollſchicht Mauerſteine bedeckt. Die Wärme unter dieſem Herde eignet ſich beſonders dazu, das Brod aufgehen zu machen.

Um den Ofen aus Lehmpatzen zu verfertigen, gibt man ihm 2′ 4″ Höhe und bildet ein Gewölbe aus ſchwachen, biegſamen Zweigen, die mit ihrem unteren Ende, 5½ Zoll aus einander, in der Erde ſtecken und oben zuſammengebunden ſind. Nun wird Stroh, oder langes, friſch abgeſchnittenes Gras mit feuchtem Lehm vermiſcht und daraus werden dicke Stricke gemacht, womit man die Äſte des Gerippes, wie einen Schanzkorb, ausflicht, und alsdann mit naſſer Erde von Innen und Außen überſtreicht, daß der ganze Mantel eine Dicke von 5½ Zoll bekommt und zuletzt mit 3¾ Zoll trockener Erde bedeckt wird, die oben 3¾ Zoll dick iſt, herunterwärts aber ſtärker wird, um dem Zerdrücken des Gerippes zu widerſtehen. Ein ſolcher Ofen, der in zwei Stunden vollendet wird, hält 8—10 Heizungen zum Backen aus, und ſie ſind vielleicht die vortheilhafteſten für den Feldgebrauch.

Feldbefeſtigung, ſoll irgend einen Terraintheil, oder auch den Zugang zu demſelben, ſchützen, im offenen Felde die Bewegungen einer Armee begünſtigen und decken, den feindlichen Angriff auf irgend eine Stellung erſchweren und zurückweiſen, mit einem Worte: den Unterſchied der Streitkräfte zweier Heere ausgleichen, dem Schwächeren ein Mittel werden, den Anfall des Stärkeren unſchädlich zu machen, ihn zu ermüden, vielleicht durch einen günſtigen Zufall zu beſiegen. Sie begründet ſich auf die Kenntniß und richtige Beurtheilung der Beſchaffenheit des Bodens, in wiefern er dem Gebrauche der verſchiedenen Waffen günſtig oder ungünſtig iſt, welche Nachhilfe er bedingt und wie viel Truppen er zu ſeiner Vertheidigung erfodert. Zur Verſtärkung der letzteren werden Feldverſchanzungen (ſ. dieſe) errichtet, die ihrer Natur nach aus einer Bruſtwehr und Graben beſtehen, jene, um die Vertheidiger gegen die feindlichen Geſchoſſe ſicher zu ſtellen, dieſen, um den Angriff auf die Bruſtwehr durch ihre größere Höhe zu erſchweren und um zugleich die Erde zu jener zu liefern; doch darf die Höhe der Bruſtwehr 12 Fuß nicht überſteigen, weil mit ihr zugleich die Schwierigkeit der Ausführung ſteigt, und weil man überhaupt nur ſolche Materialien benutzen kann, die, den eben vorliegenden Verhältniſſen angemeſſen, ſich in möglichſt kurzer Zeit zum Bau anwenden laſſen. Bis zur Erfindung der Feuergeſchütze reichten bei der Feldbefeſtigung Bruſtwehren von nur geringer Stärke hin, dem Pfeilſchuß zu widerſtehen, und die Arbeit beſchränkte ſich gewöhnlich auf die Befeſtigung des Lagers der Armee, die man auf alle Weiſe ſturmfrei zu machen ſuchte. Man umſchloß ſie zu dem Ende mit doppelten Gräben, deren Zwiſchenraum man mit ſpitzigen Pfählen, mit einem [illegible] geſchleppten Verhau, mit Fußangeln, oder mit den darauf geworfene Baumzweige verdeckten Wolfsgruben ungangbar machte. Auf ſolche Weiſe ſicherten die Römer bei ihren Eroberungskriegen in den anſtoßenden Ländern ihre Lager, die ſich ſpäter in große und kleine Städte verwandelten, wie Cöln, Mainz, Trier u. a. Die Feldbefeſtigung der Neueren, nach der Erfindung des Schießpulvers (des flüſſigen Feuers, wie es die Griechen im Mittelalter nannten) zum Kriegsbrauch ſcheint hauptſächlich im 15. und 16. Jahrh. ihren Urſprung zu haben, um der minderen Zahl Sicherheit zu geben, der größeren Menge ihrer Feinde mit Erfolg zu widerſtehen. Das Feldgeſchütz, das wir zuerſt bei Karl's VIII. Eroberungszuge nach Neapel finden, fordert nun ſtärkere Bruſtwehren, zu deren Aufführung tiefere Gräben nöthig waren, um die Erde zu liefern. Die Stärke und Höhe der erſtern und die Tiefe der letztern gibt das Profil (die Maße ihres Querſchnitts), die nach den Beſtimmungen der neuern Franzoſen — die zuerſt die Feldbefeſtigung in ein Syſtem brachten — abhängig ſind: 1) von der Beſchaffenheit des Bodens, wo die Befeſtigungen ſtattfinden ſollen; 2) von dem wahrſcheinlichen Angriffe des Feindes; 3) von dem gegen denſelben zu leiſtenden Widerſtande; 4) von der Dauer deſſelben, und endlich 5) von den vorhandenen Baumitteln und der Zeit, die man zu ihrer Anwendung hat. Auf den laufenden Mètre iſt

Kaliber der Kanonen.	Stärke der Bruſtwehr.		In Kubik-Mètren.		Erfoderliche Arbeitszeit.
	Ohne Böſchung.	Mit Einſchluß der Böſchung.	Ausſchachtung.	Anſchüttung.	
12-Pfünder.	3 Mèt.	5,30 Mèt.	10,700 Mèt.	10,925 Mèt.	8 Tage.
—	2,30 „	4,27 „	7,685 „	7,878 „	6 „
8-Pfünder.	2 „	3,97 „	6,200 „	7,010 „	4 „
6-Pfünder.	1,30 „	2,95 „	4,680 „	5,078 „	2 „

Im Allgemeinen wird die innere Bruſtwehrhöhe auf 7 Fuß geſetzt, die obere Abdachung derſelben iſt 1/4 Fuß, und muß allezeit 3″ über den äußern Grabenrand oder das Glacis hinweggehen. Die äußere Böſchung iſt alsdann 3/4 der Höhe, die innere aber 1/3 derſelben. 4 1/2 Fuß erhebt ſich die Bruſtwehr über den Auftritt (Banquette), deſſen Höhe von der Terrainbeſchaffenheit abhängt, daher er bisweilen zwei und mehr Stufen bekommt; die obere derſelben hat 4 Fuß Breite, für zwei Glieder; das dritte ſteht unten, um die Gewehre des zweiten Gliedes zu laden, oder beſſer als Reſerve in angemeſſener Entfernung. In Hinſicht der Tiefe des Eindringens in die Bruſtwehr, zur Beſtimmung ihrer Stärke haben die metzer Verſuche 1834 mit den gewöhnlichen Feldladungen von 1/3 Schwere der Kugel gegeben:

12pfündige Kanonenkugel mit	4	Pfund Pulverladung in feſtgeſtampfte Erde	6 2/3 Fuß.
8 „ „ „ „	2,66	„ „ „ „ „ „	4 1/3 „
6″ Haubitzengranate	2	„ „ „ „ „ „	4 1/2 „
5,5″ dergl.	1 1/3	„ „ „ „ „ „	5 1/3 „

Bald nach dem Aufkommen der Feldbefeſtigung misbrauchte man ſie durch fortlaufende Verſchanzungen, durch die man ganze Landſtriche decken wollte: daher die ſich oft mehre Meilen erſtreckenden Linien, die in den Kriegen des 17. Jahrh. in den Niederlanden, an der Maaß, an der Lauter und an der Motter aufgeworfen

den. Sie gewährten nur ſo lange den gehofften Schutz, ſie nicht mit Nachdruck angegriffen wurden; ſowie lars an die Witwe des Markgrafen von Baden ſchrieb: n dürfe den Sarg des todten Feldherrn mit dem Kör- deſſelben nur auf die Bruſtwehr ſetzen, ſo würden die Feinde ſcheuen, die Linien anzugreifen. Ihre Un- glichkeit ward jedoch durch ihr öſteres Erſtürmen evi- t erwieſen. Man hat daher ſie gänzlich verlaſſen, und det ſie blos noch in den Lehrbüchern der Franzoſen, bei der Idee, daß Vauban nur Unübertreffliches ge- ert, auch vor Kurzem noch (1844) ſeine Vorſchläge und twürfe in großer Verehrung halten und bei der Befeſti- ng von Paris befolgen, obgleich er ſie, wenn er unſere ten erlebt hätte, ſicher ſelbſt abgeändert hätte. Auch gniat's verſchanzte Lager bilden eine ununterbrochene feſtigung, aus Fronten von 600 Mètres in gerader ie beſtehend, deren jede wieder ein großes Mittelbaſtion iſchen zwei kleinen Eckbaſtionen enthält, und vor jedem ſer Baſtione, 400 Mètres vorwärts, eine Reihe Lü- tten hat, die durch ein Zangenwerk zuſammen verbun- n ſind. Mit Recht zieht man jetzt einzelne Redouten d Lünetten vor, die in zwei Linien hinter einander lie- n und ſich einander wechſelſeitig beſtreichen. Karl XII. ard nur mit Hilfe der von den Ruſſen aufgeworfenen eben Redouten in der Schlacht bei Pultawa geſchlagen, eil ſein durch den weiten Marſch nach der Ukraine ge- ſchwächtes Heer die von den Ruſſen aufgeworfenen Re- outen nicht zu erſtürmen vermochte, und die auf dem feindlichen rechten Flügel gewonnenen drei verließ, um die fliehenden Ruſſen zu verfolgen, anſtatt das darin ſte- hende Geſchütz nun gegen den Feind umzuwenden. Um eine Stellung zu wählen, die man durch zweckmäßige Be- feſtigung unangreifbar — wenigſtens nicht mit ſicherer Er- wartung des glücklichen Erfolges — machen kann, muß 1) um und neben dieſem Punkte, bis auf 250 Schritte, keine höheren oder ebenſo hohen Berge ſich befinden, von denen der Feind jenen mit ſeinem Geſchütz erreichen kann. 2) Die Größe des Platzes und die Breite der Front muß der Stärke des Corps entſprechen; zu enge würde ſie die Vertheidigung ſchwächen, weil nicht alle Truppen daran Antheil nehmen könnten; zu weit, würden nicht alle, der Vertheidigung bedürfende, Stellen gehörig beſetzt werden können, und der Feind dadurch Gelegenheit finden, ir- gendwo durchzubrechen. 3) Der innere Raum einer ſol- chen Stellung darf nicht von ſchwierigen Terrainhinder- niſſen, Sümpfen und Brüchen, Teichen, tiefen Schluch- ten und dergl., durchſchnitten ſein; die Reſerve-Trup- pen und Geſchütz müſſen ſich nach allen Seiten hin frei und ungehindert bewegen können. 4) Die Flügel der Stellung müſſen durchaus eine Anlehnung haben, die der Feind ihnen gar nicht, oder doch nur mit Anwendung von viel Kraft und Zeit entreißen kann; z. B. breite und tiefe Flüſſe, unerſteigliche Felſen und Abhänge, große Landſeen, Feſtungen oder feſte Schlöſſer und Städte. 5) Eine freie Gegend vor der Front bietet durch die Aus- ſicht, die ſie gewährt, viele weſentliche Vortheile dar. Vorliegende Wälder, ſelbſt Feldbüſche, hindern die Aus- ſicht auf die Ankunft und Bewegungen des Feindes. 6) Freie und bequeme Ausgänge im Rücken der Stellung ſind nothwendig, wenn man genöthigt iſt, den Ort zu ver- laſſen, um ſich zurückzuziehen und eine neue Stellung einzunehmen. 7) Iſt hingegen die Gegend nahe **vor** der Stellung durch Teiche, ſumpfige Wieſen und dergl. be- engt, wird dadurch der Angriff des Feindes für ihn ge- fährlich, weil er zum Abbrechen genöthigt iſt und bei dem Formiren angefallen und überwältigt werden kann. Bei Auſterlitz hatten die Ruſſen eine ſolche Stellung, und gingen, gegen alle Erwartung Napoleon's, heraus, der ſchon den Rückzug angeordnet hatte, dem aber durch dieſen Fehler der Ruſſen der Sieg zu Theil ward. Ähnliches fand in dem Treffen bei Dresden 1813 ſtatt, wo die Stellung der Öſterreicher durch den ſteilen plauenſchen Grund durch- ſchnitten war, und dadurch der Verluſt des linken Flü- gels der Alliirten herbeigeführt ward. Von den **Befe- ſtigungen** einzelner Stellen in einer, ſchon an ſich durch ihre natürliche Lage feſten, Poſition finden ſich mehre Beiſpiele: Das Lager der Sachſen bei Pirna 1756 auf dem hohen Felſenufer der Elbe und hinter den tiefen Ein- ſchnitten und Gründen dieſer Gegend zwar nicht leicht zu erobern, doch deſto leichter auszuhungern, was auch bin- nen wenigen Tagen erfolgte.

Glücklicher war Friedrich der Große in der befeſtig- ten Stellung bei **Bunzelwitz** in Schleſien 1761, durch die er zugleich Breslau und ſeine Magazine ſchützte und die Belagerung von Schweidnitz verhinderte. Das Lager war nach der unmittelbaren Beſtimmung des Königs auf den mehr flachen Anhöhen zwiſchen Schweidnitz, Zedlitz, Tzeſchen, Neudorf und Würben genommen, mit 460 Ge- ſchützen beſetzt und die wichtigern Punkte mit 180 Flad- derminen verſtärkt. Die Batterien waren verſchanzt, vor dem Lager der einzelnen Regimenter aber waren die ge- wöhnlichen Fleſchen der Fahnenwachten aufgeworfen. Doch hatten alle dieſe Werke nur ein ſchwaches Profil von 7— 8 Fuß, und waren ohne Schießſcharten. Schon Tielke (Beiträge zur Kriegskunſt. III. St.) und Tempelhoff hatten ſich über dieſes Lager lobend ausgeſprochen, das nachher Scharnhorſt in ſeinem Handbuche als Muſter aufſtellte. Minder glücklich war die befeſtigte Stellung der Öſterrei- cher auf den Anhöhen bei Jemappe vor Mons, 1792, die ſie durch Redouten und übereinanderliegende Batterien ver- theidigten. Mit etwa doppelter Stärke griffen die Fran- zoſen ſie an, litten aber beim Anmarſch nur wenig von den zu hoch ſtehenden Batterien. Zuerſt ward das Dorf Quaregnon auf dem rechten Flügel erobert und die Öſter- reicher zogen ſich nach Jemappes. Auf dem linken Flü- gel der letzteren ſahen die Franzoſen ſich durch das ſehr lebhafte Feuer der Redoute von Cuesmes aufgehalten, dennoch rückten ſie an; fünf Bataillone waren zum An- griff beſtimmt, wieſen den Angriff einer Diviſion Drago- ner zurück und jagten ſowol die von Neuem herbeikom- mende feindliche Cavalerie, als die hier ſtehende Infante- rie gegen Mons. Das von den Öſterreichern beſetzte Ge- büſch ward erſt von 3, dann von 18 Bataillonen ange- griffen; nachdem dieſe einige Stunden im heftigſten Feuer ausgehalten, entſtand Unordnung, und eine Brigade wich aus der Linie; da ſetzt ſich ein Bedienter des Generals

Dumourier vor die Infanterie, ſammelt ſie wieder, führt ſieben Schwadronen Cavalerie herbei und ſtellt das Gefecht wieder her. Allein die Verwirrung hatte ſich den Truppen zur Linken mitgetheilt, ſie bildeten einen formloſen Klumpen, der außerordentlich durch das nahe Kartätſchenfeuer litt. Da ſtürzt ſich der General Egalité (Herzog von Chartres) mitten unter ſie, redet ihnen zu, und es gelingt ihm, aus den ſich ermuthigenden Soldaten eine große Colonne zu bilden, die er das Bataillon von Jemappe nennt und vorwärts führt, in dem Augenblicke, wo auch die übrige Linie avancirt. Bald ſind Redouten und Verſchanzungen erſtiegen, die Höhen erſtürmt und die Öſterreicher fliehen nach Mons, wobei über 400 im Haineſluſſe ertrinken. Großen Ruf aber hat die Stellung der Engländer bei Torres Vedras, wenig Meilen von Liſſabon, erlangt. Zwei Linien iſolirter Schanzen, von einander unabhängig, bildeten dieſe Stellung, die den weſentlichen Vortheil hatte, daß ihre Flanken durch das Meer und auf der andern Seite durch den breiten und tiefen Tajo gegen jede Umgehung geſichert waren. Steile Abhänge an tiefen Gründen erſchwerten jedes Vordringen gegen die, auf allen nur einigermaßen zugänglichen Orten angelegten, Schanzen, deren Zahl auf 151 ſtieg, in Allem mit 628 Geſchützen, Kanonen und Haubitzen, beſetzt. Um anfänglich blos den Rückzug der Engländer gegen das Meer und ihre Einſchiffung zu ſichern, wurden die Verſchanzungen von Torres Vedras zuerſt erbaut, für die und den Berg Avraça und Deiras man 40 Kanonen und 2200 Mann Beſatzung beſtimmte. Im folgenden Frühjahre ſorgte man für die Verwahrung der Zugänge und Deſiléen, denen im Sommer 1810 eine Reihe Redouten folgte, durch andere Werke auf ihren Flanken unterſtützt, zu deren Erbauung man auf 50 engl. Meilen herum 7000 Schanzarbeiter — ſelbſt Frauen und Kinder — aufgeboten hatte. Am 10. Oct. 1810 rückte die engliſche Arrièregarde in Arruda ein, von dem Marſchall Maſſena verfolgt, der am folgenden Tage die Engländer aus Sobral vertrieb, und hier von einem hohen Berge die Befeſtigungen erkannte, die ſeinem Marſch auf Liſſabon entgegenſtanden. Neue Verſchanzungen, durch oft abgelöſte Soldaten erbaut, entſproßten allen beherrſchenden Bergen, zu denen im Frühjahre 1811 noch 14 neue Werke kamen, daß Maſſena nach einer genauen Beſichtigung der feindlichen Befeſtigungen am Eingange des Thales von Calhandriz — wobei ihn ein aus der Redoute Nr. 120 bei Francoſo de Lima gethaner Kanonenſchuß ſtörte — den Gedanken an einen Angriff aufgab und ſich hinter den Rio Mayor zurückzog. Später, im December 1810, befeſtigten die Engländer noch das Vorgebirge Almada, Liſſabon gegenüber, auf der linken Seite des hier nur 2565 Schritte breiten Tajo, den linken Flügel an dieſem Fluſſe über Mutella, den rechten aber auf einem ſteilen Felſen am Meere, dem Altos da Raposeira. 17 ſich gegenſeitig beſtreichende Redouten nahmen hier eine Strecke von 9230 Schritten ein, jede mit 6—10 Geſchützen und 400—600 Mann beſetzt. Zu den Palliſaden, Bettungen, Magazinen, Brücken und Gatterthoren dieſer Werke wurden vom 7. Juli bis 7. Oct. 1810 überhaupt 50,000 Bäume geliefert, zwar großentheils unentgeltlich aus königlichen Waldungen, dennoch koſtete die Erbauung zu dem Augenblicke ihrer Beſetzung auf 600,000 Thlr. Dieſe Summe ſtieg bis zu Ende des Krieges auf das Doppelte, und dennoch ſcheint der Nutzen einer ſolchen Feldbefeſtigung problematiſch, weil eine nicht über 30,000 Mann ſtarke Armee, durch die Beſetzung der vielen Werke gänzlich zerſplittert, kaum im Stande iſt, den Angriff eines ſtarken Feindes überall zurückzuweiſen. Man muß jedoch hier die vortheilhafte Beſchaffenheit des Terrains in Anſchlag bringen, wo das beinahe ganz unerſteigliche Gebirge Junto jeden Angriff in zwei Theile zerſchneidet und in ſeiner Nähe das Heranbringen von Geſchütz faſt unmöglich macht. Man war die 30,000 Mann ſtarke engliſche und faſt ebenſo viel zählende portugieſiſche Infanterie diviſionsweiſe zur Beſetzung der einzelnen Werke eingetheilt; zugleich waren auf fünf Stationen Telegraphen errichtet, aus einem Maſt und einer Raa beſtehend, an welcher bunte Ballons hingen, daß die Nachrichten augenblicklich auf 1½ Meile Entfernung gegeben werden konnten.

Noch iſt endlich der franzöſiſchen Verſchanzungen zu Dresden zu erwähnen, die 1813 von den Alliirten [illegible] angegriffen, doch nicht erobert wurden. Sie beſtanden aus vorliegenden einzelnen Redouten, deren Verbindung auf dem linken Elbufer, wo auch der Angriff ſtattfand, durch die hinter ihnen befindlichen Gartenmauern gebildet war, die zwar, jede für ſich angegriffen, einander gegenſeitig nicht unterſtützen konnten, was durch die zwiſchen ihnen aufgeſtellten Feldbatterien und Truppen geſchah, ſo daß ſelbſt die erſtürmten Redouten im nämlichen Augenblick wieder erobert wurden.

Feldbett (lit de camp), iſt in der neuern Kriegführung ziemlich aus dem Brauch gekommen.

Felddienst, begreift alles, was zum Dienſt des Soldaten im Felde gehört: die Sicherheit, den [illegible] und das Gefecht. Die Sicherheit im Quartier und im Lager wird durch Wachten und Patrouillen erlangt. In einer Stadt oder Dorfe ſtehen jene an allen Eingängen, die zum augenblicklichen Verſchließen eingerichtet werden müſſen. Die Fälle ſind nicht ſelten, wo eine alte, in der Aufſicht vernachläſſigte Thüre Gelegenheit zu einem Überfalle gab. Des Morgens, vor Öffnung der Thore, müſſen Patrouillen bis auf eine Wegeſtunde auswärts abgeſchickt werden, die Umgegend ſorgfältig zu durchſuchen, und erſt nach der Rückkunſt dieſer Patrouillen kann der Eingang offen ſein. Im Lager ſteht die Fahnenwacht vor der Fronte jeden Bataillons oder Regiments, und gibt die Poſten vorwärts und auf die Flügel, ſowie dies von der Brandwacht, ſeitwärts des Lagers, geſchieht. Zur Sicherheit deſſelben wird es mit Vorpoſten zu Pferde und zu Fuß umgeben. Die letztern kommen an die coupirten Orte des Terrains, in die Büſche, in einzelne Häuſer, Mühlen rc., die dann zur Gegenwehr eingerichtet den hinterwärts lagernden Truppen Zeit verſchaffen ſich zu formiren und den etwanigen Angriff des Feindes zurückzuweiſen. Im freien Felde werden die Feldwachten

r Reiterei aufgeſtellt — gewöhnlich ein Officier mit 30 erden, — ungefähr 2000 Schritt vom Lager oder der ntonnirung, die ihre Vedetten, oder doppelte Po: n, bis auf 1000 oder 1500 Schritt vorſchicken. Sie nmen möglichſt auf ſolche Punkte, die höher liegen und e freie Umſicht nach allen Seiten gewähren; die Feld: acht ſelbſt wird, wenn es irgend thunlich iſt, verdeckt fgeſtellt, wo ſie von dem Feinde nicht geſehen werden nn. Die Vedetten laſſen weder am Tage, noch bei acht etwas zwiſchen ſich hindurch; ſie müſſen deshalb Nacht hindurch unausgeſetzt rechts oder links bis zur chſten Vedette reiten, und ſich durch nichts in ihrer fmerkſamkeit ſtören laſſen. Starker Regen oder dichter chnee ſind kein Grund, ſich das Geſicht zu verdecken, er das Pferd von der feindlichen Seite abzudrehen. Ihr rhalten iſt ſchon in den Reglementen vorgeſchrieben und ſehr vielen Schriften wiederholt erinnert. (ſ. des Ge: ralllieutenants v. Valentini Abhandlung über den inen Krieg und über den Gebrauch der leichten Trup: n mit Rückſicht auf den franzöſiſchen Krieg 1799. Die . Aufl. als 1. Theil der Lehre vom Kriege 1828. (Von üßmilch.) Verſuch eines zweckmäßigen Vorpoſten: ienſtes bei den teutſchen Armeen, nach neuen auf die rfahrungen des letzten Krieges gebauten Grundſätzen 822. Beiträge zum praktiſchen Unterrichte im Felde, für ie Officiere der öſterreichiſchen Armee. (Wien 1808.) Hauptmann Schel's Leichte Truppen, kleiner Krieg. 1813. Duhesme, Die leichte Infanterie, oder Handbuch für die Operationen des kleinen Kriegs. Aus dem Franzö: ſiſchen 1829. — Zur augenblicklichen Unterſtützung der Feldwachen nun ſind die Bereitſchaften oder Piquets beſtimmt, die entweder aus jedem Regimente unter einem Hauptmann und 100 Mann beſtehen, oder aber durch ganze Bataillone und Escadrons oder Regimenter formirt und täglich abgelöſt werden, ſodaß ſie jeden Augenblick ausrücken können.

Nächſt dieſer Sicherheit im ruhigen Zuſtande wird ine gleiche auch während der Bewegung eines Heeres urch die leichten Truppen erzeugt, die nach dem Aus: rucke eines neuern militairiſchen Schriftſtellers die Sicher: eitsatmoſphäre bilden! Zu dem Ende hat ein auch och ſo kleines Detaſchement ſeine Avantgarde, aus einem Officier mit 30 Mann, der auf 300—500 Schritt ei: en Unterofficier mit 6 Mann, und dieſer in gleicher Ent: ernung 2 Mann als Spitze vor ſich hat, bei denen ſich, ach Süßmilch, immer der den Trupp führende Offi: ier ſelbſt befinden ſollte. Auf jeder Seite geht ein eben: o ſtarker Trupp, beſtimmt, die beiden Flanken der Co: onne gegen einen feindlichen Anfall ſicherzuſtellen und aher alle vorhandene Gebüſche, Häuſer oder Gehöfte, überhaupt alles zu unterſuchen, wo der Feind einen Ver: ſteck hingelegt haben könnte. Obgleich man vorwärts ge: gen den Feind marſchirt, darf man dennoch nicht unter: laſſen, ſeinen Rücken durch eine Arrièregarde zu ſchützen. Zu den Sicherheitsanſtalten muß man auch die Führung der Schleichpatrouillen und die Recognoscirun: gen rechnen. (ſ. dieſe.) Der Unterhalt wird im Felde erlangt durch Lieferungen, wobei der gemeine Soldat nur wenig oder nichts zu thun hat, ſobald kein feindlicher An: griff erfolgt, oder durch Fouragirungen, wo das Getreide im innern Raume der Chaine durch Soldaten gemähet und in Fouragirbunden fortgebracht wird. Bei dem Ge: fechte endlich iſt beſonders das Blänkern und Tirailliren wichtig, wo der Mann der eigenen Beurtheilung überlaſ: ſen iſt. Die Summe aller der Kenntniſſe, die der Sol: dat ſich für alle die erwähnten Fälle aneignen muß, bil: det nun den Felddienſt, auf den man gegenwärtig mehr Sorgfalt wendet, als früher, wo das Manual mit dem Gewehre immer die meiſte Zeit in Anſpruch nahm; doch fehlte es auch da nicht an Vorſchriften und Verhal: tungsregeln, die wol zuerſt durch den Prinzen von Ora: nien im 16. Jahrh. vorgeſchrieben wurden.

Feldequipage, oder Feldgeräthe, beſteht in den Zelten und in dem Kochgeſchirr der Soldaten, mit Ein: ſchluß der Beile und Schaufeln, und in den Sätteln, Packriemen u. ſ. w. der Packpferde, die man — ihrer Unbequemlichkeit und ſelbſt Nachtheile ungeachtet, — bei den meiſten Armeen noch beibehält; auch da, wo ihre Stelle weit vortheilhafter durch leichte Wagen erſetzt wird. (*v. Hoyer.*)

Feldgefängniss, Feldsicherheit. Feldgefäng: niß ward in der alten Ritterſprache die Gefangenſchaft genannt, in welche ein Ritter oder Rittermäßiger im freien Felde, in offener Feldſchlacht gerathen war. Die Pflicht der Knappen war es zwar, die Gefangenen, bis ſie in eine Burg oder einen andern ſichern Ort gebracht wor: den, zu bewachen. Auch wird beiläufig wol mehrer Si: cherheitsmaßregeln, ſelbſt der Ketten, erwähnt; z. B. in einem Vertrage Graf Johann's von Naſſau mit Eckhard von Bicken: „Me ſo virbrach Her Eckehard daran, daz er hern Voiß einen Ritter und Henrichen Prinder (ein Edel: knecht) in Bloicher ſluig unde ſpin mit Hendie und mit Fuzcen, denen er Daig und Friſt gegebin hatte" (1327), obwol es der Ritterehre angemeſſener war, Gefangene ihrem Stande gemäß zu behandeln. Um dieſe Pflicht aber ohne Beſorgniß, daß der Gefangene ſich in Freiheit ſetze, ausüben zu können, war die Feldſicher: heit eingeführt. Sie war ungefähr das Nämliche, was das bei kriegsgefangenen Officieren noch jetzt übliche Eh: renwort iſt, das Verſprechen, ſich aus dem zur Ge: fangenſchaft beſtimmten Orte nicht zu entfernen, oder, wenn ſie entlaſſen werden, bis zur Auswechſelung, oder bis zu erfolgtem Frieden nicht wieder zu dienen, auch ſich auf Erfodern immer wieder zu ſtellen. So leiſtete ehe: dem der gefangene Ritter dem, deſſen Gefangener er war, auf Ritterwort, meiſtens auch noch mit einem förmlichen Eide, Feldſicherheit, oder das Verſprechen, ſich aus dem ihm angewieſenen Gefängniß bis zur erfolgten Be: zahlung des Löſegeldes oder gänzlichen Sühne, ohne Wil: len deſſen, der ihn gefangen hielt, nicht zu entfernen, oder, wenn er auf beſtimmte Zeit, meiſtens um das Löſe: geld aufzubringen, entlaſſen ward, an demſelben Orte ſich wieder vor Ablauf der Friſt einzuſtellen. Eine ſolche Feldſicherheit zu brechen, war der höchſte Grad von Treu: loſigkeit, ſodaß Verachtung des Wortbrüchigen nicht ſtär: ker ausgedrückt werden konnte, als indem man ihn mit

Einem verglich, der Feldſicherheit verletzt hätte, „lyke Wiſe, alſe of he em ene rechte Fencknisse, up dem Felde gefangen, truwelos worden ſy," ſagt eine Urkunde von 1360. Sie ſchloß ſelbſt von der Zulaſſung zu Turnieren aus, bis völlige Genugthuung geleiſtet war. Darum ward auch, wie häufige Beiſpiele zeigen, ſelten große Schwierigkeit gemacht, einen Kriegsgefangenen auf Wiederkehr in beſtimmter Friſt zu entlaſſen. Die Feldſicherheit gewährte dabei dem Gefangenen während der Gefangenſchaft ſelbſt mehr Freiheit und den Genuß einer glimpflicheren Behandlung, weil nicht leicht Misbrauch und Entweichung zu beſorgen war, wenn der Gefangene vorausſah, daß er als ein Ehr- und Treuloſer, oder Meineidiger von ſeinen Standesgenoſſen verabſcheut und gemieden werden würde. — Als Graf Johann von Naſſau-Wiesbaden 1382 in Diether's, Kämmerers von Worms, Kriegsgefangenſchaft gerathen war, entließ ihn derſelbe auf zwei Monate, gegen einen Revers, des Inhalts: „Zum erſten han wir Johannden — vorgen. Diether — geſichert mit rechter Feltſicherheit und zu den heiligen geſworn, das wir of den vorgen. Sondage uf ſin Feſten gen Madenberg kommen ſollen by Sonnenſcheine, und nit dannen zu kommen, Wir enſin dan ingeſloſſen und behalten, als Gefangen von Rechtes wegen ingeſloſſen und gefangen ſollen ſin." — Heinrich von Hirzenheim, ein Edelknecht, ward als Kriegsgefangener der Stadt Frankfurt 1414 von Bürgermeiſter und Schöffen auf 200 Fl. „geſchatzt," und gelobt bei ſeiner Entlaſſung die Zahlung dieſes Löſegeldes „mit guten Truwen an eines rechten Eits und Feldſicherheit ſtad, — und wo ich — nit bezalte — oder Bede — darfür — von mynen wegen geſchen, ſo ſulde ich erloiſſ, truweloiſſ und meyneydig ſin." Weil es auch der Stadt nicht um den Gefangenen, ſondern um das Geld zu thun war, ſo reverſirt er ſich weiter: „Wer es auch, daz ich — nit bezalte — und als man iſt pleget zu halden — wan ein Gefangen ſich mit dem Libe ſtelle, daz er dan ſinen Eren genug getan ſulle haben, des reden und globen ich uf die Globde und Eit als vorgeſchrieben — mich dampde nicht zu behelffen. Geſchee des nit und mich darwider funde zu behelffen, ſo ſolde ich aber erloiß, treuloiß und meyneitig ſeyn." Weil er aber doch wahrſcheinlich das Geld nicht aufbringen konnte, ſo trug er dafür ein Gut bei Schweinsberg in Heſſen der Stadt zu Lehen auf.

Es dauerte aber ein ſolches Feldgefängniß oft mehre Jahre, wenn über das Löſegeld, oder andere Vergleichspunkte ſich nicht vereinigt, oder das Geld nicht aufgebracht werden konnte. Der junge Herzog Friedrich von Braunſchweig hatte um das J. 1455 an einer über eine münſterſche Biſchofswahl entſtandenen Fehde Theil genommen, war aber in einem Gefechte bei dem Kloſter Varlar in Gefangenſchaft des Erzbiſchofs Dietrich von Cöln gerathen, und von dieſem an Lutter Quad, Herrn zu Landscron, auf deſſen Feſte Thomberg in Verwahrung und gewiſſermaßen in Verſatz gegeben worden; denn Lutter hatte ſchon an den Erzbiſchof und Andere für den Herzog Zahlungen leiſten müſſen. Auf Vermittelung einiger Freunde ward er zwar im folgenden Jahr einige Wochen gegen eine Verſchreibung entlaſſen, wo der Herzog ſagt: „Als wir — Herrn Lutter — in ſyn overſte Burgh des Sloß Thomberg — eyn Veltfencknisse gehalden han ind derſelbe — uns daſſ fencknisse nu — Dach (Tag, Friſt) gegeven hat eynen dage lanck — ſo bekennen wir — dat wir — widerumb in dat Sloſſ — komen — wullen — ind nit van dannen ſcheiden id en ſy mit Wiſſen — Hrn Lutters. — Ind of wir eyniche — Behendigheit vurnimen — ... uſſ ſynre Gewalt — quemen, — So ſulen wir zur Stunt — truwelos, erlos ind meynedich ſyn — ... auch zu — Manungen wider — in Gefenckniſſe komen — als wir dat — in der Veldſycherheit — by unſs fürſtl. Eren ind Wirden — geſichert ind — geſtaidet Eydz — geſworen han ꝛc." (1456.) Die Auslöſung mit 8000 rhein. Gulden erfolgte aber, auch der vor der völligen Befreiung vom Herzoge ausgeſtellten Urfede, erſt im Mai 1458, in welcher der Herzog bekennt: „Das Herr Lutter ſich in — unſen Gefenckniſſe entgegen uns — freuntlich — bewieſen ind gehalden hait, ſo dat wir uns des groißlichen van Yme bedancken. Ind wir — ſullen — des Gefenckniſſe — nummerme an Hrn Lutter — nyt rechen ꝛc." (v. Arnoldi.)

Feldgeschütz (Canon de Campagne), unterſcheidet ſich durch ſeine Leichtigkeit von dem Feſtungs- und Belagerungsgeſchütze auch dadurch, daß die Mörſer, wie die Haubitzen, von ſtarkem Kaliber nicht dabei ſtattfinden. Karl VIII. von Frankreich nahm zuerſt, auf ſeinem Kriegszuge nach Neapel, beweglicheres Geſchütz mit, das ihm gute Dienſte leiſtete, weil die Italiener nur ſehr unbehilfliche große Feuerbüchſen hatten, die blos ſteinerne Kugeln ſchoſſen. (*Guicciardini*, Histor. sui tempor. fol. [Basileae 1566.] Lib. I. p. 32.) Nach Tartaglia (Quesiti e Invenzioni Lib. I. 11) waren dies die ſogenannten Feldſchlangen oder Colubrinen, die immer noch ſehr lang und ſchwer waren. Sie wurden nach Verhältniß ihrer Schwere mit beſonderen Namen bezeichnet: die Nothſchlange, der Baſiliſk, der Falke, die Nachtigall, die Singerin und dergl. Schon aus jener Zeit findet ſich eine unbezweifelte Spur von leichter Artillerie in der Schlacht bei Ceriſolles 1544, wo der Herzog von Enghien, als er mit der leichten Reiterei und 1000 Büchſenſchützen zu Pferde vorging, eine Anhöhe zu beſetzen, 3 vierpfündige Kanonen (Moyennes) mit doppelter Beſpannung — und wahrſcheinlich auch reitender Bedienung mitnahm, die ebenſo ſchnell als die Reiterei marſchirten. (*M. Bellay*, Mem. liv. X.) Schon im niederländiſchen Unabhängigkeitskriege, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., hatte man eingeſehen, daß es möglich ſei, die Länge und Stärke der bisherigen Feldgeſchütze zu verkleinern. Kaiſer Karl V. hatte die Länge und die Metallſtärke ſeiner Kanonen auf 20—24 Durchmeſſer der Mündung beſtimmt, und unter Philipp's II. Regierung ließ der Feldzeugmeiſter Don Manriquez de Lare zu Malaga Karthaunen gießen, wo die ganze nur 15, die halbe 16 und der Zwölfpfünder 17 Kaliber Länge hatte. Auch der Feldzeugmeiſter de la Motte folgte de

Beiſpiele, weil man aber die verringerten Ladungen zu ſchwach hielt und das kürzere Rohr die Schanzkörbe den Scharten der Batterien verbrannte, wurden ſie un= des de la Motte Nachfolger, Luys de Velasco, wie= umgegoſſen und die alten Proportionen wieder ein= ührt, wie ſie Don D. Uffano (Trattato della Artil- ia y uso de ella fol. 1613.) angibt. Die von den tſchen Stückgießern beobachteten Verhältniſſe und ihre t zu gießen wurden übrigens allgemein für die beſten halten, — ſie ließen ihre Formen ſtets ſehr lange durch ſt und Sonne trocknen, und beobachteten alle Dimen= nen genau, — daher der alte Vers:

Hätt' ich nürnberger Witz, ulmer Geſchütz und augsburger Geld,
So wär' ich Herr der Welt!

Seit dem Anfange des 17. Jahrh. hatte man an= angen, das **Feldgeſchütz** allgemein noch mehr zu er= htern, daher der Marcheſe Spinola 1607 jedem Ba= llone 2 Kanonen zutheilen konnte, was auch nachher i der ſchwediſchen Armee im polniſchen Kriege geſchah. r dieſen Behuf waren leichte eiſerne Vierpfünder mit gelförmigen Kammern gegoſſen worden, die 16 Kugel= rchmeſſer lang waren, mit $1\frac{1}{4}$ Pf. Pulver geladen wur= n und nur 625 Pfund wogen; eine Anordnung, die ch von des Kaiſers Ferdinand Armee nachgeahmt ward; nn hier hatte jedes Regiment 2 Kanonen, die eigentlich icht mit zur Feldartillerie gerechnet wurden. Bei dem bergange der Schweden über den Lech 1632 waren 72 anonen zu beiden Seiten der Brücke aufgefahren, und 636 hatten ſie bei Erfurt 120 Geſchütze. Nach Guſtav dolf kam Turenne, deſſen Heer gewöhnlich an allem Material Mangel litt; doch ſpäter ſtieg die Zahl der Feld= geſchütze wieder. Sie waren um dieſe Zeit bei den Fran= zoſen leichter, als bei den Teutſchen. Dieſe hatten immer noch **vollgütige** Kanonen, — deren Metallſtärke am Boden der Bohrung gleich, an der Mündung aber $\frac{1}{2}$ der $\frac{1}{3}$ derſelben war. Als **Feldgeſchütz** hatte man Kammerſtücken, den **Einhörnern** der Ruſſen ähnlich; e ſchoſſen 6 Pfund Eiſen, waren 10 Kaliber lang, und atten $\frac{11}{16}$ des letzteren zur Metallſtärke hinten, vorn ngegen nur $\frac{3}{16}$, wo jedoch die Kopffrieſen eine Ver= ärkung der Mündung waren. Merkwürdig iſt, was der te Mieth darüber ſagt: „Die verjüngten Stücken hat an erfunden, in Feldſchlachten und Treffen ſolche leich= r fortzubringen und geſchwind damit zu agiren, wel= hes insgemein nur wenig Stunden geſchieht. Daß aber nzeitige Sparer und lateiniſche Artilleriſten zugefahren nd, die Verjüngung der Stücken, ſo in und vor Fe= ungen gebraucht werden, auf die Bahn zu bringen, ha= en ſie zu unrechter Zeit von den Franzoſen, welche, ihrer ‍iderlichen Art nach, allezeit nur etwas Neues, wenn es leich ſchlimmer iſt, als das Alte, ſuchen hervorzubringen, elernt, und vor etwas Rares in die Bücher geſchmiert." — Wirklich hatte man 1690 in Frankreich die Länge der Kanonen von 10 bis auf 5 und 4 Fuß verringert; dennoch fand man dieſe Geſchütze: — den Achtpfünder 1000 Pfund, den Zwölfpfünder 2000 Pfund — noch zu ſchwer für den Krieg in den Pyrenäen, denn die Spanier führten noch leichtere Kanonen; ihr Sechsund= dreißigpfünder wog, bei 7 Fuß Länge, nur 2398 Pfund. Es wurden daher in Perpignan von den Franzoſen Ein= pfünder gegoſſen, 4' 8" lang, hinten $\frac{2}{3}$ und vorn $\frac{1}{4}$ Kaliber ſtark, und wenig über 100 Pfund ſchwer, ſodaß ſie mit der Laffette und zwölf Schuß von einem Maulthiere ge= tragen wurden. Auch die Schweizer haben gegenwärtig $4\frac{1}{10}$ zollige Haubitzen für den Gebirgskrieg, 7,26 Kaliber lang, im Metall hinten 19 Linien, und vorn 12 Linien ſtark und das Rohr gegen 200 Pfund ſchwer. Sie werden ebenfalls von einem Maulthiere getragen, ein zweites trägt die Laffette; 5 Packpferde tragen die Munition in 10 Ka= ſten, deren jeder 8 Granaten, 2 Zündlichte, 1 Pack Schlag= eiſen und 2 Klaſtern Lunte enthält. Eine Batterie von 6 Geſchützen würde demnach 12 Packpferde oder Maul= thiere, 60 Munitionskaſten, 2 Kaſten für die Schmiede und Sattler, und 2 für das Feldgeräthe der 121 Mann Bedienung und ihrer 3 Officiere zu einer ſolchen Batterie von 6 Haubitzen. Man findet in *St. Remi*, Mémoires d'Artillerie. 1740 und in *Gassendi*, Aide-mémoire p. 303 der 5. Ausgabe von 1819, vollſtändige Nachricht von dem, was bei den Franzoſen bis zur Revolutions= zeit in Hinſicht der Gebirgsartillerie geſchehen iſt, das je= doch hier keinen Raum findet. Um dieſe Zeit (1690) kam auch — wahrſcheinlich bei den Franzoſen zuerſt, — die tempoweiſe Bedienung der Geſchütze auf, wodurch man im Stande war, in 7 Minuten 30 ſcharfe Schüſſe zu thun. Noch mehr ward dieſe Schnelligkeit durch eine beſondere Lademaſchine erhöhet, von dem ſächſiſchen General Obenaus erfunden; die vierpfündigen Kanonen hatten keine Traube, ſondern anſtatt derſelben eine am Stoß angeſchraubte ei= ſerne Naſe, womit das Geſchütz auf dem Klinkhaken der Maſchine ruhte und bei dem Zurückziehen derſelben mit dem Hintertheile bis an die Axe herabfiel, daß es beinahe ſenkrecht mit der Mündung in die Höhe ſtand, und die eingeführte Kartuſche von ſelbſt hinunterglitt, ohne des Anſetzens zu bedürfen. Die zur Richtung beſtimmte Num= mer tritt hierauf mit dem rechten Fuße auf einen eiſernen Bügel an der Laffette, ſtößt mit beiden Händen die an das Bodenſtück befeſtigten Maſchinenleinen und zieht ver= mittels derſelben das Hintertheil des Rohres wieder herauf, bis es in die Klinke einſchnappt, worauf er ſogleich aus der Laffette heraustritt, das Schlagröhrchen einſetzt und Feuer commandirt. Man konnte auf ſolche Art in einer Minute 11 ſcharfe Schüſſe thun, ohne die Kartätſche ein= mal anzuſetzen, und ohne eine beſondere künſtliche Vor= richtung, wie die des jungen Amerikaners Cochrane, der einer Nachricht in der berliner Zeitung vom Jahre 1837 Nr. 69 zufolge durch eine beſondere Einrichtung des Pul= verraumes in einer zwölfpfündigen Kanone, in zwei Mi= nuten 21 Schüſſe that. Die Ladungen waren in einen eiſernen, 4 Zoll weiten, Cylinder verſchloſſen, der genau in das Rohr paßte und neun Ladungen in beſondern, als Radien von der Peripherie eingebohrten, Kammern enthielt. Die undeutliche Beſchreibung gibt nicht genau an, wie ſtark die Ladungen waren, wie die Entzündung geſchehe, und wie die Kugel oder die Kartätſchenbüchſe eingebracht ward? Die Erfindung war vielleicht in dieſer Hinſicht nicht praktiſch, obgleich der Erfinder in Conſtantinopel von dem Sultan

reichlich beſchenkt ward. Es hat ſpäter nichts weiter von dieſer Erfindung verlautet.

Angenommen, daß nach richtigen Grundſätzen, dem gegenwärtigen Zuſtande der Taktik entſprechend, den Bataillonen der Infanterie keine eigenen Geſchütze zugetheilt werden, entſteht nun die Frage, wie viel man überhaupt auf jede 1000 Mann Geſchütze rechnen ſoll? (ſ. oben Feldartillerie.) Nachſtehende Tafel gibt die Ausrüſtung mit Munition für jede Geſchützart an

Art und Kaliber der Geſchütze.	Kaiſerl. ruſſiſche.	Kaiſerl. öſterreichiſche.	Königl. preußiſche.	Königl. würtembergiſche.	Königl. ſächſiſche.	Königl. franzöſiſche.	Königl. engliſche.	Königl. niederländiſche.	Königl. däniſche.
12pfündige Kanonenkugeln .	80	70	92	90	80	64	—	84	66
— — Kartätſchen . . .	30 und 10 Brkg.	22	29	18	15	8	—	28	32
9pfündige Kanonenkugeln .	—	—	—	—	—	—	62	—	—
— — Kartätſchen . . .	—	—	—	—	—	—	52	—	—
8pfündiger Kugelſchuß . . .	—	—	—	—	—	82	—	—	—
8pfündige Kartätſchen . . .	—	—	—	—	—	10	—	—	—
6pfündige Kanonenkugeln .	90	160 R. 124	107 R. 99	110	155	—	100	124	100
— — Kartätſchen . . .	30	34 R. 26	27 R. 25	24	30	—	90	56	50
3pfündige Kanonenkugeln .	—	—	—	—	—	—	—	—	160
— Kartätſchen . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	76
10pfündige Granaten 6",5	—	—	48	—	—	—	—	—	51
— — Kartätſchen . .	—	—	13	—	—	—	—	—	6
— — Brand- u. Leuchtkugeln	—	—	3	—	—	—	—	—	—
6" Granaten	80	—	—	—	120	55	—	—	—
— Kartätſchen	30	—	—	—	44	3	—	—	—
— Brand- u. Leuchtkugeln	11	—	—	—	6	—	—	—	—
7pfündige 5",5 Granaten .	80	80. 12	81	40	—	72	52	84	94
— Kartätſchen	30	62. 15	20	8	—	3	14	13	12
— Brand- u. Leuchtkugeln	11	15	3	4	—	—	4 Shrapnels	5 dito	10 dito

Nächſt der bei jedem Geſchütz auf der Laffette befindlichen Munition wird noch beſonders im Munitionswagen mitgeführt:

Die Munitionswagen enthalten:	Kaiſerl. ruſſiſche.	Kaiſerl. öſterreichiſche.	Königl. preußiſche.	Königl. würtembergiſche.	Königl. ſächſiſche.	Königl. franzöſiſche.
12pfündige Kugelſchuß . .	120	155	80	78	65	128
— — Kartätſchen . . .	30	40	20	12	10	16
8pfündige Kugelſchuß . . .	—	—	—	—	—	82
— — Kartätſchen . . .	—	—	—	—	—	10
6pfündige Kugelſchuß . . .	100	120	152	92	130	—
— — Kartätſchen . . .	54	16	40	18	20	—
3pfündige Kugelſchuß . . .	—	—	—	—	—	—
— — Kartätſchen . . .	—	—	—	—	—	—
10pfündige Granaten . . .	—	—	44	—	—	—
— — Kartätſchen . .	—	—	9	—	—	—
— — Brandkugeln . .	—	—	3	—	—	—

Die Munitionswagen enthalten:	Kaiſerl. ruſſiſche.	Kaiſerl. öſterreichiſche.	Königl. preußiſche.	Königl. würtembergiſche.	Königl. ſächſiſche.	Königl. franzöſiſche.
6″ Granaten	27	—	—	—	—	55
- Kartätſchen	10	—	—	—	—	3
— Brand- u. Leuchtkugeln	3	—	—	—	—	—
7pfündige 5″,5 Granaten .	45	60	66	36	46	72
— — Kartätſchen . . .	15	16	15	4	15	3
— — Brandkugeln . .	5	—	3	4	3	—

Aus dieſen Tafeln erſieht man den bedeutenden Unterſchied der Munitionsmenge, welche bei den verſchiedenen Armeen im Felde mitgeführt wird, zum Beweis, daß man ſich noch lange nicht über das mögliche und wahrſcheinliche Bedürfniß derſelben vereinigt hat, und über die Mittel, daſſelbe mit der nothwendigen Einfachheit und höchſten Beweglichkeit zu vereinigen. Der franzöſiſche General d'Eblé wollte die Kugeln ohne Spiegel, — wie die öſterreichiſche Artillerie, — doch von den Ladungen abgeſondert, in eine beſondere Abtheilung des Wagens packen laſſen, worin ihm Gaſſendi beiſtimmt, ſodaß die Kugeln vorn, die Ladungsbeutel hinter ihnen, und zuletzt die Kartätſchenbüchſen, liegen. Daß dies in Hinſicht des Ladens der Geſchütze nicht praktiſch iſt, fällt in die Augen; es iſt aber ſeit 1825 die Einrichtung der franzöſiſchen Artillerie gänzlich verändert und nach dem Muſter der engliſchen eingerichtet worden. Alle Feldgeſchütze haben Blocklaffetten bekommen, die nur aus zwei kurzen Wänden beſtehen, zwiſchen denen ein zweckmäßig dazu eingerichtetes Holzſtück (Flèche) den Schwanz der Laffette bildet (Crosse), an der unten ein ſtarker, gut befeſtigter, unbeweglicher Ring die Stelle des Protzriegels vertritt und in einen, an der Axe des Vorderwagens befindlichen, Haken gehangen wird. Zwei eiſerne Henkel zu beiden Seiten am Schwanzſtücke dienen zum Aufheben deſſelben bei dem Aufprotzen. Der Munitionswagen beſteht blos aus zwei auf dem Hintergeſtelle angebundenen Kaſten, 2′ 4″ lang, 1′ 8″ breit, die auf dem im Axfutter eingelaſſenen Langbaume ruhen, und mit den wollenen Decken der Artilleriſten belegt, als Sitz vier Mann aufnehmen, für die ein Fußtritt ſich zu beiden Seiten der Kaſten findet. Durch einen am Langbaume angebolzten Augenring wird er an den Protzwagen gehangen, der ebenfalls zwei Kaſten trägt, 1′ 9″ lang, 1′ 6″ breit, zum Sitzen für zwei Mann eingerichtet. Wie in Frankreich, iſt dieſes engliſche Syſtem auch in Holland, Belgien, der Schweiz, Dänemark, Neapel, Sardinien, Hanover, Naſſau, und Rheinheſſen eingeführt worden. Die Blocklaffetten, in England für alles Feldgeſchütz beſtimmt, gewähren durch ihre vier gleich hohen Räder der Laffette und Protze eine große Erleichterung des Fahrens, ſowie des Auf- und Abprotzens, während ſie durch die verringerte Breite des Schwanzes auch ziemlich kurz zu lenken erlauben. Der Praktiker Allix wirft ihm jedoch vor: 1) Daß der Munitionswagen um 300—400 Pfund ſchwerer iſt, als der ehemalige franzöſiſche; 2) daß er, bei Front gegen den Feind, den Granaten des letzteren eine weit größere Fläche darbietet, wodurch die Gefahr, getroffen zu werden, ſich wie 756 : 147 Hundertzoll, d. h. wie 18 : 7, verhält. 3) Daß für 6 Zugpferde das Futter nicht gut unterzubringen iſt, wenn die Artilleriſten auf dem Kaſten ſitzen und ihre Torniſter vor ſich liegen haben. 4) Daß ebendadurch die Laſt des Wagens ſehr erhöht wird. Dieſe letztere beträgt nämlich:

Munitionswagen zum Transport.	Kugelſchuß oder Granate.	Kartätſchen.		Shrapnels.	Ganzes Gewicht der Munition.
		Große.	Kleine.		
12pfündiger Kanonen	54	6	6	13	1232 Pfund.
9 = = ...	62	5	5	15	1176 =
6 = = ſchwerer	100	10	10	20	1254 =
6 = = leichter .	92	9	9	20	1184 =
5½″ ſchwerer Haubitze	42	4	—	8	1204 =
5½″ leichter Haubitze	46	6	—	8	1216 =
4⅖″ = = ...	70	10	—	10	956 =

Wiegt nämlich der Wagen 2487 Pfund, mit Einſchluß des zweitägigen Futters, ſo wird durch die Munition und die 9 Kanoniere (1800 ℔.) das ganze Gewicht auf 5519 Pfund ſteigen, und dadurch auf unebenem und weichem Boden ſchnelle Bewegungen nicht zulaſſen. General Allix erklärt deshalb das Aufſitzen der Artilleriſten für nutzlos und dem Dienſt entgegen. Nutzlos, weil die Fußartillerie ſich nicht ſchneller bewegen darf, als die Infanterie, der ſie unter allen Umſtänden folgen kann; nachtheilig, weil die Artilleriſten dadurch ihre noth-

wendige Beweglichkeit verlieren, wenn ihrer Bequemlichkeit ſoviel nachgeſehen wird, daß ſie auf jedem Marſche fahren, zum großen Ruin der Zugpferde, die bar[…] und kraftlos ſind, wenn es gilt.

Art und Kaliber der Geſchütze.	Gewicht mit der beladenen Protze.	Beſpannung.		Gewicht des beladenen Munitionswagens	Beſpannung.	
		Fußartillerie.	Reit. Artillerie.		Fußartillerie.	Reit. Artillerie.
Engliſche Kanonen.						
12-Pfünder	4404	8	—	3373	6	—
9 "	3867	6	8	3317	6	6
6 " ſchwere	3075	6	—	3395	6	—
6 " leichte	2898	—	6	3299	—	6
5,5″ Haubitze	3658	6	—	3245	6	—
5,5″ " leichte	2935	—	6	3357	—	6
4⅖″ " desgl.	2725	—	6	3071	—	6
Ruſſiſche 12-Pfünder Kanonen	4160	6	—	1450	3	—
Desgl. leichte	3080	6	—	1290	3	—
6-Pfünder Kanonen	2639	4	6	1248	3	3
20 " Einhorn	3860	6	—	1868	3	—
10 " —	2564	4	—	1540	3	—
10 " —	2494	—	6	1540	—	3
3 " —	1703	2	—	1229	3	—
Öſterreich. 12-Pfünder	3562	6	—	2734	4	—
6-Pfünder	2319	4	—	2786	4	—
	2159	—	6	2789	4	—
3 "	1738	2	—	1909	9	—
7 Haubitzen	2092	4	—	2843	4	4
	2009	—	6			
Sächſiſche 12-Pfünder	3560	6	—	3525	4	—
6-Pfünder Kanonen	2564	4	6	3540	4	6
8 " Haubitzen	2335	4	6	3509	4	6
Frankreich. 12-Pfünder Kanonen	4038	6	—	2989	4	—
8 " "	3213	4	6	2828	4	6
6 " "	2785	4	6	2928	4	6
4 " "	2085	4	—	2757	4	—
6″ Haubitzen	2683	4	6	3150	4	6
5½″ "	2561	4	6	2945	4	6
Preußen. 12-Pfünder	4804	8	—	3748	6	—
6-Pfünder Kanonen	3796	6	—	3781	6	—
— — —	3706	—	6	3781	—	6
10-Pfünder Haubitzen	3958	8	—	3630	6	—
7 " "	3410	6	6	3490	6	6
Dänem. 12-Pfünder	3881	8	—	4366	6	—
6-Pfünder Kanonen	3386	6	—	3917	6	—
— — —	3127	—	6		—	6
2 Mann	ſitzen auf	der Laffette.				
3-Pfünder	2029	4	—	3672	6	—
— — —	2315	—	6	2825	—	6
2 Mann ſitzen	auf der Laf-	fette und 4	Mann auf	dem Muni-	tionswagen.	
36-Pfünder Haubitzen	3774	8	—	3896	6	—
20 " "	3376	6	—	3652	6	—
10 " "	2284	—	6	3631	—	6
4 Mann	ſitzen auf	der Laffette.				

Obgleich hier überall die *zwölfpfündige Kanone* bei dem *Feldgeſchütze* mit aufgeführt iſt, haben doch die Generale Eblé und Allix, ſowie der Verfaſſer des „Syſtems der Feldartillerie zu Fuß" dieſen Kaliber als ſolchen gänzlich verworfen, und nur die *leichten Sechspfünder* an ſeine Stelle ſetzen wollen. Sie haben jedoch außer Acht gelaſſen, daß man bei den teutſchen Armeen die franzöſiſche Zuſammenſetzung der Geſchützbatterien von verſchiedenen Kalibern, aus guten Gründen nie angenommen hatte. Man begnügte ſich, jeder Abtheilung Kanonen, von was immer für Kaliber, eine oder zwei Haubitzen zu geben, um auf große Weiten durch das Springen ihrer Granaten noch einige Wirkung zu erlangen. Scharnhorſt rechnete zu viel auf den Rollſchuß der Kanonenkugeln; er iſt zu ſehr von der Beſchaffenheit des Bodens abhängig, weil die Kugeln während ihres Laufes durch jede kleine Erhöhung, ja ſelbſt durch die Ackerfurchen eine andere Richtung bekommen. Hier können ſich die Kartätſchgranaten wirkſam erweiſen, wiewol auch dieſe Wirkung von den Engländern — den Freunden aller neuen Erfindungen, — ſicher überſchätzt wird. Dieſe machten daher den Verſuch, während ihre Artillerie unter allen die größte Verſchiedenheit der Kaliber und Gattungen des Geſchützes zeigt, nur allein den *leichten Sechspfünder* in ihre Feldartillerie aufzunehmen. Unbezweifelt werden dadurch die Bewegungen des Heeres erleichtert, weil dieſem dabei gleichzeitig die Leichtigkeit des Geſchützes und der Munition zu ſtatten kommt. Doch beweiſen die vom General Allix angeführten Flußübergänge, 1796 bei Kehl und 1797 unweit Strasburg über den Rhein, 1800 über den Mincio und über die Etſch, ſowie 1812 bei Kowno und Grodno über den Niemen und zuletzt über die nur wenig breite Bereszina, nichts; wol aber kann man ſich auf Napoleon's Beiſpiel berufen, der nach dem Kriege mit Öſterreich 1809, wo ihm die Überlegenheit des öſterreichiſchen Geſchützes fühlbar geworden war, auch ſeine *Feldartillerie* zu vermehren für nothwendig fand.

Nun hat der engliſche *Sechspfünder* unter allen anderen Artillerien nur *einen*, den ſchwediſchen, der ihn an Leichtigkeit übertrifft, wie gegenwärtige Überſicht zeigt:

Der ſchwediſche hat	14,12	Kaliber Länge, wiegt	415	pariſ. Pf.
(— —		bei derſelben Länge wiegt	800	„ „)
Der engliſche hat	16,34	Kal. Länge, wiegt	590	„ „
„ ſächſiſche	17,44	„ „ „	736	„ „
„ ruſſiſche	17,00	„ „ „	743	„ „
„ öſterreichiſche	15,30	„ „ „	782	„ „
„ franzöſiſche	17,34	„ „ „	790	„ „
„ däniſche	16,00	„ „ „	846	„ „
„ (it.)	20,00	„ „ „	969	„ „
„ engliſche ſchwere	17,00	„ „ „	850	„ „
„ preußiſche	17,22	„ „ „	923,8	„ „
„ niederländiſche	17,00	„ „ „	970	„ „

Allein die Engländer fanden es gerathen, 1815 *neunpfündige* Kanonen auf das Feſtland herüber zu bringen — vier reitende Batterien Sechspfünder allein ausgenommen — um durch dieſe 1512 Pfund ſchweren Kanonen die Wirkung des *Zwölfpfünders* mit der Beweglichkeit des *Sechspfünders* zu verbinden. Ob dieſer Gedanke ein glücklicher war, iſt nicht zu entſcheiden; denn die mit den Engländern verbündeten Preußen hatten bei jedem der vier an den Schlachten bei Ligny, Quatre-Bras und Belle-Alliance Theil nehmenden Armeecorps drei Batterien Zwölfpfünder der franzöſiſchen entgegenzuſetzen; das preußiſche Heer in Frankreich führte 15 Batterien Zwölfpfünder, oder 90 Kanonen und 30 Haubitzen; ferner 25 Batterien zu Fuß und 15 reitende, oder 240 Sechspfünder und 88 Haubitzen, zuſammen 448 Geſchütze, mit ſich. Auch iſt bei den neuen Organiſationen der franzöſiſchen Artillerie der Zwölfpfünder unter das Feldgeſchütz aufgenommen worden, und im J. 1778 hatte die preußiſche Armee 80 ſchwere Zwölfpfünder, *Brummer* genannt, 100 mittlere und 40 leichte, nebſt 35 ſchweren und 54 leichten Sechspfündern, — zwei Kanonen und eine Haubitze bei jedem Bataillone ungerechnet, als ſie nach Böhmen marſchirte, wo ihr, bei damals noch ſehr mangelhafter Beſpannung, die Fortſchaffung der ſo ſchweren Geſchütze über das Grenzgebirge Böhmens äußerſt läſtig fiel.

Einen weſentlichen Theil des *Feldgeſchützes* bildet die *reitende Artillerie*, zuerſt bei den Ruſſen entſtanden und von den Preußen nachgeahmt, dann aber bald allgemein verbreitet. Schon in den früheſten Zeiten hat man das Bedürfniß gefühlt, leichte Geſchütze zu ſchnellen Expeditionen mitzunehmen, daher man ihnen zu ſolchem Zwecke doppelte Beſpannung gab und — weil überhaupt damals noch die Reiterei prävalirte, — die Bedienungsmannſchaft zu Pferde ſetzte. So die Franzoſen, wie ſchon geſagt, in der Schlacht bei Ceriſolles; ſo der große Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg, als er 1675 zum Überfalle von Rathenow und der darauf folgenden Schlacht bei Fehrbellin marſchirte. Er hatte 2 Zwölfpfünder, 9 Dreipfünder und 2 Haubitzen mit *doppelter Beſpannung* bei ſich, deren Bedienung entweder beritten gemacht war, da er nur 6000 Reiter, 2 Regimenter Dragoner und 1200 commandirte Musketiere bei ſich hatte; oder mit den letzteren auf Wagen gefahren ward; denn ſchon ſeit Guſtav Adolf's Zeiten ward das *leichte Geſchütz* durch commandirte Musketiere bedient. Durch ihre Züge gegen die nomadiſchen Grenzvölker veranlaßt, waren gewiß die Ruſſen die erſten, welche die Bedienung ihrer leichten Haubitzen (*Einhörner*, Jedinarocks) beritten machten, um ſie den Dragonern und Grenadieren zu Pferde, wie die Bataillonsgeſchütze der Infanterie, nach damaliger Sitte, mitzugeben. Preußens umſichtiger König, Friedrich II., benutzte die Nachricht, die er davon erhielt, wenn ſeine Cavalerie oft mit Granaten- und Kartätſchenſchüſſen begrüßt ward, während ſie es blos mit Dragonern und Koſaken zu thun zu haben glaubte; ſchon 1759 exercirte er ſelbſt eine Brigade *reitender Artillerie*, womit er den erſten Verſuch bei Landshut in Schleſien machte und durch ſie den Rückzug ſeiner Reiterei mit Erfolg unterſtützte. Bald folgte ihm darin ſein, nicht minder großer, Bruder Heinrich, der 1760 eine Brigade *reitender* Artillerie in

Landsberg an der Warthe errichtete, die dem Dragonerregimente Ansbach-Baireuth zugetheilt und demſelben öfters nützlich war. Alle andere Mächte Europens wetteiferten nachher in Errichtung einer durchaus leichten Artillerie; doch mit dem Unterſchiede, daß die Öſterreicher und Baiern keine berittene Bedienung derſelben hatten, ſondern die Artilleriſten auf dem bedeckten und gepolſterten Schwanze ihrer ſechspfündigen Laffetten, oder auf dem Deckel des dazu eingerichteten Munitionswagens ſaßen. Dieſe leichte reitende Artillerie zerrann in der Schlacht bei Jena als ein Luftgebilde, um 1813 und 1815 als ein furchtbarer Geiſt aus ſeinem Grabe zu erſtehen. Sie enthält gegenwärtig 27 Compagnien, jede zu 6 ſechspfündigen Kanonen und 2 ſiebenpfündigen Haubitzen, und iſt durch das unermüdete Streben des Prinzen Auguſt von Preußen zu einem unerhörten Grade von Beweglichkeit erhoben worden, ſodaß ſelbſt Gräben und Hohlwege kein Hinderniß für die ſechsſpännigen Geſchütze ſind. Von Decker ſagt: „Wenn je zwei Waffen geeignet oder geſchickt ſind, durch ihre gegenſeitige zweckmäßige Verbindung die glänzendſten Waffenthaten zu vollbringen und die entſcheidendſten und überraſchendſten Momente der Gefechte herbeizuführen, ſo ſind dies unſtreitig die Cavalerie und die reitende Artillerie." — Die neueren Feldzüge haben es häufig erwieſen, und wenn es nicht ſo war, lag offenbar die Schuld an dem unrichtigen Gebrauche der einen oder der andern. Jede beſondere Waffenart hat ihre eigenthümlichen Stärken und Schwächen, durch deren richtiges Erkennen und Benutzen man dem Feinde überlegen iſt, oder im Gegenſatze unterliegt.

Hat man blos die möglichſte Leichtigkeit der Bewegungen im Auge, würde man auch die kleinſten Kaliber, Drei- oder Vierpfünder, wählen müſſen, weil der Zweck ſowol durch das Gewicht des Geſchützes, als durch die um die Hälfte leichtere Munition erreicht wird. Allein, dem ſteht die bedeutend verringerte Wirkung entgegen, ſowol der Kartätſche, als des Kugelſchuſſes auf größere Entfernungen, denn nur mit einem vollgültig gegoſſenen, 20 Kaliber langen, Vierpfünder kann es, wegen des hier minder hohen Aufſatzes, gelingen, auf [illegible] die Spitze einer Colonne zu treffen. Man hat daher allgemein die ſechspfündige Kanone gewählt, die 41 ſechslöthige oder 126 zweilöthige geſchmiedete eiſerne Kugeln zur Kartätſche hat. Ihr Wurfgeſchütz iſt die ſiebenpfündige Haubitze, von 5",45 Kaliber den Durchmeſſer der 24pfündigen Kugel; nur die Ruſſen allein haben bei ihrer reitenden Artillerie zehnpfündige (¼ Pud) Haubitzen, Einhörner genannt, 10 Kaliber lang, deren Bombe um 0,089 größer iſt, als die zwölfpfündige Kugel, und 0,175" Spielraum hat. Ihnen ähnlich waren die, ohne allen Grund, abgeſchafften Granatſtücken der Sachſen, von 4",558 Durchmeſſer des Fluges und 9 Kaliber Länge, die auf 800—1000 Schritt mit der Genauigkeit einer Kanone ſchoſſen, und unter jeder Bedingung ſich beſſer zu dem Wurfgeſchütze der reitenden Artillerie geeignet hätten. Man findet hierbei

Die Länge und Schwere der europäiſchen Feldhaubitzen.	Durchmeſſer der Mündung.	Länge des Fluges ohne Kamm.	Länge des ganzen Rohres.	Gewicht der Haubitze.
Ruſſiſche ¼ Pud oder 10-Pfünder	4,544"	42,376"	53,273"	722 Pf.
— der reitenden Artillerie .	—	37,533	48,430	656 "
Sächſiſche 4pfündige	4,783	30,766	41,022	652 "
— 8pfündige	5,740	28,109	39,359	606 "
Würtemberg. 10-pfündige . . .	5,785	27,523	36,052	821 "
Franzöſiſche 5",7 oder 24pfündige	5,597	27,755	37,578	600 "
Däniſche 10pfündige	4,820	27,000	37,355	520 "
Desgl.	4,820	25,000	35,345	346 "
Preußiſche 7-Pfünder	5,640	24,395	34,781	672 "
Öſterreichiſche 7-Pfünder	5,508	22,550	32,409	562 "
Franzöſiſche 6"	6,125	18,375	28,371	650 "
Niederländiſche 24-Pfünder . . .	5,604	18,840	28,045	698 "
Engliſche 5,5"	5,161	17,330	25,098	416 "
— 4⅖	4,128	14,270	20,640	323 "

Es findet ſich hier eine Verſchiedenheit der Länge des Fluges der Haubitzen von 42—14 Zoll, je nachdem man ei der Artillerie dem Grundſatze des Liegenbleibens der Granate huldigt, oder nicht. Es iſt hier der Ort nicht zu einer vollſtändigen Deduction dieſes Gegenſtandes; es genüget zu bemerken, daß die alte Haubitze, immer von ſtarkem Kaliber, nicht wohl anders geladen werden konnte, als mit der Hand. Dies foderte, wie beim Mörſer, einen kurzen Flug, der vor Erfindung der Kartätſchbüchſen das Einſetzen eines Korbes mit Steinen oder altem Eiſen zuließ. Als man nun ſpäter die Haubitze den Feldgeſchützen zugeſellte, behielt man ihre herkömmliche kurze Geſtalt bei und zur Sicherheit der Entzündung durch das Pulvergas den größeren Spielraum; es darf daher Niemanden befremden, wenn übermäßige Seitenabweichungen vorkommen, und beinahe Unmöglichkeit das Object zu treffen, eintrat. Anſtatt, wie einige denkende Artilleriſten, durch Verlängerung des Rohrs und Verkleinerung des Spielraums dem Übel abzuhelfen, ſah man es als ein nothwendiges an und ſelbſt einſichtsvolle Artilleriſten

langten, daß die immer nur unter einem kleinen Erhöhungswinkel von weniger als 10° abgeſchoſſenen Granaten, bei dem erſten Aufſchlage liegen bleiben ſollten, was doch aller Erfahrung widerſpricht, — kaum durch die zuerſt von den Öſterreichern eingeführten ſehr ſchwachen Ladungen möglich iſt. Sobald man hingegen den Haubitzen eine Länge von über 9 Kaliber gibt und vermittels eines kegelförmigen Anſatzes der Kammer an den Flug bei 0,13″ Spielraum ein genaues Treffen des Objectes bewirkt, das man bisher bei allen kurzen Haubitzen vergebens wünſchte, wird man ſich nicht mehr erfolglos bemühen, die 50 Schritt breiten Colonnenſpitzen des Feindes zu treffen, und dadurch die Granate nöthigen, in den Colonnen zu ſpringen. Über den vortheilhafteſten Gebrauch der Feldartillerie, ſowol der gewöhnlichen, als der reitenden, findet ſich Auskunft nach Dupuyet in von Decker, Artillerie für alle Waffen. 3. Th. Deſſelben Ergänzungstaktik der Feldartillerie. 2. Ausg. 1834. Morla, Lehrbuch der Artillerie. 2. Ausg. 1824. Harder, Gebrauch der Artillerie vor dem Feinde, erläutert durch Beiſpiele aus der Kriegsgeſchichte. 2. Bd. 1836. *Le Bourg*, Essai sur l'organisation de l'artillerie et son Emploi dans la guerre de campagne. 1837. Von der reitenden Artillerie insbeſondere. Über reitende Artillerie, was ſie iſt, ſein ſollte und ſein könnte. 1818. Vorzüglich: von Decker's Gefechtslehre, der verbundenen Waffen, Cavalerie und reitende Artillerie. 1819. Monhaupt, Über den Gebrauch der reitenden Artillerie, mit beſonderer Rückſicht auf ihre Verbindung mit großen Maſſen der Reiterei. 1836 (auch franzöſiſch). Das Syſtem der reitenden Artillerie, 1823, von einem genialen Nicht-Artilleriſten, verwirft die Haubitze ganz, und will ſeine berittenen Kanonenſchützen durch Unwiſſende anführen laſſen, die ihre nothwendigen Kenntniſſe blos aus Tabellen nehmen ſollen, die nie völlig richtig ſind. Allgemeine Werke ſind das Wörterbuch der Artillerie von v. Hoyer in zwei Bänden 1804—1812 und einem Supplementband; von General Hogel ruſſiſch; *Cotty*, Dictionnaire d'Artillerie und das Mémorial de l'artillerie, récueil de mémoires, observations, expériences et procédés. 4 Vol. 1836. (Der brüſſeler Nachdruck 10 Thlr., das Original 150 Fr.) Aide-mémoire to the Military Sciences. (Dublin 1845.)

Feldgeſchrei, war in früherer Zeit, ehe Feind und Freund ſich durch ihre Montur und Feldzeichen unterſchieden, ein beſonderes Wort, das die Krieger einander zuriefen, um ſich gegenſeitig daran zu erkennen, weil es im Harniſche nicht wol anders möglich war. Die Spanier riefen gewöhnlich Eſpanna oder San Jago, die Engländer Sanct George und die Franzoſen Montjoye Saint Denis. Die Teutſchen und Schweizer pflegten mit ſtillem Ernſte auf den Feind loszugehen, und gegen alle ſeine Angriffe eine eherne Mauer zu bilden, die nicht leicht zu durchbrechen war, weil 10 Glieder Lanzenträger, mindeſtens hinter einander ſtanden. In der Schlacht bei Bicoca 1522 hatte Frundsberg eben, wie er gewohnt war, an der Spitze ſeiner Landsknechte und mit ihnen ſein Gebet verrichtet, und ſprach, ſich erhebend: „Wohlauf, zur guten Stunde, in Gottes Namen!" — Er war ein ſtarker Mann am Leib, ſtand zuvorderſt in der Lanzknechte Schlachtordnung im erſten Gliede, neben ihm ſeine Hauptleute zu beiden Seiten. Auf der Höhe, ob der Straße, kam gegen ihn der ſchweizer Oberſte, Albrecht vom Stein, der hatte den beſten Kern ſeiner Hauptleute und Fähnriche ins erſte Glied genommen. Weil ſie Frundsberg's Haufen, der mit niedergelegten Spießen auf den Knieen lag, nicht ſehen konnten, drangen ſie ſo hart nach, daß ſie dicht vor einander ſtanden und die langen Spieße nicht brauchen konnten. Albrecht's vom Stein Locotenent, Arnold von Winkelried, der Kaiſer Maximilian gedient und in Beſatzung zu Verona gelegen hatte, ſprach jetzt zu Frundsberg, als er ihn erkannte: „Du alter Geſell! ſind ich Dich da? Du mußt heute von meiner Hand ſterben." Frundsberg hat ihm geantwortet: „Es ſoll Dir widerfahren! Wem Gott will." Hierauf haben ſie mit langen Spießen zuſammengeſtochen, da Frundsberg, obwol er viel Wunden und Stiche in die Schenkel empfangen, iſt er doch aufrecht geblieben, hat die Schweizer, Albrecht vom Stein und Arnold von Winkelried, die große Pracht trieben, geſchlagen, daß ſie neben viel anderen Schweizern todt blieben. Frundsberg hat mit ſeinen Hauptleuten die erſten Glieder des Feindes nieder geſtochen, daß ihrer wol 5000, und darunter 22 Hauptleute fielen. — Seitdem jedoch die gleichförmige Kleidung und Schärpe die gegenſeitigen Truppen kenntlich machte, und die aufgekommenen Commandowörter zu den Evolutionen durch das Feldgeſchrei unverſtändlich gemacht wurden, kam dies aus dem Brauche; in der neueren Zeit iſt beim Angriffe das Hurra! an ſeine Stelle getreten. Unter dem Namen des Feldgeſchreies wird gegenwärtig das Loſungswort — der Name eines Heiligen und einer Stadt — verſtanden, das täglich von den Befehlshabern ausgegeben und im Kriege geheim gehalten wird, damit die ausgeſchickten Abtheilungen von den Vorpoſten und Feldwachten daran erkannt werden. Es wird daher auch bei dem Umgange der Runden in der Nacht von den Poſten gefodert, um ſich von ihrer Wachſamkeit und Aufmerkſamkeit zu überzeugen.

Feldjäger, ſcheinen nur im 17. Jahrh. entſtanden, denn ſie kommen nicht früher in der Geſchichte vor, als 1631, wo der Landgraf Wilhelm von Heſſen drei Compagnien hatte, und deren 1645 der Kurfürſt von Baiern drei Regimenter errichtete, um ſie zu den Vorpoſten und anderen Verrichtungen des kleinen Krieges zu gebrauchen. Für dieſen Zweck hatten die Franzoſen zu Ende des 17. Jahrh. Freicompagnien, die einen Büchſenranzen über der Schulter trugen, um bei üblem Wetter die Kolbe und das Steinſchloß ihres geladenen Gewehres darin zu bergen, damit das Zündkraut trocken bliebe und der Soldat auf dem Marſche im ſtärkſten Regen feuern konnte. Ihr Dienſt war übrigens ſchon alt; der Marcheſe Pescara gewann die Schlacht bei Pavia 1525 gegen Franz I. vorzüglich durch ſeine 1500 ſpaniſchen Hakenſchützen, die ſich vor der Fronte des Heeres zerſtreuten, und mit Musketen bewaffnet, der geharniſchten Reiterei gefährlich wurden, weil ihre vierlöthige Kugel jeden Harniſch durchdrang. Frundsberg erzählt: „Es war eine blutige Schlacht,

denn die geſchwinden Hispanier umgaben ſie (die franzöſiſche Cavalerie), und haben allenthalben bleierne Kugeln unter ſie geworfen und tödtlich verwundet. Sie hatten nicht gemeine Rohr, wie vordem Brauch, ſondern lange Rohr, die man Haken nennt, haben in einem Schuß etlich Mann und Roß erſchoſſen." Geübt, ſich bald in kleine Haufen zum wechſelſeitigen Beiſtande zu vereinigen, bald wieder aus einander zu laufen, je nachdem es die Lage des Gefechtes erfoderte, richteten ſie die franzöſiſche Reiterei faſt gänzlich zu Grunde. Die Königin ließ daher ihren Gemeinden befehlen, ſich ebenfalls mit guten Feuergewehren zu verſehen; auch geſchah es, doch fehlte der Gebrauch deſſelben, in deſſen Beſitz die Spanier noch lange blieben, denn die Niederländer und Teutſchen nahmen ihn erſt ſpäter an. Jäger zu Pferde kamen unter dem Namen Karabiniere um 1676 vor, wo Ludwig der XIV. zu jeder Compagnie Reiterei zwei Mann gab, die gezogene Gewehre hatten, um damit beim Beginnen des Gefechtes auf den Feind zu ſchießen. Im J. 1690 ward bei jedem Regimente eine Compagnie von 30 Mann formirt, dieſe Compagnien aber im folgenden Feldzuge in eine Brigade zuſammengezogen. Auch bei den Kaiſerlichen hatte jedes Regiment Cuiraſſiere eine Compagnie Karabiniere, andere Armeen aber hatten ganze Karabinierregimenter. Jäger zu Pferde wurden zuerſt von Auguſt III. ein Regiment von vier Compagnien errichtet. Sie thaten in Polen gute Dienſte, und hießen nachher Chevaux-Legers. Unter allen zeichneten ſich die leichten Truppen der Öſterreicher aus im 30jährigen Kriege, als Kroaten zu Pferde, welchen Namen ſie nachher mit dem der Huſaren vertauſchten. Im ſpaniſchen Succeſſionskriege, zu Anfange des 18. Jahrh., hießen ſie Panduren; dann wieder Kroaten, und waren äußerſt brauchbar, die Bewegungen der Armee, gleich einem zauberiſchen Nebel, zu verhüllen. Ihre Geſchicklichkeit, Verſtecke zu legen, den recognoſcirenden Officieren aufzulauern ꝛc. bewog 1741 den König Friedrich II. von Preußen, ihnen eine Compagnie gelernte Jäger, von 60 Mann, entgegenzuſetzen, die nachher während des ſiebenjährigen Krieges zu einem Bataillone anwuchs. Gegen dieſe Jäger erſchienen bei den Öſterreichern die höchſt zuverläſſigen tyroler Schützen, und gegen das J. 1761 hatten alle Theilnehmer am Kriege beſondere Jägercorps. Die meiſten zu Fuß, doch einige auch zu Pferde, wie das des Generals Freitag, das bei der alliirten Armee in großem Anſehen ſtand. Im preußiſchen Heere wurden, im erſten ſchleſiſchen Kriege, 60 reitende Jäger errichtet, die der König 1744 bis 112 Mann verſtärkte; doch waren ſie nicht eigentlich zum Feldjägerdienſte, zu Vorpoſten und Parteien beſtimmt, ſondern wurden theils, als Colonnenführer, theils, als Couriere zur Unterhaltung der Gemeinſchaft zwiſchen den verſchiedenen Armeecorps, gebraucht. Die Anwendung der Fußjäger und Scharfſchützen nahm während und nach dem Revolutionskriege auf eine unerhörte Weiſe zu, bei allen Heeren waren mehre Regimenter Jäger, die bei den Franzoſen den Namen Tirailleurs und Voltigeurs erhielten, und nur von den tyroler Jägern überboten wurden, gewohnt mit ihren Doppelbüchſen — beide Schüſſe in einem Laufe über einander — den Menſchen wie den Gemsbock auf 500 Schritt nicht zu verfehlen. Die reitenden Jäger der Franzoſen (Chasseurs à cheval) waren jedoch nur leichte Cavalerie, nichts weiter!

Feldlaboratorium zu den Kunſtfeuern, findet beſonders bei einer Belagerung ſeine Anwendung, weil die gewöhnlichen Kunſtfeuer im Felde fertig mitgeführt werden. Doch kann auch zuweilen der Fall eintreten, daß im Laufe eines Feldzugs die Schüſſe zu den Kanonen und Haubitzen verbraucht, oder durch dauerndes Regenwetter unbrauchbar werden, und daß vielleicht die verbrauchte Laſchenmunition durch vom Feinde erobertes Pulver erſetzt werden muß. Es befinden ſich deshalb auf den beſonders dazu beſtimmten Wagen verpackt folgende Gegenſtände:

Ein Abreibebret, von glattem, hartem Holze, 2½' lang, 2' breit, 2" dick, mit einem 2" hohen Rande, an den Ecken abgerundet; 18 Antreiber zu den Granatenzündern, nach dem Kaliber der vorhandenen Granaten; 4 Aufräumer verſchiedener Größe; 2 Barthſchen, 18' hoch, mit einem ledernen Beutel oben; 6 Beſchneidemeſſer; 8 Bohrer; 4 Borſtwiſche; 2 Böttchertriebel; 3 Schlägel dazu; ein Brandzieher; ein vollſtändiger Satz Pulvermaße bis zu 4 Pfund; blecherne Chablonen zu den Kartuſchbeuteln, von jedem vorhandenen Kaliber eine; eine Drehbank, zum Auseinanderſchrauben, und zugleich als Bohrbank eingerichtet, um Raketen zu bohren, wozu 6 Bohrer von ½ und 1 Pfund da ſind; 12 Drehſeiler; ein Dreifuß zu den kupfernen Keſſeln, deren zwei vorhanden ſind, von 18 und von 14 Zoll Durchmeſſer, zu geſchmolzenem Zeuche und zur Pichtaufe der Brandkugeln; 3 Durchſchläge zu den Signalraketen; 2 Drahtzangen; 3 Farbenbüchſen von Eiſenblech; 6 Feilen; eine Firnißflaſche von Blech; vier Flachmeißel oder Stemmeiſen; ein Einſatzgewicht von ⅛ Loth bis zu 4 Pfund; 2 Gießkellen zu den Flintenkugeln; 4 Hämmer; 3 kleine Handbeile; eine Hirſchgeweihſpitze, oder ein ſpitziger Einlöſer von polirtem Eiſen; 3 Hobel; 3 Hohlmeißel; 4 Kneipzangen; Kreide und Rothſtein à 1 Pfund; 12 Kugelformen zu Flinten- und Piſtolenkugeln; 12 Ladeſchaufeln zu Signalraketen- und Granatenzündern; 3 Laternen mit Glas und blechernem Deckel; 2 Lehren zu den Schlagröhren; 6 dergl. zu den hölzernen Spiegeln der Kanonen und Haubitzen; 6 dergl. zu Flinten- und Piſtolenpatronen; 2 dergl. von jedem Kaliber der bei der Armee befindlichen Kanonen und Haubitzen; ein Leierbret zu Raketen- und Granatenzündern, wo ſie aus Doppelpapier üblich ſind; ein Leimtiegel aus Metall; 2 eiſerne Lineale; ein Maßſtab von dem landüblichen Fuß oder Elle; 3 krumme Meſſer; einen metallenen Mörſer, nebſt Keule; 12 hölzerne Mulden; 50 Nähnadeln, 12 Packnadeln; 100 Patronenhölzer zu Flinten und Piſtolen; 8 Pfriemen; 12 Pinſel, zu Leim, Kleiſter und Farben; 3 Pulvermaße nach den feſtgeſetzten Ladungen, für jedes Kaliber der Geſchütze; 12 dergl. zu kleinem Gewehr; 4 Raketenſtöcke zu ½ und 1 Pf.; 6 Raspeln; 6 Raumnadeln aus Meſſing; 2 Handſägen; 3 kupferne Schalen; 4 Scheeren; 18 Schlägel zu Brändern und Raketen; einen Schlagſtock; einen [illegible]

in und 4 Wetzſteine; 36 Setzer von Holz zu Raketen d Zündern; 6 dergl. metallene zu Zündlichtern; 4 Siebe, von zwei mit Haartuch und zwei mit Draht; ein perrhaken für den Böttcher; 4 eiſerne Spatel; 6 Stöcke den Granatenzündern; 4 dergl. von Metall zu Schlaghrchen, mit zugehörigen metallenen Setzern. — Wenn ich die Percuſſionszündung allgemein bei dem Geſchütze ngeführt iſt, dürfte es dennoch gerathen ſein, die Möghkeit nicht ganz aus der Hand zu geben, ſich der ālrn und bei jedem Wetter unfehlbaren Schlagröhren und ündlichter im Nothfalle zu bedienen. — Eine Stockheere zu dem Blech der Kartätſchenbüchſen, wozu noch kupferne Löthkolben und ein Kohlentopf aus Sturzblech hört; eine Tonne mit eiſernen Reifen, 2½ Fuß hoch; Trichter zu den Zündern und Lichtern; 6 dergl. zu artuſchen oder Stückpatronen; 2 Waagen mit kupfernen Schalen von 1 Fuß und von 6 Zoll im Durchmeſſer; er Balken iſt 3 Fuß und der andere 15 Zoll lang; 2 Winder von Holz oder Metall zu Raketen; 12 dergl. u Granatenzündern; 4 dergl. zu Lichterhülſen; 2 eiſerne irkel. Hierüber an Materialien nach den bei den Franoſen angenommenen Beſtimmungen: 2000 Pfund Kornulver; 800 Pf. Mehlpulver; 300 Pf. Salpeter; 200 Pf. Schwefel; 50 Pf. Kohlen; 12 Pf. Wachs; 1 Pf. Kampher; 10 Pf. Alaun; 4 Pf. Gummi; 12 Pf. Leim; 3 Pf. Baumwollengarn und Stopinen; 100 Pf. hartes Pech; 30 Pf. Kolophonium; 100 Pf. Harz; 26 Pf. Seife, 50 Pf. Talg; 50 Pf. Hanf; 6 Pf. Seide, die Katruſche zu nähen; 40 Pf. Bindfaden; 30 Pf. Schnuren zu den Brandkugeln; 20 Quart Leinöl; 10 Quart Terpentinöl; 20 Quart Branntwein, 6 Quart Weingeiſt u. a. m. In Hinſicht der Arbeiten im Feldlaboratorium iſt zu bemerken, daß die Anfertigung der Kunſtfeuer nur erfahrenen und gedienten Artilleriſten unter der Aufſicht eines thätigen, ordnungsliebenden, ſtrengen Feuerwerkers übertragen wird. In dem Raume, wo die Sätze unter einander gerieben werden, darf ſich nicht mehr Pulver befinden, als eben zu der Miſchung erfodert wird; die Fenſter des zur Arbeit beſtimmten Gemaches dürfen nicht durch eiſerne Gitter verwahrt ſein; der Fußboden muß mit feuchten Sägeſpähnen beſtreut und jede beſondere Arbeit, das Schütteln der Schüſſe, das Bohren der Raketen u. dgl. m., muß auch in einem beſondern Raume verrichtet werden. In Hinſicht der Zeit, wenn man im Sommer zwölf, im Winter aber acht Stunden annimmt, weil nicht bei Licht gearbeitet werden kann, kann man beſtimmen:

1) Zu Geſchützladungen ſchneiden 5 Mann täglich
1000 von 3 Pfund oder 7 Pfund,
800 „ 6 „ „ 10 „
600 „ 12 „ „ 25 „
500 „ 24 Pfund Kartuſchbeutel zu, die von 20 Mann genäht und von 20 andern gefüllt und feſtgeſchüttelt werden, von denen 3 Mann die Patronen drei Mal feſtbinden.

Kaliber der Schüſſe.	10 Mann füllen Kartätſchbüchſen mit				20 Mann füllen die Beutel und ſetzen Büchſen an.
	2- od. 3löth. Kugel.	6löth. Kugel.	12löth. Kugel.	16löth. Kugel.	
6pfündige Kanonen	320	700	—	—	600
12 „ „	240	—	500	—	400
24 „ „	—	—	—	400	330
7 „ Haubitzen	—	500	—	—	1000
10 „ „	—	—	400	400	800
25 „ „	—	—	1 Pfund.	400	600

Bei den Bomben und Granaten müſſen vorher die Zünder geſchlagen und nachher in den Hohlkörper eingeſetzt werden.

In zwei Abtheilungen werden erfodert:	Kaliber der Bomben oder Granaten.			
	50pfündige Bombe.	25—30pf. Bombe.	7—10pf. Granate.	Spiegelgranate.
16 Mann ſchlagen und beplatten Zünder .	240	300	400	800
57 Mann { 10 Mann zum Auskratzen				
16 „ zum Auspichen	200	400	800	800
25 „ zum Laden und Zündereinſchlagen				
6 „ zum Beraspeln d. letztern				
Ebenſo verhält ſich's mit den Brandkugeln, wo 8 Mann den Zeuch ſchmelzen und in die Kugel ſtopfen	16	24	60	80
30 Mann ſchlagen die Löcher mit Zünderſatz aus und tauchen ſie in Pech . . .	40	50	80	80

Feldmarschall, war in der früheſten Zeit der Oberbefehlshaber der Reiterei, die allgemein unter ſeinem Befehle ſtand, ſowie alles, was die Polizei des Lagers betraf. Er wählte ſeinen Lieutenant aus den Oberſten, um ihn zu unterſtützen, und wenn er getödtet oder verwundet war, an ſeine Stelle zu treten. Die Reiterei ſelbſt war damals blos in Compagnien (Cornetten) von 200—250 Pferden getheilt, die einzeln unter dem Feldmarſchall ſtanden, bis ſpäterhin Einzelne mehre Compagnien anwarben und nachher als Oberſten anführten. Dieſe unterſchied ſich in ſchwere und leichte, jene von Kopf bis zum Fuße mit Eiſen bedeckt, führten geſchloſſene Helme und vollen Harniſch mit Halskragen und Rückenſtücken. Ihr Gewehr war eine Lanze, ein guter Degen, ein Paar Piſtolen, mit Radſchlöſſern und ein Kolben oder Streithammer. Ein ſtarker und ganz verdeckter Streithengſt, mit abgeſtutztem Schweife, trug ſie, weil man glaubte, daß ſie wegen der dadurch mehr zuſammengezogenen Nahrung voller und von größerem Vermögen im Kreuz würden. Mit der Stärke der Heere wuchs auch die Zahl der Generale, denn beinahe alle Corps der Schweden im 30jährigen Kriege wurden von Feldmarſchällen commandirt.

Feldschanzen, bilden entweder in ihrer Verbindung einzelner Werke eine fortlaufende Verſchanzung, oder werden häufig einzeln angewandt, wie man oben geſehen hat, obgleich die Franzoſen in ihren Lehrbüchern noch immer die zu Vauban's Zeiten üblichen Linienverſchanzungen empfehlen. Es ſind der einzelnen Verſchanzungen dreierlei Arten: 1) Die einfache, vier- oder fünfſeitige Redoute, die einfachſte und am leichteſten zu erbauende, hat nur den Fehler, daß ihr Graben ohne Vertheidigung iſt, und vor jeder Ecke deſſelben ein unbeſtrichener Raum liegt. 2) Die Sternſchanze, gewöhnlich mit ſechs oder acht ausſpringenden Winkeln, denen es zwar nicht an Seitenvertheidigung fehlt, doch liegt auch bei ihr, nach Verhältniß der Bruſtwehrhöhe, ein Theil des Grabens im eingehenden Winkel, im Todten. 3) Das Fort mit Baſtionen in der Feldbefeſtigung, gewöhnlich nur vier- oder fünfſeitig, gewährt zwar den Vortheil, keinen unbeſtrichenen Raum zu haben, weil die Bollwerksflanken wechſelſeitig den Fuß der Escarpe beſchießen; erfodert aber viel Mühe und Zeit beim Baue und eine ſtarke Beſatzung. Es iſt nur in dem Falle anwendbar, wenn man 2000 Mann auf die Bewahrung eines ſich ſelbſt überlaſſenen Poſtens wenden will. Man hat von jeher dieſe Form in den überſeeiſchen Beſitzungen angewandt, wo ſie gewöhnlich, vieler Hülfs- und Verſtärkungsmittel entbehrend, nie eine vorzügliche Gegenwehr leiſteten. Auf unſeren Kriegstheatern in Europa kommt ſie daher beinahe gar nicht vor; man beſchränkt ſich gewöhnlich auf die vier- oder fünfſeitigen Redouten, die man durch mancherlei Mittel zur Beſtreichung des Grabens und der todten Winkel zu einer beſſeren Gegenwehr zu erkräftigen ſucht; mit mehr oder minderem Glücke, nach Verhältniß der darauf zu verwendenden gegebenen Zeit, der Intelligenz der Erbauer, wie der Angreifer, und der Mittel, die den letztern zu Gebote ſtehen.

Um die Größe dieſer vier- oder mehrſeitigen Redouten zu finden, iſt die Stärke der Beſatzung zu beſtimmen, die nie zu entbehrende Reſerve abzuziehen, und zu der gefundenen Seitenlänge die Breite des Auftrittes mit ſeiner Abdachung, oder mit ſeinen Stufen, hinzuzufügen. Nennt man die Beſatzung a, die Stärke der Reſerve im Innern r, die Zahl der Glieder an der Bruſtwehr n, die Zahl der Geſchütze p, den für dieſe nöthigen Raum s, endlich die Größe einer Seite x, ſo wird

das Minimum der letztern $= (x-8)^2 = \frac{3}{2} a + s$,

das Maximum aber $= 4x = \frac{a-r}{n} + sp$.

Vorausgeſetzt, daß man auf jeden Mann einen Schritt oder 3′ an der Bruſtwehr, oder 9′□ zum Liegen rechnet, auf jedes Geſchütz aber 15 Fuß in der Breite und eben ſo viel in der Länge. Auf den Lagerraum der Mannſchaft ſowol, als für das Geſchütz iſt jedoch nur ſelten Rückſicht zu nehmen, weil die Schanzen gewöhnlich nur mit einer Wache und dann erſt gegen den Angriff völlig beſetzt werden.

Beſatzung.	Reſerve.	An der Bruſtwehr.	Seitenlänge in Fuß + n	Nöthiger Raum zum Lagern à 9′.
60	12	48	36′	1380′
100	20	80	48	2300
120	20	100	65	2760
130	26	104	68	2990
150	30	120	90	3220
160	30	130	97	3450
180	36	144	in 2 Gliedern 50	4140
200	40	160	" " " 60	4600
260	40	220	" " " 82	5960
280	56	224	" " " 83	6440
300	60	240	" " " 90	6900
350	70	280	" " " 105	8500
400	70	330	" " " 124	9200
450	76	374	" " " 134	Hier iſt immer Raum 17956

In Hinſicht des inneren Raumes einer geſchloſſenen erſchanzung iſt zu bemerken, daß **nie die ganze Be-** **tzung** untergebracht werden darf; denn ein Theil der annſchaft iſt theils als Schildwachen und Vorpoſten, ils zum Einholen der Lebensmittel ꝛc. in Bewegung; s Nachts aber muß wenigſtens ⅓ derſelben unter dem rwehre ſtehen. Man rechnet dabei 23 □Fuß im Hüttlager oder unter großen Zelten; in einem Blockhauſe och nur 16 Fuß, und wenn blos der zum Liegen untbehrliche Raum gefodert wird, ſind 9 □Fuß hinreiend. Für das Geſchütz wird unter allen Umſtänden 12 ß in der Breite und 6 Fuß über die Länge der Laffette ſtimmt, hinter die in dieſer Entfernung eine Faſchine aufnagelt wird, um den Rücklauf zu hemmen. Auf die rotze und den Munitionswagen darf keine Rückſicht geommen werden; man bringt beides beſſer außerhalb unr, und legt in der Schanze ein mit Faſchinen gedecktes lagazin an, das auch wol — nach dem Beiſpiele der ranzoſen — unter der Bruſtwehr, oder vielleicht unter einr Terraſſe Platz findet. Das Geſchütz ſelbſt ſchießt enteder **über Bank**, oder **durch eine Scharte**. Ereres erleichtert zwar den Bau, und gewährt den Vorheil, die Kanonen weit ſeitwärts richten zu können, ſtellt doch das Geſchütz und die Bedienung der feindlichen Enfilade bloß, durch die das Geſchütz demontirt und die Kanoniere getroffen werden. Dies erfolgte beides im Treffen bei Dresden in einer Schanze, wo alle Geſchütze, is auf eins, unbrauchbar wurden, und von 58 Artilleriſten nur acht geſund blieben. Die Franzoſen bonnetirten deshalb 4′ hoch in der Folge alle Punkte, wo die Geſchütze vorher **über Bank** geſchoſſen hatten. Die Schießſcharten werden hinten 18 Zoll, vorn aber 9 Fuß, damit ſie nicht ſo ſchnell durch den Pulverdunſt zerſtört werden. Stehen zwei oder mehr Kanonen neben einander, ſo müſſen ſie 12—18 Fuß von Mitte zu Mitte liegen. Sie werden in ihren Seitenflächen mit Faſchinen verkleiet, wie auch an der hintern Seite der Bruſtwehr geſchieht (ſ. Faschinen). Wenn die hintere Seite der Re**oute** keinen Angriff zu fürchten hat, bekommt ſie hier eine Bruſtwehr, ſondern wird blos durch eine **Palliadirung** geſchloſſen, der Eingang durch ein Gatterthor erwahrt. Da aber dadurch die Beſtreichung des innern Raumes von einem dahinterliegenden Werke gehindert oird, auch die Palliſadirung, und beſonders das Thor, urch die feindlichen Kugeln geöffnet werden können, iſt s unter jeder Bedingung vortheilhafter, beinahe nothvendig, den Graben der Schanze hinten herumzuziehen und Palliſadirung und Eingang in demſelben anzubringen. In ſolchem Falle hat die Redoute eine fünfſeitige Form, wo die beiden Facen 1—2 Fuß höher ſind, als die Flanken, um beſſer dadurch dieſe und den innern Raum zu decken. Ihnen eine rhomboidaliſche Form zu geben, wie Napoleon mit eigener Hand auf den Entwurf zur Befeſtigung von Torgau 1810 gezeichnet hatte, erſcheint nutzlos, vielmehr ſchädlich. Der todte Winkel vor der ſtumpfen Spitze wird größer und das Innere durch die ſpitzen Seitenwinkel zu ſehr verengt. Sobald übrigens die Schanze durch die Beſchaffenheit des Terrains von Hinten ſicher iſt, könnte man ſie ganz offen laſſen, und blos die beiden Seitendeckungen etwas zurückziehen, wenn man nicht die Beſorgniß hegen müßte, daß der Feind Gelegenheit findet, den verſchanzten Paß zu umgehen und im Rücken anzugreifen. Die Engländer hatten deshalb auch bei Torres Vedras alle wichtige Punkte durch **geſchloſſene Schanzen** verſichert.

Theils um die Erſteigung zu erſchweren, theils auch, um die Mittel zur Aufführung der Bruſtwehr zu liefern, wird jede Verſchanzung, gleichviel, ob geſchloſſen oder offen, mit einem Graben umgeben, deſſen Breite **nicht unter** 12 Fuß und deſſen Tiefe nicht unter 6 Fuß iſt. Die Bedingungen dabei ſind:

1) Er muß die erfoderliche Erde zur Bruſtwehr, den etwanigen Traverſen, Bedeckungen des Pulverraumes ꝛc. liefern.

2) Man ſoll ihn nicht überſpringen, oder vermittels eines übergelegten Bretes überſchreiten können.

3) Sein äußerer Rand muß durch das Musketenfeuer Beſatzung beſtrichen und vertheidigt werden.

4) Seine Tiefe fällt zwiſchen 6 und 12 Fuß.

5) Die beiderſeitigen Böſchungen müſſen ſo ſteil ſein, als es nur die Beſchaffenheit des Erdbodens erlaubt.

Nennt man R das aufgeſchüttete Volumen Erde, p die Profilfläche, c den durch des letzteren Schwerpunkt durchlaufenen Weg, und ſind nun d, p′, c′ die homologen Größen für die Ausſchachtung, ſo wird

$$R = pc \text{ und } d = p'c'.$$

Wenn nun $\frac{1}{m}$ das Anſchwellen der ausgegrabenen Erde darſtellt, das in leichtem Sandboden $\frac{1}{10}$, in mittlerer Gartenerde $\frac{1}{8}$ und in feſtem Letten $\frac{1}{6}$ iſt, bekommt man $R = d\left(\frac{m + c}{m}\right)$, oder wenn man ihren Werth dafür ſetzt $p' = p\frac{c}{c'}\left(\frac{m}{m + 1}\right)$. Da es hinreichend iſt, für c′ die mittlere Länge des Grabens zu ſetzen, iſt dadurch p′ bekannt; hierauf x für die obere Grabenbreite genommen, y für die Tiefe und α für den natürlichen Böſchungswinkel der Erde, wird

$$p' = y\left(x - \frac{7}{12}\, y \operatorname{Cot.} \alpha\right),$$

daher

$$x = \frac{7}{12}\, y \operatorname{Cot.} \alpha + \frac{p'}{y} \qquad \ldots\ldots\ldots\ldots (1)$$

und

$$y = \frac{6}{7} \operatorname{tang} \alpha \left(x - \sqrt{x^2 - \frac{7}{3}\, p' \operatorname{Cot.} \alpha}\right) \quad \ldots (2)$$

Man kann y geben und dadurch x beſtimmen, oder umgekehrt, doch immer ſo, daß $x > 12$ Fuß und $y < 12$ Fuß, doch immer größer als 6 Fuß. x muß allezeit groß genug werden, damit die Abdachung der Bruſtwehr höchſtens 3 Fuß über den äußern Grabenrand hinweggeht;

ſein kleinſter Werth iſt daher $\sqrt{\frac{7}{3}p' \,\mathrm{Cot.}\,\alpha}$, wo das Profil ein Dreieck wird. Iſt aber $\alpha = 45°$, ſo bekommt man

$$x = \frac{7}{12}y + \frac{p'}{y}, \text{ und } y = \frac{6}{7}\left(x - \sqrt{x^2 - \frac{7}{3}p'}\right).$$

Um die Rechnung zu erſparen, kann man mit ziemlicher Genauigkeit annehmen:

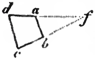
Für 7 Fuß 7 Zoll hohe Bruſtwehren beträgt die Profilfläche für 18 Fuß Bruſtwehrſtärke 170,58 □Fuß,
15 „ „ „ 142,15 „
12 „ „ „ 113,72 „

Bei jedem Schanzenbau muß man die Vertheidiger gegen das von nicht zu weit entfernten Höhen kommende Feuer ſchützen (das Defilement), der Kanonenſchuß iſt noch auf 1300—1600 Schritt und das kleine Gewehr auf 400 Schritt gefährlich. Bei einem gehörig defilirten Werke muß demnach 1) der Kamm der Bruſtwehr in einer Fläche liegen, welche den ganzen innern Raum der Schanze mindeſtens 6 Fuß unter ſich läßt, und zugleich 2) über die beherrſchenden Anhöhen 4½ Fuß hinweggeht. In einer gleichen Fläche gewährt eine 7′ hohe Bruſtwehr vollſtändige Deckung des innern Raumes; ſobald jedoch der Feind ſich über den Horizont der Schanze erhebt, muß nothwendig in einer geſchloſſenen Schanze AB, im Verhältniß der Größe des von ihr umſchloſſenen Raumes, der auf dem Auftritte der hintern Seite ſtehende Soldat von den über A hinweggehenden Kugeln im Rücken getroffen werden.

Iſt nun B ebenfalls 7 Fuß hoch, ſo hat man, auf dem 3½ Fuß hohen Auftritte ſtehend, in B eine Höhe von 8½ Fuß und Bn muß 9 Fuß hoch ſein, um die Defilementsfläche zu erhalten, innerhalb welcher der innere Raum, ohne Rückſicht auf ſeine Ausdehnung, gegen den directen Schuß geſchützt iſt. Wäre nun AB = 144 Fuß und nach der erſtern Annahme Bn — 7 = 2, ſo bekommt man

$$2:7+2 = 144:\frac{1296}{2} - 144 = 504',$$

für die Entfernung des Punktes m (von den Franzoſen die Charnière genannt), wo die Defilementsfläche in den Erdboden ſchneidet. Durch die Höhe des ſchießenden Soldaten wird aber dieſe Linie mA in m um ſoviel erhoben und muß A hinzugefügt werden, wo jedoch bei Feldſchanzen 12 Fuß als das Höchſte angeſehen werden muß, wenn die Aufſchüttung der nöthigen Bruſtwehrhöhe mit dem, nun unentbehrlichen, Wallgange nicht zu viel Zeitaufwand erfodern ſoll. Sobald der Schanze nur eine Höhe gegenüber liegt, genügt es, der letzteren die Bruſtwehr parallel zu legen, doch muß man die Flankendeckungen ad und bc möglichſt gegen einen unzugänglichen Punkt f richten, den der Feind nicht mit Geſchütz beſetzen kann, um die Linie fa und fb zu enfiliren.



Haben daher einzelne Feldſchanzen oder Redouten die Beſtimmung, in einer Gebirgsgegend die vorliegenden Päſſe zu beſtreichen, muß 1) das in der Fronte aufgeſtellte Geſchütz die Schluchten und heraufkommenden Straßen direct beſchießen. 2) Müſſen die rückwärtslaufenden Linien der Enfilade entzogen werden, und 3) der innere Raum gegen das Einſehen und Beſchießen, wo es nur immer möglich iſt, geſichert werden, was öfters nur vermittels einer Bedeckung von Oben durch ein Blockhaus geſchehen kann (ſ. d. Art.). Um aber weitläufigen Unterſuchungen zu entgehen, zu denen es bei dem Bau der Feldſchanzen öfters an Zeit und Gelegenheit fehlt, wird blos auf der dominirenden Höhe ein Pfahl von 4 Fuß eingeſchlagen, und aus dem zu deckenden Punkte, über eine 6 Fuß hohe Stange, nach derſelben die Linie der Bruſtwehrhöhe abgezielt, damit man dieſelbe an einer zweiten Stange in der Feuerlinie des Werkes bezeichnen kann. Beiſtehend finden ſich die gewöhnlichſten Profile der Redouten und einfachen Feldſchanzen:

	I. Für dem Kanonenfeuer nicht ausgeſetzte Werke.	II. Wenn das Werk dem Kanonenſchuſſe widerſtehen ſoll.	III. Für wichtige Werke, die [illegible]
Dicke der Bruſtwehr	8 Fuß	12 Fuß	16 Fuß
Höhe derſelben	7½	9	13—15
Abdachung auf der Krone	1	1½	3
Äußere Böſchung . .	5—6	6	10
Innere Böſchung . .	1½	1½	1½
Breite des Auftrittes	5	5	18—[illegible]
Höhe des Auftrittes .	3½	5	9—[illegible]
Breite des Grabens .	17½	18¾	[illegible]
Breite des Gr. unten	8½	8½	[illegible]
Tiefe deſſelben	9	10	11
Breite der Berme . .	2	2 mit Stufe	1
Böſchung des Auftrittes	7	8	10

Die Berme, wenn ſie nicht mit Sturmpfählen belegt wird, iſt meiſt entbehrlich, und da ſie das Erſteigen der Schanze erleichtert, ſelbſt nachtheilig. Ebenſo ein unten ſpitz zulaufender Graben, der keinen andern Nutzen hat, als die Arbeit zu erſchweren.

Alle einzelne Feldſchanzen, geſchloſſen oder nicht, entbehren einer wirkſamen Vertheidigung gegen die Erſteigung, und man hat von je her auf Mittel geſonnen, ſie durch Annäherungshinderniſſe verſchiedener Art zu verſtärken. Das älteſte derſelben ſcheinen zwar die Palliſaden zu ſein, doch wurden ſie nicht ſowol als ein Verſtärkungsmittel, ſondern zu beſonderer Abſperrung gebraucht, wie ſich aus J. Cäſar's Commentarien u. m. L. ergibt. Im niederländiſchen Unabhängigkeitskriege pflegte man ſpaniſche Reiter (die auch Kreuzhaspeln oder Dureſſen hießen) in den Graben der Feldſchanzen zu ſetzen

ıch legte man Sturmpfähle auf den Grabenrand in
e Bruſtwehr ein. Die Palliſaden, dergeſtalt in die
litte eines breiten Grabens geſetzt, 3—5 Fuß vor die
ſcarpe, und zur Gegenwehr eingerichtet, ſcheinen ein treff=
hes Vertheidigungsmittel zu ſein, ſobald das dazu erfo=
rliche Holz in der Nähe zu haben iſt. So palliſadirte
edouten würden in der Schlacht bei Borodino 1812
ınz andere Gegenwehr geleiſtet haben und nicht von der
avalerie eingeritten worden ſein. Alle andere Stellun=
n der Palliſaden leiſten die Verſtärkung des Vertheidi=
ungsvermögens nicht, wie dieſe, und können hier uner=
ähnt bleiben.

Bei dem Mangel tauglichen Palliſadenholzes werden
ıch wol 2 Fuß lange, 2 Zoll ſtarke Pfähle reihenweiſe ſo
cht (4″) in die Erde geſchlagen, daß der ſtürmende
eind nicht durch ſie hindurch gehen kann, wenn 15 Rei=
en, mit 8″ Zwiſchenraum, hinter einander ſtehen. Ihre
erfertigung hat keine Schwierigkeit und ſie ſind — wenn
an ungewarnt darauf ſtößt und nicht mit Hurten oder
aſchinen verſehen iſt, ſie zu bedecken, — auf der Graben=
ohle ein gutes Annäherungshinderniß, nur bedarf man
hrer eine zu große Menge — 540 auf die laufende Ruthe,
veshalb ihnen Scharnhorſt (Handbuch für Officiere. 2. Theil) die Wolfsgruben vorzieht, die weniger Zeit erfodern; denn zwei Mann brauchen 3—4 Stunden eine Wolfsgrube zu machen, den 4—5′ langen Pfahl in ihre Mitte einzuſchlagen und mit dem Schnittmeſſer zu ſpitzen, die mit den Zwiſchenräumen 18′ einnimmt, eilf fleißige Arbeiter, auf 2 Ruthen gerechnet, können bequem in acht Stunden 22 Wolfsgruben in drei Reihen fertig machen; während an der Verpfählung ein Mann täglich nur 100 Pfählchen einſchlagen und zuſpitzen kann. Es werden daher auf 2 laufende Ruthen eilf Arbeiter gerechnet werden müſſen, um die 1080 Pfählchen einzuſchlagen, anſtatt dieſelbe Arbeiterzahl in einem Tage 11 Ruthen Länge mit Wolfsgruben verſieht.

Auch ein angeſchleppter Verhau von ſchwächeren Bäumen und ſtarken Äſten des Laubholzes iſt ein gutes Hinderniß gegen die Überſchreitung des Grabens, ein noch beſſeres würden die früher bei den Redouten und Feldſchanzen im Graben gepflanzten Dornſträucher und anderes Schlagholz geweſen ſein, das wuchernd emporgeſchoſſen war, aber bei der vorſchnellen Schleifung der Befeſtigungen von Dresden mit jenen Vorwerken verſchwand.

Es ſind auch wol Fladderminen vorgeſchlagen worden (ſ. d. Art.); ſie erfodern jedoch mit der Verfertigung und dem Zünden derſelben vertraute Arbeiter, wenn ſie nicht ohne Nutzen ſein ſollen.

Feldwebel (Sergennt), iſt der erſte Unterofficier einer Compagnie zu Fuß, der in unmittelbarer Berührung mit den gemeinen Soldaten ſteht, und von dem die Ordnung, militairiſche Bildung und Führung der Compagnie ausgeht. Er gibt die Befehle des Hauptmanns an die Soldaten, hat die Dienſtrolle derſelben, damit die Wachen und Commandos in einer richtigen Ordnung vertheilt werden, und nicht der eine mehr oder weniger thut, als der andere. Täglich bringt er dem Commandeur einen ſchriftlichen Rapportzettel, auf dem die Namen der zum Dienſte jeder Art verwendeten Soldaten, die auf Urlaub oder ſonſt abweſenden und die Kranken verzeichnet ſind; nachdem er den anderen Officieren der Compagnie von dem Vorgegangenen vorher Anzeige gemacht hat, auch bringt er ihnen täglich die Loſung (Parole und Feldgeſchrei) nebſt den dabei gegebenen Befehlen des Oberſten oder Regimentscommandeurs. Alle zu irgend etwas befohlene Soldaten müſſen ſich vorher bei ihm melden und von ihm Beſcheid und Unterricht erhalten, was ſie zu thun haben, bei wem und wie ſie ſich melden müſſen u. ſ. f. Fallen Zwiſtigkeiten unter den Soldaten vor, ſucht er die Sache zu ſchlichten, oder meldet es an den Officier du Jour; das nämliche geſchieht, wenn ein Soldat irgend etwas anzubringen hat; wenn ihm ſeine Armatur und Bekleidung ſchadhaft geworden iſt; mit einem Worte, nichts darf in der Compagnie vorgehen, wovon er nicht Kenntniß hat. Zu ſeiner Unterſtützung hat er die Caporale oder Unterofficiere, die Rottmeiſter der alten Lanzknechte, deren Name unbezweifelt ſich von Capo, das Haupt, herleitet. Dieſe haben die ſpecielle Aufſicht über ihre Sergeantſchaft — gewöhnlich einige 20 Mann, — lehren den neuen Soldaten das Exerciren mit dem Gewehre und alles, was nachher zur Ausführung der Evolutionen gehört; ziehen auf die Wacht, werden zu Patrouillen und dergl. gebraucht, und hatten ehemals in den teutſchen Heeren das Recht, die ungehorſamen mit der Fuchtel — oder mit der Musketengabel, ſo lange dieſe im Gebrauche war, — zu ſchlagen. Zwiſchen ihnen und den gemeinen Soldaten ſtehen noch die Gefreiten (Amboſaten, Lance spessata, von den Franzoſen Aide-caporal genannt), die zuerſt unter Franz I. und Heinrich II. von Frankreich aufgekommen ſein ſollen, wo ein adeliger Reiter, der ſeine Lanze gebrochen und ſein Pferd verloren hatte, zu einer Compagnie zu Fuß, als des Hauptmanns Kamerad geſetzt ward, bis er wieder ein Pferd bekam. Doch im Fortgange der Zeit ward aus dem Kameraden des Hauptmanns (bei den Spaniern Reformado genannt) der Mitgenoſſe des Corporals, der ſich bald auch über ihn erhob, und bei den Teutſchen, Schweden und Dänen unter ihm, als Adelsburſche der Compagnie oder Cadett diente. Sie ſtanden alle unter dem Befehle des Feldwebels (bei den Franzoſen Sergeant). Ein Name, der eigentlich den bewaffneten Gerichtsdienern gegeben ward, von denen die Übelthäter jeder Art eingefangen und ins Gefängniß gebracht wurden, und der mit Unrecht auf eine weit ehrendere Stelle der Truppen übergetragen ward, daher auch Anfangs kein Menſch von gutem Herkommen ſich dazu verſtehen wollte, den Namen des Sergeanten zu führen. (*J. Turner*, Pallas armata. Fol. [London 1683.])

Feldzeichen, heißt das Merkmal, durch welches ſich die verſchiedenen Heere Europa's, außer ihrer Montur, von einander unterſcheiden. Gleichfarbige Waffenröcke wurden ſchon im Mittelalter hier und da getragen; doch immer nur bei feſtlichen Gelegenheiten; denn im Treffen hatten Reiter und Fußknechte Harniſche, wo nur die Anführer ſich durch ihre Helmbüſche auszeichneten, ſo Franz Sforza, nachheriger Herzog von Mailand, deſſen ſchwar=

zer Federbuſch ſtets den Truppen vorleuchtete; ſo Heinrich's IV. weiße Federn. Später kamen die Schärpen auf, die über die Schulter herabhängend getragen wurden, bei den Kaiſerlichen roth, wie bei den Spaniern, bei den Schweden grün, bei den Niederländern blau, bei den Öſterreichern gelb, bei den Preußen ſchwarz. Im Anfange des 18. Jahrh. fügte man ihnen noch die Degenquaſte, die Hutſchnuren und Hutſchleifen bei, weil ſich zwar alle Truppen durch die Farbe ihrer Kleidung unterſchieden, die jedoch in mehren Heeren gleichfarbig waren.

Feldzug (Campagne), heißt die Zeit, welche eine Armee im Felde gegen den Feind zubringt, die bis zu den letzteren Kriegen ſich durch die Winterquartiere und ihre Dauer ſcharf begrenzte. In der letzteren Zeit jedoch, wo dem Feldherrn Winter und Sommer gleichgültig war und es auch den Soldaten ſein mußte, konnte man die einzelnen Feldzüge nur nach den Jahren und bisweilen nach der Beſchaffenheit der Operationen unterſcheiden, wie z. B. 1812 in Rußland, 1813 in Teutſchland und 1814 und 1815 in Frankreich. (*v. Hoyer.*)

III. Feld (und dazu Gehöriges in mediciniſcher Rückſicht).

Feldapotheke, iſt als eine Niederlage von Arzneien für kranke Militairperſonen in Kriegszeiten anzuſehen. Da man jedoch auch Arzneivorräthe für die Armeen in Friedenszeiten in Bereitſchaft hält, ſo würde der Name Militairapotheke den Vorzug verdienen. Eine Feldapotheke, wie ſie die Apothekenordnung für die Civilapotheken vorſchreibt, gibt es nicht. Es wird zu Folge dieſer vorausgeſetzt, daß man auch faſt alle Arzneien, welche die Ärzte und das Publicum verlangen möchten, in den Militairapotheken bereite, wenn ſie auch einer ſehr künſtlichen Anfertigung bedürften, wie Schwefeläther, Brechweinſtein u. a.; denn man findet ja über die Bereitung derſelben in den geſetzlichen Apothekerbüchern (Pharmakopöen) die gehörigen Vorſchriften. Künſtliche, chemiſch-pharmaceutiſche Präparate, wie die genannten, werden in den Feldapotheken nicht angefertigt, ja dieſe werden ſelbſt in der neueren Zeit von den meiſten Civilapothekern, der zu ihrer Bereitung in der Landespharmakopöe gegebenen Anweiſung ungeachtet, mögen ſie nun Beſitzer großer oder kleiner pharmaceutiſcher Officinen ſein, aus chemiſch-pharmaceutiſchen Fabriken angekauft, da ſie ſolche aus denſelben von guter Beſchaffenheit und für einen Preis beziehen, der viel geringer iſt, als der der eigenen ſein würde. Die Laboratorien der meiſten Civilapotheken gleichen daher Küchen, in denen es wenig zu kochen gibt. Die Militairapotheken ſind Arzneiniederlagen, deren Vorräthe, einfache, wie zubereitete, auf mannichfache Weiſe beſchafft werden. Auch die größeren, ſtehenden Militairkrankenhäuſer, deren es in Frankreich an 30 gibt, fertigen keine wichtige, chemiſch-pharmaceutiſche Mittel in vollſtändig eingerichteten Apotheken an. Pharmaceuten dürfen deſſenungeachtet größeren Militairarzneidepots nicht fehlen. Beſchränkt man ſich in Militair-, Kriegs- und Friedenslazarethen auch allein auf Zurichtung und Miſchung einfacher Arzneien und Diſpenſation derſelben, ſo werden doch chemiſch-pharmaceutiſche Kenntniſſe verlangt, und alſo auch Techniker, welche ſie beſitzen. Man ſorgte daher, je nachdem es der Culturſtand der Arzneikunde zuließ, daß es in den Militairarzneidepots an weſentlich nothwendig erſcheinenden Medicamenten nicht fehlte und kam endlich dahin, einzuſehen, daß man ſich möglichſt auf einfache, und, den Kranken jedoch unbeſchadet, nicht koſtſpielige Arzneien und deren Miſchungen nur bei der Ausübung der Militairarzneikunde einlaſſen könne und müſſe. Percy bemerkt hiernach wol ganz richtig (Dict. des sc. méd. T. X p. 48[illegible]): „combien de fois les eaux de la Moselle, du Rhin, du Danube, du Lech, du Niemen, de l'Ebre, du Tage, du Guadalquivir etc. n'ont-elles pas seules fait les fraix des pansemens de nos nombreux blessés." Wer bei übermäßiger Anhäufung Verwundeter nicht zu wirkſamen, einfachen Mitteln zu greifen verſteht, ſieht ſeine Kranken ſich verbluten, oder an Entzündung und ihren Folgen ſterben. Wo ſollen in ſolchen Fällen Fäſſer mit eaux d'arquebusades und Schwämme herkommen, die nöthig wären, wenn ſie, was nicht der Fall iſt, den Vorzug vor reinem Flußwaſſer haben ſollten! Man entwarf für die Militairpraxis der Feldärzte geſetzlich geltende Apothekerbücher (Pharmakopöen), die man längſt für die Civilapotheken für nöthig erachtet hatte, und führte in denſelben mit Sachkenntniß die unentbehrlichen Hilfsmittel auf. Im J. 1790 erſchien die pharmacopoea militaris borussica, von dem königl. General-Stabsarzt Riemer ausgearbeitet, welche eine allgemein gute Aufnahme fand. Ihr folgte 1793 die pharmacopoea austriaca castrensis, die, nachdem Preiſe über die beſte Art ihrer Abfaſſung ausgeſetzt waren, gleichfalls ſich einen wohlgegründeten Beifall erwarb. Seit 18[illegible] traten bei der königl. preußiſchen Armee weſentlich beſſere Einrichtungen in Anſehung der Verbrauchsart der verzeichneten Arzneivorräthe ein, welche hier nicht unerwähnt bleiben dürfen, weil ſie auf die Verſorgung kranker Militairperſonen mit mediciniſchen und chirurgiſchen Hilfsmitteln einen großen Einfluß äußern mußten, deren Nützlichkeit Anerkennung gefunden hat und bei andern Armeen ſie auch verdienen möchte. Bis 18[illegible] erhielten die preußiſchen Regiments- und Bataillonsärzte Medicingelder, monatlich für den Mann zwei gute Groſchen. Dafür waren ſie gehalten, den kranken Mannſchaften in Friedenszeiten die Arznei zu verabreichen. Im J. 18[illegible] fielen dieſe Medicingroſchen weg, und es wurden Diſpenſiranſtalten auf öffentliche Koſten eingerichtet, die mit dem 1. Jan. des ebengedachten Jahres zur Anwendung kamen. Man ſehe Inſtruction darüber in Auguſtin's preuß. Medicinalverfaſſung Bd. V. S. 486 und die Abhandlung über die Verſorgung der Armee mit Arzneien und Verbandmitteln. Mit Abb. (Berlin 1837.) 196 S. An die Stelle der Averſionalabfindung der Militairärzte iſt eine Arznei- und Verbandmittelverwaltung für königliche Rechnung getreten und zu dem Behufe bei der General-Militaircaſſe, unter einem beſondern Titel und Abſchnitt, eigends ein Fonds dafür gebildet.

Die gemeinſchaftlichen Garniſonlazarethe, die Lazarethe einzelner Regimenter, Bataillone, Jäger- und Schützenabtheilungen, die Stabslazarethe der Cavalerieregimenter

ben, ein jedes derſelben, eine eigene Dispenſiranſtalt azarethapotheke), welche zu den Geſammteinrichtungen es Lazareths gehört. Die Dispenſiranſtalt beſteht, Hinhts des Locals bei den größeren Lazarethen, aus einer tube und Kammer, und aus einer kleinen Küche oder s einem mit einem Herde verſehenen Kamine, und ird außerdem mit einem kleinen Keller und dem nothendigen Bodenraum verſehen. Bei den kleineren Lazathen, und namentlich für einzelne Bataillone und bei n Cavalerieſtäben, genügt eine Kammer neben der Stube s wachthabenden Chirurgus, der nöthige Raum zur Küche d ein kleiner Raum im Keller. Die Anſchaffung der rzneien geſchieht theils aus ſtädtiſchen Apotheken, theils s Drogueriehandlungen und chemiſchen Fabriken, und us Materialhandlungen, oder durch anderweitigen Anauf; jedoch müſſen die Arzneien in der Regel in einem r weitern Dispenſirung vollkommen vorbereiteten Zuande entnommen werden. — Die Anſchaffung der alten einwand, und beſonders der Charpie, unterliegt mancher Schwierigkeit, und letztere iſt hin und wieder durch den berdies oft bedenklichen Ankauf nicht zu erlangen. Die Dispenſiranſtalten haben ſich daher gegen Mangel an Charpie dadurch zu ſchützen, daß ſie auf eine hinlängliche Quantität alter rein gewaſchener Leinwand bedacht ſind, aus welcher von dazu paſſenden, nicht mit Anſteckungsſtoffen behafteten Kranken und Reconvaleſcenten Charpie angefertigt werden kann. Damit es auf dem Marſche, ſowol in Kriegs- als Friedenszeiten, an dem nöthigen Hilfsbedarfe nicht fehle, ſo erhält jedes Infanteriebataillon, jede Jäger- oder Schützenabtheilung, jedes Cavalerieregiment und jede Artilleriebrigade einen kleinen, wohl eingerichteten Medicin- und Bandagekaſten, ſowie auch einen Kaſten zu den nöthigen Gefäßen und Utenſilien.

Feldhospital, iſt die Heilanſtalt für kranke und verwundete Medicinalperſonen während eines Krieges. Ihm entgegengeſetzt iſt ein Garniſonlazareth (Friedenslazareth), in dem meiſtentheils kranke Medicinalperſonen und nur einzelne Verwundete ärztlich behandelt werden. Man ſ. die Artikel: Friedens- und Garniſonslazarethe in Auguſtin's Königl. preuß. Medicinalverfaſſung. Bd. I. und IV. Wenn Feldhoſpitäler und Garniſonslazarethe ihrer eigenthümlichen Natur und Beſtimmung nach eine große Verwandtſchaft mit einander haben, ſo weichen doch erſtere in vielen Beziehungen von letzteren ab. Die Wahl ihrer Localität iſt nicht ſelten von der Nothwendigkeit geboten. Sie ſind beſonders zu manchen Jahreszeiten und nach gelieferten größeren Schlachten überfüllter mit Kranken. Bei der Verpflegung können, aller Vorſicht ungeachtet, Mängel eintreten. Selbſt fieberhafte, anſteckende Krankheiten fehlen darin faſt nie, und das darin leicht entſtehende contagiöſe Nervenfieber hat deshalb den Namen Lazarethfieber und Kriegspeſt erhalten. Das Gemüth der Kranken iſt in den Feldlazarethen mehr verſtimmt, als in den Garniſonhoſpitälern, was auf die Heilung öfters einen ſehr ungünſtigen Einfluß hat.

Man theilt die Feldhoſpitäler in bewegliche und ſtehende. Die beweglichen, den marſchirenden Corps näher, ſollen zur erſten Aufnahme ſchwer Bleſſirter und Kranker während und nach einer gelieferten Schlacht dienen. Die Mehrzahl der ärztlichen Beiſtand Bedürftigen enthalten faſt immer die Standfeldhoſpitäler, weil die Bleſſirten, ſobald ſie fortgeſchafft werden können, in dieſelben abgeführt werden. Bei der preußiſchen Armee iſt zur Zeit dieſe Eintheilung angenommen, und es werden zu einem fliegenden Feldlazarethe 200 Mann, zu einem Hauptfeldlazarethe 1200 Mann gerechnet. Bei der kaiſerlichen öſterreichiſchen Armee unterſcheidet man angemeſſener drei Claſſen von Feldhoſpitälern: 1) Das Aufnahmehoſpital, einige Stunden hinter der Armee mit Spitalrequiſiten und Bettfournituren für 400 Mann. 2) Ein Unterlagehoſpital, mehr rückwärts. 3) Das Hauptfeldhoſpital. Das Aufnahmehoſpital muß ſo nahe hinter dem Schlachtfelde zu liegen kommen, als es die Gefahr geſtattet. Seiner Natur nach erhält es Bleſſirte, die ſich ſelbſt in daſſelbe begeben, oder in daſſelbe geſchafft werden; denn mehre derſelben werden ſchon auf möglichſt ſichern Plätzen des Schlachtfeldes operirt und verbunden. Das Hilfsperſonal, welches ſich auf den Verbandplätzen der Verwundeten annimmt, nennen die Franzoſen ambulance volante (fliegendes Lazareth). Ausgezeichnet haben ſich die Militairärzte neuerer Zeit durch prompte und geſchickte Behandlung der Bleſſirten während der Schlacht und ſchonende Wegſchaffung derſelben aus den Reihen der Fechtenden. Percy eilte als Retter mit einem Wagen in Form eines Wurſtſchlittens, welcher chirurgiſche Inſtrumente und Bandagen enthielt und fünf Wundärzte nebſt zwei Krankenwärtern herbeiführte, auf die Verbandplätze; Larrey fuhr mit einem zweirädrigen, aus Bretern zuſammengeſetzten einſpännigen Karren dahin und ſchob den verbundenen Bleſſirten auf einer in einem mit Rollen verſehenen Rahm liegenden Matratze in den leichten Wagen. Eichheimer läßt ſeinen Bleſſirten-Karren (man ſ. Abb. derſelben in ſeiner Darſtellung II.) aus Korb flechten und er fällt leichter aus. Die engliſchen Krankentransportwagen (Gercke, Beſchr.) ſind ſchwer und für die Verbandplätze nicht zweckmäßig, überdies enorm theuer. Wie es natürlich iſt, ſind ſolche Anſtrengungen bei den Oberfeldärzten für den Stabsverband ſehr nützlich. Sie können aber nicht alle Bedürfniſſe befriedigen. Die Regimenter müſſen zugleich alle die Hilfsmittel haben, um hinter der Fronte zu verbinden, wenn es auch in mehren Fällen unmöglich wird, mit allen Verwundeten fertig zu werden. Hierzu dienen ihre Medicinwagen, Verbandwagen (man ſ. Abb. derſelben in Eichheimer II.). Dieſe Wagen müſſen alſo in die Nähe der Schlacht ſelbſt folgen, und ſind wol von den eigentlichen Transportmitteln zu unterſcheiden. Einzuſehen iſt leicht, daß mit dem Percy'ſchen Wurſtwagen und dem Eichheimerkarren immer nicht ohne Schwierigkeiten die ſchwer Bleſſirten von den Verbandplätzen fortgebracht werden können, im Ganzen in zu geringer Zahl. Percy ließ daher die Transportbedürftigen auf Tragbahren fortſchaffen und wählte zu Trägern Soldaten. Dies gab mehr oder weniger Störungen und verminderte die Reihen der Fechtenden, von denen ſich mehre auch an die Träger anzuſchließen pflegten. Überzeugt, der Transport der Bleſſirten auf Tragbaren bleibe der beſte, dachte die-

ſer menſchenfreundliche Arzt darauf, die dabei eintretenden Übelſtände zu beſeitigen. Es glückte ihm, ſehr brauchbare, beſonders uniformirte Bleſſirtenträger auszurüſten. Ein Percy'ſcher Brancardier trägt auf ſeinem Torniſter das Vor- oder Hintergeſtell eines Feldbettes. Durch die Löcher derſelben werden die von ihm getragenen, nach der Mitte zu etwas ſtärkern Stangen geſteckt, nachdem die darauf befindliche, nöthigenfalls zur Vertheidigung dienende, Lanzenſpitze in die Scheide geſchoben, und der um den Leib gewundene Halbgurt von Zwillich über ſie geſtreift iſt. Der andere Träger thut daſſelbe mit ſeiner Lanze und mit ſeinem Gurte. Die Gurthälften werden in der Mitte zuſammengeſchnürt, damit das Lager des Bleſſirten bequem, und der etwa naß gewordene Zwillich nicht einſchrumpfe. In einigen Minuten ſteht das bequeme Tragbett zur Aufnahme des Hilfloſen bereit. Der Getragene bekommt ſeinen Torniſter unter den Kopf als Polſter und wird mit ſeinem Mantel zugedeckt. Die Stangen werden aus Fichtenholz, die Geſtelle aus Nußbaum oder Eichenholz gefertigt. Letztere ſind 10 Zoll hoch. Vor der Öffnung derſelben wird eine durchlöcherte hölzerne Platte über die Handhabe geſchoben, um ſie feſt zu halten. Die Percy'ſchen Tragbaren müſſen alle nach einem Maßſtabe gearbeitet ſein, damit nöthigenfalls jede Stange in die Geſtelllöcher paſſe. Nach der erſten Vorſchrift befeſtigen die Brancardier die Gurte über den Torniſter, welches Aufenthalt bei der Zuſammenſetzung verurſacht. Die beſchriebenen Bleſſirtenträger werden zu Compagnien in den Armeecorps vereinigt, welche nach muthmaßlicher Nothdurft hinter der Fronte während einer Schlacht ihre Stellung vereinzelt erhalten. Generalſtabsarzt von Gräfe hat ein beſonderes Trägercorps dadurch bei einer Armee entbehrlich zu machen geſucht, daß er bei einigen Gewehren der Regimentscompagnie Vorrichtungen anzubringen räth, durch die ſie mittels der Ladſtöcke, unter Benutzung des Mantels und Torniſters, die Stelle der Träger nach franzöſiſcher Angabe erſetzen. Man ſ. deſſen Aufſatz: Die Waffenbahre in von Gräfe's und v. Walther'ſchen Journ. der Chirurgie u. Augenheilkunde VI., 2. S. 189 fg. mit Abb., und vergleiche die abgebildeten Percy'ſchen Bleſſirtenträger im Dict. des sc. med. V. und meinem Taſchenbuche der Militair-Medicinalpolizei Taf. 1. Die Gräfiſche Waffenbahre iſt offenbar künſtlicher zuſammengeſetzt, als das Percy'ſche Tragbett. Ihre Anordnung möchte mehr Zeit erfodern, als die Aufſtellung von dieſem. Die Lage auf derſelben iſt weniger bequem und ſie kann im Falle des Bedarfs nicht zum Bette dienen, und zum Lager bei ſogleich auszuführenden Operationen. Zuerſt nützte Percy ſeine Brancardiere zur Fortſchaffung der Bleſſirten bis zum nächſten Verbandplatze, er fand aber bald, ſie können dazu dienen, ſchwer Verwundete und ohne Aufſchub Amputirte bis zum erſten Aufnahmelazareth zu bringen. Bei der kaiſerlich öſterreichiſchen Armee ſind Sanitätscompagnien nach Percy's Vorſchrift errichtet. Sie ſollen die ſtark Verwundeten, welche nicht gleich während der Schlacht verbunden werden, nach den gemeinſchaftlichen Verbandplätzen bringen (Isſordink). In der allerhöchſten Cabinetsordre des Königs von Preußen vom 5. Jan. 1814 iſt ebenfalls die Errichtung von militairiſchen Transportcompagnien empfohlen. Es iſt darin angeordnet: „daß beſondere Compagnien zum Fortbringen der ſchwer Verwundeten aus den fechtenden Reihen nach den Verbandplätzen, und zwar für eine jede Brigade in der Armee eine ſolche Compagnie von 120 Mann zuſammengeſetzt und ihnen Leute nebſt paſſender Kleidung und Armirung, ſowie eine verhältnißmäßige Anzahl von Tragbahren und andere der Beſtimmung entſprechende Geräthe zugetheilt werden ſollen." Zu Folge dieſer allerhöchſten Verfügung erging unterm 23. Jan. genannten Jahres ein Circular des königl. Kriegsdepartements an die commandirenden Generale wegen Organiſirung beſonderer Compagnien für Verwundete auf dem Schlachtfelde. Des Prinzen August von Preußen königl. Hoheit gebührt das Verdienſt, bei ſeiner Majeſtät dem Könige auf Errichtung dieſer Compagnien angetragen zu haben. Er unterſtützte jenen Antrag mit folgenden Gründen, indem er bemerkte: 1) „das Leben vieler ſchwer Verwundeten könne bei Einführung von beſonderen Transportcompagnien durch das frühere Verbinden erhalten werden; 2) bei den fechtenden Soldaten werde der erſchütternde Eindruck, welchen der lange Anblick ſeiner ſchwer bleſſirten Kameraden auf ihn machen müſſe, vermindert; 3) die Anzahl der Kämpfenden würde nicht ferner, wie bisher vorkam, durch das Zurückbringen der Verwundeten verringert, mithin auch dem Zerſtreuen mehrer Soldaten, wozu dieſes Veranlaſſung gab, vorgebeugt." Se. königl. Hoheit zeigte zugleich noch die Nebenvortheile, welche die Transportcompagnien haben könnten, indem ſie außer dem Gefecht zu Wachen in den Hauptquartiere, zur Bedeckung desjenigen Theils der Bagage, welche beſtändig bei den Truppenabtheilungen bleibt, und zu anderen Zwecken, welche ſich mit der eigentlichen Beſtimmung derſelben ohne deren Beeinträchtigung vereinigen laſſen, gebraucht würden. Unſtreitig könnten einzelne als Oberkrankenwärter bei den Feldlazarethen angeſtellt werden, und ſie möchten als mit dem Krankendienſte vertraute Männer die oft noch Unerfahrenen und Ungeübten anlernen. Es ſind gegen die Nützlichkeit beſonderer Compagnien von Bleſſirtenträgern Zweifel erhoben worden. Man wandte dagegen ein: 1) es würden durch ſie der Armee während einer Schlacht offenbar Streitkräfte entzogen; 2) es vermehrten abgeſchloſſene Compagnien von Brancardiers den hemmenden Troß eines Heers; 3) ſolche Compagnien befänden ſich ſelten da, wo ſie ſein ſollten, weil der Oberbefehlshaber auch bei der größten Umſicht nicht immer den Ort mit hinreichender Gewißheit anzugeben vermöchte, wo ihr Beiſtand hauptſächlich nöthig ſein wird. Was den erſten Einwand betrifft, ſo entgehen dem Corps dieſelben Streitkräfte, wenn Soldaten auf dazu eingerichteten weniger Bequemlichkeit und Sicherheit darbietenden Gewehren die Verwundeten wegtragen. Die Brancardiers können den Troß der Armee nicht vermehren, da ſie zu Fuße gehen, ſich den einzelnen Bataillons anſchließen, wie die Bataillons- und Compagniechirurgen. Die Vertheilung der Bleſſirtenträger kann ſo ſchwierig nicht ſein, wenn der bei dem Generalſtabe befindliche Ge-

alſtabsarzt, oder Diviſionsarzt vom Gange der Schlacht errichtet bleibt, und ihre Vertheilung darnach anordnet. bt es nicht unvermeidlich große Störung in den Linien, nn die mit zu Waffenbahren eingerichteten Gewehren ſehenen Soldaten aus den Gliedern treten? Werden ſich denſelben nicht noch andere unter mancherlei Vorwand ellen? Wer vermag dies bei dem Schlachtgetümmel zu idern? — Die Anſtrengungen vortrefflicher Militairärzte, wer Verwundeten auf dem Schlachtfelde ihr Leben zu zern und ſie in das Aufnahmelazareth, über das, ſoviel ich weiß, die Lazarethreglements noch keine ausreichende Beſtimmungen enthalten, bringen zu laſſen, können nicht verhüten, daß nicht leicht und ſchwer Bleſſirte der größten Unordnung umherirren. Sie wenden ſich ehrentheils zur Hauptcommunicationsſtraße, oder zum olonnenwege, auf dem die Truppen gekommen ſind, und rfehlen die Richtung zu dem Aufnahmelazarethorte.

Cancrin (III. S. 90) ſchlägt vor, alsdann, wenn man chts weiter thun könne, kleine Zettelchen, mit dem Namen, wo ſich das Empfangshoſpital befindet, an einzelne Verwundete, die es noch aufſuchen können, wozu man ie Verläſſigſten unter den leicht und ſchwer Verwundeten wählt, zu vertheilen. Überall ſoll nach ſeinem Rathe in guter Commandant bei der Centralabtheilung ſein, auch muß man, wie er meint, weil man nicht alle Verwundete, wie leicht zu begreifen iſt, mit Convoi verſehen kann, einzelne Poſten aufſtellen, um Ausſchweifungen zu verhüten, welche auch hier vorkommen. v. Cancrin z. B. (III. S. 91) ſah, daß mehre Soldaten, alle an den Armen verwundet, mit den Rücken Thon eindrückten, da man ſie doch eben geſpeiſt hatte. Die mehrfachen Verwirrungen und Unordnungen bei den Aufnahmehoſpitälern ſind in vielen Fällen nicht gering, oft jedoch kaum vermeidlich. Viele Verwundete müſſen auf bloßem Stroh verbunden werden. Für einige werden gebrannte Steine mit Bretern belegt, welche eine Decke von Stroh erhalten. Es können auch gleich hohe Pfähle in die Erde geſchlagen werden, auf die man Breter nagelt, ebenfalls mit Stroh bedeckt. Auf beiden Lagerſtellen können Operationen und beſondere Amputationen beſſer ausgeführt werden, als auf bloßer Erde. Aus den Proviantwagen wird Fleiſch herbeigeſchafft, um den Bleſſirten etwas Fleiſchbrühe zu verſchaffen. Höchſt wichtig iſt, ſchwer Bleſſirten und ſtarker Operation ausgeſetzt Geweſenen etwas Wein zu reichen. Verbandmittel und höchſt unentbehrliche Arzneien werden den vorhandenen Vorrathskiſten entnommen. Vieles muß mit den Inſtrumenten und Arzneien beſtritten werden, welche die verſchiedenen Medicinalperſonen in ihren Behältern haben ſollen. Nicht vortheilhaft iſt es für die Verwundeten, wenn die Aufnahmehoſpitäler an verſchiedenen Punkten angelegt werden müſſen, und doch kann es nicht immer vermieden werden, wenn zwei Hauptwege vorkommen, die ſich erſt weiter rückwärts vereinigen, oder wenn verſchiedene Armeen vereinigt ſchlagen. Damit jeder ſtark Bleſſirte vom Schlachtfelde in das Aufnahmehoſpital gelange, ſo ſollte nach einer Schlacht dieſes genau durchgeſehen werden (etwa durch Feldgendarmen), damit ſich keiner davon zerſtreue oder ſcheintodt liegen bleibe. Kann bei dieſer Beſichtigung ein Unterchirurg zugezogen werden, ſo kann ſie nur an Genauigkeit gewinnen. Aſſalini fand vier Tage nach der Schlacht von Wagram noch viele Verwundete auf bloßer Erde ohne alle Hilfe. Dies konnte nur vorkommen, weil man ſich um das Schlachtfeld nicht bekümmert hatte.

Soll ein Standfeldhoſpital eingerichtet werden, ſo wird bei Wahl des Orts und Beſtimmung des Raums, Vertheilung deſſelben und dergl. ein gut durchdachtes Feldlazareth-Reglement zum Grunde gelegt, ſowie auch einzelne darauf ſich beziehende Verordnungen zur Beachtung kommen. Der erſte commandirende General des Armeecorps, welcher die Operationslinie genau kennt, bezeichnet im Allgemeinen die Lage des herzuſtellenden Feldhoſpitals; auch äußert er ſich unter Zuziehung des Oberarztes (General-Stabarztes oder General-Diviſionsarztes) über die muthmaßliche Zahl der aufzunehmenden Kranken. Ein Standfeldhoſpital muß nicht zu fern ab von der Armee liegen, in der Regel etwa 12—18 Stunden. Eine ſolche Entfernung iſt von der Art, daß die Kranken bei gehöriger Ordnung, Pünktlichkeit und gewiſſenhafter Thätigkeit im Dienſte füglich am zweiten Tage des Transports und bei einem Transport zu Waſſer noch früher im Krankenhauſe werden anlangen, und daß man die Nachtheile der Reiſe, ſoviel es überhaupt in den Grenzen der Möglichkeit liegt, durch eine treue ſorgſame Pflege wird gut machen können. Das Äußere eines Gebäudes muß die, welche das Local zu einem Lazareth auszuwählen haben, nicht täuſchen. Statt ein großes, prachtvolles, aber ungeſundes Gebäude zum Feldhoſpital einzurichten, kann es vorzüglicher ſein, mehre nicht zu entfernt von einander gelegene zu benutzen, wo dann jedes einzelne wenigſtens einen Raum für 300 Mann darbieten müßte, um die Vorſorge für die Kranken und Bleſſirten nicht zu ſehr zu vertheilen. Liegt ein Feldlazareth an einem ſchiffbaren Strome, ſo wird der etwa für nöthig erachtete Transport ſämmtlicher Kranken mit dem mobilen Zubehör ſehr erleichtert. Es wurden ſchnell anſehnliche Feldhoſpitäler von Brügge nach Antwerpen zu Waſſer transportirt, deren Fortſchaffung faſt unmöglich geweſen ſein würde, wenn man ſie hätte mit Geſpann bewirken müſſen (Michaelis S. 48). In notoriſch ungeſunden, feuchten und moraſtigen Gegenden darf die Anlegung eines Feldhoſpitals nur in dringender Noth geſchehen. Breterhäuſer in einer hochliegenden ſind beſſer als Schlöſſer in einer mephitiſch niedrigen. Fabrikgebäude werden ſich zum Krankenhauſe eignen, wenn den Arbeitern Plätze zur Fortſetzung der Fabrikgeſchäfte gewährt werden können, was nicht immer unausführbar ſein wird. Zu Lazarethen gewählte Kirchen müſſen von keinem zum Begräbniß dienenden Kirchhofe umgeben ſein. Man benützt den untern Raum und legt Etagen auf Balkengerüſten an. Kann man Klöſter in Feldhoſpitäler umwandeln, ſo geben die Kreuzgänge derſelben ſchlechte Krankenzimmer ab, weil ſie feucht zu ſein pflegen und zu Begräbniſſen benutzt werden. Tritt der Nothfall ein, daß man Scheunen und große Viehſtälle — und ſolche ſind in neuern Zeiten groß und elegant bei großen Ökonomien angelegt — benutzen muß, ſo zieht man nicht

verſteckt gelegene den von anderen eingeſchloſſenen vor. Im J. 1805 wurden die königl. Pferdeſtälle auf der Solitude, einem würtembergiſchen Luſtſchloſſe, zum Militairhoſpital eingerichtet (*Graffenauer*, lettres). Die Pferdeſtälle waren in vier Flügel vertheilt, wovon jeder einen hohen, wohl mit Fenſtern verſehenen und hellen Saal bildete. Der in dieſen Pferdeſtällen angelegte große Krankenſaal nahm 200 Kranke auf. Feſtungen geben den Kranken große Sicherheit, wenn die Zimmer für ſie gewölbt ſind und kein Proviantmangel zu fürchten ſteht. Zimmerfenſter in einem ausgeſuchten Lazarethgebäude ſollten nicht unter 10 Fuß hoch und nicht unter 4 Fuß breit ſein. Sind ſie niedriger, ſo müſſen, wo es ausführbar iſt, in aller Eile mehre höhere wenigſtens an ſchicklichen Orten angebracht werden. Die Beſtimmung des Rauminhalts einer einzurichtenden Feldkrankenanſtalt, ſei ſie nun mobil oder fortdauernd, befinde ſie ſich in einem einzigen großen Gebäude, oder in mehren, nicht ſehr von einander entfernten, kleinen, richtet ſich nach der muthmaßlichen Zahl der darin aufzunehmenden Kranken und Bleſſirten. Man rechnet wol bei einer Armee von 100,000 an Kranken 8000, und an Bleſſirten 3000, wenn ſtarke Schlachten vorfallen. Würden dieſe alle in die Feldhoſpitäler kommen, ſo würden mindeſtens acht Lazarethe à 1200 einzurichten ſein (man ſ. von Cancrin III. S. 156). Es iſt aber zu bedenken, daß man bei den Armeen im Felde, beſonders in Cantonnements, nicht eilen muß, leicht Kranke ins Lazareth zu ſchicken, und daß viele Verwundete der Aufnahme in daſſelbe nicht bedürfen. Regel muß ſein, die Feldhoſpitäler nicht ohne Noth mit Kranken zu überhäufen. Oft können bei guter Jahreszeit Kranke unter getheerten Zelten behandelt werden, um ſie nicht voreilig der Hoſpitalluft auszuſetzen. Man nimmt an, daß ein Raum von 540 Kubikfuß für einen Kranken in einer öffentlichen Heilanſtalt nöthig ſei. Dies ſollte möglichſt bei Vertheilung der Zimmer in einem anzulegenden Feldlazarethe ebenfalls beachtet werden. Insbeſondre darf der freie Luftumlauf unter und neben den Lagerſtellen nicht gehemmt ſein. Vorzügliche Aufmerkſamkeit iſt bei der Wahl und dem nöthigen Ausbau auf die Abtritte zu richten. Mäßigt der von Zeit zu Zeit in ihre Schlünde geſchüttete Chlorkalk ihre übeln Ausdünſtungen nicht genug, ſo müſſen Abzugröhren durch das Dach geführt, angebracht werden, worin der Luftzug durch ein am [illegible] Ende angebrachtes kleines Feuer befördert werden [illegible]. Die allgemeinen Anordnungen in Anſehung der [illegible]lazarethe und der Feldhoſpitäler gehen überhaupt [illegible] Kriegsminiſterium und der ihm zugetheilten [illegible]tion aus, die ſpeciellen kommen zur Ausführung [illegible]ten der zu den Militairdiviſionen gehörigen oberen [illegible]cinalbehörde und der Militairintendantur (Kriegscommiſſariat). Es wird das ärztliche und ökonomiſche [illegible] bei dem einzurichtenden Standfeldhoſpital dem größeren Theile nach, von der Diviſions-Militairbehörde [illegible] mehre vom Kriegscommiſſariat. Von der guten [illegible] deſſelben hängt in aller Hinſicht der richtige [illegible] Geſchäfte in demſelben ab und das Wohl der [illegible] genommenen Kranken. Nach dem königl. preuß. [illegible]zareth-Reglement vom 16. Sept. 178[illegible] bekommt ein [illegible]zaretharzt 300 Kranke zur Behandlung und 6–8 Unterwundärzte zur Hilfe. In der Regel werden auf 10[illegible] innerlich Kranke 5 und auf ebenſo viel Verwundete 1[illegible] Krankenwärter gerechnet. Der Ökonomieinſpector muß ein gebildeter, rechtſchaffener Mann ſein, der überdem Kenntniß von der Ökonomie beſitzt. Von ihm hängt [illegible] gute Beköſtigung der Kranken und Bleſſirten ab. [illegible] dieſen Lazarethofficianten iſt ein Lazarethcommandant [illegible] den Officiercorps der Armee angeſtellt, der die Aufſicht über die Soldaten als ſolche hat und bei dem [illegible] mitwirkt, überhaupt das Wohl des Lazareths wahrnimmt. Jeder bei dem Feldhoſpital Angeſtellte vom ärztlichen Dirigenten an bis zum Todtengräber herab bekommt eine gedruckte Dienſtinſtruction und einen Abdruck ſeines [illegible], um beide ſich oft ins Gedächtniß zurückzurufen. In [illegible] dem Krankenzimmer muß eine gedruckte Bekanntmachung angeklebt ſein, welche die Vorſchriften angibt, nach der ſich die Kranken zu richten haben. Über die Geräthe [illegible] der Ökonomie, über die chirurgiſchen Utenſilien, über die Apothekerutenſilien und die vorräthigen Arzneien [illegible] Feldhoſpitälern ſind in den neuern Zeiten [illegible] überhaupt, und auch für die preuß. Feldhoſpitäler [illegible]ſondere, gegeben worden. Ich theile die für letztere [illegible] aus der Sammlung einzelner Vorſchriften [illegible] über die Verwaltung der Lazarethe bei der königl. preuß. Armee mit, in ſofern ſie die ökonomiſchen und chirurgiſchen Utenſilien betreffen, und füge einige Anmerkungen bei.

I. Nachweiſung von den bei einem Hauptlazareth auf 1200 Kranke und Verwundete nöthigen Geräthen für die Ökonomie.

Nach dem Etat ſollen ſein		Benennung der Stücke.	Davon werden in den Depots vorräthig gehalten	Bei der Mobilmachung ſind anzuſchaffen	Am Orte der Thätigkeit des Lazareths werden angeſchafft	Einheitspreis.				Betrag überhaupt.			Anmerkungen.
Stück.	Paar.					pro	Thlr.	Gr.	Pf.	Thlr.	Gr.	Pf.	
		I. Lagerſtellen und ſonſtige Sachen. A. Bettgeräth.											
1800		a) Bettdecken . . .	600	600	600	St.	3	12	—	6300	—	—	

dem Etat […]llen ſein		Benennung der Stücke.	Davon werden in den Depots vorräthig gehalten	Bei der Mobilmachung ſind anzuſchaffen	Am Orte der Thätigkeit des Lazareths werden angeſchafft	Einheitspreis.				Betrag überhaupt.			Anmerkungen.
[…]ck.	Paar.					pro	Thlr.	Gr.	Pf.	Thlr.	Gr.	Pf.	
		Transport	—	—	—	—	—	—	—	6300	—	—	
00	—	b) Überzüge dazu . .	100	100	1600	St.	2	8	—	4200	—	—	
00	—	c) Strohſäcke	600	600	600	—	1	22	3	3468	18	—	
00	—	d) Kopfpolſter . . .	600	600	600	—	—	9	6	712	12	—	
00	—	e) Bettlaken	1200	1200	1200	—	1	19	3	6487	12	—	
00	—	f) Pritſchen	—	—	1200	—	1	—	—	1200	- -	—	
		B. Krankenkleider.											
00	—	a) Krankenmäntel . .	20	—	1180	—	2	—	—	2400	—	—	
00	—	b) Weſten ohne Ärmel	20	—	1180	—	1	8	—	1600	—	—	
00	—	c) Hemden	—	—	2400	—	1	—	—	2400	—	—	
100	—	d) Mützen	40	—	2360	—	—	4	—	400	—	—	
100	—	e) Halstücher . . .	40	—	2360	—	—	8	—	800	—	—	
200	—	f) Lange Hoſen . .	20	—	1180	—	1	2	—	1300	—	—	
—	1800	g) Socken	30	—	1770	Pr.	—	14	—	1050	—	—	
—	250	h) Pantoffeln	10	—	240	—	—	16	—	166	16	—	
		C. Geräthe zur Ausſtattung der Krankenlocale.											
		1) Zum perſönlichen Gebrauche der Kranken.											
1500	—	a) Portionsnäpfe . .	1200	—	300	St.	—	7	—	437	12	—	
1500	—	b) Dergl. Becher . .	1200	—	300	—	—	7	—	437	12	—	
1200	—	c) Eßlöffel	60	1140	—	—	—	1	6	75	—	—	Die Zahl der Löffel ſoll eiſern ſein. Weſeinen Löffel nicht zurückliefert, muß ihn bezahlen.
1200	—	d) Kopftafeln	100	—	1100	—	—	3	—	150	—	—	
600	—	e) Spucknäpfe . . .	—	—	600	—	—	4	—	100	—	—	
600	—	f) Krankentiſche . .	—	—	600	—	—	8	—	200	—	—	
		g) Schemmel	—	—	600	—	—	8	—	200	—	—	
		2) Zum gemeinſchaftlichen Gebrauche der Kranken.											
1200	—	a) Handtücher . . .	34	66	1100	—	—	16	- -	800	—	—	
40	—	b) Laternen mit Abzugsröhren . . .	4	—	36	—	2	—	—	80	—	—	
20	—	c) Laternen mit Qualmfängen . .	—	—	20	—	2	—	—	40	—	—	
20	—	d) Lampen	—	—	20	—	—	3	—	2	12	—	
60	—	e) Leuchter	—	—	60	—	—	14	—	35	—	—	
		f) Lichtſcheeren . . .	—	—	60	—	—	5	—	12	12	—	
—	50	g) Krücken	—	—	50	Pr.	—	8	—	16	16	—	
60	—	h) Waſchwannen . .	—	—	60	St.	—	12	—	30	—	—	
24	—	i) Weite Kämme .	12	—	12	—	—	3	—	3	—	—	
120	—	k) Enge Kämme . .	12	—	108	—	—	3	—	15	—	—	
		Latus								35120	2	—	

Nach dem Etat ſollen ſein: Stück.	Paar.	Benennung der Stücke.	Davon werden in den Depots vorräthig gehalten	Bei der Mobilmachung ſind anzuſchaffen	Am Orte der Thätigkeit des Lazareths werden angeſchafft	Einheitspreis: pro	Thlr.	Gr.	Pf.	Betrag überhaupt: Thlr.	Gr.	Pf.
		Transport								35120	2	—
120	—	l) Speibüchſen . . .	30	—	90	—	—	9	—	45	—	—
12	—	m) Urinflaſchen . . .	12	—	—	—	—	9	—	4	12	—
18	—	n) Steckbecken mit Deckel von Blech	6	—	12	—	1	—	—	18	—	—
42	—	o) Dergl. von Zinn	14	—	28	—	2	12	—	105	—	—
40	—	p) Urinfäſſer	—	—	40	—	3	12	—	140	—	—
60	—	q) Nachteimer mit Geſtellen	6	—	54	—	6	4	—	370	—	—
3	—	r) Tragen	—	—	3	—	4	12	—	13	12	—
		II. Zur Einrichtung des Naturalienmagazins.										
2	—	a) Große Wagen mit hölzernen Schalen	2	—	—	—	10	—	—	20	—	—
2	—	b) Gewichte zu 55 Pfund	2	—	—	—	3	12	—	7	—	—
2	—	c) Dergl. zu 27½ Pf.	2	—	—	—	1	18	—	3	12	—
2	—	d) Dergl. zu 10 Pf.	2	—	—	Pf.	—	2	—	1	16	—
2	—	e) Dergl. zu 5 Pf.	2	—	—	—	—	2	—	—	20	—
8	—	f) Gewichte zu 1, 2, 3 u. 4 Pf. à 2 St.	8	—	—	—	—	2	—	1	16	—
6	—	g) Portionsmaße zu 1 Quart	6	—	—	St.	—	8	—	2	—	—
6	—	h) Dgl. zu ¾ Qrt.	6	—	—	—	—	5	6	1	9	—
6	—	i) Dgl. zu ½ Qrt.	6	—	—	—	—	4	—	1	—	—
6	—	k) Dgl. zu ⅛ Qrt.	6	—	—	—	—	1	9	—	10	6
6	—	l) Dgl. zu 1/16 Qrt.	6	—	—	—	—	1	6	—	9	—
4	—	m) Hölzerne Gemäße zu 15 Qrt. . . .	—	—	4	St.	1	—	—	4	—	—
6	—	n) Dgl. zu 5 Qrt.	—	—	6	—	—	20	—	5	—	—
8	—	o) Tiſche	—	—	8	—	4	8	—	34	16	—
8	—	p) Fäſſer	—	—	8	—	—	20	—	6	16	—
8	—	q) Zober	—	—	8	—	—	16	—	5	8	—
16	—	r) Eimer	—	—	16	—	—	12	—	8	—	—
16	—	s) Hähne	10	6	—	—	—	4	—	2	16	—
4	—	t) Scheffel	—	4	—	—	3	18	—	15	—	—
4	—	u) Viertelſcheffel . .	—	4	—	—	1	2	—	4	8	—
12	—	v) Metzen	4	8	—	—	—	10	—	5	—	—
12	—	w) Halbe Metzen . .	4	8	—	—	—	7	—	3	12	—
12	—	x) Viertel Metzen .	4	8	—	—	—	6	—	3	—	—
24	—	y) Proviantſäcke . .	8	16	—	—	—	16	—	16	—	—
4	—	z) Große Standwagen zu 10 u. 20 Pf.	4	—	—	—	6	—	—	24	—	—
6	. .	aa) Kleine Handwagen zu 1—6 Pf.	6	—	—	—	3	2	2	18	12	—
6	—	bb) Trichter	6	—	—	—	—	7	—	1	18	—
		Latus								36013	8	6

Nach dem Etat müſſen ſein: St.	Paar.	Benennung der Stücke.	Davon werden in den Depots vorräthig gehalten	Bei der Mobilmachung ſind anzuſchaffen	Am Orte der Thätigkeit des Lazareths werden angeſchafft	Einheitspreis. pro	Thlr.	Gr.	Pf.	Betrag überhaupt. Thlr.	Gr.	Pf.	Anmerkungen.
		Transport								36013	8	6	
	—	cc) Fleiſchklötze . . .	—	—	2	—	3	—	—	6	—	—	
	—	dd) Fleiſchbeile . . .	—	—	4	—	1	12	—	6	—	—	
	—	ee) Brodſchneidemeſſer mit Laden	—	—	4	—	1	4	—	4	16	—	
	—	ff) Packkaſten zum Einpacken der Geräthe	6	—	—	—	10	—	—	60	—	—	
		III. Zur Einrichtung der Ökonomie-expedition.											
4	—	a) Tiſche	—	—	4	—	4	8	—	17	8	—	
6	—	b) Schemmel	—	—	16	—	—	12	—	8	—	—	
4	—	c) Schreibezeuge . .	—	—	4	St.	—	12	—	2	—	—	
2	—	d) Wageſchalen nebſt Probeeinſatzgewicht à 1 Pf.	2	—	—	—	2	16	—	5	8	—	
2	—	e) Probequart-Garnituren	2	—	—	—	1	—	—	2	—	—	
2	—	f) Probeellen	2	—	—	—	—	2	—	—	4	—	
2	—	g) Probefuß-Maße	2	—	—	—	—	12	—	1	—	—	
8	—	h) Leuchter	—	—	8	—	—	14	—	4	16	—	
8	—	i) Lichtſcheeren . . .	—	—	8	—	—	5	—	1	16	—	
		IV. Zur Einrichtung der Küche.											
		A. Zur Kochküche.											
1	—	a) Kupferner Keſſel zu 200 Quart u. 120 Pf.	1	—	—	Pf.	—	—	—	100	—	—	
4	—	b) Keſſel zu 100 Qrt. und 60 Pf. . . .	4	—	—	Pf.	—	20	—	200	—	—	Bei dem Etabliſſement eines ſtehenden Lazareths ſoll noch auf 1200 Quart Rückſicht genommen werden, und dazu ſollen möglichſt Keſſel zu 200 Quart beſtimmt werden.
6	—	c) Dergl. zu 50 Qrt. und 36 Pf. . . .	6	—	—	—	—	20	—	180	—	—	
6	—	d) Dergl. zu 25 Qrt. und 24 Pf. . . .	6	—	—	—	—	20	—	120	—	—	
6	—	e) Dergl. zu 20 Qrt. und 17 Pf. . . .	6	—	—	—	—	20	—	85	—	—	
2	—	f) Große Waſſerblaſen zu 100 Qrt. und 70 Pf. . . .	—	—	2	—	—	20	—	116	16	—	
6	—	g) Töpfe zu 15 Qrt. und 17 Pf. . . .	6	—	—	St.	14	4	—	85	—	—	
6	—	h) Dergl. zu 12 Qrt. und 12 Pf. . . .	6	—	—	—	10	—	—	60	—	—	
6	—	i) Theekeſſel zu 10 Qrt. und 12 Pf.	6	—	—	St.	10	—	—	60	—	—	
		Latus								37138	20	6	

Nach dem Etat ſollen ſein		Benennung der Stücke.	Davon werden in dem Depots vorräthig gehalten	Bei der Mobilmachung ſind anzuſchaffen	Am Orte der Thätigkeit des Lazareths werden angeſchafft	Einheitspreis.				Betrag überhaupt.			Bemerk.
Stück.	Paar.					pro	Thlr.	Gr.	Pf.	Thlr.	Gr.	Pf.	
		Transport								37138	20	6	
6	—	k) Theekeſſel zu 5 Qrt. und 5 Pf.	6	—	—	—	4	4	—	25	—	—	
2	—	l) Laternen mit Abzugsröhren . . .	—	—	2	—	2	—	—	4	—	—	
8	—	m) Handlampen . . .	—	—	8	—	—	3	—	1	—	—	
8	—	n) Leuchter	—	—	8	—	—	14	—	4	16	—	
8	—	o) Lichtſcheeren . . .	—	—	8	—	—	5	—	1	16	—	
2	—	p) Feuerzangen . . .	—	—	2	—	—	6	—	—	12	—	
8	—	q) Portionskellen zu 3/4 Qrt.	8	—	—	—	—	8	—	2	16	—	
8	—	r) Dergl. zu 9/16 Qrt.	—	—	8	—	—	7	—	2	8	—	
4	—	s) Dergl. zu 1/2 Qrt.	4	—	—	—	—	6	—	1	—	—	
4	—	t) Dergl. zu 3/8 Qrt.	4	—	—	—	—	5	6	—	22	—	
4	—	u) Dergl. zu 1/4 Qrt.	4	—	—	—	—	5	6	—	22	—	
6	—	v) Portionsmaße zu 1 Qrt.	6	—	—	—	—	8	—	2	—	—	
6	—	w) Dergl. zu 3/4 Qrt.	6	—	—	—	—	5	6	1	9	—	
6	—	x) Dergl. zu 1/2 Qrt.	6	—	—	—	—	4	—	1	—	—	
6	—	y) Dergl. zu 1/4 Qrt.	6	—	—	—	—	1	9	—	10	6	
6	—	z) Dergl. zu 1/8 Qrt.	6	—	—	—	—	1	6	—	9	—	
6	—	aa) Reibeiſen	6	—	—	—	—	10	—	2	12	—	
6	—	bb) Große Durchſchläge	6	—	—	—	—	10	—	2	12	—	
6	—	cc) Küchenmeſſer . .	6	—	—	—	—	16	—	4	—	—	
6	—	dd) Vorlegemeſſer . .	—	—	6	—	—	20	—	5	—	—	
6	—	ee) Schaumlöffel . .	6	—	—	—	—	12	—	3	—	—	
6	—	ff) Fleiſchgabeln . . .	6	—	—	—	—	10	—	2	12	—	
6	—	gg) Küchenbeile . .	—	—	6	—	—	12	—	3	—	—	
6	—	hh) Feuerſorger . . .	6	—	—	—	—	20	—	5	—	—	
4	—	ii) Feuerhaken . . .	6	—	—	—	—	14	—	3	12	—	
6	—	kk) Feuerzangen . . .	6	—	—	—	—	20	—	5	—	—	
4	—	ll) Feuerhaken . . .	—	—	4	—	1	—	—	4	—	—	
4	—	mm) Fleiſchwagen . .	—	—	4	—	4	12	—	18	—	—	
6	—	nn) Rührer	—	—	6	St.	—	2	—	—	12	—	
6	—	oo) Quirle	—	—	6	—	—	3	—	—	18	—	
4	—	pp) Hackemeſſer . . .	—	—	4	—	—	16	—	2	16	—	
6	—	qq) Große hölzerne Löffel	—	—	6	—	—	4	—	1	—	—	
6	—	rr) Kleine dergl. . .	—	—	6	—	—	2	—	—	12	—	
8	—	ss) Waſſerfäſſer . . .	—	—	8	—	1	16	—	13	8	—	
12	—	tt) Waſſerzober . . .	—	—	12	—	2	16	—	32	—	—	
16	—	uu) Waſſereimer . . .	—	—	16	—	—	12	—	8	—	—	
12	—	vv) Kleine Füllfäſſer	—	—	12	—	—	6	—	3	—	—	
2	—	ww) Hackebreter . . .	—	—	2	—	—	16	—	1	8	—	
6	—	xx) Große Küchentiſche	—	—	6	—	4	8	—	26	—	—	
		Latus								37835	19	—	

... dem Etat ...len sein. St.	Paar.	Benennung der Stücke.	Davon werden in den Depots vorräthig gehalten	Bei der Mobilmachung sind anzuschaffen	Am Orte der Thätigkeit des Lazareths werden angeschafft	Einheitspreis. pro	Thlr.	Gr.	Pf.	Betrag überhaupt. Thlr.	Gr.	Pf.	Anmerkungen.
		Transport								37335	19	—	
6	—	yy) Körbe zum Einholen der Suppenkräuter	—	—	6	—	3	8	8	20	—	—	
6	—	zz) Mörſer mit Piſtille	6	—	—	—	1	12	—	9	—	—	
8	—	aaa) Waſſertragen mit Gurten	—		8	—	—	12	—	4	—	—	
8	—	bbb) Brodkörbe . . .	—	—	8	—	3	8	—	26	16	—	
8	—	ccc) Portionsmeſſer .	—	—	8	—	—	20	—	6	16	—	
		B. Zur Theeküche.											
6	—	a) Theekeſſel zu 5 Qrt. u. 12 Pf.	6	—	—	—	10	—	—	60	—	—	
6	—	b) Dergl. zu 5 Qrt. u. 5 Pf.	6	—	—	—	4	4	—	25	—	—	
3	—	c) Kaſſerolen zu 5 Qrt. u. 3 Pf. .	3	—	—	—	2	12	—	7	12	—	
3	—	d) Drei eiſerne Pfannen	3	—	—	St.	1	16	—	5	—	—	
		V. Zur Einrichtung der Wäſcherei.											Die Utenſilien für die Wäſcherei ſind blos nachrichtlich verzeichnet; für den Fall, daß unter beſondern Umſtänden keine Entrepriſe ſtattfinden kann, welche inzwiſchen auf jede Art befördert werden muß.
4	—	a) Keſſel zu 200 Qrt. u. 120 Pf. . . .	—	—	4	—	100	—	—	400	—	—	
2	—	b) Dergl. zu 100 Qrt. u. 60 Pf.	—	—	2	—	50	—	—	100	—	—	
4	—	c) Lampen	—	—	4	—	—	3	—	—	12	—	
4	—	d) Standfäſſer . . .	—	—	4	—	—	5	—	—	20	—	
8	—	e) Zober	—	—	8	—	2	16	—	21	8	—	
6	—	f) Füllfäſſer	—	—	6	—	—	6	—	1	12	—	
8	—	g) Eimer	—	—	8	—	—	12	—	4	—	—	
4	—	h) Waſſertragen . .	—	—	4	—	—	12	—	2	—	—	
4	—	i) Waſchfäſſer . . .	—	—	4	—	5	—	—	20	—	—	
1	—	k) Aſchtiene	—	—	1	—	4	—	—	4	—	—	
12	—	l) Körbe und Kiepen	—	—	12	—	—	8	8	4	8	—	
8	—	m) Waſchleinen zu 40 Klaftern	—	—	8	St.	2	8	—	18	16	—	
1200	—	n) Klammern	—	—	1200	Sch.	—	4	—	3	8	—	
1	—	o) Waſchrolle	—	—	1	St.	30	—	—	30	—	—	
2	—	p) Handrollen . . .	—	—	2	—	—	16	—	1	8	—	
4	—	q) Plätteiſen mit doppelten Bolzen . .	—	—	4	—	3	—	—	12	—	—	
		VI. Zur Einrichtung der Badeanſtalt.											
8	—	a) Badewannen . .	—	—	8	—	8	—	—	64	—	—	
32	—	b) Lappen	—	—	32	—	—	8	—	10	16	—	
8	—	c) Bürſten	—	—	8	—	—	4	—	1	8	—	
		Latus								38199	11	—	

Nach dem Etat sollen sein: Stück.	Paar.	Benennung der Stücke.	Davon werden in den Depots vorräthig gehalten	Bei der Mobilmachung sind anzuschaffen	Am Orte der Thätigkeit des Lazareths werden angeschafft	Einheitspreis. pro	Thlr.	Gr.	Pf.	Betrag überhaupt. Thlr.	Gr.	Pf.	Bemerkungen
		Transport								38199	11	—	
16	—	d) Schwämme . . .	—	—	16	St.	1	—	—	16	—	—	
6	—	e) Keſſel zu 200 Qrt. und 120 Pf. . .	—	—	6	—	100	—	—	600	—	—	
		VII. Zur Einrichtung des Utenſilienmagazins.											
12	—	a) Tiſche	—	—	12	—	4	8	—	52	—	—	
24	—	b) Schemmel . . .	—	—	24	—	—	12	—	12	—	—	
2	—	c) Schreibzeuge . . .	—	—	2	—	—	12	—	1	—	—	
24	—	d) Packnadeln . . .	—	—	24	—	—	1	6	1	12	—	
4	—	e) Große Scheeren .	—	—	4	—	1	4	—	4	16	—	
8	—	f) Kleine Scheeren	—	—	8	—	—	12	—	4	—	—	
2	—	g) Brennſtempel . .	—	—	2	—	1	12	—	3	—	—	
2	—	h) Druckſtempel .	—	—	2	—	4	—	—	8	—	—	
2	—	i) Prägeſtempel . .	—	—	2	—	5	—	—	10	—	—	
4	—	k) Ellenmaße . . .	—	—	4	—	—	2	—	—	8	—	
2	—	l) Standwageſchalen zu 5 und 10 Pf.	—	—	2	—	—	5	—	10	—	—	
2	—	m) Einſatzgewichte zu 2 Pf.	—	—	2	—	2	8	—	4	16	—	
6	—	n) Gewichte à 2, 3 und 5 Pf. à 2 St.	—	—	6	Pf.	—	2	—	1	16	—	
		VIII. Krankenwärtergeräthe.											
60	—	a) Laternen	1	—	59	St.	—	22	6	56	6	—	
60	—	b) Leuchter	1	—	59	—	—	14	—	35	—	—	
60	—	c) Tragebreter . . .	1	—	59	—	—	16	—	40	—	—	
360	—	d) Reisbeſen . . .	1	—	359	—	—	1	—	15	—	—	
4	—	e) Rauhköpfe	1	—	3	—	—	14	—	2	8	—	
30	—	f) Schrobben . .	1	—	29	—	—	8	—	10	—	—	
120	—	g) Handfegen . .	1	—	119	—	—	6	—	30	—	—	
10	—	h) Schaufeln von Eiſen	1	—	9	—	1	10	—	14	4	—	
10	—	i) Hölzerne Schaufeln	1	—	9	—	—	8	—	3	8	—	
60	—	k) Molden . . .	1	—	59	—	—	16	—	40	—	—	
240	—	l) Wiſchlappen . .	1	—	239	—	—	4	—	40	—	—	
60	—	m) Schwämme . . .	1	—	59	—	—	—	—	60	—	—	
		IX. Heizungsgeräthe.											
10	—	a) Laternen	—	—	10	—	—	20	—	8	8	—	
10	—	b) Feuerzeuge . .	—	—	10	—	—	6	—	2	12	—	
10	—	c) Feuerſchüppen .	—	—	10	—	—	14	—	5	20	—	
10	—	d) Feuerhaken .	—	—	10	—	1	—	—	10	—	—	
10	—	e) Beile	—	—	10	—	—	12	—	5	—	—	
		Latus								39306	1	—	

Stck.	Paar.	Benennung der Stücke.	Davon werden in den Depots vorräthig gehalten	Bei der Mobilmachung sind anzuschaffen	Am Orte der Thätigkeit des Lazareths werden angeschafft	Einheitspreis. pro	Thlr.	Gr.	Pf.	Betrag überhaupt. Thlr.	Gr.	Pf.	Anmerkungen.
		Transport								39306	1	—	
10	—	f) Aſchegefäße . . .	—	—	10	—	4	—	—	40	—	—	
0	—	g) Einmännige Holztragen	—	—	10	—	—	12	—	5	—	—	
0	—	h) Torfkiepen	—	—	30	—	—	12	—	15	—	—	
		X. Im Holz- und Torfvorrathsbehältniß.											
8	—	a) Sägen	—	—	8	—	1	12	—	12	—	—	
8	—	b) Äxte	—	—	8	—	1	20	—	14	16	—	
8	—	c) Beile	—	—	8	—	—	12	—	4	—	—	
4	—	d) Sägeböcke	—	—	4	—	1	—	—	4	—	—	
2	—	e) Holzmaße	—	—	2	—	—	6	—	—	12	—	
8	—	f) Holztragen . . .	—	—	8	—	—	12	—	4	—	—	
		XI. Strohbehältniß.											
8	—	Packnadeln	—	—	8	St.	—	1	6	—	12	—	
		XII. In der Todtenkammer zu den Beerdigungsanſtalten											
8	—	a) Hacken	—	—	8	—	1	16	—	13	8	—	
8	—	b) Spaten	—	—	8	—	1	—	—	8	—	—	
8	—	c) Riegel	—	—	8	—	1	—	—	8	—	—	
8	—	d) Breter	—	—	8	—	—	8	—	2	16	—	
4	—	e) Stricke	—	—	4	—	—	16	—	2	16	—	
4	—	f) Kreuzholz	—	—	4	—	2	—	—	8	—	—	
		XIII. Zur Einrichtung des Geſchäftsbureau und der Caſſe.											
		A. Kanzleiutenſilien.											
4	—	a) Schreibtiſche . . .	—	—	4	—	5	—	—	20	—	—	
4	—	b) Papierſcheeren . .	—	—	4	—	1	—	—	4	—	—	
4	—	c) Federmeſſer . . .	—	—	4	—	—	20	—	3	8	—	
4	—	d) Radirmeſſer . . .	—	—	4	—	—	12	—	2	—	—	
4	—	e) Ziehfedern	—	—	4	—	1	—	—	4	—	—	
4	—	f) Lineale	—	—	4	—	—	3	—	—	12	—	
4	—	g) Tintenfäſſer . . .	—	—	4	—	—	6	—	1	—	—	
4	—	h) Sandfäſſer . . .	—	—	4	St.	—	4	—	—	16	—	
2	—	i) Siegel	—	—	2	St.	5	—	—	10	—	—	
		B. Caſſenutenſilien.											
2	—	a) Geldkaſten	—	2	—	—	10	—	—	20	—	—	
		Latus								39513	21	—	

Nach dem Etat ſollen ſein: Stück.	Nach dem Etat ſollen ſein: Paar.	Benennung der Stücke.	Davon werden in den Depots vorräthig gehalten	Bei der Mobilmachung ſind anzuſchaffen	Am Orte der Thätigkeit des Lazareths werden angeſchafft	Einheitspreis. pro	Einheitspreis. Thlr.	Einheitspreis. Gr.	Einheitspreis. Pf.	Betrag überhaupt. Thlr.	Betrag überhaupt. Gr.	Betrag überhaupt. Pf.
		Transport								39513	21	
2	—	b) Geldwagen . . .	—	2	—	—	5	—	—	10	—	—
4	—	c) Gewichte zu 5, 4, 3 und 2 Pf. . .	—	4	—	Pf.	1	2	—	1	4	—
2	—	d) Einſatzgewichte zu 2 Pf.	—	2	—	St.	2	8	—	4	16	—
2	—	e) Geldkörbe	—	2	—	—	—	8	—	—	16	—
2	—	f) Zahltiſche	—	—	2	—	5	—	—	10	—	—
2	—	g) Tütenhölzer . .	—	8	—	—	—	4	—	1	8	—
										39541	17	—

II. Nachweiſung von bei einem Hauptlazareth auf 1200 Mann Kranke und Verwundete nöthigen chirurgiſchen und ärztlichen Verbandſtücken und Geräthen.

Nach dem Etat ſollen ſein	Benennung der Stücke.	Davon werden in den Trainдepots vorräthig gehalten	Bei der Mobilmachung ſind anzuſchaffen	Am Orte der Thätigkeit des Lazareths werden angeſchafft	Einheitspreis. Thlr.	Einheitspreis. Gr.	Einheitspreis. Pf.	Betrag überhaupt. Thlr.	Betrag überhaupt. Gr.	Betrag überhaupt. Pf.
	1. An Bandagen.									
	An Leinwand wird erfodert, wenn ſie 1¼ Elle berl. Breite hat, die berliner Elle zu 5 Gr.									
400	a) Vielköpfige Binden à 1¼ Elle	267	—	133	—	5	—	104	4	—
200	b) Sechsköpfige Binden zu halber Breite der Leinwand, 1¼ Elle lang	133	—	67	—	5	—	26	1	—
200	c) Vierköpfige Binden zu 1¼ Elle lang (10 Stück aus der Breite).	133	—	67	—	5	—	7	7	—
400	d) Häckſelkiſſen (zu 1½ Elle Leinwand) . . .	267	—	133	—	4	—	100	—	—
240	e) Scapulars zu 1¼ Elle lang (6 Stück aus der Breite der Leinwand)	160	—	80	—	5	—	11	14	—
200	f) Servietten zu 1¼ Elle lang (halbe Breite)	133	—	67	—	5	—	31	5	—
200	g) Zehnellige Zirkelb. zu 2½ Zoll breit (10 Stück aus der Breite)	133	—	67	—	5	—	41	16	—
220	h) Achtellige dito zu 2½ Zoll breit (11 St. aus der Breite)	147	—	73	—	5	—	33	8	—
1500	i) Sechsellige dito zu 2¼ Zoll (12 St. aus der Breite).	400	—	200	—	5	—	62	19	—
560	k) Fünfellige dito zu 2 Zoll (14 Stück aus der Breite)	373	—	187	—	5	—	41	16	—
600	l) Vierellige dito zu 1¾ Zoll (16 St. aus der Breite)	400	—	200	—	5	—	31	6	—
600	m) Dreiellige dito zu 1½ Zoll (18 St. aus der Breite)	400	—	200	—	5	—	20	20	—
2400	n) Compreſſen aus 1 Elle 4 Stück	1600	—	800	—	5	—	125	—	—
	Latus							639	14	—

… dem …ollen …	Benennung der Stücke.	Davon werden in den Traindepots vorräthig gehalten	Bei der Mobilmachung ſind anzuſchaffen	Am Orte der Thätigkeit des Lazareths werden angeſchafft	Einheitspreis. Thlr.	Gr.	Pf.	Betrag überhaupt. Thlr.	Gr.	Pf.
	Transport							639	14	—
100	o) Paar Spanſchienen zur fractura femoris et cruris etc., nach Geſtalt der Theden'ſchen Schienen; gehörig mit Leinwand zu überziehen zu 1 Elle Leinwand	67	—	33	—	5	—	20	20	—
400	p) Strohladen zu 1¼ Elle	267	—	133	—	4	—	83	8	—
40	q) Schürzen zu 2 Ellen für Lazarethchirurgen auf den Stationen beim Verbinden	27	—	13	—	5	—	16	16	—
300	r) Neue Leinwand zu 5 Gr.	150	—	150	—	5	—	62	12	—
100	s) Desgl. zu 4 Gr.	50	—	50	—	2	—	16	16	—
1	t) Maſchine, an welcher Bandagen zur Übung angelegt werden	1	—	10	—	—	—	10	—	—
50	u) Ellen Fries zur Fomentatirung	50	—	—	—	8	—	16	16	—
50	v) Ellen Wachstuch zur Unterlage unter die Verbände	25	—	25	—	7	—	14	14	—
40	w) Stück leinen Band zu 45 Ellen	27	—	13	—	8	6	14	4	—
2	x) Pfund Stecknadeln	1	—	2	—	23	—	1	22	—
3	y) Stück Zwirn	2	—	1	—	9	6	1	4	6
200	z) Stück Nähnadeln	134	—	66	—	2	6	—	5	—
2	aa) Ellen engliſches Pflaſter auf Leinwand	1	—	1	1	8	—	2	16	—
1	bb) Pfund weißes Wachs	1	—	—	—	16	—	—	16	—
4	cc) Centner Charpie	4	—	—	40	—	—	160	—	—
6	dd) Centner alte Leinwand	6	—	—	20	—	—	120	—	—
300	ee) Bogen Pappdeckel	100	—	200	—	1	6	18	18	—
2	ff) Centner Flachs	2	—	—	36	16	—	73	8	—
10	gg) Gebleichtes Wachs	10	—	—	—	18	—	7	12	—
2	hh) Kaſten zum Einpacken der Charpie	2	—	—	1	—	—	2	—	—
7360	ii) Macherlohn für die Bandagen à Pf.	4907	—	2453	—	—	1	25	13	4
	Summa							1308	18	10
	II. An chirurgiſchen Inſtrumenten.									
2	a) Amputationsetuis	2	—	—	32	20	—	32	20	—
2	b) Trepanationsetuis	2	—	—	38	18	—	37	18	—
2	c) Anatomiſche Etuis mit Säge	2	—	—	4	—	—	8	—	—
2	d) Flaſchenzüge mit Zubehör	2	—	—	4	—	—	8	—	—
2	e) Etuis, in jedem aa) ein ſilberner männlicher Katheter bb) dito weiblicher cc) zwei biegſame dd) zwei biegſame Bougies ee) ein Troisquart nach Fleurant	2	—	—	12	16	—	25	8	—
3	f) Kugelzangen	3	—	—	—	16	—	2	—	—
3	g) Petit'ſche Tourniquets von Meſſing	2	—	—	3	—	—	9	—	—
40	h) Feldtourniquets von Leder	32	—	—	1	—	—	40	—	—
2	i) Theden'ſche Schienen zur fract. femoris et cruris	2	—	—	5	—	—	10	—	—
2	k) Dergl. zur fract. brachii et antibrachii	2	—	—	5	—	—	10	—	—
2	l) Etuis zur Bronchotomie nach Richter	2	—	—	2	12	—	5	—	—
	Latus							187	22	—

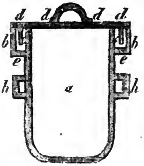
Nach dem Etat ſollen ſein	Benennung der Stücke.	Davon werden in den Traindepots vorräthig gehalten	Bei der Mobilmachung ſind anzuſchaffen	Am Orte der Thätigkeit des Lazareths werden angeſchafft	Einheitspreis.			Betrag überhaupt.		
					Thlr.	Gr.	Pf.	Thlr.	Gr.	Pf.
	Transport							187	22	—
3	m) Etuis, darin in jedem ſechs Biſtouris und zwei Lanzetten	2	—	—	5	16	—	11	8	—
2	n) Etuis, in jedem 1) Nadel zur Unterbindung beim Anevrisma. 2) Zwölf Nadeln verſchiedener Größe zur Unterbindung der Schlagader.	2	—	—	—	—	—	—	—	—
	3) Zwölf Nadeln zur Haſenſchart.				4	8	—	8	16	—
1	o) Etuis zum Schröpfen mit Meſſingköpfen	—	—	—	—	—	—	7	—	—
2	p) Savigny's Fiſtelmeſſer	2	—	—	3	—	—	6	—	—
4	q) Repouſſoir von Fiſchbein mit Schwamm	4	—	—	—	8	—	1	8	—
2	r) Etuis zu Zahninſtrumenten	2	—	—	5	—	—	10	—	—
30	s) Einfache Bruchbänder	30	—	—	2	—	—	60	—	—
10	t) Doppelte dito	10	—	—	2	12	—	30	—	—
2	u) Complette Accouchementinſtrumente	2	—	—	11	—	—	22	—	—
2	v) Petit'ſche Pantoffel	2	—	—	1	8	—	2	16	—
8	w) Bandagen von Leder u. Band zur fract. clavicul.	8	—	—	—	20	—	26	16	—
1	x) Etuis mit Staarinſtrumenten	1	—	—	10	—	—	10	—	—
2	y) Goulard'ſche Sonden zur arter. intercost.	2	—	—	—	12	—	1	—	—
8	z) Bindezeuche	8	—	—	5	8	—	42	16	—
8	aa) Aderlaßzeuge mit zwei Schneppern und Binde	8	—	—	3	—	—	24	—	—
1	bb) Etuis zur Operation der Thränenfiſtel	1	—	—	15	—	—	15	—	—
2	cc) Cylinder zur Stillung des Naſenblutens	2	—	—	2	12	—	5	—	—
20	dd) Klyſtierſpritzen	10	—	10	2	8	—	46	16	—
20	ee) Appareilkaſten mit zwei Büchſen zu Salben	10	—	10	2	8	—	46	16	—
20	ff) Runde Eimer zu unreinen Bandagen	10	—	10	1	—	—	20	—	—
20	gg) Ovale Eimer zu unreiner Charpie	10	—	10	—	22	—	18	8	—
20	hh) Waſchbecken	10	—	10	—	9	—	7	12	—
1	ii) Mudge's Maſchine zur Bähung	1	—	—	3	—	—	3	—	—
								613	10	—

Im Ganzen kann man die Sorgfalt nicht verkennen, mit der dieſe Etats aufgeſtellt worden ſind. Unter den chirurgiſchen Inſtrumenten hätten wol einige wegbleiben können, als: der geburtshilfliche Apparat, die Tabaksclyſtirmaſchine, die Mudge'ſche Dampfmaſchine und e. a. Die Verſorgung der Kranken mit Arzneien in den Feldhoſpitälern geſchieht recht gut auf die Art, wie ſie im Art. Feldapotheke (ſ. S. 366) für die Militair-Krankenanſtalten in Friedenszeiten angegeben worden iſt. Ein Etat für die pharmaceutiſchen Utenſilien und den zu haltenden Vorrath von Arzneien nach Gewicht und Preis würde für ein Feldlazareth aufzuſtellen ſein. Man ſ. die angeführte Sammlung von Vorſchriften für die preußiſchen Feldlazarethe S. 255 und 266.

In jeder Hinſicht muß große Ordnung in allen Geſchäften eines Feldhoſpitals herrſchen, wenn ſie nicht, wie im Feldzuge von 1813 und 1814 durch ungewöhnliche Ereigniſſe vielfach unterbrochen wird. Sie wird nicht nur das Wohl der Kranken fördern, ſie wird auch durch die Beziehung geboten, in der dieſe zur Armee ſtehen. Den höchſten und höheren Vorſtänden der Armee liegt daran, von dem Schickſale der von den großen und kleinen Armeecorps in das Feldlazareth geſchickten oder hineingerathenen Mannſchaften vollſtändig unterrichtet zu ſein; es liegt den Angehörigen der Kranken daran, über dieſe Auskunft erhalten zu können. Es ſind daher beſondere Vorſchriften zur Anfertigung von Büchern, Liſten, und ſogenannten Rapports erlaſſen, die genau befolgt werden

müſſen. Auch über die Verwendung der gezahlten Gelder und verbrauchten Conſumtibilien muß die Verwaltungsbehörde des Feldhoſpitals die nöthigen Ausweiſe vorlegen. Die Hauptbücher eines Feldhoſpitals in Anſehung des Verhältniſſes des Krankenperſonals zur Armee ſind das Aufnahme- und Ausgangsbuch und die meiſtentheils darnach entworfenen Liſten. Als Grundlage für die Verpflegungskoſten ſind Ordinationstabellen hauptſächlich anzuſehen.

Eine der erſten Schwierigkeiten macht die Reinhaltung der Hoſpitalräume und ihrer Atmoſphäre. Einem großen Theile nach hängt dies von der unermüdlichen Sorgſalt und Aufmerkſamkeit des in einem Feldlazareth angeſtellten Medicinalperſonals in jeglicher Beziehung ab. Je mehr man demnach Bedacht nehmen wird, dieſes immer zum Dinſte geeigneter heranzubilden und anzuſtellen, deſto ſicherer wird die Reinlichkeit, dieſes wichtige Förderungsmittel eines guten Heilverfahrens, in einer Pflegeanſtalt für kranke und verwundete Soldaten erhalten. Neuere Beiſpiele lehren noch, welche gräßliche Unreinlichkeit zuweilen in einem Feldhoſpitale herrſchte. Wenn Percy und Laurent bei dem Beſuche der Militairlazarethe in Mainz ſich ſchnell zurückziehen mußten, um von dem ſtarken fauligen Dunſt nicht ohnmächtig zu werden (Wittmann), ſo mag man es dem Belagerungszuſtande dieſer Stadt beimeſſen; lieſt man aber die Grauſen erregende Beſchreibung des Zuſtandes des Feldhoſpitals in Wilna nach dem Rückzuge der Franzoſen 1812 (v. Cancrin III. S. 89), ſo wird man geneigt, hier ihn theils der ſchlechten Verwaltung, theils der mangelhaften Verproviantirung der franzöſiſchen Armee zuzuſchreiben, die Bonaparte wol auf leichtſinnige Weiſe, wozu ihn ſeine grenzenloſe Ruhmſucht verleitete, mehrfach vernachläſſigte; man ſ. *Foy*, Histoire de la guerre de la péninsule. 2. éd. II. p. 343). Um die Unreinlichkeit in einer Feldkrankenanſtalt zu verhüten, iſt Alles aufzubieten, um die Verpeſtung der Luft zu verhüten. Die eintretenden Kranken müſſen wenigſtens gewaſchen werden, wenn ſie nicht eines lauwarmen Bades bedürfen, wie es nicht ſelten bei Trainknechten nöthig wird. Sie müſſen reine Hemden erhalten. Die Unterlagen der Betten und Polſter müſſen zur beſtimmten Zeit (nach dem preuß. Feldlazareth-Reglement alle 14 Tage) mit friſchem Stroh gefüllt werden, und, wo es unvermeidlich iſt, wie bei Ruhrkranken, noch öfter. Bei den Verbänden der Bleſſirten ſind die abgenommenen Verbandſtücke nicht auf den Fußboden zu werfen, ſondern in beſonders dazu beſtimmte Eimer aufzunehmen. Die Spuckkaſten ſind täglich mit neuem Sande zu verſehen. Die Zimmer werden alle Tage zwei Mal ausgefegt. Kranke, die ſich nicht ſelbſt waſchen können, müſſen von den Krankenwärtern gewaſchen werden. Auch die Reinigung des Kopfhaars iſt nicht zu verſäumen. Bei einigen wird wol das Beſprengen mit einer Abkochung von Sabadillſamen und Tabak nöthig (Fritz). Die Einführung von Waſſerclofets würde in den Feldhoſpitälern nicht zu benutzen ſein. Ob von dem Vorſchlage zu einem mit Waſſer geſperrten blechernen Nachteimer in Dingler's polytechniſchem Journal XV. (Tab. VIII. Fig. 15) auch in Feldhoſpitälern mit Erfolg Gebrauch zu machen ſein möchte, würde ein nicht koſtſpieliger Verſuch bald zeigen. Der Eimer hat nebenverzeichnete Einrichtung:



a iſt der Topf aus Eiſenblech; bb der Rand, welcher denſelben oben umgibt und bis zur Punktion cc mit Waſſer gefüllt iſt. In dieſes Waſſer taucht der Deckel dd; Henkel des Topfes hh; de bildet die hydrauliſche Sperre, durch die auch nicht der geringſte Geruch entweichen kann. Bei jedem Leibſtuhle muß das Holz dicht ſein und die innere Seite mit einem Firniß überzogen werden; der Deckel muß genau einfaſſen. Der Nachteimer beſtehe aus derbem Steingut mit Henkeln. Die Nachtſtühle bleiben nicht lange im Zimmer und werden, wie die Urinbehälter, täglich entleert. Die Unterſchieber (Steckbecken) werden mit aller Vorſicht bei ſchwachen Kranken in Gebrauch gezogen. Zur Erneuerung der Luft, vorzüglich in Zimmern mit Typhuskranken und Verwundeten, werden die einfachen, wol allgemein bekannten, Theden'ſchen Ventilatoren angebracht. Sie ſetzen die am Boden der Zimmer ſtockende ſchwere Stickluft in Bewegung, und führen ſie ſchnell durch die obern Öffnungen aus. Die Reinigung der Zimmerluft und die Zerſetzung der anſteckenden Stoffe fördern unſtreitig die Räucherungen mit Chlorgaſe. Man kann Miſchungen aus Chlorkalk und überſaurer ſchwefelſaurer Magneſie auf Tellern in die Krankenſäle ſtellen, die, von Zeit zu Zeit umgerührt, langſam und ohne Beläſtigung für die Kranken das desinficirende Gas entwickeln. Rauch von Kräutern hüllt nur ſchlechte Dünſte ein. Der Kranke ſoll friſche Luft athmen, keinen Kräuterdampf.

Von großem Einfluſſe für das Wohl der Lazarethkranken iſt angemeſſene Vertheilung derſelben. Sie in vier Claſſen unterzubringen, in fiévreux, blessés, vénériens und galeux, wie es bei den Franzoſen Sitte war, iſt von teutſchen Ärzten nie gebilligt worden. Anſteckende und anſteckungsloſe Kranke dürfen natürlich nicht in einem Zimmer liegen, und viele Fieberkranke ſind contagiös. Die mit anſteckendem Nervenfieber Behafteten, die an Ruhr und epidemiſchem Durchfall Leidenden, die Veneriſchen, Krätzigen und Bleſſirten erhalten beſondere Zimmer, die übrigen an Fiebern und chroniſchen Übeln Erkrankten werden gemeinſchaftlich in Zimmern behandelt. Bei den Verbänden großer Eiterwunden kann ſich bald eine ſchlechte Atmoſphäre bilden, die auch Nichtverwundeten Nachtheil bringt. Kommen viele Kranke mit Augenentzündungen in das Feldhoſpital, ſo iſt darauf zu achten, ob ſie einen anſteckenden Charakter annehmen. Jedenfalls müſſen, wenn mehre Kranke mit Augenblennorrhöen eintreffen, ſie in den gemeinſchaftlichen Krankenzimmern zur Vorſicht iſolirt werden, und beſondere Handtücher erhalten. Nehmen die Augenübel einen bedenklichen Charakter an, ſo

würde die Frage entſtehen, ob man die damit Behafteten in ein beſonderes, vom Feldhoſpitale getrenntes, Local ſchaffen müſſe. Eine zeitige und ſorgſame Trennung der anſteckenden Typhus- und Augenentzündungen wird die Armee und die Landeseinwohner vor großer Sterblichkeit bewahren und die Zahl der Blinden, welche dem Staate und einzelnen Familien zur Laſt fallen, nicht unbedeutend vermindern. Iſt ein Reſervezimmer in dem Hoſpitale, ſo können Typhuskranke hineingelegt werden, um das damit beſetzte Zimmer zu desinficiren und mit Kalk zu übertünchen, und dieſen vorher mit Milch zu löſchen, wenn es die Umſtände geſtatten, weil dieſer ſo zugerichtete Kalk nicht abſpringt und einen ſehr dauerhaften Überzug abgibt. Nöthigenfalls kann man Typhuskranke in Hütten bringen an Orten, wo die Luft geſund iſt. Im J. 1760 ließ der ausgezeichnete Feldarzt Brocklesby eine Menge Soldaten, die am anſteckenden fauligen Nervenfieber litten, in eine auf der Wetterſeite und oben mit Stroh gedeckte Hütte ſchaffen. Das Strohdach ſchützte die Kranken gegen die im September ſchon einbrechende Kälte. Es ſtarben nur zwei davon. Brocklesby ſchreibt dieſen glücklichen Erfolg mehr der reinen und heitern Luft zu, als den Arzneien, die den Kranken alle ſechs Stunden gereicht worden waren. Das Lagerſtroh wurde oft gewechſelt und der Sand auf dem Boden von Zeit zu Zeit ausgefegt. Es wurde dieſe Iſolirungsart noch einige Male mit gleichem Glück von demſelben Feldarzte benutzt.

Die aufgenommenen Kranken werden von dem Hoſpitalarzte unterſucht und in das Aufnahmebuch eingetragen, welcher das ihm angemeſſene Zimmer beſtimmt und die Lagerſtelle anweiſt. Die Kranken liegen auf glattgehobelten Pritſchen, die mit einem Strohſack zur allgemeinen Unterlage und mit einem anderen zum Kopfkiſſen, mit zwei Bettlaken und einer Friesdecke verſehen ſind. Der größere Strohſack iſt 3½ Ellen lang und 3 Ellen breit, der zum Kopfkiſſen dienende 2 Ellen breit. Der erſtere wird mit 40 Pfund geſchnittenem Haferſtroh gefüllt, der zweite mit 20 Pfund. Das Stroh hat als Füllungsmittel den Vorzug vor dem ſchwer zu ſäubernden Gemiſch von Wolle und Pferdehaaren. Es kann bei Verunreinigung ohne viele Koſten erneuert werden. Über dem Kopfende des Krankenlagers iſt ein Bret angebracht, um kleine Utenſilien, z. B. einen Trinkbecher, einen Eßlöffel nebſt den Arzneigläſern, aufzunehmen. Über dem Brete hängt eine ſchwarze Tafel, auf der der Name des Kranken, ſeines Regimentes, ſeiner Krankheit, und die verordnete Arznei und Diätform verzeichnet ſind. Dem Kranken werden Lazarethkleider angezogen. Zu ihnen gehören: ein Schlafrock, ein Paar Krankenhoſen, ein Paar Pantoffeln, eine leinene Jacke und Mütze. Zugleich bekommen ſie ein Schnupftuch und ein reines Hemde. Als Material zum Schlafrock wird blaugeſtreifter Zwillich genommen und zwar 5¾ berl. Ellen. Er wird gefüttert mit 4½ Ellen ungebleichter Leinwand. Die Krankenhoſen beſtehen aus 3½ Ellen deſſelben Stoffs, der das Contagium nicht anzieht und gewaſchen werden kann. Die leinenen Jacken erhalten Kranke, bei denen ein kritiſcher Schweiß ausbrechen will, oder ſchon ausgebrochen iſt. Sie wird gefertigt aus 3 Ellen gebleichter und 2⅞ Ellen Futterleinwand.

Die Kranken werden zu beſtimmten Stunden beſucht, etwa des Sommers vom 1. April bis zum letzten September halb 8 Uhr und des Winters vom 1. Oct. bis zum letzten März um 8 Uhr. Bei den Beſuchen wird der Arzt von ſeinem ärztlichen Gehilfen und dem Oberkrankenwärter begleitet. Der ärztliche Gehilfe merkt die Krankheitserſcheinungen in einem Journalblatte oder Krankenheft nebſt den Arzneiverordnungen und der Speiſeportion an, der Oberkrankenwärter die Diätformen nebſt den etwa noch bewilligten Extraportionen und Getränken. Die Arzneien werden nachher beſonders aufgeſetzt und das Recept wird in die Diſpenſiranſtalt (Lazarethapotheke) zur Bereitung des verſchriebenen Mittels abgeliefert. Zu den den Kranken zuzubereitenden Speiſen ſind Vorſchriften vorhanden, welche nach Beſchaffenheit der Kranken in Qualität und Quantität abweichen. Sie werden nach beſtimmten Portionen verabreicht, die wol nicht ganz angemeſſen Diätformen genannt ſind, und nach den Armeen verſchiedener Länder von einander abweichen. Selbſt für Mitteleuropa würde man keine allgemeine Diätform, wie ſie v. Cancrin (III. S. 166) vorſchlägt, feſtſetzen können, da die Nationalgewohnheiten bei Beſtimmung derſelben zu berückſichtigen ſind. Die Zuſammenſtellung der Diätformen in den Feldhoſpitälern einiger Staaten größeren Umfangs wird dies näher erläutern. Überhaupt genommen dürfen die Speiſen in den Feldlazarethen nicht zu mannichfach ſein, weil ſie im Kriege nicht immer leicht anzukaufen ſind, und der für ſie feſtgeſtellte Etat zur Ungebühr würde überſchritten werden müſſen. Nach dem königl. preuß. Feldlazareth-Reglement von 1787 ſind drei verſchiedene Speiſeportionen nach Beſchaffenheit der Krankheiten unterſchieden. Die Brodportion ſteigt von einem halben Pfunde bis 1½ Pfund. Schwere Kranke bekommen Weizenbrod. Geſetzmäßig erhält jeder Kranke ein halbes Pfund Fleiſch. Der Abwechſelung halber wird wöchentlich zwei Mal Kalb- oder Hammelfleiſch verabreicht. Zu den Speiſen werden benutzt Graupen, Reis, Gries, Hafer-, Buchweizengrütze und Mehl. Auch müſſen ſchickliche und wohlfeile grüne Kräuter und Wurzelwerk, z. B. Spinat, Sauerampfer, Mohrrüben, Paſtinak und dergl., ferner Milch, getrocknetes und friſches Obſt, ſelbſt reife Weintrauben, wo man ſie haben kann, bei dem Lazareth vorräthig ſein, und für einen billigen, die Einnahme nicht überſteigenden Preis aus der Verpflegungscaſſe gekauft werden. Das Waſſer iſt als gemeines Getränk feſtgeſetzt. Der Arzt muß beſtimmen, wenn es mit Eſſig oder Schwefelſäure zu vermiſchen iſt und wenn an der Stelle des Waſſers und dieſer Miſchungen Gerſtentrank mit Honig und Eſſig, Reiswaſſer, Hafergrützabſud, Milch, Ptiſane oder Kräuterthee gegeben werden ſoll. Die Ärzte haben die Erlaubniß, den Wein nach ihrer gewiſſenhaften Überzeugung zu verordnen, und das Feld-Kriegscommiſſariat iſt verbunden, für einen hinlänglichen Vorrath davon zu ſorgen und auf die Güte deſſelben Rückſicht zu nehmen. Das Bier iſt für die Geneſenden und einige Kranke als ſehr

nützlich erachtet. Branntwein wird in der Regel nicht geſtattet; blos ſtarke Trinker erhalten ſolchen auf Verordnung. Wenn einige Kranke und beſonders einige Reconvaleſcenten ſich an den Kaffee ſo gewöhnt haben, daß ſie ohne denſelben nicht geſund zu werden glauben, und ohne ihn gleichſam nicht leben können, ſo muß ihnen auch dieſer zuweilen gereicht werden. Die Milch wird ebenfalls aus der Speiſecaſſe bezahlt und nur auf Verordnung des Arztes entweder allein, oder in Milchſpeiſen, oder in Verbindung mit Waſſer, Thee, oder in Molken gegeben. Auch verkauft die Speiſecaſſe bei den preußiſchen Feldhoſpitälern Tabak, doch muß derſelbe nach Vorſchrift des Arztes oder Wundarztes mäßig geraucht und dabei alle Feuersgefahr verhütet werden. Schnupftabak wird nur denen geſtattet, die, wie bei Soldaten nicht oft vorkommt, ihn ohne Schaden der Geſundheit nicht entbehren können. Nützlich war ein Regulativ zur Beköſtigung der Kranken in den königl. Feldlazarethen, welches die königl. preuß. Inſpection des königl. Provinzialmilitair-Lazarethweſens in den Landen zwiſchen der Weichſel und Weſer 1813 bekannt machte und in dem die Beſtandtheile der Lazarethſpeiſen, nach dem gedachten Reglement, dem Gewichte nach genau angegeben werden. Zur erſten Form, deren gekochtes Eſſen 1/4 berliner Quart enthält, gehörten: A. Frühſtück 4 Loth Hafergrütze, oder 4 Loth Buchweizengrütze, oder 4 Loth Hirſen, oder 4 Loth Weizenmehl, oder, jedoch nur ausſchließlich zum Abendeſſen, 1/16 Metzen Erdtoffeln mit 1/2 Loth Butter und 1/4 Loth Salz. Zugabe 1 1/2 Pfund Brod für den ganzen Tag. B. Mittagseſſen, welches um 12 Uhr ausgetheilt wird, 1/2 Pfund Rindfleiſch, 6 Loth Reis, oder 8 Loth Graupen, oder 8 Loth Hirſen, oder unter der Benennung von Gemüſe, 16 Loth Erbſen, oder 16 Loth Linſen, oder 16 Loth Bohnen, oder 1/4 Metze Erdtoffeln mit 1 1/2 Loth Salz und 1 Pfennig für Gewürz und Suppenkräuter. Zugabe, a) die zugleich mit der Austheilung des Mittagseſſens geſchieht, 8 Loth gekochtes Fleiſch, 1/4 Loth Salz dazu; b) die unmittelbar nach der Austheilung des Mittagseſſens geſchieht, 3/4 berliner Quart Bier. Zur zweiten Form, deren gekochtes Eſſen 9/16 berliner Quart enthält, gehörten: A. Frühſtück (ihm gleich das Abendbrod um 6 Uhr); 3 Loth Hafergrütze, oder 3 Loth Buchweizengrütze, oder 3 Loth Hirſen, oder 3 Loth Weizenmehl, oder, jedoch nur ausſchließlich, zum Abendeſſen, 1/8 Metze Erdtoffeln mit 3/8 Loth Butter und 3/16 Loth Salz. Zugabe 1 Pfund Brod für den ganzen Tag. B. Mittagseſſen, welches um 12 Uhr ausgetheilt wird. 3/8 Pfund Rindfleiſch, 4 Loth Reis, oder 6 Loth Graupen, oder 6 Loth Hirſen, oder 5 Loth Pflaumen, mit 1 1/2 Loth Salz und 3/4 Pfennig für Gewürz und Suppenkräuter. Zugabe, a) die zugleich mit der Austheilung des Mittagseſſens geſchieht, 8 Loth gekochtes Fleiſch, 1/4 Loth Salz dazu, b) die unmittelbar nach der Austheilung des Mittagseſſens geſchieht, 3/4 berliner Quart Bier. Zur dritten Form, deren gekochtes Eſſen 3/8 berliner Quart enthält, gehörten, A. Frühſtück (im Sommer um 6 Uhr, im Winter um 7 Uhr; Abendbrod 6 Uhr) 2 Loth Hafergrütze oder 2 Loth Buchweizengrütze, oder 2 Loth Hirſen, oder 2 Loth Weizenmehl, oder, jedoch nur ausſchließlich, zum Abendeſſen 3/32 Metzen Erdtoffeln mit 1/4 Loth Butter, 1/8 Loth Salz. Zugabe: 1/2 Pfund Brod, oder Semmel, für den ganzen Tag. B. Mittagseſſen, welches um 12 Uhr ausgetheilt wird. 1/2 Pfund Rindfleiſch, 2 Loth Reis, oder 4 Loth Graupen, oder 4 Loth Hirſen, oder 5 Loth Pflaumen, mit 1 1/2 Loth Salz und 1 Pfennig für Gewürz und Suppenkräuter. Zugabe: a) die zugleich mit der Austheilung des Mittagseſſens geſchieht, 8 Loth gekochtes Fleiſch, 1/4 Loth Salz dazu; b) die unmittelbar nach der Austheilung des Mittagseſſens geſchieht, 3/4 Quart Bier. Extraportionen, welche den Kranken außer der gewöhnlichen Beköſtigung, auf Verſchreibung des Arztes, verabreicht wurden, ohne daß deshalb etwas in Abzug kommen dürfte. I. Speiſen: a) Früh- und Abendeſſen. 1) Weinſuppe, 3/8 Quart Wein, 2 Loth Semmel, 1 Loth Zucker; 2) Bierſuppe, 3/8 Quart Bier, 2 Loth Semmel, 1 Loth Kochzucker. Beide beſtehen aus: 3/4 Quart, alſo wird der Weinſuppe Waſſer zugeſetzt. b) Mittagseſſen: 1) Eierbrühe, 1/4 Quart Fleiſchbrühe, ein Hühnerei, 1/8 Loth Salz; 2) Pflaumenſuppe, 8 Loth Pflaumen, 1 Loth Kochzucker, zu 3/4 Quart; 3) geſäuertes Kalbfleiſch, 8 Loth Kalbfleiſch, 1/32 Quart Weineſſig, 1/2 Loth Salz, zu 3/4 Quart. II. Getränke: a) Malztrank, 4 Loth Luftmalz, 3/4 Quart Waſſer, zu 1/2 Quart eingekocht; b) Milch 3/4 Quart; c) zum Eſſigtrank, 1/8 Quart Weineſſig; d) zum Zuckertrank, 3/8 Quart Waſſer, 1/8 Quart Branntwein, 1 Loth Zucker. Noch ſind Portionsſätze zu Getränken angegeben, welche ohne Abzug der Portionen von Bier und Branntwein verſchrieben werden. a) Graupenſchleim, 4 Loth Graupen zu einem Quart Waſſer. b) Haferſchleim, 4 Loth Hafergrütze gleichfalls zu einem Quart Waſſer. Dieſe Diätformen, wie ſie das Regulativ angibt, dürften für ein Feldhoſpital genügen. Für die preußiſchen Friedenslazarethe ſind ſie nach dem Reglement für dieſelben vom J. 1825 (Auguſtin's königl. preuß. Medic.-Verfaſſ. IV. S. 158), man ſ. dieſes Beköſtigungsregulativ auch in meinem Taſchenbuche für die Militair-Medicinpolizei S. 418 fg., in dem indeſſen vier Diätformen aufgeführt ſind.

Die Beköſtigung in den öſterreichiſchen Feldhoſpitälern begreift mehre Abtheilungen. Man unterſcheidet I. leere Diät, bloße Fleiſchbrühe; II. volle Diät; III. Viertelportion; IV. Drittelportion; V. halbe Portion; VI. die ganze Portion 8 Loth Rindfleiſch (gekocht) mit Sauce, Zugemüſe, Ritſcher, oder Mehlſpeiſe (alternirend), halbweißes Brod, 26 Loth. Bei jeder Portion kommt Fleiſch vor; doch bei der leeren Diät auf beſondere Verordnung.

In den franzöſiſchen Feldkrankenhäuſern ſind, nach dem Reglement vom 20. Dec. 1824, drei Régimes feſtgeſetzt: Die volle Beköſtigung (régime gros), die magere (régime maigre), und die ganz einfache (la diète). Zu dem régime gros gehören vor allem Brod, Fleiſch und Wein, der nach vier verſchiedenen Verhältniſſen vertheilt wird (von 1/16—1/4 Litre). Als friſche Gemüſe werden gegeben: Kartoffeln, Rüben, Mohrrüben, Erbſen, grüne Bohnen, Spinat; als trockne: Linſen, Erbſen und Boh-

nen; als leichte trockne: Reis, Nudeln, Mehlpudding, Panaden, gekochte Pflaumen und Äpfel, Eier und Milch.

Die Militairkranken der ruſſiſchen Armee in den für ſie preußiſcher Seits angelegten Hoſpitälern wurden auf eine getroffene Übereinkunft in nachſtehenden Portionen beköſtigt:

Benennung der Portionen.	Gewicht, Maß, Stück.	Sonntag.	Montag.	Dinstag.	Mittwoch.	Donnerstag.	Freitag.	Sonnabend.
1) Gewöhnliche Portion.								
Roggenbrod	Pfund.	2	2	2	2	2	2	2
Fleiſch	—	1	1	1	1	1	1	1
Hafergrütze	—	½	½	½	½	½	½	½
Buchweizengrütze	—	—	—	½	—	—	—	½
Sauerkraut	Stof.	½	½	½	½	½	½	½
Salz	Sol.	7½	7½	7½	7½	7½	7½	7½
Kwas	Stof.	1	1	1	1	1	1	1
Anmerk. Wo geſäuerte rothe Rüben zu haben waren, wurden ſie mit dem Sauerkraut abwechſelnd gegeben; wo aber keins von beiden zu erhalten war, wurde der täglichen Portion ½ Pf. Grütze, nach dem oben beſtimmten Tageswechſel, zugelegt.								
2) Mittlere Portion.								
Roggenbrod	Pfund.	1	1	1	1	1	1	1
Fleiſch	—	½	½	½	½	½	½	½
Hafergrütze	—	½	¼	—	½	½	½	—
Buchweizengrütze	—	—	—	½	—	—	—	½
Salz	Sol.	6	6	6	6	6	6	6
Bier	Stof.	1	1	1	1	1	1	1
3) Für Schwache.								
Weißes Brod	Pfund.	1	1	1	1	1	1	1
Fleiſch	—	1	1	1	1	1	1	1
Hafergrütze	—	¼	¼	¼	¼	¼	¼	¼
Salz	Sol.	5	5	5	5	5	5	5
Anmerk. Ehe das Fleiſch in den Keſſel gelegt wird, muß es vorher etwas geklopft werden, damit es ſich beſſer zerkoche. Nach der Zubereitung wird es nicht mit der Bouillon ausgegeben, ſondern, weil es ganz ausgekocht iſt, weggeworfen, oder, nach dem Ermeſſen der Ärzte, den Kranken zugelegt, welche auf die erſte und zweite Portion geſetzt ſind.								
4) Portion mit Kiſſel, einer Art Gallerte oder Gelée, welche nach Verordnung der Ärzte in den nöthigen Fällen ſtatt der ſchwachen Portion gegeben wurde.								
Weißes Brod	Pfund.	1	1	1	1	1	1	1
Hafermehl	—	1	1	1	1	1	1	1
Honig oder Syrup	—	¼	¼	¼	¼	¼	¼	¼
Salz	Sol.	5	5	5	5	5	5	5

Anmerk. Aus dem Salze und Hafermehle wird der Kiſſel zubereitet; der Honig oder Syrup aber dem Kranken gegeben, um ihn, mit Waſſer verdünnt, zu gebrauchen.

Bei dem Kochen der gewöhnlichen und mittleren Portion iſt darauf zu ſehen, daß die Brühe nicht mehr als zwei Stoffe betrage, welche dem Kranken halb Mittags und halb Abends zu geben ſind.

Das Sauerkraut kann halb weiß, das heißt, mit etwas grünen Blättern gemiſcht, ſein und wird vom 1. Oct. bis zum 15. Mai gegeben; vom 15. Mai bis 1. Oct., wird ¼ Pfund friſches Grünes gereicht, welches aus jungen Brennneſſeln, Sauerampfer, rothen Rübenblättern oder friſchem Kohl beſtehen kann.

Das Eingeben der verordneten Arzneien beſorgt der Oberkrankenwärter eines jeden Reviers; heftig wirkende und narkotiſche gibt ein Hilfs-Wundarzt dem Kranken. Jener iſt gegenwärtig, wenn Kranke Brechmittel nehmen ſollen.

Zur Heizung der Krankenzimmer werden Öfen in Vorſchlag gebracht, die von Innen geheizt werden. Die Ofenröhren dürfen alsdann keine Schlußklappen haben, um das gefährliche Zuſchließen derſelben zu verhüten. Vor den Ofenthüren muß ein Raum mit Gyps ausgegoſſen ſein, um Feuersgefahr zu verhüten.

Die Todten können nicht lange in den Krankenſälen liegen bleiben. Sie müſſen in ihrer Krankenkleidung auf dem Strohſacke in ein den Winter über etwas erwärmtes Zimmer getragen werden. Erſt nach 48 Stunden, wenn ſie nochmals von dem Arzte beſichtigt ſind, und blaugrüne Flecke auf dem Unterleibe ſich zeigen, iſt die Beerdigung zu geſtatten. In den Todtenkammern iſt eine Bürſte, nebſt anderen zur Erweckung eines Scheintodten gleich und dringend erfoderlichen Hilfsmitteln in Bereitſchaft. Nichts muß in einer Krankenanſtalt Sorgloſigkeit und Mangel an Gefühl verrathen, und am wenigſten muß dies der Fall ſein in einem Feldhoſpitale, wo man Leidende behandelt, die für ihre Mitbürger jeden Augenblick Geſundheit und Leben in Gefahr ſetzten.

Zum Wohle der Kranken und der ſie aufnehmenden Anſtalten müſſen, ſo oft es der dirigirende Arzt nöthig findet, von dem ärztlichen und ökonomiſchen Perſonal Conferenzen ſtattfinden, an denen der Lazarethcommandant Theil nimmt. Vor allen Dingen muß in denſelben die epidemiſche Krankheitsconſtitution beſprochen werden, damit die Heilart ihr gemäß näher feſtgeſtellt bleibe, und dabei kein oberflächliches empiriſches Verfahren einreiße. Der Oberarzt legt die Bemerkungen vor, welche er bei ſeinen täglichen Viſiten gemacht hatte. Die Ärzte geben an, welche Kranken entlaſſen werden können, und wo kein Hinderniß dem etwa erfoderlichen Transporte derſelben in ein anderes Feldhoſpital entgegentritt. Über jede Conferenz wird ein Protokoll aufgenommen. Die zum Transporte ausgewählten Kranken begleitet ein dazu commandirter Wundarzt, mit Evacuationsliſte und einigen Arzneien, für den Nothfall verſehen. Die Direction des Lazarethes, nach dem ſie abgehen, wird von ihrer Ankunft in Kenntniß geſetzt. Kranke, welche an anſteckenden Krankheiten gelitten haben, oder noch leiden, werden auf dem Transportwege nicht einquartirt, ſondern in eigene, iſolirte, Räume untergebracht.

Feldhoſpitäler müſſen von Zeit zu Zeit von einem General-Diviſionsarzte, wo möglich in Begleitung von einem Mitgliede der Intendantur, beſichtigt werden.

G. Ph. Michaelis, Über die zweckmäßige Einrichtung der Feldhoſpitäler. (Göttingen 1801.) Mit einem Kupfer. Eine claſſiſche Schrift. Das Kupfer ſtellt den engliſchen Krankenwagen dar. M. E. C. F. Richtſteig, Beiträge zur Vervollkommnung des Feldhoſpitalweſens. (Glogau 1807.) Enthalten die Überſetzungen der das Feldhoſpitalweſen betreffenden Arrêtés vom Jahre 1800. v. Cancrin's Über die Militairökonomie. 3 Bde. (Petersburg 1820—1823. 4.) Eine für die commandirenden Generale, Armee-Intendanten und Feldärzte im hohen Grade lehrreiche und kaum entbehrliche Schrift. Der dritte Band handelt von den Feldhoſpitälern nach eigenen Erfahrungen. Fritze's Das königl. preuß. Feldlazareth im Kriege von 1778 und 1779. (Leipzig 1780.) Dieſe Schrift hat in mancher Hinſicht zur Verbeſſerung des Feldmedicinalweſens beigetragen. Das königl. preußiſche Feldlazareth-Reglement vom J. 1787 gehörte zu ſeiner Zeit zu den beſten. Sammlung einzelner Vorſchriften, Dienſtanweiſungen und ſonſtiger Ausarbeitungen über die Verwaltung der Lazarethe bei der königl. preuß. Armee. (Berlin 1815. Auch Görlitz 1813 die erſte Aufl.) Réglements sur le personnel du service de santé des hopitaux militaires. (Paris 1825.)

Feldkrankheiten. Der Krieg, wenn er anhaltend und mit beträchtlichen Truppenmaſſen geführt wird, gibt zu Krankheiten häufig Veranlaſſung, welche bei einer Armee in Friedenszeiten ſeltner ſind, und daher Feldkrankheiten genannt werden. Die verderblichſten darunter ſind: das anſteckende Nervenfieber, die Ruhren und der Hoſpitalbrand. Sie raffen viele Menſchen weg, und die beiden erſten gehen von den damit Behafteten gemeinhin auf die Bewohner der Gegenden über, welche vielfältig mit Typhus- und Ruhrkranken in Berührung kommen. Lange Militairſtraßen zeigen die verderblichen Spuren der Nervenfieber. Die Ruhren übertreffen ſie in einzelnen Fällen an Bösartigkeit, ſo tödtlich dieſe auch ſich gezeigt haben; denn 1814 ſtarben nach Desgenette's Angaben in Torgau 13,448 Mann, die Hälfte der eingeſchloſſenen Garniſon. In den hitzigen contagiöſen Krankheiten, den Pocken, Maſern, dem Scharlach und der Peſt, werden die organiſch-chemiſch bearbeiteten Contagien nach den Hautpartien in eigenthümlichen Formen abgeworfen. Sie halten ihren Verlauf mit Regelmäßigkeit. Dies hatte man bei dem anſteckenden Typhus verkannt, bis es von Hildenbrand durch genaue Beobachtungen nachwies. Einige Ärzte ließen zu reichlich die Ader öffnen, andere überreizten die Typhuskranken mit Mohnſaft und heftig aufregenden Mitteln. Der Schaden von einem übereilten, oft nach einſeitigen Theorien gemodelten ärztlichen Verfahren wird ſelbſt von den Ärzten nicht mehr beſtritten, und es läßt ſich erwarten, daß künftig weniger Nervenfieberkranke nach einer kunſtwidrigen Behandlung, als Opfer

in den Feldhoſpitälern fallen werden. Ruhren nehmen deshalb in den Feldlazarethen leicht einen bösartigen Charakter an, weil, wenn ſie ſtark um ſich greifen, es ſchwer iſt, die davon Gepeinigten mit aller Pünktlichkeit abzuwarten, und die Verderbniß des Dunſtkreiſes in den Krankenſälen bei den überhäuften übelartigen Darmausleerungen zu verhüten. Der Hoſpitalbrand kann und wird ſich entwickeln, wenn die Reinlichkeit bei den Verbänden großer Eiterflächen irgend vernachläſſigt wird. Sein Contagium ſetzt ſich bald in den Zimmerwänden feſt, und nun tritt er ſelbſt zu leichten Wunden hinzu, ſodaß nichts übrig bleibt, als die Kranken in ein reines Zimmer zu verlegen und das verlaſſene mit ſcrupulöſer Sorgfalt zu reinigen. Unter den ſogenannten hitzigen Krankheiten gehören noch Wechſelfieber, Entzündung der Augen und Reſpirationsorgane und Gelenkrheumatismus zu den gangbarſten Feldkrankheiten. Die Wechſelfieber werden faſt nur zum Ausbruche kommen, wenn Truppen lange in Gegenden ſtehen, wo ſie endemiſch herrſchen, auch wol in Feſtungen und Lagern auf feuchtem Boden. Unter den Entzündungen hat eine Blennorrhöe der Augenlider, die als anſteckend erkannt wurde, noch immer die allgemeine Aufmerkſamkeit unterhalten. Seit Anfang dieſes Jahrhunderts wurde ſie zuerſt von den franzöſiſchen Feldärzten erregt, die ſie in Ägypten beobachteten. Sie waren der Meinung, daß das häufige Erſcheinen dieſer Krankheit im Klima dieſes Landes liege, ſowie in der Lebensweiſe der Ägyptier. Man behauptete bald, ſie ſei anſteckend, und die davon ergriffenen, oder ergriffen geweſenen, Soldaten hätten ſie nach Europa verbreitet. Sie wurde deshalb ägyptiſche Augenentzündung genannt. Neuere Nachforſchungen ließen indeſſen nicht zweifeln, daß in anderen Ländern ähnliche Veranlaſſungen zur Entwicklung derſelben vorhanden ſein können. Ohne Communication mit Ägypten herrſchte ſie ſchon 1565 in Holland; 1761 und 1762 wurde ſie in Weſtfalen unter den Soldaten der teutſchen und engliſchen Armeen beobachtet. Alle Erörterungen zeigen, daß die Feldärzte katarrhaliſche Augenentzündungen, die unter den Truppen irgendwo um ſich greifen, nicht mit Gleichgültigkeit behandeln müſſen, um ihrer Verbreitung möglichſt bald Grenzen zu ſetzen. Von den chroniſchen Krankheiten gehören zu den häufigen Feldkrankheiten die Luſtſeuche und die Krätze. Wäre die in neuerer Zeit geprieſene Curmethode bei der Luſtſeuche wirklich ſtichhaltig, woran zu zweifeln ich hinreichenden Grund zu haben glaube, ſo würde die Abſperrung der Veneriſchen in den Feldhoſpitälern, in vielen Fällen wenigſtens, nicht mehr nöthig ſein. Man würde indeſſen die erprobten Vorkehrungen gegen dieſe unreine Behaftung des Organismus, die eine Störung im Militairdienſte mit ſich führt, keineswegs hintanſetzen dürfen. Die Krätze, dieſer häßliche Hautausſchlag, der den Soldaten um einen großen Theil ſeiner nächtlichen Ruhe bringt, ſcheint mir vorzüglich in Vernachläſſigung der Reinlichkeit Hinſichts der Wäſche und in unreinen Quartierlagern ſeinen Urſprung zu haben. Man würde ſie gewiß unter den Truppen ſehr vermindern, wenn die Unterofficiere Sorge trügen, daß der Soldat das zeitige Waſchen der Hemden und [illegible] nicht verabſäume, und dieſen anwieſe, auf die [illegible] heit ſeines Quartierbettes und Lagerſtrohs zu [illegible] mit er nicht von der Krätze dadurch angeſteckt [illegible] Man hat ſich lange bemüht, eine wirkſame [illegible] durch äußere nicht zu entbehrende Mittel [illegible] Neuerlich iſt die ſogenannte engliſche Curmethode [illegible] probehaltig auch den Armeeärzten anzuweiſen [illegible]

Man kann ihr die Nutzbarkeit nicht abſprechen [illegible] aber für den Soldaten zu umſtändlich. Der [illegible] der Salben, und das engliſche Mittel iſt auch ein [illegible] iſt mit vielen Unannehmlichkeiten überhaupt verbunden [illegible] Nach meiner Erfahrung iſt eine Miſchung aus einem [illegible] Schwefelblumen, zwei Theilen ſchwarzer Seife und [illegible] Waſſer, um ein Liniment daraus zu machen, das [illegible] züglichſte und ſehr empfehlungswerthe Mittel. Es [illegible] vier Mal täglich zu 4—6 Quentchen in die mit [illegible] Krätze behaftete Stellen ſtark eingerieben, [illegible] Kranke ein Brennen empfindet und die Kruſte [illegible] abſpringt. Dabei nimmt der Krätzige einige [illegible] Bäder, und hält ſich möglichſt reinlich. Wegen der großen Nützlichkeit der angegebenen Miſchung [illegible] ich ſie hier angeführt.

Drei Nervenübel ſind noch zu den Feldkrankheiten zu zählen: Das Heimweh, der Wundſtarrkrampf und [illegible] Ohnmachten auf den Märſchen. Um das Heimweh [illegible] den Feldhoſpitälern ſelbſt zu lindern und zu verhüten, iſt es ſehr heilſam, den daran Leidenden in der Nähe [illegible] Landsleuten ihr Lager anzuweiſen; ſie fühlen ſich erleichtert, ſich mit ihnen in gleichem Dialekt unterhalten [illegible] können. Der Starrkrampf iſt eine der gefährlichſten [illegible] plicationen, deren die Wunden fähig ſind. Der T[illegible] zeigt ſich in einer gleichmäßigen Erſtarrung des [illegible] Körpers; der Kranke liegt gerade ausgeſtreckt und [illegible] weglich. Oft tödtet der Starrkrampf in 2—4 Tagen. Er geſellt ſich meiſtentheils zu Wunden ſehniger [illegible] Gebilde.

Was die Ohnmachten betrifft, ſo kommt es vor, daß Soldaten auf langen ermüdenden Märſchen zur Sommerzeit zur Erde ſinken, als wenn ſie von einem Schlagfluſſe wären ergriffen worden. Gewöhnlich rührt die Ohnmacht von allzu engen ſteifen Halsbinden und der Laſt des Militairgepäcks und Gewehrs her. Da man viel Aufmerkſamkeit auf angemeſſene Ausrüſtung und zweckmäßige Bekleidung des Soldaten gerichtet hat, wird er weniger als ſonſt künftig den Ohnmachten auf Märſchen ausgeſetzt ſein. Übrigens ſind die Compagniechirurgen von ihren Vorgeſetzten zu warnen, daß ſie bei [illegible] chen Ohnmächtigen nicht voreilig Blut ablaſſen.

Schließlich ſind noch die Froſtbeulen an den Gliedern und die Schwielen an den Füßen als häufige, äußere körperliche Beſchwerden, welche bei den Soldaten vorkommen und ſie höchlich beläſtigen, zu erwähnen. Große Heerführer ließen dieſe Fußübel ſelbſt nicht außer Acht. Guſtav Adolf befahl, daß die Soldaten nach [illegible] ſchwerlichen Märſchen ſich die Füße mit Flanel [illegible] dann ſie mit warmem Waſſer waſchen ſollten, in welches Schießpulver geſchüttet war. Friedrich II. verlangte [illegible]

chirurgen die Füße der Soldaten nicht ununter- ſollten. Froſtbeulen ſind roſenartige Entzün- Haut. Glücklicher Weiſe verurſachen ſie nur Beſchwerden, wo der Regel nach Soldaten zu rtriebenen Märſchen genöthigt zu ſein pflegen. im gelindern Grade heben das Reiben mit Waſchungen mit eiskaltem Waſſer, auch mit id Branntwein. Hiervon ſind die Soldaten Compagniechirurgen in Kenntniß zu ſetzen, die nn ſie ſehr ſchmerzhaft werden, die nöthigen ig verordnen müſſen. Schwielen werden haupt- n zu knappen Schuhen verurſacht. Sie ſollten daten beſonders angemeſſen, und Maß ſollte Fuß beſonders genommen werden.

buch der Kriegsarzneikunde. (Leipzig Weygand Bde.) Iſt noch brauchbar, aber ungenügend. *ingle*, Observations on the diseases of the 52. Überſetzt von Brande. (Altenburg 1772.) *Monro*, An account of the diseases which ost frequent in the british military hospi- ermany from January 1761 to march 1763. von J. E. Wichmann. (Altenburg 1766.) n Hildenbrand, Über den anſteckenden Typhus. 500.) Delpech-Bruggemann, Über den Ho- nd. Aus dem Franzöſiſchen von Kieſer. (Jena Stütz, Über den Starrkrampf. (Stuttgart 1804.) d Eble, Über den Bau und die Krankheiten dehaut des Auges mit beſonderem Bezuge auf tiſche Augenentzündung. (Wien 1828.) Mit drei upf. Die Abbildungen ſind ſehr erläuternd. *La-* L'art de soigner les pieds. (Paris 1781.) von J. G. Hoffmann. (Leipzig 1793.)

ldlaboratorium, iſt die Anſtalt eines Feldhoſpitals, die Decocte und Aufgüſſe für die Kranken zube- uch wol nöthigenfalls Pflaſter und Salben ange- und einfache Arzneien zum Gebrauche in eine ſſene Form gebracht werden, wenn ſie in derſelben chon angekauft ſein ſollten. Es hat alſo ſeiner nach eine viel beſchränktere Beſtimmung, als das h-pharmaceutiſche feuerfeſte Arbeitszimmer der Ci- heken, mit Deſtillirkapellen, Schmelz- und Rever- en, mit Retorten, Recipienten, Tiegeln, Woulf's Apparat, Aräometern und anderen Utenſilien verſe- um die künſtlichſten Präparate, welche Zeit und erfodern, zum medicíniſchen Gebrauche nach der acopoea civilis zu Stande zu bringen. Ein Stabs- boratorium wäre nur denkbar, wenn das Kriegs- erium auf den Antrag der Medicinalpartie bei der altungsſection die Anlage derſelben beſchlöſſe, um hrem Arzneivorrathe die Feldhoſpitäler, ſowie auch riedens-Militairlazarethe mit den nöthigen Medica- n zu verſorgen. Es iſt dies nicht wahrſcheinlich, ſie die chemiſch-pharmaceutiſchen Präparate im In- aus guten chemiſchen Fabriken und die einzelnen chen Arzneien aus den Landesapotheken gegen einen tt und aus den Drogueriehandlungen mit Vortheil hen können, und die Abſendung kleiner Bedürfniſſe für die Diſpenſiranſtalten Diviſionsdepots nöthig machen würde.

Feld-Medicinalweſen, iſt der Inbegriff der Anordnungen und Einrichtungen, welche der Staat macht, um in Kriegszeiten die Geſundheit der Truppen zu erhalten, und die gute Behandlung und Heilung der kranken und verwundeten Soldaten möglichſt zu ſichern. Um die Geſundheit in der Armee, beſonders während eines Feldzuges, aufrecht zu erhalten, iſt erfoderlich: 1) genaue Aufſicht auf das Proviantweſen und die Nahrungsmittel; 2) Vermeidung einer nicht ſchützenden, läſtigen, gar nachtheiligen, Bekleidungsart; 3) hinreichende Vorſorge für die Truppen auf den Märſchen, in den Quartieren, beſonders im Bivouak; 4) Auswahl des Terrains bei dem Aufſchlagen der Zelte, bei Anlegung von Baraken, und 5) umſichtige Anlage eines Feldlagers. Wie wichtig die Vorſorge für einen Vorrath guten Proviants bei einer Armee ſei, zeigt die Geſchichte der Kriege lebhaft genug. Als der Vicekönig von Italien auf dem Rückzuge aus Rußland ſeine Artillerie und Bagage hatte im Stiche laſſen müſſen, bemerkt Segur (Hist. de Napoléon p. 195): „C'était aux vivres que la plupart en voulaient. Ils écartaient et rejetaient pour quelques poignées de farine, les vêtements brodés, des tableaux, des ornements de toute espèce, et des bronzes dorés. Le soir, ce fut un singulier aspect que celui de ces richesses de Paris et de Moscou, de ce luxe de deux des plus grandes villes du monde, gisant épars et dédaigné sur une neige sauvage et déserte.“ Der gänzliche Mangel des Proviants als Sache der Schickung iſt in einzelnen Fällen unverſchuldet. Die vernachläſſigte Vorſorge für deſſen Güte liegt der Verwaltung zur Laſt. Die Ober-Kriegscommiſſarien in der öſterreichiſchen und preußiſchen Armee ſind angewieſen, das Getreide, welches ungenießbar und verdorben in den Magazinen vorgefunden wird, niemals unter die Armee vertheilen zu laſſen, ſondern es wegzuſchaffen. Das Brod ſoll gut ausgebacken und nicht friſch auf die Wagen geladen werden, weil es ſonſt gedrückt und ſchimmelig wird. (Ribbentrop's Samml. I. S. 198.) Wird beabſichtigt, die Abänderung eines neuen Proviantartikels zu geſtatten, ſo müſſen Verſuche vorangehen, damit man die Benutzungsart genau erprobe. Ehe man bei der preußiſchen Armee Soucharren einführte, wurden Verſuche in Königsberg und Danzig veranſtaltet, und zwar in der Art, daß eine Probebackung durch Vermiſchung eines gebeutelten Weizens mit Roggenmehl vorgenommen wurde und zur Hälfte, zu einem Drittel und zu einem Viertel. (Ribbentrop, Samml. V.) Man will vom Genuſſe eines ſchlechten Fleiſches ſelbſt Ruhren herleiten, wenn es kranken oder mit ſchlechtem Futter genährten Thieren entnommen war. Annesly fand, daß unter den zu Madras ſtehenden Truppen dieſe Krankheit überhand nahm, weil ſie früh Schweinefleiſch zu eſſen pflegten. Er hob die Ruhr dadurch, daß er die Speiſung mit dem Fleiſche unterſagte, welches dadurch ſchädlich wurde, daß die Schweine in Oſtindien häufig faules Fleiſch und den Unrath anderer Thiere genießen. (Researches etc., auch Ger-

ſon's und Julius' Magazin der ausl. Literat. XVII. S. 440.) Das Trinkwaſſer, dieſes einfache, wohlfeile Getränk, darf der Feldarzt nicht unberückſichtigt laſſen, ſelbſt wenn es angelegten Brunnen entnommen iſt. Coindet ſpricht von einem Regimente, das aus jungen Rekruten beſtand. Sie bekamen bald nach ihrer Ankunft zu Genf eine bedeutende Anſchwellung der Schilddrüſe. Sie tranken alle das Waſſer aus einem in ihrer Quartiergegend liegenden Brunnen. Man wies ihnen in einem anderen Stadtreviere ihren Aufenthalt an, und einen anderen Brunnen zur Schöpfung des Trinkwaſſers. Die Schilddrüſe bekam bald wieder den natürlichen Umfang. (*Andral*, Anat. pathologique II. p. 561.) Die von vielen Ärzten bekannt gewordenen Kritiken der Feldärzte über die Kleidung und Ausrüſtung der Soldaten ſind nicht ohne Einfluß auf zweckmäßige Beſtimmung und Anfertigung derſelben geblieben. Angemeſſener ſind die Litewken und die langen Beinkleider ſtatt der nur bis an das Knie reichenden Hoſen mit den beim Anziehen Aufenthalt verurſachenden Stiefletten. Die kurzen Beinkleider und engen, feſt anſchließenden Uniformen veranlaſſen Darmbrüche, beſonders wenn das Niederfallen der erſten Glieder auf die Knie bei dem Pelotonsfeuern hinzukommt. Die Pantalons müſſen mit Tragbändern gehalten werden. Die Torniſter mit doppelten Riemen ſchnüren weniger die Bruſt ein, als die früheren einriemigen. Viele Schwierigkeit macht noch die beſte Form der Kopfbekleidung, weil ſie auch gegen den Säbelhieb ſchützen ſoll. Bei den Vorſchlägen zur Verbeſſerung der Soldatenkleidung laufen auch verunglückte Einfälle mitunter. Den Soldaten Perücken von Ziegenhaaren zu geben, wie der Marſchall von Sachſen vorſchlug, wird nicht leicht noch in Antrag kommen. Der Rath, den Soldaten Ärmel zu geben, die er zur Winterzeit mit Bändern an dem Bruſttuche befeſtigen ſoll, iſt ſchon deshalb verwerflich, weil in der Eile leicht ein Ärmel im Quartiere liegen bleibt. Halsbinden aus Pferdehaaren geflochten, geben zu wenig nach, und ſind wegen ihrer Steifheit ſchwer zu waſchen. Vielleicht könnte das Gewicht der Rüſtung noch bei manchen Armeen vermindert werden. Die neueſten franzöſiſchen Gewehre wiegen mit dem Bajonet nur 9 Pfund 15 Loth, die der Voltigeurs, welche 4 Zoll kürzer ſind, nur 9 Pfund 2 Loth.

Auf den Märſchen ſind mehre Vorſichtsregeln zu beobachten. Die Tageszeit dazu muß gut gewählt werden. Regel iſt es, wenn es geſchehen kann, bei dem Ausbruche eines Krieges, die Märſche nach und nach erſt zu verlängern. Es wird in rauhen Gegenden die Morgenkälte vermieden, dagegen in warmen und in heißer Jahreszeit die Mittagshitze. In feuchter und ſumpfiger Gegend iſt ein früher Morgenmarſch nicht zu empfehlen. Überhaupt müſſen die Soldatenmärſche nicht zu kurz ſein. Cancrin hält die Märſche unter drei Meilen für unangemeſſen. Iſt der Soldat einmal im Zuge, ſo wird er gern eine Meile weiter gehen, da er doch die ganze Wegſtrecke bis zum Ziele nicht ändern kann und vor Augen hat. Bei trockenem und heißem Wetter beläſtigt der Staub die marſchirenden Truppen auf das Äußerſte. Über alles dies müſſen die Officiere und Armee wohl unterrichtet ſein. [illegible] ſtand der Quartiere ſind zweckmäßige Beſtimm[illegible] unbeachtet geblieben. Nach den preußiſchen [illegible] Einquartierungsreglements vom 17. März 18[illegible] die Kammern, welche eingelegten gemeinen Sol[illegible] gewieſen werden, gegen den Eindruck der [illegible] verwahrt ſein. Sie müſſen an einem geſunden [illegible] Hauſes liegen, gehöriges Licht haben, und [illegible] ſich in den obern Etagen, ſo muß eine [illegible] dahin führen. Die Lagerſtellen müſſen [illegible] an einem reinen Handtuche zum Gebrauch [illegible] fehlen.

Das Lagern im Freien (im Bivouak) [illegible] ſich in die Länge ziehenden Feldzuge [illegible] Die Truppen müſſen in den Bivouaks [illegible] ſundheit leiden. Um ſich zu erwärmen, [illegible] Jahreszeit und des Nachts Feuer unterhalten, [illegible] mer nur eine Körperfläche erwärmt wird, [illegible] kalten Winden ausgeſetzt ſein kann. [illegible] an Lagerſtroh auf den Bivouaks, wenn ſie [illegible] Verfolgen des Feindes oft dazu neue Plätze [illegible] bentrop verdoppelt die Portion des Branntweins [illegible] Soldaten, welche längere Zeit im Freien liegen [illegible] Lebensmittel werden gewöhnlich in der [illegible] requirirt, wo dann ſelten an gute Beſchaffenheit [illegible] iſt. Bivouaks führen Huſten, Bruſt- und [illegible] dungen, nicht minder Durchfälle herbei. [illegible] die Stelle einwirken, wo bivouakirt wird. [illegible] 1827 erreichte das 13., 38., 47. engliſche Regiment [illegible] dem Marſche nach Amarapora in Oſtindien [illegible] Die Regimenter hatten die Regenzeit über [illegible] Sie lagerten in einem niedrigen Sumpflande mit [illegible] Graſe bewachſen. In der Nacht zum 31. d. M. [illegible] men ſie plötzlich Brechruhr in der bösartigſten [illegible] die aber nach 24 Stunden ebenſo ſchnell [illegible] das Bivouak auf einen hohen, trocknen, [illegible] bewachſenen Fleck verlegt war. (*Annesley*, Researches etc. Gerſon's und Julius' Magazin XVII. S. [illegible])

Bei Belagerungen, bei Stand- Feldlagern [illegible] ſelten zur Anlegung von Baracken [illegible] Kann ein trockener Boden dazu dienen, ſo werden ſie [illegible] niger nachtheilig. Die Anhäufung der [illegible] denſelben trägt immer zur Verunreinigung der [illegible] Eine einzelne Hütte ſoll in einem Quadrat von 15 [illegible] Seitenlänge beſtehen, ſodaß, wenn in der Mitte der [illegible] nach ein Raum von 3 Fuß frei bleibt, auf jeder [illegible] ein Raum von 6 Fuß Breite und 15 Fuß Länge ſich befindet, auf welchem bequem acht Mann Platz finden. [illegible] beſteht aus vier Eck- und einigen Mittelſtändern, die 2 Fuß in und 2 Fuß über der Erde haben, und durch [illegible] Latten oben verbunden ſind. Auf dieſe letzteren [illegible] ein Satteldach von vier Sparren auf jeder Seite, [illegible] 10 Fuß lang ſind. Das Dach trägt ſich ſelbſt und [illegible] mit dünnen Stangen als Latten verſehen, auf [illegible] dann Strohbüſchel gebunden werden, die aber nur ſo [illegible] ſind, den Regen abzuhalten. Die Seitenwände ſind [illegible] Stroh, Strauchwerk und dergleichen durchflochten [illegible] verzäunt. Eine ſolche Hütte iſt 8 Fuß hoch und [illegible]

…nen Giebelſeite eine Thür von 3 Fuß Breite und …ß Höhe. Sie wird mit einem kleinen Abzugsgraben …ven. Auf hohem und trockenem Boden macht man …equemeren und wärmeren Einrichtung die Seiten- … nur 1½ Fuß hoch und gräbt die Hütte 1 Fuß …us, indem man dieſe Erde an die Wand von Außen … Die Materialien zu einer ſolchen Hütte ſind: 8 …der, 4 Fuß lang und 3 Zoll ſtark, 67 Latten, von 1½ Zoll Stärke, 4 Hopfenſtangen, zum Verbande der …e, zu 10 Fuß Länge, 8 etwas ſchwächere zu Spar- … 90 Bohnenſtangen als Latten, 20 Bund Stroh … Pfund, 20 Schock Weiden und anderes Strauchwerk. …l werden, außer einigen hölzernen, gar nicht erfo- … und alles wird mit Weidenruthen gebunden. (Ribbentrop, Samml. V. S. 305.)

In einem Feldlager iſt ein Truppencorps großen Ge- …en bei langer Dauer Hinſichts ſeiner Geſundheit aus- …zt, ſelbſt wenn das Terrain ſich dazu eignet, und alle … ſeiner Anlage nöthigen mediciniſch-polizeilichen Rückſich- … genommen ſind. Selten fehlt es zur Herbſtzeit an …bren in demſelben, deren Entwickelung im Früh- und …ätherbſt doch mit den Dünſten von den verweſenden …getabilien einigen Zuſammenhang zu haben ſcheint, wie Oſiander nachzuweiſen ſucht. Werden Zelte ſtatt Baracken in Gebrauch gezogen, ſo müſſen ſie nicht zu nahe einander geſtellt und nicht mit Mannſchaft über- …llt werden. Auf feuchtem Boden müſſen ſie mit kleinen …oſſen umzogen ſein, welche das Regenwaſſer abführen. …ie Anlage von Schlachtbänken und Abtritten iſt von großer …ichtigkeit. Erſtere ſind zur Seite des Lagers, wo mög- …ch an einer Anhöhe, anzubringen, letztere werden hinter …em Lager angelegt und in gehöriger Tiefe ausgegraben. …und um dieſelben laufen Balkenſitze auf zuvor überge- …eglen Bauholzſtücken befeſtigt. Jeden Morgen wird die …othfläche mit einem halben Fuß Erde beſchüttet. Ent- …eht die Frage: ob Baracken vor den Zelten in Lagern …en Vorzug verdienen? ſo würde ich mich dahin entſchei- …en, daß Baracken ein irgend großes Lager an Umfang …ermehren würden, und daß bei dem Aufenthalte in Zelten nicht die Geſundheit mehr gefährdet ſein möchte, als in den militairiſchen Erdhütten. Hiermit mag ich dem Troß von Packpferden mit Zelten bei den einzelnen Regimentern nicht das Wort reden. Einige Wagen mit Zelten bei jeder Brigade würden genügen.

Um die gute Behandlung und Heilung der kranken Soldaten bei einer Armee im Felde möglichſt zu ſichern, darf es derſelben an dem genügenden ärztlichen Perſonale höhern und niedern Grades nicht fehlen. Ich muß nach meiner völligen Überzeugung hierbei von der Anſicht ausgehen, daß die Militair- und Feldärzte der höheren Grade der Regel nach eine claſſiſche Vorbildung erhalten, und dann die theoretiſche Ausbildung zum Dienſte in den mediciniſchen Facultäten der Univerſitäten erlangt haben ſollten. Beſonderer Unterrichtsanſtalten für ſie dürfte es nicht bedürfen. Daß es nicht eine chriſtliche Religion für den wiſſenſchaftlich ausgebildeten Civiliſten gibt, und zugleich eine andere für den Soldaten, es mag dieſer nun in höheren Verhältniſſen dem Staate dienen, oder in untergeordneten, wurde bis dahin nicht bezweifelt. Man wählte die Feldpröpſte und Feldgeiſtlichen aus den auf Univerſitäten für ihre mannichfache Beſtimmung zugezogenen Candidaten der Gottesgelahrtheit. Gibt es denn eine zweifache Arzneiwiſſenſchaft in Beziehung auf Civilperſonen und das Militair? Iſt die Irritabilität des Militairherzens anders als die des civilen? Werden die Muskeln im Wundſtarrkrampfe bei dem Soldaten anders ergriffen als bei dem Civiliſten? Fragen wir die Geſchichte, zeigt ſie nicht wichtige Militairärzte auf, die den Armeen nützlich wurden, wenn ſie gleich nicht vorher Jahre lang Pflaſter ſtrichen und Cirkelbinden anlegten. Ward nicht Cothenius, früher Phyſikus in Havelberg, von Friedrich II. zum Arzte des Militair-Waiſenhauſes zu Potsdam ernannt und dann zum General-Feldarzte ſeines Heeres? War nicht Heiſter, von Ruyſch und Rau zu Leyden gebildet, ein ausgezeichneter Feldarzt? Würden wir die Feldkrankheiten ſo genau kennen gelernt haben, wenn nicht Johann Pringle und Donald Monro, früher Profeſſoren in Edinburgh, dann engliſche Feldärzte, ſie meiſterhaft beſchrieben hätten? Ich will hiermit keinesweges behaupten, daß nicht auch ungemein tüchtige Armeeärzte des höchſten Grades, ohne den Gang durch die gebahnten Bildungsanſtalten gemacht zu haben, ſich ſelbſt bei guter Anlage durch ungewöhnliche Anſtrengung in einzelnen Fällen ausbilden könnten. Theden, einige Zeit Schneidergeſell, dann mehre Jahre preußiſcher Compagniechirurg, wurde, durch ſeine Liebe zur Wiſſenſchaft bei guten Talenten empfohlen, zuletzt General-Stabschirurg der preußiſchen Armee. Murſinna, erſt Compagniewundarzt, dann Regimentsarzt, wurde im 43. Lebensjahre Profeſſor der Chirurgie in Berlin, nachdem er ſich als mediciniſcher Schriftſteller ausgezeichnet hatte, und ſtarb als preußiſcher General-Stabschirurg. Meine Meinung geht nur dahin, daß man bei dermaliger guter Organiſation der Univerſitäten, vorzüglich in ſolchen Städten, wo ſich große Krankenanſtalten befinden, in welchen es an Gelegenheit, Kranke zu beobachten und Operationen theils zu ſehen, theils zu machen, nicht fehlt, beſonderer Unterrichtsinſtitute für Militairärzte höheren Grades nicht bedürfe, und man ſie aus den Medico-Chirurgen, die aber nicht Wundärzte erſter Claſſe ſein müſſen, ſollten dieſe ferner eine beſondere Claſſe von Chirurgen bilden, vielleicht nach vorgängiger Concursprüfung, wählen könne. An Candidaten zu den erledigten Stellen wird es nicht fehlen, weil ſie eine feſte Beſoldung erhalten. Vielleicht wäre ihre Anſtellung auf Kündigung nicht unräthlich. Unentbehrlich ſind in der ärztlichen Feldpraxis, ſowie in der Militair- und Civilpraxis überhaupt, ärztliche Gehilfen. Dieſe heranzuziehen dienen Unterrichtsinſtitute, wie ſie ſchon beſtehen, und bei den hopitaux militaires d'instruction in Frankreich längſt beſtanden. Es iſt hier nicht der Ort, über ihre Organiſation ausführlich zu reden. Nach meiner Einſicht muß keiner als Schüler darin aufgenommen werden, der nicht auf einem Gymnaſio die dritte Claſſe erreicht hatte. Die Zöglinge müſſen Gelegenheit finden, ſich im Präpariren zu üben. Die Anatomie muß einen Lehrer haben, welcher Operateur iſt, und ſie in Bezug auf Wundarzneikunſt vorträgt. Mikroſkopiſche Un-

terſuchungen verbleiben den Lehrſälen der höheren Zergliederungskunſt. Das Skelet eines Erwachſenen, ſowie die einzelnen Knochen deſſelben ſind eiſerne Lehrgegenſtände der Inſtitute. Die Dauer eines Unterrichtscurſus wird auf zwei Jahre geſetzt. Iſt ein Krankenhaus an dem Orte der Schule, und hierauf iſt bei Organiſation derſelben zu ſehen, ſo wohnen die Zöglinge im zweiten Lehrjahre den Krankenbeſuchen bei. Die chirurgiſchen Verbände werden in dem Unterrichte darüber an Lebenden angelegt. Zeichnet ſich ein Lehrling durch Talent, Fleiß und Betragen ungewöhnlich aus, der jedoch Armuths halber keine Landesuniverſität beſuchen kann, ſo wird er vom Staate unterſtützt, wogegen er ſich verbindlich macht, ſechs Jahre als ärztlicher Gehilfe in der Armee zu dienen, in der er dann auf weitere Beförderung rechnen kann. So werden dem Staate künftig die Thedens und Murſinnas erhalten.

Zu dem Feld-Medicinalweſen gehören Vorräthe chirurgiſcher Hilfsmittel, deren Ankauf kurz vor dem Ausbruche eines Krieges nicht ſchnell genug geſchehen kann. Es ſind dahin zu rechnen Amputations- und Trepanationsbeſtecke. Hier muß Überfluß vermieden werden; denn ein geſchickter Wundarzt muß mit einfachen Inſtrumenten viel leiſten können. Für Binden und einige Bandagenſtücken, die nicht ſchnell anzufertigen ſind, noch vorzüglich für zureichende Charpiemaſſen iſt in den Armeedepots zu ſorgen. Alle mit Chlorgas gereinigte alte Charpie taugt nichts; ſie vom Entrepreneur anzukaufen, iſt höchſt mislich. Unſtreitig würden in den Waiſenhäuſern große Maſſen Charpie gezupft werden können. Auch würde eine Maſchine zur Bereitung der engliſchen Charpie bei dem ärztlichen Generalſtabe ihren Vorrath vermehren. (M. ſ. d. Maſchine abgebildet in Ehrlich's Chir. Beobachtungen II.)

Was die Behörden für das Feld-Medicinalweſen angeht, ſo hängen ſie in letzter Entſcheidung vom Kriegsminiſter ab. Bei ihm ſind ein General-Stabsarzt, ein Ober-Stabsapotheker nebſt dem General-Kriegscommiſſar in Thätigkeit. Von dem General-Stabsarzte erhalten die Diviſions-Generalärzte die erfoderlichen techniſchen Verfügungen. Die Diviſions-Generalärzte ſtehen, was die Verpflegungsgegenſtände betrifft, mit den Kriegscommiſſarien der Diviſionen in Verbindung.

G. F. Eichheimer's Umfaſſende Darſtellung des Militair-Medicinalweſens 2 Bde. (Augsburg 1824.) Mit Kupf. Verfaſſer iſt königl. bairiſcher Oberfeld-Stabsarzt. J. N. Isfordink, Militairiſche Geſundheitspolizei mit beſonderer Beziehung auf die k. k. öſterreichiſche Armee 2 Bde. (Wien 1827.) Der Verfaſſer war Ober-Feldarzt der öſterreichiſchen Armee. *J. G. V. Millingen*, The army medical Officer's manual upon active service. London 1819.) Hennen, dieſer neue ausgezeichnete Militair-Wundarzt ſagt (Grundriß der Militairchirurgie S. 24 der Überſ.) mit Recht von Millingen, er ſchlage einige Verbeſſerungen in den Anordnungen zu Feldausrüſtungen den Ärzten vor, die, wenn ſie angenommen werden, unfehlbar den verwundeten Soldaten zum Troſte und ihren Ärzten zur Erleichterung und Bequemlichkeit gereichen müßten. J. Ch. H. Metzig (königl. preuß. Bataillonsarzt), Das Kleid des Soldaten vom ärztlichen Standpunkte aus. (Liſſa 1837. Mit Abb. [illegible] législation sur l'administration des troupes [illegible] *Quillet*. III. éd. T. III. (à Paris 18[illegible]) Bundſchuh, Überſicht des bei der k. k. [illegible] Armee beſtehenden Ökonomieſyſtems 3 Bde. [illegible] (Wien 1816—1819.) Eine ähnliche Überſicht [illegible] preuß. Militair-Ökonomieſyſtem betreffend [illegible] 7 Bden lieferte Friedr. Ribbentrop [illegible] *chelle*, Cours élémentaire d'administration [illegible] ris 1829.) II vol.

FELDA. I. Fluß und Thal ([illegible] Dieſer kleine Fluß kommt ſchon in einer Urkunde 786 vor, wo Kaiſer Karl der Große [illegible] das Dorf Dorndorf am Einfluß der Felda [illegible] ſchenkt. Mehre kleine Flüſſe dieſes Namens [illegible] Umkreiſe entſpringen aus einem und dem [illegible] birge und ſind ſchon deswegen nicht [illegible] aufgeführt zu werden. Am Elnbogen ([illegible] über der Meeresfläche), einem durch ſeine Geſtalt ausgezeichneten Berg des Rhöngebirges, großherzogl. weimar-eiſenachiſchen Antheils der ehemaligen gefürſteten Grafſchaft Henneberg, befinden ſich zwei Quellen: der Rupertsbrunnen und der Zinkenbrunnen ([illegible] üb. d. M.), im Muſchelkalkflötz, woraus die Felda ihren Urſprung nimmt, die bis zu ihrer Ausmündung bei Dorndorf in die Werra einen Wieſengrund von fünf Meilen Länge und ¼ Meile Breite, der nur durch mehre Buchten und amphitheatermäßig eingeſchloſſene Flächen breiter wird, durcheilt, ein Städtchen, fünf Märkte, acht Kirchdörfer und einige Höfe mit ungefähr 9000 Einwohnern bevölkert, berührt, und etliche 30 Mühlen treibt. Während ihres raſchen Laufes, indem ihr Fall von 2045 bis 746 p. F. bei ihrer Einmündung bei Dorndorf in die Werra 1300 F. beträgt, nimmt ſie nur, außer den zehn kleinen Mühlenbächen, die Wieſenthal, aus dem hohen Aſch entſpringend oberhalb des Pfarrdorfes Weilar, als den bedeutendſten auf. Wenn auch gleich der obere Theil des Feldagrundes durch ſeine hohe nördliche Lage und ſeine Bergebegrenzung, die von 1500 bis 2500 p. F. üb. d. M. emporſteigt, rauh und kalt iſt, ſo iſt der untere Theil des Thales vom Markte Dermbach bis nach Dorndorf wärmer und daher fruchtbarer. Üppige Wieſen, rechts und links des Flüßchens, die bis an den Fuß der Berge die Äcker am Abhange derſelben zurückgedrängt haben, und die dann erſt mit dichten Laubwaldungen von Eichen und Buchen bewachſen, wo ihre Steile es unmöglich macht, ſind durch Schleußen und Kunſträder in ihrer Ergiebigkeit noch gefördert und liefern ihren Bewohnern den Hauptnahrungszweig durch die Viehzucht. Außerdem finden die letztern in Verfertigung von Barchenten und andern baumwollenen Fabrikaten, wie auch Flanellen, neben dem Ackerbau ihre Erwerbsquelle. Dieſes an Naturſchönheiten ſo reiche Thal iſt dem Reiſenden erſt ſeit zehn bis zwölf Jahren bekannter geworden, da ſeit dieſem Zeitraume eine von den fünf neuangelegten Chauſſeen durchführt, die von der leipzig-frankfurter Haupthandelsſtraße zwiſchen Gotha und Buttlar in einer Entfernung von acht Meilen abgehen und über den thüringer Wald und

höngebirge durch die Thäler der Werra, der Felda und er den Norden mit dem Süden verbinden. Selbſt in i dem Pfarrdorf Dorndorf, wo, wie ſchon bemerkt, da von der Werra aufgenommen wird, durchkreuzen hauſſeen nach allen Richtungen; die eine geht durch Städtchen Berka nach Gerſtungen, wo die zukünf- üringiſche Eiſenbahn mit der heſſiſchen nach Caſſel rankfurt ſich verbindet; die andere führt über das chen Bach, rechts von der frankfurter Chauſſee nach , und links bei Buttlar, das Ulſterthal hinauf über Rhöngebirge nach Kiſſingen, Schweinfurt und Würz- eine dritte leitet über das Städtchen Salzungen erragrunde links nach Schmalkalden und rechts über ungen, Hildburghauſen, Coburg zur Eiſenbahn bei nfels und Bamberg, und endlich die vierte, beglei- ängs der Felda bis faſt zu ihrem Urſprung, führt Stellberg am Rhöngebirge überſchreitend, ins König- Baiern durch das Städtchen Fladungen, und geht falls nach Kiſſingen, Schweinfurt und Würzburg. n Urſprung der Felda wieder zurückkommend, iſt zu erken, daß über dem Rücken des Einbogens der rö- ſche Grenzgraben, der Hahl, Hoel oder Pfalgraben, der Rheine ſich anfängt, durch die Wetterau und das höngebirge ſich hinaufzog und bei den Gleichbergen un- eit Römhild im Werrathal ſich verlor, immer noch ſicht- ar iſt. Mit einer 50 Fuß ſpitz zulaufenden Erhöhung immt man denſelben noch wahr, der über den Sattel es mehr erwähnten Stellberges, wo auch die Chauſſee über dieſen Arm der Rhön nach Baiern, ohne ſtarke Neigung, ſich hinanſchlängelt, und die Waſſerſcheide des Weſer- und Maingebietes iſt, indem die daſelbſt entſpringende Streu in den Main, wie die Felda in die Werra ſich ergießt, dann über die Höhen: die Altmark, den Leichelberg, die Disburg, die Geba-Berge, die zwiſchen 2200—2500 p. F. üb. d. M. hoch ſind, über eine Anhöhe läuft, die bis jetzt noch den Namen Hahlberg führt, und ſomit den Dachſtein, den Umpſen, den Taufſtein, den Eibenberg und das Horn, Berge, die das Feldathal bilden, mit der hohen Rhön in Verbindung bringt. Das Dorf Reichenhauſen iſt der erſte Ort, den die junge Felda durchrieſelt. Unweit davon, bei dem Dorfe Erbenhauſen, nimmt ſie einen Bach auf, und ehe ſie noch den unweit entfernten Markt Kaltenſundheim (mit 166 Häuſern und 950 Einw.) berührt, wird ſie von noch zwei Bächen, die von Mittelsdorf und Kaltenweſtheim kommen, verſtärkt. Über Baſaltgeſtein rauſchend durchfließt ſie den Markt Kaltennordheim (mit 252 Häuſern und 1600 Einw.). Er iſt der Sitz eines großherzoglich ſächſiſchen Juſtiz-, Rent- und Poſtamtes, in dem ehemaligen hennebergiſchen Schloß, wie auch einer Superintendentur, eines Phyſikats mit einer Apotheke; desgleichen in der Nähe ein Braunkohlenbergwerk. Die Felda nimmt ihren Lauf durch das Pfarrdorf Fiſchbach, benetzt links das Dorf Diedorf, wo in einem Halbcirkel ein ſchönes Panorama dem Auge ſich darbietet, indem links auf einem koniſchen, dicht mit Geſtrüpp bewachſenen Hügel die Reſte des alten Schloſſes Fiſchberg hervorragen; geradaus die ehemalige fuldaiſche Benedictinerpropſtei Zell, mit ihren ſtattlichen, mit Thürmen verſehenen Gebäulichkeiten und Kirche auf einem Plateau ruhend, worüber der hohe Pinzlar (1980 p. F.) mit ſeiner großen Baſaltmaſſe ſich erhebt, und links am Eibenberge (den Namen durch tauſendjährige Eiben, taxus baccata, die horſtweiſe durch das Hellgrün der Buchen contraſtirend, herleitet), die Burgen des ſchon im 13. Jahrh. ausgeſtorbenen Grafengeſchlechts von Neidhardshauſen, lagen. Der Graf Erppo, aus dieſem Geſchlecht entſproſſen, ſtiftete zu Ehren der Jungfrau Maria und Johannis des Täufers ein Benedictinernonnenkloſter (1191) unter ſeinen Burgen in dem jetzigen Pfarrdorfe Neidhardshauſen, was damals eine Stadt genannt wurde. Später verlegte man es auf die linke Seite der Felda, wo jetzt die Propſtei Zell ſteht, und als im Bauernkriege daſſelbe zerſtört, wurde es von Abt Wolfgang von Fulda neu wieder aufgerichtet und zu einer Prälatur zum fuldaiſchen Domſtifte gezogen (1570). Bei Neidhardshauſen vereinigen ſich wieder zwei Bäche mit der Felda, die nun in ein tiefes Wieſenthal ſich auf einmal rechts nach Nordweſt wendet, worin das Dörfchen Glattbach, dann weiter die Mühle Bodenmühle, ein Überreſt des ausgegangenen Dorfes Bodenweiler und des Hofs und der Mühle Hartſchwinde liegt. Die Chauſſee, die bis Neidhardshauſen beſtändig den Lauf der Felde verfolgt hatte, zieht ſich von hier auf einer Anhöhe in gerader Richtung am linken Ufer derſelben nach dem ¼ Meile davon entfernten Markt Dermbach (mit 171 Häuſern und 1000 Einwohnern), wo das Gebirge namentlich die Sachſenburg (2150 p. F.) und der Baier (2255 p. F.) durch einen Kamm verbunden, worüber ein Arm der Chauſſee aus dem Feldagrunde führt und ſich mit der Chauſſee im Ulſterthale in dem Städtchen Geiſa in Verbindung ſetzt, einen Halbcirkel bildet. Hier liegt Dermbach mit ſeinen beiden Thürmen einer proteſtantiſchen und einer katholiſchen Kirche geziert und den daneben liegenden Dörfern Ober- und Unter-Alba am Fuße eines zweihügeligen waldbewachſenen Berges, der Schloßberg genannt, der die Bruchſtücke zweier Burgen verbirgt. Auch dieſer Markt iſt der Sitz eines großherzoglich-ſächſiſchen Criminaljuſtiz- und Rentamtes, wozu das ſeit 1818 aufgehobene Franziskanerkloſter eingerichtet wurde. Das neue fuldiſche Schloß mit zwei Seitenflügeln dient den Beamten zur Wohnung. Zugleich iſt es auch der Sitz eines Phyſikats mit einer Apotheke und einer Poſterpedition. Von hier ziehen die Berge ſich rechts und links von der Felda mehr ab, und bilden ein breites, fruchtbares Thal, wo oberhalb des Pfarrdorfes Weilar die Wieſenthale von der Felda aufgenommen wird, und einen ſpitzen Winkel bildet, wo unter hohen Pyramiden-Pappeln und Erlen eine große Papiermühle mit ihren weißen Gebäulichkeiten hervorſchaut. Weilar (mit 166 Häuſern und 1150 Einwohnern) am linken Ufer mit einem ſchöngebauten Landſitz des Freiherrn von Boyneburg-Lengsfeld umgeben in Parkanlagen, mit ſeinen Orangen- und Gewächshäuſern, iſt einer der ſchönſten Punkte dieſes Grundes, weil Kunſt und Natur ſo vereinigt ſind, daß man nicht weiß, wo die eine anfängt und die andere aufhört, eine Landſchaft darſtellend, die in der Ruhe ihres Charakters ihres

Gleichen ſucht. Dreiviertel Stunden entfernt liegt in einem amphitheatermäßigen Cirkel an dem ſanften Abhang eines Hügels, worauf ſich die Liebfrauenkirche erhebt, das Städtchen Lengsfeld (mit 290 Häuſern und 2250 Einwohnern), der Sitz eines Patrimonial-Juſtiz- und Rentamtes, eines Poſtamtes, einer Superintendentur, eines Landrabbinats, Phyſikats, einer Apotheke und Wollenkammfabriken. Die am rechten Ufer ins Viereck gebaute Burg, theils aus alten, theils aus neuen Gebäuden, mit runden und viereckigen Thürmen, wovon einige in Ruinen liegen, gewährt einen maleriſchen Anblick und gehört mit einem Flächenraum von 1 □Meile Umfang mit 4600 Einwohnern einer der Linien der Reichsfreiherren von Boyneburg, die ſeit 350 Jahren den Beinamen davon annahm. Die Chauſſee, die von Kaltennordheim immer auf dem linken Ufer der Felda ſich hinzog, geht von Lengsfeld auf das rechte Ufer über, und theilt ſich unterhalb des Städtchens in zwei Arme, wovon die eine rechts über den Bergrücken, das Jungholz, nach Eiſenach oder nach Meinungen über Salzungen führt. Der andere Arm bleibt rechts der Felda und verbindet ſich, wie im Anfange geſagt, in und unterhalb Dorndorf mit den vier Chauſſeen, nämlich denen nach Bamberg, Leipzig, Caſſel, Würzburg und Frankfurt. Bei dem Schrammenhof und der Schneidemühle begrenzen die Waldberge den Wieſengrund ſo nahe, daß der Ackerbau aufhört und nur die Straße am Waldesſaume ſich hinſchlängelt, eine halbe Meile lang, bis das Thal in einen engen Keſſel ausläuft, wo das Dörfchen Dietlas mit der alten, aber noch bewohnten Burg Feldeck, in Gartenanlagen verſteckt, hervortritt. Von hier erweitert ſich wieder das Thal und die Felda hat nach Verlauf einer Viertelmeile bei dem Pfarrdorf Dorndorf, wo ſie von der Werra aufgenommen wird, ihre Endſchaft erreicht. Der ehemalige Fiſchreichthum an Aalen, Lachsforellen, Steinforellen, Aſchen, Barben, Weißfiſchen und Krebſen hat nach und nach abgenommen, wie es überall in Teutſchland bei den kleinen Flüſſen der Fall iſt. — Das Geſchichtliche dieſes Thales am Schluß noch zu erwähnen, iſt wie folgt: Zu den Zeiten der Gauverfaſſungen war es ein Theil des Tullifeldes und gehörte mit dem Grabfeld zu der Provinz Buchen (Buchonia). Im 11. Jahrh. ſchenkte der Kaiſer Konrad (1031) das Thal mit ſeinen Bergen und Waldungen, als ehemalige Reichsforſte, dem Biſchof von Würzburg, daher es auch zur würzburgiſchen Diöces gehörte, obgleich Mainz ſpäter ſich in Beſitz ſetzte. Der obere Theil des Feldagrundes ſtand unter den Gaugrafen von Henneberg und Neidhardshauſen (819); der untere Theil, namentlich die Gerichte Dermbach (Thorinbach) und Lengsfeld (Lengisfeld) waren Beſitzungen der edlen Herren von Frankenſtein, denen Salzungen und ein großer Theil der Provinz Eiſenach zuſtand. Im 13. und 14. Jahrh. erwarben die Äbte von Fulda die Gerichte Lengsfeld und Dermbach, die Schlöſſer Fiſchberg, Neidhardshauſen, einen Theil der Cent Kaltenſondheim und einen Theil der Voigtei Kaltennordheim (1350). Seit 1419 beſaßen die Grafen von Henneberg die fuldiſche Hälfte, welche früher der edlen Herren von Neidhardshauſen Eigenthum war, die es dann mehren adligen Geſchlechtern, als denen von Steinau Gut Steinrück, von Buchenau und von der Tann, verpfändeten. Fritz von der Tann war der letzte Pfandinhaber, von dem es die Grafen von Henneberg 1467 einlöſten. Da es aber eine fuldiſche Pfandſchaft war (Fiſchberg und Dermbach), ſo entſtand zwiſchen Sachſen und Fulda nach Ausſterben von Henneberg ein Streit, der endlich am 24. Mai 1764 durch einen Vergleich beendigt wurde, wo der Biſchof von Fulda von den zwölf Dörfern, die zum Amte Fiſchberg gehörten, drei Dörfer und einige Höfe an Sachſen-Weimar abtrat. Das Amt Lengsfeld wurde um dieſe Zeit vom Abte von Fulda an die von Reckerodt und von Herda verſetzt, und von dieſen kam es theils als Kauf, theils als Heirathsgut an den Statthalter und Vormundſchaftsregent von Heſſen, Ludwig von Boyneburg zu Gerſtungen, der auch darauf vom Abt von Fulda damit beliehen ward. Seit 1816 hat der Großherzog von Sachſen-Weimar ſowol dieſe reichsritterſchaftliche Herrſchaft Lengsfeld und das fuldaiſche Amt Fiſchberg-Dermbach zur Vergrößerung ſeines Landes erhalten, und ſomit gehört dieſes ganze Thal, mit Ausnahme der Burg Feldeck und des Dörfchens Dietlas, wovon der Grund- und Gerichtsherr der Freiherr von Buttlar iſt, als einer herzoglich ſachſen-meiningiſchen Enclave, zum Großherzogthume Sachſen-Weimar und Eiſenach, und namentlich zum eiſenachiſchen Kreiſe.

II. Die alte Felda, oder die Alte-Felle, entſpringt aus dem Oberwalde des Vogelsgebirges, namentlich aus dem Taufſtein (2140 p. F. üb. d. M.) im Großherzogthum Heſſen, Provinz Oberheſſen. Der eben erwähnte Berg iſt die Waſſerſcheide des Weſer- und des Maingebiets, indem auf der andern Seite die Quelle der Nidda ſich befindet, die bei Höchſt in den Main, wie die alte Felda bei Sandlos in die Fulda ſich ergießt. Dieſelbe berührt in ihrem 4⅓ Meilen langen Lauf eine Stadt und zehn Dörfer, und treibt etliche 20 Mühlen; nimmt unterhalb des Pfarrdorfs Ilbeshauſen zwei Bäche, bei dem Pfarrdorf Altſchlirf einen Bach auf, und durchſchneidet die Chauſſee, die von Frankfurt über die Städte Lauterbach und Schlitz nach Hersfeld und Caſſel führt; berührt ferner das Pfarrdorf Schlechtwege, und nimmt bei dem Pfarrdorf Stockhauſen einen ſtarken Bach auf. Das Thal, das hier breiter wird, gewinnt um ſo mehr an Schönheit, weil es durch das Schloß der Freiherrn von Riedeſel zu Eiſenbach mit ſeinen weitläufigen Ökonomiegebäuden und Gewächshäuſern geſchmückt wird. Eine halbe Meile unterhalb des Dorfes bildet die alte Felda die Grenze zwiſchen der Provinz Oberheſſen und der kurheſſiſchen Provinz Fulda; bei dem Pfarrdorf Mueß durchſchneidet das Thal wieder die Chauſſee, welche von Fulda nach Lauterbach führt, wo ſie ſich mit der Chauſſee nach Caſſel vereinigt, und einen Seitenarm längs der alten Felda nach dem Pfarr- und Marktdorf Salzſchlirf abgibt, wo in dem Winkel, den die Lauter bei ihrem Ergießen in die alte Felda macht, ein Soolenbad, unter dem Namen Auguſtenbad, anſtatt der eingegangenen Saline, ſich befindet.

Oberhalb des Dörfchens Itzhauſen verläßt die alte

Felda, die jetzt den Namen Schlitz führt, das kurheſſiſche Gebiet und betritt wieder die großherzogliche Provinz Oberheſſen, wo ſie bei den Dörfern Niedern Stoll- und Bernshauſen durch drei Bäche verſtärkt wird, und dann den Baſaltkegel faſt ganz umfließt, indem ſich die Häuſer des Städtchens Schlitz (575 H. 3176 E.) gleich Schwalbenneſtern daran hängen und deſſen Spitze von der alten Burg der Grafen von Schlitz genannt Görz und der Pfarrkirche gekrönt wird. Das neu gebaute Schloß, unter dem Namen die Hallenburg, liegt am Fuße des Kegels in einem großartigen Park. Die Stadt ſelbſt iſt der Sitz eines Herrſchafts-Landgerichts- und eines Rent- und Poſtamtes. Die Chauſſee, die von Frankfurt über Lauterbach nach Hersfeld und Caſſel geht, berührt das Städtchen, und dient dieſer ſo pittoresken Gegend, die wegen ihrer Schönheit öfters durch den Grabſtichel bekannt gemacht wurde, zu einer lebendigen Staffage. Eine Viertel Meile unterhalb Schlitz ergießt ſich die alte Felda oder vielmehr die Schlitz bei Sandlos in die Fulda. Auch in dieſem Thal iſt die Viehzucht der Hauptnahrungszweig, welchen Ackerbau, Leinwand- und Wollenfabricationen noch unterſtützen. Im Betreff der Geſchichte iſt anzuführen, daß dieſes Thal, wie auch das vorher beſchriebene Nr. I zu dem großen Buchengau (Buchonia) gehörte, welches nach Weſten an die Wetterau grenzte und mehre andere Gauen enthielt. Wie das Feldathal Nr. I zum Tullifeld, ſo gehörte das alte Feldathal zum Grabfelde.

Der obere Theil dieſes Thales war ſchon im 9. Jahrh. im Beſitz der edlen Herren von Angersbach, wo der Erzbiſchof Lintbert von Mainz (885) die Kirche zu Schlirf (Schlieresa) zu Ehren des Heilandes, der Jungfrau Maria und des heiligen Vitus einweihete. Im 12. Jahrh. erſcheinen die Beſitzer unter dem Namen von Eiſenbach und Wartenberg, in der fuldiſchen Geſchichte. Nach ihrem Ausſterben erhielt ihre Beſitzungen 1428 durch Verheirathung mit den Riedeſel dieſe Familie, die ſich von dieſer Zeit Freiherren von Eiſenbach nannte und noch im Beſitz der anſehnlichen Herrſchaft Eiſenbach ſich befindet. Der untere Theil des Thales gehört ſchon vom 9. Jahrh., als der Erzbiſchof Rudolf von Mainz die Kirche zu Schlitz (Slitese) zu Ehren der heiligen Jungfrau Margaretha (812) einweihete, den edlen Herren von Schlitz genannt Görz, die ſpäter in den Reichsgrafenſtand erhoben, und mit den Freiherren von Riedeſel zu Eiſenbach zu den Standesherren des Großherzogthums Heſſen gezählt werden, und noch Eigenthümer ihres 1000jährigen Gebiets, nämlich der jetzigen Grafſchaft Schlitz ſind. Das Biſthum Fulda beſaß von dieſem Thal bei ſeiner Auflöſung nichts weiter mehr als das Dorf Mueß und den Markt Salzſchlirf. Nach der Auflöſung des teutſchen Reichs kamen die reichsritterſchaftlichen Beſitzungen derer von Riedeſel und von Schlitz in dieſem Thale unter die Hoheit des Großherzogs von Heſſen, und der fuldiſche Theil an den Kurfürſten von Heſſen.

III. Die Felda (Felle, Velle, Feldaha) hat ihren Urſprung im ſüdweſtlichen Theil des Vogelgebirges, alſo in entgegengeſetzter Lage des Urſprungs der alten Felda, im großherzoglich heſſiſchen Antheile der Provinz Oberheſſen, und gehört zu Folge ihres Laufs dem Rheingebiet an. Das Thal der Felda oder vielmehr die Thäler der Felda, indem die von zwei Bächen bewäſſerten Thäler nach einem zweiſtündigen Lauf ſich bei dem Dorfe Großen-Felde in Eins vereinigen, hat wegen ſeiner ſehr vielen Krümmungen, indem ſich das Flüßchen durch die Berge bis zu ſeinem Einfluß in die Ohm bei Niedergemünden gleichſam durchzwingt, eine Länge von 3½ Meilen, mit zehn Ortſchaften, die an der Felda rechts und links liegen und die Namen führen: Helpershain, Köddingen, Köſtrich, Groß- und Klein-Felda, Schellenhauſen, Oberndorf, Ehringshauſen, Rülferode und Niedergemünden. Der Zufluß beſteht nur aus drei, aber ſtarken Bächen, an denen 10—12 Mühlen in Thätigkeit ſind. Dieſes Thal bildet einen Theil des Gerichts Felde, welches aus neun Ortſchaften beſteht, worunter drei Pfarrdörfer mit ungefähr 5000 Einwohnern zum Landgericht Romrodt gehören. Die ehemaligen Grundbeſitzer waren unter heſſiſcher Hoheit, die edlen Herren von Merlau (advocati de Merlove), die in dieſer Gegend reich begütert waren, und wovon eine Linie den Namen nach der Burg und dem Dorfe Felda, die ſie am Flüßchen gleiches Namens aufbauten, annahm, und die im 15. Jahrh. erloſch. Der edle Herr Eberhard von Merlau, der vom Erzbiſchof von Mainz am Ende des 12. Jahrh. in den Bann gethan, weil er ſich im Beſitz der Güter und des Kirchenſatzes in dem Dorfe Felda mit Gewalt behauptete und ſie der Kirche St. Johannis in Mainz, die darauf Anſpruch machte, nicht überlaſſen wollte. Eberhard ſtarb in dem Bann und wurde in dem Kloſter Werberg auf dem Friedhofe daſelbſt begraben. Auf Klagen der St. Johanniskirche wurde der Leichnam aus geweiheter Erde geſcharrt, und konnte nur dann einen Ruheplatz wieder erhalten, als ſeine Hinterbliebenen Genugthuung zu leiſten verſprochen hatten. Da aber dieſelbe nicht erfolgte, ſo wendete ſich die Kirche St. Johannis an den Papſt Cöleſtin III., der durch eine Bulle gebot, den Leichnam aus dem Kirchhof zu nehmen, die Angehörigen in Bann zu thun, und das Kloſter Werberg (deſſen Wohlthäter Eberhard geweſen) mit dem Interdict zu belegen. Darauf erſt leiſteten die von Merlau Verzicht auf den Kirchenſatz und die Güter im Dorfe Felda, und der Leichnam von Eberhard wurde zum dritten Mal in wieder geweihte Erde gebracht. Dieſes Geſchlecht, das nach und nach ſeine Beſitzungen an die Landgrafen von Heſſen und an Andere veräußerte, erloſch im 17. Jahrh., indem es ſchon lange nach Aufhören der Gauverfaſſungen zum niedern Adel herabgeſunken war. Jetzt iſt das Thal Felda ein unmittelbares Gericht, das zum Großherzogthum Heſſen gehört, worin die Freiherren Schenk von Schweinsberg mehre Beſitzungen, als Köſtrich und Rülferode, haben.

(*Albert Freih. von Boyneburg-Lengsfeld.*)

Feldahorn, ſ. Acer campestre.

Feldapotheke, ſ. Feld. S. 366.

Feldartillerie, ſ. Feld. S. 345.

FELDBACH, ein anſehnlicher landesfürſtlicher Markt im öſtlichen Theile des grätzer Kreiſes der untern Steiermark, in einer vorzüglich fruchtbaren Gegend am rechten

Ufer der Raab gelegen, von Teutſchen bewohnt, und durch ſeine Thore und hin und wieder noch ſtehenden Mauern ausgezeichnet; mit 109 Häuſern, 967 Einwohnern, welche ſich theils durch Getreide- und Weinbau, theils durch ſtädtiſche Gewerbe ernähren; einem organiſirten Magiſtrate, welcher ein privilegirtes Landgericht und einen politiſchen Werbbezirk verwaltet, der jedoch auf den Markt ſelbſt beſchränkt iſt; einer eigenen katholiſchen Pfarre des Bisthums Seckau, welche gegen 4400 Seelen zählt, einer dem heil. Leonhard geweihten katholiſchen Kirche, einer Schule, einer Kaſerne, die früher ein im J. 1642 geſtiftetes Franziskanerkloſter war; einigen Mühlen; mehren Gaſthäuſern, und einem landſchaftlichen Diſtrictsphyſikate; einem Spital und Armeninſtitute, zwei Brücken über die Raab, acht Viehmärkten und ebenſo vielen Kirchtagmärkten, und einer Pfarrsgült; hier iſt der Sitz einer Filiale der k. k. Landwirthſchaftsgeſellſchaft in Steiermark. In der Nähe befindet ſich das dem berühmten Orientaliſten Joſeph Freih. von Hammer-Purgſtall gehörige Schloß Hainfeld. Auch hier findet man Spuren der ehemaligen Anweſenheit der Römer. Die Bewohner waren einſt ſehr eifrige Bekenner der Reformation. (*G. F. Schreiner.*)

Feldbäckerei, ſ. Feld. S. 345.

Feldbefestigung, ſ. Feld. S. 348.

Feldbett, ſ. Feld. S. 350.

Feldbohne, ſ. Vicia Faba.

Felddienst, ſ. Feld. S. 350.

Feldequipage, ſ. Feld. S. 351.

Feldflur (Feldmark), ſ. Feld. S. 344.

Feldgefängniss, **Feldsicherheit**, ſ. S. 351.

Feldgeschrei, ſ. Feld. S. 359.

Feldgeschütz, ſ. Feld. S. 352.

Feldhirse, ſ. Lithospermum arvense.

Feldholder, ſ. Sambucus Ebulus.

Feldhospital, ſ. Feld. S. 367.

FELDING, auch Heißen-Felding genannt, ein zum Landgerichte Gaſtein gehöriges, nach Hof-Gaſtein eingepfarrtes Dorf im Herzogthume Salzburg, deſſen Einödhöfe theils in der Ebene, theils an zwei Bergen zerſtreut liegen. Es beſaß in der Zeit von 1597—1603 einen Friedhof der evangeliſch-augsburgiſchen Confeſſion, der aber im J. 1615 geſchloſſen und ſpäter ſogar zerſtört wurde. Damit hing auch die Vertreibung der Akatholiken aus dem Gaſteinerthale zuſammen, welche der Erzbiſchof Tatio Graf von Lodron verhängte. (*G. F. Schreiner.*)

Feldjäger, ſ. Feld. S. 359.

FELDKIRCHEN. 1) Ein großer, ziemlich wohl gebauter Marktflecken im villacher Kreiſe des Herzogthums Kärnthen, zunächſt der klagenfurter Kreisgrenze am Tiebelbache, der ſich in den Oſſiacher-See ergießt, in einem weiten, von niedrigen Bergen umfangenen Thale gelegen, einſt dem Bisthume Bamberg gehörig, mit einer eigenen katholiſchen Dekanatspfarre, welche zum Bisthume Gurk gehört, 2870 Seelen umfaßt und von vier Prieſtern verſehen wird, zu welcher die Pfarrgült gleiches Namens gehört, einer alten Kirche, einem Spital, einer Schule, einer Brüderſchaft, einem Pflegamt, vielen Senſen- und Pfannenſchmieden, ſtarkem Flachsbau und lebhaftem Verkehre. In der Nähe befindet ſich auf einer waldigen Höhe das alte verfallene Schloß Dietrichſtein, die Stammburg der Fürſten und Grafen dieſes Namens. In der Nähe iſt der ſehr betriebſame Ort Hammelberg; überhaupt iſt die ganze Gegend um Feldkirch ſehr gewerbreich; 2) großes Dorf im Bezirke Eggenberg, im grätzer Kreiſe der untern Steiermark, in einer am rechten [illegible] ſich ausbreitenden Fläche, an der trieſter Poſtſtraße und der wien-trieſter Eiſenbahn gelegen, mit einer eigenen katholiſchen Pfarre des Bisthums Seckau von [illegible] Seelen, einer dem heil. Johann dem Täufer geweihten Kirche, einer Schule, mehren Wirthshäuſern und den [illegible] der Türkenſchanzen des J. 1532, welche ſich [illegible] dahinziehen. Die Einwohner ſind Teutſche, welche größtentheils vom Feldbaue leben; 3) ein [illegible] Dorf im Diſtrictcommiſſariate Eſchelberg des [illegible] Oberöſterreichs, mit einer eigenen katholiſchen Pfarre des Bisthums Linz, einer ſchönen Kirche, welche [illegible] Anton Hitzenthaler, dem berühmten Schnitzer [illegible] und einige merkwürdige Familiengrabſteine beſitzt, [illegible] heil. Erzengel Michael geweiht iſt, und einem [illegible] Weinbaue, der erſt in dieſem Jahrh. ganz aufgegeben wurde; 4) ein zum Pflegegerichte und Diſtrictscommiſſariate Mattighofen gehöriges, geſchichtlich merkwürdiges Dorf im Innkreiſe des Erzherzogthums Öſterreich ob der Ens, 1471 pariſer Fuß über dem Meere gelegen, mit einer eigenen, ſchon im Anfange des 15. Jahrh. urkundlich bekannten katholiſchen Pfarre des Bisthums Linz, einer alten, dem heil. Andreas geweihten, zwiſchen [illegible] und 1460 erbauten Kirche, welche ein ſehr ſchönes Altarblatt und eine hübſche Orgel, auch mehre intereſſante Denkmäler beſitzt, einer Schule, und einem Wirthshauſe. Das Dorf wurde im December 1800 von den Franzoſen geplündert. Im J. 1025 vertauſchte die Kaiſerin Kunigunde, die Witwe Heinrich's II., die Herrſchaften Kirchdorf, Hohenburg, Oſtermietting und Feldkirchen mit Kirchen, Zehenten und mit dem Forſtgebiete auf dem [illegible] hart rc. an das Bisthum Freiſing; um das J. [illegible] kommt Veldkirchen in den Urkunden des Stiftes Raitenbuern vor*). (*G. F. Schreiner.*)

Feldkrankheiten, ſ. Feld. S. 385.

Feldkümmel, ſ. Lychnis Githago.

Feldlaboratorium, militairisch, ſ. Feld. S. [illegible] medicinisch. S. 387.

FELDMANN (Bernhard), Arzt und Naturforſcher, geb. am 11. Nov. 1704 zu Kölln an der Spree, ſtudirte zuerſt in Berlin, dann von 1726—1730 in Halle Medicin. Er beſuchte hierauf Holland, machte die Bekanntſchaft des Naturforſchers Seba in Amſterdam, hörte Boerhaave und Gaub in Leyden, und erlangte 1732 in Leyden die Doctorwürde. Seine Inauguralabhandlung: De comparatione plantarum et animalium, beurkundete ſeine Vorliebe für die eigentliche Naturforſchung. Er ward 1733 Stadtphyſikus, fünf Jahre ſpäter Kreisphyſikus

---

*) ſ. Benedict Pillwein's Geſchichte, Geographie und Statiſtik des Erzherzogthums Öſterreich ob der Ens. (Linz 1832) 4. Th. S. 13, 15 fg.

leuruppin, und widmete hier bis zu ſeinem im Jan. erfolgten Tode die Zeit, welche ihm die Praxis frei der Naturforſchung. Er legte Sammlungen von ylien und Corallen, von inländiſchen Petrefacten, von rten an, die er in ſpätern Jahren zum Theil der ber- Akademie und der berliner naturforſchenden Geſell- ſchenkte. Seine literariſche Thätigkeit beſchränkte uf einzelne Abhandlungen im Commercium litera- Norimbergense, im berliner Magazin und in den er Beſchäftigungen. (*Fr. Wilh. Theile.*)

FELDMARK (Gemarkung), iſt, was die Fran- Finage, die Engländer landmark nennen, der In- f der Ländereien, was auch ihre Benutzungsart ſein welche zu einem Gemeindeverbande gehören, und alſo chtlicher, polizeilicher und politiſcher Hinſicht ein Gan- ilden. Gewöhnlich wird ſie durch Grenzſteine be- iet, wenn ſie nicht auf eine andere, in die Augen nde Weiſe begrenzt wird, und pflegt dann wol von zu Zeit Umzüge zu veranlaſſen, welche die Gemeinde- rde veranſtaltet, um ſich zu vergewiſſern, daß mit je- Markzeichen keine Veränderung vorgenommen wor- iſt. (*Eiselen.*)

Feldmarschall, ſ. Feld. S. 362.

FELDMAYER. 1) Johann, geb. zu Geißenfeld Oberbaiern, um 1600 Organiſt zu Berchtoldsgaden, wo ſich als Kirchencomponiſt beliebt machte. Einige Mo- enwerke wurden nach *Draudii* Biblioth. classica von a gedruckt: Scintillae animae amantis Deum, oder otetten für vier Stimmen. (Augsburg 1611.) Jubi- m D. Bernhardi, teutſch und lateiniſch für vier Stim- en. (Dillingen.) — Ferner 2) Georg, geb. zu Pfaffen- fen an der Ilm 1757, wurde zuerſt im vormaligen loſter Indersdorf unterrichtet, von wo er nach Öttingen- Wallerſtein an die Hofkapelle kam, den höhern Unterricht der Compoſition daſelbſt erhielt, und darauf Director r Hofmuſik wurde. Da er beſonders als Flötenſpieler wundert wurde, legte er die Stelle nieder und unternahm gen 1800 eine ehrenvolle Kunſtreiſe durch Teutſchland. ndlich ließ er ſich 1802 als Lehrer und praktiſcher Mei- er ſeines Inſtruments in Hamburg nieder, wo er noch 818 blühete. Von ſeinen Compoſitionen iſt nur gedruckt ſchienen: Concerto p. Flute princ. av. accomp. de lusieurs instr. Op. 1. (Offenbach 1800.)

(*G. W. Fink.*)

Feldmedicinalwesen, ſ. Feld. S. 387.

FELDMESSEN (Lever du terrain), heißt das eometriſche Verfahren, die äußern Geſtaltungen und Ver- hältniſſe des Erdbodens darzuſtellen, indem man die Ent- ernungen der verſchiedenen Gegenſtände, und ihre inten- ive Größe auf dem Papier in irgend einem gegebenen Maße ausdrückt. Auf ſolche Weiſe entſtehen die Bilder einzelner Felder und kleiner Erdſtrecken, dann ganzer Ge- genden und endlich größerer Theile unſerer Erde, die man Landkarten nennt. Die Erfindung dieſer Kunſt ver- liert ſich im grauen Alterthume: der Grieche Thales ſoll die älteſten Kenntniſſe der Geometrie aus Ägypten nach Griechenland gebracht haben, weil die periodiſchen Überſchwemmungen des Nils ein wiederholtes Ausmeſſen und Eintheilen der Felder nothwendig machte. Seinem Schüler Anaximander (der 575 Jahre v. Chr. lebte) ſchreibt man die Verfertigung der erſten Weltkarte zu. Daß Pythagoras den Lehrſatz, vom Verhältniß der Hypotenuſe zu den Katheten im rechtwinkligen Dreieck erfunden haben und dafür den Göttern eine Hekatombe geopfert haben ſoll, iſt allen Schülern der Geometrie bekannt. Dem Plato[1]) verdanken wir eine leichte mechaniſche Löſung der Verdoppelung des Würfels, dem ſpätern Apollonius aus Pamphylien acht Bücher von den Kegelſchnitten[2]); nachdem der allgemein bekannte Euklides (lebte 307 — 285 v. Chr. Geb.) die Meßkunſt in ein Syſtem gebracht und gelehrt hatte. Seine Arbeit iſt wol in alle europäiſche Sprachen überſetzt, und hat allen folgenden Schriften über die Geometrie zur Grundlage gedient[3]). Mit ihm auf gleicher Stufe ſteht Archimedes, doch mehr in Hinſicht der Körpermeſſung, von welchen Werken ſich noch arabiſche Manuſcripte auf der orforder Bibliothek finden. Um dieſe Zeit war es, wo der Aufſeher der Bibliothek zu Alexandrien unter der Regierung des Ptolemäus Philadelphus die von den Reiſenden angegebenen Entfernungen der Orte auf einer Karte ausdrückte, indem er eine gerade Linie vom Abend gegen Morgen annahm, die durch die Meerenge von Gibraltar und Rhodus nach dem äußerſten Morgenlande ging, und von einer ſenkrechten Linie durch Alexandrien, Rhodus und Byzanz durchſchnitten ward. Auf dieſe Linie trug er verſchiedene Städte nach ihren, ihm bekannten, Entfernungen ein; desgleichen that er auf andern, mit der erſtern Linie gleichlaufenden, um die Lage der von den erſtern Städten entfernten Orte anzuzeigen[4]). Er hatte auch vorgeſchlagen: den Umkreis der Erde in 360 Grade zu theilen, doch dieſen Vorſchlag nicht ausgeführt, der erſt von ſeinem Nachfolger Hipparch aus Nicäa benutzt und auf jener Karte angewendet ward. Er war der Erſte, der im Himmel, d. h. in den Sternen, feſte geographiſche Punkte für alle Zeiten und Völker fand; denn er erkannte: daß die Stelle eines jeden Sternes, deſſen Entfernung vom Äquator und einem erſten Meridian beſtimmt iſt, zu einem Erkennungspunkte dient, um einen correſpondirenden Punkt auf der Erde an ihn anzubinden. So verfertigte er ein Sternverzeichniß und beſtimmte ihre Stellung durch die Anzeige ihrer Längen und Breiten. So ergab ſich die Verzeichnungsart der Plattkarten, auf denen die Meridian- und Parallelkreiſe durch auf einander ſenkrechte und gleichweit von einander ſtehende gerade Li-

1) Seine Werke, von Caſaubon edirt, mit der Überſetzung des Ficinus (Frankf. 1602. Fol.); auch *Diogen. Laert.* L. III. Sect. 1—109. 2) Die vollſtändigſte Ausgabe von Halley. (Oxford 1710. Fol.) 3) Elementorum L. XIII. gr. et lat. *Fr. Commandini.* (Lond. 1620. fol.) Teutſch von Lorenz. (Halle 1781. 8.) Franzöſiſch von Fr. de Caſtillon. (Berlin 1777. 8.) Nach Tacquet's Ausgabe mit Select. Theorematib. Archimedis von Whiſton. Engliſch (Cambr. 1715. 8.); arabiſch durch Naſiribin Tuſin (Romae 1594. fol.); italieniſch (Peſaro 1619. Fol.) 4) Von ſeinen Schriften iſt blos die Beſchreibung der Sternbilder auf uns gekommen. *Dionys. Petavii* Uranologium (Paris. 1630. fol.) und *Th. Gale*, Opusc. mythologic. gr. et lat. (Amstelod. 1688.)

nien gezeichnet ſind, wie es von Poſidonius und Marino von Tyrus geſchah und man noch gegenwärtig auf den Schifferkarten findet. Ptolemäus, der Ägypter, verbeſſerte dieſe Entwerfungsart, wo die Längen- ſich zu den Breitengraden wie 4 : 5 verhalten, indem er dabei den Kegel zum Grunde legte, ſodaß die Parallelgrade concentriſche Theile eines Kreiſes waren, und von ebenfalls krummlinigen oder elliptiſchen Meridianen durchſchnitten wurden [5]). Man bedient ſich dieſer Projectionsart noch gegenwärtig zu den Karten von Aſien, Afrika und Amerika. Man verließ jedoch dieſe Projectionsart und kehrte zur vorigen zurück, bis nach der Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung man ſie wieder hervorſuchte, wo ſie gegen Ende des 16. Jahrh. durch den Niederländer Gerhard Mercator in einer verbeſſerten zweifachen Geſtalt erſchien: 1) der ſtereographiſchen, zur Verzeichnung ganzer Welttheile angewendet, wo jedoch kein gleichförmiger Maßſtab, wie bei der koniſchen Projection ſtattfindet; und 2) als reducirte Seekarten, mit unveränderlichen Parallelgraden und wachſenden Meridiangraden, vom Äquator nach den Polen zu, im Verhältniß der Secante des Breitengrades. Genaue Nachricht von allen, älteren und neueren Entwerfungsarten der Karten findet ſich in Prof. Tob. Mayer's Vollſtändiger Anweiſung zur Verzeichnung der Land-, See- und Himmelskarten 3. vermehrte Aufl. (Erlangen 1815.) Ihnen voraus gehet das Vermeſſen und Auftragen kleinerer oder größerer Theile der Erdfläche, nach den Regeln der Geometrie, und daher A) die Beſtimmung der Entfernungen einzelner Punkte auf derſelben; B) die Verzeichnung ganzer ausgemeſſener Flächen der letztern nach ihrer wahren Größe, mit C) der Berechnung ihres Inhaltes nach den beſondern Bedürfniſſen jedes ſpeciellen Falles.

Man ſiehet leicht, daß für dieſen Zweck einige Werkzeuge nöthig ſind, die hier einige Erwähnung fodern, ehe zu ihrem Gebrauch ſelbſt übergegangen wird. Gerade Linien werden durch Meßſtangen und Meßketten, bei einer größern Länge aber durch Berechnung der Dreiecke, oder wenn man mehr auf ſchnelle Beendigung des Verfahrens als auf die Schärfe deſſelben ſiehet, durch Manns- oder Pferdeſchritte ausgemeſſen. Die Meßſtangen haben 1 Klafter oder Toiſe = 6 Fuß, oder 1 Ruthe = 12 Fuß zur Länge. Um ſich ihrer zu bedienen, muß vorher die Richtung der zu meſſenden Linie durch in die Erde geſteckte Stangen bezeichnet werden, in deren Richtung alsdann die Maßſtäbe entlang gelegt, oder die, aus 1 Fuß langen, eiſernen Gliedern zuſammengeſetzten, Ketten gezogen werden.

Eigens dazu beſtimmte Inſtrumente wurden wol um die Mitte des 15. Jahrh. von Georg Burbach zuerſt erfunden, Quadratum geometricum. (Fol. 1516.) zehn Blätter. Den noch gegenwärtig üblichen Meßtiſch erfand der Aſtronom Johann Prätorius (geb. 1537 zu Joachimsthal), um ſowol den Abſtand zweier Punkte als den Umfang ganzer Flächen zu meſſen und darzuſtellen. Ein ſchwaches Bret von etwa 1 Fuß ins Gevierte liegt vermittels einer Nuß, mit einer Stellſchraube, auf einem dreibeinigen Geſtelle (dem Stativ), auf dem es durch eine runde Waſſerwage genau horizontal geſtellt und durch die vorhandene Bouſſole (kleinen Kompaß mit der Magnetnadel) orientiret, d. h. nach der Himmelsgegend eingerichtet werden kann. Mit dem Lineal von Holz oder Meſſing wird durch die beiden Dioptern an den beiden Enden deſſelben die zu meſſende Linie auf dem Menſelblatte verzeichnet. Man hat dieſen Meßtiſch vielfach durch andere, mehr oder weniger künſtliche und beſonders für den Gebrauch des Feldmeſſens bequeme Werkzeuge erſetzen wollen; die neuere Anwendung deſſelben durch den Sachſen Lehmann aber, mit einem verbeſſerten und erleichterten Verfahren bei dem Meſſen unzugänglicher Entfernungen, läßt durchaus nichts zu wünſchen übrig, wie auch die von ihm unternommenen häufigen und zum Theil ſchwierigen Aufnahmen, ſelbſt vor dem Feinde, in der Belagerung von Danzig 1807, beweiſen. Sein Verfahren iſt von Netto und dem Major Becker, ſowie vom Major Kühne genau beſchrieben und empfohlen worden [6]).

Zum aſtronomiſchen Gebrauche hatten ſchon die älteſten Aſtronomen das Aſtrolabium angewendet und Commodius 1558 beſchrieben. Man verwandelte es nachher in einen Quadranten, um die Winkel der Dreiecke zu finden, wozu Heinr. Hofmann 1612 einen Octanten vorſchlug [7]). Andere ſuchten das Inſtrument noch bequemer zu machen, vermehrten aber auch dadurch die Anſchaffungskoſten deſſelben. So von Hochſtetter, durch ſeinen Spiegelſextanten, den auch von Reiſſig, und Sandifort beſchreiben; doch Letzterer, bei einfacherer Einrichtung, mit der Bemerkung: wo keine ſo große Schärfe nöthig ſei. Die Engländer fanden es vorzüglich bequem, daß ein auf das Feſtland Reiſender das Inſtrument zum Winkelmeſſen in der Taſche bei ſich führen konnte, um mit wichtiger Miene die Entfernung der Poſtſtationen zu beſtimmen. Der General von Decker empfahl dieſes Inſtrument vor allen [8]); jedoch fanden ſich bei den durch daſſelbe geſchehenen Vermeſſungen bedeutende Abweichungen, während bei den von preußiſchen Ingenieuren nach Lehmann's Weiſe mit dem Meßtiſch geſchehenen die Menſelblätter der gleichzeitig operirenden vollkommen mit einander übereinſtimmten.

1) Um nun den Abſtand zweier Punkte von einander zu finden, den man wegen eines dazwiſchen befindlichen Hinderniſſes nicht unmittelbar meſſen kann (Fig. 1),

---

5) Geographiae Lib. VIII. gr. et lat. c. tab. geographic. (Amstelod. 1605. fol.); auch in *P. Bertii* Theatro Geographiae veteris. T. I. (Lugd. Bat. 1618. fol.) Agathodämon zu Alexandrien hat die Karten dazu gezeichnet, die aber nicht mehr vorhanden ſind.

6) Deutliche Anweiſung zum Aufnehmen mit dem Meßtiſche. 1821. Das Aufnehmen mit dem Meßtiſche, im Sinne der Lehmann'ſchen Lehrart, als praktiſche Ergänzung und nothwendige Erläuterung derſelben. 1829. Handbibliothek für Officiere. 10. Bd. 1829. 7) De octantis, instrumenti mathematici novi, perquam utilis et accommodati usu geodaet. astronom. geograph. nautar. et militum. 4. 8) Das militairiſche Aufnehmen, oder vollſtändiger Unterricht, Gegenden ſowol regelmäßig, als nach dem Augenmaß aufzunehmen, mit beſonderer Rückſicht auf die herrſchenden militairiſchen Verhältniſſe, und ein eigen dazu erfundenes Inſtrument, nebſt der Theorie des Reflectors. 1815.

ſtellt man ſich in C auf, mißt nach A und B, und findet auf dem verjüngten Maßſtabe durch die Ähnlichkeit der Dreiecke: ab = AB. Dieſelbe Operation durch bloße Stäbe zu verrichten, wird AC und BC um ihre ganze Länge rückwärts getragen, daß CE = AC und CD = BC, folglich auch DE = AB, denn DCE = ACB. Fehlt es hinterwärts C an Raum, kann auch CD = ½ BC oder ¼ BC gemacht werden; ebenſo AC, und es wird DE = ½ oder ¼ AB.

2) Wenn man nur nach dem einen der beiden Punkte kommen kann (Fig. 2), ſtellt man die Menſel in demſelben auf, und wählet ſeitwärts die willkürliche Standlinie C, deren Länge bekannt iſt, und von B nach c getragen wird, um durch Einſetzen in den Punkt C, die Linie ca zu beſtimmen, und dadurch auf dem verjüngten Maßſtabe die Länge Ba = AB zu finden.

Um daſſelbe blos durch Stäbe von 7—9 Fuß Länge zu verrichten, ſtellt man ſich in C auf (Fig. 3), wo man ungehindert nach B kommen kann, um nach BD und CB zu meſſen, und dieſes Maß nach F und E zu tragen. Man bekommt dadurch die Linie EF, und durch Verlängerung derſelben nach G in einer und derſelben Linie mit AB, ſo wird BG = AB, denn die beiden Dreiecke DBC und BFE ſind ſich gleich und ähnlich. Daher iſt ∠ E = ∠ C; ferner ∠ EBG = ∠ ABC und BE = BC; daher das Dreieck BEG = ABC, und folglich BG = AB.

Wenn am Ufer der Raum fehlt (Fig. 4), kann man in b vermittels einer in 3, 4 und 5 Theile abgemeſſenen Schnure ein rechtwinkliges Dreieck bilden, um die Standlinie bc zu erhalten, an deren Ende man ebenfalls rechtwinklig nach d zurückgehet, um von da durch ½ bc = bf das Dreieck fcd und cd = ab zu bekommen, ⅔ bc mit a in Eine Linie gebracht, geben cd′ = ½ ab, wie ebenfalls durch die Ähnlichkeit der rechtwinkligen Dreiecke erwieſen wird.

3) Die Entfernung zweier Punkte wird vermittels der Menſel gefunden, wenn keiner von ihnen zugänglich iſt, daß man ſich auf einer gemeſſenen Standlinie aufſtellt, um von den beiden Enden derſelben (Fig. 5) C und D nach A und B zu viſiren und dadurch die Punkte a und b zu beſtimmen, durch die man die beiden Dreiecke dbc und dac, den Dreiecken DBC und DAC ähnlich bekommt, welche den Abſtand von A und B geben; denn DB : db :: DC : dc und DA : da :: DC : dc, ∠ D = ∠ d, folglich iſt AB : ab :: DA : da :: DC : dc.

Wenn die Grundlinie DC und die Winkel C und D gegeben ſind, ergeben ſich in den beiden Dreiecken DBC und DAC die Seiten DB und AD; es iſt aber ∠ ADC — ∠ BDC = ∠ ADB; daher gibt im Dreieck ADB der Winkel D, und die beiden Seiten AD und BD, durch Rechnung die dritte Linie AB.

B) Um ganze Flächen des Terrains aufzutragen und nachher zu berechnen, finden folgende Veränderungen ſtatt: 1) Man kann ſich in der Mitte der Fig. 6 aufſtellen, und den Abſtand aller ſie begrenzenden Punkte meſſen, ſo ergibt ſich dadurch die Länge der Linien ab, ac, ad, ae, af, die ebenſo viele Dreiecke bilden, durch deren einzelne Berechnung und Summirung man den Inhalt des ganzen Feldes findet. Das Verfahren mit einem Winkelinſtrument iſt das nämliche, ſodaß man die Winkel um den Mittelpunkt a beſtimmt, um dann die gemeſſenen Linien einzutragen.

2) Wenn man nicht in dem aufzunehmenden Felde herumgehen, jedoch daſſelbe überſehen kann, wird auf einer Seite, oder auch außerhalb deſſelben (Fig. 7) eine Grundlinie AB gemeſſen, und von den beiden Endpunkten derſelben nach allen Punkten ihres Umfanges cdefg Geſichtslinien gezogen, die einander durchſchneiden und dadurch auf dem Menſelblatte die erwähnten Umfangspunkte beſtimmen, durch deren Vereinigung ſich die Geſtalt der Figur im verjüngten Maßſtabe ergibt, und in Folge deſſen berechnet werden kann.

3) Sollen Waldſtücken aufgenommen werden, die man nicht überſehen kann, muß man ſie umziehen, d. h. ſich in einem Punkte (Fig. 8) a aufſtellen, um ſich nach b und e einzuſehen. Nachdem dieſe beiden Linien ab und ae gemeſſen und auf das Papier getragen worden, ſetzt man die Menſel nach b, ſieht ſich nach a und c ein, wodurch man die Linie bc erhält u. ſ. f., bis an den letzten Punkt d, wo die letzte Linie genau in e eintreffen muß, wenn richtig verfahren worden. Sind die Umfangslinien ſehr lang, daß man ſich öfter einſetzen muß, kann es leicht geſchehen, daß die letzte Viſirlinie nicht auf e fällt, ſondern auswärts oder einwärts abweicht. Bei einer nur unbedeutenden Differenz von 1 oder 2 Fuß, und wenn — wie bei militairiſchen Aufnahmen, — der dadurch entſtehende Unterſchied des Inhaltes nicht in Betracht kommt, kann man ſich zwar durch Einrichten der letzten Linie helfen. Bei ökonomiſchen und Forſtvermeſſungen jedoch kann man dadurch genöthigt ſein, das ganze Verfahren zu wiederholen. Eine große Hilfe gewähren in ſolchem Falle einzelne, ſich auszeichnende, Punkte, die man aus mehren Orten des Umfanges ſehen, und ſich auf ſie einſchneiden kann. Die Sicherheit des Eintreffens im Anfangspunkte wird dadurch, bei gehöriger Aufmerkſamkeit des Feldmeſſers, ſehr befördert.

Soll man anſtatt des Meßtiſches ein Winkelinſtrument anwenden, werden an jedem Punkte des Umfanges a, b, c u. ſ. f. die Winkel beſtimmt, welche die beiden an einanderſtoßenden Seiten mit einander machen, und in dieſen die gemeſſenen Seiten mit einander vereinigt. Obgleich dies Verfahren mittels des Sextanten leichter und weniger mühſam erſcheint, als der Gebrauch des Meßtiſches, iſt es doch wegen der bei der Winkelbeſtimmung kaum zu vermeidenden Fehler für weit weniger genau zu halten, als jener.

Die Feldmeſſer bedienen ſich auch häufig der Zollmann'ſchen Scheibe, um die Winkel einer Figur in Linien zu beſtimmen. Es ſind zu dem Ende auf einem Papiere mehre concentriſche Kreiſe gezogen, um deren Mittelpunkt das Diopternlineal (Alidade) beweglich iſt. Bei dem Einſehen jedes Winkels mit demſelben wird ein Kreis rückwärts und vorwärts mit einer kurzen Linie durchſchnitten, mit Buchſtaben bezeichnet und in dem Manual bemerkt, gleichzeitig werden die Schenkel der Winkel mit der Kette gemeſſen. Die Winkel ſelbſt werden nachher

folglich Cotg. x = 2,7324908 = 20° 6′ 4″, oder zum zweiten Reſultat: Cotg. x = — 0,5679274 = 119° 35′ 36″ oder — 60° 24′ 2″. (*v. Hoyer.*)

Feldmohn. ſ. Papaver Rhoeas.

FELDMUSIK. Seit langer Zeit wird darunter nicht die idylliſche Muſik, oder die Unterhaltungen der Hirten mit ihren Schalmeien ꝛc. im Freien bei ihren Heerden, ſondern Militairmuſik verſtanden. Natürlich ſind die dafür gebräuchlichen Muſikinſtrumente Trommeln, allerlei Pfeifen, Hörner, Trompeten und Blechinſtrumente überhaupt. Die Anwendung dieſer und ähnlicher Tonwerkzeuge für den Krieg und für öffentliche Zuſammenberufungen, ſowie für religiöſe und bürgerliche Feſte iſt ſo alt, als dieſe Inſtrumente ſelbſt. Es gab kein Volk, das nicht Ähnliches aufzuweiſen hatte. Und grade das Alterthum iſt es, welches auch dieſer ihrer Militairmuſik nicht genug Wunderwirkungen zuſchreiben kann. Zerſtreute Beiſpiele davon liefern Strabo, Polybius, Plutarch, Tacitus ꝛc., deren nur im Vorbeigehen gedacht werden kann, da wir hier nur von der neuern Feldmuſik zu handeln haben. Da indeſſen der Zweck unſerer Feldmuſik und der alterthümlichen immerhin einer und derſelbe bleibt, die menſchliche Natur aber durch nichts in der Welt ſo völlig umgebildet werden kann, daß ihr Grundweſen nicht eiſenfeſt ſtände, ſo müſſen auch gewiſſe Grundzüge fort und fort, nur anders modificirt, unveränderlich feſtſtehen, wenn die gewünſchte Wirkung nicht verloren gehen ſoll. Dieſe iſt Belebung, Ermuthigung, ſinnliche Anreizung ꝛc. Starke, helle, ſchmetternde, weithin ſchallende Töne, auch wol wildes Geſchrei und wirbelndes Trommeln werden das Beſte dafür ſein. Dies Alles muß aber auf die Maſſe wirken, folglich nicht zu künſtlich, am wenigſten verkünſtelt, oder auch nur Nachdenken erweckend, ſondern friſch, natürlich, Jedem eingänglich, Jeden belebend ſein. Ja es muß mitten in der Erregung eben dieſe Maſſe auf leichte Art in beſſerer Ordnung halten. Dazu hilft nun nichts mehr, als der Rhythmus, welcher daher ganz vorzüglich ausgeprägt, ſcharf eindringlich und friſch ſein muß. Die Glieder müſſen dadurch in lebendigere Bewegung geſetzt werden, ſodaß das Marſchiren munterer und geordneter vor ſich geht. Dazu ſollen auch noch durch Töne und Tonphraſen mancherlei Zeichen gegeben werden, welche verſchiedene Befehle erſetzen, die mit Worten und Stimmenruf nicht ſoweit dringen könnten ꝛc. Das Alles war vor Alters ſo und iſt im Allgemeinen noch ſo geblieben und muß noch künftig ſo bleiben, nur mit dem Unterſchiede, daß ſich die Bedeutung dieſer Tonzeichen von Zeit zu Zeit und von Volk zu Volk bald mehr, bald minder verſchiedentlich ändert. Je einfacher und zugleich je beſtimmter und leicht erkennbar ſich Eins von dem Andern unterſcheidet, deſto beſſer.

Soviel gilt für Alle, alſo im Allgemeinen. Das Unterſcheidende richtet ſich nach dem Volkscharakter und der jedesmaligen Bildungsſtufe. Wir wollen nun von der Periode Napoleon's an bis heute die Feldmuſik der Ruſſen, der Franzoſen und der Teutſchen kurz beſchreiben. Die ruſſiſchen Garderegimenter hatten eine ſo vollſtändige und kunſtmäßig eingerichtete Militairmuſik, mit allen dazu gewöhnlichen Inſtrumenten, [illegible] Glanz und Bildung beiſammen ſind. Ihre [illegible]ren von geübten Männern nach den allgemeinen Regeln der Kunſt ſo voll und erfahren geſetzt, [illegible]den ſo trefflich ausgeführt, wie von der [illegible] anderer Völker, denen ſie an Pracht, Kraft der [illegible]lung und der Compoſition, die ſich, nach [illegible] ſicht der Tonſetzer, die ihren Zweck nicht [illegible] Augen verlieren, ſtets an's Naturgemäße [illegible] cord- und Harmonieeinfachheit leicht [illegible]. Hier war alſo kein Unterſchied gegen andere [illegible], wie denn auf den hohen Stufen der Bildung [illegible]les faſt in Eins zuſammenfällt. [illegible] bald mehr, bald weniger ſich zeigender [illegible] geben werden, ſo würde er nur in einem [illegible] Pomp und einem noch äußerlichern Glanz [illegible] zu ſuchen ſein. Anders war es ſchon mit den [illegible] Linienregimentern, welche zu ihrer Muſik, [illegible] und Andere zu bemerken Gelegenheit hatten, [illegible] Trommeln und viele Trompeten erſchallen ließen, [illegible] andere Inſtrumente dabei zu haben. Dieſe Muſik [illegible] ſchon etwas Eigenthümliches, das zwiſchen der [illegible] und geordneter Tonkunſt und zwiſchen einer [illegible] Erfindſamkeit, die augenblicklich aus dem Stegreif [illegible] nach einer gewiſſen Menge künſtlich erlernter [illegible] ſchafft, die Mitte hält. Die Trommeln geben [illegible] einen ganz natürlichen, ſehr ſcharf ausgeprägten, [illegible] beſtimmt eingeſchnittenen Rhythmus immer im [illegible] Zeitmaße, dabei markig und aufregend. Sie geben [illegible] die Grundbewegung in ſtarker Beſetzung, wie folgt:

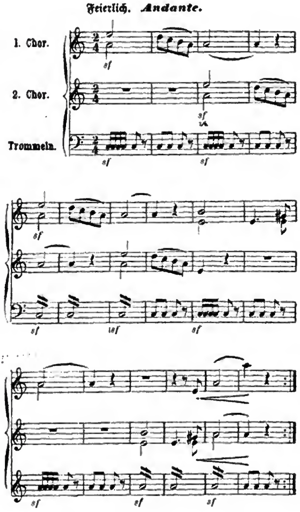
Sie trommelten aber auch im 3/8 Takte; dann [illegible] den gewöhnlichen Trommeln noch eine große Trommel, deren Schläge durch die heruntergeſtrichenen [illegible] zeigt ſtehen:

Die Trompeten in D blieſen zu dieſem [illegible] nichts weiter als die Töne des D dur Accords, die ſie [illegible] und friſch hervorſchmetterten, daß mit dieſem Einfach[illegible] glanze keine Ventiltrompete zu vergleichen iſt. Mit dieſen wenigen Tönen aber ſchmetterten ſie frei, wie es den Bläſern eben in den Sinn kam, nicht nach einer [illegible] gemachten Weiſe, ſondern in willkürlicher [illegible], wobei aber deſto ſorglicher und genauer die Einſchnitte des gegebenen Rhythmus ſcharf und [illegible] und hervorgehoben wurden. Die Gewalt der rhythmiſchen Ordnung, verbunden mit dieſer [illegible], die durch die Beſchränkung auf den D dur-Accord gar nicht aus dem Gleiſe kommen konnte, hatte etwas ſo kindlich Luſtiges und Angemeſſenes, daß auch der gebildete Muſiker dafür eingenommen wurde und die Wirkſamkeit lebhaft fühlte. — Die Volksregimenter, der Landſturm, kurz alle, die nicht zu den Linientruppen gehörten, hatten gar keine Toninſtrumente, nur Trommeln, die in ihrer etwas [illegible]

nung einen vollen und dumpfen Klang von ſich ga- Jedes dieſer Regimenter hatte eine Sängerbande, an Spitze ein Vorſänger durch allerlei Verzierungen der ie ſich bemerklich machte. Dieſes variationenähn- Verbrämen oder Umſpielen der Melodie durch aller- ahe liegende Schnellfiguren hat allerdings etwas it der Erfindung des Figurenſängers an ſich, ſodaß d mehr, bald weniger figurirt nach ſeinem Gefallen: die ganze Umſchmückung hat doch auch wiederum o ſtehende Manier, daß ſie ſich mehr an ein Herge- es hält, als an freie Erfindung. In verſchiedenen aden des ausgedehnten Reiches muß aber nothwen- ehr Abweichendes Sitte ſein, was vom Ausländer lich leicht für augenblickliche Erfindung gehalten wer- muß, die es im Grunde doch nicht iſt. Hierher rech- wir auch die mancherlei Tonſchattirungen, die nicht u in den heutigen Normaltonleitern liegen und ſomit nicht genau in unſere Notenſchrift gebracht werden ten. Dieſe Tonbiegungen und ziehenden Ineinander- ifungen der Töne ſind vorzüglich den aſiatiſchen Völ- und ihren europäiſch-ruſſiſchen Nachbarn eigen. Dieſe ifiguren des Vorſängers, der eine Art Natur-Bravour- ger iſt, laſſen ſich daher nur in den meiſten Fällen, chaus nicht immer und überall mit unſern Noten ge- u andeuten. Unter vielen Aſiaten gilt noch ein gewiſ- Überziehen aus einem Tone in den andern für eine ſondere Schönheit. Dabei werden gewiſſe Haupttöne r Melodie immer in feſter Reinheit gehalten, namentlich rundton, Quinte und Octave. Die Maſſe der Chorſänger, elche die Singweiſe ihres Volksliedes unverziert in fe- ten Tönen derb und beſtimmt mit gehörigem Nachdruck ark erſchallen ließ, hatte in ihr Uniſones der Melodie ugleich die allererſten Anfänge der Harmonie eingewebt. Im meiſten ſind es die Quinten, die ſie ohne Terz, lſo noch ganz nach alterthümlich aſiatiſcher Weiſe, mit em Grundtone begleiten. Zu dieſem Zweiklange auf der Tonica bringen ſie noch denſelben Zweiklang auf der Dominante, wo auch wechſelnd der Zweiklang mit der gro- en Terz erſcheint, welcher bekanntlich neuer und euro- äiſch iſt. Dieſe Terz, die das Alterthum nie gebrauchte, atte unter ihnen ſo Wurzel gefaßt, daß ſie auch zum Grundtone geſungen wurde, immer aber als Zweiklang. In ſolchem Falle ließen ſie den Zweiklang der Dominante mit ihrer Quinte folgen. Dies waren, außer dem zu- weiligen Hineinſchlagen einer Octave, ihre ganzen Harmonien, die ſich alſo auf Tonica- und Dominanten-Zweiklang beſchränkten. Dieſe einfachen Zweiklangsverhältniſſe, nichts als die unvollſtändigen Cadenzaccorde gebend, ſind immerhin, gegen das aſiatiſch Alterthümliche gehalten, ein guter Fortſchritt, vorzüglich durch Mitanwendung der erſt in Europa zur Conſonanz erhobenen Terz. Ihre volksthümlichen Zweiklangsverhältniſſe harmoniſcher Anfänge ſind demnach in Moll:

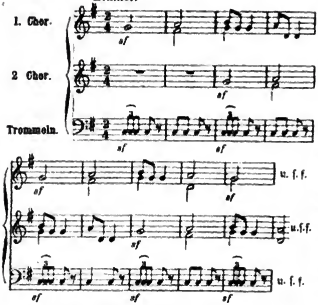
$\frac{e}{a}$ $\frac{h}{e}$ u. $\frac{gis}{e}$, dann Schluß $\frac{a}{a}$ oder $\frac{a}{a}$; in Dur $\frac{h}{g}$ $\frac{a}{d}$ $\frac{g}{g}$ u. $\frac{g}{g}$.

Nun theilten ſie aber ihre Chormaſſe in zwei Parteien und ſangen ihre Weiſen antiphoniſch, altes und neues verflechtend. Der andere Chor ſetzt am ſchicklichen Orte ein, wenn der erſte nur einen zweitaktigen Einſchnitt vollendet hat. Auf dieſe Art erhalten ſie einen naturleichten Anfang einer kanonartigen Verwebung, die den Hörer Anfangs überraſcht und beiweitem kunſtreicher klingt, als ſie in der That iſt. Zur leichtern Verſtändigung des Verfahrens, und weil die Melodien an ſich volksthümlich merkwürdig ſind, wollen wir hier zwei aus jener Zeit aufbewahrte Liederweiſen in unſern Noten mittheilen:



Dazu der Vorſänger des erſten Chores ungefähr ſo:

Munter.

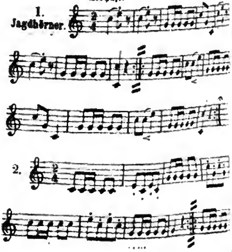


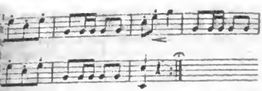
Dazu denke man ſich die variirten Umſpielungen der Vor- oder Bravourſänger der beiden Chorabtheilungen, welche die rhythmiſchen Einſchnitte nie verdunkelten, und man wird ein ziemlich genaues Bild des Ganzen haben. Die eigenthümliche Hornmuſik der Ruſſen, wo jedes Horn nur einen einzigen Ton gibt, wollen wir unter ruſſiſcher Muſik beſchreiben.

Die Feldmuſik der Franzoſen, die ſich in den Revolutionsjahren bedeutend gehoben hatte, ſowol von Seiten der praktiſchen Ausführung als der Compoſition, konnte natürlich ſoviel Abweichendes vom allgemein europäiſchen Zuſtande harmoniſcher Tonkunſt nicht haben, dennoch hatte ſie manches Nationaleigenthümliche, das bemerkenswerth genug iſt. Der Aufputz an ihren Regimentsmuſikern, oder Hautboiſten, zuweilen auch an den Inſtrumenten ſelbſt, war auffallender; man bevorzugte die ſcharfklingenden, ja die heftigſten Tonwerkzeuge, weshalb denn die Janitſcharenmuſik ganz vorzüglich verwandt wurde; nicht blos Becken und Triangeln, ſondern auch ſogenannte Schellenbäume klingelten lärmend hinein. Das Rhythmenbezeichnen in gellenden Einſchnitten war ihnen die Hauptſache. Dieſe Rhythmen wurden ſo kräftig und beſtimmt bezeichnet, als bei den Ruſſen; dazu waren ſie meiſt von ganz kurzer Art, die mehr Aufregendes hat, als die längern Rhythmen. Ihre Märſche waren größtentheils mehr Natur- als Kunſterzeugniſſe, ganz einfach im Takt und in der Harmonie, was zu loben iſt, weil es allgemeiner hebt und Heiterkeit fördert. Das Knallen und Lärmen im Freien half nicht wenig dazu. Daher waren auch ihre Trommeln viel höher geſtimmt, als die ruſſiſchen und teutſchen, welche Stimmung ihnen zwar den dicken und ernſtern Klang nahm, dafür ſie aber viel raſſelnder und ſchnarrender machte; ſie wurden dadurch lauter, weithin dröhnender, ja betäubender und leichtfertiger. So waren auch ihre meiſten Märſche im leicht[illegible], wobei es ſich ſchneller marſchirt, als zum [illegible] Takt, welcher bei andern Gelegenheiten doch auch ge[illegible] wurde. Viele ihrer Märſche, am meiſten aus [illegible] 1806, waren in Moll geſetzt, ſtets mit kurzen [illegible]ſchen Rhythmen, was die Hauptſache iſt. Es iſt ein [illegible]ſcher Irrthum, wenn Moll im Allgemeinen für [illegible] halten wird. Den Franzoſen, in deren [illegible] noch jetzt nicht fehlen darf, war es nicht ſo, [illegible] garn gebrauchen es zur Luſt. Nach der Zeit [illegible] die franzöſiſchen Märſche doch mehr [illegible] Alles Übrige in ihrer Muſik war [illegible]. Seit der Zeit hat ſich das Knallende [illegible] und verſtärkten Inſtrumentalbeſetzung nicht blos in Frankreich; ſondern überall gebräuchlich gemacht, [illegible] ganzen Bereiche der Tonkunſt. Beſonders [illegible] auf Erfindung ſtark tönender Baßblasinſtrumente [illegible] in Frankreich iſt die Ophicleide mit ihrem [illegible] am heimiſcheſten geworden, und in Teutſchland [illegible] die viel mächtigere Tuba eingeführt (ſ. d. Art.). [illegible] Ventilhörner und Ventiltrompeten haben die [illegible] und tonärmern, aber dafür ungleich hellern, [illegible] mutherregendern verdrängt, damit man deſto [illegible] moduliren und buntere Melodien geben kann, [illegible] keineswegs die Hauptſache iſt. Ein Heerführer, der weiß, was auf glänzende, allgemein ergreifende [illegible] ankommt, wird die verdrängten wol wieder in ihre [illegible] einſetzen.

In Teutſchland galten für die Jäger zu den Trommeln, die nirgends fehlen können, die großen und [illegible] zweckmäßigen Jagdhörner, die zwar nur einen Accord [illegible]ben und bis in die Quinte der zweiten Octave reichen, aber herrlich und weit tönen. Sie blaſen nur einfach uniſone Melodie, nur am Schluſſe den Grundton zur Octave fügend, ohne daß ein anderes Inſtrument [illegible]tritt, nicht einmal die Trommel. Bei [illegible] ſie noch. Die beliebteſten ihrer raſch, leicht und [illegible] vorgetragenen Tonſtücke waren folgende, die [illegible] werden:

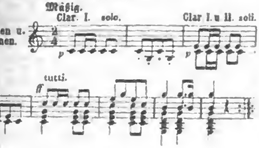
Lebhaft.





fach dieſe Tonſätze ſind, ſo ſind ſie doch kunſtge-
ordnet, nicht improviſirt. Die Cuiraſſiere hatten
rompeten und ſechs Poſaunen. Man ſehe folgen-
kſame Tonſtück im gemäßigten Tempo:

Die heruntergeſtrichenen Noten im Tutti ſind im Folgenden für die Poſaunen.



u. ſ. w.

Poſaunen waren 1809 zur Feldmuſik gekommen, ſehr
ckmäßig: ſchlimm hingegen war es, daß die Oboen in
ußen abgeſchafft wurden und dafür kleine, ſpitze, ſehr
hneidende Pfeifen, unter dieſen die kreiſchende F-Cla-
tte, an die Stelle traten. Übrigens iſt der $\frac{2}{4}$ und
Takt in Teutſchland zu Märſchen gebräuchlicher, als
$\frac{6}{8}$ Takt. Die ſogenannte Feldpfeife, auch Feld-
genannt, iſt nichts anderes, als die Querpfeife
. Art.). Es-Dur wird der **Feldton** genannt, weil
meiſten Militairinſtrumente, wie Trompeten, Clarinet-
ꝛc., in dieſem Tone ſtehen, d. i., ſo eingerichtet ſind,
ihnen dieſe Tonhöhe die natürliche oder kunſtloſeſte
der Behandlung iſt. **Feldſtücke** heißen die kurzen
ſätzchen der Trompeter, die zum Zeichengeben dienen,
zum Aufbruche, zum Aufſitzen, Satteln ꝛc.; ſ. dar-
r unter Trompeter. (*G. W. Fink.*)

Feldnelke, ſ. Dianthus deltoides und Lychnis
veſtris.

Feldorant, ſ. Antirrhinum orontium.

FELDPOLIZEI, die, iſt derjenige Zweig der öffent-
en Sicherheitspflege, welcher die Aufgabe hat, die Fel-
oder Äcker und das, was ſich auf ihnen von Früchten
Gegenſtänden des Gebrauchs finden mag, gegen Be-
ädigung, ſowie alles das, was davon zu einer Entfrem-
ng geeignet iſt, gegen dieſe ſicher zu ſtellen. Sie wird
von beſondern Perſonen ausgeübt, deren Dienſt vornehm-
lich des Nachts nothwendig iſt, und zu deſſen nachdrück-
licherer Wahrnehmung ſie nicht blos bewaffnet, ſondern
auch von Hunden begleitet zu ſein pflegen. Man nennt
ſie Feldhüter. (*Eiselen.*)

Feldraine, ſ. Feld. S. 344.

Feldroſe, ſ. Rosa arvensis.

Feldrüſter, ſ. Ulmus campestris.

Feldſalat, ſ. Valerianella olitoria.

FELDSBERG, hieß ehemals Veltspurg, 1) eine große fürſtlich von Liechtenſteiniſche Herrſchaft, welche eine Stadt, einen Marktflecken und ſieben Dörfer umfaßt, deren Bewohner größtentheils Teutſche ſind, doch auch Slawen (ſogenannte Kroaten oder Podluezaken unter ſich zählen. Die hügelige Gegend iſt zum Theil durch Anpflanzungen in eine Art großen Parkes umgewandelt, doch iſt der theils ſandige und theils lehmige Boden dem Gedeihen vieler erotiſchen Bäume, deren Acclimatiſirung hier verſucht wurde, eben nicht ſonderlich günſtig. Die Gegend iſt reich an Wild, das ſorgfältig gehegt wird. Die Einwohner treiben meiſtens Acker- und Weinbau und auch einigen Handel mit Getreide und Wein; 2) die gleichnamige Stadt und Hauptort der Herrſchaft im V. U. M. B. des Erzherzogthums Öſterreich unter der Ens, in einem eben nicht tiefen Thale nahe an der mähriſchen Grenze gelegen, mit 340 Häuſern, welche zwiſchen der ziemlich regelmäßig gebauten Stadt und einer Vorſtadt vertheilt und meiſt ſolid gebaut ſind, 2474 Einwohner, einer ſehr alten, zum wiener Erzbisthume gehörigen katholiſchen Pfarre von 3000 Seelen, welche durch drei Prieſter beſorgt wird; einer katholiſchen Kirche zur Himmelfahrt Mariä, einem ſtattlichen Gebäude von zwei Thürmen, das mehre ſchöne Gemälde zieren; einem Kloſter und Spital (ſammt Kirche) der barmherzigen Brüder, die um 1605 hier eingeführt wurden; einem im J. 1804 aufgehobenen Franziskanerkloſter; einem fürſtlich Liechtenſteiniſchen, prachtvollen, zwei Stockwerke hohen Schloſſe, das auf einer Anhöhe liegt, eine Kapelle, ein Theater, ſehr ſchöne Pferdeſtälle und eine übergroße Menge von Zimmern enthält; dem Luſtſchlößchen Belvedere, einem Rathhauſe, einer Schule, einem großen von einer gegen 10,000 Klaftern langen Mauer umſchloſſenen Thiergarten, herrlichen Parkanlagen, und den beſten Gelegenheiten zu ergiebigen Jagden, die von dem Fürſten hier auch jährlich gehalten werden. (*G. F. Schreiner.*)

Feldſchäden, ſ. Feld. S. 344.

Feldſchanzen, ſ. Feld. S. 362.

Feldſenf, ſ. Sinapis arvensis.

FELDSPATH. Was Werner ſeiner Zeit unter **Feldſpath** als **einer Species** verſtanden, das hat ſich jetzt zu einer ganzen Familie, zu einem Genus geſtaltet, wozu jedoch manche neue Mineralien gezählt werden, die Wernern unbekannt waren. Schon längſt bezeichnete man viele Steine, die deutlich ſpalteten und weich waren, als Spathe. Später trug man dieſen Namen auch auf einen harten Körper über, den man erſt richtiger **Felsſpath**, ſpäter unrichtiger Feldſpath nannte; denn er conſtituirte viele Felsarten mit. Das Genus der Feldſpathe bezeich-

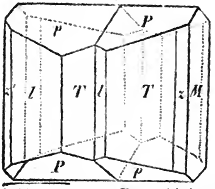
net der Verfaſſer um ſo lieber mit dem Namen Felſit, als man das Wort Feldſpath in ſehr ſchwankenden Begriffen gebraucht; denn viele Mineralogen verſtehen darunter das Genus und dann auch wieder, unlogiſcher Weiſe, die eine Species, den Pegmatolith. Mohs verſtand ſogar darunter ein Genus, wohin er ſelbſt den Skapolith mit rechnete.

Der Hauptcharakter der Felſite oder Feldſpathe nun iſt in deren Kryſtalliſation und Spaltbarkeit, mit wirklich ſehr merkwürdiger Eigenthümlichkeit begabt, dann in den Grenzen der Härte und des ſpecifiſchen Gewichts begründet.

Bei der Kryſtalliſation (vergl. die Figuren 1 und

Fig. 1.

Fig. 2.



2), kann man füglich noch von der Spaltbarkeit in der alten Hauy'ſchen Vorſtellung der Primärform (forme primitive) ausgehen, wenn auch die Abmeſſungen ganz andere ſind, als die von Hauy angenommenen. Die vollkommenſte Spaltungsrichtung iſt ſtets die nach der Fläche $P = -P\bar{\infty}$, dem Hemidoma, welches man oben als nach Hinten gerichtet nehmen möge. Die Neigungen dieſer Fläche gegen die verticale Hauptaxe betragen bei den bekannten Species zwiſchen 62° 2′ — 64° 1′. Die nächſt vollkommene Spaltungsrichtung findet nach dem brachydiagonalen Flächenpaare $M = \infty P \breve{\infty}$ ſtatt, und nur Petalit und Periklin machen hiervon Ausnahmen. Die dritte Spaltungsrichtung geht nach zwei parallelen prismatiſchen T, alſo nach einem Hemiprisma, $\frac{\infty P}{2}$, jedoch bei Petalit und Periklin iſt dieſe Richtung deutlicher, als jene M. Ich habe alle bekannten Species darauf geprüft, und ſtets gefunden, daß die Spaltungsrichtung nach dem andern Hemiprisma l nie ebenſo deutlich ſei, als nach T, oder dieſe l ganz fehle. Hieraus folgt, daß das geſchobene Prisma Tl, nach der Spaltbarkeit, in zwei Hemiprismen zerfalle. Nur bei den meiſten ſogenannten glaſigen Feldſpathen, bei denen die prismatiſche Spaltbarkeit zuweilen ganz fehlt, tritt dieſe Erſcheinung minder merklich, jedoch bei dem von Duckweiler, den G. Roſe ſeinem Ryakolith zuzählt, immer noch entſchieden hervor. Die Meſſungen haben die kryſtallographiſche Verſchiedenheit von T und l theils beſtätigt, theils werden ſie ſolche, wenn man alle Sorgfalt darauf verwendet, ferner beſtätigen. Dieſer Anſicht, und daß das Prisma der Felſite höchſt wahrſcheinlich [illegible] ſymmetriſch ſei, treten mehre Mineralogen, [illegible] auch Zippe, bei. Die Zweierleiheit der [illegible] in allen andern Fällen der Kryſtalliſations[illegible] ſtallographiſcher Ungleichnamigkeit zuſammen [illegible] möge man das Prisma von einigen [illegible] man darüber ins Reine gekommen ſein [illegible] triſch gelten laſſen. Die Neigungen von l [illegible] niemals, wie man ſonſt annahm, 120° [illegible] ſen Winkel nicht haben, weil dann das [illegible] ſyſtem das hexagonale wäre), ſie ſchwanken [illegible] 50′ bis 119° 30′ und wieder 120° [illegible] Daraus, daß das Prisma Tl eine Combination [illegible] Hemiprismen iſt, folgern zu wollen, daß [illegible] ſtets ſchiefe Winkel machen müßten, das [illegible] man ſich theoretiſch für berechtigt hielt, [illegible] es ſicherlich drei Species, bei denen P und M [illegible] genau 90° ſchneiden; dieſe Species ſind [illegible] Ryakolith und Adular, und ſie ſind die [illegible] orthoklaſtiſch (rechtwinkelig ſpaltbar), [illegible] Zwölf andere Species zeigen jene Neigung von P [illegible] ſchiefwinkelig, ſie ſind die Plagioklaſe, [illegible] ſtiſch. Die bekannten Abweichungen vom [illegible] kel betragen zwiſchen 0° 15′ und 5° 30′.

Wenn wir von der hemidomatiſchen Spaltung P ausgehen, ſo iſt es ſehr bemerkenswerth, [illegible] den meiſten Fällen in den einfachen Kryſtallen ein [illegible] res Hemidoma, x, als nach Vorn gerichtet, in der [illegible] gung gegen die Hauptaxe jener Geſtalt P [illegible] kommt, und dann etwas weniger ſteil gegen die Hauptaxe liegt, als P; als woraus in Bezug auf den [illegible] der Regelmäßigkeit die Hemiedrie hervorgeht. Die bekannten Neigungen der Flächen x gegen die Hauptaxe betragen im ganzen Genus 63° 58′ bis 65° 45′. Die geringeren Abweichungen zwiſchen P und x finden [illegible] den orthoklaſtiſchen, die größeren bei den plagioklaſtiſchen Species ſtatt. Jedoch bei den Zwillingen des [illegible] ſetzes der Verwachſung orthoklaſtiſcher Felſite [illegible] kommt auch zuweilen ein Hemidoma, wenn [illegible] Spaltbarkeit, an einer mit P ganz gleichen Neigung gegen die Hauptaxe vor, und dieſe vollkommen [illegible] rende Geſtalt heiße p, iſt das wahre $+P\bar{\infty}$, und [illegible] ferner nicht, wie bisher geſchehen, mit x verwechſelt werden. Unter den Zwillingen gibt es alſo ſolche, [illegible] Individuen nach der Ausbildung der domatiſchen Flächen [illegible] und dieſe freilich nur mathematiſch [illegible] driſch ſind. Es ergibt ſich hieraus in dieſen Fällen, daß die Unterſcheidung des rhombiſchen Kryſtalliſationsſyſtems in zwei (oder noch mehr) Syſteme wegfallen [illegible] man nicht einen noch größern Fehler begehen [illegible] Species in zwei Kryſtalliſationsſyſteme [illegible] will. Es iſt hiernach ferner die [illegible] vorderer und hinterer Geſtalten ebenſo nöthig, als unzweifelhaft. [illegible] drücklich muß jedoch bemerkt werden, daß nur in Zwillingen, und auch hier nicht gar häufig, p und P mit gleichen Neigungen gegen die Hauptaxe auftreten, während an einfachen Kryſtallen p fehlt und dafür x oder y [illegible] andere vordere Hemidomen vorhanden ſind. Dieß x [illegible]

e geſagt, oft mit p verwechſelt [1]). Es ſcheint daß in den Zwillingen das P einen ſo großen auf die Nachbarfläche ausgeübt habe, daß p und ausgebildet worden.

hrend bei den plagioklaſtiſchen Felſiten Niemand el iſt, daß ſie tetartoëdriſchen Charakter der Com= haben, wird für die orthoklaſtiſchen Species nur wenigen Mineralogen das Prisma ebenſalls für mmetriſches, für eine Combination aus zwei He= en, gehalten, worin mir jedoch, außer Anderen, iſtimmt.

Figur 1 iſt eine Combination, welche die fre= en Geſtalten enthält, gezeichnet:

$= + P\overline{\infty}$ in Species, denen p fehlt; wenn vorhanden, muß man x hiervon (oder von P) 1; bei Pegmatolith ſcheint $x = \frac{19}{20}\,p$ alſo $P\overline{\infty}$ zu ſein, bei Adular $\frac{92}{99}$, bei Ryakolith $\frac{77}{83}$.

$P = - P\overline{\infty}$; $p = + P\overline{\infty}$, wo ſolches bekannt den.

$y = + 3P\overline{\infty}$ in Bezug auf x.

$o = + P\overline{\tfrac{1}{2}} = + P\overline{2}$, zerfällt aber wol meiſt ne linke Tetartopyramide o und in eine rechte Tetar= ramide o'.

$n = - P\overline{\tfrac{1}{4}} = - P\overline{4}$, ebenmäßig in n und n' allend. $l = > \infty P$ rechtes Hemiprisma.

$T = \infty P <$ linkes Hemiprisma.

$z = \infty P\overline{\tfrac{1}{2}} = \infty P\overline{2}$, ebenfalls in linkes $< = z$ d rechtes $>$ Hemiprisma $= z'$ zerfallend.

Man hat im ganzen Genus fünf Geſetze regel= äßiger Verwachſung der Individuen, von denen ch wieder zuweilen je zwei vereinigt vorkommen.

Bei dem erſten Geſetze, dem bekannten der el= gner Kryſtalle (welches Figur 2 nur in einer andern mbination, als der elbogner, ſchon angeführt worden), ht die Drehungsaxe der Hauptaxe parallel, und der rehungswinkel beträgt 180°. Die Drehungsaxe iſt alſo rtical und nicht horizontal, wie einige Mineralogen an= hmen, welche Annahme aber gar keine Zwillinge dieſer t reſultiren läßt. Dieſes erſte Geſetz iſt bei den Or= oklaſen ſehr häufig, könnte aber bei allen Species vor= mmen, exiſtirt jedoch nur bei einigen plagioklaſtiſchen in erbindung mit dem zweiten Geſetze.

Das zweite Geſetz hat die Drehungsaxe ſenkrecht f die Ebene der Brachydiagonale, Drehungswinkel 180°, nd kann blos bei den plagioklaſtiſchen Species exiſtiren, petirt ſich auch nicht ſelten zu einem Vielling.

Im dritten Geſetze ſteht die Drehungsaxe paral= l mit dem Spaltungshemidoma P und der Brachydia= onale M, Drehungswinkel 180° bei Orthoklaſen.

[1] Das Vollſtändige von ſolchen Verwechſelungen zweier Rhomboeder kommt bei den kryſtallographiſchen Betrachtungen der Quarze vor.

Im vierten Geſetze, ebenfalls bei Orthoklaſen vorkommend, nahm man bisher die Drehungsaxe ſenkrecht auf eine pyramidale Fläche o, welche die Combinations= kante von P und M abſtumpft, und den Drehungswin= kel 180° an. Dieſe Vorſtellungsweiſe ſetzt jedoch vor= aus, daß dieſe pyramidale Fläche unter 135° gegen P und M geneigt ſei, was jedoch durchaus nicht mit den durch Meſſung gefundenen Winkeln harmonirt, und was auch nicht richtig ſein kann, weil dann P und M dem einen und o einem zweiten tetragonalen Prisma gleich ſein müßte. Die Drehungsaxe muß man vielmehr ganz wie im dritten Geſetze, parallel mit P und M, den Drehungswinkel aber nur zu 90° annehmen. Wiederholt ſich nun dieſes vierte Geſetz zu einem Drilling oder Vier= ling, ſo bilden das erſte und dritte, oder auch das zweite und vierte Geſetz einen oder auch zwei Zwillinge des drit= ten Geſetzes; der Vierling zeigt dann ebenfalls eine Dre= hung des einen Zwillings vom andern um 90°.

Im fünften Geſetze, welches nur bei Plagiokla= ſen erſcheint und erſcheinen kann, liegt die Drehungsaxe auf dem Spaltungshemidoma und ſenkrecht gegen die Brachydiagonale derſelben, Drehungswinkel 180°. Er= ſcheint gewöhnlich in Verbindung mit dem zweiten Geſetze.

Die Härte der ganzen Feldſpäthe oder Felſite geht von 6¾, d. i. von wenig über Apatit, bis 8¼, d. i. bis wenig unter Quarz.

Das ſpecifiſche Gewicht zeigt 2,42 und 2,84 als Grenzen. Die einzelnen Species ſind nach der Zunahme deſſelben hier aufgezählt.

Alle Felſite enthalten weſentlich Silikate der Thon= erde mit Silikaten der Alkalien, oder der alkaliſchen Er= den, oder auch letztere zuſammen. Das erſte Silikat ent= hält oft drei Äquivalente des oder der übrigen Silikate. Die Stufen der Silicirung ſchwanken zwiſchen der ein= fachen und der vierfachen. Auch die Grade der Schmelz= barkeit der Species zeigen große Abweichungen. Nur wenige derſelben ſind in erhitzter Hydrochlorſäure zerſetz= bar. Bereits iſt Abich bei der großen Verſchiedenheit der kali= und natronhaltigen Triſilikatſpecien zu der zu beach= tenden Vermuthung gelangt, daß dieſe Alkalien iſomorph und auch wieder dimorph ſeien.

Je höher das ſpecifiſche Gewicht, um ſo niedriger wird das Silikat und um ſo mehr nimmt die Beimi= ſchung der alkaliſchen Erden, Kalkerde und Magneſia, zu.

Die Species, welche mit Beſtimmtheit unterſchieden werden können, ſind folgende 15.

1) Petalit. Felsites Petalites.

Glas= auf der vollkommenſten Spaltungsfläche bis Perlmutterglanz. (Farbe, weiß bis blaßroth.) Plagio= klaſtiſch. Hemidoma P auf Hemiprisma $T = 117°$, auf die tetartopyramidale Fläche $o = 101°$, dieſe auf $T = 142°$. Alle drei Geſtalten bilden parallele Combinations= kanten, und nach allen dreien ſpaltbar, am vollkommen= ſten hemidomatiſch, dann hemiprismatiſch, am undeutlich= ſten tetartopyramidal. Härte 8 bis 8¼. Gewicht 2,429 bis 2,450.

Arfvadſon entdeckte darin das Lithion und die Analyſen von Hagen:

Kieſelſäure	77,81	bis	77,07
Thonerde	17,19	„	18,00
Lithion	2,69	„	2,66
Natron	2,30	„	2,27

entſprechen, nach Berzelius, der Formel

$$\left.\begin{matrix}\dot{L}i^{3}\\ \dot{N}a^{3}\end{matrix}\right\}\overline{S}i^{4} + \overline{\overline{A}}l\overline{S}i^{4}.$$

Vor dem Löthrohre wie Pegmatolith. Färbt, mit ſaurem ſchwefelſaurem Kali und mit Flußſpath geſchmolzen, die Flamme in der Nähe der Probe, durch Lithiongehalt, roth.

Fundorte: Die ſchwediſche Inſel Utö; Bolton und Littleton in Maſſachuſets.

2) Valencianit, Breithaupt. Felsites Valencianites.

Glas- auf der vollkommenſten Spaltungsfläche bis Perlmutterglanz. Farbe, weiß. Plagioklaſtiſch. P auf $M = 93°$, auf $T = 113°$; M auf $T = 122\frac{1}{2}°$, ungefähr. Spaltbar, hemidomatiſch, vollkommen; brachydiagonal, deutlich; hemiprismatiſch, faſt ebenſo deutlich. Härte $8\frac{1}{4}$ bis $8\frac{1}{2}$. Gewicht 2,525.

Enthält nach Plattner: Kieſelſäure 66,824, Thonerde 17,581, Kali 14,801, Eiſenoxyd 0,087. Entſpricht ziemlich der Formel $\dot{K}\overline{S}i^{3} + 3\overline{\overline{A}}l\overline{S}i^{3}$, wornach ſich der Gehalt zu Kieſelſäure 65,21, Thonerde 18,13, Kali 16,66 berechnet. Es iſt noch in keinem einzigen Kalifelſit die hinreichende Menge Kali nachgewieſen worden.

Kommt gangweiſe auf der Silbergrube Valenciana in Mexico vor.

3) Periklin, Breithaupt. Felsites Periclinus.

Glas- auf der vollkommenſten Spaltungsfläche bis Perlmutterglanz. (Farbe, weiß.) Plagioklaſtiſch. x gegen die Hauptaxe $= 65° 44'$; P gegen die Hauptaxe $= 62° 2'$; P auf $M = 93° 19'$; P auf $T = 114° 45'$; T auf $l = 120° 37'$, auf $M = 120° 18'$; M auf $l = 119° 5'$. Spaltbar, hemidomatiſch, vollkommen bis deutlich; links hemiprismatiſch (T) recht deutlich; brachydiagonal, etwas weniger deutlich; rechts hemiprismatiſch wieder etwas weniger deutlich. Härte 8 bis $8\frac{1}{4}$. Gewicht 2,54 bis 2,57.

Die Kryſtalle ſind meiſt in der Hauptaxe ſehr verkürzt, auch die brachydiagonalen Flächen wenig ausgedehnt. Zwillinge, zuweilen auch Vierlinge des zweiten Geſetzes, Zwillinge des fünften Geſetzes, beide Geſetze getrennt und vereinigt.

Beſteht nach C. G. Gmelin aus Kieſelſäure 67,94, Thonerde 18,93, Natron 9,99, Kali 2,41, Kalkerde 0,15, Eiſenoxydul 0,48, Glühverluſt 0,36. Man kann daher die Formel ſetzen $\left.\begin{matrix}\dot{N}a\\ \dot{K}\end{matrix}\right\}\overline{S}i^{3} + 3\overline{\overline{A}}l\overline{S}i^{3}.$

Irrthümlicher Weiſe hat man dieſe Species dem Tetartin mit aufbürden wollen, weil man eine trübe Abänderung deſſelben für Periklin ausgegeben. Beſonders das viel niedrigere Gewicht und ſelbſt die Miſchung, trennen beide Species ſehr bequem.

Findet ſich, in Begleitung von grünem Erdige, Rutil ꝛc., zu Zöblitz in Sachſen, im Hüttener Salzburg, in dem Puſter-, Ziller- und anderen Thälern Tyrols, hier auch zum Theil mit aufſitzendem Chlorit.

4) Pegmatolith, Breithaupt. Felsites pegmaticus.

(Viele, vielleicht die meiſten, Abänderungen des gem. Feldſpaths in ſich faſſend.)

Glas- bis Perlmutterglanz auf der vollkommenen Spaltungsfläche, übrigens Glasglanz. Meiſt weiß, trübe, doch auch fleiſchroth, blaßgrau; ſeiner grün. Perſidritiſch. Orthoklaſtiſch. x gegen die Hauptaxe = [illegible] 27′; P gegen die Hauptaxe $= 63° 45'$, auf das Hemidoma $= 112° 22'$, das jedoch darauf nicht gemeſſen, daß es in zwei Hemiprismen zerfällt; T auf $l = 118° 53'$. Zu den Meſſungen dienten mir die Kryſtalle von der Inſel Elba. Zwillinge des erſten, dritten und vierten Geſetzes. Auch mit Quarz regelmäßig zu Schriftgranit verwachſen. Spaltbar, hemidomatiſch, deutlich bis faſt vollkommen; brachydiagonal, deutlich; hemiprismatiſch, zuweilen faſt deutlich. Härte $7\frac{3}{4}$ bis 8. Gewicht 2,539 bis 2,570; wenn unter 2,538 nicht mehr [illegible] dies namentlich durch Mangel an Glanz auf Bruchflächen von T und l wahrnehmbar.

Analyſen: a) der von der Dorotheen-Aue bei Karlsbad nach Klaproth und b) fleiſchroth von Lomnitz in Schleſien nach G. Roſe.

	a	b
Kieſelerde . . .	64,50	66,75
Thonerde	19,75	17,50
Eiſenoxyd . . .	1,75	1,75
Kali	11,50	12,25
Kalkerde	Spur	1,25

Sie entſprechen keineswegs der Formel bei Species 3; vor dem Löthrohre ſchmilzt er ſchwer zu halbklarem glaſigem Glaſe. Borax und Soda löſen ihn ſchwer, jedoch vollkommen auf. Nach Turner geben manche Abänderungen die Reaction der Chlorſäure. — Er wird weder vor, noch nach dem Glühen von Säuren angegriffen.

Gewiß iſt dieſe Species vielfach verbreitet, und dennoch ſelten in einem Zuſtande, um alle kryſtallographiſchen Beſtimmungen daran exact vornehmen zu können. In Graniten, Gneiſen, gewöhnlich mit Rauchquarz zuſammen. Schöne Vorkommniſſe ſind von der Inſel Elba; Baveno in Oberitalien; Königshain bei Görlitz; Lomnitz bei Hirſchberg in Schleſien; Elbogen in Böhmen; Mourne in der Grafſchaft Down in Irland; Arendal in Norwegen; Schaitenſk, Alabaſchka bei Murſinſk in Sibirien. — Manche Abänderungen führen beſondere Namen: Murchiſonit, Sonnenſtein oder Giraſol, der nach einem vordern Hemidoma eine hochgelbe Farbe, gleichſam in Flämmchen, zeigt. Bei den Chineſen — Petunſe.

…ird, zu Porzellanerde zerſtört, zu Porzellan ver- … und dient auch, friſch, zur Glaſur deſſelben.

…krokl in, Breithaupt. Felsites Microclinus.

…lanz wie vorige Species. Farbe meiſt grau, ſelten …th und ſelbſt faſt pflaumenblau. Farbenwandlung … Ebene der Makrodiagonale [2]). Plagioklaſtiſch. P … = 112° 15′; P auf T = 90° 22′ (ſehr genau); … T = 118° 35′. Spaltbar, hemidomatiſch, voll- …n; brachydiagonal, ſehr deutlich; hemiprismatiſch …lich; makrodiagonal, in Spuren. Härte 7¾ bis 8. …t 2,562 bis 2,568.

…Zerwachſungen nach dem zweiten Geſetze.

…Von Ewreinoff fand darin: Kieſelſäure 65,76, Thon- …8,31, Kalkerde 1,20, Kali 14,06.

…Findet ſich als Gemengtheil des Zirkonſyenits im ſüd- … Norwegen, auch in der Forbiörnsbögrube bei Aren- … Ferner gehört wahrſcheinlich hierher der rothe Feld- … vom Bispberg in Schweden.

Wird als Edelſtein benutzt und vielfach mit Labra- … von einigen Mineralogen auch noch mit der Species …rwechſelt.

…Amazonit, Breithaupt. Felsites amazonicus (Amazonenſtein).

Glasglanz, auf der vollkommenſten Spaltungsfläche Perlmutterglanz. Farbe ſpan- und apfelgrün, zuweilen … blaß. Plagioklaſtiſch. P auf x = 128°; P auf … = 113°; P auf M = 90°/₁ (dieſes genau). Spalt- …r, hemidomatiſch, deutlich bis vollkommen; brachydia- …nal, deutlich; hemiprismatiſch undeutlich. Härte 7¾ … 8. Gewicht 2,546—2,561.

Nach Abich: Kieſelſäure 65,32, Thonerde 17,89, …ali 13,05, Natron 2,81, Eiſenoxyd 0,30, Mangan- …yd 0,19, Magneſia 0,09, Kalkerde 0,10 und Ku- …eroxyd. Letztern Beſtandtheil hat Bindheim darin zuerſt …sgefunden; ſo unbedeutend er iſt, dürfte er doch auf die …rbe Einfluß haben. Schmilzt vor dem Löthrohre ziem- …h leicht und mit einiger Phosphorescenz.

Vorkommen: Tſchebarkul bei Miaſk im Ural; Man- …tte auf Ceylon; Weſtküſte Labrador; Beverly in Maſ- …chuſets.

7) Adular. Felsites Adularia.

Glasglanz, auf der vollkommenſten Spaltungsfläche …3 Perlmutterglanz. Farbe weiß bis blaßgelblich. Meiſt …ele Durchſcheinenheit. Orthoklaſtiſch. x gegen die …auptaxe = 65° 45′; auf P = 129° 48′; P gegen …e Hauptaxe = 64° 1′ auf T = 112° 10′, auf M … = 90° 0′; T auf l = 118° 56′; n gegen n = 90° …0′. Kaiſer fand P auf T = 112° 7′ 15″ bis 112° …6′ 40″, und P auf l = 111° 59′ 40″ bis 111° 48′ …5″. Spaltbar, hemidomatiſch, vollkommen, brachydia- …onal ſehr deutlich, hemiprismatiſch nicht immer unvoll- …ommen. Härte 8. Gewicht 2,566 bis 2,570.

2) Man vergleiche unten 13.

Man hat Verwachſungen des erſten, des dritten und vierten Geſetzes und bei dem erſten kommt auch p vor. Es exiſtirt an einfachen Kryſtall oft auch $+\frac{4}{13}P\overline{\infty}$, d. i. $\frac{4}{13}$ der Axenhöhe von x.

Von Awdejeff fand darin Kieſelſäure 65,75, Thonerde 18,28, Kali 14,07 und Natron 1,44.

Vorzüglich in den Alpen zu Hauſe, am St. Gotthard in der Schweiz; zu Ahren, Diſſentis ꝛc. in Tyrol, Ceylon. Einiger hat in der Ebene der Makrodiagonale einen milchigen Schein — Mondſtein, andrer nach einem vordern Hemidoma einen gelblichen — Sonnenſtein, Giraſol. Dieſe Abänderungen dienen als Edelſteine.

8) Ryakolith, G. Roſe. Felsites Ryacolithus. (Glaſiger Feldſpath z. Th.)

Deutlicher Glasglanz, nur auf der vollkommenſten Spaltungsfläche bis Perlmutterglanz. Orthoklaſtiſch. x gegen die Hauptaxe = 65° 37′; P gegen die Hauptaxe = 63° 54′ gegen M = 90° 0′; gegen T = 112° 19′; T gegen T oder (?) l = 119° 21′; n gegen n = 90° 32′. G. Roſe (die Möglichkeit eines ſymmetriſchen Prisma wurde oben auch nicht geleugnet). Spaltbar, hemidomatiſch, vollkommen; brachydiagonal, faſt ebenſo deutlich; hemiprismatiſch meiſt nur noch in Spuren und bis zum Verſchwinden. Härte 8. Gewicht 2,576—2,582.

Zwillinge des erſten und vierten Geſetzes, doch gewöhnlich einfache Kryſtalle.

Nach G. Roſe beſtehend aus Kieſelſäure 50,31, Thonerde 29,44, Eiſenoxyd 0,28, Natron 10,56, Kali 5,92, Kalkerde 1,07, Magneſia 0,23 etwa der Formel $\left.\begin{matrix}\dot{N}a\\ \dot{K}\end{matrix}\right\}\dddot{S}i + 3\,\dddot{\bar{A}}l\dddot{S}i$ entſprechend; alſo Singuloſilikate enthaltend. Von Säuren wird er ſtark angegriffen, wobei ſich die Kieſelſäure als Pulver ausſcheidet.

Fundorte: am Veſuv; am laacher See und Duckweiler am Rhein und Preußen.

Andere glaſige Felſite, Feldſpäthe, Sanidin, Eisſpath, weichen von dem Ryakolith in Winkeln und in der Miſchung weſentlich ab, erſteres hat G. Roſe in ſeiner Abhandlung (Poggendorff's Ann. der Phyſik und Chemie 15. Bd. S. 193) nachgewieſen. Sie erheiſchen noch nähere und ausführlichere Unterſuchungen. Berthier fand in dem vom Mont d'or und in dem vom Drachenfels

Kieſelſäure	66,1	66,6
Thonerde	19,8	18,5
Kali	6,9	8,0
Natron	3,7	4,0
Magneſia	2,0	1,0
Eiſenoxyd	—	0,6

Hauptſächlich in Trachyten und Phonolithen, ferner im Pauſilipptuff, auch in eigentlichen Laven vorkommend.

9) Hypoſklerit, Breithaupt. Felsites subdurus.

Unreiner Glasglanz, dem Fettglanze genähert, auf der vollkommenen Spaltungsfläche dem Perlmutterglanze. Farbe meiſt grünlichgrau, bis olivengrün, auch grünlichweiß und leberbraun. Halb durchſichtig bis durchſcheinend. Plagioklaſtiſch. P auf $M = 86° 28'$; P auf $T = 111° 20'$; M auf $T = 120° 5'$. Spaltbar, hemidomatiſch, vollkommen; brachydiagonal, deutlich; hemiprismatiſch, undeutlich. Härte 6¼ — 6¾, dadurch beſonders ausgezeichnet. Gewicht 2,60 — 2,61.

Man hat Zwillinge des zweiten Geſetzes und derbe Maſſen, welche ſchalige Zuſammenſetzung zeigen, dem Sahlit nicht unähnlich.

Wird ein Splitter mit der Spitze der blauen Flamme geblaſen, ſo färbt ſich die äußere Flamme ſtark wachsgelb, alſo natronhaltig. Nicht ganz ſchwierig ſchmelzbar.

Mit Kalkſpath, Granat, Skapolith, Magneteiſenerz zuſammen zu Arendal in Norwegen.

10) Tetartin, Breithaupt. Felsites Tetartinus.
(Albit, Berzelius und G. Roſe; Kieſelſpath, Hausmann; Cleavelandit der Nordamerikaner; Biotin, Monticelli und Cobelli.)

Perlmutterglanz auf der vollkommenſten Spaltungsrichtung, übrigens Glasglanz. Farbe oft roth, doch auch weiß, ſeltner blos grau und grün. Durchſichtig bis durchſcheinend. Plagioklaſtiſch. x gegen die Hauptaxe $= 63° 58'$; P gegen die Hauptaxe $= 63° 25'$; P auf $M = 93° 36'$; auf $T = 115° 5'$; auf $l = 110° 51'$; x auf $T = 110° 29'$; M auf $T = 117° 53'$; auf $l = 119° 52'$; T auf $l = 122° 15'$. G. Roſe. Spaltbar, hemidomatiſch, vollkommen; brachydiagonal recht deutlich; rechts hemiprismatiſch, deutlich bis undeutlich, links hemiprismatiſch, undeutlich, tetratopyramidal (= 0) ebenſo. Härte 8¼ — 8½. Gewicht 2,61 — 2,62.

Die Zwillinge und Vielinge des zweiten Geſetzes ſind ſehr häufig, zuweilen auch erſcheinen zwei Zwillinge deſſelben nach dem erſten Geſetze vereinigt. Man hat in derben Abänderungen körnige (Zuckerſtein) und ſtänglige Structuren.

Die meiſten Analyſen zeigen, daß er ein ziemlich reiner Natron-Feldſpath ſei, der Formel $\dot{N}a\dddot{S}i + 3\ddot{\bar{A}}l\dddot{S}i^3$ meiſt ſehr nahe kommend. *a*) Von Arendal nach G. Roſe, *b*) von Brevig nach Erdmann dem Schweden, *c*) von Miask nach Abich, *d*) vom Gotthard nach Thaulow, *e*) nach der Formel berechnet.

	a	*b*	*c*	*d*	*e*
Kieſelſäure .	68,46	69,11	68,45	69,00	69,09
Thonerde ..	19,30	19,34	18,74	19,43	19,22
Eiſenoxyd ..	0,28	0,62	0,27	—	—
Natron	9,12	10,98	11,24	11,47	11,69
Kali	—	0,65	0,65	—	—
Kalkerde ...	0,68	—	0,50	0,20	—
Magneſia ..	—	Spur	0,18	—	—

Iſt in der Natur ungemein häufig und oft mit anderen Felſiten, namentlich mit Pegmatolith (neuer, als dieſer gebildet) zuſammen, vorzüglich in [illegible] auch in Gneiſen ꝛc.

Schöne Abänderungen: von [illegible] hard in der Schweiz, ſchmirner Thal in [illegible] dorf bei Zſchopau in Sachſen, [illegible] in Schleſien, Arendal in Norwegen, [illegible] in Sibirien, Cheſterfield in Nordamerika.

11) Oligoklas, Breithaupt. Felsites [illegible]
(Natron-Spodumen, Berzelius.)

Fettglanz, auf der vollkommenſten [illegible] zwiſchen Perlmutter- und Glasglanz. [illegible] grau, namentlich grünlichgrau, auch [illegible] trübe, ſelten bis ſtark durchſcheinend. [illegible] auf $M = 86° 15'$; P auf $T = 115°$ [illegible] bar, hemidomatiſch, vollkommen; [illegible] deutlich; hemiprismatiſch, unvollkommen. [illegible] Gewicht 2,64 — 2,66.

Kryſtalle und derbe Maſſen zeigen [illegible] gelmäßige Verwachſung des zweiten Geſetzes, [illegible] repetirt.

In der Miſchung der Oligoklaſe finden ſich [illegible] mer die vier alkaliſchen Beſtandtheile [illegible] eine chemiſche Formel iſt ſchwer zu entwerfen, [illegible] $\dot{N}a\dddot{S}i + \ddot{\bar{A}}l\dddot{S}i^3$ die andern drei Baſen ignorirt. [illegible] Danvikszoll bei Stockholm nach Berzelius, [illegible] Arendal nach Hagen, *c*) derſelbe nach Roſales, [illegible] Schaitensk nach Bodemann, *e*) [illegible] Francis:

	a	*b*	*c*	*d*	*e*
Kieſelſäure .	63,70	63,51	62,70	64,25	61,06
Thonerde ..	23,95	23,09	23,80	22,24	19,61
Eiſenoxyd ..	0,50	—	—	0,54	[illegible]
Natron	8,11	9,37	8,00	7,98	[illegible]
Kali	1,20	2,19	1,05	1,06	[illegible]
Kalkerde ...	2,05	2,44	4,60	2,57	[illegible]
Magneſia ..	0,65	0,77	0,02	1,14	[illegible]
Eiſenoxydul	—	—	0,62	—	-

Oligoklas gehört zu den leicht und mit Phosphorescenz ſchmelzbaren Felſiten.

Hauptſächlich in Graniten, doch auch in [illegible] wöhnlich in Geſellſchaft von Pegmatolith und ſchwarzen optiſch einaxigen Glimmern (Aſtriten). Ausgezeichnet [illegible] ßer den ſchon genannten Fundorten, [illegible] in Sachſen; Warmbrunn in Schleſien; [illegible] wegen mit Epidot und Magneteiſenerz; [illegible] borg in Finnland; Ariège in Frankreich.

12) Porzellanit. Felsites Porcellanius. (Porzellanſpath, Fuchs.)

Glasglanz zum Perlmutterglanze geneigt. [illegible] Plagioklaſtiſch. P auf $M = 92'$. Spaltbar, [illegible] matiſch, deutlich; brachydiagonal, nicht ganz ſo deutlich. Härte 7. Gewicht 2,67 — 2,68.

Nach Fuchs enthält er Kieſelſäure 49,30, [illegible] 27,90, Kalkerde 14,42, Natron 5,46, Waſſer 0,98, [illegible]

$\dot{Na}\dddot{Si} + \dot{Ca}^3\dddot{Si}^2 + 3\dddot{\bar{Al}}\dddot{Si}$ ziemlich gut ent-
d. Vor dem Löthrohre leicht und mit Aufwallen
ar. Das Pulver wird in erhitzter Hydrochlor-
ufgelöſt.
ommt in und mit grauem körnigem Pegmatolith zu
ell bei Paſſau in Baiern vor.

3) Labrador. Felsites polychromaticus.
muß jedoch hierbei wohl berückſichtigen, daß nicht
rbewandelnden Felſite Labrador und nicht alle La-
bradore farbewandelnd ſind.)

Glas- bis Fettglanz, auf der vollkommenſten Spal-
läche zum Perlmutterartigen geneigt. Farbe am ge-
ichſten grau, doch auch ins Weiße, Rothe und Grüne
). Oft Farbewandlung auf der Ebene der Makro-
nale [3]), beſonders bei den grauen Abänderungen.
oklaſtiſch. P auf M = 85¾° bis 85½°; P auf
= 115° Heſſel; M auf l = 119°. Spaltbar, he-
matiſch, vollkommen bis deutlich; brachydiagonal,
ich; hemiprismatiſch, unvollkommen. Härte 7½ —
Gewicht 2,683 — 2,708, der graue farbenwan-
de, 2,708—2,721 der rothe, grüne und weiße.

Faſt immer Zwillinge und Viellinge des zweiten Ge-
s regelmäßiger Verwachſung. Beſtimmbare Kryſtalle
erſt ſelten. Sehr merkwürdig ſind die Umſtände, un-
denen die Farbenwandlung erſcheint; von Bonsdorf
d, daß der farbewandelnde Labrador einen Überſchuß
s 6%) an Kieſelſäure habe, und Haidinger, daß derſelbe
ganz kleinen Quarzkryſtallen gemengt ſei, ich, daß er
s niedrigere ſpecifiſche Gewicht habe.

Der Labrador läßt ſich vor wie nach dem Glühen
gefeinten Zuſtande durch Säuren ziemlich vollſtändig
ſetzen. Klaproth wies zuerſt den Unterſchied der farbe-
andelnden Felſite, den des Mikroklins vom Labrador, *a*)
n der Küſte Labrador nach. Ferner analyſirte le Hunte
den von Campſin in Schottland und *c*) den von
ilngrave bei Glasgow, Abich *d*) den vom Ätna und
egeth *e*) den von Kijew:

	a	*b*	*c*	*d*	*e*
Kieſelſäure .	55,75	54,67	52,34	53,43	55,49
Thonerde ..	26,50	27,89	29,97	26,46	26,85
Eiſenoxyd ..	1,25	0,31	0,87	1,60	1,60
Natron	4,00	5,05	3,97	4,10	3,97
Kali	—	0,49	0,30	0,22	0,36
Kalkerde ...	11,00	10,60	12,10	9,49	10,93
Magneſia ..	—	0,18	—	1,74	0,15
Waſſer	0,50	—	—	0,42	0,51

Ganz allgemein würde die Formel $\dot{R}\dddot{Si} + \bar{\bar{R}}\dddot{Si}$
in, worin $\dot{R}$ = Kalkerde, Natron, Kali und Magneſia,
aber = Thonerde und Eiſenoxyd bedeutet.

In der Natur häufig Gebirgsarten conſtituirend, als
Gemengtheil oder porphyrartig innenliegend, auf die erſte
Weiſe beſonders mit Pyroxenen in Gabbro, Grünſtein,
lten in Granit, auf die zweite Weiſe in Lava, wie der
in Grünſtein. Die ſchönſten Farben ſpielenden Abände-
rungen kennt man von der Küſte Labrador; von Lojo in
Finland, Zarskojeſela am Ufer der Paulkovka und von
Kijew in Rußland; weiß in Laven, z. B. vom Ätna, im
Gabbro von Prato in Toscana; von Penig und von
Gersdorf unterhalb Freiberg in Sachſen, im Kugelgrün-
ſtein von Vico auf Corſika; grün von Rapa Kiwi bei
Wiborg in Finnland, im Diorit im Bodethale am Harze;
roth in einigen Syeniten des plauen'ſchen Grundes bei
Dresden.

Der Indianit Bournon's und der Mornit Thom-
ſon's gehören wol mit hierher.

14) Diploit, Breithaupt. Felsites diploites.
(Latrobit, Brooke; Amphodelit, von Nordenſkiöld.)

Glasglanz, auf der vollkommenſten Spaltungsrichtung
zum Perlmutterglanze geneigt. Farbe roth, auch perl-
und anders grau. Plagioklaſtiſch. P auf M = 93° 30',
Brooke. Spaltbar, hemidomatiſch, vollkommen bis deut-
lich; brachydiagonal, deutlich; hemiprismatiſch in Spuren.
Härte 6½—7. Gewicht 2,720—2,730.

Zur Zeit ſelten kryſtalliſirt, meiſt nur kleine, derbe
Maſſen. Zwillinge des zweiten Geſetzes. Sehr falſch
war es, die zwei deutlichen Spaltungsrichtungen einem
Prisma angehörig betrachtet zu haben.

Es findet im Äußern durchaus kein Unterſchied ſtatt
zwiſchen *a*) dem von C. G. Gmelin analyſirten Diploit
und *b*) Amphodelit von Nordenſkiöld's.

	a	*b*
Kieſelſäure	43,21	45,80
Thonerde	34,81	35,45
Kali	6,57	—
Kalkerde	9,03	10,15
Magneſia	0,62	5,05
Manganoxydul. .	3,16	—
Eiſenoxydul ...	—	1,70
Waſſer	2,04	1,85

Vor dem Löthrohre weiß werdend, ſich ſtark aufblä-
hend und zu blaſiger Maſſe ſchmelzend.

Der rothe Diploit iſt von der Inſel Amitoc an der
Küſte Labrador zuerſt bekannt geworden, mit Kalkſpath,
hemidomatiſchen (Sahlit) Pyroxen, Glimmer zuſammen.
Von Lojo in Finnland auch mit Pyroxen, Amphibol, in
Kalkſtein. Neuerlichſt deutlich kryſtalliſirt von Tunaberg
in Schweden.

15) Anorthit, G. Roſe. Felsites Anorthites.
(Biolin, Chriſtianit, Monticelli und Covelli.)

Glasglanz, auf der vollkommenſten Spaltungsfläche
bis Perlmutterglanz. Plagioklaſtiſch. x gegen die Haupt-
axe = 64° 42'; P gegen die Hauptaxe = 43° 46'; P
auf M = 85° 48', auf T = 110° 57'; M auf T
= 117° 28', auf l = 122° 2', T auf l = 120° 30'.
Spaltbar, hemidomatiſch, vollkommen; brachydiagonal,
deutlich; hemiprismatiſch, in Spuren. Bruch, muſchelig.
Härte 8. Gewicht 2,763 G. Roſe, 2,757 ſogenannter
Lepolit, Breithaupt.

3) Man vergl. oben 5.

Zwillinge des zweiten Geſetzes. Übrigens im Äußern große Ähnlichkeit mit Ryakolith und Sanidin.

Die Miſchung fand *a*) G. Roſe, *b*) *c*) und *d*) Abich und *e*) Reinward:

	a	*b*	*c*	*d*	*e*
Kieſelſäure .	44,49	44,98	44,12	43,79	46,00
Thonerde . .	34,46	33,84	35,12	35,49	37,00
Eiſenoxyd . .	0,74	0,33	0,70	0,57	—
Kali	—	0,88	0,25	0,54	—
Natron . . .	—		0,27	0,68	0,6
Kalkerde . . .	15,68	18,07	19,02	18,93	14,5
Magneſia . .	5,26	1,56	0,56	0,34	—

Das Pulver wird von Hydrochlorſäure zerſetzt, doch iſt die Kieſelſäure pulverförmig.

Fundorte: die Somma, Nachbarberg des Veſuvs in Dolomitblöcken; in einer Tuffmaſſe zu Selfjall auf Island; in Laven auf der Inſel Java; der ſogenannte Lepolit, welcher durch Verwitterung in einen ſerpentinähnlichen Körper übergeht, der den Namen Lindſeit führt, aus Finnland.

Anhang.

Die Zahl der Species dieſes Genus wird ſich wahrſcheinlich noch ſehr vermehren, ſowie man ferner die zahlreichen Vorkommniſſe der Felſite noch mehr kryſtallographiſch und chemiſch genau unterſucht. Folgende Körper ſcheinen beſondere Species zu ſein.

a) Forchhammer's Baulit vom Vulkane Viti auf Island.

b) Ein ganz friſcher, fleiſchrother, orthoklaſtiſcher, Felſit, Gewicht nur 2,441 – 2,445 mit Zinnerz vom Martersberg bei Marienberg.

c) Ein ganz friſcher, weißer, plagioklaſtiſcher Felſit P auf $M = 91\frac{1}{2}°$ ungefähr, Gewicht 2,53 bis 2,54, ſtark auf Natron reagirend; von Mulde bei Freiberg.

d) Abich's Andeſin, welcher Kieſelſäure 59,60, Thonerde 24,28, Eiſenoxyd 1,58, Kali 1,08, Natron 6,53, Kalkerde 5,77, Magneſia 1,08 enthält, womit Laurent's Felſit von Arriege in Frankreich verwandt zu ſein ſcheint, den man dem Oligoklas beizählt.

e) Couzeranit, J. von Charpentier, von Pont de la Tour in den Pyrenäen. (*A. Breithaupt.*)

Feldſpinat, ſ. Chenopodium Bonus Henricus.

Feldwebel, ſ. Feld. S. 365.

Feldwermuth, ſ. Artemisia campestris.

Feldwinde, ſ. Convolvulus arvensis.

Feldwirthſchaft. Felderwirthſchaft, ſ. Feld. S. 345.

Feldzeichen, ſ. Feld. S. 365.

Feldzug, ſ. Feld. S. 366.

FELEGYHÁZA. 1) Ein dem Fürſten Eſzterházy gehöriges großes Dorf im ermellyéker Bezirke (Gerichtsſtuhle, processus) der biharer Geſpanſchaft, im Kreiſe jenſeit der Theiß Oberungarns, in der großen ungariſchen Fläche, unfern vom rechten Ufer des Berettyóſfluſſes, in ſumpfiger Gegend gelegen, mit 193 Häuſern, 1160 magyariſchen Einwohnern, die mit Ausnahme von ſechs Juden ſämmtlich Calviner ſind, einer eigenen Pfarre, Kirche und Schule der evangeliſch-helvetiſchen Confeſſion und einem Wirthshauſe; 2) ein ſehr großer, volkreicher Marktflecken des Diſtrictes von Klein-Kumanien [illegible] diesſeit der Donau Niederungarns, in der [illegible] ſchen Ebene, an der nach Szegedin [illegible] legen, Hauptort des Diſtrictes, gut gebaut, [illegible] Häuſern, 15,030 Einwohnern, welche bis [illegible] 25 Evangeliſche, ſämmtlich Katholiken ſind, [illegible] katholiſchen Pfarre, Kirche und Hauptſchule [illegible] und ſchönen Gebäude (Comitatshaus), [illegible] nier ihren Gerichtsſtuhl haben, ihre [illegible] ten und welches ihr Archiv enthält; einem [illegible] hauſe; wichtigen Viehmärkten, einem [illegible] und Pferdewechſel und ſtarkem Feld-, [illegible] baue. Auf dem Gebiete dieſes Ortes [illegible] römiſche Alterthümer ausgegraben; [illegible] der peſther und eins in der ſzabolcſer [illegible] garns. (*G. F. [illegible]*)

FÉLIBIEN (André), zu Chartres [illegible] ſtudirte erſt in ſeiner Vaterſtadt, dann zu Paris [illegible] 1647 als Geſandtſchaftsſecretair nach Rom, [illegible] blick der vielen Denkmäler der Kunſt ſein Talent [illegible] Gegenſtände erweckte. Das Studium der Kunſt [illegible] der Malerei, Bildhauerei, Architektur war [illegible] ſeine einzige Beſchäftigung und verſchaffte ihm [illegible] wichtige Ämter. Er ward 1663 einer der [illegible] Mitglieder der Académie des inscriptions et [illegible] les lettres; 1666 historiographe des bâtimens [illegible] roi; 1673 Antikenbewahrer und Secretair der [illegible] demie. Sein Hauptwerk: *Entretiens sur les* [illegible] et les ouvrages *des plus excellens peintres* [illegible] ciens et modernes *erſchien zuerſt Paris 1666. 4.* [illegible] 2 v. 4. Amsterdam 1706. 5 v. 12. *Trévoux* [illegible] 6 v. 12. Von ſeinen übrigen Werken nennen wir noch: Traité de l'Origine de la peinture. 1660. 4. Principes de l'architecture, de la sculpture, de la peinture etc. Paris 1676–1690. 4. Conférences de l'Académie de peinture. (Paris 1669. 4. Amsterdam 1706. 12.). Description sommaire du château de Versailles. (Paris 1672. 4.) Description des tableaux statues et bustes des maisons royales. (Paris [illegible] 4.) und mehre ähnliche. Er ſtarb 1695. Sein Sohn

Jean François Félibien war der Erbe ſeiner Talente und ſein Nachfolger in ſeinen Ämtern. Seine Stelle als Schatzmeiſter in der Académie des inscriptions gab er indeſſen, wegen Streitigkeiten, wieder auf. Er ſtarb zu Paris 1733, 75 Jahre alt. Man hat von ihm Recueil historique de la vie et des ouvrages des plus célèbres architectes. (Paris 1687. 4.) Plans et descriptions de deux maisons de campagne de Pline, avec une dissertation sur l'architecture antique et gothique. (Paris 1699. 12.) Description de la nouvelle église des Invalides. (Paris 1702. 1706. 12.)

Ein zweiter Sohn von André Félibien, Dom Michel, er war nämlich Benedictiner, war 1666 zu Chartres geboren und ſtarb zu Paris 1719. Er hat eine Histoire de l'abbaye royale de St. Denis (Paris 1706. Fol.) geſchrieben und eine *Histoire* de la ville de Paris angefangen, welche nach ſeinem Tode, von Dom Lobineau vollendet (Paris 1755 in 5 v. F.), erſchien. (*[illegible]*)

LICE (De, Fortunatus), verdient bemerkt zu ſheils wegen ſeiner Verdienſte um die Literatur, theils wegen der bedeutenden Unternehmungen hdrucker und Verleger. Er war aus Neapel ge-)atte eine Profeſſur daſelbſt bekleidet und kam um e des 18. Jahrh. nach Bern, wo er zur refor- Kirche übertrat. Von 1758—1762 gab er zu ine literariſche Zeitſchrift in lateiniſcher Sprache unter dem Titel: Excerptum totius Italicae n Helveticae Literaturae. 16 Hefte. Die an- n Schriften ſind vorzüglich teutſche und ſchweize- Gleichzeitig fing er auch eine literariſche Zeitſchrift teiniſcher Sprache an: Estratto della Letteratura ea. Sie geht von 1758 bis 1766 und beſteht 6 Heften; an der Fortſetzung bis 1768 hatte er Theil. Später gab er zu Iverdon heraus: Ta- raisonné de l'histoire littéraire du 18. Siècle. rdon 1779. 1782. 1783.) Jeder Jahrgang ent- zwölf Bände. Das Werk iſt wichtig für die Lite- geſchichte. Von Bern war Felice nach Iverdon ge- hen, wo er mehre Jahre eine Unterrichtsanſtalt hielt, aber die dortige Buchdruckerei ankaufte, und ihr bedeutende Ausdehnung gab. Von den durch ihn ernommenen Werken iſt am bekannteſten der Abdruck franzöſiſchen Encyklopädie (Encyclopédie ou Diction- ire universel raisonné des connoissances humai- s. XLII. Vol. V Vol. Suppl. X Vol. Planches. Iverdon 1766—1774. 4.) und Dictionnaire univer- el raisonné de la Justice naturelle et civile par ne société des Moralistes, Juris-Consultes et Pu- licistes les plus célèbres. XVI Vol. 4. 1777. Er ſtarb im neunten Decennium des 18. Jahrh. (*Escher.*)

Felicia *Cass.*, ſ. Aster.

Feliciana *Cambess.*, ſ. Myrrhynium.

FELICIANO, drei Männer dieſes Namens haben einige Berühmtheit erlangt:

1) Felice Feliciano, aus Verona, andere behaup- ten aus Reggio im Gebiet von Ferrara, hat ſich viel in Italien umher getrieben, um alte Inſchriften, Medaillen ꝛc. zu ſammeln, wodurch er den Beinamen des Antiquars erhielt, doch iſt er nicht dazu gekommen, etwas von ſei- nen Arbeiten herauszugeben. Maffei (in der Verona il- lustrata) erwähnt eines Manſc.: *Felicis Feliciani* Epigrammaton ex vetustissimis per ipsum fideliter lapidibus descriptorum etc., woraus er auch einiges in obigem Werke hat abdrucken laſſen. Ein anderes Manſc. von ihm unter dem Namen des Trivigiano, weil es in Treviſo aufbewahrt wurde, bekannt, enthält den Be- richt ſeiner antiquariſchen Forſchungen in der Gegend um den Gardaſee. Apoſtolo Zeno beſaß eine handſchriftliche Sammlung von Rime antiche von Feliciano. Seine Vermögensumſtände wurden durch ſeine thörichte Leiden- ſchaft für Alchimie gänzlich zerrüttet, und durch die Un- ternehmung einer Buchdruckerei, welche er zu Verona anlegte, ſcheint er ſie auch nicht verbeſſert zu haben, denn man kennt aus dieſer Officin nur ein einziges Werk, die von Feliciano ſelbſt beſorgte Überſetzung der Vitae virorum il- lustrium des Petrarca (Verona 1476. Fol.), wozu er eine Vorrede ſchrieb. Maffei beſaß auch eigne italieniſche Gedichte des Feliciano. Er muß kurz vor 1483 geſtor- ben ſein.

2) Giovanni Bernardo Feliciano, am An- fange des 16. Jahrh. zu Venedig geboren. Er eröffnete in ſeiner Vaterſtadt eine Schule für Erwachſene, worin er mit großem Eifer und Geſchick Griechiſch und Lateiniſch lehrte und zur Beredſamkeit Anleitung gab. Sein Ruf verbreitete ſich bald und er erhielt von Bologna vortheil- hafte Anerbietungen, wenn er an der dortigen Univerſität lehren wollte. Doch überwog bei ihm die Liebe zu ſei- ner Heimath. Um ſo unwahrſcheinlicher iſt es, was ei- nige franzöſiſche Schriftſteller behauptet haben, daß er ei- gentlich Arzt geweſen und an der pariſer Univerſität Me- dicin gelehrt habe. Er hat viel aus dem Griechiſchen ins Lateiniſche überſetzt: *Pauli Aeginetae* Liber sextus de chirurgia; *Galeni* de *Hippocratis* et *Platonis* decre- tis; De Anatomia matricis liber; *Eustratii* et alio- rum Peripateticorum Comment. in libr. Aristotelis de moribus; *Porphyrius* et *Dexippus* in praedica- menta Aristotelis; *Alexander* aphrodisiensis in prio- rem librum Aristotelis analyticorum; *Porphyrii* de abstinentia ab esu animalium; De Xenophane, Ze- none et Gorgia liber etc.

3) Porfirio Feliciano, aus Gualdo im Neapo- litaniſchen, ein Dichter des 17. Jahrh., welcher weniger als die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen von den Abgeſchmackt- heiten des Marinismus angeſteckt war. Von ſeinen Le- bensumſtänden iſt nichts Näheres bekannt. (*Blanc.*)

FELICISSIMUS, in der Mitte des 3. Jahrh., be- kannt durch ſeine Renitenz gegen den um Reinheit der katholiſchen Kirche beſorgten und um ihre Einheit verdien- ten Biſchof Cyprianus. Er war widerrechtlich vom re- belliſchen Novatus zu Carthago zum Diakonus daſelbſt ordinirt, und ſetzte, Anfangs nur als Organ der Unruhe ſtiftenden Partei, deren Widerſetzlichkeit mit ſo beharrli- chem Eifer fort, daß er ſelbſt von Cyprian ſpäter faſt als Haupt der Gegner angeſehen wurde. Nach deſſen eigner Beſchreibung (Epist. 41 et 59) war er ebenſo unmora- liſch, als ſein Vorgänger Novatus: beiden werden die ſchändlichſten Laſter und Vergehen nachgeſagt. Auch ihm hatte, wie Novatus, eine äußerliche Veranlaſſung Gele- genheit geboten, dem Beginnen des Biſchofs zu widerſtre- ben, und die Presbyterialrechte gegen die Epiſkopalen hartnäckig zu vertreten. Bei einer von Cyprianus ge- ſchickten Commiſſion zur Unterſuchung über die Gefalle- nen und deren Aufnahme in die Gemeinſchaft der Kirche entbrannte der Streit; Cyprian war unbedingt gegen, Feli- ciſſimus, conſequenter als Novatus, für die Wiederaufnahme der Gefallenen. Das beabſichtigte Schisma war unver- meidlich; ſämmtliche lapsi und confessores, denen die laxere carthagiſche Disciplin ſchon deshalb wohlgefiel, weil ſie ohne läſtige Bußübungen neue Mitglieder der kirchli- chen Gemeinſchaft zu werden hoffen konnten, ſchaarten ſich um ihren Vertreter. Cyprian konnte nun zwar ſeine Rechte und die Würde der Kirche durch Nachgeben nicht beeinträchtigen, fand aber bald durch Mithilfe des Corne- lius, der ſich zu Rom den Novatianern gegenüber in ähn-

lich bedenklicher Lage befand, eine Vermittelung. Auf einem Concilium zu Carthago, gehalten zur Milderung oder Schärfung der Beſchlüſſe gegen die Gefallenen, wurden nach ſcharfer Unterſcheidung der verſchiedenen Arten der Gefallenen gelindere Maßregeln getroffen, die Cyprian als kirchliche und Gott wohlgefällige Conceſſionen durch beſondere Entſchuldigungsgründe vertrat. Cornelius ſtimmte bei; eine ſpätere Synode beſtätigte dieſe Praxis, die auch in der Kirche ſich nun geltend machte. Nur Feliciſſimus, obſchon vorläufig excommunicirt, wurde nochmals zur Verantwortung gezogen, und mit Novatus und ſeinem Anhange, unter wiederholtem Vorwurf ſeiner Vergehungen, aus der Kirche ausgeſchloſſen. Seine Parteigänger nannten ſich nach dem Berge, wo ſie mit ihm communicirt hatten, noch lange nach dieſem Vorfall, Montenſer. cf. *Rettberg*, Thass. Caec. Cyprianus, Biſchof von Carthago ꝛc., und die bei ihm angeführten Schriftſteller. (*O. Gruber.*)

FELICITAS, die Glückſeligkeit, ein perſonificirtes Abſtract bei den Römern. Lucullus begann ihr im J. R. 680 einen Tempel (*Augustin.* de Civ. D. 18. 23) zu bauen und Arkeſilaos ſollte ihre Bildſäule verfertigen. Aber der Tod überraſchte ihn bei dieſem Unternehmen und M. Ämilius Lepidus vollendete den Tempel, der ſich nicht weit von dem des Honor befand (*Dio Cass.* XLIV. 5; *Aug.* l. c.). Man ſehe eine Münze Trajan's bei *Vaill.*, Prol. II. p. 124 und vergleiche dabei *Beyeri* Thes. Brand. 2. 644. Unter dem Kaiſer Claudius brannte der Tempel ab (*Plin.* XXXIV, 8) und ward nicht wieder erbauet. Häufig ſieht man dieſe Göttin auf Münzen, jedoch nie als Weſen an ſich, ſondern nur in mannichfaltigen Verbindungen, z. B. Felicitas Augusta oder Augusti, Boni Eventus, Caesaris nostri, Imperii, Orbis, Perpetua, P. R. Provinciarum, Publica, Reipublicae, Romanorum, Saeculi, Temporum. Auf einer Münze der Mariniana, der Gemahlin des ältern Valerian, findet ſich ſogar eine Felicitas Deorum, um anzudeuten, daß die Götter ſelbſt ſeliger geworden, als Mariniana unter ſie getreten wäre. Faſt auf allen Münzen der Cäſaren findet man das Bild der Felicitas, weil der Senat die Cäſaren an Beſorgung der öffentlichen Glückſeligkeit erinnerte, und ſie ſelbſt wünſchten, daß das Volk das Glück ihrer Regierung preiſen möchte. Man gab der Göttin die verſchiedenſten Symbole, um die Verſchiedenheit des Glücks im Leben und Staate zu bezeichnen (ſ. *Rasche*, Lex. I. num. vett. II. Bd. S. 930. 933). Auf Münzen ſieht man ſie oft als weibliche Figur, die Linke auf einem Füllhorn ruhend und in der Rechten den Caduceus haltend; doch hält ſie oft auch einen Ölzweig oder eine hasta pura (Lanze ohne Eiſen) in der Hand, und ruhet auf einer Säule. (Thes. Br. *Beyer.* T. II. p. 715 sq.) Symboliſche Bezeichnungen derſelben ſind auch über einander gelegte Füllhörner und zwiſchen denſelben eine Kornähre, ferner in einem Scheffel ſtehende Kornähren, ein Getreideſchiff u. dgl. (*Richter.*)

FELIS. 1) Johannes, wird in Prinz's hiſtoriſcher Beſchreibung der edeln Sing- und Klingkunſt S. 121 unter die berühmten Muſiker um das Jahr 1538 geſetzt, von welchem Geſänge zugleich mit andern Meiſtern zu Antwerpen veröffentlicht wurden.

2) Steffano, aus Bari gebürtig und gegen die M. des 16. Jahrh. am Dom ſeiner Vaterſtadt Kapellmeiſter, ließ unter andern zu Venedig 1583 das 3. Buch in fünfſtimmigen Madrigalen drucken. (*G. W. Fink.*)

FELIS. Das Katzengeſchlecht bildet eine ſehr natürliche Gruppe der Raubthiere (Ferae i. r. Ill.), mit denen es zwar in den allgemeinſten Verhältniſſen ſeines Baues übereinſtimmt, indeſſen auch durch zahlreiche untergeordnete Verſchiedenheiten von den übrigen Geſchlechtern der genannten Familie ſich unterſcheidet. In Bezug auf die drei Unterabtheilungen der Raubthiere, die Inſectivoren, Omnivoren und Carnivoren, ſchließen ſich die Katzen entſchieden den letzteren an, und bilden unter ihnen das den Typus am reinſten darſtellende Genus, alſo gleichſam die entwickeltſte Form der Raubthiere überhaupt. Schon deshalb haben ſie eine ſehr feſte, beſtimmte, überall gleichförmig wiederkehrende Organiſation, deren Unterſchiede ſich faſt nur auf Äußerlichkeiten beziehen und nur ſelten die Hauptſachen des Gruppentypus weſentlich ändern. Wir werden den letzteren deshalb umfaſſender, als bei anderen Raubthiergruppen gleichen Ranges, darſtellen können.

Beginnen wir mit der äußern Form, ſo iſt auch in ihr ein allgemeiner Habitus nicht zu verkennen. Der faſt kugelrunde Kopf, deſſen Geſicht und Maul kürzer iſt, als bei irgend einem anderen Raubthiertypus; die dazu harmoniſche, kurze, etwas abfallende Naſenſpitze; die großen, weit offenen Augen und die mäßig hohen, im Ganzen nicht langen, aufrechtſtehenden Ohren ſetzen in Verbindung mit der dicken, polſterförmigen, aber nicht hängenden Oberlippe, worin ſehr ſtarke Schnurrhaare wurzeln, die Haupteigenheiten der Katzenphyſionomie zuſammen. Der den Kopf tragende Hals iſt dick, und namentlich im Nacken ſehr kräftig. Der Rumpf hat einen geſtreckten Typus, ſteht ganz wagerecht, und iſt dabei ſehr ſtark an beiden Seiten zuſammengedrückt, alſo ſchmal und hoch, ohne hängenden Bauch, vielmehr iſt letzterer etwas eingezogen, wenn auch relativ weniger, als bei den Hunden. Die Gliedmaßen ſind von mittlerer Höhe, nicht ganz ſo hoch wie z. B. bei den Hunden, aber höher als bei den Viverren und Wieſeln; kräftiger gebaut als bei allen übrigen Gruppen, doch nie prall, ſondern mit deutlich erkennbarer Muskulatur verſehen. Beſonders charakteriſtiſch ſind aber die breiten, abgerundeten Pfoten, deren Zehen zwar nur kurz zu ſein ſcheinen, weil das frei bewegliche Krallenglied aufrecht in zurückgezogener Stellung getragen wird, die aber dennoch dem übrigen Beine an Stärke nicht nachſtehen. Vorn finden ſich fünf mit großen, hohen, ſehr ſtark gekrümmten und ſpitzen Krallen bewaffnete Zehen, hinten nur vier; allein die innere, oder der Daumen, iſt auch an den Vorderfüßen in die Höhe gerückt, und die Spur beider alſo vierzehig. Daß den Fußtapfen die Krallenſpur fehlt, weil die Kralle nicht mit auftritt, und ebendeshalb ihre ſehr ſcharfe Spitze unverletzt erhält, zeichnet ſie vor den Fußſpuren der meiſten übrigen Raubthiere aus. Endlich gehört zum Typus der

…ein mehr oder minder langer Schwanz, der gleich- …kurz behaart iſt, wie der Rumpf, aber nicht immer …e Länge hat, indem er bald nur den Hacken erreicht, …den Boden, aber auch dann nicht nachſchleppt, ſon- …in geneigter Stellung vom Thiere frei getragen wird. …beim Löwen, deſſen Rumpf übrigens das kürzeſte …kleid trägt, hat die Schwanzſpitze einen Quaſt, der auch …öwin zukommt, während die Mähne längerer Haare …kopfe, Halſe und dem Vorderleibe ihr abgeht. Die- …Schmuck hat keine andere Katzenart, wol aber findet …ei den übrigen ein im Ganzen bald längeres, bald …res Haarkleid, je nachdem die Art kälteren, oder …neren Gegenden eigen iſt. Eine Auszeichnung der …ſe ſind die längeren Haarbüſchel an der Spitze der …

Wir ſehen hieraus, daß die verſchiedene Länge des …res und Schwanzes ſchon zur Beſtimmung von man- …ei Unterſchieden des Katzengeſchlechtes von der Natur …tzt worden iſt, und finden bei fernerer Betrachtung des …ieren, daß beſonders die Zeichnung demnächſt Verſchie- …heiten darbietet. Einfarbige Katzen ſind ſelten, ja exi- …en wol gar nicht, wenn man den Ausdruck genau …mt. Denn der Löwe, uns einfarbig gelbgrau er- …einend, hat doch bei genauer Unterſuchung ſehr verſchie- …e Tinten an ſeinem Haare, und der röthlich graue …guar, oder der rothgelbe Caracal, nicht minder. Am …farbigſten iſt wol der Jaguarundi, eine ſüdamerika- …che Katzenart, welche mit Ausnahme einiger weißlichen …aare an der Bruſt, dem Halſe und den Beinen ganz …unkel ſchwarzbraun ausſieht. Die übrigen Katzen haben …indeſtens zwei deutliche, in der Regel aber, ſchärfer unter- …ucht, drei verſchiedene Farben; nämlich gelb in mehr- …achen Nuancen, ſchwarz und weiß. Auch im Colorit …es Löwen, Kuguar, Caracal und Jaguarundi finden ſie ſich …ieder, allein dort iſt die Vertheilung auf jedes einzelne …aar faſt überall dieſelbe, hier beherrſcht die ſchwarze …arbe alle andern. Bei den buntfarbigen Katzen ſondern …ch dagegen die einzelnen Farben an beſonderen Stellen …ehr aus, und ſo entſteht die beſtimmte Zeichnung, welche …ir wahrnehmen. Gewöhnlich iſt gelb die Grundfarbe …er ganzen Oberſeite, und auf ihr tritt das Schwarz- …raune in Form von Querſtreifen (Tiger), oder Längs- …reifen (Tigerkatze), oder Kreisflecken (Leopard), hervor, …ährend die Unterſeite des Kopfes, Halſes und Rumpfes, …elbſt der Gliedmaßen, ſich weiß färbt. In anderen …ällen miſchen ſich gelb, ſchwarz und weiß an denſelben …aare und bewirken einen faſt homogenen, graulichen oder …räunlichen Ton, auf dem hier und da dunklere Flecke (bei Luchſen) oder Querſtreifen (bei den Hauskatzen) …ich ausſondern. Der Schwanz pflegt in allen dieſen Fällen abwechſelnd hell und dunkel (gelb und ſchwarz, oder grau und ſchwarz) geringelt zu ſein, während die Bauchſeite heller bleibt, aber nie ſo rein weiß wird, wie …ei den Arten mit gelblichem Grunde. — Auf dieſer dreifarbigen Miſchung des Kleides aller Katzen beruht es nun, daß unſere Hauskatzen bald grau mit dunkleren Querſtreifen erſcheinen, bald einfarbig (ſchwarz, weiß, oder gelb), bald zweifarbig, am ſeltenſten aber dreifarbig; denn ihre Buntheit iſt eine Ausartung der Grundmiſchung und eine Beſchränkung auf dieſe oder jene Farbe derſelben, wobei letztere bald allſeitig, bald einſeitig oder ſtellenweiſe ſich ausſcheiden kann.

Von den inneren Organen der Katzen berückſichtigen wir zuerſt das Knochengerüſt, deſſen Eigenthümlichkeiten indeſſen nicht eben ſehr augenfällig ſind. Verglichen mit dem der Hunde und Hyänen, als denjenigen Raubthieren, welche den Katzen zunächſt ſtehen, ſo erſcheint es uns in den meiſten Theilen kräftiger und ſolider gebaut, welche Unterſchiede beſonders an den Gliedmaßen hervortreten. Der Schädel, dem der Hyäne am ähnlichſten, übertrifft doch letzteren in der auffallenden Kürze des Geſichtstheiles und der hohen gewölbten Stirn, deren Krümmungslinie mit der des Scheitels, wenn man vom Pfeilkamm abſieht, und der Naſe einen fortlaufenden Kreisbogen darſtellt. Darin, in der auffallenden Höhe des Naſengrundes, in den breiten Naſenbeinen und in dem kürzeren Naſalaſt des Zwiſchenkiefers, haben die Katzen ihren eigenthümlichſten Schädelcharakter. In Harmonie ſteht damit die Form des Jochbogens, in ſofern dieſer zwar weit vorſpringt, aber doch vorn und hinten gleichmäßiger gekrümmt iſt, als bei Canis und Hyaena. Dieſe gleichmäßige Krümmung rührt her von der Größe der Augenhöhlen, vermöge welcher der Orbitalfortſatz des Oberkiefers ſich mehr nach Außen wendet und dadurch dem Jochbogen gleich Anfangs eine ſtärkere Krümmung aufnöthigt, und ebendieſe auffallende Größe der Augenhöhlen bewirkt auch die Höhe der Stirn und des Naſengrundes. Eine andere Folge derſelben Urſache zeigt ſich in der Größe des Infraorbitalloches, deſſen Umfang bei den Katzen beträchtlich iſt, wenngleich nicht grade größer als bei den Viverren und Wieſeln, ja ſogar relativ kleiner, als bei Meles, Lutra und Procyon. Auch liegt dies Loch bei den Katzen als weite runde Öffnung unmittelbar unter dem Orbitalrande, und zieht ſich keineswegs kanalförmig im Oberkieferknochen fort, wie bei den Hyänen und noch mehr bei den Hunden. Hieran iſt offenbar die Länge des Oberkiefers bei den genannten Raubthieren Schuld, denn es ſcheint Regel zu ſein, daß die vordere Öffnung des canalis infraorbitalis über dem hinterſten Lückenzahn ſich befinde. Dies iſt denn auch bei allen kleineren Katzen wirklich der Fall, allein bei den größeren (Löwe, Tiger, Leopard, Jaguar, Gepard) mündet ſie in der That ſchon über der vorderſten Ecke des Fleiſchzahnes. Im Übrigen hat der Jochbogenknochen ſelbſt einen hinterwärts ſehr weit verlängerten Fortſatz, welcher ihn ſogleich, wenigſtens von dem der Hyäne, unterſcheidet und einen ſehr ſtarken, etwas nach Hinten geneigten, Vorſprung an ſeinem oberen Ende, der die hintere Wand der Augenhöhle bilden hilft. Dieſer Fortſatz ſteht ſowol beim Hunde, als auch bei der Hyäne ſenkrechter als bei den Katzen, und iſt bei beiden kürzer. Dennoch bleibt auch bei den Katzen der hintere Rand der Augenhöhle zum Theil geöffnet, obgleich die Lücke in ihm, wenigſtens bei den kleineren Arten, oft ſehr ſchmal iſt, am ſchmälſten vielleicht bei der wilden Katze. Dieſe größere Enge hängt jedoch ebenſo ſehr von der auffallenden Länge des Orbitalfortſatzes am Stirnbeine ab,

wie von der Länge deſſelben Fortſatzes am Jochbeine. Merkwürdig iſt es übrigens, daß trotz der auffallenden Höhe des Naſengrundes und der dadurch bewirkten Weite der Naſenhöhle, ihre hinteren Ausgänge, die Choanen, bei den Katzen, ungeachtet ihrer größeren Breite, ſo niedrig bleiben; zwar nicht ganz ſo niedrig, wie bei der Hyäne, aber doch niedriger, als bei den Hunden, wenngleich nicht alle Arten in dieſem Umſtande genau mit einander übereinſtimmen, und namentlich die großen Arten relativ weitere Choanen haben, als die kleinen. Der Unterkiefer der Katzen iſt nicht blos an ſeiner Kürze kenntlich, ſondern auch ganz beſonders an ſeiner geraden, wenig gebogenen Form. Es liegt daher der übrigens kurze und ſtumpfe Fortſatz unter dem Gelenkhöcker mit dem ganzen unteren Rande bis zum Kinnwinkel in faſt gleicher Ebene, während bei der Hyäne die Lage des erſteren viel höher iſt, bei ziemlich geradliniger Richtung des unteren Kieferrandes, bei den Hunden aber dieſer untere Rand einen recht merklichen Bogen beſchreibt.

Kommen wir nun zu den Zähnen, ſo bieten grade ſie die Hauptunterſchiede der Katzen von den übrigen Raubthieren, und ſomit ihren beſten Gattungscharakter dar. Zunächſt ihre Anzahl, in ſofern ſie kleiner iſt, als bei irgend einem anderen Raubthiere. Zwar haben alle Katzen, gleich den übrigen Carnivoren und Omnivoren, ſechs Schneidezähne in beiden Kiefern nebſt großen hakigen Eckzähnen, aber die Anzahl der Backzähne beſchränkt ſich auf vier im Oberkiefer und drei im Unterkiefer, ſodaß die Anzahl aller Zähne 30 iſt. Die Schneidezähne ſind im Ganzen klein, namentlich die vier mittleren, und obwol ein ähnlicher Größenunterſchied auch bei der Hyäne vorkommt, ſo iſt er doch bei den Katzen ſehr viel beträchtlicher. Alsdann hat jeder obere Schneidezahn einen deutlichen vorderen und einen hinteren Kronenabſatz, zwiſchen welchen die ſtumpferen Kronenſpitzen der unteren Schneidezähne eingreifen; auch beſteht der äußere Abſatz aus drei kleinen Höckerchen, die wenigſtens an vollſtändig erhaltenen friſchen Zähnen nicht zu verkennen ſind. Von allen dieſen Formen finden ſich nur leiſe Andeutungen noch bei der Hyäne, aber kaum noch bei den Hunden, die überhaupt durch die beinahe gleiche Größe aller ſechs Schneidezähne, von den Katzen, wie von den Hyänen, ſich mehr entfernen. Höchſt charakteriſtiſch ſind auch die Eckzähne, theils durch ihre Höhe, theils und beſonders durch zwei ſcharfe vorſpringende Leiſten, welche an den oberen Zähnen faſt genau vorn und hinten ſich befinden, an den unteren dagegen hinten und inwendig. Zwiſchen dieſen Leiſten hat jeder obere Zahn, außen wie innen, je zwei ziemlich parallele Längsfurchen, jeder untere aber nur eine nach Außen. Beide Verhältniſſe, die Leiſten und die Furchen, ſind Eigenheiten der Katzen und zeigen ſich bei ihnen um ſo beſtimmter, je wohlerhaltener das Gebiß iſt; ſie fehlen den Eckzähnen der übrigen Raubthiere ohne Ausnahme. — In Hinſicht auf die Backzähne, ſo ſchließen ſich darin die Katzen ſehr genau an die Hyänen an und können in mancher Beziehung ſogar mit ihnen identificirt werden. Beide haben allein von allen Carnivoren im Oberkiefer einen Zahn mehr, als im Unterkiefer und dieſer eine Zahn iſt ein kleiner, quergeſtellter, hinterer Kauzahn, der alſo dem Unterkiefer fehlt. Beide haben ferner nur im Oberkiefer einen einhöckerigen Lückenzahn, im Unterkiefer gar keinen von ſolcher Bildung; dagegen beſitzt der Unterkiefer bei beiden Gattungen einen dreihöckerigen Lückenzahn mehr, als der Oberkiefer. Neben ſolchen Übereinſtimmungen treten nun als Unterſchiede zuerſt die Zahlenwerthe $^{4}/_{3}$ bei den Katzen, $^{5}/_{4}$ bei den Hyänen [illegible] und dann die ſchärfere Zackenbildung der Katzen im Vergleiche mit dem ſtumpferen, plumperen Zahnbau der Hyänen. Endlich iſt als größte Verſchiedenheit die Anweſenheit eines dritten, flachen Kronenhöckers am unteren Fleiſchzahne der Hyänen zu bemerken, denn ein ſolcher dem oberen Kauzahne entſprechender Höcker fehlt den Katzen völlig. Dieſer Mangel iſt der entſcheidende Katzencharakter, er kommt bei Raubthieren nicht weiter vor. Indeſſen ſtimmen in der Form dieſes Zahns nicht alle Katzenarten genau mit einander überein, manche (die Luchſe, Geparde) haben wirklich einen dritten, aber kleinen und ebenfalls ſpitzen Höcker am unteren Fleiſchzahne, der den übrigen (namentlich den großen Arten) durchaus fehlt. Ähnlich differirt der obere zweite Lückenzahn, in ſofern er bald (bei den großen Arten) einen ſcharfen Höcker vorn vor dem mittleren Haupthöcker beſitzt, bald nicht (bei den meiſten kleinen Arten). Betrachten wir die übrigen Zähne der Katzen im Einzelnen, ſo hat der zweite Lückenzahn hinter dem Haupthöcker noch zwei kleine Höcker in beiden Kiefern, der erſte im Oberkiefer aber nur einen. Der Fleiſchzahn des Oberkiefers iſt dreihöckerig, ſein erſter Höcker aber viel kleiner, als die beiden folgenden, zwiſchen dieſem und dem Mittelhöcker ſpringt nach Innen der niedrige Nebenhöcker mit ſeiner beſonderen Wurzel weit hervor. Im Unterkiefer hat der Fleiſchzahn nur zwei hohe, ſcharfe Höcker, die nach Außen mehr verbunden ſind, als nach Innen; ſie greifen dicht vor dem Kauzahne zwiſchen ihm und dem Nebenhöcker des oberen Fleiſchzahnes ein, wenn das Maul geſchloſſen iſt, ſo daß der Kauzahn frei ſchweben bleibt, wie denn überhaupt in dieſer Stellung der entſprechende Lückenzahn des Unterkiefers hinter dem des Oberkiefers liegt. Endlich iſt es eine Eigenheit des Gebiſſes der Luchſe, daß ihnen der obere einhöckerige Lückenzahn regelmäßig fehlt, ihr Gebiß alſo im reifen Lebensalter nur aus $\frac{3-3}{3-3}$ Backzähnen beſteht. — Noch um ein Zahnpaar geringer iſt das fertige Milchgebiß der jungen Katzen, denn es beſteht nur aus $\frac{3-3}{2-2}$ Backzähnen[1]), wie ich nach Unterſuchung von Jungen der Hauskatze, des Leopard und der Tigerkatze gefunden habe. Eine Reihe von Individuen verſchiedenen Alters zeigt mir, daß zuerſt die ſechs Schneidezähne beider Kiefer durchbrechen und ihnen ſehr bald die Eckzähne folgen, worauf die

1) A. Wagner (Schreb. Säugethier. Supplem. 2. Bd. S. 458) gibt das Milchgebiß des Caracal zu $\frac{2-2}{2-2}$ Backzähnen an, was für die Luchſe Regel ſein mag, für die andern Katzenarten aber unrichtig iſt.

ſpäter die Fleiſchzähne ſich zeigen, dann der untere
zahn und der obere Kauzahn, endlich zuletzt der
einhöckerige Lückenzahn. Demnach beſteht das Milch-
ebiß ganz aus denſelben Beſtandtheilen, wie das ſpä-
und unterſcheidet ſich von ihm nur durch den Man-
es dreihöckerigen Lückenzahnes im Oberkiefer, wie im
iefer. Was die einzelnen Zähne des Milchgebiſſes
t, ſo weichen ſie von denen des ſpäteren Gebiſſes
blos durch die geringere Größe, ſondern auch durch
hümliche Formunterſchiede ſehr deutlich ab. Denn
chneidezähne haben keine Kerben auf dem Kronen-
und die Eckzähne keine Furchen; an dem oberen
zahne ſitzt der viel niedrigere innere Höcker neben dem
ren Haupthöcker, und der vordere Höcker iſt zwei-
am Milchzahne, nicht einſpitzig wie am bleibenden
hzahne. Dagegen zeigt der untere Fleiſchzahn einen
chen dritten hinteren Höcker, welcher am bleibenden
e fehlt, oder doch viel kleiner iſt; endlich der obere
ahn iſt relativ viel größer, dreiwurzelig und vier-
rig, indem ein höherer, mittlerer Höcker von den
ren nach Außen und Hinten umgürtet wird. Dieſer
iſt am bleibenden Gebiß blos zweiwurzelig und
ach dreihöckerig, der mittlere Haupthöcker und die eine
re Wurzel fehlen ihm. Bei der Schichtung folgen
gens die bleibenden Zähne ziemlich in derſelben Reihe,
welcher die Milchzähne auftreten; die Schneidezähne
alſo die erſten, dann kommen die Eckzähne. Nun
tritt der obere einhöckerige Lückenzahn mit dem erſten
eren und dem Kauzahne faſt gleichzeitig hervor, wor-
die Fleiſchzähne folgen, indem ſie hinter den noch
rhandenen Milchfleiſchzähnen ſich durchdrängen; ſie he-
n alsdann den Milchfleiſchzahn heraus, und machen ſo
m zweiten Lückenzahnpaare Platz. Dieſes, das dem
ilchgebiſſe fehlte, tritt alſo am bleibenden Gebiſſe auch
etzt hervor.

Im Baue des übrigen Skelets zeigen die Katzen eine
rkwürdige Übereinſtimmung. Gewöhnlich haben ſie
Halswirbel, 13 Rippen tragende Rückenwirbel, 7 Len-
wirbel, 3 Kreuzbeinwirbel, aber eine verſchiedene Zahl von
hwanzwirbeln, die jedoch nicht unter 15 fällt, aber 29
ht erreicht [2]). Selten kommen Ausnahmen von dieſen
hlen vor. So finde ich an dem hieſigen Skelete der
vin nur zwei Kreuzbeinwirbel und bei einem Skelet der
men Katze 14 Rippen tragende Rückenwirbel, während
vier der Hauskatze nur 12 Rückenwirbel zuſchreibt
rgl. Anat. I. 101 der Überſ. von Duvernoy), was
er ein Irrthum iſt. Von den Halswirbeln iſt ein je-
, beſonders aber der Atlas, relativ ſchwächer, als bei
Hyäne, aber kräftiger, als am Hunde, und der vor-
te (ſechste) durch die Breite ſeines abſtehenden Kam-
s am proc. transv. merkwürdig. Bei den kleineren
ten iſt dieſer Kamm in einen vorwärts und rückwärts
wendeten Aſt getheilt. Unter den Rückenwirbeln iſt der
eilfte der antikliniſche, d. h. derjenige, von dem an die processus spinosi der übrigen nach beiden Seiten abfallen; die Lendenwirbel werden ſucceſſiv etwas größer und ihre ſtark nach Vorn gebogenen, am Ende ſchief zugeſpitzten, aber nicht erweiterten proc. transversi allmälig länger; nur der letzte iſt etwas kürzer, als der vorletzte. Die Kreuzbeinwirbel ſind verwachſen, haben aber noch kurze Dornfortſätze. Von den Schwanzwirbeln zeigen die erſten 5—7 noch deutliche Querfortſätze und einen Rückenmarkskanal, den übrigen fehlt beides. Mehre dieſer Eigenſchaften, namentlich die Form der proc. transv. an den Lendenwirbeln, ſind für die Katzen charakteriſtiſch, und unterſcheiden ihre Wirbel leicht von den analogen der Hyänen und Hunde. Daſſelbe läßt ſich von den Rippen behaupten, deren eigenthümlich ſchmale, ziemlich dicke, faſt drehrunde Form von dem breiteren und flächeren Typus der Hunde und noch mehr von demſelben der Hyänen auffallend abweicht. Es ſind ihrer neun wahre, alſo vier falſche bei allen Arten vorhanden. Das Bruſtbein beſteht aus acht Wirbeln, von denen der erſte und letzte länger iſt, als die übrigen.

Als Eigenheiten der Extremitäten wäre zunächſt die Anweſenheit eines kleinen, leicht gekrümmten Schlüſſelbeines zu erwähnen, das frei im Fleiſche liegt und durch ſehnige Fortſetzungen an das Bruſtbein, wie an das Schulterblatt angeheftet iſt. Das Schulterblatt folgt in ſeiner breiten, am Vorderrande ſtark gekrümmten Form dem allgemeinen Typus der Raubthiere, iſt aber durch die relativ größere Breite der vorderen Hälfte vor dem Kamme und die ſtärkſte Krümmung ſeines Vorderrandes bei den Katzen beſonders ausgezeichnet. Am kenntlichſten iſt der Kamm ſelbſt durch einen Fortſatz nach Hinten neben dem Akromion, das durch einen bogenförmigen Ausſchnitt von dieſem Fortſatze getrennt wird. Der kräftige, leicht gekrümmte, Oberarm hat einen ſehr breiten, unteren Gelenkknorren, durch deſſen inneren Vorſprung ein ſchiefer Canal gezogen iſt, der den übrigen großen Raubthieren abgeht, und dadurch den Oberarmknochen großer Katzenarten ſehr kenntlich macht [3]). Die Knochen des Unterarmes ſind durch ihre Kürze, ihre ſtärkere Krümmung und ihren ſoliberen Bau ebenfalls kenntlich, weichen aber ſonſt nicht weſentlich von den Formen der übrigen Raubthiere ab. Die Fußwurzel beſteht aus ſieben Knochen, indem das Kahnbein mit dem Mondbeine verwachſen iſt; der Plattfuß und die Zehenknochen ſind wieder ſehr ſolid, namentlich kurz und breit, beſonders kenntlich aber iſt das vorletzte Zehenglied durch ſeine ſeitwärts gebogene Form, die dem letzten verſtattet, neben ihm vorbei ſich rückwärts nach Oben einzubiegen, und nicht minder das letzte Zehenglied durch ſeine breite Knochenſcheide am Grunde, auf der die große Kralle ruht, ſein ſonderbar kappenförmiges Anſehen und ſeine aufrechte Stellung in der Ruhe, die ſeine gewaltſame Bewegung beim Ausſchlagen bewirkt. Reden wir

2) An den Skeleten der hieſigen Sammlungen finde ich 25
n Löwen, der Löwin und dem Tiger, 25—27 bei vier Leopar-
ſkeleten, 23 beim Gepard und der Hauskatze, 20 bei der wilden
ze; die übrigen ſind unvollſtändig.

3) Durch dieſen Kanal gehen der nervus medianus und die arteria brachialis, oder ein Aſt derſelben; er kommt unter den Raubthieren noch den Muſtelinen, Viverrinen, den kleinern Urſinen (Procyon, Nasua, Cercoleptes) und den Inſektivoren zu.

davon ſpäter bei Betrachtung der weichen Theile und berückſichtigen jetzt noch das Knochengerüſt der hinteren Extremität, ſo fällt uns hier das kleine halbcylindriſche Becken mit ſeinen ſchmalen, nach Oben und Vorn gar nicht erweiterten Darmbeinen als eigenthümlicher Katzencharakter auf. In Harmonie damit ſteht der ſehr kleine Gelenkkopf des Oberſchenkels. Letzterer iſt ein vollkommen gerades Rohr, ohne alle Krümmung. Am Unterſchenkel iſt die vollſtändige Trennung der fibula von der tibia bis zum Hackengelenk hin ein guter Gattungscharakter; beim Hunde und der Hyäne ſind beide faſt von der Mitte an verbunden, bei den übrigen Carnivoren aber, und den Omnivoren ebenfalls, bis zum Ende getrennt. Die Fußwurzel der hinteren Extremität beſteht, wie beim Menſchen, aus ſieben Knochen, deren Lage und Verhältniß daſſelbe iſt, nur das erſte Keilbein iſt relativ etwas kleiner. Die Zehengliederknochen ſind größer, als an der vorderen Extremität, das Krallenglied aber relativ etwas kleiner.

Von den weichen Theilen des Katzengeſchlechtes iſt zuvörderſt die Zunge durch ihren Stachelbeſatz merkwürdig und als ſolche bereits ziemlich allgemein bekannt. Er beſteht aus wirklichen, feinen, Federſpulen nicht unähnlichen, hornigen, einfachen Stacheln, die einzeln, ſchief auf dem hinteren Rande einer angeſchwollenen krauſen Warze ſitzen, und mit der Spitze nach Hinten gerichtet ſind. Sie beginnen etwas hinter dem Vorderrande der Zunge, erreichen auf der Mitte der vorderen Zungenhälfte ihre größte Entwickelung, nehmen von der Mitte an Größe ab, an Menge aber zu, und erreichen die Gegend der papillae vallatae, wo ſie ſich allmälig verlieren. Die Anzahl dieſer Papillen iſt ſechs bei den größeren oder vier bei den kleineren Katzenarten. In ihrer Nähe iſt der Zungenrand jederſeits mit langen Fleiſchzacken beſetzt, die auch auf der hinterſten Fläche in kleineren Spuren bemerkt werden. Der Schlund zeigt nichts Beſonderes, der Magen hat im Allgemeinen die bei Säugethieren gewöhnliche Form, doch iſt die pyloriſche Mündung ziemlich lang ausgezogen und ſtark zurückgekrümmt; das große Netz hängt in einem Bogen an zwei Dritteln des unteren Randes; das kleine Netz haftet in der Schlinge zwiſchen Magen und Pförtnertheil, zickzackförmige Fettſtrahlen über ihn ausſendend. Der Darmkanal iſt 3—5 Mal ſo lang wie der Rumpf, relativ am längſten nach Owen beim Löwen, am kürzeſten beim Luchs. Bei der Hauskatze fand ich ihn beinahe 8 Fuß lang, beim Leoparden etwas über 11; auf den Dickdarm kommt $1/6$—$1/7$ dieſer Länge; der Blinddarm dagegen iſt ſehr kurz und beträgt kaum $1/10$ des Dickdarmes. Neben dem After finden ſich zwei runde Blindſäcke, die außen am Sphinkter münden, ſie enthalten 4—5 drüſige Stellen von verſchiedener Größe, welche eine gelbliche, dem Ohrenſchmalz im Anſehen nicht unähnliche Subſtanz abſondern, womit die Taſchen erfüllt zu ſein pflegen.

Die Leber beſteht aus ſieben Lappen von ſehr ungleicher Größe, bei einigen Arten (F. pardalis, nach Meckel) nur aus ſechs; die Gallenblaſe iſt groß und hat einen langen, mehrmals gewundenen, Ausgang, der die Lebergänge in ſich aufnimmt. Die Milz iſt lang, ſchmal zungenförmig geſtaltet; die Bauchſpeicheldrüſe hat noch längere, ſchmälere Form, und reicht bis an den Dünndarm hinan, in den ſie neben dem Gallengange mündet. Lunge und Herz der Katzen bieten nichts Beſonderes dar, und von den Geſchlechtstheilen ſind die männlichen durch den Mangel der Saamenbläschen, die jedoch allen Carnivoren fehlen ſollen, und die mit Stacheln beſetzte Eichel der Ruthe merkwürdig, letztere iſt im nicht erigirten Zuſtande nach Hinten gekrümmt, daher beim Männchen der Urin rückwärts abfließt. Der weibliche Apparat hat keine ſolche Auszeichnungen, der Uterus iſt zweihörnig und die Embryonen haben eine gürtelförmig rund um die Mitte des eiförmigen Chorion herum gelegte Placenta. Die Anzahl der Zitzen ſcheint verſchieden zu ſein; bei der Hauskatze findet man acht, vier am Bauche, vier an der Bruſt; die größeren Arten haben weniger, die Löwin und das Jaguarweibchen nur vier.

Werſen wir nun am Schluſſe dieſer allgemeinen Betrachtung noch einen Blick auf die Beweglichkeit der Krallen, als diejenige Eigenſchaft, welche zu den Hauptcharakteren der Katzen gehört und in ſolchem Grade keinem anderen Raubthiere eigen iſt, ſo wurde die Bedingung derſelben, welche auf die Form der vorletzten Zehenknochen ſich gründet, ſchon früher erwähnt und bemerkt, daß der vorletzte Zehenknochen etwas gebogen oder an der äußeren Seite ſchief ausgeſchnitten iſt, damit das aufgerichtete kappenförmige Krallenglied ſeitwärts nach Außen neben ihm vorbeigehen kann. In dieſer aufgerichteten Stellung wird es nun durch zwei elaſtiſche Bänder erhalten, von welchen das kürzere, aber derbere am äußeren Rande des breiten Gelenkknorrens der vorletzten Phalanx entſpringt und an den oberſten hinterſten Theil der Kappe des Krallengliedes ſich anſetzt, während das andere, längere, ſeinen Urſprung an der inneren Seite des Kappengliedes unten neben dem Gelenkknorren nimmt und neben dem vorletzten Zehengliede aufſteigend ſich an den inneren Rand ſeines oberen Gelenknapfes anheftet. Dieſen beiden Bändern wirken die ſtarken Sehnen des flexoris digitor. perforantis s. profundi, welche ſich an die untere Ecke des Krallengliedes, wo es mit einem ſtarken Höcker verſehen iſt, anheften, entgegen und führen das gewaltſame Hervorſchnellen der Krallen aus, wobei das Krallenglied zwar eigentlich gebogen wird, wegen ſeiner beſonderen Stellung aber vor der Biegung, die es erleiden ſoll, erſt eine Streckung machen muß.

Dies wären alſo die wichtigſten körperlichen Eigenſchaften des Katzengeſchlechtes; was ſeine geiſtigen betrifft, ſo können wir uns kürzer faſſen, da das Naturell der Hauskatze Jedermann hinlänglich bekannt ſein dürfte. Und mit ihr theilen die übrigen Arten alle Hauptzüge des Charakters, wenngleich das Heimliche und Falſche ihres Weſens mit der Größe und Kraft im umgekehrten Verhältniſſe zu ſtehen ſcheint. Aber auch der Löwe erpaßt, wie die Hauskatze, ſeine Beute im Sprunge, aus ſeinem Verſtecke hervorſtürzend; auch der Tiger wirft ſich gewaltig auf ſeinen Raub und wagt den Sprung nicht eher, als bis er des Erfolges gewiß iſt. Jener, ebenſo ſtolz, wie

…, verſchmäht es, über das eigene Bedürfniß hinaus …ben; dieſer, tollkühn und raubgierig zugleich, würgt, …n ſeinen Bereich kommt, oft, ſo ſcheint es, um ſo … je gefahrvoller der Angriff iſt; — der läßt ab vom … wenn er es verfehlte, dieſer wird durch jedes Miß- … nur noch gereizter und kann höchſtens durch einen …geſehenen Zufall beim Angriff erſchreckt und außer …ig gebracht werden. Beide ſind gewohnt zu ſiegen, …hen daher nicht, ſie unterliegen nur der Übermacht, …aſſen ab vom Verſuche, wenn die ruhige, ernſte Hal- … des Feindes ihnen Ehrfurcht und Beſonnenheit ein- … Alle dieſe Züge von Selbſtvertrauen, das ſich auf …Stärke gründet, zeigen indeſſen nur die großen Arten; …er Körpergröße nimmt auch das Großartige ihres Cha-…s ab, und das Hinterliſtige, Tückiſche, Falſche und …ue der gemeinen Katze tritt ſichtlich hervor. Nur die …theit, die auch bei ihnen unter Umſtänden bis zur …kühnheit ſich ſteigert, bleibt den Katzen allen, doch we-…r im Angriffe, als bei der Vertheidigung, beſonders …n ſie gereizt ſind und des Feindes Übermacht noch …t erprobt haben. Nur dann und im äußerſten Noth-…e entſchließen ſie ſich zur Flucht. Alle Arten leben …igens im wilden Zuſtande nur vom Fleiſche ſolcher …iere, die ſie ſelbſt erlegt haben; ſie ſchlagen dabei ihre …ute mit den Tatzen nieder, indem ſie die ſcharfen, …gen Krallen hervorſchleudern, und tödten das Thier …rch einen Biß in die Kehle, wobei ſie ihm das Blut …sſaugen und demnächſt daſſelbe verzehren. Sie leben …nzeln und jagen in beſtimmten Revieren umher; zur Brunſtzeit ſuchen ſich die Paare auf, doch übernimmt das Weibchen die Hauptſorge für die Jungen, deren Menge bei jedem Wurfe von 3—5 zu wechſeln pflegt. Die großen Arten bringen wenige, die kleinen mehre Junge zur Welt; bei jenen, und beſonders beim Löwen, ſind ſie gleich …ehend, bei allen völlig behaart, und entweder in die Quere geſtreift (beim Löwen, Tiger und den kleineren Katzen), oder punktirt gefleckt (beim Jaguar, Leopard, und den gefleckten Arten überhaupt). Sie ſpielen und tändeln in der erſten Zeit gern mit einander, oder mit der Mutter, und gewöhnen ſich dann leicht an den Menſchen; mit zunehmendem Alter tritt die Wildheit und das Scheue mehr hervor, und bald ſtellt ſich die Raubluſt ein, wozu die Mutter durch eingefangene kleine Thiere ihre Jungen ſelbſt aufmuntert. Die Zärtlichkeit dieſer Mutter für ihre Jungen iſt bekannt und bei den großen Arten nicht geringer; ſie ſteigert ſich bei ihnen zur äußerſten Wuth, deren ein Thier fähig iſt, wenn den Jungen etwas Leides zugefügt worden, oder ihr dieſelben geraubt ſind. Namentlich kennen dann die Löwin und das Tigerweibchen keine Grenzen.

Von den bekannten Arten, deren Zahl ſich auf 50 beläuft, leben alle größeren nur in der heißen oder wärmeren Zone, die kleineren beſonders in den gemäßigten Erdſtrichen, aber blos Luchſe im Polargebiete. Ihre Lieblingsorte ſind die ſchattigen Waldungen, ſowol der Ebenen, als beſonders der gebirgigen Gegenden, wo ſie dem Wechſel des Wildes auflauern und daſſelbe beſchleichen können. Manche, wie namentlich die Luchſe und die wilde Katze, ſtürzen ſich auch von den Bäumen auf ſie herab. Inſelngebiete bewohnen ſie weniger zahlreich, als das Feſtland; ja in Auſtralien, ſelbſt auf Neuholland fehlen einheimiſche Katzenarten ganz. Am zahlreichſten wird Aſien von Katzen bevölkert, denn hier trifft man über 20 Arten an, und darunter auch die größten, wie die kleinſten von ihnen. Nächſtdem iſt wol Amerika der katzenreichſte Erdtheil; man darf die daſelbſt einheimiſchen Arten auf 12—14 ſchätzen. Afrika hat etwa halb ſo viele Inſaſſen, doch unter ihnen auch den Löwen. Europa bewohnen 4—5 Arten, größtentheils Luchſe, die ſich über die ganze nördliche Hemiſphäre verbreiten. Alle größeren Arten ſind in ſehr ausgedehnten Bezirken anzutreffen und kommen in der Regel an allen gleichförmigen Stellen desjenigen Welttheils vor, dem ſie angehören.

Dieſe zahlreichen Arten in eine naturgemäße Überſicht zu bringen, iſt eine zur Zeit noch nicht genügend gelöſte Aufgabe, deren Löſung auch hier um ſo weniger erwartet werden kann, als mir gegenwärtig nur 17 [4]), alſo ein Drittel der ſämmtlichen Arten, zur eignen Unterſuchung zu Gebote ſtehen. Es finden ſich darunter freilich Repräſentanten aus allen bisher aufgeſtellten Gruppen, allein grade nur die Haupttypen der jedesmaligen Abtheilung, keineswegs die gewiß hier, wie anderswo, vorhandenen Zwiſchenglieder, durch welche die eine Gruppe in die andere ſanft überzugehen pflegt. Denn nie zeigen ſich die Charaktere einer natürlichen Familie oder Gattung bei allen Mitgliedern in gleicher Höhe der Ausbildung, und da ſich dies Geſetz an den Arten der Gattung Felis im Ganzen bald darthun läßt, ſo wird es auch den einzelnen, durch ein Mehr oder Minder dieſes oder jenes Charakters ausgezeichneten Artgruppen nicht abgehen. Überblicken wir nämlich zuvor diejenigen Gattungscharaktere, in denen die Arten variiren, ſo ſind dies faſt ſämmtliche typiſche Merkmale. Die Augen z. B., welche bei den kleineren Katzen, wie bekannt iſt, eine ſenkrechte ſpaltenförmige Pupille haben, zeigen bei den größeren Arten eine runde. Dann bietet das Gebiß mancherlei Unterſchiede dar, namentlich im Mangel (bei den Luchſen) oder der Anweſenheit (bei allen übrigen Arten) des oberen erſten Lückenzahnes; in dem häufigen Auftreten eines vorderen kleinſten Höckers am zweiten Lückenzahne des Oberkiefers, der z. B. den kleineren Katzenarten zu fehlen ſcheint; in der relativen Höhe aller Höcker, welche bei den kleineren Arten ihre Breite zu übertreffen pflegt, bei allen größeren aber ſie nicht erreicht. Ferner variirt die Größe des inneren Nebenhöckers am Fleiſchzahne, ja er fehlt als Höcker bei den Geparden ganz (!) Endlich ſchwankt nicht blos die Zahl der Schwanzwirbel und damit die Länge des Schwanzes, wie wir bereits geſehen haben, ſondern auch die ſo ſehr charakteriſtiſche Bildung der Krallen und ihre Beweglichkeit treten bei einigen Arten (den Geparden) auffallend zurück. Alle dieſe Unterſchiede ſind mehr oder weniger bekannt geweſen und bei der Eintheilung benutzt worden, nachdem die Gattung von G. Cuvier (Annal. du Mus. d'hist.

4) Es ſind F. Leo, Tigris, Onca, Leopardus, pardalis, macrura, guttata, Serval, minuta, borealis, rufa, Lynx, Caracal, Chaus, caligata, Catus, domestica.

natur. T. XIV.), Temminck (Monogr. des Mammif. I.), Fr. Cuvier (Dictionn. des scienc. natur. Tom. VIII.), Desmareſt (Mammalogie 1820), B. Fiſcher (Synops. Mammalium. 1829.) und neuerdings von A. Wagner (Schreber's Säugeth., Supplem. 2. Abth.) monographiſch bearbeitet worden iſt, und nach dieſer Zeit noch Überarbeitungen von Gray, Lund, Iſ. Geoffroy und Anderen erfahren hat. Nach meinem Dafürhalten ſcheint eine natürliche Gruppirung von der Puppillenform ausgehen zu müſſen, allein grade ſie iſt bisher nur von wenigen Arten mit Sicherheit bekannt geworden; gewiß weiß man, daß der Löwe, Tiger, Leopard, Jaguar, Cuguar, Gepard ſie rund beſitzen; beim Maracaya habe ich ſie ſelbſt an lebenden Exemplaren beobachtet, vom Serval und einem Luchs (chat à ventre tacheté) erwähnt ſie Fr. Cuvier, vom Kuwuk (F. minuta) Horsfield, vom Eyra und Yaguarundi Rengger. Hiernach iſt alſo die runde Pupille keineswegs blos Eigenheit der großen Katzenarten, denn ſelbſt die kleinſte beſitzt ſie, vielmehr mag die Lebensweiſe mit ihr in Harmonie ſtehen, obgleich die übliche Sonderung in Tag- und Nachtkatzen dadurch nicht gerechtfertigt werden kann, weil ſelbſt der Tiger in der Dämmerung ſeinem Raube nachgeht, und Horsfield vom Kuwuk ausdrücklich angibt, daß er bei Tage in hohlen Bäumen ſtecke und blos bei Nacht raube. Wir werden demnach für jetzt noch die Pupillenform nur als Nebenſache in Betracht ziehen können, und andere Unterſchiede hervorſuchen müſſen, um eine Überſicht zu erhalten. Ich glaube indeſſen nicht, daß die Eckzähne, welche Iſ. Geoffroy bei der Eintheilung der Katzen als Trennungsmoment benutzt hat (*Jacquemont*, Voyage dans l'Inde. Mammif. pag. 34), dazu ſich eignen; denn ſie ſind zwar relativ kleiner bei den kleineren Katzen mit elliptiſcher Pupille, aber keineswegs minder gewölbt, oder innen ſtärker abgeplattet, als die der großen Arten. Hierin zeigt blos der Gepard eine weſentliche Abweichung von den übrigen Katzen. Daſſelbe gilt von der Länge der Gaumenbeine hinter den Backzähnen, denn dieſe ſteht in Harmonie mit der Weite der Choanenöffnung, ſodaß die Platte der Gaumenbeine kurz iſt, wenn die Choanen eine breite niedrige Öffnung bilden, wie bei den kleinern Katzen, länger dagegen, wenn die Choanenöffnung höher und ſchmäler iſt. Ich kann daher im Katzengeſchlecht zunächſt nur zwei Untergattungen annehmen, alle übrigen Gruppen aber nur für leichtere Deviationen des zweiten Haupttypus der Katzen halten und als ſolche nach ihren Abweichungen charakteriſiren.

I. Cynailurus *Wagl.* Dieſe Unterabtheilung des Katzengeſchlechts ſtellt ſich durch vielſeitige Charaktere als eine ſehr ſelbſtändige Gruppe dar, die eher als irgend eine andere auf Gattungsrechte Anſprüche hat. Zunächſt iſt ſie durch den langgeſtreckten hochbeinigen Typus in der äußeren Erſcheinung den Hunden ähnlich, was auch Wagler durch ſeinen Gruppennamen ausſpricht. Freilich verrathen der ſehr kugelige, relativ kleine Kopf und der auffallend lange Schwanz die Katzennatur deutlich. Die Pupille iſt rund, das Gebiß höchſt merkwürdig, beſonders durch die kurzen ſchwächeren, zuſammengedrückten Eckzähne, denen die Längsfurchen fehlen, durch den innigen Anſchluß aller Backzähne an einander wie an die [illegible], durch die Kürze der einzelnen Backzähne ſelbſt [illegible], die ſcharfkantige, dabei aber breite, [illegible] der Kronenzacken aller Backzähne, deren einzelne [illegible] daher relativ größer und deutlicher ſind, als an [illegible] einer anderen Katzenart. Merkwürdig iſt es, daß der [illegible] der Fleiſchzahn keinen inneren Nebenhöcker [illegible], ſondern an der Stelle, wo dieſer Nebenhöcker [illegible] blos etwas breiter iſt, dabei aber vor dem [illegible] Haupthöcker zwei kleine Höcker zeigt, während die übrigen Katzenarten daſelbſt im bleibenden Gebiß nur einen [illegible] haben. Zugleich iſt der Kauzahn ſehr klein, und der untere Fleiſchzahn ohne deutliche Spur eines [illegible]. Übrigens zeigt auch der ganze Schädel Eigenthümlichkeiten, die ſich ſeiner geſammten Kugelform, welche [illegible] als bei allen andern Arten, anſchließen und namentlich [illegible] der Länge und Weite der Choanenöffnung ſich [illegible]. Das Knochengerüſte im Ganzen iſt zarter gebaut, der Schwanz aber trotz ſeiner Länge, nicht wirbelreicher, [illegible] ich zähle nur 23, höchſtens 24, Wirbelkörper. Dagegen ſind die Zehengliederknochen länger, das letzte beſonders [illegible] nicht ſo kappenförmig geſtaltet und weniger [illegible], obwol es nach Owen (welcher die weichen Theile ausführlich beſchrieben hat, Trans. zool. soc. I. 129 sq.) keine Änderung in der Einrichtung ſeiner elaſtiſchen Bänder zeigt. Die Pfoten ſind daher länger, als bei den übrigen Katzen, die Krallen aber kürzer, ſtumpfer, und bleiben ſichtbar, ſelbſt wenn ſie angezogen ſind. Das Haarkleid iſt kurz anliegend, im Nacken aber mähnenartig verlängert; es iſt oberhalb rothgelb, mit einfachen und kleinen braunen Flecken geziert; unterhalb überall weiß; der Schwanz hat an am Ende einige ſchwarze Ringe. — Die beiden hierher gehörigen Arten bewohnen die wärmeren Gegenden der öſtlichen Halbkugel und zeichnen ſich durch ihr mildes [illegible]res Naturell aus, daher ſie leicht zähmbar ſind und zu Jagdthiere gleich dem Hunde ſich abrichten laſſen.

1) Der afrikaniſche Gepard (F. guttata Herm. F. jubata *Cuv. Temm.*) hat die ſchlankeſte Körperform, aber eine kürzere Nackenmähne; die Grundfarbe iſt [illegible] orange, an den Seiten reiner gelb; die Flecken ſtehen nicht ganz ſo dicht, wie bei der folgenden Art, und fehlen am Bauche ganz. Die äußerſte Spitze des Schwanzes iſt weiß. Dieſe Art bewohnt Mittel-Afrika und erſtreckt ſich bis nach Südafrika hinunter. Das Skelet der hieſigen Meckel'ſchen Sammlung zeigt ein Thier von der Größe des gewöhnlichen Jagdhundes, gehört aber einem nicht ganz ausgewachſenen Individuum an.

2) Der aſiatiſche Gepard (F. jubata Schreb.) hat einen etwas gedrungneren Körperbau, namentlich kürzere Beine; iſt heller gefärbt, wie Nanking, aber dichter gefleckt, ſelbſt am Bauche, und am äußerſten Schwanzende ſchwarz. Er findet ſich in Oſtindien, vielleicht im ganzen innern Aſien, und wurde gewöhnlich mit der vorigen Art verwechſelt, obgleich ſchon Hermann in Straßburg und Schreber ſie unterſchieden hatten. Später hat Duvernoy (Mém. de Strasb. II. 1) ihre Unterſchiede aufs Neue überzeugend dargethan.

1. Felis aut. Faßt man, wie ich dies für nöthig … alle übrigen Katzenarten in eine Gattung zuſammen, …eben ſich für dieſelbe, nach Ausſchluß von Cynailu… …olgende gemeinſame Charaktere. — Der Geſammt… …at die gewöhnliche Katzenform, d. i. die Gliedma… …ind etwas niedriger und kräftiger, der Leib iſt von …äßigerer Stärke, der Geſichtstheil des Kopfes etwas …; die Krallen zeigen eine vollſtändige Beweglichkeit …werden in zurückgezogener Stellung ganz unſichtbar. …ebiß bemerkt man weſentliche Unterſchiede, beſtehend …ößeren tief gefurchten Eckzähnen, in längeren, …n, mit mehr koniſchen Zacken verſehenen Back… …n und vor allen in der Anweſenheit eines deut… …n ſelbſtändigen Nebenhöckers am Fleiſchzahne. …Man kann acht ziemlich ſcharf geſonderte Gruppen …eſer zweiten Untergattung unterſcheiden.

1) Leoninae.

…Daß der Löwe eine der eigenthümlichſten Gruppen …Katzengeſchlechtes darſtelle, wird gegenwärtig wol von …em Zoologen mehr bezweifelt, obgleich Brehm's An… …, daß er keine Katze ſei (Iſis. 1829. S. 636) offen… … eine Übertreibung iſt. Letzterer ſtützt ſeine Meinung … die relativ kleineren Augen, die große Differenz im …arkleide der Geſchlechter, die Schwanzquaſte, das kurze, …fe, knappanliegende Rumpfhaar, den eingezogenen Bauch … die minder ſcharfen, weniger gekrümmten Krallen. …amit harmoniren die ſpäter angegebenen Unterſchiede …s Schädels, des plumperen Gebiſſes, die breitere Naſe, die …l kürzeren Naſenbeine, auf welche Owen (proceed. zool. …oc. 1834. p. 1) zuerſt hinwies, und die entſchieden grö… …eren Schneidezähne, zumal im Unterkiefer.

3) Der Löwe (F. leo) iſt die einzige Art dieſer …ruppe, welche, neben der Gleichfarbigkeit des Rumpfes, …rch die lange Halsmähne beim Männchen und die Schwanz… …aſte bei beiden Geſchlechtern von allen Arten am mei… …en ſich auszeichnet. Noch mehr aber entfernt ſich ſein …chädel durch die größte Solidität des Baues, das breite …eſicht, die großen Infraorbitallöcher, die kurzen Naſen… …ine, welche vom Stirnfortſatze des Oberkiefers nach Hin… …n überragt werden, die tief ausgehöhlte Stirn, die ge… …altig breiten Jochbogen und die ſehr weiten Choanen …n dem aller übrigen Katzenarten. Zumal der männliche …chädel hat zwei Eigenſchaften, die ſich bei keiner andern …atze finden; ſie beſtehen in der auffallenden Verkürzung …d Vorwärtskrümmung des Pfeilkammes und in der leich… …n Krümmung des unteren Randes des Unterkiefers. …ies letztere Merkmal iſt für den männlichen Löwen aus… …ichnender als irgend ein anderes. Anatomiſch iſt der …öwe durch den relativ längſten Darmkanal (24 Fuß nach …aubenton) bevorzugt worden. Das Äußere ſeines Baues …eſchreiben wir nicht näher, Jedermann kennt ihn; wir …ollen jedoch bemerken, daß ſeine röthlichgelbgraue Farbe …urch Auftragen von ſchwarzbraun, weiß, gelbroth und …laßgelb auf verſchiedene Stellen der einzelnen Haare be… …irkt wird, und nach Unten die hellen, nach Oben die …unklen Töne vorherrſchend werden [5]). Ein Fleck auf der Hinterſeite der Ohren und die Schwanzquaſte ſind ſchwarz; die Mähne des Männchens pflegt im Nacken dunkler, brauner zu ſein. Indeſſen zeigen ſich ſowol in der Länge des Mähnenhaares, als auch in ſeiner Ausbreitung über den Vorderleib, mancherlei Unterſchiede, welche endemiſch zu ſein ſcheinen, ſodaß die nordafrikaniſchen die größte Mähne beſitzen und ſich namentlich durch eine Fortſetzung derſelben über die Bruſtmitte bis zum Bauchnabel hin auszeichnen. Schon bei den Individuen aus Mittelafrika fehlt ſie, ob auch denen aus Südafrika, weiß man noch nicht; letztere ſollen dunkler gefärbt ſein, als die Nord- und Weſtafrikaner. Sehr gelblich werden die Löwen Vorderaſiens und Indiens beſchrieben, aber am meiſten weichen die Individuen aus Guzerate durch ihre höchſt kurze Mähne und ihre geringere Größe ab. Dafür haben ſie aber eine relativ größere Schwanzquaſte. Daß in derſelben ein horniger, zwei Linien langer, kegelförmiger Nagel, der das Schwanzende bildet, verſteckt iſt, wußte ſchon Ariſtoteles; dagegen iſt ſeine Angabe, daß der Löwe nur einen Halsknochen habe, eine Fabel. Die Löwin trägt 108 Tage und wirft gewöhnlich drei, ſelten mehr Junge. Letztere ſind graubräunlich, mit ſchwachen dunkleren Querſtreifen am Rücken. Mit dem vierten Jahre fängt die Mähne des Männchens an ſich zu zeigen, und nimmt von da mit dem Alter an Ausbildung zu. — Obwol der Löwe gegenwärtig aus Europa ganz verdrängt iſt, ſo leidet es doch keinen Zweifel, daß er früher, wie noch jetzt im weſtlichen Nordafrika, ſo auch im öſtlichen, in Syrien, Kleinaſien und Griechenland, einheimiſch war und daſelbſt noch zu Herodot's Zeiten (lib. VII. cap. 126) an einzelnen Stellen gefunden wurde. In der präadamitiſchen Epoche lebte eine ihm ſehr ähnliche große Katzenart auch in unſern Gegenden, und ihre Anweſenheit beſtätigt, verbunden mit den urweltlichen Elephanten, Nashörnern und Hyänen, die Anſicht, daß damals die Organiſations- und Temperaturverhältniſſe des Mittelmeergebietes auch über Teutſchland und die gleichgelegenen Landſtriche Europa's ſich erſtrecken mochten.

2) Tigrinae.

Durch einen ſehr robuſten Körperbau, einen großen Kopf, große Augen mit runder Pupille, einen mäßig langen Schwanz, auffallend breite Tatzen, ein längeres weicheres Haarkleid, das auf hellem Grunde ſchwarze, leicht gekrümmte Querſtreifen zeigt, unterſcheidet ſich der Tiger von den übrigen großen Katzen. Er hat, wie der Löwe, einen dritten vorderſten Höcker am zweiten Lückenzahne des Oberkiefers bei beiden Geſchlechtern.

4) Der Tiger (F. Tigris) ſteht dem Löwen nicht blos an Größe nicht nach, ſondern übertrifft ihn ſogar, wenigſtens in der Länge. Er hat überhaupt einen geſtreckteren Typus, einen kürzeren Hals, nicht ganz ſo hohe Beine, keineswegs einen eingezogenen Bauch und einen kürzeren, gleichmäßig behaarten Schwanz. Sein Haarkleid iſt länger, weicher; ſeine Grundfarbe an allen obern Theilen ſchön orange, mit ſchwarzen Querſtreifen; unten,

5) Owen macht a. a. O. darauf aufmerkſam, daß das Infraorbitalloch an vier Schädeln aus Indien durch eine Knochenbrücke halbirt war, bei den Afrikanern aber ungetheilt.

an den Backen, der Innenſeite der Gliedmaßen, den Ohren und über dem Auge rein weiß. Der Schwanz hat etwa ein Dutzend ſchwarze Ringe, die Oberlippe iſt mit einem ſchwarzen Flecke geziert; die außen ſchwarzen Ohren haben einen weißen Fleck. Das Männchen iſt durch eine ſtärkere Entwickelung der Backenhaare, die bartförmig abſtehen, ausgezeichnet; das Weibchen trägt 98—100 Tage und wirft 2—3 Junge. Der Tiger bewohnt Oſtindien und die zunächſt gelegenen beiden größeren Inſeln der Sunda-Gruppe, Sumatra und Java, verbreitet ſich aber auf dem Feſtlande bis tief nach Mittelaſien hinein, ſodaß er in Perſien, der Tatarei und China nicht ſelten, im ſüdlichen Sibirien bisweilen angetroffen wird. Seine Stärke, Grauſamkeit und Raubgier machen ihn überall zu einem gefährlichen Nachbar, der ſelbſt des Menſchen nicht ſchont und grade ſein Fleiſch allem anderen vorziehen ſoll. Seine Lieblingsplätze ſind dichte Waldungen, in denen er am Tage ruht, nach Sonnenuntergang und kurz vor Aufgang umherſtreift und Beute macht.

5) Der **Nebelparder** (F. macrocelis) ſteht dem Tiger am nächſten, iſt aber um ein Drittel kleiner, ebenſo ſolid gebaut und mit demſelben längeren weicheren Haar bekleidet. Unten iſt er weiß, oberhalb und an der Außenſeite der Gliedmaßen gelblichgrau, bald mehr ins Gelbe, bald ins Weißliche ſpielend. Die ſchwarzbraunen Zeichnungen bilden auf der Stirn Punkte, an den Backen und im Nacken Längsſtreifen (deren Anzahl auf letzterem ſechs iſt), mitten am Rücken zwei Fleckenreihen, an den Seiten große länglich runde, ſchief d. h. halb quer geſtellte Flecken, deren vorderer Saum verloſchen iſt, während die Mitte, zumal nach Hinten, einen etwas dunkleren Ton hat. Der Schwanz hat ſchmälere ſchwarze Ringe und eine gleichfarbige Spitze. — Dieſe Art bewohnt Borneo, Celebes und nach einigen Angaben auch Siam; ſie vertritt in dieſen Gegenden den Tiger.

3) Pardinae.

Große Katzen mit runder Pupille und großen Augen, deren Zeichnung aus Flecken beſteht, die eine mehr oder minder runde Form haben und von ſchwarzen Punktreihen oder Säumen eingefaßt werden.

a) Die Arten der **öſtlichen Halbkugel** haben immer einen dritten vorderen Höcker am zweiten Lückenzahn des Oberkiefers und kleinere Flecken, wenigſtens an den Rumpfſeiten. Dahin gehören:

6) Der **Leopard** (F. Pardus). Etwa ſo groß wie die vorige Art, alſo ein Drittel kleiner als Löwe und Tiger; dem letzteren in der Geſtalt ähnlich, nur etwas zierlicher, beſonders die Beine, und der Schwanz länger; das Haarkleid kürzer, dicht anliegend, aber nicht ganz ſo ſteif wie beim Löwen. Grundfarbe oben hellorange gelb, unten überall weiß; der Kopf ſchwarz punktirt, längs der Rückenmitte zwei Reihen einfacher ſchwarzer Punkte, an den Seiten mehre Reihen (6—10) aus Punkten zuſammengeſetzter runder Flecken, deren Mitte etwas dunkler gefärbt iſt, aber nur ſelten hie und da einen ſchwarzen Centralpunkt enthält. Ohren hinten ſchwarz, mit weißem Fleck, Schwanz am Ende ſchwarz geringelt, übrigens gefleckt. — Dieſe bekannteſte unter den größeren Katzenarten [illegible] ausgedehnte Heimath und bewohnt nicht [illegible] ſondern auch das ganze wärmere Aſien, [illegible] nach den Molukken. Der Leopard ändert in [illegible] ganz ebenſo, wie der Löwe, und noch mehr in der [illegible]nung ab, ſodaß die größten Individuen [illegible] Flecken in geringerer Anzahl den weſtlichen, [illegible] und am dichteſten gefleckten den öſtlichen Theil [illegible]mathgebietes bewohnen. Man hat daher [illegible] Arten machen wollen, die größeren [illegible] (F. Panthera), die mittleren Leopard [illegible] die kleinſten **Parder** (F. Pardus [illegible] nend; allein umſichtige Vergleichungen [illegible] haben gezeigt, daß doch alle Unterſchiede [illegible] und wahre ſpecifiſche Differenzen ſich nicht [illegible]ſen [6]). Von allen Größen kommen übrigens [illegible]ſtanienbraune bis ganz ſchwarze Varietäten vor, [illegible] man hie und da noch Spuren der Flecken [illegible] wahrnehmen kann; auch ſie führen einen eigenen [illegible] (F. melas), ſind aber durchaus nicht ſpecifiſch [illegible] Stammart verſchieden. Der Leopard hat übrigens [illegible] milderes Naturell als der Tiger; er geht den [illegible] nicht an, ſondern wählt ſeine Nahrung beſonders [illegible]tilopen, Rehen und Ziegenarten.

7) Der **Irbis** (F. Irbis) verhält ſich zum [illegible] wie der Nebelparder zum Tiger; er hat jedoch [illegible] dieſelbe Größe, aber ein viel längeres weicheres [illegible] von gelblichweißer Farbe, mit leichtem Anfluge von [illegible] Der Kopf iſt ſchwarz gefleckt und am Rücken [illegible] neben einer einfachen Längslinie zwei ähnliche Fleckenreihen herab, wie beim Leopard; aber die Seitenflecken ſind [illegible] unregelmäßiger, die Kreiſe, welche ſie beſchreiben, [illegible] größer und zum Theil nicht ganz geſchloſſen. Der [illegible]zere Schwanz iſt vor der Spitze geringelt, die Ohren [illegible] blos am Grunde und an der Spitze des Rückens [illegible] Dieſe ſchöne große Katzenart bewohnt Mittelaſien [illegible] ſüdliche Sibirien hinein und vertritt hier [illegible] den Leopard, wie der Nebelparder den Tiger in [illegible] Büffon hat ſie zuerſt unter dem Namen Once [illegible] beſchrieben und abgebildet (9. Thl. Taf. 13. [illegible] Abth. der teutſchen Quartausgabe).

b) Die Arten der **weſtlichen Halbkugel** [illegible] nicht immer [7]) den vorderſten Höcker am zweiten [illegible]zahne des Oberkiefers, ſondern öfters eine vom [illegible]höcker herablaufende ſcharfe Kante. Ihr Kopf iſt [illegible] dicker, namentlich die Stirn viel gewölbter, im Ganzen gegen den Rumpf aber etwas kleiner, ihr Schwanz [illegible] kürzer und ihre Flecken an den Seiten des Rumpfes [illegible] viel größer, dunkler.

8) Der **Jaguar** (F. Onca) übertrifft den Leopard an Größe, erreicht aber die Dimenſionen des Tigers nicht;

---

6) Dies gilt auch von der Anzahl der Schwanzwirbel, welche beim **Panther** 22, beim Leopard [illegible], beim **Parder** [illegible] gen ſoll; von drei Skeleten, die ich vor mir habe, hat das kleinſte 27, das größte 25 Schwanzwirbel, ein drittes [illegible]; zu welchen [illegible] gehören ſie nun? 7) Dem Schädel des Jaguar der hieſigen Sammlung fehlt der Höcker, bei zweien in Berlin iſt er vorhanden, wie mir Dr. Stein von dort mittheilte.

er relativ dicker und robuſter iſt, namentlich pf, deſſen Lippen beſonders ſtark ſind. Er hat s das kurze anliegende Haar des Leopard und den größeren Individuen mit größeren Flecken oft llein die Zeichnung des Jaguars iſt doch viel ſpär- mehr nach dem Typus des Irbis angelegt, aber ſcharf, wie beim Leopard. Der Hauptunterſchied n den Seitenflecken des Rumpfes, die nicht blos größeren Umfang, ſondern auch meiſtentheils einen zen Mittelpunkt haben. Die Grundfarbe iſt oben ßen ein bräunliches Rothgelb, das im Innern der lecken dunkler erſcheint; unten und innen weiß. rze Schwanz hat vor der Spitze etwa fünf ſchwarze Bisweilen kommen jedoch, wie beim Leopard, auch Jaguar ganz ſchwarze Varietäten vor, die unter dem n: ſchwarzer Tiger bekannt ſind. Der Jaguar nt das ganze wärmere Amerika, von Mexico bis zum e la Plata, und hält ſich am liebſten in den dichten ungen der großen Flußgebiete daſelbſt auf; junge hiere, beſonders der verwilderten Heerden, ſind ſeine ptnahrung, doch fällt er in ſtärker bevölkerten Gegen- auch Menſchen an, gleich dem Tiger nach ihrem Flei- beſonders lüſtern, wenn er es erſt gekoſtet hat.

9) Der Maracaya (F. mitis) iſt kaum halb ſo z wie ein Jaguar, aber doch nach ihm die größte Katze erika's. Er gleicht ihm in der Statur völlig, doch iſt Kopf ein wenig kleiner und ſein Schwanz, der wie m Jaguar am Ende ſtets nach Oben gekrümmt iſt und r wenig über den Hacken hinausreicht, wol noch etwas rzer. In der Zeichnung ſtimmen beide ebenfalls ſehr verein, doch fehlen dem Maracaya die ſchwarzen Mittel- unkte in den Seitenflecken, und ihr Rand iſt ſeltener un- rbrochen. Die Grundfarbe iſt etwas heller als beim aguar, oben graugelb, unten weiß; die Zeichnung variirt was, doch zeigen ſich am Kopfe gewöhnlich zwei Backenſtreifen und am Halſe fünf Längsſtreifen, die bis- eilen jeder in zwei getheilt ſind; am Rücken zeigen ſich er einfache Fleckenreihen, und an den Seiten unregel- äßige Ringflecken, die einen etwas dunkleren Grund um- ſchließen; der Schwanz hat an der Spitze drei ſchwarze inge. Dieſe zierliche Katzenart hat die Größe eines udels, wenn ſie gleich nicht ſo hochbeinig iſt, und be- ohnt den ſüdlichen Theil Braſiliens, Paraguay und die ordhälfte Patagoniens; ihre Nahrung beſteht vorzugs- eiſe im Geflügel, beſonders Crypturusarten. Jung ein- efangen, wird ſie ſehr zahm, daher ich den von Fr. Cu- ier ihr ertheilten Artnamen, welcher urſprünglich eine ſpär- cher gefleckte Abart des Maracaya bezeichnete, für ihn eber in Anwendung bringe, als die von Anderen vorge- ſchlagene braſiliſche Benennung. Daß dieſe Form, wie und behauptet, ſpecifiſch von der dichter und beſtimmter efleckten Hauptform verſchieden ſei, iſt mir bei den großen bweichungen aller gefleckten Katzen in der Zeichnung icht wahrſcheinlich. Ich ſah ein ſchönes lebendes Pär- hen in H. Schreyer's Menagerie hier in Halle, und über- eugte mich genau, daß die Pupille ſo vollkommen rund ſt, wie beim Leopard und Cuguar, die beide in derſelben Menagerie zugleich vorhanden waren.

4) Unicolores.

Die einfarbigen Katzen ſind blos im wärmeren Amerika einheimiſch, haben den lang geſtreckten Typus des Leopards, aber einen viel kleineren, faſt kugeligen Kopf. Ihre Pupille iſt rund, der Schwanz von mäßiger Länge und erreicht den Boden, wenn er ganz hängt; doch tragen auch ſie die Spitze im Leben aufgekrümmt. Einen vorderſten kleinen Höcker am zweiten Lückenzahne des Oberkiefers be- ſitzen ſie nicht allgemein, wenigſtens der Regel nach nicht; nur F. concolor hat ihn, wie es nach Präparaten der berliner Sammlung der Fall zu ſein ſcheint [8]).

10) Der Cuguar (F. concolor) übertrifft den Leo- pard an Größe, erreicht aber die des Jaguars nicht völlig, und unterſcheidet ſich von beiden im Anſehen durch einen viel kleineren Kopf und einen etwas dickeren Bauch. Er iſt einfarbig rothgelbgrau, mit weißer Kehle, weißen Backen, weißem Fleck über dem Auge und weißer Schnauze; ein Fleck auf der Oberlippe und die Spitze des langen Schwan- zes ſind ſchwarz, die Hinterſeite der Ohren iſt es eben- falls, aber die Mitte grau. Der Cuguar ändert jedoch in ſeiner Färbung etwas ab, und erſcheint bisweilen etwas graulich, ſehr ſelten aber ganz aſchgrau; er bewohnt das ganze wärmere Amerika, vom oberen Patagonien bis nach Kanada hinauf, iſt aber lange nicht ſo gefährlich wie der Ja- guar, vielmehr ſcheuen Naturells, der verfolgt ſich auf Bäume flüchtet und nur Kälber, Schafe und Ziegen, als Hauptgegenſtände ſeiner Beute, angeht.

11) der Eyra (F. Eyra) hat ganz den langgeſtreck- ten Typus des Cuguars und ähnelt ihm im Kleinen, wie der Maracaya dem Jaguar. Sein Körper iſt jedoch etwas ſchmächtiger und daher erſcheint der Kopf nicht ganz ſo klein; der Schwanz iſt ebenſo lang, faſt ſchleppend, die Farbe ein helles Gelbroth, ohne alle Flecken, aber bren- nender als das des Cuguar. Der Eyra wird ſo groß wie eine Hauskatze, und mißt vom Kopfe bis zum Schwanze 1½ Fuß; der Kopf iſt über 3 Zoll lang, der Schwanz 14 Zoll; er hat ein mordluſtiges, wildes Naturell, ſtellt beſonders dem Geflügel nach, klettert deshalb auf Bäume und bewohnt Südamerika, von Paraguay bis Guyana.

12) Der Yaguarundi (F. Yaguarundi) iſt die dritte einfarbige Katze Amerika's, die in der Größe und Geſtalt ſich vollkommen an die vorige anſchließt, vielleicht nur noch etwas länglicher ſein dürfte; denn das lebende Exemplar, welches ich ſah, übertraf eine Hauskatze zwar nur wenig in der Höhe, wol aber beträchtlich in der Länge. Der Yaguarundi iſt, flüchtig betrachtet, ganz ſchwarzbraun, allein näher unterſucht, haben die Haare in der Mitte eine weißliche oder gelbliche Binde, deren Breite dem ganzen Felle bald eine hellere, bald dunklere Farbe gibt, wobei es theils mehr ins Graue, theils ins Gelbe ſpielt. Die Iris iſt braun, die Pupille ganz rund. Er bewohnt das wär- mere Südamerika, iſt weniger raubluſtig als der Eyra, und nährt ſich, wie dieſer, vom Geflügel.

8) Dr. F. Stein, Aſſiſtent am zoologiſchen Muſeum zu Ber- lin, hatte die Güte, auf meine Bitte die Katzen des zoologiſchen Muſeums auf mehre von mir ihm vorgelegte Fragen, namentlich auf den erſten Höcker am zweiten Lückenzahne des Oberkiefers, zu unterſuchen. Nach ihm findet ſich ein ſolcher bei Felis concolor.

5) Vittatae.

Geſtreifte Katzen darf man wol eine Anzahl kleinerer, ausſchließlich in Mittel- und Süd-Amerika einheimiſcher eigenthümlich gezeichneter Arten nennen, welche zunächſt durch eine, wie es ſcheint, bei allen [9]) vorhandene, elliptiſche Pupille der gemeinen Katze ſich nähern. Dieſe Eigenſchaft beruht darauf, daß ſich die Iris ſolcher Katzen am Tage, zumal im Sonnenſcheine, bis auf eine enge ſenkrechte Spalte zuſammenzieht, im Dunkeln aber deſto mehr ausdehnt und nur einen ſehr ſchmalen gefärbten Randring übrig läßt. Dadurch können ſie in beiden Fällen gleich ſcharf ſehen, und Gegenſtände ſicher erkennen, was mit ihrer nächtlichen verſteckten Lebensweiſe in Harmonie ſteht. Im Übrigen haben ſie die ſchlanke Geſtalt der vorigen Gruppe, große breite abgerundete Ohren ohne Haarbüſchel, mäßig lange Schwänze, die hängend den Boden kaum erreichen, und ſtets dunklere oder dunkel geſäumte zu ſchiefen Längsſtreifen aneinander gereihete längliche Flecke auf den Seiten des Rumpfes. Ihrem Gebiſſe fehlt, ſoweit meine Unterſuchungen reichen (bei F. pardalis und F. macrura), der dritte vorderſte Höcker am zweiten Lückenzahne des Oberkiefers, und der erſte obere Lückenzahn iſt vorhanden und bleibend.

13) Der Ocelot (F. pardalis) iſt die Hauptart dieſer Gruppe und eine der häufigſten Katzen ſeines Gebiets. Er erreicht faſt die Größe des Maracaya, mißt etwa 20″ im Rumpfe, 6″ im Kopfe, ebenſo viel im Halſe, und 14″ im Schwanze; allein nicht alle Individuen werden ſo groß; ſeine Grundfarbe iſt ein röthliches Gelb, das am Bauche und allen unteren Flächen weiß wird. Der Kopf hat kleinere ſchwarze Flecken und zwei deutliche Backenſtriche; um die Kehle zieht ſich eine ſchwarze Binde, und eine zweite um den Unterhals, mit der die braunen Längsſtreifen des Halſes (gewöhnlich ſechs) zuſammentreffen. Auf der Mitte des Rückens ziehen ſich zwei Fleckenreihen herab, und an den Seiten erſcheinen drei, nach Hinten ſelbſt vier ſchiefe Streifen langer, ſchmaler Flecken, die innen dunkler ſind als der Grund, und von einem ſcharfen ſchwarzen Saume umfaßt werden. Bauch und Beine ſind dicht ſchwarz getüpfelt, der Schwanz hat gegen ein Dutzend ſchwarze Ringe. Er erreicht, wenn er herabhängt, kaum den Boden und zurückgeſchlagen nicht die Schultern. Dieſe als Tigerkatze bekannte Art bewohnt das nördliche Braſilien, Guyana, Columbien, Mexico, ſelbſt das ſüdliche Nordamerika, und jagt, wie alle kleineren Katzen, beſonders auf Geflügel und kleinere Nagethiere.

14) Die langſchwänzige Tigerkatze (F. macrura) iſt um ein Drittel kleiner als die vorige, nicht eben höher, wol aber länger, ſchmächtiger als die Hauskatze und anders gezeichnet. Die Grundfarbe bleibt dunkler, bräunlich rothgelb, mit entſchiedenem Anfluge von Grau, die Zeichnungen ſtechen daher nicht ſo grell ab, und die zu Streifen an einander gereihten Seitenflecken des Rumpfes ſind viel kürzer (!), aber noch ſehr beſtimmt ſchwarz geſäumt. Ihre Beine haben nur wenige, einzelne Flecken. Am beſten unterſcheidet dieſe Art der Schwanz, welcher zurückgeſchlagen bis zum [illegible] aber ebenfalls nur eilf, jedoch breitere, ſchwarze [illegible] zeigt. Sie bewohnt Braſilien, und iſt daſelbſt [illegible]

15) Der Marguay (F. tigrina) [illegible] groß wie eine Hauskatze, alſo kleiner als die [illegible] Art, ähnlich gefärbt, aber die Seitenflecke [illegible] ganz braun, ohne hellere Mitte, und der Schwanz [illegible] kürzer, nur bis zum Nacken reichend, mit [illegible] ſchmalen Binden. Braſilien.

Eine der vorigen zunächſt ſtehende [illegible] ßere Art, bei welcher die ſchiefen Streifen in [illegible] Fleckenreihen aufgelöſt ſind, hat ſo eben nach [illegible] F. Geoffroji *D'Orb.* aus Patagonien beſchrieben. *Gervais*, Mag. d. Zool. 1844. Mamm. pl. [illegible]

16) F. Pajeros. Wie unſere wilde Katze, aber nur noch länger behaart, faſt zottig, und der Schwanz [illegible] länger; gelbgrau, mit zu Längsreihen an einander gereihten dunkleren Streifen nach dem Typus der vorigen Arten; Beine mit Querbinden, der Schwanz einfarbig [illegible] tagonien bis zur Südſpitze.

17) Eine ähnliche langhaarige Katze, von [illegible] Farbe mit gelblich geſäumten Längsſtreifen, ſchwarzen [illegible] Beinen und zahlreich geringeltem Schwanze hat [illegible] als F. Colocolo aus Guyana beſchrieben und [illegible] abgebildet.

18) Ob zu dieſer Gruppe, oder, wie ich [illegible] zur folgenden Martin's *F. marmorata* (proc. zool. soc. IV. 107. *F. Diardi Jardine, Mammif.* II [illegible]) zu rechnen ſei, muß ich aus Mangel an eigener Einſicht unentſchieden laſſen. Ihre Heimath ſoll Java ſein. Die Pupille iſt in der manierirten Abbildung, welche A. Wagner (in Schreber's Säugethieren. Suppl. Taf. C. [illegible]) bekannt gemacht hat, elliptiſch angegeben; der Text ſchweigt darüber.

6) Pustulatae.

Die einfachgefleckten oder getüpfelten Katzen bewohnen ausſchließlich die wärmern ſüdlichen Gegenden der öſtlichen Halbkugel und ſcheinen die vorige Gruppe daſelbſt zu vertreten. Sie haben allem Anſchein nach eine runde Pupille [10]); mäßig große, außen mit einem hellen Fleck in der Mitte gezierte Ohren, eine gelbe oder bräunliche Grundfarbe mit einfachen, runden, ſchwarzen oder dunkleren Flecken, und einen kurzen Schwanz, welcher hängend den Hacken nur wenig überragt. In ihrem Gebiß finde ich bei zwei Arten, welche ich vor mir habe (F. Serval und F. minuta), keinen Unterſchied von dem der vorigen Gruppe, es fehlt alſo auch ihnen der dritte vordere Höcker am zweiten Lückenzahn des Oberkiefers.

19) Der Serval (F. Serval) iſt die größte Art dieſer Gruppe, erreicht die Größe des Luchſes und ähnelt ihm im kurzen Schwanze, allein der Kopf iſt kleiner, die Ohren an ſich ſind größer, der Pelz kürzer, wenn auch nicht knapp und anliegend. Die Grundfarbe deſſelben

9) Die elliptiſche Pupille iſt in Fr. Cuvier's ſchöner Figur des Ocelot (F. armillata) deutlich dargeſtellt und bei F. tigrina von ihm erwähnt; bei F. macrura glaubt der Prinz von Neu-Wied ſie erkannt zu haben.

10) Die runde Pupille erwähnt Fr. Cuvier beim Serval [illegible] ſtimmt, bei F. torquata hat ſie die Abbildung; bei F. minuta gibt ſie Horsfield ausdrücklich an.

...elles Dottergelb, das bisweilen etwas ins Graue ...am Bauch, der Kehle, dem Maule und der In... der Gliedmaßen aber weiß. Vom Hinterkopf zie... über den Hals vier ſchwarze divergirende Strei... ab, die ſich auf dem Rücken in Längsflecken auf... ...d nach und nach unter den übrigen gleichmäßigen ... ſchwarzen Flecken verlieren. Der Schwanz hat ...warze Ringe und eine ebenſolche Spitze; Bruſt ...eine ſind ſchwarz gefleckt, und die vorderen neben ...lenbogengelenk innen mit zwei ſchwarzen Binden ... Die Heimath dieſer nicht ſeltenen, durch ein ziem... ...iſtes Naturell ausgezeichneten Art iſt Weſt- und ...ika.

...erwandt mit dem Serval, vielleicht zum Theil ...ntiſch, ſcheinen mehre als neu beſchriebene Arten ..., die ich ohne nähere Kenntniß derſelben nur na... ...h aufführe, es ſind:

...0) Fel. senegalensis *Lesson*, *Guér.* Magas. 1839. ...nif. pl. 10. Vom Senegal.

...21) Fel. servalina *Ogilby*, Annal. of nat. hist. ... IV. p. 450. Aus der Sierra Leona.

22) In Oſtindien ſcheint eine Art von gleicher Größe ...ähnlicher Zeichnung, mit kürzern Beinen, deren gelb... ...e Grundfarbe ſie den Viverren ähnlich macht, den ...al zu vertreten. Bennet, der ſie zuerſt beſchrieb, ...nte ſie daher F. viverrina (proc. zool. soc. 1835. Später iſt ſie von Jardine als F. himalayana und Hodgſon als F. viverriceps beſchrieben worden.

23) Mit dieſer Art mag Temminck's Fel. celidoga... ...r (Monogr. d. Mammal. I, 140. F. chalybeata ...iſſ.) die meiſte Ähnlichkeit haben und bei gleicher Größe ...rch den mauſefarbenen Grund, auf dem chocolatenbraune ...ecken ſtehen, ſich von ihr am beſten unterſcheiden laſſen.

24) Der Kuwuk (F. minuta *Temm.* F. javanen... et sumatrana *Horsf.* F. undata *Jard.* F. leu... ...gramma *Reich.* etc.) iſt eine der zierlichſten Katzenar..., und wie es ſcheint die kleinſte der Gattung. Das ... vorliegende, wie der Schädel deutlich zeigt, ausgewach...e, wenn auch nicht ſehr alte Individuum, hat nicht ...z die Größe einer kleinen Hauskatze; iſt oberhalb roth...un grau, unten weiß, mit dunkelkaſtanienbraunen Fle...n geziert; auf dem Scheitel zeigen ſich vier gebogene ...warze Längslinien, die ſich über den Hals fortſetzen ... hinter den Schultern in Fleckenreihen auflöſen. Ne... der Naſe iſt jederſeits ein weißer Streif, an den Ba...n zeigen ſich zwei kurze ſchwarze, und um die Kehle ...eine braune Binde gelegt. Der weiße Bauch hat auch ...une Flecken, der dunkelfarbige Schwanz aber ſehr un...tliche Halbbinden oder Flecken. Die Ohren ſind außen ...un mit einem weißen Fleck. Der Kuwuk lebt auf ...va, hat ein ſehr wildes Naturell, verſteckt ſich bei Tage ... hohlen Bäumen, und jagt bei Nacht auf Geflügel, das ... ſelbſt in den Dörfern aufſucht.

Für nah verwandte, vielleicht nicht einmal für ſelb...ndige Arten ſind zu halten:

25) Fel. rubiginosa *Geoffr. Belang.* voyage. ...0. pl. 6.

26) Fel. nepalensis *Horsf.* zool. Journ. IV, 382.

7) Fasciolatae.

Als gebänderte Katzen laſſen ſich diejenigen meiſt kleineren Arten aufführen, welche unſerer Hauskatze nahe kommen und ſich durch mehr oder minder deutliche dunklere Querbinden am Rumpfe und an den Beinen auszeichnen. Sie haben hinten einfarbige Ohren, ohne eigentliche Haarbüſchel an der etwas dunklern Spitze; einen Schwanz, der ſtets über den Hacken hinaus, oder ſelbſt bis zum Boden reicht, und wol immer eine ſpaltenförmige elliptiſche Pupille. Sie ſcheinen in den verſchiedenſten Gegenden der öſtlichen Halbkugel vorzukommen. Der vorderſte obere einfache Lückenzahn iſt immer vorhanden und bei manchen Individuen, aber nicht bei allen, findet ſich ein deutlicher vorderſter Höcker am zweiten Lückenzahne des Oberkiefers, welcher außerdem nur noch den großen Katzen beider Halbkugeln eigen iſt. Ich bemerke ihn ſowol bei der wilden, als auch bei der Hauskatze; doch bei letzterer ſeltener.

a) Ohne Spur von Ohrbüſcheln; Schwanz relativ länger, ſo lang wie der Rumpf. Echte Katzen.

27) Die Hauskatze (F. domestica) hat einen recht zierlichen Körperbau, ziemlich ſpitze, innen nur am Rande behaarte Ohren, ein weiches, nicht grade langes Haarkleid von graugelber Farbe mit dunklern braunen Streifen, und einen ebenſo kurz behaarten, nach dem Ende zu etwas verjüngten Schwanz. Im vollſtändigen Beſitz ihrer dunklern Zeichnungen hat ſie zwei Streifen auf jeder Backe, 4—5 dunklere Längsſtreifen über den Kopf und Hals, Querbinden über den Rücken und die Beine, nebſt Ringeln (5—6) am Schwanz und dunkle Sohlen an den Pfoten; doch ändert ſie ſehr ab in der Zeichnung, indem ſich die Grundfarben von einander trennen und geſondert auftreten. Daraus entſtehen weiße, ſchwarze, gelbe, zweifarbige und dreifarbige Varietäten. Die letztern ſind allerdings gewöhnlich Weibchen, allein dreifarbige Kater gibt es auch, wenngleich ſeltener. Die Hauskatze findet ſich gegenwärtig wol an allen civiliſirten Stellen der Erde, iſt aber nirgends ein eigentliches Hausthier, ſondern lebt im halbgezähmten Zuſtande fort, für ihre Nahrung größtentheils ſelbſt ſorgend. Es kann daher von ihr leichter, als von andern Hausthieren, die Stammart nachgewieſen werden, und als ſolche ſcheint eine in Nubien und Habyſſinien einheimiſche Art ſich am natürlichſten darzubieten, weil von Ägypten die Katzenzucht ausgegangen iſt. Daß die wilde Katze Europa's nicht die Stammart ſei, iſt ſicher, denn obwol ſie im Rumpfe größer iſt, als die Hauskatze, ſo hat ſie doch einen kürzern Schwanz (ich zähle an unſern Exemplaren 23 Wirbel bei der Hauskatze und 21 bei der wilden Katze). Beſonders größer und kräftiger ſind aber die Gliedmaßen der wilden Katze und die Lendenwirbel derſelben geſtaltet. Auch der Darmkanal unterſcheidet ſie, bei den zahmen verhält er ſich nach Meckel (vergl. Anat. IV. 687) zum Rumpfe wie 5 : 1, bei der wilden nur wie 3 : 1; doch iſt er geneigt, dieſen Unterſchied mehr auf die Lebensweiſe, als auf die primäre Artdifferenz zu ſchieben, was jedoch kaum zuläſſig ſein dürfte.

28) F. maniculata *Rüpp.* Dieſe Art gleicht der Hauskatze im ganzen Bau ſo vollſtändig, daß man ſie wol mit Recht für die Stammart derſelben halten darf; ihr Hauptunterſchied ſcheint in einer falberen, mehr ins Gelbe ziehenden Färbung und ſehr ſchwachen bräunlichen Zeichnungen zu beſtehen, die auf dem Rücken mitunter ganz fehlen. Auffallend iſt es dabei, daß die Unterſeite aller Zehen und Pfoten faſt ſchwarzgefärbt bleibt. Sie bewohnt die felſigen Gegenden Nubiens, ſcheint ſich aber auch an der Oſtküſte Afrika's abwärts bis nach dem Kaſſerlande hin zu verbreiten, hier jedoch dunklere beſtimmtere Zeichnungen anzunehmen, ja bisweilen ganz ſchwarzbraun mit undeutlichen noch dunklern Zeichnungen vorzukommen; wenigſtens ſcheinen mir die von Fr. Cuvier als Fel. caffra (Mammif. livr. 62) und Fel. obscura (ibid. livr. 55) abgebildeten Katzen aus dieſer Gegend nur Varietäten der Fel. maniculata zu ſein. Daſſelbe gilt wol von den Individuen aus dem weſtlichen Nordafrika, welche Iſ. Geoffroy (*Jacquemont*, Voy. dans l'Inde, Mammif. p. 56) als Fel. libyca beſchrieben hat.

29) Eine der vorigen höchſt nah verwandte Art kommt in Oſtindien vor, und wurde von Fr. Cuvier als Fel. torquata (Mam. livr. 54) abgebildet. Sie iſt heller und reiner grau, ſo groß wie eine Hauskatze, ebenſo gezeichnet, aber die dunklern Zeichnungen ſpielen ins Rothbraune und erſcheinen nach Hinten zu mehr fleckig; die Sohlen ſind nicht ſchwarz.

30) Im nördlichen Hochaſien vertritt ihre Stelle die Fel. Manul, welche Pallas zuerſt beſchrieb. Sie hat die Größe der wilden Katze, aber ein noch längeres Haarkleid, ſehr kurze, abgerundete Ohren ohne Pinſel, und einen längern Schwanz. Ihre Farbe iſt blaßgelbgrau, auf den Wangen, der Stirn und dem Nacken mit ſchwarzbraunen Flecken geziert, am Rumpf einfarbig, an den Sohlen rothbraun; der Schwanz hat 8 — 9 dunklere Ringe, und eine ſchwarze Spitze.

b) Mit verlängerten Haaren am Endrande der Ohren; Schwanz relativ kürzer, reicht nicht bis an die Schultern. Luchskatzen.

31) Die wilde Katze (Fel. Catus *Lin.*), iſt beträchtlich größer als die Hauskatze, wol ſo groß wie ein Fuchs, und ebenſo lang behaart. Die Grundfarbe iſt gelbgrau, indem jedes Haar zwei weiße und zwei ſchwarze Ringe beſitzt; an den Backen hat ſie zwei dunklere Streifen, von der Stirn bis zum Nacken vier ſchwarze Längslinien, dann auf den Schultern drei Streifen und nur eine einfache ſchwarze Fleckenreihe längs dem Rücken, von der nur ſehr undeutliche Querbinden ausgehen. Die kleinen Ohrbüſchel ſind bisweilen ſehr ſchwach, mitunter (im Winterkleide) aber ebenſo deutlich wie bei manchen Luchſen (z. B. F. rufa). Die Beine zeigen außen ſchwache braune Querbinden, die vordern innen am Ellbogen zwei breite; der Schwanz iſt gleich dick, ſtumpf und hat vor der ſchwarzen Spitze drei ſchwarze Binden, die äußerſte Spitze iſt bisweilen weiß. Die Sohle wird an allen Pfoten ſchwarz, hinten bis beinahe zum Hacken hinauf. — Die wilde Katze findet ſich in den Gebirgswaldungen des ganzen mittlern Europa, lebt von Vögeln und kleinen Nagern, und iſt ein wildes unbändiges Geſch[illegible] zahm wird, und angeſchoſſen ſelbſt den Jäger an[illegible]

32) Der Kirmyſchak (F. Chaus) gleicht [illegible] ſtalt durchaus der wilden Katze, ſcheint jedoch [illegible] beiniger zu ſein und übertrifft ſie bedeutend in der [illegible] Er unterſcheidet ſich außerdem von ihr durch den [illegible] farbig gelbgrauen Pelz, der weder an den Seiten [illegible] am Rücken dunklere Flecken beſitzt, am Bauche und an den Beinen ins Röthlichgelbe ſpielt, [illegible] deutliche dunklere Querbinden verräth. Die [illegible] gepinſelten Ohren ſind außen am Grunde gelblich, an der Endhälfte ſchwarz; der Schwanz reicht bis zum Hacken, hat eine ſchwarze Spitze [illegible] drei ſchwarze Ringel davor; die Pfoten [illegible] kelbraun. — Der Kirmyſchak wurde zuerſt [illegible] ſtädt und hernach von Pallas beſchrieben. Er bewohnt [illegible] dige Gebirgsgegenden des vordern Aſiens, vom [illegible] Meer bis nach Ägypten, und kommt auch bis [illegible] bien und Habyſſinien hinauf an denſelben Stellen [illegible]

33) Der Stiefelluchs (F. caligata) [illegible] in der Größe nicht von der wilden Katze, und [illegible] überhaupt in vielen Eigenſchaften ſo nahe, daß es [illegible] hält, beide zu unterſcheiden. Im Ganzen iſt der [illegible] luchs reiner und heller gefärbt, namentlich an [illegible] der ganzen Außenſeite der Ohren entſchieden roth[illegible] an den Ohren ſelbſt rothbraun, während die [illegible] nicht ſo beſtimmt an dieſen Farben, ſondern mehr [illegible] hellgelbgrauen des Rückens Theil nehmen. Die [illegible] haben übrigens auch einen kurzen ſchwarzen [illegible] und die Pfoten eine tief ſchwarzbraune Sohle. [illegible] lich zeigen ſich an den Backen und an dem Schenkel bräunliche Streifen, aber mit fehlen die beiden an der Innenſeite des Vorderarms. Auch der Schwanz hat eine ſchwarze Spitze und davor 3 — 4 ſchwarze Ringe; er iſt oben [illegible] unten rothgelb, und länger als bei F. Chaus, [illegible] den Hacken völlig, und dieſer Charakter bildet [illegible] Größe und der Farbe der Ohren den Hauptunter[illegible] zwiſchen beiden Arten. Die vorliegende bewohnt [illegible] afrika, aber auch das ſüdliche Aſien, zumal [illegible] Sie lebt, gleich der vorigen, in Gebirgswäldern.

Anmerk. Als Varietäten dieſer Art dürften F. [illegible] throtis *Hodgson* (Journ. of the Asiat. soc. of Bengal. V, 233) und F. Caffra *Desm.* (Mammal. [illegible] zu betrachten ſein; wenngleich letztere von Iſ. Geoffroy für verſchieden erklärt, aber hauptſächlich nur durch [illegible] dunklere Farbe, das weiter hinaufreichende Schwarz [illegible] Pfoten, die breitere ſchwarze Spitze der Ohren und [illegible] tio längern Schwanz unterſchieden wird (vergl. *Jacquemont*, Voy. dans l'Inde. Mammif. p. 49). Daß aber dieſe Unterſchiede keine Artrechte begründen, möchte ſchon Geoffroy's neue F. Jacquemontii (ebend. p. 50) beweiſen, welche ſich als eine extreme Form der F. caligata verräth, bei welcher die ſchwarzbraun gefärbten Körperſtellen auf das Minimum ihrer Ausdehnung reducirt ſind.

11) Dieſe und die folgende Art rechnen alle früheren Schriftſteller zu den Luchſen; da ihnen jedoch der erſte [illegible] fehlt und die wilde Katze ebenſo große Ohrbüſchel hat, ſo bringe ich alle drei wol richtiger in eine Gruppe.

) Zu dieſer Gruppe gehört auch wol F. servalina , Mammifer. II, 232. pl. 23 (F. ornata Gray. Zool. I, pl. 2), welche kleiner iſt, als unſere wilde ine mehr gelbliche Grundfarbe hat und deutlichere iden zeigt, die aus einzelnen ſchwarzen Flecken be- Sie bewohnt das innere Aſien. Nähere Auskunft ſelbe hat ſpäter Brandt gegeben (Bull. de l'acad. St. Petersb. IX, 34).

δ) Penicillatae.

ie Luchſe, welche dieſer Gruppe angehören und Geoffroy (a. a. O.) als beſondere Gattung: Lyn- von den übrigen Katzen getrennt werden, unterſchei- durch ihre hochbeinige Statur, ihre meiſt langen, abgeſetzten Ohrpinſel und ihren auffallend kurzen, ackengelenk kaum noch erreichenden Schwanz, äußer- hr von den übrigen Katzen. Dazu kommt, daß ih- mmer der erſte einhöckerige Lückenzahn des Oberkie- ehlt, das Milchgebiß alſo nur aus $\frac{2-2}{2-2}$ Backzäh- eſteht, die Eckzähne eine rundlichere Form beſitzen, na- lich faſt gar keine Längsfurchen und ſehr ſchwache ſkanten zeigen, und der hinterſte untere Backenzahn ſchzahn) die Andeutung eines dritten flachern Kanhö- zu verrathen pflegt [12]). Im Übrigen ſind ſie an ungemein röthlichen Grundfarbe, ihren in der Mitte weißgrauen, an der Endhälfte ſchwarzen Ohren, dem ſchwach gefleckten oder ganz einfarbigen Pelze ntlich. Doch ſcheinen ſie in der Jugend, wie alle Ka- , deutlichere dunklere Zeichnungen zu beſitzen. In ih- Größe übertreffen ſie die Arten der vorhergehenden ruppen, und ſchließen ſich mehr an die Leoparde, deren imenſionen ſie jedoch nicht ganz erreichen. Sie bewoh- von allen Katzenarten die kälteſten Erdſtriche, kommen eſſen auch in wärmern Gegenden noch vor.

a) Die Luchſe der nördlichen Gegenden ha- , gleich den Luchskatzen, ein ſehr langes, weiches, dich- Haarkleid und einen ſtarken hängenden Backenbart, ſich vom Ohr bis zur Kehle hinabzieht. Ihre Ohren d ziemlich breit und nicht eben ſehr ſpitz, ihre Pupille rd als elliptiſche Längsſpalte angegeben.

α) Bei den meiſten Arten iſt die Schwanzſpitze warz.

35) Der Silberluchs (F. Cervaria) erreicht die öße des Wolfes und iſt röthlichgrau, mit ſilberweißen, oder den Stellen der Flecke ſchwarzen Spitzen der Grannen- are. Sein Pelz iſt ausnehmend lang und weich, ſein ackenbart aber nur mäßig lang; die Flecken ſind am ücken in drei Reihen geordnet und länglich, an den Sei- ten und an den Gliedmaßen rund, am Schwanze fehlen ſie nicht; im Geſicht bilden ſie einen Augenkranz, einen Backenſtreif, und einen großen Fleck im Backenbart. Die Ohren ſind kurz gepinſelt. Bei alten Individuen ſchwin- det die Deutlichkeit der Flecken mehr und mehr, bei jun- gen iſt ſie ſchärfer; ebenſo variirt die Länge des Ohrpin- ſels, der bisweilen ganz fehlen ſoll, bisweilen ziemlich lang iſt. Dieſe Abart bildet den hochnordiſchen Wolfsluchs (F. virgata *Nils.*), welcher zugleich durch minder deut- liche kleinere Flecken ſich auszeichnet und eine mehr röth- liche Farbe beſitzt. Man iſt geneigt, darin das Sommer- kleid zu vermuthen. Vorſtehende Art bewohnt den Nor- den Europa's wie Aſiens, lebt in Wäldern, klettert gern auf Bäume, und ſtürzt von da auf die vorbeiziehenden Rennthiere herab, denen der Silberluchs beſonders nach- ſtellt. Den Menſchen flieht er und iſt überhaupt für ſeine Größe kein eben muthiges Raubthier.

36) Der Polarluchs (F. borealis). Nordamerika be- ſitzt eine Luchsart, die der ebengeſchilderten in der Größe völlig gleicht, ſich aber von ihr durch die auffallend lan- gen Ohrpinſel, die gleiche Färbung des Pelzes und den kürzern Schwanz unterſcheidet. Das mir vorliegende Exemplar unſerer Sammlung mißt von der Naſen- zur Schwanzſpitze mit den Krümmungen 3′ 11″, iſt aus der Ferne geſehen röthlichgrau-braun, längs der Rückenmitte zwar dunkeler, aber durchaus nicht ſchwarz. Das ſehr weiche Wollhaar hat überall dieſelbe hell rothgelbbraune Farbe, die langen Grannenhaare ſind am Grunde ebenſo gefärbt, dann rein weiß, zuletzt ſchwarzbraun, doch va- riiren beide Stellen ſehr in der Breite, ſodaß bald die weiße, bald die ſchwarze Stelle die größere iſt, ja bei man- chen Haaren fehlt die eine oder andere Farbe ganz. Be- ſtimmte Flecken oder Zeichnungen ſehe ich nicht; nur der Schwanz, deſſen Spitze 3″ lang ſchwarzbraun iſt, hat da- vor 2 — 3 dunkler rothbraune Binden, und innen am Vorderarm bemerkt man zwei gleiche Querſtreifen. Der lange Backenbart iſt auf der hintern Seite ſchwarzbraun, auf der vordern weiß; überhaupt herrſcht im Geſicht, an den Pfoten und der ganzen Unterſeite die weiße Färbung vor. Die Schnurrhaare ſind ganz weiß, nur einige ganz ſchwarz; der ſchwarze Ohrpinſel mißt über 2″. — Nach Richardſon findet ſich dieſer Luchs blos in Canada jenſeit der großen Seen, und geht hoch nach Norden hinauf; er bewohnt waldige Gegenden, und meidet die dürren Ebe- nen ebenſo ſehr, wie die Küſtengebiete. Sein Pelz iſt ge- ſchätzt, doch minder, als der ſchön gefleckte des europäi- ſchen Luchſes.

37) Der gemeine Luchs (F. Lynx) erreicht die Größe des Pudels, oder überſchreitet ſie noch ein wenig, ſteht alſo den vorigen Arten unbedeutend an Größe nach. Er unterſcheidet ſich von F. cervaria beſonders durch die langen Ohrbüſchel und den einfarbig rothbraunen Rumpf, von F. borealis durch den längern Schwanz und die deutlichen runden Flecken, womit ſeine Beine und ſelbſt die Bauchſeiten geziert ſind. Unſer halb erwachſenes Exem- plar hat noch ſein Milchgebiß, iſt etwa ſo groß wie ein Fuchs und ganz hell röthlichbraun gefärbt, die ganze Un- terſeite iſt weißlich, die Oberſeite durchaus einfarbig. Im

12) Den von Blaſius und Keyſerling (Die Wirbelthiere Euro- 6 I. S. 62) angegebenen Charakter, daß die Stirnbeine mit ei- m langen Fortſatze bis zum Zwiſchenkiefer hinabreichen, finde ich wenig, wie A. Wagner (Schreber's Säugethiere. Supplem. II, 3. Note), als Gruppenmerkmal beſtätigt. Zwar iſt der Stirn- infortſatz bei den Luchſen im Allgemeinen ſchmäler und länger, als den übrigen Katzen, aber den Zwiſchenkiefer erreicht er wol nur snahmsweiſe, wie zwei Luchsſchädel und einer von F. Caracal ir beweiſen.

Geſicht zeigen ſich zwei deutliche Backenſtreifen, von denen der obere gebogen am Ende des Unterkiefers zur Kehle hinabſteigt. Die vordern Schnurrhaare ſind braun, die hintern weiß. Die Ohren haben einen ſehr deutlichen weißen Fleck vor der ſchwarzen Spitze und einen ¾" langen Pinſel. An den Seiten des Bauches zeigen ſich die erſten Spuren dunklerer rothbrauner Flecke, welche außen wie innen am Vorderarm ihre größte Deutlichkeit erreichen, aber auch den Schenkeln nicht abgehen. Der Schwanz hat keine Flecken, aber eine 1½" lange ſchwarze Spitze. Das Exemplar ſtammt aus der Schweiz und wurde von Schinz dem Muſeo überlaſſen. Indeſſen bewohnt der Luchs auch die meiſten größern Gebirgswaldungen des mittlern Europa und iſt namentlich in Tyrol, in den Karpathen, in den Waldungen Polens wie Rußlands nicht ſelten. Auf dem Harze wie im Thüringerwalde ſcheint er vertilgt zu ſein[13]), im ſüdlichen Schweden kommt er noch vor.

38) Der Rothluchs (F. pardina) iſt kleiner als die vorigen Arten, nicht viel größer als ein Fuchs, und überhaupt ſehr beſtimmt von ihnen verſchieden. Unſer Exemplar mißt von der Schnauzenſpitze bis zur Schwanzſpitze 2′ 8″ mit den Krümmungen und iſt am Widerriſt 1′ hoch. Die Grundfarbe iſt oben graubraun, unten vom Mundrande bis zur Schwanzſpitze rein weiß. Auch die Oberlippe, die Backen und ein Fleck zu beiden Seiten der Naſe vor dem Auge haben eine weißliche Farbe, ſind aber von braunern Linien oder Flecken, die den Backenſtreif bilden, unterbrochen; namentlich ſind die Ränder der Augenlider faſt ſchwarz. Die Ohren haben außen dieſelbe Farbe, ſind aber mit einem ſcharfen weißen Fleck geziert; ihr Pinſel mißt ½". Sehr deutliche braune Punkte ſieht man an den Beinen, namentlich an den vordern vom Elenbogen bis zu den Zehen, doch fehlen ſie auch den hintern nicht vom Knie an. Der Vorderarm hat innen eine breite, faſt ſchwarze, Querbinde, und die Sohle iſt an allen Pfoten ſchwärzlich. Beſonders gut charakteriſirt der Schwanz dieſe Art durch ſeine dünne, etwas zugeſpitzte Form und weiße Spitze, vor welcher auf der Oberſeite ein großer ſchwarzer Fleck liegt, der wieder von einem grauen Querſtreif unterbrochen iſt. Auch im Backenbart zeigt ſich am untern Ende eine ſchwarze Stelle. Der Rothluchs bewohnt Nordamerika von den großen Seen bis nach Mexico. Er ändert in der Farbe nach den Jahreszeiten etwas ab, wird im Sommer röthlicher und hat darnach zu mehren Nominalarten (F. maculata *Horsf.*, F. fasciata *Rafinesq.*, Lynch. montanus, floridanus et aureus *Ejusd.*) Veranlaſſung gegeben.

Anmerk. Unter dem Namen einer Katze mit geflecktem Bauch hat Fr. Cuvier (h. nat. d. Mammif. livr. 54) eine junge Katze beſchrieben, welche des kurzen Schwanzes wegen zu den Luchſen paßt, aber eine runde Pupille und keine Ohrbüſchel hatte. Sie war oben bräunlich, mit großen nicht ganz deutlichen Flecken an den Seiten, unten weiß und ſtammte aus Nordamerika. Temmind vermuthet, daß dies Thierchen das Jun[illegible] cervaria ſei; A. Wagner möchte es lieber für [illegible]ge von F. rufa halten, und dafür ſcheinen [illegible] den Ohrpinſel ebenſo ſehr, wie die geſammte [illegible] ſprechen.

β) Keine ſchwarze Schwanzſpitze [illegible]

39) Der Pardelluchs (F. pardina [illegible]) [illegible] die Größe der vorigen Art zu erreichen und [illegible] auch nahe zu ſtehen. Indeſſen hat das Haar geringere Länge, iſt lebhaft rothbraun [illegible] ſchwarzbraunen Flecken geziert; Lippen, [illegible] und Schenkel ſind innen weiß. Die [illegible] weißlichen Fleck auf ſchwarzem Grunde [illegible] Ohrpinſel. Auch der Backenbart iſt [illegible] Schwanz iſt etwas länger als bei den [illegible]ten weiß, oben rothbraun und ſchwarz [illegible] Art bewohnt den Südweſten Europa's, namentlich [illegible]gal und Spanien, vielleicht auch Sicilien, [illegible] Kleinaſien und Syrien.

b) Die Luchſe des mittlern und [illegible] Afrika haben ein kürzeres anliegendes Haar[illegible]nen Backenbart, ſehr hohe ſpitze Ohren und [illegible]lativ längern Schwanz ohne anders gefärbte Spitze.

40) Der Caracal (F. caracal) iſt beinahe [illegible] wie ein Schakal, ſchlank gebaut mit hohen Beinen und merkwürdig langen ſpitzen Ohren, deren Ende mit einem langen Haarpinſel geziert iſt. Seine Grundfarbe iſt überall ein ſchönes, lebhaftes Braunroth, [illegible] Bauch und an der Kehle ins Weißliche übergeht; namentlich iſt der ganze Unterkiefer rein weiß. Der Mundwinkel hat dieſelbe Farbe, aber die Oberlippe iſt mit einem großen ſchwarzen Fleck geziert, aus dem die erſt ſchwarzen, dann weißen Schnurrhaare entſpringen. Es zieht ſich vom Naſenrande eine ſchwarze Linie zum Auge und ein kleinerer Punkt zeigt ſich über dem Auge in den ſchwarzen Augenrand übergehend. Die Ohren ſind hinten auf der Fläche wie am Grunde ſchwarz, hier einfarbig, dort grau melirt; die alleräußerſten [illegible] nehmen eine ſchwarzbraune Farbe an. Der Caracal bewohnt ganz Afrika, von den Thälern des Atlas bis zur Südſpitze, er verbreitet ſich aber auch oſtwärts nach Vorderaſien, ja wird ſelbſt noch in Indien beobachtet. Er iſt eine durchaus eigenthümliche Katzenform, welche zwar den Luchſen am nächſten ſteht, aber außer den erwähnten Unterſchieden auch durch den Mangel eines kleinen [illegible]höckers am hinterſten Backzahn des Unterkiefers ſich von ihnen unterſcheidet. Im Bau der mehr [illegible] Backzähne gleicht ſein Gebiß dem der Luchſe und der [illegible]ckerige Lückzahn des Oberkiefers fehlt auch ihm ganz. Dagegen erreicht der proc. nasalis des Stirnbeins den Zwiſchenkiefer noch lange nicht und bleibt weit von der Mitte des Seitenrandes der Naſenbeine ſtehen. Im übrigen ähnelt ſein Schädel dem der Luchſe am meiſten.

Außer den in dieſer Aufzählung der Katzen von mir erwähnten Arten werden noch mehre Species von verſchiedenen Schriftſtellern erwähnt, doch meiſt ſo ungenügend geſchildert, daß eine ſichere Einordnung in meine Gruppen

13) Über das letzte in Thüringen erlegte Exemplar hat Brehm (Iſis. 1812. S. 724) berichtet.

möglich war. Ich führe ſie daher nur namentlich …f:

F. chrysothrix *Temm.* Mon. I, 251 und F. …, ebend. S. 120. A. Wagner, Supplem. zu …ber's Säugeth. II, 527. 530. Heimath unbe-

F. Moormensis *Hodgson*, proceed. zool. soc. (1832.) A. Wagner a. a. O. S. 539. 37;

…) F. megalotis *Müller*, Verhandl. over de na…ieſch. der Nederl. overs. bezitt. I, 54. A. Wag… a. O. S. 540. 38; Timor.

…) F. Temminckii, *Vigors* zool. Journ. IV, 451. …agner a. a. O. S. 540. 39; Sumatra.

…) F. planiceps *Vigors*, ibid. III, 449. pl. 12. …agner a. a. O. S. 541. 40; Sumatra.

…) F. neglecta *Gray*, Ann. of nat. hist. I, 27. …agner a. a. O. S. 547. a; Sierra Leona.

…7) F. chinensis *Gray*, Lond. Magaz. of n. h. 1837. A. Wagner a. a. O. S. 547. c. China.

8) F. inconspicua *Gray* ibid. A. Wagner a. a. …S. 548. d.; Nepal. Nach Wagner wahrſcheinlich F. …alensis *Hodgs.*

9) F. pulchella *Gray* ibid. A. Wagner a. a. O. Wol identiſch mit F. maniculata; Ägypten.

10) F. rutila *Waterhouse*, Ann. of nat. hist. …, 58. (1842.) Sierra Leona. (*Burmeister.*)

FELIX I. Römiſcher Papſt von 273—275 (nach …dern von 272—276), zu Rom geboren, folgte auf …onyſius, und wird als ein gerechter, billiger, um die …uhe der Kirche beſorgter Beſtreiter fremdartiger Glau…nsanſichten, und als Urheber einzelner kirchlicher Cultus…rſchriften genannt. So werden ihm die Geſetze über …e Verehrung der Märtyrer, über die Feier der Meſſe …heiliger Stätte, über die Weihe der Kirchen (von Meh…n jedoch dem Felix III.), wie auch ein Brief an Ma…minianus (oder Maximus, Biſchof zu Alexandrien) zu…ſchrieben, bezüglich auf die ketzeriſchen Anſichten des …aulus von Samoſata und des Sabellius. Letzterer, im …ruchſtück erhalten bei Cyrillus in ſ. Apologia, freilich …ch nicht über kritiſche Widerſprüche erhaben, wurde (cf. *…aronii* Annales. II, 671) auf der Synode zu Chalce…n verleſen. Felix findet ſich im Martyrologium, wurde …f der via Aurelia begraben, und fünf Tage darauf …utychianus an ſeiner Statt zum Papſt erwählt.

Felix II., Sohn eines Römers Anaſtaſius, wurde im … 370 nach Vertreibung des Liberius von den Biſchöfen …lbſt zum Papſte gewählt, welche die Rechtmäßigkeit der …erbannung durch dieſe Wahl beſtätigt wiſſen wollten. …ein energiſches Auftreten gegen Kaiſer Conſtanz, den er …ls Ketzer und Feind des orthodoxen Glaubens bezeichnete, …og ihm den Haß des Kaiſers und ſeine baldige Abſetzung …u, ſein fortgeſetzter Glaubenseifer ſpäter den Tod, nach…em er nur ein Jahr die päpſtliche Würde bekleidet hatte. …r wurde in der Baſilica, die er ſelbſt auf der via Au…eliana erbaut, beigeſetzt, wird im Martyrologium aufge…ührt, und als ſein Nachfolger wurde Damaſus, ein Spa…nier, erwählt.

Felix III. Ein geborner Römer, Sohn eines Presbyter Felix, wurde nach dem Tode des Simplicius zum Papſt gewählt, im J. 486. Unter ſeine päpſtliche Regierung fielen die Streitigkeiten über den Eutychianer Petrus (Fullo), der als Erneuerer die Ketzerei der Theopaschiten auf die Spitze trieb, dann vertrieben, aber vom conſtantinopolitaniſchen Biſchof Acacius zurückberufen wurde. Sobald Felix hiervon Kunde bekam, verſammelte er ein Concil, das ſowol den Petrus als den Acacius verdammte. Man hat noch Briefe in dieſer Angelegenheit von Felix gegen Petrus geſchrieben. Er war auch Erbauer einer Baſilica, in der Nähe der Kirche des heil. Laurentius. Beerdigt iſt er in der Paulskirche. Sein Nachfolger (494) iſt Gelaſius. (ſ. *Valesius*, Diss. de synodis Romanis, in quibus damnatus est Acacius. T. III. script. Eccl. hist. Acta Sanct. III. Februar. al.).

Felix IV. Nachfolger Johannes' I., 525 erwählt, ein geborner Samier, trug vier Jahre und einige Monate hindurch die päpſtliche Würde, nahe verwandt mit Gregor dem Großen, Erbauer und Wiederherſteller mehrer noch vorhandener Gotteshäuſer, (templum Cosmae et Damiani; basilica St. Saturnini in via Salaria etc.), Urheber der Einführung der letzten Ölung (nach Jac. 5, 14), beigeſetzt in der Peterskirche. Ihm folgte Bonifacius II. (529).

Felix V. Vor ſeiner Ernennung zum Papſt (die 1438 erfolgte) Amadeus Eremita genannt, Herzog von Savoyen, wurde nach Abſetzung des als „meineidigen, ketzeriſchen, verſchwenderiſchen, verſtockten, als simoniacus und schismaticus" verdammten Eugenius IV. während der kirchlichen Unruhen als Gegenpapſt gewählt. Seine Ernennung erregte den Kampf der Parteien nur ſtärker, die Anhänger des Eugenius, die Seinigen, und die Unabhängigen Selbſtändigen (ſogenannten Neutralen) waren nicht zur Ruhe oder Vereinigung zu bringen. Liebe zum Frieden, den er als Regent allenthalben um ſich zu verbreiten geſucht und gewußt hatte, ſowie Liebe zu weltentfremdeter Einſamkeit hatten ihn ſchon früher ſtatt des Herrſcherſtandes die Stille des Eremitenlebens erwählen laſſen, und nur die Ausſicht auf Herſtellung kirchlicher Ruhe konnte ihn bewegen, dem Rufe des baſeler Concils zur Papſtwürde zu folgen. Jetzt ſuchte er die Gemüther zu verſöhnen, die Parteien zu beſchwichtigen, durch gebildete Cardinäle und erbauliche Anſtalten auf das Volk zu wirken. Als aber, nach Eugenius Tode, Nicolaus V. zum Gegenpapſt der andern Seite erhoben wurde, legte er ſelbſt freiwillig die päpſtliche Regierung nieder, nur Cardinalsrang für ſich beibehaltend. Stella ſagt von ihm (de vitis ac gestis summorum Pontif. p. 251): Fuit clarissimus princeps propter genus et suae elegantiae formam, ac regiam dignitatem et promtam eloquentiam: manibus integer, vita et religione sanctus, in subditos clemens, in bello magnanimus, et in omnes justissimus: ac demum nimium *felix:* si senium suum ecclesiasticis titulis non foedasset.

Über ihn ſ. m. Art. Eugenius IV. und die dort angeführten Schriften; Art. Basel. Concil. (*O. Gruber.*)

FELIX (Sanctus und Regula Sancta), Märtyrer und Schutzheilige der Stadt und der beiden Münſter zu Zürich. Ihre Geſchichte wurde mit der Legende von der ſogenannten thebäiſchen Legion in Verbindung gebracht, die indeſſen von keinem gleichzeitigen oder bewährten Schriftſteller erwähnt wird. Nach dieſer Legende ſoll der Imperator Maximianus zu Ende des 3. oder im Anfange des 4. Jahrh. eine von der Stadt Theben in Ägypten benannte Legion aus dem Orient nach Gallien geſandt haben, die aus Chriſten beſtand. Der Anführer wird Mauritius genannt. Zuerſt zu Octodurum (Martinach in Wallis), dann zu Agaunum (St. Maurice ebend.) ſei von ihnen der Kriegseid bei den heidniſchen Göttern und Theilnahme an den Opfern gefodert worden. Als ſie das verweigerten, habe Maximian die Legion zwei Male decimiren, und da auch dies vergeblich war, die ganze Legion niedermetzeln laſſen. Mehre indeſſen haben ſich flüchten können, und die ſpätern Legendenſchreiber leiteten dann, in Ermangelung anderer Nachrichten, eine Menge Heiliger in der Schweiz und am Rheine von dieſer angeblichen thebäiſchen Legion ab. Solche Flüchtlinge ſollen nun auch Felix und deſſen Schweſter Regula geweſen ſein. Indeſſen geſchieht der thebäiſchen Legion und ihrer Niedermetzelung in der älteſten Legende von Felix und Regula keiner Erwähnung, ſondern es wird dort geſagt: Beatissimus Felix et germana sua Regula et socii eorum cum consilio beati Mauricii ducis, domino servientes ad peregrinandum profecti per vasta loca heremi, quae Clarona (Glaris) dicitur, ad caput laci et fluvium Lindomaci (Limmat), qui juxta castrum Durici (Zürich) est, pervenerunt. Sie wären alſo vor der angeblichen Kataſtrophe der Legion von Mauritius ausgeſandt worden. Die Legende erzählt dann weiter, wie ſich Felix und ſeine Gefährten am Ufer der Limmat niedergelaſſen, dann von ſelbſt vor den Dienern Maximian's, an deren Spitze Decius geweſen, geſtellt haben, um die Märtyrerkrone zu gewinnen; wie nach wiederholten, mit Drohungen begleiteten Auffoderungen den Göttern zu opfern, Decius vergeblich grauſame Martern angewandt und endlich befohlen habe, ihnen das Haupt abzuſchlagen. Dann heißt es: Et ecce vox psallentium angelorum et sanctorum audita est dicentium: In paradysum angeli deducant vos et cum gloria suscipiunt vos martyres. Et acceperunt beatissima corpora eorum, suaque capita in manibus eorum, de ripa fluminis Lindimaci, ubi martyrium acceperunt, portantes ea, contra montem illum (wo die Münſterkirche ſteht) dextris quadraginta *). Die natürlichſte Erklärung dieſer Worte iſt nun, daß die Engel die Leiber der beiden Geſchwiſter, denen ſie ihre Häupter in die Hände gelegt, den Hügel hinangetragen haben. Die Entfernung vom Ufer der Limmat bis zu der Münſterkirche iſt ziemlich genau zu 40 Ellen angegeben. Allein die folgenden Bearbeiter der Legende ließen nun Felix und [illegible] Enthauptung ſich wieder aufrichten, die [illegible] den Häupter aufnehmen und ſie auf jenen [illegible] Bekanntlich werden auch andere Märtyrer, [illegible] genen Kopf gleichſam als Opfer Gott [illegible] bildet. Daß dann die widerſinnige [illegible] hand behielt, iſt begreiflich. Das Feſt [illegible] rer fällt auf den 11. September. Die [illegible] Münſter und der Stadt Zürich ſtellen [illegible] auf den Händen vor. In dasjenige [illegible] im 14. Jahrh. noch ein dritter Märtyrer [illegible] tius (ſ. d. Art.), aufgenommen, und [illegible] heutzutage das große Siegel des [illegible] bemerken iſt noch, daß, obgleich die [illegible] lix und Regulaſtift heißen, die weibliche [illegible] hervorgehoben wird, und daher auch [illegible] hausleute dieſer Stifte, von denen es [illegible] „ſie werden den Freien gleichgeachtet," [illegible] rinnen genannt wurden.

*) Dieſe älteſte Legende findet ſich in einem Martyrologium, das im 9. oder 10. Jahrh. geſchrieben iſt, in der züricheriſchen Stadtbibliothek (Mscr. A. 3). Vergl. Mittheilungen der züricheriſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Alterthümer. Heft IV. 1840.

FELIX (Charles François), Arzt, [illegible] des 17. Jahrh. in Paris geboren, war der [illegible] Leibarztes Ludwig's XIV., Felix de Taſſy. [illegible] der väterlichen Leitung, dann aber in Spitälern [illegible] terhin im Felde bildete er ſich zum Chirurgen [illegible] im J. 1676 wurde er an ſeines Vaters Stelle [illegible] Wundarzt des Königs. Zehn Jahre nachher litt der König an dem damals als Maladie du roi [illegible] berüchtigten Übel, an einer Fistula ani, und dieſem Umſtande allein verdankt es Felix, daß ſein Name [illegible] Nachwelt gekommen iſt. Die berühmteſten Chirurgen [illegible] den zu Rathe gezogen, waren aber gänzlich rathlos, [illegible] wol ſchon Celſus und ihm folgend Paulus Aegineta [illegible] Operation der Maſtdarmfiſtel beſchrieben hatten, und [illegible] ſo des Schnittes und der Ligatur durch den engliſchen Chirurgen John Arderne Erwähnung geſchehen war, [illegible] im 14. Jahrh. lebte, und deſſen hinterlaſſenes lateiniſches Manuſcript über Fistula ani im J. 1588 [illegible] Reid engliſch herausgegeben worden war. Felix [illegible] zwei Monate lang auf die Operation ein, und [illegible] ſie dann am 21. Nov. 1687 mit dem glücklichſten [illegible] folge, wodurch ſein Ruf bei den Höflingen, [illegible] beim großen Publicum ungemein ſtieg. Er ſtarb im [illegible] Mannesalter am 25. Mai 1703. (Fr. Wilh. [illegible]

Felix, ſ. Adoption. 1. Sect. 1. Bd. S. [illegible]

Felix Antonius, ſ. Antonius. 1. Sect. 4. Bd. S. [illegible]

Felix Marcianus, ſ. Capella. 1. Sect. [illegible] S. 118.

Felix Minucius, ſ. Minucius.

FELIXDORF, ein neues [illegible] im J. [illegible] von dem Magiſtrate der Stadt Wiener-Neuſtadt auf der neuſtädter Heide angelegtes Dorf im V. U. W. W. des Erzherzogthums Öſterreich unter der Ens, [illegible] der wien-gloggnitzer Eiſenbahn, mit zwei großen Baumwollſpinnmanufacturen. Die von hier nach [illegible] führende Straße geleitet den Reiſenden durch [illegible] romantiſche Thäler an den Fuß des [illegible] Schneeberg. (G. F. Schreiner.)

ll, ſ. Quäker.

LLATA [1]). Die Fellata ſind ein nicht zur ce gehöriger, über ganz Centralafrika verbreiteter, r in Dörfern für ſich, oder unter den andern Ein- 1 lebender, in dieſem Jahrhunderte zu großer Macht r, theils dem Heidenthume, theils dem Islam er- Volksſtamm. Die Vermuthung Ritter's, daß die a und die Fulah gleichen Urſprungs ſeien, d. h. en Stamme angehören, mögen ſie den Namen s, Phelleta, Phalatija oder Fellata führen, durch einzelne Notizen bei Clapperton beſtätigt. Mollien bei Ritter ſind die Poulen oder Phelleta, er am Senegal, Gambia und Rio Grande häufig ete, nicht ſchwarz, ſondern kupferfarbig, nicht die phyſionomie habend, ſondern eine der europäiſchen nomie näher ſtehende, nicht mit kurzem Wollenhaar, n mit langen krauſen Haaren verſehen. Von den hnern des kleinen Berglandes Bondu zwiſchen gal und Gambia, die Fulahs ſind, heißt es aus- ich bei Ritter, daß ſie eine lichte, faſt gelbbraune e, eine angenehme Geſichtsbildung, keine Plätſchnaſe, krauſes Wollhaar, ſondern ſeidenartiges Haar haben, gebaut, ſtark, dem Islam zugethan, aber nicht bigott Schulen und Bücher haben, und ſich zu den Weißen en. Clapperton aber bemerkt, daß er von Benin an allen Ländern, die er auf ſeiner Reiſe nach Soccatoo, Reſidenz des Fellataherrſchers, durchzogen, Stämme der latahs getroffen, von denen einige Muhammedaner, an- e Heiden waren, daß ſie überall dieſelbe Sprache re- en, dieſelbe Farbe und dieſelben Züge hätten, mit Aus- hme derjenigen, welche ſich mit Negern vermiſcht hätten. r vergleicht ihr Ausſehen mit dem der untern Stände in ortugal und Spanien. Ja an einer anderen Stelle gt er ausdrücklich, daß die Fulah und Fellata daſ- lbe Volk ſind. Auch Denham ſchildert die Fellatas als n ſchönes kupferfarbiges Geſchlecht, welches ſich ſelten it Negern vermiſcht, ſeine eigene Sprache habe und ſich m Islam bekenne. Auch die gleiche Beſchäftigung der ulahs und Fellatas ſpricht für einen gleichen Urſprung.

Dieſe Phelleta, Fellata, Fulah, oder Poulen ſind ich einer Sage, welche Mollien aufbewahrt und Ritter itgetheilt hat, einſt als Zeltbewohner in den fruchtbaren iegenden Nordafrika's, des alten Numidiens, heimiſch ge- eſen, und neben ihnen haben die Jaloffen gewohnt. Beide ſind aber durch die Ankunft der Sarazenen mit ren Kameel- und Pferdeheerden verdrängt worden, auf e Südſeite des Senegal und gegen Südoſt, alſo zum liger und jenſeit deſſelben, wo ſie andere Völker ver- rängt, namentlich die Serreres, und die Reiche Baol nd Sin geſtiftet hätten. Als ihnen die Mauren ſpäter achgerückt, hätten ſich die Poulen am Senegal zur Annahme des Islam und zur Zahlung eines Tributs an Hirſe verſtanden. Aber eben dort haben ſie ſich nur in den Gebirgsgegenden ſelbſtändig erhalten; zwiſchen den Hauptſtrömen ſind ſie in viele ſchwache Gruppen allmälig ſehr zerſtreut, zum Theil ganz aufgerieben und mit den Negern vermiſcht worden, oder leben noch in einem herabgeſunkenen Zuſtande als Hirten im größten Haſſe gegen die Muhammedaner. Am Rio Grande erfuhr Mollien, daß dieſe Poulen in die weiter öſtlich gelegenen Gegenden des Sudan eingedrungen ſein und die Reiche Maſſena (im Norden von Bambarra und Weſten vom Dibbieſee) und mehre Länder im Oſten von Timbuktu inne haben ſollten. Die Fellatas in Borgu und in Acba wiſſen nur, daß ſie dieſe Gegenden ſeit undenklichen Zeiten bewohnen, über ihr urſprüngliches Vaterland aber gar nichts.

Auch die ganze Terraſſe des Weſtabfalls iſt mit Fulahs beſetzt, die weit über den Strandnegern ſtehen. In dem kleinen Gebirgslande Fulahdu leben ſie wild als Jäger, in der Weſtterraſſe als ein geſittetes, ſtädtebauendes, Viehzucht und Ackerbau treibendes Volk. Sie bewohnen nicht nur das Königreich Timbo, ſondern machen die Hauptmaſſe der Bewohner vom 4° nördl. Breite bis zum Südufer des Senegal aus, und ſind ein mächtiges Volk im obern Flußgebiete des Rio Grande unter 10° nördl. Breite und 5—12° öſtl. von Ferro. Im Oſten erſtrecken ſie ſich bis nach Bornu. Sind, wie es ſcheint, die Folgier deſſelben Stamms, ſo ziehen ſie ſich bis zur Zahnküſte hinab und nördlich bis Ader und Agades hinauf.

Wir haben es hier nur mit den Fellata zu thun, welche ſich mit dem Beginne dieſes Jahrhunderts zu einem herrſchenden Volke emporgeſchwungen haben, und müſſen in Betreff der übrigen Stammverwandten auf den Artikel Fulah verweiſen. Das Gebiet, dem dieſe Fellata im engern Sinne angehören, erſtreckt ſich nach Clapperton's Karte etwa von 7—14° nördl. Breite und von 4—15° öſtl. Länge von Greenwich.

Der Gründer des Fellatareiches, Scheik Othmann, bekannter unter dem Namen Danfodio, ein Sohn des gelehrten Fodio, ein guter Linguiſt, der faſt alle Sprachen des innern Afrika und alle Dialekte des Arabiſchen geläufig ſprach, alle Kenntniſſe der Araber umfaßte, und was das Wichtigſte war, allgemein für einen Propheten galt, kam aus den Wäldern von Tadela oder Ader und bauete eine Stadt in Goobur, wo ſich die Fellatas, doch zunächſt wol nur die Muhammedaniſchen, um ihn ſammelten. Bald miſchte er ſich in die Angelegenheiten des Sultans von Goobur, und wurde, da er dem Befehle, mit ſeinem Anhange das Land zu verlaſſen, nicht gehorſamte, mit Gewalt vertrieben. Er kehrte nach Ader zurück und erbauete wieder eine Stadt (Soccatoo oder Saccadu im J. 1805). Alle Fellatas aus den umliegenden Ländern ſammelten ſich um ihn und wurden, unter verſchiedene Führer vertheilt, mit weißen Fahnen im Namen Gottes und des Propheten auf Eroberungen ausgeſendet. Als Zeichen ihrer Reinheit mußten die Fellatas auch eine weiße Tobe (eine Art Hemd) tragen und ihr Feldgeſchrei war Allahu akber (Gott iſt groß!)! Jeder, der im Kampfe verwundet werde oder falle, war des

1) Benutzt ſind zu dieſer Darſtellung: Ritter's Erdkunde. . Aufl. 1. Bd. — Entdeckungsreiſe in dem nördlichen und mittleen Afrika. Nach der Darſtellung von Denham und Clapperon. (Jena 1826.) — Tagebuch der zweiten Reiſe des Capitains Clapperton rc. (Weimar 1830.) — Reiſe in Afrika zur Erforſchung des Niger rc., von Richard und John Lander. (Leipzig 1833.) 3. Bde.

Paradieſes gewiß. Ihr Glaube an den Propheten, ihre Armuth, ihre große Anzahl, ſowie die Ausſicht auf den ſcheinbaren Reichthum der Schwarzen machte ſie unüberwindlich. Kano unterwarf ſich ohne Schwertſtreich; Goobur, welches den Danſodio aus ſeiner Stadt in Ader vertreiben wollte, unterlag den ſiegreichen Waffen des Propheten, der ihr Land überzog und den Sultan tödtete. Hierauf kam ganz Houſſa mit Cubbé, Youri und einem Theile von Nyffé unter die Herrſchaft der Fellatas. Entſetzen verbreitete ſich über das ganze Innere vom Aufgange bis zum Niedergange. Nachdem Bornu im Oſten mit Erfolg angegriffen war, wendeten ſich die Fellatas gegen Yarriba im Weſten. Bei dem Einfalle derſelben in dieſes Land ermordeten die Bewohner, die nicht an Danſodio's Lehre und Prophetenthum glaubten, alle Muhammedaner, fremde ſowol, als eingeborene. Nichtsdeſtoweniger eroberten die Fellatas Rakah, Elora und Aſſaga nebſt einer großen Anzahl anderer Städte und erreichten auf ihren Zügen die Seeküſte. Ein Mal drangen ſie in die Hauptſtadt Eyeo oder Katunya ein, brannten einen Theil derſelben nieder, gaben allen Muhammedaniſchen Sklaven die Freiheit und foderten ſie auf, ihre heidniſchen Herren zu tödten und zu ihnen zu ſtoßen.

Nachdem ſich ſo die Fellatas feſtgeſetzt hatten, kamen die Araber von Oſt und Weſt mit Glückwünſchen zu Danſodio, von dem ſie mit reichen Geſchenken an Sklaven, Kameelen und Lebensmitteln entlaſſen wurden. Einer großen Anzahl aus dem Weſten kommender Fellatas, die ſich in Houſſa niederlaſſen wollten, wies er hauptſächlich die Provinz Zegzeg an, in welcher er ihnen die Länder und Häuſer der in die ſüdlichen Gegenden geflohenen Neger gab.

Ehe Danſodio die Fellatas unter ſeine Herrſchaft ſammelte, lebten ſie über den größten Theil Sudans zerſtreut, weideten ihre Schaf- und Rinderheerden, wohnten in ſchnell errichteten Hütten, meiſtentheils in unbeſuchten Waldungen, und kamen ſelten in die Städte. Die Erzeugniſſe ihrer Heerden brachten die Frauen nach den Städten zu Markte. Die Männer führten ein religiöſes, harmloſes Leben, und wendeten einen großen Theil der Zeit auf das Leſen des Korans und anderer religiöſen Bücher. Von Zeit zu Zeit begaben ſich einige ihrer Gelehrten zu den Muhammedaniſchen Sultanen oder Statthaltern, ſammelten ſich einiges Vermögen, kauften ſich Vieh und kehrten dann in die Wälder zurück zu ihren Landsleuten, die echt nomadiſch, nach der Beſchaffenheit der Jahreszeit, der Weide und des Waſſers von einer Provinz zur andern zogen. Bei dieſem beſtändigen Wechſel des Aufenthaltes konnte Niemand ihre Anzahl wiſſen. Aus den kleinen Königreichen Foota-Torra, Foota-Bonda und Foota-Jella, die auch den gemeinſamen Namen Melli führen, breiteten ſie ſich nach Oſten hin aus, bis ſie ſehr zahlreich in allen, zwiſchen den genannten Ländern und Wady liegenden, Gegenden waren. Manche von ihnen waren nach Mekka gewallfahrtet, andere nach der Türkei, nach Marokko, Algier, Tunis und Tripoli gezogen und brachten von dort ſo viele arabiſche Bücher mit zurück, als ſie nur erbitten oder kaufen konnten. So lebten ſie mitten unter andern Völkerſchaften, ohne ſich um die Lehre derſelben zu bekümmern, und von jenen wurde ihnen auch kein Hinderniß in den Weg gelegt. Nach ihrer Vereinigung unter Danſodio wurden ſie aber größtentheils gefürchtet, und zum Theile wegen ihrer Raubgier gehaßt.

Der einige Jahre vor ſeinem Ende in einen religiöſen Wahnſinn verfallene Danſodio ſtarb im J. 1816. Nach ſeinem Tode kam ſein Sohn Bello zur Regierung. Er überließ den weſtlich von Houſſa gelegenen Theil dem Sohne ſeines Bruders Muhammed ben Abdalek, während er Houſſa mit allen Landſchaften gegen Süden und Oſten behielt. Atego, Bruder des Bello, wollte ſich der Regierung bemächtigen, wurde aber überwältigt, mit zwölf Monaten Hausarreſt beſtraft und ſomit das gute Vernehmen wieder hergeſtellt. — Doch hatte Bello noch [illegible]. Die eroberten Länder wollten bei Danſodio's Tode das Joch wieder abſchütteln und ſchloſſen deshalb einen Bund gegen die Fellatas. Zamfra begann den Aufſtand unter ſeinem Häuptling Bonaga. Ihm ſchloſſen ſich [illegible] Bewohner von Goobur an, deren Herrſcher, ein Knabe, als Gefangener in Soccatoo gehalten, von ihnen befreit und an ihre Spitze geſtellt wurde. Sodann trat der nördliche Theil von Kaſchna bei und demnächſt Guari und Katongkora, beides Diſtricte von Kaſchna, erklärten ſich aber dabei zugleich unabhängig von Kaſchnah. Ferner gehörten zu dem Bunde die Staaten Youri und Cubbé, [illegible] und der ſüdliche Theil von Zegzeg, Youri aber war durch die Bewohner von Zamfra gezwungen.

Den größten Theil von Goobur hat Bello ſeitdem wieder erobert; ein Theil von Zamfra und Guari, der durch ſeine Reiterei wichtig iſt, und der ſüdliche Theil von Kaſchna haben Frieden mit ihm gemacht, ebenſo ein Theil von Cubbé, doch unter der Bedingung, daß ſie von einheimiſchen Häuptlingen regiert werden, und daß die Fellatas ſich nicht einmiſchen. Seit Clapperton's Reiſe hat er auch den größten Theil von Nyffé wieder beſetzt. Als die Brüder Richard und John Lander im J. 1830 jene Länder wieder beſuchten, hatte Sultan Bello ſeine Herrſchaft noch immer nicht befeſtigt. Bornu, auf welches früher erfolgreiche Angriffe gemacht waren, ſteht wieder mächtig da und unterſtützt andere Länder, die das Joch der Fellatas wieder abſchütteln wollen. Von den zu Houſſa gehörigen Provinzen oder Reichen beſitzen die Fellatas nur noch Kano. Cubbie, Guari und Goobur haben ihre Unabhängigkeit wieder erkämpft. Kaſchna, in welchem ſie noch theilweiſe herrſchten, machte ſich im Auguſt 1830 frei, ebenſo das Reich Zaria mit der Hauptſtadt Zegzeg. Buſſa, welches ſie einige Jahre vorher erobert hatten, wurde von Niki, Wowau und Kiama unterſtützt, und trieb die Fellatas in den Niger. Auf die Angriffe derſelben auf Yaruri (Youri) wurden mit Erfolg zurückgeſchlagen. Die Fellatas ſind nicht mehr, wie unter Danſodio, unüberwindlich, entweder weil das Vertrauen, welches ſie in die höhere Sendung des Danſodio ſetzten, nicht auf Bello übergegangen iſt, oder weil ſie einer Sage Glauben beimeſſen, nach welcher Danſodio einen Vertrag mit dem großen Urheber des Böſen gemacht, ſein [illegible]

wollen, wofern er ihm bei der Unterjochung Houſſa's
ſtehen wollte. Dieſer Pact wäre aber nur auf 30 Jahre
chloſſen, nach deren Ablaufe die Ureinwohner des Landes
Freiheit wieder erhalten und ihre Geſetze und Einrich-
gen wieder herſtellen würden. Dieſe Friſt war aber
30 bald abgelaufen, und die Brüder Lander ſahen die
latas zittern, weil ſie das Eintreffen dieſer Prophe-
ung fürchteten. — Nur im weſtlichen Afrika machen ſie
tſchritte. Im October 1830 hatten ſie ganz Nyffé in
r Gewalt und es hatte ganz den Anſchein, als würden
auch bald ganz Yarribe bekommen, in welchem ſie
n ſeit einiger Zeit feſten Fuß gefaßt hatten. Sie hatten
ke erobert und befeſtigt, und eine neue Stadt, Alorie,
ründet, welche 10—12 Stunden im Umfange haben ſoll,
d durch Mauern und Gräben befeſtigt iſt. Dieſe Fort-
ritte in Yarribe dankten ſie aber nicht ſowol ihrem
uthe — denn ſie ſind trotz ihrer Prahlerei, daß ſie die
nze Welt erobern könnten, wenn das Salzwaſſer nicht
ire, von Haus aus muthlos im Kriege und träge im
ieden, — ſondern hauptſächlich der Indolenz der Ein-
ohner, die auch nicht das Geringſte thaten, dem Eindrin-
n der Fellatas zu wehren. Wenn es indeſſen alle Fel-
ta-Gouverneure ſo machen wie die von Raka und Alo-
e, daß ſie den Abgeordneten des Bello den Tribut ver-
eigern, die Thore vor ihnen verſchließen und Unabhän-
gkeit vom Sultan verlangen, ſo iſt wol Ausſicht auf
ne Menge kleiner Fellatareiche, nicht aber auf ein großes
lgemeines Fellatareich vorhanden.

Der Islam dieſer Fellatas beſteht in der Beobach-
ung der äußern Gebräuche. Sie beten fünf Mal täglich,
vaſchen ſich aber in der Regel nur vor dem erſten Gebet.
Außerdem machen ſie nur die Geberden eines ſich Wa-
chenden, indem ſie mit den Händen die Erde berühren,
ls ob ſie ſie ins Waſſer tauchten und ein Gebet hermur-
eln. Dabei binden ſie die Beinkleider los und laſſen
e herabfallen, ziehen die Ärmel ihrer weiten Tobe über
ie Hände herab, nehmen eine ernſte Miene an, und ru-
n mit hörbarer Stimme: Allahu akber! wobei ſie nie-
rknien und mit der Stirn die Erde berühren. Nach
eendigung dieſer Ceremonie ſetzen ſie ſich und laſſen die
ugeln des Roſenkranzes durch die Finger laufen. Alle
ebete ſind arabiſch, werden aber, bei Negern und Fella-
s, kaum von Einem unter Tauſenden verſtanden. Im
erplappern dieſer Gebete und dem Glauben an eine un-
änderliche Vorherbeſtimmnng beſteht ihre ganze Religion.
uch glauben ſie, daß Hab und Gut, Weib und Kind
er Nicht-Muhammedaner ihnen von Rechtswegen gehören,
d daß es erlaubt ſei, Ungläubige zu betrügen, zu be-
uben und zu tödten. Nicht weniger halten ſie auf Vor-
bedeutungen und Zaubereien.

Die Regierung iſt völlig deſpotiſch. Die Statthalter
e Provinzen, auf unbeſtimmte Zeit angeſtellt, werden ab-
ſetzt, wenn ſie ſich das Misfallen des Sultans zuziehen.
r Eigenthum fällt, wenn ſie ſterben oder abgeſetzt wer-
n, dem Sultan zu. Die erledigten Stellen werden dem
eiſtbietenden übertragen, am liebſten einem nahen Ver-
andten des Sultans, wofern ſein Vermögen zum Kaufe
r Stelle hinreicht. Die Statthalter verhandeln wieder die unteren Stellen in den Provinzialſtädten auf gleiche Weiſe und erhalten beim Tode dieſer Beamten, oder bei deren Abſetzung, deren Eigenthum für ſich.

Die Staatseinkünfte beſtehen in Naturalien und in einzelnen Fällen in den die Stelle des Geldes vertretenden kleinen Muſcheln, Kauries (Cypraea moneta *L.*) genannt. Die Provinz Kano bringt dem Sultan am meiſten ein, namentlich liefert es Pferde, Zeuche und Kauries; Adamava zahlt in Sklaven; Jackoba in Sklaven und Bleiglanz; Zegzeg und Zamfra in Sklaven und Kauries; Hadiga, Katagum und Zaonima liefern Pferde, Ochſen und Sklaven; Kaſchnah Sklaven, Zeuch und Kauries; Ader oder Tabela Stiere, Schafe, Kameele und eine grobe Art baumwollenen Zeuches. Außerdem muß jede Stadt, die ein Gouverneur oder ein anderer Angeſtellter beſucht, zum Unterhalte deſſelben beiſteuern, die Reiſekoſten zahlen und ſeine Diener und Begleiter mit Speiſe und Trank verſorgen. Einen großen Theil des verkäuflichen Eigenthums nimmt der Gouverneur in Anſpruch; vom Ertrage der Fruchtbäume fodert er zwei Drittel. Von Allem, was auf dem Markte feil geboten wird, wird eine kleine Abgabe oder ein gewiſſes Standgeld entrichtet; ebenſo für jede Tobe, die blau gefärbt und verkauft wird. Nur vom Getreide wird nichts entrichtet.

Der Ackerbau wird auf eingezäunten Feldern betrieben, zu deren Einzäunung die Erlaubniß des Gouverneurs eingeholt werden muß. Man erbaut hauptſächlich Durrah, Reis und Hirſe; außerdem Weizen und Gerſte in geringerer Menge, Indigo, Baumwolle und Bataten. Melonen, Pappaäpfel, einige Feigen und Granaten zieht man in Gärten, Zwiebeln, die man Morgens und Abends noch bewäſſert, an Flüſſen und Seen. Unter den Fruchtbäumen ſind die hauptſächlichſten der Butterbaum, nächſt dieſem der Cukabaum (Adansonia digitata *L.?*), deſſen Blätter zu allen Suppen und Brühen verwendet werden, welche dadurch etwas Schleimiges und Gallertartiges bekommen. Das einfache Werkzeug zur Bearbeitung des Bodens iſt eine langſtielige Hacke. Die Saatzeit iſt der Anfang der Regenzeit, für den Weizen nach der Regenzeit beim Eintritte kühler Witterung. Bei der Wahl des Bodens richtet man ſich nach der Natur des Gewächſes, welches erbaut werden ſoll. Für die Bataten wählt man ſtrengen, thonigen Boden oder Dammerde; ebenſo für den Indigo, bei welchem man noch darauf ſieht, daß der Boden auch in der Sonnenhitze feucht bleibt. Für die Baumwolle ſucht man niedere Stellen, die in der Regenzeit zum Theil unter Waſſer ſtehen.

Die Fellatas ſind nicht ohne Kunſtfertigkeiten und Gewerbe. Sie verſtehen Eiſen und Kupfer zu bearbeiten, und in der Bereitung des Leders haben ſie eine beſondere Geſchicklichkeit. Sie verſtehen nicht nur die Felle, namentlich Ziegenfelle, zu gerben, ſondern auch ſchön gelb oder roth zu färben. Aus der Baumwolle weben ſie viel weißes Zeuch zum Verbrauche im Lande und zur Ausfuhr, aber auch gewürfeltes und rothgeſtreiſtes zu Toben (Hemden) und Zinnies (Tüchern) für die Frauen. Die Weber und Schmiede ſind meiſtentheils aus Nyffé.

Zum Baue der Wohnungen verwendet man Lehm, mit welchem das Holzwerk ganz überkleidet wird, zum Schutze gegen die weißen Ameiſen, die ſonſt das Holz ganz zerſtören würden. Die öffentlichen Gebäude ſind von großem Umfange, die des Sultans bilden eine kleine Stadt für ſich innerhalb einer 20 Fuß hohen Lehmmauer, mit Eingängen nach Oſten und nach Weſten. Verzierungen an den Gebäuden werden, ſo lange der Lehm noch naß iſt, mit den Fingern und einem dicken, viereckigen Stabe gemacht. Die Wohnungen der Armen haben eine Art Mattenzaun umher, oder eine Befriedigung von Durrha- und Hirſehalmen. Zu den öffentlichen Gebäuden gehören die Moſcheen und die Gefängniſſe. In Soccatoo iſt das Gefängniß auf einem offenen, freien Platze. Es iſt ungefähr 80 Fuß lang und ebenſo breit, und hat ein flaches Dach von Lehm, worauf Baumäſte liegen. Inwendig iſt eine tiefe Grube für die ſchweren Verbrecher. Schulden halber wird Niemand in das Gefängniß geworfen; nur einzelne Kriegsgefangene, Spione, ungehorſame Sklaven kommen dahin. Der Staat gibt zu ihrer Nahrung Kleie von Hirſe und Durrha mit Waſſer, aber die Freunde der Gefangenen können ihnen andere Nahrungsmittel bringen. Die Gefangenen werden zum Baue von Mauern und anderen beſchwerlichen Arbeiten verwendet.

Die Lebensweiſe der Bewohner der Hauptſtadt iſt folgende: Mit Tagesanbruch ſteht man auf, ſagt ſeine Gebete her, zählt ſeinen Roſenkranz ab, kaut eine Gurunuß und ſchlürft eine Quantität Senkie oder Furro-Furrocoo (Ballen aus feinem Durrhamehle in Milch zerſtoßen heißen Senkie, mit Waſſer angemacht, Furro-Furrocoo). Um 10 Uhr wird Reis, in Waſſer gekocht und mit Butter angemacht, gegeſſen, wobei zu bemerken iſt, daß die Fellatas überhaupt ganz vortreffliche Butter zu bereiten verſtehen. Nachher macht man Beſuche, oder liegt unthätig im Schatten, hört Neuigkeiten, betet, zählt ſeinen Roſenkranz ab, und treibt dies bis Sonnenuntergang. Zu Abend ißt man Pudding mit gedämpftem Fleiſche und Brühe oder Fiſch und begibt ſich dann zur Ruhe.

Die Landbeſitzer ſehen im Frühlinge und Herbſte nach ihren Sklavendörfern und beſichtigen Äcker und Heerden. Die Frauen der Vornehmeren (die meiſtens vier und eine Anzahl Concubinen haben) führen die Aufſicht über die Arbeiten der Sklavinnen, bereiten das Eſſen für den Mann, reinigen und ſpinnen Baumwolle und verbringen die übrige Zeit mit ihrem Putz. Sie ſenden die jüngeren Sklavinnen mit Baumwolle, Furro-Furrocoo, Hirſe, in Butter gebackenem Kuchen und Fiſchen, die von den jüngeren Sklaven gefangen werden, zu Markte. Als gewaltige Schwätzerinnen machen und empfangen ſie gern Beſuche, haben auch überhaupt mehr Freiheit, als andere Muhammedanerinnen.

Die Kinder der angeſehenern Fellatas lernen arabiſch leſen und ſchreiben, werden aber abgeſondert unterrichtet, die Knaben gewöhnlich nicht im Wohnorte der Ältern, ſondern in anderen Städten, wo ſie meiſtens im Hauſe eines Freundes wohnen und von einem Gelehrten beaufſichtigt werden. Die Kinder der mittleren und unteren Claſſen werden in die Schulen geſchickt, wo ſie eine St[illegible] bei Tagesanbruch und eine Stunde bei Sonnenunt[illegible] ihre arabiſchen Lectionen laut und zuſammen herleſen. [illegible] müſſen dieſe Lectionen auswendig wiſſen, ehe man dieſe[illegible] von den Täfelchen, worauf ſie geſchrieben ſind, abwäſcht. Die alsdann abgeſpülte Tinte trinken die Schüler, während der Lehrer eine neue Lection auf das Täfelchen ſchreibt.

Die Männer tragen eine rothe Kappe mit einer blauſeidenen Quaſte, einen weißen Turban, ein Theil davon beſchattet die Augen, ein anderer Theil deckt Mund und Kinn und hängt auf die Bruſt herab; ſie haben ein weißes Hemde, das um die Bruſt [illegible] und nicht lang iſt, eine weite, weiße Tobe, welche [illegible] mit rother oder grüner Seide geziert, an den Füßen Sandalen oder Stiefeln. So gehen die meiſten [illegible]den. Auf der Reiſe tragen ſie über dem Turban einen Strohhut mit breitem Rande und einem niedrigen Kopf. Einige, die eben nicht für große Heilige oder [illegible] gelten wollen, tragen bunte Toben und blaue Turbane, wovon die Enden hinten herunter hängen; die Armen haben eine bunte Tobe, weiße Kappe und Hoſen mit Sandalen. Einige begnügen ſich auch mit dem [illegible]. Alle führen ein Schwert, das über die linke Schulter geworfen wird. Die Weiber tragen ein blau und weiß geſtreiftes Tuch, das bis auf die Knöchel herabhängt, ſilberne Ringe, die 1½ Zoll im Durchmeſſer halten, in den Ohren, Armbänder von Horn, Glas, Meſſing, Kupfer oder Silber, nach ihrem Vermögen, um den Hals [illegible] und Schnuren von Glas oder Korallen, auch um die Knöchel und bisweilen an den Fingern und Fußzehen haben ſie Ringe. Ein Schmuck der Mode beſteht in einem ſpaniſchen Dollar, der an einen Ring gelöthet iſt. Die armen Weiber tragen Ringe von Zinn, Meſſing und Kupfer. Das Haar bildet gewöhnlich auf dem Kopfe eine Art Hahnenkamm, und von jedem Ende hängt vor den Ohren eine Art Zopf herab.

Manche Fellata-Weiber haben das Haar [illegible] um den Kopf gekräuſelt, andere flechten es in [illegible] Zöpfe, die ſie wie ein Band um den Kopf legen; dieſe, ſowie alle geflochtene Stellen, werden tüchtig mit Indigo oder Shumei beſtreut. Mit dem Raſirmeſſer macht man alle unebenen Stellen glatt und bildet über die Stirn einen hohen und ſchönen Bogen. Von den Augenbrauen werden die Haare ausgerupft, ſodaß nur eine zarte Linie bleibt, dieſe, wie die Augenwimpern, reibt man mit geſtoßenem Bleiglanze und malt ſie mit einer zarten Feder, die man darein taucht. Die Zähne färbt man alsdann mit Gurunuß und einer Wurzel von rother Farbe; Hände und Füße, die Nägel an den Fingern und Zehen werden mit Henna gemalt. Eine ſo geſchmückte Dame kann in der beſten Geſellſchaft erſcheinen. Der Spiegel iſt ein kreisförmiges Stück Metall, das gegen 1½ Zoll im Durchmeſſer hat; er wird in einem [illegible] Futteral bewahrt und oft gebraucht. Die jüngern Mädchen aus den vornehmeren Ständen kleiden ſich faſt auf dieſelbe Art wie ihre Mütter, ſobald ſie neun oder zehn Jahre alt ſind; [illegible] gehen ſie faſt unbekleidet, ausgenommen eine [illegible] Binta, die mit rothem Tuche eingefaßt iſt, und zwei [illegible]

, breiten, ebenſo beſetzten Streifen, die hinten bis auf Ferſen hinabhängen. Dies iſt auch die Kleidung für Ärmeren, bis ſie mannbar ſind, und für die meiſten erheiratheten Sklavinnen.

Ihre Hochzeiten feiern ſie ohne Pomp und ohne Ge- ch. Die Braut, ſoviel ich gehört habe, wird immer ihren Ältern gefragt, aber eine abſchlägige Antwort ihrer Seite iſt unerhört. Die ärmeren Leute machen aſt ebenſo; wenn beide mit einander einig ſind, fragen Vater und Mutter. Die Ausſtattung, die ein ange- ter Mann gibt, beſteht in jungen Sklavinnen, ge- ɀten und verzierten Calebaſſen, mit Durrha und Reis llt, Tüchern, um den Leib zu ſchlagen, Armbändern und ettesachen und einem oder zwei großen, hölzernen Mör- , um Getreide darin zu ſtampfen, u. ſ. w. Die Sachen den von den Sklavinnen in Proceſſion nach dem Hauſe Mannes getragen, wenn die junge Frau zuerſt da- geht.

Man ſagt, daß, wenn ein Ehemann Umgang mit ei- der zur Ausſtattung ſeiner Frau gehörigen Sklavin- hat, er ihr am folgenden Tage ein unberührtes Mäd- n von gleichem Werthe geben muß. Nie entſteht dar- r Streit zwiſchen beiden Eheleuten.

Ihre Art zu begraben kennt Clapperton nicht aus ei- ier Anſchauung, aber er hörte, daß der Todte immer hin- dem Hauſe beerdigt werde, das er im Leben bewohnte. en folgenden Tag beſuchen alle Freunde und Verwandte s Geſtorbenen das Haupt der Familie, und bleiben eine it lang bei demſelben, mag es ein Mann oder eine Frau in. Stirbt der Mann, ſo kehrt die Witwe zu dem auſe ihrer Ältern zurück, mit ihrem Eingebrachten.

Die Bewohner zerfallen in Freie und Sklaven. Zu klaven werden in der Regel nur Kriegsgefangene ge- acht. Die Hausſklaven werden gewöhnlich gut behandelt, id ſcheinen ſogar viel glücklicher als ihre Herren. Nament- h ſingen die weiblichen beſtändig mit großer Luſt bei r Arbeit. Auch laſſen die Fellatas oft Sklaven beim de ihres Herrn oder bei irgend einer religiöſen Feier- keit frei. — Die Sklaven erhalten im 18. oder 19. hre Frauen und werden aufs Land geſchickt, dort auf Höfen und Dörfern zu leben; daſelbſt bauen ſie ſich e Hütte, und der Beſitzer erhält ſie bis zur Ernte. enn die Beſtellzeit herannaht, beſtimmt der Eigener, er es gehalten haben will und was geſäet werden . Der Sklave darf dann ein Stück für ſich und ſeine nilie umzäunen. Von Tagesanbruch bis zum Mittag ß er für ſeinen Herrn arbeiten, den übrigen Theil des ges kann er für ſich verwenden. Zur Zeit der Ernte ommt er von jeder Getreideart etwa einen Scheffel für , und was er auf ſeinem Lande erntet, iſt ganz ſein enthum. In der Zeit, die keine beſtimmten Geſchäfte , muß der Sklave auf Befehl ſeines Herrn bereit ſein, auf einer Reiſe zu begleiten, oder in den Krieg zu en.

Die Kinder der Sklaven ſind wieder Sklaven, und n ſie groß genug ſind, müſſen ſie Schafe und Ziegen en; wachſen ſie mehr heran, ſo ſchickt man ſie zu den derheerden; nachher nimmt ſie der Herr ins Haus, wo ſie ſein Pferd beſorgen, und die häuslichen Dienſte verrichten, ſo lange ſie ledig bleiben. Die Hausſklaven eſſen mit den andern Leuten im Hauſe, und ſcheinen mit ihnen auf gleichem Fuße zu ſtehen.

Die Kinder der Sklaven werden nie verkauft, wenn nicht ihr Betragen von der Art iſt, daß ſie nach wiederholter Züchtigung als unverbeſſerlich erſcheinen, und der Herr ſie fortſchicken muß. Die Sklaven, die man verhandelt, ſind Kriegsgefangene, oder neugekaufte, die dem Käufer nicht gefallen. Stirbt ein Sklave oder eine Sklavin unverheirathet, ſo iſt der Beſitzer ihr Erbe. Die Kinder der Sklaven werden bisweilen mit denen des Herrn erzogen, doch iſt das nicht gewöhnlich.

Das Heer beſteht aus Fußvolk und Reiterei; die letztere findet man vorzüglich im gebirgigen Hochlande, wo Pferde häufig angetroffen werden [2]), während ſie im heißen Tieflande des Sudans allgemein Seltenheiten ſind. Die Waffen ſind Schwerter, Pfeil und Bogen, die Bogen kurz und von Eiſen, die Pfeile vergiftet, ſodaß die kleinſte Wunde den Tod bringt. Sie ſelbſt haben ein Gegengift. Von ihrer Art Krieg zu führen, iſt ein intereſſantes Beiſpiel von Denham als Augenzeugen aufgezeichnet, ein Angriff des Sultans von Mandara gegen die Fellatas bei der Stadt Musſeia. Musſeia lag auf einer Höhe zwiſchen zwei niedrigen Bergen, am Fuße anderer, höherer. Vor der Stadt erſtreckte ſich ein ausgetrocknetes Flußbett, hinter dieſem ein Sumpf hin. Zwiſchen dieſem und dem Walde wurde die Straße von einer tiefen Schlucht durchkreuzt, in der nur zwei oder drei Pferde auf einmal durchkonnten. Die Fellatas hatten wohlgeſpitzte, 6 Fuß hohe, Palliſaden, mit Lederriemen zuſammengebunden, von einem Berge zum andern errichtet, und ihre Bogenſchützen hinter denſelben und auf der Höhe aufgeſtellt. Hier wurden ſie angegriffen und zurückgedrängt. Während des Kampfes ſah man überall die Frauen friſche Pfeile zutragen, und als die Männer ſich überall ſchießend zurückzogen, wälzten die Frauen große Felsmaſſen auf die Angreifer herab und richteten dadurch vielen Schaden unter denſelben an. Als die Angreifer ſich aus der Schußweite zurückzogen, rückten die Fellatas vor und griffen ſelbſt an, wobei ſie von der nachrückenden Reiterei trefflich unterſtützt wurden.

Der Handel iſt theils ein Binnenhandel mit inländiſchen Erzeugniſſen aus einer Provinz in die andere, theils ein Ausfuhrhandel nach dem Auslande. Was ihnen fehlt, beziehen ſie hauptſächlich von den Arabern und Tuariks; von den letzteren namentlich Salz in großen Stücken wie Eis, lebende Strauße und Straußenfelle, Pferde, Datteln von Bilma und einige Waaren, die ſie von den Arabern in Aghadiz erſtehen. Zu den Ausfuhrartikeln gehören unter andern auch Sklaven, Getreide, blaue Toben und weite Hemden, blaue Turbane, Kleidungsſtücke für die Weiber und Schwerter. Die Tuariks oder Berbern, die den ſüdlichen Theil der Wüſte bewoh-

2) Die Provinz Kategum zwiſchen Kano und Bornu ſtelle 4000 Reiter und 20,000 Mann Fußvolk, mit Schwert, Bogen und Lanze bewaffnet.

nen und dieſe Artikel gegen Salz eintauſchen, bleiben die ganze trockene Jahreszeit in Houſſa, beſonders in den Provinzen Kano, Kaſchnah, Zamfra und Soccatoo, aber die wenigſten leben in den Häuſern der Städte, ſondern bauen ſich in der Nähe Hütten in den Wäldern, wo ſie ihre Weiber, Rinder, Kameele und Pferde haben, und die Männer allein kommen zur Stadt. Mit Eintritt der Regenzeit kehren ſie in die Wüſte zurück.

Die Handelsgeſchäfte werden auf den Märkten abgemacht. Die Buden werden monatsweiſe vermiethet, was einen Theil der Einkünfte des Statthalters ausmacht. Der Scheik des Marktes beſtimmt auch den Preis aller Waaren und nimmt für ſich 50 Kauries für jeden Kauf in Anſpruch, der ſich auf 8000 Kauries oder vier Piaſter beläuft. Den verſchiedenen Artikeln ſind beſondere Quartiere angewieſen, und zwar ſo, daß die kleinern Waaren ſich in Buden in der Mitte des Marktes befinden, die aber, welche mehr Raum einnehmen, außen herum. Der Markt iſt täglich von früh bis Abend gedrängt voll, ſelbſt an den Freitagen, dem Sabbath. Es herrſcht übrigens die größte Rechtlichkeit bei dem Handel, und auf die Verordnungen wird ſtreng und unparteiiſch gehalten.

Der Sklavenmarkt wird in zwei langen Schuppen gehalten, von denen einer für die männlichen, der andere für die weiblichen beſtimmt iſt, wo ſie in Reihen ſorgfältig geſchmückt ſitzen. Innerhalb der drei erſten Tage nach dem Kaufe können ſie noch wieder zurückgeſchickt werden. Wenn ſie der Käufer behält, ſendet er dem vorigen Beſitzer den Putz zurück.

Wenn wir nun ſchließlich unſere Anſicht über den Charakter der Fellatas ausſprechen ſollen, ſo müſſen wir zur gerechten Würdigung derſelben ſie zuvörderſt in zwei Gruppen trennen, in die kriegeriſch geſinnten, eroberungsſüchtigen und in die friedliebenden, bei ihrer alten Lebensweiſe verbliebenen. Über die Erſteren, welche ſich dem Danfodio und dem Bello anſchloſſen, läßt ſich nicht viel Gutes berichten. Anfangs zwar mögen ſie noch die Abſicht gehabt haben, ein Terrain zur Begründung eines wohlgeordneten Staates zu gewinnen, in welchem der Islam eingeführt werden ſollte. Sie ſind aber mit der Zeit ausgeartet, und haben ſich an Plünderung und Raub, an Brand und Mord gewöhnt. Ihre Heere ſind zum Theil nichts weiter als räuberiſche Streifparteien, die im Lande umherſchweifen und alle Orte brandſchatzen, die zu ſchwach zum Widerſtande ſind. Sie ſind deshalb auch überall gefürchtet und gehaßt.

Ganz anders ſteht es mit den Fellatas, die ſich nicht an die Eroberer angeſchloſſen haben. Über dieſe Gruppe ſprechen ſich die Brüder Lander nur lobend, zuweilen ſogar begeiſtert aus. Sie rühmen ihr harmloſes, ruhiges, nüchternes Leben, ihr Fernhalten von ihren erobernden Landsleuten, das Feſthalten an der Sprache und den Sitten der Väter, den Sinn für den Genuß häuslicher Freuden, ihre Beſcheidenheit und Zurückhaltung, ihren Zartſinn, die Feſtigkeit der Familienbande und ihre Keuſchheit, ſowie ihre Dankbarkeit. Dieſe Fellatas werden auch von der Bevölkerung der Länder, in denen ſie ſich aufhalten, geachtet und geliebt. Ja ſie müſſen ſogar ihren wilderen Landsleuten eine gewiſſe Achtung abgezwungen haben; denn es wäre ſonſt kaum erklärlich, wie dieſe friedlichen Stämme ganz ungehindert in der Nähe der Wohnſitze ihrer kriegeriſchen Landsleute ſich mit ihren Heerden niederlaſſen könnten. Wie groß übrigens die Friedensliebe ſolcher Fellataſtämme iſt, ſieht man recht deutlich aus dem Benehmen der in Borgu lebenden, welche mit ihren Landsleuten in Houſſa keinen Umgang pflegen, und um alle möglichen Unruhen gleich im Keime erſticken zu können, weder ein Schwert, noch eine andere Waffe führen.

(E. Förster.)

FELLER (Franz Xaver v.), geb. am 18. Aug. 1735 zu Brüſſel, ſtudirte bei den Jeſuiten in Rheims, und trat 1754 zu Dornik in ihren Orden. Er war bald nachher als Lehrer der untern Schulen angeſtellt, Anfangs zu Luxemburg, dann zu Lüttich. Nach der Unterdrückung der Jeſuiten in Frankreich begab er ſich nach Ungarn. Im J. 1770 kehrte er in die Niederlande zurück, 1771 erhielt er zu Nivelle bei den Jeſuiten eine Anſtellung als geiſtlicher Redner, die er ſpäterhin zu Lüttich bekleidete bis zur Aufhebung des Jeſuitenordens im J. 1773. Seitdem lebte er unter literariſchen Beſchäftigungen größtentheils auf Reiſen. In den Jahren 1787–1789 trat er in den öſterreichiſchen Niederlanden an die Spitze der Empörer, die ſich den kirchlichen Reformen Kaiſer Joſeph's II. widerſetzten. Um das Jahr 1796 kam er nach Baiern, wo ihn der Fürſtbiſchof von Freyſing an ſeinen Hof nahm. Er hielt ſich abwechſelnd mit demſelben zu Freyſing, Regensburg und Berchtesgaden auf. Sein Tod erfolgte zu Regensburg am 23. Mai 1802[*].

Er war ein talentvoller Kopf, der mannichfache, doch nicht ſehr gründliche Kenntniſſe in mehren wiſſenſchaftlichen Fächern beſaß, beſonders in der Politik, der Literatur und Kirchengeſchichte. Merkwürdig war ſeine raſtloſe literariſche Thätigkeit. Die Zahl der von ihm herausgegebenen Schriften beträgt über 120 Bände. Das Journal historique et litéraire, gewöhnlich Journal von Luxemburg genannt, von welchem zu Luxemburg und Lüttich in den Jahren 1774—1794 70 Bände erſchienen, iſt faſt ganz allein aus ſeiner Feder gefloſſen. Das bekannte Dictionnaire de Caën ſcheint ihm zum Vorbilde gedient zu haben bei dem von ihm herausgegebenen Dictionnaire historique et litéraire. (Liege. 1781. 8 Voll.). Er ſchrieb außerdem, größtentheils anonym, einen Catechisme philosophique. (Lig. 1773. N. E. 1787. 3 Voll. 12). Reclamations Belgiques. (Ibid. 1787. 17 Voll.). Dictionnaire géographique. (Ibid. 1792—1794. 2 Voll. 8.) Observations theologiques sur la jurisdiction des prêtres hérétiques, la communication in sacris et autres articles de ce genre (Ibid. 1794. 12.) u. a. Schriften, bisweilen unter dem Namen Flexier de Reval, den er ſich unter anderem auf dem Titel ſeines Discours sur divers sujets de religion et de morale (Luxembourg 1777. 2 Voll. 12) gab. — Sein Bildniß befindet ſich vor dem erſten Heft von Jaeck's Biographien.

(Heinrich Döring.)

*) Vergl. Notice sur la vie et les ouvrages de Mr. l'Ab.

FELLER (Christian Gotthold), geb. am 1. Mai …5, ſtudirte zuerſt Theologie in Leipzig, wandte ſich …e bald der Medicin zu. Nachdem er ſich bereits durch …ge Schriften, namentlich durch jene über das Lymphſy…, vortheilhaft bekannt gemacht hatte, erlangte er 1785 …Doctorwürde und ging nun als praktiſcher Arzt nach …diſſin. Aber ſchon am 14. Sept. 1788 ereilte ihn …Tod.

Diss. de utero canino. (Lips. 1780. 4.) Epi…a gratulatoria: Quaedam de enematibus atque …a fumum tabaci inflandi methodus. (Lips. 1781. De methodis quibus Casaamata et Simon ca…actae operationem celebrarunt. (Lips. 1782.) Beide …nannte hatten in Leipzig operirt, der Italiener Caſa…ata im J. 1779, der Franzoſe Simon zwei Jahre …her. *Paul Chr. Fr. Werner* et *Chn. Gotth. Fel…* Vasorum lacteorum atque lymphaticorum ana…nico-physiologica descriptio. Fasc. 1. Tabb. IV. …ips. 1784. 4.) Diss. de therapia per electrum. …ips. 1785. 4.) (*Fr. Wilh. Theile.*)

FELLETIN, Stadt und Canton in Ober-Marche, …t Departement der Creuſe, Bezirk Aubuſſon, auf einer …hhöhe an der Creuſe, 3000 Einwohner in 440 Häuſern, …ei Kirchen, einem Hoſpital, Viehhandel, Papiermühlen, Ta…tenfabriken. In der Nähe eine Mineralquelle. (*Daniel.*)

FELLHEIM, ein Kirchdorf des bairiſchen Landge…chts Illertiſſen und Filial der katholiſchen Pfarrei Plaß, …it 60 Häuſern, 600 Einwohnern, einer Synagoge, ei…em Schloſſe, dem Sitze des von Reichling zu Meldegg'…chen Patrimonialgerichtes und einem Getreidemagazine, …unweit der Iller, 2½ Stunden von Memmingen entfernt. Der Ort gehörte früher einer adeligen Familie gleichen Namens. (*Eisenmann.*)

FELLIN (ehſtniſch Wilianda-Lin), eine kleine vor…malige Kreisſtadt in Livland im gleichnamigen Kreiſe am Flüßchen Fellin und einem See gleiches Namens, in ei…ter fruchtbaren Gegend, unter dem 58° 23′ nördl. Br. …und unter dem 43° 16′ öſtl. L., mit einem alten Schloſſe, …twa 100 Häuſern, einer Kirche und 800 Einwohnern, …ie theils Stadt-, theils Landgewerbe treiben. Kaiſer Paul …ründete hier ein mit zwei Landgütern ausgeſtattetes Fräu…einſtift. Das zerſtörte, vormals ſehr feſte Schloß ver…ient noch beſehen zu werden. Von Riga liegt der Ort …5 Meilen, von Pernau 14 und von Reval 20 Meilen …ntfernt. Das ſchöne neue Gerichtshaus von Stein nimmt …ch ſehr gut aus. Weil das kaiſerliche Niederlandgericht …ier ſeine Sitzungen hält, ſo iſt das Städtchen ſo in Auf…ahme gekommen, daß nicht nur mehre angeſehene Perſo…en aus dem Adel, ſondern auch einige bedeutende Kauf…eute ſich hier niedergelaſſen haben. Es gleicht einem läng…ichen Vierecke, zwei Straßen durchkreuzen ſich auf dem Marktplatze und theilen es in vier Quartiere, welche aber …eder eigentliche Stadttheile vorſtellen, noch beſondere Namen führen. Nicht weit davon ſtehen die Hofsge-bäude des Privatgutes Fellin, und gleich nebenan der Schloßberg mit dem alten Schloſſe. In der Vorzeit war Fellin ein bedeutender Ort, denn es hatte ſechs Stadt-kirchen und mehre Tauſend Einwohner. Der Erbauer der Stadt, die Veranlaſſung zu ihrem Namen und ihre erſten Bewohner ſind nicht bekannt. Aus der Geſchichte Livlands erhellet aber, daß der Ort ſchon vor der An-kunft der Teutſchen bewohnt, und wo nicht die Stadt, doch das daneben liegende, blos durch einen Graben da-von getrennte, Schloß befeſtigt geweſen ſei. Das letztere eroberten die Teutſchen 1210 in Verbindung mit den Liven und Letten, mußten es zwar 1222 den Sakka-lanern (dem daſigen ehſtniſchen Volksſtamme, deſſen Gau damals Sakkala hieß), als den ältern Beſitzern wieder überlaſſen, nahmen es ihnen aber bald hernach aufs Neue, ab und befeſtigten es 1224 ſtärker, worauf ſich viele Teut-ſche daſelbſt niederließen. Das Schloß, von deſſen Fe-ſtungswerken noch bewundernswürdige Überreſte zu ſehen ſind, war zur Ordenszeit immer der Sitz eines Comthurs. Im Bauernkriege 1343 wollten die Aufrührer daſſelbe überrumpeln, allein es gelang ihnen nicht. Im J. 1480 und 1560 eroberten die Ruſſen den Ort und äſcher-ten ihn ein. Darauf kamen die Polen in ſeinen Be-ſitz, mußten ihn aber 1600 den Schweden überlaſſen. Im J. 1602 nahmen die Polen ihn wieder weg und be-hielten ihn bis 1608, wo ihn die Schweden abermals er-oberten. Dieſe blieben im Beſitz deſſelben bis 1710, da ſie ſich endlich der ruſſiſchen Übermacht unterwerfen muß-ten. Die Einwohner ſind Teutſche, Ruſſen und Ehſten. Das Kirchſpiel Fellin erſtreckt ſich in die Länge auf 7½, in die Breite auf 1½ teutſche Meilen, iſt etwas hü-gelig, hat eine ziemlich hohe Lage und einen guten Korn-boden. Der Kreis grenzt gegen Oſten an den dorpat-ſchen, gegen Süden und Weſten an den pernauſchen und gegen Norden an den weſenbergſchen Kreis in Ehſtland. Man erntet von Wintergetreide das 7—12., von Som-mergetreide das 5—9. Korn. Es liegen in ſeinem Be-zirke 76 Hauptgüter, eine Spiegelfabrik, welche zu Schloß Oberpahlen gehört, mit 120 Arbeitern, eine Glashütte, welche Fenſterglas und Bouteillen liefert, eine Porzel-lanfabrik, eine Puder- und Stärkefabrik, drei Potaſchen-ſiedereien, ein Kupferhammer, eine Walk- und eine Stampfmühle, zehn Sägemühlen und zum Mahlen 20 Waſſer- und 18 Windmühlen. Außerdem mehre Kalk- und Ziegelbrennereien, große Branntweinbrennereien auf adeligen Gütern, Stutereien u. ſ. f. (*J. C. Petri.*)

FELLINGSBRO, ein anſehnliches Paſtorat der ſchwediſchen Provinz Weſtmanland, theils zu Weſterås, theils zu Örebro-Län gehörig, mit 4—5000 Einwohnern, und es hat davon auch ein mehr umfaſſender Kreis (Herad) den Namen. Die Kirche iſt von Stein und eine der ſchön-ſten Landkirchen Schwedens. Im Kirchſpiele findet man eine Menge von Eiſenhüttenwerken. — Der Arbogafluß mit ſeinen ſchönen Ufern läuft an der Grenze der Kreiſe Fellingsbro und Glanshammar (Nerike). (*v. Schubert.*)

FELLOW, bezeichnet im Allgemeinen einen Gefähr-ten, Genoſſen, im Beſondern aber denjenigen, welcher als

…e *Feller.* (Liege 1802.) Zapf a. a. O. 1. Heft. Nr. 2. Baa…er's Gel. Baiern. S. 313 fg. Erſch im Gel. Frankreich. Meu…el's Gel. Teutſchland. 2. Bd. S. 308. 9. Bd. S. 332 fg. 1. Bd. S. 216. 13. Bd. S. 368.

Mitglied eines der verſchiedenen Collegien, die bei den engliſchen Univerſitäten Oxford und Cambridge geſtiftet ſind, ein Stipendium genießt. Man muß aber, um ein Stipendiat dieſer Art zu werden, einen der verſchiedenen Grade beſitzen, welche die Univerſität den Studirenden ertheilt, wenn ſie, nach einem Aufenthalte von einer gewiſſen Dauer an der Univerſität, ſich einer Prüfung unterworfen haben. Sie werden in Graduirte und Untergraduirte eingetheilt, und genießen darnach, wenn ſie die Stelle eines Fellow erlangen, verſchiedene Rechte und ein verſchiedenes Einkommen. Die Untergraduirten leben ſehr eingeſchränkt in den Cellen des Collegiums, ſind zu einer Menge häuslicher Dienſte verpflichtet und haben die geringern Stipendien. Die Graduirten dagegen haben die Freiheit, ihren Aufenthalt auch anderswo zu wählen, und da ſie oft ein bedeutendes Stipendium beziehen, ſo befinden ſie ſich häufig auf Reiſen. Die Stipendien ſteigen von 100—700 Pfund Sterling. Ohne Verpflichtung für die Univerſität bilden ſie doch mit den Beamten derſelben ihren großen Rath. — Aus der Mitte der Fellows werden auch die ſogenannten Tutors genommen, d. h. nach teutſchen Vorſtellungen eine Art von Hofmeiſtern, welche den Studirenden gegeben oder von ihnen gewählt werden, und unter deren Aufſicht und Leitung ſie ihre Studien betreiben. (*Eiselen.*)

FELLUS (Joannes), geb. zu Suningwell in Berks um 1625, ſtand als Fähnrich in Oxford und benutzte dies zum Studiren der Theologie, wurde Prediger, Kanonikus, Diakonus, Hofprediger Karl's II. und endlich Profeſſor und Biſchof zu Oxford, wo er am 10. Juli 1686 (nach Gerber) ſtarb. Man ſagte ſonſt allerdings etwas zu viel, wenn man behauptete, die Geſchichte der Muſik habe ſeinen Bemühungen Vieles zu danken, indem er 1672 zu Oxford Hymnum ad Musam et in Apollinem et in Nemesin mit alten Muſiknoten, am Ende des Aratus cum Scholiis graecis angehängt, dem er noch eine Diatribe de musica antiqua graeca nebſt einem Specimen der alten Muſik, in einem Pindariſchen Fragmente, welches er in der S. Salvator's Bibliothek, eines Kloſters von Meſſina gefunden, beigefügt. Allein ſeit Forkel's Herausgabe der Allgemeinen Literatur der Muſik (alſo ſeit 1792) hat man wieder von der entgegengeſetzten Seite zu viel gethan, dadurch, daß alle neuere Literaturbücher der Tonkunſt den Mann völlig unberührt laſſen. Man hätte Gerber's Angabe um ſo mehr beachten ſollen, da ſie Irriges enthält, was noch durch den Zuſatz vermehrt wird: „Kircher hat ſelbiges (Fragment) in ſeine Muſurgia eingerückt." Durch dieſe Vernachläſſigung hat man den häufigen Nachſchreibern Gerber's, des vielfach durch redlichen Fleiß beglaubigten, aber darum nicht untrüglichen, Veranlaſſung gelaſſen, den Irrthum weiter zu verbreiten, was auch geſchehen iſt. Kircher kann nämlich in ſeiner Muſurgia nicht die Schrift des Fellus, dieſer aber wol das Werk Jenes benutzt haben, da die Muſurgia bereits 1650 in Rom gedruckt erſchienen war, hingegen des Fellus Schrift 1672. Kircher ſchreibt ſich auch ſelbſt im Lib. I. p. 541 die Auffindung des genannten Manuſcripts ausdrücklich zu, und theilt dort das Bruchſtück der Pindariſchen Ode ſowol in altgriechiſchen Zeichen als in unſere Noten überſetzt (es verſteht ſich nach [illegible] Anſicht) mit. Es kann hier übrigens nur angedeutet werden, daß es mit dem ganzen Fragmente doch [illegible] ſicher ſteht. Man ſehe darüber den Art. Kircher. [illegible] Allem aber geht hervor, daß Fellus nur ein [illegible] damals geltenden Behauptungen über die Muſik [illegible]chen, aber kein Förderer der Geſchichte iſt. [illegible] es ein leerer Zuſatz, wenn dem [illegible] mancherlei Compoſitionen beigemeſſen werden, [illegible] gegangen ſein ſollen. Im Gegentheil findet ſich nicht die geringſte Anzeige, daß der Mann irgend etwas [illegible] ſelbſt componirt habe. Sogar die Engländer, [illegible] doch ihre Landsleute eifrig erheben und [illegible] unberückſichtigt laſſen, rechnen ihn nicht unter die [illegible]tzer. Busby nennt ihn nicht einmal. Soviel zur Berichtigung. (*G. W. Fi*[illegible])

FELMER (Martin), geb. am 1. Nov. 17[illegible] zu Hermannſtadt in Siebenbürgen, zeigte ſchon in früher Jugend große Neigung zu den Wiſſenſchaften. Seine Elementarkenntniſſe verdankte er dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt. Er verließ dieſe Lehranſtalt 1740, um in Halle ſich dem Studium der Theologie zu widmen. Unter S. J. Baumgarten's Vorſitz vertheidigte er dort ſeine Abhandlung: De efficacia S. Scripturae naturali et supernaturali. (Halae 1741. 4.) Im Mai 1742 ging er nach Wien, wo er ſich in der geiſtlichen Beredſamkeit übte und zugleich fleißig die k. k. Bibliothek für ſeine Zwecke benutzte. An dem Gymnaſium zu Hermannſtadt, wohin er im December 1742 zurückgekehrt war, bekleidete er eine Zeit lang eine Lehrerſtelle; 1756 ward er Conrector. Zahlreiche Schüler aus mehren ſiebenbürgiſchen Städten beſuchten die durch ſeine Kenntniſſe und ſeine [illegible] wieder aufblühende Lehranſtalt, deren Rector er 17[illegible] geworden war. Sein Schulamt legte er nieder, als er 1763 eine Pfarrſtelle zu Haltau erhielt. Die [illegible] des Landlebens benutzte er zu fortgeſetzten Studien der Geſchichte ſeines Vaterlandes. Im Januar 176[illegible] erhielt er die Stelle eines Kirchen- und Schulvorſtehers in Hermannſtadt. Er war ſchon kränklich, als er das Amt antrat. Ein Anfall von Hektik endete ſein Leben am [illegible] 1767.

Unter den Schriften, von denen ein großer Theil und zwar die wichtigſten ungedruckt geblieben ſind[1]), iſt ein von ihm nach ſeinem Tode gedrucktes Handbuch der Geſchichte von Siebenbürgen[2]) eine der wichtigſten. Als Rector des Gymnaſiums zu Hermannſtadt ſchrieb er zum Gebrauch ſeiner Schüler: Tabulae oratoriae Erneſtinae, praelectionibus publicis accommodatae[3]) [illegible]

1) So unter andern eine auf drei Bände berechnete Geſchichte von Siebenbürgen von Stephan dem Heiligen bis auf die neuere Zeit; hiſtoriſche Nachrichten von den Walachen; ein Catalogus Woyvodorum Transsylvaniae, ex Diplomatibus erutus u. ſ. w. ſ. Joh. Seivert's Nachrichten von ſiebenbürgiſchen Gelehrten (Presburg 1785.) S. 86. 2) Primae Lineae M. Principatus Transsylvaniae Historiam, antiqui, medii et recentioris aevi referentes et illustrantes. (Cibinii 1780.) 3) Ohne Angabe des Druckorts und der Jahreszahl. Eine zweite Ausgabe vom J. 17[illegible]

…leichem Zwecke: Kurzgefaßte und mit Hauptſprüchen …heiligen Schrift bewieſene Grundſätze der chriſtlichen …ion. (Hermannſtadt 1764.) Einen großen Theil ſei… Mußeſtunden widmete er dem Studium der Numis… In einem Schreiben an den Herausgeber des …en aus der anmuthigen Gelehrſamkeit (Gottſched) …1. S. 742—751) gibt er Nachricht von zwei ſel… Münzen. Auch in Joachim's neu eröffnetem Münz…et (2. Th. S. 21—31) beſchreibt Felmer zehn alte …riſche Münzen [4]). (*Heinrich Döring.*)

FELMERN, Dorf im Großfürſtenthume Siebenbür… Repſerſtuhl. Dieſes Dorf iſt durch den Tod des …ofs von Großwardein und Woiwoden von Sieben…n Emerich Cibak merkwürdig, welcher hier durch …chelmörder auf Befehl des Statthalters Ludwig Gretti …J. 1534 umkam. (*v. Benigni.*)

FELONIE [1]), ſtammt her von dem gäliſchen feall …l), welches mit Verbalflexionen heißt: Treulos ſein, …ügen, verrathen; mit Subſtantivflexionen: der Betrug, …bruch, Verrath; feallan, ein Betrüger, Verräther, …uloſer. Hieraus entſtand die mittelalterliche Latinität: …o, felo, als Subſtantiv; felleus, als Adjectiv; felo…, das Vergehen des fello [2]).

Den Verräther traf bereits bei den alten Germanen …Todesſtrafe [3]), und ſo verſtand man denn ſchon im …hern Mittelalter unter fello im Allgemeinen jeden …gen, todeswürdigen Verbrecher [4]): „Damnant …lones, cruciant furcisque latrones“ [5]). In einem …gern Sinne aber verſtand man darunter denjenigen, …elcher ſich eines Treubruchs gegen ſeinen Herrn, in…onderheit gegen ſeinen Lehnsherrn, ſchuldig gemacht …tte. Dies iſt die Bedeutung, in welcher das Wort …B. vom Biſchof Ratherius von Verona gebraucht …ird, wenn derſelbe ſagt: „Cum nemo possit ferre, ut …alum audiat aliquem dicere de *suo seniore*, nisi …i maximus *fello* convincitur esse“ [6]).

In dieſem doppelten Sinne kommt nun der Aus…uck felonia auch in den lehnrechtlichen Quellen …r, z. B. in dem langobardiſchen Lehnrechte: „ut si …idem vasallus *in dominum* peccaverit etc. — Si …ro *non in dominum sed alias* graviter deliquerit“ … [7]). Zugleich wird, da die Lehnsverbindung nicht blos …den Vaſallen, ſondern ebenſo für den Lehnsherrn Ver…idlichkeiten begründet, dieſe doppelte Felonie auch auf den pflichtvergeſſenen Herrn bezogen: „Sive peccaverit (dominus) *in vasallum*, sive *in alium* [8]).

Spricht man gegenwärtig von Felonie, ſo denkt man immer an Lehnsperſonen, die ſich des Vergehens ſchuldig gemacht haben, und hat die nachtheiligen Wirkungen vor Augen, welche grade das Lehnrecht mit der Felonie verknüpft, daher man auch Felonie durch Lehnsfehler, Lehns-brüchigkeit überſetzt. Wer, ohne im Lehnsnerus zu ſtehen, ein ſchweres Verbrechen begeht, heißt heutzutage nicht mehr Feloniſt. Darin hat es ſeinen Grund, daß, während früher die von dem Vaſallen ſpeciell gegen ſeinen Herrn, oder von dem Herrn ſpeciell gegen ſeinen Vaſallen gebrochene Treue nur eine eigenthümliche Geſtaltung der Felonie im weitern Sinne war, man gegenwärtig gewohnt iſt, die letztere umgekehrt als eine bloße Nachbildung der erſtern anzuſehen, und ſo das mittelalterliche Verhältniß beider Felonie-Arten gegen einander in der That gänzlich umzukehren. Indem man alſo die Felonie nur noch als Lehns-Fehler auffaßt, verſteht man darunter zunächſt und vorzugsweiſe die Verletzungen der Lehnspflichten, und bezeichnet ganz conſequent die desfallſige Felonie techniſch als die wahre und eigentliche [9]), wogegen man die anderweitigen Vergehungen, welche zwar auch lehnrechtlich geahndet werden, allein keine Verletzungen der Lehnspflichten, ſondern nur Verbrechen gegen die bürgerliche Ordnung in ſich ſchließen, mit dem Namen der uneigentlichen, analogen, nachgebildeten, oder Quaſi-Felonie belegt [10]).

Wenngleich dem Obigen nach ſowol der Lehnsherr als der Vaſall ſich eines Lehnsfehlers ſchuldig machen kann, ſo wird doch in den Quellen des Lehnrechts die Felonie immer zunächſt auf den Vaſallen bezogen. Dieſer aber macht ſich einer wahren Felonie ſowol in allen den Fällen, wo er die zunächſt des Lehngutes wegen ihm obliegenden Pflichten verletzt, als auch in allen den Fällen ſchuldig, in welchen die Verletzung der Pflichten zunächſt gegen die Perſon des Herrn gerichtet iſt. Wie er daher, wenn er das Lehn ſchlecht bewirthſchaftet, und, ungeachtet der lehnsherrlichen Zurechtweiſung, in ſeiner Ordnungswidrigkeit fortfährt [11]), oder es ohne Zuſtimmung des Herrn an einen Fremden veräußert [12]), oder die Lehnseigenſchaft deſſelben argliſtiger Weiſe ableugnet [13]), eine ſolche Felonie begeht, ſo auch dann, wenn er den Lehnseid oder Lehndienſt verweigert [14]), die Lehngerichtsbarkeit nicht anerkennt [15]), oder die Muthung ungebührlich verabſäumt [16]). Vornehmlich aber trifft ihn die Schuld der wahren Lehnsbrüchigkeit wegen aller unerlaubten Handlungen oder Unterlaſſungen, wodurch Ehre, Freiheit, Leib, Leben und Vermögen des Herrn gefährdet werden, alſo zunächſt wegen Real- und grober Verbalinjurien [17]), wegen infamirender Klage, Anklage oder Denunciation,

---

…mehrte der Lector Daniel Fittſch in Hermannſtadt durch ein …zugefügtes Tyrocinium poeticum.

4) Vergl. *Horányi* Memoria Hungarorum etc. P. I. p. 665 …q. *Benkö*, Transsylvania illustrata. P. II. p. 519 seqq. J. …eivert's Nachrichten von ſiebenbürgiſchen Gelehrten. S. 82 fg. …eufel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verſtorbenen teut…n Schriftſteller. 3. Bd. S. 305 fg. (wo er durch einen Druck…ler Femer genannt wird).

1) *Fischer*, Promtuarium juris feudalis. Spec. II. 2) *Du*…*sne*, Glossar. s. v. *fello*. 3) *Taciti* Germ. Cap. 12. …*Dufresne* loc. laud. 5) *Domnizo* in Vita Mathildis duca…tis. Lib. I. Cap. I. (*Leibnitz*. Scriptt. Brunsvic. T. I. p. 628.) …*Dufresne* loc. laud. 7) II. F. 24. §. 11.

8) II. F. 26. §. 22. 9) Vergl. z. B. *Boehmer*, Princip. jur. feud. §. 350. 10) *Boehmer* loc. laud. §. 358. 11) II. F. 27. §. 17. 12) II. F. 52. 55. 13) II. F. 26. §. 3. 19. II. F. 34. §. 6. 14) II. F. 24. §. 6. 7. 15) II. F. 22. pr. II. F. 24. §. 1. 16) I. F. 22. pr. 17) II. F. 24. §. 5. II. F. 57.

wegen Ablegung eines Zeugniſſes gegen den Herrn in einer Criminal- oder geringfügigen Civilſache[18]), natürlich auch wegen gefliſſentlicher Verbindung mit den Feinden des Herrn, feindlichen Angriffs auf denſelben[19]), Deſertion deſſelben im Kampfe[20]), und verſäumter, dem Vaſallen möglichen Befreiung des Herrn aus der Gefangenſchaft, um ſo mehr wegen Lebensnachſtellung, Beraubung der Freiheit und Verrath[21]), überhaupt aber wegen aller feindſeligen Machinationen, namentlich wegen doloſer Entdeckung der Geheimniſſe des Herrn zu deſſen Nachtheil[22]). In gleicher Weiſe wird er Feloniſt durch unterlaſſene Foderung der Genugthuung für den Herrn oder unterlaſſene Anzeige der von Seiten Dritter drohenden Gefahren[23]).

Einer Quaſifelonie dagegen wird der Lehnsmann ſchuldig durch Überführung eines infamirenden Verbrechens[24]), unter anderm des Verbrechens des Hochverraths und der beleidigten Majeſtät[25]), des Landfriedensbruchs[26]), des Mordes, insbeſondere des Mordes naher Anverwandten, oder auch des Verrathes ſeiner Mitvaſallen[27]).

Dieſe verſchiedenen Fälle der wahren und Quaſi-Felonie werden indeſſen in den Quellen nur beiſpielsweiſe angeführt[28]); namentlich ſollen mit den ausdrücklich genannten Vergehungen alle diejenigen gleich ſtehen, wodurch ſich der Vaſall einer Felonie in gleicher oder gar noch ärgerer Weiſe ſchuldig machte[29]). Doch wird nach dem Liber feudorum, da in demſelben die Felonie mit einer ſehr harten Strafe — der Privation des Lehns — bedroht wird, immer ein ſehr arger Fehltritt erfodert[30]).

In allen den Fällen, in denen der Vaſall ſich einer Felonie ſchuldig macht, kann nun aber auch der Herr eine ſolche begehen, mit Ausnahme derjenigen, von welchen bei ihm keine Rede ſein kann. Zwar haben Manche gemeint, es könne der Herr ſich nur einer wahren Lehnsbrüchigkeit ſchuldig machen; allein mit Unrecht. Denn ausdrücklich heißt es in einem Lehntexte, quod ex *omni* felonia, qua vaſallus feudo privatur et dominus feudo privetur[31]); auch liegt dieſe Meinung andern Texten zum Grunde[32]), und während es hiermit übereinſtimmt, wenn der Vaſall ſeiner Pflichten gegen einen Herrn ledig erklärt wird, der excommunicirt oder geächtet ſein würde[33]), wird in einem noch andern Texte berichtet, daß den feloniſtiſchen Lehnsherrn die Strafe der Lehnsbrüchigkeit nicht allein dann, wenn er ſich gegen den Vaſallen (wahre Felonie), ſondern auch dann treffe, wenn er ſich gegen einen Dritten (Quaſifelonie) vergangen habe[34]).

Wie ſchon bemerkt, bedroht der Liber feudorum den Lehnsfehler, nicht blos den wahren, ſondern auch den analogen, mit dem Verluſte der Rechte, welche der Lehnsbrüchige aus dem Feudalnexus hat[35]). Daß aber die Quaſifelonie der wahren gleichgeſtellt iſt, obwol in ihr ſich gar keine Verletzung der Lehns-Pflichten enthält, erklärt ſich daraus, daß nur ehrenwerthe Leute im Feudalnexus ſtehen ſollen[36]), und die [illegible] geſchehene Überführung eines entehrenden Verbrechens geknüpft iſt.

Bei näherer Angabe der Wirkungen, welche die Felonie nach ſich zieht, iſt zunächſt zu unterſcheiden, ob die Lehnsbrüchigkeit dem Vaſallen oder dem Herrn zur Laſt fällt.

Iſt erſteres der Fall, ſo büßt der Feloniſt ſein Nutzungseigenthum ein, und zwar [illegible] wenigſtens nach dem Liber feudorum[37]), auch für ſeine Nachkommenſchaft; denn ſoviel dieſe betrifft, ſo leitet ſie ihre Rechte lediglich aus der Perſon des Feloniſten ab[38]), und kann daher auf dasjenige, was ihr Ascendent bereits verloren hat, ihrerſeits ebenfalls keinen Anſpruch machen, während dagegen die Agnaten, deren Rechte an das Lehn unabhängig von den Entſchließungen und Handlungen des Feloniſten ſind, unter deſſen Lehnsbrüchigkeit nicht mit leiden. In Folge dieſer Grundſätze fiel denn auch nach älterem langobardiſchen Rechte das Lehn des feloniſtiſchen Vaſallen, ſowol wegen eines uneigentlichen, als wegen eines eigentlichen Lehnsfehlers, bis zu dem Augenblicke, wo nach dem Abgange des Feloniſten und ſeiner Nachkommenſchaft die Agnaten in das Lehn eintraten, an den Lehnsherrn, welcher bis dahin das Nutzungseigenthum mit ſeinem Obereigenthum vereinigte[39]). Im neueren langobardiſchen Rechte gilt dies nur noch bei der wahren Felonie, indem wegen der Quaſifelonie das Lehn nicht mehr an den Herrn, ſondern ſofort an den nächſten Agnaten fällt[40]).

Hingeſehen aber auf den zweiten Fall, d. h. auf die Wirkungen des von dem Lehnsherrn begangenen Lehnsfehlers, ſo geht hier der Feloniſt ſeines Obereigenthums verluſtig, welches, wenn es allodial iſt, [illegible] mit dem Nutzungseigenthume des Vaſallen vereinigt wird[41]). Iſt es lehnbar, ſo fällt es, je nachdem die Felonie eine wahre oder analoge war, entweder an den Oberlehnsherrn, der daſſelbe bis zum erbrechtlichen Eintritte der Agnaten des Feloniſten in das Lehn behält, oder ſogleich an die Agnaten[42]). Daß es im zuerſt gedachten Falle mit dem vaſallitiſchen dominium utile für immer vereinigt wird, hat ſeinen Grund darin, daß hier den Agnaten des Feloniſten die feudalen Succeſſionsrechte nicht zur Seite ſtehen, welche ſie in dem zweiten Falle haben.

---

18) II. F. 24. §. 8. II. F. 33. §. 4. 5. 19) II. F. 24. §. 5. II. F. 57. 20) I. F. 5. pr. 21) II. F. 24. §. 2. 5. 8. II. F. 33. §. 4. 5. II. F. 57. 22) II. F. 24. §. 2. I. F. 17. 23) II. F. 24. §. 3. II. F. 55. §. 3. 4. 24) II. F. 24. §. 10. 11. II. F. 37. 25) Aurea bulla Cap. 24. Wahlcapitulation XXI, 2. 26) Landfriede von 1548. Tit. III. §. 1. 2. 27) II. F. 24. §. 11. II. F. 37. 28) I. F. 17. II. F. 24. §. 5. II. F. 37. 29) II. F. 23. pr. II. F. 24. §. 9. 30) II. F. 23. pr. II. F. 24. §. 10. 31) II. F. 47. 32) II. F. 6 in fin. II. F. 33. §. 4. 33) II. F. 28. pr. 34) II. F. 26. §. 22.

35) II. F. 24. §. 11. II. F. 47. 36) Aurea bulla Cap. 14. §. 3. II. F. 28. pr. 37) [illegible] §. 8. 10 der [illegible]büchern. Schwäbiſches Lehnr. Art. [illegible] der [illegible]berg'ſchen, Art. 85 der Laßberg'ſchen Ausgabe. [illegible] Eichhorn's Einleitung in das deutſche Privatrecht. §. 353. [illegible] II. F. [illegible] §. 17. II. F. 5. pr. 40) II. F. 24. §. 11. II. F. [illegible] 31. 37. 41) II. F. 26. §. 22. II. F. 47. [illegible] F. 24. §. 11. II. F. 31. 37.

…übrigens zieht nur die bereits wirklich vollbrachte, …die blos verſuchte Felonie den obigen Rechtsverluſt …ich [43]); außerdem muß ſie eine doloſe ſein [44]), und …h wird der Richter, bei Erledigung der Sache, auf …Beurtheilung hingewieſen [45]). Denn ein Richter… wird ſtets vorausgeſetzt, ſelbſt wenn die Wirkung …lonie ipso jure eintritt [46]); nur hat er dann blos …edeutung einer einfachen declaratoria, wogegen er …ine wirkliche sententia privatoria iſt, die in Folge … förmlich angeſtellten und verhandelten Feloniepro… ergeht [47]). Die deshalbige Klage iſt, — wie ſchon …er Natur der Felonie ſich ergibt, und ohne daß man …auf die in den Geſetzen angeführten Analogien [48]) …cht zu nehmen braucht, — eine in personam actio, …zwar inſonderheit eine Pönalklage; weswegen ſie …auch, wenn ſie nicht bereits vor dem Tode des Klä… oder Beklagten anhängig gemacht iſt, weder von den …n angebracht, noch gegen die Erben gerichtet werden …[49]). (*Dieck.*)

FELS (Jacob), geb. am 6. Jan. 1730 zu Lindau, …mete ſich zu Jena der Jurisprudenz, und ward 1752 …tiat der Rechte [1]) und Rechtsconſulent in ſeiner Va…adt. Mit der Würde eines Lehensträgers in der …zenau erhielt er 1754 die Stelle eines Syndicus und …jes des Untergangsgerichts. 1761 ward er zum Aſ…r des Conſiſtoriums und hoſpitalitiſchen Lehenvoigt er…nt, bald nachher auch zum Lehenträger der gräflichen …iſer Waldburg. Seit 1764 war er Mitglied des Ge…nen Raths, Aſſeſſor der Ökonomiedeputation, Präſes …Ehegerichts und Kriegsrath geworden. Auch die Rech…ags-Reviſions-Deputation wählte ihn 1766 zu ihrem …eſſor. 1768 erhielt er die Würde eines dritten Bür…meiſters und Steuerherrn in ſeiner Vaterſtadt. Er …rb dort am 27. Dec. 1773 mit dem Ruhme eines gründ…en Kenners der Rechte und eines raſtlos thätigen Ge…äftsmannes, der die ihm anvertrauten Ämter mit großer …wiſſenhaftigkeit verwaltete. — Als Schriftſteller machte …ſich vorzüglich bekannt durch ſeine Beiträge zur Ge…chte der teutſchen Reichstage [2]). Über die Einrich…g und die Rechte der freien Reichsſtädte gab er inter…nte Notizen in einem von ihm aus dem Nachlaſſe des …rgermeiſters Wegelin in Lindau herausgegebenen Werke [3]), von welchem jedoch nur der erſte Band erſchienen iſt [4]). (*Heinrich Döring.*)

FELS (Johann Michael), geb. am 15. Aug. 1761 zu St. Gallen in der Schweiz, der Sohn eines Modellſtechers, verdankte der Unterſtützung eines Großoheims mütterlicher Seite die nöthige Unterſtützung, um ſich dem Studium der Theologie, zu welchem ihn ſeine Neigung zog, widmen zu können. Die Profeſſoren Wegelin und Schobinger weckten und nährten in dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt ſeinen jugendlichen Fleiß, und erweiterten ſeine Kenntniſſe. Der Tod ſeines Großoheims rief ihn aus Göttingen, wohin er ſich 1782 begeben hatte. Im Herbſte 1783 übernahm er eine ihm angetragene Hauslehrerſtelle in einer gräflichen Familie zu Dortmund. 1785 führten ihn veränderte Verhältniſſe wieder in ſeine Heimath zurück, wo er Pfarrvicar zu Kappel im oberen Toggenburg ward. Im Februar 1786 erhielt er eine Lehrerſtelle der lateiniſchen Sprache am Gymnaſium zu St. Gallen, und im Auguſt 1794 eine ordentliche Profeſſur der Theologie. Schon im Februar 1792 war er zum Katecheten ernannt worden. Seit 1795 bekleidete er die Stelle eines Sonntagabendpredigers an der Kirche zu Linſebühl. 1801 ward er Diakonus und Pfarrer zu St. Leonhard in St. Gallen, 1813 dort zum vierten Stadtpfarrer, 1815 zum dritten und 1821 zum zweiten befördert. 1813 ward er zum Actuar, 1816 zum Kämmerer und 1822 zum Dekan des Capitels St. Gallen ernannt. Die mit dieſen mannichfachen Ämtern verbundenen Geſchäfte verſah er mit der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit, mitten unter Anfällen von Schwindel, die ihn 1829 nöthigten, ſeine Functionen als Pfarrer an zwei Vicare zu übertragen. Er ſtarb am 24. Sept. 1833.

Der Eifer, mit welchem er in früheren Jahren ſeine Studien betrieben, war nicht eine vorübergehende jugendliche Begeiſterung geweſen. Auch als Mann und ſelbſt als Greis, ſelbſt in den Tagen zunehmender körperlicher Schwäche, war er unabläſſig bemüht, ſeine Kenntniſſe zu erweitern. Seine Thätigkeit kannte keine Grenzen. Oft fand ihn die Mitternacht noch in ſeinem Studirzimmer. Ein großes Feld hatte ſich ſeinem wiſſenſchaftlichen Streben geöffnet mit der ihm übertragenen theologiſchen Profeſſur. Dies Lehramt entſprach ſeiner natürlichen Neigung, auch Andern nützlich zu werden durch ſeine erworbenen Kenntniſſe, welche auch Philologie und Humaniora umfaßten. In der Moral und Theologie war er ein Dualiſt, wie in der Pſychologie und Phyſiologie. Die Materie

43) II. F. 51. §. 2. 44) II. F. 23. pr. II. F. 26. §. 3. …19. II. F. 28. §. 1. 45) II. F. 24. §. 9. II. F. 28. §. 1. …II. F. 52. 55. 47) I. F. 21. pr. II. Fr. 22. §. 2. …I. F. 21. pr. II. Fr. 24. §. 9. 49) Arg. leg. 13. D. de …r. (47, 10.) leg. 10. C. de revocand. donat. (8. 56.)

1) Durch Vertheidigung ſeiner Diſſertation: De confoedera…ibus liberarum S. R. Imp. civitatum. (Jenae 1752. 4.) Über …elben Gegenſtand, mit beſonderer Beziehung auf ſeine Vater…t, hatte er das Jahr zuvor unter J. A. Hoffmann's Vorſitz …ulirt. Dieſe Abhandlung führt den Titel: De retractu, prae…is secundum statuta S. R. Imp. Civitatis Lindaviensis com…ente. 2) Der vollſtändige Titel dieſes Werkes lautet: Erſter …trag zur teutſchen Reichstagsgeſchichte, beſtehend in den Handlungen …dem Abſchiede des Anno 1495—1497 zu Lindau fürgeweſenen …chstages, und in Auszügen ſolcher Reichs- und Deputations-Tä… von 1400—1578, welche in denen gedruckten Sammlungen …r Reichs-Abſchiede vorkommen. (Lindau 1767. 4.) Zweiter Bei…g zur teutſchen Reichstagsgeſchichte u. ſ. w. (Ebendaſ. 1769. 4.)

3) *Jo. Reinh. Wegelini* Consulis quondam ac Syndici primarii in lib. S. R. I. civitate Lindaviensi. Thesaurus Dissertationum selectarum de liberis ac immediatis S. R. I. civitatibus varii argumenti, antehac separatim et dispersim editarum, nunc vero magno cum studio congestarum earumque volumen I; una cum notitia seu Bibliotheca pleniori de statu, rebus ac juribus civitatum imperialium, curante *Jacobo Fels* etc. (Landaviae et Curiae 1770. fol.) 4) ſ. Adelung's Nachträge und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1044. Meuſel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 306 fg. Hörner's Lexikon ſchwäbiſcher Schriftſteller. S. 56 fg. Baader's Lexikon verſtorbener bairiſcher Schriftſteller. 1. Bd. 1. Th. S. 163.

war ihm todt, der Körper nur Maſchine. Nichts dünkte ihm widerſinniger als der Hylozoismus oder die Hypotheſe vom Leben der Materie. Aber auch die Einheit Gottes und der Welt, nach der Annahme der Pantheiſten, vertrug ſich nicht mit ſeiner Vorſtellungsweiſe. Der ſtrengen Orthodoxie, wie dem Myſticismus war er in gleicher Weiſe abhold, und ſelbſt die von F. H. Jakobi gepredigte Glaubensphiloſophie genügte ihm nicht. In der Dogmatik galt ihm Wegſcheider als ein unerreichtes Muſter, in der Exegeſe Paulus. Dagegen eiferte er oft gegen Görres, Schleiermacher, Tholuck und Andere als den Vertretern der äſthetiſch-pantheiſtiſch-myſtiſchen Theologie.

Bei ſeinen gründlichen und umfaſſenden Kenntniſſen fehlte ihm zwar die Gabe äußerer Beredſamkeit. Doch zeichneten ſich ſeine Lehr- und Kanzelvorträge durch Gedankenfülle, Beſtimmtheit und Deutlichkeit der Begriffe, lichtvolle Anordnung und Gründlichkeit der Beweisführung ſo vortheilhaft aus, daß ſie ihren Zweck, zur Belehrung und Erbauung zu wirken, ſelten verfehlten. In allen ſeinen Leiſtungen trat das Streben hervor, Andern nach ſeinen beſten Kräften nützlich zu werden. Mit Sehnſucht ſah er einer kirchlichen Reform entgegen, von der er ſich eine umfaſſendere und ſegensreichere Wirkſamkeit in ſeinem Berufe verſprach. Groß war ſeine Bereitwilligkeit, jedes gute und gemeinnützige Unternehmen nach dem Maße der ihm verliehenen Kräfte zu fördern. Er that dies vorzüglich in ſeiner Stellung als Mitglied des Cantons-Erziehungsrathes, in den er ſchon 1799, von dem damaligen helvetiſchen Directorium gewählt, eingetreten war. Späterhin (1803) war er zum Mitgliede des großen Raths in dem Canton St. Gallen und 1822 zum Mitgliede des Schulraths und der Schulviſitation gewählt worden, wodurch er einen wichtigen Einfluß auf das vaterländiſche Schul- und Erziehungsweſen gewann. Über die Verbeſſerung der öffentlichen Töchterſchulen hatte er ſchon 1791 eine leſenswerthe Schrift zu Berlin drucken laſſen. Für den Schulgebrauch beſtimmte er auch ein von ihm herausgegebenes Lehr- und Leſebuch der lateiniſchen Sprache. (St. Gallen 1789) und ein ebendaſelbſt 1812 erſchienenes Handbüchlein der Rechnenkunſt. Unter ſeinen theologiſchen Schriften verdient eine an dem Säcularfeſte der Reformation gehaltene Rede (St. Gallen 1819) und beſonders ſein gleichzeitig herausgegebenes Denkmal ſchweizeriſcher Reformatoren nicht überſehen zu werden. Als Biograph hatte er ſich ſchon 1792 in einer anonymen Lebensbeſchreibung D. Wegelin's, Profeſſors der Geſchichte in Berlin, von einer achtungswerthen Seite gezeigt. In den letzten Jahren ſeines Lebens (1829) ließ er noch zu St. Gallen eine Abhandlung drucken unter dem Titel: Die kirchliche Trennung der Confeſſionen, im Bunde mit religiöſer Vereinigung der Gemüther *). (*Heinrich Döring.*)

FELSBERG, kurheſſiſche Stadt und Amtsort, im Kreiſe Melſungen, Provinz Niederheſſen. Sie liegt am linken Ufer der Eder, an dem Fuße eines hohen Baſaltfelſens, auf deſſen Gipfel ſich die ſchönen Trümmer der Burg Felsberg erheben. Im 11. und 12. Jahrhunderte befand ſich der Ort in dem Beſitze eines gleichnamigen Grafengeſchlechts (ſ. d. Art.), von welchem er an die Landgrafen von Thüringen und darauf an die Landgrafen von Heſſen gelangte. Nachdem im J. 1247 die hieſige Kirche dem teutſchen Orden geſchenkt, errichtete derſelbe eine Comthurei zu Felsberg. Im J. 1640 ſank die Hälfte der Stadt, nebſt der Kirche und den Ordensgebäuden, in Aſche. Im ſiebenjährigen Kriege (Februar 1761) nahmen die Franzoſen von dem ſchon längſt verfallenen Schloſſe Beſitz, und hielten es ſo lange, bis ſie im Juli 1762 durch eine dreiſtündige Beſchießung zur Übergabe genöthigt wurden. Die Stadt hat 180 Häuſer und über 1200 Einwohner, von denen ein kleiner Theil aus Juden beſteht. (*G. Landau.*)

FELSBERG (Grafen von). Die Geſchichte dieſer Grafen iſt noch ſehr dunkel. Obwol man gewöhnlich einen Grafen Meginfrid, der 960 als Gaugraf an der mittleren Fulda ſich findet (Wenck, Urk. II. 30), für den erſten Felsberger annimmt, ſo fehlt doch dazu ein hinlänglicher Grund. Die erſten Felsberger nennt uns mehr eine Urkunde von 1090: *Heinricus et frater ejus* Meginfridus de Velisberc. (*Joann.* R. Mog. II. 78.) Im J. 1100 war Meginfried todt und ſeine Mutter ſtiftete für ihn ein Seelgeräthe (Wenck II. III. S. 6). Wie es ſcheint war Meginfried hersfeldiſcher Vogt geweſen (Wenck II. U. S. 46 und 48). Von den Verhältniſſen eines Grafen Poppo von Felsberg, den man von 1152 bis 1170 findet (*Schmieder*, Beſchr. v. Caſſel. Anh. S. 29. Wenck III. U. S. 75 und *Schannat*, Trad. Fuld. p. 272) iſt nichts Näheres bekannt. Später findet man Widekind, der 1244 bereits todt war (Ungedr. Urk.) und der ein Bruder Berthold's geweſen zu ſein ſcheint. Dieſer verzichtete 1248 mit ſeiner Mutter Sophie, der Schweſter Lutgard's, Freiin von [illegible] auf Güter bei Wunſtorf (*Falke*, Tradit. Corbeiens. p. 869) und übergab den nicht unanſehnlichen Reſt ſeiner Beſitzungen in der Umgegend von Felsberg 1250 dem Kloſter Breitenau (Heſſiſche Beiträge u. ſ. w. Stück V. S. 25). Berthold hatte Bertha, Gräfin von Naumburg zur Gattin und hinterließ dieſe mit zwei Söhnen, Widekind und Berthold, welche noch 1286 lebten (Vgl. Landau's heſſ. Ritterburgen IV. S. 305 und 322). Seitdem hört man nichts mehr von dieſer Familie. Von ihr völlig verſchieden war das niederadlige Geſchlecht von Felsberg. Daſſelbe ſtammte von der Familie von Beſſe, die in der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts ſich in zwei Stämme ſchied, von denen der eine den alten Namen beibehielt, der Andere aber ſich von ſeinem Burgſitze von Felsberg nannte. Im 14. Jahrhundert beſaßen die von Felsberg anſehnliche Güter zu Herleshauſen an der Werra, ſowie unfern Lichtenau die Burg Hainbach; auch kamen ſie im J. 1400 durch Heirath zu einem Drittel der Burg Fronhauſen in Oberheſſen. Der letzte der Familie war Kraft, mit welchem dieſelbe zwiſchen 1480 — 1486 erloſch. Er wurde von ſeiner Schweſter Eliſabeth, der Gattin Gerwig's von Biſchofrode, beerbt. (*G. Landau.*)

*) ſ. Denkmal, dem Profeſſor der Theologie, J. M. Fels, gewidmet. (St. Gallen 1833.) Den Neuen Nekrolog der Teutſchen. 11. Jahrg. 2. Th. S. 614 fg. Meuſel's Gel. Teutſchl. 2. Bd. S. 309 fg. 9. Bd. S. 333. 22. Bd. 2. Liefer. S. 122.

elſen, ſ. Geognoſtik.

ELSENBEIN (Os petrosum s. Pars petrosa temporum), Pyramide (Pyramis) wird bei den thieren jener Theil des Schläfenbeins genannt, wel- as innere Ohr und einen Theil des mittleren ein- t. Es liegt an der Baſis des Schädels in deſſen ntalebene. Den Namen Felſenbein verdankt es der menden Feſtigkeit ſeiner Subſtanz, den Namen Py- ſeiner Geſtalt. Es hat beim Menſchen einigerma- ie Geſtalt einer dreiſeitigen Pyramide, deren Baſis Außen und Hinten, deren Spitze nach Innen und ſieht. Die eine Fläche ſieht nach Unten und iſt Außenfläche der Schädelbaſis ſichtbar; ſie iſt ſehr ch, trägt mehr nach Außen den Griffelfortſatz, und näher der Spitze die Öffnung des Kopfſchlagaderka- (Canalis caroticus) wahrnehmen, der aufſteigend Felſenbein eindringt, ſich dann nach Innen wendet an der Spitze des Felſenbeines öffnet. Die beiden n Flächen, die vordere und die hintere, liegen inner- der Schädelhöhle und treffen in der oberen Kante dem oberen Winkel aufeinander. Die vordere Fläche eine Rinne, welche nach Außen verläuft und in einen al (Canalis spurius Fallopii) übergeht. Auf der ren Fläche befindet ſich das anſehnliche innere oder ere Hörloch (Foramen auditorium internum), wel- bis zur Baſis der Schnecke nach Einwärts dringt, dann in den engeren Canalis Fallopii übergeht. e Fallopiſche Kanal verläuft in der Subſtanz des Fel- beines zuerſt nach Vorn, bis dahin, wo er mit dem nalis spurius Fallopii zuſammentrifft, dann biegt er ſpitzwinkelig um und verläuft gegen den hinteren nfang des Felſenbeins zurück, dann aber ſteigt er ſenk- t zur Schädelbaſis hinab, und endigt hier hinter dem riffelfortſatze als Griffelzitzenloch (Foramen styloma- ideum). Nach Außen vom innern Hörloche findet ſich ner auf der hinteren Fläche ein nach der Längsrichtung Felſenbeins liegender enger Spalt, in deſſen Grunde Aquaeductus Vestibuli ausmündet. Die vordere e Kante (der vordere Winkel) des Felſenbeines zeigt der Nähe der Felſenbeinſpitze eine durch ein queres ochenblatt getheilte Öffnung, welche zu zwei Kanälen n: der eine iſt die knöcherne Ohrtrompete (Tuba Eu- chii ossea), der andere umſchließt den Trommelfell- nner; beide Kanäle führen in die Trommelhöhle. Die tere Kante trägt zur Bildung des zerriſſenen Loches und an ihr mündet der Aquaeductus cochleae aus. e obere Kante zeigt eine ſchwache Rinne, in welcher obere Felſenbeinblutleiter verläuft.

Bei allen Säugethieren iſt das Felſenbein zwiſchen großen Keilbeinflügel nach Vorn, den Keilbeinkörper den Baſilartheil des Hinterhauptbeins nach Innen, Gelenktheil des Hinterhauptsbeines nach Hinten ein- choben. Der Zuſammenhang mit dieſen umgebenden ochen iſt bei den meiſten ebenſo innig oder ſelbſt inni- als beim Menſchen; mangelhaft iſt er dagegen bei Fledermäuſen, bei einigen Zahnloſen und bei den ech- Cetaceen. Beim erwachſenen Menſchen iſt der Trom- lknochen, der beim Fötus und noch eine Zeit lang nach der Geburt als Annulus membranae tympani getrennt exiſtirte, mit dem Felſenbeine verſchmolzen. Auch bei den meiſten Säugethieren findet dieſe Verſchmelzung des Trommelknochens ſtatt, der hier gewöhnlich blaſenförmig aufgetrieben iſt; bei den Beutelthieren jedoch ſind beide Knochenſtücke nur locker verbunden, ebenſo bei den Zahnloſen.

Den Vögeln fehlt ein Felſenbein im Sinne der Säugethiere; ſie beſitzen kein Knochenſtück, in welchem das ganze knöcherne Labyrinth (Vorhof, halbcirkelförmige Kanäle und Schnecke) enthalten wäre. Außer jenem Knochenſtücke, welches gewöhnlich als Felſenbein der Vögel aufgeführt wird (Köſtlin's hinterer Schläfenflügel) trägt auch der Gelenktheil und die Schuppe des Hinterhauptsbeines zur Bildung des Labyrinthes bei.

Die Amphibien verhalten ſich wie die Vögel. Das ſogenannte Felſenbein (Köſtlin's hinterer Schläfenflügel) umſchließt nur einen Theil des Labyrinthes, und Stücke des Hinterhauptsbeines tragen mit zu deſſen Bildung bei.

Auch den Fiſchen fehlt ein das ganze Labyrinth umſchließendes Felſenbein. *(Fr. Wilh. Theile.)*

FELSENBEINBLUTLEITER. Man unterſcheidet einen oberen und einen unteren. Der obere Felſenbeinblutleiter oder Pyramidenblutleiter (Sinus petrosus superior) iſt ein venöſer Kanal, welcher längs der obern Kante des Felſenbeines in dem hier angehefteten Hirnleinzelte verläuft, und durch ſeine beiden Enden mit dem Zeltblutleiter und dem Querblutleiter in Verbindung ſteht. In ihn münden kleine Venen aus dem Hirnzelte, von der obern und untern Fläche des kleinen Gehirns, auch wol von der Unterfläche des hintern Großhirnlappens. — Der untere Felſenbeinblutleiter (Sinus petrosus inferior) liegt in einer Rinne zwiſchen der hintern Kante des Felſenbeines und dem Seitenrande des Grundtheiles des Hinterhauptsbeines. Er ſteht nach Vorn und Innen mit dem Zeltblutleiter in Verbindung, und tritt nach Hinten und Außen ins zerriſſene Loch. Innerhalb dieſes Loches, meiſtens aber erſt außerhalb deſſelben, mündet er in die Vena cephalica interna. Zu ihm gehen wol kleine Venen vom kleinen Gehirne, von der Brücke, vom verlängerten Marke, von der harten Hirnhaut. *(Fr. Wilh. Theile.)*

FELSENBEINKNOTEN. Den Namen Felſenbeinknoten oder Felſenknoten (Ganglion petrosum, Ganglion *Anderschii*) führt eine mit Ganglienkugeln verſehene Anſchwellung des Zungenſchlundkopfnerven, welche im Verlaufe dieſes Nerven innerhalb des zerriſſenen Loches vorkommt, einige Linien unterhalb der Stelle, wo der Nerv die harte Hirnhaut durchbohrt. Der Knoten liegt im vordern Umfange des zerriſſenen Loches am Felſenbeine; aus ihm dringt der Paukenzweig oder der Jacobſon'ſche Zweig durch ein Kanälchen des Felſenbeines in die Trommelhöhle. Der Knoten darf nicht mit einem andern kleinen Knötchen am Zungenſchlundkopfnerven verwechſelt werden (Ganglion glossopharyngei superius, Ganglion *Ehrenritteri* s. *Mülleri*), welches ſich weiter oben befindet, da wo der Nerv ins zerriſſene Loch eintritt, und in welches nur ein Theil der Faſern des Nerven eingeht. *(Fr. Wilh. Theile.)*

FELSENBEINNERVEN. Es werden jetzt fünf Nervenzweigelchen in der Anatomie als Felſenbeinnerven oder Felſennerven (Nervi petrosi) aufgeführt. Sie zerfallen zunächſt in die oberflächlichen und die tiefen. Die oberflächlichen (Nervi petrosi superficiales) ſind: a) Der größere oder innere (N. p. s. major s. internus), ein Verbindungsfädchen zwiſchen dem Ganglion geniculatum des Nervus facialis und dem Ganglion sphenopalatinum des Ramus secundus trigemini. Dieſes Fädchen heißt auch Ramus superficialis nervi Vidiani. b) Der kleinere oder mittlere (N. p. s. minor s. medius), ein Verbindungsfädchen zwiſchen dem Ganglion geniculatum des Nervus facialis und dem Ganglion oticum des Ramus tertius trigemini. c) Der dritte oder äußere oder kleinſte (N. p. s. tertius s. externus s. minimus), ein Verbindungsfädchen zwiſchen dem Ganglion geniculatum des Nervus facialis und dem Nervengeflechte, welches auf der Art. meningea media liegt. Die tiefen (Nervi petrosi profundi) ſind: a) Der größere (N. p. p. major), jener Theil des ſogenannten Vidiſchen Nerven, welcher die Verbindung zwiſchen dem Plexus caroticus und dem Ganglion sphenopalatinum des Ramus secundus trigemini vermittelt; daher auch Ramus profundus nervi Vidiani genannt. b) Der kleinere (R. p. p. minor), ein Nervenfädchen, welches einerſeits mit dem Nervengeflechte in der Paukenhöhle, alſo namentlich mit dem Ramus tympanicus nervi glossopharyngei, andererſeits mit dem N. petr. prof. major zuſammenhängt. Es liegt in einem Kanälchen der Scheidewand zwiſchen Canalis caroticus und Tuba Eustachii. (*Fr. Wilh. Theile.*)

Felsenburg, ſ. Schnabel.

Felsenstrauch, ſ. Azalea.

FELSÖ TORJA, Dorf im Großfürſtenthume Siebenbürgen, haromſeker Stuhl, obern Kreiſes, alſchotſchernatoner Bezirk, zum Theil von Grenzſoldaten, zum Theil von Provinzialiſten bewohnt. Auf dem Gebiete dieſes Dorfes ſind mehre Sauerquellen, und in der Nähe desſelben iſt der merkwürdige Berg Búdos (ſ. Bálványos). (*v. Benigni.*)

FELTON (William), ein Geiſtlicher (Praebendarius) von Hereford, blühete um 1740, vorzüglich als Componiſt für das Klavier oder den Flügel, d. i. Kielflügel, ſchon damals beliebt in einer Zeit, wo für die Taſteninſtrumente Händel's und Domenico Scarlatti's derartige Tonſätze die meiſten Liebhaber in England zählten. Beide am höchſten geſchätzte Meiſter ſind bekanntlich in ihrem Style ſehr verſchieden. Im abweichenden Geſchmacke ſetzten Alberti und Paradies. Eine vierte Art hatte ſich Wilh. Felton gebildet, ein Gemiſch von Händel's Einfachheit und von Alberti's Lebhaftigkeit. Dieſe Miſchung gefiel beſonders in ſeinen drei Heften Concerten, von denen nach Busby zwei ſehr bewundert und allgemein geſpielt wurden. Noch 1761 waren ſeine Flügelwerke ſo beliebt, daß Cocchi in ſeiner Oper la famiglia in Sumpilia ein Thema Felton's (was die Engländer Ground nennen) anbrachte. Man kannte es allgemein. In Preſton's Muſikverlage von 1797 fand Gerber noch folgende gedruckte Klavierwerke Felton's angeführt: Concertos [illegible] Harpsichord. Op. 1: Sonatas for the Harpsi[illegible] 3; u. Sonatas etc. Op. 6. (*G. W. F[illegible]*)

FELTON oder FELTON-BRIDGE, [illegible] der engliſchen Grafſchaft Northumberland, [illegible] Morpeth, in einer durch den Fluß Coquet, [illegible] und über welchen hier eine ſteinerne Brücke [illegible] deſſen Ufer von Felſen und waldbekränzten [illegible] faßt ſind, romantiſchen Gegend. [illegible] Ort nicht, auch zählt er nur ungefähr 900 [illegible] (*[illegible]*)

FELTRIA, jetzt Feltre, wird [illegible] Itinerar. *Anton.* p. 280 an der [illegible] Fluſſes Plavis, jetzt Piave im venetianiſchen [illegible] nius (H. N. III, 19 [23]) führt unter den [illegible] Völkerſchaften die Fertini an, nach Übereinſtimmung [illegible] Handſchriften. Schon Hardouin wollte ändern [illegible] welche auch bei Caſſiodorus vorkommen. (*L. [illegible]*)

Felucke, ſ. Schiff.

FELUPEN oder FLUPS, engl. FLOOPS, [illegible] Negervolk in Senegambien, etwa 50,000, [illegible] langhaarig, mit eigener Sprache. Ihr Land liegt [illegible] Meeresküſte, ſüdwärts von Kombo und Feizi, [illegible] vom Fluſſe Paſga, am Fluſſe Kaſamanſa, der [illegible] mehren Armen in das Meer ergießt. Zwiſchen den [illegible] lichſten Arme und der Mündung des [illegible] wohnen die völlig unabhängigen Felupen, ein [illegible] bariſches, kühnes, räuberiſches und grauſames [illegible] jedoch fleißig Reisbau und Viehzucht treibt, ſich [illegible] Handel und Sklavenfang beſchäftigt. Ihre [illegible] einfach und roh, ihre Religion Fetiſchismus. Die [illegible] ihrer Oberhäupter iſt ziemlich beſchränkt und [illegible] nicht erblich. Die Karten geben Schak, [illegible] Wintaim als Orte der Felupen an; früher [illegible] Portugieſen in ihrem Lande zwei Niederlaſſungen [illegible] kon und Ghingbin. (*[illegible]*)

FELVINTZ, walachiſch Vintzu d'ineos, [illegible] flecken im Großfürſtenthume Siebenbürgen, [illegible] Stuhl, unter-aranyoſcher Bezirk. Der Hauptort [illegible] Stuhls, Sitz des Stuhl-Officialats, mit einer [illegible] und einer reformirten Pfarre und einer Poſt auf der [illegible] ſtraße von Karlsburg nach Klauſenburg am [illegible] fluſſe. (*v. Benigni.*)

FELWICE, teutſch Pfählwies, ein zur [illegible] herrſchaft Blauda gehöriges Dorf im [illegible] Mährens, hoch gelegen, weshalb ihm die [illegible] Nordwinde frühen Winter und ein ſpätes Frühjahr [illegible] gen; nach Geppersdorf eingepfarrt und dahin auch zur Schule gewieſen; von der von Schönberg nach [illegible] ſtein führenden Straße durchſchnitten, mit [illegible] Häuſern, 215 Einwohnern, einer Erbrichterei und einem Wirthshauſe. Das Dorf beſtand ſchon im J. 1614. [illegible] Umgegend zeichnet ſich als Fundort intereſſanter [illegible] lien aus. (*G. F. Schreiner.*)

FEMERN, eine däniſche Inſel in der Oſtſee, [illegible] Herzogthume Schleswig gehörig, ebenſo nur durch [illegible] ¼ Meile breite, Meerenge, den femerniſchen Sund, [illegible] Holſtein (Wagrien) getrennt und etwa ſieben Meilen [illegible]

…wigſchen Feſtlande entfernt; die nächſte däniſche In… …t das vier Meilen entlegene Laaland. In kirchlicher …cht bildet Femern eine eigene Propſtei mit vier …eien (Burg, Bannesdorf, Landkirchen und Peters…), in welchen ſieben Prediger fungiren, unter der …ralſuperintendentur Schleswig. Auf 2⅔ □ Meilen …g hier im J. 1840 die Bevölkerung 8042 Seelen, …n 1762 in der einzigen Stadt Burg, außerhalb …er 22 Diſtricts- und zwei Nebenſchulen beſtehen. … Volksſprache iſt platteutſch; in den Kirchen wird …eutſch gepredigt. Die älteſten Bewohner waren …en, wie in dem holſteiniſchen Wagrien, im 13. Jahr…rt ſchon mit Teutſchen und Dänen vermiſcht. 1419 …te Erich von Pommern bei der zweiten Eroberung …urchtbares Blutbad unter den Einwohnern an, die …ganz vertilgt wurden. Seit 1713 gehört die Inſel … Krone Dänemark.

Die Inſel iſt eben und faſt waldlos (das einzige …e Gehölz trifft man bei Staberhof im Oſterkirchſpiel), … und da bei hohem Waſſerſtande der Überſchwemmung …eſetzt und erzeugt viel Weizen, Gerſte und Erbſen. … Torf iſt nicht vorhanden, daher den Ärmern Erbſen… und Miſt als Feuerung dient. Bäche kommen nicht … aber Quellen. Das Land iſt, wie in den Marſch…nden, unbeſchränkt theilbar. Die Pfluglaſten werden … Drimbtſaat vertheilt, deren man für die ganze Inſel … Acker 10,311¼ und an Wieſen 2154½ rechnet.

Femern wird in drei Theile, das Weſter-, das Mit-… und das combinirte (Norder- und Oſter-, Burg …d Bannesdorf-) Kirchſpiel eingetheilt. Jedes dieſer drei …chſpiele hat ſein eigenes Gericht, beſtehend aus einem …ämmerer und ſechs Richtern, wozu Eingeſeſſene vom …ntmann ernannt werden. Von dieſen Gerichten kann … die „Macht der Geſchworenen" appellirt werden, welche, …ter dem Vorſitze des Amtmanns, aus den Gerichtsper…en der andern Kirchſpiele beſteht. Das femernſche …ndrecht ward 1326 gegeben und 1558 erneuert. In …nomiſchen Angelegenheiten hat jedes Kirchſpiel vier …uptleute, jedes Dorf ſeine Gemeindeleute. Burg hat …adtverfaſſung.

In kirchlicher Hinſicht beſtehen vier Conſiſtorien, in …chen die Kirchenviſitatoren, der Amtmann und der …opſt, präſidiren, und die Paſtoren, der Diakonus des …ungsortes und einige Weltliche Mitglieder ſind. Im …hling, vor der Ernte und vor der Herbſtſaat werden …s Mal zwei Bettage gefeiert; Tage und Texte be…mt der Propſt.

Der Stadt Burg wird zuerſt im 14. Jahrh. ge…t; einſt blühte ſie durch Schiffahrt und Handel; jetzt …er Hafen verſandet und die Einwohner ernähren ſich …ptſächlich vom Ackerbau. An der Stadtſchule ſtehen … Lehrer. Die Stiftung zum heiligen Geiſt hat 33 …nenbuden, deren alte und ſchwächliche Bewohner alle … Tage 7 Pfund Brod und jährlich 4 Scheffel Holz…en und 1 Paar Schuhe erhalten. Im Norderkirch…e Bannesdorf ward 1832 beim anſehnlichen Dorfe …tgarden der Leuchtthurm Marienleuchte errichtet. — …er den Kirchdörfern iſt das weſtliche, Petersdorf, deſ-ſen geräumige Kirche einen 200 Fuß hohen Thurm hat, das größte, mit etwa 120 Häuſern und 700 Einwohnern; danächſt iſt das größte Dorf der Inſel Däniſchendorf im Kirchſpiele Petersdorf mit 4 bis 500 Seelen. Nach Jenſen's kirchl. Statiſtik des Herzogthums Schleswig. 4. Lieferung. (Flensburg 1842.) (*v. Schubert.*)

FEMSJÖ, eine Pfarrei in der ſchwediſchen Provinz Småland, Kreiſes Weſtbo, Län's Jönköping, um 1828 mit 590 Seelen; 13¾ Meilen von Jönköping entlegen, eine Meile lang und breit. Die von Stein und Holz gebaute Kirche ward 1739 erneuert. Die Pfarrei bildet die ſüdweſtliche Spitze und Grenze des Län Jönköping gegen Halland. An dieſer Grenze liegt der See Frillen, wo die Erdzunge Wrangnäs Grenzpunkt iſt. (*v. Schubert.*)

FEM SÖEN, ein ſüßes, tiefes Gewäſſer im Filial Rokke, Pfarrei Bjerg, Idde und Marker-Voigtei, Amtes Smaalehnen im ſüdlichen Norwegen, theilweiſe auch zur Pfarrei Idde gehörig, ½ Meile lang und ungefähr ebenſo breit. Außer Flüßchen und Bächen nimmt dieſes Gewäſſer die großen Flüſſe Steen, Ganeröe und Torpedel auf; es liegt nur eine kleine halbe Meile von Fredrikshald und doch mehr als 200 Fuß höher als dieſe Stadt. (*v. Schubert.*)

FENAROLI (Fedele), geb. 1733 zu Neapel, gleich in ſeiner erſten Jugend der Tonkunſt ergeben, mit Talent begabt und auf dem dortigen großen Conſervatorio gebildet, hob ſich bald vor ſeinen Mitſchülern beſonders in theoretiſchen Kenntniſſen der Tonkunſt, wohin ihn ſeine Neigung zu einem ſtillen, ſpeculativen Leben trieb. Schon früh zeigte er ſich als ein geſchickter, eifrig gewiſſenhafter Lehrer, durch Freundlichkeit und Uneigennützigkeit ſich allgemeine Liebe erwerbend. Dieſe Vorzüge, in Italien ſeltener als in Teutſchland, wurden erkannt; man wählte ihn daher zum erſten Lehrer des Contrapunktes am dortigen Conſervatorio St. Onofrio, dem zweiten Conſervatorium zu Neapel; daher Maestro del secondo conservatorio. Sein raſtloſer Eifer machte ihn in Italien bald außerordentlich nützlich und berühmt. Unter Andern ſind Cimaroſa und Zingarelli aus ſeiner Schule hervorgegangen. Dieſer Lebensweiſe blieb er unausgeſetzt treu, da ihm die Neigung für jede geräuſchvollere Thätigkeit, auch ſelbſt für eigentliche Tondichtung, wie vielmehr für glänzende praktiſche Ausübung der Kunſt, faſt gänzlich abging. Als nun die traurigen Zeiten der Revolution auch Italien verwüſteten, wurden auch die Beſitzthümer der beiden neapolitaniſchen Conſervatorien theils geplündert, theils eingezogen, ſodaß der Gehalt der Lehrer wegfiel. Fenaroli ſetzte jedoch ſeinen Unterricht ſo treu fort, als vormals, ohne von ſeinen Zöglingen, die als Schüler des Conſervatoriums unentgeltlich erzogen wurden, auch nur die geringſte Entſchädigung zu verlangen. Spärlich lebte er mit ſeiner Familie von den kleinen Erſparniſſen, die er in früherer Zeit gemacht hatte. Die Noth konnte nicht ausbleiben. Ferdinand IV. bewilligte ihm 1805 eine kleine Penſion, die monatlich etwa 18 Thaler betrug. Aber auch dieſe fiel wieder weg, als der Hof ſelbſt, und nur zu ſchnell, in die traurigſte Lage verſetzt worden war.

Seit 1806 lebte Fenaroli allein von dem geringen Verdienſte, den ihm der Unterricht brachte, den er Fremden ertheilte. In ſeinen letzten Lebenszeiten ging es ihm wieder beſſer, da der König ihn von Neuem als Lehrer am Conſervatorio angeſtellt hatte. Er ſtarb 1818. Von ſeinen Schriften, deren er kaum mehre verfaßt haben möchte, werden genannt: Regole musicale per i principianti di Cembalo. Napoli, per *Mazzola*, 1795. Dieſe Schrift wurde mit einer franzöſiſchen Überſetzung wieder abgedruckt zu Mailand bei Ricordi. Ferner: Partimenti, ou Basse chiffrée, divisée en 6 Livres d'Exemples. (Paris, chez *Carli.*) Ob ſie nun gleich nichts weiter als Regeln für das Accompagniren enthält, ſo wird ſie doch von den Italienern, die in neueren Zeiten ſich mit einigermaßen theoretiſchen Werken nicht ſonderlich befaſſen, für eine Seltenheit erklärt, die ihrem Verfaſſer zu großen Ehren gereicht. In den allerneueſten Zeiten iſt dies in Italien wieder etwas beſſer geworden, wenn auch nicht viel, weil der Buchhandel noch immer ſchlecht geordnet und das Eigenthumsrecht nicht geſchützt iſt. Die Italiener ehren den Fenaroli als ihren vorzüglichſten Theoretiker ſeiner Zeit und ſetzen ihn daher gern mit unſerm Albrechtsberger in Wien in eine Claſſe, was jedoch nur in ſoweit gelten kann, als Fenaroli für Italien ungefähr daſſelbe wirkte, was Albrechtsberger für Wien und öſterreichiſche Künſtler that, nicht aber im Vergleiche der contrapunktiſchen Kenntniſſe. (*G. W. Fink.*)

FENAROLI (Camilla Solar d'Asti), aus einem edlen Geſchlechte in Breſcia, in den erſten Jahren des 18. Jahrh. geboren. Ihre Erziehung war überaus verſäumt worden, dennoch führte angeborener Geiſt ſie nach und nach zu einer bei Frauen, beſonders in Italien, ſeltenen Bildung. Sie hatte damit angefangen, leidenſchaftlich Romane zu leſen; dann leitete ein beſſerer Sinn ſie zu den italieniſchen Dichtern des 16. Jahrh., durch welche das poetiſche Talent in ihr ſelbſt mächtig angeregt wurde. Obwol verheirathet und als Gattin wie als Mutter untadelig, wußte ſie doch einen bedeutenden Theil ihrer Zeit auf ernſte philoſophiſche Studien zu verwenden, welche ſie freilich nur mit Hilfe franzöſiſcher Schriftſteller betreiben konnte. Ihr Haus war lange Zeit der Mittelpunkt aller Gebildeten in und um Breſcia und auch von Fremden fleißig beſucht. Ihre Dichtungen finden ſich in verſchiedenen Sammlungen, vorzüglich in den Autori Bresciani viventi vom Grafen Romali herausgegeben. Sie ſtarb 1769. (*Blanc.*)

FENARUOLO (Girolamo), aus Venedig, wahrſcheinlich im Anfange des 16. Jahrh. geboren, hat den größten Theil ſeines Lebens zu Rom im Dienſte des Cardinals Farneſe zugebracht, wo er auch 1570 ſtarb. Man hat von ihm eine Sammlung Rime, welche erſt nach ſeinem Tode 1574 in Venedig erſchienen. Wahrſcheinlich in das Jahr 1544 fällt die Abfaſſung ſeiner vier Satiren in terza rima, welche Sanſovino in ſeine Sammlung 1560 aufgenommen hat. Sie gehören zu den verſchollenen Werken dieſer Art. (*Blanc.*)

FENCHEL (Mat. med.). Die im ſüdlichen Europa wild wachſende, im nördlichen leicht gedeihende und als Arzneimittel, ſowie zu ökonomiſchen [illegible] Pflanzengattung Foeniculum vulgare [illegible] culum *L.* Meum foeniculum *Spr.* [illegible] ihren Theilen ein heilkräftiges, ätheriſches [illegible] ter Menge kommt es in den Früchten [illegible] ten Fenchelſamen (Semina foeniculi), [illegible] Semina calida majora gezählt wurden [illegible] zwei Linien lang, länglich-oval, [illegible] thümlichen, ſüßlich-gewürzhaften [illegible] den die meiſten Menſchen angenehm [illegible] Fenchelſamen werden daher jetzt [illegible] obſolet iſt die ſonſt gebräuchliche, [illegible] ſchleimige, etwas bitterliche Wurzel [illegible] Radices quinque aperientes majores [illegible] ebenſo das Kraut (Hb. foeniculi s. [illegible] Milchdecoct Haller auf entzündete Brüſte [illegible] empfahl. Neben dem gemeinen oder [illegible] ſamen kommt noch der italieniſche oder [illegible] foeniculi dulcis s. Cretici s. Romani, [illegible] dolce) vor, deſſen Früchte länger, ſtärker [illegible] und ſüßlicher ſind. Die Mutterpflanze [illegible] deſſen junge Wurzeltriebe in Italien [illegible] lat genoſſen werden, hat nur eine einjährige [illegible] wird nur 1—2 Fuß hoch, und unterſcheidet [illegible] ganzen Habitus mehrfach von dem gemeinen Fenchel, [illegible] deſſen Varietät ſie fälſchlich von Linné angeſehen [illegible] es iſt vielmehr eine eigene Species, die ſchon [illegible] als Foeniculum dulce bezeichnet wurde. (In [illegible] werden die Früchte des einjährigen Foeniculum pa[illegible]rium *De C.* gleich unſerem Fenchel benutzt. [illegible] iſt die Wurzel von Foeniculum capense *De C.* [illegible] Speiſe im Gebrauch.)

Der Fenchelſamen enthält als Hauptbeſtandtheile das weißlich-gelbe, eigenthümliche, ätheriſche Fenchelöl ($^{1}/_{18}$ — $^{1}/_{35}$), einen harzigaromatiſchen, gelind ſcharfen Extractivſtoff ($^{1}/_{12}$), ein grünes, fettes Öl ($^{1}/_{5}$). [illegible] ganzen Samen ſind zwei Präparate officinell, die Aqua foeniculi und das Ol. aether. foeniculi, aus welchem wieder der Fenchelölzucker (Elaeosaccharum foeniculi) bereitet wird. Früher waren auch die überzuckerten Fenchelſamen (Confectio foeniculi) im Gebrauche.

Die Wirkung des Fenchelſamens iſt die der gelinde ätheriſchen Mittel, ſchwach reizend, krampfſtillend für die Verdauungs- und Reſpirationsorgane, daher blähungtreibend und verdauungbefördernd, ſchleimauflöſend und expectorirend. Daher ſeine Anwendung in folgenden Fällen:

1) Bei Verdauungsſtörungen, bei Verſchleimung, Säure, Flatulenz, Krampf- und Windkolik, namentlich bei Wöchnerinnen und Säugenden, ſowie bei deren Kindern. Am gebräuchlichſten iſt in ſolchen Fällen ein ſchwaches Infusum foeniculi oder die Aqua foeniculi. Ein mäßiger Zuſatz eines ſchwachen Fencheltheés zur Milch der Kinder, die entwöhnt werden, oder das [illegible] Einflößen des Thees bei Säuglingen, verhindert das [illegible]treten von Blähungen und wirkt ſo beruhigend. Bei Flatulenz kann auch das Ol. aether. in den Unterleib eingerieben werden. 2) Zur Beförderung und Verbe-

Milchſecretion der Wöchnerinnen. Schon Hip- gedenkt des Fenchels für dieſen Zweck. Man hat chdecoct oder auch das wäſſerige Decoct (unter nderer gelind-ätheriſcher und ſchleimiger Subſtan- pfohlen, beſonders aber Roſenſtein's Pulvis ga- eus: ℞ Magnes. carb. ℥ß. Sem. foenic., ort. aurant., Sacch. alb. aa ʒjj, welches in et- dificirter Form auch in einige Pharmakopöen über- n iſt. Ohne den poſitiven Einfluß des Fenchels Vermehrung der Milchſecretion grade in Zweifel zu wollen, möchte ich doch den weſentlichen Nutzen chels für Wöchnerinnen mehr in der erzielten Re- g der Darmfunction ſuchen, bei der Wöchnerin als mittels der genoſſenen vom Fenchel imprägnir- Milch beim Säuglinge. 3) Bei Störungen der mhaut der Luftwege, bei Katarrh, Blennorrhöe, n, Heiſerkeit, Aſthma, mit andern geeigneten Mitteln nirt. Namentlich benutzt man in ſolchen Fällen g die Aqua foeniculi als Excipiens oder Solvens Mixturen, oder man ſetzt pulverförmigen Arzneien den hel in Subſtanz zu. Der Fenchel iſt daher auch rfach ein Beſtandtheil von Bruſtſpecies. 4) Manchen neien wird das Elaeosacch. foenic. oder das Fen- pulver als bloßes Corrigens saporis zugeſetzt.

(*Fr. Wilh. Theile.*)

Fenchelholz, ſ. Sassafras.

FENELON (François de Salignac de Lamothe), rzbiſchof von Cambray, war zu Perigord, in dem Schloſſe enelon geboren den 6. Aug. 1651. Er ſtammte aus ner altadeligen, gräflichen Familie und aus einer zweiten Ehe, welche ſein Vater mit Louiſe de la Cropte de St.-Abre, gleichfalls aus einer berühmten Familie, geſchloſſen atte. Bis in ſein 12. Jahr ward Fenelon im väter- ichen Hauſe erzogen. Seine Erziehung war einfach, treng religiös und ſorgfältig. Der Sprößling des ſpätern Alters ſeines Vaters war er deſſen Liebling, und ein ichtiger Lehrer brachte ihm nun gründliche Kenntniß der aſſiſchen Sprachen, des Griechiſchen und Lateiniſchen, bei, nd das Leſen der Claſſiker gab der Denk- und Aus- ucksweiſe des zwar ſchwächlichen, aber äußerſt lernbe- erigen und gemüthlich auffaſſenden, Knaben jene Klar- it und Rundung des Stils, die man ſpäter „den Fe- elon'ſchen Stil" zu nennen pflegte.

Nach vollendetem 12. Jahre bezog Fenelon die da- als blühende Univerſität Cahors, beendete hier den Cur- s der Humaniora und der Philoſophie, und erregte Auf- hen durch ſeine Fortſchritte und ſeine frühreifen Fähig- eiten. Darum nahm ſich ſein Oheim, der Marquis An- on von Fenelon, ſeiner weitern Erziehung an, ließ ihn ach Paris kommen und brachte ihn, zur Fortſetzung ſei- er Studien, in dem College du Pleſſis unter, welchem in verdienter Director, Namens Gobinet, vorſtand. Jetzt idmete ſich Fenelon auch der Theologie, und in ſeinem 5. Jahre durfte der junge Abbé ſchon ſeine erſte Predigt blegen, welche ungemeinen Beifall erhielt. Sein Oheim, ie Nachtheile zu freigebig geſpendeter Lobſprüche für ſei- en Neffen fürchtend, brachte ihn in das Seminar von St. Sulpice, das von dem würdigen Tronſon geleitet wurde. Hier befeſtigte ſich in ihm jener Sinn wahrer Frömmigkeit, chriſtlicher Ergebung und der innigen, aber milden Begeiſterung für Kirche und Glauben, welche fort- an ſeine Handlungsweiſe regelten. Zwei theologiſche Schu- len herrſchten damals in Frankreich, die ſtreng rigoriſtiſche von Port-Royal und die gefügige der Jeſuiten; Fenelon neigte ſich, nach ſeiner Sinnesweiſe, zu der letz- tern, jedoch ohne ſklaviſche Anhänglichkeit. Er erhielt zu St. Sulpice die prieſterlichen Weihen und widmete ſich drei Jahre lang mit Eifer und Erfolg dem praktiſchen kirchlichen Dienſte. Doch er wünſchte ſich einen weitern Kreis des Wirkens; als Miſſionair hoffte er dieſen zu finden und gedachte nach Canada zu gehen. In Berück- ſichtigung ſeiner Schwächlichkeit aber beſtimmte er ſich für die Levante, die ihn auch wegen ihrer claſſiſchen Erinne- rungen anzog. Der Erzbiſchof Harlai von Paris aber ernannte ihn, damit er dem Vaterlande erhalten würde, zum Superior „der neu bekehrten Katholikinnen und der Schweſtern der Madeleine de Traisnel." Zehn Jahre verwaltete er auch dieſes Amt mit gewohnter Gewiſſen- haftigkeit, und ſchrieb, als ſeinen erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuch, eine „Abhandlung über die Erziehung der Töch- ter," Traité sur l'éducation des filles. — Sein Oheim, der Biſchof von Sarlat, trat ihm, zu einer ſorgenfreiern Stellung in Paris, ſein Priorat von Cavanac ab, das 3—4000 Livres Einkünfte gewährte. Die Streitigkeiten zwiſchen der katholiſchen und proteſtantiſchen Geiſtlichkeit über die rechte Seelſorge veranlaßten Fenelon zur Abfaſ- ſung einer dahin zielenden Schrift: „Traité du Ministère des Pasteurs."

Die Aufhebung des Edicts von Nantes durch Lud- wig XIV., 1685, entriß den Proteſtanten in Frankreich die Glaubensfreiheit. Durch abgeſendete Dragoner und rechtgläubige Prieſter ſollten ſie der katholiſchen Kirche wieder zugeführt werden. Fenelon ward zu einer Miſſion nach Saintonge und Poitou auserſehen. Er er- bat ſich die eigene Auswahl ſeiner Gehilfen, verbat die Anwendung militairiſcher Gewalt, und machte durch Sanft- muth und Überredung in dieſen eifrig proteſtantiſchen Pro- vinzen überraſchende Fortſchritte; heutzutage hängen ſie mit Fanatismus der katholiſchen Kirche an. Fenelon klagte jedoch über die Mühſeligkeit ſeines Bekehrungsge- ſchäfts, die Hugenotten ſeien hartnäckig und ungelehrig, ohne aber den Muth der Märtyrer zu haben. Der An- blick der Dragoner würde ſie ſelbſt zur Annahme des Korans bewegen, ſagt er in einem Schreiben an Boſſuet. Seinem Wunſche gemäß nach Paris zurückberufen, ſtat- tete er dem Könige einen mündlichen ausführlichen Be- richt ab über die religiöſen Zuſtände in jenen Provinzen; bemerkte, was noch zu thun ſei, und auf welche Weiſe es geſchehen müſſe, rühmte den Eifer ſeiner Gehilfen und ſchwieg über das, was er ſelbſt geleiſtet. Zwei Jahre lag er dann ſeinem vorigen geräuſchloſen Berufe wieder ob. Seine Tüchtigkeit wurde dennoch erkannt, darum wählte ihn Ludwig XIV. 1689 zum Lehrer und Erzieher ſeiner drei Enkel, des Herzogs Ludwig von Burgund und deſſen Brüder, der Herzoge von Anjou und von Berry.

Dem Erſtern, dem muthmaßlichen Thronerben, war ſeine vornehmſte Sorge gewidmet. Mit trefflichen Anlagen verband dieſer Prinz aber auch große, bereits tief wurzelnde Fehler; wüthenden Jähzorn, Stolz, Widerſpenſtigkeit, Hang zum Vergnügen, zur Spötterei und Verhöhnung des Höchſten und Heiligſten. Durch Feſtigkeit und richtigen Takt wandelte Fenelon ſeinen Zögling gänzlich um, und er würde ein ausgezeichneter Regent geworden ſein, hätte ihn nicht ein frühzeitiger Tod hinweggerafft. Zum Behufe ſeines Unterrichts ſchrieb Fenelon ſeine „Fabeln" und „Todtengeſpräche" — fables und dialogues des morts — erſtere mit einer moraliſchen Tendenz, letztere zu richtiger Würdigung hiſtoriſcher Charaktere. Trotz des äußern Glanzes ſeiner Stellung klagte Fenelon zuweilen über Geldverlegenheiten, da ihm ſein Gehalt unordentlich ausgezahlt wurde. Er ward zum Mitgliede der Akademie gewählt, 1693, und entfaltete bei der herkömmlichen Lobrede ſeines Vorgängers, Peliſſon, ſeine glänzende Beredſamkeit; unvergeſſen blieb, was er von ihm ſagte: „um ſeine Tugend ganz zu zeigen, fehlte blos, daß er unglücklich war, und er wurde es." 1695 ernannte ihn der König zum Erzbiſchof von Cambray, mit Beibehaltung ſeines Erziehungsgeſchäfts; mit ſeltener Uneigennützigkeit gab er, wegen nun vermehrter Einkünfte, ſeine Abtei von St. Valery auf. Doch ein 1697 von ihm veröffentlichtes Werk: „Explications des maximes des Saints sur la vie intérieure," verwickelte ihn in einen theologiſchen Streit mit Boſſuet; er ward vom Hofe in ſeine Diöceſe verwieſen; der Papſt Innocenz XII. verdammte 23 Sätze jenes Werkes als irrig und ketzeriſch, und Fenelon bequemte ſich ohne Murren und Widerſtreben zur Widerrufung derſelben. Unter dem Namen der quietiſtiſchen Streitigkeiten, des Quietismus (ſ. d. Art.), wurde dieſer Kampf mit Hitze von den Theologen geführt. Die höchſte Berühmtheit unter Fenelon's Werken erlangte ſein Roman „Les aventures de Télémaque," zur Belehrung ſeines Zöglings beſtimmt, um ihm das Muſter eines vollkommenen Königs vorzuführen. Allein dieſes zog ihm die völlige Ungnade Ludwig's XIV. zu; man glaubte in dieſem Buche Anſpielungen auf den König, auf viele Perſonen des Hofes, auf den Kriegsminiſter Louvois zu finden, und der angefangene Druck durfte nicht vollendet werden. Zwei Jahre nach Fenelon's Tode konnte es erſt ganz erſcheinen, 1717. Der blühende, correcte Stil dieſes Romans, die phantaſiereichen Schilderungen und eingewebten, meiſtens treffenden, Reflexionen, erwarben demſelben einen ungetheilten Beifall und in alle europäiſchen Sprachen überſetzt, erlangte er einen europäiſchen Ruf. Fenelon wirkte bis zu ſeinem Tode, 1715, in ſeinem geiſtlichen Berufe mit ſegensreicher Thätigkeit; legte in ſeiner „Instruction pastorale" ſeine Grundſätze zu Tage und erfreute ſich einer allgemeinen Achtung. Seine gründliche claſſiſche Bildung, verbunden mit einer blühenden, geregelten Phantaſie, verliehen ſeiner Schreibart jene Eleganz und Anmuth, welche alle Leſer anzogen; ein weiches Gemüth, ein fühlendes Herz machten ihn für die zum Myſticismus hinneigenden Theorien empfänglich und eine fromme Schwärmerei iſt daher der Grundton in ſeinen moraliſchen Schriften. 1826 iſt zu Cambray ſeine Bildſäule durch öffentliche Unterzeichnung errichtet worden. (Histoire de Fénélon par de Bausset. 18..)

(A. Herrmann.)

FENES, Dorf im Großfürſtenthume Siebenbürgen, unteralbenſer Geſpanſchaft, zalathner Kreis und Bezirk. In dem nahen Berge Piutra Kiri befindet ſich eine merkwürdige Höhle, welche einige Stunden lang iſt, und eine Höhe und Breite von ſechs bis acht Klaftern hat. Sie iſt mit häufigen Stalaktiten von den ſonderbarſten Geſtaltungen angefüllt. (v. Rengen.)

FENESTELLA, mit dem Vornamen Lucius, ein römiſcher Geſchichtſchreiber, der uns jetzt nach ſeinen Familienverhältniſſen, Geſchlecht und Abkunft nicht mehr bekannt iſt. Auch von ſeinem Leben wiſſen wir nichts Näheres; das einzige beſtimmte Datum, welches wir noch beſitzen, iſt das ſeines Todes, welches Hieronymus in der Chronic. *Euseb.* Olymp. CXCIX. um das J. 21 n. Chr. anſetzt, wo Feneſtella „Historiarum scriptor et carminum" in einem Alter von ſiebenzig Jahren geſtorben und zu Cumä beerdigt worden iſt; eine Angabe, mit der auch Plinius [1]) übereinſtimmt, wenn er, des Feneſtella erwähnend, die Worte hinzuſetzt: „qui obiit novissimo Tiberii Caesaris principatu." Wir dürfen demnach wol ſeine Blüthezeit unter Auguſtus ſetzen, ſein Ende unter Tiberius. Von poetiſchen Leiſtungen des Feneſtella, wie ſie die Stelle des Hieronymus erwarten läßt, findet ſich nirgends ſonſt eine Spur, weshalb auch Spalding (an dem unten anzuführenden Orte) lieber *annalium* ſtatt *carminum* leſen wollte; ſeiner hiſtoriſchen Schriften wird in einzelnen Anführungen wol gedacht, die aber nicht ſo umfaſſend ſind, daß wir uns daraus eine Anſicht über Inhalt und Beſtand, Methode und Charakter derſelben bilden könnten [2]). Der Grammatiker Nonius, der, wie Fulgentius [3]), einige Stellen daraus anführt, nennt an einer Stelle [4]) *Annales*, an einer andern *Annalis* (sc. liber), und citirt ſogar ein zwei und zwanzigſtes Buch [5]), was auf ein gewiß umfangreiches, die römiſche Geſchichte nach der Art und Weiſe eines Livius in ſeinen Annalen behandelndes Werk ſchließen läßt. Denn daß es mit der Gründung Roms und deſſen erſten Anfängen begonnen, läßt ein auf die Geſchichte der Könige bezügliches Fragment bei Plinius [6]) wol annehmen; ebenſo eine bei Seneca [7]) vorkommende Nachricht von der durch Feneſtella behaupteten Provocation an das Volk, welche von Seiten der Könige ſtattgefunden; aber daß es auch die ſpätere Geſchichte Roms während der republikaniſchen Zeit, insbeſondere in ihrer letzten denkwürdigſten Periode behandelt, geht aus andern einzelnen Stellen zur Genüge hervor, ſo ſehr wir es auch beklagen müſſen, den Gang des Werkes und die Tendenz deſſelben, aus Mangel an nähern

1) H. N. XXXIII, 11. 3, 52. 2) S. die Zuſammenſtellung der Fragmente in Havercamp's Ausgabe des Sallust II. S. 385 (bei Frotſcher I. S. 489 fg.). 3) In der Expoſit. am Schluſſe s. v. *Quid sit vadatus* p. 567. Merc. 4) s. v. *reticulum* p. 221 seq. *Merc.* 5) s. v. rumet. p. 383. Vgl. auch s. v. *Praesente*, wo das zweite Buch citirt wird. 6) H. N. XV, 1 zu Anfang. 7) Epist. 108 gegen Ende.

…legen, nicht weiter verfolgen zu können. Doch ſcheint, …h mehren bei Plinius aus Feneſtella mitgetheilten No… …n das, wie es ſcheint, bis auf die Zeit des Autors …geführte Werk nicht blos die eigentliche Geſchichte be…delt, ſondern dabei auch manche Nachrichten über Sit… und Gebräuche, Volksleben, Staatseinrichtungen u. …w. mitgetheilt zu haben, was uns ſeinen Verluſt dop… fühlbar macht. Dahin gehört z. B. die Nachricht von …erſten Erſcheinen der Elephanten auf dem Circus zu Rom[8]), …r das Tragen der togae rasae Phryxianaeque in … letzten Zeit des Auguſtus[9]), über das erſte Vorkom… der Perlen in Rom[10]), über das Tragen der Ringe[11]) … andere auf den Luxus der Römer[12]) bezügliche An…en, welche Plinius daraus mitgetheilt hat. Ebenſo … der Grieche Plutarch den Feneſtella in ſeinen Biogra…ien, namentlich in der des Craſſus und Sulla[13]), mehr…h benutzt und aus ihm auch in ſeinen römiſchen Fra…n[14]) die Angabe mitgetheilt, daß die in Rom bekannten …einamen gewiſſer Familien, wie die Suilii, Bubulci, …orcii aus dem Hirtenleben der früheren Römer abzu…ten ſeien. Für das Anſehen dieſer Annales, neben …elchen wir noch bei Fulgentius[15]) *Archaica* (wenn an…rs die Stelle richtig und nicht verdorben oder irrthüm…ch citirt iſt), und bei dem Grammatiker Diomedes[16]) ſo…ar eine aus dieſen Annalen gemachte *Epitome* in einem …weiten Buche angeführt finden, ſpricht auch ſeine Be…utzung durch den gelehrten Asconius Pedianus[17]), den …rklärer Cicero's, der aber eine bei Feneſtella vorkom…nende, das Alter Cicero's, als er für den Roscius von …Ameria auftrat, betreffende Beſtimmung tadelte, ebenſo …wie auch Plinius[18]) einen ähnlichen Irrthum über das …erſte Vorkommen der Perlen in Rom, was Feneſtella um …die Zeiten Sulla's angeſetzt hatte, rügt, da dies nach dem …Zeugniſſe des (älteren) Älius Stilo ſchon im Jugurthini…chen Kriege vorgekommen. Dagegen heißt er bei Lac…antius[19]), der eine die Sibyllen und die ſibylliniſchen …Bücher betreffende Nachricht aus Feneſtella mittheilt, *di…igentissimus scriptor*, eine Angabe, die auch in ſofern …icht zu überſehen iſt, als Feneſtella, der in Cumä beer…igt ward, doch vielleicht dort gewohnt, oder doch mit …ieſer Stadt in irgend einer nähern Verbindung oder Be…ührung geſtanden haben mag, die ihn in den Stand ſetzte, …rade über einen die Sibyllen betreffenden Punkt nähere …achrichten mitzutheilen. Auch die den Terentius und …in Verhältniß zu Scipio und Lälius betreffende Nach…cht, welche aus Feneſtella in der dem Sueton beige…gten Vita des Terentius, gleich am Anfange mit…etheilt wird, zeigt, wie auch ſolche, bedeutende Erſchei…ungen in der Literatur berührende Gegenſtände in dieſem …roßen hiſtoriſch-antiquariſchen Werke des Feneſtella kei…neswegs übergangen waren; ja wenn wir nach den auf uns gekommenen Nachrichten einen Schluß machen dürften, den wir übrigens immerhin noch für ſehr gewagt halten, ſo wäre grade die antiquariſche Seite das Bedeutendſte an dieſem Werke geweſen, was ihm hauptſächlich die Beachtung der Zeitgenoſſen, wie der Nachkommen zugezogen. Vielleicht mag auch darin der Grund einer Fälſchung liegen, die uns ein angebliches Werk des Feneſtella, in der That aber nur ein Product des Mittelalters, und dabei ein ziemlich mittelmäßiges, gebracht hat, wir meinen das unter folgendem Titel in den Zeiten des Wiederaufblühens der alten Literatur zu Anfang des 16. Jahrhunderts durch den Druck bekannt gewordene Büchlein: *L. Fenestellae de Magistratibus Sacerdotiisque libellus*; es beſteht daſſelbe eigentlich aus zwei Büchern, deren jedes in eine Anzahl von Capitel zerfällt, welche, im erſten, die einzelnen prieſterlichen Würden und Ämter, Corporationen u. ſ. w., im zweiten, die verſchiedenen Staatsbehörden, die politiſchen Würden und Ämter in ähnlicher Weiſe zum Gegenſtand haben, und hier in der Kürze die Hauptangaben aus alten Quellen zuſammentragen, wie dies der bei J. Camers in ſeiner wie in der pariſer Ausgabe beigefügte Nachweis der Stellen der alten Autoren, aus welchen jeder Abſchnitt genommen iſt, zur Genüge zeigen kann. Da nun aber neben manchen alten Autoren auch Biſchöfe und Erzbiſchöfe darin erwähnt werden, ſo konnte die Zeit der Entſtehung dieſes Products nicht lange in Zweifel bleiben, deſſen Verfaſſer weder der bekannte gelehrte Florentiner Poggi iſt, wie Robortellus glaubte, noch der durch ſeine ähnliche Schrift De Magistratibus, Sacerdotiis et Legibus Romanorum (welche mit der angeblichen des Feneſtella öfters zuſammengedruckt iſt) bekannte Pomponius Lätus, wie Alciatus vermuthete, ſondern ein gelehrter Florentiner Andreas Dominicus Floccus (Fiochi), päpſtlicher Secretär und Kanonikus; in Handſchriften, welche Lilius Gyraldus geſehen zu haben verſichert (De Poetis Dialog. IV. p. 233. A.), findet ſich daher auch die Aufſchrift: *Andreae Dominici Flocci* Florentini ad Brandem Cardinalem Placentinum, de Romanis magistratibus Liber: die Wahl dieſes Cardinals fällt 1411, wodurch zugleich das Zeitalter des Verfaſſers näher beſtimmt wurde. Gedruckt erſchien die Schrift 1510 Vindobon. 4. cura *Jo. Camertis*, und darnach Paris 1530. 1535. 1548. 8. zu Baſel 1532 von Valentin Curio und öfters unter des Feneſtella Namen; ſpäter mit dem wahren Namen des Verfaſſers zuerſt 1561. 8. von Ägidius Witſius, der ebenfalls in Handſchriften den Namen des Verfaſſers gefunden hatte, und in *F. G. Clausing*, Jus public. Rom. (Lemgo 1726. 8.) p. 1. fg. Vgl. *G. J. Voss.* De historic. Latt. I, 19. fin. und *Funcc.* De virili aetate L. L. P. II. cap. V. §. 8. p. 288. (*Baehr.*)

8) *Plin.* H. N. VIII, 7. 9) Ibid. VIII, 48. sect. 74. …0) Ibid. IX, 35. sect. 59. 11) Ibid. XXXIII, 1. sect. 6. …2) Ibid. XXXIII. 11. sect. 52 und XXXV, 12. sect. 46. …3) ſ. Vit. Sull. 28. Vit. Crass. 5 fin. 14) Moral. p. 275 A. …5) Mytholog. III, 2. De Perdica. 16) ſ. *Putsch.* Grammatt. …att. p. 361, 32. Vergl. auch bei *Priscian* Ibid. p. 793, 42. …7) Vergl. *Gell.* Noctt. Attic. XV, 28, nebſt *Madvig*, De As…on. Pedian. p. 64. 18) H. N. IX, 35. sect. 59. 19) Divv. …ectt. I, 6.

FENESTRAGIUM (fenestrage) heißt in der Redeweiſe des Mittelalters im Allgemeinen jede Ausſtellung am Fenſter. In dieſer weitern Bedeutung hat daſſelbe kein beſonderes hiſtoriſches Intereſſe; ein ſolches bekommt es erſt dadurch, daß die Ausſtellung zur Schau an gewiſſe Formen gebunden war und eine rechtliche Beziehung

hatte. So z. B. diejenige Ausſtellung am Fenſter, welche ſich auf die Turniere bezog; wer nämlich hier eine Lanze brechen wollte, hatte das Recht, ſeine Wappeninſignien öffentlich am Fenſter auszuſtellen, um dadurch ſeine Abſicht zu Jedermanns Kunde zu bringen: „Quant ce viendra au *fenestraige*, pour cloer son blason, le heaume doit estre convert trois dois en environ du blason du chief de la baniere.“ (*Dufresne* s. v. Fenestragium.) Meiſt hatte indeſſen die Schauſtellung gewerbliche Zwecke, und beſtand dann in dem Rechte, ſeine Waaren oder Fabricate öffentlich feil zu bieten; ſo z. B. in einer Urkunde Friedrich's II. von 1226: „Liceat habere et tenere planeam portatilem ad vendendum mercimonia, et *tenere fenestram apertam*.“ (*Dufresne* s. v. fenestra.) Offenbar fällt hier das Fenestragium mit unſerem Handwerkskrame zuſammen; doch ſcheint es auch anderen Perſonen als den Handwerksmeiſtern, denen es ſchon in Folge ihres Meiſterrechts zukam, als ein beſonderes, von den Innungsgerechtſamen unabhängiges Recht gegen eine Abgabe zugeſtanden zu haben: „*Omnes*, qui tenent fenestras, vendentes *allia* vel *erneas*, *debent* in quolibet sabbate *obolum* de suo mercato.“ *Dufresne* loc. laud.) „Le fenestrage d'ileue, c'est à savoir pour *chacune* personne, qui vend *pain* à fenestre en la partie, que le comte a à Chastianneuf, *vaut* 15 *sols*.“ (*Dufresne* s. v. fenestragium.) In dieſem Sinne war, dem Handwerkskrame gegenüber, unter dem Fenestragium, welches ſich dann zunächſt auf Gärtner- und Eßwaaren bezog, etwa das zu verſtehen, was wir Höferei nennen. „Nullus, qui facit *panem* ad vendendum, abscondat panem, sed ponat *in sua fenestra*, vel *foro*, ut *communiter* vendatur.“ (*Dufresne* s. v. fenestra.) (*Dieck.*)

FENESTRELLES, ein Dorf urſprünglich in Dauphiné, an der Grenze der Markgrafſchaft Suſa, im Thale des Cluſon oder Cluſone (links zum Po), jetzt etwa mit 900 Einwohnern. Nachdem Ludwig XIV. Pignerol an den Herzog von Savoyen abgetreten, ließ er dieſen Ort feſt machen und dabei eine Citadelle, Mutin genannt, anlegen. Er wollte ſich einen neuen Schlüſſel zu Italien ſchaffen. Allein im Erbfolgekriege nahm der Herzog am 31. Aug. 1708 den Ort und die Garniſon von 800 Mann gefangen. Der utrechter Friede beſtätigte ihn im Beſitze. Nachdem Feneſtrelles 1734 vorübergehend wieder im Beſitze der Franzoſen geweſen war, ward es durch fünf neue Forts faſt unüberwindlich gemacht. Im Revolutionskriege 1796 nahmen und ſchleiften es franzöſiſche Truppen. In der Kaiſerzeit (Dep. Eridan) war Feneſtrelles Staatsgefängniß 2 B Verwahrungsort von der Cavalerie des Lützow'ſchen Corps 1813—14. Unter ſardiniſche Herrſchaft zurückgekehrt (Provinz Pignerol des Fürſtenthums Piemont) ſind die Werke wieder zum Theil hergeſtellt und Feneſtrelles wird wieder als Staatsgefängniß benutzt. Nach Hoffmann freilich (Europa IV. S. 205) wären nur noch die Trümmer der zerſtörten Feſte Feneſtrelles zu ſehen. — In der Nähe die Thäler der Waldenſer. (*Daniel.*)

FENGLER (Joseph), katholiſcher Biſchof von Raab in Ungarn, geſtorben zu Wien im J. 1802. Er [illegible] J. 1733 zu Wien geboren, wo er ſtudirte und in den Orden der frommen Schulen (Piariſten) trat. Er war in dieſem Orden eine Zeit lang Profeſſor der Philoſophie und Mathematik, ſpäter (ſeit dem J. 1769) [illegible] Jahre Schuldirector an der kaiſerl. königl. Militär-Akademie zu Wieneriſch-Neuſtadt, zugleich kaiſerl. königl. Hofburgpfarrer mit dem Range eines Feld-Superiors. Im J. 1786 wurde er Abbé Commendataire zu [illegible] (Mölk); im J. 1787 ernannte ihn Joſeph II., der Talente ſo gut zu würdigen wußte) zum Biſchof von Raab, ſpäter auch zum kaiſerl. königl. geheimen Rath. Er war einer der liberalſten und großherzigſten ungariſchen Prälaten. Er beſtritt alle biſchöflichen Viſitationsreiſen auf eigene Koſten (ungeachtet er von ſeinen Diöceſanprieſtern [illegible] Unterhalt fodern konnte) und theilte dabei [illegible] Geſchenke unter fleißige Schüler und Tauſende unter [illegible] aus, unterſtützte das raaber geiſtliche Seminarium, [illegible] armte Seelſorger, Gelehrte und Studirende reichlich, [illegible] tete ſeine Domkirche mit einem reichen Ornate aus, [illegible] jährlich eine bedeutende Summe zum Armeninſtitute zu Raab bei, beſoldete die vorhin unbeſoldeten Magiſtratsperſonen auf dem Prädial-Sitze zu Veſt, deſſen immerwährender Obergeſpan der Biſchof von Raab iſt, [illegible] gab jährlich eine namhafte Summe dem Stadtrichter zu Raab zur Vertheilung unter Hausarme, verwendete Tauſende zu Penſionen an verſchämte, oft aus edlen Familien ſtammende Dürftige, und war gaſtfrei gegen Jedermann. Zu den Bedürfniſſen des Staats brachte er einen großen Theil ſeiner Einkünfte als freiwilligen Kriegsbeitrag bei. In ſeiner Geburtsſtadt Wien verfiel er im J. 1802 in eine ſchwere Krankheit und ſtarb daſelbſt, wurde aber in der raaber Domkirche begraben *). Von ihm erſchienen mehre Gelegenheitsſchriften im Druck. (*Rumy.*)

FENIN (Peter von), einem alten adeligen Geſchlechte niedern Ranges in der Grafſchaft Artois angehörend, welches ſeinen, irrig auch Fenin und Fevin geſchriebenen Namen vermuthlich von dem ehemals (1346) einem Herrn zu Blanzy an der Ternoiſe gehörigen Orte Fenin in gedachter Grafſchaft bekommen hat, war gegen das Ende des 14. Jahrhunderts geboren, und verdient hier darum erwähnt zu werden, weil eine Chronik, welche für die drei letzten Decennien der Regierung des unglücklichen Königs Karl VI. von Frankreich als eine der beſten Geſchichtsquellen betrachtet werden kann, ſeinen Namen auf ihrem Titel führt, und dieſer bis in die neueſten Zeiten herab für ihren wirklichen Verfaſſer oder Urheber gegolten hat. Von ſeinem Leben iſt, da weder die Chroniſten ſeiner Zeit noch gedachtes Werk ſelbſt ſeiner gedenken, äußerſt wenig bekannt und dieſes Wenige [illegible]

*) Folgender menſchenfreundliche Zug aus ſeinem Leben charakteriſirt ihn treffend. Als er auf einem Krankenlager [illegible], daß die kranken öſterreichiſchen Krieger in den Spitälern [illegible] kenden Labung bedürften, befahl er, mit einem [illegible] ſenden, allen in Wien vorfindlichen [illegible] unter die Reconvaleſcenten zu vertheilen, [illegible] Seinigen: „Legt mir, wenn ich ſterbe, [illegible] unter mein Kopfkiſſen; es ſoll mir ein [illegible]

t einmal in genauem innerem Zuſammenhange zu ein-
er. Seine Vorfahren mögen allerdings einen guten,
keinen berühmten Namen gehabt haben, wenn ſie
auch um das franzöſiſche Königshaus verdient gemacht
en. Aus dieſem Grunde nun hob Karl VI. zur Zeit,
ihn Herzog Johann der Unerſchrockene von Burgund
Überlegenheit bevormundete, dieſen Peter von Fenin
der Vergeſſenheit hervor und beförderte ihn zum Rit-
vom alten Orden der Ginſterhülſe (de l'Ordre de
Cosse de Geneste)[1]) und zu einer andern, ſpäteren
ſoll ihm auch die hohe Würde eines Oberbrodmeiſters
metier, nicht Mundſchenken, wie Foppens behauptet)
Frankreich von demſelben Monarchen ertheilt worden
[2]). Vermuthlich iſt er auch derſelbe, welcher im J.
1 als königlicher Siegelbewahrer im Gerichte Beau-
ne (Beauquesne) in Vimeu (Picardie) erſcheint, wäh-
kein Zweifel iſt, daß er ſeit dem Eingange des J.
4 den Poſten eines Oberrichters zu Arras bis an ſei-
Tod bekleidet hat, der am 5. (nicht 28.) Juni 1433
lgte, nachdem ſein Weib, Margaretha von Marne,
n 1410 geſtorben war. Beide liegen auf dem Kirch-
e Sanct-Nicaiſe (nicht Nicolaus) daſelbſt begraben,
Gruft bedeckte lange Zeit ein Marmor mit einfacher
ſchrift und an der Mauer der dort befindlichen Kirche
man noch 1643 Peter's von Fenin Bildniß. Man
iß nicht, ob er Nachkommen hinterlaſſen hat, darum
ibt unermittelt, ob und wie der von Fenin, welcher
6. März 1501 und deſſen Weib Iſabelle Leroux grade
nf Jahre darnach ſtarben, und Peter von Fenin, Herr
n Grincourt (Graincourt), welcher 1506 ebendort ver-
ſchied, mit ihm verwandt geweſen ſind. Dies thut nun
freilich nichts zur Hauptſache, weil man bis jetzt dem
ahren Verfaſſer der obenerwähnten Chronik noch nicht
f archivaliſch-diplomatiſchem Wege auf die Spur gekom-
en iſt.

Dieſe Chronik, in der picardiſchen Mundart geſchrie-
n, ſchildert von der Ermordung Herzogs Ludwig von
rleans (Nov. 1407) an den verwirrten Zuſtand Frank-
chs und am königlichen Hofe, wie ihn die Ränke der
hgierigen Parteien Burgund und Orleans herbeiführten,
ld in gedrängter Kürze, bald mit Umſtändlichkeit bis
J. 1424 hinein, wo dann die Erzählung ſich plötzlich
d ausſchließlich zu den Händeln in Belgien und den
ederlanden wendet, welche die Flucht Jacobe'ns von
iern (Hennegau) nach England und ihre zweite dort
chloſſene Heirath mit Herzog Humfried von Glocester zur Folge hatten, und mitten im J. 1427 davon abbricht und ſchließt. Daher kommt, daß Manches in ſeinen Beziehungen dieſer Chronik lückenhaft und unausgeführt, das Ganze aber unvollendet geblieben iſt. Ihr Verfaſſer hat allerdings gute Quellen, vielleicht auch Augenzeugen von manchen Thatſachen benutzt, und ſcheint ſogar in vieler Hinſicht mit Monſtrelet aus gemeinſchaftlichen Nachrichten geſchöpft zu haben; indeſſen ſchreibt er ſelbſt nicht als Zeitgenoſſe und Augenzeuge, auch nicht als Partei, ſondern mit der äußerſten Kaltblütigkeit, was, wenn er Zeitgenoſſe geweſen, für jene leidenſchaftliche Zeit beiſpiellos ſein würde. Auch iſt er nicht durchgehends von allen Familienereigniſſen der fürſtlichen Höfe, welche er erwähnt, genau unterrichtet, ſo beſonders von H. Philipp II. von Burgund und Johann IV. von Brabant. Möglich iſt, daß die Schrift der Auszug von einem größeren nicht vollendeten Werke ſei, jedoch kann man bei dem Allen mit Gewißheit annehmen, daß ſie ſo, wie ſie auf uns gekommen iſt, nicht von einem Manne herrührt, welcher wie der Oberrichter Fenin zu Arras, im J. 1433 geſtorben iſt, ſondern daß ihre Abfaſſung, außer manchen innern Gründen, welche der Inhalt der Schrift zur Hand gibt, noch aus dem Umſtande einer ſpätern Zeit angehört, weil darin Beziehungen auf Ereigniſſe gemacht werden, welche erſt zwiſchen 1435 und 1444 erlebt worden ſind; mithin kann ſie nicht füglich vor Beginne der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts geſchrieben worden ſein. Ebenſo liegt kein genügender Grund vor, weshalb man, wenn für den Oberrichter Fenin die Verfaſſerſchaft der Chronik gerettet werden ſollte, eine ſpätere nachbeſſernde und vervollſtändigende Hand in derſelben anerkennen wollte. Das Ganze iſt unbezweifelt aus einer und derſelben Feder gefloſſen. Es fragt ſich aber, wer denn eigentlich der wahre Verfaſſer dieſer Geſchichtsquelle ſei?

Dieſelbe blieb bis gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts im Staube der Vergeſſenheit verborgen, da entdeckte ſie im J. 1643 der gelehrte Valerius Andreas (André, † 1656), bekannt durch ſeine bibliotheca Belgica (Loewen 1623). Er fand eine Handſchrift davon im Beſitze des Viceſtatthalters Duval zu Arras, eine andere ebenſo unvollſtändige, als die erſtere, in den Händen eines gewiſſen Claudius d'Oresmieulx zu Lille; vielleicht kannte er auch eine dritte in der Bibliothek des Kloſters Saint-Waaſt zu Arras, welche bei Aufhebung deſſelben 1790 durch einen Mönch nach England wanderte und ſeitdem nicht wieder beachtet noch erwähnt worden iſt. Andreas hat nun keine Angabe der Gründe hinterlaſſen, warum er grade dem Peter von Fenin, welcher 1433 ſtarb, dieſe Chronik zugeſchrieben hat; unbezweifelt aber fand er dieſen Namen derſelben vorgeſetzt, und er glaubte dann, ohne ihren Inhalt ſelbſt zu prüfen, in Demjenigen dieſes Namens den wahren Verfaſſer entdeckt zu haben, welcher in jener Familie der ausgezeichnetſte, der Zeitgenoſſe der Erzählung und vermuthlich ihm auch der bekannteſte geweſen war. In denſelben Fehler der Sorgloſigkeit verfiel zehn Jahre ſpäter der gelehrte Hiſtoriker Dionys Godefroy, welchem zwei etwas verſtümmelte und den Inhalt der Chronik gleichfalls nur, wie die von Andreas entdeckten Manuſcripte,

1) Dieſen Orden errichtete Ludwig der Heilige 1234 und Lud-
XI. ließ ihn wieder erlöſchen. ſ. *Andr. Favyn*, Théâtre
nneur et de chevalerie etc. I, 586. 2) So beſagt wenig-
s die Grabſchrift, welche in der von Pitpance gemachten und
enwärtig in der Bibliothek zu Cambray befindlichen Sammlung
„Épitaphes de la ville d'Arras" aufgenommen worden iſt;
n die Grabſchrift in der Sammlung der „Épitaphes de la (?)
etière de St. Nicaise" zu Arras, welche die Bibliothek zu St.
er aufbewahrt, gedenkt dieſer Würde nicht, gleichwie weder La-
reur, noch Pater Anſelme davon ſprechen; auch die Forſchun-
der Fräulein Dupont und ihrer Freunde haben dieſen Peter
Fenin nicht in der Liſte der Kronbrodmeiſter von Frankreich
ecken können.

bis zum J. 1422 oder 1423 fortführende Handſchriften in die Hände gerathen waren. Die eine davon, gegenwärtig im Beſitze des Inſtituts zu Paris, führte den Titel: **Mémoires de Pierre de Fenin, Escuyer et Pannetier du roy Charles VI., mis en lumière par Gérard de Tieulaine, sieur de Graincourt-lez-Duisans.** De Lomenie hatte ihm dieſelbe mitgetheilt, die vorher einen gewiſſen Gerhard von Tieulaine, von welchem aber nicht bekannt geworden iſt, mit welcher Aufſchrift ſie in ſeinen Beſitz gekommen war, gehört hatte, und des Willens geweſen war, dieſelbe, wie die Worte mis en lumière auf dem Titel bezeichnen, herauszugeben, das Vorhaben jedoch aus unbekannten Gründen unterlaſſen hatte. Godefroy nahm nun dieſes Geſchäft auf ſich, erkannte die in „recueillis“ bereits umgewandelten Worte mis en lumière auf dem Titel des Manuſcripts an, verglich es mit einer zweiten Handſchrift, ergänzte und verbeſſerte darnach, und gab es ohne weitere Prüfung ſeiner zweiten Ausgabe der Histoire de Charles VI. von Juvénal des Urſins, die 1653 zu Paris erſchien, als Anhang S. 445—496 bei, woraus dieſer Text im J. 1785 in Perrin's Collection des Mémoires relatifs à l'histoire de France Tom. V, 331—509 und 1819 in eine ähnliche Sammlung von Petitot, erſter Folge 7. Bd. S. 237—370 mit erklärenden Anmerkungen der Herausgeber, doch ohne kritiſche Prüfung und Verbeſſerung des Textes und ohne Erforſchung des wahren Verfaſſers übergegangen iſt. Die letzteren beiden Gelehrten ſcheinen indeſſen ſo wenig als der Abt Legendre, der Godefroy's Angaben ebenfalls unbedingt genehmigt hat, gewußt zu haben, daß die königliche Bibliothek zu Paris eine aus Baluze's literariſchen Schätzen zu ihr herübergewanderte Handſchrift dieſer „Mémoires de Pierre de Fenin“ unter der Nummer 10319[3]) beſitzt, welche, wenn auch auf den erſteren Blättern mangelhaft, doch die Erzählung durchweg vollſtändiger und weniger verdorben, als der Godefroy'ſche Text, bis zum J. 1427 fortführt. Die Schriftzüge des Manuſcript gehören dem 15. Jahrhundert an, daſſelbe iſt auf Papier geſchrieben, in Quartformat und 135 Seiten ſtark. Der Titel fehlt vor dem Eingange, am Ende der Handſchrift aber wird das Werkchen le livre de la mort du duc Jehan de Bourgoigne genannt, und unter demſelben Titel findet man ſie auch von Lelong und ſeinem Fortſetzer Fontette citirt[3]). Wie Barante, welcher eine derſelben Bibliothek gehörende Handſchrift dieſer Chronik zu ſeiner Geſchichte der Herzoge von Burgund aus dem Hauſe Valois fleißig benutzt hat, dieſelbe überſchrieben gefunden hat, verſchweigt derſelbe; gleichwol wird ſie diejenige ſein, welche Lelong ſchon kannte. Neuerdings nun gab der pariſer Verein für die Quellenſammlung der franzöſiſchen Geſchichte (société de l'histoire de France), an ſeiner Spitze Ravenel, dem gelehrten Fräulein [illegible] Auftrag, die Echtheit und den hiſtoriſchen [illegible] pariſer Handſchrift zu prüfen und dieſelbe herauszugeben. Dies geſchah denn auch mit vieler Umſicht und [illegible] Fleiße, und ſo erſchien ſie 1837 zu Paris bei [illegible] in gr. 8. mit dem Titel Mémoires de Pierre de Fe[illegible] etc. nouvelle édition par *Mlle. Dupont*.

In der Notice sur Pierre de Fenin, welche der Ausgabe voranſteht, hat nun dieſes Frauenzimmer, [illegible] mehren franzöſiſchen Gelehrten mit erklärenden [illegible] ſchen Bemerkungen reichlich unterſtützt [illegible] ſinn zuerſt ſiegreich darzuthun verſucht, daß der 1506 verſtorbene Oberrichter Fenin gar nicht [illegible] Chronik ſein könne, ſondern daß ſie ſpäter [illegible] ſein müſſe. Aus Mangel an vollſtändigen [illegible] Hilfsmitteln iſt ihre Kritik nicht erſchöpfend [illegible] Hinſicht auch nicht klar genug, doch reicht ſie [illegible] um der bisherigen Meinung, deren Urheber Bel [illegible] zu ſein ſcheint, den Beifall zu verſagen und ſich [illegible] der von der Herausgeberin aufgeſtellten Vermuthung [illegible] zuſchließen, daß der in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts gelebte und 1506 geſtorbene Peter von Fenin, Sire von Graincourt, Verfaſſer des Werkes ſei. Jener Gerhard von Tieulaine-Graincourt-lez-Duiſans, der eine Herausgabe dieſer Chronik beabſichtigte, hält Fräulein Dupont für einen Verwandten und Nachkommen des ebengenannten Peter von Fenin-Graincourt [illegible] durch dieſes Verhältniß mochte derſelbe auch in den Beſitz einer Handſchrift von dem Werke gekommen ſein; die Frage aber, wann er gelebt habe, hat ſie unbeachtet gelaſſen; aus ihrer Combination ſcheint indeſſen hervorzugehen, daß er ein Zeitgenoſſe von Andreas und Godefroy geweſen ſei. Auch verſchweigt ſie das Schriftalter gedachten Documents, wiewol dieſes in ihren Händen geweſen iſt. Das größte Verdienſt, das ſich Fräulein Dupont bei ihrer Ausgabe dieſer wichtigen Quelle erwarb, beſteht [illegible] der möglichſt ſorgfältigen Verbeſſerung des Textes [illegible] Klärung der darin ſchwerverſtändlichen Wörter und Redensarten, ſowie der verunſtalteten Eigennamen [illegible] richtigung der Chronologie, was aber ſonſt noch [illegible] ſer Fleiß in den zahlreichen Noten hinzugethan hat [illegible] eine nicht weſentlich nothwendige Zugabe, welche [illegible] als Eſelsbrüke für ein bequemes Studium dieſer [illegible] lichen Quelle betrachten kann. Ein appendice [illegible] mehre bis jetzt ungedruckte Urkunden mit, die das Verſtändniß einzelner in der Chronik erwähnten Begebenheiten erleichtern; das darauf folgende Gloſſar iſt nicht ausreichend, das Sach- und Namenregiſter am Schluſſe hingegen vorzüglich. Während nun Fräulein Dupont mit dieſer Arbeit beſchäftigt war, bereiteten ſich auch die Herausgeber der Nouvelle collection des Mémoires pour servir à l'histoire de France, Michaud und Poujoulat [illegible] vor, die Chronik Fenin's in ihre Sammlung [illegible] aufzunehmen. Im übrigen hat der Verfaſſer dieſes Artikels, ſoweit ihm möglich war, nachweiſen zu können, blos in Foppen's Bibliotheca Belgica (Brüſſel 17[illegible]) Tom. II, 975 einige dürftige Notizen über dieſe [illegible] gefunden, Sorel, Beughem, Verdier, Ewert, Meiſter [illegible]

3) Bibliothèque historique de la France II, 175. No. 17121 und p. 177. No. 17142 seq. wird das Werk beſonders ſo angeführt, wie von Godefroy in ſeiner Ausgabe des Juvénal des Urſins, nämlich Mémoires de Pierre de Fenin, Ecuyer et Pannetier de Charles VI., Roy de France, contenant l'histoire de ce Prince, depuis l'an 1407 jusqu'en 1422, recueillis par *Gérard de Thieulaine*, sieur de Graincour-lès-Dulzans.

…entier gedenken ihrer ſo wenig, als die neueren fran…en und teutſchen Literarhiſtoriker. Und ſo iſt ſie …urch Fräulein Dupont in ihrem Werthe erkannt und …Recht ans Licht gezogen worden. (*B. Röse.*)

FENJA (nord. Myth.), eine von den ſtarken Mäg…es Königs Frothi, die allein im Stande waren, die …eure Wundermühle Grotta in Bewegung zu ſetzen; …mußte immerfort mahlen und durfte nur ſo lange …, als der Kukuk ſchweigt. (*Richter.*)

FENN iſt ein ſtehendes Gewäſſer, auf deſſen Ober… eine Decke von Torfmoor, Mooſen oder andern …ächſen ſchwimmt, welche noch nicht dick genug iſt, um … feſten Grund zu bilden. Man findet es gewöhnlich …em wellenförmigen Meeres- oder Gebirgsboden, wo Einſenkungen einen undurchlaſſenden Untergrund ha… auf dem ſich das Waſſer anſammelt. Die Waſſer…e iſt zu klein, auch oft zu ſehr durch ihre Umgebung …hützt, als daß ſie ſehr ſollte vom Winde bewegt wer… können. Es bilden ſich daher in ihr eine Menge …ſſergewächſe, welche entweder im Waſſer ſchwim…, oder auf dem Boden wurzeln, wie die Nymphäen, … eine Pflanzendecke bilden, die theils als vegetabiliſcher …hlamm zu Boden ſinkt, theils den Boden bildet, wor… Mooſe und einzelne Gräſer vegetiren. Je ſtärker dieſe …cke wird, deſto mehr Gewächſe ſiedeln ſich auch darauf … Vaccinium oxycoccos, Ledum palustre, Salix …smarinifolia erſcheinen von den Hölzern zuerſt, denen …nn auch Birken, Schwarzerlen, Kiefern und Waſſerwei…n (Salix aquatica) folgen. Im Laufe der Zeit wan…elt ſich ein Fenn nach und nach zu einem Torfmoore …m, indem die Torfgewächſe die vorherrſchende Vegetation darauf bilden, was in der Oberfläche zwar gewöhnlich …ur leichten Moostorf enthält, der mit Wurzeln durch…lochten iſt, in der Tiefe aber braunen Sumpftorf und Strichtorf, der gewöhnlich nur etwas bruchlich, ſonſt ganz …ut iſt. Für den Holzwuchs iſt das Fenn als unproduc…iv zu betrachten. (*W. Pfeil.*)

FENNERN, ein Kirchſpiel und bedeutendes adeliges …ut in Livland, im pernauſchen Kreiſe, mitten in großen Wäldern und Moräſten, mit einem lehmigen, ſteinigen und …umpfigen, zum Ackerbau wenig tauglichen Boden. Das …ut Fennern, 18 livländiſche Haaken groß, beſetzt mit …40 männlichen Köpfen, hat ſehr weitläufige Grenzen, …roßen Wald, einen anſehnlichen Fluß mit reichem Fiſch…nge, einträgliche Säge- und Mahlmühlen, das Kirchen…atronat und mittelmäßigen Kornboden. (*J. C. Petri.*)

Fennich, ſ. Panicum und Setaria.

FENNISFOS, ein bedeutender Waſſerfall in der …farrei Evje, Voigtei Raabygdelanget, Amts Nedenäs, Stifts Chriſtianſand im ſüdlichen Norwegen. (*v. Schubert.*)

FENRIR, FENRER, FENRIS (nord. Myth.), der …urchtbare Wolf, welchen Loke mit der Rieſin Angurbode …ebſt der Midgardsſchlange und der Hela erzeugte. Er …urde in Jotunheim oder dem Rieſenlande erzogen und …ie Aſen wußten, was ihnen Schreckliches von dem Geſchwiſterpaare bevorſtände. Darum bemächtigten ſie ſich …erſelben, warfen die Schlange ins Meer, wo ſie aber zu …olcher Größe wuchs, daß ſie die ganze Erde umſchlang, und verſetzten die Hela nach der Unterwelt, deren Beherrſcherin ſie ward, den Wolf aber nahmen ſie zu ſich, um ſeine Wildheit nach und nach zu mäßigen; denn er war ſo furchtbar, daß nur ein einziger Aſe, der ſtarke und weiſe Tyr, es wagte, ihm ſein Futter zu bringen. Da er nun immer ſtärker und wilder ward und ſo großes Übel ihnen von ihm drohete, ſo beſchloſſen ſie, ihn zu binden, und legten ihm nach gepflogner Berathſchlagung eine ſtarke eiſerne Kette, Leding genannt, an, indem ſie die Einwilligung des Wolfs dadurch zu erhalten ſuchten, daß ſie ihm einredeten, es geſchehe nur, damit er eine Probe von ſeiner Stärke geben könne. Der Wolf ließ ſich feſſeln, aber ein ſtarkes Ausdehnen ſeines Körpers zerſprengte die Kette. Die Aſen machten nun eine andere, weit ſtärkere Kette, nannten ſie Droma und baten den Wolf aufs Neue, ſeine Kraft an ihr zu verſuchen. Aber auch dieſe zerſprengte er durch Anſtrengung ſeiner Kräfte. Nun ſandten die Aſen Frei's Diener, Skyrner, zu den Schwarzelfen oder Zwergen nach Suartalfsheim und beſtellten hier ein Band, das durch geheimen Zauber unzerreißbar ſein ſollte. Es hieß Gleipner und war gemacht aus ſechs Dingen: dem Tritt einer Katze, dem Barte eines Weibes, der Wurzel eines Felſens, den Sehnen eines Bären, dem Hauche eines Fiſches und dem Speichel eines Vogels. Dieſes Band war weich und biegſam wie Seide. Mit demſelben begaben ſich die Aſen auf die Inſel Amswarter, im See Lytrun oder Lynge, nahmen den Wolf dahin mit ſich und zeigten ihm das Band. Damit würde ich wenig Ruhm erwerben, ſagte der Wolf, wenn ich ein ſo ſchwaches Band zerriſſe, aber es iſt vielleicht mit einem Zauber verbunden und darum komme es nicht an meine Füße. Doch die Aſen redeten ihm zu. Wenn er wolle berühmt werden, müſſe er ſich auch Gefahren unterziehen. Das Band ſei zwar ſtärker, als es ausſähe, aber wenn er nicht ſelbſt ſich davon los machen könne, ſo wollten ſie die Feſſel wieder löſen. Der Wolf antwortete: Wenn meine eigene Kraft mir nicht hilft, ſo werde ich wol vergebens auf eure Hilfe hoffen. Wenn ihr aber wirklich ohne Falſch ſeid, ſo will ich meines Ruhmes wegen mir das Band anlegen laſſen, aber zum Zeichen, daß ihr es redlich meint, muß einer von euch während der Feſſelung mir die Hand in den Rachen legen. Beſtürzt ſahen die Aſen einander an und keiner wollte den gefährlichen Verſuch machen, bis endlich Tyr ſich entſchloß und die rechte Hand in des Wolfes Mund legte. Dieſer ließ ſich nun geduldig binden, aber als er, wie vorher ſich ausdehnte, um die Bande zu ſprengen, fühlte er, daß ſie nur immer mehr ſich zuſammenzogen, Tyr verlor daher ſeine Hand. Die Aſen lachten nun, daß ihre Liſt gelungen war. Sie hätten das Unthier tödten können, aber die Heiligkeit des Ortes, wo die Götter ihren Aufenthalt hatten, erlaubte eine ſolche That nicht. Sie nahmen alſo das Ende des Bandes, welches Galgia hieß und zogen es durch das Loch eines Felſens, Gjol, hämmerten mit einem andern Felſen, Twile, jenen erſten noch tiefer in die Erde, und banden ihn dann noch an einen dritten Felſen, der noch tiefer in der Erde ſteckte. Da aber der Wolf umherſchnappte, um einen der Aſen zu erfaſſen, ſteckten ſie ein

Schwert ihm in den Rachen, ſodaß das Heft unten, die Spitze aber oben im Gaumen feſt ſtand. Nun konnte er ſich nicht mehr rühren und heulte fürchterlich. Auch läuft fortwährend ein Schaum aus ſeinem Munde, der von den Aſen Ufen genannt wird. So liegt nun der Wolf gefeſſelt, bis Ragnarokr, der Weltuntergang, erſcheint. Dann hält das mächtige Band Gleipner ihn nicht mehr, er ſprengt ſeine Bande und iſt bis dahin ſo gewachſen, daß beim Aufſperren des Rachens der Oberkiefer den Himmel und der Unterkiefer die Erde berührt. Los ſeiner Bande ſtürzt er mit ſeiner Schweſter, der Midgardsſchlange, den Hrimthurſen (Eisrieſen), und den Flammen des Surtur und ſeiner Söhne auf die Aſen los und kämpft insbeſondere gegen Odin, den er verſchlingt. Aber Widar tritt mit ſeinem wunderbaren Schuh dem Wolf in den Rachen, reißt das obere Gebiß von dem untern und tödtet ſo das Ungeheuer. — Mit der Rieſin Gilge hatte Fenrir zwei Söhne, Skoll und Hate, erzeugt; Skoll verfolgt beim Ragnarokr die Sonne und verſchlingt ſie, Hate macht es ebenſo mit dem Monde. Jüngere Edda, Fab. 29 u. 48; Voluſpa Strophe 49. (*Richter.*)

Fensaler, ſ. **Faensal.**

FENSTER. Unter dieſer Benennung verſteht man gewöhnlich die Lichtöffnungen in den Gebäuden; eigentlich aber darf man damit nur die Glaswand bezeichnen, mit der man jene Öffnung gegen die Luft verſchließt, und müßte dieſe ſelbſt in Bezug auf jene, Fenſteröffnung nennen.

Da unſere Vorbilder der Architektur aus dem Alterthume ſich nur in ſüdlichen Ländern finden, wo die Lebensart eine ganz andere war, als unſer Himmelsſtrich ſie im Vereine mit den ganz veränderten Verhältniſſen neuerer Zeit fodert, ſo gibt uns die antike Architektur wenig Anleitung zur Anordnung der Fenſteröffnungen. Höchſt ſelten findet man ſie in alten Tempeln, und nur die Entdeckungen in den alten verſchütteten Städten Italiens, neben den alten Schriftſtellern, geben uns einigen nähern Aufſchluß über ihre Anwendung und Bildung im dortigen Alterthum, ohne daß wir jedoch paſſende Vorbilder darin für unſere Zeit und Verhältniſſe fänden. Die Fenſter in den antiken Wohngebäuden gingen gewöhnlich in den Hof und wurden meiſtens nur mit Laden verſchloſſen. Unter den römiſchen Kaiſern findet man hierbei zuerſt Glas angewendet. Die Beleuchtung von Oben, durch in den Decken und Dächern angebrachte Öffnungen, war beſonders bei Tempeln und andern öffentlichen Gebäuden häufiger und jedenfalls bildeten die Fenſteröffnungen keinen Haupttheil der Architektur, zu dem ſie in den meiſten Gebäuden bei uns geworden ſind und den Umſtänden nach werden mußten.

Bei der Anordnung der Fenſteröffnungen kommt es zunächſt auf ihr eigenes Verhältniß und dann auf ihre Stellung zu einander und auf ihr Verhältniß zum ganzen Gebäude an. Es kann hier nur von öffentlichen und Wohngebäuden die Rede ſein, da bei ganz untergeordneten Gebäuden das durchaus vorherrſchende Bedürfniß für jeden Fall die Anordnungen vorſchreibt.

Bei den Wohngebäuden, die im griechiſchen und römiſchen Styl gebaut werden, nimmt man [illegible] die Breite der Fenſteröffnungen mindeſtens zu [illegible] das Verhältniß der Breite zur Höhe wie 1:2 als das paſſendſte in jeder Art an. Bei öffentlichen Prachtgebäuden geht man oft ſehr weit von dieſen Verhältniſſen ab, indem man den Öffnungen nicht blos an ſich viel bedeutendere Größe, ſondern auch ein ſchlankeres Verhältniß gibt. Ausnahmen hiervon machen Gefängnißgebäude, Fabriken, Schauſpielhäuſer und dergl.

Gewöhnlich theilt man in den Gebäuden römiſchen Styls die Fenſteröffnungen, die, wenn ſie im griechiſchen Styl ſein ſollen, ſtets geradlinig, im römiſchen Styl aber oft rundbogig überdeckt ſind, in gleichen Abſtänden von einander aus; ſelten ſo, daß ſie Gruppen bilden, obgleich dies meiſt vorzuziehen iſt, theils der innern Eintheilung wegen, theils um den Gebäuden mehr Mannichfaltigkeit und Gepräge zu geben. Auch ſind bei Gebäuden dieſes Styls die Fenſteröffnungen gegen die Mauerfläche gewöhnlich vorherrſchend, oder doch wenigſtens ſo groß als dieſe. Bei Gebäuden des ſogenannten byzantiniſchen Styls ſind die Fenſteröffnungen rund geſchloſſen, klein, von nicht ſchlanken Verhältniſſen, und ihre Fläche iſt gegen die der ganzen Mauerfläche ſehr unbedeutend. Bei den ſpätern Gebäuden des altdeutſchen Styls findet man die Fenſteröffnungen gewöhnlich im Spitzbogen geſchloſſen, beſonders bei Kirchen, in ſehr ſchlanken Verhältniſſen, ſodaß ihre Höhe vielmal die Breite enthält; und oft iſt dabei die Fenſterfläche größer als die Fläche der übrigen Mauer. Bei weltlichen Gebäuden findet man in dieſem Style die Fenſteröffnungen oft wagerechte, oder mit gegen einander ſtehenden, nach innen herabhängenden Bogenſtücken geſchloſſen. Gewöhnlich herrſcht hier die Mauerfläche gegen die der Fenſter vor und ſie ſtehen bald einzeln, bald in Gruppen von zwei und mehren zuſammen, ohne daß auf Symmetrie beſonders geachtet wäre.

Die Seiten oder die Mauerdicke in der Fenſteröffnung heißt ſeine Leibung, die gewöhnlich etwas dünnere Mauer unter der Fenſteröffnung bis zum Fußboden aber die Fenſterbrüſtung, das Bret darauf, Fenſterbret; die einen halben bis einen Fuß dicke, an der äußern Seite 3—6 Zoll ins Innere der Fenſteröffnung vorſpringende und bis zum Fenſterbogen hinaufgehende Mauervorlage heißt der Fenſteranſchlag; iſt er von Sandſtein gebildet, Fenſtergewand, und das unter dieſem liegende, nach außen vorſpringende, Geſims, Fenſterſohlbank.

Das am Anſchlage im Innern befeſtigte hölzerne Futter heißt der Fenſterrahmen und die beweglichen Theile des Fenſters, die mit eiſernen oder meſſingenen Bändern an den Rahmen befeſtigt ſind, und an einen mittlern Längenſtab, der oft noch einen Querſtab hat, das Fenſterkreuz, anſchlagen, heißen Fenſterflügel. Der Bogen oder der wagerechte Stein über der Öffnung heißt Fenſterſturz. Der Raum zwiſchen zwei Fenſtern, der Fenſterpfeiler oder Fenſterſchaft. Der offene Raum oder die Fenſteröffnung ſelbſt, d. h. ſeine Höhe und Breite, heißt auch das Fenſterlichten; man ſagt z. B.: das Fenſter iſt drei Fuß im Lichten zur Breite u. ſ. w. Die äuße-

te Einfaſſung um das Fenſterlicht nennt man die
rfaſche, ein vortretendes Geſims darüber, die Fen-
dachung. Bei Fachwerksgebäuden heißt das geho-
Bret, das im Lichten des Fenſters rundum an das
Holz angeſchlagen wird, das Fenſterfutter, und die
us Bretern gebildete Faſche, die Fenſterverkleidung.
Die Fenſterflügel werden mit Glas ausgeſetzt, das
der aus großen Tafeln (Scheiben) beſteht, die in das
lholz und in dünne, hölzerne Querſtäbchen, Fenſter-
en, eingelaſſen und hier verkittet werden, oder es
t aus kleinen Scheiben, die dann oft in Blei gefaßt
n (Faſefenſter), wie dieſe ältere Befeſtigungsart bei
enfenſtern noch jetzt meiſtens üblich iſt, bei denen ſich
keine beweglichen Flügel finden. Hier wendet man
häufig Rahmen von Eiſen an, die auch ſchon bei
rn öffentlichen Gebäuden ſtattfinden.

Manchmal ſind auch die Fenſter nicht zum Öffnen
els Flügel eingerichtet, ſondern werden zum Theil in
Höhe oder von der Seite geſchoben, wornach ſie Auf-
und Schiebefenſter heißen. (*Stapel.*)

FENSTER (Anat.) werden in der Anatomie des
örorgans zwei Öffnungen genannt, von denen die
eidewand zwiſchen der Trommelhöhle und dem La-
inthe durchbrochen iſt. Das eiförmige Fenſter
enestra ovalis) ſetzt die Trommelhöhle mit dem Vor-
e in Verbindung; in ihm liegt der Fußtritt des Steig-
gels. Das runde Fenſter (Fenestra rotunda) führt
s der Trommelhöhle in die erſte Windung der Schnecke;
ihm iſt ein dünnes Häutchen (Tympanum secunda-
um) ausgeſpannt. (*Fr. Wilh. Theile.*)

FENTON (Edward), ein um die Erdkunde höchſt
erdienter Seefahrer, deſſen Name ſich an denjenigen eines
robiſher, Willoughby, Drake und Raleigh würdig an-
hließt, erblickte um die Mitte des 16. Jahrh. in der
rafſchaft Nottinghamſhire das Licht der Welt und wid-
tete ſich von früheſter Jugend an der militairiſchen Lauf-
ahn. Zuerſt diente er in der Landarmee und zog be-
nders während ſeines Aufenthaltes in Irland durch Ein-
cht, Klugheit und Charakterſtärke die Aufmerkſamkeit ſei-
er Zeitgenoſſen auf ſich. Bald ward ihm der Wirkungs-
eis als Landſoldat zu klein. Seine Feuerſeele ſtrebte
ach einem höheren Ziele. Mit dringender Bitte wandte
ſich daher an den berühmten Seehelden Martin Fro-
iſher, als dieſer nach ſeiner Rückkehr von der erſten
leiſe gen Norden die Möglichkeit einer nordweſtlichen
Durchfahrt in die Südſee kühn verkündigte, ihn auf einer
weiten Seereiſe begleiten zu dürfen. Sein Wunſch fand
Gewährung. Er erhielt den Befehl über ein kleines Fahr-
eug von ungefähr 25 Tonnen. Am 26. Mai des Jah-
es 1577 ſtieß er in Begleitung des Admirals in die See
nd ſteuerte nordwärts bis zu der Straße, welche nach
einem großen Lehrer „Frobiſher's Meerenge" heißt. Auf
er Rückreiſe trennte ihn ein Sturm von der Flotte und
r ſah ſich genöthigt, in den Hafen von Briſtol einzufah-
en. Unerſchütterlich feſt in der einmal gewonnenen Über-
eugung, daß eine Nordweſtdurchfahrt möglich ſei, bat er
die Königin Eliſabeth um die Erlaubniß, einen nochma-
igen Verſuch machen zu dürfen. Nach langem Aufſchub
und nur auf wiederholtes Anſuchen fand ſeine Bitte Gehör; allein es iſt ſchwer, mit Beſtimmtheit anzugeben, was der Admiralitätsrath für Plane mit dieſer Expedition verbinden mochte; denn aus den noch in London vorhandenen Inſtructionen geht hervor, daß er ſeinen Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum nach Indien nehmen mußte, von wo er den Befehl erhielt, längs der molukkiſchen Inſeln in die Südſee zu ſegeln und aus dieſer durch die neu zu entdeckende Fahrbahn in nordweſtlicher Richtung heimzukehren, ja nicht aber die Magellanſtraße zu berühren, außer nur, wenn die höchſte Noth es gebieten ſollte. Einige britiſche Schriftſteller behaupten, mehre, dem kühnen Seefahrer günſtig geſinnte, Perſonen des Hofes hätten ihm, trotz des Vorhabens, eine Nordweſtdurchfahrt aufzufinden, hierdurch Gelegenheit bieten wollen, ſein Glück in Indien und im Südmeere zu verſuchen, und ſomit gehofft, den eiferſüchtigen Spaniern und Portugieſen jeden Verdacht zu benehmen, als wenn es auf eine Entdeckungsreiſe abgeſehen geweſen wäre. Er lichtete im J. 1582 die Anker und nahm ſeine Richtung zuerſt nach Afrika's Weſtküſte und ſpäter nach Braſilien, in der Abſicht, durch die Magellansſtraße zu fahren. Unterwegs erfuhr er, daß eine ſpaniſche Flotte die Meerenge beſetzt hielt und ihn erwartete. Dies bewog ihn, bei der portugieſiſchen Niederlaſſung St. Vincent anzulegen; allein auch hier ſtieß er auf drei Schiffe des ſpaniſchen Geſchwaders. Ein Gefecht entſpann ſich und ward zur heißen Seeſchlacht, deren Ausgang war, daß der britiſche Held das ſpaniſche Vice-Admiralſchiff in den Grund bohrte und nach Zerſtörung der übrigen Fahrzeuge im Monat Mai 1583 ſiegegekrönt in London einlief. Glänzender Empfang ward ihm zu Theil. Einige Jahre darauf, als Großbritannien ſich rüſtete, Spaniens Übermuth zu züchtigen, ward ihm der Oberbefehl eines Kriegsſchiffes jener Flotte zu Theil, welche 1588 der unüberwindlich geglaubten Armada des Admirals Medina Sidonia entgegenzog.

Ein großer Theil des glänzendſten aller Seeſiege war Fenton's Verdienſt. Sprüchwörtlich wurde ſeine Tapferkeit, ſeine Umſicht und Geiſtesgegenwart mitten im Getümmel der Schlacht. Nur der bald darauf abgeſchloſſene Friede vermochte ſeine Thatenluſt zu zügeln. Unmuthig über dieſen Zuſtand nie gekannter Ruhe zog er ſich nach Deptford in den Arm der Freundſchaft zu einer Nichte, welche an den Grafen Richard von Cork vermählt war, zurück, wo er im J. 1603 ſtarb und dieſer Letztere ihm ein Denkmal errichten ließ. Die lebendigen, naturgetreuen Schilderungen von Fenton's Reiſen finden ſich im dritten Bande von Hackluyt's trefflicher Sammlung.

(*Karl Falkenstein.*)

FENTON (Elijah), geb. am 20. Mai 1683 zu Shelton bei Newcaſtle in Staffordſhire, der Sohn eines Advocaten, verdankte ſeine wiſſenſchaftliche Bildung dem Jeſuitencollegium zu Cambridge. Er erwarb ſich dort 1704 die Magiſterwürde. Das von ihm gewählte Studium der Theologie gab er bald wieder auf. Er ging nach Flandern und bekleidete dort eine Zeit lang die Stelle eines Secretairs bei dem Grafen von Orrery. Späterhin

war er Hilfslehrer an einer Schule zu Surry. In Kent errichtete er eine eigene Lehranſtalt, die durch ihn ſehr in Aufnahme kam. Doch gab er dies Inſtitut 1710 wieder auf, um ungeſtört ſeiner Neigung zur Poeſie und ſchönen Literatur leben zu können. Schon 1707 war eine Sammlung ſeiner Gedichte erſchienen. Das ſeine Lob, das er darin der Königin Anna und dem Herzoge von Marlborough geſpendet, erwarb ihm, ohne ſeine drückenden Lebensverhältniſſe zu erleichtern, die Achtung und Freundſchaft der geiſtreichſten Männer ſeiner Zeit. Einen vorzüglichen Gönner fand er an Pope, der ihn auffoderte, an ſeiner Überſetzung des Homer Theil zu nehmen. Fenton that dies gemeinſchaftlich mit Broome, einem zu ſeiner Zeit geſchätzten Dichter. Jener überſetzte den 1., 4., 19. und 20. Geſang der Odyſſee. In das J. 1723 fällt ſein erſter dramatiſcher Verſuch, das Trauerſpiel Mariamne. Von Cibber, durch den er es auf die Bühne zu bringen hoffte, ward jedoch dies Stück mit der kränkenden Bemerkung zurückgewieſen, der Verfaſſer möchte ſich auf irgend eine ehrliche Weiſe, nur nicht als dramatiſcher Dichter, ſeinen Unterhalt ſichern. Als ſein Trauerſpiel einige Zeit nachher auf einer andern Bühne aufgeführt ward, fand es großen Beifall, und ſoll dem Verfaſſer gegen 1000 Pfund Sterling eingetragen haben, die jedoch kaum hinreichten, um den in Dürftigkeit lebenden Dichter von einer drückenden Geldſchuld zu befreien. Die letzte Zeit ſeines Lebens brachte Fenton in ruhigen und angenehmen Verhältniſſen zu. Pope hatte ihn der reichen Lady Tromball zum Erzieher ihres Sohns empfohlen, den er nach Cambridge begleitete. In der Eigenſchaft eines Rechnungsführers blieb er auch ſpäter auf dem Landſitze jener Dame zu Eaſthamſtead in Berkſhire. Er ſtarb dort am 30. Juli 1730. Pope ehrte ſein Andenken durch eine ſchöne Grabſchrift [1]).

Fenton gehört zwar nicht zu den größten, aber doch zu den beſſern Dichtern ſeiner Zeit. Schon der Antheil, den ihm Pope an ſeiner Überſetzung des Homer gönnte, ſcheint dies zu beweiſen. Aber auch ſeine Gedichte, die in Oden, Epiſteln, Erzählungen und Poeſien vermiſchter Gattung beſtehen, ſind nicht ohne Werth, beſonders von Seiten der Verſification. In ſeiner Ode an die Sonne und in einer andern an den Lord Gover, in ſeinem Schäfergedicht Florello und andern Stücken zeigte er ſich als einen der eleganteſten Poeten ſeiner Zeit. Am wenigſten gelungen und durch fremdartige Bilder entſtellt, iſt die in der Sammlung ſeiner Gedichte befindliche poetiſche Paraphraſe des Jeſaias. Seine Überſetzung der Ovidiſchen Heroide Sappho an Phaon erreicht zwar eine andere von Pope nicht an Anmuth der Diction. Dagegen iſt aber Fenton's Heroide: Phaon to Sappho [illegible] poetiſches Verdienſt, vorzüglich in der Erzählung [illegible] Phaon's Verwandlung aus einem alten [illegible] fahrer in einen ſchönen, blühenden Jüngling, [illegible] alle Kälte und Unempfindlichkeit des Alters [illegible] Die Schilderung ſeiner Empfindungen bei dieſer [illegible]morphoſe iſt wahrhaft poetiſch [2]). Aber auch das [illegible] erwähnte Trauerſpiel Mariamne behauptet [illegible] einen Platz unter den beſten Erzeugniſſen der [illegible]ſchen Literatur Englands. Es empfiehlt ſich [illegible] gehaltene Würde des Styls. Die Sprache [illegible] etwas Erzwungenes und Manierirtes. Ein [illegible] gödie, Dion, blieb unvollendet [3]). (*Heinrich* [illegible]

FENULONGA, bei den Bewohnern [illegible] ſchaftlichen Inſeln der Gott des Regens. [illegible] ſionsreiſe u. ſ. w., überſetzt von Sprengel [illegible]

(*[illegible]*)

FENZLIA. So nannte Endlicher (Atact. [illegible] t. 17 u. 18) eine Pflanzengattung zu Ehren des [illegible] Eduard Fenzl, Cuſtos der botaniſchen Sammlungen [illegible] wiener Muſeums. Sie gehört zu der erſten Ordnung [illegible] 12. Linné'ſchen Claſſe und bildet nach [illegible] Meinung nebſt Olinia *Thunberg* und [illegible] *Schott* die kleine Familie der Olinieae, welche [illegible] mecyleen mit den Myrteen verbindet. Char. Der [illegible] an der Baſis mit Stützblättchen verſehen, die [illegible] kugelig, der fünftheilige Saum mit ſtehenbleibenden, [illegible] geſpitzten, zuletzt zurückgeſchlagenen Fetzen; fünf [illegible] eiförmige Corollenblättchen ſind in dem Rachen des [illegible]ches eingefügt; die Staubfäden zahlreich, kürzer als [illegible] Corollenblättchen, fadenförmig, hin- und hergebogen, [illegible] faſt kugeligen Zwillingsantheren, welche ſich in einer Längsritze öffnen; der Fruchtknoten unter dem Kelche [illegible] mit langem, fadenförmigem, hin- und hergebogenem Griffel und einfacher Narbe; die Beere faſt kugelig, [illegible]rig, einſamig. Die einzige Art, nach welcher [illegible] den Gattungscharakter entwarf, wächſt in Neuholland [illegible] der Nähe des Wendekreiſes, als ein mit [illegible] Schüppchen bedeckter, feinbehaarter Strauch mit [illegible] überſtehenden, lederartigen, ganzrandigen Blättern [illegible]

1) This modeſt ſtone, what few fain marbles can,
May truly ſay: Here lies an honeſt Man.
A Poet bleſs'd beyond the poet's fate,
Whom Heav'n kept ſacred from the proud and great:
Foe to loud praiſe, and friend to learned eaſe,
Content with ſcience in the vale of peace:
Calmly he look'd on either life, and here
Saw nothing to regret, or there to fear;
From Nature's temperate feaſt roſe ſatisfy'd,
Thank'd Heaven, that he had liv'd, and that he dyed.

2) Long wrapt in ſilent wonder, on the ſtrand
I like a ſtatue of Apollo ſtand:
Like his, with oval grace my front is ſpread,
Like his, my lips and cheeks are roſy red:
Like his, my limbs are ſhap'd, in ev'ry part
So juſt, they mock the ſculptor's mimic art;
And golden curls adown my ſhoulders flow:
Nor wants there ought except the lyre and bow.
Reſtor'd to youth, triumphant I repair
To court, to captivate th' admiring fair etc.

ſ. Eſchenburg's Beiſpielſammlung zur Theorie und Literatur der ſchönen Wiſſenſchaften. 6. Bd. S. 267 fg., wo die Heroide Phaon to Sappho ganz abgedruckt worden. 3) [illegible] Johnson's Lives of the Engliſh Poets. Vol. II. p. 58 ſqq. Gentleman's Magazine. 1791. Vol. 51. p. 703 ſqq. Gothaiſche gel. Zeitung. 17[illegible]. S. 570 fg. Bouterwek's Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit. 8. Bd. S. 200. Baur's Neues hiſtor.-biograph.-literar. Handwörterbuch. 2. Bd. S. 168. Eſchenburg's Beiſpielſammlung. 6. Bd. S. 266 fg.

in in den Blattachſeln ſtehenden, kurzgeſtielten, roſen- n Blumen. Fenzlia *Bentham*, ſ. Gilia.

(*A. Sprengel.*)

FEO (Francesco), ein ausgezeichneter Tonſetzer und ich einer der vortrefflichſten Geſanglehrer zu Neapel er erſten Hälfte des 18. Jahrh., hauptſächlich von) bis 1740, wo er ſich in allen Zweigen der Com- ion, mit Ausſchluß der eigentlichen Inſtrumentalcom- ion, die in Italien ſelbſtändig für ſich allein nicht ie, berühmt machte. Eine genaue, zuſammenhängende nsbeſchreibung des Mannes läßt ſich aus Mangel an ubigten Nachrichten über ihn nicht geben. Selbſt che wichtige Einzelnheiten, die von ſonſt tüchtigen nnern über Feo beigebracht werden, entbehren ſicherer gründung. So nennt z. B. Baini in ſeinem von dler auszüglich überſetzten und mit Anmerkungen ver- nen Werke: Über das Leben und die Werke des G. rluigi da Palestrina etc. (Leipzig 1834.) S. 72, Durante, Leo und dieſen Feo Schüler des römiſchen oni, durch welche drei Zöglinge die römiſch-paleſtrina'- e Schule nach Neapel verpflanzt worden ſein ſoll. Da- gen erinnert Kandler in einer Anmerkung, daß die rö- iſche Schule in Neapel ſchon lange vor Pitoni Wurzel aßt habe, wie überall, und daß dagegen durch die ge- nnten drei Männer, Durante, Leo und Feo, die eigent- h neapolitaniſche Schule, welche durch Aleſſ. Scarlatti gonnen wurde, der auch der Lehrer Durante's und Leo's ar, weiter fortgeführt und ausgebildet wurde. Feo hin- gen ſoll ein Schüler von Gizzi geweſen ſein, welcher lbſt ein Zögling Aleſſ. Scarlatti's war. Da nun Baini eine Gewährsmänner für ſeine Behauptung nicht an- führt, ſein Schluß aber offenbar unrichtig iſt, ſo kann icht darauf gebaut werden. — Auch der fleißige erber hatte in ſeinem alten Lexikon der Tonkünſtler nur viel über Feo zu ſagen gewußt, daß er ein berühmter omponiſt für Kirche und Theater zu Neapel um 1740 eweſen ſei und daſelbſt eine Singſchule errichtet habe, ie nicht wenig zu ſeinem Ruhme beitrug; übrigens ſind Teutſchland noch Meſſen, ein Kyrie und einzelne Opern- rien von ſeiner Compoſition im Manuſcripte bekannt. — a trat J. F. Reichardt auf in ſeinen Studien für Ton- inſtler und Muſikfreunde (die aus dem muſikaliſchen Zochenblatte, was Ämil Kunzen begonnen und Reichardt n 2. Theile fortgeführt hatte, entſtand), Berlin 1793, nd brachte Berichtigungen und Zuſätze zum Gerber'ſchen exikon der Tonkünſtler, welche S. 67 Folgendes enthal- n: Franceſco Feo iſt nach einer großen Meſſe und einem otett alla Capella, ſo ich von ihm beſitze, einer der lergrößten Kirchencomponiſten, die Italien je gehabt hat. ch würde jene Meſſe für das Meiſterſtück des Leon. Leo alten, wenn ich nicht aus den Händen eines ſehr eifrigen chülers von Leo, des Kapellmeiſters Sala in Neapel, e eigenhändige Originalpartitur von Feo erhalten hätte. ie Meſſe iſt für 10 Singſtimmen und ein ganz voll- ändiges Orcheſter von Violinen, Bratſchen, Violoncellen, oboen, Flöten, Fagotten, Waldhörnern und Trompeten eſchrieben; und die Benutzung und Bearbeitung der laſenden Inſtrumente, die zuweilen ein eigenes Orcheſter gegen das Orcheſter der Saiteninſtrumente formiren, muß alle die neuern Componiſten, die ſich einbilden, in einer ſolchen Anwendung der Blasinſtrumente neu und original zu ſein, ebenſo beſchämen, wie mich ſelbſt. Es iſt dieſe Meſſe eins der ſeltenen echten Kunſtwerke, denen man kein Zeitalter und kein Vaterland anſieht. Die Verehrer Händel's und Bach's werden ſie ebenſo gewiß für eine Arbeit dieſer Meiſter, als andere für die Arbeit der größten italieniſchen Componiſten halten (eine Anſicht, die alles Subjective in den Arbeiten der einzelnen Meiſter aufheben würde, wenn ſie etwas Anderes beglaubigen ſollte, als daß dieſes Werk unter die größten Meiſterwerke im Allgemeinen zu ſetzen ſei). Feo muß wenig von ſeinen Arbeiten haben bekannt werden laſſen; ſeine Sachen ſind ſehr ſchwer zu haben. Noch muß ich eines komiſchen Intermezzo's von dieſem großen Meiſter erwähnen, das mit außerordentlichem Witz im echten komiſchen Style geſchrieben iſt, wobei aber, wie in den Werken aller großen Meiſter, vortreffliche correcte Arbeit iſt. — Dies brachte Gerber in ſeinem neuern Lexikon der Tonkünſtler zu einer Erweiterung ſeiner Angaben über Feo, die außer dem ſchon aus Reichardt's Buche Mitgetheilten noch Folgendes bringen: Feo ſchrieb 1725 für Rom die Oper Ipermnestra und 1730 Andromaca, beide ernſte Opern. Von dieſer Zeit an, bis 1740, kommt ſein Name beſtändig in italieniſchen Opernverzeichniſſen vor. — Von den Kirchenwerken Feo's hat Reichardt in ſeinem Kunſtmagazine, im 8. Stück, S. 98, ein Paar Proben im Auszuge eingerückt.

Wenn noch von Einigen geſagt wird, der treffliche Feo ſei der Letzte geweſen, der, wo nicht in Italien überhaupt, wenigſtens in Neapel, den großen Styl und die Tiefe des Sinnes, wie der Ausarbeitung, feſthielt; der Mann, mit dem dieſe Vorzüge, rein, klar und ausſchließend ausgeſprochen, dort zur Ruhe gingen: ſo muß dies doch jedenfalls dahin eingeſchränkt werden, daß zu Feo's Zeit durch eine Menge ganz tüchtiger Operncomponiſten, die in der neapolitaniſchen Schule gebildet worden waren, wohin Feo gleichfalls gehörte, der neue Opernſtyl weit mehr begünſtigt wurde, als jener ältere der päpſtlichen Kapelle, und zwar von Künſtlern und vom Publicum, ſodaß dieſer leichtere und gefälligere Styl ſich überallhin verbreitete und eine große Veränderung in der Tonkunſt hervorrief, deren Spuren noch jetzt ſichtbar ſind. Es gab aber in dieſer Glanzzeit der Italiener eine ſo große Menge leuchtender Componiſten und Träger des neapolitaniſchen Ruhms, daß es kaum zu verwundern iſt, wenn im Gedränge eines genußreichen und genußliebenden Lebens, wo jeder Italiener mit ganz andern Dingen als mit Aufzeichnen eines Nekrologs beſchäftigt war, Eines und des Andern Lebensverhältniſſe unbeachtet gelaſſen, oder doch der Welt nicht vorgelegt wurden, die ſich des Mannes lieber in ſeinen Werken erinnerte, bis er, verdrängt von Neuern, vergeſſen wurde, was, bei der Nachläſſigkeit der Muſiker in ſolchen und ähnlichen Dingen, eine Erſcheinung oder Nichterſcheinung iſt, die den Feo und ſeine Geſchichte nicht allein verhüllt. (*G. W. Fink.*)

FEODOR I. (Iwanowitſch), Zar von Rußland,

folgte ſeinem Vater Iwan IV., dem Schrecklichen, in der Regierung 1584—1598, als er bereits 37 Jahre zählte. Ein Schwächling an Geiſt und Körper hing er ganz von ſeinen Rathgebern ab, vor allem erlangte der Bruder ſeiner Gemahlin Irene, Boris Feodorowitſch Godunow, eine unumſchränkte Gewalt über ihn. Mit vielen und ungewöhnlichen Talenten verband er einen zügelloſen, nie geſättigten Ehrgeiz; ſich ſelbſt auf den Thron der Zaren zu ſetzen, wurde das feſte Ziel ſeines Strebens. Feodor war kinderlos, aber er hatte einen jüngern Bruder, Dimitri; bei dem muthmaßlich baldigen Tode des Zars war ſein Bruder der rechtmäßige Thronerbe, darum ließ ihn Boris aus dem Wege räumen. Die Kaiſerin gebar eine Tochter, Theodoſia, allein Boris ſorgte, daß ſie gleichfalls frühzeitig ſtarb. Feodor endigte bald darauf ſein hinfälliges, thatenloſes Leben, 1598; er war der letzte aus dem Geſchlechte Ruriks, aus welchem über ſieben Jahrhunderte 52 Regenten den Thron inne gehabt, welchen nun Boris beſtieg.

Feodor II., Sohn des Uſurpators Boris Godunow, ward nach dem Tode ſeines Vaters 1605 durch den Patriarchen und eine Anzahl Bojaren als Zar von Rußland ausgerufen. Allein ein Abenteurer, Namens Otrepief, war als ein falſcher Dimitri aufgetreten, fand einen zahlreichen Anhang und ließ den 16jährigen Feodor II. in Moskau ermorden, 1605.

Feodor III., Alexiewitſch, Zar von Rußland, folgte ſeinem Vater Alexei in der Regierung, 1672—1682. Mild und ſanft, körperlich etwas ſchwächlich, richtete er ſein Streben auf das Wohl ſeiner Unterthanen, auf die Ehre und den Ruhm ſeines Thrones und Reichs. Ein Koſakenſtamm begab ſich mit ſeinem Hetmann, Dorochenko, von der türkiſchen unter ruſſiſche Hoheit und überlieferte derſelben auch die Stadt Tſchigrin und einige andere Städte am Dnieper. Ein Krieg mit der Pforte war davon die Folge, der jedoch durch den 20jährigen Waffenſtillſtand von Radzin 1681 beendigt wurde, nach welchem die Ukraine, ſowie die eingewanderten Koſaken bei Rußland verblieben.

Den ſtörenden, in alle Dienſt- und Staatsverhältniſſe hindernd eingreifenden Rangſtreitigkeiten der Bojaren machte Feodor III. durch eine kräftige Maßregel ein Ende. Er befahl die Vorlegung aller Stammbäume und Geſchlechtsregiſter, ſowie deren etwanige Copien; ließ ſodann in dem Hofe ſeines Palaſtes ein großes Feuer anzünden und ſämmtliche Familienpapiere in ſelbigem auflodern. Der gegenwärtige Patriarch ſprach den Segen darüber. Der Zar bildete hierauf einen neuen höhern und niedern Adel, verordnete aber, daß die Stellung im Staatsdienſte den jedesmaligen Rang beſtimme. Feodor ſtarb in ſeinem 25. Jahre, den 16. Febr. 1682, kinderlos, daher ward ſein Stiefbruder Peter I., der Große, ſein Nachfolger.

Feodor, Iwanowitſch, Hiſtorienmaler und Kupferſtecher, hatte ungewöhnliche Jugendſchickſale. Er ſtammte aus einer an der ruſſiſch-chineſiſchen Grenze hauſenden Kalmuckenhorde, die ſich, mit der ruſſiſchen Herrſchaft unzufrieden, 1770 zu der von China wendeten. Ein Hauſe der Horde wurde jedoch von den jaikiſchen Koſaken eingeholt und theils niedergemetzelt, theils gefangen genommen. Ein Knabe von 5—6 Jahren war unter letztern der obengenannte Feodor, dem die Erinnerung an dies Ereigniß nie aus dem Gedächtniſſe entſchwand. Er ward nach Petersburg gebracht, und weil man ihn für den Sprößling eines kalmückiſchen Fürſtenſtammes hielt, der Kaiſerin Katharina II. vorgeſtellt, welche ihn in Schutz nahm. Er erhielt die Taufe und den Namen Feodor Iwanowitſch; ſeine Geburt dürfte etwa um 1765 zu ſetzen ſein. Die Kaiſerin ſchenkte den Knaben der Erbprinzeſſin Amalie von Baden; dieſe nahm ihn mit nach Karlsruhe, ließ ihn zuerſt die Schule und dann das Philanthropinum zu Marſchlins beſuchen; man gedachte ihn für die Arzneikunde zu beſtimmen, allein ſeine Neigung führte ihn zur Malerkunſt. Der Hofmaler Melling ertheilte ihm den erſten Unterricht, dann unterwies ihn der Director Becker, hierauf ging Feodor nach Rom, wo er ſieben Jahre blieb. Seine Copien der Antiken erregten die Aufmerkſamkeit und Bewunderung, daher beredete ihn Lord Elgin, ſein Begleiter nach Griechenland zu werden, wohin ſich der Lord begab, um jene herrlichen Bildwerke des Parthenon zu erwerben und nach England zu bringen. Feodor entwarf meiſterhafte Zeichnungen dieſer herrlichen Sculpturen und folgte dem Lord auch nach England zur Überwachung des Kupferſtichs des Elgin'ſchen Werks. Nach einem dreijährigen Aufenthalte in England kehrte Feodor nach Karlsruhe zurück, wo er von dem Großherzoge Karl Friedrich zum Hofmaler ernannt wurde, 1806. Mehre treffliche Werke gingen aus ſeiner [illegible]ſtatt hervor im ernſten, ruhigen Style, wenn es religiöſe Darſtellungen, im lebendigen, ſcherzenden, wenn es Bacchanalien betraf. Eine beſondere Mannichfaltigkeit und perſönliche Ausprägung wußte er in den Köpfen anzubringen; weniger gelangen ihm die Geſtalten der Frauen, denen es an Grazie fehlte. Einen Cyklus aus der Geſchichte des Erlöſers, den Profeſſor Zoll vollendete, zeigt die proteſtantiſche Hauptkirche in Karlsruhe; die Malerei iſt ganz in grau, Feodor's liebſte Manier, weil er ſich ſo mehr dem Plaſtiſchen und dem Relief nähern konnte. Für die Malerei in Öl hatte er weniger Eifer und Geduld, dagegen zeigt ſich ſeine ſchöpferiſche Phantaſie in ſeinen Compoſitionen in Crayon und in der Federzeichnung. Dennoch gefallen auch einige ſeiner Gemälde, wie „[illegible] Hektor unter Weibern getroffen; Dädalus und Ikarus; Bacchanale. Ein Altarblatt, die Auferſtehung Chriſti darſtellend, vollendete er 1820. Meiſterhaft radirte er Mehreres in verſchiedenen Blättern, wie die Kreuzabnehmung nach Daniel da Volterra; auch zeichnete er die Abbildung der Bronzethüren des Lorenzo Ghiberti. Feodor Iwanowitſch ſtarb 1821. (Nagler's Künſtlerlexikon. Goethe, Winkelmann und ſein Jahrhundert S. 349. [illegible] Zeitung. 1803. S. 315 fg.) (A. Hermann.)

FEODOSIA (vormals Kaffa, auch Theodoſia), eine Kreis-, See- und Handelsſtadt am ſchwarzen Meere auf der Halbinſel Krimm, oder in dem jetzigen Gouvernement (Königreich) Taurien im europäiſchen ſüdlichen Rußland, ganz nahe an der ſüdlichen Küſte, unter dem [illegible]

er nördl. Br., die letzte Reſidenz des ehemaligen z und die Hauptſtadt der ganzen Krimm, die da= 4000 Häuſer und über 80,000 Einwohner hatte. iſt ſeit der Eroberung durch die Ruſſen 1771 und ganz herabgekommen, hat kaum noch 800 Häuſer 000 Einwohner; auch iſt der Handel ſehr geſunken. ward 1798 zu einem Freihaſen erklärt, ſeit welcher der Handel ſich wieder etwas gehoben hat. Der iſt vortrefflich und ſo geräumig, daß er über 200 e faſſen kann, doch zum Überwintern nicht ſicher Im J. 1813 waren bis zum September 82 ahrer ein= und 153 ausgelaufen. Seit Kaiſer Alex= 's Regierung fängt der Platz an, ſich wieder aus Trümmern zu erheben. Von jeher war dieſe Stadt ichtigſte Handelsort in der Krimm. Ruſſen, Arme= und Türken trieben hier gegenſeitige ausgebreitete Ge= e. Auch war ſonſt hier der Markt für Sklaven und Tſcherkaſſierinnen. Ein ſchönes junges tſcherkaſſi= Mädchen mit hübſchen rothen Haaren ward mit 6 000 Piaſtern bezahlt (Kleemann's Reiſe S. 207. ſſonel's Verfaſſ. des Handels S. 188). Aus allen ten der ſüdlichen, öſtlichen und weſtlichen Küſte des arzen Meeres kamen Handelsſchiffe an. Jetzt iſt der e Handel faſt allein in den Händen der Ruſſen und enier. Ein langer Friede wird ihn ſowol als die dt wieder in Flor bringen. Außer dem Handel be= tigen ſich die Einwohner noch mit Verfertigen von zbranntwein, ſieden Seife, weben Teppiche von Ka= haaren und verſenden ſie in die Türkei; auch werden graue Schaffelle zu Pelzen (ſogenannte Baranjen) großer Menge bearbeitet. Noch gibt es hier Fabriken, welchen ſehr gute Talglichter gegoſſen werden. Der ternfang und die Zubereitung des Caviars ſind nicht der merkwürdige Erwerbszweige. Feodoſia iſt der ein= Ort in Rußland, wo der Auſternfang betrieben wird; r dieſer Handelszweig auch von Jahr zu Jahr zu= mt. Rings um die Stadt ſiehet man die Ruinen des n Theodoſia oder Kaffa, welches man das zerſtörte iſche Palmyra nennen kann. Die ehemalige größte prächtigſte türkiſche Moſchee iſt jetzt in die ruſſiſche ptwache verwandelt. — Die Stadt ſelbſt iſt am Ab= ze eines hohen Berges in einer langen Strecke weit= ig erbauet und mit einer ſtarken Mauer umgeben, he durch Thürme und einen tiefen Graben befeſtigt An beiden Seiten der Stadt waren vormals Kaſtelle legt und in der Mitte derſelben ein hoher Thurm eführt, der zum Feuerzeichen diente. Vor der eigent= n Stadt lagen auch Vorſtädte, von welchen man jetzt, e von den türkiſchen Moſcheen und den griechiſchen armeniſchen Kirchen, nur noch Ruinen ſieht. Nir= s haben wol Krieg und Empörung ſchrecklichere Spu= hinterlaſſen, als hier. Die Einwohner ſind meiſtens enier, Griechen und Juden, nur wenige Ruſſen. In= alb der Stadt iſt noch eine von Ziegelſteinen erbaute, viereckten Thürmen beſetzte, gut erhaltene Citadelle. wichtigſten Überbleibſel aus der Vorzeit Herrlichkeit : die vom Meere über die Berge um die Stadt lau= e Ringmauer von weißen Steinen, mit Thürmen, Thoren und Inſchriften; die große und ſchöne Hauptmo= ſchee, mit einem Minaret, zehn Kuppeln und guter inne= rer Verzierung, zwei andere Moſcheen, davon eine in eine ruſſiſche Kirche verwandelt iſt; die öffentlichen Bäder, welche jetzt zu einem Magazin und Zeughauſe dienen; die jetzt trockene Georgenfontaine, mit drei unterirdiſchen großen Gewölben, welche die Röhren und andere zur Waſſerkunſt gehörige Werke enthielten; einige kleine Spring= brunnen, die noch Waſſer auswerfen, und der gut erhal= tene Palaſt der ehemaligen Khane. Ihrer ſonſtigen Wich= tigkeit wegen ward ſie Kyrim Stambul, oder Jarim Stambul *), das krimmſche Conſtantinopel, oder Halb= Conſtantinopel genannt. Von den Mileſiern erbaut und von den Flüchtlingen aus Bosphorus vergrößert, eroberte ſie der bosphoriſche König Leukon, und machte ſie zu ei= ner wichtigen Handelsſtadt, allein ſchon im J. 131 n. Chr. Geb. ward ſie verwüſtet und verlaſſen. Aus ihren Ruinen erwuchs die Burg Kafas, welche die Cherſoneſer 350 n. Chr. den bosphoriſchen Königen entriſſen, und die nachher zu dem Bezirke von Cherſon gerechnet ward. Den großen Flor ihres Handels hatte ſie jedoch einzig den Ge= nueſern zu verdanken, welche ſich hier anſiedelten, beſon= ders ſeit der letzten Hälfte des 13., bis gegen das Ende des 15. Jahrh., da ſie ihnen (1474) von den Türken ent= riſſen wurde. Der reiche Genueſer Baldo Doria legte nämlich in der Gegend der Burg Kafas ungefähr um das Jahr 1262 eine Stadt an, die wegen ihrer günſtigen Lage und durch den ausgebreiteten Handel bald ſo blü= hend und mächtig ward, daß ſie der ganzen Halbinſel den Namen gab. Man findet noch jetzt in den Mauern Mar= morſtücke mit Inſchriften und Wappen, die von den Ge= nueſern herrühren. Im J. 1297 eroberten ſie die Vene= tianer, verloren ſie aber bald wieder. Im J. 1320 wurde in Kaffa ein katholiſches Bisthum errichtet, und bald dar= auf auch ein armeniſcher Biſchof eingeſetzt, ſowie ein gro= ßes Collegium für die Armenier angelegt. In den Jah= ren 1344 und 1345 belagerte Dſchjanibeg=Khan die Stadt vergeblich, und der Papſt Clemens VI. wollte zu ihrer Rettung einen Kreuzzug vornehmen. Im J. 1357 ward ſie mit einer neuen und ſtarken Mauer umgeben. Sie nahm täglich an Reichthum, Schönheit und Volksmenge zu, weil alle Flüchtlinge vor den Osmanen aus den be= nachbarten Ländern hierher ihre Zuflucht nahmen. End= lich eroberten die Osmanen, am 6. Juni 1474 (nach An= dern ein Jahr ſpäter), auch dieſe Stadt, und die reichen Einwohner, welche nicht entfliehen konnten, wurden nach Conſtantinopel verſetzt, ſodaß faſt Niemand als gemeines Volk zurückblieb. Von der Zeit an war Kaffa zuerſt der Sitz eines Sandſchjags, und hernach eines Beglerbegs, aber doch nur der Schatten von dem, was es vormals ge= weſen war. Die Ruſſen eroberten die Stadt 1771 und durch den Frieden von 1774 kam ſie unter die Herrſchaft des Khan; 1783 aber mit der ganzen Krimm wieder un= ter ruſſiſche Gewalt. Die Einwohner beſtanden vor der

*) Es iſt bekannt, daß die Türken ihre Hauptſtadt Stam= bul (auch Istambol) nennen. Dieſes Wort ſoll von dem misver= ſtandenen und verſtümmelten griechiſchen εἰς τὴν πόλιν (in die Stadt) herkommen.

neueſten Veränderung blos aus Tataren, welche mit den aus der Türkei gebrachten Waaren einen bedeutenden Handel trieben. Der letzte für unabhängig erklärte Khan wählte dieſe Stadt zu ſeiner Reſidenz, legte den Münzhof von Baktſchiſarai, der frühern Reſidenz, dahin, errichtete einen Divan und neuen Palaſt, in welchem die Sitzungen gehalten wurden, mußte ſie aber nach der letzten Eroberung wieder verlaſſen. Jetzt wird ſie von Griechen, Armeniern, Ruſſen, einigen Juden und nur noch von wenigen Tataren bewohnt. Zum Handel liegt ſie überaus bequem, und hat zur Beförderung deſſelben einen eigenen, unmittelbar unter dem Kaiſer ſtehenden Gouverneur, ſowie Odeſſa und Taganrog. Seit dem J. 1804 wird ununterbrochen an der Wiederaufbauung der Stadt gearbeitet, und mehre ausländiſche Kaufleute haben ſich hier ſchon mit anſehnlichen Capitalien niedergelaſſen. Die Ausfuhr beſteht meiſtens in Getreide, krauſen (krimmſchen) Schaffellen von ſchwarzer und grauer Farbe, in Wolle, türkiſchen Zeuchen, Reis, Kaffee, Wachs, Honig, Talg, Butter, Haſenfellen, Stangeneiſen, Leder, Potaſche, Fiſchen, Salz, Weizenmehl u. dergl. Die Quarantaine, von welcher die ähnlichen Anſtalten in Eupatoria, Sebaſtopol, Sudak, Kertſch ꝛc. mit ihrem ganzen Küſtencordon abhängen, iſt unter der gegenwärtigen Regierung ſehr verbeſſert worden. Landeinwärts, nach Karaſubaſar zu, iſt das reizende Thal Subaſch, das den beſten Boden in der Krimm und viele Dörfer hat. — Quellen zur genauern Kenntniß ſind hier vornehmlich der Madame Guthrie und Pallas' Reiſen in die Krimm; dann Heym's topographiſche Encyklopädie des ruſſ. Reichs; Makinowitz' geographiſches Wörterbuch des ruſſ. Reichs. (Moskau 1801 u. fg.); 6 Bd. Reiſe eines jungen Ruſſen von Wien über Jaſſy in die Krimm. (Gotha 1801.) *Thornmann*. Description de la Crimée. (Strasb. 1786); Sumarakow's Reiſe durch die Krimm und Beſſarabien; aus d. Ruſſ. (Leipz. 1802) und *Reuilly*. Voyage en Crimée en 1803. (Paris 1806.) (*J. C. Petri.*)

FERABOSCO (Alfonso). Gerber gibt in ſeinem neuen Lexikon der Tonkünſtler zwei dieſes Namens an, und zwar Vater und Sohn, von welchen er den erſten den beiweitem würdigſten nennt. Mehre ſeiner Motetten, heißt es, wurden ſchon 1544 mit denen des Cyprian Rore zuſammengedruckt, denen jene in Reinigkeit des Satzes nicht im Geringſten nachſtehen ſollen. Auch in des (Abraham) *Schadaei* Promptuario musico. P. II. und des *Besardi* Thesauro harmonico findet man Stücke ſeiner Arbeit. Dieſes Mannes Sohn ſoll nach ihm in Greenwich geboren worden ſein, von italieniſchen Ältern. In England ſei er zu den größten Componiſten ſeiner Zeit gerechnet worden, wofür Morley angeführt wird, der von ihm berichtet, er habe einen rühmlichen Wettſtreit mit dem in England überaus belobten Bird beſtanden, welcher Streit auf 40 Variationen über die Melodie eines gewiſſen Miſerere hinauslief. Pracham gedenkt eines zweiten Wettſtreites mit demſelben Bird wegen der beſten Compoſition eines Liedes, das an Gründlichkeit und Gefälligkeit der Melodie ſeines Gleichen nicht haben ſoll. Im J. 1609 wurden von ſeiner Arbeit Arien mit Begleitung der Laute gedruckt, von denen Burney (Vol. III. p. 141) ein Paar tröſtliche Proben eingerückt [illegible] einen Geſang aus deſſen Maske: Volpone [illegible] findet man daſelbſt. S. 354.

Was nun den Vater betrifft, ſo führt [illegible] hiſtoriſchen Beſchreibung der edlen Sing- [illegible] kunſt ꝛc. (Dresden 1690. S. 130. 131) [illegible] ham Schadäus aus Senftenberg Promptuarium [illegible] das er 1611, 1612, 1613 und 1617 [illegible] falls einen Alphonſus Feraboscus [illegible] Componiſten jener Zeit an, welche Motetten [illegible] Dagegen ſchreibt ihn Busby in der [illegible] gemeinen Geſchichte der Muſik [illegible] (2. Bd. S. 173) Alf. Ferrabosco, [illegible] logna ſtammen, was auch glaublicher [illegible] ken, dem Vorſpiel der Oper, gewann [illegible] liener Einfluß. Von jetzt an traten auch die [illegible] die faſt 100 Jahre das Vergnügen [illegible] geweſen waren, zurück, wofür die Arien [illegible] mehr Stimmen, desgleichen einige [illegible] gleitung der Laute beliebt zu werden [illegible] wird abermals (S. 176) Ferrabosco als [illegible] genannt, was jedoch nicht ſchwer geweſen [illegible] Nebenbuhler in der Balladencompoſition [illegible] waren. Wenn aber dieſe Lieder und Balladen [illegible] rabosco ſo geringfügig geweſen ſind (ja ſie [illegible] für noch weniger treffend ausgegeben), als [illegible] belobter Geſang aus der Maske: Volpone, [illegible] 197 mitgetheilt wird, ſo muß der damalige [illegible] der genügſamſten Kindheit gelegen haben.

Noch wird von Gerber ein John Ferrabosco [illegible] dem 17. Jahrh., alſo wahrſcheinlich des Vorigen [illegible] angeführt, von deſſen Compoſitionen noch in den neuern [illegible] in mehren Kathedralen, beſonders zu [illegible] Anthem aus D dur häufig geſungen wird.

Die Schreibart Ferabosco möchte alſo [illegible] dieſe Muſikerfamilie wol vorzuziehen ſein. [illegible] aber auch nach genauerer Unterſuchung vielleicht [illegible] hat ſie doch wenigſtens von der Hand, wo uns [illegible] hierher gehörige Quellen zugänglich ſind, [illegible] als Ferrabosco, die uns zugleich einen bis jetzt [illegible] andern Mann von den genannten unterſcheiden [illegible] wir unter Ferrabosco mit gebührender Angabe der [illegible] len kurz anzeigen und mit dem erſten [illegible] rabosco verglichen werden. (*G. W. Fink.*)

FERAK, bei den Muhammedanern eine [illegible] Verdammten, welche in der [illegible] in der ſie leben müſſen. Ausgeſchloſſen von [illegible] genwart, mit einem undurchdringlichen [illegible] der ſie ganz des göttlichen Lichts beraubt [illegible] ſeligkeit der frommen Abgeſchiedenen [illegible] ein wahrhaft trauriges, jeder [illegible] nes Leben führen. Die Muhammedaner halten daher [illegible] Strafe für die größte. *D'Herbelot* B. Or. [illegible] nem. (*Rödiger.*)

FERAKH KAND (in der [illegible] gho Voorokesche (im Zend), d. i. [illegible] fluß gebend, heißt nach den heil. Schriften der [illegible] ein Zare (großer See oder großer Strom), der [illegible] gende Weiſe entſtand. Nachdem die Welt [illegible]

…aſchler 30 Tage lang einen heftigen Regen fallen, …hem jeder Tropfen einer großen Schale glich. Die … ward menſchenhoch mit Waſſer bedeckt, das alle …ngen durchdrang und alle Kharfeſters tödtete. In der … führte ein vom Himmel geſandter Wind das Waſ… Wolken mit ſich fort, Ormuzd aber faßte alles …r zuſammen und gab ihm die Erde zu Grenzen. … große Meer, was dadurch entſtanden, war nun eben … Ferakh Kand (Bun-Dehesch c. 7). Weiter heißt …ndaſelbſt: Ormuzd ließ aus Liebe zu den Menſchen … einem Throne aus zwei Waſſer fließen, die ihren …auf über die Erde nehmen und zuletzt am Zaré Fe… Kand in Eins zuſammenfließen. Dieſer iſt ein Werk …lbordj auf ſeiner Südſeite und wird auch mit ſeinen Kanälen, wie der Quell Arduiſur, Palaſt der Bäche …mt, weil er von Ormuzd's Throne ausſtrömt. Alles …e Gewäſſer hat ſeinen Urſprung von dieſem Quell, …ich ſüdlich aus dem Albordj ergießt. Auf des Ber… Spitze iſt auch ein Var oder Quell. In dieſen fließt … Waſſer und reinigt ihn. Von hier aus ergießt es ſich …r in verſchiedenen Goldkanälen, in der Tiefe 1000 …ſchenmaß. Ein Arm dieſer Goldkanäle zieht ſich auf … Berg Hoſindum und endigt ſich im Zaré Ferakh Kand. … Theil dieſes Kanals reinigt durch ſeinen Einfluß den …, ein anderer tränkt das ganze Land und alle Ge…ſe Ormuzd's. Von ihm kommt Geſundheit und für … Boden durch Regen die nöthige Feuchtigkeit.

(*Richter.*)

FERALIA, sc. Festa, von dem Adjectiv feralis, …mit überhaupt das, was auf Tod und Leiche Bezug … und dahin gehört, bezeichnet wird[1]), iſt die Bezeich…ng eines allgemeinen Todtenfeſtes, welches von den Rö…n alljährlich in dem Monat Februar, dem letzten des …n Jahres, in welchen überhaupt die Sühn- und To…feſte fielen, gefeiert ward, das gewiß in die älteſten …ten Roms gehört, da die Sage, der Ovidius folgt[2]), … Stiftung dieſes Feſtes auf Äneas zurückführt und … ſo jedenfalls andeutet, daß wir hier an ein alt-itali…s Feſt, das zugleich mit dem in dem älteſten Italien …m verbreiteten Glauben an Geiſter und Geſpenſter, …ie an eine unmittelbare und nähere Beziehung der …iſter der Verſtorbenen zu den Hinterlaſſenen und Le…den zuſammenhängt, zu denken haben; womit wir in … Gebiet religiöſer Anſchauungen und Vorſtellungen tre… das in dem alten Etrurien, wie uns die aufgefunde… Denkmale über und unter der Erde noch jetzt zeigen, … allgemein verbreitet und ausgebildet war. Man begab …, ſo ſcheint es, zu den Gräbern der Hingeſchiedenen, …chtete wol auch auf dem Grabhügel Altäre, etwa nach …r, einfacher Weiſe von grünem Raſen; man brachte … Geſtorbenen ein Todesmahl und goß unter Gebeten … Litaneien ihnen zu Ehren Trankopfer aus[3]): um ſo den Geiſt des Hingeſchiedenen ſich zu befreunden und nicht zu einem Unglück bringenden Schreckgeſpenſt zu machen: wobei wir unwillkürlich auch an die Leichenfeier der alten Teutſchen, an ihre Sitte, auf dem Grabe zu eſſen und zu trinken, und dieſe Feier (Dadsisas, d. i. nach Eckhart Todteneſſen) alljährlich zu wiederholen, erinnert werden[4]): eine Sitte, die erſt nach und nach durch das Einſchreiten der chriſtlichen Geiſtlichkeit abkam. Und es mag dieſer Umſtand in ſofern mit als das Charakteriſtiſche des Feſtes angeſehen werden, da die Erklärungen, welche uns Feſtus und Varro über das Wort, womit dieſes Feſt bezeichnet ward, bringen, allerdings darauf hinweiſen, indem wir doch darin ſchwerlich bloße Spielereien deutelnder Grammatiker einer ſpätern Zeit werden finden wollen. Feralia, ſo heißt es in den Excerpten des Feſtus von Paulus Diaconus (p. 64 ed. *Lindem.*), diis manibus sacra festa, a ferendis epulis vel a feriendis pecudibus appellata[5]), und die erſtere Erklärung von dem Herbeitragen oder Anſtellen des Todtenmahls billigt auch Varro De L. L. (V, 3) VI. p. 195 ed. *Speng.*: „*Feralia* ab inferis et ferendo, quod ferunt tum epulas ad sepulcrum, quibus jus ibi parentare," wo freilich Dacier lieber an *fera*, i. e. mors, denken und davon feralis ableiten will, wie denn auch Hartung (Religion der Römer. I. p. 50 not.) die Ableitung von fero, wegen der Länge des Stammvocals in Feralia nicht annehmen zu können glaubt. Wie dem auch ſei, aus dieſer Deutung des Worts auf das Herbeibringen von Speiſen zur feierlichen Abhaltung des Todenmahls läßt ſich jedenfalls dieſer Act als ein Haupttheil des geſammten Feſtes erklären, deſſen Namen wir darum keineswegs mit einem neuern Gelehrten[6]), der die bemerkten Ableitungen verwirft, a ferendis mortuis, cineribus, woher auch Ferculum, Feretrum ableiten möchten: denn nicht von dem Wegtragen des Leichnams oder der Aſche und deren feierlicher Beiſetzung handelte es ſich bei dieſem Feſte, ſondern von einem dem Gedächtniß der längſt Hingeſchiedenen und Beigeſetzten zu Ehren jährlich veranſtalteten Todesfeſte, das nach alter Sitte zugleich ein Todesmahl war, zu dem die Speiſen von dem Hauſe der Angehörigen an die Grabesſtätte gebracht wurden. Ovidius, der in der Reihe der Schilderungen der Feſte, welche in den Monat Februar fallen, im zweiten Buch ſeiner Faſten, auch die Feralien (533 — 570) aufführt und beſingt, faßt den Namen des Feſtes, wenn auch nicht ganz in derſelben, ſo doch in ähnlicher Weiſe auf, und bezieht ihn auf die ganze, den Geſtorbenen dargebrachte Huldigung, als einen Act der Pietät und des heil. Rechts. Denn er ſchließt den dieſem Feſt gewidmeten Abſchnitt mit den Worten:

Hanc, quia justa *ferunt*, dixere *Feralia* lucem,
Ultima placandis manibus illa dies[7]).

1) So z. B. bei Tacitus öfters Ann. III, 1 *feralis* urna …t. V, 25 bellum *ferale*; auch German. 43 *feralis* exercitus … daſelbſt die Ausleger) und andere Stellen bei *Bötticher*, Lexic. …it. p. 195. Vergl. auch Ramshorn, Synonymik der latein. …rache Nr. 539. 613. Döderlein, Synonymen IV. S. 407. … Fast. II, 542. 3) Vergl. *Ovid.* Fast. II, 533 sq., nebſt …r. *Lydus*, De menss. IV, 24. p. 176 sq. ed. *Roeth.* *Cicer.* … Attic. VIII, 14. *Tacit.* Ann. I, 62.

4) ſ. nur Legis, Handbuch der altteutſchen u. nordiſchen Götterlehre. (Leipzig 1831.) S. 126 und daſelbſt aus dem Indiculus superstitionum et paganiarum unter Nr. 2. De sacrilegio super defunctos, id est Dadsisas. 5) In Bezug auf dieſe zweite Erklärung heißt es gleich weiter in den Excerpten aus Feſtus: „*Feria*, a feriendis victimis vocata." 6) Böticher am oben angef. Orte. 7) An einer andern Stelle (Trist. III, 3, 81) ſagt er: Tu tamen exstincto *feralia munera* ferto, wo doch nur an alle die Obliegenheiten, Pflichten, Opfer und dergl., welche die Hinter-

Und wenn es in dem Sinne der ganzen Feſtfeier lag, die hingeſchiedenen Angehörigen zu ſühnen und dadurch Einzelnes, das man an ihnen, während ihrer Lebzeit, begangen, gewiſſermaßen wieder gut zu machen, ſo knüpft ſich um ſo paſſender daran das den Tag nach der Feier der Feralia folgende und auch in dem Ovidiſchen Feſtkalender unmittelbar daran ſich reihende Feſt der Charistia [8]), deſſen Zweck kein anderer war, als die Lebenden unter einander auf gleiche Weiſe mit einander zu ſühnen, wie des Tags zuvor die ſchon Hingeſchiedenen mit ihren noch lebenden, auf dieſer Welt zurückgelaſſenen Angehörigen; Streitigkeiten und Zwiſtigkeiten, Misverſtändniſſe der Familienglieder unter einander ſollten an dieſem Tage bei dem gemeinſam veranſtalteten Feſtmahle, an dem daher auch nur die Glieder der Familie Antheil nahmen, ausgeglichen, Eintracht und Friede unter allen Verwandten hergeſtellt werden. Wenn auf dieſe Weiſe die Chariſtia eine ſchöne Fortſetzung der Feralia, und einen den Eintritt in eine neue Lebensperiode, in ein neues Jahr paſſend bezeichnenden Anknüpfungspunkt bilden, ſo bilden auch die Feralien den Schluß der verſchiedenen Reinigungs- und Sühnungsfeſte, welche den Monat Februar bei den alten Römern auszeichneten, und ſie werden darum auch nicht mit den Parentalia, die allerdings verwandter Art ſind, aber doch einen etwas verſchiedenen Sinn und Zweck haben, für identiſch genommen werden können [9]). Was endlich noch den Tag der Feralia betrifft, ſo würde dieſer nach Ovid auf den 17. Februar zu verlegen ſein, während nach einem alten Kalendarium eher auf den 21. (IX. a. d. Cal. Mart.) dieſes Feſt zu ſetzen iſt [10]). (*Baehr.*)

FERAN, eine Inſel im nördlichen ſtillen Weltmeere, in der Nähe der Südweſtküſte von Quadra und Vancouver's Inſel, von einem Umfange von ungefähr 3—4 geographiſchen Meilen, und unter 234° 17′ öſtl. Länge von Greenwich. (*Eiselen.*)

FERANDINI (Giovanni), geb. zu Venedig, Schüler des Antonio Biffi, machte ſein Glück in München, wohin er ſchon als ſiebenjähriger Knabe gekommen war, wo er ſich bald als Hoboenbläſer und Sänger, dann noch mehr durch ſeine Compoſitionen ſo beliebt machte, daß er nicht blos zum Muſikdirector, ſondern auch zum Truchſeß und Rath des Kurfürſten 1786 ernannt wurde. Seine beiden erſten Muſikwerke, Flötenſonaten, erſchienen 1730 zu Amſterdam. Er ſcheint nach dieſer Zeit lange vorzugsweiſe der Inſtrumentalcompoſition ſich gewidmet, oder doch damit mehr Beifall gefunden zu haben, bis er, nach der Oper Berenice 1730, mit Adriano in Syria 1737 und in demſelben Jahre noch mit Demofoonte auftrat; darauf folgten die Opern Artasesse, Catone in [illegible] il Festino (1756 für den Hof zu Parma) und [illegible] placata 1758. Unterdeſſen fuhr er von Zeit zu Zeit fort, auch Inſtrumentalſätze zu ſchreiben, wie wir [illegible] ſogar ſchönere, als ſeine frühern und [illegible] den Muſikern ſich beliebt machten. Namentlich [illegible] die für Viola und Laute gerühmt. [illegible] nicht veröffentlicht, weil das große Publicum [illegible] auch der Componiſt ſelbſt, mehr auf ſeine Singſachen hielt; vielleicht war 1760 auch ſchon die Neigung zu ſeinen Leiſtungen geringer geworden, [illegible] keine ſonderliche Urſache hatten, ihn zu [illegible] zufodern, während der wohlhabende und [illegible] ſchäftigte Mann ſelbſt keinen Drang fühlte, [illegible] ger zu ſuchen. Auch als Lehrer des Geſanges [illegible] in Anſehen, obwol der berühmte Tenoriſt [illegible] (ſ. d. Art.), nicht ſein Schüler war, ſo oft er auch [illegible] noch bis in die letzten Jahre, [illegible] iſt, weil man in der Regel nur Gerber's Angaben [illegible] weitere Unterſuchung, abzuſchreiben pflegt. [illegible] auch wol noch zuweilen nach Gerber's altem Lexikon [illegible] nen Giov. Ferrandini als einen von dem zweien [illegible] denen an, nach dem Vorgange La Borde's, deſſen Unverläſſigkeit Gerber ſelbſt zur Zeit der Herausgabe ſeines neuen Lexikons eingeſehen und daher auch dieſen Irrthum verlaſſen hatte. Ferandini ſtarb erſt 1793 zu München, wo er ſein ganzes Leben in glücklicher Thätigkeit [illegible]

Ein anderer Ferandini, der ſich den [illegible] nennt, iſt nur eines muſikaliſchen Scherzes wegen [illegible] hängen. Er ließ 1799 in Augsburg bei Gombart ein Quartetto armonioso senza digiti, per 3 Viol. e Violonc. drucken. Alle Inſtrumente hatten blos die [illegible] Saiten, die nach vorgeſchriebener Art geſtimmt werden mußten, ohne je einen Finger aufzuſetzen, zu ſpielen. Dieſe in jeder Hinſicht ganz arme und matte Spielerei beſtand aus einem Marſch, einem kurzen Allegro, einer Menuett und einem Rondo. Und damit hat ſich die unbekannte Größe zur Ruhe begeben. (*G. W. Fink.*)

FERBER (Georg), geb. 1646 in Zeitz, wo ſein Vater Paſtor war. Nachdem er die Schule ſeiner Vaterſtadt beſucht hatte, ging er nach Lüneburg, wo er Präfect des Chors wurde. Als er dann in Kiel ſeine Studien vollendet hatte, erhielt er das Cantorat in Huſum 1673, von wo er bald nach Schleswig verſetzt wurde, gleichfalls als Cantor. Mattheſon zählt ihn unter die großen Muſiker der damaligen Zeit, nennt ihn einen vortrefflichen Chorregenten und ausnehmenden Baßſänger, rühmt auch ſeine glückliche, mit vier Söhnen und fünf Töchtern geſegnete Ehe. Er ſtarb aber ſchon in ſeinem 47. Jahre 1691. (*G. W. Fink.*)

FERBER (Johann Karl Chriſtoph), geb. am 4. Juli 1739 zu Gonna in Sachſen, ſtudirte zu Jena Philoſophie und Theologie. Noch während ſeiner akademiſchen Laufbahn übte er ſeinen Scharfſinn in einer Prüfung der Beweisgründe für den Atheismus. Dieſe lateiniſch geſchriebene Abhandlung ward zu Jena 17[illegible] gedruckt. In die Zeit ſeines dortigen Aufenthalts gehört auch ſeine Diss. de falsiloquiis et mendaciis inter se diversis. (Jenae 1764. 4.) Er hatte bereits

laſſenen dem Abgeſchiedenen ſchuldig ſind, bei den feralia *munera* gedacht werden kann. Ebenſo Metamorph. IX, 213 *feralia dona tulisti.*

8) ſ. Fasti II, 617 seqq. *Valer. Maxim.* II, 1, 8.

9) Gierig im Index Rerum p. 447 ſeiner Ausgabe der Fasti ſagt zwar: „Feralia vocantur quoque Parentalia;" ſ. aber dagegen die genauere Auseinanderſetzung bei *Meckel*, Prolegg. ad *Ovid.* Fast. p. XL. Auch Hartung (Religion der Römer I. S. 50) ſcheint Feralia und Parentalia für identiſch zu halten.

10) ſ. Meckel a. a. O. Minder richtig Gierig in der Note zu *Ovid.* Fast. II, 567 und Ruperti Handbuch der römiſchen Alterthümer II. 2. S. 465 in der Note.

Nagiſterwürde erlangt, als er einem Rufe nach Helm- folgte. Dort ward er ordentlicher Profeſſor der al, der Logik und Metaphyſik und Ephorus der in ſtedt ſtudirenden Landeskinder. Er ward zugleich zweiten Inſpector des herzogl. Convictoriums und Aufſeher der herzogl. teutſchen Geſellſchaft zu Helm- ernannt. Sein Tod erfolgte am 3. Nov. 1786. r einer Vernunftlehre (Helmſtedt 1770.), von der ich ſpäterhin einen zum Gebrauche bei ſeinen Vorle- n beſtimmten Grundriß herausgab (ebend. 1774.), ränkte ſich die größere Zahl ſeiner Schriften auf das miſche Leben, deſſen Form und Zuſtände er nach al- Seiten hin zu beleuchten ſuchte. So ſchrieb er über akademiſche Freundſchaft. (Helmſtedt 1770.) Über zuten Sitten auf Akademien. (Ebendaſ. 1771.) Über Sorge für die Geſundheit auf Akademien. (Ebendaſ. 2.) Über einige Hinderniſſe des akademiſchen Fleißes. endaſ. 1773.) Über die Gefahr der akademiſchen Ver- ung. (Ebendaſ. 1775.) Über die akademiſche Freiheit endaſ. 1779.) u. a. m. *). (*Heinrich Döring.*)

FERBER (Johann Jacob), geb. am 9. Sept. 1743 Karlskrona in Schweden, wo ſein Vater Johann inrich Ferber Aſſeſſor bei dem königl. Medicinal- egium war. Seinen wohlhabenden Ältern verdankte eine ſorgfältige Erziehung. In ſeinem kräftigen Kör- wohnte ein lebhafter Geiſt. Sein choleriſches Tempe- nent ward gemildert durch Herzensgüte und Sanftmuth. eſe Charakterzüge traten ſchon in ſeinem Knabenalter vor. Nach dem Wunſche ſeines Vaters widmete er der Medicin. Doch dehnte er ſeine Studien zugleich f das weite Gebiet der Naturwiſſenſchaften aus. Die ſten mineralogiſchen Kenntniſſe verdankte er einem Freunde nes Vaters, dem Bergrathe von Schwab. Als er ſpä- hin (1760) die Univerſität Upſala bezog, hatte er dort berühmteſten Männer ſeiner Zeit zu Lehrern, vor allen alerius, Kronſtadt und Linné. In der Mathe- atik und Aſtronomie erweiterte Mallet ſeine Kenntniſſe. hatte in dem Obſervatorium jenes berühmten Mannes te Wohnung bezogen. Wie fleißig er Linné's Vor- ungen und botaniſche Wanderungen benutzt hatte, zeigt e von ihm verfaßte Abhandlung: de prolepsi planta- am, die er unter Linné's Vorſitz vertheidigte [1]). Ein rtrautes Freundſchaftsband feſſelte ihn an den berühm- n Chemiker Bergmann, deſſen Sciagraphia regni ineralis er ſpäterhin herausgab. Seit er die Univerſi- t verlaſſen und bei dem königlichen Bergcollegium zu tockholm angeſtellt worden war, benutzte er ſeine erwor- nen Kenntniſſe zu mineralogiſchen Reiſen durch mehre rovinzen ſeines Vaterlandes. Er beſuchte die vorzüglich- en Bergwerke, und bearbeitete darauf zu Karlskrona ſein iarium Florae Carolicoronensis, welches ihm eine uszeichnung von der ſtockholmer Akademie der Wiſſen- haften erwarb. Um dieſe Zeit (1765) verließ er Schwe- en und trat ſeine großen Reiſen an, die ihn durch mehre Länder Europa's führten, und denen erſt ſein Tod ein Ziel ſetzte. Er ging zuerſt nach Berlin, wo er unter Pott und Markgraf Chemie ſtudirte. Auch verweilte er einige Zeit in Leipzig. Er beſuchte dann die Bergwerke auf dem Harze, in Baiern, Naſſau und Öſterreich. Von da ging er nach Böhmen und Ungarn, wo er den bekannten Mineralogen Ignatz von Born kennen lernte und mit ihm einen innigen Freundſchaftsbund ſchloß [2]). Er durchreiſte hierauf Frankreich, Holland und England, wo er beſonders die Bergwerke in Cornwallis und Derbyſhire beſuchte [3]). Den Plan einer Reiſe in die Südſee mit Banks und Solander gab er wieder auf. Reichen Gewinn für ſeine mineralogiſchen Forſchungen brachte ihm vorzüglich ſein Aufenthalt in Italien [4]). Mehre der genannten Länder beſuchte er zu verſchiedenen Malen, Ungarn und Frankreich noch ein Mal kurz vor ſeinem Tode.

Als er 1774 nach Schweden zurückgekehrt, erhielt er durch den Herzog von Kurland eine Profeſſur der Naturgeſchichte und Phyſik in Mitau. Dort verheirathete er ſich mit Agnes Eliſabeth Jacobs, die ſeitdem ſeine treue Lebensgefährtin blieb und ihn auch auf ſeiner letzten großen Reiſe begleitete. Mit Genehmigung ſeines Fürſten machte er, auf den Antrag des Königs von Polen, eine Reiſe in deſſen Staaten, um die dortigen Bergwerke kennen zu lernen. Katharina II. rief ihn im Juli 1783 als Lehrer der Naturwiſſenſchaften nach Petersburg. Den Antrag der Kaiſerin, die Leitung der Bergwerke in Sibirien zu übernehmen, lehnte er ab, weil er von dem rauhen Klima Nachtheil für ſeine Geſundheit fürchtete. Im J. 1786 war er in preußiſche Dienſte getreten. Die merkwürdigſten Beobachtungen auf einer Reiſe, die er 1788 in das Ansbachiſche, Zweibrückiſche, in die Schweiz und nach Frankreich unternahm, hat er in zwei Schriften bekannt gemacht [5]). Auch der Schweizer Mannel, der ihn einige Zeit auf jener Reiſe begleitete, hat Einiges darüber mitgetheilt in Höpfner's Magazin für die Naturkunde Helvetiens. Durch den Magiſtrat in Bern aufgefodert, unternahm Ferber 1789 eine nochmalige Reiſe nach der Schweiz. Auf einer Wanderung durch das Gebirge hatte er das Schickſal, jenſeit des Thuner- und

*) ſ. Meuſel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorbe- n teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 311 fg., wo man auch ein erzeichniß ſeiner nicht zahlreichen Schriften findet, die größtentheils s Reden und kleinen Abhandlungen beſtehen.

1) Sie iſt 1763 zu Upſala in Quart gedruckt worden.

2) Die Reſultate jener Reiſe ſind enthalten in Ferber's Beiträgen zu der Mineralgeſchichte von Böhmen (Berlin 1774. [engl. in Raſpe's Überſetzung der Briefe über mineralogiſche Gegenſtände von Ignatz von Born. London 1777.]) und in den phyſikaliſch-metallurgiſchen Abhandlungen über die Gebirge in Ungarn. (Berlin 1780.) Hierher gehört auch die von ihm herausgegebene Nachricht von dem Anquicken der gold- und ſilberhaltigen Erze, Kupferſteine und Speiſen in Ungarn und Böhmen. (Berlin 1787.)

3) Vergl. ſeinen Verſuch einer Oryktographie von Derbyſhire in England. (Mitau 1776.) Franzöſiſch in der Voyage à la côte septentrionale du Comté d'Antrim etc. par *Hamilton*, traduit de l'Anglais. (Paris 1790.)

4) ſ. ſeine Briefe aus Welſchland über natürliche Merkwürdigkeiten dieſes Landes an den Herausgeber derſelben, Ignaz, Edlen von Born. (Prag 1773.) Franzöſiſch mit Anmerkungen und Beobachtungen vom Freiherrn v. Dieterich. (Straßb. 1776.) Engliſch mit Anmerkungen und einer Vorrede von R. E. Raſpe. (London 1776.)

5) Bergmänniſche Nachrichten von den merkwürdigſten mineraliſchen Gegenden der herzogl. zweibrückiſchen, kurpfälziſchen, wild- und rheingräflichen und naſſauiſchen Länder. (Mitau 1776.) Mineralogiſche und metallurgiſche Bemerkungen in Neufchatel, Franche Comté und Bourgogne. (Berlin 1789.) Mit Kupfern.

Brienzerſees, im Millithal vom Schlage gerührt zu werden. Mit Mühe ward er nach Bern gebracht. Dort endete er nach einem langen Krankenlager ſein Leben am 12. April[6]) 1790 im 47. Jahre. Seine irdiſchen Überreſte ruhen auf einem Gottesacker in der Stadt, neben dem von ihm hochverehrten Albrecht von Haller.

Der unermüdeten Thätigkeit dieſes berühmten Naturforſchers durch wiederholte Beobachtungen auf ſeinen Reiſen durch faſt alle europäiſchen Länder verdankt die Mineralogie und Geologie manche wichtige Aufſchlüſſe, die er in ſeinen größtentheils bereits erwähnten Werken mittheilte. Auf ſeine ſcharfe Beobachtungsgabe konnte er ſich verlaſſen, und dies entſchuldigt einigermaßen die Leidenſchaftlichkeit in ſeinen literariſchen Fehden über die Structur und Entſtehung der Gebirgsarten. Neben ſeinen geologiſchen Forſchungen richtete ſich ſeine Aufmerkſamkeit vorzüglich auf das Fabrikweſen. Auch in dieſem Fache entwickelte er ſchätzbare Kenntniſſe, und gab mannichfache Notizen, durch welche die Technologie eine völlig veränderte Form erhielt. Leſenswerth ſind beſonders die aus hinterlaſſenen Papieren gedruckten Nachrichten und Beſchreibungen einiger chemiſcher Fabriken[7]). Rühmlich zu erwähnen iſt noch unter ſeinen Schriften die Beſchreibung der Queckſilberbergwerke zu Idria in Mittel-Krain[8]). Auch zu einzelnen Journalen lieferte er intereſſante Beiträge, ſo unter andern die Observationi sulla Solfatara[9]) und die Beſchreibung der Solfatara[10]). Auch in den Schriften der berliner Geſellſchaft naturforſchender Freunde theilte er einzelne ſchätzbare Aufſätze mit[11]). Die von dem Freiherrn von Moll herausgegebenen Jahrbücher der Berg- und Hüttenkunde (1798. 2. Bd. S. 1—42) enthalten von ihm ein Memorial über die Salzwerke im Gouvernement Aelen. Die geologiſchen Beobachtungen, die er in einzelnen Abhandlungen niederlegte, concentrirte er zu einem mehr philoſophiſchen als hiſtoriſchen Geſichtspunkt in einer Schrift, durch die er von der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg den Preis erlangte[12]) und die zu dem Befriedigendſten gehört, was über dieſen Gegenſtand geſchrieben worden.

Als Menſch zeigt ſich Ferber's Charakter, ſeine Leidenſchaftlichkeit abgerechnet, von einer ſehr achtungswerthen Seite. Seinen Freunden, deren er nicht wenige hatte, ging mit ihm ein edler, vortrefflicher Mann verloren. Rechtſchaffen und unbeſtechlich, empfänglich für [illegible] Freundſchaft, zeigte er ſich auch im Kreiſe ſeiner [illegible] als zärtlicher Gatte und Vater. — Sein Bildniß [illegible] vor dem 41. Bde. der Allgem. Deutſchen Bibliothek [illegible] vor dem 43. Bde. von Krünitz's Encyklopädie (1778) und vor der Villa Potsida [illegible]

(Heinrich Döring.)

FERBER (Christian Karl Friedrich von), geb. am 7. Juni 1761 zu Melz bei Röbel in Mecklenburg-Schwerin, der Sohn eines dortigen [illegible], ſtammte aus einem altadeligen Geſchlecht. Seinen Hauslehrern, Koß und Garnier, verdankte er die Grundlage zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung. [illegible] unterrichtete ihn im Franzöſiſchen und in den [illegible]. Mit einem jüngeren Bruder, dem verſtorbenen [illegible] Joachim Guſtav von Ferber, bezog er 1777 die Univerſität zu Bützow, um ſich der Jurisprudenz und den Staatswiſſenſchaften zu widmen. Während eines [illegible] Aufenthalts in Bützow benutzte er die Vorleſungen von Löwenſtein's, Toze's, Wille's, Quiſtorp's, [illegible] anderer Profeſſoren. Späterhin (1780) bezog er Göttingen. Seine Hauptführer im Gebiete der [illegible] waren dort Pütter, Böhmer, Selchow und [illegible]. Sein Fleiß und ſeine Wißbegierde erwarben ihm die Achtung jener ausgezeichneten Männer. Im [illegible] bereitete er ſich zu dem Eintritte in den praktiſchen Staatsdienſt vor. 1782 begab er ſich nach Dresden, wo er eine Zeit lang in dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten arbeitete. Als Legationsſecretär begleitete er die kurſächſiſche Geſandtſchaft nach Petersburg und verſah dort eine geraume Zeit die Functionen eines Chargé d'Affaires. Der damalige Kurfürſt Friedrich August ernannte ihn, als er 1786 nach Dresden zurückkehrte, zum Legationsrath. Er ward zum Geſandten nach [illegible] beſtimmt. Der Tod ſeiner Mutter entzog ihn jedoch der diplomatiſchen Laufbahn. Auf ſeines ſchon bejahrten Vaters dringende Bitten verließ er die kurſächſiſchen Dienſte, um die Bewirthſchaftung der väterlichen Güter zu übernehmen. Ökonomie im weiteſten Umfange des [illegible] ward ſeine Hauptbeſchäftigung, ſeit ihm ſein Vater [illegible] Gut Samow bei Gnoyen gekauft hatte. Durch mannichfache Verbeſſerungen in dem Betriebe der Landwirthſchaft ſteigerte er den Werth ſeines Gutes, welches er nach [illegible]jährigem Beſitze (1793) mit einem Gewinne von [illegible] Thalern verkaufte. Als er bald nachher das [illegible] größere Landgut Klein-Lunow acquirirt hatte, ſetzte er auch auf dieſer neuen Beſitzung ſeine [illegible] Verſuche und Verbeſſerungen mit raſtloſem Eifer fort. Er gewann dadurch einen ſehr wohlthätigen Einfluß auf den Landbau in der Umgegend. Durch einen [illegible]del war er 1798 Beſitzer der [illegible] Güter unweit Sülz geworden, wo er die [illegible] anlegte. 1831 hatte er die genannten Güter an [illegible]

6) Nach der berliner Monatsſchrift October 1790 und Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1790. 1. Bd. S. 256. Meuſel (in ſeinem Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 309) nennt den 17. April als Ferber's Todestag. 7) Nebſt Joh. Chr. Fabricius Mineralogiſchen und technologiſchen Bemerkungen auf einer Reiſe durch verſchiedene Provinzen in England und Schottland, mit Anmerkungen, Zuſätzen und Kupfern. (Halberſtadt 1793.) 8) Berlin 1774. 9) In den Notizie sopra di acque acidule medicinale, scoperta nei monti di Arzignoro. (Padova 1774.) Ebendaſelbſt befindet ſich ein Aufſatz Ferber's sopra gli monti d'Austria.) 10) In der berliner Sammlung für Naturgeſchichte. 6. Bd. S. 151 fg. 11) Nachricht von der Lagerſtätte des Lapis Lazuli. (1786.) Betrachtungen über die noch jetzt obwaltende Schwierigkeit einer genauen Eintheilung der Erd- und Steinarten (1791) u. a. m. 12) Unterſuchung der Hypotheſe von der Verwandlung der mineraliſchen Körper in einander. (Berlin 1788.) (Lateiniſch in den Actis Acad. Scient. Imp. Petrop.)

13) Vergl. Bernoulli's Reiſen 5. Bd. 2. [illegible] Berliner Monatsſchrift 1790. [illegible] St. S. 291 fg. Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1790. 1. Bd. S. [illegible] Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Teutſchen [illegible] Jahrh. S. 167 fg. Meuſel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. [illegible]

ßherzogliche Salinenamt zu Sülz für die ſehr beträchtliche mme von 115,000 Thalern verkauft. Er lebte ſeitdem ſeiner Gattin Sophie von Zülov und zwei Kindern dem von ihm gekauften, ſehr anmuthig gelegenen zinsgehöft Vorweden bei Doberan. 1833 zog er nach elbogen zu ſeinem Sohne, ſpäterhin mit demſelben nach tzov und 1838 nach Striggov bei Güſtrov. Dort er: ihn der Tod am 22. März des genannten Jahres.

Biederſinn, Redlichkeit, Wohlwollen und Milde zier: den Charakter des durch ſeine raſtloſe Thätigkeit aus: ichneten Mannes. Durch das, was er praktiſch geübt, te er auch auf theoretiſchem Wege Andern nützlich zu den. Schon 1793 erſchien zu Berlin anonym ſein rſuch, die mecklenburgiſche Koppelwirthſchaft auch in Mark Brandenburg anzuwenden. Ebenfalls ohne zeichnung ſeines Namens auf dem Titel erſchien zu ubrandenburg 1794 ſeine Schrift: Von richtigen An: ſägen der Landgüter, oder Nachweiſung, wie man im rkauf: und Verpachtfalle, den jetzigen Preiſen aller Pro: cte angemeſſen, den Werth der Güter, ſowol nach ihrem ächeninhalt, als andern Einkünften beſtimmen kann. rwandten Inhalts waren die von ihm herausgegebenen rundzüge zur Werthſchätzung der Landgüter im Mecklen: rgiſchen (Berlin 1796). Er ſchrieb außerdem: Über ndwirthſchaftliche Contracte und deren Cautelen, beſon: rs in ökonomiſcher und näherer Beziehung auf Mecklen: rg (Roſtock und Schwerin 1800—1817. 3 Thl.). Auch ch anderen Richtungen hin verbreitete ſich ſeine litera: ſche Thätigkeit. In ſeiner zu Berlin 1796 anonym ſchienenen Schrift: Über Ehe und Eheloſigkeit in moraliſch: olitiſcher Hinſicht, redete er den ehelichen Verbindungen s Wort. Als einen Mann von wahrer ungeheuchelter römmigkeit zeigte er ſich in der Schrift: Bruchſtücke us den Unterhaltungen mit meinem Geiſte über mannich: iche Gegenſtände unſeres Glaubens, Wiſſens und Wir: ns. (Berlin 1820.) Eine Fortſetzung dieſes Buchs er: hien zu Roſtock 1826. Ein eigenthümliches Schickſal atten ſeine letzten Schriften [1]), welchen in Berlin durch nen königl. Cabinetsbefehl das Imprimatur verweigert ard. Ferber ſprach darin über die Lehre von der Ver: bung der Sünden, als Straferlaß von Seiten Gottes. enes Dogma, meinte er, müſſe durch Abſchaffung der Beichte und Abſolution unterdrückt und aus dem Reli: onsunterrichte der Jugend verbannt werden, weil er jene ehre weder mit den Principien der Vernunft und Moral, och mit den Ausſprüchen der Bibel für verträglich hielt, nd dadurch die Frömmigkeit des Herzens und die Heilig: eit des Wandels gefährdet glaubte. Auch als Dichter ereitete Ferber ſich und Andern manche frohe Stunde, nter anderem durch ſein mecklenburgiſches Vaterlandslied, elches E. A. F. Flurſchütz fürs Fortepiano componirte. s erſchien 1822 zu Roſtock und Schwerin [2]).

(*Heinrich Döring.*)

1) Was der Menſch ſäet, das wird er ernten. Galat. 6, 7—9. ine Predigt, gehalten vor der verſammelten Geiſtlichkeit aller chriſt: chen Confeſſionen in Philadelphia. (Hamburg 1832. N. A. Eben: aſelbſt 1833.) 2) Vergl. den Neuen Nekrolog der Teutſchen. Jahrg. XVI. 1. Th. S. 327 fg. Meuſel's Gel. Teutſchland. . Bd. S. 331. 11. Bd. S. 217. 13. Bd. S. 369. 22. Bd. . Abth. S. 124.

FERBER (Karl Wilhelm), geb. am 5. Oct. 1766 zu Zwickau, der Sohn des dortigen Bürgermeiſters Georg Wilhelm Ferber, erhielt eine ſorgfältige Erziehung durch Privatunterricht und ward 1780 Zögling der Für: ſtenſchule zu Grimma. 1785 ging er nach Leipzig, wo er ſich, wie ſpäterhin in Wittenberg, dem Studium der Rechte widmete. Das Richteramt in ſeiner Vaterſtadt Zwickau, welches er 1790 erhalten hatte, vertauſchte er im J. 1800 mit der Stelle eines Bürgermeiſters. Er erhielt dadurch für ſeine Thätigkeit ein weites Feld. Auf Land: und Kreistagen hatte er die Verfaſſung und Staats: verwaltung genau kennen gelernt, und dadurch Gelegen: heit gefunden, ſein Talent als praktiſcher Juriſt zu ent: wickeln. Der Ausbruch des franzöſiſchen Krieges foderte eine ungewöhnliche Energie von Seiten der ſächſiſchen Staatsbehörden. Es geſchah auf Ferber's Antrag, daß einzelne Kreisdeputirte gewählt wurden. Er ſelbſt ward zum Deputirten für die Städte des erzgebirgiſchen Krei: ſes ernannt, während der Bergrath von Noſtitz die Rechte der Ritterſchaft vertrat. In einem Schreiben, mit wel: chem Ferber 1809 die goldene Preismedaille erhielt, wurden ſein Patriotismus, ſeine Kenntniſſe und ſeine gemeinnützige Thätigkeit gerühmt. Ein ähnliches Lob enthielt das Re: ſcript, welches ihm 1810 den Hofrathstitel brachte. Ge: rühmt ward darin ſeine raſtloſe Thätigkeit, womit er als Kreisdeputirter während des Krieges ſich bemüht, dem Bürger und dem Landmann die drückenden Laſten zu er: leichtern. Unter einer Maſſe vielfach verzweigter öffent: licher Geſchäfte wußte er durch kluge Eintheilung ſeiner Zeit noch hinlängliche Muße zu finden für die Beſorgung ſeiner Privatgeſchäfte. Sein praktiſcher Verſtand wies ihn auf das Feld der Induſtrie, um ſich zu einem gewiſſen Wohlſtande zu erheben, den er zur Begründung einer perſönlichen Unabhängigkeit für unerläßlich hielt. Als umſichtiger Juriſt und gewandter Geſchäftsmann ſicherte er ſich durch mehre lucrative Unternehmungen die Mittel zu einer ſelbſtändigen Exiſtenz, durch die er ſich manche Annehmlichkeit des Lebens verſchaffen und zugleich ſeinem Hange zur Generoſität genügen konnte. Aus dem über: flüſſigen Holze des von ihm acquirirten Rittergutes Ha: bichtsberg löſte er eine Summe, die den Kaufpreis des Gutes um das Vierfache überſtieg. Großen Vortheil zog er auch von einer chemiſchen Fabrik, die er in Zwickau errichtet hatte. Bei größern Anſprüchen an den Genuß des Lebens würde er für einen reichen Mann gegolten haben durch den beträchtlichen Gewinn, den ihm der An: kauf der im Cours ſinkenden Centralſteuerobligationen ab: geworfen haben mochte. Durch den fortgeſetzten Verkehr mit umſichtigen Kaufleuten hatte er ſeinen praktiſchen Blick geſchärft und erweitert. Er ſchien der geeignete Mann, um zu rathen und zu helfen unter den Kriegsdrangſalen, als ſich die Foderungen und Bedürfniſſe zu einem über: mäßigen Grade ſteigerten. Weder an Kenntniß, noch an Energie fehlte es ihm, wo es galt, die Kräfte des Gan: zen mit möglichſter Schonung des Einzelnen in Bewegung zu ſetzen. Wahrhaftes Erſtaunen erregte die Leichtigkeit und Schnelle, womit er die Summen der mit Ungeſtüm gefoderten Kriegsſteuern aufzubringen wußte. Selbſt wer ihm nicht geneigt war, mußte ſeine Geiſtesgegenwart, Ge:

ſchäftsgewandtheit und unermüdete Thätigkeit anerkennen. Seine verdienſtlichen Bemühungen wurden von dem Kaiſer von Rußland im October 1813 durch die Ertheilung des Wladimirordens belohnt. Späterhin erhielt Ferber auch den St. Annenorden. Von Preußen erhielt er durch den Staatskanzler von Hardenberg glänzende Anerbietungen, die ihm ſein Vaterland kaum gewähren konnte. Mit einem Jahrgehalte von 2300 Thalern ward er im März 1815 als Geh. Oberſteuerrath im Finanzminiſterium zu Berlin angeſtellt. Im Januar 1817 erhielt er mit dem rothen Adlerorden eine Gehaltserhöhung von 200 Thlrn. und bald nachher Sitz und Stimme im Staatsrath. Am 31. März ward er zum Commiſſair bei dem Geſetzentwurfe über Steuerverfaſſung in den preußiſchen Staaten ernannt, und im April zum Director der Generalverwaltung der Finanzen. Ein Schreiben des Staatsminiſters Grafen von Bülow vom 27. Nov. 1817 enthielt die verbindlichen Worte: „Sie haben meinem Vertrauen vollkommen entſprochen, und ich fühle mich daher verpflichtet, Ihnen dafür und für das viele Gute, das Sie in der kurzen Zeit Ihrer Wirkſamkeit ſtifteten, meinen aufrichtigen Dank zu ſagen." 1818 ward Ferber zum Mitgliede einer Commiſſion ernannt, welche die Anſprüche preußiſcher Unterthanen an die däniſche Regierung prüfen ſollte. Mit dem Charakter eines Geh. Oberfinanzraths war er im Mai 1819 zum vortragenden Rathe und Mitgliede des Miniſteriums des Handels und der Gewerbe ernannt worden. Zu ihren Mitgliedern zählte ihn auch ſeit dem Juni 1820 eine beſondere Commiſſion, der die Prüfung und Entſcheidung der Anſprüche an eine Provinz, einen Kreis und eine Commun in zweiter und letzter Inſtanz oblag. Ferber's erweiterte Thätigkeit ward belohnt durch eine Erhöhung ſeines Gehalts auf 2800 Thaler. Im März 1821 ward er zum Commiſſar ernannt, um die mercantiliſchen Verhältniſſe zu Naumburg zu reguliren und den frühern Handelsverkehr, ohne Nachtheil für die neue Steuerverfaſſung, wieder herzuſtellen. Auf ſein Anſuchen ward Ferber im December 1828 mit einem Jahrgehalte von 2300 Thalern in Ruheſtand verſetzt. Noch in dem genannten Monate ward ihm eine ehrenvolle Anerkennung ſeiner Kenntniſſe. In einem Schreiben, welches der Herzog Karl von Mecklenburg als Präſident des Staatsraths den 19. Dec. 1828 an ihn richtete, finden ſich die Worte: „Auch die letzte Arbeit, welche Sie dem königl. Staatsrathe geliefert haben, wird durch ihre Gründlichkeit und durch die Früchte, welche ſie ſpäterhin tragen wird, Ihr Andenken dauernd erhalten." Als Schriftſteller hat ſich Ferber einen geachteten Namen erworben durch die Beiträge zur Kenntniß des gewerblichen und commerziellen Zuſtandes der preußiſchen Monarchie"[1]). Späterhin ließ er noch „Neue Beiträge"[2]) drucken. Einen ſeltenen Scharfblick zeigen die „Gedanken über [illegible] die von der Europa drohenden nächſten Zukunft"[3]). In ſtaatswiſſenſchaftlicher Hinſicht machte er ſich außerdem bekannt durch einzelne Abhandlungen über die Getreide..., über den abzuſchließenden Frieden mit den [illegible] und über die Rhederei. (Heinrich Döring.)

FERCHARD I., der 52. König von Schottland, folgte ſeinem Vater, Eugen IV., in der Regierung, 622. Hinterliſtig wollte er ſeine Gewalt ganz unumſchränkt beſitzen, darum ſtiftete und nährte er Zwietracht unter den Vornehmen, meinend, ſeinen Zweck ſo am leichteſten zu erreichen. Dieſe aber durchſchauten ſeine Abſicht, vereinigten ſich wider ihn und riefen ihn, zur Verantwortung, zu einer Verſammlung. Er warf ſich in eine ſeiner Burgen, wurde aber, nach deren Eroberung, mit Gewalt zur Rechenſchaft gezogen. Man legte ihm unter andern auch Anhänglichkeit an die Ketzerei der Pelagianer und Verſchmähung der Taufe, ſowie die Verachtung anderer heiligen Gebräuche zur Laſt. Da er ſich über keine dieſer Anſchuldigungen genügend reinigen konnte, wurde er ins Gefängniß gebracht. Hier gab er ſich ſelbſt den Tod, 636, im 14. Jahre ſeiner Regierung.

Ferchard II., der 54. König von Schottland, Sohn des Vorigen, war allen Laſtern und Ausſchweifungen ergeben, der Trunkenheit, dem Geize und der Wolluſt; er ließ ſeine Gemahlin ermorden und ſchändete ſeine Tochter. Er wurde von der Gemeinſchaft der Kirche ausgeſchloſſen und der Adel wollte ſich wider ihn erheben, doch der Biſchof Kolmann verhinderte dieſes, indem er ſagte, die göttliche Strafe ſei nahe. Er hatte wahr geſprochen. Kurz darauf wurde Ferchard II. auf der Jagd von einem Wolfe verletzt, was ihm ein Wundfieber zuzog. Da er während deſſelben ſeiner gewohnten Zügelloſigkeit nicht entſagen mochte, wurde es tödtlich und es geſellte ſich die ekelhafteſte Krankheit, die Läuſekrankheit, hinzu. Jetzt ging er in ſich, bekannte laut, daß er ſolches wol verdient habe, und ließ ſich vor ſeinem Verſcheiden im Büßerkleide hinaustragen, um öffentlich ein Bekenntniß ſeiner Sünden abzulegen. Er ſtarb 663, nach einer 18jährigen Regierung. (*Buchanan*, Rerum Scoticarum historia.) (A. Herrmann.)

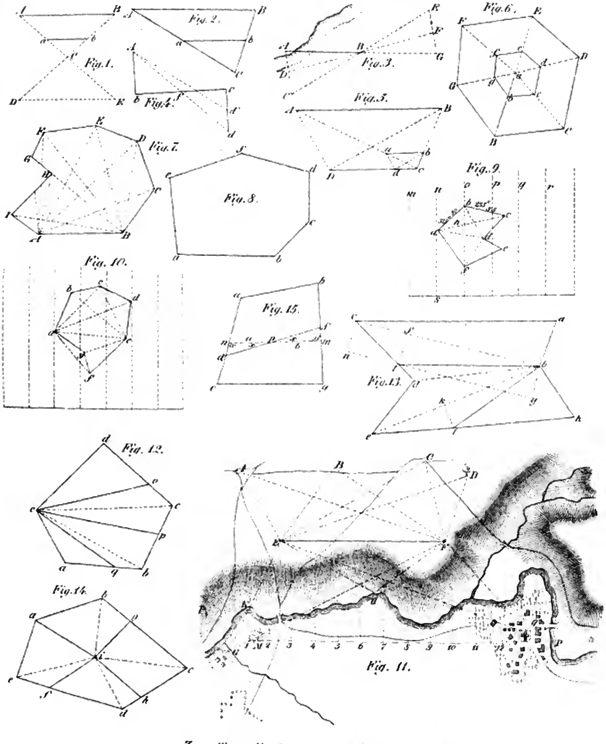
1) Aus amtlichen Quellen. (Berlin 1829.) 2) Ebendaſelbſt 1832. Mit 13 Tabellen. 3) Ebendaſelbſt 1831.

Ende des zweiundvierzigſten Theiles der erſten Section.

DEC 2 [illegible] 1915

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zum Artikel: Feldmessen.



Zur Allgem. Encyklopädie der Wissensch. u. Künste.

Digitized by Google

M
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES 1817